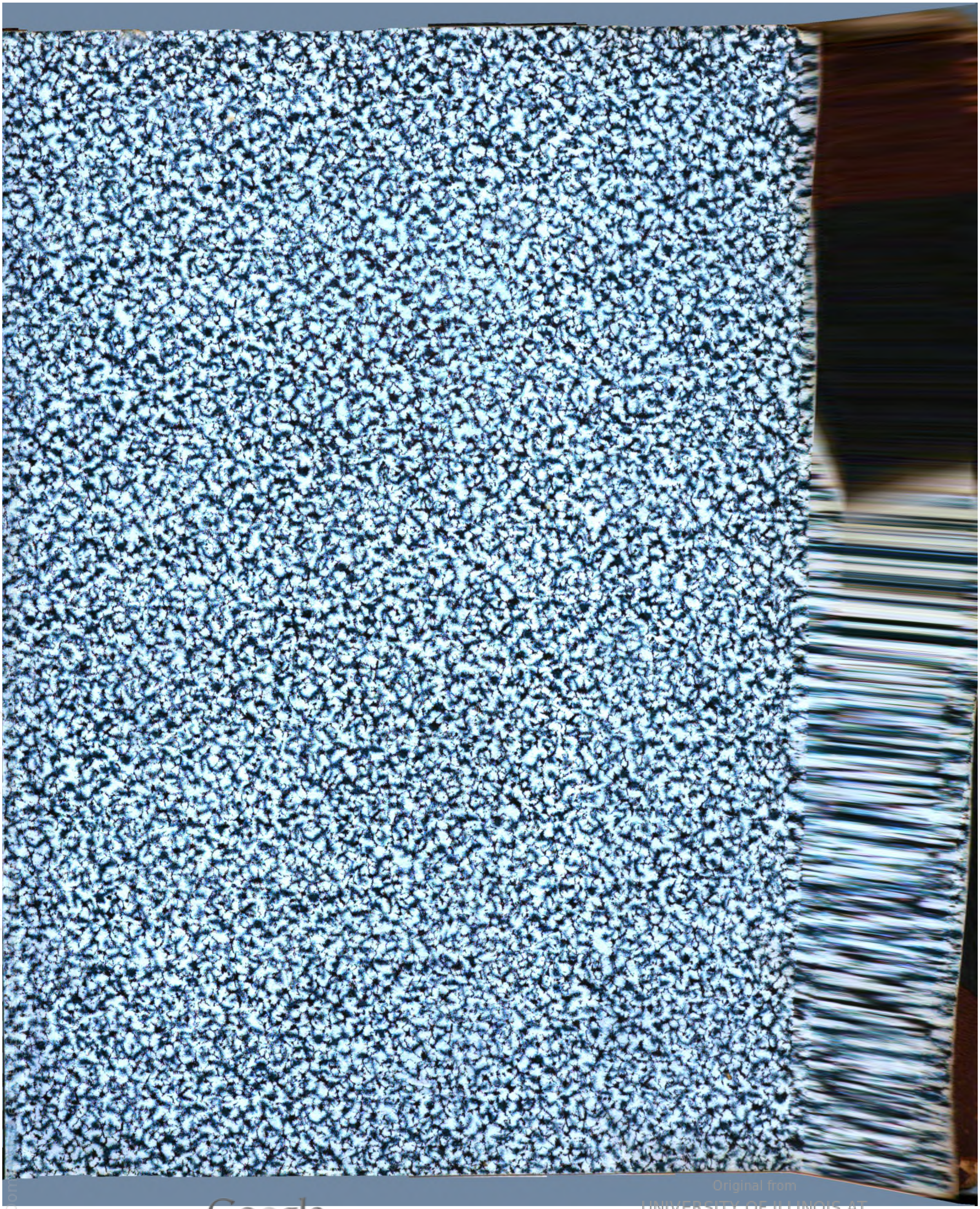
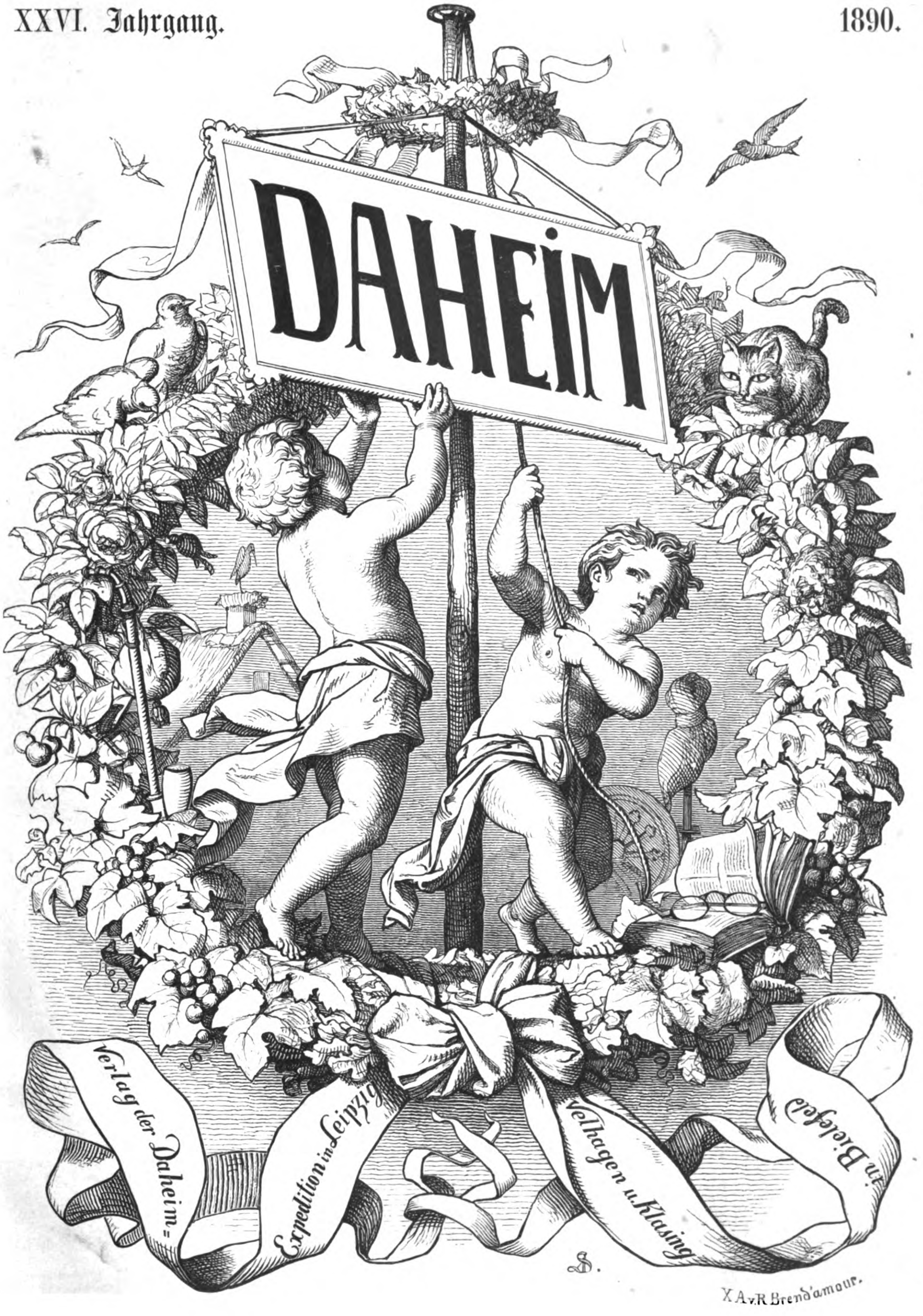
FRED LOCKLEY
RARE WESTERN BOOKS
4227 S. E. Stark St.
PORTLAND, ORE.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
053
DAH
v. 26



University of Portland
compliments of
Fred Lockley

XXVI. Jahrgang. 1890.


DAHEIM
Verlag der Daheim=Expedition in Leipzig
Velhagen u. Klasing in Bielefeld
S.
X A v.R Brend'amour.

C55
DAH
21.26

# Inhalt.

## Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Seite
Anunda. Von J. Paſſow . . . . . 209
Auch ein Roman. Von Hermine Villinger 760
Bierrevolution, Eine, im alten Berlin. Von Ernſt Schubert . . . . . . 792
Bittſchrift, Eine. Von Hermine Villinger 358
Blumen ohne Duft. Von L. Weſtkirch 497
Chriſtine Brünning. Von Hans Warring 353
Dorfarme, Die. Von Ant. Andrea . 776
Fritzche, Das. Von Gräfin M. Keyſerling . . . . . . . . . . . . 1
Jan Kräfts erſte und letzte Liebe. Von Reinhold Werner . . . . . . . 577
Käpten Barkow. Von Ernſt Schubert 484
König von Polniſchecken, Der. Von Moritz von Reichenbach . . . . . 417
Lindenbaum, Der. Von Heinrich Seidel 184
Lindenbühler, Die. Von Karl Erdm. Edler . . . . . . . . . . . 771
Non cras sed hodie. Von Adolf Schmitthenner . . . . . . . . . 4
O, wie ruft die Trommel ſo laut! Von Ernſt Schubert . . . . . . 712
Pfarrfrau, die rechte. Von E. Nilas . 625
Requirieren in Frankreich. Von Tanera 374
Steintanger, Der. Von Ernſt Schubert 139
Telegramm, Das. Eine Reiſeerinnerung. Von M. A. . . . . . . . . 455
Tuchballen, Der. Von Friedr. Schreiber 532
„Und der Hauptmann mit dem Schnurrbart…“ . . . . . . . . . 470
Wie ich Soldat wurde. Von Tanera . 196

## Gedichte.

Anaximenes. Von Theodor Walther . 616
*An ein Kind. Von J. Trojan . . 743
An Theodor Storm. Von Heinr. Seidel 79
Auf Bergen. Von Frida Schanz . . 452
Beneidenswert. Von Auguſte v. Reichenau 696
Bettelſtolz. Von Frida Schanz . . . 351
Bettlerhände. Von Frida Schanz . . 15
Bismarck. Von J. G. Fiſcher . . . 591
Blinden Tod, Des. Von Frida Schanz 287
Erſte Feuer, Das, im Ofen. Von Heinrich Seidel . . . . . . . . 47
*Es wird geſucht. Von J. Trojan . 472
Froher Gang. Von J. Trojan . . 792
Gerok, Karl. Von Th. Ebner . . . 328
Glück auf. Von George Tubbe . . . 572
Handgepäck. Von Frida Schanz . . 712
Herbſttag, Sonniger. Von Heinr. Seidel 15
Krug, Der zerbrochene. Von Frida Schanz . . . . . . . . . . 175
Michelangelos „Moſes“ in S. Pietro in vincoli. Von Dr. Burchard . . 809
Muſik, Die, der armen Leute. Von Heinrich Seidel . . . . . . . 248
Nachruf, Ein, an Kaiſerin Auguſta . 257
Nur ein Mädchen. Von Wilh. Henzen 527
Oſterzeit. Von Frida Schanz . . . 417
Quellwaſſer. Von Frida Schanz . . 207
Roſe, Späte. Von Frida Schanz . . 111
1689—1889. — 1. Heidelberg, 2. Speier. Von Theodor Förſter . . . . . 95
Tauben, Meine. Von Frida Schanz . 448
Ungeſehen. Von Frida Schanz . . . 335
Vaterunſer, Das. Von Ernſt Lenbach 398
Wälder im Walde. Von Heinrich Seidel 107
Weihnachten. Von Frida Schanz . . 177
Wunden. Von Ernſt Behrend . . . 367
Zum 75. Geburtstage des Fürſten Bismarck. Von Paul Schönfeld . . . 401

## Zeitgeſchichtliches.

*Alfons XII, König von Spanien 1. Beil. Nr. 24
*Andraſſy †, Graf Julius 1. Beil. Nr. 22
*Anzengruber, Ludwig . . 1. Beil. Nr. 14
*Auguſta, Kaiſerin † . . 1. Beil. Nr. 17
Seite
*Auguſta, Ein Kranz für die Kaiſerin 1. Beil. Nr. 18
*Bana Heri, Bei . . . 1. Beil. Nr. 19
*Bauernfeld, Eduard von . 1. Beil. Nr. 49
*Bendemann †, Profeſſor . 1. Beil. Nr. 20
*Bieberſtein, Freiherr Marſchall von 1. Beil. Nr. 30
Bismarck, Fürſt, in ſeiner Heimat. Von Fedor von Köppen . . . . . . . 404
*Bismarcks Rücktritt, Fürſt 1. u. 2. Beil. Nr. 26
*Bismarcks, Fürſt, Scheiden von Berlin 1. Beil. Nr. 29
*Braſilien, Die Revolution in 2. Beil. Nr. 9
*Brautpaar, Ein fürſtliches 1. Beil. Nr. 40
*Buſchiri . . . . . . . 1. Beil. Nr. 15
*Dechend, Hermann von . 1. Beil. Nr. 34
*Ediſon in Berlin . . . 1. Beil. Nr. 1
*Franſecky †, General Ed. Fr. von 1. Beil. Nr. 38
*Friedrich-Denkmal, Das Kaiſer, des Diakoniſſen-Mutterhauſes Kaiſerswerth . . . . . . . 1. Beil. Nr. 37
Gerok, Ein Denkmal für Karl . . . 414
*Gieſebrecht †, Profeſſor W. von. 1. B. Nr. 16
*Heinrich von Preußen, Prinz . . . 719
Helgolands, Die Rückerwerbung, und ihre Bedeutung für Deutſchland. Von Reinhold Werner . . . . . . . 644
*Kaiſers von Rußland, Der Beſuch des, am deutſchen Kaiſerhof . 1. Beil. Nr. 4
*Karlsbrücke, Zerſtörung der, in Prag. 1. Beil. Nr. 52
*Keller, Gottfried † . . . 1. Beil. Nr. 44
*Königspaar, Das griechiſche 1. Beil. Nr. 6
*Konſtantinopel, Unſer Kaiſer in 1. Beil. Nr. 7
*Lutz, Staatsminiſter Johann von † . 828
*Miquel, Finanzminiſter Dr. Joh. 1. Beil. Nr. 42
*Nationaldenkmal Kaiſer Wilhelms I, Die Preiskonkurrenz für das. Von Otto Felſing . . . . . . . . 108
*Öſterreichiſchen Kaiſerhofe, Die Hochzeit am . . . . . . . . . . . 751
*Peters, Dr. Karl . . . 1. Beil. Nr. 8
*Peters, Die Heimkehr von Dr. 1. B. Nr. 50
*Philipp, Herzog von Orleans 1. Beil. Nr. 23
Rentengut und Heimſtätte. Von Guſtav Strehlke . . . . . . . . . . 696
*Sanſibar, Die Geſandtſchaft des Sultans von . . . . . . . 1. Beil. Nr. 3
*Sedanfeuer . . . . . . 1. Beil. Nr. 48
*Stanley und Emin Paſcha . . . . 232
*Stanley, Im dunkelſten Afrika . . . 699
*Stätte, Eine, des Friedens (Mauſoleum in Charlottenburg) . . 1. Beil. Nr. 27
*Tisza, Koloman . . . 1. Beil. Nr. 28
*Wilhelm, Kaiſer, in Bremen 1. Beil. Nr. 33
*Wilhelm, Prinz, und Prinzeſſin Charlotte von Württemberg . 1. Beil. Nr. 5
*Zintgraff, Dr. Eugen . . 1. Beil. Nr. 35

## Geſchichtliches.

*Aigues-Mortes und ſeine Gefangenen. Von Theodor Schott . . . . . 820
*Berlin und Kölln huldigen dem Markgrafen Friedrich II von Brandenburg. Von Rudolf Stratz . . . . . . 124
*Berlin, Das alte. Von Otto Preuß . 568
*Bismarck in Verſailles. Von Fr. Kolberg . . . . . . . . . . . . 765
Bürger Grenadier-Bataillon, Das Kolberger . . . . . . . . . . . 494
*Coligny, Luiſe von, eine Ahnfrau unſers Kaiſerhauſes. Von Theod. Schott. I. 380, II. 395
*Freiheitskriege, Der Geburtstag der. Von Th. H. Pantenius . . . . . 11
*Hohenzollern, Die Fürſtinnen auf dem Throne, in Brandenburg-Preußen . 136
*Joſeph II, Zum Andenken an Kaiſer. Von Gottwalt Traut . . . . . 312
Seite
*Leuthen, Der Sieg von, am 5. Dezember 1757. Von Hanns v. Spielberg 364
*Luiſe in Memel, Königin. Von Fr. Colberg . . . . . . . . . . . 660
*Ninewe. Von Fr. Delitzſch I. 283, II. 300
*Orleans, Auf dem Wege nach. Von Tanera . . . . . . . . . . . 104
*Reformation, Die Einführung der, in Brandenburg . . . . . . . . 75
*Wilhelm, Prinz, am hiſtor. Eckfenſter 511
Wilhelms I, Die Jugendliebe Kaiſer . 559

## Biographieen und biographiſche Notizen.

*Aja, Frau. Von Dr. J. Wychgram . 120
*Auguſta, deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen. Von Bernh. Rogge . 258
Auguſta, Perſönliche Erinnerungen an Kaiſerin. Von H. Wießner . . . 267
*Baur, Erinnerungen an Guſtav. Von Wilhelm Baur I. 490, II. 505, III. 521
*Boyen, Die Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarſchalls Hermann von . . . . . . . . . 536
*Büchſel, D., Zum Andenken an. Von D. R. . . . . . . . . . . 24
*Chopin und die Familie Radziwill. Von Paul v. Szczepański . . . . 204
*Claudius, Matthias. Von Paul Baranowsky . . . . . . . . 788
*Delitzſch, Zur Erinnerung an Franz. Von Otto Zöckler . . . . . . 436
*Diez, Wilhelm. Von Ad. Roſenberg . 347
*Döllinger, Ignaz von. Von L. Witte 360
*Frommel, Emil. Von Karl Gerok . 88
*Geroks Grab, Eine rote Roſe auf. Von Emil Frommel . . . . . 328
*Haſe, Zur Erinnerung an D. Karl Auguſt von . . . . . . . . . . 297
Keller, Gottfried. Von Ernſt Schubert 744
*Lachner, Franz. Von Ferd. Pfohl . 427
Manteuffels, Ein Lebensbild Edwin von. Von Robert Koenig . . . . . . 158
Morata, Olympia Fulvia. Von Karl Schubert . . . . . . . . . . 756
*Mozartporträt, Ein ſeltenes . . . 703
*Neßler †, Victor Ernſt. Von Ferdinand Pfohl . . . . . . . . . 601
*Sembrich, Marcella . . . . . . . 249
*Volkmann, Richard von. Von Bernhard Rogge . . . . . . . . 212

## Litteratur-, Kultur-, Kunſtgeſchichtliches.

Arbeitseinſtellungen im Mittelalter. Von K. Th. Eheberg . . . . . . . 708
Bürgers „Lied vom braven Mann,“ Der Urſprung von . . . . . . 624
Fauſts Tod. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß . . . . . . . . . 121
*Friedrichs, Das Grabdenkmal Kaiſer. Von Adolf Roſenberg . . . . . 412
*Geibel, Emanuel, und ſeine Ada 1. Beil. Nr. 2
*Goethe in Seſenheim. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß . . . . 308
*Gretna-Green, Der Schmied von . . 60
*Hochzeit, Die, unſers volkstümlichſten Dichters. Von Eduard Groſſe . . 344
Hungerteufel, Der. Von Julius Stinde 804
Juſtizmorde und Verurteilungen Unſchuldiger . . . . . . . . . . 808
*Rheinlied, Das, und ſein Dichter. Von Ernſt Schubert . . . . . . . 552
Tabaks, Die Einbürgerung des, in Deutſchland. Von Dr. Schultz . . 516
*Van Dyck und die Kinder Karls. Von M. Allihn . . . . . . . . . 407
*Van Dycks Beweinnng Chriſti im Berliner Muſeum. Von A. Roſenberg 431
Zigeuner, Die, von der Wiege bis zur Bahre. Von Richard Andree . . 676

Seite

## Beſprechungen der neueren Litteratur.

Allzeit im Herrn 543
Baum, Kirchengeſchichte für das evangeliſche Haus 623
Berner, Licht und Schatten aus dem nordamerikaniſchen Kirchenleben 799
*Bismarck-Album, Das, des „Kladderadatſch“ 575
*von Boehn: Geſchichte des weſtfäliſchen Ulanenregiments Nr. 5 559
Chriſtoterpe, Neue, für 1890 190
Dittmars Kinderluſt 175
Drummond: Inner-Afrika 479
Drummond, das Beſte in der Welt 735
Ebeling, Blicke in vergeſſene Winkel 431
Ebers, Joſua 254
von Ebner-Eſchenbach, Lotti, die Uhrmacherin 254
Eckſtein, Die Numidierin 592
Fiſcher, Soziale Fragen vor 200 Jahren (nach Defoe) 783
Frapan, Zwiſchen Elbe und Alſter 592
Friedenseindrücke aus einem Kriegstagebuche. Von Karl Gerok 335
Friedrichs des Großen, Die Kriege 671
Geroks Jugenderinnerungen, Karl 143
Gerok, Troſt und Weihe 655
Geyer, Erlebniſſe eines württembergiſchen Feldſoldaten im Kriege gegen Frankreich und im Lazarett zu Paris 1870/71. Von Karl Gerok 335
Grau's, Dr., Bibelwerk für die Gemeinde 495
Green, Geſchichte des engliſchen Volkes 670
Güßfeldt, Die Erziehung der deutſchen Jugend 590
Hauck, Kirchengeſchichte Deutſchlands 415
Hobrecht: Neue Novellen 432
Inhaltsverzeichnis, Das, der erſten 25 Jahrgänge des Daheim 78
*Jäger, Weltgeſchichte in 4 Bänden 154
Jahrbuch, Ein, für Haus und Familie 175
Johnſton, Chemie des täglichen Lebens 688
Klaſſenbiographieen für die Schule 512
Krummacher, Aus den nachgelaſſenen Aufzeichnungen des Dr. theol. E. W. Krummacher 640
Litteratur, Neue Erſcheinungen aus der geſchichtlichen. Von Gottl. Egelhaaf 415
Meyers Reiſebücher 655, 736
von Natzmer: Kaiſer Wilhelm I, Die Prinzeß Eliſe Radziwill und die Kaiſerin Auguſta 559
Nehrling, Die nordamerikan. Vogelwelt 528
Nibelungenliedes, Eine neue Übertragung des 143
Peters, Aus der pharmazeutiſchen Vorzeit 591
Pfleidner, Erlebniſſe eines Feldgeiſtlichen 1870/71 703
Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? 206
Raabe, Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schickſale 255
von Redwitz, Glück 254
Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutſchen 431
Rodenberg, Herrn Schellbogens Abenteuer 592
Romane, Neue. Von Otto Preuß 252
Schanz, Um Leben und Liebe 254
Seidel, Leberecht Hühnchen als Großvater 772
Simon, Kaiſer Wilhelm II 494
„Streichholzſpiele“ 223
Vogelfreunde, Für 111
Wangemann und Sturz, Land und Leute in Deutſch-Oſtafrika 751
*Weihnachts-Almanach für das Jahr 1889, Velhagen & Klaſings 152
*Weltgeſchichte, Eine neue 154
Wichern, Genoſſenſchaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege 799
Wichert, Litauiſche Geſchichten, Neue Folge 252
*Wilhelm, Das Buch vom Kaiſer 170

Seite

## Skizzen aus Heimat und Fremde.

*Afrika, Im dunkelſten 699
*Berlin, Das ſtädtiſche Obdach in. Von Ernſt Schubert 523
*Braunſchweiger Konſerven, Wie die, entſtehen. Von Fr. Rudolf I. 28, II. 44
*Bremen, Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung zu. Von Hans Bohrdt 682
China, Es wird Licht in 207
*Eisſport, Berliner. Von Hans Bohrdt 332
*Fulda. Von H. Knackfuß 587
*„Gänſebahnhof,“ Auf dem, in Rummelsburg. Von A. Oskar Klaußmann 796
*Girgenti auf Sizilien. Von Carl Tanera 476
*Grafenſchloß, Ein oſtpreußiſches 607
*Helgoland. Von Th. H. P. 651
*Hochſchule, Eine, für Muſik. Von O. Piltz 740
Kairo, Ein Beſuch der arabiſchen Univerſität in. Von Dr. C. Cranz 377
Köllner Waſſers, Zur Geſchichte des 654
Mammutjäger-Station, Die, bei Predmoſt in Mähren 743
Miſſionsſtation, Die deutſche, in Dar-es-Salaam. Von Martin Wohlrab 648
Münze, Ein Beſuch in der Berliner. Von A. Oskar Klaußmann 663
Nationaldenkmal, Das, für Kaiſer Wilhelm. Von einem Laien 363
*Oberammergauer Paſſionsſpiel, Das. Von Bernhard Rogge 633
Oſtafrika, Weihnachtserinnerungen an die Blockadezeit in. Von Marinepfarrer Wangemann 180
*Oſtſee, Vom Strande der. Von A. von Bülow 780
Panama-Kanal 720
*Pferdeeiſenbahn, Die Berliner. Von A. O. Klaußmann I. 219, II. 235
*Philadelphia, Eine Wohlthätigkeitsecke in. Von Hermann Dalton I. 458, II. 478
*Schwarzwald, Bilder aus dem 5. Beil. Nr. 9
*Stephan, Der amerikaniſche. Von Hermann Dalton I. 583, II. 604
*Talmage, Im Gottesdienſt des Paſtor. Von Hermann Dalton 391
Thee, Wie der, gewonnen und getrunken wird. Von Dr. Ludwig Staby 344
*Tirol, Schlöſſer und Burgen in. Von Paul Clemen I. 716, II. 733
*Transkaſpiſche Bahn, Die 359
*Ulmer Münſter, Das. Von Julius Hartmann 616
*Urville bei Metz, Schloß. 1. Beil. Nr. 46
*Walhalla und Stauf. Von Profeſſor C. Th. Pohlig 746
Weihnachtsbaum, Ein, in einer türkiſchen Moſchee. Von Hermann Dalton 164
Zonentarif, Der, der Ungariſchen Staatseiſenbahnen 474

## Naturwiſſenſchaftliches und Mediziniſches.

Biergläſer — Bierverderber. Von Dr. M. Dyrenfurth 555
Blumen, Übelriechende. Von Dr. Edm. von Freyhold 540
Druckluft, Die. Von H. v. Spielberg 614
Erde, wie ſchwer iſt die? Von Dr. Klein 567
Erzittern des Erdbodens, Leiſes. Von Dr. Klein 540
*Gemüſegärten, Eine neue Gabe Japans an unſere. Von Dr. Edm. v. Freyhold 622
Himmelskörper, Das Entſtehen und Vergehen neuer, in den letzten Jahren. Von Dr. Klein 726
*Huftiere, Seltene und intereſſante. Von Dr. Ludwig Staby 728
Influenza, Die. Von Dr. M. Dyrenfurth 239
Kumys- und Kefirkuren. Von Dr. M. Dyrenfurth 200
Lungenſchwindſucht, Wie verhüten wir die Weiterverbreitung der? Von Dr. Claſen 52
Meerfahrt, Eine, im Dienſte der Wiſſenſchaft. Von Dr. L. Staby 444
Milch, Gekochte, oder ungekochte? Von Julius Stinde 420

Seite

Nonne, Verheerungen der, im deutſchen Walde 1. Beil. Nr. 51
Roſen, Von deutſchen. Von Jul. Stinde 580
Schätze, Unbenützte, des Meeres. Von Julius Stinde 393
Scheidewaſſer. Von Julius Stinde 150
Scheintod, Der. Von Dr. M. Dyrenfurth 6
Schwämme, Eßbare. Von Dr. Edm. von Freyhold 680
Seebäder. Von Dr. M. Dyrenfurth 564
Strümpfe, Die, des Herrn Symmer. Von Julius Stinde 630
*Tiger im Schnee. Von William Marſhall 8
Tinte. Von Dr. M. Dyrenfurth 761
Tornados, Die, Nordamerikas. Von Dr. Klein 508
Vom Lindwurm zum Bierknecht. Von Julius Stinde 500
Waldmeiſters Duftquelle. Von Dr. Edm. von Freyhold 68
Waſſertropfens, Aus der Welt des. Von Julius Stinde 276
Weihnachtsarbeiten, Die, ärztlich beleuchtet. Von Dr. M. Dyrenfurth 127
Weinroſe und Roſenwein. Von Dr. Edm. von Freyhold 388
Welten, Die Entdeckung unſichtbarer. Von Dr. Klein 452
Wetterſäule, Die, auf dem Berliner Schloßplatz 639
*Wüſtentiere. Von William Marſhall 244
Zähne, Unſere, und der Zucker 319
*Zoologiſchen Garten, Neues aus dem Berliner. Von Dr. L. Staby 556

## Militäriſches.

*Bahn, In der 824
*Fahnen, Unter den ſchwarzgelben 91
Gewehr, Unſer neues 607
Giffard-Gewehr, Das 816
Humor, Der, im deutſchen Heere. Von P. v. Sz. 15
Kadettenleben einſt und jetzt. Von Paul von Szczepański 410
Kriegs- und Friedensſtärken 763
Notizen, Kleinere 496, 560, 592, 688
Panzertürme, Die Schumannſchen 464
Pulver, Rauchloſes 40
Rang- und Quartierliſte, Eine neue 527
Schußwunden in künftigen Kriegen 544
Uniformierung, Die, der europäiſchen Heere. Von F. von Schalksburg 503
Wolfram und Wolframgeſchoſſe 826

## Pädagogiſches.

Hauswirtſchaftliche Unterricht, Der, in der Volksſchule. Von Dr. jur. Rudolf Oſius 598
Lehramtes, Der Beruf des höheren. Von Dr. E. von Sallwürk I. 550, II. 572
Lehrer oder Lehrerinnen? Von Dr. J. Wychgram 202
Schulen, Die Not unſerer höheren. Von Dr. E. v. Sallwürk-Karlsruhe I. 103 II. 118, III. 134
Spielplatze, Ein Nachmittag auf dem Görlitzer. Von Herm. Wickenhagen 692
Turnen, Das, auf deutſchen Hochſchulen. Von Dr. Ad. Greef 570

## Techniſches.

Aluminium 495
Bahnen, Elektriſche 608
Bahnfahrt, Geſchwindigkeit der 447
Boote, Unterſeeiſche 432
*Brücke, Eine, zwiſchen Frankreich und England 311
Brücken, Eiſerne 528
*Brückenwunder, Ein neues, in Schottland 1. Beil. Nr. 25
Elektrizität in der Agrikultur 511
Elektrizitätswerk, Das größte, deutſche 784
Feuerloſe Lokomotive im Bergbau 800
Gleiteiſenbahn 464
Glühlichtlampen 558
*Jacobſche Meßrädchen, Das 800
Luftſchiff, das lenkbare 638, 752

Seite
Mannesmannſche Rohrwalzverfahren, Das . . . 591
Nickel. Von Hanns von Spielberg . 686
Phonograph, Der . . . 447
Schnellſeher, Der . . . 447
Seide, Künſtliche . . . 95
*Soenneckens Federhalter zum Signieren von Paketen . . . 800
*Straßenbahnbetrieb, Ein Wendepunkt im . . . 463
Sturmſche Magneſiumlicht-Blitzapparat 687, 719
Tachograph, Der . . . 111
Verbindung von England und Frankreich, Ein neuer Plan zur . . . 768
Winterbahnen, Elektriſche . . . 720

## Vermiſchtes.

Aberglauben, Die Hand im . . . 398
Arbeitstag, Der achtſtündige. Von Hanns von Spielberg . . . 724
Arnold von Würzburg, Meiſter . . . 143
Arſenikeſſer, Die, in Steiermark . . . 651
Arzneihandel, Der moderne . . . 543
*Barmherzigkeit, Im Dienſte der 1. Beil. Nr. 21
*Berlin, Am Halleſchen Thore in 2. Beil. Nr. 10
Bibelverbreitung in Deutſchland, Über die 607
Bismarck, Studioſus von . . . 255
Brauch, Seltſamer . . . 31
*Buffalo Bills „Wild Weſt“ 1. Beil. Nr. 45
Champagner-Kellereien, Neues aus den 267
Chriſtiade, Eine . . . 752
Claude Lorrain-Denkmal . . . 207
Controra . . . 94
Defoe, Daniel, als Volkswirt . . . 783
*Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, Die Münzen der . . . 799
Dichterworte, Prophetiſche . . . 495
Diebſtahls, Geſetzliche Regelung des . 31
Eiſenbahnnetz der Erde, Das . . . 767
Eiſens, Werterhöhung des . . . 719
Eiſenbahntarifs, Verbilligung des . . 735
Familie, Die, bei den Indogermanen. Von Ernſt Eckſtein . . . 487
Feſte, Venezianiſche . . . 79
Frankreichs, Die Entvölkerung . . . 784
Genügſamkeit, Die Tugend der. Von Paul von Szczepański . . . 772
Genußmittel, Statiſtik der . . . 687
Geſundheitsrat . . . 383, 399
Gold und Silber . . . 799
Hauswirtſchaftliches . . . 479
Heinrich von Preußen, Eine Kompoſition des Prinzen . . . 31
Indianer Italiens, Die. Von Th. Trede 715
Italieniſcher Weine, Der Verbrauch . 639
Karl XII von Schweden, Die Wahrheitsliebe König . . . 159
*Kartoffellegen . . . 1. Beil. Nr. 32
Käſebewohner . . . 784
Kirche und Schule, Aus . . . 448, 480, 512
*Kranzkraut und Wurſtkraut. Von J. Trojan . . . 668
Lady Tyrconnell, Die weiße Witwe . 255
*Lagerhaus, Ein, zur Selbſtanfertigung für den Weihnachtstiſch von Kindern 6. Beil. Nr. 10
*Medaillen, Zwei ſeltene . . . 639
*Medailleurkunſt, Ein Meiſterwerk der 447
*Menzels, Ad., Eine Gratulationskarte 703
Monogramme Chriſti . . . 190
Mutterſprache, Verſtehen wir unſere? Von Ernſt Eckſtein . . . 86
Orden, Franzöſiſche . . . 94
Photographen-Vereine, Liebhaber- . . 767
Preisausſchreiben, Ein künſtleriſches . 447
Preisausſchreiben, Ein litterariſches . 751
Poſtwertzeichenausſtellung, Die, zu Wien 622
*Proſit Neujahr! . . . 1. Beil. Nr. 13
Rechtsrat . . . 335
Redaktion, Aus der . . . 335, 656, 768
*Rettungsball in Thätigkeit 1. Beil. Nr. 31
Rhinoplaſtik . . . 79
Robinſoninſel, Die . . . 287
Sammler, Auch ein . . . 63
Scheren der Pferde . . . 528
Schwerhörige, Für . . . 815
Seidenſtatiſtik . . . 784

Seite
Souper, Vom, und vom Thee. Von Hanns von Spielberg . . . 174
Sport . . . 464
Steinreiche Leute . . . 704
Strafe muß ſein . . . 446
*Tabakspfeiſe, Entwurf zu einer . . 527
Toscana, Der Mai in . . . 656
Univerſitäten, Beſuch der deutſchen . 448
Unterirdiſchen Flußläufe im Karſtgebiete, Ein Vorſchlag zur Erforſchung des Verlaufs der . . . 639
*Waldbrand, Ein . . . 1. Beil. Nr. 47
*Weihnachtliche Verlegenheiten 1. Beil. Nr. 12
Weihnachtsklänge . . . 191
*Weihnachtsmarkte, Auf dem 1. Beil. Nr. 11
Weihnachtsplauderei, Nachträgliche, vom Meergreis . . . 292
Wein zu trinken, Urſachen . . . 623

## Illuſtrationen.

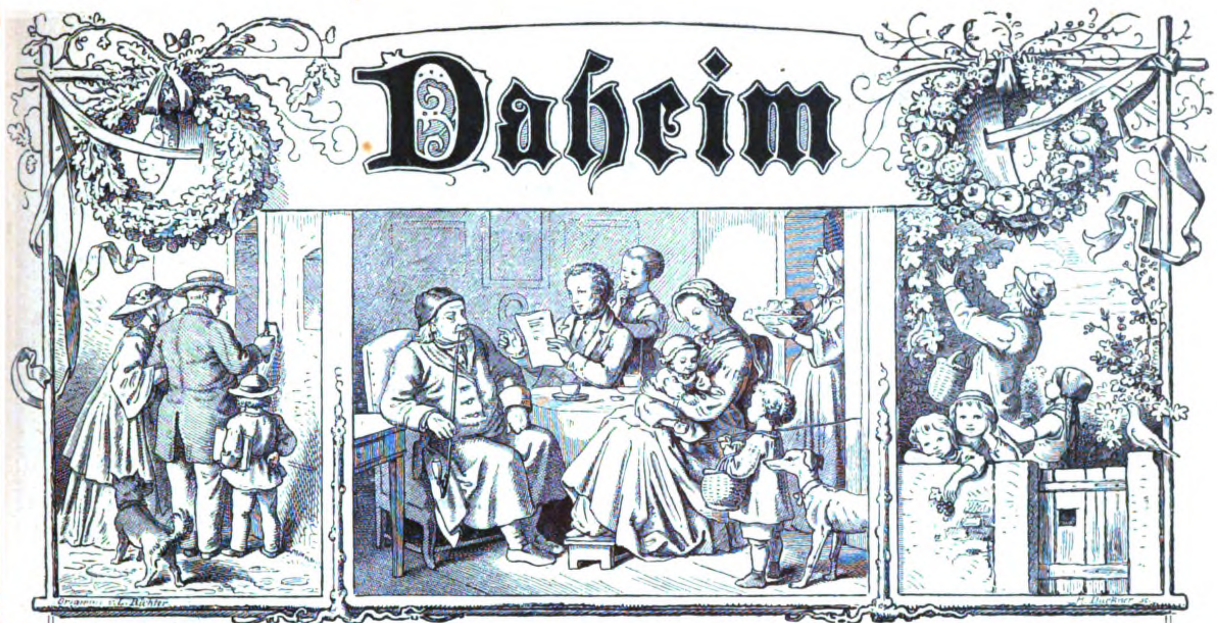
„Abſchneiden?“ Von E. Thiele. 1. B. Nr. 12
Afrika, Im dunkelſten. 2 Ill. . . . 629
Altweiberſommer. Von O. Piltz . . 149
Am Abend der Schlacht bei Leuthen. Von W. Camphauſen . . . 365
Am Brunnen. Von E. Henſeler . . 745
An ein Kind. Von M. Röbbecke . . 743
Anfang, Der, eines Romans. Von A. Schröder . . . 713
Arabiſche Frauen auf den Dächern von Tunis. Von F. M. Bredt . . . 509
Auch ein Sorgenkind. Von Heinrich Moderſohn . . . 469
Auf hoher See. Von Eugen Vait . 41
Auf Vorpoſten . . . 559
Auguſta, Kaiſerin †. 4 Ill. 1. B. Nr. 17
Auguſta, deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen. 23 Ill. . . . 258
Aus der Kirche. Von Th. Matthei . 69
Babelsberg, Schloß . . . 266
Babelsberg, Damenhäuschen im Parke zu 267
Bahn, In der. 6 Ill. . . . 824
Beendeter Kampf. Von C. F. Deiker 813
Bei der Arbeit. Von F. Gräſſel . . 805
Beim Bier. Von E. Harburger . . 549
Beim Schlachten der Fiſche. Von Werner Zehme . . . 669
Beppo. Von E. von Blaas . . . 709
Berlin, Das alte. 4 Ill. . . . 568
Berlin, Auf der Belle-Alliancebrücke in: Apfelſinenverkauf im Winter. 2. B. Nr. 10
Berlin, Das ſtädtiſche Obdach in. 7 Ill. 523
Berlin und Kölln huldigen dem Markgrafen Friedrich II von Brandenburg. Von Julius Schrader . . . 125
Beſcheidenen, Die. Von E. Heſſe. 1. B. Nr. 11
Beweinung Chriſti. Von Van Dyck . 425
Bismarck-Album, Das, des Kladderadatſch. 2 Ill. . . . 575
Bismarck, Arbeitszimmer des Fürſten, in Friedrichsruh . . . 1. Beil. Nr. 26
Bismarck in Verſailles. Von C. Wagner 765
Bismarck, Reiterſtandbild des Fürſten, am Siegesdenkmal zu Leipzig. 2. B. Nr. 26
Bismarcks Rücktritt, Fürſt. 4 Illuſtr. 1. und 2. Beil. Nr. 26
Bismarcks, Fürſt, Scheiden von Berlin. 2 Ill. . . . 1. Beil. Nr. 29
Braunſchweiger Konſerven, Wie die, entſtehen. 8 Ill. . . . I. 28, II. 44
Bremen, Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrieausſtellung zu. Von Hans Bohrdt. 9 Ill. . . . 682
Brücke, Die, über den Firth of Forth in Schottland . . . 1. Beil. Nr. 25
Brücke über den Kanal zwiſchen England und Frankreich. Geſamtanſicht und Entwurf . . . 312
Buffalo Bills „Wild Weſt.“ Von Alb. Richter . . . 1. Beil. Nr. 45
Bundesſchießens zu Berlin, Feſtzug des 10. deutſchen . . . 1. Beil. Nr. 43
Charlottenburg, Mauſoleum. 2 Ill. 1. Beil. Nr. 27
Chopin im Salon des Fürſten Anton Radziwill. 1829. Von H. Siemiradzki 205
Chriſtmette. Von Werner Zehme . . 189

Seite
Coligny, Luiſe von, eine Ahnfrau unſers Kaiſerhauſes. 3 Ill. I. 380, II. 395
„Das Baden iſt hier bei Strafe verboten!“ Von Philipp Sporer . . . 596
Diakoniſſin auf dem Wege zu einem Kranken. Von C. Koch. 1. Beil. Nr. 21
Diez, Das Atelier von Wilhelm . . 348
Don Juan des Hofes, Der. Von F. Kranz . . . 141
Edelweiß. Von E. Rau . . . 649
Einſam und verlaſſen. Von H. Vosberg 681
Einzug, Der, in Berlin am 16. Juni 1871. Von W. Camphauſen . . . 173
Eisſport, Berliner. Von Hans Bohrdt. 8 Ill. . . . 332
Erntekranz. Von C. Geibel . . . 821
Erwartung, In banger. Von C. G. Reinhart . . . 493
Es iſt kein Meiſter vom Himmel gefallen. Von F. Hiddemann . . . 277
Es wird geſucht. 2 Ill. . . . 472
Fahnen, Unter den ſchwarzgelben. 8 Ill. 91
Feiertagsbraten, Ein. Von Adele Tobias . . . 73
Fennek, Sandhühner beſchleichend. Von Fr. Specht . . . 245
Feuerwehrleute, Die Kaiſerin Auguſta nimmt im Jahre 1886 die Vorſtellung verdienter, entgegen . . . 270
Fiſchfang unter dem Eiſe. Von J. Ekenaes . . . 213
Friedrich-Denkmal, Das Kaiſer, in Kaiſerswerth. 2 Ill. . . . 1. Beil. Nr. 37
Friedrichs des Großen, Uniformſtücke. Von Adolph Menzel . . . 655, 656
Friſch angezapft. Von R. Epp . . 253
Frühlingslied, Ein. Von Fritz Beinke 485
Frühmorgen im Herbſt. Von Chr. Kröner . . . 53
Fulda. 7 Ill. . . . 587
Füllenfütterung. Von Jaroslav Veſin 645
„Gänſebahnhof,“ Auf dem, in Rummelsburg. 6 Ill. Von C. Koch . 796
Gardes du Corps, Das Reiterfeſt zum 150jährigen Beſtehen der, in Potsdam . . . 1. Beil. Nr. 41
Gemütliche Politiker. Von E. Harburger 473
Girgenti auf Sizilien. 3 Ill. . . . 476
Goldmacher, Die. Von Otto Goldmann 57
Goethe, Prinz Wilhelm und Prinzeſſin Auguſta bei, im Jahre 1829 . . 260
Goethe in Seſenheim. Von A. Borckmann 309
Grabdenkmal Kaiſer Friedrichs III. Von Reinhold Begas . . . 413
Gratulationskarte für Ludwig Pietſch. Von Adolph Menzel . . . 697
Hamidié, Moſchee in Konſtantinopel. 1. Beil. Nr. 7
Hand in Hand. Von K. Ahrendts . 693
Haſenfüße. Von C. Fröſchl . . . 505
Heiliger Abend. Von A. Brunner . 181
Heimfahrt. Von Szybier Siebicz . . 397
Heimkehr vom Beutezuge. Von W. Kuhnert . . . 445
Heinrichs IV von England, Die letzten Augenblicke König. Von v. Arnim 501
Helgoland. 4 Ill. . . . 651
Herbſtſturm. Von R. Pötzelberger . . 37
Huftiere, Seltene und intereſſante. Von G. Mützel. 4 Ill. . . . 728
Hundeausſtellung, Von der, in Charlottenburg. Von G. Koch. 1. B. Nr. 36
Hungersnot, Münzen auf die, in Leisnig 639
Hurra! Die Knödel kommen! Von Th. Kleehaas . . . 5
„Ich kann warten.“ Von L. Knaus . 665
Im Frühling. Von F. Lipps . . . 521
Im Maien. Von Hermann Beyer . 541
Im Park. Von Philipp Franck . . 453
Im Sumpf verirrt. Von Jac. Leiſten 605
Intereſſante Lektüre. Von Tito Conti 537
Jagdfrühſtück. Von E. Henſeler . . 827
Judaskuß, Der. Von C. Aug. Geiger 421
Kadra Sâſa. Von Friedrich Stahl . 152
Kaiſer Wilhelms Rückkehr von der Bärenjagd beim Fürſten Radziwill. Von Jul. Falat . . . 293
Kaiſerliche Palais, Das, zu Berlin . 271

Seite
Karlsbrücke, Zerſtörung der, in Prag. 1. Beil. Nr. 52
Kartenkünſtler, Der, auf dem Lande. Von H. R. Engelhorn 373
Kartoffellegen. Von E. Henſeler. 1. B. Nr. 32
Katzenkinderſtube. Von Julius Adam. 7. Beil. Nr. 10
Knollenzieſt, Der 622
Koblenz, Das Königliche Schloß in 264
Kourmacher, Der alte. Von Hugo Oehmichen 629
Krankenbeſuch. Von A. Lins 677
Kranz, Ein, für die Kaiſerin Auguſta. Von E. Thiel 1. Beil. Nr. 18
Kranzkraut und Wurſtkraut. Von M. Roebbecke 667
Lagerhaus, Ein, zur Selbſtanfertigung für den Weihnachtstiſch der Kinder. 2 Ill. 6. Beil. Nr. 10
Landsknechte. Von W. Diez 21
Luiſe, Königin, auf der Fahrt nach Memel im Jahre 1806. Von J. Heydeck 661
Mainau, Die 5. Beil. Nr. 9
Malakow, Die Erſtürmung des, durch die Franzoſen. Von Yvon 155
Marder und Eichkätzchen. Von L. Klingender 377
Marmorpalais zu Potsdam 263
Maurenlied, Ein. Von R. Leinweber 317
Mauſoleum, Das, zu Charlottenburg 272
Medaille zum Gottfried Keller-Jubiläum. Von A. Böcklin 447
Meßmerſche Haus, Das, in Baden-Baden 5. Beil. Nr. 9 und 268
Modell, Das neue. Von A. Weisz 573
Moſes. Von Michelangelo 809
Münzen der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, Die 799
Nach Weihnacht. Von H. Seeger 201
Napoleons I Einzug in Berlin. Von Wolf 156
Nationaldenkmal Kaiſer Wilhelms I, Die Preiskonkurrenz für das. 4 Ill. 108
Neujahrskarten von mitarbeitenden Künſtlern. 8 Ill. 1. Beil. Nr. 13
Ninewe. Von Friedr. Delitzſch. 8 Ill. I. 283, II. 300
Nonne, Verheerungen der, im deutſchen Walde 1. Beil. Nr. 51
Notgroſchen, Der Mutter. Von B. Woltze 777
Nur ein Mädchen. Von C. Mücke 517
Oberammergauer Paſſionsſpiel, Das. 10 Ill. 633
Ohne Genehmigung des Autors. Von B. Vautier 25
Orleans, Auf dem Wege nach. Von L. Kolitz 105
Oſtereier, Friſche. Von Th. Bauer 431
Oſterkuchen. Von O. Piltz 429
Oſtſee, Vom Strande der. 6 Ill. 780
Peters, Die Heimkehr von Dr. 2 Ill. 1. Beil. Nr. 50
Petrarcas Laura. Von Konrad Kieſel 789
Pferde-Ausſtellung, Bilder von der Berliner. Von G. Koch 1. Beil. Nr. 39
Pferdeeiſenbahn, Die Berliner. 16 Ill. I. 219, II. 235
Pfingſtſonntag in der Kirche. Von G. Melchers 533
Philadelphia, Eine Wohlthätigkeitsecke in. 4 Ill. I. 458, II. 478
Piccolo. Von E. von Blaas 489
Puppendrama, Ein. Von J. v. Wodzinski 761
Quintettprobe. Von O. Piltz 741
Raſt der Gebirgsheuer. Von Konr. Grob 757
Rattenfänger von Hameln, Der. Von Hermann Kaulbach 725
Regen im Salon. Von Edm. Blume 101
Rettungsball, Der, in Thätigkeit. 1. B. Nr. 31
Rheinlied, Das, und ſein Dichter. 3 Ill. 552
Rutſchbahn, Auf der. Von Hans Bachmann 229
Sanſibar, Die Audienz der Geſandtſchaft des Sultans von, bei dem Kaiſer. Beil. Nr. 3
Seite
Schildwache Weihnachtsfeſt, Der. Von L. Dettmann 185
Schlobitten, Schloß 607
Schmied, Ein. Von A. von Werner 628
Schwede, Ein alter. Von Claus Meyer. 5. Beil. Nr. 10
Schwere Laſt. Von Fred Morgan 793
Schweſtern, Die. Von James Marſhall 437
Sedanfeuer 1. Beil. Nr. 48
Seeroſen. Von Jahn Ekenaes 613
Sein erſtes Drama. Von F. Brütt 773
Sommermorgen. Von H. Kohnert 585
Stille Weihnacht. Von C. Koch 188
Straßenbahn mit ſenkrechter Spur 463
Strauchritter. Von Wilhelm Diez 349
Studienkopf. Von Paul Thumann 357
Studienkopf. Von Fritz von Uhde 604
Tabakspfeife, Entwurf zu einer. Von Moritz von Schwind 527
Taufgang in Tirol, Ein. Von Carl Guſtav Herrmann 117
Tiger im Schnee auf der Lauer. Von R. Frieſe 9
Tirol, Schlöſſer und Burgen in. Von Paul Clemen. 10 Ill. I. 716, II. 733
Toaſt auf die Damen, Der. Von C. W. Allers 165
Toaſt, Der humoriſtiſche. Von C. W. Allers 169
Tod der Verbannten, Der. Von J. Malczewsky 133
Transkaſpiſche Bahn, Die. 2 Ill. 360
Traudl. Von F. von Defregger 217
Trauung, Eine, zu Gretna-Green im vorigen Jahrhundert. Von H. Kretſchmer 61
Trinkſpruch, Der, Sr. Majeſtät des Deutſchen Kaiſers bei der Feſttafel im Schloß zu Berlin beim Beſuch des Kaiſers von Rußland 1. Beil. Nr. 4
Trompeter. Von W. Diez 325
Ulmer Münſter, Das. Von Julius Hartmann. 6 Ill. 616
Urville bei Metz, Schloß. 2 Ill. 1. Beil. Nr. 46
Van Dyck malt die Kinder Karls I von England. Von H. Schneider 409
Varzin, Schloß in 1. Beil. Nr. 26
Verbündeten Monarchen, Einzug der, in Paris. Von L. Wolf 157
Verſuch, der erſte. Von J. Wodzinski 389
Vertrauen. Von Gabriel Max 565
Waldbrand, Ein. Von C. Koch 1. Beil. Nr. 47
Walhalla und Stauf. Von C. Th. Pohlig. 4 Ill. 746
„Was fehlt dir, Großmutterle? Von H. Plathner 85
Weibliche Anziehungskraft. Von Hans Dahl 341
Weihnachtsklänge 191
Weltgeſchichte, Eine neue. 8 Ill. 154
Wieder daheim. Von A. Dieffenbacher 581
Wilhelm, Prinz, am hiſtoriſchen Eckfenſter 511
Wilhelm, Das Buch vom Kaiſer. 9 Ill. 170
Wilhelm, Kaiſer, in Bremen. 1. Beil. Nr. 33
Wilhelm II, Namenszug Kaiſer 671
Winterlandſchaft. Von P. Tübbecke 412
Winterwald, Im. Von G. von Maffei 197
Yildiz-Kiosk, die Reſidenz des Sultans von Konſtantinopel 1. Beil. Nr. 7
Yorks, General von, Anſprache an die oſtpreußiſchen Stände am 5. Februar 1813 im Ständehauſe zu Königsberg. Von O. Brauſewetter 12, 13
Zoologiſchen Garten, Neues aus dem Berliner. 3 Ill. 556
Zum Markt. Von Ernſt Meißner 281

## Porträts.

Adalbert, Prinz von Preußen 441
Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinz 1. Beil. Nr. 40
Alfons XIII, König von Spanien 1. Beil. Nr. 24
Amalie von Weimar, Herzogin 121
Andraſſy, Graf Julius 1. Beil. Nr. 22 u. 156
Anna von Sachſen, Kurfürſtin von Brandenburg 137
Seite
Anton von Hohenzollern, Fürſt 172
Anzengruber 1. Beil. Nr. 14
Auguſt Wilhelm, Prinz von Preußen 441
Auguſta, deutſche Kaiſerin 258 u. ff.
Bana Heri 1. Beil. Nr. 19
Bauernfeld, Ed. von 1. Beil. Nr. 49
Baur, Guſtav 492
Becker, Niklas 553
Bendemann, Prof. Eduard 1. Beil. Nr. 20
Beyer, Prof. Aug. 620
Bieberſtein, Freiherr Marſchall von 1. Beil. Nr. 30
Bismarck, Fürſt 157
Bismarck, Fürſt, als Landmann in Friedrichsruh 1. Beil. Nr. 26
Bismarck, Fürſt, zu ſeinem 75. Geburtstage 405
Boyen, Hermann von 536
Büchſel, Generalſuperintendent D. 24
Buſchiri 1. Beil. Nr. 15
Caprivi, Georg Leo von 457
Charlotte, Schillers Gattin 345
Claudius, Matthias 788
Coligny, Admiral von 380
Coligny, Luiſe von 381
Dechend, Hermann von 1. Beil. Nr. 34
Delitzſch, Franz 440
Diez, Wilhelm 348
Disraeli, Benjamin 155
Döllinger, Ignaz von 361
Ediſon 1. Beil. Nr. 1
Eliſabeth, Gemahlin des Kurfürſten Joachim I von Brandenburg 77
Eliſabeth von Bayern, Kurfürſtin von Brandenburg 136
Emin Paſcha 233
Franſecky, Ed. Fr. von 1. Beil. Nr. 38
Franz Salvator, Erzherzog von Öſterreich 751
Frau Rat, Goethes Mutter 121
Friedrich von Baden, Großherzog 268
Friedrich VIII, Herzog von Schleswig-Holſtein
Frommel, Emil
Geibel, Emanuel, und ſeine Ada 1. Beil. Nr.
Georgios von Griechenland, König 1. Beil. Nr. 6
Gerok, Karl 329
Gieſebrecht, von 1. Beil. Nr. 16
Gortſchakow, Fürſt 154
Haſe, Karl Auguſt von 297
Heinrich von Preußen, Prinz 719
Iſabella, Kronprinzeſſin von Braſilien 1. Beil. Nr. 9
Joachim II, Kurfürſt von Brandenburg 76
Joſeph II, Kaiſer. Von Kymli 313
Keller, Gottfried 1. Beil. Nr. 44
Lachner, Franz 428
Leander, Richard 212
Luiſe von Baden, Großherzogin 268
von Lutz, Staatsminiſter 828
Marie Valerie, Erzherzogin, von Öſterreich 751
Miquel, Dr. Joh. 1. Beil. Nr. 42
Mozart, 16jährig 703
Neßler, Viktor Ernſt 601
Olga von Griechenland, Königin 1. Beil. Nr. 6
Pedro II, Kaiſer von Braſilien 1. Beil. Nr. 9
Perponcher, Graf 172
Peters, Dr. Karl 1. Beil. Nr. 8 u. Nr. 50
Philipp, Herzog, von Orleans 1. Beil. Nr. 23
Radziwill, Fürſt 171
Schleinitz, Freiherr von 172
Schneider, Hofrat Louis 170
Sembrich, Marcella 249
Stanley, Henri 233
Talmage 393
Thiers, A. 154
Tisza, Koloman 1. Beil. Nr. 28
Viktoria von Preußen, Prinzeſſin 1. Beil. Nr. 40
Volkmann, Richard von 212
Wanamaker, John 584
Wilhelm, Prinz, und Prinzeſſin Charlotte von Württemberg 1. Beil. Nr. 5
Wilhelm, Prinz von Preußen 259 u. ff.
Wilhelm von Oranien, der Schweiger 396
Wilmowski, von 170
Wrangel, Graf von 171
Zintgraff, Dr. Eugen 1. Beil. Nr. 35



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Oktober 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 1.

# Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

Es war am Rhein, im Kriegsjahre 1870. In einem hübſchen Landſchlößchen in der Pfalz lagen drei preußiſche Kavallerieoffiziere im Quartier und waren unzufrieden damit. Ein Teil der Armee war ſchon voraus, und ſie hatten erwartet, ihm unaufhaltſam nach in Feindesland zu rücken. Da kam der Befehl: Halt! und ins Pfälzer Quartier, bis ihr neue Marſchordre bekommt.

Dagegen ließ ſich nichts machen, und die drei hätten denn auch wahrſcheinlich mit militäriſcher Disziplin ſich raſch darein gefunden und die unwillkommene Ruhe vergnügt genug ausgenutzt, wäre das Quartier dem Umſchwunge ihrer Stimmung nur ein wenig günſtig geweſen. Das war es indeſſen nicht. Wunderhübſch lag zwar der zierliche gotiſche Bau des kleinen Herrenhauſes im grünen, baum- und blumenreichen Garten; reinlich und behaglich waren im Innern die einfach ausgeſtatteten Zimmer, aber wunderlich einſam war's drinnen, und wenn die drei ſie verließen, begegnete ihnen auf Treppen und Gängen kein lebendes Weſen, außer dem gebückt einherſchreitenden grauhaarigen Diener, welcher den Gäſten auch im Eßſaal die Speiſen ſervierte, ſchweigſam, mit gramvollem Geſicht, wie ein vereideter Gefangenwärter einem zum Tode Verurteilten das Henkersmahl auftiſcht.

Ein zweiter, noch grämlicher ausſehender Graukopf war ihnen bei der Ankunft entgegengetreten, hatte ſich als Inſpektor des Gutes vorgeſtellt und um Entſchuldigung für ſeinen Herrn gebeten, welcher ſie nicht begrüßen könne, weil er unpäßlich ſei. Seitdem hatte der zweitälteſte der drei Offiziere, Premierleutnant von Aſten, zweimal gefragt, ob das Befinden ſeines Wirtes derart, daß er ihm aufwarten könne, jedoch verneinenden Beſcheid erhalten.

Den jungen Leuten blieb nichts anderes übrig als in ihre Abgeſchloſſenheit ſich zu finden und ihre Aufenthaltszeit in dem „verwunſchenen Schloß," wie ſie das Haus nun nannten, dabei doch ſo behaglich als möglich zu geſtalten. Im Garten war eine Kegelbahn und auf dem Teiche ein Kahn. Die halfen manche Stunde vertreiben, die Erntearbeiten auf den Feldern, bei denen die im Dorfe einquartierten Soldaten halfen, wurden zu Fuß und Pferd fleißig beſichtigt, am fleißigſten aber wurden die Zeitungen geleſen, die vom Kriegsſchauplatze Berichte brachten und damit die einzige Speiſe abgaben für die unruhige Erwartung, die in den drei jungen Gemütern gärte.

Am Abend des zweiten Tages ſaß Leutnant von Aſten in der Stube des Rittmeiſters Gronau, die nach dem Hofe hinaus lag, und beide ſahen den Knechten zu, die, von der Arbeit heimkehrend, Pferde und Ochſen ausſpannten. Die laute Stimme des Großknechtes erteilte im Pfälzer Dialekt Befehle, die friſchen, kräftigen Mägde, denen die bunten Kopftücher gut zu den gebräunten Geſichtern ſtanden, gingen klappernd auf ihren Holzpantoffeln, das Melkgeſchirr tragend, in den Stall; der grauköpfige Inſpektor dagegen ſtand ſtumm auf einer Stelle und rauchte aus einem kleinen thönernen Pfeifchen mit einem Eifer, als ſei dieſe Beſchäftigung wichtiger als alles übrige. Es war ein hübſches Bild des Friedens, das von den Kriegsgedanken der Offiziere freundlich abſtach und das ſie gern betrachteten. Plötzlich indeſſen ſtürmte der jüngſte der drei, Feldern, ins Zimmer, warf die Mütze vom Kopfe, rieb ſich die Hände und rief mit allen Zeichen heftigſter Erregung: „Hurra! hat ihr ſchon! Freuen Sie ſich! — Nun iſt endlich was los!"

„Was denn?" riefen die zwei und ſprangen von ihrem Sitze am Fenſter: „Neue Nachrichten von der Grenze?"

„Nein, diesmal nicht! Aber von hier! um uns die Zeit zu vertreiben, bis was Beſſeres kommt. Das verwunſchene Schloß hat eine Prinzeſſin…"

„Eine Prinzeſſin? Weiter nichts?“ fragten die zwei enttäuſcht. „Na, wer weiß, was das für eine iſt! Wahrſcheinlich ſo eine von der dunklen Sorte, da ſie ſich gar nicht ſehen läßt.“

„Sie werden ſie ſehen — jetzt gleich, und ich ſage Ihnen, von dunkler Sorte kann nicht die Rede bei ihr ſein. Im Gegenteil von der allerhellſten, — aber da — da iſt ſie ja ſchon!“

In der That ſprengte durch das offene Hofthor auf leichtem Goldfuchs eine Dame. Sie hielt gerade auf den Inſpektor zu und parierte vor ihm. Er und die Arbeiter grüßten, für die drei Offiziere am Fenſter aber ſtieg der Barometer des Intereſſes mit unglaublicher Geſchwindigkeit auf ſein Maximum.

Die Erſcheinung der Reiterin war aber auch eine, welche die Aufmerkſamkeit der jungen Leute nicht nur in der Langeweile eines erzwungenen Einſiedlerlebens, ſondern überall und immer hätte feſſeln müſſen. Sie war jung und auffallend hübſch. Das jedoch war nicht das Bemerkenswerteſte an ihr. Ihre Kleidung vielmehr war es, die den dreien zuerſt in die Augen fiel und ihre Neugierde in bezug auf die Dame alsbald ſich ſteigern ließ. Dieſelbe trug nämlich kein ſchleppendes Reitkleid, wie es ſonſt bei Amazonen üblich iſt, ſondern Hoſen von dunkelblauem Tuche, die in den Schäften hoher, ſtarker Feldſtiefel ſteckten. Ein faltiges Röckchen von gleichfarbigem Tuche war ſo kurz, daß es noch nicht den Sattel bedeckte, und ein knappes, enganliegendes Jäckchen hob die ſchlanke, wohlgeformte Figur hervor. Das Haar flog in goldigblonden Locken und Löckchen um Stirn, Wangen und Nacken, ſo kurz geſchnitten, daß man keinen ehrbaren Zopf aus ihm hätte flechten können, und auf ihm ſaß ein rundes, dunkles Filzhütchen, tief in die Stirn gerückt.

Zu dieſem Knabengewande paßte das knabenhaft lebhafte, entſchloſſene Weſen der Amazone, die gewohnt ſchien, hier zu befehlen, und noch zu Pferde ſitzend, mit heller Stimme ein paar Fragen an die arbeitenden Knechte ſtellte.

Die drei hatten ſich oben ein wenig zurückgezogen, nur ſo weit, um hinter den Gardinen beobachten zu können, ohne beobachtet zu werden. Denn die ſeltſame und reizende Erſcheinung ganz aus den Augen zu geben, war eine Forderung, welcher ſich alle drei nicht gewachſen fühlten.

„Nun, und was macht der Vater, Herr Enkerle? Iſt er viel hauße geweſe bei dem ſchöne Wetter?“ hörten ſie die helle Stimme mit pfälzeriſcher Betonung fragen, und Feldern machte mit ſtrahlendem Geſichte den anderen ein Zeichen, das ſoviel bedeutete als: „Sehen Sie, die Tochter vom Hauſe! Wir Glücklichen!“

„Ach nee,“ meinte der Alte ein wenig verlegen, „der alt' Herr iſcht ſchon ſeit etliche Täg nit recht in der Reih'.“*)

„Was? Nit in der Reih', ſage Sie? Un ſage mer das erſcht jetzt? Un habe mer kein Bote ennübergeſchickt un mich hole laſſe?“

„Ei doch,“ erwiderte er immer noch zögernd, „e' Bote habe mer wohl ennübergeſchickt, er hat Sie gewiß nor verfehlt, aber gerad' darum, daß Sie nit heimkomme ſollte, habe mer een heut' erſcht ennübergeſchickt un deß habe der Herr Papa ſelbſcht ſo a'geordnet.“

„Der Vater? Ich ſollt' nit heimkomme?“ frug das Mädchen in ſteigendem Erſtaunen. „Ja, was ſoll denn das aber heiße, Herr Enkerle? Das kann ich jetzt doch gar nit begreife!“

Der Alte räuſperte ſich mehreremal, zupfte an Hut und Handmanſchetten herum und kaute an ſeiner Pfeife, bis er endlich langſam herausbrachte: „Ei nu, ſehe Se, deß iſcht ebe ſo: da habe mer, gleich nachdem Sie fort ware, ſcho wieder Eiquartierung a'geſagt gekriecht, und da hat der Herr Baron gemeint: diesmal woll' er dere Unterkunft arrangiere, un alle annere Stuve, die könnte ſe habe, aber ſeine beide Säl', die kriechte ſe nit, un aach in ſeiner Studierſtuv' wollt' er ungeſtört ſei, un in ſeiner Nachbarſchaft ſollte ſe nit gerad wohne, un da hat er die Stuve vom gnädige Fräule ausräume und for ſe einrichte laſſe. Un danach ſin ſe aach als wirklich gleich a'gerückt komme, in Perſon von drei Herrn Offiziere mit ihre Burſche, un — un da hat der Herr Papa wieder gemeint: es ſei for das Fräulei ebe jetzt gerad kei Platz im Haus, weil die Stuve doch eemal alle von dene Herrn Offiziere beſetzt worde ſin.“

Die Dame warf den Kopf ein wenig zurück, halb ärgerlich, halb beluſtigt.

„Ei der Tauſend! ja jetzt verſteh ich,“ ſagte ſie darauf ſpöttiſch, „alſo wegen dene beide Säl', un damit der Vater ja ſei Ruh hab, mußt' wieder das ganze Haus von oberſcht zu unterſcht gekehrt werde un die Tochter vom Haus ausquartiert zu fremde Leut'. Ja, denkt denn der Vater, die habe kei' Einquartierung gekriecht? In Waibach habe ſe mehr Gäſt' wie wir, un ich gehör da nicht hin, ſondern hierher, wo wir alle Händ' voll zu thue habe. Wer ſoll denn die Wirtſchaft führe, wenn ich drübe ſteck'? Un übrigens, die Herre ſin Vaterlandsverteidiger, ſchütze unſere Grenz', un die muß man a'ſtändig empfange un ſich nit vor ihne verſtecke, als ſei's der Feind, der einem ins Land ei'fiel.“

„Deß habe mer ja aach gethan,“ verteidigte der Inſpektor ſich und ſeinen Herrn, „ſie habe noch über nix zu klaache g'habt. Un desweche hätte das Fräulei aach drübe bleibe könne, denn um die Wirtſchaft zu führe, die drauße, die beſorch' ich emol e' paar Täg aach als allei' un …“

Das Fräulein zog die feinen, dunkelgezeichneten Brauen in leichte Falten.

„Scho gut,“ rief ſie und wandte mit einer ungeduldigen Bewegung das Pferd, ich „denk', es is mei' Grund un Bode, auf dem ich ſteh' un hier gehör' ich als Herrin her. Un jetzt will ich alsgleich emol höre, ob der Vater die Herre ſcho geſproche hat.. “

Der grämliche Weißbart baſtelte an ſeiner Pfeife, während ſein Geſicht noch verdrießlicher ward. Endlich knurrte er: „Ne, deß hat er nit gethan, deß kann ich gleich ſaache. Aber wozu aach? Ich mei' als aach: ſo ſehr brauche die Herrn ebe nit verwöhnt zu werde.“

Die hübſche Reiterin warf ihm einen ungeduldigen Blick zu und ſagte jetzt geradezu in ernſt verweiſendem Tone: „Ich hoff', Herr Enkerle, Sie laſſe ſo unſchickliche Wort' nit laut werde, Sie könne Ihre Meinung for ſich habe über Menſche und Ding', aber danach behalte Sie ſe aach for ſich, wenn ſe andere nur verdrieße kann.“

Der Alte ſah empfindlich drein.

„Wolle das Fräulei enem alte Mann, wie mich, lehre, was ſich ſchickt?“ ſagte er unzufriedener als vorher.

Ihr helles Geſicht nahm wieder eine nachſichtige Freundlichkeit an und ſie lachte. „Nein, nein! Ich hoff', Sie wiſſe das ſcho allei und werde uns nit in ſchlechte Ruf bringe!“ ſagte ſie und ritt von ihm fort, ſtieg aber noch nicht gleich ab, ſondern ritt im Hofe hin, um allerlei zu beſichtigen. Einmal hielt ſie ſtill und ſprach mit dem Großknecht, nahm dabei ihr Hütchen ab und glitt mit der ſehr kleinen Hand durch das lockige, weichfallende Haar. Dann ſetzte ſie den Hut wieder auf, klopfte den Hals ihres Goldfuchſes, welcher unruhig ward, und ſprang ſchließlich herab. Der Knecht nahm ihr das Pferd ab, führte es noch zur Abkühlung umher, und ſie ging quer über den Hof ins Haus.

Als ſie verſchwunden war, ſahen die Offiziere einander mit lächelnden Mienen an. Feldern aber gab ihrer Stimmung laut Ausdruck: „Famoſes Land!“ rief er vergnügt. „Hier tragen die Schönen des zarten Geſchlechts die Inexpreſſibles doch unverhohlen zur Schau und verſtecken ſie nicht unterm Reifrock, wie bei uns. Na, Sie ſollen ſehen: der Alte muß parieren, wir werden umgezogen, aber ſchad't nichts! Heute abend iſt Familienſouper, und unſere energiſche kleine Wirtin macht die Honneurs. Hurra! Jetzt wird's erſt luſtig in dem alten Gemäuer! Den Frauen Heil! Den Frauen Heil!“ Und dabei ſang und tanzte er im Zimmer herum.

---

*) Nicht wohl.

„Schreien Sie doch nicht ſo," rief Gronau entſetzt. „Sie bringen uns ja das ganze Haus in Alarm."

„Ach, Herr Rittmeiſter," lachte jener dagegen nur. „Ich will wetten, der jungen Dame iſt das gar nicht zuwider. Die ſieht mir nicht aus wie eine Madonna vom Schweigen. Kommen Sie, Herr von Aſten, jetzt machen wir Toilette."

Die beiden Älteren folgten der Aufforderung, ein wenig zweifelnd, ob die kühnen Erwartungen des Jüngſten ſich erfüllen würden. Sie waren jedoch mit ihren Vorbereitungen noch nicht fertig, da erſchien der Diener und meldete mit einem Geſicht, das um mehrere Grade weniger eiſig war denn ſonſt: „Eine Empfehlung von ſeinem Herrn, und ob die Herren ihm die Ehre erweiſen wollten? Er hoffe wohl genug zu ſein, um in einer Stunde mit ihnen zu Tiſch zu gehen."

Felderns erſte Vorausſagung traf demnach ein. Der Gutsherr empfing die Antretenden in einem großen und hellen Raume, deſſen Wände mit birkenen Schränken beſetzt waren; einem der Säle, von denen ſie ſchon gehört hatten; außer einem großen, mit Büchern und Inſtrumenten bekramten Schreibtiſch in der Nähe der Fenſter und einigen Fauteuils und Rohrſtühlen enthielt er indeſſen nichts, und die Seltenheiten, welche etwa die Schränke im Innern bargen, blieben für die Gäſte vorderhand noch Geheimnis. Das hätten ſie nun nicht ſo ſchwer ertragen, aber auch das hübſche Fräulein war nicht zu erblicken, und das beunruhigte ſie etwas, zumal der Wirt offenbar nicht gewohnt war, Beſuche zu empfangen, und nicht viel mit ihnen anzufangen wußte. Ein kleines, dürres, in ſich zuſammengefallenes Herrchen, mit feinem, geſcheitem Kopf, auf dem das ſpärliche Haar ſchon vom Grau ins Weiße ſpielte, kam er den Dreien mit höflicher Freundlichkeit entgegen, war aber entſchieden zerſtreut und ſah, als das Geſpräch dadurch bald ins Stocken kam, ängſtlich nach einer Thür, welche, wie die Gäſte nun richtig vermuteten, wohl die erlöſende Geſtalt der Tochter einlaſſen ſollte. Durch dieſe ſeine Ungeduld wurde auch die Ungeduld ſeiner Gäſte vermehrt, die ſich im Innern immer neugieriger die Frage ſtellten, wie ſie wohl ſein würde, die Amazone in Reithoſen und freiflatternden Locken. Emanzipiert, originell — das erwarteten ſie als gewiß, ob aber vielleicht doch auch nicht ganz frei von weiblicher Gefallſucht, trotz des Knabenkoſtüms? Auch das hofften ſie alle drei; denn — eine kleine Doſis pikanter Koketterie konnte ihrer Meinung nach die Reize der hübſchen Reiterin nur erhöhen.

Da trat ſie herein. Eine durchaus zarte, zierliche Geſtalt, in faltenreichem, weichem weißen Muſſelingewande, in das ein Muſter blauer Kornblumen eingewebt war. Über einen mäßigen Reifrock, wie ihn die Mode damals vorſchrieb, floß dieſes duftige Gewand in langer, falbelnverzierter Schleppe nach. Ein blauſeidenes Band ſammelte die Locken des weichen Haares im Nacken und gab ſie nur auf der Stirn in ſpielenden Flocken frei. Die Hautfarbe war weiß, roſig und friſch wie junge Apfelblüten; die Hände dagegen erſchienen ein wenig gebräunt und härter, als ſie zu der zarten Erſcheinung paßten. Sie aber waren auch das einzige, was von der mädchenhaften Geſtalt an das Knabengewand noch erinnern konnte. Sie reichte jedem eine ſolche kleine harte Hand, nachdem der Vater die Herren ihr vorgeſtellt hatte. „Meine Tochter Fritzche," ſagte er dabei, und: „‚Friederike,‘ will Papa ſagen," verbeſſerte ſie, während ein raſch erlöſchendes Rot über ihr feines Geſicht hinflog, und die Offiziere jenes Zucken der Brauen bemerkten, das eine leichte Verſtimmung an ihr zu verraten ſchien. Sie ſprach indes gleich lächelnd weiter, ſo, als wolle ſie dieſe verwiſchen: „Ich bin auf Beſuch in der Nachbarſchaft geweſe, während die Herrn ei'gerückt ſind, aber jetzt freu ich mich recht, Sie noch zu begrüße."

Das Geſpräch kam jetzt gar nicht mehr ins Stocken, obgleich der alte Herr ſich dauernd wenig an ihm beteiligte, und als der Diener meldete, es ſei ſerviert, hatten alle ein behaglich-heimiſches Gefühl, wie es nur die Geſellſchaft guter Freunde erzeugt. Fräulein Friederike nahm des Vaters Arm und führte ihn zu Tiſch. Drinnen im Saale flogen ihre Blicke ſchnell über die drei, dann bat ſie Aſten und Gronau an ihre Seite. Ein Platz neben Feldern blieb leer.

„Wo bleibt denn der Herr Inſpektor?" fragte das Fräulein mit dem leichten Zucken der Brauen.

„Er läßt ſich entſchuldige. Er hab' bereits gegeſſe."

„So? No, da nehme Se ſei Kouvert wech un die Herre rücke als e' bißche zuſamme, damit uns der leere Platz die Ruh nit austrägt," bemerkte ſie und entfaltete ihre Serviette.

Es mochte Täuſchung ſein, aber es ſchien den jungen Leuten, als ſei der Tiſch heute feſtlicher gedeckt, mit glänzenderem Aufwande an Kriſtall und Silber. Der Roſenſtrauß, der inmitten der Tafel ſtand und deſſen ſchweren lichtgelben Kelchen ein feiner Duft entſtrömte, war entſchieden eine heute erſt aufgeſetzte Zierde. Aber nicht das war es, was auch den Gäſten eine feſtlichere Stimmung gab, denn ihre Augen hafteten meiſt auf Friederiken, und bald war es ihnen, als ob der erhöhte Glanz nicht vom Silber oder Glas, der erfriſchende Duft nicht von den Roſen, ſondern von der anmutigen Geſtalt ihrer jungen Wirtin ausſtröme.

Sie hatte einen Reiz, dem keiner der drei widerſtand, obgleich ein jeder ſich ſagte, daß ſie anders ſei, als er erwartet hatte; anders — ganz anders, gewiß! aber freilich nur zu ihrem Vorteil anders: nicht emanzipiert, nicht kokett, nicht einmal originell, nur von ungezwungenſter Natürlichkeit, jugendlich lebhaft, mädchenhaft heiter und doch wieder von einem gewiſſen klugen, erfahrenen Ernſte, der oft raſch das Lachen von den roſigen Lippen trieb und einen nachdenklichen Blick in die braunen Augen brachte.

Doch auch daran fanden die drei jungen Leute nichts auszuſetzen, und das Mahl wäre ein vollkommenes geweſen, hätte nicht die Schweigſamkeit des Wirtes das Behagen ein klein wenig geſtört. Ihm war keine Teilnahme abzuringen. Einer nach dem anderen verſuchte, ihn in die belebte Unterhaltung zu ziehen und brach höflich anfangs alle Augenblicke ein Thema ab, um ein anderes mit ihm zu beginnen; aber außer „Ja" und „Nein" und ganz kurzen Bemerkungen, die oft gar nicht einmal zur Sache paßten, erreichte keiner etwas. Schließlich gaben alle drei es auf, und nun ſaß er da mit zerſtreutem Lächeln, und ſein abweſender Blick verriet, daß er gerade nur noch ſoviel Erinnerung ihres Vorhandenſeins habe, um ein höflich-freundliches Geſicht zu machen.

Die Tochter ſchien indeſſen an dieſe Teilnahmloſigkeit gewöhnt, denn ſie unterſtützte die Gäſte kein einziges Mal in ihren Bemühungen und war offenbar ſchon zufrieden, den Vater überhaupt nur bei Tiſch zu haben. Die Herren dagegen bedauerten um ſo mehr deſſen unzugängliches Weſen, als ſich ihnen der Gedanke aufdrängte, er werde eine Geſellſchaft, die ihm ſo gar nichts Erfreuliches biete, baldmöglichſt wieder von ſich weiſen, und ob ſie auch im Grunde ebenſowenig an ihm verloren, wie er an ihnen, ſo wurden ſie alsdann doch wieder in ihre Einſiedlerklauſen verbannt, nach denen ſie weniger als je Verlangen ſpürten.

Als das Fräulein die Tafel aufhob und ſie Miene machten, ſich zu verabſchieden, forderte denn richtig auch niemand zu längerem Verweilen auf, und ſchon waren ſie an der Thür, da vertrat ihnen der alte Diener mit aufgeregter Miene den Weg. „Es brennt in Aſchersbühl," ſagte er und wiederholte, an ihnen vorbeiſchreitend, ſeiner Herrin das Geſagte.

„Es brennt in Aſchersbühl!" rief dieſe alsbald gleichfalls aus, „und Johann behauptet, es ſolle Großfeuer ſein; denn man ſähe den Schein weit am Himmel hinauf. Die Spritze von Hof und Dorf ſei auch ſchon unterwegs."

„Und ich will als gleich ſelbſt auch ennüberreite," ſetzte ſie hinzu. „Ich muß doch ſehe, ob's irgendwo etwas zu helfe gibt. Will etwa einer von den Herre mich begleite? Es iſt nur eine halbe Stund' zu Pferd; gleich das nächſte Dorf …"

Alle drei erklärten ſich bereit und eilten nur noch auf ihre Zimmer, um ſich fertig zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

# Non cras sed hodie.*)

Novelle von Adolf Schmitthenner.

(Abdruck verboten.)

Der alte Turm hinten an unſerer Stadtmauer beſchäftigte, ſoweit ich zurückdenken kann, meine Phantaſie. Die Erklärung mag in der früheſten Erinnerung an ihn liegen, die ſchauerlich genug iſt. Eine Feuersbrunſt wütete im Städtlein und gefährdete auch unſer Haus. Lange hatte ich, durch den roten Schein aufgeweckt, in meinem Bettchen geſchrieen. Da kam mein Vater, wickelte mich in einen Teppich und trug mich zum Hauſe hinaus. Ich ſah ihm über die Schulter in den Wellenſchlag des Feuers hinein, das um den Turm brandete. Jetzt hüllten Rauch und Qualm ihn ein. Samt dem Städtlein war er vergraben in greifbare Nacht, die aus dem verwundeten Schoße des düſter glühenden Himmels herabgeſtürzt ſchien. Jetzt mußte ſich mitten in der verdeckten Feuerſtätte eine Windsbraut gebildet haben. Jach wurde der Qualm durch einen weißgelben Blitz zerriſſen; man ſah in die Hölle hinein. Oben über die Glut hin wirbelten Rauchballen, Flammenzungen, brennende Kugeln; die aufſteigenden Feuerſäulen wurden vom Sturme niedergedrückt, und hoch und grell ſtand er da, der alte Turm, in der flammenklaren Luft zwiſchen Glut und Glut.

Dieſes Bild mußte es mir angethan haben. Der alte Turm wurde mir der Inbegriff des Unverſehrlichen und Ehrwürdigen. Als ich in unſerer Bibel einen Holzſchnitt betrachtete, der die Schöpfung des Lichtes darſtellte, fragte ich meine Mutter: „Iſt der liebe Gott ſo alt wie der alte Turm?“ Und als die Mutter lachen mußte, fügte ich hinzu: „Aber der alte Turm iſt viel älter als die Welt!“

Später erfuhr ich von meinem Vater, daß der Turm zwar erheblich jünger ſei, aber immerhin ein halbes Jahrtauſend habe durchs Städtlein ſchreiten ſehen. Als ich einmal mit meinen Eltern in der Kirche geweſen, wies mein Vater beim Herausgehen auf den ſteinernen Ritter, der ſeit Jahrhunderten entblößten Hauptes im Bruſtharniſch und Panzerhemd neben der Kanzel ſteht und mit einem Zuge finſteren Nachſinnens im Angeſicht in die Kirchſtühle hineinblickt. „Der hat den alten Turm gebaut!“ ſagte mein Vater zu mir. Da blieb ich ſtehen und ſchaute dem ſteinernen Herrn in die weitgeöffneten Augen. Der Lehrer hatte bereits die Klaviatur der Orgel zugeſchloſſen und war mit einem Seitenblicke an mir vorübergegangen, der Pfarrer und der das „Opfer“ zählende Älteſte hatten ſich unter der Kirchhofspforte „geſegnete Mahlzeit“ gewünſcht, und alle Thüren bis auf eine waren zugeſchloſſen worden, als der Meßner, im Begriff, die Kirche zu verlaſſen, mir zurief: „Heda, Kleiner, willſt du hier bleiben?“

Daheim beim Mittageſſen fragte ich meinen Vater, warum das Schwert des Ritters abgebrochen ſei. „Das haben wohl dieſelben gethan, die den Engeln im Chor die Hände und Köpfe abgehauen haben!“ ſagte er. „Wer war denn das?“ fragte ich entſetzt. „Wahrſcheinlich die Kroaten, die während des Dreißigjährigen Krieges ein paar Tage lang im Städtchen hauſten.“

Von dieſer Zeit an wurden mir die Rotmäntel zum Typus alles Scheußlichen und Verbrecheriſchen. Als ich zum erſtenmal den Wallenſtein las, ſchien es mir ein großer Fehler des Stückes zu ſein, daß die Kroaten als harmloſe Kerle geſchildert ſind, die Perlenhalsbänder gegen blaue Mützen vertauſchen und den braven Kapuziner beſchützen, und daß gar der Kroatengeneral Iſolani nicht die perſonifizierte Teufelei iſt, ſondern nur eine alte Kriegsgurgel ohne Würde und Charakter, das konnte ich lange nicht begreifen.

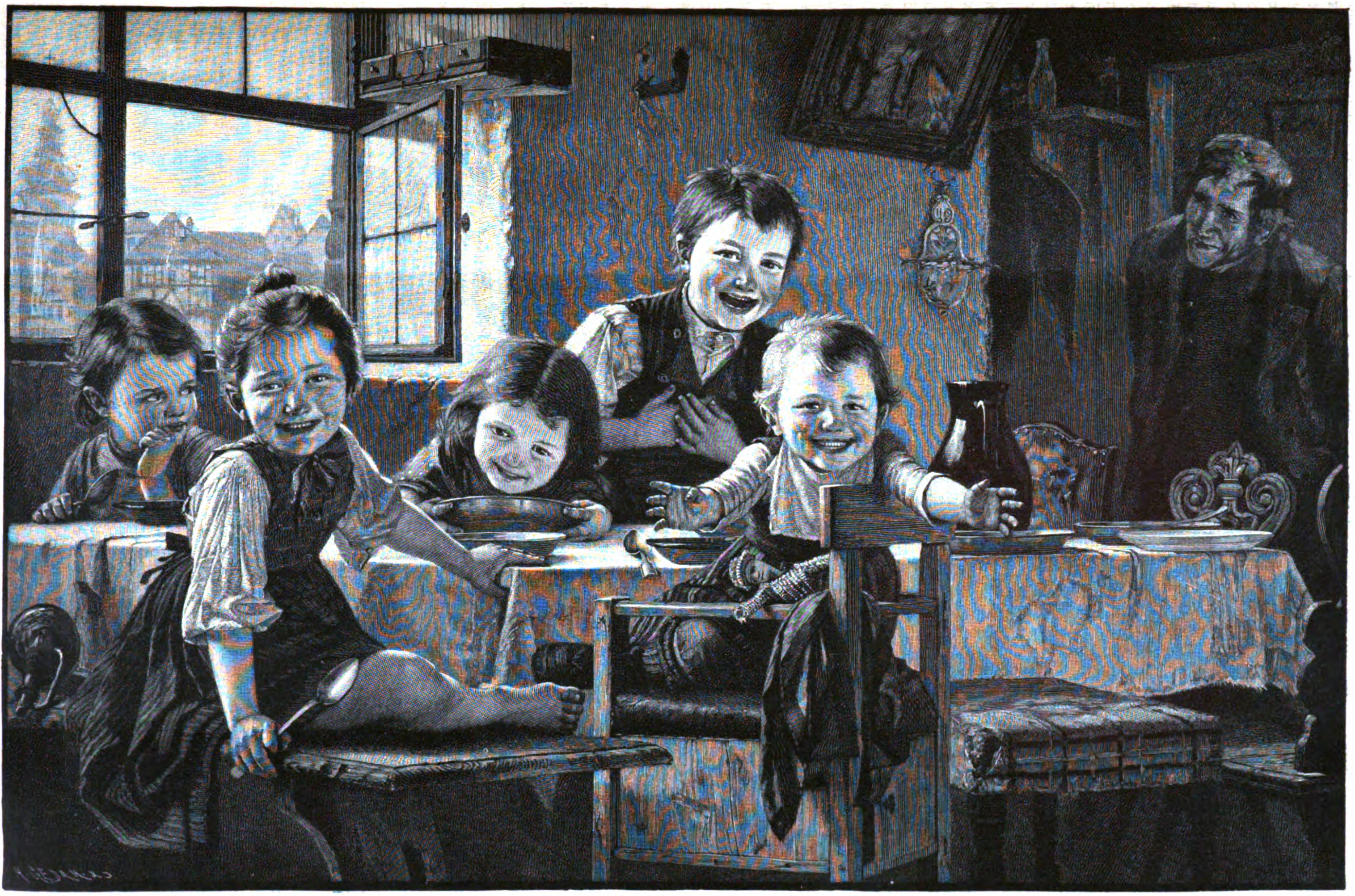
Nach jenem Kirchgang plagte ich einige Tage hindurch meinen Vater ſehr mit Fragen, bis ich alles wußte, was die Kirchenbücher und Chroniken über jenen Einbruch der Kroaten berichteten.

Am folgenden Sonntag ſaß ich wieder bei meinem Vater im Beamtenſtuhl, der Kanzel gerade gegenüber. Ich ſah den ſteinernen Ritter an und ſein zerbrochenes Schwert, und alles, was der pastor primarius Zacharias Eſther ſo beweglich im Kirchenbuche vom erſten Weihnachtsfeſt des Jahres 1634 erzählt hat, ſpielte ſich vor meinen Augen ab. Jetzt, während die Gemeinde ahnungslos das Predigtlied anſtimmt, ſteigen die Kroaten zwiſchen dem hinteren Thor und dem hohen Turme über die Stadtmauer. O ihr armen Leute, die ihr ſo ahnungslos ſinget: „Auf, auf, mein Geiſt, betrachte des Chriſten hohen Stand,“ ſchon iſt die Kirche rings umſtellt, und mit teufliſchem Grinſen ſchauen die Kroaten, auf ihren Gäulen hockend, zu den Fenſtern herein! Hört ihr's nicht? — Der Pfarrer pochte gerade im Eifer des Vortrags auf das Kanzelbrett — jetzt wird die Thüre eingeſchlagen! Der Anführer reitet herein, den Säbel zwiſchen den Zähnen, die Piſtole in der Fauſt. Der Bürgermeiſter, der drüben in ſeinem Stuhle ſchlief, geht ihm mit erhobenen Händen beſchwörend entgegen; da — ein Knall! — und der alte Mann ſtürzt zuſammen! Und jetzt — o ihr armen Leute, wäret ihr doch in den alten Turm gegangen anſtatt in die Kirche! — fängt ein Schießen, Hauen, Stechen an, greulich und barbariſch. Nur meinem Vater geſchieht nichts. Ja, die Rotmäntel machen vor ihm die Honneurs, wenn ſie bei ihrem Mordhandwerk an ſeinem Stuhle vorübergehen, wie die Gendarmen unſers Bezirkes, wenn ſie ihm in den Gängen des Amtshauſes begegnen. Hat er doch auch ſeine Uniform an, den Degen an der Seite und den Orden auf der Bruſt, gerade ſo, wie er zum Großherzog in die Audienz geht! Und was ſagt denn der ſteinerne Ritter dort bei der Kanzel zu dem Greuel? Ich ſehe, wie die Adern an ſeiner Stirne ſchwellen und zornige Blitze aus ſeinen Augen ſchießen; mit ſcheuem Seitenblick gehen die Mordbuben an ihm vorbei. Aber jetzt flüſtert der Anführer einem Scheuſal von Kroaten etwas ins Ohr. Der nickt mit boshaftem Grinſen und geht hin und holt den langſtieligen Klingelbeutel von der Säule, an welche ihn der Meßner gehängt hat. Den gefüllten Beutel ſchneidet er mit dem Säbel ab und ſteckt ihn in den Mantelſack, dann nimmt er die Stange und ſchiebt ſie zwiſchen des Ritters Schwert und die Wand; ein Druck — und die ſteinerne Klinge, am Knaufe abgebrochen, fällt zu Boden. Der alte Herr rollt ſeine Augen in ohnmächtiger Wut. Wohl hängt ihm noch ein Dolch am Panzerhemde unter der Achſelhöhle; aber, was kann er mit dem machen? Frech lacht der Kroat ihm ins Geſicht. Und jetzt ſtellt er ſich mitten in den Chor hinein und zielt und ſtößt mit der Stange nach den Köpfchen der Engel über dem ſchönen Grabmal hinter dem Altar. Eins nach dem anderen ſpringt ab und rollt mir vor die Füße. Was ſich aber jetzt zuträgt, geht über alles hinaus! Der Pfarrer hat bisher ruhig weiter gepredigt, als wäre nichts geſchehen. Da ſchleichen zwei Kerle wie die Katzen in die Sakriſtei und die Kanzel hinauf und — ruck! — haben ſie ihn am Talar die Treppe heruntergeriſſen; ſie tragen ihn hinaus in den Chor und werfen ihn durch die Scheiben des Kirchenfenſters auf die Straße hinaus. Unter diaboliſchem Gebrüll haben ihn andere aufgefangen. Was machen ſie jetzt mit ihm? fragte ich mich in atemloſer Spannung, geben ſie ihm den Schwedentrunk? Nein, drüben an der Thüre des Pfarrhauſes, deren Meſſingbeſchlag im Sonnenſchein glitzerte, wollen ſie ihn an den Beinen aufhängen! Thränen ſtanden mir in den Augen. O du armer Mann, dachte ich, und ſah den Prediger an, der ſich dem Schluſſe ſeines Vortrags näherte. Sein Auge begegnete dem meinen und haftete eine Weile darinnen. Das rührte mein Mitleiden noch tiefer auf, die Thränen rollten mir über die Backen. Da ſteht er, ſagte ich mir, und weiß nicht, daß er in vierzehn Tagen ſterben muß an den Folgen der Mißhandlung, auf der Flucht, drüben in Wimpfen am Neckar, in einer armen Fiſcherhütte, mitten in ſeiner wimmernden Kinderſchar! Wie ich mir dies ſo ausmalte, gab's meinem Herzen einen Stoß, zuerſt drang ein tiefer Seufzer aus der Bruſt, dann fing ich an laut aufzuſchluchzen.

Die Hand meines Vaters, die mich am Arme packte, brachte mich zu mir. „Was iſt dir?“ fragte er mich. „Nichts,

---

*) „Nicht morgen, ſondern heute.“



Hurra! Die Knödel kommen! Gemalt von Th. Kleehaas.

nichts,“ ſagte ich und ſchluckte die Thränen hinunter. Der Pfarrer hatte einen Augenblick innegehalten, und das „Amen,“ das bald erfolgte, klang bewegt. Als ich aufzuſchauen wagte, begegnete ich wieder ſeinem Blicke, der mit fragender Liebe auf mir ruhte.

Auf dem Heimwege entſchlüpfte ich meinem Vater, während er Bekannte begrüßte. Aber beim Mittageſſen mußte ich ſtandhalten.

„Der Herr Pfarrer hat heute eine erweckliche Predigt gehalten, die recht zu Herzen ging,“ hub er an. „Kannſt du mir den Hauptſatz und die Teile ſagen?“

Ich wurde blutrot und verſtummte.

Mein Vater wollte mich darauf führen. Aber da ward keine Rede noch Antwort.

„Welches war der Text?“ inquirierte mein Vater ungeduldig weiter.

Auch das wußte ich nicht. „Der Bube iſt dumm,“ ſagte der Vater halblaut zu meiner Mutter.

„Er wird an den strenuus miles Wypertus gedacht haben,“ meinte dieſe lächelnd.

„Warum haſt du denn geweint?“

Ich ſtand auf und wollte zur Thüre hinaus.

„Dageblieben!“ rief mein Vater zornig, „willſt du mir wohl Antwort geben, oder ſoll ich —“

Ich verſtand dieſe Wendung. „Weil — weil ſie unſern Herrn Pfarrer an den Beinen aufgehängt haben.“

Noch nie war wohl eine Tiſchgeſellſchaft ſo verblüfft wie die unſrige in dieſem Augenblicke.

„Wer hat — was?“

Jetzt mußte ich beichten. Als ich damit fertig war, ſahen ſich meine Eltern bedeutſam an und wurden ernſt. „Es iſt hohe Zeit, daß die Baumſchere über die Ranken kommt,“ meinte mein Vater. Die Mutter nickte.

Nach dem Eſſen gingen die Eltern in das danebenliegende Schlafzimmer, wie ſie zu thun pflegten, wenn ſie etwas beſprechen wollten, was wir Kinder nicht zu hören brauchten. Als ich in mein Stübchen kam, fand ich den Vater hinter meinen Büchern. Sämtliche Märchenbücher konfiszierte er, außerdem noch einige alte Schmöker, die ich in einer verſtaubten Kiſte auf dem Speicher gefunden hatte, ſo „Die Weinsberger Greuel, eine Epiſode aus dem Bauernkriege,“ eine „Ausführliche Beſchreibung der Hexenprozeſſe im Bistum Würzburg“ und eine Überſetzung von Ovids Metamorphoſen. Statt dieſer meiner Freunde brachte er mir einige naturgeſchichtliche Bücher. Daher kommt wohl die Abneigung, die ich bis auf den heutigen Tag gegen die Naturwiſſenſchaften hege.

Als wir beim Nachmittagskaffee ſaßen, kam der Pfarrer zu Beſuch. Ich wollte mich davonmachen, ſobald ich ſeine Stimme im Hausgange vernahm, wo er meine Mutter begrüßte; aber während ich ſonſt in dieſem Manöver ſehr glücklich war, lief ich ihm diesmal gerade in die Hände. Er nahm meinen Kopf zwiſchen ſeine beiden Zeigefinger, ſah mich liebreich an und ſagte: „Du guter Junge!“ Ob er noch mehr ſagen wollte, weiß ich nicht, denn ich entwiſchte ihm. Da ich das unbeſtimmte Gefühl hatte, daß von mir die Rede ſein werde, hielt ich mich im Nebenzimmer auf. Bald hörte ich den Pfarrer laut auflachen. Jetzt hat's keine Not mehr, dachte ich, und ging hinaus in den Hof, meinem Spiele nach. Als der Pfarrer das Amthaus verließ, grüßte ich ihn reſpektvoll aus der Ferne. „Warte, du Teufelsjunge,“ rief er mir zu, „willſt mich an den Beinen aufhängen laſſen!“

Anderen Tags ging ich in den Pfarrhof und hatte meine erſte Lateinſtunde.

Wie gerne denk ich deiner, du rauchiges Studierzimmer, in dem ich mir die Erſtlinge höherer Weisheit holte! Die geweißte Decke war über dem Ofen und über der Arbeitsecke des Pfarrers ſchwarzbraun geworden und die urſprüngliche Farbe der Tapete nur zu erkennen, wenn man eines der unzähligen ſchwarz eingerahmten Bilder in die Höhe hob oder einen Bücherſchrank von der Wand rückte. In einem Winkel zwiſchen zwei Eckfenſtern war des Pfarrherrn innerſte Behauſung. Da ſtand er, verbarrikadiert hinter drei rieſigen Arbeitspulten, wie in einem feſten Turme, aus dem jahraus jahrein dicker Qualm dampfte. Der Zugang zu dieſem Schlupfwinkel war ſinnreich erſchwert. An das eine Querpult ſtieß ein langer ſchwarzer Tiſch. Zwiſchen dieſem und hohen Bücherregalen, die an der Wand ſtanden, lief ein ſchmaler Pfad. Den mußte der Angreifer völlig ungedeckt zurücklegen, ehe er die Öffnung des Turmes erreichte. In Friedenszeiten war dieſer Burgweg des Pfarrherrn Wandelgang, von wo er ſeine Predigtgedanken in die Feſte zu tragen und ſeine bündigen Beſcheide den ratfragenden Gemeindegliedern zu erteilen pflegte. Jenſeits der Schranke war der Hof für allerlei Volk. Auf die Wandbank zwiſchen Thüre und Ofen ſetzten ſich die Bauersfrauen, die Seſſel vor dem runden Tiſche waren für die männlichen Honoratioren beſtimmt, und etwaiger Damenbeſuch wurde auf das alte Sofa komplimentiert. Äußerſt ſelten befand ſich der Pfarrer außerhalb ſeiner Feſtung. Wenn er nicht in der Citadelle ſtak, hielt er ſich im Außenwerk auf. Nur ein einziges Mal, erinnere ich mich, kam er während des lateiniſchen Unterrichts in den Vorhof heraus. Das geſchah, um einen Ausfall gegen mich zu machen, weil ich sequor mit dem Dativ konſtruiert hatte.

An einem ſchönen Sommernachmittag trat ich zur gewöhnlichen Stunde bei ihm ein. „Die Kroaten ſollen ſich in der Ebene lagern,“ rief er mir aus ſeinem Turme zu. Ich ſetzte mich auf einen der Honoratiorenſtühle und hatte gerade meinen Cornelius Nepos zu überſetzen begonnen, als der Pfarrer eine Botſchaft bekam, die ihn in eine ziemlich entfernte Mühle rief. Er trug mir auf, während ſeiner Abweſenheit eine ſchriftliche Arbeit zu fertigen; „dann können die Kroaten abſatteln!“

Ich war bald mit meiner Aufgabe ins reine gekommen und überlegte, was ich treiben ſollte. Zuerſt betrachtete ich die Bilder, die über dem Sofa an der Wand hingen. Es waren faſt lauter handgroße Kupferſtiche, Bildniſſe berühmter Männer aus dem Anfange des Jahrhunderts, alle in gleichen, mit ſchwarzem Papier überzogenen Rahmen. Beſonders zwei betrachtete ich mir genau, weil ich wußte, daß ihre Originale ſich dereinſt in der Gegend herumgehauen hatten. Es war der jugendliche Erzherzog Karl, der ſpätere Sieger von Aſpern, und der franzöſiſche Revolutionsgeneral Jourdan. Friedlich wie ein Brautpaar hingen ſie nebeneinander und ſahen ſich freundlich ins Geſicht.

Als ich mit meiner Bilderſchau zu Ende war, ſtützte ich den Kopf in die Hände und grübelte über die ſchwere Frage, was jetzt anzuſtellen ſei. Da zuckte mir der Gedanke durch den Kopf: „Wie wär's, wenn du dir des Pfarrers Turm einmal von innen betrachteteſt?“ Eine unbändige Luſt ergriff mich, den Gedanken auszuführen. Einen Augenblick ſpäter ſtand ich klopfenden Herzens zwiſchen den Pulten. Mit wollüſtigem Grauſen malte ich es mir aus, wie es wohl ſein würde, wenn der Hausherr jetzt zur Thüre hereinkäme, und ſchlürfte den berauſchenden Duft des ſtarken Tabaks ein. Dann ſah ich mich in dem engen Raume um. Da war denn nun freilich gar nichts Beſonderes zu ſehen. (Fortſetzung folgt.)

## Der Scheintod.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

Wohl keine Sekunde vergeht, darin nicht ein Menſchenauge für immer bricht, ein anderes darüber in Thränen ſchwimmt. Regungslos, ſtarr und kalt ruhen die Glieder, ſtill ſteht das Herz, erloſchen ſehen wir des Auges Glanz. Die Seele iſt entflohen, zu Staub und Aſche wird, was von Staub und Aſche herſtammte.

Wer einmal eine Leiche vor Augen bekommen, dem iſt das Bild des Todes unvertilgbar ins Gedächtnis geprägt. Eine gewaltige, nicht zu überbrückende Kluft gähnt — ſo ſcheint es — zwiſchen Sein und Nichtſein. Und doch gibt es einen ſchmalen, oft freilich ſchwer erkennbaren Steg zwiſchen beiden, einen Übergangszuſtand, in welchem die Grenzen des bekannten und des unbekannten Landes unmerkbar ineinander verſchwimmen. Wer ſagt uns, wo das Leben aufhört und der Tod anfängt? Darf man behaupten, daß das Schwinden der Lebenserſcheinungen ſich deckt mit dem des Lebens? Bichat, der große Lebensforſcher, ſagt: „Das Individuum lebt manchmal innerlich noch mehrere Tage, während es äußerlich zu exiſtieren aufgehört hat. Da die Unterbrechung der äußeren Lebensphänomene ein faſt immer unzuverläſſiges Zeichen für den wirklichen Tod iſt, ſo kann man den Eintritt des letzteren nur nach dem Erlöſchen der Phänomene des inneren Lebens annehmen.“ Ob tot, ob lebendig? iſt oft ſchwer zu entſcheiden. Wie häufig borgt ſich der Tod die Maske des Lebens! Das ganze Äußere des Verſchiedenen zeigt dann ein ſo ruhiges, unverändertes Anſehen, die Züge ſind ſo ſprechend, ſo wohlerhalten, daß man eher an einen friedlichen irdiſchen, als an den ewigen Schlaf denken möchte. Umgekehrt ſcheint oft jede Spur des Lebens vernichtet, während der göttliche Funke noch verborgen im Innern glimmt und nur des weckenden Hauches bedarf, um neu zu entflammen.

Dieſer keineswegs ſo ſelten (nach einigen Autoren bei je 2000 Sterbefällen einmal) vorkommende Zuſtand wird Scheintod genannt und ahmt den wirklichen nach durch den völligen Verluſt der Bewegungsfähigkeit, des Herzſchlages und des Atemholens, faſt immer auch des Bewußtſeins. Nur höchſt ſelten bleibt dieſes erhalten, und der ſcheinbar Tote hört und vernimmt dann alles um ſich her, ohne auch nur mit den Wimpern zucken oder ein Wort ſprechen zu können.

Den Scheintod finden wir beſonders häufig bei Neugeborenen und plötzlich (durch Erfrieren, Ertrinken, Blitzſchlag, Erhängen, Erſticken durch Gaſe) Verunglückten, zuweilen auch bei Cholera, Blattern und Typhus, ſowie bei ſolchen Krankheiten, die mit ſchweren Erſchütterungen des Nervenſyſtems (Ohnmachten, Krämpfen, Delirien, hyſteriſchen Zufällen) verlaufen.

Das Schickſal eines Scheintoten kann nun ein verſchiedenes ſein: er kann erſtens (zumal bei Unterlaſſung von Rettungsmaßregeln) aus dem ſcheinbaren in den wirklichen Tod verfallen, doch glücklicherweiſe noch über der Erde; er kann zweitens von ſelbſt oder durch Kunſt rechtzeitig wieder zu ſich kommen, oder drittens zu ſpät — im Grabe erwachen. Gibt es etwas Furchtbareres, als da unten, tief unter der Erde, die keinen lebend wiedergibt, zum Leben zu erwachen, aber zugleich mit der zweifelloſen Gewißheit, im feſtgeſchloſſenen Schrein unter den Qualen der Todesangſt, des Hungers und der Erſtickungsnot langſam zu ſterben? Mit Vorliebe daher haben die Verfaſſer von Schauerromanen ſich dieſes ſchrecklichen aber wohlfeilen Stoffes bemächtigt, welcher ja allezeit für gewiſſe Leſer einen eigentümlichen Kitzel beſitzt. Regelmäßig alle paar Monate wird uns eine derartige Mär, ähnlich der Seeſchlange in den Hundstagen, in den Zeitungen aufgetiſcht, mit allen Zuthaten graulicher, anſcheinend ſicher beglaubigter Einzelheiten. Meiſt freilich begeben ſich dieſe Räubergeſchichten weit hinten in einem ungariſchen Komitat, in der Polackei oder Weſtrußland; nur höchſt ſelten ſpielen ſie auf einem civiliſierten Schauplatze, oder gar in Deutſchland ſelbſt. Es iſt aber doch merkwürdig, daß da bei näherer Nachforſchung ſich meiſt alles in Dunſt auflöſt und an dem ganzen Spuk kein wahres Wort iſt! In der neueren Zeit wenigſtens, wo man die garſtige Gewohnheit hat, allen Dingen auf den Grund zu gehen, und die Mühe nicht ſcheut, bei der Ortspolizei nachzufragen, hat faſt noch niemals eine Erzählung vom Lebendigbegrabenwerden ſich beſtätigt. Und wie kommt es denn, daß in den zahlreichen, mit allen Vorkehrungen gegen dieſes ſchauderhafte Geſchick ausgeſtatteten Leichenhallen, ſolange dieſelben beſtehen, noch kein einziger Fall von Wiederaufleben geſchehen, die Glocke in der Hand des Aufgebahrten ſtets ſtumm geblieben iſt?

Es ſind als Beweiſe für das Vorkommen des Lebendigbegrabens gewiſſe Befunde bei Räumungen von Kirchhöfen angeführt worden. Man will Leichen mit in die Arme eingebiſſenen Zähnen, gleichſam daran nagend, gefunden haben. Schon möglich; denn die Kraft eingeſchloſſener und explodierender Verweſungsgaſe kann ſehr leicht innerhalb des Sarges eine veränderte Körperlage herbeiführen. Im übrigen ſind Totengräber zwar ehrenwerte Männer, doch möchte ich trotzdem bei ihren Ausſagen nicht gerade auf jedes ihrer Worte ſchwören. Gruſelmären aus ſolcher Quelle oder auf Hörenſagen beruhende darf man nicht buchſtäblich nehmen. Dasſelbe Mißtrauen aber haben wir auch den Berichten aus vergangenen Jahrhunderten, einer Zeit, wo von einer unbefangenen Beobachtung und nüchternen Kritik noch keine Rede war, wo ſelbſt von Ärzten die fabelhafteſten Dinge geglaubt und verbreitet wurden, entgegenzuſetzen.

Nur vor thatſächlich feſtgeſtellten, von einwandfreien Zeugen ſelbſt geſehenen und beglaubigten Fällen wird unſer Zweifel ſich beugen müſſen. Einige wenige derſelben ſind auch vom ſtreitbarſten Skeptiker nicht anzutaſten. Der auch ſchriftſtelleriſch um die Mitte des vorigen Jahrhunders thätig geweſene Abbé Prévoſt d'Exiles, Abt von Chantilly, wurde auf einer Fußreiſe im Walde von einem Schlagfluſſe befallen, von Bauern gefunden und anſcheinend leblos nach dem nächſten Dorfe gebracht. Der Pfarrer ließ den ihm völlig Fremden nach der Kirche ſchaffen und machte von dem Falle beim Gericht Anzeige, welches die Leichenöffnung anordnete. Der mit dem Geſchäft beauftragte Wundarzt verrichtet ſein Werk nur allzugut: ſeine Schnitte erwecken das Leben und vernichten es zugleich; der tödlich Verletzte hat nur noch die Kraft zu einem lauten Aufſchrei und ſtirbt dann ſofort infolge der Wunden ſeiner eignen Leichenöffnung. Glücklicher war der Kardinal Espinoſa, der noch mit eigner Hand das Meſſer ergreifen konnte, mit welchem der Wundarzt ſeine Bauchhaut geöffnet hatte. Noch zahlreicher ſind die bewieſenen Fälle von ſolchen, die bereits auf der Bahre oder im Sarge durch beſondere Zufälle vor der Beerdigung gerettet wurden. Vor dem Tribunal zu Nantes kam im Jahre 1842 ein ſeltſamer Rechtsſtreit zur Verhandlung. Ein Mann, deſſen Tod feſtgeſtellt worden war, wurde in den Sarg gelegt und ein Geiſtlicher zur Abhaltung der Trauerfeier herbeigeholt. Allein während derſelben erlangt der Totgeglaubte das Bewußtſein. Der Prieſter fordert ſpäter von ihm ſeine Gebühren und Erſtattung der gemachten Auslagen; der Wiedererſtandene verweigert jedoch die Zahlung, da er zur Feier keinen Auftrag erteilt habe. Welches Urteil der Salomo von Nantes gefällt, wird von unſerer Quelle verſchwiegen.

Allein möge man ſelbſt alle hier einſchlägigen Beiſpiele und Berichte für nichtig und beweisunkräftig erklären — angeſichts der Unmöglichkeit, in gewiſſen Stadien des Todes denſelben vom Scheintode zu unterſcheiden, wird man die Möglichkeit verhängnisvoller Irrtümer und die Notwendigkeit, ſtaatlicherſeits denſelben nach Kräften vorzubeugen, nicht beſtreiten dürfen.

Betrachten wir die Veränderungen am menſchlichen Körper, welche die Auflöſung zuwege bringt, etwas näher. Mit dem Eintritte des Todes erlöſchen alle körperlichen und geiſtigen Thätigkeiten des Organismus; das Gehirn und die Sinne nehmen nichts wahr; das Herz ſchlägt nicht, die Lunge atmet nicht mehr, die Haut erkaltet und verhält ſich ſtumpf auch gegen die ſtärkſten Reize. Acht bis zwanzig Stunden nach dem Tode beginnt die mehrere Tage andauernde Leichenſtarre, wobei die Muskeln ſteinhart und die Gelenke ſteif und nur mit Gewaltanwendung biegſam werden. An den abhängig gelegenen Teilen bilden ſich durch mechaniſche Stauung und Senkung des Blutes rotviolette Flecke (Totenflecke) von verſchiedenem Umfange, beſonders am Rücken und an den Schenkeln; das Auge wird weich, die Hornhaut trübe. Die Körperwärme ſinkt weit unter die des Lebens; das in den Maſtdarm eingeführte Thermometer zeigt nur 27° C., alſo $10^{1}/_{2}$ weniger. Das geſamte Muskelfleiſch plattet ſich an den Stellen, mit welchen die Leiche aufliegt, ab. Um den zweiten Tag macht ſich der Leichengeruch deutlich bemerkbar. Zuletzt zeigen ſich die Spuren der Fäulnis durch mehr oder minder weit verbreitete grüngelbliche Flecken, namentlich am Unterleibe und an den Oberſchenkeln; dies geſchieht manchmal bereits im Laufe des zweiten Tages, zuweilen aber beträchtlich ſpäter.

Unter allen dieſen Todesmerkmalen ſind die durch die Verweſung verurſachten, zu denen auch die Erweichung und Trübung der Augäpfel gehören, die untrüglichſten. Denn die Leichenſtarre kann auch durch Starrkrampf, Totenflecke wenigſtens dem Laien durch beigebrachte äußere Verletzungen vorgetänſcht werden. Auch das bleiche, totenähnliche Anſehen, die Bewußt- und Regungsloſigkeit, der auch durch das Hörrohr zu erweiſende gänzliche Stillſtand des Herzens und der Lungen, die Kühle der Haut beſtätigen noch nicht unumſtößlich die Gewißheit des Todes. Man hat Erfrorene, die anſcheinend völlig leblos waren, noch nach 12—15 Stunden, Ertrunkene nach voll zweiſtündigem Aufenthalte im Waſſer, und nachdem ſie vier Stunden lang kein Lebenszeichen von ſich gegeben hatten, gerettet und völlig wiederhergeſtellt. (Pappenheim, Handbuch der Sanitätspolizei, S. 631.) Ähnliches iſt auch bei Erhängten mehrfach vorgekommen.

Trotz vielfacher Verſuche iſt es der Wiſſenſchaft bis jetzt noch nicht gelungen, ein ſicheres Zeichen dafür, ob in einem Körper, der noch nicht die Merkmale eines längeren Totſeins an ſich trägt, das Leben gänzlich erloſchen ſei, zu ermitteln. Die Oberſchenkel eines Gerichteten zuckten noch drei Stunden nach der Enthauptung ſehr kräftig. Das Aufträufeln von Siegellack und Einreiben von Senfſpiritus braucht bei einem Scheintoten, wenn die Haargefäße der Haut ſehr blutarm ſind, nicht immer Rötung derſelben hervorzubringen; auch daraus, daß bei einem angeſtellten Aderlaß keine oder nur wenige Blutstropfen ausfließen, kann noch nicht unbedingt auf Tod geſchloſſen werden. Etwas mehr Gewißheit gewährt das feſte Umwickeln eines Fingergliedes mit einem Zwirnsfaden; zeigt ſich die Stelle unterhalb der Umſchnürung infolge der Zurückdrängung des Blutes gerötet, ſo ſpricht dies für vorhandenes Leben. Doch möchte aus der Abweſenheit dieſes Zeichens nicht umgekehrt der Schluß auf Eintritt des Todes zu ziehen ſein. Als einzig beweiskräftige Todesmerkmale werden demnach nur die Weichheit und Trübheit des Augapfels, die ſachverſtändig erkannten Totenflecke und die durch Geruch und grüngelbliche Färbung ſich äußernde Verweſung gelten können — Symptome, die leider manchmal auf ſich warten laſſen.

Sowie der Kranke ſeinen letzten Atem ausgehaucht hat, erwächſt den Angehörigen die Sorge, den Leichnam unter die Erde zu bringen. Vielleicht ſchon in der nächſten Stunde geht der Vater oder die Mutter, wohl auch nur ein Verwandter oder Freund aufs Standesamt, um das Ereignis anzuzeigen. Nur in ſehr wenigen Ländern und Großſtädten iſt noch ein beſonderer ärztlicher Totenſchein erforderlich. Der Staat verlangt nur noch eine dreitägige Friſt bis zur Beerdigung und glaubt ſich damit jeder weiteren Pflicht gegen den Verſchiedenen enthoben. Im übrigen gilt X. für ihn als tot.

Und warum nicht, wenn auch die Hinterbliebenen ſich beſcheiden und den Tod für völlig feſtgeſtellt erachten? — Gewiß iſt es ja auch höchſt unwahrſcheinlich und kommt vielleicht nicht vor, daß jemand in den Schoß der Erde gethan wird, der noch nicht hineingehört. In den allermeiſten Fällen verrichten ja die chemiſchen und phyſikaliſchen Kräfte ihr Werk an der Leiche ſo früh und ſo gründlich, daß dieſe die Beſtattung gebieteriſch von ſelbſt fordert. Allein wenn bei Millionen und aber Millionen dem Grabe ſeine Beute mit Recht gebührt, kann dann nicht, bei den gegenwärtigen Einrichtungen, auch einmal das Gegenteil geſchehen? Und wer von uns iſt ſicher, daß es nicht ihn trifft? Sollte es für dieſen einen und ſeine möglichen Nachfolger keinen Schutz dagegen geben? Welche Anſtalten und Vorkehrungen kennt man gegen dieſes ſchrecklichſte aller Schickſale?

Mit Feuereifer predigte vor hundert Jahren Hufeland den Kampf gegen den Scheintod. In dem Inſtitute der Leichenhallen erblickte er die ſicherſte Rettung vor dem Lebendigbegrabenwerden. Würde auf jedem Kirchhofe eine ſolche mit allen Wiederbelebungsmitteln ausgerüſtete Anſtalt errichtet, ſo könnte jenes furchtbare Verhängnis niemals ſtattfinden. In Weimar wurde die erſte Leichenhalle erbaut, bald folgte eine Anzahl größerer Städte. Wie kommt es indes, daß der menſchenfreundliche Gedanke im ganzen doch ſo ſelten zur That geworden iſt? Der ſchlimmſte Feind der Leichenhallen war unſtreitig die Thatſache, daß ihre Notwendigkeit ſich bis jetzt noch durch kein Beiſpiel ſchlagend erwieſen hat. Wäre in den vielen Hallen während eines ganzen Jahrhunderts auch nur ein einziger Scheintoter wieder zum Leben erwacht, die Häuſer wären wie Pilze aus der Erde geſchoſſen. Ein anderer hinderlicher Umſtand war die verhältnismäßige Koſtſpieligkeit der Hallen. Wo ſollte ein kleines, ärmliches Dorf oder Städtchen die zum Bau und Inſtandhalten derſelben und zur Beſoldung geſchulter eigner Wärter erforderlichen Summen auftreiben? Endlich war auch der Zuſpruch der Hallen ein keineswegs ſehr ausgedehnter; die Verwandtenliebe trennt ſich ſo ſpät wie möglich von dem teuren Entſchlafenen, ſie wähnt ihn noch für lebend, ſolange er in ihrer Nähe weilt, ſie entläßt ihn erſt in der letzten Minute. Läßt ſich einem ſo tief in der menſchlichen Natur wurzelnden Gefühle ein Zwang auferlegen? — Die Benutzung der Leichenhallen als Pflicht würde demnach ſchon an der Pietät der Hinterbliebenen ſcheitern.

Wohl aber beſitzt der Staat ein anderes leichtes Mittel, die Beerdigung vor feſtgeſtelltem Tode zu verhüten, ein Mittel, zu dem er das Recht ſowohl wie die Pflicht hat. Kann die gegenwärtig bei uns gehandhabte Art und Weiſe der Todesbeurkundung für eine genügende, des Staates würdige erachtet werden? Nimmermehr! Kein Menſch in Preußen iſt davor geſchützt, lebendig in die Grube zu kommen. In Dingen von oft nur geringfügigem Geldeswert läßt der Staat ſich vielfach Gutachten von mehreren Sachverſtändigen erteilen, in der wichtigſten Angelegenheit des Menſchen, in der Stunde, wo es ſich um Sein oder Nichtſein handelt, verläßt er ſich auf die Anzeige eines oft ganz beſchränkten und unwiſſenden Menſchen, deſſen Urteil unter Umſtänden wirklich zum Todesurteil werden kann!

Nicht lange mehr wird ſich das Reich gegen die Einführung einer Leichenſchau durch angeſtellte Sachkundige als einer unabweisbaren Ergänzung des Civilſtandgeſetzes ſträuben können! Was in England, Holland, Belgien, Öſterreich, Bayern, Württemberg, Heſſen, Baden möglich war, wird auch in Preußen und den anderen Ländern des Deutſchen Reiches nicht ſchwer werden. Bereits im Jahre 1880 hat der Verein deutſcher Lebensverſicherungsgeſellſchaften dem Kanzler die Notwendigkeit einer obligatoriſchen Leichenſchau vorgeſtellt. Welche Schwierigkeit hat dieſelbe? In den Ortſchaften, die mit Ärzten verſehen, ſind dieſe die geborenen Sachverſtändigen. Auf dem Lande wird es nirgends an einem verſtändigen Manne fehlen, welcher nach praktiſcher ärztlicher Unterweiſung und Prüfung dem Amte als Totenſchauer gewachſen iſt. Keine ſtandesamtliche Eintragung ins Sterberegiſter ohne Totenſchau und -Schein! Kein Totenſchein ohne eidesſtattliche Verſicherung, daß die Leiche ſämtliche Merkmale der Verweſung (fauliger Geruch, Totenflecke, grünliche Färbung) an ſich trägt! Keine Beerdigung vor dem Eintritte der Verweſung!

Der Ruf nach Erlaß einer deutſchen Leichenſchauordnung iſt ein ſo gerechter und billiger, daß ſeine Erfüllung nicht lange aufgeſchoben werden kann.

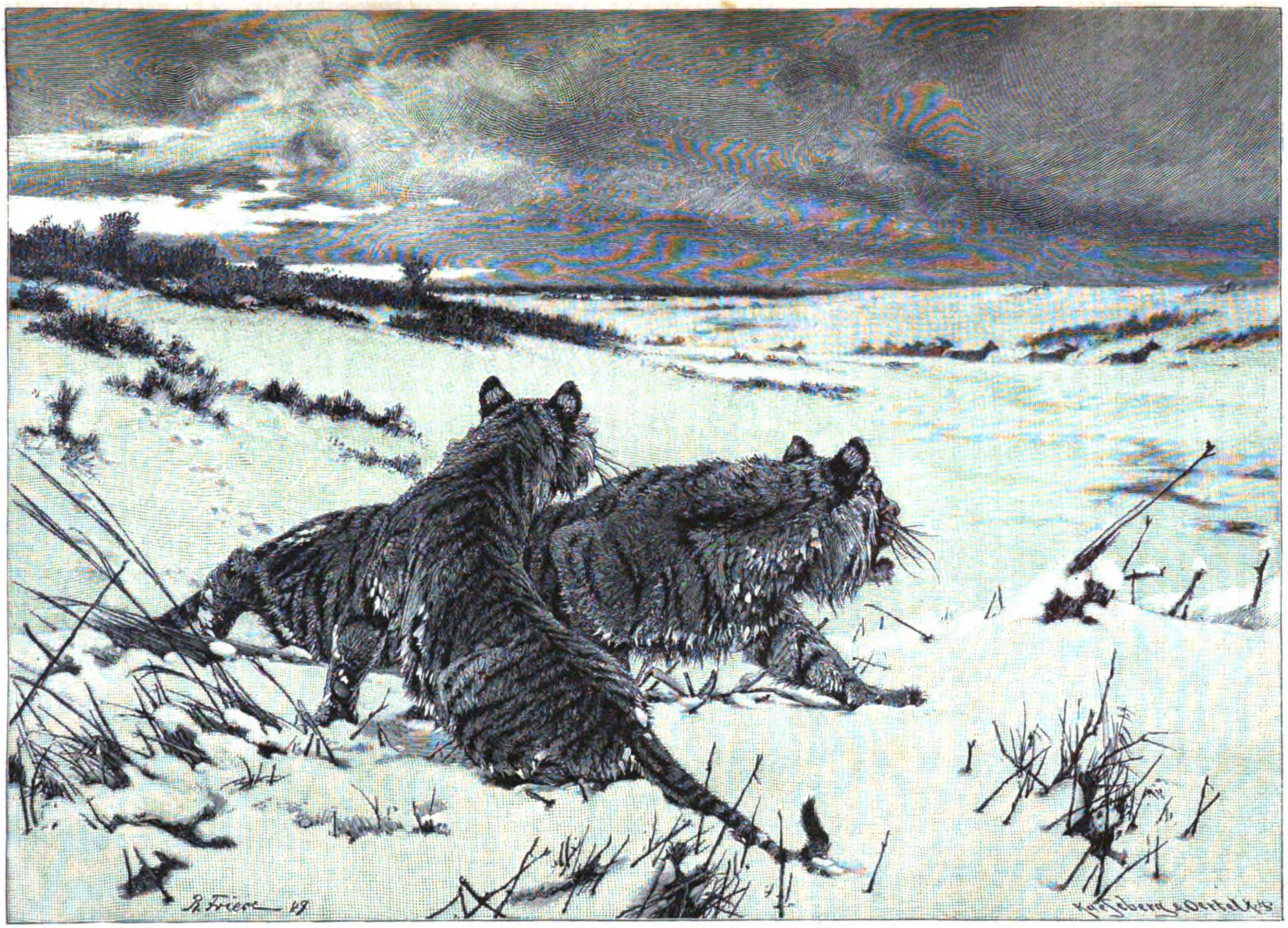
## Tiger im Schnee.

(Zu dem Bilde auf S. 9.)

Von William Marſhall. (Abdruck verboten.)

„Tiger im Schnee?“ wird mancher Leſer des Daheim ausrufen, „ja, wenn ſie vielleicht aus einer Menagerie ausgebrochen ſind — aber ſonſt —“

Und man kann niemand dieſen Zweifel verargen, ſind wir doch gewohnt, in Papageien, Affen, Löwen und Tigern recht eigentlich tropiſche Tiere zu ſehen. Freilich, wie die moderne Forſchung, welche ſich für die Verbreitung der Geſchöpfe genau ſo gut wie für ihre ſonſtigen Lebenserſcheinungen und ihren Bau intereſſiert, nachgewieſen hat, befinden wir uns dabei in großem Irrtume. Papageien kamen noch im vorigen Jahrhundert in Amerika nördlich bis an die Südufer der großen Seen vor, wo ſie allerdings längſt ausgerottet ſind,


R. Frieſe 89
Kaeſeberg & Oertel X.A.

Tiger im Schnee auf der Lauer. Gezeichnet von R. Frieſe.

und finden ſich ſüdlich bis zur Magelhaensſtraße und auf der Oſthalbkugel der Erde bis zu den Macquarininſeln jenſeits des 54° ſüdlicher Breite.

Affen nähern ſich allerdings den Polen nicht ſo ſehr. Die nördlichſten Formen werden in Aſien ungefähr unter dem Breitengrade von Alexandrien angetroffen, denn die europäiſche Kolonie auf Gibraltar ſtammt höchſtwahrſcheinlich von eingeführten, verwilderten Afrikanern her. Aber trotzdem läßt ſich nachweiſen, daß ſie kältere, ſelbſt recht kalte Klimate ſehr gut aushalten können. Jene beiden nördlichſten aſiatiſchen Formen ſind nämlich von dem eifrigen franzöſiſchen Miſſionar Père David in den höchſten Bergen Oſttibets entdeckt, wo ſie, den Einflüſſen eines monatelangen ſtrengen Winters unterworfen, mitten im Schnee ihr Weſen treiben. Die eine Form iſt ein Makak, die andere aber eine höchſt merkwürdige Art von Naſenaffen (Rhinopithecus roxellana), deren nächſter Verwandter zwar auf dem heißen, fruchtreichen Borneo angetroffen wird, aber trotzdem nicht unerheblich kleiner iſt. Beide jene nördlichen Arten zeichnen ſich durch einen ſehr dicken Pelz aus.

Der Löwe hat wahrſcheinlich noch mit dem Menſchen zuſammen in Deutſchland gelebt, und zu den Zeiten des Herodot, ja des Ariſtoteles hauſten einzelne noch in Thrakien und Akarnanien. Teils klimatiſche Veränderung, teils die zunehmende Zahl der Menſchen und die dadurch vermehrte Kultur, ſowie die zufolge dieſer Faktoren raſch ſtattfindende Abnahme der Nahrungsmittel haben ihn, wie ſo viele Tiere, verdrängt, ihn aber, den großen Fleiſchfreſſer, früher als andere, denn die mittlere Jahrestemperatur iſt ſeit den Tagen des Xerxes, deſſen Soldaten in Griechenland unter den Angriffen von Löwen zu leiden hatten, ſicher nicht heruntergegangen, ſondern wahrſcheinlich eher geſtiegen. Auch iſt nicht einzuſehen, weshalb der Löwe gegen ein rauheres, kälteres Klima empfindlicher ſein ſollte als ſein nächſter Vetter, der Puma, welcher auf dem ganzen Kontinent von Amerika, von Kanada bis Patagonien, alſo über ein Ländergebiet von 110 Breitengraden mit den allerverſchiedenſten klimatiſchen Verhältniſſen, überall vorkommt, wo er den Anſiedelungen des Menſchen nicht hat weichen müſſen.

Von ganz beſonders hervorragendem Intereſſe iſt die Verbreitung des Tigers, welche ſchon ſeit länger als hundert Jahren den Naturforſchern, und darunter Männern erſten Ranges, einem Pallas, Alexander von Humboldt, Ritter, Ehrenberg, Brandt u. a. m. Stoff zu lehrreichen Betrachtungen geboten hat und die ſchlagend zeigt, daß auch in der alten Welt große Raubtierarten ſich ſehr voneinander abweichenden klimatiſchen Bedingungen anzupaſſen vermögen.

Der Verbreitungsbezirk des Tigers iſt ein ungeheuer großer: von der Südküſte Javas, wo er namentlich auf der vorliegenden kleinen Inſel Ruſa Kambangan äußerſt häufig iſt, findet er ſich über Sumatra, Malaka durch ganz Hinter- und Vorderindien, fehlt indeſſen auf Borneo und wurde im vorigen Jahrhundert auf Ceylon ausgerottet. Weſtlich wird er in ganz Perſien und ſelbſt in Kurdiſtan angetroffen, früher trat er bis Tiflis, ja bis Derbent auf, und vor dreißig Jahren wurden im Lenkoraner Kreiſe an der Weſtſeite des Kaspiſchen Meeres jährlich noch zehn bis zwanzig Stück erlegt. Im vorigen Jahrhundert wurde er noch in Armenien am Ararat beobachtet und zur Zeit des Diodor in Meſopotamien bei Babylon und in Syrien. Am ſüdöſtlichen Ufer des Aralſees in den Schilfgebüſchen des Syr-Darja und Kuvan iſt er keine ganz ſeltene Erſcheinung, und Ende der fünfziger Jahre unſers Jahrhunderts hat hier einer, wie der ausgezeichnete Forſcher Severzow an Brandt mündlich mitteilte, einen ruſſiſchen Major gefreſſen. Von hier erweitert ſich die Grenze ſeines Vorkommens nach Norden über das Altaigebirge hinaus bis Barnaul am Ob unter 53° nördl. Br., in das Gebiet von Irkutsk, um den Baikalſee durch das ganze Amurland bis zu den ſüdlichen Abhängen des weſtlichen Teiles des Stanowoigebirges, wo er bei 55°, alſo unter der Breite von Apenrade oder Tilſit, die nördlichſten Punkte ſeiner Verbreitung erreicht. Daß er, wie Hagemeiſter angibt, bis in das Jakutsker Gouvernement, alſo bis gegen den 60° nördl. Br., vordringe, ſcheint mir ebenſo fraglich, wie die Mitteilung von Swinhoe, nach welcher er ſogar bis Petersburg vorgekommen ſein ſoll. In den Gebirgen geht der Tiger in beträchtliche Höhen, im Himalaya bis zur Schneegrenze; in der Mandſchurei iſt er beſonders häufig, aber auch in Korea, der Mongolei und vielen Gegenden Chinas wird er ſchon ſeines Pelzes halber eifrig gejagt, und chineſiſche phantaſtiſche Darſtellungen von ihm ſind durchaus nicht ſelten.

Man hat wohl geglaubt, jene nördlichen Tiger ſeien verſprengte Exemplare; doch iſt ſchon Humboldt dieſer Anſicht ſehr beſtimmt entgegengetreten, indem er es einfach für unmöglich erklärte, daß die Tiere aus wärmeren Ländern bloße Sommerexkurſionen bis zum 48., ja bis zum 53° n. Br. machten. In der That zeigen denn auch die ſibiriſch-mandſchuriſchen Tiger beträchtliche Verſchiedenheiten von ihren ſüdlicheren Vettern. Schlegel unterſchied drei Raſſen des Tigers: den ſundaneſiſchen, auf Java und Sumatra, den bengaliſchen, vom Feſtlande von Indien und im größten Teile Chinas, wenigſtens ſoll nach Swinhoe die dritte, eben die nördliche oder mandſchuriſche, ſchon bei Peking ihre Südgrenze erreichen. Dieſe Raſſe ſoll konſtant etwas kleiner ſein als die bengaliſche. Ein Exemplar, das Ehrenberg maß, war von der Schnauzenſpitze bis zur Schwanzwurzel $6\frac{1}{2}$ Fuß lang, ein anderes, von Swinhoe gemeſſen, hatte aber die reſpektable Länge (auch von der Schnauzenſpitze bis zur Schwanzwurzel) von 7 Fuß 8 Zoll.

Der Pelz der nördlichen Form zeigt nach den Jahreszeiten weit größere Verſchiedenheiten als derjenige der ſüdlichen. Im Sommer ſind die Unterſchiede zwiſchen beiden geographiſchen Raſſen weniger bedeutend als im Winter, doch iſt bei der mandſchuriſchen auch dann das Haar etwas länger, die Grundfarben ſind matter und die ſchwarzen Streifen zahlreicher, enger geſtellt und unbeſtimmter. Im Winter wird der Pelz auf dem ganzen Körper, mit Ausnahme des Geſichts, weit ſtärker und dichter, im Nacken entwickelt ſich eine Art Krauſe beſonders ſtarker Haare, und die Färbung zieht ins Weißlichgelbe.

Die Farben der Katzen und ihre Verteilungen bilden, wie die Tierfarben überhaupt, ein merkwürdiges, aber leider noch ſehr dunkles Kapitel, mit dem, beſonders ſoweit es Raubtiere betrifft, ſich Profeſſor Eimer eingehender beſchäftigt hat. Er nimmt an, daß die Zeichnung der Säugetiere urſprünglich eine längsſtreifige war, daß ſpäter die Längsſtreifen ſich in Flecken auflöſten und daß die Querſtreifung wieder aus einer Vereinigung der Flecken in der Richtung vom Rücken bis zum Bauche hervorgegangen wäre. Einfarbigkeit ſei der modernſte Zuſtand. Es iſt hier nicht der Ort, das Für und Wider dieſer Hypotheſe zu erörtern, darin wird aber Eimer jedenfalls recht haben, daß die Einfarbigkeit wenigſtens im Katzengeſchlechte erſt eine verhältnismäßig neue Errungenſchaft iſt, denn auch der junge Löwe und der junge Puma zeigen, das eine Individuum ſtärker als das andere, Spuren einer Querſtreifung. Dieſe Thatſache berechtigt uns zu der Annahme, daß die Ahnen dieſer Tiere einſt auch im Alter eine ähnliche Zeichnung beſeſſen haben wie jetzt die Jungen ihrer Nachkömmlinge oder wie der Tiger, welcher mithin betreffs ſeiner Färbung altertümlicher als der aſiato-afrikaniſche Löwe oder der Puma iſt.

Man hat die Farben der Katzen auf das Prinzip der Schutzfärbung zurückgeführt: die Tiere gleichen in ihrem Kolorit den Naturobjekten, mit und zwiſchen denen ſie leben, und es wird ihnen dadurch das Beſchleichen ihrer Beute leichter, da ja gerade ſie der Schutzfärbung, um Nachſtellungen von feindlicher Seite zu entgehen, wenig oder gar nicht bedürfen. Die Querſtreifung des Tigers ſollte die Farbenverteilung näher und ferner ſtehender, ſtärker und ſchwächer beleuchteter Schilfſtengel und Pflanzenruten der Dſchungeln, welche er ja ſo gern durchſchleicht und in denen er ſich ſo gern an ſein Wild anbirſcht, nachahmen. Der Löwe habe ſich in beſonderer Neuanpaſſung an ein Leben in der Wüſte und Steppe gewöhnt, infolgedeſſen ſeine urſprünglich geſtreifte, aber nicht mehr günſtige Färbung verloren und dafür das einfache matte Gelb des

Sandes oder verdorrten Graſes, wie ſo unendlich viel Wüſtenbewohner aus allen Tierklaſſen, angenommen. Der erwachſene Puma iſt zwar immer ungezeichnet, aber nach den Lokalitäten ſeines Vorkommens recht verſchieden gefärbt: in den Wäldern Kanadas iſt er rotbraun, wird nach Süden hin immer grauer, bis er in Patagonien eine faſt ſilbergraue Färbung annimmt.

Die Urſachen dieſer Unterſchiede beim Puma ſind nicht recht klar, ſo wenig wie die des Hellerwerdens des Tigers und vieler anderer Säugetiere und Vögel im Norden und beſonders im Nordoſten; vielleicht, ſogar wahrſcheinlich, daß eine Anzahl ganz verſchiedener Gründe zuſammenwirken und einander dabei in die Hand, um es ſo auszudrücken, arbeiten. Wenn wir ſehen, wie eine ganze Reihe von Tieren, Eisfüchſe, Hermeline, Eishaſen, Schneehühner, ſich in ihrer Färbung nach der Jahreszeit richten, im Sommer braun ſind, aber im Winter ein weißes Schneekoſtüm annehmen, das um ſo länger getragen wird, je länger der Winter an dem betreffenden Aufenthaltsorte dauert, ja, wie nördlichſte Formen ſtets weiß bleiben, ſo liegt es nahe, an eine ſchützende Färbung zu denken, welche einmal das Raubtier maskiert und es dem Auge ſeiner Beute entzieht, das andere Mal aber das ſchwache Geſchöpf ſeinen Feinden verbirgt. Vielleicht, daß auch Erſcheinungen aus dem Gebiete der Wärmeökonomie bei dieſem Hellerwerden der Hautgebilde ein Wort mit ſprechen; ein ſelbſtändig warmer weißer Körper wird zwar weniger Wärmeſtrahlen aus dem umgebenden Medium aufnehmen als ein ſchwarzer, er wird dafür aber auch noch weniger abgeben, iſt alſo, wie namentlich in der langen Polarnacht, die Menge äußerer Wärmeſtrahlen gering, ſo wird er einem dunklen gegenüber im Vorteile ſein.

Der Tiger iſt offenbar ein verhältnismäßig ſchon alter Eindringling in jene nordiſchen Gegenden, welcher im Winter ein der Dichtigkeit und Farbe nach eignes Kleid bekommt, und es iſt nicht undenkbar, daß er im Laufe der Zeiten einen ganz weißen Winterpelz erhalten wird. Auch ſonſt hat er ſich an die dortigen klimatiſchen Verhältniſſe trefflich angepaßt und wandert im Winter nicht weg, ſondern erträgt während zwei bis drei Monaten und oft länger eine Kälte von 20—25° C. und fühlt ſich, wenn er nicht zu hungern braucht, äußerſt wohl dabei. Ja, Swinhoe berichtet von ihm, daß er ſich, wie das viele nördliche Tiere thun, während der größten Kälte in den Schnee eingrabe. Auch widerſpricht es dem Einfluſſe eines kälteren Klimas nicht, daß, wie Carl Dode beobachtet hat, ſein Charakter am Amur viel weniger grauſam als derjenige der bengaliſchen Raſſe iſt, daß er den Menſchen nicht angreift, flieht, wenn er verfolgt wird, und ſich bloß verteidigt, wenn er tödlich verwundet iſt.

Es iſt übrigens eine merkwürdig gemiſchte Geſellſchaft von Organismen, welche ſich im ſüdöſtlichen Sibirien und im Amurlande zuſammenfindet: hochnordiſche Tier- und Pflanzengattungen, andere, welche lokale Repräſentanten ſelbſt von Raſſen mitteleuropäiſcher Arten ſind, und drittens indiſche Formen. So jagt der Tiger, welcher in Sumatra den Tapir beſchleicht, hier das Renntier, und einige prachtvolle Schmetterlinge aus tropiſchen Familien und mit tropiſchem Vorkommen fliegen mit borrealen Apollofaltern über die Alpenroſen. Ähnlich ſah es vielleicht bei uns aus im Beginn der Quaternärzeit, als der Höhlenlöwe ſich von den jetzt hochnordiſchen Moſchusochſen und Elentieren nährte und die Höhlenhyäne ſcheu das langhaarige, im Todeskampfe ſich wälzende Nashorn umſchlich.

Aus manchen Thatſachen ergibt es ſich mit Wahrſcheinlichkeit, daß früher verſchiedene Formen oder Arten von Höhlenlöwen nebeneinander und neben anderen gewaltigen Raubtieren aus dem Katzen- und Bärengeſchlechte in Deutſchland gewohnt haben, und die Thatſache, daß dies möglich war, ſpricht für den einſtigen ungeheuren Wildreichtum unſers Vaterlandes. Vielleicht, daß damals die Ahnen des Tigers und des Löwen, welche recht gut in den mit den gemeinſamen Namen „Höhlenlöwen“ bezeichneten Formen der Quaternärzeit ſtecken können, gemeinſam in Mitteleuropa und einem großen Teile von Aſien hauſten. Durch großartige klimatiſche Veränderungen, ſowie durch die dieſen zufolge eingetretene teilweiſe Vernichtung der Wälder und der Beutetiere, welchen ſpäter die Verfolgungen ſeitens des Menſchen thatkräftig zur Seite ſtanden, mögen jene großen Katzen aus Europa vertrieben ſein, und Tiger und Löwen teilten ſich gewiſſermaßen in die Herrſchaft der übrigen alten Welt: der Tiger nahm den Oſten, Aſien, der Löwe den Weſten, Afrika, und nur an im Verhältnis zu den ungeheuren Verbreitungsbezirken beider Arten wenigen und klein zu nennenden Stellen finden ſich beide Formen nebeneinander, nämlich in Perſien und Vorderindien, während das ganze ungeheure Afrika dem Löwen allein verblieb. Es ſcheint aber, daß der König der Tiere einen weniger guten Kampf um das Daſein kämpft als der energiſchere, gewandtere, liſtigere Tiger, denn jener iſt in hiſtoriſcher Zeit an weit mehr Orten ausgerottet, an anderen ſelten geworden als dieſer, der es verſtanden hat, ſich ſtellenweiſe mitten in alten Kulturländern, wie in China, und gegen Verfolgungszüge, wie die von den Engländern ſeit Jahrhunderten in Indien häufig unternommenen, zu behaupten. Die große Schmiegſamkeit des Tigers ſpricht ſich aber gewiß nicht am wenigſten darin aus, daß er ungeſtraft ſowohl unter Palmen in heißer Sumpfluft wandelt, wie in beſchneiter Steppe bei eiſigem Nordoſtwind auf der Lauer liegt.

---

## Der Geburtstag der Freiheitskriege.

(Zu dem Bilde auf S. 12 u. 13.)

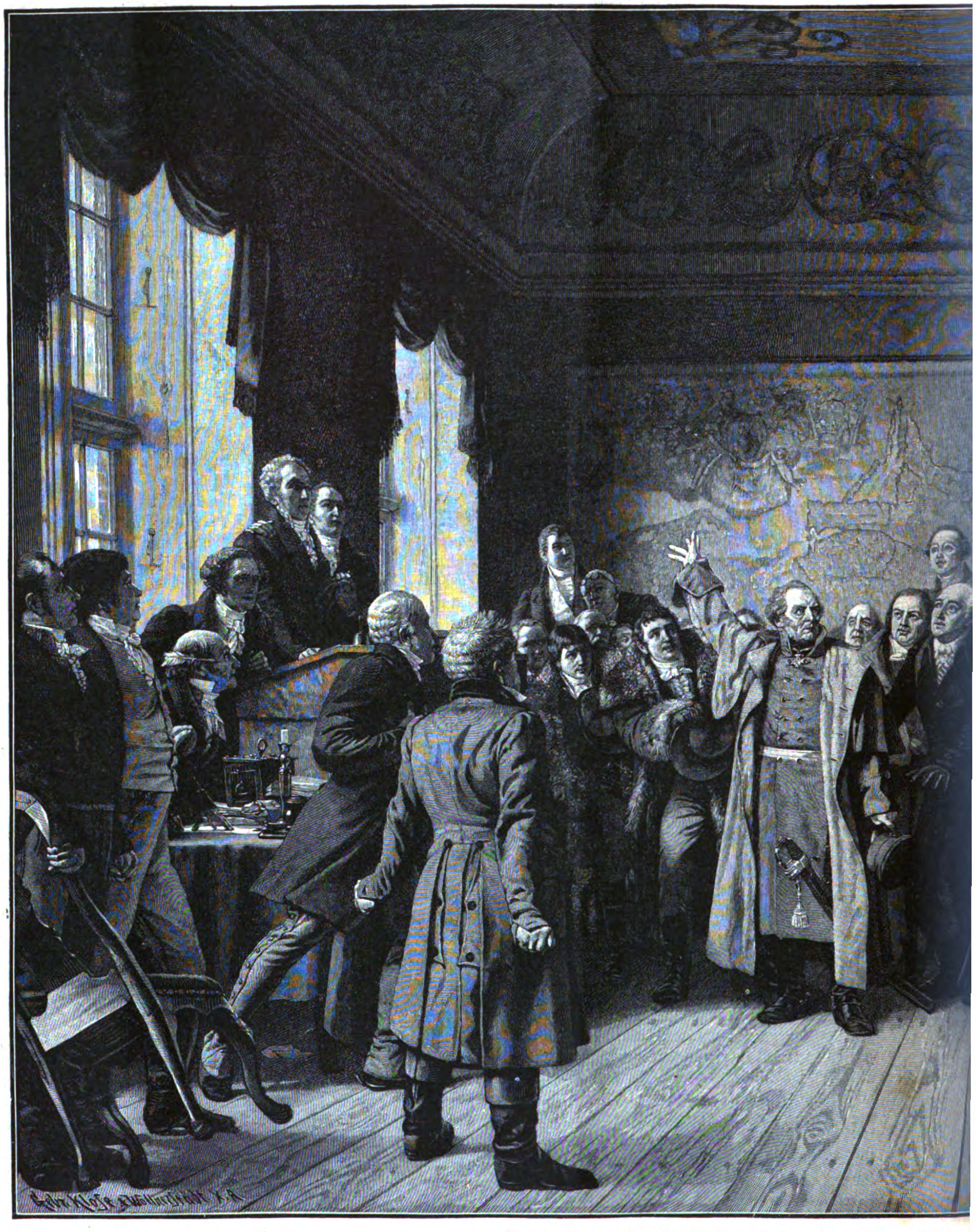
Von Th. H. Pantenius. (Abdruck verboten.)

Das waren ſturmbewegte Tage für Oſtpreußen, die Januartage des großen Jahres 1813! So wilde Wetter auch über das alte Ordensland im Laufe der Jahrhunderte hingebrauſt waren, ſo bis ins Innerſte hatte keins die Seelen der Menſchen aufgewühlt, wie der Anblick, der ſich dieſen jetzt alltäglich bot. Auf allen Straßen, auf allen Pfaden ſchwankten fremde Männer einher, hohläugig, die Leiber gehüllt in allerlei Lumpen, von denen mancher noch erblindete Goldtreſſen zeigte. Das waren die Reſte jener „großen Armee,“ die vor einem halben Jahre über das ausgeſogene Land hingezogen war wie ein Heuſchreckenſchwarm. Über das ausgeſogene Land, denn ſchon vorher, nach der unſeligen Schlacht bei Jena, waren die Fluren von den Roſſen franzöſiſcher und ruſſiſcher Reiter in Angriff und Flucht zerſtampft worden. Dann folgten der Tilſiter Friede und die Kriegskontributionen. An ein Wiederaufrichten des Zerſtörten war nicht zu denken, und was nicht ſehr feſt ſtand, fiel. Drei Viertel aller Güter ſtanden ſchon 1810 unter Sequeſter. Weite Strecken Acker lagen unbeſtellt da, das Vieh verfiel dem Schlachtbeile, weil es an Futter fehlte. Und doch zog 1812 eine halbe Million fremder Krieger durch das Land, eine Armee, äußerlich glänzend, aber zuchtlos und frech. Was fragte ſie danach, daß ſie ſich noch in Freundesland befand! Sie nahm, was noch zu nehmen war. Mehr als 26 500 Wagen, 79 000 Pferde ſchleppte ſie widerrechtlich mit ſich fort.

Und jetzt fluteten ihre Reſte zurück, ein Haufen Jammergeſtalten, welche die Ruſſen vor ſich hertrieben wie der Wolf die Lämmer.

Am 21. Dezember 1812 berichtete der Oberpräſident von Auerswald nach Berlin: „Nach dem Rapport ſind in Königsberg noch befindlich: 255 Generale, 699 Obriſte, 4412 Kapitäns und Leutnants, 26 590 Mann Unteroffiziere und Gemeine, faſt alle in erbärmlichem Zuſtande. Das Angeſpann der Provinz wird durch die ungeheure Anzahl von Fuhren, die von allen Seiten her requiriert werden, jetzt völlig zu Grunde gerichtet.“

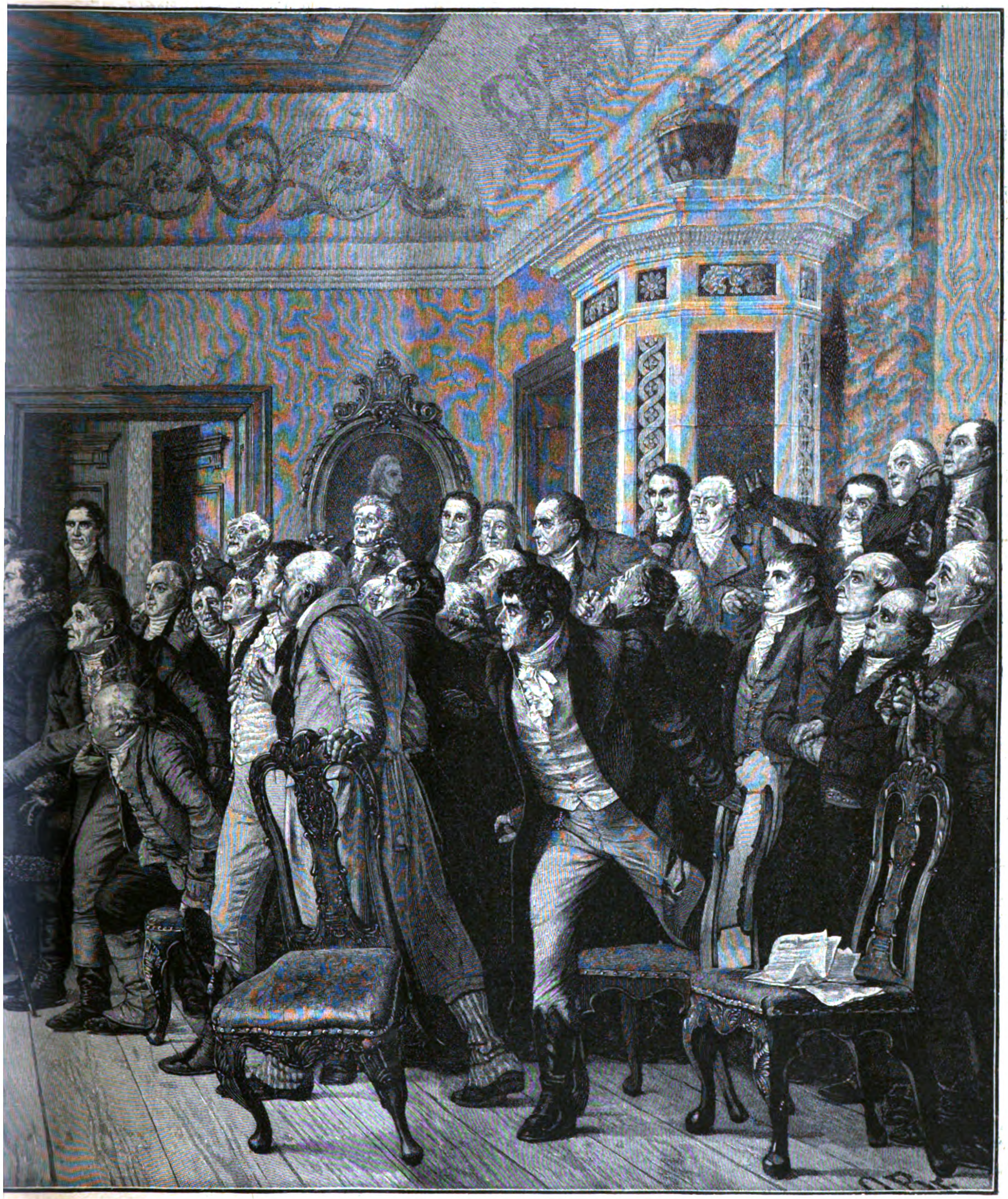
Dieſe Flüchtlinge, die noch als ſolche „zu Grunde richteten,“ waren offiziell Freunde, in Wahrheit aber jene Franzoſen, die das Preußen Friedrichs des Großen zerſchlagen. Wo ſollte man ſie bitterer haſſen als in der Provinz, die dem einſt ſo herrlichen Bau den Namen gegeben! War es nicht natürlich, wenn in der Volksſeele ſich der Wunſch regte, über dieſe in doppeltem Sinne Elenden herzufallen und ſie niederzuſchlagen, Mann für Mann. Sollte man ſie ruhig fortziehen, ſich wieder zu einem gewaltigen Heere ſammeln laſſen? Frei-



General von Yorks Anſprache an die oſtpreußiſche

Nach dem Gemälde von O. Brauſewetter. Im

(Mit Genehmigung de



nde am 5. Februar 1813 im Ständehauſe zu Königsberg.
er Provinz Oſtpreußen. (Vgl. die Erklärung auf S. 14.)
aphiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

lich der König hielt noch am Bündnis mit den Franzoſen feſt, aber war der König, umlagert von den Franzoſen wie er war, Herr ſeiner Entſchließungen? Und wenn er es nicht war, galt es dann nicht, Land und König zu befreien auch gegen des letzteren Willen?

Aber wie ſtand es mit der preußiſchen Armee? Sie war nicht zahlreich, ſie beſtand aus kaum 20 000 Mann, aber ſie war der einzige Heeresteil, der noch unerſchüttert in feſtem Verbande ſtand. Warf ſie ſich jetzt den ebenfalls aufs äußerſte geſchwächten Ruſſen entgegen, ſo konnten die Franzoſen ſich wieder ſammeln. Kehrte ſie die Waffen gegen den Franzmann, ſo war Oſtdeutſchland für ihn verloren.

Seit dem Juni 1812 ſtanden die Preußen mit einer franzöſiſchen Diviſion zum X. Armeekorps zuſammengeſchmiedet in Kurland. Korpskommandeur war Macdonald, die Preußen ſtanden erſt unter Grawert, dann unter York. Zum großen Kriege gab es hier keine Gelegenheit, die Entſcheidung lag in Moskau. Man hielt die Ruſſen in Riga in Schach und beſetzte die Linie: Semgaller Aa-Eckau-Miſſe. Das war alles.

Der General York war ein Mann aus der alten Schule. In einem wechſelvollen Leben, das ihn nach Holland, ans Kap, nach Ceylon geführt, war er zu einem harten Manne geſchmiedet, einem Manne, für den es nur ein Gebot auf Erden gab: die Erfüllung der Pflicht. Selbſt gehorchen, unbedingten Gehorſam verlangen, das war alles. Der ſtolze Preuße litt unſäglich darunter, daß ein Franzoſe ſein Chef war, aber ſein König wollte es ſo, und er litt ſchweigend.

Die Nachricht vom Brande Moskaus, vom fluchtartigen Rückzuge der Franzoſen drang zu ihm, erſt als Gerücht, dann als Thatſache. Wie Frühlingswehen umflog es die Preußen in nordiſcher Winternacht. Sollte es wirklich wieder Tag werden?

General von Eſſen, der Höchſtkommandierende in Riga, ſandte Botſchaft über Botſchaft: die große Armee iſt verloren. Jetzt gilt es für Preußen mit Rußland zuſammenzuſtehen, die Gottesgeißel von Frankreich zu ſtürzen. Eſſens Nachfolger, Marquis Paulucci, wurde noch drängender. Dann: Macdonald, der liebenswürdigſte aller Sterblichen, war es endlich doch überdrüſſig geworden, um die Gunſt des ſpröden Untergebenen zu werben. Er ließ ihn jetzt herriſch an, bot alles auf, ihn unmöglich zu machen.

In angſtvoller Spannung harrte York auf Befehle aus Berlin. Dort allein konnte ja die Entſcheidung fallen. Dann lag, wie ſie auch ausfiel, der Weg der Pflicht wieder klar vor ihm.

Aber die Entſcheidung blieb aus. Geſchah das, weil der König unfrei war? Oder weil er überloyal ſich in ſeinem Gewiſſen an den Erbfeind gebunden fühlte? Wer konnte dieſe Frage beantworten? Was war nun Pflicht?

Und die Ereigniſſe gehen unaufhaltſam ihren Gang. An der Bereſina erhält die weidwunde große Armee den Genickfang, Kutuſow beſetzt Wilna, Wittgenſtein dringt über die Düna, immer eifriger wirbt Paulucci. Schon iſt der Rückzug ernſthaft gefährdet. Was iſt nun Pflicht?

Wer hätte dem eiſernen Manne an der Spitze der preußiſchen Regimenter je vorausgeſagt, daß er einmal auf dieſe Frage keine Antwort finden würde? Und doch iſt dem ſo. Der Mann des unbedingten Gehorſams muß einen ſelbſtändigen Entſchluß faſſen, einen ungeheuren Entſchluß; der gefürchtete Iſegrim muß es darauf ankommen laſſen, ob ſeine Armee ihm gehorchen oder ſich von ihm, als einem Verräter, abwenden wird.

Am 30. Dezember ſchloß er die Konvention von Tauroggen. Die Preußen werden neutral zwiſchen Tilſit und Memel bleiben, bis der König entſchieden hat.

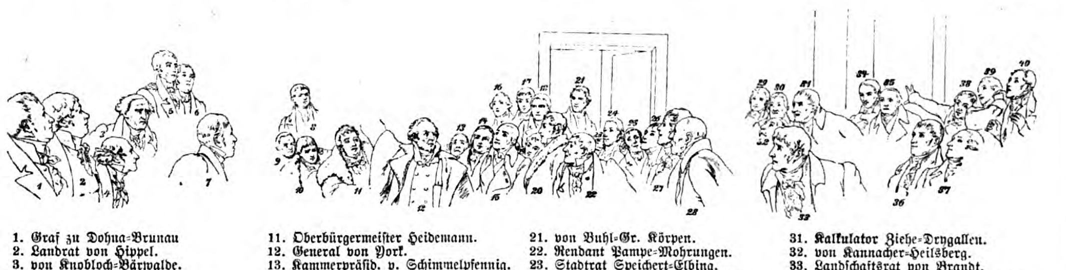
Die Truppen jubeln dem General zu, aber was wird der König ſagen?

Oſtpreußen atmete auf, als die Kunde von der Konvention das Land durchflog. Gottlob, die Entſcheidung war gefallen, der Tag der Freiheit brach an. Die Fauſt, die ſtarke Fauſt hatten die Gallier dem Oſtpreußen laſſen müſſen. Jetzt ſollte ſie Schwert und Muskete umklammern dürfen. Es iſt ein ſtolzes Geſchlecht, dieſe Oſtpreußen! Nirgends ſonſt im Reiche findet ſich die alte trotzige, nur auf ſich ſelbſt geſtellte Germanenart noch ſo oft wie dort im äußerſten Oſten. Damals nun galt es, alles zu gewinnen, oder auch noch das letzte hinzugeben in ehrenvollem Kampfe, das Leben. Die alten Geſchlechter, die Kalnein, die Dohna, die Lehndorf, die Auerswald wie immer voran; hinter dieſen die Bürger der Städte, die freien Bauern — alle ſind zu allem bereit. Aus Alldeutſchland entſtand einſt, was deutſch iſt in dieſem Grenzlande; was bald in Alldeutſchland vorgehen ſoll, ſpielt ſich jetzt, wie ſymboliſch, in ihm ab.

Nur eine Furcht bewegte dieſe tapferen Herzen, die Furcht vor dem neuen Bundesgenoſſen, dem Ruſſen. Unvergeſſen war hier, daß ſchon einmal auf dem Schloſſe zu Königsberg die ruſſiſche Fahne geweht als Landesfahne, daß am Alexander-Newski-Tage ſogar in den evangeliſchen Kirchen dieſes unbekannten Heiligen hatte gedacht werden müſſen. (Ein Pfarrer predigte aus dieſem Anlaſſe über 2. Tim. 4, 14: Alexander, der Schmidt, hat mir viel Böſes erwieſen. Der Herr bezahle ihm nach ſeinen Werken.) Wie nun, wenn die Ruſſen wieder als Eroberer kamen? Und man haßte ſie doch mit dem ganzen ſtarken Haſſe des Grenzers.

Als Kommiſſar des ruſſiſchen Kaiſers erſchien am 22. Januar der Freiherr von Stein in Königsberg, der deutſcheſte der Deutſchen. Wohl, er erſchien aber als Vertreter Rußlands. Und dann: der gewaltige Mann hielt ſeinen Feuerblick auf das Ganze gerichtet. Wie nun, wenn dieſes Ganze, daniederliegend wie es war, ſich nur durch eine Amputation retten ließ? Wir haben in unſern Tagen erlebt, daß, als der Ruſſenkrieg drohte, deutſche Zeitungen ſo kaltblütig von der Möglichkeit ſprachen, „vorläufig“ Oſtpreußen preiszugeben, als ob das Heimatland Kants und Herders eine Art Anhängſel an Deutſchland wäre.

Man war feſt entſchloſſen geweſen, die Vollmacht Steins nicht anzuerkennen, ſich neben Rußland zu ſtellen, nicht unter dasſelbe. Da trafen am 24. Januar die Berliner Zeitungen



1. Graf zu Dohna-Brunau
2. Landrat von Hippel.
3. von Knobloch-Bärwalde.
4. Juſtizrat Scheltz.
5. Geheim. Juſtizrat v. Brandt.
6. Graf von Kalnein.
7. Graf von Schlieben-Gerdauen.
8. Bürgermeiſter Dr. Horn.
9. Fademrecht-Kunzendorf.
10. Kiſt-Powayen.
11. Oberbürgermeiſter Heidemann.
12. General von York.
13. Kammerpräſid. v. Schimmelpfennig.
14. Miniſter Gr. z. Dohna-Schlobitten.
15. von Roſenberg-Gruszczynski.
16. Landſchaftsdirektor von Krafft.
17. von Bardeleben.
18. Bürgermſtr. Lilienthal-Friedland.
19. Graf zu Dohna-Schlodien.
20. Graf von Lehndorff-Steinorth.
21. von Buhl-Gr. Körpen.
22. Rendant Pampe-Mohrungen.
23. Stadtrat Speichert-Elbing.
24. Graf von Lehndorff-Warglitten.
25. Lutterkorth-Tilſit.
26. Graf von Sierakowski-Waplitz.
27. Graf von Ritberg-Stangenberg.
28. Zimmermann-Königsberg.
29. Surau-Mehlſack.
30. von Goſtnowski.
31. Kalkulator Ziehe-Drygallen.
32. von Kannacher-Heilsberg.
33. Landſchaftsrat von Brandt.
34. Amtmann Söppliedt-Uberwangen.
35. Roſenow-Graudenz.
36. Graf von Eulenburg-Braſſen.
37. Amtmann Bergau-Köpcken.
38. Stadtrat Forſter-Memel.
39. Superintendent Keber-Bartenſtein.
40. Graf von Klinkowſtröm.

vom 19. ein und brachten die Kunde, York ſei vom Könige des Kommandos entſetzt, ſolle vor ein Kriegsgericht geſtellt werden. Die Truppen ſollten zur alleinigen Dispoſition des Kaiſers Napoleon bleiben.

Was nun? Der Oberpräſident von Auerswald hatte am 23. ohne Auftrag, aber im Namen des Königs einen Generallandtag einberufen. Jetzt modifizierte er das Schreiben am 25. dahin, daß eine Verſammlung der Deputierten ſtattfinden ſolle, um die Eröffnungen des Bevollmächtigten Rußlands entgegenzunehmen.

Und York? Er ſchwankte eine Weile. Dann aber, als er die Nachricht erhielt, der König werde von Potsdam nach Breslau abreiſen, erließ er am 27. eine Erklärung, nach welcher er über die Zeitungsnachricht zur Tagesordnung überging, das Kommando behielt.

Zwiſchen Stein auf der einen, Auerswald, dem Grafen Dohna, York auf der anderen gab es heftigen Streit. Schließlich gab Stein nach, ließ die preußiſchen Herren gewähren.

Am 5. Februar traten die Herren Deputierten im Ständehauſe zur erſten Sitzung zuſammen. Den Vorſitz führte in Vertretung des erkrankten Landhofmeiſters Herr von Brandt. Man ſandte eine Deputation zu York und erbat ſich ſeine Anweſenheit. Er kam und bat um die Wahl eines Ausſchuſſes, dem er ſeine Pläne vorlegen wollte. Dann wandte er ſich in kurzer, kerniger Anſprache an die Verſammlung: „Ich hoffe die Franzoſen zu ſchlagen, wo ich ſie finde. Ich rechne hierbei auf die kräftige Teilnahme aller. Iſt aber die Übermacht zu groß, ſo werden wir ruhmvoll zu ſterben wiſſen.“

Dieſen Augenblick ſtellt unſer Bild dar.

„Es lebe York!“ jauchzten die Verſammelten, als York ſchwieg. Da wandte er, der ſchon fortging, ſich um: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus!“

Und wie oft iſt dieſer Ruf nachher auf dem Schlachtfelde erklungen! Der Freiheitskrieg begann.

---

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Sonniger Herbſttag.

Bunte Schmetterlinge fliegen
Und mit ſchwankem Flügel wiegen
Sie um farb'ge Blumen hin.
Rot und goldig glühn die Bäume,
Wie des Sommers letzte Träume . . .
Hoch im Blau die Vögel ziehn.

Abſchiedshauch durchweht die Lüfte,
Letzte Farben, letzte Düfte,
Und ein letzter holder Klang. —
Wo ſind jene ſchönen Tage,
Da aus jedem Blütenhage
Tönte Nachtigallenſang?

Zwar noch blüht die letzte Roſe,
Doch die bleiche Herbſtzeitloſe
Schimmert ſchon im Wieſengrün:
Sie verſchlief das gute Wetter
Und nun kommt ſie ohne Blätter,
Sich beizeit noch auszublühn.

Träumeriſch in ſich verſunken
Und wie von Erinnrung trunken
Liegt die Welt ſo blau und weit,
Sehnſuchtsvoll, doch ohne Klage,
Still gedenkend goldner Tage
Und der ſchönen Roſenzeit!

Heinrich Seidel.

### Der Humor im deutſchen Heere.

Wer einmal ſelbſt den bunten Rock getragen hat, inmitten unſerer braven Soldaten marſchiert iſt, zwiſchen ihnen um das Feuer des Biwaks geſeſſen hat und dem Exerzierplatze nicht fremd geblieben iſt, der weiß auch ein Lied vom Soldatenhumor zu ſingen und weiß, daß dieſer Humor um ſo draſtiſcher hervorzubrechen pflegt, je größer die Anſtrengungen geweſen ſind. Er weiß dann auch dieſen Soldatenhumor nach ſeinem richtigen Werte zu ſchätzen, wenn er einmal ſelbſt erlebt hat, wie ein witziges Wort von Mund zu Munde fliegt und die Anſtrengungen vergeſſen macht, gerade als ob es ein kühler Trunk oder eine Stunde Schlaf geweſen wäre. Unſer geſchätzter Mitarbeiter A. Oskar Klaußmann hat die hübſche Idee gehabt, ſolche nützlichen Blüten des Soldatenhumors zu ſammeln und in einem unter obenſtehendem Titel bei J. H. Schorer, Berlin, erſchienenen ſtattlichen Bande zu vereinigen. Der Verfaſſer hat ſich indeſſen ſeine Aufgabe keineswegs ſo leicht gemacht, einfach einen Band Anekdoten aus dem Soldatenleben zuſammenzuſtellen, wozu es ſchließlich genügt hätte, einige Jahrgänge der Münchener „Fliegenden Blätter“ auszuſchlachten; er gibt vielmehr eine mit Beiſpielen belegte Geſchichte des Humors im deutſchen Heere, die nach jeder Richtung hin vollſtändig erſcheint, trotzdem der Verfaſſer allzuderbes unberückſichtigt gelaſſen hat. Es iſt ſehr gut, wenn der Humor dieſer Art nicht über die Kaſernenmauern hinausklingt. Irrtümlich erſcheint es freilich, wenn Klaußmann meint, der Soldatenhumor datiere erſt ſeit der Aufſtellung von Volksheeren, alſo ſeit der Armee der erſten franzöſiſchen Revolution, und in der Armee Friedrichs des Großen z. B. hätten das Werbeſyſtem und die Stockſchläge keinen Humor aufkommen laſſen. Eine Armee, welche das Lied ſang:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft ſich auf die Hoſen,
Dann flieht die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzoſen, — — —“

der fehlte es nicht an Humor, und zahlreiche humoriſtiſche Einzelzüge ſind uns aus jener Zeit überliefert geblieben. Wenn der alte Fritz nach dem Überfall von Kollin ſeine Kanoniere fragte: „Wo habt ihr eure Kanonen gelaſſen?“ — und es ihm aus den Reihen zurückſchallte: „Die hat der Teufel geholt, aber wir wollen ſie ihm ſchon wieder abnehmen,“ — ſo war das auch Humor trotz Werbeſyſtem und Fuchtel, welche dieſes Heer gar nicht abhielten, ſich zwar nicht in unſerm Sinne als nationales Volksheer, wohl aber durchaus als Friedericianiſche Armee zu fühlen. Der Soldatenhumor wird gewiß mehr durch das kameradſchaftliche Zuſammenleben junger, ſorgloſer und kerniger Männer gefördert als durch das Bewußtſein, einem nationalen Volksheere anzugehören, das höchſtens rückwirkend, weil es männliches Selbſtbewußtſein und Stolz auf den Soldatenſtand weckt, auch geſunder Humorentwickelung dienlich ſein kann. Unter den Spitznamen, die ſich die Waffengattungen und Regimenter der deutſchen Armee gegenſeitig beigelegt haben, nennt Klaußmann einige, die weniger bekannt geworden und um deswegen angeführt ſein mögen. Danach werden die Garde-Grenadierregimeter „Kronenengel“ genannt, weil ſie über den Namenszügen Kronen haben, die erſten Garde-Dragoner führen den Namen „Viktoriareiter,“ der ſich jetzt zwar mit dem Namen des Chefs des Regiments, der Königin von England, deckt, aber auf den berühmten Todesritt von Mars-la-Tour zurückzuführen iſt, das zweite Garde-Dragonerregiment ſoll dagegen nach Klaußmann in gewiſſen Kreiſen den Beinamen „König Saul“ tragen, weil eine Zeitlang viele jüdiſche Freiwillige in dieſem Regimente ihr Jahr abdienten. Die Mannſchaften des Eiſenbahnregiments heißen wegen des E auf der Schulterklappe und der in Schöneberg gelegenen Kaſerne „Schöneberger Engel,“ und als aus dieſem Regiment das Ballondetachement formiert wurde, deſſen Mannſchaften ein B auf die Schulterklappe erhielten, wurde dieſes B auch dem Spitznamen an entſprechender Stelle eingefügt; ſpäter wurde aus dem Ballondetachement eine Luftſchifferabteilung und aus dem B ein L. Das L iſt dann zu einer unhöflichen Vergröberung des Namens benutzt worden. Die Matroſen der kaiſerlichen Marine haben dem in Kiel garniſonierenden 85. Regiment der roten Kragen wegen den Namen „Rotkehlchen“ gegeben, den freilich jedes Infanterieregiment führen könnte; die meiſten der von Klaußmann angeführten Namen ſind auf Eigentümlichkeiten der Uniformen oder den Haupterſatzkreis der Regimenter zurückzuführen. Daß Klaußmann in den Kaſernen, auf dem Exerzierplatze, in den Wachtſtuben und auf dem Manöverfelde fleißig Umſchau gehalten hat, iſt ſelbſtverſtändlich, und auch von den verſchiedenen Chargen weiß er manches Luſtige zu erzählen. Seine redliche Abſicht, dabei nirgends anzuſtoßen oder Mißſtimmung zu wecken, iſt ihm wohl auch gelungen; dort, wo der Humor zu Hauſe iſt, wird man ja wohl auch verſtehen, daß ein Scherz nicht verletzen ſoll. Wenn der vierhundert Seiten ſtarke, übrigens nur 3 Mark koſtende Band nicht ganz ſo ſtark geworden wäre, hätte er vielleicht noch mehr gewonnen. Denn „Kürze iſt des Scherzes Würze,“ und das hat der Verfaſſer nicht gerade überall beherzigt.

P. v. Sz.

### Bettlerhände.

In der Herbſtzeit ſegensſchweren Tagen
Warf der junge Landmann eine ſüße,
Reife Frucht mit lachendem Behagen
Einem Bettelknaben vor die Füße.

Und ich ſah die ſcheue Hand ſich ſtrecken,
Sah ſie gierig nach der Gabe langen,
Sah ſie jäh, in zuckendem Erſchrecken
Sich zurückziehn, zaudern, zittern, bangen.

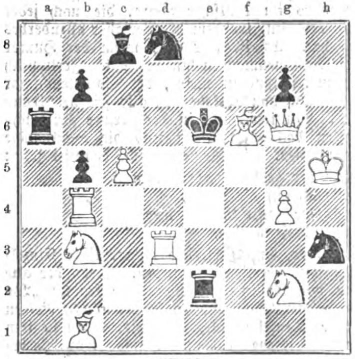
Lang hab ich dies Wechſelſpiel betrachtet,
Dieſes Spiel von Angſt und von Begehren.
Lieber Knabe, greif doch zu! wer achtet
Deiner denn? Und ſag, wer kann dir wehren?

Ach, ich kenne dieſe Bettlerhände,
Die zu viel, zu grauſam man geſchlagen,
Die nun zittern, die nun bis ans Ende
Nie nach einem Glück zu greifen wagen!

Frida Schanz.

# In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von M. Taverner.



Weiß zieht an und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

### 1. Magiſche Silbenquadrate.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| de | de | ga | en | en | en |
| la | la | li | o | ri | ri |
| ma | ma | ta | sy | zi | zi |
| de | de | gen | lo | me | me |
| ja | na | na | ga | ne | ne |
| rich | ro | ro | o | o | ro |

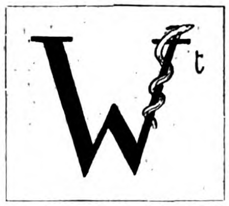
Die neun Silben in jedem der obigen vier Quadrate ſind mit Hilfe der folgenden Angaben ſo zu ordnen, daß man vier magiſche Quadrate erhält. In jedem der vier Quadrate ſollen alſo die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten. Die drei Reihen bezeichnen in dem Quadrat links oben: 1. Einen Maler, 2. einen altteſtamentlichen Namen, 3. eine Stadt auf der pyrenäiſchen Halbinſel.

Die drei Reihen bezeichnen in dem Quadrat rechts oben: 1. Ein Land, 2. eine Oper, 3. einen Königsſohn.

Die drei Reihen bezeichnen in dem Quadrat links unten: 1. Eine der Perſonen in einer bekannten Oper, 2. eine Waſſerbewohnerin, 3. einen Vornamen.

Die drei Reihen bezeichnen in dem Quadrat rechts unten: 1. Einen Namen in dem Titel eines Dramas von Shakeſpeare, 2. eine Frucht, 3. einen See.

### Bilderrätſel.



### 2. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei Wörtern ſoll durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort gebildet werden. Auf ſolche Weiſe wird aus:

1. Ephoren und Schau ein deutſcher Philoſoph,
2. Gehirn und Alm ein deutſcher Dichter,
3. Uri und Alke eine Blume,
4. Trank und Elite ein Blasinſtrument,
5. Weſel und Erich eine Stadt in der Rheinprovinz,
6. Wien und Salon ein Beſtandteil der öſterreichiſchen Monarchie,
7. April und Senat ein berühmter Meiſter der Kirchenmuſik,
8. Treue und Fiſch eine ſchlimme Leidenſchaft,
9. Anna und Biel ein Land im öſtlichen Europa,
10. Ibſen und Turin ein berühmter Muſiker der Gegenwart,
11. Indien und Elſe ein bekannter Ort in der Schweiz.

Die Anfangsbuchſtaben nennen einen berühmten Dichter.

### 3. Dreiſilbige Scharade.

Weit ab von uns die Erſten wohnen
In heißen und in kalten Zonen;
Noch hat Kultur ſie nicht beleckt,
So weit ihr Reich ſich auch erſtreckt.

Ein fruchtbar Land die Dritte iſt,
Da Waſſer reichlich es durchfließt;
Auch iſt's ein Teil von einer Zahl.
Erleid'ſt du's, bringt dir's große Qual.

Vereinſt du beide Worte dann,
Der Name iſt's von einem Mann,
Des Phantaſie und Schöpferkraft
Manch ſchön Gebild des Geiſtes ſchafft.
Auf Brettern, die die Welt bedeuten,
Siehſt kühn du ſeine Helden ſchreiten.

H.

### Königszug.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| wer | doch | wie | du | wie | bringt | gar | ten |
| weiß | ſieh | chen | den | der | nen | jahr | ü |
| gaſt | ob | er | veil | klei | nacht | ber | ſtes |
| ber | lie | ſieht | ſie | ver | wü | blüht | näch |
| I | von | un | weil | weil | lich | ſtet | haſt |
| Tro | noch | chen | ein | ein | chen | zier | herbſt |
| wind | jan | war | nicht | noch | le | o | noch |
| herbſt | ten | konnt'ſt | du | nur | laß | ben | was |

### 4. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte iſt der Erde prächtig Kleid,
Doch umgekehrt das Ende ihrer Herrlichkeit;
Die Letzten ſind ein läſtiges Inſekt,
Dem Ganzen aber leckeres Konfekt.

### 5. Metamorphoſenaufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von Wien über höchſtens ſieben Zwiſchenſtationen nach Fulda; von Breſt über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Thorn, und von Zeitz über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Krain?

### 6. Zweiſilbige Scharade.

1.

Ich merk's an dir,
Du ſuchſt nach mir,
Doch glaube mir:
Ich bin nicht hier.

2.

Du ziehſt hinaus
Aus deinem Haus,
Ins Weite zu gehen,
Die Welt zu ſehen.
Doch was du erblickt
Und was dich entzückt —
Ich bin ein Strick,
Der zieht dich zurück.

1. u. 2.

Ich merk's an dir,
Du ſuchſt nach mir,
Doch glaube mir:
Ich bin bei dir.

U. S.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

## Unſern neuen Abonnenten

teilen wir ergebenſt mit, daß der ſoeben beendigte XXV. Jahrgang des Daheim noch vollſtändig zu haben iſt und gebunden zum Preiſe von Mk. 10,80, in Nummern für Mk. 8,— durch alle Buchhandlungen oder, wo ſolche nicht leicht zugänglich, von uns direkt bezogen werden kann. Von **früheren Jahrgängen des Daheim** ſind noch vorrätig: der VIII. (1872), nur noch in wenigen gebundenen Exemplaren, für Mk. 9,60; ferner XII. (1876), XV.—XX. (1879—1884), welche wir von jetzt ab für **nur 3 Mark pro Jahrgang** und dieſe 7 Jahrgänge zuſammen für **nur 17 Mark 50 Pfg.** abgeben. Jahrgang XXI—XXIV (1885—1888) ſind für je Mk. 8,— und geb. für je Mk. 10,80 zu haben. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere iſt der Betrag von 25 Pfg. für jede Nummer, dazu das Porto (1 und 2 Nummern koſten durchſchnittlich 10 Pfg., 3, 4 und 5 Nummern 20 Pfg., 6 bis 10 Nummern 30 Pfg. Porto) in Briefmarken dem Auftrage beizufügen — können zur Vervollſtändigung faſt aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem Jahrgange zum Preiſe von je Mk. 1,40.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

---

**Inhalt:** Das Fritzche. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Non cras sed hodie. Novelle von Adolf Schmitthenner. — Hurra! Die Knödel kommen! Nach dem Bilde von Th. Kleehaas. — Der Scheintod. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Tiger im Schnee. Von William Marſhall. Mit einer Illuſtration. — Der Geburtstag der Freiheitskriege. Von Th. H. Pantenius. Mit zwei Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Sonniger Herbſttag. Gedicht von Heinrich Seidel. — Der Humor im deutſchen Heere. — Bettlerhände. Gedicht von Frida Schanz. — In unſerer Spielecke.

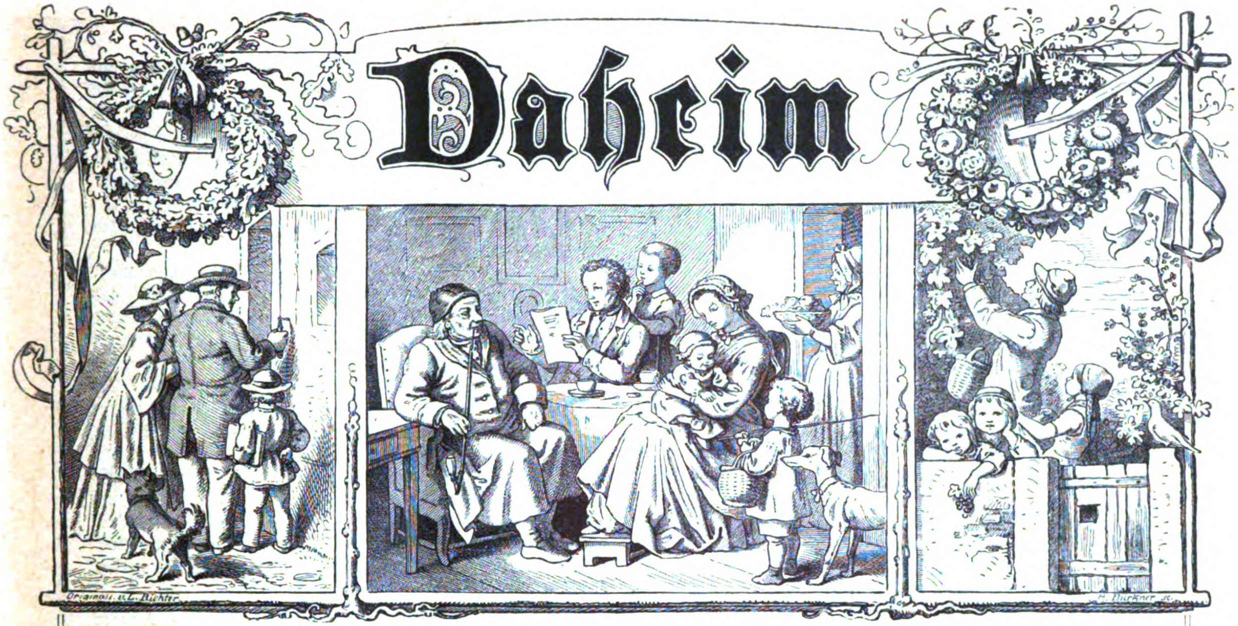
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur **in deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig, ohne** Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

**XXVI. Jahrgang.** Ausgegeben am 12. Oktober 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. **1890. № 2.**

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Auf der Flur konnte Feldern ſeinen Enthuſiasmus nicht länger im Zügel halten. „Donnerwachsſtock!“ rief er, „iſt das ein Mädchen! Ich bin rein weg in den reizenden Racker! Na, und Sie beide natürlich auch! Ich ſage: haben wir einen Turkel, gerade hier reinzufallen! Wahrhaftig, ich glaube, ich war nie ſo verliebt in meinem Leben. Und Sie beide natürlich auch. Ich wette, einer von uns muß ſich hier noch verloben.“

„Oder alle drei,“ antwortete Gronau trocken. „Sagen Sie mal, Feldern, iſt Ihnen ſonſt auch noch ganz wohl? Die kühle Nachtluft wird Ihnen gut thun, glaube ich. Vielleicht bekommen wir bei unſerm Rettungswerk auch ein paar Eimer kaltes Waſſer über den Kopf. Das ſoll manchmal von den günſtigſten Folgen ſein.“

Der junge märkiſche Fähnrich lachte. „Das ſagen Sie wohl, Herr Rittmeiſter, aber wenn ich ſo was ſehe …“

Die zwei verſchwanden in ihren Stuben, und Aſten trat in die ſeine. Er hatte gar nichts geſagt. Im Innern war ihm Felderns Fähnrichsbewunderung unangenehm. Es gibt Lobſprüche, welche etwas Beleidigendes enthalten, Aſten aber ſchien das ſchöne Mädchen, das der junge Kamerad ſolcher Art lobte, über dieſer Anerkennung zu ſtehen. Plötzlich fragte er ſich jedoch: kannte er die Dame denn ſchon genug, um zu wiſſen, ob ſie eines ernſteren Lobes wert war und ſelbſt etwas Beſſeres als dieſe Alltagsbewunderung erſtrebte? Als ſie unten bei den Pferden ſtanden, wiederholte er die Frage in ſeinem Sinne. Sie hatte wieder das Knabengewand an; nur ſtatt des Hutes ein dunkles Filzmützchen, unter dem die Locken frei flatterten, keine Handſchuhe, keinen Schleier …

Aſten half ihr in den Sattel, und ſie jagten in die warme Sommernacht hinaus. Wolken ſtanden am Himmel und kündeten ein Gewitter an; im Norden aber war der Horizont von rotem Feuerſchein hoch erhellt.

Hinter dem Hofe hielt die Dame eine Minute lang an. „Ich würde hier quer den Feldweg nehme. Er iſt näher als die Landſtraße,“ ſagte ſie, „aber wir müſſe auf ihm über Gräbe, Furche und Hecke und einmal auch an einem ſumpfigen Teiche entlang. Das iſt wohl in der Dunkelheit für die Herren Offiziere zu viel?“

„Wenn Sie Ihres Pferdes ſicher ſind, wir werden wohl im Feldzuge noch mehr wagen müſſen,“ antwortete Aſten lächelnd, und Feldern, in ſeiner friſchgebackenen Fähnrichswürde ſchwer verletzt, rief: „Mein gnädiges Fräulein, ich hoffe, Sie trauen drei Kavallerieoffizieren zu, es mit einer Dame aufzunehmen.“

„En avant denn!“ erwiderte ſie kurz und hielt die Tete.

Indes der Fähnrich hatte Urſache, ſeine frühreife Empfindlichkeit zu bereuen, denn ſie ritt, wie er ſelbſt hinterher bemerkte, wie der Teufel, und das auch auf ganz verteufeltem Wege. Steine, Furchen, Hecken und Gräben, und das alles bei dem ſchwankenden, augentäuſchenden Lichte, in welchem die Pferde ſcheuten, in dauerndem Galopp zu nehmen — es war eine ganz hübſche Vorprobe für die kriegeriſchen Schwierigkeiten, welche die Herren ſo ungeduldig erwartet hatten. Als ſie endlich durch ein kleines Wäldchen kamen, blinkte zur Linken ein Waſſerſpiegel, und das Fräulein faßte ihres Nebenmannes Zügel.

„Es wird gut ſein, wenn ich Sie führe,“ ſagte ſie, „denn jetzt geht’s an dem verſumpfte Ufer des Teiches hin. Zwei Schritt nach links könne hier ſchon gefährlich werde; die andere Herre bitt’ ich deshalb, uns recht achtſam zu folge.“

Aſten ließ ſich leiten, lächelte aber wieder darüber, daß ihn, den alten Kavalleriſten, die Hand eines Mädchens ſchützen wollte. In dem roten Halbdunkel ſah er ihr weißes Geſicht mit dem feinen Profil aufmerkſam zu ſich hinübergeneigt, fühlte einmal eine der weichen Locken ſeine Wange ſtreifen, und ein raſches Gefühl kam ihm zurück, als umſchmeichle ihn wohlig ſüßer Duft von Roſen, wie kurze Weile vorher. Es währte wenige Minuten, dann ließ ſie ſein Pferd ſchon los. Sie ritten wieder auf feſtem Boden.

Nun rochen ſie bereits den Rauch, und als ſie das Wäldchen verließen, flogen Funken über die obſtbeſchwerten Bäume am Wege hin. Bei den erſten Häuſern des Dorfes vernahmen ſie ein verworrenes Getöſe. Vor dem Gaſthauſe ſtiegen alle ab, gaben ihre Pferde in Hut, und wenige Schritte zu Fuß brachten ſie an die Unglücksſtätte.

Aus den Bauten brachen Flammengarben. Zwei Spritzen ſchleuderten dicke Waſſerſtrahlen hinein, hatten aber noch nicht vermocht, die Macht des Feuers weſentlich zu mindern. Aus dem Dachſtuhle eines vierten, ärmlichen kleinen Hauſes ſchlug auch bereits die Lohe. Ein altes Weiblein lief davor hin und her und ſchrie und jammerte wie verrückt. Keiner achtete recht darauf. Die Leute mochten denken, an der ärmlichen Hütte ſei nichts zu retten, und halfen bei den großen Bauten löſchen. Ein ganzer Knäuel ſtand ſeitwärts, mit aufgeregten Geſichtern, in den roten Schein blickend. Die thaten gar nichts und erfreuten ſich nur am Schauſpiel.

„Wir wolle bei dem kleine Häusche löſche, wenn's Ihne recht iſt,“ ſagte Friederike haſtig, „dene reiche Bauern helfe genug andere, wie Sie ſehe.“

„Wir wollen ſogleich beginnen,“ antwortete Aſten, „aber Sie, mein gnädiges Fräulein, bitte ich davonzubleiben. Eine Dame kann hier nicht nützen und nur ſich ſelbſt zu Schaden bringen.“

Sie ſtreifte ihn mit einem kurzen Blicke, in dem es wie Spott ob der Selbſtüberſchätzung der Männer zuckte.

„Thue Sie nur, was Sie könne,“ ſagte ſie kurz und war fort.

Aſten ſah ſie vor den müßigen Leuten ihr Mützchen abwerfen, und ein Tuch in einen Eimer voll Waſſer tauchen und um den Kopf winden, ſo daß die Locken unter der feuchten Hülle feſt geborgen waren. Ein Teil aus dem Knäuel löſte ſich und umringte ſie. Es war, als elektriſiere ſie die Leute. Im Augenblicke darauf holten etliche Waſſer, bildeten andere eine Kette, und volle Eimer flogen von Hand zu Hand und ſchleuderten ihren Inhalt über das Häuschen.

Die Offiziere ihrerſeits blieben nicht unthätig, ſondern ſchoben einen Leiterwagen ganz nach vorn und poſtierten ſich darauf, um von dem erhöhten Standpunkte aus gleichfalls das Dach zu beſchütten. Das Fräulein dagegen half nicht, ſondern ſtand jetzt bei dem alten Weibe und ſprach mit ihm. Aſten gab ſich Mühe zu verſtehen, was ſie ſagten; es gelang ihm aber nicht. Er ſah nur, wie die Alte mehrmals nach oben zeigte, auf das einzige Stockwerk der Hütte, und ſich mit dem Ärmel dazwiſchen das runzelige Geſicht abwiſchte, über das ununterbrochen die Thränen liefen.

Friederike ſchien noch unentſchloſſen, was zu beginnen. Sie maß mit berechnenden Blicken das brennende Gebäude. Plötzlich eilte ſie vor und verſchwand darin.

Aſten that einen leiſen Schrei. „Daß dich!...“ dachte er, „ſagt' ich's nicht, Frauen können in ſolchem Falle nur Unſinn angeben.“ Sein nächſter Gedanke war, daß er als Begleiter der Dame für ſie verantwortlich ſei. Er warf den Eimer hin und ſetzte mit einem Sprunge vom Wagen, darauf der Unbeſonnenen nach, durch die flammenumlohten Pfoſten der Thür ins Innere der Hütte. Er traf ſie auf der Treppe, auf welcher ihm dicker Rauch entgegenquoll. „Zurück!“ rief er alsbald und faßte ihre Hand. „Es iſt Wahnſinn, hier vordringen zu wollen.“

„Nur ein paar Schritt, dort obe rechts in die Kammer,“ antwortete ſie. „Die alte Frau hat ihr ganzes bißche erſpartes Geld darin. Ich will es hole.“

Geld!... Und darum rannte ſie in das Feuer!...

„Erſetzen Sie es ihr!“ rief er und machte einen neuen Verſuch, ſie zurückzuziehen. Aber ſie riß ſich von ihm los und verſchwand mit zwei Sätzen in dem Qualm. Wieder drang er ihr nach.

Zur Linken praſſelten die Flammen und züngelten auf ſie hernieder; der Rauch quoll ſchwarz aus den brennenden Balken, und in allen Richtungen ziſchte, knackte und krachte es. Der Leutnant konnte kaum atmen, vor ſeinen Augen wogten und lohten Dampf und rotglühende Lichter. Angſtvoll fühlte er ein raſches Schwinden der Beſinnung und hielt nur traumhaft, wie im Alpdrücken, die Furcht dabei feſt: wenn er das Mädchen nicht mehr fände, nicht die Kraft hätte, es zurückzubringen...

Da brauſte ein dicker Waſſerſtrahl herein und überrieſelte ihn. Minutenlang zerteilte er den Qualm und gab ihm den Atem, die Kraft der Bewegung und Überlegung zurück. Jetzt ſtand auch Friederike vor ihm. Sie hielt etwas gegen die Bruſt gedrückt und ſank an das Geländer. Er umfaßte ſie, hob ſie empor und eilte mit ihr die Treppe hinab. Sobald er in der Luft war und dem Feuer ferne genug, riß er ihr das Tuch vom Kopfe, beſpritzte ihr Geſicht mit Waſſer, wuſch ihre Hände; das Käſtchen, das ſie hielt, warf er zur Erde. Aber ſie blieb leblos in ſeinem Arm, und die Angſt, die er oben gefühlt, packte ihn abermals. Wenn ſie nicht ins Leben zurückkehrte, laſtete nicht die Schuld dafür auf ihm?... Er beugte ſeinen Kopf über den ihren, der noch auf ſeiner Bruſt lag, über die geſchloſſenen Wimpern und den zarten, völlig entfärbten Mund.

„Fräulein Friederike,“ rief er, als ob ſie das zum Leben erwecken könne. Und angſtvoller „Friederike!“

„Darf ich Sie bitten, das Fräulein zu behandeln, wie es ſich ſchickt?“ ſagte ſtatt ihrer eine ſcharfe Stimme ganz dicht vor ihm.

Er blickte auf und ſah einen jungen Mann, anſcheinend den beſſeren Ständen angehörend, auf deſſen Geſicht er im hellen Glanze des Feuers den Ausdruck heftigen Unwillens las.

„Wer ſind Sie?“ fragte der Offizier feſt zurück, „und was gibt Ihnen das Recht, mir vorzuſchreiben, wie ich die Dame zu behandeln habe?“

„Fräulein von Weibach iſt meine — meine — eine Jugendfreundin von mir,“ ſtammelte jener noch zorniger als vorher, „und Sie ſind für dieſelbe nur ein Fremder.“

„Fräulein von Weibach hat ſich für die Dauer unſers gemeinſamen Ausfluges unter meinen Schutz geſtellt, und ich habe ſie ſoeben aus dem Feuer getragen,“ erwiderte Aſten nun auch gereizt, „und ich denke, das gibt mir das Recht, mich der Dame weiter anzunehmen und die Einmiſchung eines Herrn, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, zurückzuweiſen...“

Das Geſicht des Gemaßregelten färbte ſich purpurn. Er hatte offenbar eine neue Erwiderung auf den Lippen, welche, laut geworden, das Zwiegeſpräch zu einem folgenſchweren hätte machen müſſen, jedoch Friederike ſchlug in dieſem Augenblicke, als ahne ſie die Gefahr, die ihre Ohnmacht über ihren Retter bringe, die Augen auf, und alsbald wandte der junge Mann ſich an ſie.

„Fritzche, du wirſcht dieſem Herrn erkläre, daß du ſeiner Dienſchte in keiner Weiſ' mehr bedarfſt, und dich jetzt gleich von mir nach Haus fahre laſſe,“ rief er völlig befehlend aus. Er ſtreckte dabei die Hand nach ihr hin, erwartend, ſie ſolle dieſe ergreifen, aber die Erblaßte ſah erſt ihn, dann den Offizier verſtändnislos an. Plötzlich trat dann ein Ausdruck faſt ängſtlichen Widerſtandes in ihren Blick, und mit jäher Bewegung wendete ſie den feinen Kopf und verbarg das Geſicht an Aſtens Bruſt.

Dieſem ſchlug das Herz mächtig, aber er war beinahe beſtürzt und ward dies noch mehr, als er die Veränderung erblickte, welche die Bewegung des Mädchens in den Zügen des Pfälzers bewirkte. Der ſtieß nur noch einen unartikulierten Laut aus, dann kehrte er ſich ab und rannte wie unſinnig davon.

Friederike zuckte zuſammen.

„Was will er?“ fragte ſie erſchreckt und rief, ohne eine Antwort abzuwarten: „Julius!“ dem Enteilenden nach.

Jener aber wandte ſich nicht zurück, und die Verwirrte trat von Aſten ein wenig weg, ſichtlich jetzt erſt ihre volle Beſinnung erlangend.

„Wir ſind aus dem Feuer,“ ſagte ſie, „doch wo iſt das Geld? Ich hatt' es ja gerettet…“

Aſten wies auf das alte Weib, das immer noch ſchluchzend auf einem im Graſe liegenden Schranke ſaß und den Inhalt des Käſtchens, das es an ſich geriſſen hatte, vor ſich hinſchüttete und eifrig zählte.

„Ah, das — das iſt gut,“ ſagte Friederike, aber ihre Augen wanderten ſogleich von der Alten ſuchend weg, und ein unverkennbarer Zug von Pein trat in dem ſchönen Geſicht hervor: „Da hätte wir alſo nichts mehr zu helfe.“

Sie entfernte ſich, ſobald ſie das geſagt, und entſchwand Aſtens Augen unter den Gruppen hin und hereilender Menſchen. Er blieb allein und biß ſich auf die Lippen. Sie hatte keinen Dank für ihn gehabt, keinen Blick, und er hatte ſich in Lebensgefahr geſtürzt ihretwegen, hatte ſie aus dem Feuer geholt… War er ein Narr, weil es ihm jetzt das Herz zuſammenſchnürte, daß ihm kein Wort des Dankes dafür ward, kein noch ſo flüchtiges, kein Blick? … Sie wurden ihm nicht, ſo mußte er ſchon ohne ſie fertig werden. Er ſah nach den Kameraden und fand ſie damit beſchäftigt, das Nachbarhaus der brennenden Gebäude vor den herüberfliegenden Funken zu ſchützen. Die Kommandos ihrer kräftigen Stimmen ertönten ruhig, laut, ſicher, und die Soldaten, welche ſich aus ihren Quartieren allmählich eingefunden hatten, vollzogen ſie gewandt und ſchnell.

Aſten ſah dem einige Minuten zu. Ihm waren Kopf und Bruſt noch nicht frei von den Gluten, denen er entronnen war; auch war ſein Haar angeſengt und er hatte einige leichte Brandwunden an beiden Händen. Noch verſpürte er keine Luſt, wieder anzugreifen, und dachte darüber nach, ob es von weſentlichem Nutzen ſei, wenn er ſich dazu zwänge. Da hörte er Friederikens weiche Altſtimme in ſeiner Nähe. Sie ſchritt an der Seite des jungen Pfälzers, der ſo heftig begehrt hatte, ihren Ritter zu ſpielen, auf Aſten zu und ſagte: „Ich fahre in Herrn von Saltenecks, meines Gutsnachbars, Wage nach Haus. Mir iſt nicht wohl, und ich glaub' deshalb, es iſt beſſer ich thu's. Sie finde wohl jetzt auch ohne mich den Weg? Wenn nicht, Saltenecks Diener reitet mein Pferd zurück. Wenn Sie ihn als Führer brauche wolle?“ …

„Ich danke, wir brauchen keinen Führer.“

„Dann gute Nacht!“ Und ſie reichte ihm ihre Hand.

Er berührte ſie kaum und verneigte ſich.

Nun zögerte ſie zu gehen. Ihre braunen Augen tauchten in die ſeinen, mit ſeltſam bittendem Blicke, und die Lippen öffneten ſich, als wollte ſie ihm noch etwas ſagen. Aber jäh machte ſie eine halbe Wendung des Kopfes in der Richtung hin, in welcher der Pfälzer ſtand, und ſchritt alsbald wortlos zu ihm zurück.

Aſten ſah ſie in einiger Entfernung in den Wagen ſteigen und jenen ſich zu ihr ſetzen. Er begleitete ſie!… Natürlich!… Er hatte ja ältere Rechte!…

Der Leutnant war tief verſtimmt. Er fühlte ſich zurückgeſetzt — mehr als das, gekränkt, verletzt! und das von dem Mädchen, das… Ja, was ging ſie ihn an? Er fand ſich in ſeinem Gefühl nicht zurecht, ärgerte ſich über ſich ſelbſt und griff mit einem gewiſſen grimmigen Eifer jetzt nochmals an.

Wenn er denn doch nur zum Löſchen herbefohlen war… Sein Kopf und ſeine Glieder ſchmerzten, als er endlich aufhörte und ſein Pferd beſtieg. Beim Nachhauſereiten verſuchte er ſich von dem Geſchehenen eine andere Anſchauung zu bilden. Was wollte er eigentlich? Er hatte ſeine Schuldigkeit gethan, konnte das nicht genügen, um ihn zufriedenzuſtellen?… Seine Schuldigkeit! … Gerade der Gedanke weckte wieder neue Bitterkeit in ihm. Ganz recht! „Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“ …

Im Quartier war ſchon alles dunkel, und er ſuchte eilig ſeine Stube auf. Drinnen aber legte er ſich nicht hin. Es war ſo heiß, er hätte doch nicht ſchlafen können. Sich auf das Sofa ſetzend, ſah er nach dem offenen Fenſter. Unter dieſem war ein Spalier, ein paar Pfirſichzweige ragten von ihm herauf und nickten im Nachtwinde, wie ſchläfrig, mit hängenden Blättern. Aber den jungen Mann überkam keine Müdigkeit, ſeine Sinne waren niemals wacher geweſen. Er erlebte noch einmal, was er ſoeben erfahren, nur bewußter, deutlicher. Wieder fühlte er Friederikens Kopf an ſeiner Bruſt, wie ſie ihn mit leichter Wendung feſter daran legte, und gleich darauf eine ſtolze Freude, den zudringlichen Pfälzer zurückweiſen zu können; dann aber kam der Schmerz, daß dieſer doch ſiegte, der Schmerz nicht allein, nein, der Grimm!…

Was war das?… Das war Eiferſucht!… Er liebte Friederike, liebte ſie oder ſtand doch im Begriff, ſich beſinnungslos in ſie zu verlieben; jetzt, wo er in den Krieg zog und vor kurzem ſich Glück gewünſcht hatte, daß er keine Braut, keine Frau daheim laſſe, von der zu ſcheiden ihm das Herz ſchwer mache; jetzt hatte er nichts anderes zu thun als ſich rettungslos zu verlieben! Und in wen? In ein Mädchen, das er einen Abend geſehen und das durchaus nicht ſeine volle Bewunderung hatte, ja, an dem ihm manches eher mißfiel!… Sie ritt in Männerkleidern, allein und knabenhaft wild auf ſchutzloſen Wegen. Sie war unüberlegt, vielleicht großmütig, aber auch eigenwillig, befehlsſüchtig und doch wieder von willenloſer Schwäche … Dieſem Pfälzer gegenüber zum Beiſpiel! … Was hatte der für ein Recht, ihre Handlungen zu beſtimmen, ihr zu befehlen?… Wer ſagte es Aſten?… Vielleicht war ſie an ihn gebunden…, ſie duzten ſich … freilich! Jugendfreunde!… Haha! was nicht alles ſo eine Jugendfreundſchaft geſtattet!… Und der Nachſinnende knirſchte mit den Zähnen und preßte die Fauſt an die Stirn. Er kam ſich dumm vor. Weshalb liebte er das Mädchen?… Weil er es aus dem Feuer getragen, ein paar Minuten in den Armen gehalten? So etwas ſtand in Romanen, war Unſinn … Er hatte einmal ein Mädchen der Verfolgung eines wütenden Stiers entzogen und es hatte ihm leidenſchaftlich gedankt — es war ihm gleichgültig geblieben… Friederike hatte nichts zu ihm geſagt, hatte ihn kaum angeſehen mit ihren ſonnigen braunen Augen — aber in denen war ein Kinderblick, ſo vertrauensvoll warm und rein… Dieſer Blick… Wie konnte er dieſes Mädchen tadeln?…

Was hörte er da?… Tritte auf dem Kies unter dem Fenſter — wie?… Ganz deutlich! und dann ein Knarren in den Holzſparren des Spaliers und ein Raſcheln der Blätter… als wenn jemand heraufſtiege… Was wollte er? Die Früchte waren noch nicht reif…

Das Zimmer, in dem der Horchende ſaß, war Friederikens Zimmer… Das fiel ihm plötzlich ein, und dabei ſchoß es ihm ſiedend ins Herz und er blieb reglos ſitzen. Ein Kopf jetzt in dem Fenſter — bei Gott — ein Kopf! ein Männerkopf mit dunklem Bart!… Aſten rührte ſich, aber unhörbar, er rückte nur zurück, tiefer in das Dunkel. Da hörte er eine leiſe Stimme vom anderen Fenſter, draußen auf dem Flur: Julius! — und abermals — er täuſchte ſich nicht — den Namen… Und der Kopf zuckte zurück und wieder knackte das Spalier. Dann leiſes Schelten — der Lauſchende erhob ſich ganz vorſichtig und horchte geſpannter. Er verſtand einmal das Wort: „unverantwortlich,“ danach „Verbrechen.“ Mehr fing er nicht auf, und die Stimme verſtummte danach auch ſchnell; es wurde nur ein letztes Knacken in den Sparren laut, dann ward alles ſtill. Doch jetzt ſtand der Offizier auch ſchon an ſeiner Thür und öffnete ſie.

Friederike prallte zurück und lehnte ſich an die Mauer. Sie hielt ein Licht in den Händen, das zitterte ſo, daß Aſten erwartete, es werde ihr entfallen, und ſie war weißer als das weiße Morgengewand, das ihre leichte Geſtalt einhüllte. In dem jungen Manne aber regte ſich nur ein kalter Zorn und gar kein Mitleid mit ihr. Er gab ſich Mühe, den Blick, mit dem er ſie betrachtete, zu einem vernichtenden zu machen.

„Ah, Sie ſind's, Fräulein Friederike! Verzeihen Sie. Ich hörte Geräuſch und Schritte unten auf dem Kies; dann war mir's, als ſähe ich einen Männerkopf in meinem Fenſter, und dann hörte ich plaudernde Stimmen … Aber ich habe mich wohl getäuſcht, denn was ſollte hier bei nachtſchlafender Zeit…“

„Gewiß,“ unterbrach ſie ihn mit dem Verſuche eines verſtörten Lächelns, „Sie habe ſich nur getäuſcht … ebe ſo wie ich. Ich — ich glaubte auch — — es knarrte ſo in den Sparre ... Aber ich mein', wir bekomme ein Gewitter und es iſt der Wind, der die Frücht' in den Bäumen bricht ..."

„Glauben Sie?" fragte er bitter. „Es ſcheint doch, er hat ſich jetzt gelegt und wird wohl auch nicht wiederkehren ... heute nacht, meine ich ..."

Sie wurde noch bleicher: „Ja, und — und ich will mich nur auch wieder niederlege," ſagte ſie und ging, ſich nach ein paar Schritten nochmals für einen Augenblick an die Mauer lehnend.

Jetzt kam plötzlich das Mitleid über ihn und er hätte ihr nacheilen und ſagen mögen — — was? ... Er wußte es nicht. Aber er hatte ſie verletzt, und dazu hatte er kein Recht, hatte vielleicht nicht einmal einen Grund dazu. Was konnte ſie dafür, wenn jener — jener unvernünftige Menſch ſie auch liebte? Und daß er ſie liebte, war Aſten gewiß; aber wenn er in einer Aufwallung ſinnverwirrender Eiferſucht den Weg durch Nacht und Nebel zu ihrem Hauſe und bis hinauf zu ihrem Fenſter gefunden, was konnte ſie dafür? Wäre Aſten ſelbſt nicht vor kurzem in der Laune geweſen, dieſe oder eine ähnliche Thorheit zu begehen, hätte er nicht eben jetzt noch die beſte Stunde ſeines Lebens darum gegeben, nicht um in ihr Fenſter, nein, in ihr Herz ſehen zu können und darin zu leſen, ob ſie jenes Mannes Liebe erwidere? ... Thäte ſie es freilich, warum hätte ſie dann mit einer dem tiefinnerſten Impuls entſpringenden Bewegung ſich von ihm gekehrt und an Aſtens Bruſt ſich gelegt, um — gewiß um vor jenem ſich zu ſchützen? Sie war fort, und er betrat ſein Zimmer und legte ſich zu Bett, denn er fühlte nun doch alle Aufregung unter einer ſtarken Ermüdung ſchwinden. Ein paar Stunden hindurch ſchlief er feſt, dann wachte er auf. Die Sonne ſchien in ſein Zimmer. Hatte er geträumt? Er mußte ſich erſt beſinnen. Nein! er hatte alles wirklich erlebt, was ihm wieder in die Erinnerung ſchoß. Alsbald ſtand er auf, kleidete ſich an und eilte in den Garten. Es war fünf Uhr morgens; noch hatte ſicher niemand die etwaigen Spuren des Kletterers entfernt. Dennoch ... der Kies war friſch geharkt, kein Blättchen von den Zweigen geriſſen, kein Äſtchen irgendwo geknickt! ... Sollte der Gärtner ſo früh? ... Nein, da kam Friederike, in demſelben Morgenkleide, das ſie dieſe Nacht getragen, aber einen Strohhut auf dem blonden Haar und in Händen einen Rechen. Über ihr feines Geſicht flog ein helles Rot, als ſie wieder Aſten vor ſich ſah, aber ſie faßte ſich diesmal ſchnell.

„Schon auf," ſagte ſie, „da ſind Sie ja ſo ein Frühaufſteher wie ich. Ich ſehe gern zeitig morgens nach meine Blume und Früchte."

Hätte ſie ihm die volle Wahrheit geſagt! ... Er wünſchte es ſo, und daß ſie es nicht thun mochte, verſtimmte ihn aufs neue ... „Ich meine, Sie hätten müde ſein müſſen nach dieſer Nacht," ſagte er kurz, ſtreckte die Hand aus und nahm ein friſches Blatt, das zwiſchen zwei Falbeln ihres Kleides lag ... ein Pfirſichblättchen ...

Aber ſie faßte die Hand und betrachtete ſie erſchreckt.

„Sie habe Brandwunde," rief ſie, „von dem geſtrige Feuer und Sie ſind nicht verbunde."

„Pah, es iſt nicht der Rede wert."

„O doch!" widerſprach ſie bewegt, „und — und Sie habe ſie ſich um meinetwillen geholt, und mich errettet mit eigner Gefahr! Und ich hab Ihne nicht einmal gedankt! Aber ich thu es jetzt, und — ich möcht' auch ſage: es war unrecht von mir, Sie dem auszuſetze, — nur um ein wenig Geld — mein Lebe und das Ihre in Gefahr zu bringe," fuhr ſie mit geſenkten Wimpern fort. „Sie hatte es mir geſagt, aber ich hörte nicht darauf. Es war nicht recht — ich bin manchmal thöricht, unüberlegt, und Sie müſſe jetzt bös auf mich ſein?"

„Nein," ſagte er und ſchloß unwillkürlich ſeine Hand feſter um die ihre.

„Nicht?" fragte ſie und ſah mit den warmen braunen Augen forſchend zu ihm auf. „Und ich darf Ihre Hand verbinde?"

„Ich werde Ihnen dankbar dafür ſein; aber nicht jetzt. Sie ſchmerzt jetzt nicht und jetzt möchte ich bitten, Ihren Morgenſpaziergang teilen zu dürfen."

„Das ſolle Sie," rief ſie erfreut, „und ich will Sie auf eine Höhe führe, von wo aus wir eine wunderhübſche Ausſicht habe."

Ihr ganzes Geſicht war wie in Sonnenſchein getaucht. Als ſie fortlief, um den Rechen in einen nahen Schuppen zu ſtellen, und zu ihm zurückkehrte, fragte ſich Aſten, ob Felderns Exaltation nicht berechtigt, ob jemand mit ruhigem Herzen dieſes liebliche Weſen betrachten könne?

Die Höhe, welche ſie ihm genannt, war nicht weit entfernt und bot in der That einen ſchönen Ausblick auf die Pfälzer Berge. Unter ihnen breitete ſich der Reichtum des geſegneten Landes aus. Weingärten wechſelten mit wogenden Getreidefeldern, und die Dörfer ſtanden in Hainen von obſtbelaſteten Bäumen. All die grünende Schönheit der Gegend indeſſen beſchäftigte Aſten nicht ſo ſehr wie eine Stange, welche, inmitten der Anhöhe eingerammt, eine Anzahl bunter Wimpel trug.

„Wozu dienen dieſe Signale?" fragte er.

Sie lachte. „Das iſt ein Zeichenalphabet, vermittelſt deſſen ich mit meinen Nachbarn ſpreche. Nun ſolle Sie ſehe. Es ſind Frühaufſteher wie wir. Jetzt hiſſe wir dieſe kleine grüne Flagge auf. Das heißt: Seid ihr zu Haus?"

Sie zog das Zeugſtückchen hinauf, und bald darauf wehte etwa in der Entfernung einer halben Meile auf der Spitze eines Türmchens eine weiß-rote Fahne.

„Alſo ja!" ſagte Friederike. „Darf ich nun frage, ob wir heute nachmittag komme ſolle? Ich möcht' gern, daß Sie dieſe Nachbarn kenne lerne."

Aſten verneigte ſich, und wenige Minuten nachher kam auch die Zuſtimmung von drüben. Friederike verdolmetſchte ſie ihm und fragte heiter: „Iſt das nicht hübſch? So ein luftiger Telegraph, der in jeder Stund' Frage und Antworte möglich macht?"

„Gewiß. Doch wer ſind die Nachbarn, mit denen Sie in ſo regem Gedankenaustauſche ſtehen?"

„Salteneck's. Das heißt Herr von Salteneck und ſeine Schweſter."

„Aaah!" ...

Friederike mußte die Wolke ſehen, die ſich über ihres Begleiters Stirn legte, mußte auch aus dem Tone hören, in dem er dann ſprach, wie unwillkommen dieſe Kunde ihm war. Sie beugte indeſſen jeder Erklärung vor, indem ſie eilig ſagte: „Sie habe geſtern Salteneck ſchon geſehe, aber er hat ſich Ihne von ſeiner unvorteilhaften Seite gezeigt. Er iſt ein guter Menſch, nur oft aufbrauſend und heftig. Das iſt ſein Fehler ..."

„Er ſteht Ihnen ſehr nahe?" unterbrach er ſie kalt.

„Ja," antwortete ſie, und es ging ein Zucken durch ihr feines Geſicht, welches eine Bewegung verriet, die er ſich nicht erklären konnte, „als ein Freund. Wir ſind ja Nachbarskinder, und er iſt ſehr gut, wie ich Ihne ſchon ſagte, er und das Tonche, ſeine Schweſter. Es ſind wirklich gute, hilfreiche Menſche, und ſie habe uns beide ſehr lieb, meinen Papa und mich, er und das Tonche, ſeine Schweſter. Wie ich noch ein Kind war, ſpielte ſie mit mir, nachher hab ich von ihne gelernt — alles, was ich von der Landwirtſchaft weiß. Und ſie ſind beide unermüdlich in gute Dienſcht, und auch für den armen Papa — ſie ſind die einzige, die ihm noch menſchlich nahe ſtehe. Ich kann doch für all das nicht undankbar ſein, und deshalb wollt' ich Sie bitte: ſeie Sie auch freundlich zu ihne ..." Sie hob das reizende Geſicht abermals zu ihm empor und ſah mit den warmen Augen in die ſeinen. Sein Blick haftete herbe prüfend auf ihnen, aber der tauchte in eine Tiefe mädchenhafter Reinheit, in der jeder Zweifel unterging. (Fortſetzung folgt.)

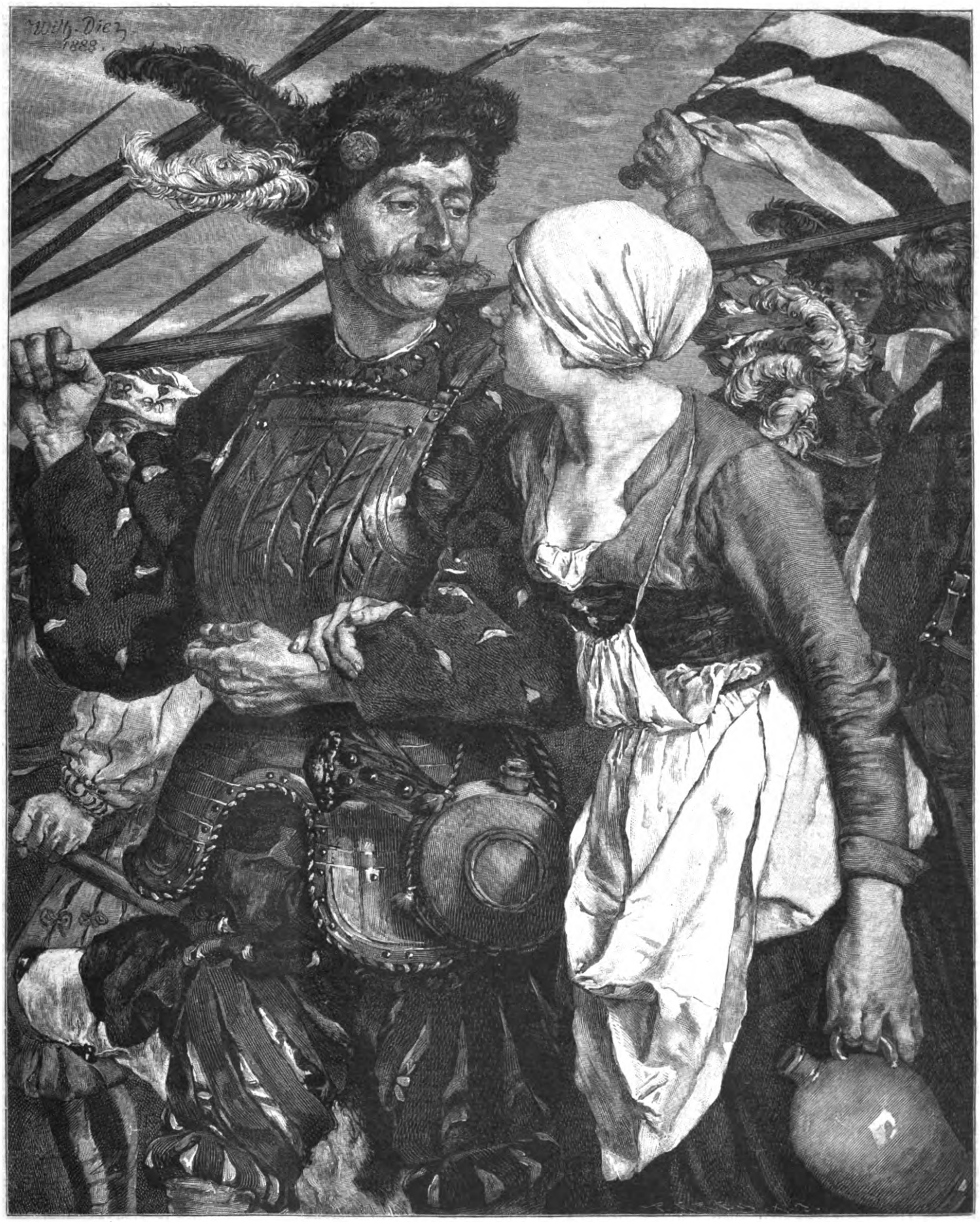
---

## Non cras sed hodie.

Novelle von Adolf Schmitthenner.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Vom Boden bis unter das Schreibbrett waren bei jedem der drei Pulte Schubladen und offene Fächer angebracht. In dieſen lagen Akten; von jenen öffnete ich einige mit zitternder Hand: ſie


Wilh. Diez
1888.

Landsknechte. Gemalt von W. Diez.

bargen verſchiedene Sorten Papier. Als ich aber das unterſte Schubfach des eigentlichen Arbeitspultes herauszog, konnte ich einen Freudenruf nicht unterdrücken: die intereſſanteſten Dinge von der Welt lagen vor meinen Augen. Das erſte, was ich ſah, war ein buntbemalter Pfeifenkopf; daneben lagen einige verblichene Studentenmützen, ebenſolche, wie an der Wand hingen. Zwiſchen ihnen ſtak ein großer Brennſpiegel, in Meſſing eingefaßt, mit einem langen Stiele. Ich griff tiefer hinein und zog einen Hirſchfänger heraus, der in einer Pappdeckelſcheide ſtak. Ganz in der Ecke war ein Pulverhorn; ich ſchraubte es auf, aber leider war es leer. Ich zwängte, auf dem Boden kauernd, meinen Arm noch tiefer hinein und erfaßte etwas Weiches, Lederartiges. Ich zog es heraus und betrachtete meinen Fund genauer. Es war ein vor Alter zuſammengeſchrumpfter und ſchwarz gewordener Beutel von rohem Schafleder, wie ihn die Soldaten während eines Feldzuges auf der bloßen Bruſt zu tragen pflegen. Ich zog ihn auf und griff hinein, in der Hoffnung, Pulver darin zu finden. Meine Erwartung täuſchte mich. Ich ergriff einige vergilbte Blätter; es waren, dem Äußeren nach zu ſchließen, Briefe, in einer fremden Sprache geſchrieben, von der ich kein Wort verſtand. Ich ſah nach der Unterſchrift eines der Briefe; ſie hieß Maria. Unmittelbar neben derſelben ſtanden einige unterſtrichene Worte, in die Quere geſchrieben. Ich las ſie und fragte mich: iſt das nicht lateiniſch? „Non cras sed hodie“ lauteten ſie. Das erſte und die beiden letzten Worte verſtand ich; „cras“ hatte ich bisher noch nicht gehabt. „Nicht cras, ſondern heute.“ — Was mochte cras heißen? Ich that die Briefe wieder an ihren Ort, zog den Lederbeutel zu, legte ihn behutſam an ſeine alte Stelle und ſchob das Fach in das Pult. Dann verließ ich die Pfarrburg und ging an den Bücherſchrank, in welchem ſich die Lexika befanden. Ich ſchlug im großen Scheller „cras“ auf, und als ich meine Vermutung, daß es „morgen“ heiße, beſtätigt ſah, wollte ich mich wieder auf meinen Stuhl verfügen, als ich auf dem Rücken eines dicken Buches in Goldlettern den Titel las: „Polniſch-deutſches Wörterbuch.“ Alles Fremdartige und Fernliegende intereſſierte mich; ich hätte viel lieber polniſch gelernt als lateiniſch; deshalb ſah ich mir das Buch von innen an. Und dann ſuchte ich weiter in meinem Hunger nach Seltſamkeiten. Zu meinem Ergötzen fand ich neben dem polniſch-deutſchen Wörterbuch eine „kurzgefaßte, deutliche deutſch-polniſche Grammatik.“ Ich ſchlug ſie auf und war in das Erlernen des Paradigma gęś, die Gans, gęsi, der Gans ꝛc. vertieft, da vernahm ich die Schritte des Pfarrers. Als er zur Stube hereinkam, ſaß ich über meine Arbeit gebeugt am Tiſche.

Ich hatte ſpäter keine Gelegenheit mehr, meine Forſchungen in des Pfarrers Stube fortzuſetzen, und hätte den lateiniſchen Satz im Lederbeutel und das Paradigma gęś, die Gans, längſt wieder vergeſſen, wenn ich nicht in der ſeltſamſten Weiſe zuerſt an das eine, ſodann an das andere erinnert worden wäre.

Mein Vater erhielt von der Regierung den Auftrag, über den Zuſtand derjenigen Gebäude zu berichten, deren Erhaltung wegen ihres Kunſtwertes oder aus landesgeſchichtlichem Intereſſe geboten ſchien. So ſtattete er denn auch, von einem Baumeiſter der Kreisſtadt begleitet, dem alten Turme einen Beſuch ab, und ich durfte mitgehen.

Wie klopfte mir das Herz, als ich dicht hinter meinem Vater durch die niedere Pforte in den engen, düſteren Raum trat! Durch ſchmale Schießſcharten fiel ſpärliches Licht! Ein widerlicher Spülwaſſergeruch kam uns entgegen, und aus einer finſteren Ecke erſcholl ein zorniges Grunzen. Ich bückte mich nach einer ſchimmernden Feder, die auf dem klebrigen Boden lag, aber ein lautes Schnattern, das ſich neben mir erhob, zerſtörte die Hoffnung, daß mein Fund aus dem Fittich eines Turmfalken ſtamme. Kleinlaut folgte ich den Herren die Holzſtiege hinauf, die in vielen Abſätzen längs der modrigen Turmwände nach dem erſten Stockwerke führte. Hier war es etwas heller. In die dicken Mauern der vier nach außen gerichteten Seiten des fünfeckigen Turmes waren zu einer Zeit, in welcher der Bau ſeinem urſprünglichen Zwecke nicht mehr diente, Gefängniszellen gebrochen worden, deren eiſerne Thüren alle offen ſtanden; die Gelaſſe waren ſchon ſeit Jahren außer Gebrauch. Während die Herren meſſend und prüfend hier verweilten, ſtieg ich die Stiegen weiter hinauf. Es wurde wieder düſter und völlige Finſternis, bis ein ſchmaler Lichtſtreifen oben erſchien und es der Dämmerung entgegenging. Bald hatte ich ſie wieder hinter mir und tappte im Dunkeln mit angehaltenem Atem hinauf. Da ſtieß ich den Kopf derb an. Eine Fallthüre verſchloß den Weg. Ich verſuchte ſie zu heben, ſie bewegte ſich, ich ſtemmte mit aller Kraft, und mit lautem Krachen fiel ſie zurück. Ich ſtand auf einem hellen, ſpeicherartigen Raume unter dem ſpitzen Dache. Eine angelehnte Holzthüre, aus deren Ritzen lichter Sonnenſchein herausquoll, zog mich zuerſt an; aber eine heimliche Angſt hielt mich zurück, ſie zu öffnen, es war mir, wie wenn ich einen ſchlürfenden Schritt drinnen gehört hätte. Ich dachte daran, wieder zu meinem Vater zurückzukehren. Da bemerkte ich ſeitwärts eine ſchmale, durch die Mauer gebrochene Öffnung, ich kroch hindurch und befand mich auf einer Galerie, welche rings um den Turm führte.

Ein prächtiger Blick bot ſich mir dar. Unter mir lagen die Dächer des Städtleins, aus denen der ſpitze Kirchturm hervorragte; die Schornſteine rauchten, und zwei Störche flogen hintereinander vom Storchenneſt auf dem Kirchdache über mich weg. Durch die noch kahlen Bäume des Schloßgartens ſahen die grauen Mauern der alten Waſſerburg, und über die waldgekrönten Hügel, welche das Thal begrenzten, ragten hellblau die fernen Bergzüge des Odenwaldes. Ich wanderte auf der Galerie rings um den Turm und freute mich an den wechſelnden Bildern. Da, als ich wieder im Begriffe war, um eine Ecke zu biegen, hörte ich vor mir jemand ſprechen. Es mußte ein Menſch auf der Seite der Galerie ſein, die jenſeits der Turmkante vor mir lag. Ich ſtand ſtill und lauſchte. Es war ein Selbſtgeſpräch, denn ich vernahm nur eine Stimme: lallende Worte, von Ausrufen unterbrochen, eintönig hingemurmelt — jetzt ein heiſeres Lachen und dann wieder, nach einer Pauſe, das frühere klangloſe Gerede.

Ich muß geſtehen, daß ich mich tüchtig fürchtete. Auf den Zehen ſchlich ich zurück. Aber als ich an die Pforte kam, welche in das Innere des Turmes führte, ſchämte ich mich meiner Feigheit. Neugierde und Abenteuerluſt reizten mich; ich beſchloß, von der anderen Seite mich der unheimlichen Stelle zu nähern. Ich zählte die Ecken. Jetzt war ich an der angelangt, hinter welcher der rätſelhafte Turmgaſt ſich befinden mußte. Ich ſtand lange und lauſchte. Alles war ſtill. Ich glaubte ſchon, daß er ſich in das Innere zurückgezogen habe, als ich ganz in der Nähe ein haſtiges Schlürfen vernahm und dann das heiſere Lachen von vorhin. Die Sonne ſchien grell auf die Seite des Turmes, von welcher das Geräuſch herkam; das ſah ich an dem Stücke der Galerie, das ich, wenn ich mich vorbeugte, überblicken konnte. Es mochte ordentlich heiß da drüben ſein. Unten lag der alte Stadtgraben, der an dieſer Stelle mit einer Baumſchule angepflanzt war, und im ſpitzen Winkel ſtieß die halbeingefallene Stadtmauer auf die Turmkante. „O wie ſchön! o wie ſchön!“ hörte ich jetzt deutlich von drübenher; darauf folgten tonloſe Ausrufe der Bewunderung und des Koſens, ein grauſiges Liebesgeflüſter! — Dann wieder das unverſtändliche Lallen, leiſer und leiſer, bis es mit einem Klagelaut erſtarb. Lange war es ſtill. Eine Schwalbe ſtrich am Geländer hin, die Stimmen ſpielender Kinder ſchallten herauf und ein Bröcklein Mörtel fiel vom Dache auf das Geländer und zerſtob. Da fuhr ich in plötzlichem Schreck zuſammen. Dicht neben mir — es mußte unmittelbar hinter der Kante ſein — ſchlürfte es haſtig, ich hörte einen keuchenden Atem und ein Geräuſch, wie wenn jemand auf dem Boden in dem engen Gange mit einer ſchweren Arbeit um ſich hantiere; dann — träumte es mir, oder war es Wirklichkeit? — die leiſen aber wild hervorgeſtoßenen Worte: „Non cras sed hodie,“ — ein kurzes Auflachen — und es wurde alles ſtill.

Es graute mir, und ich lief den Gang zurück, um mich zu meinem Vater zu flüchten. Als ich an die in den Turmſpeicher führende Pforte kam, hörte ich die Schritte der beiden Männer, die gerade durch die Fallthüröffnung ſtiegen.

Alle meine Furcht war jetzt vorbei.

„Vater, es iſt jemand hier oben,“ ſagte ich.

„Der Turmwächter wohnt hier,“ erwiderte er. „Ein Halbkretin,“ fuhr er zu ſeinem Begleiter gewendet fort, „er iſt auf dem Turme geboren und hat ihn wohl kaum in ſeinem Leben verlaſſen. In früheren Jahren blies er die Nachtſtunden vom Turme, heute beſteht ſein Amt darin, daß er die Elfuhr- und Vieruhrglocke läutet.“

Mein Vater ſtieß die angelehnte Thür zurück, an der ich vorübergegangen war. Wir traten in ein Zimmer voll Staub und Sonnenſchein. Eine Bettſtelle mit einem Strohſack, deſſen Inhalt herausſchaute, ein alter Tiſch und ein eiſerner Ofen, auf dem einiges Kochgeſchirr ſtand, war das Gerät. In einem Winkel lagen geſchnittene Weiden auf einem Haufen. Durch das geöffnete Fenſter flutete das helle Mittagslicht, und durch eine gleichfalls offenſtehende Pforte ſah das im Sonnenſchein glitzernde Steingeländer der Galerie. Mein Vater und der Architekt wanden ſich durch das Thürchen, ich folgte ihnen in größter Spannung nach.

Im grellen Sonnenſchein ſaß barhäuptig ein alter Mann auf einem Schemel. Er war mit Korbflechten beſchäftigt. Einen ſcheuen Blick aus rot unterlaufenen Augen warf er uns zu und murmelte etwas vor ſich hin. Dann fuhr er, ohne ſich um uns zu kümmern, in ſeiner Beſchäftigung fort. Der Kopf war faſt völlig kahl, ſo daß die unförmige Geſtalt des Schädels abſchreckend hervortrat. Von dem aufgedunſenen, blaßroten Geſicht hoben ſich die buſchigen, ſchneeweißen Brauen ſeltſam ab. Die tief herabhängende Unterlippe bewegte ſich unaufhörlich.

Der Morgengruß der beiden Männer, dem mein Vater noch ein freundliches Wort zufügte, wurde nicht erwidert.

Nachdem der Architekt den baulichen Zuſtand der Galerie aufgenommen hatte, betrachtete er mit Intereſſe die Stadtmauerreſte, welche die alte Befeſtigungsanlage noch deutlich erkennen ließen und von unſerm Standorte aus faſt in ihrer ganzen Ausdehnung zu überblicken waren. Mein Vater berichtete ihm über das mutmaßliche Alter der einzelnen Beſtandteile. Der Baumeiſter fragte hierauf, ob das Städtchen einmal im Sturm genommen worden ſei, worauf mein Vater erwiderte, das ſei eigentlich nicht geſchehen; im Jahre 1634 ſei einmal den Kroaten ein Überfall geglückt und im Jahre 1796 müſſe in der Nähe des alten Turmes ein Scharmützel zwiſchen Öſterreichern und Franzoſen geweſen ſein. Ich hatte mich dicht an meinen Vater gedrängt, um kein Wort zu verlieren. Von dem Ereigniſſe, welches er zuletzt erwähnte, hatte ich noch nichts gehört. Aber es intereſſierte mich auch nicht weiter; was waren für mich die Franzoſen gegenüber den Kroaten! „Wo ſind denn die Kroaten damals herübergeſtiegen?“ fragte ich meinen Vater.

„Wahrſcheinlich dort,“ ſagte er und wies nach einer entfernten Stelle. „Sie kamen durch den Wald von Sinsheim her, ritten dann im Hohlwege bis dort an die Steinbrüche und dann hinter dem Hügelzuge hin, bis an jene Einſattelung. So konnten ſie ungeſehen in die Nähe der Mauer gelangen.“ Bei den letzten Worten hatte mein Vater zurückgeſchaut, und wir folgten ſeinem Blicke. Der Turmbewohner ſtand dicht hinter uns. Er ſchüttelte beſtändig mit dem Kopfe und geſtikulierte mit den Händen. Mein Vater brach ab, offenbar unangenehm berührt. Die Herren ſchickten ſich zum Gehen an. Ich verweilte noch einen Augenblick. Es fiel mir ſchwer, mich von der Stelle zu trennen. Bereits hatte meine Einbildungskraft das Kriegstheater mit agierenden Perſonen bevölkert. Ich ſah die Kroaten aus der Waldecke vorbrechen und über das Brachfeld reiten, die roten Mäntel leuchteten im Sonnenſchein.

Da fühlte ich mich plötzlich am Arme gepackt. Der alte Mann ſtand neben mir; die Unterlippe ging in heftigſter Bewegung auf und nieder und ſein Geſicht zeigte eine peinliche Spannung, wie wenn er mir etwas ſagen wollte. Plötzlich wandte er ſich um und ſchaute mit den Gebärden der größten Verachtung nach der Richtung, in welcher die beiden Männer verſchwunden waren. Er ſchüttelte Kopf und Hände und ſtieß ein höhniſches Lachen aus, welches den Sinn haben mochte: was wiſſen denn die! Dann wandte er ſich zu mir, legte den Finger übers Auge, ſo daß ſich die Spitze in dem Brauenwalde verlor, und flüſterte mir zu: „Kroaten, Kroaten, Rotmäntel — Spitzbuben!“ Hierauf faßte er mich wieder am Arme und zog mich, vorausſchlürfend, auf die andere Seite des Turmes; dort beugte er ſich über die Brüſtung und deutete nach einer Stelle der Stadtmauer, indem er dieſelben Worte wiederholte.

„Da ſind die Kroaten herübergeſtiegen?“ fragte ich ihn erſtaunt.

Er nickte vergnügt und rieb ſich die Hände.

„Woher wißt Ihr denn das?“ fragte ich weiter. Er gab mir keine Antwort. Über die Brüſtung gebeugt, ſchaute er ſtarr auf den grünen Raſen, der ſich ſchmalen Striches zwiſchen dem Turme und der jungen Baumſchule hinzog.

Auf einmal erſchien er mir uralt, ſo alt wie der Turm ſelbſt.

„Woher wißt Ihr das?“ wiederholte ich. „Habt Ihr ſie geſehen?“

Er hatte ſich zurückgewandt und wieder auf den Schemel geſetzt. Er nickte mehrmals auf meine Frage.

Mit Grauſen ging ich einen Schritt zurück und fragte: „Habt Ihr denn im Dreißigjährigen Kriege ſchon gelebt?“

Er nickte wieder und ſagte: Krieg! Dann nahm er gleichmütig die Arbeit wieder auf.

Als ich ihn korbflechten ſah, ließ mich das Entſetzen los. „Nein,“ dachte ich, „damit gibt ſich der Turmgeiſt nicht ab.“ Und als ich in der Stube ſtand, von der die Pforte in die Galerie führte, kam mir ein bübiſcher Gedanke.

Als ich vorhin den Alten belauſchte, hatte ich ihn die lateiniſchen Worte ſagen hören, die ich erſtmals in des Pfarrers Studierburg geleſen. Welche Wirkung mochte es wohl haben, wenn ich die geheimnisvollen Worte ausrief? Ich überzeugte mich zunächſt, ob die Fallthüre offen war, dann rief ich mit lauter Stimme auf die Galerie hinaus: „Non cras sed hodie,“ und wie der Wind flog ich durch die Stube auf den Speicher und in die Treppenöffnung. Hier lauſchte ich einen Augenblick, ehe ich die Thüre herabzog. Kein Laut war zu hören. Donnernd fiel die Thüre zu, und meiner Heldenthat froh, ſtieg ich den Turm hinab ins Freie.

Ich ſah in die Höhe. Die Galerie war leer, ſoweit ich ſie überblicken konnte. Ich ging in den Hof eines Nachbarhauſes, der an die Stadtmauer ſtieß. Von oben hatte ich einen alten Haſelnußbaum bemerkt, deſſen Stamm ſich an die Steinwand anlehnte und deſſen Krone dieſelbe überhing. Im Nu hatte ich den Baum erklettert und konnte nun die ganze hintere Seite der Galerie überſehen. Auch hier war niemand zu erblicken. Aber ein eigentümliches Geräuſch kam von dorther. Es mußte auf dem Teile des Steinganges ſein, wohin mich der alte Mann geführt hatte. Ein Keuchen und Stöhnen, wie wenn ſich ein Ringkampf oben abſpiele, zwiſchenhinein Ausrufe der höchſten Angſt und der tödlichſten Wut, wie wenn es ums Leben ginge — ein triumphierender Aufſchrei — und hinter der Brüſtung erhob ſich der unheimliche Menſch, mühſam, wie wenn er etwas Schweres emporhöbe. Jetzt konnte ich ſeine ganze Geſtalt ſehen. Er beugte ſich langſam über das Geländer mit Bewegungen, als ob er etwas Gewichtiges und Langes über die Brüſtung in die Tiefe werfe. Dann ſtand er lange da und ſchaute regungslos auf das Raſenſtück vor der Baumſchule.

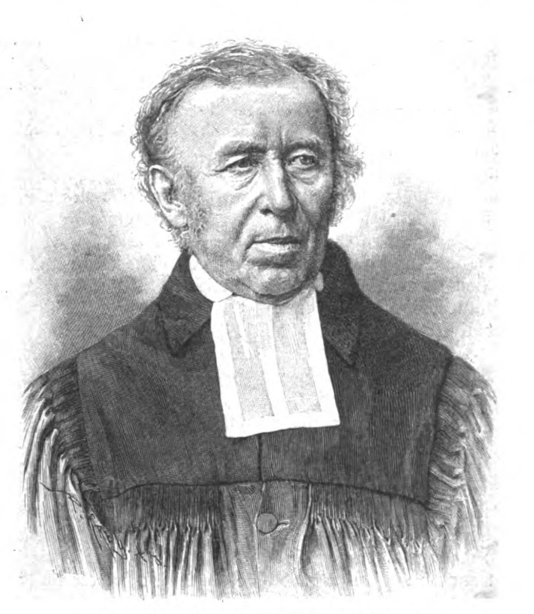
Ich war ſchon im Begriff, meinen Sitz zu verlaſſen, als der Alte die Hände reibend ſich nach der vorderen Seite des Turmes wandte und mich bemerkte. Er nickte und lachte mir zu und winkte mit beiden Händen, ich ſolle über die Mauer ſpringen und an den Turm herankommen.

(Fortſetzung folgt.)

## Zum Andenken an D. Büchſel.

Von D. R. (Abdruck verboten.)

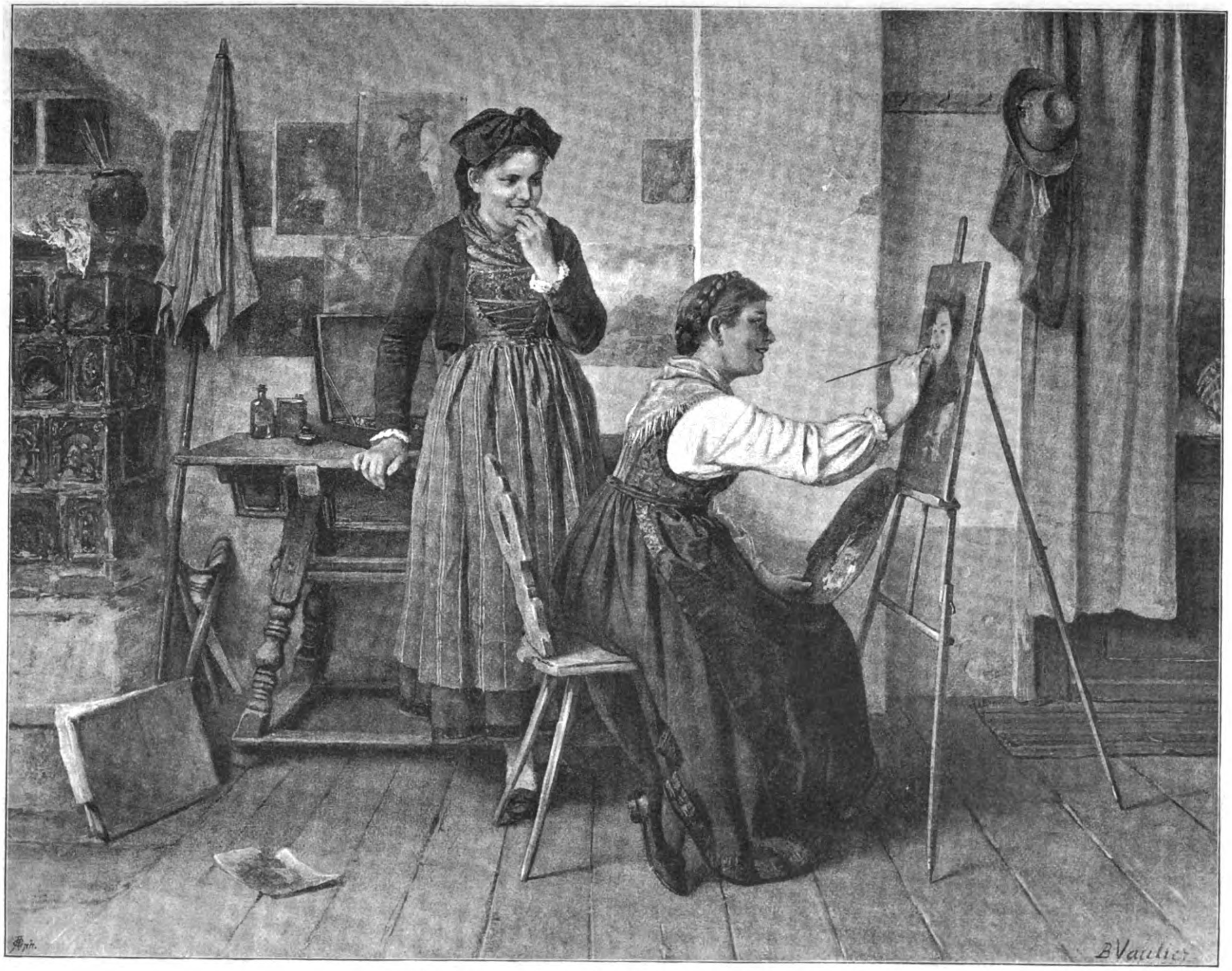
Mit dem vor einigen Wochen heimgegangenen ehemaligen Generalſuperintendenten und Pfarrer an St. Matthäus zu Berlin, D. Büchſel, iſt eine der charaktervollſten und eigenartigſten Perſönlichkeiten aus dem Stande der evangeliſchen Geiſtlichkeit aus dieſer Zeitlichkeit geſchieden. Wir erfüllen daher nicht bloß eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Heimgegangenen, ſondern wir ſind gewiß, auch einem Wunſche vieler unſerer Leſer entgegenzukommen, wenn wir ihnen in den nachfolgenden Blättern das Bild dieſer geiſtesmächtigen Perſönlichkeit, von der in die weiteſten Kreiſe der evangeliſchen Kirche reicher Segen ausgegangen iſt, in kurzen Zügen noch einmal zu vergegenwärtigen ſuchen. Büchſel ſelbſt hat in den von ihm ſchon vor Jahren herausgegebenen „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeiſtlichen," denen ſich dann ſpäter auch noch die „Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben" angeſchloſſen haben, die Entwickelung ſeines inneren Lebens und ſeine Stellung zu den kirchlichen Fragen, welche die gegenwärtige Zeit bewegen, in ſo eingehender Weiſe behandelt, daß wir uns in der Zeichnung ſeines Charakters im weſentlichen an ſeine eignen Mitteilungen anſchließen können.



Generalſuperintendent D. Büchſel † 14. Aug.

Am 2. Mai 1803 wurde Büchſel in Schönfeld bei Prenzlau in der Ukermark geboren. Sein Vater, der dort Pfarrer war, gehörte zu den wenigen Geiſtlichen jener Gegend, die in der damaligen Zeit des herrſchenden Rationalismus den Standpunkt einer ſtreng orthodoxen Gläubigkeit vertraten. — Die Mutter hat Büchſel ſelbſt als eine Pietiſtin bezeichnet, gewiß nicht im Sinne eines krankhaften und methodiſtiſchen Pietismus, der ſo oft zum Zerrbilde des Chriſtentums wird, ſondern in dem einer lebendigen, ſchlichten, geſunden Frömmigkeit, wie ſie unter den gewaltigen Eindrücken der Befreiungskriege ſich allenthalben von neuem zu regen begann. Der im Elternhauſe herrſchende Geiſt iſt für Büchſels ganze Lebensrichtung unzweifelhaft von entſcheidendem Einfluß geweſen, wie ſelbſtändig und frei er ſich auch ſpäter entwickelt hat. Bezeichnet er ſich doch ſelbſt in ſeinen Lebenserinnerungen wiederholt als einen lutheriſchen Pietiſten. Nach Vollendung ſeiner Vorbildung auf dem Gymnaſium bezog Büchſel die Univerſität Berlin. Von dem Ertrag ſeiner Univerſitätsſtudien hat er ſelbſt zeitlebens eine ſehr geringe Meinung gehabt. Wenigſtens bekennt er wiederholt, daß er bei ſeinen Kollegienheften vergeblich verſucht habe, ſich Rat zu holen. Zwar erwähnt er gelegentlich Neander als ſeinen Lehrer, aber von irgendwelchem tiefgehenderen Einfluß, den derſelbe auf ihn ausgeübt habe, findet ſich nirgends eine Spur. Wenn er auf der Univerſität, wie er ſelbſt berichtet, täglich die deutſche Bibel geleſen hat, ſo iſt ſchon daraus erſichtlich, daß dies mehr zum Zwecke der perſönlichen Erbauung, als zu dem der Vertiefung in die theologiſche Wiſſenſchaft geſchehen iſt. Nachdem Büchſel beide Prüfungen für das geiſtliche Amt in Berlin beſtanden hatte, begann er im Sommer 1827 in einem uckermärkiſchen Dorfe als Gehilfe eines alternden Geiſtlichen, der ſich von der Kirchenbehörde einen Adjunkten erbeten hatte, ſeine erſte amtliche Thätigkeit. Die Gemeinde befand ſich in einem Zuſtande der traurigſten Verwahrloſung, und dem jungen Hilfsprediger wollte bald der Mut entſinken. Namentlich in dem Filialdorfe hatte ſich die Gemeinde vom Kirchenbeſuche faſt völlig entwöhnt. Bezeichnend für den geiſtlichen Todesſchlaf, der in der Gemeinde herrſchte, iſt folgende von Büchſel ſelbſt erzählte Geſchichte aus den erſten Wochen ſeiner Amtsführung. Seit einigen Sonntagen bemerkte Büchſel einen Bauer regelmäßig in der Kirche, den er ſonſt nicht geſehen hatte. Aber ganz rückſichtslos ſetzte ſich derſelbe, ſobald er in ſeine Bank getreten war, zum Schlafen zurecht und ſchnarchte ſo laut, daß es ſogar ſchon während des Geſanges zu hören war. Nicht weit von jenem Bauer pflegte ſich ein Knabe in der leeren Kirche einzufinden. Büchſel bewog denſelben, ſich unmittelbar hinter den Schnarcher zu ſetzen und ihn öfters anzuſtoßen, für welchen Dienſt dem Jungen ein Groſchen verſprochen wurde. Während des ganzen Gottesdienſtes konnte Büchſel den Kampf zwiſchen dem ſchlafenden Bauern und dem ihn weckenden Knaben beobachten. Als Büchſel am folgenden Sonntage den Knaben von neuem zu dieſem Dienſte dingen wollte, lehnte derſelbe den angebotenen Groſchen ab, indem er ſchüchtern bemerkte, der Bauer habe ihm zwei Groſchen geboten unter der Bedingung, daß er ihn nicht ſtöre. Diesmal verſchlief der Bauer denn auch ganz ungehindert vom Anfang bis zum Ende den ganzen Gottesdienſt. Als Büchſel ihm nach beendetem Gottesdienſt auf dem Kirchhofe begegnete, fragte er ihn, weshalb er denn eigentlich zur Kirche komme. Da antwortete er ganz unbefangen: „Zu Hauſe ſetzen einem die Fliegen ſoviel zu, daß man nicht zur Ruhe kommt, in der Kirche dagegen iſt es ſo ſchön kühl; im Winter gehe ich auch nicht in die Kirche."

Trotz aller Sorgfalt, die Büchſel auf die Ausarbeitung ſeiner Predigten verwandte, und trotz aller Verſuche, die er machte, durch Hausbeſuche einzelnen in der Gemeinde näher zu treten, wollte es ihm nicht gelingen, den rechten Eingang bei der Gemeinde zu finden, und manchmal ſteigerte ſich ſeine Verzagtheit bis zu dem Wunſche, ſich lieber einen anderen Beruf erwählt zu haben. Alle dieſe Erfahrungen trieben ihn immer tiefer ins Gebet ſowohl für ſich ſelbſt, wie für die Gemeinde. Von entſcheidender Bedeutung ſollte für ihn eine Predigt werden, die er ganz unvorbereitet zu halten genötigt wurde. Der alte Paſtor, deſſen Gehilfe er war, hatte ihm geſagt, daß er am vierten Adventsſonntage nicht würde zu predigen brauchen, weil er ſelber an dieſem Tage zum heiligen Abendmahl gehen wolle und der benachbarte Geiſtliche, der es ihm ſpenden ſolle, auch den Gottesdienſt halten werde. Als der letztere am Sonnabend ſpät ankam, erklärte er aufs beſtimmteſte, die Predigt nicht übernehmen zu können, da er ſich nur auf die Beichtrede gerüſtet habe. Es wurde alſo zum Küſter geſchickt und dieſem aufgetragen, eine Predigt zu leſen. Der alte Küſter, der zu den wenigen „Erweckten" in der Gemeinde gehörte und an den ſich der junge Büchſel in ſeiner Vereinſamung mit beſonderem Vertrauen angeſchloſſen hatte, ſtellte dieſem mit allem Ernſte vor, welchen Eindruck es auf



Ohne Genehmigung des Autors. Gemalt von B. Vautier.
(Nach einem Bilde aus dem Verlage der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

die Gemeinde machen müſſe, wenn drei Geiſtliche im Ornat daſäßen und er läſe eine Predigt vor. „Das geht nicht,“ ſo redete er ihm zu, indem er ihn auf die Epiſtel des Tages hinwies: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals ſage ich, freuet euch; ſorget nicht, ſondern betet, und der Friede Gottes bewahre eure Herzen!“ Er meinte, darüber könne man wohl predigen ohne große Vorbereitung. Dieſen Vorſtellungen vermochte Büchſel nichts entgegenzuſetzen; er verſprach, die Predigt zu übernehmen, aber ſeine ganze Vorbereitung beſtand darin, daß er die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag im Gebete zubrachte, und er durfte es erfahren, daß dieſe Predigt gerade auf die Gemeinde einen tieferen Eindruck machte als alle die vorher wohleinſtudierten. Dennoch hat es lange Jahre gewährt, bevor ſich Büchſel wieder entſchließen konnte, aus dem Stegreif zu predigen, denn er war überzeugt, daß ihm der Herr nur diesmal geholfen hatte, weil er weder aus Hoffart noch aus Trägheit die ſonſtige Vorbereitung unterlaſſen hatte. Aber die Erfahrung, die er damals gemacht hatte, brachte ihn zu der Erkenntnis, daß alle Wirkſamkeit im geiſtlichen Amte darauf beruhe, daß der Geiſtliche ſelbſt von der religiöſen Wahrheit, die er zu verkündigen hat, perſönlich erfüllt und durchdrungen ſei, und darin wird man mit Recht das Geheimnis und die innere Kraft ſeiner reichgeſegneten Wirkſamkeit zu ſuchen haben.

Noch bevor das erſte Jahr des Dienſtes als Hilfsprediger zu Ende ging, wurde Büchſel von einem Privatpatron für eine Pfarrſtelle mit drei Kirchen und reichlichen Einkünften berufen. Es war dieſelbe Gemeinde, an welcher ſein Vater lange Zeit in Segen gewirkt hatte, und doch hatte er auch hier mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie ſie an dem Orte ſeiner früheren Thätigkeit ihm ſo ſchwer auf die Seele gefallen waren. Mit beſonderer Treue nahm er ſich hier der Tagelöhner und ihrer Familien an, für die er in den Wintertagen Abendgottesdienſte einrichtete, die damals, wenigſtens in der Gegend, wo er ſtand, noch etwas ganz Neues und Unerhörtes waren. Auch dadurch wußte er ſich das Vertrauen der kleinen Leute zu gewinnen, daß er ſie zur Sparſamkeit anleitete und ſich erbot, ihre kleinen Erſparniſſe aufzubewahren. Jeder, der ihm am Sonnabend von ſeinem Wochenlohn etwas brachte, erhielt ein Buch, in dem verzeichnet ſtand, was er dem Paſtor zur Aufbewahrung gegeben hatte, ſo daß er immer ſehen konnte, wieviel ſeine Erſparniſſe betrugen. Schon das Geheimnis, das ihn dadurch mit dem Manne verband, wurde ein Anknüpfungspunkt für ſeelſorgeriſche Einwirkung. Von Schönfeld wurde Büchſel im Jahre 1841 als Pfarrer und Superintendent in das ukermärkiſche Städtchen Brüſſow berufen. Die ſeparatiſtiſche Bewegung, welche die Einführung der Union und der Agende, wie in Schleſien und in Pommern, ſo auch in der Ukermark hervorrief, hatte gerade hier eine beſonders bedrohliche Ausdehnung gewonnen. Die Kirchenbehörde hatte Büchſel für die Stelle in Brüſſow auserſehen, in dem Vertrauen, daß es ihm gelingen werde, die Bewegung in die rechten Bahnen zu leiten, und er hat dieſes Vertrauen im vollen Maße zu rechtfertigen gewußt, trotzdem er in ſeinen „Erinnerungen“ kein Hehl daraus macht, in vieler Hinſicht dieſer Bewegung innerlich nahe geſtanden zu haben. Der Hauptträger der Separation in den ukermärkiſchen Gemeinden war ein gewiſſer Ehrenſtröm, ein Mann von einnehmendem äußeren Weſen, der es meiſterhaft verſtand, in aufregender populärer Weiſe zu predigen. Wenn er aus Stettin, wo er ſeinen eigentlichen Sitz hatte, in die Ukermark kam, ſo ſtrömten die Leute aus weiten Entfernungen herbei und ſammelten ſich um ihn in großen Scharen. Er predigte in Scheunen oder auch in niedrigen Wohnungen, wo in engen Räumen die Zuhörer nur ſehr gedrängt Platz finden konnten. Die Austrittserklärungen aus der Landeskirche nahmen in ſolchem Grade zu, daß zu beſorgen war, es würden in den Gemeinden nur ſolche übrigbleiben, die dem kirchlichen Leben überhaupt innerlich entfremdet waren, und ſelbſt viele, die ihren Austritt nicht formell vollzogen hatten, beſuchten keine Kirche mehr, ſondern gingen in die von Ehrenſtröm gehaltenen Verſammlungen.

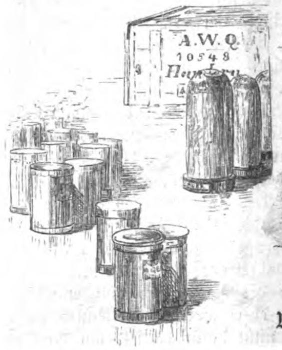
Unter ſolchen Umſtänden trat Büchſel ſein neues Amt in Brüſſow an. Schon vor ſeiner Ankunft in Brüſſow erhielt er anonyme Zuſchriften, in denen er gewarnt wurde, die Stelle anzunehmen, weil „das Licht dort aufgegangen ſei und man die falſche Lehre erkannt habe.“ Kein Menſch begrüßte ihn bei ſeiner Ankunft, und er mußte vor vierzehn Zuhörern in der geräumigen Kirche ſeine Antrittspredigt halten, während zu Ehrenſtröms Predigten die Menſchen ſich drängten und von allen Seiten zu Wagen und zu Fuß herbeieilten. Vergeblich gab ſich Büchſel alle erdenkliche Mühe, die Leute zu belehren; die von der ſeparatiſtiſchen Bewegung einmal Ergriffenen bezeichneten die unierte Kirche nur noch als die „ruinierte,“ und bald mußte er ſich überzeugen, daß hier mit Reden nichts auszurichten war. Aber endlich gelang es doch ſeiner anhaltenden und ausdauernden Treue, der Bewegung Herr zu werden. Er richtete in ſeinem Hauſe Betſtunden ein, die bald ſo zahlreich beſucht wurden, daß ſie zuerſt in die größeren Räume des Schulhauſes und aus dieſen in die Kirche verlegt werden mußten. An dem Tage, an welchem die Betſtunde zum erſtenmal in der Kirche ſtattfinden ſollte, verbreitete ſich das Gerücht, Ehrenſtröm werde an demſelben Tage nach Brüſſow kommen, um auf dem Markte zu predigen. Auf einem Wagen, der von vier ſtattlichen Pferden gezogen wurde, hielt er wirklich gegen abend ſeinen Einzug, und dichtgedrängte Scharen verſammelten ſich auf dem Markte, um ſeine Predigt zu hören, während Büchſel ſeine Betſtunde in der Kirche vor faſt leeren Bänken beginnen mußte. Ein inzwiſchen eingetretener Regen veranlaßte aber bald viele Zuhörer Ehrenſtröms, lieber die Kirche aufzuſuchen, die ſich auf dieſe Weiſe allmählich füllte. Dazu kam noch, daß Ehrenſtröm in ſo leidenſchaftlicher Weiſe auf die unierte Landeskirche und ihre Baalspfaffen geſchimpft hatte, daß ſelbſt ſeine Anhänger darüber entrüſtet waren. Mit jeder neuen in die Kirche eintretenden Schar ſteigerte ſich Büchſels feurige Beredſamkeit, bis er ſchließlich nach faſt zweiſtündiger Rede die Verſammlung zur Entſcheidung für oder wider die Landeskirche aufforderte. Die Bewegung war ſo groß geworden, daß ſeine Stimme das Weinen und Schluchzen kaum überwältigen konnte. Auf die Frage, ob die Gemeinde entſchloſſen ſei, das Gelübde abzulegen, der Landeskirche treu zu bleiben, folgte ein lautes, einmütiges „Ja.“ Tiefbewegt fiel Büchſel zu einem Dankgebet auf die Kniee, und die ganze Verſammlung folgte ſeinem Beiſpiel. Damit war der ſeparatiſtiſchen Bewegung in Brüſſow ihr Ziel geſetzt. Ehrenſtröm ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen und iſt nicht wieder nach Brüſſow zurückgekehrt.

Zur vollen Entfaltung gelangten aber die reichen Gaben, mit denen Büchſel namentlich für das Gebiet der Seelſorge ausgeſtattet war, erſt mit ſeiner im Jahre 1846 erfolgten Berufung nach Berlin. In der damals vor dem Potsdamer und Anhaltiſchen Thore neu entſtandenen Vorſtadt war von mehreren kirchlich geſinnten Männern das Bedürfnis nach einer eignen Kirche lebhaft empfunden worden, und ſie traten zuſammen, um für dieſen neuen Stadtteil die Gründung eines eignen Pfarrſyſtems herbeizuführen. An der Spitze des für dieſen Zweck gebildeten Ausſchuſſes ſtand Geheimrat von Hönen, dem es gelang, ein geeignetes Grundſtück für Kirche und Pfarrhaus zu ermitteln und die Genehmigung des Königs Friedrich Wilhelm IV für den Kirchenbau zu erwirken. Nachdem die Schwierigkeiten wegen Abzweigung dieſes Stadtteiles von der Dreifaltigkeitskirche, zu welcher derſelbe bis dahin gehörte, überwunden waren, wurde im Jahre 1844 mit dem Bau der Kirche begonnen, die den Namen Matthäuskirche erhielt. Als es ſich um die Berufung eines Pfarrers für das neu gegründete Kirchſpiel handelte, lenkte Profeſſor Hengſtenberg, der bekannte Herausgeber der nach ihm benannten Kirchenzeitung, die Aufmerkſamkeit auf den ihm befreundeten und geiſtesverwandten Superintendenten Büchſel. Auf Hengſtenbergs Veranlaſſung erhielt der letztere die Aufforderung, in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin eine Predigt zu halten. Er beſprach die Sache mit einem armen Schneider, der zu den „Erweckten“ in der Gemeinde gehörte, und dieſer entſchied, daß er dem Rufe folgen müſſe, aber nicht anders predigen dürfe, als in ſeiner ukermärkiſchen Gemeinde. Bald darauf wurden von Berlin aus weitere Verhandlungen mit Büchſel wegen ſeiner Berufung an die Matthäikirche angeknüpft, und nach längerer Erwägung erklärte ſich Büchſel bereit, nach Berlin zu kommen unter der Bedingung, daß er unbehindert ſei, nach dem Bekenntniſſe der lutheriſchen Kirche zu predigen und die Sakramente zu verwalten und daß zu ſeinem Nachfolger in Brüſſow ein ehrlicher Lutheraner berufen werde. Von dem Gehalte und von der Wohnung war bei den Verhandlungen keine Rede geweſen, Büchſel hatte auch nicht danach gefragt. Er folgte darin einer Weiſung ſeines Vaters, der ihm nach ſeiner Ordination unter anderen Ratſchlägen auch den mitgegeben hatte, niemals bei einer Berufung in ein Pfarramt nach dem Gehalt zu fragen, ſondern zufrieden zu ſein mit dem, was man ihm geben werde. Der Abſchied von Brüſſow wurde Büchſel nicht leicht. Er hatte keinen Grund, aus ſeinen dortigen Verhältniſſen ſich herauszuſehnen, und fühlte ſich mit ſeiner Gemeinde um ſo inniger verwachſen, je größere Mühe und Sorge ihm dieſelbe anfangs verurſacht hatte. Nach dem herzlichen und bewegten Abſchiede von ſeinen lieben Brüſſower Gemeinden war der Empfang in Berlin wenig ermutigend. Kein Menſch fragte nach ihm und bekümmerte ſich um ihn. Als er ſich am Tage nach ſeiner Ankunft bei dem Geheimrat von Hönen meldete, den er gewiſſermaßen als ſeinen Patron betrachtete, fragte er nun auch nach dem Gehalte, das er bekommen ſollte, und erfuhr, daß ihm zunächſt 500 Thaler zugeſagt werden könnten. Wenn aber die Einnahmen der Kirchenkaſſe es zuließen, ſo ſolle das Gehalt auf 1000 Thaler erhöht werden. Damit war nun freilich ſchwer in Berlin auszukommen. Ein Pfarrhaus war noch nicht vorhanden, und da Büchſel allein für die beſcheidene Wohnung, die er ſich gemietet, 304 Thaler zu bezahlen hatte, ſo war nicht abzuſehen, wie er mit ſeiner Frau und den fünf Kindern, die er von Brüſſow mitgebracht, leben ſollte. Herr von Hönen tröſtete ihn indes mit der Ausſicht auf die reichlichen Einkünfte, welche die Kirche ohne Zweifel haben werde, und da es in den Kreiſen der neuen Gemeinde nicht unbekannt geblieben war, daß das Gehalt des Pfarrers ſo überaus kärglich bemeſſen wäre, ſo floſſen demſelben ſehr bald von allen Seiten reichliche Gaben zu. Am 17. Mai 1846 fand, zugleich mit der Einweihung der neuen Kirche in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm IV und der Königin Eliſabeth, die Einführung Büchſels in ſein neues Amt durch den Biſchof Neander ſtatt. Nach derſelben hielt er ſeine Antrittspredigt über das Schriftwort Römer 1, 16: „Ich ſchäme mich des Evangelii von Chriſto nicht, denn es iſt eine Kraft Gottes, ſelig zu machen alle, die daran glauben.“ Und dieſes Wort iſt der Grundinhalt aller ſeiner Zeugniſſe auf der Kanzel und unter derſelben geblieben. Dabei fragte er in Berlin ebenſowenig wie in ſeinen ukermärkiſchen Gemeinden nach den Regeln homiletiſcher Kunſt, von denen er wenig hielt und über die er ſich ſogar gefliſſentlich hinwegſetzte. Seine Predigten waren ſchlicht und einfach, ja nicht ſelten derb und maſſiv in ihrer natürlichen Ausdrucksweiſe. Abſichtlich verſchmähte er jeden rhetoriſchen Schmuck. Ein geſchworner Feind der Phraſe, ſuchte er auch den entfernteſten Schein derſelben zu vermeiden.

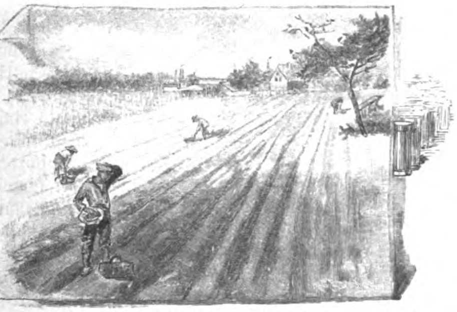
War es Büchſel ſchon in den erſten Jahren ſeiner Berliner Wirkſamkeit geglückt, nicht bloß in ſeiner Gemeinde feſten Fuß zu faſſen, ſondern auch außerhalb derſelben zahlreiche Zuhörer um ſeine Kanzel zu ſammeln, ſo diente ſein Verhalten in der Revolutionszeit des Jahres 1848 ganz beſonders dazu, ſeinen Anhang in den vornehmen Kreiſen der Hauptſtadt zu vermehren. Die Unerſchrockenheit, mit welcher er für die Autorität des Königtums von Gottes Gnaden eintrat, gewann ihm vieler Herzen und gerade ſeine derbe, volkstümliche Predigtweiſe ſchien geeignet, die Gefahren der Revolution zu beſchwören. Am Sonntage den 19. März, dem Tage nach den Barrikadenkämpfen, hielt er in gewohnter Weiſe den Sonntagsgottesdienſt, nachdem es ihm gelungen war, einige Männer zu überreden, die Glocken zu läuten, da der Küſter den Gehorſam verſagte. Zur Predigt hatte er das Wort gewählt, das der Herr in Gethſemane an die Scharen richtete, die Ihn gefangen nahmen: „Dies iſt eure Stunde und die Macht der Finſternis.“ Es war eine große Bewegung in der Gemeinde, viele weinten und ſchluchzten, und nach beendigtem Gottesdienſte kamen manche in die Sakriſtei, um dem Prediger für ſein unerſchrockenes Zeugnis zu danken und ihm ſchweigend die Hand zu drücken. Als einige Tage darauf die Beerdigung der auf den Barrikaden Gefallenen ſtattfand, war an ſämtliche Geiſtliche die Aufforderung ergangen, den Zug zu begleiten. Büchſel aber konnte ſich nicht entſchließen, zur Verherrlichung der Revolutionäre mitzugehen. Auch ließ er ſich nicht, wie andere Geiſtliche es leider gethan haben, durch die allgemeine Erbitterung, die damals gegen den Prinzen von Preußen herrſchte, abhalten, die öffentliche Fürbitte für denſelben im allgemeinen Kirchengebet fortzuſetzen. Es konnte nicht ausbleiben, daß ſein königstreues Verhalten und ſein unerſchrockenes Zeugnis gegen die Revolution ihm mancherlei Schmähungen eintrug. Als er einmal auf der Kanzel geſagt hatte, daß die Bürgerwehr nicht dafür da ſei, um die Ordnung und Ruhe feſtzuſtellen, ſondern um die Unordnung und Unruhe aufrechtzuerhalten, kamen nach dem Gottesdienſte vier Bürgerwehrmänner, ſehr reichlich bewaffnet, zu ihm und verlangten Auskunft, ob er das wirklich geſagt hätte. Ruhig erwiderte er, daß er nicht der Disziplin der Bürgerwehr unterworfen, ſondern lediglich dem Konſiſtorium verantwortlich ſei, und ſtellte anheim, ihn bei dieſer Behörde zu verklagen. An der Laterne vor ſeinem Hauſe war bald darauf ein Bild aufgehängt, auf dem ein Galgen gezeichnet war, an welchem Büchſel im vollen Ornate hing. Eines Sonntags kam ein bewaffneter Mann in die Sakriſtei, überreichte ihm einen großen Brief und gratulierte zu ſeiner Ernennung. Nach beendigtem Gottesdienſte öffnete Büchſel das Schreiben, welches die Mitteilung enthielt, daß er wegen ſeiner Begeiſterung für die neue Zeit und ſeiner Liebe für die Bürgerwehr zum Feldprediger bei derſelben gewählt und ernannt worden ſei. Zufällig fiel ihm eines Tages ein Cirkular in die Hände, in welchem die Umwohner der Matthäuskirche aufgefordert wurden, ihm eine Katzenmuſik zu bringen und die dazu erforderlichen Koſtenbeiträge zu zeichnen. Büchſel ſchrieb auch ſeinen Namen auf und fügte einen Beitrag hinzu, der etwas höher war als die bisher eingetragenen. Am Abend darauf verſammelte ſich wirklich vor ſeinem Hauſe ein wüſte Schar, die mit allerhand Dingen eine gräßliche Muſik machte, aber im ganzen fiel doch die ihm zugedachte Ehrenbezeigung ziemlich kläglich aus. Alle dieſe Schmähungen und Anfeindungen, die Büchſel ſeiner königstreuen Haltung wegen zu erfahren hatte, dienten nur dazu, das Band zwiſchen ihm und ſeiner Gemeinde um ſo feſter zu knüpfen.

Vom 1. April 1853 an hatte Büchſel, neben ſeinem umfangreichen Pfarramte, auch noch das Amt eines Generalſuperintendenten der Neumark und der Niederlauſitz zu verwalten und wurde als ſolcher Mitglied des Brandenburger Konſiſtoriums. Im vollen Sinne iſt er als Generalſuperintendent ein Paſtor der Paſtoren geweſen. Es gab faſt kein Pfarrhaus in dem weiten Sprengel, den er als Oberhirte zu beaufſichtigen hatte, in welchem er nicht mit dem inneren und äußeren Leben genau vertraut geweſen wäre.

Nachdem Büchſel faſt vierzig Jahre in der von ihm geſammelten Matthäusgemeinde in reichem Segen gewirkt hatte, legte er am 1. Juli 1884 ſein Pfarramt und mit dieſem zugleich das des Generalſuperintendenten der Neumark und der Niederlauſitz nieder. Noch fünf Jahre hindurch hat er ſich des ihm beſchiedenen Feierabends, getragen von der Liebe ſeiner Gemeinde, reich geſegnet an ſeinen Kindern und Kindeskindern, erfreuen dürfen, bis er am Mittwoch den 14. Auguſt dieſes Jahres eingehen durfte zu ſeines Herren Freude. Auch ſeine Gegner, an denen es ihm bei der Entſchiedenheit und gelegentlicher Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er allezeit für ſeine Überzeugung eingetreten iſt, nicht gefehlt hat, können ihm das Zeugnis nicht verſagen, daß er ein Mann Gottes im vollſten Sinne des Wortes geweſen iſt, ein chriſtlicher Charakter, von dem reicher Segen ausgegangen iſt für Zeit und Ewigkeit.



Montierte Büchſen.



Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Ein Spargelfeld.

# Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen.

Von Fr. Rudolf.

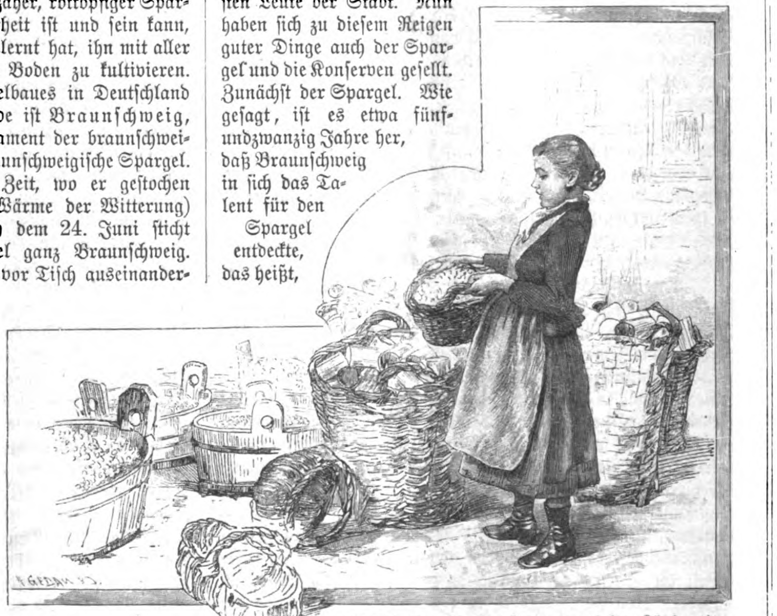
(Abdruck verboten.)

Konſerven hat es ſchon lange gegeben. Schon unſere lieben Mütter und ehrwürdigen Großmütter haben ſaure Gurken und ſauern Kohl, Früchte und Beeren, ſogar grüne Bohnen „eingemacht." Aber die Gurken werden leidenſchaftlich gern weich, d. h. faul, der ſaure Kohl bildet allezeit ein paſſendes Mittagbrot für einen Strauß, für andere Leute iſt er aber ohne kräftigen „Gilka" beinahe lebensgefährlich, und die eingemachten Bohnen, Beeren und Früchte zeigen trotz Salz und Zucker, trotz Rumpapier und Salicylpulver eine verzweifelte Neigung zum Schimmeln. Alle dieſe häuslichen Bemühungen haben trotz ihres Alters ein unverkennbar kindliches Geſicht gegenüber dem ernſten, männlichen und energiſchen Antlitze der heutigen Konſerveninduſtrie. Dann kamen die engliſchen Mixed Pickles mit ihrer Verwandtſchaft, dieſe grimmigen Delikateſſen ohne irgend einen anderen als den wütendſten Senf- oder Eſſiggeſchmack, wobei einer harmloſen deutſchen Zunge Hören und Sehen verging. Endlich aber erſchien der Spargel, vor etwa fünfundzwanzig Jahren, und damit tauchte allmählich die rationelle Konſervierung auf.

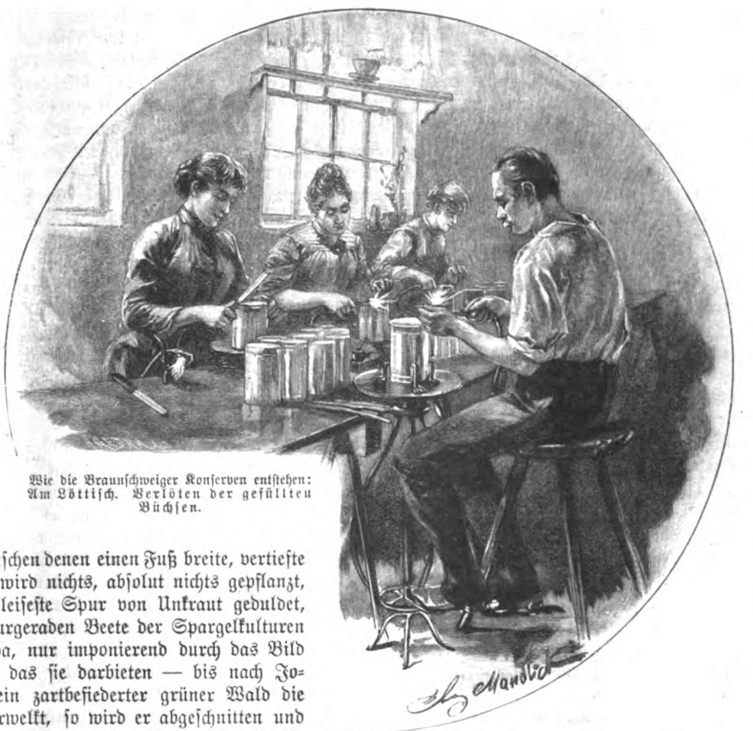
Spargel hat es natürlich auch ſchon lange gegeben, aber es war eben auch nur Spargel in Kinderſchuhen, auf kleinen Beetchen, die obenauf noch Salat, Bohnen und Gurken tragen mußten, ſpärlich gewachſener, dünner, zäher, rotköpfiger Spargel! Was der Spargel aber in Wahrheit iſt und ſein kann, das hat man erſt erfahren, ſeit man gelernt hat, ihn mit aller Kunſt und Feinheit auf dem richtigen Boden zu kultivieren. Das unbeſtrittene Centrum des Spargelbaues in Deutſchland und wahrſcheinlich auf der ganzen Erde iſt Braunſchweig, und der Ausgangspunkt wie das Fundament der braunſchweigiſchen Konſervenfabrikation iſt der braunſchweigiſche Spargel.

Was iſt's nun damit? In der Zeit, wo er geſtochen wird, alſo in der Zeit (je nach der Wärme der Witterung) etwa vom 1. Mai bis Johanni (nach dem 24. Juni ſticht niemand mehr), beherrſcht der Spargel ganz Braunſchweig. Wenn in dieſen Wochen zwei Männer vor Tiſch auseinandergehen, ſo wünſchen ſie ſich nicht geſegnete Mahlzeit, ſondern „Geſegneten Spargel," weil ſie ganz ſicher ſind, auf ihrem Mittagstiſche in irgend einer Form Spargel vorzufinden. Aber wie vereinigt dies Gemüſe hier auch Schönheit und Billigkeit miteinander! Man ſortiert den Spargel in Braunſchweig durchgängig in drei Klaſſen: den hochfeinen Prima, den Sekunda- oder Mittelſpargel und den Suppenſpargel. Der erſtere, nur abſolut vollkommene Exemplare von etwa 25 Centimeter ($^1/_4$ Meter!) Länge und von der Stärke eines ſtarken Mannsdaumens mit weißen Köpfen, kommt in friſchem Zuſtande gar nicht auf den häuslichen Tiſch; er wandert ohne Ausnahme in die Konſervenfabriken, und ſelbſt die vornehmen Gaſthöfe, die ihn ihren Gäſten vorſetzen, verbrauchen ihn faſt nur in konſerviertem Zuſtande, auch in der Spargelzeit, weil ſie ihn auf dieſe Art geſchält und gekocht, von tadelloſer Schönheit allezeit fertig haben und jedem Winke ihrer Gäſte ſofort entſprechen können. Und ſolchen Spargel muß man gegeſſen haben, um zu wiſſen, was Spargel iſt! Trotz ſeiner enormen Länge und Dicke zergeht er von oben bis unten auf der Zunge und löſt ſich, ohne Faſern zu hinterlaſſen, in Saft auf, für Naſe und Zunge ſein feines, ſtarkes Parfüm von eigentümlicher Schönheit ausſtrömend. In den Mittelſpargel, der etwa die Stärke eines männlichen Mittelfingers beſitzt, teilen ſich die Fabriken und die wohlhabenderen Küchen. Den Suppenſpargel aber, deſſen Stangen immer noch die Stärke eines wohlgenährten kleinen Fingers haben (ganz dünne kommen kaum vor oder werden weggeworfen), in den jedoch auch alle zerbrochenen oder verkrüppelten oder rotköpfigen Stücke der beiden erſten Sorten aufgenommen werden — den Suppenſpargel kauft und ißt alles jeden Mittag in jeder Geſtalt, der Tagelöhner wie der Geheimrat, jeder verträgt ihn und jeder freut ſich ſeiner Delikateſſe, am meiſten aber die Hausfrau, denn er ſtellt ſich täglich in der gemüſeloſen Zeit als ſtets willkommenes Gericht ein, iſt ſchnell zu bereiten, kaum zu verderben und koſtet — das Pfund 15—25 Pfennig je nach der Witterung, während der Mittelſpargel 35—50, der Prima 55—70 Pfennig koſtet.

Das alte Braunſchweig hat es mit anerkennenswerter Findigkeit allezeit verſtanden, die Leckermäuler in den eignen Mauern wie in ganz Deutſchland und weiter in Kontribution zu ſetzen. Leider iſt ſeine Mumme aus der Mode gekommen, aber gebraut wird ſie noch immer und iſt noch immer ein köſtliches Getränk, beſonders in Verbindung mit Lagerbier. Seine Honigkuchen, ſeine Würſte bilden großartige Induſtrieen für ſich und machen aus den Braunſchweiger Bäckern und Fleiſchern die wohlhabendſten Leute der Stadt. Nun haben ſich zu dieſem Reigen guter Dinge auch der Spargel und die Konſerven geſellt. Zunächſt der Spargel. Wie geſagt, iſt es etwa fünfundzwanzig Jahre her, daß Braunſchweig in ſich das Talent für den Spargel entdeckte, das heißt,

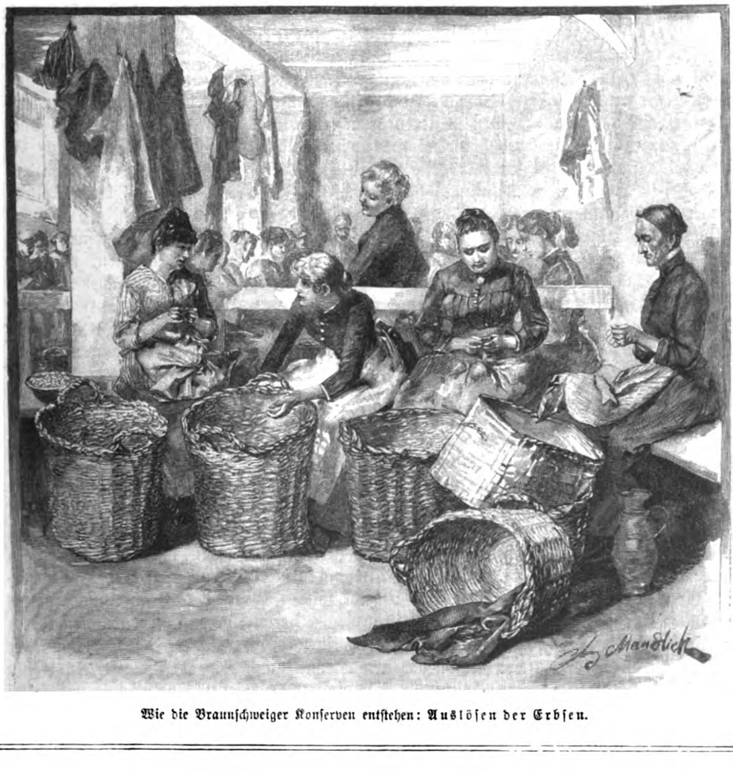


Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Körbe mit Büchſen, Wannen mit Erbſen, Spargelſammelkörbe.



Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Am Löttiſch. Verlöten der gefüllten Büchſen.

man fand, daß der die Stadt umgebende Boden bei einigermaßen ſorgfältiger Arbeit einen ganz vorzüglichen Spargel hervorbringt. Dieſer Boden iſt keineswegs von beſonderer Fruchtbarkeit und Güte, ſondern nur ein aus $^2/_3$ Sand und $^1/_3$ Lehm beſtehendes, tiefgründiges Gemiſch ohne weitere Zuſätze. In zwei Fuß tiefe und ebenſo breite Gräben werden die jungen Spargelpflanzen auf Pferdedünger geſetzt. Die Gräben, die immer nur etwa einen Fuß Raum zwiſchen ſich haben, laufen ſchnurgerade nebeneinander her und bleiben zwei Jahre offen ſtehen, während welcher Zeit man die nur leicht mit Erde bedeckten Pflanzen ſich ſelbſt überläßt. Nach dieſer heiteren Kindheitsperiode wird der Spargel in die Arbeit genommen. Die offenen Gräben werden mit der ausgehobenen Erde zugefüllt und in Beete von etwa zwei Fuß Breite und einem halben Fuß Höhe verwandelt, zwiſchen denen einen Fuß breite, vertiefte Wege ſich hinziehen. Auf den Beeten wird nichts, abſolut nichts gepflanzt, auf ihnen und den Wegen nicht die leiſeſte Spur von Unkraut geduldet, und ſo liegen die endlos langen, ſchnurgeraden Beete der Spargelkulturen bis Johanni in ſcheinbar toter Öde da, nur imponierend durch das Bild peinlichſter Ordnung und Sauberkeit, das ſie darbieten — bis nach Johanni die Pflanzen aufſchießen und ein zartbefiederter grüner Wald die Beete bedeckt; iſt dieſer im Herbſt verwelkt, ſo wird er abgeſchnitten und zum Schutz auf die Beete gepackt. Geſtochen wird der Spargel im Durchſchnitt täglich dreimal, bei kalter Witterung nur zweimal, bei heißer viermal — aber wie? Nicht etwa ſo, daß man nachſieht, wo ein Köpfchen aus der Erde ſchaut — das Köpfchen würde ſofort rot oder blau werden und damit der ganze Stengel wertlos ſein —, ſondern man gibt genau acht, wo der Boden einen ganz kleinen Riß oder eine ganz kleine Erhöhung bekommt: dort will ein Kopf durchbrechen, dort fährt das Meſſer in die Tiefe und hebt den Stengel heraus, der nun noch völlig farblos an der Spitze und völlig zart im Fleiſche iſt. Und ſofort nach dem Stich wird das in Unordnung geratene Erdreich wieder ſorgfältig geebnet und geglättet, damit man an der leiſeſten Veränderung ſeiner Oberfläche jeden Augenblick wieder die von unten heraufſchiebende Pflanze entdecken kann. Sorgfältige Spargelzüchter düngen ihre Beete im Sommer nach Aberntung derſelben, indem ſie Jauche, Stall- oder künſtlichen Dünger in die Wege zwiſchen den Beeten bringen, andere, beſonders Beſitzer von ſehr ausgedehnten Kulturen, düngen gar nicht nach. Was aber die Mai- und Junihitze dieſes Jahres auf gutgedüngten Spargelfeldern hervorgebracht hat, iſt ſchier unglaublich; der Schreiber dieſes Aufſatzes hat neben einer Menge geringerer „Sehenswürdigkeiten“ als Produkt dieſes Sommers einen Spargel geſehen, der die Länge und Stärke eines weiblichen Unterarmes beſitzt, $^1/_4$ Meter lang und 15—20 Centimeter dick iſt, $^8/_{10}$ Pfund wiegt — ein Stengel! — und mit völlig weißem Kopfe in einem eignen, umfangreichen Glaſe „konſerviert,“ freilich aber weder verkauft noch verſpeiſt wird. Je günſtiger der Boden iſt, deſto tiefer geht die Spargelwurzel, für gewöhnlich wohl bis ſechs Fuß; man will aber bei Gelegenheit einer Brunnengrabung die Wurzel ſogar in achtzehn Fuß Tiefe gefunden



Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Auslöſen der Erbſen.

haben. Und bewundernswert iſt die Ausdauer der zarten Pflanze, die wohl mit dieſer tiefen Wurzelung in Verbindung ſteht: auf gutem Boden mit fruchtbarem Untergrunde ſteht die Spargelpflanze 25—30 Jahre und bringt Jahr für Jahr Ernte auf Ernte, weit weniger auf „hohes Gehalt als auf gute Behandlung“ bedacht, und auch dieſe beſteht doch nur darin, daß zur rechten Zeit das Abſtechen aufhört, daß Beete und Wege allezeit im beſten Stande gehalten werden und weder Kraut noch Unkraut dem Spargel auf ſeinem Gebiete Konkurrenz machen darf.

Eine bequeme Nutzpflanze — in der That! Und wie ſteht es nun mit ihrem Nutzen? Wie reell derſelbe ſein muß, geht aus folgenden Zahlen hervor. Im Jahre 1869, alſo vor zwanzig Jahren, bildete ſich in Braunſchweig eine Aktien-Spargelbaugeſellſchaft, die jetzt in der Stadt und den umliegenden Dörfern 146 Mitglieder, d. h. ohne Ausnahme Selbſtproduzenten beſitzt. Dieſe liefern ihren Spargel täglich unmittelbar nach dem Stechen an die Geſchäftsſtelle ab, welche die ganzen Handelsgeſchäfte, die techniſchen und die kaufmänniſchen, die Verſorgung der hieſigen Konſervenfabriken wie den Export beſorgt. Seit dieſen zwanzig Jahren hat ſich der braunſchweigiſche Spargelbau dermaßen ausgedehnt, daß augenblicklich auf eine Meile Entfernung rings um die Stadt her etwa 2400 Morgen nur Spargelfelder ſind. Jahr für Jahr verwandeln ſich weitere Ackerflächen in Spargelbeete, und jeder Spargelzüchter ſtrebt danach, der Aktiengeſellſchaft beizutreten, weil dieſe ihren Mitgliedern täglich die geſamte Ernte ſofort abnimmt und zu den höchſten Preiſen verwertet. Aber ſo vorſichtig verfährt dieſe Geſellſchaft, daß ſie bei jeder neuen Bewerbung eines Grundbeſitzers um Aufnahme unter die Aktionäre den Boden und das Produkt des Betreffenden genau unterſucht, um ja ſicher zu gehen, daß ihr keine andere als wirklich vorzügliche Ware geliefert wird. Ganze Ortſchaften in der Nähe der Stadt werden beharrlich vom Eintritte zurückgewieſen, weil ihr Boden keinen „guten“ Spargel hervorbringt. Zur Zeit der Haupternte übernimmt und verkauft dieſe Geſellſchaft allein täglich 300—400 Centner Spargel. Ein Morgen Acker bringt bei der hieſigen Kultur jährlich 15—20 Centner Spargel hervor, der einen Wert von 35—40 Mark für den Centner hat. Mithin beträgt der Bruttowert der Jahresernte von einem einzigen Morgen Spargelfeld 600—800 Mark. Von dieſer Summe geht ab für Kulturkoſten und Stecherlohn ein Drittel mit 200—250 Mark, und es verbleibt mithin ein Reingewinn von 300 bis 400 Mark, der aber in dieſem Jahre auf reichlich 450 Mark geſtiegen iſt, für jeden einzelnen Morgen Spargelland! Was ich hier ſchreibe, iſt die reine, in Braunſchweig allgemein bekannte Wahrheit. Und dabei iſt doch auch zu bedenken, daß dieſe Ernten nur einigen Schwankungen durch Kälte oder Wärme des Frühjahrs, ſonſt aber keinerlei Gefahren von ſeiten der Atmoſphäre oder des Ungeziefers unterworfen ſind. Und das geht ſo, wenn das Spargelbeet einmal im Gange iſt, ein ganzes Vierteljahrhundert ſicher und ohne Unterbrechung fort! Was meinen die Herren Landwirte, die dies leſen — ſollte es nicht noch mehr ſolchen Boden im Deutſchen Reiche geben, der aus $^1/_3$ Lehm und $^2/_3$ Sand beſteht? Und ſollte es bei den großen Vorzügen dieſes Gemüſes und bei der großen Ausbreitung der Konſervenfabrikation irgendwo ſchwer halten, für den Spargel Abſatz zu finden?

Dieſer delikate und billige Braunſchweiger Spargel nun iſt der eigentliche Begründer der Braunſchweiger Gemüſekonſervierung geworden. Gerade er in ſeiner vergänglichen Schönheit drängte dazu, den Überfluß der einen kurzen Jahreszeit ſich aufzubewahren auch für die anderen und die überreiche, gar nicht zu verzehrende Ernte der einen Landſchaft auch anderen Gegenden und Ländern zu gute kommen zu laſſen. Und ſo hat ſich an der Hand des Spargels die ſtaunenswerte braunſchweigiſche Konſerveninduſtrie ganz allmählich von ſehr kleinen Anfängen bis zu ihrer jetzigen Höhe herangebildet. Es haben ſich die Fabriken, die Abſatzgebiete, die konſervierten Gemüſe ganz außerordentlich vermehrt, und es hat ſich das Verfahren ſelbſt ſo ſehr vervollkommnet, daß ein in Braunſchweig konſerviertes Gemüſe nach zehn Jahren auf der Inſel Neuſeeland noch ebenſo ſchmeckt wie in dem Moment, wo die Blechbüchſe hier verlötet wurde.

In Braunſchweig arbeiten jetzt dreiundzwanzig Konſervefabriken von verſchiedenem Umfange, die größten überall, wo es angeht, mit Dampfkraft. Wenn man die ausländiſchen Abſatzgebiete — das geſamte deutſche Inland iſt ja ein ſelbſtverſtändlicher Abnehmer — näher anſieht, ſo treten darunter zunächſt die kalten und die heißen Länder hervor, in denen die zarten Gemüſe der gemäßigten Zone nicht gedeihen, alſo Dänemark, Schweden und Norwegen einerſeits (Rußland empfängt wenig wegen der übermäßig hohen Eingangszölle), anderſeits Ägypten, Oſt- und Weſtafrika, Kamerun, Natal, Südamerika, Auſtralien, Singapore, Manila ꝛc. Aber auch auf dieſem Gebiete ſucht die deutſche Induſtrie ihren Konkurrenten in ſeinem eignen Lager auf: Belgien und Nordamerika ſpeiſen am deutſchen Tiſche, und — auch hier das alte Leiden! — braunſchweigiſche Mixed Pickles gehen erſt nach London, um nachher in Deutſchland als teure engliſche Delikateſſen verehrt zu werden. Die Hauptgegenſtände der Konſervierung ſind Spargel, grüne Erbſen und grüne Bohnen in vielfachen Arten und Abſtufungen; Nebenartikel ſind alle feineren Kohlſorten, Spinat, Kohlrabi, Sellerie, Teltower Rüben, Tomaten, Schwämme und Mixed Pickles, mit Ausnahme der letzteren ſämtlich ohne Salz nur in Waſſer gekocht und in luftdicht verlötete Blechbüchſen zu 1, 2 oder 3 Pfund Gewicht gefüllt. Von den in Zucker eingekochten Früchten ſowie von den Fleiſchkonſerven können wir hier abſehen, teils weil ſie keine ſpezifiſch braunſchweigiſchen Produkte ſind, teils weil ihre Herſtellung und ihr Vertrieb in der That hier auch nur Nebenſache iſt.

Ebenſo genügt es, bei der Darſtellung des Konſervierungsverfahrens ſich auf Spargel, Erbſen und Bohnen zu beſchränken, dieſe Großartikel, die alles beherrſchen. Und zwar beginnt die Arbeit der Fabriken nicht etwa mit der Ernte dieſer Feldfrüchte, ſondern ſchon im Herbſt und Winter vorher, und ſie iſt eine doppelte. Es gibt ja Fabriken, die ſelbſt Spargel bauen bis zu einer Ausdehnung von 400 Morgen, doch iſt das weder die Regel noch eine Notwendigkeit. Bei weitem die meiſten Fabriken ſchließen im Winter mit der Spargelbaugeſellſchaft feſte Kontrakte ab auf tägliche Lieferung von ſo und ſoviel Centner Spargel und mit einzelnen Grundbeſitzern auf tägliche Einlieferung der Geſamternte von ſo und ſoviel Morgen Spargel, Erbſen, Bohnen, wobei zumal in den beiden letzteren Früchten die Sorten genau beſtimmt, auch wohl die Saaten vom Fabrikanten ſelbſt geliefert und die Centnerpreiſe feſtgeſetzt werden. Dieſe Kontrakte binden natürlich nach beiden Seiten, ſichern aber auch nach beiden Seiten: der Landwirt muß genau ſoviel Morgen beſtellen, als er übernommen hat, iſt aber in betreff des Abſatzes ſeiner Ernte völlig geſichert; der Fabrikant muß alles nehmen, was ihm von ſeinem Kontrahenten geliefert wird, braucht aber um Aufkauf und Zufuhren keine Sorge zu haben. Nur über die Zahl der abzuliefernden Centner wird im Kontrakt natürlich nichts feſtgeſetzt, weil der Ertrag der Ernte weder vorauszuſehen noch von menſchlicher Beſtimmung abhängig iſt.

Die zweite vorbereitende Winterarbeit beſteht in der Herſtellung der Blechbüchſen, hier „Doſen“ genannt. Es werden davon ſo koloſſale Mengen im Sommer verbraucht, daß ihre Fabrikation, die durchgängig in den Fabriken ſelbſt geſchieht, notwendig vor Beginn der „Kampagne“ beendet ſein muß und lange Zeit erfordert, obgleich ſie eigentlich ſehr einfach iſt. Das Material iſt durchgängig dünnes Weißblech, welches von rheiniſchen Fabriken in Tafeln bezogen wird. Dieſe Tafeln werden in Streifen von entſprechender Länge und Breite zerſchnitten, eine Anzahl ſolcher Streifen glatt aufeinandergelegt und um eine kleine Walze gerollt, deren Querdurchmeſſer dem der künftigen Doſe entſpricht. Darauf wird jede Längskante des rundgebogenen Bleches nach derſelben Seite ein wenig umgebogen, ſo daß dieſe umgebogenen Ränder wie von ſelbſt ineinanderhaken. Der ſomit entſtandene, an beiden Enden offene Blechcylinder wird wieder über die Walze gezogen, und hier werden die übereinandergehakten Ränder auf der Innen- und Außenſeite ſo niedergepreßt, daß der Cylinder in ſeiner ganzen Länge nur noch eine glatte, feſtanliegende Naht zeigt, welche aber der Sicherheit wegen in ihrer ganzen Länge auf der Außenſeite noch verlötet wird. Ebenſo werden die runden Böden mit einem einzigen Druck aus den Blechplatten herausgeſchnitten und empfangen durch einen zweiten Druck einen kleinen Falz, womit ſie auf dem einen Ende des Cylinders befeſtigt und ſofort gleichfalls verlötet werden. Der zweite, obere Boden wird natürlich ebenſo hergeſtellt, vorläufig aber nur unverlötet auf die Doſe geſetzt, um erſt ſpäter, nach geſchehener Füllung, darauf feſtgelötet zu werden. Bei dieſer ganzen Herſtellung ſpielen Maſchinen die Hauptrolle, werden aber vielfach von weiblichen Händen bedient. Dieſem Verfahren macht neuerdings eine durch Dampf getriebene kleine Maſchine Konkurrenz, welche die Böden ohne die umſtändliche Lötung luftdicht auf den Cylindern befeſtigt. Dies wird ſo erreicht, daß die Maſchine mit drei Schlägen zuerſt am Cylinder wie am Deckel je einen Rand umbiegt, ſo daß beide ineinanderhaken, darauf dieſe ineinandergreifenden Ränder zuſammenpreßt und miteinander nach ihrer eignen inneren Seite abermals umbiegt, drittens aber dieſen Doppelring feſt, glatt und luftdicht an die Außenwand des Cylinders anpreßt. Und ſo mühelos, ſo präzis, mit ſo ſtaunenswerter Schnelligkeit wird dieſer ſichere Verſchluß durch einen Mann hergeſtellt, daß es dem Zuſchauer ſchwer wird, ſich von dieſer Stelle zu trennen. Aber auch das vorhin „umſtändlich“ geſcholtene Löten hat ſeine Reize, die faſt maleriſcher Art ſind. In einem Saale an langen Tiſchen ſitzen etwa 40 Klempner und Klempnerinnen, umgeben von Bergen blitzender Doſen, umringt von Zu- und Abträgern, in der linken Hand einen Doppel-Gummiſchlauch, aus deſſen einer Öffnung eine Gasflamme, aus deſſen anderer ein Strom von Sauerſtoff quillt, um der Flamme mehr Hitze zu geben, in der rechten Hand den von bläulichen Flammen umſpielten Lötkolben, der an der Gasflamme immerfort erhitzt wird und immerfort mit ſeiner Lötmaſſe über die Nähte der Doſen ſtreicht — lauter fröhliche junge Geſichter, faſt in Flammen gehüllt bei ihrer emſigen Arbeit.

Ein paar Zahlen zur Beleuchtung dieſer Doſenfabrikation. Eine einzige von den hieſigen 23 Fabriken (Max Koch) verbrauchte im letzten Jahre zwanzig Doppelwaggon-Ladungen Weißblech im Werte von 80 000 Mark und verausgabte im Winter 15 000 Mark für Arbeitslöhne zur Herſtellung ihrer Doſen.

Wenn die Einlieferung der Gemüſe geſchieht, ſo bietet ſich zunächſt ein großartiger Anblick dar. Die wenigſten Leſer werden ſchon einen ganzen Centner Spargel oder grüne Erbſen beiſammen geſehen haben. Nun aber rückt auf dem Fabrikhofe Fuhre auf Fuhre heran, hoch mit Körben oder Säcken beladen. Korb auf Korb, Sack auf Sack fliegt nach dem Arbeitsſaale hinauf oder hinein, und dort häuft ſich der Segen zu ganz ungeheuren Bergen oder vielmehr Gebirgen von weißer, hell- oder dunkelgrüner Maſſe an. Was will ein Centner ſagen, wo täglich zwei, drei, ja bis fünfhundert Centner dieſer leichten Ware ſich verſammeln! Und doch ſteckt die wirkliche Großartigkeit noch nicht in der Maſſenhaftigkeit des Materials, ſondern darin, daß dieſe ganzen Maſſen, ſie mögen ſo enorm ſein, wie ſie wollen, unbedingt noch an demſelben Tage verarbeitet werden müſſen, an dem ſie ankommen; ihre Zartheit verträgt keinen Aufſchub. Und der Fabrikant wie ſein letzter Arbeiter können in keiner Nacht eher zur Ruhe gehen, als bis der letzte Spargelſtengel und die letzte Erbſe in der letzten Doſe feſt verlötet iſt. (Schluß folgt.)

# Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

## Zu unſern Bildern.

(Auf S. 21 und S. 25.)

Kein anderer deutſcher Maler hat ſich ſo in die Zeit des XVI. und XVII. Jahrhunderts hineingedacht, kein anderer beherrſcht ſie ſo wie Wilhelm Diez. Er ſieht ſie nicht mit den idealiſierenden Augen eines Guſtav Freytag, nein, die Menſchen jener Tage ſtehen vor ihm, wie ſie wirklich waren: kraftſtrotzend, zu jedem Wagnis bereit, aber auch zuchtlos und roh, mit höchſt dehnbarem Gewiſſen. Und ſo malt er ſie auch. Wie echt ſind unſere Landsknechte! Da ſteht er vor uns, der „fromme Landsknecht,“ der fahrende Geſelle, der längſt allem Lebewohl geſagt, woran ſonſt des Mannes Herz hängt und was ihn adelt, der Familie, der Heimat, dem Vaterlande. In prahleriſchem, renommiſtiſchem Gewande zieht er frech durch die Lande, bereit, ſeinen ſtarken Arm, ſein furchtloſes Herz dem Meiſtbietenden zu verkaufen. Solange die Löhnung rechtzeitig eingeht, wird er ihm die Treue halten, denn eine Art militäriſchen Ehrgefühls lebt in dem wilden Geſellen, darüberhinaus bindet ihn kein Band. Jetzt, wo er gut bei Kaſſe iſt, blickt er ganz freundlich und kann wohl der thörichten Dirne neben ihm den Kopf verdrehen. Sie ſoll ſich aber hüten, ihm weiter zu folgen als bis ans Stadtthor. Das Los des „Troſſes“ war ein ſchreckliches.

In unſere Tage führt uns Vautier. Wie anmutig ſind die Geſtalten der beiden Mädchen, von denen das eine „Ohne Genehmigung des Autors“ das Porträt auf ihre Weiſe ähnlicher macht. Man zweifelt nicht daran, daß der Zorn des Geſchädigten nicht allzugroß ſein wird.

## Eine Kompoſition des Prinzen Heinrich von Preußen.

Se. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen hat einen „Präſentiermarſch der Kaiſerlichen 1. Matroſendiviſion“ komponiert, ein friſches, in militäriſchen Rhythmen einherſchreitendes Stück von kerniger Melodik und kraftvoller Modulation. Sehr wirkſam ſcheint das Trio durch die in den Baß gelegte Melodie, deren rollende Triolen an brandende Wellen erinnern. Der Marſch wird, für Militärmuſik arrangiert, von zündender Wirkung ſein, jedenfalls aber die Thatſache erhärten, daß der vielſeitige Geiſt Friedrichs des Großen, dem die Muſik ein innerſtes Herzensbedürfnis geweſen, in den Hohenzollern der Gegenwart fortlebt. Die Verlagshandlung Adolf Paetzel in Kiel hat den Präſentiermarſch des fürſtlichen Komponiſten in prächtiger Weiſe ausgeſtattet; das Titelblatt ziert ein farbenreiches Marineſtück. Die Bearbeitung des Marſches für Pianoforte empfiehlt ſich durch ihre leichte Spielbarkeit. (Preis 1,20 Mk.)

## Geſetzliche Regelung des Diebſtahls.

Wohlorganiſierte Diebesbanden mit einem Oberhaupt an der Spitze ſind zu allen Zeiten und bei allen Völkern dageweſen; das alte Ägypten aber war das einzige Land, das ſich einer geſetzlichen Regelung des Diebſtahls erfreute. Wer ſich entſchloß, der Zunft der Langfinger beizutreten, hatte ſich bei dem Oberſten der Diebe zu melden und dieſem zu verſichern, ihm ſtets ſeine ganze Beute auszuhändigen, unter genauer Angabe der Zeit, des Ortes und der Art des „Erwerbes.“ An das Oberhaupt nun wandten ſich die Beſtohlenen und hatten ihrerſeits genaue Auskunft über den ihnen zugefügten Verluſt zu erteilen. Stimmten beide Angaben derart überein, daß eine Verwechſelung ausgeſchloſſen ſchien, ſo erhielt der Beſtohlene das Geraubte zurück, mußte aber dem Obmann der Langfinger den vierten Teil des Wertes zahlen, wovon der Dieb ſeinen Anteil erhielt. Damit war dann die Sache zur Zufriedenheit aller Beteiligten erledigt. T.

## Seltſamer Brauch.

Zu den Heiligen, welche nach der Volksanſchauung ein beſchränktes Wirkungsgebiet haben, gehört in Neapel St. Liborio, den man als Helfer gegen Geſichtsſchmerzen anruft. — Gegen Augenkrankheiten wendet man ſich an die heilige Lucia, deren Statue, mit ſilbernen Augen, lauter Votivgaben, behangen, oft vor der Thüre ihrer Kirche ſteht. Gegen Kehlleiden erfleht man Hilfe von St. Biagio (Blaſius), gegen Kopfſchmerz von St. Asprenas ꝛc. Das Jahresfeſt des St. Liborius iſt am 23. Juli, und da zeigt ſich ein ſeltſamer Brauch. Diejenigen nämlich, welche ſich bei dem genannten in Gunſt ſetzen und Geneſung erhalten wollen, gehen in die Kirche desſelben und fegen dieſelbe, zu welchem Zwecke dann zahlreiche Beſen in Bereitſchaft ſtehen. Man ſieht dann zahlreiche, oft ſehr gut gekleidete Perſonen, namentlich Frauen, welche dort den Beſen in die Hand nehmen, ohne indes das Fegen mit deutſcher Gründlichkeit zu betreiben. Dieſe Arbeit wird mit Ernſt und Andacht verrichtet.

Ein anderer, uralter Brauch hat ſich im ſüdlichen Frankreich in vielen Dörfern erhalten.

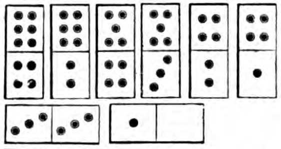
Am Himmelfahrtsfeſt zieht die Jugend in feſtlicher Kleidung, eine Fahne voran, zum benachbarten Fluſſe, um ſich Himmelfahrtsblumen zu holen. Der Zug beginnt in der Kirche, wo er ſich ordnet, und als Fahnenträgerin fungiert ein weißgekleidetes, mit Blumenguirlanden geſchmücktes Mädchen, im Haar eine Roſenkrone. Singend begibt ſich dieſe Prozeſſion zum Flußufer und dort werden jene Blumen gepflückt. Es ſind Blüten einer Waſſerpflanze, die aus der Tiefe auftauchen und ſchneeweiß glänzen. Man ſchreibt ihnen eine bewahrende, ſchützende Kraft zu, namentlich gegen Sturm und Blitz, weshalb man ſie ebenſo ſorgfältig verwahrt wie in Süditalien die am Palmſonntag geſegneten Palmenzweige, oder in Calabrien Pfeilſpitzen aus der Steinzeit, die ebenfalls als Wunderſchutz betrachtet werden. Th. Tr.

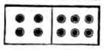
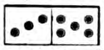
# In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit zuſammen 23 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf ſeinen Steinen vier Augen weniger als C.

A hat:



A ſetzt  aus und gewinnt dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. Er ſetzt zuletzt  an drei. A und B konnten ſtets anſetzen. C mußte bei der erſten, vierten und ſiebenten Runde paſſen; dadurch behielt er vier Steine mit zuſammen 22 Augen übrig. B behielt Doppel-Blank.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielt C übrig? Wieviel Augen zählten die Steine der Partie?

### 1. Dreiſilbige Scharade.

Wie hört man vielfach doch in unſern Tagen
Das Ganze allerorten laut beklagen,
Das gar ſo leicht das Menſchenherz umgarnt!

Der Jugend wie dem Alter legt es Schlingen,
Und mancher ſtrebt umſonſt es zu bezwingen,
Wie ihn auch Vorſicht und Erfahrung warnt.

Denn wird das Haſchen nach Eins, Zwei zur Dritten
Und des Erlaubten Grenze überſchritten,
Erlahmt in dieſem Kampfe leicht die Kraft;

Der Reue läſtig Mahnen zu vermeiden,
Jagt raſtlos dann nach neuen erſten Beiden
Stets unerſättlich blinde Leidenſchaft.

Fr. St.

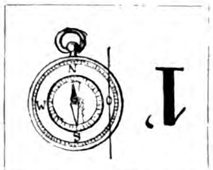
### 2. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| P | | | | | r |
| | h | | | o | |
| | | r | u | | |
| | | s | s | | |
| | m | | | t | |
| N | | | | | s |

Die 24 leeren Felder des Quadrats ſind ſo mit je einem Buchſtaben auszufüllen, daß die wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, ergeben: 1. Einen preußiſchen Regierungsbezirk, 2. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 3. eine Bezeichnung für Aufſtand, 4. einen mythologiſchen Namen, 5. einen Namen, bekannt aus der Herkulesſage, 6. einen Dichter des Altertums.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo nennen die dritte und die vierte ſenkrechte Reihe je einen berühmten Feldherrn.

### Bilderrätſel.



### 3. Citatenrätſel.

Zwei Verszeilen von Goethe beſtehen aus 19 Silben, welche der Reihe nach in den folgenden 19 Citaten enthalten ſind.

1. Zum Werke, das wir ernſt bereiten,
   Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort.
2. Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn.
3. Stolz will ich den Spanier.
4. Was thun? ſpricht Zeus.
5. Es rottet ſich im Sturm zuſammen.
6. Mußt gleich zum Eiſenhammer hin.
7. Und ſprach's und ſchiffte ſchnell ſich ein.
8. Mit Gott für König und Vaterland.
9. Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz.
10. Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp.
11. Geſtehe, daß ich glücklich bin.
12. Blick mir ins Auge, ſprechen kann ich nicht.
13. Drum, willſt du dich vor Leid bewahren,
    So flehe zu den Unſichtbaren,
    Daß ſie zum Glück den Schmerz verleihn.
14. Kein Schiffer lenket die Fähre.
15. O lieb, ſolang du lieben kannſt.
16. Grundlos, als ging's in den Höllenraum.
17. Unſinn, du ſiegſt, und ich muß untergehn.
18. Ich bin Soldat und kenne meine Pflicht.
19. Unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

### 4. Rätſel.

Ich lebte einſt in fernem Land,
Als Presbyter bin ich bekannt,
Und hätt' ich nicht ein D zu wenig,
So wäre ich ſogar ein König.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 1.

Schachaufgabe.

1. L b 1 — a 2 1. L c 8 — d 7
2. S b 3 — d 4 ♯

A.

1. . . . 1. S d 8 — f 7 oder — c 6
2. D g 6 — f 5 oder T d 3 — d 6 ♯

B.

1. . . . 1. T e 2 — e 5 †
2. L f 6 — g 5 ♯

C.

1. . . . 1. Beliebig anders
2. D, T oder S (durch Abzug) ♯

Bilderrätſel. Rechtsanwalt.

Schlüſſel zum Königszug.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 55 | 54 | 17 | 18 | 50 | 49 | 22 | 23 |
| 56 | 16 | 53 | 19 | 51 | 21 | 48 | 24 |
| 15 | 57 | 58 | 52 | 20 | 26 | 25 | 47 |
| 14 | 13 | 60 | 59 | 27 | 28 | 45 | 46 |
| 62 | 61 | 12 | 5 | 37 | 44 | 29 | 30 |
| 63 | 11 | 6 | 36 | 4 | 38 | 43 | 31 |
| 10 | 64 | 7 | 3 | 35 | 39 | 32 | 42 |
| 9 | 8 | 1 | 2 | 34 | 33 | 40 | 41 |

Auflöſung des Königszugs.

Konnt'ſt du nicht ein Weilchen warten,
Herbſtwind, noch, unlieber Gaſt?
Sieh, wie du den kleinen Garten
Über Nacht verwüſtet haſt!

Herbſt, o laß nur noch ein Weilchen
Leben, was noch zierlich blüht!
Nächſtes Jahr bringt wieder Veilchen;
Doch wer weiß, ob er ſie ſieht!

Von J. Trojan.

1. Magiſche Silbenquadrate.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Ta | De | Ma | Sy | Ri | En |
| De | li | la | Ri | en | zi |
| Ma | la | ga | En | zi | o |
| Gen | Na | Ro | Ro | Me | O |
| Na | ja | de | Me | lo | ne |
| Ro | de | rich | O | ne | ga |

2. Verwandlungsaufgabe.

Shakeſpeare.

**S**chopenhauer
**H**amerling
**A**urikel
**K**larinette
**E**ſchweiler
**S**lawonien
**P**aleſtrina
**E**iferſucht
**A**lbanien
**R**ubinſtein
**E**inſiedeln.

3. Dreiſilbige Scharade. Wildenbruch.

4. Dreiſilbige Scharade. Grasmücke.

5. Metamorphoſenaufgabe.

**Wien** — Wied — Wind — Lind — Lund — Hund — Huld — Hulda — **Fulda.**

**Breſt** — Reſt — Raſt — Haſt — Hart — Hort — Horn — **Thorn.**

**Zeitz** — Zeit — Weit — **Wein** — Rein — Rain — Kain — **Krain.**

6. Zweiſilbige Scharade. Daheim.

---

## Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das erſte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVI. Jahrgang Nr. 1) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

---

**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Non cras sed hodie. Fortſ. Novelle von Adolf Schmitthenner. — Zum Andenken an D. Büchſel. Von D. R. Mit D. Büchſels Porträt. — Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen. Von Fr. Rudolf. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Landsknechte von W. Diez, und Ohne Genehmigung des Autors von B. Vautier. — Eine Kompoſition des Prinzen Heinrich von Preußen. — Geſetzliche Regelung des Diebſtahls. — Seltſamer Brauch. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

Daheim
Originale v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Oktober 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 3.

## Ein Inhaltsverzeichnis des Daheim.

„Ein Abonnent des Daheim ſeit ſeinem erſten Jahrgange.“ Wie oft tragen an uns gerichtete Briefe dieſe Unterſchrift! Es finden ſich eben in vielen, vielen deutſchen Häuſern die bisher erſchienenen fünfundzwanzig Jahrgänge unſers Blattes vollzählig beieinander.

Unter dieſen Umſtänden wird es weiten Kreiſen willkommen ſein zu erfahren, daß wir von berufener Hand ein Geſamt-Inhaltsverzeichnis über dieſe fünfundzwanzig Jahrgänge haben anfertigen laſſen. Was auf den mehr als 20000 Seiten des Blattes von bleibendem Intereſſe war, — und wir dürfen im Hinblick auf unſere Mitarbeiter, ohne unbeſcheiden zu ſein, ſagen, daß es nicht wenig war — wird durch dieſes Inhaltsverzeichnis gewiſſermaßen erſt wieder neu zugänglich gemacht. In dieſem Sinne erſchließt unſer Inhaltsverzeichnis eine reiche Quelle von Unterhaltung wie von Belehrung.

So wird denn unſer Inhaltsverzeichnis allſeitig freudig begrüßt werden. Dasſelbe iſt in Groß-Oktav acht Bogen ſtark und iſt durch jede Buchhandlung zum Preiſe von Mk. 3,— brochiert, Mk. 3,50 kartonniert zu beziehen.

**Die Redaktion und Expedition des Daheim.**

---

## Das Fritzche.

### Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Salteneck holte die Gäſte am Nachmittage ſelbſt. Er ſagte, nachdem er Aſten vorgeſtellt worden war: „Sie haben mich geſtern bereits, allerdings von wenig empfehlenswerter Seite, kennen gelernt. Ich war ohne Grund unhöflich gegen Sie, doch ich hoffe, Sie werden mich entſchuldigen… Das Feuer und beſonders Fräulein von Waibachs Unvorſichtigkeit hatten mich erregt…“

Aſten reichte ihm die Hand und ſagte ſeinerſeits einige höfliche Worte. Im Innern meinte er, die Entſchuldigung ſei ſteif und froſtig geweſen. Und gleich nach ihr bot der junge Mann Friederike eine Roſe, die er mitgebracht hatte, ein ſehr ſeltenes Exemplar, tiefdunkel, von braunroter Farbe. Friederike befeſtigte ſie auf ihrer Bruſt, Aſten aber fand die Blume unſchön und ihren Überbringer unangenehm. Trotzdem ſchloß er — ſeinem Verſprechen gemäß — ſich der Geſellſchaft an.

Unterwegs hatte er ein neues ſeltſames Erlebnis. Sie gingen den ſchmalen Fußſteig entlang, der durch Felder und Wieſen nach dem Nachbargute hinführte. Das Getreide war beinahe reif und ſo hoch, daß nur die Köpfe der größten von ihnen über die nickenden Ähren ſahen. Die Enge des Pfades zwang ſie, in dieſen Feldern im Gänſemarſch, einer nach dem anderen, zu ſchreiten. Aſten ging als letzter. Er konnte ſo ſchweigen und ſuchen, ſeiner inneren Verſtimmung Herr zu werden. Da geſchah es ein paarmal, daß er hinter ſich ein Raſcheln zu hören meinte, ſo als teilten ſich die Ähren, und zwar durch einen ſchreitenden Körper voneinander gedrängt. Als er um ſich ſah, glaubte er nun auch einen Kopf zu erblicken: den Kopf eines Weibes, der von eigentümlich finſterer Schönheit war, obgleich ein Kranz bunter Feldblumen die ſchwarzen, wildflatternden Flechten ſchmückte. Dieſer Kranz war phantaſtiſch gebunden und erhob ſich gleich einer farbigen Krone über dem braunen, jungen Geſicht. In ihm blitzten ein paar Augen, tiefſchwarz, voll von glühendem Haſſe. Dieſe Augen hatten etwas Drohendes, und einmal reckte ſich eine braune Fauſt aus den gelben Halmen.

Aſten ward wunderlich zu Mute.

War das die Kornmuhme, die hier lebendig ward und den Unvorſichtigen, die ihr Gehege betraten, mit Rache drohte? Der Leutnant hatte als Kind ſich vor dem Märchen gefürchtet und dachte jetzt lächelnd daran, wie er damals oft erwartet hatte, ſie zu ſehen; freilich blond wie die Ähren, mit blauen Augen, eher ähnlich der lichten, goldlockigen Friederike... Sie hatte lange gezögert zu erſcheinen, und jetzt zeigte ſie ſich anders, als er ſie je geträumt. Sein Kopf ſchmerzte, und dazwiſchen fragte er ſich, ob nicht vieles von dem, was er ſeit geſtern ſah und fühlte, Halluzinationen eines abnorm erregten Gehirnes waren und er etwa gar am Anfange einer ſchweren Erkrankung ſtand?

Der Eintritt in den Herrenhof befreite ihn von ſolchen Gedanken. Das Tonche kam ihnen ſchon auf der Freitreppe des hübſchen Hauſes entgegen. Sie war entſchieden eine gewinnende Erſcheinung, dem Bruder ähnlich, doch wie eine idealiſierte Wiedergabe desſelben; ein zweiter gelungener Verſuch der Natur in der holderen Geſtalt der Weiblichkeit. Über das hübſche, helle Geſicht, über die ganze runde, noch mädchenhafte Geſtalt waren Friede, Freundlichkeit, Behagen ausgegoſſen. Das blonde Haar trug ſie ſehr ſchlicht in einer vollen Flechte um den Kopf geſchlungen, ein einfaches Kattunkleid, auf mattgrauem Grunde mit roſa Roſenknoſpen bedruckt, ſtand ihr gut und war auch jetzt, am Nachmittage, durch ein zierliches Latzſchürzchen geſchützt. In der linken Wange bildete ſich beim Lächeln ein Grübchen, ihre Hände waren weißer als die Friederikens, voll und frauenhaft weich.

Sie bewillkommnete alle mit ruhiger Herzlichkeit, nicht wie Fremde, ſondern ſo, als ob ſie ſie ſchon kenne. Auch darin zeichnete ſie ſich vorteilhaft vor dem Bruder aus, der ſeine Zurückhaltung gegen die nordiſchen Gäſte auch als Wirt nicht ganz abzulegen verſtand.

Das Haus war im ganzen einfach eingerichtet, keine Dekorationen dunkler und ſchwerer Stoffe, ſondern weiße, luftige Vorhänge an allen Fenſtern, was die Zimmer ungewöhnlich hell und freundlich machte. Ihr koſtbarſter Schmuck beſtand im übrigen aus einer Fülle ſchöner, blühender Ziergewächſe, deren farbenprächtige Kelche überall in anziehende Gruppen geordnet waren.

„Die zieht das Tonche heran,“ ſagte Friederike, „und ſo trefflich wie ſie gedeihe, gedeiht alles, was ſie in ihre geſchickte Händche nimmt.“

„Nicht immer,“ antwortete Tonchen mit einem Lächeln. „Dein Lob iſt zu ſanguiniſch; auch ich muß mich darein finde, daß mir manches mißrät.“

„Was denn?“ rief eifrig Friederike, „nenne mir nur eins?“

„Eine,“ ſagte leiſer und wie mit einem leichten Anflug von Schwermut das Mädchen, „Kathrin...“

Friederikens Wangen flammten: „Die!“ rief ſie, „aus der machte Gott ſelber nichts und wenn er all ſeine Heilige zu Hilfe nähm'!“

„Fritzche!“ tadelte das Tonchen ernſt.

Salteneck dagegen, welcher mit den Offizieren geſprochen hatte, die bei ihm im Quartiere lagen, drehte ſich herum und ſagte mit ärgerlichem Vorwurf zur Schweſter: „Warum ſprichſt du auch von ihr? Du weißt, daß ſie es nit leide kann!“

Aſten war erſtaunt. Der Pfälzer hatte gehört, was mindeſtens fünf Schritte von ihm verhandelt worden. Die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Seele mußte alſo bei Friederike ſein, wenn ſein Gehör ſo mitten im Geſpräche mit anderen jede Bemerkung von ihr auffing.

Der Leutnant vergaß über dieſer unliebſamen Entdeckung, genaueres in bezug auf die getadelte Kathrin zu erfragen, und der flüchtig ausgeſprochene Name verlor ſich im Geplauder der übrigen Geſellſchaft.

Ein Diener ſervierte Kaffee und ſüßes Gebäck. Danach beſchloß man, in den Garten zu gehen. Friedrich Salteneck, der heute ...

Feldern geſellte ſich zu dem liebenswürdigen Tonchen, für das er heute ſchwärmte, und Gronau zu den älteren Offizieren. Daß Aſten mit Friederike etwas zurückblieb, machte ſich dann ſcheinbar von ſelbſt. Aber der Wirt gab ſich Mühe, es ebenſo als ungeſuchten Zufall erſcheinen zu laſſen, daß er von den beiden ſich nicht trennte und dem Leutnant, der ſeinen Garten noch nicht kannte, dieſen ſelber zeigte. Letzterem war dies gar nicht ſo unlieb, wie der Pfälzer vielleicht meinte. Hatte er doch ſo am eheſten Gelegenheit zu beobachten, welche Rechte die Jugendfreundſchaft, die dem Manne den Mut gab, ſo anmaßend aufzutreten, ihm thatſächlich verlieh. Anfangs wollte es dem Beobachtenden dünken, daß es eben nicht bedeutungsvolle ſeien; denn das Fräulein zeigte ihrem Wirt eine kühle Freundlichkeit, welche jeder Annäherung ſeinerſeits entſchiedener, als es etwa ein ſchnippiſches oder ſchroff abweiſendes Weſen hätte thun können, ihre beſtimmte Grenze zog. Und Aſten ward ſo wohlthuend dadurch berührt, daß ſeine eigne Zurückhaltung ſich minderte und er eine natürlichere Höflichkeit gegen ſeinen Begleiter zeigte, als es ihm vorher gelungen war.

Lange ſollte indeſſen dieſe behagliche Stimmung nicht dauern. War es doch, als vereitle ein tückiſcher Kobold jede Bemühung der drei, in Eintracht miteinander auszukommen. Ein ganz unerwartetes Ereignis riß diesmal, genau ſo wie am Abend vorher, Aſten aus aller Beſonnenheit heraus. Friederike führte dasſelbe ahnungslos ſelbſt herbei. Vor einem fremdländiſchen Strauche, deſſen Zweige über und über mit kerzenähnlichen, gelbroten Blüten bedeckt waren, blieb ſie ſtehen und wollte eine der Blüten brechen, damit Aſten ihren ſeltſamen Duft einatme. An ſeiner Seite bückte ſie ſich, um die Blume zu pflücken, als er ſie mit raſcher Bewegung an ſich riß, ihren Kopf an ſeine Bruſt drückte und ihn mit ſeinem Arme ſchützte.

Der Hausherr wandte ſich, ſah es und ſtand eine Sekunde ſprachlos. Dann war er mit zwei Schritten bei dem Offizier und fragte mit entfärbten, zitternden Lippen, die kaum fähig ſchienen, die Worte zu formen: „Herr, ſind Sie bei Sinnen?“

„Vollkommen,“ entgegnete Aſten kühl, den Arm ein wenig von dem blonden Kopfe entfernend, ohne Friederike jedoch zu verlaſſen. „Ich habe mir nur erlaubt, das Fräulein abermals vor einer drohenden Gefahr zu ſchützen...“

„Vor welcher?“ rief der Pfälzer.

Aſten deutete auf eine Anhöhe hinter dem Gartenzaune. Etwa zehn Schritte von dem Raſenplatze, auf welchem der Strauch mit den kerzenähnlichen Blüten ſtand, wölbte ſich ein Hügel, von niederem Eichengebüſch umſtrickt. Aus der Mitte des Gebüſches hob ſich ein einzelner junger Eichbaum empor.

„Neben jener Eiche ſtand ein Weib und zielte mit einem Steine nach Fräulein Friederike,“ erklärte Aſten. „Eine ſonderbare Erſcheinung, die einen Blumenkranz in den zerzauſten ſchwarzen Haaren trägt. Sie duckte ſich, als ich das Fräulein an mich riß, in das Gebüſch und muß dort noch ſtecken.“

„Kathrin!“ rief Friederike im Tone unendlicher Verachtung, als ſei damit alles erklärt, und fügte hinzu: „Sie wird mir nichts mehr thue, jetzt, wo ſie weiß, daß ſie geſehe worde iſt.“ Sie ſchlüpfte, während ſie dies ſagte, unter Aſtens hinderndem Arme hervor und entfernte ſich von ihm.

Da flog auch die Schwarze empor, lachte und ſchleuderte ihren Stein nach einem Vogel, der auf einem nahen Aſte ſaß. Es war, als mache es ihr ein boshaftes Vergnügen, zu zeigen, wie leicht ſie das Fräulein tödlich hatte verletzen können; denn die Federn ſtoben um den Leib des Tierchens, es flatterte einige Minuten noch ſchwankend hin und ſank dann ſterbend zur Erde.

Hätte ſie ſo Friederikens Schläfe getroffen... Aſten ſah unwillkürlich erbleichend nach dieſer. Er verſtand das Ereignis nicht. Die Steinſchleuderin war dieſelbe phantaſtiſche, kronengeſchmückte Geſtalt, die er auf dem Wege zwiſchen den Kornähren geſehen hatte. Sie trug noch jetzt ihre buntfarbige Krone in den freiflatternden Flechten und das unter ihr drohend hervorſehende Geſicht war fremdartig, doch von feuriger Schönheit.

Aber Friederike kehrte ſich geringſchätzig von ihr. „Du ſagſt, ſie haßte mich nicht,“ ſprach ſie zu Salteneck, „ſiehſt du nun, wie ſie mich haßt?“

„Sie ſoll es büßen!“ rief der junge Mann und machte einen Schritt nach dem Hügel hin.

Aber Friederike hielt ihn zurück. „Frage ſie doch, warum ſie den Stein auf mich ſchleudre wollt'. Sag!“ rief ſie hinauf, „warum haſt du es gethan?“

Die Kranzträgerin lachte tückiſch wie vorher. „War ein Spiel!“ rief ſie mit eigentümlich ziſchendem Accent, in gebrochenem, fremdklingendem Deutſch: „Möchteſt mich ſtrafen dafür? Mich wieder einſperren, wie letzt?“

„Nein, dafür geſchieht dir nichts,“ antwortete Friederike, „du weißt, ich ſtraf' dich nur für das, was du an anderen verübſt.“

Dieſe Großmut, aus welcher eine ſo unverhohlene Verachtung ſprach, erzürnte die Steinſchleuderin indeſſen eher, als daß ſie ſie verſöhnte; denn in ihren Augen brannte der Haß lodernder auf, und ſie rief: „Biſt du ſo gut, — du? — dann ſchenk' doch mir die Roſ', die du trägſt, vorn auf deiner Bruſt.“

Friederike betrachtete die Blume betroffen, überraſcht durch den wild ausgedrückten Wunſch. Doch ſie hielt es entſchieden nicht der Mühe wert, ſeinen Grund zu erfragen, ſondern neſtelte die Roſe aus den Falten ihres Kleides und warf ſie der Fordernden zu: „Da!“ rief ſie.

Die Kranzträgerin jauchzte. Geſchickt fing ſie die Fliegende und wirbelte ſie in der Luft.

„Sieh, Herr, ſieh!“ rief ſie zu Salteneck gekehrt, „wie wert ſie dich hält! Du haſt ſie ihr geſchenkt, und ſie wirft ſie ſo hin. So liebt ſie dich, ſo! O, ihr Sinn iſt nicht bei dir! Bei dir nicht! Ich weiß, wo er iſt!“

Und ſie ſchleuderte die Blume zurück und ſtürmte den Hügel hinab.

Friederike war blaß geworden, zuckte jedoch die Schultern. „Man muß nicht auf ſie achten,“ ſagte ſie.

Aber Salteneck war anderer Meinung und trat aufgeregt zu ihr hin. „Sie hat recht,“ ſagte er, „du warfſt die Blume ſo hin, als wollteſt du zeige, dir liege nichts an ihr, — an ihr nichts und ...“

„Julius!“ mahnte Friederike; doch er ließ ſich nicht beſchwichtigen. Der Groll hatte in ihm gelegen ſeit dem geſtrigen Abend, und er hatte mit ihm gekämpft, um ihn zu unterdrücken; jetzt gab er ihm Gewalt über ſich.

„Nein, laß mich ſpreche!“ rief er in heftigem Zorne, „ich will nit ſchweige, ich ...“

„Was willſt du?“ rief ſie nun auch gereizt und ſah feſt auf ihn hin, und mit Augen, aus denen ein düſterer Vorwurf blickte: „Aus der Freundſchaft eine Sklaverei mache und uns alle hier wie an eine Kette binde, nicht? Ei nun ja, ſag's nur heraus, daß du das willſt ...“

„Aber Fritzche, ich bitt' dich!“ warnte jetzt eine peinlich bewegte Stimme. Es war das Tonchen, das herbeigeeilt war.

Doch nun ließ auch Friederike ſich nicht beſänftigen. „Nein,“ rief ſie, „ich laß mich nit tyranniſiere! Er ſoll's wiſſe! Und gerad' jetzt werd' ich thue und laſſe, was ich will! Und keine Blume mir aufdringe laſſe und keine Meinunge und ſonſt nichts! Ich heb' deine Roſ' nit auf, ſondern will gar keine Blume trage, eher als die!“ Und ſie ſtieß mit dem kleinen Fuße die rotbraune Roſe fort, welche vor ihr lag.

Saltenecks Geſicht ward, als ſänke die Nacht darüberhin. Es ſchien ihm plötzlich zum Bewußtſein zu kommen, was dieſe Szene in Gegenwart eines dritten, jenes dritten, welchen er von dem innigen Einverſtändniſſe Friederikens mit ihm mehr als jeden anderen überzeugen wollte, bedeute. Aber es war, als gäbe er damit nun auch alles auf: „Du haſt recht,“ ſagte er tonlos, mit erlöſchendem Blick, „und ich, — ich hab vorhin ja wohl unrecht gehabt ... Du biſt ganz dei' eigne Herrin ... ganz frei zu thue und laſſe, was du willſt! Und wir zwei — komm, Tonche, wir ſind hier überflüſſig ...“

Mit dieſen Worten ließ er die zitternde Friederike allein bei Aſten, denn auch das völlig verſtörte Tonchen folgte ihm, und beide begaben ſich zu der übrigen Geſellſchaft zurück. Auf Friederike aber machte dieſes jähe Freigeben einen Eindruck, wie ihn kein eiferſüchtiges Bewachen zuvor noch gemacht. Sie verlor alle Faſſung, ſchlug die Hände vors Geſicht und brach in Thränen aus.

Aſten neben ihr war nicht viel mehr Herr ſeiner Beſinnung. Sein Herz ſchlug wild und er fühlte im Augenblick nichts, als daß er die Weinende liebe und es als ein unſägliches Glück betrachte, ſie vor dem anmaßenden Manne, der ſie ihm überlaſſen, ſchützen zu dürfen. Daß es auch eine Möglichkeit gab, von dieſem Rechte keinen Gebrauch zu machen, lag weit von allen ſeinen Gedanken ab.

„Friederike,“ flüſterte er, ſich über ſie beugend, „wollen Sie mir überlaſſen, Sie von dieſem Tyrannen zu befreien?“

Da fielen ihre Hände herab, und die braunen Augen ſahen unter den hellen Thränen tödlich erſchrocken auf ihn. „Um Gotteswille! Was richte Sie an? Gehe Sie ihm nach! ich bitt'! und mich — mich laſſe Sie allein!“

„Warum, Friederike?“ fragte er mit innigerer Wärme, „wollen Sie nicht den Mut haben, ſich zu entſchließen? Dünkt es Sie nicht beſſer ...“

„Nein!“ rief ſie und hob qualvoll abwehrend beide Hände. Wie in plötzlicher Eingebung ſprang ſie dann über die Roſe, die Unglücksſtifterin, hin, von ihm fort und lief — ſo ſchnell ſie konnte, ſo ſchnell die kleinen Füße ſie trugen, dem Hauſe zu, nicht einmal ſich umſehend, nicht einmal innehaltend, bis ſie es erreicht hatte und in ſeinem Innern verſchwand.

Er aber blieb ſtehen und ſuchte ſeine Empfindungen zu bewältigen. Der Ärger miſchte ſich abermals darein. Eine Hilfe, die er auch heute zu raſch angeboten hatte, war abgewieſen ... That er nicht beſſer, Engersweil, wo er dem Wirte länger kein willkommener Gaſt ſein konnte, zu verlaſſen und ohne Aufſehen zu erregen nach Ebereſchenau zurückzukehren? ... Es dünkte ihm das Richtige, und er ſchritt auch ſogleich dem Hofe zu. Da kam ihm das Tonchen in den Weg. Diesmal an Gronaus Seite, ohne den Bruder; aber ſie erriet zweifellos Aſtens Abſichten, denn ſie trat zu ihm und ſagte in bittendem Tone: „Schließe Sie ſich uns an, Herr von Aſte, ich bitt'. Wir habe neue Gäſt' bekomme und wolle ſie begrüße. Sehe Sie, da komme ſie auch ſchon.“

Aſten hatte eine Entſchuldigung auf den Lippen, kam aber nicht dazu, ſie auszuſprechen, denn eine hohe Frauengeſtalt ſchritt eben, gefolgt von einer Anzahl von Offizieren, auf die drei zu und rief Fräulein von Salteneck einen lauten Gruß entgegen. Dieſe beantwortete ihn und ſtellte Aſten und Gronau der Nahenden vor. Gleich darauf waren beide mitten im Schwarm, und Aſten, der an die Seite ſeines Generals befohlen worden war, mußte deſſen Fragen Rede ſtehen. So war an ein heimliches Entfernen nicht mehr zu denken.

Der Nachbar der Saltenecks, Graf Walden auf Waldenau, bei welchem der General mit ſeinem Stabe einquartiert war, hatte — wie er ſich ausdrückte — eine Beſuchsfahrt mit ſeiner ganzen militäriſchen Familie unternommen. Die Dame, welche Tonchen zuerſt begrüßte, Gräfin Natalie, war des Grafen einzige Tochter. Die große, ſchlanke Brünette war von einer Lebhaftigkeit, an welcher Aſtens ungeduldige Stimmung ein Übermaß rügte.

Sie dagegen fand an der ſchönen Tankredgeſtalt des Leutnants unbedingtes Gefallen und legte dies dadurch an den Tag, daß ſie ihn ſehr bald kaum mehr von ihrer Seite ließ. Da Aſten ſich entſchloß zu bleiben — er handelte ja damit wohl auch in Friederikens Sinne, die keinen Bruch zwiſchen ihm und ihrem empfindlichen Nachbarn wünſchte —, ließ er ſich die Aufmerkſamkeiten ſeiner neuen Gönnerin gefallen. Die Bevorzugung wurde ihm erſt unangenehm, als er den Verdacht faßte, ſie werde ihm nur in der wenig würdigen Abſicht erwieſen, dadurch die Eiferſucht ſeines Generals zu erregen. Gräfin Natalie kokettierte nämlich entſchieden auch mit dieſem, und der grauhaarige Waffenträger ſchien wirklich auch Feuer gefangen zu haben. Er war offenbar gläubiger als Aſten, was dieſer daraus entnahm, daß der ſonſt wortkarge und verſchloſſene Herr ſich ſichtlich bemühte, die unruhige Gräfin zu unterhalten und ihre Aufmerkſamkeit wieder auf ſich zu lenken.

Aſten war ungalant genug zu denken, es ſei von der Gräfin gewagt, auf die Gefahr hin, den älteren Bewunderer zu verlieren, ein ſo leichtſinniges Spiel zu treiben. Es erſchien ihm wünſchenswert für ſie, daß aus dem mühevoll eroberten Bewunderer ein Freier werde, denn ſie mochte bereits anfangen, mit beängſtigtem Herzen nach einem ſolchen auszuſchauen. Etwa in Mitte der zwanzig, eher häßlich als hübſch, hatte ſie als einziges Effektſtück von der Natur eine Paar dunkle, hübſche Augen bekommen, die ſie allerdings wie ein Feuerwerk brauchte, um damit eine fortdauernde Beleuchtung ihrer wirklichen wie ihrer vermeintlichen körperlichen und geiſtigen Vorzüge zu erzielen. In auffallender Toilette von roter Seidengaze, die ihrer dunklen Erſcheinung etwas Pikantes verlieh, fuhr ſie wie ein Sprühteufel hin und her und hatte mit ihrer Heiterkeit bald die meiſten der anweſenden Herren angeſteckt. Dann ſchlug ſie vor, man ſolle Geſellſchaftsſpiele im Freien vornehmen und alle ſtimmten ihr zu.

Friederike war zurückgekehrt, und Aſten ſuchte in ihren Mienen zu leſen, ob ſie ihre raſche Flucht von vorhin bereue. Aber ſie gab ſich ſichtlich Mühe, ihre Gedanken von ihm abzulenken, und mied ſeine Blicke ängſtlich. Überängſtlich, meinte der Leutnant und fand eben darin eine Gewähr dafür, daß ſie fürchtete, ihre Augen könnten ihm geſtehen, was die Lippen furchtſam verſchweigen wollten.

„Blindekuh!“ rief Gräfin Natalie, „wir wollen Blindekuh ſpielen! Ich ſchwärme für dieſes Spiel. Und der Herr General muß zuerſt die Blindekuh machen.“

Da niemand widerſprach, zog ſie alsbald ein winziges Spitzentaſchentuch hervor und verband dem General die Augen, was er willig geſchehen ließ. Aſten ſchien es, als ob die weißen, weichen Finger ſich dabei länger an den grauen Schläfen zu ſchaffen machten, als unumgänglich notwendig geweſen wäre. Gleich darauf ſtand ſie lachend vor ihm.

„Pſt!“ machte ſie, hielt den Finger auf die Lippen und blitzte ihn aus den dunklen Feueraugen ſchelmiſch an. Dann knüpfte ſie einen Shawlſchleier des roten Gazeſtoffes, welcher ihr Kleid verzierte, um des Leutnants Arm und ſchob ihn in der Richtung des ſuchenden Generals vor ſich her. Da ſie hierbei lachte, griff dieſer nach ihr und erfaßte Aſten.

„Gräfin Natalie!“ ſagte er triumphierend.

„Falſch!“ lachte ſie und enthüllte mit den Fingerſpitzen ein klein wenig die Augen des Geblendeten. Der Blick, der aus dieſen auf Aſten fiel, ſchien den Scherz nicht eben zu bewundern.

„Ah,“ ſagte der General, ſteif ſtehenbleibend, „Sie wollen mich zum beſten haben!“

„Ei, Herr General,“ lachte Natalie, „Sie werden doch Spaß verſtehen?“

„Ein Betrug von ſchöner Hand, Herr General, aber in der That ein Betrug,“ ſagte der Leutnant. „Ich meine, Ihr Erkennen müſſe deshalb gelten.“

Er band den roten Shawl ab und reichte ihn der Gräfin.

Es verdroß Natalie, daß er ihr Thun zu tadeln wagte. „Da Sie nur für ſich ſprechen können,“ ſagte ſie, „ſo meinen Sie jedenfalls, Sie wollten für den Herrn General eintreten.“ Damit hob ſie das Spitzentüchelchen zur Höhe ſeiner Augen.

„Sie befehlen,“ erwiderte er, indem er ſich förmlich verneigte.

Sie hielt die Hand noch eine Sekunde lang hoch, ſo daß ihm der Duft, welcher der Hand und dem Tuche entſtrömte, ſeltſam die Nerven erregte, trat aber dann mit graziöſer Bewegung zurück. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „ich finde, mit dieſem Spiel iſt's nichts, wir wollen ein anderes verſuchen. Ich kenne ein wunderhübſches, bei dem wir ſitzen können, und der Platz dort unter den Buchen eignet ſich prächtig dazu.“

Man folgte abermals ihren Wünſchen und nahm Platz. Aſten ſetzte ſich nicht neben die Gazewolke, aber freilich auch nicht neben Friederike. Dieſe ſaß am Stamme einer Blutbuche, an der Seite des alten Grafen, der ſein Monokel einklemmte und wie in einer Verzückung auf die Nachbarin blickte. Die Sonnenſtrahlen fielen durch die roten Blätter der Buche hell auf das zarte Kinn, die blaugeaderten Schläfen und das blonde Haar. Es fiel Aſten auf, wie eigentümlich ſich die feinen, bräunlichen Brauen und Wimpern von dem lichtſchimmernden Gold der Locken abhoben. Dieſer Kontraſt gab dem jungen Geſicht einen ganz eignen Reiz; denn unter den ernſt und dunkel gezeichneten Bogen in dem Schatten der langen Wimpern, welche die breiten, weißen Lider umſäumten, ſchien in der braunen Tiefe eine ſüße Schwermut zu träumen, während der Mund ein Kinderlächeln hatte und in ſeinen weichen Linien nur beſtimmt ſchien, ein gedankenloſes Glück zu atmen. Aſten verſenkte ſich ganz in das Bild vor ihm und geriet in Gefahr, ſeine Umgebung darüber zu vergeſſen.

„Herr von Aſten, darf ich Sie jetzt um Ihren Helm erſuchen?“

Natalie ſtand abermals vor ihm.

Mechaniſch reichte er ihr die Kopfbedeckung, ohne zu fragen, wozu ſie ihrer bedurfte.

„So,“ ſagte ſie, „dahinein ſammle ich nun die Zettel, ſobald ſie geſchrieben ſind, erſt die der Damen, und reiche ſie, nachdem ich ſie durcheinandergeſchüttelt, der Reihe nach den Herren, um einen zu ziehen; nachher umgekehrt den Damen jene der Herren. Nun alſo — bitte ich zu ſchreiben! Die Herrſchaften haben begriffen? Jeder und jede muß ein Dichterwort oder auch einen eignen Vers aufſchreiben, welcher an einen oder eine aus der Geſellſchaft gerichtet iſt und den Gedanken oder Gefühlen des Schreibers entſpricht.“

Es begann ein eifriges Gekritzel. Aſten ſchrieb etwas völlig Bedeutungsloſes auf, das ſich an jede der Damen richten konnte. Als er aber den Zettel erhielt, der ihm galt, las er in einer feinen, energiſchen Schrift:

„Wäre der Zettel ein Pfeil und wüßte Wunden zu ſchlagen,
Bät' ich Amor, den Gott, mir zu dir ihn zu tragen.
Aber Amor, der Schalk, tauſcht die Pfeile im Nu,
Ach, und trägt ihn vielleicht einem anderen zu.“

Er las den Vers in korrekter Haltung, das heißt mit lächelnder Gleichgültigkeit vor, aber derſelbe ließ ihn doch keineswegs gleichgültig. Konnte Friederike ihn geſchrieben haben? Eine helle Röte überflog ihr Geſicht, als ſein Blick es nach dem Leſen ſekundenlang prüfend ſtreifte. Das war nicht nur der Widerſchein der Blätter, ſondern abermals ein Aufwallen tiefinnerſten Gefühls. Aber ſie bückte ſich ſchnell und hob ihren Zettel auf, den ſie hatte zu Boden fallen laſſen. Gleichzeitig brach ein Sturm neckender und ſcherzender Bemerkungen über Aſten herein, der ihm alle weiteren Beobachtungen unmöglich machte. Er beſchloß indeſſen, den Zettel ſorgfältig aufzubewahren und bei erſter Gelegenheit die Schrift mit jener Friederikens zu vergleichen. War es die ihre, dann hatte er Gewißheit. Bei dieſem Gedanken wallte ſein Blut heiß auf.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Non cras sed hodie.

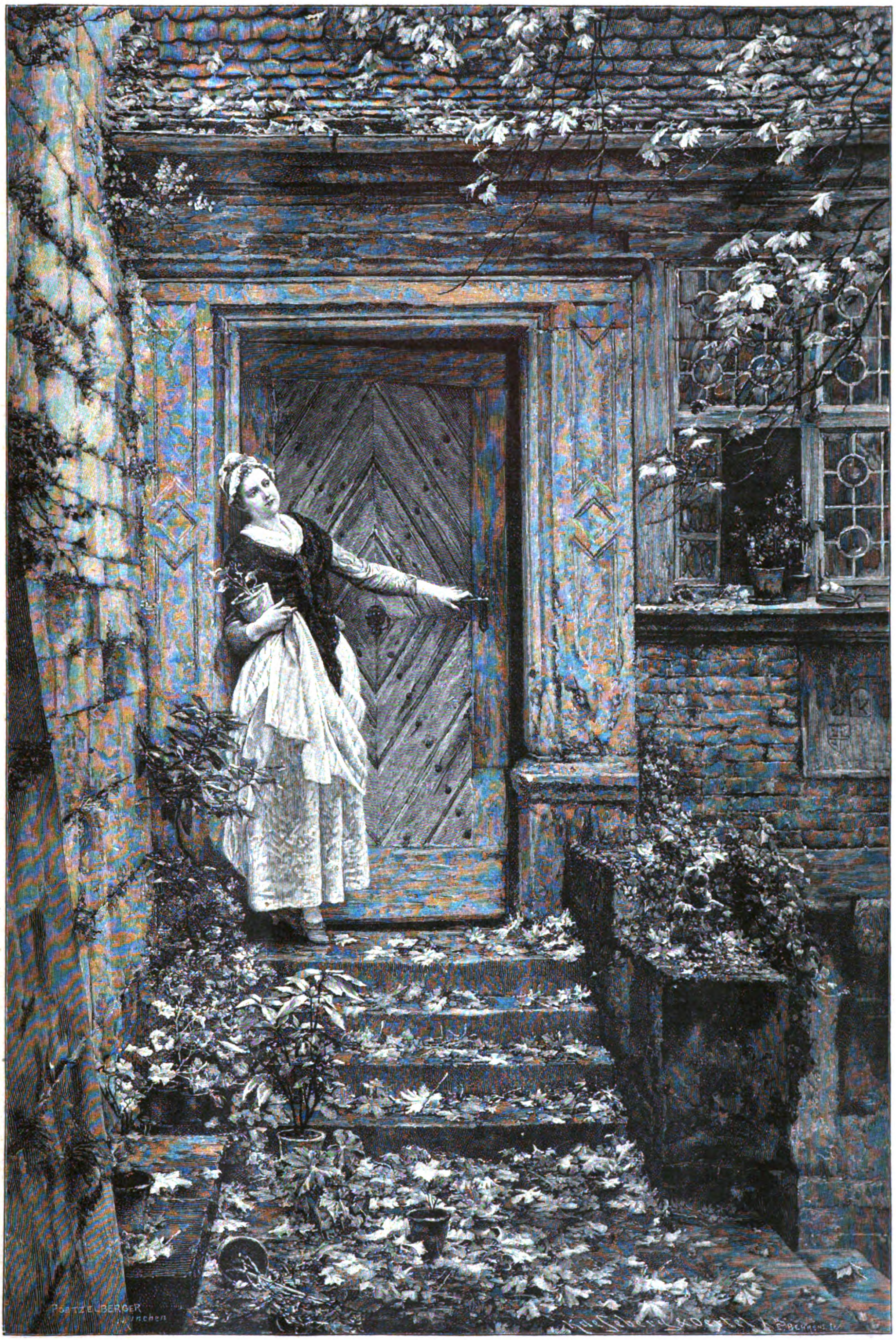
Novelle von Adolf Schmitthenner.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Der Gedanke ſchoß mir durch den Kopf: er will dir etwas zuwerfen, und ehe ich es überlegt hatte, ſtand ich im Stadtgraben. Er lachte und winkte mir von neuem. Zuerſt erfaßte mich Argwohn; ich hatte ſchon von der Bosheit Blödſinniger gehört. Aber die Neugierde überwog. Je näher ich kam, deſto freundlicher und haſtiger winkte der Alte. Als ich unmittelbar am Fuße des Turmes ſtand, hielt er mit der Linken etwas Funkelndes in die Höhe, wie wenn er es mir zuwerfen wolle; aber blitzſchnell bückte er ſich zu Boden und warf einen großen Stein auf mich hernieder. Ich rettete mich durch einen Sprung zur Seite und rannte entſetzt der Mauer zu. Erſt als ich wieder im Hofe ſtand, fühlte ich mich geborgen. Hinter mir erſcholl das heiſere Lachen des Greiſes.

Im Hofe ſtand die Hausfrau am Brunnen.

„Hat er nach dir geworfen?“ ſagte ſie zu mir. „Was er nur haben mag, daß er heute wieder ſo tobt! Gewöhnlich


POETZELBERGER
München

Herbſtſturm. Gemalt von R. Pötzelberger.

thut er's nur in der finſteren Nacht. Dann heult er da oben, daß man kein Auge ſchließen kann. Was gäb ich drum, wenn der einmal wie andere Leute ſterben wollte!"

Ich hätte die Frau über den Grund ſeiner Aufregung wohl belehren können, denn es war kein Zweifel, daß mein boshafter Ruf die Schuld trug. Aber ich ſchwieg wohlweislich.

„Iſt er ſchon alt?" fragte ich.

„O, uralt," ſagte ſie, „niemand gedenkt's, daß er jünger war als heute."

„Hat er immer auf dem Turme oben gelebt?" fragte ich weiter.

„Ja, und dort wird er auch ſterben. Sein Vater ſoll auch Turmwächter geweſen ſein. Man hat ihn einmal herunterſchaffen wollen ins Armenhaus. Aber er hat in einem fort geheult, daß man ihn gern wieder hinaufließ."

„Warum hat er denn geheult?"

„Er fürchtet ſich, wenn er aus dem Turme iſt; er meint, man wolle ihn totſchlagen."

„Von was lebt er denn," fragte ich weiter.

„Mein Mann hat ihn auf dem Rathauſe geſteigert," verſetzte die Frau. „Siehſt du dort den Haſpel?" fuhr ſie fort und zeigte mir ein Rad oben an der Galerie, das ich nicht bemerkt hatte. „Dort iſt ein Seil dran, das läßt er jeden Mittag hinunter. Wir hängen ihm ſein Eſſen hin, dann zieht er's wieder hinauf. So bekommt er auch die Körbe, die er flickt. Wenn er keine Weiden mehr hat, läßt er uns ein Strohſeil herunter, dann holt ihm mein Mann wieder friſche."

„Was macht er denn mit dem Gelde, das er verdient?" inquirierte ich weiter.

„Geld kriegt er keins," ſagte die Frau mit pfiffigem Lächeln. „Er ſchafft für Kautabak. — Der hat Geld!" fuhr ſie nach einer Pauſe fort und ſchob einen zweiten Kübel unter die Brunnenröhre.

Sie ſah ſich vorſichtig um und ſagte leiſer: „Er hat einen Schatz gefunden im Turme, ſo wahr ich daſtehe. Wenn die Sonne recht grell ſcheint wie heute, ſitzt er droben und läßt die Goldſtücke funkeln, und ſtundenlang ſagt er dann, daß man's deutlich hören kann: ‚O wie ſchön! o wie ſchön!' Wenn die Mannsleut' keine Haſenfüß' wären —"

Sie brach ab, hob den Kübel auf den Kopf und ging ins Haus.

Des Abends bei Tiſche erzählte ich mein Abenteuer. Nur von dem, was ich erlauſchte, und von meinem boshaften Streiche ſagte ich nichts.

„Wie iſt wohl das zu erkären, was der Alte von den Kroaten ſagte?" fragte meine Mutter.

„Es iſt ſehr leicht möglich," erwiderte mein Vater, „daß er im Jahre 1796 von ſeinem Turme aus Augenzeuge des Gefechts geweſen iſt, das zwiſchen Öſterreichern und Franzoſen hier ſtattfand. Ein Regiment von der geſchlagenen Armee des Generals Jourdan kam durch unſere Gegend und rettete ſeine Kaſſe hierher. Sie mag nicht klein geweſen ſein, denn die Franzoſen verſtanden ſchon vor Napoleon das Kontribuieren. Die öſterreichiſchen Reiter waren hinterher und verſuchten einen Handſtreich, wurden aber zurückgeſchlagen. Auf beiden Seiten ſollen einige Leute gefallen ſein."

Lange grübelte ich noch im Bette über das Geheimnis des alten Turmes nach und faßte die abenteuerlichſten Pläne, der Sache auf den Grund zu kommen. Aber am folgenden Tage fand zwiſchen meinem Vater und unſerm Pfarrer eine Unterredung ſtatt, welche der Ausführung dieſer Pläne verhängnisvoll wurde. Man beſchloß, daß ich in das Gymnaſium der Reſidenz eintreten ſollte. Dadurch bekamen meine Gedanken eine andere Richtung. Wenige Wochen ſpäter nahm ich Abſchied; und da bald darauf mein Vater ſelbſt in die Reſidenz verſetzt wurde, kam mir für geraume Zeit der Turm und ſein Bewohner aus dem Gedächtnis.

Jahre vergingen. Ich hatte nach den Herbſtferien die Univerſität Heidelberg wieder bezogen, als ich die Nachricht von dem Tode meines erſten Lateinlehrers, des ehrwürdigen Pfarrers in meiner Geburtsſtadt, erhielt.

Am folgenden Morgen trug mich der alte Omnibus, der noch geradeſo ächzte wie früher und deſſen Löcher oben in der Decke noch nicht geflickt waren, den Hügel herab in das Städtlein hinein. Es war ein unerquickliches Wiederſehen. Endlich waren die peinlichen Szenen des Tages vorüber, das Begrüßen und Kondolieren im Trauerhauſe, das Stehen und Warten in den Gängen und Stuben, die flüſternde Unterhaltung der Gäſte, das eilfertige Kommen und Gehen von Boten und Leichenbeamten. Die Glocken läuteten zuſammen, und der Zug ordnete ſich. Da trat des Verſtorbenen jüngſter Sohn, der, etwa fünf Jahre älter als ich, in einer entfernten Landesgegend Eiſenbahningenieur war, auf mich zu, reichte mir die Hand und ſagte: „Ich muß morgen wieder auf meinen Poſten und meine Schweſter zu ihren Kleinen. Ich weiß, daß du bereit biſt, unſerer Mutter beizuſtehen, ſobald wir dich drum bitten."

Ich drückte ihm ſtumm die Hand.

Es war ein wunderſchöner Herbſttag. Zu Füßen des Kirchhofes lag das Städtlein; drüben über dem Thale ragte der alte Turm. Diesmal warf ich ihm kaum einen Blick zu. Ich weinte meinem väterlichen Freunde herzliche Thränen nach.

Kurz vor Weihnachten erhielt ich einen Brief von dem Bahningenieur. Er teilte mir mit, daß ſeine Mutter in einigen Monaten das Pfarrhaus verlaſſen müſſe; er ſelber ſei für lange hinaus unabkömmlich, ebenſo ſeine Brüder, darum bitte er mich um den Freundſchaftsdienſt, die Bibliothek ſeines Vaters zu ordnen und ein Bücherverzeichnis aufzuſtellen.

Mit Freuden ſagte ich ja, und nachdem ich das Weihnachtsfeſt bei meinen Eltern zugebracht hatte, reiſte ich an einem der letzten Tage des Jahres nach meiner Geburtsſtadt.

Der Spätherbſt hatte ſich diesmal über Weihnachten hinaus verlängert. Einigemal hatte es der Dezember mit einem leichten Schnee verſucht, war damit aber jedesmal noch vor Mittag ſchmählich zu ſchanden geworden. So hatte ſich auch jetzt wieder eine fadenſcheinige Schneedecke über die Hügel gelegt, durch welche der ſchwarze Grund des Feldes trotzig hervorblickte.

Ich beſchloß, den halbſtündigen Weg vom Bahnhofe bis ins Städtchen zu Fuß zurückzulegen. Die Landſtraße vor mir that, als ob es Winter wäre, aber die vielen ſchwarzgrauen Flecken zeigten, daß ihr Winter einſtweilen noch an den Stiefeln und Wagenrädern hängen blieb. Wäre in mir etwas Indianerinſtinkt geweſen, ſo hätte ich aus den Spuren die Karawane zergliedern können, die kurz vor mir, wie die friſche Farbe der aufgedeckten Erde zeigte, die Straße dahingezogen ſein mußte. Ich verſuchte, das Zuſammengehörige zuſammenzuſuchen, und brachte heraus: einen Wagen mit zwei Pferden, einen Wagen mit einem Pferde und drei Männer. Richtig, als ich um einen Bergwinkel bog, ſah ich den Zug vor mir, und noch ehe ich zum erſten Hauſe kam, hatte ich ihn erreicht. Es war fahrendes Volk. Zwei Männer in mittlerem Alter gingen hinter dem letzten Wagen her; es war dies ein zweirädriger Karren, der Stangen, Bretter und andere Gerätſchaften trug. Aus dem vorderen Wagen erſchollen zankende Frauenſtimmen zwiſchen gellendem Kindergeſchrei. Es mochte bunt zugehen unter dem gewölbten Dache. Ich warf beim Vorübergehen einen Blick in die vordere Öffnung und ſah die Geſtalt eines ſchlanken Mädchens mit blonden Locken, das rückwärts gewandt mit lauter Stimme in den Wagen hineinſprach. Ich verſtand kein Wort. Wenn es Deutſch war, ſo mußte es ein ganz entfernter Dialekt ſein. Wo aber war der dritte Mann, deſſen Spuren ich geſehen? Er ging auf der anderen Seite der Straße neben dem Handpferde des Planwagens her. Es war ein alter Mann, hager und groß, leicht vornübergebeugt. Unter der Pelzmütze quoll eine Fülle ſchneeweißen Haares hervor, und ein langer weißer Bart reichte ihm zur Bruſt hinab. Er mochte der Direktor der Gruppe ſein. Vom alten Turme hub gerade die Vieruhrglocke zu läuten an, während ich den Mann betrachtete. Ich ſah, wie er beim erſten Tone zuſammenfuhr, dann ſchaute er ſtarr in die Höhe, als ob er eine Viſion erblickte.

Die Komödianten waren hinter mir, und ich ging durch die Gaſſen meiner Vaterſtadt. Ich grüßte im Vorübergehen jedes Haus, jeden Garten, und hundert Geſchichten aus der Kinderzeit ſchwatzten durcheinander. Auch ich zuckte zuſammen, als die Kirchturmglocke anſchlug und die Stunde verkündete. Das war die Stimme der Heimat. Dort drüben lag unſer Haus. Ich mochte nicht hinüberſehen. Bei der Beerdigung des Pfarrers hatte ich bemerkt, daß die ehrwürdigen Nußbäume im Hofe nicht mehr ſtanden. Der Nachfolger meines Vaters hatte ſie abhauen laſſen und die Stämme verkauft. Ich wurde ingrimmig, als ich daran dachte und nahm mir vor, keinen Fuß in das Haus zu ſetzen.

Ein Greis kam mir entgegen. Das iſt ja der alte Amtsdiener, meines Vaters Faktotum! Aber wie ſieht er aus! Statt des hellblauen Amtsrockes trägt er eine geſtrickte Jacke, ſtatt des ſilberbeknopften Stockes einen Henkelkorb. Auch den haben ſie abgeſchafft, ſagte ich bitter zu mir ſelbſt. Der alte Mann hatte mich erkannt und mit großer Freude begrüßt. Er erzählte mir, daß er penſioniert wurde, weil er's dem neuen Amtmann nicht recht machen konnte, und daß er jetzt bei ſeinem Sohne lebe, im Hauſe herumboßle und Kinder hüte.

„Was iſt denn das?“ unterbrach ich ihn und wandte mich zurück. „Fliegen denn die Gänſe noch?“

Ein lautes Geſchnatter kam die Stadt herauf. Es ſcholl aus einer weißen Wolke, die in der Höhe der Straßenlaternen zwiſchen den Häuſern dahinflog; von Zeit zu Zeit fiel eine dicke Schneeflocke in Geſtalt einer fetten Gans zu Boden. „Ja, leider Gottes!“ ſagte der Alte. „Ein böſer Winter! Wenn's nicht wintert, ſommert's nicht. Keinem gedenkt's, daß um Weihnachten die Gänſe noch flogen.“

„Sie fliegen ja zum verkehrten Ende herein,“ ſagte ich. „Hat ſich die Welt gedreht, oder habt ihr euren Gänſegarten jetzt am anderen Ende vom Neſte?“

Ich nahm Abſchied von dem Alten, verſprach ihn zu beſuchen und ging dem Pfarrhauſe zu. Als ich durch das Hofthor ſchritt, klangen lange vergeſſene Worte in mir an: gęś, die Gans, gęsi, der Gans. Ob wohl die polniſche Grammatik und das Wörterbuch noch an der alten Stelle ſtehen?

Ja, ſie ſtanden noch dort. Als ich am anderen Morgen, von meiner freundlichen Wirtin geführt, in die Studierſtube trat, war noch alles geradeſo, wie ich es hundertmal geſehen hatte. Geradeſo, wie ſie zu des Seligen Zeiten immer gethan, lief die Pfarrfrau an das Fenſter, welches in das Blumengärtchen ſchaute, und öffnete einen Flügel; und doch war kein Tabaksrauch mehr da, der hätte abziehen ſollen.

Beim genaueren Überblick fand ich, daß ich etwa für eine halbe Woche Arbeit haben würde, um die Bücher zu ſortieren, das Wertloſe auszuſcheiden und einen Katalog des Reſtes aufzuſtellen.

Ich hatte den zweiten Tag über fleißig gearbeitet; es war mir ſo warm dabei geworden, daß ich das Feuer ausgehen ließ. Als die Dämmerung einbrach, ward es mir unbehaglich in dem kalt gewordenen Raume. Ich ließ bei meiner Wirtin anfragen, ob ich ein Stündchen mit ihr verplaudern dürfe; und als ſie hierauf ſelbſt gekommen war und mich wegen meines „unmenſchlichen“ Fleißes mütterlich ausgeſcholten und in der herzlichſten Weiſe eingeladen hatte, ſah ich mich, während ſie die Treppe hinaufging, nach einer Lektüre für den ſpäteren Abend um. Ich wählte einen Band von Raumers Geſchichte der Hohenſtaufen und eine prächtige alte Ausgabe des Orlando furioso. In dem letzteren Buche blätternd, fand ich ein Leſezeichen, ein abgeriſſenes Blatt Papier, das von des verſtorbenen Pfarrers Hand mit allerlei Arabesken und verſchnörkelten Buchſtaben verſehen war. Zwiſchen dieſen ſtand, quer über das Blatt geſchrieben: „Non cras sed hodie.“

Da fiel mir der Lederbeutel ein, der mir dieſe geheimnisvollen Worte zuerſt verraten. Richtig, er war noch am alten Platze, in dem unterſten Schubfach des Pultes rechter Hand in der Studierburg. Ich ſteckte den Beutel zu mir und ging mit meinen Büchern hinauf zu meiner Wirtin.

Sie ſaß vor der brennenden Lampe an dem runden Tiſche, dicht neben dem leeren Armſtuhl, in dem ihr Mann ſeine Abendpfeife zu rauchen gepflegt hatte. Ich ſetzte mich ihr gegenüber und zeigte ihr zuerſt das Leſezeichen mit der Frage, was die Worte und die Schnörkel darauf bedeuteten. Sie antwortete mir, ihr Gatte habe die Gewohnheit gehabt, beim Nachgrübeln mit der Feder auf dem Papier zu ſpielen, allerlei Buchſtaben und Figuren zu zeichnen und zwiſchenhinein auch das Problem, worüber er gerade nachſann, in Rundſchrift hinzumalen. Was die lateiniſchen Worte hießen, müſſe ich beſſer wiſſen als ſie. Sie hätten ihren Mann lange beſchäftigt, ohne daß er hinter das Geheimnis gekommen, das in ihnen verborgen ſei. Nach einer Pauſe fügte ſie, ſich beſinnend, hinzu, daß die Worte aus einem Lederbeutel ſtammten, den man vor vielen Jahren, ſoviel ſie ſich erinnere, bei Gelegenheit einer Baumſchulanlage am Fuße des alten Turmes gefunden.

Als ſie das ſagte, zog ich den Beutel aus der Taſche, hielt ihn der würdigen Frau vor das Geſicht und fragte ſie: „Iſt er das?“

Sie ſchaute mich mit dem Ausdrucke des größten Erſtaunens an, nahm mir den Beutel aus der Hand, ſchnürte ihn auf, zog die vergilbten Blätter heraus und rief: „Das iſt er!“

Ich mußte über ihren Schrecken lachen und geſtand ihr das Verbrechen meiner Knabenzeit.

„Es iſt ein Glück,“ meinte ſie lächelnd, „daß mein Mann Sie nicht überraſcht hat. Es wäre Ihnen übel ergangen, ſo gut er ſonſt den ‚Kroaten‘ leiden konnte. Eine Putzfrau, die er mit einem Kübel voll Waſſer in ſeiner Studierburg getroffen, hat er ſo angefahren, daß ſie ein ganzes Jahr hindurch das Pfarrhaus nimmer zu betreten wagte. Das Waſſer hat er eigenhändig zum Fenſter hinausgeſchüttet und den Kübel in den Hausgang geworfen, daß ein Reif abſprang.“

Sie hatte mir, während ſie ſprach, den Beutel zurückgegeben. Ich betrachtete einen der beiden Briefe. Es war eine klare, kräftige und doch zierliche Handſchrift, man hätte zweifeln können, ob ſie von einem Manne oder einer Frau herrühre, wenn nicht die Unterſchrift Maria die Frage entſchieden hätte. Quer über die letzte halbe Seite, welche die Schreiberin leer gelaſſen, waren, offenbar von einer anderen Hand, mit dicken Buchſtaben die Worte: „Non cras sed hodie“ geſchrieben, geradeſo quer wie auf des Pfarrers Zettel. Auch jetzt verſtand ich die Zunge, die der Brief redete, nicht. Aus einigen Wortendungen ſchloß ich auf eine ſlawiſche Sprache.

Ich fragte die Pfarrfrau, ob ihr Mann keinen Verſuch gemacht habe, den Brief zu entziffern.

Sie erwiderte mir, gewiß habe er das gethan, und es ſei ihm gelungen. Er habe entdeckt, daß der Brief in polniſcher Sprache geſchrieben ſei, und ihn vermittelſt einiger polniſcher Bücher, die er ſich bei einem Antiquar gekauft, überſetzt. Der Brief ſtamme aus den polniſchen Wirren am Ende des vorigen Jahrhunderts. Er ſei von einem Mädchen an ihren Geliebten gerichtet und enthalte die leidenſchaftliche Aufforderung, ſich der Sache der Freiheit und des Vaterlandes anzuſchließen. Die lateiniſchen Worte am Schluſſe, über deren Bedeutung der Brief keine Auskunft gewähre, rührten nach der Vermutung ihres Mannes von der Hand des Empfängers her.

Auf meine Frage, ob der Pfarrer in dem Turme ſelbſt oder in deſſen Nähe keine weiteren Nachforſchungen angeſtellt habe, erfuhr ich, das ſei allerdings geſchehen. Da der Brief aller Wahrſcheinlichkeit nach von einem Soldaten aus den napoleoniſchen oder den früheren Feldzügen herrühre, vielleicht von einem Öſterreicher oder Franzoſen, der in dem Scharmützel vor 56 Jahren gefallen ſei, habe ihr Mann einmal den Turm beſtiegen, um mit dem blödſinnigen Wächter, der jene Zeiten erlebt habe, zu ſprechen. In großer Aufregung und in merkwürdiger Beklommenheit ſei er zurückgekommen. Auf ihre Frage, was er entdeckt, habe er geantwortet: „Gar nichts.“ Dann habe er ſich gegen alle Gewohnheit eine Flaſche Wein im Keller geholt und habe ſie ſelbſt genötigt, ſich zu ihm zu ſetzen, obgleich ſie eine große Wäſche gehabt, und am hellen Nachmittag Wein zu trinken. Er habe mit ihr immer wieder angeſtoßen und ihr in die Augen geſehen und geſagt: „Hier iſt's klar und gut“ und ähnliches. Als ſie ihn gefragt, was er im Turme geſehen, habe er geſagt: „Es war häßlich! Laß es mich vergeſſen!“ Später habe ſie von den Nachbarsleuten gehört, daß der Turmwächter von der Galerie herab mit einem großen Steine nach ihrem Manne geworfen und ihn ums Haar getroffen habe. Seitdem habe ihr Mann nie mehr den Turm betreten und mit keiner Silbe das Geheimnis des Beutels erwähnt.

Ich fragte noch, ob der Turmwächter inzwiſchen geſtorben ſei, worauf ich erfuhr, daß er noch lebe.

Wir plauderten hierauf von anderen Dingen.

Nach dem Abendeſſen blieb ich noch eine Stunde bei der freundlichen Frau und empfahl mich dann, um auf mein Zimmer zu gehen. Zuvor aber trug ich die mitgenommenen Bücher wieder in das Studierzimmer zurück und holte mir ſtatt ihrer die polniſche Grammatik und das polniſche Wörterbuch, ließ mir von der Magd das Kohlenbecken neu füllen und vertiefte mich dann in die Arbeit des Überſetzens. Mitternacht war lange vorüber, als ich den Sinn feſtgeſtellt hatte und die Übertragung ins Reine ſchreiben konnte. Das Herz klopfte mir vor Erregung, als ich mit halblauter Stimme die zwei Briefe mir ſelber vorlas. Der kürzere lautete alſo:

„Mein Junge!

Ich ſehe Deine ſchwarzen Augen immer, und ſie brennen mich! Haſt Du ein Herz, ſo will ich ſie dafür zu Tode küſſen; haſt Du keins, ſo will ich beten, daß ſie erblinden, bevor das Vaterland frei ſein wird. Geſtern war großer Tumult in der Stadt. Sieben Edelleute brachten ihre Bauern. Das Jubelgeſchrei des Volkes rief mich ans Fenſter. Ich ſah die Reiter vorbeiſprengen und zählte; als der ſiebente vorüber war, wartete ich, ob noch einer käme. Der Diktator begrüßte die Senſenmänner auf dem Marktplatze, wir Damen die Edelleute im Rathauſe. Abends war ein Gelage. O wenn ich da auf Deinem Schoße hätte ſitzen dürfen! Morgen hält unſer großer Vater Heerſchau ab. In zwei oder drei Tagen reiten wir. Wenn wir durch euer Gut ziehen, will ich den Leuten ſagen, daß ſie keine Blume brechen und keinen Halm zertreten und keinem Hammel ein Haar krümmen. Da wohnen Erbarmungswürdige, werde ich ihnen ſagen; ſie haben keine Fäuſte und keine Füße und keine Herzen, ſie können ſich nicht ſchämen und nicht zürnen und nicht lieben. Nehmt ihnen kein Hufeiſen aus der Schmiede und keinen Strick aus der Scheune und betretet ihren Hausflur nicht mit euren beſpritzten Stiefeln, ſie werden ſonſt weinen! — Oder ſoll ich zu des Oberſten Adjutanten ſagen, wenn wir an Deinem Schlafzimmer vorbeireiten: Da liegt einer zu Bett, krank vor Ärger; er möchte gerne mit, aber er darf nicht; ſeine Mutter läßt ihn nicht? — Wir ziehen dem Siege entgegen, denn alle Heiligen ſind mit uns. Bald wird der weiße Adler wieder fliegen! Und wenn die letzte Schlacht geſchlagen iſt und wir in Warſchau einreiten und unſer Jauchzen die Fahnen zerreißt und die Kirchtürme trunken macht: ſo wahr ich Maria heiße, ich will den lohnen, an dem ich die meiſten Wunden zähle, und wenn's der graubärtige Oberſt wäre oder ſein lockiger Adjutant oder ein dritter! Junge! Biſt du taub? Biſt du tot? Weißt du noch, wie ich dich küßte im finſteren Thorweg der Kloſterſchule? Komm!

Maria.“

So lautete der Brief. Gleich einer Antwort auf das letzte heiße Geraune ſtand, von anderer Hand geſchrieben: „Non cras sed hodie“ unter dem Namen Maria.

(Fortſetzung folgt.)

## Rauchloſes Pulver.

(Abdruck verboten.)

Armer, alter, braver Berthold Schwarz, ſollte es wirklich um deinen Nachruhm geſchehen ſein?

Die böſen Gelehrten haben zwar — wir wollen uns keiner Täuſchung hingeben, nimmer viel von dir gehalten. Die einen meinten, du ſeieſt ein viel zu thörichter Mönch geweſen, um „das Pulver erfunden zu haben,“ die anderen nahmen dir deinen ehrlichen Namen und behaupteten, du habeſt eigentlich gar nicht Schwarz, ſondern Konſtantin Anklitzen geheißen, und die dritten und vierten endlich wieſen haarklein nach, das Pulver ſei ſchon um, ich weiß nicht wie viele hundert Jahre vor dir von den Arabern gebraucht worden! Aber wir anderen, wir haben doch auf dich geſchworen, und ſeit 550 Jahren ſtand es feſt, daß ohne Salpeter, Kohle und Schwefel, wie du es vorgeſchrieben und verordnet, kein ordentliches und reſpektables Pulver möglich ſei!

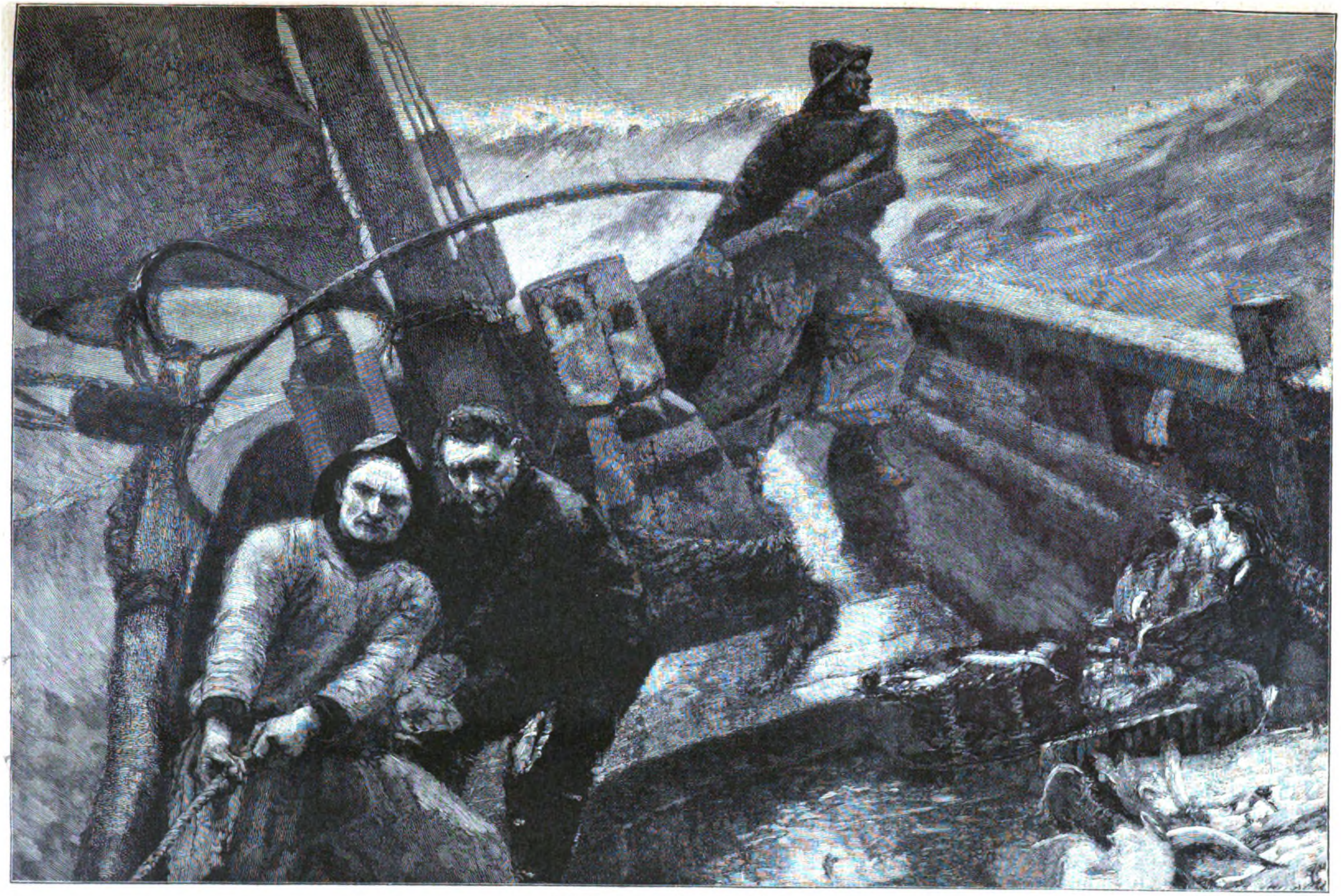
Armer Berthold Schwarz, wie ſich die Zeiten ändern! Zuerſt wurde dein Salpeterpulver in den Bergwerken und bei den Herren Ingenieuren mißliebig, und die Zunft der Nitrate — vom Nitroglycerin bis zur Schießbaumwolle — triumphierte über dich im Schacht und im Stollen, über und unter der Erde, zu Waſſer und zu Lande. Dann begannen dir die Kriegsleute, die dir doch ſo viel verdanken, untreu zu werden, ſie mäkelten und mängelten über mangelnde Kraftleiſtung, zu großen Rückſtand im Rohr, zu ſtarke Rauchentwickelung und noch manche andere Kleinigkeiten. Schon ſeit Jahren füllten die Artilleriſten ihre modernen Rieſenzuckerhüte nicht mehr mit Pulver, ſondern mit ſchärferem Sprengſtoffe, und jetzt machen ſie gar auf deinem eigenſten Gebiete ein Ende mit dir: das Pulver ſoll nicht mehr als Treibkraft der männermordenden Geſchoſſe Verwendung finden.

Es iſt nämlich nicht anders: das ſogenannte „rauchloſe Pulver“ iſt alles, nur kein Schießpulver im bisherigen Sinne.

„Schießpulver,“ belehrt uns nämlich nach berühmten Muſtern das unfehlbare Konverſationslexikon neueſter Auflage, „iſt ein inniges Gemenge aus etwa 75 Gewichtsteilen Salpeter, 15 Teilen Kohle und 10 Teilen Schwefel.“ Alle neueren rauchloſen Pulver, um den einmal üblichen Ausdruck feſtzuhalten, aber haben mit Salpeter, Kohle und Schwefel herzlich wenig zu thun — es ſind Treibmittel, die …

Um Verzeihung, wir dürfen nicht aus der Schule plaudern und, offen geſtanden, wir wiſſen auch mehr, was jene Treibmittel nicht ſind, als was ſie enthalten. Soviel können wir indeſſen doch hier einſchalten, daß ſie in inniger Verwandtſchaft zu jenen obenerwähnten Nitraten, beſonders zur Schießbaumwolle, ſtehen. Damit wollen wir auch gleich einer faſt allgemein verbreiteten Anſicht über die Gründe entgegentreten, welche alle Großſtaaten für die Einführung der neuen Treibmittel begeiſterten: es iſt keineswegs nur ihre verhältnismäßig geringe Rauchloſigkeit, es iſt ebenſoſehr ihre größere Kraftleiſtung, die dabei beſtimmend war.

Ich denke dabei zunächſt an das Infanteriegewehr. Es iſt eine wohl allgemein bekannte Thatſache, daß faſt alle Großſtaaten, nicht ohne ſchweres Widerſtreben freilich, im Begriff ſind, zu einer bedeutenden Verkleinerung des Kalibers überzugehen, oder ſchon, wie Frankreich und Öſterreich, eine Waffe kleineren Kalibers mit ihren großen balliſtiſchen Vorzügen eingeführt haben. Ein kleineres Kaliber bedingt, ganz populär geſprochen, eine „dünnere“ Patrone, und wir ſahen bei den meiſten bisherigen Verſuchen dieſe dann — da ſie mindeſtens die gleiche Maßeinheit Pulver wie bisher enthalten ſollte — zu einer recht läſtigen Länge anwachſen: was in der Breite abging, mußte eben in der Länge zugeſetzt werden, die Patronen nahmen faſt die Geſtalt eines Taſchenbleiſtiftes an. Konnte man aber das bisherige Pulver durch ein Treibmittel erſetzen, von dem eine geringere Maßeinheit dieſelbe oder eine höhere Leiſtungsfähigkeit, d. h. Kraft, entwickelte, ſo war man auch in der Lage, die anormale Länge der Patrone wieder zu verkleinern. Je leichter und kleiner ferner eine Infanteriepatrone iſt, deſto mehr dieſer im Kriege doch im allgemeinen recht nützlichen Dingerchen vermag ich dem Musketier in ſeine eigens dazu dienenden Taſchen und in den geliebten Torniſter hineinzupacken; ſeit wir jedoch mit Mehrladern bewaffnet und damit trotz aller Feuerdisziplin der Gefahr des Verſchießens mehr ausgeſetzt ſind denn früher, entlaſten jede zehn Patronen, welche der Mann mehr mitführt, das Herz des Führers von einer ſchweren Sorge. Die Frage des Erſatzes der Munition im Gefecht der Infanterie gehört ja nun einmal noch zu den ungelöſten. Endlich aber erzeugte das alte Pulver im Lauf einen



Auf hoher See. Gemalt von Eugen Bait.

recht läſtigen Rückſtand, und wenn der Pulverſchleim ſchon bei unſern heutigen Gewehren die Trefffähigkeit nach einer größeren Schußzahl ſehr ungünſtig beeinflußte, ſo hätte er bei dem kleinkalibrigen Gewehr zu unerträglichen Mißſtänden geführt. Iſt das Kaliber der Zukunftsgewehre doch kaum ſtärker als das kleine Fingerchen einer zarten Frauenhand — die dünnen, langen Geſchoßchen ſchießen aber „ebenſo tot“ als unſere heutigen maſſiven „Kugeln,“ wie nicht nur der Laie immer noch mit Vorliebe ſagt. Es iſt juſt wie mit dem rauchloſen Pulver: ſeit langen Jahrzehnten führen unſere Infanteriegewehre keine Kugeln, ſondern Langgeſchoſſe, aber trotz aller offiziellen und offiziöſen Betonungen des richtigen Ausdruckes ſchickt der Herr Kompaniechef ſeine Schlumpſchützen nach wie vor zum „Kugelſuchen“ — ſo wird wohl auch das neue Treibmittel noch lange Zeit, vielleicht für immer „Pulver“ genannt werden, obwohl es weder pulveriſiert iſt, noch den Charakter des Gemenges trägt, welches wir bisher als Pulver bezeichneten. Schadet übrigens nichts: wenn es nur ſonſt allen Anforderungen genügt.

Warum geht man denn aber erſt heute zu dem rauchloſen Pulver — ich verpflichte mich feierlichſt, in der Folge dieſen Ausdruck ohne jede überflüſſige Randgloſſe zu gebrauchen — über, da man Nitroglycerin, Dynamite der verſchiedenſten Art, Schießbaumwolle und Pikrate (auch ſolch angenehme Exploſivſtoffe!) doch ſeit Dezennien kennt?

Zwiſchen kennen und kennen iſt ein Unterſchied, und zwiſchen kennen und anwenden können ein noch weit größerer! An dem guten Willen hat es nicht gefehlt. Öſterreich plante bereits, kurz nachdem die Fabrikation der Schießbaumwolle in größerem Maßſtabe möglich geworden war, ihre Einführung als Treibmittel, die öſterreichiſche Heeresleitung veranſtaltete damals in völlig richtiger Beurteilung der eminenten Vorzüge des neuentdeckten Exploſivſtoffes umfaſſende Verſuche, es gab ſogar ſchon Schießwollbatterieen in dem kaiſerlichen Heere — da flog in den ſechziger Jahren bei Wien ein gewaltiges Magazin mit weit über 100 000 Kilo Schießbaumwolle durch Selbſtentzündung in die Luft, und man verlor das Vertrauen. Vielleicht damals ſehr mit Recht. Man hatte zu jener Zeit zwar die Rohſtoffe und kannte ihre Wirkungen, aber die Fabrikation ſelbſt ſtak noch in den Kinderſchuhen. Erſt ihre Vervollkommnung bahnte den briſanten Sprengſtoffen den Weg, erſt durch ſie erlangten dieſelben jenen Grad von Gefahrloſigkeit, der nicht nur ihre ausgedehnte Verwendung an ſich, ſondern vor allem auch die Lagerung größerer Beſtände, und dieſe iſt bei einem Kriegsmittel unbedingt erforderlich, möglich machte. Es war aber noch mehr erforderlich: die Gleichmäßigkeit der Wirkung ließ lange Zeit viel zu wünſchen übrig, es kam bei Verſuchen beſonders mit geringen Mengen häufig vor, daß heute eine Quantität eine vielfach größere Kraft entwickelte als die gleiche Gewichtsmenge am nächſten Tage. In eingeweihten Kreiſen iſt es bekannt, daß auch das vielbeſprochene Pulver Vieilles, welches die Grundlage der franzöſiſchen Lebelpatrone liefert, mindeſtens anfangs die merkwürdigſten Reſultate lieferte: nach einer Anzahl ganz normaler, d. h. überraſchend glänzender Schußleiſtungen geruhte das nächſt verfeuerte Geſchoß ſich ziemlich dicht — wenige hundert Schritt — vor den Füßen des Schützen mit der lieben Erde zu vereinigen.

Nachdem vor etwa zwei Jahren aber Frankreich mit der Einführung des ſoeben erwähnten Treibmittels Ernſt gemacht hatte, konnten die anderen europäiſchen Staaten nicht zurückſtehen. Faſt gleichzeitig wurden überall ſowohl von den ſtaatlichen Pulverfabriken, wie von hervorragenden Privatetabliſſements umfaſſende und mit Erfolg gekrönte Verſuche unternommen: während in Öſterreich-Ungarn die betreffenden Erfindungen des Majors Schwab und des Apothekers von Kalivoda Aufſehen erregten, Italien mit dem Präparat Avigliana, England mit dem Pulver des bekannten Schießwollchemikers Sir Abel operierte, während in Deutſchland die Rottweiler und die rheiniſch-weſtfäliſchen Pulverfabriken zu greifbaren Reſultaten gelangten, hatte auch die preußiſche Pulverfabrik zu Spandau nicht geruht. Unter Berufung des berühmten Chemikers Profeſſor Scheibler fanden Anfang dieſes Jahres eingehende Prüfungen der verſchiedenen, der deutſchen Heeresleitung zur Verfügung geſtellten neuen Pulverſorten ſtatt, und man entſchied ſich, wie glaubwürdig verlautet, endgültig für die ſofortige Einführung des in der Spandauer Fabrik fertiggeſtellten Präparates. Seine erſte Anwendung im größeren Maßſtabe hat dasſelbe bekanntlich bei einer Truppenübung gefunden, welche während des Beſuches des Kaiſers von Öſterreich in Berlin, am 14. Auguſt, unter den Augen beider Majeſtäten zwiſchen Potsdam und Spandau ſtattfand und bei welcher die eine Partei mit Manöverpatronen alter Art, der Feind aber mit ſolchen neuer Art ausgerüſtet war.

So haben wir alſo das neue Treibmittel, und Berthold Schwarz iſt dethroniſiert. Es fragt ſich nun, welche Einwirkungen wird das „rauchloſe Pulver“ auf die Kämpfe der Zukunft haben?

Zunächſt: man hat dem rauchloſen Pulver auch die „Knallloſigkeit“ vindiziert, man hat von umwälzenden, höchſt mißlichen Folgerungen geſprochen und geſchrieben, die ſich aus dieſem Umſtande beſonders für den Vorpoſten- und den Sicherungsdienſt auf dem Marſche ergeben müßten. „Der Begriff des Alarmſchuſſes fällt fort,“ zeterten die einen — „die goldene Regel, nach dem Kanonendonner zu marſchieren, können wir getroſt zu Grabe tragen,“ klagten die anderen. Davon iſt keine Rede: das neue Pulver knallt etwas anders als das frühere, aber es knallt „recht tüchtig.“ Wir werden nach wie vor bei feierlichen Gelegenheiten Salut ſchießen können, ohne auf Berthold Schwarz zurückgreifen zu müſſen.

Ferner erzeugt unſer neues Pulver nicht etwa gar keinen Rauch. Jeder Schuß iſt vielmehr von einer ganz kurzen Rauchentwickelung begleitet, aber es iſt nur eine dünne, ſchwache, durchſichtige Rauch-, keine Pulverdampfentwickelung, die ſich zeigt. Und in demſelben Augenblicke, in welchem das lichte, mattbläuliche, nur in der Nähe ſichtbare Wölkchen aufſteigt, verflüchtigt es ſich auch ſelbſt ſchon bei völliger Windſtille. Die dicken und dichten Rauchwolken, welche bisher auf den Schlachtfeldern lagerten, welche drüben jede Schützenlinie, jede Batterie markierten, hüben jede Überſicht faſt unmöglich machten, ſie ſind für immer verſchwunden. Unſere Schlachtendichter werden nimmermehr vom „Pulverdampf“ ſingen und ſagen können — ſchade um den ſchönen Gegenreim „Kampf,“ der ihnen bis heute die Sache ſo leicht machte.

In der relativen Rauchloſigkeit aber liegt in der That, wenn wir von den obenerwähnten Rückſichten auf Kraftentwickelung, Rückſtand ꝛc. abſehen — das Charakteriſtiſche des neuen Treibmittels, und ſie wird zweifellos auf das Gefecht aller Waffengattungen einen bedeutenden Einfluß ausüben. Freilich: über das Mehr oder Minder der Veränderungen, welche die Taktik durch ſie erleiden wird, laſſen ſich heute noch allein Vermutungen aufſtellen, und ich möchte nicht für all die kühnen Hypotheſen, welche in den letzten Monaten nach dieſer Richtung hin in Wort und Schrift kundgethan wurden, meine Hand ins Feuer legen. Las ich doch neulich bereits in einer Zeitung die eingehende Beſchreibung eines Zukunftskampfes, wie er ſich unter Benutzung der neueſten Errungenſchaft der Waffentechnik abſpielen ſollte — eine Schilderung, die ſo ernſt gehalten war, daß man gar nicht herzlich genug über ſie lachen konnte.

Indeſſen kann man einzelne Seiten jenes Einfluſſes auf die Taktik der drei Waffen wohl bereits feſtlegen.

Es wird zunächſt die Reiterei ſein, welche ihre aufklärende Thätigkeit weſentlich erſchwert ſieht. Bisher war es für ſie verhältnismäßig leicht zu erkennen, ob eine Dorfumfaſſung, ein Waldſaum beſetzt ſei, der Pulverrauch zeigte ihr an, wo und meiſt auch annähernd wie der Gegner ſeine Stellung gewählt hatte. Bei dem rauchloſen Pulver iſt dieſe Beobachtung ſehr viel ſchwieriger: die Geſchoſſe pfeifen über die Patrouillen, über die Eskadrons hinweg oder ſie fordern Opfer in ihren Reihen, woher ſie aber kommen, iſt ohne weiteres nicht zu erkennen. Mit anderen Worten, die Klärung der Lage ſtößt auf die bedenklichſten Schwierigkeiten, und damit werden auch die erſten Maßnahmen der höheren Führung erſchwert, die ſich auf jener aufbauen müſſen. Mehr Zeit und gewiß auch größere Opfer werden erforderlich ſein, ehe aus der Wahrſcheinlichkeit die Gewißheit geworden iſt, ehe der Führer ſeine einleitenden Anordnungen für das Anfaſſen des Gegners an der richtigen Stelle geben kann.

Sicher wächſt ferner durch das rauchloſe Pulver die Kraft des Verteidigers gegenüber dem Angreifer. Er hat ein durch keine Rauchwolken verdecktes Schußfeld vor ſich, er kann die Wirkung ſeines eignen Feuers weit beſſer beobachten denn bisher. Das bedeutet einen Schritt weiter auf der Bahn, welche, mit der Erfindung der Feuerwaffen beginnend, mit jeder Vervollkommnung derſelben fortſchreitend, der Defenſive ſcheinbar ein immer gewaltigeres Übergewicht über die Offenſive gab. Scheinbar — ſagen wir mit Abſicht, denn alle Vorteile der Verteidigung, und wir ſind die letzten, dieſelben zu verkennen, liegen nach wie vor nur auf techniſchem Gebiet — alle moraliſchen Faktoren aber fallen heute wie ehedem für den kühnen, ſelbſtbewußten Angreifer in die Wagſchale. Daran ändert gewiß auch das rauchloſe Pulver nichts. Der Angriff wird immer ſchwieriger, er wird immer verluſtreicher werden, ſolange aber Menſchen — Menſchen bleiben, wird nur der Angriff große Erfolge erringen können. Wehe unſerm Heere, wenn es ſich ſeine frohe Luſt am Darauflosgehen jemals verkümmern laſſen ſollte: ſie war das Geheimnis unſerer einſtigen Siege, ſie wird auch in Zukunft den Sieg an unſere Fahnen feſſeln.

Aber daß das „Darauflosgehen“ nicht mehr in der alten Art geht, das iſt ebenſo gewiß. Wenn der Hinterlader, der Selbſtſpanner, der Mehrlader und die rapide Steigerung der Artilleriewirkung den Angriff immer ſchwieriger machten, wenn ſie die Infanterie zwangen, von der maſſigen Angriffskolonne zu den Kompaniekolonnen überzugehen und dann das Hauptgewicht des Gefechtes aus den geſchloſſenen Formationen völlig in die zerſtreute Ordnung zu verlegen, ſo wird das rauchloſe Pulver weitere Veränderungen in gleicher Richtung bedingen. Der Angreifer kann heute ſchwerer denn je beurteilen, wir wiederholen es, wie eine Stellung beſetzt iſt, er wird oft, ehe er dies kann, mit einem mörderiſchen Feuer überſchüttet werden und er entbehrt bei ſeinem Vorgehen der verhüllenden Rauchwogen, die Freund und Feind bisher trennten — die Truppe, welche heute über offenes Gelände gegen einen ſelbſt weit, weit unterlegenen, nicht vorher erſchütterten Gegner zum Sturm vorgehen wollte, wäre rettungslos verloren.

Und trotzdem muß der Angriff möglich gemacht werden — und trotzdem wird er möglich ſein!

Unſer neues Exerzierreglement für die Infanterie gibt uns dazu bereits die Mittel und Wege an, die Punkte, welche ſeine Erörterungen für den Angriff hervorheben, behalten volle Gültigkeit, ſie müſſen nur recht in Fleiſch und Blut des Heeres übergehen. Weit weſentlicher noch denn bis heute wird die genaue Erkundung des Gegners durch den Führer ſelbſt nicht nur auf Grund von Meldungen, ſondern auch auf Grund eigner Anſchauung ſein — die Erkundung des Gegners und die Erkundung des Geländes. Jede Terrainfalte, jedes verdeckende Gehölz wird zu einem Schatz für den Angreifer, deſſen Nichtbenutzung er teuer bezahlen müßte. Es wird nicht mehr möglich ſein, daß er, wie die Theorie will, bei dem Gros ſeiner Marſchkolonne verweilend, „mit ruhiger Objektivität“ ſich aus den Meldungen der Reiterei ein Bild der Sachlage auf der Karte konſtruiert, er wird vielmehr mit der Avantgarde, oft gewiß ſogar mit der Avantgardekavallerie nach vorn eilen müſſen, denn er braucht Zeit, viel mehr Zeit denn bisher, um ſeinen Entſchluß zu faſſen. Nur vorn kann er — und meiſt wird er die Unterführer mindeſtens bis zum Regimentskommandeur herab dabei nicht entbehren können, ſondern auch ſie nach vorn beordern müſſen — ſeine Befehle für den Anmarſch zum Gefecht, für den Beginn der Entwickelung geben: auf dieſen einleitenden Anordnungen aber beruht mehr denn je das Schickſal des ganzen Gefechtes.

Zum anderen wird der Angriff heute nur noch möglich durch die intenſivſte Vorbereitung vermittelſt der Artillerie. Sollte ſie der Infanterie bisher ſchon den Weg zum Ziele bahnen, ſo muß ſie ihr jetzt den Weg auch freihalten bis zum letzten Entſcheidungsſtoß. Die ſchon ſo hoch geſteigerte Bedeutung der Feldartillerie wächſt damit noch ungemein, ſie wird zweifelsohne vollberechtigt als gleichwichtige Hauptwaffe neben die Infanterie treten und ſie wird ihrer großen Aufgabe, den Verteidiger völlig zu erſchüttern, ehe das Fußvolk zum Sturme anſetzt, um ſo eher gerecht werden können, als das, was ihre Wirkung bisher ſo arg beſchränkte: die Schwierigkeit der Beobachtung zugleich mit den dichten Pulverwolken, die bisher Feind und eigne Aufſtellung umlagerten, fortfällt. Aber auch der Verteidiger genießt des gleichen Vorteils, und nur dann wird die Angriffsartillerie erfolgreich wirken können, wenn ſie an Tüchtigkeit, vor allem jedoch an Geſchützzahl dem Gegner bedeutend überlegen iſt. Wir wollen es uns nicht verhehlen: die Vermehrung der Feldartillerie iſt ein Gebot der Notwendigkeit!

Die Feuerwirkung der Artillerie allein wird indeſſen nicht alles thun — auch die Infanterie wird, wie es ſchon das neue Reglement betont, beim Angriff die Feuerüberlegenheit mit allen Mitteln erſtreben, ſie wird den Gegner mit ihren Geſchoſſen überſchütten, ihn zum Einſetzen ſeiner Reſerven zwingen, ehe ſie zum Sturm anſetzt. Wie aber jene Maſſe von Gewehren, die dazu gehört, in die vorderſte Linie bringen?

Es gibt nur ein Mittel: die Geländeausnutzung muß zu einer Kunſt geſteigert werden. Ich denke dabei weit weniger an die Benutzung der vorhandenen Deckungen ſeitens der Schützen — in dieſer Beziehung leiſtet die Infanterie heute ſchon das Möglichſte. Aber die zurückgehaltenen geſchloſſenen Kräfte, vom Unterſtützungstrupp der Kompanie bis zu den Kompaniekolonnen der in Reſerve ſtehenden Bataillone, ſie bedürfen vor allem jener ſorgfältigen Ausnutzung aller ſich darbietenden Deckungen und Masken, und je ſchwieriger ihre Führung geworden iſt, deſto mehr muß ſie geübt werden. Auf unſern ebenen Exerzierplätzen iſt das unmöglich — daher iſt jedes Gefechtsexerzieren auf ihnen, inſoweit es ſich nicht lediglich um die Einübung elementarer Formen handelt, eine Verſchwendung von Zeit und Kraft. Kompanieen führen im nächſten Feldzuge aber nicht nur die Herren Kapitäns, wir ſind alle darauf gefaßt, daß die Führung der Mehrzahl unſerer Kompanieen nach den erſten Schlachten in den Händen der jüngeren Herren liegen wird: man übe daher auch den Leutnant fleißiger denn bisher in der ſchwierigen Aufgabe, eine womöglich kriegsſtarke Kompanie in Kolonne und in Linie im Gelände ſachgemäß zu führen. Man übe ſich ſelbſt vor allem auch — vom höchſten Führer bis zum jüngſten Offizier — in der Beobachtung des Gegners und zwar in der Beobachtung mittels des Krimſtechers. Auch das iſt nicht ſo leicht ... wie es ausſieht. Es will gelernt ſein.

Es ſind das alles nur Streiflichter auf ein ſchwieriges Gebiet, und wir wiederholen es, erſt eine gründliche und umfaſſende Manövererprobung, ja eigentlich erſt der nächſte Krieg — wir wollen redlich hoffen, daß er unſerm Vaterlande noch lange erſpart bleibt — vermögen uns wirkliche Klärung zu bringen. Vielleicht bemeſſen wir die Umwälzungen, welche das rauchloſe Pulver mit ſich bringt, mit viel zu großem Maßſtabe — vielleicht bringt uns der Ernſtfall Überraſchungen, die niemand geahnt hat, niemand ahnen konnte.

Wir müſſen es abwarten, und ich glaube, wir können es getroſt. So hoch man mit Recht die Bedeutung der Bewaffnung eines Heeres ſtellt, niemals aber hat ſie allein die Entſcheidung der Kriege herbeigeführt: der Genius der oberen Führung, die Erfahrung und Pflichttreue der unteren, die Überlegenheit der Zahl, die innere Tüchtigkeit eines Heeres endlich, wie ſie Vaterlandsliebe und gewiſſenhafte Entwickelung der körperlichen und geiſtigen Kräfte ſchafft — das waren, das ſind, das bleiben die Faktoren, welche zum Siege führen.

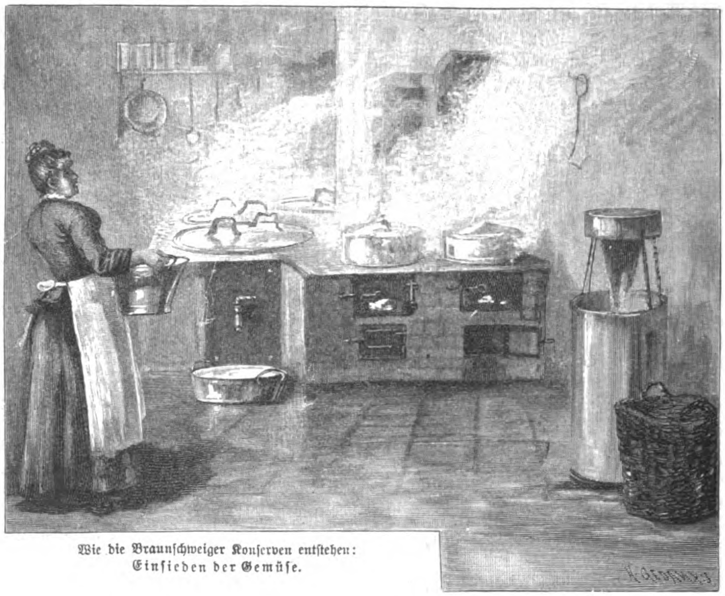
H. H.

# Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen.

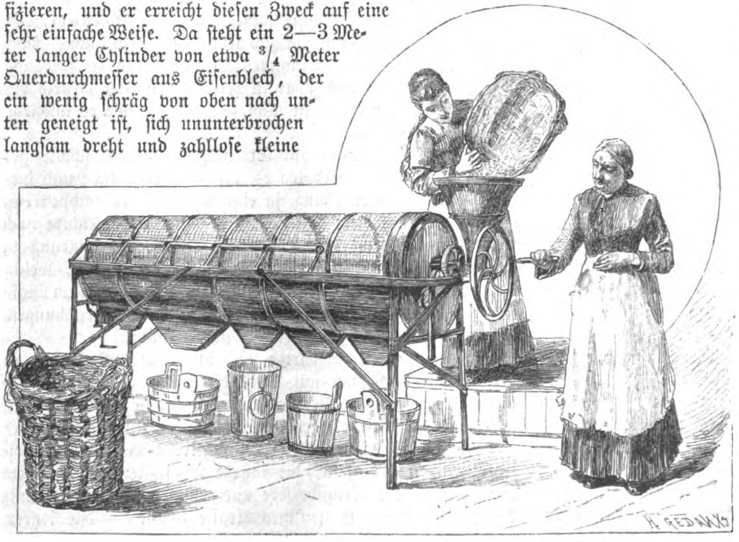
### Von Fr. Rudolf.

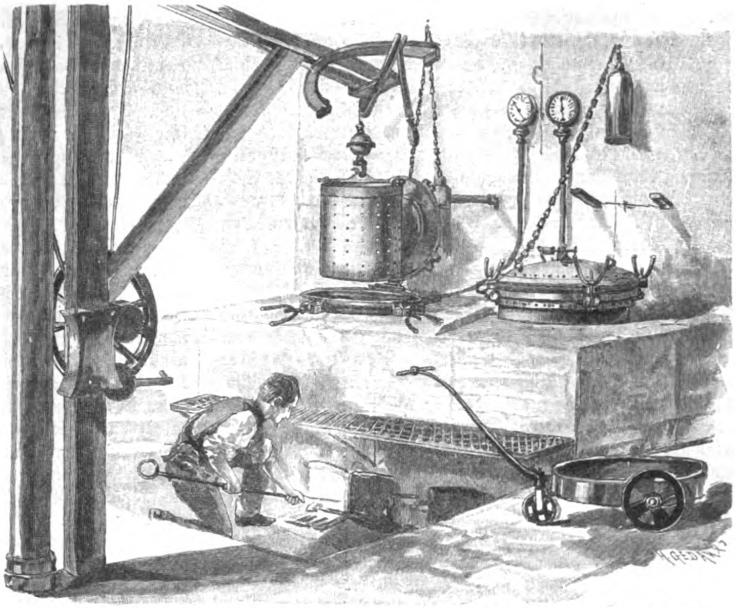
(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Es iſt klar, daß nur Maſchinen oder ein bedeutendes Aufgebot von Menſchenkräften dieſe täglich ſich erneuernde Rieſenarbeit bewältigen können. Und beides iſt vorhanden, ergänzt einander und löſt einander ab. Der Spargel muß geſchält werden. In der einen Fabrik beſorgt das die Maſchine, aber Frauen müſſen, da die Maſchine nur vierkantig ſchält, die Ecken nachputzen; in der anderen ſitzen Hunderte von Frauen (bis 700 in der ſchlimmſten Zeit in einer Fabrik) und ſchälen mit der Hand. Die Erbſen müſſen enthülſt werden — in kleinen Betrieben iſt das reine Handarbeit, in den größten reine Maſchinenarbeit, in den mittleren wetteifern Säle voll ſingender oder ſchwatzender Frauen mit dem ernſten Getriebe der verdrießlich ſchnurrenden Lokomobile. Die Bohnen müſſen enthauptet und abgezogen, darauf aber geſchnitzelt werden — die beiden erſten Geſchäfte werden nur durch Hände, das letztere durchgängig nur durch Maſchinen verrichtet. Die intereſſanteſte der hier erwähnten Maſchinen iſt diejenige zur Enthülſung der Erbſen, und zwar inſofern, als ſie tadellos arbeitet und ihre Aufgabe in ebenſo ſinnreicher wie einfacher Art löſt. Wie bewirkt ſie nun das Öffnen und Entleeren der Schalen? Der fein erdachte innere Mechanismus, den ich hier nicht beſchreiben kann, bewirkt, daß jede volle Schote mit ihrer Spitze heftig gegen eine eiſerne Wand geſchleudert wird; dadurch platzt ſie auf, die durch die Erſchütterung zugleich losgelöſten Körner fallen heraus und kollern über eine geneigte Ebene aus der Maſchine hervor, während auf der anderen Seite ein ununterbrochener grüner Strom von leeren Hülſen herausquillt. Unmittelbar aus dieſer Maſchine begeben ſich die grünen Erbſen aber noch in eine zweite, die Sortiermaſchine. Da ſie verſchieden dick ſind und nach ihrer Dicke bekanntlich auch ihr Geſchmack verſchieden iſt, da die kleinen, zarten Erbſen alſo auch wertvoller und teurer ſind als die dicken, ſo wünſcht ſie der Fabrikant je nach ihrer Korpulenz zu klaſſifizieren, und er erreicht dieſen Zweck auf eine ſehr einfache Weiſe. Da ſteht ein 2—3 Meter langer Cylinder von etwa $^3/_4$ Meter Querdurchmeſſer aus Eiſenblech, der ein wenig ſchräg von oben nach unten geneigt iſt, ſich ununterbrochen langſam dreht und zahlloſe kleine Löcher von vier verſchiedenen Größen hat, ſo angeordnet, daß die Öffnungen des oberen Endes am kleinſten ſind und nach unten zu wachſen, während ein Streifen ohne Löcher je zwei Abteilungen voneinander trennt. Das Ganze iſt alſo ein großes Sieb, in welches der Strom der enthülſten Erbſen ſich ergießt. Infolge der Drehung und ſchiefen Stellung dieſes Siebes fallen die Erbſen immer durch diejenigen Öffnungen, die ihnen paſſen, in die darunterſtehenden Gefäße, bis die dickſten unten ankommen, und die ſtrengſte Sonderung vollzieht ſich ſomit ganz von ſelbſt. — Die Bohnen werden nur nach ihren Arten getrennt, während die Sortierung des Spargels keiner Maſchine überlaſſen werden kann, ſondern einen ſehr geübten Blick erfordert und meiſtens ſchon von den Lieferanten im großen vollzogen wird.


Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Einſieden der Gemüſe.

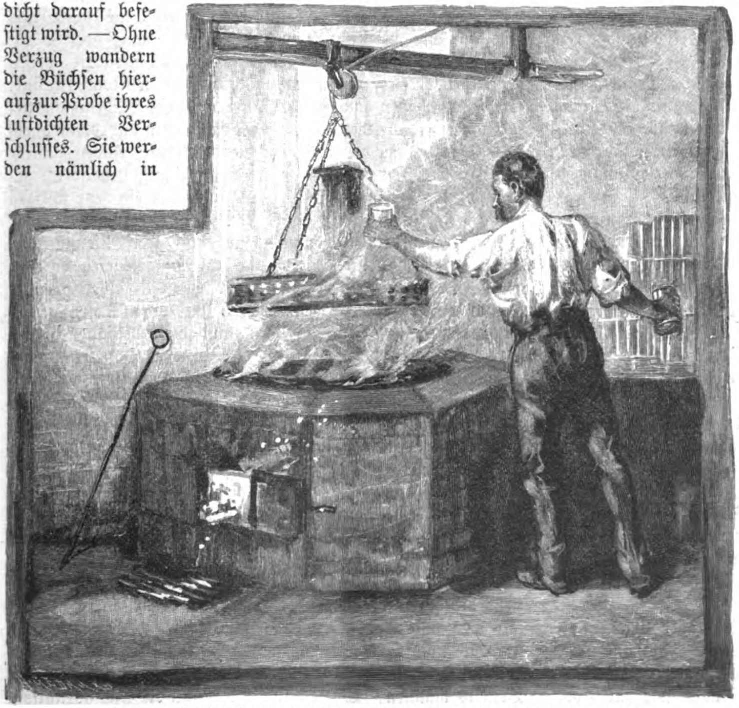
Alle Gemüſe werden vor der Kochung in lauwarmem Waſſer gewaſchen. Das iſt ein Troſt für diejenigen, welche den Händen nicht unbedingt trauen mögen, durch welche ſie bis dahin gegangen ſind, und welche die beängſtigende Frage bisher auf dem Herzen gehabt haben: alſo bekommt man bei dieſem Maſchinen- und Maſſenverfahren alle **wurmigen** Erbſen mit? Die Wäſche geſchieht in einem großen offenen Gefäße mit weit überſtehendem Waſſer. Da nun die wurmigen Erbſen, die ihren Inhalt teilweiſe oder ganz verloren haben, leichter ſind als die geſunden, ſo ſchwimmen ſie nach kurzem Stillſtehen des Waſſers obenauf und werden abgeſchöpft, während die geſunden zu Boden ſinken. Von nun an aber kommt keine menſchliche Hand mehr in unmittelbare Berührung mit den Gemüſen, denn nun beginnt das Kochen. — Mit oder ohne Dampfbetrieb, immer werden die Gemüſe in großen Waſchkeſſeln gekocht. Da aber der Dampfbetrieb der bei weitem intereſſantere, rationellere und umfangreichere iſt, ſo wende ich im Folgenden mich ihm allein zu. In der ſaalartigen Küche ſtehen eine ganze


Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Erbſenſortiermaſchine.



Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Nochmaliges Einſieden der Konſerven in Büchſen nach dem Verlöten.

Reihe Keſſel nebeneinander, gefüllt mit Gemüſe, aber unter keinem iſt ein Herd oder Feuer. Dagegen mündet in jeden von untenher ein Dampfrohr, deſſen Öffnung nach dem Keſſel zu durch Drehung eines Handgriffes ganz oder teilweiſe geſchloſſen werden kann. Sobald der „Kocher,“ d. h. der Mann, der für die geſamte Kocherei verantwortlich iſt, das Dampfrohr öffnet, ſtrömt der Dampf in den Keſſel, und im Nu iſt der ganze Inhalt desſelben in der heftigſten kochenden Bewegung. Dieſes Kochen mit Dampfſtrahl dauert etwa fünf Minuten, während es bei Herdfeuerung zwei Stunden erfordert. Die Hitze, bei der in dem Keſſel gekocht wird, muß für Erbſen etwas größer ſein als für Spargel und Bohnen; die erſteren verlangen 112 bis 118 Grad Celſius, die letzteren nur 106—110 Grad. Über dem Keſſel hängt der Manometer, der genau angibt, welche Wärme der Dampf augenblicklich beſitzt, alſo auch, ob dieſelbe für den Kochprozeß erhöht oder verringert werden muß. — Das Kochen der Gemüſe geſchieht in zwei Abſätzen. Das erſte Kochen iſt das eben beſchriebene im Keſſel, das zweite geht in den Doſen vor ſich. Sobald die erſte Hälfte der Abkochung im Keſſel, das „Blanchieren,“ beendet iſt, wird das Gemüſe mit der Kelle in die bereitſtehenden Doſen gefüllt, und zwar ſo weit, daß etwa zwei Fingerbreit bis zum oberen Rande frei bleiben; darauf wird noch ſoviel heißes Waſſer gegoſſen, daß nur noch ein Fingerbreit Raum bleibt. Hierauf wird die Doſe ſofort geſchloſſen, indem der obere Deckel darauf feſtgelötet oder in der oben beſchriebenen Weiſe durch die Kunſt der Maſchine luftdicht darauf befeſtigt wird. — Ohne Verzug wandern die Büchſen hierauf zur Probe ihres luftdichten Verſchluſſes. Sie werden nämlich in einen ziemlich flachen Keſſel mit wagerechtem Boden nebeneinandergeſtellt und mit heißem Waſſer überdeckt. Sobald eine Doſe nicht hermetiſch verſchloſſen iſt, ſo ſteigen Blaſen vor ihr auf, worauf ſie natürlich herausgeholt und neu verlötet wird. Die vertrauenswürdigen Doſen werden nun neben- und übereinander in einen eiſernen Korb von 1 Meter Höhe und $^1/_2$ Meter Durchmeſſer gepackt, ein Kran ergreift dieſen Korb und ſetzt ihn in einen ſeiner Größe entſprechenden, ſehr geräumigen Keſſel, wo nunmehr durch glühenden Dampf oder heißes Waſſer der zweite Akt des Kochens vor ſich geht. Wie lange aber dieſes Kochen der Doſen zu dauern und bei welchem Wärmegrade es zu geſchehen hat, das — iſt Geſchäftsgeheimnis. Eigentlich iſt auch ſchon der Wärmegrad des erſten Kochens Geheimnis, weshalb ich nur unbeſtimmte Zahlen angegeben habe. Bei dem Kochen der Doſen aber iſt die ganze Güte des Produkts ſo ſehr abhängig von einer Minute und einem Grade, daß man dem Geſchäftsmanne ſeine Zurückhaltung hier nicht verargen kann. Und obgleich dieſe Zurückhaltung ganz allgemein iſt, ſo kann ich doch ſo viel verraten, daß die Dauer und der Hitzegrad des zweiten Kochprozeſſes ungefähr dieſelben ſind wie die des erſten. — Gleich im Anſchluſſe hieran möchte ich für die Hausfrauen folgendes bemerken: 1. Spargelbüchſen müſſen von unten geöffnet werden, damit die Köpfe nicht leiden. Man läßt den Spargel am beſten in der geöffneten und alſo auf dem Kopfe ſtehenden Büchſe noch einmal aufkochen und entleert danach die Büchſe ganz vorſichtig, da der Spargel ſehr zart iſt, auf die Schüſſel, wo er mit zerlaſſener Butter ꝛc. übergoſſen wird. 2. Erbſen und Bohnen werden



Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen: Ausprobieren der verlöteten Büchſen.

aus der Büchſe vorſichtig in einen Napf oder Topf gethan, mit Fleiſchbrühe ꝛc. behutſam gemengt und ſo ebenfalls noch einmal 10—15 Minuten gekocht, aber auch ſie nicht zu heftig, weil ſie ſich ſonſt leicht in Brei verwandeln.

Die in der Fabrik fertig gekochten Büchſen werden zum Abkühlen eine neben die andere auf einen ſteinernen Fußboden geſtellt, und hier vollzieht ſich ganz von ſelbſt eine zweite Prüfung ihrer Güte. Wie oben bemerkt, bleibt in der Doſe über dem Gemüſe etwa ein Fingerbreit Raum frei, der von heißer Luft erfüllt iſt. Dieſe durch ihre Wärme ausgedehnte Luft hat den oberen Deckel der Doſe, der wie alles Blech elaſtiſch iſt, gezwungen, ſich nach oben zu wölben. Tritt die Erkaltung des Gemüſes und der Luft in der Doſe ein, ſo entſteht leerer Raum unter dem Deckel, und die auf ihm ruhende äußere Luftſäule drückt ihn nach unten, was mit einem mehr oder minder kräftigen Knall geſchieht. Und ſo knallt es denn in dem Abkühlungsraume unaufhörlich um uns her, bis endlich alle Büchſen mit eingeſunkenem Deckel daſtehen. Jede dieſer aber, die ſich am anderen Tage noch mit erhabenem Deckel zeigt und deren Oberboden auch mit der Hand ſich nicht bequem hinabdrücken läßt, muß entfernt werden — ihr Inhalt würde ſich nicht halten, weil er an irgend einer verborgenen Stelle mit der äußeren Luft in Verbindung ſteht.

Endlich gelangen die Doſen in den Vorratsraum, und hier gewähren bei größeren Fabriken die zur Verſendung bereitſtehenden Maſſen einen impoſanten Anblick. Mauern von 10 Fuß Dicke und 10 Fuß Höhe, aus gefüllten Doſen erbaut, ziehen ſich rings an den Wänden der Speicher herum, nur ſchmale, tiefe Gänge zu den Fenſtern laſſend, die dadurch wie Schießſcharten in den bombenfeſten Kaſemattmauern erſcheinen. Und es will doch auch etwas heißen, wenn die eine Fabrik 1 Million, eine andere $1^{1}/_{2}$ Million, eine dritte 2 Millionen Doſen mit Konſerven jährlich herſtellt, und erſt wenn man ſie ſieht, wird man mit Bewunderung inne, was für eine gewaltige Menge in Wirklichkeit eine Million iſt. Man lieſt das faſt gedankenlos: „Eine Fabrik ſtellt jährlich her 470000 Doſen Spargel, 380 000 Doſen Erbſen, 650 000 Doſen Bohnen.“ Steht man aber ſozuſagen Auge in Auge dieſen ungeheuren Maſſen ſolideſter, wertvollſter Arbeitsleiſtung gegenüber, ſo imponieren ſie doch ganz gewaltig, und man bekommt Reſpekt vor einer Induſtrie, die mit ſo ſtarken, vollen Händen an der Hebung unſerer Volkswohlfahrt ſich beteiligt. Aber ſonderbar! Der Produzent dieſer großen Werte und Faktoren iſt ſich dieſer idealen Seite ſeiner Thätigkeit gar nicht bewußt. Die tägliche, ewig drängende Arbeit in der Schreibſtube und den Fabrikräumen hat ſeinen Sinn ſo zur praktiſchen Nüchternheit gewöhnt, daß er völlig zufrieden iſt, wenn die Herſtellung und die Abſchlüſſe glatt gehen; kurz, wenn ſein Geſchäft blüht und ſeine Firma vorwärtskommt — die idealen Betrachtungen überläßt er ganz ruhig denen, die Zeit dazu haben. Leider exiſtiert keine Zahl, welche die Geſamtproduktion der braunſchweigiſchen Konſervenfabrikation angibt; auch der Bericht der hieſigen Handelskammer über den Stand der Gewerbe ſchweigt über dieſen Punkt gänzlich, vielleicht weil die Fabrikanten Bedenken tragen, über den Stand ihrer Geſchäfte genaue Mitteilungen zu veröffentlichen. Darüber aber ſind alle Sachkenner einig: in bezug auf Produktion und Konſervierung des Spargels iſt Braunſchweig der erſte Platz auf der ganzen Erde. In bezug auf andere Gemüſe hat es noch mit ſüddeutſchen, elſäſſiſchen (Straßburg) und franzöſiſchen Fabriken zu kämpfen, ſteht aber auf dem Punkte, auch dieſe zu überflügeln, obgleich die Straßburger und Franzoſen ihre Erbſen und Bohnen grün (!) färben. Nordamerika aber und ſelbſt England kommen uns gegenüber nicht in Frage, was man am beſten an dem Schiffsverkehr ſieht, der ſich vorzugsweiſe mit deutſchen Konſerven verſorgt.

Ich möchte hieran gleich noch ein Wort über **Prä**ſerven knüpfen, worunter man bekanntlich getrocknete oder gedörrte Gemüſe verſteht, Spargel natürlich ausgeſchloſſen. Vorbereitet werden die Gemüſe für den Dörrprozeß ganz wie zur Konſervierung. Die Austrocknung geſchieht darauf in langgeſtreckten Dörröſen, an deren Boden und Wänden entlang heißer Dampf in Röhren geleitet wird. Es kommt bei dieſem Verfahren hauptſächlich darauf an, den Gemüſen ihren Waſſergehalt zu entziehen, wobei ſie auf etwa den zehnten Teil ihres urſprünglichen Gewichtes zurückgehen, und ihnen trotzdem ihre Farbe, ihre Form und ihren Geſchmack möglichſt zu erhalten. Schon das Dörrverfahren ſelbſt iſt ſchwierig, weil die Gemüſe, anſtatt zu dörren, leicht verdorren, d. h. zu ſehr austrocknen und dann ſtrohig werden oder zu viel Feuchtigkeit behalten und dann ſäuern. Die Hauptſchwierigkeit aber liegt in der Aufbewahrung der getrockneten Gemüſe, denen Ungeziefer aller Art, Schimmel, Staub in gleichem Maße zuſetzen und die, wenn ſie nicht im Laufe eines Jahres verkauft reſp. verzehrt werden, ihrem ſicheren Verderben entgegengehen. Am meiſten Vorteile ſcheinen noch die präſervierten Kartoffeln zu bieten, während doch auch hier wieder der notwendig niedrige Preis des Produktes die Herſtellung wenig lohnend macht. Durch ihren ſehr geringen Umfang empfehlen ſich die Präſerven den Schiffen als Mannſchaftskoſt mehr als die umfangreicheren und koſtſpieligeren Konſerven. Für die Fabrikation und den Weltverkehr aber werden ſie aus den angeführten Gründen nie zu großer Bedeutung gelangen, während die Konſerven, wenn nicht alle Zeichen trügen, noch im Beginn ihrer Entwickelung ſtehen.

Ja, noch im Beginn! Trotz der großen Ausdehnung, die dieſe Entwickelung ſchon gewonnen hat, und trotz der hohen Ziffern, mit denen ſie ſchon rechnet. Das zeigt ſich ſchon auf den erſten Blick an dem Kampfe zwiſchen Maſchinen- und Handarbeit, der in ihr noch nicht ausgefochten, deſſen Ausgang zu gunſten der erſteren aber gar nicht zu bezweifeln iſt; und je mehr die Maſchine zur Herrſchaft kommt, deſto billiger werden die Produkte dieſer Induſtrie werden. Das zeigt ſich ferner daran, daß ſie noch nicht gelernt hat, ihre Abfälle zu verwerten. Dieſe Abfälle ſind die Spargelſchalen, die Erbſenſchalen und die leeren Konſervendoſen. Die hohen Berge langfaſeriger Spargelſchalen, die jetzt weggeworfen werden, würden — man hat es probiert! — ein vorzügliches Papier geben, aber die Induſtrie hat ſich dieſes wertvollen Stoffes noch nicht bemächtigt. Die Erbſenſchalen beſitzen ganz denſelben hohen Nährwert wie die Erbſen ſelbſt an Zucker und Eiweiß. Sie werden von den Fabrikanten ganz oder ſo gut wie ganz verſchenkt an die erbſenliefernden Landwirte, denen ſie als Maſtfutter für ihre Ochſen ſehr willkommen ſind. Sie würden aber auch ein ganz vortreffliches Nahrungsmittel für Menſchen abgeben, wenn man ſie kochte und dann durch Siebe preßte, um die wertloſen Stoffe (Köpfe, Fäden, innere Haut) von den wertvollen zu trennen; richtig behandelt, gewürzt und verpackt könnten ſie auf dieſe Art ein ſehr billiges Material zu nahrhaften Suppen ꝛc. werden. Die Blechdoſen endlich koſten dem Fabrikanten ungefähr fünf Pfennig das Stück. Wird die entleerte einzelne Doſe weggeworfen, ſo liegt darin für den einzelnen kein großer Verluſt. Werden aber allein in Braunſchweig wenigſtens 5 Millionen Doſen gefüllt und verſendet und in ganz Deutſchland doch wenigſtens ebenſoviel, ſo gehen jährlich etwa 10 Millionen Doſen verloren. Rechnet man nur zwei Doſen zum Werte von ein Pfennig, ſo iſt das immerhin eine große Summe, die jährlich auf den Kehricht geworfen wird. Es müßte ſich gewiß ein Weg finden laſſen, um dieſe armen Verworfenen zu ſammeln, einzuſchmelzen und ein Material daraus herzuſtellen, welches, wenn auch geringwertiger als neues Eiſen, dennoch zu vielen Zwecken immer noch eine für den Fabrikanten vorteilhafte Verwendung zuließe. Wer die Abfälle gering achtet und wegwirft, wirtſchaftet ſchlecht. Selbſt Gottes Wort ruft uns zu: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme.“ Und welche Reichtümer zieht die Induſtrie Jahr für Jahr aus den Abfällen! Was ſind die Lumpen anders als Wirtſchaftsabfälle, aber wer achtet ſie heute noch gering? Was wären heute unſere Braunkohlengruben, wenn ſie nicht aus ihrem Abfall, dem läſtigen Staube, Briketts machten? Was iſt aus dem Abfall der Gasfabrikation, dem Steinkohlenteer, für ein wichtiger Gegenſtand geworden!

Was wäre die Spiritusbrennerei ohne ihren Abfall, die Schlempe, und die Zuckerſiederei ohne ihren Abfall, die Rübenſchnitzel! Was wäre die ganze Landwirtſchaft ohne Dünger, und was iſt der Dünger, der Kompoſt anders als Abfall jeder Art aus jedem Winkel von Haus und Hof, Garten und Feld, Stall und Scheune!

Aber auch darin finde ich die Kinderſchuhe dieſer Konſervenfabrikation, daß ſie, die offenbar das Zeug in ſich hat, eine Maſſenproduktion von Volksnahrungsmitteln zu werden, heute noch eigentlich nur „Delikateſſen“ erzeugt, d. h. Nahrungsmittel, die in Wahrheit und ihrer Natur nach gar keine Delikateſſen ſind, ſondern dazu erſt geſtempelt werden durch den ungebührlich hohen Preis, den ſie haben. Warum ſoll der gemeine Mann nicht auch im Winter grüne Erbſen und grüne Bohnen eſſen können, anſtatt der ewigen Kartoffeln? Aber bis jetzt ſind die Konſerven, wenn auch nicht mehr bloß für die oberen Zehntauſend, doch nur erſt für die oberen Zwanzigtauſend erreichbar. Wenn eine Frau aus dem Mittelſtande, die täglich 3 Mark Wirtſchaftsgeld und eine Anzahl geſunder „Ölzweige“ um ihren Tiſch her hat, 1 Pfund mittlere Konſervenerbſen mit 1 Mark bezahlen ſoll, ſo kann ſie davon keinen Gebrauch machen; dann kommt ihr das bloße Mittagbrot zu teuer, ſie würde an dieſem Tage mit ihrem Wirtſchaftsgelde gewiß nicht reichen.

Woher kommen nun dieſe hohen, nein, zu hohen Preiſe der Konſerven? Der Zwiſchenhandel will und muß ja verdienen, und ich ſehe aus der Vergleichung zwiſchen Engros- und Detailpreiſen wenigſtens keinen übermäßigen Preisaufſchlag — bisher ſind es ja auch weder Kolonialwaren- noch Gemüſehandlungen, die Konſerven verkaufen, ſondern nur die vornehmen Delikateßläden. Der Grund wird wo anders zu ſuchen ſein, und ich finde ihn in der noch lange nicht genug verdrängten teuren Handarbeit der Fabriken, in dem gänzlichen Verluſte der Abfälle und in dem zu hohen Preiſe des Rohſpargels. Wenn der Morgen Spargel 200—300 Mark Reingewinn abwirft, ſo iſt das mehr als nötig; wogegen ein Nettoertrag von etwa 40 Mark für den Morgen Erbſen und Bohnen nur eine ſehr geringe Verzinſung (2—3 Prozent) des Bodenkapitals darſtellt. Gerade an dieſen beiden letzteren Gemüſen, deren Verbreitung ſo ſehr zu wünſchen iſt, verdient auch der Fabrikant verhältnismäßig wenig. Hier würde nur zu helfen ſein durch billigere Fabrikation und rationelle Verwertung der Abfälle; der vermehrte Abſatz aber würde auch eine billigere Fabrikation noch rentabel machen.

Zum Schluß die Sache, die mir am meiſten am Herzen liegt. Ich möchte ſo ſehr gern die Frage an die Herren Landwirte richten: iſt es denn nicht möglich, daß ihr euch an der Konſervenproduktion beteiligt? Muß man denn an dem alten Korn- und Kartoffelbau, der nichts mehr einbringt, hängen bleiben? Was anders hat den Zuckerkrach bewirkt als dies, daß alle gleichzeitig ſich über dieſe Einnahmequelle herſtürzten? Jetzt baut man überall Genoſſenſchaftsmolkereien — gut, aber große Gewinne ſehe ich noch nicht davon, und daß nur nicht auch hier des guten zu viel werde!

Dagegen hat ſich der Großgrundbeſitz um die Konſerven, ſoviel ich weiß, noch gar nicht bekümmert. Hauptſächlich „kleine Leute“ ſind es, die den Fabriken bisher das Material liefern. Ich kenne ein Städtchen in der Provinz Sachſen mit einer Konſervenfabrik, wo alles Konſervengemüſe für die Fabrik baut, und beide Teile gedeihen ganz ſichtbar bei dieſem Zuſammenwirken. Aber warum bauen die Gutbeſitzer, die doch meiſtens ſchon einen Gärtner und polniſche oder dergleichen Arbeiterinnen haben, nicht Spargel, der den Transport ſo gut verträgt (die hieſige Geſellſchaft ſchickt in der Spargelzeit täglich 100—200 Centner nach Kopenhagen), der zehn Monate des Jahres keine Arbeit verlangt und ſelbſt im Großbetriebe noch immer ſo ungeheure Renten abwirft? Und warum bauen ſie nicht Bohnen und Erbſen, die allerdings einen beſſeren Boden verlangen als der Spargel, ganz regelmäßig mit Wechſelwirtſchaft in Schlägen für die Konſervenfabriken? Und wenn mir die Herren antworten: dieſe zarten Gemüſe vertragen keinen weiten Transport, und eine Fabrik haben wir nicht in der Nähe — ſo erlaube ich mir die Gegenfrage: aber ihr habt doch Aktienzuckerfabriken und Genoſſenſchaftsmolkereien, warum den unternehmenden Kaufleuten allein das Feld überlaſſen? Warum baut ihr nicht zwiſchen euch eine Aktienkonſervenfabrik, ganz nach den bewährten Grundſätzen der gemeinſamen Zuckerfabriken? Die Herſtellung der Konſerven iſt viel einfacher, überſichtlicher, ſchneller als die des Zuckers, die Kampagnen des Zuckers und der Konſerven liegen in ganz verſchiedenen Jahreszeiten, man kann mit ſeinem Boden und deſſen Früchten ganz gut zugleich Mitglied einer Aktienzuckerfabrik, einer Genoſſenſchaftsmolkerei und einer Geſellſchaftskonſervenfabrik ſein. So gewiß dieſe Zuſammenſtellung nicht lächerlich, ſondern wahrſcheinlich das Bild unſerer landwirtſchaftlichen Zukunft iſt: ebenſo gewiß dürfte es ſein, daß unſere Landwirtſchaft gegenüber der ausländiſchen Konkurrenz nur beſtehen und das Fundament unſers ganzen Nationalwohlſtandes nur bleiben kann, wenn ihre Vertreter ſich möglichſt feſt und vielſeitig zu wirtſchaftlichen Körperſchaften vereinigen und die zeitgemäße Klugheit üben, die Landwirtſchaft induſtriell und die Induſtrie landwirtſchaftlich auszunutzen.

In den Konſervenbüchſen ſteckt noch viel Geld, und es iſt nicht ſo luftdicht darin verlötet wie die Gemüſe ſelbſt. Nur die altmodiſchen Handſchuhe muß man ausziehen, die uns hindern, friſch ins Leben hineinzugreifen, und mit dreiſter, energiſcher Fauſt muß man den Deckel anpacken — er wird ſchon aufgehen!

---

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Das erſte Feuer im Ofen.

Aben, Aben, ick bed' di an!
In'n Winter büſt du'n goden Mann,
In'n Sommer mag 'k di garnich liden!

So lange ſtand er müßig dort,
Nun bullert er vergnüglich!
Man findet ihn vorzüglich
Und lobt ihn fort und fort.

Wer hat im Sommer ſein gedacht
Und in den ſchönen Tagen?
Fürwahr, ich muß es ſagen:
Man hat ihn faſt veracht'.

Der gute Ofen nahm's nicht krumm
„Die Ruhe ſoll mir frommen,
Und meine Zeit wird kommen!“
So dacht' er ſtill und ſtumm.

Und ſeine Zeit, nun iſt ſie da!
Die Sonne, müd vom Laufen,
Spricht: „Ihr könnt Kohlen kaufen,
Ich geh' nach Afrika!“

Nun ſteht er da, ſo groß wie nie!
Es tönt aus ſeinem Rohre
Der Äpfel leiſ' Geſchmore —
Iſt das nicht Poeſie?

Und friert es draußen Stein und Bein,
Wir ſind gar wohl geborgen
Vom Abend bis zum Morgen
Bei ſeinem warmen Schein.

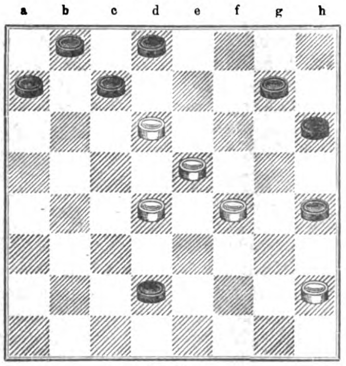
Wohl dem, der eines noch behält:
In traulichem Verſtecke
Die ſtille, warme Ecke
In dieſer kalten Welt.

Aben, Aben, ick bed' di an,
Du ſchöne warme Aben!
Von unnen bet na baben
Büſt du dei beſte Mann!

Heinrich Seidel.

# In unſerer Spielecke.

### Dameſpielaufgabe.



WEISS.

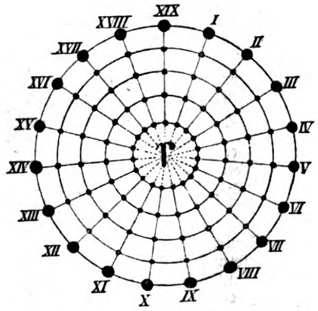
Weiß zieht an und gewinnt.

### 1. Dechiffrieraufgabe.

Wbx Mnzxfw, wbx ogdd Lmgds lbva zbum,
Blm xbmdxl Lxdulmxkaxuxf;
Pxk tddxl Kxvamx ptakatym dbxum,
Pxbll Nfkxvam ſn oxkzxuxf.

Ma. Ygſmtfx.

### 2. Punkträtſel.



Die Punkte der Figur laſſen ſich ſo durch je einen Buchſtaben erſetzen, daß man 19 bekannte Wörter von je ſechs Buchſtaben mit dem gemeinſamen Endbuchſtaben r erhält.

Die Wörter bezeichnen (in anderer Reihenfolge): 1. Einen Kaiſer des IX. Jahrhunderts, 2. einen berühmten Kanzelredner des XV. Jahrhunderts, 3. einen Feldherrn des Altertums, 4. einen griechiſchen Philoſophen, 5. einen Teil der Alpen, 6. eine Stadt in der oſtindiſchen Präſidentſchaft Bombay, 7. ein Seetier, 8. ein Gewürz, 9. eine Schlange, 10. eine Münze, 11. einen Vogel, 12. ein Metall, 13. ein Fahrzeug, 14. einen Titel, 15. einen Vogel, 16. eine verwandtſchaftliche Bezeichnung, 17. einen Fluß in dem europäiſchen Rußland, 18. einen altteſtamentlichen weiblichen Namen, 19. eine Schachfigur.

Die 19 Wörter laſſen ſich ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben den Titel eines ſehr bekannten Gedichtes ergeben.

### 3. Arithmetiſche Aufgabe.

Jemand hat ein quadratförmiges Stück Pappe von 10 cm Seitenlänge und ein rechteckiges Stück, welches zehnmal ſo groß iſt als das erſtere. Schneidet er aus den vier Ecken des rechteckigen Stückes je ein Quadrat von 10 cm Seitenlänge heraus, ſo erhält er durch Umbiegen und Zuſammenkleben der Ränder einen oben offenen Karton, welcher genau ſoviel Kubikinhalt hat, wie derjenige, welcher ſich aus den fünf Quadraten von je 10 cm Seitenlänge zuſammenkleben läßt.

Wie lang und wie breit iſt das rechteckige Stück Pappe? P.

### 4. Kapſelrätſel.

Du Lieblingsplätzchen meiner ſtillen Träume,
Das mich ſo oft der lauten Welt verborgen,
Sei mir gegrüßt mit jedem neuen Morgen
Im grünen Schattendunkel deiner Bäume.

Und wie ich auch in Liedeswellen ſchäume,
Der ſtillen Sehnſucht muß ich doch gehorchen,
Und dir, Vertraute meiner ſchönſten Sorgen,
Dir ſag' ich, was ich ſinne, was ich träume.

Die obigen Verſe von Körner enthalten (aber in anderer Reihenfolge): 1. ein Volk, 2. eine Stadt, 3. einen Fluß, 4. einen anderen Fluß, 5. einen anderen Fluß.

### 5. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte ſtreut oft Todesſaat
Im Jagdgrund, auf dem Kriegespfad;
Doch wenn ſie führt des Künſtlers Hand,
Zum Leben Totes oft erſtand.

Wenn in das Feld die Letzten ziehn,
Des Todes weiße Roſen blühn,
Doch wenn der rechte Mann ſie führt,
Der Lorbeer ihre Stirnen ziert.

Das Ganze rührt und regt ſich nicht,
Und kennt nicht Podagra und Gicht,
Doch bald verliert es Glanz und Schein,
Packſt du es nicht in Watte ein.

### 6. Vokalrätſel.

Zu ſuchen ſind 19 Wörter, deren jedes vier verſchiedene Vokale und jeden derſelben nur einmal enthält, z. B. Bulgarien.

Die Wörter bezeichnen: 1. Eine amerikaniſche Republik, 2. einen deutſchen Dichter unſerer Zeit, 3. einen deutſchen Kurort, 4. eine Stadt in Oſtpreußen, 5. eine Blume, 6. eine andere Blume, 7. ein ehemaliges Fürſtentum, jetzt Arrondiſſement in Frankreich, 8. einen bibliſchen Namen, 9. ein aromatiſches Harz, 10. einen männlichen Vornamen, 11. ein ehemaliges Großherzogtum, 12. eine ehemalige franzöſiſche Provinz, 13. einen Fluß in Griechenland, 14. eine Blume, 15. eine Stadt in Frankreich, 16. einen weiblichen Vornamen, 17. eine Landſchaft in dem europäiſchen Rußland, 18. eine Stadt in der Mark-Brandenburg, 19. einen berühmten Arzt.

Zu verwenden ſind die folgenden Konſonanten. Für 1. d r c, 2. ſ ſ t t r r h, 3. m n h, 4. n p t ſ l l n, 5. ſch t n n ſ d, 6. k r v n, 7. n n r, 8. ſ m k d n, 9. w h c r h, 10. n l m m, 11. n t l, 12. n h d p, 13. ſ t r, 14. l ch v n t, 15. r x d b, 16. l r ſ, 17. n r k, 18. r b h r c t l g t n, 19. ſ t h p k p r.

Sind die richtigen 19 Wörter gefunden, ſo nennen ihre Anfangsbuchſtaben einen deutſchen Dichter.

### 7. Füllrätſel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | | | | a | | | | a |
| | e | | | | | | e | |
| | | i | | | | i | | |
| | | | a | | a | | | |
| E | | | | e | | | | e |
| | | | a | | a | | | |
| | | i | | | | i | | |
| | e | | | | | | e | |
| A | | | | a | | | | a |

Die 60 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die neun wagerechten Reihen bekannte Wörter von je neun Buchſtaben ergeben.

Dieſe Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Einen deutſchen Dichter, 2. eine Stadt in Paläſtina, 3. eine andere Stadt in Paläſtina, 4. eine andere Stadt in Paläſtina, 5. einen weiblichen Vornamen, 6. einen Baum, 7. eine Stadt auf der pyrenäiſchen Halbinſel, 8. einen Namen, welchen mehrere deutſche Kaiſer geführt haben, 9. eine Familie, welcher mehrere Kaiſer entſtammt ſind.

### 8. Rätſel.

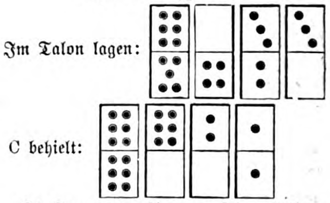
Meinen Namen erhielt ſchon manches Mädchen in Deutſchland;
Wenn mir der Fuß wird geraubt, lieg' ich in Deutſchland als Stadt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 2.

Bilderrätſel. Kompanie.

Dominoaufgabe.



Die Summe der Augen auf den Steinen der Partie betrug 123.

1. Dreiſilbige Scharade. Genußſucht.

2. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| P | I | N | D | A | R |
| C | h | a | r | o | n |
| B | a | r | u | c | h |
| C | a | s | s | e | l |
| E | m | e | u | t | e |
| N | e | s | s | u | s |

3. Citatenrätſel.

Wer recht will thun immer und mit Luſt,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Bruſt.

4. Rätſel. Arius — Darius.

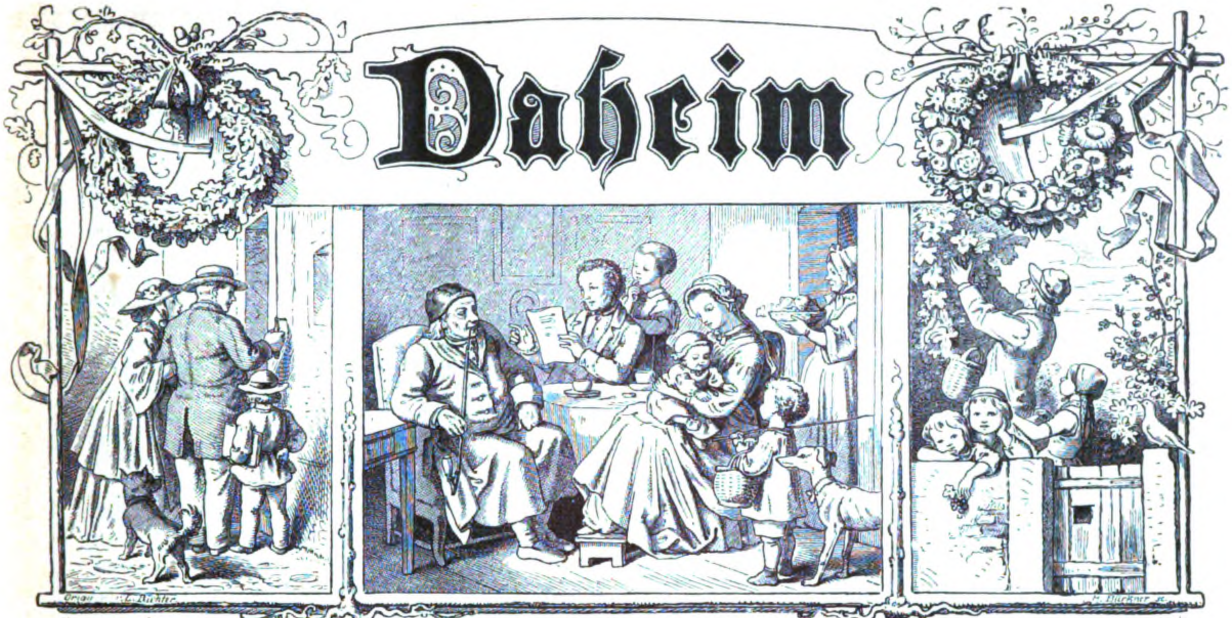
**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Non cras sed hodie. Fortſ. Novelle von Adolf Schmitthenner. — Herbſtſturm. Nach dem Bilde von R. Pötzelberger. — Rauchloſes Pulver. — Auf hoher See. Nach dem Bilde von Eug. Vait. — Wie die Braunſchweiger Konſerven entſtehen. Schluß. Von Fr. Rudolf. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Das erſte Feuer im Ofen. Gedicht von Heinrich Seidel. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur **in deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die Daheim-**Redaktion** in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition** (**Velhagen & Klaſing**) in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Oktober 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 4.

## Ein Inhaltsverzeichnis des Daheim.

„Ein Abonnent des Daheim ſeit ſeinem erſten Jahrgange.“ Wie oft tragen an uns gerichtete Briefe dieſe Unterſchrift! Es finden ſich eben in vielen, vielen deutſchen Häuſern die bisher erſchienenen fünfundzwanzig Jahrgänge unſers Blattes vollzählig beieinander.

Unter dieſen Umſtänden wird es weiten Kreiſen willkommen ſein zu erfahren, daß wir von berufener Hand ein Geſamt-Inhaltsverzeichnis über dieſe fünfundzwanzig Jahrgänge haben anfertigen laſſen. Was auf den mehr als 20000 Seiten des Blattes von bleibendem Intereſſe war, — und wir dürfen im Hinblick auf unſere Mitarbeiter, ohne unbeſcheiden zu ſein, ſagen, daß es nicht wenig war — wird durch dieſes Inhaltsverzeichnis gewiſſermaßen erſt wieder neu zugänglich gemacht. In dieſem Sinne erſchließt unſer Inhaltsverzeichnis eine **reiche** Quelle von Unterhaltung wie von Belehrung.

So wird denn unſer Inhaltsverzeichnis allſeitig freudig begrüßt werden. Dasſelbe iſt in Groß-Oktav acht Bogen ſtark und iſt durch jede Buchhandlung zum Preiſe von Mk. 3,— broſchiert, Mk. 3,50 kartoniert zu beziehen.

**Die Redaktion und Expedition des Daheim.**

---

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Das Spiel hatte gefallen, und die meiſten waren für ſeine Wiederholung. Friederike dagegen wünſchte eine ſolche augenſcheinlich nicht, denn ſie fragte nach ihrem Vater und bemerkte, ſie wolle ihn aufſuchen. Der alte Herr hatte ſich ſchon bald nach ſeiner Ankunft von der Geſellſchaft getrennt, um einen einſamen Forſchungsgang in den Park zu machen.

„Ja,“ meinte auch das Tonchen, „wir müſſe ihn ſchon ſuche, denn er iſt im ſtand, das Heimgehe ganz zu vergeſſe.“ Und ſie ſchloß ſich Friederike an, die bereits im Aufbrechen begriffen war.

Natalie ſchien nicht übel Luſt zu haben, zurückzubleiben, beſann ſich aber plötzlich, warf die zur Wiederholung des Spieles ſchon zurechtgelegten Zettel dem Winde hin und rief: „Ach, heute ſoll einmal aus nichts was werden! Wir wollen nur auch gehen, um den verlorenen Gelehrten in den Schoß ſeiner Familie zurückzubringen. Kommen Sie, meine Herren.“

So ſchwärmte denn die ganze Geſellſchaft aus. Das Geſchick der Gräfin wußte Aſten in der Nachhut an ihrer Seite zu halten, während Tonchen und Friederike vorauseilten. Sie gaukelte wie ein roter Schmetterling in den Gängen des Parkes umher. Bald hieß es: „Herr von Aſten, ach bitte, pflücken Sie mir doch dieſe Blume. Ich botaniſiere und ſie ſcheint mir ein ſeltenes Exemplar zu ſein. Aber nein, Sie pflücken ja die falſche! Wie unwiſſend Sie ſind! Ich ſehe ſchon, ich muß ſelber hin. Nun, halten Sie, bitte, meinen Schirm und laſſen Sie mich ins Dickicht hinein! …“

Dann wurde die gepflückte Blume erklärt. Wenn Aſten das Ende der Lektion gekommen meinte, flatterte der rote Falter ſchon wieder vor ihm her, und der neue Ruf ertönte: „Herr von Aſten! hier ſind Erdbeeren! wahrhaftig reife! Ganz rote und zuckerſüße! Ach, die müſſen Sie mir pflücken helfen. Nun, ſo kommen Sie doch nur ſchnell!“

Der Zaudernde konnte nicht anders als gehorchen. Als er es that, bückte ſeine exaltierte Nachbarin ſich dicht neben ihm, daß die roten Mohnblumen ihres Hütchens ihm Wange und Nacken ſtreiften. Die Erdbeeren aber, die dem undankbaren Begünſtigten ſchließlich auf dem ſchmalen Handteller geboten wurden, rochen nach Chypre, der Leutnant verzehrte ſie daher, als ob es Galläpfel wären. Er fing an, den zudringlichen Geruch unerträglich zu finden, und ſeine Blicke ſchweiften, anſtatt ſich in die dunklen Sterne zu vertiefen, die ſich eifrig bemühten, ihre Anziehungskraft auf ihn auszuüben, in das grüne Laubgeflecht der Bäume, mit dem immer ungeduldigeren Wunſche, Friederikens goldumſponnenen Kopf irgendwo aufſchimmern zu ſehen.

Er entdeckte ihn nicht; wohl aber ſtatt ſeiner, nachdem er die chypreduftenden Erdbeeren endlich bewältigt hatte und neben ſeiner gütigen neuen Freundin in eine Lichtung hinausſchritt, ein anderes, grauhaariges Haupt, das ſich in weltvergeſſener Seligkeit über einen pappenen Schachteldeckel bückte. Auf dieſen waren Käfer geſpießt, welche der vermißte Gelehrte mit entzückten Blicken betrachtete. Daß er eine Tochter beſaß, die ein Recht auf einen Teil der Aufmerkſamkeit hatte, welche er ſo völlig den eroberten Inſekten widmete, war ſeinem Gedächtnis gewiß entfallen. Aſten fragte ſich, wie oft der gelehrte Herr ſich deſſen überhaupt bewußt werden möge? Und wieder ſtieg der Gedanke in ihm auf, daß es ſchön ſein müſſe, dem verwaiſten Herzen dieſes lieblichen Mädchens eine Heimat zu bieten.

Es gelang jetzt, den alten Herrn von dem Baumſtumpfe, auf welchem er in ſo beglückter Seligkeit ſaß, loszulöſen, und ihn zu der Erkenntnis zu bringen, daß es ungemütliche Stunden im Erdenleben gebe, in welchen ſich die Forderungen der Menſchen an eine gewiſſe Teilnahme für ihresgleichen nicht abweiſen laſſen.

Der Reſt des Abends verlief, wie die meiſten Geſellſchaftsabende verſtreichen. Gräfin Natalie brachte gerade genug Unruhe unter die Gäſte, um die Behauptung zu rechtfertigen, man unterhalte ſich ausgezeichnet. In Wahrheit hätte indeſſen nur ſie ſelbſt dieſes von ſich ſagen können, denn ſie begrüßte die Aufregung, in die ſie Aſtens Erſcheinung verſetzte, als eine wohlthuende Abwechſelung in ihrem einförmigen, ländlichen Verkehr. Freilich ſahen ihre irrlichternden Augen ſcharf genug, um zu entdecken, daß ſie durchaus nicht einen gleich vorteilhaften Eindruck auf ihn gemacht hatte, wie er auf ſie; aber ſie war nicht die Natur, ſich dadurch gleich entmutigen zu laſſen. Es ſpornte ſie nur zu genaueren Beobachtungen an. „Seine Gedanken ſind nicht bei mir,“ dachte ſie, „was kann ihn beſchäftigen? . . . Friederike? . . .“ Gerade daß dieſe ſich ſo wenig um ihren ſchönen und ritterlichen Hausgenoſſen kümmerte, ja ihm förmlich aus dem Wege ging, erregte der klugen Nachbarin Verdacht. Sie wollte wiſſen, ob derſelbe gerechtfertigt ſei, und wählte eine wenig feine Weiſe, um ſich deſſen zu vergewiſſern.

„Herr Leutnant, woran denken Sie?“ fragte ſie geradezu, als er auf ihre lebhaften Äußerungen nur einſilbige Antworten gab. Eine Bewegung ging durch ſein Geſicht, die er nicht zu unterdrücken vermochte.

Friederike war zu Salteneck getreten, der allein etwas abſeits ſtand, und hatte ihm die Hand gereicht. Sie that es ſchweigend und hob nur die ſchönen Augen mit warmem, ernſt bittenden Blicke zu ihm empor. Aus Saltenecks Auge ſprach ſeine tiefe Neigung, er ergriff die kleine Hand und hielt ſie lange in der ſeinen . . .

„Mir?“ ſagte Aſten, die an ihn geſtellte Frage falſch beantwortend, „was ſoll mir fehlen?“ . . . Sich beſinnend, ſprach er dann: „Ich habe mir geſtern beim Brand die Hand verletzt, und ſie ſchmerzt mich jetzt.“

Die Gräfin wußte, was ſie wiſſen wollte. Er intereſſierte ſich für Friederike, und es verdroß ihn, daß dieſe unter Saltenecks Einfluß ſtand. Aber gerade die Wahrnehmung, daß ſie ſeine Bewunderung einer anderen entziehen, daß ſie um ihn werde kämpfen müſſen, ließ das unternehmungsluſtige Herz Nataliens höher ſchlagen.

Sie hatte die Rollen mit dem Leutnant getauſcht; die, welche ſie ihm zugedacht hatte, war die ihre geworden. Ihr Spiel hatte dazu dienen ſollen, die Neigung des Generals durch Eiferſucht zu ſteigern, nun hatte es dazu geführt, die ihre durch Eiferſucht zu erwecken. Aſten Friederike zu entreißen, ihn an ſich zu feſſeln, war eine Aufgabe, welche ihr wert ſchien, mit allen Mitteln unternommen zu werden.

Aber Friederike hinderte ſie für dieſen Abend, ſich mit dem Eifer, den ſie in ſich verſpürte, an die Löſung der Aufgabe zu machen. Denn ſie verabſchiedete ſich ſehr bald, nachdem ihre Verſöhnung mit Salteneck vollzogen war, von ihm und ſeiner Schweſter. Sie berief ſich wie Aſten auf die Folgen des geſtrigen Feuers und ihre Rettungsverſuche, von denen ſie ſich noch ermüdet fühle. Natalie redete ihr dennoch ſcherzend zu, ſie möge bleiben. Sie faßte ſie an beiden Schultern und drehte ſich mit der leichten Figur anmutig im Kreiſe herum, indem ſie lachend erklärte, ſie laſſe ſie nicht gehen.

„Wer wird ſolch ein Störenfried ſein?“ fügte ſie ſchmollend hinzu. Dann brach ſie in einen jauchzenden Jodler aus:

„Juheiraſſaſſa, weil mer's Leben no ha'n,
Seid's luſtig! mir komma ſo jung nimma z'ſamm!“

Der General war entzückt. Dieſe ſpielende Art, den friſchen Gebirgston wiederzugeben, dünkte ihn das Bewundernswerteſte, was er je geſehen. Was ihn anbetraf, ſo brauchte Natalie keine Nebenbuhlerin zu fürchten. Er überſah die kindliche Friederike und das anſpruchslos liebenswürdige Tonchen vollſtändig, ſo ganz blendete ihn die geiſtvolle, warmblütige und anregende Gräfin.

Friederike ließ ſich indeſſen nicht zum Bleiben bereden. „Wir ſind nit alle jung,“ antwortete ſie mit lächelndem Ernſt, „und manche ſehne ſich in ſo vorgerückter Stund' nach Ruh. Zu dieſe gehört mein Vater. Darauf müſſe wir Rückſicht nehme.“

Aſten war ihre Entſchiedenheit lieb. Er ſchied ebenſo gern von Engersweil, als Natalie ihn ungern ſcheiden ſah. Die drei Offiziere fuhren in einem Wagen — Salteneck ſchickte ſeine Gäſte mit ſeinen Pferden zurück — Fräulein von Waibach mit ihrem Vater in einem zweiten. Auch darin fügte Aſten ſich ohne Bedauern. Ihn erfüllte jetzt eine düſtere Entſchloſſenheit, welche Natalie, hätte ſie von ihr gewußt, mit Jubel begrüßt haben würde. Er wähnte, es ſei am beſten, die Erlebniſſe der letzten zwei Tage in Vergeſſenheit zu verſenken. Es gelang ihm nicht, aber die Heimfahrt wurde dadurch eine ſehr ſtille, denn auch Gronau hatte zu viel mit ſich ſelbſt zu thun, um geſprächig zu ſein. Die Erſcheinung des freundlichen Tonchens führte ihm in glänzender Verklärung die ſeiner daheimgebliebenen Lieben, ſeiner Mutter und ſeiner Schweſtern, vor. Es war ſeltſam, daß er nie ein ſolches Verſtändnis für das Walten holder Weiblichkeit in ſich gefühlt hatte wie gerade heute. Ja, es wollte ihm wie eine Thorheit erſcheinen, daß er ſich ſeinem ganzen Zauber noch nicht hingegeben, und unbeſtimmte Wünſche zogen durch ſeinen Sinn. Er malte ſich das lichte Glück eines ſtillen Familienlebens aus, wie er es haben möchte, wenn er aus dem Feldzuge zurückkehren ſollte . . . Der blonde Kopf des ſanften Tonchens aber gab dieſem Bilde erſt ſeinen vollen Reiz. Erſt dicht vor Ebereſchenau rüttelte er ſich aus dieſen Träumen auf und ſagte ſich: alles das dürfe ihn, der in den Krieg zog, nicht anders beſchäftigen, wie das Anſchauen einer ſchönen Landſchaft einen Reiter; einer Landſchaft, von der ihn in der nächſten Minute der Huf ſeines Pferdes weit forttrug. Er denkt wohl daran, wie herrlich es ſich hier leben laſſen müſſe, er läßt den Wunſch durch ſeine Seele ziehen, zu bleiben, aber reitet mit dieſem Wunſche auch ſchon davon.

— —

Aſten war am nächſten Morgen mit der Sommerſonne auf. Dennoch machte er keinen Gang in den Garten wie am vorhergehenden Tage. Er hätte Friederike dort begegnen können — allein — und das geſchah beſſer nicht. Er ſaß am offenen

Fenſter, und ſein kleines Notizbuch mit dem beſchriebenen Zettel von geſtern lag auf ſeinen Knieen. Aber er wollte nicht mehr eine Gelegenheit ſuchen, das Geſtändnis, das der kleine Papierſtreifen ihm gebracht hatte, auf ſeine Eignerin hin zu prüfen. Ob Friederike ihn geſchrieben hatte oder nicht, ob er ein tiefinnerſtes Gefühl ihres Herzens ausſprach, ob ſie ihn liebte, dieſe reizende, kindliche Friederike, all dies gab ihm keine Gewähr, daß er in ihr finden würde, was er zu einem Bunde für das Leben begehrte. Er ſagte es ſich immer wieder, daß er dieſe Gewähr in ihr nicht fände... Ja, wenn ſie wie das Tonchen geweſen wäre, dieſes ſanfte, weibliche Tonchen, das alle Genien beſcheidener Mädchenanmut umſchwebten! Eine Erſcheinung, die gleichſam ſein Ideal verkörperte! Und doch mußte er ſich ſagen, daß ihr Anblick ſein Herz ſo gar nicht in jene ſüße Unruhe verſetzte, in die Friederike es mit allen ihren Fehlern brachte... Wie es jetzt klopfte, dies unverſtändige Herz!... Man führte eben in den von der Morgenſonne goldig beſchienenen Hof des Fräuleins Pferd. Sie ſelbſt trat gleich darauf aus einem der Ställe, in welchem ſie wohl beim Satteln behilflich geweſen war, denn ſie trug die Reithandſchuhe noch in der Hand und ſchüttelte einige Heuhalme aus den Falten ihres Kleides, die darin hängengeblieben waren. Jetzt zog ſie die Handſchuhe langſam an.

Sie bemerkte Aſten nicht, ſondern ſah vor ſich hin. Er dagegen fand in den feinen, ſchöngezogenen Brauen und den müde ſinkenden Wimpern jenen Zug träumeriſcher Schwermut, den er geſtern entdeckt hatte, heute deutlicher ausgeprägt und entſchädigte ſich für die Enthaltſamkeit, die er ſich auferlegt, indem er die Blicke nicht von ihr ließ, bis ihr Pferdchen ſie zum Hofthor hinausgetragen hatte. Sie leitete es langſam, behutſam, als ſolle es leiſe auftreten, damit niemand das Aufſchlagen der Hufe höre...

That ſie es aus eben dem Grunde, aus dem Aſten in ſeinem Zimmer blieb? Ritt ſie ſo heimlich und zeitig davon, um einer Begegnung mit ihm zu entgehen?

Da ihm niemand die Frage beantwortete, ließ Aſten ſie fallen, nahm den Zettel von ſeinem Knie, legte ihn ſorgfältig wieder in ſeine Bruſttaſche und erhob ſich von ſeinem Sitze.

Er konnte jetzt in den Garten gehen, jetzt, wo er ſicher war, ſie nicht darin zu finden, und er ging — eben auf jenen Wegen, die er geſtern an ihrer Seite durchmeſſen hatte.

Auf der Höhe, auf welcher die Signalſtange ſtand, traf er den weißhaarigen Inſpektor. Der ſah gedankenverloren hinüber nach den Weingärten des Haardtgebirges, deren grüne Friſche der Morgenduft umſpann. Er ſteckte indes ſogleich ſein grämliches Geſicht auf, als er den Leutnant bemerkte, grüßte ſtumm und ſchickte ſich zum Weitergehen an.

Aber der junge Mann war nicht gewillt, ihn ſo ſchnell zu entlaſſen. Konnte er doch manches von ihm erfahren, was er zu wiſſen wünſchte, da der Alte ſicher alle Familien der Gegend kannte.

„Sie bewundern Ihr Land," ſagte er daher, ſchnell an ſeine Seite tretend. „Es iſt ein ſchönes Land, in der That, und Sie mögen wohl ſtolz darauf ſein, ihm anzugehören."

Die freundliche Anrede machte wenig Eindruck auf den Alten. „E ſcheenes Land," wiederholte er bitter, ſeine Pfeife ausklopfend, die ihn nur ſelten zu verlaſſen ſchien, „ei ja woll! Das könnt' es ſein, noch jetzt, wann — wann die Uniforme" — er verbeſſerte ſich: „ich wollt' ſaache, das Kriegslebe es einem nit verleide thät..."

Aſten lächelte. „Ah," ſagte er, „Sie ſind den Soldaten nicht gut?"

„Friedensſtörer!" knurrte der Alte. „Was wolle ſe bei uns? Was wolle ſe, mein' ich, über der Grenz? Werde ſe fertig werde mit dene? Ferſchegeld werde ſe gebe!... Verzeihe Se, Herr Offizier, aber ich ſaach, wie ich's denk'! Anfange mit die Franzoſe? Wer will denn Herr werde über die?"

„Nun, und was meinen Sie, ſollen wir thun? Ihre Herausforderungen einſtecken und warten, bis ſie kommen und uns das Land verwüſten?..."

„Sie werde ihne das doch nit wehre," behauptete jener mit ſtörriſchem Eigenglauben. „Ja, ſie werde jetzt erſcht gerad' komme. Herr Leitnant, denke Se an mich! Ich hab noch lebt unter Napoleon dem Erſchte, ich weiß: es kann keiner die Franzoſe zwinge."

„Ah," ſagte Aſten und ſah den halb für ſich Sprechenden von der Seite an. Er fing an zu begreifen. Der Alte hatte in ſeiner Jugend Ereigniſſe erlebt, die ihm das langſam fließende Blut in Bewegung gebracht hatten und war bei dieſer Vergangenheit ſtehengeblieben. Das machte Aſten nachſichtig.

„Sie haben den Fehler vieler Deutſchen, Ihrem Lande und Ihren Landsleuten weniger zuzutrauen als Fremden," ſagte er. „Ich meinerſeits habe ein größeres Vertrauen zu unſerm Können und hoffe beſtimmt, wir werden dieſe ſchöne Pfalz vor dem Verderben eines feindlichen Einfalles ſchützen."

„Warte Sie's ab," murrte der unverbeſſerliche Thomas, „ich glaab' es nit. Sie werde nit als Sieger wiederkehre..."

„Das ſteht bei Gott," antwortete der Leutnant, „vielleicht ich nicht, aber meine Kameraden gewiß. Wenn es mir beſtimmt ſein ſollte, zu fallen, ſo wäre ich doch froh, dieſe ſchönen letzten drei Wochen erlebt zu haben, in denen ich das brüderliche Zuſammenſchließen aller Deutſchen und das ganze Land in patriotiſcher Begeiſterung aufſtehen ſah. Wenn ich nichts mehr erlebte, mein beſter Herr, ich wäre zufrieden und würde mich glücklich ſchätzen, eben ſoviel erlebt zu haben."

Der Alte blickte betroffen in das wie von einem Feuer durchleuchtete Geſicht des jungen Mannes. Danach aber ſchüttelte er den Kopf, als ob jener kein verſtändliches Deutſch zu ihm ſpräche, und beharrte auf ſeinem mürriſchen Zweifel.

„'s wird nit daure. Denn wann wäre die Deutſche je lang einig geweſe? Un ich ſaach: wir werde all bald for die korze Begeiſchtrung zahle müſſe."

Der Leutnant ließ ſich durch das Rabenkrächzen des Alten die gute Laune nicht verderben.

„Blut iſt ein dauerhafter Kitt," ſagte er wie vorher, „und Sie thäten beſſer, mein guter Herr Enkerle, ſich daran zu freuen, was iſt, anſtatt an dem, was werden wird, freudlos zu zweifeln. Übrigens will ich Ihnen noch einen freundſchaftlichen Rat geben: laſſen Sie Anſchauungen, wie die mir gegenüber ausgedrückten, vor anderen nicht laut werden. Es könnte ſonſt geſchehen, daß Sie auf unliebſamere Art davon überzeugt würden, wie kräftig die Begeiſterung, an welche Sie nicht glauben mögen, in unſern Armeen wirkt. Unſere Leute belieben manchmal eine kräftige Ausdrucksweiſe, und ich glaube, die Ihren ſind in bezug auf Vaterlandsgefühl gerade jetzt völlig einig mit jenen."

Das Geſicht des Alten bekam noch ein Dutzend verdrießlicher Falten mehr.

„Ich dank' for den Rat, aber er iſcht unnütz," ſtieß er, ſeine Pfeife bearbeitend, unter ihr hervor. „Unſereener hat aach ſeinen Schiller geleſen un ſaacht'n ſich als her: ‚Ich hab hier nor een Amt un keene Meinung.'"

Aſten lächelte wieder. „Nun ja, zum Glück teilt Ihre Herrſchaft die Ihrige nicht. Herr von Waibach..."

„Ach, der Herr Baron!" unterbrach ihn geringſchätzig der Alte; „der? Was weiß der? Ihm wärſch ebe am liebſte, wann alle Menſche nor Käfer wäre, des ſin doch die einzige, von dene er was verſteht."

„Und das gnädige Fräulein?" fragte Aſten, zufrieden, ihn endlich ſoweit gebracht zu haben.

Aber der Beamte nahm eine ſteife und abſchließende Miene an.

„For des gnädige Fräule ziemt es ſich, daß ſe ihre Gäſt' aſtändig empfängt!" ſagte er ſeine unlängſt vor Aſten empfangene Lektion gewichtig her. „In der Pfalz wiſſe mer aach, was ſich ſchickt, un ich hab die Ehr', mich dem Herrn Baron ergebenſcht zu empfehle..." Damit grüßte er gravitätiſch und entfernte ſich.

Aſten mußte lachen. „Ein wunderlicher Kauz, ein unverbeſſerlicher Vaterlandsverächter," dachte er, ärgerte ſich ſchließlich aber doch ein wenig, als ihm einfiel, daß es mehr ſolcher Käuze in deutſchen Landen gäbe. Er vergaß ſchließlich den Alten, ſtand ſtill und horchte, als zu ſeiner Linken der Lockruf einer Amſel erklang. Der Frühlingsruf des Vogels war doch ſchon verſtummt; es mußte ſich alſo jemand den Scherz machen, ihn ſo trefflich nachzuahmen. Aſten blickte in das Haſelgebüſch, das den Weg einſäumte. In den rauhgerippten Blättern hingen grüngefiederte Nußbüſchel; ſie regten ſich ein wenig, und hinter ihm tönte, jetzt näher, wieder der Vogelruf. Dann ſchwankten die Zweige, und ein dunkler Kopf lugte mitten aus ihnen hervor. In der nächſten Sekunde tauchte er ſamt den Schultern aus dem Grün, und die ſchwarze Kathrin ſprang, wie ein Haſe, auf den Weg, vor den Horchenden hin. Ihr dunkles Haar war heute unbekränzt, nur ein paar loſe Blätter hingen darin; aber die ganze Frühlingsgewalt jugendlicher Schönheit lag über dem ſchlanken, geſchmeidigen Leibe.

„Herr, kauf' meine Nüſſ'," rief ſie und knüpfte ein rotes Tüchelchen auf, das ſie, zum Säckchen zuſammengebunden, in den bräunlichen Händen hielt.

Aſten ſah Nußbüſchel darin; aber auch vornehmere Früchte: frühreife Aprikoſen, gelbgrüne Reineclauden und eigentümlich gezeichnete Birnen, deren goldgelbe Schale mit kleinen roten Punkten überſäet war. Es fiel Aſten ein, daß ganz dieſelbe Sorte in Friederikens Garten wachſe, und er ſchöpfte den Verdacht, daß der ganze Obſtreichtum dort geſtohlen ſei.

„Wo haſt du die Früchte her?" fragte er.

Die Schwarze ſah ihn lachend an.

„Mußt das wiſſen?" rief ſie, in ihrem wunderlichen Deutſch. „Armer Zigeuner heißt Obſt ſeiniges, wenn er in Händen hat. Iſt Obſt in meinem Tüchelche, iſt mein! Schönes Obſt! Nit? Kauf' es, Herr!"

„Ich habe kein Geld bei mir!" erwiderte der Leutnant ablehnend.

Sie lachte abermals, ſo daß zwiſchen den brennendroten Lippen all ihre weißen Zähne ſichtbar wurden.

„Kei' Geld? Biſt arm, arm wie ſchwarze Zigeunerin?" rief ſie. „Gut! dann ſchenk' ich dir die Frücht'! Gibſt ihr emal etwas anneres dafor, wann das ſchwarz' Kättherche dich wieder am Wege trifft."

Und eine Hand leicht auf ſeinen Arm legend, fuhr ſie fort: „Gefällſt mir, Herr! Thut mir leid nur, daß du gelbe Haar lieber als ſchwarze ſiehſt. Aber gefallen dir auch ſchwarze, nit? Hier, nimm meine Frücht'!" Sie hielt ihm dabei die Früchte hin, aber er wies ſie zurück.

„Ich mag heute kein Obſt," ſagte er und that einen Schritt, als wolle er an ihr vorbei.

Da funkelte ihn aus ihren dunklen Augen ein tückiſcher Blick an. Er hatte ihn bereits geſehen, als ſie den Stein nach Friederike warf.

„Ah!" rief ſie, „willſt mei' Geſchenk nit nehme? Iſt nit klug von dir, Herr! Denk' zweimal daran! Kann Kathrin dir e anneres gebe, woran du ſchwerer ſchleppe mußt!..."

Ihr Geſicht, das jetzt von Zorn durchleuchtet war, zog Aſten wider Willen an.

„Du drohſt mir?" ſagte er lächelnd. „Was willſt du mir thun? Ich habe allerdings ſchon geſehen, daß dein Haß nicht ungefährlich iſt. Aber warum haſſeſt du das Fräulein?"

Der Zorn in dem braunen Geſicht loderte feuriger auf: „Hat mich gefange! gefange wie Vogel!" rief ſie aus. „Wollt' mich aach in 'n Käfig ſperre... Reitet doch ſelbſt auf braunem Pferd... reitet allein, reitet wild... Und Zigeuner will wandern, — muß wandern!" endete ſie mit eigentümlich weit ausklingendem Tone: „Frei! frei! frei!..."

„Wo hat ſie dich gefangen?" fragte Aſten, der für das heißblütige Geſchöpf mehr und mehr eine neugierige Teilnahme verſpürte.

Sie hub an zu erzählen, mehr mit den Augen, den Mienen, den Händen, als mit der fremdländiſch redenden Zunge. Der Leutnant verſtand ſchließlich ſo viel, daß Friederike vor Jahren, wie beide noch Kinder geweſen, das ſtörriſche Ding einem alten Zigeunerweibe abgenommen hatte, weil dieſes die widerſpenſtige Kleine, die ſich weigerte weiterzugehen, halbtot geſchlagen hatte. Die Füße des Kindes waren erfroren und wund geweſen, und Friederike hatte es in unüberlegtem Mitleid der Zigeunermutter entriſſen und zur Pflege mit ſich auf ihren Hof genommen. Die Handlung war unvorſichtig; denn die Zigeuner machten ſich aus dem Staube und ließen das Kind zurück. Dieſes aber dankte ſeiner Beſchützerin in der Folge ihr Mitleid nicht. Sobald nämlich Friederike, die nun mit jugendlichem Eifer die Erziehung ihres Schützlings übernehmen wollte, Leiſtung gegen Leiſtung verlangte, widerſetzte ſich das trotzige Geſchöpf.

Es mochte alle Fehler ſeiner vagabundierenden Raſſe an ſich haben, dachte Aſten; denn es beklagte ſich, daß es arbeiten ſolle, während das Fräulein nichts thue und ſich des Lebens freue. Seine Begriffe von Friederikens Pflichten ihm gegenüber waren offenbar ebenſo ſeltſame, wie die von den ſeinen gegen die junge Pflegemutter.

So mochte es gekommen ſein, daß zwiſchen beiden jedes Verſtehen aufhörte. Die natürliche Folge davon war, daß die heißblütige Zigeunerin da haßte, wo ſie nicht lieben lernte. Sie gab dieſem Haſſe auch jetzt Ausdruck und rief: „Sie ſaache, des ſei gut, daß ſie mich gefange gehalte hat! Der Herr und Schweſter ſeiniges in Engersweil ſaache ſo. Gut? Ei jo! warum ſo ſaacht der Herr? Weil ihm gelbes Haar von Hex' den Blick verblendet hat... Hexenhaar bläht ſich um blaſſes Geſicht wie Schlangen, — hu! Iſt Hex'! ja, ganz gewiß, und thut es den Männern an. Nimm dich in acht, du, Herr! Hör', was Zigeunerin ſaacht! Iſt wahr! iſt wahr! iſt wahr!"

Es war ſonderbar, aber in Aſten wallte, als er die kindiſche Anklage hörte, der Zug zu Friederike noch ſtärker auf. Und er begriff die Ideenverbindung des neidiſchen Geſchöpfes: des Fräuleins ſchönes, goldglänzendes Haar mochte dem abergläubiſchen Mädchen zauberwirkend erſcheinen. Es ſelbſt trug einen falſchen Goldſchmuck am Halſe, einen Ring von Talmigold am Finger; es bekränzte ſein dunkles Haar; wenn es ihm trotz alledem doch nicht gelang, die Herzen der Männer zu erobern, die Friederike mühelos ſich zu Füßen zwang, mußte das neiderfüllte Weſen nicht wähnen, es ginge das mit einem Zauber zu?

„Ich danke dir für deinen Rat," ſagte Aſten endlich, „nimm nun dafür auch meinen: Suche nicht mehr dem Fräulein zu ſchaden. Es kann dir ſchlimmer bekommen als ihr. Wenn du ſelbſt glaubſt, daß ſie eine geheime Macht über die Menſchen hat, mußt du das verſtehen."

Seine Worte hatten nicht das erhoffte Ergebnis, denn ſie verſtand nur, daß er für ihre Feindin eintrat, und ihr Geſicht verzerrte ſich.

„Saachſt du das, Herr? Dann muß arme Zigeunerin allein ſich wehre, wenn ihr Schlechtes geſchehe iſt. Will jeder an arme Zigeunerin! Aber meint er, er hat ſie, hui!..." Sie blies ſich über die Finger: „iſt fort! iſt fort, wie der Wind! Weiß niemand, nur wohin!..."

„Das wäre vielleicht noch das Geſcheiteſte," ſagte Aſten und ſchritt weiter, an ihr vorbei. Sie ziſchte hinter ihm her wie eine Schlange, aber er kümmerte ſich nicht mehr um ſie. Das blonde Hexenhaar umſtrickte ſeinen Sinn. Und als wolle aus ſeiner unruhigen Phantaſie ein neckendes Traumbild vor ihn in die Wirklichkeit treten, ſchwebte es eine Strecke von ihm jetzt durch die Lüfte daher.

Für einen Augenblick zuckte der Leutnant zuſammen, in jenem Schrecken, welchen der Vernünftigſte bisweilen verſpürt, wenn er ein Ereignis, das ſich vor ihm vollzieht, nicht mit den ihm bekannten irdiſchen Geſetzen in Einklang bringen kann. Dann erklärte er ſich den Vorgang. (Fortſetzung folgt.)

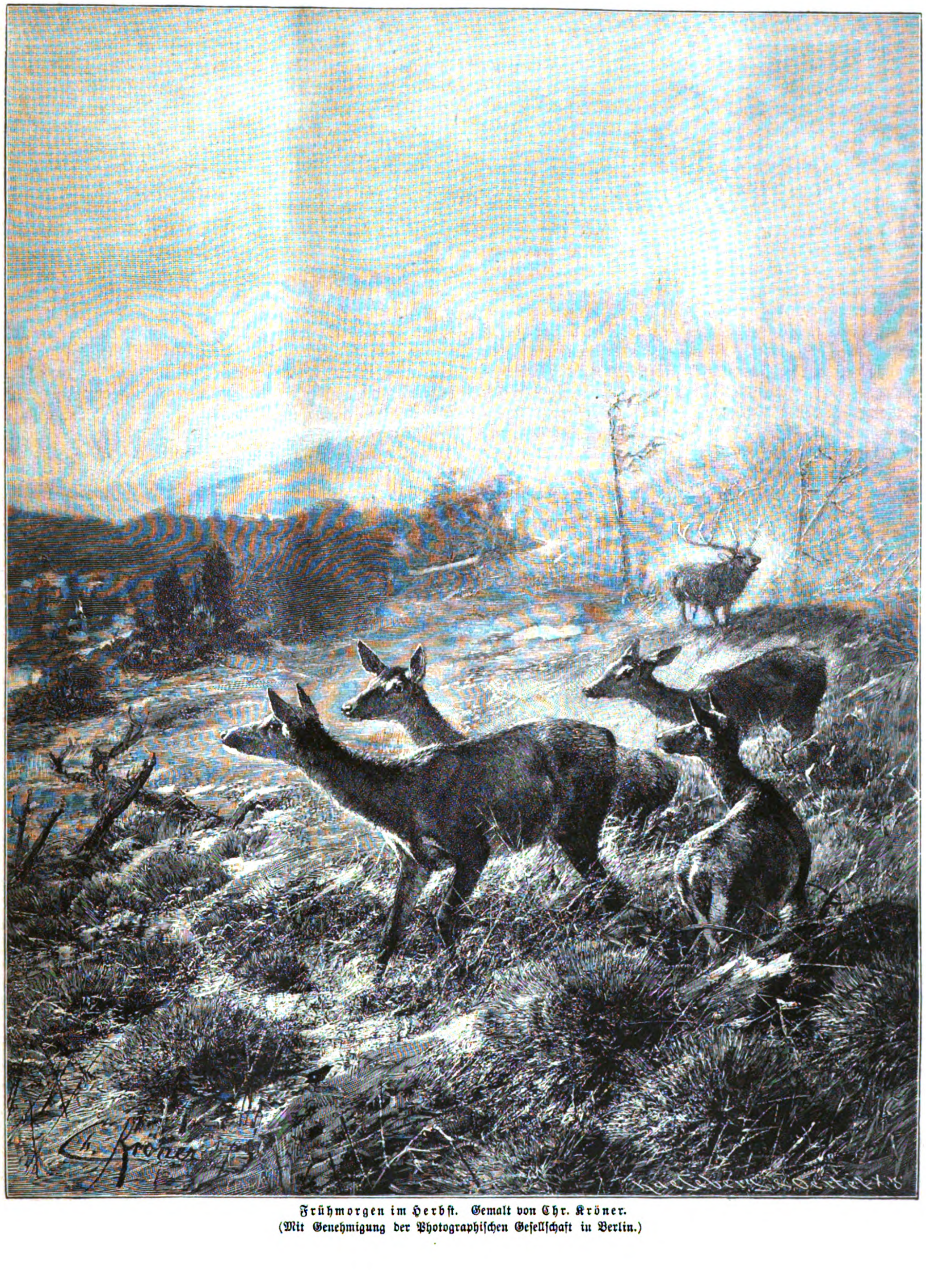
---

## Wie verhüten wir die Weiterverbreitung der Lungenſchwindſucht?

Von Dr. Claſen (Altona-Bahrenfeld).

(Abdruck verboten.)

Wo von den jüngſten Fortſchritten der mediziniſchen Wiſſenſchaft die Rede iſt, da kommt die Rede auf die Bacillenlehre, und man hat dann nicht ſelten Gelegenheit, einige etwas ſpöttiſch angehauchte Bemerkungen über „die vielen Bacillen" zu hören, die nachgerade bei jeder Krankheit eine ſo wichtige



Frühmorgen im Herbſt. Gemalt von Chr. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Rolle ſpielen ſollen, ſowie die Frage, was denn dieſe Bacillenlehre für nutzbringende Ergebniſſe für die Heilkunde gegeben habe. Dieſe zweifelnde Stellung gegenüber einem großen Fortſchritte der Wiſſenſchaft iſt ja am Ende zu begreifen, denn jeder Menſch findet ſich ſchwer in neue, bis dahin ganz ungewohnte Vorſtellungen hinein und wird dann auch leicht ungerecht in ſeinen Anforderungen.

Aber warum ſoll denn die Lehre von den Bacillen als Krankheitserregern ſo unglaublich erſcheinen? Sind nicht die großartigen Wirkungen der kleinſten Lebeweſen, die wir je nach ihrer Geſtalt als Bacillen (Stäbchen) oder Coccen (Kügelchen) bezeichnen, im Haushalte der Natur und im Haushalte des Menſchen ſchon längſt bekannt und verwertet? Seit undenklichen Zeiten benutzt der Menſch den Hefepilz zur Herſtellung des Brotes und der gegorenen Getränke (Wein, Bier 2c.). Ebenſolange aber wie er dieſen Pilz in ſeinem Dienſte verwendet, kennt und fürchtet er die ſchädigenden Wirkungen anderer Pilze, wie des Schimmelpilzes, der unvermerkt das Brot von innenheraus verdirbt, und des Eſſigpilzes (Eſſigmutter), der die mit Hilfe des Hefepilzes hergeſtellten Getränke wieder zerſtört, d. h. in Eſſig verwandelt. Ohne weiter darauf zu achten, ſteht man täglich einer ungeahnten Mannigfaltigkeit allein von Pilzen gegenüber, welche krankmachend auf Pflanzen einwirken. Wer kennte nicht den Meltau, die Kartoffelkrankheit, die verſchiedenen Arten von Getreideroſt, Traubenkrankheiten, welche alle die Pflanzen ebenſo ſchnell befallen und gründlich zerſtören, wie die größeren dem Tierreiche angehörigen Feinde des Pflanzenwuchſes, wie z. B. Raupenfraß, Heuſchrecken 2c. — Wer ſich näher mit der Sache beſchäftigt, wird bald ſtaunend gewahr, daß eine neue, bisher ungeſehene Welt vor ſeinen Blicken ſich aufthut, und wird, wenn er erſt die Lebensbedingungen dieſer kleinen Lebeweſen kennen lernt, gar nichts Auffälliges darin finden, daß von den nach vielen Tauſenden zählenden Bakterienarten eine große Anzahl den Körper der Tiere und des Menſchen „bewohnen,“ wenn man ſo will, und dann in der einem jeden Pilze eigentümlichen, vielfach auch krankmachenden Weiſe beeinfluſſen. Von jedem Pilze, den man genauer kennt, weiß man, daß er unter allen Umſtänden ſtets genau dieſelben Lebensbedingungen verlangt hinſichtlich ſeines Nährbodens, der Feuchtigkeits- und Wärmeverhältniſſe. So verlangt z. B. der Eſſigpilz eine ſtarke Verdünnung des Alkohols (höchſtens 10 Prozent), Gegenwart einiger anderen Nährſubſtanzen und eine Temperatur zwiſchen 18—30°. Ebenſo bedarf der Hefepilz einer ſtark verdünnten Zuckerlöſung und zum guten Gedeihen einer Temperatur von 25—30°; unter 5° und über 40° hört die Gärung, die er in ſchwachen Zuckerlöſungen erregt, auf. Auf der anderen Seite ſind aber auch die äußeren Erſcheinungen, ſowie die Wirkungen eines jeden ſtets dieſelben, ſo daß man aus den letzteren mit Sicherheit auf die Anweſenheit des betreffenden Pilzes ſchließen kann.

Die allgemeinen Lebensbedingungen und die Wirkungen der Pilze, auf deren verſchiedene Gattungen hier nicht weiter eingegangen werden kann, ſind einander im großen und ganzen ſo ähnlich, daß man von ärztlicher Seite ſchon ſeit langer Zeit die Behauptung aufſtellte, eine ganze Anzahl von Krankheiten habe darin ihren Grund, daß ein „organiſiertes Krankheitsgift,“ welches wahrſcheinlich aus kleinſten, mit den derzeitigen Hilfsmitteln noch nicht nachweisbaren Lebeweſen beſtehe, in den Körper aufgenommen würde. Das war die „Anſteckung.“ Von der Anſteckung bis zum Ausbruch der Krankheit verging dann eine verſchieden lange, aber für die einzelnen Krankheiten immer gleiche Zeit, was man ſich zu erklären ſuchte durch die Überlegung, daß der Menſch bei der Anſteckung nur ſehr wenige der Krankheitskeime in ſich aufnähme, ſo wenig, daß ſie nicht ſofort im ſtande ſeien, den Menſchen krank zu machen. Erſt wenn ſich dann dieſe Keime im Verlaufe von etwa 8—12 Tagen ſo vermehrt hätten, daß ſie durch ihre Menge den Körper, beziehentlich das Blut geradezu überſchwemmten, käme die Krankheit zum Ausbruch.

Da gelang es endlich dem ſeither berühmt gewordenen Kreisphyſikus Robert Koch, eine Methode zu finden, nicht nur zur Sichtbarmachung der an ſich ungefärbten und durchſichtigen ſtäbchen- und kugelförmigen kleinſten Lebeweſen durch Färbung mit Anilinfarbſtoffen, ſondern auch zur Züchtung und Reinkultur derſelben. Er übertrug unter beſtimmten Vorſichtsmaßregeln gegen Verunreinigung kleinſte Teilchen Gewebsſaft aus einem beiſpielsweiſe an Milzbrand erkrankten Organe auf Gelatine, die mit Bouillon verſetzt war, und beobachtete nun die Veränderungen, die an der „Impf“ſtelle vor ſich gingen. So ſtellte es ſich denn bald heraus, daß jedesmal, wenn mit Milzbrandgift auf Gelatine geimpft war, an dieſer ſich die gleichen Veränderungen zeigten und daß jedesmal, wenn er von den auf der Gelatine gewachſenen „Kulturen,“ wie er das nannte, etwas unter das Mikroſkop brachte, dieſelben kleinen Milzbrand„bacillen“ zu ſehen waren. Noch mehr! Wenn er nun kleinere Tiere mit dieſen Kulturen impfte, ſo erkrankten dieſelben ganz unverkennbar an Milzbrand, und wenn er die verendeten Tiere unterſuchte, ſo fand er ſie durch und durch erfüllt mit den Bacillen, die er in ſeinen Kulturen gezüchtet und von denen er nur ſo viel, wie an einer Nadelſpitze Platz hat, auf das Tier überimpft hatte. Dasſelbe gelang ihm mit zahlreichen anderen Krankheiten, die man zu den anſteckenden zu rechnen gewohnt war, nur mit dem Unterſchiede, daß jeder Krankheitspilz auf der Bouillongelatine andere Geſtaltungen annahm, gerade wie ja auch jeder Krankheitspilz den Menſchen in verſchiedener Weiſe krank macht. Es gibt Pilze, die auf der Gelatine wachſen, wie die bekannten Schimmelraſen auf feuchtem alten Lederzeug in Geſtalt rundlicher weißer, ſpäter in der Mitte grün werdender Flecke; andere haben eine gelbe oder rote Farbe, einige machen tiefe Löcher in die Gelatine, andere wachſen in die Tiefe hinein, ſo daß es ausſieht, als hätte man einen weißen oder gelblichen, mit rundlichen Krümeln bedeckten Nagel in die Gelatine geſteckt. Genug, die Form, welche die verſchiedenen Pilze unter dem Mikroſkope zeigen und in der ſie auf der Nährgelatine wachſen, iſt von unendlicher Mannigfaltigkeit und ebenſo verſchieden wie die der Pflanzen untereinander; aber wie dieſe, hat auch wieder jeder Pilz ſeine ganz beſtimmte, ihm eigentümliche Form und Art, auf der Nährgelatine oder einem anderen Nährboden zu wachſen, ebenſo wie jeder ſeine beſtimmten, ihn ganz beſtimmt vor allen anderen kennzeichnenden Wirkungen auf den tieriſchen Körper ausübt, auf den man ihn überimpft.

Dieſe beiden letzten Umſtände geben eine ſichere Handhabe ab zur wiſſenſchaftlichen Unterſuchung der wegen ihrer Kleinheit einzeln gar nicht faßbaren, nur mit den ſtärkſten Vergrößerungen überhaupt ſichtbaren Lebeweſen und ſind die Angelpunkte geworden einer neuen, für die wiſſenſchaftliche Medizin außerordentlich wichtigen Spezialwiſſenſchaft, der Bakteriologie. Sie ſteht allerdings noch in ihren Anfängen, und die praktiſche Heilkunde, ſoweit es ſich dabei um die Heilung einmal zum Ausbruch gelangter bakterieller Krankheiten handelt, d. h. ſolcher Krankheiten, welche auf der Aufnahme und Vermehrung krankmachender Pilze im Blute beruhen, hat bislang noch verhältnismäßig geringfügigen Nutzen aus der neuen Wiſſenſchaft gezogen, aber dennoch läßt das gleichſam im erſten Anlauf bereits Erreichte für die Zukunft noch Großes hoffen, und zwar naturgemäß vor allem auf dem Gebiete der Prophylaxe, d. h. der Verhütung anſteckender Krankheiten. Der Bakteriologie verdankt die Chirurgie den größten Fortſchritt, den ſie in den letzten hundert Jahren gemacht hat. Seit man es weiß, daß alle Wundkrankheiten, Wundfieber, Eitervergiftung, Hoſpitalbrand, Wundroſe, denen früher die Hälfte aller Operierten und Verwundeten und mehr zum Opfer fielen, die Folge ſind des Eindringens von Bakterien in die Wunden und der Weiterwanderung von da aus ins Blut, hat man auch gelernt, die Wunden vor dieſen verderbenbringenden Eindringlingen zu ſchützen. Was früher unmöglich ſchien, daß in einem Krankenhauſe monatelang kein Fall von Wundkrankheiten vorkommt und daß die Wunden ohne eine Spur von Eiter heilen, das iſt jetzt Regel. Schon dieſer eine unendliche Fortſchritt auf dem Gebiete der Chirurgie, der Jahr um Jahr vielen Tauſenden von verwundeten und operierten Menſchen Leben und Geſundheit erhält, genügt, um die hohe Bedeutung der Bakteriologie zu kennzeichnen. Des ganzen Segens der neuen Erkenntnis würde die Menſchheit teilhaftig werden in dem Augenblicke, wo es gelänge, nicht nur auf dem Gebiete der Chirurgie, ſondern überhaupt die bakteriellen Krankheiten, alſo die im gewöhnlichen Leben als „anſteckend“ bekannten Krankheiten zu verhüten.

Dieſe Arbeit beſchäftigt jetzt ungezählte Anhänger der neuen Lehre. Es gilt dabei zu erforſchen, einmal, wo ſich die betreffenden Pilze für gewöhnlich aufhalten, unter welchen Umſtänden ſie hier leben und ſich vermehren, auf welchem Wege und unter welchen Verhältniſſen ſie in den menſchlichen Körper eindringen, ſodann, Mittel und Wege zu finden zu ihrer Unſchädlichmachung oder zur Verhinderung ihrer Weiterverbreitung; denn es wird vorausſichtlich ſchwer halten, die Abtötung der Pilze zu erreichen, ſobald ſie erſt einmal ihren Weg ins Blut gefunden haben und ſich dort vermehren.

Wenn auch die eingehendſte Bekanntſchaft mit den Lebensbedingungen der verſchiedenen Krankheitspilze eine unbedingte Vorausſetzung iſt, um überhaupt gegen ſie einſchreiten zu können, ſo wird ein erfolgreiches Einſchreiten doch nur in dem Falle möglich ſein, wo ſie zugleich einen Angriffspunkt für unſer Handeln erblicken läßt und uns einen Weg zeigt, auf dem man den Pilz ſchon außerhalb des menſchlichen Körpers zerſtören oder wie man ſeinem Eindringen in denſelben, d. h. „der Anſteckung“ wirkſam begegnen könnte. Und da ſtellt ſich denn ſofort heraus, daß bei der durchaus verſchiedenen Lebens- und Vermehrungsweiſe der einzelnen und bei der für jeden anders ſich geſtaltenden Art der Weiterverbreitung jede anſteckende Krankheit andere Verhütungsmaßregeln erfordert. Das Nächſtliegende, die Verhütung der Übertragung, iſt eine weit ſchwierigere Aufgabe, als es auf den erſten Blick ſcheinen mag. Das Maſerngift z. B. teilt ſich fort und fort der von dem Maſernkranken ausgeatmeten Luft mit. Jedes Kind, das noch keine Maſern gehabt hat, nimmt den Krankheitskeim in ſich auf und erkrankt an den Maſern, ſobald es dieſe Luft einatmet. Ähnlich iſt es mit dem Scharlach. In gewiſſer Weiſe iſt Scharlach noch anſteckender, denn es ſind zahlreiche wohlverbürgte Fälle bekannt, wo Briefe die Anſteckung vermittelt haben, Fälle, in denen Scharlach zum Ausbruch kam in Familien, wo eine Anſteckung von Perſon zu Perſon gänzlich ausgeſchloſſen war aus dem einfachen Grunde, weil weit und breit in der fraglichen Gegend ſeit vielen Monaten kein Fall von Scharlach vorgekommen war. Bei näheren Nachforſchungen ergab ſich dann in auffallend vielen Fällen, daß einige Zeit vor dem Auftreten der Krankheit ein Brief oder auch mehrere aus einem befreundeten oder verwandten, aber weit entfernten Hauſe die Nachricht von der Erkrankung oder dem Tode eines Familienangehörigen gebracht hatten. Das unbeachtet fortgeworfene Kouvert des Briefes hatte dann den Kindern als willkommenes Spielzeug gedient und vermutlich die Anſteckung vermittelt.

Die ſchlimmſte aller bacillären Krankheiten iſt die Lungenſchwindſucht, die Tuberkuloſe. Jahraus jahrein hat man ein Siebentel aller Todesfälle auf ihre Rechnung zu ſetzen. Die Langſamkeit, mit der ſie ſich nach erfolgter Anſteckung geltend macht, hat es bisher verhindert, ihren anſteckenden Charakter überhaupt zu erkennen. Aber ſeitdem man den Tuberkelbacillus als die wahre Urſache der Tuberkuloſe mit zweifelloſer Gewißheit erkannt hat, kann man auch den Wegen, auf denen die Anſteckung erfolgt, wenigſtens in vielen Fällen bis zu ihrem Urſprunge nachgehen. Namentlich ſind ſolche Fälle lehrreich, wo eine friſche Wunde die Eingangspforte des Giftes gebildet hat. So ſind z. B. Fälle mitgeteilt, in denen eine Wärterin eines Schwindſüchtigen den mit dem Auswurfe des Kranken gefüllten Speibecher zerbrach und ſich dabei zugleich mit den Scherben desſelben eine kleine Wunde am Finger zuzog. Aus dieſer Wunde entwickelt ſich dann im Laufe von Wochen und Monaten ein ſchlechtes, gar nicht zur Heilung zu bringendes Geſchwür. Im Anſchluſſe daran vergrößern ſich die Lymphdrüſen am Ellbogen und in der Achſelhöhle, und nach Monaten beginnt ein verdächtiger Huſten mit Fieber und allem, was dazu gehört, um den Arzt zu der Überzeugung zu bringen, daß es ſich hier um die beginnende Lungenſchwindſucht handele. In verſchiedenen derartigen Fällen hat dann die mikroſkopiſche Unterſuchung des Geſchwüres die maſſenhafte Anweſenheit von Tuberkelbacillen und damit den untrüglichen Beweis der wirklich erfolgten Anſteckung geliefert. Dieſe Art der Anſteckung gehört natürlich zu den Ausnahmefällen, hat dafür aber den Vorzug, mit der Sicherheit des Experimentes den Nachweis geliefert zu haben, daß wirklich die Tuberkuloſe zu den anſteckenden Krankheiten gehört.

Von allen bakteriellen Krankheiten iſt unſtreitig die Tuberkuloſe die weitaus wichtigſte, und es iſt daher nur natürlich, daß ihr das brennendſte Intereſſe, ſowie die regſte Forſcherarbeit der Gelehrten ſich zuwendet.

Nach den neueſten Unterſuchungen ſcheint es nunmehr feſtzuſtehen, daß der Schwindſüchtige ſelbſt, ſowie ſein Auswurf, ſolange er feucht iſt, nicht die mindeſte Gefahr für die Umgebung, d. h. für ſeine Hausangehörigen und das Wartperſonal bietet, denn der Tuberkelbacillus vermag nicht, aus dem naſſen Auswurf oder von den feuchten Schleimhäuten der Lunge und der Luftwege in die Luft hineinzugelangen. Und dennoch gelangt er ganz regelmäßig in die Luft des Krankenzimmers hinein und zwar direkt mit dem Auswurf. Die viel huſtenden und auswerfenden Kranken pflegen nämlich ihren Auswurf oder wenigſtens einen großen Teil desſelben ins Taſchentuch zu huſten oder direkt auf den Fußboden und die darauf befindlichen Teppiche oder endlich in den bekannten ſandgefüllten Spucknapf zu entleeren. An allen dieſen Stellen trocknet nun der Auswurf bald ein und wird zum großen Teil durch den darübergehenden Fuß, den reinigenden Beſen, das unabſichtliche Reiben und Schütteln des Teppichs bei der Reinigung des Zimmers oder des Taſchentuches beim Gebrauch zu Staub verwandelt. Auch die Tuberkelbacillen des Auswurfs zerſtäuben dabei und ſchweben dann als Stäubchen in der Zimmerluft, aus der ſie nun von den ahnungsloſen Angehörigen wieder eingeatmet werden.

Sind das nicht leere, einer neuen Lehre zuliebe erfundene Hirngeſpinſte?! Läßt ſich dafür ein Schatten eines Beweiſes beibringen? — Thatſachen reden. Dr. Cornet hat durch umfangreiche ſtatiſtiſche Unterſuchungen mit Hilfe des Miniſters Goßler die erſchreckende Thatſache gefunden, daß unter hundert Krankenpflegerinnen (barmherzigen Schweſtern, Diakoniſſen ꝛc.) dreiundſechzig ein Opfer der Tuberkuloſe werden, welche bis zum fünfzigſten Jahre nie weniger als die Hälfte, meiſt aber drei Viertel aller Todesurſachen ausmacht. Während alſo bei der übrigen Menſchheit ein Siebentel an der Tuberkuloſe ſtirbt, erliegen derſelben unter denjenigen, die berufsmäßig und lange dauernd mit Schwindſüchtigen in Berührung kommen, viermal ſoviel, alſo vier Siebentel (63 Prozent). Um nun den Beweis zu liefern, daß wirklich durch den vertrockneten und dann in Staub verwandelten Auswurf der Tuberkelbacillus in die Zimmerluft gelange, hat derſelbe Dr. Cornet die Luft aus Krankenſälen unterſucht, welche von Schwindſüchtigen bewohnt waren. Da zeigte ſich denn ſofort, daß der Tuberkelbacillus ſich faſt ausnahmslos nachweiſen ließ in dem Staube und der Luft derjenigen Zimmer, in denen die Kranken „unrein“ ſpuckten, d. h. nach der altgewohnten Weiſe auf den Fußboden oder ins Taſchentuch. Dagegen gelang es ihm niemals, den Tuberkelbacillus zu erhalten aus der Luft und dem Staube derjenigen von Schwindſüchtigen bewohnten Krankenſäle, deren Bewohner ihren Auswurf ausſchließlich in Speigläſer entleerten.

Dieſe Thatſachen ſind, wie jeder ſofort erkennt, von außerordentlicher Tragweite. Sie ſtellen uns direkt vor die Aufgabe, die Anſteckung an der Tuberkuloſe in allen Fällen zu vermeiden. Es darf in Zukunft nicht mehr vorkommen, daß ein Bruſtkranker ſeinen ihn pflegenden Angehörigen und Wärtern den Keim zu einer tödlichen Krankheit als ein ſchlimmes Erbteil hinterläßt und ſie nach Jahr und Tag nach ſich ins Grab zieht. Es iſt eine heilige Pflicht für jeden längere Zeit Huſtenden — man weiß nie, wann der Auswurf gefährlich wird — beſonders aber für jeden „Bruſtkranken,“ ſeinen Auswurf ſo zu entleeren, daß er nicht eintrocknen kann. Im Hauſe ſoll er alſo nie anders als in ein Speiglas aushuſten, welches außerhalb des Hauſes in die Schwindgrube oder in die (ſtets feuchte) Goſſe ausgeſchüttet wird. Die Familienmitglieder haben zum eignen Schutze den Kranken an dieſe ſeine Pflicht nicht nur zu mahnen, ſondern mit rückſichtsloſer Strenge dazu anzuhalten und dürfen unter keinen Umſtänden dulden, daß der Kranke dazu ſein Taſchentuch gebraucht oder auf den Fußboden ſpuckt. Der Fußboden des Krankenzimmers darf aus begreiflichen Gründen ſtets nur naß gereinigt, alſo nicht gefegt werden. Eine Verlegenheit entſteht nun für den gewiſſenhaften Kranken ſofort, ſobald er aus dem Hauſe tritt. Nirgends, weder in der Kirche noch im Theater, weder im Wartezimmer noch in der Gaſtwirtſchaft iſt der Anſteckungsgefahr Rechnung getragen, welche den hier Verkehrenden von dem vom Fußboden aus verſtäubenden Auswurf Schwindſüchtiger droht. Die letzteren ſind an ſolchen Orten geradezu gezwungen, wiederum zum Taſchentuch zu greifen oder auf den Fußboden zu huſten und dann zu ſehen, wie der auf den Fußboden entleerte Auswurf in kurzer Zeit zu Staub zerrieben wird. Und welch ein Staub herrſcht da oft! Es läßt ſich leicht einſehen, daß eine derartige, dem allgemeinen Verkehre gewidmete Räumlichkeit für weniger widerſtandsfähige Naturen ſehr gefahrbringend werden kann, wenn dort zufällig gleichzeitig mehrere Bruſtkranke dauernd verkehren und ihren Auswurf entleeren. Abhilfe wird hier erſt zu ſchaffen ſein, wenn dieſe Verhältniſſe und die in ihnen liegende Gefahr zum allgemeinen Bewußtſein gelangt ſind. Dann wird man ſich nach Schutzmaßregeln umſehen gegen die Bruſtkranken. Indes auch die letzteren haben ihre Pflichten und dürfen durch ihr Verhalten anderen Menſchen nicht Gefahren bereiten. Der bekannte Sanitätsrat Dr. Dettweiler in Falkenſtein im Taunus (Sanatorium für Bruſtkranke) hat auf dem achten Kongreß für innere Medizin einen ſehr beachtenswerten Vorſchlag gemacht, der bei außerordentlicher Einfachheit allen Anforderungen gerecht wird. Er hat (durch Gebrüder Nölle in Lüdenſcheid, zum Preiſe von 3 Mark) ein „Taſchenfläſchchen für Huſtende“ herſtellen laſſen, welches nach Art der bekannten Tintengläſer der Poſtboten ſo eingerichtet iſt, daß es, zur Hälfte mit einer Flüſſigkeit angefüllt, ohne Verſchluß und ohne irgend eine beſondere Vorrichtung ohne weiteres in die Taſche geſteckt werden kann, einerlei ob aufrecht oder ſeitwärts geneigt oder auf dem Kopfe ſtehend. Sicherheitshalber iſt indes doch noch ein leicht zu ſchließender Deckel angebracht, ſowie eine Öffnung zur Entleerung des Fläſchchens. Daſſelbe hat einen Inhalt von 85 Kubikcentimeter und läßt ſich leicht in jeder Taſche unterbringen, da es auch nicht mehr Raum als ein Portemonnaie oder eine Schnupftabaksdoſe einnimmt. Durch das Dettweilerſche Taſchenfläſchchen iſt auf eine überraſchend einfache Weiſe die von einem Huſtenden ausgehende Anſteckungsgefahr gründlich beſeitigt. Für jeden Huſtenden iſt es ein unabweisliches Gebot der Pflicht gegen ſeine Umgebung, ſich eines ſolchen Fläſchchens zu bedienen und das unreinliche und ekelerregende Huſten ins Taſchentuch oder auf den Fußboden ein für allemal zu unterlaſſen.

Wir ſind am Ende und ſehen wieder einmal, daß das Volksbewußtſein, welches ſeit langer Zeit die Schwindſucht zu den anſteckenden Krankheiten rechnete und als ſolche fürchtete, in ſeinem dunklen Drange das Richtige getroffen hat. Nachdem nun die Wiſſenſchaft durch die weitſchichtigſten Unterſuchungen Schritt um Schritt dieſe Ahnung zu einer unumſtößlichen Gewißheit erhoben hat, erwächſt uns aus dieſer neuen Erkenntnis auch ſofort eine neue Pflicht, welche ſich zuſammenfaſſen läßt in den Satz: Es darf nicht mehr vorkommen, daß ein Schwindſüchtiger ſeine Krankheit auf Geſunde überträgt.

## Non cras sed hodie.

Novelle von Adolf Schmitthenner.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Der andere Brief zeigte die ungeübte Handſchrift eines Knaben.

„Lieber Bruder Felix!

Die Mutter hört nicht auf zu weinen, ſeit Du fort biſt. Sie hat mich geheißen, Tinte und Feder zu holen, und will mir ſagen, was ich Dir ſchreiben ſoll. —

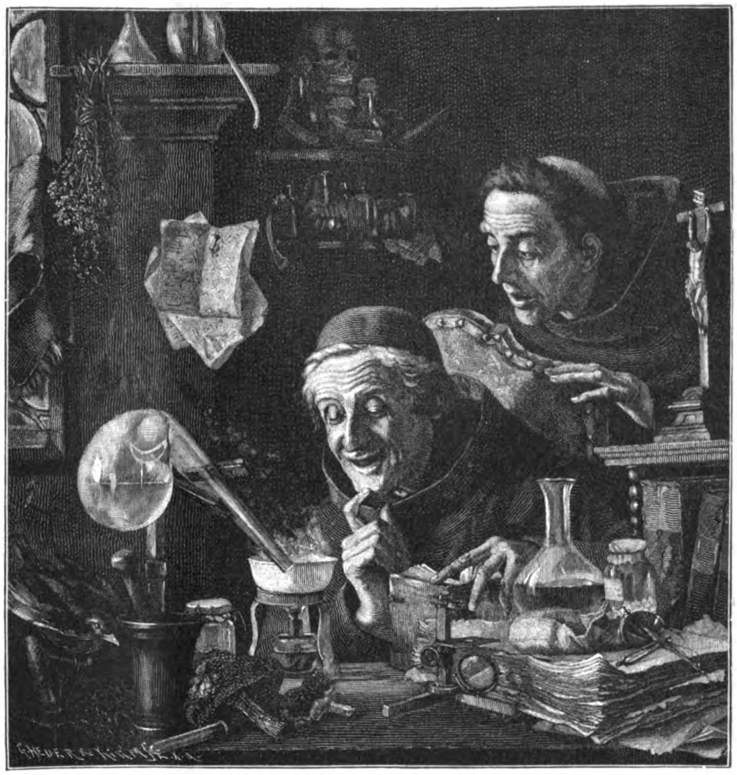
Kind! Geſtern wollte ich's ſelber thun, aber die Buchſtaben ertrinken in meinen Thränen. — Kind, kehre zu Deiner Mutter zurück. Als ich Dich geboren hatte, wünſchte ich zu ſterben; als ich Deine Augen ſah, betete ich um mein Leben. Verläſſeſt Du mich, ſo fluche ich der Erhörung. Wer hat mehr für Dich gethan, die Hexe Maria oder Deine Mutter? Was habe ich Dir verſagt? Als Du noch klein warſt und meine Haare noch ſchwarz, haſt Du Dich darangehängt, und ich habe Dich durch die Stube getragen, wie viel hundert Male! Dann biſt Du groß geworden und ſchön, und das Herz hat mir im Leibe gejauchzt, wenn ich Dich anſah; die Mädchen hatten Dich gern, und ich lachte, wenn ſie über Dich klagten, gab ihnen Geld und ſagte: ſchweiget ſtill! Und wenn die Männer über Dich fluchten, zog ich Dich in der Kammer an mein Herz, küßte Dich und ſagte: Du wirſt Deinem Vater gleich! Felix, was thuſt Du bei denen dort? Du biſt kein Pole! Deiner Mutter iſt dieſes Volk fremd geworden, und dein Vater —

Als wir verkleidet aus Warſchau flohen, weißt Du noch, wie ſie dahingen über dem Gefängnisgitter, die ſchmählich gemordeten Offiziere der Kaiſerin? Die Augen ſtier und gräßlich groß, die Lippen blau und über die Zähne gezogen, der Mund weit offen, die Haare wirr übers Geſicht, die Kleider kotig und zerfetzt. Zu einem führte ich Dich hin und ſagte: Felix, hier! Du ſahſt mich verwundert an und dann den Toten. Auf einmal zitterteſt Du und beugteſt Dein Knie und küßteſt die blutige Hand, von der die Haut hing. Felix, willſt Du für ſeine Mörder fechten? Kind, komm zurück! Ich will vor Dir knieen, wie Du vor Deinem —, vor dem Manne am Gitter knieteſt, und will Deine Hand küſſen und ſagen: Du biſt mein Herr! Kommſt Du nicht bald, ſo werde ich blind ſein, wenn Du kommſt; aber auch dann noch preiſe ich ſelig meine toten Augen, wenn nur Du Deine Hand drauflegſt!

Lieber Bruder! Ich habe eine Zeitlang gewartet, aber die Mutter weint immer zu und ſagt nichts mehr. Ich wollte, ich wäre drei Jahre älter; dann käme ich ſelbſt ſtatt dieſes Briefes, nicht um Dich zu holen, ſondern um mit Dir zu reiten und mit Maria. Grüße Maria! Ich ſchicke Dir hier die goldene Kette mit ihrem Bilde. Es iſt unrecht von Dir, daß Du mein Eigentum willſt, denn ich habe Bild und Kette im ehrlichen Spiel ihr abgewonnen, und Du ſiehſt ſie ſelber alle Tage und kannſt Deine beiden Arme zur Kette machen. Aber Du ziehſt in den Krieg für das Vaterland, wie ſie ſagen, da will ich Dir nichts abſchlagen; wer weiß, vielleicht ſchützt Dich ihr Bild vor preußiſchen Kugeln und ruſſiſchen Lanzen. Denn Maria iſt eine Heilige. Vielleicht würde ich doch das Bild nicht ſchicken! Aber ſie will's ſo haben, und ihr kann ich nichts verweigern. Hüte Maria, daß ihr nichts Böſes geſchieht! Und wenn der Krieg aus iſt, gib mir das Bild wieder! Denn dann brauchſt Du's nicht mehr. Dann habt Ihr wohl Hochzeit? Ich will die Kette tragen, wenn wir die Fackel ſchwingen vor Euch her und unſers Hauſes Spruch jauchzen: Non cras sed hodie.

Der Thadde, der Dir dieſen Brief bringt, will bei Euch bleiben, und die beiden wilden Brüder, die bei ihrer Mutter in der Hütte am Teiche wohnen, wollen auch zu Euch ziehen. Die rote Rocinka, das Mädchen des älteren, die Dir einmal mit dem Rechen zwei Löcher in den Kopf ſchlug und dafür gepeitſcht worden wäre, wenn Du ſie nicht losgebeten hätteſt, die will zu der alten Mutter an den Teich ziehen. Ich habe mein Geld unter Thadde und die beiden Brüder verteilt. Die Brüder gaben, was ſie bekamen, der Rocinka für ihre Mutter. Siehſt Du, es würde mir beſſer gefallen, wenn Maria wie

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Die Goldmacher. Nach dem Gemälde von Otto Goldmann.

Rocinka thäte. Anſtatt mit Dir zu reiten, ſollte ſie unſerer Mutter die Thränen trocknen, die ſie um Dich weint, und mit ihr für Dich zu den Heiligen beten. Vorgeſtern kam ein Brief von unſerm Vater. Es gefällt ihm ſehr gut bei den Öſterreichern, und er hofft, daß wir alle einmal öſterreichiſch werden. Er hat im Spiel viel Geld gewonnen. Der Mutter hat er einen Pelz geſchickt, dem heiligen Nikolaus in der Kirche einen neuen Mantel und jedem von uns Brüdern einen Siegelring mit Wappen und Deviſe. Er iſt ſehr froh, daß er fern von Lärm und Gefahr iſt. Wäre er nicht entronnen, ſo hätten ſie ihn aufgehängt, wie die Ruſſen. Und was hat er ihnen gethan? Er hat Geld von der Kaiſerin genommen, wie faſt alle Edelleute; wer von den Lumpen in Warſchau würde keins nehmen? Ich weiß nicht, wem ich recht geben ſoll, der Mutter, welche die Ruſſen liebt, oder dem Vater, welcher jetzt die Öſterreicher lieb hat, oder Dir und Maria, die Ihr das polniſche Vaterland liebt. Ich wollte, der Krieg dauerte, bis ich mich zu entſcheiden alt genug bin. Einſtweilen zöge ich am liebſten mit den Patrioten, weil Maria und Du dort ſind.

Ich habe Dir einen langen Brief geſchrieben, ſo lang, daß die Mutter darüber das Weinen vergeſſen hat und eingeſchlafen iſt. Ich habe die Lena gerufen, wir haben ſie leiſe geweckt und miteinander in die Kammer geführt, wo Lena ſie zu Bett brachte. Sie ſchlief ſchon wieder, als ich ihr die Hand küßte. Sie wachte darüber auf und ſagte: ‚Biſt Du's, Felix? — Ach, du biſt's!‘ Dann zog ſie die Hand zurück und wandte ſich um. Ich weiß wohl, meine Mutter liebt mich nicht. Ach Gott, und ich weiß auch, weshalb! Weil ich Stanislaus heiße, wie unſer Vater, oder vielmehr wie mein Vater. Denn mein Vater iſt der Deine nicht. Das hat mir die Lena vorhin erzählt. Ich weiß jetzt alles. Du biſt älter, als ſie ſagen und als auf unſerm Stammbaum ſteht. Der Vater hat die Mutter doch geheiratet, weil die Kaiſerin es ihm durch den König befehlen ließ, und die Mutter hat den Vater genommen, weil ſie ſonſt ins Kloſter gemußt hätte. Aber ſie liebte ihn nicht, ſondern einen, den die Kaiſerin auch lieb hatte. Die Lena hat mir auch geſagt, daß von Rechts wegen von dem ganzen Erbe kein Strohwiſch Dir gehöre, ſondern alles mir, und daß ich Dich einmal aus dem Hauſe jagen müſſe. Ich mußte lachen. Ich Dich aus dem Hauſe jagen! Ich ſchicke Dir ja das Liebſte, was ich habe, Marias Bild und Kette. Wir wollen uns lieb haben als rechte Brüder, wenn wir auch nur Stiefbrüder ſind. Als ich Dich bat: ‚Bleibe noch bis morgen,‘ küßteſt Du mich und ſagteſt: ‚Non cras sed hodie!‘ Wann wir uns wiederſehen? Und wo? Wer weiß es? Auch wenn ich ſchon in Krieg ziehen könnte, muß ich jetzt nicht unſerer

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Mutter Rocinka ſein? Wenn der Vater recht hat und wir öſterreichiſch werden, ſind wir dann nicht Feinde, Du und ich? Aber wie wir uns auch treffen mögen, ich bitte Dich, küſſe mich dann wieder und rufe mir wieder zu: ‚Non cras sed hodie.‘ Das ſoll mir das Zeichen ſein, daß Du trotz allem und allem mein Bruder bleiben willſt.

In getreuer Liebe Stanislaus.“

Nachdem ich die beiden Briefe mir vorgeleſen hatte, ſtand ich auf und ſah zum Fenſter hinaus. Es war eine wilde Nacht. Der Föhn fuhr heulend durch die Gaſſen und Winkel des engen Städtleins, in der Nachbarſchaft ſchlugen Fenſterläden an, die Thüre des Pfarrgartens ging langſam knarrend auf und ſchlug mit Getöſe zu, um wieder in geheimnisthueriſcher Grämlichkeit mit ihrem Knarren zu beginnen. Jetzt, jetzt fällt ſie wieder zu, ſagte ich mir, und zählte den lang aushaltenden Atem der Krächzenden aus, und doch ſchreckte ich jedesmal zuſammen, wenn der dröhnende Schlag erfolgte. Hinter dem Hauſe ſtand der Vollmond; über den Himmel zogen fahl durchſchimmerte Wolkenfetzen eilig dahin, verlangenvoll ausgreifend nach der nächtlichen Weite, hinter ihnen her dunkle Ballen, denen auf Erden gigantiſche Schatten folgten. Ich ſah hinauf und erblickte eine jugendſchöne Reiterin, in dunklem Gewand mit den Wolken dahinjagend auf falbem Roß. Die Ärmel des Dolmans und die ſchwarzen Locken flatterten im Winde. Sie ſah lachend zurück, die weißen Zähne blitzten und die Augen ſtrahlten. Und hinter ihr her reitet auf ſchwarzem Renner ein Jüngling, ſchlank und groß. Den Arm ſtreckt er nach ihr aus; ſie winkt ihm, er beugt ſich vor, die Hand zu faſſen. Da ſind ſie beide dahin in die Luft, in die Nacht. — Ihr hofftet in den Sieg, in die Freiheit zu reiten, und euer Ritt endet im Elend. Gott weiß, wohin euch der nächtliche Sturm getragen! Wie war doch der Vater, der die Öſterreicher lieb gewann, ſoviel klüger als ihr! Armer Stanislaus! Biſt du denen nachgezogen, an welchen dein Herz hing, ins Verderben hinein? Haſt du ſie aus dem Elend errettet und dir die Kette wieder gewonnen mit Marias Bild und haſt ihnen am Hochzeitsabend die Fackel geſchwungen? Armer Junge, dein Herz hing an ihr! Oder ſeid ihr euch als Feinde begegnet? Oder hat das Schickſal euch auseinandergeworfen, wie die Fetzen eures Vaterlandes, ohne daß ihr jemals die brüderlichen Zeichen tauſchtet, den Kuß und den Zuruf: „Non cras sed hodie!“ Arme Mutter! Dein Liebling hat dir nicht die Hand auf die erſtorbenen Augen gelegt und niemand hat dir geholfen, deine Söhne zu beweinen! Wie viel glücklicher doch als du war deine geringſte Magd, das Mütterlein in der Hütte am See! Rocinka küßt ihr die Thränen von den Wangen und betet mit ihr um das Seelenheil der gefallenen Söhne.

Lange ſtand ich ſo am Fenſter. Da fuhr ich jäh aus meinen Träumen. Ein langgezogenes Heulen und Wehklagen erſcholl hinter dem Hauſe. Das war der Wind nicht, das war eines Menſchen Stimme. Ich hatte ſie ſchon einmal gehört. Hinter dem Pfarrgarten ſteht der alte Turm. Ich wußte, von wem die Töne kamen. Schaudernd zog ich den Laden vor und ſchloß das Fenſter.

Der alte Turm und ſein unheimlicher Wächter ſtanden mir wieder lebendig vor der Seele. Am Fuße des Turmes wurde der Beutel mit den Briefen gefunden; das Bild mit der Kette muß wohl auch einmal dort geweſen ſein! Und der blödſinnige Wächter iſt der Zeuge deſſen geweſen, was dort geſchehen iſt. Wie aber kommt die Deviſe: „Non cras sed hodie“ in ſeinen Mund? Ich beſchloß, am folgenden Tage in dem alten Turme nachzuforſchen.

In der Stube auf und nieder gehend, beſann ich mich, auf welche Weiſe ich dies am beſten thun könne. Da fiel mir ein, daß möglicherweiſe die Kirchenbücher über das Ereignis am alten Turme Auskunft geben dürften; wußte ich doch, daß die Geiſtlichen einer früheren Zeit, in der es noch keine gedruckten Formulare gab, mit ihren kirchlichen Einträgen eine Ortschronik zu verbinden pflegten. Dieſer Gedanke ließ mir keine Ruhe; ich beſchloß, ſofort Nachſchau zu halten, obgleich die dritte Morgenſtunde nicht mehr fern war. Ich ging mit der Lampe hinunter in die Studierſtube, wo die Kirchenbücher auf dem unterſten Fache der größten Bücherregale in Reih und Glied nebeneinander ſtanden. Ich nahm den Band, in welchem die Sterbefälle eingetragen waren, und ſchlug das Jahr 1796 auf. Richtig, nach kurzem Blättern hatte ich gefunden, was ich ſuchte. Unter dem Datum vom 17. Oktober des genannten Jahres fand ſich der Eintrag: „Anonymus, Leutnant im franzöſiſchen Regiment ‚Huſars d'Auvergne,‘ iſt am 15. Oktober bei einem Scharmützel mit den kaiſerlichen leichten Reitern, genannt Kroaten, vulgo Rotmäntel, verblieben und am 17. ejusdem, obgleich vermutlich katholiſchen Glaubens, unter Glockengeläute und erbaulichen Geſängen der Schuljugend allhier auf dem Friedhofe in der Reihe beerdigt worden. Leichentext: Siehe, es iſt nur ein Schritt zwiſchen mir und dem Tode. 1. Sam. 20, 3.“

An dieſen Eintrag ſchloß ſich eine längere Notiz an, die ſich auf den obenſtehenden Todesfall bezog. Das Herz klopfte mir vor Erwartung, als ich das Buch in meine warme Stube trug, um daſelbſt mit Muße zu leſen, was der Pfarrer beigefügt hatte.

Die Notiz lautete:

„Am 13. Oktobris früh war ich in die Weinberge gegangen, um meinen Parochianen Glück in den Herbſt zu wünſchen. Da kam der Ritterbote den Berg heraufgeſprungen und ſchrie: die Franzoſen kommen. Wir ließen alles liegen und ſtehen und eilten ins Städtlein. Ich ging ins Schloß zum alten Freiherrn. ‚Wir müſſen ihnen das Thor öffnen,‘ rief er mir zu, ‚aber ſie werden nicht lange bleiben, ich habe einen Reitenden zu den Öſterreichern nach Schwaigern geſchickt.‘ Ich eilte darauf heim, zog mein Amtskleid an und beſtellte den Schulmeiſter mit den Kindern an das Südthor. Dort trafen wir auch den gnädigen Herrn. Bald kamen die Franzoſen herangeritten, auf mageren Gäulen, elend und abgemattet von der Flucht vor dem Erzherzog Karl. (Gott ſegne dieſen Gideon!) An der Spitze ritten die Offiziere. Der Freiherr trat vor den hin, welcher der oberſte ſchien, und hielt eine würdige Anſprache in franzöſiſcher Zunge, worin er Leben und Eigentum der Einwohner dem Edelmut des Feindes befahl. Auf meinen Wink ſtimmte jetzt der Schulmeiſter das Lied an:

Aller meiner Brüder Rechte
Sollen, Gott, mir heilig ſein.

Weiter kam er nicht, denn ein wüſter Kerl ritt unter greulichen Flüchen mit geſchwungenem Säbel mitten unter die Kindlein hinein, daß ſie heulend flohen. Der Oberſt rechnete darauf dem gnädigen Herrn vor, wieviel Brot und Wein, Heu und Hafer, Pferde und Wagen das Städtlein bis zum anderen Mittag zu liefern habe; zuletzt nannte er noch ſechstauſend Gulden. Nun trat ich mit einem leiſen Stoßgebetlein heran und hielt dem Oberſten vor, daß das Städtlein bereits dreimal in dieſem Jahre Kontributionen geleiſtet habe, und daß, auch wenn wir alle nachher betteln wollten, wir das Verlangte nicht beibringen könnten. ‚Gut,‘ erwiderte mit höflichem Lächeln der Oberſt, ‚ſo laß ich meine Huſaren plündern.‘ Da ritt aus dem Haufen der Offiziere jemand herbei; mit Erſtaunen ſah ich, daß es ein Frauenzimmer war, gekleidet à la polonaise, mit langen, ſchwarzen Locken und ſehr ſchönem Angeſicht. Sie und der Oberſt redeten leiſe miteinander, worauf er ſich zu uns wandte und ſagte: ‚Meine Herren, bedanken Sie ſich bei Madame, ich fordere von allem die Hälfte.‘ Ich machte vor der Dame mein Kompliment. Die Huſaren ritten darauf auf den Marktplatz. Ich fragte einen Soldaten, wer die Reiterin ſei. Er lachte und ſprach: ‚C'est l'amie du colonel, c'est l'amie de tous!“ Kaum war ich ins Pfarrhaus zurückgekehrt, als mich ein Bote ins Schloß rief. Vor dem Thore fand ich meinen gnädigſten Patron in erregtem Wortwechſel mit dem franzöſiſchen Oberſten. Als ich herzutrat, rief er mir auf deutſch entgegen: ‚Er will, daß das Weibsbild mit ihm bei mir im Quartier liege, das iſt eine Beſchimpfung meiner Frau und meiner Töchter.‘ Dann fuhr er zum Oberſt gewendet franzöſiſch fort, indem er auf mich wies: ‚Madame wird bei dieſem Herrn hier wohnen.‘ Er nahm mich darauf auf die Seite und ſagte zu mir: ‚Ehe Ihr Eure Liebſte heimholet, werden doch die Stuben im oberen Stock neu geſtrichen.‘ Darüber kam das Weib herangeritten, neben ihr ein ſchöner, junger Offizier, der aus dem Sattel ſprang und ihren Steigbügel faßte. Dem Oberſten, der in den Hof zu einer Gruppe Offiziere getreten war, mochte das eifrige Geſpräch zwiſchen den beiden nicht gefallen: ‚Herr Leutnant!‘ rief er. Der Offizier ging in den Hof, und ich hörte, wie ihm die Wache für die Nacht übertragen wurde. Mit hochrotem Geſicht kam er zurück; ich ſah, wie die anderen Offiziere hinter ihm drein lächelten. Die Dame wollte an ihm vorüber in den Schloßhof reiten. Da trat der Freiherr raſch an ſie heran und ſagte, auf mich weiſend: ‚Madame folgt dieſem Herrn hier,‘ ging in den Hof und ſchlug das Thor zu. Das Weib wurde rot und riß haſtig ihr Roß herum, dann ſagte ſie zu mir auf deutſch: ‚Führen Sie mich, mein Herr!‘

Während ich neben der Reiterin einherſchritt, ſprengte der ſchwarzhaarige Offizier, der ſeinen Gaul wieder beſtiegen hatte, hinter uns her, und der Dame zur Seite reitend, redete er mit heftiger Stimme in einer Sprache, die ich nicht verſtand, in ſie hinein. Sie zuckte die Achſel, lachte laut auf, ſchüttelte den Kopf und gab ihrem Begleiter mit der Reitpeitſche einen Schlag über die Schulter. Dann ſpornte ſie ihren Rappen zum Galopp und ſprengte bis an die Kirche vor, wo ſie auf mich wartete. Wie ſie ſo vor mir hielt, beſtändig lachend und die ſchwarzen Locken ſchüttelnd, erſchien ſie mir ſchön wie Thirza, lieblich wie Jeruſalem, ſchrecklich wie Heerſpitzen. Ich drehte meinen goldenen Fingerreif und dachte fürbittend an meine liebſte Braut. Der Offizier hielt an der Linde vor dem Schloßhofe und ſah traurig nach der Dame herüber. Dann wandte er ſein Roß um und ritt langſam die Stadt hinauf.

Ich kampierte die Nacht bei dem Schulmeiſter.

Etwa zwei Stunden vor Tag wurden wir durch die Sturmglocke auf dem alten Turme geweckt. An der Stadtmauer knallten Schüſſe. Auf der Straße wurde es lebendig. Als ich hinaustrat, wurde Reveille geblaſen, die Franzoſen zogen eilends die Gäule aus den Ställen und ſammelten ſich auf dem Marktplatze. Als ich vor das Pfarrhaus kam, fand ich Madame bereits zu Pferde. Der Oberſt ſprengte gerade herbei. ‚Wir müſſen fort,‘ rief er. ‚Der Erzherzog iſt nah. Die Kroaten des Vortrapps wollten uns überfallen. Aber die Wache war wacker; ſie ſind zurückgeſchlagen!‘ — ‚Haben wir Verluſte?‘ fragte ſie. — ‚Einer blieb,‘ ſagte er, ritt nahe an ſie heran, ſah ihr ſteif ins Geſicht und nannte einen Namen. Sie wurde todesbleich und wankte im Sattel. Er hielt ſie aufrecht. Sie zitterte in ſeinen Armen wie ein Wild im Netz des Jägers. Dann wurde ihr Leib ſtill, mit geneigtem Haupte ſaß ſie da. ‚Es iſt Zeit,‘ ſagte jetzt der Oberſt, ‚vorwärts!‘ Sie wandte ſich nach mir, zog einen Beutel aus der Taſche, gab ihn mir und ſagte: ‚Begrabet den Gefallenen, und für den Reſt —‘ Da gab der Oberſt ihrem Pferde einen Schlag, daß es ſich aufbäumte, und ſie ſprengten miteinander den Hügel hinab. Eine Viertelſtunde ſpäter war kein Franzoſe mehr im Städtlein. Ich ging nun hinauf nach dem alten Turme. Ich fand den Gefallenen hinter demſelben im Stadtgraben. Es war der Offizier, der ſich tags zuvor unter der Schloßlinde mit des Oberſts Freundin verzürnt hatte. Im Geſicht, an den Armen und am Halſe trug er mehrere Hieb- und Stichwunden und die Hirnſchale war ihm eingeſchlagen. Die Kroaten hatten ihn ausgeplündert. Weder Geld noch Uhr trug er bei ſich. Um den Hals ſchlang ſich ein lederner Riemen, deſſen Enden auf der blutigen Bruſt feſtklebten. Der Beutel, der daran gehangen, war abgeſchnitten. Ich ließ dem Franzoſen ein ſtattliches Begräbnis herrichten. Den Reſt des Geldes verteilte ich unter ſeine Landsleute, die bald darauf in langen Zügen gefangen durch das Städtlein geführt wurden. Gott leite den Adlersflug des Erzherzogs von Sieg zu Sieg und beſchere unſerm ſeufzenden Vaterlande den edlen Frieden!“

Ich war bewegt, als ich zu Ende geleſen. Es war ein barmherziges Schickſal — ſo waren meine Gedanken —, daß der eine, der bleiben ſollte, du geweſen biſt, Felix. Geſegnet ſei der alte Turm, daß er zur Klippe wurde, an der das verſchlagene Schifflein ſcheiterte und das ruheloſe Herz zur Ruhe kam. Dann dachte ich an Maria, und bei allem Grauen vor der dämoniſchen war mir's doch eine ſüße Vorſtellung, daß möglicherweiſe das ſchöne Weib in dieſem Zimmer geruht habe.

Ich hatte mich zu Bett gelegt und ſuchte den Schlaf. Aber ſei es, daß ich zu erregt war, ſei es, daß des Sturmes Geheul die Sinne nicht zur Ruhe kommen ließ, ich konnte den Schlaf nicht finden. Jedesmal, wenn ich im Einſchlummern war, ſchreckte mich der dröhnende Aufſchlag der Gartenthüre, ſo daß ich zuſammenfuhr und wieder völlig wach wurde. Schließlich ergriff mich eine Aufregung, daß ich mich im Bette nicht mehr zu laſſen wußte. Ich kleidete mich an, entzündete ein Licht, ging hinunter in den Hausgang. Der Schlüſſel ſteckte von innen in der Hausthüre. Ich ſchloß auf und ging hinaus in den Hof, um die Gartenthüre mit einem Schnurende, das ich mitgenommen hatte, in ihrem Schloſſe feſtzubinden. Der Mond war untergegangen; es war finſtere Nacht, rechts vom Hauſe zeigte ſich eine leiſe Helle am Himmel. Es ging auf fünf Uhr. In einigen Häuſern brannten Lichter.

Der kühle Wind that mir gut. Ich atmete ihn in tiefen Zügen ein, dann ging ich an den Brunnen und wuſch mir Stirn und Hände in dem eiskalten Waſſer. Das Geräuſch eines ſich öffnenden Thores ließ mich aufſchauen. Der helle Schein einer großen Laterne fiel die Flucht der Straße her auf mich zu. Er kam von dem Gaſthauſe, das etwa fünfzig Schritte weiter unten lag. Ein Wagen wurde aus dem Hofe auf die Straße geſchoben, ein zweiter ſtand angeſpannt vor dem Hauſe; man hörte das Scharren und Stampfen anderer Pferde, die wohl aus dem Stalle in den gepflaſterten Hof geführt wurden.

Es ſind die Komödianten, ſagte ich mir, ſie brechen frühe auf. Als ich mir Stirn und Hände mit meinem Taſchentuche getrocknet hatte, wandte ich mich dem Garten zu, um mein eigentliches Vorhaben auszuführen.

Ich hatte nach einigem Taſten die Thüre gefunden, deren Riegel und Falle nicht mehr feſthielten, und war damit beſchäftigt, ſie an ihren Pfoſten feſtzubinden. Jetzt war ich fertig und ſah in den Garten hinein. Die hohe, dunkle Finſternis dort hinten, die doppelt ſo ſchwarz ſchien als die übrige Nacht, mußte der alte Turm ſein. Es war jetzt ſtill dort oben. Aber nein! Der Alte mußte ſich auf der Galerie befinden. Ich hörte deutlich den ſchlürfenden Schritt, dann das Lallen und Kichern, Stöhnen und Klagen, wovon ich mir das grauſe Gemiſch, das mich an jenem Frühlingstage in meiner Knabenzeit entſetzte, hundertmal in der Erinnerung erneuert hatte. Es wurde ſtill; dann auf einmal der wilde Ruf: „Non cras sed hodie!“

Ich wußte, daß jetzt der Anfall vorbei ſei, und wollte mich ins Haus zurückziehen. Da hörte ich zweimal hintereinander rufen: „Felix, Felix!“ Es war mir, als ob ich träume; ich traute meinen Sinnen nicht. Ich ſtand und lauſchte mit angehaltenem Atem. Wieder rief es, ganz in der Nähe, es mußte zwiſchen dem Garten und dem Turme ſein: „Felix, biſt du dort oben?“

Das Wort erſchütterte mich, daß ich faſt in Thränen ausgebrochen wäre. Aber nur einen Augenblick dauerte die Bewegung in meiner Bruſt; dann ging ich mit feſten Schritten durch den Garten dem alten Turme zu.

Noch ehe ich das Geländer erreicht hatte, trat ich in den Schatten des hochragenden Gemäuers und ſchritt nun in völliger Finſternis dahin, bis die Pfähle mir Halt geboten. Im Nu hatte ich ſie überſtiegen und ging in derſelben Richtung weiter. Ich hörte taſtende Schritte vor mir und hemmte meinen Fuß, um zu lauſchen. Ein Menſch ging auf den Turm zu. Jetzt mußte er ihn erreicht haben. Ich hörte, wie er mit der Hand an der Mauer hingriff; er ſuchte offenbar die Thüre. Jetzt hatte er ſie gefunden. Sie war unverſchloſſen. Krächzend ging ſie auf und fiel mit dumpfem Schalle wieder zu. Dann wurde es ſtill.

(Schluß folgt.)

# Der Schmied von Gretna-Green.

Von Ernſt Schubert. (Abdruck verboten.)

(Zu dem Bilde von H. Kretſchmer, Seite 61.)

Wenige Jahrzehnte iſt es her, daß in England, wenn der Name Gretna-Green genannt wurde, die Herzen unglücklich Liebender raſcher ſchlugen, ihre Augen heller flammten, und ſehnſüchtige Seufzer ihre Bruſt ſchwellten. Unter dieſen unglücklich Liebenden ſind freilich ſolche zu verſtehen, die eigentlich „glücklich“ liebten, da ſie für ihre Neigung die zarte Erwiderung gefunden hatten, deren heißen Wünſchen ſich aber unüberwindliche Schranken entgegenſtellten. Was fragt die jugendliche Leidenſchaft nach den Rückſichten, die das gereifte Alter kennt, nach Unterſchieden in Rang, Stand und äußeren Glücksgütern, nach politiſchem, religiöſen oder geſellſchaftlichen Widerſtreite, nach altem Familienhader, der von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich forterbt? Wo ernſte Väter, fürſorgliche Mütter, geſtrenge Vormünder unüberbrückbare Klüfte erblicken, da ſieht die vom ſüßen Rauſch umfangene Liebe nur engherziges Vorurteil — und ihm ſollte ſie ſich blindlings beugen? Erwieſen Bitten, Thränen und Beſchwörungen ſich nutzlos, ſcheiterten auch Trotz und Auflehnung am unerſchütterlichen Widerſtande, ſo blieb den Liebenden als letztes Hilfsmittel die Flucht nach Schottland, die Trauung in Gretna-Green. Allerdings war hierbei große Vorſicht von nöten. Um den Argwohn einzuſchläfern, mußte man ſich ſtellen, als habe man ſich in den harten Spruch gefügt. Der Jüngling ſchien in lärmenden Zechgelagen, bei Jagd und Spiel oder gar anderer Tändelei den erſten flüchtigen Liebestraum vergeſſen zu haben, und ſie mußte desgleichen thun, anſcheinend den Bewerbungen des von den Eltern begünſtigten Freiers ein freundliches Ohr leihen, mit den Geſpielinnen lachen und ſcherzen. Im Geheimen aber ward alles zur Flucht vorbereitet, und ſobald die verabredete Stunde kam, ſchlich die zitternde Maid beiſeite, zu jener Stelle hin, wo der Geliebte mit ſeinem Wagen harrte, und fort ging es über Stock und Stein, in raſender Haſt, der ſchottiſchen Grenze zu. Wehe, wenn bei der tollen Fahrt ein Rad oder die Achſe brach und nicht gleich ein anderes Gefährt zur Stelle war. Bald haben die rachedürſtenden Verfolger die Flüchtigen ereilt, und mag auch der Jüngling mit der Waffe ſich und die Geliebte verteidigen, ſchnell iſt er von der Übermacht überwältigt und bleibt blutend am Wege liegen, indeſſen die ohnmächtige Braut von der rauhen Schar zurückgeſchleppt wird, beſchimpft für ewig, des Lebensglückes für immer beraubt.

Ein ähnliches Geſchick hat wohl die meiſten derer bedroht, die ſich heimlich auf den Weg nach Gretna-Green machten. Furcht und Angſt waren auf der langen, wilden Fahrt ihre ſteten Begleiter, und es galt nicht nur, auf den vorliegenden Pfad über unebenes Felsgeſtein zu achten, ſondern auch unabläſſig Umſchau zu halten, ob nicht rückwärts die Verfolger nahten, denen die Flüchtigen vielleicht noch entgehen konnten, indem ſie aus dem Wagen ſprangen und ſich im Waldgebirge verbargen, indeſſen die Kutſche, die Nachſetzenden auf eine Weile täuſchend, leer dahinſauſte. Endlich iſt der Gebirgskamm überwunden, auch der Piktenwall, die alte Römerbefeſtigung, liegt hinter den Fliehenden, und auf ebenem Boden greifen die Pferde tapfer aus. Noch iſt ein Flüßchen zu überſchreiten, doch auch dies iſt leicht geſchehen, und die rettende Grenze liegt vor den Liebenden, die glückſelig einander in die Arme ſchließen. Da horch, was iſt das? Ein Klang, wie Schall von Roſſeshufen! Sollte noch im letzten Augenblicke Gefahr zu fürchten ſein? Finſteren Blickes greift der Jüngling zum Gewehr, indeſſen die Braut zitternd ihr Antlitz in den Händen birgt. Doch John, der treue Diener und Kutſcher, deutet lächelnd mit der Peitſche nach vorn hin — richtig, von dorther kommt der Schall, und es iſt auch kein Klirren von Pferdehufen, ſondern ein anderer Klang:

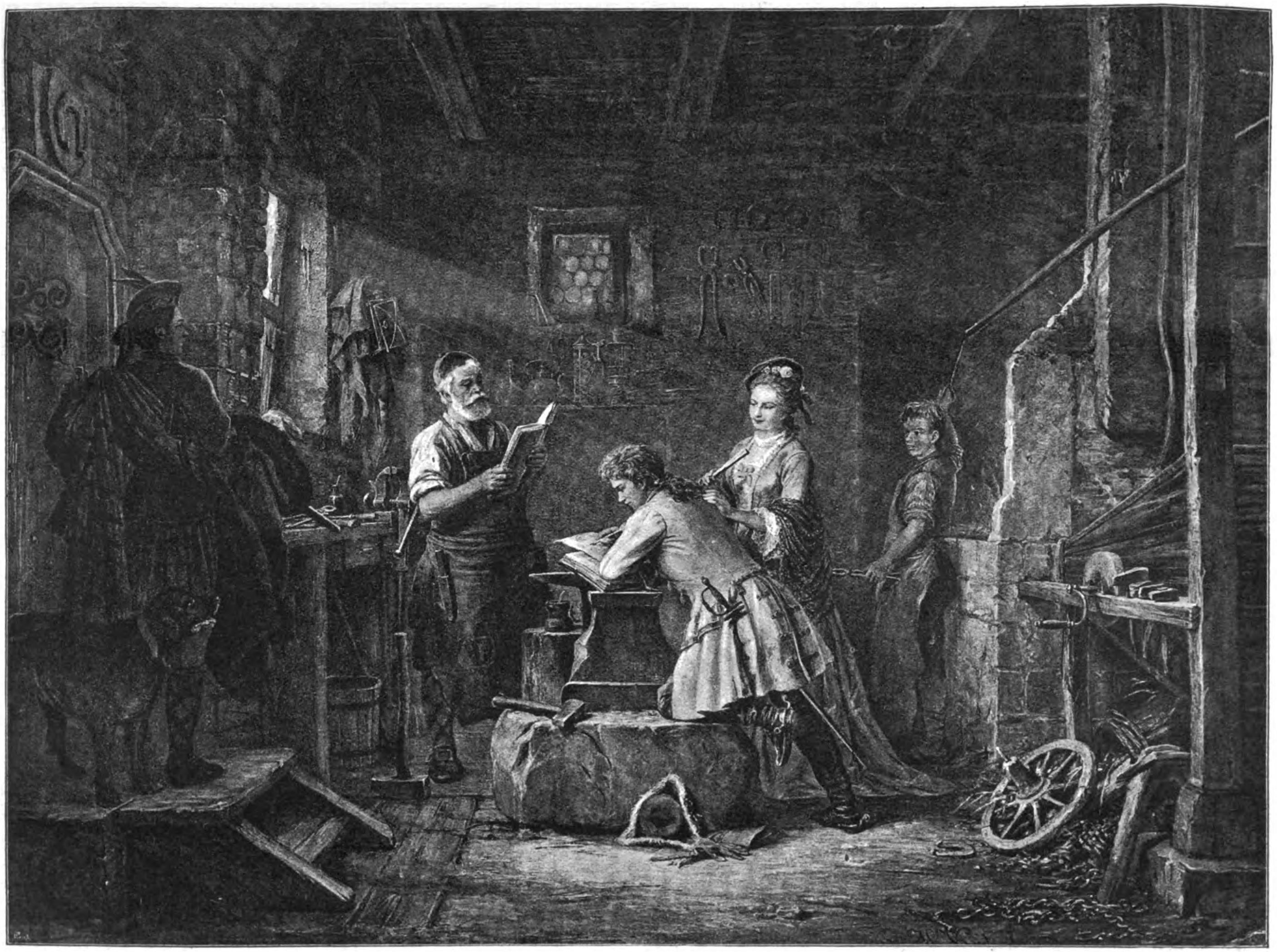
„Das rauſchet, das klinget,
Das dringt in die Weite
Wie Glockengeläute.“

Der Schmied von Gretna-Green iſt es, der rüſtig den Hammer ſchwingt, aber gemächlich das Werkzeug beiſeite legt, als er die Kutſche heranraſſeln hört. Er weiß, was das zu bedeuten hat, und indem das Paar über die Schwelle der rußigen Werkſtatt tritt, hat er ſchon zu ſeinem Buche gegriffen, die geſetzlichen Formeln zu verleſen. Es bedarf dann nur der kurzen Erklärung der beiden, daß ſie einander angehören wollen, und ihrer Unterſchrift, und ſie ſind Mann und Weib. Das alles iſt in wenigen Augenblicken geſchehen, und mögen nun immerhin die Verfolger heranſprengen, mit Gewalt einzubrechen und, ganz wider ſchottiſches Recht, die Trauung zu hindern ſuchen, auf ein paar Sekunden hält wohl die ſchwere, eiſenbeſchlagene Eichenthür ſtand, und bricht ſie zuſammen, ſo ſind Ralph und Maud, oder wie ſie ſonſt heißen mögen, ein Paar, unlöslich miteinander verbunden, durch keine irdiſche Macht voneinander zu trennen. Wohl könnte noch der ergrimmte Vater der jungen Frau, um ſeinen Rachedurſt zu löſchen, den unwillkommenen Schwiegerſohn wegen Entführung anklagen, und in dieſem Falle würde eine ſchwere Strafe nicht ausbleiben, aber die Ehe beſtände trotzdem zu Recht; der Vater hat keine Gewalt mehr über die Tochter, und der Schimpf würde auch auf ſie fallen. So fügt man ſich lieber in das Unabänderliche, und mit der Trauung in Gretna-Green iſt das Familiendrama abgeſchloſſen.

In ähnlicher Art, wie es hier geſchildert worden, hat Gretna-Green über hundert Jahre in England ſeine Rolle geſpielt, im wirklichen Leben wie in der Dichtung. In den älteren engliſchen Erzählungen iſt neben dem Highwayman, dem Straßenräuber, der mit der Halblarve vor dem Antlitze die Reiſenden um ihre Barſchaft erleichtert, beſonders der Schmied von Gretna-Green volkstümlich. Und wie im Roman, ſo lebt er im Drama, in der Oper und in der lyriſchen Dichtung; ein ganzer Mythus hat ſich um ihn gebreitet, und noch heute gilt er, weit über Englands Grenzen hinaus, verzagten Liebenden, denen die Erfüllung ihrer Wünſche vorenthalten wird, als eine Art Schutzheiliger, der wohl helfen könnte, wenn er nicht gar ſo weit wohnte. Wo immer ſeiner gedacht wird, heißt er „der“ Schmied von Gretna-Green, und wenn man ſich dabei auch bewußt iſt, daß im Laufe eines Jahrhunderts nicht eine und dieſelbe Perſon als Eheſtifter gewaltet haben kann, ſo erſcheint in der Vorſtellung der meiſten dieſes Amt doch als untrennbar mit der Schmiede verbunden, wie eine alte Gerechtſame, die an dem Hauſe und dem Handwerk gehaftet habe.

Sehen wir uns indeſſen den Meiſter Pinkepank genauer an, ſo verliert auch er, wie im gleichen Falle alle von der Romantik verſchönten Figuren, ein gut Teil des verklärenden Zaubers. Wollen doch pietätloſe Gemüter herausgefunden haben, daß er eigentlich gar kein Schmied, ſondern ein Tabakhändler oder Krämer geweſen ſei, der nur ſeinen Laden in der ehemaligen Schmiede untergebracht habe! Ein Schmied, der mit nervigem Arme den Hammer ſchwingt, der die Bälge ſauſen und die Flammen brauſen macht, ein Hüne, der ſich wohl mit ſtarkem Arm den Verächtern altſchottiſchen Rechtes entgegenwirft — das iſt eine poetiſche Geſtalt, wie geſchaffen zum Schützer verfolgter Liebe. Doch ein Tütchendreher, ein dürres Männlein, das neben Gewürzen und allerlei Tand gegen gutes Geld auch den Eheſegen verſchleißt — verhülle dein Haupt, o Muſe der Romantik! Ehe wir indeſſen auf die Perſonenfrage eingehen, einige Worte über die thatſächlichen Verhältniſſe, welche Gretna-Green zum Zufluchtsorte engliſcher Liebespärchen machten.

In England wie in Schottland beſtand bis zu den Zeiten König Georgs II (1727—1760) das alte kanoniſche Recht, nach welchem eine Ehe durch die bloße Erklärung der beiden, die einander als Mann und Weib angehören wollten, rechtsgültig war. Dieſe Erklärung geſchah gewöhnlich vor irgend einer geſetzlich beglaubigten Perſon, einem Prieſter, Friedensrichter oder Anwalt, aber nötig war ſie nicht; allein die gegenſeitige Erklärung und das thatſächliche Eintreten in die eheliche Gemeinſchaft machten die Ehe rechtsgültig. Natürlich aber



Eine Trauung zu Gretna-Green im vorigen Jahrhundert. Gemalt von H. Kretſchmer.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

zogen, um allen Mißverſtändniſſen und üblen Deutungen vorzubeugen, die Brautpaare die Eheſchließung vor einer obrigkeitlichen Perſon vor. Völlig an Ausnahmen hat es indeſſen nicht gefehlt, ſelbſt nicht in neuerer Zeit, wie ein Fall beweiſt, auf den wir noch zurückkommen werden. Eine nach kanoniſchem Rechte vollzogene Ehe war alſo unter allen Umſtänden gültig, ſelbſt wenn ſie unter Verhältniſſen geſchloſſen war, welche die Beteiligten ſtraffällig machten, beiſpielsweiſe wenn dieſe zu einander in einer Verwandtſchaft ſtanden, die eigentlich nach dem Geſetze eine Ehe ausgeſchloſſen hätte, wenn eine Entführung ſtattgefunden hatte und dergleichen. Dieſe formloſe Art der Eheſchließung hatte ſelbſtverſtändlich viele Unzuträglichkeiten im Gefolge, und unter König Georg II wurde ſie für England geſetzlich verboten. Aber in Schottland blieb ſie beſtehen, und damit öffnete ſich für diejenigen, deren ehelicher Verbindung in England ſich Schwierigkeiten entgegenſtellten, namentlich für die Liebenden, die wider den Willen der Eltern oder Vormünder den Ehebund eingehen wollten, eine Ausflucht. Die Brautpaare der letzteren Art konnten faſt immer ſicher ſein, daß Verfolger ſich an ihre Ferſen heften würden, und ſo ſchlugen ſie den nächſten Weg zur ſchottiſchen Grenze ein, über Carlisle nach der Grafſchaft Dumfries. Der erſte Ort auf ſchottiſchem Boden, der einen Friedensrichter aufzuweiſen hatte, war das Dörfchen Gretna-Green oder Graitney-Green am Nordoſtende des Solway-Golfes. Den Weg haben mit ſchnaubenden Roſſen, unter atemloſer Spannung und Furcht, während eines Jahrhunderts unzählige Paare zurückgelegt. Aber auch den Verfolgern war das Ziel wohlbekannt, und ſo zogen manche Flüchtlinge den Seeweg an der Weſtküſte durch die Solway-Bucht vor. Bis in die vierziger Jahre unſers Jahrhunderts wurde die Zahl der Eheſchließungen, welche engliſche Brautpaare in Gretna-Green, Springfield und anderen ſchottiſchen Grenzorten eingingen, auf jährlich etwa ſiebzig geſchätzt. Die Ehen hatten und haben auch in England Gültigkeit, wie jede Ehe von Engländern, die im Auslande nach den dort beſtehenden Geſetzen geſchloſſen iſt.

Der Friedensrichter in Gretna-Green nun, dem nächſten ſchottiſchen Grenzdorfe, war zu der Zeit, da Ehen nach kanoniſchem Rechte in England nicht mehr geſchloſſen werden durften, der Hufſchmied — oder ſagen wir, um jeden Widerſpruch zu vermeiden, er wohnte in der Schmiede. Jedenfalls aber iſt hier ſpäter das Friedensrichteramt von Schmieden ausgeübt worden, und mag auch ſeiner im Anfang ein Krämer gewaltet haben, eine ununterbrochene Kette von Schmieden iſt ihm nachgefolgt. Gilt doch von vornherein in einem kleinen Dörfchen der Hufſchmied als Reſpektsperſon: er ſteht dem Vieh in ſeinen Nöten bei und kuriert auch Menſchen, wenn es verlangt wird. Muß ihm da das Ehrenamt nicht von ſelbſt zufallen? Ein idealer Menſch iſt er freilich nicht, und dafür hat auch der Schmied von Gretna-Green nie gelten wollen. Er ließ ſich ſeine Bemühungen als eheſchließender Friedensrichter teuer bezahlen, mit 15 Guineen — über 300 Mark nach unſerm Gelde — für die Trauung. Die ganze Summe blieb allerdings nicht ihm, ſondern ein guter Teil fiel an die Grafſchaftskaſſe von Dumfries. Den Gewinn aus ſolchen Ehen haben wir während der Blütezeit von Gretna-Green auf jährlich über 20000 Mark zu ſchätzen.

Wir erſehen aus dieſen Angaben, daß eine Brautfahrt nach Gretna-Green nur ein Unternehmen für Reiche war oder doch für ſolche, die für den beſtimmten Fall ſich mit anſehnlichen Geldmitteln ausgerüſtet hatten. Welche Summen koſteten, von der Traugebühr abgeſehen, nicht der immer erneute Vorſpann, die Herbergen, jeder kleinſte Dienſt, deſſen man bedurfte! Jedermann ſah es ja den jungen Leutchen an, auf was für einer Fahrt ſie ſich befanden, und wenn man ihnen auch Glück auf den Weg wünſchte, ſo wußte man doch, daß ſie Geld genug hatten, guten Willen und flinke Hände zu bezahlen, und man ließ ſie bezahlen. So findet man denn, wenn man das „Standesamtsregiſter“ von Gretna-Green durchforſcht, darin Angehörige der vornehmſten Geſellſchaftskreiſe und manchen Mann, der in gereiftem Alter zu den höchſten Stellen im Staatsdienſte oder in der Armee gelangte. Um von vielen einige anzuführen, nennen wir den Grafen Edward Ellenborough, berühmt als Beſieger Afghaniſtans und des Maharadſchah von Scindia († 1818), die beiden Lordkanzler und politiſchen Nebenbuhler: den Wigh Lord Thomas Erskine († 1823) und den Tory Grafen John von Eldon († 1838). Das Beiſpiel des letzteren beweiſt, wie die Liebe auch in dem Gemüte des Nüchternſten — denn Eldon erwies ſich ſpäter als ein kühler Verſtandesmenſch — die Blume der Romantik emporkeimen läßt. John Scott, wie Eldon vor ſeiner Erhebung zum Peer von England hieß, war der Sohn eines Kohlenhändlers und wurde Advokat. Einſt in London vor dem Gerichte plaidierend, ward er unter den Zuhörern eine junge Dame gewahr, deren Schönheit ſofort ſein Herz in Flammen ſetzte. Es war Miß Eliſabeth Sutties, die Tochter eines reichen Kaufmannes, die auch die Liebe des jungen Rechtsgelehrten erwiderte. Aber die geldſtolzen Eltern wollten von einer Verheiratung mit dem vermögensloſen Advokaten ohne Klienten nichts wiſſen, und ſo entführte John Scott ſein Lieb über die ſchottiſche Grenze, nach Gretna-Green. Der Vater der jungen Frau blieb unverſöhnlich, und ſo war in dem Haushalt lange Jahre Schmalhans Küchenmeiſter, bis die Wendung eintrat, John Scott erſt ein begehrter Anwalt, dann ein einflußreicher Parlamentarier und ſchließlich Miniſter wurde. Als Großkanzler hatte er eines Tages die Aufgabe, für ſeinen hartnäckigen Schwiegervater die Konkurseröffnung zu beſiegeln. Graf John Eldon ſtarb als einer der reichſten Männer Englands, und ein Biograph ſagt, zu dieſem Vermögen ſei er gelangt, „weil er und ſeine Gattin die Sparſamkeit ihrer erſten Eheſtandsperiode ſtets beibehalten hatten.“

Auch vornehme Ausländer ſchlugen bisweilen, wenn ſie wider den Willen ihrer Verwandten eine Ehe ſchließen wollten, den Weg nach Schottland ein. So beiſpielsweiſe der Prinz Karl von Capua, älteſter Bruder des Königs Ferdinand II von Sizilien, alſo ein Oheim des in der Verbannung lebenden Königs Franz II. Der Prinz heiratete am 5. April 1836 in Gretna-Green Miß Penelope Karoline Smith, die einundzwanzigjährige Tochter eines Herrn Grice Smith von Ballynatray. Der Prinz ſtarb 1862 unter Hinterlaſſung zweier Kinder, des Grafen Mascali und der Prinzeſſin Viktoria Auguſta Luiſe Iſabella.

Der engliſchen Geſetzgebung waren die ſchottiſchen Heiraten längſt ein Dorn im Auge, und die großen Errungenſchaften der Neuzeit kamen ihr zur Hilfe. Wenn auch die Eiſenbahn die Flucht über die Grenze erleichterte, ſo machte ſie doch auch die Verfolgung bequemer, und einen ſchlimmen Streich bereitete den Liebenden der Telegraph. Mit ſeiner Hilfe konnte man, wenn man es nur bezahlen wollte, eine ganze Kette von Wächtern an der Grenze aufſtellen, ein ganzes Heer von Verfolgern den Flüchtigen auf die Ferſen hetzen. Aber ſo ſchweren Abbruch der elektriſche Funke dem Friedensrichter von Gretna-Green that, ganz vermochte er ihn nicht lahm zu legen, und ſo trat 1848 in England das Geſetz in Kraft, welches alle heimlichen Verehelichungen mit der Strafe der Verbannung für die Beteiligten belegte. Das verdarb dem Schmied von Gretna-Green noch mehr das Geſchäft, aber völlig ohne Arbeit blieb er doch nicht. Da trat bald nach dem Krimkriege jenes Ereignis ein, das als der „Yelverton-Fall“ weit über Englands und Schottlands Grenzen großes Aufſehen erregte. Ein britiſcher Offizier, Namens Yelverton, war in den Kämpfen in der Krim verwundet und von einer jungen Krankenwärterin aufopfernd gepflegt worden. Er verliebte ſich in das Mädchen, das einer ſchlichten, aber anſtändigen Familie angehörte, und wollte ſie, nach England zurückgekehrt, heiraten. Hiergegen erhoben die Verwandten Widerſpruch, und er beredete die Dame, mit ihm nach Schottland zu gehen und hier die Ehe nach altem kanoniſchen Rechte zu ſchließen. Ob er ſchon damals die Abſicht gehabt hat, die Argloſe zu betrügen, muß dahingeſtellt bleiben, aber kaum begreiflich erſcheint es, daß ſie ſich zu einer Eheſchließung ohne Zeugen, nicht vor dem Friedensrichter oder einer ſonſtigen obrigkeitlichen Perſon bereitfinden ließ. Aber es geſchah ſo, und die Ärmſte ſollte ihre Unvorſichtigkeit ſchwer büßen. Eines Tages erhielt ſie von demjenigen, deſſen Gattin ſie zu ſein glaubte, den Laufpaß, und alle Anſprüche, die ſie erhob, wurden ſchnöde abgewieſen. Die Unglückliche ſtrengte einen Prozeß an, verlor aber, trotz des guten Eindruckes, den ſie hervorrief, in allen Inſtanzen, da eben Ausſage gegen Ausſage ſtand und keinerlei Zeugen vorhanden waren. Da brauſte in der öffentlichen Meinung ein Sturm empor, und wenn ſich auch nicht ſagen läßt, daß er der Geſetzgebung die Bahn vorgeſchrieben habe, ſo hat er doch ſicher ſeinen Anteil an der nun vorgenommenen Änderung gehabt. Im Jahre 1857 erſchien das Geſetz, nach welchem Braut und Bräutigam, die in Schottland die Ehe eingehen wollen, mindeſtens drei Wochen vor der Trauung dort ihren Wohnſitz gehabt haben müſſen. Damit war der eiligen Flucht über die Grenze, der ſofortigen Verheiratung der Riegel vorgeſchoben, denn kein ſchottiſches Geſetz konnte den Vater oder Vormund hindern, ein unmündiges und ungehorſames Kind oder Mündel unter die ordentliche Gewalt zurückzuführen.

Nun kamen für Gretna-Green ſtille Tage, und wenn dort auch noch oft genug Trauungen vollzogen wurden, auch noch heute vollzogen werden, ſo geſchah und geſchieht es mehr des „Sportes“ oder der hiſtoriſchen Erinnerung halber. Der Friedensrichter von Gretna-Green wird nicht mehr bei ſinkender Nacht oder bei erſtem Morgendämmern aus den Federn gepocht, er verriegelt und verſchließt nicht mehr die Thür, wenn ein junges Paar ſeinen Beiſtand ſucht. Wer einen ſolchen Vorgang ſehen will, der muß ſich in die Vergangenheit zurückverſetzen, ſo wie ſie der Künſtler uns in ſeinem Bilde wieder heraufführt. Das junge Paar, dem der weißhaarige Schmied die geſetzlichen Formeln vorlieſt, hat keine Gefahr mehr zu fürchten, wenn es auch auf ſolche gerüſtet geweſen iſt, wie die Büchſe unter dem Arme des jungen Dieners verrät: ſchießen Flüchtige und Verfolger auch nicht auf einander, ſo doch auf die Pferde, damit das Gefährt zum Stehen gebracht oder die nachſetzenden Reiter zurückgeſchreckt werden! Vom feſtlichen Mahle, vielleicht vom Schmauſe, der zur Verlobung mit dem verhaßten Freier veranſtaltet worden, hat ſie ſich fortgeſchlichen, die ſchönheitſtrahlende Maid, und wie Triumph leuchtet es jetzt aus ihrem Antlitz. Noch trägt ſie den Blumenkranz im Haar, mit dem ſie ſich ſchmücken ließ im heimlichen Trotz, daß er der Hochzeitskranz werden ſolle zum Bunde mit dem Stillgeliebten. Wie auf ein gelungenes Werk blickt von der Thür der junge Page herab. Er iſt, wie ſeine Tracht beweiſt — die Mütze mit Adlerfedern, Tartan (Plaid), Philibeg (Faltenrock) und Brogues (Riemenſchuhe) — er iſt ein Kind des ſchottiſchen Berglandes und hat ſeine edle Herrin und ſeinen zukünftigen Gebieter gut geführt bis zur ſicheren Zuflucht beim Schmied von Gretna-Green. Neugierig ſchaut der Küſterjunge, den Blaſebalg ſchier vergeſſend, dem nicht ungewöhnlichen und doch immer intereſſanten Vorgange zu. „Ein gar feines Pärchen,“ begreift auch ſein dummer Strohkopf, „das bringt ein extrafeines Trinkgeld!“ Und noch einen Zuſchauer gibt es, den treuen Nimrod, der noch außer Atem iſt von dem tollen Galopp über Stock und Stein. Daß es um Leib und Leben ging, hat er wohl begriffen, und ſeinem Hundegemüt wird auch klar, daß in dieſer qualmigen Hütte, die er ſonſt mit grimmigem Knurren begrüßt haben würde, die wilde Jagd beendet iſt.

Gretna-Green iſt heute nur noch eine Sehenswürdigkeit von kulturgeſchichtlicher Bedeutung und doch eine Art klaſſiſchen Bodens. In dem unweit vom Dorfe belegenen Dumfries, dem Hauptorte der gleichnamigen Grafſchaft, verlebte Robert Burns, der große ſchottiſche Dichter, ſeine letzten Jahre, und dort wurde er, geleitet von einem Gefolge von zehntauſend Trauernden, zur Ruhe beſtattet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er mit Gretna-Green, dem Freihafen verfolgter Liebenden, wohlvertraut geweſen iſt, und bei manchem ſeiner Gedichte, in dem er ſich ſpöttiſch oder ergreifend gegen die Unnatur der Verbindungen wider den Zug des Herzens wendet, mag ihm das vaterländiſche Aſyl als rettende Zuflucht vorgeſchwebt haben. Vielleicht auch in jenem Liede, das wehmütig über die Grauſamkeit klagt, welche die zarte Taube dem wilden Falken überantworten will:

Der Falke folgt der Taube,
Die zitternd vor ihm flieht,
Die ihre einz’ge Rettung
Im ſchnellen Fluge ſieht.

---

# Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

## Zu unſern Bildern.

Kein anderer deutſcher Künſtler verſteht es ſo meiſterhaft, den König unſerer Wälder, den ſtolzen Edelhirſch, zu malen wie Chr. Kröner. Auf unſerm Bilde: „Frühmorgen im Herbſt“ ſehen wir einen Kapitalhirſch und ſeinen Harem in nicht geringer Aufregung. Offenbar naht ein Nebenbuhler, und ſein Orgeln dringt laut durch die klare Herbſtluft. Iſt der Fremde unſerm Hirſch einigermaßen gewachſen, ſo wird es einen Kampf auf Tod und Leben geben, denn wo die „Tiere“ in Frage kommen, gibt es beim Rotwild keinen Kompromiß, keine Verſöhnung.

Die Mönche auf unſerm Bilde: „Die Goldmacher“ von Otto Goldmann ſind eifrige Alchymiſten. Es handelt ſich um nichts Geringeres als um den „Stein der Weiſen“ oder „das große Elixir,“ das wunderbarſte, wirkungsvollſte Ding von der Welt. Wer den „Stein der Weiſen,“ den „roten Löwen“ und wie ſonſt noch das Ziel der Alchymiſtenſehnſucht hieß, beſitzt, der kann nicht nur unedle Metalle in Gold verwandeln, nein, er kann zugleich jede menſchliche Krankheit heilen, ſich ſelbſt ewige Jugend verleihen.

Das Suchen nach dem „Stein der Weiſen“ ſtammt urſprünglich aus dem Ägypten der römiſchen Kaiſerzeit, fand aber unter den Arabern in Spanien einen beſonders günſtigen Boden. Von dieſen kam es zu den abendländiſchen Völkern des Mittelalters, bei denen es lange auf die erſten Gelehrten große Anziehungskraft ausübte. Erſt etwa ſeit der Zeit der Reformation wurde es ein Werkzeug in den Händen gelehrter Männer, von denen ſich nicht ſagen läßt, ob ſie Betrogene oder Betrüger waren, und erſt ſeit der Wende des XVII. Jahrhunderts ſank es zum Werkzeug gemeiner Schwindler herab, um endlich um die Wende des XVIII. Jahrhunderts in ſeiner vollen Nichtigkeit allſeitig erkannt zu werden.

Auf unſerm Bilde ſcheint es ſich mehr um Befriedigung der Neugierde als um eigentlich wiſſenſchaftliche Forſchungen zu handeln, ſo möchten wir wenigſtens, trotz aller Apparate an der Wand und auf dem Tiſche, nach dem Geſichtsausdrucke des experimentierenden Adepten annehmen.

## Auch ein Sammler.

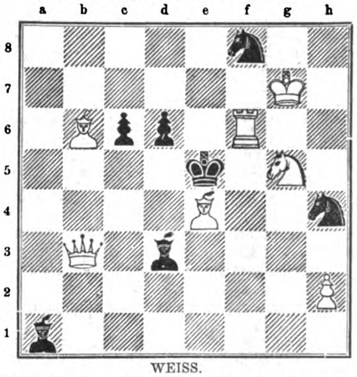
Die heutige Sammelwut hat ſich vieler Dinge bemächtigt, namentlich der Briefmarken. Wir machen heute die Leſer mit einem Sammler bekannt, der ſeinesgleichen ſicherlich in der Gegenwart nicht hat. In Neapel ſtarb kürzlich der Commendatore Michele Cuciniello, der viele Jahre ſeines Lebens darauf verwendete, dasjenige zu ſammeln, was man in Neapel Pastori e Pupazzi (Hirten und Puppen) nennt. Dies bedarf einer Erläuterung. Bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts blühte ſpeziell in Neapel ein Zweig der plaſtiſchen Kunſt, welche für die ſogenannten „Krippen“ die nötigen Figuren herſtellte, nämlich die heilige Familie, die Hirten, Landvolk, dazu den Zug der Weiſen aus dem Morgenlande. Dieſe Kunſt hatte ſich ſogar in verſchiedene Zweige geteilt, indem einige Künſtler nur die Hirten, andere nur die nötigen Tiere, andere die Weiſen ꝛc. herſtellten, ſo daß derjenige, der ſich eine „Krippe“ (Presepio) zuſammenſtellen wollte, zu verſchiedenen Künſtlern gehen mußte. Auf dieſe Weiſe aber hatte dieſe Kunſt einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt und gab es Figuren und Gruppen von wunderbarer Lebensfriſche. Dabei müſſen wir bemerken, daß eine ſolche Krippe oft Hunderte von Figuren umfaßte, die in herrlicher Berglandſchaft gruppiert wurden. Dieſe Kunſt iſt leider ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts etwas in Vergeſſenheit gekommen, wenn ſie auch nicht ganz erſtorben iſt.

Unſer Cuciniello nun ſammelte viele Jahre die beſten aus früherer Zeit vorhandenen Krippenfiguren und beſaß ſchließlich eine Kollektion, die man nur mit Bewunderung betrachten konnte. Als er die Gebrechen des Alters fühlte, ſchenkte er dieſe auf Erden einzig daſtehende Kollektion dem Muſeum des Kloſters St. Martino in Neapel, und wenn ein Leſer dies merkwürdige Kloſter beſuchte, hat er auch dieſe Gruppen geſehen, welche in herrlicher Landſchaft wahrhaft prächtige Bilder bieten. Man ſieht ſich nicht ſatt an dieſen köſtlichen, lebensvollen Gruppen, und das Originelle dabei iſt, daß die Geſchichte der Weihnacht auf neapolitaniſchem Gebiete vor ſich geht. Das zahlloſe Landvolk hat nämlich die Tracht, welche man noch heute in den Bergen ſchaut, und die Hirtenhütten zeigen vorn dieſelben Käſe, Maiskolben, Pomi d’oro (Liebesäpfel), Zwiebeln ꝛc., welche dort heute zu finden ſind. Solange Cuciniello lebte, ging er jeden Sonntag zu ſeiner „Krippe,“ und als er eines Sonntags nicht kam, da wußte man, daß er das Zeitliche geſegnet habe.

Th. Tr.

# In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von W. Gleave.

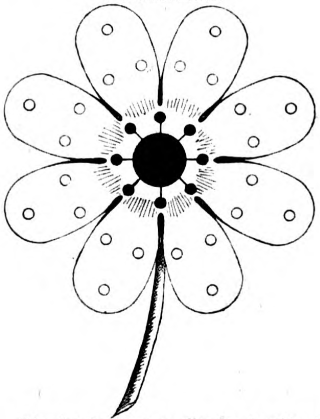


Weiß zieht an und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

### 1. Rätſel.

Man ſtellt durch Flechten und Winden
Aus Blättern und Blüten mich her;
Doch laßt ihr drei Zeichen verſchwinden,
So lieg' ich im wogenden Meer.

### 2. Blumenrätſel.



Die durch ſchwarze Punkte bezeichneten Staubfäden und ebenſo die kleinen Kreiſe auf den einzelnen Blättchen ſind durch je einen der Buchſtaben a a a b b b b e e e e g i i i k m m m n n n o o r r r ſ ſ u u u zu erſetzen, ſo daß acht Wörter entſtehen, deren jedes fünf Buchſtaben umfaßt. Den erſten und letzten Buchſtaben bilden immer die Staubfäden; die mittleren Buchſtaben befinden ſich auf den Blättchen, vor welchen die betreffenden Staubfäden ſtehen. Die einzelnen Wörter ſind: 1. Der Held eines Dramas von Shakeſpeare, 2. eine Bezeichnung für Unterwelt, 3. ein Wind, 4. die Heldin eines Dramas von Leſſing, 5. ein franzöſiſcher Opernkomponiſt, 6. ein jüdiſcher Geſetzeslehrer, 7. ein vielgenannter nordiſcher Dichter der Gegenwart und 8. ein Fluß in Afrika.

Die Staubfäden nennen in der Reihenfolge dieſer Wörter eine wohlriechende Pflanze.

### 3. Diagonalrätſel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| T | u | d | o | R |
| i | a | | a | e |
| a | | t | | c |
| r | l | | r | h |
| A | r | r | i | a |

Die ſechs Wörter der Figur beſtehen aus je fünf Buchſtaben. Jedes derſelben liefert den Anfangs- oder den Endbuchſtaben für vier der übrigen fünf Wörter. Die beiden diagonalen Wörter haben auch einen gemeinſamen Mittelbuchſtaben. Man bilde eine ſolche Wörtergruppe mit Hilfe der folgenden Angaben.

Die eine der beiden diagonalen Reihen bezeichnet einen hervorragenden deutſchen Komponiſten, die andere eine große Inſel. Von den vier übrigen Wörtern nennt das eine eine Stadt in Italien, ein anderes eine Stadt in Perſien, ein anderes einen Vogel, ein anderes einen deutſchen Dichter unſerer Zeit.

### 4. Zahlenrätſel.

1 2 3 4 Es iſt zum lachen,
Daß niemand 4 daraus kann machen,
Doch birgt's in ſich noch viel mehr Dinge,
Wofür ich jetzt Beweiſe bringe.

3 4 In tauſend Formen, groß und klein,
Hüll' ich das junge Leben ein,
Kann nähren auch manch altes Leben
Und der Verwundrung Ausdruck geben.

3 2 iſt ziemlich nah verwandt
Mit 1 3 2, und gleichfalls fand,
Wie man das oft geſehen hat,
Dasſelbe mit 1 4 3 ſtatt.

1 4 2 Dies Wörtlein, Leſer, glaub es mir,
Steht in Beziehung nur zu dir.

3 1 3 2 Verſchieden die Heimat, verſchieden der Lauf,
3 4 1 3 2 Doch nimmt ein und dasſelbe Grab uns auf.

2 3 1 3 Iſt ſchwer zu beſchreiben, frivol und heilig,
Belehrend, ergötzend, nützlich, nachteilig,
Und oft im Übermaße langweilig.

3 4 1 Mit dieſem Wort wag' nicht zu ſcherzen,
Gewiſſenhaft nimm's ſtets zu Herzen.

U. S.

### 5. Rätſel.

Von einer Mutter zwei Töchter entſtammen,
Die kamen als Schweſtern noch niemals zuſammen.
Als Pate der beiden der Mond wird genannt,
Der, wie ſie, als ſtets wechſelnd uns allen bekannt.
Ich ſprach von zwei Töchtern, das war ein Verſehen,
Nein, eine nur iſt es, leicht kann man es ſehen,
Und auch keine Tochter, die Mutter höchſteigen,
Die unter zwei Namen beliebt ſich zu zeigen.

R. F.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 3.

### Dameſpielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. h2 — g3 | 1. h4 — f2† |
| 2. f4 — g5 | 2. h6 — f4† |
| 3. e5 — c3††† | 3. c7 — e5† |
| 4. d4 — h8††D und gewinnt. | |

### 1. Dechiffrieraufgabe.

Der Schlüſſel iſt der achte Buchſtabe; alſo ſteht a für h, b für i, c für k ꝛc.

Die Tugend, die voll Stolz ſich gibt,
Iſt eitles Selbſterheben;
Wer alles Rechte wahrhaft liebt,
Weiß Unrecht zu vergeben.

Th. Fontane.

### 2. Punkträtſel.

Das Lied von der Glocke.

**D**ollar
**A**uſter
**S**ilber
**L**othar
**I**ngwer
**E**lſter
**D**njepr
**V**etter
**O**olpar
**N**atter
**D**oktor
**E**ſther
**R**eiher
**G**eiler
**L**äufer
**O**rtler
**C**aeſar
**K**utter
**E**pikur.

### 3. Arithmetiſche Aufgabe.

40 cm lang und 25 cm breit.

### 4. Kapſelrätſel.

der **lan**ten = Erlau
grü**nen** Schattendunkel = Ens
Schattendun**kel** **deiner** = Elde
ſchäu**me** **der** = Meder
ſin**ne** **was** — Newa.

### 5. Dreiſilbige Scharade. Bleiſoldat.

### 6. Vokalrätſel.

Ernſt von Wildenbruch.

**E**cuador
**R**ittershaus
**N**auheim
**S**tallupönen
**T**auſendſchön
**V**eronika
**O**ranien
**N**ikodemus
**W**eihrauch
**I**mmanuel
**L**itauen
**D**auphiné
**E**urotas
**N**achtviole
**B**ordeaux
**R**oſalie
**U**kraine
**C**harlottenburg
**H**ippokrates.

### 7. Füllrätſel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | r | i | m | a | t | h | i | a |
| J | e | r | u | s | a | l | e | m |
| F | r | i | e | d | r | i | c | h |
| S | a | l | a | m | a | n | c | a |
| E | b | e | r | e | s | c | h | e |
| B | o | n | a | p | a | r | t | e |
| L | e | i | s | e | w | i | t | z |
| B | e | t | h | l | e | h | e | m |
| A | l | e | x | a | n | d | r | a |

### 8. Rätſel. Konſtanze — Konſtanz.

---

**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Wie verhüten wir die Weiterverbreitung der Lungenſchwindſucht? Von Dr. Claſen. — Non cras sed hodie. Fortſ. Novelle von Adolf Schmitthenner. — Der Schmied von Gretna-Green. Von Ernſt Schubert. Zu dem Bilde von H. Kretſchmer. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Frühmorgen im Herbſt von Chr. Kröner, und Die Goldmacher von Otto Goldmann. — Auch ein Sammler. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 2. November 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 5.

# Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Friederike glitt wirklich gleichſam durch die Luft zu ihm. Das roſige Geſicht ihm zugekehrt, als ſuchten ihn ihre Blicke, das reiche, weichfallende Haar aus lichter Ferne her ſchimmernd, ward ſie von ihrem Pferde getragen, das eine grüne Hecke, hinter der es ſchritt, verdeckte. So ſah es aus, als fliege ſie durch die Luft.

Aſten ſchritt ihr erwartungsvoll entgegen. Es war ſicher, ſie hatte ihn bemerkt und wollte zu ihm. Sobald ſie nahe genug war, rief ſie ihn auch an, und er bemerkte, daß ihre Augen erregt glänzten: „Wo iſt das ſchwarz' Kättherche gebliebe?“ fragte ſie. „Ich ſah Sie doch mit ihm.“

„Ich habe es auf dem Wege verlaſſen und weiß nicht, wo es jetzt iſt,“ antwortete er.

Ein Zug von Unwillen blieb in ihrem Geſichte. Sie preßte die kleine Rechte an den Hals ihres Pferdes, mit einer Bewegung, welche auf Aſten den Eindruck machte, als ſuche ſie mehr ſich zu beruhigen, als das Tier.

Dann fragte ſie, mit unzufriedenem Blick ſeine Züge überfliegend: „Was hat die Ihne von mir geſagt? O, nit wahr, ſie hat Übles von mir geſproche? Ja, ich weiß; es macht ihr Freud', ſo etwas von mir zu erzähle und die Leut' glaube zu mache, ich ſei bös.“

Aſten antwortete lächelnd: „Es iſt die Frage, ob, was ſie ſagte, etwas Übles zu nennen iſt. Sie behauptete, Sie ſeien eine Hexe, weil Sie eine geheimnisvolle Macht über die Gemüter der Menſchen üben. Es kommt nun wohl darauf an, wie Sie dieſe Macht benützen?“

Das Fräulein nahm die Behauptung nicht ſcherzhaft.

„Hätt' ich ſie, dieſe Macht, würd' ich ſie nütze, zu allererſt, um dieſes Mädchens widerſpenſtiges Herz zu bezwinge,“ ſagte ſie bitter. „Aber was hab' ich mir ſchon für Müh' damit gegebe — und all' umſonſt! Nun, und es thut weh, Herr von Aſte, da Haß zu finde, wo man Dank verdient und Lieb' ernte möcht'!... Und wenn jemand auf weiter Welt, ſo ſoll' mich das Mädche liebe, und doch kann ich kaum mehr mei' Lebe vor ihr ſchütze, ſo verfolgt ſie mich.“

„Sie ſollten ſie dann in der Gegend nicht dulden,“ ſagte Aſten ernſt. „Auf Ihren einſamen Ritten muß ſolch eine wegelagernde Feindin gefährlich werden können.“

Friederike machte eine abwehrende Handbewegung: „Ich werd's darauf ankomme laſſe, denn ich kann nichts gege ſie unternehme. Bin ich doch daran ſchuld, wie ſie ſelbſt ſagt, daß ſie hier, getrennt von ihrem Volk, ihre Lebe vertraure muß...“

Sie hatte ihr Pferd angehalten und fuhr nun fort: „Helfe Sie mir aus dem Sattel, Herr von Aſte, ich bitt'! Ich will Job am Zügel führe und heimgehe, mit Ihne...“

Er that, wie ſie begehrte, und wie ſie beim Niederheben ſekundenlang in ſeinen Armen ruhte, fühlte er die Macht, von der die ſchwarze Kathrin geſprochen hatte, in ſeinem hochklopfenden Herzen ſo deutlich, daß die Zigeunerin triumphiert haben würde, hätte ſie darum gewußt.

Friederike war noch von Furcht erfüllt und ſchritt eine Weile ſchweigend neben ihm her. Dann brachte ſie das Pferd abermals zum Stehen und legte den Kopf halb in ſeine Mähne.

„Sie mag ſonſt ſage, was ſie will, ich will's gar nit wiſſe,“ erklärte ſie, auf ihr Thema zurückkommend, „nur Sie, Herr von Aſte, Sie ſolle nit mit ihr rede. Denn — denn Sie ſehe hier ſo viel, was Sie nit recht verſtehe könne, und wenn's Ihne dann übel ausgelegt wird, möchte die Wort' leicht Glaube in Ihne finde... Und das will ich nit! Ich will nit, daß Sie fortgehe von hier mit geringſchätzige Gedanke. Alſo verſpreche Sie mir, daß Sie auf niemand höre werde, auf niemand, der Ihne Böſes von mir ſage will?“

Sie hatte mit mädchenhaftem Eigenſinn geſprochen und hielt ihm die Hand hin, mit den braunen Augen halb bittend, halb fordernd die ſeinen ſuchend. Er ergriff die ausgeſtreckte Hand und hätte ſie an ſeine Lippen gezogen, wäre ihm nicht auf halbem Wege ins Gedächtnis gekommen, daß geſtern dieſe Hand mit demſelben bittenden Blicke Herrn von Salteneck entgegengeſtreckt worden war. Bei dieſem Gedanken ließ er ſie langſam wieder fallen und ſagte ernſt: „Ich werde ſuchen, mir ſelbſt ein Urteil über das, was ich ſehe, zu bilden und kann nur bitten, daß Sie meinem guten Willen zu Hilfe kommen.“

Friederike fühlte die Zurückhaltung in den gemeſſenen Worten und griff, nur halb beruhigt, wieder in Jobs Zügel. Auf dem übrigen Wege war Job der lebhafteſte von den dreien und der einzige, dem der Spaziergang noch volles Vergnügen machte.

Im Hofe begegnete den beiden der Fähnrich Feldern, welcher im Dorfe geweſen war. Er erzählte aufgeregt, es liefen unter den Soldaten Gerüchte um von einem erſten größeren Gefechte, das an der Grenze ſtattgehabt. Genaueres könne er nicht erfahren.

Während er noch ſprach, kam auch der Inſpektor und trat eifrig zu Aſten. „'s hat e erſchtes Treffe ſtattgefunde und die Franzoſe habe geſiegt,“ meldete er mit grämlich triumphierender Miene.

„Wann? Wo? Wo haben Sie's her?“

Es war ſchließlich auch nur Gehörtes. Ein Mann war in Waldensau geweſen. Der General dort ſollte Privatnachrichten haben, die unter den Leuten im Schloſſe ſchon verbreitet wären.

Nichts Peinlicheres als dieſes erſte Ungewiſſe, vor dem alle in zagender Erwartung ſtehen. Bis gegen Mittag blieb es ſo, dann brachte jemand, der zur Poſt geritten war, Zeitungen, und in ihnen das erklärende Telegramm: „Heute vormittags 10 Uhr wurde das Detachement in Saarbrücken von drei feindlichen Diviſionen angegriffen und die Stadt mit 23 Geſchützen beſchoſſen. Um zwölf Uhr wurde die Höhe des Exerzierplatzes, um zwei Uhr die Stadt geräumt und der Rückzug zum nächſten Soutien angetreten.“

Es kam nun keine Ruhe mehr in die Offiziere, und auch der Soldaten bemächtigte ſich eine ganz neue Stimmung. Man ſuchte ſich das Gefecht zu erklären, und allmählich kamen auch weitere Nachrichten: die Deutſchen hätten vorzüglich gefochten, die Franzoſen wären aber in größter Überzahl geweſen. Die Zahlen variierten, thaten aber alle dar, daß das numeriſche Übergewicht auf feindlicher Seite, das der Tapferkeit auf preußiſcher geweſen.

Ein Rückzug, ehrenvoller als ein Sieg, indeſſen immerhin ein Rückzug!... Das Wort verfehlte ſeine ernſtſtimmende Wirkung nicht. Die Möglichkeit des Unterliegens, der Tod traten zum erſtenmal greifbar vor den Soldaten, — — auch ein Tod, durch den man nichts erreichte, — der keinen Sieg zum Lohne hatte...

Und doch wuchs nur die Ungeduld der Truppen, endlich vorwärtsgeführt zu werden. Auch in den Führern war dieſes Empfinden. Bald nach dem Eintreffen der Zeitungen kam ein Bote aus Waldensau und brachte die Aufforderung, die Familie Waibach nebſt ihren Gäſten möge Nachmittag und Abend drüben im Schloſſe zubringen.

Die Offiziere konnten es kaum erwarten, dort zu ſein. An das Wiederſehen der entgegenkommenden Gräfin dachte Aſten dabei nicht, und er überſah beim Eintreffen in ſeiner Aufregung auch in Haus und Garten, was ihn ſonſt wohl gefeſſelt hätte. Erſt im Laufe des Nachmittags drängte ſich ihm die Pracht des Baues und deſſen innere luxuriöſe Einrichtung auf. Der Garten war im franzöſiſchen Stile gehalten. Zwiſchen ſchnörkelig verſchnittenen Linden- und Taxushecken ſtanden in affektierten Haltungen Statuen, mit ſüßlichem Lächeln in den nichtsſagenden Geſichtern, und verrieten die talentloſe Manier des XVII. Jahrhunderts. Ebenſolche geziert daſtehende, kokett lächelnde Götter und Göttinnen ſchmückten im Innern des Schloſſes die Niſchen eines in vornehmer Breite aufſteigenden Treppenhauſes, bronzene Kandelaber mit fackeltragenden Genien erhoben ſich über die Stufen. Frühere Geſchlechter hatten hier einſt viel Geld für die Verſchönerung des Hauſes durch die Kunſt ausgegeben, denn auch in den Zimmern waren Gemälde bekannter Meiſter, Skulpturen nnd allerlei Schnickſchnack entſchlafener Moden zuſammengetragen. Aber einen vorteilhaften Eindruck von dem Geſchmacke dieſer kunſtliebenden Geſchlechter empfing man gerade nicht. Die Lebenden hatten dieſen ſchon eher in der Wahl der Stoffe bewieſen, mit denen die Zimmer dekoriert waren. Mindeſtens fiel es Aſten auf, daß dieſe einen außerordentlich vorteilhaften Hintergrund für Gräfin Nataliens dunkle Erſcheinung abgaben, und er konnte ſich des Verdachts nicht erwehren, daß hier ihre Hand vieles arrangiert hätte. Es waren meiſt volle, lichthaltende Farben in glänzenden Seidenſtoffen verwendet: ein ſchönes Orangegelb, ein ſattes, leuchtendes Rot, ein tiefſchimmerndes Violett; ſogar die in den Vaſen duftenden Blumen waren in üppigen Farbentönen gewählt. Friederikens und Tonchens zartroſige Friſche erblaßte unter dieſen ſtarkwirkenden Lichtern, während die bräunliche Haut der Wirtin eine gewinnende Wärme bekam.

Der Leutnant war übrigens nicht zum Bewundern aufgelegt; auch dann nicht, als ſeine ungeduldige Erwartung in bezug auf die Mitteilungen des Generals befriedigt worden war. Die Herren waren nämlich allein gekommen. Friederike hatte erklärt, folgen zu wollen, ſobald ſie mit der Wirtſchaft fertig war. Sie war nach ihrer Gewohnheit ohne Begleitung in die Weinberge und Felder geritten, Aſten aber hatte es heute nicht über ſich gewonnen, ſeine Mißbilligung dieſer Gewohnheit zu unterdrücken.

„Taugt Ihr Inſpektor nichts,“ hatte er gefragt, „daß Sie es für nötig halten, ihm die Arbeit abzunehmen?“

„Ich traue meinem Urteil mehr als ſeinem,“ lautete ihre kurze Erwiderung.

Und er: „Dieſe einſamen Ritte auf den Landſtraßen, in Regen und Sonnenbrand, müſſen, dächte ich, Ihnen mehr ſchaden, als ſie Ihrem Gute nützen können. Der Wille kann ſchließlich doch keine Männerkenntniſſe erſetzen, ſo wenig wie das Knabenkleid, das Sie dabei tragen, Ihrem zarten Körper die Kraft und Ausdauer des ſtärkeren Geſchlechtes verleihen kann.“

Er ſelbſt war erſchrocken geweſen, als er es geſagt; denn es erſchien ihm ſelbſt nachher wie eine voreilige Einmiſchung in ein Leben, auf welches er weder ein Recht hatte, noch auch nur eines ernſtlich zu erwerben wünſchte. Aber wenn ſie dieſe Anſicht teilte, ſo verriet ſie es nicht. Sie verließ ihn, ohne ein Wort zu ſagen ... freilich auch ohne ihren Entſchluß zu ändern. Es war ein Glück, daß den Leutnant die Nachrichten vom Kriegsſchauplatze ſo ganz beſchäftigten, daß er keine Zeit fand, über den Eindruck, den ſeine Bemerkungen etwa gemacht haben konnten, viel nachzudenken.

Der General kam den Herren in Waldensau gleich entgegen und teilte ihnen ſeine Berichte mit. Sie meldeten, daß dieſe „Schlacht“ nichts als ein Komödienangriff von Napoleon geweſen wäre, welcher die drei Kompanieen des Oberſt Peſtel mit dreiundvierzig angegriffen hatte.

„Vierzigtauſend Franzoſen gegen vierhundert Deutſche,“ bemerkte Blödenbach und erzählte dann mit dem Ausdruck voller Bewunderung, wie Peſtel bereits vor dem Angriffe hatte zurückberufen werden ſollen, aber gebeten hatte, bleiben zu dürfen, um den Feind zu verhindern, die Grenze zu überſchreiten. Es war dem Oberſt gewährt worden, und er hatte durch die Tapferkeit ſeiner kleinen Mannſchaft in den Gegnern den Glauben erweckt, daß ihnen beträchtliche Scharen gegenüberſtänden. So waren ſie, bis deutſche Verſtärkung kam, am Vordringen verhindert worden.

„Es werden dieſer erſten That, welche von der Menge vielleicht gar nicht einmal in ihrem vollen Werte verſtanden werden wird, größere Waffenthaten folgen, ehrenvoller als dieſe kann aber in den Augen eines erfahrenen Soldaten auch eine glänzendere nicht ſein,“ ſchloß der General. „Sie verdient, daß wir alle ſie in anerkennendem Gedächtniſſe behalten.“

Die Offiziere traten in gehobener Stimmung an die Tiſche, auf denen die Zeitungen und Karten lagen, und folgten aufmerkſam den weiteren Erklärungen. Die Damen ſetzten ſich an Stöße friſchgewaſchener Leinwand und aufgerollter Flanelle und machten Verbandzeug zurecht oder zupften Scharpie. Schließlich trat auch Friederike ein und nahm an der Beſchäftigung teil. Das Tonchen war ſchon anweſend und ſo fleißig, daß es kaum von der Arbeit aufſah. Es fiel Aſten auf, daß Friederike nicht recht bei der Sache ſei und auch nicht daran gewöhnt zu ſein ſchien, mit Nadel und Schere umzugehen. Natalie dagegen flog die Arbeit nur ſo von den Händen, und doch ließ ſie den Mund auch keine Minute ſtille ſtehen.

„Ich gäbe die Hälfte meines noch vor mir liegenden Lebens darum, könnte ich mit Ihnen ziehen," rief ſie, aus ihren feurigen Augen zu den Herren hinüberblickend. „Ich finde es unerträglich, hier paſſiv bleiben zu müſſen, während die Waffen der Tapferen über unſer Schickſal entſcheiden."

„Sie haben ein Erbteil altgermaniſchen Blutes in ſich, Gräfin," ſagte der General galant. „Die Germaninnen der Vorzeit zogen mit in den Krieg."

„Sie waren zu beneiden!" rief ſie. „Ich kann mir keinen ſchöneren Tod denken als den, den man uns jetzt wehrt, den Tod auf dem Schlachtfelde."

Aſten, welchen dieſe exaltierten Wünſche kühler ließen als ſeinen General, miſchte ſich in das Geſpräch.

„Thun nicht die Frauen beſſer, ſich an die ſchönere Aufgabe zu halten, welche ihnen zugefallen iſt? Ich meinesteils glaube, wir Männer werden unſere rauhen Pflichten freudiger erfüllen, wenn wir wiſſen, daß wir damit den Zauber hilfloſer Weiblichkeit am heimiſchen Herde ſchützen."

Sein Blick ruhte, während er ſo ſprach, auf Friederike, welche mit unthätig gefalteten Händen, die braunen Augen träumeriſch in die Ferne gerichtet, Nataliens ekſtatiſchen Worten nachzuſinnen ſchien.

Ihr Blick wanderte zu Aſten. Es war, als bringe er ihm die Frage: „Meinen Sie mich?" ... Dann ſank der blonde Kopf wie in müder Ergebung, die kleinen ungeübten Hände zogen ein Stück Leinendamaſt zu ſich heran und mühten ſich damit ab.

Der General nahm die leiſe Rüge, die des Leutnants Worte enthalten hatten, lebhaft auf, weil er meinte, damit der Gräfin Sache zu führen.

„Sie ſcheinen ſich darin zu gefallen, häufig den Cato zu ſpielen, Herr von Aſten," ſagte er, indem er ſein Monokel einklemmte und den Untergebenen mißfällig durch dasſelbe betrachtete. Er erreichte dadurch nur, was er hatte vermeiden wollen: Natalie nahm ihren jungen Widerſacher in Schutz.

„Ach, laſſen Sie nur, Herr General," ſagte ſie, „Herr von Aſten wird ſeine Anſichten ſchon noch ändern. Ja, wer weiß, wie bald er ſich danach ſehnen wird, unſere Hilfe auf dem Schlachtfelde zu genießen."

Friederike erblaßte bei der Bemerkung, die fühllos klang, und das gutherzige Tonchen rief: „Aber Nataſche! Wie können Sie ſo etwas ſage, in einer Zeit, wie dieſer! Es kann es ja eins als Vorbedeutung nehme! ..."

Natalie zuckte die Achſeln: „Ich bin nicht abergläubiſch, und ich denke, Herr von Aſten wird es ebenſowenig ſein wie ich."

„Gewiß nicht," erwiderte dieſer, der den Vorfall nur in ſeiner Wirkung auf Friederike beachtete. Er hatte bemerkt, daß, als Natalie von der Möglichkeit ſeiner Verwundung ſprach, es ſie durchzuckte, als ob ſie ſelbſt eben eine Wunde empfinge. Sie fühlte für ihn, und er war doch ſo hart geweſen, hatte ſie verletzt ... Jetzt kam es wie Mitleid über ihn. Er zog einen Stuhl heran und ſetzte ſich zu ihr. Er ſah in ihr ſchmales Geſicht und dachte, wie viel er darum gegeben hätte, dieſes feine Geſicht einmal im Glanze des Glückes, im Glanze befriedigter Liebe lächeln zu ſehen.

Natalie fühlte, was in ihm vorging. Sie ſprang plötzlich von ihrem Sitze auf, wie um etwas zu holen, und warf dabei ein neben ihr ſtehendes Tiſchchen um, auf welchem ſich ein japaniſches Glaskugelſpiel befand.

„Nein! wie ungeſchickt von mir!" rief ſie dann und bückte ſich nach den rings umherrollenden Kugeln. Natürlich ſprangen die zunächſtſitzenden Herren ſogleich auch auf, um ihr zu helfen, und Aſten wurde von Friederike getrennt.

Die Kugeln mußten, nachdem ſie geſammelt waren, in ihre Behälter zurückgeſteckt werden; Gräfin Natalie beauftragte hiermit den Leutnant und zeigte ihm, wie er es machen müſſe. Nachher erklärte ſie ihm das Spiel, und unterdeſſen ward der Platz neben Friederike von anderen beſetzt.

Alle dieſe kleinen Liſten wurden von der Gräfin mit dem unſchuldigſten Lächeln ausgeführt. In ihrem Innern aber ſpürte ſie eine wohlthuende ſeeliſche Erregung. Sie war in ihrem Element und hätte jubeln mögen, ſchon weil die Langeweile der letzten Wochen, die erdrückend geweſen war, jetzt von ihr wich. Wenn es ihr gelang, den Erkorenen von Friederike zu entfernen, bis Salteneck erſchien — er ſollte gegen Abend auch noch kommen —, ſo hatte ſie den erſten Schritt zum Siege gethan. Im Fluge überlegte ſie, wie ſie den an ihre Seite Gebannten nun auch feſſeln ſollte. Koketterie verfing bei ihm nicht, das hatte ſie geſtern ſchon bemerkt. Auch der übermütige Scherz, welcher den General entzückte, konnte dem verwöhnten Manne keine Bewunderung abringen. Natalie ſetzte alſo ihre gewohnten kleinen Künſte beiſeite und umgab ſich mit einem anmutigen Ernſte, welcher die Lebhaftigkeit ihres Weſens angenehm dämpfte. Sie ſtürzte ſich mit dem Eifer eines Leutnants, der eben die Epauletten erhalten, in Kriegsgeſpräche, und legte dabei an den Tag, daß ſie einen ſcharfen, raſch faſſenden Verſtand beſaß.

Friederike nahm an dieſen Geſprächen nicht teil, und Aſten mußte dadurch entdecken, in welch engen Grenzen ſich ihr Geiſt bewegte. Endlich kam auch Salteneck, und vom Augenblick ſeines Eintretens an wurden Nataliens Bemühungen ſehr viel fruchtbarer. Als man zum Abendeſſen ging, führte der General die Wirtin; Aſten aber ſaß zu ihrer Rechten. Der gräfliche Kutſcher brachte den Samowar und ſetzte ihn vor die Dame hin. Der Mann war alt, unbeholfen und ſteif, mußte jedoch bei Tiſche bedienen, weil die gräflichen Lakaien eingezogen waren. Natalie reichte ihren Gäſten die koſtbaren Sèvrestaſſen daher ſelbſt, beſorgt, der ungeübte Pferdelenker könne die teuern Stücke in ſeiner Ungeſchicklichkeit zerbrechen. Aſten ſah es und fragte mit ſeiner dunklen, klangvollen Stimme: „Darf ich Ihnen einen Teil Ihrer Mühen abnehmen, Gräfin? Wollen Sie mir geſtatten, Sie zu bedienen?"

Nataliens Herz jauchzte. „Mein Gott, wenn Sie wollen; à la guerre, comme à la guerre; Sie wiſſen, wir müſſen uns hier eigentlich jetzt allein bedienen."

„So befehlen Sie mich für heute zur Hilfe. Ich hoffe, ich werde mich des erbetenen Vertrauens würdig zeigen," ſagte er und nahm die Taſſen aus ihren ſchlanken Händen. Daß dieſe weichen, wohlgepflegten Hände ſchön waren, mußte er ja dabei bemerken, ebenſo, daß die dunklen, heißblickenden Augen, die nun ohne Unterlaß in ſeiner nächſten Nähe glänzten, nicht ohne Reize waren.

Dem General gefiel das alles wenig. Sein Empfinden für Aſten war denn auch nichts weniger als freundlich. Am liebſten hätte er dem Unbequemen einen Auftrag gegeben, der ihn weit von den Damen fortführen mußte. Da ſein militäriſches Gewiſſen das aber nicht duldete, trug er die Wunde, die Amor ihm ſchlug, mit finſterer Selbſtbeherrſchung. Er ſetzte ſich nach dem Abendeſſen mit dem Grafen zu einer Partie nieder, entſchloſſen, jeden Verſuch aufzugeben, mit dem jüngeren Manne zu rivaliſieren.

Natalie fühlte ſich dadurch vollends frei. Da ſie ebenſo geſchickt, wie Johann ungeſchickt war, fand ſie hundert Vorwände, um des ritterlichen Leutnants Dienſte immer wieder in Anſpruch nehmen zu können, und ließ ihn nicht mehr von ſich. Die ſtumpfſinnige Friederike, wie ſie die jüngere Nachbarin in verächtlichem Triumphgefühl nun ſchon nannte, fügte ſich mit wunderlicher Ergebung in ihr ſchnelles Unterliegen.

Ihr blondes Köpfchen, das in der Fülle von Luſt, welche die Gräfin verſchwenderiſch in ihren reich ausgeſtatteten Räumen zu verteilen liebte, überzart ausſah, blieb, mit träumeriſcher Ruhe in den braunen Augen, von Aſten abgekehrt.

Natalie hätte gewünſcht, in dieſen Augen ein ſchmerzlicheres Gefühl der Vernachläſſigung zu leſen. Das hätte die Wonne des Sieges in ihrer kampfesluſtigen Bruſt erhöht. Indeſſen fühlte ſie ſich noch nicht ſicher genug, um dasſelbe durch noch auffallenderes Prahlen mit ihrer Eroberung herbeizuführen. Trotzdem ſchwelgte ſie an dieſem Abend nach der Verabſchiedung der Gäſte in glücklichem Selbſtbewußtſein.

Der General, Freiherr Barth Blödach von Blödenbach, ſtand dagegen zu vorgerückter Stunde in ſorgenvoller Haltung vor dem Spiegel. Er ſtrich mit der Rechten nachdenklich über die Stellen des Schädels, die unliebſam hell durch die ſorgſam darüber gekämmten Haare glänzten. Dieſer Glanz gefiel dem tapferen Herrn nicht. Er zwirbelte ſeinen Schnurrbart martialiſch in die Höhe und verlieh ihm drohende Spitzen. Die konnte man noch zur erſten Garnitur zählen, wenn auch der Schnauzbart bereits anfing grau zu werden; aber die buſchigen Brauen, unter denen die ſcharfen grauen Äuglein blitzten, ſahen allzu finſter... Es war dem würdigen Befehlshaber, als ſähe hinter ihnen der Kopf des Mars hervor, ſo wie ihn ein Mädchenſinn ſich träumte, mit braunem, lockigem Haar und welligweichem Bart, der einen jugendlich friſchen Mund umrahmte; mit kühnen Zügen, aus denen die Kraft der Jugend ſtrahlte, und Augen, die mehr vom Leben als vom Tode erzählten...

Und der brave General knurrte: „Warum ſtellte man den Mars als einen jungen Mann dar, während doch jeder wiſſen muß, daß zum Gott des Krieges mehr als ein glattes Geſicht gehört?“

Damit machte übrigens der unzufriedene Würdenträger kehrt, ſchlug ſich die Mädchen und ihre Kriegsgedanken aus dem Sinn und ſtudierte, zu den Seinen zurückkehrend, auf der Karte, die auf ſeinem Tiſche ausgebreitet lag.

Zur ſelben Stunde ſah noch jemand beunruhigt in ſeinen Spiegel. Es war Antonie von Salteneck, die auf dem Rande ihres Bettes ſaß. Sie hatte die Gewohnheit, ihre ſchönen, ſtarken blonden Haare vor dem Schlafengehen allabendlich friſch zu zöpfen und hatte mit der Arbeit auch ſchon begonnen. Die Zöpfe waren indeſſen ſo lang, daß ſie einen jeden zweimal um den Hals ſchlingen mußte, um das Ende kämmen und flechten zu können. Das war mit dem erſten bereits geſchehen; da hielten die fleißigen Finger in ihrem Werke inne. Das Mädchen ſah in dem Spiegel an der Wand gegenüber den goldglänzenden Ring, der ſich um den weißen Hals wand. Es ſah aus, als läge er an goldenen Ketten. Tonchen hätte wohl ſonſt über den Gedanken lachen mögen, aber heute lachte es nicht, ſondern ſah, in ernſtes Nachdenken verſunken, auf das Bild.

Die junge Bruſt hob das weiße, duftige Nachtgewand in ſchweren Atemzügen, und das Herz klopfte hochwogend darin. An goldenen Ketten hielt die Menſchen auch die Liebe — wenigſtens pflegten die Dichter das zu ſagen... Und dem Tonchen war es, als ob es etwas von ſolch laſtenden Ketten verſpüre... Das war ihr nicht recht... Sie war ein verſtändiges Mädchen, und dieſe Liebe, die ſie jetzt fürchtete, Macht über ſich gewinnen zu ſehen, bedrohte ältere, ihr heilige Gefühle . . .

Wie kam es, daß dennoch — trotz alledem — etwas in ihr ſo laut für ſie ſprach?... Es beängſtigte ſie. Sie hing an ihrer heimatlichen Pfalz über die Maßen und an ihrem Bruder noch mehr. Die erſtere wollte ſie nie verlaſſen und den zweiten keinesfalls, ehe ſie ihn glücklich verheiratet wußte. Sie konnte ſicher auch nirgend anders als in der Heimat je glücklich werden; denn ſie wußte, daß ſie ſich in die Fremde nie ſchicken würde... Was wollte denn nun ihr Herz mit ſeinem widerſinnigen Begehren?

Es hatte ſchon mehr als einer ſie zur Frau verlangt und ſie hatte nein geſagt, ohne Unruhe und Bedenken, weil ihr Herz eben ſich nicht hatte teilen laſſen. Nun ſollte es davor nicht zurückſchrecken, ſich von allem, woran es bisher gehangen, loszureißen?

Das Mädchen erſchrak ſo vor ſich ſelbſt, daß es mit jäher Bewegung den Zopf vom Halſe warf und in das Bett flüchtete. Es löſchte das Licht aus und unterließ zum erſtenmal, ſeit es kein Kind mehr war, das ſorgſame Ordnen ſeines ſchönen Haares. Die dicken, halbgelöſten Flechten drückten es dann; aber mehr als ſie drückte etwas anderes. Und leiſe ſprach es zu dem hochklopfenden Herzen, mit dem bangen Verſuch, es zu beſchwichtigen: „Es iſt nichts und wird vorübergehe... Sie werde ja auch fortziehe, dieſe Preuße, und dann ziehe all dieſe Gedanke mit, und niemand wird je auch nur ahne, daß ſie mir einmal ſo angſt gemacht habe... Der Julius nicht und nicht das Fritzche... Das Fritzche!... Ach Gott, es wär' doch gut, wenn ſie recht bald fortzöge, dieſe Preuße... Was iſt's nur, das uns ſo an ihne blende kann?...“

Aus den quälenden Gedanken wurde ein Gebet. Die Lippen der Geängſtigten beteten, daß Gott die Reiter fortführen möge zum Glück, zum Sieg und in ihre Heimat zurück; aber nie mehr in die Pfalz, damit die dort Wohnenden ſie vergeſſen möchten.

Es war in den letzten Tagen unerträglich heiß geweſen, in der Nacht vom 3. zum 4. aber hatte es gewittert, und am 4. kühlte ein leichter Landregen tagsüber die Luft. Abends jedoch klärte ſich der Himmel wieder auf, und die drei Offiziere gingen ins Dorf, um nach ihren Untergebenen zu ſehen. Am Eingange desſelben fanden ſie unter einer Linde eine beträchtliche Anzahl Leute, Soldaten ſowohl wie Dörfler, Frauen und Kinder. In ihrer Mitte ſtand ein Mann in beſtaubten Kleidern, mit Knotenſtock und Ranzen. Es ſchien ein Handwerksburſche zu ſein, der von der Grenze zugewandert war und deſſen Berichte jetzt alles eifrig lauſchte. Auch die Knechte vom herrſchaftlichen Hofe, von denen ein Teil wohl noch in den Ställen zu thun gehabt hätte, waren da und lauſchten den Worten des Fremden. Der Inſpektor kam eben herbei und ſchalt grimmig: „Was macht ehr als hier? Lauft ennunner un laßt euch von eneme Landſtreicher Geſchichte ufbinde? Vun große Sieg und wie er die Franzoſe hätt' flüchte ſehe, wie? Ei, ſo kriegt die Kränk! er will nor eure Wein in ſeine Flaſch' flüchte ſehe...“ (Fortſetzung folgt.)

---

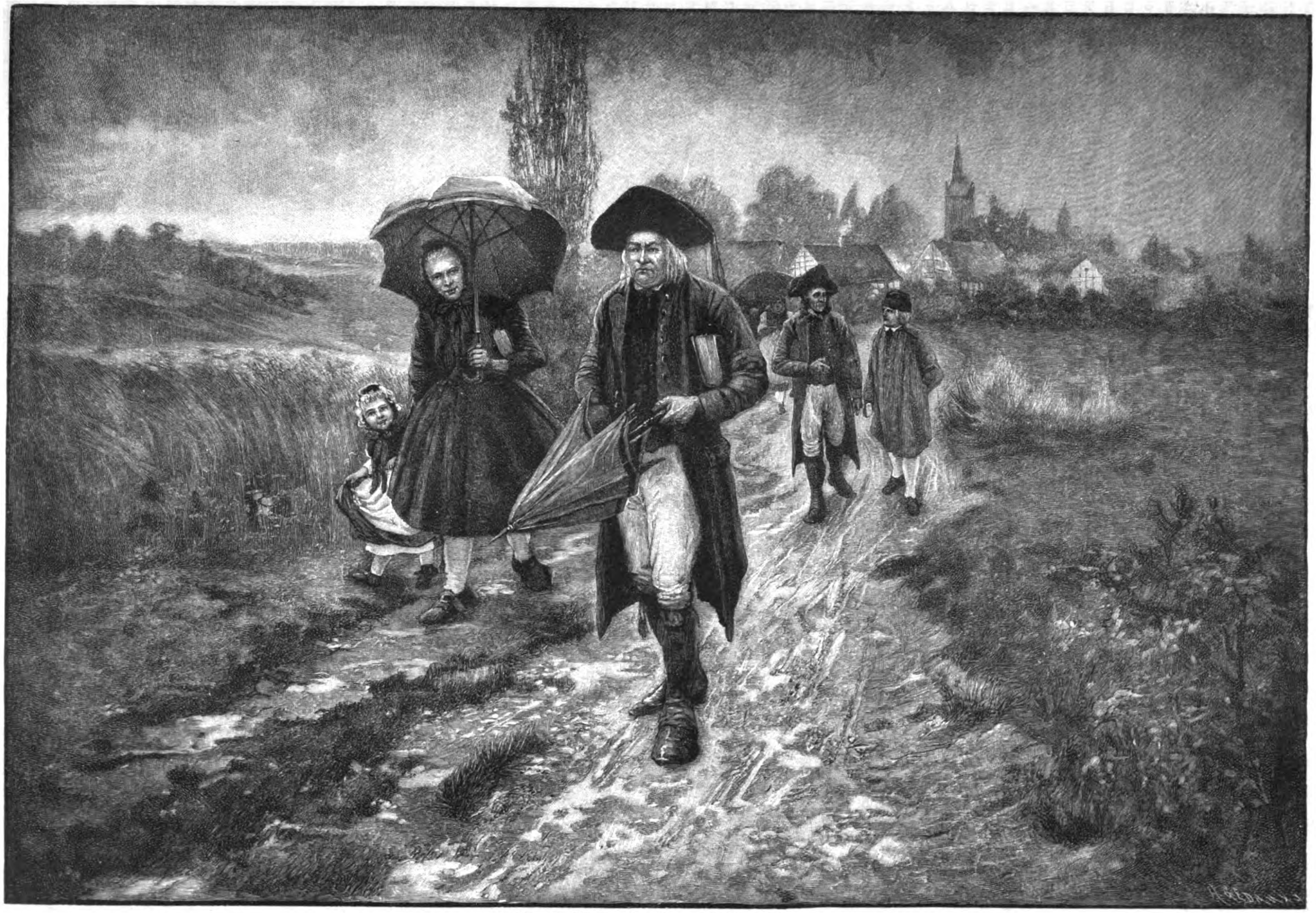
## Waldmeiſters Duftquelle.

Botaniſch-chemiſche Plauderei von Dr. Edm. von Freyhold.

(Abdruck verboten.)

Wer denkt nicht im rauhen Herbſt oder öden Winter mit Freuden der ſchönen Maienzeit, wo der zierliche Waldmeiſter in den vom hellen Schlag der Singdroſſel und des Rotkehlchens belebten Wäldern ſeine zarten Stengel mit den friſchgrünen, ſechszähligen Blattquirlen in dichten, raſigen Büſchen erhebt, über denen die weißlichen Blütenknoſpen und Blüten einen zarten Schleier ausbreiten. Goldene, fröhliche Frühlingszeit — eröffnet von weißen, zarten Schneeglöckchen, duftigen Veilchen und honigreichen Kätzchen der Saalweide, an denen emſig ſchwärmende Bienen unter munterem Summen ihr erſtes, reichliches Futter ſuchen — nichts kennzeichnet dich neben dem Blütenſchnee der Obſtbäume, dem ſüßen Duft der Centifolienroſe und dem Schlage der Nachtigallen im blühenden Fliederhag mehr als der beſcheidene Waldmeiſter und der würzige Maitrank, der ihm ſeine Entſtehung verdankt! Wer hätte nicht in jener ſchönen Zeit beim Luſtwandeln in Wald und Hain mit Freuden das liebliche Kräutlein begrüßt, es nicht geſammelt, um ſich an ſeinem Tranke zu laben!

Bekanntlich offenbart der Waldmeiſter im friſchen Zuſtande nur wenig oder gar nicht den in den Zellen ſeiner Blätter und Stengel ſchlummernden Duft; nur ſeine Blüten hauchen alsdann einen feinen Wohlgeruch aus, der indeſſen mit dem im Kraute verborgenen nicht übereinſtimmt. Erſt die welkenden Zweige und Blätter geben den letzteren frei und hauchen ihn beim Abſterben und Trocknen in Strömen aus, ohne daß er ſich aus ihnen ſelbſt nach jahrelanger Aufbewah-



Aus der Kirche. Gemalt von Th. Matthei.

rung ganz verliert. Man weiß ſeit langem, daß der Waldmeiſter einen eigentümlichen Riechſtoff, das Cumarin, fertig gebildet enthält. Dieſes iſt der Träger des bekannten lieblichen Duftes, der dem Maitrank ſein Anſehen verſchafft hat. Das Cumarin ſtellt weiße, leicht zerbrechliche Kriſtalle dar, die dem äußeren Anſehen nach an geſtoßenes Kochſalz oder Zucker erinnern, aber durch ihren kräftigen Wohlgeruch alsbald zu unterſcheiden ſind. Sie beſitzen einen ſchwach bitterlichen Geſchmack, löſen ſich nur ſchwer in kaltem, leicht dagegen in kochendem Waſſer und Weingeiſt auf. Daher kommt es, daß der Wein vermöge ſeines Gehaltes an Alkohol aus den Zweigen des Waldmeiſters das Cumarin ſchnell auszieht, und daß das trockene Kraut in manchen Gegenden zur Bereitung von Thee verwendet wird. Es ſind nur äußerſt geringe Mengen, in denen ſich das Cumarin im Waldmeiſter findet, die freilich für die Zwecke der Bereitung von Maitrank oder Thee völlig ausreichen. Man erhält daher aus dem Kraute durch Ausziehen mit ſtarkem Weingeiſt und Verdunſtung der grünen Löſung nur wenig, überdies ſehr unreinen Cumarin, für das ſich uns jedoch im Pflanzenreiche anderweitige, viel reichlichere Quellen darbieten.

Bevor wir auf dieſe näher eingehen, wollen wir der chemiſchen Verwandtſchaft des intereſſanten Stoffes einige Blicke ſchenken. Derſelbe iſt ein durch Abſpaltung von Waſſer aus der Cumarſäure entſtehender Abkömmling; die genannte Säure findet ſich in verſchiedenen Pflanzen fertig gebildet vor und kann gleich dem Cumarin aus Abfallſtoffen der Gasfabrikation künſtlich erzeugt werden. Die ganze Verwandtſchaftsreihe, zu welcher die genannte Pflanzenſäure und das Cumarin gehören, zeichnet ſich durch zahlreiche, mehr oder minder ſtark und angenehm riechende Glieder aus, von denen die einfacheren im Steinkohlenteer enthalten ſind oder aus dieſem künſtlich abgeleitet werden können. Das ſtark riechende Phenol, das im unreinen Zuſtande die allbekannte, vielfach zu Desinfektionszwecken verwendete ſogenannte Karbolſäure darſtellt, iſt das erſte dieſer Glieder. Aus ihm läßt ſich durch Erhitzen mit gewiſſen Zuſätzen das Spiräaöl darſtellen, eine der Salicylſäure nahe verwandte, wohlriechende Flüſſigkeit, die Eiſenchloridlöſung tiefviolett färbt. Wer kennt nicht die ſtark duftenden, in der Mitte vertieften Blütenriſpen der ulmenblätterigen Spierſtaude, die im Hochſommer zahlreich am Ufer der Bäche blüht und durch den Wohlgeruch ihrer weißen Blüten Scharen von Inſekten anlockt. Es iſt das Spiräaöl, das dieſen Blüten ihren Duft verleiht, aus ihnen wie Roſenöl aus den Roſen gewonnen werden kann und nach dem lateiniſchen Gattungsnamen der Pflanze benannt worden iſt. Auch die Larven und Puppen des Pappelblattkäfers, Chrysomela populi, enthalten dieſes Spiräaöl; beſonders reich an demſelben iſt die Puppe, die aus Drüſenorganen ihrer Bauchſeite einen feinen Sprühregen des Öles auszuſcheiden vermag. Befeuchte nur einmal ein Stück weißen Fließpapiers mit Eiſenchloridlöſung und lege die Puppe des genannten Käfers mit metalliſch blau glänzender Bruſt und hochroten Flügeldecken auf die angefeuchtete Stelle. Reizeſt du jetzt das Tier durch gelinde Stöße mit einem Hölzchen, ſo gibt es Spiräaöl von ſich, kenntlich am Geruch und einem alsbald erſcheinenden violettblauen Fleck auf dem Papiere. Aus dieſem Spiräaöl nun, gleichviel ob es künſtlich aus Phenol dargeſtellt oder aus den Blüten der Spierſtaude gewonnen worden iſt, läßt ſich wiederum durch Kochen mit gewiſſen Chemikalien Cumarin machen, welches mit dem im Pflanzenreich verbreiteten völlig übereinſtimmt.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung wieder zu unſerm Ausgangspunkte, dem lieblichen Waldmeiſterkräutlein, zurück. Vielfach herrſcht die Meinung, daß nur die ganz zarten, vor Entwickelung der Blüten gepflückten Triebe einen guten Maitrank geben. Das iſt keineswegs richtig. Auch der blühende, ja ſogar der verblühte Waldmeiſter enthält Cumarin und iſt immer noch zur Bereitung des würzigen, erfriſchenden Trankes brauchbar. Ja ſelbſt Waldmeiſterzweige, die ſich bis in den Winter hinein unter dem Schnee friſch erhalten hatten und um Weihnachten unter ihrer weißen Decke im Walde hervorgeſucht worden waren, erwieſen ſich immer noch als bowlenfähig und zauberten unter dem Weihnachtsbaume wenigſtens in die mit dem duftigen Naß gefüllten Gläſer einen würzigen Hauch von Maienfreude und Waldesluſt. — Es heißt nicht dem Rufe des Waldmeiſters Abbruch thun, wenn man verrät, daß die Seele ſeines zarten Duftes, das Cumarin, auch in anderen Pflanzen in mehr oder weniger reichlicher Fülle enthalten iſt. Dort auf jenen Wieſen haben Schnitter das Gras gemäht; welkend liegt es da, um zu trocknen und zu Heu zu werden. Weithin verbreiten laue Winde ſeinen würzigen Geruch, täuſchend ähnlich demjenigen des Waldmeiſters. In der That enthält das allenthalben auf Wieſen und in Wäldern gemeine Ruchgras, das dem friſchen Heu den angenehmen Duft verleiht, unſer Cumarin. Noch reicher daran iſt das in Norddeutſchland und Böhmen nicht ſeltene, ſtark wohlriechende Mariengras. Auf begraſten, ſonnigen Abhängen der Kalkberge erfreuen im Mai ſchöne Knabenkrautarten durch ihre prächtigen Blumen den Naturfreund; von dieſen zeigen das purpurne und das große braunblütige (Orchis militaris und fusca) in ihren grünen Blättern Cumarin, kenntlich am Waldmeiſtergeruch. Eine andere, ebenfalls zur Familie der Orchideen gehörige, ausländiſche Pflanze, das Angraecum fragrans von den Maskareneninſeln, beſitzt im Laube ſoviel Cumarin, daß man jenes unter dem Namen Fahamblätter oder Bourbonthee in den Handel gebracht und verſchiedentlich verwendet hat. Auch unſere Steinkleearten ſind noch zu nennen; ihre in langen Träubchen ſtehenden gelben und weißen Blüten, ſowie auch das Kraut verbreiten namentlich beim Welken Cumaringeruch, enthalten auch in der That dieſen Stoff nebſt verwandten Verbindungen in ziemlicher Menge. Ganz beſonders iſt aber ein beſcheidenes blaues Blümchen unſerer Gärten hervorzuheben, das aus Amerika ſtammende Ageratum, auch wohl Leberbalſam genannt. Seine himmelblauen, auch wohl rötlichblauen Blütenköpfchen hat wohl jeder ſchon geſehen, da es in den meiſten Gärten angepflanzt wird und neben Geranien und Fuchſien zu den gemeinſten Topfgewächſen gehört, die auf den Wochenmärkten feilgeboten werden. So verbreitet die Pflanze iſt, ſo wenig bekannt iſt ihr deutſcher und lateiniſcher Name bei den Laien; die Gärtner kennen ſie nur unter dem letzteren — die Laien meiſt gar nicht, ſelbſt wenn ſie das Kräutlein im eignen Garten ſeit Jahren beſitzen. Das Laub der Pflanze hat nicht den mindeſten Geruch nach Waldmeiſter, enthält auch kein fertig gebildetes Cumarin. Erſt im vergangenen Jahre entdeckte man zufällig, daß die abgeſtorbenen Blätter des Leberbalſams kräftigen Waldmeiſterduft aushauchen. Wie man ſich überzeugt hat, ſind im friſchen Kraut chemiſche Verbindungen enthalten, die nach dem Welken und Abſterben desſelben Cumarin liefern. Nach dem Geruche zu urteilen, müſſen die Blätter des Ageratum bei geeigneter Bearbeitung eine ſehr reiche Cumarinquelle abgeben.

Nicht nur mit dem lieblichen Duft des Weines vermählt ſich willig im Maitrank derjenige des Cumarins, ſondern auch mit dem ſcharfen, ſtrengen Geruch des Tabaks. Hier qualmt behaglich der eine aus der Pfeife mit langem, braunem Weichſelrohr — dort ſchnupft ſelbſtvergnügt der andere aus der gefüllten Doſe, in deren krümlichen, braunen Inhalt er vorſorglich eine große, ſchwarze Bohne gebettet hat, die Tonkabohne. Weichſelrohr und Tonkabohne verraten durch ihren Geruch, daß die Seele des Waldmeiſters auch in ihnen ſchlummert. Das rotbraune Weichſelrohr ſtammt von der in Deutſchland und anderen europäiſchen Ländern an Bergabhängen vorkommenden Stein- oder Weichſelkirſche, deren ſchwärzliche, erbſengroße Früchte bitterlich und ungenießbar ſind. Die Tonkabohne dagegen iſt ein Kind Südamerikas. Sie bildet das Samenkorn eines Baumes, Dipterix odorata, der in die gleiche Familie gehört wie das Johannisbrot, Tamarinden und die Gleditſchie unſerer Anlagen mit ihren mächtigen, handbreiten und mitunter faſt halbmeterlangen, flachen Hülſen. Die ſchwarzen, wohlriechenden Tonkabohnen ſind ſo reich an Cumarin, daß man beim Zerbrechen dieſer Samen im Inneren

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

glänzende Kriſtallflimmer von dieſem Riechſtoff wahrnimmt. In der That bilden dieſe den Schnupfern wohlbekannten Bohnen zur Zeit die reichſte Quelle für Cumarin. Man braucht ſie nur mit ſtarkem Alkohol auszukochen, dieſen abzugießen und in einer Schale verdunſten zu laſſen, um alsbald zahlreiche wohlriechende Kriſtallnadeln anſchießen zu ſehen. Auf dieſem Wege wurde bisher wohl das meiſte Cumarin des Handels gewonnen, das dann weiter zu Maitrankeſſenz und dergleichen verarbeitet wird.

Wie man auch immer den Riechſtoff gewonnen haben möge, ſtets laſſen ſich einige kleine Splitter desſelben, in Wein gelöſt, zur ſchnellen Bereitung einer würzigen Maibowle mit Vorteil verwenden. Doch ſei man, wenn man wirklich reines Cumarin und nicht den im Handel gleichfalls vorkommenden Cumarinzucker beſitzt, vorſichtig, daß man nicht zu viel von jenem nehme, — denn das reine Cumarin offenbart gleich dem Roſenöl und anderen pflanzlichen Riechſtoffen ſeinen lieblichen Duft erſt bei großer Verdünnung. Zu reichlich angewendet, erſcheint derſelbe zu ſtrenge. Im ganzen iſt Cumarin bei dem Publikum noch wenig bekannt. Vor einem Jahrzehnt beobachtete ich einmal einen harmloſen Scherz, der mit Hilfe jenes Stoffes gemacht wurde. Eine Schulklaſſe machte im Hochſommer unter der Führung einiger Lehrer einen Ausflug über Berg und Thal. Einer der Herren äußerte unterwegs die Abſicht, am Raſtorte eine Maibowle brauen zu wollen, ſtieß aber auf ſtarke Zweifel, da die Zeit des Waldmeiſters längſt vorüber ſei und das Kraut überdies nirgends aufzutreiben war. Unſer Freund, den der Schalk drückte, ließ ſich aber nicht beirren und vermaß ſich hoch und teuer, die würzigſte Maibowle aus einem einzigen Blumenkronenblatt einer Lindenblüte und einem hirſekorngroßen Splitter eines friſchen Lorbeerblattes herſtellen zu wollen. Daß am Ziele der Wanderung blühende Linden- und prächtige Lorbeerbäume in großen Kübeln anzutreffen ſein würden, wußte er bereits. Alsbald ward bei den anderen die Neugier rege, und man einigte ſich zu dritt zu einem Bowlenbunde. An Ort und Stelle wurde im ſchattigen Garten Aufenthalt genommen. Bald ſtand eine mächtige Bowlenſchüſſel auf dem Tiſche, um welchen Freund Schalk, Profeſſor Schmalzkrägele und Hauptlehrer Bam Platz genommen hatten. Feierlichſt goß man einige Flaſchen perlenden Markgräflers in die bauchige Schüſſel, feierlichſt fügte man den nötigen Zucker hinzu und begann zu rühren. Aus einer Lindenblüte wurde ein winziges Blättchen herausgeſchnitten und nebſt einem noch winzigeren Stückchen eines Lorbeerblattes in die goldige Flut verſenkt. Alsbald aber quoll ein kräftiger Duft nach Waldmeiſter aus der Schüſſel, denn Freund Schalk hatte beim Rühren mit dem Schöpflöffel unvermerkt ein paar kleine Cumarinſplitter in das Gebräu fallen laſſen, die ſich ſchnell auflöſten. Fröhlich ſchlürfte man den wohlgelungenen Trank und pries die wunderbaren Kräfte der Natur, die aus zwei kleinen, kaum ſichtbaren Blattſtückchen ſo geheimnisvollen Dufteszauber hervorgelockt hatten. „Jetzt geht mir erſt über die Wirkung der homöopathiſchen Arzneien ein Licht auf,“ meinte Profeſſor Schmalzkrägele, „die auch mit unwägbar kleinen Mengen große Wirkungen erzielen. Die Bowle werde ich nächſtens auch machen!“ Ob er ſie gemacht hat, weiß ich nicht; ſchwerlich aber werden ihm die kleinen Blättchen ohne die kriſtallene Seele des Waldmeiſters den Duft desſelben hervorgezaubert haben.

---

## Non cras sed hodie.

Novelle von Adolf Schmitthenner.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Mit raſchen Schritten durcheilte ich die Breite der Straße, die mich von dem Eingange trennte, ſtieß die Thüre zurück und trat in den Turm ein.

Das Geſchrei aufgeweckter Gänſe empfing mich. Ein Lichtſchimmer fiel von oben herab. Auf der Treppe ſtand ein Mann, der eine brennende Handlaterne trug. Ihm zu Füßen lag ein glimmendes Streichholz. Er hatte ſich umgedreht und leuchtete mir ins Geſicht. Dann zog er die Laterne zurück, wobei ein heller Lichtſtrahl ſein Antlitz traf, und ging, ohne ſich um mich zu kümmern, die Treppe hinauf. Es war der weißbärtige Alte, den ich bei der Künſtlerkarawane geſehen hatte.

Als er ſich dem erſten Stockwerke näherte, in welchem ſich die Gefängniszellen befanden, ſtieg er langſamer die Stufen empor. Oben blieb er ſtehen und erwartete mich.

„Wohnen Sie hier im Turme?“ fragte er mich.

„Nein. Sie wohnen auch nicht hier,“ ſagte ich und ſah ihn forſchend an.

„Ich bin fremd,“ erwiderte er und ging über den Gang auf die nächſte Stiege zu; ich langſam hinter ihm her. Eine Fledermaus huſchte über uns hin. Der Schein der Laterne glitt über den dunklen Roſt der Gefängnisthüren und die häßliche Mauer. In einem der Gelaſſe atmete es ſchwer. Es iſt eine Eule, ſagte ich mir und ging vorüber.

Am Ende des Ganges blieb der Mann ſtehen, wandte ſich um und fragte: „Warum gehen Sie mir nach?“

„Ich kam, weil Sie mich gerufen haben. Ich heiße Felix.“

„Wir kennen uns nicht,“ ſagte er darauf. „Laſſen Sie mich meine Wege gehen!“ Und er ſchickte ſich zum Weiterſteigen an.

Nach einer Weile blieb er wieder ſtehen und ſah mich fragend von oben bis unten an.

Ich trat dicht an ihn heran, ſchaute ihm feſt ins Geſicht und ſagte: „Ich ſuche dasſelbe, was Sie ſuchen; ich will forſchen nach ‚Non cras sed hodie.‘“

Er hob wieder die Laterne, leuchtete mir ins Geſicht und ſah mich mit weitgeöffneten Augen an. Dann ſagte er, mich unverwandt anblickend: „Welches Recht haben Sie auf dies Wort?“

„Welches Recht haben Sie?“ fragte ich ihn.

Er ließ die Laterne ſinken und ſchüttelte das Haupt. Dann ſagte er wie vor ſich hin: „Ich habe einen gekannt, vor langer, langer Zeit. Wir teilten uns in das Wort wie zwei Brüder in des Vaters Ring. Nur wenn es zuſammenklang aus unſer beider Mund, war es ganz. Als wir uns trennten, zerbrach es in der Mitte. Er nahm ſeine Hälfte mit in die Welt.“

„Und wurde der Ring wieder einmal ganz?“ fragte ich ihn.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte er leiſe und ſtarrte vor ſich hin. Kaum hörbar fügte er bei: „Ich hoffe nicht.“

Ich beſann mich eine Weile, aber ich konnte nicht verſtehen. Er wandte ſich um und ging langſam und ſchweren Trittes die Stiege hinauf. Ich ging hinter ihm her und ſagte:

„Sie hörten das Wort vorhin vom Turme herunterſchallen, wie ich es hörte. Der da oben iſt auf dem Turme geboren und hat ihn nie verlaſſen; es iſt ein Blöder, er kann weder leſen noch ſchreiben. Wie er das Wort gefunden hat, das weiß nur Gott. Es muß in entſetzensvoller Stunde geweſen ſein, denn es grauſt ihm und anderen, wenn er es ruft.“

Der Alte war ſtehen geblieben und nickte mit dem Kopfe, ohne ſich umzudrehen. Ich ſtand dicht hinter ihm, als ich fortfuhr: „Ich weiß, es war einer hier, hier hat er die Hälfte des Ringes verloren. Nach langen, langen Jahren hat man ſie ausgegraben aus dem Schutt.“

Er hatte ſich, während ich ſprach, umgedreht und ſah mich mit dem Ausdrucke der höchſten Spannung an.

„Ja, ich weiß,“ ſagte er dann, mir unverwandt in die Augen ſtarrend, „es war einmal einer hier.“

Es ſchwindelte mir, es war mir, als ob etwas Entſetzliches ſich von ferne zeige, vor dem das Blut erſtarren müſſe, und mühſam brachte ich hervor: „Wer?“

„Ich.“

„Und der andere?“

Er ſchwieg eine Weile und ſagte dann: „Ich weiß es nicht.“

„Wann waren Sie hier?“ fragte ich. Ich ſah dem Entſetzlichen, das ich in der Ferne geſchaut hatte, kühn entgegen: du biſt nichts, du biſt ein Schatten und mußt verſinken.

„Ich will Ihnen ſagen, was ich weiß, wenn Sie mir ſagen, was Sie wiſſen,“ flüſterte er und faßte mich am Arme. — Ich nickte mit dem Kopfe.

„Es war vor vielen Jahren,“ begann er, „im Kriegsjahre 1796 ....“

Er mußte geſpürt haben, wie ich zuſammenzuckte; denn er faßte mich feſter am Arme, und ſeine Stimme wurde auf einmal heiſer.

„Ich ſtand als blutjunger Kornett in einem kaiſerlichen Reiterregiment. Es waren Kroaten. Mein Vater hat es ſo gewollt, obſchon .... doch, gleichviel. — Unſere Armee hatte bei Würzburg die Franzoſen aufs Haupt geſchlagen. Sie zogen ſich eilig gegen den Neckar und Rhein zurück. Wir Rotmäntel ſaßen ihnen auf den Ferſen. Wir hatten ſchon viele Beute gemacht, denn die Franzoſen waren vollgeſaugt wie Blutegel. Als wir in dieſe Gegend kamen, ſchlugen wir uns täglich mit Huſaren herum, welche die Nachhut der feindlichen Armee bildeten. Man erzählte ſich bei uns, daß ein Weib mit ihnen reite, jung und ſchön und tollkühn. Wir hätten das wilde Weſen gern lebendig gefangen. Am 10. Oktober wurde unſern Vorpoſten verraten, daß ſich die Huſaren in dieſes Städtlein geworfen. Unſer Major faßte den Plan, ſie hier aufzuheben. Wir ritten die Nacht hindurch und kamen gegen drei Uhr auf dem Berge an, an deſſen Fuße der Turm ſteht. Wir ſtiegen ab, bargen die Pferde in einem Gehölz und ſchlichen uns unbemerkt bis an die Stadtmauer heran. Unſer fünfzehn kletterten hinüber. Unbemerkt gelangten wir in den finſteren Winkel zwiſchen der Turmwand und der Stadtmauer. Im Nu war der Poſten, der auf der anderen Seite des Turmes ſtand, überwältigt und durch einen Knebel ſtumm gemacht. Während einige von uns das Pförtchen öffneten, das dicht neben dem Turme durch die Stadtmauer in den Garten führte, eilte ich mit zwölf Kroaten die Stiegen hinauf, ſo ſchnell und ſo geräuſchlos, als es in der Finſternis möglich war. Oben war der Weg durch eine Fallthüre verſperrt. Wir hoben ſie behutſam in die Höhe, mit Getöſe fiel ſie gegen die Wand. In demſelben Augenblicke krachten Schüſſe uns über die Köpfe. Ich ſprang hinauf, hinter mir meine Leute. Ich rief den vier Franzoſen zu, ſie ſollten ſich ergeben, meine Kroaten fielen über ſie her und entwanden ihnen die Waffen. Da hub dicht neben uns eine Glocke, deren Ton mir heute noch in den Ohren klingt, zu heulen an. Um dem verdammten Läuten ein Ende zu machen, eilte ich in die Turmſtube. Ich fand hier einen Offizier, der mit der einen Hand das Seil zog, mit der anderen das Fenſter zu öffnen bemüht war und mir ſo den Rücken drehte. Es war die Zeit der erſten Morgendämmerung. Ich hieb ihm mit dem Säbel über den Kopf, daß er an die Wand taumelte. Aber einen Augenblick ſpäter hatte er ſeine Waffe in der Fauſt und ſetzte ſich aufs heftigſte zur Wehr. Es entſpann ſich ein wilder Kampf in der engen Stube. Ich blutete aus mehreren Wunden und drang wütend auf meinen Gegner ein, der ſich nicht minder wild verteidigte. Die blinde Fenſterſcheibe über ihm wurde von ſeinem Säbel getroffen, und die Stücke fielen klirrend zu Boden. Es wurde heller im Gemach; ich ſah, daß mein Feind ein ſchwarzhaariger Mann war; das Antlitz war von Blut überſtrömt. Da ließ er plötzlich den Arm ſinken, wie wenn dieſem die Sehne zerſchnitten wäre, und angſtvoll keuchend kam’s aus ſeiner Bruſt. Es waren erſtickte Worte. Es klang daraus wie ‚grace!‘ Ein Angſtruf nach Gnade! Da fiel mir die Deviſe unſers Hauſes ein. ‚Non cras sed hodie,‘ rief ich in grimmigem Hohne und ſtieß ihm meinen Säbel in die Kehle. Lautlos brach er zuſammen. Ich aber —. Das Wort, das mein Gegner gerufen, klang in mir fort, ſtärker und ſtärker, daß mir die Seele erzitterte und der Kopf ſchwindelte. Alles in mir war voll von dem Rufe nach Gnade. Grace! Mit einemmal brach der Klang ab, wie vorhin das ſchrille Sturmgeläute, die Seele wurde frei, der Kopf klar, und es durchzuckte mich ein höllenmäßiger Gedanke mit der Gewißheit einer teufliſchen Offenbarung. Ich kenne das Los der Verdammten. Jene Sekunde umfaßte eine Ewigkeit voll Höllenqual. Gott ſei Dank, ſie kehrte nicht wieder, dieſe Klarheit. Gott ſei Dank, es iſt trüb in mir geblieben! Du lügſt, ſchrie meine Seele auf. Ich wollte hingehen und dem Sterbenden ins Antlitz ſehen, aber — ich wagte es nicht. Ich wollte von fern hinſchauen, aber mein Blick fuhr wie weggeſtoßen zur Seite. Da ſah ich einen Jungen im Winkel hocken; er grinſte zu mir her und kroch auf den Stöhnenden zu. Eine fürchterliche Wut ergriff mich. ‚Du biſt ſchuld an dem Blendwerk, du Teufel!‘ rief ich und gab dem Burſchen einen Fußtritt, dann ſtürzte ich zur Thüre hinaus die Treppe hinunter. Als ich ins Freie kam, ſah ich meine Leute um den Rückzug kämpfen. Die Sturmglocke hatte uns verraten. Es gelang uns, ohne Verluſt und unter Mitnahme der entwaffneten Franzoſen uns zu unſern Pferden zurückzuziehen. Hundertmal nahm ich mir vor, die Gefangenen nach dem Namen ihres Offiziers zu fragen. Aber ſobald ich den Mund öffnen wollte, befiel mich eine unſagbare Angſt. Ich gewann nicht das Herz, die Frage zu thun und meine Seele von der verlogenen Laſt zu befreien. Und ſo ſchleppe ich ſie in mir bis auf dieſe Stunde. Die Stimme! Die Stimme! Ich habe ihren Klang gehört in den Schluchten des Goldlandes drüben über dem Meere, wenn die anderen nur Wolfsgeheul vernahmen, und auf den Barrikaden Europas, wenn die Kugeln um mich sauſten. Jetzt ziehe ich als ein Geächteter unter fremdem Namen heimatlos und elend durch die Welt, ein alter, verlorener Menſch. Aber lauter als der eigne Jammer ſchreit jener Ruf. Seit wir hier ſind, umkreiſe ich den Turm Nacht für Nacht. Ihn zu betreten hatte ich den Mut nicht. So that ich auch heute wieder. Die anderen habe ich vorausgeſchickt. Da, vorhin hör’ ich das Wort, das ich damals rief, das mir und einem anderen zugehört. Ein Freudenſchauer überkam mich. Biſt du’s, Felix, dann war alle Angſt umſonſt! Aber nein, die Worte waren’s, jedoch der Klang war’s nicht. Der Klang, der Klang! — Gewißheit will ich jetzt haben! Darum ſtieg ich hier herauf. Gewißheit iſt der Tod, aber beſſer als dieſe Qual der Furcht! — Wie kommt mein und ſein Wort zu dem fremden Klang? Wer hat es hier gelaſſen, nur ich oder auch er? — Der andere war auch da! — War’s ein Ruf um Gnade oder war’s die Hälfte des Ringes? ... Wir wollen vollends hinaufgehen.“

Er wandte ſich plötzlich von mir und keuchte haſtig die Stiege empor. Mir ſträubten ſich die Haare und die Kniee wankten. Ich wollte ihn rufen, ihn halten, aber ich brachte keinen Ton aus der Kehle, und die Arme ſanken ſchlaff am Leibe nieder.

Als der verhallende Donner, der von oben herniederſchallte, mir anzeigte, daß der unglückliche Greis die Stätte ſeiner That betreten habe, ſammelte ich alle Kraft in mir und eilte hinauf. Dämmerlicht quoll von oben herunter und zeigte die grauen, von glänzenden Spinnweben überzogenen Mauern. Als ich auf dem Turmſpeicher ſtand, ſah ich in das offene Zimmer der Wächterſtube hinein. Durch das Fenſter der Thüre gegenüber leuchtete das Morgenrot. Der trübe Schein des jungen Wintertages miſchte ſich mit dem Schimmer der Laterne, die der Alte auf den Tiſch geſtellt hatte. Mit gekreuzten Armen ſtand er vor dem Bett. Der Blöde lag da, das Geſicht gegen die Wand gekehrt. Ich konnte von ihm nichts ſehen als den kahlen Schädel.

„Das iſt aus der Kröte geworden, die ich getreten habe,“ ſagte der Alte vor ſich hin. Dann ſchüttelte er den Schlafenden. Ich trat näher und ſah, wie der Turmwächter ſein Geſicht umwandte und den Kopf emporhob. Er ſah noch gerade ſo aus, wie ich ihn in der Erinnerung hatte; er ſchien mir nicht älter geworden zu ſein. „Kennſt du mich noch?“ fragte Stanislaus und beugte ſein Geſicht hernieder. „Ich bin’s, der dir dort den Fußtritt gegeben.“

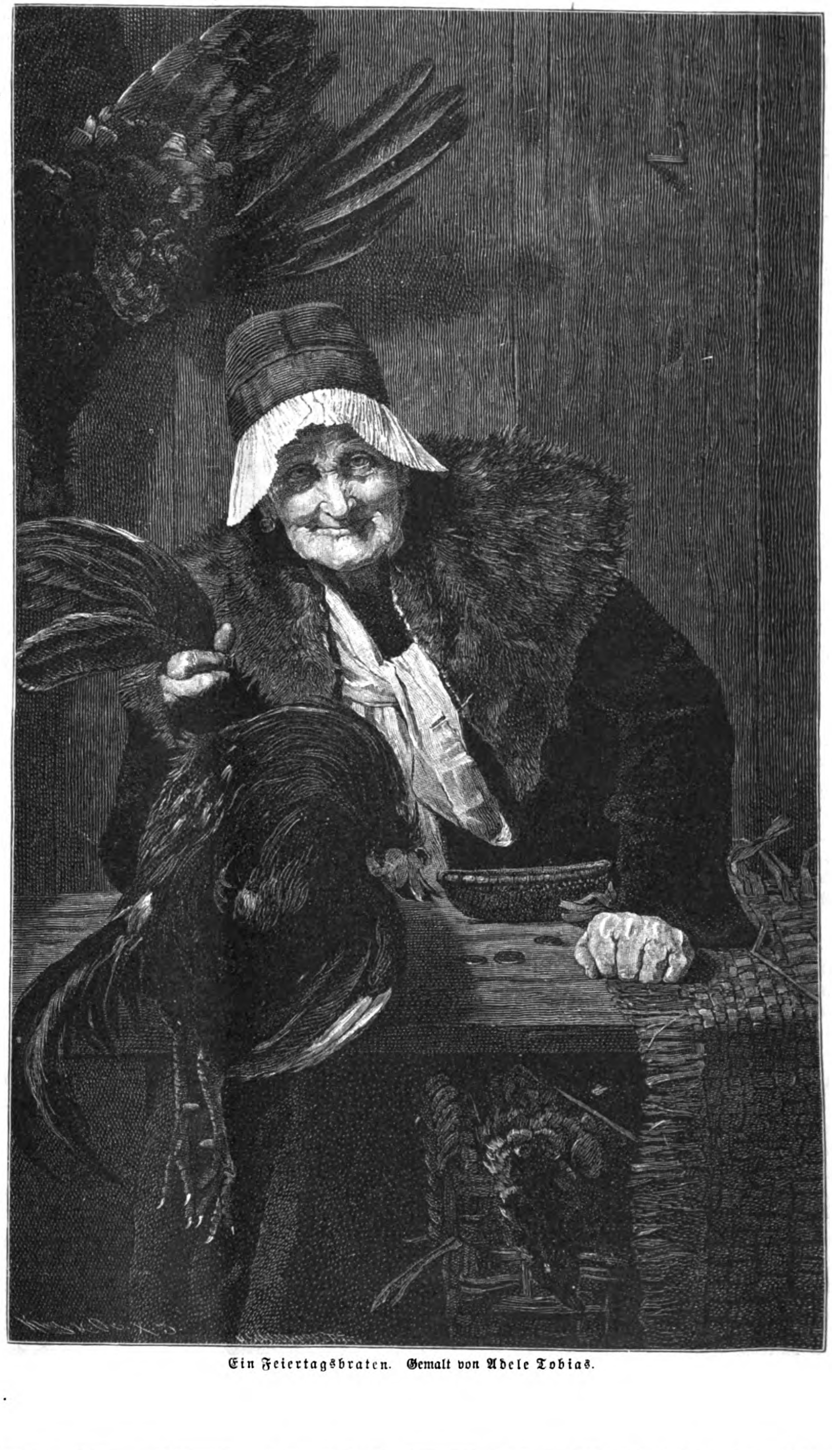
Da wimmerte der Blöde und verkroch ſich unter die Decke.

Der andere zog die Hülle weg und warf ſie zu Boden.

Ein zuſammengerollter, mit Lumpen bedeckter Fleiſchklumpen lag der Blöde da, — ein abſcheulicher Anblick!

„Ich thu dir nichts,“ rief Stanislaus ihm zu. „Da, kennſt du das?“ Und er hielt ihm ein Goldſtück vor die Augen.

Der Turmwächter lachte heiſer auf und ſtreckte die Hand nach dem Gelde aus.



Ein Feiertagsbraten. Gemalt von Adele Tobias.

„Das bekommſt du, wenn du mir ſagſt, was ich von dir wiſſen will. — Weißt du noch,“ fragte er darauf und wies in den Winkel unter dem Fenſter. „Dort lag einer. Was iſt aus dem geworden?“

Der Blöde griff nach der ausgeſtreckten Hand, in welcher das Gold funkelte.

„Ja ſo, das willſt du haben!“ Stanislaus gab ihm das Goldſtück und legte einen zweiten Dukaten auf den Tiſch. „Den bekommſt du auch, wenn du mir alles ſchön erzählſt.“

Der Kretin lachte, ſtreckte die Füße aus dem Bett und richtete ſich auf, von ſeinem Halſe fiel ein ſchmutziger Lappen, mit dem er loſe umwickelt geweſen, und es zeigte ſich die nackte Haut des Oberkörpers, der mit einem offenen wollenen Hemde bekleidet war.

Ich wendete meine Augen ab. Da hörte und ſah ich, wie der Pole plötzlich auf den Blödſinnigen zuſtürzte und dieſer einen Schrei ausſtieß, in dem tieriſche Angſt und Wut ſich miſchten. Es folgte eine ſcheußliche Szene. Die beiden Greiſe, der eine halbnackt, rangen miteinander. Ich ſprang hinzu, um den Blöden wegzureißen, der, unmenſchliche Laute ausſtoßend, kratzend und beißend an dem anderen hing. Ich faßte ihm die beiden Arme von hinten und zog ihn zurück. Da ſah ich, um was es ſich bei dem Kampfe handelte. Es war ein goldenes Medaillon, welches der blödſinnige Turmwächter auf der Bruſt trug. Als er, von mir gehalten, wehrlos geworden, zog es ihm ſein Gegner vom Halſe. „Es iſt Marias Bild,“ rief er aus, brach in die Kniee und barg das Haupt auf dem Tiſche in ſeinen Händen. „Ich habe meinen Bruder erſchlagen.“

Immer noch hielt ich den ſchäumenden Turmwächter feſt. Ich ſchleuderte ihn auf ſein Bett und trat zu dem Unglücklichen, der regungslos am Tiſche kniete. Sein weißes Haar leuchtete fahl im Scheine der noch immer brennenden Laterne.

„Faſſen Sie ſich,“ redete ich ihm zu. „Er ſtarb nicht von Ihrer Hand. Man fand den Leichnam unten im Graſe mit eingeſchlagenem Kopfe. Die Todeswunde rührte nicht von Ihnen her. Verlaſſen Sie jetzt dieſen ſchauerlichen Ort. Folgen Sie mir! Ich kann Ihnen vieles erzählen und manches zeigen, was Sie tröſten ſoll. Sie werden einſehen, daß der Tod eine Wohlthat für Ihren Bruder Felix war.“

Er ſtand auf, drückte mir die Hand und ſagte: „Ich danke Ihnen. Ich komme mit Ihnen. Aber vorher will ich volle Gewißheit haben, wie es hier zu Ende gegangen iſt.“

Er zog ſeine Börſe und ſchüttete ſie auf den Tiſch. Es waren einige Goldſtücke und viele Silbermünzen. Dann trat er an das Bett, auf dem der Blöde ſchluchzend ſaß, und ſagte: „Ich kaufe dir das Bild ab, es gehört mir. Du bekommſt all mein Geld dort und noch mehr als das, aber du mußt mir ſagen, wie es mit dem da“ — er wies in den Winkel unter dem Fenſter — „ergangen iſt.“

Der Kretin blinzte unter den buſchigen Brauen nach dem blinkenden Goldhaufen auf dem Tiſche und hörte auf zu ſchluchzen, dann warf er einen boshaften Blick auf den Polen, ſtand auf, holte unter dem Bette ein paar alte Schuhe hervor, zog ſie an die nackten Füße und ſchlürfte durchs Zimmer. Er riegelte die Thüre auf, welche in die Galerie führte, und ging hinaus. Nach kurzer Weile kam er wieder mit einem großen Steine in der Hand; er mußte von dem zerfallenden Geländer herrühren. Dann kniete er auf den Boden, ſah mit ſtieren Augen auf den Platz im Winkel und kroch geräuſchlos hin, bis er unmittelbar unter dem Fenſter hielt. Er kicherte leiſe, hob den Stein in die Höhe und ſchmetterte ihn auf den Boden, daß die alten Dielen krachten und der Staub hoch aufwirbelte. Darauf ſtand er geſchäftig auf, that, wie wenn er mit ſeinen Händen etwas vom Boden aufhebe, und ging rückwärts zur Pforte hinaus, gebückt und die Arme vorgeſtreckt, als ob er etwas Schweres ſchleppe. Wir folgten ihm nach. Draußen an der Stelle, unter welcher die Baumſchule an den Turm ſtieß, bückte er ſich von neuem. Es war, als ob er etwas Gewichtiges emporhebe, über das Geländer ſchiebe und hinunter in die Tiefe werfe. Dann lachte er laut auf und ſtand da, weit übergebeugt, hinunterſtarrend. Nach einer Weile ging er in die Stube zurück und kam mit dem Mordſteine wieder, den er unter das Geländer ſchob.

Regungslos hatte der Pole dem grauſigen Vorgange zugeſchaut. Ich trat zu ihm, faßte ihn am Arme und ſagte: „Laſſen Sie uns gehen! Es iſt ja jetzt alles klar!“

Er hörte mich nicht. „Armer Felix,“ ſagte er vor ſich hin, „und doch — Gott ſei Dank!“ Er ergriff die welke Hand des blöden Greiſes, die auf dem Geländer lag. „Dieſe Hand, ich möchte ſie vergolden — ich bin kein Brudermörder — das hab ich dir zu danken!“ Er hob ſie zu den Lippen, aber ſchleuderte ſie, bevor die blaßroten Finger die Lippen berührten, mit Schauder von ſich, daß ſie auf den Stein aufſchlug und der Turmwächter wimmernd in die Höhe fuhr. „Nein, küſſen kann ich ſie nicht,“ ſagte der Pole und barg den Kopf in den gefalteten Händen.

Nochmals trat ich zu ihm und bat ihn mit herzlichen Worten, mir zu folgen.

„Sogleich, ſogleich,“ erwiderte er mir. „Ich möchte nur eins noch mit meinem Freunde da beſprechen. Aber, bitte — allein! Gehen Sie voraus. Ich folge Ihnen auf der Stelle nach.“

Ich zögerte. Aber er warf mir einen ungeduldigen Blick zu. So trat ich denn ſchweren Herzens in die Turmkammer zurück. Unter der Pforte ſchaute ich noch einmal um. Stanislaus lehnte ſich über das Geländer und ſchaute nach der Stelle, wo man ſeinen Bruder gefunden. Als ich in der Stube ſtand, hörte ich, wie er den Wächter fragte: „Was hat der Sterbende geſagt?“ — „Non cras sed hodie,“ ziſchte es leiſe als Antwort. Dann vernahm ich wieder die flüſternde Stimme des anderen: „Wie haſt du ihm gethan?“ Entſetzt trat ich vor, aber es war zu ſpät. Noch ehe ich den Schauplatz überblicken konnte, hörte ich zwei dumpfe Schläge raſch hintereinander und einen leiſen Weheſchrei. Ein Schritt weiter, und das Mark erſtarrte mir. Der Blöde hob die Beine eines erſchlagenen Menſchen, deſſen Oberkörper über die Brüſtung hinaushing, in die Höhe und warf den Leichnam hinunter in die Tiefe. Auf dem Boden des Ganges lag ein großer, blutbefleckter Stein. Ein ſchwerer Aufſchlag erſcholl von unten; der Blöde lehnte ſich über das Geländer und lachte hell auf.

Ich weiß nicht, wie ich hinunterkam. Der alte Pole lag zwiſchen den aufſprießenden Bäumchen, wohl an derſelben Stelle, auf der man ſeinen Bruder gefunden. Die Hirnſchale war ihm eingeſchlagen. Er war tot. In der zuſammengepreßten Rechten hielt er Marias Bild. Von oben klang das Kichern des Mörders. Laut klagend und um Hilfe rufend eilte ich ins Pfarrhaus und von da auf die Straße. Mit dem Poſtboten, einem Bäckerjungen und dem benachbarten Schmied kehrte ich zur Unglücksſtätte zurück. Die Lage des Ermordeten war verändert, die zuſammengeballte Rechte war aufgebrochen. Marias Bildnis war fort. Ein Gerichtsbeamter geſellte ſich zu uns. Wir ſtiegen den Turm hinan. Die Sonne ging auf, als wir die Galerie betraten. Der Blöde ſaß dem Himmelslichte zugekehrt, ließ Marias Bild in den Strahlen funkeln und raunte vor ſich hin: „O wie ſchön! O wie ſchön!“

Ich hatte mein Amt gethan und verließ voll Grauſen den alten Turm.

Am folgenden Morgen ſagte ich meiner Wirtin Lebewohl und floh aus der Stätte meiner Jugend, ohne umzublicken.

Jahrzehnte ſind ſeither vergangen. Mein Weg führte mich oft in die Nähe. Ich habe meine Vaterſtadt nicht mehr betreten.

Von einem berühmten Ausſichtspunkte ganz in der Nähe meines jetzigen Wohnortes ſieht man weit hinein in das Hügelland des Kraichgaues. Wenn wir oben ſtehen, unterlaſſen meine Kinder nie zu rufen: „Dort iſt der Vater geboren worden!“ Ich habe es noch nicht über mich gewonnen, nach den vertrauten Zinnen zu ſchauen. Ich fürchte mich vor dem alten Turme.

Vor kurzem las ich in der Zeitung, daß er eingeſtürzt

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

ſei und zwei ſpielende Kinder erſchlagen habe. Trotz des herzzerreißenden Unglücks atmete ich erleichtert auf. Jetzt brauche ich doch meine Augen von den Dächern meiner Vaterſtadt nicht mehr abzuwenden.

Nächſtens will ich einmal nachſehen, zu welchem Ende des Städtchens heute die Gänſe einfliegen.

---

## Die Einführung der Reformation in Brandenburg.

(Abdruck verboten.)

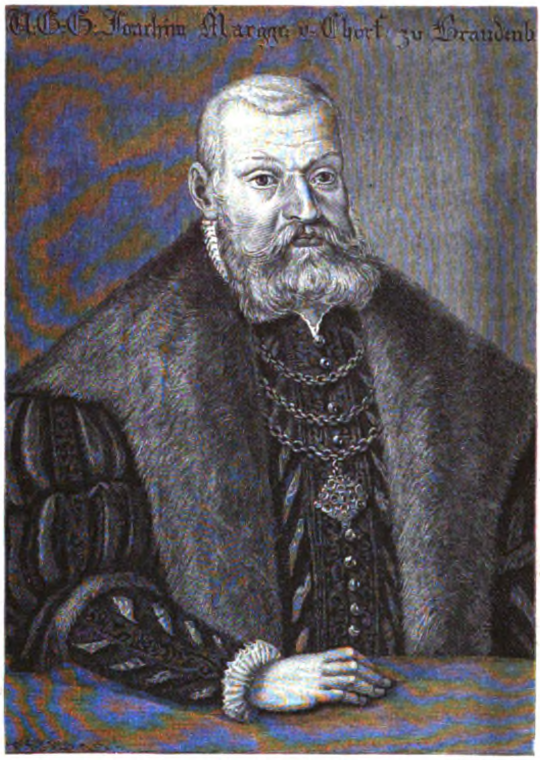
Am 1. November dieſes Jahres ſind 350 Jahre verfloſſen, ſeitdem die Reformation in den ehemals kurbrandenburgiſchen Landen zur öffentlichen Anerkennung und allgemeinen Durchführung gelangte, ein Ereignis, das in ſeinen Folgen für ganz Deutſchland von unermeßlicher Bedeutung geworden iſt. Hat doch mit dem Anſchluß des Hauſes Brandenburg an die Sache der Reformation der Hohenzollernaar zuerſt die Flügel geregt zu dem hohen Fluge, deſſen Ziel die deutſche Kaiſerkrone und die Wiederherſtellung des Deutſchen Reiches unter der Führung dieſes Hauſes geworden iſt. Grund genug, der 350jährigen Wiederkehr dieſes Tages auch außerhalb der ehemals brandenburgiſchen Lande mit dankbarer Freude zu gedenken.

Kurfürſt Joachim II wurde ſeinem Vater, dem Kurfürſten Joachim I, am 9. Januar 1505 von deſſen Gemahlin, der Kurfürſtin Eliſabeth, einer Tochter des Königs Johann von Dänemark, zu Berlin geboren. Unter der unmittelbaren Leitung ſeines vielſeitig gebildeten Vaters und ſeines Oheims, des Erzbiſchofs und Kurfürſten Albrecht von Mainz, genoß er eine ausgezeichnete und gelehrte Erziehung, infolge deren er an wiſſenſchaftlicher Bildung den größten Teil der deutſchen Fürſten in damaliger Zeit bei weitem überragte. Sein ritterlicher Sinn und ſeine Vorliebe für alle ritterlichen Übungen mögen die Veranlaſſung geweſen ſein, daß er von ſeinen Zeitgenoſſen den Beinamen „Hektor“ erhielt. In religiöſer Beziehung wurde er in den ſtreng katholiſchen Anſchauungen der mittelalterlichen Kirche erzogen. Bekanntlich gehörte ſein Vater, Joachim I, zu den erbittertſten Gegnern der Reformation. Derſelbe ſah in der von Wittenberg ausgehenden reformatoriſchen Bewegung eine Auflehnung gegen göttliche und menſchliche Ordnungen und ſuchte dem Eindringen derſelben in ſeine Lande mit allen Mitteln entgegenzutreten. Auf dem Reichstage zu Worms gehörte er zu denjenigen Fürſten, die ſich am entſchiedenſten für die Verhängung der Reichsacht über Luther ausſprachen, und die dem Kaiſer Karl V zur Unterdrückung der Ketzerei rieten. Dennoch vermochte Kurfürſt Joachim I mit allen ſeinen Verboten, die er gegen die neue Lehre erließ, und die ſich namentlich auch auf die Verbreitung und das Leſen der lutheriſchen Bibelüberſetzung erſtreckten, das Eindringen der Reformation in ſeinen Landen nicht zu hindern. Ja, er mußte es erleben, daß dieſelbe bis in ſein kurfürſtliches Haus drang, und daß ſeine eigne Gemahlin ſich der neuen Lehre zuwandte. Die Mutter der Kurfürſtin Eliſabeth, die Königin Chriſtine von Dänemark, war die Schweſter der ſächſiſchen Kurfürſten, Friedrich des Weiſen und Johann des Beſtändigen, der mächtigen Beſchützer Luthers und der Reformation. Durch den perſönlichen und brieflichen Verkehr mit dieſen Verwandten war die Kurfürſtin mit der reinen Lehre des Evangeliums, die von Wittenberg aus verkündet wurde, bekannt geworden, und ein Beſuch in Wittenberg, bei dem ſie Luther perſönlich kennen lernte, hatte ſie in ihrer evangeliſchen Überzeugung vollends befeſtigt. Luthers Schriften und vor allem die Bibel, in der ſie fleißig forſchte, gewährten ihr um ſo reicheren Troſt, je trüber und unglücklicher ſich ihr eheliches Leben mit der Zeit geſtaltet hatte. Nicht ohne Grund hatte ſie über mannigfache Untreue ihres Gemahls Klage zu führen, und das Verhältnis zwiſchen den fürſtlichen Gatten wurde ein immer geſpannteres, als zu anderen Zerwürfniſſen auch noch der Zwieſpalt in der religiöſen Überzeugung ſich geſellte. Vergeblich verſuchte Eliſabeth, ihren Gemahl zu einem milderen Urteil über Luther und die Reformation zu bewegen. Jedes gute Wort, das ſie für Luther einlegte, rief nur Aufwallungen des heftigſten Zornes bei ihm hervor. In einem Briefe, den ſie im Herbſt 1525 an den Herzog Albrecht von Preußen richtete und in welchem ſie ihr bekümmertes Herz ausſchüttete, klagte ſie, „daß ihr Herr und Gemahl ihr ganz gefähr und feind um das Wort Gottes ſei. Er ſpreche es offen aus, daß, wenn er ſie um Ehre, Seele, Leib und Wohlfahrt bringen könne, er es von Herzen thun werde.“ Nach langen, heißen Kämpfen fühlte ſich die Kurfürſtin in ihrem Gewiſſen gedrungen, ihren evangeliſchen Glauben auch äußerlich zu bekennen. Während einer Abweſenheit des Kurfürſten ließ ſie ſich um Oſtern 1527 von einem aus Wittenberg geſendeten Geiſtlichen heimlich das Abendmahl in beiderlei Geſtalt reichen und beſiegelte damit ihren Übertritt zum Luthertum. Durch dieſe hinter dem Rücken des Kurfürſten begangene Feier, die demſelben nicht verborgen bleiben konnte, war der Bruch zwiſchen den Ehegatten vollendet. Zornentbrannt drang Joachim in das Gemach ſeiner Gemahlin und überhäufte ſie mit Scheltworten und fürchterlichen Drohungen. Aber weder Drohungen noch Bitten vermochten ſie zu einer Änderung ihrer Geſinnung zu bewegen. Eines Tages erſchien der Beichtvater Joachims bei der Kurfürſtin mit der Forderung, daß ſie am nächſten Allerheiligenfeſte das Abendmahl unter einerlei Geſtalt mit dem Kurfürſten feiere. Zugleich erklärte er ihr, wenn ſie ſich deſſen weigere, werde der Kurfürſt andere Wege gegen ſie einſchlagen. Ruhig und beſtimmt erwiderte die Kurfürſtin, daß die Sache „an ſich ſelbſt groß, ſchwer und wichtig ſei und ſonderlich Gottes Ehre, das Gewiſſen und der Seelen Seligkeit anlange, daher könne ſie als ein geringes Weib eine plötzliche Antwort nicht geben, zumal ihr doch eine Bedenkzeit bis Oſtern zugeſtanden ſei.“ Bald ſollte es ſich zeigen, wie ernſt es dem Kurfürſten mit der Drohung geweſen war, „andere Wege gegen ſie einzuſchlagen.“ Er berief ſeine Biſchöfe, Äbte und einige andere der ſtreng katholiſchen Richtung angehörige Geiſtliche, um ihnen die Frage vorzulegen, ob er die Kurfürſtin zum Tode verurteilen oder ſich von ihr ſcheiden laſſen ſollte. Die erſte Frage wurde zwar von den Mitgliedern des zuſammenberufenen Rates verneint. Eine Scheidung möchte wohl angehen, doch wollten ſie dazu nicht raten. Aber alle faſt waren der Meinung, daß der Kurfürſt ſie für ihre Lebenszeit in einem Schloſſe einſperren und gefangen halten müſſe. „Das iſt der Schriftgelehrten Rat und Beſchluß über mich geweſen,“ ſchrieb die Kurfürſtin mit ſchmerzlich bitterer Wehmut an ihren Oheim Johann von Sachſen. Die bis Oſtern 1528 der Kurfürſtin gewährte Friſt nahte ihrem Ende, und dieſelbe war inzwiſchen immer gewiſſer in der Überzeugung geworden, daß ſie auch nach Ablauf derſelben nicht anders handeln könne als bisher und ihrem Glauben treu bleiben werde. Damit aber eröffnete ſich ihr die Ausſicht auf lebenslängliche Einſperrung in einem entlegenen Schloſſe. Um dieſem Geſchicke zu entgehen, ſann ſie auf heimliche Flucht und trat mit dem Kurfürſten Johann von Sachſen wegen Aufnahme in deſſen Landen in Unterhandlung. Dieſer erklärte ſich zu ihrer Aufnahme bereit und billigte ihren Entſchluß zu fliehen, weil es ſich in ihrer Lage um das Heil ihrer Seele handle. Zugleich bat er ſie, den Tag und Ort ihrer Ankunft an der ſächſiſchen Grenze zu beſtimmen. Aber wie ſollte die von Aufpaſſern umlauerte Kurfürſtin, ohne Verdacht zu erregen, ihr Schloß und die Mark Brandenburg verlaſſen? Endlich ermöglichte ihr eine Reiſe, die der Kurfürſt nach Braunſchweig unternahm, die Ausführung des längſt gehegten und in der Stille vorbereiteten Planes. Am 24. März 1528 war der Kurfürſt von Berlin abgereiſt, und am ſpäten Abend desſelben Tages noch verließ Eliſabeth, von ihrer Kammerfrau Urſula von Zedtwitz und dem Ritter Joachim von Götze begleitet, das Schloß durch die Waſſerpforte. An dem jenſeitigen Ufer, der jetzigen Burgſtraße in Berlin, erwartete ſie ihr Bruder Chriſtian, der ehemalige König von Dänemark, der, des Thrones entſetzt und aus dem Lande vertrieben, als Flüchtling in Torgau bei ſeinem Oheim, dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen, und nach deſſen Tode bei Johann dem Beſtändigen eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte. Dieſer hatte, von der Abſicht

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

ſeiner Schweſter unterrichtet, alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen, um ſie auf dem kürzeſten Wege nach der ſächſiſchen Grenze zu befördern. Am 26. März war ſie bereits mit ihrem Bruder in Torgau angelangt, wo ſie ehrenvoll empfangen wurde.

Schon am Abend des 25. März überbrachten Eilboten dem Kurfürſten Joachim die Nachricht von der Flucht ſeiner Gemahlin. Zornentbrannt kehrte er nach Berlin zurück und erging ſich in den bitterſten Klagen und Vorwürfen über Eliſabeth und die Helfershelfer ihrer Flucht. Von dem Kurfürſten von Sachſen, Johann dem Beſtändigen, forderte Joachim in faſt drohendem Tone die ſofortige Zurückſendung der Kurfürſtin und ihrer Begleitung. Derſelbe erbot ſich zwar zu einer Vermittelung zwiſchen den Gatten, aber nur unter der Bedingung, daß der Kurfürſtin geſtattet werde, ſich einen Prediger nach ihrer Wahl zu halten, wozu ſich Joachim unter keinen Umſtänden verſtehen wollte. Da auch zwei Jahre ſpäter die Anrufung des Kaiſers in dieſer Sache keinen Erfolg hatte, ſo blieben die Gatten fortan getrennt. Der Gegenſatz zwiſchen dem neuen und dem alten Glauben hatte die kurfürſtliche Ehe, wenn auch nicht rechtlich, ſo doch thatſächlich gelöſt und hinderte auch für die Zukunft die Wiedervereinigung der getrennten Gatten. — In dieſen Gegenſatz, der die Eltern geſchieden hatte, ſahen ſich nun auch deren Kinder und unter ihnen vor allem der Kurprinz Joachim hineingeſtellt. Wie hätte das Mutterherz vor den kurfürſtlichen Kindern verhehlen können, was dasſelbe in der Tiefe bewegte. Joachim II hat es in ſeinen ſpäteren Lebenstagen ſelbſt bezeugt, daß er ſchon in ſeinem fünfzehnten Lebensjahre ein Verehrer Luthers geweſen ſei. Im Jahre 1519, ſo erzählt er ſelbſt, ſei er bei der Rückkehr vom Reichstage zu Frankfurt bei „dem deutſchen Propheten“ geweſen. Er verdanke der Kirche zwar ſeinen Glauben, Luther aber die Erkenntnis, daß allein der Sohn Gottes und ſonſt nichts die Genugthuung vor Gott geleiſtet habe, und wir durch ihn die Vergebung der Sünden und das ewige Leben empfangen und heilig und gerecht ſind. Luthers freudiges und mutiges Bekenntnis auf dem Reichstage zu Worms, dem Joachim II als ſechszehnjähriger Kurprinz mit ſeinem Vater beiwohnte, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und ihn zur Bewunderung hingeriſſen.


U.G.G. Joachim Marggr. v. Chorf. zu Brandenb

Joachim II. Nach einem Ölgemälde im Hohenzollernmuſeum zu Berlin.

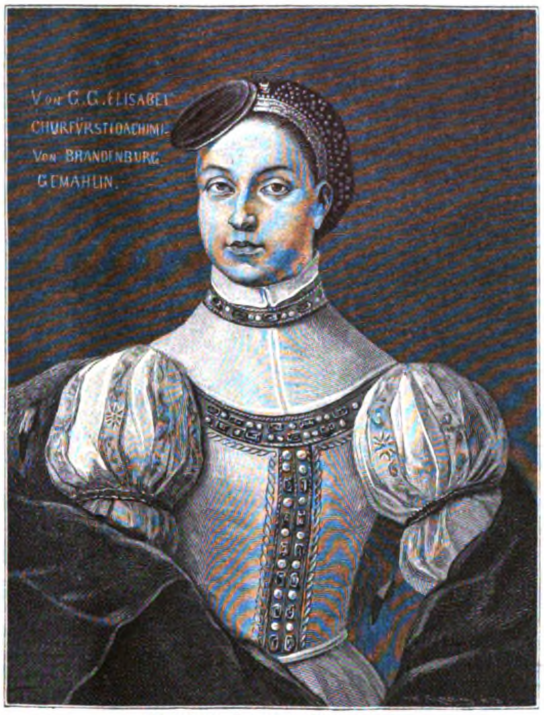
Wie wenig auch daran zu zweifeln iſt, daß die Geſinnung der Mutter nicht ohne Einfluß auf den Kurprinzen Joachim geweſen iſt, ſo äußert dieſe ſich doch noch in einem Briefe aus dem Jahre 1525 nicht ohne Betrübnis über ihren Sohn. „Sie habe geglaubt,“ ſo ſchreibt ſie an den Herzog Albrecht von Preußen, „daß ihr Sohn Joachim feſt im Glauben ſei, aber jetzt ſeien der Kurfürſt und ſein Sohn wieder Freund miteinander.“ — Doch je länger je mehr überwog der Einfluß der Mutter den des Vaters, und die wiederholten Beſuche, die er der nach Sachſen geflüchteten Mutter mit Zuſtimmung des Vaters machen durfte, haben wohl auch dazu beigetragen, ihn in nähere perſönliche Beziehungen zu den Reformatoren zu bringen und in ſeiner evangeliſchen Überzeugung zu befeſtigen.

Aber nicht bloß der zwiſchen ſeinen Eltern beſtehende Gegenſatz erſchwerte dem Kurfürſten Joachim II, ſich für die Reformation zu entſcheiden, ſondern auch noch andere verwandtſchaftliche Rückſichten legten ihm eine gewiſſe Zurückhaltung auf. Im Jahre 1524 hatte ſich der noch nicht zwanzigjährige Kurprinz mit der Herzogin Magdalena von Sachſen vermählt, einer Tochter des bekannten Herzogs Georg des Bärtigen von Sachſen, eines der erbittertſten Gegner der Reformation. Die nunmehrige Kurprinzeſſin Magdalena verharrte gleich ihrem Vater bei dem katholiſchen Glauben, und Joachims Schwiegervater bot bei der ausgeſprochen feindſeligen Stellung, die er zu Luther und zur Reformation einnahm, alles auf, um Joachim, auch nachdem derſelbe ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war, von einem entſcheidenden Schritte zurückzuhalten. Zwar auch Magdalena, die erſte Gemahlin Joachims II, war inzwiſchen verſtorben, noch bevor ſie die kurfürſtliche Würde ihres Gemahls erleben durfte. Bald nach der Geburt ihres jüngſten Kindes brach in der unmittelbaren Nähe ihrer Wohnung eine Feuersbrunſt aus, und infolge des Schreckens darüber verfiel ſie in eine Krankheit, der ihr ohnehin geſchwächter Körper nach wenigen Tagen, am 27. Januar 1535, erlag. Schon wenige Wochen nach ihrem Tode traf Kurfürſt Joachim I, dem die Zuneigung des Kurprinzen zum Evangelium nicht unbekannt geblieben war, Veranſtaltungen, um demſelben eine zweite ſtreng katholiſche Gemahlin auszuerſehen. Durch den Biſchof von Lebus ließ er beim katholiſchen König Sigismund von Polen um deſſen Tochter Hedwig für den Kurprinzen werben. Schon am 21. März 1535 wurde der Ehevertrag zu Wilna abgeſchloſſen und dabei zugleich feſtgeſetzt, daß die Vermählungsfeier am 29. Auguſt desſelben Jahres in Krakau ſtattfinden ſollte. Hedwig war weder von deutſchem Stamme, noch der deutſchen Sprache kundig, aber die Tochter eines ſtreng katholiſchen Königs; von beiden durfte daher erwartet werden, daß ſie dahin ſtreben würden, den Kurprinzen bei der katholiſchen Kirche zu erhalten. Noch ehe die Vermählung gefeiert werden konnte, ſtarb Kurfürſt Joachim I, erſt 51 Jahre alt, am 11. Juli 1535, und ſein Sohn folgte ihm als Joachim II in der Regierung.

Vielleicht ſchon in der Vorahnung ſeines nahen Endes hatte Kurfürſt Joachim I in einem am 22. Oktober 1534 abgefaßten Teſtamente ſeine Söhne und ihre Erben in der feierlichſten Weiſe verpflichtet, „mit ihren Landen und Leuten zu jeglicher Zeit bei dem alten chriſtlichen Glauben, Religion, Ceremonieen und Gehorſam der chriſtlichen Kirchen zu verbleiben.“

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

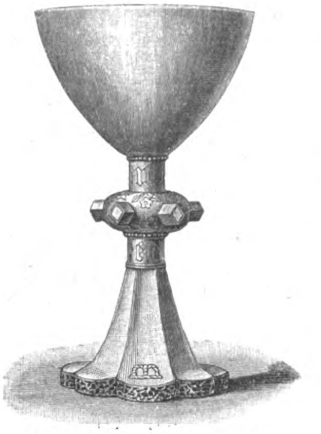
Durch einen heiligen Eid mußten ſie außerdem geloben, an dem halleſchen Bündnis feſtzuhalten, welches Joachim I, Georg von Sachſen, Albrecht von Mainz und die Herzöge Erich und Heinrich von Braunſchweig zur Aufrechterhaltung der katholiſchen Religion geſchloſſen hatten, und welches dem von den evangeliſchen Fürſten geſchloſſenen ſchmalkaldiſchen Bunde das Gegengewicht halten ſollte. Zu den Feſtſetzungen, die Joachim I in ſeinem Teſtamente getroffen hatte, und zu deren Befolgung ſich ſeine Söhne, der Kurprinz Joachim und der Markgraf Johann, durch Unterſchrift und perſönlichen Eid verpflichten mußten, gehörte auch die Beſtimmung, daß die märkiſchen Lande zwiſchen die erwähnten beiden Söhne geteilt werden ſollten. Der Kurprinz Joachim ſollte die Kurmark nebſt der Kurwürde erhalten, Markgraf Johann dagegen die Neumark, das Land Sternberg, das Fürſtentum Kroſſen, nebſt den Herrſchaften Kottbus und Peitz. Wiewohl dieſe Beſtimmung mit dem von Albrecht Achilles erlaſſenen Hausgeſetz, durch welches jede Erbteilung der brandenburgiſchen Lande unterſagt war, in Widerſpruch ſtand, fügte ſich Kurfürſt Joachim II den teſtamentariſchen Verordnungen ſeines Vaters, und Markgraf Johann, in der Geſchichte als Johann von Küſtrin bekannt, trat die ſelbſtändige Regierung in der Neumark und in den dazugehörigen Landen an. Der letztere, der aus ſeiner proteſtantiſchen Geſinnung niemals ein Hehl gemacht hatte, löſte ſofort ſein Verhältnis zum halleſchen Bündnis und trat dem ſchmalkaldiſchen Bunde bei. Er duldete nicht bloß, ſondern förderte in der Neumark und in den lauſitzſchen Landſchaften auf jede Weiſe die Einführung der Reformation. Zu ſeinem eignen Hofprediger berief er den lutheriſchen Prediger Heinrich Frame, einen berühmten Kanzelredner, nach Küſtrin. Nachdem er zu Oſtern 1538 das Abendmahl öffentlich unter beiderlei Geſtalt gefeiert hatte, durfte die Einführung der Reformation in dieſem Teile der brandenburgiſchen Lande als durchgeführt angeſehen werden.



Eliſabeth, Gemahlin Joachims I.
Nach einem Ölgemälde im Hohenzollernmuſeum zu Berlin.

Die Lage des Kurfürſten Joachim II wurde dadurch eine immer ſchwierigere. Auf der einen Seite fühlte er ſich ebenſo durch das dem Vater gegebene Verſprechen wie durch die Rückſicht auf ſeine katholiſchen Verwandten gebunden. Auch beſeelte ihn noch immer der Wunſch, mit der alten Kirche nicht gänzlich zu brechen. Auf der anderen Seite war ſeine Hinneigung zur evangeliſchen Lehre und ſeine Verehrung für Luther ein offenes Geheimnis, und wenn ſchon bei Lebzeiten des Vaters die Reformation trotz aller Gegenmaßregeln in den kurbrandenburgiſchen Landen die weiteſten Fortſchritte gemacht hatte, ſo drang ſie nun in immer weitere Schichten der Bevölkerung ſiegreich ein. Daraus erklärt ſich die ſchwankende Haltung, die Kurfürſt Joachim II in den erſten Jahren ſeiner Regierung zur Reformation eingenommen hat. An einer Stelle gewährte er dem neuen Glauben Raum und Schutz, an einer anderen verteidigte er wiederum das alte Kirchenweſen, ſo daß ſeine Maßregeln in kirchlichen Dingen widerſpruchsvoll, unberechenbar und willkürlich erſchienen. So ließ er es ohne Einſpruch geſchehen, daß die Stadt Treuenbriezen gleich nach Joachims I Tode einen ihr von Luther empfohlenen evangeliſchen Prediger, Johann Behme, berief. Als aber 1537 der Rat von Spandau die Erlaubnis zur Anſtellung eines evangeliſchen Predigers erbat, erhielt er zur Antwort: „Die Spandauer möchten ſich nicht nach den Treuenbriezenern richten, denn dieſe ſeien der Hölle nahe.“ Es konnte nicht ausbleiben, daß ſich nach der Durchführung der Reformation in den neumärkiſchen Landen auch in der Kurmark immer lauter der Wunſch regte, die neue Lehre rechtlich anerkannt zu ſehen. Unmöglich konnte für die Dauer diesſeits der Oder als Unrecht gelten, was jenſeits derſelben erlaubt war. So wurde Joachim II durch die Verhältniſſe zur Entſcheidung gedrängt. Die lutheriſche Bewegung in der Mark wuchs von Tage zu Tage mächtiger an. Eine im Februar 1538 abgehaltene Verſammlung der Bürger von Berlin beauftragte den Rat, den Kurfürſten zu bitten, daß er der Bürgerſchaft zu Oſtern die Feier des Abendmahles unter beiderlei Geſtalt erlauben möge. Ein gleiches Geſuch richtete die Stadt Frankfurt an den Kurfürſten, während die Spandauer Gemeinde, ungeachtet des früheren abſchlägigen Beſcheides um Oſtern 1539 einen evangeliſchen Prediger berief. Auch der Biſchof von Brandenburg, Matthias von Jagow, unter Joachim I noch ein entſchiedener Widerſacher der Reformation, hatte inzwiſchen infolge der näheren Bekanntſchaft mit Luthers Schriften und perſönlicher Begegnung mit den Reformatoren ſein Urteil über die neue Lehre weſentlich geändert. „Gott möge uns mehr ſolcher Biſchöfe geben,“ äußerte Luther nach einer Begegnung, die er zu Deſſau mit Matthias von Jagow gehabt hatte. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die evangeliſche Überzeugung des Biſchofs Matthias von Jagow von weſentlichem Einfluſſe auf die weiteren Entſchließungen des Kurfürſten geweſen iſt, zumal ſich von allen Seiten die Anzeichen mehrten, daß das Bedürfnis nach kirchlichen Reformen in allen Kreiſen und Ständen des Volkes erwacht war. Wie ſich dasſelbe auch unter dem Adel regte, davon gibt eine Urkunde Zeugnis, die in dem Hausbuche der ausgeſtorbenen Familie von Schwanebeck verzeichnet ſteht. Als im April 1539, ſo heißt es in dieſer Urkunde, der Biſchof Matthias von Jagow als Gaſt im Hauſe Joachims von Schwanebeck zu Teltow weilte, erſchienen vor ihm zehn Gutsherren aus der Umgegend, um vor ihm die Erklärung abzugeben, daß ſie alle eines Sinnes und Willens ſeien, „die reine göttliche Lehre anzunehmen und ſtandhaft zu bekennen.“ Die betreffende Urkunde iſt von elf Edelleuten aus dem Teltow unterzeichnet, deren Namen dadurch mit der Einführung der Reformation in den brandenburgiſchen Landen zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpft bleiben und die darum auch hier eine Stelle finden mögen. Außer dem erwähnten Matthias von Schwanebeck, bei welchem die Zuſammenkunft ſtattfand, ſind folgende Edelleute zu nennen: Jochen von Schwanebeck zu Teltow, Jochen von Hacke zu Sand-Machenow, Jochen von Schlaberndorf zu Schloß Beuthen, Hans von Berne zu Groß-Berne (Groß-Beeren), Chriſtoph von Berne zu Schönow, Karl Siegmund von der Liepen zu Blankenfelde, Otto von Britzke zu Britzke, Chriſtoph von Spiel zu Dalen, Siegmund von Otterſtädt zu Dalwitz, Heinrich von Thümen zu Leuenbruch.

Nach allen dieſen Vorgängen entſchloß ſich Kurfürſt Joachim II, auch mit ſeinem Übertritt zur evangeliſchen Kirche nicht länger zu zögern, zumal inzwiſchen Herzog Georg von Sachſen geſtorben war und deſſen Nachfolger in den herzoglich ſächſiſchen Landen ebenfalls der Reformation die Thüre weit aufgethan hatte. Bei der hohen Achtung, die er dem Herzog Georg allezeit gezollt hatte, wäre es ihm ſchwer gefallen, denſelben durch ſeinen Übertritt zum Proteſtantismus zu verletzen. Bevor er jedoch ſeinen Entſchluß ausführte, ließ er von einer dazu beſtellten Kommiſſion eine Kirchenordnung ausarbeiten, durch welche das Kirchenweſen in den märkiſchen Landen neu geordnet werden ſollte. In der Lehre ſchloß ſich dieſelbe ganz an das evangeliſche Bekenntnis, namentlich an Luthers Katechismus an. Dagegen ſollten viele katholiſche Ceremonieen, ſowie auch die biſchöfliche Gewalt erhalten bleiben. Kurfürſt Joachim hielt auch jetzt noch an der Hoffnung auf eine dereinſtige Wiedervereinigung mit der katholiſchen Kirche feſt, und darum beſtand er, trotz der von Wittenberg aus erhobenen Bedenken, auf der Beibehaltung aller altkirchlichen Gebräuche und Ordnungen, die ſich nur irgendwie mit dem Evangelium vereinigen ließen. Nachdem ſo alle Vorbereitungen getroffen waren und der Kurfürſt ſeinem Schwiegervater, dem Könige Sigismund von Polen, gegenüber in einem längeren Schreiben den beabſichtigten Schritt gerechtfertigt hatte, empfing er am 1. November 1539 in der Pfarrkirche zu Spandau aus den Händen des Biſchofs Matthias von Jagow das heilige Abendmahl in beiderlei Geſtalt und vollzog damit ſeinen feierlichen Übertritt zur evangeliſchen Kirche. Der Kelch, aus welchem ihm der heilige Wein geſpendet wurde, iſt noch lange in Spandau aufbewahrt worden und befindet ſich jetzt im Märkiſchen Provinzialmuſeum in Berlin. Es war wohl beſonders die Rückſicht auf ſeine katholiſch gebliebene Gemahlin, was den Kurfürſten bewog, in Spandau und nicht in Berlin die bedeutungsvolle Handlung zu vollziehen. Die Annahme, daß er Spandau gewählt habe, weil es der Witwenſitz ſeiner ſchwergeprüften Mutter, der Kurfürſtin Eliſabeth, geweſen ſei, und daß er dieſer damit eine Huldigung habe darbringen wollen, iſt ſchon darum hinfällig, weil die Kurfürſtin Eliſabeth nachweislich erſt im Jahre 1545 in die Marken zurückgekehrt iſt. Die denkwürdige Feier verlief ohne Entfaltung beſonderen feſtlichen Pompes in Gegenwart einer größeren Zahl märkiſcher Edelleute — unter ihnen jener elf, die ſich zu Teltow um den Biſchof Matthias geſammelt hatten — und mehrerer evangeliſcher Geiſtlichen, die zu der Feier geladen worden waren.



Der Abendmahlskelch, aus dem Joachim II zum erſtenmal das Abendmahl in beiderlei Geſtalt genoß.

Schon am folgenden Tage, den 2. November, folgte die Hauptſtadt Berlin dem Beiſpiele ihres Kurfürſten. Nach einer Predigt des ſchon längere Zeit in Berlin wirkenden Propſtes Buchholzer ſpendete Biſchof Matthias den Ratsmitgliedern der Städte Berlin und Kölln, den kurfürſtlichen Beamten und vielen Männern und Frauen der Bürgerſchaft das heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalt. In ähnlicher Weiſe vollzog ſich in den nächſtfolgenden Tagen und Wochen durch evangeliſchen Gottesdienſt und lutheriſche Abendmahlsfeier auch in anderen märkiſchen Städten der Übertritt der Gemeinden zur evangeliſchen Kirche, in den meiſten Fällen ohne irgend welchen Widerſpruch und ohne Störung des öffentlichen Friedens. Nur die Biſchöfe von Havelberg und Lebus beharrten auch jetzt noch auf ihrem Widerſtande. Aber Joachim war nicht geſonnen, Zwang gegen ſie anzuwenden. Es genügte ihm, daß die ſtädtiſchen Gemeinden und der märkiſche Adel mit geringen Ausnahmen ſich mit Freuden der neuen Lehre zuwandten, denn er durfte daraus die Hoffnung ſchöpfen, daß bald auch die in ſeinem Lande der Reformation noch widerſtrebenden Elemente für dieſelbe würden gewonnen werden. Übrigens hat das feindſelige Verhalten der katholiſchen Biſchöfe gegen die neue Kirchenordnung nur dazu gedient, daß auch die von dem Kurfürſten noch beibehaltenen kirchlichen Ceremonieen mit der Zeit von ſelbſt hinfällig wurden, und daß auch die von dem Kurfürſten beabſichtigte Beibehaltung der biſchöflichen Verfaſſung ſich als undurchführbar erwies. Wider ſeinen Willen wurde der Kurfürſt, durch den Widerſtand der Biſchöfe gehemmt und erbittert, dahin gedrängt, die biſchöfliche Gewalt in der Mark ebenſo zu beſeitigen, wie dies in Sachſen und in anderen Ländern geſchehen war, und gleich den übrigen proteſtantiſchen Fürſten die Stellung eines oberſten Biſchofs für ſich in Anſpruch zu nehmen.

## Das Inhaltsverzeichnis der erſten 25 Jahrgänge des Daheim.

Wenn jemand ſeinen Geburtstag feiert, ſo benutzt er wohl den feſtlichen Tag, um mit ſich ſelber eine Art Abſchluß zu machen, in ſeinem Innern das vergangene Jahr mit ſeinen Freuden und Leiden, mit allem, was es ihm brachte, und wie er es nützte oder ungenützt verſtreichen ließ, an ſich vorüberziehen zu laſſen. Wohl ihm, wenn die Bilanz nicht gar zu ungünſtig ausfällt, oder wenn er gar ein recht beträchtliches Haben zu verzeichnen hat.

Und wenn zwei Menſchen miteinander das Feſt der Silberhochzeit feiern, wenn eine Zeit von fünfundzwanzig Jahren gemeinſam verlebter Erdenpilgerfahrt hinter ihnen liegt und wenn es ihnen vergönnt iſt, an dieſem Tage auf ein Wirken zurückzublicken, das im großen und ganzen von Erfolg gekrönt war, dann feiert mit ihnen der ganze Familien- und Freundeskreis, und ſie haben miteinander einen der Höhepunkte des Lebens erreicht, wie ſie nur den Glücklicheren unter den Sterblichen beſchieden ſind. Um ſo dankbarer wird ihr Rückblick ſein auf die hinter ihnen liegende lange Strecke eines oft ſo mühevollen Weges.

Das Daheim hat ganz vor kurzem in aller Stille eine ähnliche Feier begangen. Es hat den Abſchluß einer fünfundzwanzigjährigen Wirkſamkeit erlebt, dreizehnhundert Wochen hintereinander ſind ſeine Blätter in die Welt gewandert, Freud und Leid im Leben des deutſchen Volkes hat es begleitet in Wort und Bild, und ſo weit Deutſche leben auf dem Erdenrund, hat es das Glück gehabt, ſich treue Freunde zu erwerben, die es ſtets gern haben kommen ſehen, die oft ſein Eintreffen mit Ungeduld erwartet haben — die wohl auch zuweilen, wie es in der glücklichſten Ehe, unter den beſten Freunden vorkommen ſoll, ſich mit ihm entzweit und ſich über ſeine Art und ſein Weſen geärgert, doch aber bald wieder den Groll vergeſſen und Frieden geſchloſſen haben — wie es auch der gute Brauch iſt unter wahren Freunden. Und auch das Daheim hat am Abſchluſſe dieſes Zeitraumes das Bedürfnis empfunden, ſich und ſeinen lieben Freunden Rechenſchaft zu geben von dem, was es im Laufe von faſt einem Menſchenalter hat leiſten können — und die Frucht dieſes Bemühens iſt unſer Inhaltsregiſter über die erſten fünfundzwanzig Jahrgänge des Daheim.

Die Anfertigung dieſes Regiſters war an ſich keine kleine Arbeit und ſie hat dem damit Betrauten gar manchen Arbeitstag gekoſtet. Viele Tauſende von Zetteln ſind mit je einem Titel beſchrieben, Nummer für Nummer iſt durchgearbeitet worden, und das Ordnen aller dieſer Zettel ins Alphabet — die Krönung des Gebäudes —

war nicht der leichteſte, ſicher aber der langweiligſte Teil der Arbeit. Denn das Alphabet genau im Kopfe zu haben, iſt merkwürdigerweiſe gar nicht ſo leicht, wie manche ſonſt ſehr kluge Leute ſich einbilden, und „mancher lernt's nie und ſelbſt dann nur unvollkommen.“ Über die Geſichtspunkte aber, die bei der Arbeit maßgebend geweſen ſind, ſei es geſtattet, hier einigen Aufſchluß zu geben, denn ein leidlich gearbeitetes Regiſter hat ſeine innere Organiſation ſo gut wie beiſpielsweiſe ein franzöſiſches oder griechiſches Wörterbuch.

Nun iſt es eine bekannte Sache, daß auch das beſte Wörterbuch einer fremden Sprache demjenigen nichts nützt, der es nicht zu brauchen verſteht, und vor allen Dingen muß einer wiſſen, wo das ſtehen kann, was er ſucht und wo es hingegen durchaus nicht zu finden iſt. Wer das franzöſiſche Wort va ſucht und nichts von ſeinen Beziehungen zu dem ganz anders klingenden aller weiß, der kann lange warten, bis er es findet. Darum iſt es auch bei uns nötig, daß man wenigſtens entweder den Verfaſſer bezw. Maler, oder eines der Hauptſchlagwörter des Artikels oder Bildes behalten hat, den man ſucht. Fehlt's hieran, ſo können wir nicht helfen. Wer in den Straßen von Paris oder London herumläuft und ſeine Straße oder Hausnummer oder ſein Hotel vergeſſen hat, der iſt immer noch beſſer daran als unſer Unglücklicher, denn unſer Regiſter hat mehr Titel, als es in Paris und London zuſammen Straßen gibt. Wer aber den Verfaſſer oder Maler, oder ein Hauptſchlagwort eines Titels, oder die Geſamtüberſchrift einer Reihe von Artikeln (Serie nannte man das früher, als man noch Fremdwörter brauchen durfte) kennt, der ſuche getroſt und er wird finden. Denn jeder Artikel findet ſich mindeſtens zweimal, unter dem Verfaſſer (d. h. wenn er ſich genannt hat) und unter der Über- oder Unterſchrift; wo aber ein Titel derartig eingerichtet iſt, daß einige Zeit nach ſeinem Erſcheinen der Suchende beim beſten Willen ſich nicht mehr erinnern kann, welches das erſte Schlagwort war, ſondern nur noch den Gegenſtand ſelbſt im Kopfe hat, da verzeichnet ihn unſer Regiſter unter allen der in Frage kommenden Worte.

Es iſt ferner eine Eigenheit mancher ſonſt der Redaktion ſehr lieben und werten Mitarbeiter, daß ſie ihren Artikeln Überſchriften geben, die ſehr nett und volltönend ſind, bei denen man ſich aber nach einiger Zeit durchaus nicht mehr denken kann, was ſie bezeichnen ſollen. Welcher Leſer z. B., der genau weiß, daß er vor einigen Jahren einen ſehr intereſſanten Artikel über Steinkohlenteer im Daheim geleſen hat, wird ſich erinnern, daß dieſer Artikel die ungemein paſſende Überſchrift: „Ein dunkler Ehrenmann“ trug? Da hilft das Regiſter wieder aus, es verzeichnet den Geſuchten gewiſſenhaft, wie es ſich gehört, unter „Ehrenmann,“ es ſetzt ihn aber zugleich auch unter „Steinkohlenteer.“

Vielen der Leſer wird die durch das Regiſter zum erſtenmal gebotene Gelegenheit willkommen ſein, die geſamte Thätigkeit eines beſtimmten Schriftſtellers oder Künſtlers beim Daheim überſichtlich zuſammengeſtellt zu ſehen oder alles mit einem Blicke umfaſſen zu können, was beiſpielsweiſe über eine Perſönlichkeit wie Kaiſer Wilhelm I im Laufe eines Vierteljahrhunderts unſer Blatt in Wort und Bild gebracht hat. In den dreiundneunzig dreiſpaltigen Seiten des Regiſters tritt überhaupt erſt recht zu Tage, welche gewaltige Fülle von Unterhaltung und Belehrung aller Art, wie von künſtleriſcher Anregung unſer Blatt ſeinen Leſern geboten hat. Gewiß iſt das Selbſtgefühl nicht ganz unberechtigt, mit denen die Männer des Daheim auf das Werk von fünfundzwanzig Jahren zurückſehen, größer aber iſt ihre Dankbarkeit gegen die, die ihnen durch ihr treues Aushalten bei der Fahne des Daheim das Werk ermöglicht haben, auf das ſie heute zurückſchauen. Möge das für beide Teile ſo erfreuliche Verhältnis auch noch ein goldenes Jubiläum ermöglichen, das hofft auch der Regiſtermacher noch zu erleben, und iſt er dann noch rüſtig zur Arbeit, ſo ſoll's an ihm nicht fehlen. Wer über das jetzige Regiſter aber ſich wirklich oder vermeintlich zu ärgern nötig hat, der möge ſeine Erfahrungen der Redaktion mitteilen, damit ſie dann benutzt werden können. R. W.

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Zu unſern Bildern.

(Auf S. 69 und S. 73.)

Der alte Bauer, der mit den Seinigen „Aus der Kirche“ kommt, iſt eine typiſche Figur. So ſelbſtbewußt, ernſt und ablehnend ſchreitet nur unſer deutſcher Bauer einher, zumal in Gegenden, wo mit der Väter Tracht ſich auch der Väter Art ungetrübt und unvermiſcht erhalten hat. Wer weiß, wie lange ſich aber auch der Hof in der Familie erhalten hat, was wiederum nur bei fortgeſetzter Tüchtigkeit der einzelnen Generationen möglich war.

Auch die alte Frau, die den „Feiertagsbraten“ feilhält, iſt für ihre Standesgenoſſinnen typiſch. Sie blickt gar klug unter der Haube hervor, und die Hausfrau, die den Feiertagsbraten erwirbt, wird zwar einen guten, aber ſchwerlich auch einen billigen Einkauf machen.

### Rhinoplaſtik.

Die Fertigkeit, künſtliche Naſen anzufertigen und dadurch entſtellende Geburts-, Krankheits- oder Unfallſchäden zu verdecken, iſt nicht, wie gemeinhin angenommen wird, neueren Datums. Gewöhnlich wird berichtet, daß im Jahre 1840 Dieffenbach, der große Berliner Chirurg, der erſte geweſen ſei, der einem verſtümmelten Menſchen, und zwar der berühmten „Dame mit dem Totenkopf“ zu einer neuen Naſe verholfen habe. In Wahrheit aber iſt die Rhinoplaſtik viel älter. Schon in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts übte der italieniſche Arzt Kaſpar Tagliacozzi de Arce mit vielem Ruhme dieſe Kunſt aus, und einen Vorgänger hatte er ſogar noch zwei Jahrhunderte früher in einem Landsmann. Elyſius Calentino, ein neapolitaniſcher Dichter, ſchrieb 1442 an ſeinen Freund Orphianus, der die Naſe verloren hatte: „Wenn Du wieder eine Naſe haben willſt, ſo beſuche mich. Branca, ein Wundarzt aus Sizilien, hat die Kunſt erfunden, die verlorenen Naſen wieder anzuſetzen. Er nimmt dazu Fleiſch aus dem Arme des Verſtümmelten, oder er ſetzt ihm die Naſe eines Sklaven an. Die Sache iſt wirklich wunderbar! Sowie ich ſie geſehen hatte, beeilte ich mich, Dich davon zu benachrichtigen, denn wem könnte die Kunde wichtiger ſein? Verlaß Dich darauf: wenn Du hierher kommſt, kannſt Du mit ſo vielen Naſen wieder abreiſen, als Du haben willſt.“ St.

### Venezianiſche Feſte.

Die zu Venedig gehörende Inſel Giudecca, wohin man von der Piazzetta aus gelangt, bildete einſt einen von etwa 8000 Seelen bewohnten Stadtteil, wo der reiche Adel ſeine Paläſte errichtete, heutzutage wohnen dort hauptſächlich Fiſcher. Dort erhebt ſich die ſtolze Erlöſerkirche, welche der Senat im Jahre 1577 infolge eines Gelübdes errichten ließ, als endlich eine verheerende Peſt ihr Wüten eingeſtellt hatte. Es war dieſelbe Peſt, welche den greiſen Tizian hinraffte. Im Jahre 1578 dekretierte der Senat Venedigs, daß alljährlich am dritten Sonntage des Juli eine feierliche Votivprozeſſion nach der genannten Kirche ſtattfinden ſolle, weshalb jedesmal eine aus Barken beſtehende Brücke angefertigt wurde. In Venedig hat ſich im Laufe von 300 Jahren viel verändert, aber jenes Feſt iſt geblieben, auch die Brücke wird jedes Jahr neu hergeſtellt. Der dortige Dialekt nennt dies Feſt: La sagra del Redentore. In alten Zeiten nahm der Doge mit allen Staatsbeamten an der Prozeſſion teil, heute iſt von ſolcher Herrlichkeit nichts zu ſehen, aber die Prozeſſion findet ſtatt, an welcher freilich nur ärmeres Volk teilnimmt. Noch immer gilt dies Feſt als das größte der Stadt, aber die Hauptſache beſteht darin, die ganze Nacht im Freien bei Schmauſen und Trinken zuzubringen. Inſofern iſt dies Feſt ähnlich wie das Bacchanal in der St. Johannisnacht beim Lateran zu Rom, oder wie das Piedigrottafeſt in und bei der Grotta di Poſilipo zu Neapel. Auch in dieſem Jahre iſt jene Feſtnacht glänzend verlaufen, und prachtvoll waren die unzählbaren, mit bunten Lampen gezierten Barken, unter ihnen auch die Gondel der Königin Margherita, welche alljährlich einen Monat in Venedig zubringt. Das Feſtgewoge dauerte die ganze Nacht, bis man vom Lido aus die aufgehende Sonne erblickte. Dann verſammelten ſich etwa 30 000 Perſonen auf dem Markusplatze, um dort einer Lotterie (Tombola) beizuwohnen, einem Hauptvergnügen der Italiener, welche bei ihren religiöſen Feſten ebenſo verfahren wie im antiken Leben, indem man Geiſtliches und Weltliches ineinander miſcht. Th. Tr.

### An Theodor Storm.*)

Oftmals in die Lehre ging ich,
Teurer Freund, ſo gern bei dir.
Viel gewann ich, viel empfing ich,
Und ſo gerne gabſt du mir.
Phraſenhaftes Wortgeplapper
Haßte keiner mehr als du:
„Tiefer, ſchlagender und knapper!“
Riefeſt du ſo oft mir zu.

Ward mir auch nicht viel gegeben,
Hab ich meine kleine Art,
Was mir eigen war im Leben,
Wie ich konnte, doch bewahrt.
Und auch deiner milden Strenge
Dank' ich's mit beglücktem Sinn,
Daß ich in der großen Menge
Doch nicht ganz verloren bin.

Dieſen Kranz, zu ſpät gewunden,
Hätt' ich dir ſo gern gebracht.
Als ich ſorglich ihn gebunden,
Hab ich oftmals dein gedacht,
Der du warſt auf meinen Wegen
Wie ein ſtilles fernes Licht …
Auf dein Grab will ich ihn legen …
Einen beſſern hab ich nicht!

Heinrich Seidel.

---

*) Dieſes Gedicht bildet die Einleitung der unter dem Titel „Glockenſpiel“ demnächſt bei Liebeskind in Leipzig erſcheinenden geſammelten Gedichte von Heinrich Seidel. (Der geſammelten Schriften Bd. VII.)

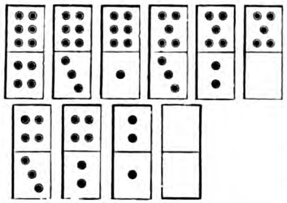
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

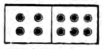
# In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine mit zuſammen 49 Augen bleiben verdeckt im Talon.

A hat:



A ſetzt  aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der neunten Runde ſperrt. Bis dahin paßt keiner der Spieler. Die Steine, welche A und B übrig behalten, haben im ganzen 3 Augen.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielten A und B übrig?

### 1. Vierſilbige Scharade.

Die Erſte will dich freundlich bitten:
O thu's, mach' reich, biſt du gleich arm!
Beſonders zu der Zweit' und Dritten
Spricht dieſe Mahnung treu und warm.
Oft ſchilt man ſie wohl gar die Schwachen,
Und doch kann leicht mein erſtes Wort
Mutig und löwenſtark ſie machen;
Drum üben Macht ſie fort und fort.
Die vierte Silbe nennt die Labe,
Die Wachstum und Gedeihen ſchafft,
Und daß der Schwache Stärkung habe,
Braut Sonn' und Erde einen Saft,
Der warm die Adern dir durchfließt,
Wenn du mein ganzes Wort genießt.

H.

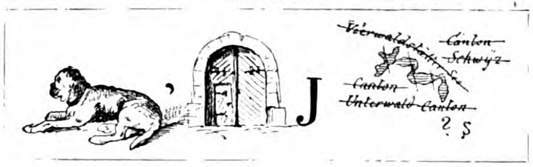
### 2. Füllrätſel.

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | 8. | 9. | 10. | 11. | 12. | 13. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| * | * | * | 3 | * | * | * | * | * | 15 | * | * | * |
| * | I | 4 | * | 2 | * | * | A | 14 | * | 16 | R | * |
| A | 5 | B | M | * | 1 | K | 13 | M | S | G | 17 | B |
| 6 | * | * | * | L | E | 12 | D | * | * | H | I | 18 |
| A | 7 | L | T | O | 11 | * | 23 | R | E | I | 19 | C |
| * | O | 8 | * | 10 | * | * | H | 22 | * | 20 | E | H |
| A | * | * | 9 | * | O | * | R | L | 21 | * | * | * |

An die Stelle der Sternchen und Zahlen ſind Buchſtaben zu ſetzen, ſo daß in den ſenkrechten Reihen von oben nach unten 13 Wörter entſtehen, deren jedes ſieben Buchſtaben enthält. Dieſe Wörter ſind: 1. Eine Stadt in Spanien, 2. ein berühmter Univerſitätslehrer der Gegenwart, 3. eine bekannte Stadt des Altertums, 4. ein Nagetier, 5. ein Gebäude, 6. eine Perſon aus Mozarts Don Juan, 7. ein Zeitmaß, 8. ein Zeitmeſſer, 9. ein hoher Titel, 10. ein berühmtes Bad in Öſterreich, 11. ein Opfer Napoleons I, 12. ein Spielzeug, 13. ein Vogel.

An den durch dickere Umrahmung bezeichneten Stellen erſcheinen in der durch die eingetragenen Zahlen beſtimmten Reihenfolge zwei gefeierte Namen aus bedrängter Zeit.

### Bilderrätſel.


J
~~Canton~~
~~Schwyz~~
~~Canton~~
~~Unterwald~~
~~Canton~~
?

### 3. Dreiſilbige Scharade.

Die erſte Silbe dient uns, um damit zu meſſen,
Die Letzten werden viel gelernt und viel vergeſſen,
Das Ganze mußt du recht, doch niemals halb ergreifen,
So wird dir ſeine Frucht meiſt bald entgegenreifen.

St.

### 4. Rätſel.

Die Feinde waren's, eh' wir ſie erblickten;
Das Meſſer war's, mit dem man uns raſiert;
Die Haſen waren's, ehe wir ſie ſpickten;
Die Fordrung war es, die wir liquidiert,
Und endlich war es auch der Wein,
Den wir euch ſchenkten eben ein.

### 5. Arithmetiſche Aufgabe.

Das Datum einer entſcheidenden Schlacht läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Dividiert man die Jahreszahl durch die elffache Differenz der Datumszahl und der Monatszahl, ſo beträgt der Quotient 17. Dividiert man die um 2 vermehrte Jahreszahl durch das Produkt der Datumszahl und der Monatszahl, ſo erhält man als Quotienten die Zahl 13. Dividiert man die Summe der Jahreszahl und der Datumszahl durch die vierfache Monatszahl, ſo iſt der Quotient = 59.

### 6. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte folgt mit ſeltner Treue
Auf allen Wegen unſerm Schritt,
Und mancher bringt ſie ſtets aufs neue
Aus heit'ren Freundeskreiſen mit.
Iſt ſie mit einem Fuß verſehen,
So ſchlägt ſie Wunden, leicht und ſchwer,
Und dennoch gilt, an ihr zu ſtehen,
Als großes Glück und hohe Ehr'.

Die beiden Letzten zu erlangen,
Iſt mancher Tag und Nacht beſtrebt;
Doch hat ſie jeder einſt empfangen
Und nennt ſie ſein, ſolang' er lebt.
Ihr trauter Klang gefällt uns allen;
Man lauſcht, ſo oft man ihn vernimmt;
Hört man jedoch das Ganze ſchallen,
So wird man ernſtlich mißgeſtimmt.

### 7. Rätſel.

Kopfſchüttelnd ſie der Präſident
Die Kinder unſrer Trägheit nennt;
Drum ſuchen wir ſie loszuwerden,
Koſtet's auch Mühe und Beſchwerden.
Ein kluger Kaufmann unentwegt
Sie rühmend vorzulegen pflegt,
Und rätlich mit geſchickten Händen
Weiß ſie die Hausfrau zu verwenden.

### 8. Ergänzungsaufgabe.

| | | |
|---|---|---|
| Ader | Elle | Enkel |
| Inka | Otto | Ohr |
| Rade | Ratte | Rebus |

Aus jedem der obigen neun Wörter läßt ſich durch Vorſetzen eines Buchſtaben ein neues Wort bilden. Sind die richtigen neun Wörter gefunden, ſo kann man dieſelben ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben einen berühmten Ausſpruch ergeben.

### 9. Buchſtabenrätſel.

4 5 iſt von 1 2 4 3,
Und wie das Ganze ſtark und frei
Strebt er empor mit kühnem Flug;
Der Kunſt weiht 4 und 5 ſein Leben
Und hat uns vieles ſchon gegeben,
Doch that er nie ſich noch genug.

3 4 2 1, die Königin,
Stellt er uns dar mit feinem Sinn,
Wie ſie voll Stolz und Mutterglück,
Selbſt noch in jugendlicher Schöne,
Auf ihre beiden Zwillingsſöhne
In Liebe ſenkt den holden Blick.

Sein Werk iſt auch der König dort,
3 4 1 5 der einſam fort
In Sturm und Nacht und Elend zieht:
Ein Bild voll Farbenpracht und Klarheit,
Das feſſelt durch des Ausdrucks Wahrheit,
Das ohne Mitleid keiner ſieht.

Fr. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 4.

### Schachaufgabe.

1. L b 6 — f 2 1. Beliebig
2. D, T oder S ♯

### 1. Rätſel. Guirlande — Irland.

### 2. Blumenrätſel.

| | | |
|---|---|---|
| 1. Romeo | 2. Orkus | 3. Samum |
| 4. Minna | 5. Auber | 6. Rabbi |
| 7. Ibſen | 8. Niger. | |

Die Buchſtaben, welche an die Stelle der Staubfäden treten, ergeben: Rosmarin.

### 3. Diagonalrätſel.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| G | a | e | t | A |
| e | r | | t | m |
| r | | e | | s |
| o | r | | l | e |
| K | a | b | u | l |

### 4. Zahlenrätſel.

Drei, Ei, Er, der, die, dir, Eder, Eider, Rede, Eid.

### 5. Rätſel. Ebbe und Flut.

---

**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Waldmeiſters Duftquelle. Von Dr. Edm. von Freyhold. — Non cras sed hodie. Schluß. Novelle von Adolf Schmitthenner. — Die Einführung der Reformation in Brandenburg. Mit drei Illuſtrationen. — Das Inhaltsverzeichnis der erſten 25 Jahrgänge des Daheim. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Aus der Kirche von Th. Matthei und Ein Feiertagsbraten von Adele Tobias. — Rhinoplaſtik. — Venezianiſche Feſte. — An Theodor Storm. Gedicht von Heinrich Seidel. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

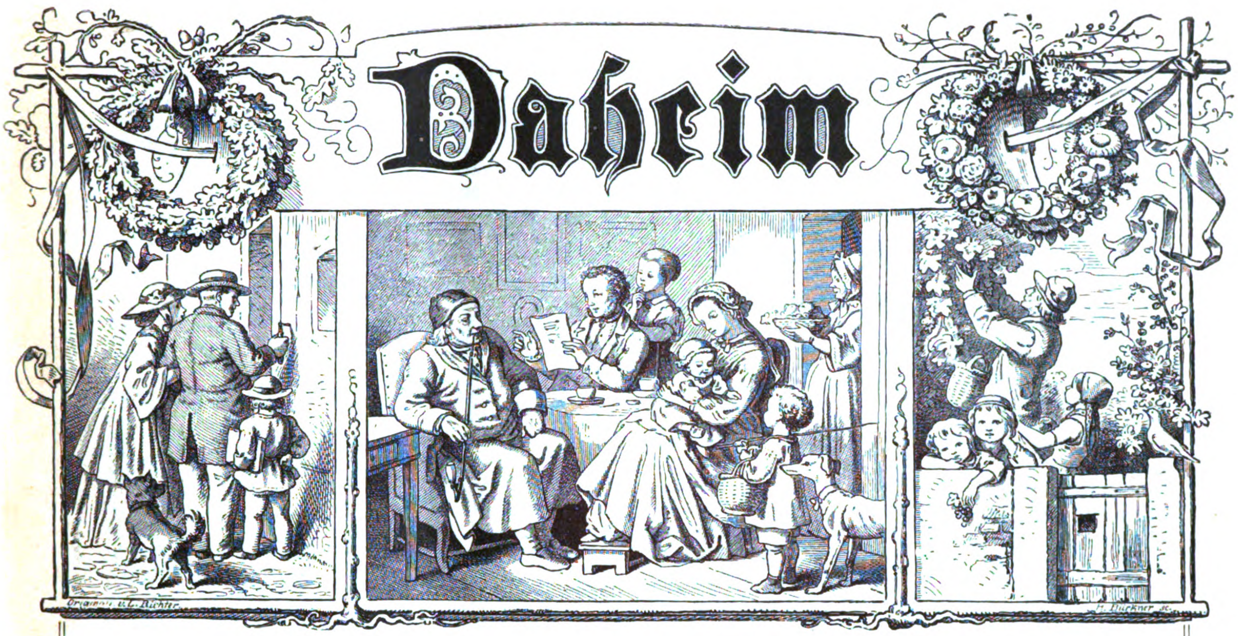
Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 9. November 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 6.

# Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Die Leute machten unzufriedene Geſichter, und es wurden ein paar widerſprechende Zurufe laut. Plötzlich kehrte ſich alles von ihm, und eine neue Aufregung zuckte durch den Kreis: „Das Fräule,“ riefen die Pfälzer, „guck, ſie kummt vun der Poſcht un hat a Telegramm in der Hand.“

In der That kam Friederike die Dorfſtraße entlang geſprengt, im Feldkoſtüm, den Knabenhut auf dem fliegenden Haar… Sie ſaß leicht auf ihrem hübſchen, lebhaften Fuchs, der ſchweißgebadet war, und hielt ſchon von weitem ein Zeitungsblatt in die Höhe. Bald ſprengte ſie mitten in den Kreis.

„E Sieg, ihr Leutche, e echter, werklicher Sieg,“ rief ſie in ihrem Pfälzer Deutſch, „von Bayre un Preuße unter dem preußiſche Kronprinz erfochte!“

„Hurra!“ brach es in der Menge los; aber die Neugier bändigte den Jubel, und alsbald hieß es ungeduldig: „Hört! hört!“

Friederikens Wangen glühten, ihre Augen ſtrahlten, ſie war, wie man an ihrem Pferde ſah, wieder wie toll geritten, um als erſte die frohe Nachricht zu bringen. Jetzt erhob ſie das Blatt und las mit mühſam beherrſchter Stimme den Leuten die Siegestelegramme von Weißenburg vor.

Die Offiziere horchten mit der gleichen Spannung wie die anderen. Das Mädchen aber nahm zum Schluß den Hut von dem lockigen Haar. „Meine liebe Leut’, un jetzt wolle mer mit dem fromme König ſage: ‚Un Gott ſei geprieſe for dieſe erſte, glorreiche Waffethat! Er helfe weiter!‘“

Die Leute nahmen ihre Hüte ab und die Soldaten ihre Mützen. Gleich darauf aber drang ein donnernder Ruf in die Luft: ein Hurra für den König von Preußen.

Friederike ſchwang ihren Hut und rief das Hurra mit. Die Leute jauchzten und ſchüttelten ſich die Hände, Bayern, Preußen und Pfälzer, Soldaten und Civiliſten.

In dieſem Augenblicke fiel der Blick des jubelnden Mädchens auf Aſten… Es war auch Siegesjubel in ihm und helle, dankbare Freude; aber es war auch noch ein anderer Gedanke da, ſo tief unter den freudigen verſteckt, daß der junge Mann ſeiner ſelbſt kaum bewußt wurde. Das Mädchen aber erkannte ihn, es zog plötzlich die Zügel an und wandte das Pferd.

„Herr Enkerle, e Faß Wei for unſere Leut’, e volles Faß un nich zu klei, daß ſie den Sieg feiere möge,“ rief ſie und ritt davon.

„Hurra for das Fräule! E Hoch for Fräule Fritzche! Fräule Fritzche hoch!“ ſcholl es hinter ihr her. Sie ritt ſchneller und ſah nicht mehr zurück. Ein dunkleres Rot verſchlang das erſte und färbte das zarte Geſicht bis unter die Locken hinauf. Ein bitterer Tropfen war in die Freude, die ihr der Sieg bereitet hatte, gefallen. Sie hatte Mühe, ihn hinunterzuſchlucken. Sie zog ſich für den Reſt des Abends auf ihr Zimmer zurück. Aus dem Hofe erklangen patriotiſche Geſänge und: „Ich bin ein Preuße“ wechſelte mit: „Grüß euch Gott, ihr liebe Traube“ und: „Dich lob ich mer, du ſcheene Pfalz.“ Unter dem breiten Blätterdach der Nußbäume, deren friſcher Duft in Friederikens Zimmer drang, hatten ſich Soldaten und Knechte gelagert und waren beim Weine luſtig. Friederike hätte gern ihre Luſt geteilt, aber ihr wurde wehmütig ums Herz bei den Liedern, und traurige Gedanken bewegten ſie. Zuletzt legte ſie den blonden Kopf auf das Fenſter und hörte vor Weinen nichts mehr von den Geſängen.

In der Nacht kam Marſchordre. Die Schwadron ſollte um vier Uhr morgens ausrücken.

Aſten blieb auf. Er fand den Schlaf nicht mehr. All dieſe Tage hatte er erwartet fort zu müſſen, hatte es manchmal gewünſcht, jetzt trat nun doch die Notwendigkeit an ihn heran, als ob ſie ihn unvorbereitet fände. Er ſollte ſcheiden,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ohne von Friederike Abſchied zu nehmen, ohne ein Wort, einen Blick mit ihr zu wechſeln, und das erſchien ihm ganz unmöglich. Er war während der letzten Tage umhergegangen wie ein Stummer, hatte immer geſchwiegen, nach nichts gefragt, keinem Dinge mehr nachgeforſcht, als ſei es beſſer, es bliebe alles im Dunkel... Jetzt quälte ihn das... Er hätte ſelbſt nicht ſagen können, was er wollte, aber es litt ihn nicht in ſeiner Stube. Er trat hinaus und ſah verwundert, daß Licht im Hauſe war. Auf der Treppe traf er den alten Diener und fragte nach dem Grunde.

„Das gnädige Fräule ſind ſchon im Eßzimmer und koche den Kaffee for die Herre,“ beſchied ihn der Alte, „ſie wolle Ihne vorm Abreite noch zu frühſtücke gebe...“

Der Leutnant ſtand in der nächſten Minute vor Friederike, die ſich vom Kaffeetiſche, an dem ſie ſich zu thun gemacht hatte, erhob und ihm die Hand reichte.

„Sie müſſe fort,“ ſagte ſie, „ſo ſchnell!... Ach, wie das traurig iſt!...“

Sie hatte geweint. Er ſah es ihren Augen an und den Lippen, die noch zitterten. Sie unterdrückte nur mühſam neue Thränen und konnte es nicht verbergen, wie ſchwer ihr der Abſchied wurde. Wo waren jetzt Aſtens gute Vorſätze geblieben?... Der Schmerz, den ſie ſo offen zeigte, benahm auch ihm die Fähigkeit des Verbergens, und er ſagte, einfach wie ſie: „Ich bin ſo froh, daß ich Sie noch ſehe. Es wäre mir ſchwer geworden, ohne Lebewohl zu gehen.“

„Ach, wenn ich wüßt', daß Sie wiederkäme,“ antwortete ſie, „da — da wär's nit ſo ſchwer. Aber ein Scheide, ſo ins Ungewiſſe... Herr Leutnant, ach! wenn doch der Krieg nit wär'.“

Er lächelte und erwiderte: „Wir haben ein hübſches Lied, Fräulein Friederike, das Sie wohl auch kennen. Ein Vers darin ſagt:

‚Eine jedwede Kugel, die trifft ja noch nicht.
Denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?‘“

Aber Friederike blickte nach wie vor mutlos vor ſich hin: „Ja, das iſt gut für einen Soldate, aber die daheim bleibe, die tröſtet's nicht. Ich hab' aber eine Bitt', das könnt' mich tröſte, wenn Sie mir die erfülle möchte...“

„Wenn ich's kann, gewiß!“ verſicherte Aſten.

Sie zog einen Georgsthaler aus der Taſche und zeigte ihm denſelben. „Sehe Sie die Münz? 's iſt ein altes Stück, durch viele Jahr bei uns vererbt, und Sie wiſſe, 's hängt der Glaube an dene: dem Reiter, der ſie trägt, dem kann nix geſchehe. 's mag nur Aberglaube ſei, ich mei' doch, wenn Sie ſie trüge...“

Er nahm die Münze aus der kleinen Hand.

„Ich werde ſie tragen, Fräulein Friederike,“ ſagte er, „und ſie ſoll mir ſo lieb ſein, als beſchütze ſie wirklich mein Leben. Kommt ſie doch von Ihnen, iſt ſie mir doch eine Erinnerung an Sie. Ich danke Ihnen.“

Sie ſtrich die Locken aus der Stirn und fuhr dabei mit der Hand über die Augen; dann ſagte ſie etwas ſcheuer: „Und noch eine Bitt'! wenn Sie ſchreibe möcht, nur bisweile und nur ein paar Wort' auf einer Kart'... 's wär' mir lieb! Ich wüßt' doch dann, ob Sie noch am Lebe ſind...“

Er neigte ſich näher zu ihr: „Auch das will ich thun, gern. Und dann, Fräulein Friederike, wenn ich gute Nachricht gebe, wenn Gott mich beſchützt und“ — er lächelte wieder ein wenig — „Ihr Georgsthaler, und ich heimkehren nach beendetem Kriege, ſoll ich dann den Weg über Ebereſchenau nehmen? Soll ich wiederkommen?“

Ein Freudenſchein flog über ihr reizendes Geſicht: „O, das!... Wenn Sie das thue könnte!...“

Das war das Lächeln, das er auf dieſes Geſicht gewünſcht hatte. Es wurde ihm ſchwer, es jetzt nicht in ſeine Hände zu nehmen und ihren Mund zu küſſen. Aber es gelang ihm, ſich zu bezwingen. Er ſetzte ſich nur zu ihr und ſagte: „Und nun habe ich auch noch eine Bitte: erzählen Sie mir noch etwas von ſich. Ich gehe nicht leicht von hier, — nicht nur um meinetwillen, Fräulein Friederike, nein! daß ich es aufrichtig ſage: mehr noch um Ihretwillen! Ich kenne Sie erſt ſeit ſo kurzer Zeit, und doch... Sie kommen mir ſeltſam verlaſſen vor, ohne jede Stütze, inmitten einer Bürde von Pflichten, denen kaum ein Mann gewachſen wäre. Ihr Inſpektor ſcheint mir nur eine Laſt mehr zu den übrigen, und Ihr Herr Vater...“

Die Freude auf ihrem hübſchen Geſicht verflog, und das Lächeln wich einem ſchwermütigen Ausdrucke.

„Ach, mei lieber, guter Papa!“ ſagte ſie. „Sie wundere ſich, daß er ſo wenig um die Seine ſich kümmert! Aber ſehe Sie, er hat den Stei' der Weiſe gefunde! Ich mei, er weiß nichts von der Welt, als daß es Käfer auf ihr gibt, und das ſind für ihn alle ihre Schätz'.“

„War das immer ſo? Auch als Ihre Frau Mutter noch lebte?“

„Die iſt früh geſtorbe, und dann ware wir allei, mei Bruder Juſtus und ich. Ich war aber damals ein luſtig's, wild's Mädche, und Vater und Mutter habe mir nicht gefehlt. Denn ich bin wie ein Bub mit dem Juſtus auf die Bäum' geklettert und auf die Felder geritte, und wenn niemand da war, um mir's zu wehre, ſo war mir's ebe recht. Das Tonche drübe, das war ein paar Jahre älter wie ich und viel geſcheiter, das hat ſich oft mit mir geplagt, ich ſollt' anders werde, es hat aber nix genützt. Es mußt' ein ſtrengerer Lehrmeiſter komme wie ſie, um mir etwas beizubringe.“

„Wo iſt Ihr Bruder geblieben?“ fragte er.

Wieder flog das Zittern um ihre Lippen. „Wie ich zwölf Jahre alt war, da iſt er an einem ſchöne, ſtrenge Wintertag, wie wir ſo Täg hier ſelte habe, hinaus auf den Teich, im Wald, zum Schlittſchuhlaufe. Ich wär' gern mit, aber ich konnt nit, weil ich arg verkältet war, und wie's Abend wurd', da iſt er nit mehr ſelbſt gegange gekomme, luſchtig und flink, da habe ſie ihn gebracht auf einer Bahr, — — in ein weißes Tuch geſchlage. Sie ſagte, ſei Mutter hab ihn nach ſich gezoge... Warum hat ſie mich nit gemocht?... Er war mein liebſchtes auf Erde, und wie er fort war, hab ich gemeint, ich hielt's auch nimmer hier aus...“

„Armes Kind,“ ſagte Aſten bewegt.

Aber das Blut ſtieg ihr jetzt ins Geſicht, und ſie ſagte, den Kopf ein wenig von ihm kehrend: „Sie habe mich nit immer bedauert, ſo wenig wie's andere gethan habe, denn es fragt niemand danach, warum vieles ſo geworde is, was ihm nit richtig ſcheint. Ich hab zuerſt immer geweint und bin ſtill auf einem Fleck geſeſſe, aber davon wurd' nix beſſer, und einmal, wie mir ſo bang war, daß ich dacht', es zerſprengt mir das Herz, da hab ich dem Juſtus ſeine Kleider genomme und hab' ſie geküßt und in meine Arme geſchloſſe, als wär's er ſelber, und das hab ich danach oft gemacht und endlich hab ich ſie agezoge. Da war mir's, als wär' ein Stück von ihm bei mir und ich wär' nit mehr ſo ganz verlaſſe. So bin ich wieder herumgeritte und gelaufe in dene Bubekleider, und wenn ich drauße war, war mir wohler. Darüber aber bin ich größer geworde, und wenn ſonſt nit viel, hab ich auf dem Feld manches g'lernt, was mir wichtiger g'ſchiene is, wie das, was mich der Herr Kantor lehre konnt'. Und da hab ich als gemerkt, daß es mit der Wirtſchaft bei uns nit zum beſchte ging. Der alt' Enkerle iſt ein braver Mann, aber er hat ſo kurioſe Idee, anders wie mei guter Vater, aber auch ſo for ſich, als exerziert' die Welt, ſo wie er's befiehlt. Und darüber iſt's gekomme, daß nit einmal mehr unſere paar Knecht' recht habe auf ſeine Befehle höre wolle. Nun, fortbringe konnt' ich ihn nit, denn er iſt ein Geſpiel von mei'm Papa und von Jugend auf hier geweſe. Da blieb nix übrig, als daß ich die Sach' ſo langſam ſelbſt in die Hände nahm. Und ſo bin ich weiter auf die Felder geritte, aber allmählich um dort nach dem Rechte zu ſehe, und die Bubekleider, die hab ich nit ganz ablege möge, denn ich war zu ſehr dran gewöhnt, und beim Klettern in die Weinberg' und bei dem Herumkrabble auf dene Äcker, da tauge die Schleppe und Falteröck nix. Aber ich weiß auch, es habe manche ihr Geſpött' damit getriebe und

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

die Leut' habe mich das ‚Fritzche‘ geheiße, wie e Bub, und der Name, den ich nit mag, iſt mir gebliebe.“

Sie ſchwieg und kehrte den Kopf halb von ihm. Er aber ſprach: „Sie haben recht, ich muß Sie um Verzeihung bitten, denn auch ich hegte den Verdacht, Sie machten dieſe Ritte in Männerkleidern mehr zum Vergnügen als aus Pflichtgefühl.“

„O ich wollt', ich könnt' dieſe Kleider ablege und mit ihne dieſe Pflichte,“ rief ſie und drückte die gefalteten Hände leidenſchaftlich aneinander.

Er betrachtete ſie nun doch erſtaunt.

„Aber ſollte denn das ſo unmöglich ſein? So alt wie Ihr Herr Enkerle iſt, müßte er ſich doch einen jüngeren Inſpektor …“

„Nein, es geht nit!“ unterbrach ſie ihn. „Wiſſe Sie, es gibt Strafgericht' im Lebe, die das Schickſal ſelbſt vollzieht. Ich will nit lüge, ich hab lang eine trotzige Freud' daran gehabt, an das Gered' der Leut' mich nit zu kehre und gerad' wie ein Bub wild und frei herumzureite. Jetzt aber, wo ich's nimmer möcht', iſt's meine Pflicht, daß ich's weiter thu …“ Sie ſtand plötzlich auf.

„Es nützt nix davon zu rede. Ich will lieber den Kaffee koche, ſonſt müſſe Sie fort ohne ihn.“

Er faßte ihre liebe Hand und hielt ſie zurück: „Noch eine Bitte, denn auch ich habe deren zwei,“ ſagte er, indem ſein Blick lang und innig auf ihr ruhte, „geben Sie mir eine von dieſen ſeidig glänzenden Locken, eine Flocke von dieſem feingeſponnenen Gold, das Ihre ſchöne Stirn umrahmt. Sie ſoll mein zweiter Talisman ſein.“

Sie errötete heftiger als vorher und ſenkte beſtürzt die Wimpern.

„Ich hab keine Schere hier,“ ſagte ſie, ihm ſcheu die Hand entziehend, die er umſchloſſen hielt.

„O ich habe die meine,“ entgegnete er und zog ein kleines Etui hervor, das er mit Verbandzeug bei ſich trug.

Sie ſchien mit ſich zu kämpfen; endlich aber gewann ſie es über ſich und hob die Stirn zu ihm: „Ich hab die Zöpf' abgeſchnitte, vor wenige Jahr, weil mich die Mädchearbeit verdroß, ſie alle Tag zu flechte!“ ſagte ſie und ſah ihn an mit einem Blick, der aus den braunen Augen brach, wie die treuherzige Offenheit eines Kindes, das trotz der Furcht vor Strafe ſeine ſchlimmen Streiche geſteht.

Aſten hätte ſich am liebſten gebückt und ſeinen Mund in die mutwillig gekürzte Fülle dieſer ſeidigen Pracht gedrückt, er faßte aber ſtatt deſſen nur einen der goldig glänzenden Ringeln dicht hinter dem kleinen, roſigen Ohr und trennte ihn mit ſeinem Scherchen von den übrigen. Sie ließ ihm kaum Zeit dazu. Dann trat ſie an den Tiſch, und es entſtand ein Schweigen, während deſſen er den Schatz in ſeiner Bruſttaſche barg und der blonde Kopf ſich über die Kaffeekanne bog. Er blickte auf das weiche Profil und die glänzende Wimper, die ihm das ſchöne Auge verhüllten, und beide wagten nicht mehr zu ſprechen.

Da traten, als ahnten ſie die Zweckmäßigkeit ihres Erſcheinens, Gronau und Feldern ein … Der junge Fähnrich, friſch, roſig wie ein Backfiſch und ebenſo heiter; entzückt zu ſehen, daß Friederike aufgeſtanden ſei.

„Auf Ehre, wenn der Krieg ſo weiter geht, wie wir ihn bisher geführt haben, wünſche ich ihn in Permanenz erklärt,“ ſagte er.

Gronau lachte: „Das glaub ich! Die Herren Franzoſen werden uns aber nicht ſo liebenswürdig aufnehmen.“

„Naturhiſtoriſch nicht! Indeſſen dennoch — auf ihren Empfang gerade freue ich mich am meiſten. Widerſtand zu überwinden iſt eben die Würze des Glückes. Erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich in dieſer Kaffeetaſſe Ihr Wohl ausbringe; ſtoßen wir auf ein glückliches Wiederſehen an. Ich komme Ihnen einen Ganzen.“

Friederike lachte.

„Nein,“ ſagte ſie, „dazu wolle wir doch einen beſſere Stoff verwende. Hier ſteht ſchon einer! …“ Und ſie deutete auf einen Nebentiſch, auf dem ein Likörſervice ſtand.

„Göttlich!“ rief der Fähnrich begeiſtert, „wenn ich Ihre Geſundheit noch lieber trinken könnte, als ich es ſo ſchon thäte, ſo wäre es in dieſer edelſten aller Flüſſigkeiten. Erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein …“

Er brachte ihr das Glas und es kam unter dem übermütigen Geſchwätz dieſes jüngſten Waffenträgers Sr. Majeſtät zu keinem Ausdruck einer trüben Stimmung mehr. Aſten allein fühlte, als ſie Abſchied nahmen, an dem Drucke der kleinen Hand, der eine Sekunde länger als bei den anderen währte, und an dem angſtvollen Blicke der braunen Augen, daß Friederike ihn ſtumm an ſein Verſprechen erinnerte und Troſt darin ſuchte. In der nächſten Minute waren ſie auf den Pferden und hatten den Hof im Rücken. Hinter den Weinbergen, die in weißen Nebelkappen ſteckten, hob ſich die Sonne und zeigte den Reitern den Weg, der zwiſchen den mit roten Beerentellern geſchmückten Ebereſchenbäumen, die dem Schloſſe ſeinen Namen gaben, von ihm fortführt, der franzöſiſchen Grenze zu.

Der Feldzug hatte bereits ſeine Wirkung auf Aſten gethan. Ebereſchenau lag in ſeiner Erinnerung wie ein freundliches Eiland, das der Schiffer verlaſſen und auf der Fahrt über ſtürmiſche Meere hinter ſich hat verſinken ſehen. Erſt zehn Tage waren, ſeit er auf dem Gute einquartiert geweſen, verſtrichen, aber ſie hatten Ereigniſſe gebracht, wie ſonſt Jahre nicht. Aſten war Rittmeiſter, Gronau Major, Feldern Leutnant geworden. Letzterem hatte die neue Würde jedoch nichts von ſeiner jugendfriſchen Heiterkeit genommen. Er hatte ſein luſtiges Lachen, ſeine roſige Laune, mit ihnen die Schlagfertigkeit ſeiner Zunge allerorts bereit, und wenn ſeine Vorgeſetzten im Frieden ſich öfters veranlaßt geſehen, dieſe in Schranken zu weiſen, ſo machte ſie ihnen in dieſer Zeit, wo ein treffender Witz häufig unbezahlbar war, nur Spaß, und ſie forderten ſie ſelbſt heraus. Er war dadurch zum Liebling des Regimentes geworden nnd es gab keinen unter Offizieren und Mannſchaften, der den übermütigen Märker nicht leiden mochte. Waren letztere dem Anſcheine nach ſo ermüdet, daß ſie ſchweigend, ohne ein aufmunterndes Lied zu ſingen, jenen ſchweren Trab ritten, welcher das Zeichen höchſter geiſtiger und körperlicher Abſpannung iſt, ſo fand der Märker ein Wort, das ſchnell die Reihen durchlief und die Leute ihre Anſtrengung vergeſſen ließ. Das Pulver, das ihm dieſe Laune verderben könne, müſſe erſt noch erfunden werden, meinte er ſelbſt, und die Mannſchaften ſprachen einen ähnlichen Gedanken aus, wenn ſie ſagten: eine gewöhnliche Kugel könne dem noch nichts anhaben, ſo ein Übermaß von Leben, wie in ihm ſtecke, laſſe ſich durch nichts und niemand bewältigen. Gronau ſeinerſeits bemerkte Aſten gegenüber: „Der Junge hat ein loſe ſitzendes Mundwerk, was man ſo eine lockere Schnauze nennt; aber Urteil und Verſtand ſind ſolide und werden wird was aus ihm. Ein Kavalleriſt, als ob er mit dem Pferde zuſammengewachſen ſei, gar nicht unterzukriegen! In den ſchwierigſten Fällen weiß er ſich Rat, und wenn wir alle fallen ſollten, der führte die Schwadron noch zum Siege.“

Aſten war der gleichen Anſicht. Es wunderte ihn nur im ſtillen, daß die gewaltigen Erlebniſſe der letzten Zeit von dem Leutnant ſo ſpielend bewältigt wurden. Auf ihn hatten ſie anders gewirkt; und wenn er Gelegenheit hatte, jetzt einmal in einen Spiegel zu ſehen, mutete ihn ſein Geſicht ſeltſam verändert an. Es war, als ſpräche alles daraus, was er in dieſen Zeiten geſchaut. Der verwilderte Bart faßte Wangen und Kinn mit ſtaubigbreitem Rahmen ein; das Haar war über Stirn und Scheitel geſchoſſen, die Haut bronzefarben gebräunt, und ein Ernſt lag in dieſem verdunkelten Geſicht, den nichts mehr ganz verwiſchen konnte. Der Rittmeiſter wunderte ſich, wenn er des Märkers glatthaarigen Kopf dagegen hielt, daß dieſer roſig und knabenhaft blieb, und die Lachfalten unter den winzigen Bartſtoppeln beinahe immer ihre luſtigen Linien zeigten. Und doch hatte in den zehn Tagen, welche mit Heldenblut in der Geſchichte verzeichnet worden, auch dieſer Knabe gefochten wie ein Mann. Aber

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

was geleiſtet worden war von ihm und anderen, ſchien nur ſeinen jugendlichen Mut zu heben.

Auf die Höhen von Spichern hatten die Deutſchen aller Stämme einen Wald ſiegreicher Bajonette gepflanzt, von Wörth waren die Franzoſen vertrieben, bei Metz mit Säbelhieben blutig feſtgenagelt worden. Auch die Schlacht bei Colombey-Nouilly, die ſo teuer erkaufte, war geſchlagen. Und neue bedeutungsvolle Ereigniſſe lagen dicht vor den vorrückenden Truppen. Das fühlten die Offiziere. Die zweite Armee folgte am 15. und 16. Auguſt in Gewaltmärſchen der erſten, welche den Abmarſch der Franzoſen bei Colombey-Nouilly aufgehalten hatte. Letztere ſollten alſo zu neuen Schlachten gezwungen werden.

In der Nacht vom 15. auf den 16. wurde in dem Städtchen Gorze und um dasſelbe herum gelagert, von Mitternacht bis vier Uhr. Mit dem Morgengrauen ſollte es dann weitergehen.

Aſten hatte ſich, neben ſeinen Major, unweit eines Reiſigfeuers, in ein Gemüſefeld gelegt; und beide lagen, in ihre Mäntel gehüllt, ſtill da. Der jüngere der Männer ſchlief ſofort ein. Er mochte indeſſen kaum eine Stunde geſchlafen haben, als Gronau ihn weckte und dabei ſeine Hand mit eigentümlichem Drucke umfing.

„Was gibt es?“ fragte der Rittmeiſter und fuhr empor.

Alles ringsum war ſtill, und die Wachtfeuer verglimmten, während Menſchen und Pferde in dunklen Maſſen in tiefem Schlafe lagen. Bei den unſicheren Streiflichtern des Feuers kam dem Erwachten das über ihn gebeugte Geſicht ſeines Vorgeſetzten wie von unruhigen Empfindungen bewegt vor.

„Herr Major, was haben Sie?“ fragte er abermals.

„Setzen Sie ſich auf und wachen Sie ein paar Minuten mit mir,“ bat jener und nahm ſelbſt Platz. Dann wies er mit der Rechten in eine beſtimmte Richtung: „Sehen Sie einmal ſcharf dorthin, — bitte, links, in der Richtung jener verſtümmelten Linde... Sehen Sie nichts?...“

„Ich ſehe ſchlafende Menſchen,“ antwortete Aſten, „und hinter ihnen ſtehende und gelagerte Pferde.“

„Ja,“ murmelte Gronau, „aber er ſchritt über ſie hin, über die Menſchen und die Pferde, und blieb etwa zehn Schritte vor mir dort ſtehen...“

„Wer?“ fragte Aſten nun auch leiſer und den Kopf vorbiegend, um ſchärfer zu hören.

„Mein Bruder,“ ſagte der Major. „Sie wiſſen, er ſteht in der Steinmetzſchen Armee, bei der Infanterie... Er kam hier quer übers Feld mit geſchloſſenen Augen und blieb ſo vor mir ſtehen...“

„Herr Major,“ ſagte Aſten, „Sie haben geträumt.“

Gronau ſchüttelte den Kopf. „Nein. Ich war wach und habe ihn geſehen. Und es muß eine geheime Verbindung der Seelen geben — trotz allem, was man dagegen ſagen mag, denn in der meinen ſteht in dieſem Augenblick die Gewißheit, daß die ſeine nicht mehr auf dieſer Erde weilt. Er iſt tot, und eine unfaßbare Einwirkung hat mich befähigt, ihn im Tode auf meilenweite Entfernung einmal noch zu ſehen.“

Der Rittmeiſter ſann einige Minuten nach. „Nun,“ antwortete er ernſt, „wenn dem ſo iſt, ſo ſtarb Ihr Bruder einen ſchönen Soldatentod.“

„Ja,“ ſagte jener und ſenkte gleichfalls ſinnend die Stirn, „er muß in der geſtrigen Schlacht gefallen ſein und...“ Er hielt inne und that einen tiefen Atemzug, als wolle er ſeine Bruſt von ſchwerem Drucke befreien.

„Nun?“ fragte Aſten.

„Lachen Sie nicht, wenn ich es Ihnen ſage! Ich kann mir nicht erklären, woher ich es weiß, ſo wenig, wie ich die ganze Erſcheinung erklären kann, aber mir iſt es, als habe der Tote mir mitgeteilt, daß ich morgen fallen würde.“

Aſten ſchwieg beſtürzt über die Beſtimmtheit, mit welcher ſein ſonſt ſo ruhiger Vorgeſetzter ſprach. Dann erwiderte er: „Herr Major, erlauben Sie mir hierauf zu bemerken, daß es nicht gut iſt, ſein Gemüt mit derartigen Gedanken zu beſchweren. Wir können alle fallen oder verwundet werden, aber es nützt doch nichts, ſolchen Ahnungen nachzugeben.“

„Sie irren,“ entgegnete der andere mit ſeltſamem Lächeln, „ſolche Vorausahnungen können doch eine gute Wirkung haben. Verſtehen Sie mich? Man kann mutiger vorgehen, ja, mit dem höchſten Mute, wenn man weiß, daß dieſes Vorgehen unabänderlich das letzte iſt. Faſſen Sie aber meine Mitteilungen richtig auf, ſie entſpringen keinem Gefühle von Ängſtlichkeit. Ich bin bereit zu ſterben. Ich wünſche nur noch einiges wenige in Ordnung zu bringen und möchte Sie bitten, mir dabei behilflich zu ſein...“

„Ich ſtehe zu Dienſten,“ antwortete Aſten ernſt.

Der Major zog ein Notizbuch hervor, ſchrieb einige Worte auf ein Blatt und gab es dem Kameraden. „Es ſind Grüße an meine Mutter und an meine Schweſter, die ich Sie bitte, wenn Sie Zeit finden, mit einigen Erläuterungen beiden zuzuſchicken. Und dann — dann möchte ich noch über eines mit Ihnen ſprechen.“

Der Rittmeiſter blickte Gronau geſpannt an, aber dieſer blickte wieder zögernd in die Nacht.

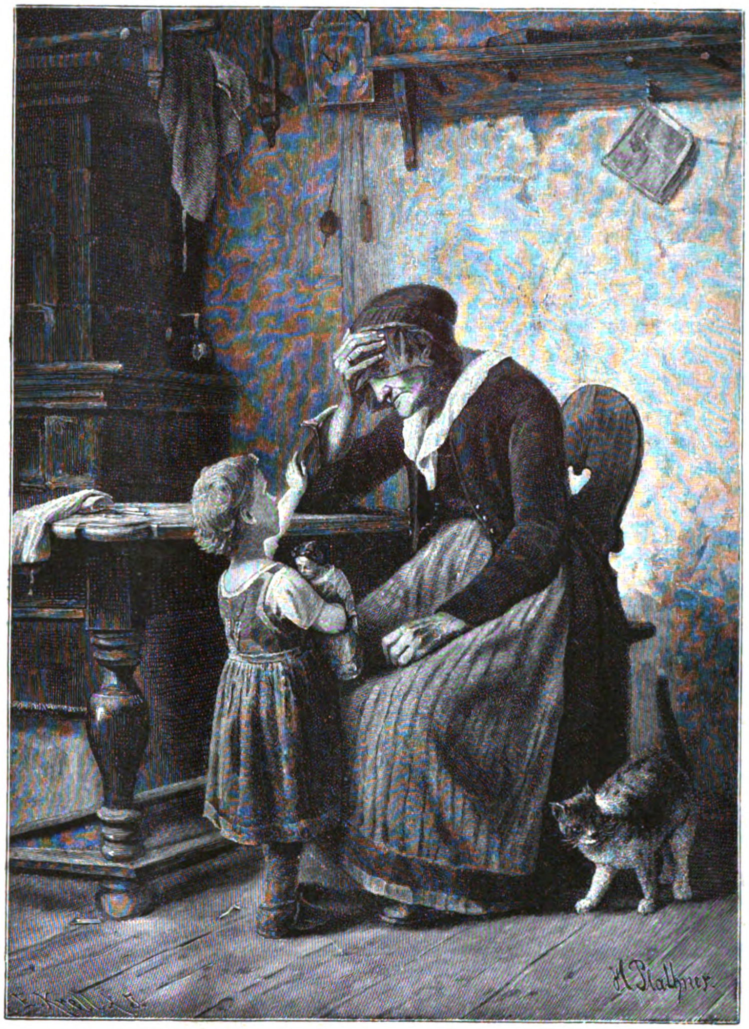
„Ich ſchlief, ehe ich die Erſcheinung hatte,“ hub er ſchließlich an, „und träumte, wir ſeien wieder in der Pfalz... Sie müſſen wiſſen, das blonde Fräulein in Engersweil, Fräulein Antonie von Salteneck, hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie — meine ich — kein anderes Mädchen vorher. Die Vorſtellung verläßt mich nicht mehr, wie glücklich einmal der Mann ſein würde, der an der Seite dieſes liebenswürdigen Weſens leben dürfte. Ja, der Gedanke iſt ſo mächtig, daß er die feſſelnden Bilder eines friedlichen Familienlebens mit dieſem hellen, ſanften Geſicht in ſeiner Mitte mir unter den wildeſten Szenen des Krieges vorhält. Ein ſolches hätte ſich nie für mich verwirklichen können, auch wenn ich heimgekehrt wäre, denn ich hätte nicht verſucht, das Fräulein wiederzuſehen. Es kann Ihnen ſo wenig entgangen ſein wie mir, daß der Beſitzer von Engersweil die Sympathieen ſeiner Damen für uns Preußen nicht teilt; mich aber trotzdem bei ihm einzudrängen und den Glücksritter zu ſpielen, würde mir im Innerſten widerſtreben. Ich bin arm und habe außer meiner Perſönlichkeit nichts zu bieten; dieſes reiche Pfälzer Fräulein, das neben ſeinem Geld alle mädchenhaften Reize beſitzt, kann beſſeres begehren. Dennoch glaube ich bemerkt zu haben — und gerade das zieht meine Gedanken ſo ganz zu ihr —, daß ich ihr nicht gleichgültig geblieben bin. Vielleicht wirkt die Bewegung dieſer Zeiten, die alle Empfindungen in die höchſte Thätigkeit verſetzt, mit, um auch die Neigung raſcher zum Reifen zu bringen. ...Gewiß iſt, daß ich in dem anziehenden Geſicht eine ſolche für mich geleſen habe. Nun werden Sie verſtehen, daß ich dafür nicht undankbar bin... Sagen Sie alſo dem liebenswürdigen Mädchen, falls Sie es wiederſehen — Ihr Weg führt Sie ja, falls Sie leben bleiben, doch wohl durch die Pfalz zurück, — ſagen Sie ihr, mein letzter Gedanke hätte ihr gegolten und ich ließe die Hand küſſen, deren Druck ich ſo gern noch einmal hätte fühlen mögen. Das, Herr Rittmeiſter, iſt meine Bitte...“

„Ich werde ſie erfüllen, wenn es mir gegeben ſein ſollte, das Fräulein wiederzuſehen,“ verſicherte Aſten. „Aber, Herr Major,“ fuhr er fort, „ich wiederhole Ihnen, daß ich auf Ahnungen und Viſionen nichts gebe und nicht nur wünſche, ſondern auch zu Gott hoffe, Sie werden ſelbſt das ſiegreiche Ende des Krieges erleben und nach ihm jene andere Viſion ſich erfüllen ſehen, die Ihnen das Leben in ſo verlockenden Formen zeigte.“

Der Major ſchüttelte leicht den Kopf. „Ich wurde nach jenem Traume, der mich nach Engersweil zurückführte, wach,“ ſagte er, „und fühlte jene heftige Sehnſucht in mir, die nur die alles ausſchließende Stille der Nacht in uns weckt. In jenem Gefühl, das mich nicht mehr ſchlafen ließ, richtete ich mich auf und ſah in das Halblicht der erlöſchenden Feuer; da kam der Tote über das Feld, und meine Sehnſucht ging unter in der Gewißheit, ich werde von dieſem Leben und allem, was es begehrenswert macht, in kurzem Abſchied nehmen.“

Aſten widerlegte nicht mehr, ſondern blickte nun auch wortlos in die ſchlafende Ferne.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



„Was fehlt dir, Großmutterle?" Gemalt von H. Plathner.

Nach einer Weile richtete der Major ſich auf. „Gute Nacht!" ſagte er. „Legen Sie ſich wieder hin! Unſer Schlaf wird kurz genug bemeſſen ſein." Er reichte dem Kameraden die Hand: „Meinen Dank im voraus für das, was Sie thun werden."

Aſten drückte die Hand, wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel und ſuchte ſein Lager wieder auf. Anfangs wurden ſeine Gedanken ſeltſam in die Ahnungen und Geſichte des anderen hinübergezogen, ſo daß auch er ſich aufrichtende und auf ihn zuſchreitende Geſtalten ſah, deren Leichenmienen und ſtarre Augen unheilvolle Dinge zu künden ſchienen. Dann aber ſpielten ſeine Ideen aus dieſen Bildern des Schreckens in lichtere hinüber. Er erblickte Tonchen und Friederike, die ihn zu ſich winkten, und drückte die Rechte auf die blonde Locke, die auf ſeiner Bruſt ruhte. Seine Lippen bewegten ſich, als ob er ſie küßte. Als er erwachte, fiel ſein erſter Blick auf Feldern, welcher ernſthaft vor einem Baumſtumpf kniete, auf den er einen winzigen Blechſpiegel, nicht ſo groß wie ſeine Handfläche, geſtellt hatte. In dieſem betrachtete er eifrig die vier Härchen, welche ſeine Oberlippe zierten, und bearbeitete ſie mit einem ſchmalen, feinpolierten Bürſtchen.

„Hören Sie mal, Feldern," meinte der Major, der ſich gleichfalls aufgerichtet hatte, „daß Sie dieſe unglückliche Liebe auch mit ins Feld nehmen würden, hätte ich nicht erwartet."

Der Märker antwortete mit einem letzten verunglückten Verſuch, die vier Spitzen auf jeder Seite in eine zu drehen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

„Ach, Herr Major, ſie iſt auch im Erlöſchen. Wahrhaftig, jetzt iſt die Zeit, wo ich es nicht mehr als unverdiente Kränkung des Geſchickes anſehe, daß der Undankbare ſich trotz meines zärtlichſten Entgegenkommens ſpröde verhält. Was habe ich nicht alles auf den Racker verwendet: Taubenmiſt erſter Güte — ſoll nämlich auch 'n ganz untrügliches Mittel ſein — crême de Sidonie, und er wollte doch nicht! Kein Härchen mehr kriegte ich 'raus! Jetzt aber merke ich, es war gut, denn wie ſollte ich die Üppigkeit eines wallenden Schnauzers hier bewältigen? Deshalb ſage ich, der beſte Beſitz bleibt doch immer der, den man nicht hat.“

„Na, die Weisheit werden Sie noch häufig Gelegenheit haben zu Ihrem Troſte anzuwenden,“ meinte der Major, der ſich vollends erhoben hatte. Aſten beobachtete den Major in Gedanken an die Vorkommniſſe der Nacht; aber es war keine Spur einer Nachwirkung derſelben an ihm zu ſehen. Er ſchüttelte ſorgfältig Staub und Erde aus ſeinem Mantel, während er den Blick lächelnd von dem Leutnant auf dieſen kehrte, und ſein gebräuntes Geſicht drückte nichts als friſche, männliche Entſchloſſenheit aus.

„Ich meine, wir werden einen heißen Tag haben, und der Schnauzer wird ins Gedränge kommen. Vermehrte Urſache für Sie, ſich zu freuen, daß er nicht zu umfangreich iſt,“ ſagte er und wendete ſich, noch das Lächeln auf ſeinen Lippen, zu ſeinen Leuten um.

Dieſe erhoben ſich, ohne daß Reveille geblaſen wurde, weil man den Feind in der Nähe wußte. Sie trafen ihre Vorbereitungen ohne Signale. Dann ertönte das Kommando: „Aufgeſeſſen! Trab!...“ Und vorwärts ging's in die graue Morgenluft. Die Sterne ſtanden noch am Himmel. Sie zitterten, als ob ſie frören, und ſahen blaß aus. In dem wallenden Grau unter ihnen war noch kein Licht. Da zeigte ſich ein ſchimmernder Streif im Oſten, wie geſchliffener Topas, und das matte Gelb ging langſam in ein roſiges Leuchten über. Noch wenige Minuten und es überzog die ganze Oſtſeite des Himmels. Aus dieſem Meer rotgoldenen Lichtes tauchte die Sonne auf, ſtrahlend, als wiſſe ſie, daß ihre glänzende Geſtalt auch in dieſen wogenden Lichtmaſſen nur noch blendender als ſonſt erſcheine.

Eine kleine Weile erfreuten ſich die Reiter an dem Schauſpiel, das in ſeiner feierlichen Pracht allen eine günſtige Vorbedeutung dünkte; da erſchallt der Kommandoruf: „Halt!“ und dem General wird die Meldung gebracht: „Auf dem Plateau vor uns feindliche Vorpoſten und hinter ihnen das franzöſiſche Lager in Sicht.“

Eine elektriſche Bewegung durchzuckt die Reihen, während ſie äußerlich wie aus Erz gegoſſen ſtehen. Jeder fühlt im voraus die Aktion. Noch wenige Minuten, dann ertönt das Signal: Attackieren! Halbmondförmig dringen die Preußen vor, den Angriff mehr auf den rechten Flügel des Feindes gerichtet. Das Gefecht hebt an: die ſilberſchimmernden Küraſſe, die lichtblauen Uniformen rücken den rotleuchtenden Scharen der Franzoſen entgegen, halten ſie hier eine Weile in heißem Streit, zerſtreuen ſie da, zwingen ſie dort zum Weichen. Es iſt, als trüge der Wind die lichtſtrahlenden Reiter, aber es iſt auch, als mähe er ſie in Haufen hin, ſo reißt ſie das Feuer von den Pferden, aus den Reihen. Pulverdampf überall, rings um ſie ein brenzlicher Geruch und ein hier zu weißlichen Wolken geballter, dort grau ſich hinziehender Rauch, der, wie ein in Fetzen geriſſener Vorhang, ſtellenweiſe Reitergruppen ſichtbar werden läßt. Hin und wieder ein Dröhnen, als krache die Erde in ihren Fugen, und doch übertönen es die Hurras der Tauſende erregter Kehlen, die weithin ſchallenden Signale ſchmetternder Trompeten. (Fortſetzung folgt.)

---

## Verſtehen wir unſere Mutterſprache?

Von Ernſt Eckſtein. (Abdruck verboten.)

Wenn wir zu Anfang der hier folgenden Plauderei die Frage der ſogenannten Sprachreinigung berühren, ſo geſchieht dies nur äußerlich. Wir haben weder die Abſicht, die Sprachreinigung zu verteidigen, noch ſie zu kritiſieren und zu bekämpfen. Sie bildet hier lediglich den bequemen Ausgangspunkt für unſere Darlegungen, die, ſo hoffen wir, auch für die weiteren Kreiſe des Publikums nicht ohne Intereſſe ſein werden. Die Naturwiſſenſchaften, die Technik, die Jurisprudenz haben es fertig gebracht, mit dem Laien hier und da eine recht intime Fühlung zu gewinnen; die Linguiſtik dagegen, die Sprachforſchung, die doch ganz zweifellos mit zu den Naturwiſſenſchaften gehört — denn die Sprache iſt ein Naturprodukt, das nach ebenſo unabänderlichen Geſetzen entwickelt wurde, wie der menſchliche Organismus ſelber — nur die Sprachforſchung iſt für das Publikum eine Art Popanz geblieben, vielleicht nur in Erinnerung an die fürchterlichen Grammatikſtunden der Jugendzeit, vielleicht aber auch deshalb, weil die Sprachgelehrten ſich für die Gelehrten par excellence halten und es demzufolge verſchmähen, von der Höhe des Katheders herabzuſteigen und mit den Menſchen menſchlich zu reden.

Zur Sache!

Ein geiſtreicher Schriftſteller hat kürzlich als Hauptgrund für die Notwendigkeit der ſogenannten Sprachreinigung den Umſtand angeführt, daß der Sprachlich-Ungebildete unſere Fremd- und Lehnwörter nicht wirklich verſtehe, wenn er auch aus der Praxis wiſſe, welcher Gegenſtand mit den betreffenden Wörtern gemeint ſei. Als Beiſpiel nennt er das Wort „Serviette.“ — Der Sprachlich-Ungebildete plappere dies Wort einfach nach, ohne zu ahnen, daß es von dem franzöſiſchen „servir,“ dienen, komme und alſo ſoviel bedeute, als „das Dienende.“ — Dem Kenner hingegen erwachſe juſt aus ſeinem Verſtändnis der Nachteil, daß er nun von dem alſo bezeichneten Gegenſtand eine matte, ſchiefe, ungenügende Vorſtellung bekomme, denn „das Dienende“ ſei ein ganz verſchwommener Begriff; es fehle die Angabe, wozu es diene, wenn ſich für uns eine wirkliche Anſchauung, ein greifbares Bild ergeben ſolle; dieſes Bild aber ſei vorhanden in der Verdeutſchung „Mundtuch.“

Ich muß bekennen, daß dieſe Erörterung mit dem, was ich meinesteils von der Eigenart und der Entſtehungsgeſchichte der Sprachen weiß, unvereinbar iſt.

Zunächſt liegt es nämlich im Weſen aller Sprachen, unbeſtimmte, ganz allgemein gehaltene Ausdrücke nach und nach mit einer beſtimmten Bedeutung zu füllen, ſie zu ſpezialiſieren.

Dann aber behaupte ich, daß dem Ungebildeten nicht nur die Fremdwörter, ſondern auch die Wörter der eignen Mutterſprache innerlich unverſtändlich, ein ewiges Rätſel, kurz, die reinen Chiffren und Merkzeichen ſind, die er gewohnheitsgemäß da anwendet, wo ſein Bedürfnis dies heiſcht. Er weiß wohl, daß „Verliebtheit“ von „Liebe“ kommt, was aber „Liebe“ bedeutet, davon hat er abſolut keine Ahnung. Er nimmt von Jugend auf das Wort als gegeben an, ohne weiter darüber nachzudenken. Nur in gewiſſen Momenten jenes metaphyſiſchen Staunens, das den Anfang aller Philoſophie ausmacht, wiederholt man ſich wohl einmal ſinnend: „Liebe! Liebe! Sonderbar, daß man das gerade ‚Liebe‘ nennt!“

Betrachten wir dieſe Thatſache näher.

Zur Erhärtung der Wahrheit, daß ſelbſt die ungeheure Mehrzahl des ſonſt gebildeten, aber nicht ſprachgeſchichtlich geſchulten Publikums die eigne Mutterſprache nur ſo verſteht, wie der Bauer das Wort „Serviette,“ laſſen ſich Hunderte von Beiſpielen gleich vom Wege pflücken.

Nicht nur der Bauer, auch der Gebildete hat vielfach bereits vergeſſen, daß „Heu“ von „hauen“ kommt; durchweg und zweifellos aber hat er vergeſſen, daß „Grummet“ urſprünglich „Grün-Mahd“ lautet, von „grün“ und von „mähen.“

Was eine „Beichte“ iſt, wiſſen wir alle. Daß wir aber in dieſem Worte eine Zuſammenſetzung vor uns haben aus der Vorſilbe „be—“ und dem altdeutſchen Worte jicht (jehan, ſagen) — das gehört zu den Privatgeheimniſſen der Sprachforſchung.

Hin und wieder hat ſich der unbefriedigte Volksgeiſt bei gewiſſen zuſammengeſetzten Wörtern, die in ihrer dermaligen Form gar zu „unverſtändlich“ geworden waren, zu einem Er-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

klärungsverſuche aufgeſchwungen, der dann wieder die Form des Wortes veränderte.

So wurde aus der völlig unerklärbaren „Wachſtelze“ eine „Bachſtelze;“ denn man wußte bereits nicht mehr, daß „Wachſtelze“ aus „Wachſterze“ entſtanden war und ſoviel bedeute wie einen Vogel, der mit dem Sterz wackelt.

Ganz nach der gleichen Methode hat ſich der „Mullwurf“ — das Tier, das den Mull, d. h. den lockeren Boden, den Staub, emporwirft — in den neuhochdeutſchen „Maulwurf“ verwandelt. Das Wort „Mull,“ das im Niederdeutſchen noch fortexiſtiert, war dem Oberdeutſchen abhanden gekommen.

Welcher Deutſche, der ſeine Sprache als eine „ſeelenvolle“ bezeichnet, verſteht ohne Kenntnis des Gotiſchen, was er da ſagt? Ich meine, was das Wort „Seele“ urſprünglich bedeutet? Gerade hier zeigt es ſich klar, daß uns die Anſchauung, die den Wörtern zu Grunde liegt, völlig entfremdet iſt.

„Seele“ lautet im Gotiſchen saivala und kommt von einem Verbalſtamme saiv—, der ſich auch in dem gotiſchen saivs = See und im lateiniſchen Zeitwort saevire, toben (franzöſiſch sévir) findet. Jener Verbalſtamm saiv— bedeutet ſoviel wie „ſich lebhaft bewegen;“ saivs iſt das bewegte Waſſer; saivala das Bewegliche und Bewegende, das Erregbare und Erregende im Menſchen: die Seele.

Hier haben wir zugleich einen ſtraffen Beweis für die andere der oben ausgeſprochenen Behauptungen: daß nämlich faſt alle Spezialbezeichnungen urſprünglich von einem ganz allgemeinen Begriff ausgingen und ſich erſt nach und nach zu dem haben ausprägen laſſen, was ſie uns jetzt bedeuten. Die See und die Seele ſind zwei grundverſchiedene, ihrem Begriffe nach äußerſt ſpezialiſierte Dinge: trotzdem bedeutet das eine Wort wie das andere eigentlich nur „das Bewegte.“ Wenn nun die höchſt verſchwommene Bezeichnung „Bewegtes“ ausreicht, um die Anſchauung der See und der Seele zu wecken, ſo wird wohl auch die Bezeichnung „Dienendes“ (franzöſiſch serviette) ausreichen, um die Anſchauung eines „Mundtuchs“ zu wecken.

Noch ein paar Beiſpiele für die Undurchſchaubarkeit gerade der einfachſten Wörter.

Hat vielleicht der gebildete Laie auch nur die entfernteſte Ahnung davon, daß die Wörter „Hand,“ „Hinde“ (Hirſchkuh) und „Hund“ ſo nahe verwandt ſind, wie etwa Trank, Trinken und Trunk? Daß ſie alle drei von der nämlichen Wurzel ſtammen und alle urſprünglich denſelben Begriff enthielten? Nach und nach erſt hat ſich dieſer Begriff in die jetzt ſo grundverſchiedenen Bedeutungen auseinandergelegt.

„Hand,“ „Hinde“ und „Hund“ kommen von einem verloren gegangenen Zeitwort hindan. Wäre dies Zeitwort uns erhalten geblieben, ſo würde es jetzt „hinden“ lauten und genau ſo konjugiert werden wie „finden:“ ich finde, ich fand, gefunden.

Jenes verloren gegangene hindan beſagte ſoviel wie „packen,“ „greifen.“

Die Hand und der Hund erklären ſich hiernach ſofort. Die Hand iſt das Glied, das packt oder greift; der Hund iſt das Tier, das packt und greift, alſo das Jagdtier. In dem Worte „Hinde“ hat der Stamm paſſive Bedeutung gewonnen. Die Hinde iſt das gepackte Tier, das Jagdtier im leidenden Sinne, und dieſer Begriff hat ſich im Laufe der Jahrhunderte auf den weiblichen Hirſch ſpezialiſiert.

Ein ſehr verſtändliches Wort ſcheint uns „deuten“ zu ſein; das klingt ſo „deutlich,“ und wenn man ein bißchen Franzöſiſch verſteht und das franzöſiſche Wort „le doigt,“ der Finger, heranzieht, ſo glaubt man — da die Etymologie oder Wortableitungslehre noch immer ſorglos von jedem beliebigen Dilettanten auf eigne Fauſt betrieben zu werden pflegt — die Bedeutung von „deuten“ buchſtäblich zwiſchen den Fingern zu halten. Man ſagt ja auch: „mit den Fingern auf etwas deuten.“ Die Sache iſt klar …

Für den Eingeweihten jedoch, der auf Grund eines bekannten Sprachgeſetzes von vornherein weiß, daß doigt mit „deuten“ abſolut nichts zu thun haben kann, iſt es längſt kein Geheimnis mehr, daß „deuten“ und „deutſch“ von der nämlichen Wurzel kommen. Dieſe Wurzel heißt althochdeutſch tiod, gotiſch thiuda, und bedeutet ſoviel als Volk; tiodisk, deutſch, heißt alſo „volksgemäß;“ tiodan, deuten, heißt „vervolkstümeln,“ „dem Volke mundgerecht machen,“ „populariſieren.“ Von dieſem geiſtigen „Deuten“ hat ſich das leibliche, das „Mit-dem-Finger-deuten“ ſpäter erſt abgezweigt.

Wir haben im Vorſtehenden mehrfach das Wort „dienen“ erwähnt. Auch „dienen“ gehört zu jenen tauſend und aber tauſend Vokabeln, deren urſprünglicher Sinn uns gründlich verſchloſſen bleibt. Erſt die Wiſſenſchaft zieht ihn ans Licht. — Unſer neuhochdeutſches „dienen“ iſt eine Zuſammenziehung von „degenen,“ und dieſes „degenen“ ſtammt von dem Worte degen, angelſächſiſch thegen, das uns noch heute in der Verbindung „ein wackrer Degen“ geläufig iſt. Eigentlich war der „Degen“ nur „ein Erzeugter,“ „ein Sohn,“ wie das ihm lautlich entſprechende griechiſche teknon (das Kind). Später kam zum Sohn der Begriff „Mann,“ und ſchließlich der des „Gefolgsmannes,“ der da im „Dienſt“ eines Edlen ſteht. Das Wort degenen hieß demnach ſoviel als „Gefolgſchaft leiſten,“ „Dienſte thun,“ „im Heer eines Fürſten dienen.“ Von dieſer Spezialbedeutung leitet ſich die neuhochdeutſche allgemeinere her.

Nun aber, nachdem wir geſehen haben, daß der Laie ſeine Mutterſprache abſolut nicht verſteht, ein offenes Geſtändnis: auch der Forſcher verſteht ſie nicht. Alles, was ſich auf dieſem Gebiete leiſten läßt, iſt doch ſchließlich nur ein Weiterhinausverlegen des Unverſtandenen.

Nehmen wir gerade den oben erwähnten Fall. Die Rückwärtsforſchung hat uns von dem modernen „dienen“ bis zu dem griechiſchen teknon, das Kind, das Erzeugte, geführt. Hiermit iſt eigentlich nur ein Stück Begriffsgeſchichte geliefert; wirklich verſtanden haben wir das neuhochdeutſche Wort „dienen“ noch immer nicht; denn mit dem griechiſchen „teknon“ beginnt ja nun wieder ein neues Problem. Teknon kömmt von tiktein, erzeugen. Dieſes tiktein aber hat urſprünglich vielleicht etwas ganz anderes bedeutet, eine Thätigkeit, die von dem Begriff des Erzeugens ebenſo weit abliegt, wie das Erzeugen von dem des Dienens. Und erſchlöſſe ſich uns auch dieſes Geheimnis: immer wieder ſtünden wir vor der Frage: Iſt denn das, was wir jetzt zwiſchen den Händen halten, wirklich der Urbegriff? Iſt nicht auch dieſes letzte wieder ein Abgeleitetes? Hat nicht auch dieſer ſcheinbare Urbegriff in vorgeſchichtlicher Zeit Wandlungen erfahren, über die uns jede Vermutung fehlt?

Gerade die Sprachforſchung kann ja bei beſonders günſtigen Konſtellationen Blicke in eine Vergangenheit werfen, die wenigſtens zehn- oder zwölftauſend Jahre hinter der chriſtlichen Ära zurückliegt: aber das ſind eben doch nur Blicke, keine gangbaren Stege, die über den Abgrund führen. Schließlich verliert ſich auch die ſcharfſinnigſte und verwegenſte Auslegung in Regionen, wo ſie nur taſten kann. Allerdings muß ſie ſich eingeſtehn: gerade in dieſen Regionen, dafern ſie unſerm Wiſſen erſchloſſen wären, würde das Intereſſante, wahrhaft Aufklärende, das geſchichtlich wie pſychologiſch Bedeutſame erſt beginnen. Mehr und mehr würden wir uns auf dieſem ewig verſchloſſenen Pfade dem geheimnisvollen Quell der Sprachbildung nähern, den Uranfängen jenes wunderbaren Werdeprozeſſes, deſſen Grundzüge wir uns jetzt nur ganz hypothetiſch entwerfen können. Bei einem Weiterſchreiten auf dieſer Wanderung in die Vergangenheit unſers Geſchlechts würde die Zahl der Wörter wie die der Begriffe mehr und mehr abnehmen, bis zuletzt eine äußerſt geringe Anzahl von Wurzeln übrig bliebe. Einige dieſer Wurzeln können wir uns mit einem hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit konſtruieren, aber nur einige. Die Entſtehung nun dieſer Wurzeln gehört in Gebiete, wo der Anatom und der Phyſiologe ebenſo mitſpricht, wie der Sprachforſcher. Auch nur ein flüchtiger Abriß deſſen, was ſich hierüber ſagen läßt, würde die Grenzen dieſes Aufſatzes weit überſchreiten.

Item: die Thatſache iſt über jeden Zweifel erhaben: Der Menſch verſteht — ſo bedenklich es klingt — ſeine Sprache

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

nur wie ein Papagei. Die Wörter ſind ihm lediglich konventionelle Zeichen für beſtimmte Begriffe, faſt ſo, wie ihm die Buchſtaben konventionelle Zeichen für beſtimmte Lauthervorbringungen der Sprechwerkzeuge ſind. Faſt ſo, — für unſern heutigen Standpunkt; nicht ganz ſo: denn die Wortbezeichnungen ſind nicht willkürlich gewählte, wie die Schriftzeichen. Freilich, wenn man erwägt, daß urſprünglich die Buchſtaben Bilder waren, ſo fällt auch hier ein gutes Teil jener „Willkürlichkeit“ weg; denn die Bezeichnung „gammel“ für Kamel war doch „organiſch geworden,“ und daß nun der Kamelhals (das ſpätere griechiſche Gamma, Γ) zur Bezeichnung des G-Lautes benutzt wurde, iſt eigentlich nur eine organiſche Weiterentwickelung.

---

# Emil Frommel.

Von Karl Gerok. (Abdruck verboten.)

Einen dankbareren Gegenſtand und eine dankbarere Zuhörerſchaft für eine Tiſchrede habe ich kaum jemals gehabt, als da ich bei einer Jahresverſammlung des württembergiſchen Hauptvereins der evangeliſchen Guſtav Adolf-Stiftung am 13. Juni 1888, in der Liederhalle zu Stuttgart, den Feſtprediger zu feiern hatte, den Doktor der Theologie, Hof- und Garniſonsprediger zu Berlin, Emil Frommel, der am Morgen des Tages in der Stiftskirche durch eine ſeiner geiſtſprühenden Predigten eine zweitauſendköpfige Gemeinde elektriſiert hatte. Da ſaß nun beim Feſtmahl der treffliche Mann zu oberſt an der Tafel zwiſchen einer hohen Dame und irgend einem Würdenträger, in ſeinem ſchwarzen Feldpredigerrock, mit dem Eiſernen Kreuz und anderem Ehrenſchmuck an Hals und Bruſt, und ließ, das Antlitz voll Anmut und Würde mit dem langen, vollen, glattgeſcheitelten, ſilberglänzenden Haar ergebungsvoll geſenkt, mein Salböl über ſich ergehen, bald ſchalkhaft ſchmunzelnd, bald, wenn es ihm zu ſaftig kam, unwillig brummend; während ich bei jeder Kraftſtelle die jubelnd zuſtimmende Tiſchgeſellſchaft auf dieſen Emil Frommel, wie er da leibhaftig vor aller Augen ſaß, mit Fingern hinweiſen durfte. An einer gewürzten Erwiderung voll liebenswürdigen Humors ließ er es natürlich nicht fehlen.

Im wohlgetroffenen Bilde wenigſtens kann ich auch jetzt auf ihn hinweiſen, und einer wohlwollenden Zuhörerſchaft darf ich mich gleichfalls getröſten, wenn ich, einer Aufforderung der Redaktion folgend, unſern Emil Frommel den Leſern des Daheim mit einigen Worten vorſtelle. „Mach's gnädig!“ hat er mir geſchrieben. Ich will's gnädig machen.

Einer förmlichen Vorſtellung bedarf es nicht erſt. Unſer Emil Frommel, der geborene Badenſer und naturaliſierte Preuße, der Mann mit dem ſüddeutſchen Gemüt und Humor und dem Berliner Schliff und Witz; das warmherzige Künſtlerblut und der ſtramme Soldatenpfarrer; der geiſtgeſalbte Prediger und launige Tiſchredner; der anmutige Volksſchriftſteller und beliebte kaiſerliche Hofprediger — iſt ja im Norden und im Süden des evangeliſchen Deutſchland eine wohlbekannte und vielbeliebte Perſönlichkeit. Wer ihn noch nicht von Angeſicht kennt, der hat ihn doch vielleicht in Bildern geſehen, in Holzſchnitt oder Photographie — auch in Seife iſt er zu haben und nimmt ſich in jeder Form gut aus. Wer ihn noch nicht auf der Kanzel gehört, der hat doch wohl eine ſeiner köſtlichen Schriften geleſen, und wer eine geleſen hat, der hat ſicher auch nach der anderen gegriffen. Nicht nur bei Frauen und Fräulein, ſondern auch unter den Männern, und zwar auch unter ſolchen, die für den ſchwarzen Rock ſonſt keine Vorliebe haben, hat ſich der liebenswürdige Mann ſeine Freunde und Verehrer gewonnen.

Seine Lebensgeſchichte muß man ſich eigentlich von ihm ſelbſt erzählen laſſen, wie er ja aus ſeiner Kindheit und Jugend ſo köſtliche Bilder in den bekannten Schriften und Schriftchen: „Aus der Familienchronik eines geiſtlichen Herrn,“ „Aus dem unterſten Stockwerk,“ „Aus goldenen Jugendtagen,“ auch anziehende Bruchſtücke aus ſeinem amtlichen Leben im Daheimkalender, in der Neuen Chriſtoterpe und ſonſt da und dort preisgegeben hat.

Von vornherein bekommt man da den Eindruck: das iſt ein gottgeſegneter, durch glückliche Naturanlagen, ſchöne Familienverhältniſſe, freundliche Lebensführungen und dankbare Lebensaufgaben vor vielen begnadigter Menſch, wenn es auch an Kampf und Kreuz, ohne das keiner etwas Rechtes wird, am wenigſten ein Chriſt, in dieſem, von außen angeſehen, ſo ſonnigen Leben keineswegs gefehlt haben wird.

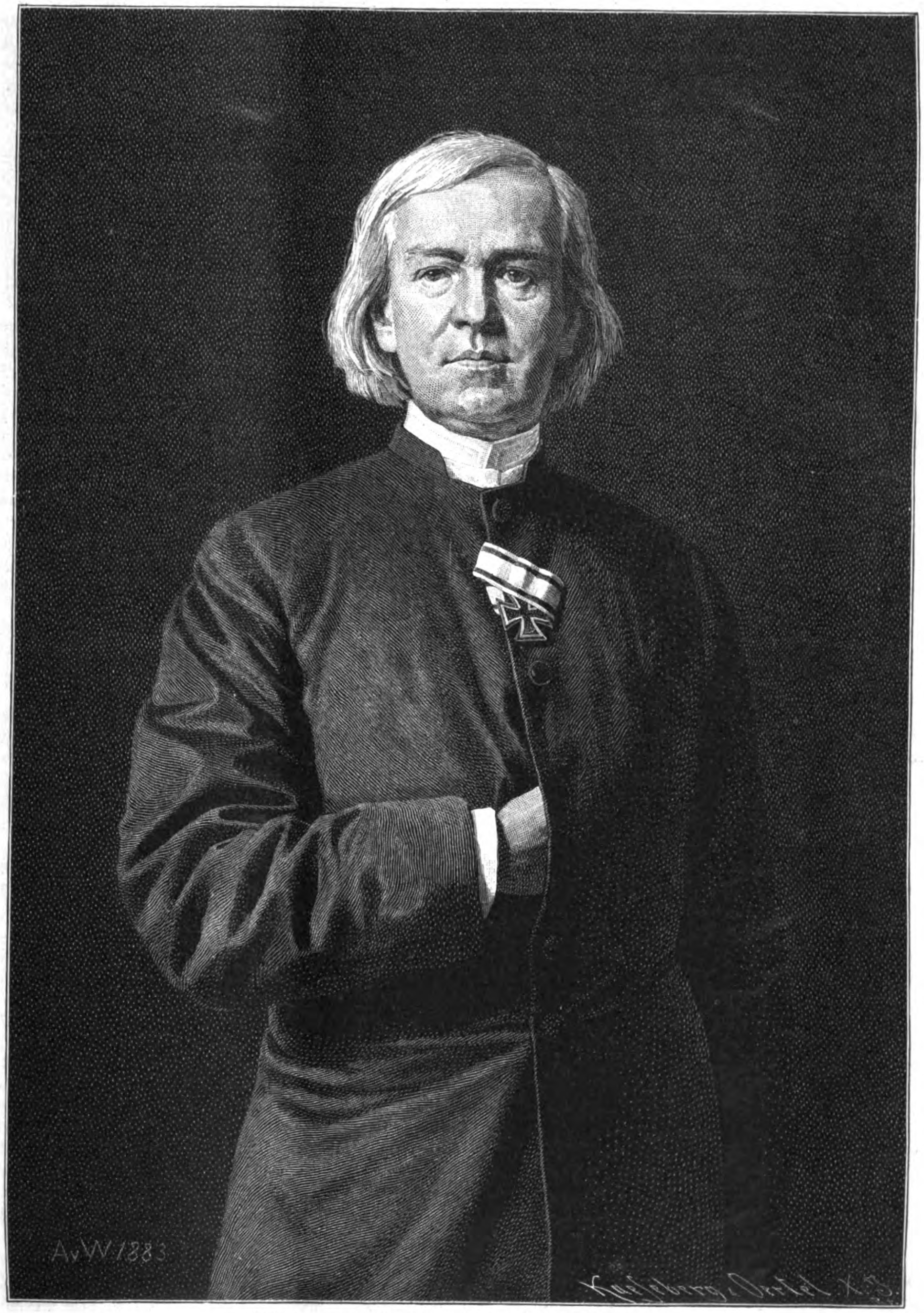
Suchen wir ihn zuerſt „im unterſten Stockwerk“ auf, in den goldenen Tagen der Kindheit. Geboren zu Karlsruhe am 5. Januar 1828, war er das mittlere von fünf Kindern eines kunſtbegabten, pflichtgetreuen, herzensguten Vaters, des Malers und großherzoglichen Galeriedirektors Profeſſors Karl Frommel, und einer geiſt- und charaktervollen, lebhaften, ebenſo liebreichen, als, wo es notthat, raſch und ſtreng eingreifenden Mutter, die, in Paris geboren und in Straßburg aufgewachſen, einen Tropfen franzöſiſchen Blutes in ihren Adern führte. Während der Vater im ſtillen Atelier, im Kreiſe ſeiner Schüler ſeinem friedlichen Künſtlerberufe oblag, fiel der Mutter vorzugsweiſe das Amt der Erziehung zu: „Sie herrſchet weiſe — im häuslichen Kreiſe — ſie lehret die Mädchen — und wehret den Knaben“ — und der Vater ſelbſt ſprach oft zu den Kindern: „Dankt's eurer Mutter, wenn was aus euch geworden iſt.“ Unter der Obhut ſolcher Eltern, in der ſchönen und bequemen Dienſtwohnung des Vaters mit dem Garten dahinter, in einem munteren, mannigfaltig begabten Kreiſe von Geſchwiſtern, Vettern und Mitſchülern, im Umgange mit den beſten und gebildetſten Familien der Stadt — ſelbſt der Großherzog Leopold ſprach gern im Hauſe ein — verfloß dem Knaben eine glückliche, von allen Genüſſen edler Geſelligkeit und auserwählter Kunſt, insbeſondere auch der Muſik verſchönte, vom Geiſte warmer Religioſität und lebendigen Chriſtentums immer ſpürbarer durchwehte Kindheit und Jugend. „Soll ich den ſüßeſten Teil meiner Jugenderinnerungen nennen,“ bekennt er im „Unterſten Stockwerk,“ „wie er jetzt verklärt und abgeklärt vor meinem inneren Auge ſteht, die beſte Habe und Gabe fürs Leben, ſo ſchließen ihn die beiden Worte ein, die alles ſagen: Vater und Mutter.“ Und wieder am Schluſſe ſeiner Aufzeichnungen „Aus goldenen Jugendtagen“ beim Abgange zur Hochſchule: „Hinter mir ſanken die achtzehn Jahre einer ſonnigen Jugend, im Herzen aber ſteht heute noch jugendfriſch das Elternhaus mit ſeinem Odem der Ewigkeit, mit ſeiner unvergleichlichen Liebe und Treue in der Zeit.“

Der Segen eines ſolchen Elternhauſes hielt denn auch in den Lehr- und Wanderjahren des Jünglings vor. Über ſeine Studienzeit auf den Univerſitäten Halle, Erlangen und Heidelberg, wo er ein Prachtexemplar von einem deutſchen Studenten geweſen ſein mag, hat Frommel ausführlichere Bekenntniſſe meines Wiſſens noch nicht veröffentlicht.

Aber wenn er in Halle einen Tholuck und Julius Müller, in Erlangen Hofmann, in Heidelberg Rothe, Ullmann und Umbreit zu Lehrern hatte, und wenn er irgendwo bezeugt: „Tholucks Büchlein: ‚Die wahre Weihe des Zweiflers‘ hat mir in den erſten Semeſtern zu Halle, der ich damals völlig links gerichtet war, einen tiefen Eindruck gemacht,“ und wenn er aus ſeiner Heidelberger Zeit neben dem feinſinnigen, klaren und milden Ullmann beſonders der Prophetengeſtalt Umbreits dankbar gedenkt, — ſo deutet das einerſeits auf eine Periode geiſtiger Gärung und Entwickelung, wie ſie einem tiefer angelegten und reicher begabten Jünglinge ſelten ganz erſpart bleibt, anderſeits aber auch auf die ſchließliche Errungenſchaft eines echt evangeliſchen, in den Tiefen der Schrift gegründeten, entſchiedenen und glaubensfreudigen und doch dabei milden, weichherzigen und geiſtesfreien Chriſtentums nach dem Apoſtelwort: Alles iſt euer, ihr aber ſeid Chriſti, Chriſtus aber iſt Gottes.

Und was die hohe Schule der Wiſſenſchaft begonnen, das hat die niedere Schule des Lebens weitergefördert. Als Pfarrgehilfe in ſeiner badiſchen Heimat, zuerſt in Alt-Lusheim bei Schwetzingen, ſpäter bei dem originellen Pfarrer und kernigen Prediger Henhöfer in Spöck bei Karlsruhe und im Verkehr mit Kernchriſten aus dem Volke wurde der junge

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Emil Frommel. Nach dem Gemälde von Anton v. Werner.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Mann tiefer ins lebendige, praktiſche Chriſtentum eingeführt, lernte das Volk, insbeſondere ſein Schwarzwälder Volk, ſo gründlich kennen und ſo liebevoll ſchildern und lernte mit dem Volke ſo trefflich reden, wie er's, der Landsmann Hebels, in ſeinen köſtlichen Volksſchriften gezeigt und auf ſo mancher chriſtlichen Volksverſammlung erprobt hat.

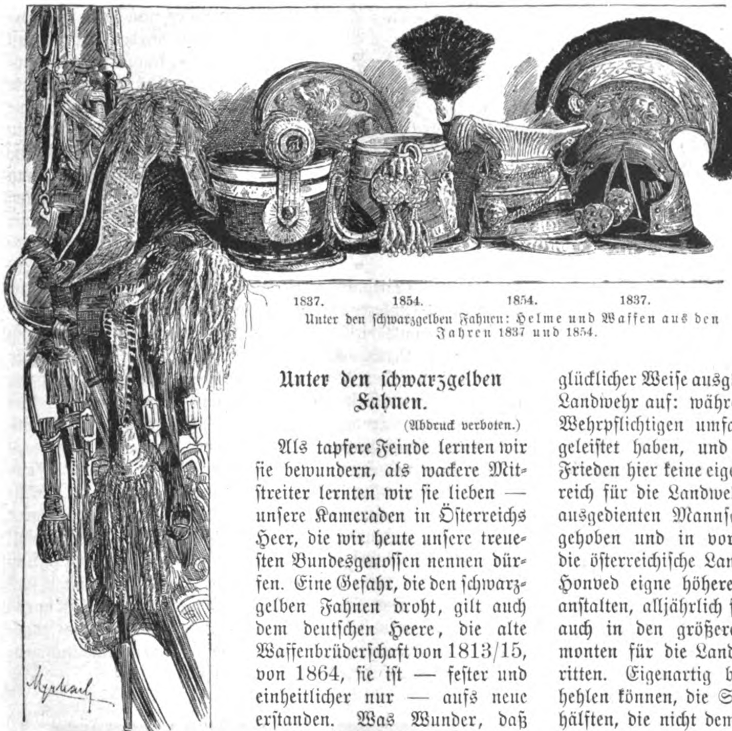
Zwiſchen ſeine Vikariatsjahre hinein fiel eine Reiſe nach Italien, in Begleitung ſeines hochbegabten Bruders Max, und wie dort im Genuſſe der Natur und der Kunſt ſein ſchönheitsdurſtiges Auge ſich geweidet und ſein ſangesfroher Mund ſich aufgethan haben mag, können wir uns denken. Bald hernach als Hof- und Stadtvikar nach Karlsruhe berufen, ſchien dem Reſidenzkinde in ſeiner Vaterſtadt ſich eine lockende Laufbahn zu eröffnen. Aber — der Wind, der damals in der badiſchen evangeliſchen Landeskirche wehte und der anderen edlen Geiſtesgenoſſen, wie Ullmann und Beyſchlag, die Luft dort entleidete, mochte auch ihm nicht zuſagen — im Jahre 1863 folgte der Achtundzwanzigjährige einem Rufe nach Barmen im Wupperthale, wo er bis zum Jahre 1869 mit jugendlichem Feuer wirkte. Und doch — ganz in ſeinem Element war er auch dort nicht. War der Schüler Ullmanns und Freund Beyſchlags dem liberalen badiſchen Proteſtantismus von dazumal zu myſtiſch und pietiſtiſch geweſen, ſo mochte der Mann voll Phantaſie und Humor dem ſtrengen Pietismus der Wupperthaler zu weitherzig, zu kunſtliebend und lebensfroh erſcheinen. Zur vollen Entfaltung ſeiner Perſönlichkeit und allſeitigen Verwertung ſeiner Gaben brachte ihn erſt ſeine Berufung zum Diviſionsprediger in Berlin im Jahre 1869. Seine Feuertaufe als Soldatenpfarrer empfing er ſofort im großen Kriege von 1870/71, den er im Korps des Generals von Werder mitmachte. Eigne Gefühle mögen es geweſen ſein, mit denen er monatelang vor dem belagerten Straßburg lag, der Heimatſtadt ſeiner Mutter, in der er als Knabe ſo manche frohe Stunde verlebt und auch die Konfirmation empfangen hatte, und ein Höhepunkt in ſeinem Amtsleben war jene große Stunde, als er nach dem ſiegreichen Einzuge der deutſchen Truppen in der Thomaskirche zu Straßburg die feſtliche Sieges- und Dankpredigt hielt.

Mit dem Eiſernen Kreuze geſchmückt, kehrte Frommel heim nach Berlin, und mit unverwüſtlicher Geiſtesfriſche waltet er ſeither dort als Hof- und Garniſonprediger eines umfangreichen Amtes; bei jung und alt, bei der Civilbevölkerung wie bei der Garniſon und in dieſer beim gemeinen Kriegsmanne wie in ariſtokratiſchen Offiziersfamilien gleichmäßig der Mann des Vertrauens und vielfach der Hausfreund; auf ſeiner Kanzel ein geiſtvoller Prediger voll Gedankenreichtum und Herzenswärme; im Kreiſe ſeiner Konfirmanden ein anregender Lehrer und väterlicher Freund; am Krankenbette und im Trauerhauſe ein milder Mahner und kräftiger Tröſter; beim Taufſchmauſe und Hochzeitsmahle ein freundlich teilnehmender Tiſchgenoſſe, dem es nie am Salz gebricht, durch Tiſchreden und Trinkſprüche voll Gemüt und Humor das Mahl zu würzen und die Freude zu weihen.

Aber nicht nur der Reichshauptſtadt dient er mit ſeinen Gaben. Im ganzen Deutſchen Reiche iſt ſein edelgebildetes Antlitz — in der Kindheit, behauptet er, beſonders häßlich geweſen zu ſein, ſo daß ihn die Mutter vor Beſuchen in der Wiege mit einem Tüchlein zuzudecken pflegte, aber an ihm, meinte ſpäter ein Freund, ſehe man, wie ſich ein Menſch mit einigem guten Willen im Laufe der Jahre verſchönern könne — und iſt ſeine klangvolle, ſympathiſche Stimme wohlbekannt. Wie manche kirchliche Verſammlung, wie manche Guſtav Adolf-Gemeinde insbeſondere hat er durch ſeine geiſtvollen Predigten mit ihren plaſtiſchen Themen und Dispoſitionen und ihren faſt überreichen Gedankenblitzen oder durch ſeine zündenden Volksreden unter Gottes freiem Himmel gepackt, wie dort am Schwedenſtein bei Lützen, wo ich ihn noch, von der Abendſonne verklärt, umdrängt von der horchenden tauſendköpfigen Menge auf der hohen, mit Tannenreis umkleideten Feldkanzel ſtehen ſehe. Bei wie manchem Feſtmahl hat er zuguterletzt den beſten Wein aufgetiſcht, indem er als ein guter Haushalter aus ſeinem Schatze hervorholte Altes und Neues, die Geiſter zu erquicken und die Herzen zu erfreuen!

Seine größte Zuhörerſchaft aber hat er als Volksſchriftſteller um ſich verſammelt durch die lange Reihe ſeiner meiſt kurzen und leichtgeſchürzten, aber ebenſo gehaltvollen als anmutigen Erzählungen, Biographieen, Reiſebilder, Mitteilungen aus ſeinem perſönlichen und amtlichen Leben, Betrachtungen über dies und das aus Welt und Zeit. Ich erinnere außer den ſchon oben genannten Schriften nur an Heinerle von Lindelbronn, Aloys Henhöfer, J. A. Strauß, Pfarrfrau und Pfarrmagd, Aus der Kinderſtube, Feldblumen, Dorfpoeſie, Eine Zimmerreiſe, Die Kunſt im täglichen Leben, Allerlei von Taufen, Hochzeiten und Begräbniſſen und vieles andere. Seinen Platz in der Reihe unſerer chriſtlichen Volksſchriftſteller, eines Matthias Claudius, Peter Hebel, Heinrich Schubert, Jeremias Gotthelf, Otto Glaubrecht, Caſpari, Stöber, Barth, Funck 2c. anzuweiſen, wollen wir den Litterarhiſtorikern überlaſſen und uns unbefangen ſeiner eigenartigen Gaben erfreuen, ſeiner friſchen, fröhlichen, kernigen Schreibart, ſeiner kraftvollen, aus dem Leben gegriffenen Darſtellung, ſeiner lutheriſch geſunden chriſtlichen Weltanſchauung, ſeines weitherzigen, liebevollen Gemüts, ſeiner ſchalkhaften Laune und ſeines köſtlichen Humors, der durch Thränen lächelt und über den Jammer dieſer Welt den Goldduft eines Friedens breitet, der nicht von dieſer Welt iſt. Und wenn wir ſeine Darſtellungen hie und da noch vollſtändiger ausgeführt und harmoniſcher abgerundet wünſchen, wenn wir bei einem flüchtiger hingeworfenen Stück vielleicht ausnahmsweiſe einmal den Eindruck bekommen, als flöge die Feder am Pult übers Papier, während der Laufburſche aus der Druckerei an der Thür ſteht und aufs Manuſkript wartet, ſo wollen wir eben Mitleid haben mit dem vielgeplagten Herrn, dem die Buchhändler keine Ruhe laſſen, ſo ſchlecht er auch im allgemeinen auf ſie zu ſprechen iſt, und wollen bedenken, der Mann, der all dieſe ſchönen Sachen ſchreibt, iſt kein Schriftſteller von Profeſſion, auch kein behaglicher Paſtor auf einem idylliſchen Ruheſitze, ſondern ein ſchwerbelaſteter, müdgehetzter geiſtlicher Beamter in einer nervenaufregenden Großſtadt, und wollen ihm zugeſtehen: in ein Genre wenigſtens, das einzige, das nach dem Ausſpruche jenes witzigen Franzoſen dem Schriftſteller verboten iſt, ins langweilige verfällt er nie, und das Skizzenhafte, kurz Angebundene, leicht Hingeworfene, raſch Abgebrochene gibt ſeinen Darſtellungen gerade einen beſonderen Reiz, nach der auch hier gültigen Predigerregel Luthers: „Tritt keck auf, thu's Maul auf, hör bald auf!“

Und wenn wir ſchließlich fragen: wie macht's der Mann möglich, alles das zu leiſten mit ſeiner Feder und mit ſeiner Perſon, im Amte und neben dem Amte, und doch Geiſt und Herz ſich jung zu erhalten? ſo dürfen wir zuguterletzt eins nicht vergeſſen, das iſt ſein ſchönes Heim, ſein herzerquickendes Familienleben. Vermählt mit einer trefflichen, kunſtbegabten und hochgebildeten Gattin, einer Tochter des bekannten feinſinnigen Gelehrten, Miniſterialrat Dr. Bähr in Karlsruhe, die ihm ſeine Gemächer nach ihren eignen Plänen und Zeichnungen im edelſten Stile eingerichtet und ausgeſchmückt hat, geſegnet mit wohlbegabten und wohlgeratenen Söhnen und Töchtern, welche Anlagen und Talente, namentlich die herzerfreuende Kunſt der edlen Muſika von den Eltern ererbt haben, ſieht er ſich daheim wohlgebettet für Leib und Seele, umgeben von allem, was lieblich, was wohllautet. Und ſo können wir ihm und uns nichts Beſſeres wünſchen, als er möge ſeinem Hauſe, ſeinem Amte, ſeinem Volke noch lange erhalten bleiben, rüſtig an Körper und Geiſt. Und wenn auch er ſeit Jahr und Tag hin und wieder etwas davon ſpüren ſollte: „Sechzig Jahr — geht's Alter an,“ ſo ſei es wenigſtens ein ſchönes, ein langes und glückliches Alter, an welchem der Segensſpruch ſich erfülle: „Dein Alter ſei wie deine Jugend“ und die Verheißung ſich bewähre: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß ſie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß ſie laufen und nicht matt werden, daß ſie wandeln und nicht müde werden.“



Unter den ſchwarzgelben Fahnen: Helme und Waffen aus den Jahren 1837 und 1854.

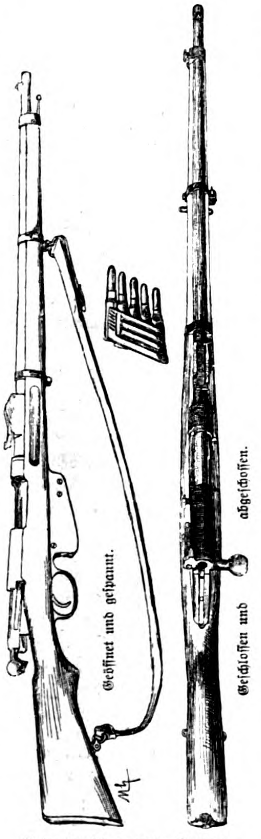
## Unter den ſchwarzgelben Fahnen.

(Abdruck verboten.)

Als tapfere Feinde lernten wir ſie bewundern, als wackere Mitſtreiter lernten wir ſie lieben — unſere Kameraden in Öſterreichs Heer, die wir heute unſere treueſten Bundesgenoſſen nennen dürfen. Eine Gefahr, die den ſchwarzgelben Fahnen droht, gilt auch dem deutſchen Heere, die alte Waffenbrüderſchaft von 1813/15, von 1864, ſie iſt — feſter und einheitlicher nur — aufs neue erſtanden. Was Wunder, daß wir dem befreundeten Heerweſen unſer vollſtes und wärmſtes Intereſſe entgegenbringen: wer dereinſt in ernſtem Ringen, Schulter an Schulter, Vaterland und Ehre verteidigen ſoll, der muß auch ſchon im Frieden „gut Freund“ miteinander ſein. Gute Freunde aber ſollen ſich vor allem gut kennen!

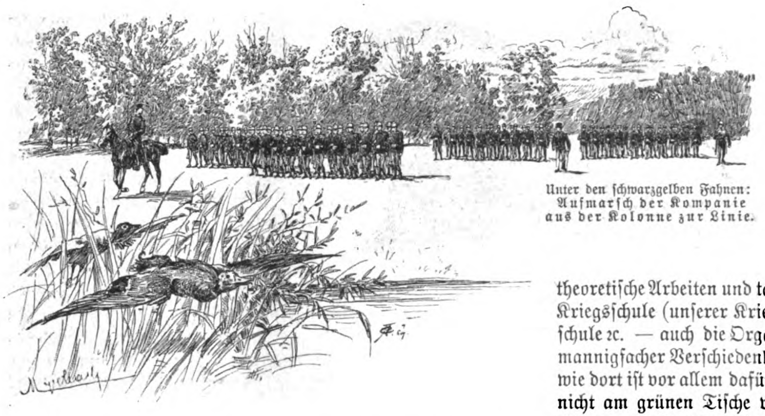
Wenn man ehedem zwei Heere miteinander verglich, ſo fiel zunächſt auf, daß an ihnen mindeſtens äußerlich ſich nichts gleich, kaum etwas ähnlich erſchien: Wehrgeſetz und Erſatzart, Gliederung, Ausbildung, Ausrüſtung, Bewaffnung und Kampfweiſe zeigten tiefe, durchgehende Verſchiedenheiten. Heute iſt das weſentlich anders geworden. Die großen europäiſchen Heere ähneln ſich in oft geradezu peinlicher Weiſe; wo eine Armeeleitung bei einem der Nachbarn etwas Brauchbares findet, iſt ſie gezwungen, es rückſichtslos nachzuahmen. Die Hauptformen unſerer Wehrgeſetzgebung und Organiſation, die intenſive, eigenartig gründliche Art unſerer Einzelausbildung ſind nach den Erfolgen der großen Kriegsjahre in faſt alle Armeen übergegangen; wir ſelbſt haben, um ein Beiſpiel herauszugreifen, mit der Einführung des rauchloſen Pulvers den Franzoſen nachgeeifert, während uns in der Annahme eines kleinkalibrigen Gewehres dieſe und auch die Öſterreicher vorauseilten. Trotzdem trägt jede Armee ihren nationalen Charakter — oder ſollte ihn wenigſtens tragen; es läßt ſich nicht jedes Reis auf einen beliebigen Baum pfropfen. So hat ſich denn auch das öſterreichiſche Heer manche ſehr berechtigte Eigentümlichkeiten bewahrt, während es in ſeiner ganzen Ausgeſtaltung — wir haben dies jüngſt mit großer Freude bei dem Studium des neuerſchienenen trefflichen Danzerſchen Prachtwerkes „Unter den Fahnen“ (Wien, F. Tempsky) wieder empfunden — ſich in oft überraſchender Übereinſtimmung mit dem deutſchen Heerweſen befindet. Eine Übereinſtimmung wahrlich, die für unſere Waffenbrüderſchaft von der höchſten Bedeutung iſt!

Hüben wie drüben herrſcht in den Grundbeſtimmungen über die Wehrpflicht eine ausgeprägte Ähnlichkeit; die aktive Dienſtzeit beträgt vor allem in beiden Heeren drei Jahre, und wenn die Reſervepflicht in Öſterreich um drei Jahre länger währt als bei uns, ſo iſt dafür die Dauer der Landwehrpflicht in dem Kaiſerſtaate um ſieben Jahre kürzer denn im Deutſchen Reiche. Hüben dauert die Landſturmpflicht vom 17. bis 45., drüben vom 19. bis 42. Lebensjahre, die Erſatzreſervepflicht währt hier zwölf, dort zehn Jahre bei annähernd gleicher Ausbildungsdauer, die Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Dienſtes und die ſich aus ihr ergebende Schöpfung eines Reſerve-Offizierkorps iſt beiden Heeren gemeinſam. Ein weſentlicher Unterſchied, der die etwas geringere Bemeſſung der Landwehr- und Landſturmverpflichtung in ſehr glücklicher Weiſe ausgleicht, tritt dagegen in der Organiſation der Landwehr auf: während dieſelbe in Deutſchland nur diejenigen Wehrpflichtigen umfaßt, welche ihre Dienſtpflicht bereits abgeleiſtet haben, und während für die Landwehrtruppen im Frieden hier keine eigentlichen Cadres beſtehen, werden in Öſterreich für die Landwehr, zu der außerdem ſelbſtverſtändlich die ausgedienten Mannſchaften treten, alljährlich Rekruten ausgehoben und in vorhandenen Friedensſtämmen ausgebildet; die öſterreichiſche Landwehr beſitzt ebenſo wie die ungariſche Honved eigne höhere Kommandobehörden, eigne Unterrichtsanſtalten, alljährlich finden mehrwöchentliche Landwehrübungen auch in den größeren Verbänden ſtatt — ja ſogar die Remonten für die Landwehrkavallerie werden im Frieden zugeritten. Eigenartig berührt freilich, wie wir uns nicht verhehlen können, die Scheidung der Landwehr der zwei Reichshälften, die nicht dem Reichskriegsminiſterium, ſondern den beiden „Landesverteidigungsminiſterien“ unterſtellt ſind, wie denn die Honvedtruppe den Fahneneid auch auf die ungariſche Verfaſſung leiſtet. — Öſterreich-Ungarn verfügt über vierzehn Armeekorps, die wie im Deutſchen Reiche auf territorialer Grundlage aufgeſtellt ſind; außerdem beſteht für das Okkupationsgebiet ein fünfzehntes Korps, für Dalmatien ein beſonderes Militärkommando in Zara. Das aktive Heer zählt 102 Infanterieregimenter zu 4 Bataillonen, 42 Jägerbataillone, 246 Eskadrons und 212 Batterieen zu 8 Geſchützen. Die Infanterie iſt neuerdings mit einem ganz vortrefflichen Gewehr — dem kleinkalibrigen Mannlicher-Mehrlader — bewaffnet, welches unſer beſonderes Intereſſe darum beanſpruchen darf, weil dem Vernehmen nach die ſeiner Konſtruktion zu Grunde liegenden Prinzipien auch ſeitens der deutſchen Heeresverwaltung adoptiert ſein ſollen. Die neue Waffe, deren Abbildung wir dem obengenannten Danzerſchen Werke entnehmen, hat ein Kaliber von acht Millimeter und Patronen mit Stahlmantelgeſchoſſen. Sie geſtattet einen gezielten Schuß bis 2500 und


Geöffnet und geſpannt.
Geſchloſſen und abgeſchoſſen.

Unter den ſchwarzgelben Fahnen:
Repetiergewehr Mod. 88 (Mannlicher).

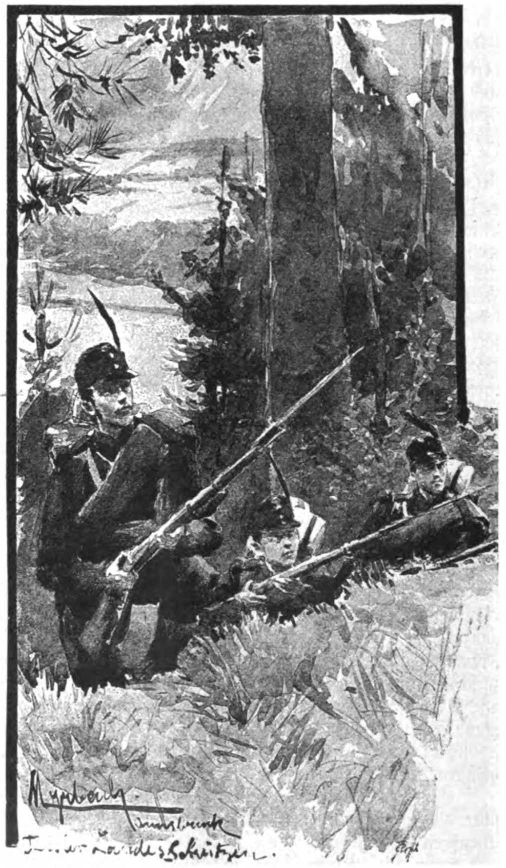
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Unter den ſchwarzgelben Fahnen: Aufmarſch der Kompanie aus der Kolonne zur Linie.

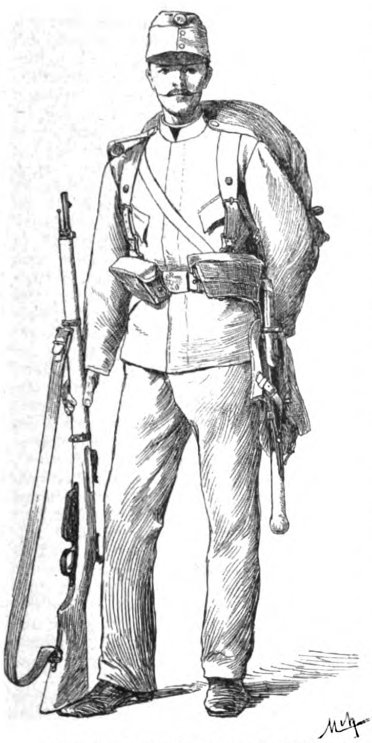
beſitzt eine Tragkraft bis 5000 Schritt. Je fünf Patronen ſind in einem leichten Blechmagazin derart übereinandergelagert, daß ſie zugleich — wie bisher eine einzelne Patrone — von oben in das unter dem mittleren Teile des Schaftes angebrachte Magazin eingeführt werden; aus letzterem gelangen ſie einzeln in den Laderaum, nach fünf Schüſſen aber fällt die entleerte Hülſe von ſelbſt zu Boden. Die ebenfalls neue Ausrüſtung des Infanteriſten iſt der neueren deutſchen Ausrüſtung ſehr ähnlich. Über die Vortrefflichkeit der öſterreichiſchen Kavallerie iſt es kaum notwendig, ein Wort zu verlieren — in ihr lebte von altersher der echte, wahre Reitergeiſt, und der Erſatz an Pferden und Mannſchaften, die Ausbildung beſonders auch der Offiziere galten ſtets als muſtergültig. Dasſelbe läßt ſich von der Feldartillerie ſagen, die in ihrem Material, den Stahlbronzegeſchützen nach dem Syſtem Uchatius, eine ganz vortreffliche Waffe beſitzt, welche ſich gewiß auch nach der bevorſtehenden Einführung des briſanteren, rauchloſen Pulvers dauernd bewähren wird. Alten, unvergänglichen Anſehens bei allen Kennern des öſterreichiſchen Heeres endlich erfreuen ſich die techniſchen Spezialtruppen: das Pionierregiment, welches insbeſondere zum Bau von Kriegsbrücken, Straßen und Waſſerbauten, und die beiden Genieregimenter, die in erſter Linie für die Aufgaben des Feſtungskrieges beſtimmt ſind; ihnen ſchließt ſich das ſeit etwa einem Jahrzehnt neu geſchaffene Eiſenbahn- und Telegraphenregiment an. Eine Eigenart des öſterreichiſchen Heeres iſt die ſorgfältige Vorbereitung eines optiſchen Telegraphendienſtes, von dem man ſich, bis in die Gefechtslinien hinein, bedeutende Erfolge verſpricht.

Schließlich ſind es aber nicht die äußeren Geſtaltungen, iſt es nicht die Vorzüglichkeit von Waffen und Ausrüſtung, welche den Sieg an die Fahnen eines Heeres feſſelt, ſondern es iſt der auf innere Tüchtigkeit begründete Geiſt, der Großes ſchafft! Der Geiſt eines Heeres wurzelt aber zunächſt in ſeinen Offizieren. Die öſterreichiſche Armee hat ſich gewiß allezeit eines tapferen, treuen und aufopferungsfähigen Offizierkorps rühmen dürfen und ſie darf ſtolz auf deſſen Thaten ſein — das mehrfach angezogene, von glühender Vaterlandsliebe getragene Werk über das Heerweſen des Kaiſerſtaates hebt indeſſen an den verſchiedenſten Stellen doch den gewaltigen Umſchwung hervor, der neuerdings durch die Reihen des Offizierkorps gegangen iſt. Seine Schilderungen des Kompaniechefs, wie er ehedem war und wie er heute iſt, ſind geradezu köſtlich! Dieſe Bilder aus dem inneren Leben der Armee aber berühren uns beſonders, ich möchte ſagen: heimatlich; ſie paſſen, mutatis mutandis, auch auf unſer Heer in oft geradezu überraſchender Weiſe und bezeugen, wie rege die Beziehungen zwiſchen hüben und drüben allezeit geblieben ſind. Skizzen, wie ſie das hochintereſſante, mit eingehender Kenntnis der Verhältniſſe geſchriebene Buch über die Stellung des Offiziers im Staate, in der Geſellſchaft, im Berufe, über den Ehrenrat, über den Regimentskommandeur, über die Bedeutung des Freiwilligendienſtes und den Reſerveoffizier bringt, werden in der Bruſt jedes deutſchen Kameraden die Empfindung wachrufen, daß die innere Verwandtſchaft beider Armeen eine weit engere iſt, als man gemeinhin annimmt. Auch die Art und Weiſe der wiſſenſchaftlichen Fortbildung des Offizierkorps ſchließt ſich ſcharf an die Methoden an, welche wir erprobt haben: da finden wir Kriegsſpiel und taktiſche Übungsreiſen, theoretiſche Arbeiten und taktiſche Planaufgaben, Kommandos zur Kriegsſchule (unſerer Kriegsakademie entſprechend), zur Schießſchule ꝛc. — auch die Organiſation beider Generalſtäbe iſt, trotz mannigfacher Verſchiedenheiten im einzelnen, eine ähnliche; hier wie dort iſt vor allem dafür geſorgt, daß der Generalſtabsoffizier nicht am grünen Tiſche vertrocknet, ſondern in lebendiger Beziehung zur Truppe und mit deren Bedürfniſſen vertraut bleibt. Hüben wie drüben werden die Herren, welche die Ehre erſtreben, die roten Streifen an den Beinkleidern, vulgo in Öſterreich die dunkelgrüne Uniform zu erlangen, haarſcharf „durchgeſiebt“ — ja man iſt drüben vielleicht ſogar noch etwas penibler, wenigſtens erſcheint es uns des Guten faſt zu viel, daß z. B. die Erlangung der Majorscharge im Generalſtab von einer beſonderen wiſſenſchaftlichen Prüfung abhängig gemacht wird. Der Chef des Generalſtabes, deſſen Wirkungskreis im übrigen ſehr ähnlich wie im deutſchen Heere zugeſchnitten iſt, unterſteht, abweichend unſern jetzigen Einrichtungen, als „Hilfsorgan“ dem Kriegsminiſterium.

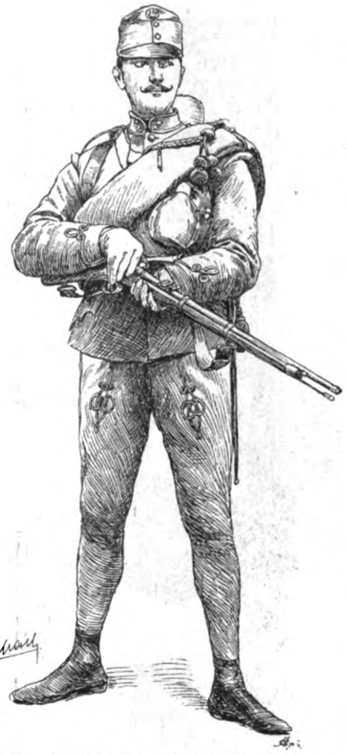


Unter den ſchwarzgelben Fahnen: Tiroler Landesſchützen (Landwehrtruppe).

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

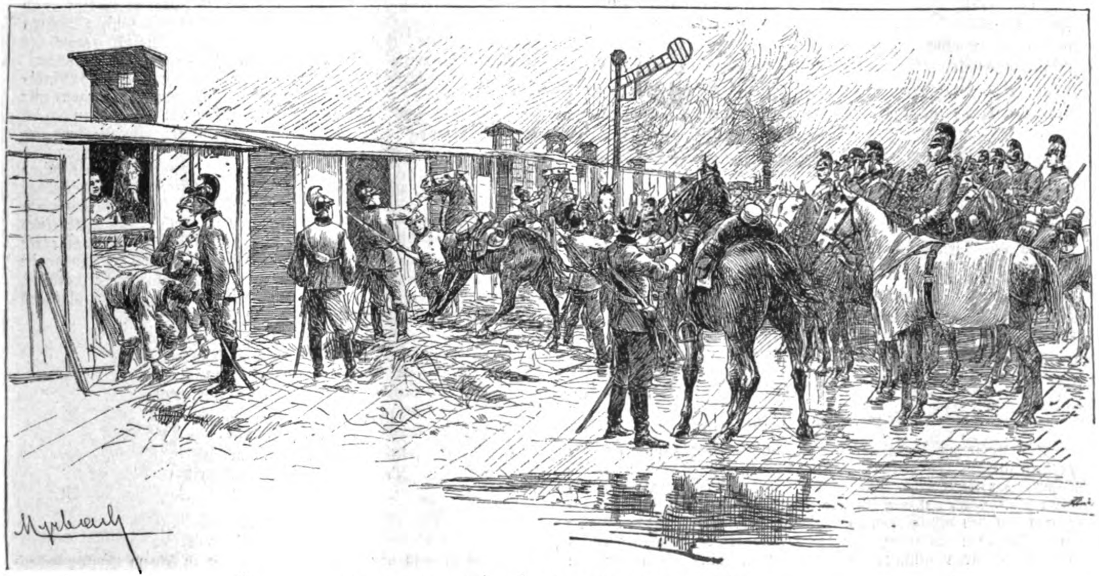


Unter den ſchwarzgelben Fahnen: Infanteriſt feldmarſchmäßig.



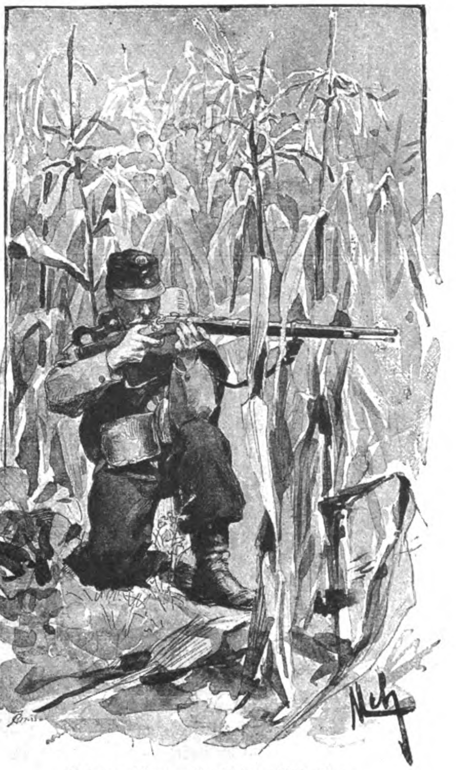
Unter den ſchwarzgelben Fahnen: Honved (ungariſche Landwehr).

Die öſterreichiſche Armee erfreut ſich heute wirklich zeitgemäßer Reglements für alle drei Hauptwaffen, und auch in ihnen tritt wiederum die erfreulichſte Übereinſtimmung mit den bei uns herrſchenden Anſchauungen hervor. Gründlichſte Einzelausbildung gilt als das unerläßliche Fundament guter Leiſtungen, und man exerziert, wie der Schreiber dieſer Zeilen aus eigenſter Anſchauung beſtätigen kann, auf den öſterreichiſchen Kaſernenhöfen ebenſo ſcharf und ſchneidig, man ſtellt bei den Beſichtigungen ebenſo hohe Anforderungen wie bei uns. Hüben wie drüben herrſcht heute die gleiche Einfachheit der Formen, herrſcht das Beſtreben, jedem Führer eine weitreichende Selbſtändigkeit zu gewähren, ſtellt man aber auch die Forderung einer kräftigen, zielbewußten Initiative an ihn. Geradezu vortrefflich iſt die Schießausbildung, überaus ſtraff und exakt wird die Feuerdisziplin gehandhabt, auf welche ſeit der Einführung des Mehrladers ein weit höherer Wert denn je vorher gelegt werden muß. Die größeren Herbſtübungen gleichen ihrer Veranlagung wie Durchführung nach im allgemeinen den unſern — bis zu der unvermeidlichen Scheu vor Flurſchäden hinab. — Während das deutſche Friedensheer in mehrere „Armeeinſpektionen“ eingeteilt iſt, hat das kaiſerliche Vertrauen in Öſterreich den Feldmarſchall Erzherzog Albrecht mit den Obliegenheiten des „Generalinſpektors“ betraut, und Armee wie Volk ſehen in dem „Löwen von Mortara, dem Helden von Novara, dem Sieger von Cuſtozza“ auch den vorausſichtlichen Armeeoberführer im Kriegsfalle — der ritterliche Erzherzog gilt mit Recht als die lebendige Verkörperung des öſterreichiſchen Waffenruhms. Wie im Deutſchen Reiche der Kaiſer, ſo iſt aber auch in Öſterreich der Herrſcher zugleich der *Oberſte Kriegsherr*, und Kaiſer Franz Joſeph hat in der That zu allen Zeiten mit ſcharfem Verſtändnis und unermüdlichem Eifer an der Vervollkommnung der Wehrmacht ſeines Reiches



Unter den ſchwarzgelben Fahnen: Kavallerie beim Einladen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Unter den ſchwarzgelben Fahnen: Plänkler.

gearbeitet: was Kaiſer Wilhelm der Siegreiche für Preußens und ſpäter des geeinten Deutſchlands Heer war, das iſt Kaiſer Franz Joſeph für die öſterreichiſche Armee geweſen, ihr Reorganiſator im edelſten Sinne des Wortes. Für den herrlichen Kaiſerſtaat aber hatte dieſe rege, ſchöpferiſche Thätigkeit noch eine beſondere, hohe Bedeutung: in dem vielſprachigen Reiche, inmitten der oft auseinandergehenden Intereſſen der Einzelnationen, die ſich unter des Kaiſers Zepter einen, iſt das Heer vielleicht der weitaus wichtigſte Faktor des Zuſammenhaltes, in ihm allein verkörpert ſich das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit der verſchiedenen Volksſtämme, in ihm allein kann allen ihren Söhnen die Liebe zu dem einen, größeren Vaterlande anerzogen werden! Nicht ohne harte Kämpfe iſt dieſe Einheitlichkeit der Armee errungen worden — möge ſie allezeit erhalten bleiben, getreu dem kaiſerlichen Wahlſpruch: Viribus unitis!

Und denſelben Wahlſpruch dürfen auch wir den Kameraden des öſterreichiſchen Heeres zurufen: mag die ernſte Stunde auch fern ſein, in der wir auf blutigem Felde unſere treue Waffenbrüderſchaft erproben — unſere gemeinſamen Gegner ſollen es erfahren, wie die geeinte Streitmacht beider Großſtaaten, die ſo lange den Frieden Europas erhielt, auch einen neuen Frieden zu diktieren verſtehen wird. H. H.

---

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Franzöſiſche Orden.

Der Urſprung der Ordensauszeichnungen überhaupt wird von der Legende auf den heiligen Jakob, Biſchof von Jeruſalem, zurückgeführt, der 69 n. Chr. den Orden vom heiligen Grabe geſtiftet haben ſoll. Nach anderer Angabe fällt die Ehre der erſten Ordensſtiftung auf den König Johannes von Äthiopien, der 370 den Sankt Antonius-Orden ins Leben rief; die Franzoſen aber, die ſtets etwas Beſonderes haben müſſen, nehmen den gleichen Ruhm für den Frankenkönig Chlodwig in Anſpruch, der nach der Bekehrung zum Chriſtentume und ſeiner Salbung durch den heiligen Remigius den Orden von der heiligen Ölflaſche (Sainte Ampoule) geſtiftet haben ſoll. Die geſchichtliche Forſchung indeſſen hat ziemlich ſicher feſtgeſtellt, daß die Ritterorden erſt im XI. Jahrhundert aufkamen, und als ihr erſtes ſichtbares Kennzeichen haben wir das weiße Johanniterkreuz zu betrachten. Mit ihm ſchmückten ſich die Hoſpitaliter, denen 1048 vom Kalifen die Erlaubnis erteilt wurde, in Jeruſalem zwei Hoſpitäler zur Aufnahme erkrankter chriſtlicher Pilger zu errichten. In Frankreich nun gab es im XV. Jahrhundert bereits eine unendliche Menge von Orden, von denen aber viele nichts anderes waren als Narrenorden, und den erſten „ernſthaften,“ durch königliche Gnade zu verleihenden Orden ſtiftete 1469 Ludwig XI mit dem Sankt Michael-Orden. Ihm folgte 1579 Heinrich III mit der Begründung des Ordens vom heiligen Geiſt. Beide Auszeichnungen wurden unter letzterem Namen 1661 von Ludwig XIV zu einem Orden verſchmolzen, der 1814 von der Reſtauration auch wieder ins Leben gerufen wurde und bis zur endgültigen Vertreibung der Bourbonen beſtand. Ludwig XIV begründete ferner 1696 den Sankt Ludwig-Orden, Ludwig XV 1759 den Militär-Verdienſtorden. Die Revolution ſchaffte alle Ordensauszeichnungen ab; die bloße Thatſache, ein Ludwigsritter zu ſein, genügte in den Schreckenstagen, jemand auf das Schafott zu führen. Auf Beſchluß des Konvents wurde das große ſilberne Siegel des Ordens zerbrochen und in der Münze eingeſchmolzen. Ganz ohne Orden aber vermochte auch die Republik nicht lange auszukommen; das Geſetz vom 29. Floréal des Jahres X ſchuf den Orden der Ehrenlegion. Napoleon I ſtiftete 1811 den Vereinigungsorden (de la Réunion), der ausſchließlich für bürgerliche Verdienſte in den mit Frankreich vereinigten Ländern verliehen wurde, d. h. mit der Auszeichnung wurden ſolche Leute beglückt, die in den fremden, gewaltſam mit Frankreich vereinigten Landesteilen ſklaviſch dem Unterdrücker huldigten. Es ſcheint indeſſen, daß niemand das Kainszeichen des Verrates offen tragen wollte, denn ſchon nach zwei Jahren ging der Orden wieder ein. Auch Louis Napoleon III ließ es bei dem einen wirklichen Orden, der Ehrenlegion, bewenden, dagegen ſchuf er eine Reihe von Medaillen, die Médaille militaire für Unteroffiziere und gemeine Soldaten, die Sankt Helena-Medaille und die Kriegsdenkmünzen für die Feldzüge in der Krim, in China, Italien und Mexiko. An ſolchen Feldzugsmedaillen hat es auch die dritte Republik nicht fehlen laſſen und außerdem, um der in Frankreich ſo ausgeprägten Ordensgier Genüge zu thun, eine Reihe von Ehrenzeichen für bürgerliches Verdienſt geſtiftet, Medaillen für hervorragende Leiſtungen im Gewerbe, in Ackerbau, Viehzucht 2c. Auch nach den bunten Bändchen dieſer Auszeichnungen herrſcht in Frankreich lebhaftes Verlangen, die höchſte Sehnſucht des Franzoſen bleibt aber doch das rote Band der Ehrenlegion, und was man ſich's koſten läßt, dieſe prunkende Zier zu erlangen, das iſt durch den Wilſonſchen Ordensſchacher der Welt kundbar geworden. Übrigens ſind die Klagen über die verſchwenderiſche Ausſtreuung von Ehrenzeichen in Frankreich alt. Schon unter Heinrich II und Karl IX wurde die allzu freigebige Verteilung des Sankt Michael-Ordens und die dadurch herbeigeführte Entwertung getadelt, und unter Ludwig XIV, dem „Sonnenkönig,“ kannte die Ordensſucht nicht mehr Maß und Ziel. Wie leicht mancher ein Ritter des heiligen Ludwig oder vom heiligen Geiſt wurde, darüber folgendes Anekdötchen. Eines Tages wurde der Marquis Puyſieux de Sillery, ein früherer Jugendgeſpiele des Königs, von dieſem einer Audienz gewürdigt, und ſcherzhaft beklagte er ſich, daß Se. Majeſtät ſeit fünfzig Jahren unterlaſſen habe, ihm ſein Wort einzulöſen. „Wieſo?“ fragte der König. „Erinnern Ew. Majeſtät Sich nicht,“ erwiderte der andere, „daß ich oft die Ehre hatte, mit Ihnen bei meiner Großmutter Blindekuh zu ſpielen? Um Sich unkenntlich zu machen, hingen mir Ew. Majeſtät dann immer Ihr Ordensband um, und wenn ich es nach Beendigung des Spieles wiedergab, pflegten Sie zu ſagen, ich ſolle es wirklich bekommen, wenn Sie erſt am Ruder wären. Ew. Majeſtät ſind jetzt ſeit fünfzig Jahren am Ruder, aber das blaue Band hab ich noch nicht.“ Der König erinnerte ſich in der That an die Geſchichte, und der Marquis erhielt für ſeine Verdienſte um das Blindekuhſpiel den Orden vom heiligen Geiſt. Der Held eines anderen Hiſtörchens iſt der Herzog von Richelieu, der, um einer frivolen Laune zu frönen, und gerade knapp bei Gelde, ſeinen mit edlen Steinen verzierten Heiligengeiſtorden beim Pfandleiher verſetzte. Das wurde bekannt, und der zügelloſe Herzog mußte ſich folgendes Epigramm gefallen laſſen:

Judas verkaufte Gott den Sohn
Und erhängte ſich zum Lohn;
Richelieu als kluger Mann
Gibt den heil'gen Geiſt nur dran.

Judas vendit Jésus-Christ
Et s'en pendit de rage;
Richelieu, plus fin que lui,
N'a mis que le Saint-Esprit
En gage.

St.

### Controra.

Das iſt eins von den Wörtern, welche in keinem Lexikon ſtehen und doch ein ſehr wichtiges Ding bezeichnen. Jeder Lateiner wird ſofort die Herleitung erkennen: contra gegen und hora die Stunde,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

alſo die Gegenſtunde. So nennt man in Süditalien und nur da die Nachmittagsſtunden von zwei bis vier Uhr in der heißen Sommerzeit. In dieſen Stunden ſiſtiert alles Leben in den Landſtädten, die Menſchen ſchlafen, die Tiere ruhen, ausgenommen die Grillen, die, um mit Homer zu reden, dann am meiſten ihre „lilienzarte“ Stimme hören laſſen. Will man dann in ein Café eintreten, — geſchloſſen, will man in die Apotheke, um Medizin zu holen, — geſchloſſen, will man irgend etwas kaufen, — alles geſchloſſen. Meiſtens legt man ſich in jenen Stunden zu Bett, und wer dann einen Beſuch macht, wird von der Thür oft nachdrücklich abgewieſen mit den Worten: Aber, mein Herr, es iſt ja Controra! Der Sinn des Wortes iſt klar: Dieſe Stunden ſind gegen jede Arbeit, gegen jede Störung, gegen jeden Beſuch, und dies iſt dem Klima voll angemeſſen.
T.

## 1689 — 1889.

Von Theodor Förſter (Halle).

### 1. Heidelberg.

Ihr ſtolzen Hallen, hohe Prachtpaläſte,
So ſchön, wie aus der Medicäer Tagen,
Noch grüßt ihr hoheitsvoll und mild die Gäſte
Und wißt von alter Herrlichkeit zu ſagen.
Von grünem Schmuck umkleidet ſind die Bogen
Und von des Neckars Silberband umzogen.

Als einſt die Zinnen in die Lande blinkten,
Und ſchimmerten des Fürſtenhofes Hallen,
Als Edelfrauen vom Altane winkten
Den ritterlichen Fürſten und Vaſallen, —
Nicht ſchöner, dünkt mich, ſeid ihr da erſchienen,
Als jetzt, ihr waldumſchatteten Ruinen!

Und doch, wer kann's vergeſſen, welche Hände
Einſt hier gehauſt mit Brennen und mit Morden,
Da dieſem Wunderbau ein jähes Ende
Bereitet ward von Melacs frechen Horden?
Wenn wir verſchwiegen Frankreichs Barbareien
Am Neckar-Kleinod — Steine müßten ſchreien!

Noch immer zeugen in beredtem Schweigen
Die edlen Trümmer, die zerſprengten Bogen,
Die Riſſe, die mit ſeinen grünen Zweigen
Der Epheu mitleidsvoll hat überzogen;
Zorn will und Wehmut mein Gemüt erfaſſen:
Wie konnten Deutſche dies geſchehen laſſen!

### 2. Speier.

Zweihundert Jahre, doch noch nicht geheilt
Die alten Wunden, die der Krieg geſchlagen;
Wie ſchnell der Strom der Zeit vorübereilt,
Das Herzweh lindernd und die Trauerklagen —
Zu tief ward dir, du armes, deutſches Land,
Des Krieges Furie ins Herz gebrannt.

Zweihundert Jahre, — eine lange Friſt,
Um zu vergeſſen, was dereinſt begraben,
Doch unvernarbt und unvergeſſen iſt
Was ſie an dir, o Pfalz, geſündigt haben,
Ein düſtres Denkmal aufgerichtet blieb,
Drauf ſeine Schande der Vandale ſchrieb.

Du arme Pfalz, dich ſchuf zur Wüſtenei,
Der ſich den chriſtlichſten der Fürſten nannte,
Als er die Schergen ſeiner Tyrannei,
Den Mörderſchwarm in deine Fluren ſandte,
Der mitleidslos vom Neckar bis zum Main
In Blut und Flammen glühen ſah den Rhein.

Nun geht von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt
Wie eine düſtre Sage noch die Kunde
Von jenes Jahres unheilvoller Saat
Und von des Kaiſerdomes letzter Stunde,
Da Melacs frevleriſcher Räuberſchar
Sogar die Kaiſergruft nicht heilig war.

Ja, unerträglich für das deutſche Herz
Wär' ihm der Anblick aller der Ruinen,
Und immer neu der vaterländ'ſche Schmerz,
Wär' nicht ein Rächer unſerm Volk erſchienen;
Doch Metz und Straßburg zu dem Deutſchen ſpricht:
In der Geſchichte ſieh des Herrn Gericht!

## Künſtliche Seide.

Chemiker arbeiten daran, den wirkſamen Stoff des Kaffees, das Kaffein, künſtlich herzuſtellen; iſt dieſes erreicht, dann wird man leicht die übrigen zur Bereitung einer Schale Mokka noch nötigen Materien, wie das brenzliche Öl ꝛc., hinzufügen können. Europa befreit ſich dann von einem der wichtigſten Kolonialartikel, und Hunderte von Millionen Mark gehen nicht mehr nach Braſilien, Java und den anderen kaffeeerzeugenden Ländern. Die Fortſchritte unſerer Zeit auf techniſch-chemiſchem Wege ſind groß: man denke nur an den Rübenzucker. Ältere Leute haben in ihrer Jugend nur Rohrzucker verzehrt, und der große Chemiker Liebig hat es noch für einen volkswirtſchaftlichen Fehler erklärt, wolle man in Deutſchland Zuckerrüben ſtatt des Getreides bauen. Man ſehe ſich die weiten Zuckerrübenfelder heute an und die blühenden Zuckerfabriken, die ihr Erzeugnis in das Ausland ſchicken. Ein paar Armeekorps können mit dem Gelde unterhalten werden, das ſo im Lande bleibt, ſtatt in fremde Kolonieen zu wandern.

Die Seide! Auch hier ſind wir mit Hunderten von Millionen Mark dem Auslande für den zu verarbeitenden Rohſtoff tributpflichtig. Seitdem die ehemals weit blühender geweſene europäiſche Seidenzucht von ihren reichen Erträgniſſen durch die Raupenſeuche ſtark geſunken iſt, ſehen ſich die Seidenſtoffe erzeugenden Länder wieder mehr auf die Einfuhr der Rohſeide aus China, Japan und anderen oſtaſiatiſchen Ländern angewieſen, wo das Geſchlecht der Seidenwürmer ungeachtet ſeines mehrtauſendjährigen Alters nicht entartet iſt. Oſtaſien liefert uns durchſchnittlich 8—9 Millionen Kilogramm Rohſeide nach Europa. Das wäre allerdings „ein Geſchäft,“ könnte man dieſen teuerſten aller Webſtoffe bei uns künſtlich herſtellen, könnte man ſich von den gefräßigen Seidenwürmern befreien. Und warum nicht? Die Anfänge ſind bereits gemacht, der Weg iſt gezeigt, und wir wollen hoffen, daß ſchließlich ein völlig genügendes Ergebnis gezeitigt wird.

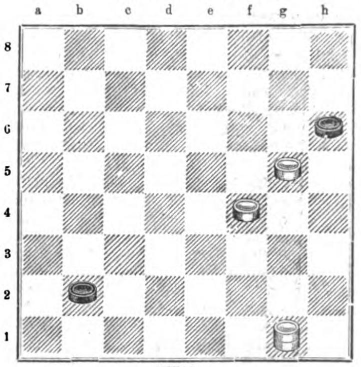
Was iſt die Seide? Ein feiner, ſtarker, glänzender Faden, den der Seidenwurm in ſeinem Körper durch Verdauung der von ihm verzehrten Maulbeerblätter erzeugt. Die Celluloſe des Blattes wird von der Raupe zerkaut und durch ihren eigentümlichen Organismus in eine durchſcheinende, hornartige Subſtanz verwandelt. Man nennt ſie mit wiſſenſchaftlichem Namen Kerotin; ſie erfüllt zwei Drüſen, aus denen ſie beim Spinnen des Kokons in zwei dünnen Fäden heraustritt, die alsbald ſich zu einem einzigen vereinigen. Doch dieſer Seidenfaden beſitzt nun nicht mehr die chemiſche Zuſammenſetzung der Celluloſe, aus der er entſtand; er iſt mit einem neuen Elemente, das im tieriſchen Körper eine Rolle ſpielt, mit Stickſtoff verſehen. Der Seidenfaden, den die Raupe von ſich gibt, erreicht oft eine Länge von 350 Meter, wobei er jedoch nur die Stärke von $^1/_{18000}$ Millimeter beſitzt. Ein wunderbar feiner Faden!

„Kopieren wir die Natur,“ rief begeiſtert der Franzoſe Graf de Chardonnet aus; er ſetzte ſich hin, verſuchte, verſuchte und kam ſchließlich zu folgendem. Er nahm reine Celluloſe, Zellſtoff, welche die Grundlage aller Pflanzen, beſonders des Holzes, iſt, ein Stoff, der, wie wir anführten, von der Seide ganz verſchieden, der aber eine große Rolle jetzt in der Papierbereitung ſpielt. Ihm muß der Stickſtoff zugeführt werden, der im Seidenfaden vorhanden, und dieſes geſchieht durch Behandlung mit Schwefel- und Salpeterſäure, wodurch aus der Celluloſe ein Pyroxil genannter Stoff entſteht. Nachdem dieſer ſorgfältig gewaſchen und getrocknet, löſt man ihn in 38 Teilen Äther und 42 Teilen Alkohol, wodurch Kollodium entſteht, das wir alle kennen. Dieſes Kollodium nun iſt die Grundlage der neuen Seide; mit Hilfe von mechaniſchen Apparaten wird es zu Fäden ausgezogen, die direkt einen Webſtoff bilden könnten, wären ſie nicht eine der feuergefährlichſten, leichtentzündlichſten Materien, mit einem Worte Schießbaumwolle! Graf de Chardonnet nun hat es durch ein geheimgehaltenes Verfahren verſtanden, durch Denitration dieſen Fäden die Feuergefährlichkeit zu benehmen. Der Faden wird nun zunächſt gelatinös, und in dieſem Zuſtande können ihm andere Stoffe zugeführt werden, man kann ihn mit phosphorſaurem Ammoniak verſetzen, wodurch er unverbrennlich wird, kann ihn in jeder beliebigen Farbe echt färben.

Außer dem erwähnten Geheimnis der Denitration handelt es ſich um die Herſtellung der Maſchine, welche aus dem flüſſigen Kollodium die feinen Fäden zieht; im Prinzip iſt dieſelbe fertiggeſtellt; die Hauptſache iſt dabei eine Glasröhre, die in ihrem vorderen Teile haarfein ausgezogen iſt; durch ſie wird das Kollodium hindurchgepreßt, das vorn als feiner Seidenfaden zu Tage tritt und auf einer Spule aufgewunden wird. Es würde langweilig und ſchwerverſtändlich ſein, wollten wir hier alle die techniſchen Einzelheiten der Maſchine erörtern. Auf der Pariſer Ausſtellung iſt ſie in Thätigkeit zu ſehen, ſie ſteht in der Maſchinenhalle an der Avenue de Suffren. Das künſtliche Erzeugnis ähnelt ungemein der echten Seide, iſt aber weit billiger, denn es kann mit 15—20 Frank das Kilogramm verkauft werden, während echte Seide das Kilo 45 bis 120 Frank koſtet. Gleichmäßig und glänzend wie die Seidenwürmerſeide iſt auch die künſtliche; aber die Stärke iſt nicht die gleiche und erreicht nur etwa zwei Drittel der echten. Die Elaſtizität iſt die gleiche. Bereits hat man herrliche Stoffe aus der neuen Seide gewoben, deren „brillanter Effekt“ jenen aus echter nicht nachſteht, wie die in Paris ausgeſtellten Muſter beweiſen. Die Erfindung iſt gewiß wichtig und vervollkommnungsfähig; die Verbeſſerungen werden nicht lange auf ſich warten laſſen, zumal man ſchon mit der gewerblichen Ausbeutung des neuen Verfahrens beginnt.

# In unſerer Spielecke.

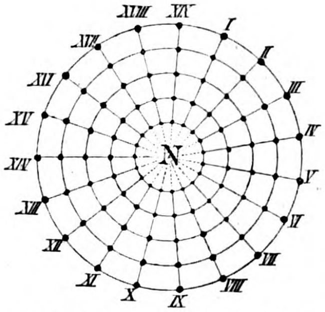
### Dameſpielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht an und gewinnt.

### 1. Kreisrätſel.



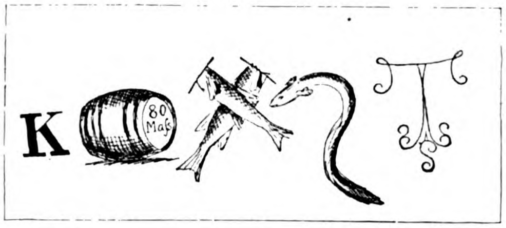
Die Punkte des Kreiſes ſind durch je einen Buchſtaben ſo zu erſetzen, daß die 19 Strahlen 19 bekannte ſechslautige Namen mit dem gemeinſamen Endlaut n ergeben.

Die zu ſuchenden Wörter bezeichnen:

1. Eine Stadt in Armenien,
2. ein Ländergebiet in Aſien,
3. einen Namen in dem Titel eines deutſchen Dramas,
4. eine Stadt in der preußiſchen Rheinprovinz,
5. eine Getreideart,
6. eine Inſelgruppe,
7. eine große Inſel,
8. einen namhaften Schriftſteller unſerer Zeit,
9. eine Kopfbedeckung,
10. eine Stadt in Preußen,
11. eine andere Stadt in Preußen,
12. eine Oper,
13. eine der Rollen in einem Drama von Schiller,
14. einen Gott der Griechen,
15. einen Herrſchertitel,
16. eine Stadt in Griechenland,
17. den poetiſchen Namen eines europäiſchen Landes,
18. ein Volk,
19. ein Kleidungsſtück.

Sind die richtigen 19 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben ein deutſches Sprichwort.

### Bilderrätſel.



### 2. Rätſel.

Suchet mich unter den Städten in vaterländiſchen Gauen.
Setzt ihr ein p für ch, bin ich als Feſtung bekannt.

### 3. Wortkette.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | 4 | 5 | 6 | 7 | | | |
| | | | 3 | | | 8 | | | |
| | | | 2 | | | 9 | | | |
| 26 | 25 | 24 | 1 | 23 | 22 | 10 | 21 | 20 | 19 |
| 27 | | | 44 | | | 11 | | | 18 |
| 28 | | | 43 | | | 12 | | | 17 |
| 29 | 30 | 31 | 32 | 42 | 41 | 13 | 14 | 15 | 16 |
| | | | 33 | | | 40 | | | |
| | | | 34 | | | 39 | | | |
| | | | 35 | 36 | 37 | 38 | | | |

Die Zahlen in den Feldern der Figur ſind mit Hilfe der folgenden Angaben ſo durch je eine Silbe zu erſetzen, daß man 24 dreiſilbige Wörter erhält, welche eine Wortkette bilden, d. h. die Anfangsſilbe jedes folgenden Wortes iſt gleich der Endſilbe des vorhergehenden, und die Schlußſilbe des letzten gleich der Anfangsſilbe des erſten. Es bezeichnen:

1. 1 2 3 eine Göttin der Griechen,
2. 3 4 5 einen der Vereinigten Staaten von Nordamerika,
3. 5 6 7 die Mutter eines griech. Heros,
4. 7 8 9 eine der Perſonen in einem Drama von Schiller,
5. 9 10 11 eine Blume,
6. 11 12 13 eine Blume,
7. 13 14 15 ein Schloß in Italien,
8. 15 16 17 eine Inſelgruppe,
9. 17 18 19 eine Hafenſtadt,
10. 19 20 21 eine Pflanze,
11. 21 10 22 einen Vornamen,
12. 22 23 1 eine Gattung der Weichtiere,
13. 1 24 25 eine Stadt in Italien,
14. 25 26 27 eine Stadt in Nordamerika,
15. 27 28 29 einen Affen,
16. 29 30 31 eine Stadt in Preußen,
17. 31 32 33 einen Vogel,
18. 33 34 35 ein Inſekt,
19. 35 36 37 ein Geſchoß,
20. 37 38 39 einen Wahlſpruch,
21. 39 40 13 einen römiſchen Philoſophen,
22. 13 41 42 einen berühmten ſpaniſchen General des XIX. Jahrh.,
23. 42 32 43 eine Stadt in Preußen,
24. 43 44 1 einen Namen in dem Titel einer bekannten Oper.

### 4. Kapſelrätſel.

Wenn in des Tieres Schrei, der läſtig oft erklingt,
Ein Vogel ſich verſteckt, der keine Lieder ſingt,
So zeigt ein Redner ſich, der durch des Wortes Macht
In ſturmbewegter Zeit Begeiſtrung hat entfacht.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

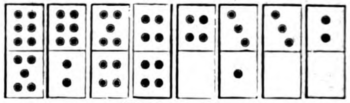
---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 5.

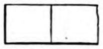
**Bilderrätſel.** Doktor juris.

**Dominoaufgabe.**

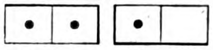
Im Talon lagen:



A behielt:



B behielt:



1. **Vierſilbige Scharade.** Liebfrauenmilch.

**2. Füllrätſel.**
Scharnhorſt und Gneiſenau.

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | 8. | 9. | 10. | 11. | 12. | 13. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| G | V | B | **H** | S | M | S | S | A | **G** | E | K | H |
| r | i | **A** | a | **C** | a | e | a | **D** | a | **N** | r | a |
| a | **R** | b | m | h | **S** | k | **N** | m | s | g | **E** | b |
| **N** | c | y | s | l | e | **U** | d | i | t | h | i | **I** |
| a | **H** | l | t | o | **T** | n | **U** | r | e | i | **S** | c |
| d | o | **O** | e | **S** | t | d | h | **A** | i | **E** | e | h |
| a | w | n | **R** | s | o | e | r | l | **N** | n | l | t |

3. **Dreiſilbige Scharade.** Maßregel.

4. **Rätſel.** Abgezogen.

5. **Arithmetiſche Aufgabe.**
Die Schlacht bei St. Privat (Gravelotte) 18./8. 1870.

6. **Dreiſilbige Scharade.** Spitzname.

7. **Rätſel.** Reſte.

8. **Ergänzungsaufgabe.**
Goethes letzte Worte: Mehr Licht.
**M**inka **E**rebus **H**enkel
**R**ohr **L**otto **I**rade
**C**elle **H**ader **T**ratte.

9. **Buchſtabenrätſel.** Adler.

---

**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Was fehlt dir, Großmutterle? Nach dem Bilde von H. Plathner. — Verſtehen wir unſere Mutterſprache? Von Ernſt Eckſtein. — Emil Frommel. Von Karl Gerok. Mit Emil Frommels Porträt von Anton v. Werner. — Unter den ſchwarzgelben Fahnen. Mit acht Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Franzöſiſche Orden. — Controra. — 1689—1889. Gedichte von Theodor Förſter (Halle). — Künſtliche Seide. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Daheim
Original v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 16. November 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 7.

# Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Das Gefecht kommt zum Stehen. Die nachrückende Infanterie kann nicht raſch genug vorwärtskommen, um die ſich bildenden Lücken zu füllen. Das Dorf iſt genommen, aber eine Höhe am Saume eines Waldes hält der Feind noch und fegt von dort aus die immer neu angreifende Infanterie vom Plane. Da drängt ſich dem Oberſtkommandierenden die Überzeugung auf, die Höhe dort müſſe genommen werden, und er erteilt den Befehl: „Küraſſiere und Ulanen zur Attacke!“

Der Befehl wird übermittelt, und der General ſteht für einen Augenblick wie erſtarrt. Er ſagt es nicht, aber ſein Geſicht drückt es deutlich aus: es iſt ein Todesurteil für die, an die ich den Befehl weitergebe. Wenn ich ſie dorthin ſchicke, kommt keiner mehr zurück. Und er ſucht unter den Seinen, wer zu dem Todesritt zu wählen ſei. Da trifft ſein Auge auf Aſten, der unter den kraftvollen Geſtalten, die ihres Führers Wort niederſtrecken ſoll, hält; hochatmend, unruhig und voll ungeduldiger Erwartung ſcheint er mehr ſich ſelbſt zu zügeln als ſein Pferd. Der General ſieht das ſchöne, friſche, männliche Geſicht, umlockt von dem braunen Bart, entflammt, durchleuchtet vom Begeiſterungsfeuer des Kampfes, der Jugend; die muskelkräftige Hand, die nervös die übermütig ſteigende Stute bändigt, die hohe, biegſame Geſtalt … die Geſtalt des jungen ſiegenden Mars — des Schlachtenſtürmers …

„Die, welche als erſte reiten wollen, mögen ſich melden.“

„Ich! Herr General! ich! ich! …“

Der Rittmeiſter iſt einer der erſten.

„Zwei Treffen formieren. Das Küraſſierregiment vor auf den linken Flügel, die Ulanen auf den rechten. Rittmeiſter von Aſten …“

„Befehlen Herr General?“

„Sie treten zurück.“

Über Aſtens Geſicht ſenkt ſich eine Wolke.

„Herr General …“

Der General richtet ſich befehlend im Sattel auf. „Schweigen Sie, Sie haben bereits gezeigt, daß Sie tapfer ſind, und Sie werden es noch zeigen. Eine Schwadron bleibt hier, um unſern Rückweg zu decken, und Sie befehligen ſie … Vorwärts, meine Herren! … Hurra Preußen!“

Und fort geht's in funkenſtiebendem Ritt. Er hat keine Zeit mehr, an anderes zu denken, der graue General, als wie er die Seinen ſiegreich in den Tod hineinführt. Aber am Abend vorher hatte er an anderes gedacht. Er wußte wohl, er hatte eine Abneigung gegen Aſten. Die Quelle, die ſie nährte, war jene unangenehme Erinnerung an den braunlockigen Leutnant, welcher dem älteren Mann in den Augen einer gewiſſen Gräfin argen Schaden gethan hatte; — dunkle Augen, deren Feuer dem General noch jetzt im Felde gefährlicher wurde als das der Franzoſen. Aber er hatte nicht allein dieſe Erinnerung mitgenommen, ſondern als ein guter proteſtantiſcher Chriſt auch ſeine Taſchenbibel, und am geſtrigen Abend hatte er in ihr geleſen und aufgeſchlagen: Samuelis, Kap. 11. Da ſtand im 14. und 15. Verſe: „Und des Morgens ſchrieb David einen Brief an Joab und ſandte ihn durch Uria. Er ſchrieb aber in den Brief: Stellet Uria an den Streit, da er am härteſten iſt, und wendet euch hinter ihm ab, daß er erſchlagen werde und ſterbe …“

Und die Worte bildeten den Text der Abendandacht, bei welcher der General Einkehr in ſeine Seele hielt.

Alſo blieb Aſten in ſeiner unfreiwilligen Raſt am Walde und ſah die Kameraden reiten.

„Leben Sie wohl, Aſten!“ rief ihm Gronau noch mit ſcheidendem Blicke zu und dann: „Hurra Preußen! …“

Feldern grüßte nicht zurück. Er durfte mit, und ſein ganzes, helles Geſicht leuchtete vor Entzücken, daß es wieder zur Attacke ging. Er dachte an nichts als an Sieg, fühlte nur das Reiterblut in den Adern und ſauſte wie von Flügeln getragen dahin.

Aſten blieb auf ſeinem Platze und nagte an den Lippen. Was fiel dem General ein, ihn hier kalt zu ſtellen? Er hatte etwas gegen ihn, das wußte auch der Rittmeiſter, aber ſollte er ihm das fühlbar machen, indem er ihn aus dem Gefecht drängte und ihm die Gelegenheit ſich auszuzeichnen benahm? Wenn ihm Waldensau das eingebracht hätte, würde er es verwünſchen. Die nächſte Ideenverbindung zeigte ihm Friederike... Was ſie ſagen würde, wenn ſie ihn hier unthätig in der Nachhut ſähe?... Wenn ſie hier ſtände, ob ſie geduldig halten würde?... Er entſann ſich einer kleinen trotzigen Kopfbewegung, bei welcher die Locken von der Stirn zurückflogen und ſich um den zarten Mund ein eigenſinniger Zug legte... Mit dieſem Ausdrucke hatte er ſie in letzter Stunde geſehen, als ſie ihm geſagt: „Ich hab die Zöpf' abgeſchnitte, weil's mich verdroß, ſie alle Tag' zu flechte...“ Wie reizend ſie dabei ausgeſehen!... Ein Lächeln flog über des Rittmeiſters Mund bei dem Gedanken daran; dann zog er ſein Fernglas heraus und ſchickte die Blicke hinter den Kameraden her. Schon waren die am Feinde, bei der erſten jener Batterieen, die eine ſo furchtbare Wirkung übten. Die Bemannung wurde niedergehauen, hinter ihr eine Infanteriekolonne; danach umſchwärmten ſie die zweite Batterie, wie kämpfende Vögel, als ob ſie im Fluge ſtritten... Und dahinter in neuen Maſſen gingen die beiden Regimenter für den Blick des Spähenden unter. Da aber, bei der erſten Batterie ſammelten ſich die Feinde wieder, im Rücken der Vorgedrungenen...

Aſtens Muskeln zuckten. Er hob ſich im Sattel und drehte ſich nach ſeinen Leuten um.

„Jungs,“ rief er mit leuchtenden Mienen, „kikt mal nah den öwerſten Undirt da. Dat nehmen die Rackers nu all wedder! Wat ſeggt jü dato? Wollen wi mal hen un die Kirls verkloppen, dat unſe Kamraden heil torrupp kamen können?“

„Ja, Herr Rittmeiſter, dat wölln wi!“

„Kinner, die Swinhunde ſin awer in de Öwertahl?“

„Man to, Herr Rittmeiſter! Dat ſall uns nich verdreiten. Wi wöllen ſie doch woll kriegen!“

„Na denn to! ihr Jungs, un: hoch unſ' König!“ Und jetzt kam es an ihn, das Hochgefühl der Schlacht, und ohne weiteres Beſinnen jagte er dahin.

Schon ſammelte ſich drüben die Infanterie wieder in Haufen, da — neues Hurra! und wieder ritten die leuchtenden Panzer an, die Klingen blitzten in der Sonne und ſchmetterten wie zuckende Blitze herab. Die kaum Geſammelten zerſtoben, ſtanden wieder, leiſteten kurze Wehr und entflohen vor dem unbezwingbaren Reitermute.

„To Pird, Jungs! vor die feindlichen Kanonen un denn torüpp mit de!“

Sie bringen wirklich eine zurück, aber da wird auch Appell geblaſen, und es ſammeln ſich die Kameraden. Und plötzlich brechen Spahis von links aus dem Walde, von rechts feindliche Küraſſiere und „Kehrt“ kommandiert Aſten, „den Kameraden zu Hilfe...“

Noch eine wilde, blutige Stunde, dann ſind ſie wieder an der Stelle, von wo ſie ausgeritten. Die Schlacht iſt entſchieden, der Plan am Waldesſaum frei, die Artillerielinie der Franzoſen iſt durchbrochen, deren Korps zurückgedrängt.

Aſten blickte um ſich in den Reihen der Regimenter. Allmächtiger! Kann das möglich ſein?... Sind dieſe wenigen blut- und ſtaubbedeckten Männer alles, was von den ausgerittenen lichtglänzenden Scharen übrigblieb?... Er reitet zu einem Kameraden: „Wo iſt unſer Major?... Wo Feldern?“

Der Offizier ſieht ihn düſter an: „Wo ſie alle ſind, die Sie hier nicht ſehen.“

Den Rittmeiſter packt es wie ein Krampf im Herzen. Er drückt für einen Augenblick die Augen zu, um die Plätze derer, die fehlen, nicht zu ſchauen.

„Rittmeiſter von Aſten, der Herr General befiehlt Sie zu ſich.“

Erſt jetzt geht ein Schrecken durch Aſtens Sinn. Was wird ſein wegen ſeines ehernen Sinnes gefürchteter Vorgeſetzter zu des Untergebenen eigenmächtiger Kühnheit ſagen? Wie er vor ihm ſteht, forſcht er in dem ſcharfen, faltigen Geſicht und lieſt in allen Fältchen und Falten nichts als mißbilligende Strenge. Dem jungen Rittmeiſter ſinkt der Mut, der ſo hoch geſtiegen war.

„Sie haben den Platz verlaſſen, auf dem Ihnen befohlen war zu halten?“

„Zu Befehl, Herr General.“

„Wiſſen Sie, was das für ein Vergehen iſt?“

Aſtens bräunliches Geſicht wird bleich. Er ſchweigt. Jener aber ruft heftig: „Inſubordination nennen wir's, wenn Sie es nicht wiſſen.“

Abermals ringt kein Wort ſich über des Getadelten Lippen.

„Sie haben dabei ein Geſchütz erobert, haben den Feind, der in großer Überzahl war, geſchlagen, haben unſere ſiegenden Regimenter unterſtützt, aber all das gegen den Befehl. Wiſſen Sie, was Sie dafür verdienen? Das eiſerne Kreuz vielleicht; ſicher aber die Degradierung! Ich werde Ihr Vergehen dem Könige anzeigen... Reiten Sie zurück.“

Der letzte Blutstropfen verläßt des Rittmeiſters Geſicht, aber er ſchweigt wie vorher und thut, wie ihm geheißen wird.

Der Kampf dauert fort und gibt Aſten einen Troſt: die Attacke kann erneuert und er, der Unglückliche, getötet werden. Das muß doch zu erreichen ſein, hier, wo der Tod ungezählt die Maſſen mäht! Aber es wird ihm nicht. Die Schlacht iſt entſchieden, die Nacht ſinkt herab und die zerhauene, todmüde Schar wird ins Biwak kommandiert.

Aſten ſitzt am Feuer, als ein Johanniter zu ihm tritt.

„Rittmeiſter von Aſten?“

„Ja.“

„Ihr Kamerad Gronau läßt Sie bitten, ob Sie zu ihm kommen können. Er liegt im Dorfe.“

„Im Sterben?“

Der Krankenpfleger zuckt die Achſeln: „Beide Beine ſind zerſchoſſen und er hat einen Stich zwiſchen den Rippen.“

„Ich komme.“

Und er folgt dem wegweiſenden Johanniter.

Der Gang führt über die Straße, um die am Tage geſtritten worden iſt. Es iſt jetzt finſter und ſtill. Nur hie und da zucken Fackeln über das Feld; die Krankenträger ſuchen die Verwundeten auf. Kommen die Lichter näher, dann erglänzen große, ſchwarzrote Lachen, oder ein dunkler Haufen wird ſichtbar, in dem ſich rundliche weiße Flecken zeigen: die Geſichter der Leichen. An einer Stelle bilden ſie einen förmlichen Hügel, und aus ihm ragt eine Hand, ſchmal und frauenhaft weiß, an welcher ein breiter, goldener Ring hellgelb glänzt. Aſten ergreift ſie, und ihn durchſchauert eiſige Kälte. Entſetzt läßt er ſie fahren und ſtolpert über einen von Kugeln aufgewühlten Klumpen. Aufgeriſſenes Geröll liegt überall umher; auch Mützen und Torniſter und die großen Körper toter Pferde bedecken die Erde. Der Rittmeiſter atmet auf, als ſie im Dorfe ankommen. Lieber im dichteſten Gewühl der Schlacht als auf dieſem ſtillen Wege.

Im Dorfe weht beinahe auf jedem Gebäude, Hauſe, Schuppen und Stalle die weiße Fahne mit dem Kreuze. Sie treten in eine Scheune. Ein paar Laternen brennen an den Wänden, und unter ihnen liegen auf Stroh zerſchoſſene, ſtöhnende, ſich windende Menſchen. Ärzte ſind mit Verbinden beſchäftigt; Schweſtern gehen mit blutgetränktem Leinen und Schüſſeln voll rubinrot leuchtender Flüſſigkeit umher. Ächzen und Schmerzgeſchrei erfüllt den Raum, und wieder packt Aſten die furchtbare Wirklichkeit des Krieges mehr als im wildeſten Schlachtgetöſe.

Er ſteht endlich vor einem Lager, und aus kalkweißem Geſichte ſehen ihn Gronaus Augen an. Der Rittmeiſter zieht einen Torniſter heran und ſetzt ſich zu ihm.

„Gronau, Sie ſind verwundet. Leiden Sie ſehr?“

Jener langt krampfhaft nach ſeiner Hand und ſpricht mühſam, zwiſchen ſchwer heraufgeholten, ſchmerzhaften Atemzügen: „Es wird nicht lange dauern. Sie wiſſen: mein Geſicht…“

„Unſinn! Verzeihen Sie, aber Sie werden doch an dergleichen nicht glauben? Gewiß, Sie können gerettet werden.“

„Mein Bruder,“ ſtieß der Major hervor, „liegt bei Colombey begraben… eine Kugel in der Bruſt… ich ſah die Wunde, und ich — ich möchte nicht leben… beide Beine zerſchoſſen… ein Krüppel…“

„Herr Major,“ ſagte Aſten, ſich tiefer zu ihm beugend, „denken Sie an Ihre Mutter. Für die wird auch das Wiederſehen mit dem Krüppel noch eine Wohlthat ſein…“

Der Major ächzte: „Schreiben Sie ihr!“ murmelte er; „ſie hat keinen Sohn mehr und — und keinen, der ſie erhält… Sie iſt Witwe… ich diente mit Königszulage… mein Bruder bei der Infanterie…“

„So müſſen Sie leben für ſie! Denken Sie an keine anderen Geſichter als an das der Frau, die ſich nach Ihnen ſehnt…“

„Schreiben Sie!“ hauchte der Major.

„Noch heute?“

„Nein! ſobald es zu Ende iſt… damit ſie ſich nicht jetzt ſchon grämt. Sie möchte ſonſt kommen und kann doch nicht… hat dazu kein Geld…“

Aſten fühlte immer mächtigeres Mitleid ſein Herz bezwingen. Da erſcholl von anderer Seite ſein Name: „Max!…“

Er wendete ſich. Sie trugen einen neuen Verwundeten herein, auf zwei mit Mänteln zuſammengebundenen Gewehren. Der hob mühſam den Kopf und rief nach ihm. Der Rittmeiſter erhob ſich und ſchritt raſch hin.

Er erkannte den Prinzen S., der einſt ſein Korpsbruder geweſen war. Als er bei ihm ſtand, wußte er, daß er auch hier in das Geſicht eines Sterbenden ſah. Die Ärzte wollten den Todwunden doch noch verbinden; aber er wehrte ihnen.

„Nutzlos! Ich ſterbe Ihnen unter den Händen. Laſſen Sie mich, bitte!… Max!…“ Die Doktoren traten zurück, und das ſchöne Geſicht des jungen Mannes hob ſich mit ſeltſam hellem Blicke zu dem Freunde empor: „Weißt du noch: Bonn?… Die Zeit dort war doch ſchön!… Wir haben uns ſeitdem nicht geſehen… und jetzt hier…“

„Franz, du verbluteſt. Laß dich verbinden.“

Jener lächelte: „Ja, es geht zum großen Kommers. Der Präſide befiehlt. Max, beim nächſten unter euch grüß' die Korpsbrüder von mir und reibt einen Salamander auf — auf mein Wohl…“

Er faßte Aſtens Hand; ſeine Finger zuckten an ihr.

„Das Lied!“ ſagte er mit immer fliegenderem Atem, „mein Lieblingslied. Entſinnſt du dich deſſen? Sing es mir noch mal! ‚Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude… Ward uns der Jugendtraum beſchert…‘“

Er ſummte es ſelbſt, aber die Stimme verſagte, und das Auge ward plötzlich ſtarr. Noch wenige Sekunden und ſeine Hand löſte ſich von der Aſtens. Der lebensfrohe Kopf ſank für immer verſtummt zurück.

„Wo legen wir ihn hin?“ fragten leiſe zwei Johanniter. „Die Toten liegen draußen…“ Und Aſten begleitete ihn hinaus.

Am anderen Tage ſuchte er auf dem Schlachtenplane nach Feldern. Es ließ ihm keine Ruhe, ehe er wußte, was aus ihm geworden war. Was hätte er gegeben, um zu entdecken, daß er lebte. Es war dem Rittmeiſter, als müſſe der ſchwerſte Teil deſſen, was ſich in dieſen letzten Stunden auf ihn gelegt, von ihm fallen, wenn er noch einmal des Märkers geſundes Lachen hörte…

Das zerſtampfte Grün der Felder war immer noch nur ein großes Totenbett; Leiche lag dort an Leiche und viele Verwundete wurden zwiſchen ihnen gefunden und jetzt erſt fortgebracht. Aſten betrachtete ſie alle und ſuchte geduldig Stunden hindurch. Aber er fand den blonden Leutnant nicht.

Schon wollte er umkehren, da hörte er unter einem toten Pferde hervor eine ſchwache Stimme: „Herr Rittmeiſter, Waſſer…“

Es war die Stimme, deren Lachen er im Gedächtnis trug.

Er eilte hin und befreite den Liegenden von dem Pferde. Dann reichte er ihm ſeine Flaſche.

„Feldern, armer Kerl, ſo lange haben Sie hier liegen müſſen?…“

Da zog über das Knabengeſicht ein Abglanz des früheren luſtigen Lachens.

„Schad't nichts, Herr Rittmeiſter. Der Durſt war's ſchlimmſte, und der iſt jetzt gelöſcht…“

„Können Sie aufſtehen, wenn ich Sie ſtütze, und vielleicht gehen? Dann führe ich Sie zu den Ärzten.“

Jener ſchüttelte den hellen Kopf.

„Laſſen Sie man,“ ſagte er, noch jetzt den märkiſchen Dialekt feſthaltend, „mit mir is 's alle. Aber es freut mich, daß ich Sie noch mal geſehen…“

„Wir wollen Sie forttragen,“ ſagte Aſten, der ſich bemühte, ſeiner Bewegung Herr zu werden. „Ich hole jemand; halten Sie nur die paar Minuten noch aus.“

„Nein, laſſen Sie mich nicht allein!“ rief jener und hielt ſich an ihm feſt. „Die mich holen werden, kommen ſchon von ſelbſt. Aber wenn ſie mich forttragen, bin ich nicht mehr dabei…“

Und als Aſten ratlos ſchwieg: „Ich habe nicht geglaubt, daß ich ſterben müßte… meinte, ich könnte nicht fallen, aber ſchad't nichts, Herr Rittmeiſter, wir haben doch geſiegt… Und der geſtrige Tag… der Ritt unter die Feinde! Es war doch ſchön…“

Er unterbrach ſich völlig erſchöpft. Im Rücken der beiden erſcholl Pferdegetrappel. Aſten drehte ſich danach um. Der König kam geritten, umgeben von ſeinem Gefolge.

Er ritt dicht heran, und Feldern erblickte ihn jetzt auch. Da kam der Glanz ſeines Knabenlächelns noch einmal über ſein Geſicht. Er hob, wie in frohlockender Bewegung, beide Arme, ſtreckte ſie dem Könige entgegen und rief mit ſchwacher, aber deutlich vernehmbarer Stimme: „Hoch lebe der König!“

Dann ſanken die Arme wieder zur Erde, und der Kopf fiel ſchwer gegen Aſtens Bruſt.

Der König beugte ſich vom Pferde.

„Tot!“ ſagte er und dann zu Aſten: „Wie heißt dieſer junge Held?“

„Sekondeleutnant von Feldern, Majeſtät.“

Der König betrachtete beide; ihm mochte einfallen, wie oft der blonde Knabenkopf wohl ſo an ſeiner Mutter Bruſt geruht, wie er jetzt an der Bruſt des tapferen Kameraden ruhte.

Er war beinahe noch ein Kind, und doch!…

„Schreiben Sie ſeiner Mutter, ich traure mit ihr um unſern jungen Helden,“ ſagte er und ritt ergriffen fort.

Der 17. Auguſt war kein Ruhetag für die Armeen. Es wurden eilig weitere Streitkräfte herbeigezogen und das erſte Armeekorps auf der Oſtſeite von Metz aufgeſtellt; auf der Weſtſeite vervollſtändigten ſieben Korps den eiſernen Riegel, der Bazaine das Thor zu der ins Innere Frankreichs, nach Verdun führenden Straße ſchließen ſollte.

Um ſechs Uhr am 18. morgens traf der deutſche Bundesfeldherr auf der Anhöhe zwiſchen Flavigny und Rezonville ein und übernahm den oberſten Befehl. Aſten folgte mit düſterer Zufriedenheit den Vorbereitungen zur entſcheidenden Schlacht. Er war entſchloſſen, dieſe nicht zu überleben. Ja, er hatte eine förmliche Sehnſucht empfunden, als er Felderns blonden Kopf am Tage vorher in die feindliche Erde gebettet, ſo ſtill ſich zu ihm zu ſtrecken, wie der vor kurzem ſo Rührige dalag. Kein böſer Wille konnte den mehr treffen, kein hartes Urteil ihm ein Leid zufügen… Er hatte ſein Knabenlächeln auf den Lippen, und ſah aus als ſchliefe er.

Das waren am Morgen des Verletzten Gefühle geweſen, aber wie der Tag vorſchritt und über dem Schwanken der Entſcheidung, vergaß er ſie und gab dem eignen Geſchick keine Bedeutung mehr, nur noch an das Ganze denkend und den einen Wunſch empfindend, mitwirken zu dürfen, um den Sieg zu erringen…

Und welch ein Kämpfen wird dies wieder!

Auf der Chauſſee von Metz-Brinty rückte die erſte Gardediviſion vor und nahm im Laufſchritt die der Länge nach von Granaten beſtrichene Straße.

Bäume wurden niedergeriſſen, Steine und Erde aufgewühlt, und bald ward das Feuer mit jedem Schritt vorwärts mörderiſcher. Noch war die Diviſion nicht tauſend Schritt vor, als ſchon ihre Kompanieen dezimiert worden waren. Dort fiel der Hauptmann beim erſten Kommando, ein zweiter, ein dritter nach ihm; wo die Fahne vordrang, blieben Haufen von Verwundeten liegen. Indes immer wieder entriß eine Hand ſie der anderen, die kraftlos ſank, und hoch flatterte ſie in der Luft, näher und näher dem Artilleriefeuer der Franzoſen zu. Erde nicht mehr bildete den Weg, Leichen bildeten ihn, und markerſchütterndes Geſchrei, Geſtöhn, Gewinſel tönte über ſie hin; aber die noch Lebenden rückten vor, und ſollte nur der letzte ans Ziel gelangen!... Wer denkt da noch an ſich ſelbſt, an das kleine, eigne Geſchick? Was hat das zu bedeuten neben dem einen, alles verſchlingenden Zweck?

Es gab eine Stunde an jenem Tage, da hatte die Übermenſchliches leiſtende Infanterie das verzweifelnde Gefühl, es würden alle Opfer nichts nützen, ſie könne ſich wohl vernichten laſſen, aber nicht ſiegen; denn die Artillerie kam nicht heran und auch die Pommern und Sachſen, die zur Unterſtützung erwartet wurden, konnten nicht ſo ſchnell vorrücken. Zwiſchen vier und fünf Uhr ſtand alles auf dem Spiele, denn der rechte Flügel der furchtbar zerſtörten Infanterie geriet ins Wanken. Nach Südoſten ſchauten ſehnſüchtig die Generale, ſchaute in höchſter Aufregung Moltke, welcher die Wagſchale des Sieges trotz allen Todesmutes der Deutſchen ſchwanken ſah.

Da endlich kamen ſie, die weithin glänzenden Maſſen, und Moltke ritt ihnen entgegen auf ſchäumendem Pferde. Kaum in ihrer Nähe, zieht er den Degen, ruft ihnen zu, alles käme auf ihr volles Einſetzen an. Ein Hurra! hochwogender Begeiſterung antwortet aus den Reihen, und vorwärts geht es unter der Führung des großen Chefs des Generalſtabes. Er ſelbſt ſetzt ſich als der Vorderſte dem Feuer aus. Ihm nach rücken im Sturmſchritt die Kolonnen. Sie hält nichts mehr zurück, unwiderſtehlich werfen ſie jetzt den Feind. Aſten als der wildeſte voran. Eine Kugel ſauſt durch ſeinen Helm, eine andere trifft ſeinen linken Arm. Aber er fühlt beides kaum... Vorwärts, vorwärts! ſolange er noch kann. Jetzt ſteigt ſein Pferd mitten im Getümmel. Eine Klinge ſauſt gegen ſein Geſicht. Er wehrt ſie ab; eine andere trifft ihn zwiſchen den Rippen; aber der Georgsthaler liegt dort unterm Tuch der Uniform, und ſie gleitet an ihm ab. Er ſelbſt trifft, er weiß kaum wen und wie... Denn das iſt nicht wie auf der Menſur, wo man gegen einen nur ſteht und im heftigſten Kampfe noch berechnen und überſehen kann. Hier überſieht man nichts, berechnet man nichts! Kugel, Degen, Kolben, alles iſt auf den einen gerichtet, und das geängſtigte Pferd bäumt ſich und beeinträchtigt das Kämpfen ſeines Reiters. Aber auch die Kraft verdoppelt, vervierfacht ſich und hier gelingt, was man bei ruhigem Blute für unmöglich hält: einer kämpft erfolgreich gegen zehn, gegen zwölf, reitet ſie nieder, ſticht ſie vom Pferde, zerſtreut ſie in die Weite...

Als der Rittmeiſter für eine Sekunde freien Blick hatte, ſah er, daß er allein in einer feindlichen Kolonne war. Von den Seinen abgedrängt, wie, konnte er nicht ergründen, hatte er nur noch den einen hochſtürmenden Gedanken: „Hier kann ich nicht heraus!“ Aber bleiben wollte er unter einem feindlichen Geleite, wie noch keiner vor ihm... Und ſo ſah er ſie um ſich fallen, wanken, weichen... Nun drängte er auch gegen die feindliche Fahne und riß ſie ihrem Träger aus den Händen. Ein anderer that einen Schlag gegen ihn; doch er traf die Stute, die Aſten ritt. Das verwundete Tier raſte zur Seite und quer übers Feld zurück, aus dem Bereich der Feinde. Der Reiter hielt den feindlichen Adler in der Linken, aber das Blut ſtrömte aus dem Arm, und erſchöpft ſank er zur Erde, gerade als ihn preußiſche Farben umſtanden und ſeine wildjagende Stute aufgehalten wurde.

Es gibt keine Kugel für den, der ſie ſucht. Als es Abend war, ſaß der Rittmeiſter verbunden, mutlos auf heißer Erde und dachte über dieſen Satz nach. Er faßte es ſelbſt nicht, daß er aus dieſem Kampfe gekommen war und keine weiteren Wunden als die Fleiſchwunde im Arm und eine Schürfung an der rechten Kopfſeite hatte. Ein paar Tage Ruhe und beide würden von ſelbſt heilen, hatte der Arzt geſagt.

Der Ermüdete ſpürte jetzt doch ſo etwas wie Fieber. Er wollte an Friederike ſchreiben. Er hatte es ja verſprochen und konnte ja auch vieles ſchreiben, z. B.: der Sieg iſt unſer, ein entſcheidender Sieg, und ich habe ihn erkämpfen helfen. Mich erwartet dafür die Strafe der Inſubordination. Vielleicht Feſtung, vielleicht Verſetzung oder auch Degradierung!... Und er lachte bitter für ſich. Dann wieder mühte er ſich, darüber nachzudenken, wie er den eignen Fall beurteilen würde, wenn er als ſein Vorgeſetzter zu richten hätte, und kam zu der finſteren Erkenntnis: ſein General hatte recht. Er, Aſten, hätte bleiben müſſen, wohin er beordert worden war. Denn welcher Feldherr könnte eine Armee, in der jeder Einzelne nach Gutdünken den ihm anvertrauten Poſten zu verlaſſen ſich für berechtigt hält, je zum Siege führen?

Ein Offizier trat zu ihm und rief im Dunklen ſeinen Namen.

„Hier,“ antwortete der Verwundete und erhob ſich von der Erde.

„Sie ſollen mir zum General folgen. Er hält nicht weit von hier.“

Es war dem Rittmeiſter recht. Lieber das Urteil heute als morgen hören. Aber ſein Blut drohte doch eine Minute ihm die Adern zu ſprengen, als er ſeinen General in unmittelbarer Nähe des Königs ſah. Da ſtand Bismarck mit der Hünengeſtalt und dem kraftvollen Kopfe. Er faltete eben ein Blatt zuſammen, das er nach dem Diktat des Königs beim Scheine des Wachtfeuers und eines nicht weit davon brennenden Hauſes beſchrieben. Jedenfalls die Siegesnachricht, über welche die Zufriedenheit in all den ernſten Männergeſichtern ſich malte. Da ſtand auch Graf Moltke mit den klugen, wie in feinen Stahl gearbeiteten Zügen und der Kriegsminiſter von Roon. Letzterer bei einem Marketender, der die Flaſchen der drei Herren mit ſeinem zweifelhaften Rotſpon füllte. Die Herren und andere neben ihnen ſahen alle erhitzt, ermüdet und doch glücklich aus. Des Königs ſchönes Geſicht trug einen Ausdruck edler, ernſter, nachdenklicher Milde, welcher dem Schuldbewußten troſtverheißend ſchien.

Es dauerte etliche Minuten, während welcher der Rittmeiſter im Hintergrunde ſtand, ehe nach einigen Worten des benachrichtigten Generals dieſes edle Geſicht ſich zu ihm kehrte und der Monarch ihn aufmerkſam betrachtete.

„Rittmeiſter von Aſten,“ hörte er dann den König ſagen, „Ihr General hat Sie mir ſoeben tadelnd zugleich und rühmend genannt. Sie haben vorgeſtern allein an der Spitze Ihrer Schwadron eine große Überzahl von Feinden geſchlagen und ein feindliches Geſchütz genommen; Sie haben heute eine feindliche Kolonne zum Weichen gebracht und wie durch ein Wunder ihr die Fahne entriſſen; aber Sie haben den Befehl Ihres Generals nicht befolgt und den Poſten verlaſſen, auf den er Sie geſtellt. Das letztere iſt ein ſchweres Vergehen. Weshalb haben Sie das gethan?“

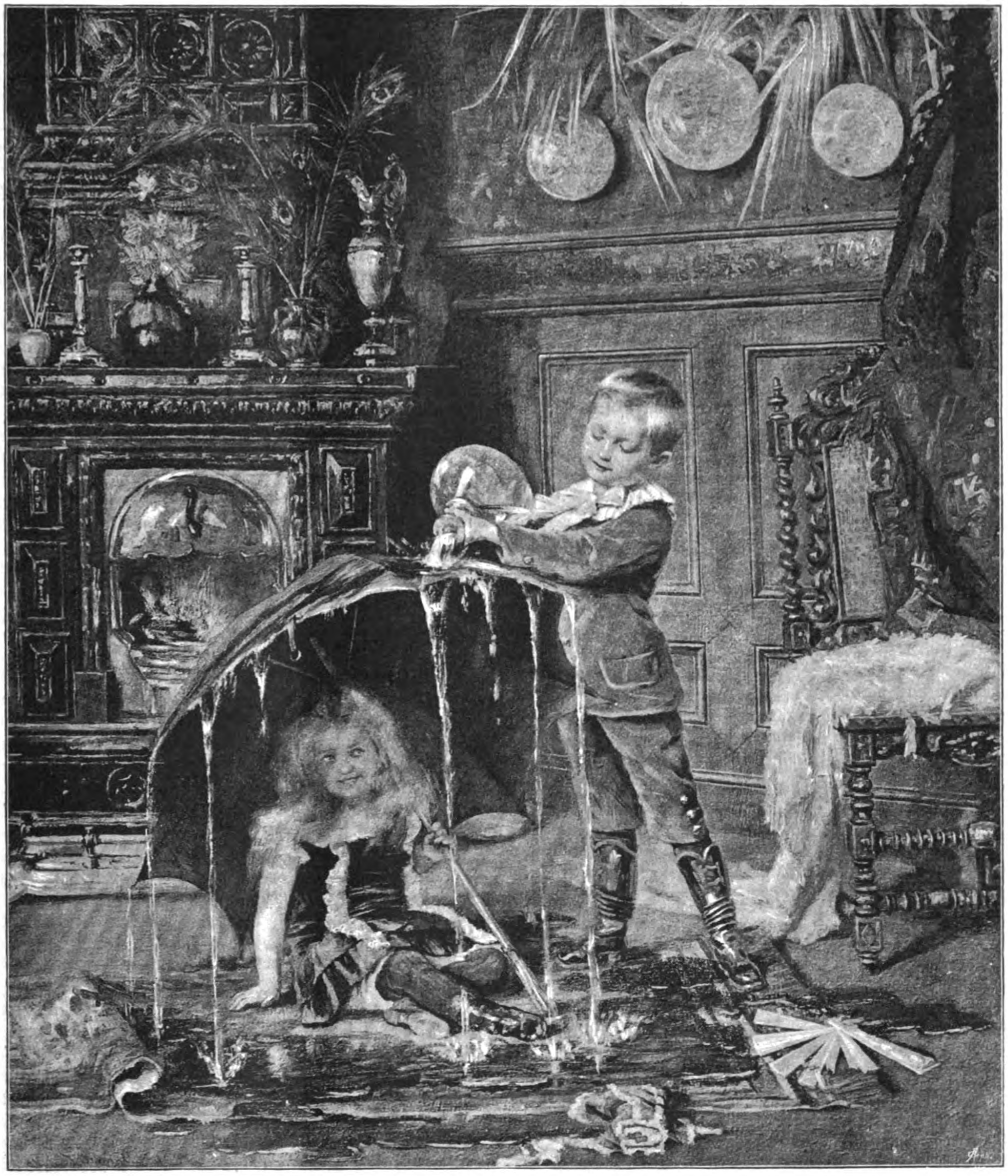
Aſten richtete ſich zur vollen Höhe auf.

„Majeſtät, mir war befohlen, die Rückkehr der Kameraden, welche die feindlichen Regimenter durchbrechen mußten, zu decken. Die Geſchütze, die am Waldesſaume aufgepflanzt waren, bedrohten dieſe Rückkehr; um ſie ſammelten ſich die kaum zerſtreuten Feinde aufs neue. Ich verließ meinen Poſten, um dieſe Geſchütze zu nehmen.“

Der König wendete den Kopf zu den beiden Generalen, die hinter ihm ſtanden.

„Meine Herren, was haben Sie darauf zu ſagen?“

Unter den buſchigen Brauen Blödenbachs blitzten die ſcharfen Augen wie ſtählerne Degenſpitzen. Kerzengerade antwortete er mit grimmiger Miene: „Daß Eure Majeſtät niemals unterliegen werden, wenn Sie viele ſolche Soldaten haben.“



Regen im Salon. Nach dem Gemälde von Edmund Blume.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Der König lächelte und nickte: „Das meine auch ich. Aber, junger Mann — Sie kennen doch auch Ihren Schiller? Der Mut thut's nicht allein, und ich denke, wir werden Ihnen noch Gelegenheit geben müſſen, zu lernen, daß Selbſtbeherrſchung die höchſte Tugend des Soldaten iſt."

Und einen halben Schritt vortretend und dem Erregten die Rechte reichend: „Major von Aſten, ich werde Ihnen zur Erinnerung an dieſe Lehre das Eiſerne Kreuz verleihen."

Aſten beugte ſich tief bewegt über die königliche Hand und küßte ſie.

Er warf dann noch einen dankbaren Blick auf das ſtrenge Geſicht ſeines Generals, ehe er ſich entfernte. Der General ſah ihm nach, als habe er ihm das Todesurteil geſprochen.

Am anderen Tage meldete Aſten ſich bei ihm, um ihm mündlich zu danken.

Er fand ihn im Hauſe eines Schuſters, in deſſen Werkſtätte auf dem Dreibein vor wackeligem Tiſche ſitzend und ſchreibend. Die übrigen Räume des Hauſes lagen voll Verwundeter. Der General hatte froh ſein müſſen, den Platz des ausgerückten Schuſters einnehmen zu können. Seinen Anſprüchen genügte derſelbe, und er hatte es verſtanden, ſich ganz gut darin einzurichten. Neben Pfriemen, Leiſten und Glaslampe lagen Uniformſtücke und militäriſche Requiſiten.

Er ſah grimmiger aus als je, da Aſten vor ihm ſtand.

„Schon gut," antwortete er auf die warmen Worte, die der Untergebene ſprach. „Sie haben ein unverſchämtes Glück, im Frieden wie im Kriege. Aber beherzigen Sie die Worte Ihres Königs: in der Kunſt der Selbſtbeherrſchung können wir alle ſtündlich noch was lernen."

Danach winkte er mit der Hand und Aſten war entlaſſen.

Der Major lag mit ſeiner Schwadron im Süden von Paris, in einem hübſchen Dorfe, das La belle Fontaine hieß. Ein Quell, der in einem Eichenhain ſein klares Waſſer über die knorrigen Wurzeln der alten Bäume fließen ließ und weiterhin in ſpielendem Bogen durch Wieſen und Felder lief, mochte dem Orte ſeinen Namen gegeben haben. Da, wo er in hellem Strahl aus der Erde brach, hatten die Dorfbewohner einen kleinen, marmornen Tempel über ihm errichtet, auf deſſen zierlicher Faſſade in goldenen Lettern der Name prangte. Mit demſelben Geſchmacke für zierliche Schönheit waren die Häuſer des Ortes erbaut, villenartig, mit großen ſpiegelnden Fenſtern, Balkonen und blumengeſchmückten Terraſſen. Daß jedes Haus für ſich allein in wohlgepflegtem Garten lag, erregte gleichfalls den Eindruck einer Villenvorſtadt. Nur der Umſtand, daß zu einigen Häuſern auch Ställe und Scheunen gehörten, ſowie daß der ganze Ort aus nur drei Straßen beſtand, rechtfertigte die Bezeichnung „Dorf."

Der Major hatte dieſes hübſche Quartier im Gefecht genommen und war gezwungen worden, die Eichen des ſchönen Haines zu zerſtören, die ſteinernen Mauern, welche die fruchtreichen Gärten umſchloſſen, zu beſchießen und die Scheunen teilweiſe niederzulegen, um den Feind zu vertreiben. Gegen zwei Uhr verteilte der Sieger die Quartiere des eroberten Dorfes an die Mannſchaften ſeiner Schwadron.

Es war der erſte Ort, den man ſo nahe bei Paris betrat, und er ſchien, nachdem die franzöſiſchen Mablots in die Flucht geſchlagen waren, gänzlich verödet zu ſein. Die Häuſer waren geſchloſſen, die Scheunen und Ställe leer; kein Rauch kräuſelte über den Schornſteinen, kein Laut menſchlichen Lebens drang durch Fenſter oder Thüre. Nur die Hauskatzen ſchlichen kläglich miauend um einige der Bauten, oder ein Hund drückte ſich heulend gegen eine Mauer. Auch die Gärten zeigten, daß der Ort ſchon ſeit geraumer Zeit verlaſſen war, denn in den Beeten ſchoſſen die Kohlköpfe aus, und die Bohnen trockneten an den ſich gelbfärbenden Ranken; die großen, überreifen Pfirſiche und Birnen aber faulten unter den Bäumen, weil keine ſorgende Hand die dargebotenen Schätze ſammelte.

Ein Haus hatte einen Turmanbau, der mit hohen Bogenfenſtern blitzend in die Ferne ſah. Die breitgezackten, hellgrünen Blätter der Reben lagen als lebensfroher Schmuck auf dem grauen Gemäuer und verſteckten in den Ranken hangende großbeerige, ſchwarzblaue Trauben. Der Turm war entſchieden alt, vielleicht ein Überreſt einer zur Ruine gewordenen Kirche; das Haus dagegen, das ihm angefügt war, erſchien ganz modern. Es zeigte kein beſonders hübſches Äußere, ſondern war einfacher und ſchmuckloſer als ſeine Nachbarn; ſein Erbauer mochte mehr vom Praktiſchen als vom Schönen gehalten haben, wenigſtens war keinerlei Harmonie in den Verhältniſſen von Turm und Haus angeſtrebt, noch auch nur erſterem ſein urſprünglicher architektoniſcher Charakter gelaſſen; er war vielmehr mit barbariſcher Verleugnung des letzteren gekappt und ihm ein flaches Pappdach aufgeſtülpt. Dennoch wählte Aſten dieſes Haus für ſich. Die Bogenfenſter mußten einen herrlichen Ausblick auf Paris und die vor ihm liegende Ebene gewähren, und geräumig genug war es, um ihn, ſeinen Wachtmeiſter und eine Anzahl ſeiner Leute aufzunehmen. Im übrigen ſchien es verlaſſen, wie die meiſten der Häuſer. Als aber der Wachtmeiſter durch ein Fenſter ins Innere des Erdgeſchoſſes drang und den Thürriegel hob, rührte ſich's drin, und ein altes, hochſchultriges Weib öffnete die Thür der Küche und trat mißmutig heraus. In dem faltigen Geſicht funkelten ein paar mächtige Augen und ſahen unter dunklen Wimpern mit abweiſenden Blicken die Eindringenden an. Wunderlich abſtechend von dieſen dunklen Wimpern und Brauen hingen graue Haarbüſchel unter einem bunten Kopftuche in die Stirn. Die linke Schulter nachſchiebend, ſchlurrte die Aufgeſtörte in ſchweren Holzpantoffeln unwillig auf Aſten zu.

„Sind Sie die Beſitzerin?" fragte er.

„Nein. Die, denen das Haus gehört, ſind fortgezogen, ich aber habe, meines Alters und eines gebrechlichen Körpers wegen, ſie nicht begleiten mögen. Deshalb bin ich allein zurückgeblieben."

„So werden wir Sie als Beſitzerin betrachten und zwar von den Räumen Gebrauch machen, aber Sie ſelbſt möglichſt unbeläſtigt laſſen," erklärte Aſten und verteilte das Quartier.

Das Geſicht der Alten bekam etwas Feindſeliges, und ſie machte Vorſtellungen, wie viel beſſer der Major thäte, ein anderes Haus zu wählen.

„Hier laſſen die Ratten nachts niemand ſchlafen," ſagte ſie, „ſie klettern im Turme herum. Wilde Kaninchen graben im Grunde, und man ſagt, es gehe hier innen um. Der Turm ſtand früher bei einem Kloſter, das zerſtört worden iſt, und die Nonnen, ſagen die Leute, kommen nun nicht zur Ruhe. Das mag wahr ſein oder auch nicht, gewiß iſt, daß auch kein anderer hier zu ihr kommen kann."

„Nun," meinte Aſten lächelnd, „wir werden mit den Damen ſchon fertig werden. Nonnen oder Ratten, es gibt ſchlimmere Quartiergefährten."

In den Augen der Alten flammte der mühſam unterdrückte Zorn nach dieſer Antwort ſichtlich auf, und wieder fiel es Aſten auf, wie dies zornige Feuer das runzelige Geſicht ſeltſam anziehend machte.

„Es ſtehen ſo viel Häuſer im Dorfe leer, warum müſſen Sie gerade mich alte, kränkliche Perſon ſtören?" keifte die Alte, und die Stimme ſchrillte in häßlichen Fiſteltönen.

„Sie können ſich zurückziehen, dann ſind Sie in Ihrem Zimmer ungeſtört," antwortete Aſten und begab ſich in das obere Stockwerk des Turmes, in dem er ſich ein Zimmer ausſuchte. Er ſchob ein paar Ranken des wuchernden Weines vor dem hohen Bogenfenſter zurück und ſah hinaus. Die Fernſicht war ganz ſo prachtvoll, wie er erwartet hatte. Eine grüne Ebene, die im Sonnengold glänzte, dunkle Laubkronen lockender Luſtwälder zwiſchen Dörfern und Villen: wie ein Kranz voll lichter Blüten ſah es aus. Dahinter lag Paris, das Paris, das die Brandfackel dieſes Krieges entzündet hatte, dieſes Krieges und ſo vieler vor ihm...

Die ſtumpfen Türme von Notredame ragten in das klare Blau des Himmels. Weiter vorn lagen die grauen Forts. Auf ihren Wällen wimmelten geſchäftige Geſtalten, und über den Mauern wirbelten weiße Dampfwolken, wie über Hexenkeſſeln.

(Fortſetzung folgt.)

# Die Not unſerer höheren Schulen.*)

Von Dr. E. von Sallwürk-Karlsruhe.

## I.

(Abdruck verboten.)

In einem Gutachten aus dem Jahre 1705, durch welches die Umgeſtaltung einer höheren Schule angeregt werden ſollte, ſagt ein einſichtsvoller und wohlmeinender Mann: „Die Schuljugend klagt, daß ſie ihre Zeit verliere. Die Eltern klagen, daß ſie durch die Koſten, welche ſie auf ihre Söhne in der Fremde verwenden, bedrückt werden. Das Gemeinweſen klagt, daß ſeine Erwartungen unerfüllt bleiben. Zu dieſen Klagen kommt die Liebe zum Vaterlande und zu den Kindern, für welche beiden jeder gute Mann ſorgen möchte.“ Es iſt ein gewiſſer Troſt, daß die leidigen Klagen, unter denen die Lehrer unſerer höheren Schulen, nicht minder aber auch die ihnen anvertraute Jugend und deren Eltern nun ſeit Jahren leiden, nicht heute zum erſtenmal laut werden. Aber auch dieſer Troſt verſiegt für denjenigen, welcher dieſe Klagen immer wiederkommen und am Ende ſich ſo verſtärken ſieht, daß darunter die Arbeitsluſt auf der einen oder auf beiden Seiten ſchwindet und die Hoffnung, mit der die Eltern einen Teil ihrer Erziehungspflicht der Schule übertragen haben, immer trügeriſcher erſcheint. In dieſer Lage befinden wir uns heute. Diejenigen, welche langſam und behutſam Abhilfe treffen wollen, kommen unter dem lauten Rufe der Abhilfe Fordernden kaum mehr zu Worte; man hört diejenigen, welche ſelbſt klagen und anklagen, lieber als diejenigen, welche nicht ſofort einen Umſturz aller Dinge in unſerm höheren Schulweſen verlangen. Und doch muß der Grund der allgemeinen Unzufriedenheit mit allem Bedacht erforſcht werden, daß nicht die geſunden Teile des kranken Leibes durch ein falſches Heilverfahren geſchädigt werden, während die Krankheit im Geheimen weiterfrißt.

Eins iſt gewiß. Das Übel liegt nicht an ſchlechtem Willen der Lehrenden. Daß bei der wenig verlockenden äußeren Stellung der deutſchen Lehrer und bei der immer wachſenden Unzufriedenheit mit dem, was ſie in den Schulen treiben, immer noch mit ſo großem Fleiße und reiner Pflichttreue von ihnen gearbeitet wird, beweiſt, daß wenigſtens an einem ſehr wichtigen Punkte unſere Schulen noch geſund ſind. Wären es nur Mietlinge, denen wir unſere Söhne in den höheren Schulen anvertrauen, ſie hätten längſt die bequemen Auskunftsmittel ergriffen, die in der bald unüberſehbaren Litteratur der Schulreform da und dort ſchon angeboten worden ſind: ſie erbarmten ſich der geplagten Jugend und lehrten ihnen ſchöne Phraſen, mit denen man bei öffentlichen Schulakten prunken kann. Davon aber ſind die höheren Schulen heutzutage in keinem Lande weiter entfernt als in Deutſchland.

Aber man klagt unſere geſellſchaftlichen Zuſtände an. Die ſtrenge Einfachheit der deutſchen Familie, ſagt man, beſteht nicht mehr; die Jugend wird heute an Genüſſe und Anſprüche gewöhnt, die früher nur der Erwachſene kannte; daß man zuerſt tüchtig gearbeitet und etwas geleiſtet haben muß, ehe man etwas gelten kann in der Welt, das wiſſen unſere jungen Leute heute nicht mehr: ſo bildet ſich in ihnen ein frühreifes Selbſtbewußtſein aus, das an ſich ſchon krankhaft iſt, weil ihm das rechte Gegengewicht fehlt — das Gefühl, mit eigner Kraft etwas Wertvolles zuſtandebringen zu können. Richtig iſt ja, daß die Stände, deren Söhne unſere höheren Schulen füllen, heute viel „beſſer leben,“ als vor einem Menſchenalter der Fall war; die Gründe dafür liegen auf der Hand, und die Erſcheinung iſt an ſich nur erfreulich. Hätte ſie die üblen Folgen, die man daraus ableitet, ſo müßte die Erziehung auf Mittel ſinnen, das künftige Geſchlecht zu einfacherer und ſtrengerer Lebensauffaſſung zurückzuführen. Dazu iſt aber kaum nur ein Verſuch gemacht worden. Jene Klagen rühren meiſt von Schulmännern her, die eine Erklärung dafür ſuchen, daß ihre Bemühungen nicht die gleiche Wirkung erreichen und nicht mehr diejenige Anerkennung finden, die ihnen früher muß zu teil geworden ſein. Es ſind alſo weniger Anklagen als Entſchuldigungen. Nun mehren ſich heute auch die Stimmen, welche der höheren Schule nur die Pflicht zuweiſen, zu unterrichten: zu erziehen ſei lediglich Sache der Familie, und die Schule wende eigentlich Erziehungsmittel nur an, um den Erfolg ihrer Thätigkeit zu ſichern; ſie beſtrafe dies und jenes, nicht weil ſie daraus Gefahr für die ſittliche Bildung befürchte, ſondern weil dadurch die von der Schule geforderte Arbeit geſtört werde; ſie befehle dies und jenes, nicht weil es ein Gebot der Erziehung ſo verlange, ſondern weil ohne das die Schule ihre Ziele nicht erreichen könne. Wenn freilich die Schule auf die ſittliche Begründung ihrer Maßnahmen ſo ganz verzichtet, ſo kann ſie auch die ſittlichen Zuſtände der heutigen Geſellſchaft nicht ihrem Urteil unterwerfen; ſie kann ihre Anſprüche nicht mehr im Namen der Erziehung erheben und muß — wie jeder Arbeiter — in ihrem Thun den Willen ihrer Kunden abwarten. Dieſe haben nun auch nicht gezögert, deutlich auszuſprechen, was ſie von der Schule erwarten. Das Übel, ſo hält man der Schule entgegen, die Mißſtände, die ihr beklagt, kommen nicht von uns; wir überliefern euch geſunde Kinder mit geraden Gliedern, ſcharfem Auge und heiterem Sinne, aber ihr gebt ſie uns zurück mit verbogenem Rückgrat, geſchwächtem Auge und verdüſtertem Gemüt. Die Anwälte dieſer Kläger ſind in der Regel die Ärzte.*) Ärzte ſprechen zu den Nichtärzten, wie überhaupt der Fachmann zum Laien, in möglichſt kräftigen Ausdrücken; man will den Nichtfachmann für eine Sache, welche außerhalb ſeines Gedanken- oder Geſchäftskreiſes liegt, erſt erwärmen und ſtellt ſie ihm deshalb möglichſt eindringlich und in möglichſt kräftigen Zügen dar. Überdies befinden ſich die Ärzte der Schule gegenüber im Zuſtande des Streites um die gegenſeitigen Befugniſſe: der Schularzt, welchen die Geſundheitslehre unſerer Tage mit Recht verlangt, iſt faſt noch nirgends durchgeſetzt. So darf man von der Heftigkeit jener Anklagen, welche der Schule den leiblichen und geiſtigen Verderb der künftigen Geſchlechter zuſchieben, wohl immer etwas abziehen. Auch muß an den allgemeinen Vorbehalt jedes behutſamen Erziehers erinnert werden: Wenn unſere Kinder gar nichts zu lernen hätten, ſo würden ihre Glieder und Sinne beſſer bewahrt ſein; die Kultur verlangt eben ein gewiſſes Opfer. Sicher iſt aber, daß unſere Söhne des geiſtigen Erwerbes, den ihnen die Schule gibt, nicht mehr recht froh werden können; ſie fühlen am Ende, daß ſie auf den Schulbänken, wie der alte Schulmann ſagte, mit dem wir dieſe Betrachtung begonnen haben, „ihre Zeit verlieren.“ Wir wiſſen, daß die leibliche Nahrung, und wäre ſie die gehaltvollſte, uns nur dann Kraft zuführt, wenn wir ſie mit Luſt genießen. Mit der geiſtigen verhält es ſich nicht anders. Was mit Unluſt aufgenommen wird, ſchlägt nicht an. Nun verlangt aber der menſchliche Geiſt wichtige und mannigfaltige Nahrung; nur muß ſie ſeiner Natur gemäß ſein, ſo daß ſie ihn anregt, mit früherem geiſtigen Beſitze ſich vereinigt und ihm ſo das Gefühl der Kräftigung und Bereicherung gibt. Darauf ſind unſere Lehrpläne an den höheren Schulen ſehr wenig eingerichtet, und der ganze Unterrichtsverlauf an denſelben gönnt zu genießendem Verweilen, zu geiſtiger Vertiefung und ſittlicher Kräftigung faſt nirgends Zeit und Raum. Der Geſättigte und Gekräftigte reckt die Arme aus nach neuer Arbeit; der Überſättigte verliert ſelbſt die Kraft zum Genuſſe.

Die alten Römer nannten die Schule ein Spiel. Es iſt noch nicht lange her, als die Erziehung, langjähriger Sünden ſich bewußt, ſpielenden Unterricht in Ausſicht ſtellte. Eine ſpätere Zeit hat wieder mit übel angebrachter Entrüſtung den Ernſt aller geiſtigen Arbeit betont. Wir wollen nun nicht tändeln mit den Kindern; dafür iſt die Verantwortung zu groß, welche der Erzieher auf ſich nimmt. Aber ein Spiel im guten alten Sinne des Wortes, eine tüchtige und allſeitige Anregung geiſtiger Kraft ſollte der Unterricht wohl ſein; nur müßte er ſich ſagen laſſen, daß er mit dieſer Kraft Mißbrauch treibt, ſobald ſie ihm nicht mit freudiger Regung entgegenſtrebt.

---

*) Wir machen unſere Leſer auf die obigen Ausführungen eines nach jeder Richtung gleich ausgezeichneten Schulmannes noch beſonders aufmerkſam. Die Redaktion.

*) Von einem ſolchen rührt auch ein neuerlicher Artikel im „Berliner Tageblatt“ her, welcher den höheren Schulen und deren Einrichtungen die Schuld zumißt, „daß ſo viele Kinder ihrem Daſein frühzeitig ein Ende machen.“ Der Schreiber dieſer Zeilen hat kürzlich einen Fall dieſer Art zu unterſuchen gehabt. Zwei Schüler nahmen ſich nach dem Schulſchluſſe das Leben, weil ſie nicht bedingungslos in die höhere Klaſſe verſetzt worden ſeien. So berichteten die Zeitungen. Die Unterſuchung ſtellte ganz andere Dinge heraus, und die Eltern der Unglücklichen ſelbſt ſprachen die Schule von jeder Schuld frei.

Die Dinge ſtehen demnach ſo: Was unſere höheren Schulen als ein durch nichts anderes erſetzbares Mittel zur Bildung geiſtiger Kraft und ſittlichen Charakters anſehen, das ſcheint einem großen Teile der gebildeten Welt der Grund unheilbarer geiſtiger und leiblicher Schädigung für unſere Jugend und an ſich, wie die Welt heute ſteht, von geringem Werte zu ſein. Es fällt in die Augen, welch ungeheure Kluft die beiden Anſchauungen voneinander trennt. So tiefgreifende Meinungsverſchiedenheiten können täglich zwiſchen dem einen und dem anderen Platz greifen; wenn aber auf beiden Seiten Tauſende von Anhängern ſtehen, ſo kann es nicht ein flüchtiger Gedanke ſein, der ſie trennt: der Zwieſpalt muß lange vorbereitet ſein und in den wichtigſten Lebensanſichten ſeinen Grund haben. Nun iſt ſeit einem Menſchenalter im geiſtigen und politiſchen Leben der gebildeten Nationen, ganz beſonders aber in dem der deutſchen, eine gewaltige Wandlung vor ſich gegangen, und während dieſer ganzen Zeit iſt die innere Organiſation unſerer höheren Schulen in allem Weſentlichen die gleiche geblieben. Ja, diejenige höhere Schulart, welche wir für jetzt vorzüglich ins Auge faſſen, das Gymnaſium, iſt in ſeinem ganzen Grundbau eine Schöpfung des XVI. Jahrhunderts. Die Realſchule hat, um von dem Glanze, der die früher einzig beſtehende höhere Schule umgab, auch ihr Teil zu erhalten, ſich bisher nicht entſchieden genug von den Lateinſchulen getrennt, und das Realgymnaſium, die einzige Neuſchöpfung unſerer Zeit auf dieſem Gebiete, entbehrt eines originellen Grundgedankens ſo ſehr, daß es nur die Fehler der beiden anderen Schulgattungen in ſich vereinigt, ohne jene an irgend einer Stelle in nennenswerter Weiſe zu übertreffen. So kann es nicht befremdlich ſein, daß unſere Zeit, die gewaltig zu denken und gewaltig zu handeln weiß, ein Erziehungsſyſtem für ſich fordert, das ihrer Art ganz entſpreche und nicht von den Gedanken längſt verſchwundener Jahrhunderte ſich leiten laſſe, die für unſere Zeit Wert und Leben verloren haben.

Wir ſehen denn auch in dem raſtloſen Drängen nach Umgeſtaltung unſers höheren Schulweſens kein Zeichen des Verfalles und der Verwirrung, ſondern des gekräftigten Volksbewußtſeins. So hat man neue, beſſere, zahlreichere Schulen verlangt in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Der Beginn des XVIII. Jahrhunderts, der eine Wendung in der geſamten Weltanſchauung bezeichnet, iſt in der Schulgeſchichte durch eine gleiche Unruhe gekennzeichnet. Dieſer Zeit gehört auch die Stimme des Schulmannes an, die wir oben vernommen haben. Das ganze XVIII. Jahrhundert weiſt ebenſo viele bedeutſame Änderungen der Lehrpläne und Erziehungsveranſtaltungen auf, als es Wandlungen der philoſophiſchen und geſellſchaftlichen Anſchauungen erlebt hat. Die gewaltige Erſchütterung, welche um die Wende des Jahrhunderts die Welt aus den Angeln zu heben drohte, hat auch dem Schulweſen gewaltigen Anſtoß gegeben: Fichte verlangte, während der franzöſiſche Kriegslärm noch die Straßen Berlins durchzog, mit mächtiger Beredſamkeit eine vollſtändige Änderung unſers Erziehungsſyſtems. Als die Wogen der politiſchen Bewegung ſich endlich für einige Zeit wieder gelegt hatten, änderte ſelbſt die Geſellſchaft Jeſu den Lehrplan ihrer höheren Schulen, der ſeit 1599 beſtanden hatte. Der Ordensgeneral fand damals — 1832 —, daß in den höheren Schulen jener Zeit „viel Schein und wenig Weſen" zu finden ſei; aber es ſchien ihm doch notwendig, Mathematik und Naturwiſſenſchaften fortan in den Lehrplänen mehr zu betonen und den lebenden Sprachen auch ihr Recht werden zu laſſen. Unterdeſſen ſind wir eine Nation geworden; man ſieht uns nicht mehr als Träumer an, welche der übrigen tonangebenden Welt ſchwere Gedanken vordenken und ſchöne Melodieen erſinnen, aber an den großen Machtfragen der Welt nicht mitzuraten haben; unſer Schwert iſt überall gefürchtet, unſer Wort überall geachtet; in Handel und Induſtrie wetteifern wir mit den Mächtigſten auf dieſem Gebiete, und dabei blühen Wiſſenſchaft und Kunſt nicht minder als in jenen Zeiten, wo ſie allein uns beſchieden waren wie zum Troſte dafür, daß uns kein Teil zugefallen, als Jupiter die Welt verteilte. Das alles rechtfertigt vollauf die Forderung, daß nun auch die Erziehung den geänderten Verhältniſſen folge, und ſo iſt denn die nächſte Frage die: Entſpricht die herkömmliche Schulbildung dem gegenwärtigen Kulturſtande? Wenn wir zu dem Ergebnis gelangen, daß es nicht der Fall ſei, ſo wird weiter zu unterſuchen ſein, wo geändert, beſchränkt und erweitert werden müſſe. Sollte es ſich aber auch herausſtellen, daß mit dem überlieferten Bildungsgute das Bedürfnis der kommenden Geſchlechter ſich befriedigen laſſe, ſo wäre immer noch die zweite, kaum weniger wichtige Frage zu erledigen, ob die Art, wie wir den herkömmlichen Bildungsſtoff der Jugend mitteilen, die richtige ſei.

---

## „Auf dem Wege nach Orleans."

Von Tanera.

(Zu dem Bilde von L. Kolitz.) (Abdruck verboten.)

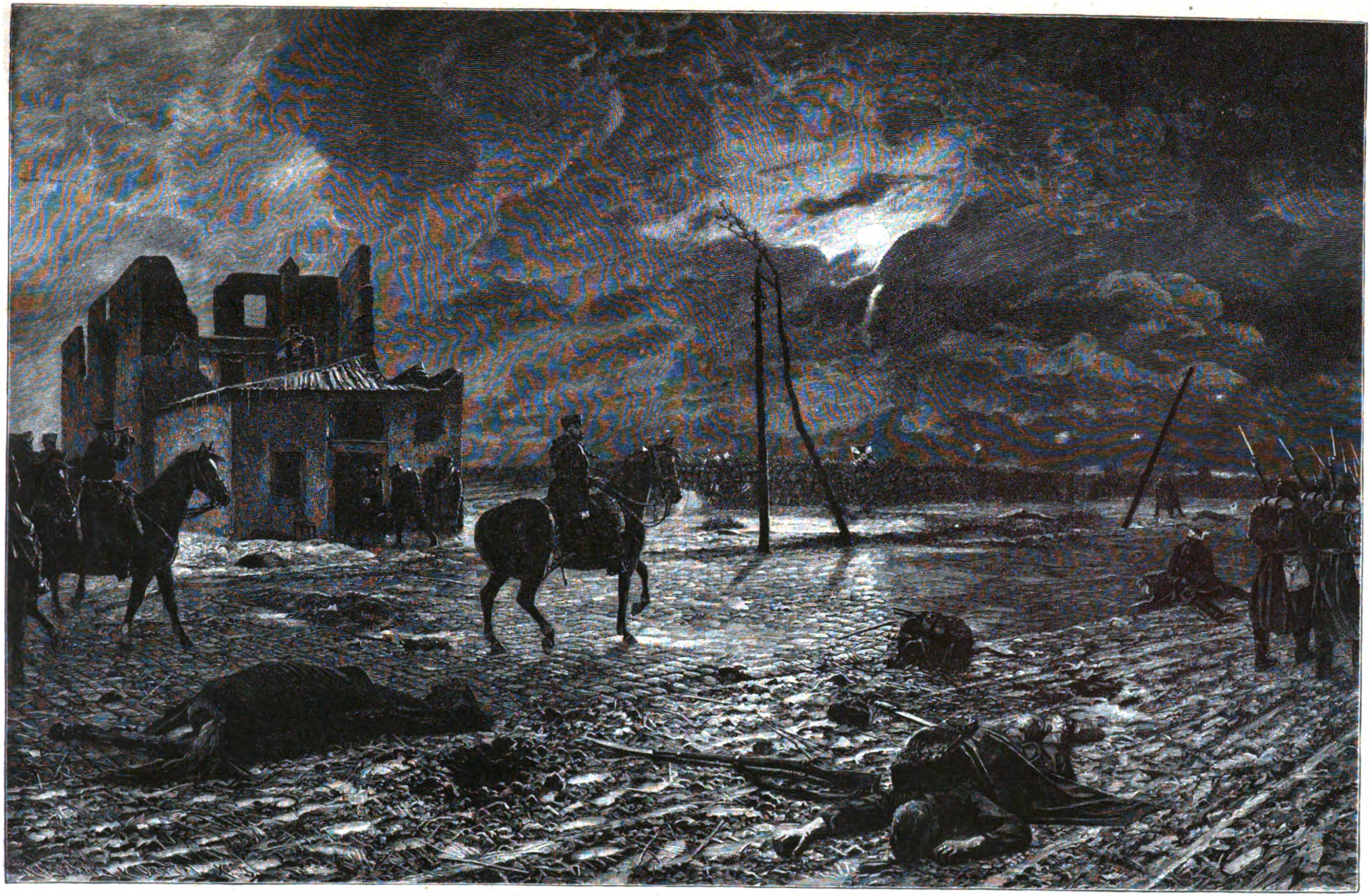
Metz, die jungfräuliche Feſte, hatte ſich ergeben. Mit hoher Befriedigung, mit berechtigtem Stolze konnten der eiſerne Feldherr, Prinz Friedrich Karl, und ſeine tapfere Armee auf die unzähligen durchgemachten Strapazen, auf die fortwährenden Biwaks in ſtrömendem Regen, auf die empfindlichen Entbehrungen und auf die opfervollen, ſtets aber ſiegreichen Kämpfe zurückſehen. Nun war ja die ſtärkſte feindliche Armee gefangen und auf dem Wege nach Deutſchland; nun würde wohl auch die franzöſiſche Hauptſtadt bald nachgeben; nun durfte man ſicher an Erholung und Ruhe denken. Daß man noch einen kleinen militäriſchen Spaziergang gegen Süden unternehmen ſollte, um einerſeits den dort auftauchenden, wie man meinte, unbedeutenden Banden den Garaus zu machen, anderſeits noch einige reiche Städte, wie Bourges und Nevers, zu beſetzen, das erſchien ganz angenehm, denn dabei kam man doch aus der unbehaglichen Nähe von Metz weg und lernte noch einen der ſchönſten Teile des an und für ſich ſo ſchönen Frankreich kennen. So ſah man anfangs November die allgemeine Lage bei der II. Armee an, und munter und guter Dinge zogen die Kolonnen in ſüdweſtlicher Richtung gegen die Loire.

Gehoben war die frohe Stimmung noch durch die außerordentliche Anerkennung, welche Seine Majeſtät der König dem verehrten Feldherrn und damit der ganzen Armee hatte zu teil werden laſſen, indem er den Prinzen Friedrich Karl zugleich mit dem Sieger von Wörth, dem Kronprinzen, zum Feldmarſchall ernannte.

Der Marſch durch Lothringen und die Champagne ſchien die zuverſichtliche Auffaſſung zu beſtätigen, denn heiter lachte der Himmel, freundlich zeigten ſich die Bewohner der durchzogenen Landſtriche, und nirgends war etwas von den verrufenen Franctireurbanden zu ſehen.

Da trafen plötzlich überraſchende Nachrichten ein. „Eine Armee von über 100 000 Mann unter dem General d'Aurelle de Paladines iſt von Tours heranmarſchiert; bei Coulmiers wurden 19 000 Bayern und Preußen von 75 000 Franzoſen nach heldenmütigem Kampfe zum Rückzuge gezwungen, während 45 000 Franzoſen von Gien her nach Orleans zogen und die von den Bayern geräumte Stadt einnahmen. Der ganze Süden von Frankreich ſteht in Waffen, um ſich den deutſchen Truppen entgegenzuſtellen."

Wie zur Beſtätigung dieſer Mitteilungen langten nun auch Meldungen der Vortruppen über das Auftreten von Franctireurs und über bewaffneten Widerſtand durch dieſelben an, und bald erkannte man durch den Augenſchein, daß man jetzt nicht mehr gegen das franzöſiſche Heer allein, ſondern gegen das aufgeſtandene franzöſiſche Volk zu kämpfen habe.



Auf dem Wege nach Orleans. Gemalt von L. Kolitz.

Alle Straßen waren abgegraben oder durch Verhaue geſperrt; überall mußte man ſich gegen Hinterhalte ſichern, und von nun an kam es täglich zu Zuſammenſtößen mit bewaffneten Einwohnern, Nationalgarden, Mobilen und ſogar einzelnen Linientruppen.

Auch der Himmel umwölkte ſich wieder; Regenſchauer wechſelten mit Schneegeſtöber ab, und eine empfindliche Kälte erſchwerte den Dienſt, beſonders den der Vorpoſten, ſehr erheblich. Dazu lauteten die Nachrichten aus dem Süden täglich ernſter, aber auch unbeſtimmter. Wo ſollte denn dieſe, ſeit Coulmiers eigentlich verſchwundene Loirearmee jetzt ſein? Wie ſtark war ſie? Hatte ſie Angriffsabſichten? Keine dieſer Fragen konnte nur annähernd beantwortet werden. Leicht ſagte der Laie: „Wozu war denn die Kavallerie da, wenn nicht zum Aufſuchen dieſer rätſelhaften Loirearmee?“ Der wußte eben nicht, daß unſere braven Reiter überall, wo ſie hinkamen, auf Feinde ſtießen, manches Hindernis trotz aller Tapferkeit eben nicht zu überwältigen vermochten und deshalb keine weiteren Meldungen als die über ihre fortwährenden Zuſammenſtöße mit einzelnen Banden, nicht aber mit großen Armeeteilen machen konnten. Dazu kam, daß das Gelände immer unüberſichtlicher wurde, ſchließlich weite zuſammenhängende Waldungen die Bewegungen ſehr hinderten und die Dunkelheit von Tag zu Tag früher eintrat und morgens ſpäter wich. Endlich klärte ſich die Lage wenigſtens etwas dadurch auf, daß die Vortruppen der ununterbrochen ſüdweſtlich marſchierenden II. Armee auf größere feindliche Truppenkörper ſtießen und dieſelben in einigen ziemlich ernſten Gefechten zurückwerfen konnten. Dennoch wurde man ſelbſt nach den Kämpfen bei Ladon, Maizières und Montbarrois über die Stellung der noch immer nicht gefundenen feindlichen Loirearmee wieder irre, als auch von der weſtlich bei und um Chartres ſtehenden Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg Nachrichten über harte Kämpfe mit ſtärkeren franzöſiſchen Truppenkörpern bei La Fourche, Thiron Gardais, La Ferté Bernhard ꝛc. eintrafen.

Nun brach ſich doch die Meinung Bahn, daß man wirklich auf eine große, wohlorganiſierte Armee ſtoßen werde. Der 28. November brachte Gewißheit. In und bei Beaune la Rolande ſtanden die Brigaden von Wedell, von Valentini und Lehmann des X. Korps in konzentrierter Stellung. Man wußte noch nichts Beſtimmtes über die Stärke und die Abſichten des Feindes, allein die Ahnung einer ernſten Schlacht lag ſozuſagen in der Luft. Wirklich kamen die Franzoſen daher, aber nicht, wie man vermutet, mit etwa einer oder zwei Diviſionen, ſondern mit zwei ſehr großen, zuſammen 55—60 000 Mann ſtarken Armeekorps. Das war ein Kampf! Etwa 10 000 Preußen gegen ſolche Maſſen! Was aber den Truppen des Prinzen Friedrich Karl an der Zahl abging, erſetzten ſie reichlich durch inneren Wert. General von Voigts-Rhetz, deſſen Korps hier zunächſt in Frage kam, ſorgte nicht wegen des Ausganges. Er wußte, daß aller „élan“ der feindlichen Übermacht an der Zähigkeit, Disziplin, Gefechtsgewandtheit ſeiner Weſtfalen, Frieſen; Hannoveraner, Oldenburger und Braunſchweiger, ſowie an der Überlegenheit ſeiner Artillerie ſcheitern werde und daß ihn im Notfalle die brandenburgiſchen Kameraden vom III. Korps nicht im Stiche laſſen würden. So kam es auch. Heldenmütig widerſtanden die drei ſchwachen Brigaden des X. Korps der mehr als fünffachen Übermacht. Wie es aber den Anſchein hatte, als ob ſie ſchließlich doch erdrückt und ganz umzingelt werden ſollten, da erſchienen die Brandenburger und ſchlugen ſo drein, daß den Franzoſen nunmehr alle Angriffsgedanken vergingen und ſie ſich ſchleunigſt zurückzogen. Damit hatte ſich das III. Korps für die Hilfe revanchiert, die ihm das X. bei Vionville geleiſtet.

Nun wußte man im Stabe des Prinzen, daß man es wirklich mit einem gewaltigen feindlichen Heere zu thun habe. Durch den ganzen Stab ging mit einemmal ein neuer, friſcher Zug; es war, als ob man wieder auflebte, man hatte ja wieder ein würdiges Ziel, einen der Mühe werten Zweck vor ſich, und der hieß: „Niederwerfen einer großen, mit dem Entſatze von Paris beauftragten franzöſiſchen Armee.“ So ſchnell, als man wohl wünſchte, ging aber ſelbſt nach der Schlacht von Beaune la Rolande die Sache doch nicht.

Von der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg trafen ebenfalls ſehr ernſte Nachrichten ein. Am 28. November war es dort bei Civry, am 29. bei Varize mit den Bayern zu Scharmützeln gekommen, am 1. Dezember wies ein hartnäckiges Gefecht der 1. bayriſchen Diviſion bei Villepion die Anweſenheit von zwei franzöſiſchen Korps nach und am 2. gelang es dem Großherzog von Mecklenburg in einer ſehr verluſtreichen Schlacht, den Feind gegen Orleans zurückzuwerfen. Immerhin hatte man jedoch erkannt, daß auch hier drei ſtarke feindliche Armeekorps gefochten und ſich nun hinter die befeſtigte Stellung von Orleans zurückzogen.

Im ganzen durfte man daher erwarten, eine noch etwa 160—180 000 Mann ſtarke, in einer ſorgſamſt zur Verteidigung eingerichteten und mit ſchwerem Geſchütz armierten Stellung ſtehende Armee vor ſich zu finden.

Zu deren Beſiegung ſtanden dem Prinzen Friedrich Karl etwa 70 000 Mann von ſeiner Armee und der ihm unterſtellten Armeeabteilung des Großherzogs zur Verfügung.

Der Mittelpunkt der weiten, vom Gegner beſetzten Stellung war Orleans. Dorthin gedachte der Prinz durchzudringen, denn mit ſeinen nicht einmal halb ſo ſtarken Kräften konnte er an ein Umzingeln und zur Übergabe Zwingen des Gegners, wie es bei Sedan geſchah, keinesfalls denken. Gelang die Einnahme dieſer wichtigen Stadt aber wirklich, ſo war das feindliche Heer jedenfalls auseinandergeſprengt, und dann konnten ſeine einzelnen Teile beſſer vernichtet werden. Die deutſchen Feldherren faſſen eben ihre Entſchlüſſe nie nach Schemas und Rezepten, ſondern ſo, wie es die jeweilige, durch das Gelände, den Feind und die eigne Stärke beſtimmte Lage vorſchreibt.

Am 3. Dezember wurde das IX. Korps zum Vormarſch auf Artenay, das III. auf Loury und die Armeeabteilung des Großherzogs auf die Linie Sougy-Bricy befohlen. Das X. Korps folgte den beiden erſten als Reſerve.

Es war ein häßlicher, unfreundlicher, naßkalter Tag. Schwere Wolken ſchwebten am Himmel, Eiszapfen hingen von den im geſtrigen Kampfe ausgebrannten Häuſern herab, Glatteis, auf dem wieder der Regen ablief, bedeckte die Straßen, und ſchaurig jagte der Sturmwind über die weiten ebenen Flächen der Beauce. Ein weit entſetzlicheres Wetter drohte aber den armen, um Orleans zuſammengedrängten Franzoſen. Auf der großen, in der Mitte gepflaſterten Route de Paris, auf allen Nebenwegen und ſelbſt auf den gefrorenen Feldern ſchoben ſich dunkle Kolonnen heran. Ihre Fahnen flatterten im Winde, ihre Tritte dröhnten auf dem Boden, ſie ſelbſt aber waren ſtumm, denn alle ihre Aufmerkſamkeit richtete ſich auf ihre Vorgeſetzten, die an der Spitze ritten. Plötzlich erſchütterten ſcharfe Schläge die Luft. Zuerſt vereinzelt, dann mehrfach, ſchließlich ununterbrochen krachte es los, und deutlich hoben ſich vom dunklen Wolkenſchleier helle Dampfwölkchen ab. „Seht ihr wieder die wohlbekannten Shrapnels?“

„Die platzen zu hoch! Die thun uns nichts!“

Sie verurſachten auch wirklich wenig Schaden, weil nämlich die 78 vom III. Korps aufgefahrenen Geſchütze die Batterieen des Generals Martin des Pallières ſo ſchnell zum Schweigen brachten, daß ſie keine Zeit hatten, ſich richtig einzuſchießen. Nun vermeinten ſeine Infanteriebataillone den Sturm beſchwören zu können. Sie kamen aber bei den Leibgrenadieren, den 3. Jägern, Achtundvierzigern, Fünfunddreißigern, Zwanzigern, Zwölfern und Zweiundfünfzigern ſchlecht an. Von Ort zu Ort gejagt, mußten ſie bis nach Orleans weichen.

„Was iſt denn dort an der großen Straße los?“

„Das ſind die Vierundachtziger und Fünfundachtziger. Die werfen den Feind über Dambron, Vilchat und Aſſas zurück!“

„Hat die Artillerie des IX. Korps tüchtig vorgearbeitet?“

„Neunzig Geſchütze ſtehen im Feuer, Königliche Hoheit. Der Gegner kann ſich nirgends mehr halten.“

„Gut! Die Elfer ſcheinen Artenay nehmen zu können. Ich laſſe Seine Königliche Hoheit erſuchen, mit der 22. und 17. Diviſion gegen Dorf und Schloß Chevilly vorzugehen.“

Ein Ordonnanzoffizier ſprengt davon, den wichtigen Befehl zu überbringen.

Ob es dem Großherzog von Mecklenburg gelingt, den erhaltenen Auftrag zu erfüllen?

Wie es nach der Macht des von Weſten herüberſchallenden heftigen Artillerie- und Infanteriefeuers beurteilt werden kann, muß das Gefecht ſehr ſchwierig ſein. Der Prinz aber vertraut den Thüringern und Heſſen. Allein reitet er ſeinem Stabe voraus. Sein Geſicht iſt ernſt, drückt jedoch, während er rechts vorwärts den Gang des Kampfes beobachtet, feſte Zuverſicht aus, denn er weiß, wenn ſein Befehl erfüllt werden kann, dann führen ihn die Truppen des Großherzogs aus. Es ſind ja deutſche Krieger. Hinter dem hohen Feldherrn folgt ſein Stab, voraus der Chef desſelben, Generalmajor von Stiehle. Den intereſſiert mehr der Kampf des IX. Korps gerade vor, denn was da rechts der großen Straße paſſiert, unterliegt nicht ſeiner Verantwortung. Es iſt ſchon dunkel geworden, nur die Feuerſtrahlen der Geſchütze und der in der Luft krepierenden Granaten leuchten durch die Nacht. Da plötzlich tritt der Mond zwiſchen den Wolken hervor. Sein volles Licht trifft einen toten Feind. Iſt dies ein gutes Omen? Wer weiß es?

„Königliche Hoheit, ſollte nicht vielleicht wegen der ſtarken Dunkelheit die Einnahme von Chevilly auf morgen verſchoben werden?"

„Sie haben recht. Zu einem Nachtgefecht ſind unſere Leute zu ermüdet. Senden Sie dem General von Wittich den Befehl, den Angriff zu verſchieben, und laſſen Sie dies dem Großherzog mitteilen."

„Zu Befehl, Königliche Hoheit."

Es war ein harter Entſchluß, den hier der Prinz gefaßt. Chèvilly konnte als Schlüſſel der äußeren Stellung von Orleans gelten. Gelang es, dieſen Ort noch heute zu nehmen, ſo war der Erfolg des nächſten Tages ſicher. Allein ein Feldherr darf nicht mit ſeinen Wünſchen rechnen, ſondern muß ruhig, ſachlich abwägen, was er ſeinen Truppen noch zumuten kann, was nicht.

Von den den ganzen Tag abgehetzten und durch die Märſche über die gefrorenen Felder ſowie die Kämpfe gegen die übermächtigen Maſſen des Feindes ſehr ermüdeten Truppen noch einen ſo anſtrengenden Sturm, wie den auf Chevilly, zu verlangen, das wäre zu viel geweſen. Darum drängte der Prinz ſein geheimes Wünſchen zurück und erteilte den Befehl zum Aufſchub des Angriffes.

Plötzlich jagte ein Ordonnanzoffizier heran.

„Wo iſt Seine Königliche Hoheit?"

„Er reitet dort hinter den beiden rechts und links der Straße marſchierenden Infanteriekolonnen."

„Danke, Herr Kamerad! Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Gleich darauf ſteht der Huſarenleutnant vor dem Prinzen.

„Exzellenz von Wittich läßt Eurer Königlichen Hoheit melden, daß das Dorf Chevilly von der 22. Diviſion beſetzt iſt!"

„Ah, das war eine frohe Nachricht. — Wer kommt da?"

„Es iſt der Adjutant des Generals von Treskow."

Ein Generalſtabsoffizier hält vor dem Feldherrn!

„Exzellenz von Treskow läßt Eurer Königlichen Hoheit ganz gehorſamſt die Einnahme von Schloß Chevilly durch die 17. Diviſion melden!"

Da zog es wie frohes Leuchten über das ernſte Geſicht des Prinzen. „Meine Herren, bringen Sie Ihren Generalen meinen beſten Glückwunſch. Morgen gegen Orleans! Auf Wiederſehen in der eroberten Stadt!"

Im Galopp jagen die Ordonnanzoffiziere davon. Weiter durch Wetter und Wind reitet der Prinz. In ſeinem Herzen aber iſt Sonnenſchein. Jetzt fühlt er es, jetzt weiß er es gewiß, „er iſt auf dem Wege nach Orleans," denn nunmehr muß die Stadt morgen ſicher in ſeine Hand fallen, dank ſeiner Führung, dank ſeiner braven, tapferen Armee.

Er hatte richtig geahnt.

## Wälder im Walde.

„Langweilig iſt der Kiefernwald?"
Mein Freund, das widerrufſt du bald!

Da denk' ich wohl, du ſahſt ihn nimmer,
Wenn rötlich in den Wipfeln träumt
So ſtill der letzte Sonnenſchimmer
Und alles rings mit Gold ſich ſäumt.
Wenn ſanfte Schwermut wie ein Duft
Liegt in der weichen Abendluft,
Und ſich der Wald im letzten Strahle
Abſpiegelt in dem glatten See,
Indes zum Wieſengrund im Thale
Vorſichtig zieht das ſchlanke Reh,
Und bei der Droſſel letztem Liede
Sich niederſenkt der Abendfriede.

Doch auch im ſtillen Sonnenſchein
Und bei des Mittags heißen Lüften,
Wo alles ſchwimmt in harz'gen Düften,
Da wandr' ich gerne dort allein.
Zu häupten nur ein ſanftes Singen,
Zu Füßen im durchſonnten Kraut
Ein Wetzen, Schwirren und ein Klingen.
Am Sandhang ſtehn die Schwebefliegen
Und die Perlmutterfalter wiegen
Um Blumen ſich. — Sonſt kaum ein Laut,
Als aus der hohen Luft zuweilen,
Wo der Milan die Kreiſe ſchwingt,
Ein ferner Schrei. — Die Ammer ſingt
Verſchlafen ihre kurzen Zeilen
Am Waldesrand. Auch flötet wohl
Verſteckt im Wipfel ein Pirol.
Hier ſchreit ein Häher rauh und eigen,
Dort klopft ein Specht. —
Dann wieder Schweigen.

Doch wenn das rote Stammgewimmel,
In deſſen Wipfeldecke fügt
Sich manch ein Stück vom blauen Himmel,
Dem müden Blick nicht mehr genügt,
Da magſt du ihn zum Boden ſenken,
Und neue Wunder wirſt du ſehn:
Ein zierlich Wäldchen ſiehſt du ſtehn,
Viel ſchöner, als du mochteſt denken,
Von Heidekraut und Heidelbeeren.
Die kleinen Bäumchen ſtehn ſo zierlich,
So feinverzweigt und ſo manierlich,
Als ob der wahre Wald ſie wären.
Viel Tierchen halten darin Haus:
Das Hochwild iſt die braune Maus,
Eidechſen huſchen dort am Grunde,
Und Käfer krabbeln durch das Laub.
Die Spitzmaus ſchnüffelt dort nach Raub,
Und in der ſonn'gen Mittagsſtunde,
Da fliegt um ſeine niedern Wipfel
Manch Schmetterling mit buntem Tüpfel
Und bietet ſeine Pracht zur Schau:
Gelb, hellbraun, feuerfarb und blau.

Biſt du nun dieſes Anblicks müd,
Da mag dein Blick noch tiefer ſteigen:
Ein drittes Wäldchen wird ſich zeigen,
Darin es eifrig lebt und blüht.
Und wahrlich keines von den ſchlechten!
Es baut ſich auf aus Moos und Flechten,
Und ſieh, wie reizend es ſich zeigt:
Hier zierlich tannenbaumverzweigt,
Dort fein veräſtelt wie Korallen,
Und hier bebechert und beknopft,
Dort Keulchen ſiegellackbetropft,
Und hier Trompetchen, die nicht ſchallen.
Und in dem wunderwinz'gen Wald,
Wie es von tauſend Tierchen wimmelt,
Wie's lebt und webt und kriegt und krimmelt
Und von den feinſten Stimmlein ſchallt!
Und ſcheint das Völkchen noch ſo nichtig,
Sie treiben es genau ſo wichtig
Wie all die Großen ringsumher
Und freun ſich ihres Lebens ſehr!

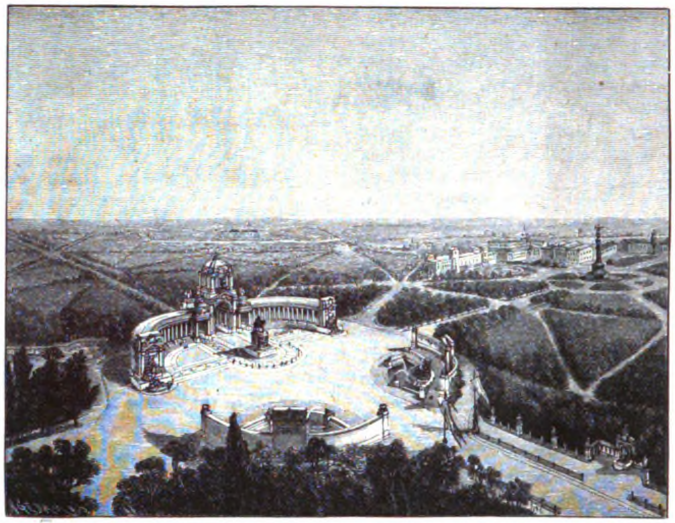
Nun, lieber Freund, ich frage wieder:
Schlägſt du nicht deine Augen nieder
Und ſprichſt beſchämt: „Man irrt ſich bald!
Ich bin beſiegt und ganz geſchlagen
Und will es niemals wieder ſagen:
Langweilig iſt der Kiefernwald!"

Heinrich Seidel.

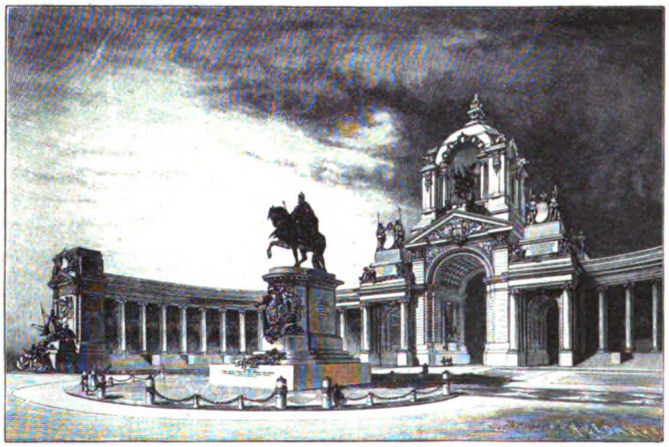
## Die Preiskonkurrenz für das Nationaldenkmal Kaiſer Wilhelms I.

Von Otto Felſing. (Abdruck verboten.)

Am 30. Januar erließ der Reichskanzler auf Grund der vom Bundesrate und dem Reichstage, als Vertretung des deutſchen Volkes, gefaßten Beſchlüſſe ein Preisausſchreiben für ein „würdiges“ Nationaldenkmal unſers zum ewigen Frieden eingegangenen Heldenkaiſers, und ſchon acht Monate ſpäter, am 30. September, war das Preisrichterkollegium in der Lage, von den etwa 150 eingegangenen, in den Räumen des Moabiter Ausſtellungspalaſtes zur Schau geſtellten Entwürfen zwei mit erſten Preiſen von je 10000 Mark und vier mit zweiten Preiſen von je 3000 Mark zu prämiieren. Es iſt das Schickſal aller Juroren für Preiskonkurrenzen, daß mit ihrer Entſcheidung faſt nur diejenigen einverſtanden ſind, denen die erſten Preiſe zuerkannt werden; außer dieſen pflegt faſt alle Welt mit der Entſcheidung unzufrieden zu ſein und entweder über „Kurzſichtigkeit und mangelndes Kunſtverſtändnis“ oder aber über „Koterieweſen,“ wenn nicht gar über beides zuſammen, zu klagen! Auch die Jury für dieſes Nationaldenkmal iſt nicht im ſtande geweſen, viele andere außer den Prämiierten ſelber zufriedenzuſtellen, wenngleich bei ihr weder von Kurzſichtigkeit, noch auch von mangelndem Kunſtverſtändnis und am allerwenigſten von Koterieweſen und Nepotismus die Rede ſein konnte. Von letzterem nicht, weil kein Entwurf anerkannter großer Meiſter an erſter Stelle gekrönt worden iſt, ſondern im weſentlichen „neue Männer“ aus der Wahl hervorgegangen ſind, und von erſterem nicht, weil die Zuſammenſetzung der Jury eine ſichere Gewähr gibt, daß zu ihr ganz ausſchließlich ſolche Männer gehören, die reifes äſthetiſches Urteil und zugleich den Blick für die praktiſchen Erforderniſſe einer Denkmalsſetzung verbinden.



Die mit dem erſten Preis gekrönten Entwürfe zum Kaiſer Wilhelm-Denkmal: Entwurf Bruno Schmitz-Düſſeldorf: Geſamtanſicht.

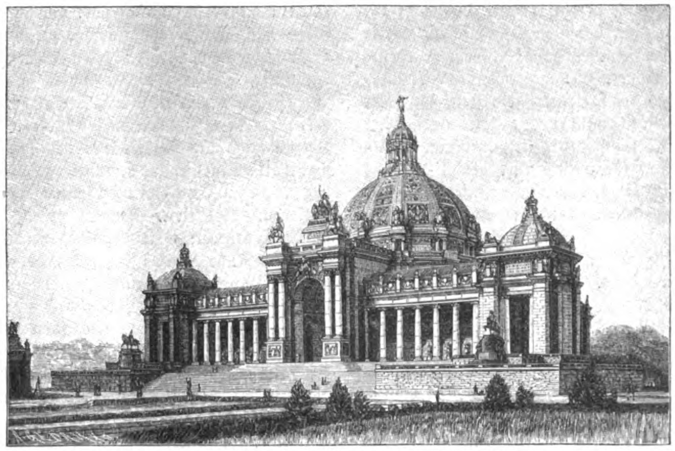


Die mit dem erſten Preis gekrönten Entwürfe zum Kaiſer Wilhelm=Denkmal: Entwurf Bruno Schmitz-Düſſeldorf: Einzelanſicht.

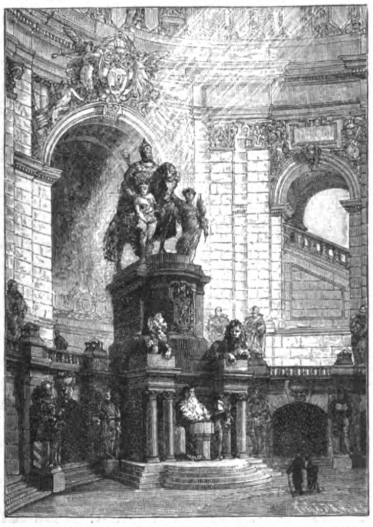
Von den durch dieſe Jury geprüften Entwürfen waren 45 in plaſtiſchen Gipsmodellen ausgeführt (Maßſtab für das Reiterſtandbild 1:10, für die Skizze der bei vielen Entwürfen geplanten Baulichkeiten 1:100), während die übrigen Entwürfe nur in Zeichnungen mit Grundriſſen, Querſchnitten ꝛc. beſtanden. Allen Entwürfen aber war nach der Vorſchrift des Preisausſchreibens ein Lageplan im Maßſtabe von 1:200 beigefügt worden. Das war erforderlich, weil bei dieſem Denkmal eine Hauptſchwierigkeit in der richtigen Wahl des Platzes lag, weil es darauf ankam, das verlangte „würdige“ Denkmal auch auf einen würdigen, damit in Einklang ſtehenden Platz zu bringen. Über die Platzfrage mußte der Künſtler demgemäß mit ſich im reinen ſein, ehe er an die Kompoſition des Denkmals ging.

Es ſtanden nun für das Nationaldenkmal freilich ſieben Plätze zur Verfügung; aber das vermehrte die Schwierigkeit nur, zumal kaum einer dieſer Plätze ſo wie er iſt, ohne Umgeſtaltung, zu verwerten wäre. Sie liegen alleſamt in der Gegend der Stadt, welche in hiſtoriſcher wie politiſcher Hinſicht als das Herz der Reichshauptſtadt bezeichnet werden muß, jener Hauptader, durch die das Weltleben Berlins pulſiert; ſie liegen auf und an der Straße, die nicht nur geweiht iſt durch das in ihr ſich vollziehende Leben und Wirken der Hohenzollernkönige und -Kaiſer ſeit Jahrhunderten bis auf dieſen Tag, ſondern die auch Zeugin war von der Erreichung jeder Etappe, die Preußen-Deutſchland auf ſeinem Wege zum Ziele zurücklegte: in der Gegend der zur Via Triumphalis, aber auch in den Trauertagen von 1888 zur Via Funeralis gewordenen Straße „Unter den Linden“ mit ihren Anfangs- und Endabſchlüſſen im Oſten und Weſten, nämlich der Gegend um das königliche Schloß und der Gegend um das Brandenburger Thor, mit Einſchluß des dahinterliegenden Teiles des Tiergartens und des „Königsplatzes.“ Nur hier kann einzig und allein ein Nationaldenkmal für Kaiſer Wilhelm I ſtehen! — Wo aber am beſten, am wirkungs- und bedeutungsvollſten innerhalb dieſer Strecke?

Es hat ſo ziemlich jeder der ſieben hier zur Verfügung ſtehenden Plätze unter den konkurrierenden Bildhauern und Architekten ſeine Liebhaber gefunden; aber nur wenige von allen Entwurfeinſendern haben ſich mit geringfügigen Abänderungen derſelben begnügt! Verleitet von dem Wunſche, außerordentliches zu ſchaffen, um ſo das verlangte „würdige“ Denkmal zu liefern, und noch mehr verleitet von dem Gedanken, daß bei einer ſolchen einzigen Gelegenheit „das Geld gar keine Rolle ſpiele,“ haben ſich die meiſten Konkurrenten in ſo tief einſchneidenden Abänderungsvorſchlägen gefallen, daß bei Ausführung derſelben nicht nur die Phyſiognomie dieſes Teiles der Reichshauptſtadt eine völlig unkenntliche werden würde, ſondern daß auch Bauten von hiſtoriſcher Bedeutung und Kunſtwert einerſeits, anderſeits große Teile des mit ſo enormen Opfern an Geld und Kraft gepflegten Tiergartens verſchwinden müßten! Da wollen z. B. einige der Konkurrenten „ganz einfach“ die Univerſität mitſamt der Kunſtakademie niederreißen, um ihre Denkmalsbauten an deren Platz zu ſtellen; da wollen andere mitten in der „City“ von Berlin Hunderte von Häuſern einreißen und die Spree zudämmen, um eine Zahl phantaſtiſch aneinanderkriſtalliſierter, freilich ſchöner gotiſcher Dome und Kapellen, mit einem Reiterſtandbildchen davor, aufzuführen! Andere wollen wieder das Opernhaus mehr oder minder weit „verſchoben“ wiſſen, und ſchließlich noch andere das Brandenburger Thor ganz abbrechen, oder es bis zur Unkenntlichkeit überbauen. Der eine will es einfügen in ein Konglomerat von Tempelbauten und Säulengängen, zwei weitere wollen es „nur“ um 70 Meter in die „Linden“ hineinſchieben, während drei oder vier Konkurrenten es weiter in den Tiergarten hinausſetzen und dabei den Tiergarten vor dem Thore auf Hunderte von Metern raſieren wollen, ganz zu geſchweigen von den Herren, welche die Gebäude am Pariſer Platz dem Erdboden gleichgemacht zu ſehen wünſchen.



Die mit dem erſten Preis gekrönten Entwürfe zum Kaiſer Wilhelm-Denkmal: Entwurf Rettig-Pfann: Geſamtanſicht.



Die mit dem erſten Preis gekrönten Entwürfe zum Kaiſer Wilhelm-Denkmal: Entwurf Rettig-Pfann: Einzelanſicht.

Von all dieſen Platzveränderungsvorſchlägen wird ſicher kein einziger zur Ausführung kommen, namentlich nicht ſeitdem Kaiſer Wilhelm, der ſich von der Konkurrenzausſtellung „ſehr enttäuſcht“ gefühlt hat, dieſe Vorſchläge durchaus zutreffend als „unglaubliche Ideen“ bezeichnet hat. Schon die Rückſicht auf die manchmal bis zu 50 Millionen gehenden Koſten der Platzerwerbung muß eine große Zahl dieſer Projekte unausführbar erſcheinen laſſen, denn von einer gewiſſen Ziffer an ſpielt das Geld bei der Sache doch eine Rolle, namentlich wenn es bloß zur Befriedigung der Bauluſt konkurrierender Architekten ausgegeben werden ſoll! Denn ... und hier kommen wir an einen Punkt, der bei dieſer Konkurrenz ganz ungewöhnlich hervorſtechend iſt und auch von Kaiſer Wilhelm als „höchſt erſtaunlich und überraſchend“ bezeichnet wurde ... die Architekten haben ſich in einer ſo umfangreichen, ſo ins Auge ſpringenden Weiſe an dieſer Konkurrenz beteiligt wie noch nie zuvor! Und zwar haben die meiſten derſelben geradezu ungeheuerliches in baulichen Entwürfen geleiſtet. Iſt doch die Mehrzahl der von ihnen vorgeſchlagenen Bauten ſo koloſſaler Natur, daß die entweder im Innenraume oder vor den Bauten ſtehende Reiterſtatue, alſo das eigentliche Denkmal, um deſſen willen jeder Entwurf ja nur geſchaffen wurde, faſt ganz dagegen verſchwinden, daß es den Geſamtanblick des Denkmals abſolut nicht verändern würde, wenn man ſtatt der Reiterſtatue etwa einen Sarkophag ins Innere des Gebäudes, einen Springbrunnen oder einen Gaslaternenkandelaber vor dasſelbe ſetzte! Die Herren Architekten ſchwelgen zum Teil in den Stilen aller Völker und aller Jahrhunderte, ja, Jahrtauſende, und übertrumpfen ſich gegenſeitig durch die unmöglichſten Bauformen! Von manchen, und zwar nicht gerade von abſolut Unbedeutenden, kann man direkt ſagen, daß ſie ganz ungeheuerliches geliefert haben. — Das gilt freilich auch von manchen Bildhauern. Haben doch einige ihre Reiterſtatue ... von deren Ausſehen wir gar nicht weiter ſprechen wollen! ... auf einen Sockel geſetzt, der entweder Sarkophagform oder die Geſtalt eines Kirchturmes, wenn nicht gar eines ſpitzen Berges hat, zu deſſen Gipfel Hunderte von Menſchlein emporkrabbeln, als wollten ſie ſich ſchleunigſt vor der hereinbrechenden Sündflut retten! Einer der Konkurrenten (der unglücklicherweiſe dasſelbe Motto gewählt hat wie ſein mit dem erſten Preiſe gekrönter Kollege Schmitz, dem nun irrtümlich auch dieſe „Variante“ des Entwurfes zugeſchrieben wurde) hat dem Sockel ſeines Denkmals eine Form gegeben, die ſich gar nicht beſchreiben läßt, weil ſie mit keinem Dinge auf der Welt Ähnlichkeit hat, und um dieſen Sockel eine große Anzahl von hockenden, knieenden, ſich bückenden und ſtehenden Menſchen placiert, ſo unbegreiflich unſchön, daß der Volksmund ſie zu-

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

treffend die „Kartoffelbuddler“ genannt hat! — Das alles kann aber nicht vergeſſen machen, daß der Geſamteindruck der Ausſtellung jener Entwürfe Zeugnis ablegt vom Vorhandenſein einer überraſchend großen Fülle zwar nicht genialer Werke, aber doch bedeutender Künſtler, und den Beweis dafür liefert, daß eine impoſante Summe künſtleriſcher Kraft zur Bethätigung gelangt iſt! Es wäre ungerecht, das nicht mit aller Entſchiedenheit zu betonen!

Allerdings, auch das muß betont werden, daß nach allgemeiner Anſicht die Jury zwar bedeutende und ſchöne Werke preisgekrönt hat, daß aber eine Anzahl mindeſtens ebenſo „würdiger“ und ebenſo ſchöner, vielleicht ſogar noch zweckdienlicherer Arbeiten, als es die preisgekrönten ſind, ganz leer ausgegangen iſt. Am ſchärfſten über den Urteilsſpruch der Jury hat wohl Kaiſer Wilhelm ſelber geurteilt, wenn er ungeachtet ſeiner Genehmigung ihrer Beſchlüſſe geſagt hat und für ſeine Worte ausdrücklich die weiteſte Verbreitung wünſchte: daß er „keinem der ausgeſtellten Entwürfe einen Preis gegeben haben würde.“

Sehr beachtenswert iſt unter den nichtprämiierten Entwürfen der Entwurf von Begas. Dieſer Entwurf iſt allerdings ein würdiger und der Aufgabe gerecht werdender, er hat aber daneben auch vieles ſehr Anfechtbare und ſogar Sonderbarkeiten, wie z. B. die ſtörend häufige Anbringung von Löwen (acht Stück!) auf dem breit ſich hinlagernden Poſtamente. Man kann den Ausſpruch eines Beurteilers begreiflich finden, der ſagte: Der Künſtler hat nur beim oberen Teil ſeines Werkes an die Verherrlichung des Heldenkaiſers, beim unteren Teil aber wohl an den plaſtiſchen Schmuck einer Menagerie gedacht! — Noch ſchöner iſt das wahrhaft entzückende, in edelſtem Maßverhältniſſe und von der unbeſtreitbar ſchönſten Reiterſtatue gekrönte Denkmal eines Künſtlers, den der Kaiſer erſt dieſer Tage auf Grund früherer Leiſtungen zum königlichen Profeſſor ernannt hat, nämlich der von allen Sonderbarkeiten freie, bedeutende, wahrhaft ſchöne Entwurf des Bildhauers Herter! Daß dieſe Arbeit nicht nur nicht den erſten, ſondern überhaupt gar keinen Preis erhalten hat, iſt nicht leicht zu verſtehen.

Sehen wir uns jetzt einmal ein wenig die Arbeiten an, welchen das Glück eines Preiſes zu teil geworden iſt, und beginnen wir da mit den vier Arbeiten, welche eines zweiten Preiſes für würdig erachtet wurden. Da finden wir zuvörderſt mit dem Motto: „Vivos voco“ ein Denkmal, das ſich als ein Flachkuppel-Bauwerk darſtellt. Es hat vorn, rechts und links vom Eingange zur weitgeſpannten Rotunde unter der Kuppel, zwei Doppelreihen von Dachträgern in Geſtalt von je paarweiſe geordneten und in der geknickt-ſchlottrigen Haltung wie der Kleidung vollkommen gleichmäßigen weiblichen Karyatiden, die ſich höchſt ſonderbar ausnehmen. In der Hinterwand der Rotunde zeigt ſich eine Niſche, und in dieſer ſitzt, ganz wie Barbaroſſa, Kaiſer Wilhelm im Krönungsornate. Das Ganze ſieht aus wie ein Mauſoleum. Als Platz hat ſich der Künſtler, Hildebrandt in Florenz, die Gegend der Siegesallee im Tiergarten, zur Seite der Chauſſee nach Charlottenburg, gedacht. — Ein zweiter Entwurf, Motto: „Deutſch,“ rührt in ſeinem plaſtiſchen Teile von Profeſſor Dr. Johannes Schilling in Dresden her, während die Architektur von Schilling & Gräbner in Dresden ſtammt. Dieſes Denkmal iſt für den Opernplatz gedacht, wohin es indeſſen wohl nicht paßt, und präſentiert ſich als ein gewaltiger, würdevoll-impoſanter Triumphbogen, der oben mit geharniſchten Genien und in den Seitenteilen mit Viktorien gekrönt iſt; die Statue, Kaiſer Wilhelm als Triumphator, ſteht dicht vor dem Bogen, der ſie erdrückt; vor den Bogenpfeilern erheben ſich die Standbilder Bismarcks und Moltkes. — Von Profeſſor Fritz Schaper und dem Architekten Ferber in Berlin rührt der Entwurf mit dem Motto: „Vom Fels zum Meer“ her. Er iſt geplant für den Tiergarten und ſoll in der Achſe der Chauſſee zu ſtehen kommen. Auch er zeigt einen Triumphbogen, an den ſich im großen Halbkreiſe Säulenbauten zur Herſtellung von Feldherrenſtandbildern anſchließen. Dieſe Säulengänge ſind mit vielen Pylonen, Quadrigen, Viktorien, allegoriſchen Darſtellungen der deutſchen Staaten ꝛc. gekrönt, weiſen unten Springbrunnen und Standbilder auf und umſchließen einen weiten Halbrundplatz, auf deſſen mächtiger Plattform ſich die prächtige Reiterſtatue des Kaiſers, flankiert von vier zu den Säulengängen in Beziehung geſetzten Reiterſtandbildern der Könige von Bayern und Sachſen, Kaiſer Friedrichs III und des Prinzen Friedrich Karl erhebt. Der Entwurf macht im ganzen einen monumentalen Eindruck; nur der Abſchluß der Baulichkeiten nach obenzu wirkt etwas geſucht und ſehr unruhig. — Sehr ſchön iſt der letzte der mit einem zweiten Preiſe bedachten Entwürfe, der von vielen Seiten als der vorzüglichſte aller ausgeſtellten angeſehen wird. Er ſtammt vom Bildhauer Hilgers in Charlottenburg (Motto: „Friede“) und iſt für den Eingang des Tiergartens geplant. Er beſteht aus einer wahrhaft edelgeformten Rotunde, gebildet von einem Triumphbogen, an den ſich halbrund Säulengänge mit Wandgemälden ꝛc. ſchließen. Vor dieſer Rotunde erhebt ſich auf ſchönem Poſtamente eine herrliche Reiterſtatue, die den Kaiſer auf bewegtem, aber zur Ruhe gezwungenem Pferde, mit dem Reichsſchwerte in der Hand, in feierlicher, impoſanter Haltung vorführt. Unten am Poſtamente ſitzt als Schmuck der Vorderſeite der Friede … der männliche, bewaffnete Friede unſerer Zeit, der das verteidigungsbereite Schwert in der einen, den Schild und die Friedenspalme in der anderen Hand führt und den Fuß auf den mit menſchlichem Kopfe gebildeten Drachen der Zwietracht ſetzt.

Wir kommen nunmehr zu den beiden Entwürfen, welche mit erſten Preiſen gekrönt ſind. Da wir ſie unſern Leſern im Bilde vorführen, ſo haben wir nicht nötig, ſie zu ſchildern. Wir bemerken daher nur, daß beide Entwürfe als ſehr bedeutend bezeichnet werden müſſen, daß ſie mächtig in der Wirkung und in der That „würdig“ ſind. Der mit dem Motto: „Für Kaiſer und Reich“ verſehene iſt von dem bei faſt allen neueren Konkurrenzen mit Preiſen bedachten Architekten Bruno Schmitz aus Düſſeldorf geſchaffen. Er iſt gedacht für den Kreuzungspunkt der Charlottenburger Chauſſee und der Siegesallee im Tiergarten, der allerdings bei der Ausführung dieſes Entwurfes in beklagenswerter Weiſe geſchädigt werden müßte! — Der andere mit dem erſten Preiſe gekrönte, mit dem Motto: „Kaiſer und Reich“ gekennzeichnete Entwurf, er exiſtiert lediglich in Zeichnungen, ſtellt ſich als ein Pendant zum Reichstagsgebäude, auf der anderen Seite der Siegesſäule dar und würde wohl beanſpruchen müſſen, daß ihm das Krollſche Theater mit ſeinem prachtvollen Garten weicht, wenn nicht beide Gebäude einander arg beeinträchtigen ſollen! Der Entwurf wurde von vielen für ein Werk des Reichstagsarchitekten Wallot gehalten, rührt indeſſen von zweien ſeiner Mitarbeiter, den Architekten Rettig und Pfann her, die allerdings ein großartiges Bauwerk geſchaffen haben, aber leider die Kaiſerſtatue (an deren Sockel Barbaroſſa ſitzt) gleich ſo manchem anderen Konkurrenten in einem geſchloſſenen Raume unterbringen wollen. Hiermit wird man nicht einverſtanden ſein können, ſoviel ſchönes dem Entwurfe auch ſonſt nachzurühmen iſt! Denn die Kaiſer Wilhelm-Statue des Nationaldenkmals muß frei im Freien aufragen, aller Welt ſichtbar, wie ſein Leben aller Welt ſichtbar geweſen iſt!

Und nun erhebt ſich naturgemäß die Frage: welcher von dieſen beiden Entwürfen wird ausgeführt werden? Wir antworten: höchſt wahrſcheinlich, ja, ganz gewiß keiner von beiden, wenigſtens keiner ſo, wie er jetzt iſt! Es wird ſicher eine engere Konkurrenz ausgeſchrieben werden. Zu ihr werden wohl, nach den Worten des Kaiſers, nur etwa fünf bis ſechs Bildhauer zugelaſſen werden, die noch näher zu bezeichnen ſein würden, denn, wie der Kaiſer hinzufügte: „Die Aufgabe iſt nur durch einen Bildhauer zu löſen. Ich weiß gar nicht, was die Architekten mit ihren rieſenhaften Tempelbauten wollen, welche Unſummen verſchlingen würden, ohne daß der Zweck, dem Kaiſer ein würdiges Monument zu ſchaffen, erreicht würde!“

Es darf wohl auch als ſicher angenommen werden, daß für die zur engeren Konkurrenz zugelaſſenen Bildhauer die in der That die Platzfrage am allerangemeſſenſten löſende Erklärung des Kaiſers maßgebend ſein wird, nach welcher „ein Hintergrund gar nicht erſt geſchaffen zu werden braucht,“ wenn man nämlich die alte, unſchöne Häuſerreihe der Schloßfreiheit niederreißt und die hinter ihr fließende Spree zum Teil überbrückt. Dann wird es völlig zutreffen, was der Kaiſer ſagte: „Die Schloßfreiheit iſt der geeignete Platz und das alte Schloß der gegebene Hintergrund für ein Monument, ähnlich denen des Großen Kurfürſten und Friedrichs des Großen.“ — Die Künſtler der engeren Konkurrenz werden ſich hiernach zu richten haben und dann in der That ein Nationaldenkmal ſchaffen können, das „würdig“ des Heldenkaiſers iſt und auch auf dem bedeutungsvollſten wie in architektoniſcher Hinſicht beſten Platze Berlins ſteht!

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Späte Roſe.

Dahin iſt meines Gartens Eden!
Novemberreif deckt jedes Beet.
Nur eine blaſſe Roſe ſteht
Noch zwiſchen trauernden Reſeden.

Im dünnen Kleidchen, zart und loſe
Trotzt ſie dem herbſtlichen Gebraus.
Mehr als des Sommers ganzer Strauß
Rührt uns ſolch eine ſpäte Roſe!

Frida Schanz.

### Der Tachograph.

„Um Gotteswillen, wieder ein neuer Vervielfältigungsapparat! wer wohl darauf hineinfallen wird,“ dachte ich, als ich den Proſpekt des Tachographen zugeſchickt erhielt. Schließlich bin ich ſelbſt darauf reingefallen und befinde mich wohl dabei. Das will um ſo mehr ſagen, als ich zuvor manchen vergeblichen Verſuch gemacht habe, einen brauchbaren Vervielfältigungsapparat zu erhalten.

Die Bedürfnisfrage iſt nicht nötig zu erörtern. Wer Rundſchreiben, Programme, Formulare oder Noten für kirchliche und andere Geſangvereine zu beſchaffen hat, dem muß es höchſt willkommen ſein, die Arbeit mit Hilfe einer kleinen Druckerei ſelbſt machen zu können. Dieſem Bedürfniſſe ſollte der ſeiner Zeit in den Handel gebrachte Hektograph dienen. Aber er hat ſich als unzulänglich erwieſen. Der Hektograph beſteht aus einer elaſtiſchen Platte, die aus einem Gemiſch von Leim und Glycerin angefertigt wird. Man ſchreibt mit einer Anilinfarbe auf Papier und überträgt die Schrift durch einfaches Auflegen auf die halb klebrige Platte. Von dieſer nun umgekehrten Schrift kann man, da die Anilinfarbe eine äußerſt feine Verteilung zuläßt, eine Anzahl von Abzügen nehmen. Die leichte Übertragung, ſowie der Druck ohne Preſſe — das iſt die vorteilhafte Seite des Hektographen. Daß man aber nur eine beſchränkte Zahl von Drucken nehmen kann, daß die Farbe des Druckes matt und unſchön iſt und daß die ſpäteren Drucke, da die Platte nur einmal angefärbt wird, immer ſchwächer werden, ſowie endlich daß die Farbe beſonders im direkten Sonnenlichte ſchnell verbleicht, das ſind Übelſtände, welche den Wert des Hektographen ſehr herabſetzen.

Während nun der Hektograph keinen Boden gewinnen konnte, gelang es dem lithographiſchen Umdruckverfahren deſto beſſer, derart, daß es jetzt wenig Behörden, Landratsämter und Magiſtrate geben dürfte, die nicht ihre lithographiſche Preſſe haben. Dieſe Umdrucke haben den Vorzug, daß ſie mit wirklicher Buchdruckerſchwärze hergeſtellt werden, daß ſie in gleicher Farbe und in beliebiger Zahl anzufertigen ſind und daß ſie von der Poſt als Druckſachen anerkannt werden.

Folgendes iſt das Verfahren: Man ſchreibt mit Umdrucktinte auf präpariertes Papier. Die Umdrucktinte beſteht aus einem verſeiften Fette, alſo einem Stoffe, welcher ebenſogut mit Waſſer als mit Öl in Verbindung gebracht werden kann, das Papier erhält einen dünnen Überzug von Stärkekleiſter. Das Papier wird in Waſſer angeweicht, auf einen Lithographierſtein gelegt und durch die Preſſe geführt. Die Schrift, welche auf dem Stärkekleiſter ſaß, löſt ſich los und bleibt am Steine hängen — natürlich jetzt in umgekehrter Lage, d. h. als Spiegelſchrift. Nun folgt die Vorbereitung des Steines zum Drucke. Hierzu wird der Kalkſtein mit einem Gemiſch von Gummi arabikum und Phosphorſäure angeätzt. Dies hat nicht den Zweck, wie man irrtümlich anzunehmen pflegt, ein Relief zu ſchaffen wie beim Holzſchnitte, mit hochſtehender Schrift und tiefem Grunde, ſondern nur zu bewirken, daß der Stein an den geätzten Stellen Waſſer annimmt. Denn die Lithographie beruht auf der nicht unbekannten Erſcheinung, daß ſich Waſſer und Öl meiden. Der Stein wird alſo gründlich mit Waſſer angenetzt und dann mit einer Walze, welche mit Buchdruckerſchwärze bedeckt iſt, überfahren. Die Farbe bleibt an der fettigen Schrift haften, aber der feuchte, unbeſchriebene Stein ſtößt ſie ab und bleibt alſo farblos. Nachdem der Stein eingewalzt iſt, kommt er unter die Preſſe, und man kann nun mit ihm drucken, ſolange als man will, da er immer wieder eingeſchwärzt wird. Dies iſt alſo das ſogenannte autographiſche Druckverfahren.

Der allgemeinen Einführung dieſes Verfahrens ſteht entgegen, daß man eine Preſſe braucht. Eine ſolche koſtet immerhin ein paar hundert Mark, auch nimmt ſie viel Raum weg. Nun hat man ja möglichſt leichte Preſſen gebaut, indeſſen bleibt auch dann die Sache umſtändlich. Um eine Preſſe zu erſparen, kam man vor etwa zehn Jahren auf die Idee, das mit autographiſcher Tinte beſchriebene Blatt auf eine Leimplatte zu legen, die Schrift abzudrucken und mit Buchdruckerſchwärze einzuwalzen. Die Idee war nicht übel. Die Leimplatte ſaugt das Papier an und gibt bei leichter Preſſung einen Abdruck; man erſpart alſo die Preſſe. Aber die Leimplatte iſt gegen Waſſer ſehr empfindlich. Sie wird bald uneben, und zuletzt ſchimmelt die ganze Geſchichte. Ich ſchaffte mir damals einen ſolchen Apparat an, aber meine 20 Mark waren weggeworfen. Neuerdings bringen G. Gurwitz & Co. in Berlin einen „Tachographen“ (richtiger würde es heißen: Tachygraph, und noch richtiger würde man einen deutſchen Namen wählen) in den Handel, der das ältere Thema wieder aufnimmt, aber in glücklicherer Weiſe löſt.

Der Tachograph iſt einem Buche zu vergleichen, das aus zwei Deckeln beſteht. Die linke Seite enthält einen in einem Eiſenrahmen feſtgeſpannten lithographiſchen Stein. Da dieſer Stein keine Preſſung auszuhalten hat, ſo konnte er entſprechend leicht und dünn genommen werden. Die rechte Seite enthält die auf einer Wachstuchunterlage befeſtigte Leimplatte. Beide Seiten ſind durch ein ſicheres Scharnier miteinander verbunden. Hierzu gehören eine Farbwalze und eine Tuchwalze, Farbtafel, Kaſten und Zubehör. Man ſchreibt mit autographiſcher Tinte direkt auf den Stein, ätzt den Stein an und walzt ein, alles genau ſo wie beim lithographiſchen Umdrucke. Dies Einwalzen iſt die einzige Schwierigkeit beim Verfahren. Aber ſie iſt nicht groß. Ich habe beim erſten Verſuche brauchbare, beim zweiten tadelloſe Abdrücke erhalten. Iſt alſo der Stein druckfertig, ſo wird der rechte Deckel, welcher die Leimtafel enthält, daraufgeklappt und mit der Tuchwalze angewalzt. Die Schrift druckt ſich auf der elaſtiſchen Platte als Spiegelſchrift ab. Von dieſer Platte werden nun in der Weiſe, wie es beim Hektographen geſchah, die Drucke genommen, eine Preſſe iſt alſo entbehrlich. Wird die Farbe verbraucht, ſo ſchlägt man die elaſtiſche Platte auf den Stein zurück und überfährt ſie mit der Tuchwalze. Von Zeit zu Zeit wird der Stein neu eingeſchwärzt. Nach dem Gebrauche wird die elaſtiſche Platte einfach mit Terpentin abgewiſcht und der Stein mit Bimſtein abgeſchliffen. Die erſtere verbraucht ſich gar nicht, der letztere nur in ganz geringem Maße.

Man wird aus dieſer Beſchreibung den Eindruck gewonnen haben, daß der Tachograph ein Vervielfältigungsgerät iſt, das ſich wirklich als brauchbar erweiſt und das vielen, die keine Freunde vom Abſchreiben ſind, willkommen ſein dürfte. M. A.

### Für Vogelfreunde.

Die Vogelfreunde unter unſern Leſern erlaube ich mir darauf aufmerkſam zu machen, daß von der trefflichen „Naturgeſchichte der deutſchen Vögel“ von K. G. Friderich (Stuttgart, Julius Hoffmann) eine neue (die vierte) Auflage in Lieferungen erſcheint.

Das Friderichſche Buch iſt neben dem im Veralten begriffenen Brehmſchen: „Gefangene Vögel“ das weitaus beſte Handbuch für den Vogelfreund. Es umfaßt ja allerdings nur die mitteleuropäiſchen Vögel; die ſogenannten Exoten, d. h. die Sperlingsvögel der fremden Welten, können ja aber auch nur den Anfänger in unſerer Liebhaberei intereſſieren und haben in der Wohnung des echten Liebhabers keinen Platz. Unſere Vorfahren wußten, was ſie ſagten, wenn ſie ſprachen: „Vögel, die nicht ſingen — die ſind nicht von rechter Art.“ Wer aber Spottdroſſel und Schama hält, dem fehlt es nicht an Mitteln, ſich über die entſprechende Ornis zu unterrichten.

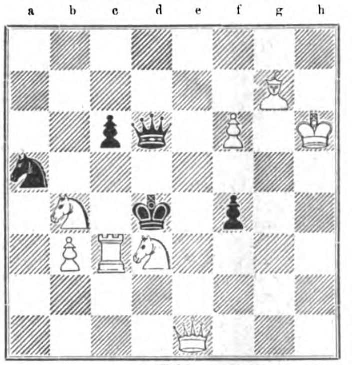
Friderich kennt weitaus die meiſten Vögel, die er beſpricht, aus eigner Anſchauung und er verſteht es ſehr gut, den Leſer in die Lage zu verſetzen, einen ihm noch fremden Vogel zu beſtimmen. Die Schilderung des Vogellebens wirkt, obgleich ſie der Reize des Brehmſchen Stiles entbehrt, gerade durch ihre Schlichtheit doch ſehr anſprechend. Alles, was über Aufzucht der Vögel, ſowie die Pflege der gefangenen geſagt wird, iſt durchaus praktiſch und erprobt. Auch die zahlreichen Farbendrucktafeln (48) werden allſeitig willkommen ſein, obgleich gerade unſere deutſchen Vögel ſich nur überaus ſchwer naturgetreu darſtellen laſſen. Wer könnte wohl die ſanften Schattierungen des Federkleides unſerer Müller-Grasmücke getreu wiedergeben! Immerhin können unſere Farbentafeln beim Beſtimmen gute Dienſte leiſten.

Unſer Buch behandelt, wie noch ausdrücklich bemerkt werden mag, nicht nur die Sing-, ſondern auch die Raub-, Hühner-, Schwimm- und Stelzvögel ausführlich, ſo daß es auch dem Jäger als guter Ratgeber dienen kann.

Die Naturgeſchichte erſcheint in 24 Lieferungen à 1 Mark. Jede Lieferung enthält zwei Farbendrucktafeln und zwei bis drei Bogen Text. Bisher ſind vier Lieferungen erſchienen, in denen von den Erdſängern, Grasmücken, Laub- und Rohrſängern, ſowie den Droſſeln erzählt wurde. —s.

# In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von T. Taverner.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

### 1. Rätſel.

Stets in Prag, doch nie in Minden
Wirſt du meinen Erſten finden,
Und der Zweite wird im Rhein
Immer zu entdecken ſein,
Sicher zeigt ſich in der Mitte
Deinem Auge ſtets der Dritte.
Nie in Rußland, doch in Schwaben
Wirſt du meine Nächſten haben,
Und den Sechſten kannſt du ſehn,
Immer in Italien ſtehn.
Fragſt du mich, wo iſt das Ganze?
Such's in Deutſchlands Dichterkranze.

### 2. Röſſelſprung.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | e | T | tt | n | i | a | |
| u | i | a | D | w | i | g | S |
| r | i | e | e | e | n | e | h |
| **D** | g | i | **M** | S | r | n | b |
| d | o | e | e | **n** | m | n | n |
| e | h | n | Z | n | i | e | e |
| r | m | n | d | t | d | a | e |
| | n | a | e | k | i | d | |

### 3. Vierſilbige Scharade.

Zur Eins, Zwei greift zu allen Zeiten
Nicht jedes Kind mit Drei und Vier,
Zur Schule ſich vorzubereiten,
Fehlt oft die rechte Lernbegier.

Jedoch aus Kindern werden Leute
Und wie's in Rom, Athen geſchehn,
So pflegt man auch bei uns noch heute
Den Wert des Ganzen zu verſtehn.

Man ſieht die erſten Zwei begrüßen
Mit den zwei Letzten überall,
Was jene bieten, froh genießen
Bei Gläſerklang und Liederſchall!

Fr. St.

### 4. Verwandlungsaufgabe.

Durch Umſtellung der Buchſtaben iſt aus zwei Wörtern ein neues Wort zu bilden. So wird aus:

1. Eichel, Uri ein berühmter Kardinal.
2. Gulden, Orb eine deutſche Stadt.
3. Timor, Elba eine Stadt in Nordamerika.
4. Hunte, Eis eine Pflanze.
5. Trieſt, Huſar ein deutſcher Dichter.
6. Senta, Huld eine der Hauptperſonen in einem Drama von Kleiſt.
7. Adler, Hebel eine Waffe.
8. Baron, Eli ein berühmter Kardinal.
9. Ruben, Mole eine außereuropäiſche große Stadt.
10. China, See eine Stadt in Deutſchland.
11. Achſel, Hirn ein Fiſch.
12. Sachs, Eli eine der Parzen.
13. Horn, Ilſe eine Stadt in Deutſchland.
14. Grund, Biene eine Stadt in Deutſchland.
15. Emil, Gala ein bibliſcher Name.

Sind die richtigen 15 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines deutſchen Dichters.

### 5. Diagonalrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| a | a | a | b | c | c |
| e | e | g | h | h | h |
| i | i | i | l | m | n |
| n | n | n | p | r | r |
| r | r | s | s | s | s |
| t | t | t | t | u | u |

Die hier eingetragenen Buchſtaben ſollen ſo geordnet werden, daß in den wagerechten Reihen bekannte Wörter entſtehen. Dieſe ſind:

1. Ein europäiſches Königreich, 1. ein Vogel, 3. ein männlicher Name, 4. eine Leinwandſorte, 5. ein geiſtiges Getränk, 6. ein Wild.

Iſt alles richtig gefunden, ſo nennen die beiden Diagonalen von oben nach unten und dann von unten nach oben einen bekannten Namen aus der Reformationszeit.

### 6. Rätſel.

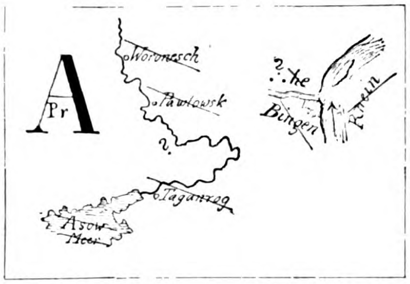
Solange Kopf und Fuß intakt,
Geh ich auch meinen kurzen Trab;
Doch wenn ein Halteſeſt mich packt
Und reißt den Kopf und Fuß mir ab:
Dann bleibt, wie man's auch wende,
Von mir nichts als das — Ende!

### 7. Rätſel.

Soll ich der Wächter deiner Güter
Und deiner Habe Bürge ſein,
So laß, ich rat' es dir, den Hüter
Mit deinen Schätzen nicht allein.
Was aber wirſt du, Leſer, ſagen,
Verſtehſt du mich in rechtem Sinn,
Daß ich, um es nur kurz zu ſagen,
Das Rätſel und die Löſung bin.

R. F.

### Bilderrätſel.



### 8. Dreiſilbige Scharade.

Du Ganzes, das hier lang ſchon lebte,
Wie alle Erſten litt und ſtrebte,
Auch du warſt einſtens eine Dritte.

Und dir, du Sohn der flücht'gen Stunde,
Ertönt' das Wort aus heil'gem Munde,
Rückwärts zu lenken deine Schritte,

Der Sünde Blendwerk zu entſagen,
Im Herzen, wie in fernen Tagen
Wieder zu werden eine Dritte!

Fr. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 6.

**Bilderrätſel.** Komiſche Alte.

**Dameſpielaufgabe.**

| | |
|---|---|
| 1. Dg1 — d4 | 1. b2 — c1 D am beſten |
| 2. Dd4 — g7 | 2. h6 — f8 † |
| 3. g5 — h6 | 3. Dc1 — g5 † |
| 4. h6 — f4 † | 4. f8 — e7 oder — g7 |
| 5. f4 — e5 oder — g5 gewinnt. | |

**1. Kreisrätſel.**

Eintracht macht ſtark.

**E**riwan
**I**ndien
**N**athan
**T**raben
**R**oggen
**A**zoren
**C**eylon
**H**opfen
**T**urban
**M**inden
**A**achen
**C**armen
**H**aſſan
**T**riton
**S**ultan
**T**heben
**A**lbion
**R**uſſen
**K**aftan.

**2. Rätſel.** Schandau — Spandau.

**3. Wortkette.**

1. Athene
2. Nevada
3. Danae
4. Eboli
5. Lilie
6. Erica
7. Canoſſa
8. Samoa
9. Apia
10. Aloe
11. Eliſe
12. Sepia
13. Adria
14. Azompa
15. Pavian
16. Andernach
17. Nachtigall
18. Gallweſpe
19. Petarde
20. Deviſe
21. Seneca
22. Cabrera
23. Ratibor
24. Borgia.

**4. Kapſelrätſel.** Mi—rabe—au.

---

**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Regen im Salon. Nach dem Bilde von Edmund Blume. — Die Not unſerer höheren Schulen. I. Von Dr. E. von Sallwürk-Karlsruhe. — „Auf dem Wege nach Orleans.“ Von Tanera. Mit dem Bilde gleichen Namens von L. Kolitz. — Wälder im Walde. Gedicht von Heinrich Seidel. — Die Preiskonkurrenz für das Nationaldenkmal Kaiſer Wilhelms I. Von Otto Felſing. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Späte Roſe. Gedicht von Frida Schanz. — Der Tachograph. — Für Vogelfreunde. — In unſerer Spielecke.

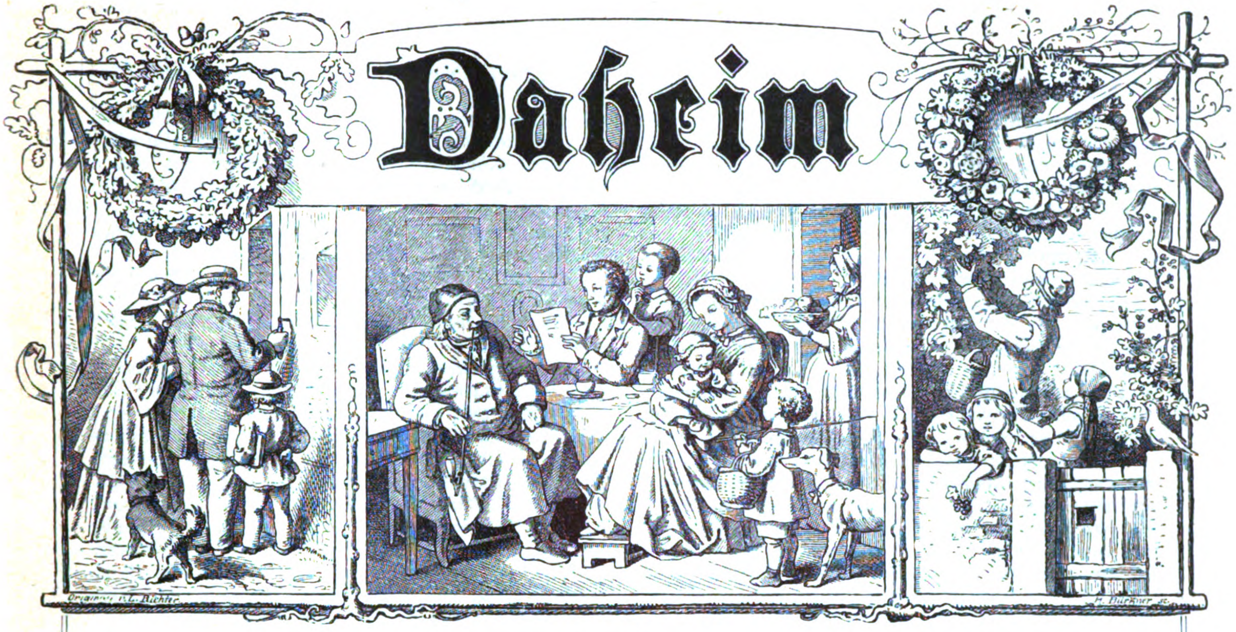
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

# Daheim



## Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. November 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 8.

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Aſten betrachtete durch ſein Fernglas geraume Zeit die ſchöne, nun buchſtäblich zu Füßen der Deutſchen hingezwungene Stadt. Er ſpürte die Ermüdung des überſtandenen Kampfes erſt, als er das Glas ſinken ließ. Er warf danach noch einen Blick in den Garten. Dieſer hatte faſt ein ſüdliches Ausſehen. Granaten, bedeckt von ſchönen purpurnen Blüten, und Orangen, in deren ſteifen Zweigen ſchneeige Blüten und grüne Früchte hingen, bildeten, aus ſchweren Kübeln am Rande der Kieswege ragend, zierliche Alleen; in den Beeten hoben ſich die vollen Kelche der Centifolie in farbenleuchtender Fülle, und hinter der rundverſchnittenen Buchenhecke, welche das Nützliche vom Schönen trennte, ſah Aſten in den Kronen der Zwergbäumchen goldfarbene Pfirſiche und Birnen, während ein Regiment krausköpfiger Kohlköpfe in den Beeten für den vorſorgenden Sinn der Hausfrau zeugte.

Aſten verweilte nicht lange bei der Betrachtung dieſer Herrlichkeiten, ſondern ſtreckte ſich auf die Chaiſelongue, dem Bett gegenüber. Unter einem Bilde des erſten Napoleon ſtand zwiſchen beiden Fenſtern ein Schränkchen von geſchnitztem Ebenholz, das die Alabaſterſtatuette einer Nonne ſchmückte. In den wallenden Schleiern ſah das zierliche Frauenbild angenehm fein und weiß aus ſeiner luftigen Höhe herab.

„Sollte die hier ſpuken,“ dachte Aſten, „ſo wünſchte ich, daß ſie mir liebe Züge annehme, die Züge Friederikens …“ Er dachte ſich ihr zartes Geſicht unter dem Stirnſchleier und ſchloß dabei die Augen. Aber allzu ermüdet, ſchlief er zu feſt, um zu träumen, oder doch, um ſich ſeiner Träume bewußt zu werden. Als ſein Wachtmeiſter ihn nach etlichen Stunden weckte, um Rapport zu erſtatten, richtete er ſich nur aus einem tiefen Vergeſſen auf. Streitende Stimmen, die aus den unteren Räumen des Hauſes kamen, zogen ihn ſogleich in die Gegenwart zurück.

„Was iſt unten los?“ fragte er.

„Ach, die Burſchen haben ihren Spaß mit der Alten. Sie haben 'rausgekriegt, daß ſie eine Ziege im Keller hält — wahrſcheinlich aus Furcht, man werde ihr das Tier ſonſt ſchlachten — und unterhandeln jetzt mit ihr, um welchen Preis es am Leben bleiben ſoll. Sie verlangen, die Alte ſolle für den Herrn Major kochen, da ſie das doch jedenfalls verſtehen, auch die nötigen Zuthaten beſſer zu beſchaffen wiſſen werde.“

„Nun, und ſie geht darauf ein?“

Der Wachtmeiſter zuckte die Achſeln.

„Sie verſtändigen ſich ſchwer und waren noch nicht zu Ende. Aber es wäre vielleicht beſſer, ſie verlangten es nicht. Die Alte iſt ein hexenhaftes Weib, und ich möchte nicht eſſen, was ſie gekocht hat. Ich glaube, ſie wäre im ſtande, einem jeden von uns zu vergeben. Überhaupt werden die Weiber hier, die jungen wie die alten, fuchsteufelswild, ſobald ſie nur eine deutſche Uniform zu ſehen bekommen.“

Aſten fragte nach dienſtlichen Sachen und ſah, als ihn der Wachtmeiſter verlaſſen hatte, wieder zum Fenſter hinaus. Da erſchien wirklich die Alte mit einer ſchönen, ſchwarz und weiß gefleckten Ziege, die ſie an einem Stricke an den Beeten herumführte und die Kürbis- und Bohnenranken benagen ließ. Nun liefen auch die Burſchen herzu und ſuchten ihr begreiflich zu machen, die Bohnen dürfe das Tier nicht freſſen, die wollten ſie für die Küche haben. Sie riefen: „Soupe! soupe!“ und brachen die Kerne aus den Hülſen, um ihr zu erklären, was ſie ſagen wollten, aber ſie antwortete haſtig, was ſie denn dem Tiere geben ſolle, da ſie ſonſt nichts für dasſelbe habe?

Aſten ſchob die Rebenranken beiſeite und rief hinunter, die Leute ſollten die Frau zufrieden laſſen, es ginge ſie nichts an, was ſie mit ihrem Gemüſe mache. Die Soldaten ent-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

fernten ſich. Die Alte aber zog, ſobald ſie des Vorgeſetzten Stimme hörte, ihr rotgeblümtes Kopftuch mit zorniger Gebärde in die Stirn, ließ die Ziege allein weiden, ſchnitt eine Schürze voll Kohlköpfe ab und ging gleichfalls ins Haus.

Etwa eine Stunde darauf brachte der Burſche Aſtens Abendbrot: einen Teller dampfender Kohlſuppe, in welcher ein Stück Fleiſch geſotten war. Aſten koſtete und fand das Gericht vorzüglich.

„Mamſell Jeanneton hat es gekocht,“ grinſte der Mann.

„Hat ſie es freiwillig gethan?“

„Gewiß. Ich glaube, ſie thäte noch ganz was anderes, wenn wir nur ihre Ziege am Leben laſſen. Die iſt ja das reine goldene Kalb für ſie. Sie hat nur die Bedingung geſtellt, daß wir aus der Küche bleiben, ſolange ſie darin iſt, ſie könne unſere ſchreckliche Sprache nicht hören. Na, den Gefallen können wir ihr ja thun. Was Schädliches ins Eſſen kochen kann ſie nicht, weil ſie ja auch ſelber von mitißt.“

Aſten kam die Bedingung doch etwas ſonderbar vor. Er ſagte aber nichts, ſondern ſchärfte nur dem Burſchen nochmals ein, alle möglichen Rückſichten gegen die Frau zu nehmen.

Es mußte das auch geſchehen; denn der Major bekam von da ab keine Klagen mehr zu hören, wohl aber ein zwar einfaches, doch ſchmackhaft gekochtes Eſſen. Die Ziege ſuchte ſich dafür das ihre, wo es ihr zuträglich erſchien. Es war nur jene befremdende Bedingung, welche Aſten veranlaßte, trotz dieſes anſcheinenden Friedens einmal in der Küche nach Jeannetons Walten zu ſehen. Eine Stunde vor dem Eſſen, zu der Zeit alſo, zu welcher ſie allein darin zu ſein pflegte, begab er ſich hinunter. Schon vor der Thüre war es ihm, als höre er im Flüſtertone einen ſprechen. Mit ſchnell erwachendem Verdacht legte er das Ohr an die Thüre. Dieſe war morſch, voll feiner Ritzen, und ließ die Laute hörbar genug hindurch. Der Horchende hörte denn auch eine männliche Stimme, welche fragte: „Es wohnt nur der eine Offizier im Hauſe?“ — und die weibliche, die erwiderte: „Ja!“ Dann ſprach die erſtere: „Sie könnten ihn alsdann vergiften, da Sie ja ſein Eſſen kochen.“

Die Antwort darauf wurde ſo leiſe gegeben, daß Aſten ſie nicht verſtand. Er wartete auch nicht länger, ſondern öffnete entſchloſſen die Thür. Die Alte ſtand beim Herd, und ein Mann ſaß neben ihr. Letzterer trug eine blaue Bluſe, weiße Hoſen und einen ſchwarzen Hut, der ihm faſt bis in die Augen hineinfiel. Er hatte einen Kropf und ſchielte. Der Major taxierte ſein Alter auf etliche zwanzig Jahre.

Die Frau ſowohl, wie der Mann ſchraken zuſammen, als ſie die Thüre gehen hörten, und dieſer drückte ſich in eine Ecke.

„Wer ſind Sie,“ fragte Aſten, „und was ſuchen Sie hier?“

„O es iſt ein Nachbar, der ein bißchen Salzfleiſch für ſeine kranke Frau holen wollte,“ antwortete Jeanneton an Stelle des Befragten.

Der Major wollte erwidern, ward aber durch ein Geräuſch, das er unter ſeinen Füßen hörte, geſtört.

„Iſt hier ein hohler Raum,“ fragte er, nach dem Fußboden ſehend.

Der Mann in der Ecke wurde käſeweiß, und die Stimme der Alten klang nicht ganz ſicher, als ſie antwortete:

„Ja, ein Keller und — und Bicette iſt darin.“

„Ihre Ziege? Wie kommt die da hinein?“

„Ach, ich habe ſie immer gern in meiner Nähe und — und da unten thut ihr niemand was zu leide.“

„Oben auch nicht. Und es ſcheint mir ſehr unſauber, ſolch ein Tier in demſelben Raume mit Eßwaren zu halten.“

Und ſich aufrichtend fügte der Major zu dem Schielenden gewandt hinzu: „Haben Sie einmal die Güte, ſich in Ihre Wohnung zurückzubegeben! — Hier durch dieſe Thür — etwas ſchneller! So! Und Sie leuchten mir in dieſen Keller. Stecken Sie ein Licht an, während ich einen meiner Burſchen rufe.“

Die Stimme des Weibes zitterte, während es ſtöhnte: „Aber warum denn? Ach, Herr Major, es iſt ja nichts darin, außer Bicette, und Bicette fürchtet ſich ſo vor — vor fremden Menſchen.“

„Thut mir leid,“ ſagte Aſten und rief ſeinen Burſchen.

Die Frau ſteckte unwillig ein Licht an, öffnete hinter dem Herde eine Bodenthür in der Diele und rief jammernd hinab: „Bicette, erſchrick nicht! Ach meine kleine, kleine Bicette, es kommen Fremde!“

„Laſſen Sie nur dieſe Benachrichtigungen,“ ſagte Aſten ärgerlich, „und geben Sie mir das Licht.“

„Nein, allein können Sie nicht gehen, allein nicht. Bicette erſchrickt zu ſehr.“

Aſten riß der Jammernden das Licht aus den Händen und ſtieg hinunter. Hinter ihm ſein Burſche.

Bicette polterte unten allerdings wie beſeſſen und rannte an ihrem Strick wie raſend in die Runde, ſobald ſie die Eindringlinge hörte. Der Keller war geräumig, und es ſtand allerhand Gerümpel darin; in einer Ecke lag auch ein Haufen trockener Blätter, Bicettes Lager; daneben lehnte ein leerer Futtertrog. Etwas Verdächtiges ließ ſich nicht entdecken. Der Major ſtieg deshalb nach kurzem Aufenthalte wieder hinauf. „Es iſt wirklich nur eine Verrücktheit der Alten, die Ziege da unten einzuſperren,“ dachte er, befahl aber, die Frau ſolle weder mehr für ihn kochen, noch im Hauſe irgendwelchen Beſuch empfangen dürfen. Seitdem ließ ihn eine wachſende Unruhe nicht los und machte ihm das Quartier unbehaglich.

Frankreich hatte damals bereits begonnen, den an ſich ſchon ordnungsloſen, eilig geſchaffenen Armeen der nationalen Verteidigung noch freiſtreifende, zuchtloſe Banden anzureihen, welche jetzt als unbewaffnete, dem Anſchein nach friedliche Bürger die Schonung, ja den Schutz des Feindes erflehten, in der nächſten Stunde aber ihm tückiſch den Todesſtoß gaben.

Dieſe Uniformloſen, welche keinem Geſetze der Kriegführung unterſtanden, bedrohten den deutſchen Soldaten, wo er ſich am ſicherſten glaubte, im Quartier, auf Fourageritten und wo immer er vereinzelt oder waffenlos ſich zeigte. Bereits war es vorgekommen, daß die Einwohner kleinerer Städte, in welchen Deutſche lagen, nachts mit hinzugezogenen Freiſchärlern die ahnungslos Schlafenden in ihren Betten überfallen und ermordet hatten. Man mußte alſo mit dieſer räuberiſchen Kriegführung rechnen, und es war, auch an Orten, die völlig ſicher ſchienen, jederzeit Wachſamkeit am Platze.

Aſten ließ dieſe auch nicht mehr außer acht, obgleich einige Tage lang nichts Verdächtiges geſchah.

Eines Nachmittags ſaß er, mit dem Ordnen ſeiner Briefe beſchäftigt, in ſeinem Zimmer. Er hatte die Menge eng und voll beſchriebener Bogen, die er nun ſchon aus der Heimat erhalten hatte, ſorgfältig zuſammengelegt, ohne ſich weiter mit ihnen zu beſchäftigen, einige wenige Karten aber, auf denen er die Worte mühelos zählen konnte, hielten ſeine Aufmerkſamkeit eine halbe Stunde lang gefangen. F. v. W. ſtand am Fuße einer jeden, in kleiner, feſter, klar ausgeführter Schrift. Es ſtand wirklich ſo wenig auf dieſen Karten, daß der Empfänger etwas hineinlegen mußte. Ob ſie das ebenſo verſtand wie er, wenn ihr ſeine Briefe zu Händen kamen? Ob auch ſie herauslas, was in der Geheimſchrift des Herzens zwiſchen den Zeilen ſtand? … Darüber dachte Aſten lange nach, und er ſah im Geiſte ihre kleinen, ein wenig ſonnenverbrannten Hände … Hätte ſie eine größere Pflege auf ſie verwandt, ſo wären es reizende Händchen geweſen, ſo aber waren es eigenwillige, naturfriſche, knabenhafte Hände. Aſten verglich ſie im Geiſte mit anderen, die er kannte. Da waren diejenigen des alten Weibes da unten … ſonderbar, daß ihm die gerade als ein Gegenſatz einfielen! Indeſſen — er hatte ihr neulich das Licht entriſſen und ſie dabei berührt. Da hatten ſie ſich ſamtartig weich angefühlt, nicht wie die Hände eines Bauernweibes, auch nicht wie die eines alten Weibes … Und dann die Augen dieſer Alten … Waren die nicht in ihrem feurigen Zorn auch jung? … Der Major fing an ſehr nachdenklich zu werden. Er wollte doch darauf achten …

Was war das für ein Schrei? … Er kam aus der Küche oder aus Jeannetons Zimmer, das daneben gelegen war …

Und jetzt ertönte er noch einmal und noch einmal!... Aſten warf ſeine Briefe hin und lief hinunter. Als er die Thüre der Küche aufriß, prallten ſeine Soldaten zurück. Zwei hielten bunte Tücher in den Händen, ein anderer ſah auf eine grauhaarige Perücke, die auf ſeinen Stiefeln lag. Zwiſchen ihnen ſtand ein Mädchen mit zornſprühenden Blicken, ein Scheit Holz in den zur Abwehr erhobenen Händen. Nackte, bräunliche Schultern erhoben ſich in ſchwellenden Linien über dem weißen Hemd, eine ſchwarzglänzende Flechte hing bis zu den Hüften hinab, während eine andere noch um den Kopf geſchlungen war. Die ganze Geſtalt, das Geſicht waren von überraſchender Schönheit; und der älteſte der Burſchen, auf deſſen Stiefel die Perücke lag, blickte entſetzt abwechſelnd auf dieſe, auf einen Höcker von Lappen, der in ſeinen breiten Fäuſten hing, und auf die herrlich gewachſene Geſtalt...

„Nu ſüch einer dat Hexenvolk,“ murmelte er verdutzt, während auf ſeinem breitknochigen, pommerſchen Geſicht ſich das dümmſte Erſtaunen malte.

Aſten erfaßte den Vorgang im Augenblicke, da er ihm ja förmlich Antwort auf die kaum in ihm entſtandene Frage gab. Das Mädchen flog, als es ihn ſah, zu ihm hin, warf das Scheit fort und umfaßte ſeinen Arm.

„Sie werden mich ſchützen!“ rief es leidenſchaftlich aus. „Ich kann mich kleiden, wie ich will! Ich kann alt oder jung ſein, wie ich will! Dieſe Elenden haben deshalb kein Recht, mir die Kleider vom Leibe zu reißen...“

„Gewiß nicht,“ antwortete Aſten ruhig, „aber Sie haben das ſelbſt hervorgerufen. Warum nahmen Sie eine Rolle auf ſich, die Sie nicht durchführen konnten? Sobald die Maske den Leuten verdächtig vorkam, war zu erwarten, daß ſie verſuchen würden, dieſelbe gewaltſam zu lüften.“

„Sie... Sie werden mich ſchützen?“ ſtammelte die Getadelte wie vorher.

„Ich werde das gar nicht nötig haben,“ ſagte Aſten ernſt, „denn es wird Sie jetzt, wo wir wiſſen, wer Sie ſind, niemand mehr beläſtigen. Jungens, macht mal, daß ihr hier rauskommt,“ kommandierte er dann auf deutſch: „Kehrt! marſch!“

Die drei marſchierten kerzengerade hinaus. Der Major bückte ſich und reichte die am Boden liegenden Tücher dem Mädchen.

„Hier ſind Ihre Toilettengegenſtände; die übrigen ſind, denke ich, künftig überflüſſig. Wenn Sie dieſe hier in Ruhe wieder angelegt haben, bitte ich mir zu geſtatten, Sie auf Ihrem Zimmer zu beſuchen, und mir alsdann mitzuteilen, wie es kommt, daß Sie in dieſem Hauſe allein zurückgeblieben ſind.“

Er verbeugte ſich und verließ die Küche.

Das Mädchen ſtand hochatmend eine Minute mit den Tüchern in der Hand da. Dann ſtürzte ſie in ihr Zimmer, ſetzte ſich und ſah ſchweigend vor ſich hin.

Sie war wie benommen. Aſtens gleichgültiger Ruhe war es vollkommener als der täppiſchen Neugierde der Soldaten gelungen, ihre Faſſung zu erſchüttern. Wie kam es, daß ihn nichts in Erſtaunen ſetzte? — Konnten ihre Schönheit, ihre Jugend völlig ohne Eindruck auf ihn bleiben? Hatte er nicht vor ihr geſtanden ſo gleichgültig, entſchloſſen, ſicher, als ob er einen Rekruten einexerziere?... Nicht eine Minute hatte er ſeine kalte Beſonnenheit verloren... Sie war es, die wie auf ein Rätſel auf ihn blickte. Mit demſelben Ausdrucke wanderten ihre Blicke jetzt noch durch die Stube. Er werde kommen, hatte er ihr geſagt, und danach fragen, weshalb ſie hier allein geblieben ſei... Nein! das wollte ſie nicht! Hierherein durfte er nicht... Eher wollte ſie — ja, ſie wollte zu ihm! Beſſer den Löwen in ſeiner Höhle aufſuchen!...

Sie erhob ſich und trat vor ihren Toilettentiſch. Sie ſah abſcheulich aus mit den gemalten Falten und Runzeln im Geſicht, und es trieb ihr das Blut in die Wangen, als ſie dachte, daß er ſie ſo und mit der unordentlichſten Kleidung geſehen hatte. Hätte er mit einem Zucken der Wimper verraten, daß ihn ihre Schönheit dennoch verblüffte, daß es ſein Intereſſe, ſeine Neugierde, ebenſo wie die der Soldaten, erregte, zu entdecken, daß unter der alten Maske ſich ein junges, blühendes Weib verſtecke, er wäre für ſie ein Alltagsmenſch geweſen wie jene, nicht wert, daß ſie ihn beachtete. Aber ſo, wie er ſich ihr gezeigt, hatte er den feſten Entſchluß in ihr geweckt, ſeiner Gleichgültigkeit Trotz zu bieten. Es war unverſchämt von ihm, ſo gelaſſen zu bleiben. Sie wollte ihm zeigen, daß ſie mindeſtens ſo ruhigen Blutes ſei, wie er!...

Nicht ohne Mühe entfernte ſie die häßlichen Malereien. Die ſchönen, ein wenig ſtrengen Formen des Geſichtes rundeten ſich jugendlich, ſobald die künſtlichen Falten aus ihm entwichen. Die ſchwarzen, mandelförmigen Augen enthüllten ihr Feuer unter den breiten, weitaufgeſchlagenen Lidern, der Mund nahm ſeine weichen, jugendlichen Linien an. Sie türmte das ſchwere ſchwarze Haar in kunſtvoller Friſur in vielen Rollen vom Hinterkopfe nach der Stirn empor. Die Züge waren ſo regelmäßig, daß ſie ſelbſt unter dieſer entſtellenden Friſur noch feſſelnd blieben, aber die Fülle des Haares machte es ſchwierig, es ſo unterzubringen. Als dies endlich gelungen war, trat die gänzlich Veränderte an einen Wandſchrank, nahm ein Trauerkleid heraus und legte es an. Es ſchloß ſich knapp um die volle Figur. Sie betrachtete nachdenklich das Innere des Schrankes, ſchloß ihn darauf ab, ſteckte den Schlüſſel in ihre Taſche, ſah ſich mißtrauiſch im Zimmer um, verſchloß dann auch dieſes und begab ſich zu dem Offizier.

Schon bei ihrem Eintreten entdeckte ſie, daß es ihr gelungen war, ihn doch zu verblüffen. Er war verwundert, zumal ſie in der Friſur und dem Kleide, das ſie gewählt, wirklich ausſah wie eine Dame, welche beanſpruchen konnte, daß er ihr ſeinen Beſuch machte. Ihre Schönheit blieb auch nicht ohne Wirkung auf ihn. Nun hatte das doch etwas Peinigendes für ſie. Sie hätte nicht anders gehandelt, hätte ſie den Entſchluß wiederholen müſſen, aber ihre Feſtigkeit konnte ſie kaum davor bewahren, verlegen zu werden. Er erlaubte ſich, ihre Erſcheinung diesmal neugieriger zu betrachten. Ohne Fehler war ihre Schönheit nicht. Die Haut, im übrigen friſch und weich, ſpielte in der Farbe zu ſehr ins Gelbe, die Mundwinkel hatten einen herben, verächtlich geſenkten Zug, und über ihnen lag ein zarter ſchwärzlicher Flaum, ein Anſatz zu feinem Schnurrbärtchen, der nicht zu verkennen war. Aber zeichnete gerade dies nicht verführeriſch die weiche Bildung der Lippen nach? Hob der gelbe Hautton nicht die von langen Wimpern umſäumten dunklen Augen in leuchtenderem Glanze hervor? Zog nicht ſogar eine kleine, bräunliche Warze, zwei Finger breit von dem Anſatz des linken Ohres, den Blick nur öfter auf das zartgerundete Oval der Wange hin?

Aſten gab ſich Mühe, ſeine Überraſchung auch diesmal nicht bemerkbar werden zu laſſen. Er erhob ſich, als ſie kam, und verneigte ſich, ohne mit einem Worte zu offenbaren, daß er dies Kommen nicht erwartet habe. Er bot ihr einen Sitz an, aber ſie nahm dieſen nicht, ſondern blieb ſtehen und ſtützte nur die Hand auf den Tiſch.

„Ich komme ſelbſt, um Ihnen zu ſagen, was Sie wiſſen wollen. Sie ſollen nicht denken, daß ich mich fürchte,“ ſagte ſie.

„Daran habe ich gar nicht gedacht,“ antwortete er ruhig.

Sie errötete unter ſeinem prüfenden Blicke, raffte aber ihre ganze Entſchloſſenheit zuſammen, richtete ſich in feſter Haltung auf und erwiderte: „Das iſt mir lieb, denn ich werde mich entſchließen müſſen, hier im Hauſe zu bleiben, ſo ungern es auch geſchieht.“

„Sollten Sie das wirklich müſſen?“ fragte er befremdet. „Ich meine, Sie werden doch wohl irgend eine Familie im Dorfe haben, die bereit iſt, Ihnen ein Obdach zu geben?“

Der herbe Zug grub ſich tiefer um ihre Lippen.

„Ich gehöre nicht in dieſes Dorf, und die Leute in ihm mögen mich nicht. Ich bin Pariſerin und bleibe lieber für mich.“

„So!... Aber wie kommen Sie dann hierher?“

Sie ſchloß für eine Sekunde die Augen, um die Flammen des Haſſes zu verbergen, die aus ihren dunklen Tiefen emporſchoſſen, und ſagte kurz mit harter Betonung: „Das Haus gehört einem Vetter meiner Mutter, einem ältlichen Junggeſellen, der mit einer alten Magd hier wohnte. Vor kurzem ſtarb meine Mutter in Paris und ließ mich arm zurück. Bald darauf kam dieſer Vetter und holte mich zu ſich. Ich ſollte ihm die Wirtſchaft führen. Aber ich merkte bald, daß er mich heiraten wollte, und das mochte ich nicht. Ich möchte mein Leben nicht hier verbringen, ich kann mich in das Dorfleben nicht finden. Ich hoffte in Paris eine Stellung zu finden, noch ehe er ſich erklärt hätte. Da brach der Krieg aus und zerſtörte unſere Pläne. Wir beſchäftigten uns mit anderen Sorgen, und eines Morgens hieß es: die Preußen kommen! Am Morgen darauf war mein Liebhaber fort und ſeine alte Magd mit ihm, jedes nach einer anderen Seite, glaube ich, bei Nacht und Nebel entwichen. Mich hatten ſie zu benachrichtigen vergeſſen. Solch ein unnützes Gepäck, wie ein Mädchen, nimmt man ja auch, wenn die Reiſe eilig iſt, nicht gern mit. Ich blieb alſo hier und beſchloß, mir auf meine Weiſe zu helfen. Ich machte mich alt, wie Sie wiſſen, um neuen Bewunderern zu entgehen. Aber ich hatte auch darin kein Glück ...“

Aſten hörte aufmerkſam zu und fühlte ein aufrichtiges Bedauern für das Mädchen. Er hörte viel Bitterkeit aus den kurzen Worten und erriet, daß hier ungewöhnliche Schönheit, die unter glücklichen Verhältniſſen wohl der Stolz geweſen wäre, in dieſen Tagen in Wahrheit zu Furcht und Zittern Veranlaſſung geben konnte.

„Ich wünſchte, Sie wären glücklicher geweſen,“ ſagte er wärmer, „denn es iſt immerhin mißlich für ein junges Mädchen, allein in einem Hauſe voll Soldaten zu bleiben. Ich rate Ihnen nochmals, wenn Sie irgend jemand im Dorfe kennen...“

Wieder ſchloſſen ſich die dunklen Wimpern halb über den Augen, und der hübſche, herbe Mund antwortete ein kurzes „Nein!“

Aſtens prüfender Blick wurde ſchärfer. Eigentümliche Zweifel ſtiegen in ihm auf. „Sie haben zu entſcheiden,“ ſagte er langſam, „aber bedenken Sie wohl, daß Ihr Ruf leiden wird und muß, wenn Ihre Dorfgenoſſen erfahren, daß Sie freiwillig hier im Hauſe bleiben. Es iſt nun einmal nicht Sitte, daß ein junges Mädchen ſo ſelbſtändig auftritt, ganz beſonders bei Ihren Landsleuten nicht ...“

„Sie irren,“ erwiderte das junge Mädchen kalt und ſah ihn gerade an, „man würde es mir hier verdenken, wollte ich das Haus verlaſſen. Soldaten ſind ja auch überall.“

Er zuckte die Achſel. „Thun Sie, was Sie wollen.“

Sie nickte. „Ich bitte Sie nur nochmals, dafür zu ſorgen, daß ich in meinem Zimmer von niemand beläſtigt werde.“

„Davor ſind Sie ganz ſicher.“

„Ich danke. Adieu.“

Sie verließ ihn mit einer kaum ſichtlichen Kopfbewegung. Er blieb nicht gerade in zufriedener Stimmung zurück. Es ſchien ihm im erſten Augenblicke verdrießlich, daß ſie im Hauſe blieb. Es konnte doch Anlaß zu neuen unangenehmen Szenen geben. Und wer bürgte ihm dafür, daß ihre Landsleute den Entſchluß ſo auffaßten, wie ſie erwartete?

Sie war wirklich auffallend ſchön. Wenn ſie die Stirn ein wenig nach rückwärts bog und die dunklen Wimpern halb ſchloß, ſah das ſtrenge, regelmäßige Geſicht aus, wie ein von Meiſterhand gemeißeltes Meduſenhaupt.

Aſten verfiel in tiefes Sinnen. Alles, was ſie bewog zu bleiben, hatte ſie ihm nicht geſagt, wohl das Wichtigſte nicht. Das galt es, jetzt ſelbſt zu ergründen und auf ſeiner Hut zu ſein, damit das Mädchenantlitz den nüchternen Verſtand nicht verwirrte.

„... Sie könnten ihn vergiften ...“ Die Worte fielen ihm wieder ein. Schade, daß er ihre Antwort darauf nicht gehört hatte ... Daß ſie allein aus Abneigung gegen ihre Dorfgenoſſen blieb, war ſicherlich nicht wahr. Dieſe Abneigung wäre jedenfalls vor dem Patriotismus, der ja alle gegen die Feinde verband, gewichen ...

Der Major beſchloß, ein ſcharfes Auge auf das Mädchen zu haben, aber ſchon in den nächſten Tagen zerſtörte ſie jedes Mißtrauen. Sie lebte ſo völlig für ſich, als gäbe es außer ihrer Ziege kein Weſen von Intereſſe auf Erden. Das Tier pflegte ſie allerdings mit beinahe krankhafter Zärtlichkeit, brachte es morgens in den Garten, kochte ihm mittags ſelbſt die Tränke und holte es eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang regelmäßig zurück. Im Garten ſaß ſie oft ſtundenlang bei ihm, ſtreichelte es, ſprach mit ihm und gab ihm Salz. Aſten beobachtete ſie ein paarmal, ſie aber ſah nie zu ihm hin. Und doch wähnte er, ſie müſſe ſich nach einem Menſchen ſehnen, mit dem ſie wenigſtens ein paar Worte tauſchen könne, und wäre es in Streit und Zorn, — alles beſſer als dieſe öde Einſamkeit, in welcher ſie ihre Tage verträumte.

Er fing an, ernſtliches Mitleid mit ihr zu fühlen. Sie trug ihre Verlaſſenheit ſo entſchloſſen, als dürfe ſie vom Schickſal nichts anderes begehren. Gerade das rührte ihn. Und dazu kam ein nicht ganz abzuweiſendes Gefühl des Vorwurfes, daß er teilweiſe doch ſchuld an ihrer Vereinſamung trage. Hatte er doch verboten, daß irgendwer mit ihr verkehre ...

Als er ſie am fünften Tage wieder mit der Ziege im Garten ſah, ging er zu ihr. Es war doch das wenigſte, das er für ſie thun konnte, daß er einmal ein paar freundliche Worte an ſie richtete.

Sie ſaß auf einem Bänkchen unter einem vollblätterigen Holunderſtrauche und reichte der Ziege die ſchwarzen Beeren. In dem hellen Mittagslichte ſah das mattgelbe Geſicht mit den ſchönen, verächtlichen Linien mehr noch wie in Marmor gemeiſelt aus als am Abend. Als Aſten näher kam, zuckten die langen Wimpern auf, und den Offizier traf ein ſo feindſeliger Blick, daß er unwillkürlich ſtehen blieb.

„Iſt Ihnen meine Gegenwart zuwider?“ fragte er grüßend.

Sie antwortete mit der Gegenfrage: „Wünſchen Sie etwas von mir?“

„Aufrichtig geſagt, nein! Sie thaten mir nur leid, als ich Sie ſo einſam ſah, und ich wollte mich bemühen, Sie etwas zu unterhalten. Ich bin leider nicht ganz unſchuldig daran, daß Sie ſonſt niemand ſehen.“

„O, ich verlange nach niemand.“

„Dann ſoll ich mich wohl entfernen?“

„Wie Sie wollen.“

Sie ſtreckte langſam eine ihrer ſchmalen, weichen, gelben Hände vor und ſtreichelte das Tier.

Es war dieſe Bewegung, in der etwas Weiches lag, was der Härte der Worte widerſprach, die Aſten zurückhielt.

„Sie haſſen uns Deutſche ſehr,“ fragte er, „es muß deshalb unendlich peinlich für Sie ſein, mit uns in einem Hauſe zu bleiben.“

„Ich haſſe Sie nicht mehr als andere, und in jedem Hauſe würde ich Deutſche finden.“

„Das iſt richtig, aber in jedem wären Sie nicht ſo ausſchließlich auf ihre Geſellſchaft angewieſen.“

Sie hob wieder die Wimpern und ſah ihn diesmal zornflammend an.

„Ich finde es wenig rückſichtsvoll, mich fortwährend aus einem Hauſe, das doch ſicher eher meines als Ihres iſt, hinauszuweiſen.“

Er nickte. „Höflich iſt es nicht,“ verſetzte er, „darin haben Sie recht, aber Sie müſſen mir zugeben, daß es nicht gerade angenehm iſt, mit jemand in einem Hauſe zu leben, der ſich offen zum heftigſten Haß gegen uns bekennt.“

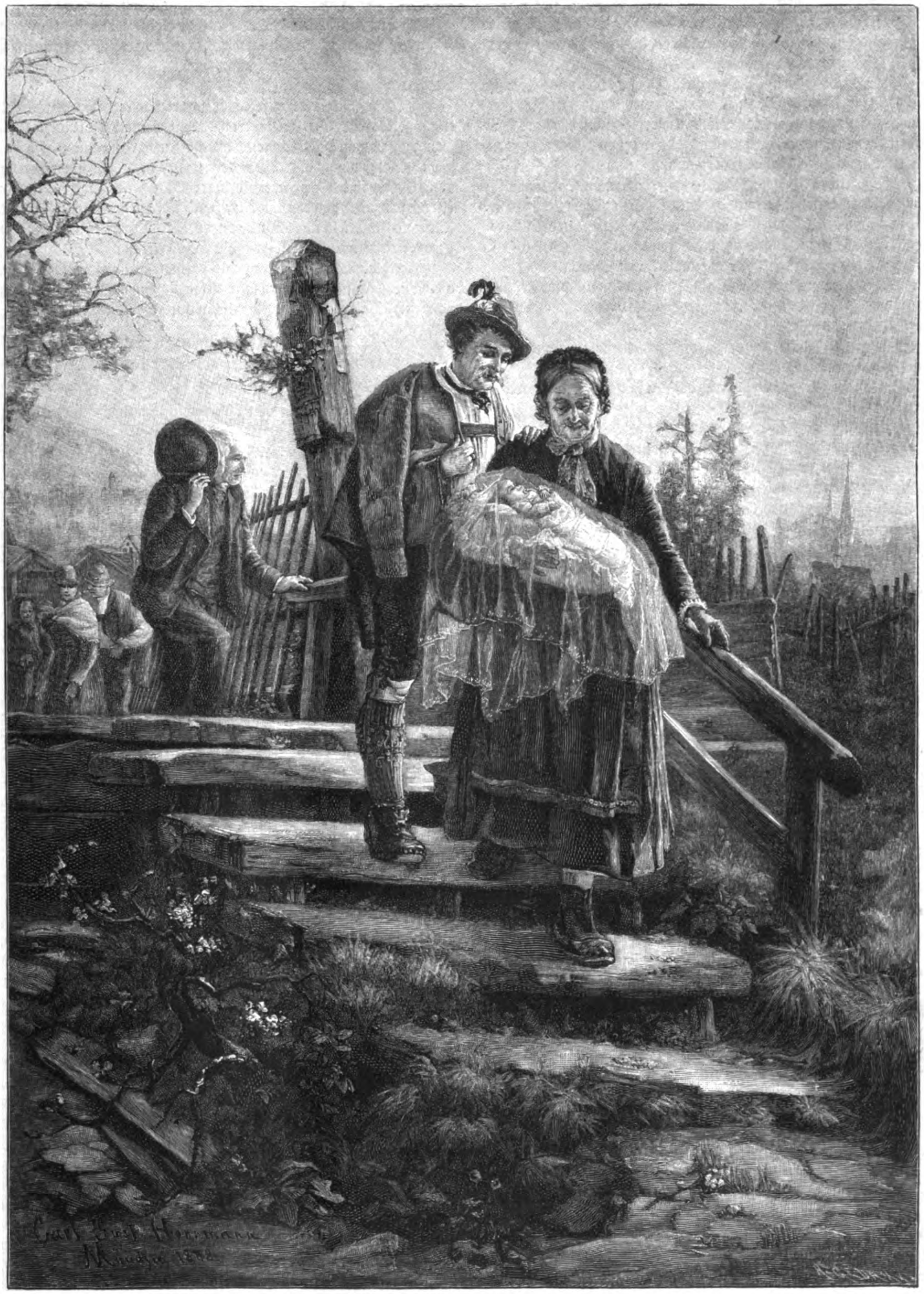
Sie rückte den Kopf mit ihrer abweiſenden Bewegung.

„Meine Gefühle können Ihnen gleichgültig ſein.“

„Nicht ganz. Gefühle pflegen doch häufig die Wurzeln von Thaten zu bilden, und ich glaube, die, welche aus den Ihren erwüchſen, könnten meine Gleichgültigkeit erſchüttern ...“

Er unterbrach ſich für einen Augenblick und fragte dann, neugierig, wie ſie die Frage aufnehmen werde: „Was haben Sie z. B. jenem Landsmann, den ich bei Ihnen traf, geantwortet, als er Ihnen vorſchlug, mich zu vergiften?“

Sie konnte doch noch ein ganz Teil bleicher werden als gewöhnlich und ſah jetzt farbloſer aus als Marmor. Für einen Augenblick verlor ſie völlig die Faſſung; ihre Lippen bebten und ihre Augen ſahen ihn beſtürzt an, als ſuchten ſie in den ſeinen zu leſen, was er mehr noch wiſſe.



Ein Taufgang in Tirol. Nach dem Gemälde von Carl Guſtav Herrmann.

„Nun?“ fragte er.

„Sie haben gehört?…“ ſtammelte ſie.

„Ja. Ich beging die Unſchicklichkeit, zu horchen.“

Sie beſann ſich und ſagte dann, langſam ruhiger werdend: „Dann müſſen Sie auch wiſſen, daß ich das Verbrechen zurückwies. Ich bin keine Giftmiſcherin.“

Er nickte wieder. „Das habe ich gehofft und — beinahe mehr. Darf ich aus Ihrer Antwort verſtehen, daß ich mich auch darin nicht täuſchte? Sie halten es ſelbſt für ein Verbrechen, dem Feinde, der uns nicht im offenen Kampfe gegenüberſteht, nach dem Leben zu trachten?“

Ihr bleiches Geſicht bekam einen ſeltſamen Ausdruck — den Ausdruck tiefen Seelenleidens. „Laſſen Sie mich,“ ſagte ſie wie gequält, „ich darf ſo etwas nicht entſcheiden…“

Und ſie erhob ſich, als wollte ſie gehen.

Doch er ergriff mit der Rechten ihren Arm.

„Nein, verzeihen Sie… Wir müſſen uns erſt verſtändigen. Ich muß das wiſſen: Sie halten ſolche That für ein Verbrechen?…“

Sie ſenkte wieder die Wimper, als wolle ſie ihren Blick dem ſeinen verſchließen.

„Ich bin eine gute Patriotin. Man ſoll das Vaterland über den Einzelnen ſtellen.“

„Auch über Ehre und Gewiſſen?“

„Judith tötete Herodes, und Jeanne d'Arc ſchlug mit dem Schwerte Frankreichs Feinde,“ ſagte ſie lauter, im Nachdenken Mut gewinnend.

„Und Sie möchten eine Judith oder Jeanne d'Arc werden?“

Sie fühlte die Gefahr. Sie ſchlug die Augen zu ihm auf und fragte herb: „Fürchten Sie ſich vor mir?“

Er lächelte. „Nein. Ich bin nicht gewöhnt, mich vor Frauen zu fürchten, obgleich ſie ja gewiß oft gefährlich ſind… gefährlicher als Männer.“

Sie verſuchte ſich ſeiner Hand zu entziehen.

„Nun, dann laſſen Sie mich.“

„Nein,“ ſagte er wieder und hielt ſie entſchloſſen feſt. „Ich bedaure, aber ich muß Sie zwingen, ein Verhör zu beſtehen. Sie wollen mir nicht erklären, daß Sie es für ein Verbrechen halten, hinterliſtig des Feindes Leben zu gefährden, und doch kann ich Sie nur, wenn Sie dieſe Auffaſſung teilen, als Hausgenoſſin behalten. Bedenken Sie, wir können täglich einen Kampf hier erwarten. Wenn Ihre Pariſer Brüder einen Ausfall verſuchen, was ſoll ich dann mit Ihnen machen?“

„Warten Sie das doch ab,“ ſagte ſie und kehrte ſich von ihm.

„Gewiß werde ich das thun, ſobald ich Ihr Verſprechen habe. Ich werde Ihrem Wort vertrauen, denn ich glaube Menſchenkenntnis genug zu beſitzen, um zu erraten, daß Sie es nicht brechen werden. Alſo bitte, hören Sie, was ich begehre: falls es zum Kampfe kommt, werden Sie nichts thun, was uns ſchädlich werden könnte?“

Ihr Arm zitterte merklich unter ſeinem Griffe. Schließlich murmelten die entfärbten Lippen: „Erzwingen Sie mein Verſprechen?…“

Er glaubte ſie zu verſtehen: ihre Seele war nicht ſo ſtark, wie ſie geglaubt; ſie ſchwankte zwiſchen ihrem Patriotismus und ihrem Gewiſſen.

„Wenn Sie es wünſchen, erzwinge ich es auch,“ ſagte er. „Alſo nur unter meiner Bedingung dulde ich Ihr Verweilen hier im Hauſe. Sprechen Sie nun.“

„Gut denn: falls es zum Kampfe kommt…“ wiederholte ſie langſam ſeine Worte und weiter, wie er verlangte.

„Recht ſo,“ ſagte er und ließ ſie los, „das war das Verſprechen. Nun möchte ich noch eine Frage thun: falls etliche von uns in dem Kampfe verwundet werden, werden Sie ſich denjenigen Ihrer Schweſtern anſchließen, welche den Beruf der Frau in Werken der Liebe erkennen und die Verwundeten pflegen?“

„Verlangen Sie, daß ich das auch noch verſpreche?…“

„Ich verlange es nicht, denn alle Werke der Barmherzigkeit ſind freiwillige, aber ich möchte wiſſen, wie Sie als Frau ſich zu dieſer Frage ſtellen. Es könnte immerhin geſchehen, daß ich als Verwundeter in Ihre Hände fiele, ich oder einer der Meinen. Bitte, würden Sie uns dann pflegen?“

Sie faltete die Hände und atmete ſchwer. Dann antwortete ſie: „Die Verwundeten ſind nicht unſere Feinde. Sie ſchaden dem Vaterlande nicht mehr… Ja, ich würde ſie pflegen.“

„Ah,“ ſagte er zufrieden, „damit wäre alſo unſere Stellung geklärt. Ich freue mich, Ihnen fortan die ganze Verehrung bezeigen zu können, welche ich der Herrin des Hauſes gern entgegenbringe. Da wir nun jetzt entſchieden in ein neues Verhältnis zu einander treten, muß auch unſer Verkehr ein friedlicherer werden. Mindeſtens können wir einen Waffenſtillſtand ſchließen… fürs erſte. Darf ich bitten, daß Sie mir zur Bekräftigung desſelben die Hand reichen?“

Er hielt die ſeine hin, und ſie legte zögernd, widerſtrebend die ihre hinein, die er mit kurzem, warmem, feſtem Drucke umfing. Dann grüßte er militäriſch und ging. (Fortſ. folgt.)

---

## Die Not unſerer höheren Schulen.

Von Dr. E. von Sallwürk-Karlsruhe.

II.

(Abdruck verboten.)

Wir haben bisher von höheren Schulen im allgemeinen geſprochen, ohne auf die verſchiedenen Geſtaltungen derſelben Rückſicht zu nehmen. Es könnte auch ſcheinen, daß es erſt dann an der Zeit ſei, vom humaniſtiſchen Gymnaſium, vom Realgymnaſium, von den verſchiedenen Arten der Realſchule und der vielgeſtaltigen Klaſſe der höheren Bürgerſchule zu reden, wenn es ſich herausgeſtellt, welche Bildungsſtoffe überhaupt wir dieſen Schulen insgeſamt zur Bearbeitung zuzuweiſen haben. Aber die Erfahrung lehrt, daß ſchon das Beſtehen dieſer verſchiedenen Schulgattungen an ſich zu Mißgriffen in den Lehrplänen geführt hat. Das Gymnaſium weiſt manche wohlbegründete Forderung zurück, weil das Realgymnaſium ihr vielleicht beſſer genügen kann. Dieſes überläßt der älteren Anſtalt manches, was, wenn vielleicht auch in geringerem Umfange, auch in ſeinem Lehrplane vertreten ſein müßte. Die Realſchulen treiben manches läſſig, weil die anderen Schulen dafür mehr Zeit verwenden können, und alle Schulen endlich machen heutzutage aus ihrem Lehrplane eine Parteiſache; aber man weiß ja, wie es dem Kranken geht, wenn drei Ärzte ſich über ihn zanken. Wir fragen alſo zunächſt: *Iſt die Scheidung des höheren Unterrichts in eine humaniſtiſche und eine realiſtiſche Seite berechtigt?*

Wir ermangeln klarer Beſtimmungen über Zweck und Ziele der *Gymnaſien*. Da jedoch der Staat, in deſſen Händen dieſe Art von höheren Schulen faſt ausnahmslos liegt, ſeinen Beamten außer der auf der Univerſität zu erlangenden fachlichen die allgemeine gymnaſiale Vorbildung vorſchreibt, ſo kann die Anſicht nicht irrig ſein, daß das Gymnaſium dazu beſtimmt ſei, die dem jeweiligen Kulturſtande entſprechende höchſte allgemeine Bildung zu vermitteln. Unter dieſer Annahme iſt es zu rechtfertigen, daß auch die ſpäteren Kirchendiener und die Ärzte ihre allgemeine Vorbildung auf dem Gymnaſium zu ſuchen haben. In der That ſtellt das, was unſere Gymnaſien heute lehren, den Inbegriff der höchſten Bildung dar, welche die weſteuropäiſchen Völker bis zum Schluſſe des XVII. Jahrhunderts erreicht hatten. Von da an folgt das Gymnaſium der fortſchreitenden Bildung der Zeit nur ungern und mit äußerſt ungenügenden Zugeſtändniſſen, ſo daß im Laufe des XVIII. Jahrhunderts Abzweigungen vom alten Gymnaſium ſtattfinden: die Kavalieranſtalten (Ritterakademieen ꝛc.) für die höchſte weltmänniſche, die Realanſtalten für die höchſte induſtrielle Ausbildung. Neuere Sprachen, Naturwiſſenſchaft und Mathematik, welche dem Weltmanne und dem Großinduſtriellen oder Großkaufmann unentbehrlich waren, fanden im Gymnaſium keinen Raum. Sind nun aber dieſe Fächer heutzutage für diejenigen, welche die höchſten politiſchen und Verwaltungsſtellen im Staate beſetzen, welche die Richterſtühle einnehmen, welche als Geiſtliche und Lehrer die Bildung der Zeit überſchauen und ſie weiterführen ſollen, und zumal den Ärzten nicht ebenſo wichtig und unentbehrlich als dem Kavalier und Kaufmann? Wir reden dabei nicht von dem baren praktiſchen Nutzen für dieſen oder jenen Beruf; der Inhalt der allgemeinen Bildung iſt ein ſo reicher geworden, daß wir jene praktiſchen Rückſichten, die ſich doch nicht alle zugleich befriedigen laſſen, der Fachbildung (der Univerſität, dem Polytechnikum, den Reiſeſtudien 2c.) überlaſſen müſſen. Wir haben nur jene allgemeine Bildung im Auge, welche neben der beruflichen Fachbildung jeder beſitzen muß, der ſpäter den „leitenden“ Kreiſen angehören will. Dieſe Bildung iſt nicht gegeben mit einem gewiſſen Maße irgendwelcher faktiſchen Kenntniſſe. Sie muß in allem nach den Gründen fragen: *wie* die Dinge geworden ſind, welche ſie zu erkennen ſucht, iſt für ſie das wichtigſte; denn ſie ſoll dazu befähigen, zu beſtimmen, wie ſie fernerhin ſein ſollen. Mit anderen Worten: die Bildung ſeiner Zeit kann nur der erkennen und fördern, der ſie in ihren Gründen erfaßt hat. Nun bewegt ſich alle menſchliche Erkenntnis auf zwei großen Linien, der der Geſchichte und der der Natur. Wenn wir den jungen Menſchen durch die Erziehung in die Welt einführen wollen, lehren wir ihm, was *vor ihm* war — die Geſchichte — und was *um ihn* iſt — die Natur. Damit gliedert ſich aller Bildungsſtoff ſehr einfach in hiſtoriſche und naturkundliche Fächer. Das alte Gymnaſium des XVI. Jahrhunderts hat auch die letzteren aus dem klaſſiſchen Altertum ſich aneignen müſſen, und die gemeinſame Verkehrsſprache der gebildeten Welt war auch eine der beiden klaſſiſchen Sprachen; es hat alſo für ſeine Zeit den beiden eben gekennzeichneten Bildungsrichtungen vollſtändig genügt. Was ſeitdem zu dem alten Lehrplane des Gymnaſiums hinzugetreten iſt, genügt weder der einen noch der anderen vollkommen. Es fehlt ihm eine ausreichende Pflege der neueren Sprachen und ein wirklich bildender Unterricht in Naturwiſſenſchaft und teilweiſe in Mathematik. Die erſteren haben von Anfang an eine falſche Stellung im Gymnaſium gehabt. Man hat ihnen einen äußerſt beſchränkten Raum gewährt, weil eine „gewiſſe Kenntnis“ derſelben im praktiſchen Leben ſich vielfach nötig erweiſe. Aber dieſe „gewiſſe Kenntnis“ reicht eben im praktiſchen Leben nicht aus, und wenn wir Latein und Griechiſch betreiben, um die Bildungselemente zu begreifen, welche die alte Kultur an die unſrige vererbt hat, ſo muß mit dem Laufe der Jahrhunderte aus entſprechendem Grunde den modernen Sprachen ein immer weiterer, den alten ein immer engerer Raum zugewieſen werden. Mathematik und Naturwiſſenſchaften können mit dem geringen Stundenmaß, welches ihnen heute noch zugeteilt iſt, der Bedeutung nicht gerecht werden, welche den obigen Ausführungen zufolge dieſer Seite unſerer heutigen Bildung innewohnt. Freilich meinen wir nicht, daß der naturwiſſenſchaftlich-mathematiſchen Seite unſerer Lehrpläne gerade ſo viel Zeit eingeräumt werden müſſe wie der ſprachlich-hiſtoriſchen. Das Menſchliche wird immer den bevorzugten Teil des menſchlichen Studiums bilden müſſen. Sprachſtudien ſind überdies immer auch Naturſtudien, und endlich iſt tüchtige ſprachliche Bildung die Vorausſetzung alles anderen Unterrichts. Doch entſpricht es dem richtigen Verhältniſſe nicht, wenn den ſprachlich-hiſtoriſchen Fächern in Preußen 187, in Sachſen 193, den mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen in Preußen 52, in Sachſen 50 Wochenſtunden zufallen; dieſe Austeilung wird aber noch unhaltbarer, wenn man bemerkt, daß unter den 187 wöchentlichen Sprachſtunden der preußiſchen Gymnaſien nur 21, unter den 193 der ſächſiſchen Gymnaſien nur 20 der einen modernen Fremdſprache zukommen, welche unſere Gymnaſien überhaupt lehren. Mit ſolcher Verteilung der Unterrichtszeit kann den Erforderniſſen unſerer heutigen Bildung nicht Genüge geleiſtet werden. Wenn man nun, um das Mißverhältnis auszugleichen, neben dem Gymnaſium eine andere Anſtalt eingerichtet hat, welche den klaſſiſchen Unterricht etwas beſchränkt und den naturwiſſenſchaftlich-mathematiſchen erweitert hat, ſo hat man damit das Gymnaſium in ſeiner überlebten Geſtalt künſtlich gefriſtet, aber die Bildung derjenigen, welche in dieſer Schule zu den wichtigſten und verantwortungsvollſten Ämtern und Stellungen befähigt werden ſollen, bedenklich geſchädigt. Es iſt nun die Frage, ob die neugeſchaffene Anſtalt, das Realgymnaſium, den Anſprüchen der höheren Bildung beſſer zu genügen weiß.

Das *Realgymnaſium* ſchafft Raum für die vom Gymnaſium vernachläſſigten Fächer, indem es das Griechiſche ganz aus ſeinem Lehrplane ausſchließt. Es ſtellt durch ziemlich umfangreichen lateiniſchen Unterricht den ganzen Leib der klaſſiſchen Welt vor die Augen ſeiner Schüler, aber leider — ohne die ſchöne Seele des Griechentums, die in den edelſten Werken unſerer nationalen Litteratur ihre unerſchöpfliche Befruchtungsfähigkeit bewährt hat und mit ihrer geſunden ſittlichen Friſche zu Geiſt und Herzen unſerer Jünglinge die verſtändlichſte Sprache ſpricht. Wir haben es oben nahe gelegt, daß alle höheren Bildungsſtudien eigentlich Quellenſtudien ſein müſſen: nur aus dieſem Grunde können wir es notwendig finden, daß unſere Jugend die beſte Zeit mit der Erlernung der römiſchen und griechiſchen Sprache zubringt. Freilich iſt die lateiniſche Sprache als Grundlage aller wiſſenſchaftlichen Sprachbetrachtung wertvoller als die meiſten anderen Idiome alter oder neuerer Zeit — das ſoll ihr auch nicht vergeſſen werden; aber dieſer didaktiſche Vorzug kann ihr den Löwenanteil, den ſie immer noch an den Lehrplänen der Gymnaſien und Realgymnaſien hat, nicht ſichern. Wenn unſere höheren Schulen Quellenſtudien in dem eben angedeuteten Sinne betreiben ſollen, ſo müſſen ſie ihre Jugend zu den wirklichen Quellen der alten Kultur führen. Aber was iſt die Originalität des Livius, der den von ihm geſchilderten Zeiten und Menſchen nicht viel näher ſteht als wir Bürger des XIX. Jahrhunderts, was iſt ſie gegen die Berichte des Herodot, welche, mit ungeheurer Mühe und Gefahr aus dem ganzen Gebiete der damaligen Kulturwelt zuſammengetragen, den Menſchen zum erſtenmal den Begriff der Geſchichte gegeben haben, oder gegen die ernſte Erzählung des Thukydides, der ſeine eigne Zeit — und das iſt die Zeit, in welcher unſere heutige Wiſſenſchaft und Kunſt wurzeln — mit dem gereiften Urteile des Staatsmannes und Hiſtorikers betrachtet! Oder mag man den Parteimann Cicero, der bei all ſeiner Ehrſamkeit an die römiſche Freiheit, die er predigt, ſelbſt nicht geglaubt hat, vergleichen mit Demoſthenes, der für jedes Wort einſteht mit der ganzen Bedeutung eines bis zu ſeinem tragiſchen Ende fleckenloſen und ungebrochenen Charakters? Der ſanfte Vergilius dagegen iſt wieder ſo unoriginell, daß Dinge und Verſe und Worte bei ihm der griechiſchen Erklärung bedürfen; denn ſelbſt einen großen Teil ihrer Sage und Geſchichte haben die Römer ſich von den erfindungsreicheren Griechen bereitmachen laſſen. Andere römiſche Schriftſteller leben in einer ſittlichen Welt, die unſern Jünglingen unverſtanden bleiben muß, ſo Horatius, der in dem unbedenklicheren, aber künſtleriſch auch nicht ſehr hoch ſtehenden Teile ſeiner Dichtung ganz und gar unſelbſtändig iſt. Tacitus, der nach dem allem auf größere Achtung Anſpruch erheben kann, iſt kaum eine Lektüre für Siebzehnjährige; der objektivere Geſchichtskritiker dürfte ihn den ſtiliſierten Mißmut heißen. Für Homer aber und die großen Tragiker bietet die römiſche Litteratur gar kein Seitenſtück: ſie beide haben heute nach Jahrtauſenden kaum etwas eingebüßt von ihrer originalen Friſche und in dem in ſich vollendeten und in ſeiner Vollendung ſeitdem nie wieder erreichten Charakter ihrer Kunſtformen. So müſſen wir denn leider geſtehen: wer das klaſſiſche Altertum uns vorführt ohne die Griechen, der kann es auch bei den Römern mit wenigem bewendet ſein laſſen; denn dieſes Römertum entbehrt der originellen Kraft, es iſt keine Jugend für unſere Jugend. Der Mangel an eigentlicher Originalität hängt aber auch der ganzen Einrichtung der Realgymnaſien an. Das beſte im Lehrplane der Realgymnaſien iſt dem Gymnaſium entlehnt; aber das beſte im Lehrplane des letzteren iſt dem Realgymnaſium verloren gegangen.

So ſcheint uns denn die bisherige Scheidung der höheren Bildungsanſtalten in humaniſtiſche und realiſtiſche unhaltbar zu ſein; das Humaniſtiſche und das Realiſtiſche müſſen beide in einem gewiſſen, oben angedeuteten Verhältniſſe in dem Lehrplane derjenigen Schulen vertreten ſein, welche zur Berufsbildung für die höchſten Staats-, Kirchen- und Schulämter und überhaupt zum Eintritt in die höchſtgebildeten Kreiſe der Geſellſchaft vorbereiten. Der zukünftige Kaufmann, der höhere Gewerbsmann und ähnliche Stände werden auf klaſſiſche Bildung ganz verzichten können; ſie müſſen aber, wenn ihre geiſtige und ſittliche Erziehung nicht einſeitig und verkümmert werden ſoll, ſprachlich-hiſtoriſche und naturwiſſenſchaftlich-mathematiſche Bildung nach Verhältnis der bezüglichen Wichtigkeit dieſer beiden Geſamtfächer für allgemeine Kultur erhalten. Die ſprachliche Bildung wird ſich auf die Mutterſprache und die bedeutſamſten modernen Fremdſprachen, Franzöſiſch und Engliſch, beſchränken; die geſchichtliche Unterweiſung muß in denjenigen Teilen, wo ſie auf quellenmäßiges Erkennen verzichten muß, in reichlichem Anſchauungsmaterial Erſatz ſuchen, ſo daß in dieſer Schuleinrichtung die klaſſiſche Kunſt und andere Zeugen altklaſſiſchen Lebens zu beſonderer Geltung gelangen. Der Lehrplan, der uns hier vorſchwebt, iſt in allem Weſentlichſten in unſern ſechsklaſſigen lateinloſen Realſchulen durchgeführt; es iſt wohl der glücklichſte aller beſtehenden Lehrpläne höherer Schulen. Seine Ziele laſſen ſich ohne Überbürdung erreichen und alle Fächer desſelben ſich leicht zu einer gewiſſen Geſamtwirkung zuſammenfaſſen, während unſere Gymnaſien und Realgymnaſien die geiſtige Sammlung, welche ſie für ihre vielgeſtaltige Arbeit fordern müſſen, durch die Zerfahrenheit ihrer Lehrpläne ganz wieder in Frage ſtellen und damit unvermeidlich zu innerer Überbürdung führen.

Der Kaufmann und Gewerbsmann darf dem praktiſchen Leben nicht zu lange vorenthalten werden. Die für ihn eingerichtete Realſchule wird daher über ſechs Klaſſen kaum ausgedehnt werden dürfen. Für die weitergehende Bildung, welche dem Großkaufmann und Finanzmann und vielleicht auch dem Großinduſtriellen eignet, möchte der Lehrplan, der für die allgemeine Vorbildung der künftigen Staatsdiener beſtimmt wird, der geeignetſte ſein. Beiderlei Stände treten doch in vielfältigſte Beziehung zu einander, und es iſt im Intereſſe der nationalen Wohlfahrt gelegen, daß das, was ſie beide für die Entwickelung der Nation zu leiſten haben, nicht leide unter dem Mangel an Zuſammenhang und gegenſeitigem Verſtändnis unter ihnen. Gegen die Weiterführung des Realſchulplanes zur Oberrealſchule haben wir gewiſſe Bedenken, die auseinanderzuſetzen nicht dieſes Ortes iſt.

Wir wären nun, wenn wir die Realſchule als Mittelſchule anſehen, zu einer einheitlichen höheren Schule als gemeinſamer Vorbildungsanſtalt für die ſogenannten höheren Berufsarten gelangt: die Scheidung der höheren Schulen in humaniſtiſche und realiſtiſche entſpricht den Bedürfniſſen der heutigen höheren Bildung nicht mehr.

---

## Frau Aja.

Von Dr. J. Wychgram. (Abdruck verboten.)

Der Menge der Gebildeten iſt Frau Rat Goethe nur aus den Schriften ihres großen Sohnes bekannt. Man weiß, daß ihre „Frohnatur“ und „Luſt zum Fabulieren“ auf die Bildung des kleinen und auch noch des großen Wolfgang beſtimmenden Einfluß geübt hat; man pflegt ferner zu wiſſen, daß ſie zu Goetzens Eliſabeth und zu Hermanns Mutter, der Wirtin des „Goldenen Löwen,“ geſeſſen hat — aber individuell ausgeſtaltet lebt das Bild der merkwürdigen Frau nur in wenigen. Einen köſtlichen Beitrag zu ihrer Kenntnis bilden die kürzlich neu herausgegebenen Briefe der Frau Rat an Goethes hohe Freundin und Gönnerin, die Herzogin Anna Amalia von Weimar (herausgegeben von Dr. Heinemann. Leipzig, Verlag des Litterariſchen Jahresberichtes. 1889). Mit der friſcheſten Unmittelbarkeit tritt uns die Eigenart von „Mutter Aja,“ wie der Sohn und ſeine Freunde ſie zu nennen pflegten, hier entgegen. Sonnige Fröhlichkeit durchzieht als die beherrſchende Seite ihres Weſens auch dieſe Briefe. „Wer lacht, kann keine Todſünde thun,“ pflegte ſie zu ſagen. Wir ſehen, wie dieſe Fröhlichkeit erhellend und erheiternd in die Kreiſe ihrer Freunde und Freundinnen, beſonders auch in die eigne Familie, das eigne Haus hineinſcheint. „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchenſeele mißvergnügt von mir weggegangen iſt, wes Standes, Alters und Geſchlechts ſie auch geweſen iſt.“

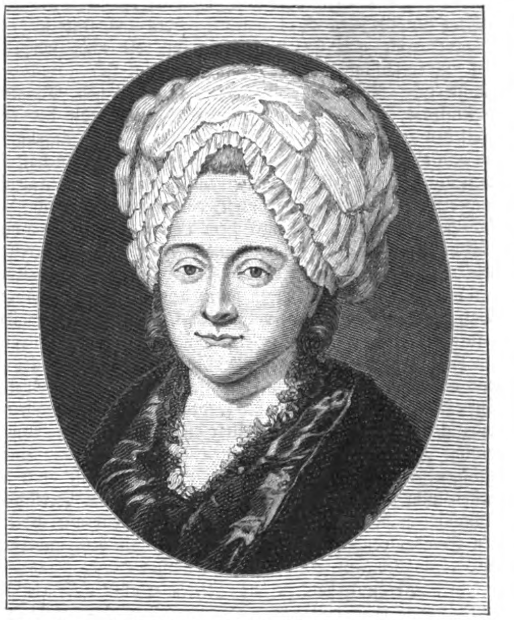
Sie iſt beglückt, daß ihr Wolfgang, ihr „Hätſchelhans,“ wie ſie ihn zu nennen pflegte, in Weimar des Hofes und der Geſellſchaft Liebling iſt, und oft ſtrömt ihr Herz über von dem Gefühle des Dankes über die Gunſt, welche das Schickſal ihr in dem Sohne erwies. Und als nun gar die Herzogin Amalia, die hohe Schützerin ihres Sohnes, ſie in Frankfurt beſuchte und die ſchnell gemachte Bekanntſchaft zu einem regen Briefwechſel führt, der ein neues wertvolles Band zwiſchen ihr und der Umgebung des Sohnes knüpft, da bricht die Freude der Mutter und der Frau in die Worte aus — die durch die naive Inkorrektheit der Schreibart vielleicht noch rührender klingen —: „Ich habe in meinem Leben manches gute genoſſen, aber vor dem 1778 müſſen die vorigen alle die Segel ſtreichen. — Wahr iſt's, ich habe große und edle Seelen gekandt, eine Klettenbergern zum Exempel — aber — die war doch ſozuſagen Fleiſch von meinem Fleiſch und Bein von meinem Bein, mit einem Wort, meinesgleichen. — Aber eine Amalia kennen zu lehrnen!!! Gott! Gott! Das iſt kein gepappel oder geſchwätzt, oder erdachte Empfindſamkeiten, ſondern ſo wahres gefühl, daß mir die Thränen anfangen zu laufen, daß ich etwas aufhören muß, denn das weinen iſt mir verbotten.“

Zwei bedeutende Frauen waren ſich hier begegnet. Anna Amalia, die Nichte Friedrichs des Großen, von der dieſer ſagte, ſie ſei „zu groß für ihr Herzogtum,“ war ſchon mit neunzehn Jahren Witwe geworden, und in dieſem frühen Alter hatte ſie die verantwortliche Regierung des Landes übernommen, die ſie dann ſechzehn Jahre führte. Ein einfacher, kluger Sinn zeichnete ſie aus, das höfiſche Weſen war ihr zuwider, ſie lebte am liebſten mit Gleichgeſinnten der Muſik, den litterariſchen Dingen. An Frau Rat fand ſie das lebhafteſte Gefallen, und wenn auch die Zahl der Briefe, die wir von ihr beſitzen, nicht ſo groß mehr iſt als die Zahl derer, die ſie nach Frankfurt wirklich geſchrieben, ſo genügen doch die erhaltenen, um die herzliche Zuneigung der Fürſtin zur Frankfurter Patrizierin zu bezeugen. „Liebe Frau Aja,“ beginnt der erſte Brief, „meine Freude über den empfang Ihres Briefes iſt wohl ſchwerlich zu beſchreiben, auch will ich es nicht unternehmen, denn wahre Empfindungen ſind zu heilig, um ſie ſchwarz auf weiß zu ſetzen, Sie wiſſen, liebe Mutter, was Sie mir ſind, alſo können Sie leicht glauben, wie unendlich mich Ihr Andenken gefreut hat.“ Wieland ſchreibt an ſeinen und Goethes Freund Merck: „Wenn ſie (die Herzogin) einen Brief von Mutter Aja erhält, ſo ſpricht ſie nicht anders davon, als ob ihr ein großes Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, daß ſie ihren Groſchen gefunden habe.“

Eigentlich wichtiges haben die beiden Frauen einander nicht zu ſagen — vielleicht bildet aber gerade dieſer Umſtand den Hauptreiz von Frau Ajas Briefen. Vom Hundertſten geht's ins Tauſendſte. Sie berichtet von dem bewegten Meßleben der alten Reichsſtadt, wie es toll hergeht mit Lärmen, Trommeln und Pfeifen. „Opera Buffa, zwey Geſellſchaften Seiltäntzer, ein ditto Luftſpringer 2c. Nun ſtellen Sich's Ihro Durchlaucht vor, daß die Kerls den ganzen Tag in der Stadt herumreiten und vor ſich her trommeln und pfeiffen laſſen — alle der anderen Specktackell nicht zu gedenken.“ Aber auch geiſtreiche, litterariſche Leute, nicht bloß Kaufleute, ſprechen im Goetheſchen Hauſe vor. Die Mutter des großen Dichters iſt wohlbekannt in der Gelehrten- und Dichterrepublik; kein Mann von Bedeutung berührt Frankfurt, ohne ihr ſeine Aufwartung zu machen. Darum hat ſie auch eine große und vielſeitige „Correßpontentz.“ „Alle Monate raume ich meinen Schreibpult auf — aber ohne lachen kan ich das niehmals thun. — Es ſieht drinnen aus wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe — Fromme und Zöllner und Sünder, alles auf einem Haufen — der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne groll beym Schauſpieler Großmann ...“

Die Herzogin ſendet mit ihren Briefen oft allerlei kleine und große Geſchenke, die Frau Aja ſtets beſondere Ehre und beſonderes Vergnügen machen. „Künftigen Mittwoch iſt bei einer meiner Freundinnen große Geſellſchaft, da wird Frau Aja prangen mit der herrlichen Doſe, mit dem vortrefflichen geldbeutel (denn es wird ſtarck in der Carte geſpielt) und endlich mit den Eiſſenacher Handſchuen, die außer mir keine lebendige Seele hat. — Es iſt immer ein großer Spaß, wie mich die Baſen um das alles befragen.“ Einmal hat die Herzogin ihr ſogar ein paar wertvolle Strumpfbänder geſchickt: „Vor die Strumpfbänder dancke ich unterthänig. — So vornehm war ich in meinem Leben nicht — werde ſie aber auch alle Morgen und Abende mit gehörigem Reſpect und Devotion an- und ausziehen. — Ihro Durchlaucht müſſen aber eine große Idee von meiner Corpulentz gehabt haben, denn eins gibt gerade zwey, vor mich freylich deſto beſſer.“ Wieder ein anderes Mal ſchickt die Herzogin ihr Bild mit einem Medaillon. „Nie ſoll bei allen feſtlichen Gelegenheiten ein anderer Schmuck mich zieren — ſchon Zweymahl habe ich mir die Wonne gemacht — Ihro Durchlaucht müßten doch lächlen, wenn Sie ſähen, wie Frau Aja ſich in die Bruſt wirft — daherrauſcht in einem weißen ſeidenen Kleid, das mir ewig Theure Bild an einem breiten ſchwarzen Band auf der Bruſt — und ein Ausdruck in Gang und Mienen, das alles meine gantze Selbſtzufriedenheit aus den Augen leſen kann — und nun das gucken, das fragen ohne Ende, wer die ſchöne Dame ſeye. — Nun das Dickthun derjenigen, die die Gnade haben, Ihro Durchlaucht zu kennen — wo immer eins ſtärker als das andere ſchreit: Bey Gott! Das iſt die Herzogin Amalia! Wie aus dem Spiegel geſtohlen!“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

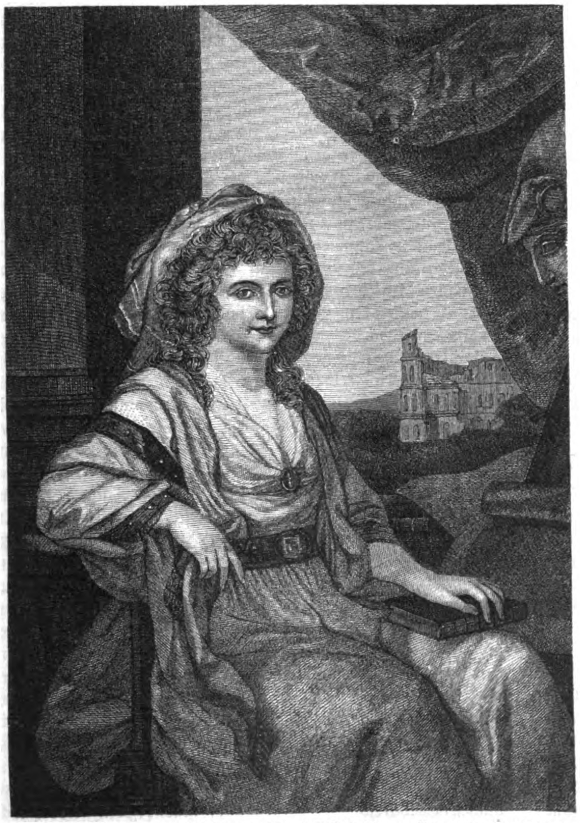


Frau Rath. Goethes Mutter. (Nach der Photographie eines gleichzeitigen Bildniſſes aus dem Nachlaſſe von Salomon Hirzel.)

Mitunter erhält die Herzogin auch eine kleine Gegengabe. Da gehen „Schwartemägen aus der beſten Fabrick“ nach Weimar ab oder „Biskwittger,“ an denen der ganze Hof beſonderes Vergnügen findet.

In ihrer friſchen Natürlichkeit bilden dieſe Briefe, die ganz gewiß nicht wie ſo manche andere für den Druck geſchrieben ſind, einen getreuen Abdruck von Mutter Ajas Seelenſtimmung. Dieſelbe iſt zumeiſt fröhlich; der Ausdruck dieſer Fröhlichkeit iſt bald gehalten und von ernſter Reflexion durchzogen, bald übermütig drollig. Als die Herzogin ihren Vater verlor, meint ſie, daß derſelbe wohl noch hätte lange leben können — „doch in keinem, am wenigſten in dieſem Stück läßt ſich das Schickſal in die Karten gucken, es ſpielt nun ſo ſein ſpiel im Verborgenen fort, und 1000 gegen 1 gewettet, am Ende müſſen wir doch geſtehen, daß es das ſpiel aus dem Grunde verſteht. Wenn ich meine eigne Erfahrung zur Hand nehme und dencke, was ich alles, dieſen Punkt betreffend, für Narrenspoſten gewünſcht und nicht gewünſcht, und wie wann es ſo gekommen wäre, die herrliche Epoche meines jetzigen Lebens gar nicht hätte erſcheinen können, im Gegentheil alles, alles wäre verdorben und verhuntzt worden; ſo habe ich heilig geſchworen, mich mit meinem Maulwurfsgeſicht in gar nichts mehr zu meliren und zu mengen, es immer einen Tag dem anderen ſagen zu laſſen, alle kleinen Freuden aufzuhaſchen, aber ſie ja nicht zu anatomiren — Mit einem Wort, täglich mehr in den Kinderſinn hineingehn, denn das iſt Summa Summarum doch das Wahre, wozu mir dann Gott ſeine Gnade verleihen wolle. Amen!“ Ein unerſchütterliches Gottvertrauen bildet überhaupt den breiten Grund ihres Charakters. Sie hat Gott früh aus der Bibel kennen gelernt, und kein Buch iſt ihr auch im Alter vertrauter als dieſes — ſelbſt die Schriften des „Hätſchelhans“ nicht ausgenommen. Sie iſt ſtaunenswert bibelfeſt; ihre Briefe wimmeln von Citaten und Anſpielungen auf Stellen zumal des alten Teſtaments. Als Karl Auguſt und Goethe einige Tage in Frankfurt zugebracht hatten, ſchreibt ſie an die Herzogin: „Jetzt ſitzt Mutter Aja gantz allein in den Hütten Kedar und ihre Harpfe hengt an den Weiden — Einſam wie im Grabe, und verlaſſen wie ein Käutzlein in verſtöhrten Städten. Alle, die von Herzen fröhlich waren, ſeuffzen, die Freude der Paucken feyert, und die Herrlichkeit hat (wenigſtens vor diesmahl) ein Ende. Dieſes, Theuerſte Fürſtin, iſt meine aufrichtigſte Beichte und die Lage meiner Seele. — Mein ſonſt roſenfarber Humor iſt etwas floh-farb geworden, und ich muß alle Kräfte anſpannen, damit Sauls unruhiger Geiſt mich nicht beim Schopff erwiſche. Wundern würde ich mich nun freylich nicht, wenn in meinem Hertzen und Gemüthe noch viel wunderlichre Dinge entſtünden — Denn meine Glorie war faſt groß, und meine Freude ohne alle gräntzen.“

Dieſer eigenartige Briefwechſel hat neun ganze Jahre gedauert. Ihn zu leſen, ſich durch ihn in die ſonnenreine Eigenart der Frau zu verſenken, die unſerm Volke ſeinen größten Dichter geboren, iſt eine Freude für jedermann und darf wohl auch mit zu den Mußepflichten der deutſchen Frau gezählt werden. Keine Feder eines anderen kann uns ein ſo liebliches, anheimelndes und richtiges Bild von Frau Aja entwerfen, als es hier ihre eigne in dem harmloſen Briefgeplauder mit der Mutter Karl Auguſts thut.



**Herzogin Amalia von Weimar.** Nach dem Bildniſſe von Angelika Kauffmann.

---

## Fauſts Tod.

Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

So lange eine Menſchheit beſtehen wird, ſo lange wird man auch über den zweiten Teil der gewaltigſten dichteriſchen Schöpfung unſers Volkes ein abſchließendes Urteil nicht fällen können. Denn die Löſung, welche das Problem des menſchlichen Seins im zweiten Teile des „Fauſt“ gefunden, kann immer nur als eine mehr oder weniger ſubjektive und willkürliche betrachtet werden. Ebenſowenig wie der einzelne Menſch jemals aus ſeiner Vernunft heraus behaupten kann, am Endpunkte ſeiner geiſtigen Entwickelung und Erkenntnis angelangt zu ſein, ebenſowenig iſt das der ringenden Menſchheit möglich. „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis,“ deſſen wahre Bedeutung aus eigner Kraft zu ergründen, den Sterblichen nicht gegeben iſt und das mit Hilfe des Teufels, d. h. des „ſtets verneinenden Geiſtes,“ erſt recht nicht gedeutet werden kann. Goethe hat daher — allen übereifrigen Erläuterern zum Trotz — in ſeiner ruhigen Weisheit auch diesmal das Richtige getroffen, als er betonte, daß ſeine erhabenſte und großartigſte Dichtung immer Fragment bleiben müſſe.

Nichtsdeſtoweniger iſt es ſehr zu bedauern, ja, als ein innerer Widerſpruch anzuſehen, daß der größere Teil unſers gebildeten Publikums mit einer glühenden Begeiſterung für den erſten Abſchnitt der Dichtung eine gewiſſe Geringſchätzung, häufig ſogar Unkenntnis des zweiten verbindet, letzteren vielmehr als „verfehltes Unternehmen eines myſtifizierenden Dichtergreiſes“ der Wagnerarbeit von Gelehrten überläßt, die nicht ſelten in das vielverſchlungene, aus geheimnisvollen Fäden gewobene künſtleriſche Neſt die Kuckuckseier ihrer eignen Phantaſie hineinlegen. Steht es auch zweifellos feſt, daß der erſte Teil den zweiten — bis auf des letzteren fünften Aufzug — an rein-dichteriſchem, ja, auch an rein-menſchlichem Gehalt bei weitem überragt, daß dieſer an einem Überfluſſe von allegoriſch angedeuteten Einzelzügen kränkelt, ohne genaue Kenntnis von Goethes Leben und umfangreichem Briefwechſel nicht einmal verſtändlich iſt, ſo iſt es doch anderſeits ſchwer zu begreifen, wie man ſich mit dem Abſchluſſe des erſten Teiles befriedigt erklären kann, ohne denſelben durch den zweiten zu ergänzen. Daß der Teufel mit Fauſt verſchwindet, die Hölle triumphiert, das gute Prinzip trotz der Verheißungen Gottes im „Prolog im Himmel“ unterliegt, der Menſch dem Böſen verfällt, — das als dichteriſches und philoſophiſches Ende, als der Goetheſchen Weisheit „letzten Schluß“ zu denken, iſt doch einfach unmöglich. Durch dieſe Unmöglichkeit aber wird auch der Widerwillige gezwungen, in den zweiten Teil des Dramas einzudringen, wenn anders er auf den wahren Genuß auch des erſten nicht verzichten und dem Dichter um ſeiner herrlichſten Dichtung willen nicht zürnen will. Ein Geiſt wie Goethe, ein Freudenſpender, der die Menſchheit mit dem unverſiegbaren Jungbronnen ſeiner Werke im tiefſten Herzen wunderbar erlabt und erquickt hat, zu allen Zeiten erlaben und erquicken wird, dürfte wohl verlangen, daß man ihm ſchon um ſeinetwillen auch auf denjenigen Pfaden folgt, die nicht ſo licht und künſtleriſch abgezirkelt, die beſchwerlicher ſind als die gewohnten.

Es iſt der Direktor des „Deutſchen Theaters“ zu Berlin, Adolph L'Arronge, der den neueſten Verſuch einer Populariſierung von „Fauſt, der Tragödie zweiter Teil,“ unternommen hat. Seine Bearbeitung „Fauſts Tod,“ die nun auch im Druck (Berlin, Mitſcher & Röſtell) vorliegt, iſt auf der genannten Bühne mit einem Erfolge dargeſtellt worden, der noch lange nicht erſchöpft iſt, vielmehr immer neue Aufführungen notwendig macht. Die Bearbeitung beginnt gleichlautend mit dem Original. Fauſt liegt in der Dämmerung auf blumigem Raſen gebettet. Die heilenden Einflüſſe von Zeit und Natur, verkörpert durch Ariel und den Elfenchor, baden ihn „im Tau von Lethes Flur“ und geben den Schuldbeladenen, von Reue Gequälten, dem heiligen Licht zurück. Erwachend fühlt er ſich neu erquickt, durchdrungen von einem „kräftigen Beſchließen, zum höchſten Daſein immerfort zu ſtreben.“ Nicht durch verzweiflungsvolle Unthätigkeit kann er ſeine ſchwere Schuld ſühnen, ſondern allein durch die That. Deshalb finden wir ihn in der nächſten Szene am Hofe des jungen leichtſinnigen Kaiſers wieder, deſſen Reich mannhaft entſchloſſener Hilfe mehr als bedürftig iſt. Mephiſto, der ſich als Hofnarr eingeſchlichen, verſpricht aus den finanziellen Nöten ſchleunigſte Erlöſung durch die zahlreichen Schätze, die in kriegeriſchen Zeiten von den geängſtigten Bewohnern in der Erde verſcharrt worden ſeien. Mit Freuden willigt der Kaiſer in alle Pläne Mephiſtos und Fauſts, um ſich mit ſeinem Hofe aufs neue in den Strudel der Vergnügungen zu ſtürzen. Im Original folgt nun die Darſtellung des „phantaſtiſch-allegoriſchen Mummenſchanzes,“ den der Bearbeiter mit Recht fortgelaſſen. Fauſt zieht den Teufel aus dem wilden Feſtgewühl in die düſteren Gänge einer Galerie und befiehlt ihm, Helena und Paris heraufzubeſchwören, deren Erſcheinung er dem Kaiſer auf deſſen Wunſch verſprochen habe. Aber diesmal iſt Mephiſto außer ſtande, dem Verlangen ſeines Gebieters zu genügen. Die ungeheuerlichen, mißgeſtalteten Ausgeburten der nordiſchen Phantaſie ſind ihm unterthänig, — über die poſitive, ideale Schönheitswelt der Alten hat der Geiſt der Verneinung keine Macht. Fauſt müſſe Helena und Paris durch eignes heißes Bemühen ſelbſt erringen. Das aber könne er nur dadurch erreichen, daß er zu den „Müttern,“ den geheimnisvollen Kräften der Natur, hinabſteige. Hier erſchließt ſich uns ein tiefer Blick in Goethes eigne Künſtlernatur, in den heiligen Ernſt ſeines dichteriſchen Strebens. Mit Schaudern empfängt Fauſt von Mephiſto den Schlüſſel, der ihm die Pforten des geheimnisvollen Naturreiches eröffnen ſoll.

Am Hofe iſt mittlerweile der Jubel um ſo größer geworden, als der Teufel ſeine Finanzpläne durch die Herſtellung von Papiergeld verwirklicht hat, welches trotz ſeiner phantaſtiſchen Unterlage, eben jene vergraben ſein ſollenden Schätze, reißenden Abſatz findet und einen trügeriſchen Wohlſtand zeitigt. Es iſt wohl anzunehmen, daß Fauſt die Nichtigkeit dieſes Spieles durchſchaut, auch liegt die Vermutung nahe, daß er unter den Schätzen, die „erſtarrt im Boden harren,“ die natürlichen Hilfsmittel der fruchtbaren Erde urſprünglich gemeint hat. Von den „Müttern“ zurückgekehrt, beſchwört er vor dem verſammelten Hofe die herrlichen Wohlgeſtalten des Paris und der Helena. Hingeriſſen von der letzteren Anmut und ſtrahlenden Formenpracht, vermag er ſeine mächtig aufwallende Leidenſchaft nicht zu zügeln und breitet in wahnſinnigem Entzücken die Arme aus nach dem „Schaumbild ſolcher Schöne,“ — „mit Gewalt faßt er ſie an!“ Da trübt ſich ihre Geſtalt, eine furchtbare Exploſion erfolgt, Fauſt liegt betäubt am Boden und — der Zauber iſt geſchwunden. So iſt das Übermaß, die ſinnliche Glut der Leidenſchaft, der Tod aller Schönheit und Kunſt. Der Künſtler ſoll auch im Rauſche der höchſten Begeiſterung und Schaffensfreude die Herrſchaft über ſich ſelbſt bewahren. Immer ſoll er den Stoff, nie der Stoff ihn beherrſchen. Über der Formenſchönheit der Natur und ihren Reizen darf er nie das ruhige Bewußtſein ſeines überlegenen idealen Künſtlertums verlieren. Welches vernichtende Urteil des großen Realiſten Goethe über den geſamten frechen Naturalismus der Neuzeit, über die ſklaviſche, würdevergeſſene, ſinnentrunkene Hingabe moderner Litteratur und Kunſt an die äußere Hülle der Natur!

Nun aber „faßt“ auch Herr L'Arronge die Dichtung „mit Gewalt an.“ Den ganzen zweiten und dritten Aufzug hat er — einfach ausgelaſſen! Wenn Goethe ſich die Mühe genommen, dieſe Akte zu dichten, dann hätte ſich auch der Bearbeiter dazu herbeilaſſen können, aus denſelben wenigſtens ſoviel in ſeinen Auszug mit hinüberzunehmen, als zum richtigen Verſtändnis des Ganzen notwendig iſt. Ausgelaſſen ſind die köſtlichen Geſpräche Mephiſtos mit dem einſt von ihm unterwieſenen Bakkalaureus, ausgelaſſen die Wagnerſche Schöpfung des Homunkulus, ausgelaſſen die ganze klaſſiſche Walpurgisnacht, was übrigens nicht ſo gefährlich, ausgelaſſen endlich, was ſehr gefährlich und eigentlich ganz unmöglich, die Flucht der Helena zu Fauſt, die Vermählung beider und deren Frucht, die Geſtaltung des Euphorion. Damit iſt nicht nur eines der wichtigſten Glieder in der Kette von Goethes eigner Entwickelung, eine der tiefſten Offenbarungen ſeiner künſtleriſchen Erkenntnis, herausgenommen, — damit iſt überhaupt die Kette in der Entwickelungsgeſchichte der durch Fauſt dargeſtellten Menſchheit mitten durchgeriſſen. Denn welche hohe und höchſte Bildungsſtufe, welche wahre und tiefe Kultur läßt ſich ohne die ſittigende und erziehende Macht des Schönen denken? Fauſt mußte das durch eigne Schuld verlorene Schönheitsideal wiederfinden, er mußte ſich zu ihm in ein Verhältnis ſtellen, dem bleibender Segen entſprießt. In der Schönheit offenbart ſich erſt unſern Sinnen die tiefſte Harmonie der Weltſchöpfung, die „freiwillige Ordnung“ derſelben, die beſeligte und beſeligende, die entzückte und entzückende Unterordnung der einzelnen Teile unter das ewige weiſe Geſetz des Ganzen. Dieſes Geſetz mußte Fauſt im Innerſten begreifen, um Vertrauen zu neuen guten Thaten zu gewinnen, zu ihrer Dauer und zu ihrer Übereinſtimmung mit dem Geſetz. Die Schönheit der alten Welt durfte nicht zugleich mit ihrer politiſchen Größe untergehen, ſie mußte aus den ſtürzenden Tempeln der Hellenen in den chriſtlich-germaniſchen Norden flüchten, ſich in den Dienſt desſelben ſtellen, von dem gottbegeiſterten Idealismus des Germanentums zu neuem, herrlicherem Leben erweckt werden und ihrerſeits wieder in die düſteren Wälder der nordiſchen Barbaren die ſtrahlenreiche, hold bezwingende Pracht harmoniſcher Formen hineintragen.

Alle Kommentatoren des zweiten Teiles von „Fauſt“ ſind darin einig, daß der Geſtalt der Helena trotz ihrer künſtleriſchen Anmut und Schönheit das eigentlich lebendige und belebende Element, die eigentliche Seele, mangele. Sollte das wirklich ein Fehler und nicht etwa — in gewiſſem Sinne wenigſtens — ein Vorzug ſein? Iſt das griechiſche Schönheitsideal für uns nicht vor allem ein Ideal der Form? Hat nicht erſt der Glaube an ein höheres, vollkommenes Jenſeits aller Kunſt die wahre Seele eingehaucht? Fremd muß uns doch immer das eigentliche Weſen des Hellenentums bleiben, ſein innerer geiſtiger Kern, die griechiſche Pſyche, — kein Sehnen, keine Lieder zu ſpät Geborener rufen ſie in die entgötterte, aber von einem Gott begnadete Welt zurück! Deshalb muß auch Helena, nachdem ihrem Bunde mit Fauſt Euphorion, die himmelanſchwebende, wenn auch noch unſicher taſtende, neue romantiſche Kunſt und gleichzeitig eine Verherrlichung des von Goethe hochverehrten, aber weiſe getadelten Byron, entſproſſen, den kaum gewonnenen Gemahl auf immer wieder verlaſſen. Nur ihre äußere Hülle, Gewand und Schleier, bleiben in ſeinen Händen zurück: — die künſtleriſche Formenſchönheit!

Der Wiederbeginn der Handlung fällt in der vorliegenden Bearbeitung mit der erſten Szene des vierten Aufzuges zuſammen. Der Kultus des Schönen allein vermag Fauſt auf die Dauer natürlich nicht zu befriedigen. Sein Geiſt dürſtet nach Thaten, mit denen er ſein Leben in Übereinſtimmung mit dem ewigen Geſetz, deſſen geheimſtes Weſen ihm die Schönheit offenbart hat, nützlich ausfüllen kann. Deshalb muß ihn alles Ungeſetzmäßige, willkürlich Zerſtörende in Natur und Menſchenleben im Tiefſten empören. Mit der Meereswoge will er ringen, die nutzlos, tyranniſch-frevelnd, weiſe Ordnungen zerbricht, ſelbſt unfruchtbar, weite Strecken fruchtbaren Landes behauptet:

> „Was zur Verzweiflung mich beängſtigen könnte, —
> Zweckloſe Kraft unbänd'ger Elemente!“

Mephiſto weiß ſofort Rat. Gelingt es, den Kaiſer, in deſſen Reich, wie vorauszuſehen war, Anarchie und Empörung eingekehrt ſind, vor ſeinen Widerſachern zu retten, dann kann Fauſt von der Dankbarkeit des Monarchen „die Lehn von grenzenloſem Strande“ als Gebiete künftiger ſegensreicher Wirkſamkeit erwarten. Dieſer Plan iſt in der nächſten Szene bereits verwirklicht; Fauſt hat dem Meere weite Landesſtrecken abgerungen, auf denen ſich eine blühende Kultur erhebt. Nur eine Stelle, an deren Beſitz ihm ſehr viel gelegen, iſt Eigentum eines alten Ehepaares, Philemon und Baucis, welches um keinen Preis zu bewegen iſt, ſein ererbtes Eigentum zu räumen. Eine Unmutsäußerung Fauſts wird von Mephiſto als willkommener Vorwand benutzt, um die Hütte der alten Leute in Aſche zu legen, die bei dieſer Gelegenheit vom Schrecken entſeelt werden. Fauſt bedauert die raſche That. Wohl hat er die Eigentumsentäußerung der Alten ſelbſt angeordnet, aber nur, um größeren Zwecken zu dienen, denen ſich das Recht des Einzelnen beugen muß. So erſcheint er hier als Vertreter des unaufhaltſam fortſchreitenden Menſchengeiſtes und kann wohl Bedauern, aber keine Reue, darüber empfinden, daß ſein Streben für das Wohl des Ganzen einzelne Opfer fordert. Aus dieſem Grunde muß auch die „Schuld,“ zuſammen mit den anderen „grauen Weibern,“ die alsbald auftreten: „Mangel“ und „Not,“ vor Fauſts Thüre wieder umkehren. Nur die Sorge, deren ſich kein Sterblicher ganz erwehren kann, ſchlüpft durch das Schlüſſelloch zu ihm hinein.

Fauſt ſteht auf der Höhe ſeines Lebens, er iſt jetzt — nach Goethes Vorſtellung — etwa hundert Jahre alt. Die wildſchäumenden Bäche jugendlicher Sinnlichkeit haben ſich in den Tiefen ſeines Weſens zu klaren Quellen ruhiger Lebensweisheit geglättet; der Drang ins Unermeſſene, Unendliche iſt gezügelt. Er hat einſehen gelernt, daß der Menſchengeiſt die Grenzpfähle, die ſeinem Fluge durch den leiblichen Kerker geſetzt ſind, niemals zu verrücken, daß die endliche Perſönlichkeit das Unendliche niemals in ſich aufzunehmen vermag. Im Streben nach der Vollkommenheit, nach der Erweiterung des Ich zum All, liegt zugleich auch der Lohn desſelben, in ſeiner Unermüdlichkeit — ſein Erfolg. Er hat erkannt, daß das individuelle Glück nur in der Arbeit für das Wohl der Geſamtheit gefunden werden kann. Aller ſelbſtſüchtigen Wünſche hat er ſich entäußert, die Bruſt „gereinigt von erlebtem Graus,“ und nur mit tiefem Bedauern gedenkt er ſeines Bündniſſes mit dem Teufel, mit übernatürlichem Zauberweſen:

> „Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
> Da wär's der Mühe wert, ein Menſch zu ſein!“

Vergeblich will ihn die Sorge umgarnen. Er hat die Höhen und Tiefen des Lebens durchmeſſen, — was könnte er noch fürchten!

> „Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt,
> Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
> Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
> Sich über Wolken ſeinesgleichen dichtet.
> Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um!
> Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
> Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
> Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.“

Es würde mit dem Geiſte der ganzen Dichtung im Widerſpruche ſtehen, wollte man aus dieſen Worten eine Leugnung des Überſinnlichen und Göttlichen herausleſen. Es iſt in ihnen lediglich das Erkenntnis ausgedrückt, daß der Tüchtige auch in dieſer Welt ſeinen vollen Wirkungskreis finden kann. Fauſt leugnet das „Drüben“ keineswegs, vielmehr erkennt er das Daſein desſelben ausdrücklich an, wenn er ſagt, daß die „Ausſicht“ nach ihm „verrannt“ ſei. Nur den, „der über Wolken ſeinesgleichen dichtet,“ ſchilt er einen Thoren. Er iſt in ſeiner menſchlichen Entwickelung ſo hoch geſtiegen, hat ein ſo erhabenes und reiches Glück ſchon auf Erden erlangt, daß er, dem die höheren Wonnen des Jenſeits unbekannt ſind, gleichgültig gegen dieſelben wird. Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen! Dieſe ſchöne Gotteswelt bietet ihm eine ſolche Fülle von Gaben, daß er weiterer Gnaden nicht mehr bedürftig iſt. Er bleibt aber immer nur ein Menſch, ein ſtrebender Menſch, und als ſolcher bewahrheitet er bis zuletzt die Worte, die Gott im „Prolog im Himmel“ geſprochen:

> „Es irrt der Menſch, ſolang er ſtrebt!“

Ja, um ſo mehr muß er irren, je mehr er ſtrebt. Je zielbewußter und energiſcher Fauſt ſeinen irdiſchen Aufgaben ſich widmet, um ſo mehr wird er von dem Gedanken an das Überirdiſche abgezogen. Goethe befand ſich ziemlich genau in derſelben Stimmung. Auch ihm war ein ſo überſchwenglicher Reichtum an irdiſchen Gütern zu teil geworden, daß er gegen das Jenſeits faſt gleichgültig wurde, ohne jedoch Gottesleugner zu ſein.

Die Spaten klirren zu ſeiner Grablegung — Fauſt aber glaubt, daß ſie an ſeinem menſchenbeglückenden Werke arbeiten, und mit Entzücken fühlt er den Augenblick voraus, da es vollendet ſein wird:

> „Ja, dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
> Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
> Der täglich ſie erobern muß!
> Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
> Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig Jahr.
> Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
> Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn,
> Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
> Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
> Es kann die Spur von meinen Erdentagen
> Nicht in Äonen untergehn.
> Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
> Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick!“

Der Titan, der dem Himmel gewaltſam ſeine Seligkeiten abtrotzen wollte, hat ſie durch Erfüllung ſeines höchſten Gebotes gewonnen. Und dieſes Gebot iſt kein anderes, als dasjenige, welches der Begründer unſerer Religion mit den ſchlichten Worten zuſammenfaßte: „Liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt!“ So führt das Endergebnis aller menſchlichen Weisheit doch wieder zu dem hölzernen Kreuze von Golgatha zurück, und die machtvollſte poetiſche Schöpfung vermag mit allem Aufwande des reichſten Dichtergenies doch nur jenes

Glück zu beſtätigen, das ſich aus den ewig blutenden Wunden des Weltheilandes in tauſend Liebesſtrömen über die Menſchheit ergießt! So ſelten auch Goethe im „Fauſt“ auf das Chriſtentum in ausgeſprochener Weiſe eingeht, ſo ſehr iſt die Dichtung doch — trotz allen heidniſchen Spukes — von chriſtlichem Gehalte durchdrungen. Ohne Chriſtus hätte „Fauſt“ nie geſchrieben werden können. Das geht ſchon unwiderlegbar aus Goethes erſchöpfendem Geſtändnis hervor: „Meine ganze ſittliche Bildung verdanke ich der Bibel.“

Es iſt klar, daß Mephiſto, obwohl er formell ſeine Wette mit Fauſt gewonnen, dieſelbe im wahren Sinne verloren hat. Wohl hat Fauſt zum Augenblicke ſagen dürfen: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön!“ aber dieſes Glück iſt ihm nicht durch die Hilfe des Böſen, ſondern trotz derſelben geworden. Die Engel entreißen ſein Unſterbliches der Hölle und tragen es jauchzend empor:

„Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen,
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die ſelige Schar
Mit herzlichem Willkommen!“

So hoch war Fauſt im Leben geſtiegen, daß er ſchon auf Erden gewiſſermaßen in die höheren Himmelsregionen hineingewachſen iſt, als reuiger Sünder die ſchuldlos-gerechten ſeligen Knaben überragt und als „früh Geliebter“ von dem „Ewigweiblichen“ Gretchens, der ewigen Liebe, ahnungsvoll „hinangezogen“ wird — höher und höher!

Der fünfte Akt, an deſſen Darſtellung es dem Bearbeiter begreiflicherweiſe in erſter Reihe gelegen war, iſt von ihm ziemlich vollſtändig beibehalten worden. Eine Löſung der Aufgabe, „der Tragödie zweiten Teil“ endgültig für die Bühne zu erobern, dürfte auch L'Arronge — wie aus obigem hervorgeht — nicht geglückt ſein. Wohl aber iſt ſein Auszug als Beitrag und Anregung zu einer ſolchen Löſung freundlich zu begrüßen.

---

## Berlin und Kölln huldigen dem Markgrafen Friedrich II von Brandenburg.

Von Rudolf Stratz.

(Zu dem Bilde auf S. 125.) (Abdruck verboten.)

„Ich befind, daß meines Lebens nicht mehr ſein will!“ ſprach am 18. September 1440 Kurfürſt Friedrich I von Brandenburg zu den vier, ſein Krankenlager umſtehenden Söhnen. Zwei Tage darauf endete der Tod das vielbewegte und an Erfolgen reiche Daſein des erſten Hohenzollernherrſchers in der Mark, des erſten Begründers der brandenburgiſch-preußiſchen und der neuen deutſchen Größe. „Es iſt aber,“ ſchreibt der Pfarrherr zu Straußberg in der Mittelmark, Andreas Engelius, in ſeinem rerum Marchiarum breviarium, „an des Churfürſten Marggraffs Friderichs zu Brandenburg ſtadt Churfürſt worden ſein Sohn Friderich der elter, denn man mit dem zunamen den Marggraffen mit den Eyſern Zeenen genennet hat, darumb das er ein tapffer frewdiger Held geweſen.“

Friedrich II, der Eiſerne oder mit den Eiſenzähnen, wie ſeine Zeitgenoſſen ihn nannten, war der zweite Sohn des einſtigen Nürnberger Burggrafen. Der älteſte Bruder, Johannes, hatte freiwillig auf die Krone verzichtet. Er war, nach den Worten des Chroniſten Reinerus Reineck von Steinheim, „ein gar ſanfftmüthiger, eingezogener Herr, der ſich gegen ſeynen Vater in aller Ehrerbietung und Gehorſam bezeiget. In maßen er auff desſelben Bedencken und wohl Meinung die Chur (die Kurfürſtenwürde) ſeynem Bruder Friderichen übergeben.“

Er hatte wohl daran gethan. Für einen ſanften, ſtillen Charakter war jene eiſerne Zeit nicht geſchaffen. Sie verlangte einen ganzen Mann von echtem Schrot und Korn, von klugem Rat und feſter That, und ein ſolcher, ein wahrer Hohenzoller iſt, gleich ſeinem Vater und dem ihm ſpäter in der Regierung gefolgten jüngeren Bruder Albrecht Achilles, auch Friedrich der Eiſerne geweſen.

Wer in jener Zeit zur Regierung gelangte, vom Kaiſer bis zu dem Grafen herab, der fand ringsum nichts als Hader und Verwirrung, Verwickelungen und Fehden aller Art. So auch in der Mark. Hier die Feindſchaft der Pommern, dort die Umtriebe Polens, hier der Papſt mit ſeiner aufſäſſigen Geiſtlichkeit, dort der Kaiſer in ohnmächtigen Verſuchen, ſeine Oberhoheit fühlen zu laſſen, da wieder die Herren des deutſchen Ordens, von welchem Friedrich II — die größte That ſeines Lebens — die Neumark erwarb, und dort endlich, und nicht zum geringſten — die eignen Unterthanen.

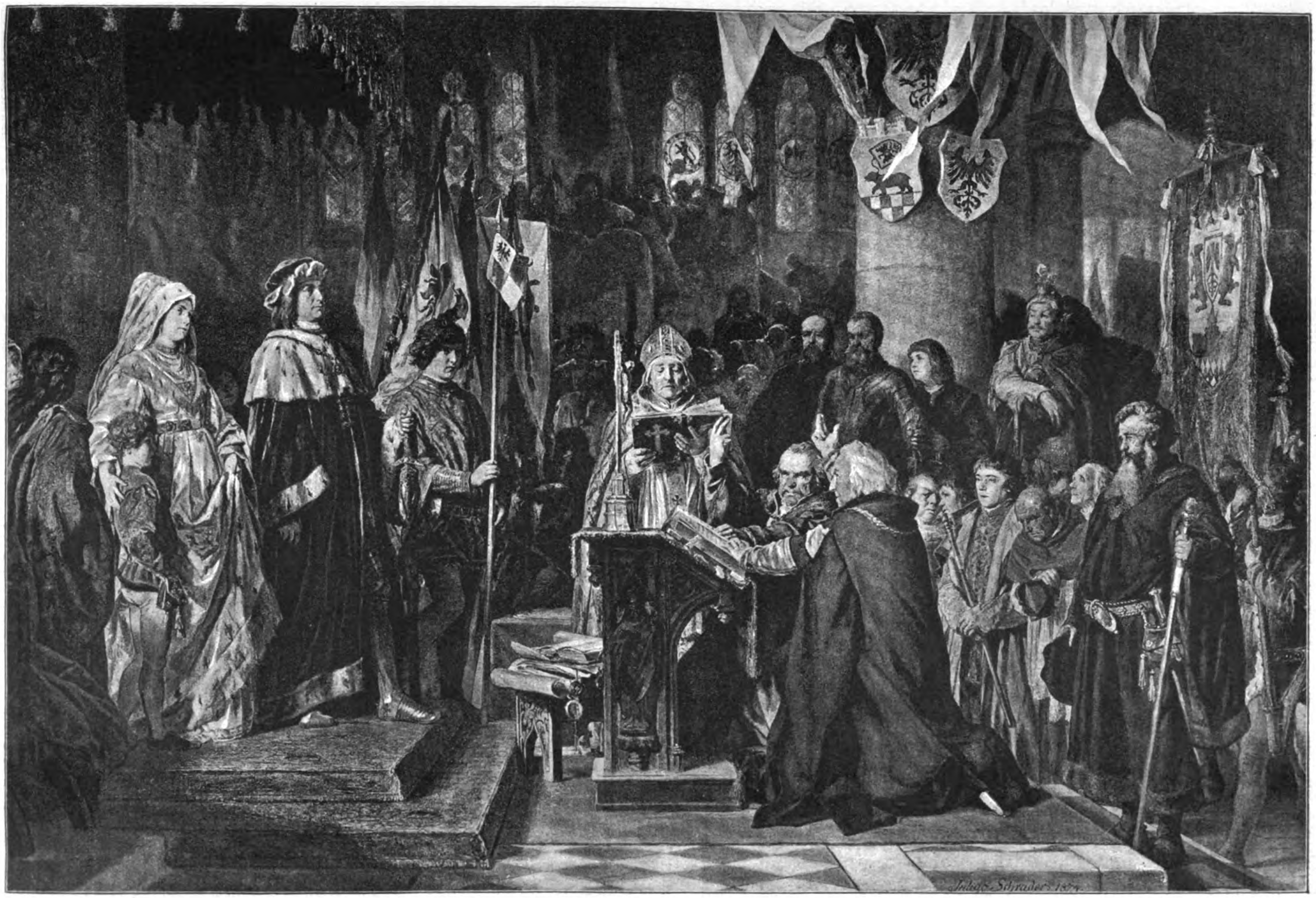
Zwar der Teil des Volkes, auf welchen ſich ein Fürſt jener Zeit vorzugsweiſe ſtützte, der Adel, hatte ſich in Brandenburg der Souveränität des Landesherrn gefügt. Jahrzehnte waren verſtrichen, ſeit die märkiſchen Herren, mit den Pommern verbündet, zur Schlacht am Kremmerdamm wider den Nürnberger Burggrafen ausgeritten, ſeit vor den Schlöſſern des trotzigen Adels die „faule Grete“ gebrummt und die ſtarke Fauſt Friedrichs von Hohenzollern die 24 Quitzow-Burgen gebrochen. Grollend noch, aber der Gewalt der Umſtände ſich fügend, ſaßen die Rochow und die Putlitz, die Köckeritz und die Bredow auf ihren Schlöſſern. Die Fehden hatten aufgehört, die Straßen waren frei, nur ſelten noch lauerte hie und da im nächtigen Tannendunkel, die Geſichter ſorgſam geſchwärzt und die Eiſenkappe tief in die Stirne gezogen, ein Trupp Reiter dem zur Meſſe ziehenden Krämer auf.

Der Handel blühte auf, die Städte entwickelten ſich und allen voran Berlin und Kölln. „Die Stadt,“ ſchreibt ein Hiſtoriker, „glich einem vollblütigen Körper, der Ausdehnung ſucht und Einſchränkung nicht ertragen kann.“ Der Gewerbefleiß Berlins war für jene Zeit ſchon bedeutend genug: Flachs, Leinwand und Tücher, Eiſen, Leder und Felle gingen von hier in das Reich, vorwiegend nach Sachſen, und ſelbſt Honig und Wein werden in den 1433 zu Kadolzburg erlaſſenen Zollordnungen Friedrichs I als Ausfuhrwaren Berlins aufgezählt. Dazu beſaß die Stadt zahlreiche Vorrechte, was den Holzſchlag, die Jagd und Fiſcherei betraf, und andere Privilegien aller Art. In der Bürgerſchaft ſelbſt herrſchte der ſtrenge Zunftzwang des Mittelalters. Hier wie überall gab es die ſchroff geſonderten Gilden und Gewerke, hier wie überall die alten Patrizierfamilien, welche die Ratsſtellen unter ſich vererbten, ſo daß Namen wie von Buch, von Borch, von Blankenfelde, von Roten ꝛc. ſich häufig wiederholen.

Schon bei Lebzeiten des alten Kurfürſten ſcheint in der ſelbſtbewußten und neuerungsſüchtigen Bürgerſchaft eine Gärung gegen die Obrigkeit beſtanden zu haben, und unmittelbar nach dem Thronwechſel kam dieſe Stimmung offen zum Ausdruck. „Anno Chriſti 1440 (in welchem auch die edle Kunſt der Buchdruckerey in Deutſchland erfunden),“ ſchildert Andreas Engelius lakoniſch die folgenden Ereigniſſe, „hat ſich die Bürgerſchaft zum Berlin wider den Raht daſelbſt empöret/ und ſind dadurch um jre freyheyt gekommen. Denn Marggraff Friedrich der Churfürſte hat die Stadt eingenommen und ein Schloß darein gebawet.“

Die hier nur kurz angedeuteten Verwickelungen begannen damit, daß der geängſtigte Rat ſein Amt niederlegte und ſich an den Kurfürſten um Hilfe wandte, der ſeinerſeits nur an der Spitze von 600 Reitern ſich durch das Spandauer Thor den Eintritt in die rebelliſche Stadt erzwingen konnte. Der bisher vereinigte Magiſtrat von Kölln und Berlin wurde von ihm geteilt, was übrigens den Köllnern, die bisher mehr als ein Anhängſel der größeren Schweſterſtadt betrachtet worden waren, recht wohl gefiel, und des Ferneren feſtgeſetzt, daß jeder neu zu ernennende Bürgermeiſter der landesherrlichen Beſtätigung bedürfe.

Den Berlinern, die noch immer nicht recht an den Ernſt der Sache glauben wollten, war damit nicht gedient. Es entſtanden neue Tumulte, die ſich bis zu einem förmlichen Aufſtande geſteigert zu haben ſcheinen und dem Kurfürſten Anlaß gaben, den Berlinern, wie die Chronik ſich ausdrückt, „die rauhe Seite zu zeigen.“ Berlin verlor nunmehr ſein Niederlagerecht und ebenſo ſein ſelbſtändiges Gerichtsweſen, außer-


Julius Schrader 1874

Die Städte Berlin und Cölln huldigen dem Markgrafen Friedrich II von Brandenburg. Nach dem Gemälde von Julius Schrader.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

dem aber begann Friedrich II zu Kölln, in der Nähe des Predigerkloſters, ein feſtes Schloß zu errichten. Um zu verſtehen, daß dieſe Anſiedelung des Landesherrn in ihrer Mitte den Bürgern durchaus nicht willkommen war, muß man ſich vergegenwärtigen, daß es damals zu den Gerechtſamen einer einigermaßen ſelbſtändigen Stadt gehörte, weder innerhalb ihrer Mauern noch auch in der unmittelbaren Umgebung derſelben eine Burg zu dulden, ja ſelbſt das Recht, ein einziges Thor einer Stadt beſetzt zu halten, um ſo nach Belieben ein- und ausreiten zu können, mußte, wie oben erwähnt, oftmals von dem Herrſcher erzwungen werden.

Daher war der Schloßbau den Köllnern ein Dorn im Auge — „Arcem imposuit, frenum antiquae libertatis,“ ſchreibt in bitterem Zorne ein Chroniſt —, und als der Kurfürſt gar, um Platz zu gewinnen, einen Teil der Stadtmauer niederreißen ließ, füllte die widerſpenſtige Bürgerſchaft alsbald die entſtandene Lücke mit einem Blockzaune wieder aus.

Friedrich II hatte ſeine Hauptſtadt wieder verlaſſen, in welcher Gürgen von Wallenfels u. a. als Lehnsleute der neuen Burg zurückblieben, doch die Gärung dauerte fort. Allerdings gab es auch eine dem Landesherrn treu ergebene Partei in der Stadt, allein ſie war zu ſchwach und ihr Haupt, Balzer Boytin, wurde alsbald von den Mißvergnügten aus Berlin verbannt. Die ſtrengen Maßregeln des Hofrichters von Hacke blieben umſonſt. Die Widerſpenſtigen ſetzten ihn gefangen und zogen, um ihren Groll auch anderweitig auszulaſſen, die kurfürſtlichen Mühlenſchleuſen auf, wodurch die ganze Stadt unter Waſſer geriet.

Solche Vorgänge mußten den Kurfürſten mit gerechtem Zorne erfüllen. Er forderte energiſch die Freilaſſung von Hackes. „Würdet ihr dem alſo nicht thun,“ ſchrieb er im Frühjahre 1448, „ſo müſſen wir ein ſolches mit anderen Freveln und Mutwillen, die ihr gegen uns fürnehmet, dulden, als lange bis wir es beſſern mögen.“ Gleich darauf lud er den alten und den neuen Rat, die vier Hauptgewerke, die Innungsmeiſter und Zünfte, ſowie 300 Bürger Berlins und Köllns auf den 26. März 1448 nach Spandau zur Verantwortung. Allein der gegebene Zeitraum verſtrich, ohne daß ein einziger Vertreter der ungehorſamen Städte vor den Augen des Landesherrn erſchienen wäre.

Tags darauf erklärte der geflüchtete Boytin auf eigne Fauſt, wenn auch wohl mit Wiſſen und Willen des Kurfürſten, „dem Rate und ſämtlichen Bürgern zu Berlin und Kölln Fehde und offenbaren Krieg,“ doch ſcheint er nichts Bedeutendes gegen ſeine Mitbürger ausgerichtet zu haben, die ihrerſeits in ihrem Widerſtande verharrten. Namentlich hatten ſie inzwiſchen die Magiſtrate wieder vereinigt, dem Markgrafen Johann, Bruder des Kurfürſten, den Aufenthalt in der Stadt verweigert und, der neuen Burg zum Trotz, ein Rathaus hart an der Spree zu bauen begonnen.

Jetzt war die Geduld Friedrichs II erſchöpft und er zeigte, daß er den Namen des „Eiſernen“ nicht mit Unrecht trug. Ein großes Konzil vereinigte auf ſeinen Befehl den Fürſten von Anhalt, den Grafen von Lindow, den Erzbiſchof von Brandenburg, den Johannitermeiſter Nikolaus von Thierbach, die Bürgermeiſter und Ratsmannen der drei Städte Frankfurt a/O., Brandenburg und Prenzlau, ſowie andere angeſehene Unterthanen zu Spandau, und vor dieſer Verſammlung trug der Kurfürſt ſeine Anklage wider die rebelliſchen Schweſterſtädte vor. Am 24. Mai 1448 erfolgte der Urteilsſpruch. Er lautete hart genug. Die Berliner ſollten das Zoll- und Niederlagerecht ſowie das eigne Gerichtsweſen verlieren, das neue Rathaus nicht weiterbauen, den Blockzaun am kurfürſtlichen Schloſſe niederreißen, auf alle Dorflehnen, Fiſchereien und Holznutzungen verzichten. Alle Entſchädigungsanſprüche, welche die Bürger hatten „oder meynten zu haben, wie mann die nennen möchte, ſollten gantz abe ſeyn und auch ſeyne Gnade (der Kurfürſt) nyemandes darum antwort zu tun ſchuldig noch pflichtig ſeyn.“

Am 18. Juni beabſichtigte der Kurfürſt auf dem allgemeinen Landtage dieſen Urteilsſchluß zur Sprache und zur Ausführung zu bringen, allein ſchon drei Tage vorher unterzeichneten die Berliner, deren Mut nun völlig gebrochen war, die Unterwerfungsdokumente. Eine Menge Ratsherren und Bürger erſchienen vom September ab zu Spandau, thaten Buße und ſchwuren in feierlicher Verſammlung dem Kurfürſten und ſeinem Hauſe aufs neue den Eid der Treue.

Mit ihnen war auch der bisherige Bürgermeiſter, Berend Ryke, gekommen, der alsbald ſeines Amtes entſetzt und aus den vier Hauptſtädten der Altmark verbannt wurde. Er wandte ſich nach Sachſen und fiel daſelbſt in der Nähe von Wittenberg durch die Hand eines Meuchelmörders. An ſeiner Stelle wurden der Hofrichter Peter von der Groeben und der Schuſter Klaus Schulze Bürgermeiſter von Berlin und Kölln. Einige Jahre darauf erlangte ſelbſt der einſt verbannte Balzer Boytin dieſe Würde. An Geldbußen zahlte die Bürgerſchaft im ganzen 373 000 Gulden, außerdem 400 Schock böhmiſche Groſchen, eine für jene Zeit ſehr beträchtliche Summe, deren Verluſt in der That den Wohlſtand Berlins auf eine Reihe von Jahren hinaus erſchütterte. Dafür erhielt die Stadt allerdings 1453 das Recht, „mit rotem Wachſe zu ſiegeln.“ Dieſe Vergünſtigung klingt heutzutage ſeltſam, damals aber wurde ſie für ſo wichtig gehalten, daß die alten Chroniken das Ereignis durch geſperrten Druck hervorhoben.

Berlin und Kölln waren unterworfen; ſie hatten den Arm des Hohenzollern kennen gelernt, und von da ab bis auf die Jetztzeit weiſt die Geſchichte der Spreeſtädte ähnliche Ereigniſſe nicht mehr auf. Doch darf man über die Haltung der Bürgerſchaft nicht vom Standpunkte heutiger Staatsanſchauung urteilen. Das Mittelalter war überhaupt die Zeit des Individualismus, einer Sonderung in Klaſſen und Stände, denen ein Gefühl für das Gemeinwohl nahezu unverſtändlich ſein mußte. Und ſelbſt dieſe einzelnen Stände hielt eigentlich nur der Gedanke an den eignen Vorteil zuſammen. So antwortete der Hoch- und Deutſchmeiſter auf die Bitte Friedrichs, ihn mit ſeinem Orden in den inneren Wirren der Altmark zu unterſtützen, in bezeichnender Weiſe: „Uns iſt alles ſolches (die Berliner Ereigniſſe) gar getrewlich leid, und haben's auch, Gott weiß, nicht gern vernommen. Denn wenn ſolches jetzt dem Marggraffen geſchiehet, ſo iſt zu beſorgen, daß das anderen Herren und Fürſten auch geſchehen möge!“

Zudem aber hatten die Städte gerade in dieſer Zeit des Mittelalters Veranlaſſung zu berechtigtem Stolze. Während die Mehrzahl der deutſchen Fürſten in endloſen Fehden und Händeln das Wohl des Reiches wie das Heil ihrer Unterthanen vergaß, während der Adel ſeit Beendigung der Kreuzzüge immer mehr von ſeiner glänzenden Stellung herabſank und die Bauernſchaft ein elendes, von niemand beachtetes Daſein führte, gingen Erzeugniſſe deutſchen Gewerbefleißes durch alle Länder der bekannten Welt und flatterten an allen Küſten die Wimpel der Hanſa. War doch eine Stadt wie Nürnberg damals im ſtande, einen blutigen Krieg mit Friedrichs des Eiſernen Bruder Albrecht, den man den deutſchen Achilles nannte, einem der erſten Kriegshelden ſeiner Zeit, zu führen und der Macht des mit 17 Reichsfürſten verbündeten Markgrafen erfolgreich in neun Schlachten zu trotzen.

Muß man von dieſem Geſichtspunkte das Benehmen Berlins beurteilen, ſo iſt anderſeits auch das anſcheinend harte Verfahren des Kurfürſten aus der Zeitlage heraus zu verſtehen. Wie ſein Vater den Trotz des Adels, brach er den Widerſtand der Städte, um ſeine eigne Stellung zu befeſtigen und als ein wirklicher Herrſcher von Gottesgnaden in ſeinen Landen zu walten. In dieſem zielbewußten Streben, nicht, wie der Kaiſer und die meiſten Fürſten des Mittelalters, in äußerem Prunke der inneren Ohnmacht zu vergeſſen, ſondern aus eigner Kraft ihren Herrſcherberuf auszuüben, iſt ſich, zu ihrem Heile, die Hohenzollernmonarchie zu allen Zeiten gleich geblieben. — Nach der Bezwingung des Widerſtandes im Innern hatte der Kurfürſt die Hand zu auswärtigen Unternehmungen frei. Die Erwerbung der Neumark, der Landvogtei über die Lauſitz, zahlreiche Erbverträge mit den anliegenden Staaten und ein Konkordat mit dem Papſte ſind ſein Werk. 1470 legte nach dreißigjähriger Regierung Friedrich II, durch einen unglücklichen Krieg mit Pommern-Stettin erſchöpft und von einem Kanonenſchuſſe des Gehörs beraubt, ſeine Krone nieder und ſtarb ſchon zu Beginn des folgenden Jahres. Die beiden Söhne, Johannes und Erasmus, die ſeiner Ehe mit Katharina, der Tochter Friedrichs des Streitbaren zu Sachſen, entſproſſen, waren in früher Jugend geſtorben. Sein Bruder Albrecht Achilles folgte ihm in der Regierung.

Aus der Burg aber, die der eiſerne Kurfürſt in Kölln an der Spree erbaut und 1451 vollendet, iſt im Laufe der Zeiten das heutige Hohenzollernſchloß zu Berlin entſtanden, und das Banner des neuen Deutſchen Reiches flattert von ſeinen Zinnen über die neue Weltſtadt dahin.

---

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Die Weihnachtsarbeiten, ärztlich beleuchtet.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Immer kleiner wird der Bogen, den die Sonne am Himmel beſchreibt. Ja, das Jahr wird altersſchwach und ſchleppt ſich dem Grabe entgegen. Doch bevor es ſcheidet, feiert es noch ein Feſt der Liebe, für welches es ein Füllhorn von Gaben über alle Welt ausſchüttet. Daher iſt Weihnacht das Feſt der Feſte. Kein anderes beeinflußt in dem Grade unſer ganzes ſoziales und Familienleben. Wirft es doch ſeinen breiten Schatten ſchon Monate voraus. Bereits um die Mitte des Weinmondes fängt es an, in den Gedanken und Geſprächen unſerer Frauen und Töchter zu ſpuken. Der Hausherr hat es ja in einer Art leichter, er braucht nur für den leidigen Mammon zu ſorgen und kann noch in letzter Stunde das geeignet Scheinende fix und fertig vom Kaufmann beſchaffen. Auch der Hausfrau wartet keine zu ſchwere Aufgabe: hat doch ihr prüfender Blick die Lücken in den Wirtſchaftsgeräten und im Kleiderſchranke ſchon längſt entdeckt! Anders die Haustöchter! Erhebliche Kapitalien ſtehen nur der Minderzahl zu Gebote. Die Geſchenke, mit denen ſie ihre Lieben zu erfreuen gedenken, ſollen größtenteils von dem bißchen Taſchengelde beſtritten werden, ſie erhalten auch ihren eigentlichen Wert nicht durch die Koſtbarkeit des Stoffes, ſondern durch die Kunſtfertigkeit der Hand und die auf das Werk verwandte Zeit und Mühe, ſie entzücken das Auge durch die Zierlichkeit und Anmut der Form, während es um ihre praktiſche Brauchbarkeit oft gar übel beſtellt iſt.

Nunmehr beginnt die Zeit der Heimlichkeiten, der ziſchelnden Beratungen, des Köpfezuſammenſteckens. Womit ſollen Papa und Mama, die Geſchwiſter, Großeltern, die lieben Onkels und Tanten beglückt werden? Oft iſt der Familienkreis noch geſegneter und erheiſcht dann noch weitere Fürſorgen für Neffen und Nichten, Kouſins und Kouſinen! Hitzige Debatten knüpfen ſich an Teppiche, Tiſchdecken, Sofakiſſen, Wäſchebeutel, Zeitungsmappen, Serviettenringe, Morgenſchuhe, Samtkäppchen, Skatblöcke, Notizbücher, Cigarrentaſchen, Aſchenbecher und ähnliche hochnützliche und ganz unentbehrliche Gegenſtände. Endlich iſt die Wahl getroffen, die Liſte der Gaben und ihrer Empfänger feſtgeſtellt, aus den verſchiedenen Läden der nötige Bedarf an Kanevas, Wolle, Stickgarn, Chenille, Seide, Perlen, Goldfäden zuſammengeholt, und nun geht es an die Arbeit. Um dieſe dreht ſich fortan das ganze Dichten und Trachten, um ihretwillen gerät die wohlgefügte Wirtſchaftsordnung außer Rand und Band und wird die Häuslichkeit mit jedem Tage ungemütlicher. Freudig benutzt darum der Hausherr die ſonſt ziemlich ſparſam erteilte Erlaubnis, den Abend in ſeinem „Lokal“ zu verbringen, und begegnet keinen ſchiefen Geſichtern, wenn er erſt ſpät nach Ablauf der Bürgerſtunde zu den heimiſchen Penaten zurückkehrt!

Die Weihnachtsfreude ſoll überraſchen. Welche raffinierten Mittel werden erſonnen, um das Geheimnis zu wahren und die kecke Neugier hinters Licht zu führen, obwohl namentlich die Eltern auf die Kunſt, mit offenen Augen nichts zu ſehen und am angeſteckten Baum die ganz Verdutzten zu ſpielen, ſchon längſt eingeübt ſind!

Je mehr die Jahreszeit vorrückt, um ſo fieberhafter die Thätigkeit. Die Angſt, nicht fertig zu werden, beflügelt die Finger und bannt die Füße bis in die ſpäte Nacht in das enge Stübchen, welches den Künſtlerinnen als ſicherer Verſteck angewieſen iſt. Zum Spazierengehen fehlt es natürlich vollſtändig an Muße; mit der Mahlzeit wird kurzer Prozeß gemacht und dem Schlafe mehr als zuträglich Abbruch gethan.

Endlich ruhen die emſigen Hände, nachdem ſie, hart am letzten Augenblick, ihr Werk, ein wahres Meiſterwerk, fertig gebracht. „Allerliebſt! Wundervoll!“ — ſo lauten die Lobſprüche von allen Seiten, pflichtſchuldigſt auch aus dem Munde des Beſchenkten, der allerdings nicht verraten darf, daß mit dem erhaltenen Nonplusultra von Skatblock, Kragenſchachtel oder Morgenſchuhen das halbe Dutzend nunmehr vorrätiger Exemplare dieſer Gattung ihm gerade vollzählig wird. Allein bald richtet ſich der Blick von der Gabe auf die Geberin. Was iſt aus der friſchen, ſchönen Menſchenblüte geworden? Das Geſicht ſchlaff und matt, die Roſen der Geſundheit in Lilien der Bleichſucht verwandelt, die Augen getrübt und entzündet, tief und von blauen Ringen umgeben, Gang und Haltung gebückt und ſchwerfällig! Welche Veränderung in dem kurzen Zeitraume von acht Wochen. Aber freilich genügen zwei Monate ununterbrochenen gebückten Sitzens bei eintönigſter Arbeit hinreichend, um das Wohlbefinden ernſtlich zu ſtören, ja zuweilen ſogar auch die Geſundheit gründlich zu untergraben.

Unſere Körperbeſchaffenheit iſt ein Produkt teils natürlicher Anlage, teils der Lebensbedingungen, unter deren Einfluß wir ſtehen. Wem wären die unſelig nachteiligen Einwirkungen zahlreicher moderner Kulturverhältniſſe auf die körperliche Entwickelung ein Geheimnis geblieben? Werfen wir einen Blick auf die heranwachſende weibliche Jugend der gebildeten Stände, ſo fällt er zumeiſt auf bleiche, hagere, ſaft- und kraftloſe Geſtalten. Wetteifern doch Schule und Haus miteinander, die Blume der Geſundheit zu verwüſten! Dort die Überbürdung mit Sprachen, Wiſſenſchaften, Aufſätzen, hier das Korſett, das Pianino, der Stickrahmen, die Nähmaſchine. Welcher Unterſchied zwiſchen dem Dienſtmädchen und den Töchtern des Hauſes! Jene mit dem friſchen Antlitz, dem kernigen Körperbau, der ſtets bereiten Eßluſt — die Fräulein kreideweiß, mit Ärmchen wie Weidenruten und einem Magen, der faſt jede Nahrung verſchmäht, trotzdem er mit Eiſen und Malz überſchwemmt wird. Warum gedeiht das unter Entbehrungen groß gewordene Proletarierkind und verkümmert das ſorgſam gehütete Haustöchterchen?

Des Rätſels Löſung liegt allein in der Muskelarbeit. Durch ſie wird die Atmung tiefer und ausgiebiger, der Blutumlauf freier, die Ernährung, Wärmeentwickelung und Ausdünſtung gehoben, das Nerven- und Muskelſyſtem belebt, die Haut gegen Erkältungen widerſtandsfähig, der Appetit, die Verdauung, der Schlaf gekräftigt. Arbeit dehnt den Bruſtkaſten, macht die Wangen rot, füllt die Glieder. Weiland Prinzeſſin Nauſikaa ſchämte ſich durchaus nicht, mit ihren Mägden am Meeresſtrande Wäſche zu ſpülen. Man ſollte nur einer Beamtentochter jetzt mit einer ähnlichen Zumutung kommen!

Heutzutage ſteht das weibliche Geſchlecht — mit Ausnahme des ländlichen und dienenden Teiles — im Banne einer durch und durch naturwidrigen Lebensweiſe, welche auf die Geſundheit nicht anders als höchſt nachteilig einwirken kann. Schon die Schule, zumal die „der höheren Töchter,“ befleckt die junge Pflanze mit dem giftigen Hauch des Siechtums und erzeugt Kopfſchmerz, Kurzſichtigkeit und Rückgratsverkrümmung. Nach Ablauf der Schulzeit bewegt ſich die Thätigkeit der Mädchen in den gebildeteren Klaſſen weſentlich in den Schranken des Hauſes und artet, je näher dem Gebiete der „oberen Zehntauſend,“ um ſo mehr in einen geſchäftigen Müßiggang aus. Im Mittelalter ſaßen die Haustöchter beſtändig am Spinnrocken, heute treffen wir die einen beim Roman oder Klavier, die anderen (und die Mehrzahl) am Stickrahmen oder an der Nähmaſchine, jahraus und jahrein mit den ſogenannten Handarbeiten beſchäftigt, welche jetzt im Frauenleben eine ſo bedeutende Rolle ſpielen. Gewiß fördert auf dieſem Gebiete weibliche Kunſt und — Geduld ganz ausgezeichnete Leiſtungen an den Tag, gewiß erhalten dadurch Tauſende ſonſt hilfloſer Weſen lohnenden Erwerb oder wenigſtens Lebensunterhalt — aber niemand kann leugnen, daß die Geſundheit dabei leiden und auf die Dauer zu Grunde gehen muß. Die lebendigen Beweiſe dafür ſehen wir an unſern Töchtern, an ihren Klagen über Kopfſchmerz, Schwindel und Flimmern, Rötung und Sehſchwäche der Augen, Rückenſchmerz, Atembeklemmung, Bruſt- und Magendruck, wenn ſie anhaltend an Näh-, Stick- und Strickarbeiten ſich abgemüht haben — und um was? Meiſtens doch nur um einen Luxusgegenſtand, der wohl durch Eleganz und Niedlichkeit gefällt, ein wirkliches Bedürfnis aber kaum jemals befriedigt. Eitel Tand nach den von den Modezeitungen — die ſich dadurch keineswegs um die Frauenwelt verdient machen — aufgetiſchten Muſtern!

Es wäre unbillig und kann nicht in unſerer Abſicht liegen, das Anfertigen von Weihnachtsarbeiten zum Zwecke von Geſchenken ganz und gar zu verfemen. Hier ſollte nur zu Maß und Vorſicht gemahnt und die Gefahren des Übertreibens vom ärztlichen Standpunkte vor Augen geſtellt werden. Mögen die jungen Damen immerhin einige Stunden täglich dem ſchönen Drange, durch anmutige Gaben Freuden zu bereiten, opfern! Möge dies aber nicht auf Koſten der Geſundheit geſchehen! Beſchränkte man die Zahl der Arbeiten auf das Unentbehrlichſte und begänne mit denſelben bereits einige Monate früher, ſo brauchte man ſich ſpäter nicht abzuhetzen, die Nacht zum Tage zu machen und den Körper zu zerrütten. Haben jedoch die jungen Fräulein nicht die nötige Einſicht, ſo iſt es Pflicht der Eltern, gegen Arbeiten, welche vorausſichtlich mit allzuviel Plage und Mühe verbunden ſind, von vornherein ein Veto einzulegen; denn iſt die Arbeit erſt im Gange, dann läßt ſie ſich ſchwer abbrechen. Das Weihnachtsfeſt, dies Feſt der Liebe und Freude, hat — die ärztliche Erfahrung lehrt das alljährlich durch viele Belege — nur zu oft ſchwere Leidenszuſtände zur Folge. Das andauernde Gebücktſitzen bewirkt Blutandrang nach dem Kopfe und verſtärkt die bei vielen Mädchen ohnehin vorhandene Geneigtheit zu Kopfſchmerzen in unerträglichem Grade; es erzeugt hyſteriſche Leiden, Nervenzufälle, Gemütsverſtimmung, Stockungen im Blutlaufe, Trägheit der Verdauung. Beſonders ſchwer wird das Auge geſchädigt. Dies unausgeſetzte Hinſtarren auf einen dicht angenäherten, oft ſehr hellen Gegenſtand, meiſt bei Lampenlicht, dies Zählen der feinen Fäden auf dem Stickgrunde muß ja das beſte Auge zu Grunde richten!

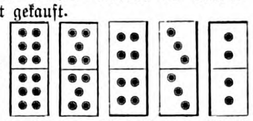
Im neuen Jahre wird der Hausarzt viel Arbeit haben, und wenn die Apotheke erſchöpft und ſein Latein zu Ende iſt, eine Badereiſe befehlen.

# In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je fünf Steine auf. Acht Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



C hat auf ſeinen fünf Steinen 20 Augen weniger als A, aber 3 Augen mehr als D. B hat 24 Augen mehr als D.

A ſetzt aus und ſperrt die Partie in der dritten Runde. B und C haben je zwei Steine geſetzt, D hat immer gepaßt. A behält zwei Steine übrig. Als die Augen auf den übrigbleibenden dreizehn Steinen gezählt werden, ergibt ſich als Summe die Zahl 51. B behält 11 Augen mehr übrig als A und 18 Augen mehr als C.

Welche Steine behielt A übrig? Wieviel betrug die Summe der Augen auf den acht Steinen im Talon? Wieviel auf den ſieben geſetzten Steinen, wieviel auf den Steinen, welche B übrig behielt, wieviel auf denen des C und wieviel auf denen des D?

### 1. Dechiffrieraufgabe.

renuneneſu riloſilino, meſuriri ſoloſili ſoloſu ruraſaleſu
liſanenoſune ſaneſeſulono riloſilino maſuneramoninino:
luloneſilimeſuloli lonino riloſilino ſararaſu noſaleſu
nuriſo rinune niſilimuri ſulori niſuranoriſuni laſunino.

### 2. Arithmogriph.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 6 | 1 | 7 | **8** | 4 | 9 | 2 |
| 10 | 3 | **11** | 12 | **13** | 4 | 17 |
| 15 | **1** | 12 | 13 | 9 | **2** | 8 |
| **14** | 3 | 11 | 5 | 2 | 15 | **3** |
| 1 | **14** | 8 | 3 | 1 | **9** | 4 |
| 1 | 15 | **15** | 2 | **16** | 8 | 4 |
| 11 | 12 | 13 | **4** | 9 | 2 | 8 |

Die Zahlen in den Feldern des Quadrats ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen:

1. Eine der Hauptrollen in Wagners „Rienzi,“ 2. ein Gebäck, 3. ein Schiff, 4. einen geiſtlichen Würdenträger, 5. einen namhaften Karikaturenzeichner, 6. einen in der Muſik oft gebrauchten Ausdruck, 7. einen hervorragenden Komponiſten.

Sind die richtigen ſieben Wörter gefunden, ſo nennen die durch fetten Druck hervorgehobenen Buchſtaben eine beliebte Oper.

### 3. Rätſel.

Allen bekannt iſt mein Name. Ihr findet mich unter den Päpſten.
Fügt ihr zwei Laute noch ein, bin ich der erſte ſogleich.
Trennt ihr die Silben geſchickt, und ſetzt noch ein a in die Mitte,
Wurde, was jetzt ihr erſchaut, oft von Homer euch genannt.

### 4. Metamorphoſenaufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von Piſa über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Dover und von Lyon über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen nach Mainz?

### 5. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Zahl 89 iſt in drei Summanden (poſitive ganze Zahlen) ſo zu zerlegen, daß wenn man den erſten mit 10, den zweiten mit 30, den dritten mit 47 multipliziert, die Summe der drei Produkte 1889 beträgt.

### 6. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den Buchſtaben, aus denen die acht Wörter „gelb,“ „Nebel,“ „Breite,“ „Tegel,“ „Hof,“ „Hirn,“ „Hirt,“ „Wirt“ beſtehen, eine bekannte Verszeile aus einem Drama von Schiller erhalten?

### 7. Rätſel.

Ihr habt’s im Geſicht; wird ein Zeichen verſetzt,
So bemüht ſich’s für uns, und wird doch nicht geſchätzt;
Doch wenn ihr dann nochmals ein Zeichen verſchiebt,
So iſt es als Meiſter der Töne beliebt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Königszug.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Toſt | gut | wind | ſich | | wie | hin | | ins | |
| | ſturm | ſo | und | ſpielt’s | lig | chen | aus | flok | |
| | | re | ſich | woh | | höf | ken | | |
| | | ſe | gen | | | ge | im | | |
| | hau | mi | aus | ums | flur | und | brau | ſe | |
| | ſche | dem | hei | ſchaut’s | im | glut | wet | in | |
| | | bach | wie | | | ter | die | | |
| | | mach | welch | | | in | und | | |
| | | trau | ge | | | hübſch | graus | | öſ |
| ſtrömt | gen | durchs | li | | | wie | ſich | chen | am |
| | dann | ſe | cher | | | | ſchaut’s | dann | |

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 7.

Bilderrätſel. Primadonna.

Schachaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. S d 3 — c 5 | 1. D d 6 — d 7 oder — e 7 |
| 2. f 6 — f 7 oder : e 7 ♯ | |
| A. | |
| 1. . . . | 1. D d 6 : f 6 † |
| 2. L g 7 : f 6 ♯ | |
| B. | |
| 1. . . . | 1. Beliebig anders |
| 2. D, T oder S ♯ | |

**1. Rätſel.** Geibel.

2. Schlüſſel zum Röſſelſprung.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 33 | 4 | 49 | 30 | 17 | 52 | |
| 5 | 2 | 29 | 32 | 51 | 48 | 19 | 16 |
| 34 | 45 | 50 | 3 | 18 | 31 | 26 | 53 |
| 1 | 6 | 35 | 28 | 47 | 54 | 15 | 20 |
| 44 | 41 | 46 | 55 | 36 | 27 | 60 | 25 |
| 7 | 10 | 43 | 40 | 59 | 24 | 21 | 14 |
| 42 | 39 | 56 | 9 | 12 | 37 | 58 | 23 |
| | 8 | 11 | 38 | 57 | 22 | 13 | |

Auflöſung des Röſſelſprungs.

Die Tugend hat den Sieg bei einem Mann,
Der in dem Zorn die Sitte wahren kann.
(Aus: Freidanks Beſcheidenheit.)

3. Vierſilbige Scharade. Tafelfreuden.

4. Verwandlungsaufgabe.

Robert Hamerling.

**R**ichelieu
**O**ldenburg
**B**altimore
**E**iſenhut
**R**ittershaus
**T**husnelda
**H**ellebarde
**A**lberoni
**M**elbourne
**E**iſenach
**R**heinlachs
**L**acheſis
**I**ſerlohn
**N**eidenburg
**G**amaliel.

5. Diagonalrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| **U** | **n** | g | a | r | **n** |
| E | **l** | s | t | **e** | r |
| M | a | **r** | **t** | i | n |
| B | a | **t** | **i** | s | t |
| P | **u** | n | s | **c** | h |
| **H** | i | r | s | c | **h** |

6. Rätſel. Pendel.

7. Rätſel. Schlüſſel.

8. Dreiſilbige Scharade. Menſchenkind.

---

**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Ein Taufgang in Tirol. Nach dem Gemälde von Carl Guſtav Herrmann. — Die Not unſerer höheren Schulen. II. Von Dr. E. von Sallwürk-Karlsruhe. — Frau Aja. Von Dr. J. Wychgram. Mit zwei Porträts. — Fauſts Tod. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. — Berlin und Cölln huldigen dem Markgrafen Friedrich II von Brandenburg. Von Rudolf Stratz. Mit dem Bilde gleichen Namens von Julius Schrader. — Am Familientiſch: Die Weihnachtsarbeiten, ärztlich beleuchtet. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt in Leipzig.**

# Daheim

Daheim
L. Richter

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 30. November 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 9.

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Sie blieb ſtehen, pflückte ein Holunderblatt und zog es durch die Lippen. Die Ziege hob ſchnuppernd den Kopf, aber ſie beachtete das Tier nicht. Es durchſchauerte ſie in dem warmen Sonnenſchein, und ſie ſchmiegte ſich rückwärts in die Blätter des Strauches.

„Delila,“ dachte ſie, „betrog Simſon dreimal, werden ſie mir ſagen; zu drei Malen verriet ſie ihn, und er vertraute ihr und war ihr Liebſter. Dieſer Mann iſt mir fremd, aber es iſt etwas in ihm … Er gleicht keinem, den ich ſonſt kenne …“ Und ihre Gedanken wurden ſtiller, tiefer, in ſich gekehrter: „Ich möchte ihn nicht oft ſehen, dieſen Fremden, nicht oft ſprechen, ich fürchte, er würde eine Macht über mich gewinnen, die meinen Willen verwirrte …“

Aſten kam dieſem Wunſche durchaus nicht entgegen. Das ſonderbare Mädchen erregte eine eigne Teilnahme in ihm. Ihre Schönheit, ihre kalte Zurückhaltung und der merkwürdige Eigenſinn, mit dem ſie darauf beſtand, in einem Hauſe mit dem jungen Major zu bleiben, gaben ein Gemiſch, das er feſt entſchloſſen war, in ſeine Beſtandteile zu zerlegen. Was ihre Landsleute über den zu dieſem Zwecke nötigen engeren Verkehr mit ihr denken mochten, kümmerte ihn nicht mehr. In dieſer Frage peinlich zu ſein, wäre doch lediglich ihre Sache geweſen. Der Zweifel, den er eine kurze Weile lang über die Strenge ihrer moraliſchen Grundſätze gehegt hatte, war raſch gewichen. Ihrer Ausdrucksweiſe nach ſtellte er ſie in die Kleinbürgerkreiſe von Paris, und er wußte, daß gerade in dieſen Kreiſen des modernen Babel die Frauen meiſt von ſtrengſter Moral und dem peinlichſten Geiſte pünktlicher Pflichterfüllung ſind. Er wollte aber genaueres über die Schickſale gerade dieſer Kleinbürgerin erfahren. Es hatte an und für ſich ſchon vielen Reiz für ihn, nachdem er geraume Zeit die Nähe jedes weiblichen Weſens entbehrt, ein ſolches mitten unter den Schrecken des Krieges, deren er herzlich müde war, wiederzufinden, und allein die Ausſicht, ſich täglich eine Stunde mit dem Mädchen zu unterhalten, erſchien ihm als eine Annehmlichkeit. Er ließ ſich daher bereits am nächſten Tage bei ihr melden. Ihr geräumiges Zimmer war freundlich ausgeſtattet und mit Sorgfalt aufgeräumt. Auf dem Fenſter ſtanden Monatsroſen und blühende Goldlackſtöcke. Die letzten Aſtern waren abgeſchnitten und prangten in ihren bunten Farben in zierlichen Schalen. Der Sinn für das Schöne war durch die Schrecken des Krieges alſo hier noch nicht erſtickt.

Aſten ſchlug, hierdurch behaglich geſtimmt, den Ton einer vertraulichen Heiterkeit an.

„Fräulein Jeanneton …“ begann er, nachdem er Platz genommen.

„Ich heiße Jeanne, Jeanne Beauvilliers,“ unterbrach ſie ihn verdroſſen, „Jeanneton iſt eine Verbauerung meines Namens, die man ſich hier herausgenommen hat.“

„Ach, verzeihen Sie. Alſo Fräulein Jeanne, ich bin eigentlich voller Neugierde, Sie näher kennen zu lernen. Wenn Sie mich daher der Ehre Ihrer Bekanntſchaft würdigen wollen, ſo erzählen Sie mir, bitte, etwas von Ihrer Vergangenheit.“

„Da iſt nicht viel zu erzählen,“ erwiderte ſie trocken. „Mein Vater war Kaufmann und hatte ein Materialwarengeſchäft. Es ging ſchlecht, er machte Bankrott, nahm ſich die Sache zu Herzen und ſtarb. Meine Mutter wurde danach dame de comptoir in einem Hotel, und ich übernahm in demſelben die Aufſicht über Haushalt und Wäſche. Aber meine Mutter, welche eine ſchwache Lunge hatte, griff das Aufbleiben Nacht für Nacht bald an, ſie wurde bettlägerig, und ich mußte meine Stellung aufgeben, um ſie zu pflegen. Als auch ſie ſtarb, hatte ich bereits faſt alle unſere Sachen verſetzt und ſah es deshalb anfangs als eine Gunſt des Geſchickes an, als mein Vetter mich aufforderte, ihn hierher zu begleiten. Indeſſen, wir vertrugen uns ſchlecht, wie ich Ihnen ſchon ſagte …“

„Und ſollte ſich im Frieden nichts anderes für Sie finden?“ fragte Aſten, nicht ohne tiefere Abſicht. „Bei Ihrer ungewöhnlichen Schönheit muß ein Alleinſtehen in Paris, ſo jung, wie Sie ſind, doch viele Gefahren mit ſich bringen?“

„Meine Schönheit iſt überall eine Unannehmlichkeit für mich,“ erwiderte ſie mit dem herbſten Zug auf ihren feinen Lippen. „Sie war es auch hier. Die Frauen haßten mich, ſobald ſie mich geſehen hatten, und die Männer fielen mir durch ihre zudringliche Bewunderung läſtig. Ich war noch zu gar keinem Urteil über den Ort gekommen, als ſie von mir ſchon die abſcheulichſten Dinge erzählten. Mein Vetter widerſprach den gehäſſigen Gerüchten nicht, wahrſcheinlich weil er hoffte, wenn ich auf ſeine Freundſchaft allein angewieſen ſei, würden mich ſeine Bewerbungen nachgiebiger finden. Er irrte, ich lernte ihn und die anderen hier verachten, noch ehe ich Paris vergeſſen lernte.“

Aſten lachte.

„O,“ ſagte er, „Sie ſind für uns nicht zu fürchten, wenn Sie ſo wenig Sympathie mit Ihren Landsleuten haben.“

Sie ſah ihn aus ihren leuchtenden Augen kalt an.

„Täuſchen Sie ſich darüber nicht. Meine Einzelintereſſen haben da keinen Platz, wo es ſich um mein Vaterland handelt. Ich werde die Menſchen hier im Frieden ſicher verlaſſen, aber im Kriege finden ſie eine treue Bundesgenoſſin in mir.“

„Soweit Ihr geſtern abgelegtes Verſprechen es geſtattet,“ bemerkte Aſten.

„Genau ſo weit,“ ſagte ſie, und es kam dem Major vor, als ob ſie bei den Worten erblaßte. Da ſie nach dieſer Wendung des Geſprächs noch kälter und einſilbiger wurde, ſchwand ſein Gefallen an der Unterhaltung, und er empfahl ſich.

In den nächſtfolgenden Tagen erneuerte er ſeine Beſuche, und es wollte ihn dünken, als verrate ihr Äußeres, daß er Schritt für Schritt an Boden gewann. Das ſchöne Geſicht bekam ausdrucksvolles Leben, während er mit ihr ſprach, den kalten Glanz der dunkeln Augen durchbrach oft ein junger, ſuchender Blick, und ſie vergaß ſich dazwiſchen ſoweit, daß der herbe Zug der ſchönen Lippen einem lieblichen Mädchenlächeln wich.

Aber bei einem neuen Beſuche fand der Major das alles verändert. Der Ausdruck der edelgeformten Züge war verſtört; in den umſchatteten Augen lag eine ſchwere Müdigkeit, als habe ſie geiſtig hart gekämpft, und der herbe Mund ſah ſchmerzlich verzogen aus.

Sie kam ihm bei ſeinem Eintreten ein paar Schritte entgegen und ſagte vorwurfsvoll und heftig: „Sie müſſen nicht mehr kommen! Sie drängen mir einen Verkehr auf, den ich nicht will; eine Freundſchaft, die mich in den Augen meiner Landsleute verdächtigen muß. Das iſt unrecht von Ihnen, iſt…“

Sie brach unter dem Einfluſſe ſeines Blickes, der erſtaunt auf ihr ruhte, ab und ſagte mit verändertem Tone, weicher: „Ich bitte Sie, es nicht mehr zu thun … Sie müſſen doch auch an meinen Ruf denken … Er muß darunter leiden …“

„Wenn er darunter nicht leidet, daß Sie hier allein mit uns im Hauſe wohnen, ſo begreife ich nicht, wie er unter dieſen Beſuchen leiden kann, um die doch gar niemand weiß,“ antwortete er.

„Aber es iſt ſo! Wenn ich Ihnen ſage, daß es ſo iſt!“ behauptete ſie und faltete in verzweifelter Bewegung die Hände.

„Dann werde ich natürlich Ihrem ſoeben ausgeſprochenen Wunſche von Stunde ab Folge geben. Aber ich warne Sie, Fräulein Jeanne,“ fügte Aſten ernſt hinzu, „überlegen Sie ſich, ob der Wunſch wirklich aus Ihrem Innern kommt und Ihnen nicht nur aufgezwungen iſt. Ihr Schickſal hat Teilnahme in mir erweckt, und Sie haben im Feinde einen Freund gefunden … Sollte es nicht der einzige ſein, den Sie hier beſitzen? Sie haben mir doch ſelbſt geſagt, daß Sie Ihre Landsleute hier nicht mögen und nur aus Patriotismus zu ihnen halten. Was aber ſoll es Ihrem Vaterlande nützen, wenn Sie grundloſe Gefühle der Feindſchaft gegen einen Einzelnen erkünſteln, der mit den aufrichtigſten Abſichten der Freundſchaft zu Ihnen tritt?“

Der Kampf in ihr erneute ſich, und ihre Wimpern feuchteten ſich, aber ſie kehrte ſich von ihm und ſagte nur mit zuckenden Lippen: „Gehen Sie! O ſo gehen Sie doch! Sie ändern es doch nicht …“

Anſtatt ihrem Wunſche zu willfahren, trat er näher an ſie heran: „Gut denn, wenn Sie auf Ihrer feindſeligen Vereinſamung beſtehen — Adieu.“ Und er griff nach ihrer Hand, die in den Falten ihres Kleides verborgen war. Sie wandte die Augen zu ihm. „Werden Sie nicht bald von hier fortziehen? Kommen Sie denn nicht ganz fort von hier?“ fragte ſie im Tone eines verzweifelten Hoffens …

„Ich glaube nicht,“ antwortete er und ſah mit ſeinem ruhigen Blicke in ihre feuchtglänzenden Augen. „Armes Kind, wahrhaftig, ich bedaure Sie …“

Sie erwiderte nichts; als er aber hinausgegangen war, ſank ſie auf einen Stuhl nieder und vergrub das Geſicht in ihre Hände. Hatte er nicht recht? Waren die, die das Opfer von ihr begehrten, es wert? Er war zu ihr getreten wie keiner vorher!… Was waren die Männer, mit denen ſie vorher verkehrt hatte, für erbärmliche Wichte gegen ihn! Krämerſeelen zur Hälfte, zur Hälfte phraſentolle Gehirne, die ſich ſelbſt und die Welt, in welcher ſie lebten, in einen Nebel von Schwindel hüllten … Es war eine Kraft in dem Mädchen, die ein plötzliches Erkennen des weit höheren Wertes, den der Offizier durch Anlage und Erziehung beſaß, vermittelte. Wäre er Franzoſe geweſen, ſie hätte mit Stolz die Freundeshand ergriffen, die er ihr hinhielt … So aber, da er's nicht war, that ſie es nicht. Aber genügte das nicht? War ihre Pflicht nicht damit erfüllt? Mußte ſie wirklich noch weiter gehen?…

Am nächſten Morgen kam der Wachtmeiſter ſehr zeitig zu Aſten: „Habe gehorſamſt zu melden, daß die Mamſell Jeanneton, die uns Deutſche permanent ſchneidet, in ihrer Stube nächtliche Männerbeſuche empfängt,“ berichtete er in einem Tone, durch den es wie ein leiſes Frohlocken klang.

„Unſinn!“ rief Aſten unwillkürlich und fuhr von ſeinem Sitze in die Höhe. Er faßte ſich aber alsbald und fuhr bedeutend ruhiger fort: „Wann haben Sie das entdeckt?“

„Da mir der Herr Major eine beſondere Wachſamkeit anempfohlen haben, ſtehe ich jede Nacht zweimal auf und unterſuche das Haus. Als ich nun in voriger Nacht ſo meinen Rundgang mache, komme ich auch vor Mamſell Jeannetons Stube und meine, ich höre ſich drinnen was rühren. Ich alſo auf den Zehenſpitzen an die Thür und das Ohr daran gelegt. Da höre ich ganz deutlich eine Männerſtimme, die, wie mir's ſcheint, ſehr aufgeregt ſpricht, und dann Mamſell Jeannetons ihre, indeſſen dieſe ganz und gar nicht zärtlich oder auch nur gemütlich. Dann ſo'n Geräuſch, etwa wie von einem Kuſſe, und dann einen zornigen Ruf und patſch! patſch! das Klatſchen zweier ganz gehörigen Ohrfeigen. Die ſitzen! dachte ich, und darauf erſcholl noch ſo'n kurzes klägliches Gewinſel, dann hörte ich nichts mehr.“

„Nichts? Aber der Mann, der die Ohrfeigen bekam, muß doch herausgekommen ſein, wenn er hineingekommen war?“

„Das iſt eben das Merkwürdige,“ ſagte der Mann ärgerlich. „Ich bin nicht von der Stelle gegangen, habe in dem Flur gewartet, bis es hell wurde und unſere Leute aufſtanden, und auch nicht den Schatten eines Menſchen geſehen. Der Kerl muß alſo durch ein Fenſter 'reinkommen, aber auch das ſcheint nicht gut möglich, denn der Gefreite Kummer hatte die Runde ums Haus herum und verſicherte mich, alle Läden ſeien feſt geſchloſſen geweſen. Es ſind alſo,“ endete er ſehr ernſt, „jedenfalls verhältnismäßige Umſtände, die verſchiedentliches zu denken geben.“

„So, ſo,“ ſagte Aſten nachdenklich, „das müſſen wir allerdings genauer unterſuchen. Gehen Sie jetzt, ich werde gleich ſelbſt mit Mademoiſelle reden.“

Wenige Minuten darauf ſtand er in Jeannes Zimmer, diesmal die kräftige Geſtalt hoch aufgerichtet und einen kühl verurteilenden Ausdruck in den männlich ſchönen Zügen.

„Ich bedaure, gegen Ihren Wunſch hier nochmals eindringen zu müſſen,“ ſagte er, „aber ich muß Sie erſuchen, dieſes Zimmer zu räumen. Ich habe beſchloſſen, es ſtatt des meinen zu beziehen, und muß Sie bitten, letzteres einzunehmen. Meine Leute werden jetzt gleich Ihre Sachen hinaufbringen und die meinigen hinunterſchaffen.“

Auf des Mädchens Geſicht malte ſich ein Gemiſch von Schrecken, Überraſchung und Eigenſinn.

„Nein!“ ſagte es und heftete die Augen mit kaltem Glanz in die ſeinen, „das iſt zu viel! Sie nehmen ſich mehr heraus, als ſelbſt dem Feinde geſtattet iſt! Mich aus meinem Zimmer zu vertreiben!... Aber ich weiche nicht. Ich bleibe.“

„Ich glaube das nicht,“ entgegnete er. „Sie werden in einer Viertelſtunde oben wohnen oder das Haus verlaſſen haben. Sie würden mich aber verbinden, wenn Sie ſich gutwillig fügten. Ich habe eine Bitte ausgeſprochen, es ſollte mir leid thun, ſollte ich ſie in einen Befehl verwandeln müſſen...“

Ihre Augen loderten auf.

„Sie haben mir nichts zu befehlen!“ rief ſie außer ſich.

Er war mit ihr allein und trat einen Schritt zu ihr: „Fräulein Jeanne,“ ſagte er, „der Grund, weshalb ich Sie aus dieſem Zimmer verbanne, iſt der, daß Sie hier nachts Beſuche empfangen. Die Herren kommen nicht etwa durch die Thür, ſondern durch die Fenſter, oder vielleicht auf anderem geheimen Wege zu Ihnen...“

Der Eindruck dieſer Worte war ein viel gewaltigerer, als er erwartet hatte. Sie wurde wieder ſo bleich, daß er befürchtete, ſie werde ohnmächtig werden. In der That wankte ſie und hielt ſich an einen Pfoſten.

„Mein Gott, o mein Gott!...“ murmelte ſie und preßte die Stirn an den Balken. Er ließ ihr einen Augenblick Zeit, ſich zu faſſen, und fuhr dann langſam fort: „Ich habe Ihnen vertraut, Sie aber haben mich betrogen. Sie wollen nicht unter dem Schutze des Geſetzes und der Ehre, ſondern auf ſeiten der Verräter und Freibeuter ſtehen. So werde ich Sie demgemäß behandeln müſſen. Sie ſind fortan meine Gefangene und jeder Ihrer Schritte wird beaufſichtigt werden...“

Sie hob den Kopf und ſah ihn wie völlig gebrochen an. „Was glauben Sie von mir?“ fragte ſie mit zitternden Lippen.

„Daß die Herren nicht allein hierherkommen werden, um die Ohrfeigen entgegenzunehmen, mit denen Sie ſie regalieren. Ihre Schönheit kann, von ſo wenig Höflichkeit begleitet, nur eine geringe Anziehungskraft ausüben, ſo muß es wohl meine Wenigkeit ſein, welcher dieſe Beſuche zuzuſchreiben ſind. Ich denke den Herren daher einen Gefallen zu thun, wenn ich Ihren Platz einnehme und die nächſten Beſucher an Ihrer Stelle begrüße.“

Ihr Ausdruck wandelte ſich aufs neue, und jetzt trat ein tödlicher Schrecken in ihr Geſicht.

„Thun Sie das nicht, nur das nicht!“ ſagte ſie, löſte die Hände von dem Pfoſten und ſtreckte ſie flehend nach ihm hin. „Ich meine, bleiben Sie nicht in dieſem Zimmer! Es werden keine Männer mehr kommen... ganz gewißlich nicht...“

„So? Und warum ſoll ich alsdann nicht hier bleiben?“

„Weil — weil —,“ ſtammelte ſie in verzweifeltem Beſinnen, „weil es hier ſpukt! Es ſind ja gar keine Menſchen, die Sie nachts hier hören! Es ſind — es ſind Geſpenſter...“

„Geſpenſter? Richtig! Das haben Sie bei meinem Einziehen ſchon geſagt. Dann aber bleibe ich erſt recht. Ich bin ſehr neugierig, und Geſpenſter waren von jeher eine ganz beſondere Leidenſchaft von mir.“

Sie überhörte den Spott oder wollte ihn überhören und erklärte weiter: „An der Stelle dieſes Hauſes ſtand früher ein Kloſter — man kann an einigen Stellen noch ſeine Grundmauern ſehen, — in ihm wurde einſt ein Mord verübt. Seitdem ſpukt es hier, und — und wenn ein junger Mann hier ſchliefe, ermordete es ihn. Man ſagt, es habe keiner das Geſicht länger als einen Tag überlebt. Er erhebt ſich noch aus dem Bett, aber es ſtößt ihm am ſelben Tage noch ein Unglück zu, und er ſtirbt, ehe die Sonne ſinkt...“

„Damen thut es nichts?“

„Einem Mädchen nichts.“

„Das iſt ein ſehr galantes Geſpenſt, das ich unter allen Umſtänden kennen lernen will,“ ſagte der Major und lächelte ein wenig.

Aber Jeanne legte flehend ihre Hand um die Seine.

„Verſuchen Sie es nicht. Ich beſchwöre Sie! Bleiben Sie nicht hier! Sie vertrauen mir nicht. Aber nicht ich verrate Sie! Sie nicht! Jeden anderen vielleicht — nicht Sie!... Laſſen Sie mich hier...“

Die ſchwarzen Augen blickten ihn groß an. Ihr Glanz war erloſchen, aber es war etwas anderes darin... eine furchtſame Ehrlichkeit — ein ſchmerzhafter Ernſt, als läge alle Angſt eines kämpfenden Herzens darin...

„Fürchten Sie wirklich für mich?“ fragte er, kaum noch im Zweifel.

„Ja,“ murmelte ſie.

„Nun, ich bin Soldat und werde mich zu verteidigen wiſſen gegen Menſchen und gegen Geſpenſter.“

Thränen gaben den dunklen Augen ihren Glanz zurück: „Und wenn Ihnen etwas geſchieht, ſoll ich ſchuld daran ſein?“

„Ich würde nie einem Weibe die Schuld eines Unfalles, der mich trifft, beimeſſen, ſondern ſtets nur mir ſelbſt. Jetzt aber gehorchen Sie und verlaſſen Sie das Zimmer.“

Er öffnete die Thür: „Wachtmeiſter, führen Sie das Fräulein hinauf.“

Sobald ſie hinaus war, wanderten ſeine Blicke forſchend durch den Raum.

„Vor allem muß ich wiſſen, wo dieſe Geſpenſter hereinkommen,“ dachte er, während er die Diele genau unterſuchte, ob ſich etwa eine Fallthüre in ihr befand. „Ich bin beinahe verſucht, an ihre Gefühle zu glauben, und doch... man könnte getäuſcht werden... Im Grunde iſt es gleich; denn jedenfalls darf hier nichts Perſönliches auf mich wirken...“

Er ſuchte weiter, fand aber nichts. Zwei Wandſchränke waren im Zimmer, aber ſoviel er auch an ihnen drückte und klopfte, es rührte ſich nichts am Holzwerk. Ebenſo ging's mit der Diele.

„Alſo doch vielleicht durch das Fenſter... Nun, das müßte leicht zu verhüten ſein.“

Er ſah Jeanne tagsüber nicht mehr, aber es blieb eine lebhafte Erinnerung an ſie in ihm. Er konnte ſich doch einer gewiſſen Nachſicht nicht erwehren, wenn er dachte, daß dies einſame Herz trotz alles Sträubens der Vernunft ſich ihm erſchließe...

Was ſollte nur aus dem Mädchen werden? In ſeine Umgebung paßte es nicht. Und war es nicht eigentlich unvermeidlich, daß der erſte Mann, der ſeinen Weg kreuzte und ihm eine höhere, ſeeliſche Entwickelung zeigte als ſeine Standesgenoſſen, es auch ſogleich feſſelte?

Es ging ihn nichts an, war der Kehrreim, den er zum Schluß hinzufügte und mit ihm legte er ſich ſchlafen, nachdem er vorher nochmals mit dem Wachtmeiſter das Zimmer vergeblich durchſucht hatte.

Er hatte die Thüre nicht verſchloſſen, ſich aber völlig angekleidet auf das Bett und ſeinen geladenen Revolver auf das Tiſchchen neben ſich gelegt. Den Wachtmeiſter hatte er in das Zimmer nebenan quartiert und ihm befohlen, gleichfalls angekleidet zu bleiben. Endlich waren Schleichpatrouillen um das Haus kommandiert. Es konnte alſo ſchwerlich etwas paſſieren.

Etwa um Mitternacht erwachte er, wie ihm deuchte, durch ein Geräuſch ſchlürfender Schritte... Er faßte ſeinen Revolver und ſetzte ſich auf dem Bett ganz leiſe in die Höhe... Es war jetzt alles ſtill, aber nach wenigen Sekunden hörte er die ſchlürfenden Schritte aufs neue, diesmal in ſeinem Rücken.

Durch die Spalten der Läden ſtahlen ſich zwei Streifen Licht, die das Zimmer für ſeine im Dunkel geſchärften Blicke durchdringlich machten. Er wandte den Kopf, — da ſtand eine helle Geſtalt in weißen, faltigen, weiblichen Gewändern, — er konnte ſich nicht täuſchen, — die Umriſſe zeichneten ſich deutlich vom Dunkel ab... Und jetzt bewegte ſie ſich langſam — von ihm weg — gegen die Wand hin...

Er hatte keine Furcht, aber rührte ſich noch nicht, er wollte ſehen, was ſie noch machen werde... Sie trat dicht bis zur Wand und hob einen Arm an ihr empor, — das gab ein leiſes Klirren, als rührten ſich Schlüſſel im Bund, — dann ward plötzlich alles ſtill und die Geſtalt war verſchwunden...

Sie verſchwand in der Wand, — es unterlag keinem Zweifel! Der Major hatte es geſehen, wenn er überhaupt den ganzen Vorgang geſehen hatte...

Er legte den Revolver vorſichtig hin und ſteckte Licht an. Das Zimmer war leer. Er erhob ſich und ſchritt zu der Wand. Da war der Schrank, die Thür ſtand handbreit offen, aber nichts war darin als die Uniformröcke und andere Kleidungsſtücke, die Aſten ſelbſt hineingehängt hatte.

Er holte ſofort den Wachtmeiſter und erzählte ihm, was er geſehen.

„Hier iſt ein Gang in der Wand," ſagte er aufgeregt, „und wir müſſen ihn finden..."

Aber beide ſchoben, rückten und drückten wieder ohne irgendwelch Ergebnis.

Dem Wachtmeiſter ſchien die Sache wenig gemütlich.

„Der Herr Major hätten doch ſchießen ſollen," meinte er, „da wüßte man jetzt, woran man iſt. Es gibt doch Dinge, die niemand recht erklären kann."

Aſten ſah den Mann an. Der bewährte Soldat, der ſonſt vor nichts Furcht zeigte, war blaß und faſſungslos.

„Sie ſagen auch, wer das Geſpenſt ſähe, lebe nicht länger mehr als einen Tag," brachte er entſchuldigend heraus. „Vor der nächſten Nacht müſſe er ſterben."

„Das kann einem im Kriege paſſieren, auch ohne daß man ein Geſpenſt geſehen hat," antwortete Aſten. „Ich denke, wir warten es ab. Für jetzt gehen Sie einmal hinauf und klopfen an Mademoiſelle Jeannes Thür. Wenn niemand antwortet, verſuchen Sie, ob die Thür offen und das Fräulein im Zimmer iſt. Natürlich auf höfliche Art und ohne die Dame allzuſehr zu erſchrecken. Nachher bringen Sie mir Beſcheid."

„Und der Herr Major wollen hier — allein bleiben?"

Aſten lachte.

„Ich fürchte, Sie würden mir wenig nützen, wenn das Geſpenſt wieder erſchiene... Alſo gehen Sie nur lieber..."

Der Mann gehorchte.

„Ich bin keine Bangbüchſe," ſagte er für ſich, „aber mit Geſpenſtern zu kämpfen, habe ich nicht beſchworen. Das kann auch gar nichts nützen. Gegen die Luder kann man ſich ja gar nicht mal wehren."

Aſten ſetzte ſich und wartete erregt. Er hatte in der Erſcheinung niemand erkennen können, da er nichts als einen weißen Körper geſehen; aber er hatte eine nicht zu erklärende Überzeugung, es müſſe Jeanne geweſen ſein, die hier ſelbſt ſpukte. Was aber konnte ſie bewegen, das zu wagen? Hatte ſie nicht alles bei dem Gange aufs Spiel geſetzt? Wenn er geſchoſſen hätte...

Der Wachtmeiſter kam zurück und erklärte, das Fräulein könne nicht oben ſein, da er an der Thür geklopft und gerüttelt, auch laut gerufen, niemand aber Antwort gegeben habe. Er war jetzt weit weniger erſchreckt und eher beſchämt, daß er ſich zuvor hatte verdutzen laſſen.

„Laten Se mi nu man hier, Herr Major," ſagte er vertraulich, ſein Pommerſch anwendend, „und wenn de Späuk all wedder kömmt, denn will ick ehm ja woll den Weg wiſen."

Aber Aſten nahm den Beiſtand nicht an.

„Ne, laten Se man. Ick glöw, he is von de Art, de keen Licht ſeihen will. Un ſo will ick mi hier im Dunkeln ganz ſtilling halten, und wenn hei denn kömmt un ick nich mit ehm farig werde, denn raupe ick Se. Aber ſlapen Se mi nich in un laten Se Ehr Licht brennen, dat Se mi ok hören."

„Jawoll, Herr Major. Wenn Se dat glöwen..."

„Ja, ja! gehen Sie nu man!"

Der Major war ungeduldig allein zu bleiben. Wenn es Jeanne geweſen, mußte ſie zurückkehren und dann würde er ſie zwingen, ihm Rede zu ſtehen.

Er hatte bereits das Licht ausgelöſcht und blieb nun ſitzen, die Augen im Dunkel immer auf den Schrank gerichtet. Er rauchte dabei, um nicht einzuſchlafen, obgleich er wähnte, er ſei zu letzterem auch zu aufgeregt. Aber Stunde um Stunde verrann, und nichts zeigte ſich.

Allmählich ließ die Spannung, in der ſich ſeine Nerven befanden, nach, und er begann, das ganze Begebnis als etwas faſt Gleichgültiges zu betrachten. Er fragte ſich ſelbſt, ob er nicht etwa nur geträumt und ſich eingebildet habe, die ſchreitende Geſtalt zu ſehen? Freilich, Jeanne war nicht oben in ihrem Zimmer, und... ſtand ſie da nicht vor ihm? Aber nicht weiß gekleidet, ſondern in ihrem Trauergewand, wie er ſie in den letzten Tagen immer geſehen hatte, nur mit einem Meſſer in den bräunlichen Händen?...

„Was machen Sie in dem Gange?" fragte er.

„Ich beſuche nur meine Ziege."

„Aber im Dunkeln?"

„O, da ſchneide ich Kohl für ſie..."

Er war eingeſchlafen und träumte. Im Verlaufe des Traumes bat er das Mädchen, den Schrank zuzuſchließen, und ſie nahm das Scheit Holz, das er einmal in ihren Händen geſehen, und ſchlug das Schloß damit zu.

Er machte die Augen plötzlich auf und ſah das weiße Kleid durch den Spalt des Schrankes ſchimmern... Er hatte die Thür aufgezogen, jetzt war ſie wieder beinahe geſchloſſen... Sehr ſchnell kam er zu voller Beſinnung, ſtand auf, ſchlich ſich an die Thür. Mit einem Griff hatte er dieſe wieder geöffnet, mit einem zweiten faßte er das dahinterſtehende Weiße. Die Geſtalt that einen erſtickten Schrei und wäre in die Kniee geſunken, hätte er ſie nicht gehalten.

Er riß ſie empor und aus dem Schranke. Es war Fleiſch und Blut, was er in Händen hielt; er fühlte es an den weichen, runden, zitternden Formen, an dem Duft, der dem vollen Haar entſtrömte: es war Jeanne... Er wußte es, ehe er Licht gemacht, und hielt ſie feſt, während er es that.

„Laſſen Sie mich doch," ſtammelte ſie, „ich will Ihnen ja nicht entfliehen."

„Was ſuchen Sie hier?" rief er empört. „Wo waren Sie?"

Sie war verwirrt, doch nicht ſo ſehr, wie am Tage vorher, als er ſie gezwungen, das Zimmer zu verlaſſen. Jäh faßte er ihre Rechte, die ſie in den Falten des Kleides verſteckte. Dieſelbe hielt einen Hammer. Das Geräuſch des Einſchlagens war alſo nicht erträumt geweſen...

„Sie werden mir jetzt ſogleich zeigen, wie Sie in den geheimen Gang kommen," ſagte er und zog ſie zu dieſem zurück.

„Ich weiß von keinem."

Sein Zorn ſteigerte ſich. Es verdroß ihn ſchon, daß er eingeſchlafen war, und das Gebaren des Mädchens reizte ihn noch mehr.

„Ich habe die Macht Sie einſperren zu laſſen, wenn Sie nicht geſtehen. Ich habe Sie hier herein- und herauskommen ſehen und werde jetzt entdecken, was Sie da drinnen ſuchen."

„Sie haben ſich getäuſcht," murmelte ſie, „ich kam hierher, nur um — um Sie zu retten. Es wird behauptet, wenn eine Jungfrau ſich getraue, um Mitternacht einen Nagel in das Schloß des Schrankes zu ſchlagen, ſo banne das den Geiſt."

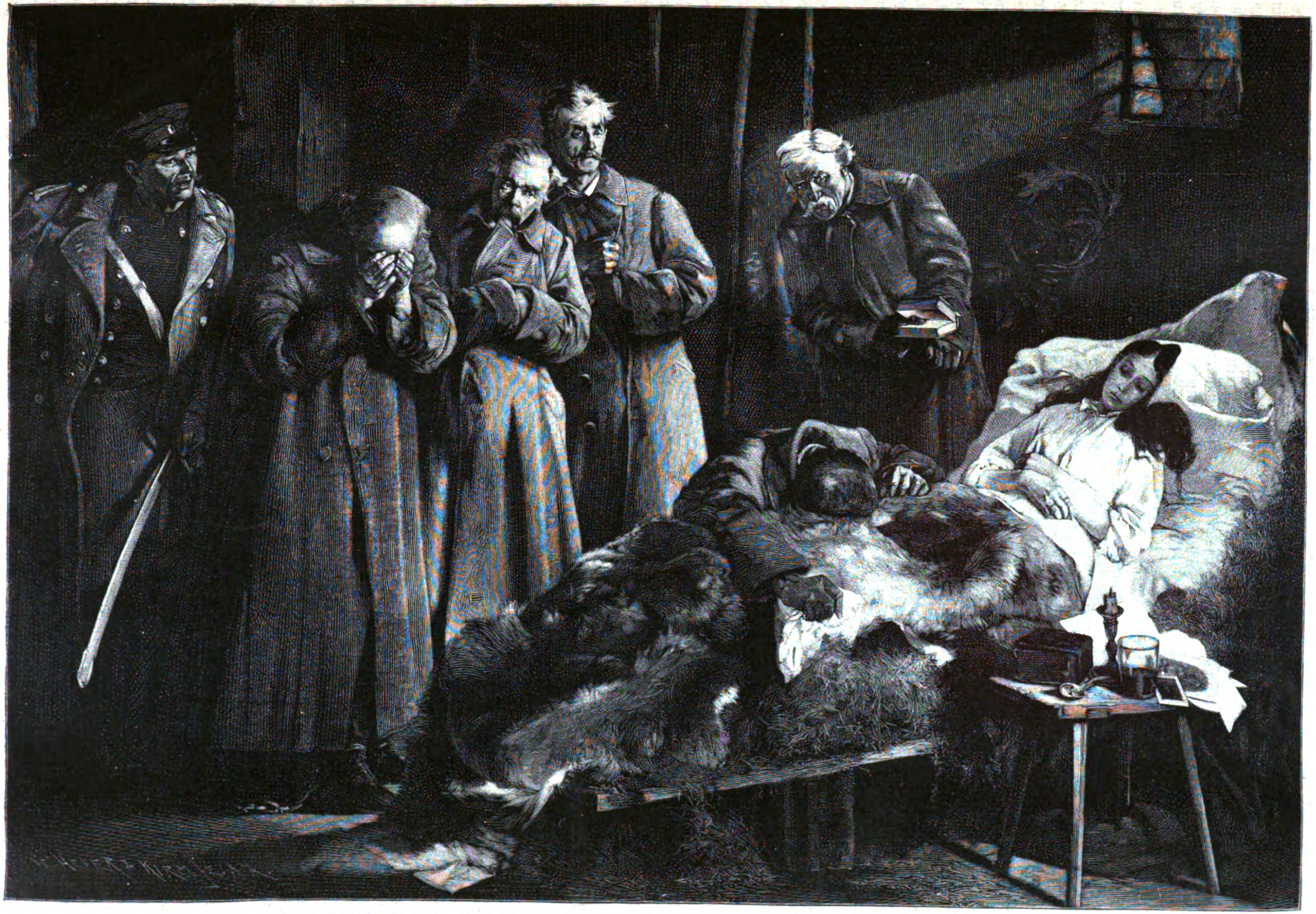
„Sie ſind ganz merkwürdig beſorgt um mich," ſpottete er, „und kaum jemand würde es glauben, der es nicht ſähe, daß Sie ſich nachts in mein Zimmer wagen, nur um mich vor einem Geiſte zu ſchützen..."

Ihr feines Geſicht, das unter dem halb gelöſten Haar übernächtig und blaß ausgeſehen, erglühte unter peinlicher Röte.

„So laſſen Sie mich doch jetzt fort," wiederholte ſie.

„Nein! Sie werden zuerſt geſtehen! Ihr Kleid iſt feucht, ebenſo Ihr Haar! Wo haben Sie ſich das geholt? Sie waren im Freien?..." Er berührte einige Flecken in ihrem Kleide, das von dickem, weißem Kaſchemirſtoffe war. Sie ſahen aus, als rührten ſie von feuchter Erde her, und der Rand zeigte einen breiten, ſchmutzgrauen Saum.

Sie ſchwieg eigenſinnig und hielt die dunkeln Wimpern geſenkt. Plötzlich ſtieß er ſie von ſich und rief, zitternd vor



Der Tod der Verbannten. Szene aus einem ſibiriſchen Gefängnis für Staatsverbrecher. Nach dem Gemälde von J. Malczewsky.

Zorn: „Gehen Sie. Ich werde alles allein erforſchen, aber wehe Ihnen, wenn ich Sie ſchuldig finde …“

Sie benutzte ihre Freiheit ſofort und eilte aus dem Zimmer. Er aber ſchritt zornig eine Weile auf und nieder. Etwa nach fünf Minuten erſchien der Wachtmeiſter unter der Thür. „Haben der Herr Major noch etwas zu befehlen?“

„Kommen Sie her und halten Sie das Licht. So — näher hierher! Aha! da ſteckt der Nagel. Ziehen Sie mal den heraus …“ (Fortſetzung folgt.)

## Die Not unſerer höheren Schulen.

Von Dr. E. von Sallwürk-Karlsruhe.

### III.

(Abdruck verboten.)

Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, den Lehrplan unſerer Einheitsſchule eingehend zu entwickeln. Die Grundzüge derſelben ſind im Obigen angedeutet. Wir verlangen eine weſentliche Einſchränkung des lateiniſchen Unterrichts; aber in die dadurch entſtandene Lücke wird ſich in den oberen Klaſſen der bis jetzt falſch angeſetzte neuſprachliche und der nicht ganz ausreichend bedachte realiſtiſche Unterricht drängen: die Gefahr der Überbürdung iſt alſo, wie es ſcheint, nicht vermieden. Wir müſſen nun geſtehen, daß wir diejenige Überbürdung, welche man durch die Tilgung einiger Unterrichtsſtunden ohne Änderung der Lehrziele beſeitigen wollte, nie haben anerkennen können. Diejenige Überbürdung, die wir ſelbſt in den Schulen gefunden haben, rührt von Unangemeſſenheit gewiſſer Lehrſtoffe für die betreffende Altersſtufe, von falſchem oder überhaſtetem Unterrichtsverfahren, insbeſondere von verfrühter Abſtraktionsarbeit her. Dieſe Vorwürfe treffen zunächſt den Sprachunterricht, im jetzigen Gymnaſium den Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen, und wir berühren damit überhaupt die ſchwächſte Seite unſers heutigen Schulunterrichts — den Mangel der methodiſchen Vorbildung der Lehrer. Was wir unſern Kindern im Rechenunterricht zumuten, iſt vielfach weit ſchwieriger zu faſſen, als was die elementare lateiniſche Grammatik verlangt; aber der Stoff des Rechenunterrichts iſt methodiſch ſo durchgearbeitet, daß ſelbſt Lehrer von geringer didaktiſcher Begabung zahlreiche Klaſſen in dieſem Fache zu guten Ergebniſſen führen, und es ſind auch alte erfahrene Lehrer, tüchtige Pädagogen, welche der Ausbildung einer ſchulmäßigen Rechenmethode ihren Eifer zugewendet haben und noch zuwenden. Im Gymnaſium fällt der elementare Unterricht Anfängern zu, welche oft noch gar nicht wiſſen, daß es etwas für ſie gibt, was man Methode heißt, und wo ſie darüber etwas erfahren können. Wenn ſie dann nach vielen verunglückten Verſuchen endlich dazu kommen, ihr Verfahren zu ändern, ſo tritt ihnen wieder der eiſerne Lehrplan entgegen, der Jahr für Jahr einen beſtimmten Abſchnitt des durchaus nicht nach methodiſchen, ſondern nach wiſſenſchaftlichen Rückſichten angeordneten und dargeſtellten Stoffes abgearbeitet haben will: nun müſſen andere Mittel helfen, eine unbeugſame Zucht, Strafen und Strafarbeiten, welche das Unleidliche noch unleidlicher machen, ſtrenge Cenſuren und endlich das pädagogiſch immer bedenkliche Repetieren der Klaſſe. Hier muß vor allem Wandel geſchafft werden. Die eifrigen Methodiker des neuſprachlichen Unterrichts empfehlen uns heute einen Unterricht, der der häuslichen Arbeit faſt ganz entraten kann, der von der unſäglichen Mühe des Vokabellernens faſt nichts mehr weiß, der durch den Inhalt des Unterrichts den jugendlichen Geiſt feſſelt, ja manchmal ſich nicht ſcheut, zu Spiel und Scherz herabzuſteigen. Die nämlichen ſagen aber, als gönnten ſie ihren Amtsbrüdern vom klaſſiſchen Unterricht den Segen ihrer neuen Erfindung nicht, der lateiniſche Unterricht müſſe ſelbſtverſtändlich „ſyſtematiſch“ erteilt werden. Aber warum denn? Wie unterrichtet werden müſſe, das richtet ſich doch nach dem Lernenden, nicht nach dem Lehrſtoffe. Man kann den Haſen und den Eſel dazu bringen, daß ſie eine gewiſſe Entfernung zurücklegen; jeder aber muß es nach ſeiner Gangart thun. Das ſind die elementarſten Sätze einer elementaren Didaktik; aber dieſe muß eben in den höheren Schulen immer noch um ihre Berechtigung kämpfen. Vor allem muß die Qual der üblichen, meiſt recht unfruchtbaren Stilübungen und Exerzitien den unteren Klaſſen abgenommen werden; denn gerade ſie drängen den Unterricht immer wieder in den Fehler einer den jugendlichen Geiſt erdrückenden Syſtematik. Viele andere „Kleinigkeiten,“ welche den Eintritt in die Wiſſenſchaft von vielem Herzeleid entlaſten könnten, müſſen hier unerörtert bleiben; aber ein großer, durchgreifender Mißſtand unſerer Schuleinrichtungen fordert noch Beſprechung. Nach unſern obigen Auseinanderſetzungen wird der Leſer nicht erwarten, daß wir dem Geſchichtsunterrichte viele Stunden zuweiſen. Unſer ganzer Lehrplan iſt nach geſchichtlicher Folge eingerichtet. Wir führen den jungen Schüler zunächſt ins Altertum ein durchs Lateiniſche. Er wird einige Mythen und etwas aus der Urgeſchichte Roms erfahren und an ſolchem Stoffe ſein erſtes Latein lernen. Wenn nach einigen Jahren das Griechiſche eintritt, wird er an eigentlich geſchichtlichen Stoff herangeführt, den er teilweiſe aus lateiniſchen und griechiſchen Quellen kennen lernt. Wenn neuere Fremdſprachen in den Lehrplan eintreten, wird der Unterricht in denſelben ebenſo den geſchichtlichen Faden weiterführen. Wir brauchen für Geſchichte alſo faſt gar keine eignen Stunden. Wie erfolglos bei aller Mühe und Zeit, welche er beanſprucht, unſer geſchichtlicher Unterricht in den höheren Schulen iſt, entgeht niemand, der es einmal wagt, junge Studenten, welche vor kurzem noch bei der Abiturientenprüfung eine gute Note in Geſchichte erlangt haben, nach ihren Kenntniſſen auf dieſem Gebiete auszuforſchen. Mit dem Geographiſchen ſteht es ähnlich. Woher kommt nun dieſe betrübende Thatſache, welche geradezu beweiſt, daß wir bei all unſerer vielbeklagten Zeitbeſchränkung in den höheren Schulen jahrelang die wertvollſte Zeit nutzlos vergeuden? Der Grund liegt auf der Hand. Es iſt die entſetzliche Vielgeſchäftigkeit, die unſere Schulen und Schüler nicht zum Genuſſe ihrer Mühen kommen läßt. Unſer Lehrplan verlangt durchaus Quellenſtudium. Während er lebensvolle Geſchichtsbilder aus originaler Lektüre ſchöpft, ſucht er Tiere, Pflanzen und Steine nicht in Büchern und Bildern, ſondern da, wo die Natur ſie entſtehen läßt, d. h. er verbindet Geographie mit der Naturwiſſenſchaft, und ſo ſchließt ſich ſein Unterrichtsſtoff überhaupt viel enger zuſammen.

| Logik, | Graphik, |
|---|---|
| d. i. Leſen, Sprechen, Vortragen; | d. i. Schreiben, Zeichnen, Malen; |
| Sprachunterricht mit Geſchichte; | Naturwiſſenſchaft mit Geographie; |
| Grammatik | Mathematik |

machen den ganzen Kern unſers Unterrichts aus. Man wird freilich argwöhnen, daß unter dieſen geänderten Namen auch in unſern Lehrplan die nämliche Maſſe von Stoff ſich wieder hereindrängen werde, welche bisher unſere Jugend bedrückt hat. Bedrückt aber hat ſie eben nur das Vielerlei der Arbeit in der Schule und zu Hauſe; bei unſerer Einteilung ginge es aber nicht an, daß ein Schüler z. B. am gleichen Tage ein Geſchichtspenſum und eine griechiſche Präparation, eine geographiſche und eine phyſikaliſche Aufgabe zugewieſen erhielte. Auch der deutſche Unterricht würde mit dem Geſchichtsunterricht einerſeits und mit dem naturgeſchichtlichen auf der anderen Seite in engſte Verbindung treten. Das deutſche Leſebuch in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt, wie ein Narrenkleid aus tauſend bunten Lappen zuſammengeſetzt, nur in ſeiner äußeren Erſcheinung noch zu gut, um gleich Makulatur zu werden, was doch ſein ſicheres Los iſt, würde aus den Schulen ſchwinden. An ſeine Stelle träten Lehrſtoffe aus einem Guſſe, welche den Schüler feſthalten und zugleich für den geſchichtlichen und den naturkundlich-geographiſchen Unterricht eine brauchbare Grundlage böten. Die deutſchen Schreibübungen erhielten dadurch reichen und leicht zu bearbeitenden Stoff; es brauchte nicht für jeden „Aufſatz“ neuer Stoff erſt vom Lehrer zugeſchnitten und den Schülern mundgerecht gemacht zu werden. Mehr als die Hälfte der im deutſchen Unterrichte der unteren und manchmal ſelbſt mittleren Klaſſen jetzt vertrödelten Zeit könnte dann für nützlichere und bildendere Dinge verwendet werden. Eine knappere Zuſammenfaſſung und einheitlichere

Geſtaltung des Lehrplanes würde ſicher auch ſo viel Zeit und Kraft erſparen, daß die Einführung des engliſchen Unterrichts in den oberſten Klaſſen uns keine Verlegenheit bereiten würde. Nur müſſen wir noch einmal betonen, daß wir weniger beſtrebt ſind, die Schulzeit zu kürzen und die Schullaſt zu mindern, als die erſte beſſer zu nutzen und die zweite beſſer zu verteilen. Unſere Jugend iſt geiſtig und leiblich ſo leiſtungsfähig, als die der früheren Generation; ſie verlangt und braucht Arbeit. Nur arbeitet die Jugend nicht wie das reife Alter im Banne der Not, in den Schranken eines engen Berufs, in der Sorge um nächſte praktiſche Zwecke: die Jugend ſtrebt hinaus in die offene Welt und will die Arme regen. Spiel und Kampf iſt ihr Gelüſte; aber dem Kampfe muß der Sieg, dem Spiele ein Preis winken, und das haben unſere Schulen bisher zu wenig bedacht.

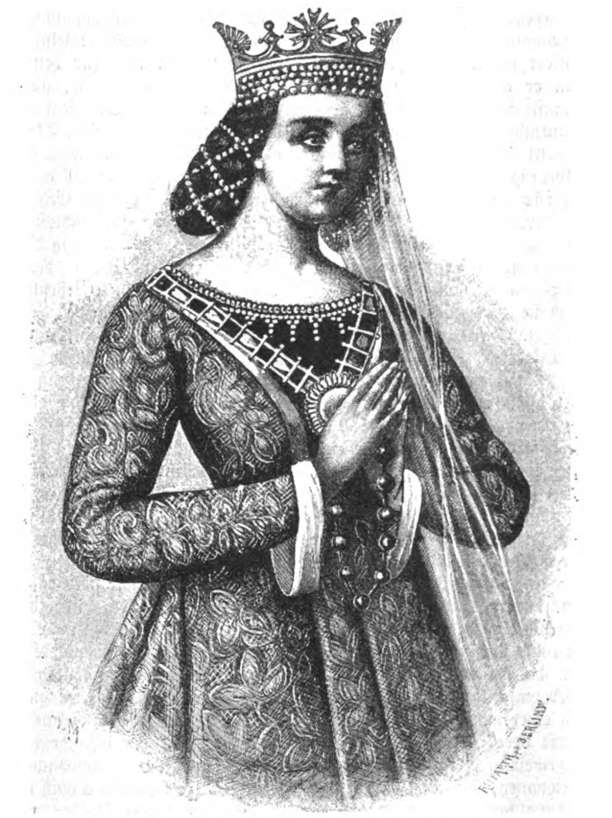
In unſerm Lehrplane erſcheinen die Realien in ungleich ſtärkerer Betonung als in der gegenwärtigen Lehrverfaſſung der Gymnaſien. Der mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche Unterricht iſt nicht mehr bloß geduldet neben dem ſprachlichen, ſondern ihm beigeordnet, wenn er auch nicht die nämliche Stundenzahl wie dieſer zu beanſpruchen braucht; der neuſprachliche Unterricht tritt als unentbehrliches Bildungsmittel in hiſtoriſcher Folge nach dem altklaſſiſchen auf und gibt den oberen Klaſſen ihr eigentliches Gepräge. Damit iſt ein großer Teil deſſen, was die Bildung für das praktiſche Leben erfordert, in ganz anderer Weiſe berückſichtigt als bisher; dieſe praktiſche Lebensbildung iſt in den Zielen unſerer heutigen Kultur durchaus inbegriffen, und wenn unſere Gymnaſien in dieſer Beziehung eine auffällige Vernachläſſigung zeigen, ſo iſt der Grund dafür eben der, daß ſie keine moderne Bildung vermitteln ſondern die des XVI. Jahrhunderts. Ferner verlangen wir, wie oben ausgeführt wird, einen Betrieb der modernen Fremdſprachen, der ſie ganz und gar als lebende auffaßt, ja wir richten ſelbſt den altklaſſiſchen Unterricht nach ähnlicher Methode ein, ſo daß jener gegen dieſen nichts von ſeiner Würde einbüßt. Den Schreibübungen geben wir eine vollſtändig geänderte Einrichtung; insbeſondere ziehen wir den deutſchen Aufſatz auf das Gebiet des wirklichen Erlebniſſes herunter. Auch würde, was wir unter „Graphik“ zuſammenfaſſen, vielen praktiſchen Zwecken dienen, welche heute in den meiſten Gymnaſien nicht zu ihrem Rechte kommen. Eine erſchöpfende Behandlung der Frage, inwieweit unſere höheren Schulen für das praktiſche Leben vorzubilden haben, müſſen wir freilich einer anderen Gelegenheit vorbehalten.

Es beſtehen indeſſen jetzt da und dort durchgeführte Lehrpläne, welche den Bedürfniſſen des praktiſchen Lebens viel beſſer angepaßt ſcheinen als der unſere. Sie beginnen den fremdſprachlichen Unterricht mit einer modernen Sprache und ſetzen erſt im vierten Jahreskurſe oder noch ſpäter mit dem Lateiniſchen ein. So wird ein gemeinſamer Unterbau für alle höheren Unterrichtsanſtalten gewonnen, die Realſchule inbegriffen, und die Berufsentſcheidung braucht nicht ſo früh zu geſchehen wie in unſerm Lehrplane. Dieſen nicht abzuleugnenden Vorteilen ſtehen aber die allerwichtigſten Bedenken gegenüber. Lehrpläne dieſer Art ſind ſchon in Kraft in Schweden und Frankreich; in Deutſchland beſteht ein Realgymnaſium (in Altona), welches in ähnlicher Weiſe eingerichtet iſt. Der Schreiber dieſer Zeilen hat nun vor einigen Jahren zwei Monate in Paris zugebracht, um die Wirkung derartiger Schuleinrichtungen zu beobachten. Er hat dort einen vortrefflichen mathematiſchen Unterricht getroffen, der freilich für das Gymnaſium ſich allzu niedere Ziele ſetzt; er hat ſehr anregende, zum Teil ſehr geiſtreiche Vorträge über franzöſiſche Litteratur gehört; er hat in der philoſophiſchen Klaſſe Übungen verfolgt, welche eine tiefe bildende Wirkung erwarten laſſen; er hat auch Geſchichte, ſogar deutſche und preußiſche, mit einer Anſchaulichkeit und leidenſchaftsloſen Objektivität behandeln hören, welche in Deutſchland ſelten iſt: aber er hat bei all dieſen angenehmen Eindrücken zwei Dinge tief bedauern müſſen, einmal den immer wiederkehrenden, die Schüler gewiß niederdrückenden Hinweis auf die praktiſche Bedeutung und Wichtigkeit des Vorgetragenen, dann das unruhige Hinarbeiten auf die beiden Schlußexamina, welche dem unglücklichen franzöſiſchen Gymnaſiaſten oft nach jahrelangen vergeblichen Verſuchen endlich die Thore des akademiſchen Studiums öffnen. Beide Dinge ſtehen ja wohl im Zuſammenhange; die Rückſicht auf den praktiſchen Nutzen, welche der rechte Jüngling nie verſteht, läßt es aber auch begreifen, daß die beſte Zeit des ganzen franzöſiſchen Schulplanes den modernen Sprachen gewidmet iſt: neun Jahre lang Deutſch oder Engliſch, ſechs Jahre Latein, vier Jahre Griechiſch. Im Lateiniſchen erreichen die vortrefflichen Pariſer Gymnaſien, was die höhere Bildung und die Beziehungen der eignen Sprache zu dieſem Idiom in Frankreich verlangen können; der griechiſche Unterricht iſt in dieſer Beſchränkung reine Zeitvergeudung. Das ſchlimmſte iſt aber, daß der Unterricht in den modernen Sprachen, obwohl von durchaus trefflich befähigten Männern erteilt, unter erſchreckender Nüchternheit und Schwungloſigkeit leidet. Der Übergang von einer griechiſchen oder lateiniſchen Lektion zu einer deutſchen oder engliſchen war für den Beobachter jedesmal wie ein Verzicht auf alles Ideale, auf jede Bethätigung jugendlicher Geiſteserhebung. Das liegt naturgemäß in dem Stoffe, den dieſer Unterricht bearbeitet, Dingen der gemeinſten Alltäglichkeit oder doch mit der wirklichen gegenwärtigen Welt, welche der Jüngling lieber außerhalb der Schulmauern kennen lernt, ſo enge verflochten, daß die Erhebung, die das Ziel jedes Unterrichts und jeder Unterrichtsſtunde ſein muß, nicht zuſtandekommen kann. Wiegen nun die drei oder zwei Jahre gemeinſamer Schuleinrichtung — denn mit dem dritten oder vierten Schuljahre ſehen dieſe Lehrpläne ſich gezwungen, die Schulgattungen doch zu ſcheiden —, wiegt dieſer kleine praktiſche Vorteil die tiefen Schäden auf, welche aus ihm für die ganze höhere Bildung der Nation erwachſen müſſen? Sicherlich nicht. Es kommt hinzu, daß dieſer Lehrplan, der vom dritten oder vierten Schuljahre an die Schulgattungen ſcheidet, aber in ſeinen unterſten Klaſſen Schüler für jede Art höherer Schulbildung zuläßt, wohl jede Anſtalt zur Einrichtung von Parallelkurſen nach dem zweiten oder dritten Jahre nötigt. Die Schulmänner wiſſen aber, daß Schulen mit ſolcher Einrichtung, mit „Gabelung,“ wie das heute manchmal genannt wird, in der Regel ſchlechte Schulen ſind: es fehlt ihnen Charakter und Einheit.

Nun haben wir aber von der Leibespflege noch nicht geſprochen, und doch bildet die Hygieine einen ſo wichtigen Teil der heutigen Schulfrage. Wir ſtimmen nicht in die ſatiriſche Klage ein, daß unſere Geſundheitsapoſtel leider vergäßen, daß der Menſch auch eine nicht leibliche Seele habe. Aber dieſe Frage liegt eben viel einfacher, als es beiden Teilen ſcheint. Ohne die Mitwirkung und Einwilligung des Hauſes und ohne eine auf geſunde leibliche Entwickelung beſſer als bisher eingerichtete Gewöhnung des öffentlichen und privaten Lebens wird die Schule nach dieſer Seite hin wenig erreichen, höchſtens nur den Schaden mildern, den bei unverſtändiger Lebensführung das Schulſitzen immer anrichten muß. Aber eins kann doch verlangt werden. Beim Entwerfen von Lehrplänen darf nicht mehr geſagt werden: wir brauchen ſo viele Stunden für Latein, ſo viele für Mathematik u. ſ. f. und laſſen dem Schüler den Reſt für ſeinen Leib und ſeine häusliche Arbeit. Wir müſſen umgekehrt fragen: wieviel Zeit braucht der junge Menſch zum Schlaf, zum Eſſen und Verdauen, zur leiblichen Bewegung und zum Ausruhen? Dann richte die Schule mit dem Reſt ihren Lehrplan ein. Sie wird immer noch eine beträchtliche Anzahl von Stunden zu ihrer Verfügung erhalten. Nur die häusliche Arbeit, auf welche ſie aus vielen, auch aus ſittlichen Gründen nicht ganz verzichten ſoll, muß ſie bedeutend einſchränken. Dazu gibt unſer Lehrplan Hilfen an die Hand. Die wichtigſte Hilfe wird ihr die pädagogiſche Vorbildung der Lehrer gewähren, die wir zum Ende noch einmal mit allem Nachdrucke fordern als den erſten unerläßlichen Anfang zum Beſſeren. Wir wollen tüchtige Fachmänner für unſere höheren Schulen; dieſe ſollen tüchtige Sprachkenner ſein, gewandte Mathematiker, gründliche Kenner der Geſchichte, aber ihr „Fach“ iſt — Erziehung!

## Die Fürſtinnen auf dem Throne Hohenzollern in Brandenburg-Preußen.

(Abdruck verboten.)



Eliſabeth von Bayern, Kurfürſtin von Brandenburg.

Unter obigem Titel iſt ſoeben ein Werk erſchienen, an welchem auch das Daheim, das ſonſt mit Anzeigen von Büchern nur ausnahmsweiſe ſich befaßt, nicht ſtillſchweigend vorübergehen darf.*) Berührt ſich doch der Gegenſtand und Inhalt dieſes Werkes aufs unmittelbarſte mit den Geſchichts- und Zeitbildern, die von jeher in dem Daheim eine hervorragende Stelle eingenommen haben. Und indem die hier vorliegenden Charakterbilder von Frauen auf dem Throne uns in das Heiligtum des häuslichen Lebens der Fürſten- und Königsſchlöſſer führen, in denen ſie aufgewachſen ſind, oder in denen ſie als Herrinnen neben den Gemahlen auf dem Throne gewaltet haben, ſtehen dieſelben auch wieder mit einer der höchſten Aufgaben, die unſer Blatt von jeher im Auge gehabt hat, im unmittelbarſten Zuſammenhange. Mit dem Sinn für vaterländiſche Geſchichte zugleich den für häusliches Leben zu wecken, iſt je und je unſer beſonderes Beſtreben geweſen. — Vierundzwanzig Charakterbilder fürſtlicher Frauen ſind es, die der Verfaſſer (oder die Verfaſſerin) uns in dem in Rede ſtehenden Werke gezeichnet hat, bis auf die Kaiſerin Auguſta Viktoria, die an der Seite des Kaiſers und Königs Wilhelm II gegenwärtig den Thron der Hohenzollern ziert. Wir hätten es für richtiger gehalten, wenn die Lebensbilder der drei lebenden Kaiſerinnen fortgeblieben wären. Mit Ausnahme der Gemahlin des Kurfürſten Friedrich II, der zweiten Gemahlinnen der Kurfürſten Albrecht Achilles, Johann Georg, Joachim Friedrich und des Großen Kurfürſten, der Gemahlin König Friedrichs II und der Königin Eliſabeth, König Friedrich Wilhelms IV Gemahlin, deren Ehe entweder kinderlos geblieben iſt, oder deren Nachkommen nicht zur Regierung gelangten, ſind ſie ſämtlich die Stammmütter der jetzt regierenden Linie des Hohenzollernhauſes geweſen. Sie alle haben, mit wenigen Ausnahmen, durch ihren Charakter, durch ihren Einfluß auf die ihnen vermählten Kurfürſten von Brandenburg und Könige von Preußen, durch ihre Mitarbeit an den Aufgaben und Sorgen der Landesväter, durch die Erziehung der Erben des Kurhuts und der Krone, durch ihr Tragen und Dulden, durch ihre Lebensführungen und Erfahrungen einen mehr oder minder großen Anteil an der herrlichen Entwickelung des Vaterlandes gehabt, wie verſchieden auch ihre Geſchicke im einzelnen ſich geſtaltet haben. Neben ſolchen, die ſelbſt in ihrem ehelichen Leben hoch beglückt und reich geſegnet und andere beglückend, von fürſtlichem Glanze umgeben, von der Mit- und Nachwelt gefeiert auf dem Throne der Hohenzollern, an der Seite ihrer fürſtlichen Ehegemahle gewaltet haben, fehlen auch ſolche nicht, die, wie die Kurfürſtin Margarete, Gemahlin Johann Ciceros, oder wie Königin Eliſabeth Chriſtine, die Gemahlin Friedrichs des Großen, ein ſtillverborgenes Leben geführt haben, oder die, wie die Kurfürſtin Eliſabeth, Gemahlin Joachims I, unter ſchweren Prüfungen und Anfechtungen ihren Lauf vollendet haben. Neben ſolchen, deren Name neben dem des fürſtlichen Gemahls mit leuchtenden, unauslöſchlichen Zügen in den Büchern der Geſchichte verzeichnet ſteht, wie Luiſe Henriette, die Gemahlin des Großen Kurfürſten, wie Sophie Charlotte, die erſte Königin von Preußen, wie die einer Heiligen gleich verehrte, unvergeßliche Königin Luiſe, ſtehen wieder andere, die erſt durch das vorliegende Werk wieder einer Vergeſſenheit entzogen werden, der ſie in weiteren Kreiſen anheimgefallen ſind, oder über deren Andenken, wie über dem der Kurfürſtin Dorothea, der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürſten, ein dunkler Schatten ausgebreitet liegt. Neben kinderreichen Müttern, die eine zahlreiche und hoffnungsvoll erblühende Nachkommenſchaft um ſich her aufwachſen ſahen, begegnen wir anderen, denen die Freude verſagt blieb, dem Gemahl einen Erben des Thrones ſchenken zu dürfen. — Durch die eingehende Schilderung des Hofhaltes und des häuslichen Lebens der von Bornhak uns vorgeführten Fürſtinnen geſtaltet ſich das Werk zugleich zu einem wertvollen Beitrag zur Kulturgeſchichte der Zeiten, denen die einzelnen Lebensbilder angehören. Welch einen Einblick gewährt es uns in die Not eines fürſtlichen Haushaltes im XV. Jahrhundert, wenn die Kurfürſtin Eliſabeth, die Gemahlin des erſten brandenburgiſchen Hohenzollern, während eines Aufenthaltes in Franken, wohin ſie der Gemahl zu kurzer Erholung geſandt hatte, bei dem Biſchof Friedrich zu Bamberg um Holz für ihren Hofhalt bittet. Anderſeits freilich will es uns nach heutigen Verhältniſſen als ein Übermaß von Verſchwendung erſcheinen, wenn wir hören, daß den Edelfräulein derſelben Kurfürſtin, als dieſelbe nach dem Tode ihres Gatten ihren Hofhalt mit dem ihres Sohnes Albrecht vereinigt hatte, täglich über Tiſch ſechs Maß Wein, zwiſchen den Mahlzeiten drei Maß und nachts zum Schlaftrunk drei Nürnberger Maß ausbedungen wurden. Es ſcheint danach, daß die zarten Edelfräulein und Damen einen heldenhaften Trunk vertragen

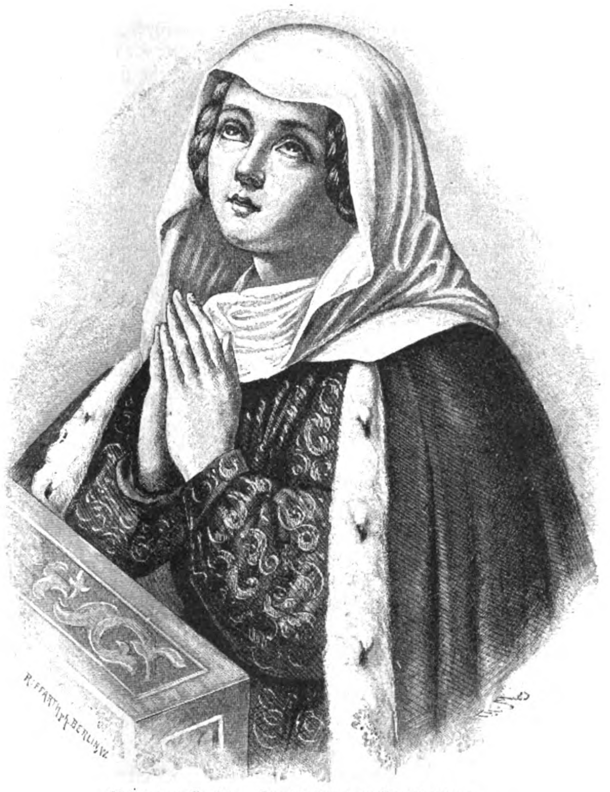
---

*) Die Fürſtinnen auf dem Throne Hohenzollern in Brandenburg-Preußen von F. Bornhak. Mit 27 Bildniſſen. Berlin, Verlag von M. Schorß.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

konnten. Die Gemahlin Johann Ciceros, der während der Abweſenheit ſeines Vaters Albrecht Achilles als Kurprinz die Statthalterſchaft in der Mark ausübte, hatte in den erſten Jahren ihrer Ehe unter dem bitterſten Mangel zu leiden. Der Kurprinz muß das markgräfliche Silber verkaufen, um leben zu können; dazu klagt er über Mangel an Teppichen, Betten und Bettgewand; ihm fehlen Polſter, ſelbſt Tiſchtücher und natürlich das Silbergeſchirr, das er veräußern muß. Auf ſeine Bitten und Klagen hat Kurfürſt Albrecht meiſt nur den Troſt, daß es ihm in ſeiner Jugend auch knapp gegangen, er drum aber doch bei allen Feſten geweſen, geritten, geſtochen, zum Schimpf und Ernſt gerannt und turniert habe. Er ſchreibt: „Unſer Vater hat uns keine Zubuße über vierhundert Gulden gegeben.“ Aus der Lebensbeſchreibung der Kurfürſtin Anna, der zweiten Gemahlin Albrecht Achilles', erſehen wir, daß im Tauſchhandel für einen Wagen mit Heringen und geſalzenen Fiſchen aus der Mark zwei Wagen voll guten Frankenweins geliefert werden ſollten, dazu jährlich zwei Falken und zwei Hengſte für des Kurfürſten Sohn. Man erſieht daraus, welchen Wert damals Fiſche, ja ſelbſt nur Heringe hatten. — Welch eine Vorſtellung gewinnen wir von dem Werte des Geldes und der Arbeit aus der Rechnungslegung über den Hofhalt des Kurprinzen Johann Georg, der mit ſeiner Gemahlin Sabina von Ansbach, bevor er ſeinem Vater Joachim II in der Regierung folgte, viele Jahre hindurch in größter Einfachheit und Zurückgezogenheit auf dem Schloſſe Zechlin bei Wittſtock leben mußte. Der oberſte Beamte, der Amtsſchreiber, erhielt 52 Gulden, eine Hofkleidung von lundiſchem Tuch, dazu 1 Gulden für Schuh und Stiefel. Der Vogt für das Vorwerk dagegen bekommt nur 10 Gulden, ein Paar Schuhe, ein Paar Stiefel, ein Kleid, Eſſen, Trinken, für ſein Pferd fünf Wiſpel Hafer. Für die Viehmuhme iſt gar kein Geld genannt, nur ſechzehn Ellen Leinwand, ſieben Ellen Tuch und vier Paar Schuhe; der Kuhhirt und der Schreiner erhielten nur fünf Ellen Gewand, die anderen Arbeiter, ſogenannte Beiperſonen, noch weniger; doch bekommen dieſe alle täglich vier Quart Bier und drei Handbrote. Der Schäfer erhielt nur 24 Groſchen Winterlohn, 2 Groſchen für Laubſammeln ꝛc. Jeder Knecht bekommt ein Viertelſchaf und hat das Recht, ſechs Schweine in die Maſt laufen zu laſſen.

Allerdings führte gleichzeitig der Vater Joachim II einen ſo verſchwenderiſchen Hofhalt, daß er eine Schuldenlaſt von 2 600 000 Thaler hinterließ, und es war daher erklärlich genug, daß für das kurprinzliche Fürſtenpaar herzlich wenig übrigblieb.



Anna von Sachſen, Kurfürſtin von Brandenburg.

Manche der in dem Bornhakſchen Werke geſchilderten Fürſtinnen ſind den Leſern des Daheim aus Aufſätzen in früheren Jahrgängen ſchon bekannt und vertraut. Um ſo lieber greifen wir aus der reichen Fülle des Werkes zwei Lebensbilder heraus, die zu den weniger bekannten gehören dürften, indem wir die Bildniſſe der Kurfürſtinnen Eliſabeth von Bayern, der Gemahlin des erſten hohenzollernſchen Kurfürſten von Brandenburg, Friedrichs I, und der Kurfürſtin Anna von Sachſen, der Gemahlin des Kurfürſten Albrecht Achilles, mit einigen erläuternden Worten begleiten.

Die Erſtgenannte war die Tochter des Herzogs Friedrich zu Landshut-Bayern und wurde von ihren Zeitgenoſſen „ſchön-Elslin“ oder „die ſchöne Elſe“ genannt. Aus wahrer Zuneigung reichte ſie am 18. September 1401 dem Sohne des Burggrafen Friedrich V von Nürnberg die Hand. Wer hätte es damals zu ahnen vermocht, daß ſie berufen ſein ſollte, die Ahnfrau von Königen und Kaiſern zu werden? Infolge der Verdienſte, die ſich ihr Gemahl als Burggraf von Nürnberg Friedrich VI um die Wahl Sigismunds von Böhmen zum Könige von Deutſchland erworben hatte, ernannte ihn dieſer im Jahre 1412 zum Statthalter der Mark Brandenburg. Trotzige Adelsgeſchlechter erwarteten den neuen Herrn, den ſie höhnten: „Wenn es das ganze Jahr Burggrafen regne, ſo wollten ſie ihr Land wohl vor ihm bewahren.“ Aber ſchon am Ende des Jahres konnte Friedrich der vorläufig in Franken zurückgebliebenen Gattin ſchreiben, daß das Land bis auf die Ukermark ſeine Herrſchaft anerkannt habe, und daß er ſich danach ſehne, ſeine getreue Elslin in der Mark zu empfangen. Trotz der Winterkälte eilte dieſe in beſchwerlicher, langer Reiſe zu dem Gatten, der ihr und ihren Kindern über Brandenburg bis Lehnin entgegenkam. Sie brachte deren fünf aus Franken mit, und noch ſechs hat ſie ſpäter als Kurfürſtin von Brandenburg ihrem Gatten geſchenkt.

Tangermünde in der Altmark wurde der Wohnſitz des fürſtlichen Paares und blieb es auch, nachdem Burggraf Friedrich auf dem Konzil zu Koſtnitz mit der Kurwürde von Brandenburg belehnt worden war. Aber nur ſelten und immer nur für kurze Zeit ſind die Gatten hier vereinigt geweſen. Kurfürſt Friedrich war meiſt auswärts beſchäftigt, und nachdem er die Anerkennung ſeiner Herrſchaft in der Mark ſichergeſtellt hatte, überließ er die Befeſtigung derſelben ſeiner Gemahlin. Nur hin und wieder erſchien er auf kurze Zeit, um die aufſäſſigen Ritter, die der Kurfürſtin viel Not bereiteten, zu demütigen. Später wurde dem älteſten Sohne, dem nachmals in den fränkiſchen Landen regierenden Markgrafen Johann, die Vertretung der Kurwürde in der Mark übertragen, aber bis dahin blieben der Kurfürſtin die Hauptſorgen der Regierung und der Erziehung ihrer elf Kinder allein überlaſſen. Auch in den ererbten fränkiſchen Beſitzungen hatte Eliſabeth jahrelang hindurch für ihren Gemahl die Regierung zu führen, und auch hier bereiteten ihr widerſpenſtige Unterthanen unaufhörliche Sorgen und Beſchwerden. Erſt vom Jahre 1433 an waren dem kurfürſtlichen Paare ruhigere Tage beſchieden, die ſie von nun an meiſt gemeinſam in Franken verlebten. Durch zunehmende Körperſchwäche an das Scheiden aus dieſem Leben gemahnt, beſtimmte Kurfürſt Friedrich I, wie es ſcheint nicht ohne den Beirat ſeiner getreuen Eliſabeth, daß der älteſte Sohn Johann in den fränkiſchen Landen das Gebiet von Bayreuth erhalten ſollte, der zweite Sohn Friedrich den größten Teil der Mark mit der Kurwürde, Albrecht, der ſpätere Kurfürſt Albrecht Achilles, das Ansbacher Gebiet, während dem jüngſten Sohne, Friedrich dem Jüngeren, die Altmark und Priegnitz beſtimmt wurde. Nach dem am 21. September 1440 erfolgten Tode ihres Gemahls hat Eliſabeth bis an ihr Ende bei ihrem Sohne Albrecht zu Ansbach gelebt, wo ſie am 13. November 1442, 57 Jahre alt, verſtorben iſt, ſchmerzlich betrauert von ihren Kindern, wie in allen Gebieten der weiten Beſitzungen, denen ſie eine treue Landesmutter, eine tapfere und kluge Fürſtin geweſen war. Im Kloſter Heilbronn, unweit Ansbach, iſt ſie von den Söhnen an der Seite ihres Gemahls beſtattet worden.

Das zweite Bild zeigt uns die Kurfürſtin Anna, die zweite Gemahlin des Kurfürſten Albrecht Achilles, der in erſter Ehe mit Margarete von Baden vermählt war. Aus der Ehe mit dieſer waren ihm vier Kinder geboren, unter ihnen der ſpätere Kurfürſt Johann Cicero. Um den verwaiſten Kindern, von denen die älteſte Tochter ſieben, der älteſte Sohn zwei Jahre alt war, eine neue Mutter zu geben, bewarb ſich Albrecht, damals noch Markgraf von Ansbach, ſchon drei Monate nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin, um die Hand Annas von Sachſen, der Tochter des Kurfürſten Friedrich des Sanftmütigen von Sachſen. Am 12. November 1458 wurde die Vermählung in Wittenberg mit großem Glanze gefeiert. Die äußere Erſcheinung der Markgräfin Anna, deren Bildnis neben dem ihres Gemahls ſich noch heute auf dem Marienaltar der St. Gumpertuskirche zu Ansbach befindet, wird von verſchiedenen Zeitgenoſſen als außerordentlich ſchön gerühmt. Aus ihren Augen glänzte das milde Licht einer von ihrem Gott hoch begnadigten und für die ihr zugemeſſenen Freuden innig dankbaren Seele. Ihre majeſtätiſche Geſtalt, durch friſche Geſundheit gehoben, kennzeichnete ſie überall als die wahre, alle Herzen gewinnende Königin des Tages, ſei es, wo ſie ihren Hofjungfrauen zum Altare des Herrn voranſchritt, die Fülle des blonden Hauptſchmuckes in einem Perlennetze geordnet und mit der markgräflichen Krone geſchmückt — ſei es, wo ſie als die Schönſte auf Turnieren die Preiſe verteilte oder bei heiterem Genuſſe der Natur ihren Zelter tummelte, das von Kleinodien ſtrahlende Barett mit Reiherfedern geſchmückt, ſei es, wo ſie an der Seite des hochverehrten Gemahls die Fürſten der Zeit mit den Gaben einer reichen Natur und mit dem Ernſt und Scherz ihrer geiſtreichen Rede bewirtete — ſei es, wo ſie ihren Pflegekindern und ſpäter ihrer zahlreichen Kinderſchar die zärtlichſte erziehende Sorgfalt widmete.

Die erſten Jahre ihrer Ehe verbrachte Markgräfin Anna an der Seite ihres Gemahls in den fränkiſchen Beſitzungen desſelben. Zu den vier Kindern erſter Ehe, denen ſie eine treue Mutter wurde, hat ſie demſelben im Verlaufe eines achtundzwanzigjährigen Eheſtandes noch dreizehn, von ihr geborene geſchenkt, von denen freilich fünf im zarteſten Alter verſtorben ſind. Als Kurfürſt Friedrich II von Brandenburg, der im Jahre 1470 kurz vor ſeinem Ende ſeinem Bruder Albrecht die Mark und die kurfürſtliche Würde übergeben hatte, am 10. Februar 1471 in der fränkiſchen Heimat geſtorben war, ohne männliche Erben zu hinterlaſſen, ſiedelte die nunmehrige Kurfürſtin Anna mit ihrem Gemahl, deſſen Linie nunmehr den Hohenzollernſtamm in Brandenburg und Preußen fortpflanzen ſollte, in die Mark Brandenburg über. Das von Kurfürſt Friedrich II erbaute kurfürſtliche Schloß zu Kölln an der Spree wurde von nun an ihre Heimat. Mit ungeheuchelter Freude ſah man in der Mark dem Kommen Albrechts und ſeiner Gemahlin entgegen. Der feierlichen Erbhuldigung folgten großartige Feſte. Dennoch hat ſich Albrecht Achilles, an die Pracht eines Hoflebens gewöhnt, das oft des Kaiſers Hofhalt in den Schatten ſtellte, und in den feinen Sitten Südfrankens erzogen, in der Mark niemals recht heimiſch gefühlt. Schon im Jahre 1473 ſetzte er ſeinen damals kaum achtzehnjährigen Sohn Johann, als ſpäterer Kurfürſt unter dem Namen Johann Cicero bekannt, zu ſeinem Statthalter in den Marken ein, indem er ihm den Biſchof von Lebus als Kanzler und Berater zur Seite ſtellte. Er ſelbſt aber zog nach Franken, wo er ſich heimiſcher fühlte. Seitdem iſt er und ebenſo ſeine Gemahlin Anna nur vorübergehend in der Mark geweſen, wenn beſonders verwickelte Händel ſeine Anweſenheit nötig machten.

In zahlreichen Briefen, die uns von der Kurfürſtin Anna erhalten ſind, gibt ſich eine ungemein herzliche und innige Liebe kund, in welcher ſie ſich mit ihrem Gemahl verbunden wußte, und zugleich ſind dieſelben ein beredtes Zeugnis der hohen Bildung und der hochedlen Geſinnung, welche dieſe Fürſtin auszeichneten.

So ſchreibt ſie ihrem Gemahl, als derſelbe aus Anlaß des Krieges, den Kaiſer Friedrich III gegen Karl den Kühnen führte, längere Zeit abweſend war: „Stete Liebe mit ganzen Treuen zuvor. Hochgeborner Fürſt, mein herzallerliebſter Herr und Gemahl. Ew. Liebe Geſundheit bin ich von ganzem Herzen erfreut, und Gott gebe: lange. Und als mir Ew. Liebe ſchreibt, Ihr ziehet hinab gegen den Herzog von Burgund, den zu beſtreiten, des bin ich erſchrocken, denn ich habe allezeit Hoffnung gehabt, es ſolle (die Sache) wendig werden. So es aber ja nicht anders ſein mag, ſo bitte ich Gott getreulich und fleißiglich, er wolle Ew. Gnaden beiſtehen, und barmherzig mitwirken, daß Ihr mit glückſeliger Verwindung, als ich zu ſeiner Allmächtigkeit gutes Getrauen habe, fröhlich und geſund ſchier wiederkommt; und bitte ja Ew. Liebe, Ihr wollet mich ohne Botſchaft nicht laſſen, daß ich oft vernehme, wie es mit Ew. Liebe ſtehe; Ihr macht mir ſonſt die Weile ganz lang und kümmerlich. Ich ſchicke Ew. Liebe hiermit ein Büchlein, das hat mir Ew. Liebe zu behalten gegeben vor einem Jahre; das habe ich in einer Lade gefunden. Mich bedünkt, es gehört zu der Wagenburg; wenn es Ew. Liebe bedarf, daß Ihr's habt. Hiermit befehle ich Euch dem allmächtigen Gotte; der behüte Ew. Liebe vor Leide.“

In einem anderen Schreiben heißt es: „Ich laſſe Ew. Liebe wiſſen mein groß Sehnen und Verlangen, das ich nach Ew. Liebe habe, und wollte gern wiſſen, wie es mit Ew. Liebe ſteht, da mir Zeit und Weile lang iſt, da ich ſo lange keine Botſchaft von Ew. Liebe habe, und bitte Ew. Liebe, mich wiſſen zu laſſen, wie es mit Ew. Liebe geht und ſteht, da ich wohl weiß, daß Ew. Liebe gar blöd und ſchwach geweſen iſt und Ew. Liebe gar große Mühe und Arbeit dazu hat. Das bringt mir nicht kleinen Kummer und mag mir nicht anders, denn durch viel Botſchaft Ew. Liebe benommen werden. Darum ſo bitte ich Ew. Liebe, daß Ihr Eurer ſelbſt ſchont, und bitte, Ew. Liebe laſſe mich ohne Botſchaft nicht. Hiermit befehle ich Euch dem allmächtigen Gott, der behüte Euch vor allem Leide!“

Mit hingebender Treue hat Kurfürſtin Anna ihren von mancherlei Krankheit, beſonders vom Podagra heimgeſuchten Gatten gepflegt und durch ihren Frohſinn erquickt. Kurz nach der Reiſe zur Königswahl Maximilians ſtarb Albrecht Achilles am 11. März 1486. Seine „vielgeliebte“ Anna hat ihn noch 26 Jahre überlebt. Sie ſtarb am 31. Oktober 1512 und hat ebenfalls im Kloſter Heilbronn an der Seite ihres Gemahls ihre Ruheſtätte gefunden. Wenn in der Kurfürſtin Anna auch nicht die Stammmutter der nachfolgenden Geſchlechter auf dem Throne der Hohenzollern entſchlafen war, da ihr Stiefſohn Johann Cicero nach ſeinem Vater den Kurhut Brandenburgs tragen ſollte, ſo umfaſſen die langen Jahre ihres Lebens doch einen der bedeutendſten Abſchnitte der Entwickelung und Befeſtigung des brandenburg-preußiſchen Staates, deſſen Ehre auch Kurfürſtin Anna mehren half.

Ob Kurfürſtin Anna, nach dem heute noch wohlerhaltenen breiten Sarkophage zu urteilen, mit dem geliebten Gatten in einer Gruft ruhte, iſt nicht mehr feſtzuſtellen. Die Leiche war ohne Sarg beſtattet und nur mit Kalk überſchüttet worden. Als König Friedrich Wilhelm IV im Jahre 1853 in der Gruft ſeiner Ahnen auch nach den Überreſten der Kurfürſtin Anna forſchen ließ, deren edle Schönheit einſt die Zeitgenoſſen entzückte, und deren Züge ſelbſt in kaltem Stein davon noch heute beredtes Zeugnis ablegen, hatte nicht einmal ein Stück ihres Sterbegewandes oder ihres Schmuckes die Jahrhunderte überdauert!

---

## Der Steintanger.

Von Ernſt Schubert. (Abdruck verboten.)

Im vergangenen Sommer beſuchte ich nach längeren Jahren wieder einmal die freundliche Oſtſeeſtadt, in der ich den größten Teil meiner Jugend verlebt hatte, und erfuhr eine ſchmerzliche Enttäuſchung. An Stelle der ſtillen Kleinſtadt, wie ſie mir in lieber Erinnerung ſtand, fand ich ein wahres Weltbad wieder, mit allem Geräuſch und Pomp eines ſolchen — nirgend ein Fleckchen, wohin man ſich zu beſchaulicher Ruhe hätte zurückziehen können. Am liebſten hätte ich gleich meinen Stab weiter geſetzt — denn das war mein altes trauliches C. nicht mehr — aber das teure Reiſegeld für mich und die Meinen war einmal bezahlt, und dieſe bedurften dringend der Kur, der eine das Seebad, der andere die Sole, und beides zuſammen findet ſich nur dort vor. So hieß es denn aushalten, aber wenigſtens ich ſuchte für mich ſoviel Ruhe und Stille zu retten, als nur möglich, und wenn das Wetter es irgend geſtattete, ſtreifte ich in der Umgegend umher. Eines Tages kam ich nach D., einem ſehr anſehnlichen Dorfe mit einer ſchönen, für ein ländliches Gotteshaus faſt zu ſtolzen Kirche. Es iſt ein ganz moderner Bau, aus Granitblöcken errichtet, und wenn auch an dem Längsbau die Steine nicht ſorgfältig behauen und ziemlich regellos aneinandergefügt ſind, der hochragende Turm zeigt ſauber vom Steinmetz bearbeitete, gleichmäßig geformte Quadern. Allerdings ſind ſie nicht von einer Art Geſtein, inſofern der Granit in ſeinen verſchiedenen Farben ſich vertreten zeigt, aber der Baumeiſter iſt doch bemüht geweſen, in der Gruppierung der Blöcke Symmetrie zu beobachten, und ſo nimmt ſich der Turm, wenn auch etwas bunt, ſo doch ſehr freundlich aus. Am Fuße nun, etwa in Manneshöhe, fiel mir ein ſtattlicher Block auf, der einzige ſeiner Art in der Menge der anderen, ein ſtark mit grünem Glimmer durchſetzter Granit. Näher herantretend, ſah ich die Jahreszahl 1859 eingemeißelt. Plötzlich wußte ich, daß ich dieſen Felsblock ſchon früher geſehen, und ein Ereignis meiner Jünglingsjahre, das längſt meinem Gedächtnis entſchwunden war, trat in aller Deutlichkeit wieder vor mich.

Für uns Schuljungen in C. gab es kein größeres Vergnügen als das Tummeln am Hafen, wo es immer etwas Anziehendes zu ſehen gab: Aus- und Einlaufen von Handelsſchiffen, rückkehrende Fiſcherboote, deren Fang wir ſachverſtändig muſterten, an den Untiefen die Baggerarbeiten, bei denen uns immer die armen Pferde leid thaten, die den ganzen Tag im Kreiſe herumtrotten und dabei doch duſelig werden mußten. Aber zu unſerm Troſte erfuhren wir, daß hierzu nur blinde Pferde verwendet wurden. Das ſchönſte war jedoch der Molenbau mit ſeinen Rammarbeiten, dem Auf- und Abſteigen der Taucher, dem Hochwinden und Niederlaſſen der mächtigen, behauenen Steinquadern, das Verankern der Blöcke untereinander mit eiſernen Klammern und das Ausfüllen der Fugen mit Cement. Woher kamen nur alle die Steine, von denen der Bau Woche für Woche eine Menge verſchluckte, ohne daß doch ein rechter Fortgang zu ſehen war? Nun, viele wurden eben ins Waſſer verſenkt, und manchen ſpülte bei Sturmwetter die See fort, noch ehe er verankert werden konnte. „Aber die meiſten kriegen wir doch wieder,“ erklärte uns der Aufſeher freundlich in der Frühſtückspauſe, „wir kriegen ſie durch dieſelben Leute, die uns das Kleinzeug hier liefern, das wir über Waſſer vermauern, zum Ausfüllen der Lücken. Die großen Blöcke, die kommen alle aus Schweden, fertig zugehauen, aber die kleineren liefert uns die eigne See. Seht ihr, Jungens, dort die kleinen braunen Segel hart beim Riff? Das ſind die Steintanger, die fiſchen die Blöcke heraus und verkaufen ſie an das Hafenbauamt, oder wer ſie ſonſt haben will. Fiſchen ſie einen von unſern großen Blöcken, ſo kriegen ſie nur einen Bergelohn. Aber es ſind Racker! Sie laſſen ſo ’nen Stein ruhig liegen, bis ſie meinen, die See habe ihn genug abgeſpült und er ſei für ein Königliches Hafenbauamt nicht mehr zu erkennen. Und keiner verrät den anderen, und ſo müſſen wir unſere eignen Steine kaufen! Aber ganz ſicher iſt das Geſchäft nicht. Kommt ein tüchtiger Sturm, ſo wälzt die See ihnen den Stein fort, daß ſie ihn nicht wiederfinden… Da, da — gucken Sie hier durch mein Rohr — da hat er einen!“

Ich blickte durch das Fernrohr, und ſah deutlich, wie von einem der kleinen Schiffe aus der See ein großer Gegenſtand an Bord gehoben wurde, wie es ſchien, mit Hilfe einer langen Stange. Fragend blickte ich meinen Erklärer an. „Nu ja,“ lachte er, „an der Stange ſitzt eine große eiſerne, vierzähnige Zange, mit der ſie, oben am Tau ziehend, den Stein umklammern. Das macht ſich bei einiger Übung leicht genug, aber das Heraufbringen iſt ein ſauer Stück Arbeit. Aber es lohnt ſich auch. Ein leidlicher Stein gilt ſeine vier Groſchen; ein großer, aus dem ſich eine anſtändige Quader herausputzen läßt, bringt’s auf einen halben Thaler und noch mehr. Das fluſcht anders als der Flunderfang! Freilich, Glück muß dabei ſein, denn manchmal fährt ſo ein Tanger tagelang die Reede auf und ab, ohne was Rechtes zu fiſchen. Im ganzen doch ein Hundeleben!“

Mit Dunkelwerden kam die Flottille der Steintanger in den Hafen herein. Sie glitten alle leicht dahin, und nur einer folgte langſam nach; er mußte einen guten Fang gethan haben. Ich hielt mit dem kleinen Einmaſter am Bollwerk entlang Schritt und gewahrte ſo, daß die ganze Bemannung aus zwei Perſonen beſtand, einem etwa fünfzigjährigen Manne und einem Burſchen meines Alters, beide in wollenen Jacken, mit großen, bis zu den Hüften reichenden Waſſerſtiefeln und den Südweſter auf dem Kopfe. „Dat was en gauden Dag, Hinrich,“ ſagte der Alte, das Fahrzeug ankettend, und ſchmunzelnd nickte der andere mit dem Kopfe. Ich redete den Mann an, der erſt eine brummige Antwort gab, aber, mich ins Auge faſſend, freundlich wurde und zu meiner Überraſchung mich beim Namen nannte. „Wo ſchall ick Sei nich kennen,“ erwiderte er auf meine Frage, „wi köpen jo allens bi Ehren Vaader, un up dei Bank vör de Husdhör häw ick Sei oft ſitten ſeihen.“ Damit war denn ein ſchöner Anknüpfungspunkt gegeben, und der gute Kunde meines väterlichen Kaufladens war gern bereit, mir nähere Auskunft zu geben. Aber, meinte er, alltags habe er zum Plaudern nicht Zeit und auch keine rechte Luſt; nach der Rückkehr vom Waſſer ſeien ſie müde und ſtiegen bald in die Poſen, und am anderen Morgen gehe es früh wieder hinaus. Aber Sonntags, nach der Kirche, habe er Zeit und wolle mir gern Rede ſtehen; oder noch beſſer, ich möchte doch einmal mit auf See hinausfahren und mir ſelbſt die Sache anſehen. Ich war entzückt von dem Vorſchlage, wollte aber doch den Beſuch bei dem Manne nicht aufgeben und machte mich am nächſten Sonntag auf den Weg nach der Hulte, wie bezeichnend die hart an der Düne niedergekauerte Anſiedelung kleiner, einſtöckiger Häuschen genannt iſt. Wie die Häuſer aller Schiffer, bot dasjenige Gaulkes den Eindruck peinlichſter Sauberkeit, und die rings in der Wohnung aufgeſtellten Erinnerungen an jene Zeit, da Chriſtian Gaulke als Matroſe auf Handelsſchiffen die große See befahren hatte — Muſcheln, bunte Taſſen, Gläſer ꝛc. — verliehen den Räumen einen überaus freundlichen Anſchein.

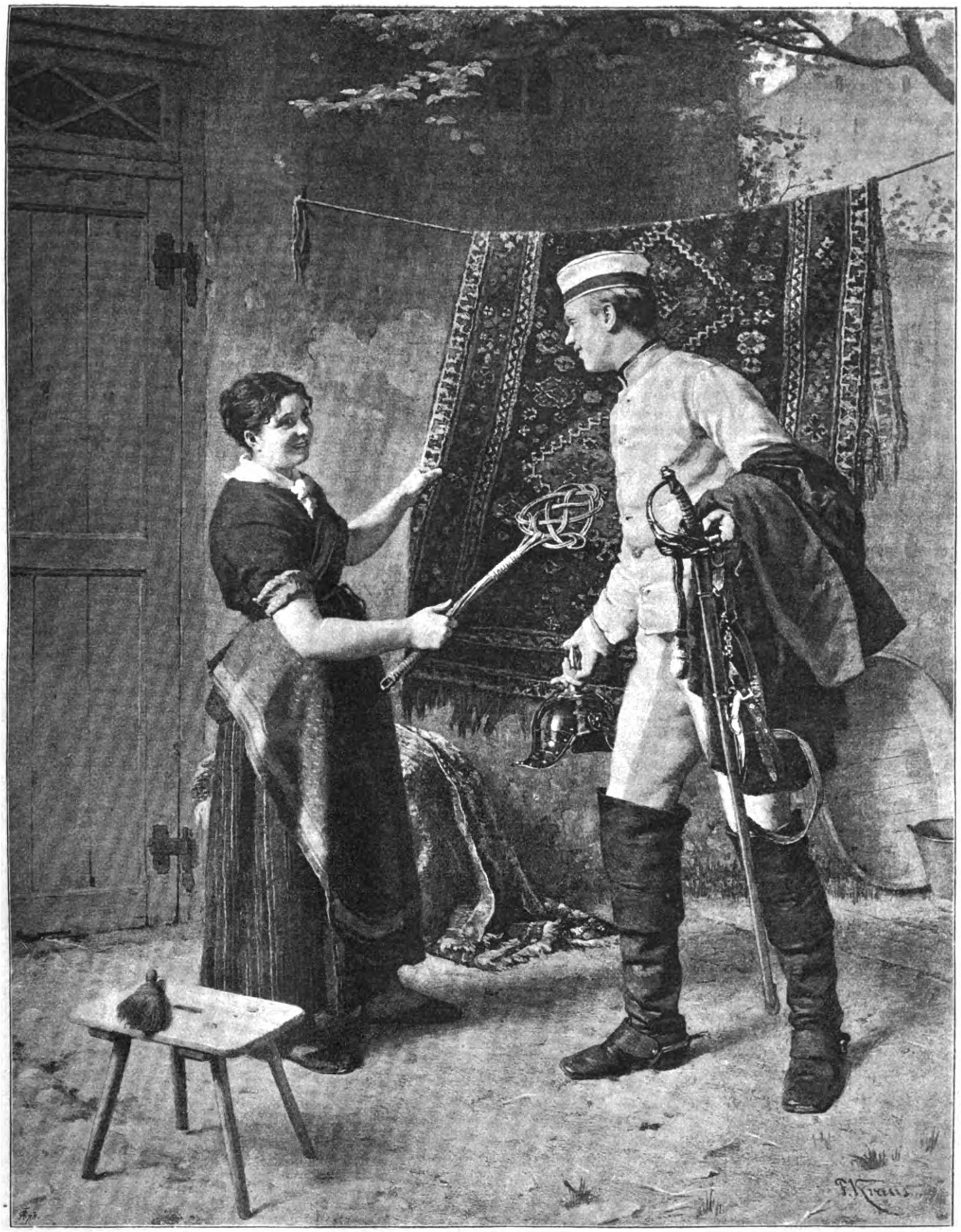
Wertvoller als die Erzählungen des wackeren Mannes war mir aber doch die Fahrt mit ihm und ſeinem ſechzehnjährigen, friſchen und munteren Jungen, dem Heinrich. Gleich am erſten Tage der Hundstagsferien war ich früh auf den Beinen und eilte zum Hafen hinaus, zum Ankerplatz meines Steintangers. Er war ſchmucker als die anderen Fahrzeuge, ordentlich mit einer Kajütte verſehen, die freilich zugleich als Kambüſe (Proviantkammer) und Küche dienen mußte. Dadurch wurde indeſſen der Raum nicht ſonderlich beengt, denn der Proviant beſtand, wie ich ſpäter erfuhr, nur aus Brot und Speck, und gekocht wurde nichts als Kaffee oder, um die volle Wahrheit zu ſagen, Cichorie. Hiervon hatte ich jedoch eine heimliche Vorahnung gehabt und meine gute Futtertaſche, die treue Begleiterin durch viele Turnfahrten und Ausflüge, mit Mutters Hilfe reichlich geſpickt.

Es war ein herrlicher Morgen, glatte See und ſo viel Wind, als wir für unſer Geſchäft brauchten; nur in der Brandung bei der Hafenausfahrt ſchaukelte unſere Nußſchale tüchtig, aber was machten wir ſeebefahrene Leute uns daraus! Bald waren wir in der Nähe des erſten Riffes, wie die längs dem Strande gelagerte, weitgeſtreckte Untiefe genannt wird. Von den Handelsſchiffen gemieden, wird ſie gerade vom Steintanger aufgeſucht, denn er hat keine Taucher an Bord, welche die Tiefe des Meeres durchforſchen können, ſondern er muß von obenher ergründen, ob und wo ein Fang zu machen iſt, und deshalb iſt der Steinfiſcher mit ſeinem Geſchäfte an die ſeichten Stellen gebunden, an die Nähe des Strandes und die vorgelagerten Riffe. Der Alte hatte das Steuer dem Sohne übergeben und hielt, über Bord gebeugt, ſcharfen Ausguck. Neben ihm lehnte eine Pike mit eiſerner Spitze und Widerhaken, die er von Zeit zu Zeit ergriff, um nach dunkel heraufſchimmernden Stellen des Grundes zu ſtoßen. Ich mußte lachen, als er einmal ein großes Torfſtück mit heraufzog, wie ſie häufig am Strande der Oſtſee angeſpült werden, und er lachte fröhlich mit. Einmal aber erklang unter der Pike ein knirſchender Ton, und „Stopp!“ rief Kriſchan Gaulke dem Sohne zu, der ſofort den ſchweren, ſeilumſchlungenen Stein, welcher uns als Anker diente, in die Tiefe gleiten ließ. Nun ſprang auch Hinrich mit einer Pike herzu, und beide ſtießen an dem im Sande haftenden Steine herum, um ihn zu lockern. „Wüllen ſeihn, ob wi em kriegen,“ ſagte der Alte, und nun tauchte die Zange über Bord, an deren Hebel die beiden Leute ſich mit allen Kräften abmühten. Aber es war umſonſt. „Hei ſitt tau faſt,“ entſchied Kriſchan. Darauf einen Augenblick die Tiefe meſſend, panſchte er, ſich über Bord ſchwingend, in das Waſſer hinein, wohin ihm Hinrich die Pike nachreichte. Damit bohrte und wühlte der Alte an dem Stein herum, der aber rückte und rührte ſich nicht, und ſo mußte auch Hinrich, dem ich die Pike nachreichte, ins Feuchte. Den vereinten Anſtrengungen der beiden gelang es endlich, das Ungetüm zu lockern, ich nahm ihnen die Piken wieder ab — wie ſchwer wurde mir's, die Dinger nur zu heben! — und hurtig kletterten die Fiſcher wieder auf Deck. Nun hatte die Zange verhältnismäßig leichte Arbeit, und bald polterte der Stein in den Kielraum. „Dat 's 'n Keerl!“ rief vergnügt Kriſchan, „dei is ſinen halwen Dhaler wiert!“ Beiden Fiſchern troff, ſo pudelnaß ſie waren, der Schweiß von der Stirn, und ich riet ihnen wohlmeinend, ſie möchten ſchnell die Kleider wechſeln. Aber ſie lachten mir ins Geſicht: das ſeien ſie gewöhnt, das ſchade ihnen nichts, und außerdem hätten ſie keine anderen Kleider an Bord. Im übrigen führten ſie ſonſt wohl Öljacken mit, die hätten ſie aber bei dem guten Wetter zu Hauſe gelaſſen. Als ich jedoch von einer kleinen Magenſtärkung zu ſprechen begann, ſchmunzelten ſie zuſtimmend, und ich holte aus meiner Futtertaſche die Flaſche Portwein hervor. Das brachte uns auf den Gedanken, überhaupt ein wenig zu frühſtücken, und die Fiſcher machten große Augen, als ich zu ihrem Speck und Brot noch eine rieſige Wurſt und ein tüchtig Stück kalten Braten hinzufügte. „Is denn Hochtied an Bord oder Kinnelbeer?“ meinte lachend Vater Kriſchan, und Heinrich rief, dem Achterdeck zueilend: „Ick häw uk noch wat!“ Gleich darauf kam er mit einem Netze zurück, das er auf unſerer Fahrt im Waſſer hatte nachſchleppen laſſen, und darin zappelte etwa ein halbes Dutzend munterer Heringe. Was ich nun ſah, erfüllte mich mit einer Empfindung, wie ſie Robinſon geſpürt haben mag, als er von ſeinem Verſteck aus dem greulichen Mahle der Kannibalen zuſah. Jeder der Fiſcher ergriff mit beiden Händen einen der zappelnden Heringe und riß, den Rücken des Fiſches am Munde entlang führend, mit den ſcharfen, blitzblanken Zähnen das Fleiſch herunter; ſodann wurde der zuckende Fiſch zurück ins Meer geworfen. Ich war ſtarr vor Entſetzen und fand nur unbehilfliche Worte zum Ausdruck meines Abſcheues. Darauf hielten die Kannibalen wohl mit ihrem Mahle inne, aber der Alte ſagte in zugleich bedauerndem und belehrendem Tone: „O, junger Herr, dat ſallten Sei man eins koſten! Un dat dheit ehr (ihnen) nich weih, dat ſünd ſei von uns gewönnt, und das waſſt (wächſt) ehr wedder.“ Ich habe den abſcheulichen Brauch, lebende Fiſche anzubeißen und ſie wieder ins Meer zu werfen, in der thörichten Meinung, das Fleiſch wachſe ihnen wieder, ſpäter noch von anderer Seite beſtätigen hören. Meine beiden Freunde glaube ich damals mit dem ganzen Aufwande meiner naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und moraliſchen Gründe bekehrt zu haben — wenigſtens thaten ſie ſo, und ich habe nie wieder den gleichen Frevel bei ihnen wahrgenommen.

Den Appetit zum Frühſtück hatten ſie mir indeſſen gründlich verdorben, und es dauerte eine ganze Weile, bis die friſche Seeluft den Forderungen der Natur zu ihrem Rechte verhalf und auch mich als Koſtgänger zum lecker bereiteten Schmauſe zurückführte. Dann aber kam die ſorgloſe Jugend wieder oben auf, und der Tag verging ohne weitere Kümmernis. Keiner der Steine machte uns ſo viel Sperenzien wie der erſte, ſondern alle ließen ſich gutwillig „kniepen,“ und ſchon am frühen Nachmittag hatten wir volle Ladung, d. h. unſer Schifflein war derartig belaſtet, daß es ohne Gefahr nicht weiter befrachtet werden konnte. „Sei häbben uns Glück bracht!“ verſicherten einmal über das andere unter vergnügtem Lachen die Fiſcher.

Während der Ferien bin ich dann wohl noch ein halb Dutzend Mal mit hinausgefahren, und es machte mir ſtets ein großes Vergnügen. Ich half den Leuten nach Kräften bei der Arbeit und wäre mit der Zeit wohl ſelbſt ein tüchtiger Steinfiſcher geworden; ſogar das Cichorienwaſſer lernte ich trinken, denn Durſt iſt der beſte Schenk. Auch bei ſchlechtem Wetter, wenn die Tanger nicht auslaufen konnten, traf ich öfter mit Heinrich zuſammen, und wir wurden die beſten Freunde. Da kam Michaelis, und ich ſchritt ſtolz in die Prima hinüber, ein Triumph, der freilich bald verkümmert wurde durch die ſchwierigen Aufgaben der neuen Klaſſe; nur ſelten hatte ich Zeit, nach dem Hafen hinauszuſchlendern. Als wir eines Novembermittags aus der Klaſſe traten, waren wir überraſcht über den Umſchlag des Wetters. Vor ein paar Stunden hatte noch eine herrliche, warme Herbſtſonne geſtrahlt, und nun brauſte ein rauher Sturmwind daher, der ſchwächlichen Perſonen das Überſchreiten des Domplatzes faſt zur Unmöglichkeit machte. Jeder von uns Großen mußte einen kleinen Sextaner oder Septimaner unter ſeine Fittiche nehmen und über den Platz geleiten. „Holla,“ ſprachen wir zu einander, „das iſt ein Wetterchen für die Mole,“ und gleich nach dem Mittageſſen fand ſich ein Häuſchen Verwegener zuſammen, die den gefährlichen Gang wagen wollten.

Wütend fiel uns, ſobald wir die ſchützende Stadt im Rücken hatten, der Sturm an. Die Beine konnten nicht ſo flink laufen, als der Sturm blies, und wer ſich nicht beizeiten niederduckte, fiel derb auf die Naſe. Endlich ſtanden wir atemlos am Anfang der Mole, im Schutze des kleinen Lotſenhäuschens. Hier waren bereits andere verſammelt, die ernſtblickenden Lotſen und ein Häuflein jammernder Frauen und Kinder. „Um Gotteswillen,“ fragte ich den alten Kapitän, „ſind noch Leute draußen?“ „Ja,“ erwiderte er, „Fiſcher und Steintanger. Nun, ſie werden, wie immer bei ſo 'ner Geſchichte, bei Deep auf Strand gelaufen ſein. Das hab' ich auch den Weibern hier geſagt, aber ſie wollen nicht hören! Und ihr, Jungens“ — ſo nannte er reſpektlos uns Primaner



Der Don Juan des Hofes. Gemalt von F. Kraus.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

— „ihr ſolltet heute auch euer dummes Molenlaufen laſſen! Ihr werdet quatſchnaß, und ſchließlich purzelt doch mal einer hinein.“

Aber ihm erging es mit uns, wie mit den Frauen. Wir hörten auch nicht und traten, beruhigt über das Schickſal der Fiſcher, den tollen Lauf an, bei dem wohl den Eltern der Knaben gegrauſt hätte, wenn ſie ihn geſehen. Wie vorher auf ebenem Boden, rannten wir jetzt über das holperige Geſtein in den Sturm hinein. Bei jedem Pfahle machten wir einen Augenblick Halt, um Atem zu ſchöpfen, und feſt mußten wir uns anklammern, um nicht hinuntergeblaſen zu werden in den brodelnden Giſcht, der von links und rechts hoch hinaufſchlug. Im Augenblicke waren wir vom Sprühregen der zerſtiebenden Wellen durchnäßt, aber was kümmerten wir uns darum bei der Großartigkeit des Anblickes! Voll wurden wir uns ſeiner erſt bewußt, nachdem wir endlich den Molenkopf erreicht hatten, der, im Bau noch nicht vollendet, mit ſeinen regellos übereinandergetürmten, der Vermauerung noch harrenden Granitblöcken einigermaßen Schutz bot gegen die Spritzwogen. Zwar wurden wir hin und wieder überſprüht, ſo daß wir auf eine Weile wie geblendet waren, aber wir fühlten uns doch in ſicherer Hut und ſchwelgten in dem erhabenen Anblicke. Hinter uns Land und Hafen verſchwimmend, von den Sprühwolken wie von einem Schleier umhüllt, vor uns das weite Meer mit einem unendlichen Gewimmel ſchäumender, aufſpritzender Wogen, und in nächſter Nähe, nur wenige Schritte von uns — da hebt ſich berghoch das Ungeheuer empor, in raſender Eile rückt es heran, die kleine Schaumkrone auf dem Haupte der graugrünen, unförmlichen Maſſe ſcheint uns höhniſch anzugrinſen — gleich muß es uns erreichen und verſchlingen — da bricht praſſelnd und ziſchend das Ungetüm zuſammen, in ohnmächtiger Wut am Geſteine reißend, und als wollte es uns mit hineinziehen in den Untergang, ſo ſtreckt es durch die Lücken der Felsblöcke die gierigen Arme aus. Wir ſtanden ſprachlos, regungslos, überwältigt von der Majeſtät des zürnenden Meeres, und ohne daß wir es wußten, rannen uns die Thränen über die Wangen. Plötzlich ein Ruf: „Barmherziger Himmel, ein Schiff! Es will in den Hafen hinein!“ In der That kam unter vollem Winde, mit blitzartiger Geſchwindigkeit, ſchier geſpenſtiſch anzuſehen, ein Schiff auf die Mole zu. Ein kleines Ding mit braunem Segel — offenbar ein Steintanger. Er mußte einen guten Steuermann an Bord haben, denn man ſah, wie er, ganz nach der Ordnung, von rechts her die Einfahrt durch das brüllende Chaos zu gewinnen ſuchte. Da war er neben dem Molenkopf und ich erkannte deutlich meinen alten Freund Chriſtian, mit ganzem Leibe über das Steuer gelehnt, und backbord ſtand, uns zugewendet, Hinrich, die wollene Jacke in Fetzen um ihn fliegend, in der Hand eine Pike, wie eine Lanze angelegt. Sein Auge haftete ſtarr auf der Mole, und eiſerne Entſchloſſenheit ſprach aus ſeinem todblaſſen Antlitz. Was nun geſchah, währte nicht ſo lange, als ich zum Überdenken brauche. Das Schiff ſchien glücklich die Einfahrt gewinnen zu ſollen, da hob ſich unter ihm eine jener Rieſenwellen und ſchleuderte es im Zuſammenbrechen jäh gegen die Mole. Dies vorausſehend, ſtemmte Hinrich mit aller Kraft, um den Anprall abzuſchwächen, die Pike gegen den Steinwall, aber die Stange zerſplitterte, und... Ja, was weiter?! Wir ſahen nichts mehr! Eben noch hatten wir das Schifflein wie ein Phantom dahinjagen ſehen, eben noch erblickten wir es auf dem Kamme der ungeheuren Woge und ſahen es mit ihr niederſtürzen, aber nicht einen Ton vernahmen wir im Gebrüll der Brandung, und nicht ein Brett, nicht die Spur eines um ſein Leben ringenden Menſchen nahmen wir in dem wilden Strudel gewahr.

Wie wir Jungen in dem raſenden Laufe die Mole zurück, umtoſt von dem uns nachjagenden Sturme, heil davongekommen ſind, iſt mir noch heute unbegreiflich. „Helft! Rettet!“ ſchrieen wir die Lotſen an und berichteten in fliegender Haſt, was wir geſehen. Aber ſie wendeten ſich finſter ab, und auf unſer Flehen und ungebärdiges Drohen erwiderte ernſt der Kapitän: „Wir können und dürfen nicht. Und wenn wir wirklich auch unſer Leben daran wagten, wir kämen doch zu ſpät. Ihr ſagt ja ſelbſt, ihr habt ſie nicht wieder emporkommen ſehen.“ Sie ſind nie wieder emporgekommen, mein lieber Freund Hinrich und ſein wackerer Vater. Das Meer, ſo reich an Schätzen aller Art, die ihm die Menſchen zu rauben ſuchen, behält gern die Beute für ſich, die es an dieſen macht. Ja, nicht eine Planke, nicht eine Spiere des verlorenen Schiffes iſt wieder zum Vorſchein gekommen — alles zerſchlagen, zerſchmettert, verſchlungen in einem Augenblicke.

Allerdings erhielten wir einige Tage ſpäter, nachdem der Sturm ſich gelegt hatte, aus der Tiefe eine Kunde von den Verunglückten. Ein großer, tiefgehender Dreimaſter, der den Hafen verlaſſen wollte, rannte an einer Stelle auf, die ſeit undenklichen Zeiten für ganz ſicher gegolten hatte, und als man nachforſchte, ſtellte ſich heraus, daß dort unten jetzt ein mächtiger Granitblock lag. Da erzählten die Kameraden der ertrunkenen Steinfiſcher, dieſe hätten am Tage vor dem Sturme einen ſolchen großen Block entdeckt, ihn aber, weil ſie ſchon volle Ladung hatten, nicht mehr bergen können. So waren ſie am anderen Tage hinausgefahren — Sturmwarnungen gab es damals an der deutſchen Seeküſte noch nicht — und vom Unwetter überraſcht worden. Unerklärlich ſchien nur, wie Gaulke, der erfahrene Schiffer, bei ſo ungeſtümer See es hatte wagen können, noch den Hafen zu gewinnen, anſtatt, wenn auch mit Aufopferung des Fahrzeuges, auf den Strand zu laufen. Aber das war wohl auch ſeine Abſicht geweſen, indeſſen hatte der wütig aus Norden blaſende Wind das kleine Schiff direkt auf die Mole zu getrieben, und da hatte er denn, ein tapferer Mann, bis zum letzten Moment nicht an der Rettung verzagt.

Mit Hilfe von Tauchern wurde der Felsblock aus der Hafeneinfahrt gehoben und lag nun am Bollwerk, angeſtaunt von jung und alt. Es war ein mächtiger, grünlich ſchillernder Granit. Wem gehörte er? Von Rechts wegen dem Königlichen Hafenbauamt, aber der Fiskus war damals nicht ganz ſo ungemütlich wie heute. So erhob er keinen Einſpruch, als jemand auf den Gedanken kam, zum Beſten der Witwen und Waiſen von Verunglückten — denn der Sturm hatte auch in einigen benachbarten Stranddörfern ſeine Opfer gefordert — den Stein öffentlich zu verſteigern. Es wurde ein großes Konzert veranſtaltet und nach Schluß der Muſikvorträge fand die Auktion ſtatt, die, dank der Anweſenheit eines Fremden, eines reichen Handelsherrn, ſchnell ihr Ende erreichte. Er bot ſofort hundert Thaler, und dafür wurde ihm der Block ohne Gegengebot zugeſchlagen. Ich hörte, wie er ſeinen verwunderten Bekannten erklärte: „Ich baue auf meinem Gute, anderthalb Meilen von euch, eine neue Kirche, und da will ich dieſen Stein zum Gedächtnis der Verunglückten mit einmauern laſſen.“ Ich habe dann noch ſelbſt geſehen, wie der Block vom Steinmetzen, dem einzigen des Ortes, neu abgeſchliffen und laut Auftrag mit der Jahreszahl 1859 verſehen wurde.

Und dann gingen die Jahre dahin, bis der grünlich ſchimmernde Stein zu Füßen des Turmes der Dorfkirche mir wie mit einem Zauberſchlage die ganze goldene Jugendzeit vor Augen rückte, aber auch den furchtbaren Tag, da zum erſtenmal die junge Seele zerriſſen wurde von verzweiflungsvollem Schmerz. Da kommt durch das heulende Chaos geiſterhaft das Schifflein hergeſauſt, greifbar nahe ſeh’ ich das blaſſe Antlitz des Freundes, die ſtarren Augen, den zuſammengepreßten Mund, — die Hand möcht’ ich ihm reichen, ihn herüberzuziehen auf den rettenden Steinwall — da hebt das wutſchäumende Ungeheuer haushoch das Schifflein empor und ſchmettert es nieder, und ich ſehe nichts mehr, nichts, nur die ſtarren, vom Entſetzen weitgeöffneten Augen, die noch jahrelang den Schlaf des Jünglings in ſchreckhaften Träumen ſtörten. Doch lieblich wandelt ſich das Bild. Der grünlich ſchillernde Stein führt mich auf die grün leuchtende, ſonnenbeglänzte See, wir balgen uns lachend auf dem Verdeck herum, und der helle Übermut ſprüht aus Heinrichs lieben, guten Augen. Von fernher, über dem weißen Strande, grüßt mit dunklerem Grün das Land herüber und der ragende Dom, und wenn der Wind günſtig ſteht, ſo trägt er ſanft das Mittagsläuten an unſer Ohr. Da ſchreckte lauter, ſchallender Klang mich aus meinen Träumen empor: über meinem Haupte läuteten die Glocken den Sonntag ein. Die Abendſonne badete den Granit in funkelndem Lichte, mir war's, als ginge ein leiſes Zittern durch Stein und Turm, und ich deutete mir's nach meinen eignen wehmütigen Gedanken: Mortuos plango, um die Toten klage ich!

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Zu unſern Bildern.

„Der Tod der Verbannten“ von J. Malczewsky iſt ein ungemein ergreifendes Bild.

Wir befinden uns in Sibirien, in einer jener Anſtalten, in denen wegen ſchwerer Staatsverbrechen Verbannte ihre Strafe verbüßen. Ein hoher Zaun aus zugeſpitzten Balken umgibt einen weiten Hof, in deſſen Mittelpunkt eine roh gezimmerte Holzhütte liegt. In ihr verbringen die Verbannten troſtloſe Tage, bis endlich der Erlöſer Tod ihren Leiden ein Ende macht. In unſerm Falle handelt es ſich um Polen, die infolge des Aufſtandes von 1863 verbannt worden ſind. Die ſchöne junge Frau, die ſoeben ausgelitten hat, iſt — ſo nehmen wir an, weil die Männer in ihrer Umgebung in Ketten ſind — nach Art der Polinnen dem Kampfe der Männer nicht fern geblieben, ſie hat regen Anteil genommen an dem verzweifelten Verſuch ihrer Landsleute, ſich von Rußland loszureißen, die alte „freie Republik“ wiederherzuſtellen. Sie hat vielleicht hoch zu Roß mitgekämpft im Kampfgewühl, ſie hat gewiß bei der Organiſation des Aufſtandes geholfen. Dann iſt das Verderben hereingebrochen über ſie und ihre Angehörigen. Was nicht im Kampfe oder am Galgen endete, mußte den weiten Weg in die ſibiriſche Wildnis antreten, bis in den fernſten Oſten des rieſigen Landes. Wohl iſt es ihr hier vergönnt geblieben, mit dem Gatten, mit den Landsleuten zuſammen zu bleiben, aber ihnen allen nahmen die Qualen einer hoffnungsloſen Gefangenſchaft nach und nach den Lebensmut. Wurden doch alle die ungeheuren Opfer vergeblich gebracht. Nun iſt die Verbannte geſtorben, und in grenzenloſem Schmerz wirft ſich ihr Gatte über das ärmliche Lager, während die übrigen Verbannten tief erſchüttert daſtehen. Selbſt der ſich auch herandrängende ruſſiſche Offizier erſcheint in ſeiner Weiſe ergriffen, obgleich die Tote eine geſchworene Feindin ſeines Volkes war.

### Meiſter Arnold von Würzburg

war ein berühmter Maler in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Ein zeitgenöſſiſcher Dichter, Egon von Bamberg, erwähnt ihn in ſeiner „Minneburg.“ Die an eine Schöne gerichteten Strophen lauten in der Übertragung:

Ich wollte außermaßen gern,
Daß Meiſter Arnold, der Maler
Von Würzburg, in Eurer Bekannſchaft wär'.
Das müßt' ihm wahrlich helfen ſehr,
Denn fortan braucht' er nimmermehr
Braſilienfarb' zu kaufen ein;
Er nähm' nur ſeinen Pinſel rein,
Hielt' ihn an Euren roten Mund,
Und alſogleich zur ſelben Stund'
So viel der Röte darein ſchöſſe,
Daß auf ein ganzes Jahr wohl flöſſe
Purpurfarb' genug daraus.

S.

### Karl Geroks Jugenderinnerungen

ſind den Daheimleſern ein liebes, altvertrautes Buch, dem neben denen Kügelgens, Emil Frommels u. a. ein Ehrenplatz im deutſchen Hauſe gebührt. In unſern Spalten einſt namenlos als „Jugenderinnerungen von einem ſüddeutſchen Freunde des Daheim“ erſchienen, haben ſie alsdann in drei ſtarken Auflagen unter den zahlreichen Verehrern der Gerokſchen Muſe eine warme Aufnahme gefunden, und wenn ſie jetzt zum vierten Mal*) erſcheinen, dürfen ſie bei dem nachwachſenden Geſchlechte einer nicht minder herzlichen Begrüßung gewiß ſein. Aber auch den alten Freunden unſers treuen Mitarbeiters wird die Erneuerung ſeines Buches willkommen ſein; denn ſie enthält ausgiebige Antwort auf zahlreiche, an ihn, nicht nur aus ſeiner engeren Heimat, ſondern von nah und fern gerichtete Anfragen und Wünſche. „Man wünſchte,“ ſagt Gerok in dem Vorwort zur vierten Auflage, „weitere Ausführung dieſer und jener Partie, genauere Aufſchlüſſe über Namen und Perſonen, die nur angedeutet, nur den nächſten Bekannten verſtändlich gemacht waren. Eben dazu gibt mir nun dieſe neue Auflage die gewünſchte Gelegenheit, zumal da bei der ſeither vergrößerten Zeitenferne und nach dem leider inzwiſchen erfolgten Hingange ſo mancher der beſprochenen Perſönlichkeiten früher gebotene Rückſichten weggefallen ſind.“ — Wohl hätte man gern noch mehr aus dem Leben und Schaffen des Dichters und Kanzelredners erfahren, aber man kann es verſtehen, warum er ſeinen Mitteilungen eine ſo frühe Grenze geſteckt und ſich begnügt hat, für ſein ferneres Leben auf ſeine Zeitpredigten, Amtsreden und Gelegenheitsgedichte zu verweiſen, die ja „auch ein Stück Selbſtbiographie“ ſind. Dem greiſen Freunde aber wünſchen wir, daß er noch viele Jahre es erleben möge, wie in immer neuen Auflagen ſein jugendfriſches und jugendfrohes Buch jung und alt in deutſchen Landen erfreut und zur Nacheiferung ſeines vorbildlichen Lebens anregt.

R. K.

### Eine neue Übertragung des Nibelungenliedes.

Die Übertragungen des Nibelungenliedes in unſer heutiges Deutſch mehren ſich von Jahr zu Jahr, aber nur ſelten bekunden ſie — wie die vortreffliche von Ludw. Freytag — einen weſentlichen Fortſchritt gegen Simrock. Es war deshalb nicht ohne Bedenken, daß ich die von Guſtav Legerlotz ſoeben erſchienene Bearbeitung*) in die Hand nahm. Aber auf ſehr angenehme Art bin ich enttäuſcht worden. Zunächſt muß ich es als einen Vorzug bezeichnen, daß das etwas langatmige Original von 39 auf 24 Abenteuer gemindert, durchweg von ſeinen ermüdenden Längen und Wiederholungen befreit und mit poetiſchem Takt zuſammengeſchweißt iſt. Einige Abſchnitte (z. B. Brunhildes Brautnacht), die aus pädagogiſchen Gründen weggelaſſen und die doch zum Verſtändnis des Ganzen nötig ſind, hat der Herausgeber inhaltlich kurz in Proſa erzählt.

Die Übertragung ſelbſt iſt bei aller gebotenen Treue gegen das Original poetiſch frei, ſprachgewandt und angenehm lesbar. Als Probe gebe ich die drei bekannten Strophen, welche Kriemhildens erſtes Auftreten ſchildern, zu deren rechter Würdigung man Simrock vergleichsweiſe herbeiziehen muß:

Nun kam die Minnigliche, gleichwie das Morgenrot
Aus trüben Wolken leuchtet. Da wußte nichts von Not,
Der ſie ſolang im Herzen getragen mit ſtillem Leid:
Jetzt ſtand vor ſeinen Augen die hohe, wunderholde Maid.

Von ihrem Gewande ſprühte gar mancher Edelſtein,
Und o, wie ſüß und roſig war ihrer Wange Schein!
Auch wer das Höchſte ſuchte, mußte doch geſtehn,
Daß er ſo große Schönheit auf dieſer Erde nie geſehn.

Wie vor dem Mond, dem lichten, der Sterne Chor ſich neigt,
Wenn er in lautrem Glanze der Wolkennacht entſteigt,
So neigte ſich vor Kriemhilden gar manche edle Frau.
All den ſtolzen Helden ſchwoll das Herz ob ſolcher Schau.

Dieſe kurzgeſchürzte Bearbeitung des alten Liedes, welche deſſen poetiſchen Kern unangetaſtet läßt, iſt allerdings zunächſt für den Schulgebrauch beſtimmt; ſie wird aber auch dem Hauſe willkommen ſein, in dem man bei der gemeinſamen Lektüre des Ganzen gewöhnlich nicht weit kommt. Wer aber das Gedicht ungekürzt zu haben wünſcht, möge die Übertragung der Geſamtdichtung abwarten, die aus derſelben poetiſch formgewandten Feder demnächſt erſcheinen wird.

In ähnlicher Weiſe bearbeitet ſind unter dem Geſamttitel: „Velhagen & Klaſings Sammlung deutſcher Schulausgaben“ die im deutſchen Unterricht an den höheren Lehranſtalten geleſenen Werke unſerer Litteratur herausgekommen; z. T. im Auszug, wie das Nibelungenlied, aber inhaltlich durch verbindenden Text ergänzt (Goethes „Dichtung und Wahrheit“ von Direktor Nöldeke in zwei Bändchen herausgegeben; eine Auswahl von Herders kleineren Proſaſchriften von Dr. R. Franz; Leſſings Laokoon von Prof. Thorbecke mit einer trefflichen Abbildung der Laokoongruppe 2c.); z. T. aber auch vollſtändig mit litteraturgeſchichtlichen Einleitungen und kurzen Erklärungen (Goethes, Schillers, Shakeſpeares Dramen, Kleiſts Michael Kohlhaas, Immermanns Oberhof 2c. von verſchiedenen in der wiſſenſchaftlichen und pädagogiſchen Welt hervorragenden Schulmännern bearbeitet), endlich biographiſch-litterarhiſtoriſche Schriften: Goethes, Klopſtocks, Schillers, Wielands Leben und Werke. Das Ganze unter der bewährten einheitlichen Leitung des Herrn Dr. Wychgram in Leipzig.**) Die pädagogiſche Überwachung wie die beigefügten Erklärungen machen dieſe Ausgaben auch für den Haus- und Privatgebrauch ſehr wertvoll. Das Format iſt ein gefälliges, der Druck auf gutem, weißem Papier klar und deutlich, der Preis der geſchmackvoll und ſolid kartonierten Bändchen ein billiger (50—80 Pfennig), kurz: das ganze Unternehmen ein höchſt empfehlenswertes.

Robert Koenig.

### Aus der Redaktion.

In Nr. 6, Seite 88, Spalte 1, Zeile 13 von unten lies ſtatt „nach der anderen:“ „nach den anderen;“ Spalte 2, Zeile 9 von unten ſtatt „weichherzigen:“ „weitherzigen.“

---

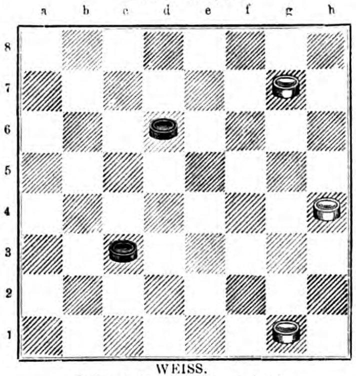
*) Jugenderinnerungen von Karl Gerok. 4. vermehrte und ergänzte Auflage. Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig. Pr. geheftet 5 Mark, in eleg. Kalikoband 6 Mark.

*) Nibelungenlied, im Auszuge übertragen und herausgegeben von Dr. Guſtav Legerlotz, Direktor des Königl. Gymnaſiums zu Salzwedel. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klaſing. Preis: 80 Pfennig (kartoniert).

**) Das Verzeichnis der bisher erſchienenen Bändchen iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen.

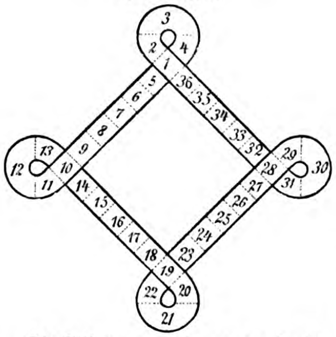
# In unſerer Spielecke.

### Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht an und gewinnt.

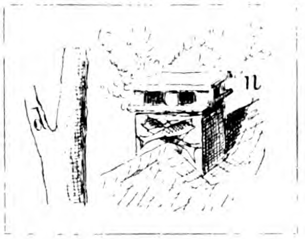
### 1. Wortkette.



Die Silben a, a, bein, ca, co, de, de, e, el, fen, ga, gen, gu, ha, kun, la, lee, li, li, li, ma, me, mi, mu, ne, nos, pel, ra, re, ri, ri, ſa, ſchie, ſe, ta und vi ſollen derartig in die mit Zahlen beſchriebenen Felder der obigen Figur eingetragen werden, daß zwanzig dreiſilbige Wörter entſtehen, bei denen immer das nachfolgende mit der Schlußſilbe des vorangehenden beginnt (z. B Ratibor, Borneo); das letzte Wort der ganzen Reihe endet mit der Anfangsſilbe des erſten Wortes, ſo daß eine geſchloſſene Kette entſteht.

Die einzelnen Wörter ſind: 1. 1 2 3 ein durch eine Schlacht bekannter Ort in Oberitalien, 2. 3 4 1 ein berühmter Maler der Gegenwart, 3. 1 5 6 eine Stadt in Spanien, 4. 6 7 8 ein Seeſchiff, 5. 8 9 10 ein Wagenſchuppen, 6. 10 11 12 ein Zeitmaß, 7. 12 13 10 ein Ausdruck für Wahlſpruch, 8. 10 14 15 ein Ausdruck für Zahlenreihe, 9. 15 16 17 eine Schlange, 10. 17 18 19 ein aus der deutſchen Geſchichte bekanntes Schloß in Italien, 11. 19 20 21 eine Wüſte, 12. 21 22 19 eine Stadt am adriatiſchen Meere, 13. 19 23 24 ein altteſtamentlicher Prophet, 14. 24 25 26 ein afrikaniſcher Handelsartikel, 15. 26 27 28 ein Teil der Ritterrüſtung, 16. 28 29 30 ein durch berühmte Spiele bekannter Ort des alten Griechenlands, 17. 30 31 28 ein Frauenname, 18. 28 32 33 eine Stadt in Italien, 19. 33 34 35 ein italieniſcher Schriftſteller und 20. 35 36 1 eine Stadt in Mexiko.

### Bilderrätſel.



### 2. Zweiſilbige Scharade.

Wer friſch empor zum Ziele ſtrebt,
Wer frei von Wahn und Thorheit lebt,
Wer in der Wüſte dürrem Sand
Die Letzte unter Palmen fand,
Wer fröhlich Gottes Wege geht
Und fromm vor ſeinem Schöpfer ſteht,
Wie jener Ritter, der ſich nahm
Sein Weiblein ehr- und tugendſam
Zu frohem, heil'gem Eheſtand
Im Ganzen dort — im Schwabenland,
Dem rufen wir in vollem Chor
Die Erſte freudig in das Ohr! Pf. J.

### 3. Worträtſel.

Wenn erſt das Erſte einmal entflohn,
So ruft es zurück kein Flehen, kein Drohn,
Das Zweite nennt euch eine Zahl,
Hübſch rund und begehrt ſchon als Kapital.
Wenn ihr zum Erſten ein Zweites macht,
So gebt mal acht,
Wie das Ganze umgekehrt und getrennt
Genau den Inhalt des Ganzen nennt.
R. F.

### 4. Rätſel.

Sie grüßen dich auf eisumſtarrtem Thron;
Sie grüßen dich in lichter Himmelskron';
Sie grüßen auch als Perle dich
Der Poeſie und freuen ſich
Der großen Thaten, die zum Harm
Des Feindes that dein ſtarker Arm.
Ich grüße dich in jeder Maid
Voll ſchüchterner Holdſeligkeit,
Die in des Hauſes frommer Zucht
Des edlen Weibes Krone ſucht. Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 8.

### Schlüſſel zum Königszug.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 66 | 3 | 64 | | 62 | 32 | | 34 | |
| | 2 | 65 | 4 | 63 | 31 | 61 | 33 | 35 | |
| | | 5 | 29 | 30 | | 60 | 36 | | |
| | | 28 | 6 | | | 37 | 59 | | |
| | 27 | 9 | 25 | 7 | 57 | 58 | 38 | 39 | |
| | 10 | 26 | 8 | 24 | 56 | 55 | 41 | 40 | |
| | | 11 | 23 | | | 42 | 54 | | |
| | | 22 | 12 | | | 53 | 43 | | |
| | | 13 | 21 | | | 52 | 44 | | 49 |
| 18 | 17 | 20 | 14 | | | 45 | 51 | 50 | 48 |
| | 19 | 16 | 15 | | | | 46 | 47 | |

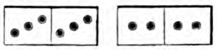
### Auflöſung des Königszugs.

Toſt Sturmwind und Regen
Ums heimiſche Dach,
Welch traulicher Segen
Strömt dann durchs Gemach!

Wie ſchaut's aus dem Hauſe
Sich wohlig hinaus
Ins Flockengebrauſe,
In Wetter und Graus.

Wie ſchaut's dann am Öſchen
Sich hübſch in die Glut!
Im Flur und im Höſchen
Wie ſpielt's ſich ſo gut.

### Dominoaufgabe.

A behielt 

Die Summe der Augen auf den acht Steinen im Talon betrug 50, auf den ſieben geſetzten Steinen 67, auf den drei Steinen, welche B übrig behielt, 21, auf den drei Steinen des C 3, auf den fünf Steinen des D 17.

### 1. Schlüſſel zur Dechiffrieraufgabe.

| | a | e | i | o | u |
|---|---|---|---|---|---|
| s | a | b | c | d | e |
| l | f | g | h | i | k |
| r | l | m | n | o | p |
| n | q | r | s | t | u |
| m | v | w | x | ä | ö |

### Auflöſung der Dechiffrieraufgabe.

Murre nicht, wenn dich die Plage
Harter Arbeit nicht verläßt:
Kirchweih iſt nicht alle Tage
Und nur ſchön ein ſeltnes Feſt.
(Martin Greif.)

### 2. Arithmogriph.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| M | a | k | r | o | n | e |
| B | i | s | c | h | o | f |
| L | a | c | h | n | e | r |
| D | i | s | t | e | l | i |
| A | d | r | i | a | n | o |
| A | l | l | e | g | r | o |
| S | c | h | o | n | e | r |

3. Rätſel. Pius, Primus, Priamus.

### 4. Metamorphoſenaufgabe.

**Piſa** — Poſa — Roſa — Roſe — Doſe — Doge — Dove — **Dover.**

**Lyon** — Laon — Lahn — Hahn — Hain — Main — **Mainz.**

### 5. Arithmetiſche Aufgabe.

Die drei Summanden ſind 45, 37, 7.

### 6. Rätſelfrage.

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Trüften.

7. Rätſel. Braue — Bauer — Auber.

---

**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Die Not unſerer höheren Schulen. III. Von Dr. E. von Sallwürk-Karlsruhe. — Die Fürſtinnen auf dem Throne Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Mit zwei Porträts. — Der Steintanger. Von E. Schubert. — Der Don Juan des Hofes. Nach dem Bilde von F. Kraus. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Der Tod der Verbannten von J. Malczewsky. — Meiſter Arnold von Würzburg. — Karl Geroks Jugenderinnerungen. — Eine neue Überſetzung des Nibelungenliedes. — Aus der Redaktion. — In unſerer Spielecke.

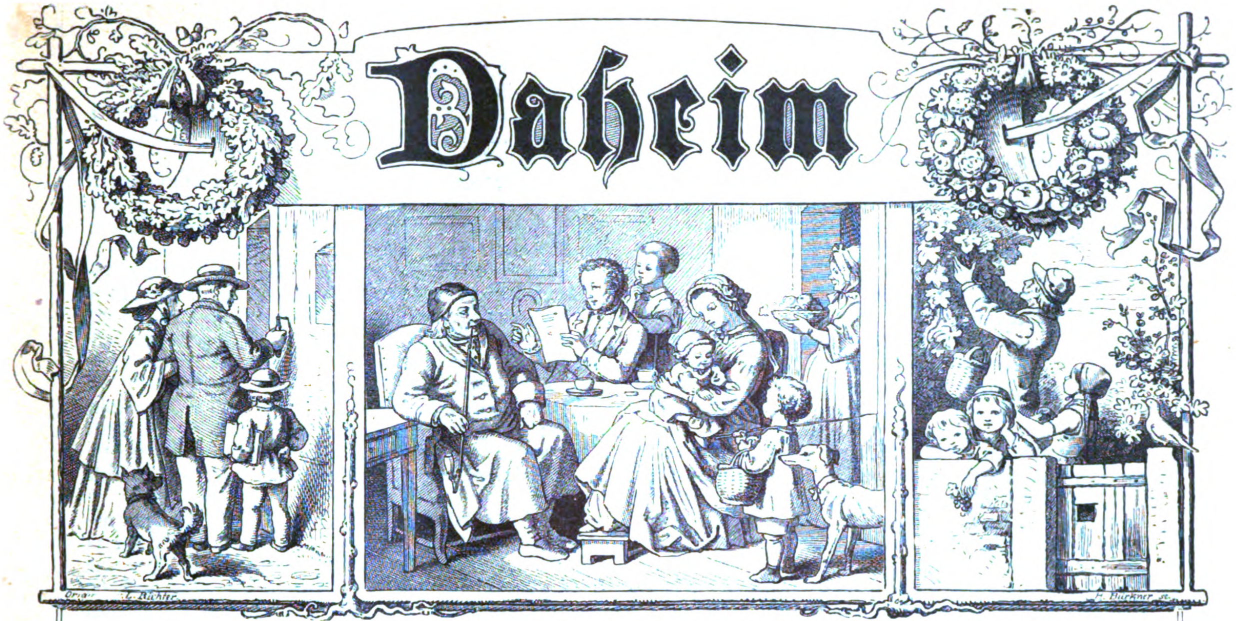
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion in Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Dezember 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 10.

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Sobald der Wachtmeiſter den Befehl ausgeführt hatte, ſchnappten ein paar der Wandbretter zurück und ließen eine gähnende Öffnung ſehen. Beim Niederhalten des Lichtes zeigten ſich ein paar Stufen. Sie führten in einen ummauerten Stollen. Die drei Mittelbretter des Schrankes bildeten eine Thür, aber das Schloß an ihr war entzwei, die Feder in ihm zerbrochen. Jeanne hatte ſie allem Anſcheine nach zertrümmert und danach den Nagel in das Holz getrieben, um die Thür wieder zu befeſtigen. Es konnte infolgedeſſen nur dann jemand aus dem Gange in das Innere des Zimmers dringen, wenn er die Thüre ſprengte. Aſten ſtellte dieſen Zuſtand wieder her und ſchickte den Wachtmeiſter alsdann zu Bett.

Es war dreiviertel auf drei. Alſo über zwei Stunden war das Mädchen fort geweſen. Wo aber? — Es mußte eine geheime Verbindung im Dorfe beſtehen, die ſicher ſehr böſe Pläne hatte. Setzte Jeanne ſich wirklich ihnen entgegen? Aber weshalb duldete ſie dann, daß die Verſchwörer hier im Hauſe mit ihr verkehrten?

Aſten murmelte eine leiſe Verwünſchung zwiſchen den Zähnen. Er fühlte ſich nicht im ſtande, Klarheit in ſeine Gedanken zu bringen. Das ſeltſame Benehmen des Mädchens verwirrte ihn mehr und mehr, und er ärgerte ſich über ſich ſelbſt. Wäre jetzt eine Anzahl Männer aus dem Schranke getreten, er wäre gerade in der Laune geweſen, ſie willkommen zu heißen. Es kam indeſſen niemand, und er hatte nur mit ſeinen eignen Gedanken zu kämpfen.

Sehr zeitig ließ er ſeine Leute wecken und traf Anordnungen, um dem zu erwartenden nächtlichen Überfall, ſobald er Thatſache wurde, erfolgreich zu begegnen. Etwa eine Stunde ſpäter ließ er ſich bei Jeanne abermals melden.

Sie war erſt vor kurzem aufgeſtanden und ſah erfriſcht aus, wie nach beruhigendem Schlummer.

„Was wollen Sie wieder von mir?“ fragte ſie, und ihr Geſicht überflog ein roſiger Schimmer, während ſeine Augen mit Strenge auf ſie blickten.

„Ihnen mitteilen, daß Sie Ihre Sachen zu packen haben, ſoweit Sie dieſelben mitzunehmen gedenken, da ich Sie in Zeit einer Stunde von hier fortbringen werde.“

Der roſige Schimmer erloſch, und die dunkeln Augen hoben ſich in einem zwiſchen Trotz und Furcht ſchwankenden Blicke zu ihm.

„Wohin?“ hauchte ſie.

„Zum Herrn Pfarrer Branniers nach Boiſſy. Ich werde ihn bitten, Sie in wachſame Hut zu nehmen.“

„Mit welchem Rechte?“ fragte ſie wie vorhin.

„Ich habe Urſache anzunehmen, daß Sie hier konſpirieren. Und ich möchte nicht,“ ſagte er, unwillkürlich ſelbſt ein wenig bleicher werdend, „genötigt werden, Sie erſchießen zu laſſen, weil Sie ſich etwa zu beſorgt für meine Sicherheit erwieſen. Ich könnte aber hierzu gezwungen werden, falls es mir gelingen ſollte, die Verſchwörer zu entdecken, die hier ihr Weſen treiben.“

Sie ſenkte wie müde die Stirn.

„Ich werde gehen!“

Er hatte heftigeren Widerſtand erwartet, aber dies wunderliche Mädchen überraſchte ihn immer. Er fuhr fort: „Gut, daß Sie ſich fügen. In einer Stunde wird der Wagen vorfahren. Ich ſelbſt werde Sie begleiten.“

Der ſchöne Kopf ſank noch tiefer, wie in hilfloſer Ergebung, und Aſten ging.

Zur angegebenen Zeit war ſie bereit und betrat die Schwelle. Plötzlich aber wandte ſie ſich zurück.

„Vicette!“ ſagte ſie, „wer wird ſie pflegen?“

„Solange wir hier ſind, wir,“ erwiderte der Major.

„Und nachher? Das Tier hängt ſo an mir! Nein, ich kann es nicht verlaſſen!“

„Ich werde es Ihnen hinüberſchicken, wenn der Herr Pfarrer damit einverſtanden iſt,“ verſprach Aſten, „noch heute. Aber bitte, ſteigen Sie jetzt ein.“

Sie ſeufzte und blieb doch noch ſtehen. Dann fragte ſie, das bleiche Geſicht dem Begleiter zuwendend: „Fahren wir ohne Bedeckung? Ich meine, reiten Sie allein?“

„Es werden mich einige meiner Leute begleiten, und es iſt für mich von Intereſſe, daß auch Sie das für nötig halten.“

Sie antwortete nicht und ſtieg ein.

Das Wetter war ſchlecht. Es regnete ein wenig, und der Major zog, ehe er zu Pferde ſtieg, das Schutzleder vor dem halbgedeckten Wägelchen herauf. Die Fahrende konnte von der Landſchaft nichts ſehen, ſie erblickte nur den Rücken des pferdelenkenden Burſchen und bisweilen ſeitwärts einen uniformierten Reiter.

Sie heftete die dunkeln Blicke vor ſich und ſchloß herber denn je die Lippen. Aſten ritt meiſt eine Strecke voraus und ließ die Augen ſeinerſeits nur ſelten zu dem ſchönen Geſicht abſchweifen. Dann fiel ihm auf, daß es ausſah, als ob das Mädchen litte, und er ſelbſt hatte ein Gefühl, als ſei die Fahrt eine harte Prüfung für ihn.

Der Weg deuchte ihn lang, und als ſie endlich in die Vorſtadt von Boiſſy, in welcher das Gehöft des Geiſtlichen lag, einlenkten, richtete er ſich freier im Sattel auf. Er hatte ſeinen Leuten befohlen zurückzubleiben, da die Stadt von preußiſchem und bayriſchem Militär beſetzt war.

Er hatte den Pfarrer, zu dem er Jeanne bringen wollte, bei Krankenbeſuchen kennen gelernt; der Mann hatte einen guten Ruf bei Bayern und Preußen. Er fand ihn zu Hauſe und ſtellte ihm Jeanne ſogleich vor. In ihrer Gegenwart ſagte er dann, wie er es unthunlich finde, daß das alleinſtehende Mädchen in Mitte feindlicher Soldaten bleibe. Da ſie ſich nicht entſchließen könne, in einer der Familien ihres Ortes Aufnahme zu erbitten, brächte er ſie dem Geiſtlichen. Der alte, wohlbeleibte Herr, deſſen Geſicht das Gepräge freundlichen Wohlwollens trug, ſtreckte dem Ankömmling ſeine Rechte hin.

„Seien Sie willkommen; ich will Ihnen ſehr gern Schutz gewähren; Sie müſſen ſich nur ein bißchen in meine Wirtſchafterin ſchicken, meine alte Babette. Sie brummt ein bißchen gern, ſteckt aber in der gutmütigſten Haut. Meinen Sie, daß Sie mit ihr fertig werden können?“

Jeanne murmelte mit unwilligen Lippen und verdüſtertem Geſicht einen kaum verſtändlichen Dank.

„Ich werde uns ein kleines Frühſtück beſtellen,“ ſagte der Geiſtliche, zweifelnd von ſeiner verſchloſſenen Landsmännin auf den Preußen blickend, und er verließ das Gemach, wohl, um draußen den Verſuch zu machen, die gefürchtete Babette günſtig zu ſtimmen.

Aſten trat ſchnell zu dem Mädchen. „Ich werde mich nicht aufhalten, ſondern ſogleich wieder fortreiten,“ ſagte er, „aber ich hoffe, Sie binnen kurzem einmal zu beſuchen, um zu ſehen, wie Sie ſich hier einleben.“

Eindringlich, mit dem Verſuch, ihre geſenkten Wimpern mit ſeinen Blicken zu durchbrechen, fuhr er dann fort: „Sie werden von hier aus nicht mehr konſpirieren?“

Ihre herben Lippen öffneten ſich nicht.

„Jeanne,“ wiederholte er ungeduldig, „Sie werden meine Bemühungen, Sie den verbrecheriſchen Umtrieben, in die Sie verſtrickt wurden — wie ich hoffe, gegen Ihren beſſeren Willen — Sie werden jenen verbrecheriſchen Plänen, denen ich Sie entrückt habe, in nichts mehr zu Hilfe kommen?...“

Sie ſenkte ihr Meduſenantlitz tiefer.

„Ich kann nichts verſprechen.“

Der Major biß ſich auf die Lippen.

„Dann kann auch ich nicht verſprechen Sie wiederzuſehen. Liegt Ihnen daran nichts?“

Sie ſchlug langſam die Augen auf, und er war faſt erſchrocken vor dem Glanze, der diesmal aus ihrer mächtigen Tiefe brach.

„Es iſt vielleicht beſſer, Sie kommen nicht,“ hauchte ſie, „der Weg iſt doch nicht ſicher.“

„Überlaſſen Sie das mir und ſpielen Sie die Komödie der Beſorgnis nicht weiter.“

„Es iſt keine Komödie.“

„Nicht?“ fragte er und wagte es, weiter in die leuchtenden Tiefen zu dringen, „dann haben Sie alſo den Wunſch, mich zu ſehen? Ich komme, ſobald Sie mir verſprechen, ſich von Ihren Landsleuten fernzuhalten.“

Der Blick der ſchönen Augen nahm einen anderen Charakter an. Dieſer Blick konnte ekſtatiſch werden, und die Ekſtaſe teilte ſich aus ihm dem ganzen Meduſengeſichte mit. Es ſah in eine ihm allein entſchleierte Ferne, wie das Geſicht einer prophetiſchen Jeanne d'Arc, und abweiſend murmelten abermals nur die Lippen: „Ich kann nichts verſprechen...“

Aſten hatte heftige Worte auf den Lippen, doch der kleine Pfarrer kam zurück, und er verſchluckte, was er noch hätte ſagen mögen. Er bat nur noch um Aufnahme der Ziege, die er herſchicken würde. Als dieſe zugeſagt war, verabſchiedete er ſich.

Auf dem Heimwege beſchäftigten ſich ſeine Gedanken ununterbrochen mit dem Mädchen. In ihrem Innern klar zu leſen, ſchien unmöglich. Dies Durcheinander von Haß und Liebe, Thatendrang und Zurückſchrecken vor verbrecheriſchem Handeln, Leidenſchaft und Kälte, Opfermut und Zaghaftigkeit hinderte jede Vorausſicht deſſen, wozu ſie ſich entſchließen werde. Dennoch hatte er das Gefühl, als könne er allein ſie aus den Gefahren dieſes planloſen Hinſchreitens erretten. Wenn ihm die Macht gegeben war, ihr Weſen zu erkennen, dann konnte er ſie noch dicht vor dem Abgrunde aufhalten und in ein ungefährdetes Leben leiten.

Den Verſuch wollte er machen; ſie war es wert...

Hallo? Was war das? Seine Patrouillen kamen zurück und meldeten: „Fünfzig bis ſechzig Mann im Hinterhalte, hinter dem Kirchhofe des Dorfes, Freiſchärler in blauen Bluſen, mit Gewehren verſehen...“

Aſtens Blut wallte. Hier konnte ſchneller Rat werden, Jeanne zu erretten, als er zu hoffen gewagt hatte. Fünfzig bis ſechzig Männer... und im Orte waren kaum ein Dutzend, denn die Frauen waren wohl in ihre Behauſungen zurückgekehrt. Aber wie war den Kanaillen beizukommen? Er ließ ſich ganz genau berichten: hinter dem Kirchhofe rechts war ein Gebüſch, etwa hundert Fuß breit, und vor dieſem lagerten die Kerle. Sie hatten jedenfalls früh geſehen, wie der Major Jeanne fortbrachte, und beſchloſſen, ihn bei der Rückkehr zu überfallen. Dem halben Zuge war die Schar wohl um das dreifache überlegen und konnte ihm leicht verderblich werden. Infanteriſten im Hinterhalt gegen Kavallerie ſind ja ſelbſt dann nicht zu bewältigen, wenn die letztere in beträchtlicher Mehrzahl iſt. Aber Aſten war viel zu ſehr von dem Wunſche beſeelt, die Elenden zu züchtigen, als daß er ſich hätte entſchließen können, ihnen aus dem Wege zu reiten.

„Abgeſeſſen!“ kommandierte er.

Einige Reiter blieben bei den Pferden, die anderen nahmen unter des Majors Führung den Weg durch Furchen, Gräben und hinter Hecken, bis ſie glücklich im Rücken des Gebüſches waren. Hier ſahen ſie die Blaubluſen zwiſchen den Büſchen ſchimmern. Aſten gab durch Zeichen den Befehl zum Anlegen der Karabiner. Er erkannte unter den Bluſenmännern den Schielenden, der Jeanne den Vorſchlag gemacht hatte, ihn zu vergiften...

„Legt an! Feuer!“

Die Schüſſe knatterten, und ein Wutgeheul antwortete ihnen. Dazwiſchen erſchallten Schmerzensſchreie und Schreckensrufe... Abermals kommandierte der Major: „Auf! Marſch! Marſch! Hurra!...“ Und vor ging es in die Büſche. Die Blaubluſen flohen zurück, wie vom Sturm getrieben. Als Aſten mit den Seinen vorrückte, war nichts mehr von den Franzoſen zu erblicken. — Wo waren ſie geblieben? Die Soldaten blickten verdutzt. Das Gehölz wurde auf das genaueſte durchſucht, aber man fand nur drei Schwerverwundete, die röchelnd auf dem graſigen Boden lagen. Ihnen war kein aufklärendes Wort zu entringen, ſie gaben den Geiſt auf, während Aſten ſie auszufragen verſuchte.

Hier war der Einſchlupf in den unterirdiſchen Gang, der in ſeiner Wohnung mündete, das war dem Major gewiß; aber er fand den Eingang nicht. Schließlich ließ er eine Feldwache zurück und begab ſich zu ſeinen Pferden. Im Quartier angelangt, berichtete er an ſeinen Kommandeur, vermied es aber, Jeanne und ihre Beteiligung an den verdächtigen Begebenheiten in dem Berichte zu erwähnen. Er war jetzt noch mehr als vorher damit zufrieden, daß er ſie fortgebracht hatte. Nachmittags ließ er die Wache ablöſen und begab ſich ſelbſt wieder aufs Feld. Nirgends war mehr ein Blaukittel zu erblicken geweſen. Aſten ließ nun den unterirdiſchen Gang von ſeinem Zimmer aus erforſchen; derſelbe war lang und teilte ſich etwa von ſeiner Mitte ab in zwei Hälften. Die eine hatte in der That in dem Gehölz, unter Rankengewächs verſteckt, einen Ausgang, der andere mündete in eine Grabkammer der Kirche. Hierhin alſo waren die Blaukittel geflüchtet und hatten von da aus ſich in Sicherheit gebracht. Sie mußten die Schlüſſel von Kirche und Grabgewölbe beſitzen …

Wenn ſie glaubten, daß ihr Geheimnis unentdeckt geblieben war, konnten ſie noch gefaßt werden …

Aſten ritt nach all dieſen Entdeckungen ſeinen Leuten ein wenig voraus, nach Belle-Fontaine zurück, als ein Trupp Reiter ihm entgegenſprengte. Es waren preußiſche Offiziere, „Kouleur,“ wie ſich die befreundeten Waffengattungen ſcherzhaft nennen. In ihrer Mitte fielen dem Major ein paar Damen auf.

Eine derſelben begrüßte ihn ſchon von weitem mit Zuruf, und er erkannte in ihr Natalie. Sie trug die weiße Binde mit dem roten Kreuz, ſaß gut zu Pferde und ſah noch beſſer darauf aus. Daß ſie in Frankreich ſei, hatte der Major ſchon gewußt, aber in dieſe Gegend konnte ſie erſt ſeit kurzem gekommen ſein. Nicht weit von Boiſſy lag ein von ſeinen franzöſiſchen Beſitzern verlaſſenes Schloß, das zum Hoſpital eingerichtet worden war, und Aſten vermutete richtig, daß ſie dort als Krankenpflegerin eingetreten ſei. Neben ihr ritt eine Amazone, die hübſcher, doch eher älter war als ſie, und in ihr glaubte der Major die deutſche Fürſtin B. zu erkennen, die kürzlich zur Pflege ihres verwundeten Gatten auf dem Schloſſe eingetroffen war. Natalie verließ die Dame und ritt an Aſten heran.

„Wir ſuchten Sie,“ rief ſie, „um unſere Neugierde zu befriedigen, denn es gehen ſeltſame Gerüchte über Sie um. Heute kam zu uns die Kunde, Sie hätten eine junge Dame entführt, eine Dame von außerordentlicher Schönheit, die Sie etliche Wochen lang ſchon im Quartier verſteckt gehalten. Als die Einwohner das entdeckt …“

„Gerede!“ unterbrach Aſten unangenehm berührt, „das Sie hoffentlich als das aufnehmen, was es iſt. Ich will den Irrtum kurz berichtigen: ich brachte heute morgen ein junges Mädchen zum Pfarrer von Vertumniers, das ſich, als Alte verkleidet, im Hauſe, in dem ich Quartier genommen, aufgehalten. Als ich ihre Maske durchſchaut hatte, hielt ich es für unthunlich, ſie länger im ſelben Hauſe mit uns wohnen zu laſſen, und bewog den Geiſtlichen, ſie bei ſich aufzunehmen.“

„Ah,“ ſagte Natalie, „das klingt freilich anders, aber Sie werden Mühe haben, ſich in der Gegend von dem Rufe eines Don Juans, den Ihnen die Geſchichte verſchafft, zu befreien. Geſtatten Sie übrigens, daß ich Sie meiner Begleiterin vorſtelle; es iſt Fürſtin B … Sie haben wohl ſchon von ihr gehört?“.

Aſten ließ ſich vorſtellen, verabſchiedete ſich aber bald danach. Nataliens Worte hatten ihn verſtimmt. Er fürchtete, ſie würde ſich mit ſeiner Erklärung nicht zufrieden geben und ſich von ihrer Neugierde in Verſuchung führen laſſen, dem Mädchen näher zu treten. Und dann, die kluge Gräfin ſah ſicher auch den Kommandeur, es konnte ihr ein leichtes ſein, die Unbeſonnene in gefährliche Anklagen zu verwickeln. Er beſchloß, in nächſter Zeit auf Schloß Monpaſſier ſeinen Beſuch zu machen, um die Fäden der Ereigniſſe wenigſtens, wenn irgend möglich, ſelbſt in den Händen zu behalten.

Natalie ſaß im Schloſſe Monpaſſier in einer Ecke des Krankenſaales an Bett Nr. 12 und hörte mit vorgebeugtem Kopfe auf die Worte eines verwundeten Franzoſen. Der Mann war häßlich und ſchielte. Er ſprach das ſchlechte Franzöſiſch der Landbewohner und hatte ein unangenehmes Geſicht, das von gehäſſigen Empfindungen durcharbeitet war. Er hatte ſich vor wenigen Tagen mit zerſchoſſenem Arme im Schloſſe gemeldet, um verbunden zu werden, aber man behielt ihn im Lazarett, weil ſich der Knochen des linken Oberarmes als zerſplittert erwies und bald heftiges Wundfieber eintrat. Er gab an, die Verletzung durch einen Granatſplitter erhalten zu haben, als er unter dem Feuer der deutſchen Belagerungsgeſchütze über Feld gefahren ſei, um Gemüſe von La belle Fontaine nach Boiſſy zu bringen. Es war ziemlich gewiß, daß die Behauptung unwahr ſei, denn die deutſchen Ärzte im Schloſſe erklärten die Wunde als vom Schuſſe eines Gewehrs herrührend; aber die Franzoſen ſchwiegen und behielten den Mann. Natalie machte ſich beſonders verdient um ſeine Pflege. Sie hatte gehört, daß er aus Belle-Fontaine ſei. Jetzt lag eine ihrer weichen, chypreduftenden Hände auf ſeiner Decke, und ſie beugte ſich mit geſpanntem Geſichtsausdruck über ihn.

„Er lügt,“ keuchte der Mann, „cré nom de Dieu, ich kann's beſchwören! Er hat ſie im Hauſe behalten, lange nachdem er wußte, ſie ſei jung und ſchön. Erſt als das Dorf ſich empörte, entführte er ſie zum Herrn Pfarrer, haha! nach Vertumniers, nun ja, wollen ſehen, ob er ſie dort nicht beſucht! Er wird uns eine Naſe drehen, der Preuße! Sacré tonnerre! und ich ſage, ich, ſo was ſollte nicht geduldet werden! Dann wundern ſie ſich, die Pruſſiens, wenn wir ſie niederſchießen, wo wir ſie finden, auch von hinten her, und wenn wir keine Uniform anhaben!“

„Beruhigen Sie ſich,“ ſagte Natalie, ſich zurücklegend, „Sie vermehren das Fieber. Und ich verſichere Sie, wenn wirklich die Überführung des Mädchens nach Boiſſy ſo etwas wie eine Entführung war, wird man dem Herrn Major den Verkehr mit der Schönen verbieten.“

Sie erhob ſich und verließ den Wütenden; dieſer aber hielt, als ſie hinaus war, den geſunden Arm vor die ſchielenden Augen: „Den linken Arm haben ſie mir zerſchoſſen, aber ſo wahr Gott lebt, mit dieſem hier will ich ihn niederſchießen, den Hund, daß er keinen Knochen im Leibe mehr fühlt! Cré nom de Dieu! ich will mich rächen für alles, was ich ausgeſtanden habe! …“

Ein paar Tage darauf ſaßen die Gräfin und die Fürſtin im Boudoir der geflüchteten Marquiſe und ſchlürften aus einer der feinen Sèvrestaſſen, auf welchen buntgemalte Rokokodamen zierlich minaudierten, einen duftenden Liebesthee. Die hübſche Fürſtin hatte ihren niedrigen Seſſel zum Kamin gerückt und ſpielte mit den ſeidenbeſchuhten Füßen auf dem cuivre poli-Rande. Die Feuerſtelle war mit blühenden Topfpflanzen gefüllt, denn es hatte ſich noch kein Bedürfnis nach Heizung gezeigt. Schön gepflegte Roſen hoben die duftenden Kelche zu den weitausgebreiteten Blütenzweigen der bunten Azaleen. Die zurückgelaſſene Dienerſchaft der Beſitzer verrichtete freiwillig ihre gewohnten kleinen Dienſte, ſeit ſie geſehen, daß es ſich mit den ſchrecklichen Pruſſiens ganz gut leben laſſe. Das Gemach ſah ſauber und wohnlich aus, und ein Eintretender hätte denken können, die beiden Frauen darin ſäßen behaglich im eignen Heim; denn nur die Binden mit dem roten Kreuze erinnerten daran, daß ſie ernſteres hierher geführt hatte als die angenehme Pflicht, einen ausgeſucht ſchönen Aufenthaltsort durch ihr Verweilen noch ſchöner zu geſtalten.

Es war der Nachmittagsthee, den beide zur gemeinſamen Erholungsſtunde einnahmen, und der ihnen Gelegenheit zu manch kleiner intimer, boshafter Bemerkung gab. Die anderen Mahlzeiten teilten ſie mit den übrigen Pflegerinnen und Ärzten, um den Kranken keine helfenden Kräfte zu entziehen; um ſo mehr genoſſen ſie dieſe kleine, beſondere Feierſtunde.

Beide waren heute beſonders aufgelegt und plauderten von hundert Dingen, während ſie an ebenſoviel andere dachten.

„Der Herr Major von Aſten fragt, ob er ſeine Aufwartung machen dürfe?“ meldete ein eintretender Diener.

„Was meinen Sie?“ fragte Natalie in gleichgültigem Tone, „empfangen wir ihn?“

„Gewiß, es iſt doch eine angenehme Zerſtreuung.“

Der Major trat ein.

Natalie dachte, er ſei im Kriege noch ſchöner geworden, und ihr ſchnellſchlagendes Herz drängte ihm entgegen. Seine hohe, prächtige Geſtalt, der ernſte, dunkelbärtige Mund, die ſchönen, ausdrucksvollen Augen — ſo ſehr ſie alles im Gedächtnis getragen, jetzt kam's ihr vor, als habe ſie nur ein verblaßtes Bild von der Wirklichkeit in ſich gehabt. Und wie warm ſein Geſicht wurde, wenn er ſprach... Er machte auch auf die Fürſtin Eindruck... Ja, er war ein Mann, den zu gewinnen man ſicherlich alles daran ſetzen konnte. Aber dieſe ſchöne Dörflerin, dieſe Jeanne!... Natalie wollte ſie gefährlicher als einſt Friederike ſcheinen. Führte doch zur Verbindung mit ihr ein von Gefahren bedrohter Weg. Und Natalie wußte, daß ein ſolcher tauſend Reize mehr bot als ein gewöhnlicher.

Aſten ſeinerſeits betrachtete die Gräfin heute gerade mit einem freundlicheren Anerkennen ihrer vorteilhaften Eigenſchaften. Sie kam vom Krankenlager und ſah in dem einfach vornehmen, dunkeln Kleide der Pflegerin friſch und anziehend aus, als ob ſie von ihrem Toilettentiſche käme. Auch zeigte ſich hier deutlich, daß ſie die vornehmſte Umgebung vertragen konnte. Die Räume des Schloſſes waren außergewöhnlich ſchön. Dieſes kleine Boudoir lag im Turme, deſſen Fenſter wie diejenigen Aſtens eine prachtvolle Fernſicht auf das belagerte Paris gewährten. Man ſtieg zu ihm vermittelſt Marmorſtufen aus einem Saale, der noch auf der Frontſeite des Breitbaues lag. Die Thüren nach dem Saale hin waren geöffnet und ließen deſſen goldverzierte Seidentapeten, mächtige Wandſpiegel und zwiſchen ihnen große, wertvolle Gemälde ſehen. Das Boudoir ſelbſt war nur durch ein einziges Bild geſchmückt, aber ein ſo meiſterhaft gemaltes, daß es faſt unmöglich ſchien, die Blicke von ihm zu wenden. Es ſtellte eine modern gekleidete Frauengeſtalt dar — wahrſcheinlich die Beſitzerin des Schloſſes, die unter einer nur halb zurückgenommenen Portiere von dunkelbraunem Samt hervorzutreten ſchien. Mit dem gleichen Samt waren die Wände des Gemaches ausgeſchlagen. Die Dame auf dem Bilde trug ein rötliches Kaſchmirkleid und richtete ein paar dunkle Augen in das Zimmer, Augen von einer ausdrucksvollen Tiefe, einem glutvoll träumenden Schimmer, die auf den Beſchauer den größten Eindruck machten.

Es berührte Aſten ſeltſam, daß dieſe Augen mit jeder Minute eine deutlichere Ähnlichkeit mit denen von Jeanne annahmen. Nicht daß dieſe immer ſo blickten, aber ſie konnten ſicher ſo ausſehen... Oder war es das ganze bräunlich-blaſſe Geſicht dieſer dunkeläugigen Schönen, das ihn an die Pariſerin gemahnte?

Die Frage beſchäftigte ihn dauernd, während er mit den beiden Damen plauderte, und es kam eine Unruhe über ihn, ein Verlangen, Jeanne zu ſehen, das er vorher nicht empfunden hatte. Allerhand verrückte Gedanken neckten ihn: Wie, wenn nun Jeanne die Beſitzerin dieſes Schloſſes wäre und ſich nur im Dorfe verſteckt hätte, um nicht zu weit von ihrem Beſitze entfernt zu ſein?

Auf der linken Seite des Bildes war ebenfalls eine zurückgeſchlagene Portiere, und unter dieſer ſah man in eine Kapelle; es war eine Miniaturnachbildung der berühmten Grabkapelle der Medicäer mit Michelangelos ernſtwirkenden Statuen, dem jugendſtarken Morgen, der gewaltigen Nacht — eine wunderliche Idee, ſo wunderlich wie die, das Bild der Beſitzerin gerade an dieſe Stelle zu hängen. Es machte den Eindruck, als wollte ſie die Wegweiſerin zu den düſteren Grabmonumenten ſein.

Der Major brach ſeinen Beſuch früher ab, als es in ſeiner Abſicht gelegen. Er hatte ſich unter der Wirkung des Bildes entſchloſſen, Jeanne heute noch zu beſuchen. Von Monpaſſier nach Boiſſy ritt man etwa eine halbe Stunde; es war noch hell, nichts hinderte ihn, ſeinen Entſchluß zur Ausführung zu bringen. Als er im Sattel ſaß, verflüchtigten ſich allerdings ſchon ſeine Vermutungen, und es blieb nur das Beſtreben, durch raſchen Vergleich zu ergründen, ob das Mädchen dem eindrucksvollen Bilde wirklich ähnlich ſähe? Er ſpornte alſo ſein Pferd an und ritt in der Richtung von Vertumniers.

Natalie trat oben ans Fenſter und beobachtete, welchen Weg er nehmen werde. Er ritt nach Boiſſy... Ihr Blut ſtieg plötzlich ſtürmiſch in die Schläfen... Was hatte jener Schielende aus Belle-Fontaine geſagt? „Wollen ſehen, ob er ſie dort nicht beſucht?...“

Die Gräfin eilte in den Schloßhof, befahl ihr eignes Pferd, warf ein Reitkleid über und ritt hinter Aſten her. Sie folgte ihm ohne viel Überlegung, nur ihrem ungeſtümen Willen nachgebend.

Die Straße lag vereinſamt da und bot dem Blicke, ſo weit er reichte, eine menſchenloſe Gegend. In den Bäumen am Wege hingen dicke Bündel reifer Pflaumen, die an den Zweigen trockneten; nur Spatzen lärmten in dieſen und hielten in ihnen und den grünen Maisfeldern reiche Ernte. Wo man ſich einem Dorfe näherte, war alles niedergelegt: herrliche, breitkronige Eichen, Platanen, Weinberge und Hopfengärten, damit die Geſchoſſe frei ihr Ziel erreichen konnten. Die Gräben waren zugeſchüttet, die Wege breiter gemacht, damit die Artillerie ungehindert vorrücken konnte. Von den Höhen leuchteten gelbe Wachthäuſer aus Stroh, welche Obſervationspoſten bargen; auch Fanale von Stroh glänzten an hohen Stangen; ſie ſollten, in Brand geſteckt, den Deutſchen ein flammendes Zeichen geben, ſobald der Feind die Forts verließ und ſich nach außen bewegte. Alles dieſes und ſo manche Brandſtätte, die oft mitten in den grünen Feldern fahl und ſchmutzigbraun mit ſchwärzlichen Holztrümmern daſtand, ſprach deutlich genug vom Kriege und von der ſinnloſen Art, wie ihn die Freiſchärler führten.

Natalie waren das alles längſt bekannte Dinge; ſie hatte nur ihr Ziel im Sinne und berechnete, wie lange ſie brauchen würde, um es zu erreichen. Sie mußte die Vorſtadt Vertumniers und des Pfarrers Wohnung in ihr erfragen; das konnte aufhalten. Und nachher?... Ein Plan wechſelte mit dem anderen in ihr, während ſie bisweilen nach ihrem Revolver fühlte und eilig auf der einſamen Straße dahinritt.

Aſten war unterdeſſen ſchon am Ziele. Er band ſein Pferd im Pfarrhofe an und wollte eben in das Haus treten, als es ihm ſchien, als erblicke er ein Frauengewand auf den Wegen des Gartens. Er begab ſich in denſelben und traf Jeanne. Sie hatte wohl den Hufſchlag ſeines Pferdes gehört und eilte ihm mit dem Ausdrucke geſpannter Erwartung in den großleuchtenden Augen entgegen. Las Aſten nicht etwas wie den Widerſchein kommender erſchreckender Ereigniſſe in ihnen? War nicht dies ganze, bleiche, ſchöne Geſicht, das ihm unter dem dunklen Laub der Bäume erregt entgegenleuchtete, eher noch das einer Somnambule als das einer Meduſe? Das fiel Aſten plötzlich ein und der Anblick des feinen Kopfes weckte eine eigentümliche Beklemmung in ihm. Die Ruhe ihrer Sprache ſtand übrigens nicht im Einklang mit dem ſchreckhaften Sinne der Worte.

„Warum kommen Sie?“ fragte ſie herb.

„Weil es mich drängte zu ſehen, wie Sie ſich hier eingelebt haben.“

„Was ſollte ſich hier geändert haben? Mich feſſelt an die Menſchen hier nur ein Band, wie mich in Belle-Fontaine nur eines an ſie gefeſſelt hat.“

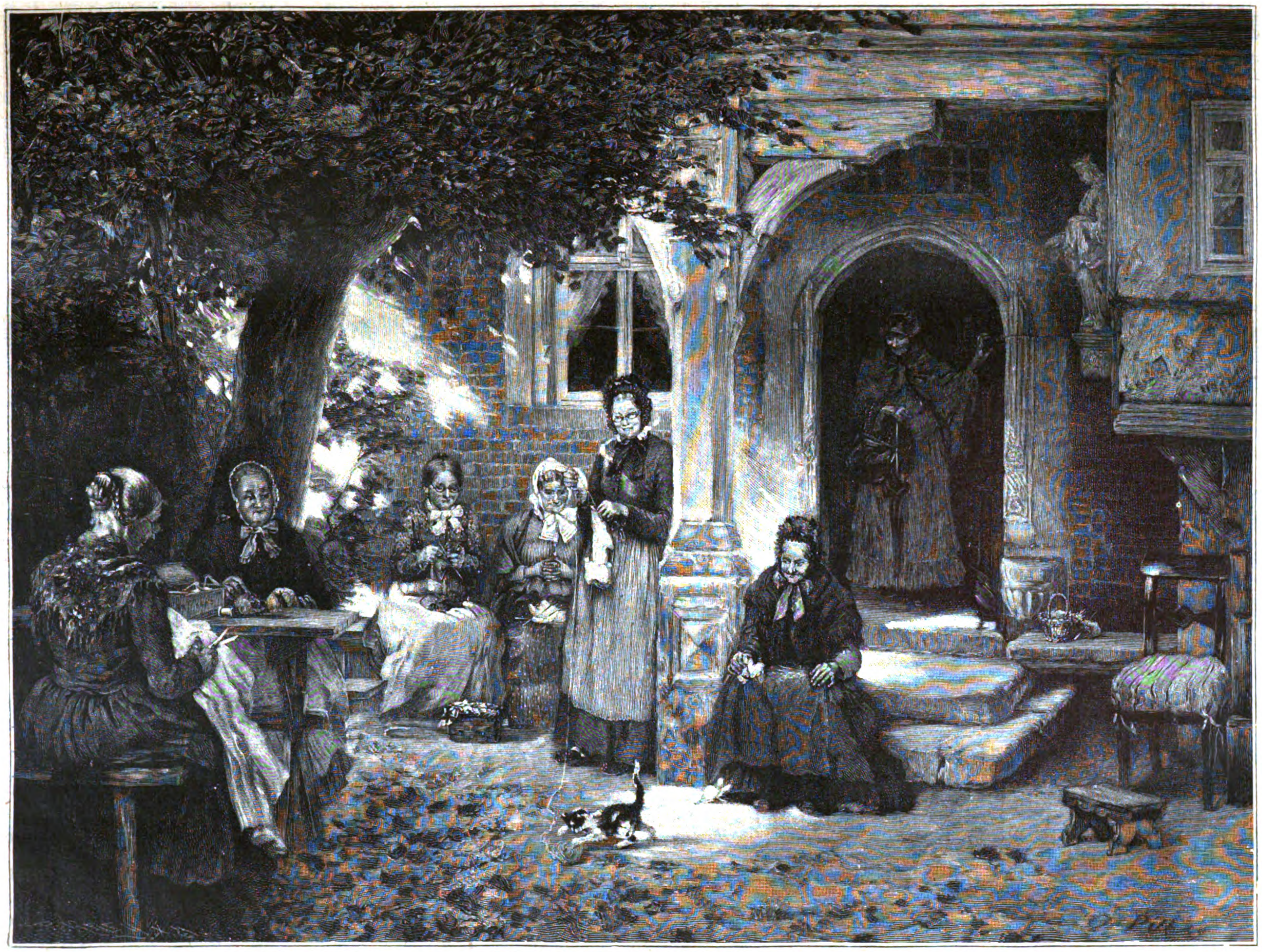
„Das thut mir leid,“ ſagte er bedauernd. „Ich hoffte, Sie würden bei dieſen guten Menſchen eine Heimat finden.“

„Gute Menſchen? Wer ſagt Ihnen, daß ſie es ſind?“

„Der Pfarrer iſt es. Ich glaube ihn zu kennen.“

„Er verſteht mich nicht,“ murmelte ſie.

„Kind,“ ſagte er voll mitleidiger Wärme, „wollen Sie



Altweiberſommer. Gemalt von O. Piltz.

nicht lernen ihn verſtehen? Glauben Sie nicht, daß ein Menſch, der ein ganzes Leben in Entſagung verbracht hat, wie dieſer alte Mann, wert iſt, daß Sie es verſuchen, ſich in ſein Herz zu finden?“

„Er iſt ein Mann von kleinen Tugenden,“ ſagte ſie mit ihrem verächtlichen Zuge der Lippen, „aber es gibt eine große Tugend, die gemacht iſt, um alle kleinen zu verſchlingen. Der Gott, dem ich diene, duldet keine Götzen neben ſich.“

Der Major betrachtete ſie eine Weile ſchweigend. Was war mit ihr vorgegangen? Sie ſchien hier eher ſchlimmer als beſſer geworden zu ſein.

„Wo iſt er jetzt?“ fragte er endlich. „Ich meine den Pfarrer.“

„Bei ſeinen Krankenbeſuchen, wie immer, wenn er nicht bei ſeinen Amtsgeſchäften iſt.“

„Ja, wie immer! auf dem Wege der Chriſtenliebe, der Pflichterfüllung... Jeanne, es ſind ſchöne Wege... Wege, welche — dünkt mich — am meiſten für die weichen Schritte der Frauen geſchaffen ſind...“

„Wer nicht die Kraft hat, andere zu gehen, mag auf ihnen bleiben.“

Wieder entſtand ein Schweigen, währenddeſſen der Major einen Zweig von dem Apfelbaum über ſich brach und ihn nervös zerknickte.

„Wüßte ich nur eine Stätte, wo Ihr Herz ſich weiblichen Gefühlen öffnen möchte!“ rief er ſchließlich heftig, „wo Sie lernen könnten, Weib zu ſein!“

Eine Blutwelle ſchoß ihr ins Geſicht, und ein leidenſchaftlicher Schmerz verdunkelte ihre Augen, daß er erſchrak und ſeine Worte bereute. Sie blickte mit dem dunklen Blicke aufmerkſam in die Ferne.

„Sie iſt krank,“ dachte Aſten, „ihre Nerven, vielleicht auch ihr Herz arbeiten nicht wie geſunde Organe. Darum iſt nicht mit ihr zu rechnen.“ Er ward in dieſem Gedanken nur noch beſtärkt, als ſie plötzlich heftig ſeinen Arm umſchlang.

„Retten Sie ſich! Eilen Sie, Unglücklicher! Zu Pferde! Reiten Sie! ſchnell! ſchnell! ſchnell!“

Und als Aſten eine Bewegung machte: „Nein! es nützt nichts mehr! Zu ſpät!... Allmächtiger, keinen Ausweg! keine Hilfe mehr!...“

Ob ſie Anfälle von Wahnſinn hatte? Dem Offizier kam der Gedanke wie im Fluge, da ſie ihn mit beiden Händen packte und ihn mit einer Kraft, die er ihr niemals zugetraut hatte, mit ſich riß. Ganz nahe befand ſich ein kleiner Schuppen, in dem geſpaltetes Holz und Gartenwerkzuge aufbewahrt wurden; dahinein drängte ſie den Mann, neigte ihr Geſicht dicht zu ihm und flüſterte: „Rühren Sie ſich nicht! Ziehen Sie den Mantel feſt um ſich und halten Sie die Thür. Sie ſchließt ſonſt nicht! Und keinen Laut! keine Bewegung, um Gottes Barmherzigkeit willen! Um alles, was Sie lieben!... Um meinetwillen! Sie dürfen hier bei mir nicht gefunden werden!...“

Er fühlte ihren vollen Arm an ſeiner Bruſt, als ſie einen Klotz, der über ihm hing, zurückzerrte, fühlte ihre Wange, die, ſeltſam kalt, eine Sekunde lang an ſeiner Bruſt lag, und er wußte: das war nicht Wahnſinn, der ſo handelte — das war Gefahr... Welche? Darüber kehrte ſeine ganze Kaltblütigkeit zurück. Er hatte ſeinen Revolver im Halfter... Das verwünſchte er, aber ſein Pallaſch ſollte es jeden bereuen laſſen, der etwa verſuchte, ihn anzugreifen.

Jeanne hatte unterdeſſen die Thür von außen durch ein dagegen geſtoßenes Stück Holz verſchloſſen — ſie war erfinderiſch in allem Schrecken —, doch ein Spalt blieb zwiſchen Rahmen und Pfoſten, der den Eingeſperrten gut ſehen ließ, was draußen geſchah.

Jetzt flog Jeanne in den Hof und barg allem Anſchein nach ſein Pferd; wahrſcheinlich im Stalle des Pfarrers, denn er hörte die Hufe des Tieres polternd über eine Schwelle treten. Gleichzeitig erklang der Schrei eines Uhus in geringer Entfernung und wurde in kurzen Pauſen dreimal wiederholt. Das war ein Signal, das vermutlich bereits vorher ertönte, von ihm aber überhört worden war... Nach einigen Minuten klang es näher... Nun kam auch Jeanne zurück, und über die Maulbeerhecke, die den Garten einzäunte, lugte ein Kopf. Von allen Seiten ſchlichen männliche Geſtalten herein, und es dauerte nicht lange, ſo war der Garten gefüllt von Bluſenmännern. Sie drängten ſich um Jeanne.

Aſten zählte etwa dreißig. Es erſchien ihm eine unglaubliche Keckheit, daß die Leute es wagten, hier im Garten des Pfarrers, in einer Vorſtadt, die von deutſchem Militär beſetzt war, ſich heimlich zu verſammeln. Es ließ ſich das nur durch den Umſtand erklären, daß der Hof des Pfarrers eines der letzten Gebäude war und keine Einquartierung in ihm lag. Ein paar Zimmer, die der Geiſtliche zur Aufnahme von Kranken angeboten, ſtanden noch leer. Der Major war geſpannt zu ſehen, was die Leute unternehmen würden.

Es waren meiſt ältere Männer, und die, welche jung waren, hatten irgend ein körperliches Gebrechen. Aſten kam es vor, als habe er einige der Geſichter bereits in Belle-Fontaine geſehen. Alle ſammelten ſich um die Steinplatte eines Tiſches, der unter einem Apfelbaume ſtand. Zuerſt trat ein älterer Sprecher vor. Er hielt ein beſchriebenes Blatt Papier und zeigte es: „Ich habe dieſen Brief und Zeitungen bekommen,“ ſagte er, „ein Ballon hat ſie aus Paris gebracht. Meine Freunde! es ſind Märtyrer, die da drinnen! Märtyrer für die höchſte Religion, die Religion des Vaterlandes. Sie verachten die Barbaren, die ſie umlagern, die es wagen, Paris anzugreifen, Paris, die Hauptſtadt nicht allein Frankreichs, nein! die Hauptſtadt der Menſchheit! Sie haben Pläne, wißt ihr, große, um dieſe Barbaren zu vernichten, um das Vaterland zu befreien. Aber ſie rechnen auf uns, daß wir ihnen bei der Ausführung dieſer Pläne behilflich ſein werden. Brüder, auch wir ſind Franzoſen...“

„Sind Franzoſen,“ wiederholte die Menge in dumpfer Begeiſterung. „Was verlangen ſie von uns? Was — was ſollen wir thun?“

Der Sprecher blickte wild um ſich und fuchtelte mit ſeinem Blatte in der Luft.

„Hier iſt ein Vorſchlag. Es ſind viele Vorſchläge, aber ich leſe euch nur dieſen vor, denn es iſt der beſte: laßt nicht nur die Männer, nein, laßt auch die Frauen auf die Preußen los! Ja, die Frauen! Wir haben Frauen, die vaterländiſch geſinnt ſind wie wir, und die dummen Barbaren vertrauen ihnen. Wohl, laßt ſie dieſe Vertrauensſicheren vernichten.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Scheidewaſſer.

Eine chemiſche Plauderei von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

„Wie würde es mit unſerer modernen Kultur ausſehen, wenn es kein Scheidewaſſer gäbe?“

„Scheidewaſſer? Wozu gebraucht man Scheidewaſſer? Doch höchſtens zum Putzen von Meſſinggegenſtänden und Kupfergeſchirr — ſonſt wüßte ich wirklich nicht —.“

In dem täglichen Bürgerhaushalte ſpielt das Scheidewaſſer allerdings eine unbedeutende Rolle, weil man von jeher beſtrebt war, die ätzende, freſſende Flüſſigkeit, welche in unachtſamen Händen allzuleicht Schaden anrichtet, durch harmloſere Mittel zu erſetzen und von Küchen- und Wohnräumen fernzuhalten. Dagegen iſt es ſowohl im Handwerke wie im Großgewerbe, in Wiſſenſchaften und Künſten, im Frieden wie im Kriege ein gewaltiger Gehilfe, ohne den eine große Anzahl neuzeitlicher Errungenſchaften, auf die mit Stolz als erreichte Staffeln menſchlichen Fortſchrittes hingewieſen wird, niemals zu ſtande gekommen wäre.

Die Alchymiſten, jene braven Irrtümler, welche durch chemiſche Wunder elendes Blei in lauteres Gold verwandeln wollten und in ihrer Herzenseinfalt nicht ahnten, daß das Geldmachen aus nichts in ſpäteren Jahrhunderten durch das Börſenſpiel endgültige Löſung finden würde, ſtellten in ihren Laboratorien auf mühevolle Weiſe, umſtändlich und langwierig, wie derzeit alles ging, aus dem Salpeter ein gelbliches, rotgelben Dunſt verbreitendes Wäſſerlein dar, das mit einer trefflichen Eigenſchaft begabt war, die es den Goldköchen beſonders wichtig machte. Das gelbe Wäſſerlein löſte nämlich unter Brodeln und Ausſtoßen erſtickender roter Dämpfe alle damals bekannten Metalle auf — mit einziger Ausnahme des Goldes. Hatte man eine Zuſammenſchmelzung von Silber und Gold, ſo war es nur nötig, dieſelbe zerkleinert in jenes Waſſer zu thun, wenn man das Gold vom Silber trennen wollte. Das Silber löſte ſich in dem Waſſer auf, das Gold blieb zurück und konnte für ſich geſammelt werden. Deshalb ward das Waſſer Scheidewaſſer genannt und heißt noch alſo in der gewöhnlichen Handwerksſprache, während der Techniker es ſchlichtweg als Salpeterſäure bezeichnet. Dem ſtrengen Wiſſenſchaftsmanne aber iſt es das Hydrat des Stickſtoffpentoxydes. Jeder dieſer Namen hat ſeine Berechtigung. Der Metallarbeiter betont die goldſcheidende Eigenſchaft, der Chemiker die Herkunft und die Darſtellung aus dem Salpeter, der Gelehrte aber drückt mit ſeiner Bezeichnung die chemiſche Zuſammenſetzung der Verbindung aus, denn die deutſche Übertragung lautet: Stickſtoff vereinigt mit fünf Teilen Sauerſtoff und Waſſer.

Nun beſteht die Luft, welche wir einatmen, ebenfalls aus Stickſtoff und Sauerſtoff, und zwar aus einem Teile Sauerſtoff und vier Teilen Stickſtoff, ſie iſt jedoch weder im ſtande Metalle zu löſen, noch zeigt ſie irgend eine Eigenſchaft der Salpeterſäure. Das kommt daher, weil die beiden farbloſen, geruch- und geſchmackloſen Gaſe in der Luft nur miteinander gemiſcht, nicht aber chemiſch miteinander verbunden ſind. Läßt man jedoch anhaltend elektriſche Funken durch atmoſphäriſche Luft ſchlagen, ſo vereinigen Stickſtoff und Sauerſtoff ſich chemiſch miteinander, und man erhält zuletzt Salpeterſäure. In jedem Gewitterregen ſind deshalb Stickſtoff-Sauerſtoffverbindungen und — Scheidewaſſer nachweisbar.

Die Pflanzenwelt bedarf gewiſſer Stickſtoffverbindungen zu ihrem Aufbau. Es würde hier zu weit führen, auf die noch nicht abgeſchloſſenen Unterſuchungen einzugehen, welche ſich mit der Frage beſchäftigen, wie der lebende Pflanzenkörper es bewerkſtelligt, den Stickſtoff zu verarbeiten, und woher er denſelben nimmt? Dagegen iſt die Thatſache im Auge zu behalten, daß alle verweslichen pflanzlichen und tieriſchen Reſte bei ihrem Zerfalle eine Verbindung des Stickſtoffes mit Waſſer liefern, das ſogenannte Ammoniak.

Das Ammoniak und deſſen Salze erfahren ihrerſeits im Erdboden eine Umwandlung in Salpeterſäure und deren Salze. Schlöſing und Müntz wieſen vor etlichen Jahren nach, daß dieſe chemiſche Umwandlung durch die Beihilfe kleinſter Lebeweſen ſtattfindet. Nach ihren Experimenten muß angenommen werden, daß überall, wo ſich Salpeter bildet, die Thätigkeit kleinſter Geſchöpfe das Rohmaterial erzeugt, aus welchem der Chemiker das Scheidewaſſer gewinnt. Die Aufeinanderfolge der einzelnen Vorgänge wäre mithin dieſe: Ammoniakſalze aus verweſenden pflanzlichen und beſonders tieriſchen Reſten; ſalpeterſaure Salze durch Bakterien aus den Ammoniakſalzen; Abſcheidung der Salpeterſalze aus den Erden; Abſcheidung der reinen Säure aus den ſalpeterſauren Salzen durch chemiſche Hilfsmittel.

In früheren Zeiten waren die Salpetererden die einzige Quelle des Salpeters; ſeitdem aber in Chile große Lager von Natronſalpeter aufgefunden wurden, bezieht man den Rohſtoff von dorther. Auch dieſe mächtigen Anhäufungen reichhaltigſter Salpetererde ſind aus tieriſchen Subſtanzen unter der Mitwirkung kleinſter Lebeweſen entſtanden. A. Müntz überzeugte ſich, daß die Ausſcheidungen der Vögel und Fledermäuſe, welche die ungeheuren Höhlen der Cordilleren bevölkern, eine ſtetige Quelle dauernder Salpeterbildung liefern. Es ergab ſich im Verlaufe der Nachforſchung weiter, daß Höhlen, welche nicht von geflügelten Tieren bewohnt werden, gleichwohl ungeheure Schichten von Salpetererde enthalten, in denen ſtaubmürbe Knochen großer Säugetiere maſſenhaft und gleichmäßig verteilt ſind. Die Knochen geſtatteten keine genaue Beſtimmung der Arten, denen ſie angehörten, längſt aber ſind die Tiere ausgeſtorben, welche zur Salpeterbildung dienten.

In Ägypten iſt die Erde verfallener Ortſchaften ebenfalls reich mit Salpeter durchſetzt. Die umfangreichen Schutthügel, welche im Laufe der Jahrhunderte ſich über den Stätten einſtiger Größe des alten Wunderlandes erhoben, beſtehen aus zerfallenen Nilſchlammhütten ſpäterer Anſiedler und den Abfällen der Ställe und des Haushaltes. Aus ihnen hervor ragen Tempelmauern und die verſtümmelten Häupter rieſiger Bildſäulen, ihr ſcharfer Staub beißt die Augen und erſchwert das Atmen. Die ägyptiſche Regierung läßt den Schutt auslaugen und auf Salpeter verarbeiten, und ſo kommt es, daß neben alten Tempeln, wie z. B. zu Karnak und Denderah, Pulvermühlen errichtet wurden, in denen der von kleinſten Lebeweſen in Salpeter verwandelte Unrat untergegangener Generationen als Schießpulver wieder an das Tageslicht gelangt. Welche Umwälzungen im Kulturleben der Verwendung des Schießpulvers auf dem Fuße folgten, das zu erläutern liegt uns fern, da wir nur das Scheidewaſſer in Betracht ziehen wollen, das wir ohne Salpeter in ausreichender Menge nicht zur Verfügung hätten.

Wie vorhin erwähnt, löſt Scheidewaſſer Silber auf und läßt das Gold unberührt. Wird eine ſolche Löſung von Silber in Salpeterſäure eingedampft, ſo erhält man farbloſe Kriſtalle, die durch Schmelzen in eine harte weiße Maſſe verwandelt werden, der die alten Chemiker den Namen Höllenſtein gaben. Man bediente ſich desſelben in der Heilkunſt zum Ätzen, bis vor fünfzig Jahren durch Daguerre die Daguerreotypie entdeckt ward, die ſich alsbald zur Photographie vervollkommnete. Ohne Höllenſtein würde man nicht im ſtande ſein, die lichtempfindlichen Platten anzufertigen, welche das Bild der Camera obscura aufnehmen; es iſt das ſalpeterſaure Silberoxyd das Fundament der photographiſchen Vorgänge. Die Photographie aber iſt uns unentbehrlich geworden. Sie iſt nicht nur die anmutige Kunſt, welche das Leben ſchmücken hilft, ſondern die emſige Gefährtin der bildenden Künſte und treue Dienerin der Wiſſenſchaft. Sie rief Induſtrieen ins Leben, welche Tauſenden Erwerb gewährt, und mit ihren Erzeugniſſen erweitert ſie die Anſchauung, indem ſie fernes uns in unverbrüchlich genauer bildlicher Wiedergabe nahe bringt. Müßten wir ihrer entbehren, entfiele ein wichtiger Beſtandteil unſers modernen Kulturlebens. Ohne Scheidewaſſer jedoch gäbe es keinen Höllenſtein — ohne Höllenſtein keine Photographie!

Beim Durchwandern techniſcher Werkſtätten, chemiſcher Fabriken und Laboratorien würden wir ſehen, wie die Salpeterſäure — das Scheidewaſſer — in hundertfachen Beziehungen unerſetzlich iſt, und des Aufzählens wäre kein Ende. Deshalb können wir uns nur bei ſolchen Erſcheinungen aufhalten, die wahrhaft umgeſtaltend einwirkten. Hierher rechnen wir zunächſt die Induſtrie der Anilinfarben. Es iſt allgemein bekannt, daß die Anilinfarben aus dem Steinkohlenteer gewonnen werden, weniger jedoch erfreut ſich das Verfahren ausgebreiteter Bekanntſchaft. Auch hier iſt die Salpeterſäure unumgänglich notwendig. Sie verwandelt das aus dem Steinkohlenteer abdeſtillierte Benzol in ein bittermandelölartig riechendes Öl, in das Nitrobenzol, das ſeinerſeits wiederum durch die Behandlung mit Eiſenfeile und Eſſigſäure in Anilin übergeführt wird. Die Teerfarben — das künſtliche Alizarin, welches den geſamten Krappbau brachgelegt hat, eingeſchloſſen — haben nicht allein in der Färberei einen Umſchwung bewirkt, ſondern auch einen Reichtum an glänzenden und gebrochenen Farben hervorgerufen, der einen großen Einfluß auf den Geſchmack ausübte. Der jährliche Umſatz in Teerfarben rechnet nach vielen Millionen.

Die Salpeterſäure beſitzt die Eigenſchaft, unter gewiſſen Umſtänden Stickſtoff in Verbindung mit Sauerſtoff chemiſch an organiſche Subſtanzen abzugeben. Wird Baumwolle in ein Gemiſch von Salpeterſäure und Schwefelſäure getaucht, ſo verbindet ſich Stickſtoff-Sauerſtoff mit dem Faſerſtoff, und die gewaſchene und getrocknete Baumwolle hat zwei ſehr merkwürdige Eigenſchaften angenommen. Die eine beſteht darin, daß die alſo „nitrierte“ Baumwolle ſich in Alkohol und Äther zu Kollodium auflöſt, die andere, daß ſie entzündet, verpufft.

Sie iſt zur Schießbaumwolle geworden. Als Schönbein und faſt gleichzeitig Böttcher in Frankfurt im Jahre 1846 die Schießbaumwolle entdeckt hatten, knüpfte man große Hoffnungen daran, dies neue Material für Kriegszwecke geeignet zu machen, allein ihre freiwillige Selbſtentzündung koſtete Menſchenleben. Als Sprengmittel war ſie zu teuer. Erſt neuzeitlich hat man ſie zu zähmen verſtanden, ſo daß ſie jetzt als Ladung der Torpedos zur Abwehr feindlicher Schiffe verwendet werden kann.

Ähnlich wie der Faſerſtoff verhält ſich das bei der Verſeifung von Fetten zuerſt aufgefundene Glycerin der Salpeterſäure gegenüber; es entnimmt ihr Stickſtoff-Sauerſtoff und verwandelt ſich dadurch in eine gelbliche, ölige Flüſſigkeit von ungeheurer Sprengkraft, in das ſogenannte Nitroglycerin.

Da das Nitroglycerin gefährlich beim Transport und als Flüſſigkeit unhandlicher iſt als eine leicht teilbare feſte Maſſe, kam Alfred Nobel, der ſchwediſche Chemiker, dem die Darſtellung des „Sprengöles“ im großen ihre Entſtehung verdankt, auf die praktiſche Idee, das Nitroglycerin mit ſoviel feinem Kieſelmehl zu verſetzen, daß es eine teigartige Beſchaffenheit annimmt. Dieſer Teig, der ſich bequem in Patronenhülſen aus Pergamentpapier verpacken läßt, iſt das vielgeprieſene und zugleich berüchtigte Dynamit.

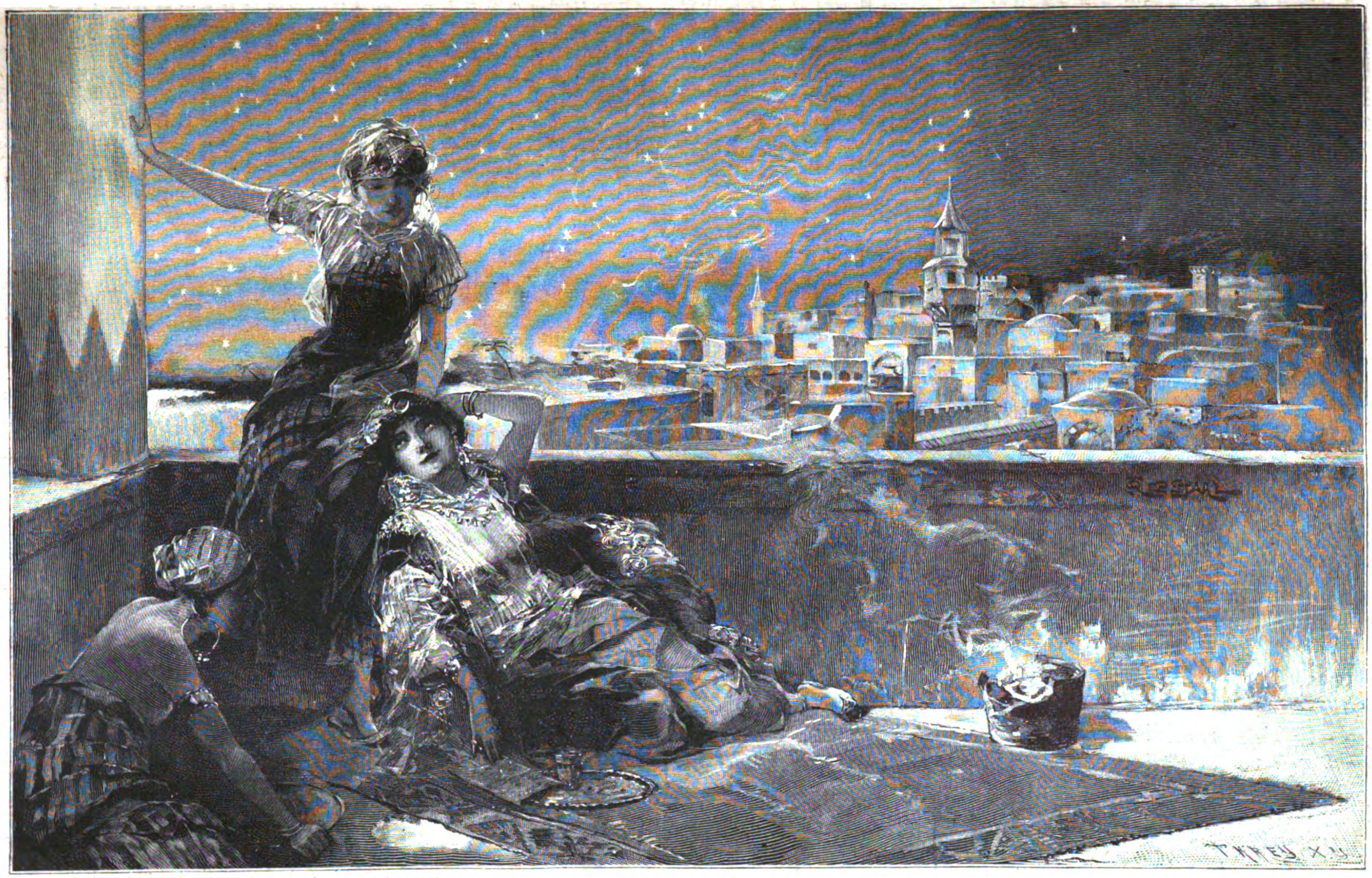
Die ſchaffende Kraft des Dynamits iſt dem Schießpulver gegenüber eine ſo bedeutend ausgiebigere, daß der Bergbau dieſes Sprengkörpers nicht mehr entraten kann; mit ſeiner Hilfe gelang die Durchbohrung des St. Gotthard in verhältnismäßig kurzer Zeit. Das Scheidewaſſer, welches zur Herſtellung des Dynamits diente, wurde, wenn auch nicht unmittelbar, in der Hand kluger Ingenieure zum kräftigen Mittel, die Scheidewände zu durchbohren, welche den Verkehr zwiſchen Deutſchland und Italien erſchwerten. Die Salpeterſäure, welche in den Dynamitfabriken zur Erzeugung des Nitroglycerins verbraucht worden war, eröffnete dem Handel neue, kürzere Wege, welche durch Förderung gegenſeitigen Nutzens die Völker einander näherte. So bahnte indirekt das Scheidewaſſer weittragende Bündniſſe gemeinſamer Intereſſen an.

Der Mißbrauch der explosiven Kraft, welche der Chemiker geeigneten Subſtanzen verleiht, indem er eine Stickſtoff-Sauerſtoffgruppe der Salpeterſäure in dieſelben hineinzwingt, ſei hier nur angedeutet. Die Höllenmaſchine des Amerikaners Thomas, welche in Bremerhaven vor der ausgeklügelten Zeit zerſprang, die Dynamitattentate der Anarchiſten ſind grauenhafte Zeichen der Zeit; furchtbarer als das angewandte Mittel iſt jedoch die Verworfenheit des Sinnes, der ſo teufliſche Gedanken faſſen und zur That werden laſſen konnte. Saat des Böſen iſt geſät worden und über alles Erwarten aufgegangen. In ſtarker Oberhand und mächtiger Leitung liegt jedoch Gewähr für die Bezwingung feindlichen Anſtürmens. Die Sprengmittel der Neuzeit ſtehen der Kriegsführung zu Gebote und bilden ein neues Rüſtzeug. Wie ſeiner Zeit das Schießpulver verändernd auf die Feldſchlacht und den Feſtungskrieg einwirkte, ebenſo nehmen Angriff und Verteidigung jetzt nach Entdeckung der modernen Sprengſtoffe eine andere Geſtaltung an. Das rauchloſe Schießpulver, von dem die Kriegskundigen weitgehenden Einfluß auf die Taktik erwarten, iſt ebenfalls ein mit Hilfe des Scheidewaſſers hergeſtelltes Erzeugnis. Das an Hengſt verliehene Patent lautet: „Stroh, am beſten Haferſtroh wird mit einem Gemiſch ſtarker Schwefelſäure und Salpeterſäure (Scheidewaſſer) ‚nitriert,‘ gewaſchen, ausgekocht, dann mit Pottaſchenlöſung gewaſchen und mehrere Stunden in einer Löſung von Salpeter, chlorſaurem Kali, Zinkvitriol und übermanganſaurem Kali in Waſſer behandelt. Nachdem die Maſſe durch Abpreſſen von der letztgenannten Löſung befreit wurde, erhält ſie durch Pulvern, Körnen und vollſtändiges Austrocknen die zur Verwendung geeignete Beſchaffenheit.“

Es iſt ein umſtändlicher Weg, der von den tieriſchen Überreſten, der Thätigkeit kleinſter Lebeweſen, den in Salpeter verwandelten Geſchöpfen längſtvergangener Zeit bis zu der neueſten chemiſch-techniſchen Errungenſchaft, dem rauchloſen Schießpulver führt, von dem Scheidewaſſer der Alchymiſten bis zur Photographie, den Teerfarben und dem Gotthardtunnel, er iſt aber des Betretens nicht unwert, denn er geſtattet uns einen Einblick in die gemeinſchaftliche Arbeit von wiſſenſchaftlicher Forſchung und praktiſcher Thätigkeit.

## Velhagen & Klaſings Weihnachts-Almanach für das Jahr 1889.

Alljährlich hat bisher das Daheim ſeinen Leſern eine Weihnachtsnummer gebracht, aber die Redaktion hat bei jeder dieſer Nummern das Bewußtſein gehabt, daß ſie nicht ganz dem Bedürfnis der Leſer und noch weniger der Bedeutung des Feſtes entſprach und auch nicht entſprechen konnte. In dem knappen Rahmen der einzelnen Nummer eines Blattes, das den Zuſammenhang des fortlaufenden Inhalts nicht unterbrechen darf, läßt ſich eben verhältnismäßig wenig bieten; es mußte daher vielfach der Wille für die That genommen werden. Dieſe Erwägungen haben in der Verlagshandlung den Entſchluß gereift, alljährlich einen ganz allein dem Weihnachtsfeſte gewidmeten Almanach zu ſchaffen, von dem wir hoffen, daß er ſich ſehr ſchnell dieſelbe Bedeutung und dieſelbe Ausbreitung erringen wird wie der Daheim-Kalender, der ja ſchon ſeit vielen Jahren den meiſten Daheimleſern als ein notwendiges Supplement zu dem Daheim ſelbſt gilt. Die erſten Künſtler und Schriftſteller haben ſich vereinigt, „Velhagen & Klaſings Weihnachts-Almanach für das Jahr 1889“ (Preis 2 M.) zu einem Prachtwerke zu machen, ſo gediegen ſeinem Inhalt, ſo prächtig ſeiner Ausſtattung nach, daß er auf jedem Weihnachtstiſche einen Platz würdig ausfüllen kann. Unter den zehn dem Almanach eingeſchalteten Kunſtbeilagen iſt Ludwig Knaus, der unübertroffene Darſteller deutſchen Volkslebens, mit einem entzückend anmutigen Atelierbilde, „Die Malerin und ihr Modell“ vertreten; von Carl Hoff, dem Karlsruher Meiſter, ſehen wir ein Prachtſtück feinen und liebenswürdigen Humors, „Die Geſchichte zweier Eroberungen;“ ein ganz wie das Original wirkender Farbendruck nach einem Aquarell von Werner Zehme zeigt „Unſere Großmütter auf dem Wege zum Weihnachtskränzchen,“ ein anheimelndes Motiv hat derſelbe Künſtler in der „Weihnachtsbeſcherung im Forſthauſe“ gefunden, G. Spangenberg, der Schöpfer des gewaltigen Bildes „Der Zug des Todes“ in der Berliner Nationalgalerie, hat ſein gedankentiefes Gemälde „Irrlicht“ beigeſteuert. C. Bökers Bild „Dein Wohl“ iſt ein Prunkbild altdeutſcher Prachtliebe, das „Heimchen am Herde“ von A. Tobias eine hausmütterliche Mädchengeſtalt, aus einem Farbendruck nach einem Aquarell von E. Henſeler lacht uns eine Schar „In die Weihnachtsferien“ hineinſchlitternder Jungen entgegen. Der von Fritz Reiß mit unübertrefflichem Geſchmack gemalte Umſchlag erſchöpft noch nicht den ganzen Bilderſchmuck, denn faſt alle litterariſchen Beiträge des Almanachs ſind von erſter Künſtlerhand illuſtriert. Eine Probe dieſer Textillustrationen finden die Daheimleſer in dem nebenſtehenden Bilde Kadra Sâfa von Friedrich Stahl, zu der gleichnamigen Novellette von C. von Vincenti gehörig, die eine dramatiſche Epiſode aus der Geſchichte der Druſenſtämme des Libanon ſchildert. Echte und rechte Weihnachtsgeſchichten ſind: „Eine Weihnacht im Polareiſe“ von Helene Pichler, „Die heilige Nacht“ von Hermine Villinger und „Ein Glücklicher“ von Paul von Szczepański. Von Frida Schanz finden wir außerdem eine entzückende Erzählung in Verſen: „Der Schloßgeiſt,“ von Marie von Ebner-Eſchenbach geiſtvolle „Aphorismen,“ vier Sonette „An meine Mutter“ von Hans Hoffmann, eine Erzählung „Die Kirſchen“ von A. von Freydorf und ein indiſches Märchen von H. Abt: „Die Peri.“ Natürlich ſind auch Heinrich Seidel und Johannes Trojan vertreten, der erſtere mit der für große und kleine Leute bearbeiteten Geſchichte vom „Faulen Jockel,“ zu der C. Röhling prächtige bunte Bilder gemalt hat, und Trojan mit einem ſeiner unübertrefflichen poetiſchen Stillleben: „Die erſte Stimme.“ Wir ſind überzeugt, daß der Weihnachts-Almanach einem großen Kreiſe von Leſern Freude bereiten wird.

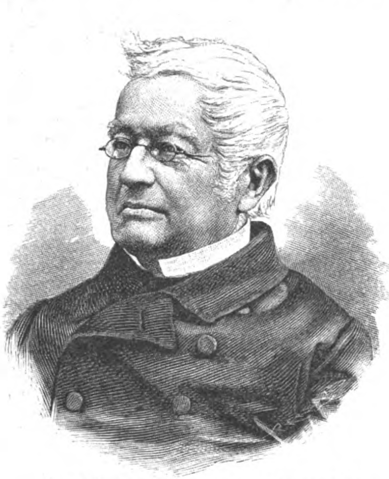


Kadra Sâfa. Nach dem Gemälde von Friedrich Stahl, zu der gleichnamigen Erzählung von C. von Vincenti.
(Aus Velhagen & Klasings Weihnachts-Almanach für das Jahr 1889.)

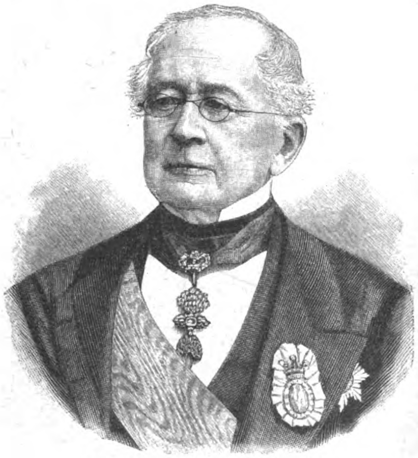
## Eine neue Weltgeſchichte.*)

(Abdruck verboten.)

Ihrer illuſtrierten Litteraturgeſchichte, Kunſtgeſchichte und deutſchen Geſchichte hat die Verlagshandlung von Velhagen & Klaſing jetzt eine illuſtrierte Weltgeſchichte folgen laſſen, die mit dem ſoeben ausgegebenen vierten Bande vollendet vorliegt. Ein Urteil über das Werk möchte in dieſem Blatte leicht dem Vorurteil der Voreingenommenheit begegnen, und wir müſſen es daher bei einer Anzeige deſſen bewenden laſſen, was die Leſer dieſer Weltgeſchichte darin zu erwarten haben. Über die Geſichtspunkte, von denen der Verfaſſer, Direktor des Friedrich Wilhelm-Gymnaſiums zu Köln Oskar Jäger, ſich bei ſeiner Arbeit hat leiten laſſen, ſagt derſelbe in der Einleitung: „Wer ſich lange mit geſchichtlichen Studien lernend und lehrend beſchäftigt hat, dem wird ſich zuletzt eine Art Bedürfnis nach einer zuſammenhängenden Darſtellung des Ganzen der Menſchengeſchichte ergeben; und wenn auch in den letzten Jahrzehnten in der wiſſenſchaftlichen Welt eine Art Widerwille gegen die Weltgeſchichten oder Univerſalgeſchichten ſich geltend gemacht hat, ſo ſehen wir doch von höchſtberufener wie von ſehr unberufener Seite die Verſuche unaufhörlich erneuert und gewahren, wie auch der bedeutendſte unter den Hiſtorikern unſerer Tage, Leopold von Ranke, die letzten Jahre eines der ſelbſtändigen Durchforſchung einiger wichtiger Epochen der Menſchengeſchichte gewidmeten Lebens an eine Darſtellung der geſamten Weltgeſchichte zu wenden ſich entſchloſſen hat, wie andere große Geſchichtslehrer unſerer Nation vor ihm gethan haben.“ Oskar Jäger wendet ſich dann gegen die Anſicht einiger, daß es für das Unternehmen einer Weltgeſchichte noch nicht Zeit ſei, weil ihr der Gegenſtand fehle, weil die Menſchheit als Ganzes erſt im Werden begriffen ſei. „Iſt dem ſo, ſo genügt dies letztere vollkommen, ja es genügt ſchon die Idee einer Menſchheit, in wie vielen oder wenigen dieſe Idee Leben gewonnen habe, um die Verſuche zu rechtfertigen, ihre Geſchichte zu ſchreiben — Univerſalgeſchichte, Weltgeſchichte iſt die Geſchichte der als ein ethiſches Ganze gedachten Menſchheit. Weltgeſchichte in dieſem Sinne ſetzt die religiöſe Betrachtungsweiſe voraus: den Glauben an eine gottgeſetzte Beſtimmung der Menſchheit. Die Naturgeſchichte kennt als ſolche, wie ſich denken läßt, dieſen Begriff nicht, der auch zunächſt ein Glauben, nicht ein Wiſſen iſt; ſie unterſucht die Einzelnen und ordnet ſie zuſammen, ſie ſtellt den Begriff der Raſſe auf, nicht aber den der Nation, geſchweige den der Menſchheit in unſerm Sinne; ſie führt nur an die Schwelle der Betrachtung, mit welcher die Geſchichte der Menſchheit im Gegenſatze zur Naturgeſchichte des Menſchen beginnt. Das groteske Machwerk eines dreiſten Unwiſſenden, das aber in unſern Tagen eine gewiſſe Popularität erlangt hat, weil es im Sinne einer weitausgebreiteten Augenblicksſtrömung gehalten iſt, ſchließt ſeine fratzenhafte Darſtellung einer ‚allgemeinen Kulturgeſchichte‘ mit einem frivolen ‚Wozu?‘ — wozu war der ganze Lärm nütze, wenn einmal die Uhr abgelaufen ſein wird und das Räderwerk ſtille ſteht? Für die weltgeſchichtliche Betrachtung iſt dieſes ‚Wozu?‘ die ernſte Frage nach Sinn und Zweck des Menſchendaſeins, recht eigentlich das Lebensprinzip. Sie, dieſe Betrachtungsweiſe, die man auch die religiöſe, philoſophiſche, in gewiſſem Sinne theologiſche nennen kann, ſtellt mithin den Begriff des Menſchen in einem weſentlich anderen Sinne auf als die Naturwiſſenſchaft: während dieſe das Individuum mit Gleichgültigkeit behandelt, erkennt jene eben in dem Einzelnen, allen Einzelnen, das Objekt göttlicher Gedanken, ſetzt das Wohl oder Heil der Einzelnen, des Einzelnen als letzten Zweck. Und während die Naturwiſſenſchaft — mit allem Recht, ſoweit überhaupt ihr Recht reicht — darthut, wie allenthalben das Individuum untergeht und die Gattung bleibt, das Individuum der Gattung mit blinder oder blindſcheinender Notwendigkeit geopfert wird, zeigt und fordert jene andere, die geſchichtliche Betrachtungsweiſe, daß der Einzelne ſich ſelbſt mit Freiheit hingebe und opfere im Dienſt, nicht etwa der Gattung, ſondern einer Nation, eines Staates, einer Kirche — kurz eines Ganzen, das den Zweck hat, das Heil der Einzelnen, auch das ſeine zu ſichern und zu fördern, — das Heil der Einzelnen, welche alſo immer den höchſten und letzten Zweck bilden.“ — Gewiß iſt ſchon von gleichen oder ähnlichen Geſichtspunkten ausgehend Weltgeſchichte geſchrieben worden; aber in zwei weſentlichen Punkten unterſcheidet ſich Oskar Jägers Werk von früheren: es ſtrebt zunächſt das Weſentliche der Aufgabe, welche ſich eine „Weltgeſchichte“ ſetzen muß, auf mäßigerem Raume, als bisher geſchehen iſt, zu erreichen. „Unſere geſchichtlichen Werke,“ ſagt der Verfaſſer, „ſoweit ſie einzelnen Perioden, einzelnen Männern, der Entwickelung einzelner Begriffe oder Inſtitutionen gelten, wachſen in eine ungeheure und für das vielbeſchäftigte Geſchlecht dieſer Tage faſt unerträgliche Breite: um ſo kürzer, ſcheint uns, darf eine allgemeine Weltgeſchichte ſein, deren Ziel nicht ſein kann, zu erſchöpfen, ſondern nur zu orientieren, — das Intereſſe für jene Einzelgebiete zu erwecken, nicht zu befriedigen. Der zweite Punkt, der daraus vielleicht mit einer gewiſſen Notwendigkeit ſich ergibt, iſt der, daß dieſe Darſtellung danach ſtrebt, etwas weniger Heroengeſchichte und etwas mehr Volksgeſchichte zu ſein, als viele ſolcher Darſtellungen es ſind.“



A. Thiers, Präſident der franzöſiſchen Republik.

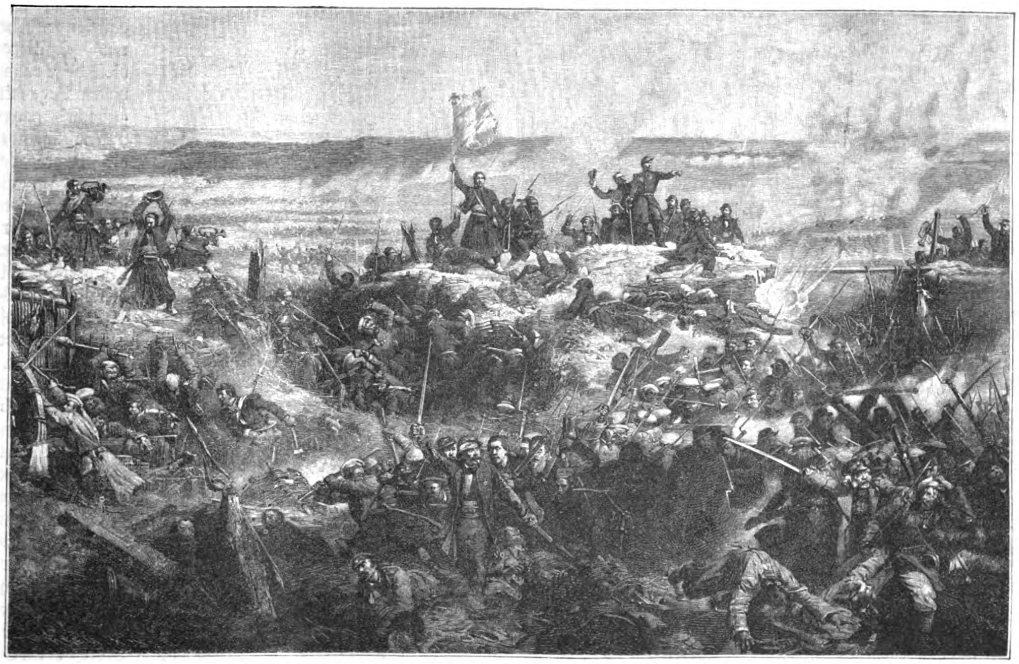


Reichskanzler Fürſt Gortſchakow.

Dem Bedürfnis nach einer Weltgeſchichte in kurzer, knapper Darſtellung iſt zu oft Ausdruck gegeben, als daß man an ſeinem Vorhandenſein zweifeln könnte. Daß es dem Ver-

---

*) Weltgeſchichte in vier Bänden. Von Oskar Jäger, Direktor des Königlichen Friedrich Wilhelm-Gymnaſiums zu Köln. Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Preis in 4 eleganten Halbfranzbänden 40 Mark.

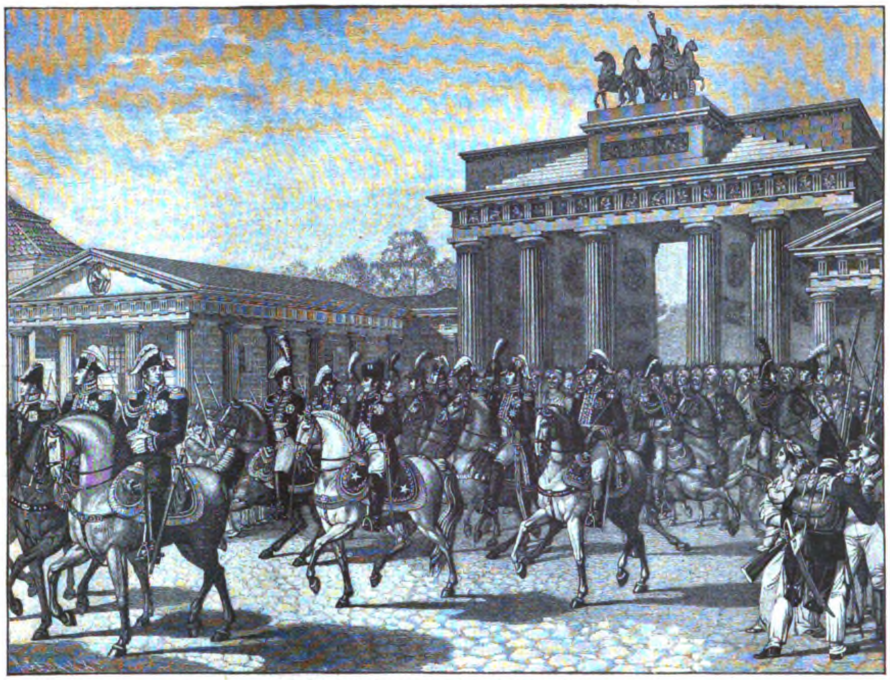


Die Erſtürmung des Malakow durch die Franzoſen am 8. September 1855.
Nach dem Gemälde von Yvon in der Nationalgalerie zu Verſailles.

faſſer gelungen iſt, den rieſigen Stoff auf das kleinſte Maß zu kondenſieren, iſt an ſich ſchon ein Verdienſt. Es würde in das Gebiet der Kritik fallen, von dem wir uns dieſem Werke gegenüber im Daheim fernhalten wollen, wenn wir darauf hinweiſen wollten, daß trotz der Knappheit der Darſtellung überall der Zuſammenhang gewahrt iſt, daß wir nirgends einem trockenen Aneinanderreihen von Ereigniſſen begegnen, nirgends nur ein Skelett einer Weltgeſchichte ſehen, ſondern trotz aller Kürze ein lebensvolles Geſamtbild vor uns haben, dem die hinreißende Sprache des Verfaſſers Plaſtik und Leben gibt. Die übliche Einteilung der Weltgeſchichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit hat auch Oskar Jäger beibehalten; ſie wird thatſächlich dadurch gerechtfertigt, daß ſie jedermann geläufig iſt, wenn auch wiſſenſchaftlich genommen die ſogenannte Geſchichte des Altertums eigentlich die Jugendgeſchichte der Menſchheit iſt. In der Jägerſchen Darſtellung verteilt ſich der Stoff derartig, daß die Geſchichte des Altertums den erſten, die des Mittelalters den zweiten, die der Neuzeit einſchließlich des Zeitalters Friedrichs des Großen den dritten und von dieſem Zeitpunkte an bis zum Regierungsantritte Kaiſer Wilhelms II den vierten Band bildet.

Benjamin Disraeli, Lord Beaconsfield.

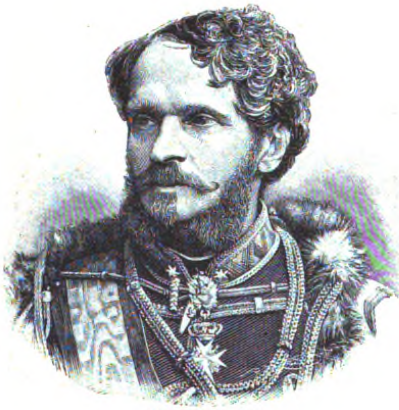
Es iſt notwendig, die Leſer darauf hinzuweiſen, daß ſie in Oskar Jägers Werk nicht nur eine Weltgeſchichte in Worten finden, ſie finden darin auch eine Weltgeſchichte in Bildern. Die vier Bände ſind mit über tauſend Abbildungen, Holzſchnitten, Ton-, Farben- und Fakſimiledrucken ausgeſtattet. Ausgenommen das Studium der Kunſt iſt wohl für kein Spezialfach die bildliche Erläuterung ſo unerläßlich, wie für das Studium der Geſchichte. Ein weſentlicher Teil des Hiſtoriſchen, das Kulturgeſchichtliche, wird dem Leſer durch bildliche Darſtellungen viel leichter faßlich und haftbarer eingeprägt, als es der glänzendſte Vortrag zu thun im ſtande iſt. Freilich iſt ein Unterſchied zwiſchen Bild und Bild. Eine Weltgeſchichte, von modernen Meiſtern illuſtriert, würde wenig durch dieſen Bilderſchmuck gewinnen; nichts als eben einen Schmuck, der aber höchſtens die Aufmerkſamkeit von dem Werke ſelbſt abziehen oder höchſt unrichtige Vorſtellungen erwecken könnte. Denn ſelbſt der genialſte Hiſtorienmaler kann den Geiſt nur der Zeit ganz wiedergeben, deren Kind er ſelbſt iſt, in der er gelebt und unter deren Einflüſſen er geſtanden hat. Ein einziger Holbein lehrt uns den Geiſt ſeiner Zeit beſſer ergründen als tauſend moderne Bilder, auf denen Menſchen in der Tracht des XVI. Jahrhunderts gemalt ſind. Bei keinem der großen illuſtrierten Geſchichtswerke, die im Verlage von Velhagen & Klaſing erſchienen ſind, hat ſich daher das in allen angewandte Prinzip, die Zeit aus der Zeit heraus zu illuſtrieren, ſo durchaus notwendig und nützlich erwieſen als in Jägers Weltgeſchichte. Ein altägyptiſches Relief, wie das in einem Grabe zu Benihaſan aufgefundene, eine in Ägypten Einlaß begehrende ſemitiſche Familie darſtellend, oder die jetzt im Vatikan befindliche Doppelbüſte eines altrömiſchen Ehepaares ſprechen ebenſo lebhaft zu uns, wie es ein ganzes Kapitel Weltgeſchichte zu thun vermöchte. Und man hat wahrhaftig nicht nötig, ſo weit zurückzugehen, um das ebenſo Zweckmäßige wie Feſſelnde



Einzug Napoleons I in Berlin. 1806.
Nach dem Bilde von Wolf, geſtochen von Jügel.

dieſer Art von Illuſtration zu erkennen. Eine Serie von Bismarckbildern, eines aus dem Ende der vierziger Jahre, eines aus dem Jahre 1863 und eines den eiſernen Kanzler 1879 darſtellend — was kann die Perſönlichkeit des Mannes, der der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ſeinen Stempel aufgedrückt hat, beſſer veranſchaulichen?

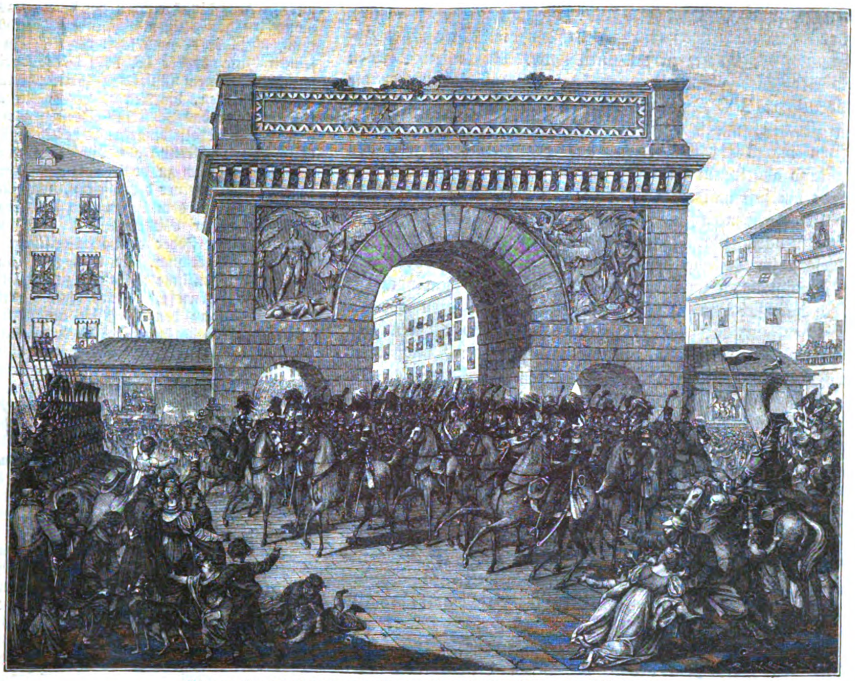
Die Bilder, welche die Leſer des Daheim in dieſer Nummer als Probeillustrationen aus Jägers Weltgeſchichte finden, ſind alle dem letzten Bande derſelben entnommen. Welch gewaltiges Kapitel Weltgeſchichte erzählen die beiden ſich gegenüberſtehenden Bilder, den Einzug Napoleons in Berlin im Jahre 1806 und den Einzug der Verbündeten in Paris im Jahre 1814 darſtellend! Über die Urſache des Unglücks von Jena und Auerſtädt, das den erſten Einzug möglich machte, und das ſoviel gegenſeitige Anklagen und Verleumdungen noch bis in die Gegenwart hinein zu Tage gefördert hat, gibt Oskar Jäger einen bedeutſamen und in dem Widerſtreite der Meinungen wohl bisher zu wenig beachteten Fingerzeig: „Man hatte eine Feldarmee von 130 000, mit der ſächſiſchen Hilfe, von 150000 Mann aufgebracht und an die Spitze den Herzog von Braunſchweig geſtellt, der, ohnehin nicht optimiſtiſcher geworden, als er im Jahre 1792 geweſen, ſeine Stellung und Aufgabe mit geringer Zuverſicht antrat. Er war jetzt ein Greis von einundſiebzig Jahren, und bei dem Pochen auf die ruhmvollen Zeiten des Siebenjährigen Krieges, mit dem die Zunft jetzt, wie unter Menſchen üblich, ſich ſelbſt betrog, war unglücklicherweiſe nur das eine



Graf Andraſſy.

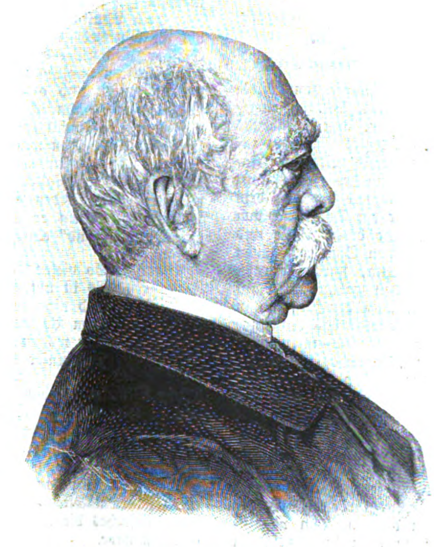
unzweifelhaft, daß von den höheren Offizieren viele dieſe ruhmvollen Tage mitgemacht hatten und mithin über die Jahre der Kraft hinaus waren: unter den Stabsoffizieren zählte man neben 29 dreißig- bis vierzigjährigen 157, welche die Sechzig überſchritten hatten.“ Bei der „Verjüngung“ der Armee, die nach dem Regierungsantritte Kaiſer Wilhelms II vorgenommen wurde, wurde, wie erinnerlich, von grundſätzlich oppoſitioneller Seite nicht auf dieſe Lehre der Geſchichte hingewieſen, ſondern auf die Thatſache, daß Kaiſer Wilhelm I und Graf Moltke ja auch bereits Siebziger geweſen wären, als ſie die Siege gegen Frankreich erfochten. Wenn die 157 über ſechzigjährigen Stabsoffiziere, welche die preußiſche Armee bei Jena und Auerſtädt kommandierten, ſo außerordentliche Menſchen geweſen wären wie Kaiſer Wilhelm und Moltke, würde uns das Unglück allerdings wohl erſpart geblieben ſein.

Anders wie der Einzug Napoleons in Berlin, wo das Erſcheinen des Gewaltigen nur die unbezwinglich Neugierigen auf die Straße getrieben hatte, geſtaltete ſich der Einzug der Verbündeten in Paris. „Am 31. März 1814,“ ſchreibt Oskar Jäger, „zogen der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Garden in Paris ein. Sie wurden als Befreier mit jubelnden Lebehochrufen empfangen und ein Regen von Lilien fiel von manchem der dichtbeſetzten Fenſter: denn die Wiederherſtellung der Bourbonen war bereits eine ausgemachte Sache. Der Umſchlag in Paris, der lange ſchon ſich vorbereitet hatte, war natürlich, und ein Volk oder einen Pöbel, der dem Sieger zujauchzt, gibt es unter ſolchen Umſtänden überall. Jene Truppen, welche York und Blücher vom Niemen bis zur Seine geführt hatten, waren nicht bei dem Einzuge: der Anzug dieſer tapferen Männer, welche vor anderen die Laſt und Hitze dieſes gewaltigen Krieges getragen hatten, war nicht mehr ganz ſalonfähig.“ Bei dem letzten Einzuge der deutſchen Truppen in Paris iſt es vielen, die auch gern mit dabei geweſen wären und dabei zu ſein ein gutes Recht hatten, nicht anders ergangen.



Einzug der verbündeten Monarchen in Paris am 31. März 1814.
Nach L. Wolf, geſtochen von Jügel.

Die „heilige Allianz,“ welche den verbündeten Monarchen die Thore von Paris öffnete, war ſchon in den Stürmen des Revolutionsjahres 1848 geſcheitert; eigentlich begraben wurde ſie unter den Trümmern von Sebaſtopol. Zar Nikolaus, der ſich niemals hätte entſchließen können, den mutwillig mit der von den Weſtmächten unterſtützten Türkei begonnenen Krieg ohne Erreichung ſeines Zieles zu endigen, ſtarb plötzlich am 2. März 1855, und am 8. September entſchied der Sturm auf den Malakoff den Fall von Sebaſtopol. Über die dadurch geſchaffene europäiſche Lage, deren Nachwirkungen zum Teil noch heute fühlbar ſind, ſchreibt Jäger: „Der Pariſer Friede vom 30. März 1856 regelte die ruſſiſch-türkiſchen Beziehungen auf folgender Grundlage: Verbeſſerung der Lage der Chriſten im türkiſchen Reiche durch ein Reformgeſetz, welches der Sultan im Januar jenes Jahres hatte ergehen laſſen; Neutraliſierung des Schwarzen Meeres; gemeinſames europäiſches Protektorat der ſämtlichen vertragſchließenden Mächte über die Donaufürſtentümer, anſtatt des bisherigen beſonderen ruſſiſchen; beſonders empfindlich, neben dem das Schwarze Meer betreffenden war der Artikel, welcher den Ruſſen eine ‚Grenzrektifikation,‘ d. h. eine Landabtretung von zweihundert Quadratmeilen in Beſſarabien an die verachtete Türkei auferlegte. Eine beſondere Konvention zwiſchen Frankreich, England und Öſterreich vom 29. April jenes Jahres garantierte die Integrität des türkiſchen Reiches auch für die Folgezeit und verpflichtete dieſe Mächte zur Aufrechterhaltung des Pariſer Friedens. Ob dieſer Vertrag im eintretenden Falle der Türkei viel helfen würde, hing ſehr von den Umſtänden ab. Im übrigen aber war dieſer Krieg und dieſer Friede ein Ereignis von großer Bedeutung: die heilige Allianz, auch in der erneuerten Geſtalt, wie ſie aus den Stürmen von 1848 hervorgegangen war, geſprengt, Rußland auf lange geſchwächt, Öſterreich und Rußland auf lange tödlich verfeindet, eine ganz neue Ordnung der Machtverhältniſſe teils eingetreten, teils für eine nahe Zukunft vorbereitet.“ Mit Ausnahme von Thiers, dem erſten Präſidenten der gegenwärtigen franzöſiſchen Republik, haben dann die Männer, deren Porträts die Leſer in dieſer Nummer finden, auf dem Berliner Kongreß 1878 die Konſequenzen des Pariſer Friedens für Rußland gezogen — Fürſt Bismarck als ehrlicher Makler, Fürſt Gortſchakoff in der peinlichen Rolle des beſiegten Siegers, Graf Andraſſy als weitſichtiger Vertreter öſterreichiſch-ungariſcher Intereſſen und Lord Beaconsfield als zuwartender und geſchäftskundiger Brite. Von allen Punkten des den ruſſiſch-türkiſchen Krieg von 1878 beendenden Friedens von San Stefano wurde im Berliner Frieden nach den Beſtimmungen dieſes Kongreſſes nur der eine aufrecht erhalten, welcher die Gebietsvergrößerung Rußlands in Aſien betraf. Die Türkei mußte Ardahan, Kars, Batum, Bajazed und das Land bis zum Saganluggebirge an Rußland abtreten. Von den 3000 Quadratmeilen türkiſchen Gebiets, die nach den Friedensbeſtimmungen von San Stefano einen mehr unter ruſſiſchem als türkiſchem Einfluß ſtehenden Vaſallenſtaat Bulgarien bilden ſollten, blieben nur 1000 Quadratmeilen, und der neugeſchaffene Staat blieb dem Sultan tributpflichtig. Der andere Teil des von Bulgaren bewohnten Gebietes, Oſt-



Fürſt Bismarck.
Nach einer Photographie von Löſcher und Petſch in Berlin aus dem Jahre 1885.

rumelien und Philippopel, ſollte türkiſche Provinz bleiben unter einem chriſtlichen Gouverneur, den die Pforte unter Zuſtimmung der Mächte zu ernennen hatte. Rumänien, Serbien und Montenegro wurden unabhängig; Rumänien wurde die Dobrutſcha, 280 Quadratmeilen mit 200 000 Einwohnern, zugeſprochen, mußte dafür aber Beſſarabien, 154 Quadratmeilen mit 140 000 Seelen, das der Pariſer Friede von Rußland abgetrennt hatte, an dieſes zurückgeben. Montenegro wurde um faſt hundert Quadratmeilen vergrößert und erhielt den lange erſehnten Zugang zum Adriatiſchen Meer, die Hafenſtadt Antivari. Batum am Schwarzen Meer wurde Freihafen. „Dieſe erſte Teilung der Türkei,“ ſagt Jäger, „wurde vervollſtändigt durch zwei Landabtretungen, welche man noch mit einem durchſichtigen Schleier umgab. ‚Die Provinzen Bosnien und Herzegowina,‘ beſtimmte der Artikel 25, ‚ſollen von Öſterreich-Ungarn beſetzt und verwaltet werden,‘ und unter der Form eines Schutzbündniſſes zwiſchen Großbritannien und der Türkei, vom 4. Juni 1878, wurde die Inſel Cypern der erſteren Macht überwieſen, ſo lange Batum, Ardahan oder Kars von den Ruſſen zurückbehalten werde: zwei Tage nach Abſchluß des Berliner Friedens wurde die engliſche Fahne auf der Inſel aufgepflanzt. Dafür garantierte England der Pforte ihre aſiatiſchen Länder und verſprach ſeine Beihilfe zu den auch in dieſen unerläßlichen Reformen.“ Daß dieſer Berliner Friede eben auch nur eine neue europäiſche Lage geſchaffen hat und keineswegs den endgültigen Abſchluß der orientaliſchen Frage bedeutet, iſt ſeither mehr als einmal drohend zu Tage getreten.

Beherzigenswert iſt, was Oskar Jäger am Schluſſe ſeiner Einleitung ſagt: „In der pädagogiſchen Litteratur unſerer Tage iſt, wie bekannt, viel von einem Zuſammengehen von Schule und Elternhaus die Rede; ein einfacher und praktiſcher Weg für dieſes Zuſammengehen würde eine gemeinſame häusliche, eine Familienlektüre ſein, welche das Intereſſe der heranreifenden und der gereiften Glieder des Hauſes zugleich feſſeln könnte. In den Dienſt dieſes Zweckes ſoll auch der vorliegende Verſuch einer Darſtellung des Ganges der Menſchengeſchichte geſtellt ſein.“ Wir glauben, daß Jägers Weltgeſchichte für Schule und Haus gleich gute Früchte tragen wird.

---

## Ein Lebensbild Edwin von Manteuffels.

Von Robert Koenig. (Abdruck verboten.)

Es war der 9. Februar 1867. Auf dem Bahnhofe von Schleswig hatten ſich die Bürger der Stadt in großen Scharen eingefunden, um ihrem früheren geliebten Statthalter, dem ſie abends zuvor einen glänzenden Fackelzug gebracht, ein letztes Lebewohl zuzurufen. Der Freiherr von Manteuffel war bereits mit ſeiner Familie eingeſtiegen, als man ihn, kurz vor Abgang des Zuges, laut rufen hörte: „Wo iſt Direktor Keck?“ Plötzlich öffnete ſich nach dem Platze hin, wo der Gerufene, damals Direktor der Domſchule von Schleswig, beſcheiden zurückgezogen ſtand, eine breite Gaſſe und machte ihm Platz. Da verließ der General ſeinen Sitz, und ſeinen langjährigen Freund im Hintergrunde gewahrend, ſchritt er raſch auf ihn zu, umarmte ihn und drückte ihm einen warmen Kuß auf die Lippen. „Ich ſtand noch,“ erzählt Keck, „als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, wie betäubt da und ward erſt durch das brauſende Hoch, das den Abfahrenden nachſcholl, wieder zur Beſinnung erweckt.“

Es war der Dank für einen poetiſchen „Abſchiedsgruß an Se. Exzellenz den General von Manteuffel,“ der in den „Schleswiger Nachrichten“ am Morgen anonym erſchienen war, den aber der Scheidende mit Recht ſeinem Freunde Keck zugeſchrieben hatte.

Der vor ſeinen Landsleuten durch dieſe ganz ſpontane Liebesbezeigung ſo hochgeehrte Mann iſt es, welcher es unternommen hat, in einem Lebensbilde*) „dem reichverdienten und doch noch immer ſo vielfach verkannten Manne ein Denkmal zu ſetzen: ein Denkmal der perſönlichen Verehrung und Liebe, herausgearbeitet aus der lebendigen Kenntnis derer, die ſich rühmen durften, ihm nahezuſtehen und hier und dort einen Einblick zu thun in das Weſen dieſer eigenartigen, fein empfindenden und trotz allem Selbſtbewußtſein doch ſo demütigen Seele.“

In dem Freundſchaftsverhältnis dieſer beiden Männer, die jahrelang in lebhaftem, intimem Briefwechſel miteinander ſtanden, liegt der Wert und die Bedeutung dieſes höchſt feſſelnden Lebensbildes. Allerdings enthält dasſelbe etwas viel Licht, das wird niemand leugnen können. Manteuffel ſelbſt würde es am wenigſten thun, wenn er es noch leſen könnte. In einem Briefe, datiert von ſeinem Gute Topper 18. Mai 1877, worin er Keck auf einen Glückwunſch zu ſeinem fünfzigjährigen Jubiläum antwortet und zugleich einige Angaben, die Keck in einem Aufſatz der „Schleswiger Nachrichten“ über das Duell mit Tweſten gemacht hatte, berichtigt, dankt ihm der Generalfeldmarſchall herzlich für ſeinen Artikel und fügt dann hinzu: „Freilich als Dichter haben Sie die Schattenſeiten weggelaſſen und mich zu vorteilhaft geſchildert.“ Aber ein höchſt wichtiger Beitrag zu einer dereinſtigen, nach allen Seiten hin erſchöpfenden Darſtellung von dem Leben und den Thaten eines der gewaltigſten Paladine Kaiſer Wilhelms I iſt dieſes mit warmem Herzensanteil und geſchickter Feder entworfene Charakterbild ohne allen Zweifel, und deshalb geeignet, die noch jetzt von Parteileidenſchaft vielfach beeinflußte öffentliche Meinung zu berichtigen.

„Der Zukunft,“ ſchrieb Graf Moltke von Creiſau am 7. September 1885 an den Verfaſſer anläßlich eines von ihm zu Manteuffels fünfzigjährigem Jubiläum gemachten und nach deſſen Tode gedruckten Gedichtes, „iſt es vorbehalten, manchen Schleier zu lüften und den ausgezeichneten General und trefflichen Menſchen in ſeinem vollen Werte zu enthüllen.“ Soweit es den General angeht, wird das erſt dann möglich ſein, wenn die geheimen Archive des Kriegsminiſteriums und des auswärtigen Amtes ſich öffnen. Soweit es den Menſchen angeht, wird in Kecks Buche eine Enthüllung dargeboten, wie ſie auch jedem ehrlichen Gegner des Mannes willkommen ſein muß, der in alle großen Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit als Feldherr wie als Diplomat beſtimmend eingegriffen hat, ja der einer der vornehmſten Mitbegründer des neuen Deutſchen Reiches genannt werden darf.

Indem ich deshalb nur erwähne, daß die öffentliche Thätigkeit Manteuffels von Keck — ſoweit es Schleswig-Holſtein betrifft — aus eigner Anſchauung und weiterhin nach den beſten Quellen gezeichnet, wie durch eine bisher ungedruckte Rede des Profeſſors Studemund über die Verwaltung der Reichslande ergänzt, ein lebensvolles Bild der letzten drei Jahrzehnte vor uns entrollt, will ich aus dieſen intimeren, den Menſchen angehenden Mitteilungen einige Züge hervorheben, die den Charakter desſelben am beſten kennzeichnen.

Des Knaben Erziehung trug ebenſoſehr das Gepräge des herrnhutiſchen Chriſtentums wie der Romantik. Seine Mutter ſuchte ihn wie ſeine Brüder und Neffen ſtreng religiös zu erziehen, aber dabei war ſie bedacht, in ihnen den Sinn für Ritterlichkeit zu pflegen und zu entwickeln. So las ſie ihnen gerne die Erzählungen von de la Motte Fouqué vor, namentlich den „Zauberring,“ der den tiefſten und nachhaltigſten Eindruck auf ſie machte und zeitlebens ein Lieblingsbuch des Freiherrn Edwin blieb, ſo daß er noch vierzig Jahre ſpäter ſcherzend ſagte: „Nun kann ich ruhig ſterben, denn ich habe die Erziehung meiner Kinder vollendet — hab' ich doch jetzt meinem jüngſten Sohne den ‚Zauberring‘ vorgeleſen.“

Sein Lieblingsdichter war aber in ſeinem ſpäteren Leben und bis an ſein Lebensende der Sänger der Jugend und der Ideale, Schiller, und unter den Werken desſelben zog er den „Wallenſtein“ allen anderen vor, ja war ſo heimiſch darin, daß er ihn faſt auswendig wußte und oft höchſt treffend zu citieren verſtand. König Wilhelm neckte ihn oft mit dieſer Vorliebe. Im Frühjahre 1865, als eben ein wichtiger Miniſterrat über die Zukunft Schleswig-Holſteins abgehalten war, fragte der König ſeinen Kabinettschef im Scherze: „Nun, Manteuffel, was ſoll aus Schleswig-Holſtein werden? Was ſagt Ihr ‚Wallenſtein‘ dazu?“ Ohne ſich zu beſinnen, erwiderte dieſer mit den Worten Wrangels (Wallenſteins Tod, Akt I, Auftritt 5), indem er nur ſtatt „Schweden“ „Preußen“ und ſtatt „fallend“ „ſiegend“ einſetzte:

> So vieler Preußen adeliges Blut —
> Es iſt um Gold und Silber nicht gefloſſen!
> Und nicht mit magerm Lorbeer wollen wir
> Zum Vaterland die Wimpel wieder lüften;
> Wir wollen Bürger bleiben auf dem Boden,
> Den unſer König ſiegend ſich erobert.

König Wilhelm ward von dem treffenden Wort überraſcht und verſank in ernſtes Nachdenken.

Vor allem zog die Geſchichte ſeinen Geiſt an. Der Altmeiſter der Geſchichtſchreibung, Leopold von Ranke, der einſt bei ihm in Topper einige Sommerwochen verlebt, bekannte nach ſeinem Tode, daß er in Edwin von Manteuffel den beſten Leſer ſeiner Werke und einen ſeiner nächſten Freunde verloren, ja daß er von ihm während jenes Beſuches die entſcheidende Anregung zu ſeiner „Weltgeſchichte“ erhalten habe.

Ein Beiſpiel ſeiner glänzenden Schlagfertigkeit in hiſtoriſchen Daten erzählt Keck aus dem Jahre 1848. Als Friedrich Wilhelm IV in den verhängnisvollen Märztagen alle Prinzen des königlichen Hauſes um ſich verſammelt hatte, um mit ihnen die Frage der Zurückziehung der Truppen zu verhandeln, und der damalige Miniſterpräſident für dieſelbe und gegen den Vorſchlag ſprach, daß der König Berlin verlaſſe und ſich an die Spitze der Truppen ſtelle, rief Friedrich Wilhelm IV: „Ich frage, ob mir irgend jemand der Herren ein Beiſpiel nennen kann, wo ein Souverän ſeine Hauptſtadt gezwungen verlaſſen und dieſelbe noch wieder betreten hat?“ Nach längerem Schweigen aller Anweſenden trat Rittmeiſter von Manteuffel vor und ſagte: „Wenn niemand ſpricht, ſo erlauben Ew. Majeſtät mir zu bemerken, daß es allerdings ein ſolches Beiſpiel gibt. Heinrich IV hat ſein Paris belagert, hat es eingenommen und iſt König geblieben.“ Friedrich Wilhelm, der in ſich verſunken daſaß, wandte ſich erſtaunt zu dem kühnen Sprecher und ließ ſich die Worte nochmals wiederholen; gebrochen, wie er damals körperlich und geiſtig war, konnte er keinen entſprechenden Entſchluß faſſen, aber der Eindruck des Auftretens Manteuffels blieb. Wie wenig der König die Worte des jungen Offiziers vergeſſen hatte, zeigte ſich einige Jahre darauf. Damals war Manteuffel zur Dienſtleiſtung bei der in Schlangenbad weilenden Kaiſerin von Rußland befohlen. Der König beſuchte ſeine Schweſter, und eines Tages erſchien nach der Tafel ein Händler mit Kunſtſachen, ſeine Waren wurden vor den Herrſchaften ausgebreitet. Die Kaiſerin befahl einige Ankäufe, ohne ſich um den Preis zu kümmern, der König faßte einen bronzenen Teller ins Auge, ging wider ſeine Gewohnheit ſelbſt hinaus, um den Händler nach dem Preiſe zu fragen, kehrte dann zurück und reichte den Teller Manteuffel mit den Worten: „Da haben Sie Ihren Heinrich IV.“ Die noch in Topper aufbewahrte Platte zeigt in Relief den Einzug des franzöſiſchen Königs in Paris.

---

*) Das Leben des Generalfeldmarſchalls Edwin von Manteuffel. Von Karl Heinrich Keck. Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. 1890. (Preis geheftet 6 M., in elegantem Kalikoband 8 M.)

Ein beſonders lebhaftes Intereſſe nahm Manteuffel von jeher an dem Schulweſen. Das führte ihn 1865 mit Keck zuſammen und vereinigte die beiden Männer in warmer Freundſchaft. In den von Keck mitgeteilten Briefen Manteuffels herrſcht ſtets das, was die Volksbildung, die Lehrerwelt, Schulbücher ꝛc. angeht, vor. Mitten unter den anſtrengendſten Arbeiten findet der als Oberbefehlshaber des I. Armeekorps 1868 nach Königsberg gekommene Soldat noch Zeit, ſich mit Kecks „Vaterländiſchem Leſebuch für Volksſchulen, zunächſt der Provinz Schleswig-Holſtein“ zu beſchäftigen und ſchreibt ihm darüber mehrere Male. Ja, am 22. Juli 1870, mitten in den Unruhen und Aufregungen des bevorſtehenden großen Krieges findet er Zeit, an den als Gymnaſialdirektor nach Huſum verſetzten Freund den folgenden Brief zu richten:

„Lieber K.! Ich leſe in den ‚Schleswiger Nachrichten‘ Ihre Verſetzung. Ich weiß nicht, wie das zuſammenhängt, habe auch nicht Zeit, darüber zu denken, aber ich muß Ihnen doch ſagen, daß ich herzlich mitfühle, und Ihnen noch zurufe, daß der liebe Gott überall iſt und Seine Wege ſich überall behaupten, wenn Menſchen auch manchmal ſich einbilden, dahinein ſprechen und handeln zu können. Addio. Die herzlichſten Grüße. Aufrichtig ergeben

E. Manteuffel.“

Aus dem Hauptquartier St. Barbe inmitten der Kriegsſtürme ſchreibt er aufs neue (am 26. Oktober 1870) über denſelben Gegenſtand und bittet Keck, ihm doch zu ſagen, welches „ſein Totaleindruck von Huſum“ ſei, das „ja gerade für Schule und Kirche gute hiſtoriſche Erinnerungen und Vorzüge“ habe. Ebenſowenig vergaß der Feldherr auf ſeiner Reiſe zur Südarmee den Geburtstag ſeines Patchens, Hans Edwin Keck, dem er am 12. Januar 1871 aus Lagny in einem Glückwunſchbriefe an den Vater eine Photographie des Peter von Amiens einlegte.

Aus Dijon, 23. Mai 1871 hebt ein Brief an: „Verehrter Freund! Sehr, ſehr herzlich danke ich für die Leſebücher (für gehobene Volksſchulen). Eins habe ich heute Sr. Majeſtät eingereicht, eins behalte ich für mich.“

Als Befehlshaber der Okkupationsarmee kritiſiert Manteuffel von Nancy aus mehrere Stellen des ihm von Keck überſandten Gedichtes „Sedan,“ und als dieſer, wie es ſcheint, etwas empfindlich darüber zurückgeſchrieben, antwortet er:

„Nancy, 21. Januar 1873.

„Herzlich lieber Keck! Der Teufel geht durch die Welt! — Alſo auch in Ihrer reinen Seele fängt menſchliche Eitelkeit an, Wurzel zu ſchlagen? Weil ich nicht Lobespſalmen geſungen über Ihre Dichtung, ſchreiben Sie beinahe verletzt! O Keck, Keck, wie kommt das Mißtrauen in die reine Seele? möchte ich wie im ‚Wallenſtein‘ fragen. Herr, wenn ich bei meinen Geſchäften, was mir alles gerade jetzt durch den Kopf und auch durchs Herz geht, mich hinſetze und ein Manuſkript mit Randbemerkungen verſehe und die Dedikation annehme, ſo verlangen Sie noch große Lobeserhebungen? Facta loquuntur, und das waren Fakta. Alſo, Keck, das war ein ſchwacher Moment — aber auch Taſſo hatte ſolche und wurde doch gekrönt, und ſo möge, ich wünſche es von Herzen, es Ihnen auch ergehen mit Ihrem Opus.“

Und dann ſetzt er noch einmal auf das eingehendſte ſeine abweichende Meinung auseinander und betont zum Schluß: „Ich finde die Dedikation zu gut für mich,“ und fügt endlich, wie um ihn für den Tadel zu tröſten, gutmütig hinzu: „Ich habe ſehr viel Liebe für Sie im Herzen“ und ſchließt: „In Herzlichkeit E. Manteuffel.“

Bewundernswert iſt die Geduld, mit welcher der Freiherr ſeines Freundes zahlreiche Bitten und Anliegen um Empfehlung ſeiner Bücher, Beurteilung ſeiner Gedichte ꝛc. aufnimmt, wie er mit gutem Humor den Tadel ſeiner unleſerlichen Handſchrift ſich von Keck gefallen läßt und Beſſerung gelobt ꝛc.

Auch bei ſeiner Übernahme der Statthalterſchaft in den Reichslanden erholte ſich Manteuffel bei ſeinem Freunde anfangs Rat; ja, er ſchickte ihm „vertraulich“ ein Aktenſtück: „Geſetz, Verordnungen und Verfügungen, betreffend das höhere Unterrichtsweſen in Elſaß-Lothringen“ mit der Bitte um ſeine Bemerkungen über Lektionsplan, Examen ꝛc. Das geſchah noch aus Berlin; ſeitdem er in Straßburg ſein Amt angetreten hatte, hat er ihm niemals mehr über geſchäftliche Dinge geſchrieben. Überhaupt hat er ihm ſeitdem wohl nur ſelten noch geſchrieben. Einmal ließ er ihm den Empfang des Jahresberichtes ſeiner Schule durch einen Beamten dankend beſtätigen, der in ſchnörkelvollem Stile ſich ſeines Auftrages entledigte. Anſtatt bloß zu unterſchreiben, fügte er dann launig hinzu: „Das iſt ein ſehr ſchönes Schreiben, aber ich grüße Sie herzlich und habe Sie lieb. E. M.“ Im April 1882 verlebten die beiden Freunde acht Tage miteinander in Straßburg, während welcher dem Huſumer Direktor an der Mittagstafel regelmäßig der Platz zur Seite des Statthalters angewieſen wurde.

Den Sohn, den Bruder, den Gatten und Familienvater Manteuffel kennen zu lernen, bietet Kecks Buch reiche Gelegenheit. Wie pietätsvoll er ſelbſt gegen einen hochbegabten, demokratiſch geſinnten Hauslehrer war und wie treu er ſein Andenken bewahrte, geht daraus hervor, daß er einen Georgenthaler, den ihm derſelbe auf ſeinem Sterbebette geſchenkt, bis an ſein Ende an einer Schnur um den Hals trug und damit begraben worden iſt. Hingebende Treue war ebenſoſehr wie entſchloſſene That ein Grundzug ſeines Weſens.

Ich ſchließe mit zwei für den „Ritter ohne Furcht und Tadel“ beſonders charakteriſtiſchen Zügen.

Als Manteuffel im Jahre 1857 zum Chef der Abteilung für die perſönlichen Angelegenheiten im Kriegsminiſterium ernannt war, befand er ſich in einer ſehr bedrängten pekuniären Lage. Vermögenslos, wie er war, hatte er ſich durch die verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen, bei denen er ſeinen König in würdiger Weiſe zu vertreten hatte, ohne daß ihm für die Koſten genügender Erſatz zu teil ward, in Schulden geſtürzt. Friedrich Wilhelm IV hörte davon und ließ ihm durch den Feldmarſchall von Dohna ſagen, daß er dieſe Schulden bezahlen würde. Sofort verkaufte Manteuffel die Brillanten von den verſchiedenen goldenen Doſen, die ihm ſeine Geſandtſchaften eingebracht hatten, um mit dem daraus gewonnenen Gelde ſeine Verpflichtungen zu löſen: er konnte daher mit Wahrheit dem Könige beim Dienſtantritt ſagen, daß er keine Schulden mehr hätte. Auf die verwunderte Frage, wie das zuginge, erklärte er freimütig, wie das gekommen ſei: er fühle ſich in Ehren gebunden, bei ſeinem dienſtlichen Wirken, das zuweilen ein ſcharfes Eingreifen nötig machen werde, nach oben wie nach unten hin völlig unabhängig zu ſein, darum dürfe er ſelbſt von ſeinem gnädigen Könige keine Gunſt annehmen.

Nicht minder als in dieſem Zuge tritt Manteuffels Ritterlichkeit und ſeine echt chriſtliche Geſinnung darin hervor, daß er nach dem Zweikampfe mit Karl Tweſten 1861 bei dem greiſen Vater ſeines Gegners, dem Profeſſor Tweſten, erſchien und ihn für die Verwundung ſeines Sohnes in tiefergreifenden Worten um Verzeihung bat.

Das von H. v. Angeli gemalte vorzügliche Bildnis des Generalfeldmarſchalls iſt in meiſterhafter Reproduktion der Biographie Kecks beigegeben.

---

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Altweiberſommer.

(Zu dem Bilde auf S. 149.)

Der Name „Altweiberſommer“ klingt ja nicht ſchön, aber was er bezeichnet, iſt es um ſo mehr. Es liegt etwas Ergreifendes in den letzten ſchönen Herbſttagen mit ihrem unbewölkten Himmel, ihrer wärmenden Sonne, den goldſchimmernden Baumwipfeln, der jung emporſprießenden Saat und der ſtillen, kräftigen Luft, in der weiße Spinnefäden traumhaft ſchweben. Eine wohlthuende Ruhe überkommt uns an ſolchen Tagen und wohl auch eine ſtille Wehmut. Auch im Menſchenleben gibt es einen Altweiberſommer. Wie unverſtändig, daß ſo viele von uns ſich vor dem Alter fürchten. Was kann es Schöneres geben, als ſein Tagewerk gethan zu haben und ausruhen zu dürfen. Den alten Stiftsfrauen auf unſerm Bilde von O. Piltz lieſt man es auf den Geſichtern ab, mit welchem Behagen ſie die wohlverdiente Ruhe genießen.

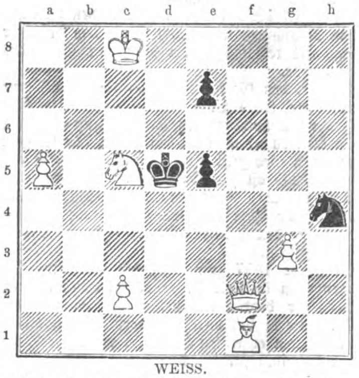
### Die Wahrheitsliebe König Karls XII von Schweden.

Daß König Karl XII mit Thatkraft und Tapferkeit einen üblen Starrſinn verband, iſt allgemein bekannt, weniger aber, daß er auch in hohem Grade wahrheitsliebend war. Sein Biograph Lundblad erzählt davon folgenden Zug. Der König hatte das Duell ſtreng verboten, und ein Major, der ſeinen Gegner im Zweikampfe erſchoſſen hatte, floh deshalb außer Landes. Während der Abweſenheit des Monarchen in der Türkei kehrte er jedoch zurück und fand auch wieder Aufnahme in das ſchwediſche Heer. Als nun auch Karl wieder heimkehrte, erkannte er den Schuldigen ſofort wieder, ſchwieg aber, denn tüchtige Offiziere konnte er wohl brauchen. Bald erhielt der Major Gelegenheit, ſich vor dem Feinde auszuzeichnen, und Karl dachte daran, ihn zu befördern, doch wollte er den Offizier nicht im ungewiſſen darüber laſſen, ob er ihn erkannt habe. Bei einer Truppenſchau plötzlich an ihn herantretend, fragte er ihn, ob er nicht jener Mann ſei, der im Duell einen Kameraden getötet habe. Außer Faſſung gebracht, leugnete der Major die That, worauf der König, zu ſeinen Generalen ſich umwendend, ſagte: „Schade um den Mann — er lügt! Ich kann ihn nicht belohnen.“ C.

# Jn unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe. Motto: „Natale.“

Zweiter Preis im letzten italieniſchen Problemturnier.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

### 1. Zweiſilbige Scharade.

Mein Erſtes macht von ſchweren Leiden
Den Körper und die Seele frei;
Gar manche laſſen ſich es ſchneiden
Und fühlen ſich recht wohl dabei.

Doch ſoll es euch nach Wunſch gelingen,
So wandert nach dem Zweiten hin!
Wenn dort im Buſch die Amſeln ſingen,
Wird jeder Trübſinn bald entfliehn.

Geküßt von Wogen liegt mein Ganzes
An eines Meeres fernem Strand;
Deutſch in den Zeiten ſeines Glanzes
Zählt's heut zu einem fremden Land.

### 2. Ergänzungsrätſel.

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | 8. | 9. | 10. | 11. | 12. | 13. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| * | * | * | 9 | * | * | * | * | * | 21 | * | * | * |
| * | * | 8 | * | 10 | * | Ü | * | 22 | * | 20 | * | * |
| * | 7 | * | I | R | 11 | * | 23 | I | * | S | 19 | * |
| 6 | C | S | T | * | T | 12 | C | * | L | T | D | 18 |
| I | 5 | * | Z | S | 1 | * | 13 | S | * | E | 17 | F |
| N | E | 4 | * | 2 | * | * | T | 14 | * | 16 | * | * |
| * | * | * | 3 | * | * | * | * | * | 15 | * | * | * |

An die Stelle der Zahlen und Sternchen ſoll je ein Buchſtabe geſetzt werden, ſo daß in den ſenkrechten Reihen 13 Wörter entſtehen, deren jedes ſieben Buchſtaben umfaßt. Dieſe Wörter ſind:

1. Ein franzöſiſcher Marſchall, 2. eine einheimiſche Gewürzpflanze, 3. eine Dichtung des Altertums, 4. eine Stadt in Ungarn, 5. eine Bezeichnung für Jrrlehre, 6. ein Alpenbad, 7. eine deutſche Stadt, 8. eine unſcheinbare Pflanze, 9. ein italieniſcher Dichter, 10. ein europäiſches Land, 11. eine Stadt im ehemaligen Herzogtum Naſſau, 12. eine Stadt am Jnn, 13. ein fremdländiſches Säugetier.

Jſt alles richtig gefunden, ſo erſcheint an den durch dickere Umrahmung bezeichneten Stellen, in der durch die eingetragenen Zahlen angegebenen Reihenfolge ein Sprichwort.

### 3. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag eines edlen deutſchen Fürſten läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Dividiert man die Summe der Jahreszahl und der Monatszahl durch die Summe der Monatszahl und der Datumszahl, ſo iſt der Quotient = 72. Dividiert man die Differenz der Jahreszahl und der fünffachen Monatszahl durch das Produkt der Monatszahl und der Datumszahl, ſo beträgt der Quotient 27. Die hundertfache Datumszahl iſt um 103 größer als die Summe der Jahreszahl und der hundertfachen Monatszahl.

Weſſen Geburtstag iſt gemeint?

### Röſſelſprung.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | die | mehr | ge | ſen | nach | beits | | |
| | | an | mann | denkt | nicht | ſetzt | ſteht | | |
| | wand | vom | ſor | ſich | er | lo | ge | ar | |
| nach | den | a | gaſt | ort | ſel | weicht | mehr | in | denkt |
| der | ſort | gebt | herd | ber | ſein | ſin | len | iſt | dem |
| gu | ihr | ſchel | ſie | | | nicht | freu | nach | mäch |
| tend | an | wo | gei | | | bann | ſtrer | weh | de |
| mei | te | gebt | mig | ſonſt | los | die | zeug | te | das |
| los | grim | ſter | dem | nach | ſonſt | ver | wehr | haßt | **Weh** |
| | ſter | nutz | von | kehrt | feind | tro | ge | werk | |
| | | ſie | der | ger | führt | die | ver | | |
| | | fleiß' | lehnt | ſcheucht | welt | hand | jan | | |

### 4. Wechſelrätſel.

Mit i eine Oper, mit d ein Fluß. — Mit n ein deutſcher Komponiſt, mit a ein Fluß. — Mit b ein König, mit r ein Gebirge. — Mit n ein Buch des alten Teſtaments, mit t ein Buchſtabe. — Mit a ein Fahrzeug, mit u ein engliſcher Staatsmann. — Mit g ein fürſtlicher Titel, mit v ein hervorragender Phyſiker. — Mit g eine Pflanze, mit n ein deutſcher General. — Mit u eine Göttin, mit e ein großer Strom.

### 5. Rätſel-Diſtichon.

An mir bricht ſich die Kraft der im Kampf anſtürmenden Feinde;
Wenn du die Laute verſchiebſt, wärm' ich im Winter dein Heim.

### 6. Wechſelrätſel.

Mit ä oft blinde Streiter,
Mit ü ihre Lenker und Leiter.

### 7. Rätſel.

Das Eſelein drückt's,
Den Alpenſohn ſchmückt's,
Und iſt das Bienlein noch ſo klein,
So bringt's doch ſüßen Honig ein!

Pf. J.

### 8. Rätſel.

Wenn du erkrankt biſt, kann es dir
Deine Leiden enden.
Richtig verſchoben, prangt's als Zier
Stolz in Fürſtenhänden.

### 9. Dreiſilbige Scharade.

Zogen die Erſten zum Strauß, ſo durfte die Dritte nicht fehlen;
Sucht ihr ein Sträußchen im Feld, pflückt auch das Ganze dazu.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 9.

Bilderrätſel. Dynaſtiſche Intereſſen.

#### Dameſpielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. g 7 — f 8 D | 1. d 6 — e 5 am beſten |
| 2. D f 8 — g 7 | 2. e 5 — d 4 am beſten |
| 3. D g 7 — f 6 | 3. d 4 — e 3 |
| 4. D f 6 — b 2 † | 4. e 3 — d 2 |
| 5. D b 2 — c 1 | 5. d 2 — e 1 |
| 6. g 1 — f 2 gewinnt. | |

#### 1. Wortkette.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 | 2 | 3 | Magenta |
| 3 | 4 | 1 | Tadema |
| 1 | 5 | 6 | Malaga |
| 6 | 7 | 8 | Galeere |
| 8 | 9 | 10 | Remiſe |
| 10 | 11 | 12 | Sekunde |
| 12 | 13 | 10 | Deviſe |
| 10 | 14 | 15 | Serie |
| 15 | 16 | 17 | Erica |
| 17 | 18 | 19 | Canoſſa |
| 19 | 20 | 21 | Sahara |
| 21 | 22 | 19 | Raguſa |
| 19 | 23 | 24 | Samuel |
| 24 | 25 | 26 | Elfenbein |
| 26 | 27 | 28 | Beinſchiene |
| 28 | 29 | 30 | Nemea |
| 30 | 31 | 28 | Aline |
| 28 | 32 | 33 | Neapel |
| 33 | 34 | 35 | Pellico |
| 35 | 36 | 1 | Colima |

2. Zweiſilbige Scharade. Heilbronn.

3. Worträtſel. Jahrhundert.

4. Rätſel. Jungfrau.

---

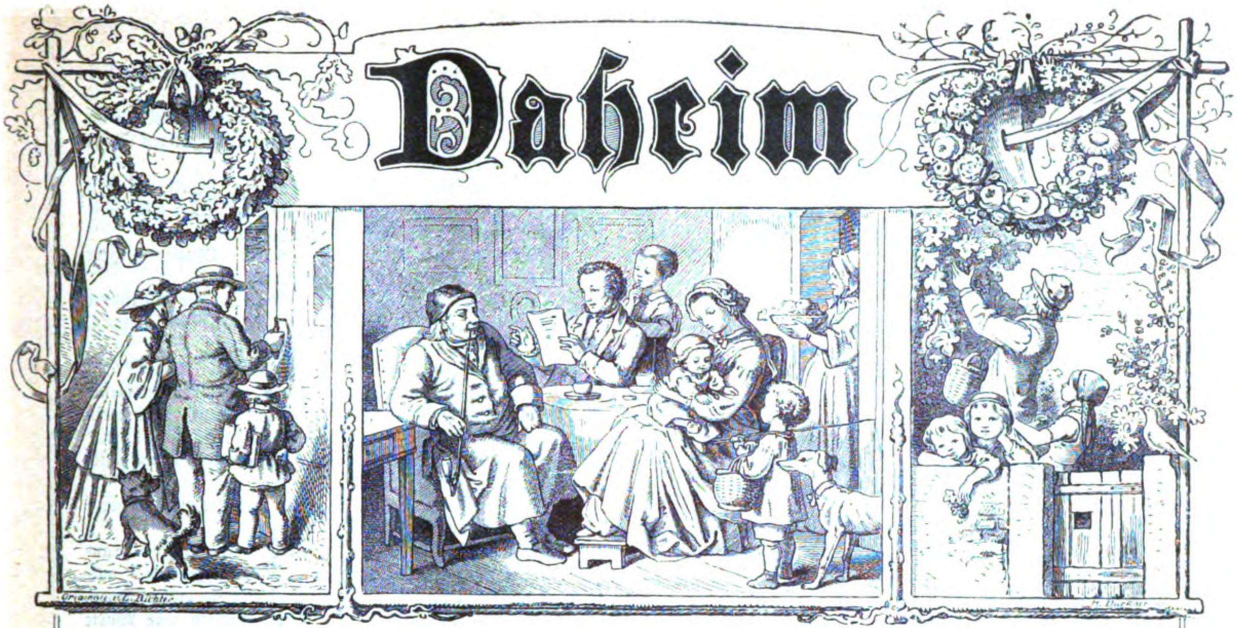
**Jnhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Scheidewaſſer. Eine chemiſche Plauderei von Julius Stinde. — Velhagen & Klaſings Weihnachts-Almanach für das Jahr 1889, mit dem Probebilde: Kadra Sâfa von Friedrich Stahl. — Eine neue Weltgeſchichte. Mit acht Jlluſtrationen. — Ein Lebensbild Edwin von Manteuffels. Von Rob. Koenig. — Am Familientiſch: Altweiberſommer. Zu dem Bilde von O. Piltz. — Die Wahrheitsliebe König Karls XII von Schweden. — Jn unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Jnhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Dezember 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 11.

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Wie das zu machen iſt? Jede Frau, jedes Mädchen bewaffne ſich mit dem Finger Gottes, und er wird ein fürchterlicher Rachefinger ſein. Verſteht ihr? Jede nehme einen Fingerhut von Kautſchuk, auf deſſen Wölbung eine kleine Kapſel angebracht iſt, welche Blauſäure enthält. Aus der Kapſel rage eine ſcharfe, hohle, kaum wahrnehmbare Spitze, welche ſich zu jener verhält wie der Zahn der Klapperſchlange zur Giftblaſe des Tieres... Der Preuße naht ſich euch, ihr ſtreckt die Hand mit dem Finger Gottes aus, berührt den Feind mit ſeiner Spitze, und er iſt tot, kalt gemacht, gefährdet niemand mehr, iſt gefallen ... hahaha! Eine einzige Frau häuft auf ſolche Weiſe einen ganzen Wall von Barbarenleichen um ſich, macht ein Bataillon von Feinden unbrauchbar!...“

Das war Blödſinn, aber die Zuhörer nahmen ihn ernſt, mindeſtens mit Kopfſchütteln und Zweifeln entgegen. Einige wiſchten Thränen von den Wimpern. Andere ſchüttelten die Fäuſte und murmelten zuſtimmend: „Ja, der Finger Gottes! Unſere Frauen werden uns rächen! Sagt es ihnen...“

Jeanne ſtand mit ihrem bleichen, marmornen Geſicht ſchweigend da. Was mochte ſie denken? Es war an ihrem Geſichtsausdrucke nicht zu erkennen. Jetzt ergriff der Sprecher ſie plötzlich, hob ſie empor und ſtellte ſie auf den ſteinernen Tiſch: „Hier haben wir eine, die wird es ſie lehren!“ rief er, „das iſt unſere Führerin! Sie, die wir erwählen. Sie hat verſprochen, die Feinde zu vernichten. Sie wird Wort halten! Sie heißt Jeanne! Jeanne iſt der Name, der für Frankreich heilig iſt, der ſchon einmal der Schrecken ſeiner Feinde geweſen iſt!... Eine Jungfrau hat ihn wachgerufen und eine Jungfrau ſoll wieder Fahnenträgerin unſers Krieges ſein...“

Der Wahnſinn in den Reihen der Bluſen durchbrach nun alle Schranken: „Sie ſoll uns gegen die Preußen führen!“ riefen ſie, drängten ſich um Jeanne und ſuchten ihr Kleid zu erhaſchen. „Wir wollen ſie niedermähen, ausrotten, zerſchmettern! Waffen! Gebt uns Waffen!...“

Jeanne hatte die dunkeln Augen, wie vom Entſetzen vergrößert, weit geöffnet: ſie glänzten wie zwei Todesfackeln in dem bleichen Geſicht. Aſten meinte alles andere als Siegesgefühl in ihnen zu leſen. „Brüder...“ huben die farbloſen Lippen an; aber die Aufgeregten wollten ſelber ſprechen, mehr! ſie wollten den Anfang von Thaten ſehen.

„Laßt uns ausziehen, wie Saul gegen die Philiſter! Wie David gegen Goliath! Feldſteine ſeien unſere Waffen! Werkzeuge, die uns ſonſt ernähren, ſollen uns rächen! Laßt uns Schaufeln, Spaten und Hacken nehmen! Auf! die Vaterlandsliebe wird ſtark ſein in dem Schwachen!“

„In dem Schuppen da,“ rief einer, „finden wir Eiſen! Laßt es uns mit dem Blute unſerer Feinde färben!“ Und er ſtürzte gegen den Holzbau vor.

„Halt!“ ſchrie Jeanne, und die Angſt gab ihr Bewegung, gab ihr Überlegung zurück: „Brüder, ihr ſeid Franzoſen!...“ — die Männer ſtockten — „ſeid Führer der Civiliſation...“

Sie kehrten die Geſichter ihr zu.

„Europa ſieht auf euch!...“

Sie drängten geſpannt zu ihr zurück.

„Es erwartet, daß ihr euch des XIX. Jahrhunderts würdig zeigt!...“

Der Schuppen war vergeſſen.

„Was erwartet es? Was ſollen wir thun?“

„Ihr ſollt Waffen tragen, wie ſie der Geiſt der höchſten Kultur erfand: Flinten, Gewehre, die das Feuer eures heiligen Zornes entſenden, die euch den Sieg ſicherſtellen, nicht aber wie Schweinehüter ſollt ihr mit Schaufel und Hacken zuſchlagen. Holt eure verſteckten Karabiner, drückt ſie im Dunkeln an eure Herzen, ſchleicht euch an, erwartet den Augenblick!

Legt an! Spannt den Hahn, und wenn ihr den Feind erſpäht, jagt ihm eure Kugeln in den Leib, ſicher, ohne Zaudern, ohne Wanken... Eine Bewegung! ein Griff und ein Fall!... kein Schrei! kein Zucken! kein Röcheln. Nichts ſoll euch verraten als der Leichnam, der im Tageslichte ſtumm vor den Lebenden liegen wird...“

„Vor den Hunden liegen wird! Jede Kugel mitten im Herzen!... ſtumm, ſicher im Dunkeln! Nichts ſoll uns verraten!“ wiederholten, wie im Taumel, die einzelnen und ſahen mit vor Bewunderung glühenden Blicken auf das Mädchen.

In dieſem Augenblicke ſetzte von der Straße her einer über den Zaun. Es war auch ein Bluſenmann.

„Die Preußen!“ rief er, „von der Stadt her, rechts. Sie rücken gerade hierher, müſſen Wind gekriegt haben! Flüchtet! die blauen Preußen!...“

Im nächſten Augenblicke ſah Aſten nur noch Ferſen. Es wäre ſchwer geweſen zu ſagen, was ſchneller zerſtob: das racheſchnaubende Häuflein oder ſein Kampfesmut. Es war den Leuten jedenfalls Ernſt geweſen, aber jetzt ließen ſie ihre erwählte Jungfrau im Stich.

Das Mädchen lauſchte. Es vernahm wirklich von fernher ein Geräuſch, wie den gleichmäßigen Schritt anrückender Infanterie. Die Horchende flüchtete nicht vor ihm. Sie hob entſchloſſen beide Arme, zog die Zweige des Apfelbaumes nieder und pflückte die rotbäckigen Früchte eifrig in ihre Schürze, als habe kein Gedanke an anderes Raum in ihr.

Der Marſchſchritt der Mannſchaften war jetzt nicht mehr zu hören. Sie umringten jedenfalls das Gehöft und verſuchten ſich einzuſchleichen. Es gelang; denn Jeanne hatte noch kein Dutzend Äpfel in ihrer Schürze, da zeigten ſich auch ſchon in Hof und Garten die doppelte Anzahl blauer Uniformen. Es war ein Zug Bayern, die ein Hauptmann führte. Zu ſeiner nicht geringen Überraſchung ſah Aſten Natalie neben letzterem.

„Sie ſind fort!“ rief die Gräfin verdroſſen. „Wir kommen zu ſpät. Es bleibt Ihnen kein anderer Fang, Herr Hauptmann, als das Mädchen.“

Jeanne hielt mit den Händen die aufgerafften Zipfel ihrer Schürze und kehrte ihr Geſicht der Sprechenden zu.

„Wünſchen die Herrſchaften etwas von mir?“ fragte ſie mit einem leichten Zittern der feinen Naſenflügel, welches verriet, daß ſie innerlich nicht ſo ruhig war, wie ſie erſcheinen wollte.

Der bayriſche Hauptmann war von ihrer eigentümlichen Schönheit betroffen und ſtand zögernd da, ehe er franzöſiſch antwortete: „Ich bedauere, Mademoiſelle, aber Sie ſind beſchuldigt, einer Verſammlung von Freiſchärlern hier aufrühreriſche Reden gehalten zu haben. Ich muß Sie verhaften...“

„Wer beſchuldigt mich?“

„Dieſe Dame hier.“

Für eine Sekunde trafen die vier ſchwarzen Mädchenaugen ineinander, als wollten ſie ſich mit ihren Flammen verzehren. Haß und Verachtung ſprach aus denen Nataliens, ein fragendes Befremden aus den Augen der Franzöſin.

„Führen auch die Frauen Krieg?“ fragte ſie.

„Ich erfülle die Pflicht, meine Landsleute gegen Verrat zu ſchützen,“ war die kalte Antwort.

Jeanne hob die Rechte und zeigte auf die Binde mit dem Kreuze. „Dieſes Band ſpricht von anderen Pflichten. Es verſpricht Milde.“

Natalie kehrte ſich mit einer brüsken Bewegung zu dem Hauptmanne um. „Haben Sie die Güte, dem Mädchen ſein Vergehen klar zu machen.“

„Es iſt bekannt,“ ſagte der Bayer, „daß jedes Gemeindemitglied verpflichtet iſt, die Anweſenheit von Franctireurs auf dem Gemeindeterritorium anzuzeigen. Der Verkehr mit dieſen Mordgeſellen iſt verboten, ein Verbergen und Begünſtigen derſelben wird mit dem Tode bedroht. Ich verhafte Sie, Mademoiſelle.“

Jeanne vergaß die Äpfel in ihrer Schürze. Sie hob die Hände und faltete ſie flehend: „Großer Gott!“ murmelte ſie. Es war, als werde ſie jetzt erſt der Schwere ihrer That ſich bewußt.

Die Früchte rollten zur Erde, gleichzeitig aber rollte auch der Holzblock vor dem Schuppen, von einem gewaltigen Stoße geſchleudert, fort.

Aſten trat aus der Thür. Er ging ſchnell auf den Bayer zu und ſagte in franzöſiſcher Sprache: „Ich bitte Sie, von der Verhaftung des Fräuleins abzuſtehen.“

„Ah!...“ ſagte der völlig verblüffte Offizier, „Herr Major, darf ich bitten, aus welchem Grunde?“

„Sie hat jene Reden nur gehalten, um die Aufrührer von mir abzuziehen. Die Narren wollten in den Schuppen, um ſich mit Gartenwerkzeugen zu bewaffnen.“

„Darf ich fragen, wie Sie in den Holzſtall kamen?“

„Mademoiſelle verſteckte mich darin, als ihre Landsleute mich bei meinem Beſuche überraſchten, ſie verſteckte auch mein Pferd, das Sie noch im Stalle des Pfarrers finden können.“

„Ah,“ ſagte der Bayer abermals, „und jene Reden ſollte die Dame nur gehalten haben...“

„Es war barer Unſinn, was ſie den Leuten vortrug,“ unterbrach ihn unwillig Aſten.

„Je nun, das bewieſe noch nichts. Die Herren Franzoſen laſſen ſich am leichteſten durch Unſinn begeiſtern,“ antwortete der Bayer bedenklich, „indeſſen, wenn Sie dafür bürgen, daß allein die Beſorgnis für Sie dem Fräulein jene Worte eingegeben...“

Jeanne ſah aus, als würde ſie in der nächſten Minute in Ohnmacht ſinken. Der Major empfand den lebhaften Wunſch, die Szene zu beenden.

„Ich habe jedenfalls Urſache zu glauben, daß die Dame ein mindeſtens ebenſo warmes Intereſſe für mich habe, wie für ihr Vaterland,“ ſagte er auf deutſch, „ſie iſt, während ſie mich ſchlafend wähnte, in mein Zimmer gekommen, um die Thür eines unterirdiſchen Ganges, von welchem ich nichts wußte und durch welchen die Freiſchärler leicht hätten in das Haus dringen können, zuzunageln. Erſt dieſe Handlung verriet mir den Gang ſowohl, wie die geheime Thür. Ich habe über die Entdeckung Bericht erſtattet...“

Die Geſichter der Beteiligten hatten ſich während dieſer Erklärung auffallend verändert. Aus der ſtrengen Amtsmiene des Bayern war ein gemütliches Lächeln geworden: „Danach werde ich freilich die Verhaftung unterlaſſen müſſen,“ ſagte er, „und thue wohl auch beſſer daran, Ihnen die Vermahnung Mademoiſelles zu größerer Beſonnenheit...“

Jeanne unterbrach ihn. Sie hatte ſich aus ihrer Anwandlung willenloſer Schwäche aufgerafft, und ein finſterer Unwille brannte in ihren nachtſchwarzen Augen.

„Sagen Sie auch, daß unſere Beziehungen rein freundſchaftliche geweſen ſind,“ rief ſie.

„Gern!“ beſtätigte Aſten. „Ich habe Mademoiſelle in das Haus des hieſigen Pfarrers gebracht, weil es mir unrecht ſchien, zu dulden, daß ihr Ruf, welcher verdient, ein völlig reiner zu ſein, unter ihrer vereinſamten und ſchutzloſen Stellung litt.“

„Herr Major, Mademoiſelle, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen,“ ſagte der Bayer und ſammelte ſeine Mannſchaften, um den Hof mit ihnen zu verlaſſen. „Wir wollen ſehen, ob wir die Mordbuben noch anderswo erwiſchen.“

Er hatte die Abſicht, Natalie auch ſeine Eskorte anzubieten, aber dieſe hatte den Garten bereits verlaſſen und ihr Pferd beſtiegen, während die beiden Offiziere die letzten Erklärungen getauſcht hatten. War es der Ärger über ihr überflüſſiges Einmiſchen, der ihren Ritt beſchleunigte? Der Hauptmann dachte, es ſei allerdings ärgerlich, jemand retten zu wollen, der ſchon gerettet war, und das gleichfalls von ſchönen Händen. Oder ſollte die Gräfin von der Anweſenheit des Preußen nichts gewußt haben?... Sie hatte bei der Angabe nur die Verſammlung der Freiſchärler erwähnt, jedoch auffallend zur Eile gedrängt... Der Hauptmann hatte ſeine Gedanken und mußte ſich allein in ihnen zurechtfinden, denn während er den Hof verließ, ſah er die, mit welcher er ſich beſchäftigte, ſchon weit im Felde.

Natalie war in böſer Laune, und ihr Pferd bekam es zu fühlen. Nie in ihrem Leben hatte ſie einen verfehlteren Ritt gethan und hätte jetzt viel darum gegeben, wäre er unterblieben ... Sie zügelte und peitſchte denn auch ihren heißblütigen Renner, bis dieſer die Sache übel nahm und zornig ſteil in die Höhe ſtieg. Dann kam ſie zur Beſinnung, und das Tier dünkte ſie im Recht zu ſein. In nachdenklichem Grimm ritt ſie es daher geraume Zeit im Schritt.

Aſten trat, ſobald die Bayern das Gehöft verlaſſen hatten, zu Jeanne. Sie ſaß auf der Bank unter dem Apfelbaume und ſtarrte mit dem Meduſenblick der halbgeſchloſſenen Augen auf den Kies.

„Wir müſſen Abſchied nehmen,“ ſagte der Offizier, „es iſt das letzte Mal, daß ich zu Ihnen ſpreche. Nach dem, was hier geſchehen iſt, kann ich nicht mehr zu Ihnen kommen, möchte es auch nicht. Was ich aber wohl möchte, das iſt, Sie dem Wahnſinn zu entreißen, der Sie einem entſetzlichen Schickſale entgegenführt. Ich habe nur eine Minute dazu, aber in dieſer einen, letzten hören Sie mich!... Ich habe Ihnen zurückgezahlt, was Sie mir erwieſen, ich habe Sie gerettet — für den Augenblick ... für die Zukunft, vielleicht für die allernächſte ſchon nicht... Sie werden bewacht werden, vergeſſen Sie es nicht. Dies Gehöft wird beobachtet werden; der Verdacht ruht auf Ihnen, und bei dem erſten Vorgang, der ihn beſtätigt, wird man Sie gefangen nehmen und in Unterſuchungshaft führen. Ja, man wird wahrſcheinlich auf neue Ereigniſſe gar nicht einmal warten, wird verlangen, daß Sie die Namen der Franctireurs angeben, die hier geweſen ſind, ihre Wohnorte angeben... Was werden Sie darauf erwidern?... Ich beſchwöre Sie, Jeanne, bedenken Sie Ihre Handlungen! Kehren Sie um auf dem Wege, dem lebensgefährlichen, den Sie gehen! Täglich mehren ſich die Mordthaten der Franctireurs, täglich erlaſſen wir ſtrengere Geſetze gegen ſie und jene, die ihnen beiſtehen. Täuſchen Sie ſich nicht, wenn Sie zu den Verbrechern ſtehen, droht auch Ihnen die volle Strenge des Kriegsgerichts: Gefängnis im beſten Falle, im ſchlimmſten der Tod, der ehrloſe Tod, der Verrätern wird ...“

Er ſchwieg und ſuchte in ihren Zügen zu leſen, welchen Eindruck ſeine Worte auf ſie machten. Sie war ſo bleich wie die Steinplatte des Tiſches unter ihr, und ihre Lippen bewegten ſich in nervöſem Beben. Er neigte ſich etwas tiefer zu ihr.

„Ich bin Ihnen nicht gleichgültig. Wenn ich Sie nun bitte: thun Sie es um meinetwillen?! Mit welchem Gefühl müßte ich durch das Leben gehen, mit welchem Gefühl fallen, wenn mir dies beſtimmt iſt, — denken Sie daran, — wüßte ich, ich hätte es nicht möglich gemacht, Sie zu retten, obgleich Sie in Ihr Verderben gingen? Jeanne, es liegt in der Natur des Weibes, für einen einzelnen mehr zu thun, zu fühlen als für die Menge; auch Sie haben heute bewieſen, daß dieſer Zug mächtiger in Ihnen iſt als der Wahn, dem Sie ſonſt folgen... Gehorchen Sie in Zukunft auch der Stimme der Natur. Jeanne, halten Sie ſich von dem verbrecheriſchen Treiben jener, die unter Ihnen ſtehen, fern! Um meinetwillen! Thun Sie es für mich!“

Er erhielt keine Antwort, und ihre zuckenden Lippen ſchloſſen ſich krampfhaft feſt, aber auch ihre eine Hand ſchloß ſich um die ſeine, feſt, mit übergewaltigem Schmerz. Es lag ein Geſtändnis in dieſem Drucke, das der Mund ſich weigerte zu ſprechen; ein Schrei, ein Flehen des Herzens, das von dem Willen des Mädchens zum Verſtummen verurteilt wurde.

Aſten erwiderte es mit wärmerem Blicke. „Ich nehme dieſen Händedruck als ein Verſprechen, ein Verſprechen, das heiliger iſt als Worte, weil es ſich aus der Tiefe Ihres Herzens ringt,“ ſagte er ernſt. „Halten Sie es mir... Adieu.“

Er ſchied, aber es wurde ihm ſchwer. Es war etwas in ihm, was ihn bei dem Mädchen zurückhielt. Die Kenntnis ihrer Schwäche, welch letztere eine fortdauernde Einwirkung, einen ſtarken Schutz gegen die thörichte Hälfte ihres Selbſt ſo nötig machte, ſchien den Wunſch zu rechtfertigen, ihr dieſen Schutz zu gewähren. Ja, war es nicht unüberlegt geweſen, ſie nach Boiſſy zu bringen, wo in dem nahen Gehölz treffliche Schlupfwinkel für die Freiſchärler gegeben waren? Wäre ſie nicht in ſeiner Nähe geiſtig und körperlich entfernter von ihnen geblieben?... Vielleicht war er zu ſkrupulös geweſen, hatte ſie gerade dadurch dem Verderben entgegengetrieben?... Würde ſich jetzt nicht ſchon ihr Stolz gerade gegen das empören, was er hatte zu Hilfe nehmen müſſen, um ſie vor der Gefangennahme zu ſchützen, das Verraten ihrer Neigung für ihn?

Er ritt ſcharf, während er dieſe unangenehmen Fragen aufwarf. Hatte er doch noch eine Pflicht zu erfüllen, freilich eine, zu der ihn kein Zug des Herzens drängte, immerhin indeſſen eine Pflicht, die er nicht zu vernachläſſigen wünſchte. Natalie war ſchutzlos fortgeritten, und auch ſie hatte ſich um ſeinetwillen in Gefahr begeben, wenn er auch keine genügende Notwendigkeit hierfür einſah. Er mußte annehmen, daß ſie die Bayern geholt, um ihn aus den Händen der Franctireurs zu retten, falls dieſe ſein Verſteck entdeckt haben würden. Aber unnötig oder nicht, für die Abſicht mußte er ſich dankbar zeigen.

Er erreichte die Reiterin indeſſen erſt eine kurze Strecke vor dem Schloſſe. Er ſah dann, daß ihr Pferd ſchaumbedeckt war, ſie war alſo auf Umwegen und mit großem Ungeſtüm geritten.

„Darf ich den Vorzug haben, Sie zu begleiten?“ fragte er ehrerbietig grüßend, mit jenem wohllautenden Bruſttone, welcher ihm die Sympathieen der Frauen nicht weniger als ſeine vorteilhafte Erſcheinung zuzog.

Die Gräfin hatte ihn kommen hören und war gefaßt genug, leicht zu erwidern: „Gewiß! Es wird mir ein Vergnügen ſein, den letzten Teil meines Weges wenigſtens in Geſellſchaft zu machen.“

Kein Wort über das Vorgefallene, kein Tadel über ſein Zurückbleiben, außer dieſem kaum merkbaren, in der kurzen, höflich gegebenen Erwiderung. Sie war entſchloſſen, ſich den Anſchein zu geben, als ob ſie ſeinem Verkehr mit Jeanne gar keine Wichtigkeit beilege. Noch hatte ſie ihn ja nicht ſo weit, daß ſie hoffen konnte, ihn durch ein Zurückziehen zu kränken und ihn zum Aufgeben der Franzöſin zu bewegen. Innerlich aber berechnete ſie die Zeit, die er bei Jeanne noch geblieben war, und kämpfte mit verzehrender Eiferſucht.

„Die Gegend hier iſt eigentlich wunderhübſch,“ ſagte ſie indeſſen wie vorhin, „und recht verlockend zu weiteren Ritten. Wenn ſie nur nicht ſo furchtbar einſam wäre. Dies läßt ſie immerhin bald langweilig erſcheinen.“

„Und auch nicht ganz geeignet zu Spazierritten für eine Dame ohne männliche Begleitung,“ antwortete er.

„O, mich ſchützt die Binde mit dem Kreuz.“

„Nicht vor allen. Schurken achten ſie nicht; und daß es deren hier gibt, haben Sie eben geſehen.“

„Es blieb Ihnen vorbehalten, mir dieſe Erkenntnis zu vermitteln,“ trieb der Zorn, den ſie vergebens zu bekämpfen ſuchte, nun doch über ihre Lippen.

„Ich hatte Sie nicht gebeten, mir zu folgen,“ drängte es ſich auf die ſeinen, aber er verſchluckte es und ſagte ſtatt deſſen: „Auch vor den Geſchoſſen des Forts Ivry, die ſich leicht über Feld verirren, kann das Kreuz Sie nicht ſchützen.“

Die Reiterin rümpfte verächtlich die Naſe. Sie fand es unter ihrer Würde, auch nur auszuſprechen, daß ſie Furcht nicht kenne. Aſten bemerkte es, und es blieb nicht aus, daß ihm dieſer Mut gefiel. Es war überhaupt etwas in ihrer heutigen Laune, das anziehend auf ihn wirkte. Das Pulſieren eines echten Gefühls geht beinahe immer in größerem oder geringerem Maße auf den Partner über. Und ein ſolches bemeiſterte für den Augenblick die heißblütige Gräfin. Sie vergaß über demſelben ſogar, mit dem ſchönen Begleiter zu kokettieren, und übte nicht einmal ihr Augenſpiel an ihm.

„Eine gewöhnliche Natur iſt ſie jedenfalls nicht,“ überlegte er, und ſo mußte er wohl anders mit ihr rechnen als mit einer ſolchen. Er betrachtete ſie aufmerkſamer. Sie ſaß brillant zu Pferde, hatte eine leichte, elegante Haltung und lenkte das

Tier mit ruhiger, ſicherer Hand, durch kaum ſichtbare Bewegungen. Das gewann den Kavalleriſten in ihm. Freilich Friederikens Sitz hatte ſie nicht. Die ſaß, wie eine Schneeflocke auf das Pferd geweht, und es ging unter ihr, als fühle es nichts von ſeiner Laſt. Hier war alles durchdacht, erlernt; dort eine natürliche, wilde Anmut, die ſich nicht lehren, nicht erlernen ließ. Die blonden Locken flogen beim Galopp von Stirn und Wangen und drängten eilend wieder darauf zurück, ſo als ob ſie es nicht erwarten könnten, dies feine Geſichtchen aufs neue ſchmeichelnd zu berühren …

„Haben Sie Fräulein von Weibach vor Ihrer Abreiſe aus Deutſchland noch häufig geſehen?“ fragte er, dieſer Erinnerung folgend.

„Häufig? Nein. In ihrem Leben war kein Platz für mich und meine Intereſſen; ich meine für die, welche mich nach Frankreich trieben. Sie jagte und jagt jetzt jedenfalls noch durch ihre Weinberge und Felder, im Knabenkleide, und meint etwas Großes zu leiſten, wenn ſie einen Bauernbuben herunterputzt, der eine Weintraube ſtibitzt, oder einen Knecht an die Arbeit treibt, der mit ſeinem Mädel ſcherzt. Über die vier Grenzpfähle von Ebereſchenau hinaus reichen ihre Gedanken nicht.“

„Wirklich nicht?“ fragte der Major.

„Nein! Ich meine, das hätten Sie doch auch merken müſſen.“

Er merkte ganz etwas anderes, was allerdings nun ſchon nichts Neues mehr für ihn war, und dachte an die letzte Karte von Friederikens Hand, die im Quartier bei ihm lag. „Gräfin Walden hat uns heute verlaſſen,“ ſtand darauf, „die Glückliche! ſie darf dahin, wohin ich alle meine Gedanken ſchicke … Wie oft frage ich mich: liegen denn auch nicht meine Pflichten etwa dort und ſollte ich — dürfte ich nicht meinen Wünſchen folgen? Sobald ich ein ‚Ja‘ auf die Frage finde, wird mich hier nichts mehr halten können?“

Wenn die blonde Schweſteramazone dieſes „Ja“ fände und wirklich eines Tages hier erſchiene, was würde die Gräfin wohl dazu ſagen? Aſten kehrte den Kopf ab, um das Lächeln zu verbergen, das ihm bei dem Gedanken um die Lippen ſpielte.

Vor dem Portal des Schloſſes grüßte er militäriſch und warf ſein Pferd nach rechts. Aber ſie trieb das ihrige noch zu ihm und reichte ihm über den Zügel die Rechte hin.

„Wann werden wir Sie wieder ſehen?“ fragte ſie, mit einem entſchloſſenen Verſuch, die Antwort mehr in ſeinen Augen als in ſeinen Worten zu finden.

Wieder blieb der ſuchende Blick nicht ohne Eindruck auf ihn, und er antwortete, ſich verneigend: „Ich hoffe meinen Beſuch bald erneuern zu können. Wir ſind ja Nachbarn.“

Dann aber wagte er plötzlich die Bitte, die er auf dem Wege unterdrückt hatte: „Sie würden mich verbinden, Gräfin, wollten Sie einſtweilen von dem, was Sie heute geſehen haben, ſchweigen. Ein Zufall führte Sie zu der Verſammlung der Freiſchärler; ich möchte nicht, daß dieſer Zufall der Beſitzerin des Hauſes, in welchem ich Quartier genommen, verderblich würde.“

„Sie ſchützen die Aufwieglerin?“

„Jeanne Beauvilliers verdient dieſen Namen nicht. Sie ließ bis jetzt die Freiſchärler nur gewähren, und auch dies nicht einmal, ſondern bemühte ſich, während ſie dem Anſcheine nach ihre deutſchfeindlichen Pläne unterſtützte, ſie unſchädlich zu machen. Das verdient anerkannt zu werden.“

„Und belohnt? Nicht?“ fragte höhniſch die Gräfin.

„Ich fürchte, es ließe ſich kein Lohn für Mademoiſelle Beauvilliers finden. Sie iſt ein ſehr unglückliches Mädchen, aber eine durchaus reine und edle Natur,“ ſagte er ernſt. „Sie werden, wenn Sie dies wiſſen, nicht verſuchen, ſie ins Unglück zu bringen.“

„Sie nehmen beinahe übereifrig ihre Partei. Kann Ihnen ſelbſt aber dieſe Parteinahme nicht gefährlich werden?“ fragte ſie, immer noch mit ſpöttiſcher Schärfe.

„Ich glaube, Sie mißverſtehen meine Beziehungen zu dem Mädchen,“ antwortete er mehr ihren Gedanken als Worten. „Ich will Jeanne Beauvilliers kein Übel zufügen, aber weiter gehen meine Wünſche in bezug auf ſie nicht.“

Eine leichte Röte der Scham und des Unwillens färbte Nataliens dunkles Geſicht.

„Es geht mich im Grunde nichts an!“ ſagte ſie herb, „und ich habe auch die Abſicht nicht, mich irgendwie weiter damit zu beſchäftigen. Adieu.“

Damit kehrte ſie ihm den Rücken. Sie fand jedoch eine halbe Ermutigung in ſeinen Erklärungen. Denn für aufrichtig hielt ſie ihn. Wenn er verſicherte, aus Jeanne ſich nichts Beſonderes zu machen, ſo konnte man dieſer Verſicherung wohl Glauben ſchenken, gleichviel, aus welchem Grunde er ſie gethan.

Es fiel ihr, während ſie die Treppe hinanſtieg, ſelbſt auf, wie der Kampfesmut, den ſie beſeſſen, als ſie den Major kennen gelernt, verflogen war. Sie hatte jetzt nur den Wunſch, jede Nebenbuhlerin von ihm zu entfernen, ihn einmal allein für ſich zu haben. Er ſchien ſo viel auf körperliche Schönheit zu geben, und die freilich, die hatte Natalie nicht in ſo hohem Grade wie dieſe Jeanne, wie Friederike. Aber durch ihre anderen Vorzüge mußte es ihr gelingen, ihn für ſich zu gewinnen, konnte ſie nur ſeine Blicke einmal ganz auf ſich lenken. Sie war deshalb auch entſchloſſen, Jeanne zu ſchaden, falls ſich eine Möglichkeit dazu böte; ein Verſprechen, das ſie daran hindern konnte, hatte ſie ja nicht gegeben. Und jedenfalls ſollte die Dörflerin ihr nicht fortdauernd den Weg zu Aſtens Herz verlegen.

Aſten ließ unterdeſſen, unklug wie ein Mann, ihre Leidenſchaft auf ſich wirken. „Ich möchte wiſſen, was an ihr iſt,“ dachte er, „mehr gewiß, als ich anfangs glaubte. Mut, Energie, Feſtigkeit des Empfindens und Willens ſcheint ſie zu haben; auch Klarheit in beiden. Ich bin neugierig, tiefer in ihr Inneres zu ſehen. Wenn ſich von ihrem Äußeren darauf ſchließen läßt, muß manches feſſelnd an ihr ſein. Denn ſie iſt zwar nicht hübſch, wohl aber unbeſtreitbar in vielem anziehend. Eine imponierende Erſcheinung, pikant, ſchon dadurch, daß ſie es wagt, immer bis an die Grenze des Erlaubten zu gehen — niemals darüber hinaus. Schließlich kann ich ſie ja öfters beſuchen. Es wird hier langweilig genug werden, wenn wir nicht bald anfangen, die Einnahme der capitale de la civilisation ernſt zu betreiben.“

Was war das für ein bunter Wimpel, der da auf dem Wall des Bicêtre wehte? Er war ſonſt dort nicht zu ſehen … Aſten erinnerte ſich gehört zu haben, daß vor dem Ausfalle des 19. Septembers ein ſolcher Wimpel auf der Feſte aufgehißt worden war. Er hatte damals den außen liegenden Truppen und Freiſchärlern ein Zeichen gegeben, ſich mit den Ausbrechenden zu vereinen. Sollte die Bemannung der Feſtung das Zeichen wiederholen und alſo die Freundlichkeit haben, gleichzeitig den Deutſchen Warnung zu geben?

Aſten vergaß Natalie und Jeanne und ritt ſchärfer, um ſofort mit den Seinen das Signal zu beſprechen und alle Vorbereitungen zu treffen. (Fortſetzung folgt.)

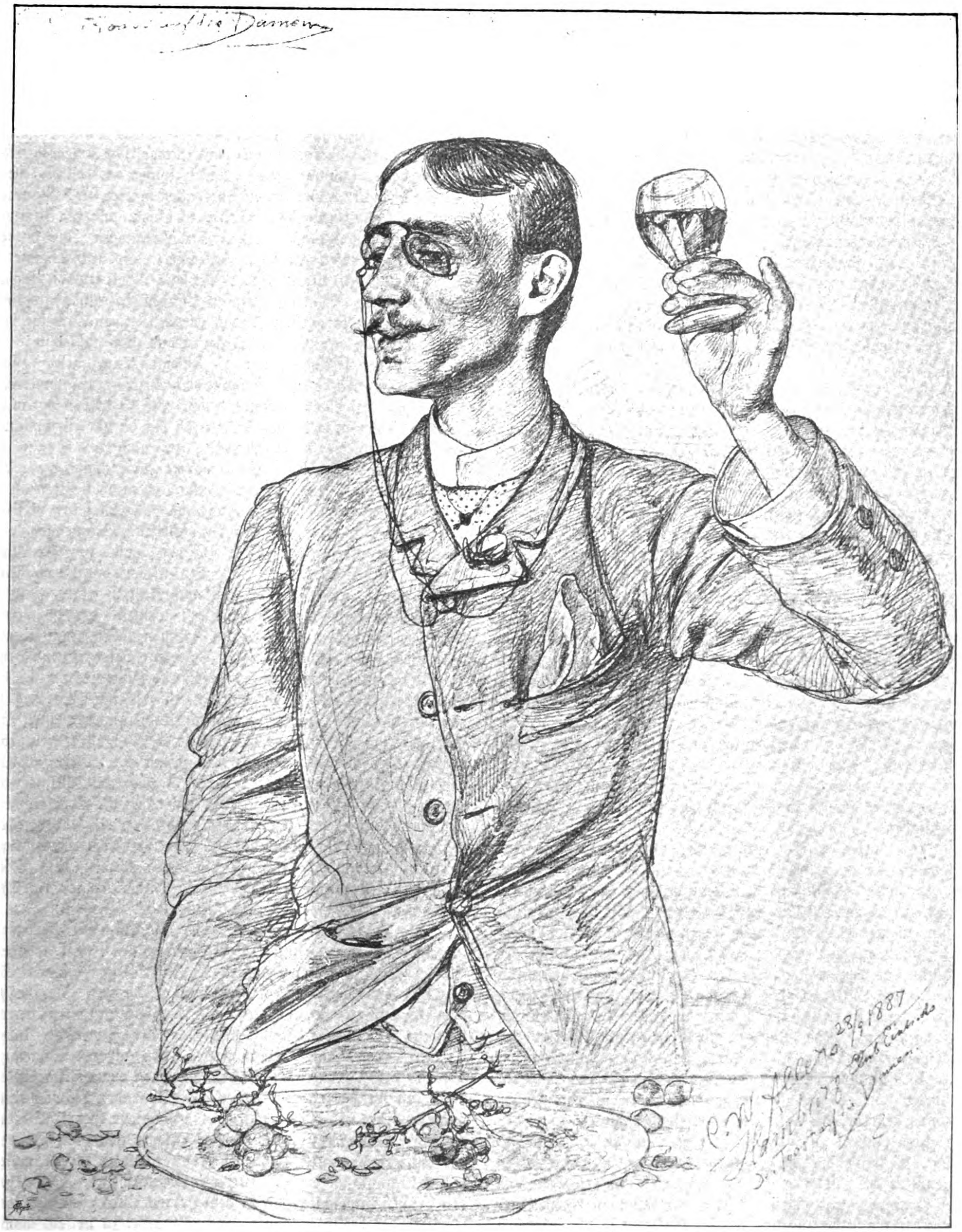
---

## Ein Weihnachtsbaum in einer türkiſchen Moſchee.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

Zwölf Jahre ſind nun verſtrichen, ſeitdem dieſer Weihnachtsbaum in einer Moſchee angezündet wurde; aber das um des Ortes willen wohl einzigartige Vorkommnis ſteht mir noch ſo lebhaft vor der Seele, die Erinnerung daran weckt noch heute ſo herzliche Freude, daß ich wohl annehmen darf, die Mitteilung des Erlebniſſes an den weiten Kreis der Daheimleſer werde jetzt in den Tagen der Rüſte auf die Weihnacht nicht unliebſam ſein. Wir können uns nicht auf die eine Stunde der Feier ſelbſt in der Moſchee beſchränken und müſſen, etwas weiter ausholend, auch von der Vorbereitung und Ausſtattung dieſes Weihnachtsbaumes berichten.

Es war im Spätherbſt 1877. Noch lag der größte Teil der ruſſiſchen Armee um Plewna, während ein anderer todes-


Toast auf die Damen
C.W. Allers 28/9 1887
Hamburg
Klub Eintracht
Toast a. d. Damen

Der Toaſt auf die Damen. Nach einer Zeichnung von C. W. Allers.
Aus deſſen Prachtwerk: Klub Eintracht. (Verlag von C. Boyſen in Hamburg.)

mutiger Teil die Höhen des ſchier unzugänglichen Schipka mit zäher Kraft und Ausdauer feſthielt. Alle Gedanken in Rußland waren nach der Donau gerichtet, wo der Kaiſer und ſeine wackeren Soldaten die Nöten und Leiden eines noch ausſichtsloſen Kampfes, jetzt bei dem heraufkommenden Winter doppelt empfindlich, zu koſten bekamen. Das ſchwere Los der Landsleute in der Ferne zu lindern und die geſchlagenen Wunden ſo weit möglich zu heilen, darauf war das Sinnen und Trachten aller gerichtet, die daheim hatten bleiben müſſen. Auch die evangeliſche Kirche des Landes war nicht müßig geweſen, ihre Teilnahme in Thaten erbarmender Liebe zu äußern. Auf Anregung der evangeliſchen Prediger in Petersburg war ein Verein zuſammengetreten und hatte, raſch und entſchieden zugreifend, als die erſten unmittelbar ſchon nach dem Donauübergang der Ruſſen in günſtigſter Lage in Siſtowa ein evangeliſches Kriegslazarett errichtet, dem von ſeiten der Regierung alsbald große Freiheit und Selbſtändigkeit der Bewegung eingeräumt worden war. Seit dem 15. Juli waren die Diakonen und Diakoniſſen des evangeliſchen Kriegslazaretts in voller und reichgeſegneter Thätigkeit unter Oberleitung des berühmten Profeſſors der Chirurgie an der Dorpater Hochſchule, von Wahl.

Eine der deutſchen Gemeinden an der Newa beging am Reformationsſonntag gleichzeitig eine zwiefache Kirchweihe: vor zwölf Jahren hatte ſie den Monumentalbau ihrer neuen Kirche eingeweiht, vor drei Jahren zum anderen Male, nachdem die ſchöne Kirche nach ſo kurzem Beſtande ein Raub der Flammen geworden war. Im Paſtorate reihte ſich den Feſten ein drittes an dem Tage an; fünfzehn Jahre früher hatte der Paſtor den Ehebund geſchloſſen. War dem Bunde auch der Kinderſegen verſagt geblieben, ſo doch nicht die Luſt an den kleinen Lieblingen des Herrn und auch nicht die andere Luſt, alljährlich zeitig dafür zu ſorgen, daß Kleinen und auch Großen, die einſam und verwaiſt ſind, der heilige Baum der chriſtlichen Familie zubereitet würde. In jenem Jahre tauchte im Sonnenſchein der dreifachen Feier des Reformationsſonntages der Wunſch im Paſtorate auf, den Verwundeten im Kriege, ſo fernab von dem eignen häuslichen Herde, einen Weihnachtsgruß aus der Heimat zu bieten. Von dem Wunſche bis zu ſeiner thatkräftigen Ausführung durfte es nur ein raſcher Schritt ſein. Die Zeit drängte; denn der Gruß ſollte nicht allein von dem deutſchen evangeliſchen Pfarrhauſe ausgehen, ſondern weite Kreiſe in Rußland zur herzlichen Teilnahme heranziehen.

Ein Aufruf wurde erlaſſen. Er brachte durch die Zeitungen die Kunde in die entlegenſten Teile des weiten Reiches; ein begeiſtertes Echo freudiger Zuſtimmung kehrte von allwärts zurück in das deutſche Paſtorat. Mit die ſchönſten Erinnerungen während eines dreißigjährigen Aufenthaltes knüpfen ſich an dies reichbewegte Leben, das nun infolge des Aufrufes in den weiten Räumen der Pfarrwohnung umzugehen anhub. Bis aus den fernſten Gebieten trafen mit herzlichen Briefen in täglich ſich ſteigernder Zahl Geld- und Warenſendungen ein. Das Paſtorat hatte während Wochen das Ausſehen eines regen Kaufhauſes, das ſtille Studierzimmer ſchien in eine Poſtabteilung für Wertſendungen umgewandelt. Hunderte von emſigen Frauenhänden waren in den großen Räumen bemüht, die zahlreich eintreffenden Pakete zu öffnen und ihren Inhalt zu ſortieren und geordnet in Kiſten umzupacken, während der Paſtor ſelbſt tagsüber in jedem freien Augenblicke beſchäftigt war, die Geldbriefe zu erledigen und ihren Empfang anzuzeigen. Treten wir ſelbſt an einem jener Novembertage in das gaſtliche deutſche Paſtorat in der ruſſiſchen Hauptſtadt, über deſſen Hausſchwelle, in Stein gemeißelt, das deutſche und evangeliſche Wort anheimelnd uns grüßt: „Der Herr ſegne deinen Eingang und Ausgang.“

Das Wartezimmer am Eingange iſt mit Paketen und Warenballen ſo dicht beſetzt, daß wir uns kaum durchdrängen können. Arbeitsleute ſind beſchäftigt, ſie auszupacken und ihren oft ganz abſonderlichen Inhalt in den anſtoßenden geräumigen Saal abzuliefern. Hier ſind 50—60 Frauen an langen Tiſchen beſchäftigt, die Gaben in kleinere Pakete zu teilen und dieſelben mit einem gedruckten Gruße zu verſehen. Eine tüchtige, für die meiſten ungewohnte Arbeit, bis 13741 Päckchen mit je 25—30 Cigaretten hergeſtellt oder die 3100 aus Zitz und Leder gefertigten Tabaksbeutel gefüllt waren, jeder mit einer hölzernen Pfeife verſehen, ein ſo behagliches Labſal dem einfachen Soldaten. An dem anderen Tiſche waren die Geſchenke der Kaiſerin aufgeſtapelt, die ſich herzlich über den Plan ihres heſſiſchen Landsmannes gefreut und zumal viele Hunderte von Arbeitstäſchchen für Offiziere und die beliebten Harmonikas für die Gemeinen, auch koſtbare goldene Abendmahlsgefäße für das evangeliſche Kriegslazarett geſandt hatte. Im anſtoßenden Speiſezimmer wurden die Kiſten mit Pfefferkuchen ꝛc. gefüllt, die Theeballen in über 5000 Päckchen zu je $^{1}/_{4}$ Pfund umgeſetzt; wieder in einem anderen Zimmer waren fröhliche Mädchen hinter der Arbeit her, die langen Reihen von Broten Zucker zu zerkleinern, bis auch da wieder 5000 Packen zu einem Pfund für die Theerationen fertiggeſtellt waren. Was mit flinken Händen tagsüber geordnet worden war, die großen Kiſten, verpackten dann rüſtige Arbeiter ſorfältig in Matten; Kiſte türmte ſich auf Kiſte, der Vorraum der Kirche konnte die Menge kaum mehr faſſen. Es waren ihrer endgültig nach dreiwöchentlicher raſtloſer Arbeit 747 Kiſten mit einem Geſamtgewicht von 35 280 Kilogramm. Und welch ein buntes Allerlei; als ob ein ganzer Weihnachtsmarkt ſich auf die Beine gemacht, um nach der Donau zu ziehen! Da waren 3000 Paar warme Handſchuhe, mehr als 400 Pelze, über 5000 warme Jacken, ebenſoviel Zitzhemden, dann Tauſende von Socken, Hunderte von Stiefeln, 20 000 ruſſiſche Bibeln und religiöſe Flugſchriften, Unmengen von Backwerk, Konſerven, an 3000 Flaſchen Wein, zum Teil aus dem kaiſerlichen Keller, ja ſelbſt vorſorglicherweiſe 15 mächtige Tannenbäume, an die 5000 Weihnachtskerzen ꝛc. ꝛc.

Ehe wir in dem Zuge Platz nehmen, der die ganze mächtige Ladung an die Donau bringen ſollte, müſſen wir doch noch einen Raum in dem Paſtorate betreten und dem, der all die Liebesmühe der Hunderte und Hunderte verſchuldet und argerweiſe aus dieſer Schuld ſich fröhlichen Herzens ſogar kein Gewiſſen machte, in ſeinem Studierzimmer einen Beſuch abſtatten. Da ſitzt er bis tief in die Nacht über den zahlreichen eingegangenen Briefen und ihrem zwiefachen Inhalte, dem geſchriebenen und dem anderen in papierner Münze, die ſich in den 2—3 Wochen auf etwa 50 000 Mark zuſammenaddierte. Zumal der geſchriebene Inhalt war ein unvergeßlich koſtbarer, jetzt ein herzliches Lächeln bei dem Empfänger weckend, dann wieder, daß er die Thräne über dem Leſen niederkämpfen mußte. Sehen wir ihm einen Augenblick über die Schulter in ſeine feſſelnde Lektüre!

Da zunächſt auf rauhem Papier mit kaum entzifferbaren, ungelenk zuſammengefügten Schriftzeichen ein Zettel aus dem fernen Terekgebiet im Kaukaſus: „Vater D.! Nehmen Sie den hier beifolgenden Rubel an und verwenden Sie ihn zu dem für unſere verwundeten und kranken Soldaten veranſtalteten Chriſtbaum. Es ſegne Gott der Herr Ihr Unternehmen. Der Bauer Sergei B.“ — Ein anderes Schreiben, tief aus dem Innern, enthält dem deutſchen evangeliſchen Prediger den im Herzen des Ruſſen auszeichnenden Namen eines rechtgläubigen Chriſten nicht vor: „Gnädiger Herr! Soeben las ich Ihren Aufruf zum Beſten unſerer geliebten Brüder, der mutigen, Chriſtus liebenden Krieger, die in den Kämpfen mit den ungläubigen Fanatikern verwundet ſind. Ich ſegne den großen Augenblick, wo in dem Herzen eines rechtgläubigen Chriſten der heilige Gedanke geboren wurde, zu helfen, womit immer möglich, und mit dieſer Hilfe unſere tapferen, verwundeten Krieger am Tage des großen Feſtes der Geburt Chriſti zu erfreuen. O, wie ſüß war es, den Aufruf zu leſen, wie angenehm wirkte derſelbe auf das Ohr jedes rechtgläubigen Chriſten, ſo daß man gerne dorthin geflogen wäre, weit weg von hier, wo ſo ſchrecklich, unter ſo furchtbaren Leiden unſere Krieger enden.“ 21 arme Studenten der Theologie in einem ruſſiſchen geiſtlichen Seminar wollen 5 Rubel für den Weihnachtsbaum geben, beſitzen aber augenblicklich zuſammen nur 1 Rubel. So bitten ſie den fernen, fremden evangeliſchen Prediger, mit 4 Rubel in Vorſchuß zu gehen, ſie würden die Summe ſobald wie möglich nachſenden. Und ſie haben ihr Wort gehalten; nach ſechs Wochen waren die treuen Kandidaten im ſtande, die Auslage zu berichtigen.

Nicht bloß Briefe und Pakete gelangen die Hülle und Fülle während der überbeſchäftigten Tage in das Studierzimmer des Paſtors, dem es über all der Arbeit iſt, als ob ihm an jedem Tage ein Weihnachtsfeſt vom Himmel hoch bereitet würde. Zumal die Kleinen dringen mit ihren Sparpfennigen unaufhaltſam zum „Onkel Paſtor!“ Ja die lichten Schelme von Knaben und Mädchen, wer könnte ihnen die Thüre verſchließen? Wer auch möchte ſie miſſen, wenn der Weihnachtsengel umgeht? Da gleich der fünf- bis ſechsjährige Burſche, denn doch ein bißchen verlegen, wenn auch an der Hand des Vaters. Aber die Verlegenheit weicht, als er nun aus der Taſche ſeinen ganzen Geldvorrat herausholt und mit einer Art trotzigen Stolzes 1 Rubel 80 Kopeken auf den Tiſch hinlegt. Daß dies ſehr, ſehr viel Geld ſein muß, das rechnet ſich der kleine Patron an den Opfern und Entbehrungen ab, die er ſich herzhaft und mit viel Selbſtüberwindung auferlegt, um all die Silberſtücke zu erwerben. Sind es doch lauter um des Chriſtbaumes der armen Verwundeten willen nicht genoſſene und dafür in Geld verwandelte Zuckerkuchen, die er ja ſo ſehr liebt. Ganz allein hat er auch nicht ſo viel zuſammengebracht. Das vierjährige Schweſterchen, die „truhartige“ Editha, hat ihm treulich geholfen, als ihr der Bruder vom Kriege und den Verwundeten erzählte, und hat mit ihm wacker Zuckerkuchen verſchmäht, bis die gewaltige Summe im Schweiße des Angeſichtes, oder ſagen wir lieber des Magens zuſammengekommen war.

Da erſcheinen ein paar kleine Trabanten, die ihren Sparpfennig gleich in Weihnachtsware umgewandelt. Der eine hat ſich mit Theepaketen beladen, der andere hat Zucker eingekauft; die Schweſter zu Hauſe hat die Pakete hübſch mit einem roſa Band umwunden, wie es ſich für Weihnachtsſachen geziemt. Die von ihrer Wißbegierde zur Herzhaftigkeit angeſtachelten Burſchen begehren nun auch für ihre ſchönen Sachen vom Onkel Paſtor Gegengaben, wenn auch nur in Geſtalt von Antworten auf ſehr wichtige Fragen. „Wird der Weihnachtsbaum mitten auf dem Schlachtfelde aufgeſtellt? Werden die Türken wohl danach ſchießen, wenn alle Lichter am Weihnachtsbaume brennen? Aber wenn dann die Kugeln fliegen, dann können ja unſere Soldaten ihre Weihnachtsgeſchenke nicht vom Baume nehmen, oder am Ende gar nehmen ſie ſich die Türken?“ Und ſie drückten ihren Zucker und Thee krampfhaft an die Bruſt, als ob ſchon eine begehrliche Türkenhand ſich danach ausſtreckte. Andere Sorge hat das liebe, kleine Mädchen dort. Mit der einen Hand die Mutter feſthaltend, mit der anderen ſeine Weihnachtspakete, ſo wandert es von Zimmer zu Zimmer, achtet nicht auf die vielen fremden Leute; all das bunte, wirre Treiben feſſelt das große Kinderauge nicht. Das ſucht und ſucht, und als es alle Räume durchzogen und durchſucht hat, da wird das Kind traurig: „Aber Mama, ich ſehe ja die Verwundeten gar nicht, und du haſt doch geſagt, mein erſparter Zucker ſei für dem Paſtor ſeine Verwundeten!“ Die liebe Kleine wollte ſich nicht tröſten laſſen, keine Verwundeten zu Geſicht zu bekommen, und ihre rege Einbildungskraft hatte ſich doch ein wunderbares, geheimnisvolles Bild von Soldaten zuſammengewoben, die auf Befehl des Kaiſers wider die böſen Türken ziehen und nun bluten und ſich gar totſchießen laſſen müſſen und die womöglich alleſamt nun beim Onkel Paſtor zu ſehen ſind.

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelſprache kund, Vogelſprache kund,
Wie Salomo!

Wir kehren noch einen Augenblick in das Studierzimmer des Paſtors zurück, in den Tagen ein Taubenſchlag gar ſeltſamer und doch lockender Art. Da kommt ein kräftiger Burſche in ſeinem Sonntagsſtaate, ein Droſchkenkutſcher, der ſich breit und dennoch ehrfürchtig und beſcheiden an der Thüre aufpflanzt. „Sind Sie der Weihnachtspaſtor?“ Nun meinetwegen um der Sache willen denn auch dieſe etwas abſonderliche Bezeichnung. „Ja, der bin ich!“ — „Verzeihen Eure Ehrwürden, aber nehmen Sie, bitte, auch meine Gabe für den Weihnachtsbaum unſerer Brüder im Kriege!“ Bedächtig öffnet er den Packen und langt ein paar friſche Halstücher in gar grellen Farben, ſogar ſchon mit Schlachtenbildern bedruckt, heraus, dann mehrere Päckchen Thee, etwas Pfefferkuchen, 160 Cigaretten in ſechzehn Paketchen, deren blaue Umhüllung dem Kenner zuruft, daß ſie aus Menſchenliebe extra muros geraucht ſein wollen, und dennoch, es that einem in dieſem Augenblick leid, kein Raucher zu ſein; denn wenn die Fröhlichkeit des Gebers an der Gabe haftet, dann muß der Wohlgeruch dieſer Cigaretten wie der einer koſtbaren Havannacigarre geweſen ſein. — Dem Droſchkenkutſcher folgt eine ſchlichte ruſſiſche Händlersfrau, fragt recht verlegen, ob denn auch Ruſſen bei dem Weihnachtsbaume ſich beteiligen dürften, und überreicht dann, noch immer verlegen und mit einer Thräne im Auge, drei Rubel. „Alle ihre Freundinnen in den Marktbuden ſeien ſo gerührt geweſen, als ſie erfahren, daß die deutſchen Paſtoren den ruſſiſchen Soldaten, die doch gar nicht zu ihrer Kirche gehörten, einen Weihnachtsbaum ſchmücken wollten. Sie hätten zwar nicht viel Geld, der Paſtor möchte verzeihen; aber ſie gäben es gern.“ — Und die andere Frau, die ihrem Beitrage einen weiteren Rubel mit den Worten zufügte: „Als ich bei Ihnen, Herr Paſtor, eben anfuhr, fragte der Kutſcher, ob das die deutſche Kirche wäre, in welcher man für die ruſſiſchen Soldaten im Felde einen Weihnachtsbaum zurüſte. Als ich es bejahte, holte er einen Rubel hervor und bat mich, ihn dem Paſtor einzuhändigen; aber ohne Namennennung; Christa radi (um Chriſti Willen) gebe er ihn.“

Es iſt ein gefährliches Ding, die Geiſter von damals in der Erinnerung wieder zu wecken. Man kommt von ihnen in holdem Gedenken nicht wieder los, und immer wieder tönt es aus dem lichten Haufen wie ein leiſer Vorwurf: Und haſt du mich vergeſſen? Und willſt du die genoſſene Freude, die wir dir einſt bereitet, ſo ganz allein genießen und nichts davon berichten, wie in ſolchen Hochtagen und im heiligen Lichterglanz der fröhlichen, ſeligen Weihnachten die ſonſtigen Unterſchiede und Trennungspunkte nun auch zwiſchen den einzelnen Völkern und zwiſchen den einzelnen Kirchen erbleichen und in dem Sonnenlichte des Einen Hirten die gemeinſamen Liebeszüge der Einen Herde in greifbare Nähe treten?

Und doch muß ein Ende gemacht werden, ſo ſchwer es dem dankbar bewegten Gemüt auch heute noch fällt. Mag es der ruſſiſche Kaufmann machen mit ſeinem langen, zugeknöpften Rocke, mit ſeinem in der Mitte geſcheitelten Haupthaar, ſeinem auf die breite Bruſt herabfallenden Vollbart. Recht behäbig nahm er im Seſſel Platz; viel Gehens und Bewegens ſchien nicht mehr ſeine Sache. „Ob auch er ein Scherflein beitragen dürfe?“ — „Gewiß!“ Aber die Hand zögerte, die Brieftaſche zu holen; ſtatt deſſen viel Lob über die deutſchen Paſtoren und über die hübſche Sitte des Weihnachtsbaumes, den er ſchon ſeit Jahren auch in ſeine Familie verpflanzt. Und das alles in einer gemütlichen Breite, die in ihrer Harmloſigkeit noch keine Ahnung von der Wahrheit des Wortes hatte, daß Zeit Geld ſei, ach und dem armen Paſtor galten in den Tagen die Minuten Stunden! Endlich nun gar die Frage, ob der Paſtor ihn begleiten wolle, zu Hauſe das Geld in Empfang zu nehmen. Die Zumutung wirkte in dem Augenblicke ſo komiſch, daß der Paſtor ſich ihr fügte; für vielleicht drei Rubel, wie er nach dem Ausſehen des Mannes berechnete, eine ſtundenlange Fahrt durch die Stadt! Das Gefährt hielt vor einem Bankhauſe. Nach einer Weile kam der ſeltſame Geber wieder heraus und überreichte unter ehrerbietigem Grüßen und Verbeugen dem Paſtor eine verſchloſſene Briefhülle. Dem Gefühle nach mußte ſie denn doch mehrere Dreirubelſcheine enthalten. Als der Paſtor daheim die Hülle öffnete, fanden ſich fünfzig „Regenbogenſcheine“ darin (es ſind die bekannten, vorzüglich in Regenbogenfarben ausgeführten Hundertrubelſcheine, dem urſprünglichen Werte nach alſo etwa 16 000 Mark). Kein Schein des Empfanges wurde verlangt; bis zur Stunde iſt der Geber unbekannt geblieben. Dem ruſſiſchen Kaufmanne genügte es vollkommen, mit warmer Hand dem deutſchen evangeliſchen Prediger ſein „Scherflein“ für den Weihnachtsbaum der Kranken und Verwundeten an der Donau übergeben zu haben.

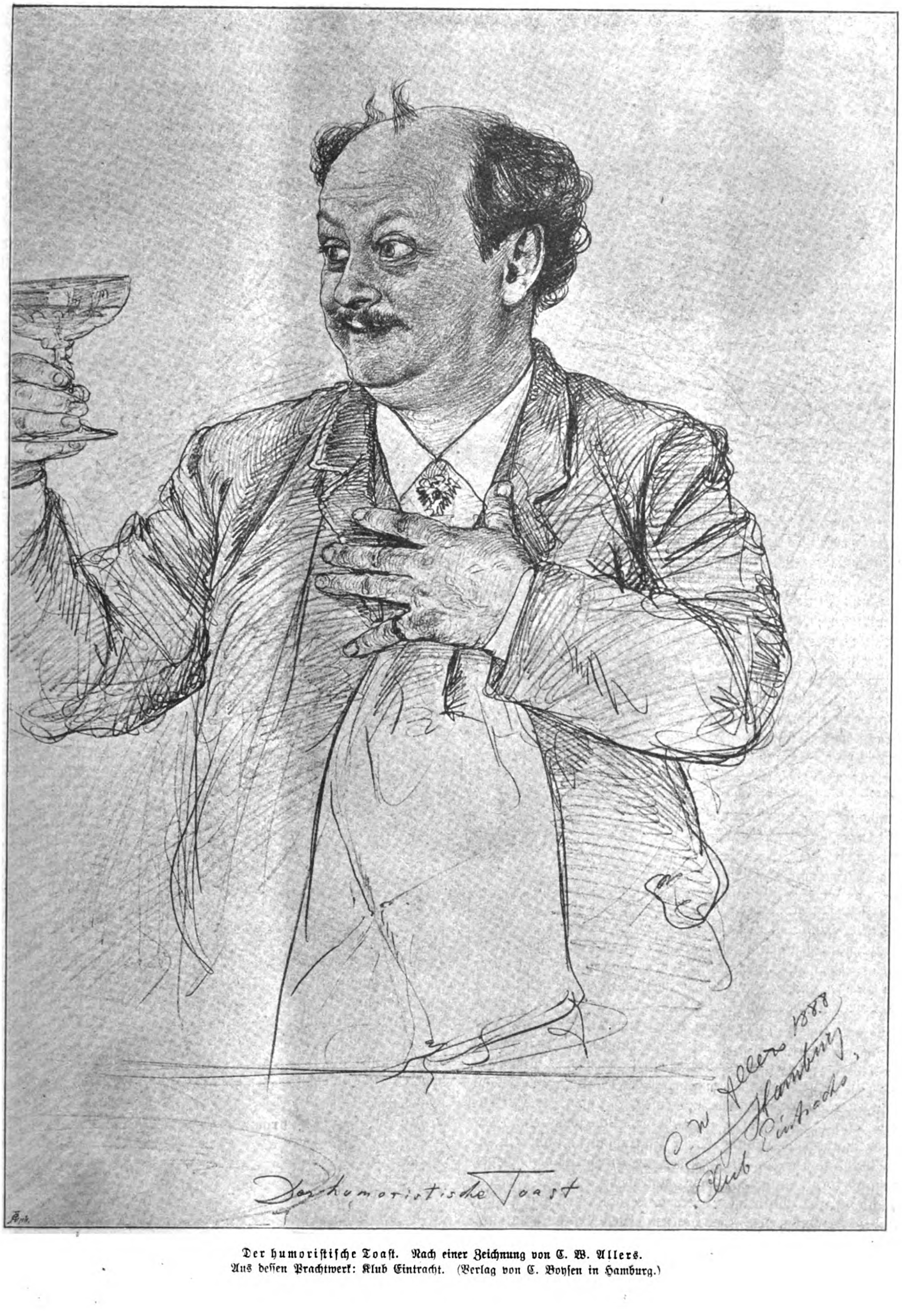
Am 3. Dezember war alles ſoweit fertiggeſtellt, daß die „Weihnachtskolonne“ unter ihrem Führer, dem wackeren, unermüdlichen Diakonen von Schubert von Petersburg aufbrechen konnte: drei Diakonen, ebenſoviele Diakoniſſen, ein ſehr anſtelliger ruſſiſcher Arbeitsmann und die Warenſendung in 747 Kiſten verpackt, für welche der Miniſter ſechs Eiſenbahnwagen bis zum Endpunkte des Schienenweges, dort an der Donau gegenüber Ruſtſchuk in Giurgewo, unentgeltlich zur Verfügung geſtellt hatte und zwar mit dem Befehl beſchleunigter Beförderung. Ein Weg von über 3000 Kilometer, dazu mitten im Winter und die einzige Zugangslinie der Armee zum Kriegsſchauplatze: wahrlich kein geringes Unternehmen! Wir müſſen darauf verzichten, die Mühſale, Irrfahrten und ſchier unglaublichen Abenteuer der wackeren Kolonne zu ſchildern, ſo reiche und feſſelnde Skizzen auch von Beſchwerniſſen, von Geduldsprüfungen, von launigen Zwiſchenfällen die vorliegenden Tagebücher bieten. Endlich, endlich am 1. Januar iſt die Sendung in Giurgewo eingetroffen. Für die letzten 70 Kilometer hatte der Güterzug dreimal 24 Stunden gebraucht; die Begleitung in einem Viehwagen eingepfercht, der voll Karboldünſte war; denn er hatte unmittelbar zuvor einem Transport Typhuskranker gedient. Die furchtbare Seuche wütete mit verheerender Gewalt in den zahlreichen umliegenden Barackenkrankenhäuſern. Auf 127 Laſtfuhrwerken ging die Warenladung von dieſer Endſtation weiter landeinwärts auf völlig ausgenutztem, bald aufgeweichtem, bald auch gefrorenem Steppenweg nach Zimnitza gegenüber Siſtowa. Nur 60 Kilometer; aber ſie mußten Schritt für Schritt zurückgelegt werden bei einer unterwegs ausbrechenden Kälte von 10° R. Neuer Aufenthalt am linken Donauufer. Am 8. Januar gelangt ein ſtarker Eisgang auf dem breiten Strome zum Stehen; aber es ſind nur drei Schlitten aufzutreiben. 16 Kolli können noch mit großer Gefahr über die gebrechliche Eisdecke geſchafft werden. Anderen Tages tritt Tauwetter ein; General Richter verweigert wegen der großen Gefahr die bereits zugeſagten Armeeſchlitten nebſt Begleitmannſchaft. Es gilt einen raſchen und waghalſigen Entſchluß. Für 2500 Frank macht der Führer Taglöhner willig, mit Zurücklaſſung der 87 ſchwerſten Kolli den „Weihnachtsbaum“ mit größter Lebensgefahr über die ſchwankende, morſche Eisdecke zu tragen. Es gelingt und damit auch die andere große Wohlthat, den frierenden, hungernden Verwundeten drüben noch rechtzeitig die großen Vorräte auszuteilen.

Auch darauf müſſen wir verzichten, unſerm thatkräftigen Kolonnenführer nun auf all ſeinen Wegen das Geleite zu geben, wo er in den verſchiedenſten Hoſpitälern, ja ſelbſt bis hinauf in die eisſtarrenden, ſchier unzugänglichen Höhen des Schipkapaſſes die erſehnte Weihnachtsgabe brachte, ein Segen für die Leidenden in jenen Tagen dort an der Donau, der alle überſtandene Mühſal reichlichſt überwog und einen breiten und tiefen Strom herzlichſter Dankbarkeit von Tauſenden und Tauſenden für „das Mütterchen Rußland“ entfeſſelte, das ſeiner kranken und verwundeten Söhne ſo liebevoll gedachte. Mehr als 9000 Soldaten konnten mit Weihnachtsgaben bedacht werden. Wir wenden uns allein dem Weihnachtsbaume in der Moſchee zu.

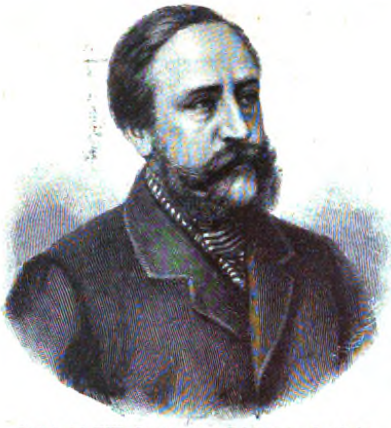
Fürſt Tſcherkaski hatte dem Petersburger Paſtor, der im Juni bereits mit unbeſchränkter Vollmacht auf den Kriegsſchauplatz geeilt war und die eben durch den Donauübergang den Türken entriſſene Bulgarenſtadt Siſtowa in raſchem Zugreifen zur Anlage eines evangeliſchen Kriegslazaretts auserwählt hatte, Tſcherkaski hatte dem Paſtor die perſönliche Schenkungsurkunde über alle Häuſer in der eroberten Stadt ausgeſtellt, die er für ſein Hoſpital geeignet halten würde. Die ſeltſame Urkunde ſeines Häuſerreichtums in partibus infidelium hat er der Kurioſität halber wohl aufbewahrt; die gegenwärtigen Inhaber der Häuſer ahnen wohl nicht, daß und wer ihr Kollege des Eigentums iſt. Darunter war auch eine Moſchee. Anfänglich wurde ſie als Niederlage für unſere Warenvorräte benutzt, bald aber ſchon, als die Kranken und Verwundeten ſich mehrten, in eine ſehr geeignete Pflegeſtätte chriſtlichen Liebesſchaffens umgewandelt. Die unteren Fenſter wurden im einbrechenden Herbſt mit Brettern vernagelt, die Kranken vor Zugluft zu ſchützen; eine obere Fenſterreihe bot genügend Licht und Luft. Auf beiden Seiten des breiten Mittelganges waren Doppelreihen von Betten aufgeſtellt. Die Hauptwand gegenüber dem Eingange bewahrt ihre Merkmale und Erkennungszeichen, daß wir uns in einer Moſchee befinden; in roher Darſtellung die dürftigen Verzierungen der allein zuläſſigen, immer wiederkehrenden Blattranken, eine ins Unendliche fortſpielende Arabeske mit kaum zu entzifferndem Sinn und Bedeutung. In der Mitte der Wand die Kiblah, die Niſche, welche dem betenden Moslem die Richtung nach Mekka angibt. In dieſem Raume ſtand nun ein hohes, hölzernes Kreuz; in der Vierung der Querarme hing ein von der Kaiſerin geſchenktes Bild, Chriſtum darſtellend, mit der Hand auf die Stelle in einer aufgeſchlagenen Bibel weiſend: ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet. Die Moſchee und ihre gegenwärtige Verwendung war allen Inſaſſen der ſchönſte Thatbeweis, daß dieſes Herrengebot hier lebendig geworden. Vor dem Kreuze ſtand ein Feldtiſch, auf dem nun der Weihnachtsbaum im Schirm und Schutz des Kreuzes aufgepflanzt ward.

Es war im November, als unſer Poſtillon die Zeitungen mit der erſtaunlichen Kunde von dem geplanten Weihnachtsbaum den Leidenden in der Moſchee brachte. Ein Prachtexemplar von einem Briefträger, findig und vielſeitig, als ob er eine lange Schulung unter Stephan durchgemacht hätte und nun zeigen wollte, daß er die erworbene Leiſtungskraft noch über Stephan hinaus bethätigen wolle; an Einfluß und Macht ſtand er ihm auf ſeinem Gebiete wohl gleich. Denn er war da alles in allem. Ein Poſtgaul war angeſchafft; unſer Poſtmeiſter hat ihn zu füttern, den Stall in Ordnung zu halten, zu wachen, daß die Roſinante nicht als Kriegsbeute entführt werde. Die Fütterung iſt kein leichtes Ding, wenn in ganz Siſtowa kein Heu oder Hafer aufzutreiben iſt oder nur zu Preiſen, als ob ſie aus der Apotheke zu beziehen wären. Als Fuhrwerker und Kutſcher iſt ihm in einer etwas ſeltſamen Dienſtanhäufung, in welche er ſich aber als wackerer Deutſcher, ſobald er einen leidlichen Kauſalnexus herausgetüftelt, willig gefügt, die allſeitige Verwaltung der Leichenkammer übertragen. Als dieſer Verwalter kommt ihm zu, die nicht wenigen Leichen des Lazaretts zu waſchen, einzukleiden, in der bulgariſchen Kirche für die Beerdigung zu ſorgen und dem Verſtorbenen weit draußen auf dem Friedhofe ein ehrliches Grab zu verſchaffen und die Überführung mit ſeinem Gaul und Karren auszuführen. Nach ein paar Wochen hatte ſich ſein Ruf weithin verbreitet; allüberallhin wurde er verlangt, hier einem im aufgeweichten Schmutze der Straße eingeſunkenen Pferde auf die Beine zu helfen, da einen zerbrochenen Wagen leidlich wiederherzuſtellen. Und das alles als Nebenamt! Mehrmals in der Woche wurde der Poſtgaul beſtiegen und dann ging es auf weitem Umwege über die Schiffbrücke nach Zimnitza, die Feldpoſt abzuholen; als das Eis ſich ein wenig ſtellte, waren es lebensgefährliche Übergänge, die der pflichttreue, waghalſige Poſtillon zurücklegte, oft von der früheinbrechenden Nacht bedenklich überraſcht. Im kaiſerlichen Poſtkontor hatte er ſich unter ſeinen „Herren Kollegen“ ſoviel Anſehen erworben, daß ſie ihn willig in den gewaltigen Poſtbeuteln herumwühlen ließen, ſelbſt auszuſuchen, was für unſer Hoſpital beſtimmt war. So konnten wenigſtens dieſe unſere Inſaſſen ſicher ſein, die ihnen beſtimmten Sendungen richtig zu erhalten.

(Schluß folgt.)


Der humoristische Toast
C. W. Allers 1888
Hamburg
Club Eintracht.

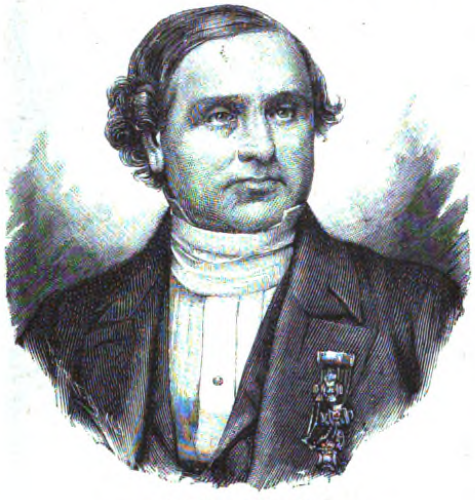
Der humoriſtiſche Toaſt. Nach einer Zeichnung von C. W. Allers.
Aus deſſen Prachtwerk: Klub Eintracht. (Verlag von C. Boyſen in Hamburg.)



Friedrich VIII, Herzog von Schleswig-Holſtein.
Nach der Lithographie von C. Fiſcher.

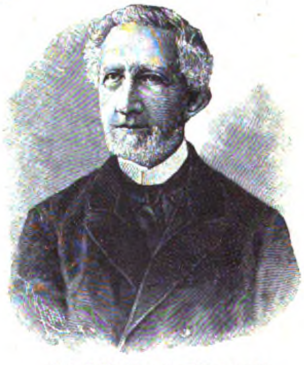
## Das Buch vom Kaiſer Wilhelm.*)

Für eine eingehende hiſtoriſche Darſtellung des Lebens Kaiſer Wilhelms I iſt die Zeit gewiß nicht eher gekommen, als bis die amtlichen Archive ſich öffnen und die darin enthaltenen Dokumente ſeiner Regierungszeit den Geſchichtſchreibern preisgegeben werden. Bis dahin mag es noch gute Weile haben. Aber eine eingehende populäre Darſtellung ſeines Lebens und Wirkens konnte nicht früh genug geſchrieben werden; ſie war ein unabweisbares Bedürfnis, das ſich nur ſo lange zurückdrängen ließ, als es die Rückſicht auf eine ſorgfältige Behandlung des Stoffes erforderte. „Das Buch vom Kaiſer Wilhelm,“ ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und Zeitgenoſſen, dargeſtellt von Friedrich Adami, deſſen erſter, die Jugendjahre Kaiſer Wilhelms umfaſſender Band vor einem Jahre von der Verlagshandlung Velhagen & Klaſing ausgegeben wurde, liegt jetzt mit dem ſoeben erſchienenen zweiten Bande abgeſchloſſen vor uns. Nach dem erſten Bande mochte es manchem zweifelhaft erſcheinen, ob es möglich ſein werde, das große Unternehmen in zwei Bänden zu Ende zu führen; aber wenn dieſer zweite Teil auch etwas umfangreicher ausgefallen iſt als der vorhergehende, ſo ſind doch die geſteckten Grenzen nicht überſchritten worden. Die Darſtellung iſt vielleicht, und zum Vorteil des Ganzen, eine etwas gedrungenere geworden; aber ein volles Erfaſſen der Perſönlichkeit Kaiſer Wilhelms I iſt nicht möglich ohne eine eingehende Vergegenwärtigung ſeiner Jugendjahre, nicht einmal ohne Rückblicke auf das Preußen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. So iſt es wohl motiviert, daß die Jugendgeſchichte Kaiſer Wilhelms I einen verhältnismäßig großen Teil des Geſamtwerkes, den ganzen erſten Band, einnimmt. In dem ganzen wunderreichen Leben Kaiſer Wilhelms iſt nichts ſo wunderbar, wie die Ergänzung, welche ſeine Jugendjahre durch ſein Greiſenalter fanden, — durch Gottes Fügung, wie er ſelbſt bis an ſeinen Tod demütig bezeugte. Wer das Wunder dieſes Lebens ganz verſtehen will, der muß ſich in die erſten Jugendjahre Kaiſer Wilhelms gerade ſo hinein vertiefen, wie in die Zeiten, da er als Heerführer an der Spitze ſeiner Armee in Feindesland zog, da er als Kaiſer wiederkehrte und in Frieden herrſchte, ſeinem Volke ein Vater.



Hofrat Louis Schneider,
Nach einer Lithographie aus den fünfziger Jahren.

Es iſt immer als eine der größten Eigenſchaften Kaiſer Wilhelms angeſehen worden, daß er die rechten Männer zu erkennen vermochte und ſie mit ſeinem unbedingten Vertrauen ſtützte. Dieſe Eigenſchaft bethätigte er ſchon wenige Tage, nachdem er für den erkrankten Bruder die Regentſchaft übernommen hatte. Hatte er, ſolange die Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV noch eine Wendung zum Beſſeren möglich erſcheinen ließ, es für ſeine Pflicht gehalten, im Sinne ſeines Bruders zu regieren, ſo ſchlug er von dem Augenblicke an, wo eine ſolche Möglichkeit nicht mehr vorhanden war, und er am 26. Oktober 1858 den Eid auf die Verfaſſung geleiſtet hatte, ſelbſtändige Wege ein. Schon am 4. Oktober betraute er den Fürſten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen mit der Neubildung des Miniſteriums. Der Fürſt, der mit dem Präſidium desſelben betraut wurde, galt allgemein als freimütiger Charakter, als ein hochgebildeter, vielſeitig erfahrener, klar urteilender Mann, und als ſolcher bewährte er ſich in ſeiner Stellung. Sein Stellvertreter wurde Rudolf von Auerswald, Miniſter des Innern Eduard von Flottwell, Kultusminiſter von Bethmann-Hollweg, Kriegsminiſter General von Bonin, Finanzminiſter Freiherr von Patow, Miniſter der landwirtſchaftlichen Angelegenheiten Graf Pückler, das Portefeuille der Juſtiz blieb in den Händen des Dr. Simons, dasjenige des Handels bei Auguſt von der Heydt, und das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten übernahm der Freiherr von Schleinitz, welcher ſchon einmal vor dem General von Radowitz dasſelbe Portefeuille innegehabt hatte. Bis zu ſeinem, 1885 erfolgten Tode iſt Freiherr von Schleinitz, trotz aller Wandlungen der Politik, Mitglied des Miniſteriums, von 1861 ab als Miniſter des Königlichen Hauſes, geblieben. Das waren die Männer der „neuen Ära,“ von denen man in ganz Preußen Gutes erwartete. Wie man über ſie im Auslande urteilte, geht vielleicht am beſten aus einem Briefe des Prinz-Gemahls Albert hervor, der dem Miniſterium kein höheres Lob auszuſtellen vermochte als in den Worten, die er ſeinem Freunde, dem Prinz-Regenten von Preußen, ſchrieb: „Dein Miniſterium iſt in der That eines von Ehrenmännern, es wird die Achtung des In- und Auslandes genießen, und Du wirſt mit Recht für die Ruhe und den Mut bewundert,

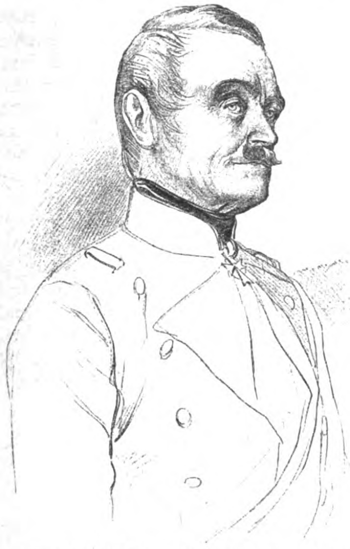


Geh. Kabinettsrat v. Wilmowski.

---

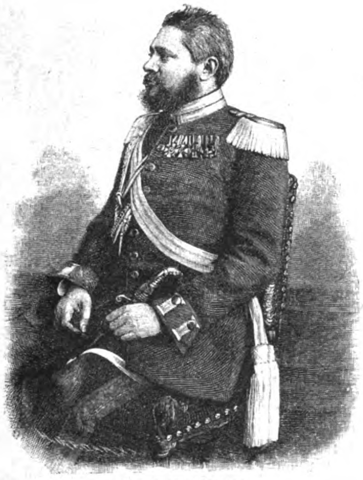
*) Das Buch vom Kaiſer Wilhelm. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und Zeitgenoſſen, dargeſtellt von Friedrich Adami. Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig. 2 reich illuſtrierte Bände in feinen Geſchenkeinbänden Preis 17 Mk.

mit welchem Du das, was Du als Recht und zum Beſten Deines Landes erkannt hatteſt, durchzuführen gewußt haſt.“ Als eine Revolution vom Throne aus, ohne Bombaſt, ohne Verſprechungen, ohne Nebenabſicht, bezeichnete Prinz Albert gleichzeitig die Wahl des Miniſteriums in einem Schreiben an ſeinen Bruder, den Herzog Ernſt von Koburg-Gotha, und dieſer letztere ſagt im beſonderen von dem Miniſterpräſidenten Fürſten von Hohenzollern: „Es wäre unmöglich geweſen, für das neue Miniſterium einen anderen Namen zu finden, als den des ehrenhaften, patriotiſchen und wahrhaft gebildeten Fürſten von Hohenzollern, welcher beſſere Hoffnungen und größere Garantieen einer gedeihlichen Entwickelung der preußiſchen ſowie der allgemeinen deutſchen Verhältniſſe zu geben vermocht hätte.“ Aber alle dieſe Männer der „neuen Ära“ wie diejenigen, welche ſpäter an ihre Stelle traten, waren immer nur die geeigneten Werkzeuge, den Willen des Prinz-Regenten, des Königs und des Kaiſers auszuführen; einen perſönlichen Einfluß in dem Sinne, daß er ſeine eignen, denen des Herrſchers widerſtrebenden Ideen hätte zur Geltung bringen können, hat niemand von ihnen ausgeübt. So wenig war Kaiſer Wilhelm ſolchen perſönlichen Einflüſſen zugänglich, daß Fürſt Karl Anton von Hohenzollern, der ſich bis an ſein Lebensende der Freundſchaft des Kaiſers rühmen durfte, einem vor Jahren vielgenannten Herrn, dem er wohlwollte und der ihn gebeten hatte, ein Geſuch dem Kaiſer zu übermitteln, antworten konnte, er thäte es gern, aber er halte es für geratener, dasſelbe auf dem Dienſtwege an Se. Majeſtät gelangen zu laſſen. Wie alles Kaiſer Wilhelms eigenſter Initiative entſprang, wenn auch der Herrſcher die Verdienſte anderer um die Würdigung ſeiner Pläne voll zu würdigen und dankbar anzuerkennen wußte, beweiſt vor allem die Reorganiſation der Armee, die ganz ſein Werk war, deſſen Ausführung und Vertretung er in die geeigneten Hände gelegt hatte. Ein Schreiben des ſpäteren Generalfeldmarſchalls von Manteuffel an den Hofrat Schneider, den eine Vertrauensſtellung einnehmenden Vorleſer Kaiſer Wilhelms, bezeugt das auf das ſchlagendſte. „Nur ein General,“ ſchreibt Manteuffel, „der dadurch die Armee ſo genau kannte, daß er ſeit vierzig Jahren in allen Kommiſſionen über Armee-Angelegenheiten geſeſſen oder ihnen präſidiert hatte, der dabei ein Provinzial-Armeekorps kommandiert hatte, konnte die mobil gemachte Armee ſo in den Friedenszuſtand zurückführen, daß in dieſer Zurückführung der Grund zur Reorganiſation gelegt wurde, in welcher die Armee den Feind 1866 geſchlagen hat. Dieſer General nun war der König oder vielmehr der Prinz-Regent im Sommer 1859. Von Babelsberg aus ſchrieb der Prinz-Regent ganz allein, ohne Vortrag und ohne daß das Kriegsminiſterium in dieſen Gedanken eingeweiht oder eingegangen war, den Befehl nieder, nach welchem die Demobilmachung der Armee erfolgen und die mobil gemachten Korps mit den noch nicht mobil gemachten in Einklang gebracht werden ſollten. Es iſt das klarſte, meiſterhafteſte, was ich je geleſen, und der König hat ſich hier ein Denkmal geſetzt, das nicht in den Akten bleiben darf. Der Prinz-Regent ſchickte mir, auf Konzeptpapier über den ganzen Bogen vier Seiten voll geſchrieben, dieſen Organiſationsbefehl. Ich nehme ſonſt gern von ſolchen, von Sr. Majeſtät dem Könige für die Miniſter geſchriebenen Sachen Abſchrift für die Kabinettsakten; bei dieſem langen Befehl war es der Eile wegen und aus anderen Gründen nicht möglich, und ich ſchickte den Befehl brühwarm, wie er war, an den Kriegsminiſter von Bonin.“



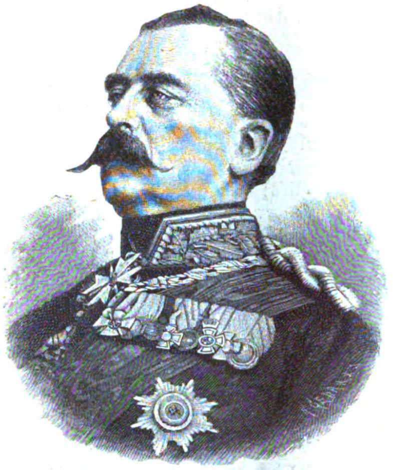
Generalfeldmarſchall Graf von Wrangel.
Nach der Natur gezeichnet von F. Dietz. 1848.

Der hier erwähnte Entwurf einer Armeereorganiſation iſt ſpäter durch den Kaiſer ſelbſt dem Hofrat Schneider zugänglich gemacht und in deſſen bekanntem Werke „Aus dem Leben Kaiſer Wilhelms“ veröffentlicht worden. In dieſem Buche findet man auch zahlreiche Beweiſe dafür, daß es den Kaiſer auf das peinlichſte berührte, wenn er glaubte, daß das Verdienſt irgend eines ſeiner Mitarbeiter von der Öffentlichkeit nicht genügend anerkannt worden ſei. Dankbarkeit und Anhänglichkeit gehörten zu den ſchönſten rein menſchlichen Tugenden des Herrſchers. Daher geſchah es, daß in ſeiner nächſten Umgebung, in ſeinem Haushalt, möchte man ſagen, der mit dem Gange der Politik nichts zu thun hatte, faſt niemals ein Wechſel eintrat. Fürſt Anton Radziwill und Graf Lehndorf ſind viele, viele Jahre hindurch als Generaladjutanten faſt ſtändig ſeine Begleiter geweſen, ſein Generalarzt Dr. von Lauer war bis zu dem Abſcheiden des Monarchen der ärztliche Berater, dem er das meiſte Vertrauen entgegenbrachte, zwei Generationen der Familie Bork führten nacheinander des Kaiſers Korreſpondenz, die beiden Chefs des Militär- und des Civilkabinetts, General von Albedyll und Geh. Kabinettsrat von Wilmowski, der Generalintendant der Königlichen Schauſpiele, Exzellenz von Hülſen, Graf Perponcher, der Oberhof- und Hausmarſchall, und viele, viele andere waren durch lange Dienſtjahre in täglichem Verkehr mit dem Monarchen. Ihre Porträts durften in einem Buche nicht fehlen, das, wie Adamis Buch vom Kaiſer Wilhelm, ein nach allen Richtungen abgerundetes Bild ſeines Lebens geben will.



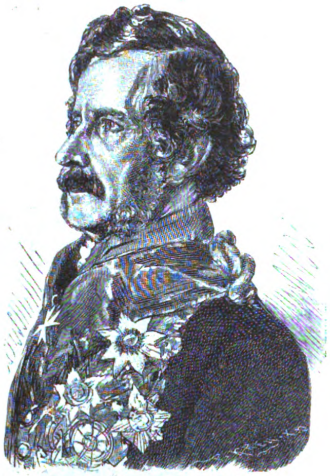
Fürſt Radziwill.

Über die täglichen Gewohnheiten Kaiſer Wilhelms I in ſeinen letzten Lebensjahren finden wir in dem Buche, das in der That Prachtwerk und Volksbuch zugleich iſt, folgende anſchauliche Schilderung: „In den letzten Jahren erhob ſich der Monarch, den dringenden Bitten der Ärzte folgend, etwas ſpäter denn ehedem, zwiſchen 8 und $^1/_2$9 Uhr von ſeinem ſchlichten eiſernen Feldbett. Einer der beiden Leibdiener war ihm bei der Toilette behilflich, das Anziehen mußte ſchnell und präziſe vor ſich gehen. Der Kaiſer wuſch ſich mit einem großen Schwamm, — damit er ſich dabei die Stiefel, Schlafſchuhe trug er niemals, und die Beinkleider nicht befleckte, ließ er ſich eine bis zu den Füßen herabreichende weiße Schürze umbinden. Als Parfüm benutzte er nur das feinſte Kölner Waſſer. Der

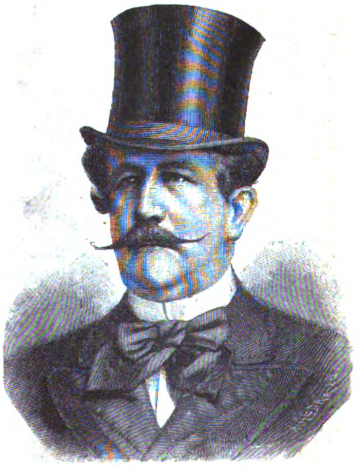


Fürſt Anton von Hohenzollern.

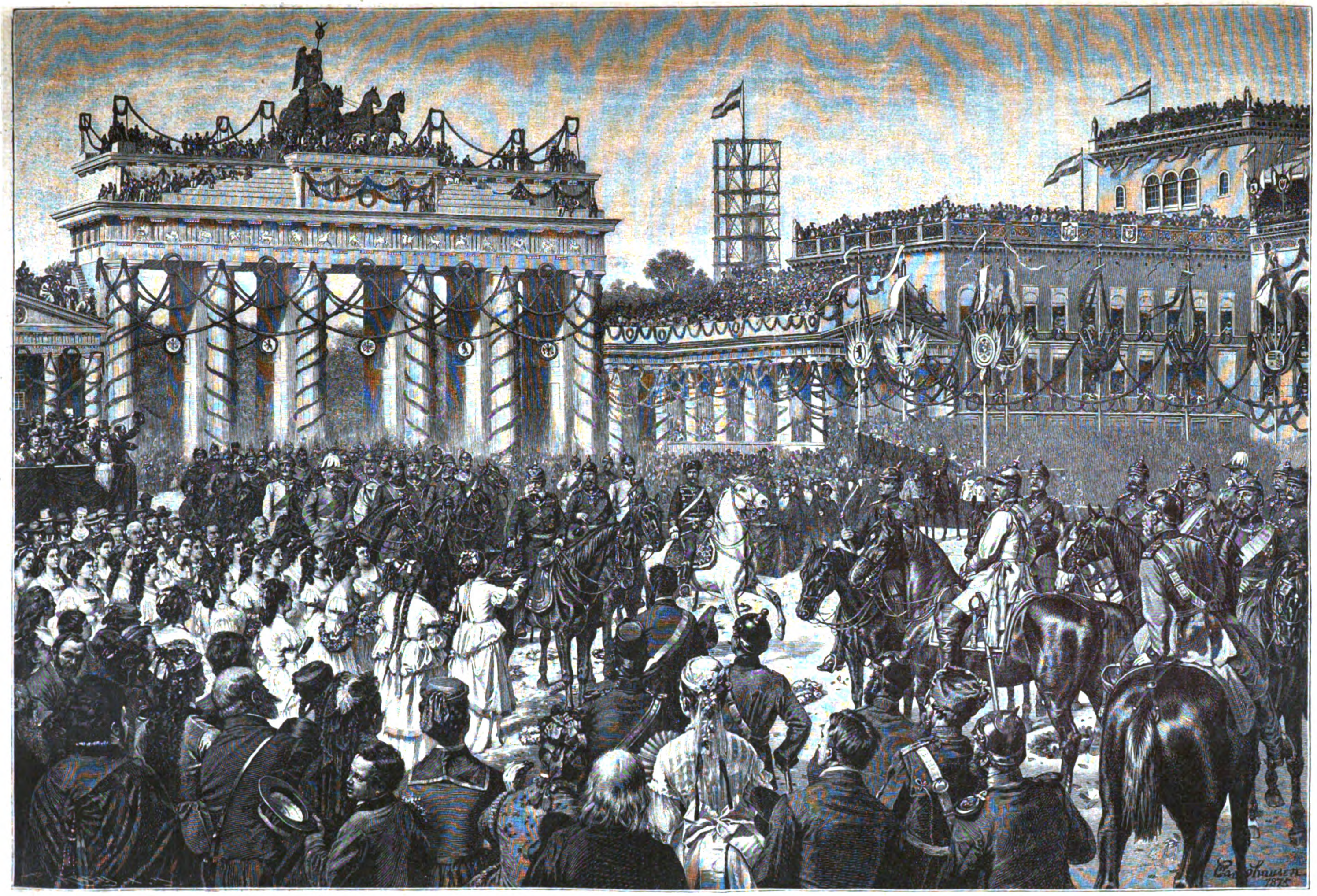
Barbier, der jeden Morgen kam, mußte ſich häufig unverrichteter Sache wieder entfernen, Bart und Stirnlocke ſtutzte ſich der Kaiſer, wenn nötig, ſelbſt ab. Kurz vor 9 Uhr nahm er im Bibliothekzimmer den Thee und überflog dabei regelmäßig die hier aufgehangenen Zettel aller Berliner Theater. Dann trat er ſofort ins Arbeitszimmer, woſelbſt die Mappen der verſchiedenen Behörden ſchon bereitliegen mußten. Bei kouvertierten Berichten benutzte er ſtets die alten Kouverts zum zweitenmal und ſiegelte ſie eigenhändig zu. Briefe, welche nicht aufbewahrt werden ſollten, zerriß er bis auf das kleinſte Stückchen. Bekannt iſt, wie ſehr der Herrſcher ſeine Kleidungsſtücke ſchonte, und wie ſchwer er zu bewegen war, ein gebrauchtes, ihm liebgewordenes Stück abzulegen; die Garderobiers hatten oft ihre kleinen Nöte, ihn zu Neuanſchaffungen zu bewegen. So benutzte er z. B. mit Vorliebe kleine weiße Taſchentücher mit einem geſtickten W und einer Krone, die er noch von der Königin Luiſe erhalten hatte. Vom Zahn der Zeit angenagt, mußten dieſelben ſtets wieder ſorgfältig ausgebeſſert werden. Alles, was von der teuren Mutter ſtammte, hielt er hoch und heilig: einen kleinen, aus ihrem Haar gefertigten Ring legte er nie ab und war tief unglücklich, als derſelbe ihm einmal vom Finger gefallen und nicht gleich wiederzufinden war. Das zweite Frühſtück beſtand aus etwas kaltem Aufſchnitt und im letzten Jahrzehnt anſtatt eines Glaſes Moſelwein aus einem Glaſe Champagner. Das Mittagsmahl, deſſen Speiſekarte von den Ärzten zuſammengeſtellt wurde, ehe ſie zur Vorlage kam, mußte einfach ſein, der Kaiſer aß gern, wie man zu ſagen pflegt: Hausmannskoſt. Sehr häufig ſpeiſte er allein; der Diener brachte die Schüſſeln, er legte ſich ſelbſt vor und klingelte, wenn er einen neuen Gang wünſchte; meiſt trank er zu Tiſch einige Gläſer mit Selterwaſſer gemiſchten Bordeaux. Nach Tiſch kam die Kaiſerin, deren im erſten Stock gelegene Gemächer durch einen Fahrſtuhl mit dem Bibliothekzimmer in Verbindung ſtanden, meiſt hinab und blieb einige Zeit im Arbeitszimmer, wobei die beiden greiſen Herrſchaften wohl auch Arm in Arm, jeder auf einen Stock geſtützt, im Zimmer umhergingen. Ein „Mittagsſchläfchen“ kannte der Kaiſer in früheren Jahren gar nicht, erſt in letzter Zeit kam es wohl vor, daß er beim Leſen der Zeitungen, wozu er ſich einer altväterlichen Stahlbrille bediente, einſchlummerte; er ſah es aber ſehr ungern, wenn es bemerkt wurde. Am Abend fuhr der Monarch ſehr gern ins Theater, wenn auch nur für kurze Zeit. Wenn er beim Fortfahren eine bequeme Feldmütze und einen Stock genommen hatte, ſo ließ er ſich bei der Rückkehr, ſobald auch nur eine Dame zum Beſuch im Palais war, ehe er ſich zur Kaiſerin begab, ſtets Helm und Degen reichen. Als der Generalintendant Graf Hochberg, der Nachfolger des dem Kaiſer ſehr naheſtehenden Herrn von Hülſen, im Opernhauſe ſogenannte Geſellſchaftsabende eingeführt hatte und der Diener dem Herrſcher zu der erſten dieſer Montagsvorſtellungen wie ſonſt Mütze und Stock reichen wollte, wies er ſie lächelnd zurück: „Gib mir Waffenrock, Helm und Degen, ich muß in Gala gehen,“ meinte er. „Graf Hochberg will es ſo.“ — Abends nahm der Monarch den Thee gern bei ſeiner Gemahlin — es wurden ihm zwei Taſſen mit Thee verſchiedener Sorte präſentiert, welche er beide koſtete, aber nur eine behielt. Dazu genoß er meiſt etwas Biskuit. War die Großherzogin von Baden, deren Gemächer im weſtlichen Teile des Palais lagen, in Berlin, ſo wurde der Thee wohl auch dort eingenommen. In den letzten Jahren jedoch richtete es die vorſorgliche Tochter gern ſo ein, daß ſie abends bei ihm weilte: ſie konnte dann leichter verhindern, daß ihr „Herzenspachen,“ wie ſie ihn vertraulich nannte, die Theeſtunde mit ihrem Geplauder zu lange ausdehnte, indem ſie Kopfſchmerzen oder Müdigkeit vorſchützte. Der Kaiſer ſchlief allein; zwei Wachskerzen und eine Öllampe, deren Schein den in halbſitzender Stellung Ruhenden nicht ſtörte, erleuchteten das Gemach. Der Schlaf war meiſt feſt, aber durch lebhafte Träume unterbrochen. Beſonders oft träumte der Kaiſer, daß er auf dem Schlachtfelde ſei, daß die Truppen zu tollkühn in das feindliche Feuer gingen und er zu ihnen hinſprengte, um ſie zurückzuhalten. Im Nebenzimmer befand ſich der dienſtthuende Kammerdiener, aber der greiſe Monarch nahm ſeine Hilfe faſt niemals in Anſpruch. Als er z. B. einmal an einer ſtarken Erkältung litt, hatte der Leibarzt einen lindernden Thee verſchrieben, der dem Patienten bei jedem Huſtenanfall verabreicht werden ſollte, und den Diener entſprechend angewieſen. Am Morgen meldete der letztere dem Arzte erfreut, daß Seine Majeſtät eine äußerſt ruhige Nacht gehabt hätten. Sehr befriedigt trat jener in das Schlafzimmer, fand den Kaiſer aber matt und — dabei die Theekanne geleert. „Ich habe viel gehuſtet und wenig geſchlafen!“ meinte der hohe Herr, und dem fragenden Blicke des Arztes folgend, ſetzte er gleich hinzu: „Den Thee habe ich genommen, aber ich mochte nicht klingeln; der alte Mann muß doch auch ſeine Nachtruhe haben, da habe ich mir den Trank ſelbſt auf der Spirituslampe gewärmt.“ — Es iſt gewiß ein beſonderer Vorzug, daß „das Buch vom Kaiſer Wilhelm“ uns in vielen ſolchen Zügen den großen Kaiſer auch



Freiherr von Schleinitz.
Aquarellſtudie von Adolf Menzel zu ſeinem Krönungsbilde.



Graf Perponcher.



Der Einzug in Berlin am 16. Juni 1871. Begrüßung des Kaiſers durch die Ehrenjungfrauen am Brandenburger Thor. Gemalt von W. Camphauſen.
Aus Adamis Buch vom Kaiſer Wilhelm. (Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

menſchlich nahe bringt. Wir können die Größe der hiſtoriſchen Perſönlichkeit ja nur dann voll erfaſſen, wenn wir uns ihre einfache und ſchlichte Menſchlichkeit vergegenwärtigen.

---

## Vom Souper und vom Thee.

### Vielleicht ſehr überflüſſige Plauderei eines alten Meergreiſes.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Wenn ich mich einen alten Meergreis nenne, ſo geſchieht das mit gutem Grunde: obwohl trotz einzelner weißer Haare noch gar nicht übermäßig in den Jahren, bin ich ſeit längerer Zeit zum Rentnertum verurteilt und fühle mich ſeither ganz zum alten Eiſen geworfen. Nicht etwa als ob ich mich nicht zu beſchäftigen wüßte — davon bin ich weit entfernt! Langeweile habe ich nie gekannt und hoffe ſie auch niemals kennen zu lernen. Nicht etwa auch, als ob ich ſcheu der Geſelligkeit aus dem Wege ginge — ich habe mich im Gegenteil kräftiger denn je in den Strudel derſelben geſtürzt, weil ich der Anregungen, die Welt und Menſchen geben, nimmer entbehren mag.

Gerade inmitten der Geſelligkeit (oder was ſich ſo nennt) ſind mir aber im Laufe der Zeit mancherlei Gedanken gekommen, die mich in Gegenſatz zu einzelnen landläufigen Anſchauungen ſetzten; ich weiß recht gut, daß man einen Mann, der etwas griesgrämig über dies und das urteilt, was die große Mehrzahl gutheißt, einen „Meergreis“ nennt. Da dem ſo iſt, will ich mich lieber ſelbſt mit dieſem neptuniſchen Ehrennamen bezeichnen, ebenſo wie ich im voraus allen denen feierlich recht gebe, die mich einſeitig ſchelten werden. Ich wollte ſogar, wir hätten allenthalben etwas mehr Einſeitigkeit, denn ohne einen gewiſſen Grad dieſer Eigenſchaft kann ich mir wirkliche Charaktere nicht gut denken. „Vielleicht überflüſſig“ aber nenne ich meine Plauderei um deswillen, weil ich mich keiner Täuſchung über ihre Wirkung hingebe. „Es iſt ja nicht einmal etwas Neues, was uns der Meergreis da vorbetet,“ werden die einen ſagen, die anderen aber meinen beſten Falls, „ganz unrecht hat der Mann nicht,“ und laſſen alles beim alten. Der Tropfen höhlt indeſſen bekanntlich den Stein — und wenn nichts Beſſeres, ſo iſt dieſe meine Herzensergießung vielleicht wenigſtens ſolch ein Tropfen in lapidem.

Ich habe in den letzten vier Jahren abwechſelnd in unſerer lieben Reichshauptſtadt, in einer mittelgroßen Stadt Norddeutſchlands und auf einem Gute gelebt, das mit einer ziemlich verkehrsreichen Nachbarſchaft geſegnet war. Als gebildeter Mann that ich mich überall mit Frack und Lackſtiefeln an und machte, fußend auf viele alte Beziehungen, meine Beſuche. Man kam mir allerorten über Gebühr liebenswürdig entgegen — es entſpann ſich hier wie dort ein reger Verkehr, und über dieſen Verkehr möchte ich eben plaudern. Vielleicht wird man aber meinen nachfolgenden Klagen entgegenhalten, daß ſie die Stoßſeufzer eines Meergreiſes und nicht mehr ſeien, und dieſem Vorwurfe möchte ich ſogleich gegenübertreten: was ich erlebte, erlebten meine — jungen, wie älteren — Leidensgefährten ebenfalls, darüber ließen ihre Worte, ließ der Augenſchein keinen Zweifel: inmitten aller Geſelligkeit vereinſamt der einzelne! Und nicht nur der einzelne, dem das Schickſal die Gründung eines eignen Herdes verſagte, vereinſamt, auch die Familien ſelbſt vereinſamen trotz alles Verkehrs — durch eigne Schuld.

Man nahm mich alſo, ich wiederhole es, ſehr liebenswürdig auf. Die üblichen Gegenbeſuche erfolgten ſtets mit ſtaunenswerter, faſt beängſtigender Pünktlichkeit, und hier ſchneller, dort langſamer, aber ſtets in den vom höflichſten Entgegenkommen geſteckten Grenzen ſchloſſen ſich ihnen die Einladungen an. Ich gab ihnen Folge, man drückte mir die Hand, man „freute ſich, mich endlich einmal bei ſich zu haben,“ ich aß, ich trank und verſuchte, kein ganz unartiges Mitglied der Geſellſchaft zu ſein; dann durfte ich der gnädigen Frau die zarte Rechte küſſen und dem Hausherrn dieſelbe ſchütteln, dem Diener mit einem Obolus ſeine baumwollenen Handſchuhe verſilbern — und damit war die Sache im allgemeinen abgethan. Natürlich machte ich, der nun einmal hergebrachten, nicht ſonderlich trefflichen Sitte folgend, meinen Quittungsbeſuch: man war, inſoweit ich angenommen wurde, wieder ſehr ſcharmant, ich erhielt auch wohl zum zweitenmal eine Einladung — faſt regelmäßig auf einer fulminanten Vordruckkarte — ja ich hatte das Glück, in derſelben Familie zum Souper, zum Diner und zum Ball in einer Saiſon eingeladen zu werden. Dafür waren in der Mehrzahl der Fälle meine gütigen Gaſtgeber gewiß der Meinung, nun allen Pflichten eines gaſtlichen Hauſes vollauf Genüge gethan zu haben, und ſie hatten von ihrem Standpunkte ſicher recht: ich hatte meiſt in angenehmſter Geſellſchaft recht luxuriös gegeſſen, vortrefflich getrunken und ſogar getanzt. Was kann der Menſch mehr verlangen!

Alſo die Mehrzahl der Fälle! Es gab aber auch Ausnahmen, über die ich anfangs wahrhaft frohlockte. Da war der eine oder andere Hauspapa, der ſchüttelte mir beim Scheiden beſonders kräftig und bieder die Rechte und meinte ſo recht wohlwollend und herzlich: „Nun machen Sie uns aber auch einmal ohne förmliche Einladung das Vergnügen, mein lieber Herr von Spielberg. Wir hoffen beſtimmt darauf.“ Ich beugte mein Haupt noch um einen Zoll tiefer, und ein warmes Gefühl des Behagens zog in meine Bruſt ein — ich war ſogar harmlos genug, es als ein ganz hervorragend gutes Zeichen anzuſehen, daß der brave Alte auch den beiden Herren, denen er nach mir die Abſchiedscigarre präſentierte, dieſelbe liebenswürdige Redensart machte. Denn eine Redensart war es und nichts weiter, das ſollte ich bald erfahren. Ich ging nämlich wirklich auf die Leimrute — ich armer Meergreis, ich! Man denke ſich einen Meergreis auf einer Leimrute! Als ich das erſte Mal in dem Hauſe, welches ich im Sinn habe, antrat, zog der Diener ein ein klein wenig erſtauntes Geſicht bei meiner Bitte, mich zu melden — es gab dann einiges Thürenklappen im Innern der Wohnung, ich mußte ziemlich lange warten, ſchließlich kam der Galonierte wieder zum Vorſchein: „Der Herr Rat ſind ausgegangen und die gnädige Frau laſſen ſehr bedauern, ſie ſind im Begriff, ſoeben ins Konzert zu fahren.“ Nun, das kann paſſieren, und da ich wirklich höchſt harmloſer Natur bin, ſo nehme ich alles für bare Münze, zumal der Herr Rat, den ich an einem der nächſten Tage auf der Straße traf, ſofort auf mich zukam: „Es hat uns ſehr, ſehr leid gethan neulich! Aber Sie werden ſich doch nicht abſchrecken laſſen, mein Verehrteſter. Nicht wahr, Sie machen uns nächſtens wieder einmal das Vergnügen?“ Ich ließ mich leider nicht abſchrecken, nach angemeſſener Zeitintervalle erneuerte ich meinen Verſuch. Auch diesmal recht langes Warten, ſehr ſtarkes Hinundhergelaufe, wiederholtes Thürenklappen — als ich endlich wirklich angenommen wurde, waren augenſcheinlich im Salon ſoeben die Lampen angezündet worden und es wehte eine froſtig kalte Luft durch den Raum. Wieder verging recht geraume Zeit, ehe der Hausherr und dann die übrigens wirklich ſehr liebenswürdige Frau vom Hauſe erſchienen, beide in kleiner Geſellſchaftstoilette. Es wäre trotzdem für mich ein ſehr angenehmer Abend geworden, wenn ich nicht das leidige Gefühl gehabt hätte, beide Herrſchaften ein wenig aus ihrem behaglichen Alleinſein herausgeriſſen zu haben, die Hausfrau hatte außerdem meinetwegen am Abendtiſch entſchieden Umſtände gemacht, und jenes Empfinden wurde mir zur Gewißheit, als der Herr Rat mir beim Abſchied ſagte: „Das war reizend von Ihnen, Herr von Spielberg. Ich hoffe Sie wiederholen Ihren Beſuch in gleich ſcharmanter Weiſe recht bald — oder wiſſen Sie, verehrteſter Freund, laſſen Sie es uns vorher wiſſen: ein kleines Kärtchen genügt ja. Wir ſind dann ſicher zu Hauſe und können es noch dem einen oder dem anderen Bekannten ſagen laſſen!“

Ich fand keine Veranlaſſung dazu — gewiß aus ſehr übertriebener Empfindſamkeit. Es iſt heutzutage wohl nicht zweckmäßig, ſtark empfindſam zu ſein.

In einem anderen Hauſe ging es mir ganz anders und doch ähnlich. Da ſagte mir der Hausherr: „Wir haben jeden Donnerstag unſern kleinen Abend, nur unſere beſten Bekannten natürlich, und rechnen ſehr darauf, daß Sie bei uns nicht vorbeigehen. Ohne jede beſondere Einladung ſelbſtverſtändlich!“ Ich war hocherfreut, ich kam und — nun ich ging, ohne wiederzukehren. Denn was ich fand, war nicht etwa ein kleiner Kreis, ſondern eine große Geſellſchaft mit allem Zuſchnitt einer ſolchen, mit einem luxuriöſen Souper und einem entſprechend großen Aufwand von Langeweile.

Daß in Berlin, wo die Intereſſen ſich ja vielfach zerſplittern, die Geſelligkeit derartige Formen bevorzugt, nahm mich noch nicht ſo ſehr wunder, daß ich aber in der Mittelſtadt, daß ich auf dem Lande ſogar überall die gleichen Erfahrungen machte, gab mir doch zu denken. Ich bin auf dem Lande geboren und erzogen und ich erinnere mich noch heute mit wahrem Wohlbehagen der Augenblicke, wenn Papa mittags ſagte: „Mütterchen, weißt du, eigentlich könnten wir heute mal nach Sternberg hinüberfahren.“ Dann wurde die große Kaleſche angeſpannt, drei Stunden weit rüttelten wir uns auf entſetzlichen Landwegen durch, aber wir kamen vergnügt zum Ziel, und die unerwarteten Gäſte wurden mit frohen Geſichtern empfangen. Man trank ſeinen Kaffee, die Herren machten ihre Partie, die Frauen plauderten, abends gab's, was dem Gutsbeſitzer aus dem Eignen zuwächſt, und man ſchied mit der Abſicht, es bald, recht bald wieder ebenſo zu machen. Heute aber ladet man ſich auch auf dem Lande nur feierlich ein, man gibt Diners und Soupers und erwartet, daß ſie erwidert werden — hole der Henker die Geſelligkeit, wie ſie jetzt modern geworden iſt!

Zu dieſer urkräftigen Schlußfolgerung gelangte ich aber zunächſt noch lange nicht. Ich ging vielmehr in mich und las mir ſelbſt ernſt den Text: „Du biſt ein alter Meergreis geworden, ein Murmeltier,“ ſo ungefähr ſagte ich mir, „das die Menſchen in ihrem Heim nicht brauchen können. Wahrſcheinlich kommſt du nur nicht in die Geſelligkeit, wie du ſie dir ſo heiß wünſcht, weil du langweilig biſt, vielleicht auch weil man dich für zu anſpruchsvoll hält. Gib's alſo auf, wappne dich mit Selbſterkenntnis und wandle in die Kneipe, wo du das Recht haſt, die vier Wände, die Kellner, und ſo andere Menſchen ſich naſeweis an deinen Tiſch ſetzen, auch dieſe zu langweilen!“

Und alſo that ich.

Aber ſiehe da, ich fand, daß alle Kneipen gefüllt waren von der erſten Abenddämmerung bis zur ſinkenden Nacht, gefüllt von jung und alt, lauter reputierlich ausſchauenden Männlein, mit denen ſich, wie ich bald erkannte, vortrefflich umgehen ließ: es waren alles gleich mir *Ausgewieſene der Geſellſchaft*! Spät am Abend kam dann noch eine andere Schar, angethan mit Gehrock oder im Frack oder mit den Adlersfittichen des militäriſchen Feſtkleides, das waren die *Stützen der Geſellſchaft*. Aber merkwürdig: auch ſie machten nur allzuhäufig ein recht unbefriedigtes Geſicht, und nur zu oft hörte ich ihren Lippen die undankbaren Worte entfliehen:

„Ach, dieſe leidigen Geſellſchaften!“ Und ſie alle, alle kamen von langausgedehnten Diners, von großen Soupers oder ſie hatten gar das Tanzbein geſchwungen.

Ja iſt denn das, was wir früher unter einem offenen Hauſe, unter einem anſpruchsloſen Familienverkehr verſtanden, gänzlich dahin geſchwunden?

Ich will nicht übertreiben: es gibt wohl noch Kreiſe, in denen eine wirkliche Geſelligkeit gehegt und wertgeſchätzt wird, aber daß ſie als veraltet gilt, daß ſie auf den Ausſterbeetat geſetzt iſt, ſcheint mir ſicher!

Und das beklage ich bitter, nicht um meinetwillen, denn ich bin ein alter Meergreis, aber um der heranwachſenden Generation halber, die an öffentlichen Orten Erſatz für dasjenige zu ſuchen gezwungen iſt, was ihr die Familie verſagt.

Warum aber verſagt die alte Gaſtfreundſchaft, auf welche unſere Eltern mit Recht ſo ſtolz waren?

Vielleicht iſt es nicht des Rätſels Löſung, gewiß iſt es aber von den verſchiedenen Gründen, welche zu dem Umſchwunge der Anſchauungen geführt haben, einer der weſentlichſten, den mir neulich eine der wenigen Frauen, deren Haus ſich mir wirklich auf meinen Streifzügen ganz in alter Weiſe erſchloß, anführte: „Was wollen Sie, verehrter Freund? Hier fehlt es an Zeit, dort fehlt es, ſo meint man wenigſtens, an Geld, um das zu pflegen, was Sie — was wir beide unter einem freundſchaftlichen Verkehr verſtehen. Bei dem einen iſt es der nun einmal eingeriſſene Trubel größerer Geſellſchaften, ſind es Theater und Konzerte, welche ihn froh den ſeltenen Abend begrüßen laſſen, an dem er einmal allein zu Hauſe der Ruhe pflegen kann. Der andere glaubt dem Staate, ſich ſelbſt und den Seinen nicht genug gethan zu haben, wenn er tagsüber im Tretrad ging, er nimmt auch die Abende noch zu Hilfe, bis die Nerven zuſammenbrechen und die Natur gebieteriſch fordert, was ihr vorenthalten wurde: die Ausſpannung, deren auch der arbeitskräftigſte Mann nicht entbehren kann. Der dritte, vierte und zahlloſe folgende endlich aber ſtellen ein recht trauriges Exempel an: ſie ſagen ſich, daß ſie ihren ſogenannten geſelligen Verpflichtungen billiger nachkommen, wenn ſie zwei- oder dreimal im Winter einen größeren Kreis verſammeln, oder ſie berechnen, daß ein intimerer Verkehr jene Zwangsgeſellſchaften doch nicht überflüſſig machen würde! Sie empfinden den Mangel jenes Verkehrs vielleicht ſelbſt ſchmerzlich, aber ſie beugen ſich unter der Notwendigkeit.“

Was ich darauf antwortete?

„Dem erſten, gnädige Frau, iſt überhaupt nicht zu helfen, an ihm verlieren wir, gottlob! aber auch herzlich wenig. Den zweiten kann ich nur tief bedauern: unſere Väter und Großväter haben auch gewußt, was arbeiten heißt, aber ſie wußten auch, daß die Arbeit erſt durch den Gegenſatz zur Ruhe ihres ſchönſten Lohnes: der inneren Befriedigung! wert wird. Die dritten und vierten aber ſtellen, wie Sie ſelbſt ſehr richtig ſagten, ein *ſehr trauriges* Exempel an: ſie betrügen ſich ſelbſt, indem ſie ihre Nächſten zu täuſchen ſuchen. Der übertriebene Aufwand, der in unſerer heutigen Geſelligkeit für unentbehrlich gehalten wird, der hier gebietet, große Feſte zu geben, und der dort ſelbſt bei jedem Zuſammenſein im kleinſten und engſten Kreiſe zum Ausdruck kommt, er macht das, was wir ehedem ein gaſtliches Haus, was wir einen freundſchaftlichen Verkehr nannten, unmöglich. Es iſt noch nicht allzu lange her, da ſpottete ich mit anderen über den ‚Berliner Geheimratsthee,‘ heute bitte ich alle diejenigen, über deren dünnes Pekkowaſſer und über deren ſanftgeſtrichene Butterbrötchen wir naſeweiſen Burſchen damals höhnten, feierlichſt um Verzeihung. Ich wollte, die Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit jener Abende wäre nimmer verlorengegangen — es ſtünde beſſer um uns alle!“

---

# Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

## Zu unſern Bildern.

*C. W. Allers* iſt den Daheimleſern längſt ein lieber Bekannter; ſeine ebenſo charakteriſtiſch wie liebenswürdig aufgefaßten Bilder aus dem Leben der Cirkusartiſten haben den Namen des Künſtlers ſchnell bekannt gemacht. Auch das neueſte Werk von C. W. Allers: „*Klub Eintracht*,“ dreiundvierzig von Karl Grieſe in Lichtdruck ausgeführte Bilder, die in eleganter Sammelmappe im Verlage von C. Boyſen in Hamburg erſchienen ſind, zeigen dieſe Vorzüge, zu denen ſich noch ein äußerſt glücklicher Humor geſellt. § 1 der Statuten des Klubs Eintracht beſtimmt, daß, ſobald das Vermögen des Vereins auf 300 Mark angewachſen iſt, der Vorſtand zu einer Beratung über die nützlichſte Verwendung dieſer Summe zuſammentritt. Natürlich wird ein Sommerausflug beſchloſſen. Nun ſchildert Allers die Vorbereitungen, die Dampferfahrt, das Feſtdiner mit ſeinen Toaſten, die allgemeine Heiterkeit danach, das Plaudern der Alten, den Tanz der Jugend und die Spiele der Kinder. Dieſer Allersſche „Klub Eintracht“ macht einem Luſt, ſich um die Mitgliedſchaft zu bewerben, ſo harmlos vergnügt ſind die Leutchen. Da iſt kein Mißklang in der Fröhlichkeit; ſo ſehr gerade dieſe Seite ſolcher Ausflüge zu maleriſcher Darſtellung reizen mag, Allers iſt ihr aus dem Wege gegangen, denn ſein Talent bedarf ſolcher derben Wirkungen nicht. Es würde einem auch leid thun, dieſe unübertrefflich aufgefaßten Menſchen, die den Stempel des ſelbſtbewußt-behäbigen Hamburger Kleinbürgertums auf der Stirn tragen, ſchließlich aus der Rolle fallen zu ſehen. Sie ſind charakteriſiert, aber nicht karikiert, und deshalb wirkt der Humor der Einzelporträts wie der Gruppenbilder um ſo unwiderſtehlicher. Wir haben aus der Reihe der erſteren die beiden Feſtredner gewählt, den Schwerenöter des Klubs Eintracht, der mit dem Toaſt auf die Damen betraut iſt, und den Humoriſten, dem das Vergnügen aus allen Augenfältchen zwinkert. Hoffentlich regen die beiden das Verlangen an, das ganze Werk kennen zu lernen.

## Der zerbrochene Krug.

Wie hell das klirrt! Wie fröhlich hallt es nach!
Was thut es, daß der ſchöne Krug zerbrach?

Genug, daß er in dieſer heitern Stunde
Den klaren Trank geboten unſerm Munde.

Beglückte Stunden, Liebſter, wiegen ſchwer,
Und, glaube mir, der Krüge gibt es mehr.

War dieſer edel auch und ſchlank und zart,
Um Scherben weinen war nie meine Art.

Was man ſo ſammelt und wonach man trachtet,
Ich hab es immer nur gering geachtet.

Nach fernem Ziel ſtand meiner Sehnſucht Steuer,
Noch nie war das Errungene mir teuer;

Und oft, geſättigt nach dem erſten Zug,
Zerbrach ich achtlos meinen Freudenkrug.

Auch dieſem, nicht wahr, trauern wir nicht nach?
Mich freut es, daß der ſchöne Krug zerbrach!

Frida Schanz.

## Dittmars Kinderluſt.

Selten hat ein Buch ſeinen Titel ſo verdient, wie das entzückende Kinderbuch: „*Der Kinder Luſt*“ von *Gottlob Dittmar*.*) Mit ſeinem unerſchöpflichen Reichtum an ernſten und heiteren, unſerm reichen Dichterſchatz wie dem Volksmunde entnommenen Liedern und Märchen, Sprüchen und Rätſeln, mit ſeiner Fülle von Liedern und Bildchen nach Vorlagen der berühmteſten Freunde der Kinderwelt, Ludwig Richter, Simmler, Paul Thumann ꝛc. iſt es ſchon die Luſt der Kinder, wenn ſie es zuerſt auf dem Schoße der daraus ſingenden Mutter kennen lernen, und bleibt es weit hinaus in ihr Knaben- und Mädchenleben, wo ſie darin leſen und leſen, bis ſie es im vollen Sinne des Wortes zerleſen haben. Auch unter dem heurigen Weihnachtsbaume wird es Tauſende von Kinderherzen erfreuen. — Den Müttern und Schweſtern der Kleinen wird das der *ſechſten* Auflage beigegebene Heft mit den *Melodieen* der ſangbarſten Lieder ſehr willkommen ſein. R. K.

## Ein Jahrbuch für Haus und Familie.

Von dem bekannten Jahrbuch für Haus und Familie, beſonders aber für die reifere Jugend: „*Das Neue Univerſum*“ (Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart) iſt der zehnte Jahrgang erſchienen, der ſich durchaus auf der Höhe der früheren hält. Aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, des Verkehrsweſens, der Induſtrie, der Technik und des Maſchinenweſens, des Militär- und Marineweſens und der Äronautik, der Elektrotechnik und der Naturgeſchichte enthält der Band eine Fülle leſenswerter und gemeinverſtändlicher Aufſätze, deren Zweck nicht nur der iſt, den Kopf mit Wiſſen anzufüllen, ſondern vor allen Dingen zum Nachdenken und hier und da auch zu eignen Verſuchen anzuregen. Ein eigner und ſehr reichhaltiger Abſchnitt „Häusliche Werkſtatt“ gibt Anleitung zu allerhand nützlichen und unterhaltenden Arbeiten und Experimenten. Auch für das Leſebedürfnis iſt durch drei Erzählungen geſorgt. Bei der Zuſammenſtellung des Buches ſcheint uns nur das Ausland ein wenig ſtärker berückſichtigt zu ſein, als es bei einem für die deutſche Familie und die deutſche Jugend beſtimmten Werke wünſchenswert iſt. Man empfängt aus dem Univerſum unwillkürlich, wenn auch jedenfalls unbeabſichtigt, den Eindruck, als ob Deutſchland in dem Wettſtreite der Nationen in friedlichen Kulturwerken ziemlich weit hinten marſchiere, was doch nicht ganz den Thatſachen entſpricht. v. Sz.

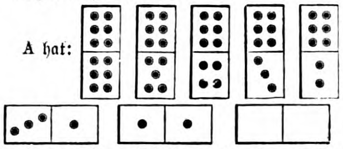
---

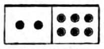
*) *Der Kinder Luſt*. Für Mütter und Kinder zuſammengeſtellt von *Gottlob Dittmar*. 6. Auflage. Mit Illuſtrationen von Andreä, Bürkner, Ludw. Richter u. a. und Melodieenbuch. Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

# In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit zuſammen 9 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf ſeinen Steinen 17 Augen mehr als C.



A ſetzt Doppel-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der fünften Runde mit  an Zwei ſperrt. B und C müſſen bei der dritten Runde paſſen. B behält auf ſeinen Steinen 40 und C 27 Augen.

Die Summe der Augen auf den elf geſetzten Steinen beträgt 86.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielt A und welche C?

### 1. Rätſel-Diſtichon.

Meiſtenteils wohn' ich vereint mit vielen in fremder Behauſung;
Wenn ihr die Laute verſchiebt, wohn' ich beſtändig allein.

### 2. Rätſel.

Ich ſeh' dich auf Bergen, auf grünenden Matten,
Auf ſonnigen Höhen, im kühlenden Schatten,
Am Saume der Wälder, in Triften und Gründen!

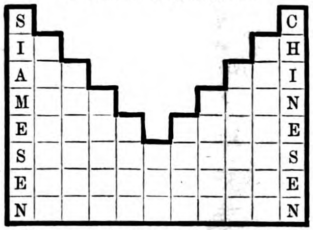
Doch wenn wir dich umgekehrt leſen, ſo finden
Wir, was du oft deckeſt: die Sehnſucht der Müden,
Das Ziel aller Leiden, die Einkehr zum Frieden!

Fr. St.

### 3. Wechſelrätſel.

Mit d bringt's Reichtum in das Land,
Mit t erſtarken Bruſt und Hand;
Mit d zeigt es von Willenskraft,
Mit t es Kraft zum Wollen ſchafft. Pf. J.

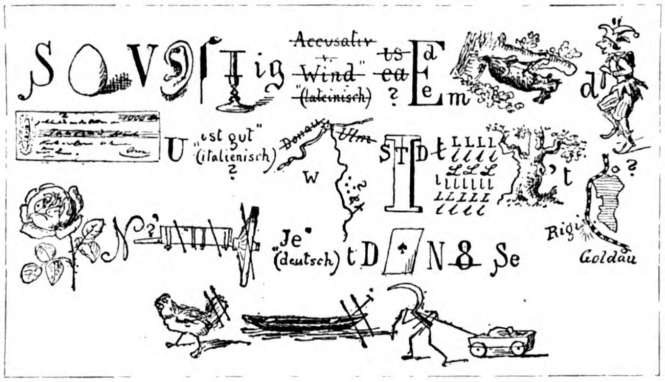
### 4. Verwandlungsaufgabe.



| | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| S | | | | | | | | | | C |
| I | | | | | | | | | | H |
| A | | | | | | | | | | I |
| M | | | | | | | | | | N |
| E | | | | | | | | | | E |
| S | | | | | | | | | | S |
| E | | | | | | | | | | E |
| N | | | | | | | | | | N |

Wie verwandelt man in neun Zwiſchenſtufen Siameſen in Chineſen? Die Zwiſchenſtufen werden dadurch gebildet, daß bis zur Mitte immer ein Buchſtabe wegbleibt und von da an immer ein neuer hinzugeſetzt wird. Die Reihenfolge der Buchſtaben wechſelt. Die Zwiſchenſtufen ſind, aber in anderer Ordnung: 1. ein Metall, 2. eine Stadt in Frankreich, 3. ein deutſcher Dichter des vorigen Jahrhunderts, 4. eine Inſektenart, 5. ein Zeitgenoſſe Wallenſteins, 6. eine Zahl, 7. ein Beſtandteil der Eiſenbahnanlagen, 8. eine Stadt in Italien, 9. ein Erfriſchungsmittel.

### Bilderrätſel.



### 5. Rätſel.

Es kommt zu mir der frommen Beter Schar,
Um andachtsvoll die Herzen zu erbauen;
Verändert ihr mein letztes Silbenpaar,
So weckt mein Blick bei allen Schreck und Grauen.

### 6. Zweiſilbige Scharade.

Gibt uns die Erſte die Zweite, ſo fühlen wir Schmerz und Beſchämung,
Gibt ſie das Ganze, ſo nimmt jeder mit Freuden es hin.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

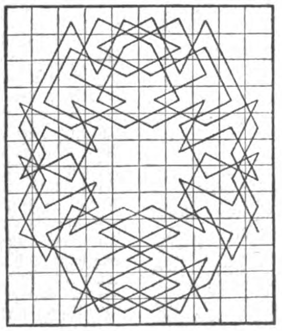
---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 10.

### Schachaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. Sc5—e6 | 1. Kd5:e6 |
| 2. Lf1—c4† | 2. Ke6—d6 |
| 3. Df2—b6♯ | |
| A. | |
| 1. . . . | 1. Kd5—e4 |
| 2. Se6—c7 | 2. Beliebig |
| 3. Lf1—d3♯ | |
| B. | |
| 1. . . . | 1. e5—e4 |
| 2. Lf1—c4† | 2. Beliebig |
| 3. D♯ (Andere Spielarten leicht.) | |

### Schlüſſel zum Röſſelſprung.



### Auflöſung des Röſſelſprungs.

Der Strike.

Weh! Weh dem arbeitsloſen Mann!
Er ſteht in finſtrer Mächte Bann.
Wehrlos dem Feind, der Welt verhaßt.
Die Freude iſt nicht mehr ſein Gaſt.
Denkt nach, Geſellen, denkt nach!

Das Werkzeug ſonſt von fleiß'ger Hand
Geführt, lehnt nutzlos an der Wand.
Die Sorge ſetzt ſich an den Herd,
Wo gute Geiſter ſonſt verkehrt;
Die ſcheucht ſie grimmig ſcheltend fort,
Sie aber weicht nicht mehr vom Ort.
Gebt nach, ihr Meiſter, gebt nach!

Trojan.

1. Zweiſilbige Scharade. Kurland.

2. Ergänzungsrätſel.

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | 8. | 9. | 10. | 11. | 12. | 13. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| B | F | O | **W** | H | G | M | F | A | **E** | I | L | G |
| a | e | **d** | a | **ä** | a | ü | l | **r** | n | **d** | a | i |
| z | **n** | y | i | r | **s** | n | **e** | i | g | s | **n** | r |
| **a** | c | s | t | e | t | **e** | c | o | l | t | d | **a** |
| i | **H** | s | z | s | **e** | h | **h** | s | a | e | **e** | f |
| n | e | **e** | e | **i** | i | e | t | **t** | n | **i** | c | f |
| e | l | e | **n** | e | n | n | e | o | **d** | n | k | e |

3. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag Kaiſer Wilhelms I 22./3. 1797.

4. Wechſelrätſel.

Aida, Adda. — Dorn, Dora. — Juba, Jura. — Jona, Jota. — Barke, Burke. — Doge, Dove. — Tang, Tann. — Luna, Lena.

5. Rätſel-Diſtichon. Fort — Torf.

6. Wechſelrätſel. Wähler — Wühler.

7. Rätſel. Tracht.

8. Rätſel. Rezept — Zepter.

9. Dreiſilbige Scharade. Ritterſporn.

---

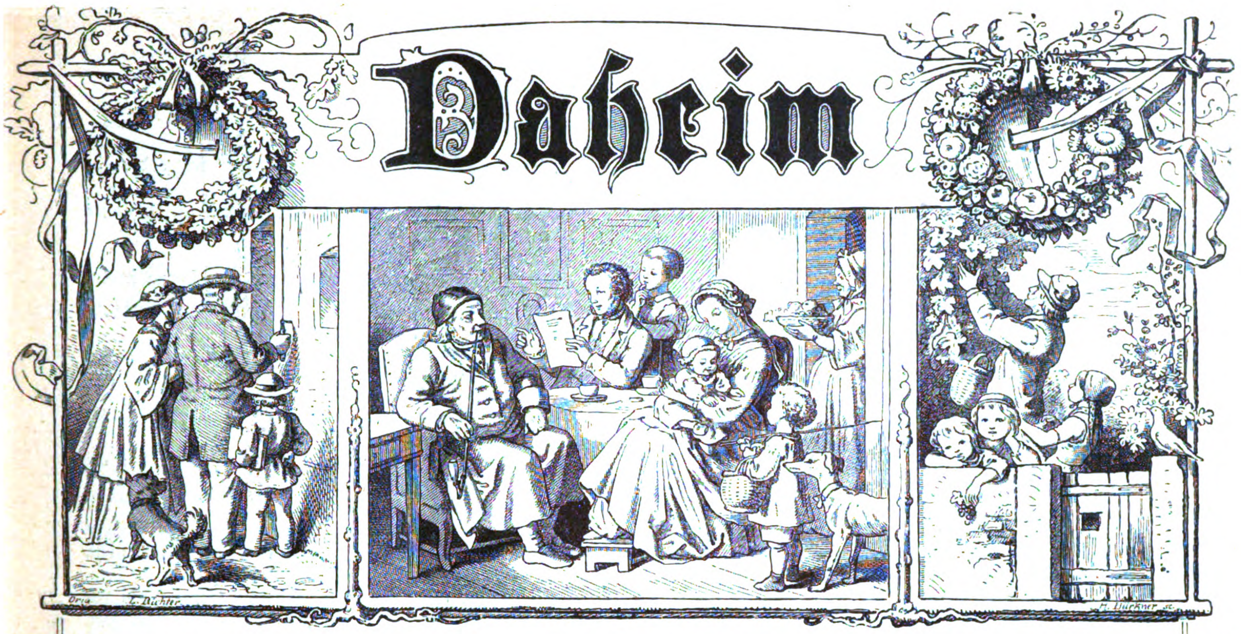
**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Ein Weihnachtsbaum in einer türkiſchen Moſchee. Von Hermann Dalton. — Das Buch vom Kaiſer Wilhelm. Mit acht Porträts und einer Illuſtration. — Vom Souper und vom Thee. Von Hanns von Spielberg. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Der Toaſt auf die Damen, und Der humoriſtiſche Toaſt von C. W. Allers. — Der zerbrochene Krug. Gedicht von Frida Schanz. — Dittmars Kinderluſt. — Ein Jahrbuch für Haus und Familie. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Dezember 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 12.

# Weihnachten.

Von Frida Schanz.

Nach der Monde Wechſeltanze
Sinkt die Zeit zu müder Ruh;
Trauernd unter fahlem Kranze
Wankt das Jahr dem Ende zu.
Wie zur Raſt für Ewigkeiten
Niederebbt des Lebens See;
Sonnenloſe Tage ſchreiten
Lautlos über weichen Schnee — —

Aber mitten im Verklingen
Sprüht es auf und glüht voll Pracht;
Liebe trägt mit Jubelſingen
Ihre Fackel durch die Nacht.
Lohend wehn die goldnen Funken;
Erd' und Himmel ſtehn erhellt.
Leidenſchaft iſt tief verſunken —
Liebe nur beſtrahlt die Welt!

Liebe herrſcht! — Und Glück zu ſpenden
Segnet ſie zumal die Frau;
Überall aus weichen Händen
Tropft der Güte klarer Tau.
Warm umweht's die ſtarre Erde,
Jedes Hauſes Altar flammt,
Freundlichhold am heil'gen Herde
Übt das Weib ſein mildes Amt.

Gleich der Heilig-Benedeiten
Macht ſich jede fromm bereit,
Heil und Wonne auszubreiten
Über eine tote Zeit.
Zu den Kleinen, zu den Armen
Neigt ihr Sinn ſich für und für;
Tiefverhüllt pocht das Erbarmen
Engelgleich an jede Thür.

Strahlend bald in allen Räumen
Prangt, was Liebe ſich erdacht.
Wie ein holdes, langes Träumen
Webt es weiter durch die Nacht. —
Auferwacht zu neuem Fluge
Rüſtet ſich die müde Zeit.
Liebe ſchwebt voran dem Zuge —
Liebe bis in Ewigkeit!

# Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

In der Nacht ſchon kam der Befehl, ſich in Gefechtsbereitſchaft zu halten, und am nächſten Tage kämpfte man um L'Hay. Die Bayern im Verein mit den Preußen behaupteten es und trieben die Ausgebrochenen zurück. Der Ausfall hatte alſo wieder nichts zur Folge als viel unnützes Blutvergießen.

Aſten war unverwundet geblieben, aber eine große Unruhe quälte ihn. Er hatte ſagen hören, an dem Gefecht hätten ſich auch Freiſchärler beteiligt. Daß die geflüchteten Bewohner von Belle-Fontaine unter ihnen geweſen, ſchien außer Zweifel. Ob auch Jeanne?... Als er heimkehrend über das Gefechtsfeld ritt, geſchah es in der unheimlichen Furcht, plötzlich das ſchöne, bleiche Geſicht mit den dunklen Augen vor den Hufen ſeines Pferdes aufragen zu ſehen. Das blieb ihm erſpart, er hatte aber zu Hauſe noch nicht eine Stunde Raſt gehalten, als er den Befehl bekam, ſich in das Feldlazarett Nr. 105 zu begeben. Sein General warte dort auf ihn.

Er traf den Kommandeur in einem Raume, in welchem Verbandzeug, ärztliche Inſtrumente, zerſchnittene Uniformſtücke und Blutlachen bezeugten, daß er als Notplatz für Operationen benutzt worden ſei. Der General war, als Aſten eintrat, mit einem Hauptmann in dem Vorraum allein. Er entließ dieſen alsbald und betrachtete Aſten mit der knurrigen Miene, welche durch ſein bloßes Erſcheinen hervorzurufen der junge Major gewohnt war.

„Ich habe eine dienſtliche Frage an Sie zu richten."

Der Major ſtand ohne zu zucken und ſah gerade in die ſtahlſcharfen Augen.

„Sie haben Beziehungen zu einer Franzöſin, einer gewiſſen Jeanne Beauvilliers. Das Mädchen ſteht im Verdacht, ſich an einer Verſchwörung von Freiſchärlern beteiligt und geſtern inmitten der letzteren in das Gefecht eingegriffen zu haben. Was wiſſen Sie davon?"

„Alſo doch! verwünſcht!" dachte der Angeredete. Er erwiderte: „Nichts, es ſei denn, daß die Freiſchärler Anſtrengungen machten, das Mädchen für ein Zuſammenwirken mit ſich zu gewinnen; aber in ſo planloſer, ins Unbeſtimmte zielender Weiſe, daß der Verſuch ganz ungefährlich ſchien."

„Er ſcheint doch ſchließlich plangemäß ausgeführt worden zu ſein, da die Bande dem Ausfalle von heute früh entgegengekommen iſt."

„Wenn dies geſchehen iſt, ſo wird es Zufall geweſen ſein. Daß Verbindungen von Freiſchärlern in hieſiger Gegend vorhanden, habe ich bereits gemeldet, daß dieſelben ſich an jedem Kampfe ausfallender Pariſer Truppen beteiligen würden, wird daher ſtets zu erwarten ſein."

„Unter der Führung dieſes Mädchens?"

„Ich weiß davon nichts."

Das graue Geſicht nahm einen noch knurrigeren Ausdruck an und ſein Träger ſchritt zu einer Thür, rief etwas hinaus und kehrte zurück.

Gleich darauf riß ein Lazarettgehilfe die Thüre auf und begleitete eine Frauengeſtalt herein: Jeanne!... Die mächtigen Augen blickten voll ſtarren Schreckens, meduſenhafter denn je; Schulter und Arm der linken Seite umwanden blutbeſpritzte Tücher; der Mund war ſchmerzhaft zuſammengepreßt und blaß. Ein leiſer Laut entglitt ihm, als ſie Aſten entdeckte: „O, mon Dien!" Und die Lider ſanken in der Bewegung furchtſamer Abwehr, jenes Sichverſchließens vor allem Liebſamen und Unliebſamen, welches der Deutſche ſo oft an ihr geſehen.

Die grauen Augen des Generals wanderten eifrig von letzterem zu der Erbleichenden. Kaum eine Sekunde lang, denn ſie verſuchte ein paar Schritte, wankte und fiel. Der Lazarettgehilfe ergriff ſie und bettete ſie auf ein Bund Stroh, das an der Wand aufgeſchüttet war. Sie lag regungslos; das ſchöne Geſicht war jetzt völlig leichenhaft bleich, kein Hauch bewegte es mehr.

„Nun? Eilen Sie ihr nicht zu Hilfe?" fragte der unzufriedene Kommandeur.

„Ich glaube, die Hilfe eines Arztes wird ihr nützlicher ſein," entgegnete Aſten kühl.

„Aber die Ihre vielleicht erwünſchter."

Der Major blieb in militäriſcher Haltung ſtumm ſtehen.

Wieder fragte ſpöttiſch ſein Kommandeur: „Worauf warten Sie?"

„Auf Ew. Exzellenz weitere Befehle."

„Ich habe keine. Thun Sie, was Sie wollen."

„Dann erlaube ich mir, mich zu empfehlen."

„Was? Ohne nur abzuwarten, ob die Unglückliche tot oder bewußtlos iſt?"

Über des Majors feierliche Dienſtmiene legte ſich ein Schatten.

„Vielleicht wäre erſteres beſſer, wenn die Unglückliche wirklich verleitet worden iſt, an dem verbrecheriſchen Treiben der Freiſchärler teilzunehmen. Wenigſtens wüßte ich nicht, was ihr dann Beſſeres zu wünſchen wäre."

„Holen Sie einen Arzt," herrſchte der General den Lazarettgehilfen an und fuhr dann nicht viel freundlicher fort, ſich wieder dem Verhörten zukehrend: „Sie ward auf dem Schlachtfelde gefunden, verwundet und infolge ſtarken Blutverluſtes ohne Beſinnung. Ob ſie zufällig dahin geraten und dabei verletzt worden iſt, oder mit Willen ſelbſtkämpfend eingegriffen hat, iſt, da ſie ſelbſt jede Ausſage verweigert, noch nicht feſtgeſtellt."

„Ah!..." ſtieß Aſten unwillkürlich erleichtert aus, und die Exzellenz knurrte: „Hm... Alſo doch nicht ohne jedes menſchliche Fühlen."

Des jungen Majors Geſicht legte abermals ſeine ſteife Dienſtmiene an, und da ſein Kommandeur ſich abwandte, legte er die Rechte vorſchriftsmäßig an ſeine Mütze, doch der Vorgeſetzte rief rauh: „Warten Sie! Ich habe Ihnen noch etwas zu ſagen."

Schweigend blieb Aſten wieder ſtehen.

„Machen Sie ſich bereit, Ihre Schwadron auf kurze Zeit zu verlaſſen. Der Adjutant des Fürſten B. iſt verwundet und dienſtunfähig. Se. Durchlaucht baten mich, ihm einen geeigneten Offizier zum Erſatz zu nennen. Ich werde Sie in Vorſchlag bringen. Werden Sie beſtätigt, ſo kommen Sie nach dem Norden von Paris. Durchlaucht werden in dieſen Tagen die Cernierungskette daſelbſt in Augenſchein nehmen."

„Zu befehlen, Ew. Exzellenz, und ich erlaube mir ganz gehorſamſt zu danken."

Ein unverkennbarer Ausdruck freudiger Überraſchung verklärte die Dienſtmiene bei dieſen Worten, und keine Spur eines Bedauerns dämpfte ihn.

Se. Exzellenz bemerkte es und es befriedigte ihn.

Der Major ging. Im Hinausſchreiten warf er noch einen Blick auf Jeanne. Sie lag leblos und bleich da, wie ein ſchönes Marmorbild, deſſen edlen Zügen ein Ausdruck ſtarren Wehs aufgeprägt war. Blieb wirklich keiner ſeiner Gedanken bei ihr zurück?...

„Die Weiber hängen an ihm, wie ſie an jeder leidlich ausſehenden, bärtigen Fratze hängen," dachte der General, „aber er ſchert ſich im Grunde den Teufel um ſie. Nun, beſſer immer, man bringt ihn von ihnen weg."

„Wenn ich ſo fortfahre, ſein Mißfallen zu erregen, verlaſſe ich Frankreich als General," ſagte ſich Aſten. „Aber die Sorge für mein Fortkommen, die er diesmal bethätigt, iſt mir doppelt angenehm. Fort von dieſem unglücklichen Mädchen, das ſich nicht retten laſſen will!... Wenn ſie denn doch nicht auf mich hört, iſt mir's lieber, ich komme gar nicht in Gefahr, ſie nutzlos zu warnen oder zu ermahnen."

Im Laufe des Tages erkundigte er ſich nach ihr. Sie war ins Leben zurückgekehrt, befand ſich leidlich; ja, ihre Verwundung ſollte nicht einmal gefährlich ſein. Aber ſie fiel bei jeder Erregung in eine jener tiefen Ohnmachten, in welcher man ſie auf dem Kampfplatze gefunden hatte, und der Arzt erklärte, ein Zuſtand abſoluter Ruhe ſei notwendig, ſollte ſie hergeſtellt werden. Als Aſten Belle-Fontaine verließ, hatte er eine Wiederholung jenes Gefühls ſeeliſcher Befreiung, das er bei der erſten Mitteilung von ſeiner bevorſtehenden Entfernung verſpürte.

Im Salon eines kleinen Schlößchens, das nicht weit von Villepuits gelegen war, ſaßen einige Gardeoffiziere höheren Ranges, unter ihnen ein Major eines anderen Regiments.

„Alſo ſie haben wirklich Le Bourget befeſtigt? Dann werden wir es den Rackers doch wieder abnehmen müſſen!“ ſagte einer der Gardiſten, mit dem beſpornten Fuße einen qualmenden Holzklotz, der im Kamin zu weit nach vorn fiel, über das elegante Schutzgitter rückwärtsſchiebend.

„Wenn ſich das Gerücht bewahrheitet, wird in den allernächſten Tagen der Tanz darum losgehen,“ bemerkte ein zweiter. „Durchlaucht dürften bald benachrichtigt werden.“

„Nun,“ ſagte der Fürſt, mit den Blicken den rauchenden Klotz feſthaltend, „es wird ja einesteils eine ganz willkommene Unterbrechung der Belagerung ſein, die ſchon anfängt eintönig zu werden. Mir thut's nur leid um die armen Teufel, die dabei wieder um ihre geſunden Knochen kommen. Die Geſchichte hat jetzt ſo gar keinen Sinn mehr, und Trochu, Thiers und Konſorten müſſen das ſelbſt längſt eingeſehen haben. Wir kämpfen eben nur noch der Eitelkeit der Herren zuliebe, die das entſcheidende Wort nicht ſprechen mögen. Und dafür noch deutſches Blut vergießen zu müſſen, iſt hart.“

„Allerdings,“ ſagte ein jüngerer Offizier, ſich die erſtarrten Hände reibend, „dennoch muß ich ſagen, ich trage meines beinahe noch lieber ins Gefecht, als daß ich es an dieſen nichtswürdigen Kaminen erfriere.“

„Ja, ein guter deutſcher Ofen! Ich gäbe auch gern den ganzen Plunder von Vergoldungen und ſeidenen Lappen, mit denen die Räume hier ausſtaffiert ſind, für einen ſolchen her,“ antwortete der Fürſt. „Das ſchlimmſte dabei iſt, unſere Kerle verſtehen mit den Dingern nicht umzugehen. Ich plage mich den halben Tag über ſelber mit dem Zeuge und glaube, ich habe im Heizen wirklich ſchon eine gewiſſe Routine bekommen. Sehen Sie, z. B. jetzt müſſen die Stücke hier ſo zu liegen kommen …“

Und er neigte ſeine noch jugendliche Geſtalt über das Feuer und begann eifrig mit Zange und Schaufel zu hantieren, brachte es aber nur dazu, daß von den hin- und hergeſchobenen Hölzern ein immer unerträglicherer Qualm aufſtieg. Er kehrte ſich endlich lachend nach dem jüngſten ſeiner Gefährten um.

„Kommen Sie doch mal her, Aſten. Ihr Geſchick erfreut ſich ja eines weitgereiſten Rufes, vielleicht pariert Ihnen das Teufelszeug!“

„Durchlaucht,“ antwortete der Major, der am Fenſter ſtand, ohne der Aufforderung zu folgen, „da ſprengt ein Feldjäger heran, auf ſchaumbedecktem Pferde. Der Mann muß wichtige Nachricht haben …“

„Wo?“ rief der Fürſt, warf Zange und Schaufel hin und eilte ans Fenſter. „In der That, meine Herren, ich glaube, die Nachricht wird uns warm machen, auch ohne Ofen …“

Eine halbe Stunde darauf wurde zum Antreten geblaſen. Man brach auf nach Le Bourget.

Wie man weiß, war die Einnahme des Dorfes mit großen Schwierigkeiten verbunden, da es unter dem ſchützenden Feuer der vier Feſtungen: St. Denis, Fort de l'Eſt, Fort d'Aubervilliers und Romainville lag. Der Ort war außerdem mit vielem Geſchick verbarrikadiert und von hohen ſteinernen Mauern umgeben, hinter denen die Häuſer zu Miniaturfeſtungen gemacht waren, aus deren Schießſcharten unabläſſig wohlgezielte Schüſſe fielen.

Der Kampf um den Ort entbrannte demzufolge ſo heiß, als glaubte noch nicht ein Mann in Frankreich, daß der Krieg bereits entſchieden. Leben um Leben fiel dem erbitterten Eigenſinn zum Opfer. Der Kommandeur eines Garderegiments fiel durch einen Schuß aus dem Fenſter eines Hauſes, aus dem mit einem weißen Tuche gewinkt worden war und an das er, um das Friedenszeichen zu erwidern, dicht heranritt. Seine Leute trugen ihn beiſeite und verſuchten ihm Wein einzuflößen und das aus der Wunde ſtürzende Blut zu hemmen. Auch Aſten hatte ihn fallen ſehen und eilte ihm zu Hilfe. Er verließ ſein eignes Pferd und kniete neben dem Liegenden hin. Doch empfing er nur aus ſchwer aufgeſchlagenen Lidern den letzten Blick. Eben als er wieder aufſtehen wollte, erhielt er einen Schlag über der linken Schläfe, und ein eigentümliches Gefühl von Wärme umfing ihm die Stirn. Eine Sekunde lang ſah er nichts als tanzende Funken, dann ſank alles in Dunkel, und ſein Bewußtſein ſchwand in dem Gedanken, daß er dem Sterbenden das kameradſchaftliche Geleit in die Ewigkeit gebe.

Der Kampf aber toſte weiter. Schüſſe knatterten und dröhnten, das Krachen ſtürzender Mauern miſchte ſich in Kommandorufe und Signale, und Ächzen, Wimmern und Stöhnen gaben die grauenvolle Begleitung zu den Grundtönen der furchtbaren Muſik der Schlacht. Zwiſchendurch brach auch einmal ein geller Schrei, der den wüſten Lärm mit der Gewalt der Todesangſt übertönte. Seitwärts aber in erſtürmtem, offenem Gehöft lagen zwei junge Männergeſtalten lang ausgeſtreckt, reglos ſtill, ſo als ginge ſie all dies wilde Gewühl nichts mehr an. Sie hatten ihre Pflicht gethan für immer.

Als das Toben verſtummt war, lehnte der Fürſt an einer zertrümmerten Mauer und tauchte ſein Taſchentuch in ein ihm dargebotenes Glas Waſſer, ſein pulvergeſchwärztes und blutbeſpritztes Geſicht damit reinigend.

„Das war ein wüſter Tag,“ ſagte er, „ein Sieg, wie ich keinen mehr erleben möchte. Wie viele fehlen uns, die wieder ihr Blut hergegeben haben, weil die Herren Franzoſen noch immer mit der Tinte geizen! Zalukowsky, Obſtfelder, Reilen, Haugwitz, der arme, junge Kerl! Graf W., nur zurückgekommen, um ſich den Tod zu holen, und mein Adjutant — Ruprecht, wo iſt mein Adjutant? — Wiſſen Sie von ihm?“

„Er liegt neben jenem — —“

„Tot?“

„Ja, Durchlaucht. Er gehört zum Leichengefolge des tapferen Kommandeurs.“

Es entſtand ein Schweigen in dem Kreiſe um den Fürſten, das der Schritt einer Ordonnanz unterbrach. Auf einem hölzernen Tonnendeckel brachte der Mann eine Flaſche Wein und ein Glas, welchem der Fuß abgeſchlagen war. Der Fürſt goß ein, trank, goß abermals ein und reichte das Glas weiter. Die übrigen tranken ſchweigend und düſter, als flöſſe der Wein einem Totenopfer.

Wenige Minuten ſpäter ſtanden ſie auf dem Hofe bei den Gefallenen.

Da ertönte eine Frauenſtimme in ihrem Rücken: „Und ich ſage Ihnen: nein! Er darf nicht tot ſein! Er ſoll nicht tot ſein! Ich glaube Ihnen nicht, bis ich ihn ſelbſt geſehen.“

Die Offiziere wandten ſich und ſahen eine junge, ſchlicht gekleidete Dame, welche die weiße Binde mit dem Kreuz trug, den Hof durchſchreiten …

„Wo liegt er?“ fragte ſie. „Ich meine Major von Aſten.“

„Hier,“ antwortete mit einſilbigem Ernſte der Fürſt und deutete auf die kraftvoll ſchöne Geſtalt des reglos Hingeſtreckten.

Die Dame beugte ſich über ſie.

„Nein, nein!“ rief ſie dann abermals aus; „tot nicht! bewußtlos, ja, aber nicht tot. Es kann nicht ſein! Ich nehme ihn mit mir!“ Und ſie umfaßte mit eignen Armen den Oberkörper und ſagte aufſehend: „Helfen Sie mir! Legen wir ihn auf jene Bahre dort.“

In den Mienen der Offiziere drückte ſich die Überzeugung von der Nutzloſigkeit des Thuns aus. Doch ſchwiegen ſie, und zwei bückten ſich und erfüllten den Wunſch der Dame. In den Geſichtern der anderen aber zuckte eine namenloſe Überraſchung auf. Denn es war, als zwinge der Wille des Mädchens den Toten, zu gehorchen. Seine bleichen Lider rührten ſich und entſchleierten ſekundenlang die glaſigſtarren Augen. Dann ſanken ſie ſchwer zurück.

„Er lebt!“ murmelte die Gräfin, und wie ein Echo ging es durch den Kreis der Umſtehenden.

„Ihr Mut hat dies bewirkt. Mögen Sie ihn ſich nun auch retten!“ ſagte der Fürſt mit herzlicher Betonung und ſchüttelte ihr warm die Hand.

„Ich hoffe es,“ ſcholl die Antwort entſchloſſen zurück, und ſie legte ſorgſam den blutbefleckten Kopf zurecht.

Aſten hatte ein paar dunkle Augen traumhaft über ſich geſehen. Ihr warmes Licht kam wie ein letzter Gruß des Lebens zu ihm. Dann fühlte er ſich von weichen Armen umſchloſſen, und tröſtlich glitt der Name durch ſein Hirn: Jeanne. Machte ſie, was ſie begangen, gut, indem ſie den deutſchen Verwundeten nun wirklich pflegte? Der kaum gefaßte Gedanke ging unter in einem dumpfen Schmerze, und er wußte nichts mehr von allem, was um ihn her geſchah.

Ein bleierner Novemberhimmel blickt durch das Fenſter, an dem halb von einem grünen Seidenvorhang verſteckt, eine dunkelgekleidete Frauengeſtalt ſitzt. Im Hintergrunde des Zimmers liegt auf breitem, von grünen Vorhängen halb umſchloſſenem Bette der Kranke in weißen Kiſſen. Er iſt ſehr bleich, und nur der braune, weichwallende Bart und die dunkelbraunen Locken, die aus dem Kopfverband quellen, heben ſich farbig von dem weißen Linnen.

Langſam richtet er den verbundenen Kopf empor und blickt in dem fremden Raume um ſich. Er erblickt auf einem Tiſche arzneigefüllte Fläſchchen, Limonaden, Salbennäpfchen; in Bronzeumrahmung einen Schirm mit chineſiſchen Fratzen über einem Krankenlämpchen, ein Sofa, auf welchem Kiſſen und Decken von dem Nachtdienſt der Wärterin ſprechen... Und dieſe Wärterin ſelbſt?... Seine Blicke ruhen auf der Frauengeſtalt unter dem Vorhang, und das Herz in der matten Bruſt fängt an, ſchneller zu ſchlagen.

Der Name kommt in das Bewußtſein zurück, mit dem es erloſchen iſt. Er ſieht eine ſchlanke Geſtalt dem Fenſter zugekehrt, eine ſchmale, gelbbräunliche Hand auf den dunklen Falten des Kleides, dichtes, dunkles, auf dem Kopfe in einen kunſtvollen Knoten verknüpftes Haar... „Jeanne!“ ſagt er laut mit inniger Betonung.

Die Geſtalt erhebt ſich und ſchreitet auf ihn zu.

Nein! es iſt nicht Jeanne! Das iſt nicht ihr jugendlich weicher, ſtolzſchreitender Leib; nicht ihr blaſſes, klaſſiſch ſchönes Geſicht mit den dunklen, rätſelhaft blickenden Flammenaugen... Eine andere kommt auf den Erwartungsvollen zu. Ihre Geſtalt iſt nicht ſo voll und weich; ihr Geſicht zeigt nicht die wundervollen Linien der Franzöſin, aber ſie hat ein frohes Leuchten in den klugen Zügen und einen Glanz in ihren gleichfalls dunklen Augen, welcher von warmer Teilnahme ſpricht — es iſt Natalie!

„Endlich!“ ſagt ſie, ſetzt ſich an des Erwachten Bett und betrachtet ihn mit glücklichem Lächeln: „Endlich wieder bei voller Beſinnung!“ Sie hält ihm die Hand hin und ſpricht mit gewinnender Wärme: „Grüß Gott, im Leben! mein geretteter Patient!“

„Gräfin,“ fragt er, die ihm hingeſtreckte Rechte ergreifend, „haben Sie mich gepflegt?“

Auf die bejahende Erwiderung zieht er die Hand an die noch blaſſen Lippen und murmelt: „Ich danke Ihnen.“

Er iſt zu ritterlich und hat zu viel Dankbarkeit in der Seele, um nicht die Enttäuſchung zu unterdrücken, die ihm für einen Augenblick dieſe Retterin unwillkommen erſcheinen ließ. Doch Natalie legt den Zeigefinger der Linken auf ihre Lippen und ſagt lächelnd: „Nicht ſprechen und ſich nicht aufregen! Noch brauchen wir Ruhe und lange Schonung, um auch nur einen Teil der alten Kräfte wiederzugewinnen.“

(Fortſetzung folgt.)

## Weihnachtserinnerungen an die Blockadezeit in Oſtafrika.

Von Marinepfarrer Wangemann.

(Abdruck verboten.)

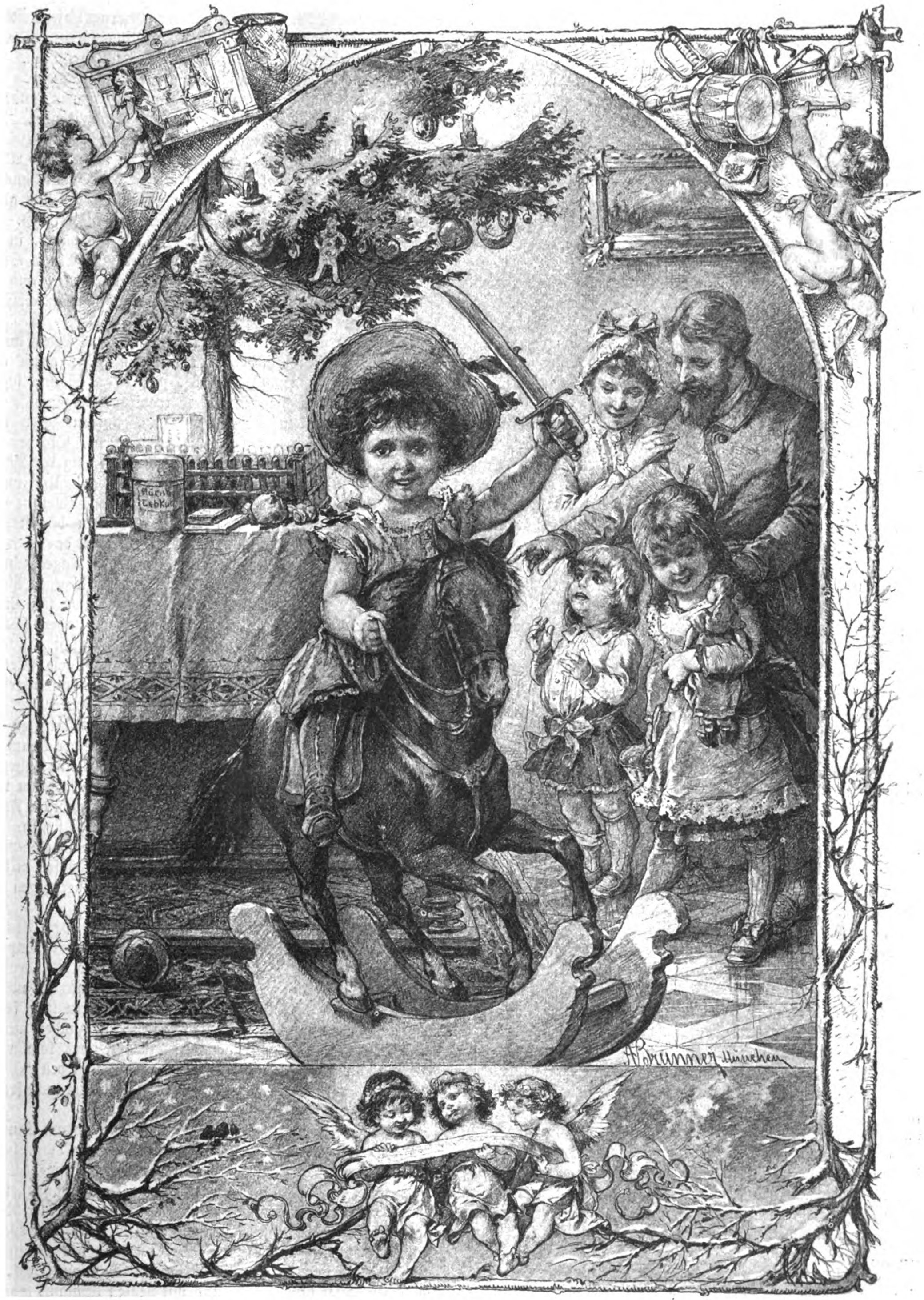
Blockade! Das iſt für den Seemann ein ernſtes Wort. Das erzählt nichts von froher Fahrt, raſtlos bei Tag und Nacht mit günſtigem Paſſatwinde, nichts von dem ſorgloſen Hafenleben, das die Schiffer nach ſo langer Arbeit wieder munter aufleben läßt, es weiß nur von gleichmäßigem Auf- und Abfahren beſtimmter Strecken, von allerhand Gefahren durch Untiefen und Riffe längs der Küſte, von gleichmütiger Ertragung der klimatiſchen Beſchwerden. Und vor allem fordert das Wort zu jeder Zeit die höchſte Sorgfalt für den Dienſt, immerwährendes Ausſchauen, dieſelbe Tapferkeit.

Da drüben im Weſten, nur wenige Seemeilen vom Schiffe entfernt, zieht ſich der lange grüne Streifen der oſtafrikaniſchen Küſte hin. Nur ganz mäßig ſteigt ſie empor, hier und da zeigt ſich in der Ferne ein gewaltiger einzelnſtehender Berg. Schwere Rauchmaſſen ſteigen da und dort aus dem dunkelgrünen Lande auf und ballen ſich zu unbeweglichen ſchweren Wolken in der ſtillen heißen Luft. Die Einwohner haben da Stoppeln und Unkraut auf den Feldern angezündet, um ſie zur neuen Beſtellung bereit zu machen.

Ruhig glänzt rings das Meer. Die ganze drückende Schwüle des Tropenmittags ruht darauf, es atmet kaum. Glitzernd weiße Streifen zeigen an mehr als einer Stelle Sandbänke an, die jetzt bei Ebbe trocken liegen, nicht allein in der Nähe der Küſte, ſelbſt weit ab, mitten im Kanal zwiſchen der Inſel Sanſibar und dem Feſtlande. Ein dunkler Zug begrenzt den öſtlichen Horizont; einzelne Fleckchen löſen ſich an den Enden ab und ſcheinen über dem Waſſer zu ſchwimmen. Das ſind die ſanften Höhenzüge der langgeſtreckten Inſel Sanſibar und einzelne hohe Baumkronen, die durch des Lichtes Täuſchung dort in ſolcher Geſtalt erſcheinen.

Die Kreuzerfregatte „Leipzig“ dampft langſam von Süd nach Nord. Sie kommt von Dar-es-Salaam, dem Hafen des Friedens, ach, vielmehr Hafen des Friedhofs. Wo einſt buntes Leben und Treiben herrſchte, iſt jetzt Tod und Verwüſtung. Die Häuſerzeilen der Stadt ſind ausgebrannt, die Kronen der Palmen und Mangobäume an vielen Stellen durchs Feuer getrocknet oder durch Granaten zerſchmettert. Die weitläufigen Ruinen des alten Sultanspalaſtes ſehen jetzt noch verlaſſener aus. Kein Fiſcher, kein Fährboot belebt die ſtille runde Bucht, die wie ein Landſee erſcheint. Denn der Blick nach der See iſt durch eine ſich vorſchiebende Halbinſel verſchloſſen. Nur ein Gebäude ſieht etwas bewohnt aus. Groß und breit ſteht es am hohen Strande. Auf dem platten Dach flattert die rote Fahne des Sultans und die weiße der oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, und die Schildwache da oben ſcheint uns, die wir vom Schiffe beobachten, das einzige lebende Weſen in dieſer Stille zu ſein.

Verkehrslos wie jener Hafen iſt auch draußen die See. Die Hunderte von Dhaus, der niedrigen arabiſchen Fahrzeuge mit dem einen großen dreieckigen Segel, beleben nicht mehr dieſe Meeresſtraße, wie in früheren Monaten, ſondern liegen meiſt unbeſchäftigt in den Hafenplätzen vor Anker oder auf dem Strande. Die Wucht des Wortes „Blockade“ haben auch ſie gefühlt. Die Zeit ſollte vorbei ſein, wo ſie ſchwerbefrachtet mit Pulver und Waffen nach Bagamoyo hinüberſegelten und dort die Karawane mit dieſen Erzeugniſſen Europas ausrüſteten, jene Züge verwegener Männer, die ins Innere gingen, um ſchwarze Menſchen zu fangen; die Zeit ſollte endlich vorbei ſein, wo ſie von Kilwa oder Kondutſchi herüberkamen und die kleinen Fahrzeuge ſo viele bemitleidenswerte Geſchöpfe bargen, die im Innern geraubt und auf mühſamen Märſchen zur Küſte geſchleppt jetzt in Sanſibar, Pemba oder gar Arabien einem ungewiſſen Loſe entgegengingen. Bagamoyo war abgebrannt, vor den anderen Städten lagen Kriegsſchiffe, der Handel war aus. Dennoch aber wagten ſich manches Mal etliche Dhaus, wenn es dunkelte und der Wind günſtig war, auf die See. Die Aufrührer an der Küſte brauchten ſo viele Waffen, brauchten Nahrungsmittel und allerlei Lebensbedürfniſſe.


A. Brunner-München

Heiliger Abend. Originalzeichnung von A. Brunner.

Welch ein Geſchäft konnten da die ſchlauen indiſchen Kaufleute in Sanſibar machen! Der Araber zahlte ihnen jeden Preis. Und unter Brennholz, unter übelriechenden getrockneten Fiſchen, in Reiskörben läßt ſich ſoviel verbergen, was die Kriegsſchiffleute nicht ſehen dürfen.

„Was ſoll auch ſolch großes Schiff mir anhaben?“ dachte wohl anfangs der Schleichhändler. „Seine Kugeln treffen nicht immer mein kleines Fahrzeug, ins flache Waſſer kann's mir nicht nach, und ehe es ſich's verſieht, bin ich in jener Lagune, hinter jener Inſel mit dem dichten Mangrovengebüſch, in irgend einem der vielen Schlupfwinkel, vor allem einer der vielen Flußmündungen in Sicherheit.“

Aber es kam anders. Auf dem Deck der Kriegsſchiffe ſtehen und hängen eine ganze Anzahl kleiner Fahrzeuge. Alle dieſe Barkaſſen, Pinaſſen und Kutter wurden zu Waſſer gebracht, voll getakelt, mit je einem Offizier und einer Anzahl Matroſen beſetzt, mit einem Revolvergeſchütz, Munition, Proviant und Waſſer ausgerüſtet und längs der Küſte verteilt. Da war keine Flußmündung, keine Lagune, kein Inſelchen, das nicht bald von dieſen Booten und ihrer kühnen, thatendurſtigen Beſatzung ausgekundet worden wäre, keine Untiefe, kein Kanal, den ſie nicht gelotet und bald viel beſſer kannte als die Führer der Dhaus. Wehe jetzt den arabiſchen Schiffern! Tauchte irgendwo das Segel einer Dhau auf, flugs war's auch geſehen, behend kreuzte das Kriegsſchiffboot heran. Puff! krachte der Schuß der Revolverkanone, vor den Bug des Gegners geſetzt, ihm Halt zudonnernd. Tua tanga! ſchallt's übers Waſſer. Wirf das Segel herunter! Der Araber hört nicht. Sauſend fährt mit vollem Wind ſein Schiff weiter. Ein zweiter Schuß! Siehſt du dort die Kugel einſchlagen, ganz dicht beim Bug? Die nächſte ſitzt ihm im Leib. Tua, tua! Er hört nicht. Der Wind iſt zu verführeriſch, die Dhau ſegelt ſo gut. Aber Kugeln fliegen ſchneller. Da ſauſt ſchon eine durchs Segel. Was thun? Da — ein Ruck, das große Segel flattert auf, das Schiff dreht ſich, das Segel fällt nieder. Die Dhau iſt ein Spiel der Wellen, die das plumpe, ſchwerbeladene Fahrzeug jetzt hin und her wiegen. Mit Macht naht ſich die Barkaſſe. Die Mannſchaft hat die Riemen beigeſetzt und pullt wacker drauflos. Der Offizier ſteht achtern und hat den Revolver in der Hand. Der Suaheli-Dolmetſcher, der durch Vermittelung des deutſchen Konſulats in Sanſibar für ein jedes Kriegsſchiffboot gemietet iſt, ſteht neben ihm. Jetzt iſt die Barkaſſe längſeit der Dhau. Der Offizier erklettert die viel höhere Bordwand des arabiſchen Fahrzeuges, und die Matroſen halten ihre Gewehre ſchußbereit. Sie kennen die Gefahr, in der ihr Führer ſchwebt. Erſt vor zwei Monaten ward ſolch ein Offizier — es war ein Engländer — an der Küſte der Inſel Pemba beim Erklettern einer Dhau erſchoſſen. In demütiger Stellung empfängt der arabiſche Schiffsherr den Fremden. Seine Papiere beſagen, daß er ein harmloſer Mann iſt, der getrocknete Fiſche nach einem Küſtendorfe fährt und dort Holz holen will. Seine ſchwarzen Begleiter ſind freie Arbeiter, denen er teuren Lohn zahlen muß. So haben's ihm die Sultansbeamten von der Hafenpolizei beſcheinigt.

Stumpfſinnig kauern die Schwarzen ringsum. Der Dolmetſcher fragt ſie, ob ſie Sklaven wären, aber ſie verſtehen ſeine Sprache kaum. Sie verneinen alles. Und wären ſie auch wirklich Sklaven und eben erſt aus dem Innern geraubt — ob ſie wohl dem weißen Manne folgen wollten? Hat ihnen doch ihr arabiſcher Führer erzählt, daß der Weiße ſchrecklich ſei und die ſchwarzen Leute alle in ſeinen großen Schiffen grauſam verbrenne. Darum auch der dicke ſchwarze Rauch, der aus den großen Schornſteinen käme. Das fürchten ſie.

Von den Papieren und den Leuten wendet ſich der Offizier zur Ladung. Er braucht ſie nicht erſt zu ſuchen. Der Geruch der Fiſche, die das ganze Schiff bis an den Rand füllen, iſt entſetzlich. Ob wohl Pulver oder Waffen darunter verborgen ſind? Wer will's ergründen? Auspacken iſt nicht möglich, die Ladung ins Waſſer werfen nicht ſtatthaft. Würde nichts Verbotenes gefunden, welche gewaltige Schuldforderung würde da wohl der Eigentümer beim Konſulat einreichen! Doch da ſteht ein kleines Geſchütz auf der Plattform am Ruder, ein dickes altes Eiſenrohr auf ſchwerer hölzerner Lafette. Darunter liegt in Säckchen ein kleiner Munitionsvorrat. Das iſt gegen das Geſetz. Denn kein Schiff ſoll Waffen führen. Der Araber entſchuldigt ſich; es wäre ſeine Signalkanone. Sie wird aber doch konfisziert und das Pulver ins Waſſer geworfen.

Oben am Maſt flattert ein großes Stück Papier. Der Offizier läßt es herunterholen. Es ſind arabiſche Schriftzeichen darauf, aber der Dolmetſcher weiß ſie zu deuten: O Allah, weiſe uns den richtigen Weg und blende den Chriſtenhunden die Augen, daß ſie uns nicht finden. O Allah, gib uns glückliche Fahrt und verbirg uns vor allen unſern Feinden. So ähnlich lautet die Überſetzung. Es iſt ein Talisman, in der Moſchee dem Schiffer für teures Geld verkauft. Allahs Segen iſt aber doch nicht durch das Geld erlangt worden, und der Schiffsführer ſeufzt nur, als der Dolmetſcher das intereſſante Stück Papier mit von Bord nimmt.

Solange nun das Wetter gut iſt, mag das Leben auf ſo vollbeſetztem Kriegsſchiffboote zu ertragen ſein; wenn aber Tag um Tag vom wolkenloſen Himmel die Sonne ſcheint oder Tag um Tag die furchtbaren tropiſchen Regengüſſe herniedergehen und kein Segeltuch Schutz dagegen geben will, oder Tag um Tag der Monſun heftig weht, Spritzer um Spritzer über Bord kommt und die Leute beſtändig das Waſſer ausſchöpfen müſſen, dann iſt's ein hartes Leben! Und immer mag's noch verhältnismäßig gut ſein, wenn das Boot an einer Küſtenſtrecke ſtationiert iſt, welche von Inſeln begleitet iſt. Hinter dieſen und ihren ſchützenden Riffen findet das Fahrzeug immer Sicherheit, finden auch die durch des Tages ſchwere Arbeit ermüdeten Leute Nachtruhe. Da können ſie gegen Abend, falls keine Dhau in Sicht iſt, ſogar an Land gehen, können ſich baden oder ein wenig ergehen, können Auſtern ſuchen, Schildkröten und Fiſche fangen und brauchen dann nicht alle Tage Reis, Erbſen und präſerviertes Fleiſch zu eſſen. Dieſe Inſelchen ſind alle unbewohnt. Liegt jedoch das Boot vor einer ungeſchützten Küſtenſtrecke, allen Winden und Wogen frei ausgeſetzt, dann iſt's ein ſchweres Los, das die Matroſen zeitweilig ertragen müſſen. Vom Indiſchen Ozean her kommt die gewaltige Dünung. Auf und nieder ſauſt das kleine Fahrzeug. So nahe winkt der Strand, aber er lockt nicht. Kaum wäre das Boot dort aufgetrieben, dann kämen auch ſchon die Feinde längſeit und ihre Überzahl würde ſchließlich doch ſiegen.

So kreuzt denn die Barkaſſe auf und ab, ſo ſtampft ſie vor ihrem Anker, ſo arbeiten die Leute und ſchöpfen mit unermüdlicher Geduld, bis Wind und Wellen ſich beruhigen oder bis die Ablöſung kommt.

Solche Boote aufzuſuchen und ſie ſogar für kurze Stunden vom Dienſt zu diſpenſieren, war heute die Aufgabe der „Leipzig.“ Denn es war am 23. Dezember, und trotz der Not der Zeit ſollte doch auch des Weihnachtsfeſtes gedacht werden und an Bord des Schiffes all dieſen raſtloſen Seeleuten nach friedevoller Heimatsſitte der Weihnachtsbaum angezündet werden. Mit wehmütiger Freude dachten wir alle des kommenden Abends, um derer willen beſonders, die vorn in den Lazaretträumen vom Klimafieber geplagt lagen und einem recht freudeloſen Feſte entgegenſahen.

Gegen Abend erreichte das Schiff die Gegend von Pangani, der damals von den Aufſtändiſchen befeſtigten Handelsſtadt an der breiten Mündung des gleichnamigen Fluſſes. Einige Meilen in der See draußen liegt eine kleine runde, flache Inſel, Maziwi, die mit hohen Kaſuarinenbäumen, einer Nadelholzart, beſetzt iſt und wie ein Blumenkorb auf der Waſſerfläche zu ſchwimmen ſcheint. Dort ſtoppte das Schiff und ging alsbald vor Anker. Es wurde ein Boot ausgeſetzt, das nach der Inſel hinüberfuhr und mit Leuten bemannt war, die ſolche Kaſuarinen holen ſollten. Denn wir wollten das Feſt nicht ohne Weihnachtsbaum verleben. Und jener Baum paßte dazu ſo ganz beſonders gut durch ſeine grünen Nadeln, viel beſſer als das Kaffeebäumchen, das wir einſtmals in Weſtindien ſchmückten oder jene bizarre Schöpfung aus Beſenreiſern, die unſere Matroſen ein Jahr vorher in der Südſee zum Chriſtbaum kunſtvoll herſtellten.

Es war ein ſtiller Abend und Mondſchein. Ich hatte in der Meſſe noch lange geſeſſen und allerlei zur Ausſchmückung dieſes unſers einzigen Geſellſchaftsraumes beſorgt; nachher, als der Abendſegen verklungen und Ruhe im Schiffe geboten war, ſtieg ich an Deck, um mich noch etwas nach Schiffsbrauch zu ergehen. Stunde um Stunde verrann. Da kommt unſer Arzt und erzählt mir, daß einer der Fieberkranken ſo ſchwach geworden wäre, daß ſein Befinden die größte Beſorgnis hervorrieſe. Er liege ſchon ſeit Stunden ganz bewußtlos und atme ſchwer. Mit Sorge hörte ich zu. Weihnachten bricht bald an — ſollte das Feſt des Lebens und der Freude uns ſolchen Gruß bieten? Doch, wie Gott will.

Als es zwei Uhr geworden war, kam die Nachricht von dem Hinſcheiden des Mannes. Es war einer der Heizer, der heimgegangen war; er war gebürtig von der Oſtſeeküſte. — Wie manchmal laſen wir bei den Berichten über unſere Gefechte in den Zeitungen: Verluſt gering, nur ein Mann. — „Ja, aber auch der hat eine Mutter,“ ſagte dazu mein Freund, mit dem ich ſchon ſeit Jahren zuſammen gefahren war und der ſelbſt in der Fremde es hatte erfahren müſſen, niemals in dieſer Welt auf das Wiederſehen mit der Mutter zu hoffen.

Draußen auf hoher See verſenkt man die geſtorbenen Kameraden in die Tiefe, kreuzt das Schiff aber in der Nähe der Küſte, ſo wird dort den Heimgegangenen der letzte Ruheort bereitet. Demzufolge befahl auch alsbald der Herr Admiral Deinhard, die Fregatte „Leipzig“ ſolle in aller Frühe nach Sanſibar dampfen. Südlich der Stadt, jenſeits der Lagune, die die Stadt von der eigentlichen Inſel Sanſibar trennt, hat der Sultan der deutſchen Gemeinde ein Stück Land als Friedhof geſchenkt. Früher geleiteten die Deutſchen ihre geſtorbenen Landsleute nach einer Inſel, weit draußen vor der Reede, welche den Engländern als Begräbnisplatz eingeräumt iſt; einige Marineangehörige liegen auch auf dem indiſchen Friedhofe begraben. Das Wachstum der deutſchen Kolonie und die Umſtändlichkeit, zumal jene Inſel zu beſuchen, ließen aber bald den Wunſch wach werden, ein eignes Stück Land als Gottesacker zu erwerben. Dem entſprach denn der Haupteigentümer der ganzen Inſel, der Sultan, in freundlicher Weiſe. Die Deutſchen Sanſibars ſteuerten zuſammen, umfriedigten das Grundſtück und legten Wege an. Heute ruhen dort ſchon fünfzehn Landsleute.

In der Abendkühle, wenn dies Wort bei dem feuchtheißen Sanſibar geſtattet iſt, läßt es ſich nun ganz gut dahinaus gehen, wenn aber die Sonne hoch am Himmel ſteht, iſt der baumloſe Weg auf dem Damm durch die Lagune entſetzlich heiß und das Marſchieren in dem tiefen Sande und Staube höchſt läſtig.

Dies erfuhren wir und die Kameraden zumal, welche den Sarg trugen. Denn wir gelangten mit unſerm Schiffe gegen zehn Uhr nach Sanſibar, und einige Offiziere, eine Abteilung Matroſen und Heizer, die Muſik und ich wurden ſogleich an Land geſetzt, um dem Geſtorbenen das letzte Geleite zu geben. Dezember und Januar ſind die heißeſten Monate in Sanſibar und die Mittagsſtunden ſind die gefürchtetſten am Tage. Aber die Weihe unſerer Aufgabe gab uns die Kraft, den mühſamen Weg getroſt zurückzulegen, und alle die Momente: der Weihnachtstag, die weite Ferne, der Todesfall, der Dienſt fürs Vaterland, die Kriegszeit mit ihrer Not, das Klima mit ſeinen Gefahren bewirkten dort am Grabe, das unter einer Kokospalme bereitet war, die rechte feierliche Stimmung und bereiteten die Herzen zum treuen und ergebungsvollen Glauben an Gottes gnädige Führung.

Gegen zwölf Uhr kamen wir wieder an Bord zurück und fanden dort eine Weihnachtsbeſcherung, auf die wir nicht gehofft hatten. Einige Tage eher, als man erwartete, war der Poſtdampfer von Norden eingelaufen und hatte uns die Weihnachtsgrüße aus der Heimat gebracht. Da lag die ſtattliche Anzahl von Briefen, als ich in meiner Kammer einkehrte und in ihnen ſo viel Treue und Fürbitte ausgeſprochen und eingeſchloſſen, daß trotz aller Traurigkeit, die das Herz füllte, doch die Freude wieder erwachte. So ſoll auch des Seemanns Gemüt ſein. Sein Leben iſt oft freudlos, ſehr entſagungsvoll. Aber er iſt dankbar. Alles Leid, alle Not iſt dahin, wenn ein Sonnenſtrahl ihn tröſtet. Sein Herz iſt wieder froh. Dahinter liegt alle Sorge. Er widmet ſich ganz der Stunde mit ihrer Gabe und läßt ſich dieſen freundlichen Gruß der Gegenwart durch keinen trüben Rück- oder Ausblick verbittern.

Kaum waren wir wieder an Bord gelangt, als auch ſchon die Schraube wieder zu arbeiten begann. Wir dampften in ſchneller Fahrt an den großen weißen Häuſern Sanſibars vorbei, an dem Leuchtturme mit ſeinen drei Etagen, die alle abends lichtergeſchmückt ſind, und welcher dann wie ein ſtrahlender Chriſtbaum über der dunklen Häuſermaſſe der Stadt glänzt, vorbei an den Paläſten des Sultans mit ihren blinkend weißen Wänden, breiten Balkonen und den roten Fahnen über den niedrigen Dächern, dann vorbei an den grauen Negerhütten der Vorſtädte, an den Palmen und dem Buſchwerk der Küſte, über welches die runden, dichten Kronen der gewaltigen Mangobäume herausragen, vorbei endlich an den alten Palaſtruinen, Stätten vergangener Herrlichkeit früherer Sultane. Immer ging die Fahrt längs der grünen Küſte der Inſel, die ſanft anſteigt und auf den Hügeln die regelmäßigen Zeilen der Gewürznelkenbäume in den Plantagen zeigt, des Arabers wertvollſten Beſitz. Ein Leuchtturm kennzeichnet endlich das Nordende der Inſel. Ringsum dehnt ſich nun wieder der weite Ozean aus. Stunde um Stunde verrann; das Schiff dampfte immer weiter nach Norden. Im Oſten zeigt ein flacher grüner Streif die Inſel Pemba an; im Weſten erheben ſich gewaltige blaue Bergmaſſen, die uns die Küſte des beſten Striches Oſtafrikas, Uſambara, verkündeten. Der Hafen dieſer Landſchaft heißt Tanga, eine tiefe, geſchützte Bucht, von freundlich grünen, niedrigen Anhöhen umgeben. Das große Dorf an ihrer Südſeite war damals noch in der Hand der Aufſtändiſchen. Draußen auf der Reede kreuzten darum zwei bewaffnete deutſche Boote, welche den Hafen blockieren ſollten. Seit mehr als zehn Tagen waren ſie auf dieſer Station; heute, am Weihnachtsabend, wollten wir ſie holen und ſie mit uns dies Feſt verleben laſſen.

Nach ſechs Uhr dunkelte es, Tanga war noch nicht erreicht. Die gewaltigen Bergesgipfel ſanken bald in tiefe Nacht. Vorſichtig dampfte die Fregatte der Küſte zu. In dieſer Gegend gibt es bei Nacht kein Wahrzeichen für die Schiffe, das den Kurs leitet, keinen Leuchtturm, kein Nebelhorn; ſchwarz iſt die Nacht, überall drohen Untiefen und Sandbänke, und jedes Schiff thut gut, der Küſte beim Eintritt der Dunkelheit möglichſt fern zu bleiben. An beiden Borden der „Leipzig“ ſtanden Leute, welche unaufhörlich loteten und dann in langgezogenem monotonen Geſang die Tiefe des Fahrwaſſers anzeigten. Sieben Uhr war längſt vorbei, das Land konnte nicht mehr weit ſein, alſo auch nicht mehr weit unſere Boote. Der elektriſche Apparat begann darum zu arbeiten und ſandte ſeine grellen Lichtſtreifen in die Finſternis hinaus, den Leuten in den Booten zu winken. Anfangs ſchien's ohne Erfolg zu ſein; wir wußten aber auch, daß mehrere Inſeln längs der Küſte ſich hinziehen und die Boote gewöhnlich bei Abend ſich unter den Schutz einer ſolchen Inſel begeben. Darum warteten wir geduldig, bis endlich hier und dort eine Rakete aufblitzte. Unſere Leute haben's Signal verſtanden, ſie werden baldigſt kommen. Es ward aber acht, ja neun Uhr — da kamen ſie denn am ſpäten Weihnachtsabend und waren froh mit uns.

In der Meſſe unten war längſt alles zur Feier bereit. Auf dem Tiſche ſtand die Kaſuarine und ihre Lichter brannten, an den Wänden waren Zweige befeſtigt, bunte Ketten und Sterne hatte ich nach heimiſcher Weiſe allenthalben angebracht. Auf dem Tiſche dampfte der Feſtbraten, ein Truthahn aus Madagaskar, auf einem anderen Tiſche ſtanden die Teller mit den Geſchenken, alle fein ſäuberlich eingewickelt, für jeden zunächſt eine kleine Gabe und dazu bezügliche gereimte Worte, dann auch noch für jeden ein wertvolleres Geſchenk, das dann durch Verloſen erſt ſeinen Eigentümer erhielt. Auch die Mannſchaft hatte trotz des anſtrengenden Dienſtes dieſes Tages und der forcierten Fahrt noch ein wenig Zeit gefunden, die Batterie zu ſchmücken, überall Papierlaternen und längſt bereitete Transparente anzubringen und alle Wände mit Kaſuarinenzweigen zu bekränzen. Nur unten in der Maſchine ſah's nicht feſtlich aus. Da glühten die Feuerſtätten, und die Heizer thaten Dienſt wie zuvor. Die Nacht war ſo dunkel, daß wir keinen genügenden Ankerplatz finden konnten. Das Schiff dampfte darum mit langſamer Fahrt weiter nach Norden.

So hielten wir denn Weihnacht. Es war für uns ein ſtilles Feſt, es ſchallte nicht der fröhliche Lärm durchs Schiff wie in früheren Jahren, aber es war eine gar herzliche Feier, die uns allen im geſegneten Gedächtnis ſteht. Seit Monaten kreuzte das Schiff längs der oſtafrikaniſchen Küſte, nach der Stadt Sanſibar kamen wir ſelten, viel Verkehr und Sehenswürdigkeiten bietet jene Stadt auch nicht. So hatten wir gelernt, an unſerer Gemeinſchaft Genüge zu finden, ſelbſt gleichſam eine Familie zu bilden, die in der weiten Fremde den Traum der Heimat uns ſchaffen ſollte. Aber ſo einmütig unſere Geſelligkeit auch war, die Gedanken wanderten doch nach Norden hin, und es war ganz der Stimmung entſprechend, wenn einer unſerer Meſſedichter folgendes Weihnachtsbild uns gab:

Kalt weht der Oſt und blinkender Schnee
Dämpft leis das Geräuſche der Straßen.
Da ſummt es ſo voll aus der dunkelen Höh',
Die Glocken läuten ihr Kyrie —
Ergreift's dich nicht ohne Maßen?

Sieh, freundlich ſchimmert's in Wintersnacht —
Wie gern ich ans Fenſter mich ſtehle:
Da ſeh ich wieder die alte Pracht,
Und wie an der Krippe Maria wacht —
Steht dir das Bild vor der Seele?

Und um den Tiſch im traulichen Kreis
Sitzen all', die du lieb haſt auf Erden.
Da tönt auch dein Name verſtohlenerweis,
Und dem Auge der Mutter entquillt es ſo heiß —
Hörſt du es nicht ſtille werden?

Ja, heiß und tief fühl' ich's in der Bruſt:
Die Liebe bleibt treu allerwegen;
Und hab ich das alltags nicht immer gewußt,
Heut' weiß ich's und denk' ich's mit aller Luſt!
Das iſt der Weihnacht Segen!

Am folgenden Morgen war die Reede von Mombaſa erreicht. Da ſtoppte das Schiff gegen zehn Uhr. Es ward jetzt der Feſtgottesdienſt in der Batterie gehalten. Statt der Kommandorufe, dem Geräuſch der Maſchine, dem viellautigen Lärm, der das Schiff von früh bis in die Nacht durchtönte, klang jetzt der Choral: Vom Himmel hoch da komm' ich her. Wir hörten die Worte des Weihnachtsevangeliums, und ich wies dann auf die Verborgenheit und Armut hin, die jenes Bild im Stalle zu Bethlehem zunächſt uns vor Augen ſtelle, dann aber auf die Freude, die dort doch wieder alles überſtrahle. Verborgenheit draußen im weiten Ozean war auch unſer Los; Armut auch, zu keiner Zeit fühlbarer als an dieſem Feſte, an dem wir ſo fern von der Heimat und unſern Freunden waren; dennoch aber gelte auch uns hier die Loſung: Freuet euch in dem Herrn allewege! uns zumal, denen ein ſo verantwortlicher Beruf und die vor allem dankenswerteſte Aufgabe anvertraut ſei, für das Vaterland zu ſtreiten.

Vor Mombaſa ankerte das engliſche Geſchwader. Dem ſollte die Freude auch gelten, die uns das Feſt nach ſoviel Leid gebracht hatte. Unſere Dampfpinaſſe fuhr nach der „Boadicea," dem engliſchen Admiralsſchiff, und gab dort alle die Brief- und Zeitungspakete ab, die der geſtrige Poſtdampfer gebracht und die wir von Sanſibar mitgenommen hatten.

Für unſere Matroſen kam dieſe Poſtſendung von geſtern auch heute, am erſten Feiertage, recht zur Geltung. Der heilige Abend war ein ſchwerer Tag voll Trauer, Unruhe und Arbeit geweſen, heute durfte gefeiert werden. Überall in der Batterie ſaßen die Leute in Gruppen herum, laſen ſich aus ihren Briefen und Zeitungen vor und empfanden alle den Segen und Frieden jener Einheit der Herzen, die keine Zeit und keine Entfernung ſcheiden kann, die uns die langen Monate der Trennung und mühſamſten Anſtrengung ertragen läßt, weil wir von Woche zu Woche uns der Hoffnung zu getröſten wiſſen: auch uns wird nach dieſen Tagen der Verborgenheit und Armut wieder die helle Freude ſcheinen, wenn Gott in ſeiner Gnade uns wieder glücklich in die Heimat zurückbringt.

---

## Der Lindenbaum.

Von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

Vor längerer Zeit hielt ich mich einige Jahre hindurch in einer kleinen Stadt auf und war dort an einen alten Herrn empfohlen, der ein Studiengenoſſe meines Vaters geweſen war. In dem Hauſe dieſes Mannes ging ich aus und ein und genoß dort viel Freundlichkeit. Herr Doktor Lindow war ein ſtattlicher und jovialer Sechziger und ein großer Natur- und Gartenfreund, der köſtliches Obſt zog und aus einem Gemiſch von Stachel- und Johannisbeeren einen vortrefflichen Wein zu keltern verſtand. Sein Garten, der ſich in glücklicher ſüdlicher Lage in Terraſſen zu einem kleinen See hinabzog, war im Sommer und Herbſt ein wahres Füllhorn köſtlicher Dinge, und als ein Wunder erſchien es mir immer, was durch kluge Ausnutzung des Raumes auf einem verhältnismäßig kleinen Fleck Erde alles erzeugt werden kann. Am Ende dieſes Gartens befand ſich auf einer kleinen Erhöhung eine mächtige Lindenlaube, die auf den ſtillen, von Schilf und Weiden umkränzten See ſich öffnete, und dort ſaß ich eines ſchönen Abends im Auguſt in heiterem Geſpräche mit dem alten Herrn, der an jenem Tage beſonders aufgeräumt war. Vor uns auf dem Tiſche ſtand eine mächtige Schale mit köſtlichen Pfirſichen, Reineclauden und Aprikoſen, in den Gläſern ſchimmerte hellrötlich eine vorzügliche Sorte von Johannisbeerwein, und ringsum ertönte in den ſtillen Abend hinein das fröhliche Getöſe ſpielender Kinder, der Enkel und Enkelinnen meines Gaſtfreundes. Unter dieſen war ein zwölfjähriger Junge, der ſich durch große körperliche Gewandtheit auszeichnete. Plötzlich hörten wir deſſen Stimme aus dem Wipfel eines Baumes, der ſeine Zweige wagerecht nach dem Ufer des Sees hin ausſtreckte. „Großvater!" rief der Junge, „nun paſſe mal auf, wie ich es jetzt ſchon gut kann!"

Damit war er auf einen der wagerechten Zweige hinausgerutſcht und hing plötzlich an den Knieen daran, mit dem Kopfe nach unten. Zu meinem Schreck ließ er ſich dann los, griff aber geſchickt in das Laub des unteren Zweiges, daß ſein Körper im Fallen ſich wendete und der Kopf wieder nach oben kam, und ſo von Aſt zu Aſt rutſchend und ſtürzend gelangte er, indèm er rechtzeitig ſeinen Fall durch wiederholtes Eingreifen in die Zweige milderte, glücklich unten an.

„Gut, mein Sohn," rief Herr Lindow, „kannſt mal herkommen!" Nachdem er den Knaben für ſeine Leiſtung reichlich mit Obſt belohnt hatte, wandte er ſich zu mir und ſagte: „Eine alte Familienkunſt, die ich ſchon von meinem Vater gelernt habe und die hoch in Ehren gehalten wird, ſeit ſie mir einmal einen ſo großen Dienſt geleiſtet hat."

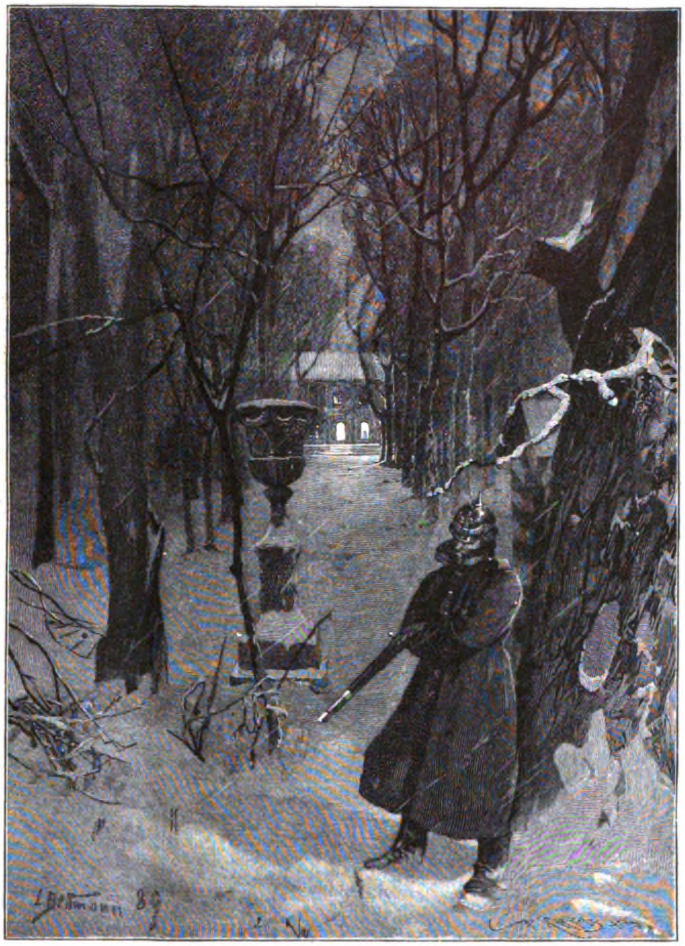
„Welcher Art war dieſer Dienſt?" fragte ich etwas verwundert.

Der Doktor lehnte ſich in ſeinen Gartenſtuhl zurück, ſah ſinnend vor ſich hin wie einer, der ſich eine Geſchichte im Geiſte zurechtlegt, und ſagte dann: „Sie wiſſen doch, daß ich als Student zu zehnjähriger Feſtungshaft verurteilt worden bin?"

„Ja gewiß!" antwortete ich, „damals, als auch Fritz Reuter zu dieſer Strafe verdammt wurde, und aus denſelben Gründen."

„Gewiß," fuhr Lindow fort, „allein ich hatte es in der Hinſicht beſſer als Reuter, als ich meine Zeit in der einzigen kleinen Feſtung meines engeren Vaterlandes abſitzen durfte, wo ich es verhältnismäßig gut hatte. Dieſe war nun eigentlich gar keine Feſtung mehr, denn die Außenwerke hatte man längſt geſchleift, und nur ein auf einem ſteilen Felſen gelegenes

Kaſtell war übriggeblieben, welches zu Gefängniszwecken diente. Dort hatte ich ein ganz wohnliches Zimmer, allerdings mit ſchwerer, eiſenbeſchlagener Thür und einem tief in die dicke Mauer eingeſchnittenen, ſtark vergitterten Fenſter. Ich war der einzige Feſtungsgefangene dort, denn mehr dergleichen Verbrecher hatte das kleine Fürſtentum nicht hervorgebracht, und man ließ mir am Tage ziemlich viel Freiheit, nachts allerdings wurde ich ſorglich eingeſchloſſen. Wohin ſollte ich auch entkommen, da dieſer Felſen an drei Seiten wohl an die hundert Fuß ſteil abfiel, während er an der vierten, wo der gewundene Weg hinaufführte, durch Mauern und mächtige Thore mit Schildwachen davor genügend verſperrt war. — Über Mangel an Ausſicht konnte ich mich an dieſem Orte nicht beklagen, denn der Felſen war ein letzter Ausläufer des am Horizonte dämmernden Gebirges und lag als einzige weſentliche Erhöhung in einer ſanft gewellten Ebene. Aber nichts iſt wohl geeigneter, die Sehnſucht nach der Freiheit zu verſchärfen, als ihr ſteter ungehinderter Anblick. Zum körperlichen Schmerze faſt wurde dieſe Sehnſucht, wenn an ſchönen Sommerſonntagen die Menſchen aus dem Städtchen wie aus einem Ameiſenhaufen auf allen Wegen hinauskribbelten in die freie Natur, wenn auf der Straße nach dem blau dämmernden Gebirge zu die Wagen rollten und leichtfüßige Wanderer munter dahinſchritten, wenn auf den Gaſthäuſern vor dem Thore die Fahnen wehten, während farbige Mädchenkleider und helle Strohhüte aus dem Grün hervorſchimmerten und bald von hier, bald von dort ein dumpfes Paukenſchlagen oder ein anderes muſikaliſches Getöſe oder ein unabläſſiges Rollen von Kegelkugeln zu mir hinaufſchallte. Dann kamen wohl auch leichtgeflügelte Schmetterlinge aus der Tiefe flatternd emporgetaucht, glätteten ihre Flügel ein wenig auf dem durchſonnten Raſen des Walles und taumelten dann ſorglos weiter in die Freiheit. Die Schwalben, die ſich um das alte Gemäuer des Kaſtells jagten, ſchoſſen dicht über mir hin und riefen wie zum Hohne: ‚Komm mit, komm mit,‘ und als dies alles wieder einmal an einem Sommerſonntag geſchah, ward es mir zu viel, und ich begab mich auf die andere Seite, wo mir der Anblick auf die Stadt und das fröhliche Getümmel um ſie her entzogen war. Hier wurde die eine Wand des Felſens von dem Fluſſe beſpült, und hinter dieſem dehnte ſich eine weite Heidefläche aus. Zu meinen Füßen aber in den Winkel, welchen der herannahende Fluß mit dem Felſen machte, lief ein großer Garten aus, welcher zu dem Landhauſe eines wohlhabenden Fabrikanten gehörte. Wie eine Karte lag er mit ſeinen ſauberen Steigen, Raſenflächen und Gebüſchgruppen unter mir, aber auch ſo öde wie eine Landkarte war er meiſt, denn außer einem alten Gärtner, der ſich dort zu thun machte, und ſeiner ebenſo alten Frau hatte ich dort noch niemals einen Menſchen geſehen. — Als ich dort nun ſaß, meine Beine über den Rand des Felſens baumeln ließ und abwechſelnd in die ſaubere grüne Einſamkeit zu meinen Füßen und dann über den Fluß hinweg auf die eintönige Heide ſchaute, da überkam mich mit einemmal ein Gedanke, der mein Gehirn mit einem ſolchen Rauſche erfüllte, daß ich mich zurücklehnte und meine Hände in das Gras klammerte in der Furcht, von einem Schwindel ergriffen, plötzlich hinabzuſtürzen.



Der Schildwache Weihnachtsfeſt. Originalzeichnung von L. Dettmann.

In dem letzten Winkel des Gartens ſtand nämlich ein uralter Lindenbaum, ſo nahe am Felſen, daß ſeine Zweige ihn faſt berührten. Seine ungeheure grüne Kuppel war gerade unter mir, die Entfernung konnte nicht mehr als etwa zwanzig Fuß betragen. Daß mir das ſonſt noch nie ſo aufgefallen war! Wenn ich dort hineinſprang, war ich ja ſo gut wie unten. Es hatte auch gar keine Gefahr, denn die dichtbelaubten, elaſtiſchen Zweige würden mich ſanft aufnehmen und den Sturz mildern, und dann: wie oft hatte ich mich nicht als Knabe ſo von Zweig zu Zweig abſichtlich aus Bäumen fallen laſſen. Das war eine Kunſt, die gefährlicher ausſah als ſie war und mir ſchon manchmal den Beifall erſtaunter Zuſchauer eingebracht hatte. Wenn ich das hier ausführte, konnte ich ja in ein paar Sekunden unten ſein. Und dann war ich frei. — Aber wie lange? Ich war ohne Mittel, denn Geld bekam ich als Gefangener natürlich nicht in die Hände, und obwohl die Grenze nicht allzuweit entfernt war, ſo wäre mir doch wohl nur in einem bereitſtehenden Wagen mit ſchnellen Pferden die Flucht gelungen. Auch fehlten mir Legitimationspapiere, und dieſe waren in jener Zeit höchſt nötig, um ſich an der Grenze auszuweiſen. Woher dies alles nehmen? Doch dieſe Gedanken kamen mir alle erſt ſpäter bei ruhiger Überlegung; zunächſt berauſchte mich der Gedanke, wie leicht ich entkommen konnte, wenn ich wollte, ſo, daß ich in ihm förmlich ſchwelgte. Im Falle ich dort hinabſprang und mich von Zweig zu Zweig ſtürzen ließ, war Gefahr nur dann vorhanden, wenn zu große Lücken zwiſchen den Äſten ſich fanden oder dieſe in bedeutender Höhe vom Boden aufhörten. Ich ſuchte mir einen anderen Ort auf dem Felſen, legte mich dort auf den Bauch und betrachtete die Linde aus größerer Entfernung von der Seite. Sie war ſo normal gewachſen, wie dies für einen Muſterbaum ihrer Art nur möglich iſt, die grüne Kuppel zeigte keinerlei Unterbrechung und die unterſten Zweige hingen bis auf den Boden hinab.

„Plötzlich ertönten ſtramme, taktmäßige Tritte und riefen mich aus meinen Gedanken zurück. Der Poſten, der in dieſer Gegend ſtand, ward abgelöſt, und es erſchien mir klug, mich zu zeigen, da man ſonſt wohl nach mir geforſcht hätte. Ich ging ſchnell hinter den Wällen herum und kam an einer anderen Stelle ſcheinbar gelangweilt wieder zum Vorſchein, ſetzte mich auf eine alte Kanone und ſchaute wieder auf die Stadt und das fröhliche Treiben der Landſtraßen hin. Im Geiſte aber war ich bei meinem alten Lindenbaum. Ich ſtand am Rande des Felſens und ſuchte mit dem Fuße nach einem ſicheren Abſprung. Nun war es ſo weit. Los! Mich ſchauderte zwar ein wenig, aber es mußte ſein. Wie mir das grüne Laubwerk um die Ohren ſauſte. Ich war gerade richtig geſprungen, der Aſt gab mächtig nach, aber er brach nicht. Ich ließ ihn nicht los, bis er ſich tief auf den nächſten gebeugt hatte, und dann rauſchte und rutſchte ich durch die knickenden kleineren Zweige tiefer und tiefer von einem Aſte zum anderen und ſchnell war ich unten. Jetzt hinab an den Fluß und durch die ſeichten Sommergewäſſer an das andere Ufer. Hier das kleine Kieferngehölz verbarg mich einſtweilen. Aber ich mußte weiter — weiter über freie Räume, wo ich fernhin ſichtbar war. Nur immer vorwärts der Grenze zu. Vielleicht bemerkt mich doch niemand. Ein Flüchtling muß Glück haben. Da: ‚Bum!‘ Was war das? Ein Alarmſchuß von der Feſtung. Nun ging die Hetzjagd an.

„Ich hatte mich ſo in dieſe Gedanken vertieft, daß es mich wie eine Erleichterung überkam, als ich mir plötzlich klar machte, daß ich noch kein gehetztes Wild ſei, ſondern ganz gemächlich am Sonntagnachmittag auf einer alten Kanone ſäße und ſpintiſierte.

„Von nun ab ließ mich der Fluchtgedanke nicht mehr los, und ſobald ich es nur ohne Aufſehen zu thun vermochte, ſtudierte ich meinen alten Lindenbaum, ſo daß ich ihn zuletzt faſt auswendig konnte. Den verhängnisvollen Sprung habe ich im Geiſte ſo oft gemacht, daß es nicht zu zählen iſt. Dabei zermarterte ich mich mit Grübeleien, wie ich mir Geld und alles ſonſt zur Flucht Nötige verſchaffen möchte, verwarf einen Plan nach dem anderen und kam zu keinem Ende damit. Denn alles hing davon ab, daß ich Briefe ſicher aus der Feſtung beförderte, und ich fand niemand, dem ich mich hätte anvertrauen mögen.

„Unterdes war die Zeit der Sommerferien herbeigekommen, und als ich eines Tages wieder in den ſonſt ſo verlaſſenen Garten des Landhauſes hinabſchaute, bemerkte ich dort eine wundervolle Veränderung. Was mir an weiblichen Weſen auf der Feſtung zu Geſicht kam, war nicht dazu angethan, mich zu verwöhnen, denn es gehörte zu der Gattung der Regimentsmegären und Scheuerdrachen; deshalb erſchien mir wohl das junge, etwa ſiebzehnjährige Mädchen dort unten wie ein Wunder von Schönheit und lieblicher Bildung, und es überkam mich etwas wie Dankbarkeit gegen den Schöpfer, der ſolche wohlgerundete Anmut mit leichter Meiſterhand in die Welt geſtellt hatte. Während das junge Mädchen, langſam alles betrachtend, durch den Garten ging, wurde ſie umſchwärmt von einem ungefähr vierzehnjährigen Knaben, der mit einem Bogen von Eſchenholz leichte Rohrpfeile in die Luft ſchoß und ſich an ihrem hohen Fluge vergnügte. Durch einen Zufall ſtieg der eine dieſer Pfeile bis zu mir empor und fiel neben mir nieder. Dadurch wurde der Knabe meiner gewahr und machte ſeine Schweſter auf mich aufmerkſam. Ich nahm meinen Hut ab und warf, indem ich grüßte, den Pfeil wieder hinunter. Mein Schickſal und meine Anweſenheit auf der Feſtung waren in der ganzen Stadt bekannt, und ſo mochten dieſe jungen Leute auch wohl gleich wiſſen, wen ſie vor ſich hatten. Denn ſie ſprachen miteinander und ſahen zu mir empor, der Knabe unverhohlen und voll Neugier, das Mädchen flüchtiger, aber wie es mir ſchien mit einem Ausdruck von Mitleid in den ſchönen Zügen.

„Da ich nun fortwährend mit Fluchtgedanken beſchäftigt war und alles gleich mit dieſen mich ganz beherrſchenden Ideen in Verbindung brachte, ſo fiel es mir gleich auf die Seele, daß ich hier eine Verbindung mit der Außenwelt zu gewinnen vermöchte. Wenn das ſchöne Mädchen mir vielleicht auch nicht helfen konnte, ſo würde ſie doch gewiß nicht einen armen Gefangenen verraten, der ſich vertrauensvoll in ihre Hand gab. Aber ein Zweifel fing ſofort an mich zu plagen, ob ich das Mädchen wiederſehen würde. Vielleicht war ſie nur auf einem kurzen Beſuch in dieſem Landhauſe und kam nie wieder. Aber dennoch arbeitete ich im Geiſte ſchon an einem ausführlichen Briefe, in welchem ich meine Lage und alles, was zu meiner Befreiung nötig war, gründlich auseinanderſetzte. Als ich gegen abend wieder in meine Zelle eingeſchloſſen wurde, ſchrieb ich alles ſorgfältig auf und ſetzte die Mittagsſtunde von 12—1 Uhr zu einer Antwort von ihrer Seite feſt. Dann befand ſich alles auf der Feſtung beim Eſſen und ich war am wenigſten beobachtet, zumal auch die Schildwache in meiner Nähe um dieſe Zeit ſich einer ſtillen innerlichen Beſchaulichkeit hinzugeben pflegte. Ihre Antwort ſollte das Mädchen auf ein Zettelchen ſchreiben, dieſen mit ein wenig Wachs oder Pech an einen Rohrpfeil kleben und durch ihren Bruder zu mir hinaufſchießen laſſen.

„Mit fieberhafter Spannung wartete ich am anderen Tage darauf, daß die Schöne wieder im Garten erſchien, doch vergebens, alles blieb leer. Nur der Knabe tollte eine Weile dort herum und übte ſich mit langen, ſchlanken Gerten, die er als Wurfſpieße benutzte. Endlich am Nachmittage ſah ich das helle Kleid aus dem Grün leuchten. Das Mädchen ging langſam durch den Garten und verſchwand unter dem alten Lindenbaume. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ſie wieder zum Vorſchein kam, nun aber wandelte ſie auf dem Steige unter mir hin. Jetzt galt es. Ich räuſperte mich, ſo laut ich konnte, und ſobald ſie aufblickte, zeigte ich meinen mit einem Steine beſchwerten Brief. Als ſie verwundert und etwas verwirrt wegſah, warf ich ihn hinab. Er fiel ihr gerade vor die Füße, und ich bemerkte, wie ſie erſchrak und im erſten Augenblicke weiterging, ohne ihn aufzunehmen. Dann beſann ſie ſich, kehrte um, hob das Papier auf und ging damit unter den Lindenbaum zurück. Nach einer Weile kam ſie wieder hervor und ſchritt, mir den Rücken wendend, langſam auf das Haus zu. Wie im Krampfe zog ſich mein Herz zuſammen, als ſie ſo, ohne ein Zeichen zu geben, davonging. Doch da, plötzlich ſtand ſie und ließ flüchtig den Blick zu mir hinaufgleiten. Dann wendete ſie ſich wieder ab, nickte dreimal eindringlich mit dem Kopfe und lief eilig auf das Haus zu.

„Beinahe hätte ich laut aufgejauchzt, als ich dies bemerkte, und den ganzen Abend hatte ich die größte Not, die außerordentliche Heiterkeit zu unterdrücken, welche mich erfüllte.

„Am anderen Tage ging alles gut. Der Knabe kam und ſchoß mit ſeinen Rohrpfeilen wie zur Übung an dem Felſen in die Höhe. Dann nahm er einen anderen Pfeil, zielte ſorgfältig und ſchoß ihn zu mir empor. Es war zu kurz; ich ſah den leichten Boten bis dicht an meine Hand ſteigen und dann wieder zurückſinken. Das zweite Mal gelang es beſſer; ich löſte ſchnell den kleinen ſchmalen Zettel ab und warf den Pfeil wieder hinunter.

„Sie ſchrieb: ‚Ich will alles thun, was ich kann. Mein Onkel will mir dabei helfen. Sie dürfen ihm vertrauen, wie auch meinem Bruder Paul, der alles weiß und ſtolz auf dies Geheimnis iſt. Haben Sie guten Mut; in vierzehn Tagen kann alles bereit ſein.‘

„Dieſen kleinen Zettel drückte ich an meine Lippen, las ihn wohl hundertmal und bewahrte ihn als meinen größten Schatz. Über die nächſten vierzehn Tage will ich kurz hinweggehen. Genug, die Stunde war da, wo alles bereit war, und zwar ſollte die Flucht am hellen Mittage ſtattfinden. Das Glück begünſtigte mich in jeder Hinſicht. Am Vormittage ſtieg ein Gewitter auf; über der Heide ſtand eine blauſchwarze Wolkenwand, in welcher die Blitze zuckten, und der Donner ertönte lauter und lauter. Einige Minuten nach zwölf Uhr ſtand ich an dem Rande des Felſens und wartete auf den nächſten Donner, der das Geräuſch meines Sturzes übertäuben ſollte. Da zuckte ein greller Blitz auf: ‚Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht…‘ zählte ich und nun knatterte und rollte es mächtig in den Wolken. ‚In Gottes Namen!‘ ſagte ich innerlich und ſprang zu. Wie ich hinuntergekommen bin, weiß ich noch heute nicht. Es donnerte, rauſchte und ſauſte mir um die Ohren, Zweige ſchlugen mir ins Geſicht, und mit einemmal hatte ich Boden unter den Füßen. Ich eilte ſchnell durch Laubengänge, die mich den Blicken verbargen, dem Ausgange zu. Wie oft hatte ich dieſen Weg ſchon im Geiſte gemacht! Da, in der Nähe des geöffneten Gartenthores ſtand von Buſchwerk gedeckt eine helle Geſtalt. Sie war es. In überſchwellender Dankbarkeit reichte ich ihr beide Hände entgegen, und da Worte unſere Empfindungen nicht ausdrücken konnten, ſo küßten wir uns, als könne es gar nicht anders ſein. Aber ſie drängte mich bald von ſich: ‚Schnell, ſchnell,‘ rief ſie, ‚und reiſen Sie glücklich!‘ O Wonne und Qual, in der Nußſchale eines kurzen Augenblickes vereinigt. Aber ich mußte weiter. Auf der Straße ſah ich den Knaben Paul, dem ich in einiger Entfernung folgen ſollte. Er führte mich zu einem kleinen Gehölz in der Nähe, wo eine Kutſche mit zwei ſchönen Pferden hielt. Ein ältlicher Mann, der dabei ſtand, ſchob mich hinein und rief mir zu: ‚Im Wagenkaſten iſt ein neuer Anzug und was Sie ſonſt noch brauchen, in der Seitentaſche Geld und Papiere. Reiſen Sie mit Gott!‘

„Ich wollte ihm danken, allein die Pferde zogen an, und fort ging es in Sturm und Regen und rollendem Donner, was die Gäule laufen konnten. Nun, ich kam nach allerlei kleinen Abenteuern über die Grenze und weiter und war frei. Frei und doch wieder gefangen, denn den Kuß am Gartenthor vergaß ich mein Lebelang nicht.“

Frau Lindow, welche ſchon eine Weile in der Nähe bei einigen Gemüſebeeten ſich beſchäftigt hatte, kam jetzt näher und fragte: „Nun, was erzählſt du da wieder für eine lange Geſchichte?“

„Es iſt die Geſchichte von dem berühmten Kuſſe am Gartenthor!“ antwortete Herr Lindow.

„Ach du!“ ſagte Frau Lindow, „ja das kommt davon, wenn man ſich mit Verbrechern einläßt.“

Mir ging plötzlich ein Licht auf, entzündet an dem ſchimmernden Glanze der Augen, mit welchem die beiden alten Leute einander anſahen.

„Alte,“ rief der Doktor, „denkſt du daran, daß es heute gerade vierzig Jahre ſind ſeit jenem verhängnisvollen Kuſſe? Komm, laß uns anſtoßen auf ein glückliches Alter!“

Wir erhoben uns, und die Gläſer klangen aneinander. Dann küßten die beiden Alten ſich, und ein Abglanz wie von ewiger Jugend verklärte ihre glücklichen Geſichter.

---

## Ein Weihnachtsbaum in einer türkiſchen Moſchee.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

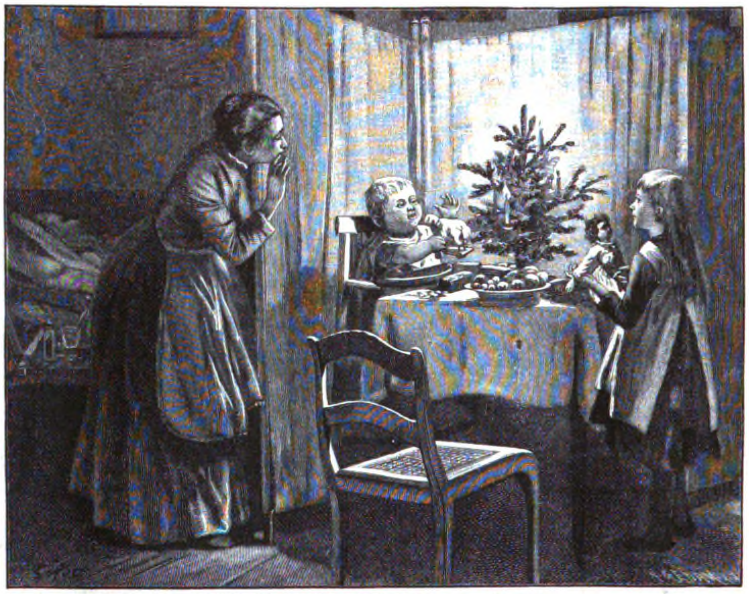
Große Aufregung verurſachte die raſch in der Moſchee ſich verbreitende Kunde von dem geplanten Weihnachtsbaume. „Was iſt das?“ fragt dort der muntere Burſche, dem Name und Sache gar fremd lautet. Es iſt ein Koſak mit ſchwerer Schußwunde im Bein; fern vom Don her iſt er auf ſeinem eignen flinken Pferdchen, dem Befehle des Kaiſers gehorſam, mit ſeinen Landsleuten bis ins Türkenland getrabt. Da hat ihn bald eine feindliche Kugel von ſeinem treuen Tiere heruntergeſchoſſen; wie er dann in die Moſchee und in die Pflege der barmherzigen Schweſtern gekommen, das weiß er ſich nicht mehr zu erinnern. Die Zeit wird dem Einbeinigen lang; ſo lange war er ſein Lebtag nicht vom Reiten getrennt. Da merkt er, wie in den ſtillen Raum ein Gaul Eingang findet, der auch einen Krüppel barmherzig aufſitzen läßt und nun ſchwingt er ſich auf den Pegaſus, und in gar manchem Liedchen, das mir vorliegt, drückt er ſeine überſprudelnde Dankbarkeit aus für die deutſchen „Schweſtern,“ die ihn wie eine Mutter pflegen.

Der Leidensgenoſſe neben ihm weiß ſchon etwas Beſcheid von einem deutſchen Weihnachtsbaume und berichtet ihm, wie an dem Wunderbaume viele Lichter brennen, und dann erhalte jeder, der ihn zu ſehen bekomme, ein Geſchenk, bald ſei es ein Tuch oder eine Holzpfeife mit Tabak, manchmal auch eine Harmonika, und für alle insgeſamt Pfefferkuchen, Knacknüſſe, was weiß ich alles für Leckerbiſſen. Zu den ſtahlharten, unverwüſtlichen Naturen, wie ſie nicht ſelten unter den ſchöngeſtalteten ruſſiſchen Bauern angetroffen werden, gehört der Weihnachtskundige. Unſer Poſtillon war ihm vor ein paar Wochen auf der Landſtraße begegnet. „Seien Sie ſo gut, Ew. Wohlgeboren, mich im Lazarett aufzunehmen,“ ſo redete ihn, den ſeine Armbinde mit dem roten Kreuze jedem Soldaten als Krankenpfleger kenntlich machte, eines Abends ſpät der Gardiſt an. — „Was fehlt dir denn?“ — „Ich habe einen Schuß in die Bruſt, Ew. Wohlgeboren.“ — „Woher kommſt du denn?“ — „Von Gornij-Dubnjak, bin zehn Tage zu Fuß hierher gegangen und ſeit dem erſten Tage nicht mehr verbunden worden.“ Die ärztliche Unterſuchung beſtätigte die Ausſage. Die Kugel war glücklich perforierend durchgedrungen, ohne wichtige Teile zu berühren. — Ein eſthniſcher Soldat nebenan beſtätigt die Auskunft. Waren vielleicht für ihn die grobgewirkten, grobgenähten Hemden, die dicken Socken und die ſteinharten Pfefferkuchen beſtimmt, die ins Paſtorat in Petersburg von einem weltverborgenen Dörfchen in Eſthland gelangt waren mit den ſteifen, mühſamen Zeilen eines eſthniſchen Mütterchens als Begleitſchein, die dringende Bitte enthaltend, doch nur ja dieſe Sachen ihrem lieben einzigen Sohne zu Weihnachten unter den Baum zu legen. ‚Er ſei gar nicht ſchwer herauszufinden; denn er ſei ihr Sohn und er ſei Soldat und ſei mit ſeinem Kaiſer in den Krieg wider die Türken gezogen.‘ Aber Mütterchen in ihrem Liebeseifer hatte ganz vergeſſen ihren Namen unter den Schreibebrief zu ſetzen. — Unſer Eſthe will nun auch ſeine Weisheit glänzen laſſen. Mit den Geſchenken, ja, da möge es wohl ſeine Richtigkeit haben; aber mit dem Weihnachtsbaum ſei es nichts. Daß das ein Tannenbaum ſein müſſe, das wiſſe bei ihm im Dorfe jeder, der einmal an dem Abend im Herrenhauſe geweſen. Tannenbäume gebe es bei den Bulgaren nicht; folglich — wollen wir es dem treuherzigen Burſchen verargen, wenn ihm nicht in den Sinn kam, daß mit den Pfefferkuchen auch ein Tannenbaum um die Weihnachtszeit aus der nordiſchen Heimat weit hinunter in den Süden und in eine türkiſche Moſchee wandern könne?

Wochenlang drehte ſich während der langen Dämmerſtunden die Unterhaltung der Leidenden in der Moſchee um dieſen Gegenſtand, wie bei kleinen Kindern eine von Tag zu Tag ſich ſteigernde Spannung, Unruhe. Es war rührend, die Bitte von nicht wenigen zu hören, daß doch die Wiedergeneſung nicht zu raſch vor ſich gehen möchte, um nicht vor dem „Weihnachtsbaume“ aus dem Hoſpital entlaſſen oder nach rückwärts in andere, minder begünſtigte Hoſpitäler übergeführt zu werden. Weihnachten kam; aber der „Baum“ fehlte, und doch hatten die täglich eintreffenden Zeitungen von daheim den Abgang der Kolonne berichtet. Eine Täuſchung konnte nicht möglich ſein. Das hätten die guten Schweſtern nicht über ſich gebracht. Hatten ſie doch ſelbſt für eine kleine Weihnachtsfeier am Chriſttage ſelbſt Sorge getragen. Der

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Feldtiſch vor dem Kreuze war an dem Tage zu einer Art Altar umgewandelt, auf welchem von kunſtfertiger Hand eine kleine Pyramide, mit Myrten und Epheu umwunden, mit Stearinkerzen und vergoldeten Walnüſſen ausgeſchmückt prangte. Der evangeliſche Feldprediger P. Löſch hatte es möglich gemacht, auf ſeinen weitausgedehnten mühſeligen Rundreiſen gerade am 25. Dezember in unſerm Hoſpital Gottesdienſt zu halten. Wer nur immer von den verwundeten und kranken Proteſtanten ſich in die Halle ſchleppen konnte, war erſchienen, unſer geſamtes Pflegeperſonal und auch aus anderen in der Stadt befindlichen Hoſpitälern die Glaubensgenoſſen. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, die gemeinſamen, altbekannten, trauten Weiſen zu vernehmen, der mit deutſchen Worten ſie ſingend, der andere mit eſthniſchen oder lettiſchen, und doch ſie alle in dieſem Augenblicke ein Brudervolk. Der ſprachbegabte Prediger hatte dann für ſie alle ein warmes, herzliches Wort, da er dieſen die gemeinſame Weihnachtsbotſchaft deutſch, den anderen eſthniſch oder lettiſch oder ruſſiſch auslegte. Endlich traf die langerſehnte Kunde ein: es iſt den wackeren Sendboten gelungen, mit der koſtbaren Ladung noch über die Donau nach Siſtowa zu gelangen. Welch eine Freudenmär! Was fragte man viel danach, daß es nun ſchon der 15. Januar geworden; es war dennoch Weihnachten. Da ſtand an der Kiblah der prächtige Tannenbaum mit Hunderten von Wachskerzen; da lagen die erhofften Geſchenke; da wurde es warm und heimiſch in den Herzen, und mit Thränen in den Augen war es den Leuten, als ob eine liebe Hand von daheim — iſt es Mütterchen, iſt es das treue Weib, ſind es die Kinder? — über ſie und ihre Wunden leiſe, lind ſtreiche, als ob ein Heimatgruß ihre Seele berühre, und die das Lied kannten, die ſangen wohl im heimiſchen Laute: O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Und dann hub der Kolonnenführer Schubert vor dem brennenden Baume ſeine zündende Rede in ruſſiſcher Sprache an — ein Paſtor hätte nicht packender, ergreifender predigen können. Er entbot ihnen allen den Weihnachtsgruß vom „Mütterchen Rußland“ und von den Evangeliſchen in Rußland, die das Hoſpital gegründet. Dann wies er die gebräunten Krieger hin auf den Vater im Himmel und auf ſeinen Sohn, unſern Herrn Chriſtum, der auf Weihnachten um unſertwillen Menſch geworden, und wie er uns heiße, Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Wer den Erlöſer von Herzen lieb habe, der ſein Leben für uns gelaſſen, dem ſei es dann ein leichtes, auch dem Kaiſer ſein Leben zu geben und im Kampfe zu bluten, will's Gott, zu ſterben. Und die Verwundeten und Kranken flüſterten mit bleichen Lippen ein Amen. Ja, es war eine hehre Weihnachtsfeier in einer türkiſchen Moſchee!

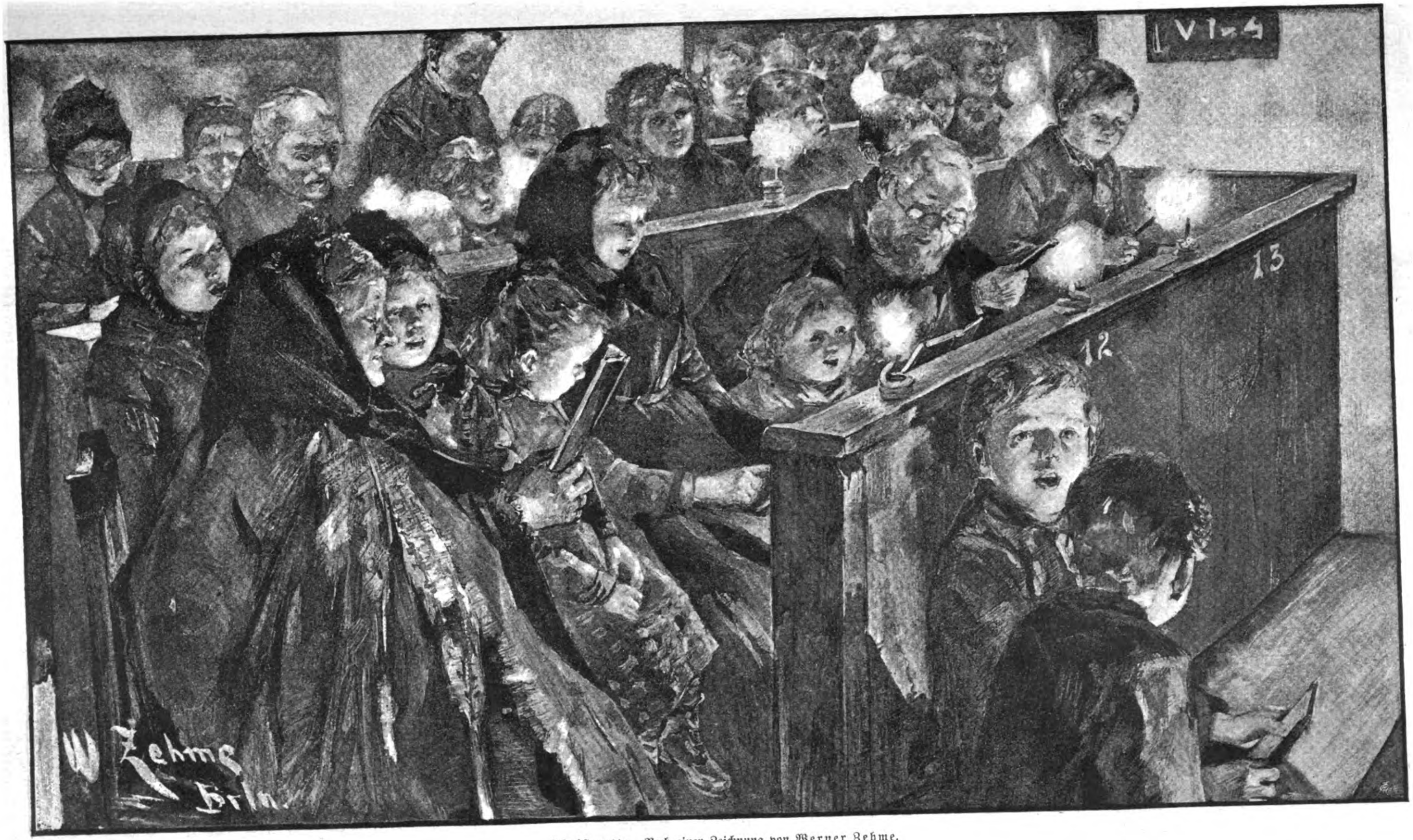


Stille Weihnacht. Originalzeichnung von C. Koch.

Wir können ſie jetzt nicht verlaſſen — die Pfleglinge; ſie thun es uns an, noch einen Augenblick unter ihnen zu weilen.

Nun ging es an die Verteilung der Gaben; alle, alle wurden bedacht. Wie waren die Augen auf den Baum, auf den Redner gerichtet. Nur ein armer Judenjunge konnte zunächſt in ſeiner hilfloſen Lage den Baum nicht ſehen. Vor ein paar Stunden erſt hatte man den Unglücklichen in die Moſchee gebracht. Der vierzehnjährige Junge war Laufburſche bei einem Krämer in Bogot. Der hatte ihn tags zuvor nach Siſtowa geſchickt, Einkäufe zu machen. Der arme Knabe hatte nirgends in der überfüllten Stadt Unterkommen gefunden, war dann am kalten Winterabend auf der Straße in Schlaf geſunken; am Morgen waren ſeine beiden Füße erfroren. Er lag mit dem Rücken dem Baume zu; flehentlich bat er umgedreht zu werden, um den „chriſtlichen Feierbaum“ zu ſehen. Wie war er freudigſt überraſcht, als derſelbe auch für ihn, den armen, verlaſſenen Jungen, dem nach zwei Tagen beide Beine abgenommen werden mußten, Gaben hatte! Das Leid ſchien eine Weile aus dieſem weiten Raume der Schmerzen gewichen; auch in ihrer äußeren Erſcheinung waren die Kranken wie umgewandelt; die vor einer halben Stunde noch geſtöhnt, lagen jetzt ruhig, friedlich da, unverwandt das Auge auf die Lichter des Baumes gerichtet und allem Anſcheine nach aufmerkſam den Worten des Redners lauſchend. Wie herzige Kinder benahmen ſie ſich, als nun die Austeilung begann; ſie zeigten ſich ihre Sachen, ſie paßten ſie an, ſie waren entzückt über die Aufſchriften, zumal die in den neuen Teſtamenten. Wir müſſen den alten, lieben „Kindern“ ſelbſt ein wenig näher treten.

Da bittet der bärtige Soldat um ein paar Socken. Der Schwerverwundete iſt ſchon lange unſer Pflegling und auch ein gelehriger Schüler. Freilich hatte es Mühe gekoſtet, ihm den Sondernamen des Lazaretts verſtändlich zu machen. Zunächſt deutete er den Klang des Beinamens, daß es wohl von den Engländern (in der ruſſiſchen Sprache kommen die verſchiedenen Ausdrücke im Wortklang ſich näher) eingerichtet ſei. Sein Nachbar, ein größerer Politikus, dem ſein Vater daheim auch von Sebaſtopol und dem Krimkriege erzählte, belehrt ihn, daß die Engländer den Ruſſen in dieſem Kriege nicht freundlich geſinnt ſeien und deshalb auch kein ſo gutes Hoſpital zur Verpflegung von verwundeten Ruſſen einrichten würden. Das leuchtete unſerm Kranken ein. Die Dankbarkeit für genoſſene Pflege gab ihm nun eine andere Erklärung zur Hand. Ganz ſchüchtern fragte er ſpäter die Diakoniſſe, ob das Hoſpital


V 1-4
13
12
W Zehme
Brln.

Chriſtmette. Nach einer Zeichnung von Werner Zehme.

ſeinen Namen von den „Engeln“ habe. Die treue Pflegerin erklärt ihm, daß das Lazarett nicht „engeliſches,“ ſondern „evangeliſches“ heiße und woher der Name ſtamme. Nun will er anderen Tages die Schweſter mit einer herzhaften Probe ſeiner Gelehrſamkeit erfreuen. Aber, o weh! die fatale Türkenkugel hat ihm denn doch auch die Gedächtniskraft gekürzt. Als er beim Frühbeſuch der Ärzte ein glänzendes Zeugnis ſeiner Weisheit ablegen will, widerfährt ihm gleiches Geſchick wie dem Zugführer in Darmſtadt, dem aufgegeben war, bis zu einem gewiſſen Termin mit dem ärgerlichen „R“ ſich auf einen vertrauten Fuß zu ſetzen, und der nun ſiegestrunken am anberaumten Tage durch die Bahnhalle bei Ankunft des Zuges ſchrie: „Starrrtion Damſtadt!“ So nennt unſer treuherziger Pflegling ganz ernſthaft, im Vollbewußtſein, nun das Richtige getroffen zu haben Gospital jewo welitschestwa (Lazarett, Seiner Majeſtät); ihm war es, als ob er von ſeinem Kaiſer verpflegt würde. Der Ärmſte mit ſeinem Wunſche nach Socken! Im Rauſche ſeiner Freude hat er ganz vergeſſen, daß ihm vor vierzehn Tagen ſeine beiden Beine amputiert worden waren.

Dort liegt ſeit Wochen und Monaten ein wackerer Leutnant an ſchwerer, ſchwerer Wunde danieder, aber allezeit heiteren Sinnes und ſo herzlich froh über ſein wohlverdientes Georgenkreuz, das ihm ſein Kaiſer ſelbſt an die Bruſt geheftet. In all ſeiner großen Hilfloſigkeit iſt er gar dienſtbereit; auf ſeinen dringenden Wunſch iſt er aus der Abteilung für Offiziere in die Moſchee übergeſiedelt worden, die meiſt von Soldaten belegt war, um den Schweſtern die Arbeit zu erleichtern durch Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung unter den Leuten. Wie ſeit der Knabenzeit nicht mehr, hatte er ſich auf dieſe Weihnachten gefreut. Die feindliche Kugel hatte ihm das Schreiben unmöglich gemacht; aber auf ſeinem ungeſchriebenen Wunſchzettel, den die Schweſter erlauſcht, ſtand ein Begehren, das er kaum auszuſprechen wagte, weil es ihm unerfüllbar ſchien: für ſein über dem Leiden bedenklich ſchwächer werdendes Augenlicht eine Brille. Wie groß war ſein Staunen, als er unter ſeinen Gaben eine Brille vorfindet und nun gar, als er erfuhr, daß dieſelbe unter den reichlichen Zuſendungen geweſen, die vorſorglich die Kaiſerin dieſem deutſchen Weihnachtsbaume zugewieſen.

Auch ein Türke nahm an der Beſcherung in der Moſchee teil. Mit Osman Paſcha war er bei Plewna gefangen genommen worden. Verwundet und mit erfrorenen Fingern lag er im evangeliſchen Lazarett in guter Pflege; es würde ſeinen ſchönen Namen und auch das Zeichen des roten Kreuzes verleugnet haben, wenn es nicht ſelbſtverſtändlich die gleiche ſorgfältige Behandlung von Anfang an auch den Feinden hätte angedeihen laſſen. All die Zeit über lag der arme Fremdling ſchweigend und in ſein trauriges Geſchick ergeben da; ein kranker Bulgare diente als Dolmetſcher. Der dolmetſchte ihm auch die Bedeutung des Feſtes, daß es dem Geburtstage des Heilandes der Chriſten gelte. Die Feier dünkte ihn denn doch ganz anders, und wie er dem Bulgaren geſtand, ſchöner als wie ſeine Religionsgenoſſen den Geburtstag ihres Propheten zu begehen pflegten. Wie groß aber war ſein Staunen, als dieſe Chriſten und Feinde, deren Samariterpflege er ſeit Wochen mit ſteigender Dankbarkeit genoß, auch ihn mit Weihnachtsgaben bedachten. Ganz ergriffen von Rührung wirft er ſich der Länge nach zu Boden und will dem Führer die Füße küſſen.

Nun endlich gilt es wohl, einen Schluß zu machen und die trauten, holden Erinnerungen über der herandrängenden Tagesarbeit wieder zum Schweigen zu bringen, wie viele ſich auch noch von der unvergeßlichen Weihnachtsfeier in der Moſchee zur Mitteilung herandrängen möchten. — Zehn Jahre nach dieſer Feier habe ich die Moſchee wieder einmal betreten: dasſelbe unſcheinbare, roh ausgeführte Steingebäude an der Ecke des Marktes, nach außen einem geſchmackloſen Lagerhaus ähnelnd. Nichts verrät die gottesdienſtliche Verwendung; auf das naheſtehende Minaret könnten zwei, drei benachbarte Häuſer ebenſo berechtigten Anſpruch erheben. Am Eingange hocken ein paar Türken, vor ſich die unvermeidliche Waſſerpfeife, mit unſagbarer Langſamkeit und Langweiligkeit ihr Nargileh rauchend, ihren Kaffee ſchlürfend, ihren Roſenkranz durch die dicken, müßigen Finger gleiten laſſend. Auch das Innere mit ſeiner abſchreckenden kahlen, öden Leere verrät kaum etwas von andachtweckendem, gottesdienſtlichem Brauche: die Wände nackt und ſchmutzig, die Fenſter trübe, teilweiſe blind geworden; auf dem Steinboden ein paar armſelige Matten. An der Hinterwand wieder die Kiblah; vor ihr liegt ein Moslem auf der Matte und verrichtet ſein Gebet. Sonſt niemand in dem leeren, armſeligen Raume. Dem Beſucher fällt es ſchwer, in dieſe öde, langweilige Halle die Erinnerung an jene ſchöne Zeit auch nur für eine kurze Weile zu bannen, in welcher hier chriſtliche Liebesthätigkeit in reichem Segen Tag und Nacht an Kranken und Verwundeten gewaltet hat, in welcher das aufgerichtete Kreuz von einer weltüberwindenden Liebe gezeugt und das Licht des Weihnachtsbaumes von dieſer Stätte aus freudvoll, friedevoll, beſeligend in die Herzen von Freund und Feind als ein Lichtſtrahl vom Himmel hoch gedrungen iſt.

---

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Neue Chriſtoterpe für 1890.*)

Das von den alten Daheimfreunden Rudolf Kögel, Wilhelm Baur und Emil Frommel herausgegebene Jahrbuch, welches ſeit 1880 den einſtigen Gedanken und Plan des ſchwäbiſchen Dichters Albert Knapp in glücklichſter Weiſe erneuert und fortgeführt hat, iſt auch in dieſem Jahre ſehr reichhaltig und anziehend. Rudolf Kögel hat es von Anfang an verſtanden, eine große Anzahl gleichgeſinnter und hochgebildeter Männer und begabter Frauen um ſich zu ſammeln und als rechter Redakteur das Mittelgut mit feſter Hand fernzuhalten. Dazu hat er ſich mit ſeinen eignen Beiträgen nie vorgedrängt, ſondern iſt eher etwas zu ſparſam damit geweſen. Auch diesmal ſpendet er — außer zweien ſeiner geiſtreichen und gedankenſchweren Gedichte — nur ein paar wertvolle Züge aus Kaiſer Wilhelms Leben. Wilhelm Baur und Otto Funcke erzählen dagegen ausführlich — jeder in ſeiner beſonderen Tonart — aus ihrem Jugendleben. Unter dem Titel: „Pfingſtroſen und Himmelſchlüſſel“ bietet Emil Frommel allerhand Erbauliches und Beſchauliches, Altes und Neues aus ſeinen reichen Schätzen dar, während ſein Bruder Max auf Grund ſeiner jugendlich heimatlichen und ſeiner letztjährigen hannoverſchen Erfahrungen auf „Norddeutſch und Süddeutſch, Niederſachſen und Schwaben“ helle geiſtreiche Schlaglichter fallen läßt. Aus dem übrigen reichen Inhalt möchte ich nur noch das Lebensbild des edlen Luigi Deſauctis, eines italieniſchen Proteſtanten der Neuzeit, hervorheben, welches Leopold Witte mit kundiger Hand und warmem Anteil entworfen hat; ferner einen hiſtoriſchen Eſſay Hermann Bayers: „Die Wiedertäufer in Münſter“ und eine populärtheologiſche Abhandlung Paul Kleinerts: „Etwas von der Gotteslehre im erſten Moſesbuche.“ In dieſe gewichtigeren und ſchwereren Stücke ſind Gedichte und Erzählungen (eine Katakombengeſchichte: „Die römiſche Lampe“ von H. von Schreibershofen, und eine Kölner: „Zweierlei Feuer“ von Max Vorberg) in erfreulicher Abwechſelung hineingeflochten.

Robert Koenig.

### Monogramme Chriſti.

Hoch oben am Weſtportale der reſtaurierten Thomaskirche zu Leipzig erblickt man ein Monogramm, welches aus den zwei Buchſtaben X und P zuſammengeſetzt iſt. Dieſe beiden Zeichen ſind aber nicht, wie man wohl denken könnte, lateiniſche, ſondern vielmehr griechiſche Buchſtaben, und zwar entſpricht das X unſerm Ch, das P unſerm R; wir haben alſo hier die Anfangsbuchſtaben des Namens „Chriſtus“ vor uns. Dieſes Zeichen findet ſich ſchon früh auf altchriſtlichen Grabdenkmälern und Grabgeräten, auf geſchnittenen Steinen und Ringen; beſonders häufig aber erſcheint es ſeit Kaiſer Konſtantin dem Großen (306—337), der das Monogramm auf der kaiſerlichen Standarte und den Helmen ſeiner Krieger anbringen ließ. Wie nämlich die Sage erzählt, erblickte er einſt auf einem Kriegszuge dieſes Zeichen am Himmel, von glänzenden Lichtſtrahlen gebildet, und darüber ſtanden die Worte: „In dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.“ In der Nacht aber erſchien ihm Chriſtus im Traume und befahl ihm, das Zeichen, das er wachend am Himmel geſehen hatte, zu ſeinem Heerzeichen zu machen. Und von Stund an leuchtete das chriſtliche Kreuz ſeinem Heerzuge voran und führte ſeine Soldaten von Sieg zu Sieg.

Auch für den Namen „Jeſus“ finden ſich die betreffenden Anfangsbuchſtaben als Monogramm und zwar in doppelter Geſtalt: IH und IHS. Die beiden erſten Buchſtaben ſind dem griechiſchen, der dritte dagegen dem lateiniſchen Alphabet entnommen. Dasſelbe iſt der Fall bei IHS XPS, dem Monogramme des Namens „Jeſus Chriſtus,“ während das Zeichen IC XC die griechiſchen Anfangs- und Endbuchſtaben des heiligen Namens enthält.

Hpt.

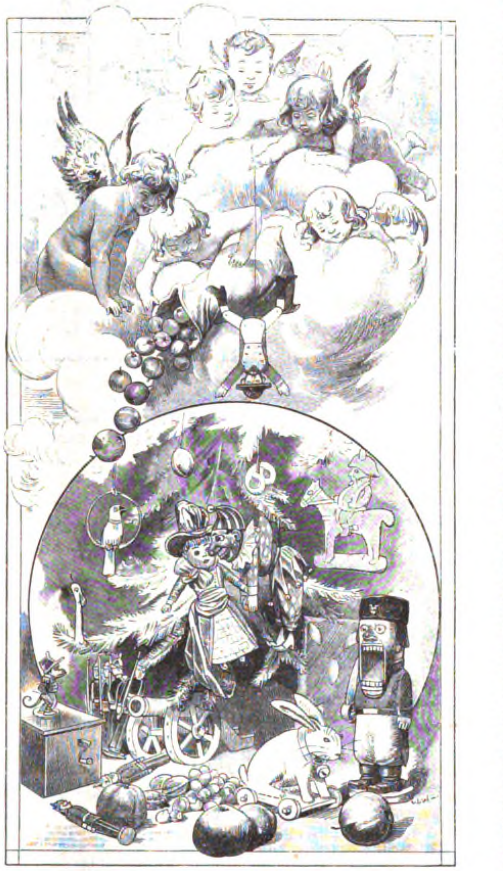
---

*) Bei C. Ed. Müller in Bremen. Preis M. 4.

## Weihnachtsklänge.

(Abdruck verboten.)

Alles, was den Namen Chriſti bekennt, ſtimmt heute ein in den himmliſchen Lobgeſang, und lieblich klingen die alten lieben Weihnachtslieder: „Vom Himmel hoch, da komm ich her,“ „Es iſt ein’ Roſ’ entſprungen,“ „Stille Nacht, heilige Nacht,“ „Dies iſt die Nacht, da uns erſchienen,“ von Millionen Lippen. In Palaſt und Hütte dringt die Freudenbotſchaft, zu den Glücklichen und zu den Unglücklichen, zu denen, welchen die Liebe der Ihrigen den Weihnachtstag auch äußerlich zu einem Feſttage geſtaltet, und zu denen, die einſam in der Welt ſtehen und an Liebe arm geworden ſind. Gerade den Armen und Elenden klingt die frohe Botſchaft noch heute am lauteſten und vernehmlichſten, wie ſie zuerſt den Hirten auf dem Felde von Bethlehem verkündet wurde, die des Nachts ihre Herde hüteten. Die Ärmſten in Israel zweifelten nicht, als ſie die Botſchaft hörten, ſondern ſprachen: „Laßt uns nun gehen gen Bethlehem, und die Geſchichte ſehen, die da geſchehen iſt, die uns der HErr kundgethan hat.“ Und als ſie das Kind in der Krippe geſehen hatten, kehreten ſie wieder um und preiſeten und lobten Gott um alles, das ſie gehöret und geſehen hatten. Und auch heute noch findet die Verkündigung des Engels in den Herzen aller derer, die mühſelig und beladen ſind, den lauteſten Widerhall und die froheſte Aufnahme, und zu den Mühſeligen und Beladenen gehören viele, viele, die hier auf Erden keinen Mangel haben und die nichts von alledem drückt, was wir gemeinhin Sorgen nennen. Wollte man denen die höchſte Schwarzwaldtanne mit flammenden Kerzen ſchmücken und ihnen den reichſten Weihnachtstiſch aufbauen, der eines Kaiſers würdig wäre, ſie würden keine Freude daran haben. Aber tröſtend klingt die Himmelsbotſchaft zu ihnen, die einſt die Herzen der armen Hirten mit Freude erfüllte: „Euch iſt heute der Heiland geboren, welcher iſt Chriſtus, der HErr, in der Stadt Davids.“ Um rechte Weihnacht zu feiern, dazu bedarf es nicht des brennenden Tannenbaumes und des mit Geſchenken beladenen Weihnachtstiſches. Aber eine ſchöne Sitte iſt es, das höchſte Feſt der Chriſtenheit ſo zu feiern, wie wir es in Deutſchland und überall dort im Auslande, wo Deutſche heimiſch geworden ſind, zu feiern gewohnt ſind. Eine ſchöne Sitte, der eine tiefe Symbolik zu Grunde liegt; denn der kerzengeſchmückte Tannenbaum, was ſoll er anders veranſchaulichen als die Klarheit des HErrn, die um die Hirten auf dem Felde von Bethlehem leuchtete, als ſie die Heilsbotſchaft empfingen! Und wenn wir Geſchenke geben und empfangen am Weihnachtsabend, ſo liegt der Sitte mehr zu Grunde, als nur der Wunſch, Freude zu bereiten und ſelbſt Freude zu haben; wir wollen damit bekunden, daß wir das große Gottesgeſchenk recht in uns aufgenommen haben. Die ſchöne Sitte, Weihnachten ſo zu feiern, wie wir es feiern, iſt Deutſchland zu einem großen Segen geworden. Das höchſte Feſt der Chriſtenheit iſt uns zugleich das teuerſte und liebſte Familienfeſt geworden, und daß Familienſinn bei uns ſchärfer ausgeprägt iſt und Familienbande bei uns feſter geknüpft ſind als bei den meiſten anderen Nationen — wir verdanken es zum guten Teil unſerer Art, Weihnachten zu feiern. Denn wenn der Knabe zum Manne reift und wild ins Leben hinausſtürmt, da kommen leicht Zeiten, in denen er den Boden entbehren zu können glaubt, dem er entſproſſen iſt und aus dem er ſeine beſte Nahrung geſogen, aus dem ſich alles in ihm entwickelt hat, was gut und edel in ihm iſt. Aber je näher die Weihnachtszeit rückt, um ſo unruhiger wird es in ihm; er fühlt, daß die Freunde, die er gefunden hat, ihm die nicht erſetzen können, mit denen er vom erſten Kindeslallen an vertraut geweſen iſt, und er eilt heim, um aufs neue das köſtlichſte, die Liebe einer Mutter, zu koſten. Und dem, der ſich ganz in der Welt verloren hat oder der ganz einſam geworden iſt, jedes Weihnachtsfeſt iſt ihm eine Mahnung, der er ſich nicht verſchließen kann, wäre ſein Herz auch mit dreifachem Erz umpanzert. Er mag ſpotten über den Weihnachtsbaum, aber er ſpottet mit bebender Lippe, und die Sehnſucht, es ihnen gleich thun zu können, frißt ihm am Herzen. Da kann ihm nur das eine helfen, daß er in den Lobgeſang einſtimmen lernt: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen!“ Nicht immer kann der Weihnachtsabend ein reines Freudenfeſt ſein. In manchem kerzenhellen Saale tritt die Sorge mit an den Weihnachtstiſch, in mancher Dach- und Kellerſtube ſitzt, als ob ſie niemals weichen wollte, die Not, auf manchem Krankenbett ringt auch am Weihnachtsabend ein armes Menſchenkind mit dem Allbezwinger Tod. Weihnachten iſt’s darum doch, und Weihnachtsfreude kann und ſoll auch an dieſen Stätten ſein. „Stille Weihnachten“ wie auf unſerm Bilde, dem Gegenſtück zu dem „Heiligen Abend,“ auf dem der Kinderjubel den Eltern lieblich in die Ohren klingt, während auf dem erſteren die Mutter ihren Kleinen gerne wehren möchte, damit ſie den kranken Vater nicht ſtören. Aber daß es auch dieſer armen Frau geſegnete Weihnachten ſind, daß die Himmelsbotſchaft tröſtend und neue Hoffnung ſpendend auch zu ihr gedrungen iſt, beweiſt der brennende Baum; ſie hätte ſonſt wohl kaum den Mut gefunden, ihn anzuzünden. Ein ſtilles Feſt iſt auch „Der Schildwache Weihnachtsfeſt,“ die einſam im Schloßpark ihre Ronde macht; aber feierlich iſt dem braven Jungen gewiß zu Mute, während er auf den beſchneiten Wezen patrouilliert. Kein anderer Laut dringt zu ihm als verlorene Klänge des Jubels hinter den erhellten Fenſtern und das Knacken der Äſte unter ihrer Schneelaſt, und doch klingt das Loblied der himmliſchen Heerſcharen auch in ſeiner Bruſt wider: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen!“



# In unſerer Spielecke.

## 1. Verwandlungsaufgabe.

Ham
Tafel
Proſa
Tira
Blei
Greiz
Kiew
Pluto
Iſar
Zara
Narbe
Notar
Ball
Linz
Rapp
Tod
Rabe
Hain
Moſel
Minna
Mole
Daun
Mars
Taube
Bord
Utah
Orkan
Roman
Rieſa
Rubin
Klage
Elſa
Alſen
Malz
Inſel
Damon
Braut
Lachs
Farbe
Sunda
Aſil
Toga
Regan
Iran
Hanf
Anam
Abel
Gaza
Iberer
Ebers

Jedes der obigen 50 Wörter iſt durch Veränderung eines Buchſtaben und durch Umſtellung der übrigen Buchſtaben in ein anderes Wort zu verwandeln. Sind die richtigen 50 Wörter gefunden, ſo ergeben die durch die Verwandlung neu entſtandenen 50 Buchſtaben eine Stelle aus einem ſehr bekannten Liede.

Die zu ſuchenden 50 Wörter bezeichnen: 1. ein Hohlmaß, 2. eine Münze, 3. einen Baum, 4. einen Vogel, 5. eine Münze, 6. ein Inſtrument, 7. eine Stadt an der Weichſel, 8. eine Stadt in Schweden, 9. einen Fluß in Mitteldeutſchland, 10. einen Römer, 11. einen Komponiſten, 12. eine europäiſche Inſel, 13. einen Vornamen, 14. eine franzöſiſche Feſtung, 15. einen Komponiſten, 16. einen Vogel, 17. eine Pflanze, 18. ein Saiteninſtrument, 19. eine Stadt in Südamerika, 20. eine Stadt in dem europäiſchen Rußland, 21. einen großen Strom, 22. eine Stadt an der Moldau, 23. einen Komponiſten, 24. eine Stadt in Italien, 25. einen Dichter, 26. ein Haustier, 27. einen Fluß, 28. ein Blasinſtrument, 29. eine Oper, 30. einen Fluß, 31. eine europäiſche Reſidenz, 32. eine Stadt in Deutſchland, 33. eine Halbinſel, 34. ein Tiefland, 35. einen mythologiſchen Namen, 36. eine Blume, 37. einen Vornamen, 38. einen Kurort, 39. einen Ort im Salzkammergut, 40. eine Stadt in Holland, 41. ein Hochland, 42. einen Vornamen, 43. eine Blume, 44. eine Getreideart, 45. eine Stadt in Deutſchland, 46. einen Fluß in Weſteuropa, 47. eine Stadt in Mähren, 48. eine Frucht, 49. einen großen Strom, 50. einen Kriegshafen.

## 2. Quadraträtſel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a | a | a | a | a | a | a | a | a |
| a | b | c | c | d | d | d | e | e |
| e | e | e | e | c | c | e | e | c |
| g | h | h | h | h | h | h | i | i |
| i | i | i | l | l | l | m | m | m |
| n | n | n | n | n | o | o | p | r |
| r | r | r | r | r | r | s | s | s |
| t | t | t | t | t | t | t | t | t |
| u | u | v | w | w | y | s | s | z |

Die Buchſtaben in den Feldern des Quadrats ſind ſo zu ordnen, daß die ſenkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und den Namen eines Feſtes ergibt.

Die übrigen acht wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Eine Stadt in der preußiſchen Provinz Sachſen, 2. eine Stadt in den Niederlanden, 3. eine große europäiſche Inſel, 4. einen hervorragenden Komponiſten, 5. einen Ort in Paläſtina, 6. einen namhaften Opernkomponiſten, 7. einen deutſchen Dichter und Schriftſteller unſerer Zeit, 8. eine europäiſche Reſidenz.

## Weihnachtsröſſelſprung.

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | ſanft | die | Tö | ten | ſol | ent | Hü | ne | | |
| | | le | ſchei | le | ſei | tet | e | her | gen | | |
| ließ | zu | Nacht | ne | und | che | brann | gel | Zahl | ne | oh | in |
| ſie | vol | er | Stil | nen | wal | ne | und | wi | auf | De | hang |
| tra | mel | und | ßen | au | de | Tö | tig | Kin | zen | heh | ter |
| nungs | ward | gen | jun | ne | grü | der | Freu | der | däch | be | man |
| Him | gen | ſie | die | ſtrahlt | gen | Turm | ken | Ker | ten | Lich | rer |
| zum | Ah | aus | Kin | vom | Winds | ſend | al | an | Glok | ten | ſchnee |
| ſenkt | der | Flü | zen | ih | der | Nacht | ten | zieht | in | Schö | ten |
| gel | Ta | ſie | hel | braut | noch | che | tau | ſend | läſ | te | und |
| | | ſich | re | her | lich | und | die | Hüt | ne | | |
| | | ge | fried | ler | wel | als | to | Pa | ſeg | | |

## 3. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von Feſt über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen zu Feier?

## 4. Kapſelrätſel.

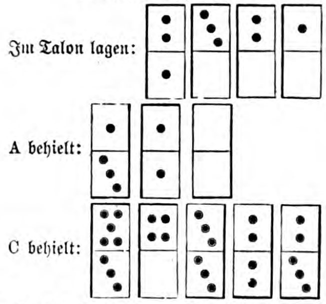
Golden ſchwebſt du wieder nieder,
Heil'ge, wonnevolle Nacht,
Und es tönen Jubellieder,
Und es glänzt der Lichter Pracht.
Aus der unbekannten Ferne,
Aus des ew'gen Friedens Zelt
Kam der ſchönſte Stern der Sterne,
Kam die Liebe in die Welt.

Horcht! Die Weihnachtsglocken klingen
Weither über Wald und Feld,
Auf der Töne heil'gen Schwingen
Schweben Engel durch die Welt.
In den dunklen Schall der Glocken
Klingt vom ew'gen Licht ihr Lied,
Daß ein Preiſen und Frohlocken
Rings durch alle Lüfte zieht.

Die obigen Verſe enthalten — aber in anderer Reihenfolge: 1. Eine Stadt in Deutſchland, 2. eine Stadt in der Schweiz, 3. einen Nebenfluß der Donau, 4. eine Feldfrucht, 5. ein italieniſches Fürſtengeſchlecht, 6. einen Körperteil, 7. einen heiligen Bund, 8. einen Fluß, 9. ein Tauſchmittel, 10. einen altteſtamentlichen männlichen Namen.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Dominoaufgabe.



---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 11.

### Bilderrätſel.

Sei vorſichtig, wenn du mit deinem Schuldner Nachſicht üben willſt, damit nicht vielleicht zu große Nachſicht das Nachſehen nach ſich zieht.

1. Rätſel-Diſtichon. Mieter — Eremit.

2. Rätſel. Gras — Sarg.

3. Wechſelrätſel. Handeln — Hanteln.

4. Verwandlungsaufgabe.

| | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| S | | | | | | | | | | C |
| I | A | | | | | | | | S | H |
| A | m | A | | | | | | H | c | I |
| M | e | m | S | | | | E | e | h | N |
| E | i | i | i | E | | S | i | i | i | E |
| S | s | e | e | i | E | e | s | n | e | S |
| E | e | n | n | n | i | n | e | s | n | E |
| N | n | s | a | s | s | i | n | e | e | N |

5. Rätſel. Baſilika — Baſilisk.

6. Zweiſilbige Scharade. Handſchlag.

---

**Inhalt:** Weihnachten. Gedicht von Frida Schanz. — Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Weihnachtserinnerungen an die Blockadezeit in Oſtafrika. Von Marinepfarrer Wangemann. — Der Lindenbaum. Von Heinrich Seidel. — Ein Weihnachtsbaum in einer türkiſchen Moſchee. Schluß. Von Hermann Dalton. — Am Familientiſch: Neue Chriſtoterpe für 1890. Von Robert Koenig. — Monogramme Chriſti. — Weihnachtsklänge. Zu den Bildern: Heiliger Abend von A. Brunner, Der Schildwache Weihnachtsfeſt von L. Dettmann, Stille Weihnacht von C. Koch, Chriſtmette von Werner Zehme. — In unſerer Spielecke.

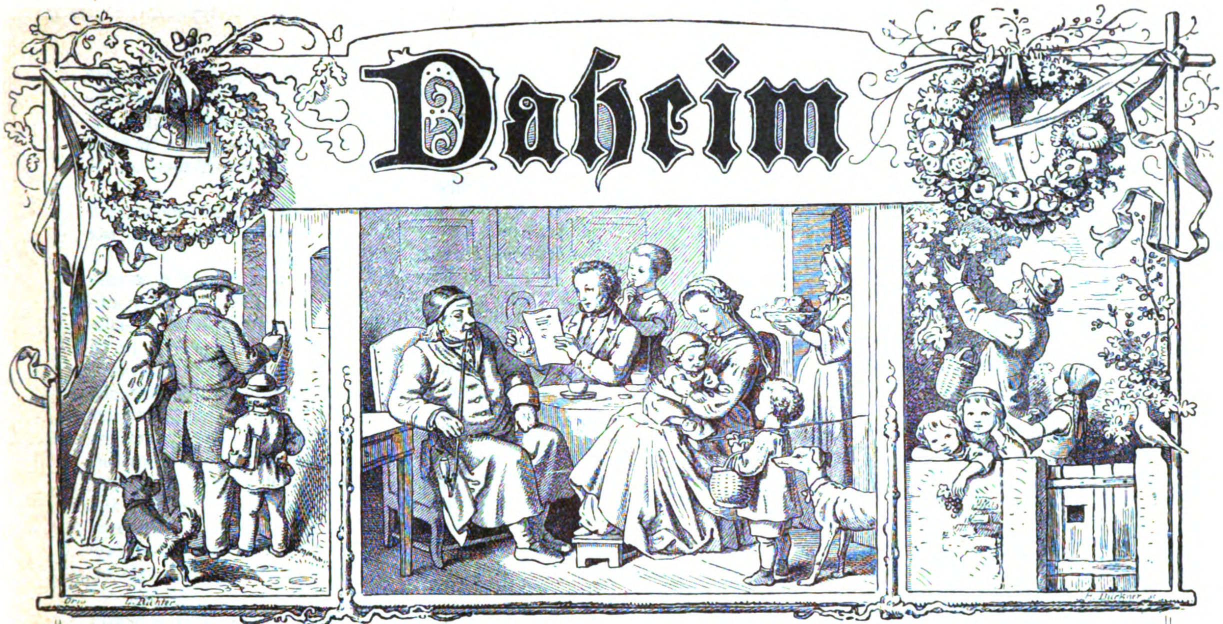
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Dezember 1889. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 13.

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

In der That fühlt der Patient ſich müde, und das kaum wiedererwachte Leben zieht durch ſeine Glieder mit ſchmerzhafter Schwere. Er legt den Kopf rückwärts in die Kiſſen und ſchließt die Lider. Dann umfängt ihn ein Schlaf, welcher den ruhigen, erquickenden und ſtärkenden Hauch der Geneſung über ihn ergießt.

Natalie beobachtet ihn aufmerkſam. In ihren Zügen iſt der Glanz der Freude verflogen, ein geſpannter Ausdruck liegt in ihnen. Er iſt dem Leben wiedergegeben, — iſt er es aber auch ihr?... Nein! — Sie beſitzt ihn weniger als vorher. Als er bewußtlos war, gehörte er ihr! Sie hat dieſen ſchönen Kopf gehoben und gebettet, die trockenen Lippen getränkt, die heiße Stirne gekühlt, den weichen, wallenden Bart mit äußerſter Vorſicht gebürſtet und gekämmt, die im Fieber um ſich greifenden Hände beruhigend in den ihren gehalten... Damals gehörte er ihr!... Hilflos, wie ein Kind, hatte er in ihren Armen gelegen, und kein Gefühl, kein Gedanke hatte von ihr zu einer anderen ſchweifen können! Jetzt aber? — Sein erſtes Wort war der Name einer anderen geweſen, und Natalie hatte den Wechſel in ſeinen Zügen wohl bemerkt, als er entdeckte, daß nicht die, welche er genannt hatte, auf ihn zuſchritt...

Der Kampf hub jetzt erſt an; — jetzt erſt mußte ſie ihn ſich gewinnen... Sie weiß es, und in ihren Mienen malt ſich der alte, energiſche Wille. Kein Mittel, das zum Ziele führen kann, wird ſie verſchmähen.

Behutſam erhebt ſie ſich und ſchreitet leiſe zu dem großen Diplomatentiſch, welcher auf der anderen Seite des Zimmers ſteht. Einem ſeiner vielen Schubfächer entnimmt ſie ein Päckchen Poſtkarten und Briefe und ſetzt ſich mit demſelben zum Kamin. Zwei der Karten ſind mit feinen, zierlichen Buchſtaben bedeckt, offenbar von Frauenhand. Am Schluſſe ſteht auf einer jeden: „Fr. v. W.“ Ein Brief zeigt die Aufſchrift von gleicher Hand... Ein Feuer flackert im Kamin. Die Gräfin betrachtet in ſeinem Scheine Brief und Karten. Dann entſinken ſie langſam ihren Fingern und gleiten in den Kamin.

In dieſem Augenblicke macht der Verwundete eine Bewegung, und der dunkle Frauenkopf wendet ſich zu ihm. Aber er hat ſich nur in den Kiſſen nach links gedreht, und die Gräfin blickt wieder in das Feuer. Die Flamme hat einen Teil des fein beſchriebenen Papiers verzehrt; jetzt aber erliſcht ſie und in dem übrigen verglimmen die Funken, als hindere ein hämiſcher Kobold das Werk der Zerſtörung. Das Geſicht der Gräfin überzieht ein zorniges Rot. Ein heftiger Stoß des ſchmalen Fußes, und der Brief berührt den Klotz, der in der Mitte der Feuerſtelle kohlt. Ein paar Funken ſprühen heraus und zünden im Papier. Noch ein Augenblick — dann iſt nichts übrig von dem Geſchriebenen als ſchwarzer Staub — der Staub des Vergeſſens!

„Sind keine Nachrichten, keine Briefe aus der Heimat da?“ fragt der Major wenige Tage darauf, während ſeine Blicke wieder durch das grüne Zimmer ſchweifen. Der Novemberhimmel draußen iſt noch immer derſelbe, und in der graugrünen Dämmerung überkommt den Kranken eine Melancholie, welche er vergebens zu bewältigen ſucht.

„O ja,“ antwortet Natalie und reicht ihm ein Päckchen. Er muſtert die verſchiedenen Handſchriften aufmerkſam und legt die Briefe dann vor ſich hin.

„Weiter nichts?“

„Nichts!“

Ein Zug von Enttäuſchung geht durch das ſchöne Geſicht, der Zug, den Natalie nun ſchon kennt, aber diesmal bemüht ihr Patient ſich nicht, ihn zu verbergen.

„Ich bin zu müde, um dies alles heute ſchon zu leſen,“

ſagt er und ſieht über die Briefe hin. Sie hat ihm alſo nicht mehr geſchrieben, ſeit er Belle-Fontaine verlaſſen hat? Warum nicht? Hat ſie ihn vergeſſen? Iſt ihre Teilnahme erlahmt? Der Gedanke iſt ſchmerzlich. Denn der Kranke fühlt ein unnennbares Verlangen nach ihr. Das Fehlen ihrer Briefe ſagt es ihm ſo deutlich, wie ihr Eintreffen ſelbſt es ihm noch nie geſagt: über allem, was er in dieſem Feldzuge erlebt hat, ſteht wie ein Stern, der ſeine ganze Seele zu ſich hinanzieht, das blondlockige Mädchen, ſteht Friederike... Jeanne hat ſo tief nie in ſein Empfinden eingegriffen. An die Pariſerin hat ihn das Fremdartige der Erſcheinung gefeſſelt, der Wunſch, ſie von ihren gefährlichen Neigungen zu heilen. Jetzt tritt ſie wie etwas Weſenloſes zurück, und als lieblichſte Verkörperung des Lebens ſieht er ſtatt ihrer das weinende Mädchen, dem er verſprach, wenn Gott ihn beſchütze, zu ihm heimzukehren.

Sollte ihr nichts mehr daran liegen, daß er ſein Verſprechen hielt? Hätte ſie keine Teilnahme an ſeiner Verwundung gezeigt, ſollte keine für ſeine Geneſung haben?

Sie iſt ſehr jung, und da iſt dieſer Pfälzer... Mit der ganzen erfinderiſchen Selbſtpeinigung der Liebenden malt ſich der Träumende aus, was alles ſie von ihm abziehen könnte... Natalie ſpricht zu ihm; er hört zerſtreut zu, antwortet verkehrt. Plötzlich aber geht ein Leuchten durch ſeine Züge und erhellt das müde Geſicht. Es fällt ihm ein: er iſt in den Zeitungen totgeſagt worden. Vielleicht hat ſie nur das geleſen und den Widerruf nicht! Vielleicht hat ſie um ihn geweint, ja vielleicht vergießen ihre lieben braunen Augen jetzt noch Thränen um ihn... Es muß ſo ſein, gewiß! Hätte ſie ſonſt am Rande des Grabes ihn ohne ein Zeichen der Teilnahme gelaſſen?... Und zum erſtenmal ſeit ſeiner Verwundung drängt es ihn zu eigner Thätigkeit.

„Ich möchte ſchreiben,“ ſagt er, ſich ſeiner Pflegerin zukehrend, „darf ich Sie um die Güte bitten, mir meine Schreibmappe zu reichen.“

„Schreiben?... Sie ſelbſt?... Das dürfen Sie doch wohl nicht!“ entgegnet ſie liebenswürdig wie immer. „Aber diktieren Sie mir. Ich bin gern bereit, Ihnen als Sekretär zu dienen.“

Einen Augenblick zaudert er. Dann ſagt er, unter dem Einfluß neuer Gedanken: „Sie erhöhen meine Dankbarkeit, wenn Sie auch dieſe Mühe noch auf ſich nehmen wollen.“

„Aber ich bitte Sie, das gehört zum Wärterdienſt.“

„Wenn man ihn ſo aufopfernd erfaßt wie Sie...“

„Gut. Genug der Komplimente. Fangen wir an.“

„Alſo bitte mit der Adreſſe.“

Sie ſetzt ſich zurecht und ſieht erwartungsvoll auf. — „Nun?“

„An Fräulein von Waibach.“

„Aah!“ — Es kommt langgedehnt von ihren Lippen; dann legt ſie die Feder hin, und ihr Blick umfaßt ihn mit mißbilligendem Ernſte.

„Ihr wollen Sie ſchreiben? Verzeihen Sie, wenn ich mich weigern muß, mich als Vermittlerin für dieſe Korreſpondenz herzugeben.“

„Und darf ich fragen, warum?“ ſagt er, während aus dem dunklen Blau ſeiner Augen ein tiefer Ernſt dem ihren begegnet.

Ihr Herz drängt gegen die Bruſt. Das iſt die Stunde der Entſcheidung. Jetzt muß es ihr gelingen, die blonde Gegnerin zu verdrängen, die Macht der Erinnerung an ſie zu bezwingen, oder ſie erreicht es nie! Sie ſammelt ihre ganze Selbſtbeherrſchung und nimmt äußerlich eine ruhige, richtende Miene an: „Friederike von Waibach iſt verlobt und ihr Bräutigam ſehr eiferſüchtig. Ich möchte alſo keinen Anlaß geben...“

Aſten unterbricht ſie. Denn das iſt mehr, als er erwartet hat, mehr auch als er glauben kann.

„Woher wiſſen Sie das?“ fragt er gereizt. „Hat ſich Fräulein von Waibach während meines Krankſeins verlobt?“

„O nein,“ antwortet ſie kühl, „die Geſchichte iſt weit älter. Sie und Herr von Salteneck ſind Brautleute ſeit — nun, laſſen Sie mich rechnen... Wie lange iſt es wohl her? Ja, gewiß an die drei Jahre. Und der Selbſtändigkeitstrieb des Fräuleins allein läßt es nicht zur Veröffentlichung der Verlobung kommen. Im Vertrauen weiß die ganze Nachbarſchaft darum. Man müßte ſonſt auch das Verhältnis der beiden ſehr anſtößig finden.“

„Ich weiß nicht darum,“ ſagt der Verwundete wie vorhin, „im Gegenteil, ſoviel ich mich erinnere, ſagte mir Fräulein von Waibach, ſie ſei völlig frei.“

Ein überlegener Spott ſpielte um Nataliens ausdrucksvolle Lippen: „Das iſt es ja eben! Sie kann ſich nicht entſchließen, dieſe ſelige Freiheit, von der ſie einen ſo ausgedehnten Gebrauch macht, aufzugeben. Dennoch iſt ſie im Geheimen gebunden und vereint durch den Schein dieſer Freiheit nur noch fürs erſte das Nützliche mit dem Angenehmen.“

„Was ſoll dieſe Äußerung bedeuten?“ fragt der Kranke ſehr bleich, und ſein kluges Gegenüber berichtet: „Herr von Salteneck iſt ſehr vermögend und das praktiſche Fritzchen eine viel zu gute Rechnerin, um nicht, wenn ſie noch ein bißchen Selbſtherrſcherin geſpielt hat, ſeine ſchöne, ſchuldenfreie Beſitzung mit ihrer arg verſchuldeten zu vereinen. Vorher mag ſie ſich noch geſtatten, an einem oder dem anderen vorübergehend ein größeres Gefallen zu finden und ihm das zu zeigen, aber das hat nichts zu bedeuten.“

Der Major ſagt nichts mehr. Die ſchlanke Pflegerin erhebt ſich ruhig und anmutig und reicht ihm mit den vornehmen, weichen Händen die Mappe hin.

„Wenn Sie dennoch an das Fräulein ſchreiben wollen, müſſen Sie es ſchon ſelbſt verſuchen.“

Er macht eine leicht abwehrende Bewegung.

„Ich danke; ich fühle in der That, daß meine Kräfte noch nicht ausreichen würden.“

Nein! Seine Kräfte reichen nicht dazu. Die Erinnerung kehrt mit allen ihren Zweifeln zurück, ſein ganzer Aufenthalt in der Pfalz ſteht plötzlich lebendig vor ihm. Wieder gäbe er eine Welt darum, die Gedanken in jenem blonden Mädchenkopfe zu leſen, jenem reizenden Kopfe, der die ſeinen ſo völlig gefangen nimmt. Wieder tadelt er hunderterlei an dem unfertigen, eigenwilligen Weſen, und doch feſſelt ihn hunderterlei an ihm. Aber die Fragen, die ſich ſtürmiſch in ihm drängen und alle unbeantwortet bleiben, verzehren ſeine geringen Kräfte und — der Brief bleibt ungeſchrieben.

Natalie geht hinaus und kommt mit Zeitungsblättern zurück: „Wollen Sie nicht die letzten Nachrichten vom Kriegsſchauplatze hören?“

Sie lieſt ihm vor und lenkt ſein Intereſſe auf Dinge, die nicht ihn allein, die Tauſende bewegen. Sie hat eine angenehme Stimme, und ihr Geſicht belebt ſich und wird intelligent und anziehend, wenn ſie ſpricht.

In den nächſten Tagen hat Aſten häufig Gelegenheit, dies zu bemerken. Sie iſt es ja allein, welche ihm die Öde des Krankenzimmers erträglich macht. In der grünen Dämmerung, welche das eine ausſichtsloſe, vorhangverdunkelte Fenſter um ihn ſpannt, iſt das kluge Geſicht ſeiner freundlichen Wärterin das einzige, was den ermüdeten Mann erfreuen kann.

Die Gräfin fühlt, daß ſie Einfluß auf ihn gewinnt, und jubelnde Stimmen erheben ſich in ihr. Die Strecke, die ſie bis zum Ziele noch zurückzulegen hat, erſcheint ihr nur noch gering. Ein Augenblick der Schwäche, die ja den Leidenden ſo leicht übermannt, ein Ausbruch ſehnſüchtigen Gefühles, den ſie geſchickt benutzen wird, und ſie braucht den letzten Trumpf, den ſie in Händen hält, gar nicht einmal auszuſpielen... Sie ſchickt die goldumränderten, mit zwei zierlich verbundenen Namen bedruckten Karten in die Heimat, ehe ſie ſelbſt dieſe noch wiederſieht...

Sie verjüngt ſich förmlich unter dieſem triumphierenden Hoffen und wird hübſch. Ihr Geſicht hat trotz ihres Aufenthaltes in den Krankenſälen einen roſigen Hauch; ihre Augen zeigen einen hellglänzenden Schein. Aber ſie wird auch leichtſinnig in ihrer Zuverſicht, ſie läßt bereits andere zu ihrem Kranken, ſie geſtattet ihm, mit der Außenwelt, die ſie ſonſt ängſtlich vor ihm verſchloſſen hat, wieder zu verkehren. Es iſt, als ob eine innere Sicherheit ihr ſagt: ſchon einer der allernächſten Tage wird die Kunde bringen, die den Erſehnten ganz in deine Hände gibt. Und mit herzklopfender, freudiger Spannung erwartet ſie dieſelbe.

Als ſie in dieſer Stimmung eines Abends durch das Haus ging, das mit ſeinen weiten Räumen in Friedenszeiten ein herrſchaftlicher Palaſt, jetzt zum Lazarett umgewandelt war, bemerkte ſie in einem Flur einen Krankenwärter, den ſie bis dahin nicht geſehen hatte. Der Mann ſchritt ſchnell an ihr vorüber. Er trug über dem linken Auge eine ſchwarze Binde, und der untere Teil des Geſichtes war in einem ſchwarzen Backenbart verſteckt. Das Geſicht kam ihr trotzdem bekannt vor, ohne daß ſie doch darüber ins klare kommen konnte, wo ſie es ſchon geſehen hatte. Da ſie an ein Krankenbett gerufen wurde, vergaß ſie den Menſchen und wendete anderem ihre Aufmerkſamkeit zu. Erſt — etliche Stunden ſpäter — als ſie ihrem Patienten Gutenacht geſagt und ſich überzeugt hatte, daß die Wärterin, die den Nachtdienſt hatte, bei ihm wachte, ging ihr, während ſie ihr dunkles Haar offen über das Nachtkleid hin auskämmte, plötzlich der Gedanke durch den Sinn, daß jener Mann, den ſie im Flur geſehen hatte, derſelbe war, der verwundet im Hoſpital von Monpaſſier gelegen und ihr die Geſchichte von Jeanne Beauvilliers erzählt hatte. Es war der Franctireur, welcher den tödlichen Haß gegen Aſten hegt. Im ſelben Augenblick fühlte ſie für jenen die Gefahr, warf die Bürſten hin, ergriff ſtatt ihrer eine geladene Piſtole, die immer in ihrem Zimmer lag, und ſtürzte, ohne ſich zu beſinnen, aus dieſem in das des Kranken.

Es war eine jener Minuten, in welchen man nur durch unüberlegte Eingebung das Richtige trifft. Hätte die Erſchreckte überlegt, hätte ſie über ihre jähe Angſt gelächelt und wäre ohne Waffe, in gewohntem Schritte, nachdem ſie ihr Haar aufgeſteckt, vielleicht noch einmal hinübergegangen, um der Wärterin Vorſicht zu empfehlen, ſo wäre Aſten verloren geweſen.

So aber flog ſie, wie von ihren Gewändern getragen, an die Thür, riß dieſe auf, ſah hinein und gewahrte, ohne zu erſtaunen, einen Mann an Aſtens Lager, welcher eine Arzneitaſſe in der Rechten hielt. Seine Linke lag um Aſtens Schulter und er ſchüttelte den Schlafenden leicht, um ihn zu ermuntern. Es war der Freiſchärler, welcher dem deutſchen Major den Tod geſchworen hatte. Die ſchwarze Binde verbarg ſein ſchielendes Auge, der Bart veränderte ſein Geſicht, aber Natalie erkannte ihn. „Buvez!“ flüſterte er und hielt die Taſſe dicht an des Verwundeten Lippen. Dieſer erwachte und ſah ſchlaftrunken auf den vermeintlichen Wärter. In dem Halbdunkel, das die Flamme des Krankenlämpchens ſpärlich erhellte, erkannte er ihn nicht und ſetzte mechaniſch die Lippen an den Rand der Taſſe. In dieſer Minute war er verloren, denn die Taſſe enthielt Gift, Natalie ahnte es, und der Schuß aus ihrem Revolver krachte. Sie zielte nach der Hand, welche die Taſſe hielt.

Ein Schrei, ein Klirren, ein franzöſiſcher Fluch und der Kranke fuhr entſetzt in die Höhe. Auf den Korridoren rührte ſich's. Der Freiſchärler aber entwich unbehindert durch die zweite im Zimmer befindliche Thür. Natalie ließ ihn voll Verachtung fliehen und eilte an das Bett.

„Sie haben getrunken?“ fragte ſie in höchſter Aufregung.

„Nein … Ich … Die Taſſe iſt ja zerbrochen,“ antwortet der Kranke mit dem Verſuch, ſich zurechtzufinden.

Sie legte einen Finger an ſeine Lippen; ſie waren trocken. Die Gefahr war von ihm genommen. Das Zimmer füllte ſich, und Aſten ſah mit Befremden die Vorſteherin der Anſtalt, einen Arzt und einen Johanniter eintreten und betrachtete verwundert die Gräfin, deren dunkles Haar über das weiße Nachtgewand fiel. Die erſten, leiſen Worte, die ſie an die Eintretenden richtete, verſtand er nicht. „Glauben Sie wirklich, daß es Gift war?“ hörte er dann den Arzt zweifelnd fragen.

„Hier iſt noch ein Reſt in der Taſſe. Unterſuchen Sie ihn,“ erwiderte ſie.

Der Boden der Taſſe wurde vorſichtig aufgenommen; dann ſtellte der Arzt dieſelbe Frage, die ſchon Natalie an den Kranken gerichtet hatte.

„Wer war der Mann? Wollte er mich vergiften?“ fragte der Verwundete ſeinerſeits.

Natalie antwortete ſchnell: „Bewahre! Es war ein Wärter, der ſich verſehen hatte. Er gab Ihnen eine falſche Arznei, und dieſe konnte gefährlich werden. Zum Glück ward der Irrtum entdeckt, und wir können uns entfernen, wenn Sie von den Tropfen nichts genommen haben.“

Sie machte den Umſtehenden ein Zeichen, und dieſe verließen das Zimmer. Aſten verſuchte es, darüber nachzudenken, was das Ganze wohl zu bedeuten habe, aber er ſchlief darüber ein, und als er aufwachte, hatte er das Ereignis vergeſſen. Aber da kniete ein Wärter mit Waſchbecken und Bürſte dicht vor ihm und verſuchte die Diele von Blutſpuren reinzureiben. Auch auf dem weißen Leinenbezug der Decke waren jene unheimlichen roten Flecken …

„Was iſt in der Nacht geſchehen?“ fragte der Patient mit einem dunklen Rückerinnern, und der Mann erklärte es ihm. „Die Dame muß viel Mut haben,“ bemerkte er zum Schluß und unterdrückte dabei ein Lächeln mit der Bezeichnung, die er im Innern für ſie fand: Verflucht forſches Frauenzimmer! … „Denn,“ ſagte er laut, „hätte ſie einen Centimeter zu weit rechts gehalten, ging die Kugel, ſtatt in die Hand des nichtswürdigen Halunken, in den Kopf des Herrn Majors.“

Aſten dachte dasſelbe, ſagte aber nichts. Er hatte ſeit kurzem die Erlaubnis, täglich einige Stunden aufzuſtehen. Als er in der Uniform, die ihm zu weit geworden und loſe um die abgemagerten Glieder hing, im Lehnſtuhle ſaß, hörte er ſeiner Retterin Stimme.

Sein Herz hub an, unruhiger zu ſchlagen. Durch wie vieles hatte ſich ihm dieſes Mädchen ſchon verbunden! Wie vieles für ihn gethan!

Sie nahm draußen auf dem Flur der Ordonnanz die Briefe ab. Beim Eintreffen derſelben ſuchte ſie doch immer noch anweſend zu ſein und übte ſcharfe Kontrolle in bezug auf die eingehenden Sachen. Heute war es ihr beſonders lieb, dieſe nicht außer acht gelaſſen zu haben, denn die Sendung enthielt eine Karte von Friederike. Dieſelbe war allerdings diesmal an ſie, Natalie, gerichtet, aber doch — welch ein Glück, daß ſie dieſelbe nicht vor Aſtens Augen bekommen hatte! Eilig überflog ſie die wenigen Worte: „Liebe Natalie, ich wende mich diesmal an Sie. Unſer ehemaliger Gaſt und Hausfreund, Major von Aſten, iſt verwundet. Ich weiß dies aus den Zeitungen, kann aber nicht erfahren, wie es ihm geht, obgleich ich ſchon mehrmals geſchrieben habe. Sollten Karten und Briefe verloren ſein? Durch einen Zufall erfuhr ich nun vor kurzem, daß Sie ihn pflegen und bitte Sie recht ſehr, mir doch Nachricht zu geben. Ich bin in Angſt um ihn. Er iſt ja für uns kein Fremder …“ Weiter las die Empfängerin nicht. Es genügte ihr. Mit ihrem glücksſicheren Lächeln ließ ſie die Karte in ihre Taſche gleiten und trat in Aſtens Zimmer. Sie wird dieſe Karte beantworten, aber mit der Nachricht ihrer Verlobung. Und das wird bald geſchehen … morgen vielleicht — vielleicht ſchon heute …

Der Gedanke rief ein heiteres Lächeln auf ihre Lippen, als ſie ſich Aſten nahte. Der Kranke las nur teilnehmende Freude darin.

„Wie fühlen Sie ſich?“ fragte ſie, während ihre ſchönen, dunklen Augen in ſeine mattglänzenden blickten.

„Von Dankbarkeit erfüllt,“ ſagte er, indem ſeine müden Augen ſich innig auf ſie richteten. „Gräfin, Sie ſcheinen dazu beſtimmt, mein rettender Engel zu ſein.“

„Ich bin ſo glücklich, das Unheil verhütet zu haben,“ ſagte ſie und neigte ſich über ihn.

Er ſah das Leuchten in ihren Zügen, das ſie jugendlich machte, und fühlte ihr Geſicht dicht an dem ſeinen; ſo dicht, daß ihr dunkles Haar die weichfallenden Locken ſeiner Stirn berührte und der Hauch ihrer Lippen ſich dem ſeinen vereinte.

Es ergriff ihn wie ein Schwindel. Er ahnte, was ſie wolle, und es war ihm, als müſſe er ihr gehorchen, müſſe ſeine Lippen auf ihre ihm entgegendrängenden drücken und damit ihr und ſein Schickſal beſiegeln...

Aber wie ſein Blut zum Herzen hinabdrängte! Wie es in den Schläfen ſchmerzhaft klopfte!... Es jagte ihm etwas durch die Adern, was er nie gekannt: eine entmutigende Furcht, — eine atemhemmende Beklemmung!... Unwillkürlich legte er den Kopf an die Lehne des Stuhles, auf welchem er ſaß, feſt zurück und ſchloß die Lider... Als er ſie wieder öffnete, ſtand die Gräfin ein paar Schritte entfernt, hochaufgerichtet, den Mund zuſammengekniffen, faſt ſo blaß wie ihr Patient... Sie war verletzt, und das bedrückte ihm das Gewiſſen. Ja, es überkam ihn wie ein Gefühl von Schuld...

Hatte ſie nicht ein Recht, von ihm zu fordern, worum ſie zu bitten ſchien? Zweimal hatte ſie ſein Leben gerettet, durch lange, hingebende Pflege, durch raſchen Entſchluß — gehörte er nicht ihr?

Dieſes Mädchen liebte ihn. Er war das höchſte, was es vom Schickſal für ſich begehrte, und er?... Längſt hatte er gelernt, ſein abſprechendes Urteil von ehedem zu mildern. Er bewunderte ſo viel an ihr... Genügte das nicht, wenn ſie ihn doch liebte?...

„Verzeihen Sie mir,“ ſagte er und hob den wunden Kopf mühſam von der Lehne. „Mein Dank war nicht ſo warm, wie Sie ihn erwartet haben mögen, erwarten konnten... Aber — ich hoffe ihn ſpäter noch abzutragen, — nicht in Worten nur, — nein... Ich — Natalie — ich gehöre Ihnen... Ich weiß es! Ich wäre nicht mehr unter den Lebenden ohne Ihre Pflege, und ſo...“ Sein Kopf ſank ſchon wieder zurück — „ſo denke ich Ihnen dieſes Leben zu geben, aber — eben deshalb: geizen Sie nicht um eine Stunde... Laſſen Sie mir noch dieſe! Ich bedarf der Ruhe... Die Aufregungen dieſer Nacht... Ich fühle mich unwohler...“

„Aſten!“ brach es jauchzend von ihren Lippen, „ſchweigen Sie! Kein Wort heute mehr! O, ich kann warten! Wenn ich nur weiß, daß Sie mein ſein werden! Daß Ihre Wünſche die gleichen ſind, wie die meinen!“

Sie ſtand wieder bei ihm, erfaßte ſeine ſchlaffen Hände und drückte ſie. Er verſuchte in den bleichen Zügen ein Lächeln zu bilden, aber es verſchwand ſofort, als ſie ihn verlaſſen hatte. Er preßte beide Hände wie im Krampfe gegen die Lehne...

War das ein phyſiſcher Schmerz, der ihn ſo durchwühlte? Es war, als dränge er aus der Seele in den Leib. Das Blut klopfte wieder dumpf in der Wunde des Kopfes... — Friederike. — Welche Ideenverbindung brachte den Namen gerade jetzt auf ſeine Lippen?... Er begann fieberiſch über alles, was er hundertmal ſchon durchdacht hatte, wieder nachzudenken. Daß ſie nicht frei ſei, hatte er Natalie glauben müſſen. Etwas Wahres mußte daran ſein. Er hatte es ja deutlich ſelbſt bemerkt... Jener Abend, an dem ihr Kopf an ſeiner Bruſt gelegen und an dem ſie ſpäter doch dem förmlichen Befehle des Pfälzers gefolgt war, mit ihm nach Hauſe zu fahren, ging wieder durch ſein Gedächtnis... Dann die Nacht, in welcher jener, im Wahnſinn der Eiferſucht, das Spalier vor ihrem Fenſter erklommen, endlich der Streit zwiſchen beiden und der Augenblick, wo das Mädchen ſtumm, als bedürfe es keines Wortes zwiſchen ihnen, ihm zur Verſöhnung die Hand hingeſtreckt. Dieſe Verſöhnung ohne Worte, dieſer Gehorſam, den ſie dem herriſch Auftretenden bezeigte, verrieten ſie nicht deutlich das heimliche Verſprechen, das ſie dem Liebenden gegeben?

(Fortſetzung folgt.)

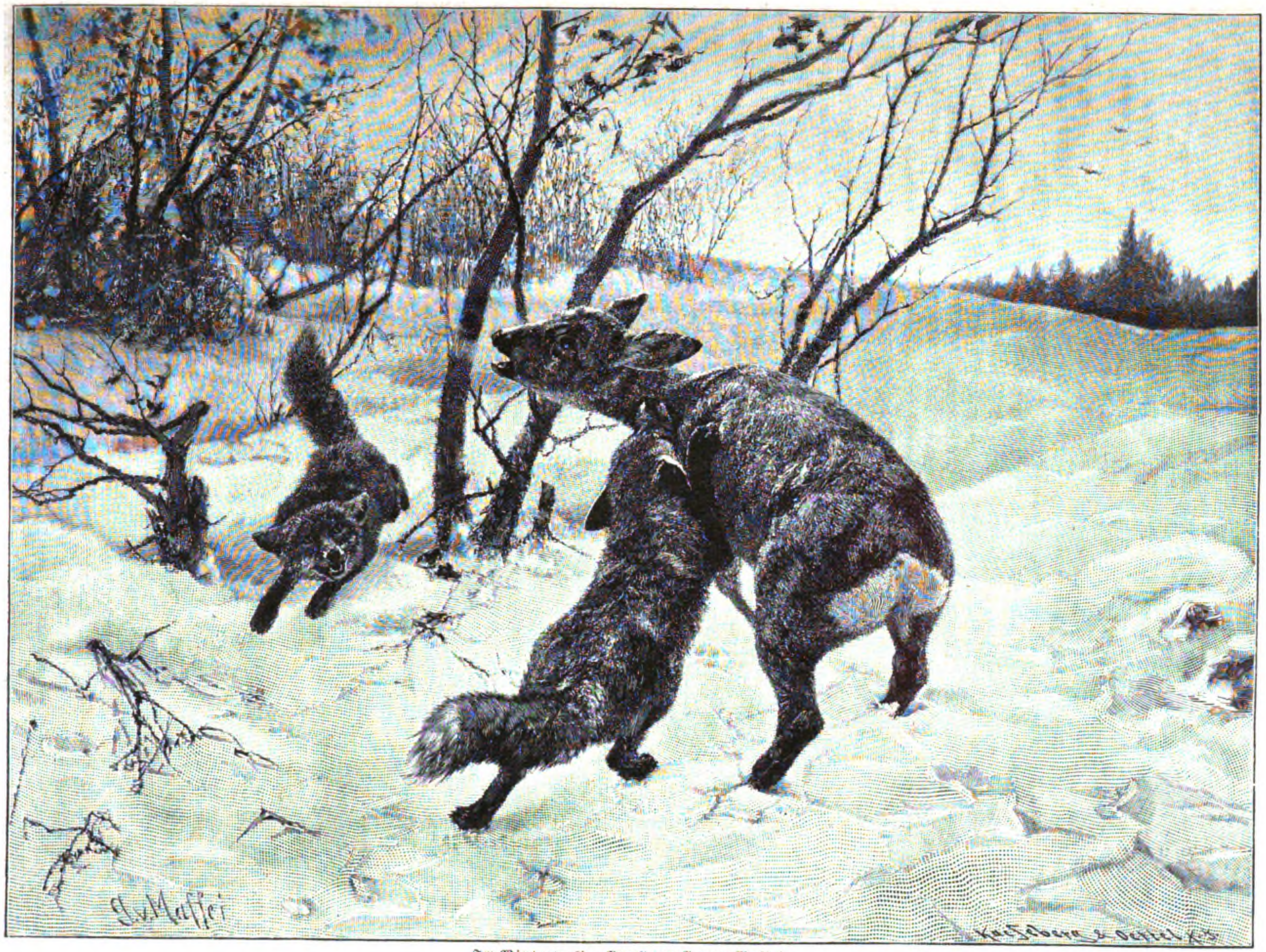
## Wie ich Soldat wurde

Von Tanera. (Abdruck verboten.)

Man ſchrieb das Jahr 1866. Schwere Wolken erſchienen am politiſchen Himmel, und bald drohte das Unwetter loszubrechen. Da rief mich eines ſchönen Tages mein Vater, ein höherer Regierungsbeamter, zu ſich und hielt mir eine eindringliche Rede. Der Sinn war kurz der: „Du biſt nun alt genug, um ernſtlich an die Wahl eines Berufes zu denken. Deine Soldatenſpielerei hat keinen Wert. Überlege dir, was du werden willſt. Mir wäre es am liebſten, dich als Künſtler oder Arzt oder Forſtmann zu ſehen. Daß deine gute Mutter einen geiſtlichen Herrn aus dir machen möchte, weißt du ja. Ich hätte auch nichts dagegen einzuwenden, wenn du dich dazu berufen fühlſt. Kurz und gut, werde, was du willſt, nur nicht Soldat. Jetzt überlege dir die Sache und morgen früh ſage mir deine Antwort.“

Damit war ich entlaſſen und trollte ab. Überlegung brauchte ich nicht lange, denn was ich werden wollte, wußte ich ſchon ſeit Jahren. Einen anderen Beruf als der des Soldaten gab es für mich gar nicht. Schon ſeit meiner früheſten Jugend ſah ich mich in der ſtolzen Offiziersuniform; an irgend einen anderen Lebensberuf hatte ich nicht einen Augenblick gedacht, und der reizenden Auguſte — es war dies eine Freundin meiner Schweſter und meine erſte platoniſche Liebe — war ſo und ſo oft vorerzählt worden, wie ich eines ſchönen Tages ſäbelraſſelnd vor ihr erſcheinen und dann gewiß Eindruck auf ihr ſprödes Herzchen machen würde.

Gott, was hatte man damals in Bayern noch für ſonderbare Anſichten von dem Stande der Offiziere! Vormittags hie und da etwas exerzieren, nachmittags im Kaffeehauſe ſitzen und Karten oder Billard ſpielen, abends im Wirtshauſe kneipen, das erſchien den meiſten Herren vom Civil als der einzige Lebenszweck der Leutnants. Daß dabei die Mehrzahl der letzteren geiſtig und körperlich zurückgehe und verkomme, glaubten ſonſt ganz vernünftige Menſchen, und auch mein lieber Vater blieb nicht ganz frei von dieſer falſchen Meinung. Freilich war auch etwas an der Sache, wenn auch nicht ſo viel, als die Gegner des Soldatenberufes daraus machten. Der Friedensſtand einer Kompanie betrug zu jener Zeit 25 Mann. Davon gingen noch die Burſchen, Wachmannſchaften, Ordonnanzen, Köche ꝛc. ab, ſo daß in einer Kompanie ſelten mehr als 10 bis 14 Mann zum Ausrücken zur Stelle waren. Für deren höhere Ausbildung ſollten nun 1 Hauptmann, 1 Oberleutnant und 1 oder 2 Leutnants nebſt 4 bis 5 Unteroffizieren ſorgen. Bei dem damaligen Einſteherſyſtem gab es aber meiſt nur alte, 12—40 Jahre dienende Unteroffiziere, denen ein junger Leutnant auch nicht viel lehren, aber manches von ihnen lernen konnte. Deshalb ließ der Hauptmann gerne ſeine Leute von dieſen zuverläſſigen Unteroffizieren ausbilden und ſtellte höchſtens einen ſeiner Offiziere als Aufſicht dazu. Die anderen Leutnants aber konnten ſich zu Hauſe geiſtig beſchäftigen — Kriegsakademieen und ähnliche Anſtalten gab es zu jener Zeit nicht — oder ſie mochten bummeln, das war gleichgültig, denn kein Menſch kümmerte ſich um ihre außerdienſtliche Thätigkeit. Noch ſchauriger waren aber die Anſchauungen aller dem Militärleben fernſtehender Herren über die Offiziersaſpiranten und Regimentskadetten, wie man die damaligen Avantageure nannte. Von den Vorzügen ihrer heutigen Kollegen genoſſen ſie nämlich nur wenige. Man trat als „freiwillig Gemeiner“ ein, lebte unter und mit den anderen „Gemeinen“ und wurde nur, wenn man Sohn eines Offiziers oder Beamten war, mit „Sie“ ſtatt mit dem ſonſt vorgeſchriebenen „Du“ angeſprochen. Mit der einzigen Ausnahme, daß man nicht zu ſchweren Arbeitsdienſten befohlen wurde, mußte man ſich allem unterziehen, was der gewöhnliche Soldat zu thun hatte. Da es überdies zu jener Zeit noch keine Offiziersſpeiſeanſtalten gab, alſo auch von den Offizieren jeder lebte, wo und wie er wollte, ſo war es natürlich, daß der Regimentskadett, der normal 4—5 Jahre brauchte, bis er Offizier werden konnte, ſich ganz überlaſſen blieb und meiſtens mit einigen jüngeren Unteroffizieren bei irgend einer bierverſchenkenden Feldwebelin oder in unteren Kneipen ſeine freie Zeit verbrachte. Am Eſſen der Mannſchaft mußte er grundſätzlich teilnehmen, denn Kaſernenkantinen gab es ebenfalls nicht. Daß bei einem ſolchen Zuſtande völliger Unbeaufſichtigung durch Herren aus beſſerem Stande und bei einem ſolchen innigen Verkehr mit den zwar meiſt braven und biederen, aber doch ungebildeten Unteroffizieren viele Kadetten ſozuſagen



Im Winterwald. Gemalt von G. von Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

verdarben, iſt natürlich. Es erreichte daher auch nur ein ſehr kleiner Prozentſatz den Grad des Offiziers, und dies war Urſache, daß man die Offiziersaſpiranten nur ſehr zweifelhaft anſah. Zu dem kam noch, daß der Spruch: „Ultima spes est miles aut capucinus“ noch in vollem Rechte ſtand, denn in ganz Bayern hieß es: „Der Bub taugt nichts. Laßt ihn Soldat werden. Dort wird er wenigſtens verhindert, ſich zur Zuchthauspflanze auszuwachſen.“ Unter ſolchen Umſtänden konnte man es meinem guten Vater nicht verdenken, daß er ſeinen einzigen Sohn nicht gerne in zweierlei Tuch ſehen wollte und mir alle anderen Laufbahnen möglichſt glänzend ſchilderte. Bei mir aber hieß es: „Prima spes est miles, ultima capucinus,“ und wenn ich mir, ſchon als Gymnaſiaſt, einmal etwas in den Kopf geſetzt hatte, dann wollte es aus der „tête carrée“ nicht mehr hinaus und mußte ausgeführt werden. Nun hieß es überlegen, wie dem geſtrengen Herrn Papa der unwiderrufliche Entſchluß ſeines Herrn filius beizubringen ſei. Sich hinter die Mama zu ſtecken, wäre der ganz falſche Weg geweſen. Das gute Muttchen meinte überhaupt, in der Kaſerne gehe jeder nicht nur an Körper und Geiſt, ſondern auch an ſeiner Seele zu Grunde. Sie hat auch ſpäter lange genug für mich wie für einen verlorenen Sohn gebetet, und erſt, als ſie mich in Epauletten und mit den auf dem Schlachtfelde erworbenen Auszeichnungen ſah, war ſie ganz über meine Errettung aus dem Pfuhle des moraliſchen Verderbens beruhigt. Die liebe, edle Frau hatte eben ganz vergeſſen, daß feſte, von Vater und Mutter in das Kinderherz gepflanzte Grundſätze nicht nur über die Klippen des Kaſernenlebens, ſondern noch über ganz andere, ſchwerere Gefahren im Leben eines jungen Soldaten und Offiziers hinweghelfen.

Alſo ſelbſt den Papa bitten! Ja, das verſprach auch wenig Erfolg. An meinem 16. Geburtstage hatte ich ihn ja ſchon faſt kniefällig angefleht: „Laß mich Soldat werden. Du ſollſt ſehen, ich erreiche den Offizier und mache dir keine Schande.“ Es war vergeblich geweſen. Die Antwort lautete kurz: „Schlage dir die Kindereien aus dem Kopfe und denke endlich einmal an etwas Ernſtes.“

Mir erſchien nun der Beruf des Offiziers ernſt genug. Natürlich hatte ich alle möglichen Soldatengeſchichten geleſen und kannte das Leben der Marſchälle Napoleons I, ſowie einiger bayriſcher und öſterreichiſcher Generale ziemlich genau und wußte auch etwas von den Thaten eines Derfflinger, Deſſauer und Blücher, obwohl man den Knaben jener Zeit bei uns wenig Bücher in die Hand gab, die von preußiſchen Heerführern und preußiſchen Heldenthaten viel erzählten. Mein Ideal war immer Prinz Eugen oder der Marſchall Ney. So wie letzterer von der Pike auf dienen und ſchließlich ein großer Feldherr, ſogar ein Marſchall werden, das dachte ich mir das Wünſchenswerteſte und Großartigſte, was es auf der Welt geben könne. Ja, einmal war ich ſogar unklug genug, ein ſolches Phantaſiegebilde vor meinem Herrn Papa zu entwickeln.

„Dummer Bub! Schau dir einmal die jetzigen Offiziere an. Faſt alle ſind 22—24 Jahre lang Leutnants, werden alſo mit 42 Jahren und noch älter Hauptleute und gehen als ſolche im 56. oder 60. Lebensjahre in Penſion. Das iſt gegenwärtig der Lebenslauf der Offiziere. Daß dieſelben nach einem verbummelten Leben unglückliche, mürriſche Greiſe ſind wie der penſionierte Hauptmann L., iſt nur natürlich. Eine ſolche Zukunft wirſt du dir aber gewiß nicht wünſchen.“

„Nein, Papa. Es iſt aber doch möglich, daß es bald Krieg gibt, und dann geht das Avancement viel ſchneller. Man kann ſich hierbei vielleicht auszeichnen und ſehr raſch höhere Grade erreichen.“

„O, du meinſt, daß wir einen Krieg mit Preußen bekommen? Das würde dir gar nichts nützen. In drei Wochen werden die Öſterreicher leicht mit den Preußen fertig, und dann folgt wahrſcheinlich wieder eine fünfzigjährige Friedensperiode. Alſo ſei klug und wähle dir einen vernünftigen Lebensberuf und keinen von Faulenzern und Bummlern.“

So endete damals unſer Geſpräch. Unterdeſſen hatten ſich die Anſichten meines Vaters höchſt wahrſcheinlich nicht im geringſten geändert. Der Krieg ſchien zwar ſicher, allein wie jeder gute bayriſche Beamte und jeder Nichtmilitär in ganz Süddeutſchland, glaubte auch er, daß es, wie ja in jeder Zeitung zu leſen war, nur eines Vorrückens einiger öſterreichiſcher Armeekorps oder ſogar nur eines „Überſchwemmens von Schleſien“ durch die ungariſchen Reiter des Grafen von Edelsheim brauche, um den preußiſchen Störenfried zur Ruhe zu weiſen. Ich dachte vorläufig an derartiges gar nicht. Soldat wollte ich werden, das war mir die Hauptſache. Daß ich dann in einem Kriege mich hervorthun würde, hielt ich für ſelbſtverſtändlich, und mit allen möglichen Farben malte ich mir die Siege über die Preußen und meine natürlich ſehr maßgebende Thätigkeit hierbei aus.

Morgen ſollte alſo die Entſcheidung fallen. In der ganzen folgenden Nacht machte ich kein Auge zu. Endloſe Pläne jagten durch meinen Kopf und wurden wieder als ausſichtslos verworfen. Endlich war ich mit mir im reinen. Eine Art von wilder Energie hatte mich erfaßt, und mit ziemlicher Ruhe ſah ich dem wichtigen Augenblicke entgegen. Wir waren beim Frühſtückstiſch verſammelt. Noch ſteht mir das ganze Zimmer deutlich vor Augen. An dem großen runden Tiſche inmitten der Stube ſaß mein Vater mit dem Rücken gegen die Fenſter. Neben ihm meine gute Mutter, die wie immer uns allen den Kaffee einſchenkte. Ich ſelbſt nahm meinen Stammplatz zwiſchen den beiden Schweſtern ein, von denen die ältere nur ein Jahr, die andere aber faſt neun Jahre jünger war als ich. Es ging während des Kaffeetrinkens ziemlich ruhig zu, denn der Hauptlärmmacher, meine Wenigkeit, verhielt ſich heute auffallend ſtill. Mir wollte ſogar das Frühſtück nicht recht munden, denn ich lauerte fortwährend auf die erwartete und doch gefürchtete Frage meines Vaters. Um mich zu zerſtreuen, beſchäftigte ich mich möglichſt mit dem „Kinde,“ d. h. mit der jüngeren, ſieben Jahre alten Schweſter, auf die ich als flotter Unterprimaner ſelbſtverſtändlich mit einer gewiſſen Überhebung herabſah. Endlich platzte die Bombe.

„Nun, Karl, haſt du dir überlegt, was du werden willſt?“

„Ja, Papa!“ Ich ſchwieg und kaute verlegen an einem Stück Weißbrot.

„Nun, was meinſt du?“

Längeres Herumdrücken meinerſeits, Rotwerden, aus Verlegenheit ſchnell noch einen Schluck Kaffee nehmen, endlich ein Aufraffen und dann ein Herauspreſſen, anfangs mit zitternder, dann aber mit feſter werdender Stimme: „Lieber Papa! So viel ich es mir auch überlegte, es will mir kein anderer Beruf gefallen als der des Soldaten. Bitte, laß mich Offizier werden.“

„Unſinn! Wenn du nicht Vernunft annimmſt, dann —“

Die freundliche Vermittelung meiner Mama verhütete einen wenig freundlichen Schluß der Rede meines Vaters. Dennoch fügte derſelbe ernſt bei: „Ich will nicht, daß du ein ſolches unnützes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft wirſt wie alle die Leutnants, die hier den ganzen Tag auf der Marktſtraße hin und her bummeln.“ Dieſe in beſtimmtem Tone geäußerten Worte hatten einen ganz anderen Erfolg, als Papa erwartete. Statt mich einzuſchüchtern, riefen ſie meinen ganzen Trotz wach, und feſt und ſcharf erwiderte ich: „Du kannſt machen, was du willſt, Papa; ich werde doch Offizier!“

„Wenn ich aber nicht will?“

Seine Augen ſchienen mich durchbohren zu wollen. Dennoch hielt ich den Blick aus und entgegnete ohne Beſinnen: „Dann brenne ich wieder durch und werde mich nicht eher finden laſſen, als bis ich in irgend einem Regimente eingeſtellt bin.“

Einen ähnlichen Streich hatte ich nämlich ſchon als dreizehnjähriger Knabe ausgeführt, indem ich aus dem geiſtlichen Kolleg in Regensburg ausriß, in einem Kahne auf der Donau allein nach Wien fuhr und über vier Wochen verſchollen blieb. — Mein Vater wußte gut, daß er mit Gewalt nun nichts mehr bei mir ausrichten könne. Er murmelte etwas in den Bart, ſtand auf, machte meiner Mama ein

Zeichen und begab ſich mit ihr in ſein Arbeitszimmer. Ich benutzte die Gelegenheit, meine Bücher und die Mütze zu holen, rief meiner älteren Schweſter zu: „Anna, ſage den Eltern, ich hätte nicht mehr warten können, weil ich in das Gymnaſium muß,“ und rannte fort. Daß der Klaſſenlehrer an dieſem Tage mit meiner Aufmerkſamkeit zufrieden ſein konnte, will ich nicht behaupten.

Der Unterricht verging, und um zwölf Uhr wollte ich mich klopfenden Herzens nach Hauſe begeben, als plötzlich der mir wohlbekannte Bote der Kreisregierung auf mich zutrat und mir meldete: „Der Herr Rat wünſcht, daß der Herr Sohn auf das Büreau kommen.“

„Jetzt gleich?“

„Ja.“

Die Überraſchung benahm mir faſt den Atem. Allein vor dem Diener wollte ich mir nichts anmerken laſſen, um meiner Primanerwürde nichts zu vergeben, beherrſchte mich und ging los. Im Vorzimmer des Büreaus ſaßen die Aſſeſſoren meines Vaters. Einer derſelben ſtand gerade bei meinem Papa in ſeinem Zimmer und erhielt von ihm einige Aufträge.

„Karl, warte etwas. Ich gehe gleich mit dir.“

Ei, das klang ja ganz freundlich und gar nichts Schlimmes bedeutend. Ich atmete erleichtert auf.

Bald war mein Vater fertig, nahm ſeinen Hut und Überzieher, grüßte ſeine Unterbeamten, winkte mir nachzukommen und ging voraus. Ich folgte. Auf der Straße ſah ich ihn fragend an. Er bemerkte freundlich: „Weil du denn doch ſo feſt darauf beſtehſt, Soldat zu werden, ſo will ich dir kein Hindernis mehr in den Weg legen und dich wenigſtens unterſuchen laſſen, ob du überhaupt militärtauglich biſt.“

Ich traute kaum meinen Ohren. Am liebſten wäre ich meinem Vater auf der Straße um den Hals gefallen, um ihm zu danken. Das ging aber nicht, und deshalb ſuchte ich ihm wenigſtens durch Worte zu beweiſen, wie glücklich ich ſei. Er entgegnete nichts. Vor der Unterſuchung hatte ich keine Angſt, denn ich, der beſte Turner, der kräftigſte Ruderer und gewandteſte Segler des ganzen Gymnaſiums konnte doch nicht untauglich ſein! Alle möglichen Zukunftsbilder jagten durch meinen Kopf, und ſchon ſah ich mich in der kleidſamen hellblauen Uniform mit dem Infanterieſäbel an der Seite einherſtolzieren. Nun kamen wir bei dem Arzte, einem alten Bekannten meines Vaters, an. Der ſchien uns erwartet zu haben, wies mich in ein Nebenzimmer, gab mir den Auftrag, mich zu entkleiden, und rief mich dann wieder in ſein Zimmer, wo er unterdeſſen mit meinem Vater gewartet hatte. Nun wurde ich betrachtet, betaſtet, mit einem Hörrohr unterſucht und meine Bruſtweite gemeſſen. Das Geſicht des Arztes war wie aus Stein und verriet keinen ſeiner Gedanken. Endlich war er fertig und ſprach in ſo beſtimmtem Tone, als ob er ein Urteil verkündete: „Herr Regierungsrat, Ihr Sohn iſt zum Soldaten viel zu ſchwach. Ein ſo hoch aufgeſchoſſener junger Menſch mit ſo geringem Bruſtumfange hält die Strapazen des Militärdienſtes keinesfalls aus. Wenn der nur einige Nächte auf der Pritſche des Wachtlokales liegen ſoll, wird er krank. — Untauglich. — Ziehen Sie ſich wieder an!“ Die letzten Worte galten mir. Während ſeiner Rede war mir alles Blut zum Herzen zurückgetreten. Faſt benahm es mir den Atem. Am liebſten hätte ich geweint. Da ſah ich, wie mein Vater dem Doktor freundlich zunickte und ihm dankbar die Hand ſchüttelte. Wie ein Blitzſtrahl drang es mir durch den Kopf: „Halt, der Arzt weiß, daß ich nicht Soldat werden ſoll, und da hat er, um meinem Vater einen Gefallen zu erweiſen, mich ſo ſtrenge unterſucht und mich für untauglich erklärt.“ Ich machte kehrt, begab mich wieder in das Nebenzimmer und kleidete mich an. Bald war mein Plan gefaßt. Den Doktor grüßte ich zum Abſchied ſo ceremoniell und kalt, als es mir nur möglich war, und dann folgte ich meinem vorausgegangenen Vater. Derſelbe bedauerte mein Mißgeſchick, ſagte aber unverhohlen, daß er ſich darüber freue, denn er hoffe, daß ich jetzt mit Eifer an die Ablegung des Maturitätsexamens denken und dann ein tüchtiger Architekt, Ingenieur, Arzt oder was ich wolle, werden würde. Ich entgegnete nichts.

Dieſe Szenen hatten Ende April 1866 geſpielt.

Nun begann die Ausführung meines Kriegsplanes.

„Was? Das Liegen auf der Pritſche des Wachtlokales ſolle mir ſchaden! Das wollen wir einmal ſehen!“

Von jenem Tage an, etwa ſechs Wochen lang, habe ich in keinem Bette mehr geſchlafen. Jeden Abend begab ich mich in mein Zimmer, drehte mich einige Male in meinem Bette herum, um den Glauben, daß ich darin die Nacht zugebracht, zu erregen, und legte mich dann auf den blanken Fußboden. Ein alter Schulranzen bildete mein Kopfkiſſen. Am erſten Morgen war ich freilich wie zerſchlagen. Geſchlafen hatte ich auch nicht viel. Meine gute Mama gab, als ſie beim Frühſtück mein übernächtiges Ausſehen gewahrte, dem Kummer wegen meiner getäuſchten Hoffnungen die Schuld und ſuchte mich zu tröſten. Auch mein Vater war möglichſt freundlich und liebevoll mit mir. Ich aber führte meinen Entſchluß konſequent durch. Jede freie Minute benutzte ich, um zu turnen und zu rudern. Beſonders die Barrenübungen, die eine breite Bruſt erzielen ſollen, trieb ich bis zur Ermattung. Jede Nacht habe ich auf meinem Stubenboden geſchlafen, was mir ſchließlich recht gut bekam und keinerlei Unbehaglichkeiten mehr verurſachte. Meine ältere Schweſter wurde in das Geheimnis gezogen, um mich durch Austauſch ihrer gebrauchten Bettwäſche gegen meine reine vor Entdeckungen unſerer Mama zu ſchützen. Merkwürdigerweiſe habe ich mich auch nicht erkältet, obwohl es im Mai während der Nächte doch noch ziemlich kalt war und ich nicht einmal eine Decke nachts über mich nahm, um ganz ſoldatiſch wie auf der Wache zu ſchlafen. Unterdeſſen hatten ſich die politiſchen Verhältniſſe immer mehr zugeſpitzt, der Krieg wurde erklärt. Jetzt ſchien mir die Zeit zu entſcheidendem Handeln gekommen. Längſt hatte ich mir die Adreſſe eines ganz jungen Militär-Aſſiſtenzarztes ausfindig gemacht, und eines Tages erſchien ich bei ihm, um mich behufs meiner Tauglichkeit zum Soldaten unterſuchen zu laſſen. Dem neugebackenen, kaum angeſtellten Doktorchen ſchmeichelte mein Zutrauen; er unterſuchte mich, wahrſcheinlich weil ich ſein erſtes „Privatobjekt“ war, noch viel umſtändlicher und genauer als der alte Freund meines Vaters und gab mir ſchließlich auf meine Bitten ein ſchriftliches Zeugnis, „daß ich vollkommen tauglich zu allen Waffengattungen ſei.“ Triumphierend zog ich nun nach Hauſe und beichtete meinem Papa mein ganzes Verhalten der letzten Wochen.

Er machte anfangs ein böſes Geſicht, Muttchen ein trauriges, meine ältere Schweſter ein ſtolzes, denn ſie wähnte den Bruder auch ſchon als General, und ich ließ mit Bitten nicht nach. Endlich gelang es, meinen Vater zu erweichen, ich wurde zum Stabsarzt des damals in Speier ſtehenden Infanteriebataillons gebracht, wieder unterſucht und von neuem für vollkommen tauglich erklärt. Wer war glücklicher als ich!

Nun that mein Vater, der, nachdem er einmal „Ja“ geſagt, auch voll für mich eintrat, alle Schritte, um meine baldige Einſtellung bei einem Infanterieregiment zu erlangen. Unſere Garniſon hatte ſchon Marſchbefehl und nahm mich nicht mehr an. Allein in dem nahen Germersheim kannte mein Vater einen Hauptmann. Zu dieſem brachte er mich, nachdem ſchriftlich die Erlaubnis meines Eintrittes ins 4. bayriſche Infanterieregiment erholt worden war. Der Abſchied von der guten Mutter wurde mir ſchwer. Noch ſehe ich ihre Thränen. Sie meinte, den Sohn auf immer zu verlieren. Jetzt aber tröſtete ſie mein Vater, und auch meine Schweſter ſuchte ſie zu beruhigen.

Es war ein ſchöner warmer Junitag, als ich klopfenden Herzens neben Papa, geführt von einem Gefreiten, durch die dunkle Poterne hinunter in die Kaponniere „Schmauß“ marſchierte. Die finſteren Feſtungswerke machten einen unheimlichen Eindruck. Dennoch befand ich mich in gehobener Stimmung. Endlich ſollte ich ein Krieger, ein Vaterlandsverteidiger werden, und dies noch dazu mit der Ausſicht, bald vor dem Feinde zu ſtehen. Wer derſelbe ſei, war mir gleichgültig. Natürlich hatte ich mich wie jeder gute Bayer in eine Art von künſtlichem Haß gegen die Preußen hineingedacht, aber ich wäre auch gerade ſo gerne gegen Franzoſen, Ruſſen oder Türken marſchiert, denn eine ſelbſtändige politiſche Anſchauung hatte ich damals noch nicht im geringſten.

Auf dem Hofe der Kaponniere war die ganze Kompanie verſammelt. Wir warteten, bis das Kommando: „Weggetreten!“ erſchallte. Während dieſer Zeit ſah ich mich ſchon im Geiſte in Reih und Glied und ſogar mit blankem Offizierſäbel vor der Front, ebenfalls Befehle erteilend. Nun bemerkte uns der Hauptmann und trat auf uns zu. Während er höflich meinen Vater begrüßte, muſterte er mich mit durchdringendem Blicke von Kopf bis zu Fuß. Nach einigen zwiſchen den Herren gewechſelten Worten äußerte er zu mir: „Sie machen einen günſtigen Eindruck auf mich. Ich hoffe mit Ihnen zufrieden ſein und einen tüchtigen Soldaten aus Ihnen erziehen zu können. Gehen Sie dort in die Kaſematte Nr. 4 und ſuchen Sie ſich eines der leeren Betten als Ihre Lagerſtätte aus. Ich habe noch mit Ihrem Vater zu reden.“

Das war kurz und deutlich. Etwas eingeſchüchtert trollte ich ab. Meinen Ideen vom Werte eines Primaners, der ſich freiwillig dem Dienſte des Vaterlandes weihte, wollte es nicht recht zuſagen, daß man mich gar nicht um meine Anſichten ꝛc. befragt und ſich durchaus nicht nach etwaigen kleinen Wünſchen von mir erkundigt hatte. Wer ohne Not ſeine Freiheit zum Opfer bringen wollte, konnte doch etwas mehr berückſichtigt werden als ein konſkribierter Rekrut! So dachte ich mir, überlegte aber doch, daß es das geſcheiteſte ſei, zu thun, was der Hauptmann wollte. Bald ſtand ich in der Kaſematte, die mir faſt dunkel erſchien, weil ich noch von der grellen Sonne, die von den weißen Mauern des Hofes ſtark reflektierte, ganz geblendet war.

Ein Unteroffizier fragte mich, was ich wolle.

„Ich ſoll mir hier ein leeres Bett auswählen.“

„So? Sie ſan wohl der Freiwillige, der in mei Korpralſchaft kimmt. Dös is leer, dös dort a und dort hint'n no drei. 's beſt' is dös neb'n mir.“ .

Da in dieſem Augenblicke die Stimme des Hauptmanns den Unteroffizier rief, verſchwand er ſchleunigſt aus der Kaſematte. Ich ſtellte mich an das von ihm als das beſte bezeichnete Bett und legte meinen Überzieher darauf als Zeichen, daß ich dieſes auswähle. Kaum hatte ich ſo meinen Entſchluß kundgegeben, ſo kam aus dem mir allmählich deutlicher erſcheinenden Hintergrunde des gewölbten Raumes eine lange Geſtalt in Hemdärmeln vor, ſtellte ſich vor mich hin und begann: „Du Rindvieh, du dumm's! Wos nimmſt d'r denn dös Bett neb'm Korpral. Der ſieaht jo all's, wos d' mochſt.“ Ich war wie mit eiskaltem Waſſer begoſſen. Alſo die erſte Anrede, die der demnächſtige Vaterlandsverteidiger und zukünftige Offizier erhielt, war: „Du Rindvieh, du dumm's!“ Und das noch dazu einem Primaner, der, wenn er angenommen war, in wenigen Tagen das ſogenannte Notabſolutorium machen durfte. Ich war ſo überraſcht, daß mir jede Antwort fehlte. Einen ſolchen Menſchen auf Piſtolen fordern, das gab es ja nicht, und ihn ordentlich durchhauen, erſchien bei ſeiner langen, kräftigen Geſtalt doch von ſehr zweifelhafter Ausſicht auf Erfolg. Die Stimme des Hauptmanns: „Kadett Tanera!“ machte meinen Zweifeln ein Ende. Mit ſchon ganz militäriſcher Schulung antwortete ich: „Hier, Herr Hauptmann!“ und rannte aus der Kaſematte hinaus, um vor meinem Kompaniechef zu erſcheinen. Derſelbe hatte alle nötigen Fragen mit meinem Papa erledigt und hieß mich von demſelben Abſchied nehmen. Es ging mir doch recht nahe, als mein lieber Vater mich umarmte, küßte und mit weicher Stimme nur ſprach: „Bleib brav und ſei fleißig und gehorſam. Alles andere findet ſich ſchon. Gott behüte dich.“ Mit Gewalt unterdrückte ich die aufſteigenden Thränen, gab ihm noch Grüße an Mutter und Schweſtern mit und folgte dann dem Hauptmann, der mich zu ſich rief, um mich der raſch verſammelten Kompanie vorzuſtellen.

Seine Worte lauteten etwa ſo: „Leute, das iſt der Regimentskadett Tanera. Derſelbe iſt von jedermann mit ‚Sie‘ anzureden. Haltet gute Kameradſchaft mit ihm. — Weggetreten.“

Die Mannſchaft verſchwand, und ich erhielt nun in Gegenwart des Korporals, dem ich ſpeziell übergeben wurde, eine Menge von Verhaltungsmaßregeln. Dann war auch ich entlaſſen und begab mich in die Kaſematte zurück. Kaum ſtand ich von neuem an meinem Bette, da erſchien die lange Geſtalt wieder und begann: „Sie, Herr Kadett, nix für unguat. Dös hob i Eahne nit ang'ſehg'n, daß Sie a Kadett ſan. 's woar nit bös g'moant.“ Er reichte mir ſeine gewaltig große Hand hin, und ich ſchlug ein. Damit hatte ich mir einen wirklich treuen Kameraden erworben. Viel verdanke ich dem braven Gefreiten Rückert, ſo war ſein Name, denn er unterwies mich eifrig in den kleinen Dienſten des Waffenputzens ꝛc., nahm mir gern ſchwierigere Arbeiten ab und ſtand immer auf meiner Seite, wenn ich, was doch hier und da vorkam, mit einem etwas rohen Burſchen in Streitigkeiten geriet. Noch an jenem Tage begann er ſeine Fürſorge, indem er mir meine Menage-Leberknödel holte, mich beim „Faſſen“ der Uniform ꝛc. unterſtützte, kurz wie eben nur ein alter Soldat einem jungen, ihm anvertrauten Kameraden beiſtand.

Am Abend ging er mit mir auf den Wällen ſpazieren, da ich ja als „Rekrut“ nicht in die Stadt durfte und er mir zuliebe von einem anderen Gefreiten den Kaponnieredienſt übernommen hatte. Er frug mich nach meinen Verhältniſſen, erzählte mir, daß er ein Bauernknecht aus der Paſſauer Gegend ſei, und ſo unterhielten ſich der nach ſeiner Anſicht hoch über allen anderen ſtehende Gymnaſiaſt mit dem einfachen Landarbeiter, und bald ſchloſſen beide eine wirklich gute Soldatenkameradſchaft.

Das war noch die alte Zeit, wo der Avantageur mit dem gemeinen Mann leben mußte und es keine anderen Vorzüge für ihn gab als die große Auszeichnung, mit „Sie“ angeſprochen zu werden, während ſonſt „Du“ ſeitens des Vorgeſetzten gegen den Untergebenen und der letzteren unter ſich Vorſchrift war. Das hatte ſeine Vorzüge, denn man lernte das Leben des Mannes und ſeine Bedürfniſſe mehr kennen; man lernte mit ihm und für ihn empfinden. Aber es hatte auch ſeine großen Nachteile, denn viele Avantageure erlagen wirklich den Einflüſſen, die das lange Leben mit Ungebildeteren auf ſchwache Charaktere immer äußert.

So bin ich Soldat geworden und habe mir dann meinen Weg ſelbſtändig gebahnt. General und Marſchall bin ich nicht geworden, und viel ſchneller, als mir damals mein Vater prophezeite, iſt der „Hauptmann“ auch nicht gekommen. Dennoch hat mich mein damaliger Schritt nicht gereut, denn gerade jetzt, als alter Kriegsveteran, ſinge ich noch mit der gleichen Überzeugungstreue wie damals vor 25 Jahren:

„Es gibt kein ſchönres Leben als das Soldatenleben!“

---

## Kumys- und Kefirkuren.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

Daß das moderne Rußland in der ſchönen Litteratur und vereinzelt auch in der Malerei eine bemerkenswerte Schöpferkraft an den Tag gelegt hat, kann nicht in Abrede geſtellt werden; ebenſowenig aber iſt zu leugnen, daß es in den ſtrengen Wiſſenſchaften ſelbſtändiger und bahnbrechender Leiſtungen faſt gänzlich ermangelt. Auf dieſem Gebiete tritt ſeine Ausfuhr gegen die Einfuhr faſt vollſtändig in den Hintergrund. Auch in der Medizin zeigt ſich das rieſige Oſtreich weſentlich empfangend, den Spuren des Weſtens folgend.

Dennoch verdankt die Neuzeit Rußland einige nicht unwirkſame Heilmethoden, welche gegen große und weitverbreitete Leiden gerichtet ſind und auch bei uns Aufſehen erregt und Anerkennung gefunden haben. Wunderlicherweiſe aber ſind auch dieſe Kuren nicht urſprünglich auf dem Boden der ruſſiſchen Wiſſenſchaft gewachſen, ſondern teils den Baſchkiren und Kirgiſen, teils den kaukaſiſchen Berghorden, unter denen ſie ſeit uralten Zeiten in Brauch waren, abgeſehen worden. Es ſind dies die Kumys- und Kefirkuren.

**Der Kumys.** Dies Wort heißt auf deutſch Weinmilch. Dieſelbe wird durch alkoholiſche Gärung der Milch der ruſſiſchen Steppenſtuten gewonnen und zwar in der Art, daß die friſchgemolkene Milch in mit einem Ferment (Hefeſtoff) verſehene Lederſchläuche oder Holzgefäße gegoſſen wird. Als Gärungsmittel benutzt man entweder ein eigentümliches, aus verſchiedenen, nicht genau gekannten Stoffen dargeſtelltes Ferment, oder auch eine gewiſſe Menge von altem, noch in der Gärung begriffenen Kumys. Bei dem nun vor ſich gehenden Umbildungsprozeſſe verwandelt ſich der in der Milch enthaltene Milchzucker in Traubenzucker, und ſpaltet ſich letzterer in Alkohol und Kohlenſäure.

Dies (nach einer Stelle im Herodot ſchon bei den alten Skythen ſehr beliebt geweſene) Getränk ſpielt im Leben der ſibiriſchen und ruſſiſchen Steppenvölker eine große Rolle. Kumys trinkt dort groß und klein vom Morgen bis zum Abend; Kumys iſt ihr ein und alles, ihr Nahrungs- und Genußmittel, ihr Brot, Kaffee, Bier und Branntwein, ihr Univerſalmittel bei Krankheiten! „Iß Hammel und trink viel Kumys, dann wirſt du geſund werden!“ lautet in Krankheitsfällen der gute Rat der Baſchkiren. In ganz beſonderem Anſehen aber ſtand dieſer Heil- und Labetrunk als Mittel gegen die Schwindſucht, ſo daß auch die zünftige Medizin nicht umhin konnte, dasſelbe zu erproben. Erzählte man ſich doch Wunderdinge: durch den Gebrauch des Kumys in den Steppen ſeien Halbtote wieder friſch und geſund geworden! Zahlreiche ſieche und entnervte Sprößlinge der ruſſiſchen Ariſtokratie begaben ſich trotz ihrer Verwöhntheit, auf allen Komfort ihrer Paläſte verzichtend, in die unwirtlichen Einöden der Kirgiſen, um durch die Stutenmilch Geneſung von verzehrender Krankheit zu ſuchen, bisweilen auch zu finden. Sogar aus dem fernen Weſten trieb manchen die Hoffnung auf Wiedererlangung der Geſundheit in die kirgiſiſchen Steppen. Bald errichtete man daſelbſt, um dem Zudrange zu genügen, Sanatorien für Schwindſüchtige und fabrizierte den Kumys im großen. Zur beſſeren Bequemlichkeit für die Scharen der Kumysdurſtigen wurden dann ähnliche Anſtalten auch in Petersburg, Moskau, Warſchau und Wien gegründet, und auch hier fehlte es nicht an Erfolgen.

Nach Weihnacht. Zeichnung von H. Seeger.

Es war alſo nicht unbedingt notwendig, daß die weinmilchſpendende Roſinante ſich eines kirgiſiſchen Heimatsſcheines rühmte. Mußte denn aber der heilbringende Nektar durchaus dem Roßeuter entſpringen? Wäre denn unſere vaterländiſche Kuh dazu nicht ebenſo tauglich? Bei einer vergleichenden chemiſchen Analyſe der Stuten- und der Kuhmilch ergab ſich, daß die letztere einen noch einmal ſo großen Gehalt an Fett und einen mehr als dreifachen an Kaſein und unorganiſchen Salzen beſaß und nur in der Menge des Milchzuckers von der erſteren übertroffen wurde. Durch einen Zuſatz der zur Gärung erforderlichen Menge von Milchzucker ließe ſich mit Hilfe des richtigen Ferments ſehr leicht ein Kumys herſtellen, welcher dem kirgiſiſchen an Güte völlig gleichkäme, ja ihn in mehrfacher Hinſicht wohl noch überträfe; der Kumys des Einhufers hat nämlich einen ſtrengen Geruch und einen widrigen, gleichſam rohen Geſchmack, der nicht jedermann zuſagt; er zeigt ſich ferner bedeutend ärmer an Kaſein, auf dem allein ſeine nährende Eigenſchaft beruht, und an den für die Blutbereitung ſo wichtigen Salzen; er muß daher, eben wegen ſeiner Geringhaltigkeit an nährenden Subſtanzen, in viel größeren, durch die Menge ſchließlich die Verdauung ſtörenden Portionen genommen werden; endlich iſt der Stutenkumys ſeiner hohen Herſtellungskoſten wegen (die Penſion beträgt täglich 20 bis 40 Mark) für viele geradezu unerſchwinglich. Es iſt daher in mehreren Gegenden Deutſchlands und der Schweiz der Verſuch gemacht worden, an der Hand der Chemie die Weinmilch auch aus Kuh-, Ziegen- und Eſelinnenmilch zu gewinnen. Indeſſen hört man nicht, daß dieſe Experimente von beſonderem Erfolge geweſen ſind.

Die Wirkſamkeit des Kumys, wie er in den Steppen dargeſtellt wird, beruht auf der glücklichen Vermiſchung ſeiner Hauptbeſtandteile: des Alkohols, des Kaſeins, des Fettes, der unorganiſchen Salze, der Kohlen- und Milchſäure, die in ihrer Geſamtheit eine beſtimmte Reihe von Krankheitszuſtänden günſtig beeinfluſſen. Die Menge des während der Gärung des Kumys ſich entwickelnden Alkohols beträgt nach Biel am erſten Tage der Bereitung 12,31, am neunten 19,67, am ſechzehnten 20,23 auf 1000 Teile. Phyſiologiſch iſt feſtgeſtellt, daß Alkohol, in mäßigen Quantitäten genoſſen, die Verdauungsthätigkeit anregt, den Umlauf des Blutes beſchleunigt, die

Funktionen des Herzens und der Lungen, der Nerven und Muskeln bethätigt und den Verbrauch des Organeiweißes hemmt, indem er ſelbſt dafür im Körper der Verbrennung anheimfällt; außerdem ſetzt er die Fieberhitze herab, verringert die Schweißabſonderung und begünſtigt den Schlaf. — Das Kaſein liefert durch ſeinen Eiweißgehalt die eigentlichen Beiträge zum Aufbau der Gewebe; infolge ſeiner durch die Gärung herbeigeführten feinen, flockigen Verteilung in der Flüſſigkeit geht er leicht in die Verdauungsſäfte über und zeigt ſich ſo zur Erfüllung des Nahrungsbedürfniſſes geeigneter als die natürliche Milch ſelbſt, da bei dieſer der Käſeſtoff im Magen oft zu dicken, klumpigen, unverdaulichen Gerinnſeln ſich zuſammenballt. — Die Wichtigkeit des Fettes, ſowie der unorganiſchen Verbindungen und Salze in der Nahrung iſt bekannt; der Körper kann des Fettes, das Blut und das Knochengerüſt des Eiſens, Schwefels und der phosphorſauren Salze nicht entbehren. — Die Kohlenſäure ferner verleiht dem Getränk den erfriſchenden, prickelnden, belebenden Geſchmack — gewiſſermaßen ſeine Genießbarkeit; der Milchſäure endlich kommt eine hemmende Wirkung bei übermäßigen Darmabſonderungen zu.

Es ergeben ſich hieraus die Krankheitsgebiete, in welchen ſich von dem Gebrauche des Kumys ein Nutzen erwarten läßt. Der Kumys iſt kein Univerſalmittel gegen alle Krankheiten, noch ein Arkanum gegen die Lungenſchwindſucht; er iſt nichts als ein mildes, leicht verdauliches, dem Blute alle Beſtandteile, deren es bedarf, zuführendes Nahrungsmittel, welches verlorengegangene Elemente ſchnell erſetzt. Insbeſondere begünſtigt er vermöge ſeiner Zuſammenſetzung die raſche Wiederherſtellung des Fettes; daher ſein Nutzen bei noch nicht allzuweit vorgeſchrittener Schwindſucht, welcher noch durch den fiebermindernden, ſchweißbeſchränkenden Einfluß ſeines Alkoholgehaltes unterſtützt wird. Nach vierwöchentlichem Gebrauche ſoll ſich eine Gewichtszunahme des Körpers um fünf Pfund einſtellen. „Kumys“ — heißt es — „iſt der größte Feind der Magerkeit!“ Durch Stoffanſatz befördert er die Geneſung nach ſchweren Krankheiten, durch Verbeſſerung der Blutbereitung iſt er nützlich bei Bleichſucht und Blutarmut, Skrophuloſe und Magenleiden, ſofern dieſelben nicht auf organiſchen Fehlern beruhen. Bei Vollblütigen oder mit Blutandrang nach dem Kopfe Behafteten würde er jedoch nicht anzuraten ſein.

Der Kefir. Während unſere Bekanntſchaft mit dem Kumys bereits einen mehr als zwanzigjährigen Zeitraum überblickt, beſitzen wir unſer Wiſſen vom Kefir erſt ſeit wenigen Jahren. Derſelbe hat ſich aber in dieſer kurzen Zeit eine ſolche ſteigende Beliebtheit auch bei uns erworben, daß dem Leſer eine Schilderung ſeiner Eigenſchaften und Wirkungen nicht unwillkommen ſein wird.

Die kaukaſiſchen Bergvölker bedienen ſich des Kefirs von jeher teils als eines erfriſchenden, nahrhaften Getränkes, teils als Heilmittel gegen mancherlei Krankheiten. Allgemein belegt man mit dieſem Namen nicht nur die Kefirkörner ſelbſt, ſondern auch die durch deren Auflöſung in Milch bereitete Flüſſigkeit.

Die Kefirkörner ſind gelblich-weißliche, rundliche etwa erbſengroße Klümpchen von einem dem Blumenkohl ähnlichen Gefüge, deren eigentlicher Urſprung noch nicht hinreichend klar ermittelt iſt. Die erſten wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen über das Kefirferment verdanken wir E. Kern in Moskau (1881), während um ſeine Einführung in die ärztliche Praxis ſich beſonders Dr. Dimitrieff in Yalta in der Krim verdient gemacht hat. Kern hat nachgewieſen, daß die kleinen Teilchen, welche das Kefirkorn zuſammenſetzen, zu 33 Prozent aus zwei niedrigen Pilzen, nämlich aus Hefezellen (Saccharomyces Cerevisiae Meyer) und einer beſonderen, bisher unbekannten, kurz- und langſtäbigen Bakterienart beſtehen, der er den Namen Dispora Caucasica beilegte. Dieſe Pilze nun rufen in der Milch eine alkoholiſche Gärung hervor, wie ſie von anderen Fermentkörpern nicht bewirkt werden kann.

Die Bereitungsweiſe der Kefir- (Kazir-) Körner iſt bis jetzt noch ein ſorgſam gehütetes Geheimnis der Kaukaſier; kein Wunder daher, daß die Händler ſich ihre Ware teuer bezahlen laſſen, und daß eine habſüchtige, zum Teil auch von ruſſiſchen Apothekern geübte Spekulation ſchlechten, verdorbenen und verfälſchten Kefir (z. B. geknetete Brotkrumen) als echten in die Welt ſchickt. Möglich, daß der Kefir durch eine beſondere Behandlungsweiſe der Milch (vielleicht mit Kälberlab) dargeſtellt wird; nach Fr. Kogelmann in Graz ſoll der gleiche Gärungserzeuger, wie der Kefirpilz, auch in unſerer Buttermilch vorhanden ſein.

Der Prozeß der Kefirbildung entwickelt ſich bei der Bereitung des Getränkes folgendermaßen: Die mit Milch übergoſſenen Körnchen ſteigen nach einer halben Stunde unter allmähliger Bildung von Luftbläschen um die Pilze zur Oberfläche der Milch — ein Beweis, daß die Gärung begonnen hat, der Milchzucker in Alkohol und Kohlenſäure ſich ſpaltet. Das anfangs in Klümpchen zu Boden fallende Kaſein verteilt ſich bald gleichmäßig in der Flaſche, deren Inhalt bei gutem Kefir ebenſo durchſichtig iſt wie gewöhnliche Milch.

Im Kefir aber beſitzen wir ein entſchieden nicht nur angenehmeres, ſondern auch leichter verdauliches Nahrungsmittel als in der Milch. Eine ſeiner chemiſchen Haupteigentümlichkeiten beruht darin, daß in ihm durch die Gegenwart der Pilze das Kaſein der zugeſetzten Milch in einen ſehr leicht verdaulichen Eiweißkörper (die Hemialbuminoſe) übergeführt wird und den bei der Frage der Kinderernährung ſo verderblichen Übelſtand verloren hat, ſich im Magen zu größeren, wie Ballaſt lagernden Klumpen zuſammenzuballen. Durch die Anweſenheit von Alkohol und Kohlenſäure aber gewinnt der Kefir den aromatiſchen Wohlgeſchmack, welcher auch dem Kumys vor der gewöhnlichen Milch eigen iſt.

Der Kefir verdient den Namen Kuhkumys. In der That hat er mit dem von der Stutenmilch herſtammenden nicht bloß im Geſchmack, ſondern auch in chemiſcher Beziehung große Ähnlichkeit, nur mit dem Unterſchiede, daß beim Kefir die Eiweißſtoffe dreimal ſo ſtark vertreten ſind — bei Abgezehrten und körperlich Heruntergekommenen gewiß ein Punkt von höchſter Wichtigkeit. Noch ſchwerer aber muß für den Kefir der Umſtand ins Gewicht fallen, daß der Kranke ihn ſich im Hauſe ſelbſt bereiten kann und nicht nötig hat, nach einer weit entlegenen Anſtalt zu reiſen.

Die Heilkraft des Kefir als eines an Nährſtoff reichen, leicht verdaulichen und gut zu nehmenden diätetiſchen Nahrungsmittels in Skrophel-, Magen- und langwierigen Lungenleiden, bei Bleichſucht und in der Geneſungsperiode nach langwierigen, entkräftenden Krankheiten, ſowie als vorzüglicher Erſatz der Muttermilch für Säuglinge iſt über das Stadium der theoretiſchen Erörterung längſt hinaus; ſie iſt nicht nur von ruſſiſchen Ärzten, ſondern auch von hervorragenden deutſchen Klinikern, wie z. B. von Eichhorſt in Zürich, ſichergeſtellt worden. In den Hoſpitälern und Univerſitätskliniken des letzteren Ortes wird ausſchließlich der von der Nauckſchen Anſtalt gelieferte und nach direktem kaukaſiſchen Muſter bereitete Kefir mit ſehr gutem Erfolge benutzt; wir zweifeln jedoch nicht, daß auch an anderen Orten der Herſtellung des Heiltrankes und der Gewinnung der echten Kefirkörner — worauf alles ankommt — eine gleiche Gewiſſenhaftigkeit gewidmet wird.

## Lehrer oder Lehrerinnen?

Von Dr. J. Wychgram. (Abdruck verboten.)

Von allen höheren Lehranſtalten unſers Vaterlandes iſt die höhere Mädchenſchule die jüngſte. Sie ſteht noch mitten in der Entwickelung, und wenn auch die allgemeinen Ziele, denen ſie zuſtrebt, feſtſtehen, ſo ſind doch manche Einzelheiten ihrer Einrichtungen noch weit mehr der Erörterung unterworfen als die anderer Schulen. Kaum zwei höhere Mädchenſchulen des Deutſchen Reiches ſind ihrem Lehrplane nach völlig gleich; ſelbſt die demſelben Staate angehörigen zeigen oft ſehr erhebliche Unterſchiede. Manche ihrer Lehrer und Lehrerinnen, die ihren Wohnſitz haben wechſeln müſſen, werden das ſchmerzlich für ihre Kinder empfunden haben.

Eine Frage nun von ganz grundlegender Wichtigkeit für das Mädchenſchulweſen iſt in pädagogiſchen Kreiſen und auch in der Tagespreſſe neuerdings mit beſonderer Lebhaftigkeit verhandelt worden: Wem gebührt in den Mädchenſchulen der Hauptanteil am Unterricht, Lehrern oder Lehrerinnen?

Im allgemeinen liegen in Deutſchland an den größeren, zumal öffentlichen Schulen die wichtigſten Fächer der oberen Klaſſen in den Händen männlicher Lehrer; dieſelben haben meiſt akademiſche Bildung. In den größeren Städten gehören ſie ganz dem Lehrkörper an und ſind meiſtens ähnlich beſoldet wie ihre Kollegen an den Gymnaſien und Realſchulen. Die Lehrerinnen ſind dagegen mehr in den unteren Klaſſen, oder, wenn in den oberen, mit weniger wichtigen Lehrgegenſtänden beſchäftigt. Die öffentliche Meinung hat das als richtig anerkannt, und ſelten iſt aus den Kreiſen des Schulpublikums etwas dagegen eingewendet worden. Der Allgemeine deutſche Verein für das höhere Mädchenſchulweſen hat dieſen Zuſtand ſtets als den wünſchenswerten hingeſtellt, und auch die Miniſterien der Einzelſtaaten, zumal die oberſte Unterrichtsbehörde in Preußen, haben ſich ausdrücklich damit einverſtanden erklärt.

Gegen dieſen Zuſtand hat ſich nun vor etwa zwei Jahren ein Kreis von Berliner Damen erhoben, als deren Wortführerin eine dortige Lehrerin, die Verfaſſerin tüchtiger Schulbücher, Fräulein Helene Lange, gelten kann. Dieſe Damen richteten an das preußiſche Abgeordnetenhaus die Bitte, dasſelbe wolle dahin wirken, daß die Lehrerinnen allgemein mit den ſogenannten „ethiſchen“ Fächern des Mädchenunterrichtes: Religion, Deutſch, Geſchichte betraut würden. Da ſie jedoch anerkannten, daß die gegenwärtige Vorbildung die Lehrerinnen nicht inſtandſetzt, in dieſen Gegenſtänden mit gleichem Erfolge, wie bisher die Männer, zu unterrichten, ſo ging ein zweiter Antrag dahin, man möge die Mittel bewilligen, eine Art Hochſchule für Frauen zu errichten, an der die Lehrerinnen eine der akademiſchen gleiche Ausbildung erhalten ſollen. Dieſen beiden Anträgen wurde eine Denkſchrift beigegeben, welche dieſelben motivieren ſollte. Die Motivierung aber war durchaus nicht ſachlich gehalten, ſondern beſtand in einer willkürlichen und parteiiſchen Herabſetzung der Leiſtungen der öffentlichen höheren Mädchenſchule in Deutſchland. Offenbar iſt dieſe Begleitſchrift, die in ihren Forderungen übrigens auch weit über die Anträge hinausging, dem ganzen Unternehmen verhängnisvoll geworden: in der Unterrichtskommiſſion des Abgeordnetenhauſes wurde die Petition, wie es heißt gegen die alleinigen Stimmen der deutſch-freiſinnigen Partei, zurückgewieſen. Und da man Petition und Begleitſchrift auch dem Miniſterium eingereicht, erfolgte am 18. September 1888 eine eingehende, aus tiefer Kenntnis der Sache geſchöpfte Antwort des Kultusminiſters von Goßler, in welcher die Damen ebenfalls, und zwar in ſehr ſcharfen Worten, abgewieſen wurden.

So iſt die Angelegenheit offiziell zwar zu den Akten gelegt, doch haben ſich in der Reichshauptſtadt weitere Privatkreiſe der Sache angenommen und den Verſuch gemacht, eine Art Frauenhochſchule ins Leben zu rufen. Es ſind die in enger Beziehung zum Viktoria-Lyceum ſtehenden „Fortbildungskurſe für Lehrerinnen,“ welche den Damen Gelegenheit geben, in Geſchichte und Deutſch, zweien jener „ethiſchen“ Fächer, völlig akademiſche Studien zu machen. Bis jetzt iſt es noch nicht möglich, ein endgültiges Urteil über den Erfolg der Kurſe zu fällen, da die Dauer derſelben ſechs Semeſter beträgt; doch wurde dem Verfaſſer kürzlich von ſehr unterrichteter Seite günſtiges über die Reſultate des erſten Jahres berichtet. Ob man aber überhaupt mit dieſer Unternehmung den richtigen Weg beſchritten, iſt mindeſtens zweifelhaft; die Regierungen ſind jedenfalls nicht der Meinung.

Es ſei nach dieſen thatſächlichen Mitteilungen erlaubt, einige allgemeine Geſichtspunkte vorzubringen zur Orientierung in dieſer Angelegenheit, die in dem Leſerkreiſe des Daheim gewiß beſonderes Intereſſe finden dürften.

Das kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß im Deutſchen Reiche viel mehr junge Mädchen die Lehrerinnenprüfung machen, als Stellen da ſind, die man ihnen geben könnte. Scheinbar wäre, um dieſem Übelſtande wenigſtens einigermaßen abzuhelfen, nichts einfacher, als den Damen ſämtliche Stellen im Mädchenunterrichte einzuräumen. Es wäre das die Löſung der Lage vom volkswirtſchaftlichen Standpunkte. Aber doch ließe ſich auch von dieſem aus manches Erhebliche einwenden. Der Überfluß an männlichen Lehrkräften iſt zur Zeit ein ebenſo großer als der an weiblichen, wozu noch erſchwerend hinzukommt, daß die Damen in großer Menge in Privathäuſern als Lehrerinnen Beſchäftigung finden, während den ſtudierten Lehrern dieſe Zuflucht nur in beſchränktem Maße offen ſteht. Überdies muß man auch bedenken, daß, wenn man einem Manne ein Amt gibt, man zugleich eine Frau mitverſorgt, was umgekehrt nicht der Fall iſt.

Aber dieſe volkswirtſchaftlichen Rückſichten muß man bei der Beurteilung einer ſolchen Lage ganz beiſeite laſſen. Pädagogiſche Dinge müſſen auch unter pädagogiſchem Geſichtspunkte beurteilt werden. Und wie ſteht es da? Jene Berliner Damen behaupten, daß ein Mann gänzlich ungeeignet iſt, ein junges Mädchen zu unterrichten; er könne, ſagen ſie, ſich gar nicht hineinverſetzen in die Gefühle und Bedürfniſſe eines ſich entwickelnden weiblichen Geiſtes, ſein Unterricht wirke nicht bildend, ſondern verbildend. Ganz beſonders gefährlich ſei es, den Männern die Stunden in Religion, Deutſch und Geſchichte zu laſſen, da hier der Unterricht eine unmittelbare Beziehung zum Gemüt, zum Charakter nimmt.

Dieſe Behauptung nimmt ſich wunderlich genug aus, und die große Menge unſerer Leſerinnen, zumal der Mütter unter ihnen, wird ſich ihr nicht anſchließen. Man kann die größte Hochachtung vor dem Wirken und Streben der Lehrerinnen haben und ſogar zugeſtehen, daß eine Frau gewiſſe Eigentümlichkeiten, gute und ſchlechte, bei heranwachſenden Mädchen raſcher und ſicherer zu ergreifen und zu beurteilen verſteht; gleichwohl lehrt die Erfahrung, daß die Wirkung eines reifen Mannes im Mädchenunterrichte eine tiefere iſt. Der Mann hat ſchon durch ſeinen Bildungsgang, ganz beſonders aber dadurch, daß er ſelbſt das Haupt einer Familie iſt, eine weſentlich größere Lebenserfahrung als die alleinſtehende Lehrerin, und gerade aus dieſer Erfahrung heraus pflegen die Eigenſchaften zu entſpringen, die den Menſchen zur Erziehung anderer geſchickt machen. Die obenerwähnte Antwort des Herrn Kultusminiſters von Goßler weiſt ſehr treffend darauf hin, daß nach der Theorie jener Damen z. B. der Konfirmandenunterricht, wie ihn die chriſtliche Kirche erteilt, ganz verfehlt ſein müſſe, da ja die Paſtoren — Gott ſei Dank! ſagen wir — einſtweilen noch Männer ſind. Ferner bemerkt dieſelbe Antwort, daß ſelbſt an denjenigen Schulen, deren Leiterinnen völlig freie Wahl des Lehrperſonals haben, wie z. B. an den Berliner Privatſchulen, in den oberen Klaſſen für Deutſch und Geſchichte nicht Lehrerinnen, ſondern Lehrer verwendet zu werden pflegen — ein ſicheres Zeichen, daß die Eltern der Schülerinnen es ſo wünſchen. Und in der That, jeder Pädagog wird beſtätigen, daß die Einführung in unſere Litteratur und Geſchichte zu den ſchwierigſten Aufgaben des Unterrichtes gehört, daß gerade um das Einfachſte, Weſentlichſte herauszuheben, umfaſſende Kenntniſſe nötig ſind, über die nur der wiſſenſchaftlich gebildete Lehrer verfügt. Man findet bei den Lehrerinnen ſehr oft, daß, weil ſie weniger gelernt haben, ſie das Weſentliche und Unweſentliche nicht zu unterſcheiden vermögen und nun den Schülerinnen beides unterſchiedslos aufzwängen, woraus dann die vielberufene Überbürdung entſteht, der wir nächſtens noch einige beſondere Betrachtungen widmen wollen.

Es iſt hier nicht der Platz, jene Beſtrebungen unter den vielfachen Geſichtspunkten des Fachmannes zu betrachten, das eine nur mag noch hervorgehoben ſein, daß in den Zielen jener Damen, wie in den Mitteln, die ſie zu deren Erreichung anwenden, eine radikale Mißachtung des hiſtoriſch Gewordenen liegt. Die deutſche öffentliche höhere Mädchenſchule iſt bei uns nicht, wie etwa in Frankreich, durch einen Federſtrich der Regierung plötzlich entſtanden, ſondern hat ſich nach ihren eigenartigen Bedürfniſſen unter regſter Beteiligung des gebildeten Bürgertums entwickelt, und die Regierungen haben dieſe

Entwickelungen ſtets geleitet und gebilligt; wir müſſen daher in ihr etwas organiſch und hiſtoriſch gewordenes ſehen, an dem vieles noch weiterzubilden iſt, das aber doch den Bedürfniſſen des Staates und der Gemeinden ſicherer entſpricht als die radikale Neuerung, welche jene Damen anſtreben.

Das allerdings muß jeder Billigdenkende zugeſtehen, daß, wie in einem großen Staatsweſen ſich alle Kräfte möglichſt frei entfalten ſollen, ſo auch den Lehrerinnen die Möglichkeit offenſtehen muß ſich weiter auszubilden, und dann den Wettkampf mit dem Lehrer durch die Bethätigung ihres Könnens zu verſuchen. Darum hat auch die Regierung zugeſagt, daß ſie zur Schlußprüfung jener obenerwähnten Berliner Fortbildungskurſe einen Kommiſſar ſchicken will. Wir ſtehen hier vor einem Verſuche, über deſſen Wert erſt die Zeit uns belehren wird. Uns ſcheint es, als ob die hoffnungsvolle Erregung, mit der einzelne Kreiſe der Berliner Damenwelt die Einrichtung begrüßt haben, etwas optimiſtiſch ſei.

---

## Chopin und die Familie Radziwill.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Gewiß darf man nur ſehr ſelten von einem Hiſtorienbilde die getreue Darſtellung einer wirklichen Begebenheit erwarten, ſelbſt wenn der Maler Augenzeuge des Vorganges geweſen iſt; am allerwenigſten aber dann, wenn der Künſtler einer ſpäteren Zeit angehört und das Bild lange nach der Begebenheit, welche es darſtellt, entſtanden iſt. Die Wirklichkeit einfach abzuſchreiben, hat bisher ſelbſt unſere neueſte naturaliſtiſche Schule noch nicht vermocht, und der Maler, der es könnte, wäre kein Künſtler mehr; ihm würde das Selbſtſchöpferiſche fehlen, das ſich durch keine Technik erſetzen läßt und das das Handwerk erſt zur Kunſt adelt. Das trockene Studium der Geſchichte genügt, um faſt jedem Hiſtorienbilde Abweichungen von der Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit nachzuweiſen. Aber damit iſt gegen den Wert ſolcher Bilder gar nichts bewieſen, gegen den künſtleriſchen ſelbſtverſtändlich nicht, aber auch nichts gegen den hiſtoriſchen Wert. Den letzteren beſtimmt einzig und allein der Geiſt, der aus dem Bilde ſpricht, und es läßt ſich ſehr wohl der Fall denken, daß der Maler zur ſchärferen Charakteriſtik einer Epiſode ſeinem Bilde eine Perſönlichkeit einfügen muß, die in Wahrheit bei dem Vorgange ſelbſt gar nicht anweſend geweſen iſt.

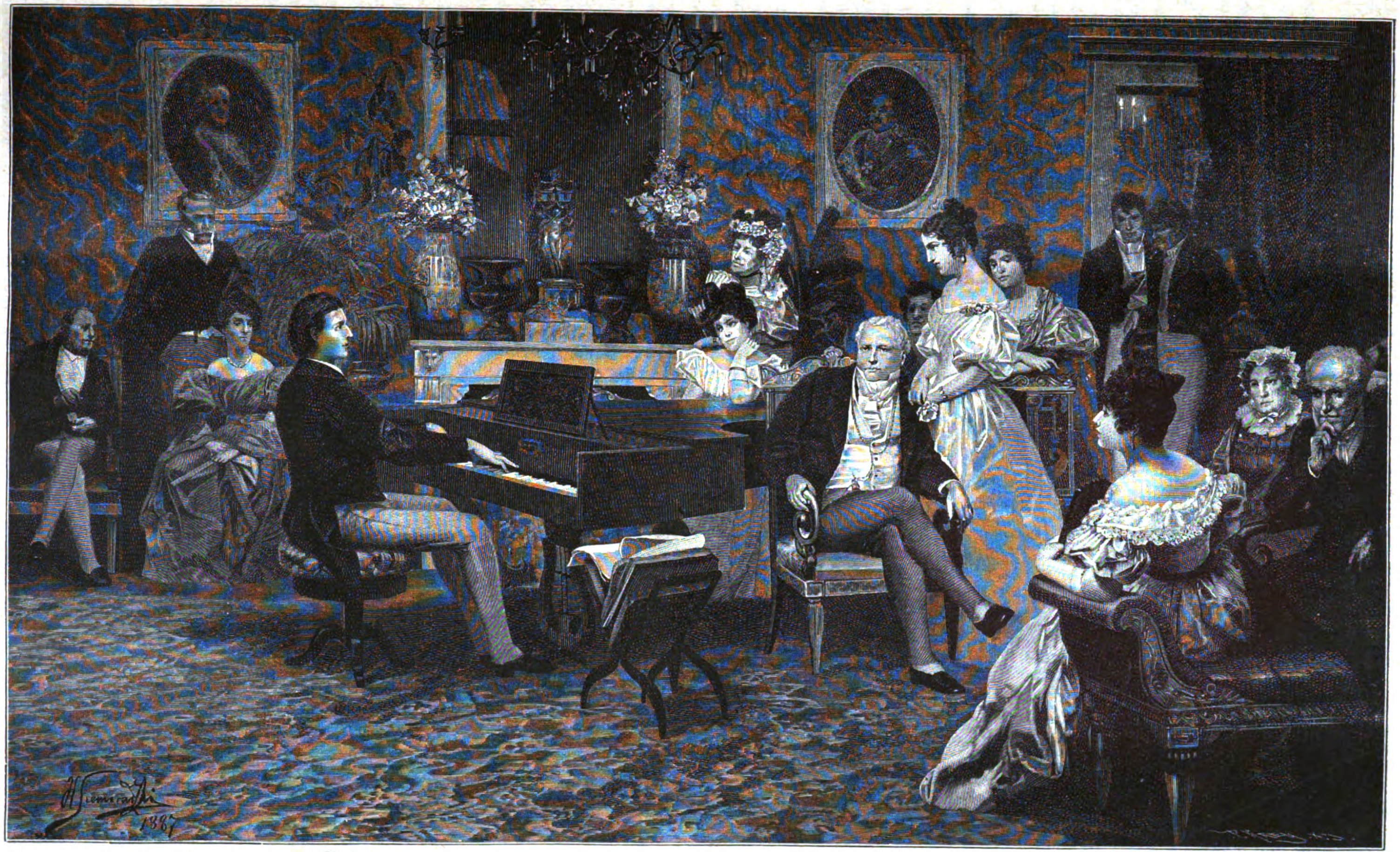
Dem Sprachgebrauche nach zählt auch Siemiradzkis Gemälde „Chopin im Salon des Fürſten Anton Radziwill“ zu den Hiſtorienbildern; Weltgeſchichte, Kunſtgeſchichte und Kulturgeſchichte werden bei dieſer Bezeichnung etwas ſummariſch behandelt. Und es iſt ein vortreffliches Bild, nicht nur vom künſtleriſchen, ſondern auch vom kunſtgeſchichtlichen und kulturhiſtoriſchen Standpunkte aus, trotzdem es, meiner Überzeugung nach, eine Szene darſtellt, die ſich in Wirklichkeit niemals abgeſpielt hat. Die einzige Quelle, welche zu beſtätigen ſcheint, daß Friedrich Chopin einer muſikaliſchen Soiree im Berliner Palais des Fürſten Anton Radziwill beigewohnt hat, iſt eine ſentimentale Plauderei einer bekannten deutſchen Schriftſtellerin, die vor Jahren in einem angeſehenen deutſchen Familienblatt veröffentlicht worden iſt. Aber Wahrheit und Dichtung miſchen ſich in derſelben ſo augenſcheinlich, daß dieſe novelliſtiſche Plauderei als Quelle auch dann nicht in Betracht kommen könnte, wenn die darin angeführten Thatſachen ſich nicht widerlegen ließen. Dieſer Quelle nach würde die Soiree im Palais Radziwill, deren Bild Siemiradzki gemalt hat, etwa im Winter 1831 ſtattgefunden haben müſſen. Aber Chopin hat nachweislich Berlin nur einmal auf wenige Tage, im September 1825, beſucht, und zwar befand ſich Fürſt Anton Radziwill zu dieſer Zeit nicht in Berlin, ſondern in Poſen, wo er als Statthalter der Provinz reſidierte. Chopin hat alſo niemals im Palais Radziwill, dem jetzigen Reichskanzlerpalais, geſpielt, er hat dort auch niemals den Fürſten Anton Radziwill ſeine Fauſtkompoſitionen ſpielen und die ſüße Stimme der Prinzeſſin Eliſe Radziwill die Gretchenlieder ſingen hören, und Prinzeſſin Eliſe hat dem „neuen Freunde“ niemals eine weiße Roſe geſchenkt und dazu gelächelt: „Auf Wiederſehen!“ — wie es in dieſer „Quelle“ geſchildert iſt. So etwas lieſt ſich ganz nett, aber glauben darf man daran nicht.

So unzuverläſſig die „Quelle“ iſt, aus der Siemiradzki geſchöpft hat, ſo zuverläſſig iſt das Bild, das er gemalt hat. Denn die Beziehungen des genialen Tonkünſtlers Friedrich Chopin zu einem der edelſten Mäcene, die je gelebt haben, zu dem Fürſten Anton Radziwill, konnten in einem Bilde gar nicht treffender und feiner charakteriſiert werden, als es hier geſchehen iſt — und darum allein iſt es dem Künſtler ſelbſt und dem kunſtſinnigen Beſteller und gegenwärtigen Eigentümer des Bildes, dem Buchhändler Kozlowski in Poſen, zu thun geweſen.

Genies werden gewiß wenige geboren, aber von dieſen wenigen gelangt ebenſo gewiß nur eine kleine Minderzahl zur Reife. Das ſind diejenigen, welche die Kraft haben, ſich durchzukämpfen, und diejenigen, denen andere neidlos die Wege ebnen. Friedrich Chopin war keines von den Genies mit trotziger Stirne und ſtarkem Atem, deren Kraft mit den Hinderniſſen wächſt, die ſich vor ihnen auftürmen. Phyſiſch zart und pſychiſch empfindſam, würde er vielleicht niemals den Mut gefunden haben, einem Fremden die Welt von Tönen zu offenbaren, die in ſeinem Innern lebte, wenn eine ſtarke Hand nicht den Druck äußerer Verhältniſſe von ihm genommen hätte, der ſeine Jugendjahre, die beſtimmendſten in dem Entwickelungsgange einer künſtleriſch beanlagten Natur, zu verdüſtern drohte. Fürſt Anton Radziwill, vornehmer Weltmann, Gelehrter, Komponiſt und ausübender Muſiker in einer Perſon, war es, der ſchon in Chopin das Genie erkannte, als die übrige Welt in ihm nur den liebenswürdigen, beſcheidenen und muſikaliſch beanlagten Knaben ſah, und der dieſes Genie davor bewahrte, von der Sorge des Alltagslebens in den Staub gedrückt zu werden.

Chopins Eltern lebten in beſcheidenen Verhältniſſen in Zelazowa Wola bei Warſchau, wo 1810 ihr Sohn Friedrich geboren wurde. Seinem eignen Wunſche entſprechend, beſtimmten ſie ihn zum Muſiker, ohne doch beſondere Hoffnungen an dieſen Beruf zu knüpfen. Ein begeiſterter Anhänger Sebaſtian Bachs, Zywna mit Namen, gab dem Kinde den erſten Unterricht. Über das Eingreifen des Fürſten Anton Radziwill in den Lebensgang Chopins berichtet Franz Liſzt, der als einer der intimſten Freunde des polniſchen Komponiſten wohl als in der Hauptſache durchaus zuverläſſig gelten darf: „Ziemlich jung ward Chopin, dank der edlen und verſtändnisvollen Protektion, die Fürſt Anton Radziwill ſtets den Künſten und jungen Talenten gewährte, deren Tragweite er mit dem Scharfblicke eines ausgezeichneten Menſchen und Künſtlers erkannte, einem der erſten Gymnaſien Warſchaus übergeben. Indem er den ziemlich beſchränkten Verhältniſſen der Familie Chopins zu Hilfe kam, verlieh der Fürſt dieſem den unſchätzbaren Segen einer guten, nach keiner Richtung hin vernachläſſigten Erziehung. Denn er, deſſen hochherziger Sinn ihn in den Stand ſetzte, alle Erforderniſſe der Laufbahn eines Künſtlers zu ermeſſen, war es, der vom Eintritte ſeines Schützlings ins Lyceum an bis zur gänzlichen Vollendung ſeiner Studien die Koſten durch Vermittelung eines Freundes, Anton Korzuchowski, der in dauernden herzlichen Beziehungen zu Chopin blieb, beſtritt. Oft auch zog der Fürſt den letzteren zu den von ihm veranſtalteten Landpartieen und Feſtlichkeiten zu, und manche Anekdote verknüpfte ſich im Gedächtnis des jungen Mannes jenen reizvollen Stunden, die das ganze Feuer polniſcher Heiterkeit belebte. Er ſpielte durch ſeinen Geiſt wie ſein Talent dort oftmals eine pikante Rolle und nahm die Erinnerung an mehr als eine flüchtig an ihm vorüberſchwebende Schönheit mit ſich hinweg. Unter ihnen die junge Prinzeſſin Eliſe, die Tochter des Fürſten, die, in erſter Jugendblüte ſterbend, ihm das liebliche Bild eines Engels, der nur für kurze Zeit auf dieſe Welt verbannt war, zurückließ.“

Die Unterſtützung, welche Fürſt Radziwill Chopin von deſſen Knabenjahren an bis zur vollkommenen Beendigung ſeiner Studien in ſo diskreter Weiſe und in ſo reichem Maße zukommen ließ, bedeutete für dieſen mehr als nur das Ledig-



Chopin.
Fürſt Anton Radziwill.
Prinzeß Eliſe Radziwill.
Prinzeß Wanda Radziwill.
Fürſtin Radziwill geb. Prinzeſſin von Preußen.
Alexander von Humboldt.

**Chopin im Salon des Fürſten Anton Radziwill. 1829.**

Nach dem im Beſitz des Verlagsbuchhändlers K. Kozlowski in Poſen befindlichen Ölgemälde von H. Siemiradzki.

werden aller Sorgen. Sie ſetzte ihn inſtand, mit dem Gefühl voller Freiheit in den ariſtokratiſchen Kreiſen Warſchaus zu verkehren, in die er durch ihm befreundete Schulkameraden, den Prinzen Calixt Czetwertinski und ſeine Brüder, Eingang gefunden hatte. In dieſen Kreiſen glaubte man damals noch nur die Exiſtenz des Vaterlandes gefährdet, aber man dachte noch nicht daran, daß man einſt um die eigne Exiſtenz werde kämpfen müſſen. Und ſoviel Blut auch bereits für die Freiheit Polens gefloſſen und ſo bereit man war, jeden Augenblick von neuem den ungleichen Kampf aufzunehmen, ſo hatten doch Schmerz, Trauer und Hoffnungsloſigkeit polniſche Lebensluſt noch nicht zu erſticken vermocht. In dem Salon der Fürſtin Czetwertinska und den anderen, die ſich ihm durch ſie erſchloſſen, begegnete Chopin den ſchönſten Frauen ſeiner Zeit, der Gräfin Zamoyska, den Fürſtinnen Micheline Radziwill und Thereſe Jablonowska und all den anderen durch Schönheit und Geiſt ausgezeichneten Frauen der polniſchen Ariſtokratie, und ihre Anmut und ihre Lebhaftigkeit, ihre Schönheit und ihr Geiſt, ihr Lachen und ihre Thränen klangen in ihm wider und machten ihn unſterblich als den Tonmeiſter, der die Seele eines ganzen Volkes in Melodieen erklingen zu laſſen wußte. Dieſen für Muſik ſo empfänglichen ſchönen Frauen war Chopin bald ein gefeierter Liebling; aber wahrſcheinlich wäre er dieſen kapriziöſen Naturen nur ein verhätſcheltes und bald beiſeite geſchobenes Spielzeug gewesen, wenn ihn die großmütige Protektion des Fürſten Radziwill nicht vollkommen unabhängig geſtellt hätte, und ohne ſeinen Protektor würde Chopin aus dem Verkehr in dieſen Kreiſen keinen Nutzen gezogen haben, ſondern mit einem Gefühl der Bitterkeit und Demütigung aus ihnen geſchieden ſein.

Des Fürſten Anton Radziwill Protektion iſt um ſo höher anzuſchlagen, als er ſelbſt wenig Gelegenheit hatte, die Fortſchritte ſeines Schützlings zu beobachten und ſich an ſeinem muſikaliſchen Talent zu erfreuen. Familienbeziehungen führten den Fürſten Anton Radziwill allerdings ab und zu nach Warſchau, aber ſeine Intereſſen hatten ihren Schwerpunkt durchaus in Berlin, da er dem preußiſchen Hofe durch die Heirat mit der Prinzeſſin Friederike Luiſe von Preußen verſchwägert war, und die eigentlichen Wohnſitze dieſes Zweiges der Familie Radziwill waren das Palais Radziwill, jetzige Reichskanzlerpalais in der Wilhelmſtraße in Berlin — ſeit 1805, nachdem Fürſt Anton zum Statthalter der Provinz berufen war, Poſen — und ſpäter als Sommeraufenthalt Schloß Ruhleben in Schleſien. Des Fürſten Anton Radziwill Tochter, Prinzeſſin Eliſe, kann alſo allerdings nur, wie Liſzt ſagt, flüchtig an Chopin vorübergeſchwebt ſein.

Der hiſtoriſchen Wahrheit mag es nicht entſprechen, wenn Siemiradzki auf ſeinem Bilde Chopin und die Prinzeſſin Eliſe Radziwill, die übrigens ſieben Jahre älter war als der erſtere, als Hauptperſonen behandelt hat. Aber der Maler ſoll auch zugleich Dichter ſein, und in der Gegenüberſtellung dieſer beiden Perſönlichkeiten liegt ein ſo berückender poetiſcher Zug, daß man die hiſtoriſche Wahrheit dafür gerne in den Kauf gibt. Auf Chopin wie auf Prinzeſſin Eliſe Radziwill kann man den Vers anwenden, den Prinzeſſin Thaïs Sulkowska nur dem Andenken der letzteren gewidmet hat:

„Ton existence fut éphémère,
Ta vie brisée! Astre charmant,
Tu passas sur la terre
Comme un météôre brillant.“

Sie leuchteten beide gleich einem Meteor, und nach kurzem Erdengange erloſch ihr Leben gleich einem ſolchen. Gleich der Prinzeſſin Eliſe füllte auch Chopins Leben nur eine Liebe aus. Dann freilich hinkt der Vergleich wie jeder Vergleich. Daß Prinzeſſin Eliſe Radziwill nicht an dieſer großen, ſtarken und einzigen Liebe ihres Lebens geſtorben iſt, ſondern an einem durch Vererbung auf ſie übergegangenen Lungenleiden, habe ich ſchon einmal in dieſen Blättern nachzuweiſen verſucht, in der Überzeugung, daß der mondſcheinſüchtige Zug, den man damit dem Bilde des Mädchens aufdrückt, um deſſen Beſitz Wilhelm der Siegreiche neun Jahre ſeines Lebens vergebens gerungen hat, nicht der Wahrheit entſpricht, und daß dies Bild nur um ſo heller leuchten kann, wenn Prinzeſſin Eliſe Radziwill aus ihrer Liebe auch die Kraft zu entſagen ſchöpfte. Und eine ſo große, ſo heilige und ſo reine Liebe, wie dieſe von beiden Seiten war, muß auch hierzu die Kraft finden.

Anders Chopin! Er ſtarb an ſeiner Liebe, nicht weil ſie ſo groß geweſen wäre oder ſo unglücklich, daß er daran hätte ſterben müſſen, ſondern weil er den Ekel fühlte, ſeine beſten und heiligſten Gefühle an eine Unwürdige verſchwendet zu haben. Dieſe Liebe wirft auf das Bild Chopins einen Schatten — einen Makel auf das Bild der Frau, die er liebte. Die Neigung, genialen Naturen andere Moralbegriffe zu konzedieren wie der Durchſchnittsmenſchheit, hat ja nicht verfehlt, auch das Verhältnis Chopins zur George Sand mit romantiſchen Schleiern zu umhüllen. Aber daß er nicht die Kraft hatte, eine Frau zu vergeſſen, welche die Männer, die ſie zu lieben vorgab, bei lebendigem Leibe viviſezierte, um das Material für einen Roman zu gewinnen, das mindert den Eindruck ſeiner Perſönlichkeit, die ſonſt eine der ſympathiſchſten, auch rein menſchlich betrachtet, unter den Meiſtern der Töne iſt. Chopins Liebe zur George Sand hatte in den letzten Jahren äußerlich die Beziehungen gelockert, die ihn mit der nach Paris emigrierten polniſchen Kolonie verknüpften. Aber zu dem todkranken Chopin fanden ſich ſeine alten Freunde zurück, und in den Armen der Seinen hauchte er, noch nicht vierzigjährig, den letzten Atem aus. Franz Liſzt*) berichtet über die letzten Stunden an Chopins Krankenlager: „Chopin ertrug ſeine Schmerzen mit Geduld und großer Seelenſtärke. Die eben gegenwärtige Gräfin Delphine Potocka war tief ergriffen, ihre Thränen ſtrömten. Er ſah ſie am Fuße ſeines Lagers ſtehen. Groß, ſchlank, weiß gekleidet, den ſchönſten Engelsgeſtalten gleichend, die je ein frommer Maler erſann, durfte er ſie wohl für eine himmliſche Erſcheinung halten. Als ihm die Schmerzen einen Augenblick der Ruhe gönnten, bat er ſie zu ſingen. Man glaubte anfangs, er phantaſiere; aber er wiederholte ſeine Bitte dringlicher. Wer hätte gewagt, ſich ihm zu widerſetzen? Das im Salon ſtehende Klavier wurde an die Thür ſeines Schlafzimmers gerollt, und die Gräfin ſang mit ſchluchzender Stimme. Sie ſang die berühmte Hymne an die Jungfrau, welche Stradella das Leben gerettet haben ſoll. ‚Wie ſchön das iſt! Mein Gott, wie ſchön das iſt,‘ ſagte Chopin. ‚Noch einmal… noch einmal!‘ Obwohl von der ſchmerzlichſten Aufregung überwältigt, hatte die Gräfin dennoch die Kraft, dem letzten Wunſche ihres Freundes zu willfahren. Sie ſetzte ſich noch einmal an das Pianoforte und ſang einen Pſalm von Marcello. Chopin befand ſich indeſſen ſchlechter. Alle wurden von Schrecken ergriffen und ſanken, von einer unwillkürlichen Regung hingeriſſen, auf die Kniee. Niemand wagte zu ſprechen; man vernahm nur die Stimme der Gräfin, die wie eine himmliſche Melodie über dem Schluchzen und Seufzen ſchwebte, das ihre düſtere Begleitung bildete. Und die Nacht brach herein, und ein Halbdunkel breitete ſeine geheimnisvollen Schatten über dieſe traurige Szene. Chopins Schweſter kniete, in Gebet und Thränen verſunken, an ſeinem Bette; ſie verließ dieſe Stellung nicht mehr, ſolange ihr geliebter Bruder lebte…“

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Neues für den Büchertiſch.

Dr. F. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Leipzig, 1889. Teubner. Preis: 2 Mark.

Ein Buch, das, aus der neuerwachten Freude und dem Behagen des Volkes an ſeiner Sprache, ihrem Werden und ihrer Sonderart herausgeboren, von der litterariſchen Überflutung unſerer Tage nicht ſo leicht weggeſpült werden wird. An ihm werden meines Erachtens alle, die es leſen, ihre Freude haben; aber als ein Kleinod beſonderer Art wird es von der nicht großen Gemeinde derer geſchätzt werden, welche nicht nur die Sprache der Bücher, ſondern auch das Buch der Sprache zu leſen verſtehen. Hier verſucht eine kundige und zarte Hand den Schleier von dem ſtillen Geheimnis ihres Weſens zu ziehen. Der eine wird dem gezogenen Schluſſe widerſprechen, der andere über den neckiſchen Kobold des Volkswitzes lächeln, und der dritte wird vor lauter Lachen über die drolligen Thorheiten der Geſindeſtube weinen, aber trotz Widerſpruch und Thränen wird er ſich dem eigenartigen Zauber des Büchleins nicht entziehen können. Es ſind nur 135 Seiten, aber die Arbeit vieler Jahre ſteckt in ihnen. Als Dr. Polle vor längerer Zeit bei einem Ausfluge nach einem weithin ſichtbaren Baume fragte, ſagte ihm ein ſächſiſcher Bauer: „Er heißt die Golberöder Kiefer, iſt aber eigentlich die Babisnauer Schwarzpappel.“ — Dieſe ſprachliche Erſcheinung, die mit der Bedeutung auch die Benennung von einem Gegenſtande auf den anderen übertrug, reizte bei Polle den Antrieb zu tieferer Erforſchung des ſprachpſychologiſchen Problems, und als ihm von einem Berliner Jungen erzählt wurde, der vor Gericht ausſagte, ſein verſtorbener Vater ſei ein Milchweib (nach anderen ein Brezeljunge) geweſen, da er auf der Straße Milch (oder Brezeln) verkauft habe, war ihm der erſte Anſtoß gegeben (S. 76), der Frage, wie das Volk über die Sprache denkt, nachzugehen.

---

*) Friedrich Chopin. Von Franz Liſzt. Verlag von Breitkopf & Härtel.

Von da an hat der Verfaſſer, ein in der ſtrengen Zucht des antiken Sprachgeiſtes gebildeter, aber beſcheiden gebliebener Forſcher, deſſen „Beleſenheit keineswegs eine ſehr beſchränkte oder nur gelegentliche iſt,“ zuſammen mit Freunden, die ſeine Freude an der Sprache und ihren Wandlungen teilten, umfaſſende Sammlungen ſprachlicher Einzelformen angeſtellt, vor allen Dingen aber das Volk ſelbſt in ſeiner Rede belauſcht. Indem er den Kindern auf der Gaſſe und dem gemeinen Manne auf dem Markte „aufs Maul ſah, wie ſie deutſch reden,“ hat er mit Luther die Sprache zu erlernen verſucht, welche das Volk ſpricht. Und es iſt ihm wohlgelungen; irgend ein weſentlicher Zug der Volksanſchauung über die Sprache iſt ihm wohl nicht entgangen. Die Gebilde der nationalen Sprachkraft werden von ihm in ebenſo anziehender wie geiſtvoller Weiſe erörtert, die Begriffe Volk, Sprache, Volksdichtung, Sprachverſtändnis, ferner das Verhältnis von Ding und Wort, Laut und Begriff, die Widerſprüche, die Bedeutung und die Macht der Kenntnis der Namen dargelegt und an der Hand zahlreicher und origineller Beiſpiele die Hauptrichtungslinien aufgezeigt, in welchen eine auf die ſprachlichen Äußerungen der Volksſeele gerichtete Unterſuchung zu verlaufen hat. Weil die ſchöpferiſche Kraft des Volksmundes ſich bald in lachendem Frohſinn, bald in närriſcher Derbheit äußert, vermag das Büchlein die luſtigen Gaben mit verſchwenderiſcher Hand auszuteilen. Aber nicht bloß die Freude am Spaß und am Lachen haben dem Verfaſſer die Feder geführt: das gerade iſt ſein Verdienſt, daß er hinter den „gedankenloſen Dummheiten“ des Volkes die Spuren ihrer tieferen Wahrheit aufzuzeigen, für Widerſpruch und Unklarheit der volkstümlichen Sprachform die pſychologiſche Formel zu finden, dem kindlichen Getändel und luſtigen Geplauſche des Knechtes und der Magd den wiſſenſchaftlichen Grund zu geben verſteht. Es ſagt einer: „Wenn ich ein andermal einen Eſel ſchicken ſoll, gehe ich lieber ſelber.“ Ein anderer: „Wenn Sie einen Narren haben wollen, kommen Sie bei mir an den rechten.“ Von vogtländiſchen Jungen, die „Hirſch und Hund“ miteinander ſpielen, ſchreit einer den anderen an: „Geh her, du Ochs, du biſt ein rechtes Schaf, du biſt ja gar kein Hirſch, du biſt ein Hund.“ Ein Dienſtmädchen ſagt zum anderen: „Du, das war aber eine wunderſchöne Frau, man ſah's ihr gar nicht an,“ und erhält von der weniger Begeiſterten zur Antwort: „Höre, ein bißchen dumm iſt am Ende jeder, aber ſo dumm wie mancher iſt doch eigentlich keiner.“ Er höhnt: „Ich weiß ja doch, daß ich einen Engel zur Frau habe.“ Sie ſchreit: „Den Teufel haſt du.“ „Daß der Blödſinn nicht ausſtirbt,“ ſo beginnt ein empörtes Eingeſandt, „davon ſollen dieſe Zeilen Zeugnis geben.“ — Alle dieſe Wendungen will Dr. Polle, der ein ernſthafter Mann iſt, nicht als „Knallerbſen“ angeſehen und belacht wiſſen. Er lacht wohl mit uns, aber weil er über dem Spaß den Ernſt nicht vergißt, habe ich mich an ſeiner „Wiſſenſchaft in Schlafrock und Pantoffeln“ herzlicher erquickt als an manchem vielgeleſenen Romane. Zu ſolcher Erquickung möchte ich mit dieſer Anzeige auch anderen verhelfen. Sie mögen ſie in dieſem Büchlein ſuchen, von dem inſonderheit gilt, was die volkswirtſchaftliche Weisheit zweier thüringiſcher Knechte ergründete: „Iſt denn nicht ein Menſch ſo viel wert wie der andere?“ „Jawohl, und noch viel mehr.“

Bg.

## Es wird Licht in China.

Während Japan mit vollen Segeln, ja oft übereilt, ſich die Kultur Europas zu eigen macht, hat das andere große oſtaſiatiſche Reich, China, ſich im weſentlichen abweiſend verhalten und nur langſam einigen Errungenſchaften unſerer abendländiſchen Civiliſation Zutritt geſtattet. Daß aber auf die Dauer dieſe chineſiſche Abſperrung nicht mehr ſich halten kann, haben intelligente Chineſen bereits eingeſehen, und täuſcht nicht alles, ſo beginnt mit der Wende des Jahrhunderts auch China ſich dem Fortſchritte Europas zu öffnen, freilich langſamer als Japan. Indeſſen iſt bereits ein vielverſprechender Anfang gemacht worden, es iſt gleichſam ein Verſuchsgebiet vorhanden, auf dem die europäiſche Kultur Triumphe feiert: dieſes iſt die zu China gehörige große Inſel Formoſa, die ungefähr drei Millionen Einwohner zählt und einen Umfang wie die Provinz Brandenburg hat.

Dort wurde vor etlichen Jahren einer der hervorragendſten Chineſen der Gegenwart, der General Liu Ming Tſchuang, zum Statthalter ernannt und mit weitgehenden Befugniſſen ausgeſtattet, derſelbe, welcher 1884 die Franzoſen, als ſie einen Angriff auf Formoſa machten, tapfer zurückwies. Er begann damit, eine neue Hauptſtadt, Taipefu, zu gründen, die an der Stelle üppig grünender Reisfelder ſich erhob und deren Regierungsgebäude mit elektriſchem Licht erhellt wurde. Es entſtanden ſchöne breite Straßen mit ſauberen Ziegelhäuſern, zahlreiche Kaufleute und Europäer ſiedelten ſich an, reges Leben herrſchte — das Ganze ſah aber wenig chineſiſch aus. Daß dem General bei ſolcher revolutionären Thätigkeit von der kaiſerlichen Regierung in Peking nicht Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, liegt darin, daß man Formoſa als einen entfernten Außenpoſten betrachtet, auf dem die Möglichkeit europäiſcher Reformen in unſchädlicher Weiſe erprobt werden konnte.

Liu Ming Tſchuang ging nun weiter. Er verband die Inſel mit dem Feſtlande durch ein Telegraphenkabel und verknüpfte alle bedeutenden Orte derſelben durch den elektriſchen Draht. Eine auf der ſehr gebirgigen Inſel nur mit großen Schwierigkeiten zu erbauende Eiſenbahn von Taipefu nach Kelung iſt nun fertig: ſie beſitzt drei eiſerne Brücken und einen Tunnel und iſt ganz aus deutſchem Material erbaut. Eine andere Eiſenbahn, welche die ganze Inſel der Länge nach durchzieht, iſt im Bau begriffen Was dieſes ſagen will, erkennt man daran, daß die erſte Eiſenbahn im feſtländiſchen China wieder zerſtört wurde und daß man erſt jetzt dort wieder mit dem Bau neuer Schienenſtränge beginnt. In Taipefu wurde ein Arſenal mit Patronen- und Kugelfabrik errichtet, an deſſen Spitze der frühere bayriſche Offizier Graf Butler ſteht. Sägemaſchinen kamen aus England, Bohrmaſchinen aus Deutſchland. „Wohin man blickt,“ ſagt der deutſche Reiſende Dr. Warburg, dem wir dieſe Nachrichten verdanken, „iſt Leben und fördernde Arbeit.“

Daß derartige koſtſpielige Werke die Vermehrung der Einnahmequellen bedingten, liegt auf der Hand. Aber auch hier wußte der Statthalter Rat. Die Kohlenwerke von Kelung wurden durch europäiſche Maſchinen nutzbringender gemacht und die bis dahin in Formoſa unbekannte Grundſteuer eingeführt, was allerdings Unruhen hervorrief; endlich verfiel der Statthalter darauf, den Handel mit Kampfer zum Monopol der Regierung zu erklären und dadurch Geld in ſeine Kaſſen zu bringen. Man ſieht: europäiſcher Fortſchritt führt auch andere Dinge im Gefolge, welche nicht zu den angenehmen gerechnet werden. Aber eins nicht ohne das andere.

## Quellwaſſer.

An felſig-ſteiler Wegesſtelle,
Von wilden Ranken überdacht,
Perlt meine holde Labequelle
Eiskalt und klar aus tiefſtem Schacht.

Oft bin ich dort aufs Knie geſunken
Und hab mir — müde zum Verwehn —
Noch einmal friſche Kraft getrunken
Zum ſchattenloſen Weitergehn.

O, wie dann meine Wünſche riefen:
Tränk' doch, an meines Leibes Statt,
An einem Quell aus ſolchen Tiefen
Sich einmal meine Seele ſatt!

Frida Schanz.

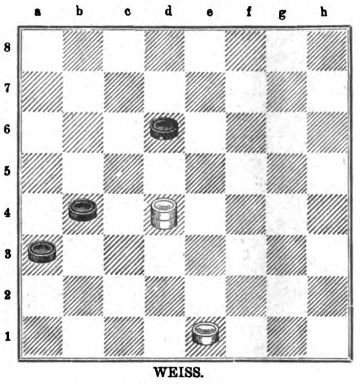
## Claude Lorrains Denkmal.

Der unter dem Namen Claude Lorrain berühmte Landſchaftsmaler hieß in Wirklichkeit Claude Gelée, und Lotharingus oder Lorrain nannten die Zeitgenoſſen ihn nach ſeiner Heimat Lothringen. Der Grabſtein, den ihm nach ſeinem Tode (1682) die Verwandten auf ſeine Gruft in der Kirche Trinità de' Monti zu Rom legen ließen, bezeichnet ihn als „ex loco de Champagne“ gebürtig. 154 Jahre hatte der Meiſter unter dieſem ſchlichten Grabſteine geſchlummert, da wurde ſeine Ruhe geſtört. Der Geſandte König Ludwig Philipps beim Vatikan, Marquis de La Tour Maubourg, kam auf den Gedanken, daß ſein berühmter Landsmann doch in der franzöſiſchen Nationalkirche S. Luigi beſſer gebettet ſein werde; Thiers, damals Kabinettschef und Miniſter des Innern, ſtimmte dem Vorſchlage zu, und auch der Papſt erteilte ſeine Genehmigung. So wurden die Gebeine Claude Lorrains ſamt dem Grabſtein nach S. Luigi übergeführt und daneben ein von dem Pariſer Bildhauer Lemoyne verfertigtes Denkmal aufgeſtellt: der Genius der Malerei, auf die Büſte des Meiſters herabblickend. Der Sockel dieſes Denkmals aber erhielt eine in franzöſiſcher Sprache verfaßte Inſchrift, die ein merkwürdiges Zeugnis für die menſchliche Eitelkeit ablegt. In der Überſetzung lautet die Inſchrift: „Claude Gelée, genannt der Lothringer, dem franzöſiſchen Maler, geſtorben zu Rom 1682 und beſtattet in der Kirche der Dreieinigkeit von den Bergen, errichtete Frankreich dieſes Denkmal, zur Zeit da Ludwig Philipp König der Franzoſen war, A. Thiers, Miniſter des Innern, J. Fay de La Tour Maubourg, Geſandter des Königs in Rom.“ So hatten alſo Herr Thiers und der Geſchäftsträger die Gelegenheit benutzt, ſich, unter ſchicklichem Vortritt des Königs, mit zu verewigen.

C.

# In unſerer Spielecke.

### Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht an und gewinnt.

### 1. Zweiſilbige Scharade.

Wenn du mein Erſtes biſt in rechter Weiſe,
So bleibſt du ſtets mein Zweites in der Not,
Dem Vorbild treu, das für die Lebensreiſe
Das Erſte ſelbſt in ſchweren Leiden bot.
Folgſt du ihm nach auf allen deinen Wegen,
So bringt das Ganze doppeltreichen Segen.

### 2. Arithmetiſche Aufgabe.

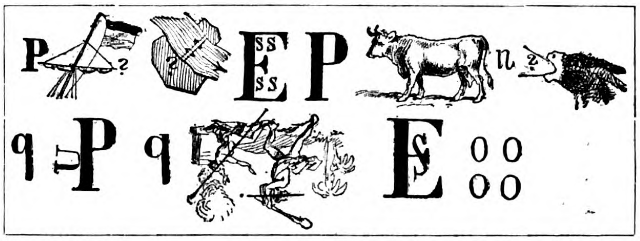
Welcher Tag dieſes Jahres iſt durch die folgenden Angaben beſtimmt? Dividiert man die um 2 verminderte Jahreszahl durch die dreifache Summe der Datumszahl und der Monatszahl, ſo beträgt der Quotient 17. Dividiert man die um 4 verminderte Jahreszahl durch die fünffache Differenz der Datumszahl und der Monatszahl, ſo beträgt der Quotient 29.

### 3. Magiſches Kreuz.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | a | a | a | | | |
| | | | e | e | e | | | |
| | | | e | e | e | | | |
| h | h | k | k | l | l | l | l | m |
| m | n | n | n | n | n | o | o | o |
| o | r | r | s | s | s | s | s | s |
| | | | t | t | t | | | |
| | | | t | v | y | | | |
| | | | y | z | z | | | |

Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die drei langen wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bezeichnen: 1. Den letzten einer ſehr großen Brüderſchar, 2. einen dramatiſchen Dichter unſers Jahrhunderts, 3. einen Namen in dem Titel einer Oper.

### Bilderrätſel.



### 4. Zweiſilbige Scharade.

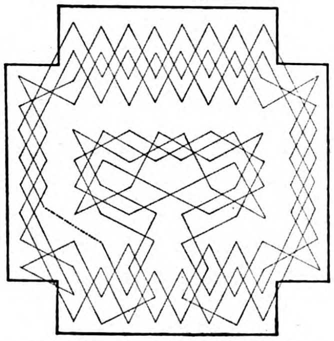
Zwei Wörtchen ſind euch allen bekannt,
Die vor neuen und prächtigen Dingen,
Wenn uns die Verwunderung übermannt,
Dem ſtaunenden Mund ſich entringen;
Doch verrät durch das letzte ſich auch im Schmerz,
Wenn dem Mund es entſchlüpft, ein gefoltertes Herz.

Wenn wir beide, mit Köpfen und Füßen verſehn,
Uns ſodann zum Ganzen vereinen,
So wird ein Tag, den wir freudig begehn,
Vor unſeren Augen erſcheinen;
Gar mancher, den reich es mit Gaben beglückt,
Ruft laut die zwei Wörtchen, erſtaunt u. entzückt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 12.

### Schlüſſel zum Röſſelſprung.



### Auflöſung des Röſſelſprungs.

Ahnungsvolle Stille waltet,
Und herauf in hehrer Schöne
Zieht die Nacht: andächtig grüßen
Sie vom Turm der Glocken Töne,
Und die Windsbraut, welche toſend
Fegte ſchneebehangne Hügel —
Solche Töne ſanft zu tragen,
Senkt ſie friedlich ihre Flügel.

Sieh, der Himmel ließ erſcheinen
Seine ewigen Demanten,
Und in Hütten und Paläſten
Lichter ohne Zahl entbrannten,
Und die Nacht, ſie ward zum Tage:
Heller noch als tauſend Kerzen
Freude ſtrahlt aus jungen, alten
Kinderaugen, Kinderherzen.

(Aus: „Heilige Nacht“ von Otto Sievers.)

### 1. Verwandlungsaufgabe.

O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **O**hm | **D**enar | **U**lme | **F**alke | Li**r**a |
| Fl**ö**te | T**h**orn | **L**und | **I**lſe | **C**ato |
| Spo**h**r | **E**lba | R**o**ſa | Se**d**an | Gra**u**n |
| **S**tar | L**e**in | **L**aute | L**i**ma | Ri**g**a |
| **E**lbe | Pra**g** | Dor**n** | Sien**a** | **D**ahn |
| Zieg**e** | Do**n** | Tu**b**a | No**r**ma | Ma**i**n |
| Wie**n** | **G**era | Kor**e**a | Tura**n** | Le**d**a |
| Tulp**e** | I**w**an | M**e**ran | **I**ſchl | **H**aag |
| Ira**n** | Selm**a** | Eri**c**a | **H**afer | **T**rier |
| **S**aar | **Z**naim | Birn**e** | **I**ndus | Bre**ſt**. |

### 2. Quadraträtſel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| S | a | l | z | W | e | d | e | l |
| R | o | t | t | e | r | d | a | m |
| S | a | r | d | i | n | i | e | n |
| B | e | e | t | h | o | v | e | n |
| W | e | i | h | n | a | c | h | t |
| A | r | i | m | a | t | h | i | a |
| M | a | r | s | c | h | n | e | r |
| P | a | u | l | h | e | y | s | e |
| S | t | u | t | t | g | a | r | t |

### 3. Metamorphoſen-Aufgabe.

Feſt — Fett — Bett — Beet — Beer — Meer — Meier — (Leer — Leier) **Feier.**

### 4. Kapſelrätſel.

1. wonnevolle Nacht = Lena
2. ew'gen Friedens = Genf
3. ſchönſte Sterne = Eſte
4. die Liebe = Eli
5. Liebe in = Bein
6. Weither über = Rübe
7. Töne heil'gen = Ehe
8. heil'gen Schwingen = Ens
9. Engel durch = Geld
10. durch alle = Halle.

## Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieſer Nummer ſchließt das erſte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das zweite Quartal (Januar—März 1890) ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

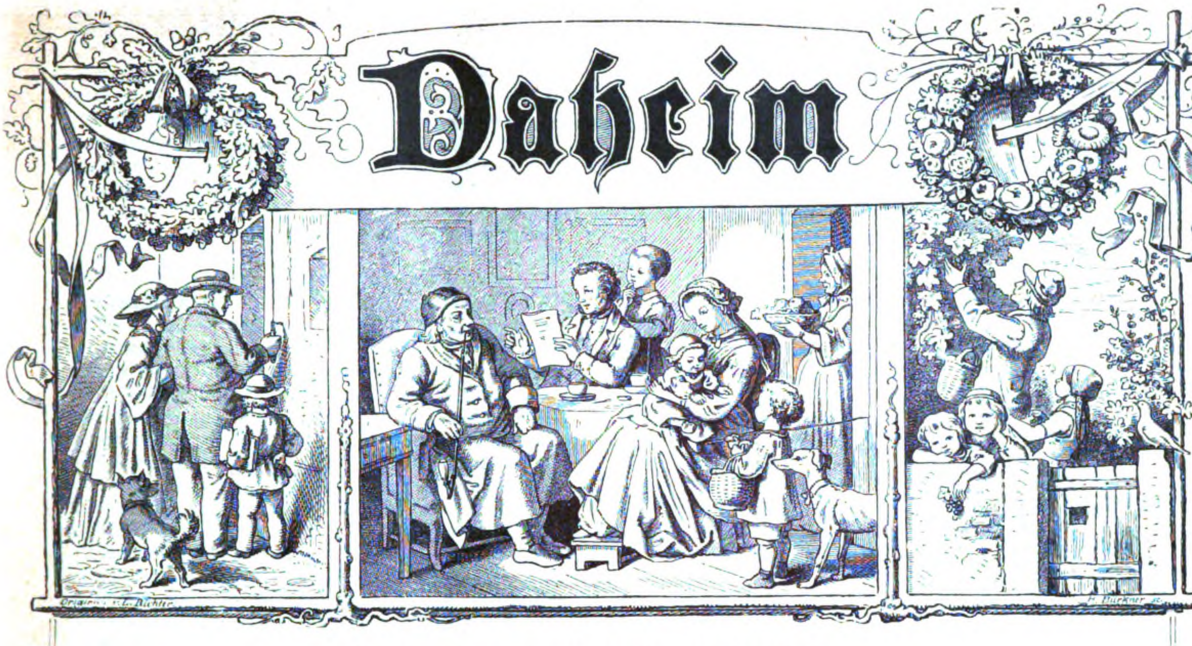
**Inhalt:** Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Wie ich Soldat wurde. Von Tanera. — Im Winterwalde. Nach dem Bilde von G. von Maffei. — Kumys- und Kefirkuren. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Nach Weihnacht. Nach dem Bilde von H. Seeger. — Lehrer oder Lehrerinnen? Von Dr. J. Wychgram. — Chopin und die Familie Radziwill. Von Paul von Szczepański. Zu dem Bilde: Chopin im Salon des Fürſten Radziwill von H. Siemiradzki. — Am Familientiſch: Neues für den Büchertiſch. — Es wird Licht in China. — Quellwaſſer. Gedicht von Frida Schanz. — Claude Lorrains Denkmal. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Januar 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 14.

# Anunda.

Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow.

(Abdruck verboten.)

## 1. Kapitel. Eine dunkle Wolke.

Es iſt ein ſeltſames Volk, das Volk der Hindus im weſtlichen Indien, zu dem ich meine Leſer führe. Das, was ich ihnen von den Sitten und Gebräuchen ſeines Frauenlebens zu erzählen habe, klingt wie ein Märchen und iſt doch eitel Wirklichkeit.

Die Tochter des Vyas Schastri, des Oberprieſters im Tempel zu Tuldſchapur, die kleine Anunda, feierte an ihrem achten Geburtstage ihre Hochzeit mit dem zwölfjährigen Knaben Girdhar Rabiroy. Die Horoſkope des kindlichen Ehepaares, das den vornehmſten Familien der Stadt und der Kaſte der Brahmanen angehörte, waren von den beiderſeitigen Vätern ſorgſam miteinander verglichen worden, und dieſe hatten daraus die Überzeugung gewonnen, daß die geplante eheliche Verbindung das Glück von Sohn und Tochter begründen werde. Ein kundiger Aſtrologe hatte nach dem Stande der Sterne den Vermählungstag beſtimmt, ſo herrſchte in den betreffenden Häuſern frohe Zuverſicht, als jene, nach unſern Begriffen für eine lebenslängliche Zuſammenkettung ihrer Herzen noch viel zu unreifen Menſchen aneinander gefeſſelt wurden.

Anunda war ſehr vergnügt und jubelte nach Kinderart, weil ſie von ihren Schwiegereltern mit koſtbarem Geſchmeide beſchenkt ward. Alle Bekannten und Freunde ſagten ihr: „Du biſt jetzt eine Frau, und das iſt eine große Ehre. Du darfſt den Kopf hochheben und ſtolz einhergehen. Unverheiratete Mädchen und Witwen dürfen das nicht.“

Anunda blieb nach der Hochzeit, der Landesſitte gemäß, bei ihrem Vater und wartete auf die Gauna, das iſt die Einführung der Frau in das Haus ihres Mannes. Dieſe findet erſt dann ſtatt, wenn die Neuvermählte mit ihrem elften, zwölften oder dreizehnten Jahre reif genug iſt, die Pflichten und Rechte des ehelichen Lebens zu übernehmen. Die kleine Frau ſehnte ſich nicht fort von ihren Angehörigen, ihrem Vater und deſſen zweiter, noch ſehr jugendlicher Gattin, Radha genannt. Ihre Mutter war ſchon vor Jahren geſtorben. Ihr künftiger Gebieter mißfiel ihr zwar nicht, aber er gefiel ihr auch nicht ſonderlich; er war ihr gleichgültig. Ihren Vater dagegen liebte ſie mit der vollen Glut ihres ſchwärmeriſchen Weſens. Er behandelte ſie ſtets gütig und unterrichtete ſie in manchen Dingen, die hindoſtaniſche Frauen ſelten zu lernen pflegen und für die ſie dennoch, dank der Tiefe ihrer Natur, ein lebhaftes Intereſſe empfand.

Er konnte ihr keine größere Freude bereiten, als wenn er Sanskrit mit ihr trieb und ſie in die Geheimniſſe ihrer Religion einweihte. So wuchs ſie auf in blühender Geſundheit und ward täglich liebreizender, klüger und herzgewinnender: der Stolz ihres Vaters, die vertrauteſte Freundin ihrer Stiefmutter.

Leider hielt das körperliche Gedeihen ihres Gatten nicht mit dem ihrigen Schritt. Girdhar Rabiroy erkrankte an einem unheilbaren Übel. Seine Eltern pilgerten mit ihm nach Benares; ſie badeten ihn im heiligen Ganges und beſchenkten arme Brahmanen mit reichen Almoſen. Aber es war umſonſt.

Als Girdhar ſein neunzehntes Jahr erreichte, ſtand mit deutlichen Zügen auf ſeinem Geſichte geſchrieben: „Er iſt dem Tode geweiht.“ Vyas Schastri und Radha verhehlten einander nicht, daß er bald ſterben werde. „Er ſteht am Ziele ſeiner irdiſchen Laufbahn,“ ſagten ſie ſich in herbem Schmerz.

Anunda gehörte, wie es die Jugend zu thun pflegt, mit ihrem Sinnen und Trachten der Gegenwart an; ſie fühlte ſich geliebt und geehrt. Sie dachte nicht an die Zukunft. Warmherzig bedauerte ſie ihren Gatten. So oft man ihr ſagte: „Er iſt ſehr krank!“ antwortete ſie getroſt: „Er wird gewiß geſunden, ſich ſelbſt und uns allen zur Freude!“

Allein eines Tages kam ihr Vater mit der erſchütternden Nachricht nach Hauſe: „Girdhar liegt im Sterben. Die Ärzte verſichern: der Tod ſitze auf ſeinem Bette; er wird den kommenden Tag nicht mehr erleben!“

Radha brach in eine leidenſchaftliche Wehklage aus; Anunda blickte ihren Vater wie verſteinert an. Sie konnte es nicht faſſen, daß ſie Witwe werden ſollte — ſie, das vierzehnjährige, lebensfreudige, lebensvolle Geſchöpf!

Wißt ihr, was es heißt, eine indiſche Witwe ſein, eine Witwe der höheren Stände?

Es heißt: allezeit für überflüſſig zu gelten und für immerdar auf Achtung, Liebe und Frohſinn verzichten zu müſſen.

Die hindoſtaniſche Witwenordnung der Brahmanenkaſte kennt ihresgleichen nicht an ausgeſuchter Grauſamkeit und Quälerei. Die engliſche Regierung hat ſich zwar bemüht, den augenfälligſten Beweis dieſes Martyriums, die Witwenverbrennung, auszurotten, und in dieſem löblichen Beſtreben iſt ſie, infolge ſtrenger Wachſamkeit, im ganzen erfolgreich geweſen, obgleich hier und dort in dem Bereiche des großen Landes immer noch in aller Heimlichkeit manches Frauenopfer ſtattfindet. Allein trotz dieſes Verbotes hat ſich das Los der, ihres Gatten beraubten Frauen nicht menſchenwürdiger geſtaltet, wie ehedem.

Wir machen uns keinen Begriff von dem entſetzlichen Schickſal dieſer Armen. Die hindoſtaniſche Satzung lehrt: Die Frau iſt der Schatten ihres Mannes. Wo er iſt, muß auch ſie ſein, im Diesſeits wie im Jenſeits. Iſt ſie von rechtem Schlage, ſo macht ſie ihrem Daſein ein Ende, ſobald man die entſeelte Hülle ihres Gatten auf den Scheiterhaufen legt und verbrennt. Ihre Seele ſchwebt mit der ſeinigen empor und führt dieſelbe an der Hölle vorüber in den Himmel. Und wären ſeine Sünden ſo zahlreich wie die Haare auf ſeinem Haupte, um ihrer Treue willen werden ſie ihm vergeben. So hoch ſchätzen die Götter den Wert der Frauenliebe. — Kann eine Witwe es nicht über ſich gewinnen, das feurige Bett des Toten zu beſteigen, oder kann ſie ſich nicht entſchließen, ihrem Leben ein Ende zu machen, indem ſie ſich von dem Dache ihres Hauſes ſtürzt oder einen giftigen Trank zu ſich nimmt, ſo muß ſie allezeit durch Faſten und Bußübungen ihre Verſäumnis ſühnen und durch ein Leben voller Entſagung die Götter bewegen, der Seele des einſam Hinübergegangenen gnädig zu ſein.

Sie darf nie lachen. Ernſte Trauer ſoll das Gepräge ihres Weſens bilden. Niemals iſt es ihr geſtattet, ſich an einer Feſtlichkeit zu beteiligen. Sie darf nicht einmal bei den Vorbereitungen helfen. Berührt ſie einen Gegenſtand, der zu einer Brautausſteuer gehört, ſo kreiſchen ihre Hausgenoſſinnen laut auf, denn ſolches Betaſten gilt für ein böſes Omen.

Täglich gibt man ihr nur eine Mahlzeit. Dieſelbe darf nichts mehr enthalten, als ſie zur Friſtung ihres Lebens unbedingt bedarf. Zweimal in jedem Monat, an den ſogenannten Ekadaſien, muß ſie einen ganzen Tag und eine Nacht auf Speiſe und Trank verzichten. Selbſt in der heißeſten Zeit iſt es ihr in dieſen Faſtenſtunden nicht geſtattet, ihre lechzenden Lippen auch nur mit einem einzigen Waſſertropfen zu benetzen. Vielleicht iſt ſie krank — ſie fiebert — gleichviel — Fluch dem, der ihr heimlich oder offenkundig das kleinſte Labſal zur Hebung ihrer ſinkenden Kräfte darbietet!

Die vornehmen Hindoſtanerinnen, und nur von dieſen reden wir hier, halten viel auf Schönheit und Körperpflege. Sie tragen mit Vorliebe blendendweiße oder farbige Seidengewänder, mit bunten Muſtern oder Gold durchwirkt. An funkelnden Edelſteinen und Geſchmeiden haben ſie ihre Freude. Ihre Ohrringe, Armbänder, Halsketten und ihr Gürtel aus Edelmetall ſamt den mit kleinen Glöckchen behängten Fußſpangen — alles Gegenſtände, die ſie täglich tragen — werden ihnen durch den beſtändigen Gebrauch ſo wertvoll, daß ſie faſt das Gefühl bekommen, als bildeten ſie einen Teil ihrer ſelbſt. In dringender Not hungern ſie lieber, als daß ſie ſich zur Fortgabe ihrer Kleinodien bewegen laſſen. Gern bekränzen ſie ſich ihre zierlich geordneten Flechten mit Blumen.

Eine Witwe hat keinen Schmuck, auch wird ihr alles Haar bis auf deſſen Wurzeln fortraſiert. Sie muß in einem groben, grauweißen, ärmelloſen Gewande einhergehen; Unterkleider ſind ihr nicht geſtattet. Soll doch ihr häßliches, dürftiges Äußere ſie und ihre Umgebung beſtändig daran erinnern, daß ſie ein Schandfleck für ihre Familie iſt, weil ſie ihrem Gatten nicht in den Tod folgte!

Solches Leid ſtand Anunda bevor.

## 2. Kapitel. Die junge Witwe.

Die ſorgenvollen Jahre blieben nicht ohne tiefe Einwirkung auf Anundas Gemüt. Mit erhöhtem Eifer wandte ſie ſich der religiöſen Unterweiſung zu, die ſie von ihrem Vater empfing; ſie ſuchte Troſt in den heiligen Büchern ihres Volkes — und fand ihn. Die Sonne Indiens fördert die raſche Entwickelung alles organiſchen Lebens; auch die Menſchenblumen entfalten ſich unter ihrer Einwirkung ungleich ſchneller als in unſerer gemäßigten Zone. Anunda hatte erſt fünfzehn Jahre zurückgelegt — und doch war ſie im Denken und Empfinden, im Thun und Laſſen nicht minder reif wie die Töchter unſers Landes, wenn ſie mit dem einundzwanzigſten Jahre das Stadium der Mündigkeit erreichen. Täglich las ſie ſtundenlang in den Sanskritwerken, welche, als Vermächtnis früherer Geſchlechter, die Bibliothek ihres Vaters ausmachten. Doch waren es nicht die ſchwierigen Probleme altindiſcher Weltanſchauung, nicht die dogmatiſchen Satzungen und gelehrten Streitfragen, welche ihren jugendlichen Geiſt zu unabläſſiger Forſchung anfeuerten. O nein — Anunda war echt weiblich in ihrer Denkweiſe. Spähte ſie in den geweihten Büchern nach Belehrung, ſo blieb es immer nur eine einzige Frage, welche ſie feſſelte, die Frage nach den perſönlichen Erlebniſſen des Menſchenherzens in ſeinem Verhältnis zur Gottheit und zur Mitwelt. Das Liebesleben der weiblichen Seele, das war es, was ſie anzog. Und in der That tragen die indiſchen Heldendichtungen, die Mythen, Sagen und Lieder der Sanskritſprache ſolchem Verlangen volle Rechnung. Berichten ſie doch von einer Menge hochherziger Frauen, die entweder ihrem Gatten nach einem Leben voll treuer Liebe in den Tod folgten oder aber all ihr Thun und Wirken in den Dienſt der Gottheit ſtellten. Die Frau gehört ihrem Manne oder einer der vielen überirdiſchen Mächte, die den Himmel bewohnen, ſo lautete die Lehre, welche Anunda den Erzählungen jener uralten Schriften entnahm, die ihr märchenſchön, durchweht von dem Zauber echter Volkspoeſie als verbürgte Wahrheit entgegentraten und die ſie ohne einen Zweifel gläubig aufnahm.

Es ſchmerzte ſie tief, daß ſie Girdhar nicht ſo zu lieben vermochte, wie Damajanti den König Nal, wie Sita ihren Gatten Rama. „Solche Liebe wird in meinem Herzen keimen, ſobald ich mit ihm unter einem Dache lebe,“ ſagte ſie ſich zum Troſte. „Er wird lebhafter, männlicher, klüger werden, wenn er wieder geſund iſt.“

Da die Gauna noch nicht ſtattgefunden hatte, ſah Anunda ihren Gatten nur ſelten; es war weder ihr Recht, noch ihre Pflicht, ihn in der Schmerzenszeit zu pflegen; — und die kurzen Beſuche an ſeinem Krankenbette erweckten in ihrem Herzen wohl ein reges Mitgefühl für ſein Leiden, aber keine ſtärkere Zuneigung. Sie ſehnte ſich niemals nach ihm, wenn ſie ihm fern war.

⁂

„Anunda, dein Gatte liegt im Sterben, bereite dich auf ſchwere Stunden. Klammere dich mit allen Fibern deines Herzens an die Göttin Kali, auf daß ſie dir Kraft gibt, ſtandhaft auszuharren,“ ſagte Vyas Schastri zu ſeiner Tochter.

Anunda zuckte bei dieſer Nachricht ſchmerzhaft zuſammen. „O armer Gatte!“ klagte ſie, nur an ihn denkend und ſich ſelbſt vergeſſend. „Die Welt iſt ſo ſchön, und du bliebeſt gewiß noch gern bei deiner Mutter und deinem Vater!“

Die Thür ward aufgeriſſen und herein ſtürmten in wilder Haſt, Furien gleich, die weiblichen Mitglieder der Barbierkaſte. Dieſe haben in Indien das Amt, die ſtrenge Befolgung der

Ausübung der Witwentrauer zu überwachen und jedes Verſäumnis der Prieſterſchaft zu melden.

„Frau Anunda, dein Mann iſt tot!“ kreiſchten ſie mit lauter Stimme. „Wir kommen, um dir dieſes mitzuteilen und dir zu ſagen, daß es eine große Sünde iſt, die Seele des Gatten einſam den Todesweg betreten zu laſſen.“

In früheren Zeiten pflegten dieſe Frauen die ganze Fülle ihrer Beredſamkeit aufzubieten, um die Witwe zur Nachfolge in den Tod anzuſtacheln. Das iſt ihnen jetzt aufs ſtrengſte unterſagt, da ſie durch ſolches Thun in einen Konflikt mit der engliſchen Regierung geraten würden.

Inſtinktiv flüchtete ſich Anunda in die äußerſte Ecke des Zimmers; ſie warf ihrem Vater und der eben hereintretenden Radha einen flehenden Blick zu; allein dieſe konnten und durften nicht zu ihr treten.

„Rühret ſie nicht an, verlaßt das Zimmer!“ riefen die Frauen. „Anunda iſt unrein; — ſie iſt ſündig und ſchlecht; ſie muß entſühnt werden.“

Sie ſtimmten ein lautes Klagelied an, in welchem ſie die Tugenden des Toten in übertriebener Weiſe prieſen, und während des Geſanges umringten ſie Anunda und beraubten ſie ihres Schmuckes. Sie riſſen ihr unſanft den Gürtel und die Halsketten ab. Ein Teil der Perlen der letzteren rollte auf den Boden und wurde mit Geſchrei aufgeleſen. Die Ohrgehänge und Fußſpangen ließen ſich leicht ablöſen. Als aber die Unholdinnen die goldenen Spangen von den vollen, runden Armen ſtreifen wollten, zeigte es ſich, daß dieſelben ſich zu tief eingebettet hatten, um ihrem Willen alsbald zu folgen. Unwirſch zerrten ſie mit eilfertigen Händen an den Reifen hin und her, und ſchließlich ſuchten und fanden ſie einen Hammer und ſchlugen mit demſelben die koſtbaren Geſchmeideſtücke auseinander. Anunda biß die Zähne auf die Unterlippe; Schmerz, Scham und Entrüſtung trieben ihr die Thränen in die Augen, aber ſie ſprach kein Wort. Ihre Klagen hätten nur den Hohn der Peinigerinnen hervorgerufen.

* *
*

Der Zug der Leidtragenden verließ das Sterbehaus. Voran gingen vier Männer, welche auf einer mit weißen Tüchern bedeckten Bambusbahre den in leinene Stoffe gehüllten Körper des Entſchlafenen zum Verbrennungsplatze trugen. Ihnen folgte die Prieſterſchaft und die männlichen Verwandten, ſowie die Freunde des Toten. Sodann kamen die Frauen ſeines Familienkreiſes, ſeine Mutter, ſeine Schweſtern und Schwägerinnen, alle verſchleiert. Den Schluß bildeten die Barbierfrauen, in ihrer Mitte Anunda.

Sie hatten ihr das Haar aufgelöſt; in dichten Maſſen fiel es ihr bis auf die gürtelloſe Taille hinab; — ohne Schleier, barfüßig, glich ſie einer ſchmerzerfüllten Genovefa.

„Kommt ihr nicht nahe! Sie iſt unrein; wer ſie berührt, befleckt ſich!“ ſchrieen die Weiber dem Volke zu, das aus den Häuſern und den Nebengaſſen herbeieilte und dem Zuge nachblickte. Scheu ſtob die Menge auseinander, wie vor einer Peſtkranken.

Am Fluſſe war ein Scheiterhaufen aus dicken Holzblöcken erbaut; der Leichnam ward hinaufgelegt, den Kopf gen Norden, die Füße nach Süden gerichtet. Die Prieſter begoſſen ihn mit geweihtem Waſſer und ſchoben ihm ein Stückchen Gold und etwas geklärte Butter in den Mund. Sie drückten ihm einen aus Mehlteig geformten Ball in die Hand und bedeckten ihn mit Sandelholzzweigen.

Sie riefen mit lauter Stimme den nächſten Anverwandten herbei, damit er dem Toten die letzte Ehre erweiſe. Sein Vater trat herzu und ſetzte die Zweige in Brand. Sodann kamen ſeine Brüder herbei und entzündeten den Scheiterhaufen an allen vier Ecken. Das ſtark mit Fett getränkte Holz brannte bald lichterloh, und Vyas Schaſtri richtete als Oberprieſter ein langes Gebet an den Gott des Feuers.

Die junge Witwe war inzwiſchen von den Barbierfrauen in den Fluß geſtoßen. Auf einer ſeichten Stelle lag ſie, bis zur Bruſt vom Waſſer bedeckt, das Haupt den ſengenden Sonnenſtrahlen preisgegeben, und keiner würdigte ſie eines Blickes. Wie ihr zu Mute war, wer vermöchte das zu ſchildern! Unverwandt beobachtete ſie mit ſchmerzvollem Ausdrucke den Verlauf der Verbrennung. Hätte ſie den Dahingeſchiedenen mit jener Glut geliebt, deren ihre leidenſchaftlich empfindende Seele fähig war, wäre die Vereinigung mit ihm ihr höchſtes Gut geweſen, ſie hätte ſich aufgerafft und würde zu ihm in die Flammen geſprungen ſein, um ſich in ihrem Volke den Ruhm der Frauentreue zu erwerben; ſo aber ſchauderte ſie zurück vor dem zwar ehrenvollen, aber grauſen Tode. Sie liebte ihren Vater, ſie liebte Radha, den Tempeldienſt, ihre Bücher und Blumen — ſie liebte ihr junges Leben und die ſtrahlende Sonne weit mehr als Girdhar Rabiroy. Mit mächtigen Banden fühlte ſie ſich an die Erde gefeſſelt. Sie gedachte ihrer Großmutter, die als eine Suti — als ein Feueropfer ihrem Gatten in das Jenſeits gefolgt war; — ganz Tuldſchapur pries dieſelbe als eine Heilige, und ſie ſelbſt fühlte eine hohe Verehrung für die tapfere, liebeglühende Frau. Allein ſie war älter geweſen als Anunda — ſie hatte zwanzig Jahre mit ihrem Manne Freude und Leid geteilt — und als er ſtarb, da erloſch in ihrem Herzen jeder Selbſterhaltungstrieb; ſie ließ ſich zu ihm betten wie eine Tote und ſchloß die Augen, wie er es gethan.

„Vergib mir, armer Gatte, daß ich dich allein emporſteigen laſſe,“ murmelte ſie leiſe, „ich vermag es nicht; ich bin zu ſchwach, dir zu folgen,“ und dann drängten ſich inbrünſtige Gebete auf ihre Lippen, Gebete zu der Göttin Kali. Heiß flehte ſie, daß die Allmächtige ſich ihrer annehmen möge.

Nach und nach ward der Sturm der Gefühle ſtiller in ihrer Bruſt; die Empfindung des Leides ermattete gleich dem Heißhunger des Feuers, das, unabläſſig arbeitend, den Scheiterhaufen verzehrte und nichts zurückließ als einige halbverkohlte Holzblöcke. „Kali wird mir helfen, meinen Weg zu gehen,“ ſo klang es in Anundas Herzen.

Die Leidtragenden ordneten ſich in langem Zuge zum Heimwege; die Barbierfrauen riſſen die Witwe aus dem Waſſer und führten ſie — abermals unter lauten Warnungsrufen an das Volk — in ihr väterliches Haus zurück.

Sie war müde; ſie fühlte ſich wie zerſchlagen an allen Gliedern. — „Schlafe, wenn du ſchlafen kannſt,“ ſagten die Aufſeherinnen. „Lege dich in die Ecke des Zimmers dort auf den Boden. — Eine gattenloſe Frau darf ihr Haupt nicht auf ein Kiſſen betten; je härter die Stelle iſt, auf der ſie liegt, um ſo beſſer iſt es für ihr Seelenheil. Auch darf ſie nicht ihr naſſes Kleid mit einem trockenen vertauſchen, es iſt ihr überhaupt nicht geſtattet, ſich in den erſten zehn Tagen der Trauer um- oder auszukleiden.“

Gern hätte Anunda mit ihrem Vater und mit Radha geſprochen; aber ein ſolches Thun würde denſelben geſchadet haben. Eine unſichtbare, aber dennoch ihrem Gefühle deutlich bemerkbare Scheidewand ſtand zwiſchen ihnen. Der Fluch der Einſamkeit, das Kennzeichen der Witwenſchaft, laſtete auf Anunda. Lange lag ſie auf dem ihr angewieſenen harten Platze mit weitgeöffneten Augen. Es ſchien, als habe ſelbſt der Schlaf, der beſte Freund der Traurigen, nicht den Mut, ſich ihr zu nahen, ſo ſehr ſie ihn herbeiſehnte. Der Abend verging; die Nacht brach heran; der Mond warf ſeine bleichen, unheimlichen Strahlen ins Fenſter, und Anunda wachte noch immer und gedachte der Schreckniſſe des vergangenen Tages. Erſt gegen Morgen ſchlummerte ſie ein.

### 3. Kapitel. Ein Amulett.

Zehn Tage ſind verſtrichen, die Tage der ſtrengſten Trauer, während welcher die junge Witwe von allen Verwandten und Bekannten wie eine Ausſätzige gemieden wird. Sie muß in dieſer Zeit vom Tempel ſowohl wie vom Hausaltar fern bleiben. Kein Menſch darf ihr eine Liebe erweiſen; ja, ſelbſt das Glück, anderen durch freundliche Aufmerkſamkeiten wohlzuthun, iſt ihr verſagt.

Der elfte Tag bricht an. Die Sonne iſt noch nicht aufgegangen; noch ſteht der Mond mit unvermindertem Glanze am Himmel. Anunda erhebt ſich von ihrem harten Lagerplatze. Sie hat ſich in dieſer Nacht eine Decke gewünſcht, denn es fröſtelte ſie ſehr; doch iſt ihr der Gebrauch einer ſolchen unterſagt worden. Auch hätte ihr die Einhüllung in die wärmſte Wolle wohl kaum den erwünſchten Dienſt geleiſtet, denn das Gefühl eiſiger Kälte, das ſie im ganzen Körper empfand, trat nicht als eine Folge der äußeren Temperatur an ſie heran; es kam vielmehr von innen heraus und war die qualvoll beängſtigende Einwirkung einer ſeeliſchen Vereinſamung, die ſie gerade in den Stunden getroffen hatte, in denen ſie eines möglichſt engen Anſchluſſes an geliebte Menſchen bedurft hätte.

Doch heute beginnen einige Tage der Ausruhe im Martyrium des Witwentums. Heute darf Anunda wieder die Hand ihres Vaters ergreifen; — ſie darf Radha begrüßen und ihr ſagen, daß ſie ihr in treuer Liebe zugethan iſt.

Wie aber wird ſich fortan ihr Verhältnis zu ihrer jugendlichen Stiefmutter geſtalten? Bisher ſtand ſie ihr in dem Range einer vermählten Frau ebenbürtig zur Seite. Durch ihr Witwentum iſt ſie tief unter ſie hinabgeſunken. Sie hat kein Recht, ſich zu beklagen, ſollte ſie von ihr wie eine niedere Magd behandelt werden.

Die Brahmaninnen, und eine ſolche iſt Anunda, ſind ſehr ſtolz. Schon in früheſter Jugend lernen ſie, daß ihr Volk das beſte der Erde ſei, und daß von dieſem Volke wiederum die Kaſte, der ſie angehören, den Göttern am nächſten ſtehe. Das Bewußtſein ihrer hohen Stellung und der fleckenloſen Reinheit ihres Adels verläßt ſie nie, und ſollten ſie auch bettelarm ſein. Ihr Ehrgefühl iſt ſtark entwickelt; jedes Herabfallen aus ihrer Höhe ſchmerzt ſie tief.

Mit einer faſt fieberhaften Haſt wirft Anunda die Kleidung ab, die ſie ſeit dem Schreckenstage des Todes ihres Gatten Tag und Nacht getragen hat. O, wie verhaßt iſt ihr dieſes Gewand, weil es Zeuge ihrer öffentlichen Witwenſchande geweſen iſt. Sie badet ſich und flicht ſich das ſchwarze Haar, das lange, wellige, ſeidenweiche, das nach wenigen Wochen in Benares oder einer anderen heiligen Stadt ihr abgeſchnitten und verbrannt werden ſoll. Langſam, wie liebkoſend, fährt ſie mit der Hand darüberhin; die Sorge, daß ſie es für immer verlieren wird, beklemmt ſie.

Noch iſt es ihr eigen; noch iſt es ihr geſtattet, Blumen hineinzuflechten, wie ſie es bisher gethan. Fort, ihr Trauergedanken; und du, Hoffnung, ſteige empor! Sie richtet ihren Sinn auf Kali, auf die allmächtige, die in dieſer Gegend des weſtlichen Teiles des indiſchen Reiches vor allen anderen Geſtalten der hindoſtaniſchen Mythologie verehrt wird, und die Anunda als „heilige Mutter“ anrufen lernte. Alles Leid vermag die Gewaltige abzuwenden.

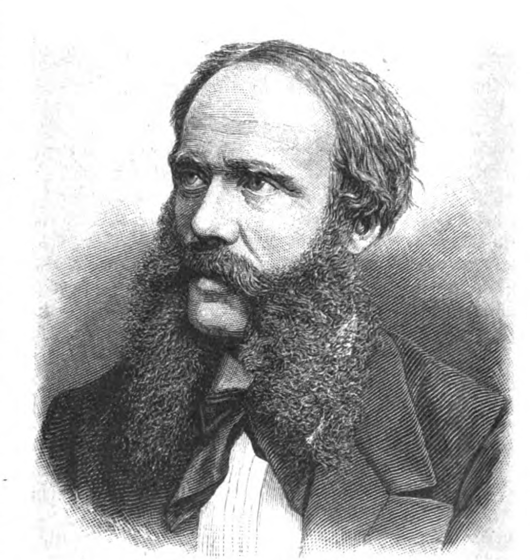
Anunda iſt bald fertig mit ihrem Anzuge. Die farbenfrohe, prächtige Kleidung, das Symbol vornehmer Lebensfreudigkeit, gibt ihr das beglückende Gefühl zurück, geliebt und geachtet zu werden. Sie richtet ſich hoch auf wie eine Königin, die vor ihr Volk tritt. Dann kniet ſie, einer plötzlichen Hingebung folgend, vor einer großen Truhe nieder, öffnet ſie und nimmt das unter vielen Gewändern verborgene Juwelenkäſtchen ihrer Mutter hervor. Sie ſchiebt den Deckel des eigenartig geformten Behälters fort und blickt einen Augenblick ſinnend auf die Fülle des koſtbaren Geſchmeides, welches die Verſtorbene trug. Darf ſie ſich mit demſelben ſchmücken? ſie, eine Witwe? Eine innere Stimme ſagt „ja!“ und ſie folgt derſelben. Jetzt iſt ſie im Feſtſchmuck, vielleicht zum letztenmal in ihrem Leben. Mag ſein, aber heute noch will ſie ſich dieſes Rechtes freuen. (Fortſetzung folgt.)

---

# Richard von Volkmann.

### Von Bernhard Rogge.

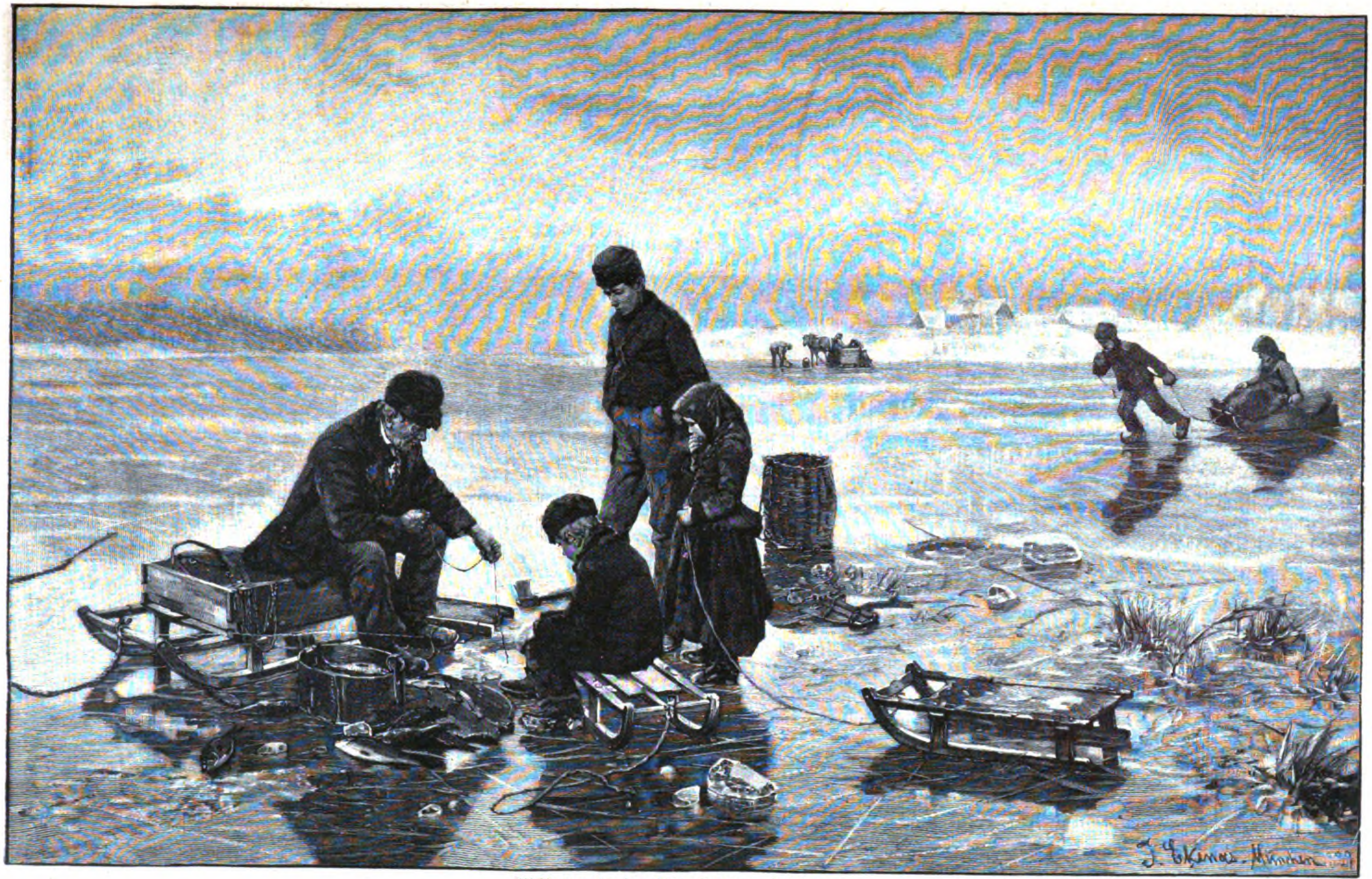
(Abdruck verboten.)



Richard von Volkmann. (Richard Leander.)

Am 2. Dezember vorigen Jahres iſt mit dem Profeſſor und Direktor der chirurgiſchen Klinik an der Univerſität Halle, Geheimen Medizinalrat Dr. Richard von Volkmann, einer der hervorragendſten Vertreter der mediziniſchen Wiſſenſchaft, insbeſondere einer der größten Meiſter auf dem Gebiete der Chirurgie zu Grabe getragen worden. Wir wiſſen, daß wir einem tiefempfundenen Bedürfnis zahlreicher Leſer des Daheim entſprechen, wenn wir dem Heimgegangenen auch hier einen Nachruf widmen. Mögen doch auch unter ihnen gar viele ſein, die an ſich ſelbſt oder an einem der Ihrigen durch die geſchickte Hand dieſes gottbegnadeten Werkzeuges barmherziger Samariterliebe wirkſame Hilfe und Heilung von ſchweren Gebrechen erfahren haben. Kaum aber wird es einen unter unſern Leſern geben, dem Richard von Volkmann nicht unter ſeinem Dichternamen Richard Leander bekannt geworden wäre, und der nicht an ſeinen ſinnigen Dichtungen ſich ſchon einmal erquickt hätte.

Am 17. Auguſt 1830 in Leipzig geboren, war Richard Volkmann der älteſte Sohn des damaligen außerordentlichen Profeſſors der Zootomie und Phyſiologie Alfred Wilhelm Volkmann. Seine reichbegabte Mutter, Adele Härtel, war die Tochter des bekannten Vorſtehers und zuletzt alleinigen Eigentümers der berühmten Firma Breitkopf & Härtel, durch welchen die Muſikalienhandlung dieſes Namens zu einer der hervorragendſten in Deutſchland erhoben worden iſt. Ihr Vaterhaus war ein Mittelpunkt für alle idealen Beſtrebungen, namentlich auf dem Gebiete der Kunſt, und zeichnete ſich durch einen höheren Schwung des Geiſtes und eine feinere Bildung aus, als man damals anderwärts gewohnt war. Das lebhafte Intereſſe und ſinnige Verſtändnis für äſthetiſche Genüſſe in Richard Volkmanns eignem Hauſe iſt wohl nicht zum geringſten Teile ein von der Mutter ihm überkommenes Erbe geweſen. Die erſten ſieben Jahre ſeines Lebens verbrachte der junge Volkmann in ſeiner Geburtsſtadt, bis ſein Vater einem Rufe nach Dorpat folgte. Hier verfloſſen ihm weitere ſechs Jahre glücklicher Kindheit in einem an mannigfachen Anregungen reichen Vaterhauſe. Die in der damals noch ganz deutſchen Univerſitätsſtadt der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen empfangenen Eindrücke ſind ihm zeitlebens unvergeſſen geblieben. Vom Jahre 1843 an ſollte Halle ſeine zweite Heimat werden, um es bis an ſein Lebensende zu bleiben. Der Vater erhielt in dieſem Jahre einen Ruf an die dortige Univerſität als Profeſſor


J. Ekenaes. München

Fiſchfang unter dem Eiſe. Gemalt von J. Ekenaes.

der Phyſiologie und wurde bald Direktor des phyſiologiſchen Inſtitutes. Seine phyſiologiſchen Forſchungen ſind für die Entwickelung des mediziniſchen Studiums von bahnbrechender Bedeutung geworden. Daneben hat er ſich als Lehrer in der Anatomie einen bleibenden Ruf erworben. Die ſtaunenswerte Vielſeitigkeit und Arbeitskraft, die der Vater entfaltete, iſt dem Sohne allezeit ein leuchtendes Vorbild geweſen, dem er ſchon früh nachzueifern ſich bemühte. In Halle beſuchte Richard Volkmann zuerſt die lateiniſche Hauptſchule der Franckeſchen Stiftungen, wurde aber dann von ſeinem Vater zur Vollendung ſeiner Erziehung und Vorbildung der berühmten ſächſiſchen Fürſtenſchule zu Grimma übergeben, die damals neben den gleichzeitig vom Kurfürſt Moritz geſtifteten Fürſtenſchulen zu Meißen und Schulpforta unter den deutſchen Lehranſtalten eine hervorragende Stellung behauptete. Es iſt bezeichnend für den damals in Deutſchland ſelbſt auf dem Gebiete der Schule noch herrſchenden Partikularismus, daß Richard Volkmann trotz des in Grimma wohlbeſtandenen Abiturientenexamens ſich auch in Preußen noch einer zweiten Prüfung unterziehen mußte, um ein vollgültiges Zeugnis der Reiſe zu erlangen. Aus eigner Neigung, wie durch den Einfluß des Vaters veranlaßt, wählte er das Studium der Medizin. Nachdem er ſeine Studien an der Univerſität Halle begonnen, ſetzte er dieſelben mit ſtetig wachſendem Erfolge in Gießen fort, um ſie in Berlin zu vollenden. Seine außergewöhnlich reiche Begabung und raſche Auffaſſungskraft ermöglichten es ihm, bei allem Ernſte, mit dem er der mediziniſchen Wiſſenſchaft oblag, doch auch als flotter Korpsſtudent das akademiſche Leben in vollen Zügen zu genießen, und zeitlebens hat er als „alter Herr“ dem Korps der Starkenburger, dem er in Gießen, den Märkern, denen er in Halle und Berlin zugehörte, die treuſte und dankbarſte Erinnerung bewahrt.

Wenn auch die in den meiſten dem Heimgegangenen gewidmeten Nachrufen enthaltene Mitteilung, daß er in Berlin ein Schüler Langenbecks geweſen ſei und als Student zu den Füßen dieſes großen Meiſters der neueren deutſchen Chirurgie geſeſſen habe, auf einem Irrtum beruht, ſo hat er doch noch als junger Dozent demſelben die reichſte Anregung zu verdanken gehabt und bis an ſein Ende die dankbarſte Verehrung gezollt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß Langenbecks bahnbrechenden Erfolge auf dem Gebiete der Wundarzneikunde neben den Leiſtungen des Vaters auf dem Gebiete der phyſiologiſchen Wiſſenſchaft für die Wahl ſeines Spezialfaches entſcheidend geweſen ſind.

Nach vollendetem akademiſchen Studium ließ ſich Volkmann in Halle zunächſt als praktiſcher Arzt nieder. Schon in kurzer Zeit gehörte er zu den geſuchteſten Ärzten der Stadt, und es wurde ihm bald ſchwer, den an ihn als Hausarzt geſtellten Anforderungen zu genügen, zumal er gleichzeitig mit glühendem Eifer ſich wiſſenſchaftlich weiter beſchäftigte. Wenn er am Abend ermüdet und abgeſpannt aus ſeiner Praxis heimgekehrt war, ſaß er oft die halbe Nacht hindurch bei ernſter wiſſenſchaftlicher Arbeit. Dieſe doppelte Thätigkeit ſteigerte ſich noch, als ihm von dem damaligen Direktor der chirurgiſchen Klinik zu Halle, Geheimrat Blaſius, eine Aſſiſtentenſtelle an derſelben angeboten wurde. Die Annahme derſelben veranlaßte ihn, ſich als Privatdozent der Chirurgie zu habilitieren, und damit war ſeine fernere Laufbahn entſchieden. Wie ſchwer es ihm auch wurde, der Privatpraxis mit ſo manchen in ihr angeknüpften perſönlichen Beziehungen zu entſagen, ſo ließ ſich die Fortſetzung derſelben doch mit der Thätigkeit in ſeinem Spezialfache nicht vereinigen und er ſah ſich genötigt, ſich ganz auf die letzteren zu beſchränken. Je weniger Blaſius bei zunehmender Altersſchwäche im ſtande war, den Anforderungen zu genügen, welche die neuere Chirurgie an die Leiter einer chirurgiſchen Klinik zu ſtellen berechtigt iſt, um ſo mehr wurde Volkmann ſchon als Aſſiſtent die eigentliche Seele dieſes Inſtitutes. Eine reiche praktiſche Erfahrung brachte ihm das Jahr 1866, in welchem er während des Feldzuges gegen Öſterreich das wichtige Amt eines Chefarztes der Kriegslazarette zu Trautenau bekleidete. Nicht lange nachher wurde ihm, nachdem Blaſius inzwiſchen aus ſeinem Amte geſchieden war, unter Ernennung zum ordentlichen Profeſſor die Leitung der chirurgiſchen Klinik in Halle übertragen. Von nun an beginnt die umfaſſende Thätigkeit, die Volkmann zwanzig Jahre hindurch als berühmter Operateur, als akademiſcher Lehrer, als mediziniſcher Forſcher und Schriftſteller ausgeübt hat, und in welcher er trotz wiederholt an ihn ergangener ehrenvoller und verlockender Rufe nach außerhalb doch allezeit der Univerſität Halle und ſeiner Vaterſtadt treu geblieben iſt.

Seitdem weſentlich auf ſeine Veranlaſſung und in Ausführung der unter ſeiner Leitung ausgearbeiteten Pläne für die chirurgiſche Klinik zu Halle den Anforderungen der Neuzeit entſprechende Neubauten geſchaffen waren, iſt dieſelbe zu einer Muſteranſtalt geworden, deren Einrichtungen für andere ähnliche Anſtalten vorbildlich geweſen ſind. Aus weiter Ferne kamen die Chirurgen hierher, um von Volkmann zu lernen, um die von ihm geſchaffenen zweckmäßigen Einrichtungen zu bewundern, um ihn mit kunſtgeübter Hand operieren zu ſehen, um ſeinem geiſtvollen Vortrage zu lauſchen, um ihn auf ſeinem Umgange von Bett zu Bett zu geleiten. Als akademiſcher Lehrer und Arzt übte Volkmann einen ganz eigentümlichen Zauber aus, dem ſich kein Beſucher ſeiner Klinik entziehen konnte. Die Sicherheit ſeiner Diagnoſe, die Gewandtheit und Beſtimmtheit ſeines operativen Handelns, die faſt graziös zu nennende Art, mit welcher dieſe glückliche Hand jede Schwierigkeit zu überwinden wußte, mußte jeden ſachverſtändigen Zuſchauer mit Bewunderung erfüllen, ja zur Begeiſterung fortreißen. Sein Vortrag, in welchem er jede ermüdende Breite zu vermeiden wußte, war trotz gelehrter Gründlichkeit immer anziehend und packend. Dabei war er in der gemütvollen Art, in der er mit ſeinen Kranken zu verkehren wußte, von ſo herzgewinnender Güte und wohlthuender Teilnahme, daß der Zauber ſeiner Perſönlichkeit vielfach noch mehr wirkte, als ſeine bewährte ärztliche Kunſt. Selbſt den Ärmſten und Elendeſten geſtalteten ſich die flüchtigen Augenblicke, in denen er an ihrem Lager verweilte, zu Lichtblicken der Freude und Erquickung. Rührend war es namentlich, ihn im Verkehr mit den kleinen Leidensgeſtalten ſeiner Kinderſtation zu beobachten. Wie leuchteten die Augen, wenn der „Herr Geheimrat“ in den Krankenſaal dieſer Station eintrat. Da ging von Bettchen zu Bettchen der Freudenruf: „Guten Morgen, Herr Geheimrat,“ mit dem die Kleinen ihn begrüßten. Unter den nach Hunderten zählenden Spenden, an prachtvollen Kränzen und Palmenzweigen, die ſeinen Sarg und deſſen Umgebung ſchmückten, war keine ein beredteres Zeugnis der Liebe, die ſich der Heimgegangene zu erwerben gewußt hat, als zweiunddreißig kleine Veilchenſträußchen, welche die kleinen Bewohner der Kinderſtation ſeiner Klinik unter vielen Thränen eigenhändig gebunden hatten, und die ihm in den Sarg mitgegeben worden ſind. Volkmanns Klinik iſt durch die vielſeitige perſönliche Anregung, die von ihm ausging, die Pflanzſchule einer großen Schar ausgezeichneter Chirurgen geworden, die ſich zum Teil ſchon längſt als Leiter und Vorſteher anderer Kliniken bewährt haben. So ſtand er zuletzt, nachdem Langenbeck und andere heimgegangen waren, unbeſtritten als der Führer ſeiner deutſchen Fachgenoſſen da, und nicht ſein geringſtes Verdienſt iſt es, in Verbindung mit Langenbeck die deutſche Geſellſchaft für Chirurgie gegründet und auf die Höhe gebracht zu haben, auf welcher ſie heute ſteht.

Von ſeinen größeren wiſſenſchaftlichen Werken, welche ihm in der mediziniſchen Wiſſenſchaft einen Ruf erworben haben, erwähnen wir hier nur ſeine Bearbeitung der „Krankheiten der Bewegungsorgane“ und ſeine „Beiträge zur Chirurgie.“ Die „Sammlung kliniſcher Vorträge“ hatte ihn zum Herausgeber, und er hatte außerdem ſeit 1877 in Verbindung mit den Profeſſoren König in Göttingen und Richter in Breslau die Redaktion des „Centralblattes für Chirurgie“ übernommen.

Wenn man es als den Grundzug der deutſchen Chirurgie bezeichnen darf, daß ſie danach trachtet, von dem verletzten Gliede ſo viel als möglich zu erhalten, daß ſie keine Mühe und Arbeit ſcheut und auch die Dauer des Heilungsprozeſſes hintanſetzt, ſofern nur mit dem geringſten Eingriffe Heilung zu erzielen iſt, ſo darf gerade in dieſer Beziehung Volkmann als ihr hervorragendſter Vertreter angeſehen werden. Alle ſeine Studien und Bemühungen für die Heilung von Gelenkleiden ſind vornehmlich auf dieſes Ziel gerichtet, zumal bei ſolchen des kindlichen Alters, ein Gebiet, in welchem Volkmann ein allgemein anerkannter Meiſter geweſen iſt, und in dem er bahnbrechend gewirkt hat. Es war vor allem die von Joſef Liſter in London im Jahre 1869 angegebene antiſeptiſche Wundbehandlungsmethode, deren hohen praktiſchen Wert Volkmann ſofort erkannte. Er war der erſte Chirurg in Deutſchland, der ſie in ſeiner Klinik einführte, und er erzielte damit niegeahnte Erfolge. Er lehrte aber auch den anfänglich ſehr umſtändlichen Liſterverband vereinfachen, er hat die antiſeptiſche Behandlungsweiſe durch mehrfache Veränderungen und Verbeſſerungen ihrer heutigen Vollkommenheit entgegengeführt. Vor allem aber trat er frühzeitig und mit voller Thatkraft dafür ein, daß allerorten in Deutſchland, in Krankenhäuſern und Kliniken, wie in der privaten Praxis Liſters Wundbehandlung ohne Verzug in Brauch komme. Beſonders waren es die ſogenannten komplizierten Knochenbrüche, bei denen neben den Knochen auch die Weichteile verletzt ſind, und die bisher faſt immer tödlich endeten, welche Volkmann der neuen Behandlung zugänglich machte. Ein weiteres Feld ſeiner Thätigkeit waren, wie ſein großer Fachgenoſſe Profeſſor von Bergmann in den Worten dankbarer Erinnerung hervorhob, die er dem Dahingeſchiedenen unmittelbar nach ſeinem Heimgange beim Beginn der nächſten Vorleſung, die er in der chirurgiſchen Klinik in Berlin hielt, gewidmet hat, die Forſchungen in der Behandlung der Krebsgeſchwülſte. Volkmann hat über dieſelben ein bedeutendes Werk hinterlaſſen, an welches er noch in den Tagen ſeines Aufenthaltes in Jena die letzte Hand anzulegen gedachte.

Mit reichen Kenntniſſen ſeiner Wiſſenſchaft und mit großen Erfahrungen auf dem Gebiete der Operationskunſt ausgeſtattet, folgte Volkmann im Jahre 1870 dem Armeekorps ſeiner heimatlichen Provinz ins Feld, um als konſultierender Generalarzt desſelben auf den Verbandplätzen der Schlachtfelder und in den Feldlazaretten die großartigſte Thätigkeit zu entfalten. Die Verdienſte, die er ſich in derſelben erworben, und die Erfolge, die er in ihr erzielt hat, würden allein hinreichen, ihm für alle Zeiten ein bleibendes Andenken zu ſichern. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges wurde ihm die gleiche Stellung bei der Maasarmee unter dem Oberbefehl des Königs von Sachſen und ſpäter bei der Südarmee unter General Manteuffel übertragen. In allen dieſen Stellungen bewies er eine bewundernswürdige Pflichttreue und einen nie ermüdenden Eifer, zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht zu hilfreichem Dienſte bei den Verwundeten bereit. Es war ihm aber auch in der Erinnerung an die großen Tage des Feldzuges, die er miterleben durfte, ein beſonderer Stolz, ſeitdem dauernd als Generalarzt erſter Klaſſe der Armee anzugehören. Die Uniform eines ſolchen blieb ihm das Ehrenkleid, das er bei allen feſtlichen Gelegenheiten am liebſten getragen hat. Außer vielen anderen Anerkennungen, die ſein ſegensreiches Wirken in Krieg und Frieden auch von ſeiten ſeiner Könige gefunden hat, ſei hier vor allem ſeiner im Jahre 1885 erfolgten Erhebung in den Adelſtand gedacht, die wohl ſelten eine wohlverdientere geweſen iſt als in dieſem Falle.

So vielen aber auch Volkmann als großer Chirurg, als hervorragender Gelehrter auf dem Gebiete der mediziniſchen Wiſſenſchaft, als geſchickter und glücklicher Operateur bekannt geworden ſein mag, noch größer mag doch die Zahl derer ſein, die ihn als Dichter liebgewonnen und ſchätzen gelernt haben. Dem engeren Kreiſe ſeiner näheren Freunde war ſeine reiche dichteriſche Begabung durch ſo manches launige wie ernſte Lied, zu dem er ſeine Harfe geſtimmt hatte, ſchon längſt nicht fremd geblieben. Aber erſt die große Zeit des deutſch-franzöſiſchen Krieges bot ihm eine faſt ungeſuchte Veranlaſſung, mit dieſer ihm verliehenen Gabe in die Öffentlichkeit hervorzutreten. In den Mußeſtunden, die auch ihm während der Belagerung von Paris beſchieden waren, nachdem die Verwundeten aus den Schlachten zum größten Teil in die Heimat zurückbefördert waren, ſind ihm unter der Hand die „Träumereien an franzöſiſchen Kaminen“ entſtanden, anmutige, kindlich ſchöne Märchendichtungen, die ihm in der Geſchichte der deutſchen Litteratur einen bleibenden Namen ſichern. „Da ſaßen wir,“ ſo erzählt er ſelbſt im Vorwort der erſten Auflage ſeiner ‚Träumereien,‘ „wenn des Tages Arbeit gethan und der Abend von den anmutigen, die Seineſtadt umkränzenden Höhen herabſtieg, einſam an den Kaminen der verlaſſenen franzöſiſchen Villen und Schlöſſer. Und wenn das Feuer kniſterte und die Funken flogen, überkamen gar manchen alte, ſonderbare Gedanken. In Leib und Geſtalt traten ſie hervor hinter den großen dunklen Gardinen und aus den bunten Kattuntapeten und drängten ſich dicht an den Träumer heran. Und wenn er ihnen verwundert ins Geſicht ſah, ſo waren es alte Bekannte und darunter viel langvergeſſene — wohl aus der Kinderzeit.“ Und dann und wann, wenn draußen die Flocken ſtoben, nahm er die Feder und ſuchte mit flüchtigen Strichen die Traumgeſtalten auf das Papier zu werfen. Die Feldpoſt trug die leichten Zeichnungen treulich nach Hauſe als Grüße an Weib und Kind. Aus dem Felde heimgekehrt an den eignen, kinderumſtandenen Herd, ſah er mit Verwunderung, wie aus den einzeln geſandten Blättern ein förmliches Bändchen geworden war, das er nun, dem Drängen ſeiner Freunde nachgebend, unter dem Namen Richard Leander — der griechiſchen Überſetzung ſeines Namens — veröffentlichte und ſeiner Hausfrau, der „Mutter Anne,“ widmete. In den ſiebzehn Auflagen, welche dieſe Märchen ſeitdem erlebt haben, ſind dieſelben ein Gemeingut des deutſchen Volkes geworden. Gemütvolle Tiefe, harmloſe Heiterkeit und ernſte, ſinnige Lebensweisheit ſind in ihnen in wunderbarer Weiſe vereinigt. Eine von Olga von Fialka illuſtrierte Prachtausgabe derſelben hat den dichteriſchen Wert dieſer Träumereien durch künſtleriſchen Schmuck zu erhöhen verſucht, und in mehrfachen Überſetzungen in fremde Sprachen, zuletzt ſogar in die franzöſiſche, haben dieſelben auch bei fremden Nationen Eingang gefunden. Die günſtige Aufnahme, welche die Träumereien allenthalben fanden, ermutigte den Dichter, ſich ſpäter auch als Novelliſt zu verſuchen durch die Herausgabe von drei kleinen Geſchichten, die zuerſt in der von Kögel, Frommel u. a. herausgegebenen Chriſtoterpe erſchienen. Auch ſie waren von gleichem Erfolg begleitet. Unter den Überſchriften: „Die beiden Weiſer,“ „Die Rumpelkammer“ und „Francesco,“ in formvollendetem und geiſtvollem Stile geſchrieben, gewähren dieſelben die tiefſten Einblicke in das reiche und innige Gemütsleben des nun heimgegangenen Verfaſſers. Auch auf dem Gebiete der lyriſchen Poeſie hat Richard Leander Hervorragendes geleiſtet. Da ſingt er in ſeinen auch bereits in dritter vermehrter Auflage vorliegenden Gedichten von Lenz und Liebe und alter Burſchenherrlichkeit, da läßt er ſich durch die auf dem klaſſiſchen Boden Italiens, der immer wieder das liebſte Ziel ſeiner Erholungsreiſen blieb, empfangenen Eindrücke ſowie durch des Deutſchen Reiches neuerſtandene Herrlichkeit zu ſo manchem tiefempfundenem Liede begeiſtern.

Noch kurz vor ſeinem Ende hat er unter dem Titel: „Alte und neue Troubadourlieder“ eine Sammlung von Gedichten erſcheinen laſſen, die, wie er ſelbſt in der Zueignung an Frau Bertha Binswanger ſchreibt, „meiſt in ſchlafloſen Nächten erdacht und niedergeſchrieben ſind,“ als er auf Schloß Brunegg bei Konſtanz im letztvergangenen Winter von ſchwerem Nervenleiden Erholung und Heilung ſuchte. Es ſind meiſt freie Nachbildungen provençaliſcher Lieder im Geiſte vollendeter Ritterlichkeit, chriſtlicher Frömmigkeit und huldigender Frauenliebe, wie ſie den alten Troubadouren eigen geweſen ſind, aber in das warme Leben der Gegenwart hineingetaucht. „Wir wollen,“ ſo ſchreibt er ſelbſt, „auch in Dichtungen, die ſich mit längſt entſchwundenen Geſchlechtern beſchäftigen, Menſchen ſehen und hören, die wie die beſten von uns handeln, denken und lieben." Nach dieſen Grundſätzen iſt Richard Leander in dieſen zartempfundenen Liedern verfahren, die er bei der Vermählung ſeiner älteſten, in künſtleriſcher und dichteriſcher Begabung ihm gleichgearteten Tochter den Hochzeitsgäſten auf den Tiſch legte, und die nun für dieſelben eine wehmutsvolle Abſchiedsgabe geworden ſind.

Um aber Richard von Volkmann nicht bloß als berühmten Chirurgen und gefeierten Dichter, ſondern auch als Menſch vollkommen zu würdigen, muß man ihn in ſeinem Hauſe geſehen und kennen gelernt haben, das ihm an der Seite ſeiner „Frau Anne," einer Tochter des auch in weiteren Kreiſen bekannten Profeſſors der Botanik von Schlechtendal, zu einer Stätte des reichſten Glückes geworden iſt. Zehn fröhlich und glücklich gedeihende Kinder, die ihm aus der Ehe mit ihr erblüht ſind, erinnerten unwillkürlich an die „Ölzweige um den Tiſch her," von denen der Pſalmiſt ſingt. Hier in ſeinem Hauſe kam ſeine tief innerliche, gemütvolle Eigenart erſt zu ihrer vollen Geltung, während er ſolchen, die ihn nur von flüchtiger Begegnung her kannten, wohl eine ariſtokratiſche Vornehmheit zeigen konnte, die manchen zu einem ungerechten Urteil verleitet hat. Hier war er für jeden, der ſein Haus betrat, von geradezu bezaubernder Liebenswürdigkeit. Als ein beſonders wohlthuender Charakterzug des Heimgegangenen darf ſeine manchmal ans Verſchwenderiſche grenzende Uneigennützigkeit und Bereitwilligkeit, anderen zu helfen, nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Wie manchem Unbemittelten, den er in ſeiner Klinik unentgeltlich geheilt und gepflegt hat, ließ er auch noch auf ſeine Koſten die erforderlichen Hilfsmittel an Schienen, Krücken oder künſtlichen Gliedern herſtellen, deren er bedürftig war.

Schon ſeit Jahren konnten ſich die Näherſtehenden und Tieferblickenden nicht darüber täuſchen, daß ſeine Kraft gebrochen war. Wiederholt war er genötigt, ſeine ſonſt ſo rüſtige und unermüdliche Thätigkeit durch längere, über die akademiſchen Ferien ſich hinauserſtreckende Urlaubsreiſen zu unterbrechen, aber immer wieder raffte er ſich durch die ihm eigne Willenskraft zu neuem ſchaffensfreudigem Wirken auf, bis gegen Ende des letzten Sommerſemeſters ein Verfall ſeiner Kräfte eintrat, der ihn nötigte, den Gedanken, ſich von aller amtlichen Thätigkeit zurückzuziehen, aufs ernſtlichſte ins Auge zu faſſen. Noch einmal wollte er den Verſuch machen, in der Nervenheilanſtalt des Profeſſors Binswanger zu Jena Heilung zu ſuchen, als eine Lungenentzündung, der ſeine geſchwächten Kräfte nicht mehr gewachſen waren, ſeinem reichgeſegneten Wirken noch früher, als er ſelbſt und die Seinen es gedacht hatten, ein unerwartetes Ziel ſetzte. Am 28. November vormittags $8^1/_2$ Uhr iſt er fern von den Seinen nach kurzem Krankenlager zur ewigen Ruhe eingegangen. Die Anerkennung und Verehrung, die er in den weiteſten Kreiſen ſich erworben hat, gab ſich noch an ſeinem Sarge und Grabe in einer Fülle von Liebes- und Ehrenbeweiſungen kund, wie ſie ſonſt nur einem Fürſten ins Grab zu folgen pflegen. Und als er am 2. Dezember v. J. auf dem Friedhofe zu Halle beſtattet wurde, trauerten mit der ganzen Bevölkerung der Stadt Halle, die ihn zu ihren Ehrenbürgern zählte, Tauſende in der Nähe und Ferne in dem Gefühle, daß in ihm einer der edelſten und beſten Männer unſerer Zeit zu Grabe getragen wurde. Sein Andenken wird noch lange im Segen fortleben!

## Das Fritzche.

### Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Er, Aſten, hatte ihr beſſer gefallen, kein Zweifel! Aber ſie hatte doch ſchließlich nur ein Spiel mit ihm getrieben, wie es Natalie richtig betonte. Hätte ſie ſonſt jetzt ertragen können, ſo gar nichts von ihm zu wiſſen?

So war es beſſer, er trennte ſich von ihr auch durch ein Verſprechen, gerade weil es ihm ſo ſchwer fiel, ſie zu vergeſſen... Er hatte es gethan und war verlobt, — auch er... Und es war gut, daß er es war!... Er ſagte es ſich, aber daß er es noch ſo gar nicht fühlte, die Schuld daran trug ſicher nur ſeine körperliche Schwäche, die es ihm beinahe unmöglich machte, einen eignen Willen zu haben... Er wollte jene andere jetzt ernſtlich vergeſſen, wollte... Friederike... War das ein Spiel ſeiner Phantaſie? Da lag der Name zu ſeinen Füßen, deutlich, in ſchwarzen Schriftzügen, wie ein Spott auf ſeinen Entſchluß...

Zitternd bückte er ſich und hob eine Karte auf, die ihm den Namen zeigte. Er hielt ſie in Händen, er beſichtigte ſie: es war eine wirkliche, greifbare Karte und Friederikens Schrift... Für einen Augenblick fehlte ihm die Kraft zu leſen. Das Blut ſchwirrte ſinnverwirrend in ſeinem Hirn. Dann aber faßte er ſich und begann zu entziffern. Ein Wohlſein zog durch ihn hin, wie ſeit ſeiner Verwundung nicht. In ſein Denken kam Klarheit und ein volles, freudiges Verſtehen. „Ich bin in Angſt um ihn..." Er las die Worte, bis ſeine Augen den Dienſt verweigerten. Dann aber fühlte er ſie feucht werden und die mageren Finger ſanken mit der Karte auf ſeine Kniee. Er war ſchwach wie ein Kind, und wie ein Kind hätte er weinen mögen, aber vor einem Übermaß an Glück, einer Wonne, der ſeine Kräfte ſo wenig gewachſen waren wie vorher dem Weh. Und er ließ ſeine Sinne willig darin untergehen.

Natalie betrat das Zimmer, das ſie mit der Oberin teilte. Schweſter Anna, die kluge, gewandte Pflegerin, die um der Güte und Gerechtigkeit willen, mit denen ſie ihr ſchweres Amt verwaltete, von allen geliebt und gleichzeitig gefürchtet wurde, hatte eine große Zuneigung zu der munteren rheiniſchen Gräfin gefaßt. So unermüdlich wie dieſe, geſchickt und tüchtig zu jeder Hilfe, zeigte ſich keine andere ihrer Untergebenen; dabei verließ ſie ihre friſchquellende Heiterkeit nie. Mit der vornehmen Sicherheit, die ſie zur Herrin jeder Lage machte, vereinte ſie ein glückliches Talent, einer jeden ſich anzupaſſen, in den beſchränkteſten Verhältniſſen ſich Rat zu wiſſen und aus nichts etwas zu machen. Die ſanfte Oberin hatte ſich dadurch raſch daran gewöhnt, die kluge Helferin für unentbehrlich zu halten, und kam gern allen ihren Wünſchen entgegen, um ſich für die Leiſtungen dieſer Perle ihrer Anſtalt erkenntlich zu zeigen. Sie lächelte ihrem Liebling auch jetzt von der Chaiſelongue aus, auf welcher ſie ausgeſtreckt lag, freundlich zu und fragte: „Kommen Sie, um auch etwas zu ruhen? Da will ich Ihnen gern mein Plätzchen einräumen."

„Nein," antwortete Natalie, „ich will mich in angenehmerer Art erfriſchen; ich will in die Heimat ſchreiben." Und ſie ſetzte ein elegantes Reiſeneceſſaire auf ein reichgeſchnitztes Ebenholztiſchchen, das ſich in dem Boudoir befand.

„Unglaublich!" ſagte die Oberin. „Meine liebe Gräfin, ich weiß wirklich nicht, wie Sie es anfangen. Sie erholen ſich geradezu nie und übernehmen doch die ſchwerſten Krankenbetten. Und dabei ſehen Sie alle Tage friſcher und jünger aus."

Natalie hob den Kopf und ſah in den Spiegel. Ein mädchenhaftes Bild ſtrahlte ihr aus ihm entgegen, mit mutwillig lächelnden Lippen und verführeriſch ſchimmernden Augen. Es paßte in ſeiner vornehmen Grazie vortrefflich in dieſes kokette franzöſiſche Boudoir, das ſich wie ein reizender Rahmen darum fügte. Die weiße Seide an den Wänden war durch goldene Arabesken in Felder geteilt und mit Schäferidyllen in frühlingsfriſchen Farben bemalt. An den Fenſtern bauſchten ſich auf weißem Seidengrunde bunte Blumengewinde. Amorinen, welche ſie über das ſchimmernde Glas hinwarfen, ſchmückten die Spiegel, die in allen Ecken die krauſen Rokokozieraten, überreich an Vergoldungen, welche das Zimmerchen faſt erdrückten, widerſtrahlten. Letzteres war wohl eigens geſchaffen, um ſich ſüßen Liebesträumen hinzugeben; aber wie eine bleiche Ironie der Wirklichkeit lag auf der roſenüberſchütteten Chaiſelongue die dunkelgekleidete Diakoniſſin mit den arbeitsmüden Zügen; zeigten ſich in den Schubfächern der vergoldeten Chiffonnieren chirurgiſche Inſtrumente, Verbandſtücke, antiſeptiſche Medikamente; belaſteten die roſa bebänderten Röcke der lächelnden Schäferinnen auf den Teppichen ſchwere Holzkiſten, aus denen kaffeegefüllte Säcke, Pakete voll Thee und Tabak, Zucker, Cigarren, Konſervebüchſen lugten, Liebesgaben für die verwundeten Krieger, welche der Oberin zur Verteilung übergeben worden waren.

Das alles wollte ſich ſchlecht zu dem goldüberſponnenen Schäferidyll reimen. Dagegen Nataliens Bild … Die glückliche Liebe wirkte thatſächlich wie ein Jugendbad auf ſie. Sie überlegte im ſtillen: ſo ein ähnliches Stübchen voll roſiger Liebeständeleien, Amorinen und koſender Schäferinnen wollte ſie ſich einrichten, wenn erſt der ſchöne Männerkopf, den ſie ſich zu eigen gemacht, darinnen ihr feſſelndes Seitenſtück geben würde.

„Hat ſich noch keine Spur jenes Übelthäters, deſſen böſe Pläne Sie ſo heldenhaft vereitelt haben, entdecken laſſen?“ fragte die Diakoniſſin, ſie aus dieſen angenehmen Gedanken reißend. „Nein, ich ſprach eben davon mit Herrn von Seirundsried. Man hat nichts entdeckt. Aber es iſt auch gleichgültig. Er wird nicht wiederkehren. Ich bin ganz beruhigt. Meine Kugel muß ihm die Hand zerſchmettert haben, und er wird mit dieſer Verwundung nicht ſo leicht wie mit der erſten fertig werden. Die Blutſpuren beweiſen es.“ Sie ſagte es ſehr ruhig, indem ſie die Feder anſetzte. — „Welche Kaltblütigkeit bei ſo viel Herzenswärme! Sie hat ſo viel Güte wie Mut,“ dachte die ſelbſt ſo gütige Diakoniſſin. „Würde ſie ſonſt jeden freien Augenblick benutzen, um ihren Angehörigen in der Heimat Nachricht zu geben, auch wenn ſie ihn ihrer Erholung entziehen muß? Ein ſelten vollendetes Geſchöpf!“ — Vielleicht wäre ſie in ihrer Annahme nur beſtärkt worden, hätte ſie der Thätigen über die Schulter geſehen und die Worte geleſen, die dieſe mit ihrem anmutigſten Lächeln eben niederſchrieb: „Liebe Friederike! Ihre freundliche Karte traf mich heute und hat mich wahrhaft gerührt. Wie beſorgt Sie um meinen Pflegling ſind! Denn es iſt richtig: ich habe Herrn von Aſten gepflegt, und es iſt mir eine wahre Herzensfreude, Ihnen die beſten Nachrichten von ihm geben zu können. Die beſten! ja, meine liebe Friederike, Sie ſollen es zuerſt erfahren, da Sie ja ſo lebhaften Anteil an ihm nehmen! Er befindet ſich wohl, ſo wohl, wie er ſich — nach ſeinen eignen Worten — noch nie befunden hat; denn nicht nur körperlich ſollte er unter meiner Pflege geneſen, auch ſein Herz ſollte hier ganz geſunden! Nun, Sie erraten das Wie, ehe ich es Ihnen mitteile: wir haben uns heute verlobt und ſind beide ſo glücklich, ſo glücklich, wie es eben nur zwei Menſchen ſein können, die ſich unſäglich lieb haben! Das Ereignis iſt freilich vorderhand noch ein Geheimnis und ſoll eins bleiben, bis wir in die Heimat zurückkehren, aber Ihnen will ich das Glück des Mitwiſſens nicht vorenthalten. Ich kann ja auch ſicher auf Ihre Verſchwiegenheit rechnen …“

Traudl. Gemalt von F. von Defregger.

So noch ein paar Zeilen, in denen jeder Federſtrich ein Dolchſtoß war, und die lächelnde Schreiberin faltete das Briefchen, ſteckte es in den adreſſierten Umſchlag und erhob ſich damit. Sie wollte dafür ſorgen, daß die Mitteilung heute noch auf den Weg nach Deutſchland kam. Damit war jene fatale Korreſpondenz zwiſchen dem ſchönen Pommern und der exzentriſchen kleinen Amazone, deren unreife Sentimentalität der älteren Landsmännin ſo gefährlich geworden, geſchloſſen. Die teilnehmende Wißbegierde der Kleinen würde damit wohl auch für immer befriedigt ſein.

Schwebenden Schrittes verließ die Gräfin das Zimmer, um ihren Brief ſelbſt zur Poſt zu bringen. Sie war erſt beruhigt, als ſie ihn hatte abgehen ſehen. Da erſt fiel es ihr ein, nach der Poſtkarte in ihrer Taſche zu ſehen. Wo war die geblieben? … Sie fand ſie nicht mehr. Das ſchmale Papier mußte alſo herausgeglitten ſein, ohne daß ſie es bemerkt hatte, und irgendwo liegen … Wenn nur nicht in Aſtens Zimmer! … Das wäre! … Die Suchende hatte Eile, in das Haus zurückzukehren, und betrat die Stube des Verwundeten früher wieder, als es ihre Abſicht geweſen war. — Aſtens Ohnmacht war gewichen und er nach ihr in einen Halbſchlaf verſunken, aus dem er bei dem Eintreten der Gräfin geſtärkt erwachte. Ein leichtes Rot ſtieg aus dem braunen Kraushaar des Bartes hervor in ſeine Wangen, als er ſie nahen ſah. — Sie bemerkte es, wußte jedoch nicht recht, wie ſie es deuten ſollte, goß ein Glas ſtarken Wein ein und reichte es ihm. — „Ich habe Furcht, daß Sie über der Seele den Körper vergeſſen,“ ſagte ſie und ſah ihn mit verborgener Unruhe lächelnd an. — Er dankte höflich ernſt und trank. —

Während es geſchah, ließ ſie ihre Augen ſuchend über die Teppiche und Möbel des Zimmers fliegen.

„Ach ja,“ ſagte er, das Glas hinſetzend, „Sie ſuchen etwas, was Sie vorhin verloren haben. Ich hob es auf … Hier dieſe Karte …“ Er zog ſie aus dem Bruſtteil ſeiner Uniform und zeigte ſie ihr, ohne das Papier noch aus den Händen zu geben.

Sie war ja vorbereitet — zum Glück — dennoch koſtete es ihr Mühe, jede Spur der Aufregung in ihren Mienen zu unterdrücken.

„Ganz recht,“ ſagte ſie, „von Friederike. Ich wollte Ihnen eben Mitteilung davon machen.“

„Wollten Sie?“ fragte er, und ſein Ton nahm eine tiefe Bitterkeit an: „Wirklich? Gräfin, erlauben Sie, daß ich daran zweifle … Sie haben mich betrogen!“

Sie fuhr auf: „Ich Sie? … Wie hätte ich das gemacht?“

Er blieb kühl. „Auf dieſe Scheinfrage wiſſen Sie die Antwort voraus: Sie haben Briefe und Karten unterſchlagen, die von Fräulein von Waibach an mich gerichtet waren. Ich habe dieſe Karte geleſen. Sie ſagt es mir.“

Der Blick, welcher ſchmerzlich ſein ſollte, nahm jetzt den aufrichtigen Ausdruck des Zornes an, während die Dame herbe fragte: „Was ſagt Ihnen dieſe Karte?... Da ſteht nur, daß Briefe und Karten verloren ſeien. Was gibt Ihnen das Recht, anzunehmen, daß gerade ich ſchuld daran trage?“

Doch auch in Aſtens Blick ging nach dieſer Antwort eine Wandlung vor. Die Kälte in ihm ging in Verachtung über. „Ich hoffte, Sie würden wenigſtens den Mut haben, ein Geſtändnis zu wagen, den Stolz, jetzt — in letzter Stunde — noch aufrichtig zu ſein,“ entgegnete er kurz.

Ihre Blicke ſenkten ſich. Der Appell an den einen wahrhaften Zug ihres Weſens blieb nicht wirkungslos. Einen Augenblick noch kämpfte ſie, dann rief ſie, ſich ſtürmiſch aufrichtend: „Nun ja denn! ich habe es gethan. Wenn es denn geſagt ſein muß, — auch mir iſt's ja lieber, es iſt klar zwiſchen uns! Aber nun — was wollen Sie daraus folgern? Machen Sie mir ein Verbrechen daraus? Welch anderes denn als dies, daß ich Sie liebte und dieſes Tändeln mit einem unreifen Herzen, das nur das Ihre an jeder ehrlichen Neigung hinderte, zu enden wünſchte. Friederike machte Sie zum Spielzeug ihrer Laune, ich habe es Ihnen ſchon geſagt, anderes können Sie nicht von ihr erwarten. Ich fand es unwürdig, Sie dazu ſich hergeben zu ſehen.“

„Es iſt Ihre fortgeſetzte Bemühung, Fräulein von Waibach bei mir zu verdächtigen,“ ſagte Aſten bitterer werdend. „Ich kann dies aber ſo wenig billigen, wie den Verſuch, die Freiheit meines Handelns zu beeinträchtigen; ein Verſuch, den Sie mit dem Zurückhalten der Briefe machten. Ich bitte um dieſe Briefe.“

Natalie preßte ihre Hände um die Lehne eines Stuhles und ſtieß ihn mit den Füßen gegen die Diele. Ihre Geduld war zu Ende.

„Sie ſind nicht mehr vorhanden, dieſe Briefe!“ rief ſie mit ſo viel aufrichtigem Trotz, wie er nur wünſchen konnte. „Aber nochmals, Herr von Aſten, bedenken Sie, aus welchen Gründen ich ſie verbrannte...“

Ihre ſchönen dunklen Augen drängten ihre Blicke förmlich an ihn. Es war Stolz und Trotz darin, aber unter ihnen auch eine leidenſchaftliche Wärme, an der nichts Erkünſteltes war.

Aſten fühlte das und ward verwirrt.

„Es iſt gut; wir wollen nicht mehr darüber ſprechen. Sie werden mir jedoch geſtatten, daß ich dieſe Karte an Stelle der mir von Ihnen entzogenen behalte,“ ſagte er, das ſchmale Papier auf ſeine Bruſt zurücklegend.

Sie erblaßte.

„Wollen Sie das nicht lieber unterlaſſen? Glauben Sie nicht ſelbſt, Aſten, daß es beſſer iſt, dieſem nutzloſen Spiele ein Ende zu machen?“ fragte ſie, im Ton ihn immer noch an ihre Rechte mahnend.

Aber die Wirkung war eine andere, als ſie erwartet hatte.

„Ich behalte mir die Freiheit vor, über meine Beziehungen zu Fräulein von Waibach allein zu urteilen, und bitte Sie, dies fernerhin nicht zu vergeſſen,“ erwiderte er kalt.

Sie beherrſchte ſich nicht mehr.

„Das iſt viel verlangt!“ rief ſie mit flammenden Augen. „Mir ſcheint wahrlich zu viel! Aſten, Sie haben mir bereits Ihr Wort gegeben. Sie gehören mir!“

Er erhob ſich halb von ſeinem Sitze.

„Ich nehme dies Wort zurück,“ ſagte er, „denn — ich wiederhole es: Sie haben mich betrogen. Mein Vertrauen in Sie iſt dadurch zerſtört, und ich kann nicht mit einer Dame in die Ehe treten, deren Wahrhaftigkeit ich nicht vertrauen kann.“

„Nicht?“ rief ſie, und aus dem leidenſchaftlich bewegten Geſicht zuckten vernichtende Blitze. „Sie wollen Ihr gegebenes Wort zurücknehmen? So muß ich Ihnen ſagen, Herr Major, Sie können das nicht! Es thut mir leid, Sie an Ihre Pflicht erinnern zu müſſen, an Ihre Pflicht einer Dame gegenüber, aber es fällt auf Sie zurück, daß ich dazu gezwungen bin.“

„Und welches wäre dieſe Pflicht?“ fragte er mit farbloſen Lippen.

„Ich will es Ihnen ſagen, wenn Sie es von ſelbſt ſo gar nicht verſtehen: Sie haben mich kompromittiert und ſind es mir ſchuldig, mich zur Frau zu nehmen. Mein Ruf hat unter meinem Alleinſein mit Ihnen gelitten, das heißt, um Ihretwillen habe ich ihn preisgegeben. Ihr Leben war nur zu retten, wenn Sie die unausgeſetzteſte Pflege erhielten. Kein Auge durfte von Ihnen verwendet werden, keine Störung, auch nicht die kleinſte, unbedeutendſte Ihre Geneſung gefährden. Das war nur möglich, wenn Sie ein Zimmer für ſich allein behielten, wenn mir das Recht ward, Tag und Nacht Sie zu bewachen, allein für Sie zu leben. Ich konnte das nur auf einem Wege erlangen: ich erklärte, Sie ſeien mein Verlobter. Was hatten Sie ſonſt anderen Verwundeten voraus, auch mir gegenüber? Nur ſo ließ mein Verlangen ſich rechtfertigen, nur weil meine Behauptung Glauben fand, ward es mir gewährt. Sie bekamen dieſen abgeſonderten Raum, und ich pflegte Sie. Aber draußen, bei den Johannitern und Diakoniſſinnen, bei den Offizieren, welche verwundet im ſelben Lazarett lagen, und bei denen, welche jene beſuchten, galten Sie für meinen Bräutigam. Wollen Sie nun, da Sie geneſen ſind, hinaustreten und jenen ſagen: Gräfin Walden hat Sie betrogen .... Ich bin nicht mit ihr verlobt. Sie hat mich nur gepflegt, wollte mich pflegen um jeden Preis, weil ſie verliebt in mich war. Nur um ſich das Recht der Pflege zu erwerben, verbreitete ſie die Lüge unſerer Verlobung. Ihre Abſicht iſt gelungen und ſie hat mein Leben gerettet, nicht einmal, nein, mehrmals hat ſie den Tod von mir vertrieben, aber zur Frau mag ich ſie deshalb doch nicht... Sie werden das nicht ſagen, Aſten, denn Sie werden fühlen, daß Sie es nicht können, daß es eine unehrenhafte Handlung wäre. Ja, ich habe Sie mehrmals vom Tode errettet, nun wohl, den Mann habe ich mir gerettet, der mir gehörte, den ich erwählt hatte, und er muß mir bleiben, wenn ich nicht ſtatt ſeiner zu Grunde gehen ſoll. Sie werden das jetzt verſtehen, denke ich, und Ihre Pflicht nicht mehr verkennen.“

Der Major war ſtehengeblieben, um ſie zu hören, doch bei jedem ihrer Sätze hatte ſein bleiches Geſicht ſich in düſterere Falten gelegt. Als ſie ſchwieg, ſank er wortlos in ſeinen Stuhl zurück.

Eine Pauſe entſtand, in welcher beide ſich atmen hörten. Sie ward peinlich für Natalie.

„Ich hätte nicht ſo zu Ihnen ſprechen mögen,“ begann ſie weicher abermals, „ich war ſo glücklich, daß Sie ſelbſt den rechten Weg gefunden hatten, ſo glücklich über Ihre Worte heute früh. Wenn Sie wüßten, wie gern ich Sie habe, Aſten, aus wie vollem Herzen ich gethan habe, was ich für Sie gethan!...“

Aber dieſe Weichheit vermehrte nur ſeine Pein, und er hob eine Hand abwehrend gegen ſie.

„Gräfin, ich bitte Sie! Sehen Sie denn nicht, daß ich keine Kräfte mehr habe? O, Sie machen einen furchtbaren Gebrauch von Ihren Rechten... von Ihren Rechten als Frau, von denen der vornehmen Dame...“

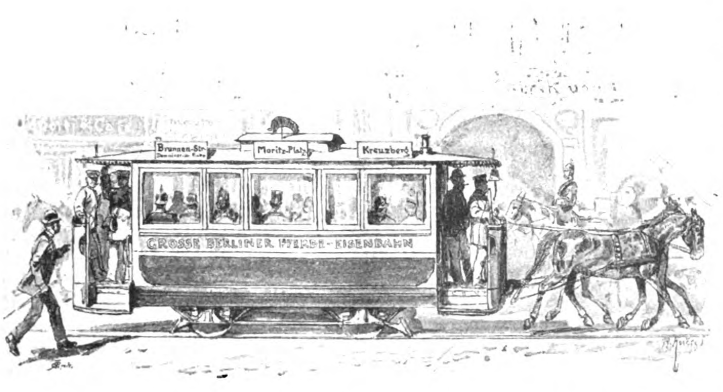
Und das war alles!... Nur dieſer Vorwurf! und kein Wort, welches verriet, daß ſeine Ritterlichkeit ſich rührte, daß ſeine Dankbarkeit aus ſeinem Herzen endlich wieder in ſein Bewußtſein trat!...

Natalie war empört. Aber der eigenſinnige Entſchluß, ihn feſtzuhalten, koſte es, was es wolle, ward nur feſter in ihr. In dieſer Stunde freilich, fühlte ſie, könne ſie nichts erreichen und ſtieß deshalb den Stuhl, auf den ſie ſich noch ſtützte, heftig von ſich.

„Es iſt gut,“ ſagte ſie, „ich verlaſſe Sie jetzt und werde nicht eher wiederkommen, bis ich hoffen kann, daß Sie ruhiger geworden und gerechter denken lernten.“

Sie ging und ließ ihn allein.

(Fortſetzung folgt.)



## Die Berliner Pferdeeiſenbahn.

Eine Studie aus der Reichshauptſtadt von A. O. Klaußmann.

(Abdruck verboten.)

Bei Beginn der Regierung König Wilhelms war Berlin eigentlich nichts weiter als eine recht große Provinzialſtadt, die nebenbei die Reſidenz repräſentierte.

Noch im Jahre 1861 hatte Berlin keine anderen öffentlichen Fuhrwerke als die Droſchken (ſeit 1739, in welchem Jahre wenigſtens der erſte Verſuch gemacht worden war), die Thorwagen, welche heute noch zum Teil beſtehen, und die Omnibuſſe, eine damals noch ziemlich neue Erfindung, denn der erſte Omnibus lief im Jahre 1823 in Paris.

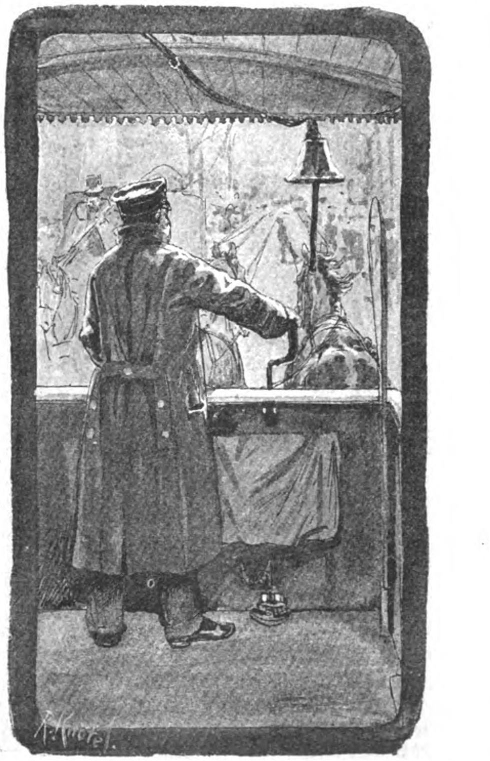
Erſt im Jahre 1865 wurde die erſte Pferdebahn von Berlin nach Charlottenburg ins Leben gerufen. Wir verdanken dieſes Inſtitut den Amerikanern. New York hatte ſchon im Jahre 1856 die erſte Pferdeeiſenbahn, welche bald in den anderen größeren Städten Amerikas Nachahmung fand. In Europa hatte man zu dieſer amerikaniſchen Erfindung anfangs wenig Vertrauen, und erſt ſehr ſpät, am Anfange der ſechziger Jahre, entſchloß ſich London, die amerikaniſche Pferdeeiſenbahn einzuführen. Jetzt fing man auch im übrigen Europa an, die Vorteile dieſer Einrichtung einzuſehen, aber erſt im Jahre 1865 kam die neue Erfindung, wie bereits erwähnt, nach Berlin, und der erſte Verſuch war der Bau der Bahnſtrecke von Berlin nach Charlottenburg. Die Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft erlebte vorläufig wenig Freude an dieſem erſten Verſuche, ſie verfügte natürlich nicht über routinierte Beamte und Arbeiter. So wollte es denn zuerſt mit dem Unternehmen gar nicht „klappen." Die Schienen waren infolge mangelnder Erfahrung nicht richtig verlegt worden, und die Wagen ſprangen fortwährend aus dem Geleiſe, wodurch der Verkehr geſtört und jede ſchnelle Beförderung unmöglich gemacht wurde. Kutſcher, Kondukteure und Publikum konnten ſich in die neuen Verhältniſſe nicht fügen, und das Inſtitut kam in entſchiedenen Mißkredit.

Aber auch dieſe erſten Betriebsſchwierigkeiten wurden überwunden, und der Berliner gewöhnte ſich an das neue Verkehrsmittel, welches auch den Unternehmern Einnahmen und Verdienſt brachte. Man fing an zu begreifen, daß eine Verbindung Berlins mit den Vororten vermittelſt der Pferdebahn für die Städter wie für die Vorörtler eine große Annehmlichkeit ſei.

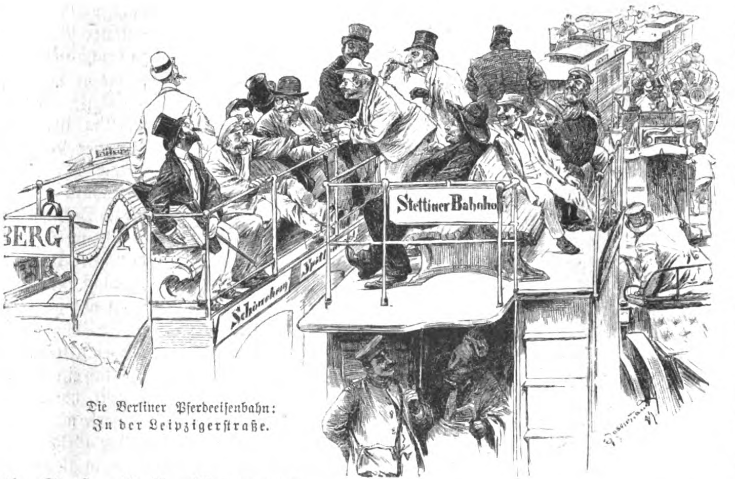
Im Jahre 1871 bildete ſich unter dem Namen Große Berliner Pferdeeiſenbahn-Aktiengeſellſchaft eine Geſellſchaft mit einem Kapital von anderthalb Millionen Mark, welche kühn genug war, auch die inneren Teile der Stadt mit Pferdebahnlinien verſehen zu wollen. Die Anfänge aber waren auch für dieſe Geſellſchaft nicht leicht.

Im Januar 1872 erhielt die Geſellſchaft die erſte Konzeſſion zum Bau einer Bahn vom Roſenthaler Thor nach dem Geſundbrunnen (alſo wieder nach einem Vororte), und am 26. Auguſt wurde mit dem erſten Spatenſtich die Bauthätigkeit der Geſellſchaft eröffnet. Wir werden im folgenden Veranlaſſung nehmen, uns hauptſächlich mit der Geſchichte dieſer Geſellſchaft zu beſchäftigen, nicht nur deshalb, weil ſie die größte, ſondern auch weil ſie die wichtigſte der Verkehrsgeſellſchaften Berlins iſt, und weil neben ihr die Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft, welche zuerſt die Strecke Berlin-Charlottenburg gebaut, und ebenſo die Neue Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft, welche dem Verkehre mit den öſtlichen Vorſtädten dient, wenig ins Gewicht fallen. — Der Bau wäre wohl auf dieſer erſten Strecke, Roſenthaler Thor-Geſundbrunnen, raſcher vorgeſchritten, wenn ſich ihm nicht plötzlich ein großes Hindernis entgegengeſtellt hätte. Die Berlin-Stettiner Eiſenbahngeſellſchaft proteſtierte nämlich dagegen, daß die Geleiſe der Pferdebahn über ihre Geleiſe gelegt wurden, d. h. das Schienengeleiſe der Eiſenbahn in gleichem Niveau kreuzten. Die neue Pferdebahngeſellſchaft mußte ſich daher darauf beſchränken, die erſte Strecke nur vom Roſenthaler Thor bis zur Badſtraße, d. h. bis an die Geleiſe der Stettiner Eiſenbahn zu bauen, wobei durch die Neupflaſterungen ſehr viel Koſten und Schwierigkeiten entſtanden.

Am 8. Juli 1873 wurde der Betrieb auf dieſer Strecke eröffnet und dieſelbe von 4403 Perſonen benutzt, von denen zuſammen 728 Mark eingenommen wurden. Die Eröffnung des Betriebes auf der ganzen Linie vom Roſenthaler Thor bis zum Bahnhofe der Geſellſchaft auf dem Geſundbrunnen konnte erſt am 22. Februar 1874, nach Beſeitigung der Hinderniſſe, welche die Stettiner Bahn bereitete, erfolgen. Es wurden aber im Jahre 1873 noch gebaut und in Benutzung genommen: die an die Geſundbrunnenlinie anſchließende, die



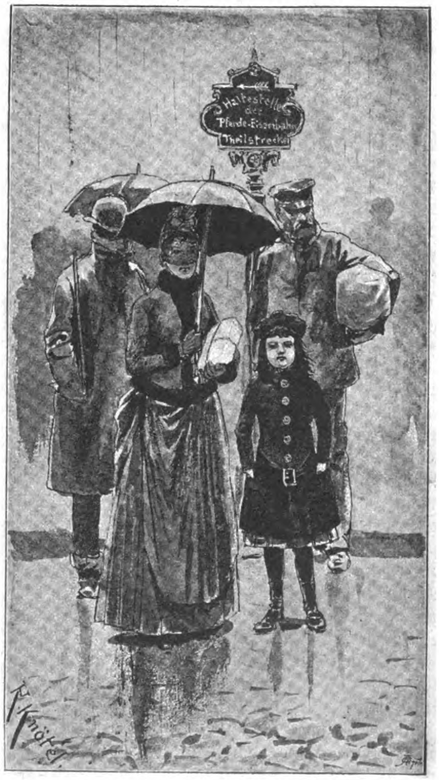
Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Vorderperron eines Wagens.



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: In der Leipzigerſtraße.

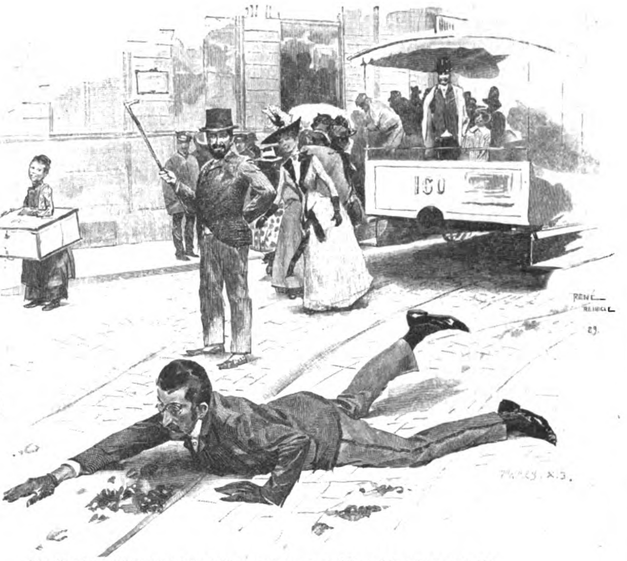
Bahn vom Roſenthaler Thore durch die Elſaſſer Straße bis zum Oranienburger Thor, ein Teil der heutigen „Ringbahn,“ ferner die Bahn vom Potsdamer Thor durch die Königgrätzer Straße bis zum Halleſchen Thor und, über eine für den Bahnbetrieb proviſoriſch erbaute Brücke über den Kanal und den jetzigen Blücherplatz hinweg durch die Belle-Alliance-Straße bis zur Baruther Straße. In Angriff genommen wurden die Strecken vom Roſenthaler nach dem Schönhauſer Thor und von dort nach Pankow, ſowie auch eine Bahn nach dem Stadtteile Moabit.

Am Schluſſe des Jahres 1873 hatte die Geſellſchaft bereits $14^1/_2$ Kilometer Geleiſe im Betriebe, hatte 780 782 Perſonen befördert und dafür 123 801 Mark eingenommen. Sie beſaß 44 Wagen, 137 Pferde und 137 Perſonen im Dienſt. — Trotzdem man heute ſagen muß, daß die damals errichteten Linien im Innern der Stadt keineswegs für einen Verſuch günſtig waren, war der Erfolg der Geſellſchaft doch ein ganz bedeutender. Das Publikum hatte eingeſehen, welche Vorteile ihm dieſes billige Transportmittel durch die ſchnelle Beförderung und durch die Zeiterſparnis bringen müſſe. Die Geſellſchaft hatte zu ihren Unternehmungen Vertrauen gewonnen, als ſie ſah, daß das Publikum ſich für die inneren Bahnlinien erwärmte. Schon begann man in den verkehrsreichen Stadtteilen zu ahnen, daß eine Zukunft für dieſe erſt erſtehen könne, ſobald ſie von Pferdebahnen durchzogen und an das große Pferdebahnnetz angeſchloſſen ſein würden, welches die Geſellſchaft laut Kontrakt mit der Stadt Berlin innerhalb beſtimmter Friſten allmählich auszubauen hatte. — Die Stadt Berlin hatte ſich auch gewiſſe Rechte der Geſellſchaft gegenüber vorbehalten und eine Entſchädigung von der Pferdebahn für die Benutzung der Straßen gefordert. Die Geſellſchaft mußte nicht nur eine hohe Kaution beim Magiſtrat hinterlegen, ſondern ſich auch verpflichten, einen Teil ihrer Einnahmen an die Stadt abzugeben und außerdem bedeutende Beiträge zur Pflaſterung der Straßen zu zahlen, durch welche Linien der Pferdebahngeſellſchaft geführt wurden. Dieſe Abgabe, welche die Pferdebahn aus ihren Einnahmen per Jahr an die Stadt Berlin zu leiſten hat, beträgt $6^1/_2$ Prozent und ſtieg für das Jahr 1886 auf 674 632 Mark. Die Beiträge zur Neupflaſterung von Straßen und zur Reparatur des Pflaſters, welche die Große Berliner Pferdebahngeſellſchaft an den Magiſtrat bezahlte, beliefen ſich im gleichen Jahre auf 205 685 Mark. Die Entwickelung der Geſellſchaft ging jetzt nicht allmählich, ſondern merkwürdigerweiſe in gewiſſen Sprüngen vor ſich. Im Jahre 1874 z. B. hatte die Geſellſchaft im Betriebe 38,7 Kilometer Geleiſe und beförderte $5^3/_4$ Millionen Perſonen; im nächſtfolgenden Jahre hatte die Geſellſchaft 74 Kilometer in Betrieb, alſo faſt das Doppelte des Vorjahres und beförderte $15^1/_3$ Millionen Fahrgäſte, alſo faſt das Dreifache des Vorjahres. Eine ſehr raſche Steigerung erfolgte noch von 1875 bis 1876, denn am Schluſſe dieſes Jahres hatte die Geſellſchaft 90,5 Kilometer Geleiſe in Betrieb und faſt 23 Millionen Menſchen in den letzten zwölf Monaten befördert.



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Halteſtelle.

Von da ab entwickelten ſich die Pferdebahnen in Berlin allmählich. Mehr und mehr Linien wurden gebaut, enger und enger die Maſchen des Netzes, welches Berlin bedeckte, gezogen. — Bald machte ſich der günſtige Einfluß der Pferdebahnen nicht nur auf den Verkehr, ſondern auch auf die anderen Verhältniſſe Berlins bemerkbar. Das Pflaſter verbeſſerte ſich raſch in den Hauptſtraßen der Stadt. Man entdeckte, daß die Mietspreiſe in den Häuſern ſtiegen, an welchen die Pferdebahn vorüberführte, man ſah ein, daß die Geſchäftsgegenden gehoben wurden und mehr Zufluß von Kunden erhielten, welche an Pferdebahnlinien lagen, und bald drangen ſowohl Hausbeſitzer wie Mieter darauf, daß die Straßen, in denen ſie wohnten, an die Pferdebahn angeſchloſſen wurden. — Aus den Vorteilen, welche die Pferdebahn gebracht hatte, war ein Bedürfnis geworden, welches von Tag zu Tag unentbehrlicher wurde, und deſſen Bedeutung beſtändig wuchs. Im Jahre 1880 verfügte die Große Berliner Pferdebahngeſellſchaft über 130 Kilometer Geleiſe und 368 Wagen, über 1766 Pferde und 1531 Beamte. Die Einnahmen betrugen 5,8 Millionen Mark, und doch, welcher Unterſchied, wenn wir jetzt einen Sprung in der Entwickelungsgeſchichte der Großen Berliner Pferdebahngeſellſchaft machen und ihre letzten offiziellen Daten vom Jahre 1887 vorführen. In dieſem Jahre verfügte die Geſellſchaft über 218,9 Kilometer Geleiſe, 4206 Pferde, 745 Wagen und 2635 Perſonen als Beamte und hatte von Januar bis Dezember 943 Millionen Menſchen befördert. Die Einnahmen betrugen in jenem Jahre 11$^1/_3$ Millionen, die Ausgaben 5$^1/_2$ Millionen Mark, d. h. der Etat der Großen Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft war ſo groß wie der des Herzogtums Anhalt, welches kaum über eine gleich große Einnahme gebietet. — Suchen wir uns ferner klarzumachen, welche Bedeutung dieſe Zahlen haben, die wir hier mit ſtatiſtiſcher Kürze angaben. Mit dem Pferdematerial könnten mehr als ſechs Kavallerieregimenter vollſtändig verſehen werden. Der Perſonenbeſtand repräſentiert, ſelbſt wenn wir 45 Gehilfinnen abrechnen, immer noch mehr als 1$^1/_2$ Regiment Infanterie auf Friedensſtärke, und ſo kann man denn in Wirklichkeit von einem kleinen „Verkehrsſtaat“ und von einer kleinen „Verkehrsarmee“ ſprechen. Kommen doch zu den 697 obenerwähnten Wagen für die Perſonenbeförderung noch Arbeits- und Dienſtwagen, 16 Lowries, 16 Schneefegemaſchinen, 20 Salzwagen, 2 Kutſchwagen, ein Omnibus, ein Kremſer und 10 Schlitten.

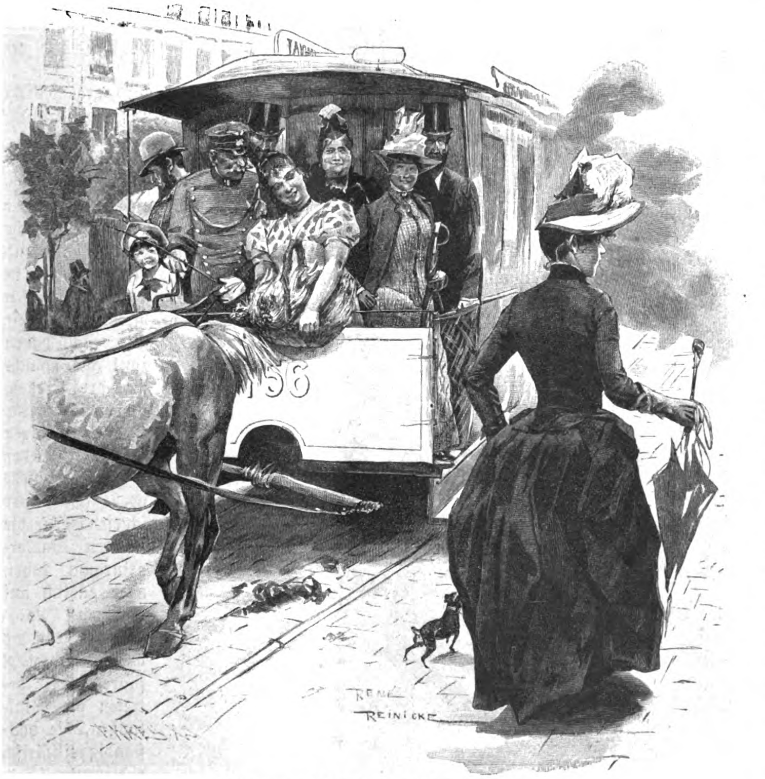


Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Wenn man graziös abſpringen will.

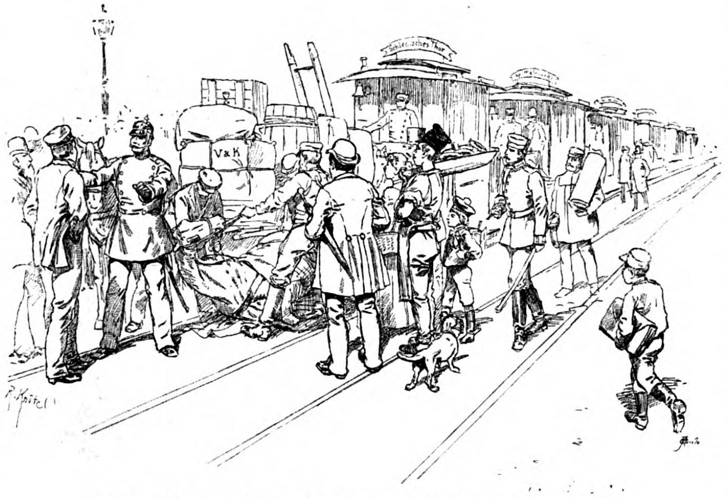
Das Betriebsmaterial der Geſellſchaft iſt in ſiebzehn großen Bahnhöfen untergebracht, welche teils in den Vororten Berlins, teils an verſchiedenen Punkten der Stadt angelegt ſind und allein ein Grundeigentum der Geſellſchaft von hunderttauſend Quadratmetern repräſentieren.

Wollen wir uns aber noch näher vergegenwärtigen, welche Bedeutung der Pferdebahnverkehr für Berlin hat, welche großartigen Dimenſionen derſelbe bis jetzt angenommen hat und noch fortwährend annimmt, betrachten wir nur ſeine koloſſale Ausdehnung.

3003 Pferdebahnwagen paſſieren zur Zeit alltäglich die Ecke der Leipziger- und Charlottenſtraße, jenen Punkt in dem weitverzweigten Berliner Straßennetz, welcher überhaupt den ſtärkſten Pferdebahnverkehr aufzuweiſen hat. Da der Betrieb der Pferdebahnen in ſeinem vollen Umfange täglich fünfzehn volle Stunden umfaßt, ſo kommen während dieſer Zeit auf die Minute mehr als drei Wagen, die jenen Punkt zu kreuzen haben. An dieſem koloſſalen Verkehr partizipieren elf Linien. Allein auf der Linie von der Behrenſtraße nach der Brandenburgſtraße bezw. nach dem Görlitzer Bahnhofe kurſieren die Wagen täglich, beide Richtungen vereinigt, 627 mal. Die Hafenplatz-Linie weiſt 308, die Moabiter Linie vom Spittelmarkt 244, die vom Moritzplatz 236, die Kreuzberglinie von der Friedrichſtraße 240, die vom Köllniſchen Fiſchmarkt 238, die Linie Zoologiſcher Garten-Holzmarktſtraße 242, die Schöneberger 240, die Linie Schleſiſches Thor-Behrenſtraße 232 und die Rixdorfer Linie von der Behrenſtraße 154 Fahrten auf. Derjenige Punkt, welcher den nächſtſtärkſten Verkehr zeigt, iſt der Potsdamer Platz, den die Pferdebahn auf acht Linien täglich mit 2162 Fahrten berührt. An dritter Stelle iſt im Innern der Stadt der Spittelmarkt zu nennen, der den Ausgangs-, End- und Durchgangspunkt für 1774 Fahrten bildet, die ſich gleichfalls auf acht Linien verteilen. 1772 Wagen der Pferdebahn ſieht täglich das Halleſche Thor vorbeipaſſieren, und 1460 Wagen kreuzen



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Beim Kutſcher.



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Verkehrsſtörung durch Sperrung des Geleiſes.

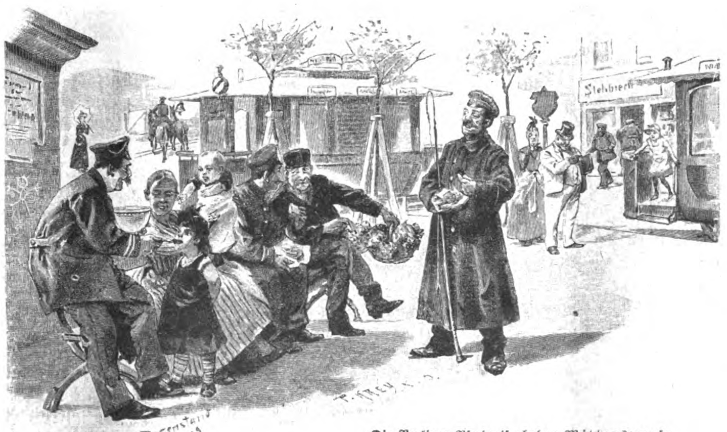
den Platz vor dem Brandenburger Thor. Den Verkehr der Stadt mit dem Kreuzberg vermitteln, wenn man die Tempelhofer Linie mitrechnet, täglich 1010 Wagen. Auf der Linie vom Dönhofsplatz werden 376, auf der von der Friedrichſtraße 240, auf der vom Köllniſchen Fiſchmarkt 238 und endlich auf der Tempelhofer Linie 156 Fahrten gemacht. 817 Fahrten beginnen täglich am Zoologiſchen Garten bezw. enden dort. Der Verkehr Berlins mit Charlottenburg wird von ſeiten der Pferdebahn durch 733 Fahrten täglich bewirkt. Mit Rixdorf iſt, beide Richtungen vereinigt, 464 mal, mit Schöneberg 240 mal, mit Pankow 156 mal, mit Treptow 30 mal Verbindung. In Moabit enden und beginnen 843 Fahrten. Rechnet man den Moritzplatz und die Halteſtelle an der Brandenburgſtraße als ein einziges Verkehrscentrum, ſo hat man von dieſem aus 2031 mal Gelegenheit, nach den verſchiedenſten Himmelsrichtungen hin per Pferdebahn zu gelangen. — Im Weſten iſt die Potsdamer- und Lützowſtraßenecke der von der Pferdebahn am meiſten frequentierte Punkt und täglich auf 1546 Fahrten gekreuzt. — Dieſe wenigen Daten dürften wohl genügen, um ein Bild von dem gewaltigen Verkehr zu, geben, welchen die Straßen der Reſidenz zu bewältigen haben. Es ſei zum Schluß nur noch bemerkt, daß allein die Große Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft täglich 7142 Fahrten macht.

Im Anſchluß an dieſe originelle Statiſtik ſei erwähnt, daß die Daten ſämtlich zu niedrig gegriffen ſind, da ſeit der Aufſtellung dieſer Statiſtik ſchon wieder bedeutende Veränderungen im Betriebe und in den Ergebniſſen der Pferdebahn ſtattgefunden haben, und daß eine ſolche Statiſtik eigentlich immer nur für ein paar Wochen Gültigkeit hat, weil das Pferdebahnweſen Berlins in einer beſtändigen, gedeihlichen Entwickelung begriffen iſt. — Auch dem Fremden, der ſich in Berlin nur zeitweiſe aufhält, wird hin und wieder Gelegenheit geboten, die Großartigkeit des Verkehrs zu bewundern, wenn er gerade an eine wichtige Stelle kommt, auf der ſich momentan ein Verkehrshindernis bildet. Es kommt vor, daß Pferde ſo unglücklich ſtürzen, daß ſie womöglich eine Hauptgeleiſekreuzung der Pferdebahn verſperren und ſo ein Verkehrshindernis bilden, von dem man ſich, ſo lange man nicht die einſchlägigen Verhältniſſe kennt, keinen Begriff machen kann. Springen doch gewöhnlich nicht nur die Kutſcher, ſondern auch Schutzleute, Männer aus dem Publikum und vor allem die Kondukteure der herankommenden Pferdebahnwagen zu, um ein ſolches Hindernis wegzuräumen. Wenige Minuten nur hat es gedauert, bis die Verkehrsſtörung beſeitigt war, wenn man ſich aber umſieht, ſo erſchrickt man bald über die Anzahl von Pferdebahnwagen, die ſich von beiden Seiten her an der Hindernisſtelle feſtgefahren haben und natürlich den verſchiedenſten Linien angehören. Minutenlang entwickelt ſich nun ein „Korſo“ von Pferdebahnwagen, welche durch das nur wenige Minuten dauernde Hindernis aufgehalten wurden, und einige Minuten dauert es, bis das ohrenbetäubende Klingeln aufhört, mit dem die wieder raſch zufahrenden Kutſcher ihre Signale geben.

Zu den Vorteilen, welche die Pferdebahn dem Berliner gewährt, gehört vor allem die Erſparnis von Zeit. Man hat auch in dieſer Beziehung eine intereſſante Statiſtik aufgeſtellt und iſt zu der Behauptung gekommen, daß in Berlin durch die Pferdebahn jährlich ungefähr 6000 Arbeitsjahre erſpart werden.

Der ganze Verkehr der Pferdebahn wird gegenwärtig durch 35 ſtändige Linien bewältigt und in Fluß gehalten durch ein Aktienkapital von $26\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Wenden wir uns nun, nachdem dieſe ſtatiſtiſchen Daten vorausgeſchickt ſind, zu dem Verkehr und dem Getriebe innerhalb desſelben, und beginnen wir damit, daß wir einen der großen Bahnhöfe beſichtigen. Wir wählen zu unſerm Beſuche die Nachmittagsſtunden, kurz vor Anbruch des Abends, und machen zuerſt einen Rundgang in dem großen Gehöft, in welchem natürlich die Pferdeſtälle die Hauptgebäulichkeiten bilden. — Dieſe Pferdeſtälle haben zwei, auch manchmal drei Etagen, d. h. die Pferde kommen in ihren Stall entweder von ebener Erde oder auf einer ſchiefen Ebene, die in den Souterrainraum führt, oder endlich auf erhöhten Laufbrücken, die in das obere Stockwerk führen. Wir betreten die Stallungen, die vollſtändig militäriſch eingerichtet ſind. Wenn uns der



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Mittagspauſe.

Hofverwalter oder irgend ein Aufſichtsbeamter begleitet, ſo tritt jedesmal, wenn wir in eine neue Stallabteilung kommen, der Stallwachthabende an ihn heran und meldet militäriſch die Zahl der anweſenden Pferde, die Zahl der im Dienſt befindlichen, die Zahl der erkrankten ꝛc. Dieſelbe muſterhafte Reinlichkeit, die wir in den Ställen der Armee zu finden gewohnt ſind, ſehen wir auch hier. Ebenſo wie dort hat auch hier jedes Pferd ſeinen Namen, außerdem aber ſeine Nummer, und während wir durch den Gang ſchreiten, von dem rechts und links ſich die einzelnen Stände der Pferde befinden, drehen ſich die Tiere um, um einen prüfenden Blick auf uns zu werfen. Sie laſſen ſich nicht ſtören, denn ſie wiſſen genau, daß ihre Arbeitszeit noch nicht gekommen iſt. Sie freſſen auch ruhig weiter von ihrem Futter, welches aus Hafer, gequetſchtem Mais, Heu, Stroh, Kleie und, je nach der Jahreszeit, auch in Grünfutter und Mohrrüben beſteht. Der Dienſt der Pferdebahnpferde iſt bekanntlich ein ſo angeſtrengter, daß ſie die doppelte Ration des Futters erhalten, welches andere Pferde bekommen, die vor Laſtwagen gehen und ſchwer arbeiten müſſen.

Die Hauptanſtrengung liegt in dem Anziehen der Wagen, nachdem dieſelben gehalten haben, und darin, daß die Pferde, wenn ſie nicht mit dem Wagen halten, beſtändig „Trab“ laufen müſſen. Außerdem iſt die Abnutzung des Hufes durch das beſtändige Laufen auf dem Pflaſter eine ſehr ſtarke. Erwähnen wir hier gleich, daß die Tagesration eines Pferdes ſich auf durchſchnittlich 1 Mark 50 Pfennig pro Tag beläuft, und daß in dieſer Summe auch die Koſten für Streu, für welche ausſchließlich „Torfſtreu“ verwendet wird, auch die Löhne für die Furagemeiſter und Furagekutſcher und für die Beförderung des Futters ſich befinden. Hauptſächlich wird mit Mais gefüttert, von welchem jährlich über 6 Millionen Kilo verwendet werden. Von Heu werden 5 Millionen Kilo, von Stroh 4 Millionen, von Hafer $3^3/_4$ Millionen Kilo jährlich verbraucht.

Die Pferde müſſen natürlich für den Dienſt ſoviel als möglich ausgenutzt und doch geſchont werden. Es iſt alſo die Hauptſorge des Hofverwalters, auf jedem Bahnhofe darauf zu ſehen, daß die Pferde auf der einen Seite nicht zu ſehr angeſtrengt werden, auf der anderen Seite nicht zu viel im Stalle ſtehen. Das Pferdematerial iſt koſtbar. Die Tiere, meiſt ungariſchen und däniſchen Schlages, koſten im Durchſchnitt pro Stück 2000 Mark und nutzen ſich außerordentlich ſchnell ab. Unter normalen Verhältniſſen iſt ihr Dienſt ſo, daß ſie zwei Stunden hintereinander vor dem Wagen gehen, dann vier Stunden ſich im Stalle aufhalten, um zu freſſen und auszuruhen, und dann wieder auf zwei Stunden vor den Wagen geſpannt werden. Natürlich bezieht ſich dieſer Wechſel von Arbeit und Ruhe nur auf die Zeit von 6 Uhr früh bis 11 Uhr abends.

Es iſt wohl hier auch der Ort, um von der Intelligenz der Pferde zu ſprechen, gewiſſermaßen von der Routine, die ſie in ihrem Dienſte gewinnen. Meiſt finden ſich die Tiere ſehr bald in ihren Obliegenheiten zurecht, auch wenn ſie ſich zuerſt recht ungebärdig betragen. Die jungen und neu angekauften Pferde kommen zuerſt auf die Vorortsſtationen, von wo aus ſie ihren Weg nur bis an die Grenze der inneren Stadt zu nehmen haben. Die Tiere ſind nämlich im Anfange zumeiſt ſehr unruhig und ſcheuen leicht, ſelbſt wenn ſie einem anderen Pferdebahnwagen begegnen, welcher klingelt; es gehört daher viel Geduld und Ausdauer dazu, übermütige Tiere einzufahren. Sie werden infolgedeſſen nur einmal täglich vor den Wagen geſpannt und einem erfahrenen Kutſcher anvertraut, der mit ihnen eine Tour und eine Rücktour vom Vorort nach der Stadt macht. Unfug können ſie unterwegs nicht verüben; ſelbſt wenn ſie ſcheu würden und durchgehen wollten, genügt es, daß der Kutſcher den Wagen feſtbremſt, um ihnen das Fortreißen desſelben ſehr zu erſchweren. Sind doch z. B. zwei Pferde nicht im ſtande, einen feſtgebremſten Wagen, wenn er ſteht, fortzuziehen, ſelbſt wenn ſie ſich mit aller Kraft in das Geſchirr werfen. — Sind die Tiere einigermaßen eingefahren, ſo beginnen ſie die erſte Abendtour, d. h. ſie fahren dann einmal am Tage und einmal am Abend nach der Stadt und zurück, um ſich hier an die Lichter, an den oft ſo jähen Wechſel von Licht und Finſternis zu gewöhnen. Sind ſie auch auf dieſe Weiſe eingefahren, ſo werden ſie an die verſchiedenen Depots verteilt, und ſchon nach Verlauf einiger Wochen kann man ſie als „ausgebildet“ betrachten. Bald wiſſen ſie die Glockenſignale zu unterſcheiden, welche der Kondukteur durch Anziehen des Lederriemens mit der Glocke auf dem Vorderperron gibt. Wenn die Glocke zweimal anſchlägt, zum Zeichen, daß gehalten werden ſoll, ſo fallen die Pferde ſofort in Schritt und bleiben bald darauf ſtehen, ebenſo legen ſie ſich mit aller Kraft ſofort wieder ins Geſchirr, ſobald die Glocke einmal anſchlägt, wodurch das Zeichen zum Weiterfahren gegeben wird. Der Kutſcher kann den Tieren dann oft die Zügel nicht ſchnell genug nachlaſſen, mit ſolcher Schnelligkeit und Aufmerkſamkeit folgen ſie dem Signale. Es ſteht auch feſt, daß Pferde, welche ſchon längere Zeit im Dienſt ſind, die Bedeutung der Halteſtellen kennen und ſehr wohl wiſſen, daß die Menſchen, welche an den Tafeln ſtehen, mit dem Wagen mitfahren wollen. Auch wenn ihnen der Kutſcher in den Zügeln ganz freien Willen läßt, ſo bleiben ſie ohne weiteres an den Halteſtellen ſtehen, wenn Leute dort warten, gehen aber an denſelben vorüber, wenn ſich niemand dort aufhält.

Alljährlich bekommen diejenigen Pferde, welche ſehr angeſtrengt worden ſind und ſchon eine längere Zeit im Dienſte waren, einige Wochen „Ferien,“ d. h. ſie werden dann auf große Weideplätze außerhalb der Stadt gebracht, wo man ihnen die Hufeiſen abnimmt und ſie in völliger Freiheit auf großen eingeſchloſſenen Weideplätzen ſich herumtummeln läßt. Die Pferde haben dort völlige Freiheit der Bewegung, gutes Grünfutter und finden ſich in den Ställen ſelbſt nur zum Übernachten ein. Sie erholen ſich hier außerordentlich, nehmen zu und werden wieder lebensluſtig und arbeitskräftig, ſo daß man nicht mit Unrecht dieſe Stationen „Ferienkolonieen für Pferdebahnpferde“ genannt hat. (Schluß folgt.)

---

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Zu unſern Bildern.

Ein hübſches Winterbild iſt der Fiſchfang unter dem Eiſe von F. Ekenaes. Zugleich lernen viele unſerer Leſer auf demſelben eine neue Art des Fiſchfanges kennen, die ihnen, wenn ſie nicht in waſſerreicher Gegend wohnen, bisher vielleicht unbekannt geblieben ſein dürfte. Die Eisdecke iſt den Fiſchen nicht immer ein Schutz gegen die Nachſtellungen des Menſchen. Da ſie die Luft nicht ganz entbehren können, drängen ſie ſich mit Vorliebe dort zuſammen, wo ein Loch in die Eisdecke geſchlagen iſt, und werden dann leicht eine Beute der Angel.

Das „Traudl“ von F. von Defregger iſt einer der Studienköpfe des Münchener Meiſters, die ſoviel Anziehendes haben, weil es Defregger niemals nur um Porträtähnlichkeit zu thun iſt, ſondern immer in erſter Linie um den ſeeliſchen Ausdruck.

### Unter dem Titel „Streichholzſpiele,“

Denkſport und Kurzweil, gefunden und erfunden von Sophus Tromholt, erſchien bei Spamer in Leipzig eine Sammlung von Aufgaben, Kunſtſtückchen, Spielen und allerlei Kurzweil mit Streichhölzchen. Wir finden unter den 253 Nummern manches Bekannte, aber auch viel Neues und Intereſſantes. Sollte das Büchlein eine zweite Auflage — die wir ihm wünſchen — erleben, ſo raten wir dem Verfaſſer, die einzelnen Aufgaben zu überarbeiten reſp. überarbeiten zu laſſen. Der Verfaſſer (ein Ausländer) iſt offenbar im deutſchen Stil und in der deutſchen Grammatik weniger ſicher als auf dem Gebiete der Streichhölzchen.

Es heißt z. B. auf Seite 15 Nr. 45:

„In die ſchmalen Seiten einer auf das Ende ſtehenden Streichholzſchachtel werden zwei Streichhölzer geſteckt“ ꝛc.

Seite 19 Nr. 57:

„Die Aufſtellung kann mit Hilfe des folgenden Satzes zu jeder Zeit leicht erinnert werden“ ꝛc.

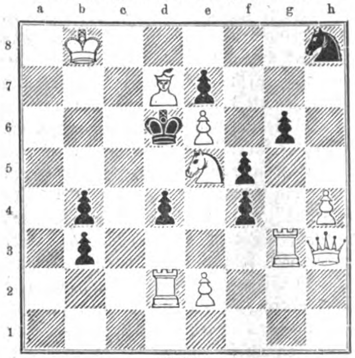
Seite 59 Nr. 151:

„Von anderen, auf demſelben Verfahren beruhenden Drolligkeiten mögen noch folgende erwähnt werden“ ꝛc.

Das Büchlein iſt gut ausgeſtattet und mit korrekten, zur Erläuterung geeigneten Figuren verſehen. Es enthält anregenden Stoff ſowohl zur Selbſtbeſchäftigung, als auch zur Unterhaltung und zu Spielen mit zwei, drei oder mehr Teilnehmern. Es ſei unſern Leſern beſtens empfohlen.

# In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von W. Heitzmann.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

### 1. Zweiſilbige Scharade.

Der Erſten Weiſen ſchwermutsvoll
In dumpfen Tönen klingen,
Die Zweite übt ſich luſtig toll
In keck verwegnen Sprüngen;
Hellleuchtend ſtrahlt das Ganze
In hehrem Siegeskranze. R. F.

### 2. Kreuzrätſel.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | A | A | | | | |
| | | | A | A | B | B | | | |
| | | | C | C | E | E | | | |
| | E | E | E | E | E | G | G | H | |
| H | I | I | L | L | M | M | N | N | N |
| N | O | O | O | O | P | P | P | P | R |
| | R | R | R | R | R | S | S | S | |
| | | | S | S | S | S | | | |
| | | | T | T | T | T | | | |
| | | | | U | U | | | | |

Die Buchſtaben dieſer Figur ſind ſo zu ordnen, daß die vier langen ſenkrechten und die ihnen entſprechenden wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Die Bewohner eines Reiches in Oſtindien, 2. einen berühmten engliſchen Staatsmann, 3. eine europäiſche Reſidenzſtadt, 4. einen Schlachtort in der preußiſchen Provinz Sachſen.

### 3. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Zahl 30 iſt in drei Summanden (poſitive ganze Zahlen) ſo zu zerlegen, daß wenn man den erſten mit 18, den zweiten mit 89, den dritten mit 90 multipliziert, die Summe der drei Produkte 1890 beträgt. Welche drei Summanden ſind gemeint?

### 4. Rätſelaufgabe.

. . . . † | . . . ? | . . † . |
. — . . | . . . ? | ? . . . | . . ? .
. ? . . | . . . ? | . . ? . | ? . . .
. ? . . | † . . . | iſt | † . . . | . ? . .
? . . . | . . . — | . † . . | . . . ?
— . . . | ? . . | . . † . | ? . . . .
. ? . . | † . . . .

Von dem Ausgangspunkte iſt aus ſoll nach rückwärts und vorwärts eine Reihe von Haupt- und Eigenſchaftswörtern dadurch gebildet werden, daß in jeder der durch die ſenkrechten Striche bezeichneten Stufen ein Buchſtabe entweder geändert oder hinzugefügt oder weggelaſſen wird, wobei eine Umſtellung der Buchſtaben nicht geſtattet iſt. Wo ein Buchſtabe verändert wird, ſteht ein ?, wo einer wegbleibt, ein —, und wo einer hinzugefügt wird ein †. Geleſen wird von links nach rechts.

Iſt alles gefunden, ſo ergeben das erſte und letzte Wort der ganzen Reihe in Verbindung mit iſt ein bekanntes Sprichwort.

### 5. Rätſel-Diſtichon.

Mitten in mir iſt ein Stern, doch fehlt mir der Sterne Gefunkel,
Und in die ſchwärzeſte Nacht hüll' ich beſtändig mich ein.

### 6. Rätſel-Diſtichon.

Manchmal tragen's die Mädchen als Hülle der üppigen Locken,
Wenn ihr die Zeichen verſetzt, nennt's eine heilige Stadt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Königszug.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | herz | ner | glok | | | hin | | bers | Feld |
| von | rei | das | ſchließt | ken | klang | die | ü | ein | |
| J | ein | jan | Es | er | nacht | | durch | en | |
| | Tro | ſchallt | | | | | gel | ſchallt | |
| | | | | | | | ſüß | got | |
| | | | | | | ſo | den | dem | tes |
| | | | | | | gang | was | macht | ſchmerz |
| | e | neu | | | | wohl | in | die | und |
| jahr | das | tet | kleid | es | | wacht | durch | freud | welt |
| in | ein | ſein | läu | ihr | die | der | ſchlaft | jetzt | in |
| | fröh | iſt | keit | haar | ken | ihr | o | gold | |
| | | lich | weiß | wallt | ſein | lok | nen | | |

---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 13.

### Bilderrätſel.

Praestat vir sine pecunia, quam pecunia sine viro.
(Beſſer Mann ohne Geld als Geld ohne Mann.)

### Dameſpielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. D d 4 — f 6 | 1. d 6 — e 5 |
| 2. D f 6 — a 5 †† | 2. a 3 — b 2 |
| 3. D a 5 — c 3 | 3. b 2 — d 4 † |
| 4. e 1 — d 2 gewinnt. | |

1. Zweiſilbige Scharade. Chriſtfeſt.

### 2. Arithmetiſche Aufgabe.

Der erſte Weihnachtsfeiertag des Jahres 89: 25./12. 1889.

### 3. Magiſches Kreuz.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | S | M | K | | | |
| | | | y | o | o | | | |
| | | | l | s | n | | | |
| S | y | l | v | e | s | t | e | r |
| M | o | s | e | n | t | h | a | l |
| K | o | n | s | t | a | n | z | e |
| | | | t | h | n | | | |
| | | | e | a | z | | | |
| | | | r | l | e | | | |

4. Zweiſilbige Scharade. Weihnacht.

---

## Unſern neuen Abonnenten,

welche mit Neujahr eingetreten ſind und das erſte Quartal dieſes Jahrganges (Nr. 1—13) nachzubeziehen wünſchen, zur Nachricht, daß ſolches zum gewöhnlichen Preiſe von 2 Mark von jeder Buchhandlung oder Poſtanſtalt, auch von uns direkt gegen Einſendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pf. für Frankatur zu erhalten iſt. Dasſelbe enthält außer einer Fülle intereſſanter Lektüre und vorzüglicher Illuſtrationen: Den Anfang des Romans Das Fritzche von M. Keyſerling. — Von **früheren Jahrgängen des Daheim** ſind noch vorrätig: der VIII. (1872), nur noch in wenigen gebundenen Exemplaren, für Mk. 9,60; ferner XII. (1876), XV.—XX. (1879—1884), welche wir von jetzt ab für **nur 3 Mark pro Jahrgang** und dieſe 7 Jahrgänge zuſammen für **nur 17 Mark 50 Pfg.** abgeben. Jahrgang XXI—XXV (1885—1889) ſind für je Mk. 8,— und geb. für je Mk. 10,80 zu haben. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere iſt der Betrag von 25 Pfg. für jede Nummer, dazu das Porto (1 und 2 Nummern koſten durchſchnittlich 10 Pfg., 3, 4 und 5 Nummern 20 Pfg., 6 bis 10 Nummern 30 Pfg. Porto) in Briefmarken dem Auftrage beizufügen — können zur Vervollſtändigung faſt aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem Jahrgange zum Preiſe von je Mk. 1,40.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

---

**Inhalt:** Anunda. Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. — Richard von Volkmann. Von Bernhard Rogge. Mit Richard von Volkmanns Porträt. — Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Die Berliner Pferdeeiſenbahn. Von A. Oskar Klaußmann. Mit acht Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Fiſchfang unter dem Eiſe von J. Ekenaes, und Traudl von F. von Defregger. — „Streichholzſpiele." — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt in Leipzig.**

L. Richter
H. Bürkner

# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Januar 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 15.

## Anunda.

Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Die Tracht der indiſchen Frauen iſt in allen Teilen des Reiches verſchiedenartig. In Anundas Heimat beſteht das Oberkleid, das Sari, aus einem einzigen, ſehr langen, breiten Stoffſtreifen. Dasſelbe wird mehrere Male geſchickt um den Unterkörper geſchlungen, bildet hierdurch einen Frauenrock und legt ſich dann mit ſeinem oberen Ende um Bruſt und Taille. Es fällt, von der linken Seite aus über den Hinterkopf gehend, ſchleierartig auf Schultern und Rücken hinab.

Das Sari, das Anunda heute angelegt hat, iſt aus ſchwerer, hell- und dunkelblau geſtreifter Seide. Am Seitenrande entlang zieht ſich eine zierliche Borte in gleichen Farben, während der als Schleier dienende Endzipfel eine aus Gold, Purpur und Grün gewirkte Blumenguirlande beſitzt. Das ihrer Geſtalt ſich eng anpaſſende, zierlich gearbeitete Unterkleid aus orangefarbiger Seide zeigt, ſonſt überall von dem Sari bedeckt, nur oberhalb des Ellbogens ein Stückchen des Ärmels.

Anunda geht zur Thür, bleibt aber vor derſelben ſinnend ſtehen. Dann eilt ſie zur Truhe zurück und öffnet ſie abermals. Auf dem unterſten Grunde derſelben liegt, in ein graues Tuch geſchlagen, ein Stückchen feinſten, elfenbeinfarbigen Seidenſtoffes; ſie ſchlägt das koſtbare Gewebe auseinander; es birgt ein kleines Dreieck aus rotem Golde, auf welches das Zeichen des Blitzes eingegraben iſt. Es iſt eine einfache Goldſchmiedearbeit, und doch von hohem Werte in Anundas Augen; es iſt eine hundertjährige Reliquie. Voll Andacht beugt ſie ſich zu derſelben herab und berührt ſie mit den Lippen.

Wer hat ſie getragen, um weſſen Hals hat einſt das feine, zierliche Goldkettchen gelegen, an welchem dies Amulett hängt? Um den Hals einer hochgefeierten, weit und breit verehrten Frau, einer Devadaſi der Göttin Kali im Tempel zu Tuldſchapur.

Eine Devadaſi iſt eine Dienerin der Gottheit, eine vornehme Prieſterin, eine Hüterin der heiligen Feuers. Tempeltänzerinnen, in dieſer Gegend Murlis genannt, gibt es in Tuldſchapur in großer Menge; ſie ſetzen ſich aus Witwen und unverheiratet gebliebenen Mädchen aller reinen Kaſten zuſammen, nehmen aber, da ſie ſich einem freien, zügelloſen Leben zuzuneigen pflegen, keine ehrenvolle Stellung unter den Hindus ein. Ihre Aufnahme in den Orden, die durch eine myſtiſche Handlung, die Vermählung mit einem geweihten Schwerte geſchieht, findet durch die Prieſterſchaft ſtatt. Eine Devadaſi dagegen kann ihre Stellung nur durch göttliche Einmiſchung, durch ein Wunder erhalten, und daher iſt am Tempel zu Tuldſchapur dieſer Poſten ſelten beſetzt.

Die Trägerin des Dreieckes, das Anunda mit ſcheuen Lippen küßt, iſt eine Urgroßtante ihres Vaters geweſen. Sehr jung verwitwet, hat dieſe, ſo erzählt die mündliche, ſagenhaft veränderte Überlieferung, während eines Feſtes im Angeſicht einer großen Volksmenge in dem Heiligtum der Göttin gebetet und dieſe angefleht, ſie als Prieſterin in ihren Dienſt zu nehmen. Ihr Wunſch iſt erhört worden; ein Blitz fuhr vom Himmel geradeswegs in den Altarraum hinein. Bewußtlos brach ſie zuſammen, und man hielt ſie für tot. Allein ſie war nur betäubt; nach einigen Stunden kam ſie wieder zu ſich und wurde von der ſie umringenden Schar der Kalianbeter als eine von der Göttin bezeichnete Devadaſi jubelnd begrüßt.

Kann ihr, der Tochter des Vyas Schaſtri, eines gelehrten, frommen Brahmanen, nicht auch eine ſolche Ehre zu teil werden? Hat jene hohe Frau mit heißerer Liebe an der heiligen Mutter gehangen, als ſie es thut? Das iſt kaum möglich. Iſt ſie doch auch freudig bereit, ihr ganzes Leben der Überirdiſchen zu weihen. „O, nimm mich in deinen Dienſt!“ flüſtert ſie mit leidenſchaftlicher Sehnſucht, „ich will es dir danken durch die unbedingte Hingabe meines Weſens.“

Dann neigt ſie den Kopf und ſtreift das Kettchen mit dem geweihten Amulett darüber; wie liebkoſend ſchmiegen ſich die zarten Ringe der Goldſchnur um ihren Hals.

„Ich bin kühn!“ ſagt ſie. „Ich habe mir ſolchen Mut nicht zugetraut. Möge Kali mir nicht zürnen. Doch nun zum Vater!“

Sie findet ihn am Hausaltar. Fragend gleitet ſein Blick über ihren Feſtanzug.

„Du biſt geſchmückt, meine Tochter,“ forſcht er, nicht ohne leiſen Vorwurf im Tone.

Ihre Wangen brennen; ihr Auge leuchtet. „Halte mich nicht für vermeſſen!“ antwortet ſie. „Die heilige Mutter erſchien mir wiederholt im Traume. Sie hat mich ſeit jener Stunde des Grauens Nacht für Nacht getröſtet. Auch legt ſie mir jetzt die Hand auf das Haupt. Ich fühle die Kraft ihrer Fingerſpitzen vom Scheitel bis zur Sohle.“

Vyas Schastri ſchaut ſein ſchönes Kind bewegt an. „Du glaubſt, daß die Göttin dich liebt und dich auserleſen hat?“ fragt er leiſe.

„Ich will heute im Tempel zu ihr beten. Vielleicht erhört ſie mich und macht mich zu ihrer Dienerin!“ Anundas Ton iſt der Ton zuverſichtlicher Begeiſterung.

„Und wenn ſie ſchweigt, wenn ſie dich verſchmäht?“

„Dann ſühne ich meinen Frevel mit den härteſten Strafen, welche mir die Prieſterſchaft zu Benares auferlegt.“

Vyas Schastri preßt die Hand auf ſeine Augen, als könne er dadurch jenes düſtere Bild verbannen, das, vor ſeinen Augen aufſteigend, ihm die Leiden zeigt, welche ein Mißerfolg im Tempel zur Folge haben würde. Er iſt ein entſchloſſener Mann; aber er bebt dennoch vor dieſem Wagnis zurück.

„Schiebe es auf, meine Tochter!“ warnt er mit Nachdruck.

Sie aber ſchüttelt den Kopf.

„Heute oder nie!“ erklärt ſie ihm mit feſtem Entſchluß. „Gehe voran in den Tempel, Radha und ich folge dir.“

Er wendet ſich zur Thür, kehrt aber noch einmal zurück und ſchließt ſie in ſeine Arme. Zu ſprechen vermag er nicht. Furcht und Hoffnung ſtreiten ſich in ſeinem Herzen um die Herrſchaft, aber die erſtere iſt die ſtärkere der beiden.

## 4. Kapitel. Der Tempel der Göttin Kali.

Der Tempel der Göttin Kali liegt in einer breiten Schlucht. Es iſt ein ſchönes, uraltes Gebäude, zu dem ſeit Hunderten und aber Hunderten von Jahren gläubige Hindus aus allen Teilen des großen Landes wallfahren, um in den das Gebäude umgebenden Höfen ſich in heiligem Waſſer zu baden und vor dem Götterbilde zu beten.

Tuldſchapur (das heißt: die Stadt der Tuldſcha — Tuldſcha iſt einer der vielen Namen der Kali) hat eine maleriſche Lage. Sie grenzt im Norden, Süden und Oſten an die Ringmauer des Tempelgebietes und ſteigt von dort aus mit Tamarinden und anderen Bäumen durchſetzt bis zum Kamm der Berge hinauf.

Anunda tritt mit Radha aus der Pforte des väterlichen Grundſtückes. Auf dem kurzen Wege zum Tempel ſchweift ihr Blick über die ihrem Gemüte ſo innig vertraute Landſchaft dahin. Friedevolle Schönheit iſt ihr heutiges Gepräge. Die heilige Mutter ſcheint in gütiger Stimmung. Wäre ſie zornig, die Natur würde unter ihrer verheerenden Hand im Sturme erzittern.

Das Tempelgebiet iſt durch Lampen erhellt; aber auch ohnedem würde es nicht mehr ganz dunkel auf den Pfaden ſein. Zwar iſt das Morgenrot, das in jenem Teile Aſiens von kurzer Dauer iſt, noch nicht ſichtbar, doch hat ſich eine Art fahlen Zwielichtes, die Hindus bezeichnen es als „falſches Morgengrauen,“ das bisweilen die letzten Nachtſtunden erhellt, über das ganze Thal ausgebreitet und ringt mit den Tempelhoflichtern um das Recht, die Gegend erleuchten zu dürfen.

Leben und Bewegung herrſcht in der Schlucht. Die Prieſter haben das Götterbild gebadet und in reiche Frauengewänder gekleidet. Sie haben die Stirne desſelben mit heiliger Farbe betupft und den Altar mit Blumen geſchmückt. Jetzt ſchicken ſie ſich an, barhäuptig und bis zur Hüfte entblößt, das heilige Feuer im feierlichen Rundgang um den Tempel zu tragen.

Die beiden Frauen reden kein Wort miteinander. Eiligen Schrittes wandern ſie den Pfad hinab. Anunda wird freudiger, je näher ſie ihrem Ziele kommt. Im erſten Tempelhof bleibt ſie vor einem weiten Marmorbecken ſtehen, deſſen Waſſer durch eine unterirdiſche Quelle mit dem fernen Ganges in Verbindung ſtehen ſoll.

„Warte!“ ſagt ſie zu Radha. „Ich bade mich hier in dieſer heiligen Flut und reinige mich von aller Sünde; dann darf ich getroſt vor das Angeſicht der Göttin treten.“

Sie ſteigt die Stufen hinan, die zu dem Behälter führen und taucht ſich in die klaren Wellen. Eine kurze Vedahymne ſprechend, gießt ſie nach allen acht Teilen der Erde Trankopfer aus.

Als ſie wieder auf trockenem Boden ſteht, ſchmiegt ſich ihr ſeidenes Gewand dicht an ihren Körper und verrät deſſen ſchöne Formen. Eilig ſchüttelt ſie die feuchten Falten von den Gliedern und läßt ſich von Radha das Waſſer aus dem Schleierende des Saris preſſen.

„Ich danke dir!“ ſagt ſie freundlich. „Jetzt bin ich gerüſtet. Rein gehe ich ein in das Heiligtum der Kali. Bedarf ſie meines Dienſtes, ſo wird ſie es mir verkünden.“

Der erhöhte Adel ihrer Erſcheinung, der Ausdruck weihevoller Schwärmerei, der die noch geſtern auf ihren Zügen liegende Schwermut völlig verdrängt, wirkt anſteckend auf die ſonſt ſo ſchweigſame Radha. Frohlockend erfaßt ſie Anundas Hand und ruft: „Heil dir, Kali, Heil dir, mächtige Göttin!“ So eilen ſie mitſammen dem letzten Tempelhofe zu.

⁂

Die Brahmanen haben ſich zum Rundgange geordnet. Vyas Schastri ſchreitet in ſeiner Eigenſchaft als Oberprieſter ſeinen Berufsgenoſſen voran. Die einfachen, feierlichen Melodieen der Vedahymnen ſowie die Klänge der Cymbeln und Flöten erfüllen die Tiefe. Sie erwecken emporſteigend das in Felsniſchen ſchlummernde Echo. Die Natur beteiligt ſich am Gottesdienſte. Eine große Anzahl von fremden Pilgern und einheimiſchen Betern ſchließt ſich den ſingenden Prieſtern an, die ſich mit langſamen Schritten in Bewegung ſetzen.

Plötzlich tritt Anunda herzu und ſtellt ſich, mit lauter, klangvoller Stimme in den Geſang einfallend und die Arme hoch erhebend, an die Spitze des Zuges. Noch nie zuvor hat ſie dies gethan. Die Prieſter ſtutzen. Sie bleiben ſtehen und blicken Vyas Schastri fragend an.

Dieſer deutet auf das naſſe Gewand ſeiner Tochter.

„Sie iſt rein!“ ſagt er mit gedämpfter Stimme. „Kali iſt ihr in den verwichenen Nächten erſchienen. Sie iſt eine Gottbegeiſterte; laßt ſie gewähren!“

Dieſe Erklärung genügt, und als ſich nun Anunda, ohne im Geſang innezuhalten, zu der verſammelten Menge wendet und derſelben durch einen Wink zu verſtehen gibt, daß ſie ihr folgen möge, da glauben alle Anweſenden die deutlichen Merkzeichen einer überirdiſchen Eingebung in ihren leuchtenden Augen zu leſen, und willig ſchreiten ſie ihr in raſcherem Gange nach, als es ſonſt üblich iſt. Sie ſcheint die Erde kaum mit den Füßen zu berühren. Es iſt ihr zu Mute, als ſchwebe ſie dahin. Die Bedeutung des Augenblickes reißt ſie mit ſich fort und erſtickt in ihr die ihr angeborene Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten.

Nach mehrmaliger Umwanderung des Tempels betritt ſie deſſen äußere Säulenhalle. Dieſelbe durchmeſſend, eilt ſie unverzagt bis zu jenem halbdunklen Innenraume, in welchem der Altar und auf demſelben die Statue der gefürchteten Göttin ſteht.

Dort auf der Schwelle zum Allerheiligſten ſinkt ſie auf die Kniee, während die Prieſterſchaft und das Volk ſich in gemeſſener Entfernung aufſtellen und ihr Thun in atemloſer Spannung beobachten.

### 5. Kapitel. Der Kranz.

Die Statue der Kali im Altarraume des Tempels zu Tuldſchapur iſt aus glänzend ſchwarzem Baſalt gemeißelt. Sie iſt eine kleine, ſchmale, in reiche hindoſtaniſche Gewänder gehüllte, über und über mit Blumenkränzen behängte Frauengeſtalt, die offenbar aus einer Künſtlerhand hervorgegangen iſt, denn die Verhältniſſe und Linien ihrer Glieder ſind ſehr ſchön. Ihre Augen beſtehen aus zwei großen, unruhig funkelnden Rubinen. Dieſelben ſcheinen ſich in dem matten Lichte des weihraucherfüllten Gemaches zu bewegen; ſie flößen den aus der Ferne ſcheu zu ihr emporſchauenden abergläubiſchen Hindus den unheimlichen Wahn ein, daß ſie einem lebenden Weſen angehören. Auch dem Europäer, der ſie ohne jede ſeeliſche Verblendung betrachtet, prägen ſich dieſe blutroten, durch den Opferqualm hindurchſchimmernden Sehſterne als etwas geſpenſtiſch Ausſehendes tief in das Gedächtnis ein.

Die im Allerheiligſten brennende, nie erlöſchende Flamme iſt kräftig genug, um die knieende Anunda mit ihrem gedämpften Scheine zu überfluten, ſo daß die in der unerleuchteten Säulenhalle Kopf an Kopf gereihten Zuſchauer ſie alle zu ſehen vermögen.

Anunda öffnet die Lippen. „Heilige Mutter!“ fleht ſie leiſe, aber mit deutlich vernehmbaren Worten. „Siehe, ich liege hier vor deinem Angeſichte. Erzeige dich mir gnädig; nimm mich in deinen Dienſt oder töte mich!“

Es iſt ein ſchlichtes Gebet; aber ihr übervolles Herz findet keinen anderen Ausdruck. Sie zittert am ganzen Körper. Stürmiſch hebt und ſenkt ſich ihre Bruſt.

„Die Göttin bewegt ſie,“ flüſtert einer der Prieſter den ihm zunächſt ſtehenden Genoſſen zu.

„Taſtet ſie nicht an!“ warnt ein greiſer Brahmane. „Sie iſt in einer mächtigeren Hand als die unſrige.“

Vyas Schastri ſpricht kein Wort. Sein Geſicht trägt den Stempel höchſter Beſorgnis. Seine Hand krampft ſich im Gefühle der Angſt um ſein Kind feſt zuſammen.

„O, Allmächtige, erhöre mich! Erſcheine mir, wie du mir im Traume erſchienſt — voll Huld und Güte!“ Anundas Stimme wird lauter. Ihr Flehen nimmt den Charakter einer inbrünſtigen, heißen Bitte an. Sie hat ſich langſam und ohne ſich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben, bis zu den Füßen der Statue vorgeſchoben. Jetzt liegt ſie unmittelbar unter den ausgeſtreckten Händen derſelben.

„Heilige Mutter, ſei mir gnädig!“ Der Ton freudiger Zuverſicht erliſcht; bange Angſt durchzittert jedes Wort — Angſt mit Verzweiflung gepaart. Aber die Göttin ſchweigt, und eine peinliche Stille ſinkt auf den menſchenerfüllten Raum; Anunda bewegt nur noch leiſe die Lippen; — man verſteht nicht mehr, was ſie betet, und keiner der Umſtehenden wagt es, ſich zu regen. Doch nur während einer kurzen Spanne Zeit herrſcht lautloſe Ruhe in dem Zuſchauerkreiſe. Die vielköpfige Menge wird ungeduldig; hier und dort murmeln rohe Stimmen das Wort: „Vermeſſenheit!“ und: „Wie darf eine Witwe es wagen, nach dem Amte einer Devadaſi zu trachten!“ Ein Murren erhebt ſich; es ſchwillt an. Plötzlich, unvorhergeſehen gleitet einer der vielen dicken Blumenkränze, welche die Arme der Göttin belaſten, durch das Gewicht ſeiner Schwere herabgezogen, von ſeinem Platze und fällt auf die Knieende herab.

Es iſt dies ein Zufall und nichts Übernatürliches, allein es übt die Wirkung eines Wunders auf die erregte Phantaſie der Hindus.

„Du kommſt! Du biſt da! Du nimmſt mich an!“ jauchzt Anunda und drückt den Kranz an ihre Lippen. „Dank dir, Kali! Dank dir, heilige Mutter!“ Die heftige Gemütserſchütterung überwältigt ſie. Sie bricht zuſammen. Ein Schüttelfroſt fährt ihr durch die Glieder. Derſelbe währt jedoch nur wenige Sekunden; dann liegt ſie da wie eine Tote.

„Sie ſtirbt — helft ihr, rettet ſie!“ wehklagt Radha. Sie drängt ſich heran, um der Ohnmächtigen beizuſtehen. Vyas Schastri vertritt ihr den Weg.

„Zurück, Frau,“ ruft er ihr zu. „Rührt ſie nicht an! Fürchtet den Zorn der Göttin!“ Dieſe Warnung ertönt von allen Seiten. Der greiſe Prieſter, der ſchon einmal das Wort ergriffen hat, tritt aus der Reihe heraus. Er erhebt ſeine Vyna, eine Harfe mit Metallſaiten, und ſtimmt ein lautes Loblied an. Alle Umſtehenden fallen in den Geſang ein.

Anunda regt ſich nicht. Wie eine Marmorſtatue liegt ſie am Boden; doch als die Melodieen verklingen, erhebt ſie langſam den Kopf und ſchaut verſtört umher. Wo iſt ſie? Was iſt geſchehen? Ihr Blick fällt auf den Kranz — ah, nun weiß ſie, welches Glück ihr widerfahren iſt. Abermals ergreift ſie das vermeintliche Zeichen der göttlichen Huld und preßt es an den Mund.

Ein ſtürmiſcher Jubel wird laut. „Heil dir, Tochter des Vyas Schastri!“ rufen alle Lippen. Der greiſe Prieſter beugt ſich zu ihr nieder, richtet ſie auf und führt ſie zu ihrem Vater.

„Schmückt ſie als Devadaſi und ehret ſie ihr Leben lang! Ihr Witwentum ſteht fortan im Schutze der Göttin; keinem Menſchen gehört ſie, ſondern der heiligen Mutter, und wehe dem, der ſie gering achtet!“ ſagt er feierlich.

Vyas Schastris Augen ſind feucht. Er iſt tief ergriffen, aber er bemüht ſich, ſeine Bewegung zu bekämpfen. Er tritt an ein Becken, welches Waſſer und heilige Tulſiblätter enthält. Dreimal beſprengt er Anunda mit dem geweihten Naß; dann zeichnet er ihr mit rotem Pulver das Symbol der Göttin auf die Stirn. Als er ihr den verhängnisvollen Kranz um die Bruſt gehängt und mit lauter Stimme die Einweihungsformel in das Amt einer Devadaſi ausgeſprochen hat, bricht die Menge abermals in den Jubelruf aus: „Heil dir, Tochter des Vyas Schastri!“

* * *

Im Triumph ward Anunda in einen offenen Palankin, eine Sänfte, geſetzt, deren Baldachin mit Blumen beſtreut wurde. Die Tempelmuſik ſtimmte einen fröhlichen Hochzeitsmarſch an. Als die Träger ſich in Bewegung ſetzten, ordneten ſich Prieſter und Laien zu einem langen Zuge. Vyas Schastri und Radha gingen zu beiden Seiten des Tragwagens. Sobald ſich die Kolonne gebildet hatte, begannen die Brahmanen einen feierlichen Geſang zu Ehren der Göttin Kali. Die Prozeſſion durchſchritt die Schlucht und wandte ſich aufwärtsſteigend dem Stadtthore zu.

Trotz der frühen Morgenſtunde geriet ganz Tuldſchapur in Aufregung. Lauffeuerartig flog das Gerücht von Haus zu Haus, die heilige Mutter ſei der Tochter des Vyas Schastri erſchienen und habe ſie mit ſich in den Himmel genommen.

„Anunda, die ſchöne, junge Witwe, iſt ihrem Gatten gefolgt,“ rief man einander zu, und die Frauen ihrer Bekanntſchaft erhoben nach aſiatiſchem Brauch eine laute Totenklage. Sie ſchlugen ſich dabei, die Gebärden leidenſchaftlicher Trauer nachahmend, mit beiden Händen an die Bruſt. Als aber die Tempelpoſaunen und die Muſchelhörner mit Siegestönen die Luft durchzitterten und die Melodieen des Hochzeitsmarſches im Verein mit der Prieſterhymne ſich hören ließen, da wußte das Volk, daß ſich nichts Trauriges, ſondern etwas Hocherfreuliches ereignet habe. Blitzſchnell verwandelte ſich die allgemeine Bekümmernis in einen Freudentaumel, und ohne genau zu erfragen, worin dieſes Glück beſtehe, jauchzte groß und klein. Jede von Brahmanen in Szene geſetzte Handlung iſt ſicher, das ſchwärmeriſche Gemüt der Hindus zu lebhafter Beteiligung anzuregen.

Unter dem jauchzenden Zuruf der Stadtbewohner, dem feierlichen Geſange der Prieſter und dem Donnergetön der Drommeten bog der lange Zug in die breiteſte Straße von Tuldſchapur ein. Tauſend Stimmen riefen: „Heil dir, heilige Mutter, heil dir, Kali! Heil! Heil!“ Junge Männer tanzten und ſprangen vor der Sänfte hin und her. Einige eilten fort, um Weihrauch zu holen; andere trugen Blumenguirlanden und Kränze herbei. Viele Städter und Städterinnen ſchloſſen ſich den Wandernden an; manche ſchwenkten, auf der Terraſſe ihres Hauſes ſtehend, bunte Tücher oder hingen glänzende Stoffe über die Geländer der Balkone.

Aus den Kellergewölben und Thorwegen tauchten ſeltſame, unheimliche Geſtalten auf; religiöſe Sonderlinge aller Art, vom Fanatismus beſeelt, darunter jene wunderlichen Heiligen, die Sanyaten, welche der Gottheit zu Ehren mit einer Beharrlichkeit, die ſie zu beſſeren Dingen anwenden ſollten, jahraus, jahrein einen ihrer allmählich abſterbenden, blutloſen Arme in die Luft halten, ſowie behäbige Goſaiſten in orangefarbenen Gewändern, alle jauchzten: „Heil dir, Kali, — Heil deiner Devadaſi!“

Anunda hatte inzwiſchen die Ruhe ihres Weſens wiedergewonnen. Einer Fürſtin gleich, welche die rauſchenden Huldigungen ihrer Unterthanen entgegennimmt, ſaß ſie, faſt ganz in duftende Blumen eingebettet, in ihrer Sänfte. Die Jasminverkäufer hatten ihren geſamten Vorrat über ſie ausgeſchüttet, und ihr alter Gönner, der Kuchenbäcker Luxman, warf ihr die Hälfte ſeiner ſüßen Waren in den Schoß und ſchleuderte dann aus Freude über die Erhöhung ſeiner jungen Freundin den Reſt ſeiner Leckereien freiwillig unter die eifrig danach haſchende Jugend aus. Die nämlichen Menſchen, welche vor elf Tagen ſich von ihr, wie vor einem unreinen Weſen, abgewandt hatten und ſcheu aus ihrer Nähe gewichen waren, drängten ſich jetzt an ſie hinan, um ihr Kleid küſſen zu können oder eine der Blumen als Reliquie zu erhalten, die ſie aus ihrem Überfluß nach rechts und links austeilte.

So ging's zum ſüdlichen Stadtthor hinein und zum nördlichen hinaus über eine auf der Hochebene gelegene Wieſe zu einem zweiten Heiligtum der Kali. Neben dieſem befand ſich eine Quelle, in welcher ſich der Sage zufolge die Göttin nach einem Kampfe mit einem gewaltigen Rieſen gebadet haben ſoll. Sie hieß die Papnasquelle.

Die Sonne ging jetzt am Horizonte, von purpurnen Wolken umgeben, auf, und als ihre leuchtende Kugel am Himmel ſich zeigte und ſich ihr heller Schein goldig über die Landſchaft ergoß, da veränderten die Prieſter ihren Geſang und ſtimmten ein Loblied zu Ehren des neugeborenen Tagesgeſtirnes an:

Aufſchwebt es hell im Glanze,
Das große Aug' der Welt.
In hehrem Strahlenkranze
Steht es am Himmelszelt.

Der Dämm'rung nachzuſchweben,
Betritt es ſeinen Pfad;
Ein Jüngling, der voll Leben
Sich der Geliebten naht.

Ihr Götter, o ihr Guten!
Erhöret unſer Flehn,
Laßt in der Sonne Gluten
Die Sünde untergehn!

Alles Volk fiel frohlockend in den Geſang ein, und ſo erreichte der bacchantiſche Zug den kleinen Tempel, der das Ziel der Wallfahrt bildete.

Die dort vorgenommene Handlung war einfach und kurz. Anunda badete ſich, ohne vorher oder nachher ihre feuchten Gewänder zu wechſeln, in dem heiligen Waſſer, während die geſamte Prieſterſchaft Sanskritſprüche und Beſchwörungsformeln ausſprach. Dann führte man ſie in feierlichem Rundgange um den Tempel und zurück zum väterlichen Hauſe.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Das Fritzche.

### Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Er blieb kraftlos ſitzen und warf einen verzweifelten Blick durch das Zimmer; einen Blick, wie der, mit dem der Gefangene die Zelle mißt, der er nicht mehr entrinnen ſoll. Er war alſo wirklich an jenes Mädchen gekettet, und das Leben, das ſie ihm gerettet, gehörte nicht mehr ihm?... Kein Zweifel, denn die unzerreißbare Kette, die ihn an ſie band, hieß die Ehre, und er konnte ſich von ihr nicht losmachen, würde es nicht einmal mehr verſuchen... Wie hatte ſie das klug berechnet, wie fein geſponnen war dieſe liſtige Wohlthat, der er zum Opfer fiel!

Er überdachte es bitter. Dann kam eine Sehnſucht in ihn nach jener Stunde, in welcher er das Leben, das er dieſem Mädchen jetzt dankte, hatte ſchwinden fühlen. Wie war es von ihm gewichen, förmlich mit Sturmesſchwingen, als habe er den Kuß der Walküre geſpürt! Und wäre der auf ſeiner Stirne haften geblieben, zählte er noch zu den Toten, wie viel wohler wäre ihm jetzt!...

Die Gräfin hatte Briefe aus der Heimat bekommen und las ſie auf ihrem Zimmer. Die Nachrichten waren keine angenehmen; das ſpiegelte ſich in den Linien des nachdenklichen Geſichts ſcharf wieder.

Während ſie noch las, klopfte es, und ein Arzt trat bei ihr ein.

„Ich habe Ihnen eine unangenehme Mitteilung zu machen,“ ſagte er, ihr Geſicht dabei prüfend im Auge haltend. „Das Befinden Ihres Herrn Bräutigams hat ſich plötzlich wieder zum Schlimmen gekehrt. Der Major hat ſtarkes Fieber, phantaſiert und ſcheint pſychiſch ſehr erregt. Woher mag dies nur kommen? Trägt das Ereignis von Mittwoch Nacht die Schuld?... Aber es liegt ſchon vier Tage zurück!...“

„Es iſt vielleicht doch die Nachwirkung von ihm,“ antwortete Natalie, ihre Briefe zuſammenlegend. „Iſt der Rückfall gefährlich?“ fragte ſie dann mit gefalteten Brauen. „Verlangt der Kranke nach mir?“

„Nein. Das iſt meine Antwort auf die zweite Frage. Die erſte muß ich bejahen. Ich glaube ſogar, es wäre beſſer, wenn Sie fürs erſte vermieden...“

„Zu ihm zu gehen,“ fiel die Gräfin eilig ein, während gegen allen Willen ein verräteriſches Rot ihre Wangen färbte. „Es iſt gut, ich werde es vermeiden.“

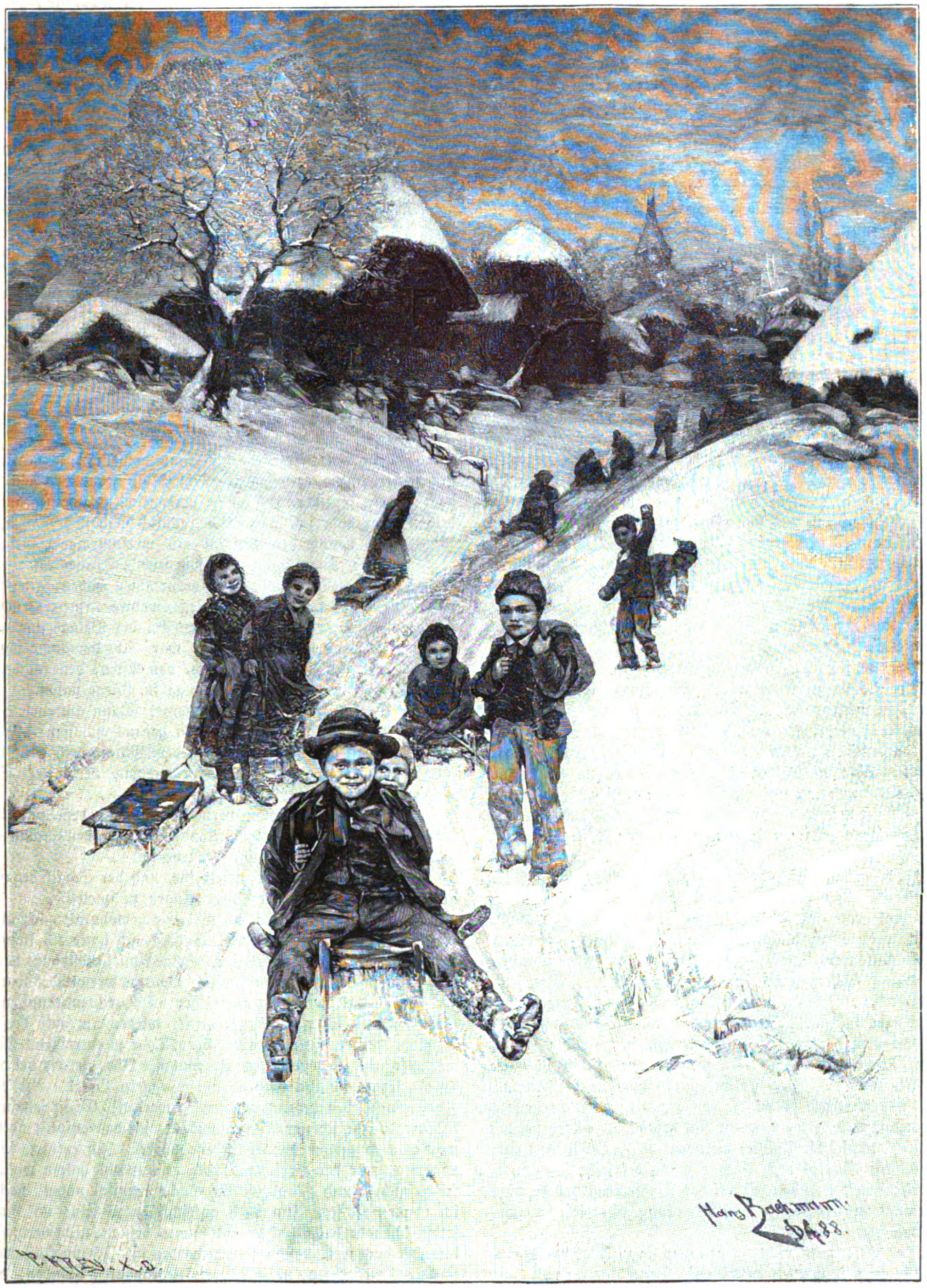
„Ich kann mich darauf verlaſſen?“ fragte der Arzt nochmals ernſt.

„Wenn ich es verſpreche, haben Sie wohl keinen Grund, an meinem Worthalten zu zweifeln,“ rief die Dame gereizt. Jener antwortete mit einem Achſelzucken: „Ich bitte zu entſchuldigen, aber ich habe die Verantwortung, wenn die Gemütsſtimmung des Kranken ihm ſchädlich wird.“

„Und ich glaube bewieſen zu haben, daß ich fähig bin, für das Wohlſein des Patienten größere Opfer zu bringen, als Sie dies jemals verſuchen möchten,“ ſagte Natalie und verabſchiedete den Herrn mit einem ſo hochmütigen Kopfnicken, daß er ſich vornahm, ſich nicht wieder bei ihr blicken zu laſſen.

Kaum war er hinaus, ſo ſtampfte die Zurückgebliebene zornig mit dem Fuße auf die Diele. Das fehlte noch, daß der Verwundete jetzt einen Rückfall bekam und in ſeinen Fieberphantaſieen vor Wärterinnen und Ärzten alles ausplauderte, was um jeden Preis geheim zu halten war! Natalie verwünſchte die ganze Geſchichte, und es wollte ihr jetzt vorkommen, als hätte ſie klüger handeln können. Sie hatte auf ſeinen körperlichen Zuſtand zu wenig Rückſicht genommen... Wäre ſie geduldiger geweſen, vielleicht wäre es ihr gelungen, ſeinen Widerwillen gänzlich zu beſiegen. — Widerwille! — Sie wurde wieder rot bei dem nur gedachten Wort, obgleich ſie allein war. Aber ſie konnte es vor ſich ſelbſt nicht leugnen, es war dies Wort, welches ſein Gefühl bezeichnete. Er hatte ihr am Tage nach dem Eintreffen von Friederikens einfältiger Karte ja erklärt, daß er die Notwendigkeit der von ihr, Natalie, bekanntgemachten Verlobung einſehe und ſich ihr fügen werde. Aber wie ſteif und eiſig hatte er das erklärt, mit welch ſturmesdüſterer Miene! Und welch ein Bräutigam war er ſeitdem geweſen, kein Blick, kein Wort, die über die Grenze der notgedrungenſten Höflichkeit gingen. Die Bitte, die er noch vor der Werbung gethan: „Laſſen Sie mir noch dieſe eine Stunde!“ er ſchien ſie auszudehnen auf die ganze Zeit der Verlobung!... Eine recht erbauliche Zeit mußte es dadurch werden! Und Natalie kochte im Innern, während ſie ſich nach außen den Anſchein gab, als ob ſie ſolch ein Verhältnis ganz in der Ordnung fände. Jetzt ſtieg ihr die Scham in die Stirn bei dem Gedanken, daß ſie es ſich hatte gefallen laſſen.

Wie weit würde ſie dieſer Wahnſinn ſchließlich noch führen? Ein Wahnſinn, ja, ſie war es, dieſe ganze unvernünftige, ſpäte Liebe!... Soviel hatte Natalie ja lange ſchon gelernt, daß man Dummheiten mache, ſobald man ſich ernſtlich verliebe! Um ſich einen Mann unterthan zu machen, ihn nach Gefallen und Willen zu lenken, war die erſte und oberſte Bedingung, daß er einem gleichgültig war. Er mußte ſich in die Frau verlieben, nie ſie ſich in ihn. Natalie wußte es, warum hatte ſie ſich gegen dieſes Wiſſen verſündigt?


Hans Bachmann 88

Auf der Rutſchbahn. Gemalt von Hans Bachmann.

Ja, das Ganze war eine unglaubliche Dummheit von ihr! Sie hatte Aſtens Briefe, das heißt die, welche er im Feldzuge empfangen hatte, während ſeines Krankſeins geleſen und aus ihnen erſehen, daß er kein bedeutendes Vermögen beſaß; daß ſie aber einen Mann heiratete, dem ein ſolches zur Verfügung ſtand, war für ſie eine Lebensfrage. Ein Schreiben ihres Vaters, das ſie beim Eintritt des Arztes durchgeſehen, brachte ihr das warnend in Erinnerung. Sie entfaltete es abermals und las: „Komm zurück! ich bitte Dich! Du ahnſt nicht, wie nötig Du hier biſt! Die Gläubiger werden unerträglich für mich. Das Geſchmeiß iſt nicht mehr vom Hofe zu halten. Chriſten und Makkabäer, es iſt alles eins. In der Unverſchämtheit ſteht keins dem anderen nach. Und ich verſtehe nicht, mit ihnen fertig zu werden, wie Du es verſtehſt. Lange freilich wird es ja auch Dir nicht mehr gelingen, das drohende Ende hinauszuſchieben. Ja, Natalie, da ſteht's: das Ende! den drohenden Untergang! den Ruin!... Und es läßt ſich nicht wegwiſchen — aus unſerm Leben nicht, wenn auch hier von dem Papier! Ja, wenn Du den einzigen Weg gefunden hätteſt, der uns noch hätte retten können: eine reiche Partie! — Aber das, ſchreibſt Du, könnteſt Du nicht! J'étais au comble du désespoir, ma chérie, als ich das in Deinem letzten Briefe las. Denn — entre nous soit dit — warum biſt Du denn nach Frankreich gegangen? Die Ausgabe der Reiſe zu all den übrigen, c'était un devoir d'en profiter au moins!... Und dieſer Blödenbach, c'est un homme acceptable, ich verſichere Dich! Ich habe mich genau informiert; er hat ganz bedeutende Mittel. Ihm wäre es ein leichtes, Walden zu übernehmen und uns von allen Verlegenheiten zu befreien. Daher, wenn es noch irgend zu machen iſt, réfléchis y à deux fois, ma petite! Nous n'avons pas de choix. Das Meſſer ſitzt uns an der Kehle, und Du biſt doch immer ein kluges und energiſches Kind geweſen. Denk an Dein Lieblingswort: Where there's a will, there's a way... Ich vertraue immer noch dieſem Deinem Willen!..."

Die dunklen Augen der Leſenden ſahen ſehr ernſt vor ſich hin, als ſie zu Ende war. Eine Frage lag darin: ob es noch zu machen iſt?... Es wäre ein verzweifelter Schritt, der, wenn er mißglückte, dem, welcher ihn gethan, ein häßliches Mal aufdrückt... Wäre es da nicht beſſer, doch bei dem ſchönen Major zu bleiben?... den freudloſen Brautſtand auszuhalten und ſich auf die Ehe zu vertröſten?... Wieder drängte ſich das Bild des braunbärtigen Mannes, das ſie geſtern in ſüßen Liebesträumen hier noch an ihre Seite gezaubert, ſchmeichelnd zu ihr. War nicht doch ein Glück mit ihm noch möglich, da er ſich in das ihm aufgezwungene ſchließlich fügte?... Unwillkürlich that ſie wieder einen Blick in den Spiegel, aber ſie erſchrak heute vor ſich ſelbſt. Das war nicht mehr dasſelbe Geſicht, welches das blumengeſchmückte Glas heute wiedergab! — gelb, faltenreich, welk — alt! ſo alt!... mit ſeinen ſchlaffen, ſorgenvollen Falten, ſeinen grübelnden Blicken!... Was hatte das bewirkt?... Natalie lachte, als ſie ſich die Frage ſtellte. Ein bitteres Lachen... „Die Liebe," antwortete ſie ſich, „auch jetzt wieder ſie!" Ihre Wirkungen waren eben verſchieden, und in drei Tagen hatte ſie ſo alles zerſtört, was ſie in Monaten geſchaffen hatte... Aber welche würde wohl in der Ehe mit Aſten hervortreten? Wenn die junge Gattin wirklich ein ſolch amorinendurchflattertes Boudoir ſich geſchaffen, würde ſie, wie hier, nicht täglich die Spiegel befragen, ob ſie für ihren kühlen und ſchönen Gemahl auch Anmut genug beſäße? Sie ſprang plötzlich mit beiden Füßen feſt auf das Schäferidyll des Teppichs und machte mit der Rechten eine Bewegung, als wieſe ſie etwas weit von ſich.

Der Vater hatte recht! Dazu war ſie zu klug, um lebenslang für eine Dummheit zu büßen! Dann lieber ein Schnitt ins Fleiſch, und wenn's in jene Stelle war, die man das Herz zu nennen pflegt! Wenn es zehnmal ſchmerzte! — „Auch dieſes geht vorüber!" ſagen die Türken, und wie oft ſchon hatte Natalie das Sprichwort ſich auch geſagt, wenn ſie verliebt geweſen war, wie oft das Zutreffende an ihm erprobt... Wahrhaftig, dies war doch nicht ihre erſte Liebe!... Und eine jede ging vorüber, eine jede! Wenn man auch bei einer jeden wieder und wieder glaubte, daß ſie die dauernde wäre!...

Mit der Entſchloſſenheit, die in guten und böſen Dingen eine hervorragende Eigentümlichkeit an ihr war, fing ſie an, ihre Sachen zuſammenzuſuchen und zu packen.

Zwei Tage ſpäter ſtand ſie im Quartier Blödenbachs, in elegantem, knappſitzendem Reiſekoſtüm, mit von der Fahrt geröteten Wangen und ſchalkhaft blitzenden Augen. Unceremoniös betrat ſie des Generals Zimmer und reichte ihm die ſchmale, in däniſchem Lederhandſchuh ſteckende Rechte hin.

„Exzellenz, ich melde mich zur Stelle," ſagte ſie in jener friſchen, ſcherzenden Art, welche ihr Publikum ſo oft an ihr entzückte.

Der General verneigte ſich jedoch nur froſtig und ſteif.

„Ah, Sie gehen nach Deutſchland zurück, ganz recht! Ich entſinne mich, vernommen zu haben, daß Ihr Pflegling ſo gut wie geneſen iſt. Begleitet er Sie?"

„Von wem ſprechen Exzellenz?" fragte ſie mit völlig unbefangener Miene.

„Nun natürlich von Major von Aſten."

„Ah, das konnte ich nicht wiſſen. Denn erſtens war er nicht mein alleiniger Pflegling, zweitens iſt er auch nicht geneſen, ſondern hat einen Rückfall gehabt und liegt krank, wie zuvor, im Lazarett zu B."

„Wie? Und da verlaſſen Sie ihn?"

„Mein Gott, Exzellenz, ich kann doch nicht mein Leben mit ſeiner Pflege verbringen. Schließlich iſt er für mich ja doch nur ein Fremder, und meine patriotiſche Pflicht gegenüber dem Krieger habe ich, glaube ich, reichlich gethan."

„Ah!" machte der General mit merkwürdigem Geſicht.

Das der Dame nahm eine würdevolle Trauer an.

„Wie Exzellenz wohl auch vernommen haben, ging ich von Monpaſſier nach B. zur Pflege meines armen Vetters, der bei den Garde-Ulanen ſtand und bei der Belagerung von Soiſſons ſchwer verwundet worden war. Als der Arme ſtarb, übergab mir der Zufall den Major von Aſten, den ich dann natürlich auch mit gleicher Hingebung in Pflege nahm."

Wieder räuſperte ſich der General. Dann antwortete er plötzlich ſteif, wie mit dem Ladeſtock herausgeſchoſſen: „Man ſagte mir, daß dieſe Hingebung bei dem Major doch ſeine beſonderen Gründe hatte. Das Gerücht war verbreitet, Sie hätten ſich mit ihm verlobt."

„So? Das hat man verbreitet?" Auf dem pikanten Geſicht der Gräfin malte ſich ein Ausdruck ärgerlichen Staunens, während ſie endete: „Ja, nun verſtehe ich!"

Nach kurzem indeſſen lächelte ſie, und der Schalk begann alsbald wieder lebhafter in ihren Augen zu ſpielen.

„Nun alſo, Exzellenz, ich will wie gewöhnlich ganz aufrichtig ſein. Daran iſt ja viel Wahres: ich hatte ein kleines Faible für Ihren ſchönen Major. Seine Appollotournüre hatte mir's angethan, und als er bei Le Bourget verwundet ward, forderte ich das Recht, ihn zu pflegen. Dadurch entſtand jenes Gerücht, dem ich nicht entgegentrat, wieder um mir dieſes Recht zu wahren, meinen Protegé dem Tode zu entreißen. Das war alſo, ehe ich ſeine Pflege übernahm. Aber gerade bei der Pflege lernte ich ihn kennen, und — mein Gott! — ſo ein Apollo kann eben herzlich langweilig werden! Er iſt ſehr unbedeutend, Ihr ſchöner Major, und als ich das entdeckt hatte, war es auch mit meinem Intereſſe vorbei. Ich erklärte ihm rundweg, mit der Verlobung, die er aufrecht halten wollte, ſei es nichts, und — als er die Sache tragiſch nahm, packte ich meinen Koffer. Um noch aufrichtiger zu ſein: ich finde ſelbſt, ich habe das Glück zu entkommen beinahe nicht verdient, bin aber doch froh, daß es mir geworden iſt. Ich überlaſſe den ſchönen Krieger jetzt herzlich gern liebevolleren Händen, die das Geheimnis noch nicht ergründet haben. Ich rechne bei dieſem für den betreffenden Herrn ſo wenig ſchmeichelhaften Geſtändnis jedoch natürlich auf Ihre Diskretion," ſchloß ſie mit einem vertraulichen Lächeln, das ihren Zügen eine liebenswürdige Wärme gab.

Blödenbachs faltiges Geſicht glättete ſich bedeutend.

„Aber das verſteht ſich ja ganz von ſelbſt,“ ſagte er und erwog im Innern, wie weit er der Aufrichtigkeit des Geſtändniſſes trauen dürfe. Eine Viertelſtunde darauf war die Frage dahin erledigt, daß er ihr völlig vertraute und ſich von den Reizen ſeiner lebhaften Freundin wieder ganz umſtricken ließ.

Natalie ſchied ſehr zufrieden. Der Verſuch war ſehr gewagt geweſen — ſehr! Wäre er mißlungen, dann — nun, dann wäre es eben der letzte verzweifelte Schritt und mit ihm alles verloren geweſen! Aber eben um deswillen war er ihr als geboten erſchienen, denn viel mehr war ja im Grunde nicht zu verlieren, als ſo ſchon verloren war. Nun er aber gelungen, war es ein coup de maître, und als ſolcher hatte er Nataliens ganze blendende Laune wiederhergeſtellt, das alte Vertrauen in ihr Wollen und Können, und frohlockend ſagte ſie ſich, dem Mutigen lächle das Glück.

Vierzehn Tage danach war Aſten im ſtande, ſeine Briefſchaften ſelbſt wieder einzuſehen. Mit nervöſer Haſt öffnete er ein elegant eingeſchlagenes Schreiben von großer und kräftig geführter Hand. Es enthielt die wenigen Worte:

„Ich habe mich überzeugt, daß wir nicht zu einander paſſen, und gebe Ihnen Ihr Wort zurück. Leben Sie wohl.

Natalie, Gräfin Walden zu Waldensau.“

Ihm war, als fühle er ſein Blut jetzt erſt vom Fieberdruck befreit und den leichten Puls der Geneſung in ſeinen Adern. Das Gefühl, daß dies wiedergewonnene Leben noch vollen Wert für ihn habe, gab ihm eine wohlige Kraft zurück.

Und zum erſtenmal ſeit dem Tage, an dem er entdeckt hatte, daß ſie ihm Friederikens Briefe entwendet, fühlte er ſich fähig, auch der guten Eigenſchaften ſeiner Retterin wieder anerkennend zu gedenken. Die Dankbarkeit für das, was das energiſche Mädchen für ihn gethan, bekam wieder reichen Raum in ſeiner Seele.

Er legte die erhaltenen Zeilen in ſeine Taſchenmappe zu dem Papierſtreifen von gleicher Hand, der ſchon darinnen lag. Längſt wußte er jetzt, von wem ihm der Streifen kam, las ihn aber gedankenvoll nochmals.

„Wäre der Zettel ein Pfeil und wüßte Wunden zu ſchlagen,
Bäte ich Amor, den Gott, mir zu Dir ihn zu tragen.
Aber Amor, der Schelm, tauſcht die Pfeile im Nu
Ach und trüg' ihn vielleicht einer anderen zu.“

Und es wollte dem Leſenden jetzt ſcheinen, als habe eine Ahnung der Dichterin die Verſe eingegeben und als ſei, was ſie Gutes und Schlimmes an ihm gethan, auch die Eingebung eines Fatums geweſen. Als ſolche konnte er das letztere entſchuldigen und für das erſtere ihr aufrichtig dankbar ſein.

---

Die bedeutſamen Ereigniſſe hatten ihren Fortgang genommen; langſam für die, welche in der deutſchen Heimat ſehnend die Rückkehr der Sieger erwarteten; ſchnell für die, welche mit kriegeriſchem Verſtändnis den Kampf an jenen Orten leiteten, an welchen das verzweifelte Frankreich immer noch den letzten, trotzigen Widerſtand leiſtete. Auch die für faſt unausführbar gehaltene Arbeit, das Herbeiſchaffen der Belagerungsgeſchütze, um Paris zu beſchießen, war bewältigt worden. Dann waren die erſten feurigen Grüße in die umſchloſſene Stadt geflogen. Im Dezember hatte der Mont Avront ſein letztes vorlautes Wort geſprochen und war dann, auf die Antwort der Deutſchen hin, in ein Schweigen verſunken, das den Pariſern ſchreckenbedeutender war als der Lärm, der vorher ihn umtobte. Am 5. Januar hub man auch mit dem Beſchießen der Forts im Südweſten an.

Aſten war kurz vorher nach Verſailles übergeſiedelt, um dort im Hoſpital des Schloſſes weitere Pflege zu finden. Sobald er ſich wohl genug fühlte, wollte er die Reiſe in die Heimat antreten, denn es war keine Ausſicht für ihn, daß er an dieſem Kriege noch ſelbſtthätig teilnehmen konnte. Die langſame Wiederkehr ſeiner körperlichen Kräfte aber brachte ihm das Miterleben jenes Ereigniſſes, welches vorausſichtlich das größte ſeines Jahrhunderts bleiben wird. Am 18. Januar fand im Schloſſe zu Verſailles die Verſammlung ſtatt, welche Wilhelm I als deutſchen Kaiſer proklamierte. Die Ernte des deutſchen Sieges wurde eingeheimſt, in jenem ſelben Saale, an deſſen Decke der kleine, eitle Franzoſenkönig, welcher ſich den Großen nannte, ſich hatte als Gott malen laſſen; Deutſchland, dem er Straßburg mitten im Frieden geſtohlen und die blühende Pfalz verwüſtet hatte, gefeſſelt zu ſeinen Füßen. Eben dies Deutſchland ſang nun in jenem Saale das Dankgebet für den Sieg, der ihm Straßburg zurückgebracht, begrüßte, inmitten aller ſeiner Banner, die ſich zum erſtenmal nach nahezu 700 Jahren wieder vor einem Oberhaupte neigten, Wilhelm den Siegreichen, ſeinen neuerwählten Kaiſer.

Als Aſten die mächtige Geſtalt des Reichskanzlers vor ihren ehrwürdigen Herrn hintreten ſah und jenes ſchöne, ſchlichte Verſprechen hörte, welches Wilhelm I nachmals ſo herrlich gehalten hat: er wolle ſein Volk in Frieden zum Gedeihen führen, fühlte er, daß ſeine Augen geſehen, was die Wünſche und Thaten der Edelſten ſeines Volkes gezeitigt hatten.

Zwei Tage darauf betrat er, ehe er den Rückweg in die Heimat antrat, gleichſam zum Abſchied, das neueſte Schlachtfeld. In der Nacht nach der Proklamation des Kaiſers, vom 18. auf den 19. Januar, hatten die Franzoſen wieder einen Ausfall gemacht, diesmal vom Mont Valérien aus in der Richtung nach St. Cloud. Von den Deutſchen erwartet, wurden ſie am Abend des 19. abermals total geſchlagen. Das war des deutſchen Heeres letzte, nur allzu verluſtreiche Waffenthat.

Als Aſten über das Schlachtfeld ritt, ſah auch er zum letztenmal übereinandergefallene, verſtümmelte Leichen, deren verzerrte Geſichter bleich zum Himmel aufſtarrten; Pferde, welche neben oder unter ihren Herren lagen, oder blutend, mit klagendem Gewieher übers Feld hinirrten. Am Eingange des Parkes ſtauten ſich die Leichen förmlich, hier war das Gefecht am heftigſten geweſen. Freiſchärler waren hier ihren Pariſer Brüdern zu Hilfe gekommen. Aſten ſah die blauen Bluſen, und ſein Geſicht verfinſterte ſich. Er dachte an Jeanne. Dort links am ſchneebedeckten Stumpf einer Buche kauerte noch, das Gewehr in der Linken, ein toter Bluſenmann. Konnte er ſich täuſchen? War auch der wieder hier?

Aſten ſtieg vom Pferde, übergab es einem Begleiter und ſchritt zu dem Kauernden hin. Er war es — es war der Franctireur, welcher verſucht hatte, Aſten zu ermorden. Das erſtarrte Geſicht war auch im Tode noch von abſchreckender Häßlichkeit; Haß und Wut verzerrten es. Der Mann war in denſelben Gefühlen geſtorben, in denen er gelebt hatte. Aſten kehrte ſich unwillig von ihm ab. Aber da — zwei Schritte weiter, lag noch ein Körper im blutgeröteten Schnee — ein weicher, weiblicher... Was Aſten bei Belle-Fontaine gefürchtet hatte und was ihm dort erſpart geblieben war, hier lag es vor ihm: Jeanne vom Tode gebrochen, ſtarr, reglos, ſtumm!...

Langſam ſchritt Aſten auf ſie zu und bückte ſich über ſie hin. Sie lag da wie aus reinem Marmor gemeißelt, ſo ruhig, ſo friedlich ernſt, ſo leidenſchaftslos kühl. Sie war der Qual jedes Fühlens entrückt... Auch der Meduſenblick war aus dem Antlitz entflohen, jenes ſchmerzhafte Ausſchließen des Lebens, in dem ſie ſich mühte ſeeliſch zu erſtarren... Die dunklen Augen lagen ausdruckslos, verglaſt, ohne die tiefe Nacht einſamer Gedanken, ohne den heißen, ſcheuen, mühſam gedämpften Blick...

Es trieb Aſten zu unterſuchen, wo das Geſchoß ſie getroffen hatte. Die Wunde befand ſich mitten in der Bruſt!... Die Kugel mußte gerade in das Herz gedrungen ſein...

Es war ihm lieb. So war es mit einemmal zu Ende und der Tod barmherziger geweſen als das Leben. Aſten faßte die ſtarre Hand, welcher die Fahne entſunken war, und richtete in Gedanken die letzte Anſprache an die Tote: „Lebe wohl, Jeanne! Du wirſt ruhig ſchlafen, auch ohne Ruhm. Das, was dein Herz wahrhaft erſehnte, war ja auch nicht er, war das, was jedes Mädchen heiß erſehnt. Du warſt keine Jeanne d'Arc, nein! keine Charlotte Corday. Und daß du es nicht warſt, hat dich mir näher gebracht, als es der Mut, der Ruhm hätte thun können. Daß du ihn geſucht, war deine Schwäche, dein Fehler und erwarb dir meine Bewunderung nicht. Nun werden ſie im Tode vergeſſen ſein, wie deine Tugenden. Lebe wohl, Jeanne!“

Er legte die eiſige Hand ſtill zurück und beſtieg ſein Pferd. Vom Himmel, der ſich grau umzogen hatte, ſtiebte ein feiner Schnee, welcher die Toten mit einem weißen Schleier bedeckte. Als der Reiter nach kurzer Zeit noch einmal rückwärts ſah, war auf der Ebene nichts mehr zu entdecken als ein Leichentuch, das die Natur über alle Greuel der Vernichtung breitete.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Stanley und Emin Paſcha. (Abdruck verboten.)

Henry Stanley, der große Entdeckungsreiſende, von deſſen letztem Zuge wir, ſoweit es an der Hand der vorliegenden Berichte möglich iſt, hier einen kurzen Überblick geben wollen, iſt in der That ein außerordentlicher Mann, der im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre durch ſeine Energie, ſein Glück, ſeine Entdeckungen die ganze gebildete Welt in Erſtaunen geſetzt hat. Wiederholen wir hier kurz, was Henry Rowland — ſo iſt der eigentliche Name des aus Wales ſtammenden Afrikareiſenden — alles geleiſtet hat.

Gerade vor zwanzig Jahren, im Oktober 1869, erteilte ihm der in Paris weilende Eigentümer der großen amerikaniſchen Zeitung „New York Herald“ den Auftrag, nach Innerafrika zu gehen und den dort ſeit Jahren verſchollenen berühmten Reiſenden David Livingſtone aufzuſuchen, von dem manche annahmen, er ſei tot. Stanley, der wohl viel im Orient gereiſt war, hatte von Afrika keine Kenntnis; aber mit der Entſchloſſenheit und dem Mute, welche ihn auszeichnen, machte er ſich ſofort ans Werk, rüſtete in Sanſibar eine Expedition aus, zog unter Gefahren und Abenteuern aller Art tief nach Afrika hinein, und im Oktober 1871 trifft er in Udſchidſchi am Tanganika-See einen alten Mann mit weißem Barte. Stanley lüftet den Hut und ſagt: „Doktor Livingſtone, wie ich vermute?“ „Ja,“ antwortete dieſer. „Ich danke Gott, Herr Doktor, daß ich Sie gefunden.“

Als echter Zeitungsreporter macht er ſich bald wieder auf den Heimweg, berichtet darüber, was er gehört, geſehen, macht die Welt bekannt mit den großen Entdeckungen Livingſtones am oberen Kongo und ſchreibt ein Buch: „Wie ich Livingſtone fand,“ das bei der Friſche ſeiner Darſtellung und wegen der ſpannenden Ereigniſſe reißenden Abſatz fand. Stanley war ein gemachter Mann.

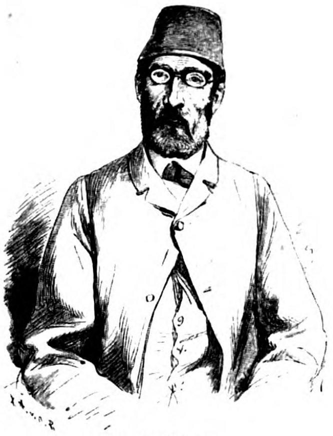
Livingſtone war in Afrika geblieben, um dort ſein Werk fortzuſetzen. Aber er ſollte es nicht wieder lebend verlaſſen, und nur ſeine Gebeine wurden von den treuen Dienern in die Heimat zurückgeführt, wo unter der trauernden Teilnahme eines ganzen großen Volkes ſie in Englands Ruhmeshaus, in der Weſtminſterabtei, beigeſetzt wurden. Unter den hervorragenden Männern, welche einen Zipfel des Bahrtuches hielten, befand ſich auch Henry Stanley, und damals gelobte ſich dieſer, Livingſtones angefangenes Werk zu vollenden und das Geheimnis des Kongo zu enthüllen. „Mein Kopf,“ ſo ſchrieb er, „wurde förmlich zu einem Kompendium der afrikaniſchen Geographie.“ Diesmal war es die Londoner Zeitung „Daily Telegraph,“ welche, im Verein mit dem „New York Herald,“ den Reiſenden ausrüſtete, der bereits im Auguſt 1874 England verließ, um ſich nach der Oſtküſte Afrikas einzuſchiffen. Sein beiſpiellos kühner Zug „durch den dunklen Weltteil,“ der ihn von Sanſibar bis an die Kongomündung führte, dem wir die Kenntnis des Kongolaufes verdanken, iſt zu bekannt, als daß wir hier näher darauf einzugehen brauchten.

Das war Stanleys zweites großes Werk. Ein Mann, der ſo großes geleiſtet und noch in der Vollkraft des Mannesalters ſtand — er iſt 1840 geboren —, konnte damit ſich nicht zufriedengeben. „Wie ſind die Ergebniſſe meiner Reiſe wirtſchaftlich und philanthropiſch zu verwerten, welchen Nutzen kann die Welt daraus ziehen, wie kann dieſelbe zum Segen der ſchwarzen Menſchheit werden?“ So fragte ſich Stanley, als er ſich kaum von den Mühſeligkeiten und dem Hunger erholt hatte, die ihn auf ſeiner Kongoreiſe mehr als einmal dem Tode nahe gebracht hatten. Das war in der Zeit, als die Afrikaforſchung einen erhöhten Aufſchwung nahm, als Deutſche, Engländer, Franzoſen, Portugieſen ſich ſcharenweiſe nach dem ſchwarzen Erdteile begaben und als der König der Belgier ſich hochherzig an die Spitze dieſer Bewegung ſtellte. Kaum in der Schweiz wiederhergeſtellt, empfand Stanley den „Luxus des Faulenzens“ und ging mit Freuden auf den Vorſchlag des Königs Leopold II ein, den herrlichen, tief in das Innere Afrikas führenden Kongo der Welt dienſtbar zu machen. Es iſt noch friſch in aller Gedächtnis, wie, diesmal vom Weſten aus, Stanley den Kongo aufwärts fuhr, Handelsſtationen errichtete, eine Verwaltung einſetzte, Straßen baute und den Grund zu dem großartigen Reiche legte, welches zukunftverheißend nun als unabhängiger Kongoſtaat auf unſern Karten von Afrika eingetragen iſt.

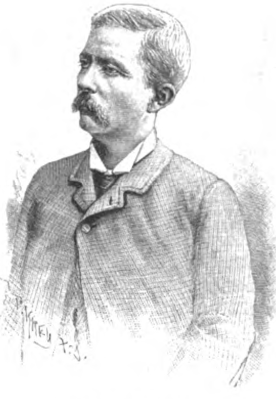
Sind ſolche Thaten nicht genug für ein Menſchenleben, für den kurzen Zeitraum von zehn Jahren? Und doch hat Stanley noch mehr geleiſtet, denn ſchon wieder ertönt ſein Name, von neuer Siegesglorie umwebt, durch die Welt. Er hat abermals Afrika durchkreuzt, er hat den von der Welt abgeſchnittenen Gouverneur der ägyptiſchen Äquatorialprovinz, Emin Paſcha, aus der Höhle des Löwen befreit und er iſt mit ihm triumphierend in Sanſibar eingezogen. Eine vierte Großthat!

Mit dem Schluſſe des Jahres 1886 traf Stanley von New York aus wieder in London ein, um ſich an die Spitze einer Unternehmung zu ſtellen, welche die ägyptiſche Regierung und einige engliſche Millionäre zum Entſatze Emin Paſchas ausrüſten wollten. Lange genug hatte es gedauert, bis die ägyptiſche Regierung ſich erinnerte, daß im äußerſten Süden ihrer ehemaligen Beſitzungen der energiſche Gouverneur Dr. Schnitzer (Emin) trotz ſeiner Vereinzelung und verlaſſen von der ganzen civiliſierten Welt die ihm anvertraute Herrſchaft gegen die aufrühreriſchen Anhänger des Mahdi aufrecht erhielt; die Notſchreie Emins blieben in Kairo ungehört. Aber das allgemeine Intereſſe für den tapferen Statthalter, die energiſchen Vorſtellungen Profeſſor Schweinfurths hatten der ägyptiſchen Regierung endlich die Überzeugung beigebracht, daß ſie eine moraliſche Verpflichtung habe, für die Rettung ihres in die Äquatorialprovinz entſendeten Beamten einzutreten, und ſo entſchloß ſie ſich, die Summe von 200 000 Mark zu dieſem Zwecke auszuſetzen. Emin ſelbſt wurde in Anerkennung ſeiner Verdienſte um die erfolgreiche Erhaltung der ägyptiſchen Herrſchaft in ſeiner Provinz zum Paſcha ernannt. Es war die höchſte Zeit, daß etwas zur Rettung dieſes Mannes geſchah, da er, völlig von Ägypten durch die Mahdiſten abgeſchnitten, bereits mit Mangel an Kleidern und Munition zu kämpfen hatte. Trotz ſeiner bedrängten Lage nützte der tüchtige Mann aber jede Gelegenheit aus, für die Erforſchung ſeines Gebietes thätig zu ſein, indem er Aufnahmen machte, Sammlungen anlegte und die verſchiedenſten Wiſſenszweige bereicherte. Dabei dachte er aber keineswegs an ein Aufgeben ſeiner Provinz, keineswegs daran, ſeine 2000 Soldaten und Beamten im Stiche zu laſſen; nur Vorräte, Pulver und Blei, moraliſche Stütze verlangte er.

Reich mit Mitteln verſehen, brach Stanley am 21. Januar 1887 von England auf und begab ſich über Ägypten nach Sanſibar, wo er ſeine Expedition zuſammenſtellen wollte. Sein Name, ſeine bisherige Thätigkeit waren Bürgſchaft dafür, daß auch das neue Unternehmen gelingen würde. In Sanſibar lag ein Dampfer bereit, welcher die Expedition von da aus um das Kap der Guten Hoffnung nach der Kongomündung brachte, wo ſie am 18. März eintraf. Alles in allem beſtand ſie aus 9 Europäern, 61 Sudaneſen, 13 Somali und 620 Trägern von Sanſibar; praktiſch eingerichtete Boote, eine kleine Mitrailleuſe, die vorzüglichſten Inſtrumente und Waffen waren vorhanden. Außerdem hatte ſich ein bekannter, am oberen Kongo ſehr einflußreicher arabiſcher Sklavenhändler, Tippu Tipp, angeſchloſſen, von deſſen Bundesgenoſſenſchaft Stanley viel hoffte. Der Marſch entlang dem unteren Kongo bis zum Stanley-Pool bot viele Schwierigkeiten, da es an Lebensmitteln für die 700 Mann ſtarke Expedition fehlte. Als aber am



Emin Paſcha.



Henry Stanley.

Stanley-Pool die ſchiffbare Straße des mächtig dahinflutenden Kongo erreicht war und die Dampferflottille des Kongoſtaates der Expedition zur Verfügung ſtand, ging es raſch vorwärts; man fuhr den Strom aufwärts und erreichte bereits am 28. Mai die Mündung des Aruwimiſtromes, den eigentlichen Ausgangspunkt des Unternehmens. Entlang demſelben mußte Stanley in gerader Richtung nach Oſten vordringen, um zu Emin Paſcha zu gelangen, und jeder Schritt, den er hier vorwärts that, führte ihn in neue, unbekannte Gebiete.

Wie ein guter Feldherr ſich ſtets den Rückzug deckt, ſo machte es auch Stanley. Oberhalb der Mündung des Aruwimi in den Kongo errichtete er ein befeſtigtes Lager, in welchem er reiche Vorräte und einen Teil ſeiner Mannſchaften unter dem Befehl des Majors Bartellot zurückließ. Von hier aus konnte er Nachſchub und, im Falle er umkehren mußte, eine Zufluchtsſtätte finden. Dann brach er mit der Hauptmacht, die noch aus faſt 400 Mann beſtand, am 28. Juni 1887 auf, um, entlang dem Südufer des Aruwimi, nach Oſten vorzudringen. Sehr bald gelangte er in die große mittelafrikaniſche Urwaldgegend, die ihn auf ſeinem ganzen Marſche, das letzte Stück ausgenommen, nicht verlaſſen ſollte. Einhundertſechzig Tage gebrauchte er dazu, dieſelbe zu durchkreuzen. Da dieſelbe nach allen Himmelsgegenden noch ungemein viel weiter reicht, als Stanley ſie uns kennen lehrt, ſo darf man ſie mit den braſilianiſchen Urwäldern vergleichen, mit denen ſie viel Ähnlichkeit beſitzt. Die bis fünfzig Meter hohen Baumrieſen mit ungeheurem Blätterdach verurſachen eine ewige Dämmerung; das hauptſächliche Hindernis beim Durchqueren bildete das dichte Gewirr der Schlinggewächſe, deren Dicke zwiſchen 10 und 400 Centimetern wechſelte. Dabei herrſchten Feuchtigkeit und ſtarke Niederſchläge in dieſen Wäldern. Machte ſo ſchon die Natur des Landes den Marſch zu einem ſchwierigen, ſo geſellte ſich dazu die Feindſeligkeit der Bewohner. Alle die Schwarzen, welche entlang dem Aruwimi wohnen, ſind ausgeſprochene Menſchenfreſſer. Aus dem Hinterhalte des dunklen Waldes flogen vergiftete Pfeile in die Reihen der Karawane. Leutnant Stairs erhielt eine Wunde unmittelbar unter dem Herzen, von der er ſich erſt nach einmonatlichem Leiden erholte. Viele Leute erkrankten an Dyſenterie und mußten auf Booten den Strom aufwärts gerudert werden. Der Tod hielt eine reiche Ernte. Aber es ging trotzdem mutig vorwärts. Am mittleren Laufe des Aruwimi ſtieß man auf eine Niederlaſſung des arabiſchen Sklavenhändlers Ugarowwa, mit dem ſich Stanley in ein freundſchaftliches Verhältnis ſetzte und bei dem er, als zweite Rückhaltſtation, 56 Mann zurückließ. Der Oktober war „ein furchtbarer Monat.“ In dieſem verlor Stanley durch Verhungern und Davonlaufen allein 55 Mann. Wildwachſende Früchte und Pilze machten die Hauptnahrung der Expedition aus, deren Mitglieder ſich, ſkelettartig abgemagert, nur mühſam durch den Urwald fortſchleppten, aber ſtets ihr Ziel, den Entſatz Emin Paſchas, vor Augen. Bei einem aus Sanſibar ſtammenden Araberſklaven, Kilinga Longa, wurde am Aruwimi die dritte Station errichtet, in welcher der Arzt Dr. Parke, Hauptmann Nelſon und das Boot ſamt einer Menge Güter und einer Anzahl Leute zurückgelaſſen werden mußten, weil ſie nicht weiter marſchieren konnten.

Endlich, Anfang November, war der Urwald und die Hungergegend durchſchritten, und man gelangte in wohlbevölkertes, reiches Land. „Von 389 auf 174 herabgeſchmolzen,“ ſchreibt Stanley, „beſchloſſen wir hier eine längere Raſt zu halten, um uns wieder zu erholen. Die Entartung unter den Leuten war zuletzt eine ſo ſchlimme geworden, daß dieſelben nur noch durch Androhung und Ausführung der Todesſtrafe zur Ordnung gezwungen werden konnten. Es war, als ob wir ſie an einer Kette, die wir um unſern Hals geſchlungen hatten, vorwärtsſchleppten.“ Die reiche Gegend hieß Ibwiri, dort blieb man dreizehn Tage und ſchwelgte in Geflügel, Ziegen, Bananen, Mais, ſüßen Kartoffeln, Yams und Bohnen. Dann waren ſie hinreichend gekräftigt, um in der Richtung nach dem Albert-Nyanza aufbrechen zu können.

Ehe aber dieſer erreicht wurde, waren mit dem mächtigen Häuptling Moſamboni noch harte Kämpfe zu beſtehen. In ungeheuren Mengen ſtürmten die Schwarzen gegen die 170 Mann Stanleys heran, der auf einem Hügel ſich eine Seriba, einen Dornenverhau, erbaute. Dort verteidigte er ſich und ſchlug durch ſeine Feuergewehre die nur mit Lanzen und Bogen bewaffneten Neger zurück. „Kurwana, Kurwana,“ Krieg, Krieg, brüllten die wütenden Scharen, welche fortwährend Unterſtützung erhielten. Erſt als Stanley zwei Schützenabteilungen unter den Leutnants Stairs und Jephſon den Schwarzen in den Rücken ſandte, war der Sieg vollſtändig, der Weg frei.

Am 13. Dezember trat der Führer vor ſeine Leute und hielt eine Anrede, in welcher er ihnen ſagte: „Bereitet euch auf den Anblick des Albert-Nyanza vor!“ Wiewohl er auf Unglauben ſtieß, hatte er doch richtig gerechnet, und bald, nachdem von der Hochebene ab ein tiefer Abſtieg zurückgelegt war, lag die blaue Fläche des herrlichen Waſſerbeckens vor ihnen, das eins der großen Nilreſervoirs iſt. An der ſüdweſtlichen Ecke des Sees angelangt, erfuhr Stanley, daß am anderen Ufer ſich ein weißer Mann befände — das konnte nur Emin Paſcha ſein. Um zu ihm zu gelangen, mußte Stanley ſein bei Kilinga Longa zurückgelaſſenes Boot holen laſſen, worüber die Zeit bis Ende April 1888 verging! Eine harte Prüfung, die Stanley, ſo nahe ſeinem Ziele, ertragen mußte. Um dieſe Zeit, als Stanley ſich abermals dem Südende des Albert-Nyanza bei Kawali näherte, erſchienen Eingeborne bei ihm mit der Botſchaft, ein weißer Mann habe ihnen ein Paket für ihn eingehändigt; ſie erzählten von wunderbaren Schiffen, die ſo groß wie Inſeln und ganz mit Leuten gefüllt ſeien. Es waren dieſe Emin Paſchas Dampfer, die er auf dem Albert-Nyanza beſaß. Am folgenden Tage erhielt Stanley in der That ein Schreiben Emins, in welchem dieſer ſeine Ankunft meldete. Leutnant Jephſon wurde ihm auf dem Boote entgegengeſandt, und am 29. April 1888 abends gegen ſieben Uhr erſchien Emin Paſcha mit dem bei ihm weilenden Italiener Caſati in Kawali bei Stanley, wo ſie bis zum 25. Mai beiſammen blieben. Um die für Emin beſtimmten und in den verſchiedenen Forts am Aruwimi zurückgelaſſenen Vorräte herbeizuſchaffen, machte Stanley noch einmal die ganze Reiſe zurück, wobei er die meiſten ſeiner Leute geſtorben oder ermordet fand. Auch Major Bartellot in Jambuja war getötet worden und von den 257 Mann der Nachhut waren im ganzen noch 71 Mann übrig, von welchen wieder nur 52 dienſttauglich waren.

Die geographiſchen Entdeckungen, welche Stanley auf dieſem Wege vom Kongo bis zum Albert-Nyanza machte, erweiſen ſich als ſehr beträchtliche. Die Ausdehnung des mittelafrikaniſchen Urwaldes wurde ſchon erwähnt. Der Aruwimi, welcher bei den verſchiedenen Volksſtämmen verſchiedene Namen führt, erwies ſich als ein Strom von 1300 Kilometer Länge, der in ſeinem mittleren Laufe ſchiffbar iſt; an anderen Stellen hat er ſtarke Stromſchnellen. Sein Hauptzufluß, vom Norden her, iſt der kaum minder große Nepoko. Vom Albert-Nyanza aus erblickte Stanley im Südoſten die gewaltige Bergmaſſe Ruwenſori, deren Gipfel etwa 300 Meter tief mit Schnee bedeckt war und deſſen Höhe auf 5000 Meter geſchätzt wird. Alſo wieder ein faſt unter dem Äquator liegender gewaltiger Schneeberg Afrikas! Was die Bevölkerung betrifft, ſo iſt der Nachweis einer Zwergraſſe, der Wambutti, am oberen Aruwimi von Intereſſe. Sie ſtimmen überein mit den weiter nördlich von Schweinfurth nachgewieſenen Akka und leben wie dieſe vom Ertrage der Jagd; auch bedienen ſie ſich vergifteter Pfeile, durch welche Stanley bedeutende Verluſte erlitt.

Das Ziel der Expedition, die Auffindung Emin Paſchas und die Zuführung von Vorräten, war erreicht. Aber auffallen muß es, daß in den Berichten Stanleys von Emin eigentlich wenig die Rede iſt. Der Paſcha gebot damals, im Mai 1888, über zwei Bataillone regulärer Truppen, etwa 1400 Mann, mit welchen er die 14 Stationen ſeiner Provinz am oberen weißen Nil beſetzt hielt. Dazu kam noch ein Heer von Irregulären, Matroſen, Handwerkern, Beamten und Dienern, im ganzen 8000 Mann mit 10 000 Weibern und Kindern. Alle dieſe Leute lebten frei und glücklich, hatten ihre Harems und reichlich zu eſſen. Sie wollten nicht fort, und Emin wollte ſie, damals wenigſtens, nicht verlaſſen. Auch der Italiener Caſati verſprach bei Emin auszuharren. Das iſt alles, was wir über das einmonatliche Beiſammenſein Stanleys und Emin Paſchas erfahren, und das Ergebnis der Expedition war alſo, ſoweit es ſich um das Zurückbringen Emin Paſchas handelte, ein negatives. Erſt als ſpäter ganz andere Verhältniſſe eintraten, welche Emin Paſcha von ſeiner Stellung ſtürzten, da war der Rückzug geboten, und beide großen Männer erreichten am 4. Dezember 1889 die Oſtküſte Afrikas.

Ehe es uns aber an der Hand der noch ausſtehenden Berichte möglich iſt, den Leſern dieſen letzten Abſchnitt afrikaniſchen Ringens und Reiſens zu ſchildern, müſſen wir noch einiges zur Charakteriſtik der Hauptperſon mitteilen, um welche der große merkwürdige Apparat in Szene geſetzt wurde, zur Charakteriſtik des Dr. Eduard Schnitzer, auf den die Augen der civiliſierten Welt gerichtet ſind.

Wie wir jetzt genau wiſſen und die Synagogalgeburtsregiſter der Stadt Oppeln ausweiſen, wurde Iſaak, Sohn des Lebel Schnitzer, am 24. des Monats Adar im Jahre 5600 geboren. Das iſt, wie auch die Magiſtratsregiſter ausweiſen, der 29. März 1840, doch erſcheint Iſaak dort unter dem Namen Eduard. Sein Großvater war ein aus Polen eingewanderter ſtrenggläubiger Jude, ſeine Mutter die Tochter des Bankiers Schweitzer aus Neiſſe. In dieſer Stadt beſuchte Schnitzer auch das Gymnaſium; ſeit 1858 ſtudierte er in Breslau und Berlin Medizin mit dem beſten Erfolge. Dann trieb ihn eine Sucht nach dem Unbekannten und die Liebe zu den Naturwiſſenſchaften hinaus in die Fremde, in ein ungewöhnlich abenteuerliches und ereignisvolles Leben. Er wurde Arzt in der Türkei und beſuchte im Gefolge eines Paſchas Armenien, Syrien und Arabien. Aus dieſer Sturm- und Drangperiode ſind uns verſchiedene merkwürdige Ereigniſſe bekannt geworden, deren Mitteilung indeſſen aus dem Rahmen unſerer Darſtellung herausfällt. In jener Zeit iſt Schnitzer wohl auch zum Islam übergetreten, eine Frage, die von allgemeinem Intereſſe iſt, die aber nicht ganz poſitiv ſich erhärten läßt. Daß er jüdiſcher Abſtammung, ſteht feſt; ſeine Mutter, die in zweiter Ehe ſich mit einem Chriſten verheiratete, iſt zum Chriſtentum übergetreten — ob auch ihr Sohn Eduard, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Ein katholiſcher Geiſtlicher (Miſſionar), mit dem er in Afrika in Beziehungen ſtand, ſchrieb über ihn: „Der Proteſtant konnte in ihm einen Proteſtanten vermuten, der Katholik einen Katholiken, da Emin mit allen Einrichtungen der katholiſchen Kirche und den verſchiedenen Obliegenheiten ihrer Prieſter vollkommen vertraut iſt. Dem Moslem ſagt er den Koran auf und dem Juden den Talmud. Mit all deren religiöſen Gebräuchen zeigt er ſich vollkommen vertraut.“ Direkt hat er ſich niemals darüber geäußert, daß er Mohammedaner geworden, und ſein beſter Freund, der in Chartum zur Zeit Gordons ermordete öſterreichiſche Konſul Hanſal, wußte gleichfalls darüber keine Auskunft zu geben. Dr. Junker, der lange mit ihm in Innerafrika lebte, nennt ihn jedoch einen Mohammedaner.

Wie dem auch ſein möge, mit Beginn des Jahres 1876 ſehen wir den unternehmenden Mann als „Dr. Emin Effendi“ in ägyptiſche Dienſte treten und dann ſich Gordon, dem berühmten Helden von Chartum, anſchließen, der ihn zu würdigen wußte und im März 1878 zum Statthalter der ſüdlichſten Provinz Ägyptens, der Äquatorialprovinz, ernannte, einem Poſten, den er mit hoher Auszeichnung zehn Jahre lang verwaltet hat. Den Menſchenräubern und Sklavenhändlern legte er das Handwerk, die Neger fanden an ihm einen Vater, Ordnung und Geſetz waltete, und reiche Erträge aus der Landwirtſchaft und dem Handel wurden von ihm an die ägyptiſche Staatskaſſe abgeführt, bis der Aufſtand des Mahdi allem dieſen ein Ende bereitete. Alle, die ihn kennen lernten, voran Dr. Junker, ſind ſeines Lobes voll. Seine Verdienſte um die Wiſſenſchaft ſind den Vertretern der Geographie, Anthropologie, Zoologie und Botanik vollauf bekannt; nicht verwildert iſt er in der innerafrikaniſchen Einſamkeit, ſondern fortwährend hat er mit voller Friſche der Empfindung auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete, wie auf jenem der Kultur überhaupt rüſtig fortgearbeitet. Emin Paſcha redet oder ſchreibt die hauptſächlichen europäiſchen Sprachen, verſchiedene ſlawiſche Idiome, das Türkiſche, Arabiſche, Perſiſche und eine ganze Anzahl innerafrikaniſcher Sprachen.

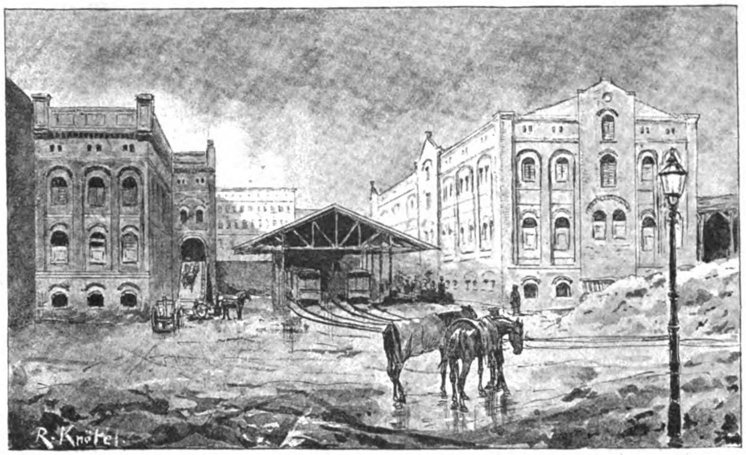
## Die Berliner Pferdeeiſenbahn.

### Eine Studie aus der Reichshauptſtadt

von A. O. Klaußmann.

(Schluß.) (Abdruck verb.)

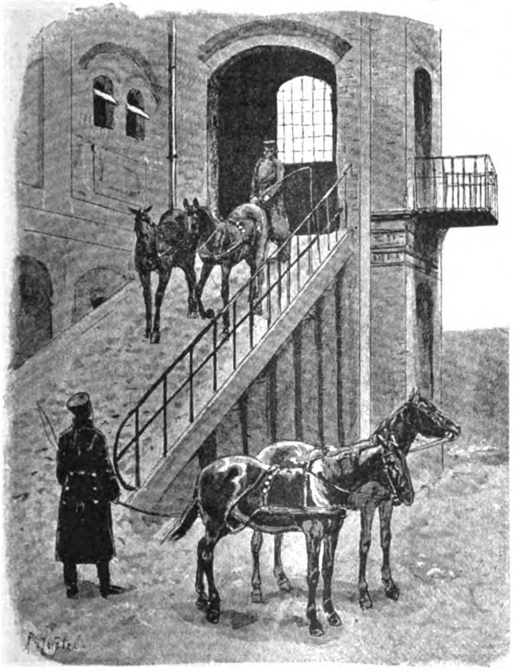
Wir durchſchreiten die Ställe und kommen nach dem Krankenſtalle, wo unter der Aufſicht des Oberkutſchers und des Tierarztes, welcher ſich auf jedem Bahnhofe befindet, die kranken Tiere beobachtet und verpflegt werden. Natürlich iſt hier auch noch ein beſonderer Stall da, um krankheitsverdächtige Pferde zu iſolieren. Trotz der ſorgſamen Pflege, welche die Pferde genießen, geht indes doch jährlich eine gewiſſe Anzahl zu Grunde, ſo z. B. im Betriebsjahre 1886: 68 Stück. Auch wird natürlich alljährlich eine Anzahl von Pferden ausrangiert, welche für den Pferdebahndienſt nicht mehr tauglich iſt, und dieſe Auktionen pflegen ſtets eine große Anzahl von Kaufluſtigen herbeizulocken. So brachten im Jahre 1887 z. B. dieſe Auktionen die Summe von 126 573 Mark ein.



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Im Bahnhof der Pferdeeiſenbahn. (Bahnhof Kreuzberg.)

Außer den Pferdeſtällen befinden ſich auf dem Depot die Vorratsſchuppen, ſowie faſt ausnahmslos ein Gebäude mit einer Gaskraftmaſchine, welche nicht nur die Maſchine treibt, durch welche der Mais zerquetſcht und der Häckſel geſchnitten wird, ſondern auch das Waſſer in ein Baſſin pumpt, aus welchem der Waſſerbedarf gedeckt wird. Es ſind ferner da eine Hufſchmiede, eine Reparaturſchmiede für Wagen und für dieſe letzteren wiederum große Schuppen, in denen ſie zum Schutze gegen Regen und Schnee untergebracht werden können.

Außer den verſchiedenen Wirtſchaftsgebäuden finden wir ferner auf den Bahnhöfen noch ein Büreau mit nicht geringem Platz; außerdem verſchiedene kleine Gebäulichkeiten, ſo u. a. auch ein „Laternenhäuschen,“ in welchem den ganzen Tag über mehrere Leute damit beſchäftigt ſind, die Signallaternen für die Wagen zu reinigen, zu putzen, in Ordnung zu bringen und mit Petroleum zu füllen. Gegen Abend werden dann dieſe Laternen auf großen Tragbahren nach der nächſtgelegenen Halteſtelle geſchafft und, je nachdem die Wagen ankommen, an dieſe verteilt. — Auch die Pferde müſſen jedesmal, wenn ſie zum Dienſt gehen oder vom Dienſte kommen, vom Bahnhofe nach der betreffenden Halteſtelle und von dort wieder zurückgebracht werden, und es geſchieht dieſer Transport durch beſondere „Stallleute,“ von denen auf jedem Bahnhofe eine nicht unbedeutende Anzahl vorhanden iſt.

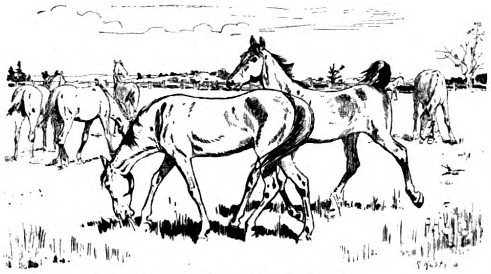


Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Aufgang zu den Ställen.

In dem Büreau ſind gegen Abend mehrere große Taſchen, welche Reiſetaſchen gleichen und elegant aus Leder hergeſtellt ſind, eingetroffen, denen die dort arbeitenden Beamten große Pakete numerierter Pferdebahnbillets entnehmen. Sie treffen bereits die Vorarbeiten für den Dienſt des nächſten Tages. Für jeden der Schaffner — das Publikum nennt ſie hartnäckig Kondukteure — wird hier ſein Fahrzettel vorbereitet und auf demſelben die Zahl der Billete nach Nummern vermerkt, die ihm übergeben werden. Dann wird der Fahrzettel nebſt den zugehörigen Billets in einen leinenen Beutel geſteckt, welcher den Namen des Schaffners trägt, und dieſer kommt in ein Fach eines großen Regals, welches wiederum mit dem Namen des Schaffners verſehen iſt. Am nächſten Morgen genügt für den letzteren ein Griff, um den Beutel mit dem Fahrzettel und den Fahrſcheinen herauszunehmen und dieſelben, will er nicht durch Irrtümer zu Schaden kommen, zu vergleichen, bevor er ſeinen Dienſt antritt. Wir ſind aber jetzt am Ausgang des Tagesdienſtes. Es haben mit dem Einbruch des Abends die Stallleute gewechſelt, welche den Nachtdienſt haben und die auf Stallwache ſind. Der Hofverwalter hat in ſeinem Büreau die An- und Abmeldungen des Perſonals entgegengenommen, hat über Urlaub ꝛc. entſchieden und immer fleißig in dem ganzen Gehöft die Runde gemacht, um bei den Kutſchern hier und da ſeine Anordnungen zu treffen und von ihnen Meldungen zu empfangen.

So iſt die zehnte Abendſtunde herangekommen, und diejenigen Wagen, welche nicht für den ſogenannten Nachtdienſt, der indes nur bis kurze Zeit nach Mitternacht dauert, beſtimmt ſind, kommen jetzt in das Depot zurück.

Da die Wagen von verſchiedenen Linien kommen, ſo entwickelt ſich jetzt ein ſehr reger Verkehr. Sobald ein Wagen klingelnd durch das Thor des Depots einfährt, ſpringen aus dem ſogenannten Laternenhäuschen zwei Mann, je einer auf den Vorder- und Hinterperron, und nehmen mit geſchickten Griffen nicht nur die Signallaternen herunter, ſondern auch die Lampen heraus, die das Innere des Wagens erleuchten. Sie ſpringen wieder ab, ſowie der Wagen hält, und tragen ihre Beute nach dem Laternenhäuschen, wo die Lampen ſo-

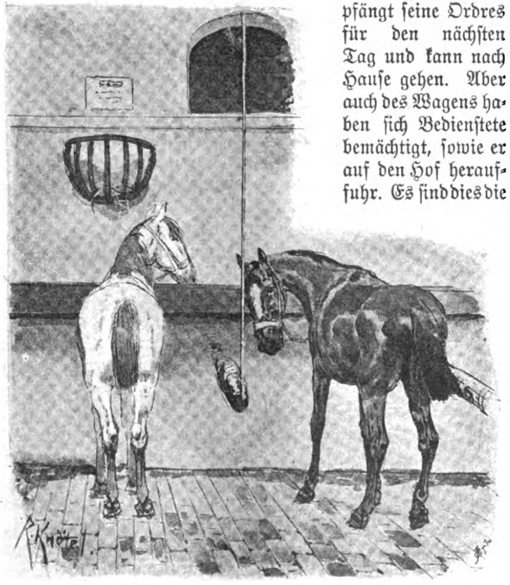


Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Auf der Weide.

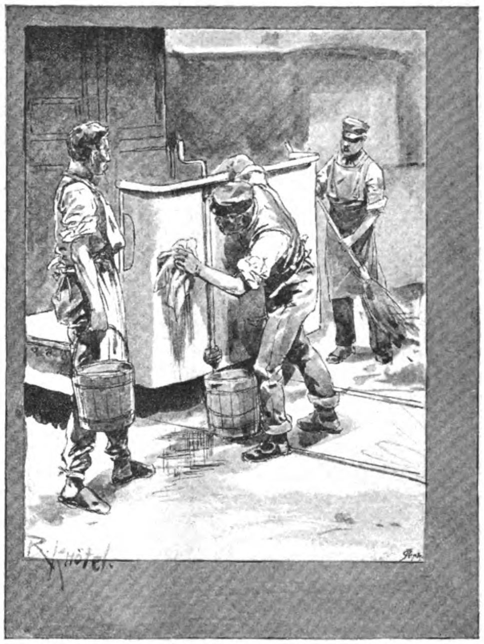
fort auf ihre Brauchbarkeit unterſucht werden, damit etwaige Reparaturen noch im Laufe der Nacht vorgenommen werden können.

Der Wagen hält vor dem Depot, Stallleute ſchirren die Pferde ab, und der Kutſcher geleitet ſie nach dem Stalle und bis zu ihrem Stand, wo die Pferde ſofort abgeſchirrt und mit Geſchicklichkeit abgerieben werden. Der Kutſcher hat davon Meldung zu machen, ob er bei den Pferden irgendwelches Unwohlſein, irgendwelche Beſchädigungen oder Unordnungen an den Hufen wahrgenommen habe. Dann meldet ſich der Kutſcher bei dem Oberkutſcher vom Dienſt zurück und erhält die Ordres für den nächſten Tag, worauf er nach Hauſe gehen kann.

Der Schaffner hat ſich unterdes nach dem Büreau begeben, wo hinter einer Barre die beiden Kaſſenſchaffner ſitzen. Es erfolgt jetzt die Abrechnung der Tageseinnahme. Auf dem ſogenannten Fahrzettel des Schaffners befindet ſich ein Formular, auf welchem er unter Angabe der Billetnummern, die er noch übrig hat, vermerkt, wieviel Fahrſcheine er zu zehn Pfennig, zu 15, 20, 25 und zu 30 Pfennig abgeſetzt hat. Er trägt die Zahlen ein, numeriert dieſelben und reicht das Blatt zur Kalkulation an den erſten Kaſſenſchaffner. Unterdes zählt der Schaffner auf ein Kaſſenbrett ſeine Kaſſe auf, wird dann, wenn die Kalkulation richtig war, aufgerufen und übergibt dem zweiten Kaſſenſchaffner das Zahlbrett, worauf dieſer die Summe raſch nachzählt, das Geld nimmt und auf den Fahrzettel in Gegenwart des Schaffners den dechargierenden Vermerk macht. Der Schaffner meldet ſich nun ebenfalls vom Dienſt zurück, empfängt ſeine Ordres für den nächſten Tag und kann nach Hauſe gehen. Aber auch des Wagens haben ſich Bedienſtete bemächtigt, ſowie er auf den Hof herauffuhr. Es ſind dies die Wagenreiniger und Wagenwäſcher. Sie ſchieben den Wagen in den Schuppen, oder wenigſtens in eine Halle, wo er vor den gröbſten Einflüſſen der Witterung geſichert iſt, und jetzt beginnt eine außerordentlich ſorgfältige Reinigung. Die Lattengerüſte, welche auf dem Boden des Wagens liegen, werden aufgehoben, der unter ihnen befindliche Schmutz entfernt, der Wagen ausgefegt und ausgewiſcht, ſämtliche Holzteile werden blank gerieben, ebenſo wie natürlich die Meſſing- und Eiſenteile, und die Fenſter werden von innen und außen geputzt, der Wagen auch von außen abgewaſchen, was oft ſehr notwendig iſt, beſonders wenn ſchmutziges Wetter war. Die Sitzpolſter, die im Winter auf den Bänken liegen, werden herausgenommen, geklopft, zum Lüften ausgelegt und innerhalb einiger Zeit immer wieder durch neue erſetzt, damit eine gründliche Lüftung für längere Zeit vor ſich gehen kann. Noch während die Wagenwäſcher die letzte Hand an den Wagen legen, erſcheinen bereits die Schloſſer und Reviſoren mit ihren Hämmern und Schraubenſchlüſſeln, ſchlagen zur Probe an jedes Rad, an jede Achſe, an jeden Eiſenteil, ziehen alle Schrauben feſt, die ſich etwa gelockert haben — kurzum, ſie revidieren den Wagen auf das peinlichſte auf ſeine Unverletztheit. Sind den Tag über Beſchädigungen vorgekommen, ſo hat ſolche der Schaffner ſofort bei der Ankunft zu melden, und dann wird noch während der Nacht die Reparatur vorgenommen, damit der Wagen früh wieder in den Betrieb gehen kann.

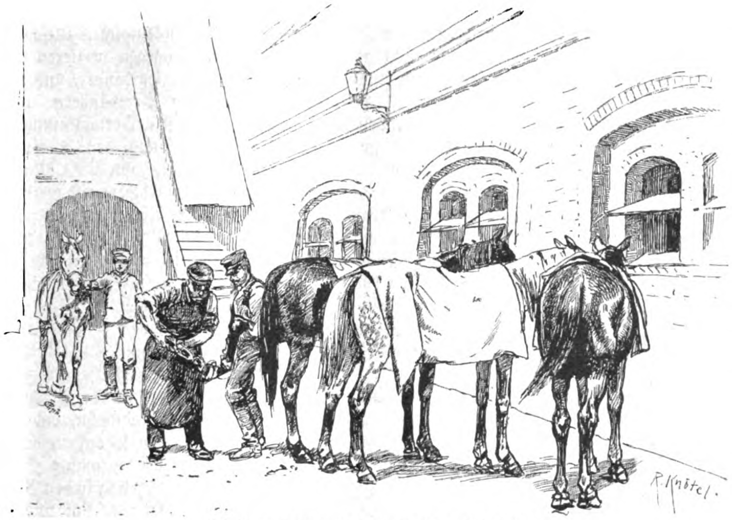


Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Im Stalle.



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Reinigen der Wagen.

Je weiter die Abendſtunde vorſchreitet, deſto lebhafter wird der Verkehr in dem Depot. In raſcher Folge kommen jetzt die Wagen. Mehr und mehr füllt ſich das Zimmer, in dem die Kaſſenſchaffner ſitzen und die Schaffner abrechnen, bis endlich gegen ein Uhr nachts der letzte Wagen erſcheint, um ebenſo behandelt zu werden, wie die anderen Gefährte. — Der letzte Schaffner hat jetzt abgerechnet, die Kaſſenſchaffner machen Kaſſe und packen das Geld in einen großen Kaſten, über dem ſie eine eigentümliche Doppelbettſtatt errichten, ſo daß ſie über dem Kaſten ſelbſt als Wachen ſchlafen, da das Geld erſt am nächſten Morgen an die Direktion abgeliefert wird. Der Transport des Geldes erfolgt in denſelben großen Ledertaſchen, in denen am Nachmittage die Billets aus dem Direktionsbüreau nach dem Depot gekommen waren. Es han-



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Beſchlagſchmiede.

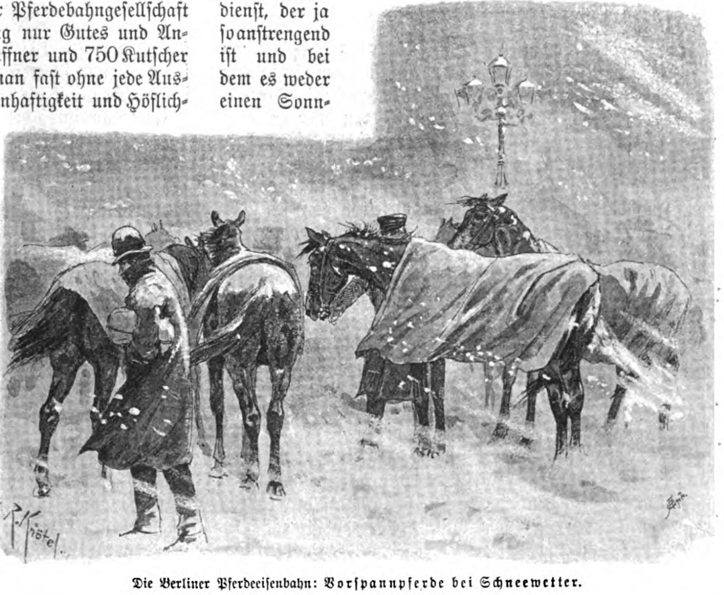
delt ſich hier für gewöhnlich um große Summen. Betrug doch z. B. im Jahre 1886 die Haupteinnahme am 14. Juni 45 000 Mark. Dies ergibt, auf die Depots verteilt, insbeſondere auf die großen Depots, wo mehrere Linien domiziliert ſind, Summen von mehreren Tauſend Thalern.

Nach und nach iſt das Leben auf dem Depot wieder eingeſchlummert; die letzten Wagen ſind revidiert und gereinigt, in der Schmiede iſt der letzte Hammerſchlag verklungen, die Büreaus liegen finſter, und nur die Platzwächter ſchreiten ihre Runden ab. Auch die Stallwachen ſind wach. Sie patrouillieren ununterbrochen in den Gängen auf und ab und beobachten die Tiere und die Lampen, welche die großen Ställe erleuchten.

Dieſe Ruhe auf dem Depot dauert indes nicht allzulange. Um vier Uhr morgens ſind die Stallleute angetreten, und jetzt beginnt auch, wie bei der Kavallerie des Heeres, das Pferdeputzen und Futterſchütten. Um fünf Uhr herrſcht ſchon wieder das regſte Treiben auf dem Hofe, und jetzt erſcheinen auch die erſten Kutſcher und Schaffner, welche die „Frühwagen“ fahren.

Es wird ſich empfehlen, an dieſer Stelle etwas über das Beamtenperſonal der Großen Berliner Pferdebahngeſellſchaft zu ſagen, zumal ſich in dieſer Beziehung nur Gutes und Anerkennendes ſagen läßt. Die 750 Schaffner und 750 Kutſcher ſind ausgewählt tüchtige Leute, denen man faſt ohne jede Ausnahme Pflichttreue, Dienſteifrigkeit, Ehrenhaftigkeit und Höflichkeit gegen das Publikum nachrühmen muß. Die Disziplin bei dieſer Geſellſchaft iſt eine muſterhafte, wenn auch ſtrenge. Es wird jedes Verſehen unnachſichtlich mit größeren oder kleineren Geldſtrafen geahndet, es wird aber auch umgekehrt den Beamten, insbeſondere des Fahrdienſtes, jederzeit Anerkennung zu teil, ſobald ſie ſich gut führen und ihre Pflicht thun. — Die Art und Weiſe, wie gerade die Große Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft insbeſondere die ſo wichtigen Beamten des Fahrdienſtes behandelt, kann als Muſter aufgeſtellt werden. Die Schaffner beziehen einen Gehalt, der nicht zu gering bemeſſen iſt, und von dem ſie wohl leben können. Dieſer Gehalt aber richtet ſich nach dem Dienſtalter und nach der Führung. Mit großem Geſchick iſt von der Direktion das Syſtem angewendet worden, die Beamten für gute Führung äußerlich auszuzeichnen und an dieſe Auszeichnungen gewiſſe pekuniäre Vergünſtigungen zu knüpfen. — Während ſich die Verantwortlichkeit des Schaffners auf den Abſatz von Billets, die richtige Bezahlung des Fahrgeldes, auf höfliche Behandlung des Publikums und auf raſche Abfertigung desſelben erſtreckt, bezieht ſich die Verantwortlichkeit des Kutſchers auf die Fahrt, auf die Intakterhaltung des Wagens und der Pferde. Der Dienſt eines Pferdebahnkutſchers iſt in einer Großſtadt wie Berlin nicht nur anſtrengend, weil es heißt, in Wind und Wetter ſtundenlang ſtehend und den Pferden gegenüber oft viel Kraft aufwendend auszuhalten, ſondern weil eine beſtändige geiſtige Anſpannung und Aufmerkſamkeit notwendig iſt, ſollen nicht die größten Unglücksfälle entſtehen. — Ganz ſind Unfälle natürlich nicht zu vermeiden, indeſſen iſt ihre Zahl im Verhältnis zu dem koloſſalen Verkehr eine recht geringe. Im Jahre 1887 z. B., wo $93\frac{1}{3}$ Millionen Menſchen befördert wurden und auf 35 Linien der koloſſalſte Verkehr herrſchte, fanden 1159 Zuſammenſtöße mit fremden, 72 zwiſchen eignen Fahrzeugen der Pferdebahn ſtatt. Dieſelben waren zumeiſt leichter Art, ebenſo wie die Verletzungen von 892 Perſonen, welche im Pferdebahnverkehr während desſelben Jahres zu verzeichnen waren. — Die Kutſcher erhalten außer der Kleidung, zu welcher im Winter noch warme Pelzmäntel und bei Regenwetter Regenmäntel treten, ein auskömmliches Gehalt, außerdem aber ebenfalls Auszeichnungen, welche in weißwollenen Litzen und Galons beſtehen und an den Vorderärmeln und an der Mütze angebracht werden. Auch mit dieſen Auszeichnungen ſind Gehaltserhöhungen verbunden. Außerdem aber bekommt jeder Kutſcher, wenn er ſich die erſte Zeit tadellos geführt hat, als Geſchenk eine Uhr, die ſogenannte „Ehrenuhr der Geſellſchaft,“ mit deren Beſitz ebenfalls eine Gehaltsaufbeſſerung verbunden iſt.

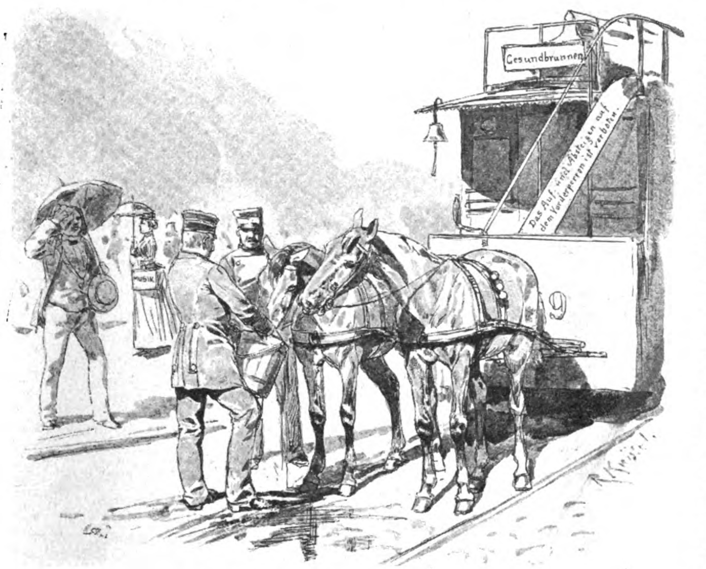
Natürlich iſt insbeſondere bei dem Beamtenperſonal für den Fahrdienſt, der ja ſo anſtrengend iſt und bei dem es weder einen Sonn-



Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Vorſpannpferde bei Schneewetter.

tag noch einen Feiertag gibt, im Gegenteil zumeiſt gerade an den Tagen, während welcher andere Leute feiern, verſtärkte Arbeit gefordert wird, dafür Sorge getragen, daß die Leute ihre ganz und halb freien Tage haben, an denen ſie ſich ihren Familien widmen oder überhaupt ausruhen können. Selbſtverſtändlich wird für die dienſtfreien Tage das volle Gehalt gezahlt und auch wohl bei großer Anſtrengung ein längerer Urlaub mit Gehalt bewilligt.

Außerdem iſt für die Bedienſteten und deren Familien eine Krankenkaſſe vorhanden, aus welcher für ſie alle freier Arzt, freie Apotheke und andere, zur Beſeitigung der Krankheit notwendige Gegenſtände zu erhalten ſind. Außerdem hat die Geſellſchaft einen ſchon jetzt reich dotierten Unterſtützungsfonds gegründet, aus welchem treue Bedienſtete, welche arbeitsunfähig geworden ſind, penſioniert werden und aus welcher ſchon jetzt den Hinterbliebenen verſtorbener Bedienſteter Begräbnis- und Unterſtützungsgelder gezahlt werden.


Gesundbrunnen
Das Auf- und Absteigen auf dem Vorderperron ist verboten.
9

Die Berliner Pferdeeiſenbahn: Im Sommer.

Ähnlich günſtig natürlich wie die der Beamten des Fahrdienſtes, welcher allerdings der weitaus wichtigſte iſt, ſind die Verhältniſſe bei der Betriebs- und Bahnhofsverwaltung, in den Direktions- und anderen Büreaus, in der Materialienverwaltung und in der Abteilung für den Bau. Alle dieſe Verwaltungen reſſortieren von der Ober-Betriebsinſpektion. Zu ihr reſſortiert unter anderem ein eigentümliches Büreau, nämlich das „Fundbüreau,“ welches ebenſo wie alle anderen Büreaus der Oberbetriebsinſpektion, der Materialienverwaltung und der Direktion in der Friedrichſtraße, im Hauſe des Konkordiatheaters, untergebracht iſt. In dem Fundbüreau werden diejenigen Sachen verwahrt, welche von den Fahrgäſten in den Wagen verloren oder zurückgelaſſen werden. Der Beſuch dieſes Büreaus verlohnt ſich, weil man hier erfahren kann, was in einer Großſtadt alles verloren wird. Sobald eine Tour vollendet iſt, revidiert der Schaffner den Wagen, nimmt die aufgefundenen Gegenſtände an ſich und liefert ſie an das Fundbüreau ab. Hier können dieſelben von den Verlierern reklamiert werden. Wir finden in dieſem eigentümlichen Büreau natürlich vor allem eine Anzahl von Regenſchirmen und Stöcken, welche von ihren Herren und Herrinnen vergeſſen worden ſind und hier ihrer Wiederabholung harren. Es ſei nebenbei gleich bemerkt, daß ſich zu den Regenſchirmen und Stöcken nur ſelten die Herren und Herrinnen finden. — Ferner ſind dort eine ganze Reihe von Paketen, von Schachteln, Kiſtchen, kurzum — von allen jenen Kleinigkeiten, die vor allem Damen bei Einkäufen beſorgen. Sie pflegen dieſe Pakete und Gegenſtände auf der Straße in der Hand zu tragen, beim Beſteigen des Wagens aber neben ſich auf den Sitz zu legen und beim Herausgehen zu vergeſſen. Dann folgen Handtaſchen von Damen, Reiſetaſchen, einzelne Bücher, Aktenſtücke, endlich die aus den Taſchen und vom Leibe verlorenen Gegenſtände. Eine große Anzahl von Portemonnaies harrt z. B. im Fundbüreau der Abholung, und es ſind ſtattliche Summen, welche manches Mal in dieſen Portemonnaies enthalten ſind, welche insbeſondere den Herren leicht aus den Hoſentaſchen rutſchen, wenn dieſe nicht gut konſtruiert ſind. Dagegen verlieren die Damen in den Pferdebahnwagen ſehr oft Armbänder, und im Fundbüreau iſt ſtets eine Anzahl von Armbändern und Broſchen vorhanden und in den mannigfachſten Wertabſtufungen zu finden, die ſchlechteſten Talmiwaren aus den Fünfzigpfennig-Bazaren und Armbänder im Werte von 300 Mark, Broſchen mit echten Brillanten, und merkwürdigerweiſe werden gerade dieſe Koſtbarkeiten, ebenſo wie die Portemonnaies mit einem Inhalt von mehreren Hundert Mark faſt nie aus dem Fundbüreau zurückgefordert, trotzdem in jedem Wagen ſich beſondere Plakate befinden, welche darauf aufmerkſam machen, wo verlorene Sachen reklamiert werden können.

Fünf oder eigentlich nur zwei Perſonen leiten dieſen großen Organismus der Berliner Pferdebahn. Dieſe beiden Leiter ſind die Direktoren Herr Dittmann und Herr Regierungsrat von Kühlewein, der frühere Direktor der Berliner Stadtbahn, um deren ſo außerordentlich prompte Einführung in den Verkehr er ſich unvergeßliche Verdienſte erworben hat. Ihm zur Seite ſtehen ein Oberingenieur, ein Syndikus und der Oberbetriebsinſpektor. — Die Reviſion im Verkehr wird durch 48 Kontrolleure ausgeübt, welche natürlich täglich ihre Rapporte, nicht nur für den Oberbetriebsinſpektor, ſondern auch für den Direktor machen müſſen. Ebenſo haben täglich die Hofverwalter Rapporte zu machen, welche den Direktoren zur Einſicht vorgelegt und auf welche hin Verfügungen getroffen werden. — Die Arbeiten der beiden Direktoren ſind umfangreich und ſchwierig. Sie beziehen ſich ja nicht allein auf den Betrieb, auf die Anſtellung und Entlaſſung der Beamten, auf die Anweiſung von Geldern und auf Bankgeſchäfte, ſondern auch auf Grund- und Hypothekengeſchäfte, auf den Verkehr mit einer ganzen Anzahl von Behörden, mit der Preſſe, mit dem Aufſichtsrate. Die Verantwortlichkeit dieſer beiden erſten Beamten iſt daher eine außerordentlich große.

Noch lange iſt das Pferdebahnnetz Berlins nicht vollendet; noch harren ganze Stadtteile des Anſchluſſes an die Pferdebahn.

Die neu projektierten Linien, welche zum Teil ſchon die Genehmigung der Behörden erhalten haben, werden wieder neue Verbindungen und Anſchlüſſe ermöglichen, und insbeſondere der Oſten und Nordoſten wird mehr in das Pferdebahnnetz hineingezogen werden.

Von welcher Wichtigkeit dasſelbe aber für Berlin geworden iſt, davon kann ſich eigentlich nur der Eingeweihte, der Berliner, der die Verkehrsverhältniſſe genau kennt, einen Begriff machen. Wenn heute plötzlich die Pferdebahn den Betrieb einſtellte, ohne daß Erſatz dafür geſchaffen würde, ſo wäre das nicht nur eine Beläſtigung der ganzen Einwohnerſchaft, nein, ein ſolches plötzliches Einſtellen des Betriebes wäre geradezu ein Unglück. Eine ſolche Bedeutung hat das Verkehrsmittel, welches eigentlich erſt ſeit vierzehn Jahren zur Verfügung der Berliner ſteht, gewonnen, und ſo ſehr haben ſich die Verhältniſſe Berlins zuſammen mit der Pferdebahn geändert, daß man wirklich ſtaunen muß, in welcher Weiſe ſich Dinge zu einer gegenſeitigen Abhängigkeit voneinander entwickeln können, die man für abſolut unzuſammengehörig und ſelbſtändig halten konnte. — Fügen wir noch zur Vervollſtändigung hinzu, daß außer der Großen Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft ſich auch noch eine Neue Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft gebildet hat, welche anfangs ſpeziell dem Verkehr mit dem Vorort Weißenſee und den Stadtteilen des Oſtens diente. Die Geſellſchaft erfüllt vollſtändig ihre Pflicht. Sie hat jetzt ihre Linien mit teilweiſer Benutzung der Geleiſe der Großen Berliner Pferdebahngeſellſchaft bis ins Herz Berlins hinein verlängert und nimmt ebenfalls einen günſtigen Fortgang.

In Betracht kann ſie allerdings ebenſowenig kommen, wie die „Berliner Pferdebahngeſellſchaft,“ welche den Verkehr von Charlottenburg mit dem Weſten Berlins beſorgt, ſich mit der Großen Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft meſſen kann, denn während dieſe, wie bereits erwähnt, im Jahre 1886 93 1/3 Millionen Menſchen beförderte, beförderten die beiden anderen Geſellſchaften zuſammen nur ungefähr 15 Millionen.

Daß aber die Große Berliner Pferdeeiſenbahn-Geſellſchaft ein Inſtitut iſt, würdig der Reichshauptſtadt, ein Inſtitut, wie es ſo groß als Privatgeſellſchaft in Deutſchland kaum wieder exiſtieren dürfte, das wird der Leſer hoffentlich aus dieſer „Studie“ erſehen haben.

---

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Die Influenza.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Das ſcheidende Jahr hat uns noch mit einer wunderlichen Abſchiedsgabe heimgeſucht, geeignet, uns die Weihnachtsfreude gründlich zu verſalzen. Welche Luſt ſollen wir am Geben wie am Nehmen empfinden, wenn wir uns ganz erbärmlich fühlen und, wohin unſer Blick ſich wendet, lauter trübſelige Geſichter wahrnehmen?

Influenza heißt die jüngſte Gabe aus Pandoras Leidensbüchſe. Anfangs Dezember waren die Petersburger Zeitungen voll von Nachrichten über die in der nordiſchen Reſidenz ausgebrochene Epidemie — wenige Tage darauf herrſchte ſie ſchon in Wien, und in ſolcher Ausbreitung, daß Hunderte der Ärzte, Wärter und Wärterinnen des dortigen Allgemeinen Krankenhauſes von der Seuche ergriffen und unfähig waren, ihrem Amte zu genügen. Gleichzeitig meldeten ſich auch Danzig, Berlin, Halle, Paris, London; jeder Tag bringt neue Kunde von Beſuchen des widerlichen Gaſtes, jede Zeitungsnummer Schilderungen ſeines Weſens und ſeiner ſchlimmen Streiche.

Vom Auslande ſtammt er her — haben wir doch nicht einmal ein deutſches Wort, um ihn zu bezeichnen! Auch weiß kein Menſch, woher der befremdliche, an ſpaniſche Herkunft erinnernde Name: Influenza ſtamme? Vielleicht hängt er mit der Benennung „Fluß“ zuſammen, mit welcher das Volk katarrhaliſche und rheumatiſche Zufälle zu belegen pflegt. Sogar das ſcheinbar kerndeutſche Wort „Grippe“ gehört nicht unſerer Sprache an, ſondern der franzöſiſchen; la grippe heißt dort urſprünglich: Grille, Narrheit, Steckenpferd, und mag dann auch auf: „Modekrankheit“ mit angewendet worden ſein; übrigens könnte es auch von agripper: erhaſchen, erwiſchen herkommen.

Nicht zum erſtenmal tritt jetzt die Seuche bei uns auf. Aus den Chroniken des XII. Jahrhunderts geht hervor, daß ſie bereits im Jahre 1173 in Italien, Deutſchland und Frankreich graſſierte. Profeſſor Auguſt Hirſch in Berlin, der berühmte mediziniſche Geſchichtsforſcher, hat ein chronologiſches Verzeichnis ſämtlicher Influenza-Epidemieen ſeit dem genannten Jahre zuſammengeſtellt. Im Jahre 1510 drang ſie von Malta aus über ganz Europa; ein anderes Mal (1557) drang ſie von Aſien aus über unſern Erdteil; im Jahre 1580 herrſchte ſie in Europa, Aſien und Afrika. Das XVIII. Jahrhundert weiſt eine große Menge von Influenza-Epidemieen auf. Zu den heftigſten und verbreitetſten zählten die von 1831 und 1836—37; beide Male war — wie auch die heurige — Rußland ihre Ausgangsſtätte, von wo aus ſie den ganzen Erdteil überzog und kaum ein Städtchen verſchonte, ſo daß an vielen Orten die Schulen geſchloſſen werden mußten. Seitdem iſt kein Jahrzehnt von ihr frei geblieben.

Keine andere Seuche kommt dieſer an Schnelligkeit und Allgemeinheit der Verbreitung gleich, ſo daß ſie mehr den Namen einer Pandemie als den einer Epidemie verdient. Der Siegeszug, mit dem ſie die Welt durchſchreitet, ſtellt den der Cholera gänzlich in Schatten. Wo ſie erſcheint, wird faſt alles im Orte — bis vier Fünftel der Bevölkerung — krank; im Jahre 1782 erkrankten in Petersburg 40 000 auf einmal, in Königsberg täglich 1000 Perſonen. Dabei kann man die Influenza kaum als anſteckend bezeichnen; die Übertragung von einem Menſchen auf den anderen iſt nur äußerſt ſelten nachweisbar geweſen. Während die Cholera faſt immer den großen Verkehrsſtraßen folgt, die Blattern nur von Perſon auf Perſon übergehen, können wir uns Entſtehung und Umſichgreifen der Influenza nur durch eine eigentümliche plötzliche Veränderung in der Beſchaffenheit des gewaltigen Luftmeeres erklären, wodurch die in demſelben ſich Aufhaltenden blitzſchnell, ohne die geringſten Vorboten, erkranken, daher ſie denn auch den Namen Blitzkatarrh führt; Fremde erkranken häufig wenige Stunden nach ihrer Ankunft in einem verſeuchten Ort. Schon Salius Diverſus, ein Arzt aus dem XVI. Jahrhundert, beſchuldigt eine „levis corruptio aëris“ als Urſache der Influenza, Schweich die Elektrizitätsverhältniſſe der Luft, Schönlein klagte das Ozon an. Durch neuere Unterſuchungen iſt jedoch dargethan, daß weder die geographiſche Lage, noch die Jahreszeit, noch Verhältniſſe der Witterung für das Auftreten der Influenza verantwortlich zu machen ſind. Vielmehr liegt auch bei dieſer Krankheit die Annahme nahe, daß mit ihrer Entſtehung gewiſſe Kleinlebeweſen in Beziehung gebracht werden müſſen. Profeſſor Seifert will in einigen Würzburger Fällen im Naſenſchleim und Lungenauswurf der Kranken beſondere Mikrokoccen gefunden haben (1884); vielleicht wimmelt von denſelben der Luftozean in Millionen von Quadratmeilen — kein Wunder, wenn auf dieſe Weiſe auch Millionen von Menſchen auf einmal erkranken. Oft ſind Schiffe auf hoher See der Schauplatz der Influenza geworden, wenn dieſelbe gleichzeitig in benachbarten Küſtenländern herrſchte.

Auch Tiere ſind dieſer Seuche unterworfen, beſonders die Pferde. Die amerikaniſche Pferdeſeuche in den Jahren 1872 und 1873 zeigte eine ungeheure Ausdehnung; auch in Berlin erkrankten bei der diesjährigen Grippe viele Pferde. Die Krankheitserſcheinungen und Leichenbefunde der tieriſchen Influenza ſtimmen völlig mit denen der menſchlichen überein. Sogar Hunde und Katzen erkranken öfters an der Grippe, zu Zeiten, wo dieſe epidemiſch bei Menſchen graſſiert.

Wiederholt, aber keineswegs regelmäßig, hat ſich die Behauptung Canſtatts, des berühmten Pathologen, daß die Influenza nicht ſelten anderen großen Volksſeuchen (Peſt, Ruhr, Cholera) vorausgehe, beſtätigt; hoffen wir, daß ſie diesmal fehlgeht! Zu manchen Zeiten erſchien die Influenza nach der Cholera, wählte aber genau dieſelben Straßen, welche jene gegangen war.

Wie äußert ſich nun die Influenza? Wie unterſcheidet ſie ſich von der gemeinen Grippe, wie ſie bei naſſer Witterung und nach Erkältungen zu den alltäglichſten Ereigniſſen zählt? Bei beiden finden wir die Schleimhäute, insbeſondere die der Naſe, des Rachens und des Kehlkopfes mehr oder weniger angegriffen und infolgedeſſen heftigen Schnupfen, Rauhigkeit im Halſe, Huſten. Auch Kopfſchmerz, Fieber, Mangel an Eßluſt, eine gewiſſe Abgeſchlagenheit iſt beiden gemeinſchaftlich. Was aber die epidemiſche Grippe vor der einheimiſchen kennzeichnet, iſt vor allem die außerordentliche Steigerung aller begleitenden Zufälle, die wir nur bei jener finden. Bei der Influenza ſind ſämtliche Schleimhäute hochgradig in Mitleidenſchaft gezogen: die der Naſe, des Rachens, des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihrer Äſte in der Länge, die Bindehaut des Auges. Die Kranken werden von beſtändigem Nieſen, Thränenträufeln, brennenden Schlingbeſchwerden und Huſten geplagt. Letzterer iſt beſonders peinvoll und erinnert in ſeinen Erſtickungsanfällen an den Keuchhuſten, mit dem er früher nicht ſelten verwechſelt worden iſt. Die Zunge iſt belegt, der Appetit gänzlich geſchwunden.

Fernere Merkmale der Influenza ſind: das wenn auch kurze, doch heftige Fieber im Anfangsſtadium, und der ſtarke Schüttelfroſt, mit dem ſie ſich ankündigt, zugleich mit großen Rückenſchmerzen und einem unbeſchreiblichen Gefühl von Schwäche und Hinfälligkeit. Alle Kranken klagen über entſetzliches Kopfweh, welches ſeinen Sitz in den Stirn- und Augenhöhlen hat, über Kreuz- und Gliederſchmerzen, allgemeine Mattigkeit und Abgeſchlagenheit, Unruhe, Schwindel und Schlafloſigkeit. Kinder im Alter von einem halben bis zu fünf Jahren werden ſehr häufig ergriffen und haben dann unter Gehirnzufällen und Fiebererſcheinungen ſehr zu leiden. — Alle dieſe (die ſogenannten nervöſen) Zufälle fehlen bei der gewöhnlichen Grippe.

Dieſer elende Zuſtand dauert meiſt zwei bis fünf Tage, worauf in der weit überwiegenden Zahl der Fälle eine ſchnelle Geneſung eintritt und nur zuweilen die letztere ſich ſehr langſam hinſchleppt und die Kräfte ſchwer wiederkommen. Bei Kindern und Greiſen kann durch Hinzutreten von Lungenentzündung die Krankheit einen ungünſtigen Ausgang nehmen, im ganzen darf ſie zu den unſchuldigeren Plagegeiſtern der Menſchheit gerechnet werden. Epidemieen wie die von Island im Jahre 1862, wo 2 Prozent der Ergriffenen ſtarben, ſind ſehr ſelten. Immerhin bringt die Influenza Störungen genug mit ſich, unter welchen das Heer, die Schulen, Theater, Winterbälle 2c. vorübergehend Entvölkerungen zu erleiden haben. Wie haben wir uns dieſem Feinde gegenüber zu verhalten? Vermeiden können wir ihn nicht, ihm entfliehen auch nicht; denn wo wir auch hineilten, würden wir ihn antreffen. Hüten wir uns vor Erkältungen, welche die an ſich unbedenkliche Krankheit durch Komplikationen erſchweren. Wenn ſie uns befallen hat, beobachten wir vor allem gleichmäßige Wärme und Ruhe im Bett, ſchützen das Auge vor grellem Licht, trinken warme Milch, Buttermilch bei Durſtgefühl, lindern die Rauhigkeit im Halſe durch mit Zucker geſchlagenes Eigelb, gurgeln den Hals mit verdünntem Kalkwaſſer! Bei Kopfſchmerz Umſchläge von kaltem Waßer oder Eis, Trinken von Crémor tartari (1 Theelöffel in einem Glas Waſſer aufgelöſt).

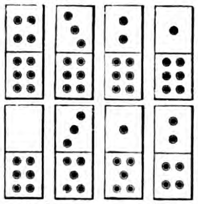
Das Bett iſt erſt beim Nachlaß des Fiebers und beim Wiederbeginn der Kräfte zu verlaſſen.

# Jn unſerer Spielecke

### Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:

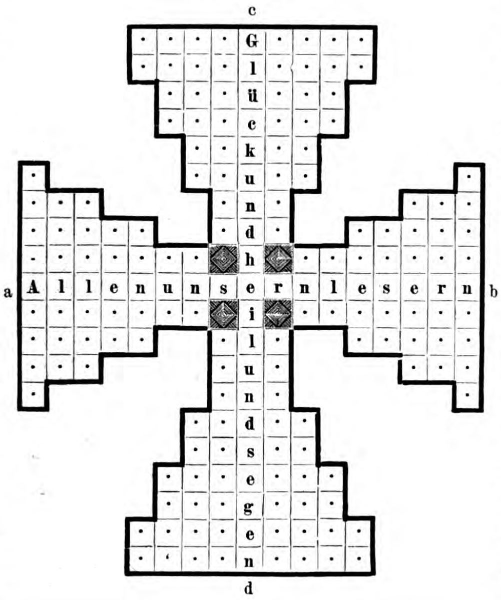


A ſetzt aus und ſperrt die Partie in der fünften Runde. B hat in der dritten Runde gepaßt, C in der zweiten und dritten. Die Summe der Augen auf den vier Steinen im Talon beträgt 22, auf den zehn geſetzten Steinen 66.

B hatte auf ſeinen acht Steinen ebenſoviel Augen als C. C hat einen Doppelſtein und einen anderen Stein geſetzt. Die Summe der Augen auf den Steinen, welche C übrig behielt, betrug 4 mehr als die auf denen des B. A behielt drei Steine mit zuſammen 20 Augen übrig.

Welche Steine behielt A? Welche Steine ſetzten B und C? Welche Steine lagen im Talon?

### Rätſelaufgabe.


c
G l ü c k u n d h e i l u n d s e g e n
a
A l l e n u n s e r n l e s e r n
b
d

Die Punkte der Figur ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen.

Jn a und b ſind die einzelnen Reihen von oben nach unten, in c und d von links nach rechts zu leſen.

Die zu ſuchenden Wörter bezeichnen:

Jn a. 1. Eine der Hauptperſonen in einer Oper von Richard Wagner, 2. einen deutſchen Fabeldichter, 3. einen anderen deutſchen Dichter, 4. eine der Frauengeſtalten in einem Drama von Ernſt von Wildenbruch, 5. einen Planeten, 6. einen Schiffsteil, 7. einen großen Vierfüßler.

Jn b. 1. Einen Fluß in Süddeutſchland, 2. einen Fluß in Mitteldeutſchland, 3. einen großen Landſee, 4. eine Jnſel, welche zum preußiſchen Regierungsbezirk Schleswig gehört, 5. einen großen Fluß in Europa, 6. eine große Stadt in Jtalien, 7. eine Stadt in Mitteldeutſchland.

Jn c. 1. Eine der Frauengeſtalten in einem Drama von Goethe, 2. einen namhaften Bildhauer, 3. einen Alpenpaß, 4. die Hauptſtadt eines europäiſchen Königreichs, 5. eine Stadt in Arabien, 6. eine Stadt in Frankreich, 7. einen Fluß in Tirol und Bayern, 8. ein Gebirge.

Jn d. 1. Eine Stadt an der Donau, 2. einen Schweizer Kanton, 3. einen Fluß in Öſterreich, 4. ein Drama von Grillparzer, 5. eine der Hauptperſonen in einem Drama von Goethe, 6. eine beliebte Oper, 7. ein altes ſchottiſches Geſchlecht, 8. einen römiſchen Feldherrn, 9. eine der Hauptrollen in einer Oper von Meyerbeer.

### 1. Rätſel-Diſtichon.

Prachtvoll leucht' ich; ihr ſchaut mich mit Luſt, ſo oft ich erſcheine;
Setzt ihr ein Zeichen noch ein, zehrt ihr behaglich mich auf.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 14.

### Auflöſung des Königszugs.

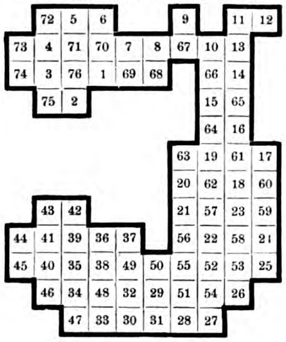
Es ſchallt ein reiner Glockenklang
Hin übers Feld.
Ein Engel Gottes macht den Gang
Wohl durch die Welt.

Jn goldnen Locken wallt ſein Haar,
Weiß iſt ſein Kleid.
Es läutet ein das neue Jahr
Jn Fröhlichkeit:

„Jhr, die ihr ſchlaft jetzt oder wacht
Jn Freud und Schmerz,
Dem, was ſo ſüß ſchallt durch die Nacht,
Erſchließt das Herz!“

Von J. Trojan.

### Schlüſſel zum Königszug.



### Schachaufgabe.

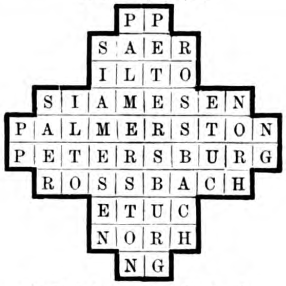
| | |
|---|---|
| 1. Tg3 — g5 | 1. f4 — f3 |
| 2. Dh3 — g4 | 2. f5 : g4 od. and. |
| 3. Se5 — c4 oder Dg4 — d4 ♯ | |

A.

| | |
|---|---|
| 1. … | 1. Beliebig anders |
| 2. Dh3 — d3 | 2. Beliebig |
| 3. D ♯ | |

1. Zweiſilbige Scharade. Mollwitz.

### 2. Kreuzrätſel.



### 3. Arithmetiſche Aufgabe.

Die drei Summanden 11, 18, 1.

### 4. Rätſelaufgabe.

**Liebe** — lieb — Lied — Lid — Leid — Leim — Heim — Helm — Halm — Halt — Haſt — Raſt — Riſt — **iſt** — Liſt — Laſt — Gaſt — Gas — Gras — Grad — Rad — Bad — Band — Land — lind — **blind.**

5. Rätſel-Diſtichon. Finſternis.

### 6. Rätſel-Diſtichon.

Haarnetz — Nazareth.

## Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das zweite Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXVI. Jahrgang Nr. 14) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

---

**Jnhalt:** Anunda. Fortſ. Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. — Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Auf der Rutſchbahn. Nach dem Bilde von Hans Bachmann. — Stanley und Emin Paſcha. Mit Henry Stanleys und Emin Paſchas Porträt. — Die Berliner Pferdeeiſenbahn. Schluß. Von A. Oskar Klaußmann. Mit acht Jlluſtrationen. — Am Familientiſch: Die Jnfluenza. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Jn unſerer Spielecke.

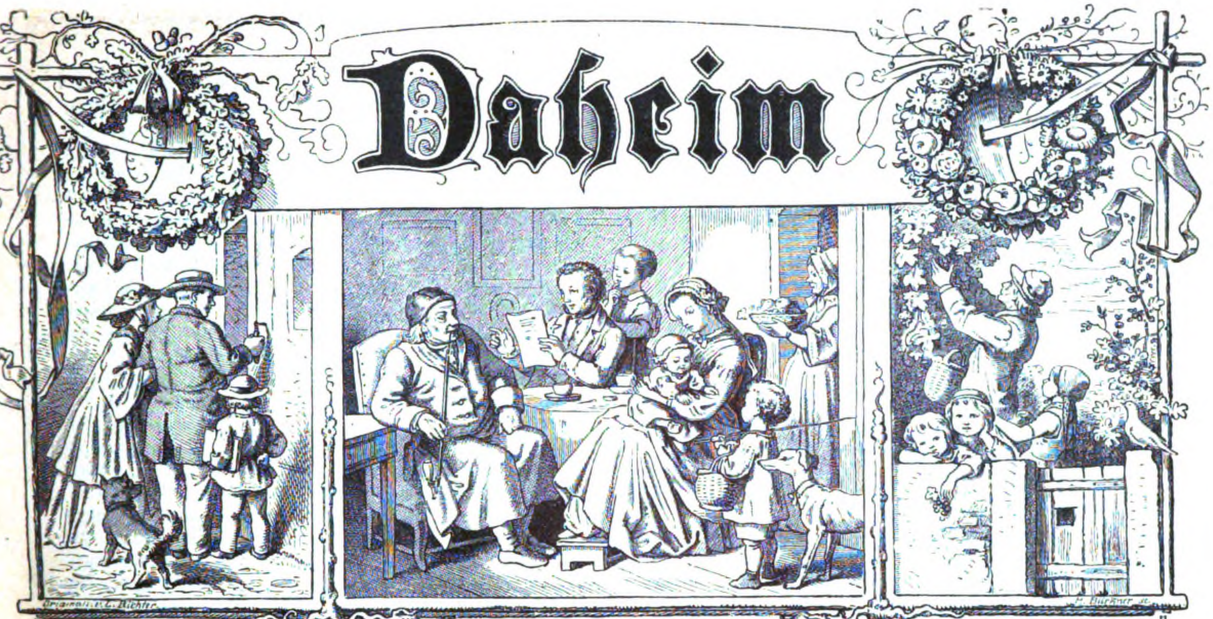
Unberechtigter Nachdruck aus dem Jnhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt in Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Januar 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 16.

## Anunda.

Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

### 6. Kapitel. Major Douglas.

Unter den Menſchenmaſſen, die den Zug zur Papnasquelle geleiteten, befand ſich ein europäiſches Geſchwiſterpaar: der erſte Aſſiſtent des engliſchen Statthalters zu Huldrug, Major Douglas und deſſen Schweſter, die Gattin des in Kalkutta anſäſſigen deutſchen Arztes Dr. Fern.

Der erſtere kam häufig nach Tuldſchapur; er hatte hier den Bau eines Waſſerwerkes zu beaufſichtigen. Die letztere ſah die ſchöne Stadt zum erſtenmal. Sie war mit ihrem dreijährigen Söhnchen vor einigen Wochen in Huldrug eingetroffen, um eine kurze Zeit mit dem geliebten Bruder zuſammen zu ſein und deſſen Leben mit ſeinen Sorgen und Freuden kennen zu lernen. Sie war eine junge, ſchöne, ſtattliche Frau mit hellbraunem Haar und blaugrauen Augen, ebenſo lebensfreudig in der Erfüllung ihrer Pflichten, wie bei dem Genuß eines Vergnügens. Das heiße Klima ſchien ihren weiblichen Thätigkeitsdrang nicht zu ſchwächen. Der Trieb, Ordnung zu ſchaffen und umzugeſtalten, machte ſich jederzeit in ihr geltend.

„Das muß hier alles anders werden!“ hatte ſie ſchon am Abend ihrer Ankunft in dem Tone einer Geſetzgeberin geſagt, während ſie mit prüfender Miene die allerdings ſehr mangelhafte, unharmoniſche Einrichtung ihres brüderlichen Hauſes muſterte. Und ſiehe da! — es ward anders! Ohne daß Major Douglas wußte, wann und wie es geſchah, verwandelte ſich ſeine bisher ſo öde Junggeſellenbehauſung unter den Händen der Zauberin Irene in ein ſchmuckes Heimweſen und nahm das Gepräge des Behagens an.

„Du biſt eine Fee!“ ſagte er ritterlich, ihr Werk mit dankbarem Sinne überſchauend. „Ich wollte, ich könnte dich für immer an mich ſchmieden!“

Sie lachte und ſchüttelte den Kopf. „Ich habe einen ſechswöchentlichen Urlaub von meinem Herrn und Gebieter erhalten,“ erwiderte ſie. „Derſelbe darf nicht überſchritten werden. Aber in dieſer Friſt will ich dir treu zur Seite bleiben. Es iſt hier brennend intereſſant.“

Die Geſchwiſter genoſſen ihr Beiſammenſein in vollen Zügen. Major Douglas lebte ſeit ſieben Jahren in Indien. Als ſchmächtiger, hochaufgeſchoſſener Offizier hatte er das Land betreten; jetzt war er ein kräftiger Mann, weit über Mittelgröße, breitbrüſtig, ſchön gebaut. Sein ſonnengebräuntes Geſicht konnte nicht als regelmäßig bezeichnet werden; der untere Teil war ein wenig zu lang, die Naſe zu groß, allein ſehr hübſch war der kleine, von einem dichten Schnurrbart beſchattete Mund, und ſeine hellblauen Augen hatten einen gewinnenden Ausdruck. Die charakteriſtiſchen Merkmale ſeines Weſens waren: Thatkraft, Gerechtigkeit und Wohlwollen. Dieſe Eigenſchaften befähigten ihn zu der Ausübung ſeines verantwortlichen Poſtens, denn die Hindus bedürfen einer ſtrengen, unparteiiſchen, aber menſchenfreundlichen Leitung — einer Leitung, die bei großer Feſtigkeit ein volles Verſtändnis für die Eigenart ihres Volkslebens und ihrer merkwürdigen Gebräuche bekundet.

Ein ſolches beſaß Major Douglas in hohem Grade. Da der Statthalter der Provinz ſeit geraumer Zeit an einem ſchweren Leiden krankte und einen langen Urlaub erhalten hatte, führte er die geſamten Verwaltungsgeſchäfte. Während der Schreckniſſe einer ſchweren Hungersnot war es ihm gelungen, die Not der Landbevölkerung durch zweckentſprechende Maßregeln zu lindern, und infolgedeſſen ward ſein Name in dem ganzen Bezirk mit ſtaunender Verehrung genannt. Ja, in den ſchwerbedrängteſten Teilen ſeines weiten Kreiſes war er ſogar, ohne daß er es je erfuhr, in mancher Hütte in die Reihe der Hausſchutzgötter aufgenommen.

Daß er und ſeine Schweſter ſich am heutigen Tage in

Tuldſchapur befanden und Zeugen der Prozeſſion nach der Papnasquelle und der Huldigungen waren, die der neuen Devadaſi zu teil wurden, verdankten ſie einem glücklichen Zufall. Sie hatten die Nachtzeit zur Reiſe benutzt, da die Tage ſehr heiß waren, und trafen gerade zu der Zeit ein, als die Kunde von dem außergewöhnlichen Ereignis ſich von Haus zu Haus verbreitete. Mit geſpannteſter Teilnahme begleiteten ſie den Zug — ohne miteinander zu ſprechen. Das ihnen ſehr fremdartige, eigentümliche Schauſpiel feſſelte ihre ganze Aufmerkſamkeit. So gingen ſie dahin in eifriges Anſchauen verſunken. Erſt als die Prozeſſion den Rückweg antrat und ſich dem Hauſe des Vyas Schastri näherte, flüſterte Frau Irene ihrem Bruder zu: „Ich möchte der ſchönen Prieſterin dieſe Blumen in den Wagen werfen. Darf ich?“

Sie hielt ihm den Strauß von Waldblumen hin, welche ſie in der Nacht beim Mondenſchein während einer kurzen Raſt von ihrem Ritte gepflückt hatte.

Er nickte beifällig und antwortete: „Halte dich feſt an meinen Arm; ich will es verſuchen, dich nahe an den Palankin zu führen.“

Das Gedränge war ungemein ſtark, und Irene erklärte nach einigen Schritten: „Es iſt zu mühevoll. Ich glaube, du kannſt ihr die Blumen von hier aus zuwerfen. Du biſt ja ſo groß.“

„Gib her!“ ſagte er. „Schnell; jetzt iſt ein günſtiger Augenblick!“ Er beugte ſich vor und warf der Devadaſi den duftenden Waldgruß in den Schoß. Sie ſchaute empor, und er ſah ihr in das Geſicht, aber nur für einige Sekunden, dann glitt ihr Palankin an ihm vorüber.

Ob ſie ihn bemerkt hatte? Es war immerhin denkbar, wennſchon nicht ſehr wahrſcheinlich. Die Eindrücke, welche ſich ihrem erregten Gemüte am heutigen Tage in raſcher Reihenfolge aufdrängten, waren ſo überwältigend, ſo mannigfaltig, daß ihr zu Mute war, als umgaukele ſie ein köſtlicher, bilderreicher Traum. Es war unmöglich, daß ſie alle Einzelheiten desſelben in ihrem Gedächtniſſe feſthielt.

Er aber befand ſich in keiner ſeeliſch außergewöhnlich bewegten Stimmung, und ſo war er im ſtande, in voller Ruhe mit raſchem Blicke aus ihrem Geſichte das herauszuleſen, was klar erkennbar auf demſelben geſchrieben ſtand: freudige Begeiſterung und eine rührende, kindliche Frömmigkeit.

Er fühlte ſich unſanft zurückgeſchoben und ſchaute ſich nach dem Thäter um; es war ein junger Prieſter, ein ſchöner Menſch mit dunklen, leidenſchaftlichen Augen, aber einem frechen Ausdruck in dem regelmäßig geſchnittenen Geſicht. Dieſen hatte es offenbar verdroſſen, daß ſich der Ausländer ſo dicht an die Sänfte der Devadaſi hingedrängt hatte, denn kaum war derſelbe zur Seite getreten, ſo nahm er deſſen Platz ein, und Major Douglas ſah, daß er keinen Blick von dem ſchönen Mädchen verwandte.

## 7. Kapitel. Die Geſchwiſter.

Der Bangalo, die Herberge der Eingebornen, lag am äußerſten Ende der Stadt. Ein ſolcher beſteht in der Regel aus einem großen, mit einigen Bäumen bepflanzten viereckigen Hofe, der von einem Bauwerk umſchloſſen iſt, in dem ſich eine Menge Kämmerchen befinden, die alle vermittelſt einer Veranda in den Hof münden. Der Wirt gehört nicht der hindoſtaniſchen, ſondern der mohammedaniſchen Religion an. Sein Gewerbe gilt für ein verächtliches, und meiſtens ſind er und ſeine Berufsgenoſſen zänkiſche, eigenſüchtige Leute. Sie bieten ihren Gäſten nichts weiter als eine vor Regen und Wind geſchützte Schlafſtelle; auch kochen ſie wohl für ihre Glaubensgenoſſen, falls dieſe ihnen die erforderlichen Nahrungsmittel liefern. Die hindoſtaniſchen Reiſenden dagegen bereiten ſich, da ihnen ihre Religion verbietet, auch nur einen Trunk Waſſer aus der Hand eines Chriſten, Mohammedaners oder Juden anzunehmen, ihr Eſſen in ihren eignen Kochgeſchirren.

Wie faſt an jedem Abend, ſo herrſchte auch heute ein reges Treiben im Bangalo zu Tuldſchapur. In dem weiten Hofe waren eine Fülle von Laſtfuhrwerken aller Art, Ochſen, arabiſche Pferde, indiſche Halbponies und Ponies untergebracht. Dazwiſchen liefen Menſchen verſchiedener Größe und Alters, die Tiere tränkend oder bürſtend, geſchäftig hin und her. Jeder Reiſende that, was ihm beliebte: die Müden ſchliefen auf Matten oder Decken in den Veranden, die Hungrigen kochten ſich ebendaſelbſt ihr Eſſen, und diejenigen, welche keines von beiden waren, ſaßen gruppenweiſe nebeneinander und beſprachen mit lauten Ausrufungen und anſchaulichen Schilderungen das Hauptereignis des Tages: die Wahl der Devadaſi. Keinem einzigen kam es in den Sinn, zu bezweifeln, daß dieſelbe durch eine perſönliche Kundgebung der Göttin ihre Weihe erhalten habe. Major Douglas ließ ſeinem zahlreichen Gefolge von Kulis, Zeltaufſchlägern, Waſſerholern, Grasabſchneidern, Fackelträgern, Wäſchern, Nachtwächtern, Pferdejungen, Koch- und Küchengehilfen und Poliziſten in dieſem Bangalo Schlafſtätten anweiſen, vor denen ſich jeder ſein Mahl kochen konnte. Er ſelbſt und ſeine Schweſter zogen es vor, in Zelten zu übernachten, die ihm ſeine Diener unweit des Gaſthofes am Saume eines Tamarindenhaines errichteten.

Der Koch ſetzte dem Geſchwiſterpaar ein ſchmackhaftes Abendeſſen vor. Es iſt erſtaunlich, mit wie beſcheidenen Gerätſchaften, einigen Töpfen und Bratſpießen, die Eingebornen eine Reihe vortrefflicher Speiſen herzuſtellen vermögen. Sie hocken dabei mit hochgezogenen Knieen vor einer niedrigen Feuerſtätte.

Major Douglas und ſeine Schweſter ſaßen jetzt, da ſie ſich durch Speiſe und Trank erfriſcht hatten, unter einem großen Mangobaume, während der kleine muntere Junge in ihrer Nähe mit ſeiner Ajah und dem Kindermädchen im hohen Graſe ſpielte.

„Es iſt recht unangenehm!“ ſagte Frau Irene, „daß es hier in Indien ſo viele verſchiedene Sprachen gibt, in Kalkutta das Hindoſtani und hier das Maharatti — du biſt beneidenswert, daß du dich mit jedem Eingebornen in ſeiner Zunge unterhalten kannſt.“

„Ich könnte mein Amt nicht verwalten ohne dieſe Sprachkenntnis!“ gab er ihr zurück. „Übrigens habe ich ja jetzt ſeit ſieben Jahren Gelegenheit zu praktiſchem Studium; da iſt es kein Wunder, daß ich einige Übung erlangte.“

„Was erzählte dir der Mehlverkäufer dort an der Straßenecke?“ forſchte ſie weiter. „Er ſchien ſehr erregt und geſtikulierte lebhaft.“

„Die wunderſame Mär von der Ernennung der Devadaſi. Es gibt, glaube ich, kein Volk, bei dem die religiöſe Einbildungskraft ſo ſagenbildend wirkt, wie bei den Hindus. Jedes Ereignis in einem Tempelgebiet geſtaltet ſich in ihrem ſchwärmeriſchen Geiſte alsbald zum Mythus. Dieſer Mehlverkäufer iſt mir ſeit langem als ein wahrheitsliebender, verſtändiger Mann bekannt; aber dennoch beteuert er auf das eifrigſte, ſeine junge, ſchöne Landsmännin ſei von dem Idol der Göttin Kali eigenhändig bekränzt worden. Er habe mit ſeinen leiblichen Augen, deren Sehkraft ihn niemals täuſche, geſehen, wie die ſteinerne Geſtalt Leben gewonnen, wie ſie ſich bewegt und huldvoll gelächelt habe. Die Arme ausbreitend, habe ſie den ſchönſten ihrer Kränze der Erwählten aufs Haupt gedrückt.“

„Seltſam!“ ſagte Irene. „Ich dachte nicht, daß es eines Wunders bedürfe, um eine Bajadere anzuſtellen.“

„Die Neuerhobene würde ſehr entrüſtet über deine Unkenntnis ſein, hörte ſie dich ihr Amt als das einer Tempeltänzerin bezeichnen. Die Hindumädchen, welche wir Ausländer mit dieſem portugieſiſchen Namen belegen, werden von der hieſigen eingebornen Bevölkerung Murlis genannt; ſie tanzen und ſingen bei öffentlichen Religionsfeſten und verrichten Magddienſte im Tempel. Auch iſt es ihre Pflicht, den Prieſtern und reichen Pilgern das Leben zu verſchönern. Sie führen ein luſtiges und leider meiſtens auch ein zuchtloſes Leben. Ehre und Achtung erweiſt ihnen niemand. Man findet unter ihnen faſt nur anmutige, hübſche Mädchen, denn die Göttin Kali, ſo behaupten die klugen Prieſter, hat einen fein entwickelten Schönheitsſinn; ſie duldet nichts Häßliches in ihrer Umgebung. Dieſe Murlis gehören den mittleren und unteren Kaſten an. Eine Devadaſi dagegen iſt eine Art Veſtalin, eine Hüterin des heiligen Feuers, vor jeder männlichen Berührung geweiht durch die Huld der Göttin, der ſie ihr Leben widmet.“

„So iſt die Prieſterin, die wir heute morgen ſahen, ſehr vornehm?“ — Er nickte bejahend und fügte hinzu: „Es ſcheint mir von hohem Werte für das Verſtändnis des altgriechiſchen und römiſchen Kultus, daß dieſe Hindus mit beiſpielloſem Beharrungseifer Jahrtauſende hindurch die Sitten und Gebräuche ihrer Väter bewahrten, die ja zugleich die Ureltern aller germaniſchen Völker waren. Sie bieten uns dadurch Bilder aus dem klaſſiſchen Altertum, wie man ſie ſich nicht lebensvoller denken kann. Eine Prozeſſion wie die heutige verſetzt uns zurück in jene Zeit, da Hellas noch an die Olympier glaubte.“

„Du willſt doch nicht etwa behaupten, daß die holzigen, unſchönen, widernatürlichen Hindugötter uns an die hehren Geſtalten eines Zeus oder einer Pallas Athene erinnern?“ entgegnete ſie unwillig.

„Du mißverſtehſt mich, Schweſter!“ ſagte er. „Ich rede nicht von einer Ähnlichkeit der Götter, obwohl auch dieſe von berühmten Gelehrten nachgewieſen iſt — ſondern nur von einer Übereinſtimmung der religiöſen Gebräuche. Wie ich ſchon vorhin erwähnte, ſind Inder und Griechen und Römer Schweſtervölker, deren Vorfahren in vorgeſchichtlicher Zeit als Arier unter einem Dache lebten. Hinausziehend in die Welt und ſich zu räumlich voneinander getrennten Nationen entwickelnd, ſtreiften ſie ihre urſprüngliche Familienähnlichkeit ab, aber nur zum Teil. Wer die Sanskritſchriften, die heiligen Bücher der Hindus, ſtudiert, für den iſt ſie in ihren einzelnen Zügen noch deutlich erkennbar. Da ich dies mit lebhaftem Eifer thue, ſo vermag ich mir die Vorgeſchichte des jetzigen Hindukultus zu vergegenwärtigen, und dadurch erſcheint mir derſelbe, obwohl in ſeinen einzelnen Beſtandteilen höchſt verwerflich, dennoch nicht ſo widernatürlich, wie dir.“

„In dieſer Gegend wird vornehmlich die Göttin Kali angebetet?“ fragte Irene. „Iſt es nicht ſo?“

„Ja, faſt ausſchließlich. Du wirſt wohl wiſſen, daß ſie die Gemahlin Sivas, des ſtärkſten aller Götter iſt, vor deſſen Gewalt ſich die überirdiſchen Mächte, die guten wie die böſen, beugen müſſen. Er fährt im Sturme daher, ein Tigerfell um den Nacken, in der Hand den Dreizack. Er erſchüttert die Welt in ſeinem Zorn und ſpendet ihr durch ſeine Regenſtröme dennoch Leben und Gedeihen. Seine Gattin, auch Bowani, Durga oder Paravathi genannt, gleicht ihm durch ihre Fülle widerſtreitender Eigenſchaften. Wie alle großen Naturkräfte, greift ſie ſchaffend und zerſtörend in das Leben der Erdenbewohner ein, zu gleichen Maßen Angſt und Liebe einflößend, ſich an Menſchenopfern weidend — noch immer ſollen ihr zuzeiten Kinder dargebracht werden — und dennoch als heilige Mutter, als Erzeugerin der Feldfrucht alle Menſchen ernährend.“

„Und ihre Dienerin, die indiſche Hero, die wir heute ſahen, darf nicht heiraten?“ fragte Irene.

„Nein, niemals. Sie hätte es übrigens auch ohne ihre Aufnahme in den Stand einer Devadaſi nicht gedurft,“ verſicherte Major Douglas. „Wie ich höre, iſt ſie eine brahmaniſche Witwe, und als ſolche iſt ihr die Wiedervermählung verſagt. Aber dennoch hat ſich, wenn ich mich nicht ſehr täuſche, bereits ein Leander für deine Hero gefunden.“

Das war eine zündende Bemerkung, denn nach Frauenart erwärmte ſich Leonore für alle Menſchen, denen der Liebesgott — in Indien heißt er Kama — mit ſeinen Geſchoſſen nachſtellt. „O erzähle, Robert! Was weißt du von dieſem Leander?“ bat ſie lebhaft.

„Nicht viel, Schweſter. Als ich der ſchönen Prieſterin deine Blumen zuwarf, ſah mich ein Brahmane, der ſich dicht neben dem Palankin befand, mit zornglühenden Augen an. Er ſchien empört, daß ich ihm den Anblick ſeiner Landsmännin auch nur für eine Minute raubte. Ich glaube faſt, ſie hat es ihm angethan.“

„Und ſie — erwidert ſie ſeine Neigung oder vielmehr Leidenſchaft?“

„Du verlangſt viel von meiner Beobachtungsgabe. Es iſt wohl nur ein Zufall, daß mein Auge in jenem blitzſchnell vorübergehenden Zeitpunkt aufmerkſam genug war, um nicht nur den Ausdruck ſeines Geſichtes, ſondern auch den des ihrigen in mein Gedächtnis aufzunehmen. Ich kann mich täuſchen, doch bin ich der Anſicht, daß deine Hero nicht die leiſeſte Ahnung von dem Eindrucke hat, den ſie auf jenen Prieſter machte. Offenbar ſind alle ihre Gedanken von der Neuheit und der Heiligkeit ihrer Aufnahme in den Tempeldienſt in Anſpruch genommen. Aber vorausſichtlich wird das nicht immer ſo bleiben. Sie iſt jung und blühend; ſie ſcheint nicht zu jenen ſeeliſch überreizten Naturen zu gehören, die ihr Glücksbedürfnis durch eine ſtete Betrachtung des Überſinnlichen zu betäuben wiſſen. Iſt ſie wirklich ein echtes Menſchenkind, hat ſie warmes Blut in den Adern, ſo wird der heutige Tag — der ihr jetzt als der Anfang einer herrlichen Zeit erſcheint — für ſie den Beginn verborgener Herzenskämpfe bilden.“

„Armes Kind!“ ſagte Irene tiefbewegt mit jenem mütterlichen Tone, der allen Frauen, auch den jungen, ſo gut ſteht, weil er dem Urquell des Ewig-Weiblichen entſpringt.

## 8. Kapitel. Moro Trimmul.

Der Mann, den Major Douglas als einen Leander bezeichnete, hieß Moro Trimmul. Er war Pundit, das iſt ein mit den heiligen Schriften vertrauter Prieſter. Trotz ſeiner Jugend — er mochte etwa fünfundzwanzig Jahre zählen — hatte er ſich durch ſeine Wallfahrten und ſein eifriges Sanskritſtudium den Ruf großer Frömmigkeit und Gelehrſamkeit erworben. Er war Radhas Bruder und demnach ein Schwager des Vyas Schaſtri.

Nach mehrjähriger Abweſenheit von Tuldſchapur war er geſtern abend zurückgekehrt. Der heutige Tag bildete einen Abſchnitt in ſeinem Leben. Lehrte er ihn doch etwas, das er nicht für möglich gehalten: die Erfahrung nämlich, daß ſein Herz gerührt werden könne durch den Anblick einer Frauengeſtalt, und nicht nur gerührt, weit mehr als das: ergriffen, durchrüttelt, berauſcht!

Verbarg Anunda unter ihrem Sari eines jener wunderthätigen Amulette, die ihrer Trägerin eine unwiderſtehliche Anziehungskraft verleihen? Oder wirkte ſie dieſes Wunder an ihm einzig und allein durch die Kraft ihres Liebreizes, dem das freudige Erfaſſen ihrer neuen, idealen Lebensaufgabe die Weihe der Verklärung gab, welche ihn weit über die gewöhnliche Mädchenſchönheit hinaushob?

Moro Trimmul grübelte nicht über das Wie und Wodurch des von ihm empfundenen Einfluſſes nach. Er gab ſich ihm ohne eingehende Betrachtung zwanglos hin. Verſprach ihm derſelbe doch eine erwünſchte Abwechſelung in der eintönigen Jagd nach prieſterlichen Ehren, eine Feſttagsraſt in der alltäglichen Arbeit.

Er war lange Zeit fleißig geweſen. Jetzt wollte er ſich für ein Weilchen dem Spiel der Liebe hingeben. Die Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung ſeines Entſchluſſes entgegenſtellten, erſchienen ihm geringfügig. Er wähnte, jungfräuliche Sprödigkeit ſei eine Eigenſchaft, die vor dem Anhauch männlicher Willensſtärke verfliege wie Spreu vor dem Winde. Eitel und ſelbſtbewußt, kam es ihm nicht in den Sinn, daß Anunda ſeine Huldigungen abweiſen werde. Das einzige, das ihm zwar keine Unruhe verurſachte, jedoch ihn zur Vorſicht mahnte, war die Geſinnungsſtrenge und die hohe Stellung ſeines Schwagers, des Vaters der ſchönen Devadaſi. Dieſer durfte von ſeinem Wünſchen und Wollen nichts merken. Das war notwendig.

Von angenehmen Gedanken eingewiegt, ſchlief Moro Trimmul ein; es war die letzte Nacht, in der er ſich eines geſunden Schlafes erfreute, denn ſchon im Verlaufe des nächſten Morgens kam er zu der, ihn in tiefſter Seele kränkenden Einſicht, daß es Frauenherzen gibt, die nicht mit ſich ſpielen laſſen. Und jeder fernere Tag lehrte ihn, daß Anunda ſich ihrer

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Würde als Prieſterin viel zu ſehr bewußt war, um ihm auch nur einen Blick der Beachtung zu gönnen. Die vornehmen hindoſtaniſchen Frauen wachſen keineswegs in mohammedaniſcher Abgeſchloſſenheit auf; allein ſie ſind dennoch weit zurückhaltender und ſcheuer in dem Verkehr mit fremden Männern als die Europäerinnen. War auch Moro Trimmul der Bruder ihrer zweiten Mutter; beſtand dadurch eine Art von Verwandtſchaft zwiſchen ihm und Anunda, ſo zog ſich die letztere doch hinter einen Wandſchirm zurück, ſo oft er ihren Vater beſuchte. Es war ihm bei dieſer Gelegenheit immerhin möglich, ſie ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Als er es aber nach einigen Tagen wagte, ſie auf dem Wege zur Tempelſchlucht auf einer einſamen Stelle anzureden und ſie durch dieſe Kühnheit veranlaßte, ſich wie ein geſcheuchtes Reh vor ihm zu flüchten, machte ſie es ihm unmöglich, auch nur ein einziges Wort wieder an ſie zu richten. Betrat er das Haus ihres Vaters, ſo eilte ſie aus dem Zimmer. Ging ſie zur Göttin oder kam ſie von derſelben, ſo hatte ſie fortan ſtets ihren Vater oder jenen greiſen Prieſter zur Seite, der ſich bei der Einweihung in ihr Amt ſo freundlich gegen ſie erwies.

Moro ſchäumte vor Wut. Dieſe unerwartete Abweiſung entfeſſelte das Heer ſeiner leidenſchaftlichen Begierden ſo ſehr, daß er ſie nicht mehr zu zügeln vermochte. Er hatte in ſeinem ganzen Leben nur gethan, was ihm ſein eigner Ehrgeiz vorſchrieb. Sollte ſich eine Devadaſi mit der Behauptung brüſten können, er habe umſonſt nach ihr geſeufzt? Nimmermehr! Außer ſich vor Zorn, wandte er ſich an ſeine Schweſter. Er, der ſtolze Mann, der bisher keinem Freunde auch nur eine einzige ſeiner Schwachheiten eingeſtanden hatte, bekannte der tödlich erſchrockenen Radha, daß er Anunda liebe und Gegenliebe, — heiße Gegenliebe fordere.

„Du haſt auf ſie einzuwirken, du wirſt ihr Gutes von mir erzählen und ihr Sinnen und Denken auf meine Vorzüge richten!“ herrſchte er ſie in fieberhafter Erregung an. „Sie ſoll mich erhören, Schweſter, ſie muß es!“ Er ergriff ihre beiden Hände und drückte ſie ſo heftig, daß ſie die Zähne aufeinander preßte, um nicht zu ſchreien. Er war ſtets maßlos in ſeiner Aufregung. Sie hatte ſich von Jugend auf vor ihm gefürchtet.

„Ich will dir gehorchen!“ antwortete ſie bebend, „obwohl ich weiß, daß es ſchlecht iſt; — allein ich ſage dir im voraus, es hilft dir nichts. Anunda hat kein Herz für Mannesliebe, — es iſt tot, — es iſt bei der heiligen Mutter und bei den Büchern, die ſie mit ihrem Vater lieſt.“

Er ſtieß ſie von ſich und ſah ſie wild an. „Erbärmliches Geſchöpf!“ knirſchte er. „Es iſt klar, du willſt mir keinen Beiſtand leiſten, ſo werde ich mir ſelbſt helfen müſſen. Du irrſt dich, wenn du glaubſt, daß ich ſie unangetaſtet laſſe, — ſie ſoll herab von ihrer ſtolzen Höhe — die Stellung einer Murli iſt noch viel zu gut für die Hochmütige. Merke dir das, und verrätſt du meine Abſicht, ſo biſt du ein Kind des Todes.“

Das zweiwöchentliche hindoſtaniſche Feſt, Nau Natri genannt, iſt herangekommen. Der Gottesdienſt wird während desſelben nur in der Nacht abgehalten. Aus allen Himmelsrichtungen Indiens, von fern und nah, ſtrömen die Anhänger und Anhängerinnen des gefürchteten Sivas und ſeiner Gattin Kali zu dem geweihten Schreine, um zu beten, zu baden, die Prozeſſionen zu betrachten, die Vorleſungen aus den heiligen Liedern anzuhören und dann mit dem Gefühl der Sündenentlaſtung in ihre Heimat zurückzukehren.

Es iſt zur Aufrechterhaltung dieſes uralten Kultus von weitreichender Bedeutung, daß das höchſte Maß alles irdiſchen Vergnügens für das ganze hindoſtaniſche Volk, Vornehme und Geringe, Junge und Alte, in ſolchen religiöſen Zuſammenkünften wurzelt. Den Göttern angenehm und den Menſchen eine Freude: das iſt die Deviſe, welche alle hindoſtaniſchen Tempelfeſte tragen.

Die Kali-Schlucht bei Tuldſchapur gewährt in dieſer Zeit ein höchſt eigenartiges, maleriſches, echt indiſches Bild.

Es iſt ein ſchwüler Tag geweſen; der Sonnenuntergang hat einen erfriſchenden Wind gebracht, und jetzt iſt die Dunkelheit eingetreten. Das Tempelgebiet liegt erleuchtet vor uns. Hell glitzern die kleinen Goldtürmchen des Wohnhauſes der Göttin durch den ſie umwogenden Weihrauch und Fackelqualm. An der Pforte des erſten Vorhofes ſtoßen wir bereits auf ein dichtes Gedränge. Die thalabwärts führenden Treppenſtufen ſind von oben bis unten mit Wallfahrern beſetzt. Doch rücken ſie bereitwillig zuſammen, um Neuankommende hindurchzulaſſen.

In allen Vorhöfen irren Scharen von Menſchen umher, die mit den Zeichen der Bekümmernis, daß ihnen etwas vom Feſte entgehen möge, nach erhöhten Standorten ſuchen, welche ihnen einen Einblick in den das heilige Gebäude unmittelbar umgebenden Raum geſtatten. Dieſer iſt trotz ſeiner enormen Größe bis in den äußerſten Winkel hinein ſo ſehr mit Zuſchauern angefüllt, daß keiner von ihnen auf ſeiner Scholle hin und her zu rücken vermag. Alle ſitzen auf dem Steinpflaſter, das Geſicht dem Tempel zugewandt. Die vorderſten Reihen der Verſammlung bilden die angeſehenſten Männer der Stadt und ihrer Umgegend. Rings um das Heiligtum iſt Platz für die ungehinderte Entfaltung der Bewegungen der Prieſterſchaft frei gelaſſen.

An den Innenwänden aller Hofmauern und Thorgewölbe hängen in großen Eiſenringen tiefe Gefäße; dieſelben enthalten Baumwollenſamen, der mit Öl getränkt iſt. Die aus dieſen Keſſeln emporlodernden Flammen werfen ihren hellen Schein auf die Volksmaſſen, den Tempel, die zu dieſem gehörenden Nebenbauten und auf die hinter ihnen ſich erhebenden Felſen.

Die züngelnden Lichter verraten uns, daß ſelbſt auf dem pyramidenförmigen Tempeldach kein Fleckchen menſchenleer iſt. Ja, ſogar auf den kleinen Turmſpitzen hocken wagehalſige, ſchauluſtige Hinduburſchen. Die Terraſſen der Prieſterwohnungen ſind den vornehmſten Frauen eingeräumt. Hier erreicht die Farbenpracht und der Juwelenglanz der in dieſer Nacht zur Geltung kommenden einheimiſchen Trachten ſeinen Höhepunkt.

Die Prozeſſion tritt aus der Tempelhalle; die Feier iſt eröffnet. Die Prieſter tragen Blumenopfer, bunte Lampen, heiliges Waſſer und Weihrauchgefäße. Hymnen ſingend treten ſie auf den freien Platz. Anunda führt den Zug, umgeben von wild tanzenden Murlis. Sie ſelbſt tanzt nicht. In ruhiger Hoheit ſchlägt ſie die erzenen Becken der Cymbeln in rythmiſchem Takt aneinander und vermiſcht ihre glockenreine Stimme mit den tieferen Tönen der Prieſter. Ihr Geſicht trägt den Stempel der Begeiſterung.

„Ah, das iſt die neue Devadaſi!“ tönt es von Mund zu Mund.

Dreimal umwandelt der lange Zug den Tempel; dann tritt er wieder in deſſen Vorhalle zurück.

„Still!“ Jetzt beginnt die Vorleſung.

Moro Trimmul hat in der heutigen Nacht dieſes Amtes zu walten. Keiner der Prieſter kommt ihm darin auch nur annähernd gleich. Das weiß ganz Tuldſchapur. Dieſes Mal übertrifft er ſich ſelbſt. Seine wohllautende, biegſame Stimme beherrſcht in gleichem Maße die Töne des Schmerzes und der Liebesglut, wie die des Zornes und der Kampfluſt. Mit atemloſer Spannung hängen die Zuhörer an ſeinen Lippen, als er aus dem Ramajana-Epos die Schilderungen der Heldenthaten Ramas in dem ſiebentägigen Kampfe mit dem Rieſenkönige von Ceylon, dem Räuber ſeiner Gattin Sita, vorträgt. Majeſtätiſch entrollen ſeinem Munde die Klänge der heiligen Sprache der Inder, des edlen Sanskrit; ihnen ſchließt ſich mit nicht minder melodiſchen, aber freundlicheren Lauten die maharattiſche, allen Anweſenden verſtändliche Überſetzung der Kampfesſchilderung an. (Fortſetzung folgt.)

---

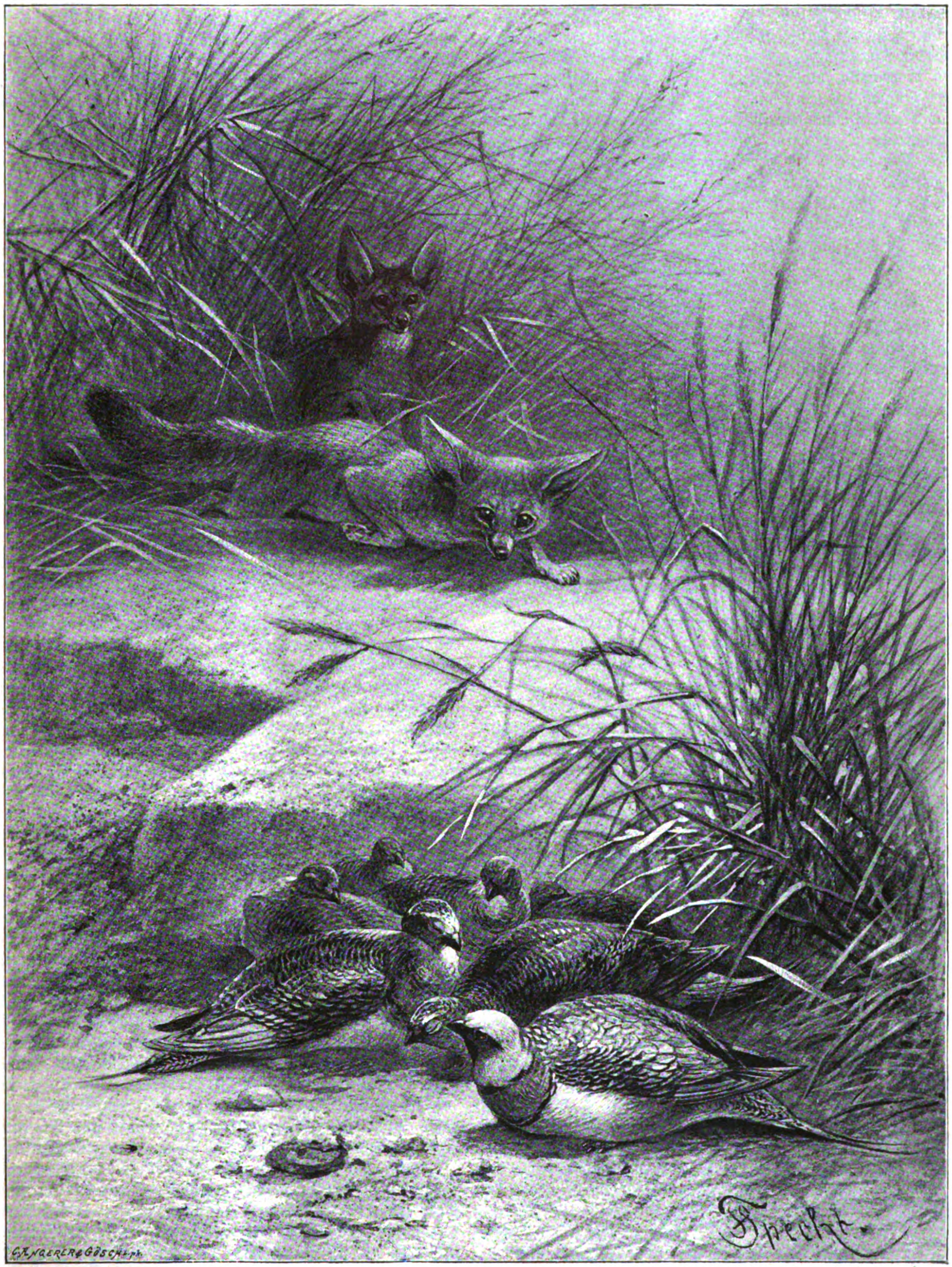
## Wüſtentiere.

Von William Marſhall. (Abdruck verboten.)

(Hierzu das Bild auf S. 245.)

Die Oberfläche der Erde mit ihrer Verteilung von Land und Waſſer, ihren mannigfachen Klimaten, der wechſelnden Entwickelung ihrer Höhen bietet zunächſt der Pflanzenwelt, damit aber auch den Tieren eine Fülle der verſchiedenartigſten

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Fennek, Sandhühner beſchleichend. Gemalt von Fr. Specht.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Lebensbedingungen, an welche die Organismen ſich anzupaſſen genötigt ſind, wenn ſie überhaupt exiſtieren wollen.

Wenige Gegenden der Erde zeigen bei einer gleich großen Ausdehnung eine ſo gleichmäßige, einförmige, aber dabei doch originelle Beſchaffenheit, wie jener ungeheure Wüſtenſtreifen, welcher ſich vom perſiſchen Meerbuſen im Oſten bis zum Geſtade des Atlantiſchen Ozeans im Weſten quer durch Südarabien und Nordafrika hindurchzieht. Dieſe große Gleichartigkeit wird zunächſt dadurch bedingt, daß dieſe Wüſte mit den Breitegraden verläuft und nirgends aus dem Gebiete der Subtropen heraustritt, ja zu einem guten Teil noch in das der Tropen fällt. Da zugleich die Hebungen ihres Niveaus an nur wenigen und beſchränkten Stellen über 1000 Meter hinausgehen, ſo ſind die Verhältniſſe der Temperatur, ſo ſehr ſie auch an den einzelnen Orten im Laufe des Tages ſchwanken mögen, in ihrer ganzen Ausdehnung viel gleichartiger als etwa in einem Länderſtrich mit gleich großem, aber von Norden nach Süden verlaufendem Längsmeſſer und mit Gebirgserhebungen von der Höhe der Anden. Die Mittagshitze in der Wüſte ſteigt bis auf 50° C., während nachts die Kälte infolge der Ausſtrahlung des Bodens ſich bisweilen ſehr unangenehm bemerkbar machen kann, ja in der Winterzeit ſoll die Temperatur nicht gar zu ſelten unter den Gefrierpunkt heruntergehen. Hemmender und ungünſtiger beſtimmend als die Temperaturverhältniſſe in der Wüſte wirkt der faſt völlige Mangel an fließendem und ſtehendem Waſſer, ſowie an Regen oder ſelbſt an Tau in dem größten Teile ihrer Ausdehnung auf die Entwickelung des Tierlebens ein. Genügendes Waſſer und eine ſchwache Humusdecke findet ſich nur in den Oaſen, welche auf die Verteilung der Geſchöpfe vielfach einen ähnlichen maßgebenden Einfluß ausüben, wie die Gegenwart zahlreicher kleiner Inſeln in großen Ozeanen. Die Vegetation iſt aber trotz der Oaſen immerhin eine dürftige: das ungeheure Gebiet der Wüſte Sahara allein, das einen Inhalt von 6662600 qkm hat, beherbergt bloß 560 Pflanzenarten, während die japaniſchen Inſeln, welche ungefähr nur den ſiebzehnten Teil ſo groß ſind (382447 qkm), nicht weniger als 2745 Spezies von Gewächſen beſitzen. Dabei iſt der größte Teil der Wüſtenvegetation ſowohl qualitativ wie quantitativ ſehr kümmerlich entwickelt, die Pflanzen ſind meiſt ſelten, klein, mit unſcheinbar grauen Blättern und von Sand oft ganz bedeckt. Manche ſonſt einjährige Pflanzenarten entwickeln unter dem Einfluſſe des Lebens in der Wüſte lange, das Bodenwaſſer in der Tiefe ſuchende Wurzeln und werden perennierend. Monokotyledonen fehlen faſt vollkommen und ſind nur durch trockene zähe Gräſer, namentlich durch das Halfagras oder Eſparto (Macrochloa tenacissima) und in den Oaſen durch einige Palmen vertreten. Wälder, welche auf dem Lande die Hauptträger des tieriſchen Lebens ſind, fehlen vollkommen.

In den Oaſen konzentriert ſich die Hauptmaſſe der ſpärlichen Fauna. Von der Oaſe Bacharieh ſagt der franzöſiſche Entomolog Lefebvre, ſie wimmele zu gewiſſen Zeiten von Inſekten, und wer dort längere Zeit verweilen und ſammeln könnte, dürfte wohl mit Sicherheit darauf rechnen, wenigſtens was Inſekten beträfe, eine ebenſo reiche wie koſtbare Beute zu machen. Auch an den Rändern der Wüſte, da, wo Kulturland mehr oder weniger ſchroff gegen ſie abſchneidet, namentlich im Oſten, in der Nähe des Nilthales und der Küſte des Roten Meeres, iſt das organiſche Leben durchaus nicht dürftig entwickelt. Hier verwandeln ſich die weiten Thäler, wie uns Kluntzinger erzählt, nach ergiebigem Regen in grünende Weideſteppen, und im Januar bedecken ſich die perennierenden Gewächſe in jeder Bergrinne, jeder Schlucht und jedem Thale mit Blüten und jungem Laub, und einjährige Kräuter ſproſſen hervor, ſo daß die Flora vom Februar bis April am ſchönſten entwickelt iſt. Hier tummeln ſich, wenn auch in wenigen Arten, ſo doch in um ſo zahlreicheren Individuen Tagſchmetterlinge, einheimiſchen deutſchen Arten ähnlich oder gar die nämlichen, wie Kleefalter oder Goldene Achten (Colias) ſowie Weißlinge (Pieris) und der Allerweltsbürger, der Diſtelfalter fehlt auch hier nicht. Zwiſchendurch treiben ſich zahlreiche Weſpen und Blütenkäfer herum und in den Oaſen geſellen ſich zu läſtigen Ameiſen eine Reihe von Inſekten, welche als Larven im Waſſer leben. Libellen treten in Scharen auf, „ſchwärmen oft in größter Menge wie Heuſchrecken, und zwar oft meilenweit von Gewäſſern entfernt,“ und Myriaden von Stechmücken machen, wie Lefebvre klagt, den Aufenthalt in den Oaſen dem eben eingetroffenen Europäer zur Hölle, aber nur für kurze Zeit: ſie nehmen ihren Tribut und laſſen ihr Schlachtopfer weiter unbehelligt. Anheimelnde, wenn auch wenig erfreuliche Tiergeſtalten ſind in den beſuchteren Oaſen Flöhe, Wanzen und Stubenfliegen, letztere in ebenſo zahlreichen wie zudringlichen Horden. An dieſen Stellen hat auch das Kamel von allerlei Quälgeiſtern aus dem allenthalben ſo ungeheuer entwickelten Volke der Gliedertiere, dem eigentlich die Erde mehr als einer anderen Tierordnung gehört, zu leiden: Bremſen, Stechfliegen und Zecken erſchöpfen manchmal ſelbſt ſeine ſonſt ſo bodenloſe Geduld.

Skorpione ſind häufige Bewohner nicht bloß der Oaſen, ſondern auch der eigentlichen Wüſte, während echte Spinnen jene vorziehen und beim Eintritt der Regenzeit in ihrer Umgegend maſſenhaft auftreten. Namentlich iſt dies der Fall mit einer kleinen, ſamtartig ſchimmernden purpurroten, aus der nach dem Glauben des Volkes zu Burnû, wie Nachtigal erzählt, im Abendlande der rote Samtplüſch verfertigt wird. In den Brunnen ſind kleine Krebstierchen ſehr häufig, und eine eigentümliche Art (Artemia Oudenyi) findet ſich in gewiſſen Salzſeen von Fezzân in ſolchen Maſſen, daß ſie nebſt dort gleichfalls äußerſt zahlreichen Fliegenlarven dem ärmeren Volke zur Nahrung dienen. Auch Fiſche werden in den Lachen und unterirdiſchen Brunnen der Sahara angetroffen, aber in die letzteren dürften ſie, wie Karl Vogt hervorgehoben hat, nur gelegentlich aus oberirdiſchen Waſſerläufen durch ſubterrane Verbindungen gelangen, denn ſie zeigen nicht die geringſte Spur, weder in ihrer Färbung, noch in dem Bau ihrer Augen, welche darauf hindeuten könnte, daß ſie gewohnt wären, in dauernder Dunkelheit zu leben. Doppelt intereſſant iſt ein in den heißen Quellen von Toſer und Lafra in Tunis vorkommender Fiſch, einmal deshalb, weil er im ſtande iſt, eine Temperatur von 75° C. ohne die geringſte Beeinträchtigung ſeines Wohlbefindens auszuhalten, dann aber auch darum, weil er zu einer Familie gehört, von welcher die übrigen Arten bloß im Meere leben. Auch einige wenige und kleine weitverbreitete Süßwaſſerſchnecken werden in den Gewäſſern der Wüſte gefunden, ſtellenweiſe, in nicht zu weiter Entfernung von den Geſtaden des Mittelmeeres, auch Landmolluſken, ſogenannte „xerophile,“ die Dürre liebende Schnecken, welche im ſtande ſind, infolge trockener Hitze in einen jahrelang anhaltenden lethargiſchen Zuſtand zu verfallen und beim Eintritt von Regen wieder aufzuleben. Eine der merkwürdigſten Anpaſſungen an das Leben in der Wüſte! Fröſche und Salamander, Geſchöpfe, welche ſich überhaupt nicht leicht an ungewohnte Verhältniſſe, namentlich an Trockenheit und an die Gegenwart von Salz im Boden, anpaſſen, vermochten ſich nicht, auch in den Oaſen nicht, mit den Exiſtenzbedingungen der Sahara abzufinden, um ſo beſſer eine Reihe von Reptilien, Vögeln und Säugetieren. Ja, dieſe drei Wirbeltierklaſſen, ſowie die Inſekten liefern der eigentlichen Wüſte die einzigen animaliſchen Bewohner, die wir jetzt auf ihre ſpezifiſchen Eigentümlichkeiten einmal näher betrachten wollen.

Faſt alle dieſe Tiere, vom Löwen und der Gazelle bis herab zur Heuſchrecke, zeigen die gelbliche Sandfarbe der Wüſte, welche ſchon der römiſche Dichter „flavae leaenae arida nutrix,“ die trockene Amme der gelben Löwin nennt. So trägt der Schwache ein Kleid, welches ihn dem lauernden Blicke des nachſtellenden Feindes entzieht, und der ſtarke Räuber ſteckt in einem Rocke, durch deſſen Farbe ihm das unbemerkte Beſchleichen der Beute erleichtert wird. Nur ſolche Tiere, welche Feinde nicht zu fürchten brauchen, zeigen eine andere, namentlich ſchwarze Färbung. „Was,“ ſagt Karl Vogt, „dem Naturforſcher auffällt, wenn er die Wüſte vom Gebiete der Küſte her, wo die immergrünen Gewächſe vorherrſchen, betritt,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

iſt der Mangel aller lebhaften Farben, wie Rot, Grün und Blau, bei ihren tieriſchen Bewohnern.“ Der erwachſene Strauß iſt ſchwarz und weiß, bei ſeiner Schnelligkeit und Größe braucht er nur den berittenen Menſchen zu ſcheuen, und ſeine Nahrung iſt nicht derart, daß er eines ſchützenden Kolorits bedarf, um ſich unter deſſen Schutz an ſie anzuſchleichen. Der große ſchwarze Wüſtenrabe (Corvus umbrinus), in welchem der Sudanneger ſeinen „Onkel“ ſieht und verehrt, iſt kräftig genug, ſich etwaige Feinde vom Halſe zu halten, und gewandt und ſchnell genug, eine einmal erſpähte Beute auch zu faſſen. Auch die Käfer der Wüſte ſind ſchwarz, und zwar nicht bloß die Angehörigen der in der Umgebung des Mittelmeeres ſo mächtig entwickelten Familie der „Schwarzkäfer“ (Melanoſomen), zu welcher unſer Mehlwurm und der unheimliche, in dunklen Verſtecken unſerer Wohnungen hauſende, übelriechende Totenkäfer (Blaps mortisaga) gehört, ſondern auch Formen, welche ſonſt meiſt, wie Laufkäfer und Prachtkäfer, metalliſch glänzend oder oft lebhaft bunt ſind. **Karl Vogt** hebt hervor, daß alle jene Wüſtenkäfer von widerlichem Geruch, alſo ſicherlich auch von einem übeln Geſchmack ſind, daß ſie hochgewölbte Flügeldecken, aber ein herabgeſenktes Halsſchild und einen eingezogenen Kopf haben und ſich tot ſtellen, wenn ſie ſich bedroht glauben. Wenn ſie ſo zuſammengezogen, regungslos daſitzen, ſehen ſie genau aus wie die Exkremente der Gazellen, Ziegen oder Schafe und entziehen ſich auf dieſe Weiſe den Nachſtellungen.

Die Färbung der übrigen Wüſtentiere iſt indeſſen in der That eine ſolche, welche den mit kleinen Geſteintrümmern vermengten Sand in oft ſehr wunderbarer Art nachahmt. Bei ſolchen Geſchöpfen, welche wie Raubtiere, Wiederkäuer und Vögel nicht ſehr an die Scholle gebunden ſind, ſondern weit herumſchweifen und herumfliegen, iſt ſie wohl in der ganzen Wüſte, obgleich dieſelbe ſtrichweiſe doch recht verſchiedene Tinten zeigt, die nämliche, gelbliche. Die Hühner, Lerchen, Steinſchmätzer, Renn- und Tadvögel (Cursorius und Oedicnemus) bilden keine lokalen Raſſen mit hellerem oder dunklerem Gefieder und ſind auch nicht im ſtande, ihre Farbe entſprechend dem jeweiligen Untergrunde, auf welchem ſie ſich gerade befinden, zu verändern. Bei ſolchen Tieren, welche beſchränktere Lokalitäten des Vorkommens haben, iſt das freilich anders. Die Schlangen und Eidechſen der Wüſte, auch wenn es die gleichen Arten ſind, zeigen je nach ihrem Wohnorte ſehr mannigfache Gewänder, und ſind dieſelben, wenigſtens bei den Eidechſen, auch bei einem Individuum recht veränderlich. Das deshalb ſprichwörtlich bekannte Chamäleon iſt nicht das einzige Tier, welches, wenn auch unbewußt, im ſtande iſt, ſeine eigne Farbe durch Veränderung derjenigen der Umgebung anzupaſſen. Bedeutendes leiſten in dieſer Beziehung die Schollen, aber auch unſere Bachforellen, Fröſche und zahlreiche Eidechſen beſitzen, wenn auch in geringerem Grade, dieſe nützliche Fähigkeit. Uromastix acanthinurus, der Dornſchwanz, eine Wüſtenechſe, welche **Karl Vogt** in der Gefangenſchaft beobachtete, zeigte im Dunkeln und im Schatten eine trübe, graue Schieferfarbe mit unbeſtimmter ſchwärzlicher Marmorierung, wurde ſie aber dem direkten Sonnenlichte ausgeſetzt, ſo wurde ſie heller und heller, endlich erſchien ſie ſchmutzig gelbweiß mit kleinen tiefſchwarzen Tüpfelchen und glich dann in ihrem Kolorit genau dem feinen mit ſchwärzlichen Steinkörnchen vermiſchten Wüſtenſande. Auch eine andere Eidechſe der Sahara (Trapelus aegyptiacus) ſoll die gleiche Eigenſchaft in höchſter Vollendung beſitzen. Immer beruht die Fähigkeit des Farbenwechſels auf der Gegenwart beſonderer dunkelfarbiger Zellen in dem Gewebe der Haut, ſogenannte Chromatophoren oder Farbenträger, welche ſich unter dem Einfluſſe von Reflexerſcheinungen des Nervenſyſtems zuſammenziehend die Grundfarbe des Tieres zur vollen Geltung gelangen laſſen oder, ſich ausdehnend, dieſe gewiſſermaßen übermalen.

Bei Inſekten kommt der Farbenwechſel zwar vor, iſt jedoch eine ſeltenere Erſcheinung, dafür aber finden ſich bei dieſen Tieren öfters Varietäten oder Raſſen, welche ſich durch eine konſtante, verſchiedene, aber immer ſchützende Färbung voneinander unterſcheiden. So beobachtete **Lefebvre** in der lybiſchen Wüſte ſehr merkwürdige Fangheuſchrecken und zwar im übrigen gleiche Arten, welche auf braunem Boden braun und hundert Schritte davon auf dem aus Fragmenten foſſiler Muſcheln und Kalkſteinbröckchen beſtehenden weißen entſprechend weiß gefärbt waren. Sie glichen dem Untergrunde, auf welchem ſie ſich befanden, ſo ſehr, daß der franzöſiſche Forſcher ſie nur dann zu bemerken im ſtande war, wenn ſie ſich bewegten. Auch ſonſt zeigten dieſe Geſchöpfe manches Eigentümliche. So waren z. B. ihre Flügel ſo ſtark verkürzt, daß ſie nicht zu fliegen vermochten, eine Erſcheinung, welcher man bei Bewohnern großer Flächen und von Inſeln ſowohl unter Inſekten wie unter Vögeln namentlich dann öfters begegnet, wenn dieſe Tiere an dieſen Stellen wenig Verfolgungen ausgeſetzt ſind. Sie haben ſich und mit Vorteil das Fliegen abgewöhnen können, denn nur ein guter Flieger kann ſich unter den Verhältniſſen ſolcher Aufenthaltsorte unverändert behaupten, ein ſchlechter würde bei ſeiner ſchwachen Flugbewegung leicht vom Winde gefaßt und willenlos verſchlagen werden.

Die beiden Tiere, welche uns Meiſter **Specht** auf unſerm Bilde vorführt, ſind echte Kinder der Wüſte und zeigen in ihrer Organiſation eine Reihe der oben angeführten, für die verſchiedenſten Wüſtentiere charakteriſtiſchen, durch ähnliche Anpaſſungen an gleiche Lebensbedingungen erworbene Eigenſchaften.

Die Sand- oder Flughühner (Pterocles) bewohnen in vierzehn Arten die alte Welt, verbreiten ſich von den Wüſten und Steppen Centralaſiens und Vorderindiens an durch das ganze kontinentale Afrika und betreten als Brutvögel, jedenfalls über die Meerenge von Gibraltar eingewandert, Südeuropa auf der iberiſchen Halbinſel. Niemals finden ſie ſich in waldigen Gegenden ihrer Heimatsländer; je öder, ſteiniger und dürrer vielmehr das Terrain iſt, je weniger es ausgedehnte Gewäſſer, Sümpfe oder ſtark mit Thälern abwechſelnde Gebirgszüge birgt, deſto mehr ſagt es ihnen zu. Hier leben die beſcheidenen Vögel von dem wenigen, was ihnen der arme Heimatsboden bietet, oft nur von den Körnern des ſpärlich wachſenden Halfagraſes, dabei aber häufig in großen Trupps von Hunderten zuſammen an Stellen ſelbſt, wo überhaupt leben zu können ein Rätſel ſcheint. Aber nur die Fähigkeit ſchnellſter Ortsbewegung kann das ermöglichen; nur ganz ausgezeichnete Flieger können unter ſolchen Umſtänden und noch dazu zu größeren Geſellſchaften vereinigt exiſtieren. „Es wird ihnen,“ bemerkt **Brehm**, welcher dieſe Tiere genauer beobachtet und eingehender ſtudiert hat als irgend ein anderer Naturforſcher, „leicht, vor dem Schlafengehen noch einen Spazierflug auszuführen, welcher uns als Tagereiſe und mehr erſcheinen mag.“ Kommt die Fortpflanzungszeit, dann allerdings zerſchlagen ſich die großen Völker in einzelne Pärchen und bewohnen ſo vereinzelt ein größeres Gebiet dauernd. Denn wenn die Vögel brüten, ſind ſie an ihren Haushalt gebunden, ſie können dann nicht ſo weit nomadiſierend umherſchwärmen, und für größere Mengen reicht die vorhandene Nahrung an dem beſchränkten Wohnorte nicht aus. Das Leben in der Wüſte dürfte dadurch auch zu einem der Faktoren werden, welche die ſonſt bei Hühnervögeln ſo beliebte Vielweiberei beim Sandhuhn verbieten.

Die kärgliche Nahrung ſcheint auch noch in anderer Beziehung das Leben dieſer eleganten Tierchen zu regeln, denn ſie ſind auch während eines Teiles in der Nacht, wenigſtens wenn der Mond ſcheint, in Thätigkeit: um das zu ihrer Sättigung nötige Quantum zu finden, bedürfen ſie mehr Zeit als andere Vögel an reicher gedeckten Tiſchen.

Das Gefieder der Sandhühner überraſcht einen jeden Beobachter durch ſeine weitgehende Gleichfarbigkeit mit dem Boden ihrer Heimat, daß ſie aber dieſelbe mit Bewußtſein würdigen, wie **Brehm** meint, muß ich bezweifeln. Wenn ſie ſich ducken und ſtill halten, im Falle ſie ſich gefährdet glauben, ſo beweiſt das noch keine bewußte Handlung, iſt vielmehr wohl bloß eine inſtinktive. Die Rohrdommeln gleichen in ihrem Gefieder und namentlich durch die Stellungen, welche ſie annehmen, wenn ihnen etwas verdächtig vorkommt, in ganz

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

wunderbarer Weiſe altem Schilfe und Geſtrüpp am Ufer der Gewäſſer. Ich habe aber mehr als einmal beobachtet, daß gefangen gehaltene, wenn ſie plötzlich erſchraken, dieſelben regungsloſen eigentümlichen Stellungen auch in Volieren, wo ihnen dieſe Sitte doch nicht im mindeſten von Nutzen war, annahmen. Das iſt eine unbewußte Reflexerſcheinung, wie das Sträuben der Haare und das Fletſchen der Zähne bei zornigen Hunden.

Bei dem ausgezeichnet entwickelten Geſicht und Gehör im Verein mit der wunderbaren Flugkraft droht den Sandhühnern wenig Gefahr, nur wenn ſie ihre Mittagsruhe halten, wie auf unſerm Bilde, oder des Nachts gelingt es wohl einmal einem Wüſtenfuchs oder Fennek, einen Trupp zu beſchleichen und ein oder das andere Hühnchen zu erſchnappen, denn der Fennek (Canis oder Fennecus Zerda) iſt ein ſchlauer Geſelle und unſers Reineke würdiger Vetter.

Wenig größer als eine Hauskatze, iſt auch er ein echtes Kind der Wüſte und bewohnt in mehreren Lokalraſſen ganz Afrika. Seine Farbe iſt das charakteriſtiſche Gelb der Wüſte, an den Pfoten hat er, ähnlich wie manche hochnordiſche Tiere, eine ſtarke Behaarung, welche die ganze Sohle bedeckt und bei ihm das Verſinken in den lockeren Sand wie bei jenen in den Schnee verhindert, vielleicht auch das Geräuſch ſeiner Tritte dämpft, was ihm den feinhörigen Flughühnern gegenüber gewiß nur vom größten Vorteile ſein wird. Das Auffallendſte indeſſen, was ihm ſein Aufenthaltsort und ſeine Lebensweiſe angezüchtet hat, iſt in gewiſſem Sinne das Gegenſtück zu ſeinen Filzſchuhen, ein ausgezeichnetes Gehörorgan nämlich, deſſen äußerer, den Schall auffangender Abſchnitt ganz wunderbar groß entwickelt iſt. Sein Auge reicht gewiß nicht aus, ſeine durch ihre Färbung ſo trefflich geſchützte Lieblingsbeute wahrzunehmen, und die Entwickelung eines Sehorgans hat namentlich bei einem, zwar das Tageslicht durchaus nicht ſcheuenden, aber doch immerhin mehr nächtlichen Tiere ſeine Grenzen, und hier wie ſo oft treten andere Sinne, neben dem Gehör ſicher auch der Geruch, ſtellvertretend für das Geſicht ein. Das Gehör iſt der Nachtſinn, und auf für uns Menſchen unbegreiflich große Entfernungen mag der Fennek die leiſen Bewegungen des im Schlafe zuckenden Khata (Pterocles Alchata) vernehmen und ſich an das ruhende Völkchen mit unhörbaren Schritten heranſchleichen. Dann ein Satz und einer der kleinen Schläfer hat, bevor er ſich deſſen noch recht bewußt geworden iſt, ſein zwar dürftiges, aber gewiß nicht unpoetiſches Leben ausgehaucht, während ſeine Gefährten mit den lauten Rufen „khadda, khadda“ voll Entſetzens abſtreichen.

## Die Muſik der armen Leute.

Von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

Der Herr Muſikprofeſſor ſpricht:
„Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
Sie ſind eine Plage und ein Skandal!“
Mein lieber Profeſſor, nun hören Sie mal:

Ein enger Hof — kein Sonnenſchein
Fällt dort das ganze Jahr hinein.
Da herrſcht ein ſeltſam muffiger Duft,
Nach Armut riecht’s und Kellerluft.
Da blüht keine Blume, da grünt kein Laub,
Die Kinder ſpielen in Müll und Staub.
Nun kommt ein Leiermann hervor
Und ſchleppt ſeinen Kaſten durchs offne Thor.
Den Schunkelwalzer ſpielt er auf:
Da rennt es herbei in ſchnellem Lauf.
Da krabbeln aus ihren Höhlen heraus
Die Kinder in dem ganzen Haus,
Und über die blaſſen, ernſten Geſichter
Fliegt es dahin wie Sonnenlichter.
Sie tanzen und wiegen ſich hin und her
Beim Schunkelwalzer — was will man mehr?
In der Kellerthür ſteht ein ſchlumpiges Weib,
Ihr hängen die Kleider um den Leib,
Den Säugling hält ſie auf dem Arm,
In ein Wollentuch gewickelt warm.
Sie läßt ihn tanzen, und wie er ſich regt
Und mit den magern Ärmchen ſchlägt,
Iſt über die vergrämten Wangen
Ein Strahl von Mutterfreude gegangen.
Das Mädchen für alles im erſten Stock,
Es faßt mit den Fingerſpitzen den Rock
Und trällert den Text und dreht ſich und lacht:
An den blauen Dragoner hat ſie gedacht.
Er war ſo unbeſchreiblich flott
Und tanzte den Walzer wie ein Gott.

Der Leiermann hat die Blicke erhoben
Und wartet auf den Segen von oben. —
Dann kommt — das hört ja ein jeder gern:
„Einſt ſpielt’ ich mit Zepter, Krone und Stern!“
Der arme Schreiber in ſeiner Kammer
Vergißt eine Weile den täglichen Jammer.
Er läßt die kritzelnde Feder ſtehn
Und ſeinen Blick zu den Wolken gehn,
Die über die Dächer dahingezogen.
So hoch ſind einſt ſeine Träume geflogen
Von Ruhm und Glück und Sonnenſchein:
„O ſelig, o ſelig, ein Kind noch zu ſein!“

Der Leiermann dreht ſeine Kurbel um,
Seine Blicke wandern ringsherum.
Ein andres Stück nun ſtellt er ein:
„Ich bitt’ euch lieben Vögelein!“
Die Nähterin läßt die Maſchine ſtehn,
Und ihre Traumgedanken gehn
Zum letzten Roman, den ſie geleſen:
Wie edel iſt doch der Graf geweſen,
Daß er das arme Mädchen nahm,
Obgleich es doch faſt zur Enterbung kam.
Dann ſeufzt ſie. Ach, ſie weiß, wie es geht:
Die edlen Grafen ſind dünne geſät!
Doch wenn auch kein Graf — wenn einer nur käme,
Den ſie möchte, und der ſie nähme.
Draußen ſchießen die Schwalben vorbei,
Sie blickt ihnen nach und ſummt dabei:
„Ich bitt’ euch, lieben Vögelein,
Will keins von euch mein Bote ſein?!“

Der Leiermann hat die Blicke erhoben
Und wartet auf den Segen von oben,
Zieht ſein Regiſter und ſpielt mit Schall:
„Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall!“
In ſeiner Werkſtatt der Schuſter nun
Läßt eine Weile den Hammer ruhn:
Er war bei Wörth und bei Sedan
Und vor Paris und Orleans.
Und wie er denkt an jene Zeit,
Wird ſein Soldatenherz ihm weit.
Da klopft er mit kampfgewohnter Hand
„Mit Gott für König und Vaterland“
Gar mächtig auf das Leder ein:
„Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein!“

Der Leiermann aber blickt und ſpäht,
Damit ſein Lohn ihm nicht entgeht.
Und ſieh, der Segen bleibt nicht fern,
Denn Armut gibt der Armut gern.
Bald da, bald dort mit leiſem Klapp,
In Papier gewickelt, fällt es herab.
Und ob der Herr Profeſſor ſchreit —
Hier fühlt man nichts als Dankbarkeit,
Denn ein wenig Licht ins graue Heute
Bringt die Muſik der armen Leute!

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

## Marcella Sembrich. (Abdruck verboten.)

Marcella Sembrich.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Kgl. Hofphotograph in Berlin.

Es iſt ſonſt nicht unſere Art, dem ſogenannten Primadonnenkultus der Gegenwart Vorſchub zu leiſten, der oft ſo wunderliche Blüten treibt und nicht ſelten den ſchaffenden Künſtler über dem reproduzierenden Künſtler faſt in Vergeſſenheit geraten läßt. Den meiſten Sängern und Sängerinnen, welche gegenwärtig die lauteſten Triumphe feiern, ſcheint uns der Name eines Künſtlers überhaupt kaum zu gebühren. Auf eine der Sängerinnen der Jetztzeit indeſſen kann man das häufig mißbrauchte Künſtlertum „von Gottes Gnaden“ mit vollem Rechte anwenden, auf Marcella Sembrich, die gegenwärtig ihr ſtilles Heim in Dresden wie alljährlich in den Wintermonaten wieder verlaſſen hat, um Tauſende und aber Tauſende durch ihren Geſang zu entzücken. Bei ihr vereint ſich die herrlichſte Stimme mit der vollkommenſten Technik, und nicht nur ein feines muſikaliſches Empfinden, das, ſo unentbehrlich es iſt, doch nur zu einer „korrekten“ Kunſtleiſtung befähigt, iſt ihr eigen, ſondern auch das, was zu jedem, auch dem Unmuſikaliſchſten ſpricht, die Fähigkeit, den Ton zu beſeelen. Marcella Sembrich iſt nicht nur die erſte Sängerin der Gegenwart, ſondern ſie iſt ein muſikaliſches Genie, und ſie wäre ſicher eine große Künſtlerin geworden, auch wenn ſie keine Stimme hätte. Man kann das mit voller Gewißheit behaupten, denn zu der Zeit, da die Künſtlerin ihre Stimme entdeckte und an die künſtleriſche Ausbildung derſelben ging, war ihre Ausbildung als Pianiſtin und als Violiniſtin bereits beendet, und es hätte nur ihres öffentlichen Auftretens als ſolche bedurft, um ſie in die Reihe der Virtuoſinnen zu ſtellen. Ihrer künſtleriſchen Gewiſſenhaftigkeit macht es alle Ehre, daß ſie von dem Augenblicke an, wo ſie ſich der ihr verliehenen Gabe bewußt wurde, auf die Früchte ihres erſten Studiums verzichtete und unverdroſſen von neuem Lehrjahre begann, wo ſie Meiſterjahre hätte genießen können. Und gerade ihr mußte dieſe Verſuchung beſonders nahe liegen, denn ihre ganze Kindheit war eine Kette von Entbehrungen geweſen, ein unausgeſetztes Emporringen aus den kleinſten Verhältniſſen, ein unabläſſiges Arbeiten an ſich ſelbſt. Der eigentliche Familienname der Frau Sembrich iſt Rockhanski; ihr Vater war Muſiker von Beruf, aber ohne irgendwelche hervorragende Bedeutung. Er führte ein unſtätes Muſikantenleben, und ſchon früh mußte die am 18. Februar 1858 in Wisniarowsky in Galizien geborene kleine Marcella ſeinen Künſtlerfahrten als Wunderkind ein gewiſſes Relief geben. Bereits im vierten Jahre trat ſie neben ihrem Vater öffentlich als Violinſpielerin auf und erregte durch ihre Fingerfertigkeit den Enthuſiasmus ihrer muſikliebenden Landsleute, denn die Kunſtreiſen der Muſikantenfamilie gingen über die Dörfer und kleinen Städte Galiziens nicht hinaus. Sechsjährig erhielt ſie ihren erſten Klavierunterricht auf einem Inſtrument, das ihr Vater ſelbſt aus alten Kaſten zuſammengezimmert hatte und das allerdings nicht konzertfähig war, auf dem ihr aber doch die erſten Griffe beigebracht werden konnten. Traum und Zukunftshoffnung ihres Vaters wurden es nun, aus ſeiner Tochter eine berühmte Klaviervirtuoſin werden zu ſehen. Was ihr Vater dazu thun konnte, dieſen Traum zu verwirklichen, war freilich wenig genug, und er wäre wahrſcheinlich für immer unerfüllt geblieben, wenn nicht ein begabter Dilettant, Bedwan von Iwanowicz, Intereſſe für das talentvolle Kind empfunden und es nach Kräften gefördert hätte. Auch er war zwar bald mit ſeinem freiwillig übernommenen Lehrerberuf am Ende ſeines Könnens angelangt, aber die von ihm gelegte Grundlage reichte doch ſo weit, um der kleinen Marcella Aufnahme im Lemberger Konſervatorium zu ſichern. Hier übernahm der jetzige Gatte der Frau Sembrich, der Pianiſt Stengel — der Name Sembrich iſt der Familienname der Mutter der Künſtlerin — die fernere Ausbildung des zwölfjährigen Kindes, das neben fleißigen Übungsſtunden noch Zeit fand, Muſikunterricht zu erteilen. Nach vierjährigem Studium in Lemberg ging Marcella Sembrich auf Anraten ihres Lehrers nach Wien, um bei Profeſſor Epſtein den letzten Schliff zu erhalten. Und als dieſer ſie als Meiſterin entließ, entdeckte ſie den Schatz in ihrer Kehle, und Marcella Sembrich begann von neuem zu lernen, raſtlos, unermüdlich, und unbeirrt dadurch, daß jahrelanges Studium ohne Früchte bleiben ſollte. Nach beendetem Geſangsſtudium bei Profeſſor Lamperti in Mailand betrat Marcella zum erſtenmal die Bühne. Athen und Mailand waren ihre erſten Stationen, dann folgte das Engagement in Dresden, und nachdem dieſes gelöſt, die Gaſtſpielreiſen, welche der Künſtlerin einen europäiſchen Namen gemacht haben. Trotzdem Marcella Sembrich der Bühne ihre erſten Triumphe verdankt, hat ſie ſich doch neuerdings mehr und mehr dem Konzertſaale zugewandt, denn ihre hohe und echte Künſtlerſchaft bedarf der Bretter, die den Schein bedeuten, nicht, um die Hörer in ihren Bann zu ſchlagen, oder vielmehr, aus den Feſſeln der Alltäglichkeit zu erlöſen und in reinere Sphären emporzutragen.

O. S.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Wie dicht die Flocken fielen! Als wollten ſie auch alle Erinnerung zudecken. Friederike ſaß am Fenſter und blickte ſinnend hinaus in den Schnee... Auf den Bäumen, an der Erde, überall ruhender, liegender Schnee, am Himmel rieſelnder, fallender Schnee. Es war ein einförmiger, ermüdender Anblick.

Von Zeit zu Zeit kehrte das Mädchen den Kopf zurück und lauſchte, als müſſe im Hauſe irgend ein trauliches Geräuſch ertönen, eine freundliche Stimme, ein Schritt, welcher die Stille unterbräche. Aber es rührte ſich nichts. Dann wandte Friederike den Blick wieder hinaus. Aber wer ſollte kommen, an dem ſie wirklich Freude hätte haben können? Das Tonche? Das war zu fleißig und hatte zu Hauſe zu viel Werke der Liebe zu verrichten... Der Vater? Der ſaß in ſeiner Stube, ganz glücklich im ſicheren Bewußtſein, daß ihn heute niemand bei ſeinen Käfern ſtören würde... Der Franzoſe, der in Pflege bei ihnen war? Gott bewahre ſie vor dem! Er ſaß wohl im Wirtshauſe bei ſeinem Abſynth und brachte die Einkehrenden um mit ſeinem Revanchegeſchwätz...

Da ſtapfte der alte Inſpektor durch den Schnee. Jetzt kam ihm eine zweite Geſtalt entgegen — eine hohe, in einen Militärmantel gehüllte Männergeſtalt — ein Offizier... Wer konnte es ſein? Es fing ſchon an zu dunkeln und Friederike konnte Form und Farbe der Mütze nicht mehr erkennen... Aber ihr Herz fing plötzlich an heftig zu ſchlagen. Es konnte kein anderer ſein — ſie fühlte es — als er!... Er, den ſie gehofft hatte niemals wiederzuſehen... Er kam von Waldensau — gewiß, kam als Nataliens Bräutigam!... Es war nicht recht, daß er kam!... Hatte er denn nicht gemerkt oder hatte er ſo wenig Herz, daß eines Mädchens Neigung nichts für ihn war als ein Spiel?... Sie hatte ihn wohl geſchickt, um den letzten, ſüßeſten Triumph zu feiern — ſie, Natalie!... Ein Wunder, daß ſie nicht mit ihm kam, um dieſen Triumph ganz auszukoſten...

Friederike fand in ſich die Stütze, die jedes Mädchen in ſolcher Stunde zu finden weiß. Der Stolz flüſterte ihr zu, ſie müſſe den Kommenden empfangen, ohne daß ein Zucken der Lider, der Lippen ihm verraten könnte, daß ihr dies Wiederſehen ſchmerzlich ſei.

Sie ſetzte ſich hin, nahm ein Zeitungsblatt und legte es auf ihre Kniee, als habe ſie darin geleſen. Sie übte die Miene ein, die er an ihr finden ſollte, während ihr Herz doch ängſtlich klopfte.

Er hatte mit dem Inſpektor geſprochen und ihm die Hand geſchüttelt, jetzt verließ er jenen und ſchritt auf das Haus zu.

Noch ein Augenblick, dann klopfte er an die Thür — er ließ ſich nicht einmal melden — und ſtand vor dem Mädchen. Sie ſah ſeine hohe, ein wenig abgemagerte Geſtalt, hörte ſeine Stimme und hatte doch nur den einen Gedanken, ihre gleichgültige Miene nicht zu verlieren.

Warum aber war ſie ſo ungewandt in der Kunſt des Verſtellens! Sie bebte davor, ſich eine Blöße zu geben, und das Spiel wurde ihr noch ſchwerer durch dieſe Furcht.

„Fräulein Friederike, ich halte mein Verſprechen,“ ſagte er nach dem erſten Gruß mit bewegtem Ernſt.

Warum mahnte er ſie daran, wenn dieſes Verſprechen doch keinen Wert mehr hatte, weil die Verhältniſſe völlig verändert waren?

Sie hatte ſich eine Anrede zurechtgelegt, die jetzt nicht paßte: „Ei, Herr von Aſte, auch ſchon zurück in der Heimat?...“ Ängſtlich ſagte ſie: „Bei ſolch einem Wetter! Ich konnt's nit glaube, daß Sie da komme würde.“

Vielleicht verſtand er die Antwort gar nicht, denn ſie kam ſo leiſe von ihren Lippen, daß es ſchwer ſein mußte, ſie zu erfaſſen. Er hielt ſich indeſſen auch gar nicht dabei auf, ſondern faßte mit einer entſchloſſenen Bewegung ihre beiden Hände und zog ſie näher zum Fenſter, in das entfliehende Licht.

„Ich will Sie ſehen, Fräulein Friederike,“ ſagte er, „will vergleichen, ob Ihr Geſicht dem noch ähnlich iſt, das ich dieſe lange Zeit her im Gedächtnis getragen. Aber Sie ſcheinen nicht denſelben Wunſch mir gegenüber zu haben, denn Sie ſenken die Wimper.“

Was war das? Das war doch nicht der Ton eines Bräutigams? Friederike entzog ihm verwirrt die Hände und ſagte, in dem Wunſche, ihn zu einem Geſtändnis zu zwingen: „Laſſe Sie mich! ich bitt'. Wie — wie geht es Natalie?“

„Natalie?“ Er that ſeinerſeits einen Schritt zurück: „Gräfin Walden, meinen Sie?“ fragte er befremdet. „Ich dächte, Sie müßten das beſſer wiſſen als ich?“

„Aber Sie kommen doch von ihr?“ fragte ſie, immer verwirrter werdend.

„Nein. Sie hat mich vor vier Wochen verlaſſen. Seitdem habe ich ſie nicht geſehen.“

„Ah ſo,“ murmelte ſie, „dann befinde Sie ſich auf dem Weg zu ihr, nach Waldensau?“

„Auch das nicht,“ antwortete er verwundert, „ich habe keine Urſache, Gräfin Walden zu beſuchen.“

„Nicht?“ Die braunen Augen hoben ſich in maßloſem Erſtaunen: „Aber — aber ſie wird das übelnehme!“

Ein Verdacht wurde in ihm rege, und ein zweifelnder Blick begegnete dem ihren.

„Erlauben Sie mir jetzt auch eine Frage: Hat Ihnen die Gräfin etwas von mir geſchrieben? Etwas — ich meine von meinen Beziehungen zu ihr?“

Die Befragte ward wieder verlegen.

„Was ſoll ich darauf erwidre? Es iſt mir ja verbote, davon zu rede. Es ſoll ja noch ein Geheimnis bleibe!“

Er lächelte ein wenig.

„Nun, auf mich erſtreckte ſich dieſes Verbot doch wohl nicht. Ich werde ja wohl an dieſem Geheimniſſe beteiligt geweſen ſein?“

Der Ausdruck einer ſchmerzlichen Bitterkeit trat auf Friederikens Geſicht: „Das iſt wahr,“ ſagte ſie, „Sie müſſe von dem heimliche Glück ja wiſſe. Sie ſeie mit ihr verlobt, ſchrieb ſie mir, und — und ich kann — nun's geſagt iſt — Ihne deshalb ja auch gratuliere...“

Eine dunkle Röte überzog ſeine Stirn bis unter das Haar hinauf, und in ſeinen Augen blitzte es. Er war empört. Er kannte die Gräfin als ränkeſüchtig, aber das hatte er nicht erwartet.

Es lag noch ſo viel zwiſchen dem Mädchen, das er liebte, und ihm. Es war nicht ſeine Abſicht geweſen, ihr Herz im erſten Eintreten zu erſtürmen; er dachte ſich langſam davon zu überzeugen, daß es ihm gehöre, allmählich auch ſie zu dieſer Überzeugung zu bringen. Es konnte gefährlich werden, ſchon in dieſem erſten Augenblicke die entſcheidende Frage zu ſtellen. Nun freilich blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als es auf dieſe Gefahr ankommen zu laſſen. Gleichzeitig mußte er Nataliens Ränke klarlegen, mußte die wenig ehrenvolle Handlungsweiſe einer Dame enthüllen, welche — nun, welche — was er auch ſonſt ihr vorzuwerfen hatte — doch ſein Leben gerettet und ihn geliebt hatte...

„Hören Sie mich, Fräulein Friederike,“ ſagte er überlegend, „ich möchte Ihnen jetzt gleich alles erklären, aber ich kann und darf es nicht. Soviel ich darf, werde ich mitteilen, und daran, daß Sie mir das glauben, nein, daß Sie an mich glauben, auch wenn Ihnen ungenügend ſcheint, was ich ſage, daran hängt jetzt mein Geſchick. Ich ſtand im Begriff, mich mit Gräfin Walden zu verloben — nicht aus Liebe — nein! — aber ſie hatte mir zweimal das Leben gerettet, und ich meinte ihr dieſes Leben ſchuldig zu ſein, wenn ſie es begehrte... Es war die Anſicht weniger Stunden, ein kurzes Nachdenken überzeugte mich, daß ſie irrig war, daß meine Dankbarkeit mich ſo weit nicht verpflichte. So ging dieſe Verlobung zurück, noch ehe ſie wirklich vollzogen war...“

Friederike hatte aufmerkſam zugehört. Die Bitterkeit ſchwand aus ihrem Geſicht; aber ein tiefer Ernſt blieb darin zurück, und aus den bleichen Zügen glänzten die Augen ſeltſam dunkel.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

„Ah, das freilich, das hat ſie mir nicht geſchrieben,“ antwortete ſie.

Er näherte ſich ihr wieder mit erwartungsvoller Wärme: „Werden Sie ſich damit zufriedengeben, mir wieder vertrauen und mich behandeln wie früher, als habe ſich nichts zwiſchen uns gedrängt?“

Der blonde Kopf ſenkte ſich nicht anders wie damals, als er die ſeidige Locke von ihm ſchnitt, die er nachher bei ſich trug, bis Natalie ſie von ſeiner Bruſt entfernte, aber der Major konnte die Blicke nicht entſchleiern, und die Hand, die ſich einſt vertrauensvoll in ſeine gelegt, zog ſich jetzt ſcheu vor dieſer zurück. Die Worte: „Gewiß. Warum ſollt' auch etwas anders ſein,“ klangen unaufrichtig und konventionell.

Was hatte ſie? Wenn ihr Herz ſich für ihn regte, warum zeigte ſie es ihm nicht? In Aſten erwachte wieder die Eiferſucht. Er dachte nicht an die Möglichkeit, daß ſie ihm noch nicht völlig traue, daß ſie es etwa nicht einmal für ſchicklich halte, ſich ihm gleich wieder ſo zutraulich wie früher zu zeigen, nur daran dachte er, daß ſie doch im ſtillen jenem anderen bereits gehöre und ſich nur vor dem offenen Bekenntnis ſcheue. Hatte Natalie doch nicht gelogen, ſollte jener Pfälzer Rechte auf Friederike haben?... Bei dem Gedanken drängte ſich dem Major die entſcheidende Frage, die er vor kurzem noch in unbeſtimmte Ferne zu rücken wünſchte, ſtürmiſch auf die Lippen.

Er kam indeſſen nicht dazu, ſie zu ſtellen, denn es klopfte, und ohne eine Aufforderung abzuwarten, trat ein neuer Beſucher ein. Friederiken gab ſein Anblick die Faſſung wieder, und ſie ſchien deshalb ſein Eintreten nicht ungern zu ſehen. Wenigſtens meinte Aſten zu bemerken, daß ihr feines Geſicht vom Augenblick an, in welchem ſie den Neueingetretenen vorſtellte, einen hoffensfreudigeren Ausdruck annahm. Ihm ſelbſt war die Störung weit weniger erwünſcht.

Der Fremde war ein Südfranzoſe und hieß Deſorbes. Aſten erkannte ſeine nationale Abkunft auf den erſten Blick; der Knebelbart, die Kopfform, die unruhigen dunklen Augen und ſcharfen Züge verrieten ſie, auch ſeine ſprudelnde Art zu reden, die vielen Übertreibungen, die naive Selbſtüberhebung. Der Major erfuhr bald, wie dieſer unruhige Gaſt in das Schlößchen gekommen war. Er war verwundet und hatte in einer nahen Feſtung im Lazarett gelegen. Dem Beiſpiele anderer Gutsbeſitzer folgend, hatten die Waibachs aus jenem überfüllten Lazarett einige Rekonvaleszenten erbeten, damit dieſe ſich in Familienpflege vollends erholten. Auf beſondere Verwendung des alten Enkerle, welcher die Bekanntſchaft des Herrn gemacht hatte, war der verwundete Kapitän nebſt einem bayriſchen Jägerleutnant Ebereſchenau überwieſen worden. Er war alſo auf ſein Ehrenwort, Deutſchland vor Abſchluß des Krieges nicht zu verlaſſen, in Freiheit geſetzt. Aſten bekam indeſſen den Eindruck von ihm, daß er kein angenehmer Hausgenoſſe ſei.

Der Franzoſe fing nach der Vorſtellung ſehr bald an, in düſterer Tonart von den Kriegsereigniſſen zu ſprechen, ein Thema, welches Aſten zu berühren zuvor vermieden hatte. Er gebrauchte in jedem zweiten Satze das Wort „trahison,“ ſchalt heftig auf Napoleon, die franzöſiſchen Führer, welche er alle bezichtigte, ſein Vaterland verkauft zu haben, und beklagte ſich ſchließlich bitter auch über die deutſchen Armeen, weil dieſe gewagt, Paris anzugreifen. Das Beiſammenſein fing an ſehr ungemütlich zu werden, da Aſten in ein mißbilligendes Schweigen verſank, als der Leidenſchaftstolle plötzlich aufſprang und erklärte, er müſſe gehen. Mademoiſelle möge ihn entſchuldigen, aber der Schmerz überwältige ihn und er könne ſich nicht mehr den Forderungen geſellſchaftlicher Rückſichten fügen. Damit ſtürzte er an Aſten vorüber und aus dem Zimmer.

„Ein etwas ſtürmiſcher Geſellſchafter,“ bemerkte letzterer; „er muß gerade kein bequemer Pflegling ſein, wenn er ſich häufig ſo benimmt.“

„Das iſt er auch nicht,“ antwortete Friederike, „wenn er nämlich anweſend iſt; das iſt er aber ſelte. Unſer Inſpektor hat das Verdienſt, ihn uns meiſtens abzunehme. Der alte Herr hört den leidenſchaftliche Unſinn mit einer gewiſſe Bewunderung an, die ihm aus frühere Zeite für alles Franzöſiſche gebliebe iſt. Endlich einmal iſt dieſe mir ſonſt ſo wenig ſympathiſche Paſſion doch auch zu etwas nütz.“

„Und Ihr zweiter Pflegebefohlener?“

„O, der!“ antwortete Friederike mit einem freundlichen Aufleuchten der Augen, „den iſt's eine Freud' kenne zu lerne. Sie werde ſehe. Er iſt der Friede ſelbſt...“

„Ich werde leider doch darauf verzichten müſſen,“ entgegnete Aſten, ſich erhebend, „denn ich muß mich Ihnen empfehlen. Im Dorfe wartet mein Schlitten und ich habe keine Zeit zu verlieren, wenn ich zum Abendzuge noch zurechtkommen will.“

Sie ſah ihn zum erſtenmal mit einem Blicke aus den lichtbraunen Augen an, der ganz ihrem alten glich, während ſie ſagte: „Sie wolle gehe? Schon jetzt? Und nicht einen einzigen Tag bei uns bleibe? Herr von Aſte, das thue Sie mir nicht an! Ein paar Tag werde Sie doch für uns übrig habe?... So viel Glück könne Sie mir doch gönne!“

Um ihren lieblich geformten Mund zuckte es, und ſie erhob die Hand, die auf ihren Knieen gelegen.

„Wenn Sie es ein Glück nennen, mich bei ſich zu haben, dann bleibe ich; nicht nur ein paar Tage, — ſo lange Sie es wollen, Friederike,“ ſagte er, nahm die Hand und küßte ſie.

Ein unverkennbarer Glanz der Freude erhellte nach dieſem Verſprechen ihr kleines, blaſſes Geſicht. Dann aber erhob ſie ſich und ſchritt, ihm die Hand wieder entziehend, an ihm vorüber: „Das iſt recht von Ihne,“ ſagte ſie, „und nun laſſe Sie mich ſorge, daß Sie auch gut einquartiert werde. Ich will Ihre Sache aus dem Dorfe hole laſſe...“

Er erklärte dies ſelbſt thun zu wollen und trennte ſich zu dieſem Zweck von ihr. Als er über den Hof hinſchritt, war eine große Glücksſicherheit in ihm. Verlobt war ſie mit jenem Salteneck ſicher nicht. Sie hätte ihn, Aſten, ſonſt ja doch nicht aufgefordert zu bleiben, nicht mit ſolchen Worten aufgefordert...

Nun war ihm alles recht, wie es war, und er kehrte zu ſeiner erſten Abſicht zurück: er wollte ihr voll zum Bewußtſein bringen, daß ſie ihn liebe... Sobald ſie dies erkannt hatte, würde ſie von ſelbſt ſich ja entſchließen, ſich offen für ihn zu erklären...

Als er ſeine Sachen in dem ihm angewieſenen Zimmer untergebracht hatte, wurde er zum Kaffee gerufen. Er ging in das Wohnzimmer und fand dort außer Friederike den bayriſchen Jäger und ein altes Fräulein; eine Schweſter von Friederikens Mutter, welche ihm als Tante Mathilde bezeichnet ward. Deſorbes war nicht anweſend, was das Behagen der geſellſchaftlichen Stimmung entſchieden erhöhte.

Der bayriſche Jäger, ein blutjunger Menſch von feinen Gliedern und mit einem roſigen Mädchengeſicht, auf welchem eine gewinnende Freundlichkeit wohnte, war lebhaft und geſprächig, wie der Franzoſe, aber beſcheidener. Er hatte ein Lachen auf den Lippen, das nur ein häufiger Huſten auf Augenblicke verſcheuchte, erzählte allerlei Schnurren und luſtige Geſchichten und war geradezu glücklich, wenn dieſe Friederikens zarten Lippen ein Lächeln entlockten. Das alte Fräulein, Tante Mathilde, ſchien eine bewundernde Zärtlichkeit für ihn zu haben, obgleich ſie von ſeinen Geſchichten wenig verſtehen konnte, denn ſie war taub. In ihrem milden, alten Geſichte ſtand ſchon gewohnheitsmäßig ein Lächeln, und es genügte ihr augenſcheinlich, wenn die anderen ſich unterhielten. Sie nickte dann mit jenem zuſtimmenden Lächeln bisweilen freundlich, als wolle ſie ausdrücken, alles, was um ſie her geſagt werde, ſei ſehr gut. Den Reſt ihrer Befriedigung wußte ſie in einem großen, grünen Strickbeutel zu finden, aus dem ſie — wie Aſten ſpäter erfuhr — alle möglichen Dinge herauskramte, die ihr die Zeit angenehm vertrieben oder ſich für ihre Nebenmenſchen nützlich erwieſen.

Dieſe friedliche alte Dame lebte für gewöhnlich in einem Stifte, aus welchem Friederike ſie hergebeten hatte, als die Einquartierungen in Ebereſchenau ſich immer erneuten. Vielleicht, damit Herr von Waibach keinen Vorwand mehr hatte,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

um die hübſche Tochter allzuhäufig nach Engersweil zu verbannen, dachte Aſten im ſtillen.

Unter der Einwirkung dieſer liebenswürdigen Menſchen wurde es gemütlich in dem lampenerhellten Zimmer. Die Kaffeemaſchine ſummte auf dem Tiſche, und in ihrem dicken Meſſingleibe, deſſen Schnabel ein aromatiſcher Duft entſtrömte, ſpiegelten ſich vier glückliche Geſichter. Auch von Friederike war der Druck genommen, der vorher auf ihr gelaſtet hatte; wenigſtens für dieſe Stunde. Sie befand ſich in einer Umgebung, wie ſie ſie vor kurzem in einſamem Sinnen heiß, aber hoffnungslos herbeigeſehnt hatte, und es war erſichtlich, daß ſie gewillt war, das unerwartete Geſchenk voll und ganz zu genießen. Franz Wegmeier, ſo hieß der junge Jäger, ſah dies mit ebenſoviel Freude wie Aſten und wurde immer aufgeräumter. Als er ſich indeſſen durch ſein vieles Sprechen immer häufiger Huſtenanfälle zuzog, drohte ihm Tante Mathilde mit dem Finger und zog aus ihrem Strickbeutel eine Horndoſe voll Roſenbonbons, deren ſüßen Inhalt er koſten mußte.

Währenddeſſen neigte Friederike ſich lächelnd zu Aſten und ſagte, ihm den Beutel zeigend: „Dieſes grüne Wunſchſäcklein iſt das große Myſterium meiner Kindheit geweſe. Ich ſah die Tante ſo viel Köſtliches daraus nehme, daß ich ſchließlich meinte, es müſſe wirklich alles darinne ſein, was man ſich wünſcht. Und manchmal träumt' ich des Nachts von ihm und fand ihn vollgepfropft von Herrlichkeiten … Ja ſo viel,“ — fuhr ſie fort, während das Lächeln um ihre Lippen wehmütig wurde, „iſt mir von dem Kinderglaube gebliebe. Denn der Grünſeidene erſcheint mir, wenn ich ſchlaf, jetzt ſogar noch manchmal im Traum, beſonders wenn ich mir am Tag etwas recht lebhaft gewünſcht hab. Ich mein' im Traum dann beſtimmt zu wiſſe, daß es in dem große, grüne, mit Roſe beſtickte Beutel ſteckt, und es fehlt mir nur die Hand, die es mir herausziehe hilft …“

Aſten betrachtete das roſengeſchmückte Familienſtück mit Intereſſe und überſah dabei, daß Friederike während ihrer letzten Worte wieder ihre freudige Miene angenommen hatte. Wegmeier zog eben an einer der dicken Kordeln des Beutels und ſagte: „So, und nun gibt er uns die Karten her, gelt? Und wir machen eine gemütliche Partie …“

In der That holte Tante Mathilde zwei Kartenſpiele aus der grünen Tiefe; der Kaffeetiſch wurde abgeräumt, und man ſpielte einen Whiſt.

Die Zeit verging wie im Märchen. Aſten verlor, weil er nur zerſtreut ſpielte, aber er hatte ein Gefühl, als ob er ſo in die Unendlichkeit weiterſpielen möchte. Der Franzoſe kam nicht vor dem Abendbrote zurück, und niemand vermißte ihn. Tante Mathilde war mit ſolchem Eifer beim Spiel, daß ſie den Strickbeutel völlig darüber vergaß; er lag ſo unbeachtet in einer Ecke, als ob hier gar niemand mehr etwas zu wünſchen habe. Es erweckte denn auch ein Bedauern in allen vier Teilnehmern, als der alte Diener meldete, der Thee ſei ſerviert, und das Erſcheinen von Deſorbes und Enkerle das Behagen ſtörte. Der einzige, welchem dieſe beiden Geſellſchafter angenehm ſchienen, war Herr von Waibach, der Aſten mit derſelben geiſtesabweſenden Freundlichkeit begrüßte wie einige Monate früher.

Die Geſprächigkeit des Franzoſen, welche ihn aller Teilnahme an der Unterhaltung enthob, war ihm offenbar bequem. Er machte abwechſelnd ein ernſtes oder mild heiteres Geſicht, je nachdem jener in tragiſchen Tönen raſte, oder in weicher flutenden Worten elegiſch über das Unglück ſeines Heimatlandes klagte. Der alte Enkerle dagegen neigte ſein grauſtoppeliges Geſicht weit vor, als fürchte er, es könne ihm einer der langſtieligen Sätze entgehen. Er war ſichtlich ſchon wonnevoll bewegt, die fremde Sprache hören zu können. Friederike mochte das verdießen, denn ſie verſuchte verſchiedenemal den Marſeillaiſer zum Eindämmen des entfeſſelten Redeſtromes zu bewegen, und als ſie ſah, daß er, einmal losgelaſſen, nicht aufzuhalten war, bewog ſie Tante Mathilde, ſich mit ihr zurückzuziehen. Dadurch veranlaßte ſie auch die Herren, ſich zeitig voneinander zu trennen.

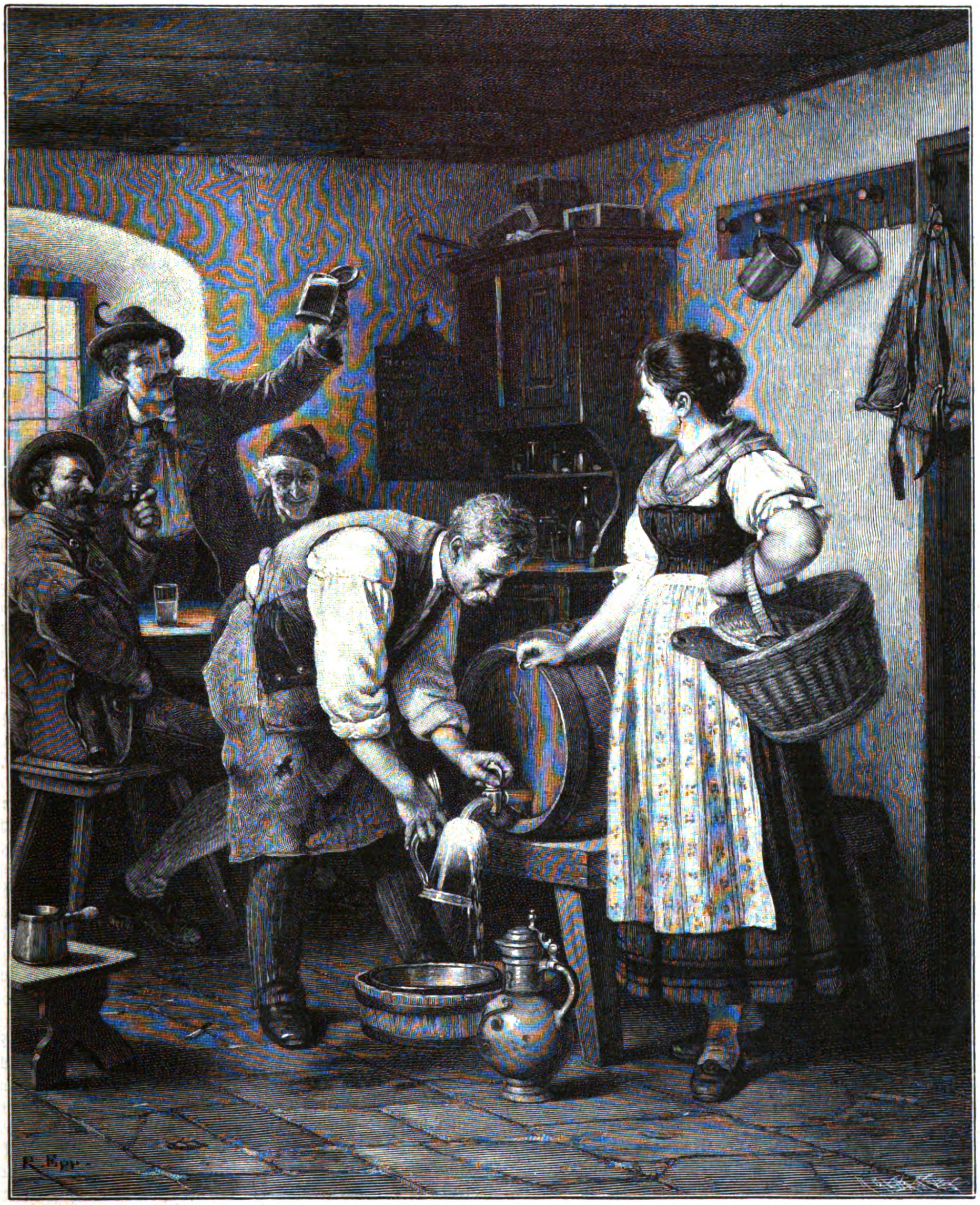
(Fortſetzung folgt.)

## Neue Romane.

Von Otto Preuß. (Abdruck verboten.)

Es iſt eine wunderſame Erſcheinung, daß jemand in Deutſchland ein ſehr bekannter und ſehr geſchätzter Schriftſteller ſein, und daß doch das Publikum gerade an dem bedeutendſten Werk eines ſolchen Mannes mit ziemlicher Teilnahmloſigkeit vorübergehen kann. Man ſollte meinen, wenn es einem Autor überhaupt erſt geglückt iſt, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, könne es ihm auch gerade dort nicht an Anerkennung fehlen, wo er ſie am meiſten verdient. Ernſt Wichert iſt ein lebendiges Beiſpiel vom Gegenteil. Er iſt ein gern geleſener Romanerzähler und Novelliſt, und auch auf der Bühne hat er ſich manchen vollen Erfolg errungen. Aber gerade das Werk, in dem Wichert ſeine vollſte Kraft und ſein beſtes Können zum Ausdruck gebracht hat, iſt ohne den ſtarken Eindruck, den es eigentlich hervorrufen mußte, an der Leſerwelt vorübergegangen. Bereits vor ſieben Jahren erſchien ein Band „Litauiſche Geſchichten“ von Ernſt Wichert (Leipzig, Verlag von Karl Reißner), die mehr als bloß die Phyſiognomie eines „ſehr bekannten und ſehr geſchätzten Schriftſtellers“ zeigen, — einen wahren Dichter von urſprünglicher Kraft und Eigenart. Und von dieſen „Litauiſchen Geſchichten“ iſt heute, nach ſieben Jahren, noch nicht einmal die erſte Auflage vollſtändig vergriffen. In dem in demſelben Verlage ſoeben erſchienenen zweiten Bande: „Litauiſche Geſchichten, Neue Folge“ glaubt Wichert in ſeiner an Paul Heyſe gerichteten Zueignung dieſe mangelnde Teilnahme des Leſepublikums damit erklären zu können, daß es ein Wagnis geweſen ſei, die Litauer in die novelliſtiſche Litteratur einzuführen, „ein im Ausſterben begriffenes Völkchen an der äußerſten Nordoſtgrenze des Reiches, von dem man weiter hinaus ſo wenig weiß und ſo wenig Ausſicht hat durch eigne Anſchauung mehr zu erfahren.“ Aber ſo verſtändlich es iſt, daß ein Dichter, der mit gutem Recht von dem Vollwert ſeines Werkes überzeugt iſt, nach Gründen ſucht, wenn dieſes Werk nicht den erwarteten Eindruck macht, ſo wenig ſtichhaltig erſcheint doch gerade dieſer Grund in einer Zeit, wo das Publikum dem erdichteten Familienleben eines Königs Chilperich, den zu einem Scheinleben erweckten ägyptiſchen Königsmumien und den in allen fünf Weltteilen ſpielenden engliſchen Senſationsromanen Intereſſe entgegenbringt. Die Urſache des unverdienten Schickſals der „Litauiſchen Geſchichten“ liegt wohl ganz außerhalb des Werkes ſelbſt. Zu den verderblichſten Folgen der Vielſchreiberei in Deutſchland muß man es ſicher rechnen, daß ein ganz hervorragendes Buch in dieſer Hochflut von Büchern einfach ertrinken oder doch längere Zeit gebrauchen kann, ehe es ſich aus dem vergänglichen Wuſt als etwas Bleibendes hervorgearbeitet hat. Auch in dieſer Neuen Folge Litauiſcher Geſchichten zeigt ſich Wichert nicht nur als beliebter Erzähler — daß er ſich nicht ängſtlich genug davor gehütet hat, zu dieſem wohlfeilen Rufe zu gelangen, hat vielleicht auch dazu beigetragen, die Aufmerkſamkeit von ſeinem hervorragendſten Werke abzulenken — ſondern als großer Dichter. Die Neue Folge umſchließt drei Novellen: „Endrik Kraupatis,“ „Mutter und Tochter“ und „Für tot erklärt.“ Endrik Kraupatis iſt ein litauiſcher Mühlenbeſitzer, der ſeine Mühle anzündet, um zu dem Verſicherungsgelde zu gelangen. Er wird der Brandſtiftung angeklagt und ſchuldig befunden. Aber ſeine Mutter, die nicht an ſeine Schuld glaubt, rettet ihn aus dem Zuchthauſe, indem ſie einen Alibinachweis konſtruiert und ein verwildertes Mädchen veranlaßt, dieſen durch einen Meineid beweiskräftig zu machen. Kraupatis wird frei, ohne daß ſeine Schuld geſühnt iſt. Aber er wird ſeiner Freiheit nicht froh. Seine Frau wendet ſich von ihm, weil ſie weiß, daß er der Brandſtifter geweſen iſt, ſchlechte Geſellen hängen ſich an ihn, das Mädchen, das ihn durch einen Meineid gerettet hat, will den Lohn ihrer Sünde, und die Mutter flucht ihm, als ſie erfährt, daß er wirklich ein Verbrecher iſt. So bricht er zuſammen unter der Laſt ſeiner Schuld, trotzdem ihn die irdiſche Gerechtigkeit freigeſprochen hat. „Mutter und

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Friſch angezapft. Gemalt von R. Epp.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Tochter“ iſt die Geſchichte einer Leidenſchaft, die ein düſteres Familiengemälde aufrollt. „Für tot erklärt“ hat ſtofflich Ähnlichkeit mit Tennyſons berühmtem Enoch Arden. Auch hier kehrt ein totgeglaubter Matroſe in die Heimat zurück und findet ſein Weib wiedervermählt. Aber Wichert hätte kaum nötig gehabt zu erklären, daß er die engliſche Dichtung erſt kennen gelernt, nachdem er ſeine Novelle geſchaffen hatte. Die Wichertſche Novelle iſt nicht nur in der Ausgeſtaltung des Stoffes vollkommen original, ſie iſt auch der engliſchen Dichtung trotz ihrer Litteraturgeſchichten- und Prachtbandberühmtheit mindeſtens ebenbürtig. Die letztere faßt den Stoff vielleicht knapper und deshalb wirkt das rein Stoffliche erhabener; aber die Charakteriſtik der einzelnen Perſonen, die Motivierung des Konfliktes und die Schilderung des Bodens und der Verhältniſſe, auf dem und unter denen ſich die Geſchichte abſpielt, iſt bei Wichert bei weitem ſchärfer.

Georg Ebers iſt in ſeinem neuen Romane „Joſua“ (Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart) halb und halb zu der Quelle zurückgekehrt, aus der ihm ſeine erſten Erfolge ſprudelten. Der Roman behandelt den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten, der bibliſche Joſua iſt der Held der Erzählung. Gegen die Benutzung eines bibliſchen Stoffes zu einem Roman läßt ſich an ſich gewiß nichts Stichhaltiges einwenden. Denn der Roman iſt eine Kunſtform wie jede andere, und die ſtofflichen Grenzen für dieſe Kunſtform ſind gewiß eher weiter als enger gezogen wie für jede andere. Wer an dem „Moſes“ von Michel Angelo, an der Rubensſchen „Kreuzigung“ und an dem Klopſtockſchen „Meſſias“ keinen Anſtoß nimmt, der kann auch gegen Joſua als Helden eines Romans nichts einzuwenden haben. Wer aber einen bibliſchen Stoff in irgend einer Form dichteriſch oder künſtleriſch zu geſtalten unternimmt, der muß es ſich gefallen laſſen, daß jedermann an ſein Kunſtwerk vor allem mit der Frage tritt, ob dasſelbe den bibliſchen Stoff nicht verkleinert, ob der Verſuch einer künſtleriſchen Geſtaltung das Erhabene nicht in den Bereich des Gewöhnlichen herunterzieht. Ebers hat zwar auch die Kühnheit gehabt, ſich an einen bibliſchen Stoff zu wagen, aber über die Konſequenzen des Mißlingens iſt er ſich augenſcheinlich gar nicht klar geworden. Die ſichtliche naive Freude, mit der er dem bibliſchen Joſua allerlei banale Liebesgeſchichten anfabuliert hat, wäre ſonſt unerklärlich. Dieſe Liebesgeſchichten ſind ſo ganz im Stil des modernen Romans erfunden und geſtaltet, daß man auf den Gedanken kommen könnte, Ebers habe ſich über den modernen Roman luſtig machen wollen, wenn man an ſeiner Ernſthaftigkeit zweifeln dürfte. Bei Ebers iſt Joſua nicht der bibliſche Held, von Gott berufen, die Kinder Israels aus der Wüſte zu führen, ſondern ein Herr Joſua, der nicht weiß, ob er die Ägypterin Kaſana oder ſeine Stammesgenoſſin Mirjam heiraten ſoll, und der auch ſchließlich nach allerhand romanhaften Führungen keine von beiden heiratet. Wenn Ebers aber einen in dieſem Sinne modernen Roman ſchreiben wollte, hätte er ſeine Hand von dem bibliſchen Stoffe laſſen ſollen, denn dieſe Art von modernen Romanen, die nichts anderes bezwecken, als durch Erzählung einer vielfach verſchlungenen Herzensgeſchichte Unterhaltung zu bieten, hat von einem Kunſtwerke wenig an ſich. Bisher haben die Ebersſchen Romane wenigſtens den einen Vorzug gehabt, daß ſie als harmlos und unſchädlich gelten konnten und daß die hiſtoriſch maskierten Liebesgeſchichten ſich auf einem anſtändigen Niveau hielten. Dem „Joſua“ läßt ſich auch dieſer Vorzug leider nicht mehr nachrühmen. Die Ägypterin Kaſana iſt eine ſo pikante Figur, und Ebers geht in der Ausmalung pikanter Szenen ſo weit, daß man den Leſerkreis dieſes Ebersſchen Romans auch aus dieſem Grunde weſentlich enger ziehen muß als den ſeiner früheren.

Sehr viel erfreulicher als dies unerquickliche jüngſte Kind der Ebersſchen Muſe wirkt der neue Roman „Glück“ von Oskar von Redwitz (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, Beſſerſche Buchhandlung). Wird man auch nirgends ſtark ergriffen, ſo wird man doch auch nirgends abgeſtoßen, und man lieſt den ſtarken Band mit der Teilnahme zu Ende, die man dem Schickſal ſympathiſcher Menſchen gern entgegenbringt. „Glück“ iſt ein Familienroman, der das Schickſal einer jener Beamtenfamilien ſchildert, die den Anſprüchen ihrer Stellung mit ihrer nicht übermäßig glänzenden Beſoldung kaum gerecht werden können. Als Rat Steffens, ein Opfer ſeiner gewiſſenhaften Pflichterfüllung, nach kurzem Krankenlager ſtirbt, hinterläßt er ſeine Witwe mit drei halberwachſenen Kindern in peinlich drückender Lage. Der älteſte Sohn kann der Verſuchung nicht widerſtehen, ſein Schickſal von dem ſeiner Angehörigen zu trennen, indem er in das Haus des reichen Vaters eines Schulfreundes flüchtet, das ihm eine äußerlich glänzende Zuflucht und ſorgenfreie Jugendjahre bietet. Die Witwe mit den beiden anderen Kindern nimmt den Kampf mit dem Schickſal mutig auf und ringt ſich durch; am Schluſſe des Buches ſehen wir alle drei glücklich. Auch der älteſte Sohn ſcheint es geworden zu ſein, äußerlich wenigſtens, denn er iſt der Herr des Hauſes geworden, in dem er als Knabe aus Gnade aufgenommen wurde. Aber innerlich fehlt ihm die Befriedigung, denn er krankt an dem Zwieſpalt, daß er ſein Glück eben nur dem „Glück“ verdankt, und zur Verſöhnung mit ſich ſelbſt gelangt er erſt, als er dem kurzen Erdenglück den Rücken kehren muß. Schade, daß Redwitz von der künſtleriſchen Wirkung der Gegenſätze nicht viel zu halten ſcheint. Die Geſamtheit der Menſchen, deren Bekanntſchaft er uns vermittelt, bilden ſo außerordentlich brave Leute, auch an dem älteſten Sohn, den er doch zu Grunde gehen läßt, iſt ſo wenig auszuſetzen, daß der Gegenſatz zwiſchen Glück und „Glück,“ zwiſchen dem innerlich erkämpften und dem in den Schoß gefallenen äußerlichen, nicht zu rechter eindringlicher Wirkung gelangt. Auch die ſehr behagliche Breite der Erzählung, die Weſentliches und Unweſentliches mit gleicher Liebe behandelt, mag ungeduldigen Leſern wohl ab und zu ein wenig zu viel zumuten.

Die neueſte Erzählung von Marie von Ebner-Eſchenbach: „Lotti, die Uhrmacherin“ iſt bereits in zweiter Auflage erſchienen (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel). Wunderbar klar, einfach, überzeugend und ergreifend iſt wieder dieſe neueſte Gabe der genialen Erzählerin, die immer nur da das Wort nimmt, wo ſie wirklich etwas zu ſagen hat, und alles, was ſie ſchafft, von innen heraus ſchafft. Lotti, die Uhrmacherin, iſt eine Heldin, die Heldin der Selbſtverleugnung, in welchem Heldentum die Frauen den Männern ja anerkanntermaßen ein gutes Stück voraus ſind. Mit dieſem Heldenmut der Selbſtverleugnung gewinnt ſie es über ſich, dem Manne, den ſie geliebt und der ſie verlaſſen hat, ein faſt übermenſchliches Opfer zu bringen, trotzdem ſie von der Nutzloſigkeit des Opfers ziemlich ſicher überzeugt iſt. Das Opfer nützt auch dem nichts, für den es gebracht iſt, aber trotzdem führt es die Heldin ſelbſt zum Glück und zu innerer Befriedigung. Marie von Ebner-Eſchenbach iſt frei von aller Sentimentalität; da iſt gar nichts Rührſeliges in der einfachen Geſchichte, und die Handlungsweiſe der Heldin wird durch nichts weniger als durch weibliche Schwäche beſtimmt. Im Gegenteil, ſtark, bewußt, abgeklärt iſt alles an und in dieſem alternden Mädchen, und ſelbſt darüber gibt ſie ſich keiner Täuſchung hin, daß ſie den ehemals Geliebten nicht mehr liebt. Aber ſie kann nicht vergeſſen, daß ſie ihn geliebt hat, und ebenſo die Erinnerung an dieſe Liebe wie ein ſtolzes Selbſtbewußtſein laſſen ihr den letzten Verſuch, den moraliſch Sinkenden vor gänzlichem Untergange zu bewahren, als eine Pflicht gegen ihn und gegen ſich ſelbſt erſcheinen. Meiſterhaft ſind die einzelnen Charaktere geſchildert, meiſterhaft iſt die Kompoſition des Ganzen. Marie von Ebner-Eſchenbach beſitzt als Erzählerin ſelbſt den Mut der Selbſtverleugnung, den ſie in ihrer „Lotti“ feiert. Sie hat immer nur das Ganze im Auge, ſie geſtattet ſich niemals einen Abweg, alles Überflüſſige, das den meiſten Erzählern als ein unentbehrlicher Schmuck erſcheint, vermeidet ſie, und immer ſteht ihre große und edle Begabung nur im Dienſte der wahren Kunſt.

Die den Daheimleſern längſt liebgewordene Dichterin Frida Schanz hat einen Band Proſanovellen: „Um Leben

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

und Liebe“ erſcheinen laſſen (Leipzig, B. Eliſcher Nachfolger, Bruno Winckler), deſſen Ausgabe leider ſo ſpät erfolgt iſt, daß wir ihn nicht mehr rechtzeitig für den Weihnachtsbüchertiſch anzeigen konnten. Er wäre gewiß vielen Freunden der Dichterin als Feſtgeſchenk willkommen geweſen. Aus demſelben tiefen, klaren und reinen Frauengemüt geboren wie die klangſchönen und gedankenreichen Gedichte, werden dieſe Proſanovellen von Frida Schanz bald eine Lieblingslektüre unſerer Frauen und Töchter ſein. Aber wenn die Zartheit der Farben und die Innigkeit des Tones der Dichterin verſtändnisvolle Leſer auch in erſter Linie in den Kreiſen des ſchöneren Geſchlechts ſichern, ſo wäre es doch ſehr verfehlt, wollte man ſie unter die ſpezifiſchen Frauenſchriftſtellerinnen einreihen oder über die Grenze dieſer Kreiſe hinaus ihr Beachtung verſagen. Die Erzählung „Der Armenarzt,“ die Geſchichte der „Zwei Lorbeerkränze“ und die letzte des Bandes „Der Star“ verraten keine der Eigenſchaften, die man traditionell, und in vielen Fällen mit Unrecht, der weiblichen Feder zuſchreibt. „Das Karfreitagskind“ und „Die Getrennten,“ jede für ſich betrachtet eine Perle der Novelliſtik und in der Lokalfarbe wie in der Charakterzeichnung ohne alle Parallele, leiden doch ein wenig darunter, daß ſie, in demſelben Bande nebeneinandergeſtellt, dasſelbe Motiv entſcheidend für die Löſung des Konfliktes zwiſchen zwei Ehegatten antönen laſſen. Der ſtattliche Band iſt von der Verlagshandlung ſehr hübſch ausgeſtattet.

In zweiter Auflage erſchien der Roman „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schickſale“ von Wilhelm Raabe. (Zwei Bände, Braunſchweig, Verlag von George Weſtermann.) Ein wenig ſchnörkelhaft wie der Titel iſt auch der Inhalt. Wilhelm Raabe macht ja aber auch wohl keinen Anſpruch darauf, ein moderner Realiſt zu ſein; er iſt zufrieden, wenn er ein Dichter iſt. Nun, Wahrheit in dem Sinne der nüchternen Wirklichkeit iſt wenig in dieſem Raabeſchen Roman; Dichtung in dem Sinne des Schönen, über die proſaiſche Wirklichkeit Hinausragenden und Hinausführenden ſehr Vieles. Die Erzählung ſpielt aus dem Ende des vorigen bis zu der Mitte dieſes Jahrhunderts hinüber, ohne daß ſie wohl beabſichtigt, ein Stück Kulturgeſchichte zu geben. Dazu ſind die Perſonen viel zu unperſönlich, die Zuſtände viel zu unbeſtimmt geſchildert, Aber Raabes Erzählerton ſelbſt entſtammt der geſchilderten Periode; er iſt etwas wie eine Miſchung von zahmem Jean Paul und zahmem E. T. A. Hoffmann, nicht ganz ſo kraus in ſeinen Gedankenſprüngen wie der erſtere und in ſeiner Figurenzeichnung wie der letztere, aber gemütswahrer und gedankentiefer als beide. Und dieſer der Zeit, in der der Roman ſich abſpielt, entſtammende Erzählerton gibt dem Ganzen doch, wenn vielleicht auch unbeabſichtigt, eine ſehr prägnante kulturhiſtoriſche Färbung. Über die Wege und Schickſale, welche die Leute aus dem Walde von ihren Sternen geführt werden, etwas Näheres anzudeuten, würde zu weit führen. Leute, welche mit Muße leſen, — und glücklicherweiſe gibt es deren ja noch, wie die zweite Auflage eines Raabeſchen Romans beweiſt, — werden ſich das lieber von Raabe ſelbſt erzählen laſſen als eine trockene Inhaltsangabe leſen. Vielen wird es dann vielleicht gehen wie mir; daß ſie nämlich am Schluſſe nicht recht wiſſen, was der Verfaſſer unter den „Sternen“ verſtanden wiſſen will, und daß ihnen dieſe Unklarheit den Genuß des Ganzen doch nicht beeinträchtigt.

---

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Studioſus von Bismarck.

„Ew. Hochwohlgeboren haben mich durch die aktenmäßigen Mitteilungen aus meiner Jugendzeit ſehr erfreut, und ich habe mich beim Leſen Ihrer Aufzeichnungen mit einer gewiſſen Wehmut in meine Jugend zurückverſetzen können. Ich erſehe daraus mit Vergnügen, daß das Univerſitätsgericht nachſichtiger über mich urteilte, als ich nach meinen Erinnerungen verdiente.“ So ſchrieb vor kurzem Fürſt Bismarck an Dr. Otto Mejer, als dieſer ihm die Handſchrift zu ſeinen „Kulturgeſchichtlichen Bildern aus Göttingen“ überſendete, ein ſeitdem erſchienenes Buch, welches auch ein recht anſprechendes Kapitel über den Aufenthalt Bismarcks auf der Georgia Auguſta enthält. Daß Bismarck ein flotter Göttinger Korpsſtudent war, iſt längſt bekannt, und das Ehrenbürgerdiplom, welches der Rat zu Göttingen ihm überſandte, iſt mit dem rot-blau-goldnen Bande des Korps Hannovera eingefaßt, welchem Bismarck als Student angehörte. Ein völliger Legendenkreis hat ſich um die ſtattliche Figur des „studiosus juris von Bismarck aus Pommern“ gebildet, und die Lebensbeſchreibungen des Reichskanzlers bringen aus ſeiner Studentenzeit neben vielem Wahren auch eine große Menge unrichtiger oder entſtellter Thatſachen.

Der Verfaſſer des vorliegenden Buches hat es nun unternommen, die Göttinger Studienzeit aktenmäßig darzuſtellen, wozu ihm die Archive des Univerſitätsgerichtes als Grundlage dienten. Die Ausweiſe über die von Bismarck belegten Kollegien, ſein Abgangszeugnis und die Verhandlungsprotokolle des Gerichts werden mitgeteilt. Aus den letzteren erſieht man, daß Bismarck als Fuchs einmal beſtraft wurde, weil er eine Flaſche aus dem Fenſter geworfen hatte. Später erhielt er zehn Tage Karzer, weil er bei einem Piſtolenduell zwiſchen einem Herrn von Grabow und einem Engländer Kartell getragen hatte; auch iſt er wegen Zerſchlagens einer Laterne in Unterſuchung geweſen, aber freigeſprochen worden.

Bei dem Korps der Hannoveraner, in welchem Bismarck die Charge des Konſeniors erlangte, that er ſich hervor, und in den Verhandlungen und Zwiſtigkeiten des Seniorenkonvents ſpielte er als gewandter Redner eine Rolle. Daß der S. C. — Abkürzung für Seniorenkonvent — eine gute Vorſchule für Parlamentarier und Diplomaten iſt, wurde längſt anerkannt, kann man von Reichstagsmitgliedern und Miniſtern auch heute noch täglich beſtätigen hören. Auch Bismarck hat dort ſeine diplomatiſchen Sporen verdient in einer S. C.-Streitigkeit, in welcher es ſich um eine Verrufserklärung handelte. Die Urſache iſt zu ſpeziell ſtudentiſcher Natur, als daß wir hier näher auf ſie eingehen könnten; die Intereſſierten finden ſie ausführlich bei Mejer. Genug, auf der einen Seite ſtanden die Korps der Hannoveraner, Vandalen, Heſſen und Lüneburger, auf der anderen die Braunſchweiger, Bremenſer, Hildeſer und Frieſen. Folge war, daß die zuerſt genannten Korps in Verruf kamen, und daraufhin, da ſolche Verrufserklärungen (heute ſagt man Boykottieren) gegen das Univerſitätsgeſetz verſtießen, wurde eine gerichtliche Unterſuchung anberaumt, in welche auch Bismarck verwickelt war. Ein „Gewitterregen von Strafen“ folgte. Bismarck bekam vier Tage Karzer, die er ſpäter in Berlin abſaß, auch mußte er das Konſil unterſchreiben.

Was Bismarcks Menſuren anbetrifft, ſo weiß Mejer nur zu berichten, daß es ihm von Gerichts wegen unterſagt worden ſei, mit einem Bremenſer Momſen und zwei Naſſauern, Schuſter und Wilhelmy, loszugehen. „Es wird aber doch wohl geſchehen ſein,“ meint Mejer. Eine zeitgenöſſiſche auf uns gekommene Quelle ſind aber die Annalen des Korps Brunsviga, und aus dieſen können denn die „Akademiſchen Monatshefte“ jetzt mitteilen, daß Bismarck allein vom 9. Auguſt 1832 bis zum 18. Januar 1833 ſieben Menſuren gegen das Korps der Braunſchweiger gefochten hat. Die Namen der Gegner, faſt alles Braunſchweiger Landeskinder, ſind Cramer (zweimal), Silberſchlag, von Liebe zweimal († 1885 als braunſchweigiſcher Bundesratbevollmächtigter), Rudeloff und Bode. Damals gab es in Göttingen neun Korps, von denen fünf mit den Hannoveranern in wenig freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtanden. Wenn Bismarck mit allen ſo oft gefochten hat wie mit den Braunſchweigern, ſo hat er es in Göttingen auf die Zahl von 35 Menſuren gebracht.

### Lady Tyrconnell, die weiße Witwe.

Eine energiſche und ſchlagfertige Dame war die Herzogin von Tyrconnell, Gemahlin des Statthalters von Irland unter König Jakob II von Großbritannien. Nach der unglücklichen Schlacht am Boyne flüchtete Jakob nach Dublin und ſagte erbittert zu der ihn empfangenden Dame: „Ihre Landsleute, Mylady, die tapferen Irländer, verſtehen ſich aufs Laufen!“ Sofort erwiderte ſie: „Doch weniger gut als Ew. Majeſtät, da Sie ja das Rennen gewonnen haben!“ — Der endgültige Fall Jakobs hatte für die Herzogin, die inzwiſchen Witwe geworden war, den Verluſt jeglichen Einkommens zur Folge, und zur Friſtung ihres Lebens ſah ſie ſich genötigt, zur Nadel zu greifen. Mit dem letzten Reſt ihrer Mittel ging ſie nach London und errichtete hier auf Exeter Change, wo damals Markt gehalten wurde, eine Bude, in der ſie ſelbſtverfertigte Putzſachen feilbot. Um nicht von früheren Freunden erkannt zu werden, trug ſie nach der Sitte der Zeit eine weiße Halblarve, und bald hieß ſie unter den Käufern und Verkäufern des Marktes die „weiße Witwe.“ Ein Zufall führte indes die Entdeckung herbei, und König Wilhelm III, der von den Anhängern der Stuarts meiſtgehaßte Mann, ſetzte ihr eine Penſion aus, die ſie bis an ihr Lebensende genoß. Der Gegenſtand wurde ſpäter von dem Dichter Douglas Jerrold in einem Luſtſpiel behandelt, „Die weiße Putzmacherin,“ das im Coventgarden-Theater vielen Beifall fand. S.

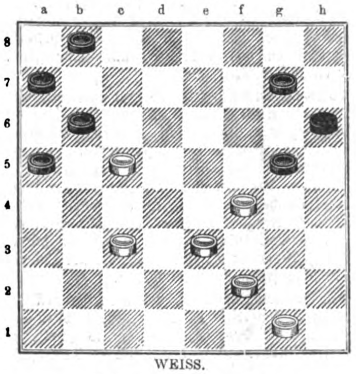
### Aus der Redaktion.

**Herrn Graf H. C. in K.** Von dem Siemiradzkiſchen Gemälde „Chopin im Salon des Fürſten Anton Radziwill“ iſt eine ſehr ſchöne Photogravüre im Verlag von Rudolf Schuſter in Berlin erſchienen. Das Gemälde ſelbſt, im Beſitz des Buch- und Kunſthändlers K. Kozlowski in Poſen, iſt verkäuflich.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

# In unſerer Spielecke.

## Dameſpielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

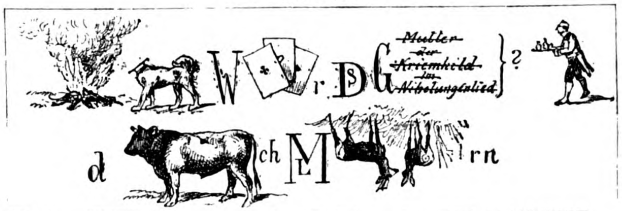
## 1. Ergänzungsaufgabe.

N . u . a . r . w . u . ch

M . t — u . . — H . f . . n — t . pf . . m — St . . b . n
E . n . t . m — W . ll . n — H . . l — . u . — P . . is
G . l . . e — Ä . r . . — g . . . n . — R . . e .
S . u . . m — M . h . — u . d — t . . ue . — F . e . ß
. ack . . m — S . h . ff . . — G . ü . . — . n . — F . ie . . n
K . u . e . — W . . e . — R . h . — G . w . . n
. ch . n . t . s — L . b . n . g . ü . . — . i . n . e . en
D . . kb . r — g . . t . r . e . n . m — . in .

Werden die Punkte der Aufgabe durch die betreffenden Buchſtaben erſetzt, ſo erhält man acht Verszeilen aus einem Neujahrsgedicht von J. Lohmeyer.

## Bilderrätſel.



## 4. Rätſel.

Wann alle Vöglein ſchweigen,
Und nur von Zeit zu Zeit
Von ſchneebedeckten Zweigen
Ein Rabe krächzend ſchreit,
Nimmt man's mit rauhen Armen
Aus ſeiner Heimat fort,
Und ſchleppt es ohn' Erbarmen
An einen fremden Ort.

Dort heißt man es willkommen;
In Hütte und Palaſt
Wird gern es aufgenommen
Als lieber Feſttagsgaſt.
Froh jubeln alle Herzen,
Wo lieblich es erſcheint
Und mit dem Duft der Kerzen
Den eignen Duft vereint.

Die Wohlgerüche ſchweben
In Fülle durch das Haus;
Es haucht ſein junges Leben
In ſüßen Düften aus.
Doch muß es auch verderben,
So fühlt ſich's doch beglückt;
Es hat vor ſeinem Sterben
Der Menſchen Herz entzückt.

## 2. Anagramm-Rätſel.

1. Meſſina, Orel, Aller, 2. Tuch, Reiſe, Feind, 3. Hund, Lahr, Rede, 4. Oſtſee, Erker, Alt, 5. Schwede, Gulden, Natron, 6. Duero, Main, Norne, 7. Meer, Dante, Thee, 8. Mandarin, Suite, Suhl, 9. Kreon, Hera, Tod.

Aus den beiſammenſtehenden drei Wörtern ſollen durch Umſtellen ihrer Buchſtaben zwei neue Wörter gebildet werden, welche in irgend einer Beziehung zu einander ſtehen. Die neugebildeten Wörter nennen: 1. Zwei franzöſiſche Städte, 2. zwei verwandte Leidenſchaften, 3. zwei deutſche Dichter, 4. ein aus der Sage und Dichtung der alten Griechen bekanntes Geſchwiſterpaar, 5. zwei europäiſche Länder, 6. eine Landſchaft in Frankreich und eine Stadt in derſelben, 7. zwei griechiſche Göttinnen, 8. einen germaniſchen Helden und ſeine Gemahlin, 9. zwei Geſchichtſchreiber, von denen der eine dem Altertum, der andere der Neuzeit angehört.

Werden die Anfangsbuchſtaben der neugebildeten Wörter richtig geordnet, ſo nennen ſie ein hervorragendes Werk von Goethe.

## 3. Füllrätſel.

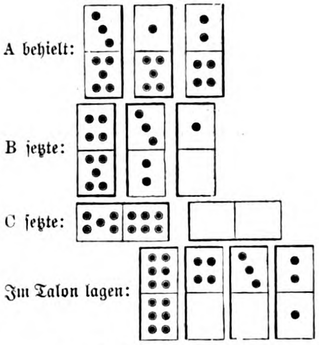
| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| * | u | * | * | s | * |
| * | r | * | * | n | * |
| * | * | * | * | * | * |
| * | * | * | * | * | * |
| * | c | * | * | e | * |
| * | i | * | * | e | * |

Die 28 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die dritte und die vierte ſenkrechte Reihe je einen deutſchen Dichter nennen, und daß die ſechs wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — ergeben: 1. Ein deutſches Drama, 2. einen männlichen Vornamen, 3. ein Kleidungsſtück, 4. einen Fluß in Nordamerika, 5. eine Biene, 6. einen atmoſphäriſchen Niederſchlag.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 15.

### Dominoaufgabe.



### 1. Rätſel-Diſtichon.

Abendrot — Abendbrot.

### Rätſelaufgabe.

c

| | | | | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | I | p | h | i | G | e | n | i | e | | | | | |
| | | | | | S | c | h | i | l | l | i | n | g | | | | | |
| | | | | | | S | p | l | ü | g | e | n | | | | | | |
| | | | | | | M | ü | n | c | h | e | n | | | | | | |
| | | | | | | | M | e | k | k | a | | | | | | | |
| | E | | | | | | R | o | u | e | n | | | | | | A | |
| | l | G | W | | | | | I | n | n | | | | | S | F | l | |
| | i | e | i | A | V | | | I | d | a | | | O | A | c | l | t | |
| | s | l | e | d | e | B | G | ■ | h | ■ | E | I | n | l | h | o | e | |
| a | A | l | l | e | n | u | n | s | e | r | n | l | e | s | e | r | n | b |
| | b | e | a | l | u | g | u | ■ | i | ■ | z | m | g | e | l | e | b | |
| | e | r | n | e | s | | | U | l | m | | | a | n | d | n | u | |
| | t | t | d | | | | | Z | u | g | | | | | e | z | r | |
| | h | | | | | | | E | n | s | | | | | | | g | |
| | | | | | | | M | e | d | e | a | | | | | | | |
| | | | | | | | T | a | s | s | o | | | | | | | |
| | | | | | | F | i | d | e | l | i | o | | | | | | |
| | | | | | | D | o | u | g | l | a | s | | | | | | |
| | | | | | M | a | r | c | e | l | l | u | s | | | | | |
| | | | | | V | a | l | e | n | t | i | n | e | | | | | |

d

---

**Inhalt:** Anunda. Fortſ. Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. — Wüſtentiere. Von William Marſhall. Zu dem Bilde: Fennek, Sandhühner beſchleichend von Fr. Specht. — Die Muſik der armen Leute. Gedicht von Heinrich Seidel. — Marcella Sembrich. Mit Porträt. — Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Neue Romane. Von Otto Preuß. — Friſch angezapft. Nach dem Bilde von R. Epp. — Am Familientiſch: Studioſus von Bismarck. — Lady Tyrconnell, die weiße Witwe. — Aus der Redaktion. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

L. Richter
H. Bürkner sc.

# Daheim

## Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Januar 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 17.

### Ein Nachruf an Kaiſerin Auguſta.

Das Schloß durchflog ein letzter müder Schimmer,
Ein weicher Hauch vom Winterabendrot.
Da ſchloſſen leis die Pforten ſich, — für immer!
Die müde Pilgerin ging ein zum Tod.
Und ſchluchzend aus dem ſtillen Sterbezimmer
Stürzt ſich der Schmerz. — O neue Scheidenot!
Wie müd ſie war, wie lang ihr Pfad hienieden,
Zu früh iſt uns die Dulderin geſchieden!

Sie ſchien nicht greiſenmüd; aus ihren Lenzen
Blieb noch ein Dufthauch in des Volkes Sinn.
Es ſah ſie heut noch traumesſchön erglänzen,
Wie ſie ſein eigen ward zu Anbeginn; —
Und dann: — geſchmückt mit friſchen Eichenkränzen,
Ein Himmelsbildnis — Deutſchlands Kaiſerin,
Des neuen Reiches Krone in den Haaren,
Der kühne Traum von ſchweren Trauerjahren!

Welch neue Zeit, welch ſtrahlendhelle Weite,
Welch ſel'ger Rauſch ward eins mit ihrem Bild!
Zum Genius ward ſie an des Helden Seite,
Zum Edelſtein in ſeinem Ruhmesſchild.
All ſeinen Schritten gab ſie das Geleite,
Ein holder Freund, freimütig, ſchön und mild,
In aller Demut doch ein wundergleiches,
Erhabnes Licht des frohen, jungen Reiches.

Und dann, — noch lebt der Gram in allen Herzen,
Mit dem das Land den teuren Greis verlor;
— Es flackert von erloſchnen Trauerkerzen
Das trübe Licht erinnernd heut empor; —
Ihr aber ſank in ihren Witwenſchmerzen
Aufs bleiche Haupt ein zweiter Trauerflor, —
Ihr hat das Weh, das wir vereint erlitten,
Vertauſendfacht das wunde Herz zerſchnitten!

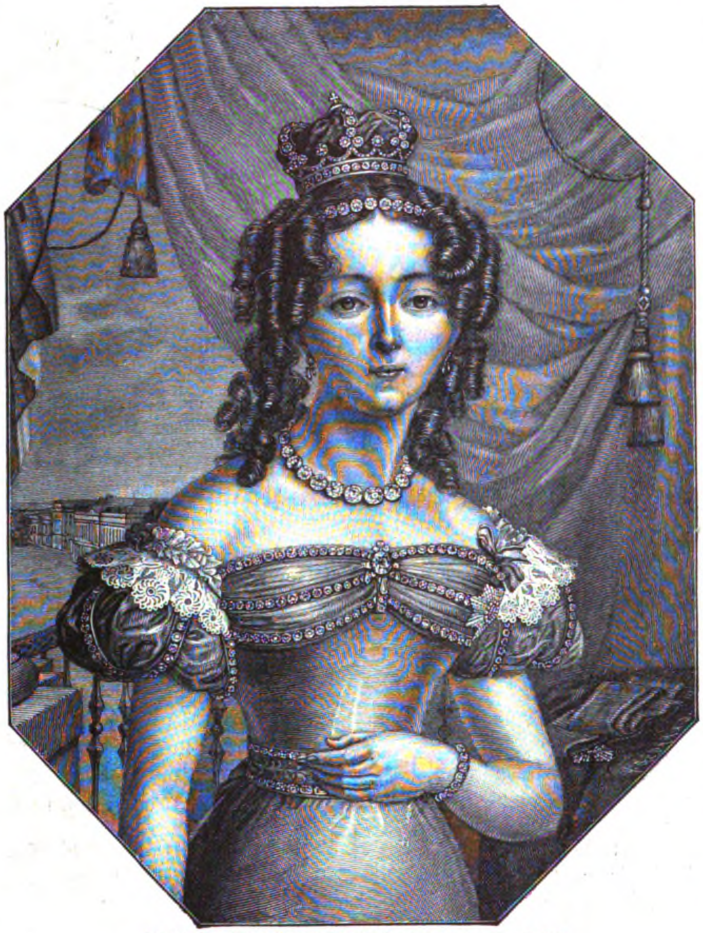
So ward ſie auch für unſre herbſten Wunden,
Für Deutſchlands trübſte Tage zum Symbol. — —
Sie hat den Weg zum Wiederſehn gefunden!
Sie ging dahin, zu neuen Lebens Pol,
Verlöſchend wie die letzten Abendſtunden
Des Wintertags. — Ein weinend Lebewohl,
Ein liebendes, erinnrungsreiches Klagen
Hallt ihr noch nach in fernen Zukunftstagen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

# Auguſta, deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen.

Von Bernhard Rogge.

Unwillkürlich haben die Glocken, die in dieſen Tagen den deutſchen Landen den Tod der erſten deutſchen Kaiſerin auf dem Throne der Hohenzollern verkündeten, die Erinnerung an jene ſchmerzlichen Märztage vor zwei Jahren wieder wachgerufen, in denen die Trauerklage um Kaiſer Wilhelm durch die Lande ging. Wenn auch die Näherſtehenden längſt darauf vorbereitet waren, daß die ſeit Jahren kränkelnde Kaiſerin Auguſta ihren hohen Gemahl nicht lange überleben würde, ſo iſt doch auch ihr Ende, ähnlich wie das Kaiſer Wilhelms damals, den meiſten unerwartet ſchnell gekommen. Noch in den Tagen des Weihnachtsfeſtes hatte Kaiſerin Auguſta die Freude gehabt, die zu ſtiller, wehmutsvoller Feier desſelben herbeigeeilte Tochter, die Großherzogin von Baden, mit ihrem Gemahl in ihrem ſeit dem Heimgange Kaiſer Wilhelms ſo ſtill gewordenen Witwenſitze begrüßen zu dürfen und von Enkeln und Urenkeln ſich umgeben zu ſehen. Von reicher Liebe getragen und begrüßt, hat ſie das neue Jahr in verhältnismäßig erwünſchtem Wohlbefinden antreten dürfen. Aber wie damals bei Kaiſer Wilhelm, ſo iſt auch der Kunde von ihrer Erkrankung die von ihrem ſanften und ſeligen Ende faſt unmittelbar auf dem Fuße gefolgt. Während die Kaiſerin am Montag, den 6. Januar, noch im Vollbeſitze ihrer geiſtigen Kräfte war, ſo daß ſie von ihrem Lager aus allerhand Anordnungen treffen konnte — ſo befahl ſie u. a., für das Leichenbegängnis des Miniſters Freiherrn von Patow einen Kranz zu ſenden —, verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand in der folgenden Nacht durch ein Nachlaſſen der Kräfte derart, daß der Oberhofprediger D. Kögel herbeigerufen wurde, um der hohen Kranken geiſtlichen Zuſpruch zu ſpenden. Als am 7. Januar um $4^{1}/_{2}$ Uhr die Sonne mit blutig rotem Scheine unterging, ſank die Flagge auf dem Palais der Kaiſerin auf Halbmaſt, der in dichten Scharen um dasſelbe verſammelten Menge verkündend, daß die edle Frau ausgelitten hatte. Innerhalb noch nicht zwei Jahren war das Königspalais, zu deſſen Fenſtern vordem die Blicke Tauſender und aber Tauſender ſo oft nach dem ehrwürdigen Antlitz des Kaiſers Wilhelm erwartungsvoll ausgeſchaut hatten, ein Haus des Todes geworden. — Wir glauben dem Wunſche unſerer Leſer zu entſprechen, wenn wir ihnen das reichbewegte und reichgeſegnete Leben dieſer edlen, hochbegabten Fürſtin, deren Name mit dem Kaiſer Wilhelms zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpft bleibt, in kurzen Zügen vorzuführen verſuchen.



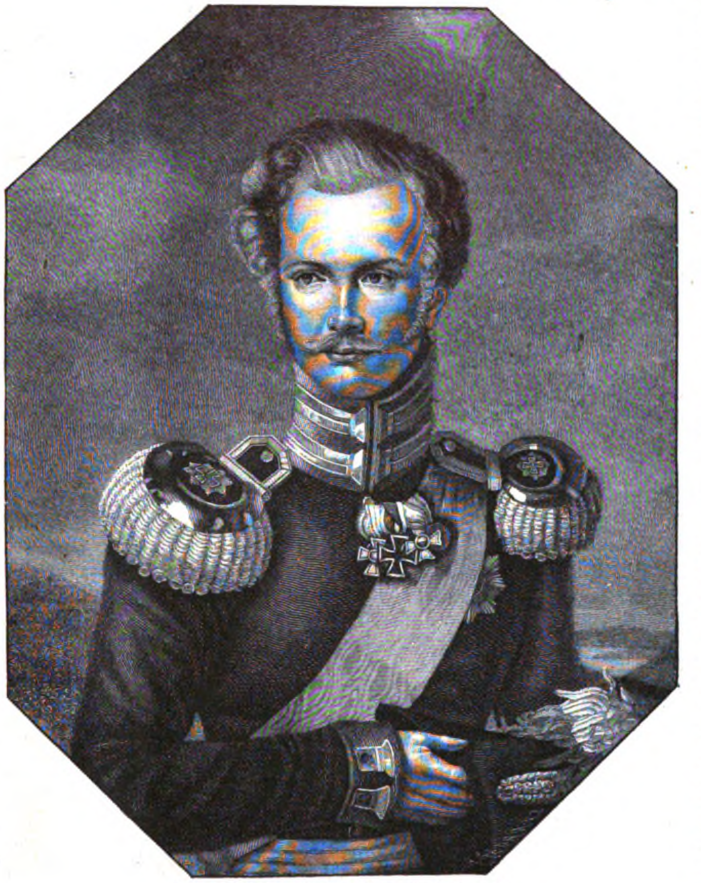
Prinzeſſin Auguſta im Brautſchmucke am 11. Juni 1829.
Gezeichnet von E. Gebauer, geſtochen von Lehmann.

Die Geburt der Kaiſerin Auguſta fällt in die Zeit der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands, und doch auch wieder in den Abſchnitt derſelben, in welchem bereits das Morgenrot der Befreiung aufzudämmern begann. Der prächtige Komet, der im Jahre 1811 am Himmel ſtand, bewies ſich zwar zunächſt als der Vorbote des großen Krieges gegen Rußland, aber zugleich war er der Herold einer neuen beſſeren Zeit. Unter ihm erblickte die Kaiſerin als zweite Tochter des damaligen Erbprinzen, ſpäteren Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar am 30. September 1811 das Licht der Welt. In der heiligen Taufe erhielt ſie die Namen Marie Luiſe Auguſta Katharina. Ihre Jugend und Erziehung ſtand unter dem unmittelbaren Einfluß des geiſtig bewegten Lebens, das ſich am Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem klaſſiſchen Boden Weimars entfaltet hatte. Wenn die Prinzeſſin Auguſta, oder Auguſte, wie ſie bis zur Thronbeſteigung ihres Gemahls genannt wurde, bei dem Eintritt in das reifere Alter auch den Kreis ſchon gelichtet fand, deſſen Koryphäen einſtmals Wieland, Goethe, Schiller, Herder geweſen waren, ſo lebten doch noch ihr Großvater, der Herzog Karl Auguſt, und Goethe ſelbſt als Vertreter der großen Vergangenheit ihrer Vaterſtadt. Zu dem letzteren hat ſie bis an deſſen Ende in naher perſönlicher Beziehung geſtanden. Über das Weſen und die äußere Erſcheinung der Prinzeſſin Auguſta ſchreibt im Jahre 1826, wo ſie fünfzehn Jahre alt war, Wilhelm von Humboldt an den Miniſter von Stein: „Prinzeſſin Auguſte ſoll ſchon in dieſer frühen, kaum der Kindheit entwachſenen Jugend einen feſten, ſelbſtändigen Charakter haben. Ihr lebendiger und durchdringender Geiſt ſpricht aus ihrem Blicke; ihre Züge ſind im höchſten Grade bedeutungsvoll, und ihre ganze Geſtalt wird

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

ſich in wenigen Jahren gewiß noch ſchöner, als ſie jetzt erſcheint, entwickeln.“

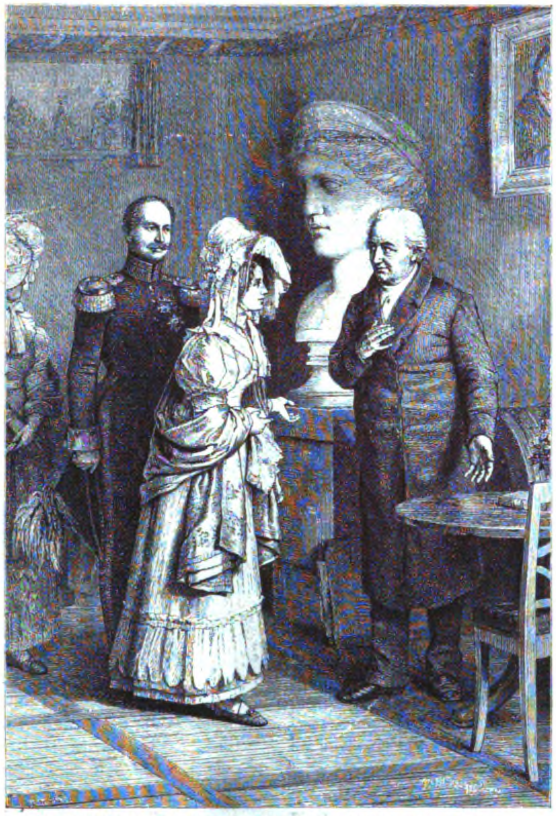
Einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung ihres Geiſtes und auf ihre geſamte Lebensrichtung und Anſchauung hat neben dem in Weimar gepflegten Geiſtesleben, neben den großen Erinnerungen ihrer thüringiſchen Heimat, die in der Wartburg ihren Mittelpunkt fanden, ihre hochbegabte Mutter, die Großfürſtin Maria Pawlowna, eine Tochter des Kaiſers Paul von Rußland, ausgeübt. Dieſelbe verband mit dem eingehendſten Verſtändnis und der lebhafteſten Neigung für Kunſt und Wiſſenſchaft eine tiefe Religioſität und das wärmſte Intereſſe für alle Beſtrebungen der Humanität, Charakterzüge, die ſich unſchwer auch an dem Bilde der Tochter als die hervorſtehenden und ausgeprägteſten wiedererkennen laſſen. Namentlich iſt auch das tiefe Verſtändnis und organiſatoriſche Talent, welches die hochſelige Kaiſerin auf allen Gebieten der Wohlthätigkeit in ſo hohem Maße bewährt hat, als ein köſtliches Erbteil ihrer Mutter anzuſehen. Auch in der aufopfernden Pflichttreue und peinlichen Gewiſſenhaftigkeit, die ſie in ſo hohem Maße auszeichneten, iſt die, mit der innigſten kindlichen Liebe verehrte Mutter ihr Vorbild geweſen. — Bei einem Beſuche, den Prinz Wilhelm von Preußen im November 1826 in Gemeinſchaft mit ſeinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Karl, in Weimar machte, lernte derſelbe die damals eben fünfzehnjährige Prinzeſſin zum erſtenmal kennen, und während der letztere ſich ſchon zu Weihnachten desſelben Jahres mit der älteren Schweſter, Prinzeß Marie, verlobte, blieb ſein Augenmerk ſeitdem auf die jüngere Schweſter gerichtet. Am 19. Oktober 1828 wurde wegen des kurz vorher erfolgten Ablebens des Großherzogs Karl Auguſt in aller Stille die Heirat des Prinzen Wilhelm mit der Prinzeſſin Auguſte verabredet, worauf dann am 16. Februar 1829, an dem Geburtstage der Großherzogin, die offizielle Verlobung ſtattfand, welcher ſchon am 11. Juni desſelben Jahres die Vermählungsfeier folgte. Nachdem die hohe Braut am 10. Juni von Charlottenburg aus ihren feierlichen Einzug in Berlin gehalten hatte, wurde am folgenden Tage abends ſieben Uhr im königlichen Schloſſe durch den Biſchof Eylert die Trauung vollzogen. Den Abſchluß der Feſtlichkeiten, die ſich an die Vermählungsfeier anſchloſſen, bildete am 13. Juni das beim Neuen Palais in Potsdam veranſtaltete Feſt „der weißen Roſe.“



Prinz Wilhelm als Bräutigam im Jahre 1829.
Gezeichnet von E. Gebauer, geſtochen von Lehmann.

Für den erſten Sommer bezog das junge Paar das Marmorpalais, das mit ſeiner freundlichen Lage an dem Waſſerſpiegel des Heiligen Sees und mit ſeiner baumreichen Umgebung für die mit einem warmen Gefühl für die Schönheit der Natur begabte Prinzeſſin ein beſonders anmutender Aufenthalt war. In den folgenden Sommern ward im Neuen Palais Wohnung genommen, bis dann im Herbſte 1836 das neuerbaute Schloß Babelsberg eingeweiht und von da ab als regelmäßiger Sommerſitz benutzt wurde. Für den Winter wohnte das fürſtliche Paar in dem ſogenannten „Tauentzienſchen Hauſe“ Unter den Linden in Berlin, das dem Prinzen Wilhelm ſchon vor ſeiner Vermählung als Dienſtwohnung eingeräumt worden war, und aus dem dann in den Jahren 1834 bis 1836 durch einen völligen Umbau das „Königliche Palais“ in ſeiner jetzigen Geſtalt entſtanden iſt. — Während Prinz Wilhelm auch nach ſeiner Vermählung ſich mit raſtloſem Eifer den Pflichten ſeiner militäriſchen Stellung widmete, pflegte die Prinzeſſin Auguſte auch in den neuen Verhältniſſen die aus der Heimat mitgebrachte kunſtſinnige Richtung. Der auf ihre Veranlaſſung nach Berlin übergeſiedelte Dichter Raupach hielt dem prinzlichen Paare regelmäßig hiſtoriſch-politiſche Vorträge. Mit Humboldt und Raumer wurden ſehr bald nahe Beziehungen angeknüpft. Mit großer Vorliebe pflegte die Prinzeſſin die Zeichenkunſt, und eine Reihe von ihr ſelbſt ausgeführter Zeichnungen zeugen von einem ſeltenen Maße künſtleriſcher Fertigkeit, zu der ſie es auf dieſem Gebiete gebracht hat. Wir erwähnen hier nur die im Jahre 1863 der Öffentlichkeit übergebenen „Wartburgblätter,“ die „evangeliſche Kirchenornamentik,“ eine gemeinſame Arbeit der Königin und ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, und die „Rheinanlagen“ bei Koblenz.

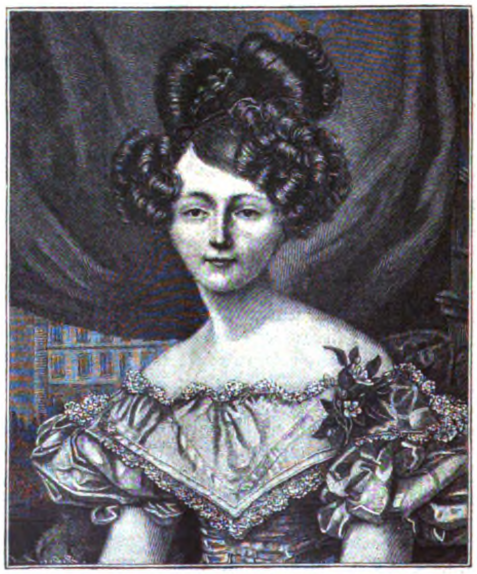
Im Jahre 1830 finden wir die junge Prinzeß an der Seite ihres Gemahls auf einer Reiſe nach Schleſien, wo ſie in dem damals noch dem Feldmarſchall Grafen Gneiſenau gehörigen Schloſſe Erdmannsdorf wohnte, von wo aus Touren in das Rieſengebirge unternommen wurden. Das Jahr 1831 wurde durch die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kronprinzen, ein beſonders bedeutungsvolles. Bei der Kinderloſigkeit der Ehe des damaligen Kronprinzen, ſpäteren Königs Friedrich Wilhelm IV wurde dieſes Ereignis im Königshauſe ebenſo wie vom ganzen Volke mit großer Freude begrüßt. Wegen der im Sommer 1831 herrſchenden



Prinz Wilhelm und Prinzeſſin Auguſta bei Goethe im Jahre 1829.

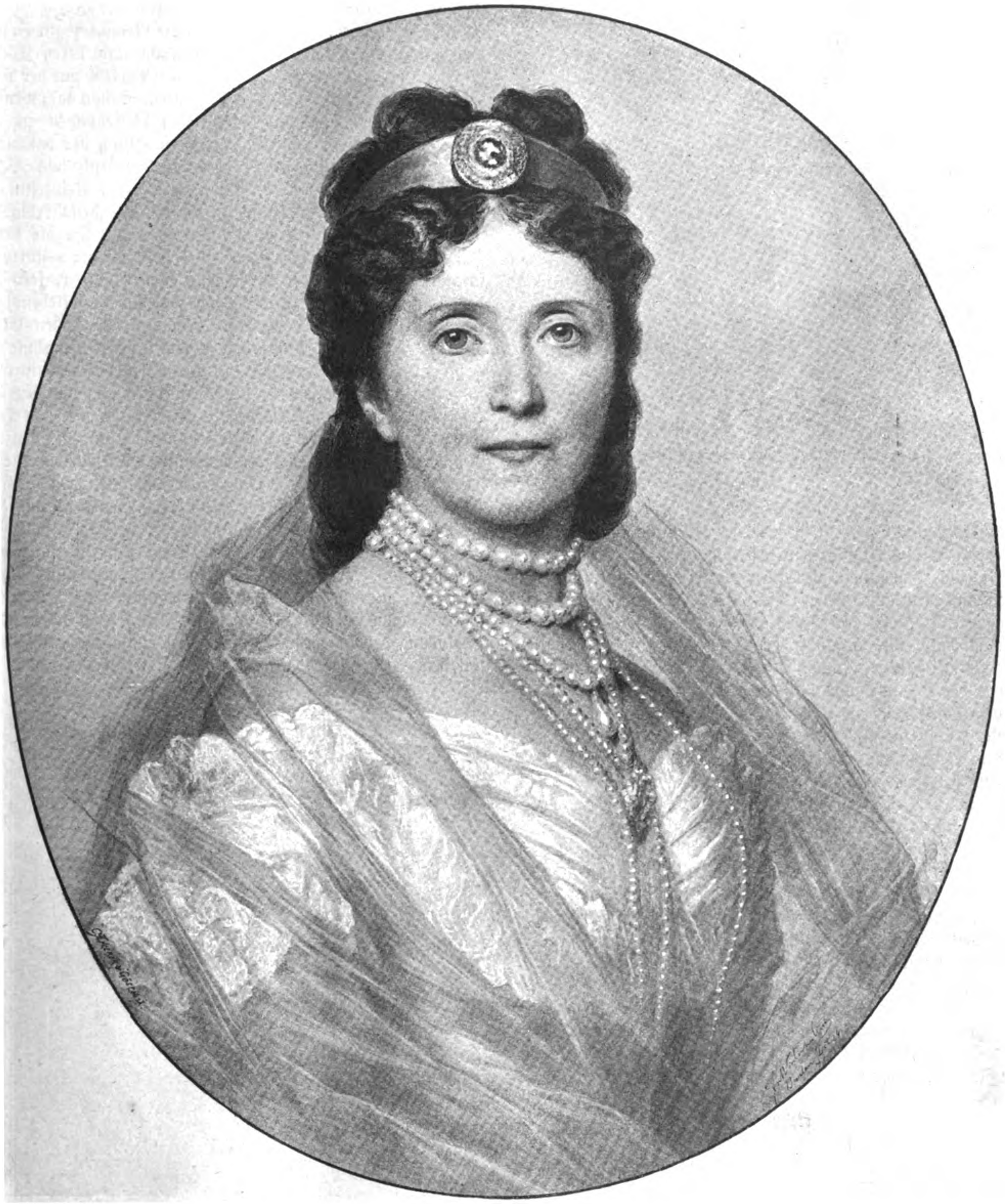
Cholera-Epidemie wohnte die Prinzeſſin mit ihrem Gemahl in ſtrengſter Abgeſchiedenheit im Neuen Palais, wo der junge Prinz am 18. Oktober das Licht der Welt erblickte. Daß die Geburt desſelben an dieſem in der deutſchen und preußiſchen Geſchichte ſo bedeutungsvollen Tage erfolgte, war der hohen Mutter ein glückverheißendes Vorzeichen für den künftigen Beruf des ihr geſchenkten Sohnes. Sieben Jahre ſpäter kam dann zu dem einzigen Sohne noch als ebenfalls einzige Tochter die am 3. Dezember 1838 geborene Prinzeß Luiſe, die jetzige Großherzogin von Baden. Hinter der Erziehung der Kinder mußten von nun an alle anderen Intereſſen der Prinzeſſin zurücktreten. Schon um der Sorgfalt willen, mit welcher ſie dieſelbe perſönlich geleitet hat, iſt ihr für alle Zeiten die dankbare Anerkennung des Vaterlandes, ja der Geſchichte geſichert. Neben der militäriſchen Erziehung, auf die bei dem jungen Prinzen nach den Traditionen des Königshauſes wie nach der perſönlichen Neigung des Vaters das meiſte Gewicht gelegt wurde, waren die Eltern, und vor allem die Mutter darauf bedacht, daß ihr Sohn auch in allen anderen Zweigen des Staatslebens theoretiſch wie praktiſch eine tüchtige Ausbildung erhalte und das Leben des Volkes aus eigner Anſchauung kennen lerne. In noch höherem Maße hat ſich der Einfluß der Mutter bei der Erziehung der Tochter geltend gemacht. Es wurde bei derſelben auf die größte Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit gehalten, und das verhältnismäßig ſtille und zurückgezogene Leben, das an dem prinzlichen Hofe zu Koblenz herrſchte, wo die junge Prinzeſſin gerade die Jahre verbracht hat, die für ihre geiſtige und körperliche Entwickelung die entſcheidenden waren, ermöglichten es der Mutter, bis in die kleinſten Einzelheiten die Erziehung und den Unterricht ihrer Tochter perſönlich zu beaufſichtigen, an ihren Stunden teilzunehmen, ihren Umgang zu überwachen, und das alles hat ſie mit einer Pflichttreue gethan, die für alle Mütter des Landes ein leuchtendes, aber vielfach auch beſchämendes Vorbild geweſen iſt. — Mit dem im Jahre 1840 erfolgten Tode König Friedrich Wilhelms III traten nicht unerhebliche Veränderungen in dem bisher auf den Familienkreis beſchränkten Leben der Prinzeſſin ein. Die Prinzeſſin Wilhelm wurde Prinzeſſin von Preußen und nahm als ſolche neben ihrem Gemahl eine hervorragende Stellung in der Repräſentation des Hofes ein. Dagegen fand dieſelbe an die neuen Verhältniſſe, die der Regierungswechſel mit ſich brachte, nur in geringem Maße einen inneren Anſchluß.

Schwere verhängnisvolle Tage kamen für die Prinzeß, als ihr Gemahl in den ſtürmiſchen Tagen der Märzrevolution im Jahre 1848 vielfach der Gegenſtand des öffentlichen Mißtrauens und einer Erbitterung wurde, die ſich bis zur Forderung ſeiner Entfernung und der Verzichtleiſtung auf die Thronfolge ſteigerte. Zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter ſchien die zeitweilige Entfernung desſelben nötig, und er mußte von Ende März bis Anfang Juni in England weilen. Sein Palais in Berlin wurde nur dadurch gegen die Zerſtörungswut des Pöbels geſchützt, daß es auf einer an der Thür angebrachten Tafel als „Nationaleigentum“ bezeichnet wurde. Doch bald ſollte ſie für die in dieſer Zeit ihr und ihrem Gemahle widerfahrenen Demütigungen durch die allgemeinſte Anerkennung entſchädigt werden, welche der feſten und ruhigen Haltung des Prinzen von allen Seiten zu teil wurde. Schon die Rückkehr des Prinzen am 7. Juni 1848 gab zu den mannigfachſten Kundgebungen treuer Anhänglichkeit, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden, Veranlaſſung, und nach einem Jahre ſtiller Zurückgezogenheit von jeder amtlichen Stellung auch im Heere wurde derſelbe zum Oberbefehlshaber über zur Unterdrückung des Aufſtandes in der Pfalz und in Baden mobilgemachte Truppen ernannt. Während die Prinzeſſin den Sommer in aller Stille in Babelsberg verlebte, wurde der Aufſtand in Süddeutſchland vom Prinzen mit ſtarker Hand niedergeworfen, und durch reiche Ehren und Anerkennungen ausgezeichnet, kehrte er im Herbſte nach Potsdam zurück. — Die inzwiſchen erfolgte Ernennung desſelben zum Gouverneur der Rheinprovinz und Weſtfalens führte im Jahre 1850 die völlige Überſiedelung ſeines Hofes nach Koblenz herbei, zumal ſeine Abweſenheit von Berlin auch in Rückſicht auf manche Differenz erwünſcht ſchien, welche die Haltung der preußiſchen Politik in der deut-



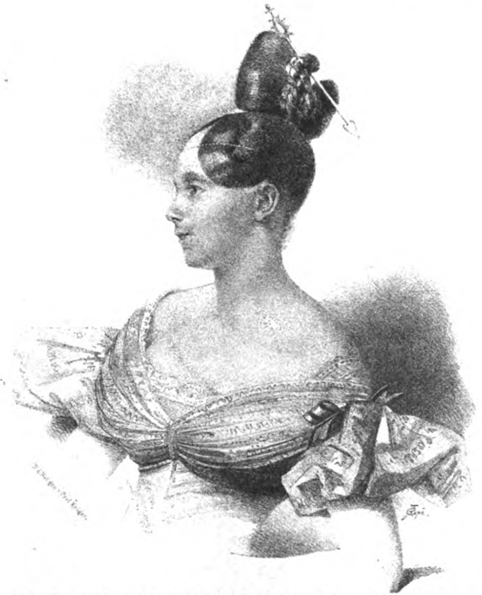
Prinzeſſin Auguſta im Jahre 1829.
Gezeichnet von F. Krüger, geſtochen von Auguſte Hüſſener.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



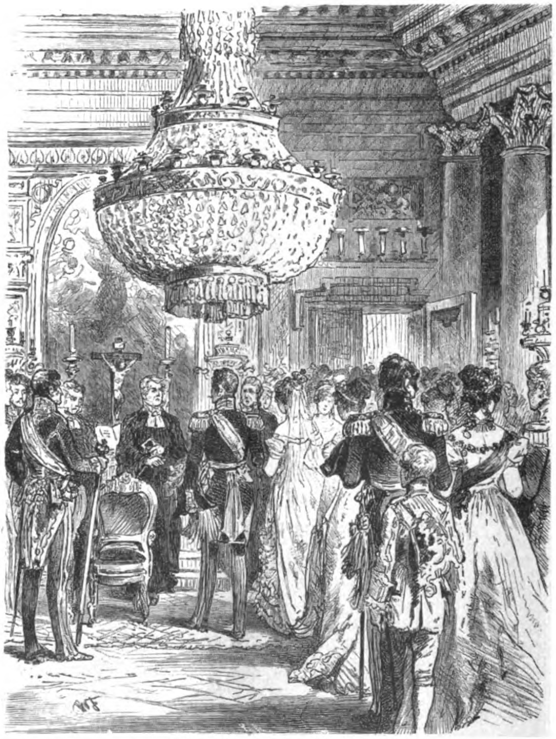
Auguſta, deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen. Gemalt von Fr. Winterhalter, im Jahre 1871.
Verlag von Rud. Schuſter in Berlin.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



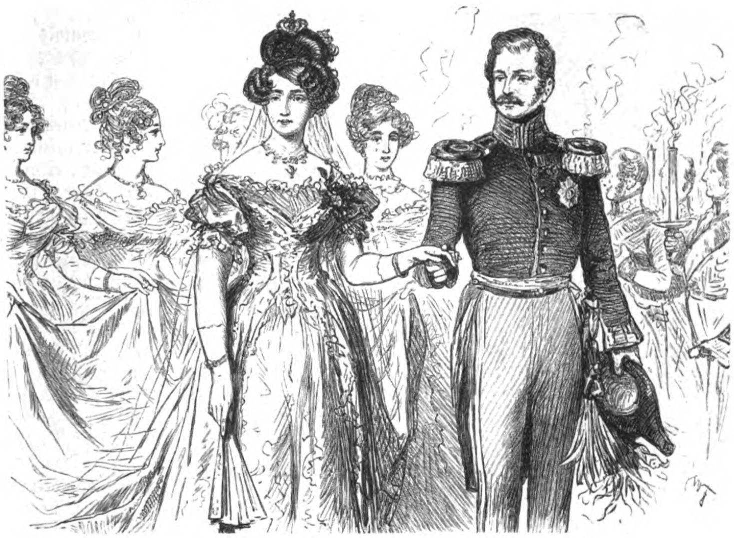
Auguſta, Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, geb. Herzogin zu Sachſen-Weimar. Nach dem Leben gezeichnet von Krüger.

ſchen Frage und Öſterreich gegenüber zwiſchen ihm und König Friedrich Wilhelm IV hervorgerufen hatte. Mit dieſer Überſiedelung begann auch im Leben der verewigten Kaiſerin und Königin ein bedeutſamer neuer Abſchnitt. Die hohen Herrſchaften bezogen das ehemalige kurfürſtliche, jetzt königliche Schloß, in dem ſich bald eine Häuslichkeit entfaltete, die durch den engſten Verkehr mit hervorragenden Männern und Frauen in Koblenz und in der Rheinprovinz und durch eine im reichſten Maße geübte Gaſtlichkeit ein eigenartiges Gepräge erhielt. In Koblenz fand die fürſtliche Frau zum erſtenmal Gelegenheit, in freierer und ſelbſtändigerer Weiſe, als es ihr bisher möglich geweſen war, ihr reiches organiſatoriſches Talent nach den verſchiedenſten Seiten hin zu bethätigen. Ihrem unermüdlichen Wirken und ihrem praktiſchen Sinne verdanken die Rheinanlagen ihre Entſtehung, welche jetzt als eine der herrlichſten Schöpfungen der Gartenbaukunſt die allgemeinſte Bewunderung erregen. Alle der Wohlthätigkeit gewidmeten Anſtalten und Vereine erfreuten ſich ihrer unermüdlichen Fürſorge. Der in Koblenz ſchon beſtehende Frauenverein entfaltete unter ihrer Leitung eine immer umfaſſendere Thätigkeit auf dem Gebiete der Armen-, Kranken- und Waiſenpflege. Ein katholiſches, unter der Pflege von Nonnen ſtehendes Waiſenhaus und das ebenfalls von barmherzigen Schweſtern geleitete katholiſche Krankenhaus hatten ſich ihrer von Jahr zu Jahr immer wirkſameren Förderung zu erfreuen. Mit den hervorragendſten Familien der rheiniſchen Ariſtokratie wurde in Verkehr getreten; die Profeſſoren der Bonner Univerſität, auf welcher Prinz Friedrich Wilhelm ſeit dem Jahre 1849 ſtudierte, waren häufig Gäſte des Koblenzer Hofes. Der Aufenthalt in Koblenz bildete zugleich den Ausgangspunkt für die Beziehungen zu Baden-Baden. Vom Jahre 1851 an war die Prinzeſſin von Preußen ein alljährlich wiederkehrender Kurgaſt Baden-Badens, wo ſie jedesmal das Meßmerſche Haus an der Promenade bezog, und auch als Königin und Kaiſerin iſt ſie bis an ihr Ende der Gewohnheit treu geblieben, alljährlich zu einer zweimaligen Badekur, im Frühjahre und im Herbſte, dort zu verweilen. Der Frühjahrsaufenthalt währte in der Regel von Anfang Mai bis Mitte Juni, der im Herbſte vom Auguſt bis in den Oktober, ſoweit nicht die Teilnahme an den Manövern, zu denen ſie ſpäter ihren königlichen Gemahl regelmäßig begleitete, erſt einen ſpäteren Beginn der Herbſtkur bedingte. Vom Jahre 1851 an bis an ihr Ende iſt ihr Geburtstag am 30. September nur mit ſeltenen, durch die Zeitverhältniſſe bedingten Ausnahmen in Baden-Baden oder auf einem von dort aus in die anmutigen Thäler des Schwarzwaldes unternommenen Ausfluge gefeiert worden. Durch dieſen wiederholten längeren Aufenthalt in Baden entſtand bald ein inniges Verhältnis zu dem badiſchen Herrſcherhauſe, bei welchem die Großherzogin Sophie, die verwitwete Großherzogin Stephanie und deren Tochter Marie, Herzogin von Hamilton, in dem Verkehr mit der Prinzeſſin von Preußen beſonders hervortraten. Schon nach wenigen Jahren ſollten dieſe freundſchaftlichen Beziehungen zu dem badiſchen Herrſcherhauſe durch die Vermählung des damaligen Prinz-Regenten, jetzigen Großherzogs Friedrich von Baden mit der einzigen Tochter des Prinzen und der Prinzeſſin von Preußen, der Prinzeſſin Luiſe, zu einer dauernden Verbindung werden, welche ein feſtes und inniges Band um die beiden Fürſtenhäuſer geſchlungen hat. Die letztere wuchs unter der ſorgfältigſten Pflege der hohen Mutter in Koblenz, fern von dem Geräuſche und der Unruhe des Berliner Hoflebens, zur anmutsvollen Jungfrau heran. Nachdem die hohen Eltern am 11. Juni 1854 unter der allgemeinſten Teilnahme des ganzen Landes, die ſich namentlich auch in der Rheinprovinz in zahlreichen Beweiſen der innigſten Verehrung und Anhänglichkeit kundgab, in Babelsberg das Feſt ihrer ſilbernen Hochzeit gefeiert hatten, fand die Erziehung der jungen Prinzeſſin mit deren Konfirmation ihren Abſchluß. Dieſelbe wurde am 19. Mai 1855 in der Schloßkapelle zu Charlottenburg durch den damaligen Militäroberpfarrer des VIII. Armeekorps und Hofprediger Thielen, den ſpäteren Feldpropſt der Armee vollzogen, der ſeit der Anweſenheit der prinzlichen Familie in Koblenz der Religionslehrer der Prinzeß geweſen war und auch in mehreren anderen Fächern den Unterricht derſelben geleitet hatte. Schon im Herbſte desſelben Jahres fand die feierliche Verlobung der jugendlichen, kaum ſiebzehnjährigen Prinzeſſin mit dem Prinz-Regenten von Baden ſtatt, welcher dann am



Trauung der Prinzeſſin Auguſta mit dem Prinzen Wilhelm.

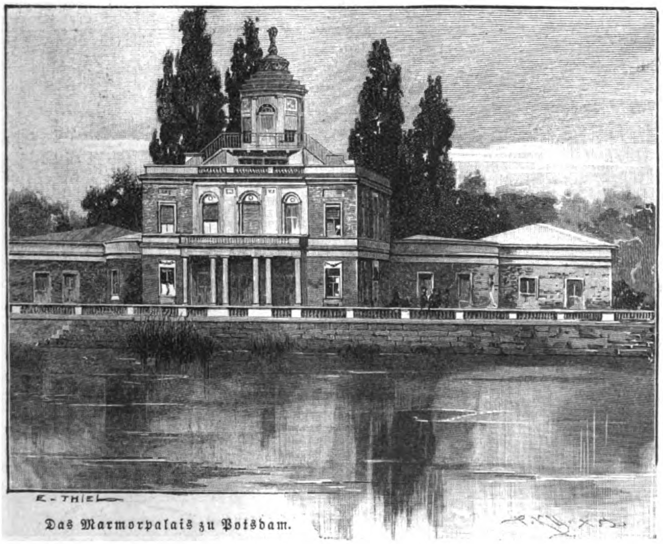
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Hochzeit des Prinzen Wilhelm und der Prinzeſſin Auguſta.

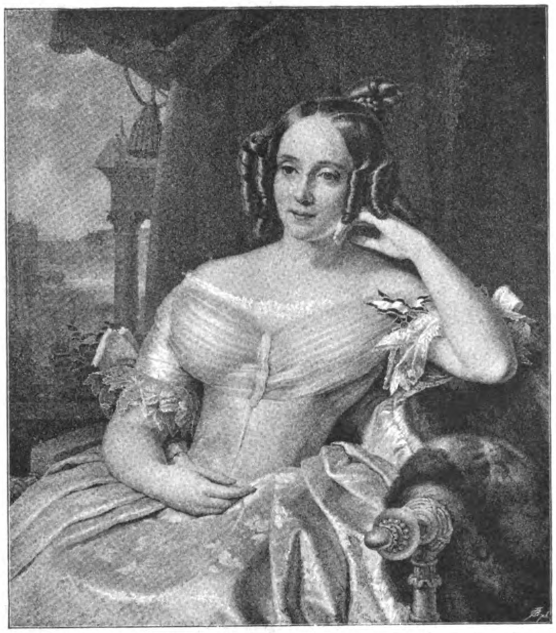
20. September 1856 die mit großen Feſtlichkeiten verbundene Vermählungsfeier zu Berlin folgte. Dieſe Verbindung iſt für die vollendete Fürſtin eine reiche Quelle des reinſten und innigſten Familienglückes geworden. Die jährlichen Reiſen nach Baden-Baden waren ihr von nun an zugleich die willkommene Gelegenheit zu immer erneutem Verkehr mit der ihrem Herzen beſonders naheſtehenden geliebten Tochter. — Faſt gleichzeitig mit der Verlobung der einzigen Tochter, welche dieſer eine glückliche Zukunft ſichern ſollte, bereitete ſich die des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Viktoria von England vor. Seit dem Aufenthalte des Prinzen von Preußen in London in den Unglückstagen des Jahres 1848 hatte ſich ein lebhafter und inniger Verkehr zwiſchen den Eltern des jungen Prinzen und dem engliſchen Königshauſe angebahnt, der durch wiederholte Reiſen des Prinzen und der Prinzeſſin nach England zu einer immer innigeren Freundſchaft ſich geſtaltete. Im Herbſt 1855 traf der junge Prinz zu einem längeren Beſuche bei der engliſchen Herrſcherfamilie auf Schloß Balmoral ein, und bald war es ein öffentliches Geheimnis, daß der Zweck desſelben die Werbung um die Hand der damals kaum fünfzehnjährigen Princeß Royal von England war. Dem gegenſeitigen Austauſch des Jawortes, der auf einem Ausfluge ins Hochlandgebirge ſtattfand, folgte dann im Jahre 1856 die offizielle Verlobung, die für die Prinzeſſin von Preußen der abermalige Anlaß wurde, in Begleitung ihres Gemahls eine Reiſe nach England zu unternehmen.

Schon wurden die Vorbereitungen für die anfangs im Herbſt 1857 in Ausſicht genommene Vermählung des jungen Paares getroffen, als plötzlich ein Ereignis eintrat, das wie für das Leben ihres Gemahls, ſo auch für das der hohen Fürſtin ſelbſt in allen ſeinen Beziehungen zu einem entſcheidenden Wendepunkte werden ſollte. König Friedrich Wilhelm IV war von einem Schlaganfall betroffen worden, der eine längere Schonung und gänzliche Enthaltung von allen Regierungsgeſchäften notwendig erſcheinen ließ. Aus dieſem Grunde wurde der Prinz von Preußen durch königliche Ordre vom 23. Oktober 1857 zunächſt zur Stellvertretung des Königs und demnächſt zur Regentſchaft berufen. Selbſtverſtändlich wurde damit die Stellung der Prinzeſſin von Preußen mit einem Schlage eine gänzlich veränderte. An der Seite ihres Gemahls lag ihr nunmehr die Repräſentation des Hofes ob, mit welcher für ſie neue hohe Pflichten verbunden waren. Die Hofhaltung des Prinzen von Preußen wurde von Koblenz wieder nach Berlin und Babelsberg verlegt, und auch ſeine Gemahlin war fortan einen großen Teil des Jahres hindurch dort gefeſſelt. Nur für einen Teil der Sommermonate und bis in den Herbſt hinein konnte ſie wie bisher die liebgewordenen Gewohnheiten beibehalten und mit ihrem Aufenthalte zwiſchen Koblenz und Baden-Baden wechſeln.



Das Marmorpalais zu Potsdam.

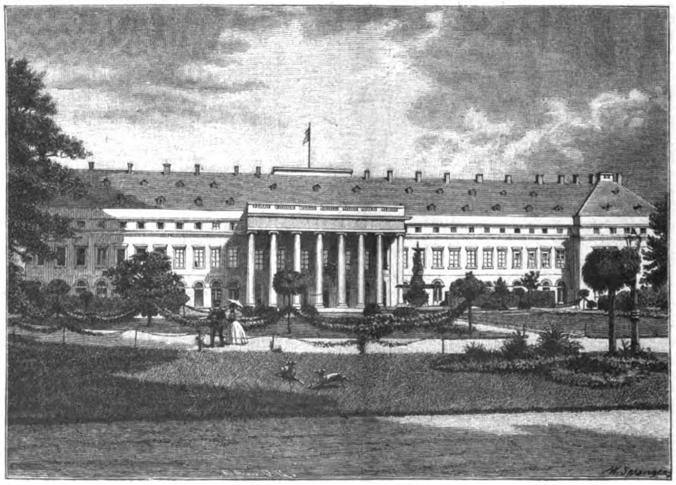
Nach drei langen und bangen Jahren hoffnungsloſen, ſchweren Leidens erlag König Friedrich Wilhelm IV am 2. Januar 1861 ſeiner ſchweren Krankheit, und der bisherige Regent folgte ihm als König Wilhelm in der Regierung. Trotz ihrer damals ſchon durch ein langjähriges ſchweres Leiden geſchwächten Geſundheit trat die nunmehrige Königin Auguſta mit der ihrem Charakter eignen ſtarken Willenskraft, mit dem vollen Bewußtſein der ihr obliegenden Verantwortung in die neuen, nun weſentlich erweiterten Pflichten ihrer hohen Stellung ein, und bis an ihr Lebensende hat ſie auf dem Throne ein ſeltenes Beiſpiel unermüdlicher Pflichttreue und großer Selbſtverleugnung gegeben. Das Verhältnis zu ihrem königlichen Gemahl geſtaltete ſich von Jahr zu Jahr inniger und herzlicher, und ſie verſtand es meiſterhaft, ihr Haus zum freundlichen Mittelpunkte für den Verkehr der ganzen königlichen Familie zu machen. Das Weihnachtsfeſt und die Geburtstage des Königs und nachherigen Kaiſers wußte ſie zu ſinnigen Familienfeſten zu geſtalten. Die Hoffeſte, die ſie mit reichem Glanze auszuſtatten wußte, vereinigten nicht nur die Würdenträger des Hofes und Staates, die Vertreter der auswärtigen Mächte, die hohe Ariſtokratie, ſondern auch alle anderen, durch ihre Stellung und Bildung hervorragenden Lebenskreiſe. Insbeſondere die Vertreter der Künſte und Wiſſenſchaften wurden von ihr jederzeit durch beſondere Gunſt ausgezeichnet. Ohne jemals auf das Bedürf-



Auguſta, Prinzeſſin Wilhelm von Preußen. Gemalt von Begas im Jahre 1845. Nach der im Verlage von L. Sachſe in Berlin erſchienenen Lithographie von Wildt.

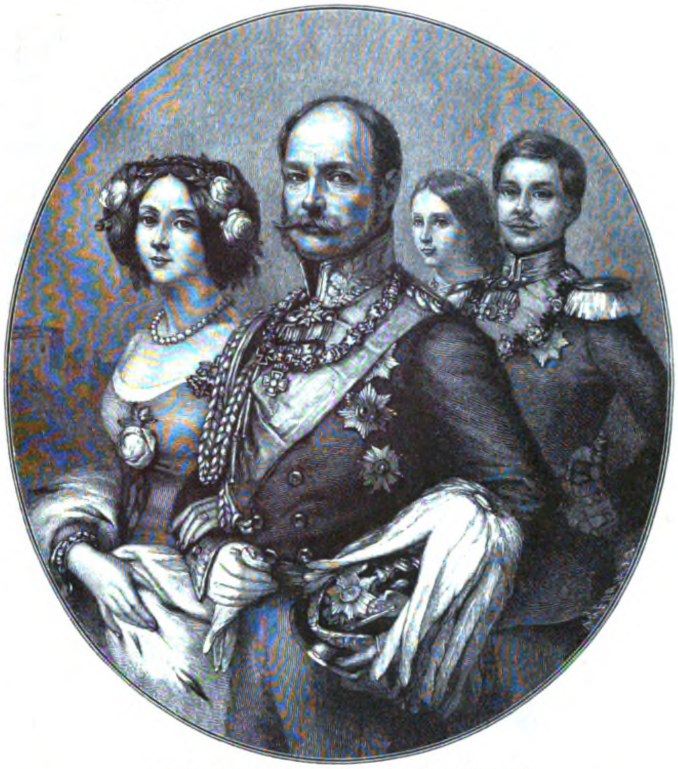
nis ihrer Ruhe und Bequemlichkeit Rückſicht zu nehmen, ſah ſie in der Ausübung der Repräſentation eine Erfüllung der ihr obliegenden Herrſcherpflichten. Auch bei offiziellen Staatsakten oder militäriſchen Schauſpielen hat ſie ſich nur in den ſeltenſten Fällen den mit dieſer Pflichterfüllung verbundenen Anſtrengungen entzogen und ſelbſt weite und unbequeme Reiſen nicht geſcheut, um bei ſolchen Anläſſen an der Seite ihres hohen Gemahles zu erſcheinen. Mit bewundernswerter Selbſtverleugnung hat ſie, namentlich in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens, ihre immer mehr zunehmende Körperſchwäche zu überwinden gewußt, die es wohl mancher anderen Fürſtin an ihrer Stelle nahegelegt hätte, auf ihre eigne Schonung Bedacht zu nehmen. Ihre beſondere Fürſorge widmete die hohe Frau allen Beſtrebungen der Wohlthätigkeit und der chriſtlichen Barmherzigkeit, ſowie allen auf die Förderung der Volkswohlfahrt abzielenden Einrichtungen. Es ſeien hier als Beiſpiele ihrer unermüdlichen Thätigkeit und ihres organiſatoriſchen Talentes nur die vortrefflich eingerichteten Volksküchen in Berlin, die Gründung des Auguſtahoſpitals, ſowie des Auguſtaſtiftes zu Charlottenburg für die Erziehung gebildeter Töchter, des Wilhelmsſtiftes ebendaſelbſt zur Aufnahme alleinſtehender älterer Damen, des Magdalenenaſyls zur Rettung der Gefallenen des weiblichen Geſchlechtes genannt, in denen ſie ſich bleibende Denkmäler ihrer werkthätigen Liebe geſetzt hat. Alle dieſe Anſtalten, zum Teil aus kleinſten Anfängen hervorgegangen, ſind bis zum letzten Augenblicke der Gegenſtand ihrer zärtlichſten täglichen Fürſorge und perſönlichen Arbeit geweſen. Schon als ſie ſelbſt ſchwer leidend und faſt immer an den Rollſtuhl gefeſſelt war, ließ ſie es ſich nicht nehmen, allſonntäglich beim Gottesdienſte im Auguſtahoſpitale zu erſcheinen und um die Kranken ihres Hoſpitals ſich perſönlich zu kümmern, oder mit mütterlicher Teilnahme die Zöglinge des Auguſtaſtiftes um ſich zu verſammeln und in der eingehendſten Weiſe von ihrer Erziehung und Entwickelung Kenntnis zu nehmen. — Die großartigſte, umfaſſendſte Wirkſamkeit aber entfaltete die verewigte Fürſtin in der Organiſation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege und im Frieden. Nachdem ſie ſchon während des Feldzuges gegen Dänemark im Jahre 1864 und in noch erhöhtem Maße während des deutſch-öſterreichiſchen Krieges die Notwendigkeit erkannt hatte, die amtlich und ſtaatlich eingerichtete Fürſorge für die Verwundeten und Kranken durch eine planmäßig und überſichtlich geordnete freiwillige Liebesthätigkeit zu ergänzen und zu unterſtützen, ſchuf ſie für dieſelbe durch die Begründung des „Vaterländiſchen Frauenvereins“ eine feſte und dauernde Organiſation, welche die freiwillige Krankenpflege im Jahre 1870 zu den großartigſten Leiſtungen befähigte. Mit unvergleichlicher Willens- und Schaffenskraft hat ſie die mannigfachſten unter dem Zeichen des roten Kreuzes ſtehenden Einrichtungen ins Leben gerufen, welche in ihren Leiſtungen in der Geſchichte bisher geradezu unerreicht daſtehen und welche die Bürgſchaft in ſich tragen, daß ſie auch in künftigen Kriegen ihre wohlthuenden Dienſte nicht verſagen werden, namentlich nachdem es den Bemühungen der Kaiſerin gelungen iſt, auf Grund der in den Jahren 1870 und 1871 gemachten Erfahrung ſämtliche Frauenvereine Deutſchlands zu einem gemeinſamen Verbande zu vereinigen. Die Kaiſerin hat durch die Begründung des Vaterländiſchen Frauenvereins, der mit ſeinen Haupt- und Zweigvereinen ein großes Netz reichgeſegneter Liebesthätigkeit über ganz Deutſchland ausbreitet, ein Werk geſchaffen, das allein ſchon hinreicht, um ihrem Namen neben dem ihres hohen Gemahls ein bleibendes Gedächtnis zu ſichern. Die hohe Frau darf in dieſer Beziehung mit Recht als eine treue Gehilfin an dem Werke ihres Gemahls, als eine kräftige Mitarbeiterin an der Durchführung der deutſchen Einheit, als eine treue und ſorgende Mutter der Armen und des Landes bezeichnet werden. Es darf mit Recht behauptet werden, daß das Leben der hohen Frau ſeit der Thronbeſteigung ihres Gemahls, abgeſehen von den durch ihre hohe Stellung ihr auferlegten Pflichten, faſt ausſchließlich in den Werken und Arbeiten der dienenden Nächſtenliebe aufgegangen iſt. Um ſo kürzer dürfen wir uns faſſen in der Aufzählung der äußeren Ereigniſſe, die dasſelbe zu einem an Freude und Leid, an hohen Ehren wie an ſchmerzlichen Erfahrungen reichen und mannigfach bewegten gemacht haben.

Aus Anlaß der Krönungsfeier, die an Stelle der früher üblichen Huldigung am 18. Oktober 1861 mit der Entfaltung großen Glanzes zu Königsberg, in der alten Krönungsſtadt der preußiſchen Herrſcher, begangen wurde, verlieh der König



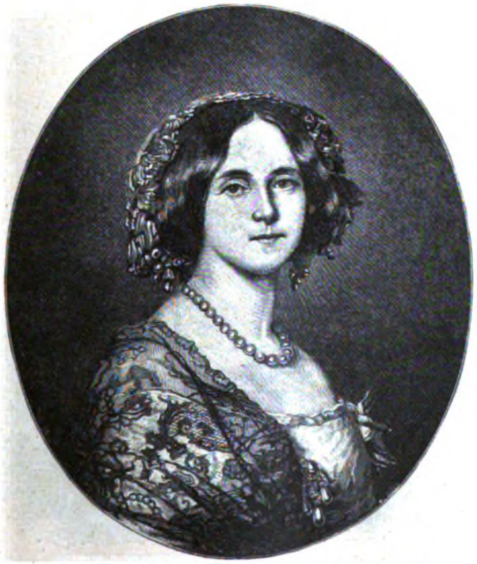
Das Königliche Schloß in Koblenz.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Prinz Wilhelm und ſeine Familie im Jahre 1854.
Portraitgruppe aus dem Erinnerungsblatte zur Feier der ſilbernen Hochzeit am 11. Juni 1854.
Gezeichnet und lithographiert von L. Burger.

ſeiner hohen Gemahlin den Schwarzen Adlerorden und ernannte ſie gleichzeitig zum Chef des neugebildeten 4. Garde-Grenadierregiments, welches ſeitdem ihren Namen führt und ſich zahlloſer Beweiſe ihrer königlichen Huld und geradezu mütterlichen Fürſorge zu erfreuen gehabt hat. — In den Kriegsjahren 1866 wie 1870/71 blieb die Königin als Vertreterin des Königshauſes in Berlin zurück, und während ſie in unermüdlicher Thätigkeit für die Pflege der Armen beſorgt war, blieb ſie zugleich in ununterbrochen regem Verkehr mit ihrem im Felde weilenden Gemahl und vermittelte die von ihm erhaltenen Siegesnachrichten der Bevölkerung der Hauptſtadt. Das Königliche Palais wurde der Ausgangspunkt für den Siegesjubel, der nach den in raſcher Aufeinanderfolge ſich drängenden Siegen in Böhmen wie nach gewaltigen Schlachten des deutſch-franzöſiſchen Krieges die Straßen der Hauptſtadt durchbrauſte und von ihr aus das ganze Land erfüllte. Der liebreichen Fürſorge und Unterſtützung aber, welche der Armee unter dem Schutze der Kaiſerin während des Feldzuges zu teil geworden war, konnte wohl kaum ein glänzenderes Zeugnis ausgeſtellt werden, als es in dem Schreiben enthalten iſt, das der Kaiſer, bevor er aus Frankreich zurückkehrend den heimatlichen Boden wieder betrat, von Nancy aus an die Kaiſerin richtete und in welchem er ihrer hochherzigen Beſtrebung mit ſeinem wärmſten Danke die vollſte Anerkennung zollte. — Aber auch nach den anſtrengenden und aufregenden Kriegszeiten ſollte der Kaiſerin Auguſta, die ſeit dem 18. Januar 1871 den Titel Kaiſerin-Königin führte, kaum ein Jahr in ungeſtörter Ruhe ohne mannigfache aufreibende innere Kämpfe beſchieden ſein. Der ſogenannte Kulturkampf, der die Abſetzung der meiſten katholiſchen Biſchöfe und einer großen Anzahl von Geiſtlichen zur Folge hatte und zwiſchen dem zur römiſchen Kurie und dem zur Regierung haltenden Teile des Volkes eine heftige Erbitterung hervorrief, erfüllte die Kaiſerin mit großer Sorge. Der kirchliche Notſtand, den der Kulturkampf zur Folge hatte, berührte ſie um ſo peinlicher, je inniger ihre Beziehungen zu der vorwiegend katholiſchen Rheinprovinz waren Mögen auch alle Gerüchte über eine angebliche Hinneigung der Kaiſerin zur katholiſchen Kirche in ihrer ſtets bewährten Treue gegen das evangeliſche Bekenntnis ihre hinreichende Widerlegung finden, immerhin hat ſie bei ihren perſönlichen Beziehungen zu vielen von ihr hochgeachteten Katholiken unter dieſer Zeit ſchwer gelitten. — Den dunkelſten Schatten aber warfen in die Jahre ihres zunehmenden Alters die furchtbaren Attentate, in denen im Jahre 1878 zweimal hintereinander das Leben des greiſen Monarchen gefährdet war. That ſich doch in denſelben plötzlich der Abgrund des Verderbens auf, mit welchem die Beſtrebungen der Sozialdemokratie den Beſtand aller göttlichen und menſchlichen Ordnungen bedrohten. In der hingebenden Treue und aufopfernden Liebe, mit welcher die Kaiſerin damals in Gemeinſchaft mit ihrer Tochter, der Großherzogin Luiſe, den ſchwerverwundeten Kaiſer gepflegt, hat ſie dem ganzen Volke ein leuchtendes und unvergeßliches Beiſpiel gegeben.

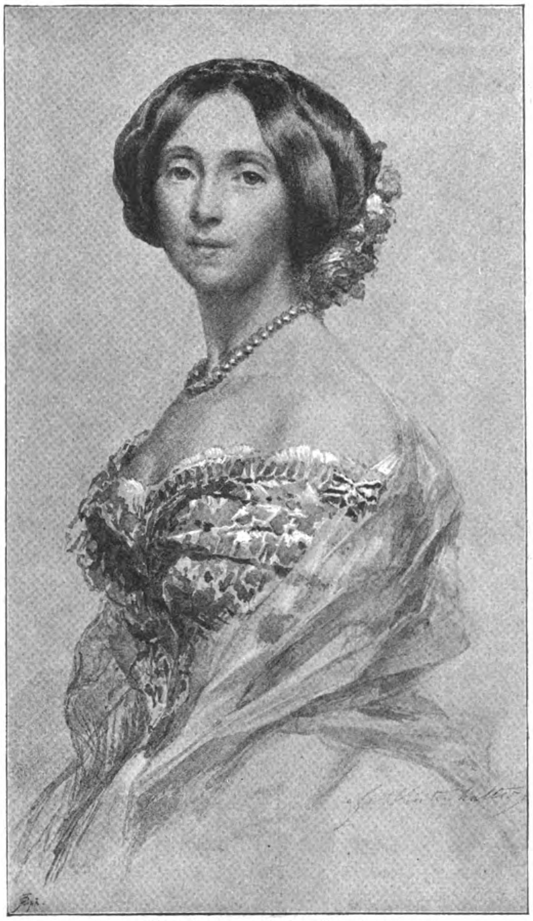


Königin Auguſta. Nach einem Bilde aus dem Jahre 1858.

Nach allen dieſen ſchmerzlichen Erfahrungen, zu denen noch im März 1879 der Tod eines geliebten Enkelſohnes, des Prinzen Woldemar, eines beſonderen Lieblings des Kaiſers, kam, mußte es als eine beſondere Gnade Gottes angeſehen werden, daß das hochbetagte Kaiſerpaar am 11. Juni 1879, umgeben von einem reichgeſegneten Familienkreiſe und getragen von der Liebe und dem Jubel des ganzen Volkes, das Feſt der Goldenen Hochzeit feiern durfte.

Aber freilich ſpurlos waren die ſchmerzlichen Ereigniſſe jener Jahre, ſowie die mit ihnen verbundenen körperlichen Anſtrengungen und geiſtigen Aufregungen nicht an der Kaiſerin vorübergegangen, deren Geſundheit ohnehin ſchon ſeit Jahren

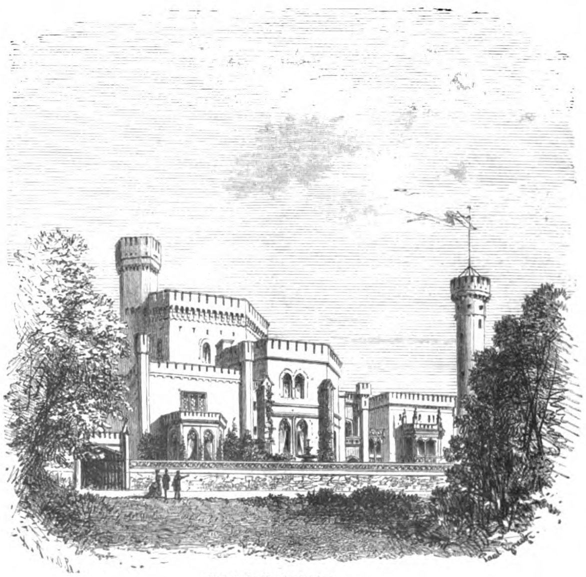
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



**Auguſta, Königin vou Preußen.**
Gemalt im Jahre 1865 von Fr. Winterhalter. Nach der im Verlage von Alexander Duncker in Berlin erſchienenen Lithographie von Süßnapp.

eine ſo erſchütterte war, daß es einer ſo ſtarken Willenskraft wie der ihrigen bedurfte, um trotzdem den von Jahr zu Jahr ſich ſteigernden Anforderungen ihrer hohen Stellung zu genügen. Im Jahre 1881 trat ein lange mit zäher Ausdauer unterdrücktes Übel ſo gefährlich auf, daß nur durch einen ſehr ſchweren operativen Eingriff das bedrohte Leben der hohen Frau erhalten werden konnte. Zwar ſind die ernſten Befürchtungen damals noch einmal abgewendet worden, aber ihre körperlichen Kräfte waren doch ſeitdem gebrochen. Trotzdem hat ſie bis zum letzten Augenblicke auf ihrem Platze ausgehalten und ſich mit Überwindung unſäglicher Schmerzen immer wieder von neuem aufgerafft, um den Pflichten ihres hohen Berufes zu genügen. Auch in dem nächſten Familienkreiſe fehlte es nicht an mannigfachem Wechſel von Freud und Leid. Viele teure Familienglieder, mit denen ſie reiche Erinnerungen aus der Vergangenheit verknüpften, ſind ihr vorangegangen. Hatte ſie ſchon der am 14. Dezember 1873 erfolgte Tod der verwitweten Königin Eliſabeth aufs ſchmerzlichſte berührt, ſo traf ſie ein noch ſchwererer Verluſt, als am 18. Januar 1877 ihre einzige Schweſter, Prinzeſſin Marie, die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen, ſtarb, mit der ſie zuſammen in Weimar aufgewachſen und dann faſt 48 Jahre an dem preußiſchen Hofe zuſammen gelebt hatte. Immer mehr lichteten ſich die Reihen der älteren Generation um ſie her. Dem am 14. Oktober 1873 verſtorbenen jüngſten Bruder des Kaiſers, Prinzen Albrecht, folgten im Jahre 1874 faſt gleichzeitig die Fürſtin von Liegnitz, die von der Kaiſerin ſtets hochverehrte zweite Gemahlin weiland König Friedrich Wilhelms III, und der allbeliebte Prinz Adalbert, und am 21. Januar 1883 ſank auch der letzte Bruder des Kaiſers, Prinz Karl, ins Grab. Um ſo fröhlicher ſah ſie das jüngere Geſchlecht und mit ihm eine neue Zeit um ſich her aufblühen. Von ihren Enkelkindern vermählte ſich die älteſte Tochter des Kronprinzen, Prinzeſſin Charlotte, am 18. Februar 1878 mit dem Erbprinzen Bernhard von Sachſen-Meiningen, und an demſelben Tage reichte ihre Nichte Prinzeß Eliſabeth, Tochter des Prinzen Friedrich Karl, dem Erbgroßherzog von Oldenburg die Hand, ſo daß die ſeltene Feier einer Doppelhochzeit am preußiſchen Hofe veranſtaltet werden konnte. Noch bedeutungsvoller war die am 27. Februar 1881 vollzogene Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzeſſin Auguſte Viktoria von Schleswig-Holſtein. Auch in Karlsruhe durfte die Kaiſerin, damals von ſchwerer Krankheit kaum geneſen, Zeugin einer bedeutungsvollen Doppelfeier ſein. Mit der Silberhochzeit des großherzoglichen Paares wurde die Vermählung der einzigen Tochter Prinzeß Viktoria mit dem Kronprinzen von Schweden verbunden. Dieſen drei von Enkelkindern der Kaiſerin begründeten fürſtlichen Häuſern ſind bereits neun Urenkel entſproſſen, von denen wohl keiner freudiger begrüßt wurde als der am 6. Mai 1882 im Marmorpalais zu Potsdam geborene älteſte Sohn des jetzigen Kaiſers, deſſen Ankunft den Großvater zu dem Freudenrufe: „Hurra, vier Könige!" veranlaßte. Nichts hat wohl mehr dazu beigetragen, den Lebensabend der hohen Frau zu erhellen, als die ſtetig wachſende Freude an dem Gedeihen ihrer Enkel und Urenkel.

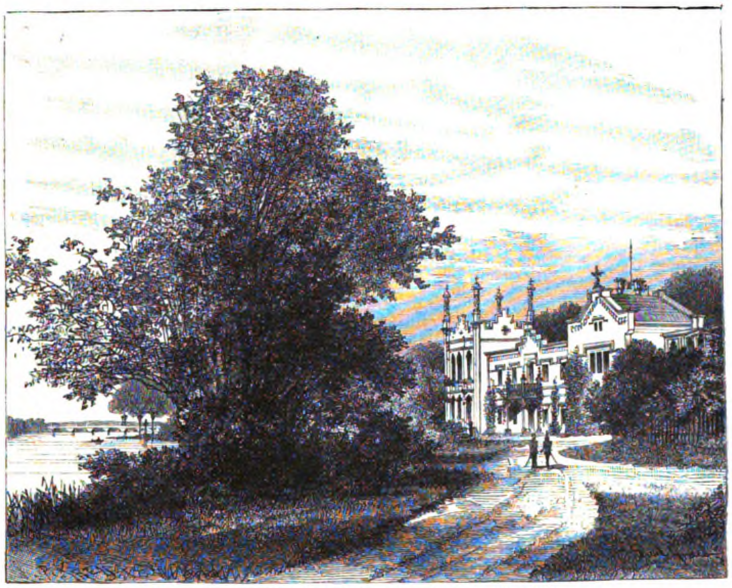
Nach ihrer ſchweren Krankheit noch einmal zu verhältnismäßig friſchen Kräften gelangt, hat die Kaiſerin Auguſta bis zum Tode ihres Gemahls, mit dieſem in Pflichttreue und Gewiſſenhaftigkeit in der Auffaſſung ihres hohen Berufes wetteifernd, ihre größte Lebensaufgabe darin geſucht und gefunden, dem alternden Kaiſer den Lebensabend zu erheitern. Es wurde ihr noch die Freude zu teil, ihm bei der Feier ſeines fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums zur Seite zu ſtehen und die herzerhebende Feier ſeines neunzigjährigen Geburtstages ſchauen zu dürfen. Dann aber folgten die ſchweren, dunklen Prüfungstage, die mit der tödlichen Erkrankung des Kronprinzen über das in einem langen Leben reichgeſegnete Kaiſerpaar hereinbrachen. Das Leid um den edlen Sohn, an den



Schloß Babelsberg.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:17 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

ſich dereinſt ſo große Hoffnungen geknüpft hatten, wurde noch dadurch vermehrt, daß aus der Ferne, in der er weilte, die widerſprechendſten Nachrichten über ſeinen Zuſtand kamen, und daß ſie monatelang zwiſchen Hoffen und Bangen hin- und hergezogen wurden. Als das Jahr 1887 ſich zu Ende neigte, ſteigerte ſich die Sorge um den Erben des Thrones zu faſt völliger Hoffnungsloſigkeit, und während die Herzen von dieſer einen Sorge völlig in Anſpruch genommen waren, traf ſie ein neuer unerwarteter Schlag durch den plötzlichen Tod eines blühenden Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden. „Wenig Worte, keine Thränen, viel Schmerz,“ das war die einzige Antwort, mit welcher die tiefgebeugte Großmutter die erſchütternde Todesnachricht in einem Telegramm an die geliebte Tochter zu erwidern wußte. Nun war auch des Kaiſers Kraft gebrochen. Die Ereigniſſe aus den erſten Tagen des März 1888 leben noch friſch in aller Erinnerung. Niemals wird das deutſche Volk der Kaiſerin Auguſta die Treue vergeſſen, mit welcher ſie bis zum letzten Atemzuge des Heldenkaiſers an ſeinem Sterbelager Wache gehalten hat. Seine erkaltende Hand ruhte in ihrer Rechten und der letzte Blick ſeiner brechenden Augen galt der treuen Gefährtin. — Es folgten die ſchweren 99 Tage der kurzen Regierung Kaiſer Friedrichs. Was dieſelbe an Leid für das Herz der Mutter bargen, vermögen keine menſchlichen Worte auszuſprechen. Dennoch vergaß die Kaiſerin Auguſta auch inmitten des ſchweren Wehs, von dem ihr Herz zerriſſen wurde, der fremden Not nicht. Bei aller eignen Trauer, die über ihr Herz und Haus gekommen war, gedachte ſie dennoch in liebevoller Teilnahme der Unglücklichen, die durch die Überſchwemmungen, die im Frühjahre 1888 über weite Landſtriche des Vaterlandes hereinbrachen, ſchwer heimgeſucht waren. Als Protektorin des inzwiſchen zu 660 Zweigvereinen herangewachſenen Vaterländiſchen Frauenvereins ließ ſie den Aufruf ergehen, der Trauer und dem Schmerze um den heimgegangenen Kaiſer durch Hilfeleiſtungen Ausdruck zu geben. So hat Kaiſerin Auguſta gleich ihrem hohen, ihr vorangegangenen Gemahl niemals Zeit gehabt, müde zu ſein, wenn es ihres Landes Wohl zu fördern oder die Not zu lindern galt. Wenn es jemals eine barmherzige Samariterin auf dem Throne der Hohenzollern gegeben hat, ſo iſt es Kaiſerin Auguſta geweſen.



Damen- oder Kavalierhäuschen im Parke zu Babelsberg.

Zum größten Troſt und zur innigſten Freude gereichte ihr in den Jahren ihrer Witweneinſamkeit das kraftvolle Walten ihres Enkels, des jugendlichen Kaiſers Wilhelm II. War derſelbe ſchon von je ihres Alters Stolz und Freude geweſen, ſo wurde er es nun in noch erhöhtem Maße, je mehr ſie ihn darauf bedacht ſah, in des Großvaters Wegen zu wandeln. Der Pflichten überhoben, welche ihr bis dahin die Repräſentation des Hofes auferlegt hatte, hat Kaiſerin Auguſta bis zum letzten Atemzuge nicht aufgehört, ihre letzten Kräfte im Dienſte der barmherzigen Nächſtenliebe zu verzehren. Nächſt der Erfüllung dieſer Pflicht hat ſie es als die einzige ihr gebliebene Aufgabe angeſehen, das Andenken des heimgegangenen Kaiſers liebevoll zu pflegen. Noch unmittelbar vor der Erkrankung, die ihren Tod herbeiführen ſollte, hat ſie die kommandierenden Generale der Armee, einer Gewohnheit Kaiſer Wilhelms folgend, in den erſten Tagen des Januar zu einer Feſttafel um ſich verſammelt, um jedem einzelnen noch einmal für die treuen Dienſte zu danken, die er dem heimgegangenen Kaiſer geleiſtet hat. Mit ſeinem Gedächtnis wird auch das ihre unvergeſſen in der Mit- und Nachwelt fortleben!

---

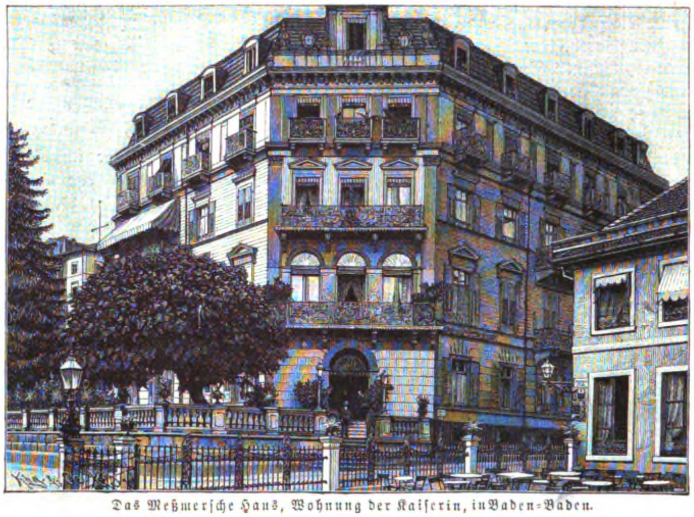
## Perſönliche Erinnerungen an Kaiſerin Auguſta.

Von H. Wießner-Berlin.

Im Jahre 1850 habe ich die Kaiſerin Auguſta zuerſt geſehen und merkwürdigerweiſe auch gleich geſprochen. Es war wunderlich genug. Ich ſpazierte als kleiner Knabe an einem ſchönen ſonnigen Vormittag zum Bahnhofe meiner Vaterſtadt hinaus. Derſelbe war beinahe ganz menſchenleer; nur ein einzelner Herr in Frack, weißer Halsbinde, weißer Weſte und dergleichen Handſchuhen, den hohen Cylinder auf dem Kopfe, ſah erwartungsvoll hinaus auf das Bahngeleis in der Richtung nach Berlin. Von dort brauſte ein nur aus wenigen Wagen beſtehender Zug heran und hielt. Der befrackte Herr eilte auf einen der Wagen zu, zog den Hut ab und begrüßte einen hohen, überaus ſtattlichen, trotz der bürgerlichen Kleidung ſehr militäriſch ausſehenden Herrn mit ergrauendem Haar und Schnurrbart. Das war der Prinz von Preußen, das wußte ich gleich. Die Herren unterhielten ſich lebhaft. Da niemand weiter erſchien, trat ich ganz dicht heran, denn ich wollte den Prinzen doch gern recht nahe ſehen. Jetzt erſchien neben ihm auch eine ſehr vornehm ausſehende Dame, das mußte die Prinzeſſin ſein. Von Gefolge und Dienerſchaft war nichts zu ſehen. Die Herrſchaften unterhielten ſich weiter. Plötzlich wandte die hohe Dame ſich an den Herrn auf dem Bahnſteig, und auf mich zeigend, ſagte ſie lächelnd: „Das iſt wohl ihr Söhnlein, Herr Oberbürgermeiſter?“ Der Gefragte ſah mich ſehr erſtaunt und offenbar unwillig über meine Dreiſtigkeit an; ich aber wurde über und über rot und wünſchte klaftertief in die Erde zu verſinken vor ſchrecklicher Verlegenheit.

Was der Oberbürgermeiſter ſagte, iſt mir in dieſer Gemütsverfaſſung entgangen; das furchtbare Erſchrecken des Knaben mußte aber wohl die beiden Hoheiten ſehr beluſtigen, denn ſie riefen mich heran und fragten mich, wer ich ſei. Stotternd nannte ich den Namen, den beſcheidenen Titel meines Vaters und meine Gymnaſialklaſſe. Während der Prinz die Unterhaltung mit dem Oberbürgermeiſter fortſetzte, ſprach die Prinzeſſin nun zu meiner großen Freude mit mir. „Sieh dir den Prinzen nur recht ordentlich an. Nicht war, ſo gute Gelegenheit iſt nicht alle Tage?“ ſagte ſie freundlich. Ob ich ſchon einmal einen Prinzen geſehen habe? „O ja,“ antwortete ich ganz aufgeweckt, „ich habe ſogar den König und die

Königin geſehen vor einigen Jahren, und vor noch nicht langer Zeit den deutſchen Reichsverweſer Erzherzog Johann. Um den zu ſehen, bin ich auf den Eiſenbahnwagen geklettert.“ Die Prinzeſſin lachte vergnügt. — „Da biſt du wohl ein ſehr patriotiſcher Junge.“ — „Gewiß, vor zwei Jahren hat mich auf dem Markte ein ſchrecklicher Demokrat ſchlagen wollen und mich Preußenhund geſchimpft, weil ich eine Mütze mit einem ſchwarz und weißen Streifen trug. Ich war aber viel flinker als er, daß ich ihm noch glücklich entlief.“ — Leider pfiff die Lokomotive, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Der Prinz und ſeine Gemahlin verabſchiedeten ſich von dem Oberbürgermeiſter, der noch ein Stück neben dem zuerſt ſehr langſam fahrenden Zuge herging, ich that desgleichen. Ich konnte noch ſehen, wie die Prinzeſſin mir zunickte und ihren Gemahl auf mich aufmerkſam machte, dann entſchwand der Zug den Blicken.



Das Meßmerſche Haus, Wohnung der Kaiſerin, in Baden-Baden.

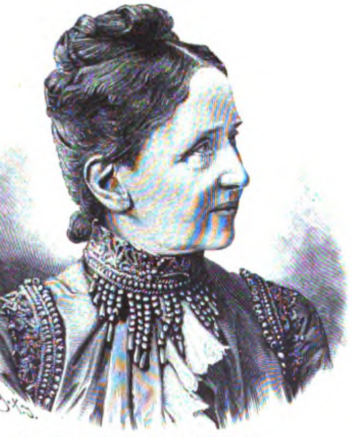
„Was willſt du eigentlich hier, Junge?“ herrſchte mich jetzt der Oberbürgermeiſter an.

„Gar nichts,“ antwortete ich ohne irgendwelche Verlegenheit.

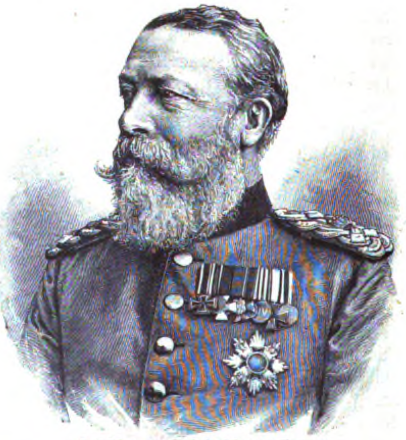
Nun mußte doch auch der geſtrenge Herr lachen, und wir gingen als gute Freunde miteinander zur Stadt.

Unvergeßlich iſt mir das kleine Jugenderlebnis geblieben. Die hoheitsvolle Geſtalt der Prinzeſſin, ihre gütigen Worte blieben mir deutlich in der Erinnerung, vor allem aber ihre dunklen, tiefen Augen, mit denen die ſtolze Frau mich kleinen Fremdling ſo freundlich angeblickt hatte. — Vieles hörte ich in ſpäteren Jahren von ihr, namentlich von ihrem Schaffen und Wirken am Rhein im ſchönen Koblenz, wo ein lieber Freund vielfach perſönlich mit der hohen Frau in Berührung kam. Das intereſſierte mich alles ſehr lebhaft. Endlich nach langen Jahren ſtieg ich eines Nachmittags die Marmortreppe im Kaiſerlichen Palais zu Berlin hinauf mit klopfendem Herzen, denn die Kaiſerin hatte mich zu ſich befohlen. Ein großes, weitgreifendes Werk chriſtlicher Barmherzigkeit war die Veranlaſſung dazu. Nach kurzem Warten im Balkonſaal wurde ich in das Wohnzimmer der Kaiſerin gerufen. Sie ſaß in der Nähe des Fenſters im Lehnſtuhl an einem kleinen Tiſchchen, auf welchem eine hohe, ziemlich altmodiſche Öllampe brannte. Anweſend war nur noch die Palaſtdame Gräfin Hacke, die alte treue Dienerin der Kaiſerin Auguſta ſeit ihrer Jugendzeit. — Nach der erſten formellen Begrüßung kam das Geſpräch ſchnell in Fluß, und wie lebhaft! Freilich von der hehren Geſtalt, wie die erlauchte Frau in meiner Erinnerung lebte, war nur noch wenig übrig. Eine Greiſin ſaß vor mir, das unaufhörliche nervöſe Zittern der rechten Hand deutete auf große körperliche Beſchwerden und erhebliche Schwäche. Aber die Augen leuchteten noch in demſelben feurigen Glanze, wie ich ſie als Knabe geſehen hatte, und der Geiſt war von bewundernswürdiger Friſche.

Wir kamen auf vielerlei zu ſprechen, auch über den nächſten Gegenſtand des gemeinſamen Intereſſes hinaus. Immer führte ſie das Geſpräch, und wie unterrichtet zeigte ſich die hohe Frau in allen kirchlichen und politiſchen Verhältniſſen, wie klar und beſtimmt war ihr Urteil! Die Unterhaltung wurde immer ernſter. Mir iſt noch deutlich in der Erinnerung, was die Kaiſerin zuletzt ſagte: „Berlin wird ſo unge-

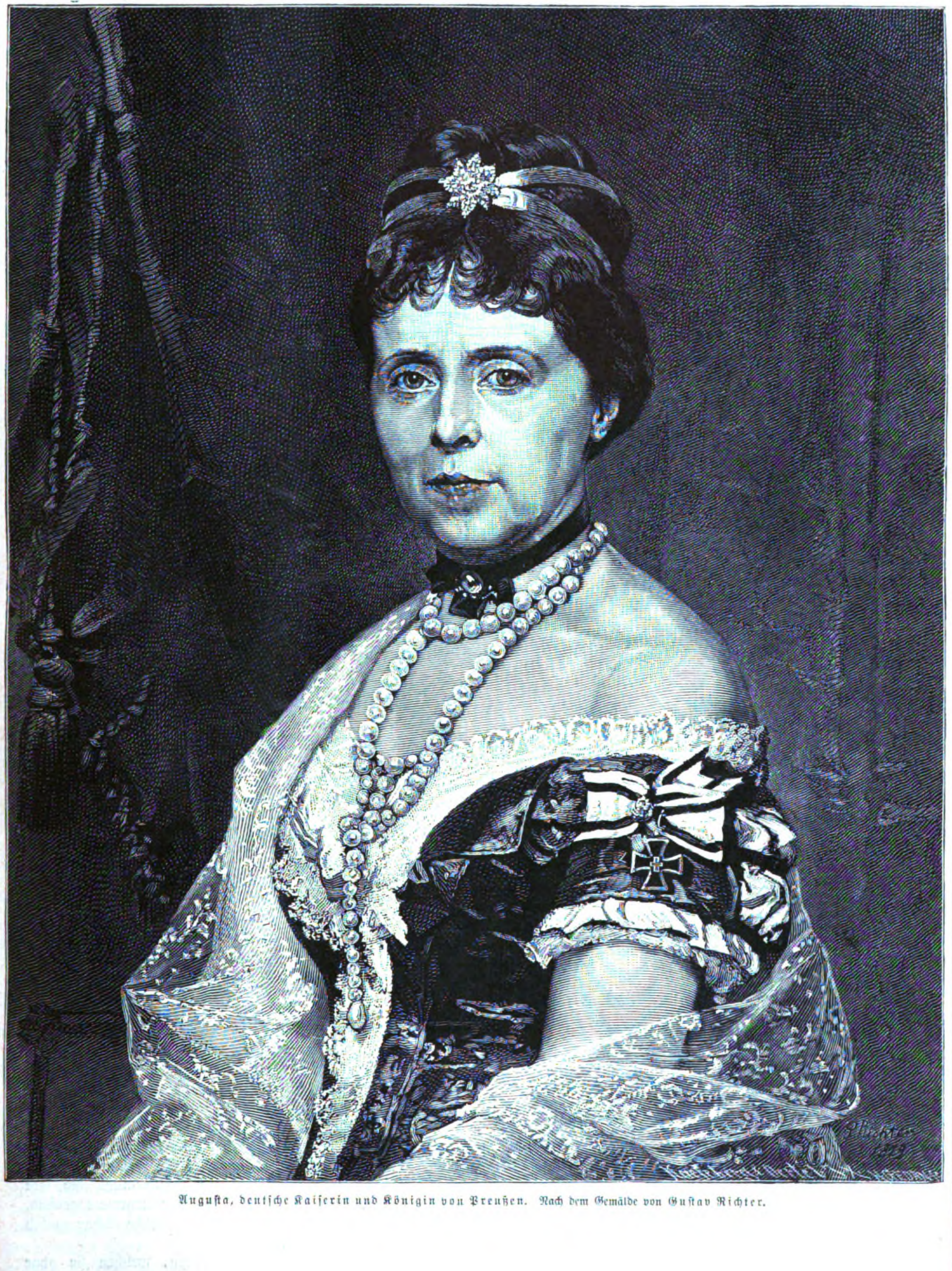


Großherzogin Luiſe von Baden.

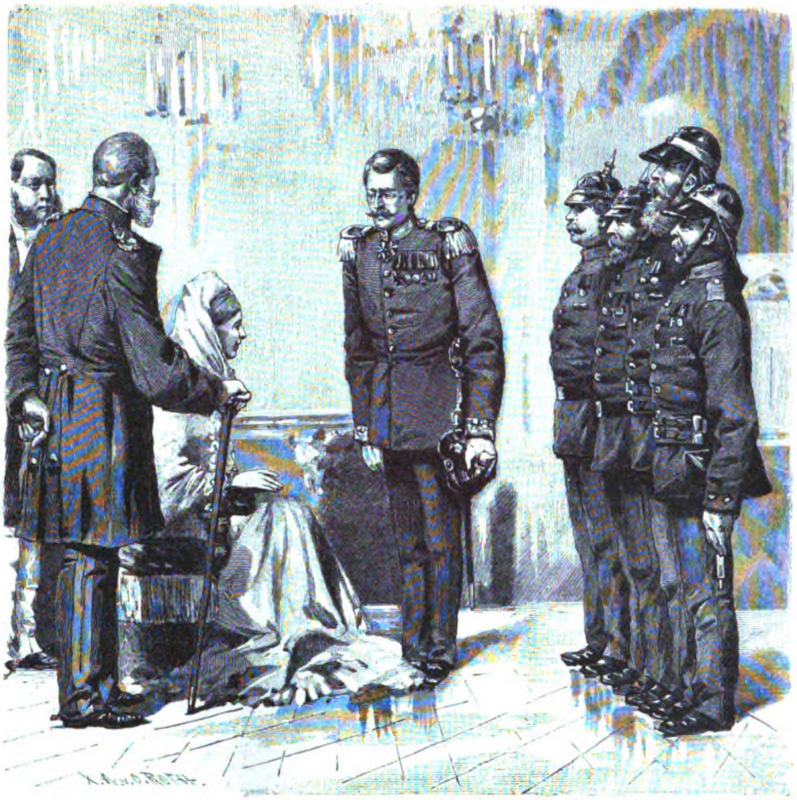


Großherzog Friedrich von Baden.

Nach Photographien von Schuhmann & Sohn in Karlsruhe.



Auguſta, deutſche Kaiſerin und Königin von Preußen. Nach dem Gemälde von Guſtav Richter.



Die Kaiſerin Auguſta nimmt im Jahre 1886 die Vorſtellung verdienter Feuerwehrleute entgegen.

heuer groß; dieſe Menſchenmaſſen ſind gar nicht mehr überſehbar. Und das Elend, die Sittenloſigkeit nimmt faſt noch mehr, in grauenhafter Weiſe zu. Ich habe abwenden und helfen wollen, ſoviel ich konnte, aber man kann ſo wenig thun."

Als ich ein tröſtendes Wort erwidern wollte, fiel mir die Kaiſerin in die Rede: „Sie haben wohl recht, man darf den Mut, den Glauben nicht verlieren, ſonſt wäre wirklich alles verloren." In freundlichſter Huld wurde ich entlaſſen.

Als ich zum Palais fuhr, hatte ich mir vorgenommen, gelegentlich jenes mir unvergeßlichen Tages aus meiner Knabenzeit Erwähnung zu thun. Aber der tiefe Ernſt unſerer mehr als halbſtündigen Unterhaltung hatte dazu keinen Raum gewährt.

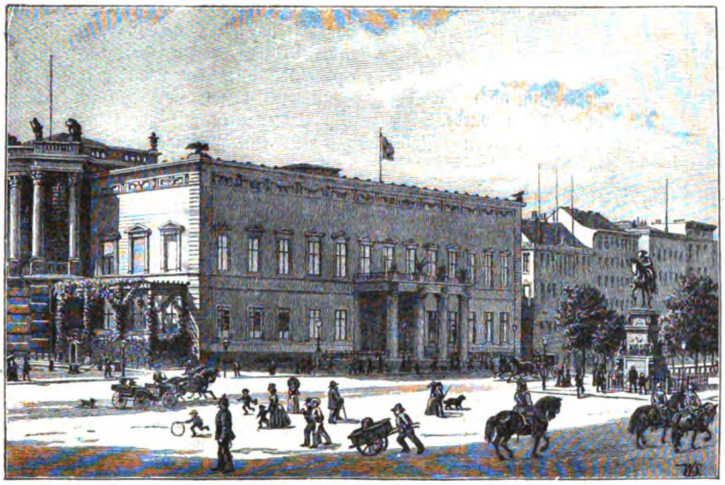
Gelegenheit, das Wollen und Wirken der Kaiſerin Auguſta zu beobachten, daran ſelbſt thätig teilzunehmen, hatte ich ſeitdem genug. Es war bewundernswürdig, wie viel die von körperlichen Leiden in unglaublicher Weiſe heimgeſuchte, von Trübſal ohnegleichen betroffene Frau in ſo hohem Alter bis an ihr Lebensende vermochte und vollbrachte.

Sie begnügte ſich nicht mit dem Zuſehen oder daß ihr Berichte erſtattet wurden über die Werke, welchen ſie ihr Intereſſe zuwendete, ſondern ſie war überall der ſchöpferiſche, maßgebende und anregende Geiſt. Ich ſelbſt habe das mehr als einmal erfahren, wie die Kaiſerin einen neuen guten Gedanken angab, der ſich auch immer als fruchtbar erwies. Sie hatte einen ſcharfen Verſtand, eine großartige, alle Gebiete umfaſſende oder wenigſtens berührende Bildung, und ſie dachte ſehr viel nach.

„Ach, die Kaiſerin hat gar keine Zeit, jede Stunde des Tages iſt reichlich mit Arbeit und Pflichten beſetzt." Wie oft habe ich dieſes Wort aus dem Munde ihrer treuen Lebensgenoſſin vernommen. — Als im Jahre 1870 das erſte Lazarett für die verwundeten, in der Geneſung begriffenen Krieger hier eingerichtet worden war, beſuchte es die Königin Auguſta plötzlich zu ganz ungewöhnlicher Zeit, um das Perſonal in voller Thätigkeit zu finden. Dann befahl ſie dasſelbe, Ärzte, Geiſtliche, Diakoniſſen, Wärter, Beamte in die Kapelle. Dort trat ſie auf die Stufen vor dem Altar und hielt eine lange Anſprache, in welcher ſie den ganzen Ernſt der Pflichten des Einzelnen betonte, genau erörterte, wie ſie den Pflegedienſt gehandhabt wiſſen wollte, und zur größten Treue im großen wie im geringſten ermahnte. — Der leitende Arzt ſagte nachher: „Unſer Generalarzt hätte das nicht ſachkundiger ausſprechen können." Eine Schweſter fügte hinzu: „Sie redete, als wäre ſie jahrelang unſere Oberin geweſen." Und eine dritte Stimme bemerkte: „Als ſie ſo vor dem Altar ſtand und redete, war ſie eine rechte königliche Landesmutter." — Was die heimgegangene Kaiſerin etwa in der Politik mitgewirkt hat, das weiß ich nicht, es wird auch wohl nicht zu viel geweſen ſein. Aber in ihrem ſonſtigen Thun fand ſie mit ſicherem Gefühl den für die Frau richtigen Weg und auch immer die richtigen Mittel. Sie wollte auch durch ihr Vorangehen, durch ihr Vorbild andere nötigen, ähnliches zu thun. Das mag oft genug manchem unbequem geworden ſein und der hohen Frau den ſtillen Vorwurf des Stolzes zugezogen haben. — Aber hatte ſie nicht reichlich Urſache, ſtolz zu ſein, wenn ſie es überhaupt war? Konnte ſie ſich nicht ihrer unermüdlichen Arbeit, ihrer erfolgreichen Treue rühmen? Das iſt doch noch tauſendmal beſſer als Stolz und Ruhm ohne dieſe großen Vorausſetzungen, wie es ſich allermeiſt findet.

Sie ſetzte gern hohe Preiſe aus für Probleme, welche in ihrer Seele auftauchten, dem Elend noch wirkſamer begegnen zu können. Ein muſterhaftes Krankenzelt, eine Lazaretteinrichtung, ein ſicher wirkender Verband und vieles andere noch war es, worüber zu forſchen und Reſultate zu erzielen, ſie die Männer der Wiſſenſchaft und Praxis zwang. Ein Preis, den ſie auf die Erforſchung eines ſicheren Abwendungs- oder Heilverfahrens bezüglich der Diphtheritis, dieſes Würgengels der Kindheit, ausſetzte, iſt noch unerhoben geblieben. Im Auguſtahoſpital ſchuf ſie eine muſterhafte Krankenanſtalt, in der adeligen Schweſterſchaft, in dem Lehrinſtitut für Krankenpflegerinnen vorzügliche Werkzeuge für den Krankendienſt. Das Auguſtaſtift in Charlottenburg wurde unter den Augen der Kaiſerin Auguſta eine Erziehungsanſtalt für die Töchter der im Kriege gefallenen Offiziere, wie ſie zweckmäßiger und beſſer nicht gedacht werden kann. Welche Freude für die erlauchte Schutzherrin und nun erſt für die jungen Schülerinnen und ihre Erzieherinnen, wenn ſie, was jedes Jahr mehrmals geſchah, die Anſtalt beſuchte oder die ganze jugendliche Schar zu ſich nach Berlin kommen ließ.

Daß die Kaiſerin ſich von denen, welchen ſie ohne Unterlaß Gutes erwies, gern auch ein wenig feiern ließ; daß es ihr Freude machte, wenn ihr Dank bewieſen, wenn ihr Geburtstag in den Anſtalten, deren Protektorin ſie war, mit beſonderen Veranſtaltungen gefeiert wurde, das darf nicht verwundern und war nur ihr gutes Recht. Sie ſelbſt gab mit vollen Händen und wurde in ihrer Hilfe nicht müde, wo ſie irgend einem Elend wirkſam begegnen konnte. Daß ihre große Güte und Opferwilligkeit vielfach mißbraucht wurde, daß auch Unwürdige ſich herzudrängten, um etwas zu erlangen, das iſt ja leider eine Erfahrung, welche nicht nur eine Fürſtin machen muß. Aber ſie wußte auch in dieſer Hinſicht das Richtige und Wirkſame zu treffen. Sie ließ ſich von dem Leiter der Berliner Stadtmiſſion einen tüchtigen Stadtmiſſionar bezeichnen, welchen ſie mit allen bezüglich der an ſie kommenden Bittbriefe nötigen Erkundigungen und zum großen Teil auch mit der Vermittelung der bewilligten Liebesgaben beauftragte. „Seit dem ſpare ich ſehr viel Geld und noch viel mehr Unruhe und kann deshalb für manche andere Zwecke mehr thun,“ pflegte Kaiſerin Auguſta mit befriedigtem Lächeln zu ſagen. — Seit der ſchweren Operation, welcher ſich die Kaiſerin vor einer Reihe von Jahren unterziehen mußte, war wohl ihr Leben außer Gefahr, auch die Schmerzen waren geringer, aber das Gehen war ſehr beeinträchtigt, es war im beſten Falle ein halbes Getragenwerden. Ungemein ſchmerzlich ſchnitt es mir ins Herz hinein, als ich die hohe, von mir ſo verehrte Frau einmal die Seitentreppe im Palais hinaufſteigen ſah. Sie ging trotzdem ſo ſehr gern, es war ihr die größte Freude, wenn ſie einmal den Rollſtuhl verlaſſen und ſich auf eignen Füßen ein paar Schritte fortbewegen konnte. Den Gottesdienſt beſuchte ſie in den letzten Jahren ſehr regelmäßig in der Kapelle des Auguſtahoſpitals. Sie ließ ſich ganz ſtill, faſt ungeſehen auf ihren Platz nahe bei der Thür tragen und verſchwand ebenſo ſtill wieder nach dem Segen.



Das Kaiſerliche Palais zu Berlin.

Das Leben der Kaiſerin vollzog ſich in größter Regelmäßigkeit. Für den Sommer ging ſie, bald nach dem mit Kaiſer Wilhelm gemeinſam unternommenen Beſuche bei den Kindern in Baden, nach Koblenz, Baden-Baden, wieder nach Koblenz und traf dann im Herbſte mit dem Kaiſer auf Babelsberg zuſammen. Den Winter aber verlebten ſie immer in herzlicher Gemeinſchaft im Berliner Palais.

Ich ſah einmal ein rührendes Bild, als Kaiſer Wilhelm einen im Gräflich Redernſchen Palais Unter den Linden veranſtalteten Wohlthätigkeitsbazar beſuchte. Es war drei Jahre vor ſeinem Heimgang, da kam der hohe Herr noch ganz allein ohne Adjutanten oder Diener und ſchritt feſten Fußes unter den freundlichſten Scherzen durch die zu der Stunde erklärlicherweiſe ſehr große Menge der Beſucher. Auf einer Tafel war ein hoher Berg einfacher Wollarbeiten aufgeſtapelt, Strümpfe, Kinderröckchen und dergleichen. Da ſtand er eine Weile ſinnend davor und ſagte: „Davon verſtehe ich nun gar nichts. Aber warten Sie, ich muß meiner Frau Armenſachen mitbringen. Nun, da werde ich einmal ſo hineingreifen.“ Und er griff mit beiden Armen hinein, eine große Menge Sachen aufhebend und haltend, bis einige Damen herzueilten, um ſie ihm abzunehmen. „So, das iſt für die Kaiſerin,“ fügte er nochmals hinzu. — Auch aus dem Munde der Kaiſerin habe ich manchmal das Wort gehört, wenn ihr etwas Beſonderes auffiel: „Ach, das muß ich dem Kaiſer ſagen, das wird ihn intereſſieren.“ Oder auch: „Das werde ich gleich heute abend dem Kaiſer mitteilen. Er freut ſich immer, wenn er etwas Gutes vernehmen kann.“

Das große Berliner Magdalenenſtift beſuchte ſie zum letztenmal vor zwei Jahren. Dieſes Barmherzigkeitswerk an den verlorenen Töchtern des Volkes hat ſie faſt ein halbes Jahrhundert lang mit beſonderer Huld getragen und gefördert, als die letzte, die noch übrig war von der Zahl der einſtmaligen erlauchten Begründerinnen. Manches Neue war in den letzten Jahren geſchaffen, die Arbeit über mehrere Provinzen erweitert, die Schweſterſchaft zu einem Diakoniſſen-Mutterhauſe für Rettung, Bewahrung und Bildung der weiblichen Jugend dienenden Standes ausgeſtaltet werden. Sie ſprach mit der Oberin und jeder einzelnen Schweſter, und in ergreifenden Worten kennzeichnete ſie die große Wichtigkeit dieſer allerdings beſonders ſchweren, aber auch beſonders nötigen und reichgeſegneten Diakoniſſenarbeit. Sie zeigte die Schönheit dieſes Werkes, in welchem reine Frauenſeelen den ſittlich Gefährdeten ihres Geſchlechts den größten Liebesdienſt erweiſen um des Heilandes willen, dem die Seelen alle gehören, und ermahnte zur Treue, welche die Verheißung habe. Dann ließ ſie ſich in die Anſtaltskirche führen, welche einer nötigen Erweiterung und gründlichen Erneuerung harrt. Der Erläuterung des Planes dazu hörte ſie freundlich zu. Dann ſagte ſie, auf den Altar zeigend: „Die Herſtellungskoſten für den Altarraum übernehme ich; das iſt meine Sache. Darum bitte ich ſehr.“

Leider hat ſie die Erfüllung des Wunſches nicht mehr erleben können, da mancherlei Schwierigkeiten dieſelbe hinausſchoben. Mit Wehmut gedachte ſie der alten Zeiten, wo ſie ſo oft hinausgekommen war zur größten Freude der Schweſtern, wie der Zöglinge, die dann immer ihre ſchönſten Lieder ſangen. „Es geht nicht mehr, wie man möchte,“ ſagte ſie, „der Weg iſt zu weit. Aber ich freue mich, nun alles ſo kräftig heranwächſt und ſichtlichen Segen bringt.“

Kaiſerin Auguſta verſtand auch vortrefflich zu tröſten. Wenn ſie im Kriege durch die Lazarette ging oder die Krankenhäuſer beſuchte, von Bett zu Bett wußte ſie jedem Verwundeten und Kranken ein köſtliches, unvergeßliches Wort zu ſagen. Sie war beſeelt von einer tiefen Religioſität, und zwar, was ich beſonders hervorhebe, im evangeliſchen Chriſtenglauben. Auch in dieſer Hinſicht war ſie eine rechte Gemahlin des auch in ſeinem unerſchütterlichen Glaubensleben großen Kaiſers Wilhelm I. Aber es kam bei ihr für ihren Frauenberuf hinzu, daß ſie einen Reichtum klarer Gedanken auch in Worte faſſen, ihm in ſchöner Rede bedeutſamen Ausdruck zu geben vermochte. Im großen war jede Vereinsverſammlung, in welcher ſie den Vorſitz führte, davon ein Beweis, im kleinen das Wort, welches ſie zu einem Einzelnen, der des Rates oder des Troſtes bedurfte, in landesmütterlicher Huld und Freundlichkeit ſagte.

Ich ſelbſt habe das einmal ſehr tröſtlich erfahren. Es war mancherlei zu klagen bei dem, was ich der erlauchten Frau zu berichten hatte. Die Schwierigkeiten ſchienen unüberwindlich, die Mittel unzulänglich, die Erfolge fraglich. Sie hörte mich ruhig an, bis ich ausgeredet hatte. Dann ergriff ſie das Wort.

„Sie haben wohl recht, gewiß nur zu ſehr,“ ſagte ſie. „Aber das iſt noch kein Grund zum Verzagen. Sehen Sie, das geht mit ſolchen Dingen wie mit Familien und den Geſchicken der einzelnen Menſchen. Es kommen Zeiten und Umſtände, Schickſalsſchläge, da meint man, es ſei alles aus und könne gar nicht weitergehen. So würde es auch ſein, wenn der Mut verloren ginge. Aber was könnte das nützen? Wir ſind doch dazu da, unſere Pflicht zu thun, und dazu ſtärkt uns allein der Glaube. Dann läßt man auch die Hoffnung nicht ſinken. Und es geht immer wieder. Es iſt doch Gott, dem wir dienen. Sie ſollen ſehen, es kommt auch wieder beſſer.“ Dabei ſah ſie mich mit ihren wunderbaren, guten Augen an.

Ich war tief bewegt und konnte nur ſagen: „Ich danke Euer Majeſtät aus innerſter Seele für das gute Wort.“

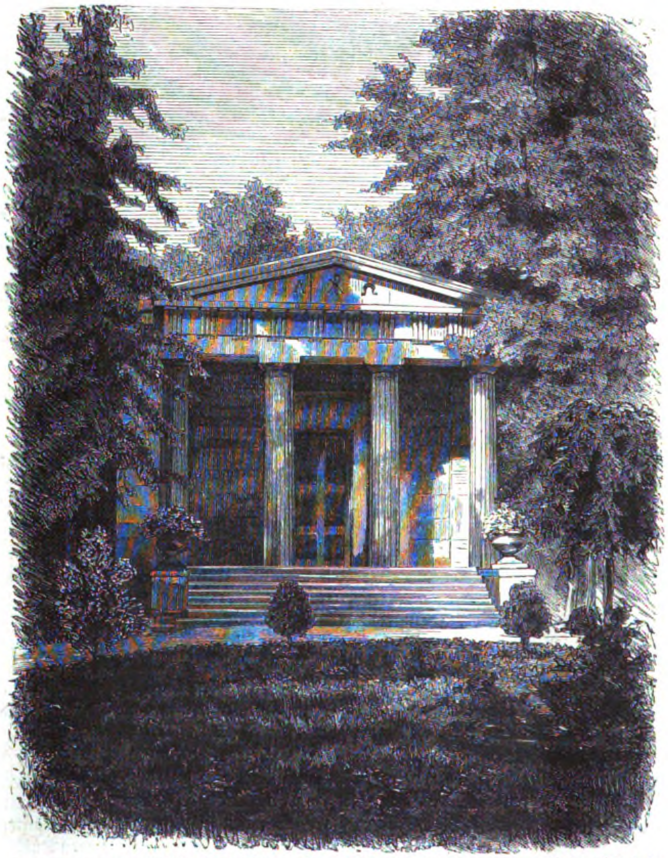
Die Kaiſerin hat recht gehabt.

So erklärt es ſich auch, wie die kranke, hinfällige, greiſe Frau die ungeheuren Schickſalsſchläge ertragen konnte, welche ſie in den letzten Jahren trafen.

Ich war geſpannt auf den Eindruck, den die ſo ſchwer heimgeſuchte Kaiſerin bei der erſten Begegnung nach dem Tode Kaiſer Wilhelms und Kaiſer Friedrichs machen würde. Sie war aber unverändert, vielleicht nur etwas älter und ſtiller geworden. — Kaiſerin Auguſta wird immer eine weltgeſchichtliche Erſcheinung bleiben, nicht ſowohl weil ſie thätig in das Rad der Zeit eingegriffen hätte durch hohe Politik, ſondern vielmehr weil ſie in der großen Zeit die Siegesbotin war, die Vermittlerin für die Kundgebungen Kaiſer Wilhelms des Siegreichen an das deutſche Volk und zugleich der Friedensengel unter dem Unglück, welches auch ein glorreicher Krieg über ſehr viele bringt. Sie ertrug den Gedanken des notwendigen Völkerſtreites ſehr ſchwer und ſann ernſtlich darüber, wie die ſchreckliche Feindſchaft der beiden ſich bekämpfenden Völker in der Zukunft zu mildern und zu beſeitigen wäre. Sie mußte ſich freilich damit beſcheiden, daß nur die Zeit und in dieſer Gottes Führungen dies vermögen. — Trotzdem iſt Kaiſerin Auguſta eigentlich nie eine populäre Frau geweſen in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sie war dazu vielleicht eine zu vornehme Perſönlichkeit. Aber gewiß iſt, daß die Prinzeſſin bei aller vornehmen Hoheit eine demütige Chriſtin war, die Königin noch viel mehr und die Kaiſerin erſt vollends.

Merkwürdigerweiſe wiederholte ſich von Zeit zu Zeit das Gerücht, Kaiſerin Auguſta ſei heimlich zur römiſchen Kirche übergetreten. Noch im September des vorigen Jahres wurde mir dies aus einem weiten Kreiſe mit Beſtimmtheit verſichert. Es war eitel Thorheit. Die Kaiſerin war künſtleriſch reich beanlagt, muſikaliſch ſogar recht bedeutend. Daß ſie für die Formen des katholiſchen Gottesdienſtes, beſonders für die Verwertung der Kunſt im kirchlichen Leben, viel Intereſſe hatte, daraus machte ſie kein Hehl. Sie ſchmückte, wo ſie nur konnte, evangeliſche Kirchen mit Bildern und Paramenten, und ebenſo katholiſche, da ſie einmal Königin und Landesmutter war. Auch die Organiſation, das glanzvolle Auftreten des katholiſchen Klerus imponierte ihr wohl. Bei den vielfältigen Berührungen, welche ihr Leben in Koblenz alljährlich mit ſich bringen mußte, zeigte ſie ſich gütig und opferbereit. Eine ihr zuſagende katholiſche Ordensſchweſter war in den letzten Jahren ihre Pflegerin. Das alles hat wohl manchen römiſch Geſinnten mit Hoffnungen beſeelt, wie das ſo leicht geſchieht, auch manchen Proteſtanten mit Bangigkeit. Die Kaiſerin aber war und blieb eine gläubige und treue evangeliſche Chriſtin, wie es zum Überfluß die letzten Wochen ſeit ihrer Rückkehr nach Berlin und das Bekenntnis ihres Sterbens bewieſen haben. — Der goldene Abendſchein ihres Lebens war die kindliche Liebe der einzigen Tochter, dazu ihr Großmutterglück und ihre Urgroßmutterfreude. Davon ſage ich nichts, denn die Worte fehlen, um es zu ſchildern. Andere Federn werden ſich dazu in Bewegung ſetzen. Die treue Pilgerin hat den Pilgerſtab niederlegen dürfen, auf den ſie ſich zuletzt mit aller Kraft ſtützen mußte, um nicht zu erliegen. Wie Kaiſer Wilhelm I, hat auch ſie nicht Zeit gehabt, müde zu ſein, bis der Gottesbote ſich freundlich über ſie neigte und ſprach: „Komm nun, es iſt genug!“

Requiescat in pace!



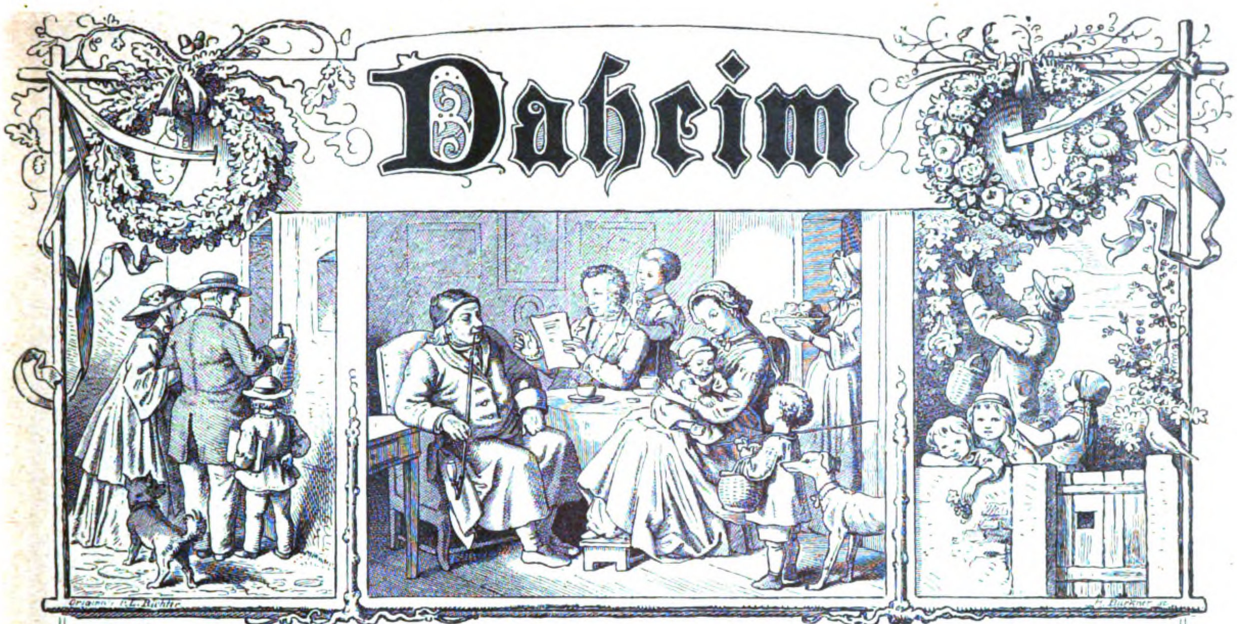
Das Mauſoleum zu Charlottenburg. Grabſtätte Friedrich Wilhelms III, der Königin Luiſe, Kaiſer Wilhelms I und der Kaiſerin Auguſta.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 1. Februar 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 18.

# Anunda.

Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Bei jedem Abſatze bezeugt die große Verſammlung durch lautes Händeklatſchen und Beifallsrufen ihr lebhaftes Intereſſe an der mächtig ergreifenden Vorleſung. Die Teilnahmsäußerungen am Beſchluß derſelben tragen einen faſt ſtürmiſchen Charakter. Viele weinen.

Als Moro Trimmul ſein Buch ſchließt, erteilt Vyas Schastri den Tempeldienern den Befehl, an die angeſehenſten Feſtmitglieder geweihte Blumenkränze auszuteilen und dann dem Volke ein ſtilles Nachhauſegehen anzuempfehlen. Die Feuerbehälter an den Mauerwänden werden nicht mehr mit Öl geſpeiſt und erlöſchen einer nach dem anderen. Die Finſternis der Nacht breitet ſich über die Schlucht aus. Die Tempelgäſte begeben ſich truppweiſe mit Fackeln in den Händen auf den Heimweg.

Alles wird ſtill ringsum. Nur Vyas Schastri, einige Prieſter und Anunda gehen noch im Heiligtum hin und her. Das Bild der Göttin muß ſeines Juwelenſchmuckes und ſeiner Kränze entladen und wie ein ruhebedürftiges irdiſches Weſen in ein ſeidenes Bett gelegt werden, ehe auch ſie an ihre Ruhe denken können.

Moro Trimmul ſteht in der dunklen Veſtibüle und legt ſein Obergewand und den Turban an, die er bei der Vorleſung fortgethan hat. Plötzlich vernimmt er dicht neben ſich eine Frauenſtimme. Er kennt dieſelbe. Sie gehört einer der hübſcheſten Murlis, der Tänzerin Gnuga, einem ausnehmend frechen Mädchen an.

„Was willſt du?“ fragt er barſch.

„Dir den Inbegriff deiner Wünſche zeigen!“ flüſtert ſie ſpöttiſch. „Gib mir die Hand.“ Sie führt ihn einige Schritte vorwärts hinter eine Säule zu einer halbdunklen Stelle. „Schau hin, dein Gedanke bei Tag und bei Nacht ſteht dort allein.“

Er wirft der kecken Sprecherin einen ingrimmigen Blick zu; gern würde er ſie ſchlagen, allein die Heiligkeit des Ortes hindert ihn. Es ärgert ihn, daß ſie ſein Herzensgeheimnis erraten hat; aber er kann es doch nicht laſſen, ihrer Weiſung zu gehorchen.

Die Szene, die ſich ſeinen Augen zeigt, iſt geeignet, ſein ohnehin heißes Blut in noch höhere Wallung zu verſetzen.

Anunda ſteht im Altarraume vor der Statue; ſie iſt beſchäftigt, dieſer die Kränze abzunehmen. Die beiden Geſtalten, die lebloſe der Göttin und die lebensvolle ihrer Dienerin, beide überſtrömt vom Schein der Lampen und des heiligen Feuers, bilden, ſich vom Dunkel des Hintergrundes abhebend, einen merkwürdigen Gegenſatz zu einander: ſie können als eine Verkörperung von Nacht und Tag gelten. Die erſtere, mit ihrer hohen, edelſteinbeſetzten Tiara auf dem ſtarren, ſchwarzen, unbeweglichen Haupte und den unheimlich funkelnden Rubinenaugen gleicht einem Dämon der Finſternis; die letztere dagegen iſt ein Kind des Lichtes mit ihrem elfenbeinartigen Teint, zwei ſchneeweiße Blütenzweige im dunklen Haar, von denen der eine wie ein Diadem ihre Stirne krönt, während der andere ihr vom Hinterkopfe bis zum Nacken herabfällt und ſich aufs ſchönſte von dem ſatten Purpur ihres goldgeſtickten Saris abhebt.

Die Brahmanenfrauen im weſtlichen Indien erinnern in ihren Geſichtszügen auffallend an unſern europäiſchen Typus. Anundas Haut hat eine Ähnlichkeit mit der unſerer Blondinen, ſie iſt jedoch fahler, ſtumpfer, als dieſe zu ſein pflegt. Sie bekommt nur unter dem Anhauch von Gemütsbewegungen etwas Roſiges und iſt dabei ſo zart, daß ſie an den Schläfen das blaue Adernetz deutlich hindurchſchimmern läßt. Die Augen der jungen Prieſterin ſind rehbraun, groß und ſchwermütig. Der Ausdruck paßt zu der Bläſſe des Antlitzes. Der Mund iſt klein, die Lippen voll und rot, die Naſe kann griechiſch

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

genannt werden und das zierliche Kinn deutet durch ſeine feſten Linien darauf hin, daß ſeiner Trägerin ein hoher Grad von Charakterſtärke verliehen iſt.

Moro Trimmul weidet ſich an dem Anblick ihrer Schönheit. Seine Gefährtin aber gönnt ihm keine Ruhe. „Eile doch hinein und ſprich mit ihr!“ ziſchelt ſie ihm zu. Sie weiß ſehr wohl, er wagt es nicht, er fürchtet ſich vor dem Zorn der Kali.

„Schlange!“ gibt er ihr zurück.

Sie aber kichert und raunt ihm ins Ohr: „Wer ſich in Liebe verzehrt und nicht nach einem Mittel ſucht, ſeine Sehnſucht zu ſtillen, iſt ein Thor!“

„Es gibt keines!“ antwortet er mit dumpfem Tone.

„Was ſchenkſt du mir, wenn ich dir eines nenne?“ fragt ſie.

„Einen Goldgürtel, wie ihn Anunda trägt!“ antwortet er, ohne ſich zu beſinnen.

„Und auch zwei Fußſpangen mit goldenen Glöckchen? Schau her, die meinigen ſind nur von Silber,“ ſagt ſie.

Er nickt mit dem Kopfe. „Ja, doch nur, wenn dein Mittel anſchlägt.“

„Schwöre, daß du unter ſolcher Bedingung dein Wort hältſt,“ verlangt ſie.

„Ich ſchwöre es!“ antwortet er, ſeine Hand auf ihren Hals legend.

„Nun wohl, ſo triff mich morgen nach Sonnenaufgang an der Papnasquelle; dort ſage ich dir meinen Plan.“

### 9. Kapitel. Gnugas Plan.

Die Murli ſaß am folgenden Tage zur beſtimmten Zeit an der Papnasquelle. Sie empfand einen Anflug von böſem Gewiſſen. Hatte Anunda doch ſoeben jene große Summe Geldes unter die Tänzerinnen verteilt, die ſie am vorigen Abend durch die Spenden fremder Pilger erhielt. „Ich bin reich genug, ich brauche ſolche Liebesopfer nicht,“ ſagte ſie mit herzlichem Tone. „Nehmt ihr ſie hin!“

Und dieſe freigebige Gönnerin gedachte Gnuga in großes Mißgeſchick zu bringen, obwohl ſie niemals ein unfreundliches Wort aus ihrem Munde gehört hatte und Anunda nur den Fehler beſaß, ſie an Vornehmheit zu überſtrahlen.

„Es iſt recht ſchlecht von mir!“ ſagte ſie ſich; dann aber fiel ihr Blick auf ihren Gürtel und die Fußſpangen von bleichem Silber. Die Begierde nach dem verſprochenen Goldſchmuck erſtickte die ohnehin nicht ſehr laute Warnungsſtimme in ihrem Innern.

Moro kam und ſetzte ſich ihr gegenüber auf einen Baumſtamm. „Wäre ich Anunda, er würde an meiner Seite Platz nehmen,“ dachte ſie unwillig. „Allüberall nimmt die Devadaſi die erſte Stelle ein, auch in den Herzen der Männer. Es wird Zeit, daß ſie von ihrer Höhe herabſinkt.“

„Teile mir deinen Plan mit!“ begann Moro finſter. „Raſch! Meine Zeit iſt gemeſſen.“

Gnuga ſchnippte verächtlich mit dem Finger. „Ich mache mir nichts aus ſchlechter Behandlung,“ gab ſie ihm zurück. „Ich bin es gewöhnt, getreten zu werden. Doch höre, was ich dir vorzuſchlagen habe. Du weißt, daß der Stamm der Ramoſis dort drüben im Gebirge ſo unrein iſt, daß jede Berührung ihrer Hand uns ſchändet. Wir dürfen nicht mit ihnen unter einem Dache atmen. Sie leben in einem kleinen Dorfe dicht bei einander und ernähren ſich durch Lohgerberei. Es ſind wilde, aber ſchöne Geſellen; ſie ſehen aus wie Räuber mit ihrem dunklen Haar und der noch dunkleren Haut.“

Moro machte eine Bewegung der Ungeduld. Sie war ihm zu weitſchweifig.

Sie aber erzählte abſichtlich langſam; es machte ihr Freude, ihn zu quälen.

„Da es ihnen nicht geſtattet iſt, das Tempelgebiet zu betreten — ſo bezahlen ſie mich gut, damit ich Fürbitte für ſie leiſte bei der heiligen Mutter. Ich bin ihre Prieſterin, und ſie ſind mir treu ergeben. Iſt es dir recht, ſo beauftrage ich ſie, Anunda zu entführen und ſie in ihr Dorf zu ſchleppen.“

Sie hielt inne. „Weiter! Weiter!“ rief er jetzt, in atemloſer Spannung an ihrem Munde hängend.

„Die Verlorene wird geſucht und du — du findeſt ſie und bringſt ſie ihrem angſtvollen Vater zurück!“

Er ſprang von ſeinem Sitze und trat nahe an ſie heran. „Vortrefflich!“ lachte er — es war ein böſes Lachen. „Ich werde ihr Retter aus dringender Gefahr — und ſie muß mir danken.“

„Der Aufenthalt bei den Ramoſis,“ fuhr Gnuga unbeirrt fort, „befleckt Anunda ſo ſehr, daß ſie eine Reinigungsfahrt nach dem Ganges unternehmen muß, ehe ſie das Tempelgebiet wieder zu betreten vermag. In dieſer Zeit wird ſie demütig ſein, und ſollte ſie dennoch den Kopf hoch halten in dem Bewußtſein, daß ſie im Grunde doch aus beſſerem Stoffe geformt iſt als unſereins, ſo drohe ihr, daß du ſie durch die Behauptung verleumden werdeſt, ſie ſei nicht ohne ihren Willen entführt worden. Glaube mir, der Schlag hilft. Jann Naik, der Häuptling der Ramoſis, iſt ein hübſcher Menſch mit Glutaugen und ſchwarzem Lockenhaar.“ Sie warf den abſcheulichen Plan leichtfertigen Tones hin, als handele es ſich nur um einen Scherz.

Moro trat einen Schritt zurück und ſah ſie erſtaunt an. „Du biſt ein Dämon!“ rief er aus. „Ich bewundere deinen Scharfſinn.“

Sie zeigte lachend ihre weißen Zähne. Die Huldigung gefiel ihr. „Willſt du meinen Plan befolgen?“ fragte ſie.

Er ſetzte ſich wieder auf den Baumſtamm. Der Vorſchlag war erfolgverſprechend, aber war er nicht auch zu gefährlich? Eine Zeitlang rang in ſeinem Geiſte die Beſorgnis, ein Wagnis zu unternehmen, das ſeiner rühmlichen Prieſterlaufbahn ein jähes Ende bereiten konnte mit der Sehnſucht nach einem unerlaubten Verkehr mit Anunda. Seine Liebesglut war jedoch mächtiger als ſeine Furcht vor einer Entlarvung. „Mein Werben iſt hoffnungslos!“ erklärte er nach einem Weilchen. „Ich nehme deinen Ratſchlag an. Aber ſprich, werden die Ramoſis ihre Befugnis nicht überſchreiten? Werden ſie in Anunda die Devadaſi ehren? Es darf ihr ſelbſtverſtändlich kein Leid zugefügt werden, das eine gänzliche Ausſtoßung aus der Kaſte zur Folge hat.“

„O nein!“ antwortete Gnuga. „Auch mir wäre es ſchmerzlich, wenn die Arme von Haus und Hof getrieben würde. Ich weiß, wie unerbittlich ſtreng die Brahmanengeſetze ſind. Jann Naiks Mutter ſoll ſie beſchirmen, dafür ſorge ich. Die Ramoſis haben ſich ihr nur in größter Ehrfurcht zu nahen.“

„Und wann ſoll es geſchehen?“

„Sobald es dir beliebt. Ich ſpreche noch heute mit Jann Naik.“

„Nun wohl, ſo beſtimme ich die letzte Feſtesnacht zur Entführung,“ ſagte er nach kurzer Überlegung. „Jetzt würde ſie ein allzugroßes Aufſehen erregen und die Feier ſtören.“

* * *

Das Nau Ratri war ſeinem Abſchluſſe nahe. Noch eine Vorleſung aus dem Ramajana, und jene Menſchenmaſſen ſtoben wieder auseinander, welche ſich aus Oſt und Weſt, aus Nord und Süd des großen Landes zuſammengefunden hatten, um dem wunderthätigen Idol zu Tuldſchapur ihre Verehrung zu bezeigen.

Moro Trimmul befand ſich wie im Fieber; ſeine Wangen glühten; ſeine Pulſe flogen; die Worte des Heldengedichtes, die, von Vyas Schastri geleſen, ſeine Glaubensgenoſſen ringsumher mit Entzücken in ſich aufnahmen, waren für ihn nicht vorhanden; er vernahm keine Silbe; — er dachte einzig und allein an Anunda und den geplanten Raub.

Die Verſammlung erhob ſich; das Volk ſchickte ſich zum Heimgange an. Gnuga kam durch das Gedränge zu ihm geſchlüpft und flüſterte leiſe ſeinen Namen.

„Iſt alles bereit?“ fragte er, ſich zu ihr hinabbeugend.

„Ja,“ antwortete ſie, „alles! Ich habe den Schlüſſel zur Pforte hinter dem Tempel zu mir genommen. Wir ſind ſicher, daß ſie offen bleibt. Komm, ich zeige dir den Weg.“

Sie ergriff ſeine Hand und ging mit ihm nach einem kleinen Thore in der Hofmauer. Dieſes lag hinter dem Tempel und mündete auf einen ſchmalen Waldpfad. Der Platz war menſchenleer; da man hier ſtehend die Ramajanavorleſung nicht deutlich hätte vernehmen können, ſo brannte daſelbſt nur eine einzige Lampe.

„Ich habe dafür geſorgt, daß ſie mehr Öl enthält als die übrigen,“ bemerkte ſie, auf den Flammenbehälter deutend. „Wenn alle anderen Lichter erlöſchen, bleibt dieſes noch ein Weilchen brennen, und ſieh, wenn wir die Thür öffnen, wirft es ſeinen Schein noch eine gute Strecke auf den Pfad hinab.“

Sie ſchritt durch die Öffnung hinaus, und Moro folgte ihr. Außerhalb des Hofes, dicht an die Wand geſchmiegt, hockten einige vermummte Geſtalten.

„Es ſind die Ramoſis,“ ſagte ſie. „Und dies iſt Janu Naik; er iſt leicht zu erkennen; iſt er doch größer als alle ſeine Brüder.“ Sie gab einem hochgewachſenen Manne einen Wink.

„Iſt es Zeit?“ fragte er, nähertretend.

„Noch nicht, — aber bald,“ erwiderte ſie. „Haſt du eine Decke zur Hand?“

„Ja, Herrin, Wagyja ſoll ſie ihr überwerfen, und dort unten am Waldesrand ſteht unſere Sänfte. Wir haben nichts vergeſſen.“

„Sie darf nicht ſchreien!“

„Das Tuch iſt ſo dick, daß es ihre Stimme dämpft,“ behauptete er. „Wir umwickeln ſie ſehr feſt, ſie kann ſich nicht rühren.“

„Sie wird doch nicht erſticken? Bedenkt, ſie iſt eine Brahmanin, ein Liebling der Göttin.“

Der Mann lachte gutmütig.

„Seid ohne Furcht, Herrin! Wir faſſen ſie an wie einen Edelſtein.“

Gnuga wandte ſich zu Moro. „Haſt du noch irgend etwas zu erinnern?“ forſchte ſie. „Iſt dir alles recht?“

Er war ſehr blaß geworden. Sogar aus ſeinen Lippen war die Farbe gewichen. „Wo iſt Janu Naiks Mutter?“

„Unten neben der Sänfte!“ antwortete der Häuptling.

„Gut. Behandelt ſie ehrfurchtsvoll. Denkt ſtets an ihren Stand und an eure eigne Unreinheit. Morgen abend hole ich ſie ab. Vor dieſer Zeit darf kein Menſch ſie bei euch finden, merkt euch das!“

Er warf dem Ramoſi ein Geldſtück vor die Füße, wie man einem Hunde einen Knochen zuwirft. Der Mann ſchien das Beleidigende dieſer That nicht zu empfinden. Er bückte ſich und hob es mit Dank auf.

* * *

Die Feſtgäſte waren von dannen gegangen; alle, auch die ſaumſeligſten, befanden ſich auf dem Heimwege. Anunda ſchickte ſich an, den Tempel zu verlaſſen, ſie wartete nur noch auf ihren Vater, da ſie ohne ihn nicht nach Hauſe zu gehen wagte. Plötzlich trat Gnuga atemlos zu ihr.

„O, Devadaſi!“ rief ſie ihr wie erſchreckt zu. „Die Murli Surja iſt gefallen. Sie liegt hinter dem Tempel auf der Erde. Ich bitte dich, hilf mir, ſie aufzurichten.“

Anunda war ſofort bereit, dem Wunſche zu entſprechen. Doch fragte ſie befremdet: „Was hatte Surja dort zu thun, warum iſt ſie nicht längſt bei ihren Eltern?“

„Ich weiß es nicht!“ antwortete Gnuga, „frage ſie ſelbſt.“

Eiligen Schrittes wanderte Anunda ihrer Verderberin nach. Keine bange Ahnung warnte ſie, dem trügeriſchen Mädchen zu folgen. Dieſelbe führte ſie bis an die offene Tempelhofpforte.

„Wo iſt ſie? Ich ſehe ſie nicht!“ rief Anunda.

In dieſem Augenblicke trat Janu Naik von hinten an ſie heran und umfaßte ſie mit ſtarkem Arm. Gleichzeitig warf einer ſeiner Begleiter ihr eine dicke wollene Decke über den Kopf und ſchlug dieſelbe mehrere Male feſt um ſie herum, ſo daß ſie kein Glied zu bewegen vermochte. Dann rannten die beiden Männer in fliegender Eile pfeilſchnell mit ihrer Beute dem Dſchungelſaume zu.

Es war dies alles das Werk einer einzigen Minute. Allein ſo geräuſchlos, wie Gnuga es gewollt hatte, war der Raub nicht vor ſich gegangen. Der grobe Filz von Janu Naiks Tuch dämpfte zwar den Schrei, den Anunda, von Todesangſt ergriffen, ausſtieß; er erſtickte ihn jedoch keineswegs ganz. Er drang eine kurze Strecke weit in das Tempelgebiet hinein. In den Prieſterwohnungen hörte man ihn nicht, wohl aber in der Tempelveſtibüle, in welcher Vyas Schastri ſich befand und, nach Beendigung ſeiner Berufspflichten, ſeine Tochter ſuchte.

## 10. Kapitel. Der Kampf.

Moro ſtand wie angewurzelt auf ſeinem Platze. Anundas Hilferuf raubte ihm die kühle Überlegung. „Daß derſelbe ungehört blieb, iſt unmöglich!“ ſagte er ſich. Was ſollte er thun? Den Räubern nachjagen, um den ganzen Vorgang ungeſchehen zu machen? Dies wäre wohl das beſte geweſen, und er hätte ſich dann ja gleich als Retter aufſpielen können; er fürchtete nur, daß er von Anunda bei ihrer Gefangennahme erblickt war. Er hatte zwar im Dunklen abſeits geſtanden, aber er war vielleicht doch nicht vorſichtig genug geweſen. Ein böſes Gewiſſen macht ſchwankend und unſicher, es iſt die Mutter banger Zweifel und es verleitet kluge Menſchen zu thörichten Handlungen, das iſt eine alte Erfahrung.

„Mach, daß du fortkommſt,“ flüſterte ihm Gnuga zu. „Anundas Schrei war ſehr laut; er drang mir durch Mark und Bein, und wenn man ihn dort drinnen vernommen hat,“ ſie deutete auf den Tempel, „ſo wird man ihr zu Hilfe kommen. Wir dürfen hier nicht gefunden werden.“

„Es iſt beſſer, ihr nachzulaufen und ſie den Ramoſis wieder abzunehmen,“ entgegnete er erregt.

„Unſinn! Die ſind ſchon über alle Berge; ſaheſt du nicht, wie ſie fortrannten. An ein Einholen iſt nicht zu denken, und überdies würde dich ſchon die Thatſache verraten, ſo ſchnell bei der Hand geweſen zu ſein. Nein, nein, folge meinem Rat; flüchte dich eilends.“

Er blickte unſchlüſſig hinunter auf den dunklen Weg. „Wenn ich nur wüßte, welche Richtung ſie eingeſchlagen haben!“ ſagte er nachſinnend.

„Bleiben iſt Tod!“ warnte ſie angſtvoll, indem ſie ſich bemühte, ihn mit ſich fortzuziehen. Er ſtieß ſie unſanft von ſich.

„Nun gut, du willſt nicht? So lebe wohl und, die heilige Mutter ſei dir gnädig!“ rief ſie ihm zu und eilte fort.

Sie verließ ihn, aber er blieb nicht allein, ſchon im nächſten Augenblicke ſtand vor ihm die hohe Geſtalt von Anundas Vater.

Es war ihm, als ſei dieſelbe aus dem Erdboden herausgewachſen.

„Wo iſt meine Tochter?“ donnerte ihn der Oberprieſter an. „Im Namen der allmächtigen Kali, ſprich, was haſt du ihr gethan?“

„Ich — ich, was meinſt du? Was willſt du?“ entgegnete Moro Trimmul mit dem Verſuch, ſich dem Fragenden zu entziehen und ſich in den Tempelhof zu flüchten.

Vyas Schastri vertrat ihm den Weg mit den Worten: „Du ſtehſt mir Rede! Du haſt den Hilferuf ebenſo deutlich vernommen wie ich. Er kam von dieſer Stelle; hier ward er ausgeſtoßen.“

„Ich habe nichts gehört!“ behauptete Moro.

„Das iſt eine Lüge, eine ſchändliche Lüge, denn ohne Grund wirſt du hier nicht ſtehen, an einer Pforte, die ſeit Jahren nicht geöffnet wurde; du weißt, was meinem Kinde zugeſtoßen iſt, geſtehe! Thuſt du das nicht, ſo befehle ich den Tempelwärtern, dich gefangen zu nehmen.“

Dieſer Entſchluß wurde atemlos, angſtvoll und doch im Tone einer unerbittlichen Drohung ausgeſtoßen. Vyas Schastri war ein thatkräftiger Mann, er pflegte kein Zauderer zu ſein, wenn es galt, eine Handlung dem Worte anzupaſſen.

Moros Zorn entflammte. Ihn in Ketten und Banden ſchlagen? Ihn, einen Pundiſt, einen Prieſter der Kali dem öffentlichen Geſpött preisgeben — und das alles wegen einer

Frau? Das durfte nicht geſchehen! Teuer gedachte er ſeine Freiheit zu verkaufen.

„Was geht mich deine Tochter an?“ erwiderte er barſch. „Berühre mich nicht, wenn dir dein Leben lieb iſt.“

Vyas achtete nicht auf dieſe Mahnung. „Du biſt mein Gefangener,“ entgegnete er, „du ſollſt dein Urteil aus dem Munde der Prieſterſchaft empfangen; denn du haſt gefrevelt.“ Er umklammerte Moros beide Handgelenke, um ſein Entweichen zu verhindern, mit eiſernem Griff. Die Sorge um das geliebte Kind verdreifachte ſeine Kraft. Der jüngere Mann war ihm jedoch überlegen. Derſelbe befreite ſich mit einem gewaltſamen Ruck aus ſeiner Haft und erhob die geballte Fauſt des rechten Armes. Wuchtig, wie einen ſchweren Hammer ließ er dieſe auf die Stirn ſeines Angreifers niederfallen.

Vyas Schastri taumelte zurück, ſchwankte mehrere Male hin und her und ſtürzte zu Boden. Im Niederſinken ſchlug er mit der Schläfe auf die ſcharfe Kante eines Mauereckſteines. Lautlos blieb er im Graſe liegen.

Moro ſah ihn mit weitgeöffneten Augen an. Warum bewegte er ſich nicht? Weshalb ſtöhnte er nicht? Er war ſicherlich ohnmächtig. Der heftige Fall hatte ihm die Beſinnung geraubt.

Ja, ſo war es! Das unterlag keinem Zweifel!

Moro kniete neben ſeinem ſtummen Schwager nieder. Es ſchien, als habe die mit ihrem Erlöſchen ſchon ſeit einiger Zeit kämpfende Wandlampe ihre Thätigkeit nicht eher einſtellen wollen, als bis ſie ihm die unglückſeligen Folgen ſeines Jähzornes gezeigt hatte. Hoch aufflackernd, warf ſie ihren letzten hellen Strahl auf das Antlitz des Gefallenen. Daſſelbe war durch eine klaffende Wunde entſtellt, blutüberſtrömt und leichenblaß.

Dunkel ward es ringsumher, ſo dunkel, daß Moro im erſten Augenblicke die vor ihm liegende Geſtalt nur noch in ſchwachen Umriſſen zu erkennen vermochte. Allmählich paßte ſich ſein Auge der Finſternis an, und er unterſchied nun genau die einzelnen Glieder des regloſen Körpers. Langſam taſtete er mit der Hand über dieſelben hin. Wie ſchwer und ſtarr waren die Arme des Bewußtloſen! Er legte ſeinen Kopf auf deſſen Bruſt und horchte. — Seltſam, ſie hob und ſenkte ſich nicht. — Hatte das Herz ſein Klopfen eingeſtellt?

Ihn ſchauderte, als die Vermutung die Oberhand in ihm gewann, daß es ſich hier nicht um eine Ohnmacht handele. Er war abergläubiſch, wie alle Hindus. Er wähnte, daß unreine Geiſter jeden Leichnam umkreiſen. Er glaubte ſogar, die leiſen, höhnenden Stimmen jener Dämonen zu hören. Sie riefen ihm zu: „Mörder! Mörder!“

„Nein, das bin ich nicht,“ verteidigte er ſich halblaut, „ich habe ihn nur geſchlagen, weil er mich angriff; — es iſt nicht meine Schuld, daß er gegen jenen Stein fiel.“

Von einer namenloſen Angſt ergriffen, rang er nach einem klaren Gedanken, nach einer Antwort auf die bange Frage: „Was thue ich, um zu verhüten, daß die Menſchen in den Anklageruf meiner unſichtbaren Peiniger einſtimmen?“

Eines ſtand feſt: Vyas Schastri durfte nicht auf dieſer Stelle gefunden werden, denn dann hätte Gnuga, das leichtfertige Mädchen, ſogleich erraten, daß er mit ihm zuſammengeſtoßen ſei, und wenn ſie dies wußte, konnte es auch die Prieſterſchaft erfahren, ſobald dieſelbe verſtändige Nachforſchungen über die Todesart ihres Oberhauptes anſtellte.

Er ſtand auf und verſuchte es, die Leiche auf den Arm zu nehmen. Sie war ihm zu ſchwer; und ſo ſchleifte er ſie nach ſich, indem er den Weg hinabging, auf dem die Ramoſis Anunda fortgetragen hatten. Es war ein grauſer Gang und ein Glück für ihn, daß die Sonne — die reine, hehre Sonne, die Enthüllerin der Verbrechen, ihn nicht ſah.

Ein kleiner Fluß rieſelte am Walde entlang; in dieſen ſtieß er den Körper ſeines Schwagers hinein.

„Das iſt das beſte,“ dachte er. „Er hat ſeine Tochter geſucht — er iſt ihr nachgelaufen auf dem ſteilen Pfade. In der Dunkelheit der Nacht iſt er gegen die Steine gefallen und ſchließlich hier am Ufer ausgeglitten und in das Waſſer geſtürzt.“

Mit fliegender Eile wandte er ſich ſeinem Heimwege zu. Er erreichte ſein Haus, ohne daß ihm jemand begegnete.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Aus der Welt des Waſſertropfens.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

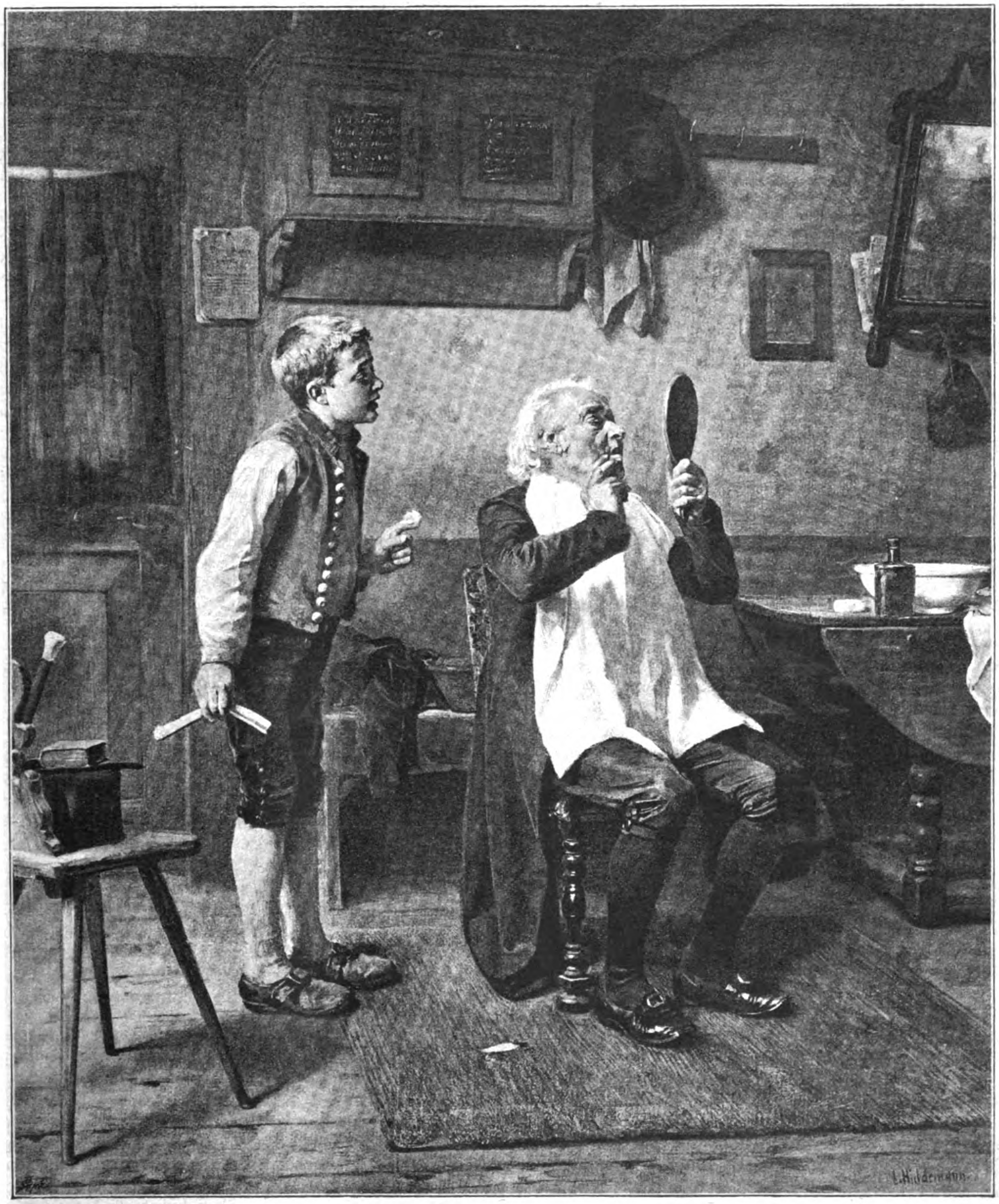
Wer zum erſtenmal durch ein Mikroſkop in einen Tropfen geſchickt eingefangenen Sumpfwaſſers blickt, den überraſcht das Durcheinanderwimmeln von allerlei kleinen Geſchöpfen, die, meiſt ebenſo durchſichtig wie das Waſſer, dem Auge geſtatten, ihre inneren Lebenswerkzeuge wahrzunehmen, und doppelt ſo anziehend wären, wenn ſie weniger haſtig eilten und ſich mit mehr Ruhe beobachten ließen. Da gibt es kugelförmige und muſchelgeſtaltige, ſolche, die wie Maiglöckchen ausſehen, und ſolche, die Ähnlichkeit mit einem Trichter haben. Gar mannigfache und merkwürdige Formen können wir mit dem Auge verfolgen, aus deren lebhaften, ſelbſtändigen Bewegungen wir ſchließen, daß dieſe ſeltſamen Gebilde dem Tierreiche zugehören.

Alles, was Tier heißt, ernährt ſich und pflanzt ſich fort, es ſorgt für ſich, indem es ſeinen Unterhalt ſucht, ſich vor ſchädlichen Einflüſſen und Feinden ſchützt und im Kampfe mit der übrigen Lebewelt zum Angreifer wird. Es ſorgt ferner für ſeine Nachkommenſchaft und wenn auch in noch ſo beſcheidenem Maße, indem es wenigſtens einen geeigneten Ort ausſpürt, an welchem die junge Brut ſich mit ziemlicher Sicherheit entwickeln kann. Das Familienleben der Tiere übt einen großen Reiz auf den Menſchen aus. Man ſieht, wie die Tiere miteinander umgehen, wie Abneigung und Zuneigung ihr Handeln beeinfluſſen, wie Ichſucht, Eiferſucht, Freundſchaft und Liebe, Klugheit und Beſchränktheit in den verſchiedenſten Abſtufungen auch bei ihnen zu finden ſind, ſo daß es dem Beobachter möglich wird, indem er menſchliches Empfinden als Leitfaden nimmt, ſich in das Leben der Tiere zu verſetzen und in demſelben ein Spiegelbild menſchlicher Weisheit oder Thorheit zu erblicken — je nachdem. Das Kind läßt die Tiere ſprechen und liebt die Märchen vor allen, in denen die Tiere reden, der Erwachſene erfreut ſich an der Tierfabel mit lehrhaft und witzig zugeſpitzten Schlußſätzen, demjenigen aber, der ſich der ernſten Forſchung befleißigt, enthüllen ſich nach und nach die Geſetzmäßigkeiten, in denen ſich alles Werden und Vergehen, der Lebenslauf irdiſcher Weſen vollzieht.

Gelten die Geſetze des Lebens ebenfalls für die Geſchöpfe des Waſſertropfens? Beſitzen auch dieſe Empfindung, wie die Tiere, welche in Geſtalt und Lebensverrichtung ſich dem Menſchen nähern? Haben ſie Leidenſchaften, können ſie lieben und haſſen, können ſie ſich ihres Daſeins freuen, bereiten widrige Umſtände ihnen Mißbehagen und Schmerz? Das ſind Fragen, die ſich unwillkürlich jedem aufdrängen, dem das Mikroſkop die Welt des Waſſertropfens zeigt; es regt ſich die Luſt an der Erkenntnis, der Trieb, die Rätſel der Natur zu ergründen, welcher zum Forſchen drängt und zum Wiſſen führt. Wer da weiß, welche Mühe es koſtet, welche Schwierigkeiten zu überwinden ſind, die Lebensgeſchichte größerer Tiere wahrheitsgetreu zu ermitteln, wie z. B. diejenige der Bienen, der Ameiſen, der Schlangen ꝛc., wird einſehen, daß die winzig kleinen Geſchöpfe des Waſſertropfens in dieſer Beziehung nicht nur beſondere Mühe verurſachen müſſen, ſondern auch das Erſinnen von eigenartigen Mitteln und Wegen erfördern, welche das gewünſchte Ziel erreichen laſſen. In der That iſt es einem franzöſiſchen Forſcher, Herrn E. Maupas, gelungen, Aufſchlüſſe über das Leben einzelner Infuſorienarten zu erlangen, die an und für ſich ebenſo bemerkenswert ſind wie die klug erſonnenen Wege, auf denen er zu den Ergebniſſen gelangte.

Herr Maupas ging zunächſt von dem Gedanken aus, daß zur Beobachtung der Infuſorien es notwendig ſei, die einzelnen Arten derſelben rein zu züchten und die von ſtörenden Mitbewohnern freien Kolonieen lange Zeit hindurch tagtäglich zu muſtern.

Es klingt ſonderbar: „Infuſorien züchten,“ aber da man



Es iſt kein Meiſter vom Himmel gefallen. Gemalt von F. Hiddemann.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

heute, nach dem Verfahren unſers berühmten Landsmannes, Profeſſors Koch, dahin gekommen iſt, Bakterien rein zu züchten, mußte es auch gelingen, die bedeutend größeren Infuſorien einzeln zu fangen und in einem Waſſertropfen zur Vermehrung zu zwingen. Es wurde dafür geſorgt, daß der Tropfen Regenwaſſer, in welchen ein Einzelinfuſorium geſetzt worden war, nicht eintrocknete, und gleichzeitig ergaben fortgeſetzte Verſuche die Temperatur, bei welcher das Tier am reichſten mit Nachkommen geſegnet wurde.

Die Vermehrung der Infuſorien geſchieht durch Teilung. Das Einzeltier ſchnürt ſich ein, ſo daß zwei Hälften entſtehen, jede dieſer Hälften richtet ihren eignen Lebenshaushalt ein, und ſobald die für das Beſtehen erforderliche Tüchtigkeit erreicht worden, reißen die beiden voneinander und ſchwimmen als neue, ſelbſtändige Weſen weiter, die den ſoeben durchgemachten Werdevorgang in kurzer Friſt wiederholen. In fünf Tagen iſt ein Einzelweſen im ſtande, der Urahne von zehn Millionen Nachkommen zu ſein, in der Mitte des ſiebenten Tages würde ſein Geſchlecht ſchon zehn Milliarden zählen.

Wie vorhin erwähnt, fand Herr Maupas die geeigneten Wärmegrade, bei denen die Vermehrung der einzelnen Infuſorienarten am vorteilhafteſten vor ſich ging. Die Temperatur iſt auf den Vorgang der Teilung von größerem Einfluſſe als die Einwirkung des Lichtes, da die Infuſorien in völliger Dunkelheit eine ebenſo zahlreiche Sippe zu gleicher Zeit aufweiſen, wie im hellen Sonnenlichte. Dagegen bedürfen einige Infuſorien einer mittleren Temperatur von 20, andere von 22, wieder andere von 25—26 Grad Celſius zur ausgiebigſten Vermehrung.

Aus dieſen Unterſchieden der Wärmegrade erſehen wir nun, daß es im Waſſertropfen ebenſo wie auf dem zonenumgürteten Erdballe Tierarten gibt, die zum völligen, beſten Gedeihen ein ihnen zuſagendes Klima beanſpruchen. Wird ein Wärme begehrendes Infuſorium kühl gehalten, ſo ergeht es ihm wie den tropiſchen Tieren, welche in gemäßigte Breiten verſetzt werden: ſie bleiben arm an Nachkommen, ihr Geſchlecht geht an dem unzuſagenden Orte nach wenigen Lebensaltern zu Grunde. Es ſind alſo einzelne Infuſorienarten ebenſo wie hochentwickelte Tiergattungen des Feſtlandes auf eine beſtimmte Wärme, auf das Klima, angewieſen, ſie beſitzen nicht bloß die Empfindung für kalt und warm, ſondern ihr Wohlergehen richtet ſich nach verhältnismäßig geringen Temperaturunterſchieden.

Die in reinem Regenwaſſer gezüchteten Infuſorienvölker befinden ſich in ebenſo ungünſtiger Lage wie eingepferchte Herden, wie eingekäfigte Tiere überhaupt, da ſie, des Umherſchweifens im Freien beraubt, ihre Nahrung nicht ſelbſt aufzuſuchen vermögen, ſondern von der Gnade ihres Hirten und Hüters abhängig ſind. Sollen die zur Beobachtung dienenden Kolonieen längere Zeit hindurch erhalten bleiben, ſo muß ihnen Futter zugeführt werden.

Was aber eſſen die Infuſorien, welche Speiſe ſagt ihnen zu, bei welcher Koſt gedeihen ſie regelrecht? Man bedenke, daß ihrer Hunderte in einem Waſſertropfen wohnen und nicht jedes einzelne nach ſeinen Eßgelüſten gefragt werden kann.

Daher mußten Vorverſuche angeſtellt werden, um nicht allein über die Ernährungsweiſe der Infuſorien Aufſchlüſſe zu erlangen, ſondern auch die Nahrung herauszufinden, welche der einen oder der anderen Art am zuträglichſten iſt. Es ſtellte ſich nun heraus, daß es pflanzenfreſſende, fleiſchfreſſende und allesfreſſende Infuſorien gibt. Die Pflanzenfreſſer konnten mit Abkochungen von Mehl in Regenwaſſer ernährt werden, auch ſagten ihnen Leckereien zu, welche als kleinſte Pilzweſen ihnen vielleicht dasſelbe ſind, was uns Champignon und Trüffel, ferner verſchlangen ſie mit Vorliebe einzellige Algen jener winzigen Gebilde, welche die einfachſte Form des Pflanzenreiches darſtellen. Für die Fleiſchfreſſer, die von ihresgleichen leben, wurden beſondere Zuchten kleiner Infuſorien angelegt, die ſich mit Mehlabkochung verpflegen ließen.

Wie einfach das iſt, und doch wie ſeltſam! Man ſpricht von der Welt des Waſſertropfens oft genug, ohne ſich Rechenſchaft darüber zu geben, ob das Leben im Tropfen auch Thatſachen biete, welche ſchlußrechte Vergleiche mit dem Leben in der großen Welt geſtattet, der auch wir angehören. Jetzt haben wir eine ſolche Thatſache. Denn in unſerer Welt ſehen wir, ohne beſondere Schärfung des Auges, wie das Pflanzenreich gewiſſe kleinere Tiere ernährt, die ihrerſeits die Beute der Fleiſchfreſſer bilden; denſelben Vorgang beobachtet der Forſcher im Waſſertropfen, beiden Welten ſind alſo dieſelben Geſetze gemeinſam. Und wenn wir nun gar unſere Erde — unſere Welt — dem Weltall gegenüberſtellen, mit den Zahlen der Sternkundigen im Geiſte meſſend und wägend, dann erſcheint die Erde wahrlich nichts mehr oder nichts minder als ſo eine Welt des Tropfens. Wir aber dürfen die Folgerung ziehen: wenn ſich im Waſſertropfen dieſelben Lebensgeſetze vollziehen, wie auf der Erde ſelbſt, wenn die winzigen Geſchöpfe von denſelben Neigungen beherrſcht werden, wie die hochentwickelten Weſen, dann haben dieſe Geſetze auch Gültigkeit für ferne Weltkörper, für die Millionen „Tropfen“ der Weltenwelt, und mit dem Blicke, den wir auf die leuchtenden Punkte am Nachthimmel, auf das Dämmerlicht des Sternenringes der Milchſtraße richten, dürfen wir den Gedanken hinausſenden — dort überall wird Leben ſein, und wo Leben iſt, werde ich es mitempfinden, verſtehen können. So bin denn ich nicht bloß ein ſtaubgeformter Zellenſtaat, ſondern durch das Leben und durch geiſtiges Erfaſſen des Lebens allem Leben zugehörig, wo es auch ſei.

Doch weiter in den Beobachtungen der Infuſorien, deren Thun und Treiben noch vielerlei Übereinſtimmung mit der Thätigkeit hochentwickelter Erdbewohner zeigt.

Wie bei höheren Tieren nehmen die einzelnen Arten nicht ohne Unterſchied alles ſich Darbietende als Nahrung an. Schon die Ausbildung des Mundes und der Wimperhaare, welche denſelben umgeben, iſt bei verſchiedenen Arten ſehr verſchieden und läßt erkennen, daß die Nahrungsaufnahme nicht die gleiche ſein kann. Die feſtſitzenden Arten, wie das Maiglockentier, erregen mit ihren Wimperhaaren einen Strudel, der die im Waſſer fein verteilten Nahrungskörperchen dem Munde zuführt, während die frei herumſtreifenden auf Jagd ausgehen, ihre Beute mit den ſtarken Wimperhaaren betaſten und ſie verſchlingen, falls ſie ihnen ſchmackhaft vorkommt.

Sobald ein Tier in ſeiner Speiſe wähleriſch iſt, beſitzt es auch Empfindung zwiſchen Unterſchieden des Wohlbehagens in Bezug auf das Schmecken. Das eine Beutetier ſchmeckt dem Infuſorium beſſer als das andere. Um dies zu erkennen, während es die Beute betaſtet, muß es entweder Inſtinkt beſitzen — den unerklärlichen Trieb, das Gefühl, welches auch zuweilen unerklärlich der Menſchen Handlungen leitet — oder ſich perſönliche Erfahrungen erworben haben. In fünf Tagen kann ein Infuſorium bereits zehn Millionen Nachkommen haben. Woher nehmen dieſe alle die Zeit und die Gelegenheit, Erfahrungen zu machen? Spielt ſich etwa in dem kurzen Lebenslaufe eines Infuſoriums das Entſtehen, Entwickeln und Vergehen raſcher ab als in dem Lebensgange eines höher gegliederten Geſchöpfes, ohne daß, in Betracht der Kleinheit des Weſens und der Kürze der Zeit, die Verhältniſſe der Erfahrung geringere ſind? Wer vermag das zu entſcheiden? Nur vermuten dürfen wir, daß unſere Erdjahrhunderte einem Sinne, dem die Weltenjahrtauſende faßbar und überſichtlich ſind, noch winziger vorkommen müſſen, als uns die den Infuſorien zur Entwickelung gegebenen Zeitabſchnitte erſcheinen.

Auf dem Feſtlande der Erde ſind die Pflanzenfreſſer den Fleiſchfreſſern unterlegen. Die Fleiſchfreſſer würden nicht vorhanden ſein, wenn ſie ihrer lebendigen Nahrung, den Pflanzenfreſſern, nicht an Kraft und Liſt überlegen wären. Dieſelben Wechſelbeziehungen finden im Waſſertropfen ſtatt.

Zunächſt machen die pflanzenfreſſenden Infuſorien, — jene, welche künſtlich mit Mehlabkochung gefüttert wurden — ſich gegenſeitig die Nahrung ſtreitig, indem die größeren Arten die kleineren verdrängen, und von derſelben Gattung das ſtärkere dem ſchwächeren Einzelweſen den Platz wegzunehmen ſucht. Die Pflanzenfreſſer müſſen jedoch den Allesfreſſern und den Fleiſchfreſſern unterliegen, welche im Waſſertropfen gar bald die Oberhand gewinnen, denn ſie greifen die Pflanzenfreſſer ohne Furcht an. Die innere Gewalt, welche ihnen den Mut zum Angriffe verleiht, iſt der — Hunger, dieſelbe treibende, welche die Fleiſchfreſſer des Feſtlandes „wild“ und kühn macht, welche den Menſchen zur Jagd zwang und ſelbſt zum Kannibalismus. Die Verfolgten ſuchen ſich im nicht begrenzten Reviere eine neue, an Nahrung reiche Stätte, im beengten mikroſkopiſchen Tropfen ſind ſie dem Feinde rettungslos verfallen. Steht ihnen der Weg offen, dann beginnen auch die Infuſorien Völkerwanderungen, ſie ziehen davon wie die Nomaden, welche den Kriegern die eroberte Heimat überlaſſen.

In der That gibt es Krieger unter den Infuſorien; es ſind dies kleinere, aber beſſer bewehrte Einzelweſen, welche ſchlecht bewehrte größere anfallen und bezwingen. Hier iſt es die trefflichere und gefährlichere Ausrüſtung, welche dem Kleinen den Sieg über den körperlich Umfangreichen verleiht.

Haben nun die fleiſchfreſſenden Infuſorien im Waſſertropfen die Pflanzenfreſſer vernichtet, ſo tritt auch an ſie das Verhungern, ſobald neue Zufuhr ausbleibt. Die Landwirtſchaft — ſozuſagen — iſt zu Grunde gerichtet, der Staat iſt verwüſtet, Not muß eintreten.

In ſolcher Not zwang Herr Maupas die ſiegreich überlebenden Infuſorien zu verſchiedenartiger Nahrung, um zu ſehen, welchen Einfluß dieſelbe ausübe. Es ergab ſich aus einer Reihe von Verſuchen, daß einzelne Arten bei reichlicher Zufuhr zuſagender Nahrung bedeutend wuchſen und ihre Geſtalt veränderten. Es wurde in kurzer Zeit erreicht, wozu Viehzüchter Jahre gebrauchen: es wurden Infuſorienraſſen gezüchtet, welche ſich an behäbiger Größe und Geſtalt weſentlich von ihren Vorfahren unterſchieden — es waren Maſtinfuſorien geworden.

Selbſt bei guter Pflege treten nach einer längeren Reihe von Teilungen, alſo nach der Entſtehung zahlreicher Geſchlechter, Veränderungen an dem Körper der Infuſorien ein, welche Maupas die greiſenhafte Entartung nennt. Die Körpergröße ſchwindet, die zum Haſchen und Heranſtrudeln der Beute beſtimmten Wimpern nehmen, ähnlich wie dies bei den Maſtinfuſorien beobachtet wurde — an Zahl ab, die Beweglichkeit vermindert ſich, die Fähigkeit ſich zu ernähren erleidet Einbuße, und das Volk der Infuſorien — durch viele, ſtets ſchwächer werdende Geſchlechter von dem Stammvater getrennt, nähert ſich dem Ende durch allmähliches Ausſterben. Wie Völker der Erde entſtanden, blühten und vergingen, ſo vergehen die raſchgeborenen Völker des Waſſertropfens. Sie würden für immer dem Tode anheimgefallen ſein, wenn nicht einzelne der dem Untergange rettungslos Verfallenen durch die Zuſammenſchmelzung ihrer Zellkerne einem neuen Weſen ihrer Art friſches, verjüngtes Leben gäben. Durch das Hinwegwerfen des Abſterbenden, durch die Vereinigung zweier ſchwacher Innenkerne entſteht geheimnisvoll aus zwei Todgeweihten ein ſtarkes, kraftbegabtes Weſen, das als Ahnherr des neuen Geſchlechtes die Teilung beginnt und ſich ins Millionenfache vermehrt. So ſtirbt das Einzelweſen, die Art aber lebt als Ganzes, da ihr die Kraft der Verjüngung gegeben, ſie erſcheint unſterblich, ſolange ſie in der Welt lebt, welche ihr Nahrung und Aufenthalt gewährt — in der Welt des Waſſertropfens.

Dem Aufgußtierchen — dem Infuſorium — iſt der Waſſertropfen die Welt, in der ſein Geſchlecht ſogar ſo lange unſterblich iſt, als der Tropfen dauert. Uns klugen Menſchen iſt der Waſſertropfen ein Nichts im Vergleiche zu den ungezählten Tropfen der irdiſchen Gewäſſer, und dennoch bietet er dem ſehenden Auge ein bedeutſames Abbild der großen Welt, ſelbſt ſchon jetzt, da wir ſo wenig von ihm wiſſen.

---

## Das Fritzche.

### Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Am anderen Tage ſuchte Aſten den Jäger in ſeinem Zimmer auf. Derſelbe war völlig an das Haus gebannt. Er hatte einen Schuß in die Lunge bekommen, und es war eine bedenkliche Schwäche in ihr zurückgeblieben, ſo daß ihm die Ärzte geraten hatten, noch eine Zeitlang in der milderen Pfalz zu bleiben, ehe er in das rauhe Klima ſeiner oberbayriſchen Heimat zurückkehrte.

„Wie geht es Ihnen heute?“ fragte Aſten, in das roſig angehauchte, heitere Geſicht ſehend, während er die ihm hingereichte Hand ſchüttelte.

„Nun, ſo ſo,“ ſagte der Leutnant vergnügt, „ich habe Stiche, und der Huſten plagt mich wieder gar ſehr. Aber was will man machen? Es kann nicht alle Tage ſchön Wetter ſein; nicht?“

„Sie tragen Ihr Leiden mit viel Humor,“ bemerkte der Major, indem er ſich ſetzte, aber die ihm angebotene Cigarre ausſchlug.

„Ja, der Humor, das iſt das beſte am Leben. Das andere kann man ſich nicht ſelbſt verſchaffen, auch wenn man den beſten Willen dazu hat; aber der Humor oder ‚die Schneid,‘ wie wir Bayern ’s heißen, den kann ſich ja ein jeder ſelbſt bewahren, geht’s gut oder ſchlecht.“

Aſten betrachtete den Sprecher. Sein ſonniges Temperament zog ihn an. In dem Geſichte des jungen Mannes fand er aber unter dem Glanze dieſer glücklichen Laune nur beunruhigende Zeichen. Das Rot, das noch auf beiden Wangen glühte, bildete zwei runde, ſcharf abgegrenzte, bedenklich hervorſpringende Flecken, und die übrige Haut war gelb, welk und trocken. Die ſchönen hellblauen Augen hatten bei aller Lebhaftigkeit einen fieberhaften Blick, und die Muskeln des mageren Halſes waren in fortdauernder unruhiger Bewegung, um der Bruſt den fehlenden Atem herbeizuholen.

In dem Wunſche, das Ergebnis ſeiner Beobachtung nicht zu verraten, glitt Aſtens Blick von den Zügen des Leidenden auf deſſen Umgebung. Er ſuchte den Talisman in ihr, der es dem jungen Manne möglich machte, das Leben, das er mit ſo viel Leiden erkaufen mußte, in ſo roſigem Lichte zu ſehen.

Den Tiſch, an dem ſie ſaßen, bedeckten Zeichenutenſilien, Blätter und Blättchen.

„Sie ſind Künſtler,“ ſagte Aſten, „darf man bewundern?“

„Bitte, ſo viel zu bewundern iſt.“

Der Major betrachtete die Zeichnungen. Sie ſtellten meiſt militäriſche Ereigniſſe dar. Es zeigte ſich in den Skizzen eine feine Beobachtung und ein kecker, das Leben leicht feſthaltender Strich.

„Sie haben keine unbedeutende Begabung,“ bemerkte Aſten erſtaunt.

„Ich glaube das ſelbſt,“ meinte der Jäger. „Nur hatte ich leider nicht die Mittel, ſie auszubilden. Ich bin in bedrängten Verhältniſſen aufgewachſen und lebe noch jetzt in ſolchen.“

„Und doch haben Sie ſich dieſe köſtliche Laune bewahrt?“

Über das Geſicht des Bayern zog ein Lächeln.

„Ich glaub’, das hab ich eben dabei gelernt,“ ſagte er. „Sehen Sie, wir haben nichts gehabt, meine Mutter und ich, als Sorgen, ſo lang ich denken kann… Hätte da eins von uns den Mut ſinken laſſen, da wär’s nimmer gegangen. Aber ſo haben wir uns gewöhnt, meiſt auch dann zu lachen, wenn wir hätten weinen mögen, damit eins nicht merkte, wie ſchwer es das andere hatte, und da haben wir gelernt das Ding ſo gut machen, daß wir ſelber auf die letzt nicht mehr geſpürt haben, wie bös es war. Man glaubt eben nicht, was man ſich alles weglachen kann: Hunger und Kummer, ja, auch Schmerzen ſogar, wenn ſie nicht gerad’ allzuheftig ſind.“

Er bekam einen Huſtenanfall und führte das Taſchentuch an die Lippen. Es färbte ſich mit roten Flecken.

„Sie ſpucken Blut?“ fragte Aſten erſchreckt.

„Ja,“ ſagte der Jäger, nach Atem ringend, und legte ſeine Hand auf die des Majors: „Wiſſen Sie, ich werd’ nicht mehr. Ich ſpür’s: die Schmerzen ſind zu ſtark da herin,“ er deutete auf die Bruſt: „Und deshalb möcht’ ich bald heim, damit ich meine Mutter noch ſeh, wenn auch die Herren Doktoren meinen, ich ſollt’ hier bleiben. Ich blieb ja ſonſt gern, denn ich war ja noch nie irgendwo lieber in meinem Leben…

Sehen Sie, ich hab aber hier auch ein bedrücktes Gewiſſen. Ich hätt' nit mitgehen müſſen, denn ich war vom Militär frei wegen meiner ſchmalen Bruſt und auch weil ich meiner Mutter einziger war. Ich ſollt' Kaufmann werden, aber wie's hieß: gegen die Franzoſen und ganz Deutſchland zieht aus, da hielt's mich nicht mehr. Meine Mutter mocht' weinen und bitten, ich mußt' halt mit, und ſo ließ ich mich einreihen gegen ihren Willen. Und glauben Sie nicht, daß ich's bereu', wegen meiner nicht — nein — und die Mutter — nun, ſehen Sie, bis ich für die eine wirkliche Stütz' hätt' werden können, ſie iſt ſchon alt — wer weiß, hätt' ſie's erlebt... Aber tröſten möcht ich ſie jetzt und ihr noch einmal zuſprechen, daß ſie ſich's nit zu ſehr zu Herzen nimmt... Deshalb wollt' ich, die Herren Ärzt' ſagten mir aufrichtig, wie's ſteht; ich kann mir's ja denken, aber wenn ſie immer von Beſſerung reden, glaubt man's dazwiſchen doch wieder..."

Aſten ſchwieg. Was ſollte er darauf erwidern? Es drängte ſich ihm, wie ſo oft ſchon in dieſem Kriege, der Wunſch auf, tröſten und helfen zu können, und das Gefühl der Ohnmacht gegen die Folgegewalt des Krieges. Daß der Bayer in dieſer Jahreszeit reiſen könne, erſchien unmöglich und wieder bedenklich, daß er blieb, wollte er die alte Mutter noch ſehen...

Der junge Mann half ihm indeſſen ſelbſt über die peinigenden Gedanken hinweg, indem er ſagte: „Nun, machen Sie ſich's nicht ſchwer. Ich werd' ſchon einen Weg finden, der uns noch zuſammenführt. Sie ſollen hier aber nicht nur Klagen hören. Sehen Sie lieber noch dies hier an; ich hab heut noch daran gearbeitet. Vielleicht ſehen Sie es gern."

Und er ſchob ihm ein Paſtellbild hin, unter welchem: „Nixchens erſte Ausfahrt" zu leſen ſtand. Ein Phantaſieſtück, mit der zarteſten Empfindung ausgeführt, ſo daß es Aſten in ſchweigender Bewunderung betrachtete. Auf den glatten Wellen eines Sees ſchaukelte ein Blumenblatt, in deſſen Biegung eine Nixe ſaß. Zwei Schmetterlinge waren an dem Stengel befeſtigt und gaukelten vor ihm her; ein kleiner mutwilliger Nix half ihnen ziehen, kehrte lachend ſein Köpfchen nach der Gefährtin um und wies mit der Rechten auf das Ufer hin, wo im Waſſer, vor den wehenden Haarbüſcheln des Schilfes, große, weißkelchige Blumen blühten, über denen die grünen Blätter breiter Baumhäupter ſpielten. Andere glückliche Waſſergeiſter umplätſcherten das Fahrzeug. Am lieblichſten aber an dem Ganzen war das Geſicht des zum erſtenmal ausgeführten Nixchens, das ſelige Staunen darin, das Entzücken über die Schönheit dieſer lichten, ungeahnten Welt. Und dieſes Kindergeſicht zeigte Friederikens Züge. Es waren die zarten Konturen ihres Köpfchens, aus welchem hier die erſte Luſt des Lebens lachte; die ſchönen, unſchuldigen Augen, die Aſten im Traum und Wachen ſah, aus denen des Elfchens wonniges Entzücken ſtrahlte; ja bis zu dem weichen Fall der goldglänzenden Haare, die ſich um Stirne, Nacken und Schläfen ſchmiegten, war es dem Künſtler gelungen, jene liebliche Ähnlichkeit feſtzuhalten.

Aſten beneidete ihn darum. Ihm wollte es ſcheinen, als müſſe der eine Art Beſitzrecht an dem Reiz des Mädchens fühlen, der ihn ſo in ſich aufzunehmen, ſo ihn wiederzugeben wußte.

„Das iſt Fräulein von Waibach," ſagte er daher ſtatt jeder Kritik, „hat ſie Ihnen dazu geſeſſen?"

„Hierzu gerade nicht. Aber ich habe ſie ſonſt gezeichnet und ich muß geſtehen, das liebe Geſichtl ſitzt mir ſo tief im Gedächtnis, daß ich jetzt ſchwer etwas machen kann, wo ich es nicht hineinbring'."

„Aber haben Sie auch dieſen Ausdruck an ihm geſehen?"

„Nein! leider nicht. Den hab ich hineinlegen müſſen," antwortete der Jäger bedauernd, „es iſt nur der, mit dem ich ſie ſo gerne ſehen möcht'! Sie iſt immer ſo ernſt, und iſt's nicht ſchad', daß nicht einmal ſo ein wunderlieb's Geſchöpf ſo recht glücklich ſein ſoll? Wenn ich nur wüßt', was ihr fehlt? Etwas muß es ja ſein. Aber was? Eine Lieb' hat ſie ja und eine glückliche auch. Der Menſch, dieſer Salteneck, iſt ja auch ſoweit ganz nett..."

„Glauben Sie, daß ſie den liebt?" fragte Aſten unüberlegt ſchnell.

„Ja, wen denn ſonſt?" fragte der Bayer zurück, mit einem Blick, in dem die zweite, unausgeſprochene Frage lag: „Haſt du denn das noch nicht gemerkt?" Danach fuhr er fort: „Er muß deſſen ja wohl auch ſicher ſein, denn er befiehlt hier in Haus und Hof, ſo als fühlt' er ſich ſchon als Herr... Das möcht' er doch wohl nicht thun, wenn er ſeiner Sach' nicht ſicher wär'."

In Aſten erwachten wieder alle mühſam bekämpften Zweifel. Dieſer junge Menſch, welcher doch gewiß aufrichtig und harmlos war, teilte ihm dieſelbe widerwärtige Beobachtung mit, welche Natalie gemacht haben wollte!... Die Folge war, daß der Major ſich erhob, entſchloſſen, ſich alsbald Gewißheit zu holen. Er wollte zu Friederike hinüber, wollte keine Minute länger zögern, ſie ſelbſt zu befragen. Es kam ihm plötzlich unerträglich vor, länger mit keinem anderen Rechte, als dem des Gaſtes hier zu bleiben, während vielleicht jener andere wirklich ſchon eines hatte, hier als Herr zu walten...

Er ſagte Wegmeier deshalb kurz adieu und ſchritt über den Korridor, welcher zu den Wohnzimmern führte. Aber in der Nähe der letzteren hörte er Friederikens Stimme hinter einer halboffenen Thür, gegen welche ein ſchöner, braunhaariger Jagdhund die Schnauze drängte.

„Es iſt mir gleichgültig, thu', was du willſt," ſagte die Stimme.

„Aber ich bitt' dich, es ſind doch deine Angelegenheiten," antwortete eine männliche, „und ſie müſſe dich doch intereſſiere."

Aſten erkannte Salteneck, und ſein Blut begann noch unruhiger zu werden. Er ſtand eine Minute ſtill, im Zweifel, ob er dem Nebenbuhler gegenübertreten oder an der Thür vorbeiſchreiten ſollte.

„Nein, ſie intereſſiere mich nit," ſagte Friederike unterdeſſen wieder, „un ich ſag' dir, du kannſt mache, was du willſt."

Der Ton ihres Gefährten nahm eine unmutige Färbung an: „Das erkläre mir aber, wer kann! Früher haſt du dich um jedes einzelne in deiner Wirtſchaft gekümmert, biſt im Wei'berg und Felder herumgeritte vom frühe Morge bis zum ſpäte Abend, und jetzt willſt du von nichts höre und wiſſe..."

„Weil ich geſehe hab, daß es mich nichts nutzt, mich darum zu kümmern," gab ſie bitter zurück; „es hat mir nichts eingetrage als den Bubename: das Fritzche. Ei, ſo laß ich dir jetzt das Regiere. Es geht ja doch nit ohne dich, wie du ſelber weißt. Zwei zum Befehle ſind aber zu viel."

Aſten ſchritt weiter. Die Unterhaltung war nicht derart, daß es für einen dritten ratſam ſchien, daran teilzunehmen. Er ging an der Thür vorbei. Da ſtieß der wartende Hund dieſe vollends auf und ſah im Bewußtſein einer verbotenen That mit bittenden Augen ſchwanzwedelnd auf ſeinen Herrn.

„Tiras, verwünſchter Hund!" rief dieſer und wurde purpurn. Der Blick aber, welcher die zornigen Worte begleitete, fiel auf Aſten und nicht auf das Tier.

„Laß doch den Hund und begrüß' unſern Gaſt," ſagte Friederike ſtreng; „Herr von Aſte, ich bitt', komme Sie herein."

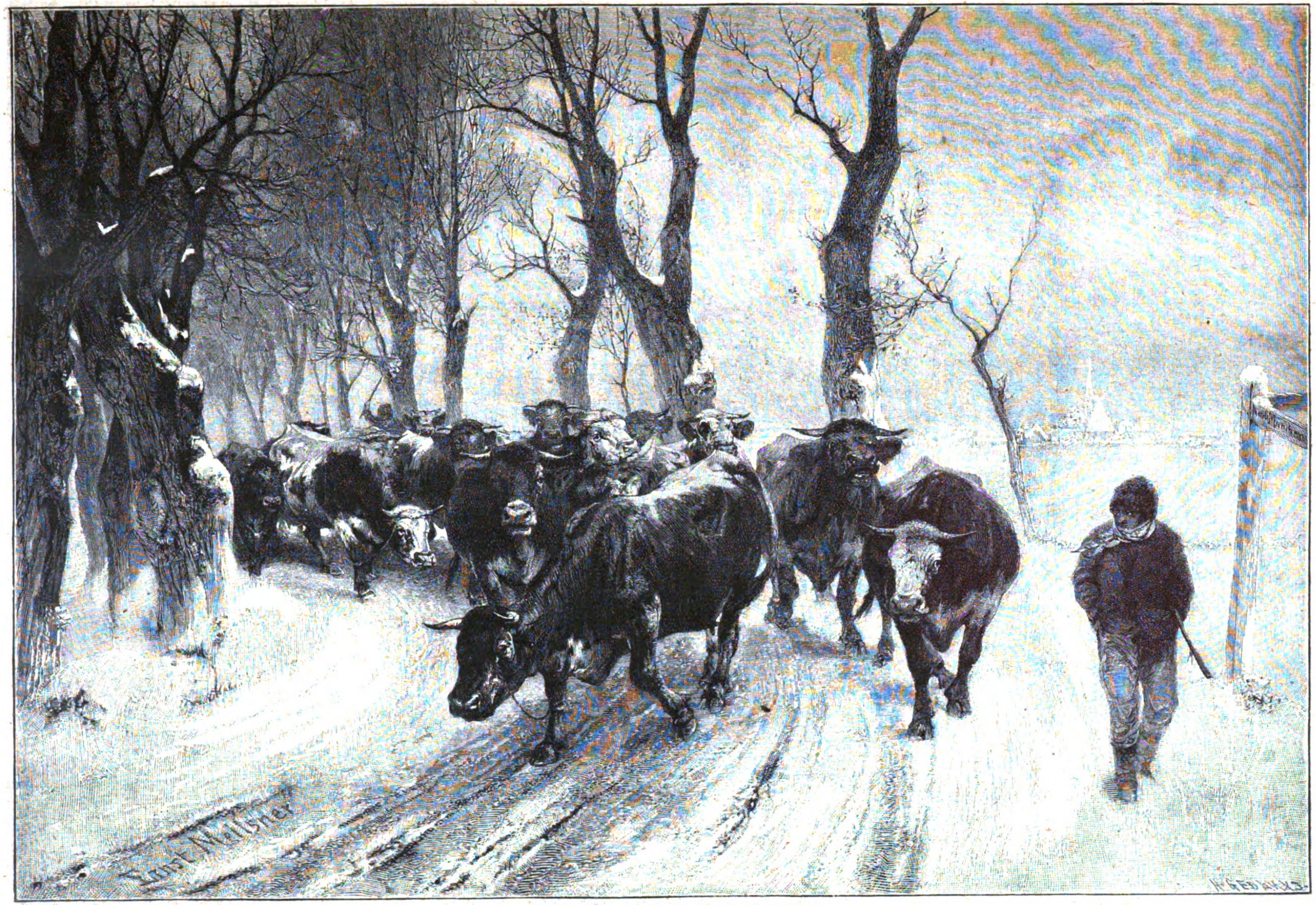
Aſten that es. Die beiden Männer verbeugten ſich, reichten ſich indeſſen nicht die Hände. Aſten, in Uniform, mit ſeiner ruhigen, gemeſſenen Haltung, ſah auffallend vorteilhaft aus gegen den in eine dicke Joppe gekleideten Gutsherrn, der mit der Reitgerte ungeduldig gegen ſeine hohen Schaftſtiefel ſchlug.

„Sie ſind wohl nur zu kurzem Aufenthalte hier?" fragte der letztere, ſich aufrichtend.

Friederike hinderte Aſten an jeder Erwiderung.

„Wie haben Sie unſern Jäger heut gefunde?" fragte ſie raſch. „Geht's ihm beſſer? Gut genug, um zu uns herüberzukomme?"

Ihres Nachbars Unhöflichkeit verdroß und reizte ſie, ihren Gaſt nun gerade in Schutz zu nehmen. Als Aſten berichtet hatte, ſagte ſie mit eigenwilligem Accent, den ſie häufig dem Freunde gegenüber anzuwenden beliebte: „Julius, dann könnteſt du ennüber gehe und ihn hole... Sie, Herr von Aſte, ſind


Ernst Meißner

Zum Markt. Nach dem Gemälde von Ernſt Meißner.

vielleicht ſo freundlich, unterdes nach Tante Mathilde zu ſehe. Ich glaub', ſie iſt im braune Zimmer."

Aber Julius war heute nicht zu bändigen.

„Ich hab' keine Zeit," ſagte er rauh. „Herr von Aſte hat vielleicht die Güt'! Ich hab mit dir noch in Geſchäfte zu ſpreche. Dann muß ich gehe."

Das Fräulein warf die Stirn mit den blonden Locken trotzig zurück: „Un ich ſag dir, ich mag von Geſchäfte heut' nix höre. Sie langweile mich."

„Gut; dann kann ich alſo gehen."

„Wenn du weiter hier nichts willſt, gewiß."

Er drehte jetzt ſeine Pelzmütze auf dem Griffe der Reitpeitſche und ſah zornig auf ſie hin. Sie lockte mit ſchnalzenden Fingern den Hund: „Komm, Tiras, komm! Du biſt viel geſcheiter als dein Herr!"

„Ich werde Fräulein Mathilde holen," ſagte Aſten und verließ das Zimmer.

„Es iſt zwiſchen beiden noch dasſelbe Verhältnis," dachte er, „ſie ſchmollen täglich miteinander, vielleicht um ſich täglich zu verſöhnen. Er war entſchloſſen, das kein zweites Mal mit anzuſehen. Salteneck hätte das in bezug auf ſeinen Aufenthalt beruhigen können. Als Aſten jedoch wiederkehrte, war der heftige Nachbar fort, und Friederike ſaß am Tiſche über einer Gutskarte, deren Linien ihre vorfallenden Locken deckten. Der Franzoſe erſchien, und man nahm gemeinſam den Kaffee ein; doch war die Stunde lange nicht ſo gemütlich wie die vom Tage vorher. Wegmeier fehlte, und Deſorbes beherrſchte mit ſeinem aufſchneideriſchen Geſchwätz wie gewöhnlich die Geſellſchaft. Nach dem Kaffee zog Tante Mathilde auch heute die Karten aus ihrem Strickbeutel, aber nur, um ſchickſalsbefragende Patiencen zu legen. Friederike hatte eine Arbeit in Händen, über die ſie ſich, um ſchweigen zu können, beugte, und wenn ſie den Kopf von ihr erhob, erſchrak Aſten über ihre Miene. Bei dem nonnenhaft dunkeln Kleide, das ſie jetzt mit Vorliebe trug, ſchon immer bleich, ſah ihr Geſicht jetzt wachsfarben aus, und tiefe, ſchwärzliche Ringe umgaben die Augen mit krankhaften Schatten. Aſten hatte nur die eine Frage im Herzen, was ihr fehle, und konnte ſie nicht ſtellen, weil die Gegenwart der übrigen Gäſte ihn andauernd daran hinderte. So verging der Tag, während er ſich in Ungeduld verzehrte. Abends bat ihn Friederike ſelbſt, doch bei Wegmeier zu bleiben.

„Mir iſt ſo bang um ihn," ſagte ſie traurig, „er iſt ein ſo lieber Menſch, und ich hab alle Tage gehofft, es ſollt' hier beſſer mit ihm werden, aber bis jetzt iſt nichts davon zu merke. Drum bin ich froh, daß Sie uns jetzt helfe, damit's ihm wenigſtens an der Pfleg' nit fehlt."

Aſten begab ſich alſo wieder in das im zweiten Stockwerk gelegene Zimmer.

Der Jäger lag im Bette und fieberte.

„Ich muß fort," ſagte er, mit ſeiner heißen Hand die des Beſuchers drückend. „Die Schmerzen werden immer ärger. Aber nun will mich der Doktor nicht reiſen laſſen und darüber wird es zu ſpät werden."

„Liegen Sie nur jetzt ſtill, ich werde Ihnen einen Waſſerumſchlag machen," beſchwichtigte Aſten. „Dann koche ich isländiſches Moos, das trinken Sie."

Er that beides; der junge bayriſche Kamerad lag aber nicht ſtill, ſondern forderte in der Unruhe des Fiebers bald dies, bald jenes und wurde ohne Unterlaß vom heftigſten Huſten geſchüttelt. Es war Mitternacht, als er endlich ſchlief und Aſten ihn verlaſſen konnte.

Er blieb eine Minute vor der Stubenthür ſtehen, um ſich zu verſichern, daß das Geräuſch des Schließens den Kranken nicht geweckt habe, und horchte. Drinnen blieb alles ſtill, aber unten hörte er leiſe eine Thür gehen und taſtende Schritte die Treppe heraufkommen. Mit einem eigentümlichen Gefühl der Schwere in den Gliedern drückte er ſich in den Thürrahmen, um den Kommenden zu erwarten. Wer konnte es ſein?... Die Schloßbewohner ſchliefen oder ſollten doch ſchlafen... Wer war der, welcher es vorzog, um Mitternacht in dem unwirtlichen Wetter erſt heimzukehren?... Es waren männliche Schritte, und dieſelben kamen näher, über den zweiten Abſatz der Treppe, den Korridor herunter, gerade auf den Wartenden zu. Dieſem wich die Schwere aus den Gliedern. Im oberen Stockwerk waren die Fremdenzimmer, die Damen ſchliefen unten. Jetzt bog der Kommende um die Biegung des Korridors und blieb einen Augenblick ſtehen. Er ſchleppte den linken Fuß und trug einen Militärmantel. Im Schneelicht, das durch ein Fenſter fiel, ſah Aſten das Blitzen der Knöpfe und erkannte den Kapitän. Er trat vor und jener ſtutzte, als er den Preußen erblickte, und wurde entſchieden verlegen.

Mit der Keckheit, die ihm eigen war, ſuchte er das zu verbergen, warf ſich in die Bruſt und grüßte: „Ah, guten Abend, was thun Sie denn noch hier? Läßt Sie das Schneelicht, wie die Katzen, nicht ſchlafen, ſondern treibt Sie à la recherche d'aventures?"

„Ich," antwortete Aſten mit einem leiſen Accent von Verachtung, „war bei Herrn Wegmeier, der heut' kränker geworden..."

„Ah! der gute Kamerad! Eh nun!... Eh... ſehr gut!... Und ich — mich ließ meine Kugel nicht ruhen. Sie wiſſen, die im Beine; ſie wandert und das drückt — das drückt... Es iſt zum Raſendwerden!... Da ging ich draußen ein bißchen ſpazieren, eh je — eh... um mir die Schmerzen zu vertreiben..."

„Spazieren um Mitternacht — bei Schneetreiben?..." Die Erklärung gab Aſten zu denken.

„So ſo!" ſagte er nur laut, „dann wünſche ich, daß die Kugel Sie jetzt ſchlafen läßt. Gute Nacht..." Und er ging in ſein Zimmer.

---

Es war wirklich auffallend, wie wenig Friederike ſich jetzt um ihre Wirtſchaft kümmerte. Aſten ſelbſt ſagte es ſich. Es war, als habe ſie auch keinen Gedanken für ſie.

In dem kleinen, einfenſterigen Zimmer, das neben der Wohnſtube lag und das früher das Geſchäftszimmer geweſen war, ſtand noch der grünüberzogene Schreibtiſch, an dem ſich ehemals der blonde Mädchenkopf über die dicken Rechnungsbücher beugte, welche die kleine, energiſch geformte Hand eifrig in Ordnung hielt. Aber die Bücher waren vom Tiſche entfernt und in Herrn Enkerles Wohnſtube geſchickt. Auch Proben von Pferdefutter und Feldfrüchten lagen nicht mehr auf der Platte; das abgenutzte Holz ſah in verlaſſener Leere unter dem gleichfalls abgeräumten Auffatzbrett her, und der trapſende Schritt der Knechte, der ſonſt hier gewohnheitsmäßig erklungen, war völlig verpönt. Die Leute wurden von Enkerle gelohnt, erhielten von Enkerle ihre Befehle, und verirrte ſich ja einer noch einmal mit einer Frage an die ſonſt ſo entſchloſſen anordnende Herrin hierher, ſo hatte ſie mit dem Zucken der feinen Brauen, das eine zürnende Ungeduld verriet, nur die eine Antwort für ihn: „Gehe Sie zum Herrn Inſpektor oder zu Herrn von Salteneck. Die führe die Sach'..."

Dennoch hielt ſie ſich auch jetzt noch am liebſten in dieſem Zimmerchen auf. Es mochte dies aus alter Gewohnheit geſchehen, oder weil der kleine, an ſich ſchmuckloſe Raum ſo traulich war. Meſſingbeſchlagene, altväteriſche Möbel ſtanden darin, braune Vorhänge dämpften das Licht, das durch das einzige Fenſter hereinfiel; mehr noch geſchah das durch zwei hohe Tannen, welche vor den Scheiben ſtanden. Dieſe ſchönen zweigreichen Bäume mit dem treuen Grün waren die Lieblinge Friederikens. Im Sommer niſtete ein Paar wilder Tauben darin und ließ ſein gurrendes Locken ertönen, im Winter hing ſich das Eis in wunderlich geformten Zacken an das tiefgrüne Geäſt, und Friederike hörte ſtundenlang traumverloren auf ihr Rauſchen.

Aſten wußte, daß dies der Platz war, an dem ſie allein zu finden war, wenn nach Tiſch Tante Mathilde ihr Mittagsſchläfchen hielt und die Gäſte ſich auf ihre Zimmer zurückgezogen hatten. Er hatte ſeine Ungeduld im Gedanken an dieſe Stunde gezügelt, denn er wollte diesmal, wenn er die entſcheidende Frage that, nicht unterbrochen werden.

(Fortſetzung folgt.)

# Ninewe.

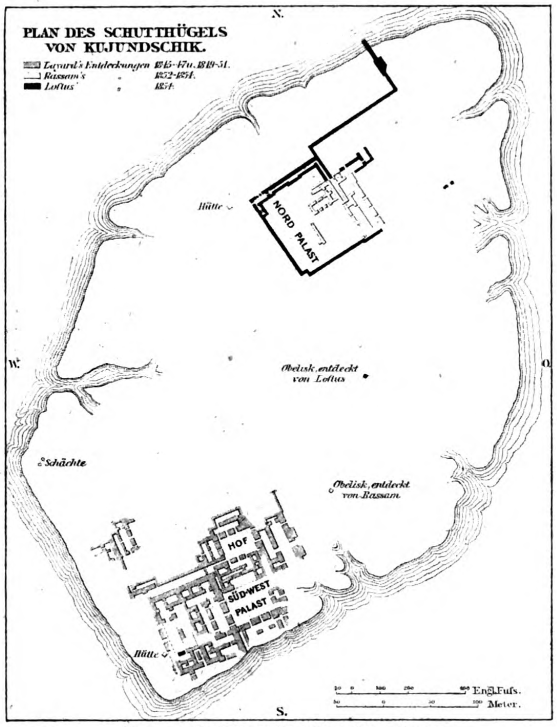
Von Friedrich Delitzſch. (Abdruck verboten.)

Es war in verhältnismäßig gar nicht ſehr alter Vorzeit, nämlich um 2000 v. Chr., daß babyloniſche Koloniſten in immer größerer Zahl ihr übervölkertes Heimatland verließen und, nordweſtlich, den Tigris ſtromaufwärts wandernd, ſich in den etwa zehn Tagereiſen von Bagdad entfernten Ebenen zwiſchen dem Tigris und den Südabhängen des armeniſchen Hochgebirges eine neue Heimat gründeten. Der Landſtrich war zur Anſiedelung wie geſchaffen. Halb Ebene, halb Gebirgsland, war ſein Klima im ganzen ein mildes: auch die Winter waren nicht ſtreng. Die Sommer waren zwar heiß, ſehr heiß, aber leicht entrinnbar durch die große Nähe des Gebirges. Dazu war kein Mangel an Waſſer: der Choſer, weiter ſüdlich der obere Zab und noch weiter ſüdlich der untere Zab, ſämtlich Nebenflüſſe des Tigris, führten, vor allem wenn der Schnee auf den armeniſchen Bergen ſchmolz, Waſſer in Fülle jenen Ebenen zu, und zudem war das ganze Land an ſeiner der meſopotamiſchen Steppe zugewendeten Vorderſeite begrenzt von dem waſſerreichen, pfeilſchnell dahinſtrömenden Tigris. In dem warmen, durch Flüſſe und Kanäle wohlbewäſſerten Tieflande gediehen Dattelpalme, Mandel- und Apfelbaum, dazu Getreide aller Art. An den Hügeln und Vorbergen des Gebirgslandes ließ ſich köſtlicher Wein bauen. Die niederen Alpenthäler waren, wie noch heutzutage, von Granat-, Feigen-, Oliven-und Nußbäumen beſchattet, die Bergabhänge der mittleren Gebirgsregionen mit ſchönen Eichen-, Fichten- und Platanenwäldern bekleidet, während die kräftigen Alpenweiden der höheren Regionen zum Weiden von Rindern, Pferden, Schafen und Ziegen einluden. Es war ein „Götterland,“ wie die Aſſyrer wohl ſelbſt ihr Land nannten. Die babyloniſchen Koloniſten vereinigten ſich mit ihren ſchon früher ausgewanderten Stammesgenoſſen oder deren Nachkommen, gründeten eine Stadt am rechten Tigrisufer mit Namen Aſſur, d. i. die heilige Stadt; ſie gaben ſich weiter einen Nationalgott Aſur, den heiligen Gott, der ohne weiteres an die Spitze ihres von Babylon mitgebrachten Pantheons trat, und übertrugen endlich den Namen Aſſur von der Hauptſtadt auf das ganze von ihnen in Beſitz genommene Ländergebiet. An die Spitze des jungen Staatsweſens trat, wie jene Völker es von uraltersher gewöhnt waren, ein König, der jedoch — in politiſch vorteilhaftem Unterſchiede von den babyloniſchen Königen — gleichzeitig die Würde des oberſten Prieſters Aſurs in ſeiner Perſon vereinigte.

Babylonier von Haus aus, Kinder Babyloniens auch ſtets geblieben in Sprache und Schrift, in Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt, Gewerben, Sitten und Gebräuchen, zeichneten ſich die Aſſyrer ſchon von früheſter Zeit her durch eine Eigenſchaft in hervorragendſter Weiſe aus: durch unbändigen kriegeriſchen Geiſt, todesmutige Tapferkeit, freilich auch beiſpielloſe Grauſamkeit. Ob koſſäiſches Blut in den Adern dieſer Auswanderer floß, Blut jenes wilden, ſelbſt nach faſt zwei Jahrtauſende währender Exiſtenz auch nicht von Alexander dem Großen völlig bezwungenen Bergvolkes der Koſſäer, welches ſchon ſehr frühzeitig von den mediſch-elamitiſchen Grenzgebirgen aus in Babylonien eingefallen war und dort viele Jahrhunderte hindurch ſich in der Oberherrſchaft behauptete? Ich weiß es nicht, aber Thatſache iſt, daß ſich die Aſſyrer vor allen ihren ſemitiſchen Stammesgenoſſen durch höhere Statur und ungewöhnlich muskulöſen Körperbau auszeichneten. Dieſe erſtaunlich kräftige Körperentwickelung erklärt ſich freilich auch ſonſt unſchwer: ſie war eine natürliche Folge des furchtbar harten und langwierigen Kampfes um die Gründung und Erhaltung des Staates, die ſchrittweiſe Erkämpfung und fortdauernde Verteidigung des neuen Heimatlandes im Kampfe wider wilde Tiere und grimme Feinde ringsum.

Die Aſſyrer waren je und je gewaltige Jäger. Die aſſyriſche Ebene nebſt den angrenzenden Steppen war reich an Wild aller Art, an Haſen, Hirſchen, Rehen, Gazellen und Wildeſeln; auf den armeniſchen Bergen gab es Steinböcke in Fülle, in Meſopotamien tummelten ſich noch zahlreiche Elefantenherden, deren Elfenbein auch den ägyptiſchen Königen der älteren Zeit einen Zug nach dem „Lande zwiſchen den Strömen“ wert erſcheinen ließ, und auf den Höhenzügen am Euphrat kletterte noch der jetzt ſchon ſeit Jahrhunderten gänzlich ausgeſtorbene furchtbare Wildochs umher, dem unerſchrockenen Jäger ein verlockendes Wild. Vor allem aber war es ein Tier, von deſſen ſelbſt durch jahrhundertelanges Jagen kaum zu verminderndem maſſenhaften Vorkommen in der Tigrisebene und der benachbarten Wüſte wir uns kaum mehr einen Begriff zu machen im ſtande ſind — der Löwe. Durch die ganze Zeit des aſſyriſchen Reiches hindurch bildete die Löwenjagd die Lieblingsbeſchäftigung der aſſyriſchen Könige und Großen: ſo rühmt ſich z. B. Tiglathpileſer I (um 1100 v. Chr.), 120 Löwen zu Fuß und 800 von ſeinem Wagen aus getötet zu haben. Aber noch zur Zeit Aſurbanipals, des vorletzten aſſyriſchen Königs, hatte ſich in den infolge ſtarker Regengüſſe hoch aufgeſchoſſenen Rohrdickichten die Löwenbrut dermaßen vermehrt, daß die Hirten weinten und trauerten ob ihres zerriſſenen Viehes, während die Löwen ihrerſeits nur um ſo kühner und wütender den Herden zuſetzten. Die aſſyriſchen Könige freilich fanden ſolches Vergnügen daran, mit dem Löwen zu kämpfen, ihm zu Fuß zu Leibe zu gehen und Auge in Auge ihm den tödlichen Stoß in das Herz oder den Nacken zu verſetzen, daß ſie junge Löwen zu Hunderten in den Jagdgründen großzogen und am Tage der Jagd aus ihren Käfigen losließen.

Aber auch wider wilde, hartnäckige, kampfgeübte Feinde war die junge Niederlaſſung fort und fort zu verteidigen in faſt endloſen Kämpfen. Den Tigris ſtromaufwärts wohnten in den Thälern und Schluchten wie auf den Höhen des Mons Masius und ebenſo gegenüber in den Gebirgen Nippur, Musru und wie die Gebirgszüge Südarmeniens alle geheißen haben mögen, tapfere Bergvölker, welche unſchädlich gemacht oder wenigſtens immer und immer wieder in Schranken gehalten werden mußten, ſollte nicht der neugegründete Staat von ſeiten jener zu Raub und Angriff allezeit bereiten Völkerhorden plötzlichen Einfällen ausgeſetzt ſein. Ähnlich lagen die Verhältniſſe nach Norden und Nordoſten. Dieſe unaufhörlichen Kämpfe um die Sicherung der natürlichen Mauer Aſſyriens nach Weſten und Norden, nämlich der Südabhänge Armeniens und Mediens, bildeten eine vortreffliche Kriegsſchule für König und Volk. Wie bei den Löwenjagden, thaten es auch im Felde die aſſyriſchen Könige ihren Unterthanen an Unerſchrockenheit und Ausdauer voraus. Immer und überall iſt der aſſyriſche König bei ſeinen Truppen: er zieht mit ihnen durch die Wüſte, er überſteigt gleich einem Hannibal mit ihnen die ſchneebedeckten Höhen und Päſſe Armeniens. Wohl verzichtet er niemals auf die Majeſtät, welche ihm der Gott Aſur ſelbſt durch die Berufung auf den aſſyriſchen Thron verliehen hat: ſoweit irgend das Gelände es zuläßt, ſteigt er nicht von ſeinem Wagen oder aus ſeiner Sänfte; iſt dies aber nicht mehr möglich wegen der Steilheit der Wege oder der Undurchdringlichkeit der Wälder, dann ſteigt er ſelbſt zu Roß oder ſtellt ſich zu Fuß an die Spitze ſeiner Leibgarde, klettert — wildochſengleich —, ſeine Kniee als Stütz- und Ruhepunkt benutzend und an Gletſcherwaſſer ſich labend, die beſchwerlichſten Bergabhänge empor und leitet perſönlich und immer ſiegreich den Sturm auf die feindlichen Burgen, die gleich einer Wolke am Himmel hängen oder wie ein Adlerhorſt auf den höchſten Bergklippen erbaut ſind. So ſehen wir den aſſyriſchen König auf das engſte verwachſen mit ſeiner Armee, das Heer bildet für faſt alle aſſyriſchen Könige den vorzüglichſten Gegenſtand der Pflege und Fürſorge. Zu dem kriegeriſchen Geiſte und der militäriſchen Schulung trat als der dritte Pfeiler der aſſyriſchen Militärmonarchie eine bewunderungswürdig ſtraffe Zucht und Organiſation. Die Reliefdarſtellungen in den Paläſten der aſſyriſchen Könige zeigen, wie jeder der bedeutenderen aſſyriſchen Kriegsfürſten, Salmanaſſar II, Sargon, Sanherib, Aſurbanipal, fort und fort auf praktiſchere Bekleidung und trefflichere Bewaffnung und Ausrüſtung aller Waffengattungen bedacht iſt: es wird unaufhörlich organiſiert und reorganiſiert,

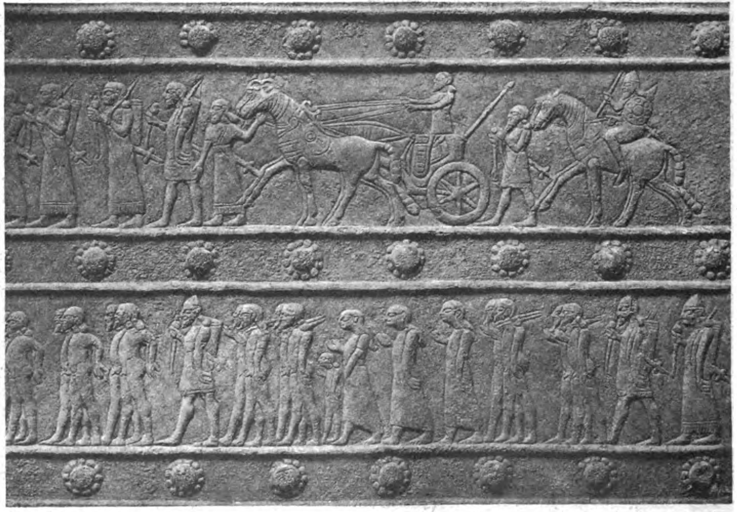

PLAN DES SCHUTTHÜGELS VON KUJUNDSCHIK.
Layard's Entdeckungen 1845-47 u. 1849-51.
Rassam's " 1852-1854.
Loftus' " 1854.
N.
W.
O.
S.
Hütte
NORD PALAST
Obelisk, entdeckt von Loftus
Schächte
Obelisk, entdeckt von Rassam
HOF
SÜD-WEST PALAST
Hütte
Engl. Fuſs.
Meter.

Plan der Trümmerſtätte des alten Ninewe.

immerwährender Fortſchritt, niemals Stillſtand — iſt's da ein Wunder, daß aus Aſſyrien einer der gewaltigſten Militärſtaaten hervorging, welchen die Welt jemals geſehen?

Es iſt mehr als ſelbſtverſtändlich, daß das aſſyriſche Volk ſich nicht lange auf den Schutz der eignen Grenzen beſchränkte, ſondern ſchon frühzeitig von ſeinem ohnehin ziemlich kleinen Stammlande aus zum Angriffe gegen die benachbarten Länder und Staaten auszog. Den Kämpfen um die Grenzregulierung zwiſchen Aſſyrien und dem babyloniſchen Mutterlande folgten bald die Einfälle des aſſyriſchen Heeres in Babylonien, folgten jahrhundertelange blutige Bruderkriege, welche mit Babyloniens Unterwerfung endeten. Durch Meſopotamien aber ging es nach den Ufern des Euphrat und über dieſe hinaus gegen die Städte der Hethiter, gegen Hamath und Damaskus, gegen Phönizien, Paläſtina und über das Mittelmeer hinüber nach Cypern. Die meiſten dieſer Völker und Staaten verfügten auch über zahlreiche tapfere Krieger und ſtark befeſtigte Burgen, aber die Bücher und Denkmäler ſelbſt der Aſſyrien feindlich geſinnten Völkerſchaften wiſſen nur ausnahmsweiſe von einer Schlacht zu erzählen, in welcher das aſſyriſche Heer geſchlagen worden ſei. Unwiderſtehlich ſind ſeine Angriffe, wie denn ein gewiß glaubhafteſter Zeuge, der Prophet Jeſaias, das Nahen der aſſyriſchen Heeresſäulen nach eigner Anſchauung mit den Worten beſchreibt: „Siehe! eilend und ſchnell kommen ſie daher. Und iſt keiner unter ihnen müde oder ſchwach, keiner ſchlummert noch ſchläft, keinem geht der Gürtel auf von ſeinen Lenden und keinem zerreißt ein Schuhriemen. Ihre Pfeile ſind ſcharf und alle ihre Bogen geſpannt. Ihrer Roſſe Hufe ſind wie Felſen geachtet und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind. Sie brüllen wie Löwen, ſie brauſen und erhaſchen den Raub und bringen ihn davon, daß niemand erretten kann." Durch ganz Vorderaſien hin dringt und bewahrheitet ſich die Kunde von der Unbeſiegbarkeit des aſſyriſchen Heeres, bis nach Oberägypten und in die Wüſten Arabiens dehnen ſich die Kriegs- und Siegeszüge der „Könige ohnegleichen," wie ſie ſich ſelbſt mit Vorliebe nennen. Die ſtolzeſten Feſten werden zu Ruinen und nur an den Mauern von Tyrus und Jeruſalem bricht ſich vorübergehend die alles niederwerfende aſſyriſche Brandung. Blut und Eiſen kittet und kettet alle Völker und Stämme zwiſchen rotem Meer, Mittelmeer, perſiſchem Meerbuſen und den Seen Armeniens zu politiſcher Einheit zuſammen; an die Spitze der eroberten Provinzen treten zumeiſt Generale; die in die Gefangenſchaft fortgeführten Soldaten der beſiegten Nationen werden in geſchickter Weiſe unter die aſſyriſchen Kerntruppen verteilt, d. h. unter die aus den waffenfähigen Männern des aſſyriſchen Stammlandes gebildeten Regimenter, welche, auf allen Feldzügen mit reichem Beuteanteil bedacht, ihrem Könige mit unerſchütterlicher Treue ergeben waren, und unermeßliche Schätze an Beute, Tribut und Geſchenken ſtrömen nach Aſſyrien und der jeweiligen Hauptſtadt des aſſyriſchen Reiches, nach Aſſur, Kelach, Dur-Sarrukin und — Ninewe.

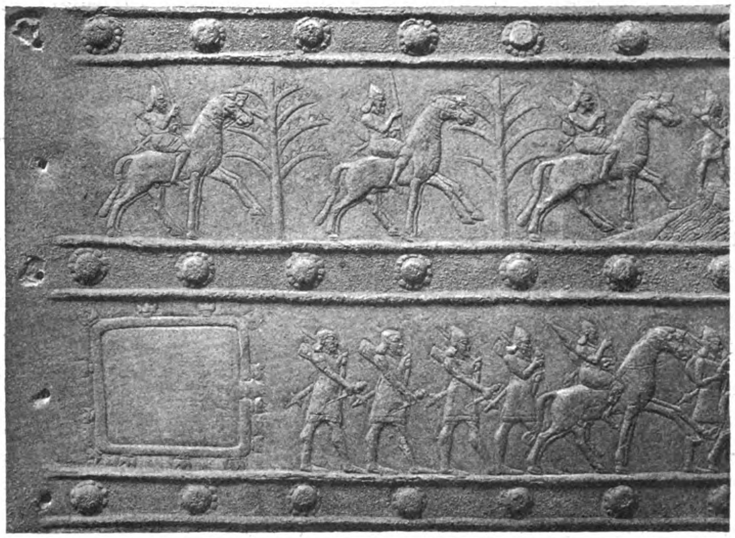
Babylon und Ninewe — dieſe beiden uns von früheſter Jugend her wohlbekannten Städte pflegen in unſerer Erinnerung und Phantaſie ſo völlig auf gleicher Linie zu ſtehen, daß es ohne Zweifel wundernehmen wird, Ninewe an letzter Stelle unter den aſſyriſchen Königsſtädten erwähnt zu ſehen. Aber es iſt in der That ein großer Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Schweſterſtädten. Während Babylon den Mittelpunkt der babyloniſchen Geſchichte bildet und von den älteſten Zeiten eines Hammurabi an bis herab auf Nebukadnezar und noch nach ſeiner Eroberung durch Cyrus die Winterreſidenz der perſiſchen Könige verblieb, auch Alexander dem Großen noch als Aufenthalt diente, während ſo mit der Geſchichte Babylons die Geſchichte Geſamtbabyloniens innig verſchmolzen iſt, erhebt ſich Ninewe erſt gegen das Ende des aſſyriſchen Weltreiches, kaum ein Jahrhundert vor Aſſyriens Untergang, plötzlich aus der Erde; meteorgleich leuchtet Ninewes Name am öſtlichen Himmel ungeahnt auf, die Welt mit Bewunderung, mit Schrecken er-



Aſſyriſche Bogenſchützen, Streitwagen, Reiter, Gefangenentransport. (Von den Bronzethoren des Palaſtes Salmanaſſars II, 858—823 v. Chr. von Balawat.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

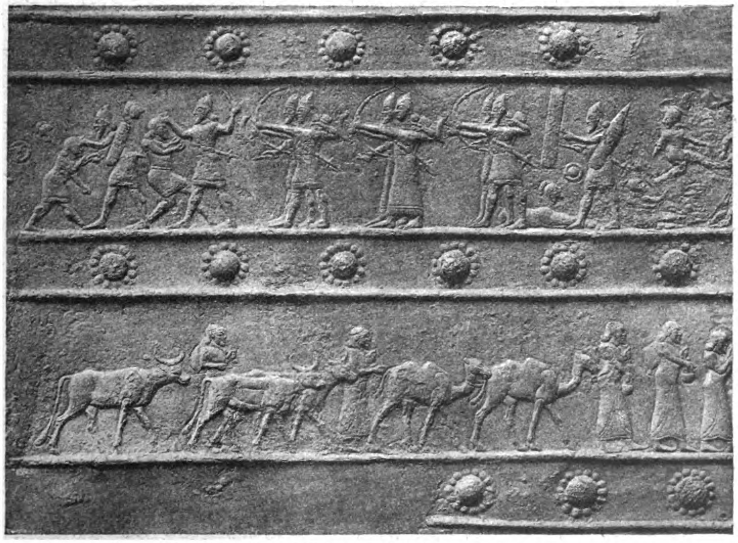
füllend, um nach kurzem Glanze jählings und auf ewig zu verlöſchen.



Aſſyriſche Heeresabteilungen. (Von den Bronzethoren von Balawat.)

Es iſt ja freilich nicht zu leugnen, daß die Gründung Ninewes als einer aſſyriſchen Ortſchaft ſchon in ſehr alte Zeiten der aſſyriſchen Anſiedelung zurückgeht: war doch die Lage am Einmündungspunkte des Choſer in den Tigris, dort wo noch heutzutage, Ninewe gegenüber am rechten Tigrisufer, die bekannte Handelsſtadt Moſul liegt, für eine Handelsniederlaſſung denkbar günſtigſt. Es iſt weiter auch wahr, daß ältere und älteſte Könige Ninewes Erwähnung thun als einer Stadt, da ſie Tempel gründeten, obenan zu Ehren der Göttin Iſtar, wie denn Ninewe je und je Iſtars „Lieblingsſtadt“ war, oder einer Stadt, von der aus ſie ins Feld zogen. Es iſt endlich ſicher, daß ſchon vor Sanheribs Zeit ein Palaſt in Ninewe erbaut war. Aber während dieſer ganzen zwölf erſten Jahrhunderte des Beſtandes des aſſyriſchen Reiches gelangte die Stadt doch niemals zu beſonderen Ehren: trotz ihres lebhaften Handels blieb Ninewe doch nur eine Stadt zweiten Ranges, ungepflegt, ungeſchmückt, mit winkeligen Gaſſen, ohne große freie Plätze, ja ſelbſt ohne Befeſtigung: alles, was es an hervorragenden Baulichkeiten beſaß, war ein Tempel der Göttin Iſtar mit einem hochragenden Etagenturm, ein jedes Glanzes entbehrender Palaſt in ſehr kleinen Dimenſionen und dazu ein armſeliges, als Zeughaus dienendes „Seitengebäude.“ Gerade zur Zeit der Vorgänger Sanheribs, welche der Stadt Kelach zu immer größerem Glanze verhalfen, oder wie Sanheribs Vater, Sargon, der Eroberer Samariens, welche ſich eine eigne Prachtreſidenz, Palaſt ſamt Stadt, erbaute, war Ninewe mehr und mehr heruntergekommen. Der Palaſt war verfallen, die Fluten eines Armes des Choſerfluſſes, mit Namen Tebiltu, hatten zur Zeit des Hochwaſſers nicht allein die Grabſtätten in der Stadt zerſtört und die in ihnen aufgehäuften und verborgenen Särge an das Sonnenlicht gebracht, ſondern ſie hatten ſich auch gegen den Palaſt ſelbſt, an welchem ſie ſeit fernen Tagen vorbeiſtrömten, gekehrt und ſein Fundament unterwühlt. Erſt durch Sanherib, welcher am 12. Juli 705 den Thron beſtieg und Ninewe zu ſeiner Reſidenzſtadt erkor, ward Ninewe „die große, die erhabene Stadt,“ als welche ſie noch jetzt in unſerer Phantaſie fortlebt: der Inbegriff majeſtätiſcher Hoheit, verſchwenderiſcher Pracht, üppigen Lebensgenuſſes, für die unterworfenen vorderaſiatiſchen Nationen der Inbegriff menſchenknechtender, bluttriefender, haßerzeugender Zwingherrſchaft.

Über Nacht, ſozuſagen, entſtand vor allem ſtatt des alten kleinen Palaſtes, der völlig niedergeriſſen wurde, ein neuer Palaſt. Ein großes Bauterrain wird gewonnen, indem der Stromlauf des Tebiltu eine andere Richtung erhält und ſein Bett mit Rohr, mächtigem Berggeſtein und Erdpech bis zur Höhe des trockenen Landes ausgefüllt wird. Auf der alſo hergeſtellten Baufläche wurde weiter zunächſt eine rieſige Terraſſe aus Erde und Ziegeln aufgeführt und der ganze berggleiche Bau an ſeinen Wänden von unten bis obenaus mit gewaltigen Quadern geſchützt. Die Terraſſe oder beſſer, der künſtliche Hügel exiſtiert noch heutzutage und ſeine Maße ſind genau feſtzuſtellen. Knüpfen wir an die Leipziger Raumverhältniſſe an, ſo erhalten wir eine genaue Vorſtellung von der Ausdehnung der Palaſtterraſſe Sanheribs, wenn wir uns die ganze große Fläche, auf welcher von Gebäuden die Bürgerſchule, Univerſität und Muſeum, Nikolaikirche und Poſt, Palais und Theater, Reichsgericht und Kreditanſtalt Platz gefunden haben, welche aber außerdem noch Auguſtusplatz und Schwanenteich umfaßt, von einer Terraſſe in der Höhe etwa von zwei Dritteln des ſtädtiſchen Muſeums bedeckt denken. Von uraltersher waren die Babylonier Meiſter des Terraſſenbaues. Sie bauten Terraſſen, um den Überſchwemmungen, welchen die Tiefebenen ausgeſetzt waren, den



Handgemenge aſſyriſcher Bogenſchützen mit feindlichen Kriegern; Herden als Tribut dargebracht. (Von den Bronzethoren von Balawat.)

Fieberlüften und den Mückenſchwärmen der Niederung zu entgehen: friſchere und kühlere Luft atmeten die Bewohner der auf ſolchen künſtlichen Bergen erbauten Paläſte, den Göttern aber, die ſich bei den Menſchen niedergelaſſen, bildeten dieſe Terraſſen einen geringen Erſatz wenigſtens für ihre eigentliche Wohnung auf dem Götterberge im Norden. Auch im Terraſſenbau bewähren ſich die Aſſyrer als echte Kinder des babyloniſchen Tieflandes. Eine Terraſſe wie die Sanheribs aufzuſchütten, dauerhaft aufzuführen — dazu reichten freilich ſelbſt Tauſende von Arbeitern nicht aus: ganze Völker und Stämme, welche ſich nicht freiwillig Aſſur unterworfen hatten und zur Strafe dafür in die Gefangenſchaft fortgeführt worden waren, waren zur Errichtung eines ſolchen Baues notwendig. Chaldäer und Aramäer, von welch letzteren Sanherib eben erſt 208 000 Perſonen weggeführt hatte, die Bewohner von Kuë und Minni und Cilicien, wozu dann vom vierten Baujahre ab (701) auch noch Tyrer und Judäer, letztere 200 150 an Zahl, kamen, ſie alle mußten Frondienſt leiſten, Ziegel ſtreichen, Erde aufſchütten, aus den benachbarten oder fernergelegenen Gebirgen das erforderliche Material an Quaderſteinen und aus Chaldäa die zur Feſtigung des Baues maſſenhaft benötigten Binſen und Rohrgeflechte herbeiſchleppen. Sanherib ſelbſt hat die Aufführung dieſer ſeiner Palaſtterraſſe durch ein Relief verewigt, welches in ſeinem Palaſte gefunden worden iſt: wir ſehen die Gefangenen, zum Teil in Feſſeln, in langen, langen Reihen jene Frondienſte verrichten, immer gefolgt von dem Aufſeher mit erhobenem Stocke; kein Zugtier erleichtert die Mühſal, nur Walzen und Hebelkraft unterſtützen die Arbeiter. Der König ſelbſt beſichtigt von ſeinem Wagen aus den Fortgang des Werkes, im Hintergrunde erblicken wir aſſyriſche Soldaten, wohl beſtimmt, etwaige Flucht zu verhindern — es iſt uns beim Anblick dieſes berühmten Reliefs, als finge der Stein an zu reden, als hörten wir die unterdrückten Seufzer und ungezählten Flüche, welche ſich der Bruſt dieſer unglücklichen Sklaven entringen. In vier Jahren war das große Werk vollbracht und dann ging es an den Bau des Palaſtes droben in der Südweſtecke der hochragenden, entzückenden Terraſſe. Als Baumaterial diente Alabaſter und Elfenbein, Cedern- und Cypreſſenholz, dazu andere koſtbare Holzarten; ungefähr hundert Gemächer, Hallen und Galerieen bildeten dieſen größten bis jetzt bekannten aſſyriſchen Palaſt, welchen Sanherib ſelbſt ob ſeiner Größe und verſchwenderiſchen Pracht den „unvergleichlichen Palaſt“ nannte.

Und nun verſetzen wir uns im Geiſte auf den weiten gepflaſterten Vorplatz, welcher von der Südecke des Palaſtes aus nordoſtwärts ſich erſtreckt, und verſetzen uns zugleich in die Zeit etwa ſechzig Jahre nach Sanheribs Regierungsantritt in die Regierung des vorletzten aſſyriſchen Königs, des Enkels Sanheribs und Sohnes Aſarhaddons, Aſurbanipal, um 645 v. Chr. Da winkt uns drüben von Süden her jenſeits des Choſer und ebenfalls hart am Tigrisufer gelegen eine zweite und ziemlich gleich hohe Terraſſe entgegen. Auch dieſe iſt ein Werk Sanheribs, von ihm begonnen bald nach Vollendung ſeines Südweſtpalaſtes, um 700 v. Chr., als Erſatz für das alte ſogenannte „Seitengebäude,“ welches ſeine Vorfahren für die Aufbewahrung des Lagers, der Roſſe und alles Kriegsgerätes gebaut hatten, aber ohne eine Terraſſe, dazu viel zu klein und wenig dauerhaft, weshalb es zu Sanheribs Zeit von der Spitze bis zum Fundament herab gänzlich baufällig geworden war. Sanherib hatte das Gebäude niedergeriſſen und, die alte Stätte verlaſſend, jene noch etwas höhere Terraſſe aufgeführt, auf dieſer aber einen teils ihm ſelbſt zur Wohnung, teils als Arſenal dienenden Doppelpalaſt. Doch dies iſt nicht der mächtige Palaſtkomplex, der uns jetzt, im Jahre 645, von jener anderen Terraſſe her ſichtbar wird. Schon zu Aſarhaddons Zeit, alſo 22 Jahre nach ſeiner Erbauung, war auch dieſer Palaſt wieder zu klein geworden: er konnte alle die Beute der Feinde, all das Gold und Silber und Edelgeſtein, die purpurnen Prachtgewänder, die elfenbeinernen Seſſel und Bettgeſtelle, das maſſenhafte Kriegsgerät aller Art nicht mehr faſſen, geſchweige daß er für den ſich immer vergrößernden königlichen Marſtall hingereicht hätte, für die zu einem ſolchen gehörigen Pferde, Maultiere nebſt Wagen und (für die Wüſtenmärſche) Kamele. So ließ ihn denn Aſarhaddon niederreißen und auf der nämlichen, obwohl bedeutend vergrößerten Terraſſe einen Neubau errichten, wobei natürlich abermals die Kriegsgefangenen aller Länder Frondienſt, vor allem in Ziegelſtreichen beſtehend, verrichten mußten, während die 22 Könige des Hethiterlandes an und im Mittelmeer auf Aſarhaddons Geheiß koſtbarſtes Material an Holz und an Stein, zum Teil ſchon verarbeitet zu großen Balken und hohen Säulen, zu Schwellen und Platten, nach Ninewe bringen laſſen mußten. Dieſer eigentlich aus mehreren Paläſten beſtehende Palaſtkomplex Aſarhaddons iſt es, der uns von Süden her grüßt. Er liegt verſteckt in einem prächtigen Parke, aber wir ſehen über den Wipfeln der Bäume das aus farbigen koſtbaren Steinen gefügte Geſims der flachen Dächer und den in der Sonne funkelnden goldenen Zierat, in welchen die vor den Thoren aufgerichteten Cedernſäulen auslaufen; durch das dunklere und hellere Grün der mannigfaltigen Bäume und Sträucher ſchimmern die mit Silber- und Bronzeplatten überzogenen Thürflügel hindurch, und da und dort ſichtbar werdende aſſyriſche Stierkoloſſe und ägyptiſche Sphinxe laſſen die Pracht ahnen, welche im Innern auch dieſes, jetzt freilich unbewohnten Palaſtes des Vaters unſers Königs entfaltet iſt, laſſen auf die Reichtümer ſchließen, welche in den weiten Hallen und Gängen des von Aſarhaddon neu gegründeten königlichen Zeughauſes und Marſtalles verwahrt ſind. Es iſt für uns verlockend, auch auf jener Terraſſe Umſchau zu halten: eine Viertelſtunde Gehens längs der Stadtmauer, welche unſere Terraſſe mit jener drüben verbindet und den Tigris zu ihrem natürlichen Mauergraben hat, würde uns an den Fuß der Südterraſſe bringen, aber es mangelt uns hierzu die Zeit; denn noch ſtehen wir in der Südweſtecke der Nordterraſſe und haben dieſe noch nach ihrer ganzen Länge zu durchſchreiten und die auf ihr aufgebauten Herrlichkeiten zu ſchauen, bevor wir von dieſer luftigen Höhe Abſchied nehmen können. So laſſen wir denn nur noch einen Augenblick unſer Auge ſich verlieren in die weiten, unabſehbaren Steppen Meſopotamiens, welche bald jenſeits des Tigris beginnen, nach Weſten und Süden in unermeßliche Fernen ſich dehnend, und lenken nun unſere Schritte zurück durch den ſeit Sanheribs Ermordung leer ſtehenden Palaſt hindurch nach dem einem Gebirgswalde vergleichbaren ſchattigen Parke, welchen ſich Sanherib an der Nordſeite ſeines Palaſtes hatte anlegen laſſen und welcher den größeren Teil der Terraſſe füllt. An Palmen und Cypreſſen vorüber ergehen wir uns auf den wohlgepflegten, da und dort mit kleinen Obelisken geſchmückten Gängen, beſchattet von den ragenden Wipfeln aller Art Bäume der einheimiſchen wie ausländiſchen Flora, erfriſcht und ergötzt von dem Wohlgeruch der verſchiedenſten Kräuter, Sträucher und Blumen. Von altersher hatten die aſſyriſchen Könige eine beſondere Freude an fremden Pflanzen und Tieren: ſchon Tiglathpileſer I weiß, von ſeinen Kriegs- und Siegeszügen nach Hauſe zurückgekehrt, nicht nur von der den Feinden abgenommenen Beute zu berichten, ſondern er zählt auch die vordem in Aſſyrien nicht gepflanzten ausländiſchen Bäume und Gewächſe auf, welche er zuerſt in Aſſyrien eingeführt. Und um ein ſeltenes Tier, etwa ein zweihöckeriges Kamel, zu bekommen und dieſes dann dem königlichen Tiergarten einzuverleiben, iſt der aſſyriſche König jederzeit bereit, weithin ſeine Boten zu ſenden, wie denn umgekehrt die fremdländiſchen Fürſten ihren ſonſtigen Geſchenken Tiere ihres eignen Landes hinzuzufügen pflegen. Die aſſyriſchen Berichterſtatter erzählen darum mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit von einem Krokodil, welches der König zum Geſchenk erhalten, wie von irgend einem anderen wichtigen Ereigniſſe, und der berühmte ſchwarze Obelisk Salmanaſſars II iſt beſonders dadurch ſo berühmt geworden, daß auf ihm die vom Könige des Landes Musru als Tribut zugeſandten Tiere, ein Elefant, ein Rhinozeros, ein Jackochſe, verſchiedene Affen u. a. m. in mehr oder weniger getreuer Abbildung verewigt ſind. Auch in Sanheribs Parke wird es an allerhand ſeltenen, natürlich in Käfigen untergebrachten Tieren nicht gefehlt haben. Sanherib erzählt hiervon allerdings nicht, um ſo ausführlicher berichtet er aber von einem großen Teiche, den er in ſeinem Parke ſich angelegt habe: die Ufer dicht bepflanzt mit Rohren und Binſen und in der Mitte eine kleine Inſel, auf welcher Silbervögel ihr Neſt hatten und auch vierfüßige Tiere, welche in Binſen zu leben pflegen, untergebracht waren. Der Teich wurde durch eine ebenſo ſinnig wie großartig angelegte Waſſerleitung geſpeiſt und von dem Teiche aus hinwiederum die Waſſerbehälter und all die größeren und kleineren Waſſerläufe geregelt, welche zu den einzelnen Anlagen, Sträuchern und Bäumen des Gartens geführt waren. Wir nehmen den kühlen Weg an der linken Seite dieſes Teiches, laſſen einen Tempel unbeſucht liegen, welcher, auch ſeinerſeits wieder auf einer kleinen Spezialterraſſe erbaut und alle Gebäude der Terraſſe überragend, links über das Grün des Parkes herabſchaut, und ſchreiten direkt auf das Nordende des Teiches und damit zugleich auf das Nordende der Terraſſe überhaupt zu, wo abermals ein Gebäude von ſeltener Pracht, maleriſch im Teiche ſich ſpiegelnd, von einer kleinen Anhöhe herab den Nahenden ſchon von ferne begrüßt — es iſt der Palaſt Bît ridûti. Auch dieſer Palaſtbau iſt begründet von Sanherib: er diente ihm als Harem, als königliches Frauenhaus und beſtand aus einer Vereinigung kunſtvoller Gemächer und anmutiger Höfe; doch diente er gleichzeitig auch dem aſſyriſchen Kronprinzen und den übrigen königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen zum Aufenthalt, ja ſelbſt der regierende König erledigte von hier aus nicht ſelten die Regierungsgeſchäfte. So übte von Bît ridûti aus, jenem Palaſte, in welchen damals auch Töchter und Palaſtfrauen Hiskias, des Königs von Juda, Aufnahme gefunden hatten, Sanherib zeitweilig die Regierung; Aſarhaddon war dort geboren, aufgewachſen und hatte von dort aus regiert, bis er ſich ſeinen eignen Palaſt gebaut hatte, und auch Aſurbanipal ſelbſt war dort groß geworden, war als Kronprinz daſelbſt in der Tafelſchreibekunſt und allen ſonſtigen Künſten unterrichtet worden, hatte Bogenſchießen und Fahren und Reiten gelernt, ja der Palaſt war ihm ſo lieb geworden, daß, als ſein Vater Aſarhaddon, erſt etwa 32 Jahre alt, am 12. April 668 freiwillig zu Aſurbanipals gunſten abdankte, der junge König Bît ridûti zu ſeinem bleibenden Wohnſitz erwählte und am Tage ſeiner Thronbeſteigung feierlich darin Einzug hielt. Erſt als im Laufe der Jahre der Palaſt unter Freude und Jubel alt und baufällig geworden war, entſchloß ſich Aſurbanipal zu einem Neubau, jedoch an der nämlichen Stätte, aus Dankbarkeit dafür, daß in dieſem gottbegnadeten Hauſe, welches all ſeinen Bewohnern Wohlbehagen und Friede geſpendet, auch ihn ſchon als Kronprinz die Götter beſchirmt hatten und daß ſpäterhin, als er König geworden, immer nur Siegesbotſchaften von allen Enden des Reiches an ſein Ohr drangen, alſo daß fröhliche Träume ihn des Nachts in jenem Palaſte umfingen und frohe Gedanken ihn am Morgen erweckten. So führte er denn an der Stelle des alten Gebäudes, welches er niederreißen ließ, einen neuen Palaſt auf, der natürlich, da er nun als ſtändige Reſidenz dienen ſollte, größere Dimenſionen beanſpruchte als der frühere Bau. Es vernotwendigte ſich dadurch ein Anbau an Sanheribs Palaſtterraſſe, und zwar wurden 50 Quadrat-Tibku zu einer Terraſſe aufgefüllt, ſelbſtverſtändlich von Kriegsgefangenen unter Begleitung von Muſik; auf der alſo vergrößerten Baufläche ward dann der Neubau begonnen — es iſt das Gebäude, an deſſen Südportal wir ſoeben an Sanheribs Parkteiche vorüber angelangt ſind. (Schluß folgt.)

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Die Robinſoninſel.

Im März des Jahres 1885 verkündigten die Zeitungen der ſüdamerikaniſchen Republik Chile, daß zwei Engländer in Valparaiſo den ſchön eingerichteten und ſchnellfahrenden Dampfer Maipo zu einer Fahrt nach der Inſel Juan Fernandez gemietet hätten, jener Inſel, von der bekannt iſt, daß dort der ſchottiſche Seemann Alexander Selkirk über vier Jahre in der größten Einſamkeit gelebt habe, derſelbe Selkirk, welcher den Schriftſteller Defoe zu ſeinem unſterblichen Robinſon Cruſoe begeiſterte. Die Fahrt ſollte nur fünf Tage dauern und während des Oſterfeſtes ſtattfinden, Teilnehmer wurden gegen mäßige Zahlung geſucht. Wen ſollte es nicht gelüſten, die Stätten zu ſehen, die bei den Kindern aller Kulturvölker das höchſte Intereſſe erregten, wo Robinſon ſeine Hütte erbaute, ſeine Höhle beſaß, ſeinen Ausſichtspunkt hatte, von dem er jahrelang ſehnſüchtig nach einem vorüberfahrenden Schiff blickte, das ihn erlöſen ſollte? Binnen wenigen Tagen hatten ſich 108 Reiſeteilnehmer gemeldet: Engländer, Deutſche, Franzoſen, Nordamerikaner, Männer und Frauen, die in genußreicher Fahrt auch die paradieſiſche bergige Inſel kennen lernten und unvergängliche Eindrücke von dieſem ſmaragdgrünen Eilande mit nach Hauſe nahmen. Unter den Fahrgäſten befand ſich auch ein Hamburger, Herr Alexander Ermel, der ſeine Fahrt jetzt in einem ſpannenden und belehrenden Werke: Eine Reiſe nach der Robinſon-Cruſoe-Inſel (Hamburg, 1889, L. Friedrichſen & Co.) geſchildert hat. Das Buch iſt mit einer Karte und elf Lichtdruckbildern verſehen, welche Landſchaften von Juan Fernandez darſtellen; es ſchildert uns die wechſelvolle Geſchichte der Inſel, ihre Natur und reichen Erzeugniſſe und macht uns mit den gegenwärtigen Verhältniſſen bekannt. Nicht nur das Land, ſondern auch das Meer iſt hier unerſchöpflich reich, die in Menge vorkommenden Hummern ſind z. B. hier ſo groß, daß man ſie kaum mit einer Hand tragen kann.

Alexander Selkirk, der von 1704 bis 1709 hier lebte, war keineswegs der erſte Bewohner der Inſel, wenn auch der intereſſanteſte. Die Spanier, denen Juan Fernandez gehört, beſchloſſen, dieſelbe zu einem Staatsgefängniſſe zu machen, legten eine Feſtung an und ſiedelten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dort die Verbrecher aus dem ſpaniſchen Südamerika an. Die Einſamkeit aber demoraliſierte die bewachenden Soldaten, die ohne Frauen hier zwiſchen den Verbrechern ein trauriges Leben führten. Die Gefangenen ſelbſt verſanken in tieriſche Roheit, alle in denſelben Käfig eingeſperrt, frönten nur Laſtern, blutige Aufſtände, Mord und Totſchlag waren an der Tagesordnung, ſo daß 1837 das Staatsgefängnis aufgehoben werden mußte.

Abgeſehen von einigen Fiſchern, die vorübergehend hier ihren Aufenthalt nahmen, lag Totenſtille auf den üppigen Fluren. Um dieſem Zuſtande ein Ende zu machen, beſchloß im Jahre 1877 die chileniſche Regierung, welche die Erbin Spaniens iſt, Juan Fernandez öffentlich an den Meiſtbietenden zu verpachten. Um die großen Reichtümer ans Licht zu ziehen, bedurfte es nur der Kapitalien, über welche allerdings „der letzte Robinſon,“ wie der Pächter ſich nennt, nicht verfügte. Dieſer iſt ein Schweizer aus guter Familie, **Alfred von Rodt**, der als öſterreichiſcher Offizier den Krieg von 1866 mitgemacht und 1870 auf ſeiten Frankreichs gegen Deutſchland focht. Nach den Schreckensſzenen der Kommune unternahm er abenteuerliche Reiſen und gelangte über Braſilien und weiter nach Chile. Juan Fernandez reizte ihn, dort wollte er den Lärm eines vielbewegten, unbefriedigten Lebens vergeſſen; aber was er ſuchte, fand er nicht, denn es hat ſich herausgeſtellt, daß nicht ein einzelner Mann die Inſel erfolgreich zu bewirtſchaften vermag, ſondern daß nur eine große, mit Kapital verſehene Geſellſchaft oder der Staat als Unternehmer hier auf Ausbeute hoffen kann. Ein einſamer Mann iſt nicht im ſtande, wie Herr von Rodt bald erfahren ſollte, den traurigen Folgen, welche dem vereinſamten Leben anhaften, einen abwehrenden Damm entgegenzuſetzen. Trotzdem ſeine Geſundheit und Körperkraft bei Antritt der Pacht nichts zu wünſchen übrig ließen, trotzdem er ein Kapital von 180 000 Mark nach der Inſel brachte und trotzdem er anfangs rüſtig arbeitete, iſt er heute ein müder, körperlich und geiſtig geſchwächter Mann, ſein Kapital verbraucht und der Zuſtand der Inſel ein trauriger. Der Pachtkontrakt des Herrn von Rodt iſt 1885 abgelaufen, aber er kann ſich dem Zauber der Inſel, wo er ſo lange gelebt, nicht entziehen, und ſo iſt er dort geblieben und will dort ſterben im Angeſichte des blauen Meeres, im Schatten der grünen Wälder, an den rieſelnden Bächen, in der balſamiſchen Frühlingsluft. Die Zahl der Anſiedler, die Herr von Rodt nach der Inſel brachte, iſt eine geringe; dazu kommen ältere Männer, die noch aus der Zeit der Strafkolonie hier verblieben. Alle haben die Inſel lieb und keiner will ſie verlaſſen. „Ein Fluch,“ ſo ſchreibt der Verfaſſer, „ſcheint auf der Inſel zu liegen und ihre gedeihliche Entfaltung für immer zu hindern! Die Reichtümer, welche ſie birgt, ſind noch nicht ausgenutzt worden, und das Land, das eine blühende, reichbevölkerte Kolonie ſein könnte, gewährt nur einen kümmerlichen Unterhalt für ein paar Menſchen.“

### Des Blinden Tod.

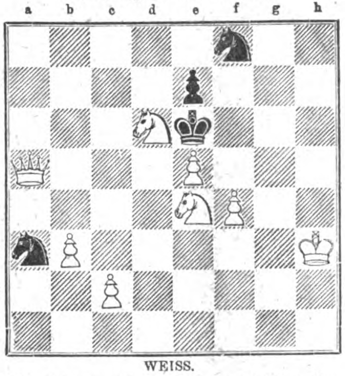
Der arme Blinde ſtarb. In ſel'gem Frieden,
Verklärt iſt er aus dieſer Welt geſchieden.
Er ſtarb faſt jauchzend, wie ſein Pfleger ſagt.

Du armer Freund, ich hab dich oft beklagt
Um deine Blindheit! — Doch du warſt nicht blind,
Du ſahſt die Dinge, wie ſie wirklich ſind,
Kein Schein, kein Sinnentrug hat dich geblendet,
Klarheit der Seele hat dir Licht geſpendet;
Du biſt den Weg, vor dem wir ſchaudernd bangen,
Erhobnen Hauptes, leicht und frei gegangen.
Dir war's ein Spiel, das dunkle Thor zu finden. —
Du warſt der Sehende! Wir ſind die Blinden!

Frida Schanz.

# In unſerer Spielecke

### Schachaufgabe von C. Hill.

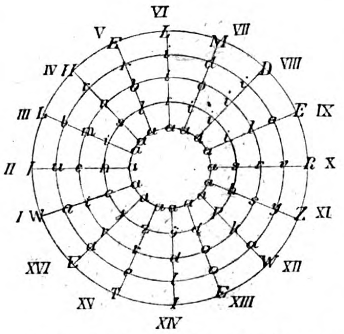


Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

### 1. Arithmetiſche Aufgabe.

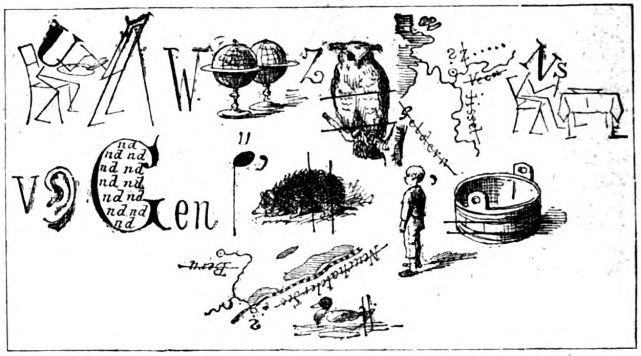
Bei einer Weihnachtsbeſcherung wurde eine größere Anzahl armer Kinder beſchenkt. Zuerſt kamen die Kinder von 6—10 Jahren, dann die im Alter von 11—14 Jahren an die Reihe. Die Geſchenke für alle Kinder koſteten zuſammen 1000 Mark. Für jedes Kind der erſten Abteilung waren 4,50 Mark, für jedes Kind der zweiten Abteilung 6,20 Mark ausgegeben. Die Zahl der Kinder in jeder der beiden Abteilungen war eine gerade. — Wie viele Kinder waren in der erſten und wie viele in der zweiten Abteilung?

### 2. Ringrätſel.



Die Buchſtaben des äußerſten Ringes ergeben: „Wilhelm der Zweite.“ Die drei inneren Ringe ſind ſo zu drehen, daß man 16 Wörter von je fünf Buchſtaben mit dem gemeinſamen Endlaut a erhält. Die 16 Wörter — aber in anderer Reihenfolge — bezeichnen: 1. Einen Propheten, 2. einen Vornamen, 3. einen anderen Vornamen, 4. einen anderen Vornamen, 5. einen Vulkan, 6. eine Inſel, 7. eine andere Inſel, 8. eine Oper, 9. eine Blume, 10. eine Stadt, 11. eine andere Stadt, 12. eine andere Stadt, 13. eine andere Stadt, 14. eine andere Stadt, 15. und 16. zwei Namen bekannt aus je einem deutſchen Drama.

### Bilderrätſel.



### 3. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So ergeben:

1. Reval und Lang einen berühmten Staatsmann des XVI. Jahrhunderts,
2. See und Don eine Stadt auf der Inſel Fünen,
3. Marie und Tand einen Baum,
4. Oſt und Bauer eine Blume,
5. Seni und Pan ein europäiſches Königreich,
6. Edgar und Seni einen Vogel,
7. England und Erich ein europäiſches Königreich,
8. Dan und Grau eine Stadt in Pommern,
9. Madras und Treue eine Landſchaft in Spanien,
10. Eli und Kur einen Vornamen,
11. Pia und Luna eine Stadt in Griechenland,
12. Elſa und Dan eine Fußbekleidung,
13. Damen und Piſano einen griechiſchen Feldherrn,
14. Amur und Soden einen Vornamen,
15. Urne und Guben einen Schweizer Kanton,
16. Kinn und Dora einen Hohenſtaufen,
17. Saline und Daun eine Landſchaft in Spanien,
18. Baſel und Ali einen Vornamen,
19. Arles und Daun eine Landſchaft in Weſtfalen,
20. Uri und Rente eine Landſchaft des alten Italiens,
21. Arm und Dotter eine Stadt in den Niederlanden.

Sind die richtigen 21 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben einen patriotiſchen Wunſch.

### 4. Rätſel.

Der Studio, der über ſeinen Büchern ſchwitzt,
Der Übelthäter, der in ſeinem Kerker ſitzt;
Die Steuer, die des Staates Kaſſen füllt;
Die Ruder, wenn vom Wind das Segel ſchwillt;
Der Krieger, der zu ſeiner Fahne eilt;
Der Poſten, welcher lang genug geweilt: —
Sie werden's oder ſind's. Kannſt du mir ſagen,
Welch deutſches Beiwort ſie dann alle tragen?

Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 16.

#### Bilderrätſel.

Feuer und Waſſer ſind gute Diener, doch ſchlimme Herren.

#### Dameſpielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. e3 — d4 | 1. g5 — e3 † |
| 2. c3 — b4 | 2. a5 — c5 † † |
| 3. f2 — h8 D † † † | 3. b6 — d4 † |
| 4. D h8 — c3 † und gewinnt. | |

#### 1. Ergänzungsaufgabe.

Neujahrswunſch.

Mut und Hoffen tapfrem Streben,
Ernſtem Wollen Heil und Preis!
Goldne Ähren, goldne Reben,
Saurem Müh'n und treuem Fleiß!
Wackrem Schaffen: Glück und Frieden!
Klugem Wagen: Ruhm, Gewinn!
Schönſtes Lebensglück hienieden,
Dankbar gottergebnem Sinn!

#### 2. Anagramm-Rätſel.

Hermann und Dorothea.

1. Orleans — Marſeille
2. Neid — Eiferſucht
3. Herder — Uhland
4. Oreſtes — Elektra
5. Deutſchland — Norwegen
6. Normandie — Rouen
7. Athene — Demeter
8. Arminius — Thusnelda
9. Herodot — Ranke.

#### 3. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| A | u | G | U | s | t |
| D | r | o | h | n | e |
| S | t | e | l | l | a |
| O | t | t | a | v | a |
| S | c | h | n | e | e |
| M | i | e | d | e | r |

#### 4. Rätſel. Weihnachtsbaum.

### Schachbriefbeantwortung.

Herrn v. H. und v. G. In Nr. 10 nach 1. S c5 — e6 iſt der Zug 1. S h4 — f3 nichtig; es folgt

| | |
|---|---|
| 2. S e6 — c7 † | 2. Beliebig. |
| 3. D f2 — b6 oder L f1 — d3 ‡. | |

---

**Inhalt:** Anunda. Fortſ. Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. — Aus der Welt des Waſſertropfens. Von Julius Stinde. — Es iſt kein Meiſter vom Himmel gefallen. Nach dem Bilde von F. Hiddemann. — Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Zum Markt. Nach dem Bilde von Ernſt Meißner. — Ninewe. Von Friedrich Delitzſch. Mit einer Karte und drei Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Die Robinſoninſel. — Des Blinden Tod. Gedicht von Frida Schanz. — In unſerer Spielecke.

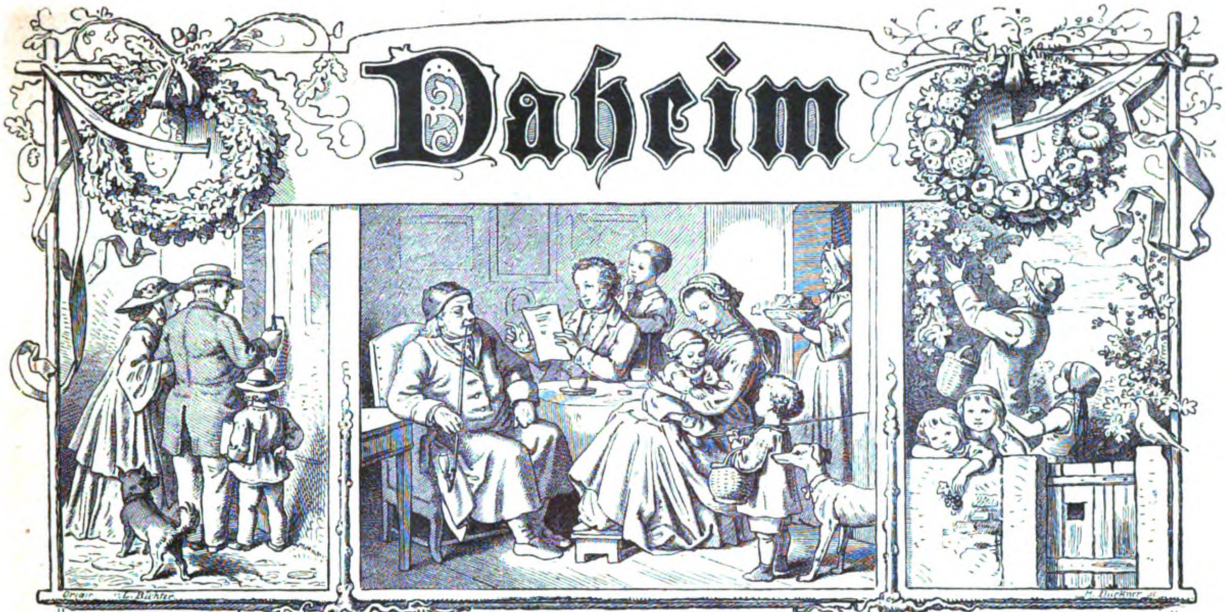
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in deutſchen Freimarken gleichzeitig beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Februar 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 19.

## Anunda.

Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

### 11. Kapitel. Ein edles Wild.

Major Douglas und ſeine Schweſter befanden ſich nicht mehr in Tuldſchapur.

Sie hatten am Tage nach der Devadaſi-Weihe ihr nur für die Dauer einer Nacht beſtimmtes Lager abſchlagen laſſen und nach einer ſechsſtündigen Reiſe das Städtchen Hominabad erreicht.

„Hier bleiben wir mehrere Wochen. Wir wollen uns daher für unſer Neſt einen Platz ſuchen, der uns in jeder Beziehung gefällt,“ ſagte Douglas zu Irene.

Sie fanden, etwa eine Viertelſtunde von dem Orte entfernt, eine Stätte, die ihrem Geſchmacke ganz und gar entſprach. Den Hauptreiz der Landſchaft bildete ein klarer See, der, von Mangobäumen umgeben, einer zahlloſen Menge von Waſſervögeln aller Art Nahrung ſpendete. Brahminen-Enten ſchoſſen in großen Scharen über die Spiegelfläche dahin oder umkreiſten die Stellen, auf die ſie ſich zu ſetzen gedachten. Langbeinige Kraniche ſtelzten am Ufer entlang. Inmitten einer großen Geſellſchaft von Löfflern und Ibiſſen erhob der indiſche Rieſenreiher, der ſtolze Sarus, ſein zimtrotes Haupt. („Das iſt der Papa von all den ſchönen Vögeln,“ jubelte der kleine Fern.) Emſige Strandläufer ſuchten ſich einen guten Biſſen, und der herrliche goldnackige Jakana ſchwebte ſo dicht über die Waſſerlilien dahin, daß er ſie mit ſeinem Faſanenſchwanze ſtreifte.

Irene ſchaute, unter einem ſchattigen Baume ſitzend und ihr Kind auf dem Schoße haltend, dem Entſtehen des Lagers zu, das nach allen Regeln hindoſtaniſcher Kunſt errichtet ward. Im Mittelpunkte erhob ſich die herrſchaftliche Wohnung, aus einer Reihe von ſchönen, großen Zelten beſtehend, die als Schlafkammern, Wohn- und Speiſezimmer benutzt werden ſollten und mit Bambusrohrmöbeln freundlich ausgeſtattet wurden. Daran reihte ſich der Gerichtsſaal, ein Zelt, in dem Douglas alle Geſchäftsſitzungen abhielt und in beſtimmten Tagesſtunden die Beſchwerden klagebedürftiger Eingeborner entgegennahm. Rings um dieſe ſtattlichen Stoffhäuſer gruppierten ſich, den Planeten gleich, die ſich um die Sonne ſcharen, eine beträchtliche Menge kleiner Zelte für Diener und berittene Poliziſten. Unter dieſen ſtand das Küchenzelt, in dem der geniale einheimiſche Koch ſeiner bedeutſamen Thätigkeit waltete.

„Wie ſchön es hier iſt!“ ſagte Irene tief aufatmend. „Ich fürchte, ich werde mich ſchwer wieder dem Leben in den dumpfen Steingebäuden anbequemen. Ich verſtehe jetzt die Wüſtenaraber, die Beduinen, die mit Grauen an eine Anſiedelung in engen Städten denken und das Wohnen in Zelten für die menſchenwürdigſte Exiſtenzform halten. Die poetiſchſte iſt ſie jedenfalls; befördert ſie doch den engſten Freundſchaftsbund mit dem Märchenzauber in Wald und Feld. Ich wollte, mein Mann wäre hier!“

Dieſen letzten Ausſpruch hatte Irene ſeit dem Beginn ihres Wanderlebens tagtäglich wohl zwanzigmal geäußert, und ihr Bruder, der ſeinen Schwager von Herzen liebte, hatte hinzugefügt: „Er ſollte wirklich zu uns kommen. Die Jagd in dieſem Revier iſt ausgezeichnet.“

„Ich hoffe, meine Briefe überreden ihn noch. Geſtern habe ich ihm geſchrieben, Sohn und Gattin würden nicht aus freiem Antriebe zu ihm zurückkehren. Er müſſe ſie ſich holen. Er arbeitet ſo ſcharf, er bedarf einer Ausſpannung.“

* * *

Die Krähe erwacht früher als alle anderen Vögel. Sie öffnet ihr Auge lange vor Sonnenaufgang und beeifert ſich, durch ihr Gekrächze, die gefiederte Welt vorzeitig aus ihren Träumen zu ſchrecken.

In der Regel verharrte das Lager des Majors Douglas in tiefem Schweigen, wenn dieſe beſchwingte Frühaufſteherin die Zeit des Schlafens für beendet erklärte. Heute jedoch — in der letzten Nacht der Nau-Ratri-Feier zu Tuldſchapur — kam die geſamte Dienerſchaft der Zeltanſiedelung am See ihr zuvor.

Der Major hatte die Abſicht, ſich aufzumachen, um einen Sambur, einen indiſchen Hirſch, zu erlegen, und da die erſten Morgenſtunden ſich zu dieſem Zwecke am beſten eignen, weckte der Poſten, welcher vor ſeinem Zelte geſchildert hatte, den Koch ſchon um drei Uhr.

„He, Bruder, unſer Herr will ſeinen Thee trinken!“ rief er ihm zu und wanderte dann weiter, zu den übrigen Leuten.

Der Mond ſtand hell am Himmel und erleichterte durch ſeinen Schein die Jagdzurüſtungen. Im Zelte des Majors ward ein Licht ſichtbar, und der Führer, ein Eingeborner aus Hominabad, traf ein. Er war ein kleiner, mumienhafter Menſch, und der Leumund im Städtchen behauptete, er kenne die Schleichwege in Wald und Feld nur deshalb ſo genau, weil er ein Wilddieb ſei.

Nach Verlauf einer halben Stunde waren alle Jagdmitglieder zum Aufbruch bereit, die Pferde geſattelt, und Major Douglas ſtand im Begriff, ſich auf das ſeinige zu ſchwingen, als Irenens Zeltthür ſich aufthat und die ſchöne Frau im Rahmen derſelben erſchien.

„Du biſt ſchon angekleidet?“ fragte ihr Bruder erſtaunt.

„Ja,“ erwiderte ſie. „Ich laſſe meinen Gatten nie fortgehen, ohne ihm ein ‚Auf baldiges Wiederſehen!‘ nachzurufen. Er behauptet, es ſei ein höchſt unbehagliches Gefühl, ſein Heim ohne Gruß verlaſſen zu müſſen. Da du, böſer Robert, leider noch nicht zu der Erkenntnis durchgedrungen biſt, daß ein zweiſiedleriſches Leben weit reizvoller iſt als ein einſiedleriſches, — ſo will ich mich jetzt nach Kräften bemühen, dich zu dieſer Einſicht zu bringen. Du ſollſt, wenn ich fort bin, weibliche Teilnahme an deinem Thun recht gründlich entbehren.“

Major Douglas lachte und küßte ſie herzlich. „Wer einen Schaden aufdeckt, muß auch helfen, ihn zu heilen!“ antwortete er ihr. „Wenn du findeſt, daß ich einer Frau bedarf, ſo iſt es deine Pflicht, mir eine zu ſuchen. Aber wohl gemerkt, ſie muß mich und ich muß ſie lieben!“ Er ſchwang ſich in den Sattel, winkte grüßend mit der Hand und ritt an der Spitze ſeiner Schar von dannen.

„Wie hübſch er iſt, und wie ſtattlich er ſich ausnimmt auf ſeinem Roß!“ dachte ſie, mit ſchweſterlichem Stolze ihm nachblickend.

⁂

Die Jagdgeſellſchaft hatte ſich durch einen Gürtel von dichtem, niedrigem Dſchungelgeſtrüpp hindurchzuarbeiten, ehe ſie nach Verlauf einer Stunde den höchſten Gipfel einer Hügelkette erreichte und von dort aus die Gegend zu überblicken vermochte. In dem breiten Thale vor ihnen lag im Hintergrunde ein Wald, davor ein breiter Streifen unbebauten Landes, der mit viel Gebüſch und einzelnen Baumgruppen bewachſen war. Derſelbe wurde hier und dort von ſchmalen, ſtarkgewundenen Pfaden durchſchnitten.

„Das ſind Samburfährten!“ ſagte der ſachkundige Führer. „Die Hirſche pflegen um dieſe Zeit aus dem Dſchungel hervorzutreten. Daher iſt es das beſte, wir lagern uns hier hinter Sträuchern verſteckt und erwarten den Aufgang der Sonne; ſie muß bald kommen; der Morgenſtern ſteht ſchon tief am Horizonte.“

Sie befolgten ſeinen Rat, und nach kurzer Zeit erhob ſich ein kühler Wind, der Vorbote des Tages, und fuhr leiſe ächzend über das Laub dahin. Vogelſtimmen erwachten, und der unmelodiſche Ruf wilder Pfauen vermiſchte ſich mit dem fernen Geſchrei einer Affenherde. Am Oſtrande des Himmels zeigten ſich lichtgraue Streifen.

„Jetzt iſt es hell genug zum Erkennen des Wildes,“ meinte Douglas. „Wir wollen nunmehr bergab ſteigen, aber leiſe. Leiſe! Kein Geräuſch gemacht! Der Wind iſt uns günſtig. Die Pferde laſſen wir hier im Dickicht.“

Er erteilte noch einige weitere Anweiſungen und ſchritt dann voran. Seine Diener folgten ihm. Plötzlich blieb er ſtehen und richtete ſich horchend hoch auf.

Was war das? Ein menſchlicher Hilferuf? — Ja, — jetzt erſcholl derſelbe abermals: „Beiſtand! Rettung!“ in maharattiſcher Sprache, aber dennoch klar verſtändlich und mit angſtvollen Klagelauten weich und melodiſch unmittelbar an ſein Herz dringend, tönte derſelbe laut durch das ſtille Gebiet.

„Mir nach!“ befahl Douglas, ſeine Weidwerksabſichten vergeſſend. Er eilte der Richtung zu, von der aus jenes heiße Flehen um Erlöſung zu ihm gedrungen war. Seine Leute ſtürmten hinter ihm drein. „Der Ruf galt uns! Das unterliegt keinem Zweifel!“ flüſterten ſie einander zu.

Nach wenigen Minuten ſtand Major Douglas vor Anundas Sänfte.

„Wer ſeid ihr? Wohin wollt ihr!“ herrſchte er die Träger an.

„Nach Hauſe, Herr. Wir ſind Ramuſis, Lederarbeiter, und wohnen hier in der Gegend.“

„Und von wannen kommt ihr?“

„Von Tuldſchapur — wir waren beim Feſte.“

Ein Hohngelächter aus der Umgebung des Majors erfolgte auf dieſe Behauptung. „Als ob ſie dabei ſein dürften, dieſe unreinen Menſchen!“ tönte es von allen Seiten. „Herr, Ihr werdet belogen — gröblich belogen.“

Und wer ſitzt dort im Palankin?“ forſchte Douglas weiter.

Jann Naik trat vor, mit gebeugtem Haupte und unterwürfiger Miene: „Es iſt mein Weib!“ ſagte er. „Ich bitte Euch, haltet uns nicht auf. Wir ſind die ganze Nacht hindurch gewandert und ſehnen uns nach unſerm Ziele.“

„Öffnet die Thür, ich bin ſein Weib nicht,“ erklang es aus dem Innern der Sänfte. „Bei allem, was Euch heilig iſt, laßt mich heraus!“

Major Douglas entſprach dieſem Wunſche, ſchob die ihm den Weg verſperrenden Leute mit ſtarker Hand beiſeite und riß den Schlag des Tragwagens auf. Er prallte zurück, als er die Devadaſi von Tuldſchapur erblickte.

Sie ſah ihn mit ſcheuem Blicke an. „Darf ich ausſteigen?“ fragte ſie. „Wollt Ihr mir helfen?“

„Ja, gewiß! Um Himmelswillen, wie kommt Ihr in die Geſellſchaft dieſes Geſindels?“

Sie war aus der Sänfte herausgeſprungen und vor ihm in die Kniee geſunken. Nach Art hindoſtaniſcher Hilfeflehender umfaßte ſie ſeine Füße.

„Edler Herr, ſie haben mich mit Gewalt aus dem Tempelhof fortgeſchleppt. Ich ahne nicht, weshalb ſie es thaten, aber ſicherlich haben ſie Böſes im Sinne. Bei dem geweihten Haupte Eurer Mutter beſchwöre ich Euch, helft mir, helft einer Unglücklichen, und ſie wird Euch ſegnen ihr Leben lang. Bringt mich zu meinem Vater zurück. Er iſt Oberprieſter im Dienſte der Kali von Tuldſchapur.“

Sie wandte ihr liebliches Geſicht zu ihm empor, der bittende Ausdruck in ihren Zügen rührte ihn tief.

„Seid ruhig! Ich thue für Euch, was ich kann,“ verſicherte er ihr. „Ich weiß, wer Ihr ſeid; es ſoll Euch kein Leid zugefügt werden. Steht auf.“

„Die heilige Mutter vergelte Euch Eure Güte!“ rief ſie voll Dank, indem ſie ſich langſam erhob und neben ihm ſtehen blieb. Sie fühlte ſich ſicher in ſeiner unmittelbaren Nähe.

Seine Stimme hatte etwas Aufrichtiges, Vertrauenerweckendes; der Ton war der des Wohlwollens. Derſelbe verſcheuchte im Verein mit dem gütigen Blicke ſeiner Augen jene Angſt, welche ſich in dieſen Stunden ſchreckensvoller Ungewißheit in betreff der Abſichten ihrer Räuber in ihrem Herzen eingeniſtet hatte. Das Gefühl, eine Taube zu ſein, die ſich in der Gewalt eines Habichts befindet, verließ ſie. Es ward ruhig in ihr.

Ihn aber mutete dieſes unerwartete Begegnis in tiefer Waldeinſamkeit wie die Verwirklichung eines Märchens aus ſeiner Kinderzeit an. Gleich einer Erſcheinung aus dem Bereiche jener volkstümlichen Poeſie ſtand dieſe indiſche Prieſterin in ihrem prächtigen Purpurgewande vor ihm. Die erſten Strahlen der Sonne glitten durch die Kronen der Bäume, ſie küßten ihr das dunkle Haar und das bleiche Antlitz und übergoſſen es mit roſigem Schein.

Hilfsbedürftige Schönheit übt immerdar eine unbeſchränkte Zaubermacht auf echte Männlichkeit aus. Die Pflicht menſchenfreundlicher Hilfeleiſtung geſtaltet ſich in ſolchen Fällen nicht nur zum Glück für die Empfängerin, ſondern auch zu einer Gnade des Schickſals für den Geber. Douglas erfuhr das in dieſem Augenblicke. Er empfand es als eine Gunſt der Vorſehung, daß ſie ihn vor allen anderen auserleſen hatte, dieſem holden Kinde einen Ritterdienſt zu erweiſen.

„Vertrauet Euch mir an!“ ſagte er. „Ich gebe Euch mein Wort, Euch den Eurigen wiederzugeben und dieſe da“ — er deutete auf den Häuptling und deſſen Mutter — „zu beſtrafen. Ihr möchtet gern ſofort umkehren, doch halte ich es für ſicherer, zwei zuverläſſige Boten nach Tuldſchapur zu ſchicken; ſie ſollen Eurem Vater die Sachlage mitteilen, ihm berichten, daß Ihr Euch in meiner Obhut befindet, und ihn auffordern, Euch ſelbſt aus meinem Lager abzuholen. Ihr habt dann Zeit, Euch etwas auszuruhen und zu erquicken. Ihr fühlt Euch ſicherlich erſchöpft. Seid Ihr mit meinem Vorſchlag einverſtanden?“

O, wie ſehr war ſie es!

Major Douglas wandte ſich an ſein Gefolge und befahl demſelben, Janu Naik und die alte Frau feſtzunehmen, den übrigen Ramuſis erteilte er die Erlaubnis, ihren Heimweg fortzuſetzen.

Anunda ſetzte ſich in ihre Sänfte. Vier Hindus aus der Dienerſchaft des Majors hoben dieſelbe auf, und die Jagdgeſellſchaft begab ſich auf den Heimweg, ohne auch nur einen einzigen Sambur erblickt zu haben. Sie hatte ein edleres Wild gefunden.

## 12. Kapitel. Die Brahmanin unter Chriſten.

„Schläft ſie?“ fragte Douglas ſeine Schweſter mit dem Ausdruck regſten Mitgefühls.

„Ich hoffe es!“ antwortete dieſe, ebenfalls mit warmer Betonung. „Das arme Kind war aufs äußerſte erſchöpft — man ſah es ihr an, ſie hielt ſich nur noch mit großer Anſtrengung aufrecht; aber die Satzungen ihrer Religion verboten es ihr, den Anforderungen ihrer ruhebedürftigen Natur zu folgen.“

„Ich haſſe dieſe widernatürlichen Vorſchriften vom Grunde meiner Seele!“ ſagte er mit Nachdruck. „Solange ſie beſtehen, ſind und bleiben wir Engländer dem Volke gegenüber Fremdlinge, verhaßte Fremdlinge — denn gerade der Adel des Landes iſt von uns durch eine Kluft getrennt, die viel zu breit iſt, als daß man ſich von hüben und drüben aus die Hand zu gemeinnützigem Wirken reichen könnte.“

„Es iſt unbegreiflich, was alles deinem Schützling verboten iſt, weil ſie den Vorzug hat, eine Brahmanin zu ſein,“ fuhr Irene fort. „Das Wort ‚du ſollſt nicht!‘ ſteht ihr auf Schritt und Tritt vor Augen. So durſtig ſie war und ſo ſehr ſie ein Trunk Waſſer erfriſcht haben würde, ſo entſchloß ſie ſich doch nicht, aus einem unſerer unheiligen Gläſer zu trinken. Sie wartete geduldig, bis ihr ein neuer irdener Becher beſorgt war. Dieſen wuſch ſie ſelbſt aus und füllte ihn am Brunnen. Ich bot ihr meines kleinen Jungen hindoſtaniſches Kindermädchen, das maharattiſch ſpricht, zur Bedienung an, da dieſes jedoch der Soudrakaſte angehört, ſo ſchlug ſie mein Anerbieten aus. Zum guten Glück kam zufällig ein armer Brahmane ins Lager, der mit deinem Schreiber reden wollte; er hat ihr Waſſer zu einem Bade getragen, ſonſt hätte ſie das auch ſelbſt thun müſſen. Erſt nachdem ſie ſich von der Berührung der Ramuſis reingewaſchen hatte, erlaubte ſie es ſich, etwas zu eſſen, das ſie ſich ſelbſt bereitet hatte. Ihr Bett hat ſie ſich mit eigner Hand gemacht, ich glaube, es beunruhigte ſie, daß die Decken in meinem Koffer gelegen hatten. Ich wollte ihr eine Bettſtelle aufſchlagen laſſen; ſie aber legte die Matratze auf die Erde; es zieme ihr nicht, ſo hoch zu ſchlafen wie die Göttin zu Tuldſchapur,“ ſagte ſie zu Hyra.

„Ich danke es dir, Schweſter, daß du ſie ganz nach ihrem Willen gewähren ließeſt,“ verſetzte Douglas. „Um ſo wohler wird ſie ſich bei uns befinden, um ſo vertrauensvoller gegen uns werden.“

„Doch ſchmerzt es mich, Bruder, daß ich dieſes holde, mir ſo ſympathiſche Mädchen nicht nach Herzensluſt hegen und pflegen kann — ich wage nicht einmal, ihr die Hand zu geben — aus Sorge, daß dies ihr religiöſes Gefühl verletzen würde. Wann, denkſt du, kann ihr Vater eintreffen, um ſie zu holen?“

„Morgen früh. — Ich freue mich für ſie dieſes Wiederſehens; ſie fühlt ſich hier gewiß ſehr einſam.“

* * *

Irene und Anunda ſaßen am folgenden Tage im Wohnzelte, die erſtere auf einem Bambusrohrſeſſel, die andere auf einem Kiſſen. Beide laſen: die Europäerin in einem engliſchen Roman, die Indierin in einem Sanskritwerke, das der Reiſebibliothek des Majors Douglas entnommen war.

Anunda hatte jetzt alle Furcht verloren; ſie ſah ernſt, aber beruhigt aus. Das Buch auf ihrem Schoße ſchien ihre Aufmerkſamkeit in hohem Grade zu feſſeln. Sie las, eifrig und lautlos die Lippen bewegend, wie es bei uns die Kinder zu thun pflegen, welche mit den Augen allein noch nicht leſen können.

Irene dagegen hatte ihr Buch nur unter dem Vorwande einer Beſchäftigung geöffnet; verſtohlen weidete ſich ihr Blick an der fremdartigen Erſcheinung der ſchönen Heidin.

Major Douglas kam auf das Lager zugeſchritten. Als er vor dem Zelte ſeinen Dienern einige Befehle erteilte, bemerkte Irene, daß Anunda zu leſen aufhörte und mit dem Ausdrucke lebhafteſter Freude auf ſeine Stimme lauſchte. Sie beugte dabei den Oberkörper weit vor und öffnete ein wenig den Mund, wie jemand, der einer herrlichen Muſik horcht.

Jetzt trat er herein. Er bat Anunda, nachdem er ſie begrüßt hatte, das Zelt nicht zu verlaſſen — wie ſie beabſichtigte — dann näherte er ſich ſeiner Schweſter. Er ſchien traurig. Eine Wolke lag auf ſeiner Stirn.

„Irene,“ begann er in ſeiner Mutterſprache mit gedämpfter Stimme, „ich habe eine niederſchmetternde Nachricht für unſern Gaſt erhalten. Denke dir, ihr Vater iſt tot! Ob jene Schurken von Ramuſis ihn ermordeten, oder ob er durch einen Sturz verunglückte — iſt noch nicht ermittelt. Thatſache iſt, daß er unfern des Tempelgebietes leblos aufgefunden wurde.“

Irene ſah ihren Bruder erſchrocken an. „Großer Gott!“ erwiderte ſie leiſe in tiefer Bewegung. „Welch eine Botſchaft! Wie wird ſie dieſen Schlag ertragen?“

Er zuckte die Achſeln. „Sie ſcheint an ihrem Vater zu hängen?“

„Ja, ſehr!“

„Ich wollte, du könnteſt maharattiſch, Schweſter. Es wäre ſo viel leichter für ſie, dieſe Kunde von Frauenlippen zu hören! Ich habe kaum den Mut, ihr dieſe Mitteilung zu machen.“

Er ging einige Male in dem Zelte hin und her und blieb dann abermals vor ſeiner Schweſter ſtehen. „Was hilft ein Verſchieben?“ ſagte er. „Geſchehen muß es ja doch!“

Er ſetzte ſich auf einen Stuhl, der nahe bei Anundas Sitz ſtand, und nannte ihren Namen. Sie hob den Kopf zu ihm auf und ſah ihn mit ihren braunen Kinderaugen fragend an.

„Ich habe Euch etwas zu erzählen, das Euch betrüben wird,“ fuhr er fort. „Ich bitte Euch, ſtählt Euer Herz — denkt, daß Ihr bei guten Freunden ſeid, und daß wir für Euch thun werden, was in unſerer Macht ſteht.“

Sie legte die Hand auf die Bruſt, und ihr Geſicht nahm die Züge geſpannter Erwartung an. „Redet, Herr,“ antwortete ſie ſchlicht. „Ich bin Euch ſehr dankbar für Eure Güte.“

„Ein ſchneller, ſcharfer Schnitt iſt weniger ſchmerzhaft als ein langſamer, ſtumpfer,“ dachte er, indem er ſich, ohne ſie weiter vorzubereiten, zu ihr hinabbeugte und die Worte ſprach: „Euer Vater iſt tot. Er iſt in der Nacht, da Ihr geraubt wurdet, aus dem Leben geſchieden.“

Sie ſtarrte ihn mit weitgeöffneten Augen an. Ihre

Lippen zuckten. „Herr, verzeiht — ich verſtehe Euch nicht. Mein Geiſt iſt verwirrt. Wiederholt mir, was Ihr mir ſoeben ſagtet,“ bat ſie.

„Ihr habt Euren Vater verloren, Frau Anunda, — Vyas Schastri iſt tot.“

Ein durchdringender Schrei entrang ſich ihren Lippen, ein Schrei tiefſter Verzweiflung. Sie glitt von dem Kiſſen herab und verbarg laut ſtöhnend ihr Geſicht in dasſelbe. Es war ein qualvoller Anblick! Die zarte Geſtalt bebte unter dem Übermaße des heftigen Schmerzes.

Irene und Douglas ſahen einander ratlos an. „Wenn ich ſie nur tröſten dürfte,“ ſagte die erſtere. „Allein ich fürchte, es iſt ihr nicht angenehm. O, wie peinlich iſt das alles!“

„Folge deinem Herzen!“ erwiderte er. „Das arme Kind bedarf der Aufrichtung. Dieſer Schlag hat ſie ſchwer getroffen. Verſuche es, ihr Beiſtand zu leiſten. Sollte derſelbe ihr nicht lieb ſein, ſo wirſt du es ihr anmerken, und dann haſt du ja immer noch Zeit, dich zurückzuziehen. Ich laſſe euch jetzt allein; das iſt beſſer. Nach einer Stunde komme ich wieder; dann wird ſie vielleicht ruhig genug ſein, um uns ſagen zu können, zu wem ſie gebracht zu werden wünſcht.“

Er ging zur Zeltthür; dort blieb er ſtehen und warf noch einen Blick innigſten Mitleids auf die ſchwerleidende Indierin. Als er fort war, trat Irene zu derſelben und legte ihre Hand ſanft auf ihr dunkles Haar. Sie ſchien es nicht zu fühlen; ſie wehklagte noch immer in kurzen, abgebrochenen, wilden, leidenſchaftlichen Tönen.

„Anunda!“ ſagte Irene ſanft, „geſtatte mir, daß ich mit dir trauere!“ Sie ſprach dieſe Worte in maharattiſcher Sprache, grammatiſch ſehr unrichtig; jedoch der warmherzige Ton verfehlte ſeine Wirkung nicht. Die Trauernde richtete ſich auf und wandte ihr Auge der Sprecherin zu.

O, über den Ausdruck jener Seelenqual, die ſich in dem lieblichen Geſichte abſpiegelte!

Irene ſetzte ſich zu der Unglücklichen und zog ſie an ſich. Sie ließ es geſchehen. Sie war zu ſehr von ihrem Schmerze überwältigt, zu ſtark betäubt von dem Verluſte, den ſie erlitten hatte, als daß ſie darüber nachzudenken vermochte, wem die Arme angehörten, die ſie ſo lind umfingen. Die unmittelbare Nähe eines liebevollen menſchlichen Weſens wirkte wie Balſam auf ihre Wunde und that ihrem gefolterten Herzen wohl. Sie ward ruhiger.

* * *

„Darf ich ſelbſt mit dem Boten reden?“ fragte Anunda, als Douglas ihr mehrere Stunden ſpäter die Frage vorlegte, ob und wann ſie nach Tuldſchapur zurückzukehren wünſche.

„Gewiß, es iſt dies das beſte!“ antwortete er und ließ ſofort ſeinen Schreiber und noch einen zweiten Hindu eintreten.

Anunda preßte die Hände feſt zuſammen; offenbar hielt ſie ſich nur mit Mühe aufrecht.

„Saht ihr die Leiche meines Vaters?“ fragte ſie die Männer.

„Ja!“ antwortete der Schreiber.

„Wo?“

„Auf dem Scheiterhaufen.“

„Wer zündete ihn an?“

„Ein Prieſter, den ſie Moro Trimmul nannten!“

„Heilige Mutter, ſei mir gnädig!“ Sie erhob beide Hände wie zum Gebet. „Was habe ich gethan, daß du mich alſo ſtrafſt?“ rief ſie erregt aus.

„Wer den Holzſtoß in Brand ſteckt, iſt der Erbe des Toten,“ erklärte der Schreiber, ſich zu dem Major wendend, der ihn fragend anſchaute. „Es ſcheint, daß es ihr unangenehm iſt, unter die Vormundſchaft Moro Trimmuls zu kommen.“

Anunda hatte dieſe Erklärung gehört. „Ja,“ ſagte ſie, „er hat Euch recht berichtet. So lautet unſer Geſetz. Ich aber ſchwöre es bei der Aſche meines Vaters, ich kann und will Moro Trimmul nicht als meinen Herrn und Beſchützer anerkennen, lieber ſterben!“ Sie ſtieß dieſes Geſtändnis mit leidenſchaftlicher Heftigkeit aus. (Fortſetzung folgt.)

## Nachträgliche Weihnachtsplauderei vom Meergreis.

Von H. v. Spielberg. (Abdruck verboten.)

Nun das ſchöne Weihnachtsfeſt verrauſcht iſt, kann ich alter, grämlicher Mann wohl post festum einige Bemerkungen, die nicht nach jedermanns Geſchmack ſein mögen, an dasſelbe knüpfen, ohne Gefahr zu laufen, von den Mamas bös angeſehen, von den Tanten verlacht, von den Kindern gehaßt — und vor allem von den Inhabern diverſer Geſchäfte geſteinigt zu werden. Über die Papas ſchweige ich fein ſtill. Mir ahnt, daß ich den einen oder anderen vielleicht auf meiner Seite haben könnte: er wird's aber nicht zugeben dürfen.

Nicht wahr, das Weihnachtsfeſt ſoll doch vor allem ein Feſt der Kinder ſein? Sie wollen wir erfreuen, und an ihrem Jubel ſollen unſere alten Herzen wieder aufleben! So haben's unſere Eltern mit uns und an uns gethan, ſo ſoll es bleiben!

Ich erinnere mich noch ſehr wohl der eignen kindlichen Weihnachtsfreuden, obwohl meine Haare inzwiſchen, ſoweit der noch vorhandene Reſt überhaupt in Betracht kommt, bereits herzlich grau geworden ſind. Zu meinen Weihnachtsfreuden gehörten vor allem: der Tannenbaum, die Süßigkeiten und die Geſchenke, die ich einheimſte. Ich will nicht ganz in Abrede ſtellen, daß es mich auch erfreute, wenn ich meinen Eltern eine kleine Arbeit oder ein ſelbſt abgeſchriebenes Gedicht darbringen konnte, aber dieſe Freude kam doch ſehr in zweiter Linie: für Kinder iſt an dieſem Glückstage Nehmen nun einmal ſeliger als Geben, ſo war es damals und ſo wird es wohl heute auch noch ſein, ebenſo wie ich kaum glaube, daß die obige Dreizahl der Weihnachtsfreuden ſich in den letzten Jahrzehnten weſentlich variiert hat.

Ja: der Tannenbaum, die Süßigkeiten und die Geſchenke ſind geblieben, aber, ich fürchte, ſie haben ſich trotzdem recht ſehr verändert und zwar nicht zum Vorteil... wenigſtens nicht zum allſeitigen Vorteil.

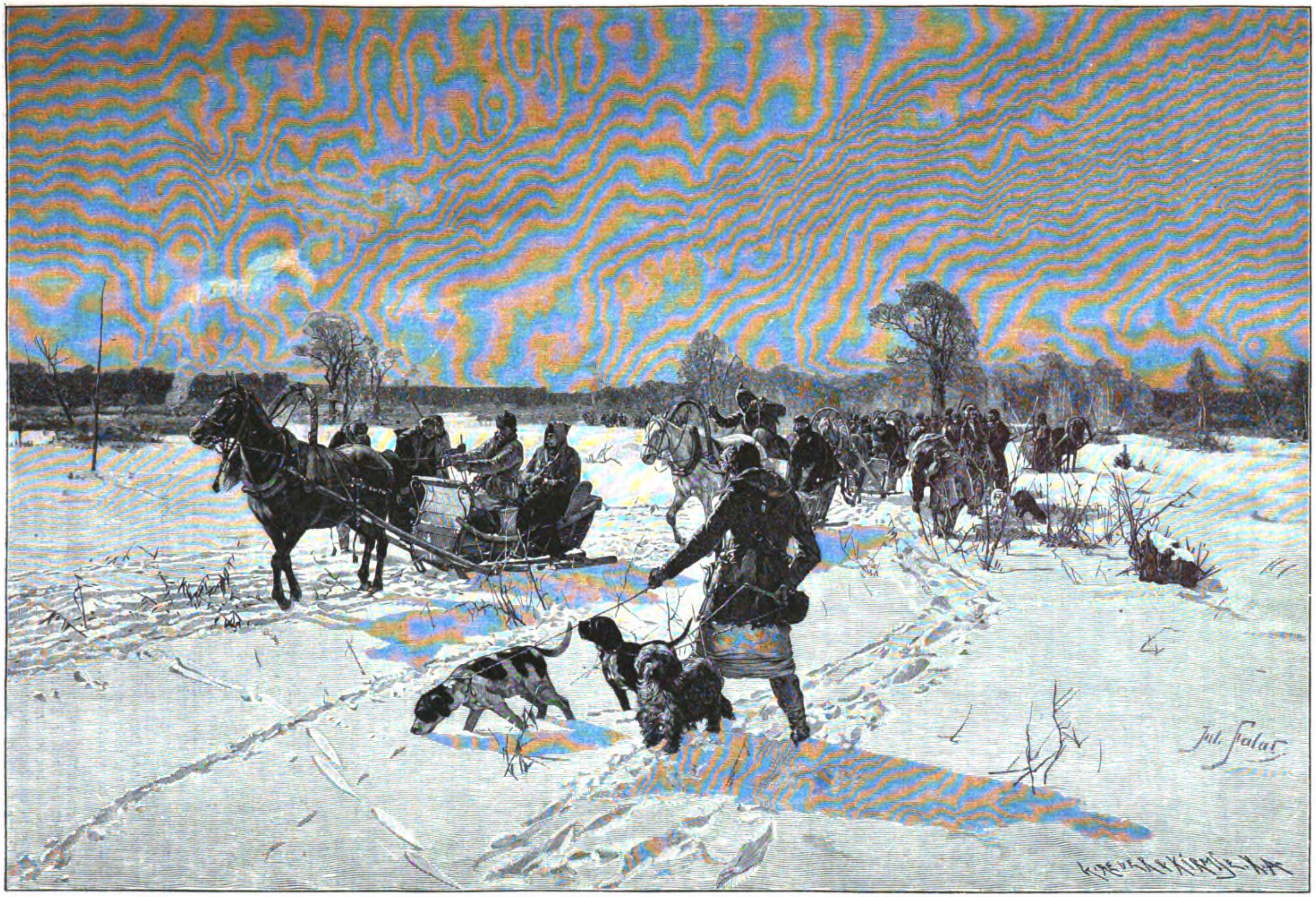
Da iſt zunächſt der liebe Weihnachtsbaum. An ihn knüpfte ſich ehedem eine lange Vorfreude: wie glücklich waren wir, wenn wir abends unſere Papierketten ſchnitzelten, wenn wir die Nüſſe und Äpfel vergoldeten, die glänzenden Netze ſchnitten, Körbchen klebten und uns am Dufte des zurechtgeſchnittenen Wachsſtockes labten. Dabei erklangen dann die ſchönſten Weihnachtslieder, Väterchen und Mütterchen ſaßen bei uns und ſetzten unſern neugierigen Fragen die tiefgeheimnisvollſten Mienen entgegen. Dann kam endlich der große Tag: unſer Baum ſtrahlte im hellſten Glanze, und wir zauſten aus ſeinen Zweigen die ſchönſten Pfeffernüſſe, die ſüßeſten Bonbons und die ſchmackhafteſten Äpfel heraus.

Heute iſt das anders geworden, ich habe es ſchon oft genug beklagt. Unſere heutigen Chriſtbäume ſind viel, viel ſchöner, denn ehedem unſere ſchlichten Tannen, ſie ſind aber nachgerade ſo ſchön und ſo ſtilvoll geworden, daß ſie mehr zur Freude der Großen denn der Kleinen da zu ſein ſcheinen, mehr als ein Salonſchmuck gelten, denn als ein wirklicher, deutſcher Weihnachtsbaum. Unten ein melodiſcher Drehklimperkaſten, oben ein Dekorationsſtück mit glitzernden Metallſtücken, mit japaniſchem Allerlei, mit Glasperlen, Lametta und was weiß ich noch — das Ganze ein Rührmichnichtan für jede Kinderhand! Er ſieht ja ſehr hübſch aus, ſolch ein Weihnachtsbaum, ob er aber ein kindliches Herz ſo erfreut wie unſere ſchlichte Tanne, die ſo ganz unſer Eigen war, das laſſe ich dahingeſtellt. Wir hatten unſern Teil an ihr, wir hatten ihren Schmuck ſelbſt gefertigt und waren ſtolz darauf — heute ſchmückt ſie gekaufter Tand und Kram, unſere Kinder entbehren der Vorfreude des Mitſchaffens, ſie entbehren der Freude des Genießens, denn neben der Rute, die einſt aus ihren Zweigen drohte, hingen ehedem die heute oft ganz fehlenden... Süßigkeiten!

„Oho! Wir wollen nur nicht, daß die Kinder den Baum umreißen, wir wollen nicht, daß ſie ſich am Übermaß den lieben Magen verderben, wir legen ihnen ihren ſorgſam bemeſſenen Anteil auf einem Porzellantellerchen auf ihren Tiſch!“

Mit Verlaub! Den Baum kann man ſo gut befeſtigen, daß er nicht umfällt, und was den lieben Kindermagen anbetrifft — auf ihn wollte ich juſt kommen. Was liegt denn heute auf den Tellerchen? Schwerer Marzipan, feine Fondants, gefüllte Pralinés und gewürzreiche Lebkuchen. Wir fanden dagegen ein Gebäck am Baume, das Mütterchen ſelbſt verfertigte, das vortrefflich mundete und von dem man erfreuliche Quantitäten vertilgen konnte, wie ich aus eigenſter Erfahrung beſtätigen kann, ohne daß Onkel Doktor in Anſpruch genommen zu werden brauchte. Wir fanden weiterhin ein billiges Zuckerwerk und rotbackige Äpfel... und da wir Beſſeres nicht kannten, ſo ſchmeckte uns das alles prächtig, um ſo prächtiger, als es uns nicht gar ſo ſorgſam abgemeſſen wurde. Ich glaube, wir hatten mehr Grund zur Zufriedenheit, als Karlchen und Lottchen, Paulchen und Mieze heute haben.

Nun aber zur Hauptſache! Mich hat in den letzten Jahren jedesmal ein ſtilles Entſetzen ergriffen, wenn ich durch die Straßen ſchlenderte und die Schaufenſter unſerer Spielwarenläden „bewunderte,“ das ſtille Entſetzen ſteigerte ſich aber zum Schaudern, ſobald ich für Neffen und Nichtchen ſelbſt meine kleinen Einkäufe beſorgen wollte. Iſt denn das Wort wahr, daß es „keine Kinder mehr gibt?“ Was heute unſere Spielwarengeſchäfte produzieren, ſind die reinſten Kunſtwerke, es ſind auch Spielereien, aber zum großen Teil keine Spielzeuge! Vor dreißig Jahren hätte man dieſelben Sachen und



Kaiſer Wilhelms Rückkehr von der Bärenjagd beim Fürſten Radziwill. Gemalt von Jul. Falat.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Sächelchen entweder in die Servante geſtellt oder als Lehrmittelgegenſtände in der Schule verwandt, welche heute von den armen, reichen Eltern gekauft werden ſollen, mit denen unſere ärmeren Kinder ſpielen ſollen.

„Das iſt ja eben der Fortſchritt!“ höre ich hier und „Für unſere Kinder iſt uns das beſte juſt gut genug!“ höre ich dort ſagen.

Schön! Wir wollen uns die Sache aber doch einmal etwas näher betrachten, ich gehöre nun einmal nicht zu den Leutchen, die jedes ſchönklingende Schlagwort ohne weiteres als voll gelten laſſen.

„Ich möchte ein Geſchenk für einen kleinen Buben von noch nicht ganz zwei Jahren kaufen!“

„Bitte ſehr, verehrter Herr, wir ſind gerade in dieſer Saiſon in Novitäten brillant aſſortiert!“ meint der entſchieden dem Sprachreinigungsverein nicht angehörende Verkäufer.

Und er hatte recht, es war wirklich ſtaunenswert, was er mir vorführen konnte. Da erſchien zunächſt ein bunter Harlekin, der ſich auf einer Stange drehte und dabei die ſchöne Melodie von der kleinen Fiſcherin von ſich gab. Dann kamen die verſchiedenſten mechaniſchen Kunſtwerke zum Vorſchein: ein tanzender Bär, ein laufender Storch, ein Elefant, der den Rüſſel hochheben konnte, eine alte Frau, die ſtrickte, und was weiß ich noch! Preislage zwiſchen 15 und 30 Mark — „enorm billig, nicht wahr, mein Herr? Vor zwanzig Jahren hätte man das Doppelte für dieſe ſcharmanten Choſen bezahlt!“

„Jawohl — es würde ſie vermutlich nur niemand gekauft haben,“ entgegnete eine leiſe Stimme in mir, die ſich aber wohl hütete, laut zu werden. Allen dieſen „ſcharmanten Choſen“ ſtand die Zerbrechlichkeit auf der Stirn geſchrieben; man denke ſich ein Baby, das mit dieſen raffinierten Mechanismen ſpielen ſoll, man nehme die Sorge des Kindermädchens hinzu, welches verhindern ſoll, daß die koſtbaren Gegenſtände vorzeitig das Endziel ihres Daſeins erreichen: was bleibt dann noch von der ganzen Herrlichkeit übrig?! Eine unſerer alten „Archen Noahs“ war zehnmal mehr wert als der rüſſelhebende Elefant, weil ſie nur den zehnten Teil koſtete und es kein Unglück war, wenn nach acht Tagen der Hälfte der hölzernen Löwen, Affen und Ochſen die Beine fehlten. Spielſachen, die nur zum Anſehen geſchaffen erſcheinen, ſind keine Freude, ſondern eine Tortur für jedes richtige Kind.

„Für einen heranwachſenden Knaben, verehrter Herr? Wir legen beſonderen Wert auf die erziehliche Wirkung unſerer Spielſachen und glauben, daß die applikatoriſche Lehrmethode auf das empfängliche, kindliche Gemüt ...“

O weh — die armen Jungen! Auch beim Spiel ſollen ſie ſchon lernen. Nun, wir werden ja ſehen.

Es war die reine Lehrmittelanſtalt, dieſe Abteilung des großen Geſchäftes. Da ſtand neben dem zierlichen Modell der einfachen Dampfmaſchine die Lokomotive, neben der Camera obſcura der Induktionsapparat, und ein kleines photographiſches Atelier fehlte ebenſowenig wie ein ſorgfältig zuſammengeſtellter Kaſten zur Ausführung chemiſcher und phyſikaliſcher Verſuche. Sehr ſchön — wenn's nur einen Zweck hätte! Zum Verſtehen, zur geiſtigen Verarbeitung naturwiſſenſchaftlicher Grundſätze oder techniſcher Vorgänge gehört denn doch mehr als das mechaniſche Arbeiten mit derartigen Spielereien, die der Natur der Sache nach ſtets unvollkommen ſein müſſen und ſogar manche falſche Vorſtellung erwecken. Wenn der Junge den Keſſel ſeiner Dampfmaſchine mit Waſſer gefüllt und die Spiritusflamme darunter angezündet hat, wenn die Rädchen ordentlich ſchnurren, dann bildet er ſich ein, das Weſen der Dampfkraft ordentlich zu kennen ... und hat doch nicht die leiſeſte Ahnung davon. — Ein anderes Bild: man ſehe ſich einen modernen Baukaſten an: anſtatt der hübſchen geradlinigen, einfachen Holzklötze von ehedem bietet er ein Gewirr der Spitz- und Rundbogen, der ſchönſten Säulen, Kapitäle und Steinſchnittkonſtruktionen; es iſt eine Kunſt und zugleich eine mühſelige Arbeit, das Ding nur vorſchriftsmäßig wieder einzupacken. Gotik und Renaiſſance, Zopf und Barock ſind in ihm vertreten, daß aber ein Kind mit den künſtlichen Formen ſpielen könnte wie wir ſpielten, will mir nimmer in den Sinn.

Nun aber zu den Mädchen: „Die heutigen Puppen und die Puppeneinrichtungen müſſen das Herz jeder Mutter erfreuen!“

Jeder Mutter ... vielleicht! Ob aber jedes Kindes, das iſt denn doch ſehr fraglich. Auch unſere Puppen ſind Kunſtwerke geworden, ſind keine richtigen Spielzeuge mehr; man ängſtigt ſich förmlich, die zierlichen Dingerchen mit ihren Gelenken und Schlafaugen anzufaſſen, und die Puppeneinrichtungen in ihrem übertriebenen Luxus, der ſklaviſch die Verhältniſſe der Erwachſenen nachahmt, erſcheinen mir geradezu verderblich für einen kindlichen Sinn. Rechnungsrats Gretchens ſüßes Püppchen Minna muß natürlich ihre eigne Kommode, ihr eignes Puppenköfferchen, ihre eigne Badeſtube vielleicht gar haben — wie leicht zieht da nicht ein Kind Vergleiche mit der Wirklichkeit des eignen Lebens, die zu recht bitteren Anſchauungen führen können.

Vor allem aber: der Mehrzahl unſerer „modernen“ Spielſachen fehlt eins, ſie regen die kindliche Phantaſie nicht zu ſelbſtthätigem Geſtalten an, weil ſie den Kindern vollendete oder doch ſcheinbar vollendete Dinge in die Hand geben. Das kleine Mädchen, welches ſeine ſimple Puppe im Geiſte mit allen Herrlichkeiten der Welt ſchmückte, der Knabe, der ſich mit den einfachſten Hilfsmitteln ſelbſt ein Schiffchen baute, er hatte hundertmal mehr Freude und Gewinn davon, als ihnen heute der kunſtvollſt aufgeputzte und reichſt ausgeſtattete Täufling oder das „wirklich dampfende“ Dampfſchiff gewähren kann. Daß die Kinder das ſelbſt einſehen, kann man freilich nicht verlangen, daß ſich aber die werten Eltern der Anſicht verſchließen, erſcheint mir bedauerlich. Ja, bisweilen ſind die Kinder wirklich inſtinktiv klüger als Papa und Mama: wer hätte es nicht ſchon erlebt, daß der kleine Oskar ſeine koſtbare Eiſenbahn achtlos liegen ließ, dafür aber an ein altes Bauklotz einen Bindfaden band und auf ſeine Art Hotteburr! ſpielte — wer hätte ſich nicht ſchon darüber gefreut, wenn Lenchen ihre vorjährige, höchſt primitive Puppe allen neuen Herrlichkeiten zum Trotz als ihr liebſtes Kind an die Bruſt drückte.

Und nun ſchließlich noch eine andere ernſte Seite der ganzen Sache. Wir ſind nachgerade nahe daran, uns das ſchönſte aller Feſte gründlich zu verderben. Unſere Eltern ſchenkten mit dem Herzen und dem Verſtande, wir ſchenken vielleicht mit demſelben warmen Herzen, jedenfalls aber vor allem mit der Börſe! Hand aufs Herz, verehrte Mamas und Papas, welche Rolle ſpielt Weihnachten in eurem Haushaltsetat? Ich fürchte, der Kram wird zum Feſte häufig länger als die Elle, und ich habe davon munkeln hören, daß man es bisweilen ſchmerzlich empfindet, daß auf Weihnachten ſo bald das teuere Neujahr folgt. Warum ſich aber unnötige Sorgen machen? Es iſt ein Irrtum, daß eure Kinder ſich herzlicher über ein koſtbares als über ein billiges Geſchenk freuen, wenn ihr nur dafür geſorgt habt, daß die Kinder — wirklich Kinder geblieben ſind! Da aber liegt meiſt der Haſe im Pfeffer.

So ... nun iſt es vom Herzen herunter und ich erwarte geduldig den Nachweis, daß ich mich geirrt habe. Vielleicht ſehe ich zu ſchwarz, vielleicht übertreibe ich: es ſollte mich herzlich freuen, wenn der Herr Weihnachtsmann, an den heute freilich das kleinſte Baby nicht mehr recht glauben will, ſelbſt käme und den alten Meergreis für den Wermutstropfen, den er Eltern und Kindern in die Erinnerung an das ſchöne Feſt geträufelt, ordentlich mit ſeiner Rieſenrute züchtigte. Ich glaube aber, gerade der Weihnachtsmann iſt völlig meiner Meinung.

## Das Fritzche.

### Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Es war nicht zu erwarten, daß Salteneck nach der Behandlung, die er am Tage vorher erfahren hatte, am heutigen wieder erſcheinen würde, und außer ihm würde wohl niemand wagen, in dies kleine Heiligtum einzudringen. Der Major wartete nur, bis ſich die Ruhe der Sieſta über das Haus legte; dann verließ er ſein Zimmer und ſchritt die Treppe hinunter, durch die Wohnſtube, bis vor die geſchloſſene Thür. Vor dieſer blieb er lauſchend ſtehen. Er hörte die Einſame drinnen ſingen, leiſe, mit ſüßer, jugendlicher Stimme; aber es war dem Horchenden, als ſeien dieſe Klänge ebenſoviel Thränen, und dieſes Singen bedeute nur ein Weinen in Tönen. Dennoch — wenn das Lied, das ſie ſich ſelbſt ſo ſang, ihre tiefinnerſten Gedanken enthüllte, — lag ein Hoffen darin, das ſich jenem des horchenden Mannes vermählte. Deshalb fing er begierig die Worte auf, die ſie vielleicht oft, während er von ihr entfernt war, geſungen hatte, ſo als ſollten ſie zu ihm in die Fremde dringen:

„Vor dem Fenſter draußen
Steht ein Tannenbaum,
Seine Zweige rauſchen
Nachts in meinem Traum.

Rauſchen von Eis umſtarret,
Rauſchen im Winterwind:
Schlummre, du kleine Knoſpe,
Schlummre, du junges Kind.

Frühling ſchlummert im Walde,
Tannengrün deckt ihn zu;
Schlummert noch, aber balde
Bricht er des Winters Ruh.

Jauchzend kommt er im Sturme,
Wonnen wecket ſein Schritt,
Sonne für junge Herzen,
Liebe bringet er mit.

Tannenbaum wird euch rufen,
Flieget er heimatwärts:
Wach auf dann, junge Knoſpe!
Wach auf, du junges Herz.“

Als das Lied beendet war, ſtand Aſten noch einen Augenblick zaudernd ſtill. Es war jetzt wirklich, als ginge der Geſang in Schluchzen über.

Er drückte auf die Klinke der Thür, öffnete und trat ein. Ohne ſich zu entſchuldigen, ſchritt er zu der am Fenſter Sitzenden hin.

„Weinen Sie, Fräulein Friederike?“ fragte er.

Sie hatte ein Tuch an die Augen gedrückt und ließ es jetzt ſinken. Erſchrocken ſah ſie ihn an und antwortete verwirrt: „Ich? Ach nein... Weshalb ſollt' ich wohl weine?“

„Wollen Sie nicht wahr gegen mich ſein?“ fragte er weich. „Den Grund eben möchte ich erfahren...“

Ihre Augen wanderten unruhig von ſeinem zu ihr geneigten Kopfe nach der Thür. Er las in ihnen deutlich die Scheu, mit ihm allein zu ſein.

Sie erhob ſich denn auch und ſtammelte ungeſchickt: „Sie — Sie wollte gewiß ſpaziere gehe und mein Singe hat Sie angezoge und geſtört. Aber ich bitt' Sie, gehe Sie nur — ich — ich will zur Tante Mathilde...“

„Die braucht Sie nicht,“ entgegnete Aſten, „ſie ſchläft. Alſo bitte, bleiben Sie nur bei mir. Ich bin mit Abſicht gerade jetzt gekommen, um Sie allein zu finden. Sie wiſſen, daß ich Sie etwas fragen will...“

Er hatte das kaum geſagt, ſo wurde er ſelbſt von dem Eindrucke, den ſeine Worte auf Friederike machten, erſchreckt. Jeder Blutstropfen wich aus ihrem Geſicht, und die braunen Augen richteten ſich mit einem Blicke verzweifelten Flehens auf ihn: „Herr von Aſte, Sie werde das nicht thun! Sie werde nicht ſpreche!“ rief ſie und hob die über dem Tuche gefalteten Hände zu ihm empor.

Er ſelbſt ward bleich: „Weshalb verlangen Sie das?“ fragte er. „Wiſſen Sie nicht, daß Ihre Worte gleichbedeutend ſind mit einer Aufforderung für mich zu gehen? Das heißt, Ebereſchenau und Sie zu verlaſſen?“

„Nein!“ rief ſie, „das ſolle Sie nicht. Sie ſolle hier bleibe, aber... Ach, Herr von Aſte, ſehe Sie denn nicht, daß ich nichts mehr ertrag'? Sie wolle mit mir ſpreche, wolle mich zur Entſcheidung zwinge in einer Frag', die alle, alle Kräft' erfordert, und ich hab keine mehr. Ich bin ſo müd — ſo müd zum Sterbe... Alles drängt auf mich ein! Seie Sie doch ein Freund, der mich nit quäle will... Ich fühl' es ja, wenn Sie keine Geduld habe, nehme Sie auch die meine mit fort! 's iſt zu viel, was ich ertrage ſoll. Ich halt's nit mehr aus.“

Er zauderte. In ihren feinen, müden Zügen, in den geröteten, thränenſchweren Lidern ſah er ihre Worte beſtätigt und vermochte es nicht über ſich, die Willenskraft, die ſie nicht hatte, zu erzwingen.

„Und für wie lange legen Sie mir dies Schweigen auf?“ fragte er.

„Ich weiß nit,“ ſtammelte ſie, „für ein paar Tag', nur ein paar Tag'! Die werde ſo ſchnell vorübergehe...“

„Wenn ich dieſe Forderung erfülle, iſt es nur ein Beweis von der Gewalt meiner Neigung für Sie,“ antwortete er. „Freilich gern thue ich es nicht... Ja, ich möchte mich weigern...“

„Herr von Aſte...“ flehten die bleichen Lippen wieder.

„Nun ja, alſo: ich weigere mich nicht. Denn auch ich bin nicht ſo ſtark, wie ich möchte, nicht ſtark genug, dieſem Bitten zu widerſtehen. Aber nun Sie dies wiſſen, geben Sie mir mindeſtens auch dieſe Stunde und ſuchen Sie nicht ſo angſtvoll vor mir zu fliehen, als ob Sie mich als einen Feind anſähen.“

„Ja,“ murmelte ſie und ſetzte ſich mit ſchweren Atemzügen und immer noch verſchüchterter Bewegung.

Es lag ihm vor allem daran, ſie jetzt zunächſt zu beruhigen, da ihm ihr Ausſehen Sorge machte.

„Hat Fräulein von Salteneck nicht die Gewohnheit, Sie bisweilen zu beſuchen? Und kann ich nicht hoffen, ſie hier zu ſehen?“ fragte er, in völlig anderes hineingreifend.

Friederike, welche mit unruhigen Fingern an dem Taſchentuche auf ihren Knieen zupfte, horchte auf.

„Das Tonche?“ ſagte ſie: „Ach, was glaube Sie?... Die hat jetzt zu Haus zu liebe Pflichte und es iſt vielleicht auch für ſie zu ſchwer abzukommen. Ich hab freilich geſtern an ſie geſchriebe; aber ſie wird wohl nur brieflich antworte. Sie iſt lang nit mehr hier geweſe...“

„So?“ meinte Aſten nachdenklich. Er dachte an jene Nacht, in welcher der Kamerad Gronau ihm ſeine Neigung für das pfälziſche Fräulein anvertraut hatte und an das Wiederſehen mit dem Verwundeten am Abend darauf im Lazarett. Er hatte bald danach an Fräulein von Salteneck geſchrieben und ihr das Kriegsgeſchick des Mannes, deſſen Herz im Engersweiler Quartier geblieben war, jene Nachtſzene, in welcher des Vorahnenden Geſtändnis den Biwaksgenoſſen in ſein innerſtes Seelenleben ſehen ließ, mitgeteilt. Seitdem wußte er von ſeinem Vorgeſetzten nichts, als daß derſelbe immer noch an ſeinen ſchweren Verwundungen daniederlag. Geſtorben war er nicht, aber daß er je wieder zum vollen Gebrauch ſeiner Glieder kommen werde, ſollte mehr als zweifelhaft ſein. Sein trübes Vorausſehen hatte ſich alſo nur zur Hälfte erfüllt. Aſten, in dem dieſer Umſtand ein ernſtes Mitgefühl erregte, hätte den Leidenden auf ſeiner Heimreiſe gern beſucht und dachte, ein Gruß von der blonden Antonie könne dieſem dann größere Freude bereiten als der Anblick des früheren Kameraden.

Es war, als ob Friederike dieſen unausgeſprochenen Gedanken folge; denn ſie ſagte plötzlich, die Blicke von ihrem Tuche erhebend und in ihres Nachbars ſinnendes Geſicht blickend: „Sie möchte gewiß gern von Ihrem Kamerade Gronau höre... möchte ihn vielleicht ſogar am liebſte ſelbſt auch ſehe? Aber — aber Sie könne doch nit daran denke, ennüber zu reite?...“

„Hinüber?“ fragte Aſten aufmerkſam. „Iſt Gronau etwa drüben?“

„Gewiß;“ antwortete Friederike, „wiſſe Sie das nit? Sie habe dem Tonche doch ſelbſt geſchriebe, daß der Major verwundet ſei und — nun und daß er ſie gerne hab... Und das Tonche — es ſagt, es hab zuerſt arg kämpfe müſſe, denn dem Bruder hat es einen Schnitt ins Herz gegebe, daß die Schweſter, die ſonſt von keinem Mann hat wiſſe möge, ſich entſchloſſe hat, ſich mit dem zerſchoſſene Preuße zu verbinde. Aber das Tonche hat doch ſchließlich ſein' eigne Wille, es ſteht ganz unabhängig da, und da hat ſich's ebe doch entſchiede für den, dem es, wie's ſelber ſagt, jetzt mehr ſein könnt', wie dem Bruder...“

Sie hatte das alles ernſt, mit ſchwerer Stimme geſagt, während Aſtens Geſicht ſich erhellte. Er dachte unwillkürlich, daß das Beiſpiel des opferfreudigen Tonchens, das ſeiner Liebe jedes Bedenken unterordne, auch die zaghaftere Freundin zu einem energiſchen Entſchluß bewegen müſſe. Indeſſen hielt er ſein gegebenes Verſprechen und fragte nur: „Wie kam aber der Verwundete dann nach Engersweil?“

„Das Tonche hat an ſeine Mutter geſchriebe und iſt dann zu ihr hin,“ erklärte Friederike weiter, „und dann ſind beide zuſamme in das Lazarett gefahre, nach Frankreich, wo der Major noch gelege hat. Das Tonche thut nichts halb, was es thut. Und wie es hingekomme iſt, hat der Major erſt ein verdüſtertes Geſicht gemacht. Er hat von ſeiner Lieb' kein Wort mehr geſproche und ſeiner Mutter aufgetrage, ſie ſollt' das Mädche bewege, wieder heimzufahre, denn er hab zuvor nicht um ſie werbe möge, viel weniger woll' er das jetzt, ein Krüppel, wie er ſei. Da iſt das Tonche als allein zu ihm gegange und hat ihren Kopf zu ihm ennuntergebückt und ihn geküßt und geſagt: er würd' ſie doch nun wohl heirate müſſe, da ſie ihn ſich mit nach Haus nehme werde! Denn ſo, wie er ſei, hab ſie ihn ſich erwählt und ihre Sach' ſei's allein, wenn ihr ein Krüppel lieber als ein anderer wär'...“

Aſten war bewegt. „Ihre Freundin iſt ein herrliches Mädchen,“ ſagte er, „und ich glaube, die Wunden, die ſie ihm zur Frau gaben, wird Gronau künftig freudig zu verſchmerzen wiſſen.“

„Ja, ich glaub' auch, ſie werde glücklich werde,“ ſagte Friederike und ſah mit dem ſchweren Blick der einſt ſo ſonnigen Augen wieder müde vor ſich hin.

Aſten beugte ſich näher zu ihr: „Fräulein Friederike, wie lange ſind Sie nicht mehr im Freien geweſen?“ fragte er, ihr blaſſes Geſicht ſorgfältiger prüfend.

„Wie lang? Genau weiß ich’s nit. Etwa ein paar Woche. Es war immer ſo ſchlechtes Wetter und ich hab auch keine rechte Freud’ mehr am Reite…“

„So fahren wir einmal im Schlitten. Es wird doch wohl einer zu bekommen ſein?“

„Das wohl,“ antwortete ſie zögernd, mit einem Schimmer von Luſt in den ſinnenden Blicken, „wir habe ſogar einen. Aber…“

„Kein aber!“ lächelte er, „Ihre Augen und Wangen ſprechen von langer Entbehrung der Luft, jener friſchen Luft, in der Sie ſich früher ſo unabläſſig bewegten. Geht Job vor einem Gefährt?“

„Ja,“ ſagte ſie, und Aſten war jetzt ſicher, den freudigen Widerſchein eines Wunſches in ihren Augen zu leſen, „nur etwas wild wird er ſein, jetzt, wo er ſo lang geſtande hat.“

„Thut nichts; ich will ſchon mit ihm fertig werden. Bitte, kleiden Sie ſich an. Ich fahre Sie. Und ich glaube, die Fahrt wird für uns alle drei, Job nicht zu vergeſſen, eine Wohlthat ſein.“

Sie erhob ſich noch nicht, ſondern ſah unſchlüſſig hinaus. Er aber ſtand auf: „Nun bitte, ſchnell, damit wir noch den Sonnenſchein benutzen. Ich gehe, um das Anſpannen zu beſtellen.“

Job war entſchieden von dem Gedanken dieſer Ausfahrt entzückt, gab jedoch ſeine Meinung darüber anfangs in ſo ſtürmiſcher Weiſe zu verſtehen, daß Aſten einige Mühe hatte, ihn zu zügeln. Aber auch die Veränderung in Friederikens Weſen, ſobald dieſe im Schlitten ſaß, überraſchte ihn. Wenn der Ausdruck ihres zarten Geſichtchens noch nicht ganz dem des Nixchens auf Wegmeiers Bilde glich, ſo ſtrahlte doch etwas von der dort wiedergegebenen Wonne ganz ſichtlich aus ſeinen Zügen, und in den braunen Augen glänzte ein Glück, wie Aſten es noch nicht darinnen geſehen.

„Sie fühlen ſich wohl?“ fragte er, ſobald Job ihm Zeit dazu ließ, und ſah tiefer in ihre Augen, als eben nötig war.

„O, ſo ſehr!“ murmelte ſie. Der unbändige Job aber ließ Aſten nicht zum Antworten kommen. Er ſtieg auf dem ſchneeigen Wege, als ob er ihn für einen Tanzboden hielte, und wohl oder übel mußte Aſten ihm ſeine ganze Aufmerkſamkeit widmen.

Das hinderte ihn nicht, ſich ſeinerſeits ſehr glücklich zu fühlen. Der Weg war auch wunderbar ſchön, und die ganze Natur ſchien in Feſtſtimmung zu ſein. Die Sonne ſah ſeitwärts durch die weißglitzernden Äſte der Bäume, und es ſah aus, als werfe ſie Milliarden von blitzenden Diamanten über das Gefilde.

„Wir fahren in den Wald, wo der Frühling ſchlummert, nicht wahr?“ fragte Aſten mit neckendem Lächeln.

Sie nickte: „Ja und bewundern den Winter. Denn auch der Winter iſt ſchön. Solch eine Menge von Glanz und Licht, wie wir ſie heut hier ſehe, bringt uns zum Beiſpiel gar kein Frühling.“

Er ſah lächelnd auf ſie nieder, und in dem Blicke ſtand der Gedanke: Schöneres als ihr feines, helles Geſicht, um das die Goldfäden der weichen Locken ſpielten, könne weder Frühling noch Winter zeigen.

Dann lenkte er in den Wald. Die Bäume wuchſen in ihrer weißen Pracht blitzend in die Höhe und bildeten märchenhafte, verwobene Architekturen. Wie ſchimmerndes Filigrangeflecht glänzten die feinen, ſteif ausgebreiteten Zweige. Dazwiſchen laſtete hier und da auf dem dunklen Grün von Fichten und Tannen in ſchönem Gegenſatz der Schnee.

In dieſer ſtillen Herrlichkeit begegneten ſich wieder die Augen der beiden und ſie ſpürten ihre Herzen ſich inniger verbinden. Ganz unwillkürlich legte Aſten ſeinen Arm um der neben ihm Sitzenden Schulter und zog ſie leiſe an ſich.

In dieſem Augenblicke bäumte Job und that einen raſenden Satz zur Seite. Der Schlitten neigte ſich, und ehe beide Inſaſſen recht zur Beſinnung kamen, waren ſie herausgeſchleudert und lagen in einem Graben. Job ſtampfte eine Strecke weiter vor in demſelben und arbeitete ſich endlich bis an den Hals in den Schnee.

Aſten gelang es raſch wieder herauszukommen. Er ſuchte Friederike und ſah ihren blonden Kopf nicht weit von ſich aus der weißen Maſſe tauchen. Ihr Pelzmützchen hatte ſie verloren. Der Major kam ihr zu Hilfe und zog ſie aus der nachgiebigen Tiefe.

„Sind Sie verletzt?“ fragte er beſorgt, ſobald ſie vor ihm ſtand.

„Nein,“ antwortete ſie und begann den Schnee aus den Falten ihrer Kleider zu klopfen. Er half ihr dabei und machte ſich beſonders mit den blonden Locken zu ſchaffen. Sie ſahen ſo reizend aus, wie ſie unter den weißen Laſten zerzauſt ſich an das feine, ernſt geſenkte Köpfchen ſchmiegten. Der Reiz war ſtärker als Verſprechen und Vorſätze: Aſten faßte die ganze Geſtalt plötzlich in ſeine Arme, bog den Kopf zu ſich empor und küßte den zarten Mund.

Aber während er noch die Wonnen dieſes erſten Kuſſes ſpürte, ſtreifte etwas Schneidendes ſeine Schläfe und gleich darauf warf ſich Friederike mit einem leiſen Schrei in ſeinen Arm zurück, totenbleich, zitternd, die in Entſetzen verdunkelten Augen auf ſeine Schläfe richtend.

„Treten Sie hinweg von mir! Laſſe Sie mich, ich bitt’!“ ſtammelte ſie. „Ums Himmels Wille! Sie wiſſe nicht, was Sie heraufbeſchwöre…“

Er gehorchte indeſſen nicht, ſondern zog ſie abermals an ſich.

„Nein, ich laſſe Sie nicht mehr,“ ſagte er feſt. „Wovor fürchten Sie ſich? Fühlen Sie denn nicht, daß nichts Sie mehr von mir trennen kann?“

Sie ſah ihn nur flehend an, mit demſelben Blicke, den ſie gehabt, als er Miene gemacht hatte, die entſcheidende Frage an ſie zu ſtellen… Jetzt ward er ungeduldig. Dieſe Schwäche ging über das, was er für geſtattet hielt.

„Aber ich bitte Sie,“ rief er, ſich ein wenig zurückziehend, jedoch mit dem ausgeſtreckten Arme immer noch ihre Hüfte ſtützend, „wie ſoll ich Sie denn loslaſſen? Sie können ja gar nicht ſtehen, ſo, wie Sie an allen Gliedern zittern. Ich habe Sie für mutig gehalten, aber da ich ſehe, daß Sie es nicht ſind, werde ich jetzt für uns beide handeln.“

„Nein,“ rief ſie und entwand ſich ihm.

Die Furcht, eine Furcht, welche er nicht begriff, und welche ihr vorher alle Kraft benommen hatte, ſchien ihr dieſelbe jetzt wiederzugeben. Sie ſchwankte bis zu einem nahen Baum, warf ſich gegen den Stamm und hielt ſich an ihn. Wie die zarte Geſtalt ſo zitternd an dem grauen Holze lehnte, betrachtete ſie Aſten mit dem Verſuch in den Linien des ſchönen Geſichtes eine Erklärung für ihre Handlungen zu finden. Aber es richtete ſich verſtört von ihm fort, und die braunen Augen ſahen ſuchend in die ſchneeige Ferne. Am Halſe und an den erblaßten Wangen klebten die ſeidenen, goldglänzenden Strähnen des feuchten, unbedeckten Haares, da ſich unter der Einwirkung des ſchmelzenden Schnees die ſonſt ineinander drängenden Ringeln trennend löſten.

„Sie werden ſich erkälten,“ rief Aſten. „Ich werde deshalb jetzt vor allem Ihr Mützchen ſuchen und Job aus dem Schnee herausbringen.“

Indem er dies ſagte, flog wieder etwas über ſeine Stirn. Diesmal ſtreifte es ſeine Mütze, und er folgte ihm mit den Blicken. Es war ein Stein, welcher unweit von dem Spähenden an einen Aſt aufprallte und in den Schnee zurückfiel. Plötzlich gedachte er der Zigeunerin, der rachſüchtigen Kathrin. Die ſchwarze Wildkatze war ſeinem Gedächtniſſe entſchwunden geweſen, jetzt kam mit der Erinnerung an ſie die Erklärung für Friederikens furchtverſtörtes Weſen.

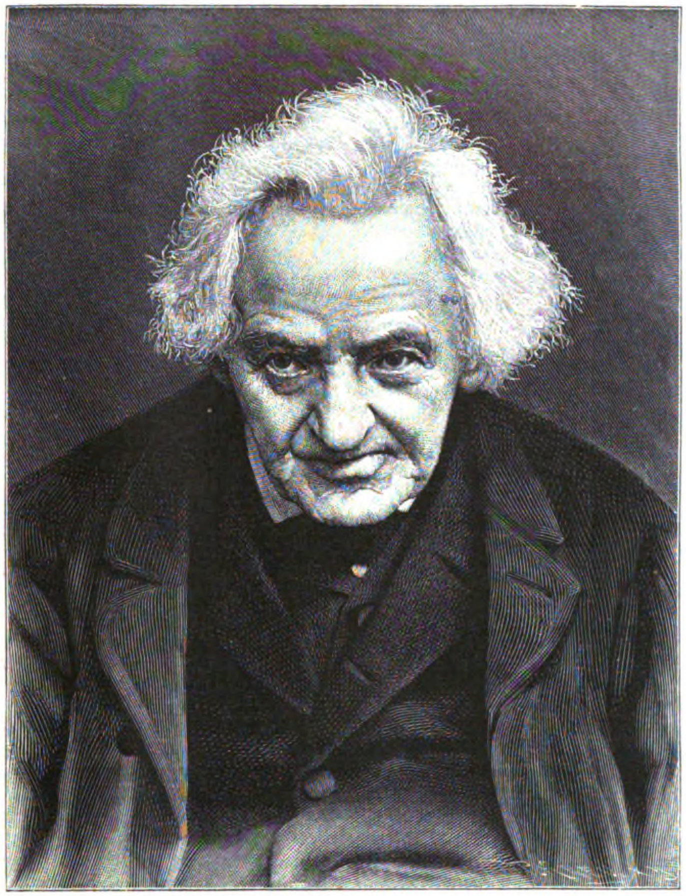
Er trat mitten auf den Weg und ſah mit verächtlichem Lächeln in die Richtung, aus welcher der Stein geſchleudert worden war.

(Fortſetzung folgt.)

## Zur Erinnerung an D. Karl Auguſt von Haſe.

Von Bernhard Rogge. (Abdruck verboten.)

„Wir betrauern den hervorragendſten Vertreter der Wiſſenſchaft, deſſen hoher Ruhm ſtrahlend leuchtete durch alle deutſchen Lande, das koſtbarſte Kleinod an unſerer Univerſität, um das uns alle Hochſchulen beneideten, den edlen deutſchen Mann, der, geſchmückt mit allen Bürgertugenden, bei echter Ritterlichkeit Herz und Sinn des ſchlichten Mannes ſich zu wahren wußte“ — mit dieſen kurzen und treffenden Worten zeichnet der Nachruf, den die Vertretung der Stadt Jena ihrem am 3. Januar dieſes Jahres heimgegangenen Ehrenbürger gewidmet hat, das Lebensbild des Mannes, deſſen Gedächtnis die nachfolgenden Zeilen auch in den Spalten des Daheim zu ehren beſtimmt ſind. Nur wenige Tage vor Weimars größter und edelſter Tochter, der deutſchen Kaiſerin und Königin Auguſta, iſt an der Schwelle des neu begonnenen Jahres, am 3. Januar, der neunundachtzigjährige Neſtor der thüringiſchen Hochſchule Jena, der Wirkliche Geheimrat Karl Auguſt von Haſe, aus dieſer Zeitlichkeit geſchieden. Es iſt damit ein proteſtantiſches Gelehrtenleben beſchloſſen, über welchem auch etwas von fürſtlichem Glanze ausgebreitet lag. Sagen wir doch nicht zu viel, wenn wir ihn als einen Fürſten auf dem von ihm beherrſchten Gebiete der theologiſchen Wiſſenſchaft bezeichnen. — Wenn wir es unternehmen, einen flüchtigen Rückblick auf das faſt drei Menſchenalter umfaſſende, reichgeſegnete Leben des Entſchlafenen zu werfen, ſo dürfen wir in betreff der erſten drei Jahrzehnte ſeiner Erdenlaufbahn auf ſeine eignen Aufzeichnungen verweiſen, in denen er unter dem Titel: „Ideale und Irrtümer“ dereinſt ſelbſt die Erinnerungen ſeiner Jugend niedergelegt hat. Was er da von den beſcheidenen Verhältniſſen des ländlichen Pfarrhauſes zu Steinbach am Abhange des ſächſiſchen Erzgebirges berichtet, in welchem er am 25. Auguſt 1800 geboren worden iſt, von dem frühen Verluſt des Vaters, von dem der kaum dreijährige Knabe betroffen wurde, von einer bei fremden Leuten äußerlich kümmerlich und doch innerlich fröhlich und ſorglos verlebten Kindheit und Jugend, von den Beziehungen, in welche er als Student in Leipzig und Erlangen zur deutſchen Burſchenſchaft getreten iſt, und von der hervorragenden Stellung, die er als Führer der burſchenſchaftlichen Bewegung in ihr eingenommen hat, was er von ſeinen Lehr- und Wanderjahren erzählt, von den peinlichen Unterſuchungen, in die er durch ſeine Teklnahme an der Burſchenſchaft verwickelt worden iſt, von ſeiner faſt ein Jahr währenden Haft auf dem Hohenasperg, die er als verurteilter Staatsverbrecher erleiden mußte: alles das dürfen wir hier um ſo mehr als bekannt vorausſetzen, da dieſer Abſchnitt ſeines Lebens den Leſern des Daheim ſchon einmal von kundiger Hand in einem früheren Jahrgange geſchildert worden iſt (vgl. XII. Jahrgang 1876, Nr. 48). Nur daran ſei hier zum Verſtändnis der nachfolgenden Mitteilungen aus dem Leben und Wirken des Entſchlafenen noch einmal erinnert, daß derſelbe ſeine akademiſche Laufbahn in Tübingen begonnen hat, wo er ſich nach Überwindung vieler Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die ihm bereitet wurden, im Sommer 1823 als Privatdozent habilitierte. Schon winkte ihm dort lohnender Erfolg, als ihn die bereits erwähnte Unterſuchung, zu der er wegen der Teilnahme an der Burſchenſchaft gezogen wurde, und die Verurteilung, mit der ſie endete, auf den Hohenasperg führte. Es gehörte die ganze Kraft eines frohen Jugendmutes und ſeine in feſtem Gottvertrauen gegründete Heiterkeit des Gemütes dazu, um durch ſolche Erfahrungen ſich nicht entmutigen und verbittern zu laſſen.



Karl Auguſt von Haſe.

Vom König von Württemberg mit Entlaſſung aus der Haft, aber zugleich mit Landesverweiſung begnadigt, begab ſich Haſe zunächſt nach Dresden und von da nach Leipzig, um ſich hier zum zweitenmal als Privatdozent in feierlicher Weiſe zu habilitieren. Inzwiſchen hatte er durch ſeine Dogmatik und andere ſchriftſtelleriſche Leiſtungen, zu denen ihm in der unfreiwilligen Muße auf dem Hohenasperg die Entwürfe entſtanden waren, ſchon in weiteren Kreiſen ſeinen Ruf feſtbegründet, und faſt gleichzeitig mit dem Anerbieten einer außerordentlichen Profeſſur an der Leipziger Univerſität erging im Jahre 1829 an ihn ein ehrenvoller Ruf aus Jena an die dortige Univerſität. Er gab dem letzteren den Vorzug, da er in Jena am ſicherſten auf die nötige Freiheit der Bewegung und auf ein erfolgreiches Wirken in ſeinem eigentlichſten Gebiete, der Dogmatik und Kirchengeſchichte, rechnen durfte. Zuvor aber ermöglichte ihm das Anerbieten des jungen Buchhändlers Hermann Härtel, den er in Leipzig zum vertrauteſten Freunde gewonnen hatte, und der ſein zukünftiger Schwager werden ſollte, zum erſtenmal Italien, das Land ſeiner Sehnſucht, zu beſuchen. Mehr als vierzigmal iſt er ſeitdem über die Alpen gezogen, ſeinen äſthetiſchen Sinn immer von neuem an den Kunſtwerken des klaſſiſchen Altertums bildend und belebend. Die Reiſe endete mit ſeiner Verlobung mit der Schweſter ſeines Freundes, Pauline Härtel, zu der er längſt eine ſtille, tiefe Neigung im Herzen trug. Länger als ein halbes Jahrhundert iſt dieſelbe in überaus glücklicher Ehe ſeine treue Gefährtin geweſen.

Aus Italien heimgekehrt, zog der junge Profeſſor am 15. Juli 1830 wohlgemut in Jena ein, in der Stadt, die ihm von nun an ſechs Jahrzehnte hindurch die bleibende Stätte des reichgeſegnetſten Wirkens werden ſollte.

Schon vor ſeiner Überſiedelung nach Jena hatte er in Leipzig ſeinen „Hutterus redivivus“ geſchrieben, gleichſam die auferſtandene altlutheriſche Dogmatik. In ihren einem gotiſchen Dome gleichenden feſtgefügtem Gedankenaufbau wurde dieſelbe hier wieder einmal bis in die äußerſten Spitzen und Veräſtelungen zur Darſtellung gebracht. Wie in einem Spiegel ſollte das Werk zeigen, wie ſchwer es auch dem Rechtgläubigſten in unſerm Jahrhundert werden müſſe, nach der inzwiſchen erfolgten weiteren Entwickelung der Theologie den Forderungen der lutheriſchen Dogmatik des XVII. Jahrhunderts bis in alle ihre unerbittlichen Konſequenzen hin zu entſprechen. Die eigentliche Abſicht dieſes Werkes iſt von den Tauſenden, die in ihrer Examennot nach dieſem Buche gegriffen haben, um ſich aus demſelben die altlutheriſche Dogmatik „einzulernen,“ wohl meiſtens gar nicht verſtanden worden. — Sein erſtes in Jena entſtandenes Werk, das auch ſein berühmteſtes geworden iſt, war die zum erſtenmal im Jahre 1834 und ſeitdem in elf Auflagen erſchienene und jedesmal erweiterte und neu bereicherte Kirchengeſchichte. Dieſes Werk allein würde ausreichen, ihm für alle Zeiten einen bleibenden Namen zu ſichern. Alle neuen Forſchungen, die gerade für die Kirchengeſchichte in den letzten Jahren ſo zahlreich und fruchtbringend waren, hat er in jeder neuen Auflage gewiſſenhaft verwertet. Der Hauptwert dieſes Werkes liegt in der unbedingten Wahrhaftigkeit und vorurteilsfreien Gerechtigkeit, mit welcher es geſchrieben iſt. Es hat wenige Kirchenhiſtoriker gegeben, die es ſo wie Haſe verſtanden haben, mit liebevollem Verſtändnis in die Eigenart jedes Zeitalters ſich zu verſenken, die Ereigniſſe und Perſonen aus ihrer Zeit und den auf ſie wirkenden Einflüſſen heraus zu begreifen und richtig zu beurteilen. Wie er es ſelbſt in der im Jahre 1858 aus Anlaß des dreihundertjährigen Jubiläums der Univerſität Jena erſchienenen und dem Großherzog Karl Alexander gewidmeten Ausgabe treffend ausgeſprochen hat, erkennt er darin die Aufgabe der Kirchengeſchichte „nachzuweiſen, wie das Heil, das von oben gekommen iſt, in die Beſonderheit eigentümlicher Menſchen und Völker eingeht, in immer wechſelnden Geſtalten ſich dargeſtellt hat, und wie eine die Jahrhunderte durchſchreitende Gemeinde forſchender und irrender Menſchen verſucht hat, das Unendliche zu begreifen, das ihnen doch nur als ein Geheimnis offenbart iſt.“ Wenn in unſerer Zeit hiſtoriſche Würdigung und unparteiiſche Beurteilung früherer uns innerlich fremd gewordener Geſtaltungen des Chriſtentums, wie etwa des mittelalterlichen Katholizismus, der nachreformatoriſchen Orthodoxie, überhaupt der geſamten Vergangenheit der Kirche an die Stelle früheren oberflächlichen Aburteilens getreten iſt, wenn der Geiſt der Geſchichte das Gebiet des kirchlichen Lebens überhaupt durchdrungen und neugeſtaltet hat und wir gelernt haben, alles Religiöſe zugleich als echt Menſchliches zu betrachten, ſo verdankt man dies vor allem dem tiefeindringenden, vergeiſtigenden und befreienden Einfluß von Haſes Kirchengeſchichte. Dabei iſt die Vollſtändigkeit, mit der alle wichtigen Erſcheinungen in einem Bande zuſammengedrängt ſind, eine geradezu ſtaunenswerte. Freilich iſt dieſelbe nur durch eine Knappheit und Kürze des Ausdruckes zu erreichen geweſen, die das Verſtändnis oftmals erſchwert. Alles iſt hier epigrammatiſch zugeſpitzt, alles Geiſt, der umfaſſendſte Inhalt in der gedrängteſten Kürze. Eine ausführlichere Bearbeitung der Kirchengeſchichte, an welche der Heimgegangene noch in ſeinen letzten Jahren Hand angelegt hat, iſt nur bis zu dem erſten Bande gediehen; doch iſt nach der Vorrede dieſes Bandes Ausſicht vorhanden, daß auch nach dem Tode des Verfaſſers das Werk auf Grund des vorhandenen Materials zum Ende geführt werde.

Im inneren Zuſammenhange mit ſeiner Kirchengeſchichte, von ihm ſelbſt als das Portal zu derſelben angeſehen, ſteht ſeine „Geſchichte Jeſu.“ Dieſelbe iſt aus Vorleſungen entſtanden, die zum erſtenmal im Winter 1823 auf 1824 in Tübingen gehalten wurden, zu einer Zeit, da es noch kein wiſſenſchaftliches Werk über das Leben Jeſu gab. Haſe iſt durch dasſelbe der litterariſche Begründer der „Leben Jeſu-Disziplin“ geworden. Ohne ſich durch die Feſtſetzungen einer in Bekenntnisſchriften überlieferten Tradition binden zu laſſen, verfolgt Haſe, von heilig glühendem Wahrheitsdrange beſeelt, nur das eine von ihm ſelbſt als die Aufgabe einer Lebensgeſchichte des Herrn bezeichnete Ziel: das Rätſel eines großen Menſchenlebens zu löſen, indem ſie darſtellt, wie Jeſus von Nazareth nach göttlicher Beſtimmung durch die freie That ſeines Geiſtes in der Veranlaſſung ſeines Zeitalters Weltheiland geworden iſt. Bei aller Ehrfurcht, mit welcher er an die heiligen Urkunden der Evangelien herantritt, trägt er doch auch ihnen gegenüber kein Bedenken, zwiſchen dem gottgeoffenbarten Inhalt und der menſchlichen Form der Darſtellung zu unterſcheiden.

Ebenſo iſt auf dem Boden ſeiner unermüdlichen kirchengeſchichtlichen Forſchungen und dogmengeſchichtlichen Arbeiten das bereits in vierter Auflage vorliegende „Handbuch der proteſtantiſchen Polemik“ erwachſen. In ihm hat Haſe dem proteſtantiſchen Geiſte das ſcharfgeſchliffene Schwert zum Kampfe nicht ſowohl gegen die katholiſche Kirche als vielmehr gegen den ſchwer auf dem Vaterlande und dem katholiſchen Volksgewiſſen laſtenden Ultramontanismus dargereicht. Auch hier bewährt ſich die ihm beſonders verliehene Gabe, ſich in fremde Anſchauungen hineinzudenken; allem Guten und Tüchtigen in der katholiſchen Kirche wahrt Haſe ſein Recht und zollt ihm rückhaltslos Anerkennung. Die Forderungen des Gemütes, die beſondere Beanlagung des Charakters, die Bildungsſtufe, auf der ein Volk ſich befindet, das alles wird mit voller Unbefangenheit hervorgehoben, und alles Chriſtliche, was in der katholiſchen Kirche vorhanden iſt, findet ſeine volle Würdigung. Mit alledem iſt zugleich eine furchtloſe Offenheit über die Mängel und Schwächen der eignen Kirche verbunden. Aber ſchonungslos geißelt er auch die ans Heidniſche ſtreifende Entſtellung der chriſtlichen Wahrheit, die unter jeſuitiſchem Einfluſſe in der römiſch-katholiſchen Kirche gehegt und gefördert wird. Ohne Freude zu finden an konfeſſionellen Streitigkeiten, die vorwiegend dem theologiſchen Gebiete angehören, iſt ſein Abſehen vielmehr darauf gerichtet, den tiefen und unverſöhnlichen Gegenſatz zwiſchen der evangeliſchen und ultramontanen Weltanſchauung zur Darſtellung zu bringen. Das beſte Zeugnis für den freien Blick, den auch der Polemiker Haſe ſich der katholiſchen Kirche gegenüber zu bewahren wußte, iſt es, daß die Liebenswürdigkeit und Gelehrſamkeit des Jenenſer Profeſſors ihm auch unter den Würdenträgern der katholiſchen Kirche in Rom zahlreiche Freunde und Verehrer erworben hat. Einen großen Anteil an dieſer Weitherzigkeit hatte ſeine Künſtlernatur, die der äſthetiſchen Seite des römiſchen Kultus ein ſinniges Verſtändnis entgegenbrachte. Von ſeinen kleineren Schriften ſei hier noch ſeiner „Neuen Propheten,“ der Lebensbilder des „Franziskus von Aſſiſi“ und der „Katharina von Siena,“ ſowie ſeiner „Geiſtlichen Schauſpiele“ gedacht, alles Werke, in denen ſich ſeine Befähigung bewährt, die wahre Religioſität auch in einer von der ſeinen weitabliegenden Frömmigkeit liebevoll anzuerkennen. Auch politiſche Fragen haben ihm wiederholt die Feder in die Hand gegeben. In den bewegten Zeiten der Jahre 1848—1849 ließ er in den politiſchen Schriften: „Das Kaiſertum des deutſchen Volkes“

und „Die Republik des deutſchen Volkes,“ ſowie in der Denkſchrift „Preußen und Öſterreich“ ſeine Stimme vernehmen. Mit welcher Freude dann der alte Burſchenſchafter, der für ſeine unſchuldigen Freiheitsbeſtrebungen auf dem Hohenasperg geſeſſen, die Einheit des Vaterlandes und die Wiederaufrichtung des Deutſchen Reiches begrüßt hat, braucht hier nur angedeutet zu werden.

Wenn aber auch der nachhaltige Einfluß, den Haſe durch ſeine Schriften auf dem Gebiete der theologiſchen Wiſſenſchaft ausgeübt hat, weit über den engen Kreis der thüringiſchen Hochſchule hinausreichte und ihn im vollen Sinne des Wortes zu einem „Präzeptor Germaniä“ machte, ſo iſt doch gerade ſeine Wirkſamkeit als akademiſcher Lehrer auf dem Katheder und im perſönlichen Verkehr mit den Studenten von einem eigentümlichen, die Herzen gewinnenden Zauber begleitet geweſen. „Wie unvergeßlich,“ ſo ſchreibt einer von denen, die dereinſt zu ſeinen Füßen geſeſſen, „gruben ſich uns die Bilder des heiligen Franziskus, Savonarola, Johann von Leyden ein, wenn die Meiſterhand des großen Kirchenhiſtorikers ſie ſo leicht, ſo anſchaulich entwarf, und wer jemals in dem bekannten Zimmer mit der blauen Tapete und den vielen Bildern großer Theologen geſeſſen, der wird den Segen dieſer Stunden nie ganz verlieren. Wie nahm das freundliche: ‚Guten Morgen, meine Herren‘ ſchon gefangen, wie feſſelte die wohllautende Stimme mit ihrem klaren, inhaltreichen Erzählen, wie leuchteten die dunklen Augen unter dem Silberhaar, wenn ſie ſich einmal emporhoben.“ Wie ſelten einer wußte Haſe die Zuhörer durch die geiſtvolle, an überraſchenden Pointen reiche Darſtellung zu feſſeln. Von einer beſonders liebevollen Fürſorge für das Lernbedürfnis ſeiner Studenten zeugte die Einrichtung, daß er in ſeinem Auditorium, welches ſich in ſeiner Wohnung befand, immer vor Beginn der Vorleſung durch ſeinen Diener diejenigen Werke auf eine Tafel legen ließ, die in dem Kolleg als wichtig bezeichnet wurden, ſo daß ſtrebſame Studenten nach oder vor der Vorleſung die ausgelegten Schriften anſehen oder entleihen konnten. Immer war er zugänglich und gern bereit, aus ſeiner vorzüglichen Bibliothek denen, welche ernſte Studien machen wollten, die beſten Quellen darzureichen. Die ſchon erwähnten trefflichen Bilder der bedeutendſten Theologen, Philoſophen und anderer ausgezeichneter Männer der Wiſſenſchaft, welche die Wände des Auditoriums ringsum ſchmückten, gewährten von ſelbſt einen wirkſamen Anſchauungsunterricht. Im perſönlichen Verkehr machte Haſe auf jeden, der auch nur in flüchtige Berührung mit ihm trat, den Eindruck einer durch und durch vornehmen Natur, und doch wurde die herzliche Freundlichkeit und Leutſeligkeit, die ihm eigen war, in keiner Weiſe dadurch beeinträchtigt. Was aber vor allem ſo überaus wohlthuend an ſeiner edlen Perſönlichkeit berührte, das war der ſtille, harmoniſche Friede, der über derſelben ausgebreitet lag. Bis in ſein hohes Alter hat ſich Karl von Haſe den offenen Sinn für alles Schöne, Wahre und Gute bewahrt, die unbefangene Freude an jeder Gottesgabe in Natur, Kunſt und Geſelligkeit. Auch ſeine Theologie zeigt dieſen Grundzug der ſeinem ganzen Weſen aufgeprägten Harmonie. Der große Gegenſatz zwiſchen Glauben und Wiſſen, der ſo vielen in der Gegenwart unvermeidlich erſcheint, war für ihn nicht vorhanden. Mitzuarbeiten an der Verſöhnung der Geſchichte mit der Vernunft, des Glaubens mit dem Wiſſen, der göttlichen Offenbarung mit der Geiſtesbildung der Gegenwart, der freien Perſönlichkeit mit der chriſtlichen Gemeinſchaft: darin hat er ſeine Lebensaufgabe geſucht und gefunden. „Das Chriſtentum und die Kirche,“ ſo heißt es treffend in einem der vielen ihm gewidmeten Nachrufe, „erſchien ihm nicht als die beſchränkte Summe der Glaubenslehren, die die forſchende und nach Wahrheit ringende Menſchheit gefunden;“ oder um mit ſeinen eignen Worten es auszuſprechen: „Nicht das, was wir gemeinhin Kirche nennen, nicht der ſonn- und feſttägliche Kultus allein iſt die ganze Kirche. Nein, das iſt die Gemeinſchaft alles deſſen, was von chriſtlicher Bildung ein Jahrhundert dem anderen überliefert. Denn unſer häusliches und öffentliches Leben, unſere Sitten und Litteratur, unſere Wiſſenſchaft und Kunſt, ſelbſt unſere Sprache, alles iſt von chriſtlichem Einfluſſe durchzogen.“ In den großen Entwickelungen der Weltgeſchichte, wie in den Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens erkannte er den Odem Gottes und empfand den Menſchen von dem Hauche des ewigen Gottes berührt, zu dem der Gute zurückſtrebt. In dieſem Sinne hat er auf die nach Tauſenden zählenden Scharen von Studierenden nicht bloß des theologiſchen, ſondern auch anderer Fakultäten gewirkt, die im Verlaufe von mehr denn einem halben Jahrhundert zu den Füßen des akademiſchen Lehrers geſeſſen haben und ſich von ihm in die Geſchichte der Kirche und in die Lehre des Chriſtentums einführen ließen. Sein beredter Vortrag, ſeine klare Stimme, ſeine lebendige Ruhe waren bis in ſein Greiſenalter hinein von anziehender und belebender Kraft. Mit der Univerſität Jena und ihren Studenten fühlte er ſich je länger je mehr ſo verwachſen, daß ihn kein Ruf, der von anderen Univerſitäten an ihn erging, von dort fortzulocken vermochte. An allen ihren kleinen und großen Schickſalen nahm er bis zuletzt den innigſten Anteil. Dafür wußten ſich ihm auch wiederum Univerſität und Stadt Jena, wie deren edles Herrſcherhaus zum innigſten Dank verpflichtet, und mit allen Ehren, die ſie zu vergeben hatten, haben ſie ihm ſeine treue Anhänglichkeit gelohnt. Die Stadt Jena ernannte ihn ſchon im Jahre 1873 aus Anlaß ſeines fünfzigjährigen Doktorjubiläums zu ihrem Ehrenbürger, die Univerſität verlieh ihm zu der Würde eines Ehrendoktors der Theologie und Philoſophie, um ſeiner kirchenpolitiſchen Schriften willen, auch die eines Ehrendoktors der Rechtsgelehrſamkeit. Mit Jena haben die übrigen deutſchen Hochſchulen gewetteifert, den greiſen Neſtor der theologiſchen Wiſſenſchaft zu ehren, insbeſondere als ſein am 4. Juni 1873 mit großem Glanze gefeiertes fünfzigjähriges Doktorjubiläum einen willkommenen Anlaß dazu bot. Da begrüßten ihn die theologiſchen Fakultäten von Baſel, Berlin, Bern, Gießen, Göttingen, Heidelberg, Kiel, Marburg, Straßburg, Tübingen, Wien und Zürich durch Entſendung von Vertretern wie durch Überreichung von Votivtafeln. Leipzig ließ ihm mit dem erneuten Doktordiplom eine „goldene Bulle“ überreichen, als „das höchſte Zeichen der Anerkennung, welches die Univerſität Leipzig verleihe.“ Als ihm bei dem gleichen Anlaß zwei von deutſchen Fürſten ihm verliehene Ordensſterne überreicht wurden, ſchwieg er einen Augenblick, dann ſagte er, auf Goethes Wort anſpielend: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihrer Pracht, vor fünfzig Jahren hätte ich es nicht gedacht. Nun will ich ſie gerne tragen, an hohen feſtlichen Tagen.“ Mit ſeinem Landesherrn, dem Großherzog von Sachſen, haben die übrigen Fürſten und Pfleger der thüringiſchen Hochſchule den ausgezeichneten Gelehrten mit Ehren und Anerkennungen überhäuft. Zu allen Ordensauszeichnungen, die der erſtere für ihn zu vergeben hatte, kam die Verleihung des erblichen Adels und beim Abſchluß ſeiner reichgeſegneten akademiſchen Wirkſamkeit die Ernennung zum Wirklichen Geheimrat mit dem Titel „Exzellenz,“ eine Auszeichnung, durch die er unter deutſchen Theologen bis jetzt einzig dageſtanden hat.

Wie in ſeinem amtlichen Wirken, ſo iſt er auch in ſeinem Hauſe reich geſegnet geweſen. Seine drei Söhne hat er zu ehrenvollen Lebensſtellungen gelangt, ſeine zwei Töchter in glücklicher Ehe verheiratet geſehen. Noch eine letzte Freude kurz vor ſeinem Ende iſt ihm die Berufung ſeines jüngſten Sohnes D. Karl Alfred von Haſe zum Hofprediger an die Hof- und Garniſonkirche in Potsdam geweſen. Wenn es auch ſeit dem Tode ſeiner im Jahre 1885 ihm vorangegangenen Gattin um ihn her einſam geworden war, ſo iſt ihm doch auch in dieſer Vereinſamung ein von Gottes Gnadenſonne freundlich und hell beleuchteter Lebensabend beſchieden geweſen, und zuletzt hat der Herr es auch an ihm in einem ſtillen und friedlichen Ende wahr werden laſſen:

„Er kann durch des Todes Thüren
Träumend führen
Und mit einmal machen frei.“

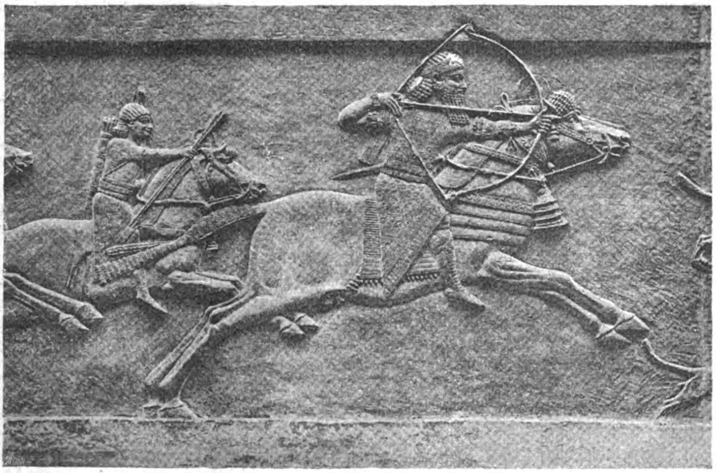
# Ninewe.

Von Friedrich Delitzſch.

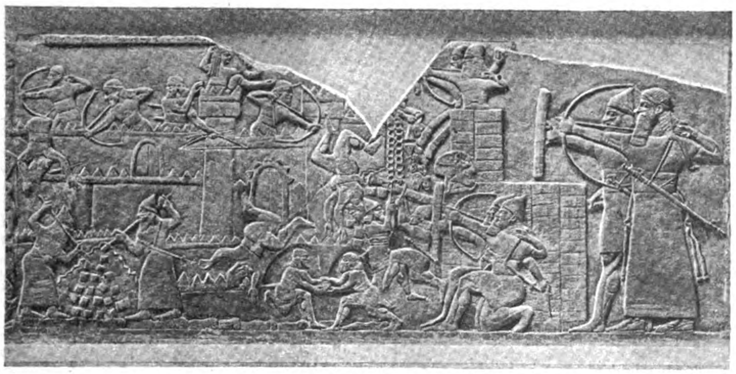
(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Aſurbanipal auf der Löwenjagd. Relief aus Ninewe.

Da ſtehen wir nun an der Pforte zum Palaſte Aſurbanipals, des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs des Alls, des Königs Aſſyriens und der vier Weltgegenden, des Geſchöpfes und Lieblings Aſurs und Iſtars, ſchon im Mutterleibe von den Göttern Aſſyriens zur Königsherrſchaft berufen, dem Palaſte des ſtarken Helden, des glänzenden Prieſters, des betenden Oberhauptes, dem Palaſte Sardanapals, oder, wie er im Alten Teſtamente genannt wird, Asnappars, des Großen, des Prächtigen. Größere und kleinere Hallen, um welche ſich die Frauengemächer herumziehen, nehmen die ganze linke Hälfte des Palaſtes ein: die gepflaſterten Hallen ſind mit kühlenden Waſſerbecken verſehen und mit üppig grünenden Pflanzen geſchmückt, während die Gemächer der königlichen Palaſtdamen begrenzt ſind von ſchattigen Rebengängen und lieblichen Gärten voll buntfarbiger Blumen. Die Könige von Arwad, Cilicien, Tabal und Minni haben es ſich zur Ehre gemacht, ihre Töchter mit reicher Ausſtattung hierher zu ſenden; Ba'al von Tyrus ſandte eine Tochter und mehrere Nichten; die Töchter und Schweſtern der elamitiſchen Könige ſind als Kriegsgefangene in Aſurbanipals Harem verbracht worden, gefangenen Vögeln vergleichbar, deren goldglänzender Käfig in einen Garten geſtellt iſt, umwoben von Blumendüften, beſchienen von Sonnenſchein, in das weite blaue Himmelszelt ſchauend, und dennoch ein Käfig. Die „Gemahlin“ des regierenden Königs allein erfreut ſich einer bevorzugten, über die übrigen Palaſtfrauen hoch emporragenden Stellung: ſie hat Einfluß auf die Entſchließungen des Königs, bewegt ſich mit vollkommener Freiheit, genießt königliche Ehre und Auszeichnung und wird vom Könige ſelbſt mit Würde und Ehrfurcht behandelt. Auch die „Gemahlin“ des vorhergehenden Königs, d. i. die Königin-Mutter, erfreut ſich ſolcher Ausnahmeſtellung: ſie wohnt wohl zumeiſt außerhalb Ninewes, in der Stadt Kakzi in der fruchtbaren Ebene zwiſchen oberem und unterem Zab, nahe dem Gebirge, aber ſie hat ihren vollſtändigen eignen Hofſtaat, an deſſen Spitze ein Großweſir ſteht, und der König, ihr Sohn, begegnet ihr ſtets, perſönlich und brieflich, mit ausgeſuchter Ehrerbietung und zuvorkommendem Wohlwollen. Wir ſchreiten an jenen Hallen vorüber, in welchen ein ganzes Heer bartloſer, wohlgenährter, aber intelligent, ſchlau dreinſchauender Eunuchen ſich tummelt, laſſen einen kleineren, nach dem Mittelpunkte des Palaſtes zu gelegenen Hof zur Linken und gelangen durch einen ſchmalen Gang hindurch in einen zweiten Vorhof und von dieſem aus rechts durch eine prachtvolle Thür, deren cederne Thürflügel mit Silber und Bronze überzogen ſind, in ein breites und noch weit längeres, mit kunſtvollem Moſaik gepflaſtertes Prunkgemach, deſſen Wände hoch hinauf mit Alabaſterplatten bedeckt ſind, während der freie Raum über denſelben bis an die das Zimmer bedachenden und mit Gold und Edelſteinen geſchmückten Cedernbalken mit emaillierten Ziegeln verkleidet iſt, welche, beſonders gern in Hellgrün, Hellgelb, Dunkelbraun und Weiß gehalten, aber auch in Dunkelblau und Glänzendrot oder Weiß und Gelb auf olivengrünem Grunde, teilweiſe prachtvolle Ornamente zeigen. Sämtliche Alabaſterplatten ſind mit kunſtvollen Basreliefs verſehen, und zwar bringen dieſe durchaus Kriegsſzenen, Schlachten, Belagerungen, Flußübergänge aus Aſurbanipals babyloniſchen Kriegen zur Darſtellung — es iſt das ſogenannte babyloniſche Zimmer, das wir betreten haben. Wir kehren durch das Gemach zurück, an dem ſich nach links hin öffnenden ſogenannten arabiſchen Zimmer vorüber, und nehmen durch den Vorhof und ein Labyrinth von anderen Gängen und kleineren Hallen hindurch unſern Weg nach dem Löwenzimmer, deſſen Wände mit einer Fülle von Basreliefs geſchmückt ſind, welche Aſurbanipal auf der Löwenjagd darſtellen. Da ſehen wir die Löwen und Löwinnen in allen nur denkbaren Stellungen und Zuſtänden: wir ſehen ſie verwundet am Boden ſich krümmen, ſehen ſie unter den Rädern von Aſurbanipals Streitwagen liegend mit den Zähnen wütend in die Naben und Speichen greifen, und vor allem iſt es eine verwundete, ſterbende Löwin, welche unſere Aufmerkſamkeit feſſelt, wie ſie denn durch die volle, kaum zu übertreffende Naturwahrheit ihrer Darſtellung kunſtgeſchichtliche Berühmtheit erlangt hat. Noch verweilen wir einen Augenblick länger in dieſem Löwengemach; befinden wir uns doch in demſelben ſozuſagen auf heiligem Boden, geweiht durch einen für die Wiſſenſchaft unſchätzbaren Fund, der an dieſer Stätte gemacht worden iſt, ich meine die Bibliothek Sardanapals. Wie im Vorgefühl des nahen Unterganges der meſopotamiſchen Reiche, hatte Aſurbanipal, der von Jugend auf ein Freund und Förderer der Künſte und Wiſſenſchaften geblieben war, alle wichtigeren Litteraturſchätze der babyloniſchen Tempelbibliotheken noch einmal abſchreiben laſſen, zum Teil in mehreren Exemplaren, und zwar in aſſyriſcher Keilſchrift auf Thontafeln kleinſten, kleinen und größten Formates, und

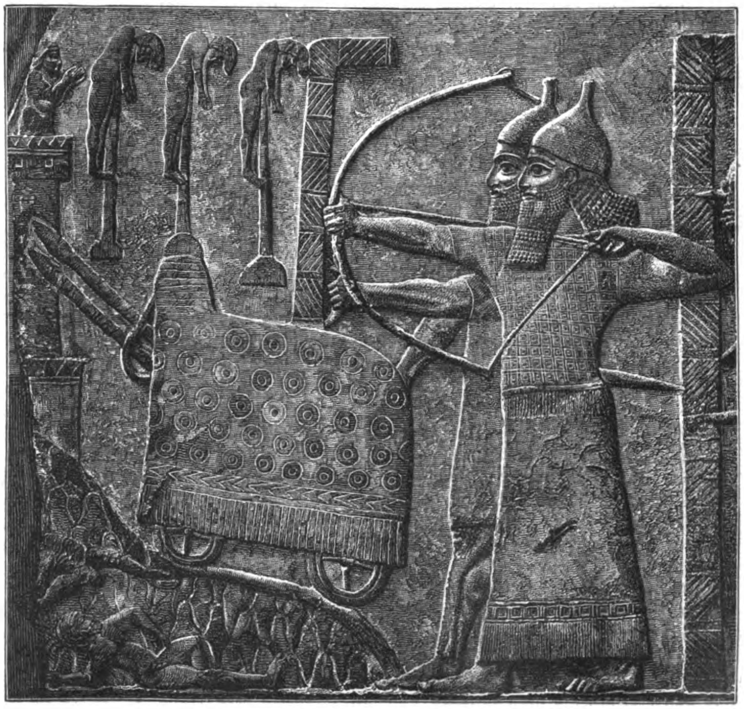


Aſurbanipal auf der Jagd. Relief aus Ninewe.



Sturm auf eine feindliche Feſtung. Relief aus Ninewe.

dieſe Tauſende von Litteraturwerken aſtronomiſch-aſtrologiſchen, mathematiſchen, religions- und profangeſchichtlichen, mythologiſchen, ſprachwiſſenſchaftlichen Inhaltes und Intereſſes zu ſeinem Privatarchiv und der von Sanherib begründeten königlich aſſyriſchen Bibliothek hinzugefügt. Es war im Jahre 1854, daß die Arbeiter des Engländers Raſſam in das Löwenzimmer eindrangen und hier, ſowie in den angrenzenden Gemächern, z. B. dem ſuſianiſchen Zimmer, den Boden bis über Fußhöhe mit Tauſenden und aber Tauſenden beſchriebener Thonſcherben bedeckt fanden, mit den Trümmern der königlichen Bibliothek von Ninewe. Als Sardanapals Palaſt in einem Flammenmeer zuſammenbrach, ſtürzte die allem Anſcheine nach in einem oberen Stockwerke des Palaſtes aufgeſtellte Bibliothek herab in die darunter liegenden Gemächer und zerſchellte in ungezählte Fragmente. Aber für die Wiſſenſchaft blieb ſie trotz alledem ſo gut wie erhalten: denn, da die Scherben nahezu ſämtlich erhalten zu ſein ſcheinen, laſſen ſich die Tafeln wieder zuſammenſetzen und ſind ſchon zu Tauſenden im Britiſchen Muſeum zuſammengeſetzt worden: möchte nur die engliſche Regierung oder die oberſte Verwaltungsbehörde des Britiſchen Muſeums nicht der Aſſyriologie allein, ſondern der Wiſſenſchaft überhaupt den hohen Dienſt leiſten und endlich, endlich den drüben im Palaſte Sardanapals noch begraben liegenden Teil jener Bibliothek retten und bergen! — Doch nun ergreift uns Sehnſucht nach friſcher erquickender Luft, nach einem weit ſich dehnenden Blick in Gottes weite Natur, eine Sehnſucht, die uns immer ergreift, wenn wir abgeſchloſſene Stätten der Kunſt und Pracht lange durchwandelt. An den mannigfaltigſten Klaſſen des zahlloſen Hofſtaates vorbei, an Hofaſtronomen wie an Hofmuſikern, an Pagen, den ariſtokratiſchen Familien des Landes entnommen, an Wachen der königlichen Garde vorbei gewinnen wir endlich das Weite und laben uns von der nordöſtlichen Vorhalle aus an der entzückenden Ausſicht, die ſich unſern Augen darbietet. Nach Norden und Oſten wird unſer Blick begrenzt durch die Höhenzüge des Dſchebel Maklûb und die Bergabhänge von Bawian, an welch letzteren zahlreiche Sommerwohnungen der reicheren und vornehmeren Bewohner Ninewes erbaut waren, die ganze Ebene aber von dem Fuße jener Höhenzüge ab bis in die nächſte Umgebung von Ninewe iſt überſät mit kleineren Städten, Dörfern und Weilern, zwiſchen welchen Kornfelder und Obſtbaumpflanzungen und Wieſen, alleſamt vortrefflich bewäſſert durch den Choſer und eine von Sanherib begründete großartige Kanalanlage, maleriſch miteinander abwechſeln. Zu unſern Füßen liegt Ninewe, die große Stadt, mit ihren breiten, hellen, freundlichen Straßen und ſchmäleren, dunkleren Gaſſen weithin ſich dehnend, ziemlich in der Mitte vom Choſer in Windungen durchfloſſen, über welchen zahlreiche kurze Brücken gebaut ſind. Die Stadt erſcheint uns wie eine Inſel; denn nicht allein auf der Südweſtſeite, wo der Tigris hart an den beiden Palaſtterraſſen vorbeiſtrömt und der Mauer natürlichen Graben bildet, nein, auf allen Seiten iſt die Stadt eingeſchloſſen von einem breiten Waſſergraben. Wieder iſt es Sanherib, welcher die Handelsſtadt Ninewe nicht allein zu einer Königsſtadt umſchuf, ſondern zugleich in eine ſtarke Feſtung umwandelte. Er umſchloß die ganze Stadt mit einer gewaltigen Mauer, von deren Breite und Höhe der Umſtand zeugt, daß noch heutzutage die Höhe derſelben an manchen Stellen etwa 50 Fuß mißt, während der Schutt am Fuße der Mauer eine Breite von 100—200 Fuß einnimmt. Auf der Südweſt- oder Tigrisſeite über $2^1/_2$ engliſche Meilen lang, biegt ſie vom Strome aus ab in einen nordöſtlichen und ſüdlichen Arm, welche durch die langgedehnte, den Choſer überdeckende, $3^1/_4$ engliſche Meilen lange Oſtmauer miteinander verbunden ſind. Die Mauer iſt auf mächtige Felsblöcke gegründet, die Thorwege, mit Kalkſteinplatten gepflaſtert, führten unter den Türmen der Mauer hin, während die Thore ſelbſt mit koloſſalen geflügelten Stieren und mythologiſchen Figuren geſchmückt waren, die ganze Mauer aber umſchloß auf allen Seiten, von der Tigrisſeite natürlich abgeſehen, ein 100 Großellen breiter Graben, welcher auf der Oſtſeite vom Choſer und von deſſen oberhalb Ninewes ſich abzweigendem Arme Tebiltu mit



Tiglath-Pileſar berennt eine Stadt. Relief aus Ninewe.

Waſſer verſehen wurde, während auf der Nordoſt- und Südſeite die Fluten des Tigris mit dem vom öſtlichen Graben eindringenden Waſſer des Choſer ſich miſchten. Es iſt eine glückliche Stadt, welche innerhalb dieſer Mauer ſich breitet; ja wenn wir, zurückverſetzt in das Jahr 645, hinabblicken auf das Häuſermeer Ninewes, dann drängen ſich von ſelbſt die Worte des Propheten Zephania auf unſere Lippen: „Das iſt die fröhliche Stadt, die da ſo ſicher wohnt und ſpricht in ihrem Herzen: ich bin's und keine mehr.“ Eine glückliche Stadt, bewohnt von einem glücklichen Volke — ſo dürfen wir in Wahrheit ſagen. All die unermeßliche Beute, welche erſt in den letzten Jahrzehnten von Sanherib, Aſarhaddon, Aſurbanipal nach Aſſyrien gebracht worden war, kam in großem Umfang dem aſſyriſchen Volke zu gute. Wenn Sanherib bei Gelegenheit eines einzigen Feldzuges den aramäiſchen Nomadenſtämmen 7200 Pferde und Maultiere, 11073 Eſel, 5230 Kamele, 80 100 Rinder und 800 600 Stück Kleinvieh abnimmt und nach Ninewe wegführt, ſo läßt ſich denken, daß großer Reichtum an Vieh in ganz Aſſyrien ſein mußte. Und wenn wir weiter aus Aſurbanipals eignem Munde erfahren, daß ſeit ſeinem Regierungsantritt die aſſyriſchen Ebenen durch Regengüſſe und Überſchwemmungen in ſo reichem Maße bewäſſert worden ſeien, daß das Getreide eine noch nie dageweſene Höhe und die Ähren eine ſeltene Länge erlangt hätten, Obſt und Feldfrucht in üppigſter Weiſe gediehen ſeien, dann ermeſſen wir leicht, daß die Stadt zu unſern Füßen ein frohes, fröhliches Volk birgt. Und dazu geht eben jetzt — im Jahre 645 — unbegrenzter Jubel beſonderer Art durch Stadt und durch Land; alle Feinde ringsum ſind beſiegt, der König Aſurbanipal und ſein Thron, ſie ſind gerettet und gerächt! Eine furchtbare Gefahr, welcher das ganze aſſyriſche Reich zu erliegen drohte, iſt beſeitigt und Ninewes Glanz ſtrahlt heller denn jemals zuvor. Als Aſarhaddon zu Aſurbanipals gunſten auf den aſſyriſchen Thron verzichtete, beſtellte er gleichzeitig Samasſumukin, Aſurbanipals jüngeren Bruder, zum Statthalter von Babylon. Aber Aſurbanipal handelte großmütig, glaubte wohl auch politiſch zu handeln, indem er ſeinen Bruder mit königlicher Würde bekleidete, ihn zum Könige von Babylon einſetzte. Aber wie lohnte ihm ſein untreuer, verräteriſcher Bruder! Den unaustilgbaren Haß klug ſich zu nutze machend, welcher je und je, ſonderlich aber ſeit Merodachbaladans Zeit, die Babylonier gegen die Aſſyrer beſeelte, wollte er ſich zum gänzlich unabhängigen König von Babylonien machen, und es gelang ihm ſchnell, alle Feinde Aſſyriens, die Babylonier, Aramäer und Araber, die Elamiter wie die Ägypter zu einer ſchier übergewaltigen Bundesgenoſſenſchaft wider Aſur zu vereinen. Ein großer Teil der aſſyriſchen Truppen war durch ganz Vorderaſien hin zerſtreut: Eilboten flogen hin und her durch das ganze gewaltige Reich, Kunde bringend von immer neuen Aufſtänden und Befehle zurücknehmend aus dem Hauptquartiere in Ninewe. Es erfüllt mit immer neuer Bewunderung der militäriſchen Tugenden des aſſyriſchen Volkes und Heeres, mit welcher Kaltblütigkeit und Zielbewußtheit der aſſyriſche König und ſeine Generale, unter denen ſich trefflichſt geſchulte Strategen wie Belibni und Kudurru befanden, der furchtbaren Kriſis begegnen und ſchließlich Herr wurden über alle ihre Feinde. Das Gros der aſſyriſchen Armee wird ſofort gegen Babylon und die übrigen babyloniſchen Städte geworfen, welche von Babyloniern und arabiſchen Hilfstruppen beſetzt ſind: noch ehe ſich die einzelnen babyloniſchen Heeresteile ſammeln und zu einer offenen Feldſchlacht vorrücken können, ſehen ſie ſich voneinander getrennt und zur Defenſive verurteilt. Mit eiſernen Ringen umklammert das aſſyriſche Heer die babyloniſchen Städte, obenan Babylon ſelbſt; alle Ausfälle, welche die Belagerten und vor allem die arabiſchen Reiter kühn unternehmen, werden zurückgeſchlagen, Hungersnot und Peſt dringen zunächſt ein in die ummauerten Plätze und bald folgen ihnen die aſſyriſchen Truppen: Samasſumukin gibt ſich den Flammentod, und grauſiger Rache verfallen ſeine Helfershelfer. Und nun ergießen ſich die aſſyriſchen Truppen, Schrecken verbreitend, über ganz Elam bis an die Gebirge des eraniſchen Hochlandes: die Bäche und Ströme Suſianas färben ſich mit dem Blute der erſchlagenen Feinde, gleich Dornen und Diſteln breiten ſich Haufen von Leichen über das Land. Suſa ſelbſt, die große, ſtolze Stadt, und mit ihr all die unermeßlichen Schätze, welche die elamitiſchen Könige zwei Jahrtauſende lang geſammelt, geſchenkt erhalten oder geraubt hatten, fallen in Aſurbanipals Hände. Und ein anderes aſſyriſches Heer wird unter vortrefflichſter Leitung nach der großen ſyriſch-arabiſchen Wüſte entſendet. So oft wir den Bericht dieſes Feldzuges leſen, ergreift uns immer wieder Staunen über die zähe Ausdauer, die Disziplin und Tapferkeit der aſſyriſchen Soldaten. Nachdem bereits hundert Meilen Weges von Ninewe aus zurückgelegt ſind, betritt das aſſyriſche Heer am 25. Mai die eigentliche Wüſte, den Ort des Durſtens und des Verſchmachtens. In der Nähe des ſpäteren Palmyra gelingt es, die vereinigten feindlichen Beduinenſcharen der Araber, Nabatäer und Kedräer zum Stehen zu bringen und ihnen erſtmalig Reſpekt vor der Macht der Waffe Aſurs beizubringen. Erquickt an den Ciſternen Izallas, ziehen die Truppen dann weiter, den Feind raſtlos verfolgend, Tage und Wochen durch jenes Land, da kein Wildeſel, keine Gazelle mehr weidet und kein Vogel des Himmels ſein Neſt baut, bis es ihnen endlich im Anfang des Monats Juli gelingt, eine Tagereiſe ſüdlich von Damaskus bei Chulchula am Fuße des Chukkuruna, eines Berges des Hauran, die arabiſchen Reiterſcharen nebſt ihrem ganzen Troß zu umzingeln, zu einer entſcheidenden Schlacht zu nötigen und — zu vernichten. Im Triumph ſind all dieſe aſſyriſchen Heere aus Babylonien, Elam und Arabien nach Ninewe zurückgekehrt, haben durch das große Oſtthor der Stadt mit dem hochklingenden Namen: nîrib masnaqti adnâti, „Pforte, da die Nationen ſich drängen,“ ihren Einzug gehalten, und hinter den Heeren drein bewegen ſich unabſehbare Züge von feindlicher Beute und geraubten Herden. Speziell aus Arabien kamen ſolche Maſſen von Kamelen, Schafen, Eſeln und Rindern, daß das ganze Land damit angefüllt war: für einen Silberſekel war ein Kamel am Kaufthor von Ninewe für jedermann zu haben. Der Prophet Nahum ſagt von Ninewe, daß ſie mehr Händler habe, als Sterne am Himmel ſind. Gingen wir jetzt durch Ninewes Straßen, auf Ninewes Plätze, ſo würden wir ſie von Soldaten aller Waffengattungen mannigfaltigſter Bekleidung und Bewaffnung wimmeln ſehen, von ſchweren und leichten Bogenſchützen, Reitern, Wagenkämpfern und Pionieren, mit Beil, Hacke und Schaufel ausgerüſtet, und würden draußen vor den Thoren zwiſchen Oſtmauer und Wall außer den zahlloſen, zur Beförderung des Gepäckes und Proviants benötigten Laſtwagen in langen Reihen das Belagerungsgeſchütz aufgefahren ſehen, die auf Rädern geſchobenen beweglichen Türme, mit Tierhäuten überzogen zum Schutze gegen geſchleuderte Feuerbrände, die Sturmwidder, beſtimmt die feindliche Mauer zu erſchüttern, und weiter all das Rüſtzeug der Pontoniere zur Überſchreitung von Flüſſen, zum Verfolgen des Feindes auf Seen und in Sümpfen, die Schläuche, welche aufgeblaſen wurden, um dann als Kahn zu dienen, und was von all dieſem Kriegsapparat ſonſt noch erfunden war, um mit der Furcht vor Aſurs alles niederwerfender Majeſtät die Völker Vorderaſiens weit und breit zu erfüllen.

Ein glückliches Volk, ſagte ich, wohnt in Ninewes Mauern; noch in einer anderen Hinſicht iſt dies wahr. So gefürchtet des aſſyriſchen Königs Majeſtät für die Völker ringsum war, ſo mild und ſo gerecht waltete ſein Zepter über dem eignen Volke, den Unterthanen Bels, welche zu weiden, zu regieren die großen Götter Zepter und Thron ihm verliehen. Das aſſyriſche Königtum verlor niemals ſeinen patriarchaliſchen Charakter. Jeder Aſſyrer, gleichviel welches Standes, durfte perſönlich oder brieflich dem Könige ſelbſt nahen und durfte deſſen gewiß ſein, daß des Königs Ohr auch für ihn offen ſtand. Wir beſitzen eine ganze Reihe von Bittſchriften, welche Gefangene aus ihrem Gefängniſſe heraus an den König richten, in denen ſie darthun, daß und warum ſie unſchuldig verurteilt ſind; wir haben ein geradezu rührendes Schreiben eines Ariſtokraten, welcher ſich darüber beklagt, daß nicht auch ſein Sohn gleich den Söhnen der übrigen vornehmen Familien des Landes an den Hof zum Pagendienſt befohlen worden ſei; der Grund ſei, daß er keinen Freund am königlichen Hofe beſitze, der Fürſprache für ihn thun könne, er aber getröſte ſich der huldvollen Gnade und Gerechtigkeit ſeines Herrn Königs, daß auch ſeinem Sohne Arad-Sin ſolch hohe Freude und Ehre widerfahre. Und daß ſolche Bittſchreiben auch Erfolg hatten, lehrt eine Menge von Dankesbriefen, die in Aſurbanipals Archiv gefunden worden ſind. Hört der König von einem Kranken, der ſich etwa um den Staat verdient gemacht oder der ſonſt das Intereſſe des Königs erweckte, ſo ſendet ihm dieſer einen ſeiner eignen Palaſtärzte, und dankerfüllt weiß dann gar mancher Patient dem Könige zu berichten, daß des Königs herablaſſende Huld ihm das Leben von neuem geſchenkt. Ja, wenn wir den König im Geiſte begleiten würden, wie er, auf ſeiner prachtvollen, baldachin-überſchatteten Sänfte die zur Palaſtterraſſe emporführenden breiten Treppen ſich hinabtragen läßt, rings umgeben von ſeinen Trabanten in glänzender Rüſtung, hinab zu ſeinem Volke, etwa die von Sanherib angelegte breite Königsſtraße entlang, welche durch das Gartenthor einmündet in die königlichen Jagdgründe, dann hören wir im Geiſte den vieltauſendfachen Jubelruf der glücklichen und ſiegestrunkenen Volksmenge, welche dem Könige Aſurbanipal zujauchzt nicht allein als dem ſieghaften, tapferen Helden, ſondern auch als dem weiſen und gerechten Vater des Vaterlandes.

Indes das Bild, das ich hier von Ninewe und ſeinen Bewohnern entworfen, würde doch nur ein unvollkommenes ſein, ja es könnte ſogar nicht mit Unrecht ein allzu geſchmeicheltes Bild genannt werden, wenn ich es unterließe, den Leſer vor das Oſtthor Ninewes hinauszuführen, jenes Thor, welches ſo manchen Triumphzug ſiegreich heimkehrender aſſyriſcher Könige geſehen, aber zugleich die Stätte bezeichnet ungezählter Seufzer der Verzweiflung, allem menſchlichen Gefühl hohnſprechender Greuelſzenen. Dort, wo eine von Sanherib mit weißen Marmorplatten gepflaſterte prächtige Brücke zum Oſtthor hinausführt auf den weiten Platz zwiſchen der öſtlichen Mauer und dem Walle, erblicken wir mit Grauſen auf einer hohen Stange aufgerichtet ein in Verweſung übergegangenes menſchliches Haupt und eine Tafel verkündet: Das iſt das Haupt des Teumman, Königs von Elam. Und dort, hart an der zum Thor führenden ſtaubigen Straße, gewahren wir zwei Käfige und in denſelben je einen Menſchen: Ammuladin, der König von Kedar, iſt der eine; bald im Anfang der arabiſchen Kriege gefangen genommen, ward er nach Ninewe gebracht und mit einem Hundehalsband verſehen gleich einem wilden Tiere in den Käfig geſteckt. Der andere iſt der Araberfürſt Uaite, welcher nach der Flucht ſeines gleichnamigen Onkels klug zu handeln glaubte, wenn er Aſurbanipal freiwillig huldigte, wohl in der Hoffnung, von dieſem nun zum Könige der Araber eingeſetzt zu werden: ſtatt deſſen wurde er mit Hunden und anderen Tieren zuſammen in dieſen Käfig geſteckt, „um das Oſtthor von Ninewe zu bewachen.“ Noch ſchlimmere Rache aber nahm Aſurbanipal an ſeinem Onkel, Uaite I, welcher zwei ſeiner Heerführer und große Reiterſcharen dem Samasſumukin nach Babylon zugeſandt und dann zum Nabatäerkönig ſich geflüchtet hatte, nach jener großen Schlacht im Hauran aber ebenfalls den aſſyriſchen Truppen in die Hände gefallen war: geblendet und entſetzlich verſtümmelt, ſehen wir ihn in einem dritten Käfig unweit des Oſtthores zuſammengekauert, harrend der Befreiung von namenloſer Qual und Schmach. Auf dieſem Blut- und Schinderacker wird es wohl auch geweſen ſein, daß Aimu, der eine jener beiden arabiſchen Reiterführer, lebendig geſchunden wurde; daß die beiden Söhne des mit den Elamiten verbündet geweſenen Königs von Gambul die aus Gambul nach Ninewe gebrachten Gebeine ihres Vaters zerſchlagen mußten; dort wohl auch, daß das von edelſtem Patriotismus durchglühte babyloniſche Geſchlecht Merodachbaladans ein grauenvolles Ende nahm.

Ein „unſäglich ſcheußliches“ Volk hat ein berühmter Geſchichtsforſcher die Aſſyrer genannt, und ich fühle weder Luſt noch Beruf zu verteidigen oder anzuklagen, obwohl bis zu einem gewiſſen Grade die Verteidigung nicht allzuſchwer fallen würde. Keines von beiden iſt ja mehr nötig, denn das aſſyriſche Volk iſt ſchon gerichtet, gerichtet durch die Weltgeſchichte. Wir wiſſen noch immer nicht mit Beſtimmtheit anzugeben, was das Wort Ninewe ſprachlich bedeutet; aber ſachlich wiſſen wir es: der Name Ninewe bedeutet die entſetzlichſte Kataſtrophe, welche jemals über ein Volk der Erde hereingebrochen iſt. Karthago iſt auch zerſtört worden, aber das puniſche Volk lebte fort; mit Ninewe ward zugleich das ganze aſſyriſche Volk vernichtet, gründlichſt und jählings. Sahen wir im Jahre 645, in welches dieſe Schilderung den Leſer zurückführte, Ninewe auf dem Zenith ſeines Ruhmes und ſeiner Herrlichkeit, ſo erblicken wir ſchon vierzig Jahre ſpäter nichts als eine weite Ruinenſtätte und vom aſſyriſchen Volke auch nicht einmal mehr eine Spur. Und dazu wiſſen wir kaum, wie dieſer plötzliche Zuſammenbruch erfolgt iſt. Alles was wir wiſſen iſt, daß noch zu Aſurbanipals Zeit die von Norden her über Vorderaſien hereinbrechenden ſkythiſchen Nomadenhorden das aſſyriſche Weltreich einigermaßen erſchütterten, aber noch hielt der Koloß ſtand und Aſurbanipal ſtarb auf dem Throne ſeiner Väter. Erſt unter der Regierung ſeines Sohnes Sarakos, der 626 zur Herrſchaft gelangte, zieht ſich von Norden her das Unwetter über Ninewe zuſammen. Aber auch in dieſer Hinſicht wiſſen wir nur, daß der Todesſtoß Ninewes von ſeiten der Meder erfolgte: dieſe zogen heran und Sarakos ſandte ſeinen Feldherrn Nabopolaſſar ihnen entgegen; dieſer aſſyriſche General aber übte den ſchmählichſten Verrat, verbündete ſich mit dem Mederkönig Kyaxares, der zum Dank dafür ſeine Tochter Nabopolaſſars Sohne Nebukadnezar zur Frau gab, und nun erliſcht mit einemmal der Name Ninewes. Es ſank in Schutt und Aſche, und ſchon 200 Jahre ſpäter, als Xenophon ſeine Zehntauſend zurückführte und an den langen Strecken der ſtolzen Mauer vorbeimarſchierte, konnte niemand ihm den Namen der Stadt mitteilen. Seitdem lagerten ſich Staubmaſſen über Staubmaſſen im Laufe der Jahrhunderte über die beiden Palaſtterraſſen von Ninewe. Auf der Höhe des einen, des nördlichen Hügels liegt jetzt ein türkiſches Dörſchen mit Namen Kujundſchik, d. i. das Lämmchen, ſo genannt, weil es einem auf ſaftiger Weide gelagerten Lämmchen zu gleichen ſcheint, und der ſüdliche Hügel iſt bedeckt mit einem mohammedaniſchen Begräbnisplatze, in deſſen Mitte eine dem Propheten Jonas geweihte Moſchee ſich erhebt. Faſt zweieinhalb Jahrtauſende vergingen, bis ein menſchlicher Fuß in die Hallen und Gänge und Höfe der Paläſte Sanheribs und Aſurbanipals eindrang, in welchen im Jahre 606 v. Chr. die letzte menſchliche Stimme erſchallt war: die Klage ſterbender Krieger und das Jubelgeſchrei der nach Beute lüſternen Sieger. Im Jahre 1845 drang der Engländer Sir Auſtin Henry Layard mittels Schachten und Laufgräben in jene Paläſte. Von Silber und Gold ward nichts mehr gefunden, dafür aber Kunſt- und Litteraturſchätze in Fülle und ebendamit alle die nötigen Bauſteine, um Ninewe vor unſerm geiſtigen Auge neu auferſtehen und, möglichſt frei von Zuthaten der Phantaſie, ein Bild der hochberühmten Königsſtadt entwerfen zu laſſen, wie es hier zum erſtenmal verſucht iſt.

## Am Familientiſch.

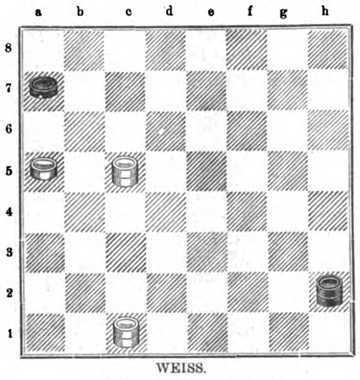
(Abdruck verboten.)

### Zu unſern Bildern.

Kaiſer Wilhelm II iſt bekanntlich ein paſſionierter Jäger, und zu ſeinen beſonderen Weidmannsfreuden zählt die Jagd auf ſeltenes Wild, von dem es in Deutſchlands Wäldern nichts oder wenig mehr zu birſchen gibt. Fürſt Anton Radziwill, Generaladjutant des Kaiſers, iſt aber glücklicher Beſitzer des Herzogtums Nieſwicz im Gouvernement Minsk, in deſſen ungeheuren Wäldern noch Bären, Wölfe, Elentiere, Luchſe, Wildſchweine u. a. hauſen. Schon als Prinz war Kaiſer Wilhelm Jagdgaſt des Fürſten Radziwill in Nieſwicz, und er brachte damals nicht nur ein paar Bären zur Strecke, ſondern auch ſeinen Söhnen ein paar junge Bären als Reiſegeſchenk mit. Die Rückkehr von jener Bärenjagd bei Fürſt Radziwill ſchildert unſer Bild von Jul. Falat, das die eigenartige Szenerie mit ebenſoviel hiſtoriſcher Treue wie maleriſcher Wirkung vorführt. Wir ſehen im erſten der kleinen polniſchen Schlitten den Kaiſer, im zweiten Fürſt Radziwill, in langem Zuge das Gefolge, und die ehrfurchtsvoll grüßenden polniſchen Treiber mit den Leithunden zur Seite. Kaiſer Wilhelm iſt von ſeiner Bärenjagd in Nieſwicz ſo befriedigt geweſen, daß er die Abſicht äußerte, auf den Gründen des Fürſten Anton Radziwill noch öfter zu jagen.

# In unſerer Spielecke.

### Damespielaufgabe.

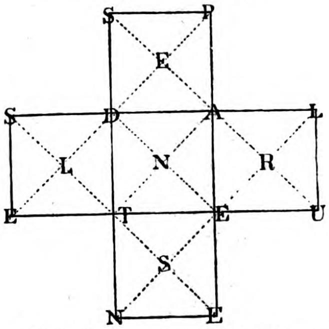


Weiß zieht und gewinnt.

### 1. Rätſel-Diſtichon.

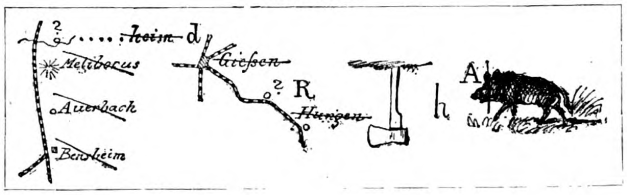
Sinnbild bin ich der Herrſchaft; doch wenn ihr mir eines der Zeichen
Streicht und ein andres verſetzt, hab' ich einſt ſelber geherrſcht.

### 2. Ergänzungsaufgabe.



Durch Ergänzung der erforderlichen Anzahl von Buchſtaben entſtehen auf allen Seiten ſowie in den Diagonalen der fünf Quadrate bekannte Wörter, deren jedes fünf Buchſtaben umfaßt. Dieſe Wörter nennen, aber in anderer Ordnung: 1. Einen italieniſchen Dichter, 2. ein Metall, 3. einen Frauennamen, 4. eine Stadt in Italien, 5. einen deutſchen Dichter, 6. einen männlichen Namen, 7. eine Göttin, 8. einen Baum, 9. ein Haustier, 10. eine amerikaniſche Pflanze, 11. einen deutſchen Dichter, 12. eine Blütenform, 13. eine Stadt in der Schweiz, 14. eine ſchöne Eigenſchaft, 15. einen Faßteil, 16. eine Speiſe, 17. und 18. zwei ehemalige italieniſche Hauptſtädte, 19. etwas, was im geſellſchaftlichen Leben eine große Rolle ſpielt, 20. einen Vogel, 21. ein Gefäß, 22. einen Übergangszuſtand bei Inſekten, 23. eine Gartenblume, 24. eine Stadt in Ungarn, 25. eine beſtimmte Art von Wurzelknollen, 26. einen Fluß in Frankreich.

### Bilderrätſel.



### 3. Dreiſilbige Scharade.

Mein Erſtes iſt ein Vergnügungsort,
Der die Herzen der Menſchen erfreut;
Man hört die ſchönſten Konzerte dort
Und bezahlt nicht einen Deut.
Auf ſchwellendem Polſter ruht man aus,
Von Sorgen und Mühen frei;
Und empfindet man Hunger, ſo holt man zum Schmaus
Sich köſtliche Speiſe herbei.

Dort hat auch einſtens das Ganze gehauſt,
Das längſt von der Erde verſchwand;
Nur zur Zeit, wenn der eiſige Nordwind brauſt,
Erblickt man's in Kinderhand.
Wie freuen ſie ſich, wenn es ſchnurrt und ſummt!
Wie jubelt ihr frohes Geſchrei!
Doch wem es zu toll in die Ohren brummt,
Der wünſcht's zu den letzten zwei.

### 4. Zahlenrätſel.

Ein ſchöner Jüngling war das Ganze,
Dahingerafft im Jugendglanze,
Von einer Göttin treu geliebt.

Auf eines fernen Eilands Höhen
Iſt 5 2 1 als Berg zu ſehen,
Den ſagenhafter Glanz umgibt.

Gott, den im alten Bund man nannte
1, 2, 3, 4, 1, 5, der ſandte
Zu Iſrael einſt ſeinen Knecht,

Hat 6, 5, 4, 1, 5 erkoren,
Sein Volk, in Sünden ganz verloren,
Zu lehren dort, was gut und recht.

Fr. St.

### 5. Anagramm-Kleeblatt.

I.

Es mundet euch, ſo oft's im Jahr
Beim Mahl auf eurem Tiſch erſcheint;
Verſchoben nennt es eine Schar,
Die ſich zu ſchlimmem Thun vereint.

II.

Mit Bacchus zog es einſt umher
Und liebte, wie er ſelbſt, den Wein;
Verſchoben iſt's in Fluß und Meer
Und kann nicht ohne Waſſer ſein.

III.

Verglomm der Abendſonnenſtrahl,
So ſucht man's auf zum Zeitvertreib;
Verſchoben hat's in reicher Zahl
Ein jeder Menſch am eignen Leib.

Werden die Anfangsbuchſtaben der bei der Auflöſung gefundenen Wörter richtig geordnet, ſo ergeben ſie einen oft gehörten Zuruf.

### 6. Rätſel-Diſtichon.

Überall iſt es verhaßt und gefürchtet als ſchlimmes Verbrechen;
Werden die Silben getrennt, iſt es vom Ganzen ein Teil.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 18.

### Bilderrätſel.

Um alt werden zu wollen, iſt es vor allen Dingen nötig, jung zu bleiben.

### Schachaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. Da5—d8 | 1. Ke6—d5 |
| 2. Dd8—a8† | 2. Beliebig |
| 3. S‡ | |

A.

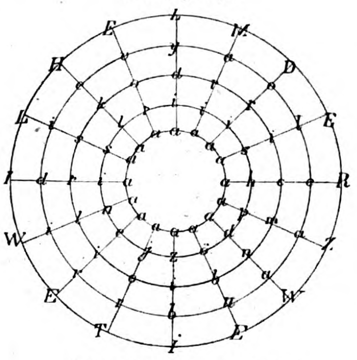
| | |
|---|---|
| 1. . . . | 1. e7:d6 |
| 2. Se4—g5† | 2. Beliebig |
| 3. D‡ | |

(Auf 1. . . . 1. Anders 2. Dd8—c8 oder —g8† ꝛc.).

### 1. Arithmetiſche Aufgabe.

112 Kinder waren in der erſten, 80 in der zweiten Abteilung.

### 2. Ringrätſel.



### 3. Verwandlungsaufgabe.

Gott ſegne unſern Kaiſer.

Granvella
Odenſe
Tamarinde
Tubaroſe
Spanien
Eidergans
Griechenland
Naugard
Eſtremadura
Ulrike
Nauplia
Sandale
Epaminondas
Roſamunde
Neuenburg
Konradin
Andaluſien
Iſabella
Sauerland
Etrurien
Rotterdam.

4. Rätſel. Eingezogen.

---

**Inhalt:** Anunda. Fortſ. Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. — Nachträgliche Weihnachtsplauderei vom Meergreis. Von H. v. Spielberg. — Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Zur Erinnerung an D. Karl Auguſt von Haſe. Von Bernhard Rogge. Mit D. Karl Aug. v. Haſes Porträt. — Ninewe. Schluß. Von Friedrich Delitzſch. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Kaiſer Wilhelms Rückkehr von der Bärenjagd beim Fürſten Radziwill. Von Jul. Falat. — In unſerer Spielecke.

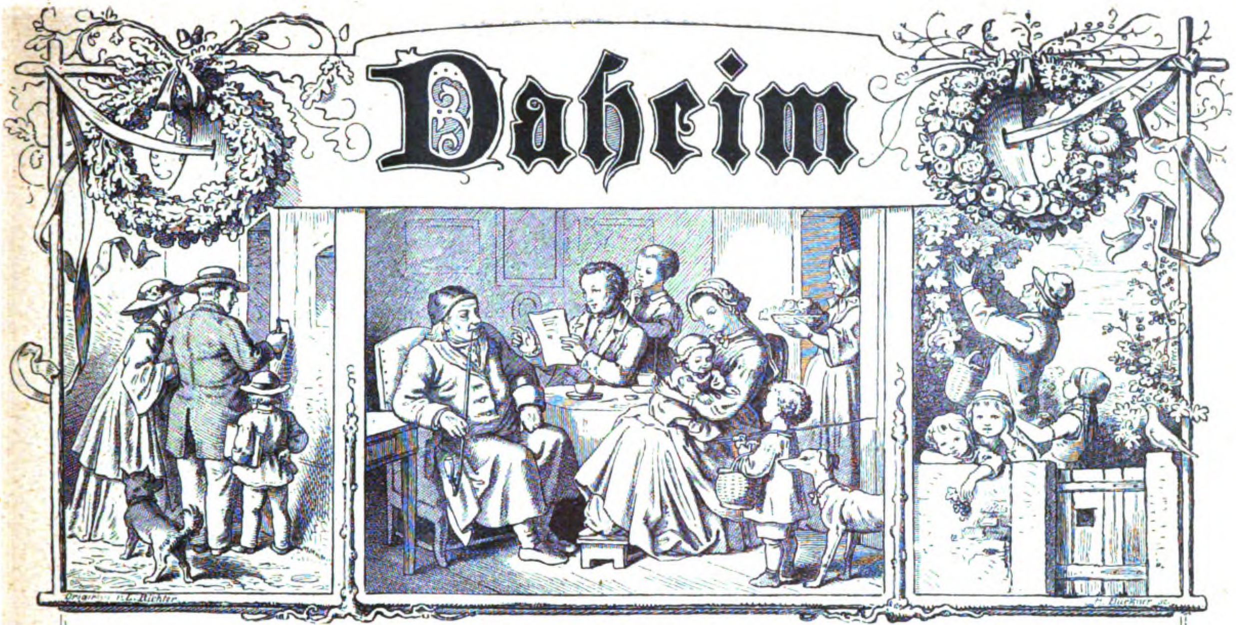
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig beigelegt iſt.**

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Februar 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 20.

## Anunda.

Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Und wie denkt er? Wird er es wünſchen, daß Ihr Euch zu ihm haltet?“ fragte er ſie.

Sie nickte in ſtummer Qual.

Plötzlich tauchte eine Vermutung in ihm auf; er gedachte des eiferſüchtigen Prieſters, den er am Tage ihrer Einweihung erblickt und ſcherzweiſe Leander genannt hatte. „Dient er im Tempel, iſt er ein Brahmane?“ forſchte er weiter.

„Ja,“ ſagte ſie.

„Und das Anzünden des Scheiterhaufens gibt ihm die Stelle und die häuslichen Rechte, welche Euer Vater beſaß? Fällt Euch kein Teil des Erbes zu?“

„Nein, keins, Herr.“

„Beſitzt Ihr außer ihm noch andere Verwandte?“

„Nicht in Tuldſchapur. Aber in Wye lebt ein Bruder meiner verſtorbenen Mutter. Würdet Ihr mich zu ihm bringen, ſo könnte er mir vielleicht helfen, mein Amt im Tempel der heiligen Mutter wieder anzutreten, ohne Moro Trimmul gehorchen zu müſſen.“

### 13. Kapitel. Eine ſchwere Anklage.

Wir ſind in Wye, in dem Hauſe des Brahmanen Narayen Gowind, eines Onkels von Anunda. Es iſt ein ſchmuckes Gebäude und erinnert in Anlage und Einrichtung an das Grundſtück, das, zu Tuldſchapur befindlich, ehedem Vyas Schastri eignete, jetzt aber Moro Trimmul gehört.

Betritt man den es umgebenden Hof, ſo erreicht man, geradeaus gehend, drei breite Steinſtufen. Dieſe führen zu einer Veranda, welche die ganze Südſeite des Hofes einnimmt und eine Säulenfaſſade beſitzt, die, mit ſchweren Vorhängen verſehen, in einen umſchloſſenen Raum verwandelt werden kann. Sie erſtreckt ſich tief in das Haus hinein und iſt im zweiten etwas erhöhten Teil der Hauptverſammlungsort der Familie. Auch wird ſie als das Empfangszimmer des Hausherrn benutzt.

Am heutigen Morgen tagt eine vornehme Geſellſchaft daſelbſt, eine Geſellſchaft, die noch nie hier vereinigt war. Der Prieſterfürſt der maharattiſch redenden Anbeter der Göttin Kali, das Oberhaupt der geſamten Brahmanenkaſte jener Gegend iſt mit ſeinem Stabe, den vornehmſten Schastris und Pundits des Bezirkes, angelangt, um über einen bedeutſamen Fall Gericht zu halten.

Dieſer Prieſterfürſt, der den Titel Swami trägt, beſitzt eine unumſchränkte Strafgewalt über alle ihm untergebenen Glaubensgenoſſen. Die Brahmanen und Brahmaninnen, welche er aus der Kaſte ſtößt, ſind Zeit ihres Lebens ihrer Heimat beraubt. Sie werden als Parias hinausgeſtoßen in die Fremde; verurteilt zu niederen, unſauberen Arbeiten, ziehen ſie alle diejenigen ihrer Landsleute unabwendbar hinein in das namenloſe Elend ihres Daſeins, die ihnen mildthätigen Sinnes eine Zuflucht geben und Speiſe und Trank reichen, wenn ſie ſich ihnen obdachlos oder verſchmachtend nahen. Der Fluch der Unreinheit laſtet auf ihnen verderbenbringend, wohin ſie ſich auch wenden, und ſcheidet ſie für immer vom Mutter- und Vaterherzen, von Brüdern und Schweſtern.

Der Swami hat nicht in Wye ſeinen Sitz, er reſidiert zu Benares; doch war er ſofort mit ſeinem Rate auf die Nachricht herbeigeeilt, daß Narayen Gowind, ein angeſehener Mann, eine Brahmanin beherberge, welche mehrere Tage in der Familie eines Engländers zugebracht habe. Dieſe Thatſache war wichtig und erheiſchte eine ſorgfältige Unterſuchung.

Aus dieſem Grunde betrat der geſtrenge Mann, umgeben von ſeinem prieſterlichen Hofſtaate, in vollem Ornate das Empfangszimmer des Hauſes, in dem jenes Unrecht verübt war. Er hatte ſich auf dem Dais, dem Ehrenplatze des Hausherrn, niedergelaſſen; zur Rechten und zur Linken reihten ſich ſeine Begleiter an. Er allein — ein Greis mit weißen Haaren, ſaß auf einem hohen Polſter; alle anderen ſtanden.

Der Beſitzer des Hauſes, Narayen Gowind, trat, ſeinem Aufrufe folgend, mit über der Bruſt gekreuzten Armen und gebeugtem Kopfe vor den Mächtigen.

„Gowind,“ herrſchte ihn dieſer mit tadelndem Tone an, „Ihr thatet wohl, uns die Nachricht zu geben, daß ein verirrtes Kind, unſerer edlen Kaſte angehörig, an Eure Pforte gepocht habe und von Euch eingelaſſen ſei. Ungleich weiſer jedoch würdet Ihr gehandelt haben, hättet Ihr die Eintrittbegehrende von Eurer reinen Schwelle zurückgewieſen!“

Gowind neigte ſich tief. „Gebieter,“ ſagte er, „ſie iſt die Tochter meiner Schweſter; das Blut meiner Mutter rollt nicht nur in meinen, ſondern auch in ihren Adern. Ich empfand es, als ſie mir gebracht wurde.“

„Ja, gebracht aus dem Wohnſitz eines Chriſten, eines unreinen Menſchen. Vergaßet Ihr, daß ſie durch ſolche Gemeinſchaft befleckt und nicht würdig geblieben iſt, den Boden Eures Hauſes zu betreten?“

„Herr, derjenige, welcher ſie aus Räuberhand errettete und bei ſich aufnahm, hat einen guten Charakter. Es iſt der engliſche Vizeſtatthalter, Major Douglas. Er kann nicht mit dem Maße gemeſſen werden, mit denen wir die übrigen Fremdlinge meſſen. Ihr wißt, daß er in den Zeiten der letzten Hungersnot mehr Thränen ſtillte als alle ſeine Vorgänger zuſammengenommen. Er ſchreibt mir, daß meine Nichte in ſeinem Zeltlager nach allen Regeln ihrer Kaſte gelebt habe. Wollt Ihr den Brief leſen?“

Der Swami machte eine verächtliche Handbewegung. „Was weiß der Chriſt von unſern Satzungen!“ ſagte er. „Auch auf das Zeugnis ihrer brahmaniſchen Begleiter iſt nichts zu geben, denn dieſe haben ſie ſchwerlich im Lager auf Schritt und Tritt begleitet.“

„Aber ihr eignes Wort, mein Gebieter, hat vielleicht um ſo mehr Gewicht. Sie macht den Eindruck eines wahrheitsliebenden Kindes.“

„Führt ſie herein!“

Anunda zitterte, als ſie — der Aufforderung gehorſam — vor den verſammelten Prieſterrat trat und vor deſſen Oberhaupt in die Kniee ſank, indem ſie die Arme zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit übereinandergeſchlagen gegen ihre Bruſt preßte.

Die finſteren Züge des Richters nahmen bei ihrem Erſcheinen eine Sekunde einen milderen Ausdruck an. Jugend, Schönheit und Anmut ſind beredte Fürſprecher. Auch übte die Trauer, welche ihr großes Auge umflorte, einen flüchtigen Zauber auf das harte Gemüt des Swami aus. „Ihr Blick verrät eine Kinderſeele,“ ſagte er ſich. „Vielleicht iſt ſie trotz allem rein geblieben.“

„Stehe auf!“ redete er ſie an. „Gib Antwort auf meine Fragen. Biſt du die Tochter des zu Tuldſchapur verſtorbenen Brahmanen Vyas Schastri?“

Anunda erhob ſich. „Ja, Herr,“ antwortete ſie.

„Man ſagt, du habeſt ſchwer wider deine Brahmanenehre geſündigt; du habeſt mehrere Tage in der Obhut eines Chriſten gelebt. Sage mir, iſt das wahr?“

In ſchlichten Worten berichtete Anunda ihre Erlebniſſe.

Der Swami aber ſchüttelte den greiſen Kopf; die freundliche Regung in ſeinem Herzen verflog während ihrer Erzählung.

„Du biſt keine echte Prieſterin!“ erklärte er mit erhobener Stimme, als ſie ſchwieg. „Eine Devadaſi rechter Art würde nimmermehr die nämliche Luft geatmet haben, die jenen Ausländern das Leben ermöglicht. Sie wäre hinausgewandert in den dichteſten Wald; ſie hätte ſich nicht vor Tigern und anderen Raubtieren gefürchtet; — du aber haſt jenem Engländer, der dich zufällig fand, wie einem Erretter die Füße geküßt, und wer weiß, ob dein Haupt nicht gar an ſeiner Bruſt geruht hat!“

Es war ein furchtbarer Zweifel, den der Swami langſam, jede Silbe ſeiner Rede betonend, gegen ſie ausſprach, und ein Gemurmel ging durch die Runde der Prieſter, das wohl einerſeits wie eine Zuſtimmung klang, anderſeits aber auch ein „nein, nein!“ bedeuten konnte.

Anunda richtete ſich hoch auf. Ihr Geſicht ward von der Purpurfarbe des Unmuts wie in Glut getaucht. Ihr ſchwer gekränktes Ehrgefühl verſcheuchte mit einem Zauberſchlage die Furcht, welche die Verſammlung der hohen Prieſterſchaft ihr bisher eingeflößt hatte.

„Die Tochter des Vyas Schastri, die erwählte Dienerin der heiligen Mutter zu Tuldſchapur, läßt ſich von keinem Manne berühren! Major Douglas hat meine Hand nicht angetaſtet. Er hat es nicht begehrt, und wenn er es gethan hätte, ich würde mich ihm entzogen haben,“ gab ſie feſt und mutig, mit lautem Tone zur Antwort.

Ihre Augen blitzten; es loderte etwas wie Zorn in ihnen. Ihre Bruſt hob und ſenkte ſich; ſie atmete ſchwer.

„Seht nur, ſeht, wie ſie ſich gebärdet!“ rief einer der Prieſter. „Sie iſt eine Zauberin. Wie würden ihre Augen ſonſt ſo funkeln. Man verriet mir beim Nau-Rarifeſte, ſie beſitze geheime Liebesmittel; ſie pflege den Männern, die ſich ihr nahen, das Herz aus der Bruſt zu ſtehlen und ſie arm und elend zu machen. Wendet den Blick von ihr ab, ihr Brüder!“

„Still! Still!“ gebot der Swami, als eine abermalige Bewegung in der Verſammlung entſtand. Er wandte ſich wieder zu Anunda.

„Wie willſt du uns beweiſen, daß du eine reine Prieſterin der heiligen Mutter biſt?“ fragte er, als die bisherige Ruhe wieder eingetreten war, mit Eiſeskälte.

„Die Göttin ſelbſt wird es mir bezeugen!“ erwiderte ſie feſt. „Bringt mich in den nächſten Tempel. Geſtattet mir, daß ich eine Nacht und einen Tag im Altarraume zubringe. Laßt mich von einem zuverläſſigen Prieſter bewachen. Gibt die Allmächtige mir ein Zeichen ihrer Huld wie zu Tuldſchapur, ſo ſeid gütig gegen mich. Bleibt ſie aber ſtumm, dann verurteilt mich und verfahrt mit mir nach der ganzen Strenge des Geſetzes.“

„Das iſt ein guter Vorſchlag. Seid ihr einverſtanden, ihr Väter, daß wir dieſe Art der Prüfung anwenden?“ forſchte der Swami zu ſeinen Räten gewandt.

„Wir ſind es!“ tönte es von beiden Seiten.

„Nun wohl; der Beſchluß iſt gefaßt! Führt ſie in das Heiligtum,“ entſchied der Prieſterfürſt ſich erhebend. Die Sitzung war beendet.

### 14. Kapitel. Gnugas Rettungsverſuch.

Der Tempel zu Wye liegt auf dem Gipfel eines Hügels, am Saume eines Dſchungels. Er iſt von außen betrachtet ein unſcheinbares, häßliches Gebäude; im Innern birgt er viele Koſtbarkeiten. Die ſehr kleine, in prächtige Frauengewänder gekleidete Göttin iſt aus eitel Gold geformt. Auch der Sockel, auf dem ſie ſteht, ſowie die Altargefäße und die Lampen ſind aus dieſem Edelmetall.

Um Mitternacht ward Anunda von zwei Prieſtern geweckt und aus dem Hauſe ihres Onkels zu der geweihten Stätte geleitet. Es war ihr beklommen zu Mute. Ein böſer Traum hatte ihr alle Zuverſicht geraubt. Es war ihr geweſen, als ſtände ſie im Tempel zu Tuldſchapur vor dem Bilde der Göttin. Aber die Rubinaugen derſelben funkelten zornig und die ſchwarzen, ſonſt ſo regungsloſen Lippen bewegten ſich zu den niederſchmetternden Worten: „Wohl hat die Hand des Chriſten deine Hand nicht berührt; ſeine Seele aber hat die deinige umgarnt. Wehe, wehe, du biſt nicht mehr mein Eigentum!“

Als ſie erwachte, ſtanden ihr kalte Schweißtropfen auf der Stirn, und eine namenloſe Angſt durchrüttelte ſie. Sie bemühte ſich vergebens, ſich einzureden, daß dieſes Geſicht keine Wahrheit, ſondern nur ein Wahngebilde ihrer überreizten Phantaſie ſei; eine Stimme in ihrem Innern flüſterte ihr zu: „Es iſt eine Offenbarung, und du biſt gerichtet, die Göttin kann und wird dir nicht helfen, dir, der Verworfenſten deines Geſchlechtes.“

Auch das Bad, das ſie genommen, hatte ſie nicht zu ihrem ſchweren Gange geſtärkt. Ihre Kniee zitterten, während ſie die Anhöhe hinanſtieg, auf dem das Heiligtum ſtand, und der jüngere ihrer Begleiter ſtützte ſie mitleidig.

„Dieſe Verzagtheit deutet auf ein böſes Gewiſſen,“ ſagte er ſich. „Ich fürchte, Kali bekennt ſich nicht zu ihr.“

Als Anunda in dem halbdunklen Altarraume ſtand und zu dem Idol aufſchaute, das eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der Statue zu Tuldſchapur beſaß, ward ihr ein wenig leichter ums Herz. Sie betete leiſe und ſetzte ſich auf die Altarſtufen nieder. Mit melodiſchen Tönen ſtimmte ſie eine Hymne an.

Der eine der Brahmanen blieb zu ihrer Bewachung im Tempel zurück, der andere begab ſich auf den Heimweg zur Stadt. „Beobachte ſie gut und melde uns, ob etwas Außergewöhnliches ſich ereignet,“ ſagte dieſer im Forteilen. Der Zurückbleibende nickte bejahend mit dem Kopfe. Er ſah müde aus und wäre weit lieber ebenfalls nach Hauſe gegangen. Langſamen Schrittes wanderte er umher, ſpeiſte die Lampen mit friſchem Öl, ließ das Altarglöckchen erklingen und goß Trankopfer vor dem ſtummen Gottesbilde aus. Dann zog er ſich in den Hintergrund des Raumes zurück, um ſich geiſtlichen Betrachtungen hinzugeben. Seine lauten, regelmäßigen Atemzüge verrieten bald darauf, daß er eingeſchlafen war. Anunda aber ſang ein Vedalied nach dem anderen; es war dies das einzige und beſte Mittel, um die Gedanken zu erſticken, die in ihrem Geiſte durch das Traumgeſicht zu deutlichem Bewußtſein erweckt worden waren und die furchtbare Anklage der Abtrünnigkeit gegen ſie erhoben. Vor dem Beginn der Morgendämmerung trat ein Mädchen mit einem Korbe voll Blumen und einer Lampe in das Heiligtum. Sie flüſterte Anundas Namen. Dieſe hob die Augen auf und erkannte die Murli Gnuga.

Ein heftiger Schreck flog ihr durch die Glieder. Dies Mädchen war die Vorbotin ihres jetzigen Unglücks geweſen. Kam ſie, um das Maß ihres Elendes voll zu machen? Einem unwillkürlichen Impulſe folgend, verließ ſie ihren Platz und flüchtete ſich in die Nähe der Göttin.

„Fürchte dich nicht vor mir!“ begann die Tänzerin. „Ich komme nicht in feindlicher Abſicht.“ Sie trat dicht zu ihr hinan. „Siehe, wir haſſen ihn jetzt beide, ihn, der dich verfolgt und mir mit trügeriſchen Worten goldenes Geſchmeide verſprochen hat. Ich will dich nicht in noch größeres Elend ſtürzen, als das iſt, was dich jetzt befallen hat. Nein, ich will dich warnen. Vertraue mir.“

Anunda wandte das Geſicht von ihr ab. „Du gabſt mich in die Hände der Ramuſis. Du lockteſt mich auf den Waldweg!“ ſagte ſie in bitterer Anklage.

„Es iſt wahr, ich handelte ſchlecht, aber ich bereue es. Ich that es, weil Moro es wünſchte. Er iſt ſchuld an deinem Unglück.“ Sie ſchwieg für einige Sekunden — dann fuhr ſie mit flüſterndem Tone fort: „Neige dein Ohr an meinen Mund; ich habe dir ein entſetzliches Geheimnis anzuvertrauen; ein Geheimnis, das die Wände meines Herzens ſprengt und mich tötet, wenn ich es noch länger unausgeſprochen mit mir umhertrage. Ich flehe zu dir bei den feurigen Augen der heiligen Mutter zu Tuldſchapur, höre an, was ich dir zu geſtehen habe.“

Gnuga erhob die Hände wie eine Flehende, und Anunda fühlte, daß ihr Groll gegen die Murli einer Empfindung des Mitleids Platz machte. „Sprich!“ ſagte ſie freundlich.

„Ja — aber nur, wenn du ganz nahe zu mir heranrückſt. Keine Seele darf es vernehmen — nicht jener Prieſter dort hinten und nicht die Göttin dort oben,“ fuhr Gnuga fort. „Jeder Laut iſt Verderben; Verderben für mich, die ein Geheimnis verrät, das die Sonne ſcheut, und Verderben für ihn, der noch vor Tagesanbruch hier ſein kann. So wiſſe — Moro war es, der deinen Vater ermordete! — Schaue mich nicht ſo verſteinert an — ich habe Beweiſe dafür — ja, ſo iſt es. Er haßt mich, weil er fühlt, daß ich ihn durchſchaue, daß ſein Leben von meiner Schweigſamkeit abhängt. Er behandelt mich wie einen Hund; dich aber liebt er — und dich in ſeine Gewalt zu bekommen, iſt nach wie vor ſein heißes Verlangen. Das Geſetz unterſtützt ſeine verwandtſchaftlichen Anſprüche an dich, und daher iſt er hierher nach Wye aufgebrochen, als er vernahm, daß Major Douglas dich hierher geſandt hat. Sie werden dich ihm ausliefern. Hier im Tempel biſt du nicht ſicher vor ihm; ſei klug und entfliehe mit mir.“

Anunda antwortete ihr nicht gleich. Es bedurfte mehrerer Minuten, ehe es ihr gelang, den Sinn von Gnugas Worten ganz zu erfaſſen; die Anklage des Mordes, welche die Murli gegen Moro erhob, war grauenvoll. „O meine Ahnung!“ ſagte ſie nach einem Weilchen. Dann aber ſah ſie die Tänzerin von der Seite ſcheu an. „Biſt du nicht ein Dämon?“ fragte ſie, „und haſt du nicht ſchon wiederholt gelogen? Wie ſoll ich dir glauben?“

„Schau her!“ rief Gnuga lebhaft, den Ärmel ihres Untergewandes zurückſtreifend, „ſo ſtark hat er mich mißhandelt. Siehſt du die blutunterlaufenen Stellen, begreifſt du nun, daß ich nicht mehr zu ihm mich hingezogen fühle, daß ich ihm keinen Freundſchaftsdienſt mehr erweiſe? O, ich haſſe ihn und ich habe geſchworen, alles aufzubieten, was in meiner Macht ſteht, damit ihm das Glück nicht zu teil werde, dich in ſeine Gewalt zu bekommen.“

Sie hielt inne, bedeckte den verletzten Arm wieder und fuhr dann mit erhöhter Lebhaftigkeit fort: „Die wahnſinnige Begier nach deinem Beſitz iſt durch das Mißlingen unſers Planes, denn er und ich haben die Ramuſis gemeinſchaftlich gedungen, zur Raſerei ausgeartet. Er gleicht einem hungrigen Tiger, der alles um ſich her zu zerfleiſchen trachtet. Er tobt gegen Major Douglas, weil dieſer dich deinen Räubern abjagte. Ich weiß, daß er einen Schurken geworben hat, ihn heimlich zu erwürgen. Der Menſch war ehedem ein Thug und ſomit einer jener Erdroſſeler, die im Dienſte der Göttin Kali reiche Pilger ermordeten. Er verſteht ſein Handwerk.“

Anunda erfaßte mit einer plötzlichen Bewegung beide Hände der Murli: „Sprichſt du von Major Douglas, von meinem Erretter?“ fragte ſie.

„Ja, von Major Douglas,“ wiederholte Gnuga.

Anunda hob mit wilder, leidenſchaftlicher Gebärde ihre Arme empor und rief: „Heilige Mutter, ich flehe dich an, erhöre mich, dich verlangt nach einem Opfer, wohlan, ſo laß mich ſterben, ihn aber bewahre vor einem jähen Ende!“

Gnuga ſtand auf und ſchaute die Devadaſi betroffen an. Es unterlag keinem Zweifel, dieſes Gebet, dieſes heiße, inbrünſtige Flehen war nicht der Ausdruck einer gewöhnlichen Dankbarkeit; es war der Aufſchrei eines gefolterten Gemütes, der Hilferuf einer Seele, der man ihr Liebſtes zu rauben trachtet.

So war es alſo doch wahr, was man ſich in Tuldſchapur mit Entrüſtung zuraunte! Die Tochter des Vyas Schastri, die vornehmſte aller vornehmen Brahmaninnen, die hehre, unnahbare Prieſterin hatte ihr Herz einem Chriſten zugewandt!

Die lauten Worte Anundas hatten den mit der Wache betrauten Prieſter aus ſeiner tiefen Nachtruhe aufgeſchreckt. Er fuhr jäh aus ſeinem Schlummer und ſah zu ſeinem Erſtaunen die Nichte Narayen Gowinds hochaufgerichtet vor der Göttin ſtehen. Der Ausdruck des Kleinmutes war aus ihren Zügen gewichen. Sie hatte ihre Zuverſicht wiedergewonnen. Betroffen blickte er ſie an und war eben im Begriff, ſeine Lippen zu einer Frage zu öffnen, als ihm einfiel, daß er ihr nicht verraten dürfe, wie ſchlecht er ſein Wächteramt ausgeführt habe.

Auch hätte er kaum Zeit zu einer Erkundigung gehabt, denn Cymbelklänge ertönten, und die Prieſterſchaft des Tempels betrat das Veſtibül des Gebäudes, um die Göttin zu baden und mit friſchen Blumenkränzen zu ſchmücken. Gnuga aber ſchlüpfte, da das Altargemach nur einen einzigen Ausgang beſaß, eiligſt hinter einen der ſchweren, prächtigen Wandteppiche, welche von der Steinmauer herabhingen, während Anunda unter dem Banne einer alten Gewohnheit in den Geſang der Männer einſtimmte. Bald darauf erſchien der Swami mit ſeinem Stabe, um ſich nach Anundas Verhalten zu erkundigen.

„Setzt euch, ihr Väter!“ gebot er den Prieſtern. „Wir unterbrechen die Vorbereitungen zum Morgendienſt; wir wollen erforſchen, ob ſich die Tochter des Vyas Schastri in dieſer Nacht als ein Liebling der Göttin gezeigt hat oder ob wir ſie als die Unwürdigſte der Unwürdigen aus dem Angeſichte der heiligen Mutter zu verbannen haben.“

Anunda zuckte nicht, als ſie dieſe Worte vernahm. Ihr Entſchluß war gefaßt und ihr Herz beruhigt.

„O, ihr Prieſter und Brahmanen!“ ſagte ſie mit lauter Stimme, „hört mich an.“

„Ruhe, Ruhe, ſie will reden!“ rief man einander zu.

Anunda wartete, bis völlige Stille eingetreten war. Dann fuhr ſie fort: „Die heilige Mutter hat mir ein Gelübde ins Herz gegeben. Sie legt es mir auf die Lippen, und ich flehe euch an, helft mir es zu erfüllen. Sie verlangt nach einem Opfer, einem Menſchenopfer, und ich bin bereit, mein Leben zu ihrer Ehre dahinzugeben. Ich bin gatten- und vaterlos; ich ſehne mich danach, meine Reinheit zu bezeugen und rein zu bleiben bis ans Ende.“

Voll Begeiſterung hob ſie die ausgebreiteten Hände zur Göttin empor und betete: „Kali, allmächtige Zerſtörerin, nimm meine Gabe an. Geſtatte mir, daß ich durch das Feuer geläutert als deine Suti, als deine flammengeweihte Dienerin, zu dir emporſteige.“

Sie ſchwieg. Aus dem Munde aller Anweſenden erſcholl ein ſtürmiſcher Jubel.

„Sie iſt eine echte Devadaſi, eine Prieſterin nach dem Herzen der Göttin!“ rieſen die Brahmanen.

Mehrere Minuten vergingen, ehe der allgemeine Tumult ſich gelegt hatte und der Swami darauf rechnen konnte, daß ſeine Stimme gehört werden würde.

„Dank dir, Kali, Dank dir, Lebenſpenderin und Lebenzerſtörerin!“ ſagte er feierlich, ſich von ſeinem Sitze erhebend. „Du haſt den Schwur deiner Dienerin vernommen und freuſt dich desſelben, denn jedes Opfer beglückt dich.“

Er breitete ſegnend ſeine Hände über Anunda aus und fügte hinzu: „Meine Tochter, deine Prüfung iſt glorreich beendet; du haſt dir die höchſte Frauenkrone, das Martyrium des Feuers erworben. Du biſt heilig, heilig, heilig!“

### 15. Kapitel. Die Nachklänge des Gelübdes.

Ein Mann drängte ſich in die Prieſterverſammlung. Sein Geſicht war von eiligem Gange gerötet. Ein trotziger Ausdruck verfinſterte ſein Auge. Es war Moro Trimmul. Mit rückſichtslos kräftigen Bewegungen brach er ſich Bahn. Jetzt ſtand er unmittelbar vor dem Swami und Anunda.

Die letztere erſchrak nicht vor ihm. Sie bewahrte eine majeſtätiſche Ruhe und zog nur, einer unwillkürlichen Regung folgend, ihr Gewand enger an ſich, als fürchte ſie, es könne durch ſeine Nähe befleckt werden.

Er ſah dieſe Gebärde des Abſcheues, und die Zornader auf ſeiner Stirn ſchwoll hoch auf: „Sie iſt nicht heilig; ſie iſt eine Murli,“ rief er heftig. „Sie iſt ein verworfenes Geſchöpf und nicht wert, daß ihr in feierlicher Sitzung über ſie entſcheidet. Sie iſt mein Eigentum und ich allein habe über ſie zu richten.“

„Weiche von mir, du Mörder meines Vaters!“ rief Anunda, die Hand wie zur Abwehr erhebend.

Laut und langſam ſprach ſie dieſe Worte; alle Umſtehenden vernahmen ſie. Moro Trimmul taumelte, wie von einem heftigen Schlage getroffen, zurück und ſtarrte ſie entſetzt an. Woher war ihr dieſe Kunde gekommen? Hatte die Göttin ſie ihr offenbart? Er wollte ihr eine Antwort geben. Allein ſeine Lippen, ſonſt ſo ſchnell zur Lüge bereit, in dieſem verhängnisvollen Augenblicke verſagten ſie ihm den Dienſt. Sie hatten nicht einmal die Fähigkeit, einen Ausruf der Entrüſtung auszuſtoßen. Er wandte ſich von ihr, um zu entfliehen, jedoch ſeine Füße waren wie mit Blei beſchwert.

„Iſt er der Mörder des Oberprieſters zu Tuldſchapur? Hat ſie die Wahrheit verkündet? Verlieh die Göttin ihr die Kraft, in ſein Herz hinabzuſehen? Sprich, verteidige dich!“ ſchallte es von allen Seiten. Er ward umringt, ergriffen und bald hierhin, bald dorthin gezerrt, ohne auch nur ein Glied zu ſeiner Befreiung zu rühren.

Der Swami legte ſich ins Mittel. „Haltet ein!“ rief er ſeinen erregten Glaubensbrüdern zu. „Gönnt ihm Zeit, ſich zu reinigen.“

Die Prieſter traten zurück und ließen ihn los.

„Schwöre vor dem Angeſichte der heiligen Mutter, daß du jenen Mord nicht verübteſt, und daß du deine Hand nicht in das Blut ihres Vaters getaucht haſt.“ Er deutete auf Anunda, die regungslos, mit vorgebeugtem Oberkörper, den Vorgang mit den Blicken verfolgte. „Hebe dein Geſicht auf; ſiehe, dort ſteht die Göttin! Schwöre!“

Moro Trimmul preßte den Mund feſt zuſammen, ballte in ohnmächtiger Wut die Hände und ſenkte die Augenlider. So ſtand er da: ein ſchuldbewußter Sünder.

„Nehmt ihn gefangen!“ befahl der Swami. „Sein Verbrechen iſt mit deutlicher Schrift auf ſeinem Angeſichte geſchrieben.“

* * *

Anunda ward der Sitte gemäß mit Blumenkränzen geſchmückt, mit heiliger Farbe auf der Stirn bezeichnet und mit geweihtem Waſſer beſprengt. Tiefer Ernſt herrſchte dabei ringsumher, kein froher Jubel erſchallte; die unerwartete Enthüllung, daß Moro Trimmul der Mörder des Oberprieſters zu Tuldſchapur war, deſſen gewaltſam vorzeitigen Tod man im ganzen Bezirke der maharattiſchen Kali-Anbeter beklagt und den Ramuſis zugeſchrieben hatte, wirkte beklemmend auf aller Herzen. Es war eine Schmach für den geſamten Prieſterſtand, daß der Frevel von einem Pundit verübt war. Das empfanden alle Anweſenden mit Schmerz. Sie führten Anunda hinaus, damit ſie ſich durch Speiſe und Trank ſtärke. Sie ſelbſt aber kehrten eiligſt in den Altarraum zurück.

(Schluß folgt.)

## Goethe in Seſenheim.

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

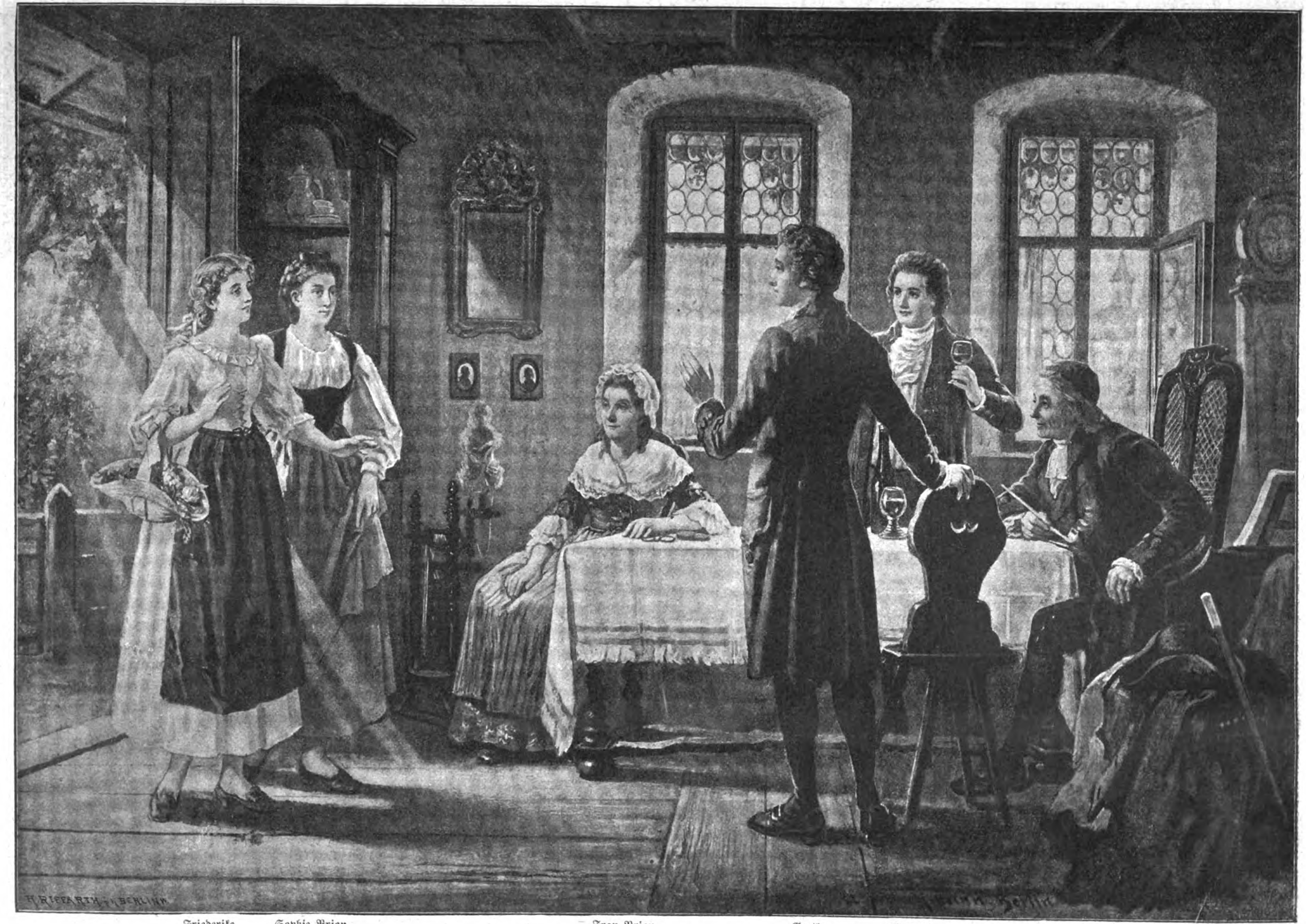
(Zu dem gleichnamigen Bilde von A. Borckmann.)

(Abdruck verboten.)

Im Oktober des Jahres 1770 ritten zwei jugendfriſche Geſtalten durch Straßburgs Thore, in der Richtung nach Druſenheim, hinaus. Der eine der jungen Reiter war in die damals modiſche franzöſiſche Tracht gekleidet, zierlich und fein geputzt; der andere wurde durch ſeine wenig geſchmackvolle und noch weniger neue Gewandung als armer Student der Theologie gekennzeichnet. Aber ein aufmerkſamer Beobachter hätte bald einen gewiſſen Widerſpruch zwiſchen der äußeren ſchäbigen Hülle und dem Ausſehen und Gebaren dieſes jungen Mannes herausgefunden. Geiſt und ſchalkhafte Lebensluſt ſprühten aus den wunderbar großen braunen Augen des edelgeſchnittenen, ſchönen Geſichts, und der kraftſtrotzende, elaſtiſche Körper ſchien ſeine Gewandung als etwas Fremdes zu empfinden.

Über den herrlichen Rheingegenden war ein wunderſchöner Herbſttag ausgegoſſen, der die ohnehin ſchon fröhliche Stimmung der beiden Reiter noch erhöhte. Auf der trefflichen Chauſſee gelangte man in etwa ſechs Stunden nach Druſenheim. Dort nahmen die jungen Leute einen kurzen Aufenthalt. Der franzöſiſch Gekleidete hielt es nicht für überflüſſig, ſeine zierliche Toilette nochmals ſorgfältig zu prüfen und ſich „nett zu machen,“ der „Theologe“ verfiel in ein Nachdenken, deſſen Gegenſtand ſchwerlich die Kirchenväter ſein konnten. Aus den Augen des Sinnenden blitzte der Übermut, und ſeinen vollen Lippen entquoll ein fröhliches Lachen, dem bald wieder kurzes Sinnen folgte. Es handelte ſich jedenfalls um die Vorbereitung zu einem luſtigen Streiche!

Nach wenigen Minuten waren die Reiter wieder aufgeſeſſen und trabten auf einem anmutigen Fußpfade über Wieſen und Fluren nach dem nahegelegenen Pfarrdorfe Seſenheim. Die Rößlein wurden im Wirtshauſe in Obhut gegeben,


H. Riffarth & Co. Berlin

Friederike Sophie Brion Frau Brion Goethe Weyland Pfarrer Brion

**Goethe in Seſenheim. Gemalt von A. Borckmann.**
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

dann ging es zu Fuß nach dem Pfarrhauſe. Es war äußerlich von einem gewöhnlichen Bauernhauſe kaum zu unterſcheiden und überdies recht alt und zerfallen.

„Laß dich nicht irren, daß es einem alten und ſchlechten Bauernhauſe ähnlich ſieht,“ bemerkte der Modiſche — „inwendig iſt es deſto jünger.“

Aber es hätte dieſer Worte kaum bedurft, denn derjenige, an den ſie gerichtet waren, ließ ſeine Blicke mit Wohlgefallen auf dem alten Gebäude ruhen, das in ſeinem Zuſtande des Verfalls, umgeben von ſchattigem Laube, einen ungemein anziehenden, maleriſchen Eindruck machte. Wurde es jetzt doch nicht von einem wirklichen Kandidaten betrachtet, der ſeine künftige Pfarrwohnung in Augenſchein nimmt,* ſondern von dem einundzwanzigjährigen Dichterjüngling und Straßburger Muſenſohn Wolfgang Goethe. Ob er wohl ahnte, daß ihm in dieſem verfallenen Hauſe die Poeſie leibhaftig entgegentreten und ſein Leben um ein Gedicht bereichern werde, das, ſchöner und rührender als ein geſchriebenes, holdſelig und wehmütig zugleich bis in ſein ſpätes Greiſenalter hineinklingen ſollte?

Und doch war es nur einer von den vielen übermütigen Streichen des Studioſus Goethe, der ihn auch jetzt nach Seſenheim geführt hatte. Sein Tiſchgenoſſe in Straßburg und jetzt ſein Reiſebegleiter, Weyland, hatte ihm oft von dem Pfarrer Brion in Seſenheim erzählt, der ſich im Beſitze eines gaſtfreien Hauſes und — was noch mehr zu ſeinen Gunſten ſprach — zweier liebreizender Töchter befände. Ein einfacher formeller Beſuch konnte der regen Phantaſie und tollen Laune des jungen Goethe natürlich nicht genügen. Er hatte ſich deshalb entſchloſſen, als „ein zwar armer, aber fleißiger und geſchickter“ Theologe in Seſenheim vorzuſprechen.

Tiefe Stille ruhte über dem Dorfe und dem Hofe, in welchem die Reiſegefährten nur den alten Pfarrer, einen ſchlichten, würdigen Landgeiſtlichen, antrafen, der ſie freundlich bewillkommnete. Weyland hatte die Hausfrau aufgeſucht, welche es ſich nicht nehmen ließ, den Gäſten einen guten Landwein zur Erfriſchung vorzuſetzen. Während nun die vier in gemütlichem Geplauder im Zimmer um den Tiſch herumſaßen, öffnete ſich die Thür, und herein ſtürmte die älteſte Tochter Sophie, um ſich nach dem Aufenthalte ihrer Schweſter Friederike zu erkundigen und alsdann eiligſt wieder hinauszufahren. Nach einer kleinen Weile trat ſie abermals in das Zimmer und wiederholte dieſelbe unruhige Frage nach der Schweſter.

„Laßt ſie immer gehen,“ ſagte der würdige Pfarrer gelaſſen, „ſie kommt ſchon wieder.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als Friederike auch wirklich ſchon zur Thür hereintrat. Dieſer bedeutſame Augenblick iſt es, den der Künſtler auf unſerm anmutigen Bilde ſchöpferiſch nachempfunden und nachgeſtaltet hat und den Goethe ſelbſt in „Wahrheit und Dichtung“ mit der ganzen Friſche unauslöſchlicher zärtlicher Erinnerung ſchildert:

„In dieſem Augenblicke trat ſie wirklich in die Thür und da ging fürwahr an dieſem ländlichen Himmel ein allerliebſter Stern auf. Beide Töchter trugen ſich noch deutſch, wie man es zu nennen pflegte; und dieſe faſt verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken beſonders gut. Ein kurzes weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die netteſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze — ſo ſtand ſie auf der Grenze zwiſchen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie beim erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu ſehen und zu erkennen.“

Auf unſerm Bilde iſt der wechſelſeitige Eindruck des jungen Paares bei ſeinem erſten Zuſammentreffen wunderbar ſprechend wiedergegeben. Wie gebannt bleiben die Blicke des ſechzehnjährigen, holdſeligen Mädchens an dem bedeutenden und ſchönen Antlitze des jungen Mannes haften, während ſich auf deſſen Zügen Überraſchung und freudiges Staunen ausprägen. In dieſe ſeine Gefühle miſcht ſich die Scham, nunmehr mit der ganzen braven Pfarrersfamilie auch noch dieſes liebliche Weſen mit einer Maskerade zum beſten halten zu müſſen; dann aber wohl auch die ſich übervorteilt glaubende Eitelkeit. Hätte er ahnen können, daß ihm in Seſenheim eine ſolche Erſcheinung entgegentreten werde — er hätte gewiß ſeinen äußeren Menſchen einer ganz anderen Gewandung anvertraut, als derjenigen, die er nun innerlich ins Pfefferland verwünſcht.

Er brauchte um ſeinen Eindruck auf die unberührte Mädchenknoſpe wahrlich nicht zu bangen. Wer hat ſich nicht von der Liebe Friederike Brions zu unſerm großen Dichter rühren laſſen?! Am nächſten Morgen wollte er nach Straßburg reiten und in anderen Kleidern zurückkehren. Unterwegs änderte er aber ſeinen Entſchluß und borgte ſich in Druſenheim von dem Gaſtwirtsſohne deſſen bäueriſche Tracht, in welcher er neue gelungene Maskenſcherze zum beſten gab, die von der heiteren Pfarrersfamilie auf das Freundlichſte aufgenommen wurden. Als Goethe nach Straßburg zurückkehrte, that er das mit dem feſten Vorſatze, Friederiken ſobald als möglich wiederzuſehen. Im November iſt er zum zweitenmal in Seſenheim, und bei dieſer Gelegenheit werden die erſten Küſſe gewechſelt. Als er wiederum nach Straßburg aufbrach, da galt er für ihren erklärten Liebhaber, und wenngleich eine förmliche Verlobung nicht ſtattfand, ſo wurde das Verhältnis doch allſeitig als ein bindendes angeſehen. Es war ein kurzer Liebesfrühling! In Straßburg machte er ſeinen Doktor, und mannigfache Abhaltungen hinderten ihn nachher an einem neuen Beſuche in Seſenheim. Es fand ſich indeſſen in der Stadt ſelbſt eine Gelegenheit des Wiederſehens. Die Mutter beſuchte mit ihren beiden Töchtern eine dortige verwandte Familie, in der auch Goethe gern geſehen wurde. Dieſes Zuſammentreffen mit ſeiner Geliebten nennt er ſelbſt eine „ſonderbare Prüfung.“ Es iſt eigentümlich, was unter Umſtänden für einen ſo großen Geiſt, wie Goethe, Gegenſtand einer „Prüfung“ ſein kann. Die beiden Schweſtern hatten nämlich auch in Straßburg ihre ländliche Tracht beibehalten, und in dieſer machten ſie inmitten franzöſiſch geputzter Dämchen gewiß einen etwas auffallenden Eindruck. Obwohl Goethe ſelbſt die Unbefangenheit und natürliche Anmut rühmt, mit der ſich Friederike trotz dieſer ländlichen Toilette auch in den ſtädtiſchen Kreiſen zu behaupten wußte, fühlte er ſich dennoch von dem Zuſammentreffen peinlich berührt und erkältet. Und doch hatte ſie ihm ihr Herz ſchon erſchloſſen, als er ihr noch in der Tracht des armen Kandidaten und des Bauernſohnes erſchienen war! Ein Schiller hätte vielleicht über die anſpruchsloſe Schlichtheit ſeiner Geliebten anders gedacht, Goethe war — wie ſeine blinden Anbeter am liebſten behaupten möchten — „zu groß“ dazu. Iſt es nicht beiläufig merkwürdig, welch eine Rolle — die Kleider in dieſer Liebesgeſchichte ſpielen? Überdies war ja Goethe Sohn eines wohlhabenden Rates, Friederike nur die Tochter eines armen Landpfarrers — nach damaligen Begriffen ein „Standesunterſchied,“ der nur durch eine „Mesalliance“ überbrückt werden konnte. Friederike fühlte, daß ihr Glück zu Ende gehe. Im Auguſt 1771 ſollte Goethe Straßburg verlaſſen, die Zeit des Abſchiedes war gekommen. „Es waren peinliche Tage,“ erzählt er, „deren Eindruck mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen und mir war ſehr übel zu Mute.“ So ward wehmütig und mit Thränen beſchloſſen, was unter heiterſten Scherzen in Jugendübermut und Jugendpoeſie begonnen. Er hatte den Schaum vom Becher genippt, und unvergängliche Liedesperlen waren ihm daraus emporgeſtiegen; ihr aber blieb — die Neige.

Von Frankfurt aus ſchrieb er ihr einen Brief, der ſich leider nicht erhalten hat. Es iſt unſchwer, ſeinen Inhalt zu erraten, wenn Goethe ſelbſt geſteht: „Die Antwort Friederikens zerriß mir das Herz... Ich fühlte nun erſt den Verluſt, den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit ihn zu erſetzen, ja, nur ihn zu lindern... und was das Schlimmſte war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen, hier war ich zum erſtenmal ſchuldig; ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet..."

Nach acht Jahren ſah er ſie wieder. Er war als dreißigjähriger Geheimrat und Buſenfreund ſeines Herzogs mit dieſem nach Straßburg gekommen. Unſägliche Sehnſucht trieb ihn von dort nach Seſenheim. Eine andere, viel kältere Sonne leuchtete damals an ſeinem Liebeshimmel: Frau von Stein. An dieſe berichtet er über ſeinen Seſenheimer Beſuch. Es iſt rührend und ergreifend zu leſen, wie ſein Andenken dort treu bewahrt wurde, „als ob er kaum ein halb Jahr weg" geweſen wäre; wie Friederike ihn mit ſtiller Herzlichkeit, ſelbſtloſer und doch unveränderter Freundſchaft empfing. Keine Klagen, keine Vorwürfe von ihr, die er „in einem Augenblicke verlaſſen hatte, wo es ihr faſt das Leben koſtete:" „Nachſagen muß ich ihr, daß ſie auch nicht durch die leiſeſte Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm." Er ſchied „im Frieden mit den Geiſtern dieſer Ausgeſöhnten."

Die blinden Verehrer des großen Dichters haben ſeit jeher verſucht, ihn von dem Vorwurfe zu reinigen, den ſeine unbeſtechliche Wahrheitsliebe ſelbſt in dieſer Angelegenheit gegen ihn erhob. Sein großer „Genius" wurde ins Feld geführt, als ob dieſer durch die Verbindung mit einem ſo reinen und ſchönen Herzen hätte verlieren können. Ihr „Verhältnis" mit dem bekannten Dichter Lenz wurde in einer Weiſe aufgebauſcht, als ob ſie an dieſem einen „Tröſter" gefunden hätte. Mag ſein, daß er durch ſeine Ähnlichkeit mit Goethe, den er ja auch ſonſt auf das Lächerlichſte nachahmte, einen flüchtigen Eindruck auf ſie gemacht hat; ſicher iſt, daß ſie ſich ſehr bald von Lenz befreite. Ja, ſogar niedrige Verleumdung iſt vor dieſer reinſten, rührendſten und ſchönſten der Goetheſchen Frauengeſtalten nicht zurückgeſchreckt, eine Verleumdung, die ſich auf die unſchuldige und edle Thatſache ſtützte, daß Friederike ſich des verwaiſten Kindes ihrer Schweſter Salome angenommen hatte.

Ohne richten zu wollen, urteilen wir doch vielleicht am gerechteſten, wenn wir ſagen, daß Goethe niemals jene tiefe Liebe teilte, von der Friederike ihm gegenüber erfüllt war. Wenn wir weiter in Betracht ziehen, daß er von allen Frauen, denen er ſich zugeneigt, dieſe am reinſten und nachhaltigſten liebte, dann kommen wir vielleicht zu dem Schluſſe, daß dem für die ganze Welt beſtimmten Geiſte eine ſolche ſelbſtvergeſſene, alles überwältigende Liebe zu einer einzelnen Perſon überhaupt von der Vorſehung nicht gegeben war. Denn wie tief dieſe Neigung in ihm wurzelte, davon legt u. a. auch die Erzählung des Sekretärs Zeugnis ab, dem der alte Goethe ſeine Erinnerungen an dieſe Jugendliebe diktierte. Die Hände auf dem Rücken, ſchritt der gewaltige Olympier auf und nieder; ſchmerzlich bewegt, hielt er zuweilen plötzlich inne, die Stimme verſagte ihm, oft mitten im Satze. Dann ſchwieg er wohl lange, ſeufzte tief, tief auf und in wehmutverſchleiertem Tone — leiſe — diktierte er weiter.

Fühlte er vielleicht, daß er in ſeinem überreichen Leben doch ein Glück verſäumt hatte, das ihm auch die Vulpius, ſeine ſpätere Gattin, nimmer erſetzen konnte; daß er ſein Leben mit einer Blume geſchmückt, die welken mußte um ſeinetwillen und die doch gewiß nicht minder als jene würdig war, von ihm „mit allen Würzlein ausgegraben" und in den „Garten am ſchönen Haus gepflanzt" zu werden, damit ſie „immer weiter zweige und blühe ſo fort!" „Jugend und Freud' und Mut zu neuen Liedern und Tänzen" hatte ihm Friederike gegeben, ſo hatte er ſelbſt in ſeinem herrlichen „Mailied" geſungen, das dieſem Herzensbunde entſproſſen iſt. Wie ſie ihn liebte, mit der ganzen Innigkeit ihres jungen Lebens, ſelbſtlos und doch außer ſtande, ohne ihn wahrhaft glücklich zu werden, ſo hat ihn keine andere geliebt, —

„So liebt die Lerche
Geſang und Luft,

Und Morgenblumen
Den Himmelsduft!"

## Eine Brücke zwiſchen Frankreich und England.

(Abdruck verboten.)

Unſere Leſer erinnern ſich gewiß noch der intereſſanten Verhandlungen im engliſchen Parlament, mit denen, wie es ſchien, der gewaltige Plan eines Tunnels auf dem Grunde des Canal la Manche endgültig begraben wurde. Damals — es war im Jahre 1884 — ſcheiterte das große Projekt an der Beſorgnis, daß eines ſchönen Tages ein feindliches Heer durch die Tunnelöffnung ſeinen Einzug auf dem geheiligten Boden Old-Englands halten könne: nebenbei bemerkt, eine militäriſch ganz abſurde Beſorgnis, denn es gibt wohl kaum irgend einen Kunſtbau, der ſich gleich leicht zerſtören oder ſperren läßt wie ein Tunnel.

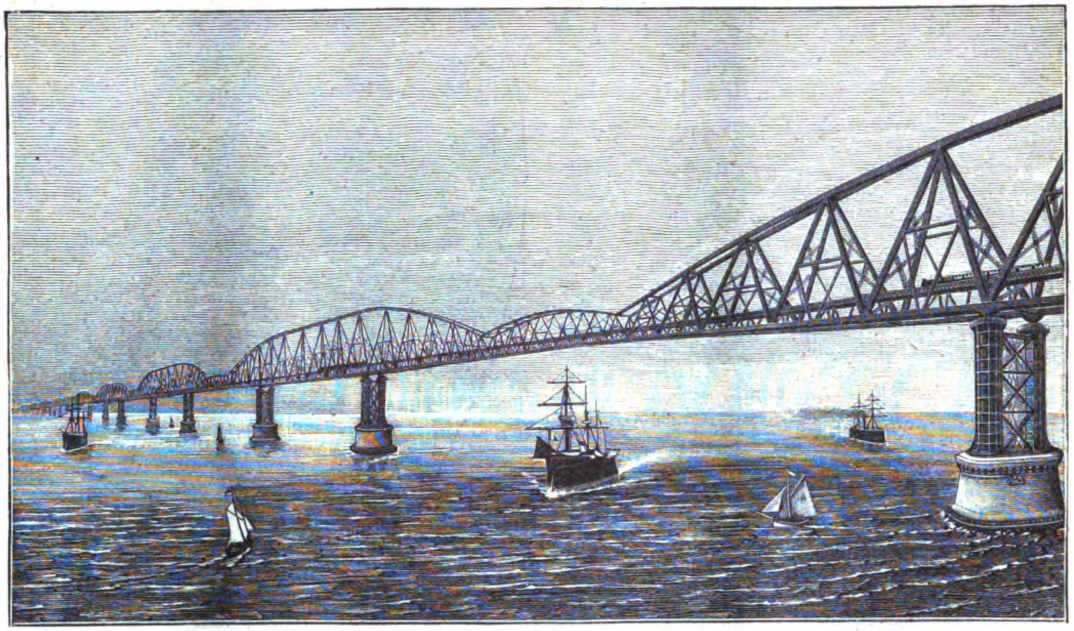
Es war wirklich ſchade um das Projekt Thomé de Gamonds, auf deſſen Bearbeitung ein vieljähriger Fleiß und ein ganz eminentes Wiſſen verwandt worden war, und das beſonders durch ſeine erſchöpfenden geologiſchen Unterſuchungen geradezu vorbildlich für alle derartigen Arbeiten geworden iſt. Indeſſen: das vorſichtige England hatte Nein geſagt, und die leidige Seekrankheit durfte nach wie vor zwiſchen Dover und Calais ihre Opfer heiſchen, ja, man glaubte ſogar, daß die Unternehmungsluſt ſich nach dem harten Entſcheid nicht ſo bald wieder einem ähnlichen Plane zuwenden würde.

Jetzt ſtellt ſich das Gegenteil heraus: faſt unmittelbar nach dem Falle der Tunnelentwürfe bildete ſich ganz im ſtillen eine neue Geſellſchaft mit einem Kapital von vier Millionen Mark — war der Tunnel unmöglich geworden, ſo mußte es mit einer Brücke verſucht werden! Die Geſellſchaft erwarb einen älteren Entwurf des franzöſiſchen Ingenieurs Henri d'Aulnois, der durch Henry Schneider, den Direktor der Eiſenwerke von Creuzot, und den bekannten Bauunternehmer Herſent neu bearbeitet wurde und bei dem ſchließlich die berühmten Erbauer der jüngſt vollendeten Forthbrücke, die Herren Fowler und Baker, gewiſſermaßen Patenſtelle übernahmen. Im Herbſt des letzten Jahres nun ſind die Pläne und Berechnungen der Öffentlichkeit übergeben worden und haben ein Intereſſe wachgerufen, welches weit über ihre bloße techniſche Bedeutung hinausgeht. Obwohl die Vertreter der Geſellſchaft ihr Werk ſelbſt vorläufig nur als Vorentwurf bezeichnen und lediglich eine Erörterung der Ausführbarkeit desſelben als deren Zweck bezeichnen, muß man doch heute bereits zugeben, daß die ganze Frage einer feſten Verbindung zwiſchen England und Frankreich durch ihr Vorgehen in eine neue Phaſe getreten iſt.

Die Rieſenbrücke ſoll nach den Entwürfen auf der ſchmalſten Stelle des Kanals, zwiſchen Folkeſtone und dem Kap Griz-Nez bei Boulogne erbaut werden, beide Ufer aber nicht in gerader Linie verbinden, ſondern, um zwei etwa in der Mitte liegende Untiefen zur Pfeilergründung benutzen zu können, in einer leichten Krümmung geführt werden; ihre ganze Länge ſteigert ſich dadurch auf 38 600 Meter, d. h. die Brücke würde bedeutend länger werden, als die Entfernung zwiſchen Potsdam und Berlin beträgt. Auf ihren 118 gewaltigen Cementpfeilern denke man ſich ein Geſamtgewicht von faſt einer Milliarde Kilogramm Stahl ruhen — und man wird ein kleines Bild von der Größe des ganzen Unternehmens erhalten.

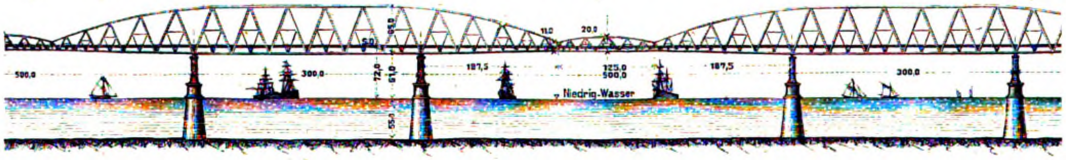
Beſonders intereſſant aber erſcheint uns die Art und Weiſe, wie die Techniker ſich die Herſtellung der Brücke denken. Das Centralblatt für Bauverwaltung brachte vor kurzem einen längeren Aufſatz über das Projekt, dem wir einige Einzelheiten uns zu entnehmen erlauben: Die Gründung und Aufmauerung der ungeheuren Pfeiler ſoll mit Hilfe von eiſernen Senkkäſten (Caiſſons) erfolgen, die zunächſt am Ufer fertiggeſtellt und im Innern durch Betonmauerwerk nur ſoweit belaſtet werden, daß ſie ſchwimmend an Ort und Stelle gebracht werden können; hier werden ſie verankert und durch allmähliche Fortſetzung der inneren Aufmauerung und unter Zuhilfenahme von Preßluft mehr und mehr geſenkt — die Schwierigkeit liegt nur darin, daß ähnliche Arbeiten bisher in einer Waſſertiefe von 55 Meter, wie ſie hier in Frage kommt, überhaupt noch nicht ausgeführt worden ſind. Steht der Pfeiler endlich feſt auf dem Meeresboden, ſo mauert man auf ihm den äußerlich aus Granit, innerlich aus Backſtein und Cementmörtel geplanten Mittelpfeiler, auf dem dann zwei ſenkrechte, cylindriſch geformte Eiſenſäulen von 40 Meter Höhe die eigentlichen Stützen der Brücke bilden ſollen. Für die letztere ſelbſt iſt das ſogenannte „Auflagerſyſtem" gewählt — die Enden der Träger ragen über die Auflagerpunkte auf den Pfeilern hinweg und bilden ihrerſeits wieder neue Auflagerpunkte für einen anſtoßenden Mittelträger. Das Syſtem eignet ſich ganz beſonders für große Spannungen und iſt bereits bei der Niagara-, der Frazer- und der St. Lorenzſtrombrücke, dann aber vor allem bei der meiſterhaft ausgeführten Forthbrücke zur erfolgreichſten Anwendung gelangt. Bei dem letztgenannten Bauwerk überſpannte man mit ihm ſchon Weiten von 521 Meter, während die größte Spannweite der Kanalbrücke nur 500 Meter betragen würde. Jeder der gewaltigen Hauptträger wird am Ufer, ähnlich wie ein Schiff, auf einem Helling zuſammengeſtellt, dann gleichſam „vom Stapel" gelaſſen und auf große Prahme verladen, um, durch einen Dampfer an Ort und Stelle geſchleppt, mittels hydrauliſcher Preſſen unter Mitbenutzung der Flut auf die Pfeiler gehoben zu werden. Sind auf zwei Nachbarpfeilern die Gitterträger aufgeſtellt, ſo erfolgt von den letzteren ſelbſt aus der Vorbau des Mittelträgers.

Und was ſoll die gewaltigſte aller Brücken koſten? Das Pro-



Eiſenbahnbrücke über den Kanal zwiſchen England und Frankreich. Geſamtanſicht.
Entwurf von Schneider und Herſent. (Aus dem Centralblatt für Bauverwaltung.)

jekt rechnet die Kleinigkeit von 860 Millionen Frank heraus, und man wird wohl ohne weiteres dieſe Summe auf eine glatte Milliarde abrunden können ... was Wunder, daß die Herzen aller Eiſeninduſtriellen diesſeits und jenſeits des Kanals dem Unternehmen bereits heute zujubeln, denn ihnen würde ja der Löwenanteil des Gewinnes bei dem auf eines Jahrzehntes Dauer veranſchlagten Bau zufallen. Eine Milliarde Frank iſt allerdings eine hübſche Summe; indeſſen ſcheitert das Unternehmen am Koſtenpunkte ſicher nicht — der enorme Verkehr zwiſchen England und dem Kontinent bietet ja die Gewißheit reichlicher Verzinſung. Schlimmer ſieht es um die „Kriegsfurcht“ der Herren Engländer aus, die dadurch kaum beſeitigt werden dürfte, daß das Projekt an beiden Ufern je einen Träger drehbar anordnet! Den meiſten Widerſtand aber wird der Plan gewiß bei allen denen finden, die in der Ausführung jeder feſten Verbindung zwiſchen dem grünen Inſelreich und dem Feſtland eine Gefahr für den britiſchen Handel erblicken: deren Zahl aber iſt Legion! Gilt doch ſelbſt die „Kriegsfurcht“ in gut unterrichteten Kreiſen mehr oder minder nur als eine Maske für das ſchwerwiegendere Bedenken, den großen Überſeehandel mit dem Kontinent, der heute faſt ganz in den Händen der Londoner Reeder iſt, etwa zum Teil an das neue Unternehmen abtreten zu müſſen. Man fühlt in England inſtinktiv, daß die inſulare Lage einer der wichtigſten Stützpunkte der eigenartigen Weltſtellung des Reiches iſt, und man wird ſchließlich wenig Neigung haben, dieſelbe auch nur im geringſten — zu gefährden. Mindeſtens wird noch einiges Waſſer die Themſe herunterlaufen, ehe der erſte Brückenpfeiler im Ärmelkanal ſich als ein trotziges Gebild der Menſchenhand, des Menſchengeiſtes den Wellen entgegenſtellt.



Eiſenbahnbrücke über den Kanal zwiſchen England und Frankreich. Brückenüberbau bei 300 und 500 m Spannweite.
Entwurf von Schneider und Herſent. (Aus dem Centralblatt für Bauverwaltung.)

---

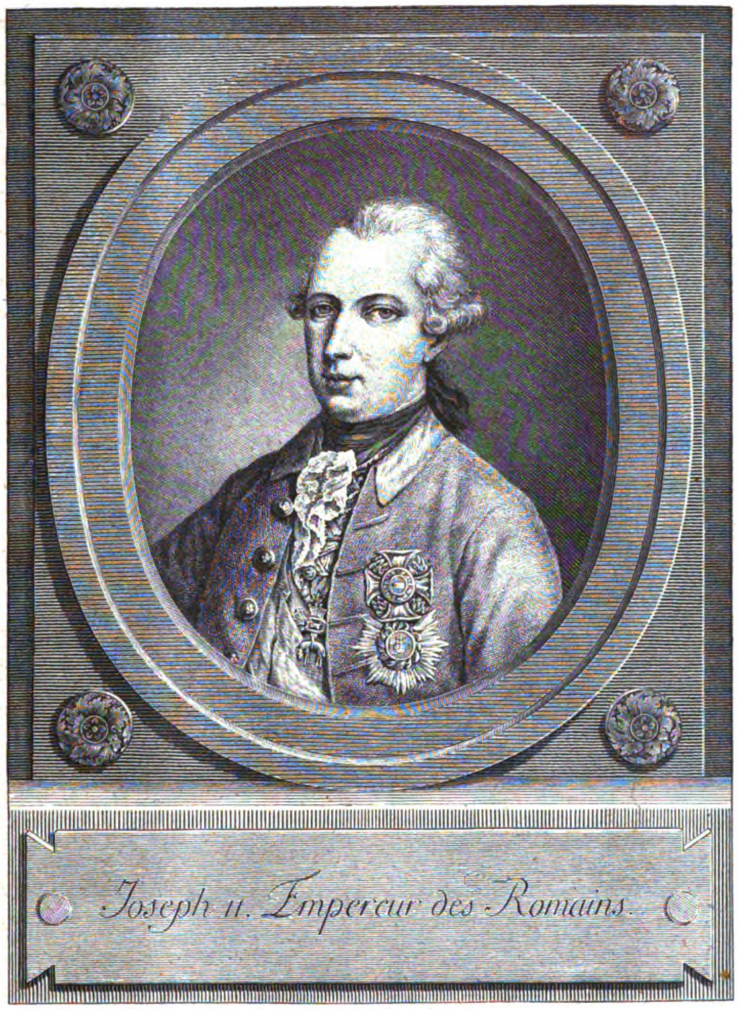
## Zum Andenken an Kaiſer Joſeph II.

Von Gottwalt Traut. (Abdruck verboten.)

Am 20. Februar 1790 verſchied einer der edelſten Fürſten, welche jemals einen Thron geziert haben, Kaiſer Joſeph II. Er hat es wohl verdient, daß auch das heutige Geſchlecht ſeiner gedenke.

Die Eltern Joſephs waren der Großherzog Franz Stephan von Toscana, welcher 1735 aus allgemeinen politiſchen Gründen ſein Stammland Lothringen zu gunſten Frankreichs hatte aufgeben müſſen, und Maria Thereſia, die Tochter Kaiſer Karls VI. Seit 1736 war dieſe Ehe geſchloſſen; aber fünf Jahre währte es, bis Maria Thereſia ihrem Gemahl und ihrem Volke den lange erwarteten erſten Stammhalter des Hauſes Habsburg-Lothringen ſchenkte. Am 13. März 1741 ward der Erzherzog Joſeph geboren; „nun können die Feinde loſen,“ ſang ein Feſtdichter, „weil Öſtreich träget Hoſen.“ Die erſte Zeit dieſes jungen Lebens war aber ſtürmiſch genug; gegen das Erbrecht Maria Thereſias, welche am 20. Oktober 1740 kraft der „pragmatiſchen Sanktion“ ihrem Vater in Böhmen, Öſterreich und Ungarn nachgefolgt war, erhoben ſich Feinde ringsum. Aus der größten Gefahr ward die Königin im September 1741 durch die Ungarn gerettet, denen ſie dafür die Selbſtändigkeit ihres Landes gewährte. Es iſt eine bekannte Erzählung, daß ſie, als ſie in Preßburg hilfeſuchend vor die Magnaten trat, ihr halbjähriges Söhnchen auf den Armen getragen habe: der Bericht iſt aber falſch. Das Kind war, wie nur natürlich, in Wien zurückgelaſſen worden.

Joſeph war ein ſchöner Knabe, von reichen Anlagen, aber ſtolz, launenhaft, ſpottluſtig und eigenſinnig; ſeine Erziehung war nicht durchweg in den beſten und feinſten Händen, obſchon es ihm an guten Lehrern nicht fehlte. Wenn er ſchließlich ein tüchtiger Menſch geworden iſt, ſo war das dem guten Kern zuzuſchreiben, welcher doch in ihm ſteckte; er war von tiefem Gemüt, äußerſt liebebedürftig und von Anfang an voll von Eifer, Lernluſt, Arbeitſamkeit. Es iſt überaus merkwürdig, wie ſehr ſein Weſen dem des großen Preußenkönigs glich, welcher der Bedränger ſeiner Mutter war und bald für Joſeph ſelbſt das bewunderte Vorbild werden ſollte. Die pſychiſche Grundanlage war bei beiden geradezu wunderbar ähnlich, nur daß Friedrich der Große ſein Feuer weit beſſer zu zügeln verſtand und erſt wog, dann wagte. Vom Jahre 1759 ab wurde Joſeph in den Verwaltungsdienſt eingeweiht; zwei Jahre ſpäter trat er in den Staatsrat ein, und wie ſelbſtändig ſchon ſein Denken geworden war, das zeigt die 1761 von dem Zwanzigjährigen entworfene Schrift, rêveries, Träumereien, betitelt, in welcher er die Reformen darlegt, welche nach ſeiner Anſicht auf allen Gebieten des Staatslebens vorzunehmen waren. Bereits treten uns die Grundgedanken entgegen, welchen er ſpäter als Herrſcher nachgelebt hat. So verſchieden ſeine Denkweiſe in religiöſer und politiſcher Hinſicht von der Maria Thereſias war — Joſeph war ein Sohn der neuen, aufgeklärten, von Rouſſeaus Gedanken beherrſchten Zeit — ſo verband ihn doch mit der Mutter die zärtlichſte Liebe. Kein Sohn, bezeugt Graf Khevenhüller, war je ſo gehorſam und ſo voll Verehrung für die Mutter. Doch behielt letztere die Zügel der Regierung, ſo lange ſie lebte, im weſentlichen in ihrer Hand; auch als Joſeph 1765 nach dem Tode des Vaters römiſcher Kaiſer geworden war, als Maria Thereſia ihn als Mitregenten angenommen hatte, überließ ſie ihm nur die Leitung des Kriegsweſens, das Joſeph nach preußiſchem Muſter umgeſtaltete, und bis zu einem gewiſſen Grade die auswärtige Politik: die erſte polniſche Teilung vom Jahre 1772 iſt bekanntlich von Maria Thereſia nicht eigentlich mitgemacht, ſondern mehr zugelaſſen worden. Joſeph zeigte ſich an Hoffeſten in der Uniform des Feldmarſchalls; durch ihn hat der Wiener Hof erſtmals ſtatt des gravitätiſchen ſpaniſchen Zuſchnittes ein militäriſches Gepräge nach preußiſchem Muſter erhalten, was von den Anhängern des Alten natürlich bitterlich beklagt und als Vorzeichen totalen Umſchwunges betrachtet wurde.


Joseph II. Empereur des Romains.

Kaiſer Joſeph II. Im Jahre 1777 gemalt von Kymli.

Schon Maria Thereſias Ratgeber in auswärtigen Dingen, Fürſt Kaunitz, hatte es als eine Notwendigkeit angeſehen, das deutſche Element in Öſterreich als das Hauptbindemittel des vielſprachigen Staates zu ſtärken und deshalb für den Verluſt des überwiegend deutſchen Schleſiens, welcher 1740 eingetreten war, Erſatz zu ſchaffen. Joſeph pflichtete dieſer Anſicht vollkommen bei und verſuchte 1777, nach dem Ausſterben der Wittelsbachſchen Hauptlinie in Bayern, den Erben des Landes, den Kurfürſten Karl Theodor, zur Abtretung eines Teiles von Bayern zu beſtimmen, worüber auch zu Anfang 1778 ein Vertrag abgeſchloſſen wurde. Wenn der Plan trotzdem ſcheiterte, ſo war es nur dem Eingreifen Friedrichs des Großen zuzuſchreiben, welcher nicht zugeben wollte, daß Öſterreich in Süddeutſchland eine übermächtige Stellung gewinne, und deshalb den vorausſichtlichen Nachfolger Karl Theodors, den Herzog Karl von Zweibrücken, bei ſeinem Einſpruch gegen den Vertrag mit den Waffen in der Hand unterſtützte. Nachdem 1778 in der Gegend von Königgrätz unbedeutende Gefechte ſtattgefunden hatten, ſchloß der bayriſche Erbfolgekrieg — ſpöttiſch der „Kartoffelkrieg“ genannt — am 13. Mai 1779 mit dem Frieden von Teſchen ab, in welchem Joſeph ſich mit der Erwerbung des vierzig Quadratmeilen großen Innviertels (ſamt Braunau) begnügen mußte. Für die deutſche Geſchichte iſt dieſer kurze Krieg von größter Bedeutung: hätte Joſeph ſeinen Plan durchgeſetzt, ſo wäre Süddeutſchland direkt oder indirekt unter Öſterreichs Machtbereich gefallen; das Deutſche Reich — wenn es überhaupt zu einer ſolchen politiſchen Bildung gekommen wäre — würde heute am Main endigen; vielleicht allerdings würden in Öſterreich die Deutſchen niemals in der Weiſe in die zweite Linie gedrängt worden ſein, wie das in unſern Tagen geſchehen iſt.

Am 29. November 1780 ſtarb Maria Thereſia mit dem Gefühle, „nicht mehr en vigueur zu ſein, niedergedrückt durch den Tod ihrer Freunde, die Irreligion, die Verſchlechterung der Sitten, die Sprache, die man jetzt führt.“ Friedrich der Große, welcher anläßlich der Ereigniſſe, welche die erſte polniſche Teilung einleiteten, 1769 und 1770 mit Joſeph perſönlich zuſammengekommen war, ſagte ſogleich voraus, daß jetzt eine „neue Ordnung der Dinge“ beginnen werde. Er hatte recht: Joſeph ging alsbald an die Arbeit; es ſchien, daß im ganzen weiten Reiche der Habsburger kein Stein auf dem anderen bleiben ſolle.

Das alte öſterreichiſche Regierungsſyſtem — das in gewiſſem Sinne 1879 durch den Grafen Taaffe neu belebt worden iſt — beruhte auf der Erkenntnis, daß zur Erhaltung des — Deutſche, Slawen, Italiener, Magyaren und Rumänen in ſich vereinigenden — Staates ſehr feſte Grundlagen beſonderer Art erforderlich ſeien. Als ſolche betrachtete man nun den ungemein reichen Adel und die beim Landvolk allmächtige römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit. Dieſe Stände galt es alſo willig zu erhalten, und deshalb rüttelte man nicht an den Vorrechten des Adels und überließ ihm, dafern er nur der Dynaſtie treu blieb, die großen Staatsämter; aus Rückſicht auf den Klerus aber hielt man alle proteſtantiſchen und freigeiſtigen Regungen mit ſolcher Strenge nieder, daß 1752 ein Erlaß erging, nach welchem kein Unterthan ohne Mitwiſſen ſeines Seelſorgers ein Buch anſchaffen ſollte. Zugleich ſchonte man, ſoweit es irgend anging, die Selbſtändigkeit der einzelnen Kronländer, in welchen ebenfalls Adel und Klerus das Heft in der Hand hatten. Maria Thereſia hatte zwar in mancher Hinſicht eine ſtraffere Centraliſation erſtrebt und die Fronen der ungariſchen Bauern (die Robot) beſchränkt; aber im weſentlichen hielt ſie an dem alten Syſtem feſt, unter welchem der Staat bisher Beſtand gehabt hatte; ja Ungarn erreichte, wie oben erwähnt, unter ihrer Regierung einen höheren Grad der Selbſtverwaltung, als es ihn früher beſeſſen hatte, d. h. der magyariſche Adel gewann die Leitung der Staatsverwaltung.

Joſeph II hatte von dem, was not thue, eine der Auffaſſung ſeiner Vorgänger ganz entgegengeſetzte Anſicht.

Erſtens hielt er es für ſeine Hauptaufgabe, aus Öſterreich einen Einheitsſtaat zu ſchaffen, in welchem alle landſchaftlichen Beſonderheiten aufhören und der abſolute Herrſcher befugt ſein ſollte, ohne jede Beſchränkung durch bevorrechtete Stände, von ſich aus Geſetze zu erlaſſen. Mit knappen Worten hat Joſeph dies in einem Briefe an ſeinen Bruder Leopold ſo ausgedrückt: „Die Monarchie muß eine einzige, in allen Einrichtungen und Laſten gleiche Provinz bilden, eine einzige Maſſe, welche auf gleiche Weiſe gelenkt wird.“ Mit ſolcher Energie ſtrebte Joſeph dieſem Ziele entgegen, daß er auch vor den Sonderrechten Ungarns und Belgiens nicht Halt machte. Er ließ ſich nicht einmal zum König von Ungarn krönen, weil er dabei hätte die ungariſche Verfaſſung beſchwören müſſen. Das wollte er aber gerade nicht: er ließ ſogar die Stephanskrone von Preßburg nach Wien bringen, um aller Welt klar zu machen, daß der Schwerpunkt Ungarns von Ofen-Peſth nach Wien verlegt ſei. „Wo der König iſt, da muß die Krone ſein.“

Zweitens ſollte als Kitt der Monarchie das Deutſchtum dienen: die deutſche Sprache ward ſelbſt für Ungarn zur Staatsſprache erhoben.

Drittens ſollte die Macht der römiſchen Kirche, die bisher als Stütze des Reiches gegolten und einen von den Herrſchern ſorgfältig reſpektierten Staat im Staate gebildet hatte, gebrochen werden. Dazu ergriff Joſeph zwei Mittel: er unterband den Verkehr der Biſchöfe mit Rom und ſuchte die Aufklärung des Volkes zu befördern, indem er von 2100 Klöſtern 700 einzog und die daraus gewonnenen Mittel großenteils zur Gründung von Schulen verwendete; indem er die Prozeſſionen, Wallfahrten und andere religiöſe Übungen verbot und die freiſinnige Litteratur freigab. Der Kaiſer war durch und durch duldſam gegen die Nichtkatholiken, welche bisher amtlich verfolgt worden waren; am 13. Oktober 1781 erließ er das berühmte Toleranzpatent, welches zwar den Begriffen unſers Jahrhunderts nicht voll entſpricht, weil ſelbſt Joſeph mit den katholiſchen Gefühlen rechnen mußte, aber doch die evangeliſche Kirche Öſterreichs ins Daſein rief. Wo hundert Familien evangeliſchen Bekenntniſſes einigermaßen nahe zuſammen wohnten, da ſollten ſie eine Kirche und Schule haben und vom Staate zu dieſem Zwecke einen Zuſchuß empfangen.

Viertens ſollten alle Unterthanen in Pflichten und Rechten völlig gleich ſein. Aus dieſem Grundſatze entſprang das Patent vom 15. Januar 1781, welches die Leibeigenſchaft da, wo ſie noch beſtand, in Böhmen, Mähren, Galizien, Inneröſterreich und Ungarn, für aufgehoben erklärte; ebenſo wurde jenes Zieles wegen 1786 die Rieſenarbeit einer neuen Landvermeſſung (Kataſter) begonnen, damit alle Grundſtücke nur nach ihrer Lage und Güte, nicht nach dem Stande ihres Beſitzers, beſteuert werden könnten. Joſeph II war Phyſiokrat, d. h. kurz geſagt, ein Freund der Bauern: es iſt bezeichnend, daß er die Judenfrage dadurch löſen wollte, daß er die Juden aus Schacherern und Wucherern zu Bauern machen wollte, aber wohlgemerkt zu wirklichen Bauern, welche ihr Grundſtück mit eignen Händen beackern ſollten.

Es waren ungeheure Aufgaben, welche Joſeph ſich geſteckt hatte: wenn ſie überhaupt lösbar ſein ſollten, ſo galt es, alle Kraft auf ſie allein zu verwenden. Aber dieſe Notwendigkeit hat der Kaiſer nicht erkannt; er ließ ſich daneben auch in auswärtige Abenteuer ein, welche ſeine Kräfte zerſplitterten. 1785 verſuchte er nochmals, Bayern von Karl Theodor ſich abtreten zu laſſen, was Friedrich der Große vermittelſt des „Fürſtenbundes“ hintertrieb, und 1788 unternahm er im Verein mit den Ruſſen einen Krieg gegen die Türken, wobei die Öſterreicher dermaßen Unglück hatten, daß ſie hinter die Donau zurückgeworfen wurden und ihr Reich, was faſt hundert Jahre nicht mehr vorgekommen war, von einem osmaniſchen Einfalle bedroht ward; kaum daß endlich Laudon der Sache eine beſſere Wendung gab und im Oktober 1789 Belgrad eroberte. Die Unfälle, welche Joſeph gegen die Türken erlitt, machten den Niederländern Mut, ſo daß ſie ihm den Gehorſam aufkündigten und ſeine Soldaten verjagten, und erzeugten auch in Ungarn eine ſolche Widerſpenſtigkeit, daß man dem Könige, der nicht gekrönt ſei, das Recht beſtritt, Steuern einzutreiben und Mannſchaften auszuheben. In dieſer Not, ſelbſt vom Sumpffieber angeſteckt, ſeine Kräfte raſch hinſchwinden fühlend, gab der Kaiſer nach: er geſtattete wieder die religiöſen Übungen, um den verletzten religiöſen Gefühlen des Volkes Genugthuung zu leiſten, und widerrief alle gegen Ungarns alte Verfaſſung erlaſſenen Verordnungen. Er hatte nur noch einen Wunſch, den geliebten Bruder Leopold, den Großherzog von Toscana, ſeinen Nachfolger, noch einmal zu umarmen und ihm die Zügel des Staates zu übergeben, ehe ſie ſeiner ſterbenden Hand entglitten. Von zwei Gattinnen, welche ihm 1763 und 1767 im Tode vorangegangen waren, hatte ihm die erſte, heißgeliebte Iſabella von Parma zwei Töchter geboren, welche aber beide der Tod wieder fortnahm; die zweite, niemals ins Herz Joſephs aufgenommene, Maria Joſepha von Bayern, war kinderlos geblieben. So ſtand der ſeit bald dreiundzwanzig Jahren verwitwete Kaiſer ganz allein; ehe der Bruder eintraf, iſt er, am 20. Februar 1790, in ſeinem Schloſſe Laxenburg verſchieden.

Der Tod ward ihm ſchwer, wenn er daran gedachte, wie vieles er unvollendet hinterließ, wie vieles auch ſich als unerreichbar herausgeſtellt hatte, woran ſein Herz hing. Aber auch leicht ward ihm das Scheiden, weil es ihn von aufreibenden und vielleicht hoffnungsloſen Kämpfen abrief. „Der Dichter hat unrecht,“ ſprach Joſeph kurz vor ſeinem Tode, „wenn er ſagt: ‚Vom Throne zum Sarge iſt fürchterlich der Schritt.‘ Ich fühle mich ruhig; mich kränkt nur, daß ich durch ſo viel Lebensplage ſo wenige Glückliche und ſo viele Undankbare gemacht habe.“

Von Geſtalt war Joſeph ſtattlich, die Augen groß, klar und ſcharf, das Geſicht von regelmäßiger Schönheit, ganz durchgeiſtigt. Man kann wohl ſagen, daß er das beſte wollte, aber zu ſtürmiſch: wie er auf ſeinen Reiſen mit Windeseile voranging, durch Nacht und Nebel, über reißende Ströme und wilde Gebirgspäſſe, ohne Raſt noch Ruhe: ſo war ſein Regieren; aus Liebe zu den Menſchen konnte er die Menſchen vergewaltigen, ſie zu dem zwingen, was er für ihr Glück hielt. Vieles von ſeinen Entwürfen iſt noch zu ſeinen Lebzeiten wieder zurückgegangen, vieles nach ſeinem Tode; aber drei Dinge haben ihn überlebt und bilden ſein Mal in der Geſchichte: die religiöſe Duldung, die Freiheit der Bauern, die deutſche Staatsſprache, welche in Cisleithanien unüberwunden iſt bis auf dieſen Tag; für unſere deutſchen Brüder in Öſterreich iſt Kaiſer Joſeph ein Bannerträger ihrer Gedanken bis zur Stunde. Das ſchönſte Gedächtnis aber iſt ihm in den Herzen der Armen und Bekümmerten bereitet worden, denen er mit erbarmendem Herzen und offener Hand geholfen hat, wo er ſie antraf; wie manche Witwe hat der Kaiſer in ihrem Dachſtübchen getröſtet. War Friedrich der Große le roi des gueux, der König der Bettler, Joſeph II war es fürwahr nicht minder.

Auf ſeinem Erzbild ſtehen auf Lateiniſch die Worte: „Er lebte dem allgemeinen Wohle nicht lange, aber ganz.“ Manche Inſchrift an ſolcher Stätte lügt: dieſe kündet ſchmucklos zwei Wahrheiten, eine erſchütternde und eine erhebende.

---

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

„Aus dem Hinterhalte kommen die Geſchoſſe der Feigen,“ rief er und wartete, ob noch ein Verſuch ihn zu treffen gemacht werden würde, bei welchem es ihm dann gelingen könnte, die Werferin zu erſpähen. Aber es war nichts zu ſehen als das graue Geäſt und auf ihm lichtglitzernder Schnee. Ein Zweig brach unter deſſen Laſt ganz in der Nähe und ſank geräuſchlos auf die weiße Decke hin. Der Major zuckte die Achſeln und begab ſich zu dem Pferde.

Das Tier hatte anfangs tapfer gearbeitet, um ſich herauszubringen; als es jedoch ſah, daß ſeine Verſuche vergeblich waren, verhielt es ſich völlig ſtill und fing erſt wieder an ſich zu bewegen, als es Aſtens wirkſame Hilfe ſpürte. Unter den Händen des geübten Kavalleriſten ward es bald befreit und ſtand regelrecht vor dem wiederaufgerichteten Schlitten. Auch Friederikens Mützchen hatte Aſten während dieſer Arbeit gefunden, reichte es ihr und hob ſie danach ſelbſt in den Schlitten. „Nach Haus!“ murmelte ſie, mit verdüſterten Augen ſcheu in die Lichtungen zwiſchen den Bäumen blickend. In einem Wacholdergebüſch, an dem ſie vorüberfuhren, lachte ein Kuckuck, und es raſchelte in den ſtacheligen Zweigen.

„Ach ſo!“ ſagte Aſten und ließ die Peitſche um Jobs Mähne ſauſen. Das Tier raſte davon.

Friederike war zuſammengefahren, als ſie den ſpottenden Ruf des Vogels vernommen hatte. Nachher drückte ſie ſich ſchweigſam und fröſtelnd in ihre Ecke.

Der Heimweg ward in unfreundlicher Eile zurückgelegt. Die Sonne ging während desſelben unter, und die Luft wurde grau, lichtlos, ſchneidend kalt. Aſten, beſorgt um Friederike, trieb deshalb Job zu immer heftigerem Laufe an. Im Hofe befahl er ſeinem Burſchen, das Tier auszuſpannen und warm zu reiben, und begleitete Friederike ins Haus. Als ſie im Flur eilig an ihm vorüber wollte, vertrat er ihr jedoch den Weg und ſagte: „Ich muß nun doch um eine entſcheidende Unterredung bitten.“

„Doch nicht heut,“ murmelte ſie.

„Gewiß; heute und gleich jetzt. Das heißt, ſobald Sie umgezogen ſind.“

Wieder traf ihn ein verzweifelter Blick ihrer furchtverdunkelten Augen; aber er erwiderte ihn nur mit den Worten: „Ich werde mir erlauben, Sie in Ihrem Zimmer zu erwarten, ſobald ich abgelegt habe.“

Wirklich betrat er wenige Minuten danach das braune Zimmer. Der Diener brachte eine Lampe und ſetzte ſie auf den Arbeitstiſch, doch ſchloß er die Läden nicht. Die Tannen ſahen groß und dunkel herein, und die Schneeſchichten glänzten auf den breiten, ſchwergeſenkten Zweigen. Aſten trat ans Fenſter und blickte hinaus. Was für einen Schickſalsſpruch raunten ihm die rauſchenden Zweige zu? Seine Stimmung war keine hoffensfrohe. Daß er ſein Glück auch jetzt noch werde erkämpfen müſſen, dünkte ihm ziemlich ſicher. Wenn es ihm nur gelang, ſeine Liebe endlich zum Siege zu führen!...

Ein Frauengewand rauſchte auf der Schwelle, und Aſten drehte ſich um. Aber vor ihm ſtand Tante Mathilde mit dem grünen Strickbeutel und kramte darin.

In Aſten regte ſich ein unfreundliches Gefühl gegen den Grünen, das er unhöflich genug auf deſſen Herrin übertrug. In dieſer Stunde wünſchte er beide in andere, unwirtliche Gegenden, welche in ſicherer Ferne von ihm lagen. Er bereute indeſſen den unmenſchlichen Wunſch, als die alte Dame nach etlicher Mühe damit zuſtandekam, ihrem großen Helfer ein Fläſchchen zu entziehen, und dasſelbe mit kummervoller Miene dem vor ihr Stehenden zeigte. „Es iſt Eibiſch mit Honig und Schwarzwurzel,“ ſagte ſie, „und ſoll unfehlbar gegen Bruſtleiden ſein. Ich habe es ſelbſt gekocht und die Miſchung iſt gut; da ſteh' ich dafür ein. Jetzt wollen wir's dem arme Wegmeier eingebe. Komme Sie, er hat ſchon nach Ihne gefragt; denn er möcht' gern ſeine Partie ſpiele. Der Ärmſte war bis jetzt allein. Das Fritzche will jetzt aber auch zu ihm.“

Aſten fühlte einen leiſen Vorwurf in ſich, daß er den geduldigen Kranken über ſeinem eignen Geſchick vergeſſen hatte. Er ſuchte keine Entſchuldigung, um die gutmütige alte Dame los zu werden, ſondern ſchloß ſich ihr an und gab dem Jäger ſelbſt die unfehlbare Arznei.

Friederike trat bald danach ein, und man ſetzte ſich zu der von dem Kranken erbetenen Partie. Aſten ſpielte zerſtreut und mußte die Gedanken, wie an Bändern flatternde Vögel, mit Gewalt zu den Karten zurückführen; denn auch ſeine Augen ſahen häufiger als auf dieſe, auf das ſtille, feine Geſicht, das ſich neben ihm auf die Blättchen neigte. Das lichte Haar ſchloß ſich in der warmen Luft ſchon wieder zu kurzen, ſpielenden Ringeln um Stirne und Nacken, während der zarte Mund, den Aſten geküßt hatte, noch bleich und müde ausſah. Und wenn des Ungeduldigen Blick von ihm zu dem lachenden des Jägers ſchweifte, faßte ihn eine neue Unruhe. Der Kranke ſaß, in eine von Tante Mathilde geſtrickte Decke gewickelt, in Kiſſen geſtützt, auf dem Sofa und hatte nur ſcherzende Worte auf den Lippen. Geiſt und Wille bannten eine helle Lebensluſt in das junge, lachende Geſicht, aber eine ſtärkere Macht ſchrieb jene geheimen Zeichen darin, welche von einem nahenden, langen Schlafe ſprachen.

Als das Spiel endlich beendet war, entfernte ſich Friederike, und Tante Mathilde folgte ihr. Aſten dagegen blieb. Es war jetzt die Stunde, in welcher der alte Enkerle mit den Wirtſchaftsberichten kam, für welche ſeine Herrin jetzt ſo wenig Teilnahme zeigte, welche er aber trotzdem immer noch abſtattete. Aſten konnte alſo jetzt nicht hoffen, ungeſtört zu bleiben. Er nahm die Skizzenmappe und blätterte darin. Wegmeier arbeitete an den Bildern, ſobald er eine günſtigere Stunde hatte und niemand ſuchte ihn daran zu hindern. Gab ihm doch die Freude, die er an der Arbeit fand, zum Teil jene wohlthuende Laune, mit welcher er alle Leiden überwand.

Gleich das erſte Bild, welches in ſeine Hände fiel, kannte Aſten noch nicht und es feſſelte ſeinen Blick nach dem, was er kurz zuvor erlebte, mächtig. Der Kopf der Zigeunerkathrin lachte ihm daraus entgegen, überraſchend ähnlich in wenigen, leicht hingeworfenen Farbentönen: die luſtatmenden Lippen, der keck begehrliche Blick der lodernden ſchwarzen Augen, der Trotz in den friſchen Zügen... So lebendig ſtand ſie vor Aſten, daß er nicht begriff, wie er den eigentümlichen Kopf ſo raſch vergeſſen habe. Ein rotes Tuch war um die zerzauſt herabhängenden Flechten gebunden, ein buntes Mieder hob die vollen Formen des ſchönen Körpers. Hinter einem Baume, welcher die kahlen, ſchneebedeckten Äſte ſtarr in eine graue Luft hinausſtreckte, lugten dieſer Körper und der blühende

Kopf hervor. Ein franzöſiſcher Offizier hatte offenbar die Fliehende zu haſchen verſucht und ſtand jetzt ein paar Schritte weit von ihr, mit vorgebreiteten Armen und verdrießlichem Lachen, wie ein geprellter Fuchs, während ſie ihm ſpottend mit den braunen Fingern ein Rübchen ſchabte.

„Was bedeutet dieſe Szene?“ fragte Aſten.

„Eine Charakterſtudie,“ antwortete der Bayer lächelnd.

„Ja, aber kennen Sie das Mädchen?“

„Nicht mehr als den Kapitän. Sie irrlichtert hier umher, und ich glaube, das Irrlicht hat den Herrn Hauptmann ſchon öfters verführt, abſeits vom Wege zu ſchweifen.“

Aſten bemerkte nichts weiter, ſondern betrachtete die übrigen Skizzen, und als der Bayer ſich ermüdet zurücklegte und in Schlaf verfiel, blieb er bei dem Bilde, welches Friederikens liebliche Züge darſtellte.

Da öffnete ſich ganz leiſe die Thür, und das Tonchen betrat die Schwelle. Der Major erhob ſich und ſchritt auf ſie zu. Sie hatte ſich ſo wenig verändert, als ſei kaum ein Tag verſtrichen, ſeit er ſie zum erſtenmal geſehen, und unter dem dunklen Pelzbarett ſah ihr Geſicht friſch wie ein Maienröschen aus. Doch lag ein feierlicher Ernſt in den friſchen Zügen, und ſie legte den Finger an die Lippen, um dem Offizier zu bedeuten, er ſolle ſchweigen. Das that er auch und verneigte ſich nur vor ihr, während ſie lautlos hinter ſich die Thüre einklinkte.

„Ich ſuch' Sie,“ flüſterte ſie darauf, „und es iſt mir lieb, daß ich Sie bei Herrn Wegmeier find'. Wir wolle in die Fenſterniſch' trete und leiſe ſpreche, damit wir den Kranke nit ſtöre.“

„Soll ich Sie nicht hinunterbegleiten in Fräulein von Waibachs Zimmer?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete ſie entſchieden, „das Fritzche darf nicht wiſſe, daß ich gekommen bin. Es würd' ſich zu ſehr erſchrecke.“

„Weshalb?“ fragte er betroffen.

„Herr von Aſte, Sie müſſe fort,“ ſagte ſie, die guten, blauen Augen beſchwörend zu ihm erhebend, „je eher, je beſſer, damit es kein Unglück gibt. Sie werde doch das ſelbſt verſtehe?“

Sein Geſicht nahm eine ruhige Strenge an, als er erwiderte: „Ich wüßte nicht, was mich dazu veranlaſſen ſollte.“

Seine Ruhe brachte ſie um die ihrige.

„Herr von Aſte,“ ſtammelte ſie wieder, mit einer Stimme, in welcher es wie Thränen der Angſt und Aufregung bebte, „wie könne Sie noch frage? Sie ſind im Walde geſehe worde, wie Sie — nun, wie Sie das Fritzche küßte! ... Das durfte Sie doch nit ...“

„Und wer will es mir verbieten?“ fragte er, und ſeine Brauen runzelten ſich.

„Einer, der ältere Rechte hat wie Sie! Einer, der das Fritzche lieb hat wie Sie! Einer, der ...“ rief ſie außer ſich und unterbrach ſich: „O Gott! ich ſag' Ihne, mein Bruder leidt's nit! Er läßt eher vom Lebe als vom Fritzche, das er liebt ...“

Er neigte ſich ein klein wenig von ſeiner Höhe zu der heftig Bewegten: „Fräulein Tonchen, es thut mir ſehr leid, Ihnen dieſen Kummer zu machen, Ihnen und Ihrem Herrn Bruder. Aber — wenn wir von Liebe reden, ich glaube, die Fräulein Friederikens iſt nicht bei jenem Herrn, und das genügt wohl, um einem anderen das Recht zu geben, um ſie zu werben ...“

Die Thränen liefen jetzt wirklich über Tonchens Wangen hin. Sie ſchob den Schleier unter das Barett und drückte ihr Taſchentuch an den Mund, um ihr Schluchzen zu erſticken. Dann, als ihr dies gelungen war, ſagte ſie: „So wolle Sie nicht zurücktrete? Aber ich bitt' Sie, — Herr von Aſte! ... Denke Sie doch nur, was dadurch geſchehe kann! ... Der Julius wird darauf beſtehe, daß alsdann die Piſtole entſcheide ... Und wenn einer — wenn einer von Ihne fiel ...“

„Das hoffe ich nicht,“ ſagte er feſt, „daß wir zu ſolch einer gewaltſamen Entſcheidung greifen müſſen. Es liegt gar kein Grund zu ihr vor. Fräulein von Waibachs Wille genügt, um eine ſolche auf friedlichem Wege herbeizuführen, und ich werde mich ihm unbedingt fügen.“

Sie ſchüttelte den blonden Kopf: „Ja, das ſage Sie, weil Sie meine, Sie ſeie Ihrer Sach' gewiß! Aber glaube Sie es nit. Der Julius läßt es ſich nit gefalle, wenn das Fritzche Sie jetzt noch ihm vorziehe will ...“

„Nicht?“ fragte er ein wenig ungeduldig. „Und auf welche Rechte beruft ſich Ihr Herr Bruder?“

Fräulein Tonchen wurde verlegen und wußte offenbar nicht gleich, was ſie antworten ſollte; aber ſie wiſchte entſchloſſen die Thränen von den Wimpern und ſagte, nachdem ſie ſich beſonnen: „Rechte, frage Sie? Und iſt das etwa kein Recht, wenn man ein Mädche lieb gehabt hat ſo lange Jahr und hat ſein Lebe damit verbracht, ſich ſeine Neigung zu ſichere? ... Herr von Aſte, mein Bruder hat manches gethan, was ihm redlich ſchwer geworde iſt, nur dem Mädche zu Gefalle, und Sie ſind gekomme und habe ihm das Herz abwendig gemacht, in drei Tag, um das er gearbeitet hat viele Jahre ...“

Aſtens Blick wurde warm: „Ich habe es genommen, ja! das heißt, es hat ſich mir gegeben; nicht einmal in drei Tagen, in der erſten Stunde, am erſten Abend, da ich Friederike geſehen. Sie ſagen es ſelbſt, Fräulein Tonchen; und da ſoll ich dieſes Herz zurückweiſen, ſein Vertrauen ſo belohnen und es jenem anderen, von dem es nichts wiſſen will, überlaſſen, als läge mir nichts an ihm? Fräulein Tonchen, Sie hätten dann recht, ſagten Sie, ich ſei dieſer Liebe nicht wert.“

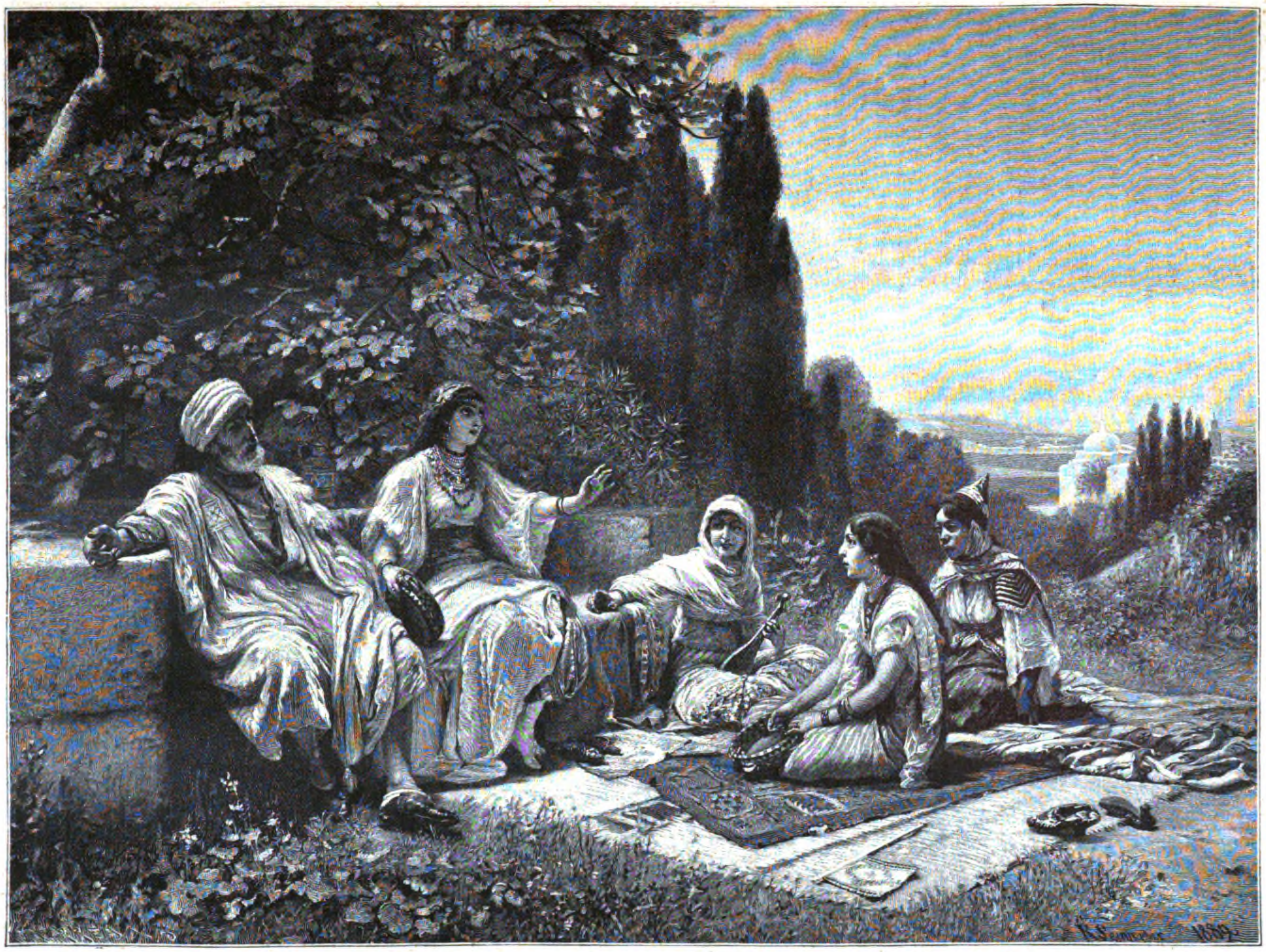
Das Tonchen arbeitete an ſeinem Tuche, das es zu einem kleinen Ballen drehte, und ſenkte die Augen darauf. Endlich murmelte es: „Und wenn — wenn er ſich ſogar darein ergäb', er wird ſo unglücklich werde, und — und das Fritzche gar nit glücklich mit Ihne! Es paßt gar nit nach Preuße hin und auch nit zu Ihne.“

Ein Lächeln flog über Aſtens Geſicht. „Fräulein Tonchen, glauben Sie ernſtlich, daß ein Pfälzer Mädchen mit einem Preußen nicht glücklich werden könne?“ fragte er.

Sie wurde rot über das ganze hübſche Geſicht, hob es aber tapfer und ſagte mit einem Zucken der friſchen Lippen, das zwiſchen Lachen und Weinen ſchwankte: „Ach, ich weiß, worauf Sie anſpiele! Es iſt ja wahr, ich ſelbſt hab ja einen Preußen gern. Aber Herr von Aſte, wahrhaftig, ich hätt' mir Müh gegebe ihn zu vergeſſe, dem Julius zulieb, und ich glaub' gewiß, es wär' mir auch geglückt, wenn er nur nit ſo unglücklich geworde wär'. Aber wie ich das erfahre hab, daß er um ſeine Glieder gekomme iſt und nun nichts mehr hab auf Erden, als den Troſt, den er bei dene finde konnt, die ihn lieb habe wollte, auch als einen Krüppel, da hab ich mir geſagt: welcher Mann ſollt' denn noch in den Krieg ziehe möge, wenn er nit wüßte, das Mädche, das er gern hat, hält es für ſeine heilige Pflicht, wenn er verwundet heimkehrt, ihr Lebe für ſeine Pfleg' herzugebe, wie er das ſeine zu ihrem Schutz hergegebe hat? Und das hab ich mir überlegt und danach meinem Herzen nit mehr widerſtehe möge; denn dem Bruder werd' ich nie ſo fehle, wie ich jetzt dem Manne gefehlt hätt', der mich liebt, wenn ich ihm nit treu gebliebe wär'.“

Aſtens Blicke leuchteten: „Fräulein Tonchen, ich wünſche meinem Kameraden Glück zu Ihrem Beſitz. Ein ſo koſtbarer wird ſelten einem Manne zu teil werden, und wenn wir viele ſolche Herzen in deutſchen Landen haben, wird jeder einzelne von uns ſein Blut freudig für ſie hingeben. Auch kann ich Sie verſichern, ich würde mich glücklich ſchätzen, gerade Ihnen einen Dienſt zu erweiſen, wäre nur der, welchen Sie von mir verlangen, nicht ein ſolcher, den zu leiſten es mir geradezu unmöglich iſt.“

„Ach,“ ſagte das Mädchen traurig, „dann nütze mich auch alle Ihre Verſicherunge von Freundſchaft und Achtung nichts. Denn ich will ja nichts für mich; ich bin ja glücklich, aber ich möcht' auch die andere glücklich ſehe ...“ Und die Augen nach dem Kranken richtend, der ſich huſtend in den Kiſſen herumwarf: „Der arme Menſch,“ ſeufzte ſie, „der iſt auch gequält, und man möcht' ihm helfe, und weiß nit wie und womit.“



Ein Maurenlied. Nach dem Gemälde von R. Leinweber.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Sie machte eine kurze Pauſe und fuhr fort, aus der Niſche etwas nach vorn tretend: „Das Fritzche hat ſeinetwege an mich geſchriebe. Er ſoll ja ſo hübſche Sache male, könnt' ich nit etwas von ihm ſehe?“

„Gewiß,“ ſagte Aſten und zeigte ihr die auf dem Tiſche liegenden Skizzen. Sie trat heran und war offenbar überraſcht, wie er es bei dem Anblicke der Bilder geweſen war. Beſonders das Blatt, auf welchem des Nixchens Entzücken an der jungen, ſchönen, wohligen Welt aus Friederikens Zügen lachte, feſſelte lange ihre Blicke... Ja, ſie ſah faſt beſtürzt darauf hin und konnte einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken. Der Kranke erwachte.

Er richtete ſich auf und ſah die Dame erſt verwundert dann lächelnd an.

„Ah, Fräulein von Salteneck! Wie ſchön, daß Sie gekommen ſind, und wie gut, daß ich Ihren Beſuch nicht verſchlafen habe,“ ſagte er.

Sie ſchüttelte ihm die Hand: „Aber ich hab ſie nit wecke wolle. Nur bin ich indiskret geweſe und hab hier Ihre allerliebſte Malereie bewundert. Und das Bild hier, Herr Wegmeier, das müſſe Sie mir laſſe. Ich will's dem Julius mitnehme. Es ſtellt ja das Fritzche dar, aber ſo — nun, wie ſoll ich ſage? ſo kindlich froh, in einer ſo herrliche Welt, in der das Glück überall in Blätter, Blume, in der Luft, auf Erde und im Waſſer iſt. Herr Wegmeier, wie bringe Sie's nur fertig, ſo eine glückliche Welt zu male?“

Er lächelte wieder: „Vielleicht, indem ich denk', daß es Weſen darin gibt wie Sie, Fräulein von Salteneck, und wie Fräulein Fritzche. Aber wenn Sie das Blatt behalten wollen, bitte. Es macht mir eine große Freude, es Ihnen zu verehren.“

Das Tonchen errötete und antwortete verlegen: „Nein, nein! Herr Wegmeier, ſo war meine Bitt' nicht gemeint. Sie dürfe nit, was Ihne ſo viel Arbeit gemacht hat, ſo verſchleudere und verſchenke. Ich möcht' das Bildche kaufe und meinem Bruder ſchenke; ich weiß, es wird ihm lieber als irgend ſonſt etwas ſein. Wenn Sie alſo den Preis nenne möcht'; ich würd' Ihne wirklich dankbar dafür ſein.“

Des jungen Jägers Geſicht verdunkelte ſich: „Warum ſagen Sie das, Fräulein Tonchen, und verderben mir die Freud' damit?“ fragte er. Und ihr ernſter in die blauen Augen blickend: „Was ſoll denn mir noch das Geld? Ich werd' bald eine Reiſ' antreten, auf der man ſich nicht mit ſo unnützem Gepäck beſchwert. Nein, weinen Sie nicht, Fräulein Tonchen, ich ſterbe für mein Vaterland, ich ſterbe gern; aber wenn der bayriſche Jäger fort iſt, dann möcht' ich, daß Sie noch manchmal freundlich an ihn erinnert werden — gerade Sie, Fräulein Tonchen, und darum verweigern Sie mir's nicht, das Bild zum Geſchenk anzunehmen.“

Um des Mädchens friſchen Mund zuckte es ſo verräteriſch, daß auch der Schleier dem Jäger nicht mehr verheimlichte, wieviel Mühe es hatte, die mitleidsvollen Thränen zu bewältigen. Sie ſtreckte ihm eilig die Hand hin und antwortete, während er ſie in der ſeinen drückte: „Wenn Sie das ſage, dann freilich weiſ' ich das Bild nicht mehr zurück, und ich dank' Ihne, dank' Ihne recht ſehr! Aber das müſſe Sie nit glaube, daß Sie nit mehr geſund werde. Gott kann Ihne gewiß noch helfe, und — und wir könne dann hier auch noch freudig an Sie denke, wenn Sie wieder glücklich in Ihrer Heimat lebe...“

Der Jäger hatte bereits wieder ſein helles Lächeln auf den Lippen: „Herr Major, ich bitt' um eine Feder, damit ich die Dedikation ſchreib',“ ſagte er.

Während er ſchrieb, rückte das Tonchen ſein Barett zurück und trocknete ſich verſtohlen die Augen. Dann nahm es einen eiligen Abſchied und ging. Aſten aber, der es hinausbegleitete, händigte es draußen drei Hundertguldenſcheine ein und ſagte: „Ich bitt' Sie, ſchicken Sie die ſeiner Mutter und ſchreibe Sie ihr. Er ſoll's nit wiſſe, aber Sie hätte heimlich von ſeine Bilder welche verkauft und ſie ſollt' das Geld als Reiſegeld nehme. Und ſie mög' ſich beeile und herkomme, denn ich fürcht', ſie hat keine Zeit zu verliere.“

Aſten verſprach den Auftrag auszuführen und blieb, nachdem er das Geld an ſich genommen, an der Seite der Dame.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte ſie, vor der Hausthüre ſtehenbleibend.

„Sie werden mir geſtatten, Sie bis in die Nähe Ihres Hauſes zu begleiten.“

„Ich bitt' Sie,“ fiel ſie erſchrocken ein, „ich fürcht' mich nit und hab' auch keine Urſach' dazu.“

„Kann ſein, aber Sie müſſen ſich mein Geleit nun trotzdem gefallen laſſen. Sie ſind doch um meinetwillen gekommen, wenn auch nicht gerade in freundlicher Abſicht; es iſt deshalb nur in der Ordnung, daß ich mich dafür erkenntlich zeige.“

Er lächelte bei dieſen Worten und ſchritt unbeirrt neben ihr her. Sie ließ ihn nun auch gewähren, es faßte ſie aber wie eine Beklemmung im Herzen an. Denn wie ſie die ruhige Feſtigkeit ſeines Schrittes, die männliche Haltung der Geſtalt, den freundlichen Ernſt in den ſchönen, offenen Zügen gewahrte, drängte ſich ihr die ſchmerzliche Überzeugung auf, daß das Fritzchen dieſes Mannes Liebe erwidern müſſe und eine lange und bittere Zeit gebrauchen würde, um dieſe Liebe zu vergeſſen oder auch nur zu überwinden. Konnte doch das Tonchen ſelbſt, das mit Tadel und Vorwürfen gegen Aſten gekommen war, ſich einer zunehmenden Teilnahme für ihn nicht erwehren.

Es war dieſe Überzeugung, welche ſie in ein kummervolles Nachdenken verſinken ließ, und ſie fuhr erſt daraus auf, als Aſten nach dem Befinden Gronaus frug. Etwas ſtockend berichtete ſie, es ginge ihm beſſer, viel beſſer, ſeit er in Engersweil läge, als vorher im Lazarett; er ſtünde ſchon bisweilen auf und mache Verſuche, am Stocke zu gehen, ſei aber immer noch matt und müſſe vor allem, was ihn aufregen könne, behütet werden. Aſten fühlte aus ihren Worten die Furcht heraus, er könne die unbeſonnene Abſicht haben, ſeine Begleitung zu einem Beſuche auszudehnen, und ſuchte ſie alsbald zu beruhigen, indem er ſie bat, dem Kranken warme Grüße des einſtigen Untergebenen zu beſtellen.

Eine Weile gingen beide wieder ſtill nebeneinander her. Das Dunkel ſank dichter über die Schneelandſchaft, und aus der weißen, verſchwimmenden Fläche wuchſen die unbeſtimmten Formen der grauen Sträucher und Bäume ins Gigantiſche auf, Scharen von ſchwarzen Krähen zogen ſchreiend in ſchwerfälliger Eile noch am Himmel hin; ſonſt war alles ſtill. Als ihr Weg ſie aber durch ein Wäldchen führte, wollte es Aſten ſcheinen, als höre er die Schritte eines dritten ſeitwärts hinter den Büſchen, welche den Pfad einſäumten. Er blieb unwillkürlich ſtehen.

„Geben Sie einmal acht,“ ſagte er zu ſeiner Begleiterin, „iſt es nicht, als folgte uns jemand hier?“

Das Tonchen erblaßte.

„Kehre Sie um,“ ſagte es, ohne ſich von der Wahrheit ſeines Verdachtes zu überzeugen, „ich bitt' Sie. Mir wird hier nix geſchehe, wenn ich allein gehe, aber wenn Sie bei mir ſind, — ich weiß nit, wem wir begegne könne.“

„Ich meinesteils glaube zu wiſſen, wer es iſt, der uns folgt,“ antwortete er. „Es vagabundiert ja auf allen dieſen Wegen jenes merkwürdige Mädchen umher, das ich zuerſt in Ihrem Garten geſehen habe, die Zigeunerkathrin. Meine Perſon ſcheint ihre Neugierde ebenſo ſehr zu erregen, wie die Fräulein von Waibachs ihren Spaß, ſie beläſtigt uns beide daher oft. Von ihr ſind Ihnen ja wohl auch heute Ihre Nachrichten in bezug auf unſere Schlittenfahrt gekommen.“

Er ging, während er das ſagte, gelaſſen weiter, und das Tonchen ſchritt, ſichtlich aufatmend, auch wieder vor. „Ah, das ſchwarz' Kättherche,“ ſagte ſie, „freilich, das könnt' uns leicht nachſpüre. Es iſt ſo ſeine unverſtändige Art.“

„Sollte es nicht möglich ſein, es an eine verſtändigere zu gewöhnen?“ fragte Aſten. „Seine Beluſtigungen im Freien, zu denen diejenigen Pferde ſcheu zu machen und nach Menſchen, welche es nicht mag, Steine zu werfen, zählt, ſind doch keineswegs ungefährlich. Ihr Einfluß, Fräulein Tonchen, könnte das Mädchen zu angenehmeren Sitten bewegen, möchte ich meinen."

„Es iſt mit dem Kättherche nit viel anzufange," antwortete das Tonchen traurig, „und ich glaub', das Fritzche hätt' beſſer gethan, es ſeine Leut' zu laſſe. Jetzt trotzt es darauf, daß man es dene genomme hab' und nun verpflichtet ſei, es zu erhalte. Wenn wir ihm kein beſſeres Los bereite wollte, als es bei ſeine wandernde Genoſſe gehabt, dann, ſagt es, wär' ihm das Wandern ebe auch lieber geweſe. Es meint, wir ſollte es zu unſersgleichen mache, denn ſein Sinn ſteht nach Schmuck und Putz und bunte, glänzende Kleider. Und wenn das Fräulein einmal auf ſich genomme, für es zu ſorge, ſo ſolle ſie's jetzt auch aus dem volle thun. Das hat ſich's in den Kopf geſetzt und bleibt dabei."

„Und rächt ſich an Fräulein Friederike, weil ſie dieſe beſcheidenen Anſprüche nicht erfüllt," ſagte Aſten ironiſch. „Da kann ich es dem Fräulein nicht verdenken, wenn es die Geduld mit dem läſtigen Geſchöpf verliert."

„Das weiß ich nit, ob das richtig iſt, Herr Major," bemerkte das Tonchen ernſt. „Gott, der doch die Menſche erſchaffe hat und ſie gewiß gern vollkomme möcht', muß ſich doch mit ihne zufriede gebe, unvollkomme, wie ſie ſind. Nun, und wenn er's thut, der doch ſo viel beſſer iſt wie wir, und hat Geduld mit alle, weshalb ſollte wir's nit könne, die wir ſelbſt voll Fehler ſind?" (Fortſetzung folgt.)

---

# Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

## Ein Maurenlied.

(Zu dem Bilde auf S. 317.)

Der Orient iſt das Land der Farben: das Weiß, das Schwarz, das Braun und Grau unſerer Zonen wird dort durch Rot, Gelb, Lila, Violett erſetzt. Alle Äußerungen der Natur haben etwas Plötzliches, Jähes: auf die tiefſchwarze Nacht folgt faſt ohne Übergang ein Tag voll blendender Lichtfülle; alles trieft oder alles iſt verdorrt; kein Windhauch regt ſich oder ein Orkan bricht herein. Kein Wunder, daß auch der Menſch, der jene Zonen bewohnt, von einer Leidenſchaftlichkeit erfüllt iſt, die uns Bewohnern der gemäßigten Zonen fremd bleibt; daß ſeine Phantaſie ins Ungeheuerliche ſchweift. Hier wird jede Dichtung zum Märchen. Nicht zum deutſchen Märchen mit ſeiner traulichen Widerſpiegelung einer freundlichen, maßvollen Natur, ſondern zum farbenglühenden, von Leidenſchaften durchloderten Märchen des Orientes. Ein ſolches Märchen erklingt wohl auch in dem Kreiſe, den unſer Bild darſtellt, und wirkt auf die Anweſenden vertraut, wie auf uns die Verſe der Goetheſchen Iphigenie. Iſt es doch unter Mauren — ein Maurenlied.

## Unſere Zähne und der Zucker!

Homer nennt die Lippen den Zaun, den Vorhof der Zähne, und wenn ein deutſcher Dichter den Mund eine halbierte Roſe nennt, beſtimmt, vom Kuſſe der liebenden Mutter dem Kinde geſchloſſen zu werden: ſo erblicken wir doch gern im Herzen dieſer roten Roſe die weiße Roſe, den Schmelz der Zähne.

Wenn in dieſem Bilde der Schmelz ſchöner Zähne im maleriſchen Sinne gebraucht iſt, ſo verſteht die Naturkunde im Schmelze zugleich den ſchützenden Überzug geſunder, kräftiger Zähne. Es ſieht ganz niedlich aus, wenn junge Leute harte Nüſſe mit den Zähnen aufknacken — aber der Menſch hat die Feſtigkeit der kleinen Zähne des Eichhörnchens nicht mehr — leicht bekommt der Schmelz Riſſe oder ſpringt in feinen Blättchen ab — und dann iſt der Zahn wund und empfindet Hitze, Kälte und Säuren übel.

In gleicher Weiſe ſpringen oft Stückchen Schmelzes ab, wenn harter Zucker zerbiſſen wird — nicht minder, wenn ſehr kaltes und ſehr heißes ſchnell aufeinander in den Mund genommen werden.

Häufig iſt vor dem Genuſſe von Süßigkeiten gewarnt worden. Hatte man ein Recht dazu? Der Erfolg ſolcher Warnungen kann dieſem Rechte kein Anwalt ſein, denn auch hierin hat die Mehrzahl der Menſchen vorgezogen, durch Schaden klug zu werden.

Befragen wir zunächſt die Geſchichte der Menſchheit! Vor Einführung des Rohrzuckers und vor Entdeckung des Rübenzuckers gab es, z. B. bei den alten Deutſchen, höchſt ſelten hohle Zähne. Die einzige natürliche Süßigkeit war für unſere Vorfahren der Honig. Dieſer konnte aber die Zähne derſelben wenig angreifen, weil letztere im allgemeinen feſter als unſere waren.

Jetzt ſteht die Zahl der Zahnärzte eines Ortes in geradem Verhältniſſe zur Zahl der Zuckerläden mit anlockenden Schaufenſtern.

Nun gibt es aber auch eine Beweisführung aus der Scheidekunſt und der Gewebelehre. Bekanntlich geht bei Gegenwart eines organiſchen Erregers und bei gehöriger Feuchtigkeit und Wärme das Stärkemehl der Nahrungsmittel leicht in Zucker, dieſer wieder in Säuren über, wovon die Milch- und die Eſſigſäure die gewohnteſten ſind. Dieſe Säuren aber, beſonders die Milchſäure, greifen das Knochengewebe an.

Verweilt nun mehliger oder zuckeriger Stoff längere Zeit zwiſchen den Zähnen, ſo gibt es mehr Säure im Munde, als demſelben geſundheitsgemäß zukommt. Dann wirken ſowohl der Zucker als auch die überſchüſſige Säure auf die ſchadhaften, allmählich auch auf geſunde Zähne.

Die Probe auf dieſes Exempel erblickt man in denjenigen Kinderſtuben, in welchen der troſtſpendende Saugbeutel („Zulp," „Schnuller") zu Hauſe iſt. Ein Leinwandzipfel iſt mit Semmel oder Brot und Zucker gefüllt, zugebunden und in Kaffee (oft ſchon ſauren), Milch, Thee oder Waſſer getaucht dem kleinen Schreihals in den Mund geſteckt worden.

Solche Kinder trifft man nach einiger Zeit mit hohlen, abgebrochenen Zähnen. Manche bieten, wenn man ihnen in den Mund blickt, nur noch braune, abbröckelnde Stummel. Die Eltern der Kinder tröſten ſich meiſt damit, daß dieſe Verwüſtung nur die Milchzähne betreffe, welche ohnehin ausfallen müſſen. Dieſer Scheintroſt iſt aber verwerflich, denn die nachher kommenden Zähne werden in ihrer Entwickelung geſtört, wenn vor der Zeit ihnen Platz gemacht wird — viel ſchlimmer aber iſt ſeine Folge: die ſpäteren Zähne werden häufig von dem Knochenfraße der erſten, der Milchzähne, angeſteckt.

Schon die Gewohnheit, den Saugkindern den Gummipfropfen der Saugflaſche nach dem Trinken des lieben Hausfriedens halber im Munde zu laſſen, iſt verwerflich, nämlich auch aus anderen Gründen als aus dem, daß der Pfropf im Munde ſaure Gärung unterhalten kann. Das Wichtigſte iſt aber der Nachweis, daß längerer Zuckergenuß in der Säftemaſſe des Körpers Kleeſäure auftreten läßt. Dieſe dem menſchlichen Organismus feindſelige Säure entzieht die dem Knochengerüſte unentbehrlichen Kalkſalze noch ſicherer, als Milch- und Eſſigſäure es thun. Dadurch gibt der anhaltende Genuß des Zuckers Vorſchub der bedauernswerten Erkrankung kleiner Kinder, welche in Knochenweichheit (engliſche Krankheit, Rhachitis) verfallen.

Schon der gewiſſenhafte Darſteller der kindlichen Knochenerweichung, Rehn, warnt vor zu langem Verabreichen der verdichteten Schweizermilch „wegen ihres abnorm hohen Zuckergehaltes." Es iſt ſchade, daß die bayriſche eingedickte Milch, welche bei weitem weniger verſüßt iſt, ſich im Handel nicht erhalten hat.

Es gibt eine Süßigkeit, welche weder gärt noch die Zähne angreift, das iſt das Süßholz, die Wurzel des bei Kindern ſo beliebten Lakritzenſaftes (man gebe ihnen nur den gereinigten!).

Dem Verfaſſer dieſes iſt eingehalten worden, daß die Neger auf den Zuckerrohrpflanzungen zur Zeit der Ernte faſt nur das friſche Zuckerrohr als Nahrung erhalten und doch weder am Magen leiden, noch um ihre ſprichwörtlich blendendweißen Zähne kommen. Aber erſtens ſind die Zähne dieſes Naturvolkes noch ſo kräftig, wie der Schöpfer ſie dem Menſchen verliehen hat; zweitens iſt der Zucker im rohen Safte verdünnt, von Einweißlöſung eingehüllt und gleitet ſchnell durch den Mund, während unſere Makronen, Marzipane, eingekochten Fruchtſäfte, Honig, Schokolade und Zuckerkuchen ſich als Überzug auf die Zähne kleben und in den Zwiſchenräumen zwiſchen den Zähnen ſchädlich haften bleiben.

Früher waren Zucker, Kandis, Sirup nur Arzneimittel. Auch das Verſüßen der Arzneien durch Zucker iſt meiſt unnötig; wenigſtens Kinder ſchlucken Chinin meiſt ohne eine Miene zu verziehen, auch wenn es nicht verſüßt iſt — ja manche Perſonen haben von klein auf eine glückliche Abneigung gegen alles, worin der Zucker vorſchmeckt.

Daß Zucker, zu geringer Menge in einem Nahrungsmittel enthalten, zum Gedeihen des Körpers beiträgt, ſei hier unverhohlen zugegeben.

Da iſt eine Entdeckung ſeit etlichen Jahren der Menſchheit zu Hilfe gekommen, das Saccharin; es wird künſtlich aus zum Teil untergegangenen, verkohlten Pflanzen gewonnen. Es hat bisher keine dem Menſchen ſchädlichen Eigenſchaften gezeigt — man hat ſogar bei gewiſſen Störungen der Verdauung Nutzen von längerem Genuſſe des Saccharins geſehen.

Zwar iſt dieſer Stoff, ein weißes, in Waſſer leicht lösliches Pulver, bis jetzt noch ziemlich teuer; doch wird der hohe Preis durch die geringe Menge des nötigen Zuſatzes ausgeglichen: eine kleine Meſſerſpitze Saccharin verſüßt eine volle Taſſe Thee.

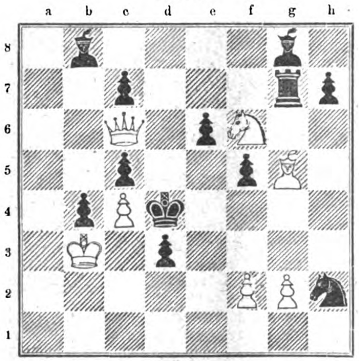
Einſender war beſtrebt, das Saccharin in die Zuckerbäckerei einzuführen, um nicht als geborener Feind der Süßigkeiten verſchrieen zu werden. Ein Leipziger gutberufener Feinbäcker hat auf Verfaſſers Anlaß Verſuche mit verſchiedenen Backwaren des gewählteren Bedarfs angeſtellt. Bisher iſt es gelungen, Zwieback und Albert-Biskuits („Cakes"), auch Torte mit hinreichender, nicht widerlicher Süße herzuſtellen.

Für Feingebäck, welches ſtärker gebundenen Teig verlangt, auch für Schokolade eignet ſich Saccharin nicht. Beiläufig erkläre ich den entölten, mäßig angeſüßten Kakao für ebenſo unſchuldig als nahrhaft, während ich der Schokolade ſtets den Krieg erklären werde. Man nähere ſich nur dem Atem eines Kindes frühmorgens, wenn es nachmittags vorher in „Kindergeſellſchaft" in Schokolade geſchwelgt hat, und man wird genug haben. Die Schokolade enthält nämlich außer Zucker und ſchwerverdaulichem Fette ein aufregendes Gewürz, die Vanille. Außerdem iſt mit der Vanilleſchokolade ſchon oft Vergiftung vorgekommen. Alſo entferne man dieſes ausländiſche Gewürz auch aus den Speiſen!

# In unſerer Spielecke

### Schachaufgabe. Motto: „Come va?“

Dritter Preis im letzten italieniſchen Problemturnier.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

### 1. Rätſel.

Die Erſte iſt ein halber König,
Die Zweite ein halber Vogel nur.
Das Ganze gleicht dem Vogelkönig
Im hehren Flug, auf Himmelsſpur.

P. v. W.

### 2. Dreiſilbige Scharade.

Geliebt von den Tataren
Hält 1 dafür ſie warm;
Ein Meiſter ſtets im Sparen,
Scheint er doch immer arm.

Die 2 und 3 ſind Läufer,
Sie halten Tritt und Schritt;
Und fand das Ganze Käufer,
So läuft es auch noch mit.

Pf. J.

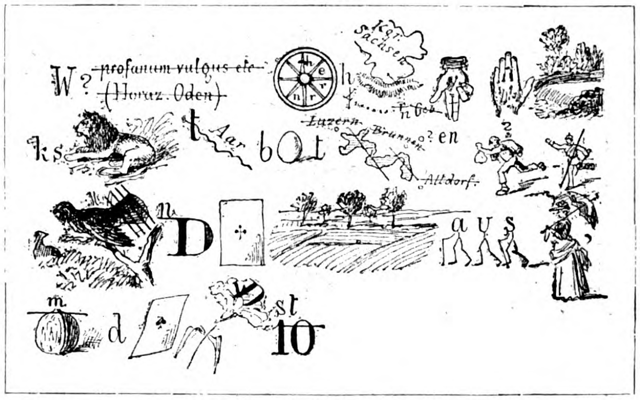
### 3. Diagonalrätſel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| a | a | a | a | a | a | a |
| | ä | e | e | e | i | |
| | | i | u | u | | |
| | | | u | | | |
| | | d | g | g | | |
| | h | k | l | l | m | |
| n | n | n | r | r | r | r |

Die Buchſtaben in den Feldern der Figur ſind ſo zu ordnen, daß die ſechs wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Eine Stadt in dem öſterreichiſchen Herzogtum Salzburg, 2. eine Stadt in der Schweiz, 3. eine Waffe, 4. eine kleine, aber ſehr bekannte Inſel, 5. eine Stadt in Italien, 6. ein Säugetier.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo nennt die eine diagonale Reihe (von links oben nach rechts unten) eine Stadt im Elſaß und die andere (von links unten nach rechts oben) ein deutſches Schutzgebiet.

### Bilderrätſel.



### 4. Rätſel.

Zwei Silben, wenn der Fuß auch fehlet,
Von tücht'gem Holz, lob ich ſie mir.
Wer ſie ſich mit dem Fuß erwählet,
Hat Feinde, drum auch Ehre hier.

P. v. W.

### 5. Zahlenrätſel.

Als nach 4 2 1 5 ein herriſcher Tyrann
Stets neue Schmach für uns und unſer Land erſann,
Hat 4 5 6 und 1, von heil'gem Zorn durchglüht,
Des Volks geſunkne Kraft zu heben ſich bemüht.

Als dann zum Rachekampf 6 2 2 7 zog,
Trat herrlich an den Tag, daß ihn ſein Wunſch nicht trog;
Durch ſeines Volkes Kraft ward Deutſchland wieder frei;
Drum nennt man ihn noch heut mit 2 6 7 2.

So lang ſich ſolche Kraft in unſerm Volk erhält,
Herrſcht 7 3 6 2 beglückend in der Welt.
Drum wünſch' zum Ganzen ich: ſtets blühe fort und fort
Das deutſche Vaterland als ſtarker Friedenshort!

### 6. Dechiffrieraufgabe.

1 2 3 — 4 5 6 3 6 7 — 8 9 10 4 11 2 12 13 — 3 5 6 — 6 7 2 8 13 6 — 4 11 14 6
3 6 7 — 11 15 13 6 — 12 11 16 17 18 — 19 6 15 6 19 13 — 8 5 9 10 — 2 6 1
5 6 13 20 13 — 12 21 16 16 6 2 — 6 7 8 13 — 3 5 6 — 7 6 9 10 13 6 2 — 13 11 14 6
4 21 — 12 21 7 2 — 8 5 9 10 — 8 21 2 3 6 7 2 — 4 5 7 3 — 22 21 2 — 8 17 7 6 1
4 21 — 16 11 2 — 3 6 2 — 18 11 15 8 9 10 6 2 — 22 21 2 — 3 6 16 — 13 7 6 1 6 2
14 6 10 21 6 7 5 14 — 1 2 13 6 7 8 9 10 6 5 3 6 2 — 12 11 2 2
3 6 2 — 1 2 6 7 8 9 10 7 21 9 12 2 6 2 — 22 21 2 — 3 6 16 — 8 9 10 6 1 6 2
3 6 2 — 10 11 15 19 6 2 — 22 21 2 — 3 6 16 — 14 11 2 20 6 2 — 16 11 2 2

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 19.

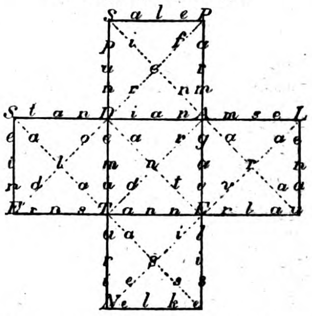
Bilderrätſel. Jugendlicher Liebhaber.

Dameſpielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. a 5 — b 6 | 1. D h 2 — b 8 am beſten |
| 2. D c 1 — e 3 | 2. D b 8 — h 2 |
| 3. D e 3 — g 1 | 3. D h 2 — b 8 |
| 4. D g 1 — h 2 und gewinnt | |
| A. | |
| 1. . . . | 1. D h 2 — g 1 |
| 2. D c 1 — e 3 gewinnt | |
| B. | |
| 1. . . . | 1. D h 2 — g 3 oder — e 5 |
| 2. D c 5 — a 3 gewinnt. | |

1. Rätſel-Diſtichon. Zepter — Peter.

2. Ergänzungsrätſel.



3. Dreiſilbige Scharade. Waldteufel.

4. Zahlenrätſel.
Adonis — Ida — Adonai — Sinai.

5. Anagramm-Kleeblatt.
I. Torte, Rotte. II. Silen, Inſel. III. Oper, Pore = „Proſit!“

6. Rätſel-Diſtichon.
Einbruch — Ein Bruch.

---

**Inhalt:** Anunda. Fortſ. Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. — Goethe in Seſenheim. Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß. Zu dem gleichnamigen Bilde von A. Borckmann. — Eine Brücke zwiſchen Frankreich und England. Mit zwei Illuſtrationen. — Zum Andenken an Kaiſer Joſeph II. Von Gottwalt Traut. Mit Porträt. — Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Am Familientiſch: Ein Maurenlied. Zu dem Bilde von R. Leinweber. — Unſere Zähne und der Zucker! — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt in Leipzig.**

Originale v. L. Richter
H. Bürkner

# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Februar 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 21.

## Anunda.

Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Der Swami empfing ſie vor dem Bilde der heiligen Mutter. „Brüder!“ ſagte er, „ihr habt das Gelübde der Devadaſi gehört; es hat die Wolken geteilt und iſt aufgeſtiegen zu dem Throne der Kali. Ihr Antlitz lächelt in ſtolzer Befriedigung, weil eine edle Frau aus eignem Antriebe ſich entſchloſſen hat, die Feſſeln des Fleiſches zu zerſprengen und jenes Gehäuſe zu vernichten, in dem ihre Seele eingekerkert iſt. Die Göttin frohlockt und jubelt, denn ein ſolches freiwilliges Flammenopfer befeſtigt ihr Anſehen und ihre Herrlichkeit und macht ſie willig, Zeiten der Not und des Elends von uns abzuwenden und unſern Saaten Segen und Gedeihen zu ſpenden. Ehedem loderten die feurigen Zeugen dienſtbereiter Hingebung an allen Ecken und Enden des Landes zahlreich auf, und die Götter labten ſich am Opferduft. Jetzt ſind ſolche Spenden von den Engländern verboten, denen ſie ein Greuel ſind, weil ſie das Fleiſch höher achten als die unſterbliche Seele und nur daran denken, ſich das Leben im Diesſeits angenehm zu geſtalten, während wir wiſſen, daß dieſes kurze Daſein nichts als eine Vorbereitung für die Ewigkeit ſein ſoll. Es iſt euch allen bekannt, daß wir uns den Geſetzen der Fremdlinge bis zu einem beſtimmten Grade zu fügen haben. Sie beſitzen die Macht, uns zu beſtrafen. Es iſt daher unbedingt notwendig, dieſes Flammenopfer vor ihnen zu verheimlichen. In alten Zeiten nahm das ganze Volk teil an den freudigen Vorbereitungen zum Suti-Feſte. Darauf müſſen wir in dieſem Falle verzichten. Es darf erſt unmittelbar vor dem Beginne der geweihten Handlung in der Stadt bekannt werden, um was es ſich handelt. Gelobt mir alle, euren Freunden, Frauen und Kindern kein Wort von euren heutigen Erlebniſſen mitzuteilen. Erzählt ihnen nur, eine heilige Prieſterin ſei in unſerer Mitte. Wer derſelben huldige, reinige ſich von aller Sünde. In einem verborgenen Thale jenſeits des Dſchungels gedenke ich dies Opfer zu veranſtalten. Wer uns zufällig auf dem Wege folgt, mag es ſich anſehen. Aufgefordert ſoll keiner werden. Kann ich mich auf eure Verſchwiegenheit verlaſſen?“

„Du kannſt es, die heilige Mutter verſchließt uns den Mund!“ erklärten die Prieſter in gehobener Stimmung. Sie traten hinaus in den Tempelhof, ordneten ſich zum Zuge, verrichteten den Morgendienſt, brachten der aufgehenden Sonne ihre Huldigungen dar. Dann geleiteten ſie die Flammengeweihte mit ehrenvollem Gepränge in die Stadt zurück, in das Haus ihres Onkels.

* * *

Irene befand ſich in froheſter Stimmung; ſie hatte am geſtrigen Tage einen Brief von ihrem Gatten erhalten, der ihr meldete, daß er ihrem Drängen nachgeben und ſie abholen werde. Sie hielt ihren Liebling auf dem Arme und jubelte ihm zu: „O, wie froh ſind wir! Unſer lieber, guter Papa kommt vielleicht ſchon heute abend.“ Das Kind ſchlang in ſeiner Freude die Ärmchen feſt um den Hals der Mutter und küßte ihr das Haar, die Augen, die Stirn und den Mund, bis Irene rief: „Halt ein, mein Herzblatt, du erdrückſt mich!“

„Ich habe eine grauenvolle Nachricht erhalten!“ ſagte plötzlich die Stimme ihres Bruders dicht hinter ihr.

Sie ſetzte erſchreckt ihr Kind auf die Erde und wandte ſich zu ihm. „Gerechter Gott, was iſt geſchehen? Du ſiehſt aus wie eine Leiche!“

Sie hatte recht; ſein Geſicht war völlig farblos.

„Denke dir, Anunda ſoll verbrannt werden, lebendig verbrannt!“ ſtieß er hervor.

„Aber Robert, wie iſt denn das möglich! Von wem und warum?“

„Frage mich nicht, Schweſter, ich muß eilends fort; ich habe keine Minute zu verlieren, mein Pferd wird ſchon geſattelt. Ich nehme alle Poliziſten bis auf zwei mit mir, und ſollte ich mein Tier zu Tode hetzen, ich hoffe doch noch rechtzeitig zu kommen, um das Entſetzliche zu verhüten.“

Irene ſah ihn unverwandt an; ihr war zu Mute, als gehöre das, was er ihr ſagte, zu einem böſen Traume, ſo unwahrſcheinlich, ſo unglaublich klang ihr die Mitteilung. Ihr kleiner Junge zerrte mit den Ausbrüchen kindlichen Ärgers an ihrem Kleide. Er verlangte, wieder auf den Arm gehoben zu werden. Sie achtete nicht auf ſein ungeſtümes Bitten.

„Wann hörteſt du es?“ fragte ſie erregt.

„Soeben, vor einer Sekunde. Eine Murli vom Tempel zu Tuldſchapur hat es mir verraten. Sie iſt den weiten Weg von Wye bis hierher gelaufen, um mir die Botſchaft zu bringen. Sie ſitzt draußen mit blutenden Füßen. Nimm dich ihrer an. Belohne ſie reich, ſie kann dir mitteilen, wie es kam und warum es geſchieht. Lebe wohl!“

Er gönnte ſich nicht die Zeit, ſeine Schweſter in die Arme zu ſchließen und ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken, was er vor jedem Ausfluge zu thun pflegte. Der Boden brannte ihm unter den Füßen; er ſtürmte hinaus, ſchwang ſich in den Sattel, gab ſeinem Roſſe die Sporen und war fort, noch ehe ſie es ſich verſah. Seine Reitereskorte ſprengte ihm nach.

Sie ſegnete ſeine Eilfertigkeit, denn ihr Herz bangte für die junge, vielgeprüfte Hindoſtanerin, die ihr ein ſo lieber Gaſt geweſen war.

Das Kind ſchrie noch immer. Es hatte ſich nach Knabenart auf die Erde geworfen und ſchlug aus Ingrimm über die ungewohnte Vernachläſſigung mit Ärmchen und Beinchen um ſich. Sie hob es auf, ohne es zu liebkoſen; ihre Gedanken waren bei Anunda, der armen Anunda! Sie verließ das Zelt, um die Ajah zu ſuchen und mit der Murli zu ſprechen.

Sie fand beide in der Nähe der Küche in lebhafter Beredung. Die Ajah kam ihr entgegen: „Herrin, die Tänzerin hat Ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen,“ ſagte ſie ihr auf Engliſch.

„Ich weiß es ſchon,“ erwiderte Irene.

„Sie wiſſen es noch nicht. Sie ſagt, ihre zweite Botſchaft ſei für Sie noch bedeutſamer als die erſte.“

„Ganz recht!“ ſagte Gnuga, die aufmerkſam zugehört und den Inhalt der Worte erraten hatte. „Ihr ſchenkt mir ſicherlich ein hübſches Stück Geld; denn ich bewahre euch vor großem Unheil.“ Sie öffnete bittend die Hand, um ihren Wunſch durch die Gebärdenſprache deutlicher auszudrücken.

„Gewiß! So redet, die Ajah iſt eine gewandte Dolmetſcherin. Erſt aber ſetzt Euch, Ihr ſeid erſchöpft.“

Gnuga machte von der Erlaubnis Gebrauch; ſie war allerdings ſehr ruhebedürftig. Dann erzählte ſie mit der ihr eignen Beredſamkeit Moros ruchloſen Erdroſſelungsplan. „Der Menſch iſt ſchon im Lager!“ ſagte ſie, „ich kenne ihn ganz genau. Er aber weiß nicht, daß ich mit ſeinem ſchändlichen Vorhaben vertraut bin. Wenn ihr ein wenig weiter nach rechts und um das nächſte Zelt geht, ſo ſeht ihr ihn mit eurem Koche plaudern. Er iſt ein wilder Geſelle, braun von Haut, in zerlumptem Anzuge.“

Irene erſchrak heftig. „Welch ein Glück, daß Robert fort und wenigſtens für die nächſten Stunden ſeiner ſchurkiſchen Hand entzogen iſt,“ dachte ſie. Doch was ſollte ſie thun?

Die ſchlaue Gnuga war ſchnell mit einem Rat bereit. „Laßt ihn, ohne daß er es merkt, im Lager bewachen; duldet ihn, bis Major Douglas zurückkehrt, und erlaubt ihm, daß er mit euren Leuten ißt und ſchläft. In dem Augenblicke aber, da die Reiter eintreffen, laßt ihn verhaften.“

Irene warf einen furchtſamen Blick auf den unheimlichen Menſchen. Sie ängſtigte ſich vor ihm, und daher war es ein Glück für ſie, daß ſchon am nämlichen Nachmittage, mehrere Stunden früher, als ſie es erwartet hatte, ihr Gatte mit einer Anzahl Diener eintraf und ſie und ihr Kind in ſeinen Schutz nahm.

Doktor Fern beſann ſich nicht lange, er ließ ohne weitere Umſtände den verdächtigen Eindringling ergreifen und nach der Stadt Hominibad in ein feſtes Gewahrſam bringen.

## 16. Kapitel. Das Flammenopfer.

Das ſtattliche Haus des Narayen Gowind ward zu Ehren ſeines hochheiligen Gaſtes feſtlich geſchmückt. Die geräumige Veranda wurde durch blühende Büſche in einen Garten verwandelt. Blumenguirlanden ſchlangen ſich von einer Säule zur anderen. Im Vordergrunde des hallenartigen Raumes erbauten geſchäftige Hände eine Laube, wie man ſie in jener Gegend aus grünen Zweigen einer Verlobten an ihrem Hochzeitstage zu errichten pflegt. Die Braut, für die man ſie beſtimmte, war eine Braut des Todes.

Die Suti war in ein koſtbares, ſeidenes Purpurgewand gekleidet, das ringsum mit ſchweren Goldſtickereien verziert war. Die Ketten, Spangen und Glöckchen, welche ihr Hals, Hüfte, Arme und Fußgelenke ſchmückten, beſtanden teils aus jenem Geſchmeide, das ſie bei ihrer Entführung durch die Ramuſis getragen hatte, teils waren es Kleinodien, die aus dem Tempelſchatze der Kali von Wye entlehnt waren. Als die wertvollſte Schmuckſache jedoch trug ſie vorn auf der Bruſt das Amulett, welches vor hundert Jahren ihrer Vorgängerin im Devadaſiamt zu Tuldſchapur zum Andenken an ihren Einweihungstag verliehen worden war.

Anunda ſah ſehr bleich aus. Auf ihren Wangen unterhalb der Augen lagerten jene blauſchwarzen Schatten, welche durch Seelenſchmerz zu entſtehen pflegen. Aus ihrem Geſicht war die demſelben ehedem eigne Lebensfreudigkeit verdrängt; das Gepräge höchſter körperlicher und geiſtiger Erſchöpfung war an deren Stelle getreten.

Du armes Kind! Du hätteſt nicht matter, nicht müder ſein können, und dennoch ward dir keine Ruhe weder äußerlich noch innerlich gegönnt.

Es iſt ein uralter Grundſatz der Prieſterſchaft, daß eine Suti, ein Flammenopfer, unabläſſig beſchäftigt werden muß, damit ſie keine Zeit findet, in ruhiger Sammlung ſich die Schreckniſſe des nahen Feuertodes zu vergegenwärtigen. Von dem Augenblicke ihres Gelübdes an bis zur Beſteigung des Scheiterhaufens werden ihr unabläſſig in mannigfaltigſtem Wechſel Huldigungen über Huldigungen dargebracht.

Anunda war von ihrer Tante und deren Töchtern gebadet, gekleidet und mit Blumen geſchmückt worden. Ihr Onkel und die Prieſter hatten ſie von einem Gemach in das andere getragen, weil ihre Füße zu heilig waren, um die Marmorflieſen des Fußbodens zu berühren. Der Swami hatte ſie, von ſeinem Stabe umgeben, geſalbt und mit geweihter Farbe bezeichnet; alle hatten vor ihr wie vor einem überirdiſchen Weſen gebetet und den Saum ihres Gewandes geküßt. — Der Hof ward ſorgſam gefegt und mit Waſſer beſprengt; dann wurden in demſelben alle armen Brahmanen der ganzen Stadt zu Ehren der Suti mit Reis, friſchem Brot und Backwerk aller Art geſpeiſt. Wenn ein Trupp ſich gelabt hatte, wurden ſtatt der Teller friſche grüne Platanenblätter auf die Erde gelegt und ein neuer Schwarm hereingelaſſen. Sie alle prieſen und ehrten die Wohlthäterin Anunda, von deren baldigem Ende ſie noch nichts ahnten.

Die Kunde, daß Narayen Gowinds Hauſe die Ehre der Beherbergung einer Gott wohlgefälligen Prieſterin zu teil geworden war, lockte eine endloſe Menge von Hindus, namentlich aber von Frauen und Kindern herbei, die mit Blumenkränzen und Trankopfern in den Händen um Einlaß in den Hof baten, da ſie der neuangekommenen Heiligen ihre Huldigungen darzubringen wünſchten. Sie mußten ſich gedulden, bis die Speiſung der Armen beendet und der Hof geräumt war; dann aber ließen ſie ſich nicht länger zurückhalten; haſtig drängten ſie ſich hinein und knieten dicht aneinander gedrängt auf der Erde nieder. „Heil dir, Kali, Heil deiner Prieſterin!“ riefen ſie jubelnd.

Bei dem allen glitt kein Lächeln ſtolzer Befriedigung, kein Zeichen der Anerkennung der hohen Ehre, die ihr zu teil ward, über die bleichen Züge der Devadaſi. Ohne Freudigkeit, ohne Begeiſterung, aber auch ohne Furcht und Todesgrauen ſaß ſie da. Der leere Blick ihrer Augen verriet, daß ihre Seele mit Gedanken beſchäftigt war, die nichts mit der ſie umgebenden Außenwelt zu thun hatten und keinerlei Nahrung durch die mannigfaltigen Szenen erhielt, die ſich vor ihr entwickelten und die ſämtlich nur ins Werk geſetzt wurden, damit ihre Sinne eine ihnen angenehme Beſchäftigung erhielten. Ihr Körper war hier — ihr Herz auch? — o nein, das weilte in weiter Ferne.

Es war dort, wo es nach ihrem eignen Urteil und nach den Satzungen der Religion, in welcher ſie erzogen war, nimmermehr hätte ſein dürfen: im Zelte eines Chriſten. Ihre leidenſchaftliche Zuneigung zu dem ritterlichen Manne, der ſie aus den Händen ihrer Räuber errettet hatte, war ihr jetzt völlig zum Bewußtſein gekommen. Sie wußte, daß ſie ihn liebte, liebte mit der Glut inbrünſtiger Hingabe, liebte wie Damajati den Nal, wie Sakuntala den Duſchianta, wie Sita den Rama. Aber wehe ihr, wehe! — Dieſe liebten rein — ſie aber hatte ſich mit ſündigem Herzen verirrt auf einen dunklen Pfad, aus dem ſie keinen Ausweg fand. Wenn ſie jetzt ihr Leben von ſich warf als ein Geſchenk für die opferfrohe Göttin — erreichte ſie wirklich dadurch den Preis, den ſie dadurch zu erringen hoffte? Bewahrte ſie ihn — den Geliebten — vor der Hand des Mörders, den ein Verruchter gedungen hatte, um ihn zu erdroſſeln? Und ſtieg ihre eigne Seele, von allem weltlichen Verlangen durch das Feuer geläutert, zum Wohnſitz der Unſterblichen empor? Vergebens ſuchte ſie nach einer troſtreichen Antwort auf dieſe Fragen voll quälender Ungewißheit.

Grauſam, unnatürlich und widerſinnig mutet uns Chriſten die indiſche Lehre von dem Opferdurſt der Gottheit an. Es iſt eine traurige Thatſache, daß jenes indiſche Volk, deſſen tiefreligiöſer Sinn, deſſen rührende Frömmigkeit unſere ſtaunende Bewunderung verdient, durch ungeſunde Prieſterſatzungen auf eine Bahn gelenkt wurde, auf der die Wucherpflanze des Aberglaubens wild emporgeſchoſſen iſt; eines Aberglaubens, der unter anderen Giftblüten auch die Verherrlichung des Selbſtmordfrevels und des eigenwilligen Verlaſſens der uns zugewieſenen irdiſchen Lebensarbeit großgezogen hat.

* * *

Pauken, Cymbeln und Maharattenpfeifen erklangen. Sie ſpielten eine ſchwärmeriſch-ſehnſüchtige Melodie. Die geſamte Prieſterſchaft erſchien vor dem Hofthor. Anunda trat aus ihrer Laube. Sie wußte, daß ſie jetzt den Todesweg zu betreten hatte. Ein Schauder durchrieſelte ſie, aber ſie faßte ſich ſchnell, bat um Blumen und warf dieſelben unter das knieende und jauchzend nach ihnen haſchende Volk.

Der Swami und Narayen Gowind traten aus dem inneren Teile des Hauſes. Sie nahmen die Suti in ihre Mitte. Langſam, mit ſtolzer Haltung ſchritt dieſe die Stufen zum Hofe hinab. Ehrfurchtsvoll wich die Menge, eine Gaſſe bildend, auseinander. Anunda ward in eine mit Lotosblumen geſchmückte offene Sänfte gehoben, die Träger ſetzten ſich in Bewegung. Die Prozeſſion ordnete ſich und wandte ſich dem Walde zu, der hinter dem Tempel lag. Die Menſchenmaſſen ringsumher jubelten, obgleich ſie noch nicht wußten, welchen Zweck der Zug hatte. Das Geheimnis war treu bewahrt worden.

Erſt während des Ganges verbreitete ſich das Gerücht, daß die Devadaſi ſich dem Flammentode geweiht habe und ſich zum Segen für ihre Mitmenſchen der Göttin Kali als Opfer darbringen werde. Dieſes außergewöhnliche Ereignis rief eine große Erregung hervor. Die Straßen, Dächer und Veranden füllten ſich mit neugierigen, mitleiderfüllten und begeiſterten Zuſchauern.

Die Muſik verwandelte nach und nach ihren wehklagenden Ton in den Ton des Jubels. Die Prieſter ſangen:

„Du eilſt als die Erſte voran deinem Volke;
Es gleichet dein Geiſt einer ſonnigen Wolke.
Sie ſteiget zum Äther, dem zarten, empor,
Du ſteigſt zu der Götter glückſeligem Chor.
Heil dir, die im Feuer die Feſſel zerſprengt,
Die uns hier auf Erden die Seele verengt.“

So ging es durch die Straßen der Stadt, den Hügel hinauf, durch ein Gehölz zu einem einſamen Thale am Ufer eines Flüßchens. Am Ende einer breiten Wieſe war hart am Ufer des Gewäſſers ein Scheiterhaufen errichtet, der von unten bis oben reich mit Blumengewinden, Teppichen und bunten Seidenbändern verziert war. Doch blickten hier und da die ſtark mit Öl und anderen fettigen Subſtanzen, ſowie mit Kampfer und Weihrauchpulver beſtreuten Holzblöcke unter ihrer freundlichen Umhüllung hervor und verrieten ihre grauenhafte Beſtimmung. Eine rohgezimmerte Treppe führte zur Oberfläche hinauf, auf deren Mitte aus leuchtenden Stoffen ein Ruhebett bereitet war. Das Ganze war die Ausgeburt einer zur äußerſten Grauſamkeit entarteten religiöſen Schwärmerei.

Anunda ward aus der Sänfte gehoben und ſtand auf dem Platze, den die Brahmanen rings um den Holzſtoß vor dem Andrängen der Zuſchauer mit kleinen Pflöcken abgeſteckt hatten. Sie ſchien den häßlichen Holzſtoß nicht zu ſehen, der ſie zu der Glorie des Himmels führen ſollte. Ihre Augen hatten noch immer den Ausdruck, als weile ihr Geiſt in der Ferne. Das lärmende Getöſe zahlloſer Menſchenſtimmen, das Klatſchen der Cymbeln, die ſchrillen Töne der Hörner und Pfeifen, die heiſeren Stöße der Drommeten und der dumpfe Donner der Pauken wirkten betäubend auf ihre Sinne ein und raubten ihr die Fähigkeit des Denkens.

Unterwürfig kniete die geſamte Prieſterſchaft auf dem grünen Plan vor ihr nieder und goß Waſſerſpenden wie vor einer Göttin aus. Die heilige Farbe auf ihrer Stirn ward erneuert und die Blumenkränze, die Hals und Haar zierten, durch friſche erſetzt.

Nach alter Vorſchrift umwandelte Anunda dreimal den Scheiterhaufen. Dann ſtand ſie vor der emporführenden Treppe ſtill, um ihr Geſchmeide abzunehmen und es unter die ſie umgebenden Brahmanen zu verteilen. Aber als ſie ihre Armſpangen abſtreifte, hob ſie den Blick wie zufällig zu dem widerwärtigen Bauwerk empor, und jetzt ſchien ihr plötzlich der Zweck desſelben mit voller Klarheit vor die Seele zu treten. Mit angſtvollem Blicke trat ſie einen Schritt zurück und ſtarrte abermals empor. Ein Gefühl ergriff ſie, als ſchwanke der Boden unter ihren Füßen; ſie ſtreckte die Hände nach einer Stütze aus und wäre unfehlbar zur Erde gefallen, hätten der Swami und Narayen Gowind ſie nicht davor bewahrt. „Es iſt eine Schande für unſere ganze Kaſte,“ flüſterten ſie einander zu, „wenn ſie jetzt nicht ſtandhaft bleibt.“

### 17. Kapitel. Zu rechter Zeit.

„Haltet ein, im Namen des Geſetzes! Zurück! Wer uns widerſtrebt, den ſchießen wir erbarmungslos nieder,“ donnerte eine kräftige, klangvolle Stimme. Wem dieſelbe angehörte, wir wiſſen es. Auch Anunda kannte ſie. Ein lauter Freudenſchrei entrang ſich ihrer Bruſt, und ſchon im nächſten Augenblicke fühlte ſie ſich von zwei ſtarken Armen umfaßt — von ſeinen Armen — von den Armen jenes Mannes, um deſſentwillen ſie ihr Leben hatte dahingeben wollen. Ein Gefühl überſchwenglichen Glückes, das beſeligende Bewußtſein, im Schutze treuer Liebe ſicher geborgen zu ſein, zog in ihr Herz. Sie ſchaute mit dem Blicke innigſten Dankes zu ihm auf; dann ſchwanden ihr die Sinne. Sie ſah nichts von dem Thun und Treiben der berittenen Poliziſten, die im entſcheidenden Augenblicke unter der Anführung des Vizeſtatthalters aus dem nahen Dſchungel geſprengt waren und ſich auf dem Platze vor dem Scheiterhaufen aufſtellten. Sie hörte nichts von den Schüſſen, die dieſe in die Luft hineinfeuerten, um den Befehl ihres Gebieters zu unterſtützen und Furcht und Zittern zu verbreiten. Eine wilde Panik ergriff Prieſterſchaft und Laien, Vornehme und Geringe, Starke und Schwache, Alte und Junge, Männer und Frauen. Unter ſchrillem Wehklagen, unter angſtvollem Geſchrei, unter den Ausbrüchen des Ingrimmes und eines ohnmächtigen Trotzes ſuchten alle ihr Heil in der Flucht. Wußte doch ein jeder, daß er bei verbotener That ertappt war und daß der Saumſelige durch ſein Verharren auf der Stätte des Frevels ſich des Rechtes der Freiheit berauben würde.

In verſchwindend kurzer Zeit war das Thal reingefegt und die Volksmaſſe wie Spreu vor dem Winde verflogen.

Lange währte es, ehe Anunda die Augen aufſchlug und der Bann der ſtarken Ohnmacht gebrochen war. Und als ſie es that, fieberte ſie ſtark und erkannte ihre Umgebung nicht.

Major Douglas ſpähte überlegend nach einem zweckmäßigen Fortſchaffungsmittel. Ein Krankenkorb war nicht vorhanden, aber die Sänfte, in welcher man das arme Kind zum Scheiterhaufen getragen hatte, war von den Fliehenden im Stiche gelaſſen. Wenn er dieſelbe mit den Kiſſen und Decken füllte, die er auf dem Ruhebette des Holzgerüſtes fand, ſo ließ ſich ein ziemlich bequemes Traglager herſtellen.

Gedacht, gethan! Mit ſorgſamer Hand wurde Anunda in dieſen Wagen gelegt, und dann ſetzte der Zug ſich langſam in Bewegung, während zwei Reiter mit verhängtem Zügel von dannen jagten, um Irene von dem erfolgreichen Rettungswerk ihres Bruders zu unterrichten und ihr mitzuteilen, daß dieſer in einem mohammedaniſchen Dorfe zur Stärkung der Leidenden eine kurze Raſt machen werde, dann aber ohne ferneren Aufenthalt ſeinen Weg fortzuſetzen gedenke und ihr noch vor dem nächſten Morgengrauen ſeinen Schützling zu bringen hoffe.

„Nun iſt ſie losgelöſt von ihrem Volke,“ ſagte ſich Irene tiefbewegt, als die Boten ihren Auftrag abgeſtattet hatten. „Jetzt gehört ſie uns, und ich darf ſie hegen und pflegen wie eine geliebte Schweſter!“

* * *

Fünfzehn Jahre ſind vergangen ſeit jenem für Anunda ſo bedeutungsvollen Tage. Die Tochter des Vyas Schastri iſt die Gattin von Major Douglas; eine glückliche und beglückende Frau, eine Mutter von zwei blühenden Kindern, einem Sohne und einer Tochter.

Liebe und Gegenliebe wirken Wunder der Erziehung; wo ſie ſich thätig erweiſen, dieſe machtvollſten Hilfsmittel der Bildung, da hofft die ſamenausſtreuende Hand nicht vergebens auf eine reiche Ernte. Anunda war jung; ſie hatte in ſtrenger Lebensſchule gelernt, daß der Name der Göttin Kali ein leerer Schall iſt; ihr frommes Herz verlangte mit ſtürmiſcher Glut nach einem höheren, edleren Gottesbegriffe. Als ſie, den Flammen entriſſen, nach langer Krankheit, von Irene unter der Anweiſung ihres Gatten aufs hingebendſte gepflegt, ſich wieder wohl und kräftig fühlte, da waren ihr unwillkürlich der treuen Pflegerin gegenüber ähnliche Worte auf die Lippen getreten, wie ſie einſt die Moabiterin Ruth zu ihrer geliebten Schwiegermutter geſprochen hatte: „Wo du hingehſt, da will auch ich hingehen; wo du bleibſt, da bleibe auch ich; dein Volk iſt mein Volk und dein Gott iſt mein Gott.“

Irene nahm Anunda mit ſich nach Kalkutta. Dieſe empfing dort Unterweiſung in der chriſtlichen Religion, ſie war eine eifrige Schülerin und erhielt in der heiligen Taufe, welche einige Wochen vor ihrer Vermählung mit Major Douglas ſtattfand, auf ihren dringenden Wunſch den Namen ihrer Schwägerin.

Anunda iſt noch einmal nach dem Ablaufe ihres erſten Ehejahres an der Seite ihres Gatten nach Tuldſchapur zurückgekehrt. Obwohl ſie wußte, daß ſie von den hindoſtaniſchen Bewohnern dieſer Stadt als eine Paria verachtet wurde, beſchloß ſie dennoch, den Verſuch zu machen, ihre Stiefmutter wiederzuſehen und zu erkunden, wie es derſelben gehe. Sie betrat ſelbſtverſtändlich kein brahmaniſches Haus, da ſie für unrein galt; auch wagte ſie ſich nicht in das Tempelgebiet der rubinäugigen Göttin; aber es gelang ihr dennoch, Gnuga zu ſprechen. Sie beſchenkte dieſe mit einem goldenen Gürtel und goldenen Fußſpangen und erfuhr von ihr, daß Radha nach dem Tode ihres Bruders, welcher ſich im Gefängniſſe das Leben genommen hatte, zu einem entfernten Verwandten gebracht war, in deſſen Hauſe ſie das Elend eines brahmaniſchen Witwenſtandes in vollem Umfange erduldete.

Gnugas Geſchicklichkeit gelang es, unfern der Papnasquelle eine Unterredung zwiſchen den beiden Frauen herbeizuführen.

Anundas Herz blutete, als ſie die Aſchenbrödelgeſtalt der einſt ſo ſchönen, reichgekleideten Radha erblickte.

„Du biſt unglücklich!“ ſagte ſie.

Radha nickte ſchmerzvoll.

„Nun wohl, ziehe zu mir. In unſerm Hauſe kannſt du leben, wie du es gewohnt biſt Ich biete dir ein Obdach und meine treue, töchterliche Pflege. Es ſchmerzt mich tief, dich in ſolcher Trübſal zu wiſſen.“

Radha folgte nach kurzer Überlegung der gütigen Aufforderung. Sie hat ihren Entſchluß niemals bereut. Sie iſt eine treue Freundin des Ehepaares geworden. Warmherzig teilnehmend an all ſeinen Befürchtungen und Freuden, hat ſie ſich beſonders eng an deſſen Kinder angeſchloſſen, und die Sorge für deren körperliches Gedeihen bildet das Glück ihres Lebens.

Major Douglas hat ſeine halb militäriſche, halb ſtaatliche Stellung aufgegeben. Er hat ſeinen Abſchied genommen und wohnt jetzt in einem ſchmucken Landhauſe in der Nähe von Kalkutta. Eifrig widmet er ſeine hervorragende ſchriftſtelleriſche Begabung einem wiſſenſchaftlichen Werke: „Über die Sitten und Gebräuche der Brahmanen im weſtlichen Indien.“ Er hofft durch dasſelbe der engliſchen Regierung eine weſentliche Erleichterung in der Erziehung desjenigen Teiles des hindoſtaniſchen Volkes zu geben, dem er ſeine Gattin verdankt. Außerdem beteiligt er ſich im Verein mit ſeinem Schwager Doktor Fern auf das lebhafteſte an der Ausarbeitung eines Planes, den Anunda und Irene in gemeinſamer Beratung entworfen haben. Es iſt dies die Errichtung eines „Frauenheims,“ das in Kalkutta erbaut werden ſoll und grauſam behandelten Brahmanenwitwen eine ihren Gewohnheiten entſprechende, trauliche Zufluchtsſtätte zu bieten beſtimmt iſt und dieſen Beklagenswerten die Möglichkeit gewähren ſoll, ihre beſcheidenen Lebensanſprüche durch weiblichen Erwerb zu decken.

Die zu der Gründung eines ſolchen ſegensreichen Aſyls erforderlichen Vorbereitungen reifen ihrem Abſchluſſe entgegen. Es ſteht zu erwarten, daß dies Haus binnen kurzem ſeine gaſtlichen Pforten öffnen wird, um eine Anzahl bedrängter Frauen in ſich aufzunehmen und durch ſein Vorbild eine wirkſame Anregung zur völligen Ausrottung jenes tiefeingewurzelten Krebsſchadens der brahmaniſchen Witwenordnung zu geben, welcher ſeit vielen Jahrhunderten ſeine giftigen Keime verderbenbringend in die Häuſer und in die Herzen des hindoſtaniſchen Volkes trägt.

---

## Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

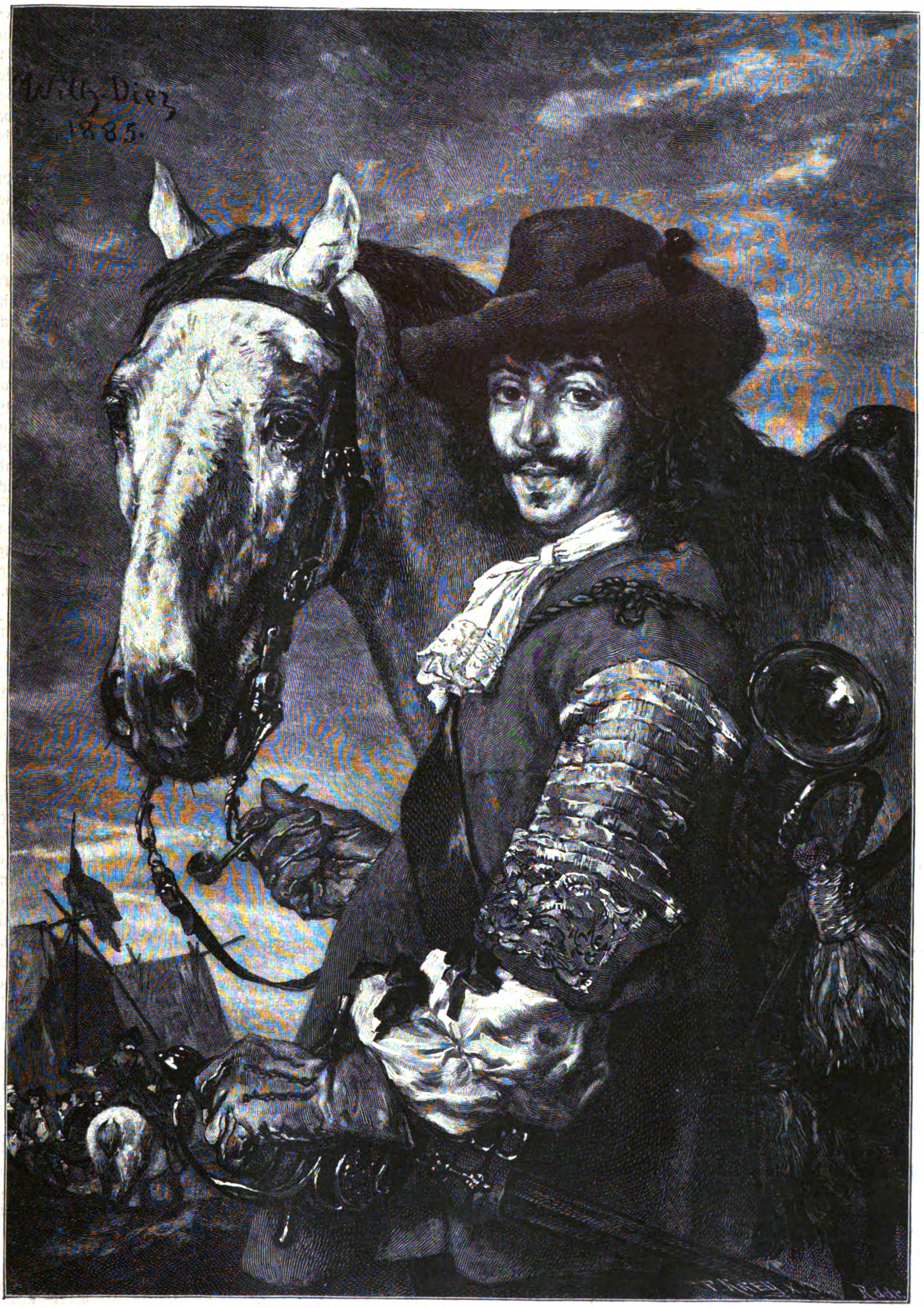
(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

Aſten war überraſcht. Die ſchlichte Einfalt, mit welcher das junge Mädchen ſeine großen und ſchönen Grundſätze bethätigte, flößte ihm wieder eine bewundernde Ehrfurcht ein.

„Das iſt ein ſchönes Wort, Fräulein von Salteneck,“ ſagte er, „das ich mir merken werde. Und hier verlaſſe ich Sie, denn in dem Dorfe, durch das Sie jetzt noch gehen, ſind Sie von Freunden umgeben, die Sie ja in allen Häuſern haben müſſen.“

Sie ſtanden am Ausgange des Wäldchens, und vor ihnen glänzten die Lichter in den Fenſtern des Dorfes, während über dem grauen Geflechte der Äſte ſich der Vollmond hob und den roten Schein über die Schneefläche zog. Das Tonchen zögerte einen Augenblick und hob die blauen Augen zu dem Offizier, der ihm die Rechte bot. Es ſtand der Wunſch in dieſen Augen, den es ihm ſchon ausgeſprochen hatte und gern noch einmal ausgeſprochen haben würde, aber als es in die ſchönen, entſchloſſenen Züge ſah, verzweifelte es an der Wirkſamkeit ſeiner Worte und wandte ſich mit niedergeſchlagener Miene fort. „Behüt' Sie Gott,“ ſagte es kurz und ging eilig über den Schnee dahin.

Er wartete, bis ſich die zierliche Geſtalt zwiſchen den Häuſern des Dorfes verloren hatte, und trat dann langſam den Rückweg an. Sobald er unter den Stämmen des Wäldchens war, deren Häupter jetzt mit breiter ausgreifendem Schatten


Willy Diez
1885.

Trompeter. Nach dem Gemälde von W. Diez.

gegen das Mondlicht kämpften, horchte er; denn abermals knirſchte deutlich eines anderen Schritt neben dem ſeinen. Und nicht lange, ſo klagte ein Käuzchen zu ſeiner Linken, und er meinte eine dunkle Geſtalt hinter den Bäumen vorbeihuſchen zu ſehen.

Er war darauf gefaßt, daß die ſchwarze Kathrin ihn aufs neue angreifen würde, und ſuchte ſich im voraus mit jener Geduld zu wappnen, welche ihm das Tonchen als Pflicht der Menſchlichkeit in mahnende Erinnerung gebracht hatte. Vorderhand prüfte die Zigeunerin dieſe jedoch nur durch neckende Laute, denn bald tönte das Locken eines Rebhuhnes, bald ein munterer Wachtelſchlag, dann das Balzen eines Auerhahnes oder das Meckern der Moosſchnepfe durch die winterliche Landſchaft. Da er aber bei all dieſem lenzluſtigen Lärm gleichmütig und ohne Antwort zu geben, weiterſchritt, trennten ſich plötzlich die Zweige eines Dornengehecks zu ſeiner Seite, und ein Wacholderzweig ſchlug den Schreitenden ins Geſicht, ſo daß er wider Willen innehielt und die Hand nach der Stirne hob, weil ihm das ſtachelige Grün die Augen peitſchte.

„Ah, grüßt du nun, Herr?“ jauchzte die Zigeunerkathrin vor ihm. „Du wollteſt mich ja nit ſehe, nix wiſſe von dem ſchwarze Mädche, weil du die blonde Haar lieber haſt, nit?“

„Ich bitte dich,“ ſagte er, ihre Hand mit dem Zweige beiſeite ſchiebend, „wenn du mir etwas zu ſagen haſt, wie ein menſchliches Weſen neben mir zu gehen, und nicht wie eine wilde Katze um mich her zu ſpringen. Es iſt nicht gut möglich, dich zu ſehen, wenn du hinter den Bäumen ſteckſt, und dich zu verſtehen, wenn du nur wie die Vögel pfeifſt.“

Sie lachte mit ihrer hohen, ein wenig ſchrillen Stimme. „Willſt, ich ſoll mit dir gehe?“ rief ſie, „ei ja, ich will! Aber warum, Herr, warum gehſt du als ſo geſchwind?“

Er antwortete nicht und mäßigte auch nicht den Schritt. Sie tänzelte mehr als ſie ging neben ihm her.

Plötzlich blieb ſie vor ihm ſtehen, breitete die Arme nach beiden Seiten des Weges aus und machte das Schwirren der Eulenflügel nach.

„Nun, was gibt es wieder?“ fragte der Major ungeduldig.

„Hör' den Schrei des Schuhus, Herr! Das Rufen der Eule! Hör' es vor dir auf dem Wege! Der Weg, den du gehſt, bringt kein Glück.“

„Nun, dann gehe ich ihn ohne das. Mache nur Platz und laß jetzt den Unſinn. Ich habe Eile.“

„Haſt du?“ fragte ſie, während ſie die Arme ausgebreitet ließ und das Geſicht dem ſeinen näherte: „O! Zigeunerin glaubt doch nicht. Haſt du Zeit zu küſſe die Blonde im Wald, haſt du auch Zeit zu küſſe die Schwarze!...“

Aſten biß ſich ärgerlich auf die Lippen. Er kam in Verſuchung, die hemmenden Arme mit einem Schlage zu entfernen, bezwang ſich aber und ſchlüpfte geſchickt unter ihnen hindurch. Kaum aber hatte er ein paar Schritte gethan, ſo war ſie wieder an ſeiner Seite.

„Weißt du,“ ſagte Aſten, „du thäteſt beſſer, du ließeſt mich jetzt allein. Wenn du die Gabe haſt, die Gedanken der Menſchen zu erraten, ſollte ſie dir ſagen, daß ich zur Unterhaltung nicht aufgelegt bin.“

Sie ſtieß ein ſchlangenlautähnliches Ziſchen des Unmutes aus, ergriff eine Handvoll Schnee und ſchleuderte ſie ihm ins Geſicht.

Er ſah ein, daß er ſo nicht von ihr loskam, und blieb unwillig wieder ſtehen. „Um welchen Preis läſſeſt du mich gehen?“ fragte er.

Sie lachte laut, ſo daß es gellend durch den ſtillen Wald ſchrillte, und er zog ſein Geldtäſchchen heraus. Sofort hielt ſie ihm auch die Hand hin, in welche er einige Kronenthaler legte: „So,“ ſagte er, „bin ich nun ſicher?“ — Als Antwort erſcholl wieder ihr gellendes Lachen, gleichzeitig aber ſchloß ſie die Hand feſt um das Silber und ſprang hinter die den Weg einfaſſenden Stämme zurück. Von dort aus ſauſten ein paar Tannenzapfen ihm an die Stirn. „Herr!“ rief ſie mit ſpottender Stimme, „biſt Dummkopf, großer Narr! Iſt Zigeunerin klüger wie du! viel klüger!... Wirf Geld gleich fort in'n Schnee, wenn du loswerde willſt. Vielleicht findet eins, das dir lieber dient, wie Zigeunerin thun wird...“

Aſten ging aber, ohne etwas zu erwidern, den freigewordenen Weg entlang. Bald aber trafen ihn abermals Schneeballen und Tannenzweige. Wie eine Bremſe ſchwirrte die geſchmeidige Geſtalt um ihn her, jetzt zu ſeiner Rechten, jetzt zu ſeiner Linken, ihre läſtigen Geſchoſſe nach ihm werfend: „Geh nur nicht ſo ſchnell, Herr!“ rief ſie. „Zu dem, was du finden wirſt, kommſt noch zu früh! Dein Schatz im gelbe Haar hat zweierlei Lieb', eine bei Sonnenſchein und ein' andere bei Nacht!“

Der Major fühlte, wie das Blut ihm wallender zu Kopfe ſtieg, und hatte Mühe, äußerlich ruhig zu bleiben. Was trieb die tückiſche Teufelin, in ſolcher Weiſe mit ihm um den Weg zu ſtreiten?

Jetzt trat Aſten aus dem Wäldchen, und der kurze Feldweg, der hinter dem Dorfe bis in den Schloßhof von Ebereſchenau führte, lief ungedeckt in gerader Linie vor ihm hin. Wie er gehofft hatte, wagte die Angreiferin ſich hier nicht heraus. Sie ſchickte noch ein paar Schneeballen und den unglückdeutenden Schrei des Käuzchens hinter ihm her. Dann hörten auch dieſe Drohungen auf, und er vernahm keinen anderen Laut als das Knirſchen der eignen Schritte, bis er ganz in der Nähe des Schloßhofes den franzöſiſchen Kapitän antraf. Er wollte mit ihm zuſammen ins Haus zurückkehren, aber obgleich Aſten ihn darauf aufmerkſam machte, daß die Stunde des Abendbrotes nahe ſein müſſe, kehrte der Franzoſe dicht vorm Hofe um und rannte, eine unverſtändliche Entſchuldigung murmelnd, ins Feld zurück. Vorher hatte er Aſten ausgefragt, wo er geweſen war, und es ſchien dieſem, als ob er einen Argwohn aus den forſchenden Worten herausgehört. „Vielleicht,“ dachte er, „hat jener die Begegnung geſucht, die mir ſo unliebſam geweſen...“

Etwa eine halbe Stunde darauf — Aſten hatte knapp Zeit gehabt, den Brief an Wegmeiers Mutter zu beenden — läutete die Glocke zum Abendeſſen. Als man ſich zu Tiſche ſetzte, fehlte der Franzoſe, er kam erſt, während man beim Eſſen war. Er entſchuldigte ſich, indem er vorgab, er habe einen Brief zur Poſt getragen und ſich dabei verſpätet. Aufgeregter als gewöhnlich, ſchwatzte er binnen kurzem alle übrigen ſtill, brach aber dann ſelbſt mitten in dem Redeſtrom ab, erklärte, ſein Bein ſei wieder ſchlimmer, und verabſchiedete ſich. Er wolle in den nächſten Tagen auch einmal nach Germersheim, um den dortigen Chirurgen um Rat zu fragen.

Herr Enkerle ging mit ihm. Herr von Waibach verſchwand ſtets eine halbe Stunde nach eingenommenem Abendbrote in ſeinen Gemächern, und Tante Mathilde übernahm es, bis Mitternacht bei Wegmeier zu bleiben. Aſten war endlich wieder mit Friederike allein. Er hatte dieſem Augenblicke mit Ungeduld entgegengeſehen, während ſie vor ihm zitterte. Auch machte ſie einen letzten Verſuch, ſich ihm zu entziehen, indem ſie ein undeutliches „Gute Nacht“ murmelte und ſich anſchickte, nach Tante Mathilde aus dem Zimmer zu gehen. Es gelang ihr jedoch nicht, denn Aſten nahm ihre Hände und zog ſie zu ſich zurück.

„Sie wiſſen, daß ich Sie ſprechen will, Friederike, und werden mich hören,“ ſagte er und drückte ſie auf ein kleines Sofa neben ſich.

Sie wagte nicht, den Blick auf ihn zu richten, aber ihre Lippen murmelten wieder: „Muß es denn heut' ſein? Gerad' ſchon heut'?... Wenn Sie nur bis morge warte möchte...“

„Nicht eine Minute mehr warte ich,“ antwortete er und neigte ſich tief zu ihr herab. „Ich will das Recht haben, dieſe ſüßen Lippen, die ſich ſtets zu ſo thörichten Bitten öffnen, in jeder Stunde zu küſſen, ohne daß ſie ſich mir furchtſam entziehen, wie es heute geſchehen iſt. Friederike, geben Sie mir dies Recht?“

Sie ſchluchzte und drückte die kleinen Hände vor das Geſicht, daß die blonden Locken ganz darüber fielen. Er ſuchte unter dieſen die Hände zu entfernen und vernahm unter ihrem Schluchzen die Worte: „Ich kann ja nicht! Ich darf ja nicht!“

Unwillkürlich bog er ſich erbleichend ein wenig zurück: „Warum nicht, Friederike? Wer kann Sie daran hindern?“

Sie antwortete nicht, ſondern ſchluchzte nur und verbarg die weinenden Augen wie vorhin. Da legte er ſeinen linken Arm um ihre Schulter und zog ſie dicht zu ſich: „Kind, haben Sie doch nur den Mut, die Entſcheidung in meine Hände zu legen. Ich will ja dann für Sie handeln und ſprechen …“

Aber ſie befreite ſich von ihm wie in jähem, tödlichem Schrecken: „Nein, nein! nur das thun Sie nicht! Das iſt's ja gerad', was ich meide möcht' …“

Sein Blick bekam den Ausdruck leichten Ungehaltens: „Sie machen es mir recht ſchwer, Friederike, geduldig zu bleiben,“ ſagte er, „und ich kann nicht umhin zu bemerken: nach dem heutigen Tage ſollten Sie nicht nur erlauben, ſondern geradezu fordern, daß ich die Entſcheidung herbeiführe.“

Eine dunkle Glut überzog ihr Geſicht, während aus den geſenkten Wimpern ſich neue Thränen drängten.

„Ja, ja, Sie müſſe fort!“ murmelte ſie, „ich wollt's Ihne ja auch ſage … Morge — morge müſſe Sie gehe …“

Sein Blick umfaßte ſie mit wärmerem Ernſte: „Das iſt ein Rat, den ich ſchwerlich befolgen werde, ſolange Sie ihn mir unter ſo viel Thränen geben,“ antwortete er. Und dann, ſeine Hand auf ihren lockigen Scheitel legend: „Ich wüßte nur eins, was uns jetzt noch ſcheiden könnte, und das wäre, wenn Sie einem anderen Ihr Wort gegeben hätten. Ich kann aber nicht glauben, daß das geſchehen iſt?“

Sie antwortete nicht, ſondern legte den Kopf ſeitwärts auf die Lehne des Kanapees und drückte ihn daran.

Ein kaltes Unbehagen erfaßte ihn.

„Friederike,“ ſagte er heftig, „haben Sie einem anderen dies Wort gegeben? Antworten Sie! Ich muß es wiſſen! Ja oder nein?“

„Ja!“ kam es halb erſtickt unter dem blonden Seidengewirr hervor. „O Gott! warum frage Sie denn?“

„Ja? — Unmöglich!“ ſtammelte er und zog ſeine Hand langſam von ihr zurück. Er meinte, ſein Gehör müſſe ihn täuſchen und die eigne Stimme klang ihm fremd, als er dem Ausruf hinzufügte: „Sie ſind verſprochen mit dieſem — dieſem Salteneck? …“

Ihr Kopf ſank wieder nach vorn, und das Ja, das ſie abermals murmelte, verſtand er vor Schluchzen nicht. Über die tiefe Bläſſe ſeiner Züge aber breitete ſich eine verurteilende Strenge: „Und Sie konnten mich trotzdem bitten, zu bleiben? Mich veranlaſſen, um Ihre Liebe zu werben und Ihnen die meine zu geſtehen? Wiſſen Sie denn nicht, Fräulein von Waibach, daß das ein ſchweres Unrecht iſt, das Sie an mir, ja, das Sie auch an jenem anderen begangen haben?“

Sie zuckte wie von einem Schlage getroffen zuſammen, hob den Kopf und wandte ihn zu ihm. Aus den zarten, gramverſchleierten Zügen blickten die ſchönen Augen mit ſo verzweifeltem Flehen, daß es auch einen anderen als einen Liebenden hätte rühren müſſen.

„O ſage Sie das nicht!“ ſagte ſie, „ich hätt' ja nichts gethan, um Sie herzuziehe, aber wie Sie kame, da meint' ich, ein paar Tag', nur ein paar Tag' in einem langen, traurigen Lebe, die wollt' ich feſthalte und in ihne glücklich ſein! Es war ja eine Schwäch', gewiß, ja und ſie ſtraft ſich jetzt; aber wer kann ſo ſtark ſein, das letzte bißche Glück, das einem das Schickſal gibt, auch fortzuſtoße?“

Seine Strenge war gebrochen. Er legte die Hand neben ihr feſt auf das Polſter, während er erwiderte: „Es gehört die ganze Stärke dazu, die Sie nicht hatten, um Sie jetzt nicht in meine Arme zu ziehen, Friederike, und den Mund, der mir dies Geſtändnis macht, zu küſſen. Aber weiß der Mann, dem Sie Ihr Wort gegeben haben, daß Sie mich ſo lieben, wie es dies Geſtändnis verrät?“

Sie errötete wieder und ſenkte die Lider: „Er ſagt, ich werde Sie vergeſſe,“ flüſterte ſie. „Ich hätt' Sie ſo kurze Zeit ja nur geſehe …“

„Und Sie wollen ihm glauben und es verſuchen?“

„Ich muß … Er tritt ja nit mehr zurück …“

„Wollen Sie mich nicht lieber ermächtigen, noch einmal mit ihm zu ſprechen?“

Sie erſchrak wie vorhin und ſtreckte über dem zerdrückten Tuche die gefalteten Hände zu ihm hin: „Um Gotteswille! Das könnt' nur ein Unglück gebe! Sie wiſſe nicht, wie heftig er iſt und — und wie er an mir hängt! Ach, er hat mir's ja ſelbſt geſagt: jetzt könne nichts mehr mich von ihm löſe als der Tod …“

Aſten ſah düſter vor ſich hin. Dann ſagte er: „Wann hat dieſe Verlobung ſtattgefunden?“

„Damals, als Natalie mir den Brief geſchriebe, in dem ſie mir anvertraute, Sie habe ſich mit ihr verſproche …“

„Und Sie waren vorher nicht an ihn gebunden, wie die Gräfin behauptete?“

„Nicht ernſtlich, nicht unlöslich! Ich wußt' ja wohl, daß er mich heirate wollt', und ich dacht' auch früher, ich würd' mich einmal darein finde … Ich hatt' ihn ja ganz gern. Aber …“

Sie ſtockte, und er vollendete den Satz: „Sie wußten noch nicht, daß Sie noch anders gern haben könnten.“ Und ſich wieder ein wenig zu ihr neigend: „Friederike, das müſſen Sie ihm ſagen, und er muß danach handeln. Er kann Sie nicht zwingen, ihm zu folgen, wenn Ihr Herz Sie einem anderen zuſpricht! Und wollte er es, er könnte es nicht! Denn es ſteht ſchließlich doch nicht in ſeiner Macht, zu verhindern, daß Sie die Verlobung löſen.“

Aber Friederike ſprang zitternd auf: „Das geht nit, Herr von Aſte, das — thu' ich nit. O, ich bitt' Sie, verſuche Sie nit, mich dazu zu überrede! …“

Es war derſelbe vernunftraubende Schrecken, der ſie ſtets befiel, ſobald Aſten ſeine Abſicht andeutete, Saltenecks tyranniſchen Einfluß zu brechen, dasſelbe Entſetzen, das ihren Willen lähmte und das Aſten ſo tadelnswert erſchien.

Sein ernſtes Geſicht ſprach auch jetzt ſein Urteil darüber aus.

„Wenn Sie das ſagen, habe ich nichts mehr zu erwidern,“ ſagte er herb und ſtand gleichfalls auf. „Dann alſo werde ich morgen reiſen …“

In ihren braunen Augen brach ein ſchmerzliches Leuchten aus und verzehrte die Thränen darin.

„O, Herr von Aſte,“ rief ſie und ſtreckte ihre beiden Hände hin.

Aber er berührte ſie nicht.

„Leben Sie wohl,“ ſagte er ernſt, verneigte ſich und ging.

Die Arme, die ſie ausgeſtreckt hatte, ſanken kraftlos nieder, und ſie ſtarrte ihm mit den gramverdunkelten Augen nach, bis die Thür ſich hinter ihm ſchloß. Dann brach ſie in die Kniee und ihr Kopf fiel auf das Polſter, an der Stelle, wo er geſeſſen, und neues Schluchzen ſchüttelte ihren Körper. Sie meinte, ſie würde nie mehr etwas anderes thun können als weinen; denn ein Leben ſchien ihr nicht zu lang, um ihn zu klagen, den ſie liebte, wie niemand und nichts auf Erden, und den ſie verloren hatte für nun und alle Zeit.

Aſten brachte einen Teil der Nacht damit zu, ſeine Sachen zu packen. Sobald der Inſpektor am Morgen auf war, wollte er um einen Wagen bitten, welcher ihn und ſein Gepäck nach dem Bahnhofe bringen ſollte. So ſehr er Friederike liebte, war er doch entſchloſſen, ſie jetzt zu verlaſſen, da ſie die Feſtigkeit nicht hatte, entſchieden zu ihm zu ſtehen. Ohne ihren ausgeſprochenen Willen Salteneck mit der Forderung gegenüberzutreten, die Verlobung mit ihr zu löſen, dazu fühlte er ſich nicht berechtigt. War er doch nicht ſicher, daß nicht in ihrer Seele unter aller Leidenſchaft für ihn, Aſten, eine Stimme zu gunſten der früher beſchloſſenen Verbindung ſprach … Ja, jene Verleumdungsſaat, welche Natalie ihm ſo geſchickt ins Gemüt geſtreut, ein Korn von ihr keimte noch darin! Vielleicht erklärte Friederikens Verſtand ſich für den Pfälzer, wie ihr Herz für den Preußen, — zog ihr praktiſcher Sinn ſie zu jenem hin … Konnte es doch kaum einen anderen

Grund für die Schwäche geben, die ſie dem tyranniſchen Nachbar gegenüber zeigte.

Der Gedanke beſtimmte ſeine Entſchlüſſe, und ſo packte er ſeine Sachen und legte ſich, als er fertig war, angekleidet auf das Bett. Er hatte nur noch wenige Stunden bis zum Tagesgrauen, und es verlohnte ſich nicht, um ihretwillen ſich auszuziehen. Die Ungeduld, die er jetzt verſpürte, das Haus zu verlaſſen, ward dadurch etwas beſchwichtigt, daß er keine Minute mehr mit dem Ankleiden zu verlieren brauchte. Dennoch hätte er ſchlafen mögen, ein paar Monate in einem Zuge hin; ſchlafen und vergeſſen, bis der Schleier, welchen der Schlaf wohlthätig über das Bewußtſein breitet, auf den Zuſtand des Wachens ſich ausgedehnt hatte. Wirre Bilder zogen ohne Unterlaß durch ſeinen Sinn, alle im Zuſammenhange mit dem blonden Mädchen, das er tadelte mit der vollen Bitterkeit ſchmerzlicher Leidenſchaft und das er doch mit der ganzen Kraft ſchmerzlicher Leidenſchaft liebte.

Draußen ſchlug die Hofuhr endlich drei, und Aſten warf ſich ſeufzend herum. Noch drei Stunden, bis ſechs, bis er hoffen konnte, den Inſpektor zu ſprechen und fortzukommen!... Er ſetzte ſich auf und ſah nach dem Fenſter. Es war draußen noch ſo dunkel, als wolle nie mehr ein Tag anbrechen!... Da klopfte es an der Thür... Hatte er das wirklich gehört?... Drei Schläge, wie vom zagenden Finger... Er war ſo aufgeregt, er konnte es ſich eingebildet haben!... Doch nein! Das Pochen wiederholte ſich. Er ſprang auf, machte Licht und öffnete die Thür...

Tante Mathilde ſtand vor ihr im buntgeblümten Nachtſpenſer, das graue Haar unter eine weit vorgreifende weiße Mütze geſteckt und den Strickbeutel am linken Arm.

„Friederike?“ rief er. „Was iſt ihr geſchehen?“

Die Dame ſchüttelte die Nachtmütze. „Nein, nein! Wegmeier! Der Ärmſte! Ach, komme Sie doch zu ihm!“

„Ich komme,“ rief Aſten und begleitete, ohne zu zögern, die Verängſtigte. Drüben aber vergaß er alles andere über dem Anblicke, der ſich ihm bot.

Der junge bayriſche Kamerad lag in den Kiſſen mit ſtillem, leichenweißem Geſicht, und neben dieſem leuchteten auf Decken und Betten große, purpurne Flecke. Blut tropfte auch von den Lippen und färbte immer noch mit neuen unheimlichen Malen die Linnen, rann in einzelnen ſchweren Perlen zum Fußboden herab.

Tante Mathilde, die ſonſt ſo hilfsbereite, wußte offenbar nicht, was ſie beginnen ſollte, und Friederike kauerte in einer Ecke, mit faſt ſo weißem Geſichte wie der Leidende. Aſten trat zu dieſem, hob den Kameraden ganz vorſichtig in halb ſitzende Stellung, entfernte alle Betten von der nach Atem ringenden Bruſt, wuſch die entfärbten Lippen mit Eis und flößte dem halb Ohnmächtigen Eiswaſſer ein. Die Blutung ſtockte und der Kranke kam langſam zur Beſinnung. Er machte einen Verſuch, ſein altes Lächeln auf die weißen Lippen zu legen, und bewegte ſie; aber der Major ſagte, über ihn gebeugt, entſchieden: „Ich bitte Sie, ſeien Sie ganz ruhig. Es iſt nichts Schlimmes, wenigſtens werden die Folgen keine übermäßig ſchlimmen ſein, falls Sie vorſichtig ſind.“

Wegmeier machte mit den eingeſunkenen Augen ein zuſtimmendes Zeichen; aber gleich darauf murmelte er: „Meine Mutter!“

„Ich werde an ſie telegraphieren, ſofort!“ ſagte Aſten, „und ſie wird, hoffe ich, morgen ſchon bei Ihnen ſein. Es war ſeit einigen Tagen ſchon der Wunſch Fräulein von Waibachs, die Dame hier zu haben, damit Sie den Gedanken aufgeben, zu ihr zu fahren. Die Mitteilung dieſes Wunſches wird jetzt nur beſchleunigt werden.“

Der Schatten ſeines dankbaren Lächelns ſpielte aufs neue um des Kranken Mund, und er ſchloß befriedigt, wie in ſchmerzloſer Ermüdung, die Lider. (Schluß folgt.)

## Karl Gerok.

Biſt auch du nun heimgegangen, frommer Sänger, edler Greis
Mit den friedensklaren Augen, in den Locken ſilberweiß!
Nimmermehr auf ſtillen Pfaden unterm hellen Abendſtern
Wandelſt du, in Oſterſängen preiſend deinen Gott und Herrn!

Predigſt nimmer uns den Heiland, der der Hölle Macht bezwang,
Nimmer tönt zu Deutſchlands Ehre deiner Harfe heller Klang.
Mann des Glaubens, Held der Liebe, ausgerungen haſt auch du,
Eingebettet unter Palmen ſchläfſt du nun in tiefer Ruh!

Um der Deinen Wohl und Wehe rang dein väterliches Herz,
Der Gebeugten Blicke lenkteſt mild du tröſtend himmelwärts,
Zürnteſt da nur, wo du liebteſt, mächtig mahnend, ein Prophet,
Der in Demut nur ſich beuget vor Jehovas Majeſtät.

Schlafe wohl, Johannesſeele, prieſterlicher Sänger du!
Deine Ruheſtätte decken ſchwer der Erde Schollen zu.
Iſt die Harfe auch verklungen, deine Lieder leben fort,
Ewig junge Boten kündend Gottes Werke, Gottes Wort.

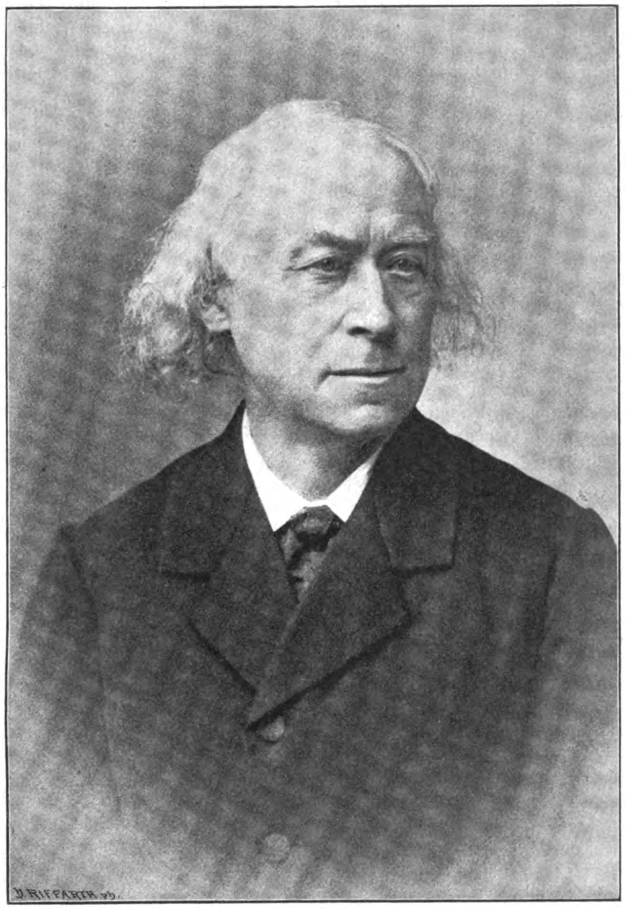
Th. Ebner, Stuttgart.

## Eine rote Roſe auf K. Geroks Grab.

Von Emil Frommel. (Abdruck verboten.)

Die lichten Sterne funkeln
Am Himmel kalt und ſtumm;
Von Waffen klirrt's im Dunkeln,
Der Tod geht draußen um —

So klingt mir's fort und fort in dieſen Januartagen durch Ohr und Herz. Werden reife Fruchtgarben ſchleunig gebunden und in die Scheunen geheimſt, oder Schafe eilend vom Hirten heimgetrieben in die Hürden vor losbrechendem Sturm? Erfüllt ſich das Wort: Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück? Wer will es ſagen? — Unter ihnen Karl Gerok. Kränze in Hülle und Fülle ſind auf ſein Grab niedergelegt worden, ſo reich wie ſelten einem Menſchen; von der Hand der deutſchen Kaiſerin und dem württembergiſchen Königspaare an bis zu den Kränzen der Blinden und Waiſenkinder Stuttgarts. An ſeinem Sarge ſind Worte geredet worden, von welchen man nicht weiß, welches das bezeichnendſte und ergreifendſte, und den liederreichen Mund hat die herrliche Stuttgarter Liedertafel zu Grabe geſungen. Aber allenthalben her legten ſich unſichtbar und lautlos Kränze nieder, betaut von den Thränen derer, denen Gerok ein Führer zum Licht und Leben geweſen; manch köſtliche Liederblume iſt, raſch getrieben durch die Glut des Schmerzes, aufgeſchoſſen über dem Hügel des geliebten Sängers. Ihn kennen und lieben war ja eines; und wer ihn nicht liebte — der kannte ihn nicht. So legt auch das Daheim den Kranz dankbarer Erinnerung nieder. Iſt Gerok ihm doch von ſeinem Entſtehen an ein treuer Freund geweſen, hat ihm ſeine köſtliche Jugendgeſchichte, als einem verſtändnisvollen Leſerkreiſe, anvertraut, und wie manches ſeiner herrlichen Gedichte im Daheim traf zur rechten Zeit das löſende und befreiende Wort an den großen Wendepunkten unſerer neueren Geſchichte. So mahnte mich unſer Blatt an einen wehmütig-ſüßen Liebesdienſt, als Freund vom Freunde zu reden, nachdem das letzte, was Gerok ins Daheim ſchrieb, ein liebevolles Wort zu meinem eignen Bilde war. Gewiß, beſſere Federn werden ſeine Bedeutung für Kirche und Litteratur würdig preiſen, wenn erſt zum Verlieren das Vermiſſen gekommen ſein wird; iſt die Lücke geriſſen, ſo verſteht man leider erſt voll und ganz den, der ſie ausgefüllt. Und wie viel und wie vielen wird er fehlen! So mag denn der Leſer vergeben, wenn ich zwiſchenein notgedrungen mehr von mir reden muß, als mir lieb iſt. Ich tröſte mich aber des Wortes, das mir geſchrieben wurde: „Erzählen Sie uns, wie Sie Gerok kennen lernten und wie Sie ſich liebgewannen. Das iſt der beſte Nekrolog, den ein Freund dem anderen aufs friſche Grab legen kann. Die Wärme geht vom Erzähler auf den Leſer über, daß ihm wird, als hätte er ſelbſt eben erſt den Freund aufgenommen und nun verloren. Am Thatſächlichen liegt nichts. Der beſte irdiſche Lohn eines wohlverbrachten Lebens iſt der: in den Herzen edler Menſchen fortzuleben. Nur der Eindruck, den wir auf unſere Vertrauten machen, verdient litterariſch feſtgehalten zu werden.“ — Wann ich Gerok zum erſtenmal geſehen! Ja, wenn ich das nur ſagen könnte? Aller Liebesanfang iſt wie aller Lebensanfang, dunkel und unbewußt. Mir ſchwebt vor, ich hätte ihn auf dem Stuttgarter Kirchentage im Jahre 1850 geſehen, wo er mir als „Helfer“ an der Hoſpitalkirche gezeigt wurde. Er hatte damals weder Predigtbuch noch Gedichte herausgegeben. So verklang mir auch ſein Name. Wiederum ſah ich ihn in den ſechziger Jahren, ich glaube 1868, zu Stuttgart. Da war er bereits ein vielgefeierter Mann, und ich traute mich nicht an ihn heran, wiewohl ich mit dem hochgewachſenen Manne mit dem blitzenden Auge und der ſchönen Stirne, dem wallenden Haare ſo gern angebunden hätte. Ich hörte ihn predigen und dachte, es werde nun ein Blumenregen über mich herabträufeln, irgend ein improviſierter Vers entſchlüpfen — aber nichts von alledem. Das ging ſo ſchlicht und verſtändlich, nüchtern und klar daher, alles durchſichtig, wie ſchon die Dispoſition, aber warm, lebensvoll und herzgewinnend. Das Geheimnis ſeiner Predigt und ihrer Wirkung war eben — er ſelbſt, ſeine ganze Perſönlichkeit, alles in ihm und an ihm predigte. Da war keine Kunſt zu merken als die, alle Kunſt zu verbergen und dem Hörer die reife Frucht zu bieten, daß er ſie genieße und nicht erſt den ganzen Werdeprozeß des Wachſens und Reifens mit durchmachen müſſe. Das blieb auch — wenn ich anders ihn recht erfaſſe — der Zauber ſeiner Rede bis ins Alter. Geleſen ſind ſeine Predigten oft wie der Chriſtbaum im hellen Sonnenſchein — immerhin ein Chriſtbaum — gehört aus ſeinem Munde aber wie beim Kerzenſchein leuchtend und duftend. Es iſt gefährlich für einen jungen Pfarrer, der ich damals war, ſo einen zu hören, und doch auch wieder ſo erquickend. Die Herren „Amtsbrüder“ werden verſtehen, was ich meine. — So las ich denn erſt Geroks Palmblätter, bevor ich ihn eigentlich zu ſehen bekam. Ich ſah ihn im Worte. Aus ſeinen Liedern und Gedichten wehte es mich ſo wonnig an, und um ein Haar hätte ich ihn auch — angedichtet. ’s war gut, daß ich’s nicht gethan, denn wer weiß, was mir geblüht hätte bei dieſem ſo demütigen Mann. Denn „Beſcheidenheit“ iſt doch nur ein zweifelhaftes Lob und iſt oft mehr Klugheit als Geſinnung und Tugend dahinter. Ich hörte nämlich, daß eine arme Näherin im brennenden Straßburg nichts von ihren Habſeligkeiten gerettet, als „Geroks Palmblätter,“ die ſie ſich in ihrer Armut abgeſchrieben. Darüber wollte ich ein Gedicht machen und ihn, zart und doch ſchlau, um ein Exemplar für das arme Mädchen bitten. Später hat er mich „arg“ gezankt, als ich ihm erzählte, daß ich’s nicht gethan. Ich hatte dann ſeine „Deutſche Oſtern“ geleſen. Ja das war, als ob er ſelbſt mit dabei geweſen, wie warm hat dies Herz mit ſeinem deutſchen und Schwabenvolke gefühlt! Er ſtand eben ganz in der Zeit, wie ſein innerer Menſch ganz in der Ewigkeit wandelte. Aber weil er das letzte that, darum konnte er auch das erſte thun. Durch ſeine Predigten „Aus ernſter Zeit“ zittert das ganze Leid, die ganze Hoffnung jener Tage durch; es ſind „Gelegenheitspredigten“ im beſten Sinne; denn das Wort bleibt wahr auch für jene Kriegsjahre: „Des Menſchen Verlegenheit iſt Gottes Gelegenheit.“ — Endlich im Jahre 1877 bekam ich ihn richtig zu Geſicht. Es war bei Gelegenheit eines Vortrages über Muſik, dem am Abend eine herrliche Aufführung der Liedertafel folgte. Da ſaßen wir traulich am Tiſche, eng zuſammengerückt, mit ſeinem Bruder zuſammen, dem prächtigen Stadtpfarrer von Schwäbiſch-Hall. Die Brüder gemahnten mich in ihrer Liebe an den Bruderbund mit meinem Max, der jetzt ſo kurz vor Gerok heimging. „Das iſcht Bruderliebe,“ ſagte einſt ein badiſcher Bauer, als er uns zwei miteinander ſah — und ſo war’s auch bei Gerok; war’s doch auch ſein einziger Bruder, der mit ihm alle Jugenderinnerungen geteilt, und ich kann’s dem Bruder nachfühlen, wenn er am Grabe ſagte: „Wie viel Bruderliebe und Brudertreue ſinkt uns in dein Grab! Keine Freude, die du nicht mit uns geteilt und brüderlich gewürzt, kein Leid, da du uns nicht getröſtet und aufgerichtet hätteſt.“


H. RIFFARTH ph.

Karl Gerok.

Ich wollte ihn nun in ſeinem Heim aufſuchen, ſo in der

Dämmerſtunde, aber — verfehlte ihn. Doch das ſchwäbiſche Mädchen, das mir den bitteren Beſcheid gab, daß er ausgegangen, verſüßte ihn mir, als ich meinen Namen nannte, mit dem Worte: „Aber dös wird einmal dem Herrn Prälat arg leid ſein, daß Sie da waren!“ Sie geſtand mir, daß ſie von meinen Büchern geleſen und den Namen oft gehört hätte von „mei'm Herrn Prälat.“ Er ſchrieb mir dann den erſten Brief: „Hochwürdiger, hochverehrter Herr und Freund! Ihre freundlichen Zeilen geben mir erwünſchten Anlaß, für Ihren leider von mir verfehlten in romantiſcher Abendſtunde zugedachten Beſuch meinen herzlichen und ſchmerzlichen Dank nachzuholen. Er war aber auch ſo ein Ereignis in meinem Hauſe, weil ich meiner Jugend Ihre hinterlaſſene Karte dahin erklärte, ſie komme vom Verfaſſer und Helden des ‚unterſten Stockwerkes‘ und ſo mancher Erzählungen, an denen wir uns im vorigen Winter ſo köſtlich ergötzt hatten. — Ich ſchließe mit der frohen Hoffnung, daß Sie das nächſte Mal nicht genötigt ſeien, in ‚meinem unterſten Stockwerke‘ wieder umzukehren. Mit innigſter Verehrung Ihr treuergebener K. Gerok. Stuttgart, am 28. Auguſt 1877, an Goethes Geburtstag.“

Das war der Anfang einer Korreſpondenz, die ſich nun von da ab die Jahre hindurch bis zum 7. Januar dieſes Jahres in Freude und Leid, in Poeſie und Proſa herzerquickend und an Innigkeit ſich ſteigernd geſponnen hat. Der „Hochwürdige und Hochverehrte“ ſank hinab, der „Herr“ mit ihm, und ſtatt deſſen ſtieg das trauliche „Du“ und „geliebter Freund“ empor. Dieſe Briefe und Lieder ſind mein kleiner Hausſchatz geworden unter dem Titel: „Flora Gerokiana,“ den ich ungern zeige, weil zu viel Liebes drinſteht. Sie ſind wie Brautbriefe, voll Duft einer zarten Liebe eines Älteren zu einem Jüngeren, den er nie ſein Jüngerſein fühlen ließ. Er, der Schweigſame, der an dem munteren Geplauder ſeine Freude hatte, konnte ſo verſtändnisvoll zuhören, als hätte er eigentlich geſprochen, und einem die Gedanken aus der Seele locken, bereit ſofort darauf einzugehen und noch was Beſſeres draus machend, ſo daß man ſchließlich nicht mehr wußte, was er, oder was man ſelbſt geſagt. „Und all dein Denken, all dein Sehnen — ob's dein, ob's ihr, dir iſt's nicht kund,“ ſo ging mir's mit ihm nach Geibels herrlichem Liede. Es iſt etwas Eigenes um ſolche Freundſchaften im Alter; ſie ſind wie ein Johannistrieb, der noch einen goldenen Herbſt verheißt. Man hat eine Fülle von Anſchauungen, von Erfahrungen und Beobachtungen in ſich geſammelt, und wenn nun zwei zuſammenkommen, die Hände zum Nehmen und zum Geben haben (denn manchem fehlt die eine oder die andere) und (in aller Beſcheidenheit geredet) ſo ein Tröpflein Dichterblut auch in dem anderen ſitzt, dem alles Vergängliche ein Gleichnis iſt — dann fließt das kleine Bächlein bald in den vollen Strom fröhlich hinein und freut ſich, daß es ſich darin verliert und — ſich gewinnt. Wenn ſo manche Gerok ſchweigſam und nicht „ausgiebig“ fanden, und ich das gar nicht teilte, ſo klärte mich ein guter Stuttgarter darüber auf, indem er ſagte: „Ja, mit dir iſcht er halt au anders.“ Dazu hatte er in mir und ich in ihm einen ſtillvergnügten Geſellen erkannt, der unter Thränen lacht und beim Lachen anderer weint — jenen Schalk, den er freilich in ſo hinreißender, liebenswürdiger Weiſe verbarg und offenbarte. Es flogen hin und her die Brieflein, wenn gerade eine gute Stunde oder Gelegenheit kam; wir tauſchten unſere Bücher und die Kritik blieb auch nicht aus. So ſandte er mir, nachdem ich ihm zum ſiebzigſten Geburtstage gratuliert hatte, ſein Buch: „Der letzte Strauß.“ Ich ſchrieb ihm zurück:

„Das war noch lange nicht dein ‚letzter Strauß!‘
Mit deinem Sang iſt's noch nicht aus!
Denn ſolch ein klingend Schwabengemüt
Singt noch im Tod ein Schwanenlied!

Vor kurzem trug man dir ins Haus
Von Blumen einen vollen Strauß;
Dafür gebührt ſich neuer Dank,
Dein Dank war ſtets dann ein Geſang.

Wenn dich der HErr im ſel'gen Land
Ins ‚Sträußlein der Lebend'gen‘ band —
Wenn du im letzten Kampf hieltſt aus —
Das war allein dein ‚letzter Strauß!‘“

Flugs kam darauf die beſchämende Antwort, die ich leider nicht ſchuldig bleiben darf:

„Ein goldnes Herz und ein goldner Humor
Das Herz in der Bruſt und der Schalk hinterm Ohr —
Ob er grüßt zu dem Feſt, ob er dankt für den Strauß —
Der goldene Frommel ſchaut immer heraus!“

Ein andermal eilte ich nach Stuttgart, ihn aufzuſuchen, um auf ſeiner von Winden und Roſen umſpielten Veranda ein paar Stündlein auszuruhen und ſchwäbiſche Luft zu ſchöpfen. Da hörte ich zum Schrecken, daß er vor wenig Stunden nach Baden gereiſt ſei, mich aufzuſuchen. Ich konnte leider nicht mehr umkehren, ſo ſetzte ich mich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb auf das nächſte beſte Blatt:

„Ach, ich fühl's: er iſt entſchwunden,
Weilt von hier nur wenig Stunden,
Und mein heißerträumtes Glück
Bringt kein Dampfroß mir zurück.

Dichter gleichen ſehr den Schwanen —
Ihnen thut bisweilen ahnen,
Daß von ferne jemand käm',
Der ihn'n Licht und Luft wegnähm'.

So entflohſt du allzuflüchtig,
Mit dem Schnellzug allzurichtig,
Und mein heißerträumtes Glück
Bringt kein Dampfroß mir zurück!“

Die Antwort ließ nicht auf ſich warten, bald erſchien der Schalk:

„Karl an Emil.

Die Sage ging, im Badiſchen
Sei nur der Freund zu finden,
In lieblichen, arkadiſchen
Bekannten Schwarzwaldgründen.

Da warf ich flugs in froher Haſt
Mich in den nächſten Schnellzug,
Und Frommel war der erſte Gaſt,
Nach dem ich im Hotel frug.

Im Hirſch und Lamm, in Sonn' und Stern
Sucht' ich den goldnen Emil,
Gleichwie der Pudel ſeinen Herrn,
Wie ſeinen Schatten Schlemihl.

Nicht im Hotel, nicht auf der Flur,
Auf Wald- noch Wieſenwegen,
Fand ich von Emil eine Spur,
Dagegen reichlich Regen!

Und als mein haſtig Reiſeglück
Ich ſattſam durchgenoſſen,
Kam ich durchweicht nach Haus zurück,
Bis auf die Haut begoſſen.

Da ließ dein Brief mich leſen, ach!
Mit ſchmerzlichem Entzücken,
Du thät'ſt die Stadt am Neſenbach,
Dieweil ich fern, beglücken.

Drum ob zwei Dichtergenien
Sich leiblich auch verfehlen; —
In leichtbeſchwingten Xenien
Begrüßen ſich die Seelen!

So gern wären wir einander näher geweſen. Als ich darum im Scherze ihm einmal ſagte: ich wollte gern „Prälat von Degerloch“ (einem Dörflein auf den Höhen Stuttgarts) werden, ſchrieb er: „Nein, weißt Du was? Werde Du Abt von Hirſau und ſetz' Dich zur Ruhe, dann werde ich Propſt im Kloſter Lorch, und wir beſuchen einander je und je auf einen Becher kühlen Kloſterweines, und du erzählſt mir vom alten Kaiſer Weißbart.“ — Mag's denn genug ſein von dem, was unter uns im heiteren Austauſch verhandelt ward. — Mich zog ja noch tieferes zu dieſer lieben, lichten Geſtalt. Gerade ſeine „Unnahbarkeit“ hatte für mich einen beſonderen

Reiz. Sie war ja nicht eine angenommene, vornehme Haltung, die einem frechen Eindringling ein „Quos ego“ zurief (was er übrigens auch praktizierte) — ſondern ein Ausfluß ſeines nach innen gekehrten Sinnes. Er war wie in einen lichtgewobenen Schleier jungfräulichen Weſens gehüllt, den er nicht geſtattete anzutaſten; er war eine Art Senſitive, rauhe Hände und Menſchen meidend, die ihm ſeine Kreiſe ſtörten. Wie ſeine Dichtungen den Stempel des Wohllautes, des Maßvollen in ſich tragen, eine ſeltene Vollendung der Form aufweiſen bei allem urſprünglich ſprudelnden Leben, ſo hatte auch der ganze Menſch etwas Gehaltenes, Maßvolles. Alles „Zuviel“ verletzte ihn. Die wahre Weihe alles Verkehres zwiſchen Menſchen bildet aber die Nähe und die Ferne; wer nicht fern ſein kann, kann auch nicht nahe ſein. — Dieſe Gehaltenheit war eben bei Gerok nicht bloß Naturanlage, ſondern zugleich innere ſittliche Errungenſchaft. Durch tiefempfindende, zartbeſaitete Menſchen gehen auch ſtarke Aufwallungen, und in den Äolsharfen heult auch einmal der Sturmwind. Es hat dieſer Johannesſeele nicht am Aufflammen heiligen Zornes gefehlt in ſeinem Predigeramte — die Stuttgarter wiſſen wohl davon zu ſagen — das läßt aber ſchließen, daß er auch mit ſeiner „Pſyche,“ dem ſeeliſchen Menſchen, manchen Strauß in jungen und alten Jahren wird beſtanden haben. Ich genoß ja weſentlich den Abendſonnenſchein ſeines Lebens. Die ſinkende Sonne iſt zwar größer als die aufgehende — aber ſie ſticht nicht mehr. So iſt's auch mit der Sonne unſers Lebens. Es goß ſich ein milder Schein (wie er äußerlich ſein Haupt im Silberglanze umfloß) auch über ſeine Worte und ſein Weſen — und das that einem ſo leicht erregbaren, ſtreitbaren Menſchen wie mir ſo erquickend wohl. Feſtſtehend auf dem Felſen göttlicher Wahrheit und im göttlichen Worte, eine anima naturaliter lutherana, mit heiliger Pietät für alles kreatürlich Geordnete und geſchichtlich Gewordene, genährt von dem beſten theologiſchen Marke ſeines ſchwäbiſchen Stammes, bewahrte er doch die Weitſchaft des Blickes und des Herzens und hatte etwas Ökumeniſches in ſeiner religiöſen Überzeugung. Die liebevolle Anerkennung alles Trefflichen, wo er es auch fand, die tragende Geduld mit den Schwachen und Irrenden kam aus ſeiner Liebeskraft, die gern allen alles ſein wollte, um ihrer etliche für Chriſtum zu gewinnen. Er wollte, wie er einmal in einer Vorrede zu ſeinen Predigten ſagte, „ein Thürhüter ſein am Heiligtum, deſſen Amt aber weſentlich nicht im Zuſchließen, ſondern im Aufmachen“ beſtehe. Er iſt vielleicht darin von manchem mißverſtanden worden, und ſein „Es reut mich nicht“ hat da und dort böſes Blut gemacht. Es will aber jeder aus ſeiner Natur und Anlage, aus ſeiner Führung und beſonderen Berufung herausverſtanden ſein. Aber dazu haben eben die Leute heutzutage keine Zeit und noch weniger — Liebe. Man ſchlägt einem lieber gleich einen ordentlichen Hieb über den Kopf, dann iſt er abgethan, und man iſt flugs fertig. Wie ließ ſich aber Enge und Weite in Gerok ſo gut verſtehen, wenn man ihn nur ein wenig liebte! Wie viel danke ich ihm darin, daß er oft mit einem einzigen Worte ſchwäbiſcher „Weisheit“ den brennenden Kopf und das wallende Herz zurechtrückte!

Nur noch zwei Begegnungen. Es kam der Tag von Lützen 1882, das fünfzigjährige Jubiläum des Guſtav-Adolf-Vereins. Wir beide ſollten zuſammen dort auf freiem Felde predigen. Es war ein ſehr kühler, rauher Tag, und mir bangte für ihn. Wir fuhren zuſammen aufs „Schlachtfeld.“ Da ſtand er denn oben auf der freien, hohen Kanzel, in ſeinem ſeidenen Talar und dem goldenen Prälatenkreuz, dem wehenden Silberglanz um die Schläfe — eine wahre Prophetengeſtalt — und hielt jene herrliche, unvergeßliche Predigt vor der lautloſen, vieltauſendköpfigen Menge. Die Stimme drang durch, ſo klar wie das Silberglöcklein auf ſeiner Stiftskirche. Ich wickelte ihn dann ordentlich ein in Decken und beſorgte ihm warmen Trank. „Diesmal mußt du folgen,“ ſagte ich ihm, „denn ich muß dich wieder heil nach Stuttgart liefern.“ Denn nebenher war er ein unbeſorgtes Kind und wäre gewiß manchmal recht hilflos geweſen, hätte ihm nicht ſeine treue Prälatin und ſein trautes Töchterlein Emma zur Seite geſtanden. Das war ſo ein Höhetag; und an ſolchen Höhetagen muß man ihn geſehen haben bei Guſtav-Adolfsfeſten und Kirchentagen. Wie wußte er da „ad hoc“ zu ſprechen, den Leuten ihre Heimat, ihre Stadt ſelbſt zu einem Text umzuwandeln — ich denke an die Feſte in Eiſenach, in Schwäbiſch-Hall, in Ulm. Wie wird er uns überall fehlen! Jene Lützener Feier hatte noch ein Nachſpiel in Leipzig; das iſt aber zu ſchön, als daß man davon reden könnte. Aber Freund Kögel und Pank wiſſen davon zu ſagen, und in der Flora Gerokiana liegt ein herrlich Albumblatt darüber.

Erinnert ſich ſodann noch Freund Köſtlin (Geroks trefflicher Schwiegerſohn) der herrlichen Fahrt nach Hirſau? Ja, da kam er von Stuttgart, wo er eben vor Kaiſer und Reich gepredigt, und Kaiſer Wilhelm ihm in ſo ſinniger Weiſe Stern und Kreuz verliehen als „deutſchem Dichter.“ Und nun lud die Wirtin, die „große Wäſche“ hatte, ihn, den eben Beſternten, ein zu „Rotkraut und Leberknöpfle!“ Das durchſchauerte ihn mächtig, und er wollte lieber ins „Bädle“ Liebenzell fahren. Aber auf welchem Gefährt! das kaum für zwei Platz hatte, wir ſelbfünft mit dem Kutſcher, und mit dem „Gäule,“ von welchem der Lenker ſagte: „'s iſcht e ganz ordelichs Gäule, er beißt nor vornen un hintenaus ſchlagt er.“ Wie's im Sturmwind hinabſauſte, daß uns Hören und Sehen verging, bis wir im „Bädle“ ankamen! Gerok wurde bewundert und verwundert angeſchaut in ſeinem großen Schlapphute, und die Frau Wirtin wollte es gar nicht glauben, „daß dieſer Herr ſollte die „Palmblätter“ gemacht haben!“ Sie hatte ſich ſchon geſpitzt auf ein Gedicht von ihm ins Fremdenbuch — aber er gab nichts her als ſeinen Namen und drang in mich, ein Gedicht zu machen. Ich aber ſchrieb hinein, auf Gerok deutend:

„Im Schwabenland iſcht ‚Elles‘ weggedichtet —
Wer da noch dichtet, iſcht gerichtet.“

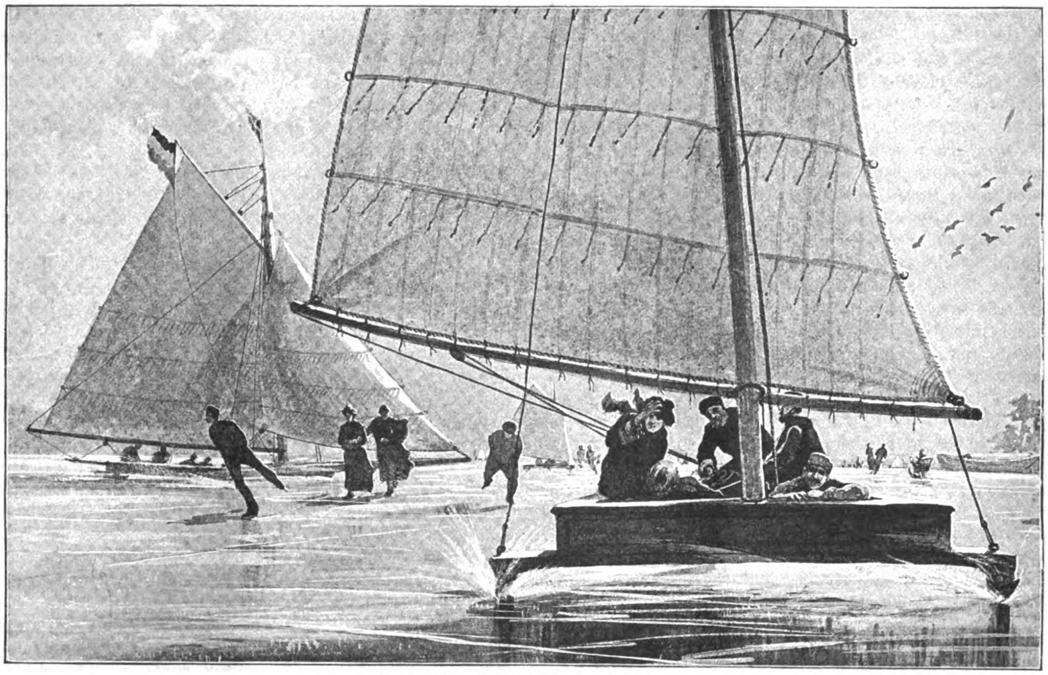
Ja, denkſt du daran! wie gottverſunken er durch den Kreuzgang Hirſaus wandelte, dann mit uns der Beethovenſchen Sonate lauſchte und der ſüßen Töne nicht ſatt werden konnte! Welch wonniger, ſonniger Herbſttag an ſeinem Herzen — der letzte mit ihm!

Nun iſt's genug. — Das Lied iſt aus, er iſt daheim, ſein Wunſch erfüllt: „Ich möchte heim.“ Heimgegangen wie die Sonne, die er auf einem ſeiner letzten Gänge mit dem Ausrufe ſinken ſah: „So ſtirbt ein Held,“ ſo ſtarb er, ein Held und ein Kind im Glauben. In der letzten Nacht flammte noch einmal die müde Lebensſonne auf, er feierte mit den Seinen das Mahl des HErrn. Sein Teſtament lautete: „Feſt im Glauben, eins in der Liebe, ſelig in der Hoffnung.“ Das war ſeine letzte Predigt, gehalten auf der Kanzel ſeines Sterbebettes in der Alba ſeines Sterbekleides. Unter Liedern hat ſich der Pſalmſänger durchgerungen, nicht mit ſeinen eignen, aber mit denen, die ihm die Kirche aus dem Herzen geſungen und die darum doch „ſein eigen“ waren.

Sie begraben ſchnell in Süddeutſchland. Am Dienstag entſchlief er und Donnerstag war ſchon der Gang zum Kirchhof. Ich konnte Stuttgart nicht mehr erreichen, da die Todesnachricht zu ſpät mich traf. — So durfte ich nur blutenden Herzens und doch hochgetroſt über den Palmenſänger, der zum Palmenträger geworden, auf ſein Grab mit dem Blitze ſchreiben:

An dich zu denken, war Erquickung,
Von dir geliebt ſein, war ein Ruhm —
Ich bete weinend an die Schickung,
Und ſuche dich im Heiligtum!

Die ihn kannten und liebten, denen er Freund war, werden mit mir klagen: „Es iſt mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt und deine Liebe iſt mir ſonderlicher geweſen, denn Frauenliebe iſt.“ Die aber groß genug denken, in Kirche und Chriſtenvolk, fremdes Verdienſt anzuerkennen, werden mit mir an ſeinem Grabe bekennen: Er war eines Hauptes länger, eines Herzens weiter als alles Prieſtervolk!



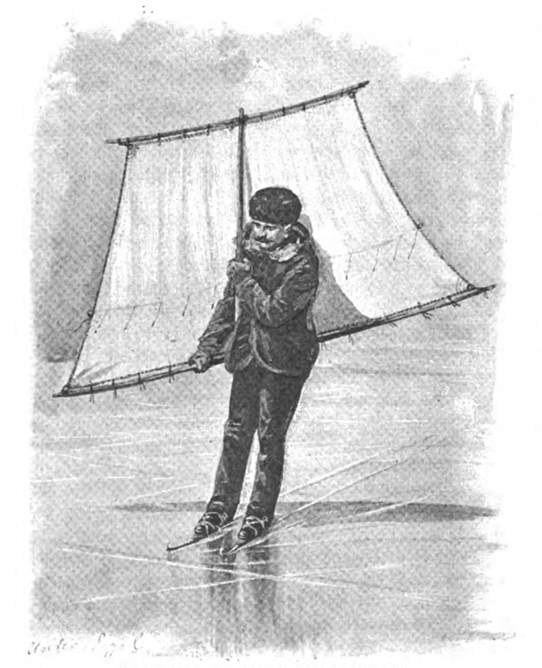
Berliner Eisſport: Fahrt im Segelſchlitten.

# Berliner Eisſport.

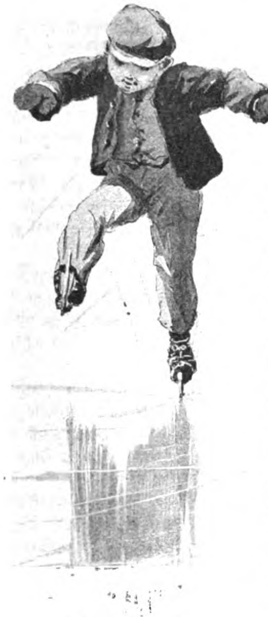
Text und Illuſtrationen von Hans Bohrdt.

(Abdruk verboten.)

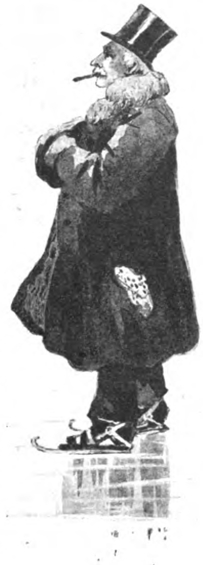
Genauer und mit mehr Intereſſe kann wohl kein Mann der meteorologiſchen Wiſſenſchaft den Stand des Thermometers zur Zeit der kurzen Tage beobachten, als die Beſitzer oder Pächter der Reſtaurationsgärten, ſowie anderer, ſich für „Eisſport" eignender Flächen. Hat der bleierne Himmel ſich genügend ausgethränt und beginnt das Queckſilber ſich auch nur ein klein wenig unter Null zu verkriechen, dann wirkt der weiſe, wägende Menſch. Gleich dem Märchen vom Zauberlehrling erſcheinen die Waſſer herbeiſchleppenden Geiſter, um die Ebenen, in denen ſonſt eitel Bier fleußt, mit der minderwertigen Flüſſigkeit zu überſchwemmen. Dieſelbe Stelle, welche ſonſt der biedere Philiſter ſich zur behaglichen Ruhe wählte, ſoll ſich in glibbernde, glitzernde Glätte verwandeln, auf welcher die leichtfüßige, rheuma- und podagraloſe Jugend ohne Raſt und Ruhe dahinraſen kann. Gewöhnlich ſpielt die tückiſche Queckſilberſäule den Eispächtern den böſen Streich, luſtig wieder in die poſitiven Wärmegrade emporzuklettern, dann iſt alle Mühe und Arbeit vergebens geweſen. Ich glaube, es geht den Eispächtern wie den Klaviervirtuoſen, denen im ſpäteren Lebensalter eine ſorgenloſe Ruhe gegönnt iſt; wie dieſe kein Pianino, ſo können jene kein Thermometer mehr ſehen. Iſt jedoch der Wärmemeſſer beharrlich auf ſeinem Platze geblieben, ſo wimmelt es am anderen Tage auf dem geſchaffenen Eisſpiegel von Männlein und Fräulein, welche die dünne Fläche mit dem Stahlſchuh bearbeiten, daß ſie in kurzer Zeit ausſieht wie ein Reibeiſen. Kühlt ſich die Luft dann noch mehr ab, ſo ſchwirrt es von Mund zu Munde, von Littfaßſäule zu Littfaßſäule, die „Rouſſeau-Inſel" iſt eröffnet! Dort zeigt ſich erſt recht das wandernde Gewimmel. „Ganz Berlin" iſt draußen. Herzenzerbrechende Leutnants, patſchuliduftende Elegants beiderlei Geſchlechtes drängen ſich mit oft ganz unkavaliermäßigen Pachulken zuſammen, um die bald zu grauem Schneeſtaub zerhackte Eisfläche zu durchſägen. Zu ſehen und geſehen zu werden, bildet bei dieſer Art Sport ein Hauptmoment. Man mag jedoch ſagen, was man will, Berlin kann ſich gratulieren, innerhalb der Stadtgrenzen Flächen zu beſitzen, auf denen der geſunde Schlittſchuhlauf geübt werden kann. — Wem jedoch der engbegrenzte Raum nicht genügt, wem das beängſtigende Menſchengewühl nicht behagt, der wandere hinaus in die nächſte, leicht erreichbare Umgebung der Stadt und



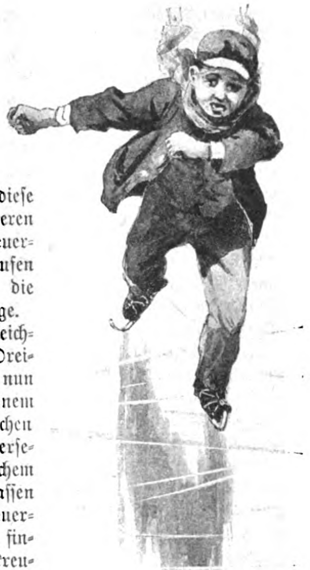
Berliner Eisſport: Segelſchlittſchuhläufer.



Berliner Eiſſport:
Der angehende Künſtler.



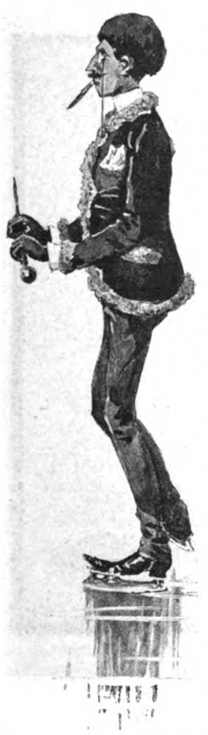
Berliner Eiſſport: Der alte Herr auf Schlittſchuhen.



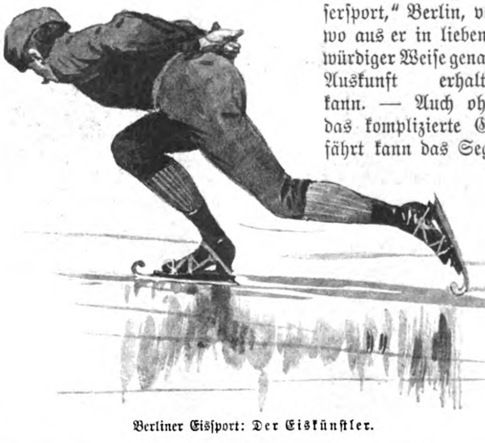
Berliner Eiſſport: Naturtalent.

ſchnalle auf den herrlichen Seen der Havel oder Oberſpree, um deren landſchaftliche Schönheit Berlin wahrhaft zu beneiden iſt, den Stahlſchuh unter die Füße. — Weite große Eisflächen, umrandet von dunklen, ſchwermütigen Fichten- und Kiefernwaldungen, dehnen ſich vor den Augen aus. Im hohen Schilf am Uferrande rauſchen uralte Weiſen, oft unterbrochen vom donnernden Krachen des berſtenden Eiſes. Die matte, winterliche und doch ſo freundlich blickende Gottesſonne läßt auf der ſpiegelglatten Ebene Millionen Diamanten glitzern. Scharen von Krähen flattern dahin. Ihr Arrr — Arrr — Arrr dringt, wenn auch nicht ſo lieblich, doch ebenſo jubelnd zum Himmel empor wie der Nachtigallen- und Lerchengeſang im Frühling. Und nun das Leben auf dem Eiſe ſelbſt. Da geht der Fiſcher mit dem mit Netzen beladenen Schlitten ſeinem Handwerk nach, und da — ja, iſt denn das Waſſer dort noch offen? — ſchießen ſchneeweiße Segel über die Fläche dahin. Überraſcht wird der Neuling kopfſchüttelnd ſtehen bleiben. Da kommt eins der Segel auf uns zu. Schnell vergrößert ſich der anfangs nur weiße Punkt. Es iſt die höchſte Zeit, beiſeite zu eilen. In raſendem Fluge kommt das Gefährt ziſchend und polternd heran, ſauſt an uns vorbei, drei ſchmale Spuren im Eiſe zurücklaſſend. Das iſt ein Segelſchlitten oder, im Fachausdruck, eine „Eisjacht.“ Im nördlichen Deutſchland und in Holland zuerſt in primitiver Form in Gebrauch, hat ſich der amerikaniſche Sport dieſes Eisfahrzeuges bemächtigt, und es iſt uns auf dieſem Umwege mit bedeutenden Verbeſſerungen überkommen. Jetzt durchfurchen Dutzende von Eisſchlitten unſere Seen, und man kann ſich in der That keinen aufregenderen Sport denken, als in raſender Eile über die Flächen dahinzugleiten. Die Eisjacht beſteht aus zwei zu einem dreiarmigen Kreuze zuſammengefügten Balken, von denen der eine, etwa drei bis fünf Meter lang, als Querachſe, der andere, etwa fünf bis acht Meter lang, als Längsachſe des Fahrzeuges dient. An den Enden des Querbalkens ſind parallel zur Längsachſe zwei Stahlläufe befeſtigt, dieſe ſelbſt trägt an ihrem hinteren Ende das bewegliche Steuereiſen. Auf dieſen drei Läufen ruht alſo die Balkenlage. Das ſo gleichſchenklige Dreieck wird nun meiſt mit einem kaſtenähnlichen Aufbau verſehen, in welchem die Inſaſſen und Steuerleute Platz finden. Am Kreuzungspunkte der beiden Balken befindet ſich der Maſt. So liegt das dreieckige Gefährt mit der Baſis nach vorn, der Spitze nach hinten, eine bewegungsloſe, ſchwerfällig ausſehende Maſſe da, bis das Segel entfaltet iſt. Nun legt ſich der Wind in die Leinwand. Langſam kommt es in Gang, doch bald raſt es dahin, als ob es Flügel bekommen hätte. Ein Druck am Steuer genügt, um die Richtung zu verändern oder den Lauf in kurzer Zeit zu hemmen. Die Eisjacht iſt ein vorzüglicher Kreuzer gegen den Wind. Die drei einſchneidenden Läufe laſſen keinerlei Abtrift vom eingehaltenen Kurſe zu. An Schnelligkeit hat man es in Amerika bis auf fünfzehn geographiſche Meilen gebracht, bei uns in Deutſchland etwa auf zehn Meilen in der Stunde.

Die „Eisjacht“ hat das Märchen von dem ſchneller als der Wind ſegelnden Schiffe, deſſen Kapitän immer warten mußte, bis letzterer nachkam, wahr gemacht. Theoretiſch ſowohl als praktiſch ſegelt der Eisſchlitten unter gewiſſen Umſtänden ſchneller, als der Wind weht. Die wiſſenſchaftliche Begründung dieſer Behauptung würde hier zu weit führen. Wer ſich beſonders dafür intereſſiert, den verweiſe ich an die Redaktion des „Waſſerſport,“ Berlin, von wo aus er in liebenswürdiger Weiſe genaue Auskunft erhalten kann. — Auch ohne das komplizierte Gefährt kann das Segel



Berliner Eiſſport: Der Eisfex.



Berliner Eiſſport: Der Eiskünſtler.

von einzelnen Menſchen zur Fortbewegung benutzt werden, indem dasſelbe in höchſt einfacher Weiſe an die Schultern geſchnallt oder bloß mit den Händen feſtgehalten wird. Häufig ſehen wir dieſe Segelmenſchen an uns vorübergleiten.

Werfen wir einen Blick auf die Schlittſchuhläufer.

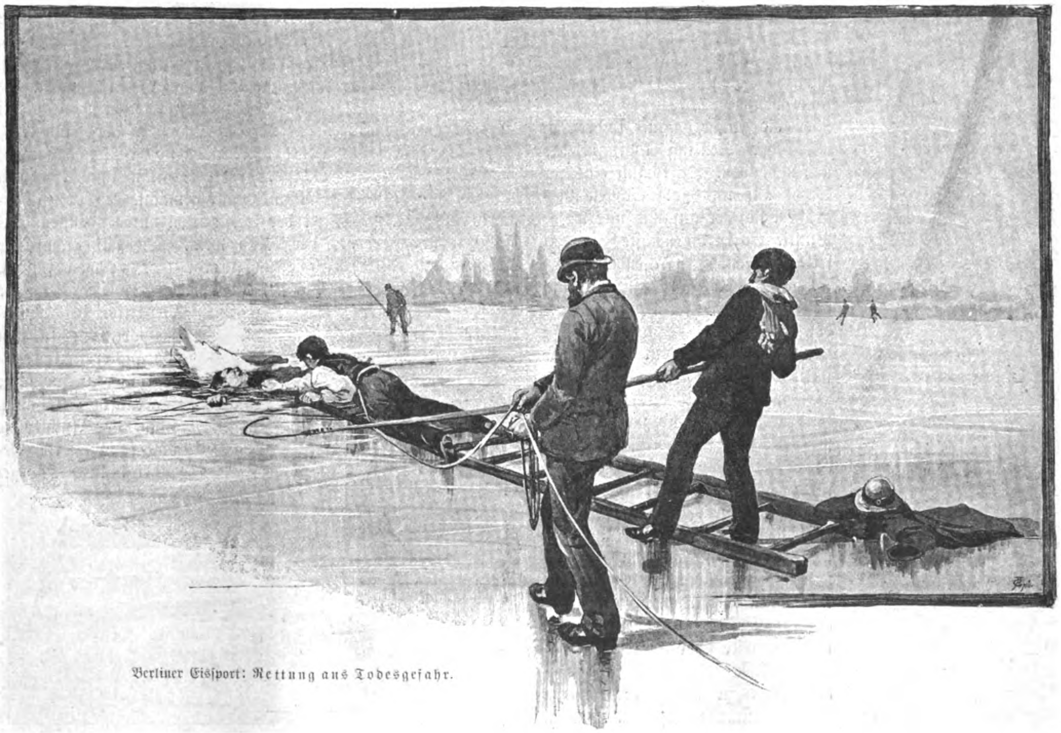
Da bricht ſich das erquickliche, urwüchſige Talent des Jungen aus der kräftigeren Volksklaſſe Bahn. Riemen oder, wenn's nicht anders geht, Strippen halten den vorſündflutlichen, krummgebogenen Schlittſchuh. „Vater kann mir keene Halifaxer nich koofen,“ wird er dir ſagen, wenn du die alten Dinger belächelſt. Nun geht es los. „Hurra!“ Das junge Untier kratzt faſt Löcher in das Eis. Bei jedem Fußſtoß ſchlagen die Fäuſte abwechſelnd die kräftige Bruſt. Wehe, dreimal wehe dem, der dem, im buchſtäblichen Sinne ſich bahnbrechenden Naturtalente in den Weg kommt. Sein Kamerad übt ſich in Eleganz. Bei den feinen Läufern hat er das „Holländern“ geſehen. „Immer een Been hoch nach vorne, ſiehſte Aujuſt, det kann ick ſchonſt.“ Und Aujuſt bleibt bewundernd ſtehen oder verſucht ebenfalls die Stufenleiter der Eleganz zu erklimmen. Da raſt einer von der Schlittſchuhkunſt heran. Ventre à terre gleitet der vornübergebeugte Sportsman vorüber, in langen, langen Zügen nach hinten mit den Beinen ausſtoßend. Er iſt Eiskünſtler von Beruf, natürlich Amerikaner oder Engländer. Mit unglaublicher Beharrlichkeit übt er tagaus tagein, er geht dem Eiſe bis zum hohen Norden nach. Die Preſſe poſaunt ſeinen Namen aus. Ärzte ſtellen ſeine Atembewegungen, ſeine Pulsſchläge bei den ungeheuren Anſtrengungen feſt. So wird der Eiskünſtler berühmt und ſchlägt alle ſeine Gegner, bis eine gelinde Schwindſucht dem handwerksmäßigen, geiſtloſen Treiben ein Ende macht.

Hin und wieder wagt ſich auch der modiſche Eisfex auf die weiten Flächen. Ein nobler Anzug, kurzes, enges Jackett, meiſt mit grauem Pelz verbrämt, das ſeidene Schnupftuch kokett aus der Bruſttaſche hervorlugend, feine Wäſche, pikfeine Spitzenſtiefel, hochfeine Nickelſchlittſchuh, aufgeſetztes Bärtchen, Monokel im Augenwinkel, alle dieſe hinreißenden Sachen ſollen die weiblichen Herzen in ihren Grundfeſten erſchüttern machen. Er blickt wohlgefällig auf ſich und ſeine eleganten Bewegungen, ſucht ſehnſüchtige Blicke von der anweſenden Damenwelt zu erhaſchen, nimmt auch wohl mildes Frauenlächeln über ſeine meiſt klapperigen, modiſch verhüllten Gliedmaßen für Bewunderung. Oft wagt er kühne Anfrage bei weiblichen Eisläufern, doch meiſt hat die Damenwelt, die dem freien, ſchönen Sport auf den großen Eisflächen huldigt, wenig Sinn für Modejünglinge, und ſo kehrt der traurige Eisfex lieber wieder zu den Stellen in der Stadt zurück, wo ihm volle Anerkennung ſeines Liebreizes ſowohl, wie ſeiner Leiſtungen winkt.

Eine wohlthuende Erſcheinung iſt der „alte Herr“ auf dem Eiſe. Die Jugend iſt in ihm noch nicht erſtorben, ſolange der Stahlſchuh an ſeinen Füßen blinkt. Wenn er auch nicht mehr ſo mitraſen kann und will, ſo iſt er doch noch das Bild echter, unverwüſtlicher Lebenskraft.

Zu den ſchönſten Bildern auf den weiten Seen gehören die meiſt von Segel- und Rudervereinen veranſtalteten Feſte bei Fackelbeleuchtung. Spricht dann der Mondſchein auch noch ein Wort mit, blitzen vom Himmel herab die freundlichen Sterne, ſo kann man ſich etwas Lieblicheres wohl kaum denken. Da ſauſen die Läufer mit brennenden Fackeln auf der Eisfläche dahin, jede einzelne Flamme ſpiegelt ſich in langen Lichtſtreifen. Überall ſchimmert es, leuchtet es, nahe qualmende Brände, entfernte Lichtpünktchen, alles, alles durcheinander. Ein Feſt in blühender Frühlingsnacht kann nicht prächtiger ſein als die fröhliche Eisfeier in kalter Jahreszeit.

Zum Schluſſe ſei noch eine weniger erfreuliche Szene gezeichnet. Bevor das Eis die nötige Tragkraft hat, wagen ſich Unerfahrene oft hinaus auf die ſpiegelnde Fläche, ein Unternehmen, welches meiſt unglücklich verläuft. Ein banger Hilferuf läßt das Blut in den Adern ſtocken. Ein Wagehals hat ſich einer ſchlecht zugefrorenen Stelle genähert, die dünne Schicht iſt durch ſeine Laſt gebrochen, vergebens verſucht der Unglückliche an den Eisrändern emporzuklimmen, Stück für Stück bricht es vor ihm, bis die erſtarrenden Hände den Dienſt



Berliner Eisſport: Rettung aus Todesgefahr.

verſagen. Seine Hilferufe ſind gehört worden, glücklicherweiſe von Leuten, deren Kenntnis der Gefahr ſie zum Rettungswerk befähigt. Mit Leiter, Leinen und Haken verſehen, eilen ſie zur Stelle.

Einer ſchiebt, von Leinen gehalten, auf der Leiter liegend, dieſe mit den Füßen ſtoßend, über das an allen Ecken und Enden knackende Eis. Endlich hat er den Unglücklichen erreicht, vorſichtig faßt er ihn. Mit Hilfe der Leine oder des Hakens gelingt es, den halb Erſtarrten ſowie ſeinen Retter in Sicherheit zu bringen.

Sehr häufig iſt, der Umſtände wegen, jede Rettung ausgeſchloſſen. Es kann ſeitens der Lehrer oder Eltern nicht genug vor dem zu frühzeitigen Betreten des Eiſes gewarnt werden. Auch muß erwähnt werden, daß bei vorkommenden Unglücksfällen es geradezu ſträflich iſt, blindlings Hilfe leiſten zu wollen.

Nur die genaueſte Kenntnis der Eisverhältniſſe, ſowie die peinlichſte Beobachtung aller Umſtände kann Ausſicht auf Erfolg haben. Leichtſinnige Hilfeleiſtung wird nur die Zahl der zu Rettenden vermehren.

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Ungeſehn.

Wie ſo mancher Blüte Pracht
Muß verwehn, vergehn
In verſchwiegner Thäler Nacht
Einſam, ungeſehn!

Sterne, die kein Blick erreicht,
Wandeln ihren Lauf. —
Ungeſehn blüht oft vielleicht
Mädchenſchönheit auf.

Ach, des Schönen iſt ſo viel!
Jedem ward genug!
Nur des Dichters Träumeſpiel
Streift einmal im Flug

Auch den goldnen Stern, der nie
Einem Aug' geglüht,
Und die arme Blüte, die
Ungeſehn verblüht!

Frida Schanz.

### Friedenseindrücke aus einem Kriegstagebuche.*)

Erlebniſſe eines württembergiſchen Feldſoldaten im Kriege gegen Frankreich und im Lazarett zu Paris 1870/71 von Karl Geyer. München 1890. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung.

Ein liebenswürdiges Büchlein, wohl wert eines ehrenvollen Plätzchens in der noch immer wachſenden kleinen Kriegslitteratur aus einer großen Zeit, die nun ſchon faſt zwei Jahrzehnte hinter uns liegt. Es ſind die ſchlichten Denkwürdigkeiten eines Stuttgarter Kindes aus gutem Hauſe, eines Einjährig-Freiwilligen von noch nicht 19 Jahren, der im Juli 1870 als „Rottenmeiſter" im Württembergiſchen Infanterieregiment Königin Olga ausmarſchierte und im Februar 1871 als Portepeefähnrich mit einer halbgeheilten Schußwunde im Fuße — der ſich nach dem Siegeseinzuge durch die Wahl ſeiner Kameraden als weiterer Schmuck die ſilberne Militärverdienſtmedaille zugeſellte — ins Elternhaus heimkehrte. Der Hauptreiz der Erzählung beſteht eben in der ſchlichten, anſpruchsloſen und doch ſo anſchaulichen als wahrheitsgetreuen Darſtellung des Erlebten, der Märſche, der Biwaks, der Quartiere, des Vorpoſtendienſtes, mit ſeinen Beſchwerden und Gefahren, aber auch mit ſeinem Humor und ſeinen erhebenden Momenten; wobei ebenſo wohlthuend als ungeſucht der warme Freundesſinn und ehrliche Geiſt der Kameradſchaft hervortritt, der Freud und Leid, Entbehrung und Genuß ſelbſtverſtändlich mit den Waffengefährten teilt. Das Intereſſanteſte aber und Anziehendſte beginnt da, wo die Kriegsthaten unſers Helden aufhören, mit ſeiner Verwundung und Gefangenſchaft. Was Graf Bismarck nach der Schlacht bei Sedan bei einer Begegnung auf dem Marſche einem jungen Kameraden des Verfaſſers auf die Klage: „Wir kommen eben nicht dran, Exzellenz!" lächelnd erwidert hatte: „Na, nur Geduld, es iſt noch nicht aller Tage Abend, es kommt auch noch an Sie" — das wurde für die Württemberger vor Paris am 30. November und 2. Dezember blutiger Ernſt. Jener kampfbegierige Freund holte ſich dort die Todeswunde, unſer Verfaſſer wenigſtens einen blutigen Denkzettel fürs Leben. An dem verhängnisvollen Morgen des 2. Dezember, wo es galt, Champigny um jeden Preis wiederzunehmen, kam auch er zum erſtenmal heiß ins Feuer und — „der wackre Schwabe forcht ſich nit" — froh, endlich einmal zum Schuß zu kommen, ſtürmt er durch ein Gehölz in der Nähe der Kalköfen vor und feuert, obgleich am Fuße verwundet, noch eine Zeitlang avancierend munter mit. Aber ſeine Abteilung, vom übermächtigen Feind umgangen, muß ſich zurückziehen; er, von Schmerz und Blutverluſt erſchöpft, kann ihr nicht mehr folgen, ſinkt am Rande eines Wäſſerungsgrabens nieder und muß ſich mit einigen Kameraden den nachſtürmenden Franzoſen gefangen geben. Doch nun kommt das Schöne. Auf dem Transport nach Paris wird er von einem wackeren Arzte, Dr. Bitterlin, gegen ſeinen Willen von ſeinen Schickſalsgenoſſen getrennt und in deſſen Privatlazarett in der Vorſtadt St. Maur les Foſſés untergebracht, welches von ſeiner früheren Beſtimmung noch die Überſchrift: Pensionnat de jeunes filles trug. Und nun iſt es eine wahre Freude zu leſen, wie liebreich „le bon Charles, ce pauvre garçon et encore si jeune" nicht nur von dem behandelnden Arzte, ſondern insbeſondere von den als Krankenwärterinnen thätigen Nonnen Ste. Roſine und Ste. Théraſie und deren Gehilfinnen, ja auch von ſeinen Lazarettgenoſſen, den franzöſiſchen Verwundeten, aufgenommen, verpflegt und wochenlang als einer der Ihrigen behandelt wird. Offenbar kam dem jungen Schwabenblut dabei ſein freundliches Geſicht mit den allzeit roſigen runden Wangen, ſeine treuherzige Offenheit, ſein guter Humor neben gebildeter Sitte zuſtatten. Aber auch die franzöſiſche Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit zeigt ſich dabei im ſchönſten Lichte. Von dem Augenblicke an, da er, mit ſeinem notdürftig verbundenen Fuße in den Krankenſaal „hereinhumpelnd," den verwundeten Franzoſen von ſeiner Führerin mit den Worten vorgeſtellt wird: „Voilà un jeune Prussien, mais maintenant votre camarade!" bis zu dem auf beiden Seiten wehmütigen Abſchied, als nach geſchloſſenem Waffenſtillſtand der halbgeheilte Kriegsgefangene zum Zwecke der Auswechſelung vorerſt nach Paris transportiert werden muß und die grauhaarige Wärterin Mademoiſelle Aurélie ihn mit einem feierlichen „Embrassez moi, Charles!" nebſt drei Küſſen überraſcht; die ganze Zeit über findet ſich unſer Freund und finden wir uns mit ihm in dem franzöſiſchen Lazarett wie en famille, und das Gefühl eines faſt heimatlichen Behagens wird noch geſteigert durch den düſteren Hintergrund des Bombardements, das auch in die Kapelle des Hauſes eine platzende Granate wirft, und der ſteigenden Lebensmittelnot, welche Pferdebeefſteak, Katzenbraten und Rattenragout zu Leckerbiſſen macht. Die ehrwürdige Schweſter Ste. Roſine insbeſondere mit ihrer mütterlichen Sorgfalt für ihre Pfleglinge, namentlich ihren gros Bébé Charles, mit ihrer ruhigen Umſicht im Momente der Gefahr, ihrer imponierenden Würde bei feiner Sitte und liebenswürdigem Humor, iſt eine edle Geſtalt, wie man ſie ſchöner unter den leitenden Frauen und dienenden Schweſtern des roten Kreuzes auch deutſchen Hoſpitals kaum finden kann. Die ſchöne Menſchlichkeit — erhaben über den Zwiſt der Nationen, die chriſtliche Barmherzigkeit — ihr Engelamt übend unter den Greueln des Krieges, das ſind die Friedenseindrücke, die man nicht ohne innere Erhebung aus dieſem Kriegstagebuche mitnimmt.

Karl Gerok.

### Rechtsrat.

Ich bitte die Redaktion des Daheim um gütige Auskunft, ob ein Referendar nach in Preußen beſtandenem Examen gezwungen iſt, in der Provinz ſeinen Vorbereitungsdienſt zu abſolvieren, in welcher er ſein Examen gemacht, oder ob er freie Wahl bezüglich des Oberlandesgerichts hat, in deſſen Bezirk er eintreten möchte.

Langjährige Abonnentin.

Soviel bekannt, iſt es in Preußen niemals üblich geweſen, daß ein Referendar in dem Bezirke desjenigen Oberlandesgerichts angeſtellt wird, in deſſen Bereich er ſein Referendar-Examen gemacht hat.

Vielmehr iſt der Wohnſitz des Referendars, der in der Regel derjenige ſeiner Eltern iſt, entſcheidend. Ein Recht, den Bezirk ganz frei zu wählen, hat der Referendar nicht. Will er in einem anderen Bezirke als in dem ſeines Wohnſitzes angeſtellt werden, ſo bedarf er dazu der Genehmigung des betreffenden Oberlandesgerichts-Präſidenten.

### Aus der Redaktion.

Alle Freunde des Schachſpiels machen wir auf das von dem „Deutſchen Wochenſchach" angekündigte „Korreſpondenz-Turnier" aufmerkſam. Die Bedingungen ſind folgende:

I. Berechtigt zur Teilnahme ſind ſämtliche Schachſpieler Deutſchlands und Öſterreich-Ungarns.

II. Die Preiſe betragen:
   1. Klaſſe: 1. Preis 100 Mk., 2. Preis 50 Mk., 3. Preis 30 Mk.; außerdem zahlreiche Bücherpreiſe.
   2. Klaſſe: 1. Preis 50 Mk., 2. Preis 25 Mk.; außerdem mehrere Bücherpreiſe.

Eine Vermehrung reſp. Erhöhung der Preiſe je nach der Anzahl der Teilnehmer wird vorbehalten. Es erfolgt Selbſteinſchätzung, doch behält die Redaktion des „Deutſchen Wochenſchach" ſich vor, falls ein Spieler ſich ihres Erachtens zu niedrig eingeſchätzt hat, denſelben in die höhere Klaſſe zu verſetzen.

III. Jeder hat mit jedem zwei Partieen zu ſpielen. Die Teilnahme iſt nur in einer Klaſſe zuläſſig.

IV. Sämtliche Partieen ſind Eigentum des „Deutſchen Wochenſchach," und die Sieger ſind zur Einſendung einer korrekten Aufzeichnung verpflichtet.

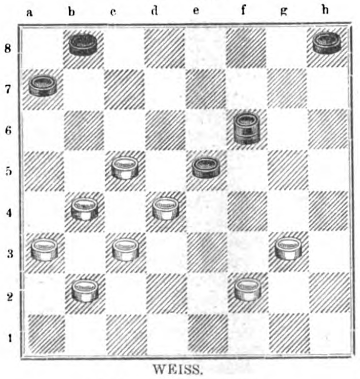
Anmeldungen ſind unter Beifügung eines Einſatzes von 5 Mk. für die erſte Klaſſe und 3 Mk. für die zweite Klaſſe an den Redakteur Albert Heyde, Mauerſtr. 3, Berlin W. bis zum 1. April 1890 zu richten.

---

*) Die obige Bücheranzeige iſt wohl die letzte, die aus der Feder unſers unvergeßlichen Mitarbeiters hervorgegangen iſt.
D. R.

# In unſerer Spielecke.

### Damespielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

### 1. Rätſel.

Mit T voran, zum Streite
Führt es dich in die Schlacht;
Mit F, von ſeiner Seite,
Auf Frieden nur bedacht.

Mit T in dumpfen Tönen
Kaum wechſelnd iſt der Laut;
Mit F, Gott zu verſöhnen,
Sein Wort dich hoch erbaut.

Mit T zu wildem Reigen
Und militär'ſchem Spiel,
Wird es ſich nützlich zeigen,
Wie es die Vorſchrift will.

Mit F bot es den Armen,
Die ſterbend auf dem Plan
Geblieben, liebewarmen
Troſt und auch Segen an.

P. v. W.

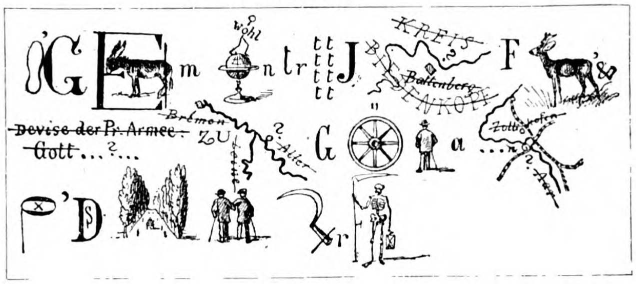
### 2. Arithmogriph.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 2 | 3 | 6 | **4** | 5 | 4 | 1 |
| 7 | 1 | **3** | 9 | **5** | 10 | 11 |
| 1 | **2** | 3 | 4 | 5 | **4** | 6 |
| **1** | 6 | 10 | 3 | 12 | 3 | **6** |
| 10 | **8** | 13 | 4 | 14 | **7** | 3 |
| 13 | 10 | **6** | 14 | **1** | 4 | 9 |
| 12 | 14 | 6 | **4** | 9 | 5 | 3 |

Die Zahlen in den Feldern des Quadrats ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen: 1. Eine Singſtimme, 2. eine Stadt in Frankreich, 3. eine Kreisſtadt in der preußiſchen Provinz Sachſen, 4. einen Fluß in Frankreich, 5. einen Dichter unſerer Zeit, 6. einen Geſchichtſchreiber, 7. den Vornamen eines namhaften Tenoriſten.

Sind die richtigen ſieben Wörter gefunden, ſo ergeben die durch fetten Druck hervorgehobenen Buchſtaben den Namen eines deutſchen Dichters unſers Jahrhunderts.

### Bilderrätſel.



### 3. Citatenrätſel.

Zwei Verszeilen von Ernſt Moſer beſtehen aus 14 Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden 14 Citaten enthalten ſind.

1.
Liebend gedenk ich dein.

2.
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wiſſen.

3.
Dem Mutigen hilft Gott.

4.
Wohlthätig iſt des Feuers Macht.

5.
Von des Lebens Gütern allen
Iſt der Ruhm das höchſte doch.

6.
Weh, nun iſt all unſer Glück dahin!

7.
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

8.
Dein iſt mein Herz und ſoll es ewig bleiben.

9.
Ein tüchtiges Wort können die wenigſten ſagen,
Ein flüchtiges Wort werden bald die Lüfte vertragen.

10.
Und der wilde Strom wird zum Meere.

11.
O hemme des Stromes Toben.

12.
Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.

13.
Trink ihn aus, den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz.

14.
Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen.

### 4. Zweiſilbige Scharade.

Wird eins euch plötzlich beigebracht,
So fühlt ihr Schmerz und Schrecken;
Und dennoch kann's, geſchickt gemacht,
Viel Heiterkeit erwecken.

Von zwei wird wohl ein Dichter nie
In ſeinen Liedern ſchwärmen;
Doch kann es mehr als Poeſie
Ein kaltes Herz erwärmen.

Das Ganze liegt in Dunkelheit
In enger Kerkerzelle,
Und dennoch wird's zur Abendzeit
Des reichſten Lichtes Quelle.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 20.

Bilderrätſel.

Wo die Herren im Rathaus ſitzen,
Die Handwerksleut' in der Arbeit ſchwitzen,
Die Bauern auf das Feld ausgehn,
Da muß das Land in Blüte ſtehn.
(Altdeutſcher Spruch an einem Rathaus.)

Schachaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. Sf6 — e4 | 1. f5 : e4 |
| 2. Dc6 — d5† | 2. e6 : d5 |
| 3. Lg5 — f6‡ | |

A.

| | |
|---|---|
| 1. . . . | 1. f5 — f4 |
| 2. Se4 — d2 | 2. Kd4 — e5<br>oder anders |
| 3. Dc6 : c5 oder — e4‡ | |

B.

| | |
|---|---|
| 1. . . . | 1. Sh2 — g4 (f1) |
| 2. Dc6 : c5† | 2. Kd4 : e4 |
| 3. f2 — f3‡ | |

(Andere Spielarten ähnlich.)

1. Rätſel. Kögel.

2. Dreiſilbige Scharade. Filzſtiefel.

3. Diagonalrätſel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| H | a | l | l | e | i | n |
| | A | a | r | a | u | |
| | | G | e | r | | |
| | | | E | | | |
| | | M | a | n | | |
| | A | d | r | i | a | |
| K | ä | n | g | u | r | u |

4. Rätſel. Stöcker.

5. Zahlenrätſel.

4215 = Jena. 4561 = Jahn.
6227 = Heer. 2672 = Ehre.
7362 = Ruhe.
1234567 = Neujahr.

6. Dechiffrieraufgabe.

Und wieder ſchwankt die ernſte Wage,
Der alte Kampf belebt ſich neu;
Jetzt kommen erſt die rechten Tage,
Wo Korn ſich ſondern wird von Spreu,
Wo man den Falſchen von den Treuen
Gehörig unterſcheiden kann,
Den Unerſchrocknen von dem Scheuen,
Den halben von dem ganzen Mann.

---

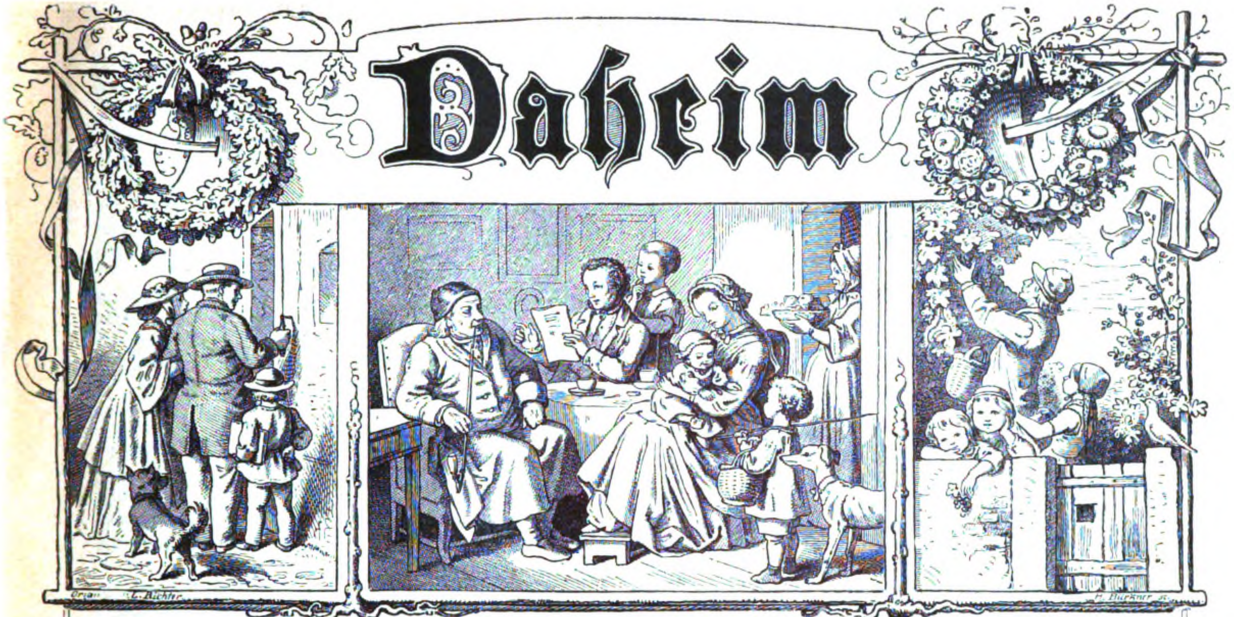
**Inhalt:** Anunda. Schluß. Eine Erzählung aus dem indiſchen Frauenleben von A. Paſſow. — Das Fritzche. Fortſ. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Trompeter. Nach dem Gemälde von W. Diez. — Karl Gerok. Gedicht von Th. Ebner. — Eine rote Roſe auf Karl Geroks Grab. Von Emil Frommel. Mit Karl Geroks Porträt. — Berliner Eisſport. Von Hans Bohrdt. Mit acht Illuſtrationen. — Am Familientiſch: Ungeſehn. Gedicht von Frida Schanz. — Friedenseindrücke aus einem Kriegstagebuche. Von Karl Gerok. — Rechtsrat. — Aus der Redaktion. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 1. März 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 22.

# Das Fritzche.

Erzählung von Gräfin M. Keyſerling.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Aſten entfernte ſich von ihm und kehrte ſich den Damen zu. Sein Blick traf zuerſt Friederike. Ihr zuſammengeſunkener, zarter Körper ſah aus, als habe er keine Widerſtandskraft mehr, das blaſſe Geſicht war überwacht; die zerdrückten Locken und das zerknitterte Kleid — dasſelbe, das ſie am Abend getragen — ſagten ihm, daß ſie die Nacht nicht anders verbracht hatte als er. Er vergaß alle Bitterkeit und fühlte nur den überwältigenden Zug ſeines Herzens zu ihr.

„Legen Sie ſich zu Bett, Friederike,“ ſagte er weich, „Sie können hier gar nichts helfen und werden nur ſelbſt krank werden, wenn Sie ſich nicht ſchonen.“

Sie ſchüttelte eigenſinnig die Locken, und er ſtand einen Augenblick zaudernd. Er hätte ſie in ſeine Arme nehmen, in das Wohnzimmer tragen und dort auf das Sofa betten mögen. Denn ſie kam ihm vor wie ein krankes Kind.

Aber ſie gehörte nicht ihm … Einem anderen kam es zu, ſie zu ſtützen und ſie das Weh, das ihren zarten Körper zu zermalmen drohte, tragen zu lehren. Mochte es ihm gelingen oder nicht, Aſten hatte nicht das Recht, an des Entfernten Stelle zu treten … Er kehrte ſich deshalb Tante Mathilde zu: „Sie ſollten darauf dringen, daß das Fräulein ſich niederlegt, während ich den Arzt hole. Sie ſieht angegriffen aus.“

Tante Mathilde ſeufzte: „Ich will's verſuche,“ ſagte ſie mit einem Geſichte, das deutlich ausdrückte, wie wenig ſie auf den Erfolg des Verſuchs zu rechnen wage. Mit ängſtlicherer Miene fragte ſie dann: „Fahre Sie nach dem Arzte?“

„Ja,“ antwortete Aſten und gab leiſe noch Anordnungen, wie der Kranke in ſeiner Abweſenheit zu behandeln ſei. Dann ſchritt er nach der Thür. Eine Bewegung Friederikens ließ ihn zurückblicken. Sie war aufgeſtanden und ſah zu ihm hin: „Sie werde jetzt nit reiſe? Sie könne den Kranke jetzt doch nit verlaſſe!“ murmelte ſie.

„Ich telegraphiere an Herrn Wegmeiers Mutter, hole den Arzt und kehre mit ihm zurück,“ antwortete er und beſchloß im Innern, mit einem ſpäteren Zuge zu fahren, ohne die Damen von der Stunde ſeiner Abreiſe zu benachrichtigen.

Als es ihm gelungen war, den Inſpektor zu wecken und ihm ſeine Wünſche mitzuteilen, erklärte dieſer, er würde ihn begleiten. In der That fuhr er bis zum zweitnächſten Dorfe mit und bat Aſten, bei ſeiner Rückkehr von der Stadt ihn daſelbſt wieder abzuholen. Ein Schäfer, welcher in dem Dorfe wohnte und in dem Rufe ſtand, Krankheiten ſicherer als die Ärzte im Lande zu heilen, ſollte dem alten Herrn eine Salbe bereiten, deren Wirkung in vielen verzweifelten Fällen eine förmlich wunderbare geweſen. Nunmehr ſollte dieſe koſtbare Mixtur ihre Heilkraft auch an dem Freunde des Alten, dem Franzoſen, bewähren, der ſeit einigen Tagen über eine Verſchlimmerung ſeines verwundeten Beines klagte. Aſten, welcher den unerſchütterlichen Glauben der Landbewohner an die Kunſt derartiger Kurpfuſcher kannte, wunderte ſich weniger darüber, dieſen auch bei dem ſtarrköpfigen Alten zu finden, als in dem ſonſt ſo grimmen Gemüt des Mannes dieſe beinahe frauenhaft zarte Fürſorge zu entdecken. Er neigte zwar in ſeinem Innern zu der Meinung, daß der, für welchen ſie ſich zeige, ihrer nicht recht würdig ſei, ſetzte ſeinen Begleiter indeſſen, ohne dies zu äußern, an der bezeichneten Stelle ab und fuhr ſelbſt weiter.

Etwa eine Stunde darauf kehrte er auf demſelben Wege zurück. Er hatte den Arzt zu Hauſe getroffen und während dieſer ſich zur Fahrt zurechtmachte, das Telegramm aufgegeben, alſo keinen verzögernden Aufenthalt gehabt. Daß auch der Schäfer binnen einer Stunde mit der Zubereitung ſeines Wundermittels fertig geworden ſein mußte, dünkte ihm unzweifelhaft. Als er vor des Mannes kleinem Hauſe hielt, kam dieſer in der That auch gleich heraus und berichtete: der Herr Inſpektor habe ihn ſchon vor etwa zehn Minuten verlaſſen, um dem Wagen entgegenzugehen. Es war ärgerlich, man hatte den Mann nicht geſehen und verlor jetzt dadurch Zeit. Doch was war zu machen? Aſten ließ umkehren und ſah ſich aufmerkſam nach dem graubärtigen Gefährten um. Der Tag war heraufgezogen, und der Schnee mit ſeinem hellſchimmernden Weiß verſtärkte ſein graues Licht, ſo daß man weithin ſah, obgleich der Himmel in Wolken gehüllt war. Zu beiden Längsſeiten der Wegſtrecke vor dem Dorfe bot ſich auch den Blicken kein Hindernis, da die ſchneeigen Flächen der Weinberge jetzt völlig kahl dalagen. Die Rebſtöcke waren in Gruben geſenkt, und in beſtimmten Zwiſchenräumen hoben ſich von der Ebene nur die gleichfalls ſchneebedeckten Haufen der zuſammengebündelten Pfähle ab. Von einem Menſchen, welcher hier irgendwo wartete, war aber weithin nichts zu erſpähen, und Aſten wollte ſchon ungeduldig umdrehen laſſen, als er hinter einem der Pfahlhaufen eine feſte, dunkle Maſſe, etwa wie den Körper eines Menſchen, umgeben von eigentümlich rotſchimmernden Flecken, zu entdecken glaubte. „Was iſt das da?“ fragte er ſeinen Begleiter und deutete auf die Maſſe, rief aber im Augenblicke danach dem Kutſcher zu, zu halten und ſprang hinaus. Der Arzt folgte ihm.

Gleichzeitig deutete auch der Kutſcher mit der Peitſche nach der Maſſe: „Ich kann's nit erkenne, Herr Major,“ ſagte er, „aber 's iſt, als ob e Menſch daläg'.“

Aſten war ſchon auf dem Wege und erreichte mit wenigen Schritten die Pfähle. Es lag wirklich ein Menſch hinter ihnen, den Körper in die weiche Schneemaſſe verſenkt, den Kopf gegen die Holzſtäbe gekehrt; und die roten Flecken, die ſich auf dem Schnee malten, rührten von warmen Blutwellen her, die unter dem grauen Haar hervorſtrömten.

Aſten bückte ſich und verſuchte in ſein Geſicht zu ſehen: „Herr Enkerle, um Himmelswillen, was iſt Ihnen geſchehen?“ rief er laut.

Unter den Blutrinnen, welche über die aſchgraue Haut hinliefen, zuckte dieſe, und die ſchon geſchloſſenen Augen des Verletzten öffneten ſich halb. Er erkannte Aſten und wollte ſprechen, aber nur ein Röcheln drang aus ſeinem Munde.

Der Arzt, der hinzugetreten war, machte eine beſorgte Miene und bat Aſten, fürs erſte keine weiteren Fragen mehr zu ſtellen. Er gab dem Verwundeten eine andere Lage und legte den Notverband an. Danach träufelte er ihm etliche Schlucke von der Arznei ein, die er für den bayriſchen Jäger mitgenommen hatte. Sie wirkte belebend auf den Alten, denn er ſchlug abermals die Augen auf und murmelte: „Ich dank', ich dank', meine Herren. Aber 's kann all' nix mehr nutze ... Der Hund hat zu gut g'troffe ...“

„Wer hat auf Sie geſchoſſen? Haben Sie den Thäter erkannt?“ fragte Aſten wieder, da der Arzt erklärt hatte, daß die Wunde von einem Schuſſe herrühre.

Ein ſo grimmer Zug prägte ſich nach der Frage in dem aſchfahlen Geſichte aus, wie ihn Aſten nur in des Alten lebensvollſten Tagen darin geſehen.

„'s war der Hund, der Franzoſ',“ röchelte er, „Kapitän Deſorbes.“ Und ſich mühſam aufrichtend, mit der ganzen Kraft, die er noch ſammeln konnte: „Sie habe recht gehabt, Herr Major, 's iſt kei Treu' un Glaube bei dene Schufte, un wir — wir Deutſche ſolle zuſammehalte un nit zu dene! ...“

„Ich bitt' Sie, regen Sie ſich nicht auf,“ ſagte der Arzt, „Sie können uns ſpäter davon berichten. Jetzt müſſen Sie alle Kraft zuſammennehmen, damit wir Sie in den Wagen bringen können.“ Und er machte eine Bewegung, um den in Aſtens Armen halb Liegenden vollends emporzuheben. Aber dieſer wehrte ſich und ſagte grimmig wie zuvor: „Laſſe Sie nor! Ich ſag' Ihne, 's nutzt nix mehr. Sie werde mich transportiere, wann ich nor allzuſtill ſein werd', un ich will als nor noch verzähle: er hat auf mich geſchoſſe, der Schuft, weil er gemeint hat, ich woll'n verfolge. Denn er iſt mit dem Zigeunermenſch fort, entflohe, Gott weiß wohin! Un ich ſah ihn mit der übers Feld fahre un wundert' mich, was er am frühe Morge ſo erumkutſchier' un ruf' ehm zu, denn ich hatt' ja die Pomad' vor ehm, un wollt' ſe ehm gebe. Da haut er uf des Pferd ei un fängt an zu fluche, un ich werd' als aach ärgerlich, daß er mich nit höre will, un lauf uf enem kürz're Weg voran, weil ich als wiſſe wollt', wo enaus er fahre wollt'. Un wie er mich da ſieht, fängt er als wieder greulich an zu fluche, un zieht e Piſtol un ſchießt, un eh' ich mich beſinn', rennt mer's heeße Blut übern Kopp, un er fährt davon, wie wenn der Teufel kutſchiert ... Ich awer ſeh nix mehr un ſchlepp' mich als noch hier bis an die Stäbcher un wollt' mich da drauf ſetze, awer aus dem Sitze ward nix un ...“

Er fing an zu ſtammeln und Zuckungen zu bekommen und fuhr mit den Händen ſeltſam hin und her. Erſchrocken näherte der Arzt den Trank abermals ſeinen Lippen, aber er ſchluckte nicht mehr, ſondern ſtieß konvulſiviſch den Hornlöffel fort und verſchüttete die belebenden Tropfen.

Dennoch keuchte er nach einer Weile noch: „Un — un ich will's noch ſage: der Hund hat mich geſchoſſe, un — was hielt ich zu die Franzoſe! ...“ Seine Rechte zuckte nach Aſten hin, als wolle er ſie ihm reichen, und ſein erſtarrender Blick richtete ſich auf ihn: „Deutſchland ... ſoll ... lewe ...“ ſtotterte er mühevoll mit krähender Stimme, dann ſank ſein Unterkiefer vor, der Blick erloſch in dem geöffneten Auge, und der Atem blieb nach einem letzten Röcheln aus.

Der Arzt unterſuchte ihn und trat dann zurück: „Er hatte recht, es iſt unnütz, daß wir ihn noch in den Wagen bringen.“

Nach einer kurzen Beratung alarmierten er und Aſten die Dorfpolizei und telegraphierten an die Sicherheitsbehörden und Bahnhofsvorſtände der zunächſtliegenden Orte, um ihnen von der Flucht des Mörders Nachricht zu geben. Danach ſetzten ſie ihre unterbrochene Fahrt fort.

„Wer hätte geglaubt, daß der alte Sonderling für ſeine Narreteien noch ſo hart geſtraft werden würde?“ ſagte der Arzt. „Er hat ſterben müſſen, um zu lernen, was er im Leben nicht begreifen wollte.“

„Ja,“ meinte Aſten, „er hat gehaßt, wo er hätte lieben ſollen, und bewundert und geliebt, wo ihm nur mit Haß erwidert wurde.“

„Es braucht eben viel, eh' ſo ein zähes Gehirn etwas lernt,“ antwortete der Arzt, „aber ehe wir ihn verdammen, müſſen wir bedenken, daß dieſe Langſamkeit im Grunde ein deutſcher Erbfehler iſt, der uns das Zuſammenſchließen, das wir jetzt erleben, durch Jahrhunderte ſchwer gemacht hat. Jetzt ſteht freilich zu hoffen, daß es auch um ſo dauerhafter ſein wird.“

Aſten nickte und gab dem Pfälzer Gefährten ſeine Zuſtimmung durch einen Händedruck zu erkennen, aber er ſagte nichts mehr. Die Betrachtungen des Nachbars machten den Gedanken wieder allzu lebhaft in ihm, wie gern er in dieſer Pfalz, die ihm ſo viel Treffliches zeigte, ein Bündnis geſchloſſen hätte, das ſein nordiſches Herz an ein ſüddeutſches für immer kettete, und wie gerade dieſe Einigung ihm verwehrt wurde. So legten beide den noch übrigen Weg ſchweigend zurück.

Wegmeiers Mutter war gekommen. Sie ſaß in des Sohnes Zimmer, ein weißes Häubchen auf dem grauen Scheitel, über ein Kiſſen gebückt, auf welchem eine feine Spitzenklöppelei befeſtigt war. Ihre mageren, welken, gelblichen Hände arbeiteten unabläſſig an dieſer, und ſie erhob das Geſicht, das in ſeinen feinen Zügen dem Sohne ſo ähnlich war, nur, um dieſem, der ſtill neben ihr lag, freundlich zuzulächeln. Dazwiſchen trocknete ſie wohl, wenn ſie draußen war, ein paar hervorquellende Thränen von den grauen Wimpern, aber eine Klage hatte niemand von ihr gehört. Ein milder Friede lag auf beiden Geſichtern, als wüßten Mutter und Sohn nichts vom Leid des Lebens und von der Not des Sterbens. Friederike faßte das nicht. Die welken Hände knüpften unabläſſig die Fäden auf den Kiſſen, ſo als könnten ſie mit der Arbeit den Lebensfaden deſſen verlängern, der matt und mit aller Kraft, die ihm gelaſſen war, nach Atem ringend, in den Kiſſen lag.

Bisweilen war es, als empfände das Mädchen das Hinſterben des jungen Gaſtes ſchwerer als dieſe ſchweigende Mutter. War es doch Friederike, als müſſe ſie den Himmel anklagen, der es dulde, daß dunkle, feindliche Gewalten alles Glück zerſtörten und der Menſchen Herzen mit ſchwerem Weh erdrückten. Freilich hatte ſie ſelbſt auch aufgehört zu weinen, aber ſie ſaß, wie von dumpfer Schwere gehalten, reglos und unthätig, den Blick verſtändnislos auf ihre beiden ſtill duldenden Gefährten gerichtet, da, als ſähe ſie ein Rätſel vor ſich, über das ſie endlos ſinnen und grübeln müſſe. Es wurde ihr indeſſen durch die alte Frau Wegmeier gelöſt, die unten in Friederikens Zimmer einmal herzlich ihre Hand ergriff und ſagte: „Mein liebes Fräulein, ich hätt' eine Bitt'. Sie ſind ſo gut zu uns und haben uns beiden, meinem Sohn und mir, ſo viel Liebes gethan, daß ich mich beinah' ſchämen möcht', ſie auszuſprechen, wüßt' ich nit, Sie erfüllen ſie mir gern, ſobald Sie nur wiſſen, daß es für meinen Franz gut iſt, wenn Sie's über ſich gewinnen.“

Friederike ermunterte ſie mit einer Kopfbewegung, zu ſprechen, und ſie fuhr fort: „Wenn Sie oben ſind in meines Franz' Zimmer, machen Sie nicht ſo ein trauriges Geſicht. Sein Leiden muß ihm ja ſchwerer werden, wenn er ſieht, wie es ſogar andere ſo ſchmerzlich fühlen.“

Die dunklen Augen Friederikens ſchienen das Geſicht der alten Frau nicht in ihre Weiten zu faſſen. „Frau Wegmeier, wie halten Sie es aus?“ murmelte ſie erſtickt.

Ein großer Ernſt gab den milden, alten Mienen etwas Feierliches: „Sie meinen, ihn ſterben zu ſehen? Kind, es iſt ſchwer! Aber wenn es allzuſchwer werden will, denke ich: er geht fort und kommt nie mehr zu dir, aber du wirſt zu ihm gehen, und es wird nicht lang mehr dauern, da biſt du wieder bei ihm. Sehen Sie, ich bin alt, liebes Kind, und auch nicht mehr geſund, da werd' ich ja nicht lang warten dürfen, bis meine Stunde auch ſchlägt.“

Aus den dunklen Augen rannen Thränen: „Aber, Frau Wegmeier, wie können Sie bei ſolchem Denken arbeite?“

Die alte Dame antwortete: „Das iſt der Troſt, den ich ihm geb'. Er hat mich ſo arbeiten ſehen in den ſchwerſten Zeiten unſers Lebens und hat die Arbeit die Sorge überwinden ſehen. Er wird ſich ſagen, ſie wird mir auch, wenn er fort iſt, helfen und meine Stütze und Abwehr bleiben. Nun verſtehen Sie mich, nicht wahr, Fräulein Friederike?“

Friederike nickte und ſah die Mutter, die heldenhafter ſein wollte als ihr ſterbender Sohn, wortlos gehen. Aber ſie war nicht ſtark wie jene, ſie hätte aufſchreien mögen: „O wäre ich alt wie Sie, Frau Wegmeier, ſo alt, daß auch ich fortgehen könnte aus dieſem dunklen, ſchlimmen Leben! Aber ich bin jung, und wie lange kann es noch dauern, wie lange, bis die Stunden, die mir ſo troſtlos ſcheinen, vorüber ſind?...“

Sie that es nicht; ſie ſchwieg und eilte nur an das Fenſter. Es war ihr, als ſtehe ihr Herz jetzt mit einem Ruck ſtill; freilich nur, um gleich darauf deſto ſchmerzlicher zu ſchlagen. Sie hörte draußen einen Wagen, und Aſten wollte fort. Er war noch da, doch nur, weil er es nicht hatte über ſich gewinnen können, den todkranken Kameraden allein mit den beiden faſſungsloſen Frauen zu laſſen. So hatte er ſich entſchloſſen, die Ankunft von deſſen Mutter abzuwarten. In den weichſten Tiefen ſeiner Seele mochte noch eine andere Stimme dafür ſprechen, jene flehende Stimme, welche aus bleichem Munde zagend gefragt, ob er nun nicht noch bleiben werde? Sie hielt eine Hoffnung in ihm wach, daß Friederike in letzter Stunde die Kraft des Entſchluſſes noch finden, ihn ernſtlich und für immer zurückhalten werde. Aber ſie ſprach nicht mehr mit ihm, ja, mied ſogar ſeine Blicke. Da hatte er am Tage nach Frau Wegmeiers Ankunft ſich den Wagen beſtellt, der ihn noch vor der Mittagsſtunde zum Bahnhofe bringen ſollte, und von der alten Dame ſich verabſchiedet, desgleichen von Herrn von Waibach und Tante Mathilde. Friederike und Wegmeier ſagte er kein Lebewohl. Da es für beide ein letztes war, ſo erſchien es Aſten beſſer, ihre und ſeine Kraft nicht auf die Probe zu ſtellen.

So hatte Friederike recht gehört: der Wagen fuhr vor, der ihn fortführen ſollte und gleich darauf trat er ſelbſt vor die Thür und ſetzte den Fuß auf den Tritt. Sein Geſicht zeigte tiefen Ernſt, und unter der in die Stirn gerückten Mütze entzogen ſich die geſenkten Augen Friederikens Blicken. Sie ſah nur noch einmal die hohe, in den dunklen Mantel gehüllte Geſtalt. Dieſe ſetzte ſich und die Hand griff aus den Falten, um die Thüre des Wagens zu ſchließen. Friederike hörte den Schall, dann das Knallen der Peitſche. Die Pferde zogen an und — er hatte nicht einmal zurückgeſehen, nicht einmal den Kopf wie in der Regung eines hemmenden Wunſches nach ihr gekehrt! — So war er fort! Wie ein Bild, das ein Traum gezeigt und ein Traum entführt! Friederike ſtreckte die Hand in die Richtung hin und that einen Schrei. Dann ward ſie ſtill und ſank auf ihren Sitz. Es half ja nichts und wenn ihr das Herz zerſprang, ſie durfte ihn nicht halten, mußte ihn ziehen laſſen...

Unterdeſſen bog der Wagen ſchon draußen hinterm Dorfe in die Allee und rollte durch die kahlen, in Grau und Weiß nackt aufſtarrenden Ebereſchen. Aſten ſaß unbeweglich in ſeiner Ecke, die Mütze in die Stirn gerückt. In ihm war es winterlich, wie die kahlen Bäume vor ihm. Nur fort von hier! Herunter vom Ebereſchenauer Boden und auf fremde Erde! Dann würde er neue Kraft gewinnen!... Der Poſtbote kam ihm am Ende der Allee entgegen und kramte in ſeiner Ledertaſche. Er erkannte den Fahrgaſt und hielt von weitem ſchon zwei Briefe empor. Aſten nahm ſie und gab dem Kutſcher ein Zeichen, weiterzufahren. Dann öffnete er — froh, eine Beſchäftigung zu haben — das eine der Schreiben. Er hatte die Aufſchrift kaum angeſehen, da ſchoß ihm doch das Blut ins Geſicht, und unwillkürlich zerknitterte er das Blatt in den Händen. Es war die Verlobungsanzeige Nataliens mit Blödenbach auf goldumrandetem Velinpapier. Aſten betrachtete den zweiten. Dieſer trug eine ihm fremde Schrift und er machte auch ihn auf, um ſeine Gedanken von dem erſten hinwegzuzwingen. Kaum aber hatte er die erſten Worte geleſen, ſo ſetzte er ſich ſtraff im Wagen auf, und ſein Geſicht nahm den Ausdruck geſpannter Aufmerkſamkeit an.

Der Brief beſtand aus folgenden wenigen, gedrängten Zeilen: „Geehrter Herr, hiermit erlaube ich mir, Ihnen den Wunſch nach einer Unterredung auszuſprechen. Doch möchte ich dieſelbe weder im Wohnhauſe von Ebereſchenau, noch in dem meinigen herbeiführen, aus Gründen, welche Ihnen ohne Erwähnung erklärlich ſein werden. Wenn Sie meinem Wunſche entgegenkommen wollen, werden Sie mich daher morgen am 26. Januar um elf Uhr vormittags auf der ſogenannten Flaggenhöhe finden.“ Nach der üblichen Schlußformel gezeichnet: „Julius von Salteneck.“

Aſten dachte nach. Dieſe Zuſammenkunft war jetzt eigentlich unnütz. Denn wenn der Nachbar gewußt hätte, daß der, an den er geſchrieben, im Begriffe ſtand, abzureiſen, würde er das Schreiben unterlaſſen haben. Trotzdem konnte die Verweigerung der Zuſammenkunft auf Aſten den Schein werfen, als wolle er dem Herrn aus dem Wege gehen. Und endlich: wenn jener ſich ohne vorherige Verſtändigung mit Friederike etwa dennoch entſchlöſſe... Die Hoffnung begann wieder ihre flüſternden Stimmen in Aſten zu erheben. Er befahl dem Kutſcher zu halten und ſeine Rückkehr in der Allee abzuwarten, er ſelbſt aber ſtieg aus dem Wagen. Die Anhöhe lag nur wenig vom Wege ab, und lange würde die Unterredung ja wohl nicht dauern...

Schon ehe Aſten die Höhe betrat, ſah er den Pfälzer oben unruhig auf und nieder gehen. Als er dann zu ihm trat, blickte ihn das runde Geſicht, deſſen gutmütige Züge denen des blonden Tonchens ſo ähnlich waren, verdüſtert an.

Beide Herren begrüßten ſich, und Aſten ſagte höflich kühl: „Sie ſchrieben mir, Sie wünſchten mich zu ſprechen. Sie kamen damit einem Wunſche von mir entgegen. Ich ſtehe zu Ihren Dienſten.“

Der Pfälzer antwortete nicht gleich. Er ließ ſeine Blicke von dem Sprechenden hinunter zweifelnd nach der Allee gleiten.

Der Kutſcher hatte Aſtens Weiſung nicht genau befolgt und bog jetzt aus der Allee ein Stückchen in den Feldweg ein; er war offenbar neugierig, zu ſehen, was der Herr dort oben noch wollte. Salteneck, der das Gepäck im Wagen bemerkte, entſchloß ſich zu fragen: „Sie wolle alſo fort? Der Wage bringt Sie zur Bahn? Sie ſind entſchloſſe und — Sie habe von den Dame im Schlößche Abſchied genomme?“

Die letzte Wendung der Frage war unvorſichtig, und das um ſo mehr, als das im Verbergen wenig geübte Geſicht Saltenecks ſeine Gedanken deutlich zum Ausdruck brachte.

Aſten kleidete ohne weiteres dieſen Gedanken ſelbſt in Worte: „Sie wollen ſagen: Und Fräulein von Waibach hat Sie gehen laſſen? Ja, Herr von Salteneck, ſie läßt mich gehen, weil ſie muß, wie ſie ſagt, weil ſie dazu gezwungen wird. — Ich brauche nicht hinzuzufügen, von wem.“

„Woher wiſſe Sie das?“ brauſte Salteneck auf. „Sind Sie Ihrer Sach’ ſo gewiß? So gewiß, daß das Fräulei Sie halte möcht’?“

„Ja. Denn ich weiß es von ihr ſelbſt. Sie ſelbſt hat mir geſagt, daß ſie mich nicht halten könne, nicht halten dürfe, weil ſie verlobt ſei. Aber auch, daß ſie dieſe Verlobung bereue, weil ihr Herz bei ihr nicht ſei, nicht ſein könne, weil es bei mir ſei; weil ſie mich liebe.“

Salteneck raffte ſeine gedrungene Geſtalt drohend zuſammen und trat dicht vor Aſten hin. „Herr, wie könne Sie es wage?“ ſtammelte er, brach aber ab, als beſänne er ſich auf etwas, trat zurück und murmelte wie für ſich: „Ich hab verſproche — ich hab dem Tonche verſproche, nit heftig zu werde …“

Dann ſprach er weiter: „Herr Major, wenn ich Wort halte ſoll, ſo erwäge Sie auch Ihre Wort’! Es gibt Ding’, die ich denn doch ruhig nit höre werd’!“

Aſten war verblüfft. Es lag eine Kindlichkeit in den Bewegungen des leidenſchaftlichen Mannes, die ihn an die Seelenreinheit der Schweſter erinnerte und ergriff.

„Herr von Salteneck, ich glaube Ihnen einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich Ihnen offen und ehrlich Fräulein Friederikens Herzensſtimmung mitteile,“ erwiderte er ernſt; „vielleicht erkennen Sie ſelbſt, wenn Sie darüber nachdenken, daß es nicht nur Ihr Recht, daß es Ihre Pflicht iſt, ſich dieſer Stimmung bewußt zu werden.“

Der Pfälzer ſtöhnte.

„Ah, Sie habe gut ruhig ſein! Sie habe gut weiſe ſein! Aber ich — ich will das Mädche heirate. Und dabei zu wiſſe …“

Aſten richtete ſich auf und ſprach mit flammenden Augen: „Daß ſie einen anderen liebt. Ja, Herr von Salteneck, freilich, das muß Sie an dieſer Heirat hindern. Weil dem ſo iſt, fordere ich Sie auf, mir Fräulein von Waibach abzutreten. Denn eben dieſes Wiſſen berechtigt mich, das Fräulein …“

Salteneck machte eine abwehrende Handbewegung: „Halten Sie ein, Herr, und warten Sie mit Ihrer Erklärung, bis Sie die meine gehört haben,“ ſagte er nachdrücklich. „Vielleicht iſt es Ihnen nachher lieb, wenn Ihnen die Ihre erlaſſen bleibt.“

Aſten wartete geſpannt. Jener aber holte ſchwer Atem und warf abermals einen bedauernden Blick auf den Wagen.

„Dort unten wartet Ihr Kutſcher,“ ſagte er dann hinunterdeutend mit hörbarer Ironie. „Wenn Sie jetzt fahre, dann habe Sie von nichts gewußt und das Fräulein verlaſſe, weil ſie bereits verlobt war, aus keinem anderen Grunde. Meine Sie nicht, daß der Entſchluß beſſer wär’? Meine Erklärung iſt lang und läßt ſich nit in e paar Wort’ faſſe, und Ihre Zeit kann nur noch kurz bemeſſe ſein …“

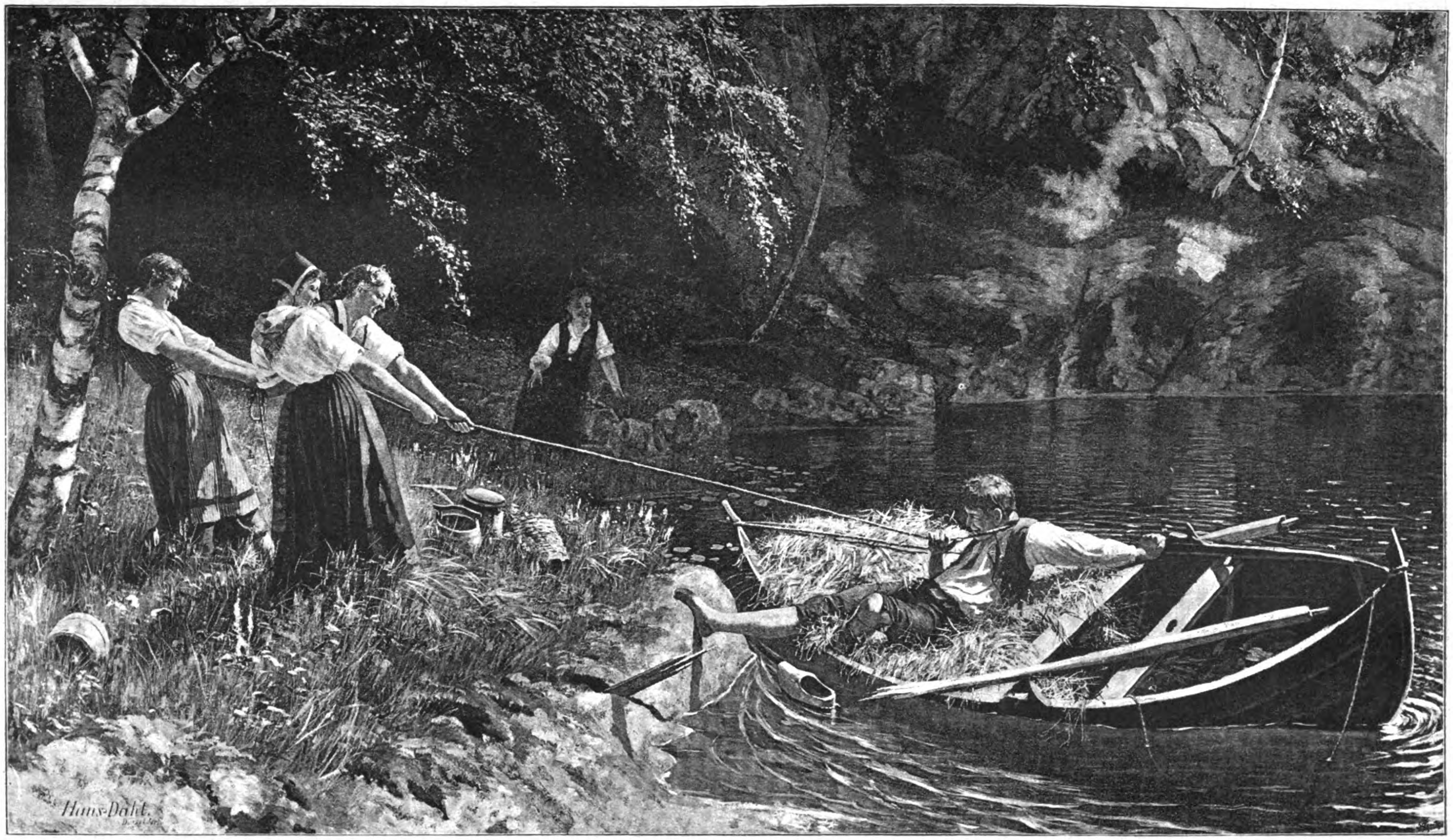
„Ich werde ſie verlängern,“ entgegnete Aſten kurz, denn des Pfälzers ironiſcher Ton erſchien ihm höchſt unpaſſend.

Herr von Salteneck blickte finſter auf den Schnee zu ſeinen Füßen. Dann begann er wieder: „Der alt’ Herr von Waibach hat das Gut hier von ſeinem Vater ererbt, er iſt alſo in der Pfalz aufgewachſe und hätt’ was vom Pfälzer Bode verſtehe könne, wenn er ſich drum gekümmert hätt’. Zwar freilich ſo leicht iſt das Wirtſchafte hier nit, wie ein Fremder etwa denkt, denn hierzuland’ iſt einer ebe nit ſo ſehr Landwirt als vielmehr Weinwirt, und dazu, um das recht zu ſein, gehört aber vielerlei. Der alt’ Herr hat aber damals in ſeiner Jugend nit einmal weniges davon lerne möge, ſondern er hat nor für ſeine Wiſſenſchafte gelebt, die andere, die nix bringe, und die Arbeit hier, die hat er dem Enkerle übertrage; von dem hat er gemeint, er ſei e großes Licht. Der hat aber nit ſehr viel mehr verſtande als ſein Herr und war eigenſinnig dazu. Er hat erumprobiert mit allerhand verrückte Methode, und dann, wie daraus nix wurd’, ward er verdroſſe und hat die Sache gehe laſſe, wie’s ging. Das war aber zurück … Die Felder habe demzufolg’ mit der Zeit verzehrt, was die Weiberg hätte bringe ſolle, denn gebracht habe ſie nix — ſo wenig wie die Käferſammlunge vom Herrn. Das dauert’ nit lang, ſo mußt’ er dann auch Hypotheke aufnehme, und weil die Zinſe koſte, wieder Hypotheke, bis das Gut, das er ſchuldenfrei übernommen gehabt hat, auf das höchſte belaſtet war. Mittlerweil war aber das Fräulein herangewachſe und hat angefange, die Sach’ zu begreife, und es iſt ihr vor der Gefahr bange geworde, die als auf Haus und Hof herzugeſchritte kam … Da hat ſie gemeint, ſie könn’ ihr ſelber wehre, und hat helfe wirtſchafte. Aber was ſoll e Kind von ſechzehn Jahr’ vom Weinbau verſtehe, an dem e Mann, der in ihm alt geworde iſt, noch zu lerne hat? Es iſt wohl als mehr Ordnung in die Sach’ gekomme, aber um das gutzumache, was verſehe worde war, dazu gehörte andere Kräft’. Ich hab die meine hergegebe, ſoweit ich konnt’. Das Gut kam auch herauf und hat die letzte Jahr als angefange mehr zu trage, aber die Zinſe von dem Geld, was jetzt ſchon darauf war, die hat’s nit bringe könne …“

Er hielt inne, als beſänne er ſich, was er noch ſagen wolle oder müſſe, und ſein Blick wanderte düſter in die Landſchaft hinaus, die ihr fruchtbares Gelände weithin unter dem Schnee verſteckte. Dann fuhr er, von Aſten ſich mehr noch abwendend, fort: „Wie das endet, wenn die Sache einmal ſo weit gediehe ſind, weiß jeder, der die Landwirtſchaft kennt. Das Gut kommt auf die Gant und der Beſitzer vom Hof. Ich hatt’ mein Geld gleich in den Schornſtein geſchriebe, aber ich hofft’ doch die Familie damit vom Schlimmſte zu errette. Da macht’ es das Fräulein möglich, ohne mein Wiſſe noch e Hypothek aufzunehme, die hinter meiner eingetragen worden. Was ſie damit wollt’, weiß ich nit, aber was ſie erreicht hat, iſt, daß ſie in Händ’ kam, die alsbald daran arbeitete, das End’ herbeizuführe. Die Klag’ war ſchon ahängig gemacht, als ich von der Geſchicht’ erfuhr und nur in aller Eil’ die neue Hypothek noch kaufe konnt’. Nun war’s aber auch ſo weit, daß ich erkläre mußt’, der einzige, der jetzt hier noch wirtſchafte dürft’, ſei ich, denn wenn auch mein guter Wille vielleicht ſchrankenlos geweſen wär’, meine Mittel ſind’s doch nicht. Meiner Schweſter ihr Kapital durft’ ich nit angreife, und meine Güter hatt’ ich ſchon belaſtet, ſoweit ſich’s mache ließ, ohne auch mich in einen Ruin zu ziehe, der uns ſchließlich alle zu verſchlinge droht … Dem alt’ Enkerle mußt’ alſo mitgeteilt werde, daß ich Herr hier wär’, und auch das Fräulein bat ich, nichts anzuordne, ohne es vorher mit mir zu beſpreche. Das geſchah ſchon, aber ſie kümmert’ ſich dann um gar nix mehr und hatt’ alle Freud’ am Wirtſchafte verlore. Da ſah ich, daß es nur ein Mittel gäb’, die Zuſtänd’ wieder zu geſunde zu mache, und drang darauf, daß wir uns verlobte. Das Fräulein wußt’ längſt, daß mein Wunſch darauf gerichtet war, und es gab eine Zeit, wo auch ihr der Gedanke nit unlieb war … Aber die Gedanke der Mädche wechſle, und damals wollt’ ſie, die Verlobung ſollt’ vorm Frühjahr nit veröffentlicht werde. Meine Thorheit beſtand darin, darauf einzugehe …“

Aſten unterbrach den Sprechenden. Die letzte Behauptung reizte ihn und er beherrſchte den Ärger nicht länger, den er darüber empfand, daß jener an ſeiner Verlobung feſthalten wolle, obgleich er das namenloſe Leiden, das dieſelbe Friederiken verurſachte, kannte.

„Thorheit?“ ſagte er daher. „Verzeihen Sie, aber der Ausdruck iſt doch wohl ein falſcher. Sie hätten den Eigennutz haben können, das Fräulein zu dieſer Verlobung zu zwingen,



Weibliche Anziehungskraft. Nach dem Gemälde von Hans Dahl.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

das heißt, das zu verſuchen, aber dieſer Eigennutz konnte auch dahin führen, Ihnen offen zu zeigen, daß das Fräulein jedes andere Geſchick, auch den beſchleunigten Ruin, dem von Ihnen in Vorſchlag gebrachten vorzöge…"

„Daß dich!…" Saltenecl ſtieß ſeinen Stock in den Schnee, daß die Stücke aufſtoben. „Zehntauſend Teufel erſchlügen!…" war das Ende des Satzes, das den Stoß in Gedanken begleitete; aber er ſagte es nicht — er dachte an das Tonchen — und lachte nur bitter.

„Sie habe eine ſcharfe Ausdrucksweiſ', Herr Major," bemerkte er dann: „Schneidig, wie man das in Preuße ja wohl nennt! Wir Pfälzer freilich habe noch e andere Benennung dafor. Aber ich will ſie nit ausſpreche, denn ich bin nit hergekomme, um mit Ihne zu ſtreite, wie ich einmal ſchon geſagt hab. Ich werd' alſo den Vorwurf von Eigennutz eiſtecke und mei' Erklärung kurz beende… Das Fräulein von Waibach iſt frei… Wenn ſie die Verlobung mit mir aufhebe will, werd' ich nit ſuche, ſie daran zu hindere… Es muß nur der wiſſe, um deſſetwille ſie es vielleicht thun möcht', daß ſie zu dieſer Zeit e ganz arm's Mädche is und ihr Vater als Bettler hier vom Hof auszieht…"

In dem Geſichte des Majors malte ſich der Kampf, den er mit ſich führte. Er gab ſich Mühe, die hell ausbrechende Freude zu unterdrücken. Aber es gelang ihm nicht.

„Sie ermächtigen mich, dieſe Erklärung dem Fräulein mitzuteilen?" fragte er.

„Jawoll!" antwortete der Pfälzer mit durchklingendem Hohn, „ich ermächtig' Sie. Aber freue Sie ſich nit allzufrüh. Das Fräulein weiß, daß der alt' Herr ſehr unglücklich ſein würd', wenn er Ebereſchenau verlaſſen müßt'. Das Gut hätt' ja verkauft werde könne, wär' das nit. Aber wo ſoll er hin? Er iſt ja wie ein Kind, der alt' Herr! er kann ohne ſeine Sammlunge nit lebe und ohne Frauepfleg' und Vorſorg nit. Das Fräulei weiß das, wie ich ſchon ſagt', und ſie weiß auch, daß… Nun, 's iſt gleichviel was… Aber ſie wird die Freiheit nit annehme, die Sie ihr bringe, das iſt gewiß…"

Aſten betrachtete Saltenecl betroffen. Er erriet, daß jener nicht alles ſagen wolle, was auf Friederike beſtimmend wirken mußte, und dachte einige Sekunden nach.

„Sie haben mir Aufrichtigkeit verſprochen, Herr von Saltenecl," ſagte er dann, „bitte, teilen Sie mir mit, wie groß die Summe iſt, die ich als letzte Hypothek auf Ebereſchenau übernehmen muß, falls ich Fräulein von Waibach heirate…"

In den Zügen des Pfälzers ging nach dieſen Worten eine tiefe Wandlung vor. Er ſtarrte Aſten an, und in ſeinem Blicke offenbarten ſich deutlich die Gedanken und Gefühle, die ſein Inneres bewegten; er hatte gehofft, mit zähem Eigenſinn gehofft, dieſer Kavallerieoffizier werde mehr praktiſche Lebensweisheit als Liebe beſitzen… ja, er werde vielleicht gar nicht in der Lage ſein, letztere in ſtärkerem Grade als erſtere zu bethätigen. Es war ja für einen Kavalleriſten meiſt gar nicht möglich, ein armes Mädchen zu heiraten… Und nun fragte dieſer hier nach der Schuldenlaſt, die er als Heiratsgut übernehmen mußte, als ſei dies ſelbſtverſtändlich…

Seine Stimme klang heiſer, als er erwiderte: „Dreiundzwanzigtauſend Gulden."

Es ging, während er die proſaiſchen Zahlen nannte, etwas in dem armen Menſchen vor, was er nicht hätte in Worten beſchreiben können. Es war ihm, als ginge die Sonne unter, um nie mehr für ihn aufzugehen. Für den Major konnte das Leben noch ſchön, noch lebenswert werden, für ihn nimmermehr.

Aſten begriff, was er litt. Er hatte ihm unrecht gethan und hätte das Wort Eigennutz, das er unüberlegt kurz vorher ausgeſprochen hatte, gern zurücknehmen mögen. Aber der Gedanke an Friederike überwog. Verſtand er doch erſt jetzt ihr Handeln. Was er Schwäche genannt hatte, war Kraft geweſen, die Kraft, ſich zu opfern, das eigne Glück zu vernichten, um das des Vaters erhalten zu ſehen. Wie war es möglich, daß Aſten nicht ſelbſt darauf gekommen war? — Es war doch nur ein Rechenexempel, in dem Saltenecl die entſcheidenden Faktoren für ſich gehabt und Friederike hatte ſich wohl Nächte lang damit abgemüht, die Zahlen anders zu ſtellen… Der Major ſegnete ſein Geſchick, daß es ihm ermöglichte, die Zahlen einzuſchieben, die nötig waren, um eine andere Löſung zu finden.

„Ich werde die Hypothek erwerben," ſagte er endlich, „denn ich kann mich nicht entſchließen, Ebereſchenau ſelbſt zu übernehmen. Ich bin mit Leib und Seele Offizier und würde einen ſchlechten Landwirt abgeben; beſonders hier, wo, wie Sie richtig bemerkten, die Wirtſchaftsweiſe eine ganz andere iſt als bei uns. Würde ich Beſitzer von Ebereſchenau, ſo läge die Gefahr nahe, daß die Dinge nicht viel anders als unter der Leitung des ſeligen Herrn Enkerle würden. Wenn Sie alſo glauben, daß ſich für das Gut ein Käufer finden ließe, der…"

„Meine Schweſter will das Gut erwerben," unterbrach ihn der Pfälzer rauh. „Sie bietet hundertfünfundachtzigtauſend Gulden dafür. Damit wären die darauf laſtenden Schulden bis auf jene letzten dreiundzwanzigtauſend Gulden gedeckt."

Aſten verſtand. Das großmütige Tonchen trat für die Jugendfreundin ein, um den Bruder zu verpflichten, dieſe freizugeben.

„Ich würd' die Wirtſchaft führe," fuhr Saltenecl fort. „Und wie ich ſchon ſagt', es wird möglich ſein, dieſe in einer Reih' von Jahr' ſehr zu verbeſſere. Das Gut kann ſpäter einmal beinah das Doppelte von ſeinem jetzige Ertrag bringe. Wenn wir ſoweit ſein werde, wird es das wert ſein, was mei Schweſter jetzt dafür gebe will. Schließlich kann auch das Wohlgefalle des Käufers den Preis von einem Gut erhöhe. Meine Schweſter hat den Wunſch, in Ebereſchenau zu lebe…"

„Dann," ſagte Aſten, ſich hoch aufrichtend, „ſind alle Schwierigkeiten gelöſt, und ich werde mir erlauben, Fräulein von Waibach zu benachrichtigen."

„Geduld!" unterbrach ihn der Pfälzer zornig, „wir ſind noch nit am End', ſag ich Ihne! Es bleibt der alt' Herr…"

„O der," erwiderte Aſten uneingeſchüchtert, „mit dem werde ich ſprechen. Und es iſt unmöglich, daß er nicht ſo viel väterliches Gefühl haben ſollte, das Glück ſeines Kindes dem eignen Behagen vorzuziehen."

Saltenecl biß ſich auf die Lippen.

„Wer weiß," meinte er, „ob er das Glück ſeines Kindes gerade in dieſer Heirat ſieht. Die Anſichte ſind verſchiede, und ſo laſſe wir ihm denn lieber ſcho ſei Behage… Da wir ſcho ſo weit ſind, kann ich Ihne den letzte Vorſchlag mache… Wir habe den alte Herrn gern und möchte ihm den Schmerz erſpare, das Haus, in dem er ſei Lebe verbracht hat, zu verlaſſe. Meine Schweſter heiratet, wie Sie wiſſe, einen Krüppel. Die Uniform, die ja die Mädche ſo leicht verblendet, muß Ihrem Herrn Kamerade die geſunde Glieder erſetze. Nun, ſie hat ſich's in den Kopf geſetzt, gerad' den zu nehme, und da iſt nit zu helfe… Aber wenn der alt' Herr hier wohne bleibt, ſo gebe die beide halbe Männer zuſamme noch immer kaum einen ganze. Mei Schweſter meint, ſie hab an beide nit zu viel zur Pfleg'…"

„Der Edelmut Ihrer Fräulein Schweſter hat längſt meine höchſte Bewunderung erregt," erwiderte Aſten aus warmem Herzen, „aber ich meine, daß wir ihn bis zu dieſer Grenze nicht annehmen können…"

„Wir?" fragte der Pfälzer gereizt. „Herr Major, Sie verkenne die Umſtänd', und ich hoff', Sie werde nit verſuche, ſich zwiſche die Freundſchaft der beide Familie Waibach und Saltenecl zu ſchiebe! Schon unſere Mütter ware befreundet, und wie das Fritzche noch auf dem Arm getrage wurd', ſind wir wie ältere Geſchwiſter für es geweſe. Sie ſind dagege für uns ein Fremder, und unſer Anerbieten richtet ſich deshalb auch keineswegs an Sie…"

„Gewiß," antwortete Aſten, in einiger Verlegenheit, wie er es anfangen ſollte, die ihn von Friederiken trennende Anſchauung ſeines Nebenbuhlers zu widerlegen, ohne dieſen aufs neue zu verletzen.

„Herr von Salteneck, ich bitte, mißverſtehen Sie mich nicht,“ ſagte er endlich zögernd, „ich werde nie einen Verſuch machen, Fräulein von Waibach gegen Sie einzunehmen, und bedauere aufrichtig, daß unſere beiderſeitige Neigung Ihre Hoffnungen zerſtören muß. Glauben Sie mir, mein Glück wird dadurch wirklich verdunkelt. Gerade nach dieſer Unterredung, die mir bewieſen hat, daß Sie das beſte verdienen, möchte ich nicht, daß Sie andere Gefühle in mir vermuten, und ...“

„Spare Sie die Wort’, Herr von Aſte,“ rief der Pfälzer abweiſend. „Wenn Sie entſchloſſe ſind, Fräulein von Waibach trotz allem, was dagege ſpricht, zur Frau zu nehme, ſo werde ich mich als Mann zu faſſe wiſſe. ’s iſt eine Zeit,“ ſchloß er mit einer gewiſſen Größe, „die dem Vaterland ſo viel Gutes bringt, daß man darüber leichter verwinde kann, was im eigne Schickſal fehlt. Es hat mancher ſei Lebe dafür gegebe und ſich noch glücklich geſchätzt, ſo viel damit zu erkaufe. Ich werd’ mich daran zu erinnere wiſſe ...“

Dann grüßte er und ſagte kurz: „Wir habe enanner nichts mehr zu ſage. Ich hab die Ehr’, mich Ihne zu empfehle ...“

Aſten reichte ihm die Rechte hin. „Laſſen Sie mich zum Abſchiede noch ſagen, daß ich Ihnen dieſe Stunde nie vergeſſen werde!“ rief er.

Aber der Opfermut des Pfälzers war zu Ende. Er ſah von der ihm dargebotenen Hand nach dem Wagen, der eben wieder aus der Allee herausbog, wohl, weil der Kutſcher ſich über das lange Ausbleiben ſeines Fahrgaſtes wunderte, drückte ſeinen Hut in die Stirn und entfernte ſich mit wuchtigen Schritten nach der entgegengeſetzten Seite. Aſten zog mit menſchlichem Verſtändniſſe die unberührte Hand ſtill wieder zurück.

Friederike ſaß unterdeſſen am Fenſter ihres Wohnzimmers und hielt den Kopf in ihren Armen verſteckt. Tante Mathilde trat einmal auf die Schwelle, kehrte aber leiſe wieder um. Sie ahnte, daß ihr blonder Liebling jetzt nichts anderes begehrte, als den Schmerz, der ihm das junge Herz zerdrückte, allein ausweinen zu können. Sie ging eine Weile im Hauſe hin und her, ohne einen rechten Zweck zu verfolgen. Es war, als habe ſie keine Macht mehr über ihre alten, zitternden Glieder, denn die Füße trugen ſie immer wieder dem Wohnzimmer zu, obgleich ſie ſtets wieder umkehrte, wenn ſie vor ihm ſtand. Da kam der Briefbote und brachte einen Brief für Friederike. Die alte Dame nahm ihn und ließ ihn mit einem Seufzer in die grüne Tiefe ihres Strickbeutels gleiten. Sie dachte an den Kinderglauben Fritzchens, daß aus dem Wunſchbeutel alle erbetenen Herrlichkeiten kämen... Ach nein! ſie ließen ſich jetzt nimmer darin finden, da das Kind groß geworden, der treue, grünſeidene Begleiter aber unſcheinbar und klein geblieben war. Der ſchöne Offizier, der ſo viel Unheil hier angeſtiftet hatte, ließ ſich aus der grünen Tiefe nicht herausholen, wie einſt das erſehnte Bilderbuch, die neuangezogene Puppe oder die Tüte mit Zuckerplätzchen ... Und dennoch! — Die Tante hielt es nicht mehr aus und klinkte, als ſie wieder vor der Schwelle ſtand, leiſe die Thüre auf. Da ſaß das Mädchen gerade ſo, wie ſie es mit Zagen erwartet hatte. Ganz unwillkürlich griff ſie nun doch in den Strickbeutel, zog aber fürs erſte nur ihr Schnupftuch heraus und ſchnaubte ſich damit.

Friederike hob den Kopf und ſah ſich um.

„Fritzche, ach Gott, Fritzche,“ ſagte die Tante mit unſicherer Stimme, „mach’ doch nit ſo e troſtloſes Geſichtche!... Es kann ja noch alles beſſer werde! Sieh, hier is e Brief for dich; lies emal den!“

Das Mädchen ſtreckte die Hand nach dem Briefe aus und nahm ihn an ſich. Als es die Aufſchrift geſehen hatte, legte es ihn enttäuſcht auf das Fenſterbrett und öffnete ihn nicht. Da ertönte hinter Tante Mathilde wieder ihr Name: „Friederike ...“ Und jetzt ſtand ſie im Augenblicke auf beiden Füßen.

War es ein Traum? Oder — oder wenn es greifbare Wirklichkeit war, was bedeutete ſie? Friederike wollte etwas ſagen, aber ihre Lippen zitterten ſo, daß ſie kein Wort hervorbrachten. Aus Aſtens Geſicht ſprach ſo viel leuchtende Siegesgewißheit, ſo viel Glücksgefühl!

„Friederike,“ wiederholte ſeine volltönende Stimme, „leſen Sie den Brief.“

Sie zögerte nicht mehr; ſondern öffnete ihn, ſo ſchnell die zitternden Finger gehorchen wollten, und las: „Mein liebes Fritzchen, wenn ich dieſen Brief abſchicke, ſo ſoll es das letzte Mal ſein, daß ich ſo an Dich ſchreib’. Wie ich den Namen leſ’, mit dem ich Dich ſo lang gerufen hab, fällt es mir ein, und ich möchte die Feder hinwerfen und den unglücklichen Brief gar nicht anfangen. Aber ich ſeh Dein liebes Geſichtchen vor mir, ſo ſchmal und ſo blaß, wie es im letzten Jahre geworden iſt, und dann ſeh ich das Bild, das neben mir liegt, das der junge Wegmeier gemacht hat und auf dem dasſelbe Geſichtchen ſo anders iſt: ſo voll Glück und Lieb’ und wonniger Lebensluſt... Fritzchen! der Maler hat’s zuſtandgebracht!... Ich hab gemeint, ich könnt’ Dich nicht hergeben, weil ich ohne Dich nicht leben möcht’. Aber ſeit ich das Bild geſehen hab, läßt es mir keinen Frieden, und wenn es denn der Preuß’ vermag, Dich ſo glücklich zu machen, wie der arme, ſterbende Menſch Dich mit geiſtigen Augen geſchaut hat, dann nimm Deine Freiheit zurück. Ja, ich geh zu dem Preußen, dem Menſchen, den Gott — — nein, ich will ihn nicht verfluchen! Du haſt ihn ja gern, den Fremden, — lieber als mich!... So mag’s denn ſein! So mag er Dich nehmen, wenn er will. Ich geh, um’s ihm zu ſagen, eben jetzt. Und wenn er Ja ſagt, dann iſt’s das letzte Mal, daß ich Dir ſchreib’; dann lebe wohl, Fritzchen, Du biſt frei, das Tonchen bringt Dir Deinen Ring zurück. Und möcht’ ich mit meinem Glück auch wirklich Deines erkaufen! Adieu denn für heut’ und — wenn’s denn ſein muß — allezeit. Julius von Salteneck.“

Die Buchſtaben ſchwankten vor Friederikens Augen; denn die Thränen drängten ſich wieder in ſie. Ein neuer Schmerz ließ ſie erquellen, der Schmerz um den guten Menſchen, deſſen Liebe für ſie aus jeder Zeile des Briefes ſprach. Aber zwiſchen dieſe Thränen drängte ſich ſchon ſtürmiſch das Glück, drängte ſich die Freude, die der Schreiber ja auch hatte erwecken wollen.

Friederike ließ den Brief ſinken und hob die Blicke ſcheu fragend zu Aſten. Dieſer ſtand jetzt bei ihr.

„Wollen Sie mich nun haben, Friederike?“ fragte er glückſtrahlend.

„Ja!“ murmelte ſie, und er zog ſie an ſich und drückte einen langen Kuß auf ihren Mund.

Eine Minute verſtrich, in welcher die beiden glücklichen Menſchen an nichts anderes dachten, als daß ſie ſich endlich zu eigen waren. Dann räuſperte ſich Tante Mathilde, die vor Erſtaunen ſtarr daſtand, und Friederike erhob den Kopf von Aſtens Bruſt.

„Tante, Tante Mathilde,“ ſagte ſie ſelig lächelnd, „nun iſt’s doch der Strickbeutel, der uns geholfe hat!... Er hat ihn mir gebracht. Wünſche mir Glück, Tante! Er gehört ja jetzt wirklich mir und wir ſind Braut und Bräutigam ...“

---

Die Trauerweide, die auf Wegmeiers Grabhügel ſtand, ſah mit braunen Knoſpenaugen ins Land, und zwitſchernde Schwalbenſcharen ſtrichen darüber hin und verkündeten, daß die Natur ihr großes Auferſtehungsfeſt feiere. Friederikens liebſte Beſchäftigung in den wenigen Wochen, die ſie noch in Ebereſchenau verbringen mußte, war die Pflege dieſes Grabhügels. Es war ihr, als trage ſie eine heilige Pflicht der Dankbarkeit ab, wenn ihre Gedanken bei dem Toten weilten, der ſich ſo willig als Saat hatte hinunterbetten laſſen in die ſtille Erde, um an ſeinem Teil Deutſchland eine herrliche Ernte zu bereiten.

Er war ganz ſanft eingeſchlafen, der junge Jäger, und hatte den Tod mit jenem ſelben Lächeln empfangen, mit dem er das Leben zu tragen gewußt hatte. Wenn Friederike von großen und erhebenden Heldenthaten hörte, wie ſie jene Tage ſo viele aufzuweiſen hatten, dachte ſie, ſie habe die ſchönſte doch in jenes jungen Landsmannes heiterer Fügſamkeit kennen gelernt.

Salteneck hatte Engersweil verlaſſen und war nach Frankreich gereiſt, um den Kriegsſchauplatz zu beſichtigen und ein lebendigeres Bild von dem großen Ereigniſſe der Zeit, als es Beſchreibungen gewähren konnten, in ſich aufzunehmen.

Nun war es März, und in den Lüften wogte es weich. Ein milder Hauch wehte durch ſie hin; der Erdgeruch ſtieg aus den grauen Feldern auf und miſchte ſich in den Duft des neukeimenden Graſes und der ſpringenden Knoſpen. Da ſtand Friederike im bräutlichen Schmuck in ihrem Schlafgemach, und das ſüße Geſichtchen ſah unter dem weißwallenden Schleier und dem jungfräulichen Myrtenkranz ganz ſo wonnig und glückſtrahlend aus, wie es der junge bayriſche Jäger vorahnend geſchaut hatte. Das Tonchen aber ſtand bei der Freundin, nahm die Myrte aus der weichen Fülle der Locken und half ihr beim Anlegen des Reiſekleides. Dabei trafen ſich die Augen der beiden im Spiegel und füllten ſich mit Thränen.

Friederike ſchlang beide Arme um den Hals des Tonchens, und ein wehmütiger Ernſt verdrängte ihr ſeliges Lächeln: „Sag ihm, wie dankbar ich ihm bin!“ flüſterte ſie. „Ich werd' euch nie, nie vergeſſe, dich und ihn. Und nach Max wird er immer den erſte Platz in meinem Herze habe … Sag's ihm, Tonche, nit wahr?“

Tonchen nickte und küßte den Mund Friederikens, während die Thränen ihr jetzt hell über die friſchen Wangen herabliefen. Aber aus den weinenden Augen ſchaute ein tröſtlicher Blick. Das warmherzige Tonchen hoffte, daß die Freundſchaft einſt in ferner, aber kommender Zeit die Herzen, welche die Liebe auseinandergeriſſen, wieder vereinigen würde.

---

## Wie der Thee gewonnen und getrunken wird.

Von Dr. Ludwig Staby. (Abdruck verboten.)

„Vor langen Jahren“ — ſo erzählt eine alte chineſiſche Sage — „wurde ein frommer Einſiedler darüber unwillig, daß ihn öfters bei ſeinen Betübungen der Schlaf übermannte, und in heiligem Eifer ſchnitt er ſich die Augenlider ab, um ſo für immer das Ärgernis zu beſeitigen. Als er aber die Augenlider zu Boden warf, geſchah ein Wunder, ein Strauch wuchs aus ihnen hervor, deſſen gewimperte Blätter, den Lidern gleichend, die wunderbare Eigenſchaft hatten, den Schlaf aus den Augen der Menſchen zu verſcheuchen; der Theeſtrauch war damit zum Heile der Menſchheit entſtanden.“ Aus dieſer Sage geht ſchon die Bedeutung des Thees hervor, und in der That gibt es kein Genußmittel, das vermöge ſeiner guten Eigenſchaften eine ſolche Verbreitung in allen Kulturländern der Erde gefunden hat wie der Thee.

Das Vaterland dieſes vielbegehrten Genußmittels iſt China, Japan und Oſtindien. In China, der eigentlichen Heimat des Theeſtrauches, iſt die Kultur und Zubereitung des Thees heute noch faſt genau dieſelbe wie vor tauſend Jahren. Die friſch gepflückten Blätter werden zuerſt heißen Waſſerdämpfen ausgeſetzt und dann mehrere Stunden in der Sonne getrocknet. Darauf kommen ſie in eiſerne Röſtpfannen, in denen ſie noch mehr gewelkt und erhitzt werden, um bald auf die Rolltiſche gebracht zu werden, wo die Arbeiter ſie mit den Händen zuſammenballen, ſchütteln und kneten, ſo daß die einzelnen Blätter ſich einrollen. Dieſer Prozeß des Erhitzens und Knetens wird einigemal wiederholt, bis nach einigen Stunden der Thee fertig iſt. So wird der grüne Thee bereitet, der ſchwarze erfordert mehr Sorgfalt und Mühe. Die Blätter werden erſt auf Bambusmatten längere Zeit der Sonne zum Welken ausgeſetzt und mit den Händen gerieben und bearbeitet. Dann werden ſie auf Haufen geſchüttet und einer Gärung unterworfen, bis ſie ſich tiefdunkel färben und ein ſtarkduftendes Aroma aushauchen; jetzt kommen ſie in die Röſtpfanne, werden mit den Händen umgewühlt, geknetet und gerieben, raſch auf die Rolltiſche gebracht und mit den Händen gerollt. Die gerollten Blätter werden über einem offenen rauchfreien Feuer vorſichtig geröſtet, dann wird der Thee ausgeſiebt, ſortiert und verpackt. Durch dieſe Behandlung verliert der ſchwarze Thee manche ſcharfen und herben Stoffe, ſo beſonders Gerbſäure; er iſt daher viel zarter und milder und hat einen bedeutend feineren und angenehmeren Geruch und Geſchmack als der grüne, regt auch viel weniger die Nerven auf als dieſer. In Oſtindien, welches ſich in der Theeausfuhr immer mehr hervorthut, iſt die Behandlung der Theeblätter eine andere. Herr Dr. Tſchirch in Berlin, vor kurzem von einer wiſſenſchaftlichen Reiſe aus Oſtindien zurückgekehrt, hat über die Theebereitung in Java und Ceylon Thatſachen geſammelt, die bis dahin wenig bekannt waren und daher die Leſer intereſſieren dürften.

Verſetzen wir uns auf eine Theeplantage Javas oder Ceylons. Zuerſt beſuchen wir die Samenplantage. Wir treten in eine Anlage ein, die ausſchließlich mit 12—15 Fuß hohen Theebäumen beſetzt iſt; ſie alle liefern keinen Thee, ſondern ſind nur zum Samentragen gezüchtet worden. Überall an dieſen mit glänzenden grünen, gewimperten Blättern bedeckten Bäumen ſind Männer und Frauen eifrig beſchäftigt, die reifen Theeſamen abzupflücken und zu ſammeln. Der Same wird in viereckige, nicht ſehr große, aus fruchtbarer Erde beſtehende Beete eingeſäet. Dieſe Beete werden ſehr ſorgfältig behandelt, fortwährend vom Unkraut gereinigt und reichlich begoſſen; wegen der ſorgſamen Pflege der jungen Keimlinge führen die Beete den charakteriſtiſchen Namen „Nurseries“ (Kinderſtuben). Die jungen Theepflänzchen werden durch leichte Strohmatten oder dichte Lagen von Farnkräutern vor den heißen Strahlen der Tropenſonne geſchützt. Wachſen die Pfleglinge mehr heran, ſo wird die ſchützende Decke allmählich immer mehr gelichtet, die Pflanzen werden an Licht und Luft gewöhnt, ſo daß nach einiger Zeit die kräftig ſich entwickelnden Stämmchen ohne Schaden den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt werden können.

Während dieſer Zeit des erſten Wachstums iſt ein für die Theeplantage beſtimmtes Stück des Urwaldes gerodet und zur Aufnahme der jungen Pflanzen fertig gemacht worden. Zu dieſem Zwecke wird aber der Wald keineswegs ſorgfältig abgeholzt, geſäubert und geebnet, ſondern das zu bebauende Stück des Urwaldes wird einfach angezündet und brennt aus, die vom Feuer nicht verzehrten dicken Baumſtämme werden umgehauen und regellos durcheinander liegen gelaſſen, wie ſie umgefallen ſind. Zwiſchen dieſen verkohlten und verfaulenden Baumſtämmen, die in nicht zu langer Zeit vollſtändig verweſen und zur Düngung des Bodens beitragen, werden die Theepflänzchen, wenn ſie etwa 20 Centimeter lang geworden ſind, reihenweiſe in Abſtänden von drei bis vier Fuß eingepflanzt. Hier wachſen ſie üppig im Verlaufe eines Jahres heran; ſind die Stämmchen ungefähr vier Fuß hoch geworden, ſo werden ſie zurückgeſchnitten, und zwar wiederholt, bis die Pflanze ein buſchiges Bäumchen oder Sträuchlein von drei bis vier Fuß Höhe bildet. Erſt im zweiten Jahre beginnt die Theeernte. Mit der Hand werden die Blätter abgepflückt und zwar faſt ausſchließlich von eingebornen Frauen, welche die Blätter auch gleich in Körbe ſammeln und zur Fabrik tragen. Hier werden die Körbe von Beamten unterſucht, ob ſie nur gute Blätter enthalten, und gewogen, da nach dem Gewicht der Lohn für das Pflücken berechnet wird. Die Körbe werden dann ſofort auf große Leinwanddecken ausgeſchüttet, die in einem luftigen, trockenen Raume auf zahlreichen Geſtellen angebracht ſind; hier welken die Theeblätter kurze Zeit. Sobald ſie einen gewiſſen Grad des Welkens erreicht haben, kommen ſie in die Rollmaſchinen. Dieſe durch Dampfkraft getriebenen großen Maſchinen haben zwei Käſten, die ſich derartig übereinander bewegen, daß der eine von vorn nach hinten, der andere von links nach rechts ſich hin und her ſchiebt, ſo daß naturgemäß die dazwiſchen kommenden Blätter gerollt werden müſſen. Auf das Rollen folgt das Fermentieren; die gerollten Blätter werden auf Haufen geſchüttet und einer leichten Gärung unterworfen. Da dieſer Gärungsprozeß von großer Wichtigkeit für die ſpätere Güte des Thees iſt, ſo wird die peinlichſte Sorgfalt darauf verwendet; genau nach der Uhr kontrolliert der betreffende Beamte die Zeit der Gärung. Sofort nach Beendigung derſelben werden die Blätter in die Trockenapparate gebracht, welche meiſt aus großen eiſernen mit zahlreichen Hürden verſehenen, durch heiße Luft erhitzten Behältern beſtehen; durch Thermometer wird der Wärmegrad derſelben genau kontrolliert. Aus den Trockenapparaten wandern die Blätter in die Siebmaſchinen. Auf großen, durch Dampfkraft bewegten Schüttelſieben und auf vielerlei Handſieben werden Staub und ſonſtige Unreinigkeiten abgeſiebt und der gereinigte Thee gelangt dann in die Probe- und Sortierſäle. Hier ſitzen in langen Reihen Frauen und Mädchen, alle emſig beſchäftigt, mit der Hand die ſchlechten Blätter und etwaige andere Stoffe und Beimengungen auszuleſen und die tadelloſen Blätter in Körbe zu ſammeln, welche in die Verpackungsräume gebracht werden. Der nunmehr fertige Thee wird in ſorgfältig mit Zinnfolie ausgelegten Blechkiſten verpackt, der Deckel wird verlötet, die Kiſte gewogen, mit Nummer und Bezeichnung verſehen und iſt fertig zum Verladen auf die Schiffe. Die ganze Prozedur der Zubereitung vom Pflücken bis zur Fertigſtellung der Theekiſten hat nicht länger als einen einzigen Tag gedauert, die Blätter, die am Morgen noch die Bäume mit ihrem Grün ſchmückten, können ſchon am Abend als fertiger Thee die Reiſe nach Europa antreten.

Zum Schluſſe noch einige Worte über die Zubereitung des Getränkes. Muſter in der Theebereitung ſind die Ruſſen. In einer ruſſiſchen Theegeſellſchaft ſchüttet die Hausfrau eine genügende Portion Thee in eine kleine Porzellankanne und übergießt ihn mit höchſtens einer Taſſe kochenden Waſſers. Die Kanne wird dann gewöhnlich auf den Samowar geſtellt und der Thee zieht fünf Minuten lang. Dann gießt die Hausfrau jedem Gaſte eine Wenigkeit dieſes Extraktes in ſeine Taſſe oder ſein Theeglas und jeder füllt nun nach Belieben kochendes Waſſer aus dem Samowar hinzu und ſchlürft dann mit Behagen das köſtliche Getränk.

---

## Die Hochzeit unſers volkstümlichſten Dichters.

(Zum hundertjährigen Gedenktage der Hochzeit Schillers.)

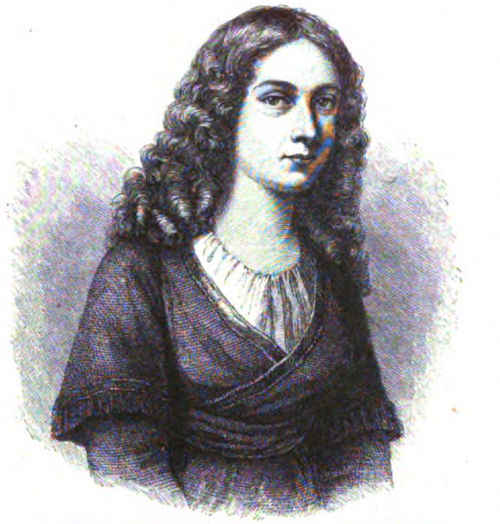
Von Eduard Groſſe. (Abdruck verboten.)

Wer vor hundert Jahren von Weſten her in die Univerſitätsſtadt Jena einwanderte, der hatte zunächſt ein altes, graues Steinthor zu durchſchreiten, das ſogenannte Johannisthor, durch welches er in die Johannisſtraße gelangte. In-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

mitten der letzteren, einige hundert Schritte vom Johannisthore entfernt, mündet links die kleine Jenergaſſe ein. Beim Einbiegen in dieſe Gaſſe mußte dem Wanderer unwillkürlich das zweite Haus rechter Hand auffallen, welches ſich durch ſeine breite Front und ſeine hohe Bauart vorteilhaft von den übrigen enggebauten Häuſern abhob. Dasſelbe befand ſich ſeit langer Zeit im Beſitz der Familie Schramm und führte, an den Namen des Beſitzers anknüpfend, im Volksmunde allgemein die Benennung „Schrammei.“ Die Schrammei war ein beliebtes Studentenquartier und um jene Zeit außer von einer Anzahl Studenten nur noch von zwei alten Jungfern, den Schweſtern Schramm, und einem unverheirateten Profeſſor, dem Hofrat Friedrich Schiller, bewohnt.

Es war an einem Februarabend des Jahres 1790. Die Schweſtern Schramm hatten bereits mit ihrem Tagewerk abgeſchloſſen und vergaßen im Schlummer die Sorgen dieſer Welt. Die übrigen Mitbewohner befanden ſich teils in den Bierhäuſern, teils bereiteten ſie ſich zum Schlafengehen vor, während der Profeſſor Schiller noch arbeitend an ſeinem Schreibtiſche ſaß. Draußen blinkte der Schnee im Dämmerlichte des Mondes, und durch die wunderbar klare Winterluft flimmerte das leuchtende Heer der Geſtirne. Unter den Fenſtern Schillers plätſcherte der Laufbrunnen ſeine eintönige Weiſe, dabei ſein klares Waſſer hinunterſchickend in den ſteinernen Brunnentrog, von wo es ſich ſeinen Ausgang nach der Straße ſuchte. Dann und wann klirrte unter ſchrillendem Ächzen ein zugefrorenes Fenſter, das in einem der umliegenden Häuſer geöffnet wurde, und „Kopf weg! Kopf! Kopf weg!“ tönte es langgezogen und unheilverkündend aus der Fenſteröffnung durch die ſtille Nacht. Dieſem Warnungsrufe folgte kurz darauf ein trüber Waſſerfall von oben, und wenn der nächtliche Wanderer nicht mit der Gewandtheit eines Jongleurs auszuweichen verſtand, ſo ergoß ſich der unappetitliche Inhalt eines Waſchbeckens oder noch ſchlimmeres über ſein unſchuldiges Haupt, und er konnte höchſtens mit Schimpfworten ungleiche Vergeltung üben. Das war damals ſo Brauch in Jena, und niemand fiel es ein, daran Übles zu finden.



Schillers Gattin, Charlotte, geb. von Lengefeld.
Nach einem gleichzeitigen Bildnis.

Auch Schiller ließ ſich durch den eintönigen, in ſteter Wiederholung durch die Straßen hallenden Ruf nicht im mindeſten ſtören. Vor ſich hatte er einige Briefe liegen, ſowie eine Zeichnung, den Grundriß einer Wohnung darſtellend. Bald las er aufmerkſam in den Briefen, dann ſtudierte er den Grundriß und ſetzte dieſe Beſchäftigung einige Zeit fort, um ſich hierauf wieder in den Inhalt der Briefe zu vertiefen. Das, worüber er nachdachte, war eine Lebensfrage, vielleicht die ſchwerſte, vor welche der Menſch geſtellt wird. Sie betraf die Gründung eines eignen Hausſtandes, ſeine Verehelichung mit Charlotte von Lengefeld, und es war gar vieles zu ordnen und manches Hindernis zu beſeitigen, ehe die Trauung ſtattfinden konnte.

Die Witwe von Lengefeld wohnte mit ihren beiden Töchtern Karoline und Charlotte in Rudolſtadt, in deſſen Nähe das Dörfchen Volkſtedt liegt. In letzterem hielt ſich Schiller während des Sommers 1788 auf und faſt täglich verkehrte er mit der ihm befreundeten Lengefeldſchen Familie. War das Tagewerk vollbracht, ſo wanderte er beim Abendnahen den ſchattigen Wieſenweg entlang nach Rudolſtadt, um bei Frau von Lengefeld als gerngeſehener Gaſt vorzuſprechen. Während dieſer Zeit hatte er die jüngere Tochter Charlotte ſchätzen und lieben gelernt, und auch ſie war dem jungen Dichter in Liebe zugethan. Zu einer offenen Erklärung kam es jedoch noch nicht. Da wurde ihm auf Goethes Veranlaſſung von Weimar aus eine Profeſſur an der Univerſität Jena angetragen, und auf das Zureden ſeines Freundes Körner und der Lengefeldſchen Familie entſchloß ſich Schiller, die Stellung anzunehmen. Im Mai 1789 war er nach Jena übergeſiedelt. Von hier aus ſetzte er den freundſchaftlichen Verkehr mit der ihm liebgewordenen Familie brieflich und durch Beſuche fort und am 3. Auguſt hatte er in Lauchſtedt, wo er mit den Schweſtern zuſammentraf, durch Karoline die Gewißheit erlangt, daß er von Charlotte geliebt werde. Nun war ſein ganzes Streben darauf gerichtet, die Verbindung mit der Geliebten ſo bald wie möglich herbeizuführen. Seine Verhältniſſe hatten ſich dadurch, daß ihm der Herzog von Weimar mit großer Bereitwilligkeit einen feſten Gehalt zugeſagt hatte, weſentlich verbeſſert, und ſo konnte er mit ſeinen übrigen Einnahmen auf ein Jahreseinkommen von ſieben- bis achthundert Thalern rechnen, in Anbetracht der ungemein niedrigen Lebensmittelpreiſe damaliger Zeit eine Summe, welche einem heutigen Jahreseinkommen von ungefähr viertauſend Mark gleichzurechnen iſt. So wagte es denn Schiller im Dezember 1789, bei Frau von Lengefeld um die Hand Charlottes anzuhalten. Die Mama hatte natürlich gegen einen derartigen Schwiegerſohn nichts einzuwenden, und gern gab ſie ihre Zuſtimmung und ihren Segen. Jetzt, im Beſitze der Einwilligung, betrieb Schiller die Verbindung mit einer Ungeduld, die ihm jeden Tag, welcher noch zwiſchen der Erfüllung ſeines Herzenswunſches lag, faſt unerträglich erſcheinen ließ. „Laſſen Sie mich bald, laſſen Sie mich gleich im Beſitz meiner Wünſche ſein!“ ſchrieb er im Januar 1790 an Frau von Lengefeld. „Von außen hindert uns jetzt nichts mehr. — Hier in Jena ſind die nötigſten Anordnungen in wenigen Wochen gemacht.“ Aber ſo ſchnell und leicht, als Schiller glaubte, waren die Anordnungen doch nicht getroffen. Er ſetzte ſich über häusliche Angelegenheiten ſchnell hinweg, doch die ſorglichen und wirtſchaftlichen Frauen ſahen die Sache mit etwas anderen Augen an. Zwar ſtimmten ſie in den wichtigſten Fragen, welche die Wohnung und wirtſchaftliche Einrichtung betrafen, mit Schiller überein. Die Wohnung, welche dieſer bereits innehatte, ſollte weiter bewohnt werden, ſchon deshalb, weil ſie möbliert war. Denn Möbel anzuſchaffen, hielt Schiller in den erſten Jahren für unnötig. War doch die Wohnung in der Schrammei nach ſeiner Anſicht außerordentlich bequem und freundlich ausgeſtattet, und die Schweſtern Schramm gewährleiſteten ihm ſorgſame Bedienung und kamen allen Wünſchen freundlich entgegen. Über das Logis ſchrieb er an Körner: „Es ſind drei Piecen, die ineinander laufen, ziemlich hoch mit hellen Tapeten, vielen Fenſtern und alles entweder ganz neu oder ziemlich gut konſerviert... Möbel habe ich reichlich und ſchön: zwei Sofas, Spieltiſch, drei Kommoden und anderthalb Dutzend Seſſel mit rotem Plüſch ausgeſchlagen.“ Eine Schreibkommode hatte er ſich ſelbſt machen laſſen und dafür zwei Karolinen gezahlt.

Auch mit der Beköſtigung ſollte es nach der Verheiratung ſo weiter gehalten werden, wie es Schiller bisher gehalten hatte. Er zahlte den Jungfern Schramm für das Mittageſſen zwei Silbergroſchen, ein ſo niedriger Preis, daß es bei eigner Haushaltung nicht möglich geweſen wäre, billiger zu leben. Das Eſſen ließ er ſich auf ſein Zimmer bringen. Die nötige Bedienung hatte er ebenfalls im Hauſe, und ſo brauchte er für Charlotte nur ein Mädchen zu halten, für ſich ſelbſt einen Diener, die ihm — wie er an Körner ſchrieb — beide nicht mehr zu unterhalten koſteten, als dieſem ſein Diener in Dresden. Für dieſen Hausſtand glaubte er das Mittag- und Abendeſſen monatlich mit zwölf Thalern beſtreiten zu können.

Nur erſchien ihm die bisher innegehabte Wohnung für ſeinen Hausſtand etwas zu klein, und er beabſichtigte, noch einige Zimmer hinzuzumieten. Dieſe waren jedoch vorläufig noch von Studenten bewohnt, die nicht ſofort hinausgeworfen werden konnten, und ſo blieb nichts übrig, als ſich auf andere Weiſe zu helfen. Das Wie? freilich machte dem Dichter der Räuber großes Kopfzerbrechen, und die geſuchte Löſung dieſer ſchwierigen Frage war es, welche ihn noch am ſpäten Abend wacherhielt und beſchäftigte. Die Zeichnung, welche er vor ſich liegen hatte und nachdenkend betrachtete, war der Grundriß ſeiner Wohnung, die er ſelbſt nach der Natur entworfen und von welcher er eine Kopie an Charlotte nach Rudolſtadt geſendet hatte, mit der brieflichen Bemerkung: „Nehmt alſo dieſen Riß zur Hand und vergleicht ihn mit dem, was ich jetzt ſage.“ Und nun hatte er ihnen klar gemacht, wie man ſich in der Wohnung vorläufig auch ohne weitere Räume behelfen könne. Allein die Schweſtern Charlotte und Karoline waren mit ſeinen Anſichten nicht einverſtanden, ja, ſie hatten dieſelben ſogar ſo komiſch gefunden, daß ſie nicht unterlaſſen konnten, darüber recht zu lachen. Dagegen ſchüttelte aber auch Schiller wieder den Kopf über den Plan, welchen die Schweſtern ausgedacht und ihm mitgeteilt hatten.

Ferner hatte es ihm viel Mühe gemacht, die ausnahmsweiſe Erlaubnis des einmaligen Aufgebots zu erlangen. Die Urſache, welche ihn zur Nachſuchung dieſer Erlaubnis veranlaßt hatte, war ſeine Abneigung gegen öffentliche Feſtlichkeiten. Ganz eingezogen, ganz im ſtillen ſollte ſeine Trauung vor ſich gehen; niemand ſollte vorher unterrichtet ſein, wann dieſelbe ſtattfände. „Wir laſſen uns in meinem Zimmer ſo ganz in der Stille trauen, daß wir, wenn die Mama und Karoline dabei ſind, keine fremden Zeugen nötig haben,“ ſchrieb er an Charlotte.

Aus Schillers Abſicht, die Trauung in ſeinem Zimmer vollziehen zu laſſen, wurde in der Folge allerdings nichts. Frau von Lengefeld hatte gewünſcht, daß die Trauung, wenn auch nicht in einer Jenaer Kirche, ſo doch in der Kirche eines benachbarten Dorfes ſtattfinden ſollte. Deshalb wählte Schiller die Kirche zu Wenigenjena, einem Dörfchen, welches an Jena grenzt und nur durch die Saale von der Stadt getrennt iſt. Die Trauung ſelbſt ſollte der Sohn des dortigen Paſtors Schmid vollziehen, der Theologe Erich Schmid, welcher in Jena als Privatdozent thätig war und Kantſche Philoſophie dozierte.

Das Ordnen dieſer Angelegenheiten hatte Schiller die letzten Wochen ſtark in Anſpruch genommen und ihm manchen Weg und manche Schreiberei verurſacht. Doch war alles nach Wunſch gegangen, und nur die Wohnungsfrage machte ihm noch rechte Sorge. Schließlich ſetzte er ſich aber darüber hinweg, packte den Riß und die übrigen Papiere zuſammen und ſchickte ſich an, die wohlverdiente Ruhe zu ſuchen. Da fiel ſein Blick auf ein großes, gefaltetes Amtsſchreiben, welches auf dem Tiſche lag, und mit zufriedenem Lächeln entfaltete er es, durchflog den Inhalt nochmals und legte es dann zu den anderen Papieren. Dieſes Schreiben enthielt ſein Ernennungsdekret zum Herzoglich Meiningiſchen Hofrat, welches auf ſein am 22. Dezember an den Herzog gerichtetes Bittſchreiben um Verleihung dieſes Titels eingetroffen war. „Ich mache Charlotte zur Hofrätin, das iſt alles, was ich vermag,“ hatte er an Frau von Lengefeld geſchrieben. Und er hatte Wort gehalten. Zufrieden, in der Hoffnung kommenden Glückes ſchwelgend, überließ er ſich ſodann dem Schlummer.

Einige Tage ſpäter fuhr Schiller in einer Poſtkutſche zum altersgrauen Johannisthore hinaus, die Erfurter Landſtraße entlang. In Erfurt hielt ſich Charlotte mit ihrer Schweſter Karoline auf, und Schiller beabſichtigte, beide zur bevorſtehenden Trauung abzuholen. Glücklich legte er den beſchwerlichen Weg zurück, glücklich langten alle drei einige Tage ſpäter, am Sonntag, den 21. Februar, wieder in Jena an. In der Nähe der Schillerſchen Wohnung hielt der Kutſcher den Wagen an, lud verſchiedene Gepäckſtücke ab und brachte dieſelben in ein hübſches, zweiſtöckiges Haus, welches Eigentum eines Fräulein Seegner war. Hier ſollten die Schweſtern bis nach vollzogener Trauung wohnen. Beide ſtiegen, von Fräulein Seegner freundlich empfangen, die ſchmale Treppe empor, während Schiller, nachdem er ſich verabſchiedet hatte, ſeiner eignen Wohnung zueilte. Hier wurde er von den Schweſtern Schramm bereits erwartet, welche ihm ſein Gepäck ſchwatzend abnahmen und in die behaglich erwärmte Wohnung nachtrugen. Die alten, geſprächigen Jungfern hatten gar viele Neuigkeiten zu erzählen. Darunter als wichtigſte, daß heut von der Kanzel der Jenaer Stadtkirche das einmalige Aufgebot des Herrn Profeſſors verkündigt worden, zum Erſtaunen aller Anweſenden. Wie ein Lauffeuer hatte ſich die Neuigkeit durch die Stadt verbreitet, und ſowohl die Bürger, als auch die Studierenden hatte die unerwartete Nachricht in große Aufregung verſetzt. Es war den Bewohnern der kleinen Stadt, von denen jeder des anderen Geheimniſſe kannte, ſchier unbegreiflich, wie es möglich ſein konnte, daß eine ſo hochwichtige Angelegenheit wie eine Verlobung ſo lange verſchwiegen bleiben konnte.

Rotleuchtend ſchob ſich am nächſten Tage, am 22. Februar, die aufgehende Sonne hinter den Kegelbergen des Saalthales hervor, ihre blitzenden Strahlen tauſendfältig in den unendlichen Schnee- und Eiskriſtallen brechend. Noch lag ſie wie ein roter Feuerball teilweiſe hinter dem Berggipfel, als die bekannte Poſtkutſche die Neugaſſe hinausrumpelte und an der Raſenmühle vorüber die Landſtraße nach dem Städtchen Kahla verfolgte. Keiner der Vorübergehenden ahnte, daß ihr dickleibiger Kaſten den Profeſſor Schiller nebſt ſeiner Braut und deren Schweſter barg, welche nach Kahla fuhren, um dort die Frau von Lengefeld zur Trauung abzuholen. So geſchah es auch. Nachdem ſich die vier genügend erholt und durch Speiſe und Trank gekräftigt hatten, ſpannte der Kutſcher die Pferde wieder ein, und die Fahrt ging denſelben Weg zurück über die Dörfer Rotenſtein, Maua, Göſchwitz und Winzerla nach Jena.

Hier fuhr der Kutſcher um die Stadt herum, zum Saalthor hinaus und über die alte ſteinerne Saalbrücke, welche von Jena nach dem Dorfe Wenigenjena führt. Nachdem die Brücke überfahren war, lenkte der Kutſcher das Gefährt links am Ufer der Saale hinunter, an einzelnſtehenden Häuſern vorüber und hielt nach ungefähr fünf Minuten am Eingang einer baufälligen Mauer, welche den Kirchhof und die Kirche Wenigenjenas umſchloß. Alt, baufällig wie die Umfaſſungsmauer liegt auch das ſchmuck- und turmloſe Kirchlein inmitten der Gräber mit ihren Kreuzen und Gedenkſteinen. Von Grund auf durch mächtige Strebepfeiler geſtützt, läßt der Unterbau mit ſeiner Spitzbogenornamentik deutlich die Spuren altgotiſcher Baukunſt erkennen, wogegen das verwitterte Ziegeldach und das völlig kunſtloſe Holzgiebelwerk in arger Disharmonie zum Unterbau ſtehen — ein modernes, ſtilloſes Deck- und Flickwerk auf dem altehrwürdigen Rumpfe mit ſeinen Spuren einſtiger Kraft und Schönheit.

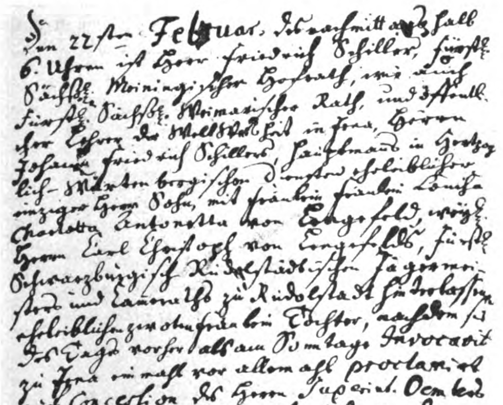
Als der Wagen vor der Pforte der Kirchhofmauer anlangte, war bereits der ſpäte Nachmittag hereingebrochen. Die Inſaſſen entſtiegen der Kutſche und wandelten den ſchneebedeckten Weg über den Kirchhof zum ſchlichten Kirchlein, an deſſen Spitzbogenpforte ſie der würdige Ortspfarrer Schmid empfing, um ſie hinein in die Kirche und an den Altar zu führen. Dort harrte ihrer bereits der Adjunkt Erich Schmid im Prieſtergewande. Kein Zuſchauer war zugegen; menſchenleer und lautlos lag die weite Halle in ſchleierhafte, abendliche Dämmerung gehüllt. Die Anweſenden gruppierten ſich um den Altar und der feierliche Akt der Trauung begann.

Nach der einleitenden Formel ſprach der junge Theologe ernſte Worte voll tiefen, gedankenſchweren Inhalts, würdig derer, an welche ſie gerichtet waren. Ergriffen lauſchten die an den Altarſtufen Knieenden, und durchdrungen vom Bewußtſein des ehelichen Pflichtgebotes klang feſt und klar das gemeinſame „Ja" durch die feierliche Stille des ernſten Ortes.

Schiller und Charlotte von Lengefeld waren ein Ehepaar.

Einſam, wie die Kutſche gekommen, fuhr ſie mit ihren Inſaſſen nach der Schrammei zurück. Auch dort blieben die Glücklichen unter ſich. Kein fremder Laut ſollte ſich in die ſtille Familienfeier miſchen, kein ſtörender Freudentrubel den ernſten Tag entweihen. Traulich ſaßen die Familienglieder zuſammen, das Glück der Gegenwart genießend, vom Glücke der Zukunft träumend. Jena aber lag ſchweigſam in den kalten Februarſchnee gehüllt, und kein Bewohner der Stadt ahnte, was ſich in dem ärmlichen, früher kaum beachteten Kirchlein des Dorfes Wenigenjena zugetragen, keiner ahnte, welch ernſte Feier heute die vier Leute in Schillers Wohnung vereinigte. Die Wahrung des Geheimniſſes war Schiller über Erwarten gut geglückt. Um ſo größer war die Überraſchung der guten Jenenſer und der erwartungsvollen Studierenden, als ſich in den nächſten Tagen die Kunde von dem Vorgefallenen verbreitete.

Glücklich floß die nächſte Zeit den Neuvermählten dahin, bis 1791 die erſte Krankheit Schillers eine jähe, ſorgenvolle Unterbrechung des ſtillen Glückes brachte. — Das früher unbekannte Kirchlein Wenigenjenas aber kam durch Schiller zu einer Berühmtheit, die ſo lange dauern wird, als man Schiller ſelbſt verehrt. Altersgrau und ſchmucklos liegt es noch jetzt inmitten der Kirchhofsmauer. Doch wenig Fremde, die Jena beſuchen, verſäumen, ſeine ſtille Halle zu betreten und an der heiligen Stätte zu weilen, an welcher einſt Schiller und Lotte knieend ihr bindendes „Ja" ausſprachen. Der und jener läßt ſich wohl auch das alte, hundertjährige Kirchenbuch aufſchlagen und darin findet er, von der Hand des längſtverſtorbenen Ortspfarrers Schmid eingetragen, nachfolgende, im Fakſimile wiedergegebene Nachricht über die Trauung Schillers:



Den 22sten Februar, Nachmittags um halb
6. Uhr ist Herr Friedrich Schiller, fürstl.
Sächsl. Meiningischer Hofrath, wie auch
fürstl. Sächsl. Weimarischer Rath, und öffentl.
cher Lehrer der Weltweisheit in Jena, Herrn
Johann Friedrich Schillers, Hauptmanns in Herzog-
lich-Würtembergischen Diensten ehelichleiblicher
einziger Herr Sohn, mit Fräulein Fräulein Louise
Charlotta Antonetta von Lengefeld, weyl.
Herrn Carl Christoph von Lengefelds, fürstl.
Schwarzburgisch Rudolstädtischen Jägermei-
sters und Cammerraths zu Rudolstadt hinterlassene
ehelichleiblichen zweiten Fräulein Tochter, nachdem sie
des Tages vorher als am Sonntage Invocavit
zu Jena einmahl vor allemahl proclamiret
auf Concession des Herrn Superint. Oemler
allhier in aller Stille getrauet worden.
Dieses die erste Trauung des Herrn Collabor. Herrn Adjunct
M. Carl Christian Erhard Schmids.

(Nach einer nach dem Kirchenbuche von Wenigenjena angefertigten Photographie.)

---

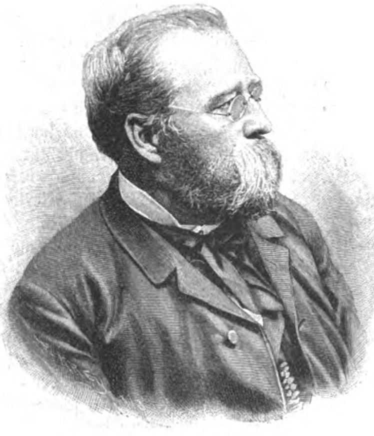
## Wilhelm Diez.

(Abdruck verboten.)

Ein Künſtlerbild von Adolf Roſenberg.

Dem Meiſter der Malerkunſt, welcher die von König Ludwig I bei Cornelius' Scheiden von München ausgeſprochene Forderung: „Der Maler muß malen können," in die That umzuſetzen berufen war, iſt die ſchmerzliche Erfahrung von dem Werden und Vergehen jeglichen Menſchenwerkes, mag es auch noch ſo ſtolz ſein Haupt emporgehoben, noch ſo verheißungsvoll ſeine Blüte der Sonne entgegengeſtreckt haben, nicht erſpart geblieben. Als Karl von Piloty im Jahre 1874 nach Kaulbachs Tode an die Spitze der Münchener Kunſtakademie trat, hatte der lebhafte, völlig eigengeartete Geiſt, welcher ſehr bald eine ſtarke Umwälzung in der ſcheinbar ſo feſt und ſicher auf den Namen Piloty gegründeten Schule herbeiführen ſollte, bereits fleißig ſeine Hände geregt. Wilhelm Diez, der weder in ſeinem Weſen, noch in ſeiner Kunſt etwas Akademiſches an ſich hatte, war ſogar ſeit vier Jahren Lehrer an der Akademie und er fand, wie ſich bald erwies, eine beſtändig wachſende Zahl von Schülern, welche ſeine koloriſtiſche Weisheit mit ihren geiſtvollen Regungen, mit ihren witzigen und kecken Seitenſprüngen unterhaltender und überzeugender fanden als den nachgerade zu einer ſteifen Feierlichkeit eingefrorenen Farbenvortrag des Großmeiſters Piloty. Die allgemeinen Kunſtausſtellungen ſind für das Publikum, die Geſchichtſchreiber und die Berichterſtatter in unſerer Zeit die Markſteine für die Entwickelungsgeſchichte der modernen Kunſt, nach denen man Zeitabſchnitte, auf- und niederſteigende Bewegungen berechnet. Auf der Münchener internationalen Kunſtausſtellung von 1879 ſchwankte das Zünglein der Wage noch zwiſchen Piloty und Diez unentſchieden hin und her, obwohl ſich erkennen ließ, welche Schale ſehr bald das ſchwerere Gewicht erhalten würde. Und nach vier Jahren bot die internationale Kunſtausſtellung im Glaspalaſte nicht mehr das Bild eines Kampfes zwiſchen zwei Schulen, ſondern bereits den Sieg der einen über die andere oder, richtiger geſagt, des Überganges von einem koloriſtiſchen Prinzip in ein anderes, völlig verſchiedengeartetes. Denn es handelte ſich bei dieſem ſiegreichen Auftreten einer neuen koloriſtiſchen Anſchauung nicht um einen Kampf zwiſchen Perſonen, nicht um die Nebenbuhlerſchaft von Schulhäuptern, wie ſie in der italieniſchen Kunſtgeſchichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts eine große Rolle geſpielt hat, ſondern der Umſchwung vollzog ſich, ſoweit die Draußenſtehenden bemerken konnten, in völlig friedlicher Weiſe, und er ſtellte ſich unbefangenen Beobachtern als eine durchaus natürliche Erſcheinung dar, als eine Art von Renaiſſance im Anſchluß an gewiſſe Meiſter des XVI. und mehr noch an die Koloriſten des XVII. Jahrhunderts, beſonders an die niederländiſchen. Eine ähnliche Wiedergeburt im nationalen Sinne hat bereits um die Mitte der ſiebziger Jahre auf den Gebieten der Architektur und des Kunſtgewerbes in München begonnen.

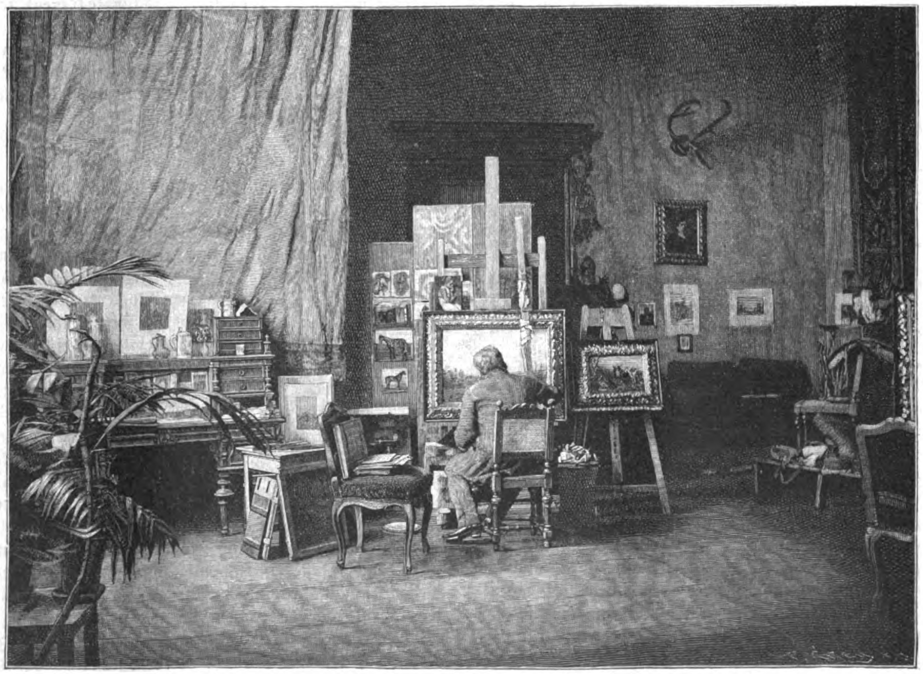
Zu der Verſchiedenartigkeit der maleriſchen Darſtellung geſellten ſich noch andere äußere und innere Gegenſätze zwiſchen den beiden Schulen. Karl von Piloty fühlte ſich am wohlſten, wenn er die Kunſt ſeiner Anordnung und Gruppierung, den Reichtum und den Glanz ſeiner Farbe auf großen Leinwandflächen entfalten konnte. Darin lag ja zum Teil die Urſache ſeiner erſten großen Erfolge, daß er in den Augen der Zeitgenoſſen den Beweis führte, daß die realiſtiſche Ölmalerei ebenſogut monumentale Wirkungen erzielen konnte wie die Fresko- und Kartonmalerei des Cornelius und der Seinigen. Aber inzwiſchen war der Glanz des Pilotyſchen Kolorits Gemeingut der Schule geworden, und bald ſchaute unter dem bunten Flitter die geiſtige Armut aus allen Ecken und Enden der großen „Maſchinen" heraus, wie man die Hiſtorienbilder zu nennen beliebte. Im richtigen Momente, als dieſe Erkenntnis bereits feſten Boden gefaßt und viele Anhänger gefunden hatte, trat Wilhelm Diez auf und zeigte in launigen, ſcheinbar mit größter Leichtigkeit hingeworfenen Improviſationen, daß intime Geſpräche zwiſchen zwei, drei und vier Figuren in kleinem Raume weit geiſtreicher und unterhaltender ſein können als die feierlichen Verhandlungen und Zuſammenkünfte zwiſchen den Heroen der Weltgeſchichte und ihren Würdenträgern und Parteigängern. Das hiſtoriſche Gebiet oder den geſchichtlichen Rahmen verließ Diez trotz dieſer entgegengeſetzten Anſchauung nicht, obwohl er im Grunde ein Anhänger des Glaubensſatzes iſt, daß es in der Malerei nicht auf das Was, ſondern zumeiſt und zuerſt auf das Wie ankommt. Auf jener Münchener Kunſtausſtellung von 1883 erſchien Piloty mit einem feierlichen Bilde mit naturgroßen Figuren: ein Zug von römiſchen Augurn, deren jüngſter und letzter von Trauer und Mitgefühl ergriffen an der von oben herabgelaſſenen Leiche einer getöteten chriſtlichen Märtyrerin von rührender Schön-



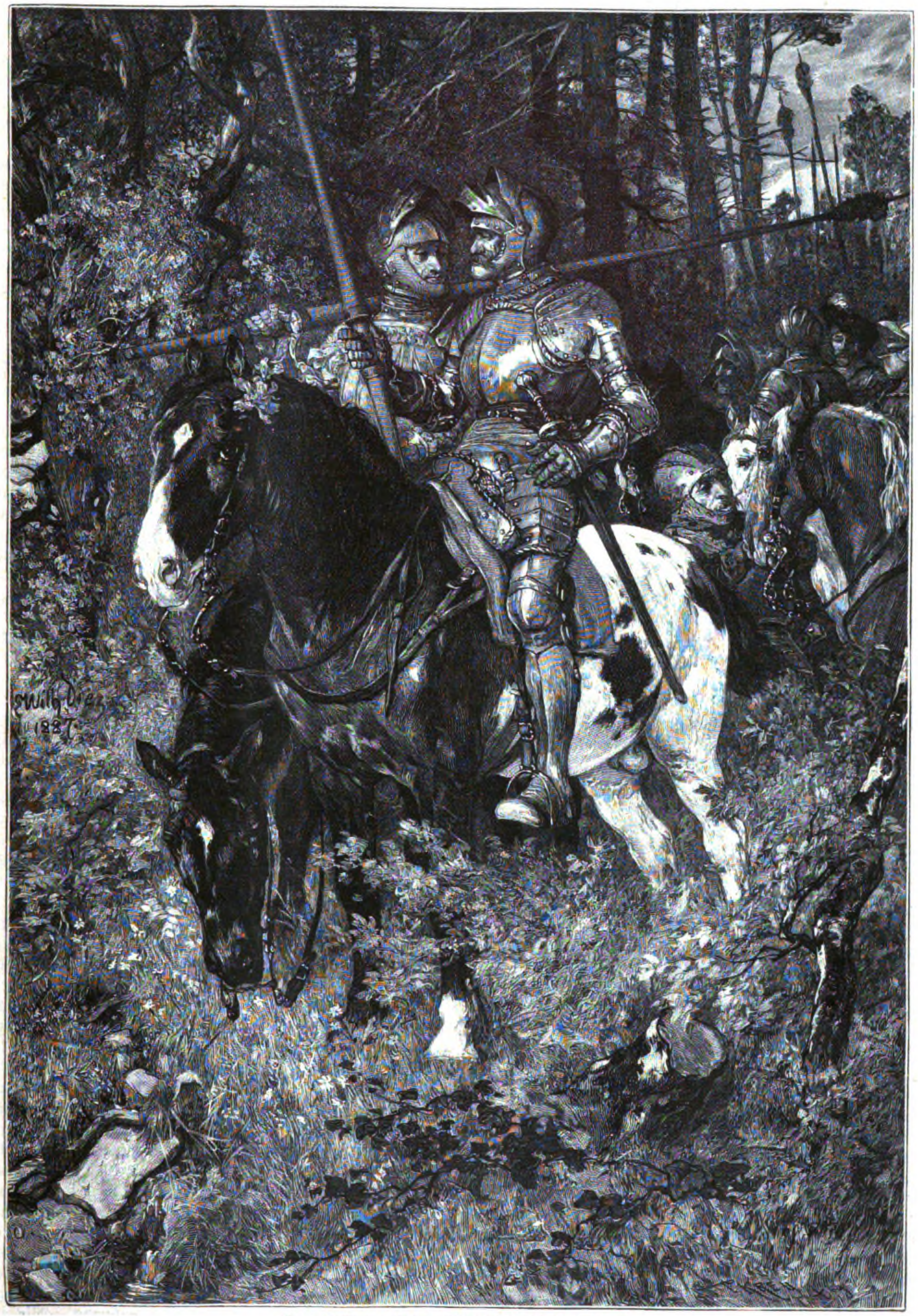
Wilh. Diez.

heit ſtehengeblieben iſt, ſchreitet durch das Halbdunkel der Kellergewölbe zu der Arena, dem Schauplatz grauenvoller Mordſzenen, empor. Alles auf dieſem Bilde iſt ſtarr und leblos, atmet die Kälte von Marmorſtatuen. Und im ſchärfſten Kontraſt dazu bot Wilhelm Diez auf einem Bildchen, das von drei oder vier Handflächen bedeckt werden konnte, einer „Anbetung der Hirten,“ eine ſchier unergründliche Fülle von Leben und Wärme, von individuellem und maleriſchem Reize, von Wahrheit und tiefer Empfindung, von köſtlicher Naivität und überlegener künſtleriſcher Kraft. Rembrandt, Dürer und Correggio fanden ſich hier zu einem Ganzen vereinigt, welches von der ſtarken Perſönlichkeit eines modernen Meiſters lebendig durchdrungen war. Statt der breiten gleißenden Farbenflächen, welche dem Beſchauer nur eine kalte Augenweide bieten und ſein Gemüt nicht berühren, ſpiegelte ſich hier in jeder Falte der Kleider, in jeder Muskel der Glieder, in jeder Runzel der Geſichter und in jedem Blinken der Augenſterne ein Stück von eignem Leben, von ſelbſtändigem Weſen, das mit in unſerm Leben wurzelt und uns deshalb unwiderſtehlich feſſelt.

Wilhelm Diez hat ſeine künſtleriſche Ausbildung erhalten, als Pilotys Stern am höchſten ſtand. Wenn man unter ſeinen Zeitgenoſſen nach einem Lehrer ſucht, auf welchen man Diez kunſtgeſchichtlich rubrizieren könnte, müßte man ihn ſogar als einen Schüler Pilotys bezeichnen. Der in ſeiner äußeren Erſcheinung wie in ſeinem inneren Weſen urwüchſige Bayer iſt einem proteſtantiſchen Pfarrhauſe entſproſſen. Er wurde am 17. Januar 1839 in Bayreuth als fünftes Kind des Pfarrers Diez geboren, welcher bald darauf wegen ſeiner freiſinnigen Anſchauungen in den Ruheſtand treten mußte und ſich daher mit Muße der Erziehung ſeiner Kinder widmen konnte. Wie Fr. Pecht nach den Erinnerungen des Künſtlers berichtet, war der Herr Pfarrer ein großer Freund der Natur, welcher dieſe Neigung auch auf ſeine Kinder übertrug und auf ſeinen Spaziergängen beſonders in dem kleinen Wilhelm die Luſt erweckte, den in ihm ſchlummernden Nachahmungstrieb an allem zu erproben, was ihm draußen begegnete. Seine beſondere Vorliebe galt aber ſchon in früher Jugend den Soldaten, dem fahrenden Volke und dem abenteuerlichen Geſindel, welche die philiſtröſe Ruhe der kleinen, von der großen Verkehrsſtraße abgelegenen Stadt für den unruhigen Sinn des Knaben angenehm unterbrachen. Nachdem er auf der Gewerbeſchule einen regelrechten Zeichenunterricht genoſſen, durfte er im vierzehnten Lebensjahre wenigſtens inſoweit ſeinem künſtleriſchen Drange folgen, daß er das Polytechnikum in München beziehen konnte. Er mußte ſich einen Teil ſeines Lebensunterhaltes durch Zeichnen für gewerbliche Zwecke und nach Kunſtdenkmälern verdienen, kam aber doch durch eigne Studien ſo ſchnell vorwärts, daß er ſchon nach zwei Jahren, in der Abſicht, Maler zu werden, in die Kunſtakademie eintrat. Aber das bisherige ungebundene Leben wollte ſich in den ſtrengen Lehrgang der Akademie nicht fügen, und ſeine künſtleriſchen Neigungen fanden auch eine größere Befriedigung im Studium der niederlän=



Das Atelier von Wilhelm Diez. Nach einer Photographie von C. Teufel in München.



Strauchritter. Nach dem Gemälde von Wilhelm Diez.

diſchen Gemälde in der Pinakothek und der Kupferſtiche, Holzſchnitte und Radierungen Dürers und Rembrandts, welche letztere ſehr bald auf ſeine eigne Produktion für Lithographen und Holzſchneider von ſtarkem Einfluß wurden. Nicht beſſer ſchickte er ſich in planmäßige Unterweiſung, als er ſpäter „Malens halber“ in die Werkſtatt Pilotys eintrat, in welcher er ſich nur einige Wochen aufhielt. Nach Pechts Erzählung ſollte er dort den Abſchied des letzten Maurenkönigs Boabdil von Granada malen, wollte aber dabei mehr ſeinem eignen Kopfe als den Ratſchlägen des Meiſters hören, was ſchließlich ſeinen Austritt zur Folge hatte. Was er in Bayreuth als Knabe gethan, ſetzte er in München in noch größerem Maßſtabe fort. Er ſtudierte das Volksleben an den Quellen, auf Jahrmärkten, Kirchweihen, Volksfeſten und in Wirtshäuſern und Kellern, in welchen die „gemiſchte Geſellſchaft“ der Landſtraße zu verkehren pflegte. Hier fand ſein natürlicher Sinn für humoriſtiſche Auffaſſung allerhand verdächtigen Geſindels reiche Nahrung, und ſeine Skizzenbücher füllten ſich mit groteſken Geſtalten, welche ihm ein brauchbares Material für die Zeichnungen lieferten, mit welchen er in den „Fliegenden Blättern“ und auf den „Münchener Bilderbogen“ erſchien. Durch dieſe und andere Illuſtrationen, deren hervorſtechende Eigentümlichkeit eine große Lebendigkeit und geiſtreiche Keckheit der Darſtellung waren, wurde er bald ſo bekannt, daß er mehrere größere Aufträge zu Bücherilluſtrationen erhielt. Die Verleger des Daheim gehörten zu den erſten, welche ſeine große Begabung, ſeine Schlagfertigkeit in der Charakteriſtik und in der Erfaſſung eines fruchtbaren Moments erkannten. In ihrem Auftrage ging er 1867 nach Kiel, um daſelbſt die Studien zu den Illuſtrationen für „Das Buch von der deutſchen Flotte“ zu machen, welches unter dieſem Titel 1869 erſchien, und um dieſelbe Zeit nahm er die Zeichnungen für Heſekiels „Buch vom Grafen Bismarck“ in Angriff, welches ebenfalls von Velhagen & Klaſing im Jahre 1869 herausgegeben wurde. Für eine Schillerausgabe des Groteſchen Verlages zeichnete er dann die Illuſtrationen zur „Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges,“ und in ihnen entfaltete er eine ſo gründliche Kenntnis der Trachten, Waffen und des ganzen geſchichtlichen Apparates, wie ſie bisher nur ein einziger deutſcher Illuſtrator, Menzel, in ſeinen Illuſtrationen zu Kuglers Geſchichte Friedrichs des Großen gezeigt hatte. Auch ſpäter war Diez noch mehrfach als Illuſtrator thätig, ſo für Fechners „Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges“ und für Scherrs „Germania.“ Aber ſeit dem Ende der ſechziger Jahre trat die Malerei mehr und mehr in den Vordergrund ſeines Schaffens. Um dieſe Zeit fanden ſich auch bereits Schüler in ſeiner Werkſtatt ein, und ſo ſchnell wuchs ſein Ruhm als Lehrer, daß er 1870, wie es heißt, auf Befürwortung Pilotys, als Hilfslehrer der Komponierklaſſe an die Akademie berufen und 1872 ordentlicher Lehrer und Profeſſor wurde, in welcher Stellung er bald einen ſolchen Einfluß gewann, daß er eine neue Schule bilden und der Münchener Malerei einen mächtigen Aufſchwung geben konnte.

In jenen Illuſtrationen, welche er unmittelbar auf den Holzſtock zeichnete, ſo daß die Xylographen nur nötig hatten, ſeinen Linien, Strichelchen und Schraffierungen gehorſam nachzugehen, um die vom Künſtler beabſichtigte Wirkung herauszubringen, iſt der Einfluß ſehr deutlich zu erkennen, den das Studium der Rembrandtſchen Radierungen auf Diez geübt hat. In ihrer Ausführung kommen die Holzſchnitte nämlich ſowohl hinſichtlich ihres maleriſchen Geſamteindruckes wie in der Behandlung des Einzelnen den Arbeiten der Radiernadel ſehr nahe, und in ſpäteren Jahren ließ Diez ſeiner etwas wilden Genialität bisweilen ſo freien Spielraum, daß gewiſſe nach ſeinen Zeichnungen geſchnittene Illuſtrationen in ihrer unbeſtimmten, ſchummerigen Haltung wie Probeabdrücke von einer radierten Kupferplatte ausſehen, welche dem Künſtler zur Orientierung während ſeiner Arbeit dienen ſollen. Aber auch in ihrer Skizzenhaftigkeit bieten die Diezſchen Illuſtrationen den unverſieglichen Reiz friſcheſten Lebens, und gerade die Urſprünglichkeit und Eigenart ihrer Auffaſſung haben ihnen einen ebenbürtigen Platz neben Menzel erobert, welcher die treue Nachbildung des gezeichneten Striches für die höchſte Aufgabe des modernen Holzſchneiders hält.

Auch in ſeinen Gemälden, beſonders in ihren landſchaftlichen Teilen, läßt ſich deutlich erkennen, daß Diez bereits ein vortrefflicher, mit feinem Gefühle für das Einzelne begabter Zeichner war, bevor er ſich zu einem ebenſo vortrefflichen Maler herausbildete. Unter den niederländiſchen Genremalern des XVII. Jahrhunderts, welche er in der Münchener Pinakothek und ſpäter auch in der Dresdener Galerie ſtudierte, war es beſonders Wouwerman, der Schilderer des Soldatenlebens im Dreißigjährigen Kriege, der ſeine Phantaſie und ſeinen Nachahmungstrieb am lebhafteſten reizte. Gleich Wouwerman empfand auch Diez eine große Vorliebe für die Darſtellung des Pferdes, und wie auf jedem Bilde Wouwermans ein Schimmel gewiſſermaßen den Knotenpunkt der maleriſchen Kompoſition bildet, ſo gibt es nur wenige Bilder von Wilhelm Diez, auf welchem nicht ein Pferd in dramatiſcher Aktion, in ruhiger Haltung oder als Staffage vorkommt. Aber die Pferde des modernen Meiſters haben nichts mit den glatten, geſchniegelten Paradepferden Wouwermans zu thun. Es ſind derbe, knochenſtarke und fleiſchige Tiere, welche immer ihrem jeweiligen Berufe angemeſſen gebildet ſind, mögen ſie nun beſtimmt ſein, einem gepanzerten Stegreifritter des XVI. Jahrhunderts als tragkräftiges Streitroß zu dienen oder einen Marketenderkarren zu ſchleppen oder einen vornehmen Reiſewagen des XVII. Jahrhunderts durch den Moraſt der Landſtraßen zu ziehen. Auch in der Charakteriſtik der Pferde nach Raſſe und Beſtimmung entfaltet Diez eine nicht geringere Meiſterſchaft als in der Darſtellung der Menſchen jener beiden Jahrhunderte, in welchen das Recht des Stärkeren von allen geſchriebenen und verbrieften Rechten ſich die meiſte Geltung zu verſchaffen wußte und in welchen deshalb jedermann die Freude des Augenblickes mit vollen Zügen genoß, weil keiner ſicher war, daß es ihm im nächſten Moment nicht ſelbſt an den Kragen gehen würde.

Das Studium Wouwermans brachte in Diez nur die Neigung ſeiner Jugend für Soldaten und Pferde zu voller Entwickelung. In ſeinen Bildern ſah er die erſte maleriſche Verkörperung ſeiner Ideale, ſah er die harmoniſche Verbindung von Menſchen, Tieren und Landſchaft zu einem feingeſtimmten koloriſtiſchen Ganzen. Daß aber dieſer ſcheinbar ſo vollkommene Zuſammenklang noch einer weiteren Vervollkommnung, Verfeinerung und Vertiefung fähig war, bewies Diez ſowohl in den Illuſtrationen zur „Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges,“ welche ſich auch ſtofflich in dem Gedankenkreiſe Wouwermans bewegen, als auch in ſeinen erſten Ölgemälden, deren Motive zumeiſt auch dem Dreißigjährigen Kriege entlehnt ſind. „Marodeure im Dreißigjährigen Kriege von Bauern verfolgt“ iſt das erſte größere Bild, in welchem ſich die maleriſche Eigenart des Künſtlers in ihrer Reife zeigte und das ſeinen Namen als Maler zuerſt bekannt und geachtet machte, und dieſes Grundthema hielt er auch in der Mehrzahl ſeiner ſpäteren Bilder feſt. In weiterem Gegenſatze zu Piloty, welcher mit Vorliebe die Hauptacteurs der Weltgeſchichte, die Männer und Frauen von Rang und Namen, von Würden und Ämtern aufmarſchieren ließ, machte Diez ſeine Bildchen zum Sammelplatz aller namenloſen Geſellen, welche hinter den Hauptdarſtellern des weltgeſchichtlichen Dramas einhertrotten, welche die Schlachten ſchlagen, die Felder verwüſten, die Bauern ſchinden, dann ſelber geſchunden und am Ende in der großen Mühle der Zeit ſpurlos zermahlen werden. Zu dem Staatshiſtoriker Piloty bildet der Kulturgeſchichtſchreiber Diez eine willkommene und notwendige Ergänzung, zu dem feierlich aufgerichteten Knochengerüſte hat er Fleiſch und Blut und Leben geliefert. Aber er iſt kein Pedant, dem es auf Vollſtändigkeit in ſeinen kulturgeſchichtlichen Gloſſen ankommt. Wie jeder Künſtler von ſtarkem Temperament iſt er in gewiſſem Sinne einſeitig. Seine künſtleriſche Liebe umfaßt am heißeſten alles, was einen Stich ins Abenteuerliche, Räuberhafte, Gewaltthätige und von den ſchnurgeraden Linien Abweichende hat.

Die Raubritter und Schnapphähne des XVI. Jahrhunderts, welche hinter dem Buſche auf die Warenzüge der Krämer und wohl auch auf fette Prälaten lauern und dabei ſo ehrbar dreinſchauen wie Dürers furchtloſer Ritter zwiſchen Tod und Teufel, die aufrühreriſchen Bauern, welche ſengend und mordend durch die Lande ziehen, die Landsknechte mit ihren Liebſten, die Marketender und ihr Anhang, die kecken Fahnenjunker und die luſtigen Trompeter, die Wegelagerer, welche als unterkunfts- und erwerbsloſe Überbleibſel aus dem großen Kriege noch bis weit in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts hinein der Schrecken aller Landſtraßen im Deutſchen Reiche waren, — das ſind ſeine liebſten Geſellen, welche er aber nicht in ihrer abſchreckenden, häßlichen oder verächtlichen Geſtalt, in ihrer Verrohung und Verlotterung allein zeigt, ſondern die er auch mit der Poeſie ſeines genialen, bisweilen an Shakeſpeare erinnernden Humors zu umgeben und dadurch gewiſſermaßen zu verklären weiß, ganz wie es Shakeſpeare mit ſeinen Geſellen gethan hat. Und das iſt das neue Element, welches Diez der von anderen Künſtlern geſchaffenen und vielfach variierten Geſtaltenwelt des XVI. und XVII. Jahrhunderts eingeflößt und wodurch er ſie zu neuem Leben erweckt hat. Seinem beſonderen Vorbilde Wouwerman war die Gabe des Humors gänzlich verſagt, und ſelbſt derjenige Niederländer, mit welchem gewiſſe Bauernbilder von Diez am nächſten verwandt ſind, Jan Steen, hatte in ſeinem Humor einen temperierten Zug, welchen man treffend mit dem Charakter der Molièreſchen Luſtſpiele verglichen hat. Wenn aber Diez das Gebaren vlämiſcher Bauern auf Jahrmärkten und Kirchweihfeſten ſchildern wollte, brauchte er nicht in die Galerieen zu gehen, ſondern nur ſeine Erinnerungen und ſeine Skizzenbücher zu befragen. Was ſeine eignen Landsleute bei derlei Gelegenheiten an Ausgelaſſenheit und Ungebundenheit leiſten, darf ſich ſehr wohl mit jeder vlämiſchen Volksbeluſtigung und Bauernhochzeit meſſen, und die ſolche Urkraft des Lebens widerſpiegelnden Bilder von Diez, wie z. B. „Der Gang zur Kirmes“ und „Die Rückkehr von der Kirmes,“ übertreffen in jener Art des Humors, welche mit ſouveräner Verachtung aller Grenzen des Herkömmlichen und Schicklichen, ohne nach rechts und links zu blicken, nur ſich ſelbſt lebt, alle ähnlichen Schilderungen von Brouwer, Teniers, Oſtade und Genoſſen.

Derſelbe Künſtler, der in ſolchen Bildern ſeinem Naturell keinen Zügel anlegte, weiß ſich aber ebenſogut in die Art der vornehmen Geſellſchaft des XVII. Jahrhunderts zu ſchicken. Er hat freilich nur wenige Bilder dieſer Art gemalt. Aber unter ihnen befindet ſich eines ſeiner Meiſterwerke, das 1880 vollendete „Picknick im Walde“ in der Berliner Nationalgalerie oder das „Waldfeſt,“ wie es der Katalog jener Sammlung nennt. Eine fröhliche Geſellſchaft von Herren und Damen in der Tracht der Spätzeit des XVII. Jahrhunderts hat ſich beim Weine am Rande eines Wäldchens gelagert. Während drei Pärchen in zärtlicher Unterhaltung begriffen ſind, wenden ſich zwei Herren neuen Ankömmlingen, welche teils von ihren Pferden herabſteigen, teils das Innere einer Karoſſe verlaſſen. Dieſe eleganten, lebensluſtigen Figuren rufen die Erinnerung an Watteau wach; aber ſie haben nichts Schwindſüchtiges und Geſchminktes an ſich, nichts von jener geſchraubten Koketterie, welche den Schäferſpielen und Parkfeſten Watteaus einen leiſen Anflug von Manieriertheit gibt. Dieſer Gefahr iſt Diez trotz ſeiner Geſtaltenfülle noch völlig entgangen. Man könnte vielleicht finden, daß hier und da ſeine Vorliebe für gräuliche, ſilberige Töne, ſeine Neigung für das Schummerige und Skizzenhafte zu weit getrieben ſind, und daß mehr blühende Farbe die Harmonie der grauen Töne eher vorteilhaft unterbrechen als ſtören würde; aber gerade das „Waldfeſt“ zeigt uns, daß Diez auch ein äußerſt vielſeitiger Virtuos der Farbe ſein kann, wenn er damit eine gewiſſe Stimmung, hier die eines verfeinerten, anmutigen Lebensgenuſſes, zum Ausdruck bringen will.

Außer jener „Anbetung der Hirten“ hat Diez noch ein Gemälde bibliſchen Inhalts geſchaffen: eine „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten.“ Es iſt ebenſowenig wie das erſte ein Andachtsbild in großem Stile, ſondern es kam den Künſtler nur darauf an, ſchlichte, einfache Menſchen im Genuſſe ſtillen Familienglückes zu ſchildern und durch den Zauber ſeines Helldunkels, die Beweglichkeit ſeines alle Luft- und Lichtſchwingungen widerſpiegelnden Kolorits auch ein poetiſches Element in die gemütvolle Stimmung hineinzutragen. Trotz dieſer Exkurſionen in andere Gebiete iſt und bleibt aber die Darſtellung abenteuerlichen Kriegerlebens in und hinter der Front dasjenige Fahrwaſſer, auf welchem Diez am liebſten und mit vollſtem Behagen ſegelt, und in neueſter Zeit hat er auch ſein Stoffgebiet über das XVI. und XVII. Jahrhundert hinaus inſofern erweitert, als er den Verſuch gemacht hat, nachzuſehen, ob den franzöſiſchen Revolutionskriegen am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht auch etwas Maleriſches abzulocken iſt.

Die große Mehrzahl der Maler, welche den Ruhm der neueren Münchener Schule begründet haben und auf eine geraume Zeit hinaus ſicherſtellen, ſind mittelbar oder unmittelbar Schüler von Wilhelm Diez geweſen: Auguſt Holmberg, der geiſtvolle Schilderer des Lebens der Welt- und Kloſtergeiſtlichen im XVI. und XVII. Jahrhundert, Heinrich Breling, welcher ſich gleich dem Meiſter das Reiter- und Kriegerleben des XVII. Jahrhunderts zu ſeiner Domäne erkoren hat, Ernſt Zimmermann, welchem wir eine Erneuerung der bibliſchen Malerei in edelſtem Stile verdanken, Wilhelm Räuber, der ſich auch gern mit geſchichtlichen und genrebildlichen Darſtellungen aus dem XVII. Jahrhundert, beſonders aus dem Dreißigjährigen Kriege beſchäftigt, der vielſeitige Bruno Piglhein, welcher ſeine ſchönſten Erfolge auf dem Gebiete der religiöſen Malerei errungen hat, Joſeph Weiſer, der ſeine Motive gern aus der Rokokozeit ſchöpft, neuerdings aber auch durch ein Bild aus dem modernen Leben, die „unterbrochene Trauung,“ großen Beifall gefunden hat, der Tiermaler Viktor Weishaupt und der feinſinnige Ludwig Löfftz, welcher bereits ſeit fünfzehn Jahren neben ſeinem Meiſter als Lehrer an der Münchener Kunſtakademie wirkt und, in gleichem Sinne thätig, auch eine Schule herangebildet hat, aus der eigenartige Talente wie Claus Meyer und Walter Firle hervorgegangen ſind.

Über den fröhlich aufblühenden Nachwuchs empor erhebt der Meiſter, der vor kurzem erſt in ſein einundfünfzigſtes Lebensjahr eingetreten iſt, noch kräftig und ſtolz ſein Haupt. Er hat ſich noch lange nicht ausgeſchrieben, und ſeine zahlreichen Nachſchreiber haben ihm das Eigentliche ſeines Weſens, den ſprühenden Feuergeiſt, nicht abſehen können. Er iſt noch mit voller Kraft in allem lebendig, was aus der einfachen, von den theatraliſchen Übertreibungen des modernen Atelierluxus noch nicht angekränkelten Werkſtatt von Wilhelm Diez hervorgeht.

---

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Bettelſtolz.

Aus freundlichem Mitleid gab
Die Wirtin zum „grünenden Stab“
Einem armen hungernden Tropf
Die beſte Wurſt aus dem Topf.

Der Arme war weltſchmerzkrank!
Er ſagte nicht: „Habet Dank!“
Ging murrend fort aus dem Haus
Und grollte ſich einmal aus.

„Das iſt ſo der Reichen Brauch!
Solch Mitleid verſtünd' man auch!
Was ihnen ſelber zu ſchlecht,
Das iſt für den Armen recht. —
Nein, ſag ich und dreimal nein!
Ich mag euer Narr nicht ſein!“

So biß er voll Zorn und Wut
Hinein in die Wurſt. Sie war gut.
Er ſchluckt begierig und ſpricht:
„Ich mag eure Gnade nicht!
Ich will nichts von eurem Glück!“
Da aß er das letzte Stück.

Weg ſchleudert er dann das Holz.
„Man hat doch auch ſeinen Stolz!“

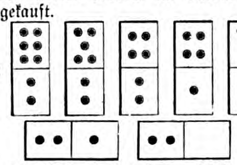
Frida Schanz.

# Jn unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je ſieben Steine auf. Sieben Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



B hat auf ſeinen ſieben Steinen 20 Augen weniger als C. Die Summe der Augen auf den ſieben Steinen im Talon beträgt 46. Jm Talon liegen vier Doppelſteine. Die übrigen drei Doppelſteine hat B.

A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der ſechſten Runde ſperrt. B und C haben je zwei Steine geſetzt, B einen Doppelſtein und einen anderen Stein. Die Summe der Augen auf den zehn geſetzten Steinen beträgt 56, auf den fünf Steinen, welche B übrig behält, 26.

Welchen Stein behält A übrig? Welche Steine ſetzten B und C? Welche Doppelſteine behielt B? Welche drei Steine lagen außer den vier Doppelſteinen im Talon?

### 1. Rätſel-Diſtichon.

Glänzend beſiegten bei mir zur See die Chriſten den Halbmond;
Wenn ihr die Zeichen verſchiebt, nähr' ich Jtaliens Volk.

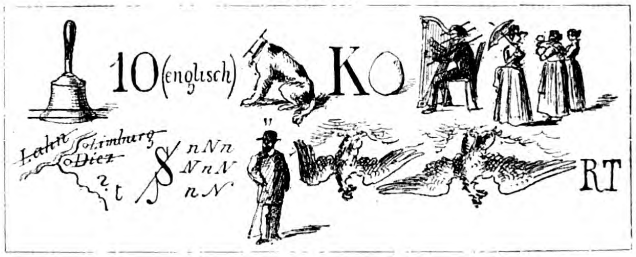
### 2. Ergänzungsrätſel.

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | 8. | 9. | 10. | 11. | 12. | 13. | 14. | 15. | 16. | 17. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| * | * | * | * | 4 | * | * | * | * | * | * | * | 20 | * | * | * | * |
| I | * | * | 5 | * | 3 | * | * | * | E | * | 19 | * | 21 | L | * | * |
| * | * | 6 | G | L | T | 2 | L | * | * | 18 | S | M | I | 22 | A | A |
| B | 7 | E | * | * | * | N | 1 | * | 17 | I | * | * | * | T | 23 | * |
| 8 | L | * | * | C | * | * | * | 16 | I | B | * | * | * | * | * | 24 |
| * | 9 | H | * | * | * | G | 15 | O | 31 | T | * | * | * | U | 25 | * |
| * | * | 10 | E | P | I | 14 | G | * | R | 30 | A | N | R | 26 | * | A |
| D | * | Z | 11 | * | 13 | * | * | * | E | * | 29 | * | 27 | S | K | * |
| * | * | * | * | 12 | * | * | * | * | S | * | * | 28 | * | * | * | * |

Werden an die Stelle der Sternchen und Zahlen die richtigen Buchſtaben geſetzt, ſo entſtehen in den ſenkrechten Reihen 17 Wörter, deren jedes neun Buchſtaben umfaßt. Dieſe Wörter ſind: 1. Ein deutſcher Dichter der Gegenwart, 2. ein deutſcher Philoſoph, 3. eine ungariſche Adelsfamilie, 4. ein Frauenname aus dem neuen Teſtament, 5. eine Erfindung unſers Jahrhunderts, 6. ein Land in Aſien, 7. ein bayriſcher Alpenſee, 8. ein Zierſtrauch, 9. ein deutſcher Komponiſt, 10. ein aus dem Kriege des Jahres 1870 bekanntes Schloß in Frankreich, 11. ein deutſcher Maler der Gegenwart, 12. eine Erfindung unſers Jahrhunderts, 13. eine muſikaliſche Kompoſitionsform, 14. eine weibliche Arbeit, 15. eine Bezeichnung für Nordluſt, 16. ein preußiſcher General und 17. ein Staat in Afrika.

Jſt alles gefunden, ſo erſcheint in den durch dickere Umrahmung bezeichneten Feldern in der durch die eingetragenen Zahlen angegebenen Reihenfolge ein Sprichwort.

### Bilderrätſel.



### 3. Buchſtabenrätſel.

1 2 3 4 5 6 7, wenn du recht auf mir biſt,
kannſt du dich amüſieren,
2 3 4 5 6 7, wenn du mich reichlich haſt,
wirſt du nicht leicht verlieren.
3 4 5 6 7, bin ohne Grazie, mir fehlt's
an allen Vieren. U. S.

### 4. Anagramm mit Buchſtabenveränderung.

1. Landreiſe,
2. Tiſchwein,
3. Deventer,
4. Marone,
5. Striemen,
6. Fiaker,
7. Aſtarte,
8. Proteus,
9. Lunge,
10. Sarmate,
11. Arnim.

Aus jedem der obigen Wörter ſoll nach Veränderung eines Buchſtaben durch Umſtellung ein neues Wort gebildet werden; z. B. Cremona = Monarch. Die neuen Wörter nennen in anderer Ordnung: 1. einen berühmten deutſchen Schauſpieler, 2. eine berühmte Wagnerſängerin, 3. und 4. zwei Städte in Jtalien, 5. eine Stadt in Deutſchland, 6. eine holländiſche Provinz, 7. eine Stadt in Jtalien, 8. einen Sänger des Altertums, 9. ein aus ſeinen Kämpfen gegen die Römer bekanntes Volk, 10. einen hohen Würdenträger und 11. einen Frauennamen.

Die durch Änderung entſtandenen Buchſtaben der neugefundenen Wörter nennen eine beliebte deutſche Dichterin.

### 5. Rätſel.

Machſt du dich mir zu eigen
Und willſt mich rühmlich zeigen,
So mußt du dich bequemen,
Bisweilen mich zu nehmen.
Reizt dich der Jagd Vergnügen,
Mußt oft auf mir du liegen.
R. F.

### 6. Zweiſilbige Scharade.

Die Erſte liegt in einer Zweiten,
Wo deutſche Bürger friedlich walten,
Sie blüht als Stadt ſeit alten Zeiten,
Doch wird ſie auch gemacht, gehalten.
Jn letzterm Fall umgibt das Ganze
Sie oft mit ganz beſonderm Glanze.
Fr. St.

### 7. Rätſel.

Mich weiß der Bauer wohl zu ſchätzen;
Die Schönen kennen meinen Wert,
Und will er Ehr' zu Ehre ſetzen,
Verleiht der König mich zum Schwert.
Pf. J.

### 8. Dreiſilbige Scharade.

Damit den Geiſt nicht ſtete Müh' erſchlafft,
Darf jedermann die Erſte ſich erlauben;
Doch weihn wir ihr des Lebens beſte Kraft,
So wird ſie bald uns Glück und Ehre rauben.

Die Letzten ſind als deutſcher Held bekannt,
Der mit den Hunnen ſtritt in grimmer Fehde;
Ein Deutſcher wird noch heut' danach benannt,
Doch iſt er nur ein Held in dreiſter Rede.

Das Ganze hat euch manche Stunde ſchon
Durch ſeine Kunſt aufs beſte unterhalten;
Es zeigt uns, echt in Farbe wie im Ton,
Die mannigfachſten, packendſten Geſtalten.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 21.

#### Dameſpielaufgabe.

1. g 3 — f 4 | 1. e 5 — e 1 † † D
2. d 4 — e 5 | 2. D f 6 — b 6 † †
3. b 4 — a 5 | 3. D e 1 — b 4 †
4. a 5 — c 7 † | 4. b 8 — d 6 †
5. a 3 — e 7 † † und gewinnt.

#### Bilderrätſel.

Solang' es einem wohlgeht auf Erden
Tracht't jeder Freund mit uns zu werden.
Gerät man aber mal in Not,
Sind alle Freunde ſicher tot.

1. Rätſel. Trommel, Frommel.

#### 2. Arithmogriph.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| H | e | r | o | d | o | t |
| S | t | e | n | d | a | l |
| T | h | e | o | d | o | r |
| T | r | a | e | g | e | r |
| A | m | b | o | i | s | e |
| B | a | r | i | t | o | n |
| G | i | r | o | n | d | e |

#### 3. Citatenrätſel.

Dein Wiſſen hilft des Lebens Glück erjagen.
Dein Können wird des Lebens Schmerz ertragen!

4. Zweiſilbige Scharade. Streichholz.

---

**Jnhalt:** Das Fritzche. Schluß. Erzählung von Gräfin M. Keyſerling. — Weibliche Anziehungskraft. Nach dem Gemälde von Hans Dahl. — Wie der Thee gewonnen und getrunken wird. Von Dr. Ludwig Staby. — Die Hochzeit unſers volkstümlichſten Dichters. Von Eduard Groſſe. Mit einem Porträt und einem Fakſimile. — Wilhelm Diez. Ein Künſtlerbild von Adolf Roſenberg. Mit einem Porträt, Fakſimile und zwei Jlluſtrationen. — Am Familientiſch: Bettelſtolz. Gedicht von Frida Schanz. — Jn unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Jnhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt in Leipzig.**

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 8. März 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 23.

## Chriſtine Brünning.

Erzählung von Hans Warring.

(Abdruck verboten.)

Die ganze Stadt war voll davon, überall ſchwirrte es von dieſen Gerüchten, überall ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen und flüſterten. Auch geſtern auf dem großen Damenthee bei der Frau Lotſenkommandeur, der alten Freundin ihres Hauſes, war mehrfach davon die Rede geweſen. Sie hatte es wohl gemerkt, obgleich man bei ihrem Nähertreten rückſichtsvoll von anderen Dingen geſprochen hatte. Aber die bedeutungsvollen Blicke, die man ſich zugeworfen, die abmahnenden Winke, mit welchen man jedes lauter geſprochene Wort zur Ruhe verwieſen hatte, waren von ihr nicht überſehen worden.

Alſo man hatte immer noch ihre Demütigung und den Undank, unter welchem ſie gelitten, nicht vergeſſen! Man meinte immer noch, ſie mit mitleidiger Schonung behandeln zu müſſen! Weshalb vermied man es noch immer, den Namen jenes Mannes vor ihr zu nennen — weshalb wollte man jene Gerüchte vor ihr verheimlichen? Meinte man etwa, daß ſie Thörin genug ſei, ſich darüber zu beunruhigen? Was ging ſie das alles an! — Schande und Unglück ſollten ihn heimgeſucht haben? Wohl! er hatte es um ſie verdient!

O, wenn ſie doch den Bitten ihrer alten Freundin widerſtanden hätte und daheim geblieben wäre! Was hatte auch eine alte Jungfer, wie ſie, in einer großen Geſellſchaft zu ſuchen? Sie hatte eine traurige Rolle geſpielt, obgleich oder vielmehr weil man ihr allgemein mit gefliſſentlicher Aufmerkſamkeit entgegengekommen war. Sie wollte aber dieſes Entgegenkommen nicht, das doch nichts anderes als Schonung und Mitleid war, Mitleid mit jenem demütigenden Unglück, das ihre Jugend gebrochen und ſie vorzeitig alt gemacht. Sie wollte nicht Mitleid — ſie wollte nicht wieder und immer wieder an jenes Schwere erinnert ſein! Sechs Jahre eines harten Kampfes waren darüber hingegangen — war das nicht genug? Sie wollte vergeſſen — ſie hatte — ja, ſie hatte faſt vergeſſen! Warum mußte man ihr immer und immer wieder beweiſen, daß die Vergangenheit gar nicht abzuthun ſei — daß ſie ſich immer wieder in die Gegenwart dränge.

Sie war früh aufgebrochen und hatte ihr Gehen mit Kopfſchmerz entſchuldigt. Sie hatte noch geſehen, wie man ihr mitleidig nachgeblickt und hinter ihr geflüſtert hatte. Wie verfolgt war ſie die Treppe hinabgeflohen, immer noch das Schwirren und Lachen der fremden Stimmen im Ohr, war ſie die Straße hinabgeeilt und hatte erſt aufgeatmet, als die Thür ihres Hauſes hinter ihr ins Schloß gefallen war. In ihrer zierlichen Wohnſtube hatte ſie um ſich geblickt, als kehrte ſie von langer Reiſe zurück. Ja, hierher gehörte ſie, hier war ihre Heimat, hier — allein hier — fühlte ſie ſich wohl! O, keine Menſchen mehr ſehen, nichts von der Welt mehr hören dürfen! Ihre vier Wände ſollten fortan ihre Welt ſein!

Sie ſetzte ſich in den alten bequemen Lehnſtuhl des Vaters nieder, der immer noch in derſelben Ecke am Ofen ſtand, die der alte Herr in ſeinen letzten Jahren ſo geliebt hatte. Wie wohl ihr die Stille that, die rings um ſie herrſchte! Ja, hier konnte ſie atmen, konnte ſie leben! Und hatte ſie die letzte Zeit nicht wirklich ſchon ganz erträglich gelebt? Freilich erſt die allerletzte Zeit! Es hatte lange, lange gedauert, bis die Wunde da innen vernarbt war, die Wunde, die ihr die beiden Menſchen, die ſie am heißeſten geliebt, geſchlagen. Sie ſtützte den Arm auf die Lehne des Stuhles und den Kopf in die Hand. Zuſammenſchauernd gedachte ſie der Jahre, wo ſie Tag für Tag und Stunde für Stunde die ſchwere Bürde ihres Schmerzes gefühlt hatte, wo ſie faſt darunter zuſammengebrochen war. Ja, ſie hatten böſe, ſehr böſe an ihr gehandelt, jene beiden, ſie hatten ihr nicht nur Leid zugefügt, ſie hatten, indem ſie ihr Vertrauen verraten, ſie in ihrem beſcheidenen Selbſtgefühl zerbrochen hatten, auch ihre Seele geſchädigt.

Sie hatten ihr das Herz kalt und hart gemacht, daß es nicht mehr mitempfinden konnte. Weder Leid noch Freud des Nächſten vermochte daran zu rühren, — es konnte nicht mehr hoch aufklopfen in Wonne und Begeiſterung bei einer ſchönen und großen That — konnte nicht mehr warm aufwallen in opferwilligem Erbarmen bei Unglück und Leid des Menſchenbruders. Sie hatte gegeben und geholfen, aber nicht mit der warmen Hand der Liebe. Pflichtſchuldig hatte ſie Gaben geſpendet und ihren Namen durch reiche Beiträge zur Armen- und Krankenpflege in der Stadt zu einem allbekannten und allgeprieſenen gemacht. Aber eine Befriedigung für ihr Herz hatte ſie dadurch nicht errungen, und niemals war ihr einer von denen, die ihre Wohlthaten genoſſen, menſchlich näher getreten.

Wie hatte doch dieſe Geſellſchaft ſie aus dem gewohnten Gleichmaße gebracht! Sonſt hatte ein Buch oder eine Handarbeit ihre Abendſtunden behaglich ausgefüllt, heute litt es ſie nicht an dem gewohnten Platze. Sie ſtand auf und ſchritt ruhelos im Zimmer auf und nieder, und ehe ſie ſich's verſah, waren ihre Gedanken wieder in der Vergangenheit und ſie erlebte alles, alles im Geiſte noch einmal. Zuerſt die Tage der Kindheit bei dem früh gealterten Vater, dem ſie, noch ehe ſie die Kinderſchuhe vertreten gehabt, ſchon die Hausfrau hatte erſetzen müſſen — ihre einſamen, ſtillen Kinderjahre, fern von Spielgefährten und Altersgenoſſen. Und dann die Zeit ihrer erſten Mädchenjahre. Auch ſie waren ſtill geweſen, aber für das Entbehren geſelliger Freuden hatte ſie das innige Zuſammenleben mit dem Vater entſchädigt. Und dann war jener Tag gekommen, wo er in ihr Leben getreten war. Sie erinnerte ſich noch ganz genau des Augenblickes, als er in das Zimmer getreten und nach dem Vater gefragt hatte. Er hatte ſie mit einem ſo eignen Lächeln angeſehen, und als ſie in ſeltſamer Befangenheit ihm Auskunft gegeben, daß der Vater im Garten ſei, daß ſie ihn aber zu ihm führen wolle, da hatte er ihre Begleitung dankend abgelehnt.

„Ich finde mich ſchon allein zurecht,“ hatte er geſagt, „obgleich es länger als zehn Jahre her iſt, daß ich mir den Weg zu den Nußbäumen an der Gartenmauer geſucht habe.“

Sie hatte ihn mit groß aufgeſchlagenen, verwunderten Augen angeſehen.

„Und Sie, Fräulein, Sie ſind die kleine Chriſtine von damals? Ich ſehe, Sie erinnern ſich meiner nicht mehr?“

Nein, ſie erinnerte ſich nicht — ſie ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Vielleicht aber klingt Ihnen mein Name bekannt, Fräulein Brünning, ich bin Petterſen — Hans Petterſen!“

War es möglich, aus dem ſchlanken jungen Matroſen, der von Zeit zu Zeit in ihrem Hauſe aufgetaucht und der zwar nie hochmütig, aber doch mit einer gewiſſen wohlwollenden Herablaſſung behandelt worden war, war dieſer ſchöne, ſtattliche Mann geworden! Ihre Augen hatten mit unverhohlener Verwunderung zu ihm aufgeblickt und waren an ſeiner kraftvollen, breitſchultrigen Geſtalt und ſeinem ſonnengebräunten, von lockigem Blondbart umrahmten Geſichte hangen geblieben. Vor ſeinen hellen, blitzenden blauen Augen aber hatten ſie ſich raſch geſenkt. Sie hatte ihm nicht die Hand gereicht — kein Wort des Willkomms hatte ſie zu ſprechen vermocht. Erſt als er gegangen, war ihr eingefallen, daß er ihr dies vielleicht als Hochmut auslegen könne, und ſie hatte ſich vorgenommen, ihre Verſäumnis das nächſte Mal durch verdoppelte Freundlichkeit wieder gutzumachen. Aber jedesmal, wenn er vor ihr geſtanden, war ihr geweſen, als würde ihr die Kehle zugeſchnürt, daß ſie kein Wort hatte hervorbringen können.

Dann war er öfter gekommen. Er hatte ſchon ſeit Jahren das Schiff einer heimiſchen Reederei, der der Herren Horwitz & Klang, geführt und war weit in der Welt herumgekommen. Nun war er von ſeinen weiten Fahrten heimgekehrt, weil das Schiff einer Reparatur benötigte, die er auf den Docks der Firma ſelbſt beaufſichtigen ſollte. Er genoß trotz ſeiner jungen Jahre das ganze Vertrauen ſeiner Schiffsherren.

„Ein tüchtiger Seemann und ein prächtiger Kerl durch und durch!“ hatte der alte Horwitz zu ihrem Vater bei ſeinem letzten Beſuche geſagt. Sie hatte über dieſe Worte eine ſeltſame, ſie ſelbſt überraſchende Freude empfunden. Denn was ging dieſer fremde Mann ſie eigentlich an? Allerdings war er das Mündel ihres Vaters geweſen, der ihn als den Sohn eines mit einem ſeiner Schiffe verunglückten Schiffskapitäns hatte erziehen laſſen und der das kleine Vermögen des Verwaiſten verwaltet hatte. Aber dieſe oberflächliche Beziehung rechtfertigte doch durchaus nicht das leidenſchaftliche Intereſſe, das ſie an ihm nahm! Schon wenn ſie ſeinen Namen ausſprechen hörte, hatte ihr das Herz in ſeltſamer Bewegung ſtärker geklopft. Wie ſtolz war ſie geweſen, als ſie erfahren hatte, daß die Herren Horwitz & Klang, vielleicht die angeſehenſten Kaufleute der Hafenſtadt, ihn in ihre Häuſer zogen und zu ihren Geſellſchaften einluden! Sie fand es ganz begreiflich und natürlich, daß er überall Glück hatte, daß er überall als gerngeſehener Gaſt empfangen wurde. Denn welcher der jungen Herren der Stadt konnte ſich ihm wohl an die Seite ſtellen! Sie hatte angefangen, die Stunden bis zu ſeinem nächſten Beſuche ungeduldig zu zählen, hatte mit Herzklopfen hinausgelauſcht, ob ſich ſein Schritt nicht unter dem Fenſter hören laſſe. Überall, wo ſie ging und ſtand, hatten ihre Gedanken bei ihm geweilt, und oft war ſie ihrer Umgebung ſo entrückt geweſen, daß ſie wie aus einem Traume aufgefahren war, wenn man ſie angeredet hatte. Und wenn er dann endlich erſchienen war, hatte ſie ſtill dageſeſſen, jedes ſeiner Worte mit einer Art trunkener Luſt in ſich ſchlürfend. Sie hatte dann kaum gewagt, zu ihm aufzublicken, aber ſie hatte ſich ſo glücklich gefühlt, ſo überglücklich! O, wie war er damals ſo ſchön, ſo gut, ſo brav geweſen!

Aber auch dieſe Tage tiefinnerlichen Glückes hatten bald anderen Platz machen müſſen. Ihr Vater, der anfangs wie jeder andere Freude an dem tüchtigen und in ſeiner Tüchtigkeit ſo beſcheidenen Menſchen gehabt hatte, fing an merklich kälter gegen ihn zu werden. Mit Angſt und Schmerz hatte ſie bemerken müſſen, daß er ihn mit kühler Zurückhaltung empfing, daß er ihn nicht, wie früher, zu baldigem Wiederkommen einlud. Was war denn geſchehen, das die Geſinnung des Vaters gegen ihn ſo verändert hatte? Ach, nur zu bald war es ihr klar geworden! Sie ſelbſt und ihre Vorliebe für ihn trugen die Schuld daran. Und wenn ſie noch daran hätte zweifeln können, bald ſprach der alte Herr es in erregten, mißbilligenden Worten gegen ſie aus.

Er könne nicht recht begreifen, hatte er geſagt, was alle Welt an dem großgewachſenen Burſchen eigentlich ſo abſonderliches finde. Er ſei ein tüchtiger Seemann, überhaupt ein wackerer Menſch — dieſen Ruhm wolle er ihm durchaus nicht ſchmälern. Aber als Gleichberechtigter in die Geſellſchaft hochgebildeter Leute gehöre er doch nicht hin! Welcher Unterſchied zwiſchen ihm und dieſer Geſellſchaft doch immer beſtehe, könne man inne werden, wenn man ſich den Mann in intimer Familienbeziehung zu irgend einem ihnen befreundeten Hauſe denke. Wenn er z. B. die Anmaßung hätte, um ein Mädchen ihres Kreiſes anzuhalten?

„Anmaßung, Papa?“ hatte ſie ſchüchtern dazwiſchen geworfen.

„Ich ſagte ſo, und ich bleibe dabei!“ hatte er ſcharf und mit einer Heftigkeit, die ſie noch nie an ihm erfahren, ihr geantwortet. „Etwas von ſeinem Berufe hängt jedem Menſchen an, und der Seemannsberuf, ſo ehrenwert er immer ſein mag, eine gewiſſe Roheit in Ausdrucksweiſe, Gebaren, ja ſelbſt in Empfindung, zieht er immer groß. Schon die Notwendigkeit, auf ſeinem Schiffe ſtets als unfehlbarer Gebieter, als unumſchränkter Herrſcher aufzutreten, gibt ſo einem Kapitänchen einen ganz eignen Dünkel. Wie er auf ſeinem Schiffe vor keinem Mittel, ſelbſt einem brutalen, gewaltthätigen, nicht zurückſchrecken darf, ſeine Autorität zu behaupten, ſo wird er auch in ſeinem Hauſe den Gebieter und Tyrannen ſpielen wollen. Ein zartgewöhntes, feinfühliges Mädchen in die Gemeinſchaft mit einem ſo grobſchlächtigen Burſchen bringen, hieße einen moraliſchen Mord begehen. Unter ſeiner groben Fauſt müßte jede zarte Regung ihrer Seele zu Grunde gehen.

Das iſt meine Überzeugung, Chriſtine, und ich denke, du weißt, daß ich gegen meine Überzeugung nie handele!“

O, er hatte nicht gewußt, was er that, der Vater! Er hatte rauh ans Licht gezerrt, was, ohne daß ſie es geahnt, ſtill in ihr emporgekeimt war. Seine Worte hatten ſie belehrt, was ſie wünſchte, was ſie hoffte. Ja, ſie liebte ihn, ſie liebte ihn ſo, wie er war, ſie vermißte nichts an ihm! Und wenn er wirklich ein rauher und gebieteriſcher Gatte werden ſollte: immer beſſer, ſich von ihm tyranniſieren zu laſſen, als über einen anderen zu herrſchen!

Sie hielt plötzlich in ihrem unruhigen Gange inne. Hatte ſie wirklich einſt ſo heiß, ſo tief empfunden? O, wo war es geblieben, dieſes ſelige, demütige, opferwillige Herz, das einſt in ihrem Buſen geklopft hatte! Wo war es hin, jenes heiße, drangvolle Empfinden, das ſich ſelbſt vergaß, das nichts für ſich begehrte, aber alles, alles für ihn? Was war aus jenem glückſeligen Kinde geworden, das ihr eigen Leben hingegeben hätte, um in anderen zu leben? O, dieſes junge warmherzige Geſchöpf war für immer dahin! Die Chriſtine von heute gibt nichts auf, vergißt nie ihr Selbſt. Ihr Ich iſt der einzige Zweck, für den ſie lebt. Ihr Ich umgibt ſie mit allem, was es nur immer begehren mag. Für dieſes Ich iſt nichts zu koſtbar: kein Teppich warm, kein Polſter weich genug. Wie für eine Gottheit hat ſie ihr Haus zum Tempel für ihr Ich geſchmückt, und mit den ſtrengen Augen der Herrin wacht ſie darüber, daß in dem komplizierten Tempeldienſt, den ſie eingeführt, ſich keine Nachläſſigkeit, keine Verſäumnis einſchleiche! Und bei alledem kein Glück, keine Befriedigung! Nie, niemals verliert ſie das Bewußtſein, daß ihr Leben hohl und leer iſt!

Fort, ihr Gedanken, von der öden Gegenwart, zurück, zurück in die Vergangenheit! Nach jener Eröffnung des Vaters waren freilich auch damals die Tage ſchwer geworden, aber ſie war jung, hoffnungsvoll und ſie liebte! Ob ſie wieder geliebt wurde? Tief in ihrem Innern hatte ſtets eine jauchzende Stimme auf dieſe Frage ja! ja! geantwortet, aber von außen war ihr kein Zeichen gekommen. Streng beherrſcht war er ihr ſtets begegnet. Des Vaters Gegenwart hatte jeden herzlicheren Verkehr unmöglich gemacht, ſelbſt ein wärmerer Blick wäre von dem ſtrengen alten Herrn ſicherlich nicht unbemerkt geblieben. Und doch, trotz dieſer Zurückhaltung war ſie glücklich geweſen. Sie hatte ihr Herz nicht mit Zweifel und Befürchtungen beſchwert, hatte ſich der Gegenwart gefreut und von Tag zu Tag von der Hoffnung auf ſein Kommen oder von der Erinnerung an ſeinen letzten Beſuch gelebt. — Und dann war jener Tag hereingebrochen, der die Entſcheidung ihres Schickſals gebracht, jener thränenreiche, ſchreckliche und doch ſo überſelige Tag!

Der Geſundheitszuſtand ihres Vaters hatte in letzter Zeit zur Beſorgnis Veranlaſſung gegeben. „Gewiſſenhafte Schonung, keine Aufregung!“ hatte der Arzt verordnet. Aber einem Kranken Aufregung erſparen, wenn gerade ſeine Krankheit darin beſteht, ſie zu ſuchen, iſt eine ſchwere Aufgabe. Er hatte ſich eines Abends nach einem Beſuche des Kapitäns im Zorne von ihr getrennt, und am Morgen darauf ſtand ſie erſchüttert und faſſungslos an ſeiner Leiche.

„Dieſer raſche Tod hat ihn vor einer langen, qualvollen Krankheit bewahrt,“ hatte der Arzt geſagt, „danken Sie Gott dafür, Fräulein Brünning — Gehirn und Herz waren ſchon lange krank.“

Und hier an ſeinem Sterbebette war es geſchehen, was ihr immer wie ein Vorwurf auf dem Herzen gebrannt hatte. Hier neben der ſtarren Hülle des zärtlichſten, liebevollſten Vaters hatte ſie, ſeinem Willen, ſeinem Rate entgegen, ſich dem Manne angelobt, den ſie ſchon lange ſtill geliebt. Er war zu ihr gekommen, ihr ſeine Hilfe anzubieten bei allen den traurigen Obliegenheiten, die ein Todesfall erheiſcht. Und als er ſie gefunden, troſt- und faſſungslos, einſam, hilflos, niemand um ſie, der ſie liebte, nur der Sorge der Dienſtboten überlaſſen, da war es, wie er ihr ſpäter erzählt hatte, warm in ihm aufgewallt von unendlichem Mitleid und unendlicher Liebe. Wie es gekommen, daß ſie ſich plötzlich in ſeinen Armen, an ſeiner Bruſt gefunden hatte — ſie wußte es nicht. Ein Blick, ein Wort hatte genügt, ſie einander finden zu laſſen.

Sie war ans Fenſter getreten und hatte die heiße Stirn gegen die Scheiben gedrückt. „Vater,“ murmelte ſie, „wenn ich damals gegen deinen Willen handelte — wenn mein thörichtes Herz in jenen Tagen ſeiner Glücksverblendung dich nicht ſo betrauert hat, wie du betrauert zu werden verdienteſt — o, ſo iſt dieſes Unrecht furchtbar an mir heimgeſucht worden! Die ungehorſame Tochter hat ihren Lohn empfangen. Und du haſt gütig noch über das Grab hinaus für ſie geſorgt, in liebevoller Vorausſicht haſt du deine Beſtimmungen getroffen. Damals freilich, damals war ich blind und undankbar, da empfand ich als eine liebloſe Beſchränkung, was ich heute als ein Werk deiner vorſorglichen Liebe preiſe! Verzeih, verzeih mir!“

Jahre tiefer, bitterer Reue lagen zwiſchen dem Damals und dem Heute, und immer noch konnte ſie ſich jene Regung der Bitterkeit, die ſie bei Eröffnung des väterlichen Teſtaments überkommen, nicht verzeihen.

Sie hatte erfahren, daß ſie reicher, viel reicher ſei, als ſie jemals geglaubt hatte zu ſein. Aber was ſollte ihr ein Reichtum, den ſie dem Geliebten nicht ſchenken durfte! „Freie Verfügung über die Zinſen, aber völlige Entziehung der Dispoſition über das Vermögen“ — ſo lautete das Teſtament! Und ſie hatte gehofft, zu dem Liebſten ſagen zu können: Nimm hin, was mir gehört, dein ſoll alles ſein — ich will nichts als deine Liebe!

„Gott ſei Dank, daß es ſo iſt!“ hatte Hans Petterſen fröhlich gerufen, als ſie in Kummer und Thränen ihm ihre Enttäuſchung geklagt hatte. „Ich bin ein guter Seemann, aber ich würde jedenfalls ein ſchlechter Vermögensverwalter ſein! Mir würde bei dem vielen Gelde himmelangſt werden! Eigentlich wird mir jetzt ſchon himmelangſt! Herr Gott, Chriſty, wenn ich gewußt hätte, wie reich du biſt, hätte ich nie den Mut gehabt, dich ſo lieb zu haben!“

„Ich danke Gott, daß du es nicht gewußt haſt!“ hatte ſie an ſeinem Halſe geflüſtert.

Der alte Herr Horwitz war zum Kurator und Vormund ernannt worden, und zu ihm wurde Petterſen beſchieden, als ſie ihm ihre Verlobung mit ihm mitgeteilt hatte. Was die beiden Männer miteinander geſprochen, hatte ſie nie erfahren, aber als Hans Petterſen von jenem Gange zurückgekehrt war, hatte er etwas gedrückt und ſorgenvoll ausgeſehen.

„Der alte Herr hat recht, es iſt ein ungeheuer großes Glück, das ich mache!“ hatte er in ſeiner offenen, treuherzigen Weiſe geſagt. „Du hätteſt gewiß eine viel beſſere Partie machen können, Chriſty! Und auch darin hat er recht, daß du dich mehr zur vornehmen Dame als zur Frau eines ſimplen Schiffskapitäns eigneſt. Wie drückte ſich doch der alte Herr gleich aus? Ja ſo — er ſagte, du ſeieſt phyſiſch und ſeeliſch ſehr zart beanlagt, man müſſe mit dir ſehr behutſam, ſehr rückſichtsvoll umgehen. Vor deinem 21. Jahre ſei gar nicht daran zu denken, daß wir uns heiraten könnten. Im Teſtamente ſei eine frühere Heirat ausdrücklich verboten.“

Und dann — o, wie genau erinnerte ſie ſich aller dieſer Dinge! — dann war er mit ſeiner großen, ſtarken Hand ganz leiſe und zart über ihr Haar gefahren und hatte ſie mit einem Ausdruck angeſehen, wie etwa eine ſchöne große, ſtarke Dogge ein kleines, hilfloſes Schoßhündchen anſehen würde.

„Wie alt biſt du denn jetzt, kleine Chriſty?“ hatte er dann gefragt.

„Achtzehn Jahre.“

„Schon achtzehn! Du ſiehſt ſo kindlich und ſchmächtig aus, daß ich dir kaum ſechzehn gegeben hätte! Schon achtzehn! Hurra! Dann können wir uns ſchon über drei Jahre heiraten! — Und was das Geld anbelangt, kleine Chriſty, ſo mache dir um den Unſinn keine Sorgen! Ich brauche, Gott ſei Dank, deines Vaters Geld nicht! Meine Wünſche ſind beſcheiden, ich werde ſie durch meine eignen Mittel befriedigen können. Ich habe mir bereits ein hübſches Sümmchen geſpart, auch hat ſich mein väterlicher Nachlaß unter deines Vaters kluger Verwaltung faſt verdreifacht. Siehſt du, kleine Chriſty, ſo werde ich mit der Zeit ſchon zu meinem eignen Schiffe kommen. Und dann hurra! Dann bin ich König und Herr auf metner eignen Planke und nehme meine kleine Frau mit mir, wohin ich gehe! Dann ſollſt du meine Meerkönigin ſein!“

Wie ihr dieſe Worte noch heute im Ohre klangen, wie ſie noch heute das Glück nachempfand, das jene zarte Liebkoſung, jener warme Blick in ihr erweckten. Ja, er hatte ſie doch geliebt, damals hatte er ſie geliebt, mochte jene Frau, jene Räuberin ihres Glückes auch nachträglich immer und überall verkündet haben, daß er nur Mitleid für ſie gefühlt, — Mitleid mit ihrer thörichten, ihm ſo deutkich gezeigten Liebe — Mitleid mit ihrer Verlaſſenheit, Mitleid mit ihrer Hilfloſigkeit und Schwäche! O, wie unmenſchlich war dieſe Frau mit ihr verfahren — wie grauſam hatte ſie ſie dem allgemeinen Mitleide preisgegeben! Unmenſchlich und grauſam, wie nur ein Weib ſein kann! Und doch war dieſes Weib ihre Verwandte, die einzige Blutsverwandte, die ſie überhaupt noch hatte, und ſie war von ihrem Vater mit Wohlthaten überhäuft, von ihr ſelbſt in ihr Haus aufgenommen und wie eine Schweſter geliebt und gehegt worden! Ja, ſie hatte die ganze Welt vernachläſſigt und aufgegeben um dieſer beiden Menſchen willen, und ſie hatten ihr gelohnt, indem ſie ſie verrieten!

Sie ſank gepreßt atmend in einen Stuhl nieder und drückte ihre Hände gegen die heiße Stirn. Sie ſaß lange unbeweglich, aber ihre Gedanken arbeiteten emſig und unabläſſig, ſie ſpannen ſich immer tiefer in die vergangenen Zeiten hinein, ſie kehrten von dem bitteren Ende wieder zu dem glückſeligen Anfang, zu den einzigen Freudentagen ihres Lebens zurück. Plötzlich erhob ſie ſich und trat zu ihrem Schreibtiſch. Sie ſchob die zierlichen Kleinigkeiten, mit denen die Platte bedeckt war, rückſichtslos beiſeite, um ein Fach zu öffnen. Es mochte lange her ſein, daß ſie dieſen Schlüſſel gebraucht hatte, er drehte ſich ſchwer im Schloſſe, und das Holzwerk war verquollen, daß ſich die Lade nur mit einiger Anſtrengung herausziehen ließ. Sie ſtarrte ein paar Augenblicke auf die Gegenſtände, die darin lagen. Dann nahm ſie behutſam eine kleine Mappe heraus, und aus dieſer Mappe ein Blatt. Sie trat zur Lampe zurück und entfaltete es. Es war eine Paſtellmalerei, ein Schiff darſtellend, einen ſchlanken, ſtattlichen Schoner von ſchönen Verhältniſſen, darüber ſtand in einer großen, deutlichen Schrift, offenbar von Männerhand geſchrieben: Unſer „Glück.“

Sie blickte auf das Blatt nieder, bis die Linien der Zeichnung vor ihrem Blicke unſicher wurden, bis alles in einem zitternden, flimmernden Scheine verſchwamm. Thränen? Ja, es waren Thränen, lang entwöhnte Thränen, die da warm wie Sommerregen auf das in ihrer Hand zitternde Blatt herniederfielen. Sie fielen auf die Spuren anderer Thränen, die vor langen Jahren, freilich einer anderen, weniger bitteren Quelle entfloſſen, darüber geweint worden waren.

„Unſer Glück!“ — Er hatte für ſein neues Schiff dieſen Namen gewählt, und ſie hatte bei dem Taufakt das Patenamt übernommen. An ihrem zwanzigſten Geburtstage war es geweſen, daß das Schiff ſeinen Stapellauf gemacht, und ſie hatte an ſeiner Seite geſtanden und hochklopfenden Herzens dem Schauſpiele zugeſehen. Ringsum hatten ſich viele Menſchen verſammelt, es war ein Brauſen und Summen um ſie her geweſen, und alle Augen hatten ſich auf ſie gerichtet, daß ſie im entſcheidenden Augenblicke, als ſie ihre kleine Rede beginnen ſollte, faſt den Mut verloren hätte. Aber er hatte ihr zugenickt und ihr ins Ohr geflüſtert: „Fürchte dich nicht, kleine Chriſtine, ich bin bei dir!“

Und dann war plötzliche Stille eingetreten, und ſie hatte ihre eigne Stimme gehört, die ganz klar und fließend, ganz mutig und herzhaft geſprochen. Und als ſie endigend geſagt hatte: „Und ſo taufe ich dich, mein Patenkind! ‚Unſer Glück‘ ſollſt du heißen und ein Symbol unſers Lebens ſollſt du ſein“ — da hatte hundertſtimmiges Vivat ſie unterbrochen, und alle Bekannten ihres Hauſes waren herangekommen, zu gratulieren und dem glücklichen Brautpaare die Hand zu ſchütteln. Was für ein Tag war das geweſen, was für ein ſtolzer, glücklicher Tag! Die ganze Stadt hatte teilgenommen an ihrem Glücke. Sie war an jenem Tage auch hübſch geweſen, das hatte ſie gefühlt, und ſeine Blicke hatten es ihr geſagt.

„O Chriſty, was du für hübſche, ſanfte, ſtrahlende braune Augen haſt, und wie ich dich liebe — wie unausſprechlich ich dich liebe!“

So hatte er zu ihr geſprochen, hier in dieſem hellen Zimmer, als er ſie abends nach Hauſe gebracht, und dann hatte er ſie in ſeine Arme genommen und hatte ſie geküßt, daß ihr faſt der Atem vergangen war. „Noch ein Jahr, Chriſty, noch ein ganzes, langes Jahr!“

„Auch das wird vergehen, mein Liebſter!“

„Ja, es wird, aber es iſt dreihundertfünfundſechzig Tage lang! — Es iſt gut, daß ich noch einmal fortgehe. Der Seewind wird mich zurecht ſetzen, denn hier habe ich nur dich, allein dich im Kopfe!“

Ja, er hatte noch eine Reiſe gemacht, die ihn etwa ein halbes Jahr fern hielt. Dann war er zurückgekommen, um die Fertigſtellung des neuen Schiffes zu überwachen. Auch für ſie wurde eine Kajütte darin eingerichtet und von ihm mit jeder denkbaren Bequemlichkeit ausgeſtattet. Denn gleich nach der Hochzeit wollte ſie auf dieſem ihren ſchönen Eigentume ihre Reiſe nach dem Süden beginnen.

So war es beſchloſſen, ſo ſollte es kommen; aber —

Acht ſilberne Schläge der kleinen Stutzuhr auf dem Schreibtiſche unterbrachen ihren Gedankengang. Theeſtunde! Im nächſten Augenblicke mußte ihre Dienerin mit dem Theezeug erſcheinen. Haſtig ſtrich ſie das weiche braune Haar über der Stirn glatt, ſchob das Blatt in die Mappe zurück und ſchloß letztere in den Schreibtiſch. Als das Mädchen ein paar Minuten ſpäter mit dem Theekeſſel erſchien, ſaß die Herrin in ihrer gewohnten ruhigen Würde hinter dem Tiſche in ihr Buch vertieft.

„Sie, Johanna? Wie kommt's, daß Sie heute Jenny vertreten?“

Die alte Dienerin, die im Laufe der Jahre im Brünningſchen Hauſe von der Kindsmagd bis zur Haushälterin und vielvermögenden Beraterin der jungen Herrin avanciert war, blickte auf, und die Augen der beiden Frauen blieben ineinander haften.

„Ich habe die Jenny fortgeſchickt, Fräulein Chriſtinchen — ich wollte mit Ihnen allein ſein — ich möchte mit Ihnen ſprechen — o, Fräulein — der Himmel iſt doch gerecht! Alle dieſe Jahre habe ich geſagt, es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden, die Guten leiden und die Böſen leben herrlich und in Freuden. Jetzt weiß ich's beſſer: ja, der Himmel iſt gerecht — er hat auch jenen beiden ihre Strafe geſchickt.“

„So iſt wahr, was man ſich in der Stadt erzählt?“

„Alles iſt wahr, alles! Der Konkurs iſt erklärt — die Herrlichkeit iſt zu Ende!“

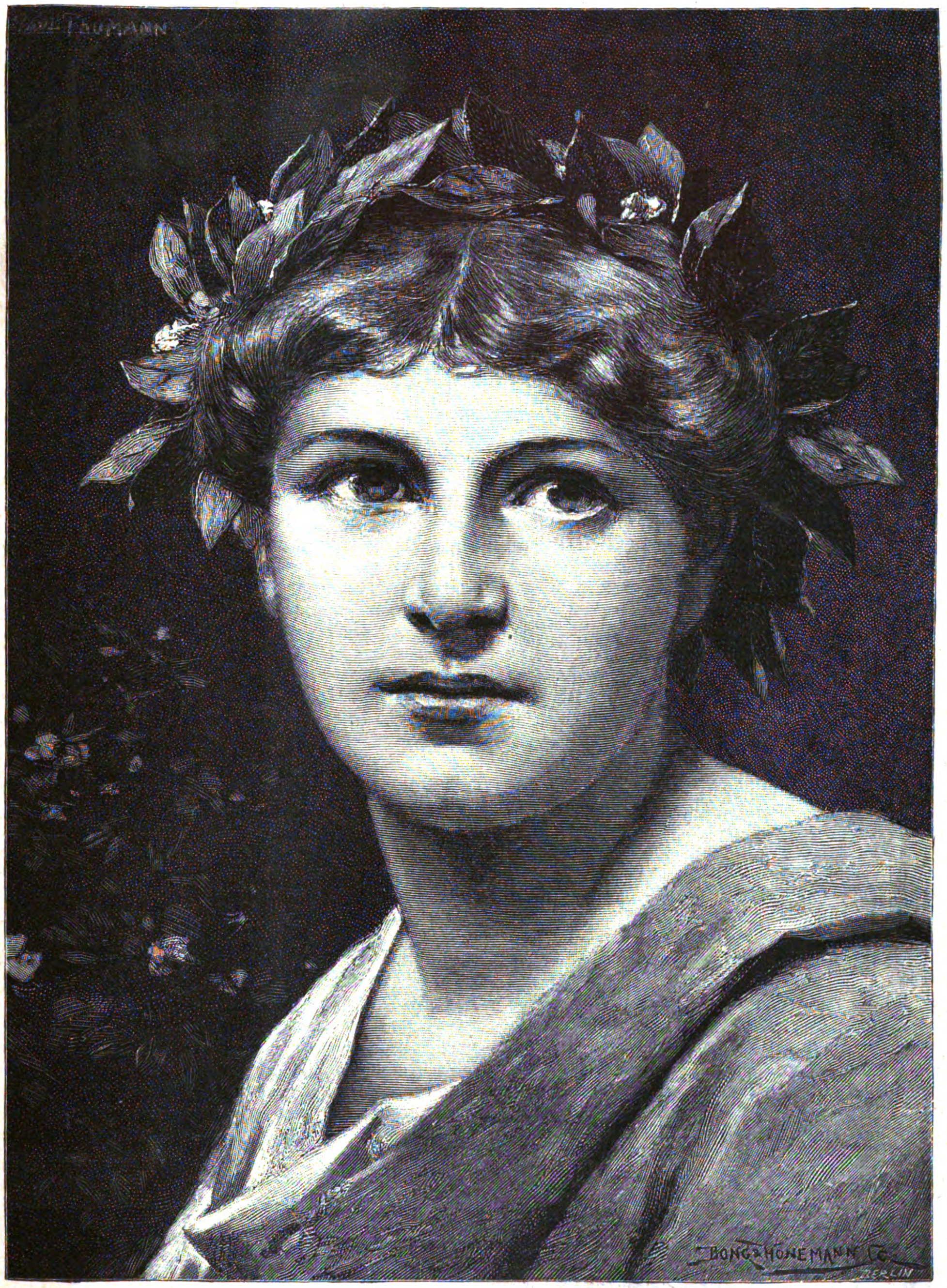
„Ich habe es von Anbeginn geahnt — ich habe es gefürchtet, Johanna! Es mag viel eigne Schuld dabei ſein, aber gewiß auch viel Unglück!“

„Das Weib iſt ſein Unglück! Die Schulden ſind größer, viel größer als der kleine Reſt, der von ihrem Vermögen übrig geblieben iſt. Es wird ihnen alles verkauft — Möbel, Silberzeug, alles! Er hat ihr eine Wohnung in der Hafengaſſe gemietet, zwei kleine Stuben mit der notdürftigſten Einrichtung. Da wird ſie mit den Kindern wohnen. Und er wird wieder zur See gehen, ſchon in acht Tagen iſt er fort.“

Chriſtine antwortete nicht. Sie war bleich geworden wie der Tod und ſtarrte mit großen Augen die Sprechende an.

„Er hat Gott danken müſſen, daß die Herren Horwitz & Klang ihn wieder angenommen haben. Der alte Mathew Stark, der Faktor des Geſchäftes, hat mir erzählt, daß es traurig geweſen iſt, wie er ins Kontor gekommen, und ganz niedergeſchmettert und verzweifelt geweſen iſt. Der alte Herr Horwitz hat ihn erſt barſch angelaſſen — er iſt auch auf die alte Geſchichte mit Ihnen zurückgekommen, Fräulein Chriſtinchen! Aber er hat ſich mit keinem Worte verteidigt und nur zuletzt

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


PAUL THUMANN
BONG & HONEMANN & C.
BERLIN

Studienkopf. Nach dem Gemälde von Paul Thumann.

geſagt: Herr Horwitz, Sie ſind meine letzte Hoffnung, ziehen Sie nicht die Hand von mir — geben Sie mir Arbeit um meiner Kinder willen! Und da haben ſie ihn wieder angenommen, aber nicht als Kapitän, denn die Kapitänſtellen ſind auf ihren Schiffen alle beſetzt. Als Steuermann wird er mitgehen. Ja, Fräulein Chriſtinchen, Gottes Mühlen mahlen fein!“

„Er iſt nie hochmütig oder übermütig geweſen, Johanna!“ murmelte Chriſtine tonlos.

„Nein, die Gerechtigkeit iſt man ihm ſchuldig! Sie war's, ſie! — Eine beſſere als ſie wollte zufrieden ſein, die Frau eines ſimplen Schiffskapitäns zu ſein — ihr war es nicht gut genug! Eine feine Kaufmannsfrau wollte ſie werden — die große Dame wollte ſie ſpielen! Nun hat ſie's! Frau Steuermann Petterſen, ha! ha!“

„O, nicht, nicht! Sie liegen am Boden, Johanna!“

„Ja, das thun ſie, und ich ſage: das iſt recht und gut! Und wenn das thörichte Mitleid Sie überkommen will, Fräulein Chriſtinchen, dann denken Sie daran, wie dieſe Frau hier in dieſem Zimmer, in Ihrem eignen Hauſe, wo Sie ſie um Gotteswillen aufgenommen hatten, mit Ihnen verfahren iſt! Das verzeihe ich ihr nie — das kann ſie nie genug abbüßen, und wenn es ihr ſchlechter ginge als dem elendeſten Bettelweibe!“

(Fortſetzung folgt.)

---

# Eine Bittſchrift.

Von Hermine Villinger. (Abdruck verboten.)

Hochwohlgeborner Herr Miniſter! Gnaden! Exzellenz!

Unterfertigte nimmt ſich die gütige Erlaubnis, Eure Exzellenz mit wohlwollender Rückſichtnahme auf Dero minutenlange Zeit und meines hohen Altersſtandes um ein freundliches Gehör zu bitten. Die Mühen meines Lebens ſind groß und ich habe einen guten Kampf gekämpft, obzwar ich noch keine Zeit habe, mich auf die faule Haut zur ewigen Ruhe zu legen, indem ich eigentlich von Rechts wegen eine geborne Schulmeiſterstochter bin, woher meine höhere Bildung ich zu rühren bitte, ſamt der geſtochenen Schrift. Und da mein Enkel, anjetzt Poſtillon im Dienſte ſeiner hohen Vorgeſetzten, die hohe Ehre hatte, Euer Exzellenz einmal über zwei Stunden höchſt eigenhändig zu fahren, ſo daß ich beinah die Gnade gehabt haben würde, Ihrer Güte Aug' in Aug' zu ſtehen, und ich außerdem bei den höchſtſeligen Herrn Eltern Ihrer meinem Herzen ewig teuren Frau Exzellenz gebornen Fräulein Luiſe Berg, Profeſſorstochter, drei mich bis in mein hohes Alter erbaulichen Jahre in Dienſt geſtanden, worauf eine geneigte Anſpielung mir aber weit entfernt liegt, ſondern ich vorziehe mich direkt an Dero gut edeldenkendes und wirkendes Herz, deſſen Milde und herzliche Weichlichkeit gegenüber der Witwen und Waiſen eine berühmte Kenntnisnahme iſt, zu wenden mir erlaube. Nicht daß ich über Lebensbedürfniſſe mich beklagte oder behaupten wolle, daß die Suppe nicht reicht für die ſieben hungrigen Mäuler, welche außer dem Älteſten noch alle ſchulpflichtig oder dienſtunfähig und unter fortwährendem Zerreißen der Strümpfe und Hoſen der Belaſtung der einzig am Leben gebliebenen Großmutter anheimfallen. Es iſt jedoch keine Mürriſchkeit in meinem Weſen, ſondern tiefe Gottergebnis und ſtiller Dank, daß ich durch die Weißheit und Einſichtskraft meiner längſt in Gott ruhenden Herrn Eltern ſo bewahrt geblieben und ihren Segen mitnehmend das Kleidermachen derart aus dem Fundament gelernt, daß ſämtliche Weibsleute der Ortſchaft und Umgegend ſich nur von mir kleiden und ſogar die Buben und was nicht ganz erwachſen iſt, die Hoſen, denn dafür iſt ein Schneider im Ort! Selbſtredend iſt das Einfädeln nicht mehr meiner alten Augen Möglichkeit, aber es beſteht ein rührendes Verhältnis unter der Schar meiner Enkel und nur mit der Zahl von ungefähr zwanzig Nadeln mit ellenlangen Fäden überlaſſen ſie mich meiner Einſamkeit und Schneiderei! Obzwar ſie nun ein ſchönes abwirft, wär' es am Ende doch nicht möglich, für eine ganze Exiſtenz ſo vieler ſattſam und wohnlich zu ſorgen, hätte ich nicht das unermeßliche Glück einer kleinen Dienſtwohnung für unſere langen Dienſtjahre, die mein Mann, ehemaliger Poſtillon und Sohn desgleichen ſowie Enkel anjetzt einnimmt und deſſen Gehalt mir beiſchießend ein anſtändiges Auskommen ermöglicht, welches nach ſo vielen Verluſten und beklagenswerten Teuern mir Sonnenblicke der Freude gönnt in der Bravheit und von mir geerbten Lernſucht der Enkel, von denen jeder einzelne behaftet und immer Erſter! ſich mit Stolz und ehrbarer Freude die Ehre genießt zu nennen. Und doch habe ich die inſtändigſte Bitte an Euer Exzellenz! mildreichſtes Herz! zu wagen, was ich hinter dem Rücken meines Enkels thue, der keine Ahnung davon hat und Einmiſchungen ſeiner Großmutter in politiſche Angelegenheiten mit demſelben Ingrimm und Unduldſamkeit abfertigt, wie mein Mann ſelig, und deſſen Sohn, was eine Eigenſchaft der Männer, falls Sie unterthänigſt erlauben und zugeben mögen! Denn daß es in den Winterabenden und frühen Sommermorgen der ſpezielle Genuß meines Lebens iſt, die Adreſſen, Poſtkarten oder Zeitungen mit Inbrunſt zu ſtudieren, iſt bei den Grundlagen meiner höheren Bildung! eine Begreiflichkeit, und damit ich nicht aus der Übung komme! Aber außerdem war dieſes der einzige Streit unſerer von Gott geſegneten Ehe! in der das Glück der Liebe uns verbunden und Er mir immer was mitgebracht bis in ſein hohes Alter. In ſchöner Anhänglichkeit begann auch das Leben meines Sohnes, indem er ſich der hochfahrenden Laufbahn meines Mannes zuwendete und ſeine Frau mir eine gute Tochter zu ſein beliebte, die ich pflegte, bis ſie an dem ſchnell hintereinander kommenden Siebenten! zu Grund ging, was aber das Glück hat, daß es die Schule umſonſt und ebenſo eine Zahlung der Regierung! für früh verlaſſene Waiſen! Was nun mein mütterliches Herz empfand und durchmachte, als der einzige Sohn und Vater von ſieben geſunden Kindern ſich eines Tages in der Kraft ſeiner Jahre durch eine Verunglückung hinlegte und nicht mehr aufſtand, auch bereits der ganze Ort in bittere Thränen zerfloß, als die ſieben unverſorgten Waiſen nun ſchon wieder acht Monate nach dem Tode der Mutter hinter dem Leichenwagen des Vaters einhergingen und nichts auf der Welt ihnen blieb als die gebrochene Geſtalt der Großmutter. Ach Dero mögen meinen Worten kein unerfreuliches Gehör ſchenken und glauben, ich tadle eine hochwohlgeborne Regierung, aber drei Stunden Wegs zur hohen Winterszeit über die einſamen Berge, das iſt's, was ich Eurer Exzellenz unterthänigſt an das erhabene Herz legen möchte. Ohne einer beachtenswerten Regierung und dero Herrn Miniſter, hochgeboren die Schickung des Wetters und örtliche Mißlagen auch nur im geringſten in die Schuhe ſchieben zu wollen, iſt die Bewandtnis eine andere und ſchwerwiegendere zu nennen, wenn es beliebt. Unmöglich nämlich iſt es meinem Enkel auf dieſe Weiſe vergunt, an einem langen Leben teilzunehmen, indem Eure Exzellenz in Ihrer maßloſen Unſchuld gewißlich keine Ahnung haben, was es jetzo in der Welt mit Dieben und Briganten hergeht, und die Wälder ferner kein natürliches Schutzmittel mehr zu bieten vermögen. Das erſte Mal kam mein Enkel nach blutiger Wehrung mit einem Schmarren am Vorderkopf in meine Pflege, dann ſchoſſen die Wüteriſche ihm eines Tages den kleinen Finger ab, welchen er im Sacktuch ſorglich heimbrachte, und vor dem wir uns einen ganzen Tag lang beinah zu Tod geforchten. Nun hat er noch einen Schatz, der meinem Herzen angenehm iſt, aber wenn das ſo fortgeht, daß er ſo zerſchunden wird und verſchoſſen, iſt es ihm gegen die Ehre einem ſo ſchmucken Mädchen wie die Eva iſt, ſeine immer mehr verkrüppelte Exiſtenz zuzumuten. Denn darin iſt er ſich hart, und nur wenn ſein heißer Wunſch in Erfüllung geht und allem eine Krone aufſetzt, daß das gefährdete Schickſal einer Gottergebenen Familie einem harmonievollen Ende zugeführt wird, will er ſich in die Ehe begeben.

Gern würde ich Ihnen die Ehre anthun, mich perſönlich Ihnen vorzuſtellen, allein leider verſagen mir meine Jahre die hohen Audienzen gänzlich.

Mit aller entſchiedenen Ehrfurcht und ſeltener Herzenstreue, die ich Zeit meines Lebens bewieſen, nennt ſich

Ihre Ihnen ewig dankbare und ganz unvergeßliche Dienerin
Joſephine Abele, Witwe.

Nachſchrift:

Hochwohlgeborner Herr Miniſter!

Indem ich der Großmutter ihr Schreiben obige Joſephine Abele leſe, habe ich bemerkt, daß ſie in der Eile ganz hat vergeſſen, Ihnen dem Joſeph ſeinen Wunſch auch zu ſagen. Dem Joſeph ſein Wunſch iſt eine Piſtole, damit er ſich vor dem Geſindel verteidigen kann, bevor ſie ihn ganz zerſchunden. Leider kann ich es nicht ſo rührlich ſagen wie die Großmutter, weil ohne weitere Bildung aufgewachſen und dies in Furcht ohne Überlegung hinter ihrem Rücken ſchreibe. Aber ſoviel iſt gewißlich wahr, daß mich der Joſeph nicht nimmt ohne die Piſtole, weil er ſich einen Krüppel heißt und ich ihn doch auch wenn er gar keinen Finger hätte und noch mehr hinkte, herzinniglich liebe, was iſt ſonſt noch keinem Menſchen geſtanden. Aber es iſt ſeine Fixe-Idee, daß ſie ihn am End noch ganz zum Krüppel machen, wo er nichts als eine Peitſche hat zum draufſchlagen, was ich Ihnen unter Thränen und mit der Bitte, mir meine Unbeſcheidenheit zu verzeihen, ans Herz geleget habe.

Gottesſegen, den man immer brauchen kann, wünſcht Ihnen gehorſamſt
Ihre unterthänige
Eva Klepper.

Ein paar Tage nach Abſendung des vollwichtigen Briefes ſaß die Großmutter am Fenſter ihrer großen und ſauber gehaltenen Stube, hinter einem Tiſch voller Kleidungsſtücke und nähte eifrig darauflos. Da trat ihr älteſter Enkel, genannt Poſt-Sepperl, über die Schwelle, und zwar mit einem höchlich erſtaunten Geſicht:

„Du, Großmutter,“ ſagte er, „da iſt ja ein Paket an dich, aus der Reſidenz.“ Die alte Frau wurde dunkelrot: „Richtig, endlich,“ ſtotterte ſie, „es ſind Tropfen für meinen Magen, her damit.“

„Tropfen,“ wunderte ſich der Burſche, „das müßt’ ja ein ganzer Kolben voll ſein. Großmutter, ich glaub’s nicht.“

Die kleine, behende Frau riß das Paket an ſich und warf einen wütenden Blick über ihre Brille hinaus auf den Enkel.

„Du haſt mir jedes Wort zu glauben,“ erklärte ſie, „und jetzt mach, daß du hinauskommſt!“

„Die Tropfen intereſſieren mich,’ ſagte der Burſche, nahm auf dem Tiſche Platz und baumelte mit den Beinen. Trotz des großen Schmarrens, der ſeine Wange verunſtaltete, war er ein bildſauberer Burſch, mit kühnem Blick, der jetzt lächelnd dem aufgeregten Treiben der Großmutter folgte.

„Das Paket wird nicht geöffnet, ſolang du da hockſt,“ hatte ſie erklärt. Es verging jedoch keine Minute, da hatte ſie mit einem heimlichen Schnitt der Schere die Schnur gelöſt. Hierauf ging’s über den Enkel her:

„Du eigenſinniger Menſch, du dickköpfiger, der du alleweil allein geſcheit ſein willſt, und dir die Ohren zuhaltſt, wenn unſereins einmal über Staat und Politik den Mund aufthut — wart’ nur —“

Der Umſchlag von dem Paket fiel, und es kam eine Schachtel zum Vorſchein.

„Aber ich — ich ſeh’ den Spektakel ſchon kommen,“ ereiferte ſich die Großmutter, „und das ſag’ ich dir, wenn ich auch noch für mein mühſeliges Werk Undank ernten ſoll.“

Im nächſten Augenblicke ſchrie ſie laut auf, und der Enkel ſtand vor ihr und ſtarrte ſprachlos vor Erſtaunen das Ding an, das ſie in der Hand hielt; es war eine Piſtole. Alsdann machte der Burſche ein ſehr ernſtes Geſicht:

„Großmutter, das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

„Mit ſehr rechten,“ fiel ſie ihm ins Wort, und als in dieſem Augenblicke die Thür aufging, und ein hübſcher blonder Mädchenkopf in der Spalte erſchien, mit der Frage:

„Großmutter, kann ich ein biſſel helfen?“ nickte die Alte eifrig mit dem Kopfe, ſetzte ihre Brille zurecht und entfaltete einen Brief.

„Nichts gefragt und nichts gered’t jetzt,“ befahl ſie, „ſondern zugehört und dann meinetwegen gered’t.“ Und ſie las:

„Liebe Frau Joſephine!

Ihr Schreiben hat uns alle ſehr gerührt, und mein Mann hat mir erlaubt, Ihnen für den Joſeph eine Piſtole zu ſchicken, die er zu ſeiner Verteidigung ſoll benutzen dürfen. Ich aber mache noch die Bedingung, daß wenn wir im Sommer in den Schwarzwald kommen und Ihr Enkel uns fährt, er das nicht mehr als lediger Burſche, ſondern als glücklicher Ehemann thut.

Mit herzlichem Gruß, liebe alte Joſephine,
Luiſe Stern.“

Einen Augenblick war’s ſtill, dann ertönte ein erſticktes Schluchzen aus der Ecke, in die ſich das junge Mädchen geflüchtet hatte; die Großmutter wollte das Wort ergreifen, allein ihr Blick fiel auf die Abſchiedszeile — „liebe alte Joſephine“ — und es übermannte ſie derart, daß ſie ihr Geſicht in die Schürze barg und laut weinte. Nun wurde auch dem Joſeph höchſt wunderlich zu Mute, und er ſchaute mit blinzelnden Augen zum Fenſter hinaus.

Da es aber vor wenigen Minuten vier Uhr geſchlagen hatte, kamen die ſechs Schulpflichtigen und Dienſtunfähigen mit lautem Gepolter in die Stube geſtürzt und ſchrieen nach Brot. Und der Jüngſte packte ohne Umſtände die ſchluchzende Großmutter beim Kopfe mit der Frage:

„Warum heulſt?“

Da fand die alte Frau ſchnell ihre Geiſtesgegenwart wieder und erklärte: „Die Stub’ iſt mir zu voll — geht ihr zwei Großen ein biſſel in den Garten“ — und ſie ſchob den Joſeph und die Eva hurtig vor die Thüre!

„Gelt,“ ſagte der Kleinſte, „und jetzt heulſt auch nimmer!“

„Nein, jetzt wird gelacht,“ ſagte ſie, nahm ihn auf und küßte ihn ab.

---

## Die transkaſpiſche Bahn.

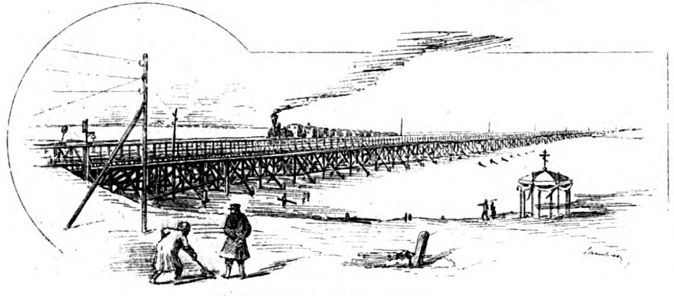
(Abdruck verboten.)

Ein mähriſcher Grundbeſitzer, Dr. Max von Proskowetz, ſah ganz richtig ein, daß Öſterreichs gewaltiger Nachbar, Rußland, in ſeiner Heimat oft eine unterſchätzende Kritik zu erfahren hatte und nicht gebührend gewürdigt wurde. Ohne ſich auf die Politik einzulaſſen, wollte er das weite Zarenreich namentlich nach der wirtſchaftlichen Seite hin kennen lernen und an Ort und Stelle ſich vertraut machen mit den vor kurzem in Centralaſien von Rußland eroberten Ländern, die durch emſige Thätigkeit allmählich dem europäiſchen Rußland wirtſchaftlich angegliedert werden. Eine durch das europäiſche Rußland, den Kaukaſus und bis Samarkand in Centralaſien führende Reiſe folgte ſolchen Erwägungen, und die Schilderung derſelben in einem ſtattlichen, ſchön ausgeſtatteten Werke, das den Titel führt: „Vom Newaſtrand nach Samarkand“ (Wien und Olmütz, Eduard Hölzel, 1889) liegt nun vor uns.

So viel des Wiſſenswerten das Buch auch enthält, wir haben uns vor allem an den Schilderungen erfreut, die ſich auf die transkaſpiſche Bahn beziehen, jenes pilzartig raſch aufgeſchoſſene Werk der ruſſiſchen Ingenieure, welches gleichzeitig politiſche und wirtſchaftliche Bedeutung hat. Ihre erſten kurzen Anfänge jenſeit des kaſpiſchen Meeres erbaute 1880 der bekannte General Skobelew; der eigentliche Erbauer derſelben aber iſt General Annenkow, welchen die Turkmenen der Lokomotive halber „Samowar-Paſcha“ nennen. Er begann damit im Mai 1885 und führte ſie binnen Jahresfriſt bis in die vor kurzem von den Ruſſen eroberte Oaſe Merw und nach weiteren fünf Monaten bis nach Tſchardſchui am Oxusſtrome. Es waren weite Strecken waſſerloſer Wüſten durchquert worden, die Dämme der Bahn mußten gegen Verſinken und Verwehen durch die Wüſtenſtürme geſchützt werden. Von weither zog man die Arbeiter heran, die zu beherbergen, zu verpflegen und gegen feindliche Eingeborne zu beſchützen waren. Zu dem allen und zu den mancherlei Intriguen und Hemmniſſen geſellte ſich nun ein neues Hindernis: der breite, mächtig dahinflutende Oxus, welcher überbrückt werden mußte, und im Jahre 1887 gelang es, die größte hölzerne Strombrücke der heutigen Welt über den tückiſchen Strom fertigzuſtellen. Das Gebiet Bucharas war nun mit eiſernen Schienen an Rußland gefeſſelt, die großartige und dabei billige Handelsſtraße — denn der Kilometer derſelben koſtet nur etwa 70000 Mark — im weſentlichen vollendet.

Von Baku aus fährt der Dampfer in 23 Stunden über das Kaſpiſche Meer nach Uſun-ada, dem am Oſtufer gelegenen Anfangspunkte der Bahn, welcher von Proskowetz folgendermaßen geſchildert wird: „Ein Holzkirchlein mit Zwiebelknäufen auf wüſtem Platze, zwei Reihen niedriger Hütten, der künftige ‚Proſpekt‘. Eßlokale, Trinkſtuben, Kaufläden. Eine hölzerne Bude dient abends als Theater. Die Bewohner zeigen folgendes Bild: Soldaten am Billard oder mit der Ziehharmonika, eine fliegende Schauſpielertruppe, am Hafen unter der Tafel mit dem Rauchverbot ein Dutzend Aſiaten mit Cigarette und Waſſerpfeife und tatariſche Weiber, die ihre Reize verhüllen.

Die Heizung der Lokomotiven erfolgt mit kaukaſiſchem Petroleum; die Zahl der im Betriebe befindlichen wird bis auf 150 angegeben,



Brücke über den Amu Darja.

zu denen etwa 1500 Güterwagen kommen. Es gibt bis jetzt, einen feinen Salonwagen für die Generale ausgenommen, nur zwei Klaſſen, deren eine weiße Wagen mit gelben Streifen, deren andere lichtgrüne Wagen hat. Von dieſen haben einige vergitterte Fenſter; ſie ſind für die Frauen der mohammedaniſchen Eingebornen beſtimmt. Die beſſere Klaſſe hat einen Waſchraum, iſt mit Kerzenlaternen erleuchtet und beſitzt eiſerne Öfen, denn die Kälte iſt im Winter in Centralaſien oft recht empfindlich. Von Uſun-ada bis Samarkand fährt man mit den Poſtzügen 75 Stunden, und von Wien kann man, wie Herr von Proskowetz berechnet, wenn alle Anſchlüſſe klappen, in etwas über zwölf Tagen bis Samarkand gelangen. Vorzüglich iſt für Büffetts mitten in der Wüſte geſorgt. „Jeder ſpringt, ſobald ein ſolches in Sicht, aus ſeinem Behältnis, watet durch den Sand und eilt an den Schenktiſch. Es iſt erſtaunlich, wie gut hier alles vorgeſorgt iſt. Die großen Stationen, Steingebäude im Villenſtil, haben geradezu elegante Speiſeräume mit Tafelaufſätzen und feinem Eßzeug auf ſauber gedeckten Tiſchen; ſie ſind mit Spiegel, Generalsbildern, Seſſeln, Heiligenbildern verſehen. Aber auch die halb unterirdiſchen Hütten der kleinen Wüſtenſtationen bieten Speiſe und Trank zur Genüge, und an jedem Büffett befindet ſich eine Preisliſte. Eine Mahlzeit zu drei Gängen koſtet 75 Kopeken, ein Beefſteak 35 und ein ‚Butterbrot‘ (ſo ſagt auch der Ruſſe in Centralaſien) 5 Kopeken, ein Glas Waſſer, das oft weit hergeholt werden muß, 2 Kopeken; endlich ein Literkrug in Samarkand gebrautes ‚Bavariabräu‘ 30 Kopeken.“ Champagner und Rheinwein fehlen nicht, in einer Gegend, die ungeſtraft kein Europäer vor wenigen Jahren durchſtreifen durfte und wohin vor einem Vierteljahrhundert Vambery nur in Derwiſchverkleidung gelangen konnte.

Die Bahnhöfe der Wüſtenbahn bilden den einzigen Verſammlungsort der benachbarten kleinen Garniſonen, an dem die Offiziere und Beamten das Ereignis des Tages, nämlich das Ein- und Ausfahren des Zuges, beobachten, wozu ſie vollauf Gelegenheit haben, denn kürzer wie eine Viertelſtunde wird nirgends gehalten. Es ſind die Märtyrer der Civiliſation, die ſich hier verſammeln; von ihren in Rußland zurückgebliebenen Familien ſind ſie getrennt; klimatiſchen und geſundheitlichen Gefahren ausgeſetzt, haben ſie in keiner Weiſe ein Äquivalent für die Entbehrungen; aber der Dienſt ruft, und ſie harren aus. Unter den Arbeitern und Angeſtellten der Bahn traf Proskowetz merkwürdige Exiſtenzen, viele Leute, die in Rußland Schiffbruch gelitten. Da iſt der verunglückte Gardeoffizier, der jetzt auf dem Bahnhofe ſchanzt; der Militärarzt, der eigentlich nach Sibirien verurteilt iſt, aber aus Mangel eines Bahnarztes hier ſich nützlich macht; ein Fürſt, der, bei Champagner auferzogen, hier als Heizer bei der Schnapsflaſche endigt; ein bettelhafter, einſt millionenreicher Kaufmannsſohn aus Moskau; ein verkommener Schauſpieler, der ehemals der Liebling der Petersburger Damen war, daneben ein ſeiner Würden entkleideter Prieſter. Sie alle ſchaufeln an der Bahn und tragen jeden erworbenen Groſchen in die Kneipe, die ein ehemaliger italieniſcher Kavallerieleutnant hält.

So ſieht es an der Station in Uſun-ada aus, alſo am Beginn der Bahn; man kann ſich danach vorſtellen, wie es weiter im Inneren ſein mag, wohin noch fragwürdigere Geſtalten ſich zurückziehen! Der Preis für die ganze weite Fahrt iſt übrigens nicht hoch gegriffen, denn er beträgt in der zweiten (alſo der beſten) Klaſſe etwa 38 Rubel bis Samarkand. — Aber wie ſieht das Gelände aus, durch welches die Bahn führt? Nur wolkenloſen Himmel, nacktes Gebirge an der Grenze, Flüſſe ohne Mündung, Staubwolken, Flugſand, völlig tote Sandflächen gab die Natur dieſem Lande zwiſchen dem kaſpiſchen und Aralſee und der perſiſchen Grenze. Kaum ein Hundertſtel iſt bewäſſertes Kulturland, alles andere trägt den troſtloſen Charakter der waſſerloſen Wüſte, die zum größeren Teil von Sandwellen und nackten Lehmflächen oder ſalzreichen Keſſelbecken bedeckt iſt. Dabei im Sommer Schattentemperaturen von 40° Celſius und darüber. — Wo beweglicher Flugſand auftrat, wurde der Bahndamm mit Lehm gefeſtigt oder mit Salzpflanzen (Saxaul) bepflanzt und mit Faſchinen belegt. Waſſer erhielt man durch Deſtillation von Seewaſſer oder Bohrung arteſiſcher Brunnen; das Waſſer für die Lokomotiven wird von den Zügen mitgeführt. Als Heizmaterial dient Petroleum, und der größte Teil des Baumaterials wird aus Rußland zugeführt. Stürme, Sonnenſtich, Fieber, Schlafloſigkeit, nervöſe Krankheiten aller Art beeinfluſſen den Geſundheitszuſtand des in den täglich vorgeſchobenen Wagen kaſernierten Bauperſonals. Günſtig war nur, daß weder ſtarke Krümmungen noch Steigungen zu überwinden waren. Aber mit aller militäriſchen Gewalt ausgerüſtet, überwand Annenkow die Schwierigkeiten; er baute raſch und billig, ſo daß bis fünf Kilometer an einem Tage vollendet wurden. Die Wüſte iſt durchſchnitten und Rußlands Macht durch die Bahn hier gefeſtigt. — Vorläufig findet die 1433 Kilometer lange Bahn in Samarkand ihren Abſchluß; aber dereinſt wird ſie nach Sibirien hin fortgeſetzt werden, um am Stillen Ozean zu endigen, und anderſeits wird ein Anſchluß an das indiſche Eiſenbahnnetz nicht ausbleiben. Ihr größtes Werk iſt die vier Kilometer lange Brücke über den Oxus (Amu Darja), die binnen vier Monaten erbaut wurde und etwa 600 000 Mark koſtete.

Das große Friedenswerk, denn ein ſolches iſt die Bahn, trotzdem ſie weſentlich militäriſchen Zwecken dient, trägt in hervorragender Weiſe zur Bewältigung der von Rußland eroberten Länder Centralaſiens bei. Der Geſichtskreis der gebildeten Welt iſt durch ſie weſentlich erweitert und in einem bis vor kurzem hermetiſch verſchloſſenen Lande ertönt nun der Ruf: „Station Samarkand!“ Längs der transkaſpiſchen Bahn ſchreitet unter den Mohammedanern die Kultur vorwärts, zunächſt durch Handel und Militärherrſchaft vertreten. Aber Hand in Hand geht damit die Hebung von Volk und Land, und chriſtlicher, europäiſcher Einfluß macht ſich überall geltend. Samarkand, die Stadt Timurs, iſt durch die Bahn ſchon umgeſtaltet. Sie hat Hotels, eine Börſe, Krankenhäuſer, Kaſernen, Läden, photographiſche Ateliers, Apotheken, Kirchen und blüht unter dem Einfluſſe der transkaſpiſchen Bahn mehr und mehr auf. Was das heißen will, erkennt man, wenn man die erſt 25 Jahre alten Schilderungen Vamberys lieſt, der unter Lebensgefahr verkleidet ſich in die Höhle des mohammedaniſchen Löwen gewagt hatte.

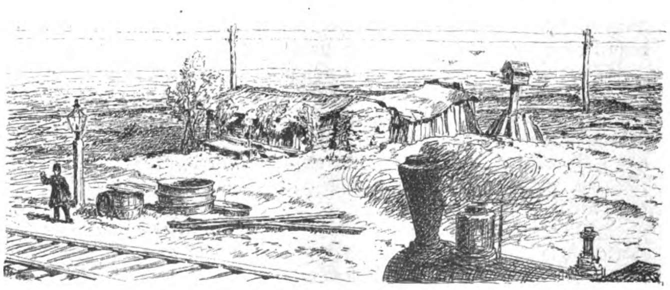
---

## Ignaz von Döllinger.

Von Leopold Witte. (Abdruck verboten.)

Unter den vielen Hochſtehenden und Geiſtesmächtigen, welche die tückiſche Krankheit aus den Steppen Aſiens im Beginn dieſes Jahres hinweggerafft hat, nimmt der Neſtor der Münchener Univerſität und Akademie, Ignaz von Döllinger, eine der oberſten Stellen ein. Nur mit bewundernder Ehrfurcht nannte man jahrzehntelang ſeinen Namen im Kreiſe der wiſſenſchaftlich Gebildeten und ſtaunte vor der jugendlichen Arbeitskraft, die noch im höchſten Greiſenalter, den Vergleich mit einem Leopold von Ranke nicht ſcheuend, die Früchte einer weltumfaſſenden Gelehrſamkeit in bändereichen Werken niederlegte. Sein Name iſt ſeit vierundſechzig Jahren mit München verbunden. Seit einem Menſchenalter griff der Kirchenhiſtoriker in die Geſchichte der römiſch-katholiſchen Kirche, der er angehörte, ſelbſt bedeutungsvoll ein und begleitete die Entwickelung des Ultramontanismus zu ſeiner gegenwärtigen ſchwindelnden Höhe mit ſeinem mahnenden, warnenden, ſtrafenden Prophetenzeugniſſe.

Eine tiefe Tragik liegt in dem Lebensgeſchick dieſes Edlen. Die Kirche, welcher ſein ganzes Denken und Wirken gewidmet war, ſtieß ihn von ſich und verfolgte ihren treueſten Sohn, nur

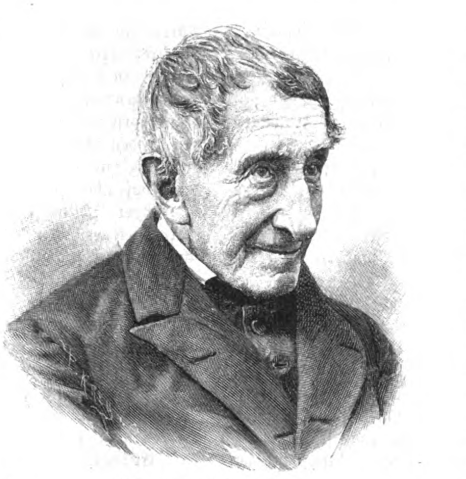


Proviſoriſche Station der transkaſpiſchen Bahn.

weil er die Wahrheit über alles achtete, mit Hohn und Spott. Unter dem Banne Roms, aber im Frieden mit ſeinem Gott, bereitete ſich Döllinger ſeit Jahren aufs Sterben, jeden Tag als ein Geſchenk auskaufend und für das Himmelreich ſchaffend, bis die Nacht kam, die ihn, den Einundneunzigjährigen, mitten aus der Arbeit hinwegrief und dem Leid und Streit der Welt entrückte.

Verfolgen wir den Lebensgang des Verblichenen, der in einem ſo hochherzig verſchuldeten und ſo edelmütig getragenen Martyrium endete. Wenn der Schreiber dieſer Zeilen es wagt, dabei die Führung zu übernehmen, ſo berechtigt ihn dazu vielleicht in etwas das ihm überaus teure Zeugnis des Heimgegangenen, der ihm nach Überſendung einiger theologiſchen Arbeiten am 18. Auguſt 1884 aus Tegernſee ſchrieb: „Ich darf wohl annehmen, daß auch zwiſchen Ihnen und mir der Konſenſus viel umfaſſender und gewichtiger ſei, als der Diſſenſus.“

Döllinger ſtammte aus einer Gelehrtenfamilie. Sein Großvater war Leibarzt des Fürſtbiſchofs von Bamberg, ſein Vater ein berühmter Profeſſor der Medizin erſt in Würzburg, dann in München. Der Sohn Johannes Joſeph Ignaz, geboren am 28. Februar 1799 in Bamberg, verbrachte in Würzburg, der ſchönen, bergumkränzten Mainſtadt, ſeine Kindheit und Jugend. Nachdem er mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die Klaſſen des Gymnaſiums durchlaufen hatte, widmete er ſich zuerſt dem naturwiſſenſchaftlichen, dann aber bald dem theologiſchen Studium. Die abgeſchiedene Stille einer Landpfarre war ſein Lebensideal, ſo wenig er auch gerade für die Aufgaben der Seelſorge und der praktiſchen Thätigkeit geeignet war. 1820 erwarb ſich Döllinger ſchon den philoſophiſchen Doktorgrad in Landshut. 1822 erhielt er die Prieſterweihe und eine Kaplansſtelle in Scheinfeld, einem kleinen Orte Mittelfrankens. Aber ſchon im darauf folgenden Jahre ging er gern als Lycealprofeſſor nach Aſchaffenburg, wo er beſſere Gelegenheit hatte, die liebgewordenen Studien zu betreiben. Zumal die Geſchichte der Kirche zog ihn an; doch forſchte er auf allen Gebieten des Wiſſens. Er eignete ſich z. B. auch die engliſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche Litteratur an. Mit einem beiſpielloſen Gedächtniſſe begabt, das ihm bis ans Ende treu blieb, in raſtloſem Fleiß und eiſerner Ausdauer jede Stunde des Tages nutzend, wurde er allmählich ein Gelehrter, deſſen Kenntniſſe ſowohl was den Umfang wie die geiſtvolle Beherrſchung betrifft, frühzeitig die Augen auf ihn lenkten.



Ignaz von Döllinger †.

So konnte es nicht wunder nehmen, daß, als König Ludwig I von Bayern die alte Jeſuitenuniverſität Ingolſtadt, die nach ihrer Überführung nach Landshut im Jahre 1800 es zu keiner Blüte mehr hatte bringen können, im Jahre 1826 nach München verlegte, unter den vielen hervorragenden Männern, die daſelbſt wirken ſollten, auch der junge Döllinger einen Ruf als Profeſſor der Kirchengeſchichte und des Kirchenrechts erhielt, den derſelbe mit Freuden annahm.

In München trat Döllinger in Gemeinſchaft mit Männern, welche die Belebung und Kräftigung der katholiſchen Kirche ſich zur Aufgabe gemacht hatten. König Ludwig ſelbſt huldigte einer romantiſchen katholiſchen Frömmigkeit; ſein erſter Miniſter, von Schrenk, war ein übergetretener Proteſtant; ebenſo eine Anzahl der bedeutendſten neuberufenen Dozenten, Görres, Phillips, Jarcke, Brentano u. a. Zu ihnen geſellte ſich ſpäter der geiſtvolle Dogmatiker Möhler, der die römiſche Kirchenlehre in der liebenswürdigſten Weiſe idealiſierte und eine Zeitlang neben Döllinger die größte Zierde der Münchener Fakultät bildete. Von anderen hervorragenden, zum Teil proteſtantiſchen Profeſſoren, neben denen Döllinger wirkte, nennen wir den tiefſinnigen Philoſophen Schelling, den myſtiſch-theoſophiſchen Baader, den gemütvollen, innig frommen proteſtantiſchen Naturforſcher Schubert, die jungen, feuerſprühenden Juriſten Stahl und Puchta, den ehrwürdigen Philologen Thierſch 2c. Die Namen der Künſtler, welche Ludwig in ſeine Hauptſtadt berief, und die München zu einem „Iſar-Athen“ umſchaffen ſollten, ſind in aller Munde.

In dem ſtreng katholiſchen Kreiſe, der ſich zumal um Görres ſammelte, ſtellte ſich nun dem jungen Lehrer der Kirchengeſchichte wie von ſelbſt die Aufgabe, die ſeinen eigenſten Intereſſen entſprach.

Auch ſein Beſtreben ging auf die Erneuerung und Belebung ſeiner Kirche. Der Gang der Weltgeſchichte ſchien ihm unabweisbar auf die Notwendigkeit eines die Chriſtenheit ſammelnden und leitenden geiſtlichen Primates hinzudeuten. Nur unter dem Papſttum ſah er die Einheit der Kirche und den Zuſammenhang mit der apoſtoliſchen Chriſtenheit gewahrt. Der Proteſtantismus hatte mit dieſer Kontinuität gebrochen und bot in der damaligen Geſtalt der durchweg rationaliſtiſchen Theologie das Bild einer völligen Loslöſung von den alten Dogmen und der bibliſchen Lehrwahrheit. Der Subjektivismus des proteſtantiſchen Prinzips ſchien ſeine abſchreckendſten Konſequenzen gezogen zu haben. — So geſtaltete ſich für Döllingers wiſſenſchaftliche Beſtrebungen ein doppeltes Ziel: einmal die eigne Kirche durch den Hinweis auf ihre große Vergangenheit mit neuem Ernſt und friſcher Freudigkeit zu erfüllen, ſodann aber die Proteſtanten auf allen Punkten des Abfalls und des unvermeidlichen Gerichts einer ſich immer mehr vollendenden Selbſtauflöſung zu überführen.

Beides hat er mit unermüdlichem Eifer erſtrebt. Seine großen kirchengeſchichtlichen Werke ſind in durchaus ultramontanem Charakter gehalten und dienen der Verherrlichung des katholiſchen Gedankens und des päpſtlichen Primates. Seine dreibändige Geſchichte der Reformation, ſowie das von ihm entworfene Lebensbild Luthers entbehren noch jedes Verſtändniſſes für die in jener großen Zeit des XVI. Jahrhunderts wirkenden religiöſen und ſittlichen Mächte. Es hat der tiefſten Erſchütterungen und der bitterſten perſönlichen Erfahrungen bedurft, ehe Döllinger (1882) bekennen konnte: „Für mich iſt eine lange Zeit meines Lebens hindurch das, was in Deutſchland von 1517 bis 1552 ſich begeben, ein unverſtandenes Rätſel geweſen und zugleich ein Gegenſtand der Trauer und des Schmerzes; ich ſah nur das Ergebnis der Trennung, nur die Thatſache, daß die zwei, wie durch ſcharfen Schwerthieb geteilten Hälften der Nation, zu ewigem Hader verurteilt, ſich feindlich gegenüberſtanden. Seit ich die Geſchichte Roms und Deutſchlands im Mittelalter genau erforſcht und betrachtet habe, und ſeit die Ereigniſſe der letzten Jahre das Ergebnis meines Forſchens ſo einleuchtend mir beſtätigt haben, glaube ich das, was mir vorher rätſelhaft war, zu verſtehen und bete die Wege der Vorſehung an, in deren allwaltender Hand die deutſche Nation ein Gefäß im Hauſe Gottes, und kein unedles geworden iſt.“

Auch praktiſch war Döllinger jahrelang der Vorkämpfer des ultramontanen Syſtems. Rückſichtslos forderte er in dem Frankfurter Parlament, in dem bayriſchen Landtage und Reichsrate, wohin das Vertrauen der Wähler oder ſeines Königs ihn berufen hatte, die unbedingteſte Freiheit der Kirche vom Staate, ungehinderten Verkehr der Biſchöfe mit dem Papſte ohne ſtaatliches Placet oder Beſtätigungsrecht, Ausſcheidung des ſtaatlichen Einfluſſes von jeder Beſetzung der Biſtümer, ja von der Verwaltung der Schulen. Im Kölner Miſchehenſtreite verteidigte er die uneingeſchränkte katholiſche Erziehung für alle Kinder aus Ehen, in denen ein Teil der katholiſchen Kirche angehörte. Im bayriſchen Kniebeugungsſtreite ſprach er mit unbegreiflicher Zähigkeit dem Staate das Recht zu, von den proteſtantiſchen Soldaten die Kniebeugung vor der Monſtranz am Fronleichnamsfeſte zu erzwingen.

Dennoch trat ſchon im Frankfurter Parlamente eine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen ihm und der jeſuitiſch-römiſchen Partei zu Tage. Döllinger wollte eine ſtarke, in ſich gefeſtigte deutſche katholiſche Nationalkirche, während die Ultramontanen die unbedingte Unterwerfung unter Rom forderten. Auf der dritten der von ihm ins Leben gerufenen Generalverſammlungen der Katholiken Deutſchlands wehrte er ſich (1850) gegen einen ſolchen undeutſchen Katholizismus. „Wir Deutſche,“ ſagte er, „wollen als Mitglieder der katholiſchen Kirche nicht aufhören, Deutſche zu ſein, und kein Jota unſerer nationalen Eigentümlichkeit, ſoweit ſie gut und rechtmäßig iſt und mit dem Geiſte der katholiſchen Kirche in Einklang ſteht, wollen wir aufgeben.“

Im Jahre 1857 machte Döllinger eine Reiſe nach Rom, die für ihn von faſt gleich tiefgreifender Bedeutung werden ſollte, wie einſt die Romfahrt für Luther. Er wurde dort Zeuge nicht nur der mechaniſchen, geiſtloſen Frömmigkeitsübungen der katholiſchen Kirche Italiens, ſondern auch der offenbaren Mißwirtſchaft, welche in dem von Prieſtern beherrſchten Kirchenſtaate herrſchte. 1859 und 1860 riß Italien ſchon Stücke des päpſtlichen Staates an ſich. Es ſchien nur eine Frage der Zeit zu ſein, daß er gänzlich von dem jungen geeinigten Königreiche verſchlungen werden würde.

Da hielt Döllinger am 5. und 9. April 1861 im Münchener Odeonſaale zwei Vorträge über die weltliche Herrſchaft des Papſtes, welche den Stein ins Rollen brachten. Er ſchilderte die Übelſtände des Prieſterregiments in Rom und behauptete, auch ohne weltlichen Beſitz würde der Papſt ſeine geiſtliche Herrſchaft hinreichend, ja wirkungsvoller ausüben können. Der anweſende päpſtliche Nuntius ſtand bei dieſen Worten entrüſtet auf und verließ oſtentativ den Saal. Ein Sturm der Empörung aber über den frevlen Redner brach im Kreiſe der päpſtlich Geſinnten aus, und im Jeſuitentribunal zu Rom war das Urteil über den Mann geſprochen.

Döllinger ſchrieb, um ſich zu rechtfertigen, eines ſeiner glänzendſten, aber auch ultramontanſten Bücher: „Kirche und Kirchen, Papſttum und Kirchenſtaat,“ in welchem er den Zerfall aller nicht unter dem Papſte geeinten Kirchen als ein notwendiges Gericht hinſtellte, dem Papſttum ſelbſt aber Verinnerlichung und Vertiefung in den chriſtlichen Gedanken empfahl.

Allein es war zu ſpät. Der Ultramontanismus ließ ſich nicht mehr warnen.

Im Jahre 1864 erſchien die päpſtliche Encyklika mit dem Syllabus, der zwiſchen dem Papſttum und der Freiheit auf allen Gebieten das Tiſchtuch entzweiſchnitt. Immer deutlicher zeigte es ſich, und die offizielle „Civiltà cattolica“ ſprach es offen aus, daß man von jeſuitiſcher Seite beabſichtigte, den gutmütigen, aber völlig untheologiſchen, wohl aber von ſeiner hohen Würde berauſchten Pius zu nötigen, daß er von einem Konzile die Unfehlbarkeit des Papſttums als Kirchenlehre proklamieren laſſe.

Das Konzil wurde berufen. Was man mit ihm vorhatte, war kein Geheimnis.

Da vermochte es Döllinger nicht länger zu ſchweigen. Im März 1869 ſchrieb er eine Reihe flammender Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ unter dem Titel: „Das Konzil und die Civiltà“ über die der Kirche, den Staaten, der Bildung, der Freiheit von jenem Dogma drohende Gefahr. Mit einem Aufwande ſtaunenswerteſter Gelehrſamkeit verarbeitete er dann dieſe Artikel zu einem beſonderen Buche: „Der Papſt und das Konzil“ von „Janus,“ einem angenommenen Namen, der aber bei der Wucht des Inhaltes den Döllingerſchen Urſprung nicht verhüllen konnte. In der Vorrede hieß es: „Dieſe Schrift iſt nicht nur eine ruhige, ſpannungsloſe Darſtellung geſchichtlicher Vorgänge; ſie iſt auch ein Akt der Notwehr, eine Appellation an die Denkenden unter den gläubigen Chriſten, ein geſchichtlich begründeter Proteſt gegen eine drohende Zukunft, gegen das Programm einer mächtigen Koalition.“

Der Proteſt ſchlug ein. In der ganzen gebildeten Welt, weit über Deutſchlands Grenzen hinaus, weckte das Buch die ſchlummernden Geiſter und rief allerorten die Entrüſtung über die bis dahin immer noch nicht geglaubte drohende Gewaltthat wach. Die deutſchen Biſchöfe erklärten in einem feierlichen Hirtenbriefe aus Fulda, es ſei unmöglich, daß die Unfehlbarkeitslehre verkündet werde. Männer wie Windthorſt und Peter Reichenſperger unterſchrieben mit ſämtlichen katholiſchen Mitgliedern des damals tagenden Zollparlaments eine Adreſſe an die deutſchen Biſchöfe zur Abwendung der Gefahr. Letzterer ſagte noch am 30. Dezember 1869 zu Profeſſor von Schulte in einer Abendgeſellſchaft: „Ich bitte Sie, ſich nicht aufzuregen; es iſt unmöglich, daß man ſolchen Unſinn mache.“ Windthorſt verſicherte zur ſelben Zeit dem Profeſſor Dr. Stieve, der in den Münchener „Neueſten Nachrichten“ einen ſchönen Nekrolog auf Döllinger veröffentlicht hat: „Und wenn ſie mir den Kopf abſchlagen, ich glaube nicht an die Unfehlbarkeit.“

Aber Döllinger traute allen dieſen Verſicherungen und Zornesbeteuerungen nicht. Er ſagte es voraus, daß die Biſchöfe nachgeben, daß die Infallibilitätslehre beſchloſſen werden, und daß ſie namenloſes Verderben im Gefolge haben würde.

Und ſo geſchah es. Die ſämtlichen Biſchöfe, welche, weil ſie nicht gegen ihr Gewiſſen für die neue Forderung ſtimmen wollten, vor dem entſcheidenden 18. Juli 1870 Rom verließen, unterwarfen ſich, in die Heimat zurückgekehrt, früher oder ſpäter der jeſuitiſchen Allgewalt und — begannen in ihren Sprengeln die Verfolgungen gegen alle, mit welchen dieſe Herren noch eben die gleiche Überzeugung geteilt hatten.

Es wird dieſes in der Geſchichte der römiſchen Kirche für alle Zeiten eines der dunkelſten und abſchreckendſten Blätter bleiben. Aber auch die Entwickelung unſers deutſchen Volksgemütes hat durch die geübte und geduldete Vergewaltigung des ſittlichen Wahrheitsgefühls und des religiöſen Mutes einen Stoß erhalten, von dem es ſich ſchwer wird wieder erholen können.

Auch an Döllinger, wie an ſämtliche theologiſche Profeſſoren der Univerſität, ſtellte der Erzbiſchof Scherr von München die Forderung, ſich dem neuen Dogma zu unterwerfen. Nur Döllinger und ſein Schüler Profeſſor Friedrich vollzogen den Wechſel ihrer Überzeugung nicht. Erſterer richtete an den Erzbiſchof ein ausführliches Antwortſchreiben, welches die deutſche Nation in goldenen Lettern aufbewahren und wieder und immer wieder leſen ſollte. Am Schluſſe desſelben heißt es:

„Als Chriſt, als Theologe, als Geſchichtſchreiber, als Bürger kann ich dieſe Lehre nicht annehmen. Nicht als Chriſt, denn ſie iſt unverträglich mit dem Geiſte des Evangeliums und mit den klaren Ausſprüchen Chriſti und der Apoſtel; ſie will gerade das Reich dieſer Welt aufrichten, welches Chriſtus ablehnte, will die Herrſchaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und ſich ſelbſt verbot. Nicht als Theologe, denn die geſamte echte Tradition der Kirche ſteht ihr unverſöhnlich entgegen. Nicht als Geſchichtskenner kann ich ſie annehmen, denn als ſolcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, dieſe Theorie der Weltherrſchaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekoſtet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den ſchönen organiſchen Verfaſſungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgſten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und feſtgehalten hat.

Als Bürger endlich muß ich ſie von mir weiſen, weil ſie mit ihren Anſprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen ſittlichen Ordnung unter die päpſtliche Gewalt und durch die eximierte Stellung, welche ſie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloſer verderblicher Zwietracht zwiſchen Staat und Kirche, zwiſchen Geiſtlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß dieſe Lehre, an deren Folgen das alte Deutſche Reich zu Grunde gegangen iſt, falls ſie bei dem katholiſchen Teile der deutſchen Nation beherrſchend würde, ſofort auch den Keim eines unheilbaren Siechtums in das eben erbaute neue Reich verpflanzen würde.“

Die Antwort des Erzbiſchofs auf dieſes gewaltige Zeugnis war — der große Bann mit allen daran hängenden kanoniſchen Folgen. Ausgeſtoßen, dem Satan übergeben, wie ein totes Glied losgeſchnitten von dem Körper der Kirche wurde der Mann, welcher der Kirche bisher ſo treu gedient und mit ſeinen überzeugungsvollen Mahnungen und Warnungen auch jetzt ihr einen entſcheidenden Dienſt hatte leiſten wollen.

Die Zuſtimmung aus allen Teilen der Welt, welche Döllinger noch monatelang zukamen, die Ehrenpromotionen aus Wien, Marburg, Oxford und Edinburgh, die Wahl zum Rektor Magnifikus der Münchener Univerſität, dies alles konnte ihn für den erfahrenen Undank der offiziellen Kirche nicht entſchädigen. Wohl ſchien es ein Akt der großartigſten Freimütigkeit, daß von den 12 625 Weltgeiſtlichen der ſiebzehn bayriſchen Diözeſen 6401 es wagten, eine „Döllingeradreſſe“ zuſtimmend zu unterſchreiben. Allein den Welterfahrenen konnte dieſes aufflammende Flackerfeuer nicht täuſchen. Als der Druck von oben ins Werk geſetzt wurde, als Pius IX die Döllinger Zuſtimmenden „Leute von offenbar verworfenem Charakter und ſpitzbübiſcher Natur“ nannte, welche man meiden müſſe, „da ſie aufgehört hätten, Katholiken zu ſein;“ als die Kaplanspreſſe ihr reichhaltiges Schimpfregiſter zog und auf die Unterzeichner Prädikate ausgoß wie: „das Proletariat der moraliſchen Welt,“ „abgefaulte Äſte am Baume der Kirche,“ „übertünchte Gräber,“ „Schleppträger der Freimaurer,“ „Leute, die vielleicht geheime Verbrechen, Dutzende von Ehebrüchen oder ähnliches auf ihrer Seele laſten hätten“ — da kühlte ſich die Begeiſterung ab, einer nach dem anderen machte ſeinen Frieden mit den Biſchöfen — und es blieb nur ein verhältnismäßig kleines Häuflein von tapferen Bekennern übrig, welche ſich dem Gewiſſenszwange nicht beugen wollten.

Schmerzlich bewegt, wenn auch nicht überraſcht, zog ſich Döllinger in ſeine gelehrte Stille und Einſamkeit zurück.

Die Beſtrebungen der „Altkatholiken,“ ſich eine ſelbſtändige kirchliche Organiſation zu geben, teilte er anfangs nicht. Er wollte die Anhänger des alten Glaubens am liebſten „als Salz in der Kirche“ weiter wirken ſehen. Als er ſich aber überzeugte, daß die Gewaltmaßregeln des Jeſuitismus eine ſolche verborgene Wirkſamkeit unmöglich machten, war er mit den neuen Gemeindebildungen einverſtanden, wenn er ſich auch nicht ſelbſtthätig dabei beteiligte. Die Wahl zum Biſchofe der Altkatholiken im Jahre 1873 lehnte er ab: „Eine ſo ſchwierige, mühſame, ſtetes Herumreiſen erfordernde Stellung für einen 74jährigen, an die Ruhe des Studierzimmers gewöhnten Mann! Ich würde mich höchſt unglücklich fühlen.“ Dagegen beteiligte er ſich noch lebhaft an den Bonner Unionskonferenzen 1874 und 1875, welche eine nähere Verbindung der Altkatholiken mit der anglikaniſchen und griechiſch-katholiſchen Kirche bezweckten. Schienen ſich doch damit alte Wünſche von ihm erfüllen zu ſollen. Seine Vorträge „Über die Wiedervereinigung der chriſtlichen Kirchen“ aus dem Jahre 1872, die er 1888 in deutſcher Ausgabe erſcheinen ließ, zeugten von dem hohen Idealismus des Greiſes, der die Hoffnung auf die Eine Herde unter dem Einen Hirten nicht aufgeben mochte.

In der „Ruhe des Studierzimmers“ vollzog ſich nun die großartige wiſſenſchaftliche Reviſion, welche Döllinger nach den tiefgreifenden Erfahrungen des Jahres 1870 mit ſeiner geſamten bisherigen Geſchichtsbetrachtung vornahm. Alljährlich zweimal gab er in bedeutungsvollen Reden, die er als Präſident der Akademie hielt, Zeugnis davon, wie weit dieſe Geiſtesarbeit gediehen ſei. Größere wiſſenſchaftliche Werke, die ſich auf das tridentiniſche Konzil und auf die Moralſtreitigkeiten in der katholiſchen Kirche ſeit der Entſtehung des Jeſuitenordens bezogen, unternahm er in Gemeinſchaft mit jüngeren Kräften. Bis zuletzt ſtand er in rüſtigem Schaffenstriebe. „Ich habe noch viel zu thun,“ ſagte er zu Profeſſor Friedrich wenige Wochen vor ſeinem Tode. In Tegernſee ſuchte er alljährlich friſche Kraft und Geſundheit. Täglich badete er im kühlen See und nötigte durch ſeine gewaltigen Märſche auch einem Engländer wie Gladſtone, der ihn 1886 dort beſuchte, Achtung ab.

Zweimal nach der Stuhlbeſteigung Leos XIII hat der Vatikan verſucht, den einflußreichen Forſcher zurückzugewinnen. Am Krankenbette des Sterbenden geſchah ein letzter Angriff. Alle drei Mal vergeblich. Sein altkatholiſcher Freund Friedrich reichte ihm das Sakrament, und ſtill und friedlich, unverbittert und ſelig in ſeinem Gott, ſo iſt Döllinger am 10. Januar dieſes Jahres ſchmerzlos entſchlafen.

Nun ruht er in Frieden, und ſeine Werke folgen ihm nach.

Aber auch der Haß der Ultramontanen folgte ihm noch bis übers Grab. Die „Germania“ eignete ſich die Worte des „Wiener Vaterlandes“ an: „Demut iſt eine Gnade, die erbeten werden muß. Aber da, am Beten, fehlte es (!). Vor die Alternative geſtellt, zwiſchen der päpſtlichen Unfehlbarkeit und ſeiner eignen zu wählen, beſaß Döllinger nicht Demut genug, um ſich der erſteren zu beugen. Damit erklärt es ſich, wie der Mann, der von der Göttlichkeit der römiſch-katholiſchen Kirche überzeugt war wie kein zweiter, als Häretiker vor ſeinen göttlichen Richter zu treten wagte, der Hauptſache nach in völligem Gegenſatze zu ſeinem Wahlſpruche: ‚Nihil temere, nihil timide, omnia consilio et virtute!‘

Unſere Leſer werden nach den vorſtehenden Ausführungen urteilen, ob Döllinger nicht in der That dieſem ſeinen Wahlſpruche bis ans Ende treu geblieben iſt: „Nichts vorſchnell, nichts feige, alles mit Überlegung und Kraft!“

---

## Das Nationaldenkmal für Kaiſer Wilhelm I.

Ein neuer Vorſchlag von einem Laien.

(Abdruck verboten.)

Bereits in Nummer 7 des laufenden Jahrganges des Daheim iſt in überzeugender Weiſe auseinandergeſetzt worden, wie wenig die vom Preisgericht mit dem erſten Preiſe ausgezeichneten, weſentlich architektoniſchen Entwürfe für das geplante Kaiſerdenkmal ſich für die Löſung der vorgelegten Aufgabe eignen. Mit Recht wurde dort hervorgehoben, daß die ſolchem Bauwerk eingefügte Statue gegen dasſelbe vollſtändig verſchwinde, ſo daß es den Geſamteindruck nicht ändern würde, wenn an die Stelle derſelben irgend ein anderes bildneriſches Werk träte; in dieſem Umſtande liegt aber eine vollkommene Verurteilung des ganzen Motivs ſolcher Entwürfe.

Leider ſcheint infolge der Stellungnahme des Berliner Architektenvereins und einer Reihe von anderen gleichfalls für das Urteil des Preisgerichts Partei ergreifenden Stimmen in ziemlich weiten Kreiſen die Anſicht ſich feſtgeſetzt zu haben, daß ein würdiges Denkmal für den verewigten Kaiſer ohne weſentliche Mitwirkung der Architektur überhaupt gar nicht herzuſtellen ſei.

Demgegenüber kann gar nicht laut genug betont werden, wie ſehr die architektoniſchen Entwürfe, ſeien ſie nun umfangreich oder nicht, an dem Fehler leiden, daß ſie in ſich ſelbſt gar keine Beziehung zu dem darzuſtellenden Gegenſtande haben und überhaupt haben können. Ihre Bedeutung muß ihnen geradezu an die Stirn geſchrieben werden; die Errichtung eines beſonderen in ſo äußerlicher und willkürlicher Weiſe die Thaten des Kaiſers Wilhelm verherrlichenden Gebäudes erſcheint aber doppelt verfehlt, wenn man bedenkt, daß es in Berlin, und namentlich auch an dem Platze, dem der Rettig-Pfannſche Entwurf in Ausſicht nimmt, an Gebäuden nicht mangelt, die den Ruhm des Kaiſers viel natürlicher und unmittelbarer verkünden.

Da ſteht die Siegesſäule, von ihm errichtet, mit den unter ſeiner Regierung eroberten Geſchützen geſchmückt. Da erhebt ſich das Reichstagsgebäude, deſſen Entwurf und Grundſteinlegung Werke ſeiner Regierung ſind, während die in demſelben tagende Verſammlung eine immer lebendige Erinnerung an die mit ſeinem Namen verknüpfte Gründung des Reiches darſtellt.

Was braucht es da noch leerer Paradebauwerke! Was wir brauchen, das iſt die Geſtalt des Kaiſers ſelbſt, freilich nicht in der gegen die Außenwelt abgeſchloſſenen Rotunde des Rettig-Pfannſchen, auch nicht auf dem abgelegenen Platze des Schmitzſchen Entwurfes, nein im Herzen der Stadt, wo ihr Pulsſchlag ſich regt, wohin der Einheimiſche wie der Fremde immer wieder ſeine Schritte lenkt.

Was wir brauchen, das iſt die Geſtalt des Kaiſers Wilhelm, freilich nicht in dem langweilig feierlichen Aufzuge, wie ihn die bei unſern bildneriſchen Monumenten herrſchend gewordene Schablone zeigt, und zwar auch in dieſer Preiskonkurrenz, ſowohl bei den ſelbſtändigen, als den den architektoniſchen Entwürfen eingefügten Standbildern.

Der Mangel an ſchöpferiſcher Kraft, das Kleben an dieſer Schablone bei unſern Bildhauern dürfte wohl auch einen Teil der Erklärung dafür liefern, daß in dieſer Preisbewerbung die Skulptur von der Architektur beſiegt worden iſt. Beide arbeiten thatſächlich mit der Schablone, aber der Baukunſt, die es ihrer Natur nach von vornherein nur mit der immer neuen Gruppierung bereits feſtſtehender Formen zu thun hat, iſt ſolche Schablone angemeſſener und darum bei ihr weniger empfindlich als bei der bildenden Kunſt, von der man mit Recht lebendige Individualiſierung erwartet.

Warum nun täuſchen unſere Bildhauer dieſe Erwartung in einem ſo auffälligen und, wie das Ergebnis der Preiskonkurrenz zeigt, ſo verhängnisvollen Grade? Weil ſie ſich gewöhnt haben, in ihren Monumenten Einzelfiguren darzuſtellen oder Zuſammenſtellungen von Einzelfiguren ohne innere Verbindung, wie es am ausgeſprochenſten in dem Rauchſchen Friedrichsdenkmal geſchieht (das Gegenſtück auf dem Gebiete der Malerei iſt das Kaulbachſche Reformationsbild). Der Zuſammenhang zwiſchen den dargeſtellten Figuren war überall vom Beſchauer hinzugedacht, in das Werk erſt hineingetragen worden, keine einzige — vor allem auch die Hauptfigur ſelber nicht — hat eine klar definierbare, in Geſichtsausdruck und Stellung ſich ausprägende Bedeutung, darum fehlt ſolchem Bildwerk das Packende.

Und doch bietet gerade Berlin ein Muſter einer bildneriſchen Kompoſition, das den richtigen Weg deutlich zeigt, nämlich das Schlüterſche Monument des Großen Kurfürſten. Dieſer triumphierende Imperator, zu deſſen Füßen ſich die gefeſſelten Sklaven winden, das iſt eine Figur, die auf den Beſchauer notwendig Eindruck macht, weil ſie mit den ſie umgebenden Figuren zu einer *innerlich* verbundenen Gruppe zuſammengewachſen iſt, weil das ganze Werk nicht eine Zuſammenhäufung von Einzelgeſtalten iſt, ſondern einen Gedanken verkörpert.

Das kann aber eben nur geſchehen, wenn die zu verherrlichende Perſon zum Mittelpunkte einer ihre Bedeutung recht eindrucksvoll verſinnlichenden Gruppe gemacht wird. Dann iſt es möglich, Leben und Inhalt in das Werk zu bringen, allen an der Gruppe beteiligten Figuren und namentlich der Hauptfigur ſelbſt eine Stellung und einen Geſichtsausdruck zu geben, die durch die Natur der dargeſtellten Situation bedingt, darum dem Beſchauer ohne weiteres verſtändlich ſind und auf dieſen naturgemäß wirken. An den Reitermonumenten der üblichen Art, die ohnehin unter dem Übelſtande leiden, daß im Geſamteindruck des Bildes das Pferd dem Reiter Konkurrenz macht, iſt nichts ſo ſtörend, als die durch die feierliche Pracht des Aufzuges doch eben nur verſchleierte Leere des Geſichtsausdruckes, den gewöhnlich niemand definieren kann.

Aus dieſen Erwägungen heraus erwächſt der nun folgende poſitive Vorſchlag: Man ſtelle den Kaiſer dar, als Sieger das Schlachtfeld bereitend, von einer Gruppe ihm zurufender Krieger begrüßt. Das wäre eine Situation, die alles leiſtete, was von dem projektierten Denkmal vernünftigerweiſe zu erwarten iſt. Sie erklärte ſich durch ſich ſelbſt, ſie gäbe uns den Kaiſer, wie er in unſer aller Erinnerung lebt, nicht in dem von ihm nur ein einziges Mal (und damals, wohlgemerkt, auch nicht zu Pferde) getragenen Krönungsornat, nein, im Helm und Überrock, wie wir ihn kannten, wie wir ihm zujubelten, wenn wir ihn auf Frankreichs Feldern ſahen. Sie würde ihn zeigen in einer für ihn charakteriſtiſchen, den ihm und ſeiner Umgebung zu gebenden Geſichtsausdruck von ſelbſt bedingenden Erſcheinung, ſie würde ihn zeigen in einer Art, die der ewig gültigen Leſſingſchen Forderung von dem fruchtbarſten Momente entſpricht.

Eine gewiſſe Entſchuldigung für die Mißgriffe der Künſtler, die ſich an der Preisbewerbung beteiligt haben, liegt in dem Preisausſchreiben, das ausdrücklich eine Darſtellung der ganzen Bedeutung Kaiſer Wilhelms verlangt. Es iſt nicht gerade erfreulich, die Beobachtung machen zu müſſen, wie mehr als hundert Jahre nach der durch Leſſing erfolgten unwiderleglichen Beſtimmung der Grundgeſetze künſtleriſcher Darſtellung eine in ſich ſo unmögliche Forderung von ſo hervorragender Stelle aus hat erhoben werden können.

Die Abſicht, eine ganze Geſchichtsperiode in einem einzigen Werke zur Darſtellung bringen zu wollen, iſt ein abſolutes Unding, jeder Verſuch ſolcher Darſtellung läuft notwendig auf eine äußerliche Figurenkompilation hinaus, wie dies das Rauchſche Friedrichsmonument und das Kaulbachſche Reformationsbild überzeugend darthun. Aufgabe der bildenden Kunſt kann allein die Darſtellung eines einzelnen Moments ſein, der den Beſchauer anregt, ſich mit ſeinem Gedanken in die dieſem Momente vorangehende, wie die ihm folgende Zeit zu verſetzen, d. i. eben des „fruchtbarſten“ Moments.

Daß dieſer Forderung durch eine von Meiſterhand bewirkte Ausführung der obengedachten Gruppe ſehr wohl entſprochen werden konnte, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Die Zahl der Nebenfiguren müßte ſelbſtverſtändlich gering ſein, aber ſie könnte dies auch, ſechs bis acht würden vollkommen genügen, um den darzuſtellenden Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Dieſe Figuren, durch deren Auswahl auch die Beteiligung aller deutſchen Stämme an der Zuſammenſetzung des Heeres von 1870 zu verſinnlichen wäre, müßten natürlich unberitten ſein. Dadurch käme der zu Pferde darzuſtellende Kaiſer von ſelbſt und ungezwungen, ohne das armſelige Hilfsmittel des vergrößerten Maßſtabes, in die Stellung des beherrſchenden Mittelpunktes, während zugleich die Gefahr vermieden würde, daß das Pferd zu ſehr hervortritt.

Was den Platz anlangt, ſo könnte ein ſolches Bildwerk, in großen Dimenſionen ausgeführt, ſehr wohl auf dem Pariſer Platze zu Berlin Aufſtellung finden, ohne daß zu einer ſo unmöglichen Maßregel, wie der Verlegung des durch ſo viele patriotiſche Erinnerungen geheiligten Brandenburger Thores gegriffen zu werden brauchte. Von den ſonſt in Betracht gezogenen Plätzen iſt gegen die außerhalb der Stadt gelegenen ſchon oben Stellung genommen worden, der Platz zwiſchen Bibliothek und Opernhaus iſt ein ausgeſprochener Nebenplatz, es bliebe nur noch der durch die Niederlegung der Schloßfreiheit zu gewinnende Platz.

Über dieſen wird ſich mit vollkommener Sicherheit erſt urteilen laſſen, wenn die anſcheinend gegenwärtig geſicherte Niederlegung der ihn zur Zeit einnehmenden Gebäude erfolgt ſein wird. Immerhin neigt der Schreiber dieſer Zeilen der Meinung zu, daß die gegen die Verwendung dieſes Platzes von vielen Seiten geltend gemachten Gründe ſich ſeiner Zeit als ſehr zutreffend erweiſen werden. Das Schloß mit ſeiner gewaltigen Höhe dürfte das Monument erdrücken, wie eine zu laute Klavierbegleitung den Geſang nicht zur Geltung kommen läßt, dazu kommt, daß allem Vermuten nach eine die allſeitige Betrachtung des Monuments ermöglichende Aufſtellung nicht zu erreichen ſein würde.

Jedenfalls aber, möge die Platzfrage geregelt werden, wie ſie wolle, die Hauptforderung, in die der Schreiber dieſer Zeilen ſeine Ausführungen zuſammenfaßt, bleibt die: Ein bildneriſches Werk und zwar ein ſolches, das den Kaiſer als Mittelpunkt einer paſſend gewählten Gruppe zeigt.

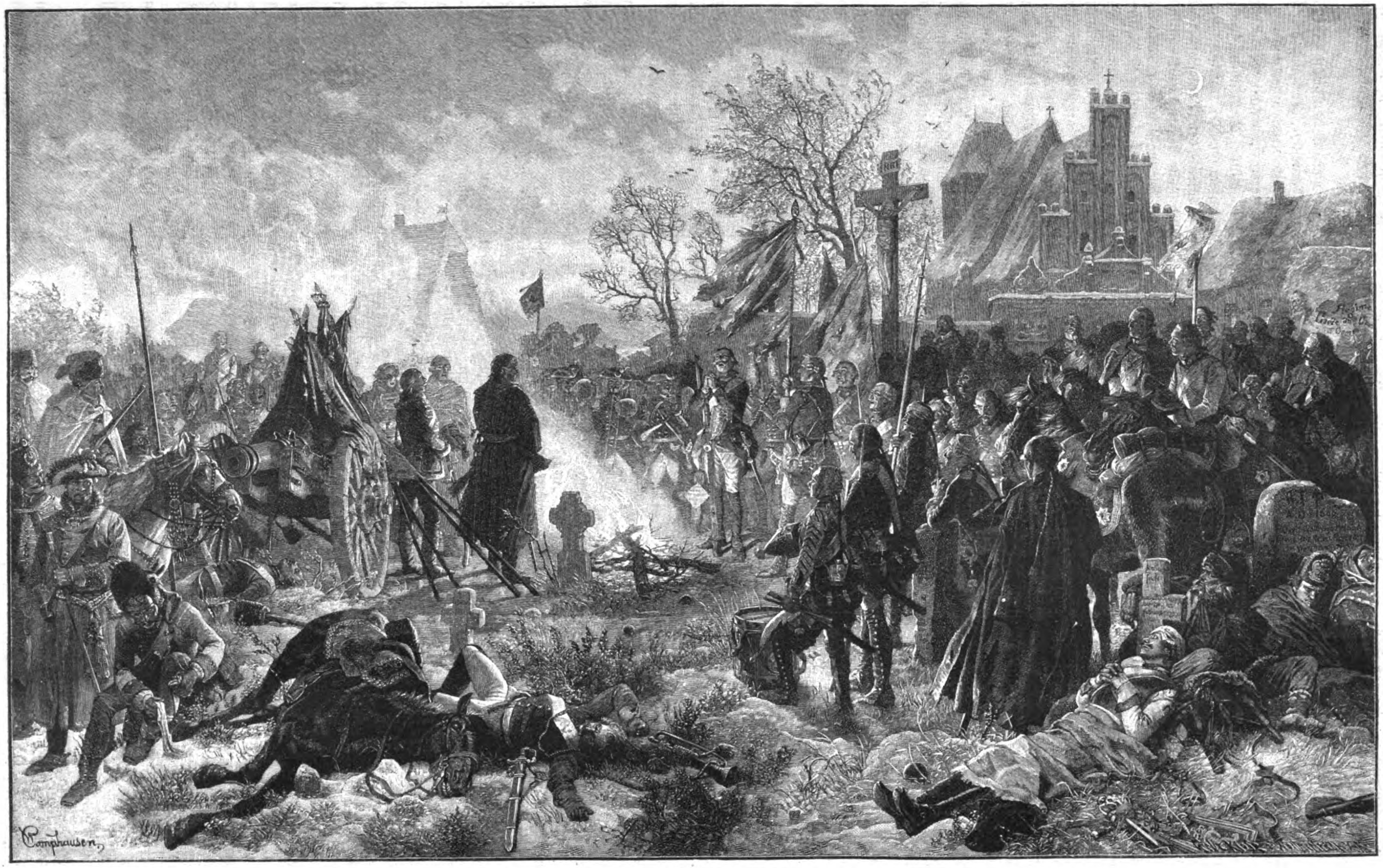
---

## Der Sieg von Leuthen am 5. Dezember 1757.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Auf dem Scheuberge ſüdöſtlich des Dörfchens Heidau hält König Friedrich, die Stellung des Feindes zu erkunden. Die Morgendämmerung iſt gewichen, die Frühnebel des Dezembertages — der 5. war's, juſt wie um einen Monat früher bei Roßbach — beginnen zu ſinken. Schon iſt ein Stück wackerer Vorarbeit gethan: die preußiſche Vorhut hat ſoeben bei Borne, kaum eine Viertelmeile rückwärts, die Vortruppen des Gegners, den tapferen Sachſen Noſtitz mit ſeinen fünf Reiterregimentern überraſcht und zerſprengt. Drüben aber, „man unterſchied ſie,“ ſagte der große König ſelbſt, „ſo genau, daß man Mann für Mann hätte zählen können,“ ſteht unerſchüttert und ſtark die Hauptmacht des Prinzen Karl von Lothringen mit dem rechten Flügel unter Lucheſi und dem Herzog von Ahremberg an Nippern angelehnt, die Mitte die Dörfer Frobelwitz und Leuthen vor der Front, den linken Flügel unter Nadasdy bis ſüdlich Sagſchütz ſich erſtreckend — gegen 85000 Mann — Öſterreicher, Sachſen, Württemberger und Bayern — mit 210 Geſchützen in einer Stellung von faſt einer Meile Länge. Alſo ſah Friedrich ſie vor ſich, als er in jenen Augenblicken auf der Höhe des Scheuberges jenen Schlachtplan entwarf, der ihn zum herrlichſten ſeiner Siege führen ſollte.

Und der König bedurfte eines Sieges notwendiger, denn je vorher vielleicht. Hinter ihm lagen trübe Zeiten: auf die Schlacht von Kollin, welche ihm den ſtolzen Ruf der Unbeſiegbarkeit und einen ſtarken Bruchteil ſeiner alterprobten Infanterie gekoſtet, war der unglückliche Rückzug aus Böhmen gefolgt. Ende Juli hatte der Herzog von Cumberland nach der unentſchiedenen Schlacht von Haſtenbeck faſt ganz Hannover geräumt, einen Monat ſpäter ſchlugen die Ruſſen den Feldmarſchall Lehwaldt bei Groß-Jägerndorf, am 7. September verlor Friedrich in dem Gefecht von Moys unweit Görlitz in dem General von Winterfeld einen ſeiner tüchtigſten Führer und einen treuen Vertrauten. Die Schweden waren in Pommern eingerückt und blockierten Stettin, in der Mitte des Oktobermonats brandſchatzte Haddick Berlin, und in Schleſien bedrohte die weit überlegene öſterreichiſche Armee unter dem Lothringer den in der Provinz zurückgelaſſenen Heeresteil des Herzogs von Braunſchweig-Bevern. Wohl ſchlug der König Anfang November in dem herrlichen Kampfe von Roßbach die Franzoſen und die Reichsarmee entſcheidend aufs Haupt, aber während der Ruhm dieſes Sieges Europa erfüllte und Friedrich ſelbſt, neubelebt durch den errungenen Erfolg, ſich gen


Camphausen

Am Abend der Schlacht bei Leuthen: „Nun danket alle Gott!“ Nach dem Gemälde von W. Camphauſen.

Oſten wandte, um ſeinem Schleſien zu Hilfe zu eilen, trafen ihn neue Schreckenskunden: am 12. November war Schweidnitz gefallen, am 22. hatte der Herzog von Bevern vor den Thoren von Breslau eine ſchwere Niederlage erlitten und war ſelbſt in Kriegsgefangenſchaft geraten, zwei Tage ſpäter ergab ſich die ſchleſiſche Hauptſtadt dem Gegner; von der Kanzel der alten evangeliſchen Hauptkirche zu St. Eliſabeth herab rief der Pfarrer Weiniſch am erſten Adventsſonntage der Stadt Breslau das Wort zu, das einſt Gott an Hagar gerichtet: „Kehre wieder um zu deiner Frau und demütige dich unter ihrer Hand!“ und in der Kathedrale zu St. Johann hielt der Fürſtbiſchof Graf Schaffgotſch ein feierliches Tedeum ab. Das Bevernſche Heer flutete nordwärts zurück — Schleſien ſchien verloren.

Schleſien ſchien verloren, ſchon aber nahte Friedrich!

Am 13. brach er mit höchſtens 14 000 Mann von Leipzig auf und hatte am 28. Parchwitz, ſieben Meilen vor Breslau, erreicht: innerhalb ſechzehn Tagen, einſchließlich dreier Ruhetage, legte die kleine Armee ohne Rückſicht auf die damals allein übliche Magazinverpflegung 41 Meilen zurück. Am 2. Dezember vereinigte der König ſich mit den Reſten des Bevernſchen Heeres, welche ihm Hanns Joachim von Zieten zuführte, und brachte damit ſeine Armee auf 32 000 Mann mit 167 Geſchützen, darunter 17 ſchwere „Brummer“ von den Wällen von Glogau. Er war zum Angriff entſchloſſen: „Ich muß und will die Öſterreicher angreifen, und wenn ſie auf den Kirchtürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberge ſtänden,“ ſagte er damals.

Das preußiſche Heer war nicht nur weit um die Hälfte ſchwächer als der Gegner, es war auch in ſeinem größeren Teil, in den Regimentern Beverns, durch die Mißerfolge der letzten Wochen ſchwer erſchüttert. „Aber,“ ſo ſprach der König in den Nachmittagsſtunden des 3. zu ſeinen Generalen, die er um ſich verſammelt hatte, „hier iſt nicht die Frage nach der Zahl der Feinde, noch der Wichtigkeit ihres gewählten Poſtens. Ich muß den Schritt wagen oder alles iſt verloren, wir müſſen den Feind ſchlagen oder uns alle vor ſeinen Batterieen begraben laſſen. So denke ich — ſo werde ich handeln... Das Regiment Kavallerie,“ fuhr er dann fort, „welches nicht ſofort, wenn es befohlen wird, ſich unaufhaltſam auf den Feind ſtürzt, laſſe ich ſofort nach der Schlacht abſitzen und mache es zu einem Garniſonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu ſtocken anfängt, verliert Fahne und Säbel und ich laſſe ihm die Borten von der Montierung abſchneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren, in kurzem haben wir den Feind geſchlagen oder wir ſehen uns nie wieder!“ Als aber der Abend dämmerte, ritt er hinaus in das Lager und ging von Regiment zu Regiment, von Wachtfeuer zu Wachtfeuer — er kannte die Wirkung ſehr wohl, welche die Macht ſeiner Perſönlichkeit, welche ein Wort aus ſeinem Munde auf ſeine Truppen ausübte. „Eine gute Nachricht, Kinder, ihr ſollt mir morgen die Öſterreicher brav zuſammenhauen!“ rief er den Gardes du Korps zu, die ſich um ihn drängten. „Das ſoll gewiß geſchehen!“ gaben ſie mit derbem Soldatenſchwur zurück. Und zum pommerſchen Bataillon von Manteuffel meinte er: „Nun, Kinder, wie wird’s morgen ausſehen? Der Feind iſt noch einmal ſo ſtark als wir!“ — „Sind aber keine Pommern darunter!“ riefen die Grenadiere, und ein alter Veteran fügte brummend hinzu: „Man weiß ja, was wir Pommern können.“ — „Freilich weiß ich das,“ ſagte darauf der König. „Sonſt könnt’ ich die Bataille nimmer liefern wollen. Nun ſchlaft wohl, morgen haben wir alſo den Feind geſchlagen oder wir ſind alle tot.“ — „Ja!“ ſchallte es aus den Reihen. „Tot oder die Feinde geſchlagen!“

Am 4. Dezember überfiel der König ein vorgeſchobenes feindliches Detachement in Neumarkt, erbeutete 80 000 Brotportionen und erfuhr, daß der Gegner ſeine überaus günſtige Stellung bei Breslau verlaſſen habe und über das Schweidnitzer Waſſer gerückt ſei — damit ſchien der Angriff weſentlich erleichtert. „Der Fuchs iſt aus ſeinem Loche gekrochen. Nun will ich auch ſeinen Übermut beſtrafen!“ meinte er zuverſichtlich, als er den Befehl für den 5. ausgab, demzufolge das Heer um vier Uhr morgens in vier Kolonnen, die beiden mittleren aus Infanterie, die Flügelkolonnen aus Kavallerie gebildet, den Vormarſch auf Borne antrat.

Wir haben geſehen, wie hier die feindliche Vorhut zerſprengt wurde, wie der König dann von der Höhe des Scheuberges aus die Hauptſtellung des Gegners erkundete. Sein ſcharfer Blick erkannte ſofort deren Schwäche: die übermäßige Ausdehnung der langgeſtreckten Linie. Er beſchloß, den linken Flügel des Gegners anzugreifen, wo er taktiſch ein etwas günſtigeres Feld fand und zugleich den ſtrategiſchen Vorteil erlangen konnte, den Feind von deſſen Rückzugslinie auf Schweidnitz abzudrängen. Die Befehle flogen zur Armee zurück: die vier flügelweiſe abmarſchierten Kolonnen ſchwenkten mit ihren Spitzen rechts und ſtellten damit nicht nur die Treffenformation wieder her, ſondern ſchlugen auch die Marſchrichtung nach Süden ein, ſo daß ſpäter nur die Pelotons links zu ſchwenken brauchten, um zum Angriff formiert zu ſein. Alſo ſollte das Heer, durch einen vorliegenden kleinen Hügelzug einigermaßen verdeckt, an der Front des Gegners entlang marſchieren und die linke Flanke desſelben gewinnen.

Von der Höhe öſtlich Leuthen aus hatte der Herzog von Lothringen mit ſeinem Stabe das Gefecht bei Borne und die erſten Bewegungen des Preußenheeres verfolgt. Anfangs war man der Anſicht, der König beabſichtige den öſterreichiſchen rechten Flügel anzugreifen, da die preußiſche Avantgarde noch etwas über Borne hinaus vorgerückt war — Lucheſi begehrte bereits dringendſt Verſtärkungen, und wirklich ſandte ihm der Herzog faſt alles, was er an Reſerven zur Hand hatte. Dann, als die Armee des Königs rechts abbog, meinte man die Bewegung gar als einen Rückzug deuten zu müſſen: „Dieſe Leute gehen,“ ſagte Feldmarſchall Daun, der als oberſter Ratgeber bei dem Herzog weilte, „wir wollen ſie nicht ſtören!“ Und als Nadasdy, der, wie wir wiſſen, auf dem linken Flügel kommandierte, ſchließlich die ihm drohende Gefahr richtig erkannte und ſeinerſeits um Unterſtützung bat, war es zu ſpät: man hatte ja die Reſerve bereits aus der Hand gegeben.

Gegen die Mittagsſtunde hatte der äußerſte rechte preußiſche Flügel, 43 Reiterſchwadronen unter Zieten und 9 Bataillone unter General von Wedell bei Schriegwitz faſt das Schweidnitzer Waſſer erreicht, Nadasdys Stellung bei Sagſchütz bereits überflügelnd; zwiſchen Schriegwitz und Lobetinz dehnten ſich langgeſtreckt die beiden Haupttreffen der Infanterie unter Moritz von Deſſau und General von Retzow, an ſie ſchloſſen ſich die 40 Schwadronen des linken Flügels, welche der tapfere Drieſen befehligte, dem dieſer Tag unvergänglichen Ruhm bringen ſollte; die Artillerie ſtand in fünf großen Batterieen vor der Front, als Reſerve hielt hinter dem zweiten Treffen der Prinz von Württemberg 25 Schwadronen bereit. Bei Borne waren nur drei Freibataillone und zwei Kompanieen Fußjäger zurückgeblieben.

Jetzt hielt der König den Augenblick zum Angriff gekommen.

Der Tag von Leuthen iſt bekanntlich der Meiſterſchaftstag von Friedrichs vielbewunderter „ſchräger Schlachtordnung.“ Vorbereitet durch den Flankenmarſch der ganzen Armee an der feindlichen Front vorbei, erfolgte der Angriff nämlich, indem das erſte Treffen mit ſtufenweiſe ſich auf fünfzig Schritt ſeitwärts rückwärts folgenden Abteilungen (Echellons) im Schrägmarſch mit halbrechts gegen den feindlichen linken Flügel vorging; der rechte preußiſche Flügel, drei Bataillone der Avantgarde unter dem General von Wedell voran, kam alſo zunächſt an den Feind, der linke wurde zurückgehalten und bildete, allmählich vorſchreitend, gewiſſermaßen einen Rückhalt an Kraft.

Es war kurz nach ein Uhr, als Wedell den ſtarkbebuſchten Sagſchützer Kiefernberg, der von württembergiſchen Truppen beſetzt, nur mäßig verteidigt wurde, erſtürmte und bald darauf auch, vom erſten Treffen unterſtützt, das Dorf Sagſchütz ſelbſt genommen hatte. Nadasdys Infanterie flutete teils auf Gohlau, teils auf Leuthen zurück, und vergebens ſuchte ſeine Reiterei ſich dem wiederholten Anſturme der Zietenſchen Geſchwader entgegenzuwerfen.

Währenddeſſen hatte der Prinz von Lothringen ſich bemüht, eine Frontveränderung nach Süden vorzunehmen, die indeſſen dank der Schwerfälligkeit der öſterreichiſchen Infanterie und des zögernden Verhaltens Lucheſis nur teilweiſe gelang. In und vor allem rückwärts Leuthens drängten ſich die Hauptkräfte der Gegner eng zuſammen, auf dem Windmühlenhügel hinter dem Dorfe konzentrierten ſich die bisher vereinzelten Batterieen zu einer großen Geſchützmaſſe. Aber ſchon überragte jetzt der rechte Flügel der in unterbrochenem Vorgehen mit halbrechts gebliebenen preußiſchen Armee das Dorf, auf welches nunmehr die Direktion genommen wurde, und um deſſen Beſitz ſich ein heftiger, hin und her wogender, blutiger Kampf entſpann. Endlich gelang es, nachdem die Bataillone des zweiten Treffens ſich bereits teilweiſe in das auseinandergekommene Gefüge des erſten eingeſchoben hatten, den Ort und deſſen beſonders hartnäckig verteidigten Kirchhof zu nehmen, ja, den jenſeitigen Saum zu erreichen — aber es wollte nicht glücken, gegen die immer noch ungeheure Übermacht der Öſterreicher, welche die Hügel hinter Leuthen zähe beſetzt hielten, weiter vorzudringen, ſo gewaltige Verluſte auch die „Brummer“ aus Glogau in ihren engmaſſierten Scharen anrichteten. Schon war es vier Uhr, der Tag begann ſich zu neigen, und immer noch ſtand die Entſcheidung aus.

Lucheſi, bisher unthätig, glaubte jetzt endlich den Augenblick gekommen, mit ſeinen Reitern über den preußiſchen linken Infanterieflügel herzufallen, und rückte über Heidau vor — hier aber überraſchten ihn Drieſens Schwadronen völlig: der wackere Führer der vierzig Schwadronen des linken Flügels hatte den rechten Moment mit echtem Reiterblick erkannt, mit Blitzesſchnelle ſtürzte er ſich auf die noch in der Entwickelung begriffenen Regimenter, überraſchte ſie völlig und jagte ſie in gänzlicher Auflöſung oſtwärts. Und nicht genug damit: den Schwadronen Lucheſis nachdringend, hieb Drieſen auf den nun entblößten rechten Flügel der feindlichen Infanterie ein und trug einen paniſchen Schrecken in ihre Reihen — ganze Bataillone warfen die Gewehre zu Boden, zwei Regimenter, welche ſich auf dem Windmühlenberge noch zu halten ſuchten, wurden, im Rücken angegriffen, gefangen genommen … in wilder Flucht flüchtete die ganze öſterreichiſche Armee den Brücken über das Schweidnitzer Waſſer bei Rathen, Liſſa und Stabelwitz zu, während jetzt auch Zieten vom rechten preußiſchen Flügel her mit ſeinen Schwadronen vorging. Nur die Dunkelheit rettete das ſtolze Heer des Prinzen von Lothringen, der noch am Vorabend der Schlacht mit einem verächtlichen Lächeln von der „Potsdamer Wachtparade“ geſprochen hatte, vor völliger Vernichtung. Auch ohnedem aber war der Sieg vollſtändig: die Öſterreicher ließen 3000 Tote, gegen 7000 Verwundete auf dem Schlachtfelde, über 12 000 Gefangene und 160 Geſchütze fielen in die Hände Friedrichs, und fünfzehn Tage ſpäter ergab ſich ihm auch das von 17 000 Mann verteidigte Breslau.

Eine halbe Meile etwa öſtlich Leuthen hatte die preußiſche Armee Halt gemacht, als der König vor die Front ritt und fragte, ob noch einige Bataillone Luſt hätten, ihn nach Liſſa zu begleiten — ihm lag daran, ſich des dortigen Überganges zu verſichern. Sofort nahmen die Grenadierbataillone Manteuffel, Wedell und Ramin jubelnd Gewehr auf, die Seydlitz-Küraſſiere ſchloſſen ſich an und fort ging es nach Liſſa zu. Gegen ſieben Uhr erreichte der König den Ort, und hier ereignete ſich die bekannte, übrigens vielfach dichteriſch ausgeſchmückte Szene im Liſſaer Schloß: Friedrich traf unerwartet auf eine größere Anzahl öſterreichiſcher Offiziere, welche in dem Schloſſe einen Unterſchlupf geſucht hatten und jetzt, ſtarr vor Staunen, ſeine geiſtesgegenwärtigen Worte vernahmen: „Bon soir, messieurs. Sie haben mich hier nicht erwartet. Kann man auch noch unterkommen?“ — Unterdeſſen hatte ſich aber, ohne ausdrücklichen Befehl, auch die ganze preußiſche Armee auf Liſſa in Bewegung geſetzt — in ernſter Stille zogen die Kolonnen über das Blachfeld, bis ein Grenadier das ſchöne Lied anſtimmte:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und allen Enden!“

„Wie aus tiefem Schlafe erwacht,“ ſo ſchildert ein Zeuge, „fühlte ſich jeder zum Danke gegen die Vorſehung hingeriſſen, und mehr als 25 000 Mann ſangen den Choral einſtimmig mit. Die Dunkelheit der Nacht und das Grauſende des Schlachtfeldes, wo man faſt bei jedem Schritte auf eine Leiche ſtieß, gaben dieſer Handlung eine Feierlichkeit, die ſich beſſer empfinden ließ, als ſie beſchrieben werden kann; ſelbſt die auf der Walſtatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllten, vergaßen ihre Schmerzen, um Anteil an dieſem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen.“

Der Schlacht von Leuthen gebührt unter den Siegen des großen Königs der erſte Platz: dank ſeiner meiſterhaft durchgeführten Dispoſition, dank aber auch der muſterhaften Durchführung derſelben durch alle Unterführer, dank der unvergleichlichen Ruhe und Tapferkeit der preußiſchen Infanterie und dank nicht zuletzt dem kühnen und erfolgreichen Drauf des trefflichen Drieſen, ſchlug er in ihr einen faſt dreifach überlegenen, von bedeutenden Erfolgen getragenen Gegner. In keiner zweiten Schlacht Friedrichs iſt die Eigenart ſeiner Leitung gleich ausgeprägt, in keiner auch das Zuſammenwirken aller drei Waffen, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, gleich klar zum Ausdruck gelangt. Zwei Stunden länger Tageslicht und der Sieg von Leuthen wäre der entſcheidendſte des Jahrhunderts geweſen, aber auch ſo brachen mit der Niederlage des großen öſterreichiſchen Heeres alle Hoffnungen des Kaiſerſtaates zuſammen — der Feldzug des Jahres 1757 war elend geſcheitert.

Die Tage von Roßbach und von Leuthen wurden zu Wendepunkten des Schickſals. Durch den Kampf auf dem Felde von Roßbach hatte der große Feldherr nicht allein einen militäriſchen Erfolg errungen, er hatte ſich in dem Siege über das übermütige Franzoſenheer als ein Rächer Deutſchlands erwieſen — durch die Schlacht von Leuthen ſicherte er Schleſiens Beſitz für immerdar. Wohl mochten noch ernſte und ſchwere Tage und Jahre kommen, das Volk wußte, was ſein Friedrich vermochte:

„Es lebe durch des Höchſten Gnade
Der König, der uns ſchützen kann:
So ſchlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtauſend Mann.“

Der große König ſelbſt aber gedachte ſeines ſtolzen Sieges nur mit Worten der Beſcheidenheit und des Dankes. Dem Marquis d'Argens, dem treueſten ſeiner franzöſiſchen Freunde, entgegnete er auf einen Glückwunſch: „Ihre Freundſchaft verführt Sie, mein Lieber. Im Vergleich mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäſar dürfte ich kaum die Schuhriemen löſen. Die Not allein, dieſe Mutter alles Handelns, hat mich das Rechte thun gelehrt!“ Und an den Feldmarſchall Keith ſchrieb er wenige Tage nach der Schlacht: „Wenn je Preußen Urſache gehabt hat, das ‚Herr Gott, dich loben wir‘ anzuſtimmen, ſo iſt es bei dieſer Gelegenheit … Ja, der Himmel ſei gelobt, daß uns dieſes geglückt iſt.“

---

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Wunder.

Die Freunde beklagten mich: Altes Haus,
Wie ſiehſt du vergrämt und verknittert aus!
Da kam mir an einem ſchönen Tag
Die Liebe wie Frühlingswetterſchlag.

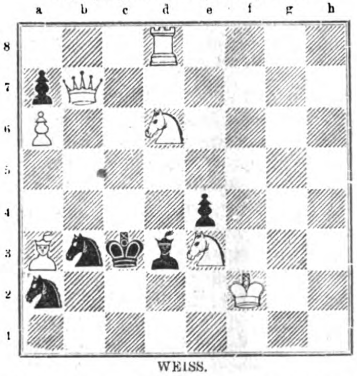
Und die ich gefangen und ganz im ſtillen
Gehegt und gepflegt, die verwünſchten Grillen,
Hinausgeſchwefelt mit einemmal
Hat ſie der himmliſche Wetterſtrahl.

Und wie im Lenz beim Donnerhall
Die Knoſpen ſpringen allüberall,
So hat mir der Liebe Wundermacht
Viel tauſend Freuden zum Sprießen gebracht.

Ernſt Behrend.

# In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von Frank Healey.



Weiß zieht an und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

### 1. Vierſilbige Scharade.

Was dir die Erſten bezeichnen, es ſtehet im täglichen Streite,
Feiert mit Eos Triumph, wird dann von Heſper beſiegt.
Letztere hatte die Vorzeit; ſtarken germaniſchen Stämmen
Gaben ſie Kunde; mit Mut waffneten feſt ſie das Volk,
Wenn es den heimiſchen Herd und die Freiheit mächtig beſchützte,
Pflanzten die treffliche That tief der Erinnerung ein.
Kennſt du mein Ganzes? Es ſiegte auf Morgartens blutigen Fluren
Über die tapfere Schar eiſengepanzerter Macht.
St.

### 2. Dreiſilbige Scharade.

„Es zehren an des Ganzen Dritten
Verrat und Fäulnis, welche drohn,
Zu untergraben ſeine Sitten!“
Sprach einſt ein Prinz, des Ganzen Sohn.
Denn, wenn wir recht in Shakeſpeare leſen,
Iſt er die Erſten ja geweſen. Fr. St.

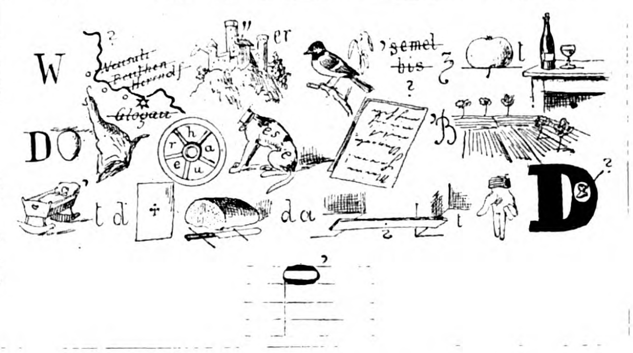
### 3. Arithmetiſche Aufgabe.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 52 | 12 | 52 | 365 | 52 | 12 | 52 |
| 52 | 12 | 52 | 365 | 52 | 12 | 52 |
| 52 | 12 | 52 | 365 | 52 | 12 | 52 |
| 52 | 12 | 52 | 365 | 52 | 12 | 52 |
| 52 | 12 | 52 | 365 | 52 | 12 | 52 |
| 52 | 12 | 52 | 365 | 52 | 12 | 52 |
| 52 | 12 | 52 | 365 | 52 | 12 | 52 |

Von den Zahlen in den 49 Feldern des Quadrats ſollen 17 geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrigbleibenden 32 Zahlen 1890 beträgt. Jede der drei Zahlen 12, 52, 365 ſoll wenigſtens einmal geſtrichen werden und wenigſtens einmal übrigbleiben.

Wie oft muß man die Zahl 12, wie oft die Zahl 52, wie oft die Zahl 365 ſtreichen?

### Bilderrätſel.



### 4. Zweiſilbige Scharade.

Die Erſte bedeutet gar oft den Schluß,
Die Zweite droht dem Wild und den Soldaten.
Wer in die Zweite kommt, der muß
Oft, wo er nicht will, hingeraten.
Das Ganze trifft in Kaufmannsläden
Zu bill'gem Preis der Käufer an,
Auch, wo des Landes Stände reden,
Man wertlos oft es finden kann. K. F.

### 5. Arithmetiſche Aufgabe.

Das Datum einer entſcheidenden Schlacht läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen: Dividiert man die Jahreszahl durch die Summe der neununddreißigfachen Datumszahl und der zwanzigfachen Monatszahl, ſo iſt der Quotient = 4. Dividiert man die Differenz der Jahreszahl und der dreihundertfachen Datumszahl durch die Monatszahl, ſo iſt der Quotient = 32. — Welche Schlacht iſt gemeint?

### 6. Rätſel-Diſtichon.

Ich bin als Name bekannt, der bei Mädchen und Frauen im Brauch iſt;
Tilgt ihr den vorderſten Laut, nenn' ich euch einen Vulkan.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

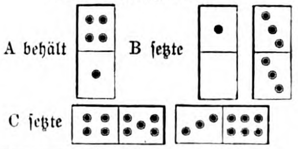
---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 22.

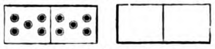
### Bilderrätſel.

Schelten und Keifen iſt Frauenart,
Es nicht achten, Männerart.
(Altdeutſcher Spruch.)

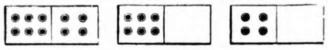
### Dominoaufgabe.



B behielt die beiden Doppelſteine



Außer den Doppelſteinen lagen im Talon



### 1. Rätſel-Diſtichon.

Lepanto — Polenta.

### 2. Ergänzungsrätſel.

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | 8. | 9. | 10. | 11. | 12. | 13. | 14. | 15. | 16. | 17. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| W | S | E | M | **V** | O | K | G | B | F | B | E | **S** | S | B | F | T |
| i | c | s | **a** | e | **s** | o | o | e | e | l | **i** | y | **t** | l | r | r |
| l | h | **t** | g | l | t | **e** | l | e | r | **e** | s | m | i | **u** | a | a |
| b | **e** | e | d | o | i | n | **d** | t | **r** | i | e | p | c | t | **n** | n |
| **R** | l | r | a | c | n | i | r | **h** | i | b | n | h | k | d | s | **s** |
| a | **l** | h | l | i | d | g | **E** | o | **e** | t | b | o | e | u | **e** | v |
| n | i | **a** | e | p | i | **s** | g | v | r | **r** | a | n | r | **r** | c | a |
| d | n | z | **n** | e | **e** | e | e | e | e | e | **h** | i | **e** | s | k | a |
| t | g | y | a | **d** | n | e | n | n | s | u | n | **E** | i | t | y | l |

### 3. Buchſtabenrätſel.

Strumpf — Trumpf — Rumpf.

### 4. Anagramm mit Buchſtabenveränderung.

„Frida Schanz.“

**F**riesland
Ch**r**iſtine
Devr**i**ent
Mo**d**ena
S**a**mniter
Kai**ſ**er
**C**aſerta
Orp**h**eus
Genu**a**
Mater**n**a
Main**z**

### 5. Rätſel. Anſtand.

### 6. Zweiſilbige Scharade. Hofſtaat.

### 7. Rätſel. Schleife.

### 8. Dreiſilbige Scharade. Spielhagen.

---

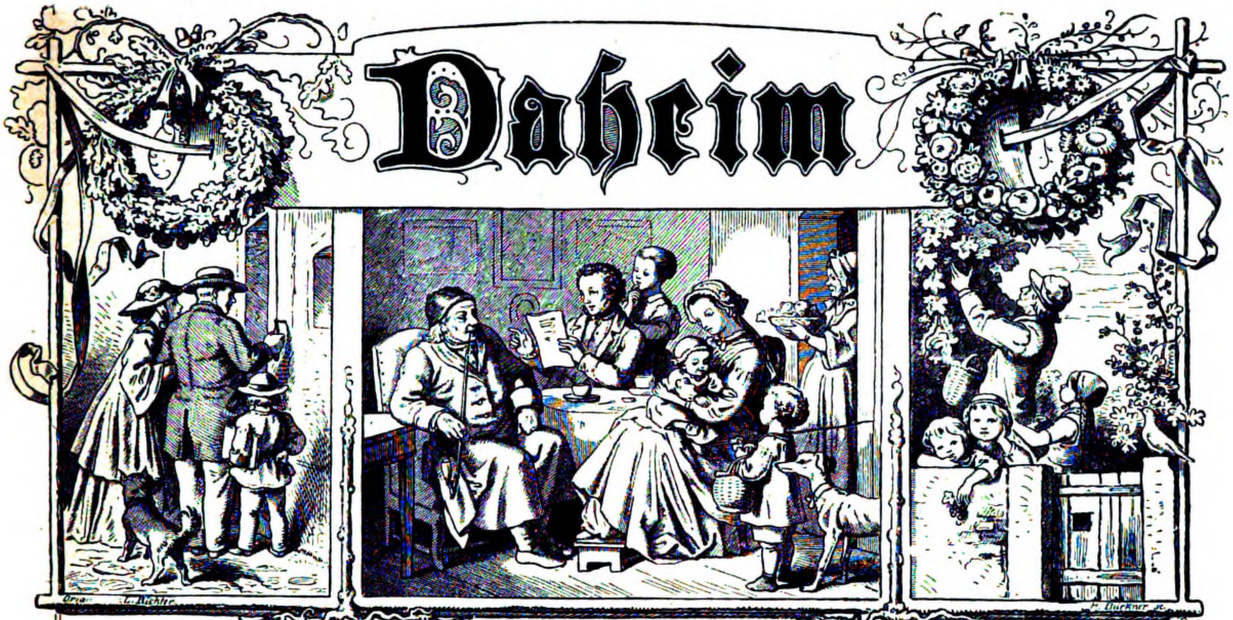
**Inhalt:** Chriſtine Brünning. Erzählung von Hans Warring. — Studienkopf. Nach dem Gemälde von Paul Thumann. — Eine Bittſchrift. Von Hermine Villinger. — Die transkaſpiſche Bahn. Mit zwei Illuſtrationen. — Ignaz von Döllinger. Von Leopold Witte. Mit Porträt. — Das Nationaldenkmal für Kaiſer Wilhelm I. Ein neuer Vorſchlag von einem Laien. — Der Sieg von Leuthen am 5. Dezember 1757. Von Hanns von Spielberg. Mit einer Illuſtration von W. Camphauſen. — Am Familientiſch: Wunder. Gedicht von Ernſt Behrend. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 15. März 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 24.

In der „Daheimbibliothek“ auserwählter Romane erſchien als Band IX:

## Die zweite Mutter.

Von **Henry Gréville.**

Autoriſierte Überſetzung. (Ein Band elegant gebunden, Preis 2 Mark.)

Die Daheimbibliothek bringt für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane. Die geehrten Leſer werden in dieſer Bibliothek oftmals Romanen ihrer Lieblingsautoren begegnen, ſtets aber Werke darin finden, von denen es zu bedauern wäre, wenn ſie nicht veröffentlicht worden wären.

Für die Familienbibliothek und zu Geſchenkzwecken eignen ſich die hübſchen, nicht teuern Bände vorzüglich.

---

# Chriſtine Brünning.

Erzählung von Hans Warring.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Draußen ging die Hausthür, Jenny, das Stubenmädchen, kam von ihrem Gange zurück. Chriſtine winkte, daß ſie das Geſpräch nicht weiter fortzuſetzen wünſche, und die Alte ging zu den gewöhnlichen Fragen des Haushaltes über. Endlich entfernte ſie ſich, und Jenny kam, ihren Dienſt im Schlafzimmer der Herrin zu verrichten. Auch ſie hatte allerlei zu erzählen. Die ganze Stadt ſtehe auf Stützen, ſagte ſie, über ein Feſt, das der reiche Konſul Preuß in der Goldenen Krone den Matroſen ſeines neuen Schiffes gebe. Das Feſt ſei eigentlich das Tauffeſt des Schiffes oder ſtreng genommen nur ein Schmaus zur Umtaufe desſelben. Der Konſul habe das Schiff aus der Konkursmaſſe des Herrn Petterſen gekauft, die Leute ſagen, von den Gläubigern unter der Hand, damit es noch vor dem Winter in See gehen könne.

„Dabei werden wieder viele ein gut Stück Geld verlieren, das der reiche Konſul gewinnt. — Anna Eliſabeth heißt jetzt das Schiff, nach der jungen Frau des reichen Konſuls.“ So ſchloß ſie ihren Bericht.

Und wieder war Chriſtine allein, wieder kamen die Erinnerungen in Scharen und ließen ſich nicht wegſcheuchen. Sie dachte nicht daran, daß auch ſie zu denen gehörte, die an dem Verkaufe des Schiffes ein gut Stück Geld verlieren würden. Es ſteckten die Erſparniſſe manchen Jahres darin, die ſie damals als glückliche Braut, um ihm ſeinen Wunſch eines eignen Schiffes raſcher zu erfüllen, gemacht, und Tag für Tag durch kleine Opfer und Entbehrungen vergrößert hatte. Was war ihr Geld! Sie hatte keine Freude an dem Beſitze und keinen Kummer bei dem Verluſte. Soviel als ſie brauchte, würde ja immer noch bleiben, und für die Zukunft eines geliebten Weſens hatte ſie ja nicht zu ſorgen! Anderes ging ihr durch den Kopf, jene Tage, von denen die alte Johanna ſoeben geſprochen, jene Tage, als ſie der verwaiſten Couſine eine Zufluchtsſtätte in ihrem Hauſe geboten hatte. Sie war die Tochter eines jüngeren Bruders ihres Vaters, die einzige Blutsverwandte, die ſie hatte; ſie führten den gleichen Namen, ſie waren beide verwaiſt — war das nicht Grund genug, zu ihr zu ſagen: komm zu mir, ich habe mehr als ich brauche, wir wollen wie Schweſtern zuſammen leben! Sie hatte ſchon einmal kurz nach dem Tode ihres Vaters mit dieſer Couſine in flüchtigem, brieflichem Verkehr geſtanden. Damals, gleich nach der Teſtamentseröffnung, war es geweſen, als ſie ihr mitgeteilt, daß der Verſtorbene ihr in ſeinem Teſtamente ein kleines Vermögen vermacht hatte, genug, um ihre Zukunft vor Sorge und Entbehrung zu ſchützen. Sie hatte gemeint, dieſe Nachricht mit einigen liebevollen Worten begleiten zu müſſen, und gehofft, die Entfremdung beſeitigt zu ſehen, die in den letzten Jahren zwiſchen den Brüdern geherrſcht. Darin aber hatte ſie ſich getäuſcht. Die Couſine antwortete zwar und pries die Güte des Onkels und ſeine milde Hand, aber ihr Brief war doch nicht derart geweſen, daß Chriſtine dadurch zu einer Fortſetzung des Briefwechſels ermutigt worden war, um ſo weniger, als der unbekannte Oheim das Vermächtnis an ſeine Tochter als eine Beeinträchtigung ſeiner näheren Rechte aufgefaßt hatte und dieſer vermeintlichen Kränkung in einem bitteren, gehäſſigen Briefe Ausdruck gab.

„Er iſt ein armer, verbitterter Menſch,“ hatte ihr Vormund ihr die Sache erklärt, „ein Menſch, der ſein Lebelang mit Sorgen hat kämpfen müſſen. Daß es ſeinem Bruder ſoviel beſſer ging als ihm, der es über einen ſubalternen Poſten in ſeiner Beamtenkarriere nie hinausgebracht hat, wollte er nie deſſen größerer Intelligenz, Energie und Ausdauer zuſchreiben, ſondern einzig der Zufälligkeit des Glückes, das er vor ihm voraushabe. Er hat ſtets mit Neid auf die wachſende Wohlhabenheit des Bruders geſehen — ſchon als Kind war er ein neidiſcher Burſche. Deshalb grämen Sie ſich nicht, Kind! Gehen Sie dem Oheim aus dem Wege — es iſt das klügſte, was Sie ihm gegenüber thun können!“

Und der Tochter dieſes Mannes hatte ſie eine Heimat in ihrem Hauſe gegeben. „Sie hat gewiß eine freudenleere Kindheit an der Seite dieſes Vaters verlebt — hier bei mir ſoll ſie aufleben! Ich will ihr die Hände unter die Füße legen — ich will ſie Sorgen und Bitternis vergeſſen machen!“ hatte ſie ſich geſagt.

Und dann war dieſe Couſine angekommen. Schon der erſte Anblick hatte in ihr eine, wie ſie ſich ſelbſt vorwarf, thörichte und ungerechte Enttäuſchung hervorgebracht. Fanny Brünning war ungefähr in gleichem Alter mit ihr, und ſie hatte ſie ſich als ein ſchlankes, ſchmächtiges, mittelgroßes Mädchen vorgeſtellt, der ſie die Arme um den Hals ſchlingen, die Kummerthränen von der Wange küſſen würde — mit der das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und Sympathie ſie raſch ſchweſterlich einen würde. Aber ſtatt der erwarteten ſchlanken, mädchenhaften Erſcheinung trat ihr eine große, prachtvoll entwickelte Frauengeſtalt entgegen. Hier war kein tröſtender Zuſpruch, keine ermutigende Liebkoſung notwendig, alles an ihr war geſammelt, ſicher, ſelbſtbewußt. Wie dieſe Couſine ſie körperlich um eine halbe Haupteslänge überragte, ſo war ſie ihr auch an Welt- und Redegewandtheit, an Sicherheit des Auftretens, an Energie des Willens, an Einſicht deſſen, was ihr gebührte und was ſie zu fordern hatte, hundertfach überlegen.

Still und eingeſchüchtert hatte ſie vor ihr geſtanden. Die Begrüßungsworte, die ſie auf den Lippen gehabt hatte, die Verſicherung ſchweſterlicher Liebe und ſchweſterlicher Hilfe, paßten ſo gar nicht für dieſe ſelbſtbewußte Erſcheinung, welche die elegante Großſtädterin in keinem Zuge verleugnete. Aber der Verlegenheitspauſe, welche durch ihre unbeholfene Schüchternheit veranlaßt worden war, hatte die weltgewandte Kouſine raſch ein Ende gemacht.

„Du haſt mich zu dir berufen, liebe Chriſtine, und ich danke dir dafür,“ hatte ſie geſagt, nachdem ſie ſie auf die Wange geküßt, den modiſchen Hut und Reiſemantel abgelegt, vor dem Spiegel das Haar geordnet und dann ruhig und ſicher ſich auf dem Sofa niedergelaſſen und Chriſty an ihre Seite gezogen hatte — „ja, ich bin dir dankbar dafür, denn die Rente aus dem Nachlaſſe deines Vaters hätte zu einem Leben in der Großſtadt doch nicht hingereicht. Aber ich denke, wir beide werden uns erſt behaglich zuſammen fühlen, wenn wir unſere Stellung ſtreng normiert haben werden. Ich möchte die Pflichten, die du mir zuzuweiſen gedenkſt, kennen lernen — ich ſetze natürlich voraus, daß es nur ſolche ſein werden, die eine Dame, ohne ihre Selbſtachtung zu ſchädigen, übernehmen kann. — Denn ohne mich zu brauchen, würdeſt du dich meiner doch wohl kaum erinnert haben, und ohne beſtimmte Pflichten und ohne dementſprechende Rechte möchte ich auch keine bleibende Stellung annehmen. Alſo ſage mir, was ich zu thun haben werde.“

So hatte die kluge Couſine zu ihr geſprochen und ungläubig und überlegen gelächelt, als ſie ſchüchtern und ſtammelnd erwidert hatte, daß ſie an derartiges gar nicht gedacht, daß ſie einzig gemeint habe, ſie beide, blutsverwandt und verwaiſt, gehörten zuſammen. „Ich hoffe, du haſt nicht daran gedacht, mir auf dieſe Weiſe ein Almoſen zukommen zu laſſen,“ hatte Fanny geantwortet. „Davon kann zwiſchen uns nicht die Rede ſein! Wir müſſen gleich ſtehen — ich eigne mich ſchlecht zu einer um Gottes willen aufgenommenen armen Verwandten! Mitleid weiſe ich entſchieden zurück. Du biſt die Reichere von uns beiden — im übrigen aber weiche ich dir in keinem Stücke. Wird es dir ſchwer werden, dich darein zu finden, daß ich in allem neben dir, nicht unter dir ſtehe?“

„Wie kannſt du fragen, Fanny! Ich habe gehofft, wir würden wie Schweſtern zuſammen leben!“

„Das klingt ſehr ſchön — aber verzeih, wenn ich vorziehe, mir meine Stellung ſelbſt und nach eignem Bedürfen zu machen. — Ich werde, wenn es dir recht iſt, die Repräſentationspflichten deines Hauſes übernehmen und mich zugleich auch der Überwachung der Dienſtboten unterziehen. Du wirſt dich verheiraten, wie du mir ſchriebſt, und eine lange Hochzeitsreiſe antreten. Ich werde mich alſo zur Verwalterin deines Hauſes machen, und dieſes Amt, wenn es dir recht iſt, von heute an übernehmen.“

So hatte es angefangen — Schritt vor Schritt war ſie zurückgedrängt worden. Ehe ſie's ſich verſah, hatte ſie aufgehört, die Herrin ihres Hauſes, die Gebieterin ihrer Dienerſchaft zu ſein. Mit imponierender Sicherheit hatte die kluge Couſine die Zügel ergriffen, die ihrer kleinen, ſchwachen, ſchüchternen Hand entglitten waren. Immer und überall war ihr ſchönes, ſtattliches, ſouveränes Ich in den Vordergrund getreten, immer hatten zuerſt ihre Anſprüche erfüllt, ihre Anforderungen befriedigt ſein müſſen, ehe ſie ein gleiches ihrer „kleinen Couſine“ zugeſtanden hatte. Anfangs freilich war noch zuweilen die Luſt in dieſer erwacht, ſich gegen dieſe Vergewaltigung zu ſträuben, aber die Furcht, die Couſine könnte eine Geltendmachung ihrer eignen Wünſche und Rechte als einen Wink ihrer Überflüſſigkeit auffaſſen und das Haus, das doch ihre einzige und naturgemäße Heimatsſtätte war, verlaſſen wollen, dieſe Furcht hatte ihr immer wieder die Lippen verſchloſſen. Und ſpäter? Ja, ſpäter hatte ſie ſich nicht mehr geſträubt, hatte ſich demütig unter ihr Joch gebeugt und willig ihre Überlegenheit anerkannt. — O wie hatte dieſe hochmütige, ſelbſtbewußte Natur es verſtanden, ſelbſt das beſcheidenſte Selbſtgefühl in ihr zu zerbrechen! — Ihr pietätvolles Feſthalten an alten Gewohnheiten, an Einrichtungen, die der Vater getroffen, hatte ſie Beſchränktheit und Pedanterie genannt, ihrer Bitte, die alten Dienſtboten in ihrem ruhigen Geleiſe zu laſſen, hatte ſie mit mitleidigem Achſelzucken geantwortet. Und was ſie am meiſten eingeſchüchtert hatte, war die Geltendmachung ihrer perſönlichen Vorzüge ihrer eignen ſchmächtigen, immer noch kindlich zarten Erſcheinung gegenüber geweſen. Wenn ſie von der Höhe ihres prachtvollen Wuchſes herab ſie angeſehen hatte, angeſehen mit jener ſelbſtgefälligen Überhebung, die phyſiſche Kraft und Schönheit ſo leicht erzeugen, hatten ihre Wangen gebrannt, und ſie hatte ſich klein und erbärmlich gefühlt. Immer hatte ſie ſie gedemütigt, als hätte ſie ſich dafür rächen wollen, daß ſie die Reichere, die Glücklichere war. Ja, ſie beneidete ſie — ſie beneidete und haßte ſie — das hatte ſie bald gefühlt, und am deutlichſten, als er, der Liebſte, von ſeiner Fahrt, der letzten vor der Hochzeit, zurückgekehrt war und ſie ſtürmiſch und jauchzend in ſeine Arme geſchloſſen hatte.

„Nun keine Trennung mehr, Chriſty, meine Chriſty! Nächſtes Frühjahr gehen wir auf ‚Unſerm Glück‘ mitſammen in See. Bis dahin ſoll es ſoweit ſein, daß es würdig iſt, dich als Herrin zu empfangen!“ So hatte er geſprochen, als er ſie wieder und immer wieder an ſich gedrückt und geküßt hatte.

Überglücklich, in ſeligem Selbſtvergeſſen hatte ſie an ſeiner Bruſt gelegen, mit leiſem Liebesflüſtern ſeine Liebkoſungen erwidernd. Endlich hatte ſie ſich ſeinen Armen entwunden, ſie war zu dem Bewußtſein erwacht, daß ſie nicht allein ſeien — daß die Couſine als aufmerkſame Beobachterin daneben ſtehe.

„Liebe Fanny, dies iſt mein Bräutigam — Hans, dies iſt unſere Couſine Fanny Brünning, von der ich dir ſchon geſchrieben habe.“

„Jawohl, und ich freue mich, Ihnen die Hand zu ſchütteln. Was den Namen Brünning trägt und zu Chriſty gehört, hat ein Anrecht auf meine Freundſchaft. Ich hoffe, wir werden uns gut ſtehen, liebe Couſine.“

Wie friſch, herzlich und unbefangen hatte er das geſagt, und er hatte dabei gelacht, daß ſeine prächtigen weißen Zähne durch den blonden Bart geſchimmert hatten. Fanny hatte geſchwiegen, aber mit ihren großen dunklen Augen wie in Verwunderung von einem zum anderen geblickt. Als ſie das Zimmer verlaſſen, hatte Hans ſich lachend zu ihr gewendet:

„Höre, Chriſty, deine Couſine iſt ja ein prächtiges Frauenzimmer, eine von denen, die Häkchen haben. Hu, was ſie für Augen machen kann!“

„Häkchen, Hans?“

„Ja, das verſtehſt du nicht — ihr Frauen untereinander nehmt dieſe Häkchen nicht wahr — ſie ſind bloß für uns Männer da. Bei dieſer ſind ſie tüchtig da!“

Er hatte bei dieſen Worten gelacht in einer Weiſe, die es ihr unklar gelaſſen hatte, ob die neue Couſine ihm gefiel oder nicht. Sie hatte ſich hierüber Gewißheit verſchaffen wollen.

„Gefällt ſie dir?“ hatte ſie gefragt.

„Hm — freilich, in ihrer Art iſt ſie prachtvoll! Aber deine Art, kleine Chriſty, gefällt mir doch beſſer!“

„Wenn ſie das hörte, würde ſie ſich doch wundern. Sie hält viel von ſich und hat ein Recht dazu. Man findet ſie allgemein ſehr ſchön, und wenn ſie über die Straße geht, ſehen alle Menſchen ihr nach.“

„Das glaube ich ſchon — ſie hat einen forſchen Gang und wiegt ſich in den Hüften.“

„Von mir aber ſcheint ſie nicht viel zu halten — ich glaube, ſie findet mich häßlich!“

„Häßlich, mit dieſem zarten Geſichtchen, dieſem ſchönen ſeidenen Haar und dieſen ſanften Braunaugen! Wenn ſie dir ſo etwas zu verſtehen gegeben hat, ſo ſpricht der Neid aus ihr, der pure Neid!“

Hans hatte ſich anfänglich vielleicht in der Nachwirkung dieſes Geſpräches nicht viel um die prachtvolle Couſine bekümmert, er hatte nur Augen für ſeine glückliche, kleine Braut gehabt. Wie herrlich waren dieſe letzten Tage ihres Glückes geweſen, beinahe als hätte die ſinkende Sonne ihres Glückes ihre Tage noch einmal mit vollem Goldglanze beleuchten wollen. Ihr Verlobter war aufmerkſamer, zärtlicher, ſorgſamer mit ihr geweſen als je vorher. Faſt täglich hatten ſie einen Gang nach dem Hafen gemacht, wo „Unſer Glück“ vor Anker gelegen und die letzte Vollendung ſeiner inneren Einrichtung empfangen hatte. Wie zärtlich beſorgt für ihr Behagen, für all ihr Bedürfen hatte er ſich gezeigt!

„Wie ein reicher Amerikaner auf ſeiner eignen Jacht, ſo werde ich meine Hochzeitsreiſe machen,“ hatte er geſagt. „Nur mit dem Unterſchiede, daß ſie jenem ſchweres Geld koſtet, und mir Geld einbringt! Und wie wird die Seeluft dich kräftigen! Du wirſt Gibraltar, das Mittelmeer, Sizilien, die joniſchen Inſeln ſehen — kleine Chriſty, du wirſt deine hübſchen Augen aufreißen bei all der Herrlichkeit! Herrgott, ich kann das Frühjahr gar nicht mehr erwarten!“

So hatte er noch heute geſagt, und dann — und dann —

Sie hatte, in ihr Träumen verſunken, in dem weiten Lehnſtuhl des Vaters geſeſſen, die Augen geſchloſſen, die Hände im Schoße gefaltet. Jetzt fuhr ſie plötzlich auf und griff mit den Händen an die Stirn. Wie war es doch geweſen — wann war ihr die erſte Ahnung gekommen? Ahnung? Hatte ſie denn wirklich eine Ahnung davon gehabt? Nein, nein, wie hätte ihr weltfremder Kinderſinn auf ſo etwas Gräßliches, Schändliches verfallen ſollen! Sie hatte nur gefühlt, daß auf ihrem ſonſt ſo hellen Hauſe eine finſtere Wolke lag, ſie hatte einen Druck, eine Lähmung gefühlt, faſt wie von heraufziehendem Gewitter. Der ſo wohlthuende, gleichmäßige Frohſinn hatte ihren Verlobten verlaſſen — ſeine Stimmung war ungleich geworden. Oft hatte er in raſch aufwallender Heftigkeit ſie gekränkt, um in der nächſten Minute ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit in die Arme zu ſchließen und um Verzeihung zu bitten.

„O Chriſty, Chriſty, ich verdiene dich nicht, du hätteſt einen beſſeren Mann haben können!“ — oder: „Ich fürchte, du wirſt nicht glücklich mit mir — ich bin ein zu grober Burſche für dich!“ Solche und ähnliche Worte hatten ſie erſchreckt und hin und wieder zu leidenſchaftlichen Thränen gereizt. Aber geahnt hatte ſie noch immer nichts, ſelbſt nach einem Geſpräche nicht, das die Couſine um dieſe Zeit mit ihr hatte.

„Wie ſeid ihr beide, du und Petterſen, nur auf die Idee gekommen, euch heiraten zu wollen?“ hatte ſie gefragt.

„Wir hatten uns lieb, Fanny — und wenn dies der Fall iſt, hat doch die Idee, ſich heiraten zu wollen, nichts Befremdendes.“

„Aber ihr ſeid ein lächerlich ungleiches Paar, ich möchte wohl wiſſen, wer zuerſt die Frage des Heiratens aufgeworfen hat, er oder du?“

„Wie kannſt du fragen — ich denke, den Eindruck von Dreiſtigkeit und Unweiblichkeit bringe ich nicht hervor.“

„O im Gegenteil, ich halte dich für ein Muſter von Decenz — für ein Wunder von Moral und kühler Reſerve. Eben deshalb iſt es mir wunderbar, daß ein Mann wie Petterſen, dem man es doch auf den erſten Blick anmerkt, daß er Augen im Kopfe und ein heißes, geſundes Blut in den Adern hat, aus eignem Entſchluſſe zu der Werbung gekommen ſein ſollte. Er vor allem ſieht mir danach aus, daß er bei ſeiner Frau ebenfalls eine geſunde Blutswärme und neben der geprieſenen Seelenſchönheit auch etwas Körperlichkeit für wünſchenswert halten müſſe. — Aber ich erinnere mich, daß du mir einmal erzählt haſt, ihr hättet euch gleich nach dem Tode deines Vaters verlobt — als er dich in Schmerz und Thränen angetroffen. Biſt du nie auf den Gedanken gekommen, daß ihm ſein Antrag mehr von Mitleid als von Liebe diktiert worden iſt?“

Sie hatte ſich erſt ſpäter erinnert, daß die kluge Couſine ſolche und ähnliche Geſpräche zu jener Zeit öfter in Szene geſetzt hatte. Aber ſie hatte nichts als die neidiſche, boshafte Abſicht, ſie zu kränken, daraus erſehen, und in der Sicherheit ihres Glückes hatte ſie darüber gelacht oder der Kränkung die Spitze dadurch abgebrochen — daß ſie ſich die Miene gegeben, ſie zu überhören.

Und dann war jener Tag gekommen, jener furchtbare Tag, wo die alten Freunde ihrer Eltern es für ihre Pflicht gehalten hatten, ihr die Augen zu öffnen. Die ganze Stadt hatte ſchon gewußt, daß ſie betrogen, ſchmählich betrogen ſei, nur ſie hatte in ihrem blinden Vertrauen noch immer keinen Argwohn gefaßt. Auch jetzt hatte ſie es nicht glauben wollen, hatte die alte Freundin ihrer Mutter der Ungerechtigkeit beſchuldigt — hatte in zorniger Aufwallung auf die Klatſchſucht der böſen Kleinſtädter geſcholten, hatte ſich vermeſſen, ſich von der ganzen Sippe loszuſagen und, ſobald ſie erſt verheiratet ſein würde, dieſem ſkandalſüchtigen Neſte auf immer den Rücken zu kehren. Aber die Frau Lotſenkommandeur — ſie war es geweſen, die im Auftrage ihres Vormundes dieſe heikle Kommiſſion übernommen — die doch ſonſt nicht zu den ſanfteſten Frauen gehörte und eine ſpitze Rede wohl ſpitz zu erwidern verſtand, war merkwürdigerweiſe diesmal ganz ſanft geblieben und hatte ſie ruhig ſich den erſten Zorn vom Herzen ſprechen laſſen. Dann hatte ſie ihre Hand zwiſchen ihre beiden Hände genommen und ihr mit einem langen, milden Blick in die Augen geſehen. „Ich habe erwartet, daß du ſo ſprechen würdeſt, und ich habe es auch nicht anders gewünſcht. Aber dein Vertrauen zu dieſen beiden macht es mir doppelt zur Pflicht, dich die

Wahrheit ſehen zu laſſen. Ich gehe heute von hier nicht fort, ehe ich Klarheit in die Sache gebracht habe — das habe ich deinem Vormund verſprochen — das bin ich dir um deiner verſtorbenen Mutter, meiner lieben Jugendfreundin willen, ſchuldig. Rufe deine Couſine herein, ich will ſie in deiner Gegenwart zur Rede ſtellen!“

Und dann — und dann —

„Pfui! pfui! — hinweg, hinweg!“

Sie rief es jetzt wieder, vom Abſcheu geſchüttelt bei der Erinnerung, wie ſie es damals laut gerufen bei der Scene, die allem ein Ende gemacht hatte. Sie mußte dieſe Scene wohl vorausgeſehen und ſich darauf vorbereitet haben, die Couſine, denn ſie trat vollſtändig gefaßt, mit ihrer gewöhnlichen ſouveränen Sicherheit ins Zimmer. Sie leugnete nichts — ja, es ſei wahr — ſie könne und wolle es nicht leugnen — ſie beide ſeien von einer großen Liebe ergriffen worden. Sie hätten gekämpft, aber die Liebe ſei ſtärker geweſen als ſie.

„Aber iſt Ihnen denn nie der Gedanke gekommen, daß Sie eine Vertrauende betrogen, eine, die Ihnen Gutes erwieſen, beraubt haben!“

Beraubt! — Eine Liebe, die man rauben könne, ſei keine rechte Liebe geweſen, und eine Frau, die ſich die Liebe eines Mannes rauben laſſe, verdiene nicht, ſie zu beſitzen. — Betrogen! Sie habe oft genug der Wahrheit ans Licht zu helfen verſucht, aber einer Blinden könne man eben nicht die Augen öffnen. — Übrigens ſei eine große Leidenſchaft nicht mit ſchulmeiſterlicher Moralpredigt zu beſeitigen, wer das wolle, verſtehe eben von der Sache nichts. Und außerdem könne ſie ſich die Bemerkung nicht verſagen, daß man hierzulande noch ziemlich um ein paar Jahrhunderte zurück ſei, was die Begriffe von Menſchenrecht und freier Selbſtbeſtimmung betreffe. Oder ſei man hier wirklich noch der Meinung, daß ein Mann ſein ganzes Lebensglück opfern, ſich an verhaßten Ketten feſthalten laſſen müſſe, um ſich für ein paar Wohlthaten dankbar zu erweiſen, die er in der Kindheit empfangen?

Ein langgezogener, zitternder Schrei hatte das Zimmer durchhallt, und darüber war ſelbſt die gewandte Couſine ein wenig außer Faſſung geraten. Er mußte wohl wie der letzte Schrei einer Sterbenden geklungen haben, denn beide Frauen waren, entſetzt auffahrend, zu ihr geeilt. Aber die Annäherung ihrer Feindin, das Übermaß von Widerwillen und Ekel hatten ihr plötzlich Kraft und Stolz wiedergegeben. „Rühre mich nicht an — hinweg, hinweg!“ hatte ſie zurückweichend gerufen. „Du haſt recht — ich paſſe nicht zu ihm! Du und er — er und du, ihr gehört zu einander!“ Und dann, als ſie halb beſinnungslos in den Armen ihrer alten Freundin gelegen, waren noch, wie aus weiter Ferne, Worte in ihr Ohr gedrungen:

„Ich hoffe, Sie werden nicht ſchamlos genug ſein, noch länger in dieſem Hauſe zu verweilen. Wenn Sie noch einen Ruf zu verlieren hätten, würde ich Bedenken tragen Sie hinauszuweiſen, ſo aber beſitzen Sie wenig mehr, was Sie verlieren könnten, und wie ich fürchte, auch wenig, was zu erhalten die Mühe lohnte.“

Und dann Stille, Totenſtille um ſie her — eine lange Nacht, aus der ſie mit einem Gefühl eiſiger Kälte erwachte. Sie lag zwiſchen weißen Eisſchollen, aus denen ſie ſich mit aller Kraft emporzuarbeiten trachtete. Aber daran verhinderte ſie ihre alte Johanna, die weinend ſich über ſie beugte und ſie immer wieder hinabdrückte. Und dann waren die Eisſchollen plötzlich zu glühendheißen Bettſtücken geworden, die ihre Glieder faſt verſengten. Nur ihr Kopf war kalt geblieben, furchtbar kalt, als habe ſich die Eiseskälte des ganzen Körpers in dieſen kleinen Raum zuſammengedrängt. Wie eine Kugel von kriſtallklarem Eis lag er auf dem Kiſſen, ganz hohl und durchſichtig, denn man hatte ihn ausgehöhlt, um ihr die Gedanken aus dem Kopfe zu nehmen. Und dieſe Operation war ſehr gut gelungen: ſie konnte nicht das geringſte denken. Wenn ſich da drinnen im Kopfe etwas bewegen wollte, ſtieß es überall an Eiswände, daß es jämmerlich erfror. Alles tot und ſtill — nur ein Uhrwerk hämmerte irgendwo, und ſie hörte, daß dieſes Uhrwerk Tag und Nacht ohne Aufhören ſagte: Du und er — er und du! Und ſeltſamerweiſe klang es ganz wie ihre eigne Stimme, die da ununterbrochen murmelte. Sie hätte ihr Leben darum gegeben, wenn die Stimme endlich geſchwiegen hätte, aber erbarmungslos ging es weiter: Ticktack — ticktack — er und du — du und er!

Herr und Gott! warum mußte ſie denn heute dieſes Entſetzliche noch einmal durchleben — warum waren die Gedanken gar nicht zu bannen, die ihr immer wieder dieſe Schreckenszeit vorführten! Fort mit dieſen Gedanken!

Sie trat ans Fenſter und blickte hinaus. Nach einem langen und harten Winter war endlich der Frühling angebrochen. Der Schnee, der fünf Monate die Erde bedeckt hatte, war verſchwunden. Wie Lebensodem wehte es nach langer Erſtarrung durch die Welt. Unter ihr lag der Garten ſtill und friedlich, kein Aſt bewegte ſich, als lauſche alles in atemloſer Erwartung dem Nahen des großen Lebensſpenders. Sie ſtieß das Fenſter auf und lehnte ſich hinaus. Die herbe, reine Frühlingsluft wehte ihr erquickend entgegen, über ihr funkelten hell die Sterne, und ringsher war ein Raunen und Wiſpern wie von tauſendfältig erwachendem Leben. Aus den Gartenbeeten drang ein friſcher, feuchter Erdgeruch zu ihr herauf, und von fern und nah tönte das leiſe Rieſeln und Rauſchen lebendigen Waſſers an ihr Ohr. Und alle feinen Stimmen des erwachenden Lebens übertönend, klang von fern das Rollen des Stromes, der ſeine Wellen mit gewaltigem Brauſen durch das Tief in die See wälzte. Das alles hatte ſie ſchon Jahr für Jahr beobachtet — aber noch nie hatte es einen ſo tiefen, ergreifenden Eindruck auf ſie gemacht.

„Der alte Winter iſt abgethan,
Nun hebt ein neues Leben an,
Ein Leben in Hoffnung und Freude,“

klang es in ihr einem alten Liede nach, das ſie als Kind geſungen.

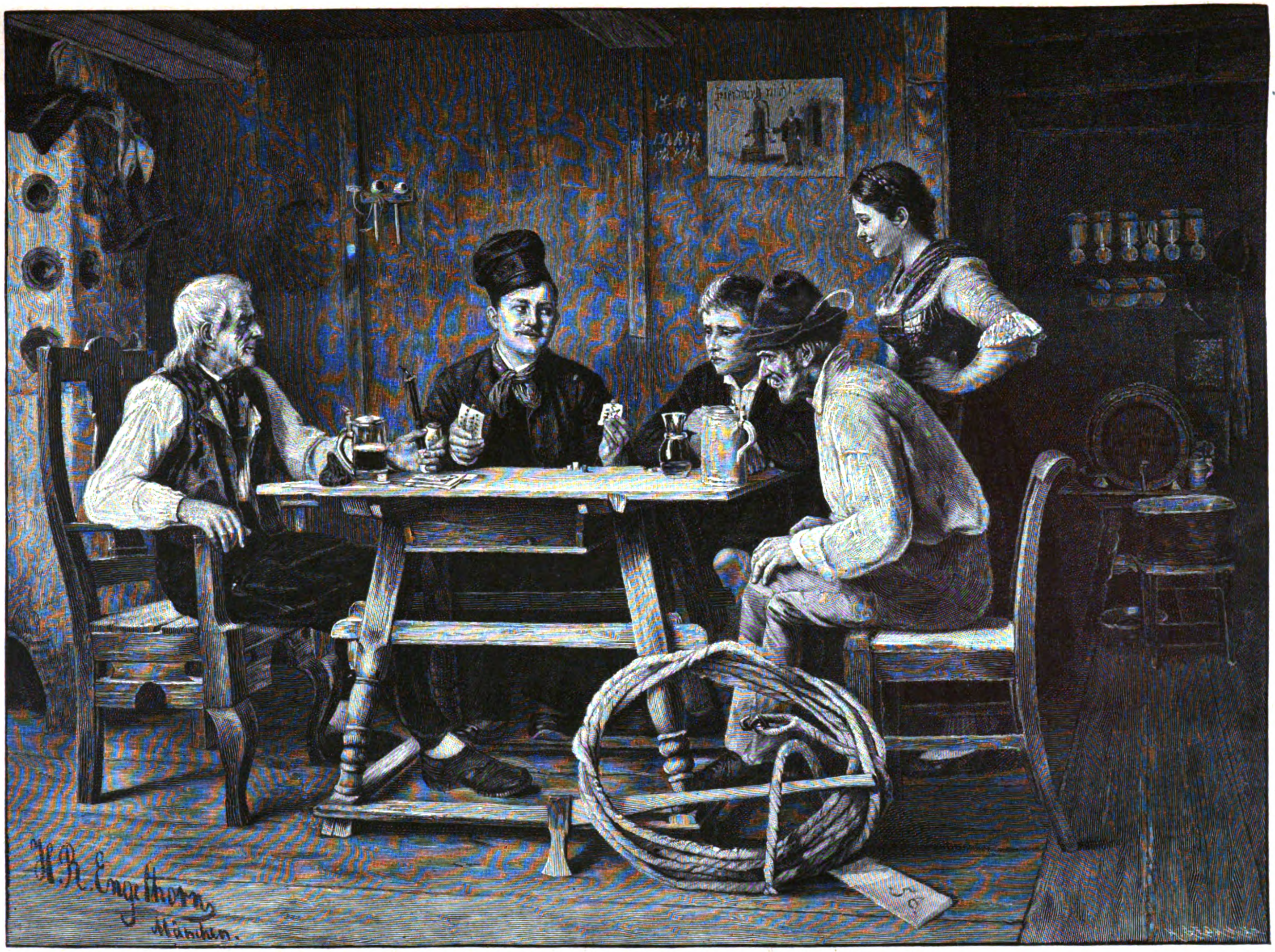
„Hoffnung! Freude! O, es iſt dafür geſorgt, daß dieſe und alle anderen Regungen des Glückes aus meinem Leben ausgelöſcht ſind!“ murmelte ſie mit bitterem Lächeln. „Einſam, allein! Kein Weſen, bei deſſen Nahen das Herz ſtärker und froher klopft — immer das nüchterne, troſtloſe Einerlei!“

Sie lehnte am Fenſterkreuz, die Nachtluft durchſchauerte ſie — ſie fühlte es nicht. Ihr Geiſt hatte ſich in Bilder vertieft, wie es hätte ſein können, wenn jene Frau und ihr unheilvoller Einfluß ihrem Leben fern geblieben wäre. Sie iſt nicht mehr allein, zu zweien lehnen ſie am Fenſter und belauſchen das Nahen des Frühlings. Die Tage ſind nicht mehr eintönig grau und freudlos — das Haus tönt wieder von frohen Stimmen — es trippelt leiſe über den Teppich — es ſchmiegt ſich zärtlich an ihr Knie! Und abends — wie ſüß iſt die Ruhe der Hausfrau! Sie hat ſich müde gemacht für andere — ſie hat ſich ſelbſt vergeſſen dürfen in der Sorge um ihr Liebſtes. Und auch jetzt ſind ihre ſüßen Pflichten noch nicht beendet. Da drinnen im weißverhangenen Zimmer regt es ſich wie leiſe atmendes Leben. Ein ſchlaftrunkenes Lallen — ein leiſes Bewegen — ſie beugt ſich herab — ſie ſtreicht beruhigend und liebkoſend über ein blondlockiges Köpfchen. Da blinzeln zwei helle, traumumfangene Augen unter der Wimper hervor ſie an, zwei weiche, warme Ärmchen ſchlingen ſich um ihren Hals — —

Sie war in die Kniee geſunken und lehnte aufſchluchzend ihr Haupt an das Fenſterbrett. Keine milde, beruhigende Stimme tönt an ihr Ohr — kein ſtützender Arm legt ſich um ſie, ſie vom Boden zu erheben! Allein! Allein! Für immer allein! Denn in ihr iſt die Fähigkeit, ein neues Glück zu ſuchen, für immer ertötet, nichts iſt geblieben als die Sehnſucht nach jenem alten, verlorenen Glück! Und ſie, die ſie darum betrogen? O, Thörin, die ſie war! In ihrer Bettelarmut hatte ſie ſich vermeſſen, dieſe Frau zu bemitleiden! Wie war ſie immer noch ſo überreich, ſo beneidenswert reich gegen ſie!

* * *

Ein ſchöner, warmer Vorfrühlingstag liegt über der Erde. Von Eis befreit, dehnt ſich das Haff in unabſehbarer Weite, ſeine lichtblauen Wogen ſind von hundert und aber hundert weißen


H. R. Engelhorn
München.

Der Kartenkünſtler auf dem Lande. Nach dem Gemälde von H. R. Engelhorn.

Segeln belebt. Im Sonnenſchein glitzert der Strom und rollt ruhig und ſtetig ſeine gewaltigen Waſſermaſſen durch das Tief der See zu. Zwiſchen See und Haff aber zieht ſich das dunkle Band der Nehrung hin, ihre mit Nadelholz beſtandenen Höhen klar und ſcharf von dem lichten Hintergrund des Frühlingshimmels abhebend. So weit das Auge reicht, Sonnengold, Lebensluſt und Auferſtehungsdrang! Die Luſt zum Daſein pulſiert in Millionen kleiner Lebeweſen unter Geſtein und Erdſchollen; ſie belebt den Flug der ſilberweißen Möwenſchar, die über dem blauen Waſſer ſchwebt und im raſchen Niederſchwung die glänzenden Fittiche in die Flut taucht; ſie macht auch die Bruſt der Menſchen froher und lauter klopfen und läßt ihr Blut raſcher durch die Adern rinnen.

Die Kinderſchar auf dem Hafendamm verſpürte auch dieſe Frühlingsluſt. Das war ein Schreien und Jubeln, ein Jauchzen und Johlen! Das dehnte ſich im warmen Sande und ließ ſich von der Sonne beſcheinen! Das ſang den Ringel-Roſenkranz und drehte ſich im Reigen, daß die dünnen Röckchen im friſchen Seewinde flatterten! Das krabbelte und purzelte übereinander, das balgte und küßte, prügelte und puffte ſich! Es war eine tüchtige Schar dieſer kleinen Schreihälſe, die da alle aus den kleinen Häuſern der Hafengaſſe ans Tageslicht getreten waren, ihrer ſo viele waren es, daß man ſich wundern mußte, wie alle in den winzigen Häuſern ihren Platz gefunden haben mochten. Und doch waren es nur die jüngſten. Die älteren Brüder und Schweſtern ſtanden dicht gedrängt an der Hafentreppe neben einer Schar Frauen, welche, mit den Händen über den Augen, um ſie gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen, unverwandt über den Haſen hinausſchauten. Da lag auf der Reede ein ſtattlicher Schoner, der ſchon die Anker gelichtet, und alles klar zum Segeln gemacht hatte. Es iſt die Chriſtine Henriette, das neueſte Schiff der Firma Horwitz & Klang, und der alte Herr hat es nach ſeiner Mündel, dem Fräulein Chriſtine Brünning, getauft. Und nun geht es zum erſtenmal in See, und mit ihm die Gatten, Väter und Brüder jener Frauen und Kinder, die vom Lande aus noch einmal das Liebſte erſchauen wollen, das ſie haben, und das ſie doch in Gefahr, ja vielleicht gar in den Tod ſchicken müſſen. — Es iſt augenſcheinlich, daß auf dem Schiffe noch auf irgend ein Zeichen gewartet wird. Alles iſt fertig: die Matroſen hängen in den Raaen, der Kapitän hat mit dem Fernrohr in der Hand auf der Kapitänsbrücke Poſto gefaßt, der Steuermann, ein großer blonder Hüne, ſteht am Rade. Er blickt nicht zum Hafendamm zurück, er weiß, daß da niemand ſteht, der einen Blick, einen Gruß von ihm erſehnt. Er hat die Augen geſenkt und ſteht unbeweglich, als ſei er eine Statue. Da ſchallt es vom Damme her, wie das Anſchwellen vieler Stimmen. „Sie ſind da!“ ruft der Matroſe vom Lug herunter. Die Menſchenmenge auf dem Hafendamme wogt auseinander, und in der Lücke werden zwei Pferdeköpfe ſichtbar — dann ein offener, eleganter Wagen, von deſſen Sitz ſich ein Herr und eine Dame raſch erhoben haben. Auf dem Schiffe wird ſalutiert, Kapitän und Matroſen ſchwenken die Hüte, ein herzhaftes Hurra rollt über die Waſſerfläche. Der alte Herr im Wagen grüßt mit Hand und Hut, auch ſeine ſchlanke, blonde Begleiterin ſchwenkt ihr Tuch, aber ſie ſieht blaß aus bis in die Lippen hinein, ebenſo wie der Steuermann, deſſen ernſtes Geſicht ſeewärts gewendet iſt. Jetzt ſchrillt eine Pfeife, dann tönt ein Kommandoruf. Das große Steuerrad bewegt ſich — das Schiff macht eine Schwenkung. Noch ein Kommandoruf — und ein Segel nach dem anderen entfaltet ſich und füllt ſich im friſchen Winde. Langſam gleitet das ſtattliche Schiff weſtwärts. Einige Minuten ſpäter hat es ſich ganz mit Leinwand bedeckt, raſcher und raſcher wird die Fahrt — breiter und breiter dehnt ſich die Waſſerfläche zwiſchen ihm und dem Lande aus.

„So,“ ſagt der alte Herr, vergnügt die Hände reibend, „die ‚Chriſtine Henriette‘ hätten wir alſo flott gemacht! Da ſchwimmt ſie hin — ein ſo ſtattliches Schiff, wie je eins auf unſerer Werft gebaut und eine ſo tüchtige Mannſchaft darauf, wie je eine die Reede verlaſſen! Ich danke Ihnen, Kind, daß Sie mich begleitet haben! Es hätte den Jungens wie ein böſes Omen geſchienen, wenn die ‚Chriſtine Henriette‘ ohne Abſchied und Gruß ihrer Taufpatin zum erſtenmal in See hätte ſtechen müſſen. Nun iſt alles nach Herkommen und Brauch gegangen, und ſelbſt der abergläubiſchſte Maat kann ohne böſe Vorahnungen den kommenden Frühjahrsſtürmen entgegenſehen! — Langſam, Johann — langſam! Das krabbelt und ſchlängelt ſich ja um die Pferdehufe herum — fort da, kleines Gewürm! Wollt ihr euch durchaus unter die Hufe treten laſſen! — Herrgott, welcher Kinderſegen! Und ſie ſind ſozuſagen der Mehrzahl nach mein, inſofern nämlich, als ich die kleinen Schreihälſe in Abweſenheit ihrer Väter zu füttern und ſo eine Art von Obervormundſchaft über ſie auszuüben habe. Was gibt's denn da vorn? — Nur ruhig, Chriſtine, ruhig! Es wird dem Burſchen nicht gleich den Kopf koſten!“

Die letzten Worte galten ſeiner jungen Begleiterin, die ſich mit einem Schreckensrufe im Wagen erhoben hatte. Eins der ſpielenden Kinder hatte ſich nicht rechtzeitig zur Seite geflüchtet und war zwiſchen die Pferde geraten. Es hatte einen Augenblick geſchienen, als ob es unter die Räder des Wagens kommen ſollte, aber ein etwas älterer Junge hatte es mutig herausgeriſſen und ſtand nun, das brüllende Kind an der Hand, neben dem Wagen, mit ſtrahlenden, frohen Kinderaugen auf die Pferde und den peitſcheſchwingenden Kutſcher blickend.

„So nehmt doch eure junge Brut beſſer in acht, ihr da!“ rief der alte Herr den herbeieilenden Frauen entgegen. „Eins hätten die Pferde faſt zu Pulver zerſtampft, während ihr dort ins Plappern geraten wart. Wem gehört denn der kleine Schreihals?“

„Ach du min! Dat is ja min Iltſt! — Na Maruſchche, wat ſchrichſt denn, wat hat's denn gewe?“ Die junge Frau hob das ſchreiende Kind auf den Arm, worauf es ſofort ſtill wurde und von ſeinem ſicheren Standpunkte aus die Pferde, den Kutſcher und die Herrſchaften mit weit geöffneten, verwunderten Augen betrachtete.

„Sehen Sie doch, Chriſtine, den kleinen Prachtkerl an,“ ſagte Horwitz, auf den mutigen kleinen Retter, einen etwa vierjährigen Burſchen, deutend, der immer noch auf dem Fahrdamme neben dem Wagen ſtand, im Anſchauen aller Herrlichkeiten, vom hohen Kutſcherſitze an bis zu den Roſſeshufen herab, verſunken. „Wie heißt denn das Kind — wem gehört es?“

„Das iſt der Frau Petterſen ihr Älteſter, ihr Jörge,“ ſagte eine der Frauen flüſternd, über ihre Schulter rückwärts deutend.

Chriſtine fuhr zuſammen und beugte ſich weiter vor. Ihre Augen hafteten an dem Geſichtchen des Kindes, das unter blondem Lockenhaar wohlbekannte Züge zeigte. Ihr Kind! Glückliche Mutter, trotz aller Armut reich und glücklich! Und dann — was war's, das ihre Augen plötzlich mit magnetiſcher Gewalt von dem Kinde weg dem kleinen Hauſe zulenkte, das dicht neben dem Fahrdamm lag? An dem niedrigen Fenſter ſtand eine Frau, ſie ſtand unbeweglich und blickte ſtarr ins Weite hinaus. Sie ſchien von dem, was eben neben ihr vorgegangen war, nichts bemerkt zu haben. Über das dunkle, ungeordnete Haar hatte ſie ein weißes Tuch geworfen, der nachläſſig und loſe herabfallende Anzug vermochte die ſchönen Formen des Wuchſes nicht zu verhüllen. Aber eine ſtarre Gleichgültigkeit war über die ganze Geſtalt gebreitet — eine dumpfe Erſtarrung, die an dem jungen, ſelbſt in ſeiner Vernachläſſigung immer noch ſchönen Weibe faſt unheimlich wirkte. Plötzlich war's, als trete in die dunklen, von tiefen Schatten umgebenen Augen der Ausdruck von Leben. Sie waren den Augen Chriſtinens begegnet, und die Blicke der beiden Frauen waren ineinander haften geblieben. Nur wenige Sekunden dauerte der Blick — dann ſank Chriſtine totenbleich in die Kiſſen des Wagens zurück. (Fortſetzung folgt.)

## Requirieren in Frankreich.

Erinnerung an 1870 von Tanera.

(Abdruck verboten.)

„Ach was! So ſchwer kann ich mir die Sache doch nicht vorſtellen. Man holt eben den Maire, befiehlt ihm, in ſoundſoviel Stunden die Sachen abliefern zu laſſen, und wenn ſie

**nicht da ſind, muß der Ort eine tüchtige Summe als Strafe zahlen oder man äſchert einige Häuſer ein."**

„Ja, ja. In der Theorie haben Sie ganz recht, Herr Leutnant. In der Praxis macht ſich aber die Sache ganz anders. Mir wenigſtens war dieſer Dienſt immer der unangenehmſte, und lieber will ich zum ausſichtsloſeſten Angriff vorgehen, als noch einmal eine Requiſition vornehmen müſſen, wie es in der Orléanais mir einmal beſchieden war."

„Erzählen, erzählen," ſchallte es von verſchiedenen Seiten.

„Na, meinetwegen. — Es war in jener Zeit, wo man ein Stück Brot als eine Sehenswürdigkeit betrachtete und eine magere Kuh höher ſchätzte als jetzt einen Eiſenbahnwagen voll Maſtochſen. Ich ſpreche vom Dezember 1870 und von der Gegend zwiſchen Orléans und Beaugency. Seit zehn Wochen ſtanden, marſchierten und kämpften die verſchiedenen franzöſiſchen Loirearmeen mit ihren gewaltigen Maſſen, unſere Armeeabteilung des alten von der Tann, dann die unter dem Großherzog von Mecklenburg angekommenen Verſtärkungen und zuletzt die Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl auf dieſem unglücklichen Gelände. Zahlreiche blühende Dörfer waren teils in den Schlachten, teils zur Strafe niedergebrannt, alle übrigen bis auf den letzten Hammel ausrequiriert und von den Franctireursbanden ſchließlich ausgeraubt worden und jede regelmäßige Nachfuhr von Norden machten uns die aufſtändiſchen Bauern, Nationalgarden und der Henker weiß was für andere Vaterlandsverteidiger faſt unmöglich. Immer war aber General Chanzy noch nicht geworfen. In den Tagen vom 29. November bis damals am 12. Dezember hatten wir zwölf Schlachten und Gefechte geliefert, ganz horrende Verluſte erlitten und waren durch Entbehrungen und Strapazen alle ſo heruntergekommen, daß wir Offiziere mit Entſetzen an die geringe Leiſtungsfähigkeit dachten, welche dieſe Schlacke des einſt ſo ſchönen und ſtarken I. bayriſchen Armeekorps noch beſaß. Und doch mußten wir aushalten, denn es war uns noch nicht bekannt, daß wir durch die zur Zeit noch gegen Gien ſtehenden Korps der II. Armee abgelöſt und endlich zur Erholung in die Reſerve gezogen würden. An den heißen Schlachttagen bei Beaugency am 7., 8., 9., 10. und 11. Dezember hatte man keine Zeit gefunden, überhaupt an eine ordentliche Verpflegung zu denken. Ich lebte in dieſer Zeit von Schokolade und Schnaps, andere von hartem Zwieback und Schnaps, wieder andere von etwas Brot und Wein und einzelne beſonders glückliche Abteilungen mögen wohl einige Hammel oder eine alte Kuh noch aufgetrieben haben. Bei den Truppen ſelbſt ging es alſo noch ſo ziemlich an. Aber die armen Verwundeten! Die Dörfer Cravant, Beaumont, Chartre, Meſſas ꝛc. waren voll bis zur letzten Ecke eines jeden Hausflurs von jenen armen Opfern, die man nicht nach Orléans oder doch in etwas zurückgelegene Orte wie Coulmiers, Huiſſeau, Chaingy ꝛc. hatte transportieren können. Vor den erſtgenannten Dörfern ſtanden aber unſere dünnen Linien und wehrten mit dem Heldenmute bewußter Aufopferung die neu erſchienenen Maſſen des von Gambetta, man möchte ſagen, aus dem Boden geſtampften XXI. Armeekorps ab. Da hatte niemand Zeit, ſich um die Verpflegung der Verwundeten zu kümmern. Es waren ja kaum Ärzte da, um ſie nur zu verbinden. Meinem General wurde dieſer troſtloſe Zuſtand gemeldet. Er rief mich. ‚Sie müſſen Vieh oder Hammel auftreiben und den Feldlazaretten in Beaumont, Cravant und Villorceau überweiſen, ſonſt ſterben uns alle Leute an Entkräftung. Sehen Sie, wo Sie noch etwas requirieren können. Ich verlaſſe mich auf Sie.‘

„‚Zu Befehl, Herr General!‘

„Ich ließ mir ſechs Chevaulegers zuteilen und trabte los. Wohin? Das war gleichgültig. Ich wußte ja beinahe ſicher, daß ich überall leere Ställe finden würde. Gerade hier zwiſchen der Forêt de Marchenoir und Orléans hauſte ja der Krieg am längſten und am ſchaurigſten. In drei Dörfern ſuchte ich auch vergebens. Nicht eine Klaue, nicht eine Feder war zu ſehen. Hohläugige Bauernweiber antworteten auf jede Frage: ‚Rien du tout. Tout est volé. Nous mourons de faim.‘ Ich glaubte es den armen Teufeln. Sie konnten ja gar nichts mehr haben. Wir trabten weiter gegen St. Laurent des Bois. Dort links im Walde ſtanden die Franzoſen. Deutlich erkannte man ihre Vedetten. Plötzlich rief ein Chevauleger: ‚Herr Leutnant!‘

„‚Was gibt es?‘

„‚Dort in dem Hofe raucht ein Kamin. Vielleicht findet ſich in demſelben noch etwas zum Requirieren. Jedenfalls iſt der Weiler bewohnt.‘

„Ich ſah hin; die Sache ſchien mir wahrſcheinlich. Der Hof lag vielleicht 600 Meter vor dem großen, von den Franzoſen beſetzten Walde. Ich entſchloß mich hinzureiten, um nachzuforſchen. Ein Gefreiter machte mich auf die Gefahr, überraſcht zu werden, aufmerkſam.

„‚Es iſt nicht ſo ſchlimm. Drei Mann ſtehen vor dem Hofe Poſten, einer hält die ledigen Pferde und zwei ſuchen in den Ställen, was es daſelbſt gibt.‘ Nun ritten wir im Schritt, ſorgſam nach allen Seiten ausſpähend, vor. Unterwegs verteilte ich die Rollen an die einzelnen Leute, und als wir im Gehöfte ankamen, verfolgte jeder ſelbſtändig ſeine Aufgabe. Zuerſt überſchaute ich die Bauart des ganzen Weilers. Dann ſtieg ich vom Pferde, trat in das als Wohnhaus leicht erkennbare Gebäude und ſuchte nach einem Bewohner. Verſchiedene recht ärmliche Stuben waren leer. Endlich hörte ich hinter einer Thüre Stimmen. Ich trat ein — anklopfen oder ähnliche Formen hatten wir uns damals ganz abgewöhnt — und ſtand im höchſten Grade überraſcht vor einem keineswegs erwarteten Bilde. In einem Bette lag eine arme Frau, deren ſchwere Krankheit man ihr ſofort anſah. Vor derſelben ſaß ein Mädchen — ich kann es Ihnen nicht beſchreiben, aber ich ſage Ihnen, meine Herren, ein Mädchen, deſſen außerordentliche Schönheit mich im Augenblicke ganz überwältigte, ja begeiſterte. Ich vergaß den Zweck meines Kommens; ich fand keine Worte; ich ſtand nur da und ſtarrte dieſes Meiſterwerk der Natur an. Plötzlich fragte daſſelbe, was ich wolle. Dies brachte mich wieder zu mir. Ich ſtotterte etwas von Entſchuldigung wegen meines Eindringens und verließ langſam das Zimmer. In dieſem Augenblicke ſchallte es freudig vom Hofe her: ‚Herr Leutnant!‘

„Schnell ſtand ich im Freien. Da rief einer der in die Ställe entſendeten Chevaulegers mir frohlockend zu: ‚Herr Leutnant, a Prachtskuh! So hamm m'r ſcho lang kani mehr g'ſehg'n!‘ Während dieſer Worte zog der andere Chevauleger ſchon das Tier aus dem Stalle. Im gleichen Augenblick aber ſprang aus der Thüre des Wohnhauſes jenes wunderſchöne Mädchen, ſtürzte wie eine Rachegöttin auf den Chevauleger zu, gab dem Überraſchten einen Stoß, ſo daß er einen Schritt zur Seite treten mußte, legte ihren linken Arm um den Hals der Kuh, hielt den rechten drohend uns entgegen und rief in ſcharfem Tone: ‚Dieſe Kuh gehört uns. Die werdet ihr nicht nehmen.‘

„‚Na ſei nor nit ſo grandi, Madl,‘ meinte der Chevauleger. ‚Gern neahma m'r dr's g'wiß nit, aba 's muß halt ſei. Der Herr Leutnant gibt d'r an Bon d'rfür.‘

„Das Mädchen verſtand natürlich kein Wort von dem altbayriſchen Geplauder des Mannes. Es erkannte aber, daß ich der maßgebende Führer ſei, und wandte ſich jetzt bittend an mich. ‚Sie, Herr Offizier, werden uns dieſe letzte Kuh nicht nehmen wollen. Es iſt der Reſt von 27. Ich hatte ſie bisher im Walde verſteckt, mußte ſie aber jetzt hierher zurückbringen, weil der Wald von Truppen beſetzt iſt. Von der Milch dieſer letzten Kuh leben meine kranke Mutter und ich. Sonſt haben wir nichts mehr. Wenn man ſie uns nimmt, ſterben wir aus Hunger. Sie werden ſie uns nicht fortführen laſſen. Nicht wahr, Herr Offizier?‘

„Wenn Sie, meine Herren, dabei geſehen hätten, mit welchen Blicken ſie mich betrachtete, wenn Sie, nachdem man wochenlang keinem weiblichen Weſen außer alten, häßlichen Bäuerinnen begegnet war, plötzlich vor einem ſolchen Zaubergeſchöpf geſtanden wären, Sie hätten auch Requirieren und alles vergeſſen und es wäre Ihnen ebenfalls ſo weich, ſo wunderſam ums Herz geworden wie, wie — nun eben wie mir damals.

„Der eine der Chevaulegers war ein alter Gefreiter.

Kannte der die menſchlichen Herzen und wollte er mich warnen, oder war es ein Zufall, kurz, er bemerkte plötzlich: ‚Mit dem Fleiſche von der Kuh kann m'r a Maſſi vun die Verwundete zu neii Kräft verhelf'n und ſie errett'n!‘ Ja, ja. Das ging mir auch zu Herzen. Jetzt ſchwankte ich nicht mehr. Es mußte ſein. Vor allem die Pflicht.

„‚Mademoiſelle, ich darf Ihnen die Kuh nicht laſſen. Sie ſoll Verwundete vor Entkräftung bewahren und vom Tode erretten. Ich muß ſie nehmen. Aber ich will ſie Ihnen zahlen.‘

„‚Und wenn Sie mir 1000 Frank zahlen. Ich kann ſie nicht hergeben. Meine Mutter und ich verhungern ſonſt. Verſtehen Sie denn nicht? Wir verhungern.‘

„‚Aber wenn ich ſie Ihnen laſſe, ſterben vielleicht nicht zwei Menſchen, ſondern hundert, die durch das Fleiſch der Kuh über die jetzige Zeit der Not gebracht und dann ganz gerettet werden können. Ich muß ſie Ihnen nehmen.‘

„‚Nein, das werden Sie nicht. So ein Ungeheuer kann ein Pruſſien doch nicht ſein.‘ Plötzlich wurde der zornige Ton ihrer Stimme weich. Sie ließ die Kuh los, trat auf mich zu und ſank vor mir im Schnee auf die Kniee: ‚Herr Offizier, ich flehe Sie an, laſſen Sie uns die Kuh. Täglich will ich für Sie als unſern Retter beten. Laſſen Sie uns unſere Ernährerin.‘ Dabei ſuchte ſie meine Kniee zu umfaſſen und ſah mich an ſo, ſo — unbeſchreibbar.

„Meine Herren, wie mir das durchs Herz drang, wie ich meinte, einen Dolch in der Bruſt zu ſpüren, wie mir, dem in neunzehn Schlachten geſtählten Krieger, die Thränen in die Augen traten, das kann ich Ihnen nur andeuten, nicht darſtellen. Ich bemühte mich vergeblich, ſie aufzuheben. Da wußte ich keine andere Rettung vor mir ſelbſt, als kalte, rückſichtsloſe, faſt widernatürliche Derbheit. ‚Bringen Sie die Perſon in das Haus und Sie und der Gefreite treiben die Kuh einſtweilen zurück.‘ So ſchrie ich mich ſelbſt an. Durch den rauhen Ton meiner Worte aufmerkſam gemacht, erkannte das Mädchen, daß es mich nicht erweicht hatte. Wütend ſprang es auf und wollte ſich wieder vor ſeine Kuh als Schutz ſtellen. Da fing es der eine Chevauleger mit kräftigen Armen auf, trug die zarte Geſtalt wie eine Puppe in das Haus, ſtellte ſie in den Flur, ſprang ſchnell ins Freie zurück, ſchlug die Hausthür zu und ſperrte ſie von außen ab. Der Gefreite und der andere Chevauleger waren ſchon mit der Kuh ein Stück voraus. Jetzt ſchwang ſich der, welcher das Mädchen eingeſperrt hatte, in den Sattel. Ich ſtand noch vor dem Hauſe und lauſchte. Es war mir mehr als weh zu Mute. Krampfhaft ſchlug das arme Kind mit ſeinen kleinen Fäuſten an die verſchloſſene Thüre. Als das Mädchen das Vergebliche ſeiner Bemühungen erkannt hatte, verfluchte es mich und nannte mich mit den ſchrecklichſten Namen, die es in ſeinem Zorne fand. Es ging mir wie Gift durch Adern und Nerven. Nicht die Worte, die ich hörte, waren es, die mich wie Keulenſchläge trafen, ſondern die Stimme that es mir an und der furchtbar folternde Gedanke, daß ich ein ſo herrliches Geſchöpf und ein armes krankes Weib einer ſo entſetzlichen Not übergeben mußte aus Pflicht, weil der unbarmherzige, fürchterliche Krieg es ſo verlangte.

„Nun mußten meine Chevaulegers mit der Kuh ſchon ſo weit entfernt ſein, daß ſie das arme Mädchen keinesfalls mehr einholen konnte. Leiſe ſchloß ich die Thüre auf, ſprang zu meinem an einem Treppengitter angehängten Pferde und ſchwang mich in den Sattel. Da ging die Thüre auf, ſie erſchien noch einmal, und wie eine furchtbare, aber grauſig ſchöne Göttin der Nemeſis drohte ſie mir mit beiden Fäuſten und verfluchte mich von neuem. Da fuhr mir die Hand unwillkürlich in die Taſche, ich ergriff mein Portemonnaie und warf es ihr, ohne es zu öffnen, zu mit den Worten: ‚Ich mußte ſo handeln, Mademoiſelle, aber es ging gegen meinen Willen und gegen mein Herz. Nehmen Sie, was ich beſitze, eine andere Entſchädigung kann ich Ihnen nicht geben.‘ Damit gab ich die Sporen und ſprengte davon. Ob ſie das Geld — es waren etwa 300 Frank — genommen hat oder nicht, ich weiß es nicht. Ich habe nie mehr etwas von ihr gehört. Die Kuh aber labte viele Verwundete und ich hatte meine Pflicht, meine harte, eiſerne Pflicht erfüllt. Lange ging mir die Sache nach. Ein ſolches Requirieren, meine Herren, iſt kein Spaß, das dürfen Sie glauben!“

„Ich glaube es Ihnen auch, Herr Hauptmann,“ antwortete ein junger Leutnant, und unwillkürlich waren wir alle ernſter geworden, als es ſich eigentlich für den Biertiſch geziemt. Das war mir leid und ich beſchloß, die durch mich etwas grau gefärbte Stimmung wieder aufzufriſchen.

„Nun will ich Ihnen noch von einem Requirieren erzählen, das ich erlebte, als ich noch nicht Ordonnanzoffizier war, ſondern munter an der Spitze meiner Jäger durch die ſchöne Champagne marſchierte. Gegend zwiſchen Reims und Epernay; Wetter prächtig; Humor, wie es nach Sedan nicht anders möglich war, ausgezeichnet, Datum der 14. September, Marſch nicht zu anſtrengend, Verpflegung durch Requiſition erlangt und vortrefflich, alſo alles in allem ſehr gut. So, nun ſind Sie über die Verhältniſſe orientiert. Am Nachmittage beim Appell hieß es:

„‚Herr Leutnant!‘

„‚Herr Hauptmann befehlen?‘

„‚Sie ſollen heute noch nach — Gott, ich habe den Namen von dem Neſte vergeſſen, ich glaube, es hieß Saintry — alſo nach Saintry hinüber und dort zwei oder drei Fäſſer Wein requirieren. Wagen bekommen Sie hier. Fahren Sie mit zehn Jägern hin. In zwei Stunden können Sie wieder zurück ſein.‘

„‚Zu Befehl, Herr Hauptmann!‘

„Bald darauf gondelte ich mit einem Unteroffizier und neun Jägern auf einem rieſigen zweirädrigen Heuwagen los. Dort haben nämlich alle Laſtwagen nur zwei Räder. Man ſpannt ein wahres Mammut von einem normänniſchen Pferde in die Gabeldeichſel und etliche andere davor. Bald waren wir in dem nur vier Kilometer entfernten Weiler angekommen. Ich fing mir einen Bauern.

„‚Wo iſt der Maire?‘

„‚Maire gibt es eigentlich keinen, weil wir keine ſelbſtändige Gemeinde ſind. Aber Monsieur le comte verſieht die Stelle als Ortsvorſtand. Er wohnt im Schloß.‘

„‚Führen Sie mich dorthin.‘

„‚Nicht um alle Welt. Dort herrſchen die Blattern.‘

„‚So, dann bleiben wir auch hier. Ich brauche aber ſofort drei Faß Wein gegen Bon. Wo kann ich ſie aufladen laſſen?‘

„‚Wir haben hier keinen Wein. Der iſt aller im Schloß.‘

„‚So, im Schloß? Hat der Wein vielleicht auch die Blattern?‘

„Der Bauer ſchwieg. Nun marſchierten wir los, der Wagen folgte, bald traten wir trotz der ſchwarzen Fahne mit den daraufſtehenden Worten: ‚Petite vérole‘ durch das Hofthor und da waren wir. Ein Kaſtellan erſchien.

„‚Wo iſt Monsieur le comte?‘

„‚Fort. In Paris.‘

„‚Et Madame la comtesse?‘

„‚A Paris.‘

„‚Et le jeune comte?‘

„‚Il n'y en a pas!‘

„‚La jeune comtesse?‘

„‚Il n'y en a pas!‘

„‚Und wer ſind Sie?‘

„‚Der Kaſtellan.‘

„‚Gut. Dann ſorgen Sie, daß ich ſofort drei Fäſſer Wein mit je 500 Liter bekomme.‘

„‚Nicht möglich. Aller Wein iſt nach Paris geſchafft.‘

„‚Oho! Da muß ich doch nachſehen laſſen.‘

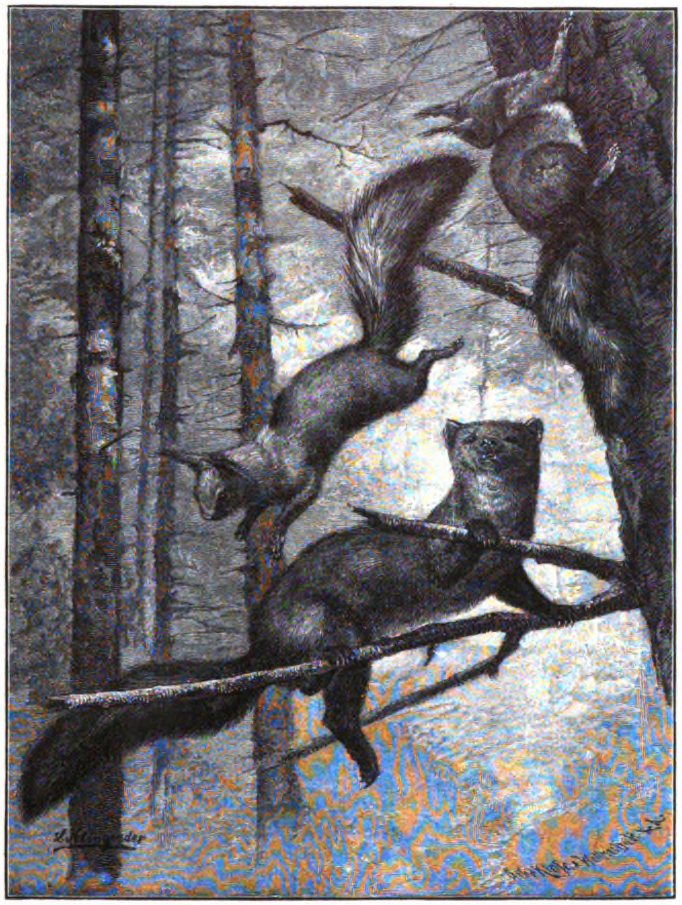
„‚Ich mache Sie aufmerkſam, daß im Schloſſe die Blattern herrſchten.‘

„Die Sache ſchien mir doch zu plump angelegt. Ich ſchickte drei Jäger ins Schloß, um daſſelbe, beſonders die Keller, auf Wein zu unterſuchen. Die Leute beſichtigten alle Räume. Alle, auch die Keller waren leer. Beinahe wäre ich betrübt wieder abgezogen. Da meinte mein Unteroffizier:

„‚Herr Leutnant. Unter dem Neb'nhaus is a a Keller. Dös sieht m'r an die Kellerfenſter. I will amol da nachſehg'n.‘

„‚Meinetwegen.‘

„Kaum machte ſich der Unteroffizier auf den Weg, das Nebengebäude zu betreten, da fiel ihm der Kaſtellan in den Arm und rief: ‚Dort liegen zwei Frauen an den Blattern in den letzten Zügen.‘ Ich überſetzte ſeine Worte. Der Unteroffizier meinte aber, die würden wohl in einem Zimmer ſein, er wolle jedoch nur in den Keller. Damit ging er los und öffnete ohne weiteres die Thüre. Gleich darauf rief er:



Marder und Eichkätzchen. Nach einer Zeichnung von L. Klingender.

„‚Na, wos is denn dös? Warum hamm's denn die Kranken do in Hausflur g'legt?‘

„Ich ſah hin und entdeckte richtig zwei Betten. In dem erſten bemerkte man unter Decken und Tüchern herausſehend die Naſenſpitze einer Frau, welche entſetzlich ſeufzte und klagte. Die andere Kranke war vor lauter Decken gar nicht zu erkennen. — „Neugierig blickten auch einige Jäger herein. Plötzlich rief einer derſelben: ‚Die hamm's da rausg'legt, damit mit die Bett'n d' Fallthür zum Keller verſtellt is. I' ſieh' aba's Schloß.‘ So war es; man erkannte deutlich die Kellerthüre an dem ſichtbaren Verſchluß. — „‚Wer hot an Schneid?" rief nun der Unteroffizier. ‚M'r trag'n die Krank'n in d' Stub'n eini. Da ſan ſ'a beſſer aufg'hob'n. Nochen ſteig'n m'r in Keller abi und ſuch'n an Wein.‘

„Im Nu ſtanden je ein kräftiger Jäger an den Ecken des erſten Bettes und wollten es trotz des Proteſtierens des Kaſtellans und des Wimmerns der Frau forttragen, als letztere, wahrſcheinlich in der Meinung, man wolle ihr etwas zuleide thun, einen Arm unter der Decke hervornahm und den ihr zunächſtſtehenden Jäger wegzuſtoßen verſuchte. Dieſer Arm war aber tadellos weiß und recht hübſch geformt.

„‚Na, wenn die die Blattern hot, na hab i an Schafskopf,‘ meinte einer der Jäger.

„‚Dös wern m'r glei ſehg'n,‘ fügte ein anderer bei, und ehe ich es verbieten konnte, zog er die Zudecke der Kranken mit einem Ruck hinweg. Da entpuppte ſich nun eine ziemlich leicht, d. h. nur mit Hemd, Unterrock und Strümpfen bekleidete, ſoviel man erkennen konnte, recht hübſche Bauernfrau, die ſo kerngeſund war wie wir alle. Von Blattern keine Spur. Unter lautem Gelächter machten die Jäger Miene, das Bett einfach umzudrehen und die falſche Kranke herauszurollen. Sie kam dem aber zuvor, ſprang behende auf, eilte, begleitet von unſern Scherzreden, aus dem Hauſe und verſchwand in einer Gärtnerwohnung nebenan. Nun traf die Reihe die zweite Kranke. Die ließ es gar nicht auf eine Unterſuchung ankommen. Als ſich die Jäger dem Bette näherten, flogen von ſelbſt die Decken zur Seite, ein niedliches, etwa achtzehn Jahre altes Bauernmädchen, noch einfacher bekleidet, denn es fehlten die Strümpfe, wurde ſichtbar, war im Nu auf den Füßen, wie der Blitz aus dem Bett, eins, zwei, drei aus dem Hauſe und ebenfalls in der Gärtnerwohnung verſchwunden. Wahre Lachſalven folgten der niedlichen Kleinen nach. — „‚Nun, Herr Kaſtellan, Ihre Blatternkranken ſind doch recht mobil!‘ — „Er entgegnete nichts. Während ich ihn noch weiter neckte, ſchafften die Jäger die Betten zur Seite, ſtiegen in den Keller und bald ſtrahlten vier dickbäuchige Fäſſer mit Rotwein, deſſen Güte wir bei einem fünften erprobt und ſtichhaltig gefunden hatten, auf unſerm Wagen. Dem Kaſtellan händigte ich ſeinen Bon mit den Worten aus: ‚Das vierte Faß requiriere ich zur Strafe für die mir vorgemachte Komödie. Übrigens dürfen ja Blatternkranke keinen ſo ſtarken Wein trinken, und deshalb brauchen Sie ihn doch nicht.‘ — „Er machte ein ſehr ſüßſaures Geſicht. Wir aber zogen lachend ab und kamen in beſter Stimmung in unſerm Quartier an.

„Sehen Sie, meine Herren, dieſes Requirieren war luſtig und leicht. Es kommt eben immer auf die Verhältniſſe an, unter denen man requirieren muß. Im allgemeinen jedoch iſt es einer der häßlichſten Dienſte, die einen Offizier treffen können. Nun genügt es aber. Ich habe mich ſchon verſpätet und muß eilig fort. Gute Nacht, meine Herren. Auf Wiederſehen!"

„Gute Nacht, Herr Hauptmann!"

Damit trennten wir uns. Wir — der Leſer und ich — für heute auch.

## Ein Beſuch der arabiſchen Univerſität in Kairo.

Von Dr. C. Cranz. (Abdruck verboten.)

Kairo! — wenn ich dein gedenke, du herrliche Kalifenſtadt, mit deinen bunten Farben und tropiſchen Düften, den himmelan ragenden Minarets und engen, ſchattigen Gäßchen und dem blauen Nil — da zieht tiefe Wehmut in meiner Seele ein, da tauchen wieder alle farbenprächtigen Sehnſuchtserinnerungen aus der Kindheit auf, alle die Märchen von tauſend und einer Nacht, die der Knabe weltvergeſſen und mit glühenden Wangen geleſen, von Prinzen und Zauberſchlöſſern und wunderſchönen Feen.

Iſt es ein Traum, oder lag ich wirklich noch vor kurzem auf dem kahlen Vorſprung des Mokattamgebirges, das am Ausgang der öſtlichen Wüſte auf das ſchmale Nilthal und die mächtige, türmereiche Stadt zu ſeinen Füßen herabſchaut; — hinter mir das Gelbgrau der Wüſte, auf die die Abendſchatten ſich ſenkten; ein einförmiges Sandmeer, nur zuweilen durch niedrige Dünenzüge oder nackte Felſen unterbrochen, durch ihre Großartigkeit und das furchtbare Schweigen auch den Heiterſten zum Ernſte zwingend. Tief unter mir das ſagenberühmte Kairo; das Getümmel der Stadt dringt nicht herauf in dieſe einſame Höhe, aber deutlich erkennt das Auge das mannigfaltige, farbenreiche Gewimmel in den vielverſchlungenen Bazarſtraßen; rechts vorn die beherrſchende Cidatelle mit der Alabaſtermoſchee, von deren Plattform aus die engliſchen Kanonen drohend ihre Mündung nach der Stadt richten, und engliſche Kompanieen in der kleidſamen roten Uniform in ihren Übungen begriffen. Weiter nach Norden das Haremsſchloß des Vizekönigs auf der Parkinſel Gezireh, deren Akazien- und Sykomorengruppen, untermiſcht mit dichten Orangenbüſchen und hochgewachſenen Doppelpalmen, im üppigſten Grün prangen. Und dort im Hintergrunde ein breiter, glänzender Streifen! Derſelbe Nil, auf dem die Pharaonen ihre Granitquadern für die mächtigen Bauten herbeiſchaffen ließen und auf dem die Geliebte des Antonius in vergoldeter Gondel jagte. Drüben aber über dem fruchtbaren Thal, in dem ein Fellachendorf, unter Palmenwäldern halb verſteckt, an das andere ſich reiht, ragen die Pyramiden in die äthergleiche Luft, die Lybiſche Wüſte gegen Oſten ſäumend; von den drei großen Pyramiden des Beduinendorfes Gizeh an bis zu der eigenartigen Stufenpyramide von Sakkarah; dieſe Denkmäler älteſter ägyptiſcher Geſchichte, an deren Feſtigkeit ſelbſt ein gewaltiger Zerſtörungsverſuch kläglich ſcheiterte. Ganz deutlich, als wäre es von geſtern, liegt mir das ganze zauberhafte Bild vor dem geiſtigen Auge; — wahrlich ein herrlicher Vorwurf für einen Künſtler, nur daß kein Sterblicher die Farben des Kairenſer Himmels genügend wiederzugeben im ſtande wäre. Noch glaube ich jene Karawane von ſieben Kamelen tief unter mir einſam und ſchweigend ihren abſchüſſigen Pfad wandeln zu ſehen, wie die Tiere, fußtief in Sand und Staub eintretend, langſam und vorſichtig ihre ſchwere Steinlaſt dahintrugen, gleichmäßig Schritt für Schritt einen ſicheren Untergrund ſuchend und niemals ſtrauchelnd; ein Bild unerſchöpflichſter Geduld und Gelaſſenheit. — Beruhige dich, reiſedurſtige Seele; wer einmal im Leben jene Zauberpracht ägyptiſcher Farben geſchaut, wird wohl die mannigfachen kleinen Plagen vergeſſen, ſelbſt die Glut der Sonne und das ohrenzerreißende Bachſchiſchgeſchrei, aber die Erinnerung an die Natur des Pharaonenlandes wird niemals gänzlich aus ſeiner Seele weichen.

Und du, lieber Leſer, begleite mich heute auf einem Ritt nach der einheimiſchen „Univerſität“ von Kairo. Eine Hochſchule in unſerm Sinne wirſt du freilich nicht vorfinden; dieſe dem Range nach erſte Univerſität des Islam ſteht nach unſern Begriffen von Wiſſenſchaft auf einer ſehr niedrigen Stufe menſchlicher Geiſtesthätigkeit (höchſtens hinſichtlich der Zahl der Profeſſoren und Studierenden, ſowie der durchſchnittlich auf das Studium verwandten Semeſter kann ſich el-Azhar mit der größten europäiſchen Univerſität meſſen). Die Grammatik, Logik, Rechtswiſſenſchaft, Glaubens- und Sittenlehre, die dort vorgetragen werden, ſind im Grunde weiter nichts als Beſprechungen und Auslegungen des Korans. Faſt die geſamte Wiſſenſchaft der heutigen Ägypter geht im Koran auf; auch das Recht wird, von einigen Entſcheidungen hervorragender Rechtsgelehrter abgeſehen, im weſentlichen nach dem „Buche Gottes“ geſprochen; Kritik wird nicht geübt; und das Studium der Naturwiſſenſchaften, auch der Aſtronomie, die einſt im Nilthal in ſo hohen Ehren ſtand, liegt gänzlich brach. — Doch ſehen wir, was zu ſehen iſt.

Am Ausgange der engen Seitengaſſe, welche vom Hotel du Nil nach der Muski, der Hauptſtraße des arabiſchen Viertels, heraufführt, ſtanden, wie alltäglich, ſchon zehn bis zwölf Eſeltreiber mit ihren geſattelten Eſeln bereit, und der übliche Kampf der Treiber um den Beſitz von uns drei Deutſchen begann ſofort aufs heftigſte zu wüten.

Wer nicht ſelbſt einen Eſelsritt in Kairo durchgemacht hat, wird nicht leicht im ſtande ſein, ſich einen Begriff von dem ſinnbetäubenden Geſchrei zu machen, mit dem er anfängt, verläuft und endigt. Das beſte iſt noch, mit möglichſter Seelenruhe ſich ein kräftiges Grautier auszuwählen und raſch zu beſteigen; für das übrige möge dann Allah ſorgen. Denn noch nicht hat der Fuß den Steigbügel erlangt, ſo hat auch ſchon der Eſel mit emſiger Haſt ſich in Galopp geſetzt, einerlei in welcher Richtung; er weiß ja ſehr genau, daß gleich nach dem Zurechtſitzen mit mathematiſcher Sicherheit der erſte Streich von dem Stocke des Hammârs auf ihn niederſauſt; und die Heftigkeit dieſes Schlages ſucht er zu mildern, indem er ſchon vorher einen ſo großen Pflichteifer als möglich an den Tag legt. Und fort geht es nun in wahnwitziger Jagd durch die engen, menſchenüberfüllten, halbdunkeln Straßen, deren Gedränge in den arabiſchen Vierteln ſelbſt das der Rue Rivoli in Paris und der Hauptbrücke über das Goldene Horn in Konſtantinopel weit überbietet; und hintendrein rennt im ſelben Tempo der Eſeltreiber (Hammâr), barfuß, in dem ſtereotypen blauen Hemd und dem Turban, mit dem langen Palmenſtocke in der Hand, und mit einem nie ermüdenden, nervenerſchütternden Geſchrei. „Oh yemînak, chawâge! uâ! uâ!“ wie lange werden mir dieſe Laute noch in den Ohren klingen? Jeder einzelne Fußgänger, der auszuweichen hat, will auf die betreffenden Gliedmaßen aufmerkſam gemacht werden, welche Gefahr laufen, ſonſt fällt es keinem Ägypter ein, aus dem Wege zu gehen: „Deine linke Hüfte, o Herr (nimm in acht),“ „deinen rechten Fuß, o Nachkomme des Propheten!...“ Bei dem tollen Reiten erſcheint es mir übrigens heute noch wie ein wahres Wunder, daß ich nicht das Leben irgend eines Araber- oder Türkenjungen auf dem Gewiſſen habe. Es geſchah merkwürdigerweiſe nie ein Unfall. Nur ein einziges Mal wurde ein erwachſener Araber von meinem Eſel über den Haufen geworfen; der Araber hätte niemals gewagt, einen Europäer anzutaſten, aber mein Eſeltreiber wurde von ihm gründlich durchgeprügelt und nahm auch die Streiche als etwas ihm durchaus Gebührendes hin.

Eben das läſtige Gefühl, das es mit ſich bringt, ſo ziemlich jede halbe Minute den hinteren Teil des Eſels unter ſich infolge eines kräftigen Hiebes nach der einen oder anderen Seite geſchleudert zu fühlen, wo man ohnedies gerade Gefahr läuft, etwa gegen eine Bazarbude anzurennen, und beſonders die nervöſe Haſt der Beförderung iſt das einzige Unangenehme an dieſen übrigens allgemein üblichen Eſelsritten; nicht als ob dieſes Reiten ſelbſt irgend eine Schwierigkeit mit ſich brächte; jedermann, auch ein des Reitens Unkundiger wird ſich ſofort auf einem ägyptiſchen Eſel ſicher fühlen; vorzugsweiſe bedauert man, in allzu raſchem Fluge an all den intereſſanten Völkertypen vorbeigetragen zu werden, an denen das Auge jeden Augenblick wieder etwas Neues und Überraſchendes herausfindet: hier zwei ſchwarzverſchleierte Türkinnen in einer Sänfte; nur die dunkelbemalten Augen und der meſſingene Schleierhalter ſind außer dem Schwarz ſichtbar; eine Gruppe Beduinen, die im maleriſchen Vorraum eines Kaffeehauſes die Waſſerpfeife rauchend ihren Kêf abhalten und einem Märchenerzähler lauſchen; karierte Engländer mit Korkhelm, Sonnenſchirm und Bädeker; und dort auf einem wohlgenährten weißen Eſel ein Muſelmann in koſtbarem gelben Kaftan und dem vielbeneideten grünen Turban; würdevoll grüßt er nach allen Seiten durch Erheben der Hand zur Bruſt, Lippe und Stirn; man glaubt es dem Eſel anmerken zu können, daß er die Ehre zu ſchätzen weiß, einen Nachkommen des Propheten tragen zu dürfen.

Endlich wurde die faſt völlig überdachte Straße menſchenleerer und ſo eng, daß buchſtäblich die Füße beim Reiten rechts und links anſtreiften, und im Hintergrunde der Gaſſe, — doch halt, hier bot ſich eben ein Anblick, dem zuliebe unumgänglich der Augenblicksphotograph in ſein Recht eintreten mußte: in einer Seitenvertiefung rechts am Wege hockte ein arabiſcher Winkeladvokat auf einem ärmlichen Teppich mit untergeſchlagenen Beinen, hinter jedem Ohr eine Holzfeder; letztere, ſowie ein altes Schreibzeug, einige Blätter Papier und ein Koranexemplar bildeten die ganze Ausſtattung ſeines Anwaltsbüreaus; vor ihm ſaß ein Klient, der aufmerkſam ſeinen Worten lauſchte; der Advokat hatte ihm eine Stelle im Koran vorgeleſen, die für den vorliegenden Fall zu paſſen ſchien, und ſchickte ſich an, einiges auf einen Fetzen Papier für ihn niederzuſchreiben, während er das Papier, wie üblich, in der flachen Hand hielt. Das ärmliche Advokaten- und Schreiberdaſein des alten Rechtsgelehrten mit dem braunen runzeligen Geſicht und in ſeinem abgetragenen, zerriſſenen Kaftan lag ſo offen zu Tage, daß man ein Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken konnte.

Gleich darauf waren wir vor dem Thore der Moſchee Gama el-Azhar angelangt, die faſt genau ſeit einem Jahrtauſend für die Zwecke der arabiſchen Univerſität verwendet wird. Von dem Äußeren dieſer Moſchee iſt gar nichts zu ſehen, da ringsum hohe Häuſer direkt angebaut ſind. Der vorausreitende Dragoman hatte ſchon mit dem Ring an das Thor geklopft, und ein graubärtiger Levantiner öffnete. Es wurde ihm augenſcheinlich recht ſauer, den Schibuk aus dem Munde nehmen zu müſſen; uns fremden Ungläubigen gegenüber begnügte er ſich, ohne weiteren Gruß die Strohſchuhe darzureichen und zu befeſtigen (der Koran verbietet, daß der Fuß eines Ungläubigen die Allah geweihte Moſchee betritt, und dies wird wörtlich befolgt), dagegen mit dem Dragoman wurde die ganze ſchöne, wenn auch etwas langatmige Begrüßung gepflogen, „es ʿaleikum; — u ʿaleikum warahmet allâh wa barakâtu; Heil mit dir; — und mit dir ſei der Friede und Gottes Barmherzigkeit und ſein Segen.“ So ging es eine gute Weile fort, und nachdem ſie noch mehrere Segenſpendungen ſich gegenſeitig auf das Haupt herabgewünſcht und der Wärter das Empfehlungsſchreiben des Konſulats geleſen, beziehungsweiſe ſich den Anſchein gegeben hatte, als könne er leſen, wurde auch das innere Thor geöffnet.

Es zeigte ſich ein größerer Vorraum mit mehreren überdachten Ciſternen. Jeder einzelne Gläubige, der die Moſchee zum Zwecke des Gebetes oder des Unterrichtes betrat, hatte die Schuhe ausgezogen, falls letzteres überhaupt notwendig war, und begab ſich vor allem nach dem Brunnen, um Füße und Geſicht zu waſchen und dann rein vor Allah zu erſcheinen. In dieſem Augenblicke wateten gerade zwei muntere Türkenknaben in einer der flachen Ciſternen herum; das Waſchen, das ſie recht nötig hatten, beſorgten ſie lange und gründlich und ergötzten ſich dazwiſchenhinein damit, ſich unter luſtigen Späßen mit Waſſer zu ſpritzen; und auf dem Marmorrande der Ciſterne ſaß ein Araberjunge, der mich in Haltung und Farbe aufs lebhafteſte an den braunen Genius am Sockel des Stuttgarter Dannecker-Denkmals erinnerte; nur daß der erſtere erſichtlich einen beſtimmten Zweck verfolgte; er war eben daran, um ſeinen kleinen roten Fez das weiße Tuch kunſtgerecht zum Turban aufzuwickeln, was mehrere Male nicht recht gelingen wollte.

Aus dieſem Toilettenraume führt eine offene Säulenhalle zu dem großen unbedeckten Hofe der Moſchee, der rings mit mehrfachen Säulenreihen umgeben, und in deſſen Hintergrunde das ziemlich defekte Sanktuarium ſichtbar iſt, beſtehend aus der Kibla, der nach Mekka gerichteten Gebetsniſche und der Kanzel, dem Mimbar, rechts von der Kibla, von wo aus der Imâm die Rede an die Gläubigen zu halten pflegt.

Der Hof war dicht beſetzt mit Hunderten von Studierenden jeden Alters. Dieſe ſcheiden ſich nach Stämmen in mehrere ſogenannte Riwâts, von denen jeder eine beſtimmte Säulenabteilung innehat; Inder, Kurdern, nubiſche Berbern, Syrer, Yemenſer ꝛc.; und die Landsmannſchaften ordnen ſich wieder nach der Altersſtufe in Dutzende von Gruppen, mit je einem Profeſſor (schêch).

Ein treffenderes Bild von Behäbigkeit, Würde und Eigendünkel als ein ſolcher arabiſcher Schêch läßt ſich nicht wohl denken. Man muß ihn geſehen haben, jenen wohlbeleibten Muslim, wie er daſaß im Vollgefühl ſeiner Würde und Gelehrſamkeit, in weitem Kreiſe die Falten des ſeidenen Kaftans um ihn her, ſo daß von den untergeſchlagenen Beinen nur die roten Schnabelſchuhe ſichtbar waren, und wie er mit fetter Stimme aus einem Manuſkripte dozierte, das er auf einem kleinen Pulte vor ſich liegen hatte. Im Halbkreiſe um ihn hockten in gleicher Stellung die Studierenden und ſchrieben mit den ungefügen Holzfedern emſig nach. Um ein Andenken an den intereſſanten Herrn und ſeine Schule zu erhalten, erbat ich mir durch Vermittelung des Dragomans das eben beſchriebene Blatt eines Schülers; ſogleich bemerkte der Schêch, er ſelbſt werde einige arabiſche Worte zum Gedächtniſſe dieſer Stunde aufzeichnen. Die Schule ruhte einen Augenblick. Offenbar machte es dem Schêch Vergnügen, uns ſeine ganze Kunſt der Kalligraphie zu zeigen, und mit aller Langſamkeit und Gemeſſenheit des Orientalen legte er ein friſches Blatt Papier auf die wohlgepflegte, beringte Hand und ſchrieb — natürlich von rechts nach links — auf dieſer Unterlage in der That ſehr ſchön ſeine arabiſchen Zeichen nieder. Die Überſetzung des Schriftſtückes lautet: „Kairo, ägyptiſches Datum. Heute haben die arabiſche Univerſität al-Azhar drei deutſche Herren beſucht, welche von dem Verlaufe des Unterrichtes in hohem Grade befriedigt geweſen ſind.“ Nicht, daß ihm irgend etwas Schmeichelhaftes über den Unterricht geſagt worden wäre. Dieſes Urteil war ihm ſelbſtverſtändlich. Bei ſeiner wirklichen Unbildung und ſeiner Verachtung europäiſcher Gelehrſamkeit muß es notwendig den Dünkel des Mannes vermehren, ſich tagtäglich von Fremden aller Nationen aufs eingehendſte beobachtet und ausgefragt zu finden. Es änderte ſich auch keine Miene in ſeinem ſtolzen Geſichte, als der Momentphotograph in der Richtung gegen ihn einklappte.

Plötzlich lenkte ein jämmerliches Geſchrei die Aufmerkſamkeit nach einer Schülergruppe zur Seite. Ein Unglücklicher hatte die ihm aufgegebene Sure aus dem Koran wiederholt nicht genügend aufzuſagen vermocht. Auf einen Wink des betreffenden geſtrengen Schêchs faßten ihn zwei kräftige Kameraden an den Beinen und kehrten ihn um, ſo daß die Fußſohlen dem Lehrer zugewandt waren. Letzterer, ohne durch Haſt oder Zorn ſeiner Würde etwas zu vergeben, ergriff ſein aus der Mittelrippe eines Blattes der Dattelpalme gewonnenes Zepter, und eine regelrechte Baſtonade ſpielte ſich ab. „Der Stab kommt vom Himmel, ein Segen Gottes,“ ſagt ein altes arabiſches Sprichwort.

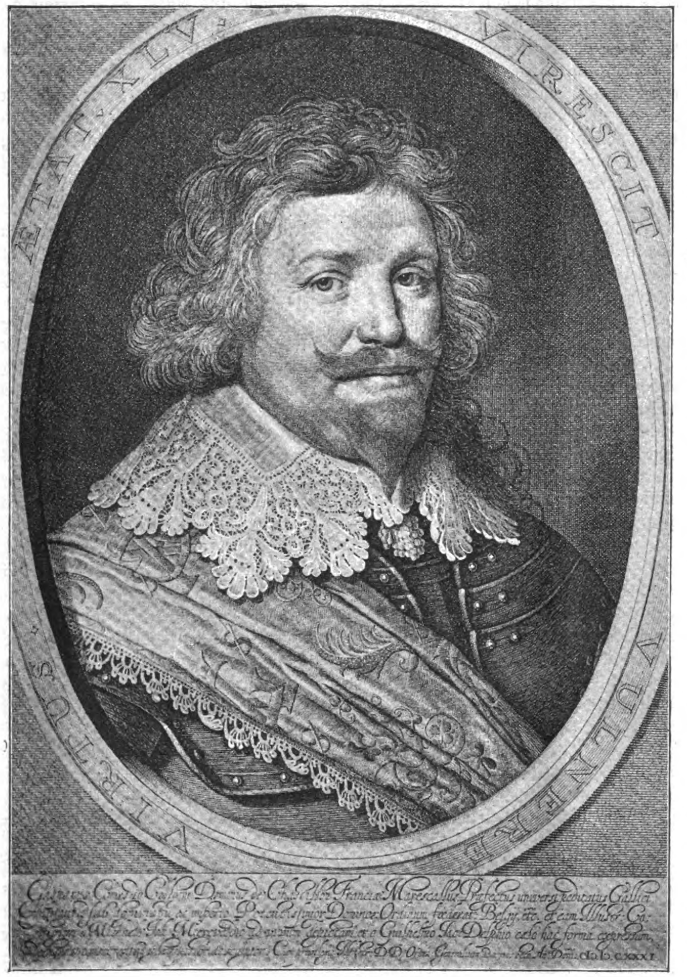
Trotz der ſehr zahlreichen Streiche beruhigte ſich der junge Miſſethäter ſehr bald. Warum auch nicht? Allah hat es gewollt, daß er heute ſeine Sure nicht auswendig konnte, und Allah hat es auch gewollt, daß er dafür Schläge erhielt. — Übrigens iſt jene im Orient übliche Beſtrafungsart für den niederen Araber nicht entfernt ſo hart, als es uns ſcheinen möchte; ich ließ mir einmal von einem Eſeltreiber ſeine Fußſohle zeigen und war erſtaunt, welche elefantenartige Dicke infolge des beſtändigen Barfußgehens über Steine und heißen Sand die Epidermis angenommen hatte.

Jeden Tag wird ein beſtimmtes Kapitel des Korans in der ganzen Univerſität dem Unterricht zu Grunde gelegt und ſeparat gedruckt verteilt. Die älteren Schüler ſtudieren daran Rechtswiſſenſchaft, Glaubenslehre ꝛc.; die weniger vorgerückten lernen es Stück für Stück auswendig, wobei ſie ſämtlich das Penſum halblaut vor ſich hinmurmeln und ebenſo ausnahmslos in eigentümlichſter Weiſe mit dem Oberkörper hin und her wippen und ſchaukeln; — durch dieſe Bewegungen glaubt der Araber mechaniſch dem Gedächtnis nachhelfen zu können.

Außer dieſen ſchaukelnden Schulen iſt der Anblick der Jüngſten beſonders ergötzlich, welche das vorgeſchriebene Penſum zum Schreibenlernen benutzen. Mit mehr oder weniger Glück ſind die kleinen, meiſt ſehr aufgeweckt ausſehenden Knirpſe bemüht, auf ihre blecherne Schreibtafel mit Tinte rieſige arabiſche Buchſtaben zu kritzeln. In ihrem minimalen roten Fez mit ſchwarzer Troddel, der bei keinem fehlt, und dem Kaftan nehmen ſie ſich gar zu niedlich aus. Die Allotria fehlen ſo wenig als in Europa; eine wohlgelungene, aus einem Taſchentuch gedrehte, farbige Maus ging, unbemerkt vom Schêch, im Halbkreiſe herum und erfreute ſich entſchiedenen Beifalls.

Eine mit Strohmatten belegte Seitenhalle der Moſchee dient zu einem weſentlich anderen Zwecke, nämlich als Büreau eines Staatsanwalts für Eheſtreitigkeiten. Drei bis vier Dutzend Frauen ſaßen um einen Rechtsgelehrten, und eine um die andere trug ihren Streitfall beziehentlich ihre Zeugenausſagen vor; der eben in Behandlung ſtehende Rechtsfall machte dem Anwalt augenſcheinlich viel Vergnügen; denn er kam aus dem behaglichen Schmunzeln oder lauten Lachen nicht heraus. Die ganze große Verſammlung von gleich ſchwarz verhüllten Frauen, wie ſie dicht gedrängt und lebhaft ſchwatzend in der üblichen Weiſe in dem Hofe hockten, hatte eine frappante Ähnlichkeit mit einem Konvent von Raben, der im Begriffe ſteht, eine aufregende Streitſache auszutragen. — Am Thore erwartete uns der Wärter; er band die läſtigen Strohſchuhe wieder von den Füßen los, und einige Piaſter glitten in ſeine längſt geöffnete Hand. „Dir gehört mein Herz und mein Haus; Gott vermehre dein Gut; er ſchütze dich und ſchenke dir einen guten Abend ꝛc.“ —

Um die draußenſtehende Karawane von Eſeln und Eſeltreibern hatte ſich inzwiſchen ein mächtiger Haufe von bettelnden Knaben und halberwachſenen Mädchen angeſammelt, die nun mit betäubendem Geſchrei die größten Kapitalien für die vielen unnötigen, kleinen Dienſte ungeſtüm forderten, welche ſie ungebeten verrichteten, wie Steigbügelhalten, Zügelhalten, Wegzeigen ꝛc., „bachschisch! oh chawâge! bachschisch! bachschisch!“ Der Rat Bädekers, durch Rückwärtswerfen eines Kupferſtückes einen Knäuel dieſer Bettler zu verurſachen und dadurch eine Gaſſe freizumachen, hatte wieder wie ſo oft die gewünſchte Wirkung. Alſo aufgeſeſſen, und ſchon hat der Eſel wieder einen der wuchtigſten Streiche vom Eſeltreiber im Rücken, und von neuem beginnt die wilde Jagd, die erſt dicht vor dem Thore des Hotels ihr Ende findet.



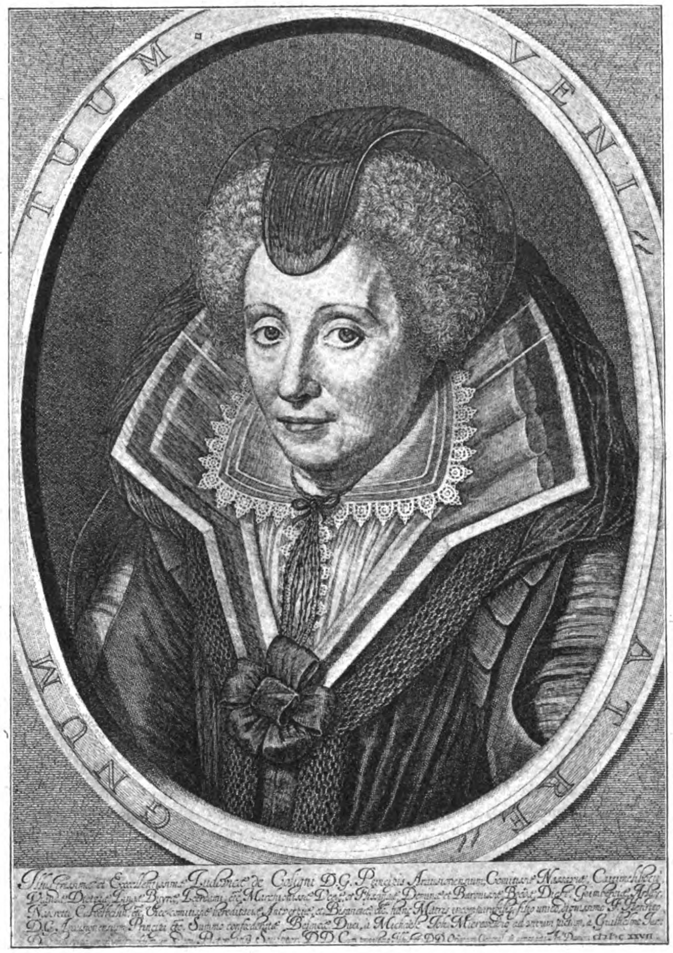
Admiral von Coligny.
Nach dem Bilde von M. J. Miereveld, geſtochen von W. J. Delff.

# Luiſe von Coligny, eine Ahnfrau unſers Kaiſerhauſes.

Ein Lebensbild von Theodor Schott.

(Abdruck verboten.)

Südlich von Paris in dem lieblichen Thale der Loing liegt das kleine Städtchen Châtillon; der freundliche Ort wird von einem Hügel überragt, auf dem ſich die rauchgeſchwärzten Trümmer eines alten Turmes erheben, des letzten Überreſtes eines ſtattlichen Schloſſes, das im XVI. Jahrhundert ſtolz Stadt und Gegend beherrſchte und der gewöhnliche Wohnſitz eines Mannes war, der in der franzöſiſchen Reformationsgeſchichte eine Rolle ſpielte wie kein anderer Privatmann und weltbekannt iſt durch ſeinen tragiſchen Tod in der Bartholomäusnacht (24. Auguſt 1572), des Admirals von Coligny. Das grauſe Geſchick, welches den großen Mann in jener „greulichen Mordnacht“ traf, breitete ſeinen dunklen Schatten auch auf die übrigen Glieder ſeiner Familie aus. Von dem Lebensgange ſeiner älteſten Tochter Luiſe, welche mit uns Deutſchen in näherer Verbindung ſteht als ein anderes der Kinder und Verwandten, mögen die folgenden Zeilen ein kurzes Bild entwerfen. „Heute, den 28. September 1555, an einem Samstage morgens um $8^{3}/_{4}$ Uhr wurde meine Tochter Luiſe in Châtillon geboren,“ ſchrieb der Admiral mit ſeiner feſten Hand in großen, etwas aufrechten Zügen in das alte noch vorhandene Gebetbuch, das er von ſeiner Mutter Luiſe von Montmorency geerbt hatte und in welches er, ihrem Beiſpiele folgend, die wichtigſten Familienereigniſſe eintrug, die in ihren wenigen Worten ſo viel Freude und ſo viel Jammer enthalten. In fröhlichem Geſchwiſterkreiſe wuchs das geſunde, reich beanlagte Mädchen auf, umgeben von der treueſten Vater- und Mutterliebe. Mit der ganzen energiſchen Kraft ſeines Weſens hielt der Admiral feſt an der evangeliſchen Wahrheit, mit der er in harter Gefangenſchaft (um 1558) bekannt geworden; der kühne Ernſt ſeines Geiſtes fand ſeine feſte Stütze, ſeine volle Befriedigung in der Lehre, welche ihn Gott unterwarf, aber von Menſchen frei machte. Der hochgeborne, vielbeſchäftigte Edelmann, dem die wichtigſten Staatsämter anvertraut waren, gab ſeinen Hausgenoſſen ein leuchtendes Beiſpiel patriarchaliſcher Einfachheit und chriſtlicher Pflichttreue; ein echter Prieſter ſeines Hauſes, ſammelte er morgens und abends Familie und Dienerſchaft um ſich zum Gebete und vor dem Abendmahle pflegte er ſie einzeln zur Verſöhnlichkeit zu mahnen. Als ihm im Juli 1562 ſein älteſter Sohn ſtarb, ſchrieb er aus dem Getümmel des Bürgerkrieges, der eben begonnen, ſeiner Frau (Charlotte von Laval) die ergebenen Worte: „Es iſt Gottes Wille, ihm laſſe ich auch die anderen Kinder, wenn es ſein Wille iſt. Handle ebenſo, dann wird er Dich ſegnen.“ Und Charlotte von Laval war dieſes Mannes wert: eine fromme, opfermutige Frau, hat ſie das evangeliſche Bekenntnis mit gleicher Inbrunſt angenommen, weit und breit galt ſie als Mutter der Armen, Waiſen und Kranken; 1568 ergriff ſie in Orleans, wohin ſie ſich mit ihren Kindern während des zweiten Religionskrieges geflüchtet, bei der Pflege erkrankter Soldaten der Typhus. Ihr Schmerz auf dem Totenbette war, den nicht mehr ſehen zu können, welchen ſie mehr als ſich ſelbſt geliebt; aber ſie wiſſe, welche Geſchäfte ihn zurückhalten, und beſchwöre ihn bei allem, was ihm teuer ſei, für den Dienſt Gottes und für die Religion bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen und ihre Kinder in der gleichen Geſinnung zu erziehen. Sogleich eilte Coligny aus dem Lager herbei und blieb bis zu ihrem Tode (3. März 1568); ſeinen verwaiſten Kindern hielt der ernſte Mann vor: dieſer große Verluſt ſolle ſie lehren, daß es in dieſer Welt keine Stütze gäbe, daß alles ſchwach und hinfällig ſei, außer der Barmherzigkeit Gottes. —



Luiſe von Coligny.
Nach dem Gemälde von M. J. Miereveld, geſtochen von W. J. Delff.

Das Beiſpiel der geliebten Eltern, die einfache, fromme Atmoſphäre des Hauſes waren vom tiefſten, nachhaltigſten Einfluſſe auf das jugendliche Gemüt von Luiſe, Lebensanſchauung von Vater und Mutter wurde auch die ihrige und der düſtere Ernſt des Lebens, welcher ſo jäh und ſo gewaltig in ihrer Jugend goldenen Morgen hereinbrach, ſtählte ihre ſittliche Kraft. Nach dem allzufrühen Tode ihrer Mutter wurde ſie ihres Vaters Vertraute und Tröſterin, und mit Freude ſahen Verwandte und Freunde ſeine Tugenden in ihr wieder aufleben. Als ein vornehmes adeliges Fräulein wurde ſie erzogen, ſorgfältig wachte der Admiral über den Unterricht ſeiner Kinder, die trefflichſten Lehrer wurden für ſie ausgewählt, was die Zeit verlangte, was die damalige herrſchende Bildung forderte, es iſt ihr nicht fremd geblieben. Noch iſt das Liederbuch (Chanſonier) vorhanden, in das ſie alte, ſeltene Lieder in ſchöner Schrift eintragen ließ, die Freude an der Natur, an ſchönen Gärten, wie ſolche ihr Vater in Châtillon anlegte, welche er mit Stolz fremden Beſuchern zu zeigen liebte, begleitete die Tochter bis in ihr hohes Alter. Durch den Stand ihres Vaters, durch ihre Verwandtſchaft war ſie den höchſten Familien des Landes gleichgeſtellt und fand ſie dort ihren Umgang. Da war vor allem die edle Herzogin Renate von Ferrara, die Tochter König Ludwigs XII von Frankreich, deren Witwenſitz Montargis man von der Zinne des Turmes von Châtillon erblicken konnte. Die vielgeprüfte Frau, deren hohen Sinn und Geiſt ihre Tochter Leonora (Taſſos Leonore) mit den ſchönen Zeilen rühmt:

„Die Kenntnis alter Sprachen und des Beſten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank ich der Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an echtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich“

war die treueſte Freundin des Hauſes, die helfende Tröſterin in jeder Not, wie eine Mutter wachte ſie über der Familie ihrer Glaubensgenoſſen. Da war ferner Johanna d'Albret, die ſtreng kalviniſche ſtaatskluge und energiſche Königin von Navarra; ihr Sohn Heinrich, nachmals König Heinrich IV, und ſeine treffliche Schweſter Katharine waren in Rochelle, wohin die Hugenotten im Jahre 1568 alle geflüchtet waren, die täglichen Geſpielen von Luiſe, ein ſchönes Band treuer Freundſchaft, das bis zum Tode anhielt, verknüpfte die Geſpielen der Jugend. Nicht ungetrübt verfloß ihr dieſe: wohl die ſchönſten Jahre war die kurze Spanne Zeit von 1563—1567, während welcher des Krieges Stürme ſchwiegen und das heimatliche Schloß den Admiral mit ſeiner ganzen Familie in friedlicher Ruhe beherbergte. Bald kamen die blutigen Greuel der Religionskriege, und die reiche Ernte, welche der Tod im nächſten Verwandtenkreiſe hielt (es ſtarben binnen zwei Jahren ihr Bruder, ihre Mutter, ihr Oheim Andelot), das Ächtungsdekret des Pariſer Parlamentes, worin ihr geliebter Vater in contumaciam zum Tode verurteilt, ſein Wappen zerſchlagen und ein Preis von 50000 Thalern auf ſeinen Kopf geſetzt wurde, die Schreckensnachricht, daß ihr Schloß Châtillon von bewaffneten Banden geplündert und beinahe zerſtört worden ſei, dies alles ſchlug hart und grauſam an das warm empfindende Herz des jungen Mädchens. Sie war keine hervorragende Schönheit; ſie hatte wie ihr Vater keine impoſante Geſtalt: aus den dunkeln Augen leuchtete die ganze Munterkeit des galliſchen Blutes und in ihren vertrauten Briefen läßt ſie dem freien Erguß ſüdlicher Lebendigkeit vollen Lauf, als echte Franzöſin verſteht ſie auf das angenehmſte zu plaudern und zu unterhalten; die weiche, wohllautende Stimme war der Ausdruck ihres tiefen Gemütes, ihrer Seelengüte, dagegen trägt die hohe freie Stirn den ernſten Zug des Vaters, und das Leben that das ſeinige, um dieſen Ausdruck zu verſtärken.

Der Friede von St. Germain (Auguſt 1570 geſchloſſen) ſchien dem erſchöpften Lande die erſehnte Ruhe, den feindlichen Parteien Verſöhnung zu bringen; auch über Colignys Haus ging eine neue Sonne des Glückes auf. Am 25. März 1571 reichte der Admiral ſeine Hand einer jungen, durch Geiſt und Frömmigkeit ausgezeichneten Dame, der Gräfin Jacqueline von Montbel und Entremont in Savoyen. Der Schritt des ſchon bejahrten Helden mutet uns etwas ſeltſam an, welche Gründe ihn bewogen, wir wiſſen es nicht, aber Mutter und Kinder hielten in den Tagen des Leides, die allen aufs reichlichſte zugemeſſen waren, treulich zuſammen. Zwei Monate nachher (26. Mai 1571) heiratete Luiſe von Coligny einen jungen Edelmann, einen entfernten Verwandten, Karl von Téligny. Er war in jungen Jahren in des Admirals Haus gekommen und bald ſein erklärter Liebling, bei allen Feldzügen begleitete er ihn, zu den wichtigſten Miſſionen wurde der liebenswürdige, talentvolle Offizier von ihm verwendet; in ſeinem Teſtamente (5. Juni 1569) riet der beſorgte Vater ſeiner Tochter Luiſe, ihn einmal zu heiraten wegen der trefflichen Eigenſchaften, die er in ihm gefunden habe; ſie werde dabei glücklich und zufrieden ſein, und auf dies müſſe man in ſolchen Dingen mehr ſehen als auf Reichtum. Nun war der Wunſch erfüllt, bald in Lierville, einer kleinen Beſitzung Télignys, bald in Châtillon hielt ſich das junge Paar auf, ſie begleiteten auch den Admiral, als er Juni 1572 nach Paris aufbrach zur Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margarete von Valois. Es iſt hier nicht der Ort, die Bartholomäusnacht, die dieſer Hochzeit als blutiger Schatten folgte, ihre Entſtehung und ihre Greuel ausführlich zu ſchildern, es genüge, das Schickſal, welches Luiſe, ihren Gemahl und ihren Vater getroffen, kurz zu erzählen.

Coligny wohnte im Hotel Ponthieu in der (jetzt verſchwundenen) Straße Béthizy (Rivoliſtraße Nr. 144), ganz in der Nähe im „Goldenen Löwen“ Téligny. In der Wohnung des Admirals ſammelten ſich Freitag den 22. Auguſt nach dem ſchändlichen Mordanfalle, welchen Maureal auf ihn gemacht, ſämtliche Häupter der Hugenotten. Nur allzunahe lag die Frage, ob man aus der unheimlichen Hauptſtadt, wo die Blutthat eine ungeheure Aufregung hervorgerufen hatte, nicht fortziehen ſolle an einen ſichereren Ort? Konnte man ſich auf den Schutz des Königs verlaſſen! Lauerten nicht weitere Gewaltthaten noch im Hintergrunde? Es war beſonders Téligny, der, eine offene, treue Natur, dieſelbe Geſinnung bei dem Könige, deſſen Gunſt er in der letzten Zeit ſich erworben hatte, vorausſetzte; er wies auf das Mißtrauen hin, welches der Wegzug der Hugenotten erregen würde, auf den Bürgerkrieg, der beinahe mit Notwendigkeit daraus entſtehen mußte, verbürgte ſich gewiſſermaßen für die Zuverläſſigkeit des Monarchen, deſſen elenden Wankelmut er nicht kannte! Der Admiral ſelbſt, der „lieber hundertmal ſterben als immer in Argwohn leben wollte,“ riet ebenfalls zum Bleiben. Arglos trieben die Hugenotten dem furchtbaren Loſe entgegen, welches ruchloſe Hände ihnen bereiteten. Colignys Wunden (er war am linken Arm und rechten Zeigefinger verwundet) beſſerten ſich, ſpät abends am Samstag (23. Auguſt) verließen Téligny und ſeine Frau, welche den ganzen Tag über nicht vom Bette des geliebten Vaters gewichen waren, den Admiral, um in der eignen Wohnung zu ruhen. Um drei Uhr morgens (24. Auguſt) erwachten ſie von Flintenſchüſſen, Waffenklirren und häßlichem Lärm; Téligny ſtürzte an das Fenſter, er ſah auf der Straße im dämmernden Morgen Bewaffnete vor ſeines Schwiegervaters Haus; raſch warf er einige Kleider über, eilte in den Hof und ſchaute von einer Leiter über die Mauer auf den wilden Tumult. Ein gräßlicher Anblick bot ſich ihm dar: vor ihm lag der zuckende Leichnam des Admirals, mit Wunden bedeckt, mit Fußtritten mißhandelt, umgeben von einer jubelnden Schar blutgieriger Mörder. Da wird er ſelbſt erblickt und erkannt, Schüſſe werden auf ihn abgefeuert, er flüchtet in das Haus und auf das Dach, um von dort aus ſich weiter zu verbergen. Eine wilde Jagd beginnt, ſchon ſind ihm die Mörder auf den Ferſen und legen auf ihn an, da ruft einer: Es iſt Herr von Téligny. Ein menſchliches Rühren ergreift die rohen Geſellen, man kannte ihn als den Liebling des Königs, man liebte und achtete ihn allgemein wegen ſeiner Freundlichkeit; ſie ziehen ſich zurück, da nahen ſich andere — es ſollen die Garden des Prinzen Anjou, des nachherigen Königs Heinrich III, geweſen ſein — und ohne Erbarmen ſchießen ſie ihn nieder! Unaufhaltſam nahm das grauſe Morden in Paris ſeinen furchtbaren Gang; wie Luiſe von Coligny demſelben entrann, darüber fehlen alle näheren Berichte. In ihrem Hauſe wurde alles, Männer und Frauen, niedergemetzelt; wo ſich Luiſe verborgen, wie ſie aus Paris ſich rettete, wohin ſie zuerſt ihre flüchtenden Schritte lenkte, wir können es nicht angeben. Später finden wir ſie wieder in Savoyen bei ihrer (zweiten) Mutter.

Am 25. Auguſt hatte Karl IX eine Abteilung Soldaten nach Châtillon geſandt, um die Kinder des Admirals freiwillig oder mit Gewalt nach Paris zu führen; ſie fanden nur den jüngſten Sohn Colignys, Karl, die übrigen waren, ihr Schickſal ahnend, begleitet von ihrem treuen Lehrer Legresle, als fahrende Schüler verkleidet, geflüchtet. Glücklich gelangten ſie über Mülhauſen in die Schweiz, in deren gaſtliche Städte ſich überhaupt ein Strom flüchtiger Hugenotten ergoß. Juni 1573 trafen ſie in Baſel wieder mit ihrer Schweſter Luiſe zuſammen. Im Herbſte 1572 war des Admirals Witwe in Begleitung von Luiſe in ihre Heimat Savoyen zu ihrer Mutter gezogen; in ihrem Schloſſe Saint-André de Briord ſchenkte die erſtere am 21. Dezember einer Tochter das Leben, der ſie ihrer Mutter zu Ehren und in Erinnerung früherer glücklicher Tage den Namen Beatrice gab. Aber jammervoll war ihr eignes Los; Februar 1573 wurde ſie auf Befehl des Herzogs Philibart Emanuel, der nach ihren Gütern habſüchtig war, bei einer Reiſe nach Turin gefangen und in einem alten Turm in Nizza in ſtrenger Haft gehalten. Auch Luiſe von Téligny hatte Hartes zu erdulden; die ſavoyiſche Beſatzung hauſte übel in St. André, die junge Witwe war aller Mittel entblößt und durfte nicht einmal ihren proteſtantiſchen Gottesdienſt ausüben. Zum Glücke für ſie traten die Herren von Baſel und Bern, von den Söhnen Colignys dazu aufgefordert, fürbittend für die Arme ein. Die ſchrecklichen Pariſer Ereigniſſe hatten in der ganzen evangeliſchen Welt Entſetzen über die Mörder, Mitleiden mit den Opfern hervorgerufen. Bern ſandte den Herrn von Bonſtetten nach Turin, und wenn es ihm auch nicht gelang, der Admiralin ihre Freiheit zu verſchaffen, ſo durfte ihn doch Luiſe in die freie Schweiz begleiten. 24. März 1573 kam ſie in Genf an, von dort begab ſie ſich nach Bern und dann, begleitet von dem Herrn von Erlach, der einſt in glücklicheren Zeiten ſchöne Gaſtfreundſchaft in Châtillon genoſſen hatte, nach Baſel, um im November mit ihren Brüdern und Vetter nach Bern überzuſiedeln. Faſt drei Jahre blieben die Flüchtlinge dort, hochgeehrt, im Umgange mit den beſten, angeſehenſten Familien, eifrigſt bemüht, ihrer unglücklichen Mutter die Freiheit und den Genuß ihrer Güter wieder zu verſchaffen. Oktober 1575 wurde die Witwe des Admirals auch wirklich freigegeben, 1585 aber zum zweitenmal eingekerkert und als Schwarzkünſtlerin angeklagt; Dezember 1599 machte endlich der Tod ihren Qualen und ihrer Gefangenſchaft ein Ende. Es war ein ſtilles, friedliches Aſyl, aber als das Edikt von Beaulieu (Mai 1576) den Hugenotten Religionsfreiheit zuſicherte, da löſchte die Sehnſucht nach der Heimat alle trüben Erinnerungen aus. „Am 14. Auguſt (1576) fuhren die Herren us Caſtillion, deß Admirals ſel. Sün ſamt irer Schwöſter wiederumb in Frankreich," meldet der alte Berner Chroniſt. Ihre konfiszierten Güter waren ihnen zurückgegeben, einer ſpäteren Zeit blieb übrig, das Andenken ihres Vaters, der durch Parlamentsbeſchluß vom 27. Oktober 1572 noch nach ſeinem Tode als Verſchwörer und Majeſtätsverbrecher verurteilt worden war, von dieſer Schmach zu reinigen. In Châtillon wollte Luiſe ihren Wohnſitz nicht nehmen, trotz aller Anhänglichkeit an die traute Stätte ihrer Jugend; die Gegend war zu unſicher; ſo zog ſie nach Lierville. Die weite ernſte Ebene, welche das Schlößchen umgab, harmonierte mit der ernſten Stimmung der jungen Witwe, deren ſtilles, zurückgezogenes Leben nur ſelten durch einen Beſuch bei Hof, durch kleine Reiſen zu Geſchwiſtern und Verwandten unterbrochen wurde.

Aber es war ihr nicht beſtimmt, in thatenloſer Abgeſchiedenheit dahinzuleben, noch einmal trat ſie hinein in das Leben, aber ebenſo hart und grauſam war auch diesmal ihr Los. Am 12. April 1583 reichte ſie in Antwerpen dem Prinzen Wilhelm von Oranien ihre Hand. Was ſie dazu bewog, den viel älteren Mann (geb. 1533) zu heiraten, der von ſeinen drei früheren Frauen eine ſehr zahlreiche Kinderſchar hatte, auf deſſen ernſtem Antlitze ſo ſelten ein Lächeln erſchien, daß er den welthiſtoriſchen Namen „der Schweigſame" auch in dieſer Hinſicht mit Recht verdiente, deſſen Leben verfemt und jedem Mörder preisgegeben war, ſeitdem Philipp II von Spanien 25000 Thaler und den erblichen Adel dem verheißen hatte, welcher Wilhelm von Oranien töte (15. März 1580) — wir vermögen es nicht zu ſagen. Es mag ihr auch ſchwer geworden ſein, ihr geliebtes Frankreich, an dem ſie mit allen Faſern ihres Herzens hing, zu verlaſſen. Schwerlich mochte ſie der Gedanke reizen, eine hohe, angeſehene Stellung einzunehmen, vielmehr möchte man annehmen, daß eine Art Pflichtgefühl ſie trieb, dem Vorkämpfer der proteſtantiſchen Sache, dem Manne, den ihr Vater auch ſo hoch geachtet, als Stütze zur Seite zu ſtehen. Mit großer Pracht wurde die Hochzeit gefeiert, ein Tag des Glückes ſchien anzubrechen, als ſie am 30. Juni 1584 einen Sohn gebar, Heinrich Friedrich. Aber ſo wenig als ihrem Vater war ihr irdiſches Glück vergönnt. Das prinzliche Ehepaar hielt ſich am liebſten in der kleinen freundlichen Stadt Delft auf, wo es den Prinzenhof bewohnte. 10. Juli 1584 begaben ſich die Gatten, gefolgt von einigen Kindern und zahlreicher Begleitung, in den Speiſeſaal, da trat ein Mann zu Oranien und bat ihn um etwas. Der Prinz nickte Gewährung. „Mit wem ſprachſt du?" fragte Luiſe, der ſein unheimliches Ausſehen auffiel, ihren Mann. „Mit einem meiner Kuriere, welcher ſeinen Paß verlangte," war die Antwort. Der Prinz täuſchte ſich; es war nicht der erwartete Kurier, ſondern Balthaſar Gerard, deſſen Name ſeitdem eine ſchreckliche Berühmtheit erlangt hat. Denn als der Prinz mit ſeiner Gemahlin den Speiſeſaal verließ und an der Treppe ſtand, trat der Mann abermals auf ihn zu, warf ſeinen grauen Mantel zurück und drückte aus nächſter Nähe ein Piſtol auf ihn ab; drei Kugeln durchbohrten den Prinzen, noch ſind ihre Spuren in dem verwitterten Gemäuer ſichtbar. „Mein Gott," rief die entſetzte Frau aus, in deren Armen der Prinz wenige Sekunden nachher ſeinen Geiſt aufgab, „meinen Vater und meine zwei Männer mußte ich vor meinen Augen ermorden ſehen!"

Aber das ſtarke Herz dieſer ſeltenen Frau brach nicht unter dieſem furchtbaren Schlage; was ihr Herz bewegte und erfüllte, war nicht, Rache für den Ermordeten zu nehmen, wie z. B. die Herzogin von Guiſe-Nemours, welche auch den erſten Mann und zwei Söhne durch Mord verloren hatte (1563 und 1588) und welche in wilder Leidenſchaft ganz Paris zum Aufruhr gegen den König Heinrich III aufſtachelte. Colignys Tochter, die erſte Witwe Oraniens, dachte anders; nirgends in ihren Briefen findet ſich eine Spur von Rache, von Haß und Erbitterung gegen den elenden Mörder oder gegen die Anſtifter der verruchten That, aber auf jeder Seite lieſt man demütige Unterwerfung unter Gottes Willen und die Bitte um Geduld. Noch nicht dreißig Jahre alt war die Doppeltverwitwete, ihr Leben war noch nicht abgeſchloſſen. Aber nicht in einſamer Witwentrauer durfte und wollte ſie die kommenden Tage verbringen, ernſte, große Aufgaben lagen vor ihr und mit aller ihrer Pflichttreue, welche das ſchwere Leid noch vertiefte und ſtärkte, wandte ſie ſich denſelben zu. Vor allem galt es die Erhaltung und Erziehung des „jungen Volkes," der zahlreichen Kinderſchar, welche ſie umgab. Es war der Mutter unmöglich, alle bei ſich zu behalten; nur die vier jüngſten Töchter und der eigne Sohn blieben unter ihrer Obhut. Und ſchon bei dieſer beſchränkten Zahl hatte ſie mit den größten Verdrießlichkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht alle Niederländer hatten es freundlich begrüßt, daß der Statthalter wiederum eine Franzöſin heimführte; ſeitdem der Herzog von Anjou toll und frevelhaft verſucht hatte, ſich Antwerpens zu bemächtigen, war an vielen Orten eine ſtarke Mißſtimmung gegen alles Franzöſiſche. Schwer hatte Luiſe darunter zu leiden, es kam damals und ſpäter zu häßlichen Ausbrüchen der Volkswut gegen ſie. Aber noch mehr laſteten auf ihr finanzielle Schwierigkeiten; Wilhelm von Oranien hatte Hab nnd Gut im Dienſte des Vaterlandes geopfert, die Staaten von Holland und den anderen Provinzen hatten den Kindern und der Witwe ſtattliche Penſionen ausgeſetzt, aber die Gelder gingen nicht ein, man war ſaumſelig im Ausbezahlen. Bitter klagte die Verlaſſene über die „ſchlimmſte Krankheit," die ſie getroffen, die Armut, und wie ſchnell das Andenken an die Dienſte, die ihr Mann erwieſen, vergeſſen ſei; nur durch ihre Einkünfte aus Frankreich war es ihr möglich, ſtandesgemäß ihr Haus zu erhalten, aber in den unruhigen Zeiten der Religionskriege war auf dieſelben nicht ſicher zu rechnen. Ihr (Stief-) Sohn Moritz, auf welchen alle Würden des Vaters übertragen worden waren, ſtand ihr nicht ſo bei, wie es ſeine Pflicht geweſen wäre; ſein ganzes Leben hindurch blieb er, der noch ſchweigſamer war als ſein Vater, kalt und verſchloſſen gegen ſie.

(Schluß folgt.)

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Zu unſern Bildern.

In die Dorfſchenke iſt ein gerngeſehener Gaſt eingekehrt, ein lebensluſtiger Schlächtergeſelle, der die Welt geſehen hat und von ihr zu erzählen weiß. Und er kann noch mehr; er weiß mit den Karten allerlei Kunſtſtücke zu machen, die den Dorfbewohnern wie luſtige Zauberſtücke vorkommen. Hoffen wir, daß der „Kartenkünſtler auf dem Lande" ſeine Geſchicklichkeit nicht ſchließlich zu ſchlechten Dingen mißbraucht. — Edelmarder und Eichkätzchen ſind geſchworene Feinde, wobei allerdings das Eichkätzchen immer nur die Rolle des Verfolgten, der Marder die des Angreifers ſpielt. Das Eichkätzchen iſt dem Marder ein begehrter Feſtbraten, den er ſich mit Ausdauer und Gewandtheit zu erjagen weiß. Das arme Opfer kann unſer Mitleid nicht wachrufen, denn ſo hübſch, ſo zierlich die Eichkätzchen ſind und ſo harmlos ſie erſcheinen, ſie taugen im Grunde ebenſowenig wie ihre der menſchlichen Nachſtellung viel mehr ausgeſetzten Feinde. Sie gehören alle beide zu dem gefährlichen Raubzeug, nur daß der Marder ſich vermöge ſeiner überlegenen Stärke nicht mit Vogeleiern und jungen Vögeln zu begnügen braucht wie das Eichkätzchen.

### Geſundheitsrat.

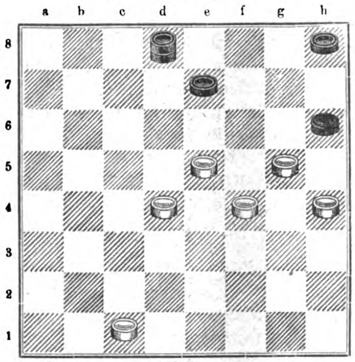
**W. Sch.** „Bitte um gefälligen Rat, wie ich den unangenehmen Geruch von ſchweißigen Füßen beſeitigen kann. Ich habe gehört, daß es in der deutſchen Armee ein probates Mittel gibt, vielleicht können Sie mir mitteilen, was es iſt?"

In der königlich preußiſchen Armee ſind gegen den gerade bei Soldaten ſo außerordentlich läſtigen und ſtörenden Fußſchweiß ausgedehnte Verſuche mit Chromſäure-Löſungen gemacht worden. Der Bericht über die Ergebniſſe aus den Akten der Med. Abt. d. Kriegsminiſteriums findet ſich in der Deutſchen militärärztlichen Zeitſchrift XVIII. 5./1889. Nach dieſem Berichte ſind die Erfolge ſehr gute. Häufig genügte die einmalige Bepinſelung der Fußſohle und der Haut zwiſchen den Zehen mit einer fünfprozentigen Löſung, ſelten mußte die Bepinſelung nach einigen Wochen wiederholt', oder zu ſtärkeren Löſungen gegriffen werden. Die bepinſelte Haut wird trocken, hart, gelblich, die Marſchfähigkeit der ſo behandelten Soldaten wurde ſehr weſentlich gehoben. Erwähnenswerte unangenehme Erſcheinungen ſollen nicht beobachtet worden ſein.

**Traurige Abonnentin.** Laſſen Sie ſich von irgend einer Fabrik mediziniſcher Inſtrumente — z. B. Schädel-Leipzig — einen Katalog ſenden. Sie werden darin das Gewünſchte finden. Die einfachen Hörrohre mit großem Schalltrichter und nicht zu langem Zuleitungsrohr ſind im allgemeinen die beſten. Vielen Schwerhörigen wird durch ein ſolches Rohr ganz außerordentlich geholfen.

# In unſerer Spielecke.

## Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

### 1. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von Roggen über höchſtens neun Zwiſchenſtationen zu Gerſte und von Mehl über höchſtens elf Zwiſchenſtationen zu Brot?

### 2. Arithmogriph.

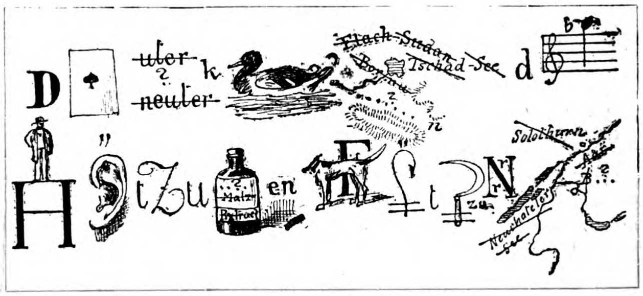
| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 8 | 5 | 6 | 15 | 18 | 16 | 3 | 6 | 15 |
| | 10 | 2 | 3 | 1 | 6 | 11 | 6 | |
| | | 2 | 13 | 19 | 6 | 11 | | |
| | | | 10 | 2 | 4 | | | |
| | | | | 9 | | | | |
| | | | 10 | 10 | 15 | | | |
| | | 15 | 12 | 16 | 16 | 4 | | |
| | 10 | 15 | 4 | 10 | 7 | 11 | 6 | |
| 3 | 10 | 15 | 14 | 10 | 17 | 5 | 6 | 11 |

Mit Hilfe der folgenden Angaben ſind die Zahlen der Figur ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die acht wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen:

1. Einen hervorragenden dramatiſchen Darſteller,
2. einen orientaliſchen Namen,
3. einen mythologiſchen Namen,
4. einen anderen mythologiſchen Namen,
5. einen Vogel,
6. ein Gebirge,
7. eine Stadt in Schleſien,
8. einen deutſchen Volksſtamm.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, ſo nennt die ſchräge Reihe, von links oben nach rechts unten, eine Halbinſel in Europa, die ſchräge Reihe, von links unten nach rechts oben, eine Schußwaffe.

## Bilderrätſel.



### 3. Kreuzrätſel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | d | d | d | | | |
| | | | d | h | l | | | |
| | | | l | l | l | | | |
| l | l | m | n | n | p | p | p | p |
| a | a | a | a | e | e | e | e | e |
| e | e | e | i | i | o | o | o | o |
| | | | o | o | r | | | |
| | | | h | s | r | | | |
| | | | t | s | t | | | |

Man ordne die Buchſtaben ſo, daß die drei ſenkrechten Reihen gleich den entſprechenden wagerechten lauten und drei bekannte Namen von je neun Buchſtaben ergeben. Die drei Reihen nennen in anderer Folge: 1. Eine der Hauptrollen in einer klaſſiſchen Oper, 2. eine der Hauptrollen in einem klaſſiſchen Drama, 3. eine Göttin der Griechen.

### 4. Rätſel.

Schwarz, weiß, rot ſind meine Farben,
Seit für mich die Brüder ſtarben —
Bayern, Schwaben, Sachſen, Preußen,
Heſſen und die beiden Reußen.

Doch wird hart in meiner Mitten
Über Kaiſers Bart geſtritten,
Schiebt ſich gar **t t** hinein,
Werd' ich nur noch „ſchwarz-weiß“ ſein.

Pf. J.

### 5. Dreiſilbige Scharade.

Ein Werk des Mannes, der beſteht
Und dabei immer rückwärts geht,
Iſt meine Erſte arg geſinnt,
Obgleich oft guter Leute Kind.

In meinen Letzten ruhen fein
Wohl gelb und weiße Vögelein,
Doch hältſt du nicht die Thüre zu,
Sind ſie entflogen dir im Nu.

In meinem Ganzen, ſchön geziert,
Mit Spitzen, Seid' und Samt garniert,
Birgt ſich das Fräulein Allerlei
Und auch ein — Strümpflein nebenbei.

Pf. J.

### 6. Zweiſilbige Scharade.

Das Ganze ſein! O, welches Glück
Iſt uns in eigner Zwei beſchieden!
Wie gern kehrſt du zu ihr zurück,
Wenn Liebe dir dort winkt und Frieden!

Das Ganze ſein! O, welche Luſt!
Wenn Stille, Ordnung dich umgeben
Und deines Ziels dir klar bewußt,
Du froh genießeſt, Eins, dein Leben!

Wie ſchön, wenn ſtill dann naht die Nacht
Und mit ihr deine Feierſtunde,
Eins, was das Ganze hat gebracht,
Belehrend klingt aus liebem Munde!

Fr. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 23.

### Schachaufgabe.

1. D b 7 — b 8     1. K c 3 — d 2 oder — d 4
2. S d 6 : e 4 oder — b 5 ‡

A.

1. . . .     1. L d 3 zieht
2. S d 6 : e 4 oder — b 5 ‡
(Auf 1. . . 1. S a 2 oder b 3 zieht folgt 2. D b 8 — b 4 oder b 2 ‡

### Bilderrätſel.

Wo der Bürgermeiſter zapfet Wein,
Die Fleiſchhauer im Rate ſein,
Und der Bäcker wiegt das Brot,
Da leid't die Gemeinde große Not.

(Altdeutſcher Spruch am Rathaus in Gotha.)

1. Vierſilbige Scharade. Hellebarde.

2. Dreiſilbige Scharade. Dänemark.

3. Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 12 viermal, die Zahl 52 achtmal, die Zahl 365 fünfmal ſtreichen.

4. Zweiſilbige Scharade. Ausſchuß.

5. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Schlacht an der Moskwa (bei Borodino) 7./9. 1812.

6. Rätſel-Diſtichon. Thekla — Hekla.

---

**Inhalt:** Chriſtine Brünning. (Fortſ.) Erzählung von Hans Warring. — Requirieren in Frankreich. Erinnerung an 1870 von Tanera. — Ein Beſuch der arabiſchen Univerſität in Kairo. Von Dr. C. Cranz. — Luiſe von Coligny, eine Ahnfrau unſers Kaiſerhauſes. Ein Lebensbild von Theodor Schott. Mit zwei Porträts. — Am Familientiſch. Zu unſern Bildern: Der Kartenkünſtler auf dem Lande von H. R. Engelhorn, und Marder und Eichkätzchen von L. Klingender. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur **in deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt in Leipzig.**

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 22. März 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 25.

## Chriſtine Brünning.

Erzählung von Hans Warring.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Haben Sie ſie geſehen — haben Sie ſie geſehen?“ ſtammelte ſie mit bebenden Lippen.

„Jawohl, und ſie iſt immer noch —“ er hatte ſagen wollen: ein ſchönes Weib, aber er unterdrückte die Worte und ſetzte an ihre Stelle: „die ſelbſtbewußte, ſtolze Königin, und das in einem Hauſe, deſſen Dach ſie mit der Hand erreichen kann — in einem Anzuge, wie mein Hausmädchen ihn nicht tragen möchte, mit unfriſiertem Haar, und im Angeſicht ihrer ſich im Straßenſtaube herumkollernden Kinder! Eine unbändige Natur, dieſes Weib! Ungebändigt im Begehren — ungebändigt im Genießen! Nun wollen wir doch abwarten, ob Not und Armut ſie zahm machen werden.“

„Not und Armut? Sie wollen doch nicht ſagen, daß wirkliche Not an ihre Thür klopfen wird?“

„Ihr wird es ſo ſcheinen. Sie hat ein paar Jahre im Überfluß gelebt — nun muß ſie entbehren lernen. Sie hat die feine Dame geſpielt — jetzt wird ſie gleich den anderen Frauen meiner Schiffsmannſchaften an dem Erſten jedes Monats das mit ihrem Gatten vereinbarte Monats-Traktament auf meinem Kontor in Empfang nehmen. Und leider werden wir uns genötigt ſehen, auf Andringen einiger Gläubiger von dieſem Traktament noch einige Abzüge zu machen. Wenn ſie vernünftig wirtſchaftete, könnte ſie immer noch davon leben. Ihr aber wird es vorkommen, als ob ſie dem Hungertode preisgegeben wäre. — Dieſer Frau ſind viele und ſchöne Gaben zu teil geworden, nur eine iſt ihr verſagt worden: ſie kann nicht entſagen — ſich nicht beſcheiden. Daran iſt ihr Familien- und Eheglück, ihr Wohlſtand, ihr Mann zu Grunde gegangen!“

„Wie hat das nur geſchehen können — er war doch immer ſtark und feſt und ehrenwert!“ murmelte Chriſtine.

„Auch ſolche Männer ſind an einem ſchönen leidenſchaftlichen Weibe ſchon zu Grunde gegangen. Und was hat dieſes aus dem Manne gemacht, den es doch aus Liebe ſich angeeignet hat! Sie hat ihn in ſeiner Selbſtachtung geſchädigt, in ſeinem Rufe und Vermögen ruiniert — als einſamer Mann geht er in die Fremde — und wie mir faſt ſcheinen wollte, mit dem Entſchluſſe, ſeinen Fuß nicht wieder auf dieſen Boden zu ſetzen.“

„Er wird zurückkehren, wenn auch vielleicht erſt nach Jahren, wenn die Zeit die Herbe ſeiner Erfahrungen geſänftigt haben wird. Seine Kinder werden ihn zurückziehen. — Lieber Herr Horwitz, Sie haben mir mehr als einmal geſagt, daß Sie ſich als Vormund aller der vaterloſen — für den größten Teil des Jahres vaterloſen — Kinder fühlen, deren Väter auf Ihren Schiffen draußen auf den Meeren herumſchwimmen. Ich bitte Sie: nehmen Sie ſich vor allen dieſer Kinder an, haben Sie ein Auge auf ſie, daß er einſt nicht Kummer an ihnen erlebt! Wollen Sie das — verſprechen Sie es mir?“

„Gewiß — hier haben Sie meine Hand darauf!“

„Und damit nicht Mangel oder Not ihrer Entwickelung Eintrag thun, ſo bitte ich Sie, von meinem Überfluſſe eine beſtimmte Summe bei Ihnen deponieren zu dürfen, die den Kindern, lediglich den Kindern, zu gute kommen ſoll. Natürlich muß, ſolange ſie bei der Mutter ſind, das Geld durch ihre Hände gehen. Ich hoffe, ſie wird es nach ſeiner Beſtimmung verwenden. Die Bedingung aber muß ich ſtellen, daß ſie nicht erfährt, von wem dieſer Zuſchuß ihr kommt. Wird ſich das einrichten laſſen?“

„Chriſtine, Sie ſind ein edles Mädchen!“ Sie wandte ihm raſch ihr von ſanfter Röte überhauchtes Geſicht zu.

„Beurteilen Sie mich nicht günſtiger, als ich verdiene, lieber alter Freund! — Glauben Sie nicht, daß ich den Verlorenen meine Arme öffne, daß ich edelmütig verzeihe und vergeſſe. Nein, ich verzeihe ihnen nicht — ich vergeſſe nicht

— ich kann nicht vergeſſen! Was dieſe beiden an mir gethan haben, iſt unvergeßbar. Wenn es ihnen ſchlecht geht: wohl, ſie haben es verdient — ich ſtrecke nicht die Hand aus, ihnen zu helfen —"

„Chriſtine, Chriſtine!"

„Aber die Kinder ſollen unter der Schuld der Eltern nicht leiden! — Sie haben den Knaben nach meinem Vater getauft — ſein Blut rinnt in den Adern dieſer Kinder, das gibt ihnen ein Anrecht an dem, was er mir hinterlaſſen. Das iſt nur Gerechtigkeit, keine Sentimentalität, Herr Horwitz!"

„Gut, gut, Kind, ich widerſpreche Ihnen nicht — aber wie erklären Sie den Wunſch, jener Frau zu verheimlichen, daß Sie ihre Wohlthäterin ſind?"

„Halten Sie dies etwa für Zartgefühl? Nein, lieber Freund, ich fürchte, es iſt etwas weniger Schönes — es iſt Stolz! Ich will nichts, nichts von ihr! Selbſt ihr Dank iſt mir nicht gut genug!"

Der alte Herr betrachtete mit einem zweifelhaften Lächeln die in der lebhaften Erregung des Augenblicks blitzenden Augen und das belebte, von erhöhter Farbe überflogene Geſicht ſeiner Nachbarin. Er wiegte leiſe und bedächtig ſein graues Haupt, enthielt ſich aber jedes Widerſpruches.

„Und wie haben Sie ſich gedacht, daß ich der Frau den ihr gewährten Zuſchuß erklären ſoll?" fragte er nach einer Pauſe, während welcher Chriſtine ihre Ruhe wiedergewonnen hatte.

„Sie haben mir neulich mitgeteilt, daß es Ihnen gelungen ſei, mein auf jenem Schiff mit dem thörichten Namen eingetragenes Kapital zu retten, und daß Konſul Preuß dasſelbe Ihnen beim Kaufe herausgezahlt habe. Sie wiſſen, daß dieſes Geld die Erſparniſſe meiner Brautjahre repräſentiert. Ich mache mir überhaupt nicht viel aus meinem Gelde — dieſes aber möchte ich aus der Welt ſchaffen, um nicht mehr an jene Zeiten erinnert zu werden. Geben Sie alſo, ich bitte, jener Frau Nachricht, daß es Ihnen gelungen ſei, aus dem Verkaufe des Schiffes jene Summe für ſie oder vielmehr für die Kinder zu retten, und daß es ihr freiſtehe, davon Gebrauch zu machen. Wollen Sie?"

Der alte Herr verſprach, die Angelegenheit nach Chriſtinens Wünſchen zu ordnen. Der Wagen hatte mittlerweile das Brünningſche Haus erreicht, und mit einem Händedrucke und dem Verſprechen, bald Bericht über die Sache abzuſtatten, trennte er ſich von ſeinem ehemaligen Mündel. — Als Chriſtine ihr einſames Zimmer erreicht hatte, blieb ſie in der Mitte desſelben ſtehen und preßte die Hände aufs Herz. Sein Knabe — ſein ſchöner Knabe! O du beneidenswert reiches Weib! reich trotz Armut, trotz Schuld, trotz Schande! Reich in deinem Mutterglücke und in deinen ſeligen Mutterpflichten! — Nein, nein! es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden! Jenem Weibe bleibt in ihrer ſelbſtverſchuldeten Verlaſſenheit das ſüße Glück der Liebe ihrer Kinder — und ihr, Chriſtinen, was bleibt ihr? Einſamkeit, Troſtloſigkeit und ein liebeleeres Haus, ein verbittertes, ſich in Groll verzehrendes Herz — und doch war ſie die Gekränkte, Beraubte — jene die Schuldige!

Und währenddeſſen ſaß in der niedrigen Stube in dem kleinen Häuschen der Hafengaſſe eine bleiche Frau. Sie hielt die Hände feſt ineinander gepreßt im Schoße und ſtarrte mit weitgeöffneten Augen vor ſich hin. Das alſo iſt das Ende! Hier in dieſem Elend, in dieſer Verkommenheit ſoll ſie ferner leben! Sie dürſtet nach Genuß, und man entzieht ihr den Becher, nachdem ſie kaum den erſten Zug gethan! Iſt das ein ihrer würdiges Leben, zu dem ſie verdammt iſt?

„Es werden wieder beſſere Tage kommen — harre aus und erfülle deine Pflichten gegen die Kinder!" — hatte er geſagt, als er ſie zum Abſchied geküßt. — Geküßt? Sie lachte bitter auf. Ein pflichtſchuldiger, matter Kuß war es geweſen, ohne Feuer, ohne Wärme, ohne Abſchiedsſchmerz! Ja, ſie wußte es, er war gern von ihr gegangen — wenn er getrauert hatte, ſo war es nur um die Kinder geſchehen. Hatte er ſie überhaupt jemals geliebt? Seitdem die Kinder da waren, hatte ſie, das wußte ſie ganz genau, in ſeinem Herzen dieſen den erſten Platz einräumen müſſen. Den erſten? O, das war ja das Unerträgliche, Unüberwindliche, daß es eine Stelle in ſeinem Herzen gab, in welche weder ſie, noch auch ſelbſt die Kinder einzudringen vermochten! — „Erinnerungen" wohnten darin, das wußte ſie. „Wecke ſie nicht — rühre nicht daran!" hatte er gebeten, als ſie einſt von Chriſtine geſprochen. Er hatte mild und weich gebeten. Sie aber hatte ihre Macht über ihn erproben wollen und war wieder und wieder mit kleinen, witzigen Bosheiten und Anſpielungen auf Vergangenes zurückgekommen. Da war er einſt aufgefahren und hatte ihr und ſein eignes Verhalten mit Worten gekennzeichnet, die ſie nie vergeſſen hatte, und die ſie jetzt in der Erinnerung noch ſchreckensbleich machten. Seitdem hatte ſie nie wieder jene Saite ſeines Herzens zu berühren gewagt. Aber daß ſie vibrierte, daß ſie in leiſen Schwingungen erbebte und daß der dadurch erzeugte Schmerz ihm teurer war als die Luſt des Lebens an igrer Seite — dieſe Überzeugung war eine ſich nie ſchließende Wunde in ihrem Innern geweſen, an welcher ſie Tag für Tag und Jahr für Jahr heimlich gekrankt hatte! Nein, er hatte ſie nicht geliebt, wie ſie geliebt zu werden verdiente, wie ſie es von ihm, dem ſie ihren Ruf, ihre Gewiſſensreinheit, ihre Selbſtachtung geopfert hatte, fordern durfte. Schon gleich nach der Hochzeit hatte ſich ihr dieſe Erkenntnis aufgedrängt. Damals hatte ſie im erſten Rauſche ihres Glückes die Bitte an ihn gerichtet, er möge auch mit ihr die Flitterwochen auf der See verleben, das Schiff liege ja bereit, es ſei für eine Frau eingerichtet, und auch ihr Wonnetraum ſei es von jeher geweſen, ihr junges Eheglück vor den Augen der Welt in die Einſamkeit der hohen See zu flüchten. Aber die Worte waren ihr auf den Lippen erſtarrt bei dem Blicke, den er auf ſie gerichtet hatte.

„Auf dieſem Schiffe! Dieſes Schiff wird mein Fuß an der Seite einer Frau nie wieder betreten!" hatte er geſagt. Seine Stimme hatte ganz heiſer geklungen und ſein Geſicht war totenbleich geweſen. Nein, nein! es war keine Täuſchung möglich, ſie hatte nie vermocht, ihn ſich ganz zu eigen zu machen — ein Etwas hatte ihrer Macht, ihrem Reiz, ihrer Schönheit und ihrer Liebesglut ſtets widerſtanden — ein Etwas war als Reſt aus jener erſten Zeit des Glückes zurückgeblieben und gehörte jener anderen, jener Beneideten und Gehaßten, unverbrüchlich. Sie hatte ſich nur zur Herrin ſeiner Sinne gemacht, über ſeine Erinnerung und über ſein Herz hatte ſie nie zu ſiegen vermocht. Er hatte ſie zu ſeinem Weibe gemacht, nicht weil er ohne ſie nicht leben konnte, ſondern „weil er nicht an zwei Frauen zum Schurken werden wollte!"

Und nun war's zu Ende — er war fort und ſie allein, in Elend und Armut allein! „So werde ich am beſten im ſtande ſein, für dich und die Kinder auskömmlich zu ſorgen!" hatte er geſagt. — Immer die Kinder, ſie waren ihm die Hauptſache — aus ihr machte er ſich nichts mehr! O, ſie war faſt dazu gelangt, dieſe ihre eignen Kinder zu haſſen, weil ſie ihr das Herz des Vaters geraubt hatten. Sie hatte Kinder nie geliebt — ſich nie welche gewünſcht! Ihn, allein ihn hatte ſie begehrt! Und nun ſollte ſie leben ohne ihn — gebannt in dieſe unerträgliche Enge, gebunden an Pflichten, denen ſich ihr Herz verſchloß — ausgeſtoßen aus der Welt und ihrer Luſt — dürſtend nach Glück, und zum Darben verdammt!

„Sie hat geſiegt, ſie triumphiert!" murmelte ſie. „Wie ſie auf mich herabblickte von den ſeidenen Polſtern ihres Wagens, auf mich, die gedemütigte, unter die Füße getretene Nebenbuhlerin! Sie hat geſiegt — es gibt eine Gerechtigkeit auch ſchon in dieſer Welt!"

Es mochten etwa drei oder vier Tage ſpäter ſein, als Chriſtine eines Morgens mit heftigem Kopfſchmerz nnd fiebergeröteten Wangen erwachte. Sie hatte eine unruhige, ſchlafloſe Nacht gehabt. Das Wetter, das ſich bisher beſtändig ſchön mit mäßigem Oſtwinde gehalten hatte, war während der Nacht umgeſchlagen. Der Wind war nach Nordweſt umgeſprungen und hatte ſich gegen Morgen zum einem heftigen Orkan geſteigert. Das Raſen und Brauſen desſelben um das

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

hochgelegene Haus und das Praſſeln des Regens, den er in Güſſen gegen die Fenſter ihres Schlafzimmers ſchleuderte, hatten ſie aus einem kurzen Morgenſchlummer emporgeſchreckt.

„Mein Gott, welch ein Sturm — und er iſt auf der See!“ murmelte ſie, während ſie ſich im Bette aufſetzte, um beſſer auf die Windſtöße hören zu können. „Aber was geht das dich an — was geht dich dieſer Mann an!“ war ihr zweiter Gedanke geweſen. Sie hatte ſich wieder niedergelegt und die weiche wollene Decke feſter um ſich gezogen. Wenn ſie doch einmal einſam war und allein ſtand, wollte ſie ſich wenigſtens das Recht der Einſamen: ſich von dem Jammer der Mitmenſchen nicht anfechten zu laſſen, nicht verkümmern! Sie hatte es warm und behaglich, das ſollte ihr genügen! Aber während ſie ſich unter ihrer warmen Decke ſtreckte und dehnte, die Arme unter das Haupt ſchob und ſich tiefer in die weichen Kiſſen drückte, ſtand unverrückt ein Bild vor ihrem inneren Auge, ſie wollte es verſcheuchen, an anderes denken, aber ehe ſie es ſich verſah, war es wieder da. Da ſtand es vor ihr, zum Greifen deutlich: das mit den grauen, hochgehenden Wogen kämpfende Schiff, das vom Sturme gefegte, von Regengüſſen und Sturzwellen überwaſchene Deck und der große, ernſte Mann am Steuer. Der Sturm umbrauſte ihn und zauſte ihm Haar und Bart, Regengüſſe ſtürzten auf ihn herab und durchkälteten ihn bis ins Mark hinein — aber er ſteht unbewegt, ſich ſeiner verantwortlichen Pflicht bewußt, den Blick wachſam und ſcharf ins Weite gerichtet. Ob er, wenn er ſo auf ſeinem Poſten ſteht, nur an ſeine Pflicht und an nichts weiter denkt, oder ob ihm zuweilen Bilder aus vergangenen Zeiten vor die Augen treten? — Vorbei, vorbei! warum daran zurückdenken — warum Mitleid für ihn! Er hat ſich ſein Los ſelbſt geſchaffen, nun trage er es!

Sie will ſich durchaus behaglich fühlen auf ihrem weichen, warmen Lager, ſie will nicht an den Schmerz der Menſchheit denken — ſie will ja nicht mehr Glück, aber doch wenigſtens Frieden und Ruhe! Aber auch dieſe ſcheint ſie nicht finden zu können. Sie zieht ihre Hände unter dem Haupte hervor, drückt ſie gefaltet gegen die Augen und läßt den Thränen ihren Lauf, den Thränen, die nicht dem eignen Schmerze gelten.

„Sie müſſen im Bette bleiben, Fräulein Chriſtinchen, wenigſtens bis gegen Mittag. Ich werde dafür ſorgen, daß dann die Stuben durchweg warm ſind,“ hatte Johanna zu ihr geſagt, als ſie ihr das Frühſtück gebracht hatte. Chriſtine wies das Frühſtück zurück, griff aber nach dem Briefe, der neben der Taſſe auf dem Theebrette lag.

Ein Brief von ihr! Wie nervös ſie durch die Aufregungen der letzten Tage geworden war, ſie zitterte beim Anblicke dieſes Briefes am ganzen Körper. Was wird es wieder ſein — Gutes kann von dort nicht kommen! Es dauerte eine Weile, bis ſie den Mut finden konnte, den Brief zu öffnen. Die Hand, welche ihn geſchrieben, hatte nicht gezittert wie die, welche ihn jetzt hielt. In einer großen, feſten Handſchrift geſchrieben, lautete er:

„Deine Abſicht, mir ohne mein Vorwiſſen eine Wohlthat zukommen zu laſſen, iſt vereitelt worden. Ich wußte zu genau, daß von unſerm Vermögen nichts mehr zu retten war, ich kannte auch die Höhe Deiner Forderung an dem Schiffe, und da dieſe Summe mit der mir zur Verfügung geſtellten übereinſtimmt, war es mir leicht, meine Schlüſſe zu ziehen. Du haſt meinem Danke aus dem Wege gehen wollen, und ich danke Dir nicht, auch für die Abſicht nicht, denn die Wohlthat ſelbſt weiſe ich zurück. Ich habe kein Talent, Wohlthaten zu empfangen, das habe ich Dir ſchon früher einmal geſagt. Vielleicht hältſt Du es für meine Pflicht, das Geld der Kinder wegen anzunehmen, aber auch dieſe Pflicht erkenne ich nicht an. Neben der Pflicht behauptet jede ſtarke Individualität auch ihr Recht — ich laſſe das meine auch ſelbſt aus Rückſicht für meine Kinder nicht beugen. Ich bin keine milde, weiche Mutter, mein Stolz würde ſich nicht dazu verſtehen, Wohlthaten anzunehmen, auch wenn ich meinen Kindern dadurch einen Tag Hunger erſparen könnte!

„Ich habe Dir geſagt, was ich Dir ſagen mußte, ich könnte jetzt ſchließen. Vielleicht erwarteſt Du, daß ich, gerührt durch Deinen Edelmut, die Hand nach Dir ausſtrecke und ſpreche: ich habe übel gethan, verzeihe mir! Wenn ich ſo empfände, dann würde ich ſo ſprechen, mein Wort darauf: in dieſer Stunde gewänne ich es über mich, Dir mein Unrecht einzugeſtehen — aber ich bleibe dabei: Du haſt mir nichts zu verzeihen! Ich habe nur mein Recht ausgeübt, das Recht, das jedem Menſchen zuſteht: ſich auszuleben nach der Eigenart, die Natur ihm verliehen. Mir hat ſie die Gabe verſagt, das Leben tropfenweiſe zu genießen. Ich habe einen langen, vollen Zug gethan aus dem Becher des Lebens. Und wenn andere darunter gelitten haben, ſo trage nicht ich die Schuld daran, ſondern das unabänderliche Naturgeſetz, das da anordnet, daß, was der eine beſitzt, dem anderen notwendigerweiſe entzogen werden muß.

„Zwar iſt mein Durſt noch nicht gelöſcht, zwar ſetze ich nur gezwungen den Becher von den Lippen, aber ich weiß, daß ich in den kurzen Jahren meines Glückes mehr und rückhaltsloſer genoſſen habe als andere in einem langen, korrekten, tadelloſen Daſein!“

Die Hand, die den Brief gehalten, ſank auf die Decke herab. Was ſoll der Brief — was will jene Frau von ihr? Will ſie ſie kränken mit der Erklärung, daß ſie ihre Kinder — ſeine Kinder — eher hungern laſſen würde, als daß ſie ſich dazu verſtünde, Wohlthaten anzunehmen? Es iſt ihr gelungen — ſie hat ihr weh gethan. „Arme, arme Kinder! Ich möchte ſo gern euer junges Leben mit ein paar Freuden ſchmücken — ich kann es nicht — ich darf es nicht!“

Sie nimmt den Brief wieder auf. „Ein abſcheulicher Brief, abſcheulich in ſeinem rückſichtsloſen, unerſättlichen Egoismus! Immer und überall ihr Ich, ihr ſouveränes Ich! — Ich habe Rechte — ich will mich ausleben nach meiner Eigenart — ich will genießen, auch wenn ich das Glück anderer dadurch unter die Füße trete! Abſcheulich — fort mit dem Briefe!“

Sie ſchleudert ihn fort. — Wie es in den Schläfen hämmert, wie ihr die Augen brennen! O nur Ruhe, Ruhe! Wird denn dieſe Frau nie aufhören, ihr Leben zu verdüſtern! — Ein abſcheulicher Brief! Ihr iſt, als müſſe ſie ihn noch einmal leſen, aber der Widerwille iſt ſtärker in ihr als der Wunſch, ihn ganz zu verſtehen, in allem, was er offen ausſpricht, und in allem, was er zwiſchen den Zeilen leſen läßt. — Noch einmal, fort mit dem Briefe und fort mit dieſen quälenden Gedanken, die ſie immer wieder zu dem kleinen Hauſe in der Hafengaſſe führen, wo ein bleiches Weib am Fenſter ſteht und mit ſtarrem, erloſchenem Blick in die Weite ſtarrt.

Der Tag neigt ſich dem Abend zu, ein trauriger, einſamer Tag! Nachmittags hat Chriſtine ihr Bett verlaſſen, aber ſie fühlt ſich ſo unwohl, daß ſie ſelbſt die alte Freundin ihres Hauſes, die Frau Lotſenkommandeur, die trotz des böſen Wetters ſie hat beſuchen wollen, nicht hat annehmen können. Die alte Frau iſt gegangen, nachdem ſie im Vorzimmer eine flüſternde Unterhaltung mit Johanna gehabt. Jetzt ſitzt Chriſtine fröſtelnd im weiten Lehnſtuhl am warmen Ofen und fühlt ſich elender, verlaſſener und unglücklicher als je zuvor. Die alte Dienerin, die heute von einer ſeltſamen Unruhe ergriffen iſt, macht ſich mehr als ſonſt im Zimmer zu ſchaffen. Den ganzen Tag über iſt ſie auf den Füßen geweſen, und ſelbſt das Öffnen der Hausthür hat ſie nicht wie ſonſt dem Hausmädchen überlaſſen. Es ſind nachmittags noch ein paar Beſuche dageweſen, aber ſie hat ſie flüſternd fortgewieſen, ohne ſie zu melden. In ihrer matten Gleichgültigkeit hatte Chriſtine anfangs nicht darauf geachtet, endlich aber iſt ihre Aufmerkſamkeit erregt und ſie rafft ſich zu einer Frage auf.

„Haſt du mir etwas mitzuteilen, Johanne?“ Die Alte atmet erleichtert auf, ſie hat mit Ungeduld auf dieſe Frage gewartet. Sie tritt näher heran und blickt ihre Herrin mit jenem geſpannten Ausdrucke an, der eine lange vorbereitende Rede zu erſetzen im ſtande iſt.

„Sprich, ſprich! was iſt geſchehen?“ ruft das Mädchen angſtvoll.

„Seien Sie doch nur ruhig, Fräulein Chriſtinchen! Es iſt nichts geſchehen, das Sie in Schrecken ſetzen dürfte! — Bei Lichte beſehen, geht die Sache Sie gar nichts an — aber wir dachten, da Sie das ganze Petterſenſche Unglück ſo tief mitempfunden haben —"

„Gerechter Gott, Johanne! Iſt's ein Schiffbruch — ein Unglück auf See?"

„Nein, nein, beruhigen Sie ſich! Es iſt nichts mit ihm — es betrifft die Frau!"

„Tot, Johanne, tot?"

Die alte Dienerin nickte, und Chriſtine, die raſch aufgefahren war, ſank wie gebrochen in ihren Stuhl zurück und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Alſo das war's, das war's! Hat das nicht in dem unſeligen Briefe geſtanden? Hätte ſie es nicht verhindern können, wenn ſie den Brief mit einem weicheren, verſöhnlicheren Herzen geleſen, wenn ſie ſtatt Abſcheu: Mitleid, ſtatt Empörung: Erbarmen empfunden hätte! Nun iſt's zu ſpät! O, welch furchtbares Wort, dieſes Zuſpät!

Plötzlich iſt ſie auf den Füßen. Sie fühlt weder Krankheit noch Schwäche. Fort mit jedem Gedanken an das eigne, weiche, verzärtelte Ich, fort mit jeder ſchwächlichen Selbſtbemitleidung, fort auch mit unfruchtbaren Thränen und Klagen! Ehe noch Johanna ahnt, was ſie thun will, ſteht ſie vor ihr, in einen großen warmen Shawl gehüllt, ein dunkles Tuch um den Kopf geſchlungen, zum Ausgehen gerüſtet.

„Wo wollen Sie hin in dieſem Wetter? Fräulein Chriſtinchen, Sie werden den Tod davon haben!" jammert die Alte.

Aber Chriſtine hört ſie nicht mehr. Sie iſt ſchon auf der Straße. Der Sturm ſtürzt ſich auf ſie, als wollte er ihre ſchmächtige Geſtalt unter ſeiner Wucht zerbrechen, der Regen peitſcht ihr Geſicht und Haar — ſie fühlt es nicht. Vornüber gebeugt eilt ſie vorwärts.

„Alſo das war's, das war's — das ſtand zwiſchen den Zeilen!" tönt es unausgeſetzt in ihr. — Als ſie in die offene, dem Sturme völlig ausgeſetzte Hafengaſſe einbiegt, reißt ihr ein Windſtoß das Tuch vom Kopfe. Sie muß ſich gegen den Wind kehren, um es wieder feſtzuknüpfen. Dann ſtreicht ſie ſich das regennaſſe Haar aus der Stirn, und wieder geht es vorwärts mit keuchender Bruſt und halb geöffneten Lippen.

„Die Unglückliche — ſie hat den Poſten verlaſſen, auf den der Herr ſie geſtellt! Sie iſt fahnenflüchtig geworden — hat ihre Kinder inmitten einer feindlichen Welt allein gelaſſen! Vielleicht hätte ſie ausgeharrt, wenn ein ernſtes, mildes Freundeswort zu rechter Zeit an ihr Herz geklopft hätte. Vielleicht hat ſie auf dieſes Wort gehofft; — ſie hätte es ihr bringen können, und nun iſt es zu ſpät, zu ſpät!"

Wieder raſt der Sturm heran und zwingt ſie, einen Augenblick ſtille zu ſtehen. Horch, was war das für ein Ton? klang es nicht wie Kinderweinen? „O ihr armen, vater- und mutterloſen Würmchen, ihr ſollt nicht einſam, nicht verlaſſen ſein — ich komme — ich komme!"

Sie ſteht an der Thür des kleinen Häuschens, ſie iſt unverſchloſſen und gibt ihrem Drucke nach. Sie ſteht im dunklen Flur, aber links durch eine Thürſpalte dringt Lichtſchein. Mit bebender Hand taſtet ſie nach dem Schloſſe — die Klinke bewegt ſich, ſie ſteht im Zimmer. Sie ſieht auf den erſten Blick, daß ihr Inſtinkt ſie richtig geleitet hat, daß ſie da iſt, wo ſie ſein wollte. Dort drüben an der Wand ſteht ein Bett, darin ruht unter weißer Decke eine regungsloſe Geſtalt. Ein einziges flackerndes Licht brennt auf der Kommode zwiſchen den Fenſtern und erleuchtet den Raum mit einem unſicheren Schein. Sie ſteht unbeweglich neben der Thür und blickt mit ſtarrem Auge nach jener dunklen Ecke, ſie kann den Blick nicht davon abwenden — es iſt, als habe ihr Auge plötzlich eine intenſivere Kraft erlangt, es vermag durch jene Hülle zu ſchauen, es ſieht ganz deutlich die dort hingeſtreckte, große ebenmäßige Geſtalt und das in ſeiner Starrheit immer noch ſchöne Geſicht. Und daneben drängt ſich ihr wie durch unmittelbares, geiſtiges Erfaſſen die ganze vernachläſſigte Verkommenheit des Raumes auf. Die ſtaubige, ungeſäuberte Diele, die unordentlich durcheinander geſchobenen, mit Kleidungsſtücken und allerlei Hausrat bedeckten Möbel, die trüben, unverhüllten Fenſter, an denen die Regentropfen herabrinnen. Eine halb offene Thür zur Seite läßt in eine kleine Küche blicken. Auch hier wüſte Unordnung, das Küchengeſchirr ungeordnet auf Tiſchen und Herd umhergeſtreut. Man ſieht es, die Unglückliche, die dort ruht, hat weder den Willen, noch den Mut gehabt, ſich hier heimatlich einzurichten. Und inmitten dieſer unausſprechlich troſtloſen Verkommenheit, neben dieſer Verſtorbenen, der keine liebende Hand eine Blume oder ein grünes Blatt auf die Bruſt gelegt hat — neben dieſem Tode, dem die feierliche Majeſtät fehlt, die ihm ſonſt eigen iſt, neben dieſem herzbeklemmenden Elend: ein frohes, jauchzendes Kinderlachen, ein luſtiges Peitſchenknallen, das mutwillige Springen zweier kleinen Füße. Der kleine Blondkopf, der neben dem Totenbette der Mutter ſein Steckenpferd tummelt, hat keine Ahnung von Not und Tod, von Jammer und Elend.

(Fortſetzung folgt.)

---

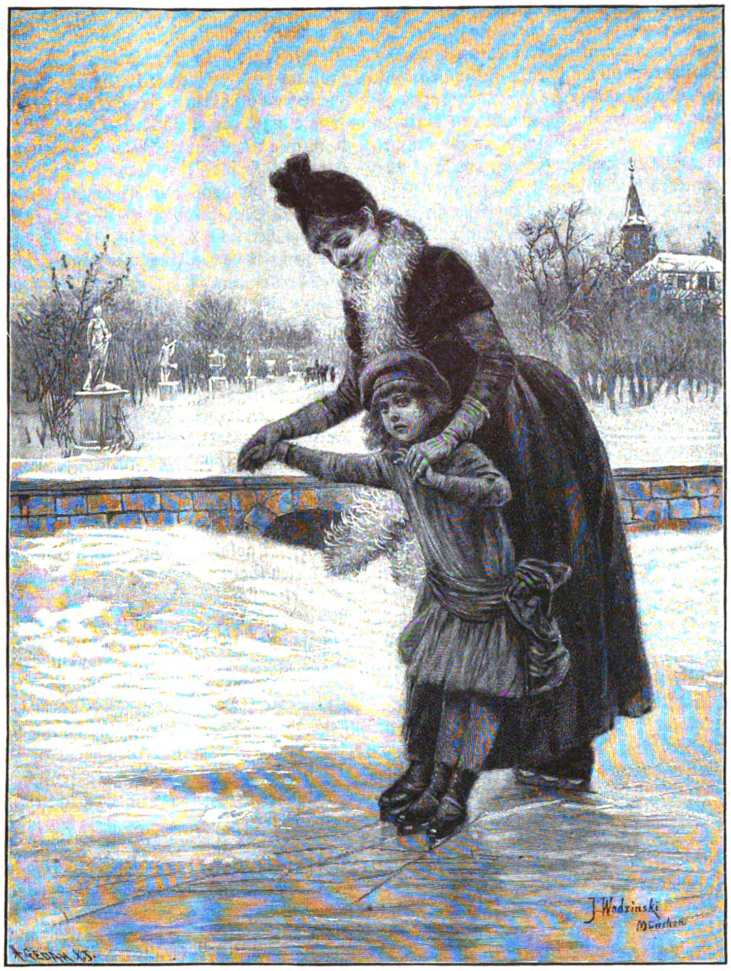
## Weinroſe und Roſenwein.

Von Dr. Edmund von Freyhold.

(Abdruck verboten.)

Wilde Roſen, dorniges Heckengeſtrüpp, wie ſeid ihr doch von faſt allen gemieden und verachtet, die an euch vorüberwandeln, es ſei denn, daß der Lenz eure grünen Zweige mit niedlichen Blumen geſchmückt, der Herbſt eure ſperrigen Triebe mit prangenden, hochroten Hagebutten beladen habe! Gern pflücket dann wohl die Maid eure zierlichen, wenn auch einfachen Blüten, mit der zarten Hand ängſtlich den Stacheln eurer bewehrten Zweige ausweichend, und nicht ganz ohne Unmut über dieſe läſtige ſcharfe Wehr bindet ſie euren Frühlingsſchmuck zum duftigen Strauße. Froh werdet ihr auch im Herbſt von jung und alt der glänzenden Früchte beraubt, die man dann abends im häuslichen Kreiſe auskernt, von den ſteifen, kratzenden Bürſtlein des Innenraumes reinigt und zu Zwecken der feineren Küche trocknet oder auch wohl gezuckert zu leckerem Mus einkocht. Während der übrigen Zeit des Jahres aber will niemand etwas von euch wiſſen und ſchilt, wenn ihr des Vorübergehenden Kleid neckiſch mit ſcharfem Dorn erfaßt. Nur der rauhe „Waldläufer" mit ſtruppigem Bart und kurzem Pfeifenſtummel, aus dem er behaglich graue Wolken eines unſagbar duftenden Qualmes hervorpafft, achtet auf euch, wenn er einſam Berg und Thal, Wald und Heide durchſtreift, um hier Beeren und Schwämme zu ſammeln oder heilkräftige Kräuter — dort eure geraden, jungen Stämmchen mit der Wurzel auszugraben, die dann in der Stadt an Gärtner und Blumenfreunde für wenige Nickel oder Silberlinge verkauft werden, damit man ſie in die Gärten pflanzen und, wie man ſagt, mit beſſeren Roſenſorten „veredeln" kann. Sorgſam gehegt und gepflegt, werdet ihr dann des ureignen Weſens beraubt und müßt mit eurem Lebensſaft ein fremdes, ſtolzeres nähren und großziehen. Im übrigen aber hat man nicht einmal Augen für die Mannigfaltigkeit eurer Formen und Arten. Dem großen Haufen, ja ſelbſt der Mehrzahl der Gebildeten ſeid ihr alle zuſammen nichts als Heckenroſen, Hagedorn, Roſendorn, oder wie man euch ſonſt, alle über einen Kamm ſcherend, benennen wolle. Und doch iſt die Zahl eurer Arten ſo wenig eine geringe, daß unter ihnen ſelbſt von den Kennern der Pflanzenwelt nur diejenigen ſich zurechtfinden, die euch zum Gegenſtand beſonderer Forſchung gemacht haben!

Dabei ſind unter den zahlreichen Gliedern der heimiſchen Wildroſenſippe manche, die eines zwar beſcheidenen, aber doch lieblichen Reizes nicht entbehren, wie unter anderen die ſchmucke, ſtachelarme Gebirgsroſe, Rosa alpina, jener zierliche, auch in deutſchen Bergländern vertretene Strauch, dem ſein eigentlicher Name „Alpenroſe" durch die gar nicht zum Roſengeſchlecht gehörigen Rhododendren des Hochgebirges vorweggenommen wurde. Doch nicht mit dieſen hauptſächlich durch äußeren Reiz ausgezeichneten Wildroſen wollen wir uns diesmal beſchäftigen, ſondern mit einer Art, die auf beſonderen Schmuck kaum Anſpruch erheben kann, dafür aber um ſo mehr inneren Wert beſitzt, der ſich einſt einer fröhlich ſtreifenden



Der erste Versuch. Nach einer Zeichnung von J. Wodzinski.

Schar unverhofft enthüllte. Es iſt das die auf Hügeln und Rainen, ſowie an trockenen Waldrändern vielfach verbreitete **Weinroſe**, Rosa rubiginosa, ein Geſtrüpp, das ebenſoſehr verdient beachtet zu werden, als es ſeiner ſtarken Stachelbewehrung halber gemieden wird. Ihre lebhaft hellroten, aber beſcheidenen und einfachen Röslein würden zwar auf die Weinroſe nur vorübergehende Aufmerkſamkeit zu ziehen vermögen, gerade wie auch die nicht eben großen, in der Regel etwas knorpelig harten Hagebutten, denn im ganzen und großen unterſcheidet ſich die Weinroſe für den oberflächlichen Blick nur wenig von ihrer noch gemeineren Schweſter, der Hundsroſe. In dem feingefiederten, dunkelgelbgrünen Laube liegt die eigentümliche Tugend der Weinroſe verborgen. Beſitzt dasſelbe doch einen eigentümlichen Geruch, der in ſeiner würzigen, kräftigen Friſche den weinig-fruchtartigen Duft mancher Obſtſorten mit dem ſüßen Wohlgeruch der Centifolie vereint, ganz beſonders aber an den ähnlichen des harzig zottigen Kelches der Moosroſe erinnert. Läßt du die Blätter der Weinroſe durch die Finger gleiten, werter Leſer, dann ſpürſt du alsbald das Vorhandenſein eines klebrig harzigen Stoffes, welcher den Duft des Laubes auf deine Finger überträgt. Eine genaue Prüfung der Blätter zeigt namentlich an deren Unterſeite winzige gelbe Drüſenpunkte, den Hauptſitz jenes Geruches. Dieſe drüſig klebrige Beſchaffenheit und der ſtarke, namentlich bei gelindem Reiben hervortretende obſt- und roſenartige Geruch des Laubes iſt das beſte Kennzeichen der Weinroſe, an welchem ſie der Unkundige nach einigem Suchen im Frühling und Sommer leicht finden und erkennen wird.

Daß man die Pflanze nur wegen des Geruches ihrer Laubblätter Weinroſe genannt hat, iſt eigentlich ſonderbar. Vielleicht that man es in einem gewiſſen vorahnenden Gefühle ihrer Beziehungen zum herzerfreuenden Weine, an denen es ja dem Roſengeſchlechte überhaupt nicht fehlt. Nannten doch die Alten mitunter den Weingott Bacchus den „Roſigen“ und ſchmückten ſich zu ihren Gelagen am liebſten mit den duftigen Blüten des Roſenſtrauches, eine Sitte, die ſpäter zur tollſten Verſchwendung mit den holden Frühlingsgaben der Blumenkönigin ausartete. Einer der römiſchen Cäſaren lud ſogar einſt hinterliſtig ſeine Gegner zu einem üppigen Feſte und ließ die Nichtsahnenden von der Decke herab mit einem unverſieglichen Regen friſcher Roſen überſchütten, bis die fröhlichen Schlemmer unter der unaufhaltſam wachſenden duftigen Blütenlaſt elendiglich erſtickten und umkamen. In unſerer Zeit ſoll einmal irgendwo ein Wein von ſo köſtlichem Roſendufte erwachſen ſein, daß man noch heute wenige Flaſchen des koſtbaren Gewächſes als „Roſenwein“ auf großen Ausſtellungen vorführt. Leider iſt dieſes Weinchen ebenſo ſauer für Zunge, Schlund und Gaumen, wie es für die Naſe duftend und lieblich erſcheint, ſo daß niemand nach dem Genuſſe desſelben lüſtern ſein dürfte, ſelbſt wenn nicht ſchon der hohe Preis abſchreckend wirkte.

Es bedarf indes gar nicht dieſes duftigen Säuerlinges, denn die beſcheidene Weinroſe bietet uns einen beſſeren Trank voll labender Friſche, einen echten Roſenwein, geeignet, alt und jung zu erfreuen. Im ſchönen, geſegneten Breisgau war es, wo derſelbe vor bald neun Jahren als das Kind fröhlicher Augenblickslaune zum erſtenmal ins Daſein trat und ſich flugs alle Herzen geneigt machte. Der ſonnige Fronleichnamstag hatte damals genau um die Mitte des Juni eine muntere Schar aus den Mauern Freiburgs mit der Bahn ſüdwärts geführt. Außer dem Erzähler war Herr L. zugegen, Mitglied der höheren Beamtenwelt, der an ſolchen Tagen gern den Aktenſtaub mit der friſchen, würzigen Waldes- und Bergluft vertauſchte und wie immer, begleitet von ſeiner dreiköpfigen, wohlerzogenen, fröhlichen Kinderſchar, hinauszog, wo die ſchöne Natur mit den Reizen von Berg und Thal und einer üppig reichen Pflanzenwelt Geiſt und Gemüt erfriſchte und erfreute. Gewiegt vom ſauſenden Wagen des Dampfroſſes, geſchüttelt ſodann vom Omnibus auf freundlicher Landſtraße, über deren Bäume hinweg wir vom Verdeck des Gefährtes in die herrliche Landſchaft hinausblickten, gelangten wir nach dem reizenden Städtchen Staufen, von wo wir unſere friſchfröhliche Fußwanderung über Berg und Thal und durch verſchiedene freundliche Dörflein antraten. Bei früheren Gelegenheiten durch die reichen Pflanzenſchätze des benachbarten Kaiſerſtuhles verwöhnt, erachteten wir unſere diesmalige Ausbeute an ſeltenen Gewächſen für nicht ſehr erheblich, denn nur wenige Türkenbundlilien, im Beginn ihrer Blütezeit ſtehend, und ſonſtige, im ſüdlichen Schwarzwald häufig vorkommende Pflanzen begegneten uns neben zahlreichen wilden Roſen. Unter dieſen trat ganz beſonders häufig die Weinroſe auf, namentlich an den Abhängen des Kaſtelberges, ſüdlich vom Dorfe Ballrechten. Dort war unſere kleine Schar etwas auseinandergeſchwärmt, und langſam vorauswandelnd, pflückte ich größere Mengen der duftenden Weinroſenzweige, um daheim zu verſuchen, ob ſich nicht aus denſelben durch Ausziehen mit Weingeiſt oder Deſtillieren mit Waſſer ein wohlriechendes Harz oder flüchtiges Öl gewinnen laſſe. Bald holte mich zuerſt der kleine Karl, ein für ſeine ſieben Jahre erſtaunlich gut marſchierender, fröhlicher Burſche, dann mit lebhaft blitzenden, lebensluſtigen Äuglein die muntere Mathilde und endlich Toni ein, das älteſte, ſinnig und ſanft blickende Töchterlein des Herrn L., der bald ſeiner Kinderſchar folgte. Viermal nacheinander wurden da mit geringen ſtiliſtiſchen Abänderungen die gleichen Fragen an mich gerichtet: „Was pflücken Sie da?“ „Was wollen Sie mit den vielen Zweigen dieſer Weinroſe?“ „Warum heißt ſie Weinroſe?“ 2c. Beluſtigt durch die Einmütigkeit in der ſtändigen Wiederkehr des Frag- und Antwortſpieles, ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf, das duftende Harz jener Blätter müſſe ſich auch durch den Alkohol des Weines ausziehen laſſen, und auf die zum viertenmal geſtellte Frage nach dem Zwecke der vielen gepflückten Zweige äußerte ich die Abſicht, aus jenen Blättern am Raſtorte die Herſtellung einer Bowle duftigen Roſenweines verſuchen zu wollen. Da die Möglichkeit des Gelingens nicht von vornherein in Abrede geſtellt werden konnte und der verwendete Wein für den ſchlimmſten Fall, d. h. wenn er keinen Roſengeruch annahm, immer noch trinkbar blieb, ſo fand der Gedanke ſchnell Anklang und Billigung. Nachdem wir dann auf der Kuppe des Kaſtelberges von dem alten Gemäuer herab, den Reſten eines Römerkaſtelles, genugſam die herrliche Landſchaft, die ſich unſern Blicken darbot, genoſſen und dem feſttäglichen Läuten zahlreicher Kirchenglocken ringsherum von nah und fern gelauſcht hatten, zogen wir, beladen mit dichtbeblätterten Weinroſenzweigen, hinab zum Städtchen Heitersheim, von wo aus wir nach gehöriger Mittagsraſt die Heimreiſe mit der Eiſenbahn anzutreten gedachten. Im „Adler“ fanden wir daſelbſt die gaſtlichſte Aufnahme. Unſere Zweige wurden am Brunnen geſpült, um etwaigen Staub zu entfernen, und ſorgfältig verleſen, ſo daß alles alte Holz und gelbe Blätter beſeitigt erſchienen und nur die friſch gewachſenen, beblätterten grünen Zweiglein übrigblieben. Inzwiſchen ward für uns ein gutes Mahl aufgetragen, zu welchem wir uns eine leere Bowlenſchüſſel nebſt dem nötigen Wein und Zucker verabfolgen ließen. Bald lagen unſere Kräuter gebettet im goldigen Naß des Markgräflers, den die dortigen geſegneten Gaue ſo reich erquellen laſſen. Wie es uns ſchien, entwickelte ſich beſonders nach dem Zuckerzuſatz der liebliche Roſengeruch am kräftigſten, und als dann unſere Bowle genugſam gezogen zu haben ſchien, füllten wir die Gläſer und ſtießen erwartungsvoll an. Alsbald verſchwanden dann zwei große und drei kleine Naſen hinter dem gläſernen Rand, ein kleiner Schluck — ein größerer zweiter und noch längerer dritter! und beifälliges Gemurmel nebſt vergnügtem Schnalzen erſcholl in der Runde. „Gelungen! herrlich gelungen!“ hieß es und was der Lobeserhebungen ſonſt noch waren. Auch dem freundlichen Wirt, dem Muſter eines liebenswürdigen Schwarzwaldſchenken, gaben wir von dem Roſentranke zu koſten, deſſen geheimnisvolle Zubereitung ſchon längſt ſeine Aufmerkſamkeit rege gemacht hatte. Ein langer, prüfender Zug, ein ſchmunzelndes Augenzwinkern und ein dem Gehege der wirtlichen Zähne entſchlüpftes, bewunderndes „Donnerwetter!“ waren uns Beweiſe genug, daß unſer Trank auch vor der Zunge des Sachverſtändigen volle Gnade gefunden hatte. Alsbald beſtürmte uns der Mann mit Fragen, welches Kraut wir denn dem Weine einverleibt hätten. Zum Scherz ſpielten wir die Geheimnisvollen und wollten nicht mit der Sprache heraus. Doch Freund Wirt ergriff in einem unbewachten Augenblicke unſere ganze Bowle und verſchwand mit ihr behufs näherer Unterſuchung mit faſt indianiſch klingendem Freudengeheul aus dem Zimmer. Bald kam er wieder zurück mit dem würzigen Naß, in dem er zu ſeiner Verwunderung bloß grüne Blätter und Zweige wilder Roſen gefunden hatte. Fröhlich ward ſodann unſere Bowle bis zur Neige geleert, unter den beſten Vorſätzen recht baldiger Wiederholung. Nachdem dann noch das junge Völkchen im „Adlergarten“ auf des Beſitzers Geheiß die Erdbeerbeete einer Prüfung und Begutachtung ihrer Gaben unterzogen hatte, traten wir die Heimkehr nach der Dreiſamſtadt an. Leider kam ich hier nicht mehr zu der beabſichtigten Wiederholung der Roſenbowle, denn ſchon nach einem Vierteljahre führte mich mein Beruf aus Freibergs Mauern fort, ſo daß jene Fahrt nach dem Kaſtelberg der letzte von vielen Ausflügen war, die ich in jener lieben Geſellſchaft gemacht habe.

Noch oft indes bot ſich mir ſpäter an anderen Orten die Gelegenheit, mich und andere teils im häuslichen Kreiſe, teils auf Ausflügen am Roſenwein zu erfreuen, und ſtets fand die duftige Gabe der beſcheidenen Weinroſe allgemeine Anerkennung als vollberechtigte, wo nicht überlegene Nebenbuhlerin des bekannteren Waldmeiſtertrankes. Iſt es doch, als ob der Geruch jener Blätter erſt im Weine zu voller Lieblichkeit und Fülle erwache. Nur zu der anfänglich geplanten Unterſuchung, ob ſich aus denſelben ein wohlriechendes Harz oder Öl abſcheiden laſſe, bin ich bis auf den heutigen Tag noch nicht gekommen, denn alle die vielen inzwiſchen von mir gepflückten Weinroſenzweige nahmen ohne Ausnahme ein rühmliches Ende in der Bowlenſchüſſel, um dann freilich, nach kurzer, feuchtfröhlicher Herrlichkeit ihrer Kraft beraubt und ſchnöde weggeworfen, auf dem Kehrichthaufen zu verdorren. Es bleibt alſo der Riechſtoff jener Blätter immer noch zu ermitteln, wenn auch ſeine Bowlenkraft kein Geheimnis mehr iſt. Darum, lieber Leſer, hinaus ins Freie, in Gottes ſchöne Natur, wenn der kommende Lenz ſie mit den belebenden Strahlen der Sonne zu neuem, üppigem Treiben und Sprießen erweckt haben wird! Dann oder im farbenprächtigen Sommer ſpähe am Feldrain und Hügelrande nach wilden Roſen, und wenn du unter ihnen die Weinroſe gefunden, dann labe vergnügt dich und die Deinen auch am Roſenwein!

---

## Im Gottesdienſte des Paſtor Talmage.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

Wohl die wenigſten der zahlreichen Leſer von geiſtlichen Reden dieſes augenblicklich berühmteſten Predigers Amerikas werden in dem hier gebotenen Porträt die Züge des gefeierten Redners vermuten. Es ſcheint ſo gar nicht mit dem Bilde zu ſtimmen, das ſie aus den auch in Deutſchland in gewiſſen Kreiſen weitverbreiteten Schriftchen des eigentümlichen Mannes gewonnen haben. Die Talmage an einem Sonntage in ſeiner Kirche geſehen und gehört und ihn auch perſönlich kennen gelernt, werden zuſtimmen, daß das Bild ihn gibt, wie er leibt und lebt. Und dazu ſtimmt auch vortrefflich die Uniform, mag er ſie noch ſo ſelten tragen. Denn es macht dem Manne augenſcheinlich Vergnügen, als Feldprediger im 13. Milizenregiment, das in Brooklyn, der Stätte ſeines Berufes, ſeinen Standort hat, im Lichtbilde feſtgehalten zu ſein, wie wenig Gelegenheit ihm auch geboten ſein mag, gerade in dieſer Nebenſtellung in Amerika ſich zu bethätigen. Zu einem ſolchen ſoldatiſchen Schlapphut paßt ein Geſicht mit den franken, offenen Augen voll Geiſt und auch Witz, mit der kräftigen Naſe, mit dem geſchloſſenen Munde und den ſcharfen Linien am Mundwinkel, die den ſchlagfertigen, auch mit derbem Soldatenhumor ausgeſtatteten Redner verraten. Der Mann fürchtet ſich nicht; der wird auch mit geſunden und geſalzenen Worten dreinhauen und dabei wenig ſich darum ſcheren, ob die Worte nach den Vorſchriften geiſtlicher Beredſamkeit gebildet ſind und in den herkömmlichen Geleiſen der Kanzelſprache ſich bewegen.

Selten verſäumt es ein Fremder, die unter allen Umſtänden feſſelnde und auffällige Predigtweiſe von Talmage kennen zu lernen; mich zogen noch weitere Intereſſen, ſeinem Gottesdienſte beizuwohnen. Es war ein unfreundlicher Sonntag kürzlich im Oktober; von früh an fiel ein naßkalter Regen, der mehr ins Haus und ans praſſelnde Kaminfeuer als in eine ferngelegene Kirche lockte. Das weitverbreitetſte Blatt von New York (es erſcheint gegenwärtig in einer täglichen Auflage von 342000 Exemplaren) hatte gerade zu dieſem Tage eine Reporterſchar von 300 Mann ausgeſandt, die Zahl der Kirchenbeſucher an einem gewöhnlichen Herbſtſonntage feſtzuſtellen. Als am nächſten Tage das Ergebnis eine Ziffer brachte, die dreimal die Zahl der vorhandenen Kirchplätze in Berlin (und New York hat ebenſoviele Einwohner wie die deutſche Reichshauptſtadt) überſtieg, entſchuldigte das Blatt die für dort auffällig geringe Ziffer mit dem naſſen, ſtürmiſchen Regenwetter, während andere Zeitungen den Grund nicht gelten laſſen wollten als ausreichend, ſich von dem gemeinſamen Gottesdienſte am Tage des Herrn fernzuhalten. Dreimal mußte die Straßenhochbahn gewechſelt werden, um von dem Gaſthofe in die Nähe des auf der anderen Stromſeite gelegenen Brooklyn-Tabernakel zu gelangen; auch dann galt es noch, durch Wind und Wetter und Regen ſich nach der in der Straßenflucht ſtehenden Kirche durchzuarbeiten. Nach dem Wege hatte der Fremde nicht zu fragen; er brauchte nur dem Strome der Kirchgänger zu folgen.

In die Kirche eingetreten, erkennt man alsbald, daß bei dem Bau und der Einrichtnng allein maßgebend war, einen beſtimmten Raum derart auszunutzen, daß eine möglichſt große Zahl Zuhörer den Prediger vernehmlich hören und durch keine ärgerliche Säulenſtellung, ihn nun auch ſehen zu können, verhindert wäre. Unter dieſem Geſichtspunkte war die Kirche zweckmäßig ausgenutzt und ermangelte auch nicht der Schönheit, zumal wenn zu ihr gerechnet wird, daß der vorhandene Raum von einer dichtgeſcharten Menge andächtiger Zuhörer angefüllt ſei. Und dieſe Menge fehlte auch an dieſem Sonntage hier nicht. Kein Plätzchen blieb unbeſetzt; zwiſchen 5000 bis 6000 Zuhörer waren anweſend, auffällig, aber auch erfreulich, zum Teil wohl wegen des ſchlechten Wetters, daß auf eine anweſende Frau wohl drei Männer zu zählen waren. Mit großer Liebenswürdigkeit wurde mir ein Platz dicht an der Rednerbühne angewieſen. So hatte ich zunächſt vor mir dieſe Bühne; ich möchte den in dieſem Falle bezeichnenden Namen feſthalten und in dem Bilde fortfahrend angeben, daß dem Orcheſter entſprechend vor der Plattform die Klaviatur der Orgel ſtand, die ſich hinter der Plattform mächtig und auch geſchmackvoll im Äußeren wie ein Vorhang aufbaute, ein koſtbares Werk, das vor mehreren Jahren mit einem Aufwande von 150000 Mark hergeſtellt war und von derſelben Waſſerkraft in Bewegung geſetzt wurde, welche die Stadt mit Trinkwaſſer verſieht. Der Organiſt zeigte mir ſpäter den kunſtvollen Mechanismus dieſes „Balgentretens.“ Zu der Plattform hin laufen mit weit vorſpringenden Chören, amphitheatraliſch und fächerartig ſich zuſpitzend, die bequemen Sitzreihen. Mächtige, in gotiſchem Stile ausgeführte und mit farbigen Gläſern gezierte Fenſter laſſen genügendes Sonnenlicht ein; an dem trüben Tage freilich mußte reichlich vorhandenes elektriſches Licht nachhelfen, den weiten Raum taghell zu erleuchten.

Während die Gemeinde ſich ſammelte, bot der Organiſt den Anweſenden den Genuß einer Art geiſtlichen Konzertes auf der vorzüglichen Orgel. Man geſtatte wiederum den befremdlichen Ausdruck im Rahmen eines zu ſchildernden Gottesdienſtes; ich kenne keinen bezeichnenderen. Was uns geboten wurde, hatte mit dem gewohnten Orgelvorſpiel nur höchſtens das Inſtrument gemeinſam. Der begabte Künſtler, in aller Sehweite, ſpielte ein Orgelkonzertſtück nach dem anderen, während eine hilfreiche Hand ihm die wechſelnden Notenhefte reichte und die Seiten umſchlug. Nach einer Weile kam raſchen Schrittes ein Mann im zugeknöpften, dunklen Gehrock mit ſchwarzer Halsbinde und umgeſchlagenem Kragen auf die Rednerbühne und pflanzte ſich recht behaglich, wie auch die bald übereinandergeſchlagenen Beine andeuteten, in einen der auf der Plattform befindlichen Seſſel. Es mußte wohl der Prediger ſein, ſo wenig auch das Äußere den Geiſtlichen in Amtsthätigkeit verriet. In Amerika fällt dies bei weitem weniger auf als in Deutſchland, wo wir von Kindesbeinen an gewohnt ſind, unſern Paſtor auf der Kanzel in der beſonderen altertümlichen Bekleidung zu ſehen. Es war in der That Talmage, den ich bis dahin noch nicht geſehen. Mit Aufmerkſamkeit muſterte er zunächſt die vor ihm ſitzende, ſo zahlreiche Schar. Es erinnerte mich dies an den nun entſchlafenen Prediger der Matthäikirche in Berlin, den ich vor mehr denn dreißig Jahren ſo oft als Student beobachtet, wie er von der Kanzel ſcharf einzelne Gemeindeglieder ins Auge zu faſſen pflegte; dieſe ſich aufdrängende Erinnerung ließ mich auch die etwas derben Züge Talmages als ähnlich denen Büchſels erſcheinen. Thomas de Witt-Talmage ſteht noch im kräftigſten Mannesalter; er iſt 1832 im Staate New York geboren. Von Haus aus ein Glied der holländiſch-reformierten Kirche, hat er auch auf dem Seminar dieſer Kirche in Neu-Braunſchweig ſeine theologiſchen Studien gemacht und ſeine erſten Stellen in Belleville, Syrakus und Philadelphia in dieſer Kirchengemeinſchaft bekleidet, bis ihn die presbyterianiſche Gemeinde in Brooklyn 1869 zu ihrem Prediger berief. Sie hatte die Wahl nicht zu bereuen;

ſchon nach Jahresfriſt genügte der bisherige Raum nicht mehr; die wachſende Gemeinde brachte die Mittel auf, das „Tabernakel“ zu bauen, und als der Tempel im Dezember 1872 niederbrannte (in der gleichen Nacht büßte ebenfalls durch Feuer die deutſch-reformierte Gemeinde in Petersburg ihre ſchöne, kaum fertiggeſtellte Kirche ein), ließ ihn die Gemeinde, in ihrer Opferwilligkeit ungebeugt, von neuem und ſchöner aus den Flammen erſtehen. 1874 wurde der Neubau eingeweiht, nur wenige Wochen früher, als die von gleicher Heimſuchung betroffene Schweſtergemeinde im fernen Rußland den gleichen Weiheakt vollziehen konnte.

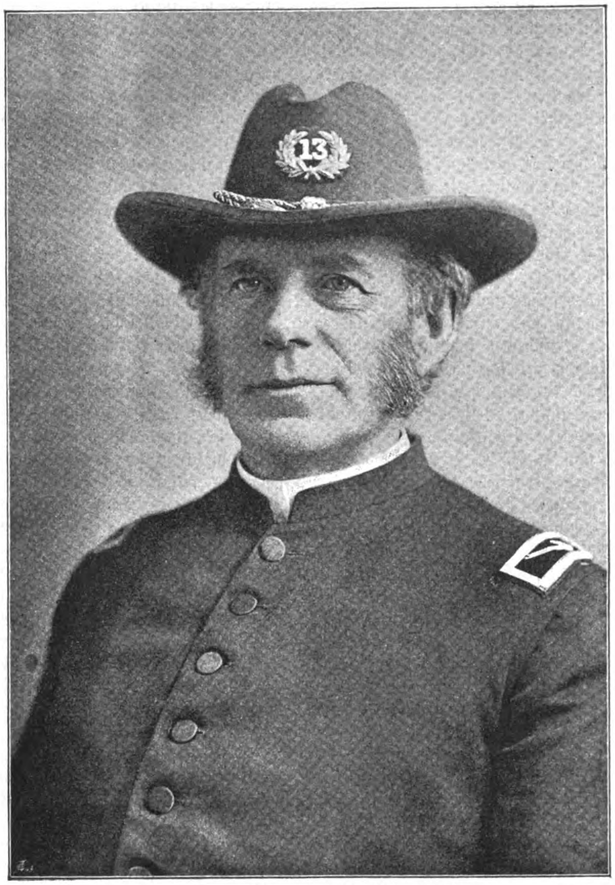
Paſtor Talmage gab ein Zeichen; auf ein neben dem Organiſten befindliches, erhöhtes Podium trat ein Mann mit einem Cornet à piston und forderte die Gemeinde zum Geſang auf. Orgel und Cornet à piston ſtimmen ja gut zu einander und mächtig und feierlich brauſte der laute und friſche Geſang der Gemeinde durch die weite, dichtgefüllte Halle. Als das innige Lied mit ſeiner ſchönen Melodie verklungen, erhob ſich Talmage zum Verleſen der zehn Gebote. Es iſt dies nicht etwa ein ſtehender liturgiſcher Brauch; der Prediger hob hervor, daß es ihm an dem heutigen Tage zweckmäßig erſcheine, die Gebote des Herrn der feiernden Gemeinde einmal wieder vor das Gewiſſen zu ſtellen. Auch beſchränkte er ſich nicht auf ihre Verleſung, ſondern flocht kleine Nebenbemerkungen, Erklärungen ein, Angelhaken, die er in das Gewiſſen warf, in ihrer ſchlichten Einfachheit, in ihrer packenden Beleuchtung von wunderbarer Kraft, für mich — offen geſtanden — des Gottesdienſtes wertvollſter und erbaulichſter Teil, der ſich unvergeßlich dem Gemüte einprägte. So z. B. als er bei dem zweiten Gebote die Verheißung geleſen hatte: „und thue Barmherzigkeit (der engliſche Ausdruck mercy kommt dem Begriffe „Gnade“ noch näher) an vielen Tauſenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten,“ hielt er einen Augenblick inne und warf dann die Frage in die Gemeinde: „Haſt du die heilige Zuſage tief in dein Herz aufgenommen mit der ganzen Kraft deines Glaubens? Dann gehe hin und predige ſie den armen Leuten in deiner Umgebung, die im Geſetz nur den zürnenden, ſtrafenden Gott vermuten und ſich von ihm wegwenden; zeige ihnen, wie mitten im Geſetz der Gott der Liebe thront, wie ſeine Seele in lichter, majeſtätiſcher Schöne ſich enthüllt und über uns Sündern die Sonne ſeiner Gnade und ſeines Erbarmens ſteht. Herr, ich will dich loben am Fuße des Berges Sinai und mein Mund ſoll da preiſen deine Gnade, dein heiliges Erbarmen.“ Oder aber bei dem Gebot der Sabbatheiligung: „Merke dir wohl, ein Tag der Ruhe in der Heiligung Gottes. Das ſind ausgeſchlagene vierundzwanzig Stunden, nicht nur die paar Stunden in der Kirche, zu Hauſe auch den lieben, langen Tag hindurch im Verkehr mit den Deinigen, mit dem Ingeſinde ſoll alles den freudevollen Stempel der Ruhe und des Friedens der Seele in Gott tragen und zeigen. Merke dir zugleich: in dies Gebot iſt mit der gleichen verbindlichen Kraft einer Nötigung die treue, ehrliche Arbeit von ſechs Tagen eingetragen und zu ſeiner Ruhe am Sabbat, wie es recht iſt vor Gott, kann nur herantreten, wer auf ſechs, im Schweiße ſeines Angeſichtes redlich verbrachte Tage blicken kann. Müßiggang, Tagedieberei oder ſchändliches Gewerbe, die ſtehen wie Höllengeiſter an der heiligen Pforte des Sabbats und wehren den Zugang zu dem Paradies des Herrntages ab.“

Nach einem freien Gebete kamen die kirchlichen Bekanntmachungen. Obenan die für die ganze Gemeinde völlig überraſchende und auch befremdliche, daß ihr Paſtor in vierzehn Tagen eine fünfmonatliche Reiſe nach Paläſtina anzutreten gedenke, und das jetzt eben, wo er von ſeiner alljährlichen dreimonatlichen Urlaubsreiſe aus der Sommerfriſche heimgekehrt. Seine Mittel erlauben dem gefeierten Prediger ſolche Reiſen. An feſtem Gehalte bezieht Talmage von ſeiner Gemeinde 80 000 Mark, die Nebeneinkünfte außerdem überragen weit, was auch die glänzendſte Geſamteinnahme einem evangeliſchen Prediger in Deutſchland bieten mag. Der reiſeluſtige Paſtor glaubte ſeiner überraſchten Gemeinde die Begründung einer ſolchen Ausfahrt ſchuldig zu ſein. Erſtens, ſo dozierte er, ſei jedem Prediger an dem Beſuche des Heiligen Landes viel gelegen; niemand aber werde ihm hoffentlich zumuten, während der Sommerhitze eine ſolche Reiſe zu machen (und nun ſaß gerade ein ſchlichter, deutſcher Amtsbruder vor ihm, der Gott dankte, als es ihm vor Jahren vergönnt war, in der Sonnenglut des Juli die heiligen Orte, die der Herr und ſeine Apoſtel auch im Sommer nicht gemieden, zu beſuchen und ſich leiblich und geiſtig gar wohl dabei zu befinden); zweitens — ſo fuhr der Dozent in ſeiner Belehrung fort — beabſichtige er, ein Leben Jeſu zu ſchreiben und das werde für die Leſer viel feſſelnder, wenn er nach eignem Augenſchein Land und Leute ſchildern könne. Und drittens endlich werde der Gemeinde ein Erſatz geboten, wie er noch nie (irgend etwas Chauvinismus dringt drüben auch bis auf die Kanzel) irgend einer Gemeinde zu teil geworden. Die berühmteſten Prediger Amerikas, darunter auch ein Moody, hätten ihre Zuſage zur Aushilfe gegeben, und ſo werde der bevorzugten Gemeinde eine Muſterkarte vorzüglicher Predigten während ſeiner Abweſenheit geboten, wie ſie nirgends beſſer zuſammengeſtellt worden ſei.

An dieſe Bekanntmachung reihte ſich eine andere, auch durch die ſchalkhafte und humoriſtiſche Form der Mitteilung von dieſer Stelle aus für ein deutſches Ohr befremdlich: die Aufforderung zur Teilnahme an einem ſehr billigen, von Gemeindegliedern geplanten Ausfluge den Hudſonſtrom aufwärts in die reizende Hügellandſchaft. Nach einem weiteren Geſange, wieder mit der zwiefachen Begleitung, begann die Predigt, oder, daß wir zutreffender ſagen, die Rede. An ihre Spitze wurde das abſonderliche und ſo knappe Schriftwort aus Heſekiel 27, 12 geſtellt und zwar nur die Worte: They traded in thy fairs (die deutſche Übertragung geſtattet nicht bequem die Loslöſung dieſer Worte aus dem ganzen Satzgefüge: „Du haſt allerlei Ware … auf deine Märkte gebracht“). Das Wort diente dem Prediger nur als Überſchrift zu ſeinem für dieſen Sonntag gewählten Thema: „Wird die kommende Weltausſtellung 1892 für das amerikaniſche Volk Fluch oder Segen bringen?“

Man muß die Vereinigten Staaten vom Oſt zum Weſt und auch allerorts in ſeinen Tagesblättern durchzogen haben, um als Fremder ſchier bis zur Überſättigung zu ſehen, in welch hohem Grade gegenwärtig bereits dieſe Ausſtellung zumal die Städte bewegt, die den Wettkampf um den Weltjahrmarkt mit Heftigkeit führen: New York, Chicago, St. Louis, Waſhington. Dann wird man zuſtimmen, daß auch diesmal wieder der geprieſene Volksredner mit kühnem Griffe einen ungemein zeitgemäßen Gegenſtand der Rede gewählt und ſchlagfertig an eine brennende Frage herangetreten. Wir haben ſchon Zeit gehabt, bei dem Manne zu vergeſſen, was etwa die Schule von den Erforderniſſen einer chriſtlichen Predigt aufſtellen mag; wir haben auch unſer deutſches Gemüt mit ſeinen Wünſchen um Schriftauslegung, mit ſeinen Bedürfniſſen nach tiefgehender Erbauung aus dem heiligen Worte Gottes zum Schweigen gebracht und legen einen anderen Maßſtab an. An der Hand desſelben kann ich nicht leugnen, daß die Rede, der Vortrag von Anfang bis zu Ende feſſelnd, packend war, ſtellenweiſe von zündender Beredſamkeit, überall von hinreißender Schönheit des Gedankens und auch Ausdruckes, das wackere und furchtloſe Zeugnis einer durch und durch religiöſen und zwar chriſtlich ausgeprägten Perſönlichkeit. Es fehlte nicht an Überſchwenglichkeiten, wenn es galt, Amerika und die Einzigartigkeit ſeiner Erſcheinung in das glänzendſte Licht zu rücken. Der Fremde gewöhnt ſich bald an ſolchen, faſt überall widerklingenden Ton der Rede, wenn er ihn auch an heiliger Stätte am liebſten miſſen möchte. Aber es iſt, als ob der Volksredner durch das Anſchlagen dieſer Lieblingsmelodie ſicher iſt, das Herz ſeiner Zuhörer zu packen, und an mehr als einer Stelle ſieht man, wie Talmage es kräftig packen will, um dann auch mannhaft wie ein Chriſt ihm die Wahrheit zu ſagen und ſchonungslos ihm die Blößen ſeiner Wunden zur Heilung aufzudecken.

Frei und ungehindert bewegt ſich Talmage auf der Rednerbühne. Ich betone den bezeichnenden Ausdruck. In den wenigſten amerikaniſchen Kirchen iſt der Prediger in den engen Behälter einer Kanzel eingepfercht; meiſt ſpricht er von der oft ſehr geſchmackvoll ausgeſtatteten Plattform und zwar hinter einem Tiſche oder Rednerpulte. Auch das erſcheint Talmage als ein läſtiges Hemmnis; die weite Plattform dient ihm als bequeme Bühne, dem freien, ungebundenen Worte den freien, lebendigen, bewegten Ausdruck zu verleihen. Er ſcheut nicht davor zurück, auch das Lächeln der Zuhörer hervorzurufen, ſo wenig, wie ſie bis zu Thränen zu rühren und zu ergreifen. Auch das hindert ihn nicht, Namen zu nennen, um damit ſeine Ausführung lebendiger zu geſtalten; er kümmert ſich dann wenig, ob dieſen ausdrücklich genannten Perſonen ihre Verwendung zuſagen oder ſie verletzen mag; das augenblicklich Blendende der Behauptung verfehlt auf einen großen Kreis gerade dieſer Zuhörer ſeine Wirkung nicht. Man könnte eine recht bedenkliche Sammlung derartiger kühner Ausſprüche anfertigen. Aus der Rede jenes Sonntags nur das eine Wort, das merkbares Lachen erregte: „Fürſt Bismarck betet nur den Kriegsgott an, Gladſtone den des Friedens, Boulanger aber ſich ſelbſt.“ Das war gerade an dem Tage, da die Morgenblätter die Nachricht brachten, daß der „Selbſtanbeter“ von der engliſchen Küſte nach der einſamen Inſel gegenüber Frankreich wie in einen Schmollwinkel und Verbannungsort übergeſiedelt. — Wie unter der Rednerbühne eines Parlaments, ſo waren auch hier Stenographen — ich zählte an dieſem Morgen deren zehn an vier Tiſchen — eifrig bemüht, jedes Wort des Redners niederzuſchreiben. Denn anderen Tages ſchon erſcheint ein größerer oder kleinerer Auszüg als Drahtbericht in den Hauptblättern der zweiundvierzig Staaten. An einem Montag in der Frühe las ich beim Kaffee in San Francisco im größten politiſchen Blatte der Stadt einen ſpaltenlangen Auszug der Predigt, die tags zuvor Talmage, mehr als 3000 Kilometer öſtlich in Brooklyn gehalten. Damit iſt der Umkreis, wohin das Wort des berühmteſten amerikaniſchen Kanzelredners dringt, nicht erreicht. In fünfunddreißig verſchiedenen Sprachen ſind ſeine Predigten über die ganze Erde verbreitet; ſelbſt Spurgeon ſoll keinen ſo ausgedehnten Leſerkreis beſitzen, obgleich ich dem Londoner Prediger, was die Tiefe und den Schriftgehalt ſeines verkündigten Wortes betrifft, weitaus den Vorzug vor den Reden ſeines amerikaniſchen Kollegen gebe; dazu noch der Vorzug weihevollerer Form und Darſtellung.



Talmage, der berühmte amerikaniſche Prediger.

Niemand und wohl am wenigſten der Prediger ſelbſt, der eben noch für die Zeit ſeiner Abweſenheit einen blendenden Kreis hervorragendſter Prediger des Landes zur Fortführung der Gottesdienſte in ſeinem Tabernakel angekündigt, konnte eine Ahnung davon haben, daß dieſes die letzte Predigt war, die in dem Tabernakel gehalten und vernommen wurde. Acht Tage ſpäter in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag drang ein roter Schein durch den dichten Morgennebel, dann ſtieg eine lodernde Feuergarbe jäh in die Höhe: der Tempel Talmages ſtand in hellen Flammen. Nach ein paar Stunden war er ausgebrannt; nur ein paar ſchwankende Außenmauern waren als öde Zeugen dieſer zweiten Heimſuchung der Gemeinde geblieben. Das Unglück war aber nicht im ſtande, Gemeinde oder Paſtor niederzubeugen. Wohl mußte der Morgengottesdienſt ausfallen; die meiſten Kirchgänger erhielten die Kunde von dem Brande erſt auf dem Wege zur Kirche. Aber die Hunderte von Knaben und Mädchen der Sonntagsſchule zogen am Nachmittag an der Brandſtätte vorüber nach einem nahegelegenen Verſammlungsſaal, ohne Unterbrechung ihre ſabbatliche Feier zu halten. Anderen Tages bereits brachten die Blätter einen kräftigen Aufruf von Talmage und ſeinen Kirchenälteſten, die ohne Verzug Hand an den Wiederaufbau gelegt. Wohl war die Kirche und auch ihre Einrichtung ſamt der koſtbaren Orgel verſichert; nach kurzer Beratung einigten ſich aber die Männer, noch umfangreicher und auch teilweiſe zweckentſprechender den Neubau auszuführen. Die Änderungen waren mit einer Mehrſumme von einer halben Million Mark veranſchlagt. Ehe dies geordnet, erklärte Talmage, ſeine Reiſe nach Jeruſalem nicht antreten zu wollen. Nach der ſtaunenswerten Opferwilligkeit der Amerikaner, zumal für kirchliche Zwecke, nehme ich an, daß dieſer Entſchluß des gefeierten Predigers ſeine Reiſe höchſtens auf ſechs bis acht Wochen hinausgeſchoben haben wird.

## Unbenutzte Schätze des Meeres.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Die natürlichen Quellen des Wohlſtandes fließen heutzutage nicht mit gleichem Überfluß wie in früheren geprieſenen Tagen, es bedarf der Anſtrengungen, ſie ergiebig zu erhalten, und ſcharfſinnig berechneter Mittel, ihre Erträge vollgültig auszunutzen. Überall, auf dem Gebiete der Landwirtſchaft, der Gewerbe, wo Produzierende ſich mühen, im Gegenſatze zum Handel, neue Werte zu ſchaffen, begegnen wir erhöhter Thätigkeit, veränderten Maßnahmen, im Vergleich zum Hergebrachten, welche die Notwendigkeit gebieteriſch erzwingt. Dieſe iſt es, welche zum Suchen antreibt und häufig genug zu glücklichem Finden führt, zur Einſicht, zu Verbeſſerungen und gewinnreichen Entdeckungen.

Eine bisher allzuſehr vernachläſſigte Quelle des Wohlſtandes iſt das Meer. Wohl wird ſeit Jahren unabläſſig von wahren Freunden des Vaterlandes daran gearbeitet, die Küſten- und Hochſeefiſcherei zu heben, um nicht nur dem Gewäſſer reichliche Nahrung abzuringen, ſondern auch den Meeresanwohnern lohnende Thätigkeit zu verſchaffen und den Nationalwohlſtand zu mehren, allein in Anbetracht der großen Bedeutung dieſer Beſtrebungen ſind die allerdings erfreulichen Erfolge immer noch nicht gedeihlich genug. Im Deutſchen Reiche gab es vor vier Jahren einen einzigen Fiſchdampfer, die „Sagitta,“ welche von Geeſtemünde lief; jetzt hat ſich die Zahl ähnlicher Dampfer bis auf etwa fünfzehn geſteigert. Immerhin iſt dieſe Ziffer, im Vergleich zu den zweihundert Fiſchdampfern der Engländer, eine gar kleine.

Der Ertrag der Hochſeefiſcherei beſteht in den gefangenen Speiſefiſchen, die aus der hohen See ans Land und zum Verkauf gebracht werden. Faſt ebenſo wichtig wie dieſe als Nahrung nutzbare Beute iſt jedoch der „Nebenfang,“ welcher nach jetzigem Gebrauche verloren geht. Dieſen aber müſſen wir nach den neueſten Reſultaten eingehender Studien des ausgezeichneten Chemikers Herrn Dr. C. Weigelt zu den Schätzen des Meeres rechnen, deren Ausbeutung nach verſchiedenen Richtungen den lohnendſten Gewinn und auf die Förderung der Hochſeefiſcherei den denkbar günſtigſten Einfluß auszuüben verſpricht. Als vor drei Jahren der Vorſitzende der Sektion für Küſten- und Hochſeefiſcherei des deutſchen Fiſchereivereins, Herr Präſident Herwig, einer Fiſchfahrt an Bord der „Sagitta,“ jenes erſten Dampfers, beiwohnte, ſah er, daß große Mengen kleiner Fiſche, Meertiere und ſonſtige für die Zwecke des menſchlichen Haushaltes unbrauchbare Seeungeheuer zuſammen mit den Speiſefiſchen ins Netz gelangten, alſo gefangen wurden, aber, weil unverwertbar, alsbald wieder über Bord gingen. Herr Präſident Herwig ſchätzte die Ziffer des „Nebenfanges“ auf über fünfzig Centner für jede Fiſchereifahrt; es kam ihm der Gedanke, wenn irgend möglich, dieſe doch zweifellos für irgendwelche Zwecke nutzbaren Schätze des Meeres nicht ungenutzt verloren gehen zu ſehen, ſondern vielmehr eine Verarbeitung dieſer Materialien zum Nutzen der Fiſcherei anzubahnen. Mit dieſer Aufgabe ward Herr Dr. C. Weigelt von der Sektion für Küſten- und Hochſeefiſcherei betraut, der nach einer Reihe von Vorverſuchen an käuflichen Fiſchen ein Verfahren fand, aus den wertloſen gefangenen Meertieren mit verhältnismäßig geringem Koſtenaufwande marktfähige Erzeugniſſe herzuſtellen.

Nachdem dies geſchehen, galt es, den Betrag des Nebenfanges feſtzuſtellen, um Grundlagen für die fabrikmäßige Ausführung der Laboratoriumsverſuche zu erlangen, zu welchem Zwecke Herr Dr. Weigelt in Begleitung zweier Zoologen ſich an Bord des „Präſident Herwig,“ des größten der damals überhaupt vorhandenen Fiſchdampfer, begab.

Das Fiſchen geſchieht mittels eines rieſigen Schleppnetzes, das dreimal am Tage ausgeworfen und nach vier- bis ſechsſtündigem Schleppen in der Tiefe aufgezogen wird. Dieſes Aufziehen iſt eine harte Arbeit für die Beſatzung. Die Entleerung des Netzes bis zum Wiederauswerfen deſſelben nimmt, je nach der Größe des Fanges, ein bis zwei Stunden in Anſpruch. Die Beute wird durch die geöffnete Netzſpitze entlaſſen.

In grauſigem Gemiſch wimmelt nun alles durcheinander: Schellfiſche, Kabeljaue, Plattfiſche, Rochen, Haie, letztere nicht ſelten bis anderthalb Meter lang und darüber, dazwiſchen Seeſterne in ſtattlicher Zahl und große Polypen, Muſcheln, Auſtern, auch wohl einmal eine Tonne mit allerlei über Bord gegangenem havarierten oder ſonſtwie verunglücktem Stückgut, alte Stiefel und gelegentlich ein Menſchenſchädel, gebleicht in der Tiefe des Meeres, bereits bevölkert von allerhand Seegetier, das ſich daran angeheftet, Auſtern, Seeroſen und der unvermeidlichen ſcharfrandigen Seepocke.

Schellfiſche ſterben unmittelbar nach dem Verlaſſen ihres feuchten Elements, während Plattfiſche noch einige Zeit Leben verraten, Haie und namentlich der Seewolf wohl ſtundenlang am Leben bleiben.

Nun geht's — während der Dampfer bereits wieder fiſcht, an ein Sortieren des Fanges. In drei Größen werden die Schellfiſche geſondert bis herunter zu etwa ein Pfund ſchweren Fiſchen, in zwei Größen die Plattfiſche. In große, je etwa einen Centner faſſende Körbe wird das Material geworfen — kleiner und immer kleiner wird der wüſte Haufen, endlich iſt dieſe Arbeit gethan; was jetzt noch übrigbleibt, geht über Bord — der Nebenfang, je nach dem Ergebniſſe des Geſamtfanges, im Gewicht von einem bis ſechs Centnern.

Die Körbe mit dem Speiſefiſchmaterial werden nun vom Achterdeck, wo die Entleerung des Netzes ſtattfand, ungefähr mittelſchiffs geſchleppt, wo die Dampfpumpe der Maſchine in reichem Strahl Seewaſſer an Bord zu fördern vermag. Dort werden die Fiſche ausgeweidet, danach ſorgfältig gereinigt und abgewaſchen, wohl auch nochmals ſortiert, da dies Geſchäft in dem Drange der erſten Arbeit flüchtig geſchah, abermals in die Körbe gepackt und nun im Eisraum des Schiffes, welcher ziemlich nahe der Maſchine im Vorderraume liegt, verpackt.

Es erwies ſich die Vorausſetzung, daß bei jeder Fahrt etwa fünfzig bis ſechzig Centner an kleinen, beziehungsweiſe nicht marktwerten größeren Fiſchen an Bord gelangten, als irrig. Deshalb wurde das Augenmerk am zweiten Tage der Fahrt den Abfällen zugewandt, welche ſich bei der Herrichtung der Speiſefiſche für den Markt ergeben. Nebenfang und Eingeweide erreichten die ſtattliche Ziffer von rund achtzig Centnern, Polypen und Seeſterne eingerechnet.

Dieſes Material kann der Hauptſache nach auf Thran und auf Düngemittel verarbeitet werden. Vorerſt aber, ehe die leicht verweslichen Fiſche zur fabrikmäßigen Verarbeitung gelangen, müſſen ſie haltbar gemacht werden. Die Konſervierung derſelben iſt die patentierte Erfindung Dr. Weigelts, und ein Punkt von größter Wichtigkeit beſteht darin, daß die Fiſche ſtatt mit Kochſalz mit Kaliſalzen gepökelt und dann an der Luft getrocknet werden. Aus den getrockneten Fiſchen wird der für viele techniſche Zwecke unentbehrliche Thran gewonnen, der entfettete Fiſchkörper ergibt, fein zermahlen, einen an Stickſtoff, Phosphorſäure und Kali reichen Guano, welcher verhältnismäßig billig der Landwirtſchaft zu gute kommt.

Die Thrangewinnung aus den Eingeweiden der Speiſefiſche iſt mittels Dämpfung vorzunehmen.

Dieſe Art der Verarbeitung, wenigſtens das Kochen und Preſſen, iſt nicht neu. Im Pillauer Tief verfährt man z. B. ſeit langen Jahren zur Gewinnung der Stichlingsthrane in dieſer Weiſe. Dieſe Induſtrie iſt nicht unbeträchtlich; denn allein im Jahre 1887 iſt dort für 64 000 Mark Thran gewonnen worden. Die Preßkuchen enthalten übrigens, dank der primitiven Preſſen, noch recht viel Thran, auch werden ſie bisher auf trockene Marktware nicht verarbeitet, ſondern an benachbarte Landwirte um ein billiges und unter ihrem Werte veräußert.

Nach Dr. Weigelts theoretiſchen Berechnungen wirft die deutſche Dampf-Hochſeefiſcherei alljährlich reichlich 50000 Mark Nationalvermögen ins Meer, ohne auch nur den Verſuch zu machen, den Nebenfang und den Abfall auszunutzen.

Bei aller Anerkennung der Leiſtungsfähigkeit dieſer Fiſcherei, bei aller Beachtung, welche das raſche Anſteigen der Zahl ihrer Fahrzeuge verdient, muß doch ausgeſprochen werden, daß wir noch lange nicht behaupten können, die Dampffiſcherei beherrſche den Markt, beziehungsweiſe der Fiſchhandel ſei auf ihre Ergebniſſe allein oder ſelbſt vorwiegend angewieſen. Die Segel-Schleppnetzfiſcherei und auch die Angelfiſcherei decken noch immer den Hauptanteil des Bedarfes oder mit anderen Worten, die Fiſcherewer und Segelkutter, die kleinen der Fiſcherei dienenden Fahrzeuge liefern ſelbſt in die Hauptplätze unſerer Fiſcherei immer noch mehr Fiſche für den menſchlichen Konſum, als die Dampf-Hochſeefiſcherei. Die Kleinfiſcherei hat natürlich auch ihren Nebenfang, der verloren geht.

Ferner kommen die abgelegenen Fiſcherdörfer in Betracht, die während der Wintermonate vermöge ihrer Lage von allem Verkehr abgeſchnitten ſind, ſo daß nicht die Rede davon iſt, das verfügbare reiche Fangmaterial irgendwie nutzbar zu machen. Es bleibt in ſolchem Falle nichts übrig als den Fang hinauszufahren in die See und dort über Bord zu werfen, ein Material, das nach allerdings unſicheren Schätzungen an Wert um das Zehnfache den Betrag überſteigt, welchen der Nebenfang der Dampf-Hochſeefiſcherei liefert. Da die mit Kaliſalz gepökelten Fiſche ſich bis zum Frühling halten und dann in der Luft getrocknet werden können, ſo genügen alte Heringsfäſſer als billigſte Betriebsanlage auch hier, ſtatt des Verluſtes Gewinn zu bringen.

Die Ausbeutung der unbenutzten Schätze des Meeres, von denen im Vorſtehenden die Rede war, ſteht vorläufig noch als ein Plan da, welcher der Ausführung harrt, die jedoch nicht ausbleiben kann, da die volkswirtſchaftliche Bedeutung der Verwertung des Nebenfanges unſerer Seefiſcherei zu klar auf der Hand liegt. Millionen guten deutſchen Geldes fließen alljährlich für Stickſtoffdünger in das Ausland, es gilt nur, die natürliche Quelle — die Geſchöpfe unſerer Meere — auszunutzen, um beträchtliche Summen dem eignen Lande zu erhalten.

Vielleicht werden Dr. Weigelts auf umſichtige Verſuche und ſorgfältige Arbeiten gegründete Entwürfe vom unternehmungsluſtigen Auslande verwirklicht, bevor eine Fabrik an deutſcher Küſte den Anfang zur Verwertung der unbenutzten Schätze des Meeres macht, vielleicht aber übernimmt deutſches Kapital die Führung bei dieſem Werke, deſſen Gelingen dem Nationalwohlſtande zu gute kommen wird.

---

## Luiſe von Coligny, eine Ahnfrau unſers Kaiſerhauſes.

Ein Lebensbild von Theodor Schott.

(Schluß.) (Abdruck verboten.

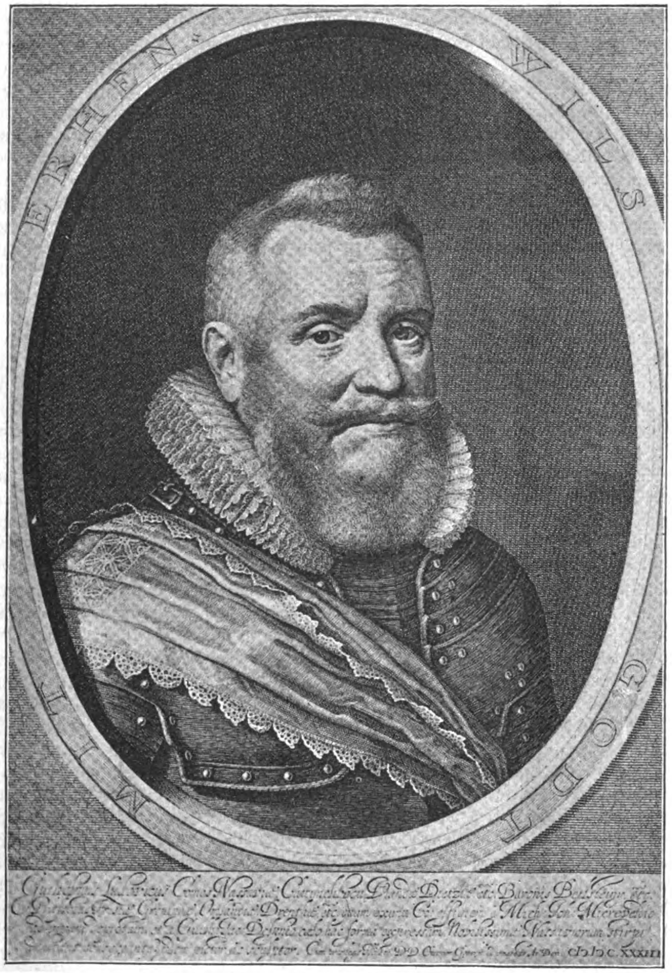
In reichem Maße erfreute ſich Luiſe der Liebe ihrer Töchter; mit voller Mutterliebe hatte ſie dieſelben in ihr Herz geſchloſſen, und dies ſchöne traute Band blieb zwiſchen Mutter und Töchtern, auch als die letzteren längſt den elterlichen Herd verlaſſen hatten und ſelbſtändig geworden waren. Die beſten Familien Frankreichs und Deutſchlands thaten ſich ihnen ſpäter auf; Eliſabeth heiratete (16. April 1695) den Herzog von Bouillon und wurde die Mutter des großen Turenne; Charlotte Brabantine führte der wackere Herzog von Tremoille heim (1598). Im eifrigſten Briefwechſel ſtanden Mutter und Töchter, und dieſe Briefe ſind die reichſte Quelle für die Kenntnis von ihrem Leben. Die ganze Feinheit und Lebendigkeit ihres Geiſtes zeigt ſich in ihnen; man darf wohl ſagen, ſie nehmen eine hervorragende Stellung ein in der Brieflitteratur jener Zeit, trotz ihres etwas altmodiſchen Franzöſiſch laſſen ſie ſich den berühmteſten Muſtern (Frau von Sevigné, Frau von Maintenon) an die Seite ſtellen. Jedem derſelben merkt man es an, wie es ihr Freude macht, ihren Gedanken freien Lauf zu laſſen, ihren Gefühlen Luft zu machen. Bunt läuft Wichtiges und Unwichtiges nebeneinander her, die Sorge für die Kinderſtube liegt ihr ſo ſehr am Herzen, wie ernſte Staatsangelegenheiten; was ſie von Neuigkeiten aus der Familie, vom Hofe, von der hohen Geſellſchaft, von wichtigen Ereigniſſen erfährt, muß in dieſer zeitungsloſen Zeit raſch weitergemeldet werden, und ſie iſt gut unterrichtet und ihr Urteil klar und richtig. Mit warmem Gemüt begleitet ſie ihre Kinder durch ihre freudigen und traurigen Erlebniſſe. „Ein Sohn, ein Sohn, ich weine vor Freuden,“ ruft ſie in überquellendem Glück, als die Herzogin von Tremoille (la belle Brabante) ihr erſtes Kind gebar. „Wenn etwas beſtändig iſt in dieſer Welt,“ heißt es in einem anderen Briefe an dieſelbe, „ſo iſt es meine Liebe zu Dir, ich liebe Dich wie mein eigen Leben.“ Als der Herzog von Bouillon aus Frankreich flüchten mußte wegen politiſcher Umtriebe, da rät ſie, die Lage der Dinge klug überſchauend, ihm unbedingte Unterwerfung, ſie bietet allen Einfluß bei König Heinrich IV auf, um eine Verſöhnung zu ſtande zu bringen, und ihre geſchickte Hand verſtand allmählich die ſchlimme Angelegenheit in das rechte Geleiſe zu lenken.

Daß ihres Herzens Innerſtes dem eignen Sohne gehörte, wer möchte es der Mutter, die dies einzige Pfand aus vergangenen glücklichen Tagen hatte, verargen! Die ſorgfältigſte Erziehung wird ihm zu teil, für ihn ſchreibt der edle Dupleſſis Mornay eine beſondere Abhandlung „über die Erziehung vornehmer Adeliger.“ Luiſe bietet alles auf, den großen Philologen Sieliger zu ſeinem Lehrer zu gewinnen, ihm zuliebe zog ſie eine Zeit lang nach Leyden. Die bedeutende Rolle, welche Heinrich Friedrich ſpäter in der Welt ſpielte, ſie war zum guten Teil durch ſeine treffliche Erziehung vorbereitet. Zwar hatte die Mutter zu klagen über den „naſſauiſchen Eigenſinn,“ ſie hätte mehr franzöſiſche Lebendigkeit bei ihm gewünſcht; er ſei, heißt es ſpäter, ein großer junger Mann geworden, aber etwas einſilbig; den ganzen Ernſt ſeiner deutſchen Vettern habe er angenommen; aber dabei war er voll Herzensgüte und humaner Geſinnung und hatte eine ruhige, ſichere Haltung, welche ſehr an ſeinen Vater erinnerte, und zeigte bald entſchiedenes Feldherrntalent und diplomatiſches Geſchick. Gern hätte ſie ihn in franzöſiſchen Dienſten untergebracht, und Heinrich IV wäre ſehr geneigt geweſen, den vielverſprechenden Prinzen an ſeinen Hof zu feſſeln, aber die niederländiſchen Staaten geſtatteten es nicht. Moritz von Oranien war nicht vermählt; die naſſauiſche Erbfolge und damit die Wohlfahrt des jungen Freiſtaates ruhte auf wenigen Augen und die Folgezeit rechtfertigte dieſe Vorſicht. Heinrich Friedrich wurde 1625 ſeines Bruders Nachfolger als Statthalter der jungen Republik, deren glänzendſte Zeit unter ſein Regiment fiel.

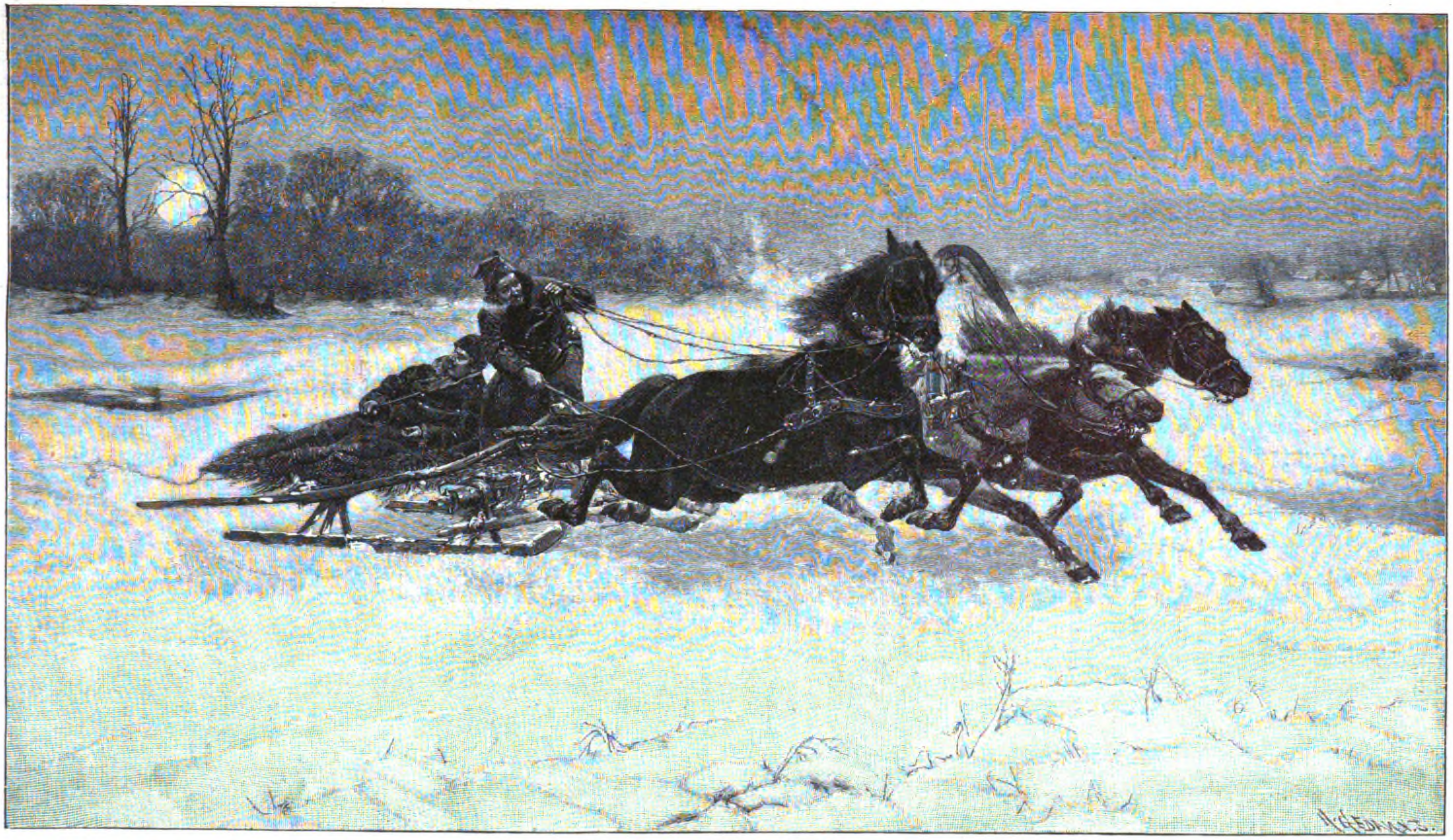
„Ich bin keine Frau für Staatsgeſchäfte,“ ſchrieb Luiſe einmal, und doch war es eigentlich unmöglich für die Tochter Colignys, für die Frau Oraniens die großen Ereigniſſe, welche ſich zwiſchen der Nordſee und den Pyrenäen abſpielten, teilnahmlos an ſich vorüberziehen zu laſſen; dazu war ihr eignes Leben viel zu tief mit den großen Kämpfen der Zeit verwachſen. Gehörte ſie doch zu denen, welche in dem Rieſenkampfe Spaniens um die Weltherrſchaft, um die Vorherrſchaft des Katholizismus am meiſten erduldet hatten! Mit allem Eifer verfolgte ſie den Gang des Krieges in Frankreich und den Niederlanden; ſie jubelt, als Heinrich IV Chartres einnimmt, als ihr Sohn Moritz „von ſich reden macht“ und nach einander Zutphen, Deventer, Breda erobert. Von ihrem Sohne Heinrich Friedrich verlangt ſie nichts mehr, „als daß er dem Vaterlande leiſte, was er ihm ſchuldig ſei,“ und ob auch ihr mütterliches Herz zittert wegen der ſpaniſchen Kugeln, in deren Bereich ſie ihn weiß, um ſo ſtolzer iſt ſie über ſeine tapfere Haltung bei Nieuport und Rheinberg. Auch handelnd griff die gewandte Frau in die Politik ein; nicht daß ſie ſich in die vorderſte Reihe geſtellt hätte, aber bekannt und verwandt mit allem, was vornehm und mächtig war in beiden Ländern, übte ſie im ſtillen jenen mächtigen Einfluß aus, welchen geſcheite und zuverläſſige Frauen ſo oft in der Politik genießen. Ihres Vaters großer politiſcher Gedanke war der gemeinſame Kampf Frankreichs und der Niederlande gegen Spanien geweſen, in dieſen Traditionen bewegte ſich die politiſche Thätigkeit ſeiner Tochter; es war eine Lebensaufgabe für den jungen niederländiſchen Freiſtaat, das gute Verhältnis mit Frankreich, der aufſtrebenden Vormacht in Weſteuropa, zu wahren und zu kräftigen, und daß dies Jahrzehnte beſtand, dazu hat Luiſe von Coligny weſentlich mitgeholfen. Beſonders vertraut ſtand ſie mit Heinrich IV, der die alte Geſpielin der Jugend ſchätzte und gern anhörte; aber auch noch lange nach ſeinem Tode war ſie die Vermittlerin zwiſchen dem franzöſiſchen Hofe und den Staaten der Niederlande; noch bei ihrer letzten Reiſe in ihre franzöſiſche Heimat wurde ſie von den letzteren mit politiſchen Aufträgen betraut.

Nach dem Tode ihres Mannes hatte ſie eine Zeitlang ein unſtätes Wanderleben geführt und dann in dem ruhigen ländlichen Middelburg ihren Wohnſitz genommen: lag doch der Ort näher bei ihrem geliebten Frankreich. Denn Franzöſin blieb ſie ihrem ganzen Weſen nach und wollte auch dies bleiben;

ihre ſchönſten Erinnerungen hafteten alle in dem Lande der Geburt, in Holland hatte ſie nur ſparſame Beweiſe von Liebe und Zuneigung empfangen und wenige glückliche Stunden verlebt; mit heißer Sehnſucht ſtrebte ſie danach, einmal wieder die ſüße franzöſiſche Luft zu atmen. Aber erſt zehn Jahre nach dem Tode Oraniens konnte ſie ihr Vorhaben ausführen, bis dahin mußte ſie ſich mit ſeltenen Beſuchen begnügen, welche ihr die franzöſiſchen Anverwandten machten; und ſie hat nicht unrecht, wenn ſie ihnen ihre verwandtſchaftliche Pflicht, ſie aufzuſuchen, vorhält und ſcherzend klagt: „Man meint ſonſt, ich ſei aus den Wolken gefallen, weil ſich ſo gar niemand um mich und mein Verlaſſenſein kümmert.“ Endlich hatte Heinrich IV Paris in ſeiner Gewalt. Frankreich beruhigte ſich immer mehr, am 28. Juni 1594 langte Luiſe in der franzöſiſchen Hauptſtadt an; mehrere Monate blieb ſie in der Heimat, und im Jahre 1598 wiederholte ſie den Beſuch, diesmal begleitet von ihrem Sohne; bis Ende 1602 verweilte ſie in Frankreich. Dieſe Jahre waren wohl die glücklichſten Tage ihres Lebens; mit ihrem alten Jugendgenoſſen, dem Könige, ſeiner Schweſter Charlotte von Parthenay und anderen war ſie wieder im lebendigſten Verkehr; im Kreiſe ihrer verheirateten Töchter und ihrer Enkel lebte ihr Herz fröhlich auf, und das geräuſchvolle Treiben eines glänzenden Hofes mochte ihr, als Abwechſelung mit dem ſonſtigen Stillleben, wohl eine Zeitlang behagen, wenn ſie auch bald klagt: alles ſei ſo teuer in Frankreich und ſie ſtehe am Ende ihrer Finanzen. Nur ein bitterer Tropfen war in dieſen Kelch beſcheidener Freude gefallen. Ihr jüngſter Bruder Karl war 1590 gefangen worden und in dieſer Gefangenſchaft zum Katholizismus übergetreten. Tief war ſie betrübt durch dieſe Nachricht; die eifrige Hugenottin hing mit der ganzen Kraft voller Überzeugung an ihrem Bekenntnis. „Ich konnte es nicht glauben,“ ſchreibt ſie, „daß er ſich ſo weit vergeſſen würde. In allem meinem übrigen Kummer finde ich etwas, womit ich mich tröſten kann, hier aber gar nichts, und es iſt mir zu mute, wie wenn ein Teil meiner ſelbſt in ſeiner Ehre wankend geworden wäre.“ Doch brach ſie den geſchwiſterlichen Verkehr nicht ab, ſie ließ ihn nicht aus den Augen und dem Herzen; als er 1593 gefangen wurde, bat ſie den König für ihn, und Heinrich gewährte die Bitte aus Achtung für den Eifer, welchen ſie in ſeinem Dienſte bewies. Noch in ihrem letzten Willen gedachte ſie freundlich ſeiner. Auch eine kindliche Pflicht, die ſeit Jahren ſie beſchäftigte, führt ſie glücklich durch. Auf dem Andenken des Vaters haftete noch das ſchmähliche Urteil, welches das Pariſer Parlament am 27. Oktober 1572 gegen den Hochverräter gefällt. Luiſe ſetzte es durch, daß dasſelbe am 22. Auguſt 1599 aus den Gerichtsakten herausradiert wurde. — In den folgenden Jahren wiederholten ſich dieſe Reiſen nach Frankreich, aber der jähe Tod Heinrichs IV (1610) raubte der Stätte ſchöner Erinnerungen viel von dem bisherigen Reize; ſie ſah zwar das großartige Leichenbegängnis des Königs, dem ſie ſtets mit einer Art Verehrung gehuldigt hatte, und über deſſen große menſchliche Schwächen ſie leichter hinwegſah, als man von ihrem ſittlichen Ernſt erwarten ſollte, ſie ſah auch die aufſteigende Verwirrung in Hof und Reich. Andere ihr fremde Perſonen und ungewohnte Einflüſſe gewannen dort Raum, ſo brachte ſie nach 1612 eine lange Reihe von Jahren in den Niederlanden zu. „Alles was ich von meinem Vaterlande höre,“ ſchreibt ſie einmal, „iſt nur Unglück, und nimmt mir die Luſt, dorthin zurückzukehren; hier will ich den Reſt meiner Tage zubringen; ich bin ſo gern in Holland.“ Der große Kinderkreis, der ſie früher umgeben, hatte ſich ſtark gelichtet, beinahe jedes Jahr brachte einen Todesfall; eine Enkelin, welche ſie eine Zeit lang zur Erziehung bei ſich hatte, füllte die Lücke nicht aus, und ein Herzenswunſch, ihren leiblichen Sohn verheiratet zu ſehen, ging nicht in Erfüllung, er ſchien, wie ſein Bruder Moritz, eine unüberwindliche Abneigung gegen die Ehe zu haben. Und auch der Aufenthalt in Holland begann ſich ernſtlich zu trüben; theologiſche und politiſche Streitigkeiten, aufs engſte ineinander verſchlungen, teilten das Land, das kaum erſt von Spanien ſich losgerungen hatte und in Handel und Gewerben, Kunſt und Wiſſenſchaft einer ſchönen Blütezeit entgegenging, in zwei Parteien, welche ſich aufs heftigſte befehdeten. Auch in die Familie Oranien wurde der Riß getragen. Luiſe, milden Geiſtes, konnte die ſtrengen Anſichten über die Prädeſtination, wie ſie die Dord-



**Wilhelm von Oranien, der Schweiger.** Der zweite Gemahl Luiſe von Colignys.
Nach dem Bilde von **M. J. Miereveld**, geſtochen von W. J. Delff.



Heimfahrt. Nach dem Gemälde von Szybier Siebicz.

rechter Synode ausſprach, nicht teilen; treu hielt ſie zu dem wegen ſeiner freieren Anſichten heftig empfindenden Theologen Uytenboghardt; er war in beſſeren Zeiten der Lehrer ihres Sohnes und auf deſſen Bildung und Charakter von großem Einfluß geweſen, ſeinen Predigten hatte ſie ſelbſt ſtets gern gelauſcht. Öffentlich bekannte ſie ſich trotz der aufgeregten Zeiten zu ihm, und als er aus ſeinem Vaterlande fliehen mußte, ſorgte ſie für eine freundliche Aufnahme in Frankreich. Aber viel tiefer ſchmerzte es ſie, als ihr Sohn Moritz den greiſen Ratspenſionär (Bundeskanzler) Oldenbarneveldt, das Haupt der ariſtokratiſchen Partei, verhaften ließ. Der 72jährige Mann, der ein Mitbegründer der niederländiſchen Freiheit geweſen war und während mehr als vierzig Jahren ſeinem Vaterlande die größten Dienſte treu erwieſen hatte, wurde, weil er die Kirche Gottes betrübt und für den Senat verderbliche Grundſätze auszuführen geſucht habe, zum Tode verurteilt. Luiſe, von Entſetzen erfaßt über dieſe Gewaltthat, voll Anhänglichkeit an den Mann, welchen ſie ſo hoch verehrte, der jahrelang ihrem Gemahl und dann ihrem Sohne aufs treueſte zur Seite geſtanden hatte, that alles, um ihn zu retten. Sie beſchwor die älteſte Tochter Barneveldts, Frau von Groenwold, ein Gnadengeſuch einzureichen; aber ſtolz im Bewußtſein der Unſchuld ihres Vaters lehnte dieſe und die ganze Familie ab; „es hieße ja nur ſeine Schuld bekennen.“ Nicht entmutigt, verſuchte Luiſe perſönlich, ihren Sohn zu einem Gnadenakte umzuſtimmen, aber die Unterredung wurde abgelehnt und das grauſe Urteil ging ſeinen Gang. Am 13. Mai 1619 fiel das Haupt des ehrwürdigen Mannes unter dem Schwerte des Henkers. Aus ihrer Mißbilligung der blutigen That machte Luiſe keinen Hehl, und der Aufenthalt in Holland war ihr ſo verleidet, daß ſie beſchloß, nach Frankreich zurückzukehren (April 1620). Ihren Weg nahm ſie über Delft, um die Stätte noch einmal zu ſehen, wo ſie ſo viel Leides erfahren; und dieſe düſtere Erinnerung wurde noch verbittert durch eine ſchnöde Beſchimpfung. Das durch alle dieſe Streitigkeiten bis in ſeine Hefen aufgeregte Volk bewarf den Wagen „der Franzöſin“ mit Kot und überhäufte ſie mit Schmähungen. Der freundliche Empfang, welcher der tiefgebeugten kränkelnden Witwe in Frankreich wartete, mochte ſie etwas tröſten. Marie von Medici wies ihr im Schloſſe zu Fontainebleau Wohnung an, ihre abnehmenden Kräfte führten ſie langſam dem Tode entgegen, und der 9. November 1620 erlöſte ſie von ihren Leiden.

Nicht allzuviel Sonnenſchein war über das Leben dieſer Frau ausgebreitet, die auf der Höhe menſchlicher Geſellſchaft ſtehend und dadurch ſcheinbar zu allem Glücke beſtimmt, des Lebens Ernſt und Leid in ungewöhnlichem Maße koſten mußte. Mit welthiſtoriſchen Namen auf das engſte verbunden, hat die geiſtig und gemütlich reichbegabte Frau zwar keine ſehr hervorragende Rolle geſpielt, aber als kluge Ratgeberin, als die Tröſterin der Bedrängten, als ſorgſame Mutter der Ihren, als fromme Chriſtin ſteht ſie vor uns da, ein ſchönes Vorbild für die Nachwelt. Uns Deutſchen iſt ſie nahegerückt, als die Ahnfrau unſers Kaiſerhauſes. Ihr Sohn Heinrich Friedrich heiratete 1625 Amalie von Solms-Braunfels. Deren Tochter Luiſe Henriette trug als erſten Namen den der Großmutter und wurde 16. Januar 1647 die Frau des Großen Kurfürſten.

---

## Am Familientiſch.

(Abdruck verboten.)

### Das Vaterunſer.

Zu Köln am Dome ſtill beiſeit
Allmorgens kniet ein armes Weib;
Ein ſchmucklos dunkel Witwenkleid
Umhüllt den jugendſchlanken Leib,
Sie betet und ſie weint, im Staube
Die Thräne glänzt wie Perlen klar;
Da fliegt hernieder eine Taube
Und trägt die Perlen zum Altar.

Mit Staunen ſieht's der Kapellan,
Der Biſchof ſieht's und tritt herbei:
„Du hochbeglücktes Weib, ſag an,
Welch wunderbar Gebet das ſei?
Iſt es ein Pſalm, der Gott zu Ehren
Von König Davids Harfe klang?
Sind es der Heil'gen goldne Lehren?
Hörſt du im Traum der Engel Sang?“

„O Herr, ich bin ein armes Wicht;
Von Königspſalm und Engelpreis,
Von Heil'genlehren weiß ich nicht,
Das Vaterunſer nur ich weiß.
Ich ſprech's nach meinem beſten Meinen,
Leg' all mein Glück und Leid darein,
Und wenn ich's bete, muß ich weinen,
Und leichter wird mir, wie ich wein'.“

Das Wunder noch zu mehren, lehrt
Der Biſchof ſie manch köſtlich Wort,
Mit reicher Gnadengift beſchwert;
Das lernt die Frau mit Fleiß ſofort.
Und als ſie kommt zum Dome wieder,
Sagt ſie es her in langer Reih;
Doch keine Thräne rieſelt nieder,
Und keine Taube fliegt herbei.

„O Weib, ſprich, wie du einſt gepflegt,
Nur dein Gebet, des Herrn Gebet!“
Der Biſchof flüſtert's tiefbewegt,
Und „Vater Unſer!“ leis ſie fleht.
Der Andacht heil'ge Thränen rinnen
Aus ihrem Aug', wie Perlen klar;
Die Taube naht und trägt von hinnen
Der Witwe Gabe zum Altar.

Ernſt Lenbach.

### Die Hand im Aberglauben.

F. Baker, Profeſſor der Anatomie an der Univerſität Waſhington, erzählt, er habe beim Begräbnis eines jungen Mädchens geſehen, wie manche der Leidtragenden die Hand der Verſtorbenen ergriffen und damit einzelne Teile ihres eignen Körpers, Arme, Kopf oder Bruſt berührten. Auf Befragen über dieſe auffallende Handlung erfuhr er, daß, weil das junge Mädchen ſo keuſch und tugendhaft gelebt, ſeine Leichenhand heilende Eigenſchaften beſäße und die mit derſelben berührten kranken Stellen heilten. Solcher abergläubiſcher Brauch iſt aus der alten Welt nach Amerika gedrungen, hat dort günſtigen Boden gefunden und ſogar zu Leichenſchändungen geführt; wiederholt ſind auf dem Armenkirchhofe in Waſhington Leichen ausgegraben und der Hände beraubt worden, um damit abergläubiſche Handlungen vorzunehmen.

Dieſe Angaben Profeſſor Bakers, die aus dem Jahre 1888 ſtammen, haben ihre volle Richtigkeit. In England glaubt man heute noch allgemein, daß Warzen, berührt mit einer toten Hand, verſchwinden. Es liegen Berichte von Augenzeugen vor, daß noch 1868 in Suſſex (England) verſucht wurde, Kropf durch Berührung mit der Hand eines Gehängten zu heilen.

Das chriſtliche Mittelalter hatte ſchon ähnliche Vorſtellungen, und vielerlei „Heilungen,“ die mit Reliquien betrieben wurden, beruhen auf ganz demſelben Aberglauben. Dahin gehört die berühmte Hand Johannes des Täufers. Wie in einer neueren Geſchichte der Malteſerritter (von Porter, London, 1883, Seite 296) zu leſen, wurde, der Legende nach, Johannes der Täufer nach ſeiner Hinrichtung durch Herodes zu Sebaſta begraben. Der heilige Lukas und andere Anhänger wollten den Körper entfernen, nahmen aber ſchließlich, da ſie Entdeckung fürchteten, nur die rechte Hand an ſich, mit welcher der Heiland getauft worden war. Dieſe Hand ſoll der Apoſtel dann nach Antiochien gebracht haben. Der oſtrömiſche Kaiſer Konſtantin Porphyrogennetos, der im X. Jahrhundert lebte, beſtach einen Prieſter zu Antiochien, der ihm die Hand ſtahl, welche nun in der Johanniskirche zu Konſtantinopel aufbewahrt wurde, wo ſie bis zur Eroberung der Stadt durch die Türken verblieb und dann im Schatze des Sultans aufgeſtellt wurde, da der Reliquienbehälter mit ſehr koſtbaren Edelſteinen beſetzt war. Sultan Bajazet ſchenkte die Hand dem Großmeiſter der Johanniterritter, d'Aubuſſon, welcher ſie zuerſt in Rhodus, dann in Malta aufbewahrte. Durch Berührung mit dieſer Reliquie ſind unzählige „Heilungen“ ausgeführt worden.

Ebenſo wie die tote heilt auch die lebende Hand. Wer hat noch nicht davon gehört, daß Kopfſchmerz einer nervöſen Dame durch das Auflegen der Hand eines Mediums geheilt wurde, und nun gar, wenn dieſes ein berühmter „Magnetiſeur“ iſt! Heilende Kraft wurde den Händen der Könige von England und Frankreich zugeſprochen. Dr. Johnſon, welcher erkrankt war, ſollte noch 1712 durch die Hand der Königin Anna von England geheilt werden; indeſſen die königliche Berührung half leider nicht, wie wir aus genauen Berichten wiſſen. König Karl II von England ließ regelmäßig verkündigen, wann er durch Handauflegen heilen würde, und es wurde über ſolche Heilungen genau Buch geführt. Von 1660 bis 1682 wurden nicht weniger als 92000 Kranke durch die Hand ſeiner geheiligten Majeſtät berührt, im letzteren Jahre allein 8477, wie aus einer Schrift des Leibchirurgen John Browne zu erſehen.

Es iſt kein großer Schritt von dieſem Gebrauche der Hand zu Heilungen bis zur Benutzung derſelben als Zaubermittel. Auf einer niedrigen Kulturſtufe fällt der Arzt und der Zauberer in eine

Perſon zuſammen; der Schamane der ſibiriſchen Völker, der Regenmacher in Afrika, der Medizinmann der amerikaniſchen Indianer iſt beides, und in der abergläubiſchen und beſchränkten guten Geſellſchaft Europas finden ſich genug Leute bis in die höchſten Regionen hinauf, welche trotz aller ſogenannten Civiliſation ſolchen Heilſchwindlern in die Hände fallen. Die Hexen in Macbeth werfen die Hand eines erwürgten neugeborenen Knaben mit in den Zauberkeſſel, und das „Diebeslicht,“ aus Kinderhändchen bereitet, iſt ſeit uralter Zeit in Europa bekannt, ja noch jetzt, im Zeitalter der höchſten Aufklärung und der allgemeinen Volksbildung eine gar nicht ſeltene Erſcheinung.

In der bayeriſchen Pfalz mußte, wie „Bavaria,“ IV. Band, 2. Abteilung, Seite 347 zu leſen, vor fünfzig Jahren noch nach dem Begräbnis eines ungetauften Kindes der Friedhof längere Zeit ſorgfältig bewacht werden, damit die Leiche nicht der Finger beraubt wurde. Im Jahre 1601 richtete Meiſter Franke zu Nürnberg einen Mörder, der mehreren Kindern die Händlein abgeſchnitten „und zum Einbrechen Lichtlein daraus gemacht.“ Es kommen in dieſer Beziehung ſo abſcheuliche Verbrechen vor, daß wir uns enthalten müſſen, dieſelben in einem Familienblatte mitzuteilen. Bei Mannhardt, „Die praktiſchen Folgen des Aberglaubens,“ iſt mehr darüber nachzuleſen. La main de gloire nennen franzöſiſche Einbrecher ſolche aus Kinder- oder Verbrecherfingern hergeſtellte Lichte, die, mit Fett und Docht verſehen, den Dieb vor Entdeckung ſchützen, ſolange er am Werke.

Wir übergehen hier das Wahrſagen aus den Linien der Handfläche, es iſt dieſes ein beſonderes Kapitel, und beſchäftigen uns mit dem Schutz vor Unheil, den die Hand leiſten kann. Gegen den „böſen Blick,“ das mal occhio der Italiener, hilft das Einkneifen des Daumens zwiſchen dem Mittel- und Zeigefinger, was der Italiener far la fica, die Feige machen, nennt. Wenn König Ferdinand I von Neapel ſich öffentlich zeigte, ſo pflegte er von Zeit zu Zeit die Hand in die Hoſentaſche zu ſtecken. Diejenigen, welche ihn kannten, wußten, daß er alsdann „die Feige“ machte, um auf dieſe Weiſe den böſen Blick zu paralyſieren. Und ſo ähnlich bei Spaniern und Portugieſen; auch ſie ſchützt die Geſte mit der Hand.

## Geſundheitsrat.

**F. L. in K.berg.** Woran erkennt man, daß eine Wohnung feucht iſt? Iſt das Wohnen in feuchten Räumen wirklich ungeſund und wie kann vorhandene Feuchtigkeit fortgeſchafft werden? Dieſe drei wichtigen Fragen bilden den Kern Ihrer Auseinanderſetzung und wir wollen dieſelben an der Hand eines kurzen Aufſatzes über Wohnungshygieine von Geheimrat Prof. M. von Pettenkofer-München (in Dr. Paul Börners Reichs-Medizinal-Kalender 1890) ausführlicher beantworten.

Unter einem „feuchten“ Hauſe, einer „feuchten“ Wohnung verſteht man ein Haus oder eine Wohnung, deren Wände übermäßig viel Waſſer enthalten. Während des Baues und unmittelbar nach der Fertigſtellung desſelben iſt jedes Haus „feucht,“ es kann nur dadurch in der wünſchenswerten Weiſe trocken werden, daß das in ſeinen Mauern enthaltene, ſehr reichliche Waſſer an der Luft verdunſtet. Dieſes Verdunſten geht ſelbſtverſtändlich je nach den äußeren Verhältniſſen: der Lage des Hauſes, der Jahreszeit bez. Witterung, der Unterſtützung durch Heizen, Lüften ꝛc. in ſehr verſchiedener, ſchnellerer oder langſamerer Weiſe vor ſich, und damit wird das eine Haus früher, das andere ſpäter bewohnbar. Ob eine Wand genügend ausgetrocknet iſt oder noch nicht, dafür beſitzen wir leider keine ſehr genauen, zuverläſſigen Anhaltepunkte, wir können uns nur nach dem Ausſehen der Wand, vor allem nach dem Erſcheinen dunkler Flecke auf derſelben richten. Dieſe dunklen Flecke treten nur auf etwas farbigen Flächen hervor, auf ganz weißen Wänden nicht, und auch auf farbigen nur dann, wenn die Wand ungleichmäßig feucht iſt. Das Erſcheinen der dunklen Flecke iſt demnach für das Vorhandenſein einer übermäßigen Feuchtigkeit beweiſend, ihr Fortbleiben kann aber durchaus nicht als ein Beleg für genügende Trockenheit angeſehen werden. Außer den dunklen Flecken zeigen feuchte Wände nicht ſelten Schimmelentwickelungen. Der Staub und mit ihm die Schimmelpilze haften an den feuchten Wänden beſonders gut und letztere finden hier, namentlich in dunklen Ecken und hinter den Möbeln, wo Wiſchtuch und Sonne nicht hinkommen, die günſtigſten Verhältniſſe für ihre Entwickelung.

Selbſtverſtändlich hat in einem derartigen Raume mit feuchten Wänden auch die Luft wegen der beſtändigen ſtarken Verdunſtung einen erhöhten Waſſergehalt; ſelbſtverſtändlich ſchlägt ſich dieſe Luftfeuchtigkeit auf alle in dem Raume befindlichen Gegenſtände nieder und ſchafft hier ähnliche Verhältniſſe, wie ſie die Wände darbieten, oder ſie wird von geeigneten Stoffen in ganz beſonderer Weiſe angezogen. Daher das Schimmeln alter Lederſachen (Stiefel, Bücherranzen ꝛc.), daher das Zuſammenbacken des Salzes, das Weichwerden der Cigarren, das Verſagen der Schwefelhölzchen u. a. m.

Alles dies ergibt wohl genug Anhaltepunkte für das Erkennen eines feuchten Raumes, wir brauchen uns auf weitere Einzelheiten nicht einzulaſſen. Noch kürzer können wir uns mit der ab und zu immer noch angezweifelten Schädlichkeit derartiger Räume faſſen; angezweifelt namentlich von Hausbeſitzern, die ihre Wohnungen nicht früh genug losſchlagen können. Für jeden Arzt iſt dieſe Schädlichkeit eine feſtſtehende Thatſache, deren Wirkungen ſich ihm leider nur zu häufig und oft in recht ſchwerer Form offenbaren. Bei Kindern iſt es vorzugsweiſe die Skrophuloſe in den verſchiedenen Arten ihres Auftretens, die durch den beſtändigen Aufenthalt in der feuchten Luft hervorgerufen und unterhalten wird. Bei Erwachſenen ſpielen die verſchiedenen rheumatiſchen Leiden und wahrſcheinlich auch Nierenkrankheiten eine Hauptrolle.

Was kann man nun thun, um eine feuchte Wohnung trocken zu machen? Heizen und lüften! Eines allein genügt nicht, es muß beides Hand in Hand gehen. Durch das Heizen wird die Luft in den Zimmern erwärmt und damit in den Stand geſetzt, den Wänden beträchtlich mehr Feuchtigkeit zu entziehen, als es kalte Luft vermag; hat ſich die warme Luft nun aber mit Waſſerdampf geſättigt, ſo muß ſie heraus können, ſie muß durch neue erſetzt werden, die ihrerſeits erwärmt wird und das Austrocknen weiter beſorgt. Tüchtig heizen und dabei die Fenſter öffnen! Nicht weit aufſperren, dann wird die Luft nicht warm genug, es genügt eine mäßige Spalte. Das beſondere Aufſtellen von offenen Kohlenfeuern ꝛc. iſt dabei vollſtändig überflüſſig, ein gut brennender Kachelofen oder ein guter eiſerner Ofen erfüllt vollkommen ſeine Aufgabe.

Soviel zur Beantwortung Ihrer Fragen, wir möchten zur Ergänzung des Geſagten noch einiges aus dem Pettenkoferſchen Aufſatze anfügen. Ein Raum, deſſen Wände bereits genügend trocken waren, kann wieder feucht werden. Zunächſt ſelbſtverſtändlich dadurch, daß ſeine Wände, infolge ungenügender Bedachung, oder von einem geſprungenen Waſſerrohre her, oder durch Aufſaugen aus dem Grundwaſſer mit flüſſigem Waſſer durchtränkt werden; ferner dadurch, daß der in dem Raume reichlich erzeugte Waſſerdampf (häufiges Waſchen, Scheuern, Kochen) ſich auf den kühlen Wänden niederſchlägt, und endlich dadurch, daß von außen warme, relativ waſſerreiche Luft in den Raum eindringt, und daß ſich dieſe Feuchtigkeit ebenfalls auf den kalten Wänden niederſchlägt. Dieſer letztere Vorgang tritt häufig in Räumen ein, die während des Winters nicht geheizt worden ſind und in die dann mit dem herannahenden Frühjahre warme feuchte Luft eindringt. Wir können es uns nicht verſagen, mit Pettenkofers eignen Worten ein vorzügliches Beiſpiel anzuführen, aus dem zugleich hervorgeht, wie leicht dieſem in Sommerwohnungen, Vorratsräumen, Magazinen ꝛc. oft recht unangenehmen Übelſtande abzuhelfen iſt.

„An einem einzelnſtehenden Hauſe am Starnberger See, welches nur von Juli bis Oktober bewohnt und den ganzen Winter hindurch unbewohnt und geſchloſſen bleibt, beobachtete ich jedes Jahr beim Beziehen feuchte Stellen im Erdgeſchoß und ſchimmeligen Geruch in den Zimmern, was erſt nach dem Einziehen und infolge fleißigen Lüftens verging. Da Dach, Regenrohre, Drainage der Umgebung des Hauſes in beſter Ordnung waren, konnte ich mir das Feuchtwerden lange nicht erklären. Der ſtrenge Winter 1879—1880 klärte mich aber ſehr unzweideutig auf.

Noch Anfang Januar 1880 fand ich bei einem Beſuche alles in beſter Ordnung, bei einer Temperatur von — 10 Grad im Hauſe keine Spur eines feuchten Fleckes, in den Zimmern ganz geruchloſe Luft. Als ich meinen Beſuch nach ein paar Wochen wiederholte, war bei ſtarkem Südwind Tauwetter eingetreten, und Dach und die unmittelbare Umgebung des Hauſes ſchneefrei. Die Temperatur im Hauſe hatte ſich etwas erhöht, aber nicht ſo viel, als ich erwartete, ſie war noch einige Grade minus, während ſie im Freien etwas über Null war. Aber wie war ich erſtaunt! Alle Wände im Erdgeſchoß, im erſten und zweiten Stock und alles, was daran hing, war mit Eisnadeln, mit Rauchfroſt überzogen. Von jedem Bilde an der Wand konnte ich einen Schneeballen herabmachen. Die Zwiſchenwände im Hauſe waren mehr mit Reif beſchlagen als die Außenwände, welche von der Außenluft mehr als die Innenwände erwärmt waren. Auf dem Speicher unter dem Dach fanden ſich aus dem nämlichen Grunde gar keine Niederſchläge.

Die Luft im ganzen Hauſe hatte nicht den geringſten üblen oder moderigen Geruch, hätte ihn aber ſicher, wie ſonſt nach jedem Winter, bald angenommen, wenn das Eis an den Wänden geſchmolzen und das Waſſer in die Wand gedrungen, nicht raſch verdunſtet wäre. — Nachdem ich ein paar Körbe voll Reif und Schnee von den Wänden und Möbeln abgekehrt hatte, fing ich an alle Öfen zu heizen und heizte zwei Tage fort, wobei alles trocken wurde. Im Sommer 1880 zeigten ſich das erſte Mal beim Beziehen des Hauſes keine feuchten Flecke im Erdgeſchoß und kein ſchimmeliger Geruch in den Zimmern. Seit dieſer Zeit habe ich gefunden, daß es genügt, in dieſem, den ganzen Winter hindurch unbewohnten, ungeheizten und abgeſchloſſenen Hauſe zwei-, höchſtens dreimal im Winter ein paar Tage lang zu heizen, dann ſchlägt ſich nie mehr ſo viel Waſſer an den Wänden nieder, daß ſie feucht werden, und wächſt kein Schimmel. Das Nämliche läßt ſich auf Regiſtraturen, Leinwandkammern und andere Magazine, die ſonſt feucht werden, anwenden.

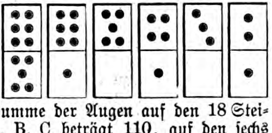
Wer das nicht weiß, macht oft beim beſten Willen einen Schaden. Wenn z. B. ungeheizte Räume recht durchkältet ſind und es tritt plötzlich wärmere Witterung und Sonnenſchein ein, ſo meint man oft, es ſei angezeigt, alle Fenſter zu öffnen, um die gute warme Luft hereinzulaſſen. Wenn aber dieſe ſchöne Luft an Wänden und Geräten bis auf ihren Taupunkt abgekühlt wird, dann ſetzt ſie ſo viel Waſſer ab, daß bei dieſer Gelegenheit ſchon manche ſchöne Kupferſtiche an der Wand zu Grunde gegangen ſind!

# In unſerer Spielecke.

### Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſechs Steine auf, vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

D hat:



Die Summe der Augen auf den 18 Steinen von A, B, C beträgt 110, auf den ſechs Steinen des B doppelt ſoviel, als auf denen des A, auf den ſechs Steinen des C 17 mehr als auf den vier Steinen im Talon. Im Talon liegen vier Doppelſteine.

A ſetzt aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. D behält einen Stein übrig. B und C haben immer gepaßt. Die Summe der Augen auf den elf geſetzten Steinen beträgt 46.

Wieviel betrug die Summe der Augen auf den Steinen des B, wieviel auf denen des C? Welche Steine lagen im Talon? Welchen Stein hat A ausgeſetzt, welche anderen fünf Steine hatte A?

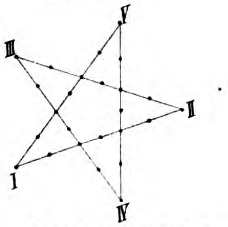
### 1. Dreiſilbige Scharade.

Gläubig verehrt iſt die Erſte, doch ach! oft ſchwer zu ertragen,
Wenn auch ein jeder von euch ſchon an ſich ſelber ſie trägt.
Bald ſich des wäſſ'rigen Reichs, und bald ſich des trocknen erfreuend,
Bergen die Letzten ſich gern vor unſerm ſpähenden Blick.
Haltet vom Ganzen euch fern, denn in ſeinem Geſchlecht herrſcht die Falſchheit,
Näherer Umgang mit ihm könnte zu ſpät euch gereun.
St.

### 2. Rätſel-Diſtichon.

Freudig begrüßt uns der Menſch, der nach Ruhe ſich ſehnt und Erholung;
Wenn ihr ein Zeichen vertauſcht, ſind wir mit Schrecken gepaart.

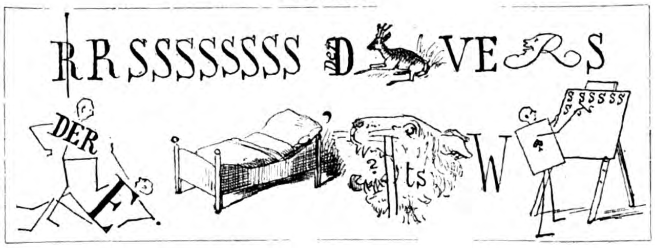
### 3. Drudenfuß.



A A A A A E E E E E G K K L L N O
P R R S S T T U U

Vorſtehende Buchſtaben ſind in der Weiſe an die Stelle der Punkte zu ſetzen, daß fünf ſiebenlautige Wörter von folgender Bedeutung entſtehen: 1—2: eine Provinz Italiens, 2—3: ein weiblicher Vorname, 3—4: ein Sohn Aarons, 4—5: ein ſchwefelhaltiges Mineral, 5—1: etwas, das der Vorgeſetzte vom Untergebenen fordert.

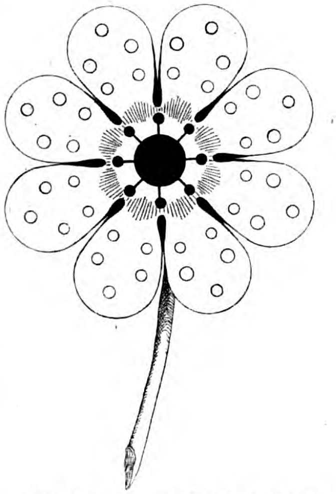
### Bilderrätſel.



### 4. Zweiſilbige Scharade.

Die Erſte ißt, die Zweite wird gegeſſen.
Das Ganze iſt in Schwaben wie in Heſſen
Und überall im deutſchen Vaterland
Bei jung und alt als arger Schalk bekannt.

### 5. Blumenrätſel.



Die durch ſchwarze Punkte bezeichneten Staubfäden und ebenſo die kleinen Kreiſe auf den einzelnen Blättchen ſind durch je einen der Buchſtaben a a a a a a a a a b d e e e e e e g h i i i i l m m n n n n n p r r r r s s s s t t u u v z zu erſetzen, ſo daß acht Wörter entſtehen, deren jedes ſieben Buchſtaben umfaßt. Den erſten und letzten bilden immer die Staubfäden; die mittleren befinden ſich auf den Blättchen, vor welchen die betreffenden Staubfäden ſtehen. Die einzelnen Wörter bezeichnen: 1. ein ehemaliges europäiſches Königreich, 2. die Bewohner einer europäiſchen Reſidenz, 3. einen deutſchen Kurort, 4. einen Strom in Afrika, 5. einen Sohn des Uranus und der Gäa, 6. eine griechiſche Inſel, 7. einen weiblichen Vornamen, 8. ein Thal in Graubünden.

Die Staubfäden nennen in der Reihenfolge dieſer Wörter eine Blume.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 24.

#### Bilderrätſel.

Das Alter erkennt man daran, daß man aufhört zu hoffen und anfängt ſich zu erinnern.

#### Dameſpielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. g5 — f6 | 1. e7 — c5††† |
| 2. e5 — f6 | 2. Dd8 — g5† |
| 3. h4 — f6† | 3. h6 — g5 |
| 4. f6 — h4† | 4. h8 — g7 |
| 5. h4 — g5 und gewinnt. | |

Andere Spielarten ähnlich.

#### 1. Metamorphoſen-Aufgabe.

**Roggen** — Rogen — Regen — Reigen — Eigen — Eiſen — Eſſen — Eſſe — Eſte — Geſte — **Gerſte.**

**Mehl** — Mahl — Mal — Mai — Bai — Bei — Blei — Blech — Lech — Loch — Lot — Rot — **Brot.**

#### 2. Arithmogriph.

Calabrien — Karabiner.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| C | h | e | r | u | s | k | e | r |
| | A | l | k | m | e | n | e | |
| | | L | ö | w | e | n | | |
| | | | A | l | i | | | |
| | | | | B | | | | |
| | | | A | a | r | | | |
| | | R | o | s | s | i | | |
| | A | r | i | a | d | n | e | |
| K | a | r | p | a | t | h | e | n |

#### 3. Kreuzrätſel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | A | L | D | | | |
| | | | p | e | e | | | |
| | | | h | p | s | | | |
| A | p | h | r | o | d | i | t | e |
| L | e | p | o | r | e | l | l | o |
| D | e | s | d | e | m | o | n | a |
| | | | i | l | o | | | |
| | | | t | l | n | | | |
| | | | e | o | a | | | |

#### 4. Rätſel. Reich — Rettich.

#### 5. Dreiſilbige Scharade. Strickbeutel.

#### 6. Zweiſilbige Scharade. Daheim.

---

**Inhalt:** Chriſtine Brünning. (Fortſ.) Erzählung von Hans Warring. — Weinroſe und Roſenwein. Von Dr. Edmund von Freyhold. — Der erſte Verſuch. Nach dem Bilde von J. Wodzinski. — Im Gottesdienſte des Paſtor Talmage. Von Hermann Dalton. Mit einem Porträt. — Unbenutzte Schätze des Meeres. Von Julius Stinde. — Luiſe von Coligny, eine Ahnfrau unſers Kaiſerhauſes. Ein Lebensbild von Theodor Schott. (Schluß.) Mit einem Porträt. — Heimfahrt. Nach dem Bilde von Szybier Siebicz. — Am Familientiſch: Das Vaterunſer. Gedicht von Ernſt Lenbach. — Die Hand im Aberglauben. — Geſundheitsrat. — In unſerer Spielecke.

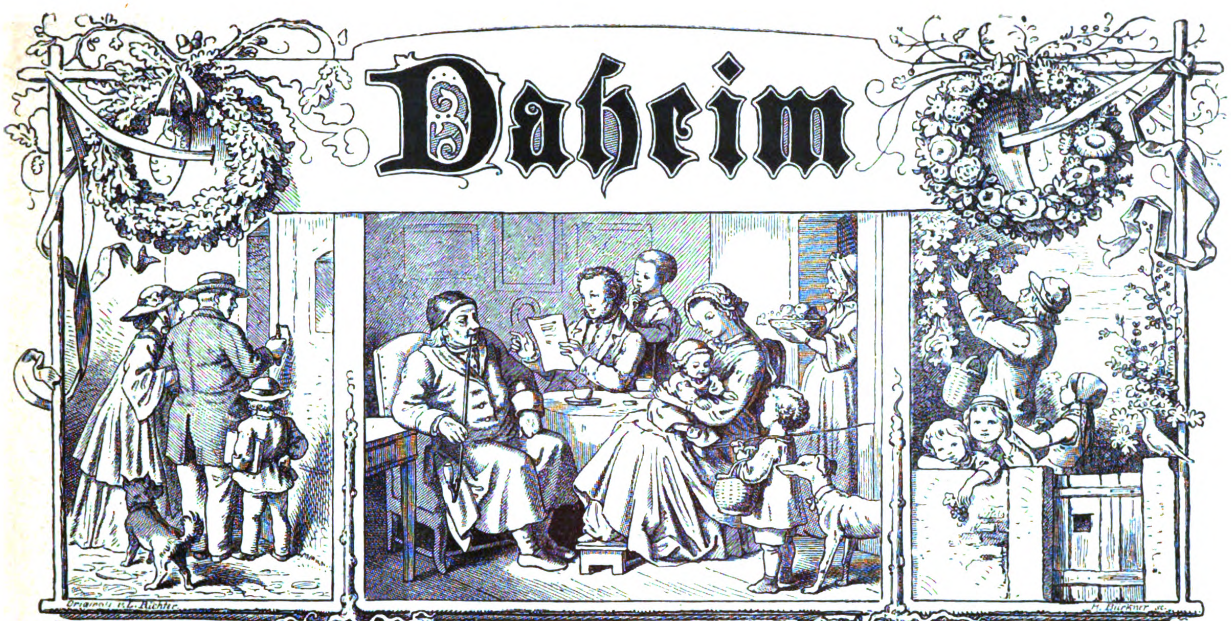
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen Freimarken gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Leipzig, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 29. März 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 26.

## Zum 75. Geburtstage des Fürſten Bismarck.

(1. April 1890.)

Ward nicht ſogar Poſaunenſtößen,
Verſchwendet an erlogne Größen,
Schon taub die Welt?
Welch ein Verdienſt iſt ihm wohl eigen,
Dem jubelnd ſich Millionen neigen
Heut von den Alpen bis zum Belt?

Welch hehrer Glanz muß ihn umgeben,
Der — als ein Deutſcher — noch im Leben
Solch Los erfährt!
Von Deutſchen, die das Große, Wahre
Meiſt kränzen erſt, wenn's auf der Bahre
Des Todes Majeſtät verklärt…

Er, deſſen Ruhm, wo Deutſche wohnen,
In Nord und Süd, in fernſten Zonen
Heut laut erſchallt:
Er lebt und hat dafür zu Zeugen
So Freund' als Feinde, die ſich beugen
Vor ſeines Geiſtes Allgewalt.

Und mögen ſeine Härte rügen,
Die leicht in jede Form ſich fügen
Molluskenhaft:
Die unſre Zeit verſtehn, ſie preiſen
Den harten Mann, den Mann von Eiſen,
Den Mann der nimmermüden Kraft!

Aalglatte Schmeicheleien wechſeln
Und elegante Phraſen drechſeln,
War nie ſein Brauch;
Sein Wort, auf Wahrheit iſt's gegründet,
Sein Wort, mit Klarheit wird's verkündet,
Und wo's ertönt, da wirkt es auch!

Wem danken wir's, das „Volk der Denker,"
Das manch berühmter Völkerhenker
So ſchwach erfand,
Daß vor dem Reich, ehmals zerſplittert,
Nun ganz Europa bebt und zittert?
Ihm, der geeint ſein Vaterland!

Wem danken wir's, daß wir gelaſſen,
Wenn Wahnwitz auf Pariſer Gaſſen
„Revanche" kreiſcht?
Daß allgemach der kecke Britte
Nicht mehr wie ſonſt nach Krämerſitte
Für ſich allein die Erde heiſcht?

Ihm, der zum Heil uns ward geboren,
Den uns zum Führer auserkoren
Ein holder Stern;
Der, wetterfeſt gleich deutſcher Eiche,
Jahrzehntelang treu ſtand zum Reiche
Und dreien kaiſerlichen Herrn. —

Zwar gibt es Zwerge, die da grollen,
Die nicht Geſtalten dulden wollen
So rieſengroß;
Sie reichen kaum ihm an die Knöchel,
Er aber weckt ihr Wutgeröchel,
Zuckt er die Brau'n, die mächt'gen, bloß.

Und wann vom Zeitſtrom dies Gelichter
Der Neider und der Splitterrichter
Hinweggefegt;
Wann keiner längſt mehr denkt der Tadler —
Er lebt, ſo lange Deutſchlands Adler
Die jugendliche Schwinge regt!

Uns aber, die mit Augen ſahen
Die Thaten, die durch ihn geſchahen
In großer Zeit:
Uns ſteht es an, mit vollen Händen
Dem greiſen Kanzler heut zu ſpenden
Den Ehrenzoll der Dankbarkeit!

Sein Lebenswerk, ſchier unermeſſen,
Werd' im Parteilärm nicht vergeſſen —
Vernehmt es wohl!
Der Zwietracht Hydra ſei geſteinigt!
In ihm verehrt, was feſt uns einigt,
In ihm der deutſchen Kraft Symbol!

Paul Schönfeld.

---

# Chriſtine Brünning.

Erzählung von Hans Warring.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Das qualmende Licht im elenden Leuchter iſt dem Knaben Sonnenſchein, die dumpfige Stube ein blühender Garten, der hölzerne Stecken ein mutiges Roß. Und dort in der Ecke auf einem Fußſtühlchen, verſchüchtert zuſammengeduckt, halb bekleidet, mit wirrem Lockenhaar und großen, angſtvollen Kinderaugen, ſitzt noch ein Kind, ein kleines, zartes Geſchöpf, jünger als der Knabe und unendlich viel hilfloſer als er. Die angſtvollen Kinderaugen irren hilfeſuchend im dämmerigen Zimmer umher und bleiben an der Frauengeſtalt haften, die immer noch neben der Thüre ſteht. Das Kind hat gefunden, was es geſucht, es ahnt Hilfe, es fleht darum, es ſehnt ſich nach einem liebkoſenden Worte, nach der Berührung einer warmen Hand. Und alle ſeine Sehnſucht, all ſein Flehen faßt es in ein Wort zuſammen, das einzige, das ihm geläufig iſt, der Inbegriff von allem, was es braucht. „Mama!“ ſchallt es durch den Raum, und zwei Arme ſtrecken ſich nach ihr aus, zwei große thränenglänzende Kinderaugen ſtrahlen ihr entgegen. Der Bann des Schreckens iſt von ihr genommen, ſie hält das Kind im Arm, ſie drückt es feſt an ihre Bruſt. Sie bewegt nicht die Lippen, aber ſie legt in dieſem Augenblicke ein feierliches Gelübde ab: „Ich will, ich will, ſo mir Gott helfe, Amen!“

Aus dem Nebenzimmer kommen jetzt zwei oder drei Frauen herein, die dort miteinander geſchwatzt haben.

„Herrgott, das Fräulein Brünning! Bei ſolchem Wetter iſt das gnädige Fräulein ſelbſt gekommen! — Ja, die Kinder ſind wohl zu bedauern, aber die Frau Petterſen hatte nicht die rechte Art, mit Kindern umzugehen — ſie werden ſie bald vergeſſen haben! — Wann es geſchehen iſt? Ja ſehen Sie, wohl ſchon geſtern abend, aber wir ahnten ja nichts davon, bis wir heute früh die Kleine weinen hörten. Und weil das Weinen gar nicht aufhörte, mußten wir doch nachſehen, was es da gäbe. Wir mußten das Schloß ſprengen, und da fanden wir ſie in ihrem Bette.“

„Wie iſt es geſchehen?“ fragte Chriſtine mit bebenden Lippen.

„Der Doktor ſagt: Chloroform. Mir hat ſie vor ein paar Tagen geſagt, daß ſie es gegen Zahnſchmerz brauche. Sie muß geſtern abend ſehr viel genommen haben — ſie hat es ſich auf Mund und Naſe gelegt und dann das Geſicht tief in das Kiſſen gedrückt. So hat keine Luft dazukommen können, und ſie iſt aus der Betäubung gleich in den Tod hinübergeſchlafen. — Ihr iſt wohl, aber die Kinder, die Kinder!“

Einen Augenblick ſteht Chriſtine neben dem Bette. Mit leiſer Hand hebt ſie das Tuch und blickt in das ſtarre Geſicht der Toten. „Vergeben, vergeſſen,“ tönt es in ihr. Sie legt die Hand auf die kalte Stirn und ſpricht ein Gebet, dann richtet ſie ſich auf.

„Der Herr Horwitz hat die Kinder hier der Frau Fritzen übergeben, und ſie werden da wohl auch gut aufgehoben ſein, aber ſie hat ſelbſt ſchon ſechs —“

„Die Kinder nehme ich mit! — Nein, nein, ich danke, ich werde die Kleine ſelbſt tragen — ſie iſt mir nicht zu ſchwer.“

Mit zitternden Händen knöpft ſie Georgs kleinen Überzieher zu. Dann ſchlägt ſie ihren Shawl um ſich und das Kind, das ſich ſchlafmüde an ihre Bruſt ſchmiegt. Sie hat als Kind ihre Puppen „im Laken“ getragen und hat den Kunſtgriff noch nicht vergeſſen. Dann iſt ſie auf der Straße. Sie zieht die warme Hülle höher um die ſchlafende Kleine, ſie fühlt nicht den Sturm, der ſie umbrauſt — ſie fühlt nur das warme, atmende Leben an ihrer Bruſt, die Hand des Knaben, die in ihr Gewand faßt. Der Bann des Schreckens, der ſie gefangen gehalten, weicht allmählich, ſie wird ſich bewußt, daß ihr Leben fortan ein reiches, ſchönes ſein wird. Die Frau, die ſie einſt beraubt, hat jetzt im Tode ihr Unrecht geſühnt: ſie hat ihr das beſte hinterlaſſen, das ſie beſaß. Und wenn ſie dieſe Wohlthat ihr auch nicht mit Abſicht und Überlegung erwieſen, ſo will ſie es ihr danken, als hätte ſie es gethan. — Sie faßt die Hand des Knaben, der durch Sturm und Regen tapfer neben ihr einhertrabt, feſter in die ihrige. So ſteigt ſie die Stufen zu ihrem Hauſe empor und tritt unter das Dach, das die Vater- und Mutterloſen beſchirmen ſoll.

---

Die Chriſtine Henriette hat den Sund und das Kattegatt paſſiert und ſchwimmt in die Nordſee hinaus. Wind und Wetter ſind ihr bisher günſtig geweſen und die Wellen haben ſie ſanft geſchaukelt. Aber jetzt ſcheint's mit der Herrlichkeit des günſtigen Windes aus zu ſein. Das wackere Schiff, das ſelbſt bei ſchwacher Briſe immer noch ſtetig vorwärts gekommen iſt, läßt in ſeinem Laufe merklich nach, die eben noch vollgeblähten Segel werden ſchlaff und ſinken endlich ganz herab, die Chriſtine Henriette muß ihren Kurs ändern, ſie muß lavieren, ſie, die eben noch ſo ſtolz die Fluten durchſchnitten hatte.

„Schlimm Ding!“ ſagt einer der Matroſen, indem er die Mütze zurückſchiebt und ſich den Kopf kraut, „ſo ein raſcher Wechſel bedeutet nichts Gutes! Paßt auf, Jungens, erſt kriegen wir Nebel und dann Sturm! Zum Wetter auch, hab ich's nicht geſagt! Da in Südweſt braut es ſich zuſammen — in einer Stunde haben wir es hier!“

Nebel auf See! Grau in Grau Luft und Meer, die Welt wie mit grauen Tüchern verhangen! So dick liegt der Nebel auf dem Schiffe, daß man vom Steuer aus den Maſt nicht ſehen kann. Jeder Ton klingt eigentümlich gedämpft; gleich Schattengeſtalten bewegen ſich die Matroſen auf Deck. Auch die Stimme des Nebelhornes, die wie das zornige Brüllen eines Löwen klingt, kann nur auf eine kurze Strecke die ſchwere, naſſe Luft durchdringen. Lautlos verrichtet die Mannſchaft ihre Arbeit, mit dem Sonnenſchein und der friſchen Briſe iſt auch der Frohſinn entſchwunden. Mit großen ernſten Augen ſtarren ſie in das Graue hinaus. Jetzt gilt's aufzupaſſen und die Kraft der Augen zu ſchärfen. Gott ſei den Schiffen gnädig, die ſich jetzt begegnen! Wenn ſie die Gefahr ſehen, iſt es ſchon zu ſpät, ſie abzuwenden — der Zuſammenſtoß unvermeidlich! Hinter dieſen grauen Nebelwolken lauert der Tod, das wiſſen die Männer, und deshalb blicken ſie ſo ernſt und wachſam in das Grau hinaus, ob ſich nicht irgendwo der Nebel verdichtet, ob nicht irgendwo eine Maſtſpitze aus dem Dunſt hervorragt.

Es wird Abend. Die roten Nebellichter flammen an den Maſten auf. Der Steuermann, der ein paar Stunden der Ruhe gepflegt hat, iſt zum Nachtdienſt wieder auf Deck erſchienen. Er iſt in einen waſſerdichten Mantel gehüllt, und aus der kuriſchen Kappe blickt ſein ernſtes, bärtiges Geſicht hervor. Es liegt ein Etwas in dem Manne, das zwar den Scherz und das Lachen in ſeiner Nähe verſtummen läßt, das aber in Ernſt und Gefahr Vertrauen einflößt und ſeiner nur ſparſam fließenden Rede Gewicht und Bedeutung gibt. Nichts kann beſcheidener und zurückhaltender ſein als das Auftreten dieſes Mannes, aber dennoch iſt es ihm in dieſen wenigen Tagen ſchon gelungen, eine Sonderſtellung unter der Bemannung einzunehmen. Der Kapitän behandelt ihn mit größerer Rückſicht, als es ſonſt wohl üblich iſt. Die Mannſchaft achtet ihn wegen ſeiner ſtrengen Pflichttreue im Dienſte und hat nebenbei eine kleine Scheu vor ihm. Man weiß, daß er einſt beſſere Tage geſehen, daß er dem Reeder bereits mehrere Jahre ein Schiff als Kapitän geführt hat, und daß nicht Mangel an Kenntniſſen und Zuverläſſigkeit, ſondern lediglich „das verfluchte Geld" die Schuld trägt, daß er nicht auf ſeinem eignen Schiffe ſteht.

Die Chriſtine Henriette ſchwankt wie ein Geiſterſchiff im Nebel. Sie ſcheint nicht auf den Wellen zu gehen, ſondern zwiſchen Himmel und Meer in der grauen Luft zu ſchweben. Man kann vom Deck aus kaum die roten Nebellichter auf den Maſten ſehen — immer zäher, immer dichter, immer undurchdringlicher wird die Luft.

„Na, ſo was hab ich noch nie erlebt!" ſagt einer der jungen Burſchen der Nachtwache zu dem alten Matroſen, der vorher den Nebel prophezeit hatte, und den man an Bord für einen hielt, der mehr konnte und mehr wußte als gewöhnliche Menſchen, „man ſteckt ja wie im Sack! Das iſt das Tollſte, wenn man das Waſſer nicht mehr ſehen kann und nicht weiß, ob man feſtſitzt oder vorwärts kommt."

„Nur Geduld, Geduld! Eh' es Tag wird, wirſt du genug Waſſer ſehen und ſchmecken, und wirſt es ſpüren, daß du vorwärts kommſt, mehr als es dir lieb iſt! Wenn es ſo wie Segeltuch und Sackleinwand rings ums Schiff herumhängt, ſo hat das was zu bedeuten."

„Was, Holſtein?"

„Sturm, Junge! Nach Mitternacht wird er zu pfeifen anfangen und eh' der Tag kommt, ſind wir mitten darin! Sieh, ſieh! Da fängt es ſich an zuſammenzuballen — das dreht ſich durcheinander wie Wollballen, die ins Rollen geraten ſind."

Ja, es bereitete ſich etwas in der Luft vor, das ſah auch das ungeübte Auge des jungen Burſchen. Das einfarbige Grau, das vor und hinter dem Schiffe, zur rechten und linken Seite wie eine unbewegliche feſte Mauer geſtanden hatte, zeigte jetzt hellere und dunklere Stellen. Die grauen Maſſen waren in Bewegung geraten, ſie ſchoben ſich durch- und ineinander, ſie ballten ſich zuſammen, zerflatterten und ſchloſſen ſich wieder. Zugleich ging ein Klingen durch die Luft, man konnte nicht unterſcheiden, von wo es kam, aber es war da, erſt in der Ferne, dann näher und näher kommend. Und plötzlich zerriß dort im Oſten der Nebelſchleier wie ein Vorhang, und dahinter zeigten ſich weiße, durchſichtige Gebilde, die in helleren und dunkleren Streifen wie die Falten eines ſchleppenden Gewandes herniederfielen. Zugleich erhob ſich der erſte Windſtoß, die hellen Nebelſchleier ſetzten ſich in Bewegung, die Lücke klaffte weiter auseinander, und ein paar Augenblicke lang ſah man den ganzen Horizont wie von weißem, faltenreichem Linnen verhangen, das in langſamer Bewegung über das graue Waſſer hinſchleifte.

Der alte Matroſe hatte mit weitgeöffneten Augen den Vorgang beobachtet. Er ſchüttelte ernſt den Kopf.

„Bahrtücher!" murmelten kaum hörbar ſeine Lippen. Sein junger Genoſſe fühlte ſich von abergläubiſchem Grauen geſchüttelt.

„Bedeutet das Tod, Holſtein?" flüſterte er.

Der Alte nickte.

„Hier an Bord?"

„Kann auch anderwärts ſein — daheim bei den Weibern und Kindern — wer kann es wiſſen! — Aber etwas iſt geſchehen, das weiß ich ſicher! Paſſ' auf, Junge — von der Nacht auf den 7. April werden wir noch hören."

Er zog ſeine große ſilberne Uhr hervor und bei der erſten unſicheren Helle, die der Mond, welcher hinter den Nebelmaſſen unbemerkt am Himmel heraufgekommen war, verbreitete, prüfte er das Zifferblatt.

„Gegen ein Uhr — ich ſage, wir werden von dieſer Nacht und dieſer Stunde noch zu hören bekommen!"

Im nächſten Augenblicke pfiff der erſte Windſtoß über das Deck und richtete die Gedanken der beiden auf andere, näherliegende Dinge. Dem erſten Windſtoße folgten bald andere, Signale wurden gegeben, das Deck füllte ſich mit geſchäftigen Geſtalten. Gegen Morgen ſteigerte ſich die Briſe zum Sturme, der länger als vierundzwanzig Stunden anhielt. Es war derſelbe Sturm, durch den am Abend desſelben Tages Chriſtine die Verwaiſten in ihr Haus geführt hatte.

Die Chriſtine Henriette hat ſich wacker gehalten, ſie hat bewieſen, daß ſie ein ſeetüchtiges Schiff iſt. Zwar hat der Sturm ſie ſtark zerzauſt, aber ſie iſt aus dieſer Feuerprobe mit Ehren hervorgegangen. Die Mannſchaft iſt ſtolz auf ſie, wie ſie jetzt, leicht wie ein Schwan, unter blauem Himmel und weißgeblähten Segeln dahingleitet. Heller Sonnenſchein glitzert auf den Wellen, und alles auf Deck iſt in freudiger Bewegung. Vliſſingen ſoll angelaufen werden, um Briefe aus der Heimat und Aufträge des Reeders in Empfang zu nehmen. Alle Hände, die nicht anderweitig beſchäftigt ſind, putzen und waſchen an der Chriſtine Henriette herum, ſie wollen mit ihrem Schiffe Ehre einlegen. Und es gelingt ihnen. Das Kind des baltiſchen Landes ſieht wirklich ſchön und ſtattlich aus, als es in den Hafen einfährt und mit zierlicher Wendung ſich auf der Reede vor Anker legt.

Der Kapitän geht an Land und überläßt den Oberbefehl dem Steuermann. Als er fort iſt, wird es ſtill an Bord. Die Arbeit iſt geſchehen, nun kann man der Ruhe pflegen. Die Pfeife zwiſchen den Lippen, liegen und ſtehen die Leute auf Deck und laſſen ſich von der Sonne beſcheinen. Die letzten Sturmtage liegen ihnen noch in den Gliedern — es iſt wohlig, ſich einmal ein paar Stunden lang, ledig der ſchweren Pflicht, dehnen und ſtrecken zu können. Auch der Steuermann genießt ſeinen Feiertag. Er ſitzt abſeits, hat eine Briefmappe auf den Knieen und ſchreibt an einem Briefe. Zwar einer an die Frau iſt in der Brieftaſche des Kapitäns ſoeben an Land gegangen, dieſer aber iſt an ſeinen Älteſten, ſeinen Jörge! „Damit der Junge den Vater nicht ganz vergißt," murmelt er. Er weiß, daß es nicht in der Gewohnheit der Frau liegt, mit den Kindern zu plaudern und ihre Gedanken zu leiten und zu beſchäftigen. Auch von dem Vater wird ſie ihnen nicht viel erzählen, und aus ſolch kleinen Köpfen und Herzen iſt die Erinnerung ſo bald entſchwunden! Die ganze Liebe ſeines vereinſamten Herzens ſtrömt er in dieſem Briefe aus. In ſchlichten Worten ermahnt er ihn zu Gehorſam gegen die Mutter, zu Liebe und Nachſicht für ſein kleines Schweſterchen. Er möge nie vergeſſen, daß er dem Kinde Schutz gewähren müſſe, denn er ſei der Stärkere. Und dann ſchloß er mit einem Segenswunſch und einem Kuß, den er auf das Papier drückte, da, wo er meinte, daß die kleinen Finger es halten würden. „Ich muß öfter an das Kind ſchreiben — ich kann auf ſeine Liebe nicht verzichten, es iſt ja das einzige, was mir geblieben iſt!“ murmelt er. „Und wenn ſo ein Brief fertig in meiner Bruſttaſche ſteckt, wird ſich wohl dann und wann auch eine Gelegenheit finden, ihn abzuſchicken.“

Der Tag neigt ſich zum Abend, Dämmerung liegt über der breiten Waſſerfläche. Die wackeren Herzen unter der Seemannsjacke, die in Sturm und Todesgefahr nicht gebebt haben, fangen an ſtärker zu klopfen, als ſich der Ruderſchlag des rückkehrenden Bootes hören läßt. Sie ſtehen alle um die Treppe geſchart, als der Kapitän auf Deck erſcheint, und ſehen mit verlangenden Augen auf die dick angeſchwellte Brieftaſche, die er hervorzieht. Das iſt ein Poſttag! Brief um Brief wandert in die ausgeſtreckten Hände, jeder bekommt ſein Teil — nur für den Steuermann, der mit heißen Augen zuſieht, iſt nichts da. Als auch der letzte Brief ſeinen Eigentümer gefunden hat, wendet der Mann ſich ab und geht dem Hinterdeck zu. Der Kapitän ſieht ihm mit einem eignen Ausdruck in den Augen nach.

„Herr Petterſen,“ ſagt er, als er im Begriff iſt, in ſeine Kajütte hinabzuſteigen — „ich habe eine Nachricht für Sie! Ich möchte ſie Ihnen unter vier Augen mitteilen — bitte, folgen Sie mir!“

Als der Steuermann ein paar Minuten ſpäter in die Kajütte tritt, ſteht der Kapitän, ihn erwartend, vor ſeinem Pulte.

„Ich habe Ihnen im Auftrage des Herrn Horwitz einen Trauerfall zu melden. Seien Sie ſtark, Mann — es betrifft Ihre Frau!“

Die Bruſt des großen Mannes hebt ſich ſchwer, und ſein Atem keucht, aber er ſpricht kein Wort. Nur ſeine Augen ſprechen, ſie hangen mit verzehrender Angſt an den Lippen des Kapitäns.

„Sie haben ſie verloren, Petterſen! Sie iſt in der Nacht zum 7. April geſtorben. Es iſt ein trauriger Fall, um ſo trauriger, als Unvorſichtigkeit die Todesurſache iſt.“

Wieder eine Pauſe. Kein Laut kommt über die Lippen des Steuermanns, aber ſein Geſicht iſt kreideweiß geworden und in ſeinen Augen liegt ein Entſetzen, das den Kapitän raſch fortfahren läßt:

„Sie hat an Zahnſchmerz gelitten und Chloroform gebraucht. Sie hat zu viel und nicht mit der gehörigen Vorſicht genommen — man fand ſie morgens tot im Bette.“

Er iſt wieder oben unter freiem Himmel, er weiß nicht, wie er die Kajüttentreppe heraufgekommen iſt. Er ſitzt auf einem Haufen Taue, den Kopf in die Hände geſtützt.

Unvorſichtigkeit! er weiß es beſſer! Das hat ſie thun können! So hat ſie an ihm und den Kindern handeln können! Nicht einmal ein paar Jahre hat ſie ſich gedulden und ihm Zeit laſſen wollen! Und er hat doch gethan, was er konnte, ihr das Leben erträglich zu geſtalten! — O die Kinder, die armen verwaiſten und verlaſſenen Kinder!

Ein krampfhaftes Schluchzen hebt ſeine Bruſt, und Thränen, heiße, brennende Thränen treten in ſein Auge. Aber ſie gewähren ihm keine Linderung, ihm iſt, als ob ſie ihm Gehirn und Augen verbrennen.

Mittlerweile iſt es Nacht geworden. Die Sterne blicken auf den einſamen Mann herab, der Wind weht über ihn hin, er merkt es nicht. Lautlos gehen die Matroſen um ihn herum — ſie fühlen Ehrfurcht und Scheu vor der Größe ſeines Schmerzes. Da tritt der Kapitän noch einmal zu ihm heran.

„Ich habe Ihnen noch mitzuteilen, daß für Ihre Kinder geſorgt iſt. Herr Horwitz läßt Ihnen ſagen, daß ſie vorzüglich untergebracht ſeien, und daß er ein Auge auf ſie haben werde. Sie wiſſen, auf das Wort des alten Horwitz kann man ſich verlaſſen. Alſo Mut, Mann! Laſſen Sie ſich nicht ſo niederdrücken!“

Er iſt wieder allein — er ſitzt ſtundenlang, ohne ſich zu bewegen. Der alte Matroſe aber winkt ſeinen Gefährten zu:

„Habe ich es nicht geſagt? Da haben wir die Bahrtücher und den 7. April!“

---

Sommer! Der Juni ſchwingt ſein Sonnenzepter über der Erde, die ganze Welt ſteht in Blütenpracht! Junges Leben keimt und ſproßt und deckt überall Schutt und Trümmer, es jauchzt und jubiliert in den Lüften, es zirpt und wiſpert im Grashalm, es rauſcht in den blauen Wellen des Haffs. Überall, wohin man auch blicken mag, jauchzende, wonnige Daſeinsluſt!

Auch in einem vereinſamten, grambeſchwerten Frauenherzen iſt's Frühling geworden, auch hier hat warmer Lenzeshauch die ſtarren Bande geſprengt, und darunter regt ſich's in wonniger Lebensfreude. Es ſproßt empor und keimt und blüht in ungeahnter Pracht. Eine große, ſtrahlende Glücksſonne iſt über einem armen Leben aufgegangen und hat alle jene zarten, unter Groll und Schmerz begrabenen Regungen zu einem ſchönen Leben erweckt. Der reiche, warme Quell der Liebe iſt wieder lebendig geworden in dieſem armen Frauenherzen, er flutet hervor, reich und ſchön, Segen ſpendend und Segen empfangend. Und dieſes herrliche Wunder haben die Ärmſten der Armen, die Hilfloſeſten unter den Hilfloſen: zwei verwaiſte und verlaſſene Kinder hervorgebracht!

Ja, der Traum, den Chriſtine einſt unter o wie heißen Thränen! geträumt, er iſt in Erfüllung gegangen. Ein ſüßes, warmes, gedeihliches Leben durchweht das ſtille, einſame Haus. Kleine, raſche Füße trippeln über Flur und Treppen, helle feine Stimmen, jauchzendes Kinderlachen beleben wie Vogelgezwitſcher den Raum. Jetzt kommt es wirklich herangetrippelt ſchnell und leiſe, jetzt ſchmiegt ſich's in Wahrheit warm an ihr Knie, jetzt ſtrecken kleine Kinderhände ſich ihr entgegen, und helle Kinderaugen ſchauen zärtlich zu ihr auf, machtvolle Augen, um ſo ſieghafter und unwiderſtehlicher, je weniger ſie ihre Macht kennen, je harmloſer und unbewußter ſie ſie ausüben. Und ſie, die Vereinſamte, die ſich müde und gleichgültig durch ein leeres Leben ſchleppte, deren ſchwerſte Bürde das Gefühl abſoluter Überflüſſigkeit war, ſie iſt plötzlich zum Mittel- und Stützpunkte zweier junger Leben geworden. Sie iſt ihnen alles in allem, Vorſehung, Freude, Luſt, Erfüllung jedes Wunſches. In ihr haben ſie alles gefunden, was ſie brauchen und was ſie lieben — auf ſie, allein auf ſie, ſind ſie angewieſen — was ſie nicht iſt und nicht hat, das begehren ſie nicht, das liegt außerhalb ihrer Welt! — Dies zu wiſſen, was für ein großes, wunderherrliches Glück! Sie gehören ihr. dieſe Kinder, kraft ihrer Hilfloſigkeit, kraft ihrer gänzlichen Verlaſſenheit. Und doch hat auch ſie ihr Glück erkämpfen und verteidigen müſſen, und zwar verteidigen gegen die, welche ihr nächſt dieſen Kindern die Liebſten auf der Welt ſind, gegen die alten Freunde ihres Hauſes. In kleinen Städten ſind die Häuſer von Glas, man ſieht durch und durch, und die liebe Nachbarſchaft macht ihre Kommentare über das, was darin geſchieht. Auch das Brünningſche Haus hatte ſolche Glaswände. Man hatte ſtets gewußt, was darin vorging, und mit neugierigen Blicken die Wandlungen in Chriſtinens armem Leben verfolgt, von dem erſten Auftreten Hans Petterſens und dem Widerſtreben des Vaters an bis zur Verlobung und dem ſchmählichen Ende. Und jetzt, nach allen dieſen bitteren Erfahrungen, ſoll dieſes Trauerſpiel wieder von vorn beginnen! Sie hat die Kinder — ſeine Kinder! — zu ſich genommen und will ſie behalten! Daß ſie ihnen für die erſte Zeit eine Zufluchtsſtätte gewährt hat, war Edelmut, aber ſie behalten wollen, wäre Schwäche! Das darf der einſtige Vormund, das darf die alte mütterliche Freundin doch nicht zugeben! Das Mädchen verſcherzt ſich ja jede gute Partie dadurch — welcher achtungswerte Mann wird ſein Haus mit fremden Kindern, mit den Kindern eines Bankrottierers und einer Selbſtmörderin belaſten wollen! Oder ſollte ſie gar auf den Vater ſpekuliert haben, als ſie die Kinder bei ſich aufnahm? Unglaublich! Nach dieſen Erfahrungen!

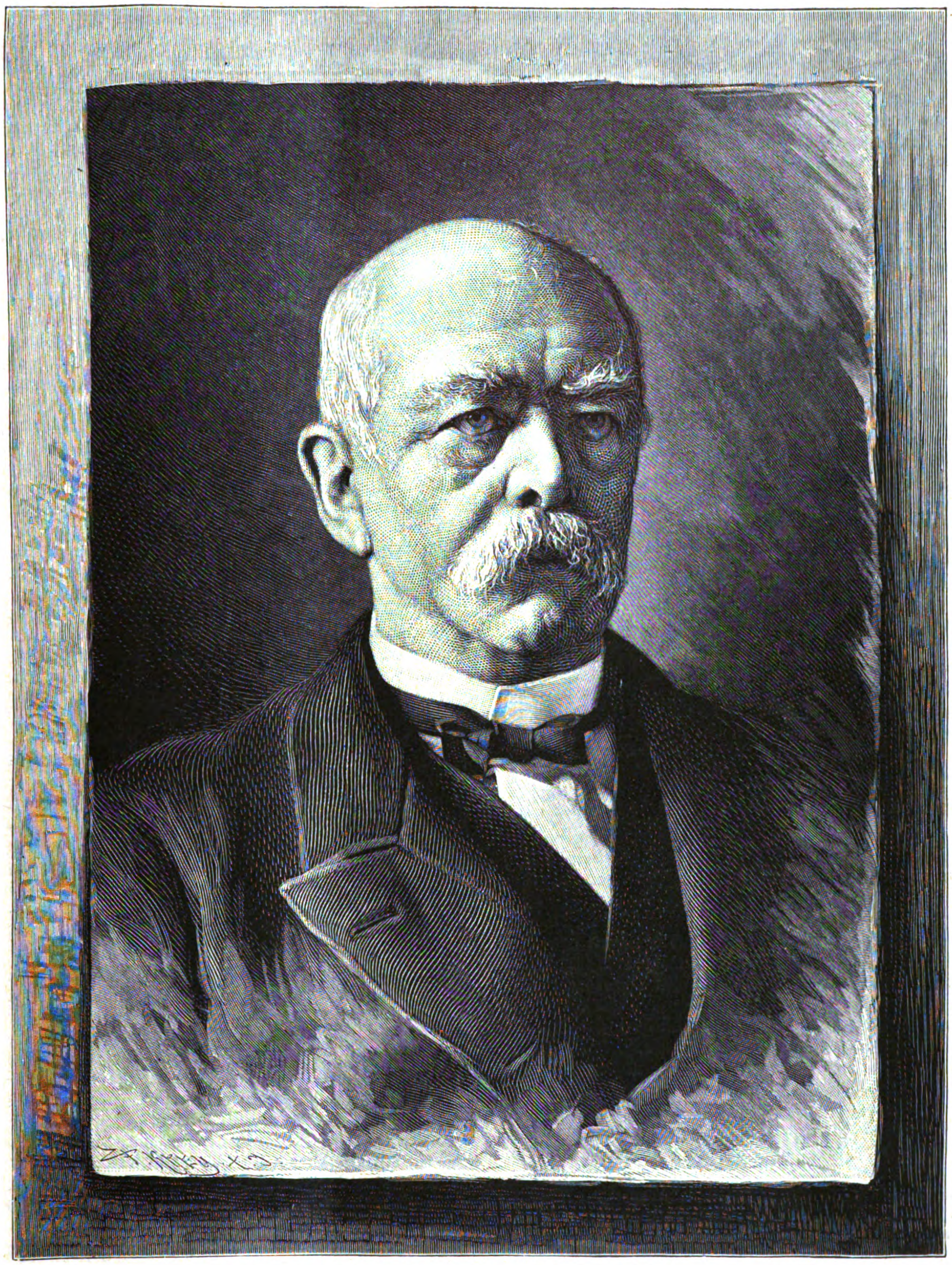
(Fortſetzung folgt.)

---

## Fürſt Bismarck in ſeiner Heimat.

Von Fedor von Köppen. (Abdruck verboten.)

Seit ſeinem ſiebzigſten Geburtstage lenkt der deutſche Reichskanzler Fürſt Bismarck ſeine Schritte wieder öfter als früher nach ſeiner altmärkiſchen Heimat Schönhauſen zurück.



Fürſt Bismarck. Zu ſeinem 75ſten Geburtstage.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotograph Pilartz in Bad Kiſſingen.

Zur Feier jenes Tages (1. April 1885) wurde ihm bekanntlich das zweite zu Schönhauſen gelegene früher Bismarckſche Gut, nachdem die Mittel zu ſeinem Ankauf durch Sammlung innerhalb der Nation aufgebracht worden waren, als Nationalgeſchenk verehrt. Der Bismarckſche Beſitz in Schönhauſen kam nämlich nach dem Tode des Oberſten Auguſt Friedrich von Bismarck (geb. 1695, 2. April; gefallen 1742, 17. Mai in der Schlacht bei Czaslau), des Urgroßvaters des Reichskanzlers, zur Teilung. Ein Teil von Schönhauſen fiel als geſondertes Gut an ſeinen ihn überlebenden Bruder Alexander Wilhelm, von deſſen Familie es in ſpäterer Zeit (1835) in die Hände des Gutsbeſitzers Gärtner überging. Der andere Teil von Schönhauſen nebſt Schloß und Garten kam auf den zweiten Sohn des Oberſten Auguſt Friedrich, den Rittmeiſter Karl Alexander (geb. 1727, 26. Auguſt; † 1797, 19. September), den Großvater des Kanzlers, von dieſem auf den Rittmeiſter Karl Wilhelm Ferdinand (geb. 1771, 13. November, † 1845, 22. November). Auf dieſem Gute und Schloſſe wurde (1. April 1815) Otto Eduard Leopold von Bismarck, der ſpätere Fürſt und Reichskanzler, geboren, welcher durch jene Nationalſchenkung am 1. April 1885 den alten Bismarckſchen Familienbeſitz in Schönhauſen wieder vereinigte.

Das „neue Gut,“ wie die früher Gärtnerſche Beſitzung im Gegenſatz zu dem anderen, ſtets in Bismarckſchen Händen gebliebenen „alten Gute“ jetzt genannt wird, iſt an Umfang wohl dreimal ſo groß als dieſes und hat einen ungleich größeren Ertrag. Auch das Herrenhaus des neuen Gutes, welches die Jahreszahl der Erbauung „1734“ nebſt dem Datum „3. Mai“ in dem Schilde über dem Eingange zeigt, iſt beſſer in Stand erhalten und wohnlicher als das alte, welches die Jahreszahl 1700 unter dem Bismarckſchen und Katteſchen Wappen über dem Haupteingange erblicken läßt. Dennoch und obgleich in dem alten Schloſſe nicht einmal die Einrichtungen für die fürſtliche Küchenhaltung getroffen ſind, zieht es der Fürſt bei ſeiner Anweſenheit in Schönhauſen vor, ſein Quartier in dem alten, unwohnlichen Schloſſe zu nehmen, wo der Väter Wiege und ſeine eigne geſtanden, und nimmt ſeine Mahlzeit in dem ſehr einfachen Inſpektorhäuschen ein.

Eine hiſtoriſche Reminiszenz, welche das alte Herrenhaus birgt, nämlich das von den Franzoſen bei ihrem Einfalle in die Altmark (im Oktober 1806) mit Bajonettſtichen und Säbelhieben zerfetzte Bild des Bismarckſchen Stammbaumes, iſt jetzt aus dem Bibliothekzimmer in eine Bodenkammer verwieſen worden und ſoll demnächſt an der alten Stelle durch einen neuen Stammbaum, mit deſſen Ausführung ein Berliner Künſtler beſchäftigt iſt, erſetzt werden.

Jene Zeit des Franzoſeneinfalles war wohl die trübſte, welche das alte Schloß Schönhauſen und das ganze Dorf erlebt hat. Bei der Nachricht von der Annäherung des Feindes flüchtete der größte Teil der Einwohner von Schönhauſen nach dem Trübenwalde, einem durch Abzugsgräben und Schleuſen trockengelegten Elſenbruche. Auch die Eltern des Fürſten Bismarck, der damalige Gutsherr auf Schönhauſen, Rittmeiſter K. W. F. von Bismarck, mit ſeinem jungen Weibe, Frau Wilhelmine geb. Menken (vermählt ſeit 7. Juli 1806), ſowie der Geiſtliche des Ortes, Prediger Petri, mit ſeiner Familie hatten ſich den Flüchtenden angeſchloſſen, um den Mißhandlungen der gefürchteten Franzoſen zu entgehen, und verbrachten mit den Dorfleuten bei Sturm und Regen unter freiem Himmel eine ſchreckensvolle Nacht im Trübenwalde, jeden Augenblick befürchtend, daß ein aufgehender roter Feuerſchein am Himmel ihnen den Brand ihrer Häuſer verkünden werde.

Die Zeiten ſind ſeitdem andere geworden für uns alle. Das zeigen uns ſchon jene vier franzöſiſchen Geſchütze dort auf dem Raſenplatze zwiſchen dem alten Herrenhauſe von Schönhauſen und den Baumgruppen zur Linken desſelben an. Zum Teil noch unter König Ludwig XIV von Frankreich zur Zeit der Erniedrigung Deutſchlands gegoſſen und dann in den franzöſiſchen Grenzfeſtungen aufgeſtellt, den drohenden Mund gegen Deutſchland gerichtet, ſind ſie im Jahre 1870 in die Siegesbeute des deutſchen Heeres und ſpäter aus dieſer nach der Beſtimmung des Kaiſers Wilhelm I in das Eigentum des deutſchen Reichskanzlers Fürſten Bismarck übergegangen und dienen jetzt ſeiner Geburtsſtätte zum Schmucke.

Auch das Herrenhaus des neuen Gutes iſt von einem ſtattlichen, wohlgepflegten Parke umgeben. Den Vorplatz zwiſchen dem Gutshofe und dem Parke nimmt ein anmutiges Roſenparterre ein. Als der Fürſt zum erſtenmal, nachdem das neue Gut in ſeinen Beſitz übergegangen, über die Schwelle des Herrenhauſes trat, fielen ihm die Erinnerungen ſeiner Kindheit ein: „Hier habe ich oft mit Hedwig*) Tod und Leben geſpielt,“ ſagte er halb vor ſich hin und dann wieder lauter zu einer ihn begleitenden Dame: „Sie kennen doch das hübſche Spiel, in welchem man tot gemacht wird und doch immer luſtig weiter ſpielt? — Das einzige Kartenſpiel, das ich faſt ohne Fehler ſpielte!“ — Er hat ſpäter wohl noch oft „Tod und Leben“ geſpielt, freilich nicht mit Karten, ſondern mit eiſernen Würfeln.

Im Frühjahr 1889 war große Freude in Schönhauſen, als Fürſt Bismarck daſelbſt zu einem mehrtägigen Beſuche angeſagt ward; denn wenn es auch ſcheint, als ob Varzin und Friedrichsruh mit ihren weit ausgedehnten Waldungen dem ſtillen altmärkiſchen Schönhauſen den Rang abgewonnen hätten, in den treuen Herzen der Schönhauſener hat Bismarck ſeine Heimat behalten. In ihrer Mitte iſt er aufgewachſen, manche von den älteren Leuten haben ihn noch als Knaben gekannt, und die Jugendſtreiche des Junkers Otto ſind unter ihnen von Mund zu Munde gegangen. Später haben die Schönhauſener an dem ſteigenden Ruhme ihres großen Landsmannes lebhaften Anteil genommen. Sie haben es mit Stolz vernommen, wie er preußiſcher Miniſterpräſident, dann Kanzler des Norddeutſchen Bundes, endlich deutſcher Reichskanzler, wie Otto von Bismarck in den Grafen- und in den Fürſtenſtand erhoben wurde. Aber gewonnen hat er dadurch bei ihnen nicht, ſie ſagen vielmehr mit einer gewiſſen Wehmut: „Wir haben verloren; früher hatten wir ihn für uns allein, jetzt hat ihn das ganze Reich.“ — Sie verehren und bewundern den mächtigen Reichskanzler, ſie freuen ſich ſeines Ruhmes, aber ſie lieben ihn, weil er — der Bismarck iſt. Und Fürſt Bismarck fühlt ſich wohl unter den einfachen, ehrlichen Menſchen. Er geht als Gutsherr durch das Dorf, und wen er von den früheren Bekannten trifft, den redet er in dem altmärkiſchen Platt an, fragt nach ſeinen häuslichen Verhältniſſen, nach dem Ertrage ſeines Ackers ꝛc. Die jüngeren Leute kennt er doch dem Namen nach und freut ſich, wenn er hört, daß ſie ihres Vaters Namen Ehre machen. Jedes Wort, das er geſprochen, macht die Runde im Dorfe, und alle freuen ſich, daß der große Reichskanzler doch ganz der alte Bismarck geblieben iſt.

Auf einem Wege durch das Dorf, mit ſeiner Gemahlin an der Seite, erinnert ſich der Fürſt, daß dort in dem letzten Hauſe an der Ecke, mit dem hübſchen Vorgarten nach der Dorfſtraße, die Enkeltöchter des würdigen Geiſtlichen wohnen, der während jener Schreckensnacht in der Franzoſenzeit ſeine Eltern auf der Flucht nach dem Trübenwalde begleitet hat.

„Wollen wir nicht ein wenig eintreten?“ fragt der Fürſt ſeine Gemahlin, und dieſe iſt ſogleich bereit.

Dort ſaß der Fürſt mit ſeiner Gemahlin, friedlich plaudernd mit den beiden Damen. Als das Geſpräch die Ereigniſſe der letzten Zeit berührte, ſprach eine der letzteren von der Bewunderung, welche das ganze Volk der Politik des Fürſten Reichskanzlers zollte.

Der Fürſt wurde ernſt und nachdenklich. „Ich hätte doch wohl manches anders machen ſollen,“ ſagte er halb für ſich hin.

„Ei, im Lande iſt doch nur eine Stimme der Anerkennung und Bewunderung für Ew. Durchlaucht,“ verſetzte die Dame.

---

*) Fräulein Hedwig von Bismarck gehörte jener Bismarckſchen Linie an, in deren Beſitz ſich das neue Gut in der Kindheit des Fürſten, d. h. vor dem Übergange an Herrn Gärtner, befand.

„Glauben Sie das nicht," entgegnete der Kanzler; „ich habe viele, ſehr viele Feinde."

„Wir hier in Schönhauſen," bemerkte die Dame, „verſtehen zwar nichts von der hohen Politik, das aber fühlen wir alle als ehrliche Patrioten, daß wir Ew. Durchlaucht für Ihre Leitung der Politik den innigſten und ehrerbietigſten Dank ſchuldig ſind."

„Siehſt du, Otto, es gibt doch gute Menſchen," ſagte die Fürſtin, indem ſie ihrem Gemahl ſanft die Stirn ſtreichelte, als wollte ſie die Wolken fortſtreicheln, die ſie dort ſah.

Der Kanzler beſuchte, ſeiner Gewohnheit gemäß, auch den Geiſtlichen des Ortes, welcher diesmal eine ganz beſondere Freude für ihn hatte. Er hatte vor drei Jahren — 1886, es war am 7. Mai — mit der Poſt eine Kiſte aus Frankfurt a. M. erhalten. Auf der Begleitkarte ſtand der Vermerk: „Friſche Blumen." Die Kiſte umſchloß einen ſchweren Kaſten von poliertem Eichenholz. Als der Pfarrer denſelben mittels des daran hängenden Schlüſſels öffnete, fand er als Inhalt zu ſeinem Staunen einen aus maſſivem, ſchwerem Golde kunſtvoll gearbeiteten Abendmahlskelch nebſt Kanne und Teller. Die Kanne trägt in ihrem Deckel das Bismarckſche Wappen, dazu die Bezeichnung des Bibelſpruches: Pſalm 31, 14—17.*)

Wir ſind gewöhnt, nach dem materiellen Werte der Dinge zu fragen; darum ſei hier angeführt, daß der Wert der obigen Gegenſtände nach ſachkundiger Schätzung ſich auf etwa 10 000 Mark beläuft; wir bemerken jedoch zugleich, daß dieſelben noch einen ganz anderen, unſchätzbaren Wert haben durch den Geiſt, in welchem ſie der Kirche zu Schönhauſen gewidmet ſind und welcher aus dem Briefe hervorleuchtet, der die Sendung an den Pfarrer begleitete. In der Überzeugung, daß dieſer Brief des unbekannten Gebers noch viele Herzen der Leſer erfreuen und erheben wird, teilen wir ihn hier mit gütiger Erlaubnis des Adreſſaten ſeinem wörtlichen Inhalte nach mit. Er lautet:

„Frankfurt a. M., den 5. Mai 1886.

„Hochehrwürdiger Herr!

„Verzeihen Sie, wenn ich mich mit nachfolgender Bitte an Sie wende.

„Ich gehöre zu den glühendſten Bewunderern und Verehrern Seiner Durchlaucht des Fürſten Reichskanzlers, nahm und nehme daher innigſten Anteil an allem, was dem großen Mann an Freud und Leid begegnet. So erinnere ich mich, daß es am 7. Mai 20 Jahre werden, ſeitdem durch Gottes Gnade ſein Leben aus Mörderhand errettet wurde. — Ich wohnte damals in der Geburtsſtadt des Miſſethäters und richtete von da aus einen Glückwunſch an den Miniſterpräſidenten, welchen dieſer aufs freundlichſte beantwortete. — Zu jener Zeit ſtand es noch anders mit und in Süddeutſchland, ich weiß, daß ich es ratſam fand, meinen Brief ſelbſt zur Poſt zu bringen, weil es vielſeitig verdächtig beurteilt worden wäre, mit dem Grafen Bismarck in Verbindung zu ſtehen. — Gott und dem Fürſten ſei Dank, iſt ſeitdem alles reichlich in Erfüllung gegangen, was der treueſte Vaterlandsfreund nur wünſchen, aber kaum hoffen konnte. — Es ſteigt darum mit jedem Tage das Gefühl der Verehrung, Liebe und Dankbarkeit für den hohen Herrn, wenn auch eine Anzahl unverbeſſerlicher Widerſacher nicht aufhört, ihm die große Laſt ſeines Berufes zu erſchweren. Süddeutſchland aber thut es heutzutage dem Norden faſt zuvor im Ausdruck der wärmſten Hingebung für den Fürſten, und jetzt würde es allerdings als ein großer Vorzug gelten, Beziehungen zu dem hohen Herrn an den Tag legen zu dürfen.

„Ich fühle nun das dringendſte Bedürfnis, bei Gelegenheit der zwanzigſten Wiederkehr des erwähnten Gedenktages meiner innigen Dankbarkeit für Gottes gnädige Fügung ſolchen Ausdruck zu geben, der dem Fürſten Freude machen könnte, möchte ihn dabei aber ebenſowenig ſchriftlich behelligen, als mich nur mit Worten begnügen.

„Da iſt mir denn ein Gedanke gekommen, in deſſen Verwirklichung Ew. Hochehrwürden mich wirkſamſt unterſtützen könnten, weshalb ich es wage, hierum ganz ergebenſt und in der zuverſichtlichen Hoffnung zu bitten, daß Sie mir dieſen Liebesdienſt nicht abſchlagen werden.

„An der Stätte, wo der große Kanzler das Licht der Welt erblickte, in dem Gotteſtempel, wo er die heilige Taufe empfing, da möchte ich ein Zeichen der Dankbarkeit niederlegen dürfen gegen den Allmächtigen, daß er dieſes teure Haupt ſo gnädig beſchützte zum Heile des deutſchen Vaterlandes und des fürſtlichen Hauſes.

„Zu dieſem Zwecke erlaubte ich mir, an Ew. Hochehrwürden abſenden zu laſſen: eine Kanne, einen Kelch und einen Teller, mit dem gehorſamen Erſuchen, daß Sie bei Sr. Durchlaucht die Erlaubnis erwirken möchten, dieſe Gegenſtände als Eigentum Ihrer Kirche annehmen und bei Austeilung des heiligen Abendmahles benutzen zu dürfen.

„Es wäre mein dringender Wunſch, ungenannt bleiben zu können, weshalb ich ſo frei bin, meine Unterſchrift zu verdecken; ſollten aber bei Sr. Durchlaucht oder bei Ew. Hochehrwürden Bedenken gegen die Annahme des Dargebotenen entſtehen, dann willige ich auch in die Beſeitigung dieſes Hinderniſſes, jedoch mit der gehorſamſten Bitte, daß ſonſt meines Namens in keiner Weiſe Erwähnung geſchehe. — Wie bereits erwähnt, habe ich nur die Abſicht und das Herzensbedürfnis, dem hochverehrten Kanzler womöglich eine kleine Freude zu bereiten durch die Beſtätigung dankbarſter Geſinnung eines treuen Preußen und Deutſchen — und dabei iſt der Name Nebenſache.

„Können und wollen Sie, hochehrwürdiger Herr, mir unter K. W. 999 poſtlagernd hierher mitteilen, daß ich meinen Zweck erreichte, dann beglücken Sie mich dadurch aufs höchſte.

„Genehmigen Sie zum voraus meinen wärmſten Dank für alles, was Sie zum Gelingen meines Vorhabens beizutragen die Güte haben wollen, ſowie die Verſicherung ausgezeichnetſter Hochachtung von

Ew. Hochwürden ganz ergebenem"

— — —

(Kein Name.)

Dieſer Brief erſcheint uns zugleich wie eine Antwort auf die von dem Reichskanzler geäußerten Zweifel, ob ſeine auf den Grundlagen der Gottesfurcht, Kaiſertreue und Vaterlandsliebe beruhende Politik bei der deutſchen Nation überall Würdigung finde. Möchten dieſe Grundlagen in den Herzen — nicht allein der Schönhauſener, ſondern aller Landsleute des deutſchen Reichskanzlers in Nord und Süd des weiten Deutſchen Reiches — unangetaſtet und unerſchütterlich bleiben bis in die fernſte Zukunft, dann iſt es wohlbeſtellt um unſer Deutſches Reich!

## Van Dyck und die Kinder Karls.

Von M. Allihn. (Abdruck verboten.)

Unſer Bild zeigt einen malenden Maler: Van Dyck, die Kinder Karls I von England malend. Aber Kinder zu malen iſt keine einfache Sache, nun gar des eigenwilligen Karl eigenſinnige Kinder. Die Bemühungen der Großen, die Ungeduld der Kleinen zu beſchwichtigen, ihr Verhalten in der fremden Umgebung, gibt Handlung und ein hübſches Bild. Und es ſind die Kinder Karls I, jenes unglücklichen Königs, der wohl ſchuld daran war, daß er Leben und Krone verlor, ohne daß jedoch jemand das Recht gehabt hätte, ſie ihm zu nehmen. Damit werden wir in eine ernſte und intereſſante Zeit verſetzt. Ein Sonnenſtrahl vorm Gewitter, das iſt der tiefere Sinn unſers Bildes.

---

*) Die betreffenden Bibelverſe lauten:

14. Denn viele ſchelten mich übel, daß jedermann ſich vor mir ſcheuet, ſie ratſchlagen miteinander über mich und denken, wie ſie mir das Leben nehmen.

15. Ich aber, Herr, hoffe auf Dich und ſpreche: Du biſt mein Gott.

16. Meine Zeit ſtehet in Deinen Händen. Errette mich aus der Hand meiner Feinde und von denen, die mich verfolgen.

17. Laß leuchten Dein Antlitz über Deinem Knecht und hilf mir in Deiner Güte.

Es gibt zwei von der Hand Van Dycks herrührende Bilder der Kinder Karls, ſowie einzelne mit Kreide gezeichnete Studienblätter von Kinderköpfen, welche für die Kinder Karls I gelten. Das eine, im königlichen Schloſſe zu Kenſington befindliche Bild ſtellt drei Kinder Karls dar, Karl, Prinzen von Wales als kleinen Kavalier mit breitem Spitzenkragen und die Prinzeſſinnen Marie und Eliſabeth, die erſtere als kleines Fräulein mit Perlenhalsband, die andere im Kindermützchen. Der Prinz gibt der jüngeren Schweſter die Hand. Den Hintergrund bilden Vorhang und Säulenfuß, rechts und links ſitzt ein Wachtelhündchen. Das andere, bekanntere Bild befindet ſich im Berliner Muſeum. Die Mitte nimmt Prinz Karl in roter Tracht ein und ein rieſiger neben ihm ſitzender Bullenbeißer, auf deſſen Kopf Karl ſeine Hand legt. Rechts in weißer Kleidung die Prinzeſſinnen Eliſabeth und Maria, links die Prinzeſſin Anna, welche den jüngſten Prinzen Jakob, Herzog von York, der faſt ganz nackt auf einem Stuhle ſitzt und nach dem großen Hunde verlangt, unterſtützt. Der Hintergrund zeigt eine mit Früchten beſetzte Tafel, einen Vorhang und einen Blick ins Freie. Dieſes letztere Bild hat wohl der Maler vor Augen gehabt, desgleichen eine Kreidezeichnung Van Dycks, welche das reizende, mit höchſter Meiſterſchaft gezeichnete Bild eines Kindes mit einem Apfel darſtellt. Dieſe Kinderfigur bildet auf unſerm Blatte den Mittelpunkt. Die Dame, welche das Kind im Arme hat, iſt die Königin Eliſabeth, von welcher gleichfalls ein Porträt von der Hand Van Dycks vorhanden iſt. Die eine der beiden Hofdamen, vielleicht die etwas modern geratene mit der Schleife im Haar, dürfte Fräulein Marie Ruthven ſein, ein ſehr vornehmes, armes Edelfräulein, welches Van Dyck ſpäter geheiratet hat.

Van Dyck war der Maler der vornehmen Welt ſeiner Zeit. Niemand verſtand es beſſer als er, dieſe vornehme Welt, die Feinheit des Ausdruckes, die Nobleſſe der Haltung, die Anſehnlichkeit der Tracht ſo zu ſchildern, wie ſie ſich ſelbſt gern ſehen wollte. Daher ſeine große Beliebtheit und die Menge der Beſtellungen. Er verſtand es aber, abgeſehen von ſeiner Künſtlerſchaft, darum ſo gut, weil er ſelbſt gänzlich im Geiſte jener Kreiſe lebte.

Um einen Eindruck von dieſem Zeitgeiſte zu erhalten, dürfen wir unſern Blick nicht auf die großen Ereigniſſe der Zeit richten, die uns von Staatsaktionen, Parlamentsbeſchlüſſen, Kriegen und Steuern erzählen, wir müſſen uns an die Welt im kleinen, an das Theater wenden. Und es iſt kein Geringerer als Shakeſpeare, der uns den Vorhang öffnet. Auch er gehört dem Kreiſe der vornehmen Welt an. Wie Van Dyck für dieſe malte, ſo hat ihr Shakeſpeare wenige Jahre zuvor ihr lebendiges Bild auf der Bühne vorgeſtellt. Jene ſtolzen Römer, edlen Athener, leichtlebigen Italiener, jene hiſtoriſchen Grafen und Barone ſind die Vorbilder der vornehmen Theaterbeſucher, welche die Galerie füllten oder, rechts und links der Bühne auf Binſen am Boden ſitzend, ihre Beine rückſichtslos ausſtreckten, ſo daß die Schauſpieler ſich in acht nehmen mußten, nicht darüber zu fallen. Schnell heraus mit dem Degen aus der Scheide, ſchnell heraus mit dem Goldſtücke aus dem Beutel. Das Gold iſt Chimäre: „Da nimm dies, du Burſch, für deine Mühe“ — das iſt nobel. Schnelles, witziges Wortgefecht, Schlag hin, Schlag her, eine Partie Spaß mit einem Menſchen von langſamen Gedanken, prunkende Kleidung, ſtolzierender Gang, anſpruchsvoller Ton — ſo ſah ſich der Adel gern. Die Umgebung bildete ſchmarotzendes Bedientenvolk und der ſtaunende Pöbel. Es war eine Welt für ſich. Die bürgerliche Welt wurde mißachtet. Was gingen jene Rundköpfe den Edelmann an. Der Kaufmann war ein Pfefferſack, auf dem man ſchlug, wenn man konnte, der Magiſter, der Friedensrichter, der puritaniſche Prediger waren in der Vorſtellung jener Leute wie auf der Bühne komiſche Figuren. Es war das Verhängnis jener Zeit, daß man die Bedeutung dieſer Elemente, die man überſah und verſpottete, verkannt hat. Aber der Seehandel hatte einen neuen, aufſtrebenden, geldkräftigen Stand emporkommen laſſen. Die City von London war ſchon damals der Kapitalſtock des Landes. Dort nahm man Geld ein, der König und ſein Hof gaben es aus. Die Gelehrſamkeit, die Rechtskunde waren gleichfalls auf jener Seite, der Friedensrichter, früher eine örtliche Behörde von kaum größerer Bedeutung als der eines Büttels, war durch die mehr und mehr eingeführte Selbſtverwaltung ein Mann von weitreichendem Einfluſſe geworden. Und der puritaniſche Geiſtliche trat mit Gewiſſensüberzeugung für die demokratiſche Form der Kirche und des Staates ein und bezeichnete die Staatskirche als den Hort Roms und den Hof als Sodom und Gomorrha. In letzterer Beziehung hatte er nicht ganz unrecht. Es herrſchte damals bei Hofe und in den vornehmen Kreiſen eine unglaubliche Verderbtheit der Sitten.

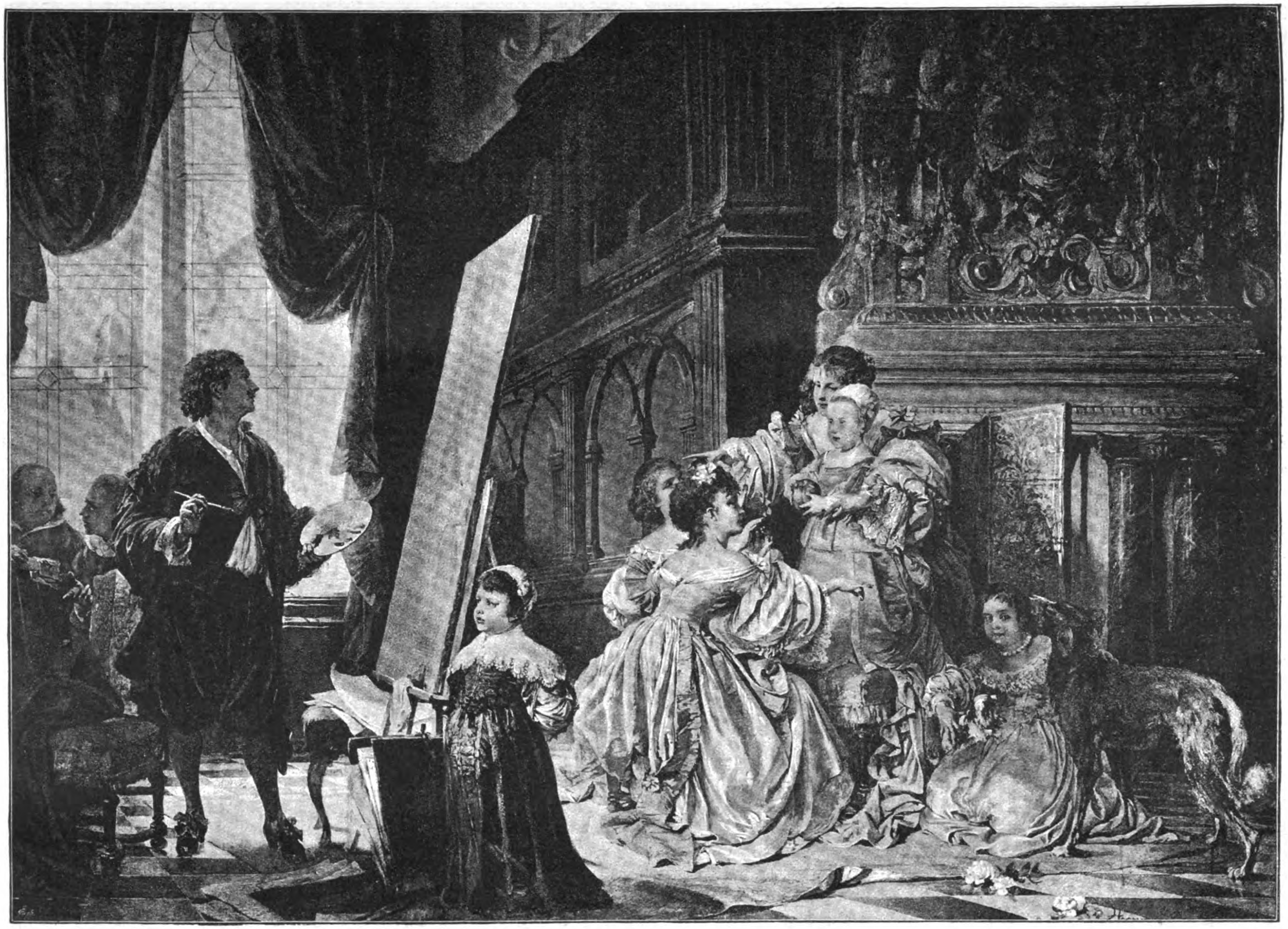
Von Shakeſpeare-Freunden und -Forſchern iſt vielfach die Frage behandelt worden, wie jene Redewendungen und Witze zu erklären ſeien, welche mit dem Ausdrucke Derbheiten viel zu milde bezeichnet werden. Man hat gemeint, ſie ſeien eingeſtreut für die „Gründlinge des Parterre“ und Zugeſtändniſſe an den rohen Geſchmack niederen Volkes. Anderſeits iſt behauptet worden, dies ſei wirklich die Tonart jener Zeit geweſen, wogegen eingewendet wurde, jene Witze ſeien gegen das Anſtandsgefühl aller Zeiten. Das iſt richtig; das natürliche, unverdorbene Gefühl iſt in allen Zeiten das nämliche, das ſchließt aber nicht aus, daß zu gewiſſen Zeiten in gewiſſen Kreiſen die Unſitte Sitte wird. Ich will nicht behaupten, daß man genau ſo in der Geſellſchaft geſprochen habe wie dort auf der Bühne, aber ich halte es für wahrſcheinlich, daß jene Bilder der Bühne dem Leben ebenſo ähnlich geweſen ſind, wie dies heute auch der Fall iſt. Zur Zeit der Königin Eliſabeth war der Hof kein Muſter der Moral geweſen, aber das Epigonengeſchlecht, das ihren Nachfolger umdrängte, taumelte einem wahren Abgrunde ſittlicher Verkommenheit entgegen. Fremde Geſandte wagten die Dinge, die vor ihren Ohren vorgingen, nicht in wahrheitsgetreuen Ausdrücken zu berichten. Skandalprozeſſe brachten Geheimniſſe der hohen Geſellſchaft an den Tag, welche an die ſchlechteſte Zeit der ſchlechteſten italieniſchen Fürſtenhäuſer erinnerten. Es iſt kein Wunder, wenn die beſſeren Teile des Volkes mit Entrüſtung jenem Treiben zuſahen, wenn ſie beſonders das Theater, das Spiegelbild und die Schule ſolcher Sitten, anfeindeten und ſich um ſo eifriger einer puritaniſchen, allen Schmuck und alle Kunſt verachtenden Strenge zuwandten. England hat ſeinen Bilderſturm hundert Jahre ſpäter gehabt als das Feſtland.

In dieſe höfiſchen Kreiſe trat Van Dyck und ward, nachdem er ſchon in Italien il pittore cavalieresco geheißen hatte, gerade ſo wie die Leute, mit denen er verkehrte. Er liebte Prunk, Tafelfreuden, Muſik, ſchöne Kleider ꝛc., verdiente enorme Summen und gab ſie mit vollen Händen wieder aus. „Und Sie, Ritter,“ ſagte Karl I einmal zu ihm, „kennen Sie auch die Verlegenheit, ein paar tauſend Pfund aufzutreiben?“

„Ja, Sir,“ erwiderte er, „wer offene Tafel für ſeine Freunde und offenen Beutel für ſeine Geliebten hat, der findet ſchnell das Vakuum in ſeinen Käſten.“ Aber die Erzählung, daß er in Armut geſtorben ſei, iſt nicht wahr. Sein Teſtament iſt noch vorhanden und es iſt dasjenige eines wohlhabenden Mannes.

Es lag ein despotiſcher Zug in jener Zeit, das Beſtreben der Fürſten, die Beſchränkungen, welche ein mächtiger Adel oder ein Beſchlußrecht der Stände der Krone auflegten, zu beſeitigen. Während in Deutſchland der Dreißigjährige Krieg ebenſo um die Souveränität der deutſchen Fürſten, wie um die Freiheit des Glaubens gekämpft wurde, während in Frankreich die Krone alle Staatsmacht an ſich zog, ſtand auch in England die Frage zur Entſcheidung: Wer ſoll herrſchen, der Fürſt oder das Land, und ſie führte darum zu ſo ſcharfem Konflikt, weil auf beiden Seiten wohlverbriefte Rechte zu finden waren und weil es auf beiden Seiten das Beſtreben gab, nicht ſein Recht zu wahren, ſondern über dasſelbe hinauszugehen; Fortſchritt und Reaktion ſtanden einander gegenüber. Ich kann nicht glauben, daß die ſtolzen Reden eines Cäſar, die Verachtung der Volksmaſſe eines Coriolan bei Shakeſpeare nur alte

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Van Dyck malt die Kinder Karls I von England. Gemalt von H. Schneider.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Hiſtorien vorſtellen. Es iſt das politiſche Bekenntnis der königlichen Partei jener Zeit. Nun hat der Cäſar jener Zeit zwar einen Unterrock getragen; nichtsdeſtoweniger hat es Eliſabeth verſtanden, auch ohne Parlament zu regieren. Ihr Nachfolger Jakob I betrachtete die Unumſchränktheit ſeiner Königsgewalt als Glaubensartikel, hütete ſich aber, bis zum äußerſten zu gehen. Karl that es, aber der unſelige Mann fing alles verkehrt an. Es wäre alles ſchön geweſen, wenn alles ein wenig anders geweſen wäre. Vor allem fehlte das Vertrauen — und er verdiente es auch nicht. Sein Ende iſt bekannt. Seine Kinder zogen in die Verbannung. Als ſie, nachdem der Staat bis zur Anarchie herabgeſunken war, zurückkehrten, zeigten ſie ſich — gerade ſo wie ſpäter die Bourbonen als ein Geſchlecht, das nichts gelernt und nichts vergeſſen hatte.

---

## Kadettenleben einſt und jetzt.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Wer im Vorüberfahren auf der Anhalter Bahn den faſt prunkvollen und durchaus ſchloßartigen Gebäudekomplex des Lichterfelder Kadettenhauſes vor ſich liegen ſieht, der fragt ſich unwillkürlich, ob in dieſen Räumen wirklich noch an der alten ſpartaniſch-einfachen Erziehungsmethode feſtgehalten werden kann, die früher der Schrecken aller um ihre heranwachſenden Söhne allzu zärtlich beſorgten Eltern war. Zwei Dinge ſprechen nun allerdings dagegen, daß ſich in den letzten zwanzig Jahren ein ungebührlicher Luxus in der Nachwuchsſchule des preußiſchen Offizierkorps eingebürgert haben könnte: erſtens die Thatſache, die ich aus eigner Erfahrung trotz aller gegenteiligen Behauptungen beſtätigt gefunden habe, daß die Lebensführung in den Offizierſpeiſeanſtalten gegenwärtig eine ſehr viel einfachere iſt, als ſie im Anfang der ſiebziger Jahre war, und zweitens, daß der Etat des Kadettenkorps pro Kopf ſich nicht weſentlich geſteigert hat. Wo die Mittel knapp bemeſſen ſind und die Möglichkeit fehlt, Schulden zu machen, iſt an einen übertriebenen Luxus ſchlechterdings nicht zu denken. Ich habe denn auch trotz aller Nachforſchungen nur zwei Punkte entdecken können, worin die Kadetten von heute beſſer ſituiert ſind als die von 1870; ſie bekommen ihr zweites Frühſtücksbrot mit Fleiſch belegt und ſie haben, mit gewiſſen Einſchränkungen, die Erlaubnis zu rauchen. Da heute glücklicherweiſe kaum noch jemand mit ſiebzehn Jahren Leutnant wird, wie einem das früher, auch ohne Muſterknabe zu ſein, zur Freude aller Tanten und zum eignen Pech geſchehen konnte, iſt die bedingte Raucherlaubnis erklärlich, und das belegte Frühſtücksbrot wird zum mindeſten der verzeihlich finden, der in Kulm Jahre hindurch täglich den ſogenannten Bobel hinuntergewürgt hat, auf den die flüſſig gemachte, in der Regel ranzige Butter mittels eines Pinſels aufgeſtrichen war. Man konnte die Pinſelborſten häufig genug in der Butter finden; es waren gewöhnliche Schweinsborſten.

Eine Luxusſteigerung hat alſo thatſächlich ſtattgefunden, wenn ſie auch noch nicht bis zum Luxus geführt hat. Und das iſt gut ſo; denn wenn man einen abſoluten Stillſtand auch nur nach der materiellen Seite der Erziehung predigen und feſthalten wollte, geriete man ſchließlich in einen Zuſtand, der wie abſolute Barbarei erſcheinen würde, trotzdem ſich ehemals die jungen Leute darin recht wohl befunden haben und mit dieſer Methode zu ganz tüchtigen Menſchen herangebildet worden ſind. Der Bibliothekar an der Haupt-Kadettenanſtalt zu Groß-Lichterfelde, Hauptmann a. D. von Scharfenort, hat ſich das große Verdienſt durch ſein Buch „Bilder aus der Geſchichte des Kadettenkorps“ (Berlin, Ernſt Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung) erworben, zu zeigen, daß der Geiſt bleiben, die Methode aber wechſeln muß. Es iſt kein Buch in der Art der Winterfeldſchen oder Devallſchen Kadettengeſchichten, ſondern ein Buch, das durchaus ernſt genommen ſein will, und das ein lebhaftes Intereſſe beanſprucht weit über die Kreiſe hinaus, für die es in erſter Linie beſtimmt iſt, für gegenwärtige und geweſene Kadetten. Nicht nur für die Armeegeſchichte, ſondern für die Kulturgeſchichte Preußens im XVIII. Jahrhundert enthält das Buch außerordentlich wertvolles Material, dem der Verfaſſer mit lebhaftem Feingefühl, wo es irgend anging, die anregende Friſche der eigenhändigen Aufzeichnungen Mitlebender belaſſen hat.

Da berichtet der General-Quartiermeiſter-Leutnant F. C. R. von Barſewiſch über ſeine Aufnahme im „corps des cadets:“ „Ich bin 1737 den 11. Oktober auf meinem väterlichen Gute zu Vielbauna in der Altmark geboren, von meiner Mutter einer gebornen von Kloeden. Den erſten Unterricht in meiner Jugend bis zu meinem vierzehnten Jahre habe ich durch vier verſchiedene Hofmeiſter nach und nach erhalten und mir dabei ſo aufgeführet, daß meine Eltern und meine Lehrer mit meiner Wißbegierde zufrieden geweſen. Da nun mein Vater bei ſeiner zahlreichen Familie und deſſen wenigen Einkünften eines kleinen Rittergutes nicht die Mittel dazu anwenden konnte, einen oder den anderen auf Univerſitäten zu ſchicken, und nachhero dem Staate zu dienen, ſo blieb daher, weil es dem Adel am Rümlichſten, im Militair zu dienen, kein anderer Weg offen, als dieſes vorzügliche Ehren-Metie von Jugend auf ſofort zu ergreifen. Mein Vater ſorgte alſo davor, daß ſowohl ich als mein älteſter Bruder zu Berlin bei den adeligen Kadetten am 6. Mai 1750 aufgenommen wurden, bei welcher Gelegenheit uns der Vater an den Kommandeur des Korps, den damaligen Obriſten von Oelsnitz, ſelbſt ablieferte, und uns ſeiner weiteren Vorſorge, wie auch dem Capitain von Steffanie, bei deſſen Kompagnie wir placiret, beſtens empfahl. — Die Lehrer dieſes Kadetten Korps beſtanden aus einem Feldprediger, ſo alle Tage 2 mal Bet Stunde und alle Sonntage eine Predigt in der Garniſon Kirche hielt, und außerdem die Junkers, ſo noch nicht zum Abendmahl geweſen, in Chriſtenthum unterrichtete. 2 Schreib Meiſters, 2 franz. Sprach Meiſter, 2 Profeſſores der Logica, 1 Profeſſor der Hiſtoria und Geographie, 3 Tantz und 3 Fecht Meiſter, und einen Profeſſoren, dem damaligen Capitain Gratius, ſo die Mathematik und Ingenieur Kunſt denen Kadetten, ſowohl teoretiſch als practiſch, ingleichen die Militairiſche Zeichen Kunſt erlernte, und noch überdem ein Mahler, ſo uns in der Handzeichnung und Malerey Unterrichtete.“ Man ſieht, das Lehrerperſonal iſt mit einer ſtarken Bevorzugung des Tanz- und Fechtunterrichtes zuſammengeſtellt, und es war für Herrn von Barſewiſch gewiß ein Glück, daß im Elternhauſe ſich bereits vier Hofmeiſter erfolgreich mit ihm abgemüht hatten. Er findet dieſe Einteilung vortrefflich, hebt aber dann hervor, daß „S. Majeſtät der König ſich nach dem Siebenjährigen Kriege ſelber bemühet haben, in vielen Stücken eine Verbeſſerung dabei einzuführen, dieſes Korps mit mehrere geſchickte Profeſſores und einer ſchönen Bibliothek, und denen dazu erforderlichen Revenuen zu verſehen, ihren militairiſchen Dienſt zu erleichtern und ihre Speiſung und Unterhaltung zu verbeſſern, daß man dieſe Stiftung jetzt eine wirkliche Militairiſche Univerſitet nennen kann.“

Der Stolz iſt ſehr begreiflich, wenn man erfährt, daß fünfzig Jahre früher, trotzdem ſich damals das Kadettenkorps der ganz beſonderen Protektion des Kronprinzen, ſpäteren Königs Friedrich Wilhelm II erfreute, demſelben die Bildungsmittel ſo knapp zugemeſſen waren, daß für die ganze Kompanie nur ein einziges Exemplar einer franzöſiſchen Grammatik vorhanden war. Die Kadetten ſollten auch zeichnen lernen, „aber nicht ein Groſchen für Materialien war angewieſen worden. Allerdings hatte der Kronprinz eine Kaſſette alter Inſtrumente geſchenkt, aber die Maßſtäbe fehlten, die in der Citadelle, welche eine Hobelbank beſaß, ſeinem Befehl gemäß angefertigt werden ſollten.“ Einen prächtigen altpreußiſchen Charakterkopf zeichnet Hauptmann von Scharfenort bei der Schilderung dieſer erſten Periode des Kadettenkorps in dem damaligen Kommandeur desſelben, Oberſtleutnant von Boſſe. Der alte Herr wurde von ſeinen Zöglingen wie ein Vater geliebt und er war von dem Prinzip der Erziehung durch Güte nicht abzubringen, trotzdem er ſich hierin mit der Anſicht des Kronprinzen im Widerſpruche befand, welcher meinte, „daß die ‚pommerſchen Junkers‘ nicht mit der douceur im Zaume gehalten werden könnten.“ Auf die Frage Friedrich

Wilhelms: „Was gehört dazu, um aus einem Kadetten einen guten Offizier zu machen?“ hatte er kurz und wohl für alle Zeiten treffend geantwortet: „1. ein geſchickter Leib, 2. ſolider esprit, 3. eine fertige Zunge und Feder, 4. ein ehrlich und brav Herz, 5. eine vorſichtige Conduite.“ Er wollte aus der Geſchichte alle Exempel ausſuchen von Offizieren, „die ehrlich und brav vor ihrem König gethan, hingegen ihnen die Schande vor ihrer Familie vorſtellen, wovor ſie was malhonnêtes oder lâches begingen, daß es keine Bravour ſei, die man durch eine Bouteille Branntwein zuwege bringe; daß es Thorheit ſei, den splendeur des Adels von ſeinem Großvater herzuholen und ſelbſt eine Beſtie zu ſein.“

Das Wort „Beſtie“ iſt zu jener Zeit nicht als ein allzukühnes Bild zu verſtehen; noch die Parolebefehle Friedrichs des Großen während ſeiner letzten Regierungsjahre beweiſen es, daß nach modernen Begriffen ganz unerhörte Ausſchreitungen von Offizieren keineswegs vereinzelt vorkamen. Nicht alle die jungen Leute, welche im Kadettenkorps Aufnahme fanden, hatten wie der Generalquartiermeiſter-Leutnant von Barſewiſch das Glück gehabt, im Elternhauſe von verſchiedenen Hofmeiſtern der Geſittung näher geführt zu werden. Charakteriſtiſch ſchließt ein Schreiben des Oberpräſidenten von Maſſow zu Stettin an den Kommandeur des Kadettenkorps: „Endlich kommen hierbei fünf pommerſche rüde Junkers, wovon die Liſte hier beilieget. Ich hätte ſie gern poliert geſandt, ſie werden aber jetzt hier nicht anders geſtellt, und habe ich vor ſchon welche hingeſandt, die ebenſo ſchlecht ausgeſehen, und doch gute Leute geworden ſind.“

Wer etwa meinen ſollte, der Herr Oberpräſident habe doch wohl etwas zu ſchwarz geſehen, der mag hören, was ein alter Veteran der Infanterie aus uns noch näher liegender Zeit, aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, aus eigner Erinnerung erzählt: „Was den Lebenslauf eines pommerſchen Junkers betrifft, ſo wird derſelbe wohl mit wenigen Ausnahmen geweſen ſein wie der meinige. Bis zum ſechſten Jahre wuchs man ohne beſondere Pflege auf. Man gedieh dabei, bekam einen dicken Bauch, rote Backen, hatte Flachshaare und einen Erſtaunen erregenden Appetit. Nach vollendetem ſechſten Jahre wurde der Zopf eingedreht, doch ohne gepudert zu werden, ſintemalen das Flachshaar den Puder entbehrlich machte, und ſomit war man reif, ſich in der Wirtſchaft nützlich zu machen. Das A-B-C wurde noch nicht für nötig erachtet; da nun aber die Körperkräfte zu ſchweren Arbeiten noch nicht ausreichten, ſo war es ganz natürlich, daß die Väter uns Naturgeſchichte ſtudieren ließen. Dieſes Studium beſtand darin, daß der Herr Junker von Sohn die Gänſe oder Kälber zu hüten bekam. Unſere Fußbekleidung bedurfte keines Schuhreparaturkünſtlers. Wir gingen barfuß, bekamen im Winter allerdings Stiefel, wenn es ins Freie ging, während wir im Zimmer Holzpantoffeln trugen. Soviel ſteht feſt, wenn ein pommerſcher Junker im Sommer Stiefel trug, er jedenfalls als ein zum Herbſt deſignierter und zur Ablieferung nach Stolp beſtimmter Kadett betrachtet werden konnte. Mein Equipement erforderte nicht die geringſte Mühe, da mein Vater von meinen Brüdern her wußte, daß ein in Stolp abzuliefernder Kadett in puris naturalibus dort aufgenommen wurde. Daher rührte die Tradition aus damaliger Zeit, daß ein Stolper Kadett in einem Sack abgeliefert würde.“

Trotzdem Pommern die beſten Würſte und Spickgänſe liefert, worüber eine gegenteilige Meinung nur bei denen vorhanden ſein kann, welche niemals Spickgans und Wurſt in Pommern ſelbſt gegeſſen haben — wohlverſtanden, in Pommern ſelbſt, denn in der Welt fährt gar zu viel unter falſcher Flagge — iſt immer noch, natürlich auch nur außerhalb Pommerns, die Anſicht verbreitet, daß dieſe Provinz um fünfzig Jahre hinter den anderen preußiſchen Provinzen in der Kultur zurückgeblieben ſei. Das Zeugnis des Veteranen der Infanterie iſt geeignet, dieſe Anſicht, ſoweit ſie den pommerſchen Junker betrifft, zu beſtärken, trotzdem es aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts ſtammt. Da ſcheint es doch notwendig, zu betonen, daß das Bild des pommerſchen Junkers ſich in den verfloſſenen neunzig Jahren weſentlich geändert hat. Er hat noch immer Flachshaare, rote Backen und einen Erſtaunen erregenden Appetit; aber er trägt Stiefel, auch wenn er noch nicht für das Kadettenkorps reif iſt, benutzt ſogar, wenn es abſolut notwendig iſt, ein Taſchentuch, und an die Stelle des Naturſtudiums hinter den Gänſen und Kälbern iſt der Unterricht bei einem Hauslehrer getreten. Pommern befindet ſich, was ſeine Junker bis zum kadettenfähigen Alter betrifft, jetzt durchaus auf der Höhe der Civiliſation; dieſe Erklärung bin ich meinem Gerechtigkeitsſinn und meiner Heimatsliebe ſchuldig. Auch über das kadettenfähige Alter hinaus gibt es jetzt wirklich nicht nur viele liebenswürdige, ſondern auch feingebildete Leute unter ihnen.

Aber am Ende des vorigen Jahrhunderts ſcheint Pommern wirklich etwas nachgehinkt zu haben; auch zwei ſehr naive Einrichtungen des Stolper Kadettenhauſes laſſen darauf ſchließen. Der Veteran der Infanterie erzählt darüber ſehr luſtig: „Die Erziehung war ſehr ſtrenge. Aus einigen Ohrfeigen oder Schlägen mit dem Lineal auf die Finger machte man ſich nichts. Unangenehm war die Strafe mit einem fußlangen Rohrſtock, der an beiden Enden mit Blei ausgegoſſen war und mit dem man auf die inwendige Handfläche ein halbes oder ganzes Dutzend Hiebe erhielt. Dieſe Strafe war jedem Lehrer geſtattet; das ſummariſche Verfahren dagegen fand alle Sonnabend ſtatt. Beim ſummariſchen Verfahren wurden die 96 Kadetten nachmittags im Speiſeſaale, aber durchaus nicht zum Speiſen verſammelt. Lehrer und der Kommandeur waren zugegen. Die Inkulpaten, mit trüben Mienen, waren in einem Häuflein mit der Ausſicht auf eine hölzerne Bank aufgeſtellt. Der Major hielt eine Rede, die Inkulpaten lüfteten ihre Hoſenträger und warteten der Dinge, die nun ſo gewiß wie das Amen in der Kirche kamen. Der Major winkte mit dem Finger und hinein mit bedächtigem Schritt Herr Baum mit der Rute tritt. Die gelüfteten Inexpreſſibles der Inkulpaten waren mittlerweile ſoweit in Ordnung, d. h. eigentlich in Unordnung, gebracht worden, daß das Geſchäft ohne viele Mühe und ohne weitere Hilfe des Herrn Baum beim Abziehen vor ſich gehen konnte. Man kannte ſein Los und traf ſelbſt alle nötigen Vorbereitungen dazu. Der Inkulpat ſtreckte die Glieder und legte ſich nieder. Herr Baum war aber ein ruhiger, beſonnener Mann, der ſich nicht übereilte. Ganz ruhig fragte er: ‚Iſt es ein Penſchionär?‘ War es zufällig einer, und wir hatten deren nur etwa drei, ſo mußte der Vater für die Mühe des Baum noch zwei gute Groſchen zahlen, wir anderen aber wurden vollkommen gratis bedient. Allerdings aus weiſer Berechnung ſtrich Herr Baum die Penſionäre gelinder, um ihnen Luſt und Liebe zur Sache und namentlich zur Wiederholung beizubringen, aber aus Wut, daß die anderen es nicht waren, gebrauchte er dann ſeine Waffe beim Nächſten deſto ſchätzenswerter.

„Ein zweites ſummariſches Verfahren fand Anfang Mai jeden Jahres ſtatt, war uns zwar nicht ſchmerzlich, aber jedenfalls nicht angenehm; es beſtand in dem Befehl: alle 96 Kadetten haben während 48 Stunden den inneren Menſchen zu reinigen. Das war noch eine gute Einrichtung von des alten Fritz Zeiten her. Unſer alter Krankenwärter Krummreich, ein früherer Zietenſcher Huſar und Paukenſchläger, den wir, da er ſtets eine kurze Pfeife im Munde und eine grüne Kappe auf ſeinem wohl gepuderten, mit einem Zopf und Locken an den Seiten verſehenen Kopf hatte, General Grünmütz Piep nannten, erſchien an unſerm Bette mit einem Löffel, ſchüttete ein Brechpulver in denſelben und reichte es, nachdem dasſelbe angefeuchtet und mit einem Finger umgerührt war, einem Kadetten nach dem anderen. Eingedenk des ſchon erwähnten ſummariſchen Sonnabendverfahrens fand keine Weigerung ſtatt, und wir nahmen das Gemiſch ein. Nachdem das allgemeine Vomieren — auch keine üble Szene — beendigt war, erhielten wir ein Süppchen und konnten die Nacht ad libitum ſchlafen. Am anderen Morgen erſchien Herr Krummreich wieder mit einem Löffel und rührte diesmal ein weißes Pulver ein, welches wir geriebene Totenknochen nannten, das aber in der That nur ein Laxierpulver war. Auch dieſes wurde ohne Weigerung eingenommen. Ein Süppchen mit etwas Semmel beendigte dieſe merkwürdige Kur."

Glücklicherweiſe iſt man bei dieſen Vorſchriften für Geſundheitspflege aus den Zeiten des alten Fritz nicht bis zum heutigen Tage ſtehen geblieben; man kann wohl mit Recht behaupten, daß die heute angewandten Vorbeugungsmaßregeln gegen Krankheiten, die zum weſentlichen in friſcher Luft, Reinlichkeit und Bewegung gipfeln, durchaus muſtergültige ſind. Im vorigen Jahrhundert war es nicht einmal mit der Reinlichkeit weit her; das geht daraus hervor, daß eine der widerwärtigſten Hautkrankheiten, die Krätze, die man heute nur noch in den unter den unſauberſten Verhältniſſen lebenden Familien antrifft, im Kadettenkorps eine ſtändige Erſcheinung war, welche die Einrichtung eines beſonderen Krätzelazaretts notwendig machte. Es half auch wenig, daß Friedrich der Große in ſeiner Inſtruktion vom 30. Juni 1740 anbefahl: „Muß hinführo mehr auf die Reinlichkeit und propreté gehalten werden, damit künftig unter denen Cadets keine Krätze weiter ſey, als die unter ſolchem Corps nicht ſeyn muß. Weil auch alles gegeben wird, was zur propreté gehört, ſo würde es des Oberſt Lieutenant von Oelsnitz und deren Capitaines Schuld ſeyn, wenn ſie ſolches nicht alles obſerviereten." Der maſſenhafte Verbrauch von Wachs, Fett und Puder erſchwerte wohl die Reinlichkeitsmaßregeln. Ein mit Krätze Behafteter aber war nicht viel beſſer daran als im Mittelalter ein Ausſätziger, denn Arzneikunſt und Krankenpflege ſteckten noch in den Kinderſchuhen. Einer dieſer Unglücklichen berichtet darüber: „Es iſt ſchwer, ſich einen unglücklicheren Zuſtand zu denken, als den der Kadetten im Krätzlazarett, zumal im Sommer; denn im Winter genoſſen ſie wenigſtens, vorzugsweiſe vor den Geſunden, die wohlthätige Wärme und verſchliefen gleich Murmeltieren die langen Nächte. Ihre Tagesordnung war ungefähr folgende. Dreimal täglich mußte jeder einen Halbquartstopf widerlichen Abſuds verſchlucken. Das Frühſtück um acht und zehn Uhr war Werk weniger Minuten. Mehr als eine Viertelſtunde wurde auch zu den übrigen Mahlzeiten bei dem Heißhunger der Kadetten nicht verwandt. Was machte man mit dem übrigen Tage? Der größte Teil desſelben wurde auf dem Lager hingeſtreckt, halb ſchlafend, halb wachend, verbracht. Wer ein Ammenmärchen wußte, gab es zum beſten; wer ein Gaſſenlied kannte, ſang es; je abgeſchmackter, deſto beſſer. Mitunter wurde auch gezankt und kabeliert. Man trat auch wohl ans Fenſter, aber die Neue Friedrichſtraße iſt eine ſehr tote Straße, wo wenig zu ſehen war. Zweimal in der Woche wurde gebadet, paarweiſe, lauwarm, im Zimmer, in einer großen Wanne. War ein Paar hinaus, ſtieg ein anderes hinein, bis alle durchgebadet hatten. Hatte man ſo ſechs, acht und mehr Wochen Abſud verſchluckt, ſich gebadet und gelangweilt, und der Arzt glaubte eine Verminderung des Übels zu bemerken" — bei ſolcher Behandlung wahrhaftig ein wahres Wunder —, „ſo machte man neuen Ankömmlingen Platz."

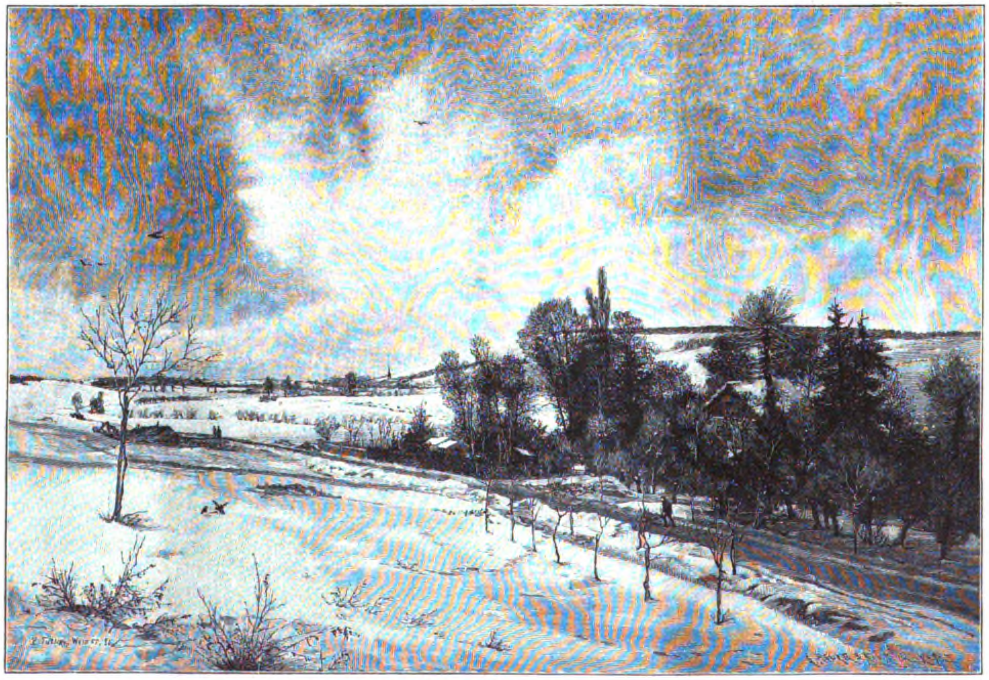
Die Krätze iſt glücklicherweiſe ſchon ſeit langer Zeit eine unbekannte Krankheit im Kadettenkorps geworden. Wer aber jetzt ſeinen Sohn erkrankt weiß, der weiß ihn auch unter der Hand der tüchtigſten Ärzte und in der ſorgfältigſten Pflege. Und wenn der Küchenzettel aus dem vorigen Jahrhundert — auch ein ſolcher iſt dem ſehr leſenswerten, unterrichtenden und unterhaltenden Buche beigegeben — auch ſo ſehr arg ſich von dem heutigen nicht unterſcheidet, ſo ſind die geſunden, friſchen Kadettengeſichter doch der beſte Beweis dafür, daß ſie ſich in dem zuträglichſten Futterzuſtand befinden.

---

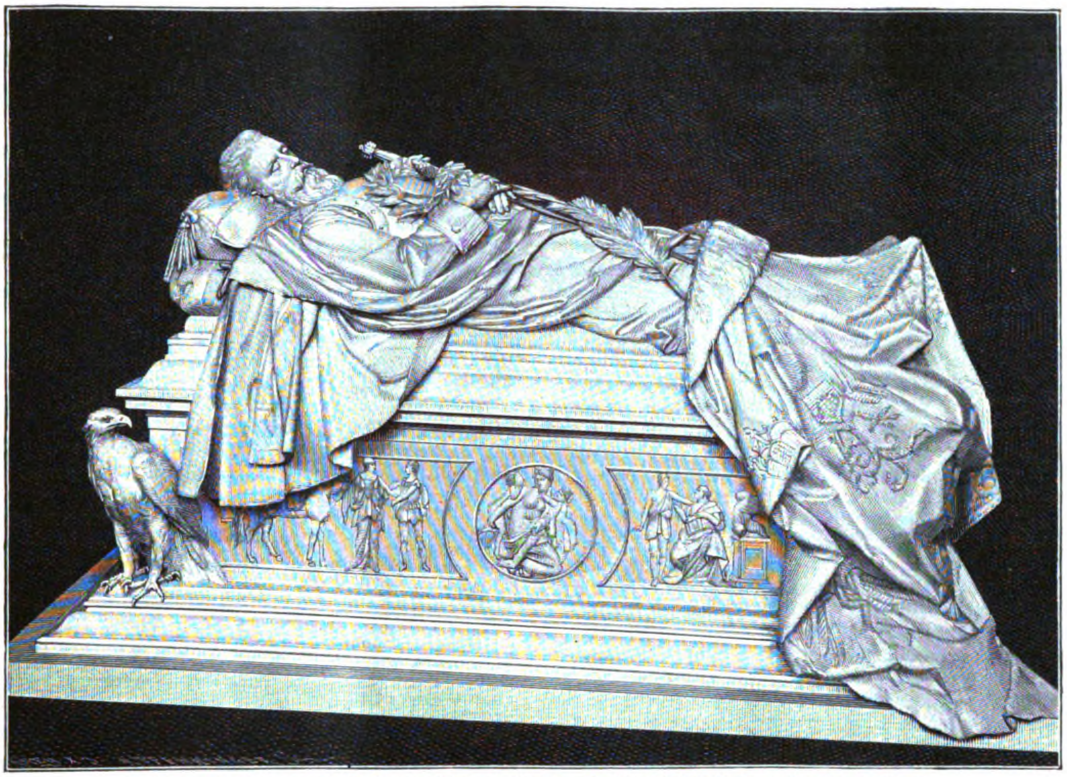
## Das Grabmal Kaiſer Friedrichs.

Von Adolf Roſenberg. (Abdruck verboten.)

Seit dem Jahre 1866, wo der Name des preußiſchen Kronprinzen zuerſt in das helle Licht der Geſchichte trat und die Blicke der Welt ſich ſtaunend auf den jungen Helden lenkten, der ſich mit kühner Hand den vollen Lorbeerkranz des Siegers um die Schläfe gewunden, haben zahlreiche Maler und Bildhauer, deutſche und fremdländiſche, miteinander gewetteifert, ein würdiges Abbild der hohen, edlen Geſtalt zu ſchaffen, welche länger als ein Vierteljahrhundert hindurch in ungebeugter Kraft als ein Urbild echt deutſcher Männlichkeit unter uns



Winterlandſchaft. Motiv aus dem weſtlichen Teil Weimars. Gemalt von P. Tübbecke.



Grabdenkmal Kaiſer Friedrichs III von Reinhold Begas. Für die Friedenskirche zu Potsdam beſtimmt.
Nach einer Aufnahme von Th. Voß in Berlin.

wandelte. Eine herrliche Aufgabe für die Kunſt, die nicht bloß an dem vollendeten Gebilde der Natur ihre Freude hatte, ſondern auch durch die Güte, welche aus den Zügen dieſes Antlitzes ſtrahlte, erwärmt, durch den hohen Geiſt, der aus dieſen Augen leuchtete, begeiſtert und zu ſtolzem Aufſchwunge emporgetragen wurde. Und wie Alexander der Große das Glück hatte, unter den Bildhauern einen Liſyppos, unter den Malern einen Apelles zu finden, welche ſeine Geſtalt und ſein Angeſicht nachbildeten, ſo hat auch Kaiſer Friedrich den Vorzug gehabt, daß ein ausgezeichneter Maler und genialer Bildhauer vor allen übrigen den beſonderen Beruf und die beſondere Begabung fanden, ihn der bewundernden und verehrenden Mitwelt in blühender Lebensfülle zu vergegenwärtigen, ihn der dankbaren Nachwelt als teures Vermächtnis aufzubewahren. Heinrich von Angeli, der öſterreichiſche Maler, und Reinhold Begas, der preußiſche Bildhauer, ſind dieſe bevorzugten Künſtler, die auch als Menſchen dem kronprinzlichen Hauſe nahe geſtanden und in häufigem Verkehr mit dem kronprinzlichen Paare, geiſtige Anregung empfangend und gebend, ausgiebige Gelegenheit fanden, die äußere Perſönlichkeit wie die ſeeliſche Individualität des liebenswürdigen, geiſtig ungemein beweglichen und empfänglichen Fürſten unauslöſchlich in ihr Gedächtnis einzuprägen.

Zu verſchiedenen Zeiten hat H. von Angeli den Kaiſer Friedrich als Kronprinzen gemalt und in verſchiedenen Uniformen, in der ſeiner ſchleſiſchen Dragoner und der des Königin-Küraſſierregiments, welche der ritterlichen Geſtalt die glänzendſte Erſcheinung gab und die Erinnerung an die Helden der deutſchen Sage, an den hürnen Siegfried und an den Lichtgott Balder, wachrief, und im weißen Waffenrock der Küraſſiere erſchien er auch zum letztenmal in alter männlicher Kraft, wenn auch den Keim des Todes bereits in ſich tragend, als er bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin von Großbritannien und Irland unter den Prinzen des königlichen Hauſes und den verwandten Fürſten einherſchritt und die freudige Bewunderung des jubelnden Volkes erregte. Mit dieſem Rock und dem Küraß darüber hat auch Reinhold Begas die Koloſſalbüſte Kaiſer Friedrichs bekleidet, welche, in Bronze gegoſſen, auf Befehl Kaiſer Wilhelms I den Ehrenbildern der großen brandenburgiſch-preußiſchen Kriegshelden und Heerführern in der Feldherrnhalle des Berliner Zeughauſes eingereiht worden iſt. In dieſes Werk von großer monumentaler Auffaſſung und Wirkung hat Begas alle Begeiſterung, alle Liebe hineingelegt, mit welcher das ganze Weſen des ritterlichen Helden den Patrioten wie den ſchaffenden Künſtler erfüllt hat.

Als ſich die kaiſerliche Witwe nach den ſchmerzensvollen Sommertagen des Jahres 1888 der tröſtenden Pflicht zuwendete, die letzte Ruheſtätte des verewigten Gemahls mit den edelſten Gaben der von ihm ſo ſehr geliebten Kunſt zu ſchmücken, konnte ſie daher zur Erfindung und Ausführung des in der Gruftkapelle aufzuſtellenden plaſtiſchen Grabdenkmals keinen beſſeren und würdigeren Künſtler wählen als Reinhold Begas. Mit Eifer und Hingebung hat er ſich der ihm übertragenen Aufgabe gewidmet und das Werk ſo gefördert, daß das Modell, welches wir unſern Leſern in einer treuen Nachbildung vorführen, ſchon in Jahresfriſt vollendet und nach erfolgter Billigung der hohen Beſtellerin und des regierenden Kaiſers die Marmorausführung begonnen werden konnte. In dem äußeren Aufbau ſchließt ſich das Grabmal Kaiſer Friedrichs an die altrömiſchen Sarkophage und die Hochgräber der italieniſchen Renaiſſance an. Auf dem Deckel ruht, das edle Haupt mit den verklärten, von den Spuren des irdiſchen Leidens nur leiſe berührten Zügen, durch ein Kiſſen geſtützt, lang ausgeſtreckt die Heldengeſtalt in Waffenrock und Küraß. Die über dem Leib zuſammengelegten Hände umſchließen das Feldherrnſchwert und den Lorbeerkranz, ganz ſo, wie man es bei der letzten feierlichen Aufbahrung des geliebten Toten ſah, dem die Kaiſerin-Witwe den Lorbeerkranz in die Hand gegeben, den ſie vor achtzehn Jahren dem glorreichen Sieger von Wörth geſendet und den dieſer als liebſtes Zeichen der Erinnerung an die erſten ſchweren Tage des großen Krieges aufbewahrt hatte. Um die Schultern und den Unterkörper iſt der nach der preußiſchen Königsfamilie benannte Hohenzollernmantel geſchlagen, auf welchem unterwärts über der Scheide des Schwertes die Palme des Friedens liegt, und von den Füßen fällt in breiten, maleriſch angeordneten Falten der hermelingefütterte, mit Kronen, Adlern und Namenszügen verzierte Krönungsmantel der preußiſchen Könige auf den Sarkophag herab, das Fußende desſelben verhüllend und dadurch eine Einförmigkeit in der Kompoſition glücklich vermeidend. Am Kopfende, welches an ſeiner Vorderſeite die Inſchrift trägt, halten zwei Adler, die Wappentiere des preußiſchen Königswappens, in naturaliſtiſcher Darſtellung Wacht, und die Langſeiten des Sarkophages ſind mit Reliefs geſchmückt. Auf derjenigen Seite, welche unſere Abbildung zeigt, ſieht man in dem runden Mittelfelde eine Caritas mit zwei Kindern, das Sinnbild der chriſtlichen Liebe, in dem Felde zur Linken Pallas Athene, welche dem kriegeriſchen Jüngling das Schwert reicht und ihm ſein Streitroß zuführt, und in dem zur Rechten die Göttin der Wiſſenſchaft, welche, neben einem antiken Torſo ſitzend, den Jüngling in den Künſten des Friedens unterrichtet. Die andere Langſeite wird zu einem Drittel von den Falten des Königsmantels verdeckt, ſo daß ſie nur zwei Reliefs enthält: in dem runden Mittelfelde die Göttin der Gerechtigkeit mit der Wage und in dem Seitenfelde zur Rechten die Ankunft Kaiſer Friedrichs im Totenreich, wo ihn Charon über den ſtygiſchen Fluß fährt, an deſſen Ufer ihn Königin Luiſe und Kaiſer Wilhelm I empfangen.

Die Kapelle, in welcher das Grabmal über der die ſterblichen Reſte Kaiſer Friedrichs bergenden Gruft ſeinen Platz finden wird, iſt ein Anbau an die Rückſeite der Friedenskirche in Potsdam. Dieſe ragt in die hohen, ſchattigen Bäume des Parkes von Sansſouci hinein und iſt in Wahrheit eine Stätte des Friedens, in welcher bereits König Friedrich Wilhelm IV und ſeine Gemahlin und zwei in jugendlichem Alter verſtorbene Söhne Kaiſer Friedrichs, die Prinzen Sigismund und Waldemar, beigeſetzt worden ſind. Auch der Neubau, welchem ein von dem verewigten Kaiſer beſonders hochgeſchätztes, romaniſches Kirchlein aus dem XIII. Jahrhundert in Innichen in Tirol als Muſter gedient hat, iſt die Schöpfung eines Künſtlers, welcher zu den näheren Freunden des kronprinzlichen Hauſes gehörte. Baurat J. C. Raſchdorff hat ſich nicht nur als Erbauer der engliſchen Kapelle im Parke des Schloſſes Monbijou die Gunſt und das volle Vertrauen der Kaiſerin Friedrich erworben, ſondern er war auch der langjährige Berater und künſtleriſche Helfer des Kronprinzen bei einem ſeiner Lieblingspläne, der ihn Jahrzehnte hindurch beſchäftigte, bei dem Neubau eines proteſtantiſchen Domes in Berlin. Nach den Gedanken, Abſichten und Skizzen des Kronprinzen hat Raſchdorff die Pläne für den Dombau im einzelnen ausgearbeitet, und Kaiſer Wilhelm II hat in pietätvoller Achtung vor dieſem Vermächtnis ſeines Vaters beſchloſſen, den Dombauentwurf mit gewiſſen, inzwiſchen notwendig gewordenen Änderungen und Verbeſſerungen zur Ausführung bringen zu laſſen.

Auch die Vorliebe Kaiſer Friedrichs für Reinhold Begas und die von ihm und ſeinen Schülern und Nachahmern vertretene Richtung der Bildhauerkunſt iſt auf ſeinen erlauchten Sohn übergegangen. Die Zeit nach den Befreiungskriegen, in welcher ein ſchlichter, ernſter Geiſt im Staatsweſen wie in der Kunſt und im bürgerlichen Leben herrſchte und ſtrengſte Sparſamkeit das oberſte Geſetz der Selbſterhaltung für Staat und Gemeinden war, fand in Rauch und ſeinen Schülern die berufenen Bildner, die die Helden und die Heldenthaten der Befreiungskriege genau ihrem Charakter und ihrem Weſen entſprechend ſchlicht und recht verewigten. In dieſem ſchlichten Geiſte iſt auch Kaiſer Wilhelm I erzogen worden und herangewachſen. Aber ſeine gewaltige Perſönlichkeit ragte noch weit in die neue Zeit hinein, in welcher ſich Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben neue Ideale ſchufen, neue Ziele ſteckten, in das nach ihm genannte Zeitalter Kaiſer Wilhelms I. Die bildenden Künſte, die Architektur, die Plaſtik und die Malerei verwiſchten die einer jeden gezogenen Grenzen. In einem gemeinſamen Zuſammenwirken aller Künſte ſah man das höchſte Ziel der einen großen Kunſt, und dieſen Beſtrebungen brachte der Sohn Kaiſer Wilhelms I ſein wärmſtes Intereſſe, ſein volles Verſtändnis entgegen. Dieſe Kunſt iſt würdig und fähig, das Bild des germaniſchen Recken mit blondem Haupt- und Barthaar, welcher alle Herzen im Norden wie im Süden Deutſchlands gewann und durch den lichten, lauteren Glanz ſeiner Perſönlichkeit alles Mißtrauen und alle finſteren Nebel der Zwietracht zerſtreute, im Leben wie im Tode zu vergegenwärtigen und für alle Zeiten zu erhalten. Und es ſind weiter Anzeichen genug vorhanden, welche darauf hinweiſen, daß entweder derjenige Künſtler, welcher uns den tiefergreifenden Klagegeſang um den Tod Kaiſer Friedrichs in Marmor ſchuf, oder doch einer ſeiner Richtung auserwählt und berufen ſein wird, auch das große Nationaldenkmal Kaiſer Wilhelms I vor unſern Augen zu errichten.

---

## Am Familientiſch. (Abdruck verboten.)

### Ein Denkmal für Karl Gerok.

Unter den Leſern unſers Blattes hat ſich wohl noch nie ein Dichter einer ſolchen Liebe erfreut, wie der kürzlich heimgegangene Prälat Karl Gerok. Mit den uns aus Anlaß ſeines Todes zugegangenen Gedichten, die aus allen Kreiſen der Bevölkerung kamen, hätten wir reichlich drei Nummern unſers Blattes füllen können. Es hatte etwas ungemein Rührendes, wie, als der Nachruf nicht ſo ſchnell erſcheinen konnte, wie die Gerok-Verehrer es wünſchten, zahlreiche Briefe mit der Anfrage einliefen, warum wir denn nur keinen Nekrolog über Gerok brächten. Es war eben hier der Dichter und der Menſch in gleich weiten Kreiſen gleich ſehr verehrt.

Den Verehrern Geroks iſt nun die Gelegenheit geboten, für all die Anregung, die ſie von dem Heimgegangenen erfuhren, ihre Dankbarkeit dadurch abzutragen, daß ſie das Ihrige dazu thun, um in Stuttgart, an der langjährigen Stätte ſeines Wirkens, ein ſeiner würdiges Denkmal erſtehen zu laſſen. Es hat ſich dort ein Ausſchuß zur Errichtung eines Karl Gerok-Denkmals gebildet und dieſer erläßt in Gemeinſchaft mit einer Anzahl außerhalb Stuttgarts lebender Verehrer Geroks den folgenden Aufruf, der gewiß nur dem Herzenswunſche weiteſter Kreiſe Ausdruck gibt:

Am 14. Januar 1890 iſt Karl Gerok verſchieden — der Beſten einer von Stuttgarts Bürgern und Schwabens Söhnen, ein Mann, der vielen Tauſenden im deutſchen Volke teuer geworden iſt durch das ſegensreiche Wort ſeiner Predigt wie durch die anmutvollen Klänge ſeiner Dichtung. — Es erſcheint uns als eine Pflicht der Dankbarkeit, ihn zu ehren und ſein Gedächtnis auch äußerlich feſtzuhalten durch ein Denkmal, das in Stuttgart, der langjährigen Stätte ſeines Wirkens, der Heimat ſeines Geiſtes, errichtet werden ſoll, — ſchlicht und einfach, wie er es war, ein würdiges Abbild ſeiner edlen harmoniſchen Perſönlichkeit. — Wir zweifeln nicht, daß weithin in Deutſchland viele Herzen dieſen Gedanken freudig billigen und viele Hände ihr Scherflein zu ſeiner Verwirklichung gerne ſpenden werden.

So bitten wir denn, Beiträge zum Karl Gerok-Denkmal an den Rechner unſers Ausſchuſſes, Herrn Kommerzienrat Guſtav Stälin, Stiftsſtraße 10 in Stuttgart, oder an einen anderen der Unterzeichneten gelangen zu laſſen. — Nähere Mitteilung über Art und Standort des Denkmals wird ſobald als möglich erfolgen.

Stuttgart, Februar 1890.

Der Ausſchuß zur Errichtung
eines Karl Gerok-Denkmals in Stuttgart.

Vorſtand: Freiherr von Gemmingen, Präſident des K. Evang. Konſiſtoriums.

Mitglieder: Kommerzienrat Auberlen, Hofprediger Dr. Braun, Stiftsprediger Prälat Dr. von Burk, Kommerzienrat Dörtenbach, Profeſſor Donndorf, Redakteur des „Schwäbiſchen Merkur“ Dr. Karl Elben, Staatsminiſter der Juſtiz Dr. v. Faber, Profeſſor Dr. J. G. Fiſcher, Gemeinderat L. W. Fiſcher, Gemeinderat Rechtsanwalt Dr. von Göz, Oberbürgermeiſter Dr. von Hack, Staatsrat von Köſtlin, Oberbaurat Profeſſor Dr. von Leins, Prälat Dr. von Merz, Generalleutnant Freiherr von Molsberg, Generaladjutant Sr. Majeſtät des Königs, Finanzrat Dr. Eduard Paulus, Verlagsbuchhändler und Hofbuchdruckereibeſitzer C. A. Pfeiffer, Staatsminiſter des Kirchen- und Schulweſens Dr. von Sarwey, Bürgerausſchußobmann, Hofpianofortefabrikant Ad. Schiedmayer jun., Gemeinderat Rechtsanwalt Karl Schott, Bibliothekar Profeſſor Dr. Theodor Schott, Kommerzienrat Schulz, Reichstagsabgeordneter Geh. Kommerzienrat Siegle, Gemeinderat C. Stähle, Landtagsabgeordneter Kommerzienrat Guſtav Stälin, Oberpoſtmeiſter a. D. Steidle, Stadtdekan Weitbrecht, Freiherr von Wöllwarth, Hofmarſchall Sr. Majeſtät des Königs — ſämtlich in Stuttgart.

Dieſem Aufrufe ſchließen ſich an: D. Baur, Generalſuperintendent der Rheinprovinz in Koblenz, Prälat D. Doll in Karlsruhe, Hofprediger D. Emil Frommel, Militäroberpfarrer des Garde- und III. Armeekorps in Berlin, Otto Funcke, Paſtor in Bremen, D. Krafft, Profeſſor und Konſiſtorialrat in Bonn, D. Naſemann, Profeſſor in Halle a. S., Th. H. Pantenius, Chefredakteur des „Daheim“ in Leipzig, Lic. Dr. Bernhard Riggenbach, Pfarrer in Baſel (Schweiz), D. Sell, Oberkonſiſtorialrat und Superintendent in Darmſtadt.

## Neue Erſcheinungen aus der geſchichtlichen Litteratur.

Von Gottlob Egelhaaf.

8. Kirchengeſchichte Deutſchlands. Von D. Albert Hauck, Profeſſor in Erlangen. Erſter Teil: Bis zum Tode des Bonifacius. Leipzig, 1887. Hinrichs. 557 Seiten. Mark 10,50.

Eine wiſſenſchaftlich aus dem vollen geſchöpfte Kirchengeſchichte Deutſchlands haben wir bis heute noch nicht: was wir derart haben, das 1846—1848 erſchienene klaſſiſche Werk von Rettberg, der 20 Jahre ſpäter unternommene erneute Verſuch von Friedrich — es iſt Torſo geblieben. Und doch iſt ein ſolches Werk ein dringendes Bedürfnis, nicht bloß für den Theologen, ſondern auch für den Hiſtoriker, ob er nun mehr der politiſchen Entwickelung ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet habe oder der kulturellen. Eben deshalb möge es dem Berichterſtatter erlaubt ſein, diesmal von dem verheißungsreichen Unternehmen eines hervorragenden deutſchen Kirchenhiſtorikers zu ſprechen, welcher bis vor kurzem in Erlangen lehrte, nunmehr aber in Leipzig wirkt und ſich vorgeſetzt hat, jene Lücke in einem etwa vierbändigen Werke, zunächſt bis zur Reformationszeit, auszufüllen.

Der Berichterſtatter beſcheidet ſich nun von vornherein, ein ſolches Werk wie das Hauckſche nach allen ſeinen Teilen fachmänniſch beurteilen zu wollen und zu können, hinſichtlich der ſpezifiſch kirchengeſchichtlichen Partieen iſt er ja von Anfang an lediglich in der Lage des dankbar Empfangenden. Aber ſoviel erkennt auch der von Hauſe aus mit der profanen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſich Beſchäftigende, daß die Kritik vollauf recht gehabt hat, wenn ſie dieſes Werk mit ausgezeichnetem Lobe bedacht hat; ſo hat z. B. Profeſſor F. Loofs in Halle a. S. in Nr. 8 der Theologiſchen Litteraturzeitung von 1887 demſelben ausgebreitetſte Sachkenntnis, eindringendſte Forſchung, Sorgfalt und methodiſche Richtigkeit der Unterſuchung, Unparteilichkeit und Wärme, Friſche, Überſichtlichkeit, Präziſion und Glätte der Darſtellung nachgerühmt. Was letzteren Pnnkt angeht, ſo ſei ausdrücklich hervorgehoben, daß das Werk trotz ſeiner gelehrten Anmerkungen von jedem Gebildeten mit Genuß geleſen werden kann.

Hauck ſtellt zunächſt die Thatſache feſt, daß die Kirchengeſchichte Deutſchlands nicht beginnt mit dem erſten Eindringen des chriſtlichen Glaubens in das gegenwärtige deutſche Land; denn die erſten Gemeinden in Deutſchland entſtanden in römiſchen Städten, waren ſelbſt römiſch und bedienten ſich beim Gottesdienſt der lateiniſchen Sprache: auch nicht mit dem Übertritt germaniſcher Stämme zum Chriſtentum; denn gerade diejenigen Stämme, welche zuerſt Chriſten wurden, gingen der Nation verloren. Dasjenige Ereignis, welches die deutſche Kirchengeſchichte eröffnet, iſt der Übertritt der Franken zum katholiſchen Glauben; der 25. Dezember 496, an welchem Tage Chlodowech ſich taufen ließ, iſt das erſte Datum, welches unſere Kirchengeſchichte zu verzeichnen hat. Was vor dieſer Taufe liegt, iſt vielfach ganz legendenhaft; das Chriſtentum hat ſich nur langſam verbreitet. Die galliſche und noch mehr die germaniſche Bevölkerung ſetzte dem Eindringen des Chriſtentums viel mehr Widerſtand entgegen als man annimmt: ſchon die vielberufene „Romaniſierung“ des Landes zwiſchen Pyrenäen und Rhein erſtreckte ſich kaum über die Städte und ſicherlich nicht über das platte Land: noch gegen das Ende des IV. Jahrhunderts ſprach man nun im Süden Galliens lateiniſch, ſonſt noch keltiſch, und wie man die Sprache feſthielt, ſo die Religion: Aurelianus befragte noch Druidinnen, und eine Druidin weisſagte bei Tongern dem Diocletianus ſeine künftige Größe. Von Gallien aus aber mußte die Chriſtianiſierung Deutſchlands vorwiegend erfolgen, und gewiß waren die Germanen nicht weniger widerſtandsfähig gegen eine fremde Religion als die Kelten. Dazu kam, daß das Beiſpiel des Irenäus, welcher den Eingebornen in ihrer Sprache predigte, von dem galliſchen Klerus nicht nachgeahmt wurde, daß alſo die ſprachliche Verſchiedenheit als unüberſteiglicher Wall die romaniſchen Chriſten von den barbariſchen Heiden ſchied. Wir können auch verfolgen, wie fortwährend noch im IV. Jahrhundert in Gallien Chriſten und Heiden nebeneinander beſtehen; das Konzil von Arles hatte 314 noch Anlaß, die Frage der Miſchehen ſehr vorſichtig anzufaſſen, und Chriſtinnen, welche heidniſche Männer heirateten, mit der leichteſten Kirchenſtrafe, zeitweiligem Ausſchluß vom Abendmahl, zu belegen; das Konzil von Valence, das 374 abgehalten ward, mußte noch ein Verbot der Teilnahme von Chriſten an heidniſchen Opfern und Waſchungen erlaſſen. Von Gallien aber können wir zurückſchließen auf Deutſchland, und ſo bleibt es beſtehen, daß erſt der Übertritt Chlodowechs die entſcheidende Wendung herbeigeführt hat. Dieſer Übertritt lag dem König nicht gleich anfangs, als er ein damals zum größten Teil chriſtliches Land erobert hatte, im Sinne: es ſcheint, daß er zwar die Notwendigkeit begriff, daß auch das Herrſcherhaus chriſtlich ſei; aber er verſuchte durch eine Heirat mit einer chriſtlichen Fürſtin und durch die Taufe ſeiner Söhne das Notwendigſte zu thun; er ſelbſt wollte Heide bleiben, aber nach ihm ſollte ein Chriſt den Thron innehaben. Allein er konnte ſich in dieſer halben Stellung nicht behaupten, er wurde ſelbſt Chriſt — nicht infolge der Alemannenſchlacht: ſo dachte ſich das Volk den Hergang, ſondern durch den Einfluß ſeiner Gemahlin, welche ihn nach dem älteſten Bericht, dem des Biſchofs Nicetius von Trier, von der Wahrheit des Chriſtenglaubens überzeugte. Der Scharfſinn, mit welchem Hauck S. 108 ff. die bekannte Darſtellung des Gregorius von Tours zergliedert und zerpflückt, iſt geradezu bewunderungswürdig, ſeine Darlegung ein Muſter von Quellenſcheidung, welches an Rankes Analekten erinnert, obwohl in der Frage ſelbſt Hauck von Ranke, der an der „kriegsmäßigen“ Bekehrung des Königs nicht zweifelt, vollkommen abweicht. „Den Inhalt ſeiner religiöſen Überzeugung wird die Sage richtig ausgedrückt haben; Chlodowech kam zu dem Glauben, daß der Gott der Chriſten der mächtige Schutzherr ſeines Reiches ſein werde: in dieſem Sinne erkannte er in ihm den wahren Gott… Chlodowechs Bekehrung war nicht ein Schritt der Politik, etwa wie die Konverſion Heinrichs IV, ſie war aber auch nicht hervorgerufen durch den überwältigenden Eindruck eines Wunders; ſie war weder Heuchelei noch war ſie Bekehrung im Sinne der Dogmatik; das erſtere nicht: denn Chlodowech trat der chriſtlichen Kirche aus Überzeugung bei; das letztere nicht: denn er glaubte dabei nur, einen Gott mit dem anderen zu vertauſchen, aber er ſelbſt wurde kein anderer. Seine Taufe bildet keinen Abſchnitt in ſeinem Verhalten; ſo wenig bisher ſittliche Erwägungen Einfluß auf ſeine Maßregeln hatten, ſo wenig hinderte ihn nun ſein Chriſtentum an den ärgſten Freveln… Aber mochte auch die Bekehrung Chlodowechs für ihn ſelbſt nicht allzuviel bedeuten, die Handlungen der Menſchen haben gewiſſermaßen eine ſelbſtändige Exiſtenz: ihre Folgen ſind unabhängig von dem, was ſie für den Handelnden ſelbſt ſind. So betrachtet, iſt der Übertritt Chlodowechs ein Ereignis von immenſer Bedeutung. Wenn Gregor von Tours den fränkiſchen König mit Konſtantin dem Großen zuſammenſtellt, ſo hat dieſer Vergleich ſein volles Recht… Indem der König des Volkes ſich taufen ließ, dem die Führerrolle in der eben ſich bildenden mittelalterlichen Welt zufiel, war es entſchieden, daß der Menſchheit ein neuer Kampf zwiſchen Heidentum und Chriſtentum erſpart blieb. Die geſchichtliche Entwickelung der europäiſchen Welt wurde durch den Eintritt der Deutſchen nicht abgebrochen, ſondern dieſe erkannten den Ertrag derſelben bereitwillig an; ſie fühlten ſich als neue Arbeiter an einem alten Werke.“

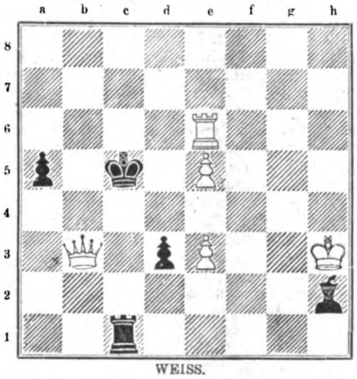
Die Kirche, welche durch Chlodowechs Übertritt im Frankenreich herrſchend ward, fand beim Volke Entgegenkommen. Die trotzigen Männer, welche ſich in den Kämpfen gegen ihre Feinde auf ihre Kraft verließen, hatten doch das Gefühl der Machtloſigkeit gegenüber den unſichtbaren Gewalten; mit dieſen war nicht zu ringen. Ja, ſagte der ſterbende Chlotachar I, wie gewaltig muß jener himmliſche König ſein, der ſo mächtige Könige tötet. Das Volk drängte ſich zu den Gottesdienſten; daraus erklärt ſich die wachſende Zahl der Kirchen; reiche Familien richteten ſich Kapellen in ihren Häuſern ein und bauten auf ihren Landgütern Kirchen. Man betete, ehe man ſich zu Tiſche ſetzte; man trank nicht einen Becher Waſſer, ohne das Kreuzeszeichen darüber zu machen; an Verlöbnis und Eheſchließungen knüpften ſich kirchliche Handlungen; den Leichnam geleiteten pſaltierende Kleriker zu Grabe; hier ſprach der Biſchof ein Gebet. Die Frage nach der kirchlichen Beerdigung der Selbſtmörder hat ſchon das VI. Jahrhundert beſchäftigt. Überhaupt in jedem wichtigen Moment drängte ſich den Beteiligten ein Gebet auf die Lippen; ſogar ein Mann wie Guntechram Boſo, welcher manches Verbrechen auf dem Gewiſſen hatte, rief im Kampfe um das Leben Gott und den heiligen Martin an. Freilich ſtehen dieſen Lichtſeiten des Volkslebens auch dunkle Schattenſeiten gegenüber: Habſucht, Selbſtſucht, Treuloſigkeit begegnen uns nur zu oft: „der Sohn ſah im Vater, der Freund im Freunde nur einen Mitbewerber in dem Ringen nach den Gütern des Lebens, den zu beſeitigen Pflicht der Klugheit war; daß man einen klugen Mann durch Meineide betrügen müſſe, erſcheint wie eine ſprichwörtliche Rede: die Königin Auſtrechild, die Gemahlin Guntechrams, ließ ſich gar von ihrem Gemahl verſprechen, daß er die Ärzte, welche ſie nicht zu heilen vermochten, töten werde, und der ‚gute König‘, erfüllte den verbrecheriſchen Wunſch.“ Dieſe Schatten treten aber in allen Darſtellungen der fränkiſchen Zeit ſo kräftig hervor, daß die Gegenſeite faſt überſehen wird; es iſt Haucks Verdienſt ſie auch einmal mit Nachdruck hervorgehoben zu haben: er hat gezeigt, daß doch eine ſittlich-religiöſe Grundlage vorhanden war, auf welcher die ſpäteren Jahrhunderte weiterbauen konnten.

Die fränkiſche Kirche hat ſich nur ſehr allmählich über die im eigentlichen altdeutſchen Gebiet ſitzenden Stämme ausgedehnt; im Land der Frieſen ward ſie um 695 ſogar wieder ausgerottet, aber als ihr die Kräfte zu verſagen anfingen, als ſie verkümmerte, trat die erſtarkte angelſächſiſche Kirche ein; ihr größter Sendbote iſt Bonifacius. Er hat nicht bloß das Chriſtentum ausgebreitet: er hat auch die deutſchen Biſchöfe mit der Überzeugung erfüllt, daß die deutſche Kirche nur in enger Verbindung mit Rom zu gedeihen vermöge. Inſofern iſt er allerdings einer der Männer, welche den Grund zur Einheit der mittelalterlichen Kirche und zur Papſtgewalt gelegt haben; die nationale Geſtalt, welche die fränkiſche Kirche bis zum Anfang des VIII. Jahrhunderts gehabt hat, iſt durch eine bekannte politiſche Entwickelung zerſtört worden; die Karolinger haben die Reichskirche mit Rom verknüpft. Wer Bonifacius' Anteil an dieſer Wendung beklagt — und wie oft iſt das von proteſtantiſcher Seite geſchehen —, dem gibt Hauck zu bedenken, daß ohne die kirchliche Einheit auch keine Einheitlichkeit der abendländiſchen Kultur möglich war: „Die abendländiſche Kultur aber iſt die Weltkultur.“

Es iſt ein Satz, aus dem der Leſer die Weite von Haucks Geſichtskreis und die Unbefangenheit ſeiner Betrachtungsweiſe abnehmen kann.

# In unſerer Spielecke.

### Schachaufgabe von B. G. Laws.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

### 1. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Name eines Feldherrn beſteht aus ſechs Buchſtaben und läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben finden.

Setzt man ſtatt der 25 Buchſtaben des Alphabets die betreffenden Zahlen, d. h. 1 ſtatt a, 2 ſtatt b, 10 ſtatt k u. ſ. w., ſo iſt die Summe der erſten und der zweiten Zahl gleich der dritten, das Produkt der beiden erſten Zahlen gleich der Summe der dritten und ſechſten. Die fünfte Zahl beträgt den fünften Teil der ſechſten und iſt gleich der Differenz der vierten und zweiten. Addiert man alle ſechs Zahlen, ſo erhält man als Summe die Zahl 83. — Welcher Feldherr iſt gemeint?

### 2. Füllrätſel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| R | | | | | | | | r |
| | o | | | | | | o | |
| | | i | | | | i | | |
| | | | a | | a | | | |
| S | | | | s | | | | s |
| | | | e | | e | | | |
| | | z | | | | z | | |
| | t | | | | | | t | |
| L | | | | | | | | l |

Die 62 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß alle wagerechten Reihen bekannte Wörter von je neun Buchſtaben ergeben.

Die neun Wörter, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Den Titel eines klaſſiſchen Dramas, 2. einen König von Ägypten, 3. eine Stadt in England, 4. eine andere Stadt in England, 5. einen Vogel, 6. eine Stadt in einer gleichnamigen ſpaniſchen Provinz, 7. einen deutſchen Dichter, 8. einen fürſtlichen Titel, 9. eine Rubrik unſerer Zeitſchrift.

### 3. Mit und ohne.

Mit e ein Ritter, ohne e ein Gerät. — Mit t ein Präſident, ohne t ein Gewicht. — Mit l eine Stadt in den Niederlanden, ohne l ein Frauengemach. — Mit r ein franzöſiſcher Komponiſt, ohne r ein Vorname. — Mit z eine Flüſſigkeit, ohne z eine Stadt in Preußen. — Mit m ein franzöſiſcher Komponiſt, ohne m eine der Hauptperſonen in einem Drama von Goethe.

### 4. Arithmetiſche Aufgabe.

Von drei hohlen Würfeln iſt die Kante des größten 40 cm länger als die des mittleren, und die des mittleren 30 cm länger als die des kleinſten. Füllt man den mittleren leeren aus dem größten vollen und dann den kleinſten leeren aus dem mittleren vollen, ſo iſt der Inhalt des mittleren 1225 Liter kleiner als der des größten. — Wie lang iſt die Kante des kleinſten der drei Würfel?

### 5. Wechſelrätſel.

1.

Ein Zeichen der Jugend bin ich nicht,
Ich paſſe zum Greiſenangeſicht;
Doch mancher fängt's auch danach an,
Daß er mich früher haben kann.

2.

„Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen,"
Der Sprache Laut, des Liedes froher Klang.
Was von lebend'ger Stimme du vernommen,
Das wiſſe dieſer hohlen Gaſſe Dank,
Durch die ununterbrochener Verkehr
Bei Tag und Nacht geht hin und her.

3.

Ein ſonderbar Gewächs ſteh' ich auf einem Bein,
Mein Wert ſteckt innerlich, die Hausfrau freut ſich mein,
Wenn ich zunehm' und wachſe, je dicker deſto beſſer.
Dem Weine gleich' ich nicht, doch füll' ich viele Fäſſer.

U. S.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

### Rößelſprung.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | rech | fürs | wie | du | | | |
| | | troſt | dern | keit | ſchämt | her | der | | |
| | | ein | ſü | ter | ſchlägſt | au | be | | |
| ſel | voll | an | bit | die | ßig | zorn | ze | gen | hörſt |
| gal | ter | be | du | | | nach | hagt | im | ſagt |
| dir | das | len | von | | | leid | ge | du's | nie |
| ſich | wird's | es | kalt | ſollſt | her | be | der | dir | wort |
| | | er | ſen | ſchien | zu | an | ſches | | |
| | | ver | gar | Ein | ſen | heiß | wohl | | |
| | | | wei | ſpei | ſangs | ra | | | |

### Dominoaufgabe.

Die Summe der Augen auf den ſechs Steinen des B betrug 46, auf denen des C 41. Im Talon lagen die beiden höchſten und die beiden niedrigſten Doppelſteine. A ſetzte Blank-Eins aus und hatte alle übrigen Blank und Eins.

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 25.

### Bilderrätſel.

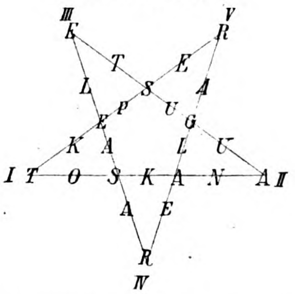
Inſchrift an einem Hauſe in Mainz.

Einer acht's,
Der andere verlacht's,
Der dritte betracht's,
Was macht's.

1. Dreiſilbige Scharade. Kreuzotter.

2. Rätſel-Diſtichon. Ferien — Furien.

3. Drudenfuß.



4. Zweiſilbige Scharade. Hanswurſt.

5. Blumenrätſel.

Narziſſe.

**N**avarra **J**apetus
**A**thener **S**alamis
**R**einerz **S**uſanne
**Z**ambeſi **E**ngadin.

## Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieſer Nummer ſchließt das zweite Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das dritte Quartal (April—Juni 1890) ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

**Inhalt:** Zum 75. Geburtstage des Fürſten Bismarck. Gedicht von Paul Schönfeld. — Chriſtine Brünning. Fortſ. Erzählung von Hans Warring. — Fürſt Bismarck in ſeiner Heimat. Von Fedor von Köppen. Mit Porträt. — Van Dyck und die Kinder Karls. Von M. Allihn. Mit einer Illuſtr. von H. Schneider. — Kadettenleben einſt und jetzt. Von Paul von Szczepański. — Winterlandſchaft. Nach dem Bilde von P. Tübbecke. — Das Grabmal Kaiſer Friedrichs III. Von A. Roſenberg. Mit einer Illuſtr. von Reinhold Begas. — Am Familientiſch: Ein Denkmal für Karl Gerok. — Neue Erſcheinungen aus der geſchichtlichen Litteratur. Von Gottlob Egelhaaf. IV. — In unſerer Spielecke.

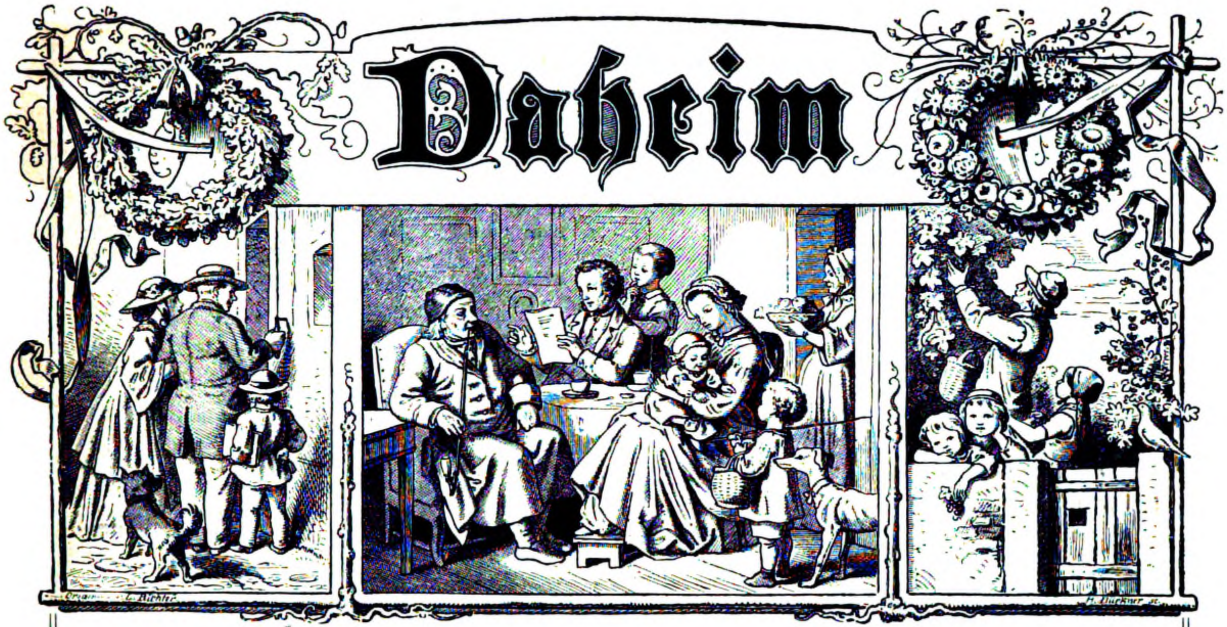
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen Freimarken gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion in Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig.**

# Daheim



**Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.**

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 5. April 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 27.

## Oſterzeit.

Es iſt Oſterzeit! Durch die ſonnigen Lande
Wandelt die Kunde der Ewigkeit.
Seele, wach auf! Sprenge Ketten und Bande!
Die Botſchaft tönt: — Es iſt Oſterzeit!

Kommt dir das Wunder ſo unvermutet?
Trockne die Thränen! Sei froh bereit!
Der laue Atem des Lenzes flutet,
Aufſchäumt der Quell: — es iſt Oſterzeit!

Ein grünes Banner weht überm Hage,
Von Veilchen duftet es weit und breit.
O rührendſelige Werdetage!
Kein Halten mehr: — Es iſt Oſterzeit!

Ein jeder Keim will die Scholle heben;
Die Knoſpen brechen, vom Bann befreit.
Ein tauſendfältiger Drang zum Leben
Auf Schritt und Tritt: — Es iſt Oſterzeit!

Es war der Winter, es war das Sterben,
Ein Werden nur in Verborgenheit.
Zu neuem Wachſen und Sein und Werben
Erſteht die Welt: — Es iſt Oſterzeit!

Es iſt Oſterzeit! Durch die ſonnigen Lande
Flutet die Kunde der Ewigkeit.
Seele, wach auf! Sprenge Ketten und Bande!
Die Botſchaft tönt: — Es iſt Oſterzeit!

Frida Schanz.

---

## Der König von Polniſchecken.

Erzählung von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

### I.

„Wir alle vereinigen uns in dem Wunſche: möge es unſerm an die Oſtmarken des Reiches berufenen ſcheidenden Freunde und Kameraden wohl werden in ſeinem neuen Berufskreiſe, aber — wir ſchränken unſere Wünſche für ſein Glück, als Egoiſten, die wir nun einmal alle ſind, ein, und fügen hinzu: aber nicht ſo wohl, daß er den Berliner Freundeskreis darüber vergäße — möge vielmehr eine nicht zu ferne Zukunft ihn zu uns zurückführen. Und mit dieſem Abſchiedsgruße, in den Sie wohl alle einſtimmen, fordere ich Sie auf, Ihre Gläſer auf das Wohl des Scheidenden zu leeren. Der Aſſeſſor und künftige Amtsrichter für Polniſchecken, Hans Hermes, er lebe hoch — hoch — hoch!“

Lärmend fiel der Kreis der verſammelten Feſtgenoſſen in das „Hoch“ ein. Die Gläſer klirrten zuſammen, frohe Zurufe und ernſtere Abſchiedsworte klangen durcheinander, und inmitten der jungen Männer, deren Geſichter ſich gegen das Ende des Feſteſſens etwas lebhafter gefärbt hatten, ſtand der Gefeierte, blaß wie immer, mit ernſten Augen, die einen ſeltſamen Kontraſt zu dem lächelnden Munde bildeten, über die Verſammlung hinblickend. Ein Schlag an ſein Glas brachte die anderen zum Schweigen, und mit tiefer, wohlklingender Stimme dankte Herr Hermes den Freunden und verſprach ihrer zu gedenken „fern im Oſten.“ Die Klänge eines Feſtliedes, deſſen humoriſtiſcher Text von einem der Anweſenden verfaßt und auf goldgeränderten Druckbogen unter den Gäſten verteilt worden war, ließen die ernſte Stimmung, die ſich nach Hans Hermes' Rede für einen Augenblick der Geſellſchaft bemächtigte, nicht Platz greifen. Alles ſtimmte ein, Witzworte flogen hin und her, man lachte, ſang und trank, und es war ſchon ſpäte Nachtzeit, als die Geſellſchaft endlich das Reſtaurant verließ.

Hans Hermes ſchritt am Arme des Aſſeſſor Hagen über das Trottoir dahin.

„Nun, Hans, wie iſt dir eigentlich zu Mute bei der Ausſicht, morgen um dieſe Zeit an der polniſchen Grenze zu ſein?“ fragte der Aſſeſſor.

Und Hans lächelte wieder mit ernſten Augen und antwortete: „Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich mich auf Polniſchecken freue, aber ich graue mich auch nicht davor. Ich habe ſogar zwei Urſachen, die mir meine Verſetzung als wünſchenswert erſcheinen laſſen; einmal hat der Berliner Karneval nichts Verlockendes mehr für mich, nachdem ich ihn acht Winter hindurch genoſſen habe, und dann hat es auch einen gewiſſen Reiz, nachdem man ſo lange ein Tropfen im Meer des Berliner Lebens geweſen iſt, einmal eine Perſönlichkeit von Wichtigkeit zu werden, ſei es auch nur in Polniſchecken.“

„Der Cäſar in der Weſtentaſche,“ lachte Hagen, „na, Glück zu, künftiger König von Polniſchecken! Hoffentlich findeſt du wenigſtens ein paar Menſchen, die ungefähr das Abiturientenexamen gemacht haben — ſoviel ich weiß, beſitzt das Neſt weder Garniſon noch irgend eine Behörde, zu der umgängliche Menſchen gehören könnten.“

„Nein, eben deshalb werde ich ja eine ſo wichtige Perſönlichkeit dort ſein, gerade deshalb bin ich, wie du ſagſt, wohl ziemlich unbeſtritten König von Polniſchecken. Der Titel gefällt mir ganz gut, ich werde das meinige thun, ihn zu verdienen. Ich denke es mir wohlthuend, einmal Menſchen kennen zu lernen, die nicht in der Großſtadt geboren oder akklimatiſiert ſind, denn — ſo vielſeitig wir ſind — unſere Vielſeitigkeit wird am Ende doch einſeitig, wenn man nie kennen gelernt hat, wie Leute außerhalb unſers Strudels leben und denken.“

„Mich würde es nicht reizen, das aus Erfahrung kennen zu lernen — der Spießbürger, der Landedelmann, brrr — die Typen ſind nicht intereſſant.“

„Ja, ſehr reichhaltig wird die Galerie nicht ſein, aber immerhin, es iſt etwas anderes als das Geſellſchaftseinerlei hier, und wenn man denkt, daß man auf dieſe, doch etwas in der Kultur zurückgeblieben Menſchen einen Einfluß gewinnen, ſie heben, ſie neuen, größeren Geſichtspunkten zugänglich machen könnte — der Gebildete hat ja doch ſchon von vornherein die Übermacht für ſich.“

„Bravo, auch noch eine kleine Reformatorengrille bei der Hand. So gefällſt du mir. Na, du wirſt mir ſchreiben, wie du gegen die Landjunker zu Felde ziehſt und wie du das Selbſtbewußtſein der Bürger hebſt. Nicht wahr, du wirſt doch ſchreiben, alter Hans?“

„Verſprechen will ich es nicht — du weißt, ich gebe nie leichtſinnige Verſprechungen, aber möglich iſt's ſchon. Nur, ich halte nicht viel von Korreſpondenzen, ſie koſten Zeit und entſtellen leicht Anſichten und Thatſachen.“

„Wenn du nur nicht ſo unausſtehlich blaſiert wäreſt, Hans. Weiß der Kuckuck, warum ich eigentlich an dir hänge, denn wenn wir mehr als drei Worte zuſammen ſprechen, ſagſt du irgend etwas, was mich ärgert oder meinen Widerſpruch reizt. Und doch wirſt du mir ſehr fehlen.“

„Das iſt hübſch von dir, daß du ſo empfindeſt und daß du es mir ſagſt. Aber — man vergißt ſchnell in Berlin, in ſechs Wochen wirſt du meine Adreſſe kaum noch wiſſen.“

„Na, darauf wollen wir es ankommen laſſen; da ſind wir übrigens an meinem Hauſe angelangt. Alſo gute Nacht für heute. Ich ſehe dich noch morgen, dein Zug geht doch erſt Nachmittag.“

„Jawohl, auf Wiederſehen.“

Hans ſetzte ſeinen Weg fort.

„Guter Kerl, der Hagen,“ dachte er, „und findet das Leben noch ſo vergnüglich. Das iſt ein kindlicher und zugleich rührender Zug an ihm. Ich weiß aber nicht, wie er das fertig bringt. Am Ende ermüdet doch dieſes ewige Einerlei der Geſelligkeit ebenſo wie das Einerlei des Dienſtes unter den Augen des Vorgeſetzten.“

Er dachte an ein Abſchiedsfeſt, das eine befreundete Familie ihm gegeben hatte. Glänzende Augen hatten zu ihm aufgeblickt, ſeidene Schleppen rauſchten und die Luft vibrierte von dem Wehen der parfümierten Fächer. Er kannte die Trägerinnen derſelben ſo genau, daß er ſo ziemlich im voraus wußte, was eine jede ihm ſagen, was ſie auf ſeine Anrede antworten würde.

„Lieber Himmel, die Frauen!“ murmelte er achſelzuckend. „Ich habe einige von ihnen zu genau gekannt, um nicht den Schlüſſel zum Weſen aller zu beſitzen.“

Dann dachte er an das heutige Abſchiedseſſen. Die Gläſer klangen da und die Reden; aber einen beſonderen Gedanken hörte er nirgends ausſprechen, es war alles geweſen, wie es immer gemacht wurde. Auch Hans hatte mit Worten wie „Freundſchaft,“ „unvergeßlich“ ꝛc. um ſich geworfen, während ſein Herz kühl blieb und nur der Kopf heiß wurde von dem vielen Wein.

„Es iſt eben alles eitel,“ murmelte Hans Hermes, „dieſe größte Weisheit Salomonis paßt auf die heutige Welt, wie ſie auf die damalige gepaßt haben wird.“

## II.

Die Morgenſonne lachte hell vom Himmel, als Hans nach einer durchfahrenen Nacht die Endſtation der Eiſenbahn erreichte, von welcher aus er ſeine Reiſe zu Wagen fortſetzen mußte.

Hans ließ ſein Gepäck umladen, verſtändigte ſich mit einem Kutſcher, der einen breiten Ledergurt über einem ſchmutzigen Mantel trug, und ein abſcheuliches Deutſch ſprach, und dahin ging die Fahrt, Polniſchecken entgegen. Eine auf hohem Damme gelegene, von Pappeln eingefaßte Chauſſee dehnte ſich bis in unendliche Weite vor Hans aus. Von dem Damme herab überſah man ein weites Flachland, das ringsum von Wald eingeſchloſſen ſchien.

„Kartoffeln, Roggen, Kartoffeln, Roggen, Kartoffeln, Roggen — die Abwechſelung iſt geradezu aufregend,“ dachte Hans, während ſein Blick über die Felder ſchweifte. Dann kam der Wald, der endlos ſchien, wie die Ebene, und das Auge ermüdete durch die Regelmäßigkeit ſeiner Kiefern.

Bei Hans machte ſich die Ermüdung der Nachtfahrt geltend, er ſchlief ein. Als der Wagen etwas unſanft über einen Stein fuhr, erwachte er und glaubte lange geſchlafen zu haben.

„Nun, wie weit haben wir es noch?“ fragte er den Kutſcher.

„Ja, Herr, fahren wir ſich eine Stunde, haben wir ſich noch an zwei Stunden zu fahren,“ erwiderte dieſer in ſeinem harten, etwas gebrochenen Deutſch.

„Was, drei Stunden Chauſſee von der Bahn entfernt liegt Polniſchecken? Man hatte mir doch geſagt, die neue Bahn führte vorüber?“

„Ja, iſt ſich Station von neue Bahn, aber iſt noch nicht fertig. Wird erſt aufgemacht zu Oktober.“

„Und bisher habt ihr Unglücksmenſchen drei Stunden zu fahren gehabt, ehe ihr die Bahn erreichtet?“

„Ja, mit gute Pferde, Herr Amtsrichter, ſonſt dauert ſich viel länger.“

„Na, das iſt ja recht nett. Glücklicherweiſe haben wir in ſechs Wochen den 1. Oktober.“

„Die Pappeln glitten immer noch rechts und links an dem Wagen vorüber, ihre Reihen wurden auch nicht unterbrochen, als man ein Dorf paſſierte. Schreiende Gänſe liefen vor dem Wagen her, ſchreiende Kinder hinter demſelben. Unter dem dichten Blätterdach wilder Birnbäume, die mit kleinen Früchten bedeckt waren, ſtanden hölzerne, zum Teil mit Stroh gedeckte Häuſer in unregelmäßiger Reihe, und zwiſchen den armſeligen Hütten ſtand eine große, maſſive Kirche mit weithin ſichtbarem Turm, daneben das ebenfalls maſſive und ſtattliche Pfarrhaus. Der Kutſcher grüßte ein am Wege aufgeſtelltes Heiligenbild ehrfurchtsvoll, wandte ſich dann zu dem jungen Herrn zurück und meldete: „Hälfte von Weg.“

Die zweite Hälfte verlief ähnlich der erſten. Endlich öffnete ſich ein den Wald durchſchneidendes Wieſenthal und jenſeits desſelben tauchte eine Reihe ziemlich baufälliger Scheunen auf. Der Weg machte hier eine ſcharfe Ecke, der Kutſcher wies auf die Scheunen und ſagte: „Iſt ſich Stadt!“

„Was?“ rief Hans, die Augen weit öffnend.

Ja, freilich, hinter den Scheunen wurde jetzt ein Häuſergewirr ſichtbar und rechts und links davon zwei Kirchtürme, die einander gegenüber ſtanden wie die feindlichen Türme eines Schachſpiels.

„Iſt ſich katholiſche Kirche und evangeliſche,“ erklärte der Kutſcher.

„Na, das muß ich ſagen, ſo klein habe ich mir das Neſt doch nicht gedacht,“ murmelte Hans, und zum erſtenmal dachte er mit einem Anflug von Dankbarkeit an die gute Geheimrätin Schwabe, ſeine ſpezielle Gönnerin, die trotz ſeiner Widerreden an eine in hieſiger Gegend lebende Freundin geſchrieben und dieſe veranlaßt hatte, für das Unterkommen ihres Schützlings in Polniſchecken Sorge zu tragen. Er hatte die mütterliche Fürſorge der alten Dame über ſich ergehen laſſen, weil es ſich ihm nicht verlohnte, ſich energiſch dagegen zu ſträuben — nun gewährte es ihm doch eine gewiſſe Beruhigung, zu denken, daß er eine möblierte Wohnung bei einer anſtändigen Wirtin durch Fürſorge der beiden Damen vorfinden würde. Er holte ſein Taſchenbuch hervor, um ſich den Namen ſeiner hieſigen noch unbekannten Gönnerin ins Gedächtnis zurückzurufen. „Frau Jutta Wilzack, auf Rittergut Dobroda bei Polniſchecken,“ las er, und daneben ſtand ſeine neue Wohnung: am Ring, im Hauſe der Frau Bäckermeiſter Pohl. Er gab dem Kutſcher die Adreſſe und ſtellte in Gedanken unwillkürlich Frau Jutta Wilzack neben die Berliner Geheimrätin, als ebenſo freundlich mit einem ebenſo runden rötlichen Vollmondgeſichte lächelnd, wie jene ebenſo in einem ſtereotypen braunſeidenen Kleide einherrauſchend, von einem ebenſolchen graugelben Mops gefolgt, der rund und behaglich ebenſoviel und ebenſo unmotiviert ſeine fette Stimme ertönen ließ wie ſeine Herrin.

Und nun lehnte er ſich in die Polſter zurück, entſchloſſen, alles mit ſtoiſchem Gleichmute hinzunehmen. Zuerſt beſtand dieſes alles in einem unglaublich ſchlechten Straßenpflaſter, das ſchon zwiſchen den Scheunen begann und im Verhältnis, in dem man ſich dem Marktplatze näherte, ſchlechter wurde. Vorüber ging es an kleinen, halb in der Erde ſtehenden Häuſern mit hölzernen, weit vorragenden Dächern, die offenbar ſchon lange das Amt hatten, die darunter Hauſenden vor Regen und Wind zu bewahren, die aber nicht ſo ausſahen, als ob ſie ihre Aufgabe vorzüglich erfüllten, vorüber auch an neueren zweiſtöckigen Häuſern mit grellbuntem Maueranſtrich und mit Bänken vor den Thüren.

Gegenüber von der vergoldeten Statue des heiligen Nepomuk mit den ſieben Sternen um das Haupt hielt der Wagen vor einem verhältnismäßig anſehnlichen Hauſe. Eine ältere Frau mit buntbebänderter Haube ſtand knixend vor der Thür und ſtellte ſich als die Wirtin vor.

„Frau Pohl, zu dienen, und ich hoffe, der Herr Amtsrichter wird zufrieden mit mir ſein.“

Sie lief ihm voran, die Treppe hinauf. Hans betrat ſeine Wohnung. Es waren zwei ſaubere Zimmer mit weißen Gardinen und neubezogenen alten Mahagonimöbeln. Es konnte nichts Verſchiedeneres geben als Hanſens Berliner Chambre garnie, deren kleiner Salon mit allen Koketterieen eines großſtädtiſchen Junggeſellenheims ausgeſtattet war, und dieſe großen, etwas leeren, friſchgeſcheuerten Zimmer, in die der neue König von Polniſchecken nun ſeinen Einzug hielt. Er trat an das Fenſter und bemerkte verſchiedene Frauenköpfe, welche ſich aus anderen Fenſtern hervorbogen, und wie es ſchien, den vor der Thür haltenden Wagen betrachteten.

„Ja, die Herrſchaften ſind ſchon alle ſehr neugierig auf den Herrn Amtsrichter,“ berichtete Frau Pohl, „nach Polniſchecken kommen nicht viel Fremde, und weil der Herr Amtsrichter doch zu den Herrſchaften hier gehören wird, verintereſſieren ſie ſich ſchon alle.“

„Gibt es denn ſo viele Herrſchaften hier, Frau Pohl?“

„Ja, da iſt der Herr Sanitätsrat — der verintereſſiert ſich zwar vielleicht nicht, weil der zu viel anderes zu thun hat, aber wenn man von den hieſigen Herrſchaften ſpricht, muß man ihn doch nennen, und dann die zwei Fräuleins von Gellen, die Fräulein Amalie war eine große Schönheit und iſt ja noch recht ſtattlich, und die Fräulein Fanny iſt ſehr geſpaßig, die Frau Rittmeiſterin Freihold, die iſt Witwe und ſoll ja ſehr klug ſein, der Herr Major von Schulze.“

„Es ſteht doch kein Militär hier, Frau Pohl?“

„Nein, nein, der Herr Major iſt außer Dienſten, er iſt nur hierher verzogen, weil Polniſchecken die gute Waldluft hat und weil es billig iſt, wiſſen Sie, Herr Amtsrichter. Na, und dann muß man doch auch den Herrn Rentier Koller nennen, der iſt früher Kaufmann geweſen, jetzt hält er ſich aber ganz zur vornehmen Geſellſchaft, denn er war mit einer Schweſter der Fräuleins von Gellen verheiratet, die iſt aber geſtorben.“

„So, ſo, na da gibt es alſo doch eine ganze Menge Leute hier, bei denen ich werde Beſuch machen müſſen.“

„Ja freilich, die Herrſchaften freuen ſich auch ſchon alle ſehr darauf, den Herrn Amtsrichter kennen zu lernen, ſie haben nur etwas Angſt, der Herr Amtsrichter könnte etwa gerade heute um die Mittagszeit die Krakauer Straße heraufkommen?“

„Wieſo denn, Frau Pohl?“

„Ja, ich könnte dem Herrn Amtsrichter ja leicht etwas vorreden, aber damit Sie ſehen, daß man ſich auf mich verlaſſen kann, will ich Ihnen gleich die Wahrheit ſagen. Nämlich, der Herr Sanitätsrat wohnt auf der Krakauer Straße. Er hat aber vor kurzem gerade eine Sendung Ungarwein bekommen, und recht zum Poſſen hat er ſich's ſo eingerichtet, daß der heute probiert werden ſoll.“

„Aber ich verſtehe nicht.“

„I, das wäre ja auch ganz gut, und dabei wäre ja nichts zu ſagen, aber allein probiert der ſeinen Ungarwein nicht. Er hat ſich die Fräuleins von Gellen und die Frau Rittmeiſterin dazu eingeladen, die Herren nicht — Gott bewahre — nur gerade die drei Damen. Jetzt hat er vor ſeinem Hauſe, vor der Steinbank, auf der er am Wochenmarkte immer ſitzt und die Leute kuriert, gerade da hat er einen Tiſch decken laſſen und nun ſitzt er mit den drei Damen dort und probiert den Ungarwein. Fräulein Fanny, die jüngſte von den Gellens, hat die ganze Nacht geweint, weil das gerade heute paſſieren muß, wo der Herr Amtsrichter doch leicht vorübergehen könnte. ‚Seien Sie nur ruhig,‘ habe ich geſagt, ‚ich werde ihm ſchon etwas vormachen, daß er nicht hinkommt.‘ Nun der Herr Amtsrichter aber da ſind, und ein ſo freundlicher junger Herr ſind, dachte ich: du ſagſt ihm doch lieber die Wahrheit. Die Damen ſchämen ſich tot, wenn ſie bei dem Ungarweinfrühſtück von Ihnen geſehen werden!“

„Aber, beſte Frau Pohl, warum gehen denn die Damen hin, wenn ſie es für unſchicklich halten, auf der Straße Ungarwein zu trinken?“

„Warum? Ja, da ſieht man, daß der Herr Amtsrichter fremd ſind! Was ſoll denn einer gegen den Sanitätsrat machen, wenn der etwas will? Er iſt ja der einzige Arzt hier weit und breit, und wer iſt vor Krankheit ſicher? Das weiß aber ein jeder: wer nicht thut, was der Sanitätsrat will, in geſunden Tagen, zu dem kommt er nicht in kranken. ‚Wenn Sie zu meinem Frühſtück nicht kommen wollen, ſo laſſen Sie es bleiben,‘ hat er zu den Fräulein Gellens geſagt, ‚aber wenn Sie das nächſte Mal die Migräne oder ſonſt was haben, ſo ſchicken Sie nicht etwa nach mir!‘ Wenn er das ſagt, ſo thut eben ein jeder alles! Und ſo ſitzen die armen Damen jetzt auch mitten auf der Straße und pokulieren mit dem alten Sünder. Und nun habe ich alles herausgeſagt, nun kann ich mich aber auch darauf verlaſſen, daß der Herr Amtsrichter nicht vor ein Uhr ausgehen, denn ſo lange wird das Frühſtück wohl dauern. Und wenn man hier ausgeht, kann man nur die Krakauer Straße entlang gehen, oder man muß durch die Vorſtadt, das iſt ein ſchlechter Weg, der Herr Amtsrichter haben ihn ja geſehen, als Sie ankamen. Nun will ich aber ſchnell das Mittageſſen beſorgen, ich hoffe, der Herr Amtsrichter wird mit meiner Küche zufrieden ſein.“

Sie verließ das Zimmer und da ſtand nun der neue König von Polniſchecken und durfte zunächſt ſeine Reſidenz nicht beſehen, weil er ſonſt ſeine Haushälterin in Mißkredit gebracht hätte.

„Das ſcheint ja ein ſonderbares Neſt hier zu ſein,“ brummte er, und ging an das Auspacken ſeiner Koffer. Er war noch nicht zu Ende damit gekommen, als Frau Pohl wieder eintrat, ihr vom Küchenfeuer erhitztes Geſicht abwiſchte und meldete, es ſei ein Bote vom Herrn Sanitätsrat da, der brächte eine Flaſche Ungarwein und eine ſchöne Empfehlung an den Herrn Amtsrichter, und der Herr Sanitätsrat erlaube ſich, dem neuen Mitbürger einen Willkommtrunk zu ſchicken. Gut ſei er, er habe ihn ſoeben erprobt. Hans ſchüttelte lächelnd den Kopf, beſchloß aber, die Aufmerkſamkeit zu nehmen, wie ſie offenbar gemeint war, und noch am Abend einen Beſuch bei dem Sanitätsrat zu machen.

„Um ſechs Uhr kann man ja wohl hier eine Viſite machen?“ fragte er Frau Pohl.

Sie ſah ihn groß an. „Viſite? Nee, die macht man hier Sonntags, nach der Kirche, wenn die Damen noch den Kirchenſtaat anhaben.“

„Iſt denn der Sanitätsrat verheiratet?“

„Ach, zu dem wollen Sie gehen? Na, der hat freilich keine Damen im Hauſe, dafür raucht er auch ganz unchriſtlich. Ja, wenn Sie zu dem wollen, da iſt’s ganz gleich, wenn Sie hingehen, den treffen Sie doch nicht, denn meiſtens iſt der über Land gefahren.“

Doch Hans hatte Glück, der Herr Sanitätsrat war zu Hauſe, als er abends bei ihm anklopfte. Er ſaß vor ſeinem Schreibtiſche in einen Schlafrock von vorſündflutigem Muſter gehüllt, und von einer Wolke von Tabaksrauch umgeben.

Als Hans eintrat, ſtand er auf und reichte ihm die Hand.

„Na, Sie ſind alſo der großſtädtiſche Amtsrichter. Ihr Name iſt mir wohl bekannt durch Ihren Onkel, den General Hermes, deſſen Frau ich behandelt und mit dem ich noch in Korreſpondenz ſtehe,“ redete er ihn an. „Seien Sie willkommen in Polniſchecken, und wundern Sie ſich nicht, wenn das ganze Neſt noch in der Juraformation ſteckt und daher von Ichthyoſauren und anderen fabelhaften Untieren wimmelt — die Weltgeſchichte ſchreitet nicht ſo ſchnell hier bei uns Hinterwäldlern.“

„Es gedeiht aber vorzüglicher Ungarwein in Ihrer Juraformation, Herr Sanitätsrat, und ich komme, um —“

„Laſſen Sie nur den Dank, junger Herr, bin auch mal jung geweſen, und weiß, daß ein gutes Glas Wein und ein guter Händedruck zur rechten Zeit gut thun — ’s wird Ihnen wohl das Herz etwas ſchwer geworden ſein, als Sie hier ankamen.“

„O, das kann ich doch nicht behaupten, Herr Sanitätsrat. Es berührt wohlthuend, nach dem Trubel der Reſidenz hier ruhiges in ſich Abgeſchloſſenſein zu finden, natürliche, einfache Verhältniſſe nach all der geſpreizten Unnatur.“

Der Sanitätsrat ſchob ſeine Brille auf die Stirn hinauf und ſah Hans mit ein paar merkwürdig klaren, hellblauen Augen ſcharf an.

„Geſpreizte Unnatur, Trubel der Reſidenz,“ wiederholte er. „Sie ſind noch ein bißchen jung, um daran kein Gefallen zu finden. Freilich, die heutige Jugend lebt ſchnell, die Haare, die da über der Stirn eigentlich ſitzen müßten, haben Sie ſich auch ſchon wegamüſiert. Na, nichts für ungut, aber, was die einfachen, natürlichen Verhältniſſe bei uns betrifft — lieber Herr — die Menſchen ſind überall dieſelben, und — die meiſten Menſchen ſind Viehcher! Ich, als Arzt muß das wiſſen, aber Sie können’s für ſich behalten und nicht weiter ſagen. Und — alles was wahr iſt, Ausnahmen gibt es, ſchöne, erfreuliche Ausnahmen — aber haufenweiſe kommen ſie nicht vor. Nun ſetzen Sie ſich aber und zünden Sie ſich eine Cigarre an, damit ich nicht meine Pfeife ausgehen zu laſſen brauche. So, und jetzt ſagen Sie einmal, wie es kam, daß Sie ſich hierher ſchicken ließen?“

„Sehr einfach, die Stelle war frei und ich ſehnte mich nach einer Veränderung und wollte ſelbſtändig ſein.“

„Ach ſo, Sie wollen heiraten!“

„Alle guten Geiſter ſollen mich davor bewahren.“

„Was? Nicht heiraten? Na, unter uns geſagt, Sie haben nicht unrecht. Ich war in meiner Jugend auch verheiratet, und ich will meiner guten Frau nichts Böſes nachſagen, aber, wenn man ſo ſeine Thätigkeit hat, gilt das Wort Pauli: verheiratet ſein iſt gut, aber nicht verheiratet ſein iſt beſſer; womit ich aber nicht ſagen will, daß ich gegen die Weiblein im allgemeinen etwas einzuwenden hätte. Man muß nur nicht zu ſpezial werden — aber Sie ſind noch zu jung, um darin meine Anſichten zu teilen.“

„Durchaus nicht, Herr Sanitätsrat, die ſüße Jugendeſelei, die Heine unſterblich gemacht hat, iſt auch für mich ein überwundener Standpunkt. Ich bin faſt dreißig Jahre alt — die vierundzwanzig Monate, die mir noch dazu fehlen, ſind irrelevant.“

„Ha, ha, ha,“ lachte der Sanitätsrat, „Sie haben noch gerade hierher gefehlt, einer, der ſich vor dreißig Jahren alt macht, das iſt ein zu hübſcher Gegenſatz zu unſerer übrigen Kolonie.“ (Fortſetzung folgt.)

---

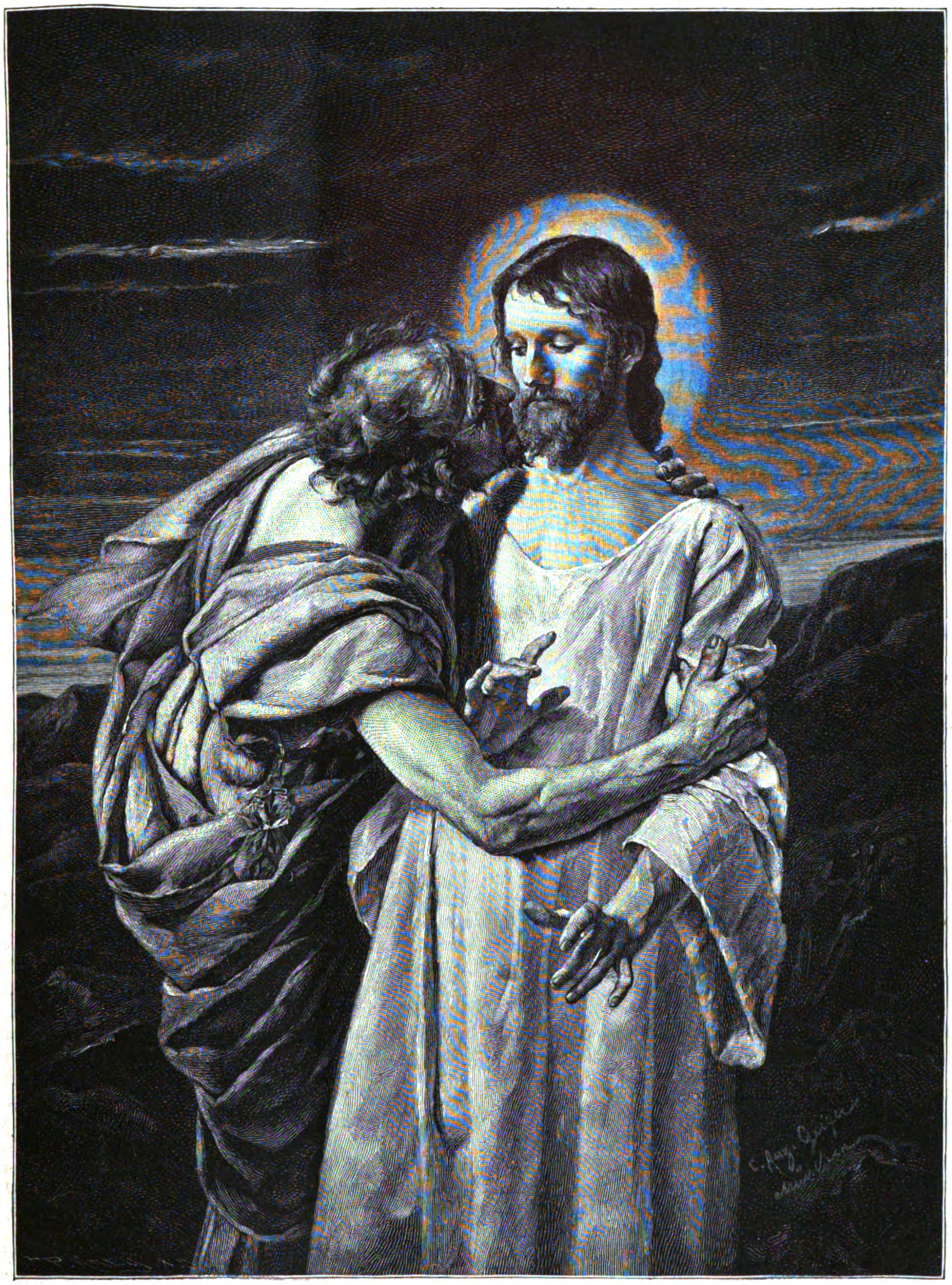
## Gekochte Milch oder ungekochte?

### Ein Beitrag zur häuslichen Geſundheitspflege.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

In der Sitzung der „Berliner Mediziniſchen Geſellſchaft“ vom 18. Dezember 1889 teilte Herr Dr. Weißenberg aus Kolberg einen Fall von Übertragung der Maul- und Klauenſeuche der Kuh auf den Menſchen mit, der nicht nur das Intereſſe der Ärzte, ſondern auch das des Publikums beanſprucht. Denn wenn die Beobachtung ſolcher Fälle auch nur eine verhältnismäßig ſeltene iſt, ſo liegen doch Umſtände vor, welche die Aufmerkſamkeit auf das krankheitsübertragende Mittel — die Milch — hinlenken.

Der von der Maul- und Klauenſeuche befallene Patient war ein ſiebenjähriger, bis dahin völlig geſunder, kräftiger Knabe, der plötzlich fieberhaft erkrankte. Das von Mattigkeit, Kopf- und Gliederſchmerzen, ſowie von Hautjucken und heftigem Durſtgefühl begleitete Fieber verſchwand nach einigen Tagen, worauf ein Bläschenausſchlag an der Innenfläche beider Lippen, der Zungenränder, der Zungenſpitze und der Wangenſchleimhaut zum Vorſchein kam. Später zeigten ſich ebenſolche Bläschen an beiden Mundwinkeln, den Naſenöffnungen und vereinzelt auch an der Innenſeite der Vorderarme, ſowie an zwei Fingern. Die Lippen ſchwollen an, wulſteten ſich nach außen, die Zunge verdickte ſich; jede Mundbewegung verurſachte dem Kinde die gräßlichſten Schmerzen, ſo daß es ſchließlich jede Nahrungsaufnahme, ſelbſt das Trinken trotz der großen Durſtqual hartnäckig verweigerte. Nach etwa zweitägigem Beſtehen platzten die Bläschen, welche an den Händen das Ausſehen von kleinen Brandblaſen hatten, am Munde dagegen leicht blutende Stellen zurückließen. Die Umgebung des Mundes und der reichlich fließende Speichel waren beſtändig blutig. Dennoch ging die Heilung in verhältnismäßig kurzer Zeit vor ſich und nach zehn Tagen trat



Der Judaskuß. Nach dem Gemälde von C. Aug. Geiger.

Geneſung ein, die mit ſteigender Eßluſt bald zu völligem Wohlbefinden führte.

Die Empfänglichkeit des Menſchen für die Maul- und Klauenſeuche ſcheint im Vergleiche zu der ungemein leichten Verbreitung dieſer Krankheit unter den Haustieren nur eine geringe zu ſein, da andernfalls öfter Anſteckungen beobachtet werden müßten. In dem ſoeben angeführten Falle, deſſen Eigenart erſt während des Krankheitsverlaufes erkannt wurde, konnte der Weg der Anſteckung nicht mehr ermittelt werden; aus ähnlichen Übertragungen der Maul- und Klauenſeuche auf den Menſchen ergibt ſich jedoch, daß die Milch verſeuchter Tiere den Giftſtoff vermittelte. So kam es kürzlich in dem Berner Kinderhoſpitale vor, daß ein Zwillingspaar durch den Genuß von ungekochter Milch einer an Maul- und Klauenſeuche erkrankten Ziege mit derſelben Krankheit behaftet wurde und ſchon früher — im Jahre 1884 — bot die Maul- und Klauenſeuchenepidemie im Stalle der Frankfurter Milchkuranſtalt Gelegenheit zu eingehenden Unterſuchungen über die Rolle, welche die Milch als Übertragungsmittel ſpielt.

Die Milch ſchwer erkrankter Kühe jener Anſtalt wurde überhaupt nicht verwendet, wohl aber verabfolgte man den Kunden eine aus der Milch geſunder und leicht erkrankter Tiere hergeſtellte Miſchung, mit der Weiſung, dieſelbe nur gut abgekocht zu gebrauchen. Dieſe Verkaufsmilch ließ in ihrer Zuſammenſetzung nur ſo geringe Abweichungen von der gewöhnlichen Beſchaffenheit erkennen, daß von ihr eine weſentliche Bedeutung für die Ernährung nicht erwartet werden konnte. Um aber den Einfluß dieſer Verkaufsmilch auf die Ernährung von Säuglingen feſtzuſtellen, wurde eine ſachgemäße Erhebung bei den Ärzten Frankfurts veranſtaltet. Nach Ausſage der allermeiſten wurde die gut abgekochte Milch in derſelben Weiſe wie die geſunder Kühe vertragen. Nur drei — von 53 antwortenden Ärzten — haben es für nötig gehalten, die Anſtaltsmilch während der Seuchenzeit den Kindern zu entziehen. Von Todesfällen unter den betreffenden Säuglingen während der herrſchenden Epidemie werden nur zwei gemeldet, die ſich auf ſehr abgezehrte Kinder beziehen. — Bemerkenswert iſt, daß von verſchiedenen Ärzten bei Kindern und Erwachſenen, die während der Dauer der Seuche Milch genoſſen hatten, der Ausbruch flechtenartiger Ausſchläge, zumeiſt an Mund und Lippen, jedoch auch an anderen Körperteilen, unter leichten fieberhaften Erſcheinungen beobachtet wurde. Die Mehrzahl der alſo Erkrankten hatte die Milch in rohem Zuſtande getrunken.

Wie bereits erwähnt, verhält ſich die menſchliche Natur gegen die genannte Tierſeuche ziemlich ablehnend, anders jedoch geſtalten ſich die Verhältniſſe, wenn Krankheitserreger in Milch geraten, denen der Menſch nur geringen Widerſtand entgegenzuſetzen vermag. In dieſer Beziehung iſt eine zu Groningen (Holland) beobachtete Typhusepidemie beſonders lehrreich. Nach den Anſichten des um die Lehre der Seuchenentſtehung hochverdienten von Pettenkofer wird der Typhus durch mit Typhusbacillen verunreinigtes Trinkwaſſer verbreitet, damals jedoch konnte in Groningen nachgewieſen werden, daß nicht ausſchließlich das Waſſer, ſondern ebenfalls Milch das übertragende Mittel geweſen war. Im ganzen erkrankten dreiundſechzig Perſonen. Sämtliche Fälle verteilten ſich über die Ausdehnung der ganzen Stadt. Zwei Monate vor dem Ausbruche der Epidemie kamen in einer in der Außenſtadt gelegenen Molkerei einige leichtere Erkrankungen an Typhus vor. Auf dem Hofe dieſer Wirtſchaft befand ſich ein großer, völlig frei daliegender Miſthaufen; die Waſſerpumpe lag dicht neben den Abfuhrtonnen. Die Dejektionen der Patienten wurden auf den Miſthaufen oder in die Tonnen gebracht. Das geſamte Gebrauchswaſſer wurde jener Pumpe entnommen. Von 58 Patienten, welche in verſchiedenen Stadtgegenden wohnten, hatten 43 Milch aus jener Molkerei, 3 Waſſer aus jenem Brunnen gebraucht; 10 hatten nichts davon genoſſen, bei zweien war es ungewiß (nicht eingerechnet ſind die fünf Kranken in der Molkerei ſelbſt), d. h. alſo ungefähr 80 Prozent. Von den 43 Perſonen, welche die Milch gebraucht hatten, tranken 23 dieſelbe ungekocht, 14 gekocht, 3 mit Kaffee. Ferner kamen in manchen Häuſern der Stadt Fälle von Typhus bei denjenigen Leuten vor, die von jener Wirtſchaft ihre Milch bezogen, während die anderen Hausbewohner, die von anderen Orten die Milch erhielten, nicht erkrankten. Dasſelbe Verhöltnis konnte bei Leuten feſtgeſtellt werden, welche einem benachbarten Haushalt angehörten und Waſſer aus jenem Brunnen getrunken hatten, während die Perſonen derſelben Familie, die dieſes Waſſer nicht genoſſen hatten, geſund blieben. Somit iſt die gemeinſame Infektion durch die Milch hier wohl als ſicher anzuſehen, da jene 43 Patienten, die überall in der Stadt zerſtreut wohnten, nichts weiter Gemeinſchaftliches hatten, als daß ſie ſich derſelben Schädlichkeit, dem Trinken jener Milch, ausgeſetzt hatten.

In England wird der durch Vermittelung von Milch erfolgenden Übertragung von Mikroben kontagiöſer Krankheiten Phthiſis, Typhus, Scharlach, Mundfäule ꝛc. auf den Menſchen große Wichtigkeit beigelegt. Es wurden dort verſchiedene auf dieſe Weiſe verbreitete Typhusepidemien beobachtet, ſo in Islington und einige Zeit darauf in Paddington.

Bei einer in London ausgebrochenen Epidemie wurde nach langem vergeblichen Forſchen die Urſache in dem verdorbenen Waſſer eines Brunnens auf dem betreffenden Pachthofe gefunden, mit dem man die Milchgeſchirre ausſpülte. In dieſen Brunnen drang durch den Boden von dem Inhalte einer nebenliegenden Grube, in die man die Abgänge eines Typhuskranken geleert hatte. Hierdurch gelangten die Anſteckungsſtoffe in die Milch und durch dieſe nach London, wo der Hauptherd der Epidemie ſich in dem Stadtteile befand, in den dieſe Milch geliefert wurde.

Außer Typhusverbreitung durch Milch ſind auch Übertragungen von Diphtherie und Scharlach bekannt geworden. In Fallowfield, einem drei Meilen von Mancheſter gelegenen Dorfe, ſtarben im Auguſt 35 Perſonen in 18 Familien. Bei 24 der Patienten trat die Krankheit am 3. und 4. Auguſt in dem kurzen Zeitraume von 36 Stunden auf, woraus die Ärzte ſchloſſen, daß alle zur ſelben Zeit auf ein und dieſelbe Weiſe angeſteckt ſein mußten. Bei der Unmöglichkeit, eine andere Krankheitsurſache aufzufinden, und durch bereits bekannte Erfahrungen aufmerkſam gemacht, lenkten die behandelnden Ärzte den Verdacht auf die Milch. Durch die in dieſer Richtung fortgeſetzten Unterſuchungen wurde feſtgeſtellt, daß jede der befallenen Familien ihren Milchbedarf aus derſelben Meierei bezogen hatte, während benachbarte Familien, welche ihren Bedarf anderswoher erhielten, von der Krankheit vollſtändig verſchont blieben. Das Melken der Kühe in dieſer Meierei wurde von drei Perſonen beſorgt, welche vor und während der Scharlachepidemie immer geſund waren. Zwei jüngere Melker wohnten auf der Farm, der dritte, ein alter Mann, außerhalb bei ſeinem verheirateten Sohne in einem kleinen überfüllten Hauſe. In der Familie dieſes letzteren lag zur Zeit des Ausbruches der Epidemie ein Knabe im Abſchuppungsſtadium des Scharlach. Beim Melken wurde die von den drei Melkern erhaltene Milch in ein Sammelgefäß gegoſſen. Aus dieſem wurde die Milch auf getrennten Routen in nördlicher und ſüdlicher Richtung von den beiden jüngeren Melkern und an die in der Nähe Wohnenden von dem Alten überbracht. So beſtand alſo ein Unterſchied in der perſönlichen Bedienung zwiſchen den entfernt nördlich und ſüdlich und den in der Nähe wohnenden Kunden.

Wenn man annehmen wollte, daß das Scharlachfieber durch direkt perſönliche Berührung übertragen worden wäre, ſo hätte man erwarten ſollen, daß die Ausdehnung der Krankheit auf die eine dieſer Gruppen, welche von dem Großvater des an Scharlach erkrankten Knaben bedient wurde, hätte beſchränkt ſein müſſen. Allein die angeſteckten achtzehn Familien wohnten zerſtreut in dieſen drei Gruppen, keine von dieſen blieb verſchont und ſo iſt der Schluß gerechtfertigt, daß die Verbreitung des Scharlachs nicht durch perſönliche Übertragung, ſondern durch die Milch vermittelt wurde.

Noch ein ſehr beachtenswerter Fall, den Herr Dr. Ebertz in Weilburg a. d. Lahn berichtet, ſei hier deshalb mitgeteilt, weil daraus erſichtlich wird, wie eigentümliche, plötzliche Erkrankung durch die Milch ungeſunder Kühe verurſacht werden kann und wie notwendig es iſt, bei ähnlichen Anläſſen das unentbehrliche Nahrungsmittel der Prüfung zu unterwerfen. Es war im März vor einigen Jahren, als vier zu einer Familie gehörige Kinder im Alter von vier bis neun Jahren und in einer anderen, nahebei wohnenden Familie ebenfalls zwei Kinder plötzlich an Erbrechen, heftigen Unterleibsſchmerzen und Verfall der Kräfte erkrankten. Sämtliche Kinder hatten einige Stunden vorher Thee mit Milch getrunken, welche letztere aus derſelben Meierei geholt worden war. Da eine andere Krankheitsurſache nicht erſichtlich, ſo wurde die Milch unterſucht. Obwohl dieſelbe nicht geronnen war, ergab eingetauchtes blaues Lackmuspapier durch Rotwerden ſaure Beſchaffenheit.

Die Meierei, von welcher die Milch bezogen war, hatte fünfzig Kühe, von denen zwei an Perlſucht erkrankt waren. Die eine kranke Kuh ſtand trocken, die andere gab reichlich Milch, wurde mit den geſunden Kühen gemolken und ihre Milch zu der Geſamtmilch gegoſſen. Die Milch von der erkrankten Kuh zeigte ſaure Beſchaffenheit, die von mehreren geſunden unterſuchte dagegen nicht. In der von der perlſüchtigen Kuh ſtammenden Milch ſcheint demnach die Urſache der plötzlich aufgetretenen Erkrankung der ſechs Kinder zu liegen. Die weiter angeſtellte Unterſuchung ergab, daß auch noch in zwei anderen, entfernter wohnenden Familien, welche ihre Milch von derſelben Meierei bezogen hatten, vier Kinder an jenem Abend unter den gleichen Erſcheinungen krank geworden waren. Sämtliche Kinder befanden ſich, nachdem die Krankheitserſcheinungen ungefähr vier Stunden gedauert hatten, am anderen Morgen wieder wohl. Der fernere Verkauf der Milch von der perlſüchtigen Kuh war natürlich ſofort verboten worden.

Ein Kind von zwei Jahren, welches einer der zuletzt erwähnten Familien angehörte, blieb von der ſchädlichen Wirkung frei; während bei den erſten Kindern die Milch roh dem Thee zugeſetzt wurde, erhielt jenes die Milch gekocht.

Aus allen dieſen Thatſachen ergibt ſich nun, daß Milch ein Übertragungsmittel von Krankheitserregern ſein kann, ſobald dieſelben entweder von außen hineingeraten, oder ihr von erkrankten Tieren her innewohnen. Dies darf nicht wunder nehmen, da die Milch, ebenſo wie andere tieriſche Flüſſigkeiten, ein ausgezeichneter Nährboden für Bacillen und deren Keime iſt.

Die Übertragung und Verbreitung vieler Krankheiten durch Bacillen iſt heute durch die Forſchungen hervorragender Gelehrter unumſtößlich erwieſen, ebenſo iſt ermittelt, daß die meiſten Bacillen, oft auch deren Keime durch andauernde Siedehitze vernichtet oder doch in ihrer Entwickelung gehemmt werden. In den angeführten Fällen zeigt ſich, daß gekochte Milch unſchädlich war, ungekochte dagegen ihre Anſteckungsfähigkeit äußerte.

Es iſt daher der Genuß gekochter Milch dem der ungekochten vorzuziehen, wenn nicht die Geſundheit des milchgebenden Tieres, ſowie die Unverdächtigkeit ſeiner Umgebung zweifellos feſtſteht.

Die Milchverſorgung großer Städte ſucht in den letzten Jahren durch die Anlage von genau geleiteten Meiereien, Marktüberwachung ꝛc. durchſchnittlich den Anforderungen der wiſſenſchaftlichen Geſundheitspflege zu entſprechen, außerordentliche Fortſchritte ſind gemacht worden, trotzdem aber hat die häusliche Geſundheitspflege darauf zu achten, daß die Milch — gekocht werde.

Es genügt jedoch nicht das einmalige Aufſieden der Milch, um etwaige Krankheitskeime zu zerſtören; ein längeres Erhitzen in geeigneten Apparaten, wie ſolche im Handel zu beziehen ſind, gibt allein genügende Sicherheit.

Die Entſcheidung, ob ungekochte oder gekochte Milch zu genießen ſei, wird, falls es ſich nicht um Milchkuren und dergleichen handelt, nach dem Mitgeteilten zu gunſten der gekochten Milch ausfallen müſſen.

---

## Chriſtine Brünning.

Erzählung von Hans Warring.

(Fortſetzung.) (Abdruck verboten.)

So ſchwirrte es in allen Tonarten durch die Stadt, und die alten Freunde Chriſtinens konnten ſich dem nicht verſchließen. Vielleicht ſchädigte ſie durch ihr edelmütiges, aber unkluges und übereiltes Verfahren wirklich ihre Zukunft — vielleicht hegte man wirklich den Verdacht, ſie habe dem unwürdigen Manne, der ſie einſt verlaſſen, noch immer ihre Neigung bewahrt, und dieſer Verdacht ſcheuchte beſſere und wünſchenswertere Bewerber von ihr zurück. Man mußte ihr doch die Augen öffnen — man mußte ſie warnen! Die alte Freundin war die nächſte dazu, dieſe etwas heikle Aufgabe auf ſich zu nehmen, und ſie that es, von aufrichtiger Liebe und Sorge dazu getrieben.

Aber die Chriſtine von ehemals fand ſie nicht mehr, als ſie die Sache vorſichtig zur Sprache brachte. Aus dem ängſtlichen, verſchüchterten Mädchen, das nie einen Überfluß an Selbſtgefühl beſeſſen hatte, und dem in des Lebens Not auch dieſer kleine Reſt noch abhanden gekommen war, hatte ſich ein mutiges, tapferes Weib entwickelt, das entſchloſſen und ſelbſtſicher das Recht der freien Lebenswahl verteidigte.

Man ſuche den Grund, weshalb ſie die Kinder zu ſich genommen, in dem Wunſche, ſich wenigſtens den Dank des Vaters zu erobern, da ſich die Liebe desſelben als unzureichend erwieſen habe? Habe man denn kein Verſtändnis für den beſſeren und näher liegenden Grund, zweien verlaſſenen, dem Zufalle preisgegebenen Kindern eine liebe Heimſtätte zu geben, und ſie zu glücklichen und nützlichen Menſchen zu erziehen?

„Ich bedauere den, der dieſen Grund nicht verſtehen und nicht gelten laſſen will!“ ſagte ſie, und ihre Augen blitzten und leuchteten, und ihre Wangen glühten.

„Ich verſtehe dich, Kind, vor mir darfſt du dich nicht rechtfertigen,“ ſagte die alte Dame warm.

„Das genügt mir — nach den anderen frage ich nicht!“

„Und doch, laß mich weiter ſprechen! — Haſt du auch bedacht, daß dir vielleicht noch eigne Kinder zu teil werden, und daß du dieſen entziehſt, was du jetzt fremden gewährſt?“

„Ich hatte abgeſchloſſen mit dem Leben — ich hoffte auf nichts mehr — ich wollte auf nichts mehr hoffen! Und nun endlich ſeit Jahren der erſte Glücksſtrahl in mein Leben gefallen iſt, ſoll ich ihn nicht feſthalten, weil es eben nur ein Strahl und nicht das ganze, große, vollkommene Glück iſt! Dieſes iſt — das weißt du — ein für allemal vorbei! Gönne mir, was ich mir gerettet habe, und verlange nichts Unmögliches für mich! Denke daran, was für ein einſames, vergrämtes, unglückliches Weſen ich war, ehe dieſe Kinder mein wurden, und ſieh mich jetzt an! Hier ſtehe ich vor dir, ein zufriedenes, mit ſeinem Schickſal ausgeſöhntes Menſchenkind, das Luſt am Leben hat, weil es weiß, wofür es lebt. — Sei gut! ſtöre mir mein ſchwer errungenes Glück nicht!“

Die alte Frau war entwaffnet. Wenn dieſes arme Kind mit dieſem Tröpſchen Glück, das andere für eine drückende Laſt halten würden, ſich beſcheiden wollte — wer hatte ein Recht, es ihr zu verweigern? Arme Chriſtine! Was andere ſich um jeden Preis vom Halſe geſchafft hätten — ſie nahm es in ihr Haus und Herz auf! Und ſo arm war ihr Leben geweſen, daß ſie es für ein unſchätzbares Gut betrachtete — als eine Wohlthat, für die ſie nicht dankbar genug ſein konnte! — Die alte Freundin wiſchte verſtohlen ein paar Thränen aus den Augen. Als ſie Abſchied nehmend vor Chriſtine ſtand, legte ſie ihr die Hände auf die Schultern und blickte ſie eindringlich an.

„Ich möchte dein ferneres Leben vor Täuſchung und Schmerz bewahren,“ ſagte ſie liebevoll, „dazu iſt nötig, daß du vor allen Dingen über deine eignen Empfindungen klar biſt. Deshalb prüfe dich ſelbſt, Kind, wäge deine Wünſche und Hoffnungen — betrüge dich nicht ſelbſt, indem du dich etwa für freier und ſtärker hältſt, als du biſt.“ Sie ging — Chriſtine blickte ihr mit großen Augen nach.

Alſo auch ſie hegte im Grunde ihres Herzens die Befürchtung, daß ſie nicht um des guten Werkes willen, ſondern aus ſchwacher, thörichter Liebe zu jenem Manne ſeinen Kindern eine Heimat gegeben! Sie ſtand ein paar Minuten ſtill, auf die Stimme lauſchend, die da innen auf ihre ernſte Frage antwortete.

Nein! Das war vorbei, auf immer vorbei! Die Sehnſucht ihres Herzens war geſtillt, mit ſeinen ſtärkſten und zarteſten Trieben hatte es ſich um jene beiden teuren Weſen gerankt. An dieſen Schwachen hatte es ſich aufgerichtet und eine Stütze gefunden, an ihrer Hilfloſigkeit war es ſtark geworden — ſie füllten es aus, völlig und ganz, daß es nichts anderes mehr begehrte! — Jene Saite des Frauenherzens, die er einſt erbeben gemacht, war unter ſeiner Hand zerriſſen — ſie gab keinen Klang mehr. Einzig die Mutterliebe war übrig geblieben, die ſtarke, ſchöne, große Mutterliebe, das ſelbſtloſeſte, reinſte Gefühl, das je das Herz eines Weibes ſchlagen gemacht hat!

Ein Lächeln ſtahl ſich bei dieſem Gedanken über ihr Geſicht. Sie, die alte Jungfer, Mutterliebe! — O wie würden jene lieben Nachbarn, deren dreiſte Augen durch die Glaswände ihres Hauſes ſchauten, ſpöttiſch und höhniſch lächeln über dieſes Wort! Aber Gott ſei Dank, die Zeiten ſind vorüber, wo ſie den Hohn und das Mitleid der Welt fürchtete — wer ein ſicheres Glück im Herzen hat, tritt auch nach außen ſicher und feſt den Böswilligen entgegen.

Und gibt denn das Blut allein das Recht auf den Namen: Mutter? Wer verdient dieſen Namen mehr, jene Frau, die den Kindern zwar das Leben gegeben, der aber der Mut gefehlt hat, für ſie Arbeit, Not und Entbehrung auf ſich zu nehmen, oder ſie, durch die ihnen alles wird, was ſie brauchen: Liebe, Sorge, Pflege und Nahrung für Leib und Seele? Und hat ſie nicht einem dieſer Kinder wirklich das Leben neu gegeben? Als ſie an jenem Abend ſie ins Haus geführt, da ſchwankte das arme vernachläſſigte und verkommene Leben des kleinen Mädchens auf der haarſcharfen Grenze zwiſchen Sein und Nichtſein und neigte ſich ſtark der dunklen Seite zu. Und jetzt war es erblüht wie ein Blümchen, das lange im Schatten geſtanden, und das eine milde Hand endlich in die Sonne geſtellt. Wie ſchön war das Kind geworden, wie hatten ſich die feinen Glieder gerundet! Ja, dieſes Leben gehörte ihr, ihr allein! Das ſollte und durfte ihr niemand rauben!

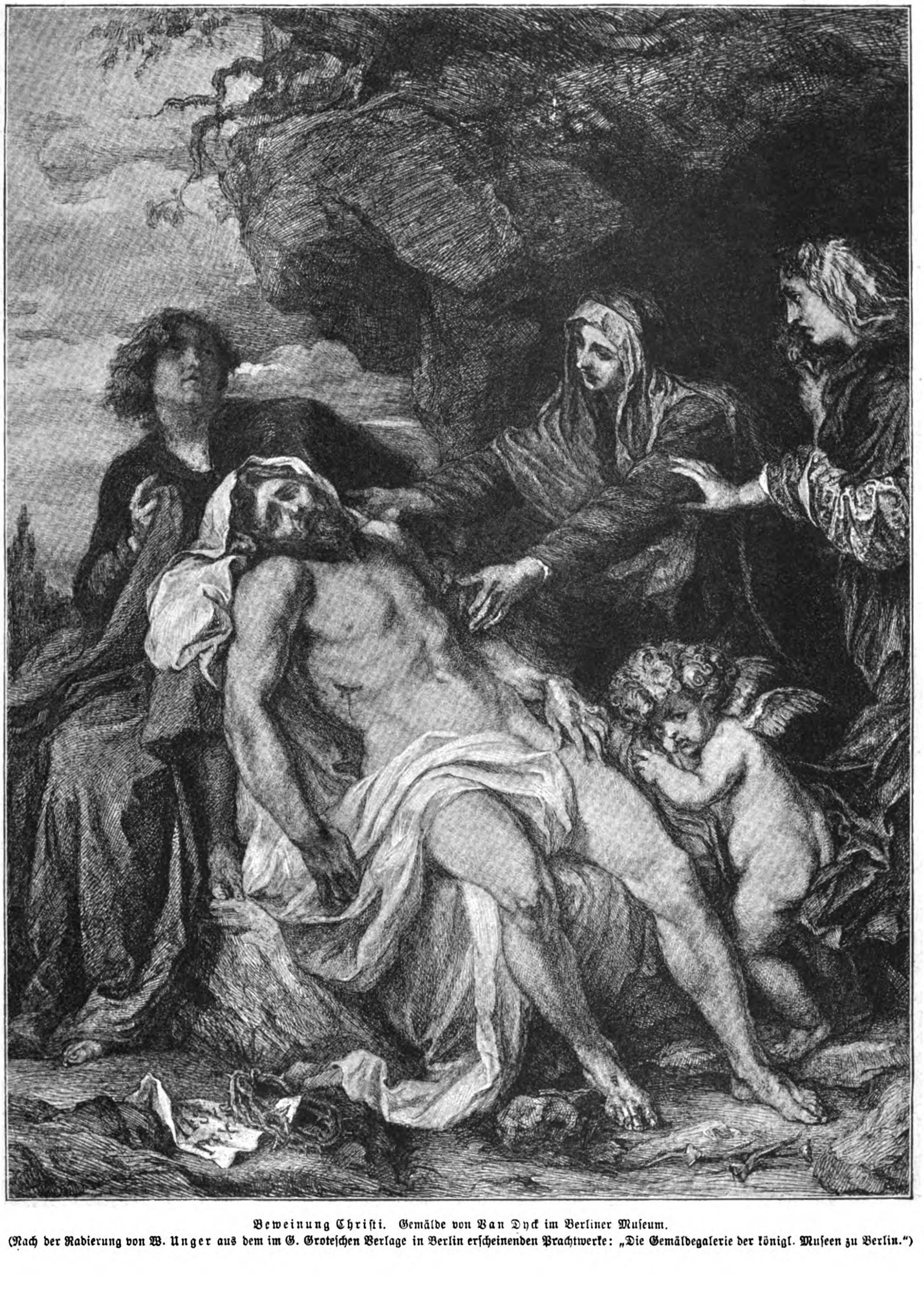
„Auch der Vater nicht?“ — Da war wieder die warnende Stimme, die ſich immer wieder vorwitzig hören ließ und alle ihre frohe Zuverſicht zu ſchanden machen wollte! Sollte ſie denn nie aufatmen dürfen im ſicheren Beſitz — mußte ſie immer fürchten, daß ſie ihr Herz an ein Gut gehängt hatte, das einem anderen gehörte, das ihr von dieſem entriſſen werden konnte!

Nein, nein! Das hat ſie nicht zu fürchten, ſo grauſam kann er nicht ſein! Gerade weil er ſchon einmal ihr Leben zertreten hat, wird er es nicht zum zweitenmal thun! Und was ſollen die Kinder bei ihm, der jahrelang fern iſt, der ihnen keine Heimat ſchaffen kann? Wenn er ſie liebt, wird er ſie ihr laſſen. Was kann er ihnen bieten — ſie aber iſt reich, ſie kann ihre Zukunft ſicher ſtellen. Das muß man ihm zu bedenken geben, wenn er wirklich ſo thöricht ſein ſollte, die Kleinen an ſein unſicheres Daſein knüpfen zu wollen. — Und obgleich ſie im Hinblick auf dieſe opferwillige Vaterliebe Beruhigung für ſich ſelbſt ſchöpft, ſo liegt in dieſen Gedanken und Erwägungen doch etwas, das ihr das Herz zuſammenkrampft und einen Stachel in ihrem Gewiſſen zurückläßt. „Seine Vaterliebe anrufen, um ihn zu berauben!“

Sie legt die Hand über die Augen und bleibt ein paar Augenblicke mitten im Zimmer ſtehen. Dann tritt ſie an ihren Schreibtiſch und nimmt aus einem Fache einen Brief heraus. Es iſt der, welchen der einſame Mann an jenem Abend auf der Reede von Vliſſingen an ſein Kind geſchrieben, ſchlichte Worte, aber wie rührend in ihrer Einfachheit und Herzenswärme! Ihr iſt der Brief durch Vermittelung des Herrn Horwitz zugegangen, ſie hat ihn den Kindern, wie ihre Pflicht war, vorgeleſen und ihrem Verſtändnis angepaßt. Aber öfter noch hat ſie ihn vorgenommen, wenn ſie allein war, und jedesmal hat, wie eben jetzt, das Blatt in ihrer Hand geſchwankt, und die Schrift iſt vor ihrem Blick unſicher geworden. Das iſt Mitleid, herzliches, warmes Mitleid, wie ſie es auch für den Fremdeſten empfinden würde, der fern von ſeinem Liebſten in Sorge und Sehnſucht lebt — weiter iſt es nichts, alles andere iſt tot, für immer tot! — Sie ſchüttelt gewaltſam ihre Gedanken ab und tritt ans Fenſter. Es iſt Abend geworden, drunten liegt der Garten im Schein der untergehenden Sonne. Sie ſtößt das Fenſter auf und atmet in vollen Zügen die milde, von Blütenduft beſchwerte Luft, die ihr entgegenflutet. Und mit dem lauen Lufthauch dringen zugleich helle Kinderſtimmen herein, die unter ihrem Fenſter plaudern und lachen. Da ſitzt auf einem niedrigen Bänkchen ihre alte Johanna, und vor ihr, beide Ärmchen auf ihren Schoß geſtützt, das Geſichtchen ernſthaft emporgerichtet, die Augen weit offen, ſteht Klein-Elſchen und lauſcht andächtig der wunderbaren Mär von dem gehorſamen und dem ungehorſamen Lämmchen und dem böſen Wolf, das die Alte noch von Chriſtinens Kinderzeiten her aus ihrer Erinnerung hervorgeſucht hat. Das kleine zierliche Ding korrigiert lachend und jauchzend die alte Erzählerin, wenn ſich dieſe im Verlaufe der Fabel eine kleine Abänderung geſtattet, und am Schluſſe läßt es die gewöhnliche Nutzanwendung: „Andermal attig ſein, klein Lamm!“ hören. Und dann kommt auf ſeinem Steckenpferd ein ſtolzer Reiter den Gang herab. Wie groß für ſein Alter, wie ſchön und ſtark der Knabe iſt! Für dieſe Kinder iſt Chriſtine eitel geworden, was ſie für ſich ſelbſt nie geweſen iſt. Sie pflegt und hält ſie wie ihre Blumen, ſo zierlich und ſauber. Und welches Glück iſt es ihr, für ſie zu arbeiten! Sie denkt ganz ernſthaft darüber nach, welche Farben die kleidſamſten für ſie ſind — ſie läßt ſie von keiner fremden, liebloſen Hand berühren, ſie, allein ſie, hat das Recht ihnen alles in allem zu ſein!

Es iſt kühl draußen geworden, und ſie kommen herauf aus dem Garten, alle Hände voll Blumen, tauſend wunderbare Erlebniſſe auf den Lippen. Und dann hebt ein großes Berichten an, das zum größten Teil nur aus unartikulierten Tönen, aus lebhaften kleinen Geſten, ja ſelbſt nur aus einem Spitzen der roten Lippen oder einem Blicke beſteht. Aber ſie verſteht alles und nie hat ihr eine Unterhaltung mehr Freude gemacht. Sie lacht mit den Kindern, ſie hört ihnen zu, ſie hilft ein, wo Worte fehlen. Glückliche Chriſtine! Sie iſt nicht mehr einſam, nicht mehr verlaſſen! Sie kann und mag an ein mögliches Ende dieſes Glückes nicht denken, ſie will das Bild des einſamen Mannes auf fernen Meeren von ſich weiſen — Und doch, und doch! — kann ſie es, darf ſie es?

Er iſt der Vater, ſie darf ſeine Erinnerung in den Kinderherzen nicht verlöſchen laſſen, es iſt ihre Pflicht, ihm ihre kindliche Liebe zu erhalten. Abends muß ſie die kleinen Hände der Kinder ineinander falten und ihnen die Worte des Gebets vorſagen, die um ſein Leben, ſeine glückliche Wiederkehr flehen. Wenn draußen der Sturm an den Bäumen rüttelt und die Wellen hoch auf den Strand wirft, erzählt ſie den aufhorchenden kleinen Geſchöpfen von ihm, der am Steuer ſteht und mit ſicherer Hand das Schiff durch Sturm und Wogen lenkt. Immer ſchwebt ſein Name auf den Lippen der Kleinen, immer iſt er ihnen gegenwärtig. „Das iſt Gerechtigkeit, das iſt meine Pflicht!“ ſagt ſie. „Er ſoll einſt bei ſeiner Rückkehr nicht glauben, ich hätte ihm die Liebe ſeiner Kinder aus kleinlichem Rachegefühl geraubt. Ich gebe ihm, was



Beweinung Chriſti. Gemälde von Van Dyck im Berliner Muſeum.
(Nach der Radierung von W. Unger aus dem im G. Groteſchen Verlage in Berlin erſcheinenden Prachtwerke: „Die Gemäldegalerie der königl. Muſeen zu Berlin.“)

ich ihm ſchulde, nichts mehr! Alles andere iſt tot und begraben!“

---

Faſt drei Jahre ſind vergangen. Weihnachten iſt’s — zum drittenmal jährt ſich das Feſt, ſeildem ein nie endender Sommer in Chriſtinens Haus und in ihr Herz eingekehrt iſt. Draußen hat heute mit dem 24. Dezember der Winter begonnen, in großen Flocken fällt ruhig und ſtetig der erſte Schnee vom grauen Himmel herab und hüllt die Welt in eine weiße undurchſichtige Dämmerung. Drinnen aber in den Häuſern des Städtchens iſt’s feiertägig behaglich, alle Stuben, auch die guten, welche die ſparſamen Hausfrauen ſonſt ſtreng abzuſperren pflegen, ſind geöffnet, große Holzſcheite brennen in den Öfen und verbreiten milde Wärme, und das ganze Haus vom Dache bis zum Keller herab iſt von dem Geruche des friſchgebackenen Feſtkuchens und von dem Dufte der Äpfel und Tannen durchzogen. Es iſt um die Stunde, wo in gut geleiteten Häuſern die Vorbereitungen zum größten Teil ſchon beendet ſind: etwa vier Uhr nachmittags. Nach der Unraſt des Tages fängt an Ruhe einzukehren — das Chaos beginnt ſich in Harmonie aufzulöſen. Inmitten des mit weißem feinen Damaſt behangenen Tiſches prangt der grüne Baum, deſſen ſchlanke, bis zur Zimmerdecke emporragende Spitze den Weihnachtsengel trägt. Alle Äſte und Äſtchen beugen ſich unter der Laſt ſüßer Herrlichkeiten, überall blinkt es von Goldſchaum und Silberzindeln, überall unter dem Grün ſchauen bunte Wachskerzen hervor und harren des großen Augenblickes der Erfüllung. Und alle Herzen und Hände thun ſich auf, Freuden zu ſpenden und Gaben auszuteilen. — In dieſer Stunde ſchlingt ſich das Band der Liebe feſter und inniger um Blutsverwandte und Freunde — in dieſer Stunde iſt der Ungeliebte, Einſame doppelt einſam und allein.

Es fängt an zu dämmern. Immer noch fällt der Schnee und breitet eine weiche dicke Decke über die Erde. Die Straßen ſind menſchenleer, alles Leben hat ſich in die Häuſer zurückgezogen. Nur hin und wieder ſchlüpft eine Geſtalt vorüber, leiſe und eilig — es iſt die Stunde, wo es nicht nur jedes Familienglied in den lieben Kreis der Seinen zieht, wo auch dem Fernerſtehenden ſich willig und gaſtlich Thür und Thor öffnen — wer heute in keinem Hauſe, unter keinem brennenden Baume erwartet wird, der ſteht in Wahrheit allein.

So mochte es dem Manne gehen, der um dieſe Stunde langſam durch die ſtillen Gaſſen ſchritt, eine hohe, breitſchulterige Geſtalt, mehr kräftig und männlich als elegant gebaut. Er hielt den Kopf geſenkt, die Hände auf den Rücken ineinander gefaltet, und ſchien in tiefe Gedanken verſunken. Den Mittelpunkt der Stadt hatte er hinter ſich gelaſſen und ſich der Gegend genähert, wo ſich links am Waſſer die lange Hafengaſſe hinzieht, und rechts ſich die vornehme Plantagenſtraße abzweigt. Er ſchien mit der Örtlichkeit wohlbekannt zu ſein, denn ohne zu zaudern oder zu fragen verfolgte er ſeinen Weg. In der Plantagenſtraße reihen ſich die Häuſer nicht dicht aneinander, ſie ſtehen vereinzelt, von baumreichen Gärten umgeben, und nur an der rechten Seite des Fahrdammes ziehen ſie ſich hin, zur Linken dehnt ſich die Plantage aus, ein Fichtenhain, zum Schutze gegen die rauhen Seewinde angepflanzt. Der Mann hält ſich an dieſer linken Seite und geht hart an dem niederen Gitterzaun hin, der die Anpflanzung von der Straße trennt. Es ſind Jahre verſtrichen, ſeitdem er dieſen Weg faſt täglich gegangen, aber der Mann hat ein gutes Gedächtnis. Er entſinnt ſich ganz genau, daß hier herum irgendwo ein kleines Pförtchen ſein muß, das von der Straße in das Wäldchen führt. Richtig, da iſt es! Der Schnee hat zwar jeden Vorſprung und jede Latte am Zaune mit einem weichen weißen Flaum überzogen, aber ſeine ſcharfen Augen haben trotz dieſes Hinderniſſes die Stelle erkannt. Das Pförtchen bewegt ſich leiſe knarrend unter ſeiner Hand und er ſteht tief aufatmend unter den Bäumen, die ihre breiten, ſchneebedeckten Äſte tief über ihn hinabſenken. Nun nur noch etwa hundert Schritte vorwärts, dann iſt er an Ort und Stelle. Da, dem wohlbekannten Hauſe gegenüber, hat vor Jahren eine Bank unter einer alten breitäſtigen Kiefer geſtanden. Er hat in ſchönen Sommernächten oft auf jener Bank geſeſſen und zu einem Fenſter jenes Hauſes emporgeſehen. Es treibt ihn auch jetzt dahin. Er geht vorwärts mit dem dumpfen Gefühl, daß es anders — o, wie anders! — geworden iſt, ſeit damals. Damals hatten drüben in den Gärten die Nachtigallen geſchlagen, ein lauer, warmer Hauch hatte ihn umfächelt. Jetzt wehten ihm Schneeflocken entgegen und ſein Fuß verſank tief in feuchtes, ſchneebedecktes Moos. „So paßt es beſſer für mich,“ murmelt der Mann. Da iſt das Bänkchen — ja, es ſteht noch an derſelben Stelle, gerade der ſtattlichen Freitreppe gegenüber, und dort jenes Bogenfenſter im Erker oben war einſt der Zielpunkt ſeiner Blicke geweſen. Er hat mit ſeinem Taſchentuche den Schnee von der Bank geklopft und ſetzt ſich nieder. Er ſtarrt eine Zeitlang mit großen heißen Augen auf das Haus drüben hin, dann ſinkt ihm das Haupt auf die Bruſt, und er ſitzt lange Zeit unbeweglich. Wann hat er doch zum letztenmal dieſen Platz hier eingenommen? War es nicht in jener Nacht geweſen, als jene Frau — ſeine Frau — zu ihm gekommen war, ſich in ſeine Arme geworfen und triumphierend gerufen hatte: „Nun hat alle Heimlichkeit ein Ende, nun weiß ſie und die ganze Stadt, daß du mein biſt — daß wir beide zuſammengehören!“ — Es hatte ſie verletzt, daß er ihre Freude nicht teilen konnte, immer hatte die Frage auf ſeinen Lippen geſchwebt: „Wie hat ſie es ertragen? — Es iſt ſchlimmer, viel ſchlimmer als Mord, was wir ihr gethan.“ Dann hatte er ſich aus ihren Armen befreit und war in die Nacht hinaus geflüchtet. — Und dann hatte er hier auf dieſer Bank geſeſſen und mit angſtvollem Herzen hinübergeſchaut nach den Lichtern, die ſich unruhig hinter den Fenſtern bewegten, nach den Geſtalten, die dort oben hin und her eilten. Dann war der Arzt gekommen, und gegen Morgen noch ein zweiter. Da, in der furchtbaren Angſt um ihr Leben, war es ihm deutlich geworden: du liebſt nur ſie, allein ſie, und du haſt ſie verloren, unwiederbringlich verloren! — In jener Nacht, als er hier Stunde um Stunde in bangem Harren geſeſſen, hatte er alles begraben, was dem Leben Wert verleiht: Jugend, Frohſinn, Zuverſicht und — Selbſtachtung!

Ein helles Kinderlachen machte ihn plötzlich aus ſeinem Brüten auffahren. Drüben in einem der Fenſter des hohen Erdgeſchoſſes hatte ſich eine Scheibe geöffnet. Ein paar Kinderhände griffen hinaus nach den tanzenden Schneeflocken, und zwei eng aneinander gedrückte Kinderköpfchen blickten hinauf in das wogende Chaos.

„Schmetterlinge! überall weiße Schmetterlinge!“ jauchzte ein Stimmchen. Und dann tauchte hinter den Kinderköpfchen noch ein drittes Haupt empor. Der Mann regte ſich nicht, aber ſeine ganze Seele trat in ſeine Augen. Er ſah, wie der liebliche Frauenkopf ſich zu den Kindern niederbeugte, wie die kleinen Hände ſich mühten, die eingefangenen Schneeflocken ihm ins braune ſeidene Haar zu drücken, wie er ſich wehrte und ſich raſch und lebhaft vorwärts und rückwärts bog. Und dann lachten alle drei — wie glücklich und luſtig dieſes Lachen zu ihm herüberklang! Er ſtarrte mit heißen Augen hinüber — er konnte ſich an dem lieblichen Bilde nicht ſatt ſehen. Die drei waren ſich genug, das ſah er. Ein Vierter hatte neben ihnen nicht Raum! Ein unausſprechlich bitteres Schmerzgefühl durchzitterte ihn. Da klang drüben das Fenſter, die Scheibe hatte ſich geſchloſſen, und eine weiße Rollgardine ſank langſam herab. — Er war ausgeſchloſſen aus jenem Himmel — wie ein Leichentuch fiel der Schnee immer dichter und dichter herab und hüllte ihn ein, und immer troſtloſer und hoffnungsloſer wurde es im Herzen des einſamen Mannes. Drüben hinter den weiß verhangenen Fenſtern wurde es hell — ein Licht nach dem anderen blitzte auf: der Baum wird angezündet. In der Fremde, fern von der Heimat, hat er es ſich ſo ſchön gedacht, mit ſeinen Kindern unter dem heimatlichen Tannenbaume zu ſtehen. Er hat auch an Geſchenke für ſie gedacht und die tiefen Taſchen ſeines Überziehers damit gefüllt. Aber jetzt iſt ihm die Erkenntnis gekommen: ſie brauchen ihn nicht. Der fremde, traurige Mann würde ſie in ihrer Freude nur ſtören. — Horch, iſt das nicht Kinderjubel, das durch die Stille zu ihm herüberſchallt? Die Beſcherung muß nun in vollem Gange ſein, heller Lichtſchein fällt auf die beſchneite Straße. Er blickt mit verlangenden Augen nach den Fenſtern, hinter welchen das Liebſte weilt, das er hat. „Ich will warten, bis die Lichter verlöſcht ſind — auch ihr bin ich ſchuldig, ſie in ihrer Weihnachtsfreude nicht zu ſtören,“ murmelt er. Er ſitzt zuſammengeſunken unter den beſchneiten Tannen und wartet — wartet.

Der Weihnachtsjubel iſt verrauſcht, ein Licht nach dem anderen am Baume verlöſcht, nach dem lauten Freudenſturme iſt ruhiges Behagen eingetreten.

Chriſtine hat ſich ermüdet in einen Stuhl ſinken laſſen, ſie ſieht gedankenvoll den Kindern zu, die alle Herrlichkeiten des Aufbaues immer wieder von neuem bewundern. Sie iſt etwas enttäuſcht, und wundert ſich doch darüber, daß ſie es iſt. Sie hat ganz in der Stille auf einen Gaſt gerechnet. Schon vor Wochen hat Petterſen durch Herrn Horwitz ihre Einwilligung zu einem Beſuche ſeiner Kinder einholen laſſen.

Ihre Einwilligung! Als ob ſie ein Recht hätte, ihn von ſeinen Kindern fernzuhalten, oder als ob ſie es auch nur wünſchen könnte! Sie gönnte ihm das Wiederſehen ſeiner Kinder von Herzen! Sie wollte ihm die Sache erleichtern, ſoviel ſie konnte, wollte ihm ruhig und freundlich entgegengehen und ihm die Hand reichen, ſo etwa, wie ſie jeden fremden Gaſt in ihrem Hauſe empfangen würde. Gleich bei dieſem erſten Wiederſehen mußte ſie die Stellung einnehmen, die ſie ihm gegenüber fortan wünſchte: Würde, Ruhe und Höflichkeit! — Kein Anklang an die Vergangenheit durfte die höfliche Gleichgültigkeit ſtören — ſo, nur ſo, konnte und durfte es ſein. Sie hoffte, daß auch er — ſie fuhr plötzlich zuſammen. Die Hausglocke hatte draußen angeſchlagen. Sie ſtand raſch auf, ihr Atem ging gepreßt: die ruhige Gleichgültigkeit ließ ſich doch ſchwerer bewahren, als ſie gedacht.

Jenny ſteckte den Kopf zur Thüre hinein. Ein Herr ſei draußen und frage, ob das Fräulein ihn empfangen möchte?

„Iſt's Herr Petterſen, Jenny?“

Wie ſeltſam gepreßt dieſe Frage klang! Wenn ſie nicht gewußt hätte, daß ſie ſelbſt dieſe Worte geſprochen, ſie würde ihre eigne Stimme nicht erkannt haben.

„Ich glaube, das war der Name, den der Herr nannte.“

Chriſtine will dem Kommenden entgegengehen. Sie hat ſich auf dieſes Wiederſehen gefaßt gemacht und ſich ein paar harmloſe Worte zurecht gelegt, mit denen ſie ihn empfangen will. Aber die ganze kluge kleine Rede iſt plötzlich ihrem Gedächtnis entſchlüpft — ſie weiß nichts, als daß ſie ihm in der nächſten Minute gegenüberſtehen wird. Sie fühlt, wie ihre Glieder ihr den Dienſt zu verſagen drohen — ſie muß hinter dem Tiſche ſtehen bleiben — ſie muß ſich mit beiden Händen darauf ſtützen, um nicht in die Kniee zu ſinken.

Da geht die Thür auf, und er tritt über die Schwelle. Einen Augenblick dreht ſich mit ihr alles im Kreiſe — dann atmet ſie erleichtert auf: ihr iſt durch die Kinder Hilfe gekommen. Die beiden Kleinen, die auf dem Teppich kauernd ſich bisher lebhaft mit ihrem Spielzeug beſchäftigt haben, ſind durch den Eintritt des fremden Mannes darin geſtört worden. (Schluß folgt.)

## Franz Lachner.

Von Ferdinand Pfohl. (Abdruck verboten.)

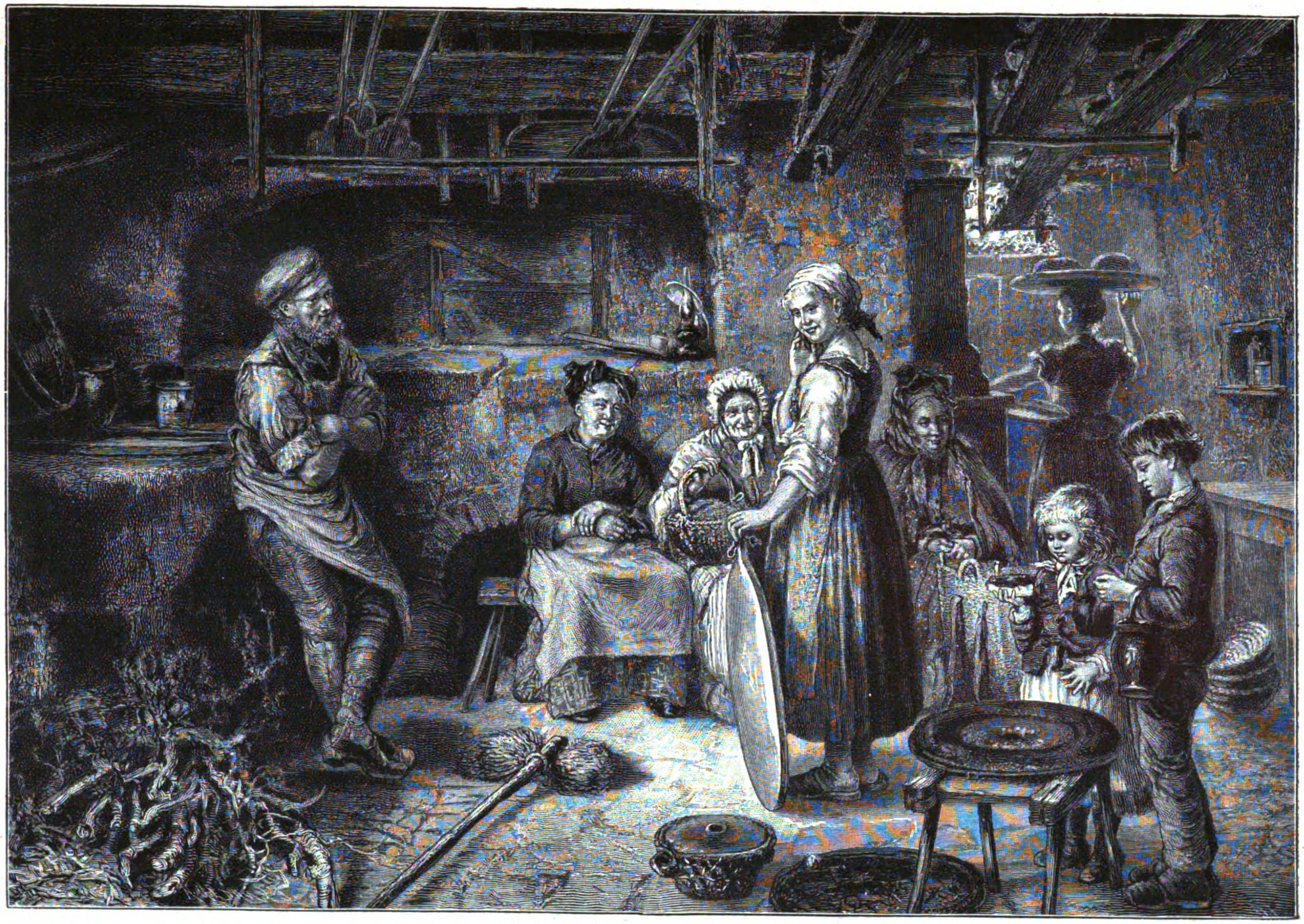
Franz Lachner, einer der hervorragendſten Tonkünſtler der Gegenwart, iſt am 20. Januar in München geſtorben; mit ihm iſt der letzte Zeuge einer der glanzvollſten Perioden deutſcher Kunſt ins Grab geſunken, die letzte Säule der Klaſſizität geborſten! War es ihm doch vergönnt geweſen, dem Titanen Beethoven ins Auge zu blicken, durfte er doch der innigſten Freundſchaft pflegen mit Franz Schubert, dieſem herrlichen Vollender des deutſchen Liedes. Franz Lachner ſtammt aus Bayern; in Rain, einem kleinen Städtchen am Lech, das dadurch eine gewiſſe hiſtoriſche Bedeutung gewann, daß 1632 Tilly in ſeiner Nähe auf den Tod verwundet wurde, wurde Franz als Erſtling einer zahlreichen Familie am 2. April des Jahres 1804 geboren. Sein Vater war ein geſchickter Organiſt und ein Mann von ſtrengem, ſittlichen Charakter und ernſthafteſter Auffaſſung des Lebens. Der alte Lachner verſchloß ſein Haus nicht der Gnade des Tones; es wurde fleißig muſiziert und dadurch das muſikaliſche Talent des Knaben um ſo eher gefördert, da ein, wenn auch nur mit primitivſten Mitteln gegebener aber doch befruchtender theoretiſcher Unterricht den praktiſchen Übungen ſich zugeſellte. Die Art und Weiſe, wie der alte Lachner ſeinen Knaben — dem Franz waren unterdeſſen noch ein Ignaz und ein Vinzenz gefolgt — die Noten beibrachte, iſt höchſt originell: an der Wand wurde ein Kohlenſtrich gezogen, darauf eine Note geſetzt, die den Jungens als e bezeichnet ward; tags darauf kam ein zweiter Kohlenſtrich hinzu: die darauf gezeichnete Note wurde g genannt; und ſo ging es fort und die Kraft dieſes Anſchauungsunterrichtes bewirkte, daß die Knaben ſehr bald die Notenſchrift beherrſchten. Daneben ſpielten ſie fleißig Orgel und Violine. Obwohl ſich nun die muſikaliſche Begabung des kleinen Franz mit den unzweideutigſten Anzeichen verkündete, war der Vater dennoch willens, ſeinem Sohne die Dornen und Enttäuſchungen einer in ihrem Ausgange höchſt problematiſchen Künſtlerlaufbahn zu erſparen; Franz ſollte Beamter oder Geiſtlicher werden. Und ſo kam er als Gymnaſialſchüler in das königliche Inſtitut nach Neuburg an der Donau, wo er ſich zu dem ſpäteren Univerſitätsſtudium vorzubereiten hatte. Aber die lateiniſche Grammatik und der Lehrſatz des Pythagoras machten dem Schüler wohl keine allzugroße Freude, zumal durch die zahlreichen muſikaliſchen Aufführungen, welche das Gymnaſium veranſtaltete, die Seele des Knaben in Muſik ſich berauſchen durfte. Franz genoß im beſonderen Maße die Sympathie des Profeſſors Eiſenhofer, eines Mannes, deſſen vierſtimmige Männerchöre zu jener Zeit viel geſungen wurden und der, als er das große muſikaliſche Talent ſeines Schützlings erkannte, weit davon entfernt, durch eine mit drakoniſcher Strenge angewandte Schuldisziplin die künſtleriſchen Neigungen und Beſtrebungen Lachners zu bekämpfen und zu dämpfen, ſich vielmehr des jungen Komponiſten annahm und das Talent des Organiſtenſohnes auf das kräftigſte förderte. Lachner ſchrieb damals als Schüler zahlreiche Kantaten, Ouverturen, Konzertſtücke und glänzte daneben als tüchtiger Virtuoſe auf dem Klavier und dem Violoncello. So gingen vier Jahre ins Land, als der Vater in voller Mannesblüte einem Nervenfieber zum Opfer fiel. Der Wunſch, Muſiker zu werden, erwachte, nachdem er der väterlichen Autorität gegenüber ſich nicht geltend zu machen gewagt hatte, in der Bruſt des jungen Franz mit größtem Ungeſtüm; vergeblich bat den Enthuſiaſten die treu ſorgende Mutter, die ſichere zu Amt und Ehren führende Bahn des Brotſtudiums nicht zu verlaſſen; der Inſtinkt, die treibende Kraft eines nach Thaten dürſtenden Talentes war ſtärker als das Mutterwort; Franz verließ das Gymnaſium und pilgerte, einen Schatz von Kompoſitionen mit ſich führend, der Reſidenz München zu; der goldene Optimismus der Jugend erfüllte ihn und ließ ihn eine Zukunft voll Glanz und Wonne erſchauen; Luftſchlöſſer und lockende Träume ſtiegen vor ſeiner Phantaſie empor! Wie bitter aber fand ſich Franz enttäuſcht: ſeine Kompoſitionen, die er in kindlicher Unerfahrenheit mit Gold aufgewogen wähnte, wurden von den Verlegern nicht eines Blickes gewürdigt; die Unterrichtsſtunden waren knapp, das Honorar von fünf Kreuzern für die Stunde mager für einen geſunden Magen, mager für gute Zähne; die Not klopfte mit ihren dürren Fingern an die Stubenthüre des jungen

Komponiſten; Entbehrungen, Enttäuſchungen auf der ganzen Linie. Franz hätte verhungern müſſen, wenn ein junger Mann, der etwas gelernt hat und Mut zur Arbeit beſitzt, ſo leicht umzubringen wäre. Nachdem er im Orcheſter eines Vorſtadttheaters durch zwei Jahre gegeigt hatte, wodurch ihm wenigſtens die Notdurft des Lebens gewährleiſtet war, kehrte er der Hauptſtadt ſeines Vaterlandes den Rücken und der aufgehenden Sonne entgegen fuhr er auf einem Donaufloß ſtromabwärts nach Wien; um ſich das Fahrgeld zu erſparen, ruderte er tüchtig mit. Der Übertritt auf öſterreichiſches Gebiet vollzog ſich indeſſen nicht ſo glatt, als Lachner das erwartet hatte; da er ein kleines Quantum bayriſchen Rauchtabak bei ſich führte und ſeine Begriffe von der Bedeutung der Schutzzölle jedenfalls ziemlich dunkel waren, mußte er ſich wegen Zolldefraudation verantworten; bei dieſer Gelegenheit verlor er etwa die Hälfte ſeiner ſauer erworbenen Spargroſchen. Das war im Jahre 1822; ſein Vertrauen zu ſich und ſeiner Kunſt ließ ihn das unliebſame Abenteuer bald verſchmerzen. In Wien angelangt, mutterſeelenallein in einer großen Stadt, ohne genügende Geldmittel, ohne Freund, ohne Empfehlungsbriefe, die ſeine Lage hätten beſſern können — Lachner beſaß nur ein Empfehlungsſchreiben und das war an einen — Kommis gerichtet —, ſo gänzlich iſoliert, der Mittelpunkt eines von drohenden Wolken verdüſterten Horizontes, wie mögen da bange Sorgen in der Bruſt des Jünglings ſich eingeniſtet haben! Er ſaß am erſten Abende ſeines Wiener Aufenthaltes eingeſchüchtert, zweifelnd, unruhig ſeine Lage erwägend im Kaffeehauſe und ließ ſeine Blicke in den Wiener Tagesblättern herumirren. Da ſprang ihm plötzlich eine Anzeige in die Augen, die ſeiner Lebensenergie einen mächtigen Anſtoß gab. Er las: „Die Konkurrenz- und Aufnahmsprüfung für die erledigte Stelle eines Organiſten an der hieſigen proteſtantiſchen Kirche findet morgen ſtatt, allenfallſige Mitbewerber haben ſich bei der unterfertigten Kirchenverwaltung zu melden.“ Lachners Entſchluß war gefaßt; er hatte nichts zu verlieren, wohl aber alles zu gewinnen. Warum ſollte er ſich nicht den „allenfallſigen Bewerbern“ anſchließen dürfen? Er ſtand alſo auf, legte ſich, der vordem traurig war, ſeelenvergnügt in ſein Bett und ſchlief ſo feſt und ſiegesgewiß wie Cäſar vor der Schlacht. Als er am nächſten Tage auf dem Plane erſchien, fand er ſchon 29 Mitbewerber vor; er kam als der letzte, als der 30. zum Spielen und ſeiner ausgezeichneten muſikaliſchen Begabung und ſeiner hervorragenden Kunſtfertigkeit hatte er es zu danken, daß das Optime ſämtlicher Beurteiler, in deren Reihen ſich u. a. der vortreffliche Abbé Stadler, ein Freund Beethovens, befand, auf ihn fiel. Damit war das Glück des jungen Künſtlers gemacht. Seine Anſtellung erfolgte, die ihn aller Sorgen um die äußeren Bedingungen des Daſeins enthob. Das Wohlwollen Stadlers erſchloß dem jungen Manne die künſtleriſche Geſellſchaft der Kaiſerſtadt: der berühmte Kontrapunktiker, der gelehrte Sechler, von deſſen theoretiſcher Gelehrſamkeit Lachner manchen Nutzen zog, der jugendliche, gottbegnadete Schubert und endlich der Gewaltige ſelbſt, der mit ſeinem Kopfesnicken den deutſchen Olymp erbeben machte, der große Beethoven, den ſeine vorgeſchrittene Harthörigkeit damals ſchon ſehr ſchwer zugänglich gemacht hatte, waren die Freunde und Gönner des mit Rieſenſchritten ſeinen Idealen zueilenden Organiſten. Beethoven ſprach ſich über das Talent Lachners mit warm anerkennenden Worten aus. Außerdem waren Grillparzer, Nic. Lenau, Anaſtaſius Grün, der Philoſoph Feuchtersleben und der berühmte Maler Moritz Schwind die Ritter vom Geiſte, in deren Umgang Lachner die Einſeitigkeit des in ſeinen Idealen aufgehenden Muſikers mit der Vielſeitigkeit einer auf alle Kulturgebiete ſich erſtreckenden Anteilnahme vertauſchte. Im Jahre 1826 lernte ihn Düport, der Direktor des bekannten, ehemals berühmten Kärntnerthor-Theaters kennen, der in Lachner ein Dirigentengenie erkannte. „Mein lieber Franz,“ ſprach der ſcharfblickende Mann zu ihm, „du mußt werden Maestro di capella; nicht auf der Orgel iſt dein Platz, ſondern im Orcheſter.“ Und Lachner überlegte nicht lange: er vertauſchte die Orgelbank mit dem Dirigentenplatz und ſah ſich plötzlich an den Ort geſtellt, auf dem ſein Talent zur vollſten Blüte ſich entfalten ſollte. Er wurde unter dem freundſchaftlichen Schutze Weigls, des Komponiſten der allbekannten „Schweizerfamilie,“ ein ganz ausgezeichneter Dirigent; nach Weigls Abgang wurde Lachner erſter Kapellmeiſter, neben ihm wirkte als ſein Nachfolger in der Stelle eines zweiten Kapellmeiſters Konradin Kreutzer, deſſen Oper „das Nachtlager von Granada“ noch heute im Spielplan unſerer Opernbühnen ſich als lebensfähiges Werk erhalten hat.

Der Komponiſt Franz Lachner. †

In dieſer Zeit ſeiner Wiener Kapellmeiſterei, alſo in den Jahren 1828—34, entwickelte Lachner auch eine umfangreiche und vielſeitige Thätigkeit als Komponiſt. Symphoniſche, epiſch-lyriſche und dramatiſche Werke entſtanden in raſcher Aufeinanderfolge. So komponierte Lachner Bauernfelds Oratorium „Moſes“ und desſelben Dichters Kantate „Die vier Menſchenalter;“ in der Liederkompoſition wetteiferte er mit dem freilich unerreichbaren Franz Schubert; doch haben einige ſeiner lyriſchen Stücke, wie das „Waldvöglein“ (mit Waldhornbegleitung), „Bewußtſein,“ „Nachts

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Oſterkuchen. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

in der Kajüte“ u. a. durch die Schönheit ihrer melodiſchen Geſtaltung ſowie die gewählte, vornehme harmoniſche Einkleidung lebhaften Beifall und weiteſte Verbreitung gefunden. Auch zahlreiche Kammermuſikwerke, darunter Stücke von höchſt eigenartiger Inſtrumentation, ſchrieb Lachner in jener Zeit; eine Serenade für vier Celli, eine Elegie für fünf Celli, mehrere Quintette für Blasinſtrumente, Quartette und Quintette für Streichinſtrumente, Trios, mehrere Sonaten, Soloſtücke von Klavier, Meſſen, Kompoſition für Männerchor und ſelbſt eine große Oper „Die Bürgſchaft,“ welche in Peſt zur Aufführung gelangte, ſind die Zeugen ſeiner Kompoſitionsthätigkeit, die ihm die höchſte Achtung ſeiner Kunſtgenoſſen und den Beifall der leicht begeiſterten Wiener eintrug. Obwohl ſich nun Lachner in Wien außerordentlich wohl fühlte und ſogar ſein eignes Wigwam in der Kaiſerſtadt an der blauen Donau aufgeſchlagen hatte, ſo dachte er doch daran, dem Volke der Phäaken Lebewohl zu ſagen. Es zog ihn in die Heimat, wenigſtens in die Nähe der Heimat, und ſo finden wir Lachner 1839 in Mannheim wieder, wo er die Leitung der dortigen, in Verfall geratenen Opernbühne mit ſolcher lebhafter Anteilnahme an dem künſtleriſchen Rufe des Inſtitutes in die Hände nahm, daß ein neuer Frühling für die Kunſt in Mannheim anbrach. Und in jene Zeit des Mannheimer Aufenthaltes fällt eine Thatſache, die Lachner mit einem Schlage zu einer in ganz Deutſchland gewürdigten Berühmtheit machte: Lachner erhielt für ſeine Symphonia appassionata den erſten Preis, welchen die Leitung der Concerts spirituels in Wien für die beſte Symphonie ausgeſetzt hatte. Die Symphonie, die, wie die meiſten preisgekrönten Werke, vorzeitig in Vergeſſenheit geriet, hatte damals das Glück, von Schumann in ziemlich ſchonungsloſer Weiſe angegriffen zu werden. Schumann nannte ſie „ſtillos, aus Deutſch, Italieniſch und Franzöſiſch zuſammengeſetzt,“ wirft ihr „langweilige Schwächen und Öde“ vor und beklagt ſich über den Mangel an Humor. (Vgl. Schumann, Geſammelte Schriften I, 136 f.). Die Zeit hat dieſer Kritik Schumanns, ſo ſehr ihr auch die Freunde Lachners Widerpart boten, recht gegeben. Eine frühere Symphonie, die D mollſymphonie, führte Lachner kurz nach ſeiner Ernennung zum Hofkapellmeiſter in Mannheim mit durchſchlagendem Erfolge in München auf, wo ſein heißeſter Herzenswunſch, eine ſeiner Befähigung entſprechende Anſtellung zu erlangen, in Erfüllung ging: Lachner wurde vom Jahre 1836 an als königlicher Hofkapellmeiſter für Hofkirche und Hoftheater in München angeſtellt. Im Sommer dieſes Jahres überſiedelte der Meiſter nach der Reſidenz; mit welchen Gefühlen mochte er die Stadt wieder betreten haben, in der er als blutjunger Muſiker der bitterſten Not zu trotzen gelernt hatte! Damit ſtand Lachner auf dem Platze, der ihm einzig gebührte. Seine ganze Kraft, ſein ausgezeichnetes Können, ſein umfaſſendes Wiſſen, ſeine unbeugſame Energie brachte er für die Ausübung ſeines Amtes mit; vieles mußte geſchehen, manches geändert, verbeſſert, Übelſtände ausgerottet, morſche Teile des großen Theaterapparates durch neue erſetzt, ſinkender Kraft durch friſches geſundes Blut aufgeholfen werden. Was gab es da alles zu thun! Lachner nahm eine Reorganiſation des Orcheſters und des Opernchores vor, er ſorgte für Talente, für Künſtler, mit denen die ſchwierigſten künſtleriſchen Aufgaben zu löſen mit einiger Hingebung gelingen mußte; nun galt es, nachdem die innere Erneuerung vollendet war, auch das Publikum zu erziehen; er ſetzte alſo dem Publikum nur geſunde, kräftige Koſt vor und brachte die Leute durch Aufführungen von wirklich künſtleriſchem Werte wieder zur Erkenntnis der wahren Kunſt. So waren es namentlich die Konzerte der muſikaliſchen Akademie, welche Lachner, nachdem ſie faſt alles künſtleriſche Gepräge verloren und zum bloßen Kling-Klang herabgeſunken waren, auf eine vordem nie gekannte Höhe emporhob. Die Werke von Beethoven, Haydn, Mozart, Händel, Bach und wie die Meiſter der Tonkunſt alle heißen mögen, führte er in muſtergültiger, feurig-ſchwungvoller Wiedergabe dem Publikum vor. Zugleich mit dieſer alle Perioden der Muſikgeſchichte umfaſſenden reproduktiven Thätigkeit entfaltete Lachner eine ganz überraſchende Eigenproduktion. Von größeren Werken ſeien hier zuerſt die dramatiſchen genannt; die Oper „Alidia“ (nach Bulwers „letzte Tage von Pompeji“ gearbeitet) kam 1338 zur erſten Aufführung; ſie gefiel, mußte aber ſpäter ad acta gelegt werden, weil man für die Hauptpartieen keine paſſenden Kräfte fand. Die folgende Oper „Benvenuto Cellini“ teilte das Schickſal Alidias; beide ſchlummern im Archive den ewigen Schlaf geſtorbener Partituren. Ein günſtigeres Schickſal hatte die dritte Oper Lachners, „Katharina Cornaro,“ welche nicht nur in München, ſondern auch auswärts, z. B. in Leipzig, mit Beifall zur Aufführung gelangte. Aber nicht in der Opernkompoſition liegt die Bedeutung Lachners als Komponiſt; Lachner brauchte, um ſein ſchöpferiſches Talent einpflanzen zu können, einen ganz anderen Boden; kontrapunktiſche Formen waren es vielmehr, in denen er ſein Beſtes gab; in erſter Reihe eine Anzahl Suiten für großes Orcheſter, die in ihrer Art Meiſterwerke allererſten Ranges ſind; gerade die Suiten ſind für Lachner ſo charakteriſtiſch, daß ſie ihm vor allen anderen Komponiſten der Gegenwart den ſcherzenden Ehrentitel „der alte Suitier“ eintrugen. Lachner ſchrieb acht Seiten, die in der Muſikgeſchichte ſtets mit Auszeichnung werden genannt werden. Seine unübertroffene Meiſterſchaft im ſtrengen Kontrapunkt, ſeine vornehme Melodik, die durchaus klaſſiſchen Urſprunges iſt, der als reizvolles Gegenſtück die durchaus moderne Harmoniſierung entgegenſteht, farbenprächtige Inſtrumentation und eine plaſtiſche, klare und knappe Formengliederung haben ſich in dieſen Suiten zu ganz eigenartigen, feſſelnden und geiſtvollen Tongebilden vereinigt, die an Kunſtwert ſeine acht Symphonieen weſentlich überragen. Weitere bemerkenswerte Werke aus dieſer fruchtbaren Schaffensperiode des Künſtlers ſind das Requiem, zwei Stabat Mater, mehrere Meſſen, Pſalmen, Motetten, Streichquartette, ungezählte Lieder ꝛc. Lachner war auch ein ausgezeichneter Dirigent, der die ſchwierigſten Aufgaben orcheſtraler Natur zu durchdringen und zu löſen wußte; ſeine Direktion war von höchſter rhythmiſcher Vollendung, große Maſſen beherrſchend, eine Eigentümlichkeit, die auf den Muſikfeſten in München 1854, Aachen 1861 und anderen Städten mit ſchlagender Genialität ſich kund gab. Die vielſeitige künſtleriſche Thätigkeit Lachners wurde für ihn eine Quelle ſteter Auszeichnung: 1852 wurde er Generalmuſikdirektor, die Univerſität München verlieh ihm 1872 den philoſophiſchen Doktorgrad honoris causa; der gefeierte Meiſter galt als eine Säule der Klaſſizität. Daß ein Mann, der wie Lachner in ſeiner ganzen Erziehung, in ſeiner Art zu denken und zu empfinden ganz im Mutterboden der klaſſiſchen Muſik wurzelte, mit der ſpezifiſchen Sonderkunſt des XIX. Jahrhunderts, wie ſie in Wagner ihren höchſten und vollendetſten Ausdruck gefunden, ſich nicht befreunden konnte, liegt auf der Hand. Und ſo nahm Lachner, als München der Mittelpunkt eines raſch und üppig aufblühenden Wagnertums war, kurz entſchloſſen ſeinen Abſchied, da er ſeine künſtleriſche Überzeugung nicht ſeinem Ehrgeiz zum Opfer bringen wollte. Lachner fühlte ſich, er hatte ein gerechtfertigtes und edles männliches Selbſtbewußtſein; entſchieden und unverzagt, gerade heraus, wie er es ſchon als armer Muſikus geweſen, blieb er auch als Generalmuſikdirektor; Winkelzüge, Katzbuckeleien, Ränke waren ihm zuwider; er ſagte immer genau das, was er dachte, unbekümmert um ſeinen Vorteil. Von ſeiner Derbheit und Schlichtheit und der kraftvollen Empfindung ſeines Ich, die gleichwohl immer beſcheiden blieb, gibt manche hübſche Anekdote Zeugnis. So wurde der Meiſter einſt gefragt: „Sind Sie Wagnerianer?“ — „Na,“ antwortete Lachner. „Dann ſind Sie vielleicht Brahmſianer, Herr Generalmuſikdirektor?“ — „Na,“ brummte Lachner und antwortete auf die erneute, dringende Frage: „Ja, was ſind Sie denn dann?“ in urkräftigem Oberbayriſch: „Selber — aner!“

# Familientiſch und Spielecke.

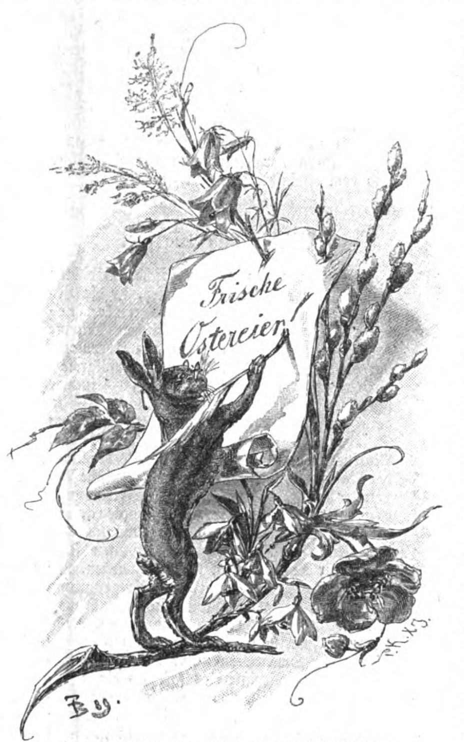
## Zu unſern Bildern.

**Van Dycks** Beweinung Chriſti im **Berliner Muſeum.** Der große Aufſchwung und die vielſeitige Entwickelung, welche die reproduzierenden Künſte, die mechaniſchen wie die auf individueller Künſtlerarbeit beruhenden, in den beiden letzten Jahrzehnten erlebt haben, ſind in dieſem Zeitraume beſonders auch ſolchen künſtleriſchen Veröffentlichungen großen Maßſtabes zu gute gekommen, die ſich eine Wiedergabe von ganzen Kunſtſammlungen durch den Bilddruck zur Aufgabe ſtellten. Während anfangs die Kupferradierung einerſeits, die Photographie anderſeits die beliebteſten Mittel der Wiedergabe waren, traten ſpäter der Lichtdruck und der vornehmere Lichtkupferſtich (Heliogravüre) konkurrierend hinzu, bis dann eine weitere und noch höhere Entwickelungsſtufe dadurch erreicht wurde, daß man Kupferſtich, Radierung, Heliogravüre und Holzſchnitt zur Mitwirkung heranzog und jedem Zweige dasjenige Bild oder plaſtiſche Werk zur Nachbildung übertrug, das nach ſeinem Weſen und Inhalte dem Charakter der betreffenden Technik am meiſten entgegenkam. Dieſe Stufe wird zur Zeit am vollkommenſten und glänzendſten durch ein von der Generalverwaltung der königl. Muſeen in Berlin herausgegebenes Galeriewerk vertreten, welches ſeit drei Jahren unter dem Titel: „Die Gemäldegalerie der königl. Muſeen zu Berlin. Mit erläuterndem Text von Julius Meyer und Wilhelm Bode“ in Lieferungen zu 30 Mark erſcheint und bis zur 4. Lieferung vorgeſchritten iſt. Die Berliner Gemäldegalerie iſt durch eine Reihe äußerſt glücklicher und geſchickter Erwerbungen, welche zumeiſt den beiden Direktoren Meyer und Bode verdankt werden, im Laufe von fünfzehn Jahren aus der Stellung einer nur für gewiſſe Perioden der Kunſt beachtenswerten Sammlung zu einer Galerie erſten Ranges emporgeſtiegen, in der es auch nicht an einer Schnur von „Perlen“ fehlt, die ſich vornehmlich an die Namen von Eyck, Dürer, Holbein, Raffael, Correggio, Andrea del Sarto, Tizian, Rubens, van Dyck und Rembrandt knüpfen, und nicht bloß, wie man in unſerer Zeit des allgemeinen Zweifels ausdrücklich hinzufügen muß, an dieſe Namen, ſondern wirklich auch an ihre berühmten Träger.

Nach ſolch einem glücklichen Umſchwunge iſt der Wunſch der Muſeumsverwaltung, ihre Bilderſchätze auch einem größeren Kreiſe von Kunſtfreunden zur Anſchauung und zu dauerndem Genuß zu bringen, wohl begründet und berechtigt, und die bis jetzt erſchienenen Lieferungen haben gezeigt, daß ſowohl die Herausgeber wie die mit dem Verlage betraute G. Groteſche Buchhandlung in Berlin alle hervorragenden künſtleriſchen Kräfte herangezogen haben, um dieſes in größtem Stile angelegte und begonnene Unternehmen auch würdig durchzuführen. Die kaiſerliche Reichsdruckerei beſorgt den Druck des Textes und die Herſtellung der in den Text gedruckten und ſonſtigen Heliogravüren, und mit der Ausführung der Kupferſtiche und Radierungen ſind die erſten Künſtler dieſer Fächer, W. Unger, K. Koepping, W. Hecht, P. Halm, A. Krüger, L. Schulz, G. Eilers, Holzapfel u. a. betraut worden. Von dieſen Mitarbeitern hat beſonders W. Unger in Wien, der Altmeiſter der deutſchen Radierer, einige Blätter geliefert, welche zu den glänzendſten und geiſtvollſten Schöpfungen der Radiernadel überhaupt gezählt werden müſſen. Freilich iſt er auch in der angenehmen Lage geweſen, daß ihm Radierungen nach Gemälden derjenigen Meiſter übertragen wurden, mit deren koloriſtiſcher Darſtellungs- und Empfindungsweiſe er ſich ſo innig vertraut gemacht hat wie kein anderer ſeiner Kunſtgenoſſen, nach Rubens und Van Dyck.

Durch die Zuvorkommenheit der Groteſchen Verlagsbuchhandlung ſind wir in den Stand geſetzt, unſern Leſern die treue Nachbildung einer Ungerſchen Radierung nach dem edelſten und ſchönſten Bilde Van Dycks bieten zu können, welches die Berliner Galerie beſitzt, nach der „Beweinung Chriſti“ durch ſeine Mutter Maria, Magdalena und Johannes. Rubens' größter Schüler hat dieſes ergreifende Abbild tiefſten Erdenleides bald nach ſeiner um die Mitte des Jahres 1626 erfolgten Rückkehr aus Italien in Antwerpen gemalt, noch ganz erfüllt von den nächſten Eindrücken, welche die Venezianer, insbeſondere Tizian, auf die Ausbildung ſeines koloriſtiſchen Stils und die Größe und Tiefe ſeiner Auffaſſung geübt hatten. Für unſere ſüddeutſchen Leſer, denen die Kompoſition des Bildes vielleicht aus eigner Anſchauung bekannt ſein wird, bemerken wir, daß ſich nur wenig veränderte, aus der Werkſtatt oder von Schülern Van Dycks herrührende Wiederholungen des Bildes in der Ägidienkirche zu Nürnberg und in der königl. Galerie zu Stuttgart befinden.

A. Roſenberg.


Frische Ostereier!

Friſche Oſtereier. Zeichnung von Th. Bauer.

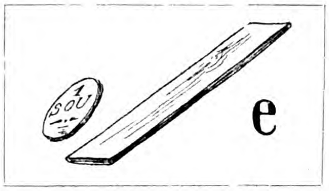
Oſterbilder ſind auch die beiden anderen Bilder unſerer Nummer. C. Aug. Geigers „Judaskuß“ zeigt uns die ergreifende Szene auf dem Ölberge, als Judas Iſcharioth zu dem Heiland trat, ihn küßte und ſprach: „Gegrüßet ſeiſt du, Rabbi.“ Und Jeſus antwortete ihm: „Judas, verrätſt du des Menſchen Sohn mit einem Kuß?“ Der Künſtler hat darauf verzichtet, auch das Gefolge der Jünger und die Schar der Häſcher zu malen. — Ganz anderer Art iſt das Feſtbild „Oſterkuchen“ von O. Piltz, aber ein Feſtbild iſt es auch, denn deutſche Sitte iſt es, jedes Feſt mit Kuchen zu feiern. Da drängen ſich in der Backſtube Frauen, Mädchen und Kinder, und alle ſind ſie geſpannt darauf, wie der Kuchen geraten ſein wird, und lüſtern, ihn zu eſſen.

## Litteratur.

**Rembrandt als Erzieher.** Von einem Deutſchen. (Leipzig, Verlag von C. L. Hirſchfeld.) Es iſt gewiß ſeit langer Zeit kein gleich anregendes Buch erſchienen, wie das obige, deſſen Titel auf eine ziemlich langweilige Kunſtſimpelei ſchließen läßt. Freilich wird es ſelbſt nach der Lektüre des Buches wahrſcheinlich nur wenige Menſchen geben, die dem Verfaſſer bedingungslos in alledem zuſtimmen, was er über Rembrandt ſagt. Die Malkunſt in allen Ehren, aber einem einzelnen Meiſter derſelben eine ſolche volkserzieheriſche Macht zuzumuten, wie es hier geſchieht, das geht nicht nur über die Grenzen der Malerei, ſondern über die Grenze des Einfluſſes aller Kunſt weit hinaus. Das ganze Buch indeſſen ſteht, wenn der Verfaſſer auch vielleicht dagegen proteſtieren mag, nur in einem loſen Zuſammenhange mit Rembrandt als Künſtler und als Menſch. Die geiſtreichſten Leute haben ihre Marotten, und diejenige des Verfaſſers, der zweifellos zu den geiſtreichſten zählt, iſt es, bei allen Dingen, mögen ſie ſeinem Ideal auch noch ſo fern liegen, von Rembrandt auszugehen und zu Rembrandt zurückzukehren. Wie er immer wieder den Weg zu ſeinem Niederländer zurückfindet, das iſt amüſant als das Spiel eines geiſtreichen Kopfes. Was er aber auf ſeinen Streifzügen berührt, das iſt weit mehr; es ſind die Betrachtungen eines Denkers, der ſeine ſelbſtändigen, faſt immer überraſchenden und ab und zu auch zum Widerſprnch herausfordernden Anſichten ſich ganz abweichend von dem landläufigen Bildungswege geſammelt hat. Und ebenſo originell iſt die Form, in der er ſeine Anſichten ausſpricht. Ein Buch von mehr als 300 Seiten ohne alle Kapiteleinteilung iſt in Deutſchland ſicher noch nicht dageweſen; ein Buch, das auf jeder dieſer Seiten ein halbes Dutzend Sätze aufweiſt, von denen jeder einzelne ein ganzes Feuilleton aufwiegt, erſt recht nicht. Vielleicht wäre es manchem wünſchenswert, zu erfahren, worüber ſich denn nun eigentlich der Verfaſſer des in jeder Beziehung merkwürdigen Buches ausſpricht; das iſt leicht und ſchwer zu ſagen: Über nicht weniger als alles. Der Verfaſſer zieht gewiſſermaßen die Bilanz unſers gegenwärtigen Bildungsſtandes, er zeigt, was wir haben und was uns fehlt, und zugleich den Weg, auf dem das Fehlende vorausſichtlich zu erreichen ſein dürfte. Es fehlt alſo in der Umſchau nicht an Rückblicken und Vorwärtsblicken. Es fehlt dem Buche auch nicht an Gemeinverſtändlichkeit, denn geiſtreich ſein und Geiſtreichelei verträgt ſich ſchlecht miteinander. So mag das Werk die zahlreichſte Verbreitung auch in den Kreiſen finden, auf die der nicht glücklich gewählte Titel etwa nicht anziehungsmächtig genug wirken möchte.

**Blicke in vergeſſene Winkel.** Von Max Ebeling. (Zwei Bände. Leipzig, Georg Böhme Nachf.) „Bäuerliche Zuſtände ſtudieren heißt Geſchichte ſtudieren, die Sitte des Bauern iſt ein lebendiges Archiv, ein hiſtoriſches Quellenbuch von unſchätzbarem Werte,“ ſagt Riehl. Die Arbeit Max Ebelings iſt deshalb alſo nicht weniger verdienſtvoll, weil ſie nur ein wenig umfangreiches Gebiet, den Drömling, eine von der Ohre und Aller durchfloſſene Niederung im Regierungsbezirk Magde-

### Bilderrätſel.



### 1. Ergänzungsaufgabe.

H.i.i.e—.ſ.e.—
B.n—d.n—g.a.e—r.g.n.e—.ur..n
Z..h.—G..ck.n.ä.t.n—h..a.s—i.—.
.n—r.ſ.g.n—.or..n
F..er..ch—r.h.—.ie—.üſ.e—un.—
d..—ſ.l.g.—B..ſch.ſ.
F..eg.—ü..r—d.e—br..n.n—k.o.p.
n..n—B.u.e
U..r—..n—.c.i.m.r.d..—S.a.e.ſ.ü.
li..
..d—ſ..tl..h—ſ.u.e.e—H.u..r
C...ſ.—i..—e.ſ..n..n

### 2. Rätſelfrage.

Wie kann aus den fünf Wörtern „Matt,“ „Nixe,“ „Herr,“ „Gier,“ „Eiche“ ein richtiger Hexameter gebildet werden?

### 3. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| H | • | * | * | • | h |
| • | • | * | * | • | • |
| * | * | * | * | * | * |
| * | * | * | * | * | * |
| • | • | * | * | • | • |
| M | • | * | * | • | r |

Die mit einem Punkt und die mit einem Stern bezeichneten Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die ſechs wagerechten Reihen bekannte Wörter von je ſechs Buchſtaben ergeben.

Dieſe Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen: 1. Ein ſchönes Feſt, 2. einen deutſchen Satiriker, 3. eine Stadt, deren Name aus der Geſchichte der Kreuzzüge bekannt iſt, 4. einen Geſang, 5. einen altteſtamentlichen Namen, 6. einen Namen, bekannt aus der Geſchichte des trojaniſchen Krieges.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo lautet die dritte ſenkrechte Reihe gleich der dritten wagerechten und die vierte ſenkrechte gleich der vierten wagerechten.

### 4. Rätſel-Diſtichon.

Griechenland barg mich als Stadt, längſt bin ich in Trümmer gefallen;
Streicht ihr den Kopf und den Fuß, wird eine Göttin aus mir.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

burg, in den Bereich ihrer Forſchung zieht. Mögen auch in erſter Linie Kulturhiſtoriker und diejenigen, welche den Drömling mit den Augen der Heimatliebe anſehen, ſich in das Buch vertiefen, ſo bietet es doch auch Belehrendes die Fülle für jeden, der an alter Sitte und der eigenartigen Entwickelung dieſer ehemaligen Sumpfgegend Intereſſe nimmt. Es wird wenige mit gleicher Liebe, gleichem Verſtändnis und gleicher Sorgfalt geſchriebene Spezialgeſchichten eines Kreiſes geben, wie dieſe „Blicke in vergeſſene Winkel.“

**Neue Novellen.** Von Max Hobrecht. (Rathenow, Verlag von Max Babenzien.) Der Verfaſſer zeigt ſich in den vier Novellen „Der Triumph,“ „Frühlingsidyll,“ „Im Spiel der Wellen“ und „Thelemaque“ als ein außergewöhnlich ſympathiſcher Erzähler, der durch ſeine Art zu ſchildern auch dem an und für ſich nicht bedeutenden Stoff einen eigentümlichen Reiz verleiht. In der erſten und der letzten Novelle ſind Vergangenheit und Gegenwart in geſchickter Weiſe miteinander verknüpft; das „Frühlingsidyll“ zeigt die verſchiedene Wirkung, die ein pommerſches Landſtädtchen auf zwei verſchiedenartig angelegte Großſtädter ausübt, und die Novelle „Im Spiel der Wellen“ ſchildert eine hübſche Strandidylle. Beſonders bemerkenswert iſt die anmutige Farbe, die der Verfaſſer den beſcheidenen Landſchaftsbildern der Mark und der Oſtſeeküſte und dem Kleinſtadtleben zu geben weiß.

## Militär und Marine.

Wenn man den enthuſiaſtiſchen Berichten franzöſiſcher Blätter trauen darf, iſt die Löſung des alten Problems des unterſeeiſchen Bootes der franzöſiſchen Marine endlich gelungen. Im Hafen von Cherbourg hat das Taucherboot „Gymnote“ erfolgreiche Probefahrten ausgeführt und ſich — immer nach den Berichten der Tagesblätter — in geradezu überraſchender Weiſe bewährt; dem Erfinder des Torpilleur sousmarin, dem Marineleutnant Grubet, wird bereits der Dank der Nation votiert. Unbefangene deutſche Beurteiler ſtehen der „epochemachenden Erfindung“ ebenſo ſkeptiſch gegenüber wie den famoſen amerikaniſchen Dynamitkreuzern. Wohl möglich, daß das Grubetſche Boot einen bedeutſamen Fortſchritt der Technik zeigt, daß es indeſſen, wie man in Frankreich meint, eine Umgeſtaltung des Seekrieges herbeiführen wird, glaubt man keineswegs. Man macht vielmehr mit Recht darauf aufmerkſam, wie ſchwierig erfahrungsmäßig ein Orientieren unter Waſſer iſt, und daß dieſe Schwierigkeit es faſt als einen Zufall erſcheinen laſſen würde, wenn der Torpilleur wirklich unter ſein Ziel, ein Panzerſchiff etwa, gelangte. Beſonders in größerer Nähe der Küſten, in Häfen 2c. iſt das Waſſer ſo trübe, daß das Orientieren faſt unmöglich wird — damit fiele alſo die Gefahr für ankernde Flotten fort; Panzern aber, welche in Bewegung ſind, könnte der ſubmarine Zerſtörer an ſich niemals gefährlich werden, ihnen gegenüber ſei er wenig mehr als ein harmloſes, nur für ſeine Inſaſſen gefährliches Spielzeug.

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 26.

1. D b 3 — a 4 (Nun droht 2. D a 4 — d 4 † und 3. T e 6 — b 6 ‡)

| | |
|---|---|
| | 1. K c 5 — d 5 |
| 2. e 3 — c 4 † | 2. K d 5 : e 6 oder — c 5 |
| 3. D a 4 — e 8 oder T e 6 — c 6 ‡ | |

A.

| | |
|---|---|
| 1. . . . | 1. L h 2 : e 5 |
| 2. T e 6 — c 6 † | 2. K c 5 — d 5 |
| 3. e 3 — e 4 ‡ | |

**1.** Arithmetiſche Aufgabe. Cortez.

**2.** Füllrätſel.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **R** | o | c | h | e | s | t | e | **r** |
| D | **o** | n | C | a | r | l | **o** | s |
| L | e | **i** | s | e | w | **i** | t | z |
| S | a | l | **a** | m | **a** | n | k | **a** |
| **S** | e | s | o | **s** | t | r | i | **s** |
| S | p | i | **e** | l | **e** | c | k | e |
| E | r | **z** | h | e | r | **z** | o | g |
| S | **t** | i | e | g | l | i | **t** | z |
| **L** | i | v | e | r | p | o | o | **l** |

**3.** Mit und ohne.

Recke, Reck. — Grant, Gran. — Harlem, Harem. — Metra, Meta. — Eſſenz, Eſſen. — Thomas, Thoas.

**4.** Arithmetiſche Aufgabe. 80 cm.

**5.** Wechſelrätſel.

Kahlkopf, Kehlkopf, Kohlkopf.

Schlüſſel zum Röſſelſprung.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | 44 | 47 | 24 | 27 | | | |
| | | 46 | 23 | 42 | 29 | 48 | 25 | | |
| | | 43 | 40 | 45 | 26 | 31 | 29 | | |
| 54 | 39 | 22 | 63 | 30 | 41 | 6 | 49 | 32 | 17 |
| 61 | 64 | 55 | 52 | | | 19 | 16 | 5 | 8 |
| 38 | 53 | 62 | 21 | | | 50 | 7 | 18 | 33 |
| 65 | 60 | 37 | 56 | 51 | 20 | 15 | 34 | 9 | 4 |
| | | 66 | 59 | 36 | 13 | 10 | 3 | | |
| | | 57 | 12 | 1 | 68 | 35 | 14 | | |
| | | | 67 | 58 | 11 | 2 | | | |

Auflöſung des Röſſelſprungs.

Ein raſches Wort im Zorn geſagt,
Dir anfangs gar zu wohl behagt
Hörſt du's nachher von andern wieder,
Schlägſt du beſchämt die Augen nieder.

Heiß ſchien es dir voll Süßigkeit,
Ein rechter Troſt fürs Herzeleid.
Sollſt du dasſelbe kalt verſpeiſen,
Wird's gallenbitter ſich erweiſen.

J. Trojan.

### Unſern neuen Abonnenten,

welche mit dem 1. April eingetreten ſind und die beiden erſten Quartale dieſes Jahrganges (Nr. 1—26) nachzubeziehen wünſchen, zur Nachricht, daß ſolche zum gewöhnlichen Preiſe von 2 Mark per Quartal von jeder Buchhandlung oder Poſtanſtalt, ebenſo von uns direkt gegen Einſendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pfg. für Frankatur zu erhalten ſind.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

**Inhalt:** Oſterzeit. Gedicht von Frida Schanz. — Der König von Polniſchecken. Erzählung von Moritz von Reichenbach. — Gekochte Milch oder ungekochte? Von Julius Stinde. — Chriſtine Brünning. Fortſ. Erzählung von Hans Warring. — Franz Lachner. Von Ferdinand Pfohl. Mit Porträt. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern. Litteratur. Militär und Marine.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 12. April 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. No. 28.

## Der König von Polniſchecken.

Erzählung von Moritz von Reichenbach.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Ich verſtehe nicht, Herr Sanitätsrat.“

„Schadet nichts, Sie werden ſchon verſtehen lernen, wenn Sie unſere hieſige unverwüſtliche Jugend ſehen werden. Polniſchecken iſt nämlich ein Jungbrunnen, die Leute werden hier nicht alt — aber ich muß es mit anſehen, wenn Ihnen das Verſtändnis für das, was ich da ſagte, aufgehen wird. Warten Sie, warten Sie, wie machen wir das?“ Er ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab, ſeine lange Pfeife balancierend.

„Ja, natürlich, ganz einfach, Sie kommen morgen zum Kaffee zu mir, und ich ſetze ſie mit Napfkuchen und Zubehör der hieſigen ewigen Jugend vor. Ich bin den Damen ohnehin eine Revanche ſchuldig für die Angſt, die ich ſie heute habe ausſtehen laſſen — aber wenn das Volk gar zu zimperlich thut, ſo muß ich ihm einmal durch die Parade fahren, wie mit dem heutigen Ungarweinfrühſtück.“

Er ſtand vor Hans ſtill. In ſeinen abenteuerlich geblümten Schlafrock gehüllt und von blauen Tabakswölkchen umkräuſelt, ſah er aus wie ein alter Hexenmeiſter, auf deſſen Wink irgend ein toller Hokuspokus ſogleich losgehen wird.

„Alſo, morgen um vier Uhr nachmittags können Sie kommen?“

„Gewiß, Herr Sanitätsrat.“

„Hoffentlich macht mir nicht eine Wöchnerin einen Strich durch die Rechnung — ſo ein Arzt iſt ja nie Herr ſeiner Zeit — aber wenn man kein Zutrauen in ſein Glück ſetzte, könnte man überhaupt nichts mehr unternehmen.“

Hans erhob ſich nun ebenfalls, der Arzt ſchüttelte ihm die Hand und wiederholte ſeine Einladung, und erſt als Hans wieder die Straße betrat, fiel ihm ein, daß er den nächſten Nachmittag eigentlich zu einer Fahrt nach Dobroda hatte benutzen wollen. Nun, das konnte aufgeſchoben werden. Am Morgen ſollte ſeine Einführung in ſein neues Amt ſtattfinden, nachmittags ſollte er die ſchöne Welt von Polniſchecken kennen lernen — der Tag war alſo beſetzt.

Auf der Straße hörte er einige Leute, an denen er vorüberſchritt, ſagen: „Das iſt er — der neue Amtsrichter.“ Er dachte an ſeinen Freund Hagen.

Ja, da war er, der „König von Polniſchecken,“ aber er hatte nicht die Empfindung, daß ſeine großſtädtiſche Überlegenheit dieſem ſonderbaren, faſt bäuriſchen Sanitätsrat beſonders imponiert hätte. Er hatte ſich gewöhnt, die Menſchen zu ſchematiſieren und ihre Behandlung demgemäß einzurichten. Der Sanitätsrat paßte aber in keines ſeiner Schemas hinein. Nun, man mußte ſich zunächſt beſſer kennen lernen.

### III.

Als Hans zehn Minuten nach vier Uhr bei dem Sanitätsrat erſchien, fand er die übrige Kaffeegeſellſchaft ſchon verſammelt.

„Die Großſtädter ſind immer unpünktlich, na, nichts für ungut! Das iſt alſo der neue Herr Amtsrichter Hermes.“ Damit führte der Sanitätsrat ſeinen Gaſt ein und machte ihn mit den übrigen Anweſenden bekannt. Auf dem rieſigen Sofa, das an der Längswand zwiſchen einer Mahagoniglasſervante und einer Rokokkokommode ſtand, ſaßen zwei Damen, die Hans ſo ſeltſam und unzeitgemäß erſchienen, wie die beiden altmodiſchen Möbel, welche ſie flankierten.

„Die Frau Rittmeiſterin Freihold,“ ſtellte der Sanitätsrat vor, und die rechtsſitzende Dame, deren hochgepuffter Scheitel von einem weißen, diademartigen Spitzenarrangement überragt wurde, erhob ſich und machte Hans eine Verbeugung, die eine gewiſſe Reſerve ausdrückte.

„Fräulein Amalie von Gellen,“ — wieder eine tiefe

Verbeugung, beſcheidener und anſpruchsloſer als die der Frau Rittmeiſterin.

„Fräulein Fanny von Gellen,“ — nein, das war wirklich ein richtiger Knix, den die ältliche junge Dame ihm machte, und dabei lächelte ſie und neigte den Kopf ſo weit vor, daß die blonden Scheitellöckchen faſt über ihr Geſicht fielen.

Und nun kamen die Herren, der Herr Major von Schulz in lichtgrauen und der Herr Rentier Koller in hellgelben Beinkleidern von ſeltſamſtem Schnitt.

„Sehr erfreut,“ „außerordentlich angenehm,“ klang es in den verſchiedenſten Tonarten Hans Hermes entgegen, den die tiefen Verbeugungen genierten, und der ſich zum erſtenmal ſeit ſeiner Gymnaſiaſtenzeit beim Eintritt in einen fremden Kreis verlegen fühlte, weil all dieſe Menſchen ihm wie Figuren erſchienen, die irgend etwas vorſtellten und die nicht der alltäglichen Wirklichkeit angehörten.

„Es iſt ſehr erfreulich, daß unſer Kreis ſich ſo vergrößert,“ begann die Frau Rittmeiſterin, Fräulein Amalie ſeufzte wie erleichtert auf, und Fräulein Fanny kicherte:

„Ja, ich habe immer geſagt: die neue Eiſenbahn wird uns Menſchen bringen.“

„Na, mit der hat der Amtsrichter nun nichts zu thun,“ bemerkte der Sanitätsrat, „und zur Weltſtadt wird die unſer Krähwinkel auch noch nicht machen.“

„Nein, Gott ſei Dank, das wird ſie nicht,“ rief der Major, „oder wünſchen Sie vielleicht neue Menſchen herbei?“

Die letztere Frage war an die Frau Rittmeiſterin gerichtet, und mit eigentümlichem Nachdruck geſtellt. Die Dame ſchlug die Augen nieder und Hans bemerkte, daß ſie errötete, während ſie ſagte:

„Ich denke, Sie wiſſen, und unſere lieben Freunde hier wiſſen alle, daß ich zufrieden bin!“

Der Major zog die Brauen zuſammen und wetterleuchtete eigentümlich mit den Augen.

„Ach, ſo eine kleine Abwechſelung iſt doch ſehr hübſch,“ meinte Fräulein Fanny, worauf der Sanitätsrat bemerkte:

„Ja, die Jugend will immer etwas Beſonderes haben!“

Hans ſah verwundert den alten Arzt und die etwa vierzigjährige „Jugend“ an, aber die letztere ſchien die Äußerung ganz gerechtfertigt zu finden und ſich gar nicht darum zu kümmern, daß ein ſtrafender Blick ihrer Schweſter und ein ängſtlicher des Rentiers ſie traf.

„Hüten Sie nur Ihre Schwägerin, wenn die neue Zeit bei uns hereinbricht,“ ſagte der Sanitätsrat zu Fräulein Amalie, und der Rentier rückte unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her, während der Major der Frau Rittmeiſterin irgend eine Bemerkung zuflüſterte, die dieſe ſo ſehr zu unterdrücktem Lachen reizte, daß ſie einen Huſtenanfall bekam.

Plötzlich wurde die Thür geöffnet, ein Korb mit Blumen wurde hereingeſchoben, und die Thür ſchloß ſich wieder. Unter einem allgemeinen „Ah“ des Erſtaunens erhob ſich der Major, ſchritt in eigentümlich tänzelnder Weiſe auf den Korb zu und ſagte: „Das Sprichwort ſagt: Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu!“ Hier heißt es: „wo Blumen ſind, kommen Blumen hinzu.“ Er entnahm dem Korbe ein Roſenbouquet, tänzelte auf die Frau Rittmeiſterin zu und deklamierte:

„Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Garten!“

„Ah!“ — „Oh!“

Und nun kamen die Damen daran.

„Das hat er bloß gethan, um der Rittmeiſterin eine Galanterie zu erweiſen,“ flüſterte Fräulein Fanny Hans zu, „ich weiß ganz gut, daß wir anderen bloß ſo Schande halber auch was abkriegen.“

„Wirklich?“ machte Hans, und Fräulein Fanny blinzelte ihm ſo vertraulich zu, daß der Sanitätsrat, der den Blick auffing, ihr mit dem Finger drohte.

„Na, Sie kleiner Schäker, was richten Sie da wieder an, nehmen Sie ſich in acht, Herr Amtsrichter.“

Der Rentier ſchob ſich dazwiſchen. „Sie ſollten uns doch lieber ein Lied ſingen, liebe Fanny,“ ſagte er. „Meinen Sie nicht, liebe Amalie,“ wandte er ſich an dieſe, „ein Duett?“

Nach einigem Sträuben waren die Schweſtern glücklich am Flügel, den Hans erſt jetzt in einer Ecke des großen Zimmers entdeckte, feſt gemacht. Fräulein Amalie präludierte, und dann ſangen beide:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht,“

Der Major und der Rentier wiegten dazu die Köpfe, und der erſtere riskierte ſogar ein ganz aggreſſives Kopfnicken, als es weiter hieß:

„Die zarten Triebe mitzufühlen,
Das iſt des Weibes erſte Pflicht.“

Die Rittmeiſterin roch an ihrem Roſenſtrauß und der Sanitätsrat flüſterte Hans zu:

„Seit zehn Jahren macht der Major der Freihold den Hof, und ſeit zwanzig Jahren hoffen die Amalie und die Fanny darauf, daß ihr verwitweter Schwager ſich für eine von ihnen entſcheidet, und das bißchen petrifizierte Liebesgeſchichte ſorgt gerade für die nötige Unruhe und Abwechſelung, damit die ganze Geſellſchaft mobil bleibt. Früher ſchielten die Frauenzimmer auch nach mir, aber das haben ſie aufgegeben. Jetzt bin ich allgemeiner Vertrauensmann und weiß, daß ſie alle die Gicht und das Zipperlein und andere Altersſchwächen haben, aber beim rechten Namen darf ich die Dinge nicht nennen, denn Männlein wie Weiblein wollen ſich die ewige Jugendkomödie noch vorſpielen, und ich habe meinen Spaß daran.“

Die dünnen Stimmchen der beiden alten Mädchen erklangen inzwiſchen in immer neuen alten Weiſen, und die drei Zuhörer lauſchten mit ſichtbarem Wohlgefallen. Waren es doch die Lieder ihrer Jugend, welche da erklangen, und ſie fühlten den volleren Herzſchlag von damals noch jetzt nachvibrieren. Ihre Jugend grüßte ſie aus den alten Weiſen wie etwas unwiederbringlich Verlorenes und doch Unvergeſſenes.

Als die Damen geendet hatten, küßten ihnen die Herren mit altmodiſcher Grandezza die Hand, der Sanitätsrat holte eine Flaſche von ſeinem alten Ungar hervor und füllte die bereitſtehenden Gläſer und die Geſellſchaft war offenbar ſo animiert, als ſie es nur ſein konnte. Dabei flogen Scherze und Galanterieen hin und her, die den Beteiligten ſehr ergötzlich ſchienen, die aber auf Hans den Eindruck machten, als ob man mit verwelkten Blumen um ſich würfe. Einerſeits kam er ſich älter vor als all dieſe alten „jungen Leute,“ anderſeits erinnerte er ſich nicht, in einer ſeiner gewohnten Geſellſchaften ſo ſehr empfunden zu haben, daß das Leben noch vor ihm lag als gerade hier; die wirkliche Jugend regte ſich in ihm im Widerſpruche gegen dieſe gemachte Jugendlichkeit, er mochte wollen oder nicht. Aber in ſeine Schemas paßten auch dieſe Leute nicht hinein, er mußte ſich zu einer neuen Rubrik entſchließen, die etwa „die Polniſchheckener“ heißen konnte.

Erſt auf dem Nachhauſewege legte er ſich die Frage vor: „wie ſtelle ich mich nun eigentlich dieſen wunderlichen Menſchen gegenüber? Der Sanitätsrat läßt ſie offenbar wie die Marionetten tanzen — das widerſtrebt mir. Was ſoll ich aber ſonſt mit dieſer alten Jugend machen? Ich glaube, am beſten iſt's, ich vermeide ſie ſo viel wie möglich. Ich kann doch unmöglich mit Fräulein Fanny kokettieren. Entſetzlich, dieſes ‚Kind‘ von vierzig Jahren! Das iſt nun hier die ſogenannte ‚Geſellſchaft.‘ Ich will mir doch mal die Bürger anſehen.“

Hans hatte einmal irgendwo eine humoriſtiſche Beſchreibung von Kleinſtädtern geleſen. Die behäbigen, eingebildeten Menſchen des Buches, die ſich doch ſo leicht imponieren ließen, waren ihm ſehr glaubwürdig erſchienen, er ſuchte ihre Originale in Polniſchhecken. Aber von dem Mißtrauen, das der in beſchränkten Verhältniſſen lebende Menſch dem aus größeren Umgebungen Kommenden entgegenbringt, ſtand nichts in dem Buche. Und dieſes Mißtrauen war es doch gerade, was Hans allenthalben entgegentrat. Machte er Beſuche, ſo fragte man höflich nach ſeinem Begehr und dankte „für die Ehre.“ Dabei blieben die Männer aber ſteif und langweilig, man ſah es ihnen förmlich an, daß der Gedanke: „er ſoll nur nicht glauben, daß er uns imponiert,“ ſie beherrſchte, und die Frauen blickten höchſtens neugierig durch die Spalte der Küchenthür auf den fremden Gaſt. Aus dem Wirtshauſe, wohin er an einem der erſten Abende ging, vertrieben ihn die durchreiſenden Handlungskommis, die dort das große Wort führten, während die Bürger verſtummten, wenn er an ihren Tiſch trat, und in ſeiner amtlichen Thätigkeit machten ihm die polniſchen Klienten, mit denen er ſich nur durch Vermittelung eines Dolmetſchers verſtändigen konnte, faſt unüberwindliche Schwierigkeiten. Kurz, Hans Hermes, dem das Leben in Berlin ſo alltäglich erſchienen war, daß er meinte, es gäbe für ihn trotz ſeiner achtundzwanzig Jahre nichts Neues mehr zu erfahren, ſah ſich hier in dem halbpolniſchen Neſte einer Menge von Verhältniſſen gegenüber, die, weit entfernt, ſich von ihm ohne weiteres beherrſchen zu laſſen, ihm täglich neue, aber nicht angenehme Erfahrungen einbrachten. Über alledem war er immer noch nicht dazu gekommen, ſeinen Beſuch in Dobroda zu machen.

„Hin muß ich, aber es eilt nicht, ein altes, verrücktes Frauenzimmer mehr kennen zu lernen,“ ſagte er ſich. Am Ende führte ihn ein Termin, den er in Dobroda abzuhalten hatte, dorthin, und nachdem ſeine Geſchäfte beendet waren, ließ er ſich bei Frau Wilzek melden. Der Diener führte ihn in ein helles Zimmer, deſſen Fenſter mit Blumen beſetzt waren und deſſen weitgeöffnete Glasthüre auf einen Altan führte, von welchem aus man den Garten überſah. Die Strahlen der Septemberſonne drangen ungehindert ein und mit ihnen zog der Duft ſpäter Roſen herauf.

„Hier iſt gut ſein,“ dachte Hans, und es beeinträchtigte dieſen Ideengang nicht, daß gleich darauf eine ſchlanke Frauengeſtalt, die ein Körbchen mit Roſen in der Hand trug, vom Garten hereintrat.

„Sie ſind willkommen,“ ſagte ſie, ihn mit hellen Augen klar und frei anblickend, und Hans, der ſie anfangs für die Geſellſchafterin der Frau vom Hauſe gehalten hatte, wurde es plötzlich klar, daß er dieſe ſelbſt vor ſich habe. Mit dem Gefühl angenehmſter Enttäuſchung nahm er in dem Seſſel, den ſie ihm hinſchob, Platz und brachte ſeinen Dank für ihre gütige Fürſorge in betreff ſeiner Wohnungsangelegenheit vor.

„Nun, glänzend iſt die Sache nicht ausgefallen, aber ich war doch froh, daß ich überhaupt etwas für Sie fand,“ ſagte ſie. „Und nun erzählen Sie mir, wie geht es meiner alten Freundin, der Geheimrätin? Sie hat Ihnen wohl erzählt, daß wir Penſionsgefährtinnen waren?“

„Allerdings, gnädige Frau, aber, aufrichtig geſagt, es wird mir ſchwer, mir das vorzuſtellen.“

Er verglich in Gedanken die dicke Geheimrätin, deren Scheitel von Silberfäden durchſchoſſen war, mit Frau Jutta, deren friſches, und doch zartes Geſichtchen, von lichtbraunem Haar umrahmt, im Verein mit der faſt mädchenhaften Figur, ſie eher wie die Tochter, denn als die Jugendfreundin der Geheimrätin erſcheinen ließ.

Frau Jutta lachte. „Ich bin es gewöhnt, daß die Leute mich für jünger halten, als ich bin,“ ſagte ſie, „aber ich will Sie nur gleich darüber aufklären, daß ich ſeit einigen Wochen die Vierzig überſchritten habe. Meine Freundin iſt allerdings vier oder fünf Jahre älter als ich, aber was macht das in unſerm Alter.“

„Gnädige Frau, wenn Sie ſelbſt mir das nicht ſagten —“

„Würden Sie es nicht glauben, wollen Sie ſagen, und ich bin ehrlich genug, zu geſtehen, daß mich das freut — obgleich es eigentlich eine dumme Eitelkeit iſt.“

„Das möchte ich doch nicht zugeben.“

„O, doch, denn dieſe Sachen ſind eigentlich gleichgültig, da es weder ein Verdienſt iſt, jung noch alt zu ſein, und ich weiß auch nicht, wie wir ſogleich auf dieſes heikle Thema geraten ſind. Erzählen Sie mir lieber, wie Sie ſich in Polniſchecken eingerichtet haben, aber nein, warten Sie, erſt beſtelle ich uns eine Erfriſchung, und thun Sie mir den Gefallen, legen Sie Ihren Hut auf irgend einen Ruheplatz und ziehen Sie Ihre Handſchuhe aus, es plaudert ſich beſſer, wenn man ſich nicht im Viſitentenüe befindet.“

Mit einem freundlichen Kopfnicken verließ ſie das Zimmer, und als ſie nach wenigen Minuten wieder eintrat, war es Hans ſchon, als ſähe er eine gute Bekannte ſich gegenüber; der Diener, der ihr folgte, ſetzte Wein und Obſt auf den Tiſch, und Frau Jutta ſchenkte ihm ein Glas ein und ſuchte die duftigſte Pfirſiche der Obſtſchale für ihn aus — es war, als hätten ſie ſchon zwanzigmal zuſammen am gedeckten Tiſche geſeſſen. In der Stimmung, in die Frau Jutta ihn verſetzte, begann auch Hans ehrlicher und unumwundener ſeine Eindrücke zu berichten, als dies ſonſt in ſeiner Art lag. Frau Jutta lachte, als er von dem Kaffee erzählte und nickte verſtändnisvoll bei den übrigen Schilderungen. Und dabei ruhte ihr Blick ſo voll auf ihm, daß ihm war, als würde ſie ſeine Gedanken leſen, auch wenn er dieſelben nicht ausſpräche, und als könne man ihr gegenüber eben nur ganz offen ſein. Sie enthielt ſich übrigens jeden Urteils; nur als er geendet hatte, ſagte ſie:

„Wiſſen Sie, daß ich denſelben Sprung wie Sie gemacht habe? Aus großſtädtiſchen Verhältniſſen kam ich hierher — freilich als junge Frau, in die eigne Häuslichkeit. Das macht einen Unterſchied. Aber immerhin weiß ich doch, daß ich mir zuerſt hier ziemlich deplaciert erſchien. Ich war nämlich ein ſehr verwöhntes Menſchenkind, müſſen Sie wiſſen, und ich glaubte, daß für mich an der allgemeinen Lebenstafel ein ganz beſonderer Platz gedeckt ſei. Natürlich wollte mir da die allgemeine Koſt nicht ſchmecken. Allmählich habe ich dann erſt eingeſehen, daß man hungrig bleibt, wenn man durchaus ein beſonderes Menü erwartet, und ich habe mich unter die anderen geſetzt und habe mich nicht ſo ſchlecht dabei befunden, wie ich dachte.“ Sie lachte vor ſich hin, in irgend eine Erinnerung verloren, dann erzählte ſie ihm, wie ſie erſte Viſiten gemacht und ſtolz darauf geweſen ſei, moderner angezogen geweſen zu ſein als ihre Nachbarinnen, bis ſie dahinter kam, daß ihr dieſer Vorzug anſtatt der erwarteten Bewunderung nur Neid und Übelwollen eingetragen habe.

„Über alledem ſind nun zweiundzwanzig Jahre vergangen, und obgleich ich nur mit einer oder zwei Familien der Nachbarſchaft verkehre, und die anderen kaum ſehe, bin ich hier doch ſo heimiſch geworden, als ſei ich hier geboren; aber ich ſehe mir doch alle Leute, die von auswärts hierher verſchlagen werden, mit beſonderer Teilnahme an, denn ich weiß, wie es thut.“

„Ja, Sie wurden hier heimiſch an der Seite eines Mannes, den Sie liebten!“ meinte Hans.

„Mein Mann ſtarb ſchon nach wenigen Jahren.“

„So hauſen Sie hier ganz allein?“

„Ich hatte ein Kind — und dann mußte ich ſehr thätig ſein, um mich in den Verhältniſſen zurechtzufinden. Ich wollte anfangs das Gut verkaufen — aber ich begann mich für die Bewirtſchaftung zu intereſſieren und auch für die Menſchen, die mir untergeben waren. Und ich habe Glück gehabt. Ich hatte tüchtige Beamte und was wir begannen, gelang. Zuerſt war ich ungern, nur dem äußeren Zwange folgend, aus dem begrenzten Raume des Salons, für den ich eigentlich erzogen war, hinausgetreten. Zaghaft hatte ich verſucht, mich draußen zurechtzufinden, aber indem ich die Augen aufmachen lernte, lernte ich auch mich und andere kennen, und als es mir gelang, die erſten Schwierigkeiten allein zu überwinden, da wuchs mir der Mut. Seitdem habe ich, je älter ich wurde, um ſo mehr das Gefühl gehabt, daß ich klarer und ſicherer ſehen und verſtehen lernte.“

„So bewirtſchaften Sie alſo Dobroda ganz ſelbſtändig?“

„Mit meinem Inſpektor, ja.“

„Und kümmern ſich um alles?“

„Das heißt, ich ſtehe nicht beim Melken im Kuhſtall — ebenſowenig wie beim Kochen in der Küche — aber ich weiß doch, was dort und hier geſchieht, und ich habe das Gefühl, die Zügel in der Hand zu haben.“

„Und das befriedigt Sie wirklich? Sie haben es nie bedauert, auf dem Lande geblieben zu ſein?“

Ein Schatten flog über ihr Geſicht, aber gleich darauf lächelte ſie wieder.

„Nein, ich habe es nicht bedauert.“

„Dennoch muß Ihnen der Verkehr mit gleichſtehenden Menſchen fehlen.“

„Ich will's nicht leugnen. Aber in welchem Leben gäbe es keine Schattenſeiten? Nun, und dann gehe ich jeden Winter, wenn die Ruhezeit der Landwirte kommt, für ein paar Wochen nach Berlin, damit meine alten Freunde mich nicht vergeſſen, und im Sommer bekomme ich wohl auch Beſuche aus der Reſidenz — Sie wiſſen ja, daß die Geheimrätin mich erſt kürzlich verlaſſen hat.“

Hans ſchüttelte den Kopf. Es erſchien ihm ſo ſeltſam daß dieſe anmutige Frau einſiedleriſch auf dem Lande lebte, um ſo ſeltſamer, als ſie doch die Reſidenz und ihre Freuden zu kennen ſchien. Er ſah ſie nachdenklich an, und ein flüchtiges Rot flog über ihr Geſicht und ließ ſie noch jugendlicher erſcheinen als vorher.

„Wollen wir einen Gang durch den Garten machen?“ fragte ſie, „Ihnen den Hof zu zeigen, wage ich nicht, da Sie als Städter kein Intereſſe dafür haben.“

„Gnädige Frau, ich bin ganz bereit, unter Ihrer Führung eine Entdeckungsreiſe zu machen.“

„O, es iſt kein Neuland, das ich Ihnen zeigen will — aber gehen wir zuerſt durch den Park.“

Sie wies auf eine, von ſchattigen Bosketts umgebene Roſenpartie.

„Sehen Sie, das da war freies Feld, als ich hierher kam, und der Teil, in dem wir ſtehen, war Gemüſegarten.“

„Aber dieſe prächtigen Linden und dieſe Akazien können Sie doch unmöglich gepflanzt haben.“

„Doch, die Linden ſind im Winter mit dem Ballen verſetzt, und die Akazien wachſen ſchnell — ſie ſind mit achtzehn Jahren nicht mehr ſo jugendlich wie unſereins. Ich wandle hier unter ſelbſtgepflanzten Bäumen. Doch, das iſt nichts Beſonderes; was ich Ihnen hauptſächlich zeigen wollte, ſind meine Roſen. Sehen Sie nur, wie reich und mannigfaltig ſie blühen — oder gehören Sie zu denen, die behaupten, eine Roſe ſähe aus wie die andere, und alle wären nur bunte Kohlköpfe en miniature? Das hat mir neulich ein ſonſt recht verſtändiger Landwirt geſagt.“

Hans lachte und bewies durch ſeine Bewunderung der einzelnen Sorten, daß die Roſen für ihn kein Kohl waren.

Frau Jutta brach eine lichtgelbe „Marſchall Niel-Roſe“ und ſog ihren Duft ein. Hans ſchien es dabei als berührte ſie die Blumen liebkoſend mit den Lippen, und er dachte:

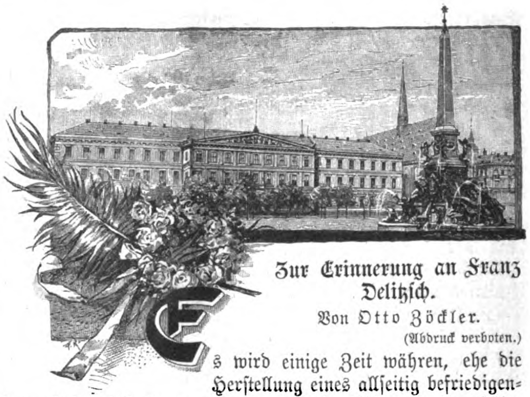
„So weiche rote Lippen — und ſie ſpricht von ihrem Alter. Merkwürdige Frau!“

Als ſie den Garten durchſchritten hatten, gingen ſie doch noch durch den Hof. Frau Jutta führte ihn durch die Ställe, wo ſie ebenſo Beſcheid wußte, wie zwiſchen ihren Roſen. Die Frauen, die ihr begegneten, küßten ihr die Hand, der Hofverwalter ſtattete einen Rapport ab und blieb mit abgezogener Mütze vor ihr ſtehen, ihre Anordnungen entgegennehmend. Hans erſchien es ſo neu, eine Frau in dieſer Weiſe gebieten zu ſehen; und wie ſie ſo neben dem ſtämmigen Hofverwalter ſtand, in freundlicher aber beſtimmter Weiſe ihre Wünſche äußernd, flog ſein Blick wieder fragend über ihre ſchlanke Geſtalt hin, und er dachte:

„Iſt ſie wirklich zufrieden in ihrer Einſamkeit? Hat ſie nie Anlehnung geſucht? Und wenn ſie ſie ſuchte, warum fand ſie ſie nicht, warum blieb dieſe Frau einſam? Freilich, ſie hatte von einem Kinde geſprochen. Aber konnte ein Kind das Herz einer jungen Frau — und ſie war noch ſehr jung, als ſie Witwe wurde — ganz ausfüllen? Und warum zeigte ſich dieſes Kind nicht? Vielleicht war es tot — er mochte nicht fragen. Doch je mehr er in ihr bewegliches Geſicht blickte, das jede Empfindung wie ein Spiegel wiedergab, um ſo mehr ſchien es ihm, als lagere ein Zug ſtiller Reſignation um ihren Mund, ſo hell und klar ihre Augen auch blickten.“

(Fortſetzung folgt.)

---



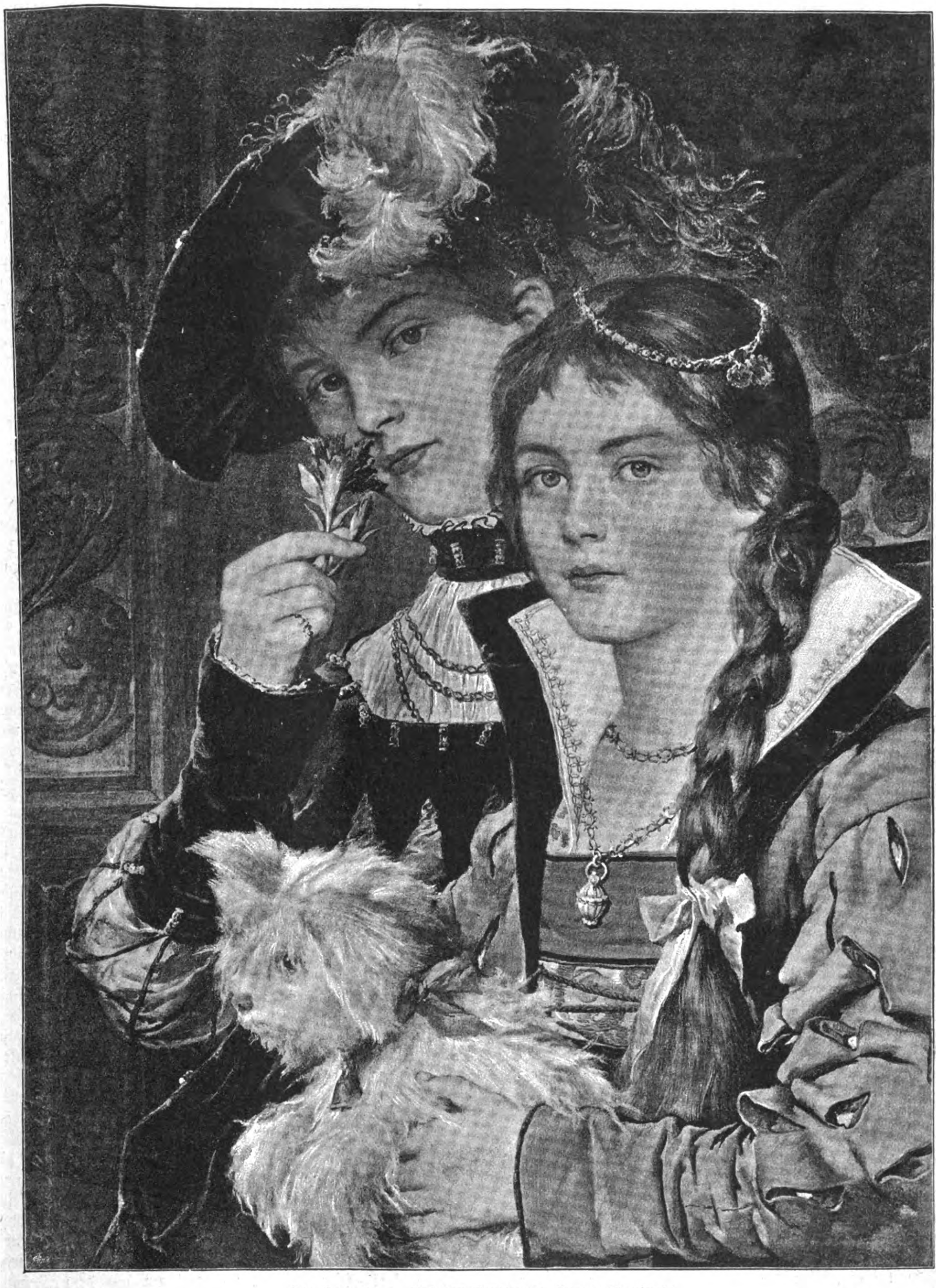
# Zur Erinnerung an Franz Delitzſch.

Von Otto Zöckler.

(Abdruck verboten.)

Es wird einige Zeit währen, ehe die Herſtellung eines allſeitig befriedigenden Lebensbildes von dem am 4. März dahingeſchiedenen ausgezeichneten Theologen, der auch den Leſern des Daheim manchen lehrreichen Beitrag geſpendet hat, ſich ermöglichen läßt. Der Heimgegangene hat keine eigne Aufzeichnung ſeiner Jugenderinnerungen hinterlaſſen. Man iſt alſo beim Verſuche einer zuſammenfaſſenden Rückſchau auf ſeinen Lebensgang und ſein ungemein vielſeitiges Wirken einſtweilen — bis zur Sammlung ſeiner ausgedehnten Korreſpondenz — auf die kurzen biographiſchen Skizzen, welche hie und da bei ſeinen Lebzeiten erſchienen, ſowie vor allem auf das Studium ſeines reichen litterariſchen Nachlaſſes angewieſen.

Als echtes Leipziger Kind hat der am 23. Februar 1813, alſo im Jahre der großen Völkerſchlacht Geborne, nachdem er am 11. Mai desſelben Jahres in der Nikolaikirche getauft worden, ſeine ganze Schulzeit ſamt den Univerſitätsjahren in der Pleißeſtadt verlebt und auch als zu beträchtlichem Ruhm und Einfluß gelangter akademiſcher Lehrer nur vorübergehend außerhalb Leipzigs gewirkt. Er kam zur Welt als Sohn chriſtlicher Eltern — was gegenüber der hie und da verbreiteten Angabe, daß er jüdiſcher Abkunft geweſen, betont werden muß. Als Kind eines nicht eben reichen Hauſes lernte er frühzeitig ſich mit wenigem zu begnügen und unter Entbehrungen ſeinen Zielen nachzuſtreben. Nach abſolviertem Nikolaigymnaſium ſtudierte er unter Leitung der Leipziger Celebritäten der anhebenden dreißiger Jahre mehr Philologie und Philoſophie als Theologie. Dem poſitiven Chriſtentum blieb er zunächſt ganz fern. Das philoſophiſche Syſtem des älteren Fichte, dem er mit jugendlicher Begeiſterung ſich angeſchloſſen, bildete auch ſeine Religion; die Perſon des Heilandes verlor ſich für ihn zunächſt noch in unbeſtimmtem Nebel. — Unter dem Einfluß eines begabten, mit ihm innig befreundeten Pädagogen namens Schütz — der weder mit dem (ſchon 1832 verſtorbenen) Jenaer Philologen Chr. Gottfr. Schütz, noch mit deſſen Sohn und Biographen, dem Hiſtoriker Karl Julius Schütz († 1844) verwechſelt werden darf — wurde dem im 20. Lebensjahre Stehenden eine religiöſe Erweckung zu teil, die ihn in einen glaubenswarmen und liebesinnigen Bekenner der chriſtlichen Wahrheit, und zwar in ſtreng lutheriſcher Ausprägung, umwandelte. Er lernte unter Einwirkung jenes geiſtlichen Führers und Freundes aus dem Schatze der älteren Erbauungslitteratur des deutſchen Luthertums ſchöpfen. Die tiefſinnig fromme Myſtik eines Joh. Arndt, des Verfaſſers des „Wahren Chriſtentums,“ eines Joh. Heinr. Urſinus (Superintendent in Regensburg, † 1667), eines G. Konr. Rieger, des Verfaſſers der „Herzpoſtille,“ und anderer Lebenszeugen



Die Schweſtern. Nach dem Gemälde von James Marſhall.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

von derſelben Grundrichtung wurde ihm zum unentbehrlichen Lebenselement. Unter den jüngeren, unſerm Zeitalter näher ſtehenden Geiſteserzeugniſſen der pietiſtiſchen Kreiſe, die auf ſein geiſtliches Leben fördernd eingewirkt, nennt er einmal das Büchlein eines oſtfrieſiſchen Lehrers Nedderſen: „Empfindungen und Erfahrungen im Chriſtentum“ (Halle 1772); er rühmt von demſelben ſogar: es habe dasſelbe „nie aufgehört ſein liebſtes Vademekum zu ſein.“ Ferner bezieht er ſich des öfteren auf die Anregung, welche durch Leſung von Werken des öſterreichiſchen (katholiſchen) Religionsphiloſophen Anton Günther und ſeines Schülers Pabſt auf ihn ergangen ſei. Nachhaltiger noch hat die Vertiefung in die Werke des „teutoniſchen Philoſophen“ Jakob Böhme, der er in ſeinen reiferen Jahren ſich hingab, auf die Ausgeſtaltung ſeines Geiſteslebens eingewirkt. Die theoſophiſche Färbung, die er überall, beſonders beim Eingehen auf natur- und geſchichtsphiloſophiſche Materien, in ſeinen Arbeiten hervortreten läßt, ja die auch ſeinem Gottesbegriffe (in Geſtalt nachdrücklicher Betonung der Realität des Zornes Gottes als einer Wirkung des göttlichen Naturlebens) eigen iſt, entſtammt dieſer Quelle. — Aber welche Bedeutung dieſe Einflüſſe von pietiſtiſcher und von theoſophiſcher Seite her für ihn erlangt haben mögen, feſtes Halten am Bekenntnis der lutheriſchen Kirche hat immer den Grundzug ſeiner religiös-theologiſchen Überzeugung gebildet. Gerade als geſchloſſenes Ganzes — ohne irgendwelche Abzüge, mit Einſchließung auch der Konkordienformel, die er als unerſchöpflichen Quell „reicher Geiſtes- und Herzensnahrung“ rühmt — hat er dieſe geſchichtliche Grundlage des lutheriſch-kirchlichen Lehrens und Lebens auf ſich wirken laſſen. Seine Gewinnung für etwelchen preußiſchen Lehrſtuhl (ſchon 1842, unter dem Miniſterium Eichhorn, vergeblich verſucht) iſt deshalb niemals zu ermöglichen geweſen. Den ſchleſiſchen Altlutheranern hat gerade er einen Mann zugeführt, wie W. Fr. Beſſer, den Herausgeber des ausgezeichneten Bibelſtundenwerkes, das jetzt kaum in einer lutheriſchen Pfarrbibliothek fehlt. Die Reihe ſeiner eignen Beiträge zum praktiſch-theologiſchen Litteraturbereich eröffnet die antiunioniſtiſche Streitſchrift „Luthertum und Lügentum“ (1839). Auch in ſpäteren hierhergehörigen Schriften, wie „Vier Bücher von der Kirche“ (1847); „Vom Hauſe Gottes und der Kirche“ (1849), bethätigt er dieſe ſtreng-konfeſſionelle Haltung. Etwas gemildert, unter mehr hervortretender Einwirkung jenes pietiſtiſchen Elements, erſcheint dieſer lutheriſche Standpunkt in ſeinen Erbauungsſchriften, von welchen das Kommunionbuch: „Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jeſu Chriſti“ vor drei Jahren in 7. Auflage erſchien, desgleichen die unter dem Titel „Philemon oder von der Freundſchaft“ herausgegebenen Aufzeichnungen des Fräuleins von Klettenberg und ihres Kreiſes ſeit 1878 in 3. Auflage vorliegen.

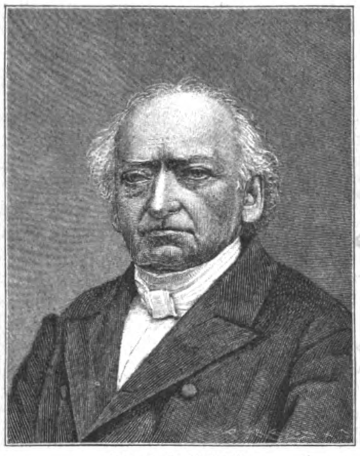
Doch es iſt Zeit, mit unſerm Rückblick auf Delitzſch’s wiſſenſchaftliche Laufbahn fortzufahren, denn in noch weitergreifender und tiefer eindringender Weiſe als durch ſein lutheriſches Bekennertum hat er als Mann der Wiſſenſchaft auf das Geiſtesleben unſers Zeitalters eingewirkt. Seiner Habilitation bei der Leipziger theologiſchen Fakultät zu Anfang der vierziger Jahre folgte 1846 ſeine Berufung nach Roſtock als ordentlicher Profeſſor für bibliſche Exegeſe an J. Chr. K. Hofmanns, des nach Erlangen Gegangenen, Stelle. Dieſer half jedoch ſchon nach vier Jahren ſeine Überſiedelung von der mecklenburgiſchen an die bayriſche lutheriſche Hochſchule herbeiführen, wo er ſiebzehn Jahre hindurch neben Hofmann und Thomaſius lehrte und zur Bewirkung der hohen Blüte der Erlanger Theologenfakultät in nicht geringem Maße beitrug. In die Zeit dieſes Erlanger Lehrwirkens fallen ſeine erſten umfänglicheren Veröffentlichungen auf exegetiſchem Gebiete (denen einige kleinere Vorläufer, wie der Habakuk-Kommentar 1843 und der zum Hohenlied 1851 vorangingen): die Kommentare zur Geneſis (1852) und zu den Pſalmen (1859) in ihrer erſten Geſtalt, der zum Briefe an die Hebräer 1857 — ſein zwar einziger, aber durch Genialität und gründliche Gelehrſamkeit hervorragender exegetiſcher Verſuch auf neuteſtamentlichem Gebiete — ferner die zu Hiob (1864) und zu Jeſaja (1866) in erſter Auflage. Die beiden letztgenannten Arbeiten ſteuerte er als Erſtlinge zu dem zuſammen mit C. Fr. Keil (damals noch in Dorpat, ſpäter emeritiert in Leipzig lebend, † 1888) ſeit 1861 herausgegebenen „Bibliſchen Kommentar über das Alte Teſtament“ bei, einer vieles Ausgezeichnete umſchließenden Sammlung, welche an Beiträgen von Delitzſch ſpäter (1869—75) noch Bearbeitungen der Pſalmen, des Salomoniſchen Spruchbuches, des Hohenlieds und des Predigers in ſich aufnahm.

Nach einundzwanzigjährigem Wirken außerhalb der engeren Heimat kehrte Delitzſch 1867, als eine Berufung für den durch Profeſſor Angers Tod erledigten Lehrſtuhl der alt- und neuteſtamentlichen Exegeſe an ihn erging, an die Hochſchule ſeiner Vaterſtadt zurück. Man kann die nun noch gefolgte, beinahe ein Vierteljahrhundert betragende Leipziger Wirkſamkeit ſeinen Lebensabend nennen, nur gilt es dabei jeden etwaigen Gedanken an ein Ermatten ſeiner Produktionskraft oder an behagliches Ruhen und Feiern fernzuhalten. Mit der Friſche eines Jünglings fuhr er hier bis zum Lebensſchluſſe zu ſchaffen fort. Ja er nahm, während die Arbeit an jenen Kommentaren unausgeſetzt fortging, noch mehrere neue Thätigkeitsgebiete in Angriff. Ein ſolches war zunächſt das der chriſtlichen Apologetik, das er zwar früher ſchon von einzelnen Seiten her berührt hatte, dem er aber erſt einige Zeit nach der Überſiedelung nach Leipzig eine vollſtändige und zuſammenfaſſende Bearbeitung angedeihen ließ. Das „Syſtem der chriſtlichen Apologetik“ (1869) gehört zu den in Hinſicht auf litterariſchen Erfolg hinter der Mehrzahl ſeiner übrigen Geiſteserzeugniſſe zurückgebliebenen Werken. Es leidet auch erſichtlich an etwas gekünſtelter Dispoſition und an einer gewiſſen Schwerfälligkeit des Ausdrucks — beſonders bei Formulierung der Überſchriften für die einzelnen Abſchnitte — umſchließt jedoch in ſeinen Details vieles Anſprechende, Sinnige und Tiefe, dem ein bleibender Wert ſchwerlich aberkannt werden kann. — Eine geniale Ineinsbildung apologetiſcher mit bibliſch-archäologiſcher Lehr- und Forſcherthätigkeit ſtellen mehrere um ebendieſe Zeit veröffentlichte Monographien dar, wie: „Jeſus und Hillel“ (1867), „Jüdiſches Handwerkerleben zur Zeit Jeſu“ (1868), „Sehet, welch ein Menſch!“ (1869), „Ein Tag in Kapernaum“ (1871). Gemeinſam iſt dieſen Schriftchen, die ſämtlich durch eine Mehrzahl von Auflagen hindurchgegangen und auch in andere Sprachen überſetzt worden ſind, das Streben nach möglichſt genauer und lebensvoller Veranſchaulichung gewiſſer Zuſtände und Sitten zur Zeit und in der näheren Umgebung des Heilandes. Dazu muß denn der ungemein große Reichtum an Leſefrüchten aus der nachbibliſch-jüdiſchen Litteratur, über welchen der Verfaſſer verfügt, das Material beſchaffen. Ein „chriſtlicher Talmudiſt“ erſten Ranges, ein Kenner des rabbiniſchen Schrifttums, der innerhalb der Theologenwelt unſers Jahrhunderts ſeinesgleichen ſucht, fertigt uns hier gleichſam Teleſkope an zur Verſchärfung und Erweiterung unſers Blickes beim Zurückſchauen in die dunklen Fernen chriſtlicher Urzeit, wo die Gottesgemeinde des Neuen Bundes aus der altteſtamentlichen zuerſt hervorzuwachſen begann. Soweit das hierbei Vorgeführte falſchen Darſtellungen gegenüberzutreten beſtimmt iſt, wie namentlich in dem erſtgenannten, gegen die phantaſtiſche Verherrlichung des Rabbi Hillel durch Renan und den jüdiſchen Gelehrten Geiger ſich wendenden Büchlein, da bethätigt es zugleich eine vorzügliche apologetiſche Wirkung. Das Ergebnis der Parallele zwiſchen dem Phariſäerfürſten und dem Heiland der Welt lautet: „Siehe, hier iſt mehr als Hillel! Hier iſt der, vor welchem als dem ‚Jehova unſerer Gerechtigkeit‘ Hillels Geſetzesgelehrſamkeit und das Geſetz ſelber erbleichen muß, wie Kerzenlicht und Mondlicht vor der aufgehenden Sonne.“ — Auch in den Dienſt ſcharfer Polemik ſehen wir ihn die Fülle ſeines rabbiniſch gelehrten Wiſſens gelegentlich ſtellen. Wie er in „Chriſtentum und jüdiſche Preſſe“ (1882) der Frechheit und Gehäſſigkeit glaubensfeindlicher Skribenten des Judentums mit Strenge gegenübertrat, ſo hatte er erſt kurz zuvor den falſchen Übereifer eines ultramontanen Antiſemiten in der Broſchüre „Rohlings Talmudjude beleuchtet“ (von der im Jahre des Erſcheinens, 1881, ſieben Auflagen erſchienen!) nach Gebühr gezüchtigt. Im Sinne eben dieſes Manifeſtes eines chriſtlich-edlen Philoſemitismus ließ er ſpäter noch einiges weitere ausgehen („Was D. Aug. Rohling beſchworen hat und beſchwören will,“ 1883; „Schachmatt, den Blutlügnern Rohling und Juſtus entboten,“ 1883).

Auch ſeiner Beteiligung an den kritiſchen Verhandlungen über das Alter und die Entſtehung der Bücher Moſe iſt hier zu gedenken. Er folgte den auf dieſe Fragen bezüglichen Operationen der Grafſchen Kritikerſchule, beſonders ſeitdem Wellhauſen deren Führung übernommen, mit wachſamem Auge. In einer Reihe bald kleinerer bald umfangreicherer Aufſätze (— erſchienen zum Teil noch in den letzten Jahrgängen (1877 und 78) der von ihm mit herausgegebenen „Zeitſchrift für die geſamte lutheriſche Theologie,“ dann in zuſammenhängender Folge in Luthardts „Zeitſchrift für kirchliche Wiſſenſchaft“ ſeit 1880 und zwar hier unter dem Titel: „Pentateuchkritiſche Studien“) ſetzte er ſich mit den Behauptungen dieſer Kritiker auseinander, manches mehr Nebenſächliche daraus ſich aneignend, die extremeren Folgerungen aber abwehrend und verurteilend. Man hat auf ſtreng orthodoxer Seite dieſes teilweiſe entgegenkommende Verhalten gegenüber einer Theorie der Pentateuchbildung, welche den echten moſaiſchen Kern der Bücher Moſe möglichſt verdünnt und reduziert, ihm mehrfach verdacht, hat von allzuweitgehenden Konzeſſionen, ja gelegentlich von einem „Sichblendenlaſſen durch die falſchberühmte Kunſt“ geredet. Daß er betreffs einiger Punkte gegenüber den Zerſetzungstendenzen der negativen Kritik eine feſtere Haltung hätte bethätigen können, mag zuzugeben ſein; doch iſt anderſeits auch zu erwägen, daß ein unbedingt ablehnendes Verhalten gegenüber der eine Mehrheit von Quellen und von ſucceſſiven Redaktionen für den Pentateuch ſtatuierenden modernen Theorie nicht nur an ſich undurchführbar, ſondern auch mit Delitzſchs eignen von jeher gehegten Grundanſchauungen unvereinbar geweſen ſein würde. Sein teilweiſes Zuſtimmen zu den neuerdings beliebten Annahmen in betreff des Urſprungs der altteſtamentlichen Schriften war nicht etwa Folge eines plötzlichen Meinungswechſels oder eines charakterloſen Hinüberſchwankens von rechts nach links. Es wurzelte in der ſchon längſt von ihm vertretenen, zwar offenbarungsgläubigen, aber doch kritiſch freien Faſſung des Begriffs der bibliſchen Inſpiration, wodurch er ſich von ſolchen lutheriſchen Orthodoxen wie die der Miſſouriſynode aufs ſchärfſte, ſehr beſtimmt aber auch vom Standpunkt eines Hengſtenberg, ſowie von dem ſeines Freundes und Mitarbeiters Keil unterſchied. Schon in einem um den Anfang ſeiner Erlanger Zeit geſchriebenen Aufſatze „Über Begriff und Methode der bibliſchen Einleitung“ (erſchienen im Jahrgang 1854 der „Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche“) hatte er für das gute Recht einer die menſchliche Seite des Gotteswortes mit Unbefangenheit hiſtoriſch erforſchenden Kritik ſehr kräftig ſeine Stimme erhoben und neben heiliger Scheu auch ehrliche Wahrheitsliebe als eine dem chriſtlichen Schriftforſcher der Gegenwart geziemende Eigenſchaft betont. „Heilige Scheu gebührt der Schrift als dem uns zur Seligkeit unterweiſenden Gotteswort; ehrliche Wahrheitsliebe fordert unſer in Gott, der die Wahrheit iſt, gebundenes Gewiſſen. Freudige Zuverſicht ermöglicht uns die durch nichts erſchütterliche Gewißheit, daß die göttliche Herrlichkeit, welche die Schrift unter der Knechtsgeſtalt birgt, durch Gebrechen dieſer letzteren nicht geſchmälert wird.“ Mit dem Wahrſpruche: „Selig, wer an der Knechtsgeſtalt der Schrift ſich nicht ärgert!“ ſchloß er die damaligen Auseinanderſetzungen über dieſen Punkt. Von dieſem Wahrſpruche hat er, wie überhaupt, ſo auch auf pentateuchkritiſchem Gebiete ſich ſtets leiten laſſen.

Was Delitzſch auf den verſchiedenen hier berührten Wiſſens- und Litteraturgebieten: der Schriftexegeſe und Talmudforſchung, der bibliſchen Archäologie und Theologie, der Apologetik und Ascetik erarbeitet hat, dürfte auf langhin ſeine Spuren hinterlaſſen. Aber tiefer eingegriffen in unſer geſamtes chriſtliches Kulturleben hat er durch ſein (zum Teil auch litterariſch-wiſſenſchaftliches, mehr aber noch praktiſches) Streben und Schaffen auf einem anderen Felde. Als feinſinniger Schriftausleger, als grundgelehrter chriſtlicher Talmudiſt, als theoſophiſcher Denker und glaubensbegeiſterter Apologet gehört er den chriſtlich-wiſſenſchaftlichen Kreiſen Deutſchlands, Skandinaviens und Englands an: als Reformator und Organiſator der Miſſion unter den Juden hat er einen Ruhm von eigentlich internationaler Bedeutung erworben. Man darf ihn mit gutem Fug und Recht den „Wichern der Judenmiſſion“ nennen, denn was er im Punkte der Vereinsgründung und -organiſierung zu gunſten miſſionariſchen Wirkens unter den Israeliten Deutſchlands und ſeiner öſtlichen Nachbarreiche gewirkt und geſchaffen, verhält ſich zu den anderthalbhundert Jahre älteren Verſuchen des Halleſchen Pietismus und der Herrnhuter auf dieſem Felde ganz ähnlich wie die centraliſierenden, weithin ihre Netze auswerfenden Schöpfungen Wicherns zu den Arbeiten ſolcher Waiſenhausgründer wie Francke, Woltersdorf u. a. im XVIII. Jahrh.

Sein Intereſſe an dieſer Sache trägt den Charakter einer Jugendneigung, die, eine Zeitlang durch anderweite Beſtrebungen in den Hintergrund gedrängt, zuletzt — und zwar gegen die Zeit ſeiner Rückkehr auf den heimiſchen Boden Leipzigs — deſto gewaltiger wieder aufglühte. Schon in ſeinen theologiſchen Kandidatenjahren war er einige Zeit auch für Judenmiſſion thätig. Unter den Schriften der Anfangszeiten ſeines akademiſchen Wirkens befindet ſich, neben ſtreng-wiſſenſchaftlichen Beiträgen zur Litteratur der Judaica (wie: Geſchichte der jüdiſchen Poeſie ꝛc. 1836; Jeſurun oder Prolegomena zu J. Fürſts altteſtamentlicher Konkordanz 1838; Anekdota zur Geſchichte der Scholaſtik unter Juden und Moslemen 1841) auch eine Übertragung des Hochgeſanges Pauli von der Liebe, 1. Kor. 13, ins Hebräiſche — eine erſte Perle zu dem Diadem, deſſen Herſtellung ihm zum wichtigſten und heiligſten Werke ſeiner ſpäteren Jahre werden ſollte. — Gegen das Ende der Erlanger Zeit ſehen wir ihn eine Zeitſchrift für die Miſſion der Kirche an Israel unter dem Titel: „Saat auf Hoffnung“ begründen (1863). Gleichzeitig mit dieſem Organ, deſſen grüne Vierteljahrshefte für die Weckung judenmiſſionariſchen Intereſſes in weiten Kreiſen eine ähnliche Bedeutung erlangt haben, wie die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hauſe“ für das innere Miſſionsgebiet, trat auf ſeinen Betrieb ein bayriſcher Verein für Judenmiſſion ins Leben. Im vierten Jahre des Leipziger Wirkens (1870) erfolgte die Begründung des „Evangeliſch-lutheriſchen Centralvereins für die Miſſion unter Israel,“ zu deſſen Organ fortan jene Vierteljahrsſchrift erhoben wurde. Zehn Jahre ſpäter wurde mit Wiederherſtellung der Instituta judaica nach Callenberg-Franckeſchem Muſter begonnen — akademiſcher Vereinigungen zur Weckung judenmiſſionariſcher Kenntniſſe und Beſtrebungen unter der ſtudierenden Jugend, die jetzt bereits an einer ziemlichen Anzahl deutſcher Hochſchulen (zuerſt in Halle 1880; dann in Berlin 1883; in Greifswald; Roſtock ꝛc.) ins Leben getreten ſind und mit ihren Mitgliederzahlen von vierzig, fünfzig, ja zeitweilig noch mehreren, das zunehmende Wachſen und Anſchwellen dieſer wichtigen Bewegung im jüngeren Geſchlecht verbürgen. In Verbindung mit dem Leipziger Institutum als dem Centrum dieſer Vereinigungen wurde ferner 1886 ein Seminar zur Ausbildung theologiſcher Kandidaten für den Judenmiſſionsdienſt errichtet. Die Oberleitung desſelben hat Delitzſch bis an ſein Ende geführt. — Der Arbeit für die Theologen, die gegenwärtigen und künftigen Mithelfer am Miſſionswerke, ging die Arbeit fürs Volk, für die jüdiſch-chriſtliche Gemeinde der Gegenwart und Zukunft, ſtetig zur Seite. Eine eigentlich reformatoriſche That iſt die Herausgabe des Hebräiſchen Neuen Teſtamentes, welches zuerſt 1877 im Verlage der britiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft erſchien, ſeitdem



Franz Delitzſch †.

neun weitere Auflagen erlebt hat und jetzt in mehr als 60 000 Exemplaren verbreitet iſt. Ein Einwirken chriſtlich-miſſionariſcher Beſtrebungen auf größere Maſſen der jüdiſchen Bevölkerung war früher noch ein Ding der Unmöglichkeit; erſt ſeit dem Vorhandenſein dieſer wirklich korrekten, für hebräiſch redende Juden wahrhaft verſtändlichen Übertragung der neuteſtamentlichen Offenbarungsurkunde in Israels Kultusſprache iſt der Weg zur Gewinnung judenmiſſionariſcher Erfolge in größerem Maßſtabe geebnet. Man begreift die aufopfernden Mühen, welche der von den Höhen der Wiſſenſchaft hier zum Volke herunterſteigende Gelehrte während mehr als vier Jahrzehnten an dieſe „größte und heiligſte Aufgabe“ ſeines Lebens gewendet hat. Man verſteht es, warum er im Aufſammeln und Prüfen der Hunderte von Verbeſſerungsvorſchlägen, die ihm zugingen, nimmer ermüdete; warum er von der ſprachlich eleganteren Konkurrenzarbeit Salkinſons, deren Vorzüge vor der ſeinigen er in ſelbſtloſer Demut zugeſtand, aufs gewiſſenhafteſte zu lernen ſuchte; warum „Studien über hebräiſche Spracheigentümlichkeiten,“ in engem Zuſammenhange mit jenem Überſetzungswerke ſtehend, noch als eine ſeiner letzten Publikationen, unter Ringen und Kämpfen mit zunehmender Leibesſchwachheit, zum Druck befördert werden mußten. — Die Jugendfriſche, die liebenswürdige Vereinigung von geſundem Humor mit tief chriſtlichem Ernſt, woran Hunderte und aber Hunderte beim perſönlichen Verkehr mit ihm ſich erquicken gedurft, hat lange vorgehalten. Und gerade das muß die, welche noch aus ſeinen letzten Jahren Zeugniſſe in Wort oder Schrift von dieſem ſeinem Grünen und Blühen nach Palmbaums Weiſe (Pſalm 92, 13—15) entgegennehmen gedurft, zu doppelter Wehmut ſtimmen, daß auch hier der unerbittliche Tod letztlich das bittere Scheiden geboten. Ein Kennzeichen des Greiſenalters, das weiße Haar, hatte ſich im Anſchluß an eine Krankheit ſchon frühzeitig bei ihm eingeſtellt; aber weder dem Vierzig- noch dem Siebzigjährigen war im übrigen des Greiſenhaften viel anzumerken. Ein Patriarch, umſchwärmt und umworben von Dutzenden geiſtlicher Söhne und von Hunderten ſolcher Enkel, war er frühzeitig geworden. Das trauliche „Vater Delitzſch“ hat er vielleicht direkt nicht viel zu hören bekommen — um ſo gebräuchlicher iſt der Ausdruck im Kreiſe der nach vielen Hunderten zählenden Schüler geworden. Es war nicht leicht bei ihm ankommen, wenigſtens wenn man ihn allein haben wollte. Ein Studentenprofeſſor gleich wenigen, ein die Gelehrten und Lernbegierigen auch von jenſeit der Meere her ſtark anziehender Magnet, ein Patron aller, chriſtlichen Rat und Troſt ſuchenden Juden und Judengenoſſen, war er während ſeiner Sprechſtunde (im Semeſter wenigſtens) niemals allein zu finden. Und doch, wie köſtlich war's bei ihm, auch wenn man mit mehreren ſich in ihn teilen mußte! Der Schreiber dieſes, der um die Mitte der fünfziger Jahre in Erlangen zu ſeinen Schülern gehört hat, gedenkt dankbaren Herzens ebenſowohl an jenen Spaziergang nach Puckenhof, wo er beim Glaſe Bier allein mit ihm plaudern durfte, und an die mehrmaligen kleineren Gänge durch die Stadt oder deren Umgebung, wobei des Grüßens und Gegrüßtwerdens von kleinen, die Hand ihm entgegenſtreckenden Kindern (ſeinen Sonntagsſchülern) kein Ende war — wie an die Stunden, wo er mit vier oder ſechs oder noch mehr Kommilitonen zuſammen in ſeiner Nachmittagsſprechſtunde verweilte. Vielleicht erinnert von den lieben Bekannten von damals dieſer oder jener beim Leſen dieſes Blattes ſich noch des koſtbaren Kunſtgriffes, womit der Vielbegehrte eines Nachmittags, als er ſtark beſchäftigt war, der übergroß gewordenen Zahl von Sprechſtundengäſten auf höfliche Art ſich entledigte. Er ergriff den Cylinderhut, forderte zum Spaziergange auf, führte bei lebhafter Unterhaltung uns alle gerade um ein Häuſerquadrat der Erlanger Neuſtadt herum bis wieder vor ſeine Hausthür; worauf er mit dem freundlichen Abſchiedsgruß: „Beſuchen Sie mich bald wieder!“ die Enttäuſchten und zugleich aufs höchſte Erheiterten entließ. Oder man entſinnt ſich mit mir jenes ſchönen geſelligen Abends bei ihm, wo nach Tiſch von den Mitgäſten aus fremden Ländern einige Deklamatoriſches in ihren Sprachen zum beſten gaben, auch einer — ein Nordamerikaner — den ſeltſam monotonen Geſang methodiſtiſcher Negerſklaven ſeiner Heimat vom Baume des Lebens (The tree of life) nicht bloß ein- ſondern mehrmals vortragen mußte. — Wer aber von denen, die ihm näher gekommen, hätte nicht anderſeits auch unauslöſchliche Eindrücke bewahrt von dem herzergreifenden heiligen Ernſt, womit er gegebenen Falles auch ſeelſorgerlich mit ſeinen jungen Freunden zu reden wußte, ſie beratend wegen wichtiger Entſcheidungen, vor die ſie ſich geſtellt ſahen, mit ihnen betend, ſie ſegnend in väterlicher Liebe beim Abſchiednehmen! — Daß beides, die ernſte wie die heitere Seite ſeines Verkehrens mit den Studierenden, ſo geblieben iſt bis ans Ende, weiß der Berichterſtatter durch Mitteilung von gar manchem aus den ſpäteren Generationen des großen Schülerkreiſes. Dem einſtigen Biographen wird da noch mancher ergreifende Zug, noch manches geflügelte Wort, noch manche Perle edler, unvergänglicher Lebensweisheit zufließen können. Auch der Delitzſch-Anekdoten wird ſich, nach Art jener Neander- und Tholuck-Anekdoten, leicht eine erkleckliche Zahl ſammeln laſſen. Die bedeutſamſten derſelben und die zumeiſt charakteriſtiſchen dürften ſich um das beſondere Gebiet ſeines vielſeitigen Berufswirkens bewegen, worin er die Hauptaufgabe ſeines irdiſchen Tagewerkes erblickte: um die Verkündigung des Heils in Jeſu Chriſto an Israel. Ein ſchweres Unterleibsleiden, das durch den Gebrauch der Wildunger Brunnenkur nur vorübergehend Erleichterung erfahren hatte, feſſelte ihn, nachdem auch Waſſerſucht hinzugetreten, während ſeiner letzten Monate ans Krankenlager. Das Sorgen und Arbeiten für ſeine heilige Sache hat auch da keinen Tag aufgehört. Noch acht Tage vor ſeinem Tode hielt er mit einigen jungen Theologen eine Prüfung ab. Ein Nachtrag zu jenen „Farbenſtudien und Blumenſkizzen,“ wovon er einige Zeit zuvor unter dem Titel „Iris“ (1888) eine Sammlung veröffentlicht hatte, die „Gelbe Hyazinthe,“ wurde vom Lager aus von ihm diktiert. Am Vorabend vor ſeinem Tode legte man den letzten der fertigen Druckbogen der „Meſſianiſchen Weisſagungen in geſchichtlicher Folge“ ihm aufs Bett — einer „Spätlingsgarbe alter und neuer Frucht,“ die er ſeinen Miſſionaren als Vermächtnis und Vademekum für ihre Berufsarbeit geſpendet. Das letzte, was er geleſen, waren die beiden Druckbogen von Auflage 9 ſeines hebräiſchen Neuen Teſtaments; und das letzte, was er geſprochen, war ein freies Morgengebet, nach welchem er bald, in der Frühe des 23. Februar, verſchied. Von der „Ruhe, die noch vorhanden dem Volke Gottes“ (Hebr. 4, 9) iſt bei der Trauerfeier zu ſeinem Gedächtnis in der Univerſitätskirche zu St. Paul gepredigt worden. Hätte es gegolten, auch noch ein altteſtamentliches Schriftwort aus dem Bereich ſeiner

Lieblingsſprüche ihm nachzurufen, es hätte ſein müſſen: „Vergeſſe ich dein, Jeruſalem, ſo werde meiner Rechten vergeſſen; meine Zunge müſſe an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich nicht laſſe Jeruſalem meine höchſte Freude ſein“ (Pſ. 137, 5. 6).

---

## Chriſtine Brünning.

Erzählung von Hans Warring.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Prinz Adalbert und Prinz Auguſt Wilhelm, der dritte und der vierte Sohn Kaiſer Wilhelms II.
Nach der neueſten Aufnahme von Selle und Kuntze, Hofphotographen in Potsdam.

Während Klein-Elschen ſich, verſchüchtert durch den ungewohnten Anblick, an ihre Pflegemutter drängt und in ihrem Gewande Schutz ſucht, hat ſich der Knabe mutig näher gewagt. Die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf im Nacken, mit ernſtem Geſicht zu ihm aufblickend, ſteht er breitſpurig vor dem Fremden, der zitternd vor Erregung, mit bleichem Geſicht und keuchender Bruſt bald auf den kleinen Knirps vor ihm, bald auf Chriſtine blickt. Dieſe hatte, angeſichts der Faſſungsloſigkeit des Gaſtes, ihre eigne Selbſtbeherrſchung wiedergefunden. Mit dem kleinen Mädchen auf dem Arme tritt ſie vor, und den kleinen kecken Burſchen vorwärtsſchiebend, ſagt ſie zwar mit etwas unſicherer Stimme, aber ziemlich unbefangen und ruhig: „Kinder, wer iſt dieſer Herr? Wer von euch iſt klug genug, es zu erraten?“ — „Der Papa! der Papa!“ jubeln nach einem Augenblicke des Schweigens ein paar helle Kinderſtimmen. — Was in den nächſten Augenblicken geſchehen war, deſſen konnte ſich Petterſen ſpäter nie recht entſinnen. Als er wieder denken konnte, fand er ſich auf einem Stuhle in der Nähe der Thür ſitzen. Er hatte ſeine Arme auf die Schultern ſeines Knaben gelegt und ſein Geſicht in deſſen lockiges Haar gedrückt. Er kämpfte mit aller Anſtrengung gegen das Übermaß ſeiner Empfindung, gegen die Thränen, die ihm glühendheiß in die Augen ſchoſſen. Er wollte dieſes Zeichen unmännlicher Schwäche den kleinen Burſchen, der ihn ſo ruhig und geſammelt mit ſeinen klugen, ernſten Augen betrachtete, nicht ſehen laſſen, aber ohne daß er es wußte, floſſen ſie ihm unaufhaltſam aus den Augen. Als er ſich einigermaßen gefaßt hatte und um ſich ſchaute, ſah er, daß er mit den Kindern allein war. Der Knabe — er war immer ſein ganzer Stolz geweſen — war gar nicht ſcheu, er ſtand ruhig neben ihm, den Arm um ſeinen Hals geſchlungen. Klein-Elſe aber ließ ſich erſt nach und nach herbei, etwas näher zu kommen, bis ſie endlich auch einwilligte, ſich auf des Vaters Knie heben und küſſen und liebkoſen zu laſſen. — „Haſt du auch Löwen und Elefanten geſehen in dem heißen Lande, wo du geweſen biſt?“ fragt Jörge, „Tante Chriſty ſagt, du wirſt uns von Löwen, von Elefanten und von Affen erzählen.“

„Alſo ſie hat euch von eurem Vater geſprochen — o, Gott ſegne ſie dafür!“ murmelt er, faſt erſtickt von Gemütsbewegung.

„Haſt du dein großes Schiff mitgebracht? Ich möchte dein großes Schiff ſehen!“

„Elſe auch ſehen großes Schiff!“

„Haſt du auch einmal geſehen, wie der Sturm ein Schiff zerbrochen hat, Papa?“ — „Sturm!“ echot die Kleine und macht große angſtvolle Augen, „Sturm! beten für Papa!“ Sie faltet die kleinen Hände ineinander. — Alſo auch das hat ſie ſie gelehrt! Sie hat die Kinder für ihren Vater beten gelehrt, für den Mann, der ſo ſchmählich an ihr gehandelt — der Unglück über ſie gebracht! O, Chriſtine, Chriſtine, du ſammelſt feurige Kohlen auf das Haupt des Gebeugten! — Die Thür nach dem Nebenzimmer geht auf und ſie erſcheint auf der Schwelle. Mit ruhigem Lächeln blickt ſie auf die Gruppe und in das Geſicht des erregten Mannes. „Mein Mittel war gut — mit Kindern verſtändigt man ſich am beſten ohne Zeugen,“ ſagt ſie freundlich. „Und nun bitte ich zum Thee — kommt, Kinder, ihr ſollt eure Milch trinken und dann —“ — „O nicht zu Bette gehen!“ ſagt Georg bittend. — „Nein, gewiß nicht! Ihr ſollt dem heutigen Tage zu Ehren aufbleiben, bis ihr ſelbſt verlangt, zu Bette gebracht zu werden — iſt's ſo recht?“

Ein Jubelruf des Knaben antwortet ihr, und dann ſitzen ſie alle vier um den Theetiſch — faſt, als gehöre auch er zu ihnen.

Es iſt dasſelbe kleine Wohnzimmer, in dem er vor Jahren ſo glückſelige Tage verlebt. Wie vertraut ihn alle Dinge hier anſehen, als ob er ſie erſt geſtern verlaſſen. Dort der große Lehnſtuhl am Ofen und daneben in der Ecke etwas Neues: eine kleine Puppenwirtſchaft mit Himmelbett, Wiege und Schränkchen. Und dort am Fenſter neben dem Nähtiſche ein kleines niedriges Schreibpult mit Bücherregal, an dem ein Bücherränzchen von Seehundsfell hängt.

„Er geht ſchon ſeit dem Herbſt in die Schule,“ ſagt Chriſtine, die ſeinem Blicke gefolgt war.

„Ich gehe ſchon ins ſiebente Jahr — ich kann ſchon leſen und addieren,“ ſagt Georg ſtolz.

„Jawohl, du biſt ein großer Burſche geworden, ſeitdem ich fort war! Herr Gott, wo ſind die Jahre geblieben!"

So, gerade ſo, hätte alles ſein können, wenn — nein, daran kann, daran darf er nicht denken, das führt zum Wahnſinn! Nichts wünſchen, nichts hoffen! Nicht vorwärts, nicht zurückſchauen! Nur die kurze Spanne Gegenwart genießen! — Eine Zukunft gibt es nicht für ihn!

Chriſtine ſitzt ihm gegenüber und erfüllt mit ruhiger Freundlichkeit ihre Pflichten als Wirtin. Alles iſt geblieben, wie es war, nur ſie — allein ſie hat ſich verändert. Das iſt nicht mehr das kleine, ſchüchterne Mädchen, dem ſeine Gegenwart, ſein ermutigender Zuſpruch erſt etwas Sicherheit und Selbſtvertrauen geben mußten. Das blaſſe, zarte Kind iſt zu einer ſchönen, anmutigen Frauengeſtalt erblüht, die ſich mit ruhiger Sicherheit und Würde bewegt. Dabei iſt ihr Weſen dasſelbe feine, ſtille geblieben, das er einſt angebetet hatte, und das ihn jetzt wieder, ohne daß er wußte, wie es geſchah, unterjochte und anzog, daß er ſein Auge nicht von ihr wenden konnte. Und wie ſchön ſie war! An dieſer zarten Geſtalt waren die Jahre vorübergegangen, ohne ihr den Reiz der Jugendlichkeit zu nehmen. Das war noch dieſelbe reine, klare Stirn, umrahmt von dem reichen braunen Seidenhaar, dasſelbe liebliche Oval des Geſichts, dasſelbe ſanfte, tiefe braune Auge. Nur um den Mund iſt ein Zug hervorgetreten, den er früher nicht gekannt hat: ein Zug überſtandener Schmerzen, den ſelbſt ihr Lächeln nicht ganz auslöſchen kann.

Jörgei hat ſich an ihn gedrängt und verlangt, er ſolle von ſeinem Schiff, von ſeinen Reiſen erzählen. Er hebt ihn auf ſein Knie und beginnt, anfangs leiſe und zögernd, dann durch die ſtrahlenden, aufmerkſamen Augen ſeines Jungen angeregt, fährt er lebhafter und ſicherer fort. Er erzählt von der Chriſtine Henriette, dem braven Schiff, das ſiegreich aus jedem Sturme hervorgegangen ſei, von der Sturzſee, die es oft in allen Planken erzittern mache, aber wie es immer wieder ſich ſtolz und mutig aufrichte und wie ein tapferer Krieger dem nächſten Wellenberge entgegeneile. Er erzählt auch von großen fernen Städten, in welchen Menſchen aller Nationen und Raſſen zuſammenwohnen, von grünen Inſeln, auf welchen hohe feuerſpeiende Berge bis in die Wolken ragen. Aber plötzlich unterbricht er ſich. Sein Auge iſt auf Chriſtine gefallen, die, Klein-Elschen auf dem Schoße, ihm ebenſo aufmerkſam zuhört wie Jörgei, mit ebenſo ſtrahlenden Augen und kaum minder glühenden Wangen. Und von ihrem anmutig belebten Geſichte wandert ſein Blick zu dem Geſichtchen des Kindes, das an ihrer Bruſt lehnt, und mit einem Freudenſchrei ſpringt er auf.

„Herrgott, Chriſtine, ſie ähnelt dir — ſie hat deine Züge, deine Augen, dein Haar!" Er hält das Kind auf dem Arme und küßt es immer von neuem, und ſtreichelt zärtlich ſein ſchlichtes, ſeidenes Haar, nicht ſtürmiſch, damit er es nicht erſchrecke, ſondern ſo ſanft und leiſe, wie man es ſeiner großen Hand gar nicht zutrauen möchte.

Chriſtine iſt von dieſem Freudenausbruch etwas außer Faſſung geraten, aber ſie hat ihre Verwirrung raſch überwunden.

„Das haben ſchon viele gefunden," ſagt ſie mit etwas wankender Stimme, „und das iſt auch gar nicht ſo wunderbar — die Ähnlichkeit nämlich! Mein Vater und Elschens Großvater waren doch Brüder — wir haben beide ein Brüningſches Geſicht!"

Sie kann ihre Mienen und ihre Stimme beherrſchen, aber über den raſchen, zitternden Schlag ihres Herzens hat ſie keine Macht. Er hat ſie „du" genannt! Im Augenblick ſeiner großen, freudigen Erregung hat er vergeſſen, was zwiſchen ihnen liegt, die Jahre — die Schuld — die Trennung! Er iſt zur Gewohnheit ſeines jungen Glückes zurückgekehrt! — Wie wunderbar dieſes „du" ihr in die Ohren klang, ſie weiß nicht, iſt es Schmerz oder Freude, was ſie fühlt, aber das weiß ſie, daß ſie einen unwiderſtehlichen Drang zu weinen empfindet.

Die Erzählung wird nicht wieder aufgenommen. Die Kinder beſchäftigen ſich jubelnd mit dem Spielzeug, das er ihnen mitgebracht hat. Er weiß, daß es Zeit iſt zu gehen, und er ſteht auf, aber er kann nicht gehen, ohne wenigſtens ein Wort des Dankes geſagt zu haben für das Gute, das ſie ſeinen Kindern gethan. Er weiß, daß gerade das, was er am tiefſten fühlt, am unbeholfenſten über ſeine Lippen kommt, er fürchtet daher, daß es ihm nicht gelingen werde, ſie von ſeiner Dankbarkeit zu überzeugen. Aber das war eine unnütze Furcht. Es gibt Augenblicke, wo der ganze Menſch in den Augen liegt — Hans Petterſen hatte eben jetzt einen ſolchen Augenblick.

„Nein, nein!" ſagt Chriſtine nach den erſten Worten abwehrend, „es bedarf keines Dankes! Wenn wir genau wägen, ſo bin ich die Empfangende geweſen, du — Sie der Gewährende! Dieſe Kinder haben mir mehr wohlgethan, als ich ihnen!"

„Chriſtine, liebſt du dieſe Kinder ſehr?"

„Sehr!" ſagt ſie und hebt die Augenlider zu ihm auf.

„So ſehr, daß du ihretwegen verzeihen kannſt, was ich dir gethan?"

„Es iſt geſchehen — die Vergangenheit iſt ausgelöſcht aus meinem Gedächtnis — deine Kinder haben ſie geſühnt. Wir ſind quitt, Hans Petterſen!"

Da, ehe ſie es ſich verſah, war er zu ihren Füßen niedergeſtürzt und drückte aufſchluchzend ſein Geſicht in ihr Kleid. Die ganze mächtige Geſtalt des Mannes bebte im Sturm, der ſeine Seele erfaßt.

„O nicht ſo — nicht ſo!" ſagte Chriſtine mit erlöſchender Stimme, „laß deine Kinder dich nicht ſo ſehen! Sie ſollen eine ruhige, ſchöne, klare Erinnerung von dir behalten, wenn du fortgehſt! — Alles ſoll licht und hell ſein zwiſchen ihnen und dir — kein Schatten, der aus der Vergangenheit herüberfällt, ſoll ihr junges Leben verdunkeln. — Steh auf, ſteh auf — faſſe dich! — Laß uns nicht wieder auf Geweſenes zurückkommen!"

Er hatte Abſchied genommen und war gegangen. Sie hatte ihn freundlich eingeladen, ſeine Kinder oft, recht oft zu beſuchen. Er ging ſchwankenden Schrittes die Straße hinab. Ihm war zu Mute, als ſei er aus dem Himmel wieder auf die Erde zurückgekehrt. Und doch war eine ſchmerzliche, bittere Empfindung in ſeiner Seele zurückgeblieben: Die Kinder ſind ihr alles, Glück, Freude, Liebe! Ich bin ihr nichts mehr — ein überflüſſig Ding, das ſie aus Barmherzigkeit in ihrer Nähe duldet!

Die Weihnachtszeit iſt vorüber, das neue Jahr mit klingendem Froſt und rauhen Oſtwinden ins Land gekommen. Strom und Haff ſind mit Eis bedeckt, weiß und ſtarr liegt die Erde unter ihrem großen Leichentuche. Drinnen aber in Chriſtinens Zimmer blüht ein ewiger Frühling. Da weht ein warmer Odem gedeihlichen Lebens durch das Haus, da blühen Hyazinthen und Krokus, und neben ihnen ſproſſen tauſend namenloſe liebliche Empfindungen empor, gleich Frühlingsblumen im Mai. Es iſt heute der erſte Montag im Jahr — der erſte Schultag nach den glücklichen Weihnachtsferien! Jörgei ſteht vor der Pflegemutter und wird von ihr in ſeinen kleinen Pelzrock geknöpft.

„Und mache ihm Freude, Kind — denn vergiß nicht, du biſt ſein einziger Sohn!" ſagt Chriſtine, während ſie ihm das Pelzmützchen auf den blonden Lockenkopf drückt. „Und nun geh mit Gott, und halte dich bei der Kälte unterwegs nicht auf! Du kannſt deiner alten Mutter auch noch einen Kuß geben."

Sie küſſen ſich einmal, zweimal, auch noch ein drittes Mal. Dann ſteht Chriſtine auf, um den Kleinen bis zur Hausthür zu geleiten, fährt aber betroffen zurück, als ſie ſieht, daß die Szene einen Beobachter gehabt hat. Petterſen ſteht neben der Thür und betrachtet ſie und das Kind mit großem, dunklem Blick.

„Verzeih, daß ich ſo früh komme — ich war ſoeben bei Horwitz auf dem Kontor — und ich habe dir etwas mitzuteilen.“

Er hat hin und wieder verſucht, ſie mit Sie und Fräulein anzureden, aber im Augenblicke der Erregung, wie eben jetzt, fällt er immer wieder in die alte liebe Gewohnheit zurück. Und Chriſtine mag ihn darin nicht ſtören, ergeht es ihr doch ebenſo. Und überdies — er wird ja nicht lange mehr bleiben, dann haben ſeine Beſuche und alles andere doch ſo wie ſo ein Ende!

Sie ſind in Chriſtinens kleines Wohnzimmer getreten und nehmen neben dem Blumentiſch einander gegenüber Platz.

„Herr Horwitz hat mir ſoeben mitgeteilt,“ beginnt er ſtockend, „daß Kapitän Janſen von der Chriſtine Henriette fortan auf ſeinem eignen Schiffe fahren wird, und daß ich die Stelle haben kann — Herr Klang und er ſeien darin übereingekommen, daß ſie mir das Schiff anvertrauen können.“

„O das freut mich — freut mich ſehr! Alſo wieder Herr Kapitän und nicht mehr Steuermann!“

„Ja — aber ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten! Du wunderſt dich, daß ich nicht mit beiden Händen zugreiſe — es mag dir undankbar erſcheinen — aber — Chriſtine! — aber ich kann wie bisher nicht weiter leben! — Wenn ich jetzt fortgehe, ſo iſt es auf Nimmerwiederkommen — ſolche Tage, wie dieſe letzten, kann und darf ich nie, nie wieder erleben! Ich gehe darüber zu Grunde!“ — Er hatte ruhig zu ſprechen begonnen, die letzten Worte aber waren nur wie ein ſchwaches, halberſticktes Murmeln aus der Bruſt des Mannes gekommen.

„Wie kannſt du von Nimmerwiederkommen ſprechen! — Du wirſt zurückkehren, und öfter als bisher. Du wirſt Jahr für Jahr mehr Freude an deinen Kindern haben.“

„Nein, nein! Sprich nicht davon — ich mag, ich will ſolche Tage, wie dieſe letzten, nicht mehr erleben! Tag für Tag ſehen müſſen, daß die Kinder dir alles ſind, daß du mich nur um ihretwillen neben dir duldeſt — das geht über meine Kraft! Durch das Leid dieſer Tage habe ich gebüßt, was ich dir gethan! Habe Erbarmen mit mir — laß mich mein Leben anders einrichten!“

„Was kann ich thun — was gedenkſt du zu beginnen?“ fragt ſie tonlos.

„Mir iſt eine Stelle am Hafen zu Hamburg in Ausſicht — in ſichere Ausſicht geſtellt. Mein Gehalt wird hinreichen, die Kinder und mich zu ernähren. Ich will fort von hier — ich will mir ein kleines beſcheidenes Heim gründen — ich will meine Kinder zu beſcheidenen, tüchtigen Menſchen zu erziehen ſuchen. Ich will ſie — allein ſie, und Arbeit, ſtrenge Arbeit! Das allein ſoll mein Leben ausfüllen! — Gib mir die Kinder, Chriſtine — laß mich mit ihnen in die weite Welt ziehen!“

Sie war aufgeſprungen, atemlos, faſſungslos. „Die Kinder! Du willſt mir die Kinder nehmen!“ ſchrie ſie, die Arme wie in Verzweiflung emporwerfend.

„Sie dir nehmen?“ ſtammelte er. „Weiß Gott, wie gern ich ſie dir ließe! O — wenn ſie uns beiden gehören könnten! — Chriſtine — bin ich dir wirklich nichts mehr? Spricht in deinem Herzen nichts mehr für mich? — Sieh mich nicht mit dieſem Blicke an! — Gerechter Gott, habe ich dich beleidigt?“

Sie ſtand bleich und hoch aufgerichtet vor ihm. Ihr Herz, das ein paar Augenblicke ganz ſtill geſtanden hatte, fing auf einmal wild und ungeſtüm an zu pochen. „Er will dich heiraten um der Kinder willen!“ klang es in ihr, und ihr Stolz, ihr ſchon oftmals ſo grauſam zertretener, mißhandelter Mädchenſtolz bäumte ſich auf, zum erſtenmal im Leben, und raubte ihr Selbſtbeherrſchung und Überlegung.

„Und du verlangſt wirklich, daß ich einem Gefühl vertraue, das ſich ſchon einmal als unzureichend erwieſen hat! — Du erwarteſt, daß ich jetzt die Thorheit wiederhole, die damals begangen zu haben, nur meine Jugend und Unerfahrenheit entſchuldigen kann! — Nein, Hans Petterſen, das iſt vorbei, auf immer vorbei! — Und nun ſtrafe mich für dieſe Worte — nimm mir die Kinder, du haſt die Macht und auch das Recht dazu! Du haſt mein Leben ſchon einmal zertreten — zertritt es auch zum zweitenmal!“

An dem Tone ihrer eignen zornbebenden Stimme hatte ſie ſich berauſcht, daß ſie in die Welt hinausrufen mußte, was ihr das Herz bedrückte. O, wie ihr das wohlgethan hatte! Das alſo war ſeine Dankbarkeit! Er wollte ihr die Kinder nehmen — er wagte es, ſie ihr nehmen zu wollen! Und ihre Liebe zu dieſen Kindern hatte er benutzen wollen, ſie an ſich zu ketten, trotz allem und allem, was er ihr gethan hatte! — Nun war in Wahrheit alles zu Ende — nun mußte er gehen auf Nimmerwiederkehr! — Mochte es ſo ſein! Er hatte ſich ſein Schickſal ſelbſt geſchaffen!

Sie ging mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab. Sie fühlte ſich ſo leicht, ſo frei, ſie hatte auch einmal die Wonne gekoſtet, dem weh zu thun, der ihr wehe gethan hatte! Und wehe gethan hatte ſie ihm, das hatte ſie wohl wahrgenommen, obgleich ſie, als ſie nach jenen Worten raſch das Zimmer verlaſſen, nur einen flüchtigen Blick auf ihn geworfen hatte. Da hatte er unbeweglich hinter dem Stuhl geſtanden, von dem er ſich erhoben, beide Hände ſchwer auf die Lehne geſtützt, den Kopf tief auf die Bruſt hinabgebeugt. Kein Wort hatte er erwidert auf ihre heftige Rede, und keinen Finger gerührt, ſie zurückzuhalten. Und ein paar Minuten ſpäter hatte die Thürglocke geklungen — er war gegangen — jawohl, gegangen auf Nimmerwiederkehr! — Und wenn er wirklich nie wieder zurückkehrte, gehörten die Kinder ihr, ihr allein — dann würde er nie wieder das Anſinnen an ſie ſtellen, ſie ihm zurückzugeben!

Dieſer Gedanke hätte ſie beruhigen ſollen, aber wunderbarerweiſe beruhigte er ſie durchaus nicht. Im Gegenteil, er drückte ſie furchtbar nieder, ſo, daß ſie dem Drange zu weinen nicht länger widerſtehen konnte. Sie ſank auf den Stuhl nieder, auf dem er geſeſſen, und weinte — weinte lange und leidenſchaftlich. Und als ob dieſe Thränen allen leidenſchaftlichen Zorn, allen Groll ihr aus der Seele geſpült hätten, ſo kamen ihr jetzt mildere Gedanken. — Wie grauſam war ſie geweſen, wie hart und ungerecht hatte ſie mit ihm geſprochen! Und ihre Worte hatten ihn doppelt verletzen müſſen, weil er ſie — liebte! Ja, ſie konnte und wollte ſich dieſe Wahrheit nicht länger verhehlen — er liebte ſie! Sie hatte es gewußt ſeit dem erſten Abend, da ſie ihn wiedergeſehen — ſeit jenem Augenblicke, da er das Kind geküßt und geherzt hatte, weil es ihr ähnelte. Und nie hatte er es gewagt, dieſer Liebe Ausdruck zu geben, nur in einzelnen unbewachten Momenten war ſie zu Tage getreten, übermächtig, groß und herrlich! Und wie hatte ſie ihm gelohnt! O Schmach! — ſie hatte ihn abgewieſen wie einen frechen Bettler, ihn, der demütig ſich kaum eine Andeutung erlaubt hatte! — Sie hatte, als er demütig um ſeine Kinder bat, die von ihr zu fordern er doch das Recht hatte — ſie hatte ihn wie einen Verbrecher behandelt — ſie hatte ihm faſt die Thüre ihres Hauſes gewieſen!

Es war ein langer, trauriger Vormittag, den Chriſtine verlebte. Klein-Elschen ſchickte ſie zu Johanna hinaus, die Stimme des Kindes that ihr weh, ſie konnte ſein unſchuldiges Geplauder nicht ertragen. Sie nahm eine Beſchäftigung nach der anderen vor, aber kaum angefangen, legte ſie ſie wieder beiſeite. Es war etwas in ihr, das ihr ununterbrochen zuraunte: mach' gut, was du ihm gethan — laß nicht die Sonne untergehen über deinem Unrecht! O, dieſe Stimme hatte recht, ſie wollte ihr Unrecht ſühnen — gewiß, ſie wollte — aber wie, wie?

Da kam Jenny mit einem Billet — von ihm! Er bat, ſie möge ihm für den Nachmittag die Kinder in ſein Hotel ſchicken, gegen Abend werde er ſelbſt ſie ihr wieder zuführen. Es habe ſich gemacht, daß er früher abreiſen müſſe, als er vorausgeſehen, daher die Bitte, die ſie in anbetracht ſeiner beſchleunigten Abreiſe ihm freundlichſt erfüllen möge.

Die Kinder jubelten, als ſie von Papas Einladung hörten — das war ein Feſttag! Merkwürdig, wie raſch er ſich die Kinder gewonnen hatte, beſonders war Jörge auf ſeinen Papa ſtolz. „Er iſt noch einmal ſo groß wie du, Tante Chriſty, und ſo ſtark iſt er, daß er dich und mich und das Elschen zuſammen auf den Arm nehmen und tragen kann!“ ſagte er, während ſie einen reinen Kragen über ſeine neue Matroſenjacke band und ſeine blonden Locken kämmte. Auch Elschen wurde geſchmückt. Blau war ſeine Lieblingsfarbe, er hatte ſie — Chriſtine — immer am liebſten in Blau geſehen — er würde auch ſein kleines Mädchen am hübſcheſten darin finden. Endlich waren die Kinder fertig, und lachend und plaudernd machten ſie ſich mit Johanna auf den Weg.

Jetzt erſt in der Stille und Einſamkeit ihres Zimmers kam ſie dazu, den Worten des Briefes recht nachzudenken. „Es hatte ſich ſo gemacht, daß er früher abreiſen müſſe, als er gedacht.“ — O, ſie wußte wohl, daß ſie es war, die ihn dazu zwang! Sie war es, die ihn einſam und heimatlos in die weite Welt ſchickte! Sie nahm ihm ſein letztes und beſtes Eigentum, um ſich dadurch zu bereichern! — „Sühne es — laß ihn nicht ziehen!“ flüſterte es wieder da innen. — Die Stimme wurde immer zudringlicher, ſie fügte, je mehr der Abend ſich näherte, zu den guten Ratſchlägen noch allerlei gewagte Bemerkungen. „Sei keine Thörin und geſtehe dir, daß du ihn ebenſo liebſt, wie er dich — daß es nicht allein deine Pflicht, ſondern auch dein Wunſch iſt, zu ſühnen und ihn zu halten,“ flüſterte ſie. Und je dämmeriger es um ſie wurde, deſto dreiſter und lauter wurde die Stimme. Sie erkühnte ſich ſogar von jenen ſüßen Liebesthorheiten zu ſprechen, die ſich einſt hier in dieſem Zimmer abgeſpielt. Chriſtinens Wangen brannten, als ſie raſch aufſprang und nach Licht klingelte.

Da kamen ſie! Sie hörte die hellen Kinderſtimmen ſchon von fern in der ſtillen Straße. Er hatte die Kleine auf dem Arme, und Jörge trabte neben ihm her. Jetzt kamen ſie die Treppe herauf — jetzt tönte die Hausglocke. Die Kinder ſprangen ſtürmiſch herein, was hatten ſie alles zu erzählen! Spielzeug und Bonbons und Blumen, und jedem Kinde hatte er eine kleine Photographie geſchenkt, „damit wir den Papa nicht vergeſſen.“ Und dann trat er herein, ruhig, ernſt und bleich — nur für einen Augenblick, ſagte er, denn er habe noch einige Vorbereitungen zu ſeiner auf morgen angeſetzten Abreiſe zu machen.

„Wie iſt das nur ſo ſchnell gekommen?“ fragte ſie mit ſtockendem Atem.

„Es iſt am beſten ſo — ich kann mich darüber nicht täuſchen. Was ich den Kindern bieten und ſein kann, können ſie entbehren, wenn ſie dich haben — bei dir ſind ſie am beſten aufgehoben. Verzeih und vergiß, daß ich daran denken konnte, ſie dir zu nehmen. Sieh, ich habe ſie dir jetzt zurückgebracht, um ſie nie wieder von dir zu trennen.“

„Und du, was haſt du über dein Leben beſchloſſen?“

„Ich nehme vorläufig die Kapitänsſtelle auf der Chriſtine Henriette an — vorläufig — was ſpäter wird, kann ich ſelbſt noch nicht beſtimmen.“

„Alſo die Anſtellung in Hamburg gibſt du auf?“

„Ja — ich habe ja nur an die Kinder gedacht, als ich mich da niederlaſſen wollte — für mich brauche ich kein Haus.“

Er war aufgeſtanden und blickte ſich im Zimmer um.

„Soll ich die Kinder rufen?“

„Nein, nein! ich danke — ich habe ſchon Abſchied von ihnen genommen! Ich möchte in meinem Gedächtnis nur ein genaues Bild von dem Raume mitnehmen, wo du und ſie glücklich ſein werden. — Und nun lebe wohl — Gott ſegne dich! — Und erziehe die Kinder zu guten Menſchen!“

Er war bis zur Thür gelangt, als ein leiſer zitternder Schrei durch das Zimmer hallte. Als er ſich wandte, ſah er Chriſtinens von Thränen überſtrömtes Geſicht dicht vor ſich. Im nächſten Augenblicke hing ſie an ſeinem Halſe und ihre geliebte Stimme flüſterte an ſeinem Ohr:

„Hans, du darfſt nicht von uns gehen! Bleibe bei uns, denn wir können ohne dich nicht leben!“

## Eine Meerfahrt im Dienſte der Wiſſenſchaft.

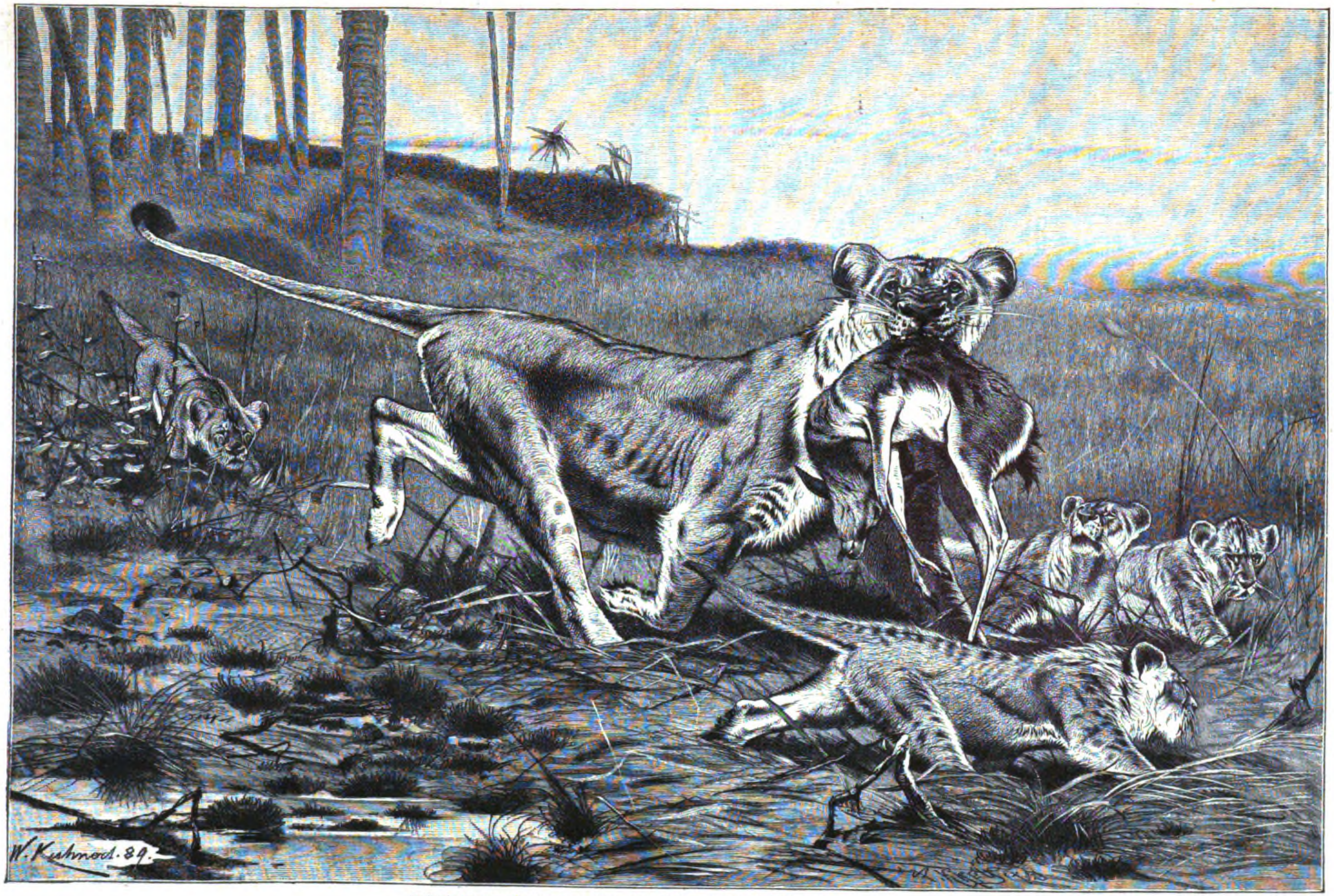
Von Dr. L. Staby.

(Abdruck verboten.)

Am Morgen des 7. November 1889 lief nach langer Fahrt ein Dampfer in den Kieler Hafen ein, deſſen Ankunft von den Gelehrten Deutſchlands freudig begrüßt wurde, kehrte doch das Schiff von einer Reiſe zurück, die ausſchließlich der wiſſenſchaftlichen Forſchung gewidmet war. Es war eine Forſchungsreiſe ganz eigner Art geweſen, ſie hatte nämlich faſt ausſchließlich jenem eigentümlichen Gemiſch gegolten, das, aus Pflanzen und Tieren beſtehend, in allen Tiefen der See ſich vorfindet und willenlos durch die Strömungen des Meeres dahingetragen wird. Der Kieler Phyſiologe Profeſſor Henſen hat dieſes Gemiſch mit dem Namen „Plankton“ belegt, und der genannte Forſcher war es auch, unter deſſen Leitung die Planktonunterſuchungen angeſtellt wurden. Auf ſein Betreiben hatte die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin eine Summe Geldes bewilligt, die, vermehrt durch eine bedeutende Unterſtützung des Kaiſers, der für die Sache gewonnen war, es ermöglichte, eine Expedition zur Unterſuchung des Planktons auszurüſten. Profeſſor Henſen, der Führer der Expedition, wurde von einem wiſſenſchaftlichen Stabe begleitet, der ſich aus dem Zoologen Profeſſor Dr. Brandt, deſſen Aſſiſtenten Dr. Dahl, dem Botaniker Dr. Schütt und dem bekannten Ozeanographen Profeſſor Krümmel zuſammenſetzte; ſämtliche Herren gehörten der Kieler Univerſität an. Als Arzt machte Stabsarzt Dr. Fiſcher die Expedition mit, der ſich außerdem noch der Marinemaler Eſchke angeſchloſſen hatte.

Der Dampfer „National,“ ein Schiff von etwas über ſechshundert Tonnen Gehalt, war gemietet und mit allen zu dem beſtimmten Zwecke erforderlichen Werkzeugen verſehen worden. Da waren Apparate zu meteorologiſchen Beobachtungen, beſonders konſtruierte Thermometer zur Temperaturbeſtimmung des Meerwaſſers, Glasaräometer zur Feſtſtellung des Salzgehaltes, photographiſche, mikroſkopiſche und noch manche andere Apparate, von denen einige neue ſich auf dieſer Fahrt erſt erproben ſollten. Eins der wichtigſten Inſtrumente war das von Profeſſor Henſen ſelbſt konſtruierte Planktonnetz. Es beſtand aus zwei ungleichen Trichtern, die mit der weiten Öffnung aneinander befeſtigt waren. Das eiſerne Geſtell des oberen kleineren Trichters war mit einem undurchläſſigen Stoffe, in welchem oben eine Waſſeröffnung ſich befand, überzogen, während der große untere Trichter aus einem engmaſchigen ſeidenen Netze von faſt drei Quadratmeter Oberfläche beſtand, außerdem war er noch von mehreren Stricken und einem ganz weitmaſchigen Baumwollennetze umgeben; in einiger Entfernung unter dem Trichter hing an Tauen ein ſchwerer Eimer. Wird dieſer Apparat aus der Tiefe des Meeres ſenkrecht heraufgezogen, dann gleitet naturgemäß das ſchwimmende Plankton an dem kleinen Trichter herab in den großen Trichter hinein, an deſſen engmaſchigen Wänden es ſich feſthängt. An Bord gebracht, werden nun die Wände des unteren Trichters von außen mit der Dampfſpritze beſpritzt, dadurch löſt ſich das Plankton im Innern ab und fällt in den untenhängenden Eimer. Außer dieſem wichtigſten Fangapparate wurden noch verſchiedene Netze mitgenommen, unter anderen verſchiedene Schließnetze, mit denen Tiere aus einer ganz beſtimmten Tiefe heraufgeholt werden. Um den Meeresgrund abzufiſchen, wurde ein Wogennetz gebraucht, dasſelbe bewegt ſich ungefähr 800 Meter auf dem Boden hin und ſchließt ſich dann ſelbſtthätig. Dies waren die hauptſächlichſten Hilfsmittel, die der Expedition zur Verfügung ſtanden und ſchon aus ihrer Mannigfaltigkeit können wir auf eine rege Thätigkeit der Teilnehmer ſchließen.

Am 15. Juli war der „National“ zur Abfahrt fertig und die Reiſe wurde angetreten. Auf der Fahrt durch den großen Belt nach der Nordſee wurden die Apparate alle geordnet und in Stand geſetzt, das Schiff ſozuſagen zum wiſſenſchaftlichen Angriff klar gemacht. Weſtlich von Schottland begannen die Unterſuchungen. Am 22. Juli wurde eine Tiefe von 2400 Meter gemeſſen, an demſelben Tage fand man einen toten Walfiſch auf dem Waſſer treibend, deſſen Kopf an Bord genommen wurde. Bald wurde das Wetter kalt, regneriſch und nebelig und am 26. Juli geriet das Schiff in der Nähe des Oſtgrönlandſtromes ins Treibeis. Nachdem hier Plankton gefiſcht und die eigentümliche Thatſache konſtatiert wurde, daß die obere Waſſerſchicht kälter als die untere war, in 200 Meter Tiefe betrug nämlich die Temperatur 6,6 Grad, an der Oberfläche dagegen nur 3 Grad, wandte ſich das Schiff, da Nebel und Wind immer unangenehmer wurden, nach Süden. Am 27. Juli gelangte es in den Labradorſtrom, wo ein ungefähr 70 Meter langer und 50 Meter hoher Eisberg von würfelförmiger Geſtalt paſſiert wurde. Da ſich der Nebel immer mehr verdichtete, ging die Fahrt nur ſehr langſam von ſtatten. Am 2. Auguſt bemerkten die Reiſenden an der bedeutend zunehmenden Temperatur des Waſſers und der Luft, ſowie dem veränderten Salzgehalt des Waſſers, daß ſie ſich im Golfſtrom befanden und bald darauf erſchienen auch fliegende Fiſche und prächtige weiße Tropikvögel, für den Schiffer ein ſicheres Zeichen, daß er die wärmere Zone erreicht hat. Schnell durchſchnitt der „National“ die klare blaue Flut in der Richtung auf die Bermudasinſeln zu, die am 6. Auguſt angelaufen wurden. In St. Georges ſtiegen die Reiſenden an Land, nach 22tägiger Seefahrt zum erſtenmal wieder feſten Boden unter den Füßen. Die erſten Anzeichen tropiſcher Vegetation traten ihnen hier entgegen, ſie ſahen Pandanus, Palmetto- und Kokospalmen und die Gärten eingefaßt von herrlich blühenden Oleanderhecken. Vier Tage wurde auf der Inſel verweilt, dann ging es


W. Kuhnert. 89.

Heimkehr vom Beutezuge. Nach einer Zeichnung von W. Kuhnert.

weiter nach Südoſten auf die Kap Verdiſchen Inſeln zu. Bald war das Sargaſſomeer erreicht, jene ungeheure, mehrere tauſend Quadratmeilen große Fläche im Atlantiſchen Ozean, die von grünen, größtenteils vom Golfſtrome zuſammengetriebenen Algen und Tangen, meiſt Sargassum natans, vollſtändig bedeckt iſt; der Ozean ſtellt hier eine unendliche Meerwieſe dar, reich an verſchiedenartigen Pflanzen und eigentümlich geſtalteten Tieren. Der „National“ durchquerte das Sargaſſomeer in 16 Tagen; das Waſſer war von wunderbar blauer Farbe und ſo klar, daß man die Netze noch in einer Tiefe von beinahe 200 Fuß erblicken konnte. Die größte Tiefe auf der ganzen Fahrt, nämlich 5670 Meter, wurde hier gelotet. Am 27. Auguſt kam die hohe Inſel S. Antonio in Sicht und bald lief das Schiff in den Hafen von St. Vincent ein, um Vorräte und Erfriſchungen aufzunehmen. Leider konnte dieſe ſchöne Abſicht nicht ausgeführt werden, denn in S. Antonio herrſchten die Pocken, das Schiff hielt ſich infolgedeſſen dort nicht auf, ſondern dampfte weiter nach St. Jago, der größten der Kap Verdiſchen Inſeln, wo dann in eintägigem Aufenthalte die gewünſchten Vorräte eingenommen werden konnten. Darauf ging es weiter gen Süden; bei ſehr warmem Wetter, vom 2.—5. September, wurde der Guineaſtrom durchfahren, am 7. September der Äquator paſſiert und bald darauf die engliſche Inſel Ascenſion erreicht, wo die Gelehrten ſeitens des engliſchen Kommandanten die liebenswürdigſte Aufnahme fanden. Die Landſchaft auf der zum größten Teil öden und kahlen Inſel bot einen eigentümlichen Anblick, da durch das faſt ausſchließliche Anpflanzen auſtraliſcher Gewächſe eine ganz fremde Flora hier vertreten iſt. Auf einem Ausfluge in das Innere der Inſel lernten die Forſcher mehrere Vulkane kennen. Am Strande wurden zwei Schildkröten von 400—500 Pfund Gewicht, die, um ihre Eier abzulegen, Ascenſion beſuchen, erbeutet.

Nach zweitägigem Aufenthalte, am 12. September, verließ die Expedition die Inſel und ſegelte mit günſtigem Paſſatwinde direkt nach der Mündung des Tocantins, nach Para in Braſilien, wo das Schiff am 23. September eintraf. Hier mußte das Schiff notwendiger Reparaturen wegen acht Tage liegen bleiben, welche Zeit von den Reiſenden fleißig benutzt wurde, um Bootfahrten oder Ausflüge in den nahen Urwald zu unternehmen. Am 2. Oktober ging endlich die ſehnlichſt erwartete Fahrt im Amazonenſtrom aufwärts, jedoch ſchon am 4. Oktober geriet der „National“ durch die Unkenntnis des Lotſen auf eine Sandbank, ſo daß es der ganzen Geſchicklichkeit des Kapitäns bedurfte, um das Schiff nach langem Mühen am Abend des 5. Oktober wieder flott zu kriegen, worauf es nach Para zurückfuhr.

Die Fahrt nach dem Amazonas mußte nun leider wegen der Unſicherheit des Lotſen und aus Mangel an Zeit aufgegeben werden, und ſo wurde denn am 7. Oktober die Heimreiſe angetreten. Am 11. Oktober wurde der Guineaſtrom wieder erreicht und das Sargaſſomeer in entgegengeſetzter Richtung durchfahren; am 21. Oktober wurde das letzte ſchwimmende Sargaſſounkraut angetroffen. Ein Unfall an der Schiffsſchraube zwang den Kapitän, die Azoren anzulaufen, wo in Porto Delgado auf S. Miguel das Schiff repariert wurde. Drei Tage blieben die Reiſenden hier, ſie benutzten dieſe Zeit zu dem Beſuche eines berühmten Kraterſees der Inſel, in welchem bei einer Kataſtrophe ſieben Dörfer verſunken ſind. Am 27. Oktober wurde die Reiſe fortgeſetzt, das Wetter war teilweiſe ſehr ſtürmiſch (Profeſſor Krümmel maß Wellen von 6 Meter Höhe), der Wind war aber ſtets günſtig, ſo daß, nachdem auch der Kanal bei günſtigem Wetter paſſiert war, der „National“ am 7. November um acht Uhr morgens wieder in den Kieler Hafen einlief. 115 Tage waren die Reiſenden unterwegs geweſen, 15 600 Seemeilen oder 28 900 Kilometer, eine Strecke, die faſt drei Viertel des ganzen Erdumfanges ausmacht, hatten ſie durchmeſſen, glücklich war das Unternehmen zu Ende geführt.

Obwohl, nach dem Ausſpruche des Profeſſor Krümmel, die Reiſe nur eine haſtig vorwärts drängende Rekognoszierungsfahrt war, obwohl die Erforſchung der durcheilten Gebiete durchaus keine vollkommene ſein konnte, ſo hat doch die Fahrt bedeutendes Material für die Erkenntnis des Meeres und ſeiner Bewohner gewonnen. Es wurde feſtgeſtellt, daß der Ozean weniger reich an Plankton iſt als die Nord- und Oſtſee, und daß das Sargaſſomeer gegenüber den benachbarten Meeresteilen nur wenige tieriſche Organismen beherbergt. Auf der ganzen Reiſe war regelmäßig zweimal täglich in 200 und 400 Meter Tiefe Plankton gefiſcht, 140 quantitativ zu verwertende Fänge waren gemacht. Man kann ſich einen Begriff von der Maſſe dieſes Materials machen, wenn man bedenkt, daß das Meer ebenſoviel organiſierte Pflanzenſubſtanz enthält wie eine Wieſe von gleicher Oberfläche, daß man einen Zug mit dem Planktonnetz auf 56 000 000 Pflanzen und 1 000 000 Tiere ſchätzt, daß zur Zählung der Lebeweſen eines Zuges 120 Arbeitsſtunden erforderlich ſind, daß alſo ein Forſcher zur Bewältigung des während der ganzen Reiſe gewonnenen Materials bei täglich achtſtündiger Arbeitszeit volle ſechs Jahre gebrauchen würde.

Mögen die glänzenden Reſultate dieſer erſten Expedition, deren Größe und Tragweite erſt nach Sichtung des gewonnenen Materials voll gewürdigt werden können, bald zu weiteren derartigen Forſchungsreiſen anſpornen, mögen dieſer erſten Rekognoszierungsfahrt noch viele folgen, um die gewonnenen Kenntniſſe zu ergänzen und zu vervollkommnen! Wie die Marine mancher anderer Nationen häufig wiſſenſchaftlichen Zwecken gedient hat und noch dient, ſo wäre es ſehr wünſchenswert, wenn die kräftig aufblühende Marine Deutſchlands ebenfalls bei beſonderen Anläſſen eine Anzahl Schiffe in den Dienſt der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſtellte, damit der unergründlichen See immer mehr Geheimniſſe entriſſen werden, damit das Meer nach jeder Richtung hin, insbeſondere ſeine noch ſo wenig bekannte Bodenbeſchaffenheit und ſein unermeßliches Heer von Tieren und Pflanzen immer mehr erforſcht werde zum Ruhme der deutſchen Wiſſenſchaft und zur Ehre des Vaterlandes.

## Familientiſch und Spielecke.

### Zu unſern Bildern.

James Marſhall, der Maler unſers Bildes „Die Schweſtern,“ iſt nur dem Namen nach ein Engländer. Der Künſtler iſt 1838 in Amſterdam geboren, kam aber ſchon als Kind nach Weimar. Sein früh hervortretendes Talent fand durch Preller die erſte Ausbildung, dann vollendete der Künſtler ſeine Studien in Antwerpen und ſpäter in Paris. Nach Deutſchland zurückgekehrt, ſchloß er ſich von neuem Preller und Genelli an, deren ſtyliſtiſcher Ernſt ihn beeinflußte. Er hat ſowohl im Porträt wie in mythiſchen Darſtellungen und in der Landſchaftsmalerei Hervorragendes geleiſtet. — W. Kuhnerts Wüſtenſzene „Heimkehr vom Beutezuge“ zeigt uns eine Löwin, die ihrer ſtattlichen Nachkommenſchaft eine Gazelle zum Mahl heimbringt. Die Löwinnen ſind in der Gefangenſchaft bekanntlich nicht immer zärtliche Mütter; häufig genug iſt man genötigt, ihnen die Jungen fortzunehmen, um ſie vor dem Gefreſſenwerden zu bewahren. Aber das iſt ein unnatürlicher Inſtinkt, der auf das Leben hinter Kerkergittern zurückzuführen iſt; in der Freiheit iſt die Löwin die zärtlichſte Mutter, die man ſich denken kann. — Das Gruppenbild der beiden kaiſerlichen Prinzen, des dritten und vierten Sohnes des Kaiſerpaares zeigt, wie kräftig und ſtattlich die Kaiſerkinder heranwachſen. Prinz Adalbert vollendet am 14. Juli das ſechſte Jahr, Prinz Auguſt Wilhelm iſt am 29. Januar drei Jahre alt geworden.

### Strafe muß ſein.

Darüber herrſcht kein Zweifel. Aber warum muß Strafe ſein? — „Um von der Übelthat abzuſchrecken.“ Dies war in der That die Meinung der älteren Rechtspflege; man hat ſie ſpäter mit Geringſchätzung beiſeite gelegt und hat ihr damit unrecht gethan. Denn wenn in der Medizin die Verhütung der Krankheit wichtiger iſt als das Heilmittel, ſo wird man die Androhung einer Strafe, um von der That abzuſchrecken, für Prophylaxis halten und darum ſchätzen müſſen. Die Strafe als Abſchreckungsmittel entſpricht durchaus dem ſittlichen Standpunkte des Volkes. Man urteilt: Du ſollſt nicht ſtehlen, ſonſt wirſt du eingeſteckt. Das iſt zwar ein kindlicher Standpunkt, aber da das Volk im ganzen ein Kind iſt und nach kindlichen Regungen handelt, der natürliche und richtige.

Zu dem äußeren „Muß“ kommt auch ein inneres. Strafe muß ſein, die That ſelber fordert ſie. Wollte man nur die Bedeutung der Abſchreckung gelten laſſen, ſo könnte man auf gut Alttürkiſch jede Übertretung mit dem Tode bedrohen. Auch würde der Übelthäter nicht ſeinetwegen, ſondern der anderen wegen beſtraft. Unſer natürliches ſittliches Gefühl ſagt uns, daß durch eine Übelthat das normale Verhältnis zwiſchen zwei Perſonen aus der Wage gekommen iſt und daß etwas geſchehen müſſe, daß ein Äquivalent geleiſtet werden müſſe, um das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Hieraus iſt die Sühnetheorie entſtanden, welche ſich in der juriſtiſchen Welt großer Beliebtheit erfreut. Und in der That, ſie iſt ſehr bequem. Hier iſt die That, hier iſt die Strafe, beides hebt ſich — fertig. Der Richter braucht keine perſönliche Teilnahme zu haben, er kann kühlen Herzens das Geſchäft abmachen, er braucht ſich um die Perſon des Delinquenten und um die vorausſichtliche Wirkung der Strafe nicht zu kümmern. Durch die Strafe wird das Vergehen geſühnt, und ſo iſt die Sache aus der Welt geſchafft.

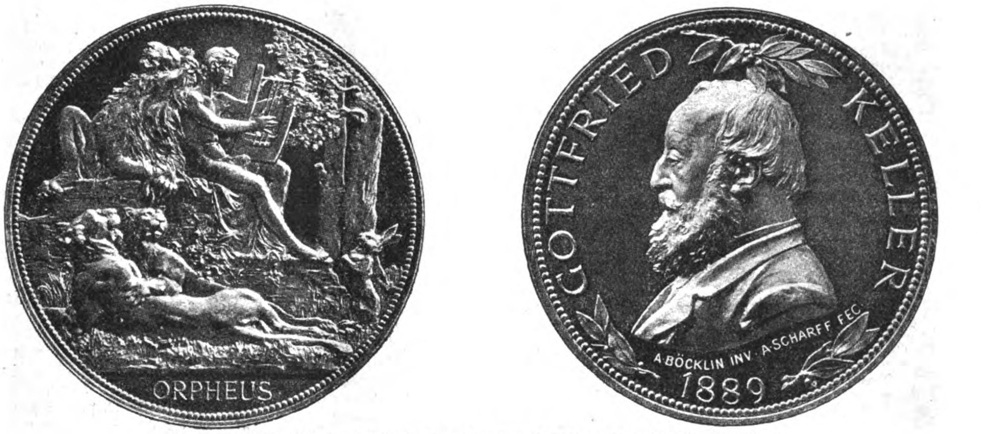
Aber iſt auch dem, welcher zu leiden hatte, durch die Strafe des Übelthäters genug gethan? Eine abſtrakte erzürnte Gerechtigkeit gibt es doch nicht. Das Gericht vertritt die Gemeinſchaft und in ihr den einzelnen. Vieles läßt ſich überhaupt nicht erſetzen, nichts läßt ſich ungeſchehen machen. Auch wenn die geſtohlene Summe voll zurückgezahlt wird, wird der zeitweiſe Verluſt, der Kummer über denſelben nicht geſühnt. Eine Sühne im objektiven Sinne gibt es überhaupt nicht. Jede Sühne iſt nur eine Teilzahlung, zu welcher die Bitte kommt: Nimm's für voll an, und die erſt dann wirkſam wird, wenn der Beleidigte ſich befriedigt erklärt. Man ſieht, wie viel tiefer die chriſtliche Ethik den Begriff der Sühne faßt als die juriſtiſche Theorie.

Wir haben im vergangenen Herbſte erlebt, daß auf juriſtiſchen Verſammlungen die Forderung aufgeſtellt wurde: Die Strafe ſoll beſſern; es iſt ſogar der unerhörte Satz einer bedingungsweiſen Verurteilung aufgeſtellt worden. Das iſt kühn, denn damit rührt man an die bitterböſe Zuchthausfrage und verlangt von den Strafanſtalten, daß ſie Beſſerungsanſtalten werden — damit legt man auch dem Richter eine ſchwere ſittliche Aufgabe auf. Wird dieſe letztere Forderung die Zukunft beherrſchen? Wir glauben es, denn ſie iſt von der praktiſchen Notwendigkeit aufgeſtellt worden. Theorieen machen nicht das Leben, das Leben macht die Theorie.

Welche von dieſen drei Straftheorieen iſt nun die richtige? Keine, wenn man ſie einzeln nimmt, alle drei, wenn man ſie zuſammen nimmt.

## Kunſtnachrichten.

**Ein Meiſterwerk der Medailleurkunſt** iſt die Medaille, welche zum ſiebzigſten Geburtstage des ſchweizer Dichters Gottfried Keller geprägt wurde. Ein Freund des Dichters, der berühmte Maler Arnold Böcklin, hat das Kunſtwerk entworfen und es verleugnet den oft bis zur Bizarrerie eigenartigen, immer aber gedanken- und ſtimmungstiefen Meiſter nicht. Die Vorderſeite der in dunkler Bronze ausgeführten, ſieben Centimeter im Durchſchnitt haltenden Medaille zeigt in hocherhabener Arbeit das Profilbruſtbild des Dichters mit der nur von einigen Lorbeerzweigen unterbrochenen Umſchrift „Gottfried Keller 1889,“ und die Namen der Künſtler: „A. Böcklin inv., A. Scharff fec.“ Von beſonderer Schönheit iſt die Rückſeite. Auf altem Gemäuer ſitzt die jugendliche Geſtalt des Orpheus, die Leier ſpielend. An ihn ſchmiegt ſich ein mächtiger Löwe, den Klängen des Inſtrumentes lauſchend. Zu Füßen des Sängers lagern, gleichfalls von der Macht der Töne bezwungen, eine Löwin und ein junger Löwe Vor dem Sänger macht ein Haſe unter einem Baume Männchen. Die Unterſchrift beſteht in dem einzigen Wort der Huldigung an Gottfried Keller: „Orpheus.“ Das von A. Scharff gearbeitete Kunſtwerk iſt durch die Buchhandlung von Albert Müller in Zürich und die Kunſthandlung von A. Gurlitt in Berlin in den Handel gekommen.



Medaille zum Gottfried Keller-Jubiläum. Entworfen von A. Böcklin. Ausgeführt von A. Scharff.

**Ein künſtleriſches Preisausſchreiben,** das vielleicht auch dieſen oder jenen Pinſel in Bewegung ſetzen wird, der nicht von berufsmäßiger Künſtlerhand geführt wird, hat der badiſche Kunſtverein in Karlsruhe erlaſſen. Es handelt ſich um eine Preisbewerbung für künſtleriſch ausgeſtattete Fächer, die den Bezug dieſes Teiles der Damentoilette aus dem Auslande, vor allem aus Frankreich, beſchränken ſoll. Zur Bewerbung geeignet ſind ſowohl die Fächerblätter als auch das Fächergeſtell für ſich allein, die erſteren auf Schwanenhaut, Seide, Pergament oder Stoffe gemalt, das letztere in Elfenbein, Perlmutter, Holz oder Metall ausgeführt, oder beide Teile bereits zu einem vollſtändig montierten Fächer vereint. Als Bewerber dürfen nur die Verfertiger ſelbſt auftreten. Außer einem Ehrenpreiſe der Frau Großherzogin von Baden werden ein Preis von 300, zwei von 200 und drei von 100 Mark zur Verteilung gelangen. Die Anmeldung der Gegenſtände muß bis zum 1. Januar, die Einſendung bis zum 15. April 1891 erfolgen.

## Phonograph und Schnellſeher.

Wenn man wollte, ſo könnte man beide Apparate als Haupterrungenſchaften der Neuzeit und Ediſon und Anſchütz als die Helden des Tages preiſen. Das wäre gerade ſo zutreffend, als andere Zeiterörterungen auch. Der Phonograph iſt freilich eine alte Sache, aber Ediſon hat ſeinen Apparat mit höchſtem Raffinement vervollkommnet. Das Zootrop oder Lebensrad iſt auch eine alte Sache, aber Anſchütz hat die einzelnen Bilder durch Momentaufnahmen erſetzt. Das iſt ſehr nett.

Nein, ſagt man uns, das iſt mehr als nett, das iſt eine große Errungenſchaft und hat eine große Zukunft. Der Phonograph wird das Gerichtsverfahren, die Korreſpondenz und die Verwaltung umgeſtalten. Schreibkrampf wird es nicht mehr geben. Phonograph und Schnellſeher werden unentbehrliche Anſchauungsmittel der Schule werden und großen erziehlichen Einfluß ausüben.

Die Sache leuchtet uns ein, und wir bedauern nur, daß beide Apparate nicht ſchon eine große Vergangenheit gehabt haben. Welche erziehliche Wirkung müßte es nicht haben, die großen Männer der Vergangenheit in dem geiſtigen Bilde ihrer lebendigen Rede vorzuführen, wie belebend müßte es auf den Unterricht wirken, wenn man das Getöſe des trojaniſchen Krieges, das „jacta est alea“ am Rubikon, die livianiſchen Reden eines Hannibal im tönenden Original vorführen könnte. Man ſtelle ſich die Ermordung Cäſars vor. Der Schnellſeher zeigt, wie ſich Cäſar in ſeine Toga wickelt und wickelt und wickelt, und der Phonograph läßt dumpf: „Auch du, mein Sohn Brutus!“ ertönen. Man würde Hermann und Dorothea von Goethe ſelbſt vortragen hören und im Verſtändnis unendlich gefördert werden, man könnte Wilhelm Tell von den Lippen Schillers vernehmen — Halt, das geht nicht, denn Schiller war ein erbärmlicher Vorleſer.

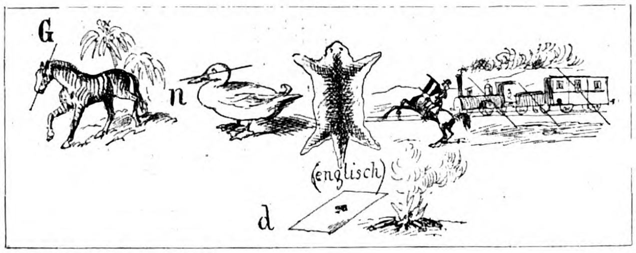
Darauf müſſen wir nun freilich verzichten. Aber auch heute noch geſchehen große Dinge. Man wird freilich wie König Xerxes ſeine Hiſtoriographen, ſo ſeinen Phonographen und Momentapparat mit ſich herumführen und die großen Männer ſtaatlich verpflichten müſſen, bedeutende Worte nur in Gegenwart des Phonographen zu ſprechen. Auch die Form des Denkmals wird man durchaus umgeſtalten müſſen. Ich denke mir das Denkmal eines großen Parlamentariers wie ein kleines Haus. Hier treten ſeine Verehrer ein und hören, während der Schnellſeher ſein Bild mit bewegten Fäuſten und pappelndem Munde darſtellt, eine ſeiner Kraftreden vom Phonographen abgeſpielt.

Aber wehe uns, wenn die Wachswalze zur Verminderung des Schreibwerkes in der Verwaltung eingeführt wird! Ich habe hier ein ernſtes Bedenken. Eine hohe behördliche Verfügung macht ſich auf dem Papiere recht feierlich; wenn aber ſtatt deſſen die alte knarrige Stimme des Herrn Dezernenten erklingt, oder wenn man heraushört, daß es gar nicht der Herr Rat, ſondern ſein Schreiber iſt, ſo geht der beſte Eindruck verloren.

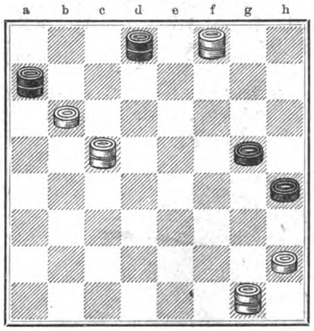
## Technik.

Die Geſchwindigkeit der Bahnfahrt zu ſteigern, iſt ein Problem, das heute die Eiſenbahntechniker und Lokomotivbauer in hervorragendem Maße beſchäftigt. So ganz einfach iſt die Sache nicht; vor allem müßte, um eine nennenswerte Steigerung zu erzielen, der Oberbau unſerer Bahnen eine Umgeſtaltung erhalten, denn in ſeiner jetzigen Form iſt er im Durchſchnitt den Anſtrengungen nicht gewachſen, welche ein mit etwa 90 bis 100 Kilometer Geſchwindigkeit über ihn dahinraſender Zug ſtellt. Die Einführung eines kräftigeren Schienenprofils — der vielgenannten Goliathſchiene etwa — und der teilweiſe Umbau der Brücken wird daher jeder bedeutenden Erhöhung der Zuggeſchwindigkeit vorangehen müſſen... eine Ausſicht, welche unſere Eiſeninduſtriellen ſchon jetzt mit Entzücken erfüllt. Zum anderen bereitet ſich anſcheinend ein Umſchwung im Bau der Eilzuglokomotiven vor. Der Ingenieur O. Blöthy ſcheint nämlich in geradezu genialer Weiſe endlich die ſchwere Aufgabe gelöſt zu haben, die Höhe der Triebräder der Maſchine weſentlich zu ſteigern (und von jener hängt die Zuggeſchwindigkeit hauptſächlich ab), ohne daß die Stabilität der Maſchine gefährdet wird: er ſchlägt vor, Lokomotiven mit zwei Keſſeln übereinander zu erbauen, zwiſchen denen die Axen der Triebräder liegen. Dadurch erhält er eine höchſt günſtige Schwerpunktlage, läßt weiter zur Vermeidung des „Schlingerns“ aber die Triebräder nicht miteinander verkuppeln, wie bisher, ſondern ordnet für jedes Paar eigne Dampfcylinder an. Endlich — und das iſt nicht das wenigſt intereſſante — umgibt er ſeine ganze Maſchine mit einem vorn ſpitz zulaufenden Mantelgehäuſe aus Stahlblech: es wird damit zum erſtenmal der an ſich wahrſchein-

### Bilderrätſel.

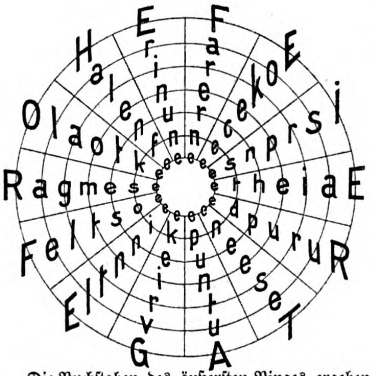


### Damespielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

### 1. Ringrätſel.



Die Buchſtaben des äußerſten Ringes ergeben einen nachträglichen Oſtergruß an unſere Leſer. Die fünf inneren Ringe ſind ſo zu drehen, daß man 14 Wörter von je ſieben Buchſtaben mit dem gemeinſamen Endlaut e erhält.

Dieſe Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen: 1. Einen Roman von Walter Scott, 2. einen großen See, 3. ein kleines Kriegsſchiff, 4. eine geometriſche Figur, 5. einen Namen in dem Titel eines Werkes von Goethe, 6. eine Waffe, 7. eine Stadt am Mittelländiſchen Meere, 8. einen weiblichen Vornamen, 9. einen großen Fluß, 10. ein italieniſches Fürſtenhaus, 11. eine Muſe, 12. eine Stadt in Belgien, 13. einen mythologiſchen Namen, 14. ein Drama von Molière.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

lich ſelbſtverſtändlichen Thatſache Rechnung getragen, daß die Lokomotive gegen den Luftwiderſtand in ganz ähnlicher Weiſe zu kämpfen hat, wie etwa ein Geſchoß.

## Aus Kirche und Schule.

Mit großer Freude wird in allen kirchlichen Kreiſen Deutſchlands das warme Intereſſe bemerkt, welches die Kaiſerin den Werken der inneren Miſſion zuwendet. Bekannt iſt, wie bereitwillig Ihre Majeſtät die Protektion über den kürzlich gegründeten evangeliſch-kirchlichen Hilfsverein übernahm, deſſen Hauptaufgabe es iſt, durch Erbauung neuer Kirchen in den großen Städten der Entkirchlichung der Maſſen zu wehren, und deſſen ſegensreiches Wirken bereits jetzt zu ſpüren iſt. Auch den verſchiedenſten anderen Gebieten chriſtlicher Liebesthätigkeit hat die Kaiſerin von jeher ihre Aufmerkſamkeit und Mithilfe gewidmet, ſo vor allem der Diakoniſſenſache. Seit Jahresfriſt hat namentlich die äußerſt wichtige Frage ſie beſchäftigt, wie man Diakoniſſen aus gebildeteren Familien in größerer Anzahl gewinnen könne. Auf Anregung der Kaiſerin hat nun im Dezember vorigen Jahres eine Verſammlung von etwa dreißig auf dem fraglichen Gebiete hervorragenden Männern im Herrenhauſe zu Berlin ſtattgefunden, welche über die obige Frage zu beraten und praktiſche Vorſchläge zur ſtärkeren Heranziehung gebildeter Kreiſe zum Diakoniſſenberufe zu machen hatte. Dieſe Vorſchläge ſind nunmehr der Kaiſerin unterbreitet und ſollen ſehr beifällig aufgenommen worden ſein. Möchte die hohe Frau auch hier bald ſchöne Früchte ihrer edlen Thätigkeit ſehen können!

## Meine Tauben.

Wie oft mich Bitterkeit umſtellt
Und Leid und Wehmut mich umkettet,
Noch hab ich aus der engen Welt
Mich immerdar hinausgerettet!

Und fiel der Stunden ſchwerer Harm
Wie dunkle Nebel auf mich nieder,
So rief ich meinen Taubenſchwarm,
Mein Hoffen her und meine Lieder.

Nur jetzt durchbricht den trüben Tag
Kein holder Klang von Glück und Glauben,
Kein Hauch, kein froher Flügelſchlag —
Wo ſeid ihr, meine ſcheuen Tauben?

Frida Schanz.

## Der Beſuch der deutſchen Univerſitäten

war im Winterſemeſter folgender: Berlin 5731 (1888—89 5790), München 3479 (3602), Leipzig 3453 (3430), Halle 1657 (1624), Würzburg 1610 (1624), Breslau 1307 (1312), Tübingen 1224 (1228), Bonn 1223 (1169), Heidelberg 952 (807), Erlangen 948 (939), Straßburg 936 (881), Freiburg 925 (850), Göttingen 854 (934), Marburg 783 (791), Königsberg 780 (760), Greifswald 766 (860), Gießen 566 (525), Jena 560 (570), Kiel 502 (463), Münſter 405 (418) und Roſtock 346 (352). Die meiſten Univerſitäten hatten alſo ziemlich dieſelbe Zahl von Studierenden, wie im vorigen Jahre; einen erheblichen Rückgang weiſen nur Göttingen und Greifswald auf, wogegen die Zunahme verhältnismäßig beträchtlich war in Heidelberg, Freiburg, Straßburg, Bonn, Kiel und Gießen Die Verteilung der Studierenden anf die einzelnen Fakultäten iſt die folgende: Theologen ſind 5680 (1888—89 5824) vorhanden, darunter 1220 katholiſche, Juriſten 6872 (6577), Mediziner 8714 (8668) und Philoſophen 7741 (7860). Die theologiſche und die philoſophiſche Fakultät zeigen alſo eine Abnahme, die mediziniſche und die juriſtiſche dagegen eine Zunahme der Studierenden. Die Zahl der Juriſten hat am meiſten (um 295 oder 4,5 Prozent) zugenommen. Im ganzen ſind auf den 21 Univerſitäten (einſchließlich der Akademie in Münſter) 29007 Studenten eingeſchrieben gegen 28929 im entſprechenden Winterſemeſter des vorigen Jahres. Es hat alſo nur eine ſehr geringe Steigerung (um 68 oder 0,23 Prozent) ſtattgefunden.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 27.

Bilderrätſel. Soubrette.

### 1. Ergänzungsaufgabe.

Heilige Oſter!

Von den grauen ragenden Türmen
Zieht Glockenläuten hinaus in den roſigen Morgen.
Feierlich ruhn die Lüfte, und die ſelige Botſchaft
Fliegt über die braunen knoſpenden Bäume,
Über den ſchimmernden Saatenfrühling
Und feſtlich ſaubere Häuſer:
Chriſt iſt erſtanden!

### 2. Rätſelfrage.

Wenn man die Buchſtaben, aus denen die fünf Wörter: Matt, Nixe, Herr, Gier, Eiche beſtehen, in paſſender Weiſe zuſammenſtellt, ſo entſtehen die drei Wörter: Ein richtiger Hexameter.

### 3. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| H | e | N | O | c | h |
| E | d | e | s | s | a |
| N | e | s | t | o | r |
| O | s | t | e | r | n |
| C | h | o | r | a | l |
| M | u | r | n | e | r |

4. Rätſel-Diſtichon. Theben — Hebe.

---

**Inhalt:** Der König von Polniſchecken. Fortſ. Erzählung von Moritz von Reichenbach. — Zur Erinnerung an Franz Delitzſch. Von Otto Zöckler. Mit Initial und Porträt. — Chriſtine Brünning. Schluß. Erzählung von Hans Warring. – Eine Meerfahrt im Dienſte der Wiſſenſchaft. Von Dr. L. Staby. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern. Strafe muß ſein. Kunſtnachrichten, mit zwei Medaillenanſichten. Phonograph und Schnellſeher. Technik. Aus Kirche und Schule. Meine Tauben, Gedicht von Frida Schanz. Der Beſuch der deutſchen Univerſitäten.

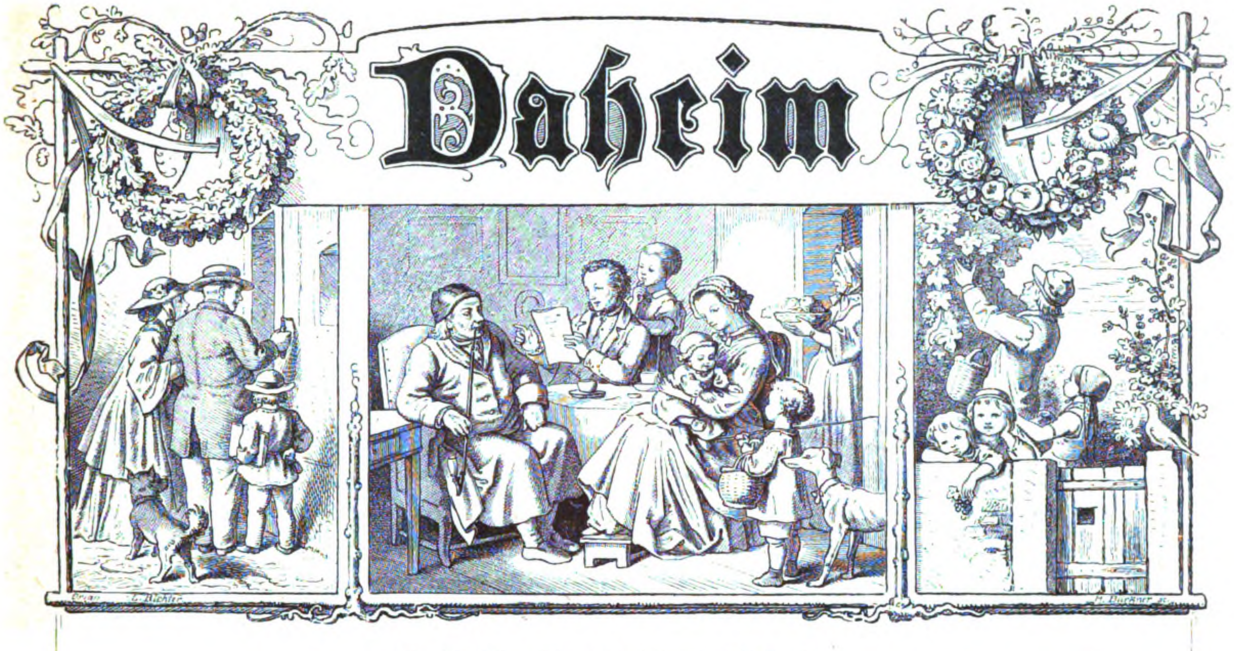
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 19. April 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 29.

## Der König von Polniſchecken.

Erzählung von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Eine Hofuhr ſchlug die ſiebente Stunde. Hans erſchrak, denn er wollte höchſtens eine halbe Stunde bleiben und war nun ſchon ſeit drei Uhr Frau Wilzacks Gaſt. Er beſtellte ſeinen Wagen und entſchuldigte ſein langes Bleiben.

„Es waren die erſten ſchönen, durchaus harmoniſchen Stunden ſeit meinem Einzuge in Polniſchecken, gnädige Frau — da vergißt man nach der Uhr zu ſehen.“

„Mir hat Ihr Beſuch Freude gemacht,“ ſagte ſie in ihrer einfachen Weiſe, „und Sie können ihn wiederholen, ſo oft Sie Zeit haben.“

„Das iſt zu gütig, gnädige Frau, ich fürchte nur, unbeſcheiden zu werden.“

„Fragen Sie doch den König von Polniſchecken, ob man mich beim Wort nehmen darf, oder ob ich Redensarten zu machen pflege,“ erwiderte ſie lächelnd.

Hans ſah ſie grenzenlos erſtaunt an. „Den König von Polniſchecken? Wer iſt das?“

„Haben Sie das noch nicht gemerkt? Wer anders als der Sanitätsrat.“

„Der Sanitätsrat! Man nennt ihn alſo ſo?“

„Man nennt ihn nicht bloß ſo, ſondern er iſt wirklich ſouveräner König dort und in der Umgegend, und das iſt auch ganz erklärlich, denn die Leute wiſſen, daß er ihnen ſchaden könnte, daß er ihnen aber in Wahrheit allen unendlich viel nützt, denn er hält ihre Geſundheit gleichſam in der Hand und iſt für die meiſten außerdem noch eine Art von Beichtvater. Wenn man ſich ſeit dreißig Jahren einem beſtimmten Menſchenkreiſe widmet, wie er, ſo gewinnt man eben Einfluß.“

„Allerdings, jawohl. Alſo der Sanitätsrat iſt der König von Polniſchecken!“

Eine Viertelſtunde ſpäter rollte der Wagen des Herrn Amtsrichters über die einſame Landſtraße dahin. Alſo das Königtum von Polniſchecken war vergeben.

„Wie würde Frau Wilzack lachen, wenn ſie wüßte, daß ich ſelbſt hier König zu ſein glaubte!“ dachte Hans.

### IV.

Am nächſten Tage war Markt in Polniſchecken. Das Raſſeln der Wagen und das Schreien der Landleute weckten Hans ſchon ziemlich früh. Er ging hinaus, um ſich das Treiben anzuſehen. Als er in die Krakauer Straße einbog, blieb er plötzlich ſtehen, von der Eigentümlichkeit des Bildes, das ſich ihm darbot, gefeſſelt. Auf der Steinbank vor ſeiner Hausthür ſaß der Sanitätsrat, den Stock mit dem ſilbernen Knopf zwiſchen die Kniee geklemmt und die Hände darauf geſtützt, die Brille auf die Stirn hinaufgeſchoben, den Kopf ein wenig vorgeneigt, und mit prüfendem Blick die Leute, die ihn umdrängten, muſternd.

„Zurück da, einer nach dem anderen. He, Vater Roſſel, was gibt's wieder, aber deutſch ſprechen, Ihr könnt's ja, das weiß ich.“

Ein Mann im langen blauen Bauernrock trat vor, küßte dem Sanitätsrat die Hand und erſtattete dann einen Krankheitsbericht.

„Zunge zeigen,“ kommandierte der Sanitätsrat.

Der Bauer trat dichter an ihn heran.

„Gut, Unſinn,“ entſchied der Sanitätsrat, „habt wieder geſoffen, und dagegen hilft keine Medizin. Wenn Ihr Euch das verdammte Schnapstrinken nicht abgewöhnt, werdet Ihr Euch um die Geſundheit und um Haus und Hof ſaufen, ich hab's Euch ſchon einmal geſagt. Schämen ſolltet Ihr Euch! Ein ſtattlicher und ſonſt braver Kerl wie Ihr, und könnt den Schnaps nicht laſſen, ſchämt Euch!“

Die Strafpredigt war mit lauter Stimme gehalten worden, und ſchien auch unter den Zuhörern recht wohl verſtanden zu ſein.

„Nun macht, daß Ihr fortkommt. Wenn ich Euch kurieren ſoll, dürft Ihr nicht nach Schnaps riechen. Wer kommt jetzt? Die Weiber zurück, die kommen in die Stube, marſch fort da. Was iſt denn das für einer?“

Ein alter Mann wurde von einem Knaben vorgeführt.

„Ach, Ihr ſeid's, Sorka, na, für Euch iſt das beſte Rezept das da.“ Er griff in die Taſche und händigte dem Alten etwas Silbergeld ein. „Kauft Euch Fleiſch, das iſt beſſer, als wenn Ihr es in die Apotheke tragt, und du, Kleiner, ſage deinem Bruder, der den Hof hat, es wäre eine Schande für ihn, wenn er es ſeinem alten Vater an etwas fehlen ließe.“

Er wandte ſich an die Umſtehenden, ſchien ſeine Worte polniſch zu wiederholen und fügte hinzu: „Hab ich recht, oder nicht?“

Ein beifälliges Murmeln antwortete ihm.

„Na, da hörſt du's, kleiner Sorka, ſag deinem Bruder auch noch, wenn er wieder ſein Fieber kriegte, würde ich ihn krepieren laſſen, wenn er mir den alten Vater nicht beſſer hielte. Weiter, Peter Yam, aha, der Huſten, na, Euch muß ich freilich ein Rezept ſchreiben.“

Ein Tiſch mit Papier und Schreibzeug ſtand neben ihm, und während der Doktor ſchrieb, nickten die Leute ſich beifällig zu, oder ſtanden mit andächtigen Geſichtern da, wie in der Kirche.

Die nächſten Patienten wurden polniſch abgefertigt, was Hans nicht verſtand, aber er hatte ſchon genug geſehen und gehört, um zu begreifen, daß der alte Arzt die rechte Art hatte, mit dieſen Leuten zu verkehren, und ein leiſes Gefühl von Beſchämung überſchlich ihn, wenn er dachte, daß er geglaubt hatte, als quaſi König hier einzuziehen, noch ehe er irgend etwas geleiſtet hatte, was Land und Leuten zu gute gekommen wäre. Sogar ſeine aus dem Gefühl grenzenloſer Überlegenheit entſprungenen Reformideen kamen ihm jetzt faſt kindiſch vor, gegenüber der im Laufe der Jahre gewordenen und naturgemäß gewachſenen Machtſtellung des Sanitätsrats. Je klarer er ſich das eingeſtand, um ſo mehr verlor aber auch die kleine Stadt, in der er gemeint hatte, ohne weiteres der erſte zu ſein, ihren novelliſtiſchen Nimbus für ihn.

Er fühlte ſich vereinſamt, ärgerte ſich, daß er ſich ſelbſt über- und die hieſigen Verhältniſſe unterſchätzt hatte, und ging mißmutig nach Hauſe, um ſich an ſeinen Schreibtiſch zu ſetzen.

„Lieber Hagen!

Menſchen gibt es hier allerdings und gelernt habe ich auch ſchon allerlei, aber angenehm ſind weder die erſteren noch das letztere.“

So weit kam Hans in ſeinem Briefe an den Berliner Freund. Dann zerriß er denſelben.

„Ich kann ihm nicht ſchreiben, daß ich mich jetzt ſchon nach den geſelligen Fleiſchtöpfen der Reſidenz zurückſehne,“ ſagte Hans, „wozu überhaupt ſchreiben? Mein Brief würde höchſtens ein Kurioſitätenſtück für den Bekanntenkreis, und man würde abends beim Glaſe Wein darüber lachen.“

Er holte ſeine Akten vor, vertiefte ſich darein und arbeitete ein paar Stunden wirklich angeſtrengt.

„So,“ ſagte er, mit einer gewiſſen Befriedigung das letzte Aktenheft beiſeite ſchiebend. „Ja, aber was nun?“

Ein ſchräg einfallender Sonnenſtreifen lag über ſeinem Schreibtiſche, und Hans dachte plötzlich an grüne Felder und ſchattige Bäume.

„Ja, jetzt, nach gethaner Arbeit, einen Spaziergang …“ Doch da war es ihm, als ſeien die Bäume und Felder nur der Hintergrund für eine biegſame Frauengeſtalt mit ſprechenden klaren Augen, und als würde er ohne dieſe Begleitung wenig Freude am Umherſchweifen haben. „Sonderbar, es ſcheint mir, als kennte ich dieſe Frau ſchon lange,“ dachte er. Und als wolle der Sanitätsrat ihn noch recht in dem eingeſchlagenen Gedankengange befeſtigen, kam dieſer nun gerade zu ihm und fragte, was Hans geſtern vorgehabt habe.

„Ich wollte Sie zu einem Whiſt bei der Rittmeiſterin abholen. Wo ſteckten Sie denn?“

„Ich habe in Dobroda Beſuch gemacht.“

„So, na da haben Sie ja gleich das beſte kennen gelernt, was wir hier in der Gegend haben, wenn es auch verſchiedene Leute gibt, die mich in Acht und Bann thun würden, wenn ſie das hörten; aber wahr iſt es doch, bei der Frau iſt alles Gold, alles echt, ja, die iſt noch einmal, was ich einen ganzen Menſchen nenne.“

Es war Hans ein unbegreiflich ſüßes Gefühl, ſie ſo loben zu hören.

„Warum ſie nur ſo einſam blieb?“ fragte er gedankenvoll.

„Warum? Hm, ja, wird's wohl gewußt haben!“

„Können Sie es ſich erklären? Sie, als ihr Hausarzt, kennen gewiß auch alles Wichtige, was ihr Leben betrifft.“

„Na, wiſſen Sie, ihr Hausarzt bin ich nur ſozuſagen, denn wenn ſie den Schnupfen hat — ich vermute, ſie kriegt ihn auch, wie andere Sterbliche, aber geſehen habe ich's noch nicht — alſo, wenn ſie ihn hat, kuriert ſie ihn mit Homöopathie — pfuſcht mir auch bei den Leuten damit ins Handwerk — was ich ihr aber gar nicht übelnehme, und im übrigen iſt ſie geſund wie ein Fiſch im Waſſer. Ihr Freund bin ich, ja, aber ihr Arzt nur ſo ſo.“

„Sie hat ihr einziges Kind verloren, nicht wahr?“

„Gott bewahre, die Kleine lebt ganz vergnügt, iſt nur augenblicklich bei ihren Verwandten. Wie kommen Sie denn darauf, daß ſie tot ſein ſoll?“

„Es war ein Mißverſtändnis, wie Sie ſehen.“

„Ein gründliches ſogar. Nun ſagen Sie aber mal, kommen Sie Donnerstag zu den Gellens? Da iſt dort wieder Whiſtkränzchen.“

„Ich ſpiele nicht Whiſt, Herr Sanitätsrat.“

„Nicht? Iſt ſchade; in einer kleinen Stadt muß man ſich's angewöhnen. Sie mögen mein ‚junges‘ Volk wohl nicht, hm?“

„Aufrichtig geſagt, Herr Sanitätsrat, mir wird angſt und bange bei dieſer Art von Jugend.“

„So? Wiſſen Sie, was man in einem Neſte wie das unſere noch außer dem Whiſtſpiel braucht? Ich will's Ihnen ſagen — nur — es lernt ſich nicht ſo leicht wie Whiſt. Humor braucht man, und nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich glaube, Sie haben nicht viel davon.“

„Das iſt leider richtig, Herr Sanitätsrat, wenn man ſo lange in der Welt gelebt hat, nicht mehr ganz jung iſt —“

„Teufel auch, ſagen Sie mir doch nicht ſo was, das nehme ich übel, denn ich halte mich mit meinen ſechzig noch nicht für alt, und wenn Sie mir dann mit Ihren achtundzwanzig kommen und behaupten, Sie wären nicht mehr jung —“

„Kriegsjahre zählen doppelt, Herr Sanitätsrat.“

„Ach was, die habe ich auch durchgemacht, Choleraepidemieen, Typhus u. dgl., aber ich will Ihnen mein Rezept verraten, das mich nicht alt werden läßt, es iſt kurz und probat, Sie können's verſuchen, es heißt: ‚Arbeit, Humor und Whiſt,‘ allenfalls können Sie auch noch einen anſtändigen Tabak und einen guten Ungarwein dazu nehmen, die verderben nichts.“

„Schön, Herr Sanitätsrat, ich werde mir's merken, und will auf Ihre Verantwortung hin am Donnerstag von der Partie ſein.“

Hans hielt Wort, doch die geſpreizte Unnatur, die gewollte Jugendlichkeit der drei Damen und ihrer beiden Verehrer berührte ihn heute noch unangenehmer als das erſte Mal, und die Überzeugung, daß er eben wirklich nicht mehr die Friſche und den Humor des ſo viel älteren Sanitätsrats beſaß, der ſelbſt in dieſem Kreiſe ſein Vergnügen fand, drückte ihn. Ihm war zu Mute wie einem, der verurteilt iſt, in einem engen Raume mit ungenügender Luft zu atmen, und er empfand ein Gefühl der Befreiung, als er endlich wieder mit dem Sanitätsrat auf der Straße ſtand.

„Mein Gott, wie iſt es denn nur möglich, daß dieſe Menſchen ſo blieben und ſo wurden, wie ſie ſind,“ rief er, an der Seite des alten Herrn hinſchreitend.

„Das will ich Ihnen ſagen,“ erwiderte dieſer, „ſie haben ſich von aller übrigen Welt zurückgezogen, und da ſie nur immer einander ſehen, ſo ſind ſie auch für einander genau dasſelbe geblieben, was ſie vor zehn und zwanzig Jahren waren. Der Vergleich mit anderen fehlte eben. Und nun ſind ſie über alledem mit ihren Wippchen und Schrullen, mit ihren falſchen Jugendlöckchen und heimlichen Flanellbinden eine ſolche Muſterkarte von Originalen geworden, daß ich doch immer wieder meine Freude daran habe. So was finden Sie in der ganzen Reſidenz nicht. Na, und nun ſchlafen Sie wohl, und, wenn Sie können, träumen Sie von Fräulein Fanny.“

„Nein, das Leben unter dieſen Leuten halte ich nicht aus, das halte ich ganz beſtimmt nicht aus,“ murmelte Hans vor ſich hin, als er allein war.

Am nächſten Tage machte er einen langen Spaziergang und dachte während desſelben darüber nach, wie Frau Jutta ſich wohl in dem geſtrigen Kreiſe benommen haben würde. Nachdem er anderthalb Stunden gegangen war, ſah er die Wirtſchaftsgebäude von Dobroda vor ſich aufſteigen.

„So nahe iſt es,“ murmelte er, „ich hätte nicht geglaubt, daß man es in ſo kurzer Zeit erreichte. Doch, ich kann nicht ſchon wieder dorthin, das hieße die Gaſtfreundſchaft mißbrauchen. Ein hübſcher Platz hier übrigens. Er ſtand auf einer kleinen Anhöhe unter einer mächtigen Eiche. Dicht vor ihm führte der Weg zwiſchen friſchgrünen Wieſen in leichtem Bogen dem Gehöft zu.

„So nah, und dort, in dem roſendurchdufteten Gartenſalon iſt es ſo behaglich. Aber ich kann nicht ſchon wieder hinkommen, was würde ſie denken?“

Das Raſſeln eines Wagens klang aus dem Walde herauf. Es kam immer näher, und als Hans ſich umblickte — ja, wer kann für ſein Schickſal? Es war Frau Jutta ſelbſt, die den leichten Ponywagen lenkte, der jetzt unmittelbar an Hanſens Platz vorüberkam.

Sie hielt die Pferdchen an, die die kleinen Köpfe mit den kurzgeſchornen Mähnen ungeduldig vorwärtsbeugten und in die Zügel knirſchten.

„Sind Sie es wirklich, Herr Amtsrichter?“

„Ja, gnädige Frau, und ich bitte um Verzeihung wegen dieſes Eindringens in Ihr Gebiet — ich ging ſpazieren und weiß ſelbſt nicht, wie ich hierher kam.“

„Nun Sie aber einmal da ſind, kommen Sie mit und nehmen Sie den Thee bei mir. Abends ſchicke ich Sie nach Hauſe, die Kutſchpferde haben heute ohnehin geſtanden.“

Fünf Minuten ſpäter ſaß er neben ihr auf dem Kutſchbock und bewunderte, wie feſt und ſicher ihre kleinen Hände die Zügel regierten.

Es war ihm unbeſchreiblich wohl zu Mute, als er den Gartenſaal wieder betrat, und während Frau Jutta über ſeinen Bericht, den geſtrigen Abend betreffend, lachte, kam ihm dieſer ſelbſt heiter vor.

„Ich bin recht froh, Sie getroffen zu haben,“ ſagte ſie, „ich liebe die einſamen Abende gar nicht und freue mich, den heutigen mit Ihnen zu verplaudern. Am Tage habe ich meine Beſchäftigungen, aber abends wünſche ich mir oft Menſchen herbei.“

„Ich kann es überhaupt nicht begreifen, gnädige Frau, wie Sie mit Ihrem lebhaften Geiſte es auf dem Lande aushalten können.“

„Was wollen Sie, man will doch am Ende das Gefühl haben, irgendwo in der Welt etwas zu nützen. Dieſes Gefühl habe ich hier auf meinem Grund und Boden, und unter meinen Leuten. Mache ich mich dann einmal frei, ſo bin ich um ſo friſcher und fähiger zu genießen. Sie ſaßen auf der Altane in den beiden tiefen Rohrſtühlen einander gegenüber. Die Sonne ſank hinter dem Garten und glühte noch einmal mit einem Abſchiedskuß auf den roten Blättern des wilden Weines, der das Geländer umzog, ein Schwarm Tauben, der über den Garten hinflog, fing die letzten Strahlen des ſinkenden Tagesgeſtirnes mit weißen Flügeln auf, und der Duft friſchgemähten Graſes und blühender Reſeden zog aus dem Garten herauf. Hans ſog dieſen Duft in vollen Zügen ein.

„Es iſt ſo ſchön bei Ihnen,“ ſagte er, „und Sie haben wohl recht, Ruhe und Abgeſchloſſenheit erhält die Genußfähigkeit, weckt ſie vielleicht auch wieder, wo ſie im Strudel des Weltlebens verloren ging.“

„Ich hoffe, Sie ſprechen hier nicht aus Erfahrung?“

„Ein wenig doch, ich glaube, ich war entſetzlich blaſiert in Berlin geworden.“

„Nein, machen Sie ſich nicht ſchlecht, ein blaſierter Menſch hat nicht ſoviel Freude an der Natur, wie Sie.“

„Wenn das der Fall iſt, ſo haben Sie mich doch erſt aufmerkſam darauf gemacht.“

„Der Sinn dafür war doch ſchon vorhanden. Ich glaube überhaupt, Sie hatten ſich mehr in eine gewiſſe Blaſiertheit hineingewickelt, wie in ein modernes Kleidungsſtück, als daß dieſelbe wirklich einen Teil ihres Weſens ausgemacht hätte.“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, jedenfalls bin ich ſchon ſeit längerer Zeit gar nicht mehr recht zufrieden mit mir.“

„Darin finde ich nun ſchon gar kein Zeichen von Blaſiertheit. Höchſtens glaube ich, daß Sie ſich allzuſehr nach dem gewiſſen beſonderen ‚Tiſchlein decke dich‘ umgeſehen haben, von dem wir ſchon neulich ſprachen.“

„Darin mögen Sie recht haben, und ich habe auch noch gar keine Luſt, mich an der allgemeinen Tafel niederzulaſſen.“

Sie lächelte in eigner Weiſe, und beide ſchwiegen einige Augenblicke. Plötzlich fragte ſie: „Waren Sie ſchon einmal recht gründlich verliebt?“

Er erſchrak förmlich über ihre Frage, und ſie bemerkte ſein Befremden und ſagte:

„Eine Frau von meinem Alter darf wohl ſo etwas fragen.“

Ja ſo, ſie war viel älter als er, er hatte es vergeſſen, wie ſie ſo, vom Abendrot überſtrahlt, in ihrem hellen Kleide vor ihm ſaß, und jetzt hatte er eine unangenehme Empfindung, als ihre Worte ihn daran erinnerten.

„Ich habe ſchon oft geglaubt es zu ſein,“ erwiderte er endlich.

„Schon oft?“ wiederholte ſie. „Dann war es wohl niemals eine recht richtige, tiefe Liebe, und dann iſt es dieſer Ton vielleicht, der ihrem Lebensakkord noch fehlt, um ihn harmoniſch zu machen.“

Er ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„O nein, gnädige Frau, gefehlt hat er mir doch nicht, dieſer Ton.“

Sie erwiderte nichts.

Der Diener kam mit einer rot verhangenen Lampe in den ſchon dunklen Gartenſaal und begann den Theetiſch dort vor der offenen Balkonthüre zu decken.

Draußen war das Abendrot verblaßt und die Mondſichel tauchte ſilbern zwiſchen den Bäumen auf. Vom Dorfe her begann das Läuten der Abendglocke herüberzutönen.

Der Diener hatte den Gartenſaal verlaſſen. Frau Jutta ſaß noch einige Augenblicke der Abendglocke lauſchend auf dem Altan. Hans begann das Schweigen zu drücken. Hatte ſie erwartet, daß er mehr erzählen, ihre Frage ausführlicher beantworten würde. Er ſuchte nach einer neuen Anrede, aber alles, was ihm einfiel, ſchien ihm ſo wenig paſſend, ſo unintereſſant. Da ſagte ſie lächelnd:

„Was für gute Freunde wir ſchon geworden ſind! Das Schweigen Ihnen gegenüber geniert mich gar nicht mehr, und ich finde, das iſt immer ein Zeichen von guter Freundſchaft zwiſchen zwei Menſchen. Fremden gegenüber fühlt man ſich unhöflich, wenn man ſchweigt.“

Er war überraſcht von der Richtigkeit dieſer Beobachtung und fühlte ſich beſchämt, weil er ſoeben vergeblich nach Worten geſucht hatte.

Es macht mich glücklich, wenn Sie mich als guten Freund bezeichnen, gnädige Frau.“

„Ja, ich bezeichne und empfinde Sie ſo, trotz unſerer kurzen Bekanntſchaft, und ich ſehe nicht ein, warum ich Ihnen das nicht ſagen ſollte. Ich könnte ja faſt Ihre Mutter ſein.“

Er lachte hell auf und doch lag etwas in ihren Worten, was ihn eigentlich ärgerte.

„Nun ja, ein paar Jahre fehlen — vier oder fünf, doch das thut nichts,“ ſetzte ſie hinzu. Und dann blickte ſie wieder ſchweigend in den Garten, und er fühlte ſich glücklich mit einer kleinen Beimiſchung von Unbehagen, das er ſich ſelbſt nicht erklären konnte.

Sie ſtand langſam auf, ſchritt in den Salon, glitt mit der Hand über einen Strauß von Aſtern und Reſeden, der auf dem Tiſche im vollen Lichte der roten Lampe ſtand, und ging dann bis zu dem Flügel, vor dem ſie Platz nahm. Leiſe präludierend, berührten ihr Finger die Taſten, Hans folgte ihr und blieb an der Thür ſtehen, als ſie erſt mit leiſer, dann mit immer voller klingender prächtiger Altſtimme zu ſingen begann:

„Stell auf den Tiſch die duftenden Reſeden,
Die letzten roten Aſtern bring herbei,
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einſt im Mai — wie einſt im Mai.

Reich mir die Hand, daß ich ſie heimlich drücke,
Und wenn man's ſieht, ſo iſt es einerlei,
Schenk mir noch einen deiner ſüßen Blicke,
Wie einſt im Mai.

Es blühen Blumen heut auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ſteht den Toten frei.
Komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe,
Wie einſt im Mai — wie einſt im Mai.“

„Wie ſchön iſt das Lied und wie ſchön iſt Ihre Stimme,“ ſagte Hans, hinter Frau Juttas Stuhl tretend.

Sie blickte zu ihm auf. Ein eigentümliches Schimmern ſtrahlte aus ihren Augen. Sie ſah wunderbar ſchön und wunderbar jung aus in dem Clair-obſcur, welches die rote Lampe verbreitete.

„Es iſt ein altes Lied, und Sie haben es ſchwerlich in Berlin ſchon gehört,“ ſagte ſie, „aber ich liebe es, und ſeit vorhin der Reſedaduft in ſo mächtigem Wellen zu uns aufſtieg — ich weiß nicht, ob es Ihnen auffiel.“

„Doch, es fiel mir auf.“

„Nun, ſeitdem liegt das Lied mir im Sinn, und ich mußte es wieder einmal ſingen.“

„So ſingen Sie nicht oft?“

„Nein, denn wenn ich allein bin, macht es mich traurig.“

„Traurig?“

„Ja, doch, ich kann Ihnen das nicht erklären. Nur manchmal kommt es ſo über mich, daß ich an den Flügel treten muß — eine Erinnerung in Tönen.“ Sie ſtand mit einer gewiſſen Haſt auf.

„Soll ich denn nichts mehr hören?“

„Nein, nein, ſehen Sie, da bringt auch Auguſt den Thee. Nun kommen Sie.“

Sie ſetzte ſich an den gedeckten Tiſch und lud ihn ein, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Und, als wollte ſie die Erinnerung an das Lied und an ihre Stimmung, die ſich dabei verraten hatte, verwiſchen, begann ſie, eine luſtige Geſchichte zu erzählen, die kürzlich in der Nachbarſchaft paſſiert war.

Hans ſuchte in ihrem hellen Lachen den wunderbaren Timbre der Altſtimme wiederzufinden, den er ſoeben gehört hatte. Die Frau am Flügel und die, welche ihm jetzt gegenüber ſaß, ſchienen ihm zwei verſchiedene Perſönlichkeiten. Sie war auch jetzt ſehr anmutig, aber vorhin hatten ihre Stimme und ihr Blick ihn ganz eigen bewegt. Nach dem Thee plauderten ſie noch von dieſem und jenem, aber ſingen wollte ſie nicht mehr. (Fortſetzung folgt.)

---

## Auf Bergen.

Mir iſt nicht wohl auf dem ebenen Pfad!
Ich möchte auf Bergen gehn,
Wo die Wände der Felſen vom Wolkengrat
Abſtürzen zu finſteren Seen!

Beruhigt möcht' ich und ohne Graun
Unter wilder Bäche Gedröhn
In ſchwindelnde Tiefen herniederſchaun
Von lichtumfloſſenen Höhn!

Das Leben ſtählte mir längſt die Bruſt.
Ich ſah bis zum Grunde des Sees.
Oft ſtieg ich vom Gipfel der Erdenluſt
Bis zur tiefſten Tiefe des Weh's.

Und wieder bin ich den Wolken genaht
Und hab in den Himmel geſehn —
Mir iſt nicht wohl auf dem ebenen Pfad!
Ich möchte auf Bergen gehn!

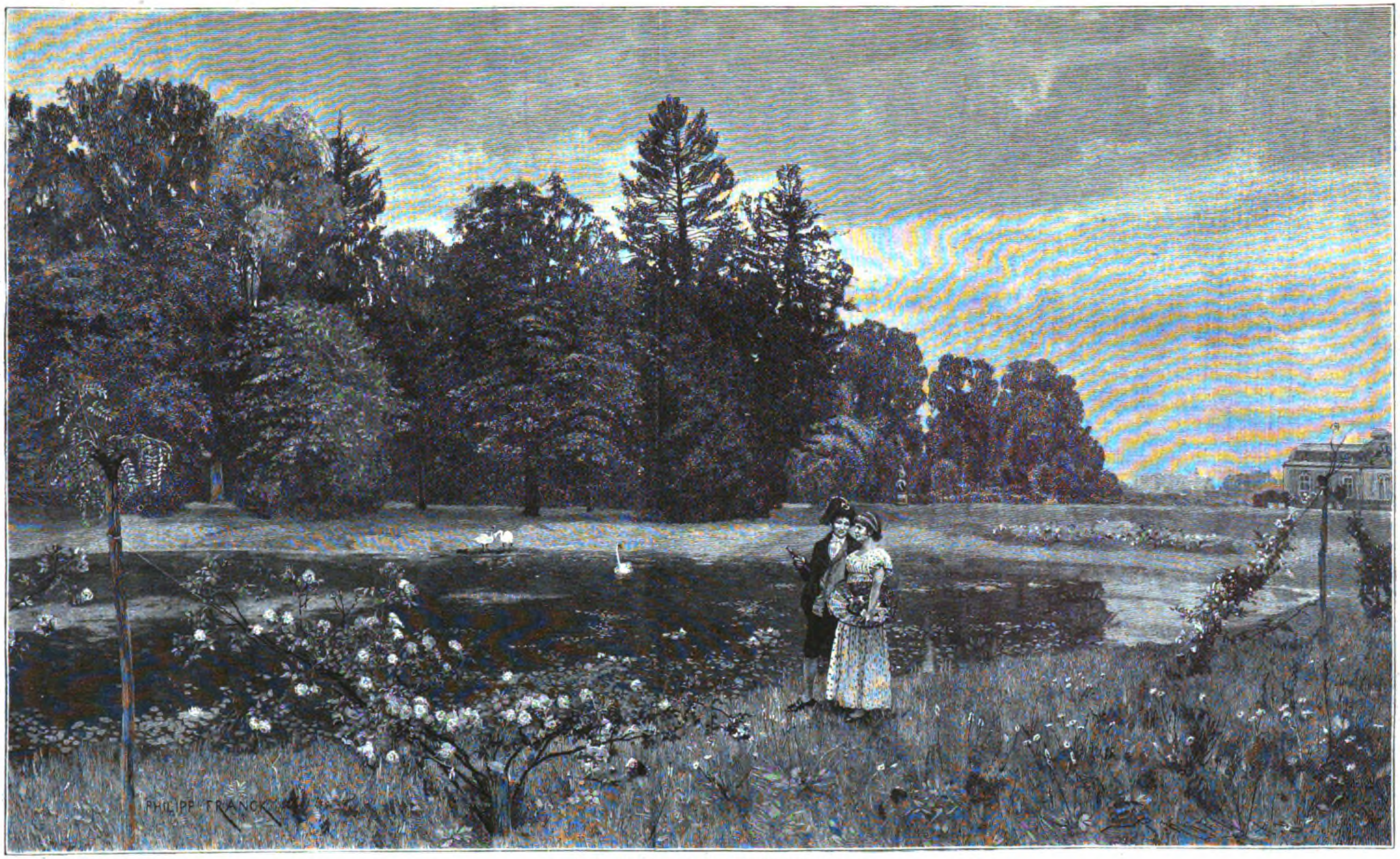
Frida Schanz.

---

## Die Entdeckung unſichtbarer Welten.

Von Dr. Klein. (Abdruck verboten.)

In jüngſter Zeit ſind am Sternenhimmel einige Entdeckungen gemacht worden, welche nicht nur durch das, was ſie an und für ſich bieten, ſondern auch durch den Weg, auf welchem man zu ihnen gelangte, den intereſſanteſten Ergebniſſen der Wiſſenſchaft beigezählt werden müſſen. In der That könnte man an einen Widerſpruch glauben, wenn man vernimmt, daß es, und zwar faſt gleichzeitig in Europa und in Amerika, gelungen iſt, Geſchwindigkeit, Größe und ſelbſt das Gewicht von Sternen zu meſſen, die in keinem Fernrohr ſichtbar ſind, auch zukünftig von keinem noch ſo großen Teleſkop jemals gezeigt werden können. Die neuere Wiſſenſchaft beſitzt aber eben die Eigentümlichkeit, daß ſie anſcheinend weit auseinander liegende Dinge in ihren Wechſelbeziehungen erkennt, Erſcheinungen miteinander verknüpft, die kein gemeinſames Maß zu haben ſcheinen, und feine Fäden webt, die Erde und Himmel miteinander verknüpfen. Ein ſolcher Faden wurde vor dreißig Jahren in der Spektralanalyſe geſponnen, und an dieſem Faden iſt der Menſch im Geiſte bis zu entlegenen Welten emporgeſtiegen und hat deren phyſiſche und chemiſche Beſchaffenheit ergründet. Dieſe Spektralanalyſe iſt es nun auch, welche wiederum einen großen Triumph gefeiert hat, einen Sieg, den man wohl vorherſehen konnte, deſſen


PHILIPP FRANCK

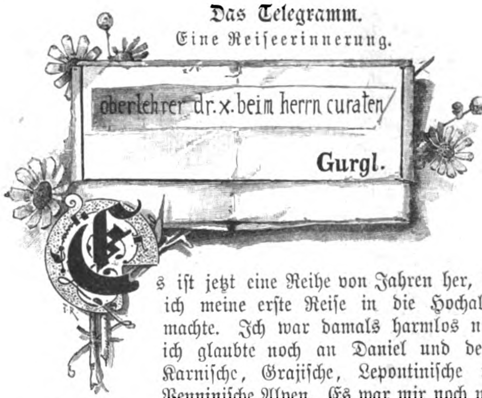
Im Park. Nach dem Gemälde von Philipp Franck.

Zeit aber den meiſten zunächſt noch nicht gekommen ſchien. Auch für den Laien, der weder Muße noch Luſt hat, ſich mit dem Weſen der Spektralanalyſe vertraut zu machen, iſt es nicht ſchwer ein Verſtändnis zu gewinnen der Art und Weiſe, wie dieſe neueſten Entdeckungen zu ſtande gekommen ſind, wenn er ſich lediglich an die Thatſachen hält. Ich will verſuchen, dieſes Verſtändnis zu vermitteln. Jedermann kennt das farbige Sonnenbild oder Spektrum, welches man erhält, wenn man das von einer ſchmalen Spalte kommende Sonnenlicht durch ein Prisma fallen läßt. Mittels geeigneter Inſtrumente ſieht man in dieſem Spektrum eine große Anzahl von dunklen Querlinien und die Wiſſenſchaft hat bewieſen, daß dieſe Linien durch die Anweſenheit beſtimmter einfacher Körper oder Elemente, des Eiſens, des Waſſerſtoffs, des Natriums ꝛc. auf der Sonne, verurſacht werden. Wenn man das Licht der Sterne mittels jener Inſtrumente unterſucht, ſo findet man, daß auch in den Spektren der Fixſterne dunkle Querlinien vorhanden ſind, welche beſtimmten einfachen Stoffen, dem Eiſen, Waſſerſtoff ꝛc. entſprechen. Darauf gründet ſich eben die Chemie der Geſtirne, welche wir der Spektralanalyſe verdanken. Die Lage der erwähnten dunklen Linien iſt im Spektrum unveränderlich, ſonſt würde man ja auch nicht aus ihnen auf die entſprechenden elementaren Stoffe ſchließen können. Dieſe Unveränderlichkeit in der Lage der dunklen Linien beſteht jedoch in aller Strenge nur, wenn die Lichtquelle in relativer Ruhe zum Beobachter bleibt. Wenn ſich der leuchtende Körper, deſſen Spektrum wir beobachten, ſehr ſchnell von uns entfernt, ſo verſchieben ſich die dunklen Linien um einen geringen Betrag gegen das rote Ende des Spektrums hin; wenn ſich der leuchtende Körper dagegen mit großer Schnelligkeit uns nähert, ſo verſchieben ſich die direkten Linien ſeines Spektrums etwas gegen Violett hin. Die Urſache, weshalb dieſe Verſchiebung ſtattfinden muß, mag hier unerörtert bleiben, dagegen iſt hervorzuheben, daß die Verſchiebungen auch bei großen Geſchwindigkeiten nur außerordentlich gering ſind. Selbſt bei Geſchwindigkeiten von mehreren Meilen in der Sekunde haben die früheren Beobachter ſie kaum mit Sicherheit erkennen können, weil die Apparate nicht fein genug waren, um ſo geringe Änderungen noch unzweifelhaft nachzuweiſen. Erſt nach und nach hat man gelernt Inſtrumente herzuſtellen, welche jene Verſchiebungen unzweifelhaft zeigen. Beſonders auf der Sternwarte zu Greenwich, woſelbſt Beobachtungen dieſer Art ſeit Jahren angeſtellt werden, hat man mit Hilfe des Spektroſkops die Bewegungen vieler Sterne im Weltraum ermittelt. So fand ſich, daß die hellſtrahlende Capella in jeder Sekunde ſich um 27 engliſche Meilen von der Erde entfernt, daß dagegen der glänzende Stern Wega in der Leyer ſich 34 engliſche Meilen in der Sekunde uns nähert. Da es ſich bei ſolchen Beobachtungen um außerordentlich kleine Größen handelt, ſo ſind dieſelben notwendig ſehr ſchwierig und unſicher. Durch Unterſuchungen auf dem aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium zu Potsdam hat ſich nun herausgeſtellt, daß ſehr viel ſicherere Reſultate erhalten werden, wenn man die Spektren der Sterne photographiert und die Meſſungen der Linien ſpäter an den Photographien ausführt. Dieſe Ergebniſſe ſind auch durch ſpektrophotographiſche Aufnahmen auf der Sternwarte zu Cambridge in Nordamerika beſtätigt worden, ſo daß die ſpektrographiſche Methode zu den größten Hoffnungen berechtigt. Damit haben wir jetzt die Grundlage gewonnen zum Verſtändnis der wichtigen Entdeckungen, die jüngſt in Potsdam und Cambridge gemacht worden ſind.

Jedermann kennt den ſchönen hellen Stern Mizar im großen Bären. Derſelbe löſt ſich im Fernrohr in zwei Sterne auf, indem der helle Mizar noch einen ſchwachen Stern neben ſich ſtehen hat, der offenbar ein Trabant von ihm iſt, aber gewiß ein paar Jahrtauſende braucht, um den Hauptſtern zu umkreiſen. Auf der Sternwarte zu Cambridge hat man nun ſeit dem Jahre 1887 zu verſchiedenen Zeiten das Spektrum des Hauptſterns Mizar photographiert und dieſe Photographien ſind dann ſpäter von Miß A. C. Maury, einer Nichte des berühmten Dr. Draper, ſorgfältig geprüft und ſtudiert worden. Dabei fand ſich denn das überaus ſeltſame Reſultat, daß eine der photographierten dunklen Linien zu gewiſſen Zeiten doppelt erſchien, gleichſam als wenn ſie in zwei feine Linien geſpalten wäre. Dieſe Verdoppelung zeigt ſich auf den Photographien vom 29. Mai 1887, vom 17. Mai und 27. ſowie vom 28. Auguſt 1889. Auf andern Photographien zeigt ſich die Linie verwaſchen, gleichſam als wenn ſie aus zwei Linien beſtände, die jedoch nicht völlig getrennt ſind; wiederum auf anderen Photographien erſcheint die Linie dagegen völlig ſcharf. Als man ein Verzeichnis der Zeiten anfertigte, zu welchen dieſe Linie ihr Ausſehen verändert hatte, fand ſich, daß dieſelbe in Zwiſchenzeiten von 52 Tagen doppelt erſcheint, ſowie daß ſie einige Tage vor- und nachher verwaſchen, dagegen ſonſt ſtets einfach und ſcharf iſt. Nun berechnete man behufs genauer Prüfung dieſes Reſultats voraus, wann die Linie wieder doppelt erſcheinen mußte und in der That zeigte ſie ſich an den betreffenden Tagen völlig ſo wie erwartet wurde. Die übrigen Linien im Spektrum des Sterns Mizar ſind nicht ſehr ſcharf und teilweiſe auch ſehr ſchwach. Genaue Unterſuchungen haben aber ergeben, daß jene weniger ſcharfen Linien noch etwas verwaſchener und breiter ausſehen, wenn die erſtgenannte Linie doppelt iſt, und daß die ſchwachen Linien um dieſelbe Zeit nur ſehr ſchwierig geſehen werden können. Die Erklärung dieſer Wahrnehmungen wird, nach dem Vorhergehenden, mancher Leſer vielleicht ſchon ſelbſt finden. Ich will ſie hier mit den Worten des Direktors der Sternwarte zu Cambridge, Profeſſor Pickering, geben: „Die einzige zuläſſige Deutung beſteht in der Annahme, daß der Hauptſtern Mizar ſelbſt ein Doppelſtern iſt, deſſen beide Sterne in 104 Tagen umeinander kreiſen, jedoch ſo nahe zuſammen ſtehen, daß kein Fernrohr ſie von einander trennen kann. Sie zeigen ſich auch in dem mächtigſten Teleſkop nur als ein einziger runder Stern. Wenn einer der beiden Sterne ſich der Erde nähert, ſo werden alle Linien in ſeinem Spektrum gegen das blaue Ende verſchoben; gleichzeitig aber muß ſich der zweite Stern, weil beide umeinander kreiſen, von der Erde entfernen und deshalb verſchieben ſich die Linien ſeines Spektrums gegen das rote Ende hin. Sobald dagegen die Bewegung der umeinanderkreiſenden Sterne ſenkrecht gegen die Linie zur Erde hin erfolgt, haben ſämtliche Linien ihre normale Lage und decken ſich gegenſeitig, ſie erſcheinen einfach und ſcharf. Die Meſſungen der Größe der Verdoppelung geſtatten die Berechnung der Größe der Bewegung und letztere beträgt etwa 100 engliſche Meilen in der Sekunde. Da nun die Umlaufszeit 104 Tage beträgt, ſo berechnet ſich ganz einfach der Umfang der kreisförmigen Bahn zu 900 Millionen engliſcher Meilen und die Diſtanz beider Sterne zu 143 Millionen engliſcher Meilen. Das iſt ungefähr die Entfernung des Planeten Mars von der Sonne. Nun beträgt die Umlaufszeit des Mars 687 Tage, ſie würde geringer ſein, wenn die Maſſe oder das Gewicht unſerer Sonne größer wäre. Man kann nun genau berechnen, wie viel mal größer als das Gewicht der Sonne das Gewicht der beiden Sterne des Mizar ſein muß, damit die Umlaufszeit in jener Bahn 104 Tage beträgt. Die Rechnung ergibt dafür das Vierzigfache der Maſſe unſerer Sonne, ſo daß alſo die Geſamtmaſſe der beiden Sterne, welche dem Auge als das Lichtpünktchen Mizar im großen Bären erſcheinen, vierzigmal größer iſt wie die Sonnenmaſſe.“ Das ſind die ſtaunenswerten Reſultate, welche jüngſt zu Cambridge in Nordamerika gewonnen wurden. Allein noch ehe die Nachricht davon in Europa anlangte, war hier eine ähnliche Unterſuchung auf der Potsdamer Sternwarte publiziert worden. Dieſe Unterſuchung betrifft den Stern Algol im Bilde des Perſeus. Schon ſeit länger als 200 Jahren weiß man, daß dieſer Stern einen ſeltſamen Wechſel ſeiner Helligkeit zeigt. $2^1/_2$ Tage lang leuchtet derſelbe in unveränderlichem, weißen Licht, dann nimmt er ungefähr $4^1/_2$ Stunden an Helligkeit ab und ebenſo $4^1/_2$ Stunden hindurch wieder zu, um abermals $2^{1}/_{2}$ Tage lang unverändert zu bleiben. Dieſer Lichtwechſel geht mit der größten Regelmäßigkeit vor ſich und ſchon im vorigen Jahrhundert hat man die Vermutung ausgeſprochen, die Erſcheinung könne möglicherweiſe dadurch entſtehen, daß Algol ſich um einen dunklen Stern bewegt und bei dieſer Bewegung in regelmäßigen Zwiſchenzeiten, die von ſeiner Umlaufsdauer abhängen, für den Anblick von der Erde teilweiſe verdeckt werde. Die periodiſche Helligkeitsabnahme des Algol wäre demgemäß ein ähnlicher Vorgang, wie bei uns eine partielle Sonnenfinſternis, die ja dadurch entſteht, daß die Sonne von der dunklen Mondſcheibe zum Teil verdeckt wird. Dieſe Vermutung hatte von vornherein eine nicht geringe Wahrſcheinlichkeit für ſich, allein Gewißheit war natürlich nicht zu erlangen. Denn wegen ſeiner unermeßlichen Entfernung erſcheint uns Algol gleich allen andern Fixſternen nur wie ein Punkt ohne meßbaren Durchmeſſer. Jetzt iſt nun die Spektralanalyſe zu Hilfe gekommen und hat das Rätſel des Lichtwechſels beim Algol gelöſt. Profeſſor Vogel vom aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium in Potsdam und ſein Mitarbeiter Dr. Scheiner haben das Spektrum des Algol zu verſchiedenen Zeiten photographiſch aufgenommen und die Lage der dunklen Linien desſelben genau gemeſſen. Dabei ſtellte ſich heraus, daß dieſe Linien ſich vor der Zeit, in welcher der Stern am lichtſchwächſten iſt, gegen Rot verſchieben, nach dieſer Zeit aber gegen das violette Ende des Spektrums, mit andern Worten: daß Algol ſich in der erſten Hälfte ſeines Lichtwechſels von der Sonne entfernt, in der zweiten dagegen ſich ihr nähert. Das muß aber der Fall ſein, wenn Algol eine Bahn um einen dunklen Körper beſchreibt, der ihn periodiſch zum Teil für unſern Anblick verdeckt. Die Bewegung des Algol iſt 23 engliſche Meilen in der Sekunde und da ſeine Umlaufsdauer im ganzen 2 Tage 20 Stunden 49 Minuten beträgt, ſo kann man wiederum wie im obigen Beiſpiele des Mizar, den Umfang der Bahn berechnen und ebenſo die Entfernung der Mittelpunkte beider Sterne. Letztere findet ſich zu etwas weniger als 3 Millionen engliſcher Meilen, alſo auffallend gering für zwei mächtige Weltkörper. Aus der Dauer der Licht-Ab- und -Zunahme ſowie der Geſchwindigkeit der Bewegung in der Sekunde kann man ferner den Durchmeſſer des Hauptſterns ſowohl als ſeinen dunklen Begleiters berechnen. Dieſe Rechnung ergibt für des erſtern 920 000 und für den letztern 720 000 engliſche Meilen. Zum Vergleich ſei beigefügt, daß der Durchmeſſer unſerer Sonne 750 000 engliſche Meilen beträgt. Die beiden Weltkörper, welche das Algolſyſtem bilden, ſind alſo beide nahezu ſo groß wie unſere Sonne, allein ihr Geſamtgewicht oder ihre Maſſe iſt nur zwei Drittel der Sonnenmaſſe. „Man hat ſich," ſagt Profeſſor Vogel, „dieſe beiden Weltkörper jedenfalls auch von mächtigen Atmoſphären umgeben zu denken und beſonders die des Hauptkörpers, alſo des Algol ſelbſt, muß eine beträchtliche Leuchtkraft beſitzen. Unter gewiſſen Vorausſetzungen berechnet ſich die Höhe dieſer Atmoſphäre auf 216 000 engliſche Meilen, die des dunklen Begleiters auf 168 000 Meilen. Der geringſte Abſtand der Atmoſphären beider Weltkörper würde alſo 1 600 000 engliſche Meilen betragen, eine ſo geringe Entfernung, wie ſie in unſerm Sonnenſyſtem nicht gefunden wird." Überhaupt iſt es, wie Profeſſor Vogel hervorhebt, nicht leicht, ſich zwei in ſo großer Nähe befindliche Körper von faſt gleicher Größe zu denken, von denen ſich der eine in höchſter Glühhitze, der andere im Zuſtande ſtark vorgeſchrittener Abkühlung befindet. Indeſſen die Thatſachen der Beobachtung führen zu ſolchem Schluſſe und in der Wiſſenſchaft bilden Thatſachen ſtets die höchſte und letzte Inſtanz, vor der ſich alles beugen muß. Jedenfalls lernen wir aus den merkwürdigen Entdeckungen in Potsdam und Cambridge, daß diejenige Weltordnung, die wir in unſerm Sonnenſyſtem antreffen, durchaus nicht im Reiche der Fixſterne maßgebend iſt, ſondern daß dort Verhältniſſe auftreten, die ganz verſchieden von denjenigen ſind, unter denen wir leben.

## Das Telegramm.

### Eine Reiſeerinnerung.


oberlehrer dr. x. beim herrn curaten
Gurgl.

Es iſt jetzt eine Reihe von Jahren her, daß ich meine erſte Reiſe in die Hochalpen machte. Ich war damals harmlos noch; ich glaubte noch an Daniel und deſſen Karniſche, Grajiſche, Lepontiniſche und Penniniſche Alpen. Es war mir noch nicht zum Bewußtſein gekommen, daß man großer Pädagog ſein und dabei das arme Schülerhirn mit Dingen vollſtopfen könne, die nur in Lehrbüchern exiſtieren, ſonſt aber nirgend zu finden ſind oder Bedeutung haben. Ich glaubte noch an den Alpen-Hauptkamm und an die allein ſeligmachende Waſſerſcheide und war noch nicht zu der Erkenntnis gekommen, daß unſere alte Erde, als ſie Berg und Thal ſchuf, nichts weniger als ſyſtematiſch zu Werke gegangen ſei.

So befand ich mich bereits in Jenbach und hatte vom Ötzthal und dem Ötzthalgebirge nur eine ziemlich dunkle Vorſtellung. Was aber das Stubai oder das Montafur ſei, war mir gänzlich verſchloſſen. Dafür hatten die Leute dortzulande von meinen Grajiſchen, Lepontiniſchen ꝛc. Alpen auch keine blaſſe Ahnung.

Das ſchadete nun weiter nichts. Der Himmel war darum nicht weniger blau und das Thal nicht weniger grün und die Berge nicht weniger prächtig. Aber es war barbariſch heiß; und das ſchadete auch nichts. Denn wenn dem Menſchen geſetzt iſt, im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot zu eſſen, ſo mag er es auch im Schweiße ſeines Angeſichts verdauen. Und dies Verdauen iſt doch die tiefere „ſittliche" Bedeutung einer Alpenfußreiſe. Je weiter hinauf in die Berge, das heißt ins Ötzthal hinein, deſto neuer und friſcher wurde die Welt. Kutſchen, Kellner, Bremſen, Staub, eins nach dem anderen blieb zurück. Dafür gab es alle paar Stunden einen Dekorationswechſel — ſchon lugten die alten weißen Onkels über die Vorberge hinweg — es gab grüne Wieſen, klares Waſſer, dunkle Tannen, Alpenroſen, Kühe und Menſchen, die gewiß auch gerade keine Heilige waren, die aber nie in ihrem Leben eine Lokomotive hatten pfeifen hören, und das ſoll zur Verbeſſerung des Charakters erheblich beitragen.

Ich reiſte mit einem Kollegen zuſammen. Unſer Ziel war natürlich Gurgl (was mein Kollege meiſterlich wie Gurrglrgl ausſprach) und das Haus des Herrn Kuraten in Gurgl. Denn es gab ja das ganze Thal hinauf nur einen einzigen Ton des Lobes auf den Herrn Kuraten, ſein Haus, ſeine Wirtſchafterin und ſeine Hühnchen. Übrigens hatte man nicht zuviel geſagt. Wenn der Herr Kurat von Einheimiſchen und Fremden als ein liebenswürdiger, feiner und herzensguter Herr gerühmt wurde, ſo haben wir uns ſpäter den geehrten Herren Vorrednern angeſchloſſen. Ein katholiſches Pfarrhaus, das zugleich Gaſthaus für die Fremden und Weinſtube für die Einheimiſchen iſt, ein geiſtlicher Herr, der zugleich Prieſter, Seelſorger, Weinſchenk und Gaſtgeber iſt, dürfte manchem als bedenklich und unvereinbar erſcheinen. Und doch, wie natürlich, wie ſelbſtverſtändlich war es. In Gurgl gibt es neben ein paar Holzhütten nur ein Haus, das Pfarrhaus. Wo ſollen die Leute, die vor Tage aufbrechen, um von den Almen herab über Gletſcher und Felſen zur Meſſe zu kommen, ſich anders hinwenden, um einen Biſſen Brot und einen Schluck Wein zu erhalten, als an das Pfarrhaus. Natürlich ſchenkt der Herr Kurat nicht ſelbſt ein, dazu hat er ſein weibliches Perſonal; aber er hält auf Ordnung; ein jeder erhält nur ſoviel, als ihm gut iſt. Auch ſpielt er nicht den Wirt, aber er ſetzt ſich mit an den Tiſch. — In Gurgl trafen wir einen Herrn Oberlehrer X. aus Dresden mit ſeiner jungen Frau. Daß auch Frauen über die Berge kraxeln, war damals etwas Neues. Nach meiner Erfahrung unterſchieden ſich im Marſchieren die Frauen nur dadurch von den Männern, daß ſie nebenbei „graſen“; denn das können ſie nun einmal nicht laſſen. Natürlich hatte Frau Doktor auch gegraſt und band ihren Strauß. Wir rauchten unſere Cigarre und tranken unſern Wein. Es war nett. Der Herr Kurat war nett, die Frau Doktor war nett, wir alle waren nett, es war ſehr nett. Und die „gemiethlichen midd'ldeitſchen Glänge.“ Man glaubt's gar nicht, welche ſächſiſche Übervölkerung damals in den Bergen war. Der Wagnerſche Extrazug hatte ein paar hundert Menſchen aus Sachſen ins Gebirge geworfen; ihr Strom kam uns entgegen. Es waren herzbewegliche Augenblicke, wenn man hoch oben in fremder Welt, zwiſchen ſchwarzen Klippen und ewigem Schnee einer Schar Wanderer begegnete, aus deren lebhaften Bewegungen man von weitem entnehmen konnte, daß ſie mindeſtens keine Oſtfrieſen waren und näher kommend die geflügelten Worte vernahm: „Kottſchtrampach! abber is das enne Bremmſe.“ Es gehört nämlich zu den unveräußerlichen Rechten mancher Reiſenden, ſich gründlich gehen zu laſſen.

Schade, daß unſer Zuſammenſein ſo kurz war. Doktors wollten bis Zwieſelſtein zurück und von da ins Fener Thal, wir wollten auch nach Fen, aber den beide Thäler trennenden Bergrücken über das Ramoljoch überſteigen. Alſo bis morgen, auf Wiederſehen. Am anderen Morgen rüſteten wir uns ſpät, denn es war Sonntag und die Führer gingen zur Meſſe. Eben als der Ruckſack fertig war, erſchien Fräulein Kathrin mit einem Telegramm, das angelangt und für Doktor X. beſtimmt war. Doktor X. und ſeine Frau waren längſt davongezogen und der Telegraphenjunge war an ihnen vorbeigelaufen. Was nun?

„Geben Sie her,“ ſagte ich, „wir treffen uns heute abend in Fen, ich will die Sache beſorgen.“

Nun ging's los. Zum Willkommen gleich durch ein paar vorſchriftswidrige Waſſerfälle hindurch, welche durch den ſtark ſchmelzenden Schnee entſtanden waren. Aber merkwürdig, das Waſſer machte nicht naß. Dann an einer Ziegenhütte vorüber, in der es Ziegenmilch von idealer Schönheit gab, dann über die Moräne, dann über weichen Schnee, in den man beim dritten Schritte bis ans Knie und beim zehnten bis an den Leib einſank. Offen geſtanden, ich hatte mir das Bergſteigen etwas anmutiger vorgeſtellt. Und dieſe Hitze! Schnee unter den Füßen und eine Glutofentemperatur um den Kopf! Und wir ärmſten hatten weder Schleier noch Handſchuhe mitgenommen.

Endlich waren wir oben und hatten die Wunderwelt der Hochalpen vor uns, dort den Gurglerer Gletſcher mit ſeinem grandioſen Hintergrunde, dort die ganze Stubaier Gruppe, dort den Blick auf die Kreuzſpitze, den Similaun ꝛc. Es fällt mir gar nicht ein, die Sache zu beſchreiben, ſchon darum nicht, weil es nicht möglich iſt. Es gibt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, davon ſich die Schulweisheit der Humusbewohner nichts träumen läßt. Und das iſt ganz gut. Warum ſoll alles in der Welt für Geld zu haben ſein? Warum ſoll es nicht Dinge geben, die dem krummbeinigen Geldſacke ein für allemal verſchloſſen ſind, die man ſich nur durch eine perſönliche Leiſtung erringen kann? Ihr meint: Man baut aber doch Eiſenbahnen auf Berge. Das wohl, aber die Schönheit, der eigentümliche Reiz iſt dahin. Und nun gar der Rigi! Als ich einmal, aus den Hochalpen herauskommend, den Rigi beſtiegen und den Jahrmarktskram geſehen hatte, den der Menſch der „modernen Civiliſation“ hinter ſich herſchleppt, lief ich davon mit dem ſtillen Gelöbnis, nie wieder einen Rigi oder Pilatus oder einen anderen verhunzten Berg zu beſteigen.

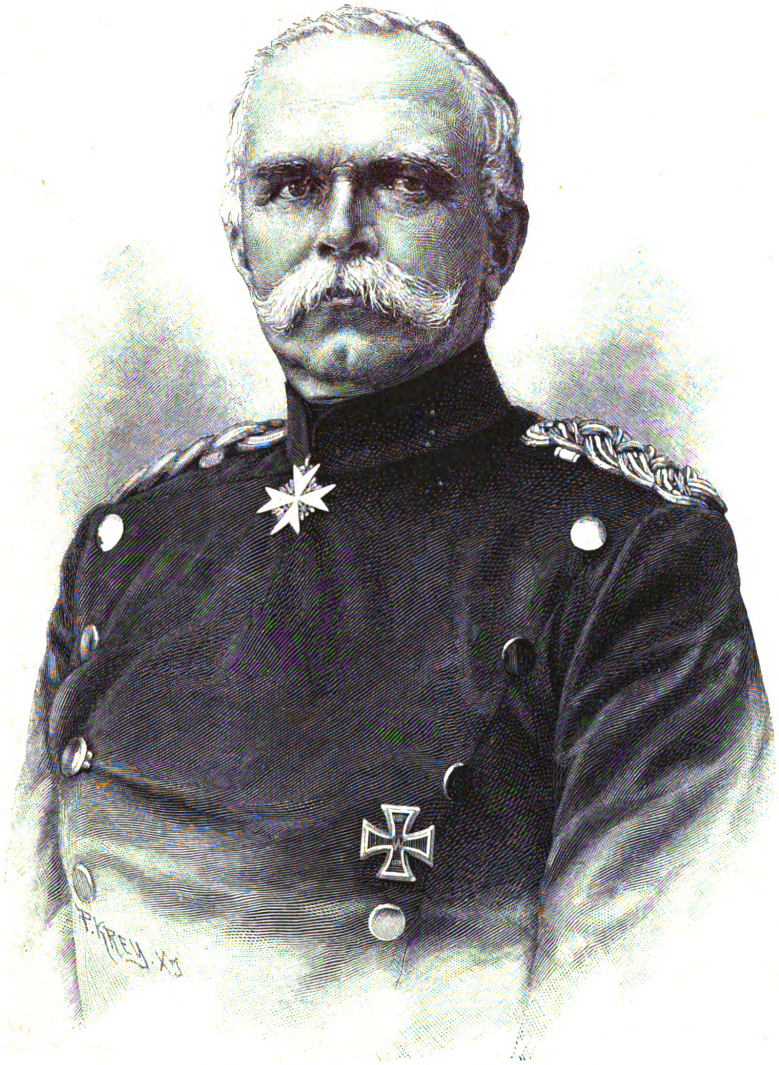
Dort über den roſig weißen Spitzen der Stubaier Alpen ſchroben ſich ſenkrecht wie Rauchſäulen Wolken empor. In der Ebene bedeutet das Gewitter, aber in den Bergen wagt man ſich mit ſeiner Meteorologie der Ebene nicht heraus und traut dem Führer. Der hatte kein Arg. So blieben wir in Seelenruhe ſitzen, bis mir die Sache doch bedenklich wurde und ich auf den Kamm hinaufſtieg, um zu ſehen, wie es auf der anderen Seite ausſah. Da hatten wir den Salat. Drüben war es trübe und dunſtig und über dem Vernagt-Ferner zeigten ſich die ſcharfen Umriſſe ſchwerer Wolken. Nun aber fix! Aufgehuckt, angeſeilt! Iſt alles da? Nichts vergeſſen? Das Telegramm? Vorwärts. Nachdem der Spiegelferner überſchritten war, der einige hinterliſtige Spalten haben ſoll, ſeilten wir ab und rutſchten dreibeinig, das heißt mit Hilfe des rückwärtsgeſetzten Alpenſtockes mit Hurra die Schneehalden hinab. Es ging für den Anfang gar nicht übel und ſo ein Gewitter macht Beine. Wir hatten etwa noch eine halbe Stunde bis zum Thal, da ſahen wir über einer Thalſchlucht zur Linken ein halbes Dutzend Menſchen bergauf ziehen. Solch ein Leichtſinn, bei drohendem Gewitter! Sie mußten es wohl im Thale nicht haben ſehen können, was ſich hinter den Bergen zuſammenbraute. Es war der Weg nach dem Niederjoche und der Sanmoarhütte, von der aus man die Kreuzſpitze beſteigt. Wir konnten deutlich einen Führer und zwei Touriſten, dann noch einen Führer, einen Herrn und eine Dame erkennen. Gerechter Himmel, das waren Doktors aus Dresden! Der helle Hut vom Herrn Doktor, das blaue Kleid von Frau Doktor — alles ſtimmte. Wir fingen an zu rufen. Drüben antworteten ſie. Wir kletterten ſo weit nach links, als es möglich war und brüllten „Telegramm! Telegramm!“ Drüben antworteten ſie „Proſit.“ Ich ſchwenkte mein Telegramm in der Luft, ſie winkten mit den Taſchentüchern. Sie hielten meine Ausbrüche der Verzweiflung für Äußerungen der Luſt und zogen ſeelenvergnügt weiter.

Es war unmöglich, quer durch das Thal hinüberzukommen, man mußte ziemlich bis Fen hinab, um den Weg zum Niederjoche zu gewinnen und inzwiſchen war das Gewitter da; ein Gewitter im Hochgebirge iſt aber kein Spaß. Wir waren uns ſo nahe, und doch war's unmöglich, uns zu erreichen. Da ſtand ich nun mit meinem Telegramm und koſtete die Qualen der Ungewißheit, die eigentlich jenen ahnungsloſen Menſchenkindern zukamen, die dort ihrem Verhängniſſe entflohen.

Solch ein geſchloſſenes Telegramm iſt eine ſchändliche Einrichtung. Du haſt es in Händen und weißt nicht, was du haſt. Du wirſt ſogleich getroffen werden, du weißt nicht, von welcher Seite, wo, wie tief. Du haſt eine Taſſe Kaffee eingeſchenkt, du wirſt ſie nicht trinken, du haſt Pläne aufgebaut, ſie werden wie ein Kartenhaus zuſammenſtürzen, du biſt etwas, haſt einen inneren Beſitz, ſogleich wirſt du ausgetauſcht und umgekrempelt ſein. Du gleichſt einem Sokrates, der ſeinen Schierlingsbecher bereits getrunken hat und darauf wartet, wie wohl das Gift anfängt zu wirken. Über das alles entſcheidet die blaue Oblate auf dem Papierzettel in deiner Hand. Die da drüben konnten abgebrannt ſein, ſie wußten es nicht, die ganze Brühlſche Terraſſe konnte weggeſchwemmt ſein, ſie wußten es nicht. Othello ſagt: Was ſchadet mir's, wenn ich's nicht weiß. Ja, was nützt mir's, wenn ich das große Los gewonnen habe und weiß es nicht, und was hilft mir's, mich ein paar Stunden in Unwiſſenheit zu täuſchen. Gerade das Behagen, daß man genoß, während man eigentlich Aſche auf ſein Haupt hätte ſtreuen müſſen, empfindet man ſpäter als Vorwurf.

Nun meinetwegen, mochten ſie es haben! Ich konnte es nicht ändern. Wenn es nur ſo leicht geweſen, ſo ein Unglücksding von Telegramm ſo ſchnell wieder los zu werden, als man es übernommen hatte.

Als wir in Fen beim Herrn Kuraten eintraten, erdröhnte der erſte Donnerſchlag und das Gewitter brach los. Wir waren glücklich unter Dach, ob jene wohl auch ſchon in ihrer Sanmoarhütte angelangt waren? Es war richtig, es war der Doktor und ſeine Frau geweſen. Sie hatten beabſichtigt, in der Unterkunftshütte zu übernachten, am anderen Tage die Kreuzſpitze zu beſteigen und dann über das



Georg Leo von Caprivi, Kanzler des Deutſchen Reiches.

Niederjoch bis zu Unſer lieben Frauen zu gehen. Das traf ſich ja gut. Auch unſer nächſtes Nachtquartier war Unſer lieben Frauen, indem wir über das Hochjoch ins Schnalſer Thal zu gehen beabſichtigten. Ich konnte alſo mein Telegramm noch anbringen.

So ging es denn am anderen Tage wohlgemut weiter. Eigentlich war's nur ein Spaziergang, ein guter Weg und ein ebener, allerdings etwas langer Gletſcher. Aber dieſe Hitze! Es war nicht mehr ſchön. Wir glichen einem Zuge Ameiſen, die über einen großen Brennſpiegel krabbeln. Das Hochjoch bildet eine weite keſſelförmige Senkung, überall geneigte Schneeflächen, welche die Sonnenſtrahlen reflektierten. Die Haut ward braunrot und zog Blaſen. Und das auf dem Schnee und der Schnee ſchmolz nicht einmal beſonders merklich. Es war polizeiwidrig. Im Grunde war's doch ganz natürlich, denn ein Spiegel, der die Strahlen reflektiert, wird auch nicht warm.

Endlich war's überſtanden. Schnee und Hitze lagen hinter uns und wir kamen in ſchöne kühle Luft. Wieder hatten wir Glück, denn wir hatten nur noch hundert Schritte bis zur nächſten Unterkunft beim Kofler, als es abermals ein Gewitter gab. Aber das Gewitter hielt uns ſo lange feſt, daß wir erſt in der Nacht Unſer lieben Frauen erreichten. Die erſte Frage war natürlich: „Iſt Doktor X. da?"

„Jawohl."

„Na, Gott ſei Dank. Sagen Sie ihm, die Herren aus Gurgl wären da und hätten ein Telegramm für ihn."

Nach einiger Zeit kam die Antwort, die Herrſchaften hätten ſich ſchon zurückgezogen. „Dann ſagen Sie es morgen früh, es ſei ein Telegramm da. Verſtehen Sie? Ein Telegramm!" Das gleiche wurde dem Hausknechte, der Magd und wer ſich ſonſt noch ſehen ließ, eingeſchärft.

Am andern Morgen war die erſte Frage: „Iſt Doktor X. ſchon auf?"

„Doktor X. iſt bereits ſeit einer halben Stunde fort."

„Aber das Telegramm? Ich ſagte doch, es ſei ein Telegramm da."

Da ſchaute der Wirt die Kellnerin an und der Hausknecht das Stubenmädchen, und jeder hatte ſich auf den andern verlaſſen; das heißt, ſie hatten es alle vergeſſen. Nun war's aber gefehlt. Waren ſie erſt in Meran, ſo war wenig Ausſicht vorhanden, mit ihnen zuſammenzutreffen; wir mußten alſo verſuchen, ſie noch im Schnalſer Thal einzuholen. Denn das Telegramm mußte in ihre Hände gelangen. Es konnte ja das größte Unglück geſchehen.

Nun wurde Hals über Kopf aufgebrochen und ein Eilmarſch das Thal abwärts angetreten. Schade um das ſchöne Thal und um den ſchönen Tag. Überall wurde nach den Durchgängern gefragt. In Ratteis hatten wir ſie beinahe eingeholt. Aber da hatten ſie einen Wagen genommen und waren eben zum Dorfe hinaus, als wir eintraten. Alſo wieder nichts.

Wir nahmen uns auch einen Wagen, offen geſtanden, nicht bloß wegen des Telegramms, ſondern weil wir die Hitze der tieferen Lage bereits zu ſpüren anfingen und weil die ſtaubige Chauſſee von Naturas nach Meran und das berüchtigte Meraner Sommerklima keine ſchöne Ausſicht darbot. Und in der That, es war eine afrikaniſche Hitze da unten, nicht die trockne, ſtechende Glut wie auf dem Firnſchnee, ſondern dick und ſchwer wie heißes Öl. Als wir in Meran ankamen, war kein Menſch auf der Straße, alle Fenſterläden waren geſchloſſen. Aber in der Poſt, wo wir abſtiegen (oder war es ein anderer Gaſthof, ich weiß es nicht mehr), gab es einen dämmrigen, kühlen Saal faſt ohne Fenſter und köſtliches Bier — ſeit lange der erſte Tropfen Bier. Es wäre alles gut geweſen, wenn nicht das verwünſchte Telegramm geweſen wäre. — „Iſt Doktor X. hier?" — „Doktor X.?" — „Ein Herr und eine Dame, weißer Hut, blaues Kleid." — „Bedaure, nein." — Aber dort und da pflegten Fremde abzuſteigen. Ich erhob mich ſeufzend.

„Wo wollen Sie denn hin?" rief mein Kollege.

„Wohin?" — Ich zog feierlich mein Telegramm aus der Taſche.

„Schmeißen Sie doch den Wiſch zum Fenſter hinaus!"

„Aber Kollege! Wiſſen Sie nicht, was ein Telegramm bedeutet? was von einem Telegramm abhängt? Der Ruin eines Hauſes, das Lebensglück von Menſchen. Wie, wenn in dieſem Telegramm ſteht: Onkel, Deinen Segen — oder: Onkel, tauſend Mark! Wenn ich nicht in 24 Stunden Antwort erhalte, ſiehſt Du mich nie wieder. — Wollen Sie die Verantwortung übernehmen? Wollen Sie die Schuld tragen für alles Unheil, das entſteht, wenn dies Telegramm nicht an ſeine Adreſſe gelangt? Nein, nein, die Pflicht ruft. Ich habe es übernommen, ich muß es zu Ende bringen."

Und nun aus dem ſchönen, dunklen, kühlen Raum hinaus in die glühende Prellſonne. Jedesmal, wenn ich aus dem Schatten heraus über die Straße hinweg mußte, war mir's zu Mute wie einem Krebs, der mit heißem Waſſer abgebrüht wird. Es war nichts. Doktors waren nirgends zu finden. Als ich zurückkehrte, fand ich meinen Kollegen in einem größeren Kreis von Touriſten — natürlich Sachſen. Wir wurden ſchnell bekannt und die thränenreiche Geſchichte des Telegramms kam zur Sprache.

„Doktor X.!" rief einer der Herren. „Sie ſuchen Doktor X.?"

„Freilich! Kennen Sie ihn denn?"

„Wie werde ich nicht! Iſt ein Kollege von mir. Doktor X. hat hier zu Mittag gegeſſen und iſt eben mit dem Drei-Uhr-Zuge abgereiſt." — Wohin, wußte niemand.

Nun hört aber die Weltgeſchichte auf! Man denke ſich meinen Zuſtand. Ich ſchleppe das Unglücks-Telegramm drei Tage mit mir herum, laufe dreimal dicht an dem Empfänger vorüber und kann es nicht los werden. — „Jetzt hat der Spaß ein Ende, jetzt mag's nehmen wer will; ich ſage mich feierlich los. Mag draus werden, was will. Wenn es der Doktor durchaus nicht will, mag er die Folgen tragen."

„Machen Sie es doch auf."

„Iſt auch wahr!"

Wir brachen alſo feierlich das Siegel und laſen:

kinder alle wohl = tante jettchen .+

Sprachloſes Staunen. Stürmiſche Heiterkeit.

„Hier, Verehrteſter," ſagte ich zu dem Herrn aus Dresden. „Da haben Sie den Wiſch Bringen Sie ihn Ihrem Kollegen mit und ſagen Sie, ich ließe ſchön grüßen. Und Tante Jettchen ließe ich auch ſchön grüßen."

Mir ſoll wieder einmal jemand ein Telegramm aufhängen!

M. A.

---

## Eine Wohlthätigkeitsecke in Philadelphia.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

Die früheſten Kindheitseindrücke bleiben oft in wunderbarer Weiſe in der Seele haften und laſſen ſich noch in ſpäten Jahren in der Ausprägung des männlichen Charakters wiedererkennen. Nicht nur bei Menſchen offenbart ſich dieſer beachtenswerte Zug; auch in dem Bilde von Städten und Gemeinſchaften tritt er uns nicht ſelten auffällig entgegen. Die hervorragende Perſönlichkeit, die Philadelphia 1682 gegründet und ihr den bezeichnenden Namen verliehen, hat ihr Bild wie eine holde Mitgift der neuen Anſiedelung an der weiten Ausbuchtung des Delawareſtroms in die Wiege gelegt; das Bild iſt in ausgezeichneter Weiſe der jungen Pflanzung zu eigen geblieben und macht heute noch einen hervorſtechenden Zug in dem eigentümlichen Leben und Weben der Stadt aus. Zu einer Stadt der „Bruderliebe" wollte der edle, fromme Penn ſeine Gründung berufen; was er ſelbſt in dem köſtlichen Abſchiedsbriefe, als er Europa verließ und ſein weites Beſitztum Pennſylvanien beſuchte, ſeinen Kindern ans Herz legte, das hat er auch dieſer ſeiner Schöpfung tief eingeprägt, und ihr die Weiſung gegeben, vor allen Dingen zu einem „wohlthätigen Sinne gegen Arme und Notleidende und ſich untereinander herzlich zu lieben, um

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

in ſolcher Bethätigung Gott lebenslang vor Augen und im Herzen zu haben.“

Auf Schritt und Tritt begegnen dem Beſucher in der ſchönen Stadt, die es einem ſo raſch traulich anzuthun verſteht, die beredten Zeugen in mancherlei hervorragenden Stiftungen, daß der wackere Sinn echt chriſtlicher „Bruderliebe“ in Philadelphia bis in die Gegenwart hinein in voller, feſſelnder Thätigkeit iſt. Eine Ecke aber iſt es, in welcher dieſer Pulsſchlag des eigentümlichen und auszeichnenden Lebens der Stadt in erhöhtem Grade auch äußerlich ſichtbar hervortritt, dort im Nordweſten, unweit dem Fairmountpark, dieſem umfangreichſten und ſo maleriſchen Stadtparke, dort, wo das Girard-Kolleg an das deutſche Hoſpital und evangeliſche Diakoniſſen-Mutterhaus ſtößt und dieſes wieder die Beſſerungsanſtalt verwahrloſter Knaben und Mädchen räumlich berührt. Von dieſen drei bedeutſamen Zeugen warmer „Bruderliebe“ ein paar Worte.

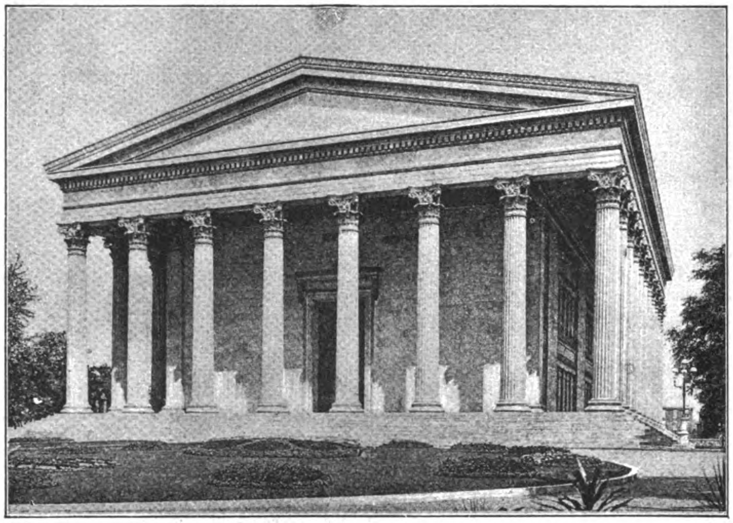
Auch jetzt noch nach der eben vollendeten Fertigſtellung des Monumentalbaues des Diakoniſſenhauſes zieht nach wie vor das „Girard-Kolleg“ in erſter Linie die Aufmerkſamkeit auf ſich. Mitten in dem belebten Häuſermeer, als ob es gelte ein weltflüchtiges Kloſter vor den Augen der Menge zu verbergen, ſteht ein umfangreiches Anweſen, nach allen Seiten von einer hohen Mauer umgeben. Überragt wird das Mauerwerk von einem prächtigen, hochwipfelnden Baumſchlag, von einer Reihe in Marmor ausgeführter Anſtaltsgebäude, jetzt auch von einer in geſchmackvollem gotiſchen Stile errichteten Kirche und von zwei, drei pyramidal aufſteigenden, eiſernen Fachwerken, die von ihrer Spitze aus des Abends die ganze Anſtalt und weithin die Nachbarſchaft mit elektriſchem Lichte taghell erleuchten. Gegenüber dem Eingangsthor und von der Straße aus ſichtbar erhebt ſich auf einem Unterbau von zehn Stufen das Hauptgebäude, von den Amerikanern ſtolz als ſchönſter Bau des Landes bezeichnet, unbeſtritten jedenfalls ein Bau, der wie kein anderer in den Vereinigten Staaten die eigentümliche Schönheit griechiſcher Architektur rein und treu wiedergibt. Es iſt ein unbeſchreiblicher Reiz, in einer lautloſen Nacht, wenn das volle Licht des Mondes geiſterhaft auf den in weißem Marmor ausgeführten Bau fällt, die ſtille Größe, die hoheitsvolle Schönheit, die einzigartige, in ſtrengem, keuſchem Maße gehaltene Einfachheit dieſes griechiſchen Tempels auf das Gemüt einwirken zu laſſen, dem Empfänglichen ein Wohlklang, der wie Mutterlaut an die Seele dringt und ſie hinüberträgt in das Heimatland der Schönheit. Es war mir ſchier zu Mute, als hätten Zauberhände mich hinübergetragen und ich ſtände wieder wie einſt in jener unvergeßlichen mondbeglänzten Nacht einſam auf der Akropolis. Als das ferne Geräuſch einer verſpäteten Droſchke mich aus dem holden Traume riß und ich mich in der ſo anders gearteten Umgebung umſah, da dünkte mich der Bau wie jene Mignon im Liede unſers Altmeiſters, im fremden nordiſchen Lande eine fremde Geſtalt, mit ihrem heißen Sehnen nach der weitabliegenden Heimat im fernen Süd.

Der Hauptbau iſt 160 Fuß lang, 110 Fuß breit; durch eine ringsum laufende Säulenhalle, welche Fries und Geſims trägt, weitet ſich der dreiſtöckige Tempelbau auf allen Seiten um 21 Fuß. Auf attiſcher Baſis ſteigt in leiſer Verjüngung der kannelierte Säulenſtamm empor, 6 Fuß Durchmeſſer und 55 Fuß hoch, gekrönt von reichem korinthiſchem Kapitäl, das ſich in dreifacher Gliederung emporreckt und den Architrav trägt. Acht ſolcher Säulen bilden auf der Vorderſeite Stützpunkt und Träger für das einfach gehaltene Gebälk, das nicht die Kragſteine des korinthiſchen Geſimſes zeigt, ſondern die Zahnſchnitte des joniſchen. Darüber dann abſchließend das dreieckige, ſchmuckloſe Giebelfeld. Während auf den Langſeiten zweireihige Fenſteröffnungen dem Innenbau Licht bieten, zeigt die einfache Marmorwand der Vorderſeite, den griechiſchen Vorbildern entſprechend, nur die ſtilgemäße Eingangsthüre.

Das Auge des Eintretenden zieht zunächſt in der weiten Vorhalle mit dem Treppenhaus das lebensgroße Standbild des Stifters, von dem franzöſiſchen Bildhauer Grevelot gefertigt, auf ſich. Alſo dies der Mann der wahrhaft kaiſerlichen Stiftung? Eine merkwürdige Erſcheinung im Leben! 1750 in der Nähe von Bordeaux geboren, hatte ſich Stephen Girard nach einer freudloſen Kindheit, die durch den zufälligen Verluſt des rechten Auges und die infolge davon eingetretene Verunſtaltung des Geſichtes und in weiterer Folge erlittene Zurückſetzung verbittert wurde, früh, auch um die Stiefmutter los zu werden, aus dem wohlhabenden Elternhauſe entfernt und wie viele ſeiner Vorfahren, auf die See begeben. Mit gutem Erfolge. Schon dem Dreiundzwanzigjährigen wurde die Führung eines Handelsſchiffes anvertraut und reicher Gewinn lohnte den unternehmungstüchtigen, mit klarem Verſtande ausgerüſteten jungen Schiffs- und Handelsherrn. Auf einer ſeiner Fahrten — es war die Zeit des Kampfes der Vereinigten Staaten um ihre Selbſtändigkeit — läuft er bei ſtarkem Nebel und unbemerkt von der die Mündung blockierenden engliſchen Flotte in den Delawareſtrom ein und ſieht ſich nun zu ſeiner Überraſchung in Philadelphia feſtgehalten, um nicht dem Feinde in die Hände zu fallen. Girard läßt ſich ganz von der damals hauptſächlichſten Handelsſtadt Amerikas feſſeln; er bleibt bis zu ſeinem Tode 1831 in der ſchönen Stadt, jetzt nicht mehr Schiffsführer, nun hochgeachteter Handelsherr, der ſich ſeine eigne Flotte baut und mit ihr an den bedeutendſten See- und Handelsplätzen der Welt gewinnreichen Handel treibt.

Schon von Kindheit an hatte er einen ernſten, der Welt und ihren Freuden abgewandten Sinn. Von ſtarkem Ehrgeiz beſeelt, mit einem leidenſchaftlichen Hang zur Arbeit, voll regen Verſtandes, gegenüber dem das Herz keine Befriedigung erhielt, lebte er einſiedleriſch dahin; ein Hang, den die verbitterte Kindheit vielleicht erzeugt, den ein ſchweres Hauskreuz mitten im wachſenden Wohlſtand fort und fort nährte. Denn nach ein paar Jahren glücklichen, wenn auch kinderloſen Eheſtandes ſenkte ſich geiſtige Umnachtung um die geliebte Frau; mehr wie ein Vierteljahrhundert verbrachte die Unheilbare in einer Irrenanſtalt, bis der Tod ſie erlöſte, für den einſamen Mann ein qualvollerer Zuſtand, als wenn er keine Lebensgefährtin beſeſſen. Aus den Namen, die er ſeinen Schiffen gegeben, läßt ſich die Tafelrunde zuſammenſetzen, die der reiche Kaufherr in ſeinem ſtillen Hauſe und in ſeinen Mußeſtunden zu ſich geladen. Da finden wir in ſeiner Handelsflotte die Schiffe Voltaire, Rouſſeau, Montesquieu, Helvetius und ein fünftes mit dem bezeichnenden Sammelnamen „Gute Freunde.“ Er ward im Umgang mit ihnen wohl ein Geiſtesverwandter und damit je länger je mehr dem chriſtlichen Glauben entfremdet. Man ſah ihn häufiger in der Verſammlung der Freimaurer als in der Kirche.

Es iſt doch nicht nur Verneinung, die an ſolcher Tafel das Wort führte. Zumal Rouſſeau fachte das allzeit glimmende Feuer einer regen Humanität an. Als 1793 das gelbe Fieber mit verheerender Heftigkeit in Philadelphia wütete, gehörte Girard zu den ſehr wenigen, welche in der verwüſteten, öde gewordenen Stadt furchtlos aushielten und mit nie ermüdendem Eifer wochenlang die ſchmachvoll im Stiche gelaſſenen Kranken aufſuchten und pflegten. Zu den Kindern zog es den kinderloſen Mann allzeit. Was er in jahrzehntelanger, raſtloſeſter Thätigkeit mit reichſtem Erfolge geſammelt, das hat er dieſen ſeinen kleinen Lieblingen vermacht. Als Girard 1831 mehr denn achtzigjährig ſtarb, erſah die überraſchte Stadt, daß ihr reichſter Mitbürger ſein ganzes Vermögen, außer ein paar anderen wohlthätigen Stiftungen, zu einem Knabenwaiſenhaus im größten Stile beſtimmt hatte. Fünfundzwanzig Millionen Mark fanden ſich für dieſe Stiftung in den Büchern des Handelsherrn eingetragen, dazu in einer Anlage, deren Zinsertrag im Laufe der Jahre ein ungemein günſtiger geworden. Ein Teil der Summe beſteht in Häuſern in der günſtigſten Geſchäftslage der Stadt; ein anderer Teil in Landgütern, auf denen gegen-

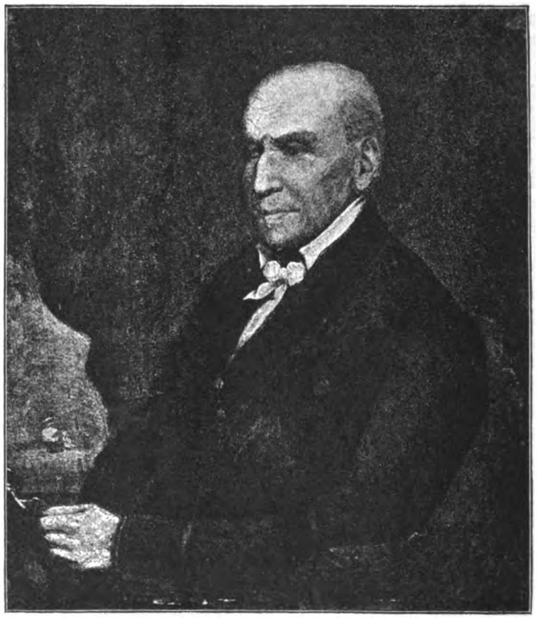


Das Girard=Kolleg in Philadelphia.

wärtig ergiebige Bergwerke aufgethan ſind. Aus dem letzten Jahresbericht erſehe ich, daß das Vermögen des Girards=Kolleg mit beinahe fünfzig Millionen Mark gebucht iſt, daß der Unterhalt der Anſtalt mehr denn anderthalb Millionen Mark gekoſtet, für welche Summe augenblicklich 1368 vaterloſe Knaben vollſtändigen Unterhalt und ſehr tüchtige Schulung erhalten.

Eine eigentümliche Klauſel des Teſtamentes unterſagt für alle Zeiten den Geiſtlichen irgend welchen Bekenntniſſes den Zutritt auch nur zu einem Beſuche der Anſtalt. Wenn der Schreiber dieſer Zeilen nun doch eine Einlaßkarte bekam, ſo ward ſie ihm unter der Adreſſe: retired from employment. Girard wollte als echter Geiſtesverwandter eines Rouſſeau von der Erziehung ſeiner Knaben jeden religiöſen Einfluß ferngehalten wiſſen; er lebte in dem Wahne, daß eine ſtreng moraliſche Erziehung ohne religiöſe Unterlage nicht nur möglich, ſondern das allein Heilſame für die Jugend ſei, die in ſolcher Weiſe vorgebildet dann beim Verlaſſen der Anſtalt im ſtande und befähigt ſei, die als die beſte von ihnen erkannte religiöſe Gemeinde ſelbſt zu wählen, ein Wahn, den in ſeinen Tagen ſo viele und nicht gerade die ſchlechteſten teilten. Gerade auf dieſem Punkte iſt ein günſtiger Wandel in der Anſtalt eingetreten; die ihn vollzogen, ſind der feſten Überzeugung, damit den gegenwärtig ſo befremdlichen Punkt des Teſtamentes doch nicht gebrochen zu haben. Es galt vor einiger Zeit, das in der Anſtalt eingeführte ganz jämmerliche, wäſſerige Moralbuch durch ein beſſeres zu erſetzen. Die Vormünder der Anſtalt waren zu ernſte, frommgeſinnte Männer, um etwa bei den gegenwärtigen franzöſiſchen Staatsſchulmännern und ihren religionsloſen Lehrbüchern ein Anlehen zu machen. Bei der Frage nach dem beſten Buche der Sittenlehre erklärten ſie einſtimmig, daß es keine vorzüglichere Moral gäbe, als die der Bibel und ſo wurde das Wort Gottes den Knaben zu eifrigem Gebrauche der Unterweiſung in der Sittenlehre in die Hand gegeben. Der eingeſchlagene Weg führte folgerichtig weiter und die Vormünder gingen ihn. Die Unterweiſung in dieſer Sittenlehre ſollte eine tägliche und für alle Knaben gemeinſame ſein. So mußte ein geräumiger Verſammlungsſaal für die große Familie und Schulgemeinde erbaut werden. Keine Klauſel des Teſtamentes unterſagte es, daß dieſer Saal in Geſtalt einer ſchönen, gotiſchen Kirche gebaut wurde. Dort kommen nun die Knaben täglich zur Morgen= und Abendandacht zuſammen, am Sonntage zu längeren Betrachtungen. Der Leiter der Anſtalt oder auch ein Lehrer geben die Unterweiſung. Es werden unter Begleitung einer vortrefflichen Orgel Hymnen und Pſalmen geſungen, es wird gebetet, es wird fortlaufend das Wort Gottes verleſen, das den Menſchen in der Wahrheit heiliget. Die Heiligung des Herzens muß aber allzeit Ziel und Ende aller Moral ſein. Das verleſene Schriftwort wird den Knaben erklärt und warm ans Herz und ins Gewiſſen gelegt, daß die Furcht Gottes der Weisheit Anfang und daß in Chriſto als dem Sohne Gottes der erſchienen, der die Sünder (alſo ſolche, die gegen die Moral verſtoßen) ſelig macht. Das iſt ja alles Moral und zwar Moral in ihrer heiligen Vollendung, in ihrer Wahrheit. Man hat mir das Geſang= und Gebetbuch der Anſtalt zum Geſchenk gemacht; ich wünſchte, ich dürfte es ſo mancher chriſtlichen Gemeinde, ſo mancher chriſtlichen Familie vermachen und damit verwäſſerte Geſangbücher und noch ödere Gebetbücher verdrängen, die als mark= und blutloſe Geſtalten einer untergegangenen Zeit da und dort noch immer umgehen.

Es würde zu weit führen, mit den Hunderten von Knaben nun in ihre weiten, luftigen Schulſäle zu gehen und an der Unterweiſung teilzunehmen, die auch den größten unter ihnen meiſt von Frauen erteilt wird, oder in die einfachen Schlafräume, in die Eßſäle, umfangreich genug, um 4—500 Knaben das gemeinſame und reichliche Mahl zu

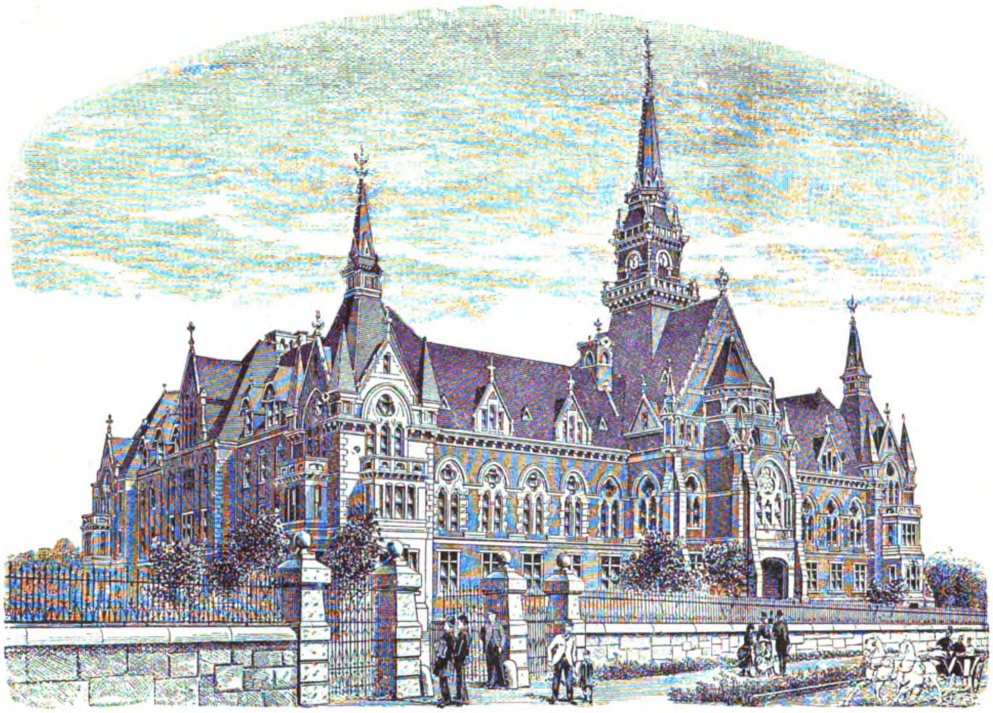


Votre tres humble Serviteur
Stephn Girard

bieten, oder in die prächtige Bücherſammlung, die den Jungen zur freien Nutznießung tagsüber offen ſteht. Auch das Vergnügen müſſen wir uns verſagen, ſie bei ihren Spielen im Freien und in gedeckten Räumen, im Turnſaale, im Schwimmbaſſin zu beobachten. Alle Häuſer, alle Einrichtungen tragen den Stempel, daß die Bauherren nicht zu ſparen brauchen, daß überall aus dem Vollen geſchöpft werden kann und die Pfleglinge in ihrer Knabenzeit wie in einer kleinen, abgeſonderten Welt von dem Kampfe und der Sorge ums Daſein ferngehalten ſind. Beſorgt fragt ſich der Menſchenfreund hier wie in ſo mancher ähnlichen Anſtalt dann nur, wie dieſe Fremdlinge und Ungeübten die Spannkraft Leibes und der Seele gewinnen werden, wenn die Anſtalt ſie entläßt und ſie ſich mitten hineingeſtellt ſehen in dieſen aufreibenden Kampf, eine Frage, die freilich in Amerika leichter zu löſen iſt, als bei uns in Europa. — Wir gehen über die Straße hinüber zu dem anderen Zeugen einer in ihrer Opferwilligkeit ſtaunenswerten menſchenliebenden Geſinnung in dieſer Stadt der Bruderliebe. Nur über die Straße, und doch ſcheinen die beiden Zeugen kaum als Brüder derſelben Mutter erkennbar. Auch im äußeren nicht. Drüben der Hauptbau, ein griechiſcher Tempel in reiner, formvollendeter Schönheit, in weißem Marmor ausgeführt, hier ein mächtiger Backſteinbau in gelblichem Ton von grauen Sandſteinquadern umrahmt, im anheimelnden gotiſchen Stil, der uns, mit Motiven aus dem Rundbogenſtil verſetzt, dennoch in ſolcher Miſchung nicht fremdartig anmutet. So viele alte deutſche Kirchen weiſen in ihrer lange hingezogenen Ausführung die Verbindung und den Übergang der beiden Bauweiſen auf. Betrachten wir noch einen Augenblick den unſerm chriſtlich-modernen Bewußtſein näher gerückten Prachtbau. An die nordwärts gerichtete Hauptſeite von 250 Fuß Länge ſchließen ſich rechtwinklig im Oſten und Weſten zwei Seitenflügel von je 200 Fuß Länge an. Die Hauptſeite beſitzt in der Mitte einen hervortretenden Ausbau, von einem 175 Fuß hohen Turme überragt, dem Auge alsbald durch ſeine einem Chorabſchluß ähnelnde Ausgeſtaltung den wohlthuenden Eindruck gewährend, daß in dieſem Hauſe der Barmherzigkeit die Kirche und ihre Gottesdienſte den Herzpunkt zu bilden beſtimmt ſind, von dem aus das Leben nach allen Seiten ſtrömt. Da, wo die Seitenflügel an den Mittelbau ſtoßen, treten in kräftiger Ausprägung Erker und Balkons hervor, von kleineren Türmen oder Riſaliten gekrönt, hier an den Winkelpunkten des Hauſes ein harmoniſcher Nachklang des Tones, den der Hauptturm in der Mitte angeſchlagen.

John Lankenau, der Begründer des „Mary J. Drexel-Heim."

Dem Unterſchiede in der äußeren Erſcheinung der beiden Nachbarſtiftungen reiht ſich neben manchem gemeinſamen Zug doch eine tiefgehende Verſchiedenheit in dem Urſprung und Weſen der beiden menſchenliebenden Gründungen an. Die Verſchiedenheit zeigt den gottgeſegneten Fortſchritt von der deiſtiſchen Humanitätsſtrömung etwa eines Rouſſeau zu der Erfriſchung chriſtlichen Lebens und Bekennens in unſern darum ſo ſchönen und barmherzigen Tagen. Drüben das Kolleg dankt ſeine Stiftung einem Franzoſen und Katholiken, der als Kind ſeiner Zeit in den Anſchauungen der Freidenker bis an ſein Ende gefangen blieb, der in Philadelphia reich geworden, als ein einſamer Witwer ſeinen Reichtum zu dieſer großartigen Waiſenanſtalt, ihm zum bleibenden Gedächtnis, nach ſeinem Tode verwandte. Das andere Haus iſt auch die Stiftung eines an ſeinem Lebensabend einſam und kinderlos gewordenen Witwers, aber von ihm mit warmer Hand noch gegeben, er ein Deutſcher, ein Proteſtant, der, faſt möchte man ſagen, über ſolchem Geben und durch dasſelbe zu immer freudigerem Bekenntnis ſeines evangeliſchen Glaubens ausreifte, auch einer von den Männern, denen Amerika und insbeſondere Philadelphia eine zweite Heimat geworden und die in großherzigem, gemeinnützigem Thun eifrig ſind, dieſer mütterlichen Heimat zurückzuerſtatten, was ſie in ihr gewonnen. Es war am 6. Dezember 1888, daß der Gründer John Lankenau den mit einem Koſtenaufwande von mehr als zwei Millionen Mark ausgeführten palaſtartigen Bau einem zu dem Behufe ins Leben getretenen Vereine, deſſen ſtellvertretender Vorſitzender der hochverdiente deutſche Konſul Charles Meyer iſt, als Geſchenk übergab und zwar mit der weiteren, ſchier kaiſerlichen Zuſage, daß er dieſe Anſtalt als „das Mary J. Drexel-Heim und Diakoniſſen-Mutterhaus in Philadelphia" verſorgen und erhalten wolle, eine Zuſage, deren verpflichtende Höhe aus der erforderten Bauſumme berechnet werden kann und welche, wie man ſich zuflüſtert, bei dem Hinſcheiden des Gründers dieſes Diakoniſſen-Mutterhaus wohl zu dem reichſten unter all den zahlreichen Diakoniſſenhäuſern der evangeliſchen Kirche machen wird. Lankenau iſt ein Sohn Niederdeutſchlands, 1817 in Bremen geboren und von dem berühmten Prediger an der Ansgarkirche, Dräſeke, konfirmiert. Vor mehr als einem halben Jahrhundert kam der junge Handlungsbefliſſene nach Philadelphia. Das Glück war dem treuen, fleißigen Geſchäftsmanne hold; auch darin, daß er faſt zufällig mit dem einen Weltruf genießenden Geldhaus von Drexel bekannt und bald in der Familie Hausfreund ward, ja die Tochter des Hauſes, Mary Johanna,



Das Mary J. Drexel-Heim in Philadelphia. Ein Diakoniſſen-Mutterhaus.

1848 in ſein eignes Heim als Lebensgefährtin überführen durfte. Nach einem Vierteljahrhundert löſte der Tod den ſchönen Ehebund; vier Jahre ſpäter ſtarb der einzige Sohn, ein blühender, hoffnungsvoller Jüngling, 1882 folgte dem inniggeliebten Bruder die einzige Schweſter im Tode nach; der Vater ſtand und ſteht an ſeinem Lebensabend verwaiſt und einſam da.

Auch das andere reiche Erbe war auf Lankenau mit ſeinem Eintritt in die Drexelſche Familie übergegangen, ein reger, barmherziger Sinn für die Armen und Notleidenden. In der Bethätigung dieſes Sinnes hatte er nach dem Tode ſeines Schwiegervaters vor einem Vierteljahrhundert die Stelle eines Schatzmeiſters in der Verwaltung des „deutſchen Hoſpitals“ übernommen und auch von jenem Tage an in ununterbrochener Treue die Arbeit an dem Hoſpital in dem gleichen Geiſte fortgeführt, daß er ſich als des Hauſes freigebigſter Gönner erwies. Je länger je mehr drängte ihn dieſe Arbeit zu der Überzeugung, wie dringend das Bedürfnis ſei, einmal einer Zufluchtsſtätte für alte, ſieche Leute, die ſo oft, aus dem Hoſpital entlaſſen, freundlos und ſchutzlos dem äußerſten Elend ſich preisgegeben ſehen, dann aber auch eines Mutterhauſes für evangeliſche Diakoniſſen, die dem Hoſpital pflegende Kräfte „um des Herrn willen“ zu bieten im ſtande wären. Der Doppelgedanke reifte zur That aus. Es war Lankenau möglich, das zumal durch ſeine und des Schwiegervaters Freigebigkeit großartige Anweſen des deutſchen Hoſpitals durch reichlichen Ankauf benachbarter Baugründe zu erweitern und auf dieſem Grund und Boden in dem einen gemeinſamen Bau und unter dem gleichen warmen Dache die beiden Lieblingswünſche zur Ausführung zu bringen, und zwar in pietätvoller Erinnerung an die heimgegangene Lebensgefährtin, die ihn in der heiligen Kunſt chriſtlicher Barmherzigkeit unterwieſen: das Altenheim in Verbindung mit einer Pflegeſtätte für arme, kranke Kinder und damit verbunden das erſte evangeliſche Diakoniſſen-Mutterhaus in Amerika.

Wir haben vor kurzem das erſte Jahresfeſt des Diakoniſſenhauſes mitfeiern dürfen, bei welcher Gelegenheit das Altenheim ſeiner Beſtimmung übergeben ward. Die großherzige Stiftung iſt — darin vom daranſtoßenden deutſchen Hoſpital unterſchieden — eine kirchliche Anſtalt, eingefügt in den Organismus der deutſchen evangeliſch-lutheriſchen Kirche in Philadelphia. Als Rektor ſteht dem Hauſe Paſtor Cordes vor, den Freunden der inneren Miſſion als Gehilfe einſt des ſeligen Paſtor Rinck in Hamburg wohlbekannt, er wie ſeine junge Frau Miſſionarskinder, beide in Indien geboren, für dieſe ihre Stellung in der neuen Welt gut vorbereitet und nun auch ſchon in ihr bewährt. Möge den lieben, wackeren Paſtorsleuten das Einleben und Einlieben in zum Teil ſchwierige, verantwortungsvolle Verhältniſſe leicht werden. Sie ſtehen auf einem vorgeſchobenen Vorpoſten wie unſerer deutſchen evangeliſchen Kirche, ſo in erhöhtem Grade noch unſerer evangeliſchen Diakoniſſenſache in Amerika und ſind berufen, die Meinung des unvergeßlichen Diakoniſſenvaters Fliedner zu widerlegen, als ob für dieſe köſtliche Pflanze unſerer Kirche der Boden Amerikas ungeeignet wäre. Ich glaube, niemand würde ſich über dieſe Widerlegung mehr freuen und Gott darüber preiſen wie Fliedner ſelbſt. Als Oberin ſteht den Diakoniſſen vor und führt in kraftvoller, raſtloſer Hand ihr ſchwieriges Amt die in mancherlei Diakoniſſenarbeit erprobte Schweſter Wanda von Örtzen. Die Arbeit dort iſt auch für ſie Pionierdienſt; mit geſpannter Aufmerkſamkeit wird die Kirche in Deutſchland hinſehen, wie die Führerin mit ihrer Schweſternſchar des köſtlichen Dienſtes waltet. Noch iſt die „kleine Herde“ nur aus Deutſchland herangezogen; in erhöhtem Grade wird es von dem Glaubenseifer und Liebesfeuer dieſer unſerer deutſchen Sendboten abhängen, ob es ihnen mit des Herrn Hilfe gelingt, nun auch drüben in Amerika ein heiliges Feuer der Diakoniſſenarbeit anzufachen, ohne deſſen Licht und Wärme wir in der alten Welt nicht mehr auskommen können und auch nicht mehr wollen. Evangeliſche Diakoniſſenarbeit iſt uns ein Gradmeſſer chriſtlichen Lebens in unſerer Kirche geworden. Eine Klippe haben unſere lieben Schweſtern dort in Philadelphia zu umſchiffen, die unſere Diakoniſſen in

Deutſchland meines Wiſſens noch nirgends bedroht. Das ſind die reichen Verhältniſſe in der ihnen ohne Zuthun und Mühe ſo reich hergerichteten Wohn- und Arbeitsſtätte. Da thut ſich eine ähnliche Gefahr auf, wie wir ihr beſorgniseinflößend bei den Knaben im Girard-Kolleg begegnet ſind. Die Sorge um das eigne „tägliche liebe Brot“ gewährt wie jeder chriſtlichen Anſtalt und ihren Inſaſſen, ſo auch einem Diakoniſſenhaus heilſame Förderung auf dem von Gott gewieſenen, verantwortungsſchweren Wege. Denn dieſer Weg fordert einen Wandel in der Nachfolge des Herrn, der auch in der Armut und Niedrigkeit ſeinen Brüdern gleich ward, „auf daß er barmherzig würde“ (Hebr. 2, 17).

(Schluß folgt.)

# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

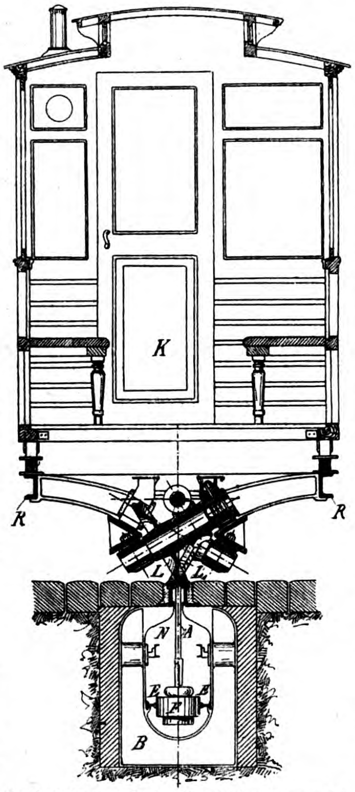
Der neue Reichskanzler, Generalleutnant Georg Leo v. Caprivi, wurde am 24. Febr. 1831 als Sohn des Obertribunalrates von Caprivi in Berlin geboren. Er beſuchte das Werderſche Gymnaſium und begann ſeine militäriſche Laufbahn am 1. April 1849 als Avantageur im Kaiſer Franz-Garde-Grenadier-Regiment. 1850 Leutnant geworden, wurde er 1861 zum Hauptmann befördert und in den Generalſtab verſetzt. Als Major im Großen Generalſtabe machte er im Stabe der erſten Armee den Feldzug in Böhmen mit, wurde nach dem Frieden zum Generalſtabe des Gardekorps verſetzt und fungierte, 1870 Oberſtleutnant geworden, als Chef des Generalſtabes des X. Armeekorps. Als ſolcher ermöglichte er durch ſeine Rekognoszierung im Moſelthal am 16. Auguſt 1870 die Teilnahme des X. Armeekorps an der Schlacht von Vionville. Im Jahre 1872 trat er als Oberſt in das Kriegsminiſterium ein, avancierte 1877 zum Generalmajor und übernahm als ſolcher das Kommando einer Brigade in Stettin, die er 1881 mit einer Garde-Infanteriebrigade in Berlin vertauſchte. Ein Jahr ſpäter wurde er unter Beförderung zum Generalleutnant zum Kommandeur der 30. Diviſion in Metz ernannt. An Stelle des Generals von Stoſch wurde General von Caprivi im März 1883 Chef der Admiralität, als welcher er das Torpedoweſen reorganiſierte und das Hauptgewicht auf eine möglichſt große Beweglichkeit der Flotte legte. Bald nach dem Regierungsantritt Kaiſer Wilhelms II, auf ſeinen Wunſch von dieſer Stellung entbunden, wurde ihm nach kurzer Dispoſitionsſtellung das Kommando des X. Armeekorps übertragen, welches General von Caprivi bis zum Tage ſeiner Ernennung zum Reichskanzler, bis zum 20. März d. J., verwaltet hat. Der neue Reichskanzler iſt unvermählt.

Unſer Bild „Im Park“ von Philipp Frank zeigt ein glückliches junges Ehepaar im Directoirekoſtüm, das ſich auf der Parkwieſe am Ufer eines Sees ergeht.

## Ein Wendepunkt im Straßenbahnbetrieb.

Die Frage der in Europa allzulange vernachläſſigten Anwendung der elektriſchen Kraft auf den Straßenbahnbetrieb ſcheint in ein neues Stadium zu treten. Von zwei Seiten geht man gleichzeitig mit größter Energie auf ihre Löſung los. Einmal hat die Allgemeine Elektrizitäts-Geſellſchaft in Berlin das Ausbeutungsrecht der Patente des Amerikaners Frank Sprague erworben, nach denen in der Union bereits 59 verſchiedene Bahnen von im ganzen 725 Kilometer Länge erbaut und im Betriebe ſind — dann aber iſt kürzlich die bekannte Firma Ganz & Co. in Budapeſt mit einem völlig neuen Syſtem hervorgetreten, welches ſie als Straßenbahn mit ſenkrechter Spur (Syſtem Zipernowsky) bezeichnet und das hauptſächlich auch auf den elektriſchen Betrieb zugeſchnitten iſt.

Was zunächſt die Spragneſchen Patente anbetrifft, ſo erſtrecken ſich dieſelben ſowohl auf die Bahn ſelbſt, wie auf die Wagenkonſtruktion. Die Spragneſche Bahn kann zwar ſowohl mit unterirdiſcher, wie mit oberirdiſcher Zuleitung des elektriſchen Stroms gebaut werden, nach den Mitteilungen der Elektrizitäts-Geſellſchaft ſoll jedoch die oberirdiſche Leitung — gegen welche unſere Aufſichtsbehörden bisher eine nicht ganz unerklärliche Abneigung haben — bevorzugt werden: die Leitung hängt an dünnen Längsdrähten, die in einer Höhe von 6—7 Meter über den Schienen in der Mitte des Bahnkörpers ausgeſpannt ſind und wiederum von Querdrähten getragen werden, welch letztere auf iſolierenden Spitzen von hölzernen oder eiſernen Pfoſten ruhen — außer dieſer Arbeitsleitung beſteht aber noch eine ungleich ſtärkere zweite Zuleitung, welche ebenfalls von den Pfoſten getragen wird und mit jener in gewiſſen Abſtänden verbunden iſt. Die Überführung des Stromes zu den im Wagen befindlichen Motoren wird durch ein auf dem Wagendach angebrachtes Stahlrohr bewirkt, welches mit einer Rille verſehene Metallrollen von unten her gegen die Arbeitsleitung drückt und ſo den Kontakt mit ihr herſtellt. Die Spragneſchen Wagen durchlaufen ohne Schwierigkeit Kurven bis zu 15 Meter Radius und überwinden Steigungen von 10 Prozent — die Fahrgeſchwindigkeit ſoll von 6 bis auf 16 Kilometer in der Stunde geſteigert werden können. Die Elektrizitäts-Geſellſchaft glaubt die Erſparnis an Zugkoſten gegenüber dem Pferdebetrieb auf 30—50 Prozent ſchätzen zu dürfen.



Straßenbahn mit ſenkrechter Spur (Syſtem Zipernowsky).

Die Zipernowskyſche Bahn ſtellt das bisherige Geleiſe im wörtlichſten Sinne auf den Kopf: von der ganz richtigen Erwägung ausgehend, daß die gewöhnliche Spur im Niveau der Straßenzüge unverhältnismäßig viel Raum fortnimmt und im Bau (Straßenpflaſterung auf faſt 3 Meter Breite!), wie in der Unterhaltung ſehr hohe Koſten verurſacht, daß ſie in engen Straßen oft unmöglich erſcheint, ordnet der Erfinder in wirklich origineller Weiſe die beiden Schienen nicht neben-, ſondern untereinander an. Die obere Schiene — eine doppelte Schlitzſchiene — liegt im Niveau der Straße, die untere in einem gemauerten Kanal unterhalb des Straßenpflaſters; auf der oberen Schiene laufen die das Wagengewicht tragenden Räder, während von den Wagen aus feſte Arme in den Kanal hinabreichen, die ſich mittelſt Führungsrollen gegen das auf beiden Seiten des Kanals angebrachte untere Schienenpaar ſtützen und ſo dem Wagen die erforderliche Stabilität verleihen. Ich glaube auf die Konſtruktion läßt ſich das Wort Ben Akibas: „Nichts Neues unter der Sonne!“ in der That nicht anwenden. Die beigefügte Skizze macht das jedenfalls ſehr intereſſante Syſtem ohne weiteres verſtändlich: der Wagenkaſten K mit ſeinem Rahmen R ruht mittelſt der Querträger F auf der ſchief geſtellten Laufrädern L und dieſe wieder auf der Doppelſchiene. Unter dieſer befindet ſich der Kanal N, in den die mit dem Wagengeſtell ſtarr verbundenen Arme A hineinreichen, um hier durch die Rolle F an den Führungsſchienen E Halt zu finden. Der Kanal iſt zugleich zur Aufnahme der elektriſchen Zuführungsleitungen beſtimmt.

Unbeſtreitbar hat der Gedanke, welcher der Zipernowskyſchen Bahn zu Grunde liegt, viel für ſich, jede Entlaſtung unſerer verkehrsreichen Straßen iſt ja mit Freude zu begrüßen. Es fragt ſich nur, ob die Führung des Wagens zwiſchen den unteren Schienen wirklich dauernd die Stabilität des erſteren verbürgt, und dies müſſen erſt Verſuche im größeren Maßſtabe lehren.

Es kann nicht ausbleiben, daß ſich in der einen oder anderen Weiſe der Erſatz der tieriſchen Zugkraft durch Elektrizität ſchon im Laufe der nächſten Jahre vollzieht: unſere Straßenbahnen bedürfen beſonders in großen Städten einer höheren Fahrgeſchwindigkeit, denn bisher, wenn ſie dem ſich ſtetig ſteigernden Verkehr genügen ſollen. Dieſe erhöhte Geſchwindigkeit liefert aber der elektriſche Strom in vollkommenſter Weiſe, und er ermöglicht ſie zugleich bei vollſter Wahrung der Sicherheit des geſamten übrigen Verkehrs, weil der geräuſchlos dahingleitende Motorwagen nicht allein raſcheres Anhalten und Abfahren geſtattet, ſondern überhaupt ſtets völlig in der Gewalt ſeines Führers bleibt, der die Geſchwindigkeit in jedem Augenblicke regulieren kann. Die Allgemeine Elektrizitäts-Geſellſchaft führt außerdem treffend als Vorzüge des elektriſchen Betriebes die Verminderung der Raumbeanſpruchung durch Fortfall der Beſpannung, die Schonung und Reinhaltung der Straßen, ſowie die Thatſache an, daß der elektriſche Betrieb ſich bei Schneefällen weit länger aufrecht erhalten läßt, als der Pferdebetrieb. Inwieweit ſich der elektriſche Betrieb billiger ſtellt als der animaliſche, mit anderen Worten, ob die obenangeführte Schätzung ſich wirklich als zutreffend erweiſt, wird die Zukunft zeigen — übrigens iſt augenblicklich bereits eine Anlage nach dem Syſtem Spragne auch in Europa, und zwar zwiſchen Florenz und Fieſole, im Bau bebegriffen. v. Sp.

## Technik.

Wenn es nach dem franzöſiſchen Mechaniker Barre geht, ſo wird der Begriff des rollenden Materials auf unſern Eiſenbahnen bald ganz fortfallen: ſein Schlagwort iſt die Gleiteiſenbahn. Man denke ſich einen Schlitten, oder eine Reihe von Schlitten, auf Schienen; zwiſchen Schienen und Schienenkufen denke man ſich fortwährend eine dünne Schicht von Waſſer und Preßluft eingeführt und man hat im weſentlichen den Grundgedanken der jedenfalls originellen Erfindung, welche bereits im kleinen Maßſtabe praktiſch erprobt wurde. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß der Schlitten auf der Waſſerſchicht faſt ohne Reibung dahinſchwebt und ſchon einem geringen Anſtoße folgt: auch dieſer wird ihm durch Druckwaſſer erteilt; in gewiſſen Abſtänden ſind nämlich zwiſchen dem Geleiſe Ausflußöffnungen angebracht, welche einen wagerechten Waſſerſtrahl gegen die unter dem Schlittenzuge fortlaufende „Stoßſchaufelſtange“ entſenden und jenen in Bewegung erhalten; der Zug öffnet und ſchließt dabei die Ausflußöffnungen ſelbſtthätig. Das entweichende Waſſer, das im Winter zur Hinderung des Gefrierens mit einem Bruchteil Glycerin verſetzt werden ſoll, wird wieder aufgefangen und zur nochmaligen Verwendung den ſtationären Druckpumpen zugeführt. Zum Bremſen iſt es nur notwendig, die Druckwaſſerleitung von den Kufen abzuſperren. Von fachmänniſcher Seite wird das Projekt durchaus nicht als phantaſtiſch aufgefaßt, ſondern ſehr ernſt gewürdigt. Das Centralblatt für Bauverwaltung bezeichnet als Vorteile des Syſtems: keine Erſchütterung beim Fahren, kein Staub, kein Rauch, kein Geräuſch, keine Achſen und Räder, feſtſtehende Maſchinen anſtatt mitlaufender Lokomotiven! Für Drahtſeilbahnen im Gebirge, wo hoch herabkommendes Waſſer meiſt zu haben iſt, dürfte die Gleitbahn wirklich manche Vorteile bieten, vielleicht auch ihrer Geräuſchloſigkeit und Sicherheit halber für manche Stadtbahnanlagen. Und die Koſten des Betriebes?

## Militäriſches.

Von den Schumannſchen Panzertürmen — richtiger aber deſto weitſchweifiger — fahrbaren Panzer-Schnellfeuergeſchützen — von deren Verwendung bei den letzten Kaiſermanövern die Zeitungen ſo viel berichteten, ſind jetzt genauere Beſchreibungen bekannt geworden. Jeder „Turm,“ um den Namen beizubehalten, beſteht aus dem fahrbaren Geſtell und dem Panzer; der erſtere iſt eine zweirädige einſpännige Protze und wird während des Feuerns meiſt von dem Panzer getrennt. Der Panzer zeigt die ungefähre Geſtalt einer cylindriſchen Büchſe mit pilzförmig gewölbtem Deckel; der Innenraum iſt kaum ſo hoch, daß ein Mann aufrecht ſtehen kann. Der loſe Deckel iſt auf drei Rollen und auf einer Mittelachſe von einem Manne leicht drehbar und zwar zugleich mit dem Geſchützrohr, ſo daß der Verteidiger, ſobald er ſein Feuer einſtellt, ſeine ſchwächſte Stelle, die Scharte, vom Gegner abzuwenden vermag. Im Scheitelpunkt des Deckels iſt ein kleiner Rauchabzug angeordnet. Der Mantel des Cylinders beſteht aus Stahlblech und ſoll ſeinen Schutz durch geſtampfte Erde finden, ſobald der Turm eingebaut iſt, nur der Deckel und ein oberer Ring des Cylinders iſt aus (je nach dem Kaliber des Geſchützes) 37 bez. 53 Milimeter Hartgußpanzer geformt. Das Geſchütz feuert Granaten, Schrapnels und Kartätſchen und kann bis 40 Schuß in der Minute abgeben. Geſchützpanzer und Gehäuſe wiegen bei der 37 Milimeter-Kanone 1940, bei der 53 Milimeter-Kanone 3260 Kilogramm. Die fachmänniſchen Urteile über das neue Kampfmittel lauten ſehr günſtig, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß jede Verteidigungsſtellung durch derartige ſchnell herzuſtellende Stützpunkte weſentlich an Stärke gewinnt.

## Sport.

Der Unionklub hat für das Jahr 1890 aus eignen Mitteln den Betrag von 343 000 Mark zu Rennpreiſen angewieſen (gegenüber 320 000 Mark im letzten Jahre) und zwar für Berlin 231 000, für Baden-Baden 45 000, für Hamburg 18 000, Hannover 11 500, Leipzig 6500, für Doberan, Breslau, Frankfurt a. M., Gotha je 5000, Aachen und Travemünde je 3000, Königsberg 2000, Düſſeldorf, Hamm, Magdeburg je 1000 Mark. Der Sporn hebt bei dieſer Verteilung die Unterſtützung hervor, welche der führende Klub den Bahnen außerhalb der Reichshauptſtadt zuwendet „als Beweis, wie ſehr die leitenden Perſönlichkeiten darauf bedacht ſind, nur der Allgemeinheit und nicht ſpezifiſch Berliner Intereſſen zu dienen.“ Ob dieſe Anſicht in der Provinz geteilt wird, muß uns mindeſtens zweifelhaft erſcheinen: allerdings iſt Königsberg mit 2000, Düſſeldorf mit 1000 Mark neudotiert, dafür wurde aber der Zuſchuß für Hamm um 1000 Mark reduziert und der Löwenanteil der Mehrzuwendung fiel wiederum Hoppegarten (21 000 Mark) zu. Wir können in dem Centraliſieren des Sports, dem erſt jüngſt in den parlamentariſchen Verhandlungen mit Recht ſcharf entgegengetreten wurde, nimmermehr einen Segen für die Allgemeinheit ſehen.

---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 28.

### Bilderrätſel.

Gebranntes Kind ſcheut das Feuer.

### Dameſpielaufgabe.

1. Df8—e7 1. Dd8—f6†
2. Dc5—e3 2. Da7—f2††
3. Dg1—g7†† 3. g5—f4
4. Dg7—h6 gewinnt.

A.

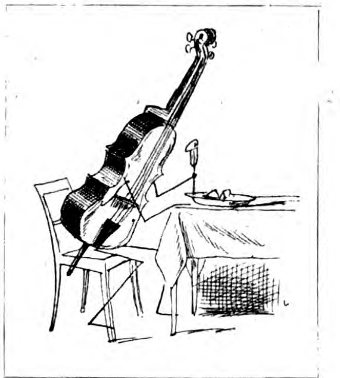
1. . . . 1. Dd8—a5†
2. De7—d8 2. Da7—d4†
3. Dg1—b6† 3. Da5—c7†
4. Dd8—b6† und gewinnt.

### 1. Ringrätſel.

„Frohe Feiertage.“

Farneſe
Roſette
Oſtende
Harpune
Euterpe
Felucke
Eugenie
Ivanhoe
Ellipſe
Reineke
Tartuffe
Alkmene
Garonne
Eriefee

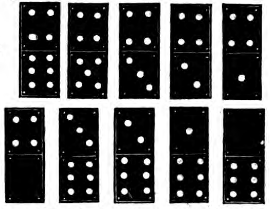
## Bilderrätſel.



## Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat



A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. B behält ſechs Steine übrig. Im Talon liegen ſieben Doppelſteine. Die Summe der Augen auf den acht Steinen im Talon iſt um 9 größer als die auf den zehn Steinen des B. Die vierzehn geſetzten Steine haben zuſammen 88 Augen.

Wieviel Augen haben die ſechs Steine, welche B übrig behält? Welcher Stein liegt außer den ſieben Doppelſteinen im Talon?

### 1. Zweiſilbige Scharade.

Neben ihr ſaß ich, ergriff ihr Erſtes und bat um ein Zweites;
Aber errötend hat ſie — mir nur ein Ganzes gewährt.

### 2. Rätſel-Diſtichon.

Wenn ihr finden mich wollt, ſo ſuchet mich unter den Bäumen,
Setzt ihr ein e für ein ä, bin ich als Vogel bekannt.

### 3. Dreiſilbige Scharade.

Was meine erſten Beiden ſind,
Iſt nicht zu ſagen ſo geſchwind!
Von dieſem da geprieſen hoch,
Von jenem dort geſchmäht als Joch,
Sind ſie ein altehrwürd'ger Stand,
Dazu ein ſchwer zerreißbar Band,
Die Letzte lächelt dazu ſchlau —
Was wahr daran, weiß ſie genau!
Das Ganze aber ernſthaft ſpricht:
Ich laſſe meine Hälfte nicht!

Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

---

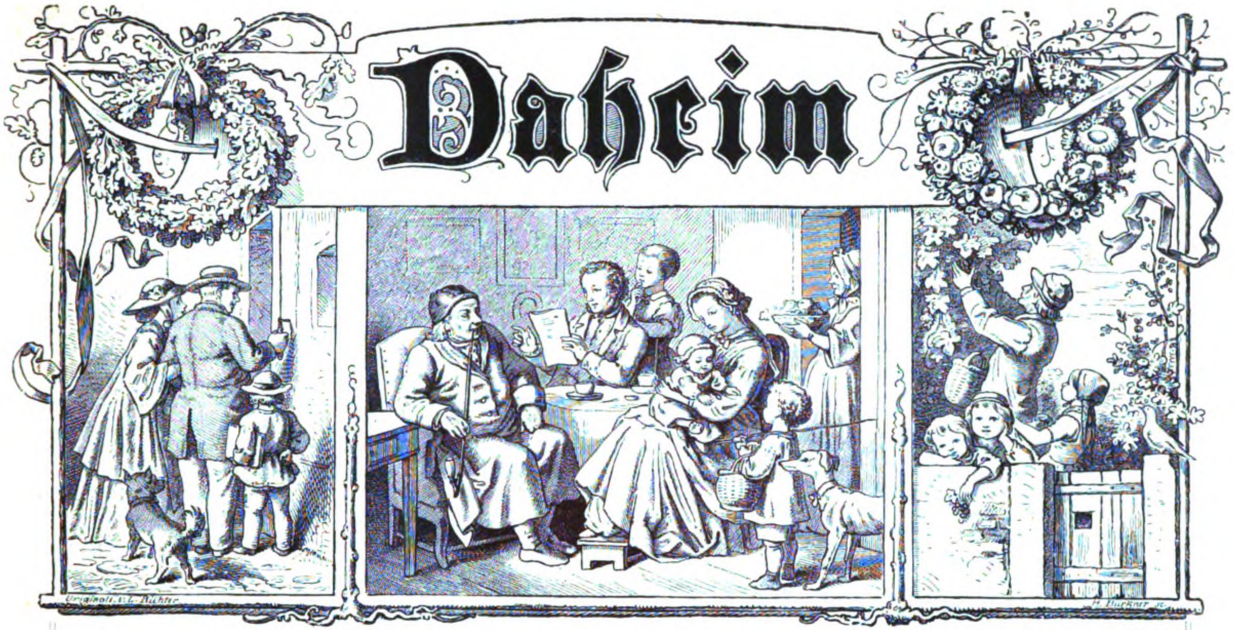
**Inhalt:** Der König von Polniſchecken. Fortſ. Erzählung von Moritz von Reichenbach. — Auf Bergen. Gedicht von Frida Schanz. — Die Entdeckung unſichtbarer Welten. Von Dr. Klein. — Das Telegramm. Mit Initial. — Eine Wohlthätigkeitsecke in Philadelphia. Von Hermann Dalton. Mit zwei Porträts und zwei Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern. Ein Wendepunkt im Straßenbahnbetrieb. Mit einer Illuſtr. Technik. Militäriſches. Sport.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 26. April 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. No. 30.

# Der König von Polniſchecken.

Erzählung von Moritz von Reichenbach.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Während des einſamen Rückweges, den Hans im Dobrodaer Wagen zurücklegte, klang ihm immer ihr Refrain im Ohr:

„Wie einſt im Mai — wie einſt im Mai.“

Und er fragte ſich: „was war nun bei ihr einſt im Mai? Hatte ſie ihren Mann ſo ſehr geliebt, daß ſie ihn nicht vergeſſen konnte? Oder an was ſonſt erinnerte ſie das Lied?“ Es ſchien manchmal, als ſei ſie ohne Stürme, leicht und froh durch das Leben gegangen. Und dann wieder verriet ein plötzlich auftauchender Zug um ihren Mund, daß ſie gelitten hatte. „Und,“ fragte Hans ſich weiter, „warum ſagt ſie, ſie könne meine Mutter ſein? Erſtens iſt das nicht der Fall, und zweitens fühlt ſie ſich auch in Wahrheit nicht älter als ich. Ich habe den Mai ja auch hinter mir.“ Er dachte darüber nach, was er ihr wohl hätte erzählen können, wenn er ihre Frage, ob er ernſthaft geliebt habe, ausführlich beantwortet hätte. Aber unter ſeinen Erinnerungen ſchien ihm keine ihrer würdig, er fand nichts, was er hätte erzählen mögen. Hatte ſie denn recht? Fehlte ihm dieſer eine Ton zum vollen Lebensakkord? Lieber Himmel, es war ja doch am Ende immer dasſelbe geweſen: Illuſion, Rauſch, Ernüchterung. Gab es denn aber noch etwas anderes?

Hans kam ſehr nachdenklich in ſeiner Wohnung an.

## V.

Einige Wochen waren ſeitdem ins Land gegangen. Hans hatte von des Doktors Rezept nur die Arbeit als Gegenmittel gegen die Öde von Polniſchecken gebraucht. Am Whiſt fand er noch immer keinen Geſchmack und der Humor war ihm ausgeblieben. Nur wenn er Frau Jutta gegenüberſaß, ſchien die Welt ihm heiterer zu ſein, und in ihrer Geſellſchaft war er auch geneigt, alle Menſchen freundlicher zu beurteilen. Zuerſt hatte er ſich noch manchmal gefragt, was es denn eigentlich ſei, was ihm Frau Jutta ſo beſonders anziehend erſcheinen ließ, und hatte als Antwort ausgefunden, daß es das Zuſammenwirken ihrer gereiften Lebenserfahrung und vertieften Auffaſſung mit ihrem lebhaften, friſch-jugendlichen Empfinden ſei, welches den eignen Reiz ausmachte, der ſie umgab. Jetzt fragte er nicht mehr, ſondern überließ ſich willenlos und mit einem ſtillen Glücksgefühl dem Zauber, der ihn mehr und mehr einſpann. Es war ſo ſüß, bei ihr Teilnahme und feinfühliges Verſtändnis in allen tiefer gehenden Fragen zu finden, und dann doch wieder ſo leicht und zwanglos über Tagesereigniſſe zu plaudern, die ſich etwa in der Reſidenz zutrugen und für die ſonſt niemand Intereſſe hatte. Hans begleitete Frau Jutta auch jetzt zum Geſange und beide hatten ſo viel Freude an dieſem gemeinſchaftlichen Muſizieren, daß Hans oft noch am Abend zu Fuß nach Dobroda kam, um eine Stunde mit Frau Jutta am Flügel zu ſitzen und dann mit dem Dobrodaer Wagen nach Polniſchecken zurückzukehren. Er hatte nach und nach auch die übrige Nachbarſchaft kennen gelernt, aber je mehr er ſich in Frau Juttas Gartenſaal eingewöhnte, um ſo weniger mochte ihm anderer Verkehr behagen, er erfüllte nur die nötigen Höflichkeitspflichten und blieb im übrigen überall und für alle ein Fremder. Mit Schrecken ſah er die Blätter fallen und die erſten Schneeflocken herabrieſeln, denn der Winter würde ja, wie er wußte, Frau Jutta auf viele Wochen aus ſeiner Nähe entführen. Freilich, die neue Eiſenbahn war eröffnet, man konnte an einem Tage von Polniſchecken nach Berlin gelangen, und er war entſchloſſen, ſeinen Urlaub in der Zeit von Frau Juttas Abweſenheit zu nehmen. Aber immerhin verurſachte es ihm ein unbeſchreiblich unbehagliches Gefühl, ſie ſich in Berlin vorzuſtellen.

So kam der Dezember heran und damit auch der Geburtstag der Frau „Rittmeiſterin,“ den die Honoratioren von Polniſchecken durch einen beſonders feſtlichen Theeabend feiern wollten.

„Kommen Sie nur auch dazu,“ ſagte der Sanitätsrat zu Hans, „älter wird meine Menagerie hier zwar nicht, aber alle Geburtstage feiert ſie doch — ſelbſtredend mit Umgehung der Alterszahlen — und man würde es Ihnen ſehr übelnehmen, wenn Sie fortblieben. Ganz gut ſind die Weiber ohnehin nicht auf Sie zu ſprechen — das thut aber nichts, wir kümmern uns nicht um den Kaffeeklatſch.“

Hans, der das Bewußtſein hatte, die „Menagerie“ des Sanitätsrats etwas vernachläſſigt zu haben, fand ſich auch pünktlich ein, vermehrte die vorhandenen Blumenſpenden durch ſein Bouquet, bewunderte pflichtmäßig die geſtickten und gehäkelten Überflüſſigkeiten, mit welchen der Geburtstagstiſch geſchmückt war, und nahm dann ſeinen Platz in der Tafelrunde ein, die ſich um den Theetiſch gruppiert hatte. Der gewohnte Kreis war durch einen Gutsbeſitzer der Nachbarſchaft und deſſen Frau vergrößert. Kaum hatte Hans auf ſeinem Stuhl Platz genommen, ſo fiel der Gutsbeſitzer in eine, durch Hanſens Ankunft unterbrochene Polemik zurück:

„Und die Eiſenbahnen ſind doch ein Unglück, Sie als Mann des Rechtes, Herr Amtsrichter, werden mir das beſtätigen.“

„O, Herr von Lettau, ich glaubte, wir ſollten hier ein Familienfeſt begehen, und Sie diskutieren, wie es ſcheint, volkswirtſchaftliche Fragen!“ meinte Hans ausweichend.

„Richtig, ein Familienfeſt,“ rief der Sanitätstrat, „alſo, unſer Geburtstagskind ſoll leben, zunächſt in Thee, dann in was Beſſerem. Hoch, Frau Rittmeiſterin, hoch!“

„Ach, Sie Spaßvogel, wer wird denn in Thee eine Geſundheit trinken —“

„Natürlich wird man, Thee iſt ſehr geſund, beſonders Lindenblüten- oder Kamillenthee, ich als Arzt muß das wiſſen.“

„Und ich ſage Ihnen, Herr Amtsrichter, mit dieſer neuen Bahn iſt der leibhaftige Satan bei uns eingezogen, Sie werden's erleben, und wir alle werden darunter leiden,“ rief der Gutsbeſitzer, der ſich darüber erboſte, daß er ſo wenig Gehör fand. „Ich habe mich geſträubt, ſolange ich konnte, und ich habe auch beide Taſchen zugehalten, als es an die Subſkription ging. Aber ſie haben mir doch die vermaledeiten Schienen mitten durch meine Felder gelegt. Das einzige, was ich durchgeſetzt habe, iſt, daß ich keine Station bekomme. Das hätte mir auch noch gefehlt, allem Geſindel die Möglichkeit geben, direkt bei mir auszuſteigen, meine Leute in Verſuchung führen, mir womöglich zur Erntezeit auf und davon zu fahren.“

„Na, nun erbarmen Sie ſich einmal, mein verehrter Herr von Lettau, und ängſtigen Sie mir die Damen nicht mit Ihren Eiſenbahnſchreckbildern,“ rief der Sanitätsrat dazwiſchen, „wir wollen hier vergnügt ſein und uns nicht ärgern und zanken. Verzeihen Sie die Unterbrechung, aber die Sache iſt die, daß ich nun auch einmal zu Worte kommen und den Herrſchaften erzählen will, daß nun doch noch die Eröffnung der Eiſenbahn hier von der Bürgerſchaft durch ein Feſt gefeiert werden ſoll. Bürgermeiſters Töchterlein iſt erwachſen, infolgedeſſen wird Theater geſpielt und nachher getanzt werden. In allen Häuſern werden ſchon die weißen Kleider gewaſchen und geplättet, Bäcker Roſinskys Annchen ſoll ich in aller Eile noch eine Grippe wegkurieren, damit ſie mitthun kann. Und nun denke ich, unſere verehrten Damen hier machen ſich auch ein hochzeitlich Gewand dazu bereit —“

„I bewahre, wo denken Sie hin, Herr Sanitätsrat, mit den hieſigen Bürgersfrauen zuſammen — da kann unſereins nicht hin!“ rief die Rittmeiſterin, und die Gutsbeſitzerin ſtimmte ihr zu, während Fräulein Fanny bedenkliche Luſt verriet, teilzunehmen.

„Liebſtes Fannychen, das können Sie nicht!“

„Ich ſehe doch aber gar nicht ein, hier, wo ſo ſelten etwas los iſt —“

„Wer ſoll denn auch hier mit unſereinem tanzen, ſeit der Herr Erzprieſter nicht mehr erlaubt, daß die drei Kapläne ſich beteiligen, die doch immer die beſten Tänzer waren —“

„Ach ja, der unglückliche Kulturkampf — das hat der uns hier eingetragen, daß die Kapläne nicht mehr tanzen dürfen,“ klagte Fräulein Fanny, zu Hans gewandt, dem die Vorſtellung tanzender Kapläne etwas ſo Neues war, daß er ſich von Fräulein Fanny einige Details über dieſen Punkt ausbat. Doch ſie hatte nicht Zeit, ihm dieſelben zu geben, denn die Debatte zwiſchen den vier Damen in betreff des Tanzfeſtes wurde ſo lebhaft, daß ſie Fräulein Fannys ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Auch die Herren nahmen „für“ und „gegen“ Partei, der Gutsbeſitzer wetterte gegen die Eiſenbahn, der Major, der ſich eines gichtiſchen Fußes bewußt war, gegen das Tanzen, der Rentier nahm die Partei ſeiner Schwägerinnen und der Sanitätsrat lachte. Da, mitten in der allgemeinen, lebhaft von allen Seiten konſtatierten Uneinigkeit wandte ſich die Frau „Rittmeiſterin“ an Hans:

„Die Frage iſt Ihnen ganz gleichgültig, Herr Amtsrichter, wie es ſcheint.“

„Nun, ich muß allerdings geſtehen —“

„Nun, Herr Amtsrichter, erlauben Sie mir ein aufrichtiges Wort. Ich meine es gut mit Ihnen“ — der allgemeine Lärm hatte einen Grad erreicht, der die Worte der Rittmeiſterin nur für Hans, an den ſie aus nächſter Nähe gerichtet waren, verſtändlich machten.

„Ich meine es gut und bedauere es daher ſo ſehr, daß Sie ſich uns entfremden und daß Sie gerade dorthin Ihr Intereſſe wenden, wo es wirklich nicht beſonders angebracht —“

Ein plötzliches Aufhören der lebhaften Diskuſſion ließ auch die Rittmeiſterin verſtummen. Der Sanitätsrat wurde zu einem Patienten abgerufen und empfahl ſich eilig. „Wenn's geht, komme ich wieder,“ ſagte er, „es iſt ja nur in der Stadt.“

Einige ſpitze Reden zuckten noch herüber und hinüber zwiſchen den beiden Parteien, nachdem der Sanitätsrat das Zimmer verlaſſen hatte, dann wandte die Rittmeiſterin ſich an Frau von Lettau mit einem Geſicht, das ganz in Milde und Süßigkeit getaucht war:

„Um auf etwas anderes zu kommen, meine liebe Frau von Lettau, haben Sie viel Nachbarſchaft geſehen in der letzten Zeit?“

„So ziemlich,“ lautete die Antwort, „ſeit dem erſten November ſind die L'hombrekränzchen wieder im Gange. Da ſehen wir uns alle Wochen einmal mit den Müllers von Solwien und den Behrdorfs von Nelenhof, die Herren ſpielen ihre Partie und wir Frauen ſitzen bei der Handarbeit zuſammen und beſprechen dies und das. Das iſt ganz gemütlich, wenn's nur nicht immer ſo lange dauerte, aber manchmal kommt man erſt um ein Uhr zur Ruhe, die Herren wollen kein Ende finden, und wir Damen können dann ſchon nicht mehr die Augen offen halten.“

Die Frau Rittmeiſterin nahm einen noch ſanfteren Ausdruck an:

Die gnädige Frau aus Dobroda haben Sie wohl nicht zufällig geſehen?“

„Ach, wo denken Sie hin,“ lautete die in etwas gereiztem Tone gegebene Erwiderung, „wenn wir Frauen uns ſo untereinander über unſere Dienſtboten und Kinder, und was ſonſt vorkommt, unterhalten, das iſt der ja doch lange nicht gut genug. Da müſſen ein paar Herren dabei ſein, um ihre Toilette zu bewundern oder ihr ſonſt was Schönes zu ſagen — mein guter Mann hat ſie einmal aufgefordert, zu unſern Kränzchen zu kommen — na, ich ſagte ihm gleich —“

„Ja, das kam ſo,“ miſchte Herr von Lettau ſich darein, „ich war drüben in Dobroda in Geſchäften. Ich wollte einen Bullen kaufen und konnte mit dem Inſpektor nicht einig werden. Da kam die Frau Wilzack dazu.“

„Wie unpaſſend ſchon, bei einem Bullenverkauf!“ ſchaltete Frau von Lettau ein, und die Rittmeiſterin blickte gen Himmel, während die beiden Gellens die Augen niederſchlugen.

„Na, und da hat ſie mir imponiert mit ihrer Sachkenntnis und mit der ganzen Art, wie ſie die Angelegenheit behandelte. Ich habe den Bullen auch gekauft und bin ſehr zufrieden — ich nehme mein Zuchtvieh jetzt nur noch aus Dobroda — und als ich nach Hauſe kam, ſagte ich zu meiner Frau: du, die Wilzack, das iſt ja eine ganz vernünftige Perſon und hat ihre Sachen in Ordnung, daß es 'ne Freude iſt, und man kann auch mit ihr reden. Sie hat mir auch ſehr freundliche Grüße an dich aufgetragen, wir ſollten doch mal wieder hinfahren. Wir waren nämlich ſeit Jahr und Tag einen Beſuch ſchuldig."

„Ja, die Herren, die hat ſie alle am Bändel," rief Frau von Lettau, „ſogar mein Alter da konnte nicht widerſtehen. Ich wußte gleich, daß dabei nichts herauskommen würde, na, aber wir fuhren hin und luden ſie auch ein zu unſern Kränzchen. Einmal war ſie denn auch da — aber wir hatten alle genug davon. Wiſſen Sie, was ſie mir ſagte, als ich über meine Minna klagte: „Wir Frauen ſeien meiſt ſelbſt ſchuld an den Fehlern unſerer Dienſtboten, wir erzögen ſie nicht zur Selbſtändigkeit."

„Das hat ſie geſagt?" riefen die anderen Damen im Chor.

„Ja, und ſie hätte lauter gute Leute — na, bei ihr mag eben alles ſchön darunter und darüber gehen, da gefallen ſich die Leute natürlich, und ihre Tochter erzieht ſie ja auch ſo verrückt — die iſt jetzt ſchon über einen Monat bei den engliſchen Verwandten in London, ſoll wahrſcheinlich auch ſelbſtändig werden, na, und ſie ſelbſt iſt ja freilich ſehr ſelbſtändig, reiſt allein in der Welt herum."

„Und läßt ſich natürlich überall die Kur machen," ſchaltete die „Rittmeiſterin" ein, wobei ſie nicht unterließ, einen bedeutungsvollen Blick auf Hans zu werfen.

„Sogar ihr Inſpektor ſoll ganz verliebt in ſie ſein!" flötete Fräulein Amalie mit niedergeſchlagenen Augen.

Die Rittmeiſterin warf einen triumphierenden Blick auf Hans. „Junge Leute darf man nicht zu ſcharf beurteilen, die laſſen ſich ſo leicht umgarnen, weil es ihnen an Erfahrung fehlt, aber was den Charakter der Frau Wilzack anbetrifft, ſo ſind wir wohl alle darüber einig, daß derſelbe durchaus kein muſterhafter iſt."

Jetzt war Hanſens Geduld zu Ende. Er hatte ſich bisher zurückgehalten, nun war es zu viel. Er ſtand auf.

„Sie irren, gnädige Frau, wenn Sie allgemeine Einigkeit in dieſem Punkte vorausſetzen, ich für mein Teil halte außerordentlich viel vom Charakter der Frau Wilzack, ich ſtelle die Dame ſehr hoch und verehre ſie aufrichtig."

Allgemeines Schweigen — alle Blicke richteten ſich mit einem Ausdruck von Schreck, Vorwurf und Empörung auf Hans, dem das Blut in den Schläfen pulſierte und der ſich von einer Erregung gepackt fühlte, wie er ähnliches noch nie empfunden. „Es iſt mir, der ich die Gaſtfreundſchaft des Hauſes von Dobroda genoſſen habe, ganz unmöglich, in einer ſolchen Weiſe von Frau Wilzack ſprechen zu hören —"

„Ach ja, die Gaſtfreundſchaft von Dobroda — man kennt das!" ſeufzte die Rittmeiſterin.

„Nein, gnädige Frau, Sie kennen dieſe Gaſtfreundſchaft nicht, Sie —"

„Ach, nehmen Sie doch den Weiberkram nicht ſo ernſthaft," rief jetzt Herr von Lettau, an Hanſens Seite tretend, „ich ſage ja auch, die Wilzack iſt eine ganz verſtändige Frau und was ſie thut und treibt, geht keinen Menſchen etwas an, aber zu unſern Frauen paßt ſie einmal nicht."

„Nein, Gott ſei Dank!" ſagte Frau von Lettau, und „Gott ſei Dank," wiederholten die Gellens.

Mit einer gewaltſamen Anſtrengung kämpfte Hans den in ihm kochenden Zorn nieder. „Meine Damen, ich glaube, daß nach dieſer Auseinanderſetzung meine Anweſenheit nur den Frieden Ihres Kreiſes ſtören würde, und daß es für uns alle eine Erleichterung iſt, wenn ich zu meinen Geſchäften zurückkehre, die ich heute Abend ohnehin nur für eine Stunde unterbrochen hatte, um meinen Glückwunſch abzuſtatten."

„Aber nein —"

„Na, das iſt doch —" klang es von den Lippen der Damen.

„Ach, Unſinn, bleiben Sie bei uns," ſagte Herr von Lettau.

„Nein, wirklich, ich habe ſehr notwendige Sachen zu erledigen — gnädige Frau, ich habe die Ehre!"

Als Hans auf der Straße war, wurde ihm klar, daß er durch ſeinen brüskierten Aufbruch die Situation nur verſchlimmert hatte. Was jetzt nach ſeinem Weggange geſprochen, in welcher Weiſe ſein Name mit dem der Frau Wilzack verknüpft werden würde, war nicht ſchwer zu erraten. Aber was ſollte er thun? Sollte er ſchweigend zuhören, wie man über ſie zu Gericht ſaß, wie man ſie verleumdete? Unmöglich! Aber wenn er in ruhiger, etwas ironiſcher Weiſe ihre Verteidigung geführt hätte? Ebenſo unmöglich, ſein Blut fieberte, alle ſeine Empfindungen waren in Aufruhr. „Zu ihr, zu ihr," ſtürmte es durch ſeinen Sinn, „ihr ſagen, daß ich ſie ſchützen will gegen jede Verleumdung, gegen alle und jeden, meine Arme um ſie ſchlingen und ihr ſagen, daß all die anderen nicht wert ſind, ihre Schuhriemen zu löſen." Ganz von ſeinen Gedanken hingenommen, war er vorwärts gegangen, die Straße entlang, bis wo dieſelbe in den Landweg einmündete. Jetzt ſtand er am Waldrande und blickte um ſich. Er war auf dem Wege nach Dobroda. Er ſchlug ſich vor die Stirn.

„Ich bin wahnſinnig!" murmelte er. Und dann plötzlich überkam es ihn mit einer Erkenntnis, die wie ein Blitzſtrahl ſein Inneres erhellte.

„Ja, ich liebe ſie — ich liebe ſie, wie ich noch nie ein Weib geliebt habe! Ich kann nicht anders!" Und mit dieſer einen Erkenntnis drängte ſich ihm zugleich die andere auf, daß ſeine Beſuche in Dobroda ſchon bemerkt worden waren, und daß ſein heutiges Benehmen alle etwaigen Flüſterreden zu lauten Worten gemacht haben mußte. Er hatte die Frau, die er liebte, kompromittiert. In wüſtem Chaos gärten ſeine Gedanken durcheinander. Langſam, wie ein von ſchwerem Traum Umfangener, wanderte er nach der Stadt zurück.

Frau Pohl erwartete ihn mit der Lampe. Er hörte nicht, was ſie ihm ſagte, wußte nicht, was er antwortete, aber er atmete erleichtert auf, als er wieder allein war. Er warf ſich auf ſein Lager, aber nicht um zu ſchlafen. Nein, er wollte nachdenken, ſeine Lage klar ins Auge faſſen, ſich entſchließen. Doch er faßte keine Entſchlüſſe, und er dachte nur an eins, an Jutta. Endlich, gegen Morgen, ſchlief er ein. Und als er aufwachte, glaubte er ſchon geſtern entſchloſſen geweſen zu ſein, ſo feſt und ſicher ſtand es in ſeiner Bruſt: es gab nur einen Weg für ihn, und der führte zu Jutta. Was kümmerte es ihn, daß ſie älter war als er? Sagte nicht der Franzoſe: Femme a l'age dont elle a l'air? Und hatten nicht ſchon oft jüngere Männer um ältere Frauen geworben und waren glücklich geworden? Endlich war er nicht älter als ſeine Jahre, viel älter? Und hatte ſie ſelbſt es nicht geſagt, daß die Liebe, die wahre, ernſte, wie er ſie jetzt empfand, daß dieſe noch der fehlende Ton in ſeinem Lebensakkord geweſen war? Und war ſie nicht freundlich zu ihm geweſen, vom erſten Tage an, hatte nicht ſofort eine faſt wunderbare Sympathie zwiſchen ihr und ihm beſtanden? Sie war die erſte Frau geweſen, die nicht an ſeine Blaſiertheit geglaubt, die ſich dadurch weder erſchreckt noch angezogen gefühlt, die keine künſtlichen Mittel angewendet hatte, ihn aus derſelben zu reißen. Sie hatte einfach geſagt: das iſt ein moderner Fetzen, in den Sie ſich gewickelt haben, mit Ihrem eigentlichen Weſen hat das nichts zu thun. Und ſie hatte recht gehabt, denn alle wahren und darum ſtarken Gefühle regten ſich in ihm in ihrer Nähe. Er hatte die Freude an der Natur wiedergefunden, die Begeiſterung für das Schöne und die Liebe — die Liebe in ihrer edelſten Geſtalt, die nichts gemein hatte mit dem Rauſch, den er ſonſt empfand, wenn er ſich einer ſchönen Frau näherte. Was fragte er danach, was die Welt ſagen würde? Wenn er nur glücklich war mit ihr, durch ſie. Aber empfand ſie das Gleiche wie er? Würde er ihr genügen? Zum erſtenmal in ſeinem Leben legte Hans ſich dieſe Frage vor. Er war ein verzogener Liebling der Frauen in den Salons der Reſidenz geweſen, und er hatte gemeint, jede ſei nur gerade gut genug, um ſich von ihm glücklich machen zu laſſen. Ein reicher Vater, deſſen zukünftiger, alleiniger Erbe er war, hatte ihm auch die Gunſt der Mütter eingetragen, die ſonſt zu den wähleriſchſten gehörten, und er hatte gemeint, wenn er ſich einmal bände, würde er immer nur der gebende Teil ſein. Jutta gegenüber fühlte er, daß er auch der empfangende ſein würde, und das beſeligte und ängſtigte ihn zu gleicher Zeit. Er wollte ſich Gewißheit verſchaffen, ſobald als möglich. Mit Ungeduld verfolgte er das Heranrücken der Uhrzeiger. Endlich war es ſpät genug, um den Wagen beſtellen zu können. Er ſtürmte die Treppe hinunter, um ſelbſt zu dem Kutſcher zu gehen, es ſchien ihm unerträglich, noch länger zwiſchen ſeinen ſtillen vier Wänden zu warten.

## VI.

Es war ein nebeliger Morgen.

Frau Jutta ſaß ſeit zwei Stunden an ihrem Schreibtiſch in Rechnungen vertieft. Jetzt ſchob ſie die Bücher fort und blickte durch das Fenſter in den Garten. Der Nebel lag tief und grau zwiſchen den Parkbäumen und an den Wegrändern ſtanden ſchmutzige Waſſerpfützen, denn es hatte in der Nacht heftig geregnet. Frau Jutta ſeufzte.

„Wie grau und trübe das iſt." Sie fröſtelte. „Von Jahr zu Jahr wird mir der Winter verhaßter. Dieſes langſame Abſterben der Natur, dann die Totenruhe unter der Schneedecke — und die Einſamkeit — die Einſamkeit."

Sie nahm das Bild ihrer Tochter, das vor ihr auf dem Schreibtiſche ſtand, in die Hand.

„Freilich, Elly kehrt nun bald zurück, meine liebe, liebe Kleine! Aber auch Elly wird einmal ihr eignes Neſt finden und kann und ſoll nicht immer bei mir bleiben. Mögen die Leute ſagen, was ſie wollen, von der Arbeit, die das Leben ausfüllen könne — das meine macht ſie erträglicher, reicher ſogar — aber, wenn ich es auch vor den anderen nicht zugebe, ganz ausfüllen kann ſie es nicht."

Sie blickte in trübes Sinnen verloren vor ſich hin.

„Es könnte ſo anders ſein!"

Sie ſchüttelte den Kopf und erhob ſich.

„Nein, man muß mutig bleiben, und ſolche Stimmungen taugen nicht. Es hat eben ein jedes Leben ſeine Dornen, über denen man die Roſen, die doch auch daneben blühen, nicht vergeſſen darf."

Sie klingelte und beſtellte ihre Pelzjacke. Sie wollte einen Gang durch die Geſindehäuſer machen. Da gäbe es immer ſo viel zu beſſern und zu helfen, ſoviel fremdes Elend, neben dem das eigne Los ſo beneidenswert erſchien, daß Frau Jutta wohl wußte, ſie würde auf dieſem Wege bald keine Zeit mehr finden für eigne, trübe Gedanken.

Da fuhr ein Wagen vor. Erſtaunt blickte Frau Jutta zum Fenſter hinaus. Die Stunde war eine ſo ungewöhnliche für einen Beſuch. Die Zofe, die ihr die Pelzjacke gebracht hatte, kam eilig zurück.

„Der Herr Amtsrichter Hermes," meldete ſie leiſe, und ihr auf dem Fuße folgte ſchon der Gemeldete.

„Sie hier? Ich freue mich immer Sie zu ſehen — aber was iſt? Sie ſehen ſo anders aus als ſonſt? Luiſe," wandte ſie ſich noch einmal an das Mädchen, „nimm meinen Pelz nur wieder mit, ich gehe jetzt nicht aus."

Er machte keine Redensart, um ſie zu bitten, ſich nicht zu genieren, er ſah nur mit einer gewiſſen Nervoſität dem Mädchen nach, bis dasſelbe verſchwunden war, dann kehrte ſein Blick zu Frau Jutta zurück, mit einem Ausdruck, der ſie beſtürzt machte.

„Was haben Sie nur? Iſt Ihnen ein Unglück zugeſtoßen?"

„Nein, nein — aber — ich mußte kommen, ich mußte Sie ſprechen."

Frau Jutta trat an den Kamin, in dem die Kohlen noch glühten, und ſchob ein paar Seſſel davor.

„Kommen Sie, ſetzen Sie ſich dahin, da iſt es warm, und nun ſagen Sie mir, was iſt? Denn etwas haben Sie doch auf dem Herzen, das ſehe ich Ihnen an."

Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. Er hatte den Augenblick, wo er ihr allein gegenüberſtehen würde, ſo ungeduldig herbeigeſehnt, er meinte die Worte, die ſein Herz bewegten und auch das ihre bewegen mußten, würden ſich wie ein zurückgeſtauter Strom unaufhaltſam über ſeine Lippen drängen. Jetzt war ihm die Kehle wie zugeſchnürt, er konnte nicht ſprechen. Sie ſtand vor ihm, offenbar beängſtigt durch ſein ſonderbares Weſen, aber eine ſo warme, innige Teilnahme ſtrahlte dabei aus ihren Augen, daß er plötzlich ergriffen und überwältigt neben dem Seſſel, auf dem ſie Platz genommen hatte, hinſank, und ſein Geſicht auf ihre Hände drückte. Unwillkürlich legte ſie eine dieſer Hände auf ſeinen Kopf und ſagte leiſe: „Mein lieber, armer Freund, was iſt Ihnen?"

Und es war, als gäbe ihm dieſe Berührung all die Worte wieder, die er verloren hatte.

„O Gott, wiſſen Sie es denn nicht, was mein ganzes Weſen erfüllt? Ja, Sie wiſſen es, denn Sie ſind ſo gut und ſo klug, und ich, ich liebe Sie ja ſo wahnſinnig —"

Sie bog ſich unwillkürlich zurück, ihre Hände ſtreckten ſich wie abwehrend vor. Er ſah ſie grenzenlos beſtürzt an.

„Jutta, Jutta — wußten Sie es denn nicht?"

Sie hatte ſich gefaßt und erhob ſich, ſo daß auch er aus ſeiner halb liegenden Stellung aufſprang.

„Mein lieber, armer Freund," ſagte ſie mit leiſer, bewegter Stimme, „verzeihen Sie mir, wenn ich es verſchuldete, daß ein ſolcher Irrtum möglich war — und ich muß es wohl verſchuldet haben —"

„Verſchuldet, Jutta? Und ein Irrtum? Ich liebe Sie ſo von ganzer, tiefſter Seele, diesmal iſt es kein Irrtum — es iſt der volle, tiefe Ton, der meinem Lebensakkord fehlte —"

„Ich danke Ihnen, daß Sie es ſo empfinden, mein Freund, und dennoch iſt es ein Irrtum. Ich bin zwölf Jahre älter als Sie —"

„O, ſprechen Sie nicht von dieſem Altersunterſchiede —"

„Ja, ich muß davon ſprechen, denn ich bin keine Ninon de l'enclos, die die Liebe pflückt, wie eine friſch erblühte Roſe —"

„Nein, nein, meine Liebe iſt keine ſchnell welkende Blume, ſie iſt ein ſtarker Baum, der ſein ſchattiges Dach über Sie breiten wird — o, ſchütteln Sie nicht den Kopf, oder — täuſchte ich mich? Bin ich Ihnen gleichgültig?"

Sie legte mit einer bittenden Gebärde die Hände ineinander.

„Wollen Sie mich anhören, ſo ruhig Sie können? O Gott, Sie wiſſen nicht, wie es mich ſchmerzt, Ihnen wehe zu thun, gerade Ihnen —"

„Gerade mir? Sie räumen mir doch damit eine Ausnahmeſtellung ein?"

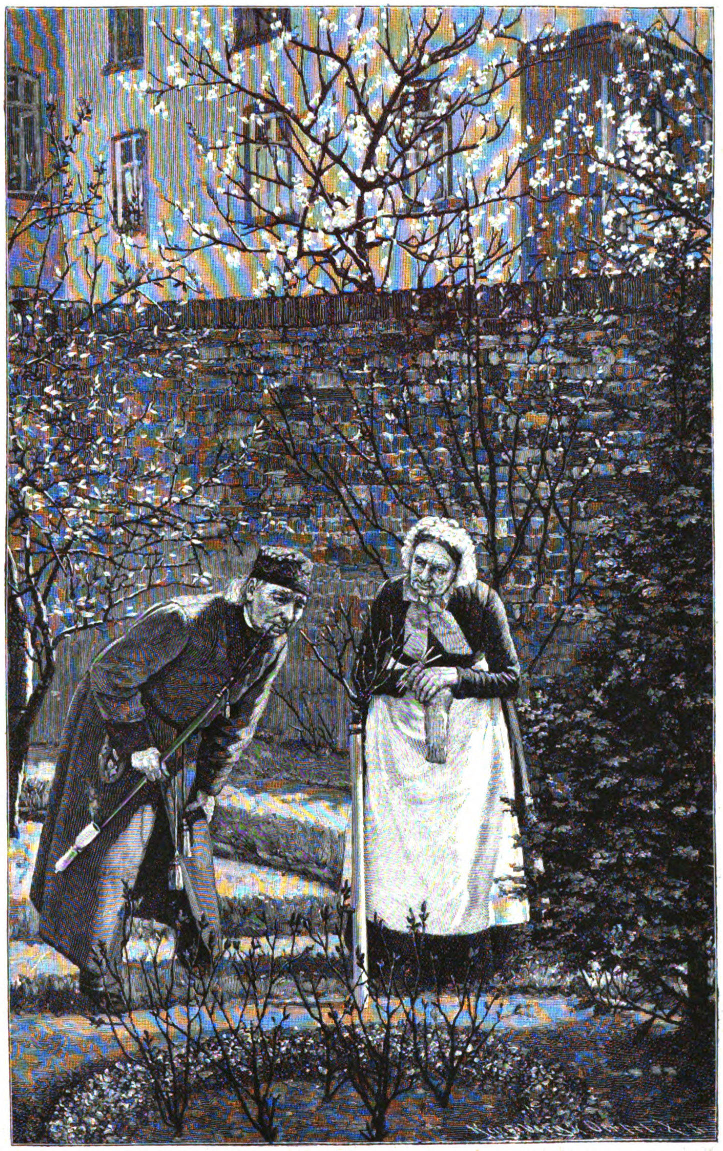
„Ja, denn ich habe Sie von Herzen lieb!"

„Jutta!"

„Nein, nicht ſo, wie Sie es meinen, aber doch lieb, lieb wie einen jüngeren Bruder —"

„O, ich bin kein Toggenburg, und wenn das alles iſt, was Sie mir ſagen können, dann — laſſen Sie uns voneinander ſcheiden — dann habe ich mich ſchwer getäuſcht."

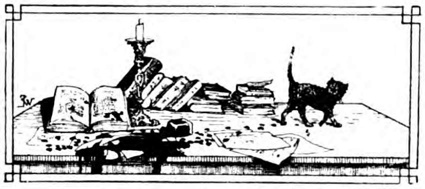
„Nein, gehen Sie nicht ſo von mir! O Gott, wie ſoll ich es Ihnen denn erklären, was mich von Anfang an zu Ihnen zog, und was doch trennend zwiſchen uns ſteht, was uns trennen würde, auch ohne dieſen Altersunterſchied, von dem Sie jetzt nichts wiſſen wollen!"



Auch ein Sorgenkind. Nach dem Gemäde von Heinrich Moderſohn.

„Trennen kann uns nur Ihr eignes Gefühl, Jutta, und Sie haben daſſelbe ausgeſprochen, als Sie mich einen ‚jüngeren Bruder‘ nannten. Ich hatte nicht das Gefühl, einer älteren Schweſter gegenüberzuſtehen an Ihrer Seite.“

(Schluß folgt.)



## „Und der Hauptmann mit dem Schnurrbart…“

(Abdruck verboten.)

Ohne Sorge: ich will die Überſchrift nicht mit den ſchönen Worten: „Der mich traf mit ſeinem Blick!“ ergänzen, ich will keine Liebesgeſchichte erzählen, ſondern eine Kriegserinnerung und noch dazu eine ſolche, die drei für eine kriegeriſche Erinnerung ſeltene Vorzüge hat — erſtens, daß ſie nicht blutig, zweitens, daß ſie heiter und drittens daß ſie wahr iſt.

Meine wahre Geſchichte ſpielt zwar in einer recht blutigen und wenig heiteren Zeit, aber uns, die ſie zunächſt anging, kümmerte der blutige Ernſt jener Zeit eigentlich recht wenig, wir fühlten uns vielmehr ſo wohl, wie ſelten vorher. Wir waren jung und lebensluſtig und hatten, wenn man von der edlen Weiblichkeit abſieht, alles, was unſere Herzen begehrten: wir wohnten wie die Fürſten, ſpeiſten vorzüglich, tranken umſonſt die vortrefflichſten Weine, beſaßen, für junge Offiziere das Seltſamſte, weit mehr Geld als nötig war, und wurden, was freilich für einen angehenden Generalfeldmarſchall vielleicht noch merkwürdiger iſt, von des leidigen Dienſtes Laſt faſt völlig verſchont.

Aber ich will keine Rätſel aufgeben. Das Leutnantsparadies, deſſen Vorzüge ich ſoeben ſkizzierte, lag vor Paris, es hieß Roiſſy, und die Edensbewohner gehörten der königlichen 10. reitenden Batterie an. Seit dem 20. September 1870 führte die letztere in dem reizenden Ort das idylliſchſte Daſein. Während ſich vorn in der Linie der Vorpoſten die armen Fußlatſcher, vulgo die Herren Kameraden von der Infanterie, mit dem ermüdenden, langweiligen Sicherungsdienſt abmühten, lebten wir wie die Prinzen im Märchenlande. Nachdem uns die lieben Pioniere einige Emplacements gebaut hatten, welche wir nur einmal, wie im Manöver ohne zu feuern, Übung halber beſetzten, ruhten wir auf unſern Lorbeeren aus. Wir drei Offiziere hatten uns die niedlichſte Villa des Ortes als Reſidenz erkoren. Das in einem kleinen, aber allerliebſten Park gelegene Häuschen gehörte einem Zahnarzt und nach den Reſten der Einrichtung zu ſchließen, die wir vorfanden, mußten die Pariſer immer recht ſchlechte Beißerchen haben, denn das Metier des verfloſſenen Proprietaires ſchien lohnend geweſen zu ſein — einige koſtbare Gemälde an den Wänden, eine Anzahl vortrefflicher Boulemöbel in dem Salon und, für uns am wichtigſten, die ganz außerordentlichen Betten legten Zeugnis davon ab, daß der Herr Doktor gute Rechnungen zu ſchreiben verſtanden hatte.

Als wir unſern Palazzo zuerſt betraten, ſah es freilich wüſt genug in demſelben aus. Wie das ganze Dorf, ſo war auch er ſchon ſeit Tagen von ſeinen Bewohnern verlaſſen worden, dafür hatten aber die Moblots als wackere Vaterlandsverteidiger in ihm gehauſt wie die Vandalen. Das Oberſte war zu unterſt gekehrt, der Inhalt der Kleider- und Wäſcheſchränke lag beſchmutzt und zerriſſen in den Zimmern umher, im Parke ſtanden die herrlichen, aber zerbrochenen Acajoutiſche im Freien und faſt kein Spiegel in dem ganzen Hauſe war intakt geblieben. Unſere Herren Burſchen hatten ihre Mühe, den Augiasſtall zu ſäubern, aber das Reſultat ihrer emſigen Thätigkeit war auch ein ſo erfreuliches, daß Madame Beauvas, unſere Hausherrin in partibus, entſchieden ihre Freude an dem ſchmucken Ausſehen ihres — nein, unſers Heims gehabt hätte. Freilich muß ich geſtehen, wir ſchmückten es tüchtig mit fremden Federn. Unſer findiger Kamerad Otto unternahm gleich am erſten Tage eine weitausgreifende Erkundung durch ſämtliche, von der Batterie belegten Gehöfte, um den bei uns fehlenden Hausrat herbeizuſchaffen und dank ihm, füllten ſich unſere Gemächer bald mit dem ſtaunenswerteſten Komfort und unſere Küche mit ausgeſuchten Requiſiten. Am zweiten Tage hatte meine Wenigkeit das Glück, in dem Keller der Villa eine verdächtig hohlklingende, anſcheinend friſch getünchte Stelle zu entdecken, und als wir einige, mit Spitzhacken bewehrte Kanoniere anſtellten, gelangten wir in das Allerheiligſte des Souterrains, in den zahnärztlichen Weinkeller nämlich. Alle Wetter, hatte der Mann eine feine Zunge, einen erleſenen Geſchmack: es läuft mir heute noch wie feuriges Gold über die Zunge, wenn ich ſeines Volnay gedenke, von dem 64er Latour, tirage de chateau, ganz zu ſchweigen.

Bedarf es einer beſonderen Erklärung, warum wir über alles, was wir fanden, frei verfügten — warum alle Kameraden rings um Paris, in allen den verlaſſenen, verödeten Villenvorſtädten und Dörfern das Gleiche thaten? Gewiß nicht. Wenn hier und dort den ſpäter heimkehrenden Bewohnern die Umwälzungen in ihrem Eigentum etwas ſpaniſch vorgekommen ſein mögen, ſo trugen doch nur ſie ſelbſt die Schuld, weil ſie ihren Beſitz voreilig verlaſſen hatten. Unſer gutes Kriegsrecht war es, in den herrenloſen Häuſern uns ſo behaglich wie möglich einzurichten und die zurückgelaſſenen Nahrungsmittel zu verwenden, da ſich die Beſitzer ihrer Pflicht, uns zu verpflegen, entzogen hatten — keiner von uns allen hat auch nur einen Centime Wert von allen den Dingen über die deutſche Grenze heimgebracht.

Kurz und gut, wir lebten jedenfalls ſehr gemütlich in dem lieben Roiſſy. Unſer Hauptmann war nicht bedeutend älter wie wir zwei Leutnants, er hatte ſich erſt bei Sedan zugleich mit dem Eiſernen Kreuz den zweiten Stern geholt, und liebte, außer Dienſt es dem jüngſten gleichzuthun. Er beſaß außerdem eine köſtliche Eigenſchaft, er war ein Kochkünſtler allererſten Ranges, und wenn er ſich der Mühe, unſer Diner herzuſtellen, auch nicht täglich perſönlich unterzog, ſo verſäumte er doch nie, dem vortrefflichen Lindemann, ſeinem Leibburſchen und mit den Funktionen des Oberkochs betrauten Kammerdiener, die genaueſten Anordnungen für das Menü zu geben. Wie er dabei den unvermeidlichen Gigot, den erbärmlichſten Hammel, in hundert Formen umzugeſtalten und ihn immer in neuen Kombinationen auf unſerer Tafel erſcheinen zu laſſen wußte, war einfach bewundernswert.

Unſer Hauptmann aber, ich muß es feierlichſt konſtatieren, hatte keinen Schnurrbart — er beſaß überhaupt keine Spur eines Barthaares in ſeinem wohlwollenden, ſehr rundlichen Geſicht und obwohl er kaum fünfunddreißig Lenze geſehen hatte, entlaubte ſich doch auch ſein Haupt bereits bedenklich. Ich glaube, ſowohl Anna Cziſſlag mit ihrem zwei Meter langen Loreleihaar, wie Profeſſor Migargée würden ihre Künſte bei ihm vergeblich erprobt haben.

Es war ſehr ſchön in Roiſſy! Gewiß, das war es. Als aber Woche an Woche ſich reihte und die Abende lang und länger wurden, machte ſich denn doch manchmal bei uns bedenklich das graue Geſpenſt der Langeweile ſichtbar. Außer einer alten Marketenderhexe, die noch dürrer war als der Schimmel vor ihrem Karren, gab es in unſerm Eden keine Eva — das war ſchon ſchlimm für uns junge Geſellen. Nach den „Nachbargarniſonen“ hinüberreiten, ging auch nicht immer, alldieweil ſtets einer von uns daheim bleiben mußte, und wir dieſen Unglücklichen zu ſehr bedauerten, um ihn ſeiner Melancholie allein zu überlaſſen. Man mochte noch ſo ſpät aufſtehen, der Tag dehnte ſich doch endlos; die heimatlichen Zeitungen waren bis zum zweiten Frühſtück längſt durchflogen, der Appell und die Quartierreviſion, ein wenig

Exerzieren füllten mühſam die Zeit bis zum Mittageſſen; dann ſchrieb man wohl einige Briefe, nickte ein bißchen und dann, dann kam der Abend.

Was haben wir nicht ausgeheckt, um uns die Zeit zu vertreiben. Ottos Pudel mußte ſeine ſechzehn Kunſtſtücke produzieren, der Kapitän ſchwelgte in Kriegsreminiszenzen und ich ſchnitzte ein Salatbeſteck — auf die Dauer half das alles nichts. Nach der ſchwarzen Kreatur ſah ſchließlich niemand mehr; wenn der Hauptmann anfing, von Wörth zu erzählen, gähnten wir uniſono, und an meiner Holzgabel brachen regelmäßig die Zähne ab. Dann kamen die Karten an die Reihe. Wir waren alle drei abgeſagte Feinde des Hazard und der Whiſt ſtand uns ſchließlich zum Halſe heraus …

Ja, ja, es iſt nichts ſchwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen.

Am 28. Oktober hatte faſt in unſerer unmittelbaren Nähe das Ausfallsgefecht von Le Bourget getobt. Wir waren gefechtsbereit geweſen, aber nicht zum Ausrücken gekommen. Otto war am Nachmittag auf des Hauptmanns Geheiß nach Pont Iblon hinübergeritten und kam in der Dämmerung mit der Meldung zurück, daß Le Bourget von den Franzoſen genommen und behauptet ſei.

Beim Zeus, wir freuten uns beinahe, denn daß man das Dorf den Rothoſen nicht laſſen dürfe, das ſtand in unſerer Seele feſt. Da gab es vielleicht endlich einmal etwas auch für uns zu thun. Der Hauptmann verſammelte flugs die Batterie im Geſchützpark und hielt eine fulminante Anrede an die Leute — er ſtreichelte dabei ordentlich liebevoll das Kanonenrohr neben ſich, als wollte er ſagen: „na, warte man, alter Junge, du kommſt auch noch zu deinem Recht!“ Dann gingen wir in ſehr gehobener Stimmung nach unſerer Villa, Otto braute einen Rieſenpunſch — und dann begannen wir wieder, uns recht herzlich zu langweilen. Da brachte die Ordonnanz die Feldpoſt und wir ſtürzten begierig auf die Mappe. O weh — nur der Hauptmann hatte einen Brief! Natürlich von der Gattin — ja, wer es ſo gut hat.

Er lachte herzlich, als er die acht Seiten durchgeleſen hatte, und erzählte uns dann, daß ſeine Frau ſich daheim ebenſo langweile, wie wir in unſerm Roiſſy, ſie ſpiele allabendlich mit den Kindern ſchwarzer Peter.

„Schwarzer Peter!“ Otto horchte hoch auf. „O, das iſt ein herrliches Spiel — das müßten wir eigentlich auch einmal verſuchen!“

Der Vorſchlag fand Beifall. Fünf Minuten darauf ſaßen wir ganz vertieft um den runden Tiſch vor dem flackernden Kaminfeuer und kramten in unſern Gedanken nach den Regeln des ſinnreichſten aller Kartenſpiele. Es ging ſo ziemlich, allmählich gewannen wir wirkliches Intereſſe an der Kinderei, der Punſch erſchien in mehrfach verbeſſerter Auflage, und ſchließlich machte der Kapitän gar den abenteuerlichen Vorſchlag, einen Kork herbeizuſchaffen und dem Hauptverlierer den üblichen Schnurrbart anzumalen.

„Denn ein ſchwarzer Peter ohne Schnurrbart — das iſt ein Unding!“ meinte er mit größter Energie.

Und ihn ſelbſt traf der Pfeil, den er auf den Bogen gelegt. Wir ſträubten uns zwar anſtandshalber ein wenig, dem hohen Vorgeſetzten mit dem am Licht geſchwärzten Kork in das lachende Geſicht zu fahren, aber er verlangte ſo dringend „nach dem langentbehrten Zeichen der Männlichkeit,“ daß ich mir ein Herz faßte und ihm einen Schnurrbart malte, deſſen emporgewirbelte Spitzen bis faſt zu den Ohrläppchen reichten.

Es war ſpät geworden, als wir uns — ſo heiter, wie ſeit langer Zeit nicht — trennten, um unſere reſpektiven Klappen aufzuſuchen.

Vielleicht eine halbe Stunde hatte ich geſchlafen, da rüttelte und ſchüttelte mich eine kräftige Fauſt. Es war die meines getreuen Burſchen (Fridolin hatten wir ihn getauft, Heinrich Lehmann hieß er eigentlich). „Aufſtehen, Herr Leutnant, ’s is allarmiert — der Herr Hauptmann is ſchon draußen — et jeht gleich los.“

Die Glieder waren mir wohl noch etwas ſchwer vom Punſch und um den Kopf lag es wie ein eiſerner Reifen, aber ich war doch wie der Blitz empor und in den Stiefeln. Fünf Minuten ſpäter ſaß ich im Sattel. Der Kapitän hielt ſchon vor den beſpannten Geſchützen.

„Aufgeſeſſen! Batterie zu einem rechts brecht ab — Marſch! Batterie — Trab!“ klang ſeine helle, friſche Stimme durch die Nacht.

„Wir ſind nach Pont Iblon beordert,“ wandte er ſich dann zu uns Zugführern, die wir an der Tete ritten. „Na, hoffentlich geht alles gut, meine Herren. Leicht werden wir's nicht haben, den ſchweren Brummern aus den Forts gegenüber, aber was gemacht werden muß, wird gemacht!“

Es war pechrabenſchwarze Nacht. Als der Abteilungskommandeur uns an der Chauſſee nördlich Pont Iblon traf und uns unſere Stellung anwies, konnte man die Hand nicht vor den Augen ſehen. Mit dem Morgengrauen ſollten wir das Feuer auf Le Bourget eröffnen, um den Verſuch zu machen, die Franzoſen durch unſer Feuer aus dem Dorf zu vertreiben. Es waren im ganzen fünf Batterieen, dreißig Geſchütze, die in Stellung gingen.

Der Morgen ſtieg empor — ein echter, rechter Oktobermorgen. Die Beſchießung begann. Ich führte den linken Flügelzug, links neben mir ſtand der Kapitän und traf, das Glas vor den Augen, mit gewohnter Ruhe ſeine Anordnungen.

Etwa eine Stunde hatten wir gefeuert und die Werke, Fort Double Couronne voran, arbeiteten uns ganz wacker entgegen — mit mehr Lärm freilich, als Erfolg. Wir hatten ſoeben das Ziel gewechſelt und, irre ich nicht, die Steinbarrikade an der Hauptſtraße unter Feuer genommen, als unſer verehrter Regimentskommandeur auf ſeinem mächtigen Braunen gemächlich, wie auf dem Schießplatze, an meinen Hauptmann herantrabte. Er mochte ihn wohl etwas fragen wollen, aber er kam nicht zum Sprechen, denn kaum nahm der Kapitän den Krimſtecher von den Augen, ſo pruſchte der Oberſt los — ich habe ſelten jemand ſo herzlich lachen hören. Und in demſelben Augenblicke kam auch ein Adjutant herangeſprengt. „Herr Oberſt, Exzellenz läßt bitten — drüben an der Chauſſee.“

Der Oberſt wandte ſein Pferd. „Aber was haben Sie denn nur gemacht, lieber Herr Hauptmann!“ rief er meinem ganz erſtaunten Kapitän noch im Angaloppieren zu und fort war er.

Ich hatte meinem nächſten Vorgeſetzten bisher noch nicht ins Geſicht geblickt. Erſt hatte die Nacht, dann die Thätigkeit mich daran verhindert. Jetzt bemerkte ich aber auch, daß die ganze Bedienungsmannſchaft des linken Flügelgeſchützes aus dem Lächeln nicht herauskam und, als ich auf einen Moment hinzutrat und den Hauptmann zum erſtenmal an dieſem Morgen von Angeſicht zu Angeſicht ſah, ging es mir wie dem Oberſt: ich pruſchte los.

„Was gibt es da zu lachen? Ich muß ſehr bitten, Herr Leutnant …“ herrſchte mich der Geſtrenge an, der bei aller ſonſtigen Gemütlichkeit im Dienſte keinen Spaß vertrug.

„Erlauben der Herr Hauptmann …“

„Ich erlaube gar nichts! Granaten — 1400 Schritt — Feuer verteilen! Auf Ihren Platz, Herr Leutnant!“

Zehn Minuten ſpäter kam unſer Brigadekommandeur juſt von rückwärts her auf uns zugeſprengt. Mein ganz in die Beobachtung der Feuerwirkung vertiefter Kapitän bemerkte den hohen Herrn erſt, als derſelbe dicht hinter ihm ſein Pferd parierte: „Nun, mein Lieber, wie ſteht's denn hier?“

„Könnte beſſer ſein, Herr General!“ hörte ich den Hauptmann ſagen, indem er ſich umdrehte. Er meinte, die Feuerreſultate ſeien anſcheinend wenig befriedigend.

Der Herr Brigadekommandeur, der weniger zum Lachen aufgelegt war, denn unſer guter Oberſt, fuhr, als er das Geſicht des Hauptmanns erblickte, förmlich zurück, während die Suite laut kicherte.

„Was heißt denn das, Herr Hauptmann? Was haben Sie denn gemacht? Wie ſehen Sie denn aus?“ brauſte der Geſtrenge auf.

Mein armer Hauptmann war vielleicht zum erſtenmal in ſeinem Leben einem Vorgeſetzten gegenüber um eine Antwort verlegen.

„Herr General, ich verſtehe nicht,“ ſagte er endlich befangen. „Ich weiß wirklich nicht…“

Allmählich ſchien auch dem Brigadekommandeur die Komik der Situation einzuleuchten. „Woher haben Sie denn die kühne Malerei in ihrem ſonſt bartloſen Geſicht, Herr Hauptmann?“ ſagte er unwillkürlich lächelnd.

Der Kapitän fuhr ſich ganz entſetzt mit der Linken über die Backe — und betrachtete dann mit Schrecken den mächtigen ſchwarzen Fleck auf dem ſchneeweißen Handſchuh.

„Mir iſt vorhin wohl ein Stück Pulverſchleim ins Geſicht geflogen,“ brachte er endlich hervor.

„Sonderbar… Pulverſchleim? Habe noch nie geſehen, daß dabei ſo regelmäßige Formen entſtehen. Sieht ja faſt aus, als ob Sie ſchwarzen Peter geſpielt hätten!“ gab der General, diesmal wirklich laut lachend, zurück. „Na, gute Verrichtung, meine Herren!“

Starr wie eine Säule ſtand mein armer Kapitän noch immer, als der Brigadekommandeur mit ſeinem Stabe ſchon längſt bei der nächſten Batterie hielt. Dann rief er mich heran.

„Unglückskind! Warum haben Sie mir denn das nicht geſagt? Ich habe wohl in der Eile… der nichtsnutzige Punſch…“

„Der Herr Hauptmann ließen mich ja nicht zu Worte kommen.“

Er ſah mich einen Moment vernichtend an. „Haben Sie Rotſpohn mit?“ ſagte er dann.

„Ja wohl, Herr Hauptmann.“

„Her damit — vielleicht thut er's ſo gut wie Waſſer und Ihnen iſt es eine ganz gerechte Strafe, wenn Sie ihn nicht trinken können!“

So kam ich um meinen guten Bordeaux und das kam vom ſchwarzen Peter.

---

Die Beſchießung verlief reſultatlos, am nächſten Tage mußte die 2. Garde-Diviſion bekanntlich Le Bourget mit ſchweren Opfern zurückerobern.

Als wir aber am Nachmittag des 29. nach unſerm Roiſſy zurückmarſchierten, da ſummte es ohne Unterlaß in der Kolonne:

„Der Herr Hauptmann mit dem Schnurrbart…“

und der gute Kapitän ſelbſt ritt mit tiefgeſenktem Haupte weit vor der Batterie her. Sein erſtes, als er ins Quartier kam, war, daß er die armen, unſchuldigen Karten in das Kaminfeuer warf. Es half ihm freilich wenig — in der ganzen Brigade hieß er ſeitdem nur noch:

„Der Herr Hauptmann mit dem Schnurrbart…“.

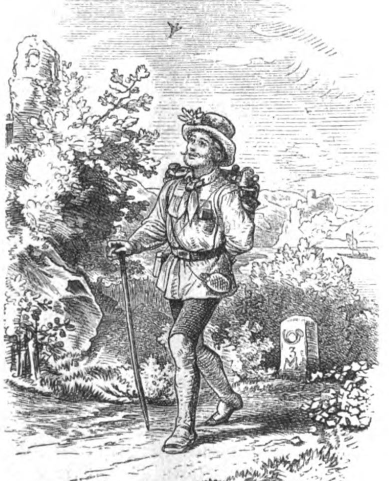
---

## Es wird geſucht.

Von J. Trojan.

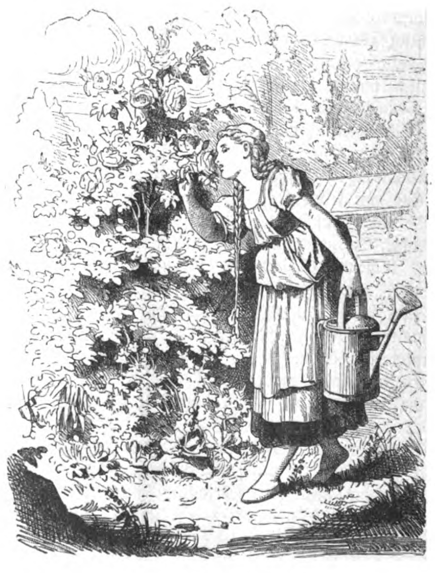
(Abdruck verboten.)

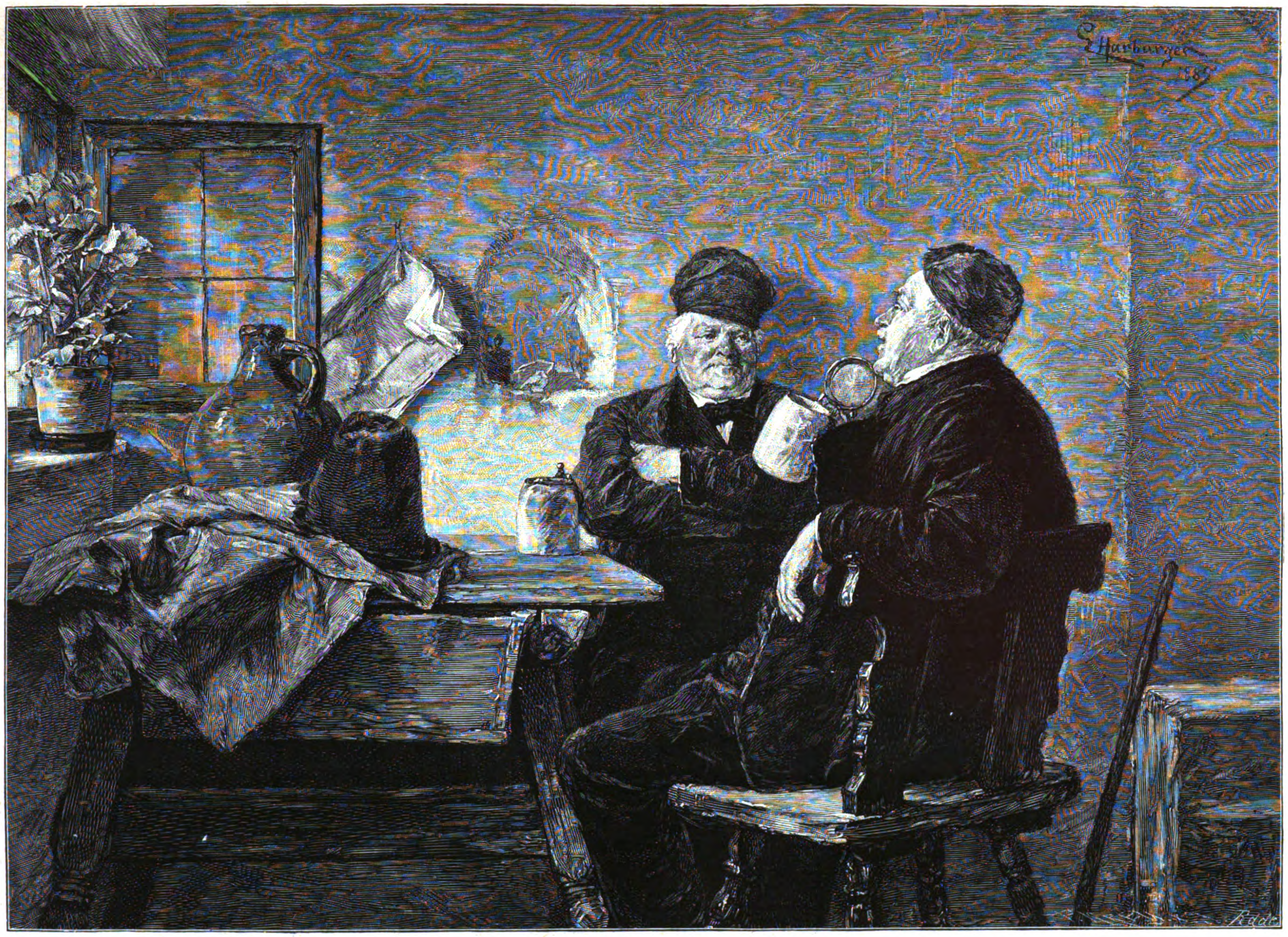
Es wird geſucht ein junger Geſell,
Der das Herz hat auf der rechten Stell',



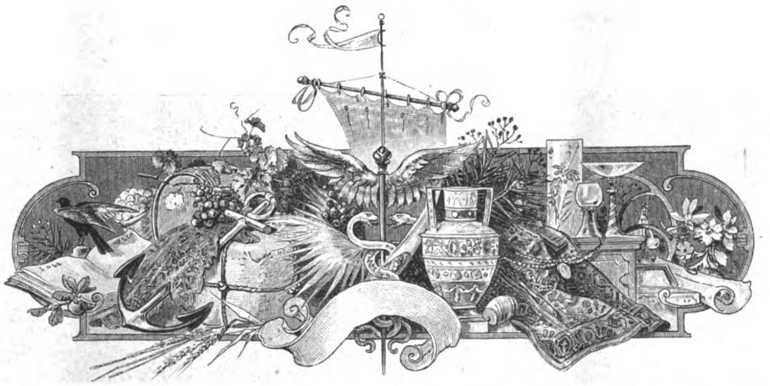
Wohlgeſtaltet und gut zu ſchauen,
Und dem man gern mag etwas vertrauen,
Der ſich nicht fürchtet vor der Welt,
Seinen Freunden die Treue hält,
Der was gelernt hat und weiß und kann,
Sich geſchickt ſtellt und fleißig an,
Gegen Jungfrauen iſt beſcheiden,
Hochmut und Lüge nicht mag leiden,
Gern anhört eine gute Lehre
Und nicht auf Geld ſieht, ſondern auf Ehre.

Es wird geſucht ein Jungfräulein,
Von Antlitz lieblich, von Sitten fein,
Das emſig ſich wie ein Bienlein regt,
Nicht eitel iſt, doch ſich zierlich trägt,
Das zu reden weiß und zu ſchweigen,
Ordnung zu halten in ihrem Eigen,
In Küch' und Keller weiß Beſcheid,
Mägden gebietet mit Freundlichkeit,
Das frommen Sinns iſt und klug dabei,
Ein fröhlich Herz hat, von Falſchheit frei,
Sich nicht zier'n mag noch verſtell'n:
Das iſt beſtimmt für den jungen Geſell'n,
Sich ihm fürs Leben zu verbinden —
Wolle Gott, daß ſie einander finden.




E Harburger
'85

Gemütliche Politiker. Nach dem Gemälde von E. Harburger.



## Der Zonentarif der Ungariſchen Staatseiſenbahnen.

(Abdruck verboten.)

Die Frage, ob und in welcher Weiſe eine zeitgemäße Umgeſtaltung des Perſonengeldtarifs der Eiſenbahnen eintreten könnte, beſchäftigt ſeit Jahren nicht nur die Volkswirtſchaftslehrer und die Schriftſteller bezw. Statiſtiker auf dieſem Gebiete, ſondern auch große Kreiſe des Publikums. Im allgemeinen iſt man darüber einig, daß die beſtehenden Perſonengeldtarife den jetzigen Verkehrsverhältniſſen nicht mehr allſeitig entſprechen, und daß eine namhafte Ermäßigung dieſer Tarife zu erſtreben ſei. Auch die Eiſenbahnverwaltungen haben ſich dieſer Erkenntnis nicht verſchließen können und im Laufe der Zeit verſchiedene Ermäßigungen durch Ausnahmetarife für Rückfahrten, Saiſon- und Rundreiſe- ſowie für Arbeiterfahrkarten bereits eingeführt. Dieſe Ermäßigungen bleiben indes hinter den Forderungen des Publikums noch weit zurück. Man verlangt eine durchgreifende Umgeſtaltung des eigentlichen Perſonengeldtarifs nach dem Vorbilde der einheitlichen Poſttaxen, namentlich aber das Aufgeben vorwiegend fiskaliſcher Geſichtspunkte bei Feſtſetzung desſelben, überhaupt eine beſſere Berückſichtigung der allgemeinen volkswirtſchaftlichen Aufgaben des Eiſenbahnweſens.

Von den mannigfachen Vorſchlägen zu dieſem Zwecke hat derjenige des bekannten Schriftſtellers Dr. Engel, welcher die Einführung einheitlicher Perſonengeldſätze nach Art des poſtaliſchen Paket-Zonentarifs empfiehlt, im In- und Auslande das größte Aufſehen erregt. Die Beförderungsgebühr ſoll danach nicht ferner auf Grund der Summe der wirklichen Entfernungseinheiten (Wegelänge), welche der Reiſende zurücklegt, ſondern nach größeren, kreisförmigen Entfernungseinheiten (Zonen), innerhalb deren der Tarifſatz unveränderlich bleiben würde, feſtgeſetzt werden. Dieſer Gedanke beruht anſcheinend auf den Vorſchlägen des Engländers Rafael Brandon, welcher ſchon im Jahre 1865 — ausgehend von dem großartigen Erfolge der Rowland Hillſchen Poſt-Taxreform — mit dem Antrage hervortrat, einen einheitlichen Perſonengeldſatz von

3 Pence = 25 Pfg. rund für jede Fahrt einer Perſon in der III. Wagenkl.
6 „ = 50 „ „ „ „ „ „ „ „ „ II. „ und
12 „ (1 sh) = 1 M. „ „ „ „ „ „ „ „ I. „.

ohne Rückſicht auf die Entfernungen einzuführen, und welcher hieraus eine um das Sechsfache geſteigerte Vermehrung der Eiſenbahnreiſenden, ſowie eine jährliche Mehreinnahme von 4 000 000 Pfund Sterling berechnete.

In Deutſchland war es der Tarifpolitiker Perrot, welcher zuerſt als Vorkämpfer für dieſe Idee auftrat, und deren Übertragung auf deutſche Eiſenbahnverhältniſſe, und zwar nicht nur für den Perſonenverkehr, ſondern auch für den Güterverkehr befürwortete. Perrot folgerte aus dem ungünſtigen Verhältniſſe des Transportgewichts der unausgenutzten, ſogenannten toten Laſt der Betriebsmittel gegenüber dem Gewichte der Nutzlaſt, d. i. das Gewicht der beförderten Perſonen und Güter, daß der Einfluß der Nutzlaſt auf die Beförderungskoſten nur in ſehr geringem Maße ſteigernd einwirken könne und daß demzufolge der Einfluß von Gewicht und Entfernung bei einem rationellen Perſonengeldtarif weſentlich geringer, als bisher üblich, angenommen werden müſſe. Er wollte eine vorteilhaftere Ausnutzung der Betriebsmittel in beiden Richtungen herbeiführen und die vorherrſchende einſeitige Richtung in der Perſonen- und Güterbewegung durch einfache und billige Zonentarife, bezw. durch die hierdurch zu erwartende Maſſenfrequenz beſeitigen.

In gleicher Richtung bewegen ſich die auf ſehr eingehenden Studien beruhenden Reformvorſchläge des Öſterreichers Dr. Hertzka. Derſelbe beantragt, die Perſonenbeförderung auf eine einzige Wagenklaſſe einzuſchränken, neben derſelben aber Privatunternehmern die Einſtellung beſſer ausgeſtatteter Reſtaurations-, Schlaf- 2c. Wagen gegen Erhebung beſonderer Gebührenzuſchläge zu geſtatten, und einen Zonentarif einzuführen, nach welchem für eine Perſon innerhalb einer Zone von 30 Kilometern eine Beförderungsgebühr von 10 Kreuzern (= 20 Pfg.), auf alle weiteren Entfernungen eines einheitlichen Bahngebiets aber eine Beförderungsgebühr von 25 Kreuzern (= 50 Pfg.) zu erheben ſein würde. Nach den Hertzkaſchen Berechnungen betragen die Selbſtkoſten der öſterreichiſchen Eiſenbahnen für die Beförderung eines Reiſenden jetzt durchſchnittlich 28 Kreuzer (= 56 Pfg.), da eine Perſon im Durchſchnitt bei einer Reiſe auf der öſterreichiſchen Südbahn 46 Kilometer, auf der öſterreichiſchen Weſtbahn 40 Kilometer, auf der Staatsbahn 58 Kilometer und auf der Nordbahn 65 Kilometer zurücklegt. Hertzka geht davon aus, daß die Eiſenbahn-Perſonenwagen im allgemeinen nur zum vierten Teil ausgenutzt ſind, während drei Viertel der Sitzplätze leer bleiben, und vertritt die Auffaſſung, daß ein wohlgefüllter Zug den Eiſenbahnverwaltungen in der Regel keine größeren Ausgaben verurſache, als ein nur wenig beſetzter Perſonenzug, daß ſomit die Selbſtkoſten der Eiſenbahnen für den einzelnen Reiſenden ſich bei größerer Frequenz verringern, und bei gut gefüllten Zügen auf 7 bis 8 Kreuzer (= 14 bis 16 Pfg.) herabmindern müſſen. Den Einwand, daß eine derartige Verbilligung des Reiſens auf den Eiſenbahnen ungeſunde Umwälzungen im volkswirtſchaftlichen Leben verurſachen würde, widerlegt Hertzka mit der Anführung, daß erfahrungsmäßig — abgeſehen von vereinzelten Ausnahmen — nur derjenige eine Reiſe unternimmt, welcher irgend ein Intereſſe und Zeit dazu hat, und daß im allgemeinen jedermann nur dorthin reiſe, wo er, ſei es in Geſchäften, oder zu ſeinem Vergnügen, einen Vorteil davon erwartet. Beiſpielsweiſe wird angeführt, daß auch die Verbilligung der Poſttarife großartige, aber keineswegs nachteilige Umwälzungen auf volkswirtſchaftlichem Gebiete hervorgerufen habe, und daß es auch unter den jetzigen billigen Poſttaxen niemand einfalle, ohne Grund ſich der Poſt zu bedienen. Die billigere Reiſegelegenheit würde vielmehr beſonders den breiten Schichten des Arbeiterſtandes zu gute kommen, indem derſelbe Gelegenheit fände, mit geringem

Koſtenaufwand lohnendere Arbeit aufzuſuchen, falls ihm ein entfernt gelegener Arbeitsmarkt ſolche bietet, und von Zeit zu Zeit auch Heimat und Angehörige wiederzuſehen.

Auf ähnliche Erwägungen gründen ſich die bereits erwähnten Reformvorſchläge Dr. Engels. Es ſollen danach für den Eiſenbahn-Perſonenverkehr des geſamten Deutſchen Reichs drei Zonen — unter Beibehaltung der jetzigen I., II. und III. Wagenklaſſe — gebildet werden. In der erſten Zone, welche einen Radius von 25 Kilometern (von jeder Station aus) umfaßt, würde der Fahrpreis

| | |
|---|---|
| 25 Pfg. in III. Klaſſe<br>50 Pfg. in II. „<br>und 2 Mark in I. „ | (thunlichſt mit weiteren Ermäßigungen für den Verkehr zwiſchen Nachbarſtationen, beſonders für Arbeiter, Marktleute ꝛc.) |

betragen.

Die zweite Zone würde umfaſſen alle diejenigen Stationen, welche im Umkreiſe von 26 bis einſchließlich 50 Kilometern einer Station liegen. Der Fahrpreis innerhalb dieſer Zone ſoll betragen:

50 Pfg. in III. Klaſſe,
1 Mark „ II. „ und
4 „ „ I. „

In der dritten Zone, zu welcher alle über 50 Kilometer voneinander entfernten Stationen des Deutſchen Reichs gehören, ſoll ein Fahrpreis von

1 Mark für die III. Klaſſe,
2 „ „ „ II. „ und
6 „ „ „ I. „

erhoben werden.

Für beſonders beſchleunigte Eiſenbahnzüge („Blitzzüge"), welche übrigens nur für die zweite und dritte Zone in Betracht kommen, würden erhöhte Preiſe und zwar:

| | in III. Klaſſe: | II. Klaſſe: | I. Klaſſe: |
|---|---|---|---|
| innerhalb der 1. Zone: | 50 Pfg. | 1 Mark | 4 Mark |
| „ „ 2. „ | 1 Mark | 2 „ | 8 „ |
| „ „ 3. „ | 2 „ | 4 „ | 12 „ |

Platz greifen.

Freigepäck ſoll, außer dem Handgepäck, nicht gewährt, vielmehr für jedes aufgelieferte Gepäckſtück im Gewicht bis 50 Kilogramm innerhalb der beiden erſten Zonen eine Gebühr von 25 Pfg., auf weitere Entfernungen dagegen eine ſolche von 50 Pfg. erhoben werden.

Nach den vorliegenden ſtatiſtiſchen Unterlagen reiſen auf den deutſchen Eiſenbahnen durchſchnittlich jährlich 276 Millionen Perſonen; die Länge jeder dieſer Reiſen beträgt im Durchſchnitt 28,8 Kilometer und die Einnahme an Perſonengeld, einſchließlich der Gepäcktaxe, durchſchnittlich 274 Millionen Mark. Da hiernach die Höhe der jetzigen Perſonengeldeinnahme völlig geſichert wäre, wenn von jedem Eiſenbahnreiſenden nur 1 Mark, ohne Unterſchied der Wagenklaſſe und Entfernung, erhoben würde, ſo berechnet Dr. Engel, daß der von ihm vorgeſchlagene Zonentarif notwendig Mehreinnahmen, wenigſtens aus dem Gepäckverkehr und durch die vorausſichtlich eintretende ſtärkere Benutzung der höheren Wagenklaſſen, ſelbſt in dem Falle ergeben müſſe, daß die durch die Verbilligung der Fahrpreiſe zu erwartende Frequenzzunahme ausbleiben ſollte. Dieſe Annahme wird unterſtützt durch den Umſtand, daß der Zonentarif eine nicht unweſentliche Vereinfachung des Kaſſen-Gepäckabfertigungs- und Fahrkarten-Kontrolldienſtes zulaſſen, und demzufolge namhafte Erſparniſſe an den Betriebskoſten ermöglichen würde.

Die vorgeſchlagene Tarifreform könnte hiernach als eine finanziell bedenkliche Maßnahme nicht erſcheinen. Falls aber der Perſonenverkehr in der Folge auch nur annähernd die Stärke erreichen ſollte, welche er auf den engliſchen Eiſenbahnen — nicht zum wenigſten durch Verbilligung der Perſonengeldpreiſe für die III. Wagenklaſſe — erlangt hat, ſo würde dies neben ſonſtigen unermeßlichen volkswirtſchaftlichen Vorteilen eine Jahreseinnahme von ungefähr 900 Millionen, ſtatt der jetzigen 274 Millionen Mark ergeben!

Die bisher übliche Berechnung der Perſonengeldpreiſe nach Maßgabe der Selbſtkoſten einer früheren Betriebsperiode erklärt Dr. Engel für unzuverläſſig, weil es zunächſt unmöglich ſei, die Selbſtkoſten für die Beförderung einer einzelnen Perſon genau zu berechnen, dieſe Koſten auch keineswegs mit der Zahl der durchfahrenen Kilometer wachſen, vielmehr beim Wachſen der Perſonenzahl abnehmen, und weil anderſeits auch genaue Selbſtkoſtenberechnungen immer nur Anhaltspunkte dafür liefern könnten, wie dieſe Koſten ſich unter der Herrſchaft des ſeitherigen Tarifs geſtaltet haben, nicht aber dafür, wie ſie ſich bei einem auf völlig veränderter Grundlage konſtruierten Tarife geſtalten würden. Die Selbſtkoſten ſollen daher ohne Rückſicht auf ihre einzelne Höhe durch die Geſamtheit aller Reiſenden getragen, und es ſoll dabei nur darauf geachtet werden, daß der kleine, auf den Einzelnen entfallende Anteil nicht in gewiſſen Fällen noch zu hoch ſei.

Von einer Erörterung der verſchiedenartigen Bedenken und Einwendungen, welche gegen die Engelſchen Reformvorſchläge aus Eiſenbahnfachkreiſen erhoben wurden, kann abgeſehen werden, nachdem inzwiſchen die Königl. Ungariſche Staatseiſenbahn-Verwaltung ſich entſchloſſen hat, einen auf dieſen Vorſchlägen beruhenden Zonentarif auf ihren Betriebsſtrecken einzuführen, und nachdem bereits ein ziffernmäßiges Ergebnis dieſes Verſuchs vorliegt, welches mehr als alle theoretiſchen Erwägungen zur Klärung der Angelegenheit beitragen dürfte.

Der Ungariſche Zonentarif unterſcheidet zwiſchen Lokalverkehr und Fernverkehr einerſeits und drei Wagenklaſſen anderſeits.

Im Lokalverkehr wird erhoben:

| | |
|---|---|
| a) Für eine Perſonenfahrkarte nach der nächſten Station: | 10 Krz. (= 20 Pfg.) in der III. Klaſſe<br>15 „ (= 30 „ „ „ II. „ und<br>30 „ (= 60 „ „ „ I. „ |
| b) Für eine Perſonenfahrkarte nach der zweitnächſten Station: | 15 Krz. (= 30 Pfg.) in der III. Klaſſe<br>20 „ (= 40 „ „ „ II. „ und<br>40 „ (= 80 „ „ „ I. „ |

Im Fernverkehr kommen zur Erhebung:

| In der 1. Zone, welche alle Stationen bis zu einer Entfernung von 25 Kilometer umfaßt, in | III. Klaſſe | II. Klaſſe | I. Klaſſe |
|---|---|---|---|
| Für Perſonenzüge . . | 25 Krz.<br>(= 50 Pfg.) | 40 Krz.<br>(= 80 Pfg.) | 50 Krz.<br>(= 1 Mk) |
| Für Schnellzüge . . . | 30 Krz.<br>(= 60 Pfg.) | 50 Krz.<br>(= 1 Mk) | 60 Krz.<br>(= 1,20 Mk.) |

In der 2. bis 11. Zone, deren jede einen weiteren Rayon von 15 Kilometern umfaßt, für jede Zone mehr: } derſelbe Betrag wie oben;
In der 12. Zone . . . . . . . . . . . . . . }

ſowie in der 13. und 14. Zone, deren jede einen weiteren Rayon von 25 Kilometern umfaßt, in der 13. Zone:

| | III. Klaſſe | II. Klaſſe | I. Klaſſe |
|---|---|---|---|
| Für Perſonenzüge . . | 3,50 fl.<br>(= 7 Mk.) | 5,30 fl.<br>(= 10,60 Mk.) | 7 fl.<br>(= 14 Mk.) |
| Für Schnellzüge . . . | 4,20 fl.<br>(= 8,40 Mk.) | 6,50 fl.<br>(= 13 Mk.) | 8,40 fl.<br>(= 16,80 Mk.) |
| In der 14. Zone: | | | |
| Für Perſonenzüge . . | 4 fl.<br>(= 8 Mk.) | 5,80 fl.<br>(= 11,60 Mk.) | 8 fl.<br>(= 16 Mk.) |
| Für Schnellzüge . . . | 4,80 fl.<br>(= 9,60 Mk.) | 7 fl.<br>(14 Mk.) | 9,60 fl.<br>(= 19,20 Mk.) |

Für alle weiteren Entfernungen (über 225 Kilometer) der gleiche Preis (Meiſtbetrag) wie für die 14. Zone.

Dieſer neue Zonentarif iſt am 1. Auguſt 1889 für die Betriebsſtrecken der Königl. Ungariſchen Staatsbahnverwaltung — einſchließlich der verſtaatlichten Linien der Ungariſchen Weſtbahn, der Budapeſt-Fünfkirchener Bahn und der Ungariſchen Nord-Oſtbahn — in Kraft getreten und hat nach dem bis jetzt vorliegenden, von der Generaldirektion der Ungariſchen Staatseiſenbahnen der Tagespreſſe zur Verfügung geſtellten Zahlenmaterial die Erwartungen nicht nur erfüllt, ſondern noch weit übertroffen.

Die Zahl der verkauften Fahrkarten hat betragen:

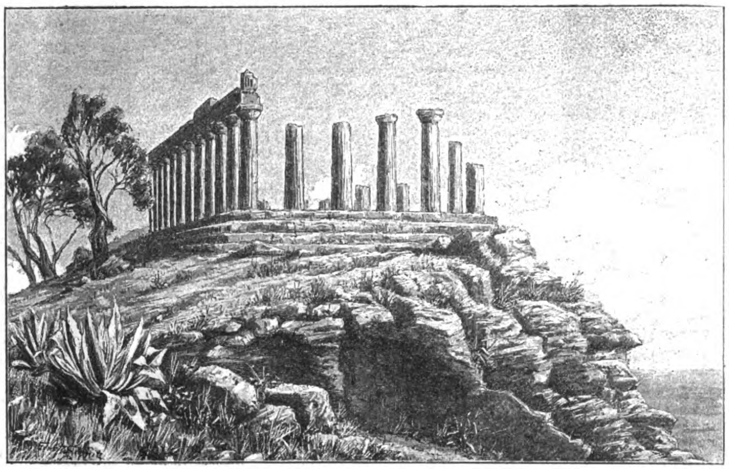
| | im Jahre 1888<br>(unter der Herrſchaft des alten Tarifs) | im Jahre 1889<br>(nach Einführung des Zonentarifs) |
|---|---|---|
| im Monat Auguſt | rund 434 000 Stück | 1 112 000 Stück |
| „ „ Septbr. | „ 427 000 „ | 1 146 000 „ |
| „ „ Oktober | „ 413 000 „ | 1 065 000 „ |
| „ „ November | „ 342 000 „ | 971 000 „ |

Der Reiſeverkehr auf den Ungariſchen Staatseiſenbahnen hat ſich hiernach in den erſten vier Monaten nach Einführung des neuen Zonentarifs von 1 616 000 auf 4 294 000 Fahrkarten, d. i. um mehr als 165 Prozent, gehoben.

Auch die Zahl der Reiſegepäckſtücke, welche ſich in den erwähnten vier Monaten des Jahres 1888 auf 180 067 Stücke belaufen hatte, iſt während des gleichen Zeitraumes im Jahre 1889 auf 240 000 Stücke geſtiegen. Dabei kommt allerdings in Betracht, daß im Jahre 1888 unter der Herrſchaft des alten Tarifs 25 Kilogramm Freigepäck für jede Fahrkarte gewährt wurden, während nach dem neuen Zonentarif ſämtliche Gepäckſtücke bezahlt werden müſſen.

| | | |
|---|---|---|
| Die Einnahmen an Perſonengeld in den mehrerwähnten vier Monaten des Jahres 1888 — alſo nach dem alten Kilometertarif — betragen . . . . | 3 188 641 | Gulden, |
| während des gleichen Zeitraums im Jahre 1889 dagegen nach dem neuen Zonentarif | 3 784 478 | „ |
| Zu dieſer Steigerung der Einnahmen um | 595 837 | „ |
| kommt eine Mehreinnahme aus dem Gepäckverkehr von . . . . . . . . | 85 145 | „ |
| Der Zonentarif hat ſomit während der erſten vier Monate ſeines Beſtehens eine Mehreinnahme von zuſammen . . . | 680 982 | Gulden |

gebracht. — Dieſer Erfolg erſcheint um ſo bedeutungsvoller, als derſelbe dem Vernehmen nach ohne eine nennenswerte Verſtärkung der Betriebsmittel, alſo ohne weſentliche Erhöhung der Betriebskoſten, ſich hat erreichen laſſen. Dabei ſind die Ergebniſſe des Durchgangsverkehrs, welche ſich erſt ſpäter feſtſtellen laſſen, noch gar nicht berückſichtigt. Die endgültige Feſtſtellung derſelben wird noch eine namhafte Erhöhung der erzielten Mehreinnahmen ergeben. Beiſpielsweiſe kommen allein für die Monate Auguſt und September 1889 noch rund 78 000 Gulden hinzu.



Tempel des Zeus Atabyrios und der Athene bei Girgenti.
Nach Skizzen von Fräulein H. Deppermann, gezeichnet von Ernſt Schmitz.

Nach dieſen Zahlen ſcheint der Zonentarif für Ungarn nicht allein eine epochemachende Verkehrserleichterung gebracht, ſondern auch einen glänzenden finanziellen Erfolg gehabt zu haben. Ein endgültiges Urteil über den Wert desſelben wird indes erſt dann gefällt werden können, wenn ſich überſehen laſſen wird, ob und bezw. welchen Einfluß die erhebliche Verkehrsſteigerung auf die allgemeinen Betriebskoſten dauernd ausübt. Soviel ſteht jedenfalls feſt, daß ein dermaßen geſteigerter Perſonenverkehr ohne ganz bedeutende Vermehrung der Betriebsmittel, Geleiſe und Bahnhofsanlagen und ohne Verſtärkung des Eiſenbahn-Oberbaues auf die Dauer kaum zu bewältigen ſein wird. Das günſtige Ergebnis des ungariſchen Zonentarifs hat, wie wir hören, bereits dem öſterreichiſchen Handelsminiſterium Veranlaſſung gegeben, in Ermittelungen darüber einzutreten, ob nicht auch auf den öſterreichiſchen Staatseiſenbahnen mit der Einführung dieſes Tarifs vorzugehen ſein möchte. Gleiche Erwägungen ſollen ungariſcherſeits beim Ausſchuß des Vereins deutſcher Eiſenbahnverwaltungen beantragt ſein, und auch von der Verwaltung der heſſiſchen Ludwigsbahn gepflogen werden.

## Girgenti auf Sizilien.

Von Carl Tanera. (Abdruck verboten.)

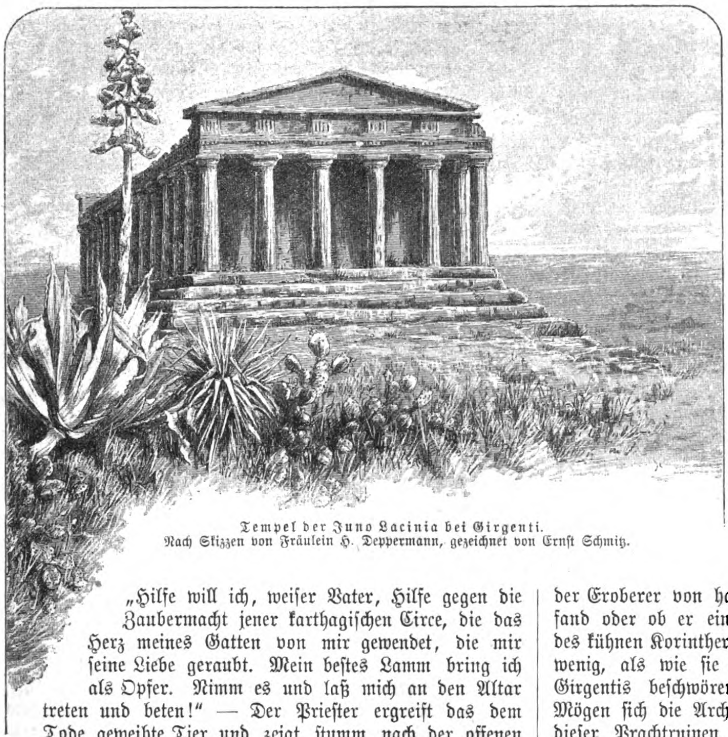
Glänzend ſteht die mächtige Himmelskönigin über dem afrikaniſchen Meer. Einen goldigen Schleier werfen ihre leuchtenden Strahlen über Girgenti und die Thäler des Drago und Biagio. Im Hintergrunde erſcheinen die Felsgipfel des S. Benedetto, ſowie der weiter im Innern gelegenen Bergrieſen Siziliens und deren Kalkwände ragen wie Silbermauern in den Äther. Davor das azurblaue, weite, unermeßliche, ewige Meer; in der Mitte dieſer Zaubergegend die ernſten, maleriſchen Tempelruinen des alten Akragas, umgeben von prächtigen Hainen üppiger Mandel-, Oliven-, Orangen- und Limonenbäume und über dieſem allen der klare, wolkenloſe Himmel Siziliens.

Zweitauſend Jahre früher!

Sie iſt ein ſchönes Weib. Der Blick aber wendet ſich verſchleiert zur Erde; das Haupt neigt ſich trauernd gegen die wogende Bruſt und langſam ſchreitet ſie durch die via Laevina nach dem Tempel der Juno Lacinia. Krampfhaft drückt ſie ein weißes Lamm an ſich. Sie hat es ſelbſt aufgezogen, es iſt ihr Liebling. — Vor den Stufen des heiligen Tempels zögert ihr Schritt. Nun rafft ſie ſich auf, wie wenn ſie den letzten Kampf im Innern überwunden und ſchreitet hinan. Noch einmal, im Pronaos des Tempels, bleibt ſie ſtehen. Nicht Wankelmut verrät der Blick; ſie ſucht nur den Prieſter. — Da trifft ihr Auge die herrliche Landſchaft, welche das Heiligtum umgibt. Vor ihr in der Ferne liegt das endloſe afrikaniſche Meer. Dort taucht die Inſel Coſyra (jetzt Pantellaria) auf und dahinter muß Karthago liegen. Bei dem Gedanken an dieſe Stadt zuckt es wie Zornesglühen durch das ſchöne Geſicht. Sie ſeufzt und ſinnt. Dann aber ſchweift der Blick zurück auf das Häuſergewühl zu ihren Füßen. Herrlich baut ſich das weite Akragas — ſie kann ſich noch nicht an den verhaßten modiſchen Namen „Agrigentum" gewöhnen — an dem Abhange empor. Dicht über der Felswand, welche von der alten Stadtmauer gekrönt wird, reihen ſich Tempel an Tempel. Rechts oben, wo die Felſen den Olymp zu erklimmen ſcheinen, leuchtet ebenfalls ein ſchöner ſtolzer Bau herab, das Heiligtum des Zeus Atabyrios und der Athene. Daran ſchließen ſich die an den Felswänden entlang ziehenden Mauern und zwiſchen ſolchen dem Dienſte der Götter und dem Schutze der heimiſchen Herde geweihten Bauten erſtreckt ſich das mächtige Häuſermeer der einſt an 800 000 Einwohner zählenden Stadt. Weiß glänzen die platten Terraſſen und Dächer, hell ſchimmern aus den Atrien der tiefer liegenden Häuſer bunt bemalte Wände und blinkende Säulen und faſt blendend erſcheinen die vergoldeten Kuppeln und Frieſe.

All dieſe Pracht ſieht die trauernde Frau und ſieht ſie doch nicht. Da tritt ein Prieſter auf ſie zu.

„Sei gegrüßt Helena. Was will das ſchöne Weib des Hiketas zu ſo früher Stunde im Tempel der Hera?"



Tempel der Juno Lacinia bei Girgenti.
Nach Skizzen von Fräulein H. Deppermann, gezeichnet von Ernſt Schmitz.

„Hilfe will ich, weiſer Vater, Hilfe gegen die Zaubermacht jener karthagiſchen Circe, die das Herz meines Gatten von mir gewendet, die mir ſeine Liebe geraubt. Mein beſtes Lamm bring ich als Opfer. Nimm es und laß mich an den Altar treten und beten!“ — Der Prieſter ergreift das dem Tode geweihte Tier und zeigt ſtumm nach der offenen Pforte der Cella. Helena tritt ein. Im Halbdunkel wirkt das dort ſtehende Kunſtwerk des großen Malers Zeuxis überwältigend.

Mit flehendlich erhobenen Händen ſinkt das Weib auf den Stufen des Altars nieder.

„Mächtige Hera, du keuſche Hüterin der Liebe der Gatten, ſteh mir bei! Aus Karthago kam die Fremde. Sie iſt ſchön wie eine Sirene; ihr Auge iſt tief, unergründlich, dunkel wie der Hades; ihr Blick ſprüht Feuer. Der hat meinen Gatten getroffen und ſeine Liebe zu mir verſengt. Heile ihn! Gib ihn mir wieder! Schütze ihn und ſchütze mich!“

So betet ſie und übergibt vertrauensvoll ihr Los der mächtigen Beherrſcherin des Olymps. Dann verläßt ſie den Tempel. — Draußen ſteht der Prieſter.

„Mußt noch mehr Opfertiere bringen, Helena! Die Zeichen waren ſchlecht. Vielleicht werden ſie ſpäter beſſer?“

Wie ſie geworden — ich weiß es nicht.

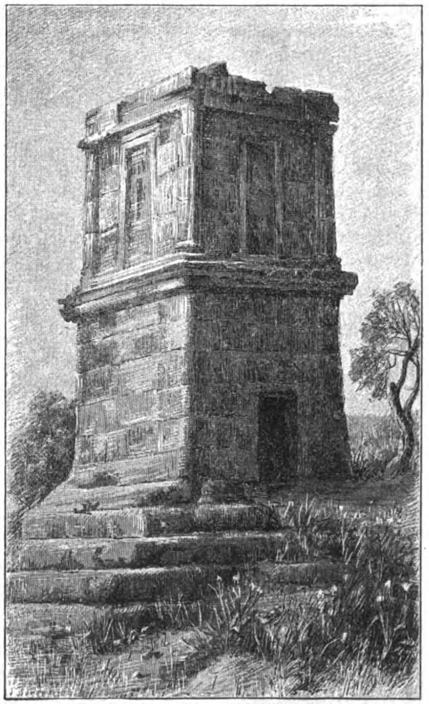
Jahrtauſende ſind darüber hingegangen. Das kranke Herz iſt tot; ich ſah es nur im Traume dort auf dem Wege nach den Ruinen des einſtigen Heiligtums. Verfallen iſt das alte griechiſche Akragas; verfallen das ſpätere römiſche Agrigentum und nur die maleriſchen Tempelreſte zeigen von der früheren Herrlichkeit jener mächtigen Stadt.

Wo einſt die Paläſte geſtanden, wachſen jetzt Mandel, Olive und Kaktus; wo einſt der Lärm belebter Straßen erſchallte, weidet jetzt in ſtillvergnügter Ruhe die Ziege; wo einſt das gläubige Volk den Deutungen kluger Auguren lauſchte, huſchen flinke, ſmaragdgrüne Eidechſen über wild durcheinandergeſtürzte Trümmer.

Das alte Agrigent iſt verſchwunden. Aber prächtige Ruinen in idylliſcher Gegend erinnern an ſeinen Glanz. Da läßt es ſich träumen.

Was bin ich? Was werde ich ſein? Was wird an mich erinnern? Hab ich in meinem Leben Tempel errichtet, die nach meinem irdiſchen Verfall noch ſagen: „er war ein Mann!“ Hab ich mich in Herzen von Menſchen ſo eingeſchrieben, daß man noch eine Spanne Zeit weiß: „ich bin geweſen?“

Vielleicht geht es mir im Kleinen wie mit Girgenti im Großen. Wenige wiſſen von Akragas, nicht viele von Agrigent. Die Neuzeit kennt nur das kleine, unbedeutende, ſchmutzige Städtchen Girgenti. So geht es auch uns. Wenige kennen unſer Denken und Empfinden, nicht viele unſere Thaten und bald verwiſchen neue Namen, wer und was wir geweſen. — Schön iſt die Landſchaft, wo einſt Akragas geſtanden. Die Ruinen des Tempels der Juno Lacinia, des Concordia- und des Herkulestempels erblickt man von faſt allen Punkten ſich maleriſch mit ihren gelben Säulen und Architraven aus dem friſchen Grün der Mandel- und Olivenhaine erheben. Mehr verſteckt liegen die Trümmer des Zeus- und des Dioskurentempels und nur von nahe ſichtbar erſcheint das noch gut erhaltene Grabmal des Theron. — Ob es wahr iſt, daß unter dieſem ſchmuckloſen Kaſtenbau der mächtige Eumenide Theron, der Eroberer von halb Sizilien und Himera, die letzte Ruhe fand oder ob er ein Kenotaphion, ein leeres Ehrengrabmal des kühnen Korinthers Timoleon war, wiſſen die Gelehrten ſo wenig, als wie ſie die Richtigkeit der Tempelbenennungen Girgentis beſchwören können. Das iſt auch gleichgültig. Mögen ſich die Archäologen um Namen, Maße und Zweck dieſer Prachtruinen ſtreiten! Uns, den Menſchen, die mit offenem Auge deren Schönheiten erkennen, die mit reger Phantaſie ſich in ihre Glanzzeit verſetzen, die überhaupt mit warmem Herzen die Zaubermacht einer durch ihre Jahrtauſende alte Geſchichte mit geheimnisvollem Duft umgebenen Landſchaft empfinden können, iſt es einerlei, ob dieſer mit ſeiner Anſicht im



Grabmal des Theron bei Girgenti.
Nach Skizzen von Fräulein H. Deppermann. Gezeichnet von Ernſt Schmitz.

Rechte iſt, ob jener. Schade, daß das neue Girgenti ſelbſt, erbaut auf der Stelle der alten Akropolis, die weihevolle Stimmung, in die uns ſeine klaſſiſche Umgebung verſetzt, mit rauher Hand zerſtört. Enge, düſtere Straßen, ſchlechte Bauten mit wenig bemerkenswerten Ausnahmen und ein meiſt elendes Pflaſter verwiſchen ſofort die letzten Gedanken an das ſtolze, prachtliebende, prunkhafte Akragas. Und dieſe Bevölkerung! So ſympathiſch ſonſt der ernſte, intereſſante Sizilianer den Fremden berührt, der Einwohner von Girgenti ſtößt ihn ab. In den finſteren, dunkelgelben Geſichtern vermeint man noch die Nachkommen der früher hier angeſiedelten Sträflinge zu erkennen, die ein wüſtes, verbrecheriſches Leben in den ſchrecklichen Schwefelgruben durch furchtbar ſtrenge Arbeit büßten. Selten ſieht man ein Lächeln; faſt nie hört man heitere, luſtige Weiſen. Aber mehr wie irgendwo wird man von entſetzlich zerlumpten Armen, entſtellten Krüppeln und alten häßlichen Weibern durch Betteln beläſtigt.

Girgentis Umgebung — herrlich.

Girgenti ſelbſt — unangenehm, abſtoßend.

Man freut ſich wirklich, wenn man dort in der Stadt unter der Schar der Bettler wenigſtens intereſſante, hübſche Kinder entdeckt. Sie betteln ja auch. Aber doch gibt man ihnen lieber, denn ſie verſtehen ſo unnachahmbar rührend wie nirgends zu rufen: „Un soldo, un piccolo soldo Signor!“

---

## Eine Wohlthätigkeitsecke in Philadelphia.

Von Hermann Dalton.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Viel kürzer können wir uns bei dem dritten Zeugen warmer, barmherziger Bruderliebe dort in der feſſelnden „Wohlthätigkeitsecke“ in Philadelphia faſſen, der Zufluchtsſtätte (house of refuge) für verwahrloſte Knaben und Mädchen. Nicht um deswillen kürzer, weil bei ihm in geringerem Maße eine wohlthätige Bruderliebe zu Tage träte. Gewiß nicht! Aber dieſer dritte Zeuge im ſchönen Bunde ſteht auf dem Sprunge, ſeinen lange innegehabten Standort zu verlaſſen und weit draußen auf dem Lande ſich eine neue Heimſtätte zu gründen. Auf gleichem Boden einer menſchenliebenden Barmherzigkeit entſprungen, weiſt dieſer Zeuge neue, feſſelnde Züge auf. Chriſtliches Erbarmen iſt ja ſo vielgeſtaltig und wie immer es lauter zu Tage tritt, da zieht es die Aufmerkſamkeit auf ſich wie ein ſtarker Magnet. Dieſe Zufluchtsſtätte iſt nicht das Werk und Opfer eines Einzelnen; der Gedanke, der ſie ins Daſein gerufen, hat fort und fort nun auch die Wohlthäter geworben, das ſchöne Werk zu halten, zu fördern. Es iſt ein Gedanke von Gott und auch des Gottvertrauens, daß, der ihn eingeflößt, auch je und je die Männer und Frauen heranziehen werde, ihm ſeinen Beiſtand zu wahren. Weder das Vermächtnis eines Reichen, noch auch die warme Hand eines Wohlthäters hat dieſes Haus der Barmherzigkeit von vornherein ſicher geſtellt; die es gebaut, haben ſich ausſenden laſſen, wie der Herr ſeine Jünger, ohne Beutel. Jetzt nach 63 Jahren des Beſtandes können die Leiter des Werkes auf die Frage: „ob ſie je Mangel gehabt?“ auch antworten wie einſt die Apoſtel: „Herr, nie keinen.“

Die Kunde von Eliſabeth Fry und ihrem heldenhaften Samariterwerk in den Gefängniſſen war über den Ozean gedrungen und hatte auch in der neuen Welt warmen Nachhall gefunden. Man könnte faſt ſelbſtverſtändlich ſagen, in erſter Linie in Philadelphia, der Stadt der Bruderliebe. Ein Beſuchen der Gefangenen hub an, mit der gleichen ſchmerzlichen Erfahrung über den entſetzlich verwahrloſten Zuſtand der Gefängniſſe, die mehr Brutſtätten des Laſters als Straf- und Beſſerungsanſtalten von Verbrechern zu ſein ſchienen. Es blieb auch hier nicht bei einem thatenloſen Schmerzgefühl. Ein Teil der Ergriffenen legte Hand an, die jugendlichen Verbrecher, oft unmündige Knaben und Mädchen, von den im Laſter Ergrauten zu trennen; im weiteren Fortſchritt ihres Bemühens gelangten ſie bald zur Überzeugung, daß es wie bei der leiblichen Krankheit heilſamer ſei dem Übel vorzubeugen, als erſt, wenn es eingetreten, eine helfende Hand anzulegen. In Ausführung dieſer Überzeugung gründeten hochherzige, chriſtliche Männer bereits 1826 dieſe Zufluchtsſtätte ſowohl für jugendliche Verbrecher, als auch für verwahrloſte Knaben und Mädchen, die Gefahr laufen, ſchon in jungen Jahren auf die abſchüſſige Bahn zu geraten. Dies der Urſprung des Hauſes, das wir nun betreten.

Von hohen Mauern umgeben ſteht in einer wohlgepflegten Blumenanlage das umfangreiche Anſtaltsgebäude mit Flügelanbauten, wie ſie nicht der urſprüngliche Plan, ſondern nur das wachſende Unternehmen erforderte. Selbſtverſtändlich ſind die beiden Geſchlechter durchweg ſtreng geſchieden; nach der milderen und chriſtlicheren Geſinnung der Gegenwart minder ſelbſtverſtändlich ſind in dieſem alten Bau auch noch die weißen Kinder von den farbigen ohne jeden Berührungspunkt getrennt. In ſeinen dementſprechend vier Abteilungen beherbergte bei unſerm Beſuche das Haus 472 bezw. 130 Knaben und 110 bezw. 56 Mädchen im Alter zwiſchen 7 und 18 Jahren; einer ſtatiſtiſchen Überſicht entnehme ich, daß in der weißen Abteilung das Durchſchnittsalter der Knaben $13^{2}/_{3}$ Jahre iſt, bei den Mädchen $14^{1}/_{4}$; dagegen in der Abteilung der Farbigen bei den Knaben $12^{3}/_{4}$, bei den Mädchen $12^{1}/_{2}$ Jahre iſt. Einzelne Kinder ſind bereits mit dem Strafgeſetz für Herumtreiben und Diebſtähle in Berührung gekommen und an das Haus abgeliefert worden; die Mehrzahl hat eine barmherzige Liebe aufgeſucht und geſammelt, ſie vor dem drohenden Falle zu bewahren und ſie rechtzeitig aus dem Bannkreis verwerflicher häuslicher Umgebung zu ziehen. Sobald der aufgenommene Pflegling die Schwelle des Hauſes betreten, geſchieht ſeiner vielleicht anrüchigen Vergangenheit keine Erwähnung; das Kind erfährt, daß der Direktor um dieſelbe weiß, erſt dadurch, daß es dem väterlichen Freunde ſelbſt ſein kleines, belaſtetes Herz ausſchüttet; aber in vielen Fällen ahnt auch der Lehrer nicht, welche oft dunkle Geſchichte bereits in das Tagebuch dieſes jungen Lebens eingetragen iſt.

Die Kinder erhalten, gegenwärtig auch in den Knabenabteilungen, nach amerikaniſcher Sitte meiſt von Lehrerinnen den gewöhnlichen Volksunterricht; das Hauptgewicht der Unterweiſung ruht auf dem Erlernen verſchiedener Handarbeiten. Eine größere Mannigfaltigkeit der Beſchäftigung findet ſich nach dieſer Seite bei den Knaben wie bei den Mädchen. Ein Gang durch die verſchiedenen Arbeitsſäle bot Intereſſe und auch Genuß. Hier hockten 40—50 Knaben mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Schneidertiſch oder ſaßen an der Maſchine, um unter Anleitung eines tüchtigen Meiſters dieſe Hantierung zu erlernen; nebenan hämmerten die kleinen Schuſter und handhabten geſchickt den Draht; weiter waren emſig hinter ihrer Arbeit her die jugendlichen Korbflechter, die Beſen- und Bürſtenbinder, Tiſchler und Schloſſer. Die Mädchen trafen wir in der Mehrzahl mit Nähen beſchäftigt, einen Teil aber an der Waſchbütte, im Plättraum, in der Küche. Über 100 000 Mark werden jährlich aus dieſen mancherlei Handarbeiten der Kinder gelöſt. Meiſt fanden wir ſie flink beim Werk, winkt doch dem Fleißigen erwünſchter Lohn. Wer mit ſeinem Tagewerk zur Zufriedenheit fertig geworden, darf den Reſt der anberaumten Zeit in freiem Tummeln auf dem Spielplatz verbringen.

Tagsüber ſind die aufgenommenen Kinder unter ſtändiger und ſcharfer Aufſicht zuſammen; des Nachts aber werden die Einzelnen in engen Zellen eingeſchloſſen, die knapp nur den Raum für eine einfache Lagerſtätte bieten. An den Thüren ſind von außen verſchiebbare Gucklöcher für den in dem durchgehenden Gang wachehaltenden Wärter, ähnlich wie bei den Zellengefängniſſen, angebracht. Nur die Jüngſten ſchlafen gemeinſam unter Aufſicht eines Pflegers. Das in den verſchiedenen Abteilungen gemeinſame Mahl wird in großen Speiſeſälen eingenommen, deren Wände ſinnvoll mit Lebensſprüchen, dem Worte Gottes oder dem Volksmunde entlehnt, geſchmückt ſind. Das Mittagsmahl war einfach, aber kräftig, ſchmackhaft und auch reichlich zubereitet. Ein bei großen

Anſtalten kaum zu vermeidender Übelſtand machte ſich auch hier bemerkbar, daß die Speiſen, zeitig auf den langen Tiſchen aufgeſtellt und jedem Einzelnen in ſeinen Teller vorgelegt, kalt werden, bis die Kinder endlich zulangen dürfen. Denn erſt wenn die Anrichter mit ihrer Arbeit des Austeilens fertig ſind, wird das Zeichen zum Antreten auf dem Spielplatze gegeben. Dann kommen die einzelnen Klaſſen von den verſchiedenen Höfen langſam, einer hinter dem andern, heranmarſchiert, ſtramm wie junge Kadetten in einer preußiſchen Unteroffizierſchule, und nehmen an ihren Tiſchen Aufſtellung. Wenn endlich die letzte Kolonne eingezogen, wird zum Tiſchgebet kommandiert und dann erfolgt der erſehnte Befehl zum Niederſetzen und Zugreifen.

Wir haben ſchon erwähnt, daß die Verwaltungsräte im Begriffe ſtehen, die Anſtalt weiter ins Land hinein zu verlegen. Es iſt dies nicht nur eine Veränderung des Wohnſitzes; es tritt durch den Wechſel ein weſentlicher und rühmenswerter Fortſchritt in Verfolgung der beſonderen Aufgabe des Hauſes zu Tage. Man hat draußen auf dem Lande ein fruchtbares und umfangreiches Beſitztum erworben, das genügenden Raum gewährt, die Knaben und Mädchen nun auch im Landbau und in der Landwirtſchaft zu beſchäftigen, eine gerade für eine ſolche Anſtalt nicht hoch genug anzuſchlagende Erweiterung im Kreiſe der Beſchäftigungen. Eine andere Änderung, die mit dem Neubau geplant iſt, greift noch tiefer und ſegensreicher in die Erziehung der anvertrauten Kinder. Es iſt nicht die Abſicht, eine große Kaſerne zu bauen und darin faſt unvermeidlich die kleinen Pfleglinge wie eine Soldatenreihe zu drillen; vielmehr will man eine Reihe kleinerer Familienhäuſer bauen und damit den Knaben und Mädchen ſoweit nur möglich den traulichen Kreis einer chriſtlichen Familie mit ihrer engeren, ſegensreichen Umgrenzung bieten, innerhalb welcher das einzelne Kind nicht eine kalte Ziffer in einer großen Zahl iſt, ſondern ſich als lieben Pflegling eines kleinen Hausſtandes aufgenommen und gehütet ſieht. Es that dem Chriſten und dem Deutſchen ſo ungemein wohl, bei dieſen beiden letzten Zeugen in der betretenen Wohlthätigkeitsecke in Philadelphia die beiden Lebensgedanken unſerer zwei Heroen auf dem Gebiete der inneren Miſſion zum ſiegreichen Durchbruch nun auch in der neuen Welt gelangt zu ſehen, drüben im Mary Drexelheim unſers Fliedners Diakoniſſe, hier in der geſegneten Zufluchtsſtätte verwahrloſter Kinder unſers Wichern Familienpflege des „Rauhen Hauſes.“

Nicht in kümmerlichem Aufzuge haben dieſe beiden — wir dürfen wohl einmal kühnlich ſagen — weltüberwindenden Gedanken wahrhaft evangeliſcher Barmherzigkeit ihren Eintritt in Philadelphia gehalten. Eben hatten die Vormünder der Zufluchtsſtätte ihre Abſicht der Verlegung der Anſtalt und der durchgreifenden Veränderung auch in der Erziehung durch die geplanten Familienhäuſer öffentlich mitgeteilt und unumwunden auch dies, daß dieſe Änderung einen Koſtenaufwand von drei Millionen Mark verurſachen werde, eine Summe, für deren Aufbringung ſie nur auf die Wohlthätigkeit derer angewieſen ſeien, die der durchgreifenden Neuerung zuſtimmen, und ehe ein Monat verſtrichen war, lag in der Baukaſſe eine Summe von einer Million Mark, von zwei hochherzigen Bürgern Philadelphias mit warmer Hand geſpendet als freudiger Zuruf zu dem unternommenen Werke, als ein ſchönes Zeichen, daß das Gepräge, welches Penn ſeiner Stadt gegeben, im Strome der Zeit bis zur Stunde noch nicht untergegangen iſt.

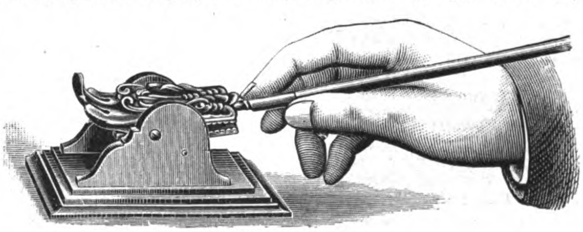
# Familientiſch und Spielecke.

## Die Herzkrankheit Afrikas

nennt Henry Drummond einen Abſchnitt ſeiner Erlebniſſe und Beobachtungen im ſchwarzen Erdteil, die in deutſcher Überſetzung unter dem Titel „Inner-Afrika“ im Verlage von F. A. Perthes in Gotha erſchienen ſind. Das Buch iſt bemerkenswert durch den ſittlichen Ernſt, mit dem der Verfaſſer ſich gegen die Sklavenjagden und den Sklavenhandel der Araber, eben die Herzkrankheit Afrikas, wendet und enthält durchaus praktiſche Fingerzeige, wie dem Übel geſteuert werden kann. Was Drummond über die Opfer berichtet, die der Sklavenhandel täglich und ſtündlich erfordert, iſt nicht gerade neu, aber es iſt nach den zuverläſſigſten Quellen zuſammengeſtellt und zwar in ſo überzeugender und klarer Weiſe, daß auch demjenigen, dem die Thatſachen nicht mehr fremd waren, der ihnen aber als weit entlegenen Dingen kühl gegenüberſtand, der Schrecken und die Unmenſchlichkeit dieſer Zuſtände und die Notwendigkeit, an einer Änderung mitzuwirken, zum vollen Bewußtſein kommen werden. Drummond ſieht zwei Möglichkeiten, dem Ubel zu ſteuern. „Die erſte iſt, daß England oder Deutſchland oder gleichviel welche europäiſche Macht, der es Ernſt iſt, in Zanzibar feſten Fuß faſſe und daſelbſt alsbald erkennen laſſe, daß ſie weiß, was ſie will. Zanzibar, die arabiſche Hauptſtadt, iſt ein Schlüſſel der Lage, und ein Denkzettel, der hier den Arabern angehängt wird, kann nicht verfehlen, bei der ganzen mohammedaniſchen Geſellſchaft in Afrika Eindruck zu machen.“ Das iſt zweifellos richtig; leider aber iſt es auch unbeſtreitbar, daß Henry Drummond dieſe Anſicht bisher in England ſehr vereinzelt vertritt und daß engliſcher Einfluß bis heute in Zanzibar viel mehr nach der Richtung gewirkt hat, die Macht der Araber zu ſtärken und den arabiſchen Sklavenjägern auf dem afrikaniſchen Kontinent ihren heimatlichen Nähr- und Mutterboden zu erhalten, als das Sultanat Zanzibar mit ſeiner ſklavenjägeriſchen Miſſion verſchwinden zu laſſen. Daß ſich engliſche Ärzte fanden, welche die „natürlichen Urſachen“ des Todes des plötzlich verſtorbenen Sultans von Zanzibar vor aller Welt beſtätigten, iſt der letzte augenfällige Beweis für die Richtung, nach welcher engliſcher Einfluß auf Zanzibar thätig iſt. Einen anderen Schlüſſel der Lage ſieht Henry Drummond in der Beherrſchung der großen Waſſerſtraße nach Innerafrika und des innerafrikaniſchen Seengebietes. „Als eine militäriſche Operationsbaſis, ſagen wir lieber eine Baſis für Sicherheitspatrouillen, läßt ſich nichts Beſſeres wünſchen als dieſe Binnenmeere. Ein Dampfer auf jedem — oder auch nur einmal einer auf dem Njaſſa und einer auf dem Tanganjika — mit einigen Depots der nötigen Rückhaltsmannſchaft auf den geſunden Hochebenen ihrer Umgebung, würde den Landfrieden ſofort herſtellen. Nur eine geringe ſchlagfertige Mannſchaft wäre nötig; es könnten Weiße ſein oder Schwarze und Weiße. Die Koſten ſind angeſichts des bedeutenden Erfolges gar nicht in Anſchlag zu bringen: handelt es ſich doch um nichts Geringeres als friedliche Zuſtände der ganzen Äquatorialgegend!“ Auch darin hat Drummond zweifellos recht, denn die Sklavenkarawanen der Araber müſſen das Seengebiet paſſieren, um an die Küſte zu gelangen, und ihre Sklavenjagden im Innern haben keinen Zweck mehr, wenn ihnen der Weg an die Küſte verlegt iſt. Die deutſche Regierung hat denſelben Gedanken gehabt, wie Henry Drummond, und dem Engagement Emin Paſchas, ſowie ſeiner Expedition nach dem Viktoria-Nyanza liegt nur die Abſicht zu Grunde, dieſen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Aber in England ſteht Henry Drummond auch mit dieſer Anſicht ziemlich allein; die Erregung der öffentlichen Meinung in England bei dem bloßen Bekanntwerden der Abſichten der deutſchen Regierung beweiſt es. Wir wollen daher wünſchen, daß Drummonds Buch nicht nur in Deutſchland klärend wirkt und die Lauen und die Gegner der deutſchen Kolonialpolitik in Oſtafrika von der chriſtlichen und humanitären Seite dieſes Werkes überzeugt, ſondern daß es vor allen Dingen in England der Anſicht Bahn bricht, daß eine ſelbſtſüchtige Intereſſenpolitik um kein Haar beſſer wird, wenn ſie ſchöne Schlagworte im Munde führt.

## Hauswirtſchaftliches.

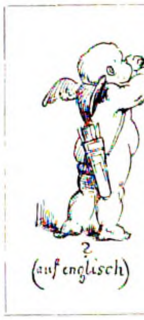
Als die Shannonapparate auftauchten, machten wir an dieſer Stelle auf dieſelben aufmerkſam und die große Verbreitung, welche wir ihnen damals prophezeiten, iſt ſeither wirklich eingetreten. Indeſſen wandte ſich zunächſt, wie dies in der Natur der Sache liegt, nur die Geſchäftswelt der vortrefflichen Einrichtung zu, dem Privatmann erſchien ſie



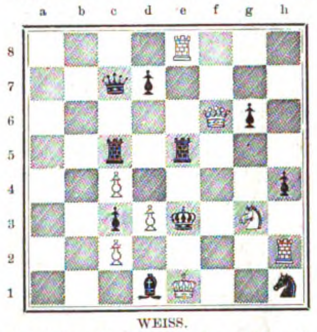
Automatiſcher Federreiniger.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

## Bilderrätſel.



## Schachaufgabe von Prediger R. J. Wright.



Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

### 1. Kapſelrätſel.

Hier iſt das Felſenriff, drauf Tell aus der Barke geſprungen,
Sieh! ein ewiges Mal hebet dem Kühnen ſich hier,
Nicht die Kapelle dort, wo ſie jährliche Meſſen ihm ſingen,
Nein, des Mannes Geſtalt; ſiehſt du, wie herrlich ſie ſteht?
Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff.
Nicht aus Stein iſt das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geiſtigen Blick Freier erſcheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauſet die Brandung,
Um ſo mächtiger nur hebt ſich die Heldengeſtalt.

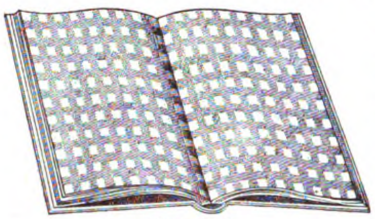
Die obigen Verſe von Ludwig Uhland enthalten — aber in anderer Reihenfolge — 1. einen Dichter, 2. einen Planeten, 3. einen Bund, 4. ein italieniſches Fürſtengeſchlecht, 5. eine Göttin der Griechen, 6. ein Pelzwerk, 7. einen Fluß, 8. einen Vornamen, 9. eine der Perſonen in einem Drama von Schiller.

### 2. Rätſel-Diſtichon.

Was euch kündet mein Wort, gern tragen es Frauen und Mädchen;
Nehmt ihr dem Wort einen Laut, dient's vielen Tieren zur Wehr.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

meiſt zu umſtändlich und zu koſtſpielig und nach wie vor kämpften wir auf unſeren Schreibtiſchen und in deſſen Fächern und Kaſten den ſchrecklichen Kampf mit den verlegten, vergeſſenen, nicht wieder aufzufindenden Briefen und Rechnungen. Neuerdings hat Herr Aug. Zeiß, der Inhaber des Shannonpatents, Berlin W., Leipzigerſtraße, jedoch kleinere und vereinfachte Apparate in den Vertrieb gebracht, die gerade für die Privatkorreſpondenz beſtimmt ſind. Ein ſtarkes, hübſch ausgeführtes Pappgehäuſe, das „Privatarchiv“, mit zwei Mappen, welche zugleich den Mechanismus enthalten, vereinigt alle Vorzüge der großen Apparate in ſich; die einfache Vorrichtung erlaubt das ſofortige Einfügen aller neu ankommenden Briefe bei den Briefen desſelben Abſenders, ſie ermöglicht, da alle Schriftſtücke alphabetiſch geordnet ſind, das ſofortige Auffinden jedes Briefes ſelbſt nach langer Zeit; jeder einzelne Brief kann ſofort herausgenommen werden, ohne die übrigen zu löſen — mit einem Wort: das Privatarchiv gewährleiſtet jederzeit volle Überſicht und unbedingte Ordnung in der Korreſpondenz. Der Preis des verſchließbaren Apparats, welcher ganz dazu angethan iſt, uns unendliche Mühe und vielen Verdruß zu erſparen, beträgt 15 Mark.



Sammelbuch.

Dieſelbe Firma hat es ſich zur Aufgabe gemacht, uns auch noch von anderen Schreibtiſchſorgen zu erlöſen. Eine große Kleinigkeit ſcheinbar und doch für jeden Mann, der wirklich viel am Schreibtiſch thätig ſein muß — und wer muß dies in unſerer ſchreibeluſtigen Zeit nicht — iſt die Wahl eines praktiſchen Tintenfaſſes; nichts iſt z. B. fürchterlicher, als ein nicht feſt ſtehender Tintenbehälter mit womöglich zu kleiner Öffnung. Das Zeißſche Tintenfaß (Preis zwei Mark) beſteht aus einem kräftig geformten polierten Holzblock, in welchen das geräumige Glas eingeſetzt iſt; in dieſem Glaſe aber befindet ſich, und dies iſt die Eigenart der Konſtruktion, ein poröſer Schwamm, der einmal ein zu tiefes Eintauchen, dann aber auch das Aufſtauchen der Feder verhindert und nur ſoviel Tinte in die letztere läßt, als zum Schreiben wirklich nötig iſt. Zu dem Tintenfaß gehört der automatiſche Federreiniger: ein kleines Metallgeſtell in Geſtalt eines Drachenrachens, deſſen Inneres mit zwei Lederkiſſen gepolſtert iſt. Führt man die Feder ein und drückt auf den Unterkiefer, ſo ſchließt ſich der Rachen und wenn man nun die Feder zurückzieht, reinigt ſie ſich von ſelbſt. Der Preis beträgt ebenfalls zwei Mark. Ganz beſonders praktiſch aber iſt uns im eigenen Gebrauch das Sammelbuch (Preis drei Mark) erſchienen: ein einfach aber hübſch gebundenes, mit vielen Falzen verſehenes Buch in Quartformat enthält zahlreiche Seiten mit karrierten gummierten Linien und iſt zur Aufnahme jener tauſend kleinen Zettel, Zeitungsausſchnitte, Karten, Adreſſen, Stoffmuſter u. ſ. w. beſtimmt, die man gern aufhebt, aber regelmäßig nicht finden kann, wenn man ſie braucht. Die betreffenden Notizen und Zettel werden durch einfaches, leichtes Befeuchten einer gummierten Stelle angeklebt und der Zwiſchenraum zwiſchen den gummierten Linien kann dabei noch zum Einſchieben von Nummern und kurzen Bemerkungen benutzt werden. Seitenzahlen und Inhaltsverzeichnis erleichtern das Auffinden der einzelnen eingeklebten Gegenſtände. Das Buch wird ſich ſicher bald viele Freunde erwerben.

## Kirche und Schule.

Die hochwichtige Miſſion in den deutſchen Kolonien ſchreitet langſam aber ſtetig vorwärts. Bekanntlich war es zuerſt die römiſch-katholiſche Kirche, die in den Schutzgebieten eine lebhafte Thätigkeit entfaltete, eine Thätigkeit, welche jetzt vorausſichtlich noch ſtärker anwachſen wird, da nach den letzten im Reichstage abgegebenen Erklärungen das auswärtige Amt kaum irgend einer Ordenskongregation mehr den Zutritt verweigern wird, ſofern nur die betreffenden Miſſionare Deutſche ſind. So hat kürzlich die bisher vorzugsweiſe in Braſilien wirkende Societa Pallotina die Erlaubnis erhalten, in Kamerun zu miſſionieren. Langſamer und ungünſtiger haben ſich bisher die evangeliſchen Miſſionen in den Koloniſationsgebieten entwickelt. Die von Berlin aus in Deutſch-Oſtafrika mit vieler Mühe angefangene Miſſionsarbeit — unter dem Miſſionar Greiner — wurde faſt völlig vernichtet durch den Aufſtand der Eingeborenen, bei dem ſämtliche Miſſionsgebäude eingeäſchert ſind, und es wird großer Ausdauer und Geduld bedürfen, um nur das bereits Erreichte wieder zu gewinnen. Ein wenig günſtiger lautet, was der neueſte Bericht der Baſeler Miſſionsanſtalt über deren Thätigkeit in Kamerun ſchreibt. Freilich ſind auch dort von den ausgeſandten zwölf Miſſionaren bereits vier an klimatiſchen Krankheiten geſtorben, immerhin ſind doch geringe Fortſchritte bemerkbar: die neugegründete Gemeinde zählt zur Zeit 160 Glieder, 88 ſtehen noch im Taufunterricht; die Miſſionsſchulen beſuchen 350 chriſtliche und heidniſche Kinder.

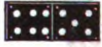
---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 29.

### Bilderrätſel.

Baſſiſt.

### Dominoaufgabe.

Die ſechs Steine, welche B übrig behält, haben zuſammen 27 Augen. Im Talon liegt, außer den ſieben Doppelſteinen: .

1. Zweiſilbige Scharade. Handkuß.

2. Rätſel-Diſtichon. Lärche — Lerche.

3. Dreiſilbige Scharade. Ehemann.

---

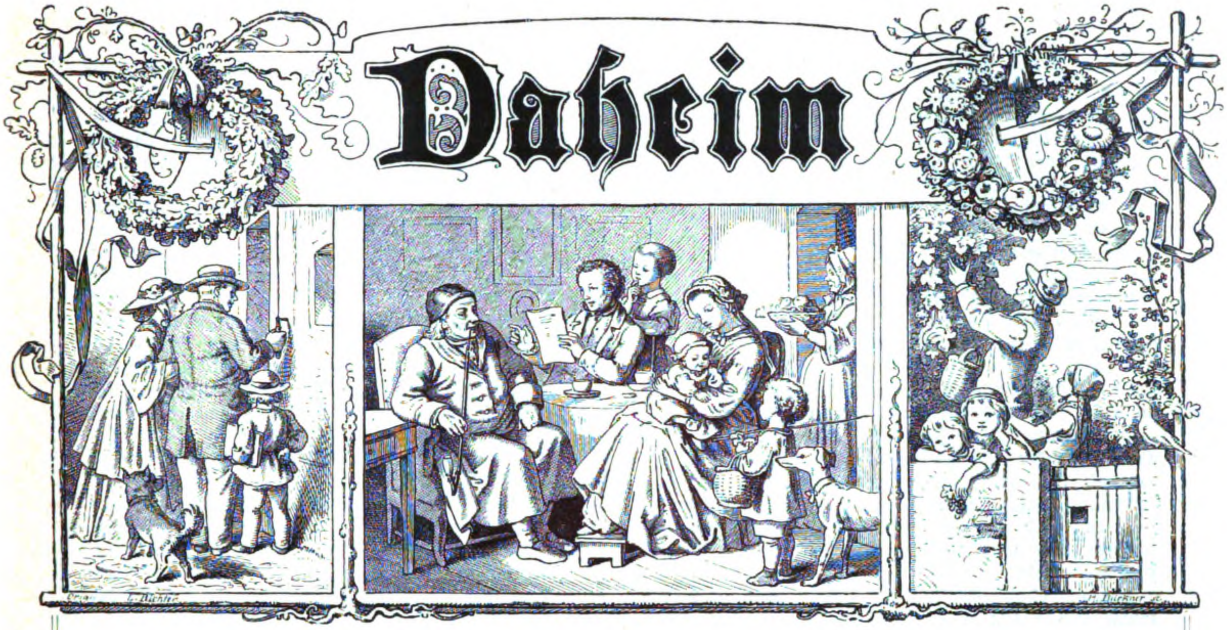
**Inhalt:** Der König von Polniſchecken. Fortſ. Erzählung von Moritz von Reichenbach. — Auch ein Sorgenkind. Nach dem Bilde von Heinrich Moderſohn. — „Und der Hauptmann mit dem Schnurrbart!“ — Es wird geſucht. Von J. Trojan. Mit zwei Illuſtr. — Gemütliche Politiker. Nach dem Bilde von E. Harburger. — Der Zonentarif der Ungariſchen Staatseiſenbahn. — Girgenti auf Sizilien. Von Carl Tanera. Mit drei Illuſtr. — Eine Wohlthätigkeitsecke in Philadelphia. Von Hermann Dalton. Schluß. — Familientiſch und Spielecke: Die Herzkrankheit Afrikas. Hauswirtſchaftliches. Mit zwei Illuſtr. Kirche und Schule.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



# Daheim

## Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

**XXVI. Jahrgang.** Ausgegeben am 3. Mai 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. **1890. №. 31.**

## Der König von Polniſchecken.

Erzählung von Moritz von Reichenbach.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

„Sie hatten nicht das Gefühl einer älteren Schweſter gegenüber zu ſtehen, und ich hätte Ihnen dieſes Gefühl geben ſollen. Lieber Freund, wollen Sie mir verzeihen, wenn ich mich in Ihrer Gegenwart zu ſehr vom Zauber des Augenblicks hinreißen ließ? Und als Beweis dafür, wie nahe Sie meinem Herzen ſtehen, und welch unbegrenztes Vertrauen ich zu Ihnen beſitze, will ich Ihnen auch ſagen, was ſonſt niemand weiß, außer dem einen, den es betrifft; mein Herz iſt nicht frei, ich liebe und werde geliebt, ohne Hoffnung, ohne Möglichkeit einer Vereinigung — aber dennoch — ich habe entſagt, ohne mein Herz losreißen zu können. Und der Mann, den ich liebe, trägt Ihren Namen — mögen Sie denn alles wiſſen — Sie kennen das Schickſal Ihres Onkels, des Generals Hans Hermes, und Sie wiſſen daher auch, ſobald ich Ihnen ſeinen Namen nenne, was ihn und mich trennt.“ — Sie hatte in ſteigender Erregung geſprochen, in ihren Augen ſchimmerten helle Thränen, als ſie jetzt Hans die Hände entgegenſtreckte und ſagte:

„Verſtehen Sie es jetzt, daß ich Ihnen anders, als einem Fremden begegnen mußte, und — können Sie mir verzeihen, daß ich wohl ſelbſt den Irrtum verſchuldete, unter dem Sie jetzt leiden?“

Hans beugte ſich, tief ergriffen über ihre Hand.

„Ich habe nichts zu verzeihen, nur zu danken habe ich Ihnen. Ihre Liebe durfte ich nicht erwerben — Ihr Vertrauen haben Sie keinem Unwürdigen geſchenkt. Leben Sie wohl, Frau Jutta —“

„Sie gehen! Und Sie kehren, fürchte ich, nicht ſo bald hierher zurück!“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht — jetzt nicht —“

„Aber wenn Sie es einſt können werden — denken Sie doch nur, in wenigen Jahren bin ich ja eine alte Frau!“

„Wenn ich es einſt können werde, dann komme ich wieder!“

„Ich danke Ihnen!“

Nochmals beugte er ſich über ihre Hand und ihre Lippen berührten leiſe wie ein Hauch ſeine Stirn.

„Lebe wohl!“

### VII.

Am ſelben Nachmittage ſchrieb Hans ein Urlaubsgeſuch und einen längeren Brief an ſeinen Vater, worin er demſelben mitteilte, daß er ſich angegriffen fühle, und nun ernſtlich daran dächte, die Reiſepläne, die ihm ſchon lange im Kopfe geſpukt hätten, und zu denen er ja früher auch ſchon halb und halb die Einwilligung des Vaters erhalten hätte, auszuführen.

Als er die Briefe zur Poſt trug, traf er den Sanitätsrat, der ſoeben eine Depeſche aufgegeben hatte.

„Wiſſen Sie es ſchon?“ fragte der alte Herr, mit einem ſonderbaren feuchten Schimmer in den Augen.

„Was denn?“ entgegnete Hans, der das Gefühl hatte, daß ihm alles gleichgültig ſein würde, was er auch erfahren konnte.

Dennoch ſchlug ſein Herz ein paar ungeſtüme Schläge, als der alte Herr fortfuhr:

„Ihr Onkel, der General Hermes, hat ſeine Frau verloren, eine Erlöſung für beide, da die Arme, wie Sie wiſſen, ſeit vielen Jahren irrſinnig war. Ihr Onkel ſtand früher hier in der Nähe in Garniſon und ich wurde damals zugezogen, um zu entſcheiden, ob ich den Zuſtand der Kranken für unheilbar hielt. Ich kannte ähnliche Fälle, die zur

Geneſung geführt hatten, und konnte nur demgemäß entſcheiden. Und Ihr Onkel war rührend in ſeiner Fürſorge und Pflege, obgleich es ihm ſchwer genug wurde, eine ſolche Art von Leben zu führen. Erſt ſpäter entſchloß er ſich dazu, ſie einer Anſtalt zu übergeben, damals, als er nach der Türkei ging. Seitdem habe ich immer ab und zu einmal nach der Kranken geſehen und ihm dann Bericht erſtattet, weil er ſich nun einmal ein beſonderes Vertrauen zu mir in den Kopf geſetzt hatte. Soeben bekam ich die Depeſche von dem Ableben Ihrer Tante. Nun kehrt Ihr Onkel wohl auch wieder ins Land zurück, denke ich."

„Dann werden ſich unſere Wege kreuzen, denn ich denke in nicht zu langer Zeit außer Landes zu gehen."

„Wa—as?"

„Es iſt ein alter Plan, und da ich nicht glaube, daß ich gerade hier in Polniſchecken unerſetzlich bin —"

„Ein alter Plan? Hm? Na, wenn Sie meinen. Am Ende muß jeder ſelbſt am beſten wiſſen, was für eine Art von Luft er braucht, und in der hieſigen mag man wohl am beſten gedeihen, wenn man erſt das Schwabenalter erreicht hat. Ich will nun gleich nach Dobroda fahren, die Nachricht wird unſere Freundin dort intereſſieren. Morgen, Herr Amtsrichter."

Hans blickte ihm erſtaunt nach. Nach Dobroda? Wußte dieſer Mann denn alles? Nun, immerhin, was kümmerte es Hans, was die Leute wußten oder nicht wußten. Er für ſein Teil wußte, daß er dicht am Glück vorübergegangen war. Aber das Glück hatte nur mit weichen Lippen flüchtig ſeine Stirn berührt, dann war es ihm entſchwebt für immer.

## VIII.

Ein Jahr war vergangen. Hans war von ſeiner Orientreiſe, die ihn „bis zu den Fluten des Ganges" geführt hatte, mit gebräunten Wangen, erweiterten Anſchauungen und neuer Lebensluſt zurückgekehrt — zunächſt zurück in den einmal übernommenen Wirkungskreis, doch mit der Hoffnung im Hintergrunde, daß es den Konnexionen ſeines Vaters gelingen würde, ſeine Verſetzung nach einem größeren Orte zu bewerkſtelligen. Daß es ihm nicht möglich ſein würde, eine Begegnung mit Frau Jutta auf die Länge zu vermeiden, um ſo weniger als dieſe binnen kurzem die Frau ſeines aus der Türkei zurückgekehrten Onkels werden ſollte, wußte er, doch er ſchob die Begegnung auf, ſo lange als möglich. Die Rückkehr in die alten Verhältniſſe hatte auch die alten Erinnerungen gar zu lebhaft in ihm wachgerufen. Kurz nach ſeiner Rückkehr beſuchte er den Sanitätsrat.

Der alte Herr kam eilig aus ſeinem Studierzimmer Hans entgegen, zog die Thür hinter ſich zu, als habe er dort ein Geheimnis zu behüten, und bewillkommnete Hans im Vorzimmer.

„Ah, der Weltumſegler! Na, das iſt recht und brav, daß Sie wieder da ſind, ich freue mich herzlich, wirklich recht herzlich; Sie müſſen mir viel erzählen — ich habe nur da einen ganz eiligen Beſuch bei dem Bürgermeiſter zu machen, ſeine Frau hat wieder einen ihrer Krampfanfälle, das dauert aber nicht lange und ich laſſe Sie nicht fort — habe da auch außerdem eine kleine Freundin, die ebenfalls auf mich warten muß — na, kommen Sie, tröſten Sie ſich miteinander, bis ich wiederkehre."

„Aber ich komme ein andermal, Herr Sanitätsrat!"

Der Arzt hatte jetzt ſein Studierzimmer geöffnet und drängte Hans hinein.

„Nein, nein, nein, machen Sie mir meinen Beruf nicht noch ſchwerer als er ohnehin iſt, indem Sie mir fortlaufen, während ich die Bürgermeiſterin in Ordnung bringe. Kommen Sie herein, ſo, und nun warten Sie. Ellychen, das iſt der Amtsrichter Hermes — ich komme ſofort wieder, ſofort!"

Die Thür ſchloß ſich hinter ihm und Hans ſtand einer jungen Dame gegenüber, deren Namen er zwar nicht kannte, deren Erſcheinung ihn aber im erſten Augenblicke völlig faſſungslos machte, denn — ſie glich Zug für Zug Frau Jutta Wilzack. Die junge Dame ſchien übrigens nicht weniger beſtürzt als er, denn ſie war erſchrocken aufgeſprungen, und Hans hatte geſehen, wie ſie mit dem Taſchentuch eilig über ihre Augen gefahren war, um die Thränen, die noch darin ſtanden, zu verwiſchen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," begann er, „ich kann wirklich nichts dafür, daß ich hier ſo plötzlich eindrang, und ich bin auch ganz bereit, mich ſofort wieder zurückzuziehen —"

„Nein, nein, das iſt nicht nötig," erwiderte ſie, während helle Röte ihr Geſichtchen bis in die Schläfen hinauf überflog, „das iſt nun wieder ſo ein Streich vom Onkel Doktor — er iſt ſo gut und ich habe ihn ſo lieb, aber er kann es nicht laſſen, die Leute zu necken, und aus reiner Neckerei hat er Sie jetzt hier hereingeführt, um uns beide in Verlegenheit zu bringen. Aber nun wollen wir ihm den Gefallen nicht thun, nicht wahr?"

Hans verbeugte ſich, unwillkürlich lächelnd, und ſie ſetzte hinzu:

„Ich kenne Sie eigentlich ſchon ganz gut, durch Mama..." Da ſchoſſen ihr plötzlich wieder die Thränen in die Augen, die Sicherheit, mit der ſie Hans und ſich aus der Verlegenheit geholfen hatte, und die ihr allerliebſt ſtand, war verſchwunden. Hans ſah, wie die Händchen ſich feſt um das Taſchentuch ſchloſſen, der kleine Mund zuckte.

Ein plötzlicher Schrecken durchrieſelte ihn.

„Ihre Mama iſt doch nicht krank —"

Sie konnte nicht gleich antworten — weil ſie ſichtbar die Thränen niederkämpfte — und er fuhr fort:

„Mein Gott, Ihre Anweſenheit hier bei dem Doktor, Ihre Erregung laſſen mich fürchten..."

„Nein, nein, Mama iſt ganz geſund, und ſie wird ſich freuen, Sie wiederzuſehen — nur, nur — ach, verzeihen Sie, daß ich ſo thöricht bin und mich nicht beherrſchen kann, und Sie ſind doch ein Fremder für mich, aber — aber —"

Ja, nun war alle Faſſung vorbei, ſie drückte das Taſchentuch vor die Augen und weinte.

Es lag etwas ſo Hilfloſes, Rührendes in dieſem Thränenausbruch, daß Hans ſich von inniger Teilnahme erfaßt fühlte, obgleich er ihren Kummer nicht kannte. Plötzlich ſprang das Mädchen auf und blickte Hans mit ihren thränenüberſtrömten Augen an.

„Sehen Sie, wie dumm ich bin, und wie thöricht, denn Mama iſt ja ſo glücklich, und — und — ich will ja auch, daß ſie glücklich ſein ſoll, aber — heut über acht Tage iſt ihre Hochzeit, und — dann ſteht ein anderer Menſch ihr näher als ich, und das, das — iſt zu ſchwer zu denken. Lachen Sie mich nun aus?"

„Nein," ſagte Hans und ſein Geſicht ſah dabei ſo tief ernſt und verſtändnisvoll aus, daß Elly Wilzack von dieſem Augenblicke an das größtdenkbare Zutrauen zu ihm faßte.

„Eine ſolche Empfindung verſtehe ich vollkommen," ſetzte er mit ſeiner tiefen Stimme hinzu. Elly ſah ihn dankbar an.

„Aber egoiſtiſch iſt es doch von mir," fuhr ſie fort, „und weil ich das recht gut fühle und Mama gar nicht zu wiſſen braucht, wie thöricht ich bin, bat ich den Doktor, der heute früh bei unſern Leuten war, mich mitzunehmen. Ich ſagte ihm, daß ich mich bei ihm ausweinen wollte, und nun ſchickt er Sie mir dazu. Manchmal ſollte man faſt denken, daß er boshaft wäre. Finden Sie nicht?"

„Aber wir machen ſeine Bosheit zu ſchanden, indem wir uns verſtändigen."

„Ja, das kommt daher, weil Sie ſo gut ſind."

„O nein, weil Sie ſo ehrlich ſind, und Ihr Schmerz etwas ſo Natürliches, Berechtigtes hat."

„Ja, das würden Sie eben nicht finden, wenn Sie nicht gut wären — Mama ſagt auch, Sie ſeien einer von den wenigen Menſchen, die gut und klug zugleich wären."

„O, Ihre Mama iſt zu gütig. Ich habe ſchöne, unvergeßliche Tage in Dobroda verlebt."

„Nicht wahr, ſo wie Mama iſt gar keine andere Frau!"

„Nein, ſie iſt einzig!"

„Wie mich das freut, daß Sie das ſagen. Ich war auch damals ſehr froh, als Mama ſo viel von Ihnen ſchrieb, und ich daraus ſah, daß ſie nicht ſo allein und einſam war, wie ich fürchtete, denn es war ja ein großes Opfer, das ſie mir brachte, als ſie erlaubte, daß ich die engliſchen Verwandten in London beſuchte. Zwei Monate mußte ich doch wenigſtens fortbleiben — das wußten wir ja beide — aber ich wünſchte es mir ſo ſehr, London kennen zu lernen. Sehen Sie, damals war ich auch egoiſtiſch — aber ich wußte freilich nicht, daß Mama nur noch ſo kurze Zeit für mich ganz allein da ſein würde. O, wenn ich das gewußt hätte, da wäre ich nicht fortgegangen. Dann hätte ich Sie ja auch ſchon viel früher kennen gelernt!"

„Denken Sie nur, gnädiges Fräulein, daß ich Sie mir viel kleiner vorgeſtellt hatte, noch gar nicht erwachſen."

„Aber ſahen Sie denn nicht mein Bild?"

„Ich erinnere mich nicht" — er wußte recht gut, daß er viel zu ſehr mit der Mutter beſchäftigt geweſen war, um nach dem Bilde der Tochter zu ſehen — „und dann ſagte Ihre Frau Mama immer ‚meine Kleine.'"

„Ja, ſo nennt ſie mich, obgleich ich ganz genau ebenſo groß bin wie ſie. Finden Sie denn auch, daß ich Mama ähnlich ſehe."

„In ganz ungewöhnlicher Weiſe, gnädiges Fräulein."

„Ich bin ſo ſtolz darauf!"

Der Sanitätsrat öffnete die Thür.

„Na, ich bin doch nicht zu lange geblieben? Und die Herrſchaften haben inzwiſchen Bekanntſchaft miteinander gemacht? Ja, ſolche Leute findet man nicht immer beim Doktor, das gilt von Ihnen beiden, denn wie Patienten ſehen Sie beide nicht aus. Wirklich, die Reiſe iſt Ihnen famos bekommen, Herr Amtsrichter, laſſen Sie ſich mal ordentlich anſehen, ganz braun geworden ſind Sie, und wahrhaftig um fünf Jahre verjüngt. Nun packen Sie einmal aus mit Ihren Reiſeerlebniſſen. Sie haben doch Bilder mitgebracht?"

„Allerdings, aber die liegen drüben bei mir."

„Wiſſen Sie was, lieber Freund, dann gehen Sie hin und holen Sie ſie. Wir wollen hier in der Zeit eine kleine Willkommenbowle machen, nicht wahr, Ellychen. Sie helfen mir dabei, und nachher koſten wir die Bowle und beſehen Ihre Bilder, bleiben dabei aber unter uns. Ich will einmal natürliche Jugend um mich haben, die künſtliche meiner Menagerie ſtellen wir einſtweilen kalt."

So plauderte er fort und Hans holte ſeine Bilder und Elly braute die Bowle. Das wurde ein ſchöner, vergnügter Nachmittag; während Elly vergaß, daß ſie gekommen war, „um ſich auszuweinen," vergaß Hans, daß er ſchon eine ganze Reihe von Vorwänden ausfindig gemacht hatte, die ihn verhindern ſollten, zur Hochzeit nach Dobroda zu kommen. Und in dieſes allgemeine Vergeſſen hinein tönte plötzlich das Rollen eines Wagens.

„Das iſt unſer Wagen," rief Elly. „Mama kommt ſchon, um mich abzuholen."

Hans ſprang auf — das war ſein Wiederſehen mit Jutta Wilzack. Sein Herz klopfte doch ein wenig ſchneller als ſonſt — aber neben Jutta ſtand Elly und blickte Hans mit den Augen ihrer Mutter an und lächelte mit ihrem Munde — nur — die Augen waren vielleicht nicht ganz ſo tief, und der Mund war friſcher, knoſpenhafter. Unwillkürlich flog Hanſens Blick vergleichend über die beiden Frauen hin, und jetzt zum erſtenmal ſah er, daß Frau Jutta wohl noch eine anmutige Frau, aber, daß ſie nicht mehr jung war.

„Wie ich mich freue, Sie wiederzuſehen, und nun — Sie kommen doch über acht Tage? Wir ſind nur ein kleiner Kreis vertrauter Freunde und Verwandter, wie es ſich ſchickt für eine Hochzeit, bei der das Brautpaar ſchon im Spätſommer ſteht. Und Spätſommer iſt es freilich — aber der Oktober bringt ja auch noch ſeine Roſen."

„O, Mama, Oktober iſt es bei dir noch lange nicht!" rief Elly, ſie umſchlingend. Ihre Thränen waren getrocknet, mit hellen Augen blickte ſie die Mutter an, und wieder waren die beiden Frauenköpfe dicht nebeneinander, und derſelbe Zug von herzbewegender Güte ſprach aus beiden, und in beider Augen glänzte frohe Lebensluſt; aber Frau Juttas Blick ſah klar und frohbewußt in die Gegenwart, während Ellys Augen mit träumeriſchem Glanze in die Zukunft ſchauten.

„Ja, ich werde kommen," ſagte Hans, und als die beiden Frauen im Wagen ſaßen, ſchlang Elly wieder den Arm um Frau Juttas Hals und ſagte:

„Du, aber dein Amtsrichter iſt ſehr nett, wirklich ſehr nett. Und Hans Hermes heißt er auch. Nun ſage einmal, wie werde ich eigentlich jetzt mit dem verwandt?"

Es war das erſte Mal, daß ſie mit heiterem Blick von dem ſprach, was ſein ſollte.

In ſeinem Zimmer ging indeſſen der Sanitätsrat, mit vergnügtem Lächeln ſeine Pfeife rauchend, auf und nieder.

„So, diesmal ſtimmt es," dachte er, „und wird ſich noch ſchneller machen, als ich rechnete. Gott ſei Dank, daß wir ſo weit ſind. Ich habe keinen ſchlechten Schrecken bekommen, als ich merkte, daß Hans Hermes der Jüngere faſt alle Tage nach Dobroda lief. Weiß der Teufel, ich habe mich an der Frau verſündigt, als ich dachte, ſie könnte am Ende den Kopf verlieren, aber, wenn eine noch ſo ausſieht wie ſie und dabei in ihren Jahren ſteht, und es läuft ihr eine Liebe in den Weg, die noch dazu den Namen des Mannes führt, den man längſt im Herzen trägt — —. Ja, ja, Grund zur Beſorgnis war ſchon da, denn er war ſchwer verliebt. Na, den Reſt, den er davon nach Hauſe gebracht hat, den kann er nun auf die Tochter übertragen. Wird er auch. Schlaf wohl, Hans Hermes, in ein paar Monaten feiern wir die zweite Hochzeit, bei der der Bräutigam dieſen Namen trägt.

## Schlußbrief.

„Lieber Hagen!

Zwei Jahre iſt es nun her, ſeit ich Berlin verließ und geſchrieben habe ich Dir nicht inzwiſchen. Sei mir nicht böſe, aber ich war in einem Häutungsprozeß begriffen, und eine ſolche Prozedur nimmt den, der ſie durchmacht, ſo in Anſpruch, daß ihm die Tinte verſiegt. Nun iſt die Kriſis überſtanden, und aus einem frühalten, indifferenten Repräſentanten der Geſellſchaft des XIX. Jahrhunderts bin ich wieder ein Menſch geworden — nicht mehr, nicht weniger, ein Menſch, der fühlt, daß er nicht ſchon, ſondern daß er erſt dreißig Jahre alt iſt, daß ſomit das Leben noch vor ihm liegt, und zwar der beſte Teil desſelben, der nämlich, in dem man mit vollem Bewußtſein arbeitet und genießt. Vorher habe ich das erſtere nur gethan, weil ich mußte, und das andere habe ich überhaupt nicht verſtanden. Und doch liegt in der Wechſelwirkung des Schaffens und Genießens die Kunſt, ſich des Lebens zu freuen. ‚Und das alles haſt Du als Amtsrichter von Polniſchecken gelernt?' wirſt Du fragen. Nun ja, ſiehſt Du, das alles habe ich gelernt, weil — ich nicht König von Polniſchecken wurde, und weil ich dieſem lieben Neſt, aus Dankbarkeit dafür, daß es mich nicht zum König von Polniſchecken machte, nun eine Königin geben will, die ihm noch fehlt. Und nun biſt Du furchtbar neugierig, alter Junge? Es hilft Dir aber nichts. Außer der beifolgenden goldgeränderten Anzeige erhältſt Du nicht ein Wort mehr per Poſt von mir, aber ich will Dir einen guten Rat geben: Nimm ſchnell Urlaub und komm, und ſieh, wie glücklich iſt

Dein

Hans Hermes."

## Käpten Barkow.

Von Ernſt Schubert. (Abdruck verboten.)

Die kleine Hafenſtadt hatte viele „Käptens“ an Bord, ausgediente Kapitäne von Handelsſchiffen, die auf ihre alten Tage ſich zur Ruhe geſetzt hatten und in beſcheidener Behäbigkeit von ihren Renten lebten. Mit der heimiſchen Rhederei lag es damals tief im argen; ein tüchtiger Schiffer, der etwas vor ſich bringen wollte, ging deshalb hinüber nach England, und nach Jahr und Tag brachte er von dort den Titel „Käpten“ mit, in der engliſchen Ausſprache des Wortes Kapitän. Es war ein Ehrentitel, der nur demjenigen zuſtand, welcher die große See befahren hatte, und ein Binnenſchiffer, der auf die gleiche Auszeichnung hätte Anſpruch erheben wollen, würde bei den alten, wetterharten Seewölfen übel angekommen ſein. Derartige Leute hießen ſchlechthin „Schiffer,“ und die eleganten Herren von den Vergnügungsdampfern, die von Zeit zu Zeit bei dem kleinen Strandneſte anlegten, wurden mit ironiſcher Höflichkeit „Herr Kapitähn“ angeſprochen.

Am weiteſten unter all den ſeebefahrenen Männern hatte es urſprünglich Käpten Hann Barkow gebracht. Jedesmal, wenn er in Zwiſchenräumen von drei, vier Jahren die Heimat aufſuchte, konnte er beim Konſul Schröder ein hübſches Sümmchen hinterlegen, und einmal brachte er ſogar noch etwas Beſſeres mit, wie es wenigſtens den meiſten ſchien: ein braunes, blitzäugiges Weibchen, deſſen Sprache außer ihm kein Menſch verſtand, — eine Chilenin, wie er den ſtaunenden Leuten erklärte.

Schade nur, daß er dieſen guten Fang nicht ein Pöſtchen Jahre früher gethan, zu einer Zeit, da ſein braunes Kraushaar noch nicht ſo reichlich mit Silberfäden durchſponnen war. Auf die Vorhaltungen, die man ihm dieſerhalb machte, erwiderte er lachend: „Nein, gerade jetzt iſt die rechte Zeit, wo ich genug habe und vor Anker gehen will. Ich draußen auf hoher See und eine junge Frau auf Jahr und Tag allein am Lande — nein, das wäre nichts für mich geweſen.“ Er baute ſich ein hübſches Haus am Hafen, ordentlich mit einer Veranda, wie es ſeine Chilenin daheim gehabt hatte, und an ſeinem Glücke ſchien nichts zu fehlen. Da traf ihn ſchweres Unheil. Wo Not am Mann war, da ſtand Hann Barkow ſtets an erſter Stelle. Schon mehrfach hatte er Schiffbrüchigen mit Gefahr des eigenen Lebens auf das Trockene geholfen, und längſt ſchmückte die Rettungsmedaille ſeine Bruſt. Ein anderer hätt’ es damit vielleicht genug ſein laſſen, aber ihn ſchien das Ehrenzeichen ſtets zu erneuter Bethätigung des Mutes anzufeuern. Wo es nur immer im Städtchen eine Gefahr zu überwinden galt, da ſtand er an der Spitze der Hilfsbereiten, und das verſchaffte dem Manne eine ungeheure Popularität. Brach ein Brand aus, brachte andauernder Nordwind das gefürchtete Hochwaſſer oder ſchwebte die Mannſchaft eines geſtrandeten Schiffes in Gefahr, die geängſtigten Gemüter beruhigten ſich, wenn es hieß, Käpten Barkow ſei ſchon zur Stelle.

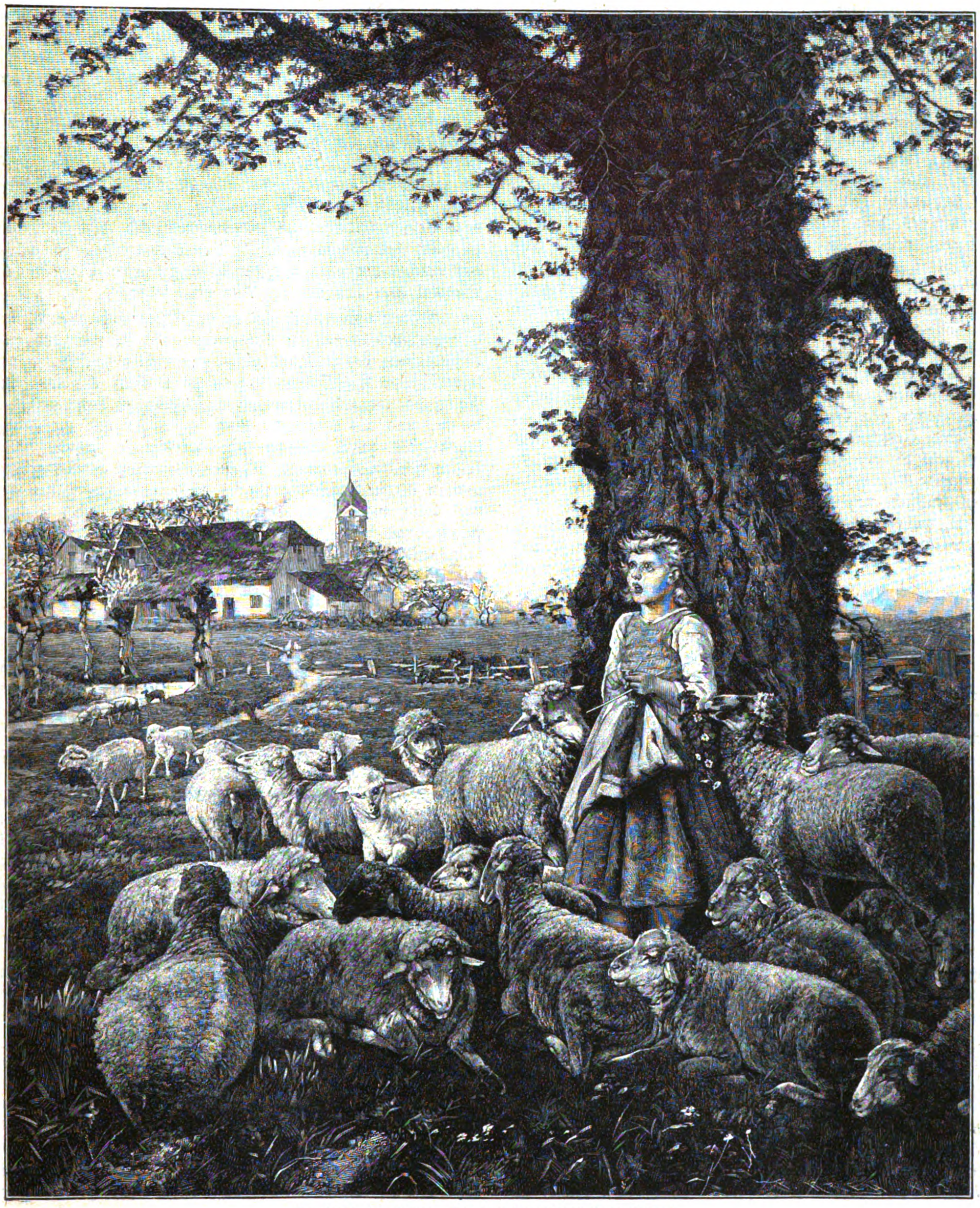
Als nun im Dezember, bei eiſigem Nordoſt, der däniſche Schooner auf den Strand geriet und die armen Kerls, welche die halbe Nacht in den Wanten hatten hängen müſſen, mit ihren verklamten Fäuſten von dem Rettungstau keinen Gebrauch mehr machen konnten, da war es wiederum Käpten Barkow, der mit einigen anderen tapferen Männern ſich durch die toſende Brandung an das ſinkende Schiff wagte. Und nun geſchah es, daß die niederſtürzende Raa ihm den Schenkel zerſchmetterte, ihm zugleich mit den Holzſplittern eine furchtbare Verwundung zufügend. Viele Wochen lag er auf dem Krankenbette, und mit einem lahmen Beine und einem ſchlohweißen Kopfe ſtand er endlich wieder auf. Was ihm in ſo kurzer Friſt völlig das Haar gebleicht hatte, ſoll der quälende Gedanke geweſen ſein, daß nun ſein junges Weib an einen elenden Krüppel gebunden ſei. Eine Vorahnung des Kommenden mag dabei auch mitgeſpielt haben! Nachdem die ſchöne Chilenin eingeſehen, daß ihr lieber Hann doch nicht mehr gleichen Schritt mit ihr halten könne, lief ſie voraus, und ein fremder Kapitän — wohlverſtanden, ſo ein glatter „Herr Kapitähn“ vom Vergnügungsdampfer — ſoll ſie begleitet haben. Die Reiſekoſten fielen den beiden leicht, denn ſo wenig ſich auch Frau Panchita ſonſt auf das Wirtſchaftliche verſtehen mochte, die guten Staatspapiere ihres Käpten mit einzupacken, hatte ſie nicht vergeſſen.

Barkow trug ſchweres Leid um den Verluſt — nicht etwa bloß des Geldes wegen, obwohl ihm auch darin übel mitgeſpielt war. Ihm war nichts geblieben, als das Häuschen, das er ſich gebaut, und das er nun wieder veräußern mußte, da er doch eben leben wollte. Gewiß wäre er am liebſten wieder zur See gegangen, aber wer konnte einen lahmen Schiffsführer gebrauchen? Eine Zeitlang wohnte er bei einem anderen Käpten zu Miete, aber das behagte ihm nicht, — ſein eignes Heim mußte er haben, und er war nicht lange unſchlüſſig, wie er ſich ein ſolches ſchaffen ſollte. Lag nicht dort draußen, hart an der Hafeneinfahrt, ein prächtiger Bauplatz, durch das Dünenwäldchen genügend gegen den Sturm geſchützt? Lag nicht hier auch Baumaterial in Hülle und Fülle, große Steine, Planken, ja halbe Schiffskajüten? Daraus ließ ſich gewiß ein ſchmuckes Häuschen bauen, ſo wie es für einen alten, einſamen Seemann ſich ſchickte. Allerdings war ſowohl der Platz wie das darauf lagernde Gerümpel Staatseigentum, aber niemand benutzte den hübſchen Fleck Erde, der eben nur zur Stätte für verwitternde Schiffstrümmer diente. Zudem war der königliche Hafenbau-Inſpektor ein alter Schulkamerad Barkows, der, als er von dem Vorhaben des ſo ſchwer geprüften Mannes erfuhr, ihm noch ein paar Leute zur raſcheren Förderung des Baues borgte.

Es wurde ein allerliebſtes Haus, in ſeinem unteren Teile wirklich eine Art Haus, im oberen wie ein richtiges Schiff geſtaltet, mit Maſten, Raaen und Stangen, natürlich aber ohne Segel, hinter die der Sturm ſich hätte ſetzen können. Dennoch fehlte es dem Schiffshauſe nicht ganz an Tuch. Des Sonntags und bei feſtlichen Gelegenheiten zog Käpten Barkow hundert bunte Wimpel auf, die Flaggen aller Nationen, und der eigentümliche Bau mit ſeinem Hintergrunde von dunklem Laubwald bildete dann einen herrlichen Schmuck für den Hafen.

Aber der Menſch braucht nicht bloß Obdach, ſondern auch Nahrung, und woher nahm Käpten Barkow dieſe? Nun, überall, wo ſie ſich ihm darbot. Rings um ſein Haus hatte er einen Nutzgarten angelegt, in dem er Gemüſe zog; Fiſche fing er aus dem Strom und der See, — denn natürlich hatte er ſich auch ein Boot gebaut, das er trotz ſeines lahmen Beins kräftig zu regieren wußte — und wenn ihm nach anderer Speiſe verlangte, ſtellte er im Wäldchen den Vögeln Schlingen oder ging in den Dünen auf die Haſenjagd. Freilich war auch die Jagd fiskaliſch und an etliche Honoratioren des Städtchens verpachtet, aber wer hätte es wohl über ſich gebracht, dem wackeren Käpten Barkow das Vergnügen zu ſtören oder ihn in ſeinem Bedarf zu verkürzen?

Nachdem er etliche Jahre ſtill vor ſich hingelebt und die Annäherungsverſuche anderer lange Zeit rauh abgewehrt hatte, begann er ſich endlich wieder zu vermuntern und die alten Kameraden aufzuſuchen. Hatte er mit dem Verkauf ſeines Überfluſſes an Fiſchen etwas Geld verdient, ſo ging er auch wieder zum Vater Ruſch in die ſaubere Hafenſchenke,



Ein Frühlingslied. Nach dem Gemälde von Fritz Beinke.

und beim Glaſe Grog zeigte ſich dann, daß ihm noch ein guter Reſt des alten Humors verblieben war. Alle im Städtchen hatten ihre Freude an der tröſtlichen Wandlung, und, wo er nur ſich ſehen ließ, begrüßte ihn fröhliches Willkommen. Da ſollte ihn abermals und ganz unerwartet eine ſchwere Heimſuchung treffen.

Der alte Hafeninſpektor ſtarb, gerade da neue große Bauten am Hafen bevorſtanden, und an ſeine Stelle trat ein junger ſchneidiger Beamter. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Amtsführung vermißte er das Vorhandenſein eines eignen Bauplatzes, auf dem man ein ordentliches Baukontor hätte errichten und die Materialien in guter Obhut aufbewahren können. „Einen ſolchen Platz müſſen wir unbedingt haben,“ ſagte er zu ſeinen Unterbeamten, „und ich werde bei der Regierung den Kauf oder die Miete eines geeigneten Grundſtückes beantragen.“ Die beiden Bauſchreiber ſahen einander verlegen an, bis endlich einer von ihnen zögernd entgegnete: „Wir haben ja einen Platz, aber auf dem wohnt Käpten Barkow, und den können wir nicht gut verjagen.“ Auf ſeine verwunderten Fragen erfuhr nun der Inſpektor die volle Wahrheit und geriet in hellen Zorn, welch ein Mißbrauch mit dem königlichen Eigentum getrieben werde. Die Erklärungen des Schreibers, der auf die Verdienſte Barkows und ſein herbes Geſchick hinwies, beſänftigten einigermaßen den Unmut des Erregten, „aber,“ beharrte er bei ſeiner Entſcheidung, „der Mann muß den Platz räumen! Was geht die Regierung der alte Schiffer an! Ich würde eine ſchöne Naſe bekommen, wollte ich auf ſolche Sentimentalitäten Rückſicht nehmen und den Kauf eines Grundſtücks verlangen, während das ſchönſte von der Welt ohne Nutzen für den Staat daliegt. Hm, ja — der Alte kann einem leid thun — und ſo auf Knall und Fall braucht er am Ende auch nicht hinaus! Sie können ihm vierzehn Tage Zeit geben — hm, ja, und wenn Sie ihm zum Abbruch einige unſrer Leute ſchicken wollen, ſo hab' ich auch dagegen nichts.“

Käpten Barkow geriet in furchtbare Aufregung, als er die amtliche Aufforderung zum Abbruch ſeines Heim binnen vierzehn Tagen erhielt. Er ſtürzte ſofort zum Inſpektor, den er, auf die von ſeinem Vorgänger geübte Duldung pochend, von vornherein ſo grob anſchrie, daß ihm das Zimmer verwieſen werden mußte; dann lief er in die Stadt zum Bürgermeiſter, der ihn mit Bedauern bedeutete, dies ſei eine Angelegenheit der Regierung, in die er nicht hineinzureden habe. Er ging von Pontius zu Pilatus, zu allen guten Freunden, deren er wahrlich nicht wenige hatte, aber keiner vermochte ihm einen anderen Rat zu erteilen, als den, gutwillig dem Befehle Folge zu leiſten. Er hielt ſich für verlaſſen und verraten von allen und bot ein Bild völliger Verſtörung. Nicht eine Hand rührte er zur Bewegung ſeiner Habe und zum Abbruch des ſchmucken Häuschens, und als nach Ablauf der geſtellten Friſt die Hafenbauarbeiter anrückten, um ſelbſt mit dem Niederreißen zu beginnen, da war es höchſte Zeit, daß beſonnene Leute ihm das Gewehr entwanden, mit dem er ſich dem Vorhaben entgegenſtellte. Als er ſchließlich mit Gewalt entfernt wurde, wichen Zorn und Trotz einer tiefen Niedergeſchlagenheit, die dauernd anhielt, und aus der nur hier und da der Haß jäh emporloderte: der Bauinſpektor ſei ſein Todfeind, an dem er ſich rächen werde, wie er nur könne. Auf dieſe Drohungen, die ihm hinterbracht wurden, hatte der Inſpektor nur ein Achſelzucken und er that etwas, was den Mann, gegen den in der Stadt eine feindſelige Stimmung ſich feſtzuſetzen begann, in den Augen der Kundigen und Verſtändigen ungemein hob. Auf die Nachricht, in welche tiefe Verzweiflung Käpten Barkow verſunken ſei, wurde eine Subſkriptionsliſte in Umlauf geſetzt, um für den Vertriebenen, der wieder bei einem alten Kameraden Zuflucht gefunden hatte, ein eignes Häuschen zu kaufen oder ihm den Bau eines neuen, nach der luſtigen Art des zerſtörten Heims, zu ermöglichen. Hierzu ſteuerte auch der Inſpektor — als Privatmann, wie er ſagte — ein artiges Sümmchen bei; das ſollte aber verſchwiegen werden, damit Barkow in ſeiner blinden Empörung nicht das ganze Geſchenk zurückweiſe. In der That, der arme Käpten erhielt ſein eigen Haus, doch anders, als die guten Leute es beabſichtigt hatten.

Wieder war der November mit ſeinen ſchweren Stürmen gekommen, welche die Meereswellen weit hinauf in die Dünen jagten. Seit mehreren Tagen ſchon blies der Wind aus Norden, ſo daß die Waſſer im Strome ſich ſtauten und an den niedrigen Stellen über das Ufer traten. Die Fiſcher, die hier ihre Häuschen hatten, wagten zur Nachtzeit nicht mehr darinnen zu bleiben, denn eine ſteigende Flut konnte großes Unheil anrichten, ja die am meiſten Bedrohten hatten ſchon ihre ganze Habe in Sicherheit gebracht. Sonſt hatte bei ſolchen Bergungsarbeiten ſtets Käpten Barkow hilfreiche Hand geleiſtet und auch freiwillig an der Nachtwache auf dem kleinen Glockenturm teilgenommen, für den Fall, daß es galt, bei plötzlicher Gefahr das Alarmzeichen zu geben, auf welches hin alles nach den höher gelegenen Orten ſtürzte. Diesmal aber ließ ſich der Alte nicht ſehen.

Weiter und weiter leckten am Ufergelände die Wellen des Stromes empor, ein Umſpringen des Windes und eine Beſänftigung des Sturmes ſchien gar nicht abzuſehen, ja der letztere ſeine Kraft noch ſteigern zu wollen. Es kam eine Nacht, da niemand in der Hafenanſiedlung zu Bette zu gehen wagte, und das war gut, denn ſo ſtanden alle zur Flucht bereit, als gegen Morgen die Alarmglocke ertönte. Mit beiden Glocken läuteten die Männer, nicht bloß mit der großen und in kurzen Abſätzen, wie es ſonſt in ſolchen Fällen der Not üblich war, ſondern auch mit der wimmernden kleinen Glocke, und beide zugleich und andauernd — ein greller, mißtönender Schall. Das bedeutete ſchlimmſte Gefahr, äußerſte Not!

Hu, wie die Armen der Sturmwind packte, als ſie vor die Thür ſtürzten. Nur aneinander ſich anklammernd, vermochten ſie vorwärts zu dringen durch den nächtigen Graus, und die Füße wateten ſchon im blanken, gierigen Waſſer. „Hinauf auf die Dünen!“ ſcholl der gemeinſame Schreckensruf. Die Dünen bildeten den höchſtgelegenen Punkt, der vor der ſteigenden Flut die meiſte Sicherheit gewährte, freilich keinerlei Schutz vor dem raſenden Orkan. Dicht zuſammengedrängt ſtand hier, dem Wüten des Unholdes widerſtandslos preisgegeben, das Häuflein der Flüchtigen, jammernde Frauen und Kinder, düſterblickende Männer. „Das iſt kein Sturm mehr, ſondern eine Springflut,“ ſagte einer von ihnen, und verſtärkt erklang das Geſchrei der Hilfloſen, die den Untergang vor Augen ſahen. „Aber es läßt nach,“ ertönte eine andere Stimme; „ſeht dort den helleren Schein im Oſten — und ſpürt ihr's nicht, daß der Wind ſich dreht? Das Schlimmſte iſt überſtanden!“

„Käpten Barkow!“ riefen überraſcht die Nächſtſtehenden, und ‚Käpten Barkow!‘ wiederholten mit Jubel die Frauen, „jetzt iſt alles gut, jetzt ſind wir gerettet!“

„Das werdet ihr wohl ſein,“ entgegnete trocken der Alte. „Sind denn auch alle hier, denen das Waſſer was anhaben konnte?“

„Ja, wir ſind alle da,“ erklang die Antwort, doch eine helle Stimme rief: „Um Gotteswillen, nein, der neue Inſpektor in ſeinem alten Fachwerkhaus...“

„Na,“ entgegnete grimmig Barkow, „das iſt ihm längſt über dem Kopfe zuſammengeſtürzt, wenn er dringeblieben iſt! Ich gönn's ihm, dem Halunken.“

„Mit allem Reſpekt, Käpten,“ ſagte unwillig ein alter Schiffer, „das iſt unchriſtlich. Der Mann hat geglaubt, ſeine Pflicht zu thun, und dann — denkt an ſein Weib und Kind!“

„Weib und Kind?“

„Ja, erſt vor ein paar Tagen ſind ſie ihm nachgekommen, gerade in dieſe Sündflut hinein.“

„Und die ſtecken noch dort unten — holla, Jungens, wer hilft mit, ſie herauszuholen?“

Die Männer blicken einander bedenklich an, aber es fanden ſich doch ein paar, die dem mühſam durch den Sand humpelnden Käpten nachfolgten.

Der Bauinſpektor ſtand am Fenſter ſeines vom Sturm gerüttelten Hauſes und ſtarrte düſter in die Nacht hinaus, deren Schleier ſich langſam zu heben begannen, um ein wüſtes Chaos erkennen zu laſſen. Das Auge in das Zimmer zu wenden, wagte er nicht, denn der Anblick, der ſich ihm hier bot, ſchnürte ihm das Herz zuſammen. Der Schein der Lampe, welche der durch die Fugen der Fenſter heulende Wind unruhig hin und herflackern ließ, fiel auf eine junge Frau, welcher die Thränen unaufhörlich über die Wangen floſſen, und welche ſich nur bemühen mußte, daß die brennenden Tropfen nicht das auf ihrem Schoße ſchlummernde Büblein weckten.

„Verzage nicht, Anna,“ ſagte der Mann nach einer Weile verzweiflungsvollen Schweigens, „ſie können uns nicht im Stiche laſſen; ſie müſſen uns retten, und wenn mich das Ohr nicht täuſcht, hör ich ſchon durch das Brauſen den Schlag von Rudern…“

„Sieh nur,“ unterbrach ſie ihn ängſtlich, „wie die Lampe zittert und tanzt — das iſt nicht mehr vom Sturm… Der Tiſch, der Tiſch gerät ins Gleiten!“ Und mit gellendem Aufſchrei den Knaben in ihre Arme preſſend, ſtürzte ſie zu ihrem Gatten ans Fenſter, der krampfhaft die beiden umklammerte.

„Holla,“ erſcholl von unten lauter Ruf, „ſchnell erſt das Kind uns zugeworfen, und dann herunter mit euch anderen! Springt ihr auch fehl, wir fiſchen euch auf. Aber ſchnell, ſchnell, das Haus iſt ſchon im Wanken!“

Das gefährliche Rettungswerk gelang, und nachdem die drei glücklich im Boote geborgen waren, ſtieß dieſes mit kräftigem Ruderſchlage ab, aber doch nicht hurtig genug, daß es nicht von dem herabpraſſelnden Steinregen erreicht worden wäre. Der Inſpektor vermochte den Aufſchrei, den ihm ein heftiger Schmerz an der Bruſt erpreſſen wollte, zu erdrücken, aber eine Art Ohnmachtsanfall überkam ihn doch, und ſo entging ihm, daß ein Mann vor ihm auf der Ruderbank zuſammengeſunken war. Erſt nach einer Weile wurde er deſſen gewahr, und im dämmernden Zwielicht erkannte er, daß von dem unbedeckten Scheitel des Daliegenden das Blut herniederrieſelte. „Einer von euch iſt getroffen,“ rief er, „ſchnell dorthin, wo zunächſt Hilfe zu erwarten ſteht!“

Die Ruderer hielten inne, und einer ſagte: „Oho, Käpten Barkow, häbben Sei wat afkriegt?“ Heftig ſchrak der Inſpektor bei dem Namen zuſammen, und den regungsloſen Körper aufrichtend und ihn mit ſeinen Armen feſt umfaſſend, bat er: „Um Himmelswillen, Leute, ſchnell! Seht, dort ſind Lichter, dort iſt Hilfe!“

Es waren Städter, die, nachdem der Sturm ſich etwas gelegt hatte, mit Laternen und Kienfackeln zum Strome hinausgeeilt waren, um zu ſehen, ob ſie nicht irgend welchen Bedrängten Beiſtand leiſten könnten. Die Schiffsleute riefen ihr „Ahoi“ hinüber, unverzüglich erſchallte die Antwort, und bald landete das Boot an ſicherer Stelle. Behutſam trug man den Verletzten ans Ufer und bereitete ihm hier aus Mänteln und Decken, welche die wackeren Bürger in kluger Vorſicht mitgebracht hatten, ein Lager. Auch ein Arzt war zur Stelle, welcher den Verwundeten aufmerkſam unterſuchte, dann aber bedenklich den Kopf ſchüttelte. Er ließ ihm mit einer Laterne hart unter die Augen leuchten, und das hatte den Erfolg, daß die halbgeſchloſſenen Lider ſich öffneten. „Käpten Barkow,“ hörte der Sterbende neben ſich eine ſchmerzerſtickte Stimme, „mein und der Meinen Retter, — unſer beſter Freund, unſer Vater ſollſt du ſein, nur geh' nicht von uns!“ Mühſam wendete er das Haupt, erkannte den Flehenden, und ſein Antlitz verdüſterte ſich. Da fiel ſein irrender Blick auf ein junges Weib, das knieend die Arme ihm entgegenbreitete, und auf ein Büblein, das jauchzend die Händchen nach einer ſprühenden Kienfackel ausſtreckte. Ein milder, verklärender Schein flog über die braunen, wetterharten Züge, er machte eine Bewegung, als ob er ſprechen wolle, und zwei der tapferen Gefährten aus der Sturmnacht, die ihn verſtanden, richteten ihn ein wenig empor. Nun ging der Anflug eines ſchelmiſchen Lächelns, wie es in ſeinen beſten Tagen ihn ſo gut gekleidet hatte, über ſein Geſicht, und vernehmlich kamen über die Lippen, in jenem traulichen Schifferplatt, das er immer ſprach, wenn er es herzlich meinte, die Worte: „Nu — krieg' ick — doch min — eegen Hus!“

---

## Die Familie bei den Indogermanen.

Von Ernſt Eckſtein. (Abdruck verboten.)

Aus welchen Geſichtspunkten betrachteten unſre ariſchen Vorfahren die erſte menſchliche Gemeinſchaft, auf der ſich allmählich der Staat aufgebaut hat — die Familie? Und aus welchen Geſichtspunkten die einzelnen Mitglieder dieſer Gemeinſchaft? Was bedeutet z. B. das deutſche Wort „Vater,“ das jenes Urvolk auf der Hochebene von Iran uns wie eine unverſtandne Erbſchaft hinterlaſſen hat? Was heißt „Schweſter?“ Mit welchen Vorſtellungen, Begriffen, Bildern hängt es zuſammen?

Antwort auf dieſe Frage kann uns nur ein Blick hinter die farbenreichen Kuliſſen der Sprachgeſchichte erteilen. Verſuchen wir, ob ein ſolcher Blick hier möglich und lohnend iſt.

Unſer Wort „Familie“ iſt ein richtiges Fremdwort, und zwar ein römiſches. Bei den Lateinern lautete es familia. Dieſes familia ſteht für facmilia und gehört zu dem Stamme fac-, von welchem auch facere, hervorbringen, kommt; es bedeutet ſonach die Geſamtheit der Hervorgebrachten, der Erzeugten, der Kinder; wiewohl ſchon im alten Rom der Begriff des Wortes erweitert, und nicht nur auf die Eltern, ſondern auch auf die gar nicht mitverwandten Hausgenoſſen, Sklaven ꝛc. mit ausgedehnt wurde.

Das eigentliche deutſche Wort für Familie iſt „Sippe“ (vergl. angelſächſiſch sibbe, engliſch sib = Blutsverwandter). Gotiſch sibja heißt die „Verwandtſchaft,“ „Gemeinſchaft;“ das Wort gehört zu dem Adjektiv sibjis = friedlich, einig.

Der Urbegriff alſo, den der Germane mit der Familie verknüpfte, war der des friedlichen Zueinanderhaltens, im Gegenſatze zu feindlichen Nachbarn.

Es läßt dieſe Anſchauung auf eine Epoche ſchließen, in der die Begriffe Staat und Familie — im patriarchaliſchen Sinne des Wortes — ſich deckten. Der Sippenälteſte war der „Fürſt“ dieſes Familienſtaates; Fürſt = der Vorderſte (vergl. das engliſche first = der erſte).

Soviel über die Wörter „Familie“ und „Sippe.“ Gehen wir jetzt ins einzelne.

Das Oberhaupt der Familie heißt neuhochdeutſch „Vater.“ Was iſt der Urbegriff dieſer Bezeichnung?

„Vater“ (lateiniſch pater, griechiſch patêr, gotiſch fadar) bedeutet ſoviel wie der „Ernährer.“ Es kommt von einem Verbalſtamme fat-, nähren, der ſich auch noch in dem Wort „Futter“ erhalten hat.

Die Thatſache dieſer Abſtammung war ſchon zu Zeiten des Ulfilas dem Bewußtſein des Volkes abhanden gekommen; denn lange vor Ulfilas hatte man von dem Worte fadar das Feminium fadreins gebildet, das ſoviel wie „Geſchlecht“ bedeutet. Auch der Neudeutſche denkt bei dem Worte „Vater“ ſo wenig an den Urbegriff des Ernährens, daß er die Tautologie „Nährvater“ (= Pflegevater) erfunden hat.

Außer dem „fadar“ kennt übrigens der Gote noch das Wort „atta.“ So beginnt das Vaterunſer bei Ulfilas bekanntlich mit „atta.“ Abkömmlinge dieſer gotiſchen Form finden ſich noch in mehreren Dialekten; z. B. im allemanniſchen „Aetti.“

Bezüglich des „Vaters“ blicken wir alſo vollſtändig klar. In weit geringerem Grade iſt dies der Fall bei „Mutter.“

Die „Mutter“ (lateiniſch mater, griechiſch mêtêr, engliſch mother, däniſch moder, althochdeutſch muoter) ſtammt vermutlich von einer Verbalwurzel ma-, die ſoviel wie „ſäugen“ bedeutet und ganz urſprünglich die Bewegung der ſaugenden Lippen nachahmt. Von der nämlichen Wurzel ſtammt das lateiniſche mamma = die Mutterbruſt (vergl. neuhochdeutſch Mämme oder Memme, in der letzteren Form auch einen weibiſchen, mattherzigen Menſchen bezeichnend).

Die Wurzel ma- findet ſich ſelbſt im Perſiſchen.

Heranzuziehen wäre noch etwa das gotiſche Zeitwort matjan = eſſen, Nahrung einnehmen; wovon neuhochdeutſch das „Mus“ und das „Gemüſe,“ die beide eigentlich nur ſo viel wie „Speiſe“ bedeuten. (Einem ganz analogen Prozeß zufolge hat das Allgemeinwort „Speiſe“ gegenwärtig in Norddeutſchland außer der Hauptbedeutung noch die Sonderbedeutung „Mehlſpeiſe“ angenommen.)

„Bruder“ (lateiniſch frater, gotiſch brothar) entſtammt — wie ſo viele Wörter, die ein Verhältnis der Blutsverwandtſchaft bezeichnen — einer Wurzel mit dem Begriff „zeugen,“ „gebären;“ es hängt zuſammen mit dem altgermaniſchen baran (griechiſch pherein, lateiniſch ferre) = tragen, gebären; davon däniſch barn = das Kind, neuhochdeutſch „Bahre“ = das Werkzeug zum Tragen. Unmittelbar zu „Bruder“ gehören die Wörter „Braut“ (gotiſch bruths), und „Bräutigam,“ d. h. Mann der Braut. (Dieſe Nachſilbe gam iſt das gotiſche gumo, lateiniſch homo = Mann, Menſch; engliſch, mit unberechtigter Einſchiebung eines r, groom = der Mann, Dienſtmann, Diener). Die Bedeutung unſres Wortes „Bruder“ iſt alſo urſprünglich eine äußerſt verſchwommene, unbeſtimmte; ſie deckt ſich ungefähr mit dem Begriffe des „Kindes,“ das auch von einem Stamme entſpringt, der „erzeugen“ bedeutet.

Sachgemäßer erſcheint das griechiſche Wort für Bruder, adelphos, das da beſagt: „zu einer gemeinſamen Mutter gehörend.“

Das Wort „Schweſter“ führt uns im Gegenſatz zu dem rein phyſiſch aufzufaſſenden „Bruder“ in die Sphäre des indogermaniſchen Gemütslebens.

„Schweſter“ (lateiniſch soror, mit ausgefallenem w-Laute — alſo eigentlich svoror — gotiſch svistar, angelſächſiſch sveostor, engliſch sister, gleichfalls mit ausgefallenem w-Laut), heißt die „Schmeichelnde,“ „Tröſtende,“ „Liebe,“ „Holde,“ alſo die Freude des Hauſes, die den anderen die Verſtimmungen austilgt, die dem Vater den Gram verſcheucht und dem Bruder gütig zuredet, wenn ein Mißerfolg oder der Zorn des Familienoberhauptes ihn niederdrückt.

In dieſem einen Wort liegt die Stellung des ariſchen Weibes, wie ſie ſich ſpäter, namentlich bei den Germanen, entwickeln ſollte, ſchon gleichſam vorgezeichnet: das liebevolle, geräuſchloſe Walten am häuslichen Herd, ihr mild-verſöhnender Einfluß auf die Leidenſchaften und Streitigkeiten der Männer, das Stück Poeſie, das die Schweſter, das Mädchen, die Haustochter von ihrer früheſten Jugend auf in die Familie trägt. Das indogermaniſche Urwort enthält, wie der Kern den Baum, die erregten Sabinerinnen, die ſich mit aufgelöſtem Haar zwiſchen die kämpfenden Scharen werfen, und linde, freundliche Worte des Friedens ſprechen; es enthält die lateiniſche Portia und die ſchweizeriſche Getrud, die von ihrem bekümmerten Eheherrn „die Hälfte des Grams“ verlangt; es birgt im Keime die ſtille Dulderin, die zur Erlöſung ihrer verzauberten Brüder Elend und Schmach erträgt, die ſieben Jahre hindurch auf den Gebrauch ihrer Sprache, auf den Verkehr mit der Welt verzichtet, und hundert andre Geſtalten unſrer duftigſten Märchen, die nicht erſt im Herzen Europas erfunden wurden, ſondern bereits auf dem Tafellande von Iran, vor der Trennung der einzelnen indogermaniſchen Volksſtämme, von Munde zu Mund gingen.

Das Wort „Schweſter“ kommt von einem Verbalſtamme svi-, der in der Vergangenheitsform sva- lautet; und dieſer Verbalſtamm bedeutet ſoviel wie „ſanft, mild, angenehm, lieblich ſein.“ Hiermit hängt das lateiniſche suavis (eigentlich svavis) = lieblich, ſanft, und das deutſche „ſüß“ (eigentlich svüs, vergl. angelſächſiſch svêt, engliſch sweet) zuſammen. Die Begriffsverwandtſchaft von ſanft und ſüß findet ſich, beiläufig in dem franzöſiſchen doux, dem italieniſchen dolce ꝛc. wieder.

Zu einer vielleicht überraſchenden, aber nicht unwahrſcheinlichen Deutung gibt mir das Wort „Sohn“ Veranlaſſung. Abſolute Gewißheit läßt ſich gerade auf dieſem Gebiete der Sprachforſchung nur in Ausnahmefällen erreichen; der Grad der Wahrſcheinlichkeit aber wird um ſo größer, je vollkommener die Rechnung aufgeht, je peinlicher alle Geſetze der Lautentwickelung berückſichtigt, je ſtrenger jede Willkürlichkeit verbannt erſcheint.

Das Wort „Sohn“ findet ſich nur auf der germaniſchen Linie der Arier; gotiſch lautet es sunus, altnordiſch sonr, däniſch und ſchwediſch sön, engliſch son. Das lateiniſche Wort filius, wovon filia, die Tochter, gehört zu dem Stamm fe-, erzeugen, wovon auch femina, die Frau, fecundus, fruchtbar, ꝛc. ꝛc. Das griechiſche Wort für Sohn, hyios, ſoll nach Döderlein eigentlich phyios heißen und von dem Stamm phy-, erzeugen, kommen, der mit dem Stamm fe- identiſch iſt.

Das gotiſche sunus, auf welches alle germaniſchen Formen des Wortes „Sohn“ zurückweiſen, ſtammt nun unſres Erachtens von einer Verbalwurzel sin- (in der Vergangenheitsform san-, in der Participialform sun-) und dieſe Verbalwurzel bedeutet ſoviel als „wahr, klar, echt ſein.“ Der sunus wäre ſonach der legitime Nachkomme, der echte Sohn ſeines Vaters.

Zu der nämlichen Wurzel gehört das gotiſche Wort suns = wahr (vergl. däniſch sand = wahr), ferner sunja = die Wahrheit, sunjeins = wahr, wahrhaftig, — und ſchließlich sunna oder suño, das Klare, Leuchtende, d. h. die Sonne. Ich kann hier nicht auseinanderſetzen, welche Einzelheiten aus dem Gebiete der Sprachvergleichung dieſe Vermutung zu unterſtützen ſcheinen; ſo viel iſt ſicher, daß keine Thatſache ihr widerſpricht.

„Tochter“ (gotiſch dauhthar, engliſch daugther, däniſch dotter, griechiſch thygathêr, ſoll nach Einigen „Melkerin“ bedeuten; wahrſcheinlich jedoch heißt ſie, genau wie das lateiniſche filia, nur die „Erzeugte,“ und gehört zu dem gotiſchen dugan = taugen, tüchtig, zeugungsfähig ſein. (Vergl. was oben zu „Bruder“ bemerkt worden iſt.)

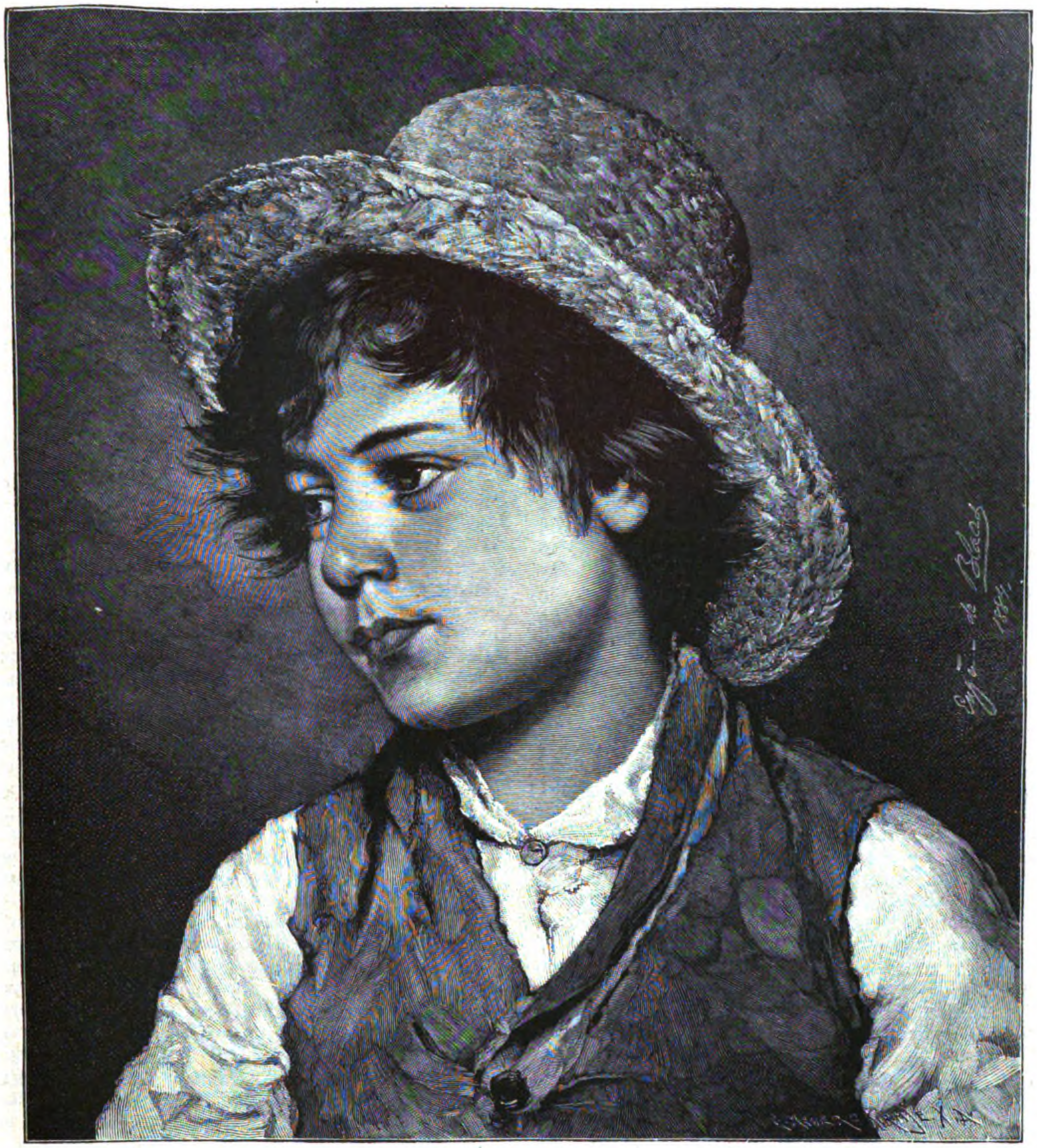
„Oheim,“ „Ohm“ iſt von fraglicher Abkunft. Das Wort hängt wahrſcheinlich mit dem Stamm a- zuſammen, der ſich in unſrem „Ahn“ und in dem lateiniſchen a-vus, der Großvater, findet. „Onkel“ iſt dem Franzöſiſchen entlehnt, und ſtammt von der Verkleinerungsform des lateiniſchen avus, die da avunculus lautet.

Die „Muhme,“ das eigentliche deutſche Wort für das fremdländiſche „Tante“ (franzöſiſch tante vom lateiniſchen amita, des Vaters Schweſter, engliſch aunt) iſt eine ſprachliche Variante des Wortes „Mama,“ genau wie das lateiniſche matertera (Muhme) von mater (Mutter) kommt, und patrius (Oheim) von pater (Vater). Vergleiche auch das niederſächſiſche Wort meddersche oder medder, das gleichfalls eine Variante der „Mutter“ iſt und ſo viel wie Tante bedeutet.

„Vetter“ (urſprünglich ſoviel wie Oheim oder Geſchwiſterkind) verhält ſich genau ſo zu „Vater,“ wie das eben erwähnte medder zu „Mutter.“ Angelſächſiſch lautet das Wort fädra; es war juſt, wie das niederſächſiſche medder, urſprünglich eine Diminutivform („Väterchen“), und wurde als Freundſchaftswort gegen Verwandte ebenſo illegitim angewendet, wie heutzutage das „Onkel“ und „Tante“ auf Perſönlichkeiten, mit denen man nur befreundet iſt.

„Baſe“ gehört, wie „Bruder“ zu dem oben erwähnten Zeitwort baran = gebären, erzeugen; vergl. gotiſch basi = das Erzeugte, die Frucht, die „Beere.“

Die Wörter „Couſin“ und „Couſine,“ die erſt aus dem Neufranzöſiſchen herübergenommen ſind, ſtammen von dem lateiniſchen consanguineus, blutsverwandt. Sie bezeichnen den mit ihnen verbundenen Begriff alſo genauer, als irgend eine der anderen bisher erwähnten Vokabeln, und charakteriſieren ſich hierdurch bereits als Wörter von verhältnismäßig junger Herkunft.



**Piccolo.** Nach dem Gemälde von E. von Blaas.
(Photographieverlag der „Photographiſchen Union“ in München.)

„Neffe“ und „Nichte“ gehören genau ſo zuſammen, wie „Couſin“ und „Couſine;“ das heißt: „Nichte“ iſt nicht nur ſachlich, ſondern auch formell das weibliche Wort zu „Neffe,“ und lautet urſprünglich „Niftte.“ (Die gleiche Lautewandlung findet ſich in „Schlucht“ und „Schluft,“ engliſch after und niederdeutſch achter ꝛc. ꝛc.). Das Wort „Neffe“ kommt ſchon im Althochdeutſchen vor; es lautet dort nevo, und iſt möglicherweiſe ein Lehnwort: das lateiniſche nepos. Vielleicht aber auch ſind beide Wörter lediglich urverwandt. Was dieſes lateiniſche nepos, der Neffe, (weibliche Form neptis, die Nichte) nun eigentlich heißt, — ob es für gnepos ſteht, und mit der Wurzel gen-, zeugen, zuſammenhängt, darüber läßt ſich beſtimmtes nicht ausſagen.

Hiermit beſchließen wie unſre kurze Wanderung. Wir haben geſehen, daß einzelne der betrachteten Wörter uns überraſchende Aufſchlüſſe über gewiſſe Anſchauungen unſrer aſiatiſchen Vorfahren an die Hand geben, andre jedoch einen höchſt unbeſtimmten und allgemeinen Begriff hatten, der ſich erſt im Laufe der Jahrtauſende ſpezialiſierte. — Daß dieſer letztere Modus im Gebiete der Sprachentwickelung bei weitem der häufigere, ja der normale iſt, — das erörtern wir vielleicht gelegentlich in einer andern Skizze.

# Erinnerungen an Guſtav Baur.

Von Wilhelm Baur.

## 1. Sein Werden.

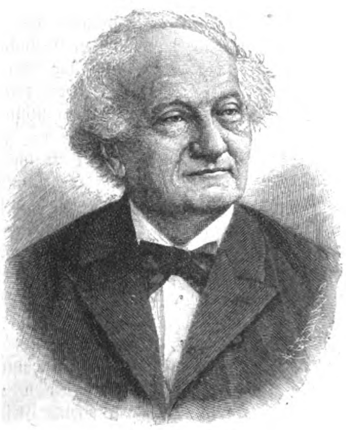
Ein freundliches Anſinnen, im Daheim von meinem Bruder zu erzählen, wird mir zur frommen Pflicht, die ich erfüllen muß, ehe der Mai zum zweitenmal Kränze auf ſein Grab legt. Es wird dem Bruder nicht leicht, vor der großen Öffentlichkeit von dem Bruder zu reden. Blutsverwandtſchaft und Geiſtesgemeinſchaft, die fürſorgende Liebe des älteren und die dankbare Liebe des jüngeren haben zwiſchen beiden eine ſo innige Lebensverbindung gewirkt, daß der Überlebende verſucht ſein könnte, aus dem Schatze ihm teurer Erinnerungen von dem Heimgegangenen auch ſolche Züge zu berichten, welche für die Fernerſtehenden keinen Wert haben. Anderſeits wuchs doch aus der angebornen Art und aus der eigentümlichen Entwickelung der Brüder, aus der Zeit, in welche des einen und des anderen Jugend fiel und aus dem Amte, welche des einen und des anderen Mannesalter füllte, endlich aus der geheimnisvollen Wirkung des Gottesgeiſtes, der mancherlei Gaben verleiht, eine Verſchiedenheit der Anſchauung, die gelegentlich auch zu verſchiedenen Wegen der Wirkſamkeit führte, und die Erinnerung daran oder gar die Darlegung der Verſchiedenheit könnte die Wärme der Ausſprache beeinträchtigen. Ich denke aber, was die innige Zuſammengehörigkeit betrifft, wird man der brüderlichen Liebe ihr trauliches Geplauder zu gute halten. Und was den Unterſchied im Denken und Thun angeht, ſo iſt es meine Aufgabe nicht, dem geneigten Leſer dieſer Blätter den gelehrten Schriftſteller, den theologiſchen Profeſſor, ja nicht einmal den evangeliſchen Prediger vorzuführen, ſondern den liebenswerten Mann mit der vollen, reichen Ader angeborner und durch Gottes Geiſt erſchloſſener edler Menſchlichkeit. Als ſolcher hat er an allen Orten ſeiner Wirkſamkeit ein dankbares Gedächtnis hinterlaſſen; auch bei flüchtiger Berührung unzählige, ohne es zu wollen, unter den Zauber ſeiner Perſönlichkeit gebracht; die ihm aber näher traten, ſei es im Verhältnis der Verwandtſchaft oder der Freundſchaft, ſei es unter dem Katheder oder unter der Kanzel, die fühlten ſich durch ſeine Geiſteshoheit und Herzensfülle, durch ſeinen treuen Rat und ſeine hilfsbereite That ihm dauernd verbunden. Ich will denn getroſt erzählen und bitte um einfältiges Gehör.

Mein Bruder Guſtav war als das älteſte Kind unter dreizehn Geſchwiſtern am 14. Juni 1816 in dem Pfarrdorf Hammelbach tief im Odenwald geboren. Der naturhafte Name des unbekannten Ortes fällt kräftig in die Ohren. Die Verwandten in der Reſidenz nannten uns Kinder, auch die wir uns rühmten, nicht in Hammelbach, ſondern in Lindenfels geboren zu ſein, anfänglich nur die „Hammelbächer.“ Und als zweiundzwanzig Jahre nach meines Bruders Geburt am ſchwarzen Brett in Gießen ſein Doktordiplom aushing, da lächelte mancher, daß der wohlbekannte und vielgeliebte junge Doktor als Hammelbacenſis ſeine Ehre und Würde empfing. Ich darf mich dem Wunſche manches lieben Leſers nicht entziehen, zu erfahren, wo der Geburtsort des nachmaligen Leipziger Profeſſors zu finden ſei. Wenn ein friſcher Wanderer von Weinheim an der Bergſtraße das Thal der Weſchnitz hinaufſteigt, oder von Bensheim aus über Lindenfels das Thal aufſucht, ſo gelangt er in fünf Stunden in das Quellgebiet des Flüßchens. Dort ſchimmert aus dem dunkelgrünen Wald hell ein gewaltiger Sandſteinbruch hervor. Klettert er zu ihm hinauf, ſo trifft er als Steinhauer die Hammelbacher Landsleute meines Bruders in großer Zahl und er kann ſich von ihnen den Weg zeigen laſſen, um in einer guten halben Stunde das Dorf zu erreichen. Es iſt dort überall ein erquickendes Wandern bald durch die tiefſte Waldesſtille und den würzigſten Waldesduft, durch rieſige Farren und fruchtreiche Heidelbeeren, bald auf freier Höhe mit dem Blicke auf die nächſten Dörfer im Wieſengrund, auch die drunten im Gerſprenzthal, die durch Scheffels Rodenſteinlieder bekannt geworden ſind, und weithin über die Berge bis über den Rhein.

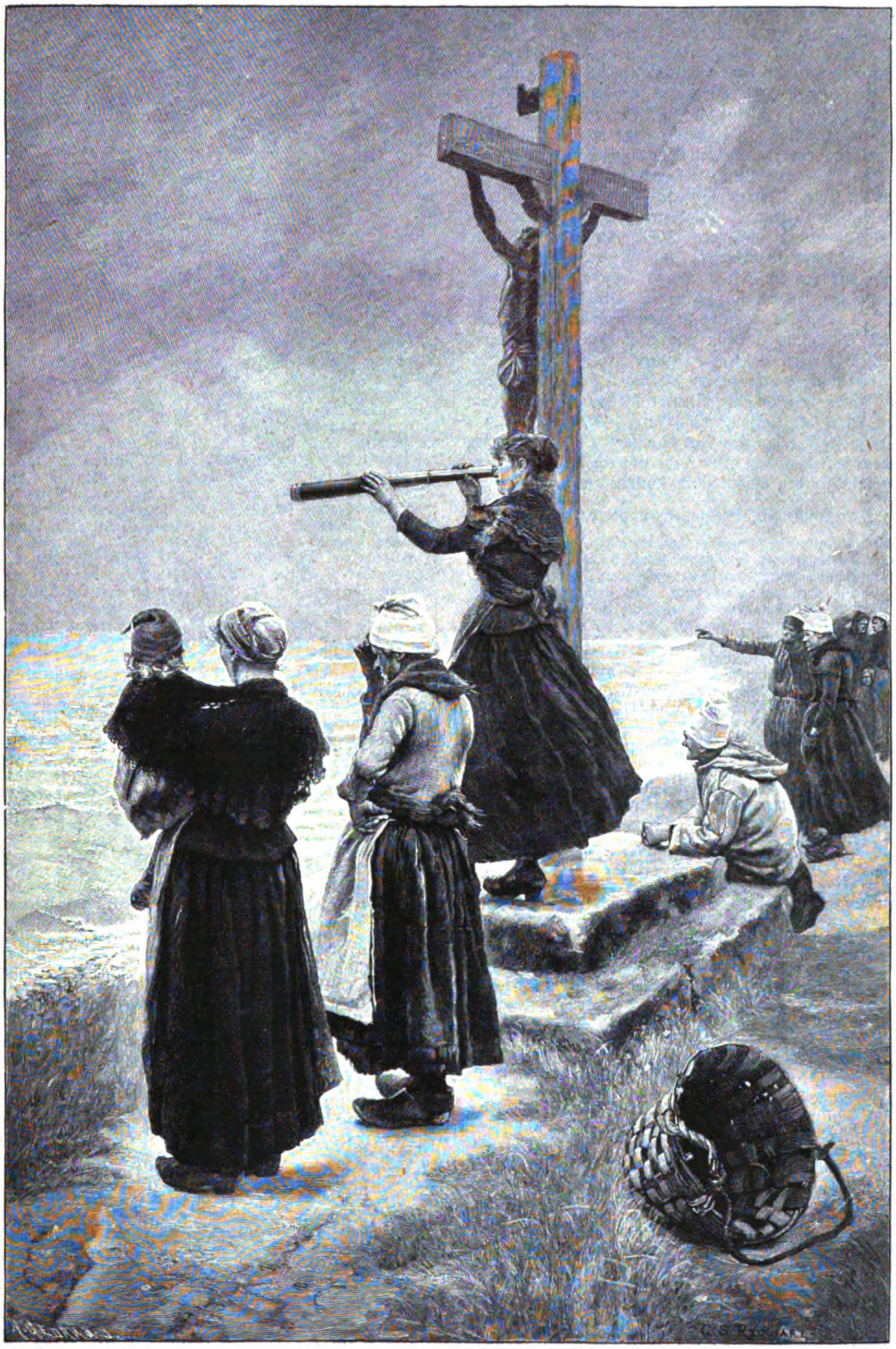
Dort alſo iſt mein Bruder geboren. Mein Vater, der Sohn, Enkel und Urenkel eines Pfarrers, war 1814 als freiwilliger Jäger mit in Frankreich geweſen und hatte im Jahre 1815, da er Oberförſter mit dem Sitz in Hammelbach geworden war, dorthin ſeine Braut, die Tochter eines höheren Beamten in Darmſtadt, heimgeführt. Ein Forſthaus gab es nicht. Buchſtäblich in der „kleinſten Hütte,“ in den Giebelzimmern eines Bauernhauſes, hatte das „glücklich liebende Paar“ ſich niederlaſſen müſſen. Als mein Bruder 1869 als Hauptpaſtor in Hamburg, wo er in einem ſtattlichen Hauſe wohnte, vor ſeiner ſilbernen Hochzeit ſtand, ließ ich im Namen der Geſchwiſter ein Album mit den Bildern der ſämtlichen Häuſer, die für ſein Leben Bedeutung gehabt, herſtellen. Da wanderte ich auch nach Hammelbach und ward nach einem Zeugenverhör im Pfarrhauſe gewiß, in welchem Hauſe meines Bruders Wiege geſtanden: ein baufälliges kleines Haus, ſchlicht gehalten und ſchief geneigt, dran hinaufrankend ein Weinſtock, davor ein Birnbaum. Der junge Maler kam auch, ſetzte vor dem Hauſe ſich nieder, ſpannte ſeinen großen Schirm gegen die Sonne auf, holte ſein Gerät hervor und fing an, das Haus zu zeichnen. Die Dorfjugend ſammelte ſich um den fremden Herrn, der Hausbeſitzer aber, als er, über die Schulter des Malers blickend, den ſchiefen Giebel ſeines Hauſes abgezeichnet und der Öffentlichkeit preisgegeben ſah, kratzte ſich hinter den Ohren und ſagte: „Hätt' ich das gewußt, ſo hätt' ich das Haus wenigſtens neu anſtreichen laſſen.“ Es iſt nun niedergeriſſen und durch ein neues erſetzt.

Hammelbach iſt, ehemals zur Pfalz gehörig, eine reformierte Pfarrei. Mein Bruder, lutheriſcher Eltern Kind, wurde darum vom Pfarrer in Rimbach, einem Erbachſchen lutheriſchen Flecken getauft. Das Hungerjahr 1817, von welchem die Mutter uns oft erzählte, hat er glücklich überſtanden. Trefflich gedieh er in der Einfalt des Lebens und der Friſche der Luft. Als mein Vater nach Lindenfels verſetzt wurde, hatte der mütterliche Großvater den fünfjährigen Enkel um der Schule willen ſchon zu ſich nach Darmſtadt genommen. Der Großvater ſtarb aber bald darauf und damit trat in dem Leben meines Bruders eine ſegensvolle Wendung ein. Er kam in das Haus unſres Onkels Karl Baur, welcher unſres Vaters älteſter Bruder, und unſrer Tante Käthchen, die unſrer Mutter älteſte Schweſter war — der Onkel ein Mann voll Geiſtes und Bewegung, die Tante eine ſchöne und ruhige Frau. Die doppelte Verwandtſchaft wirkte wie doppelte Güte. Der Onkel war Lehrer am Gymnaſium. Lange Jahre hielt er an ſeinem alten Titel „Subkonrektor“ mit konſervativer Zähigkeit feſt, obgleich der Titel, da es keinen Rektor und Konrektor mehr gab, nur wie eine Ruine ſich ausnahm. Erſt ſpät vertauſchte er ihn mit dem „Profeſſor.“ Urſprünglich Theolog, lebte und webte er in der ſchönen Litteratur, überall die ethiſche Seite in der deutſchen Dichtung beſonders hervorkehrend. Ihn Klopſtock vorleſen zu hören, war eine Luſt. Noch klingt mir in den Ohren: „Vergraben iſt in ewige Nacht der Erfinder großer Name ſo oft,“ „Ebert, mich ſcheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine tief in die Melancholei,“ „Nicht in den Ozean der Welten alle will ich mich ſtürzen,“ „Was that dir, Thor, dein Vaterland? Dein ſpott ich, glüht dein Herz dir nicht bei ſeines Namens Schall?“ Auch Herders Humanität war ein ſtarkes Element in ſeiner Anſchauung. Lichtenberg und Jean Paul waren dem humoriſtiſch und idealiſtiſch gerichteten Manne wert. Die Dichter des Befreiungskrieges riefen ihm die große Zeit zurück, die er miterlebt. Gegen die politiſchen Dichter nach 1830 führte er einen lebhaften Kampf. Freiligrath war ihm zuwider, ſchon lange vor ſeinem „Glaubensbekenntnis;“ ſein „Löwenritt“ dünkte ihm blutdürſtige Afterpoeſie. Auf Herweghs Ruf „Reißt die Kreuze aus der Erden, alle ſollen Schwerter werden, Gott im Himmel wird's verzeihn,“ antwortete er: „Dummer Kerl! die Grabmäler ſind aus Gußeiſen, aus denen läßt kein Schwert ſich ſchmieden.“ Sein Unterricht im Deutſchen war eine Art Ethik an die Litteratur angeſchloſſen. Wie oft hab' ich ihn ausrufen hören: „Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.“ Das Aufſatzheft eines verdächtigen Schülers führte er, ehe es zum Leſen kam, zur Naſe. Roch es nach Tabak, ſo lautete die Kritik: „Schlechter Aufſatz! Setze dich!“ Die Schüler rächten ſich gegen ſeine ſittenſtrenge Eigenart durch gute und ſchlechte Witze, aber Reſpekt hatten ſie vor ihm. In der Stadt war er allbekannt, als konſervativer, dem Fürſtenhaus ergebener Mann, als Gelegenheitsdichter und Redner, der ſeine reiche Gabe des trefflichſten Humors, wohl auch einmal ſatiriſch, aber niemals ſarkaſtiſch verwandte. Gegen uns Neffen bewies er die liebenswürdigſte Güte. Vor allen hat mein Bruder Guſtav von dem täglichen Verkehr mit dem quellfriſchen Oheim viel Anregung empfangen.

Zunächſt freilich ward er nur des Onkels Pflegeſohn, noch nicht ſein Schüler. Er ging in die Schule des Vetters Schuknecht, des Herausgebers der Bibliſchen Geſchichten. Ein Muſterknabe war der Hammelbächer nicht. Der Onkel war ihm darum nicht gram. Bei jedem Zuſammentreffen der kindlichen Naivität mit ſchulmeiſterlicher Pedanterie war er auf der Seite des Kindes. Der Schreiblehrer hatte den kleinen Schüler freundlich angeredet: „Was haſt du für eine ſchöne neue Schiefertafel!“ Und weil eine Freundlichkeit der anderen wert iſt, hatte dieſer als echter Odenwälder geantwortet: „Gelt, Alterchen?“ Über dieſe Majeſtätsbeleidigung erhob der Lehrer Klage beim Onkel. Der hat ihn mit dem liebenswürdigſten Humor beſänftigt. Einmal ſtand in dem „Sittenbuch“ das ſchlimme Zeugnis: „Beſchäftigt ſich die ganze Stunde mit Eſſen.“ Noch ärger ein andermal: „Die ganze Woche ſchlecht. Schuknecht.“ „Au Weh. K. B.“ ſchrieb der Onkel darunter. Kam der älteſte Sohn aus der Reſidenz in die Ferien nach Lindenfels, ſo war er der Eltern und der Geſchwiſter feſtliche Freude. Der Vater, der mit ſeinen ſieben heranwachſenden Söhnen im traulichſten Verhältnis ſtand, flößte dem älteſten zumal völliges Vertrauen ein. Mit Dingeldeins Hammartin, dem Sprößling einer luſtigen, etwas leichten Glaſerfamilie, ſtand er in den Ferien auf vertrautem Fuß. Er nahm ihn mit herunter nach Schlierbach ins Wirtshaus zum Hansjörg und zur Annebärbel und beſtellte ſich Eſſen und Trinken, ſo wie's im Liede von des Markgrafen Töchterlein heißt: „Ach, bringt mir Weck und bringt mir Wein.“ Es war nur Äpfelwein, was ſie tranken, es waren nur Waſſerwecke, was ſie aßen. Und Hansjörgel und Annebärbel haben gewiß ſchmunzelnd zugeſehen und waren völlig befriedigt, als mein Bruder beim Weggehen ſagte: „Wenn mein Vater kommt, der bezahlt alles.“ Dieſe heitere Lebensart hob ſich indes, wie bis zum ſpäteſten Alter ſo ſchon in früheſter Jugend, vom ernſteſten Lebensgrunde ab. Mit dem feſteſten Fleiße und der höchſten Geſinnung trat er ins Gymnaſium in Darmſtadt ein und ward einer ſeiner ausgezeichnetſten Schüler. Direktor war damals Karl Dilthey, ein feinſinniger Gelehrter, der aus dem Heiligtum ſeines Studierzimmers in den Staub der Schulſtube mit einer Feierlichkeit trat, die durch ein ſarkaſtiſches Lächeln um den Mund bei der Kritik unſerer Arbeiten an Nahbarkeit nicht gewann. Er konnte unmäßig loben, aber ein Thor, wer das Pfefferkörnlein in dem Lob nicht ſchmeckte. Vielleicht war es mein eigner poetiſcher Verſuch, den er mit Schillers Wort würdigte: „Und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht, wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt.“ Er liebte kunſtreiche und gedankenſatte Perioden. Einem Schüler ſchrieb er ins Zeugnis: „Er lieferte Arbeiten in Proſa und Poeſie, die von einem Geiſte zeugen, der, durch einen gemütlichen Fanatismus einſeitig anziehend und abſtoßend, doch ein ſchönes Kleinod jugendlicher Bildung iſt.“ Früh mit einer Ausgabe von Tacitus Germania hervorgetreten, beſchäftigte er ſich ſpäter am liebſten mit ſprachvergleichenden Studien. Sein Unterricht hatte den Charakter geiſtreicher encyklopädiſcher Behandlung des Wiſſenswerten und war darum nur für die geweckteren Geiſter recht förderlich. Mein Bruder bewahrte dem Manne, der während der Schulzeit nur in der dritten Perſon der Einzahl mit uns ſprach — man ſagt ihm nach, daß er einen Schüler Platz zu nehmen eingeladen mit dem Worte: „Es kann ſich geſetzt werden“ — mein Bruder bewahrte ihm zeitlebens pietätvolle Anhänglichkeit. Einſt kam der Direktor nach Gießen, wo mein Bruder lange ſchon angeſehener Profeſſor war. Ich war Zeuge, mit welchem Eifer der einſtige Schüler dem verehrten Lehrer in Gemeinſchaft mit anderen ehemaligen Schülern ein fröhliches Mahl auf dem Schiffenberg veranſtaltete, und im Herbſte darauf zufällig auch Zeuge, wie der Direktor auf dem Aktus des Gymnaſiums das Gießener Erlebnis tiefbewegt als Zeichen pietätvoller Geſinnung den Schülern pries. — Den Profeſſor Weber, von Darmſtadt nach Kaſſel verſetzt, lernte ich nicht mehr kennen, hörte ihn aber aus meines Bruders Mund als tüchtigen Philologen rühmen. — Karl Wagner, der Herausgeber des Merck-Goetheſchen Briefwechſels, auch einer „Deutſchen Geſchichte aus dem Munde deutſcher Dichter,“ war ein unermüdlicher Anreger zum poetiſchen Verſuch und zur patriotiſchen Geſinnung: von meinem Bruder nahm er in ſeine ebengenannte „Poetiſche Geſchichte der Deutſchen“ ein Gedicht auf: „Die Weiber in Schorndorf,“ die Erzählung von der männerbeſchämenden Tapferkeit dieſer ſchwäbiſchen Frauen in prächtig behandelter Nibelungenſtrophe. — Boßler, der als ſehr junger Lehrer auch ſchon meinen Bruder zum Schüler hatte, war ein ausgezeichneter Kenner antiker poetiſcher Formen und ein feiner Lehrer der alten Sprache. — Heinrich Palmer gab den Religionsunterricht gewiſſenhaft, aber in jener Zeit noch ziemlich rationaliſtiſch. — Endlich war Onkel Karl ſein täglicher Verkehr auch im Hauſe. Vetter und Baſe, ein wenig älter als er, waren ihm geſchwiſterlich verbunden. Das unvergleichliche Gut jugendlicher Freundſchaft war ihm auch nicht verſagt. Sein Herzensfreund war Louis Schleiermacher, Sohn des Kabinettsrats des Großherzogs, eines großen Gelehrten von außerordentlicher Kenntnis der Sprachen. Der Freund ward ihm früh durch den Tod entriſſen und ich habe nach vielen Jahren noch zwiſchen des Bruders Büchern und Bildern unter Glas und Rahmen Kranz und Schleife zum Gedächtnis des Toten hängen ſehen. Und geſpürt habe ich die innige, wehmutsvolle Liebe, die er dem Abgeſchiedenen bewahrte. Treue Freundſchaft war ein weſentliches Element ſeines Lebens. Wie manchen Weg hat er gemacht, um einen alten Freund zu überraſchen! Seine Fußwanderungen während der Ferienzeit ſtanden oftmals unter dem Stern der Freundſchaft. Aus einer großen Geſellſchaft während des Kirchentags in Berlin 1871 war er plötzlich verſchwunden — aus dem Centrum der Stadt war er fernhin nach dem Tiergarten gefahren zu einem Freund, der mit der Schweſter ſeines Freundes Schleiermacher verheiratet war. Mancher Freund, der ihm bis ans Ende blieb, war's ſchon auf der Schulbank geworden. Es war für uns ſechs jüngere Brüder ein großer Segen, daß der älteſte ſo gut anſchlug. Als wir ſelbſt in die gelehrte Schule eintraten, galt unſere Brüderſchaft wie ein Empfehlungsbrief, aber ſchon früher, ſo oft er in die Ferien kam, war der Umgang mit ihm ein Empfangen geiſtigen Lebens. Wenn wir in der Richtung gegen Darmſtadt, das ſechs Stunden entfernt war, dem in die Ferien Kommenden entgegen gingen, weiter und weiter, bis er endlich an einer Wegkrümme auftauchte und mit Jodelruf uns begrüßte — das war allemal wie ſüße Ahnung einer großen Welt, zu der auch uns dieſer Weg einſt führen ſollte. Und welch ein Vorgänger war uns der Bruder! In der Oſterzeit ſchauten wir mit ihm von der Burg über die Stadt weit hinaus in die durchrieſelten friſchgrünen Wieſen, in den aufknoſpenden Wald und durch die Mauern klang des Bruders Geſang der beſten Studentenlieder, und wir ſangen ihm vor, was wir Gutes gelernt. In den Sommerferien durchſtreifte er mit uns die Wälder, die kühlen Schatten und ſaftige Beeren boten. Ich ſeh' ihn noch, wie er nach einer Hühnerjagd im Hauſe eines Pächters mit kunſtfertiger Hand aus verſchüttetem Wein auf den Tiſch die prächtigſten Rehböcke zeichnete. Als wir aber einſt mit den Eltern in ſeiner Geſellſchaft bei Hansjörgel und Annebärbel ſaßen und ſaure Milch — zu meiner Verwunderung mit Zucker und Zimt — gegeſſen hatten, da ward das Gerücht wach: mein Bruder habe auf dem Aktus des Gymnaſiums ein ſchönes Gedicht ſo rührend vorgetragen. Die holden Frauen drangen in ihn, auch ihnen den Herzensgenuß zu verſchaffen, die Annebärbel ermutigte, auf das „Mancheſter" hinaufzuſteigen — er that's, er deklamierte den „Gemsjäger," eine aufs höchſte ſpannende Geſchichte von Jägerfreude und Jägergefahr, Jägerrettung und neuer Jägerfreude — „die Ritter ſchauten mutig drein und in den Schoß die Schönen," die Taſchentücher wurden gebraucht, ich verſtand nicht recht warum, nur wuchs mein Bruder aufs neue an geiſtiger Größe vor meinen Augen. Und er konnte nicht bloß Fremdes geben. In den Weihnachtsferien ſchrieb er für den Vater eine poetiſche Epiſtel in Hans Sachſens Stil an die benachbarten Oberförſter, voll Lobs der guten alten Zeit. Es war in dem Bruder ein treffliches Gemiſch genialiſchen Jugendmutes, gemütlicher Innigkeit und tüchtigen Wiſſens, daß wir uns ſeines Daſeins wie feſtlicher Lebenserfüllung freuten. — Endlich kam die Zeit zum Beſuch der Univerſität. Er hatte für die Theologie ſich beſtimmt und auf dem feſtlichen Aktus über „Hoffnung und Erinnerung" vor einem großen Publikum der guten Stadt, namentlich vor Frauen und Jungfrauen, eine bewegliche Rede gehalten. Was nun weiter? Der Vater hatte ſieben Söhne, aber für ihr Studium keinen Kreuzer Geld. Da entdeckt eine Verwandte — ich glaube, es war die Schwiegermutter Sybels, des Geſchichtſchreibers des neuen Deutſchen Reiches — ſie entdeckt in einer Zeitung, daß Dr. Völcker in Gießen für ſeine Knabenlehranſtalt einen Studenten als Hilfslehrer ſucht. „Das wäre ja wohl was für den Hammelbächer," denkt ſie und eilt zu Tante Käthchen. Es war was für ihn. Er trat in das Haus des tüchtigen Philologen ein, der wegen Krankheit ſein Amt aufgegeben und eine andere Lehrthätigkeit ſich geſchaffen hatte: er fand in dem Hausherrn einen beratenden Freund, in der Hausfrau eine edle Freundin, er fand gute Genoſſen der Arbeit und begeiſterte Schüler. Doppelte Arbeit gab's für den achtzehnjährigen Jüngling, der bald auf dem Katheder ſtehen, bald unter dem Katheder ſitzen mußte. Aber das Dach war ihm gebaut, das Bett gemacht, der Tiſch gedeckt. Nur mit der Kleidung war's knapp. Der Vater hatte ihm einen grünen Frack mit goldgelben Knöpfen mitgegeben. Damit konnte er ſich wohl ſehen laſſen. Aber auf eine gewiſſe Notdurft in der übrigen Gewandung läßt der Plan ſchließen, den die Schüler für ſeinen erſten Geburtstag gefaßt: ihm ein Paar Hoſen zu ſchenken. Mit Mühe brachte die Frau Doktorin die braven Buben dahin, daß ſie ſtatt der Hoſen an die Beine ihm einen Ring an den Finger ſteckten. Der Eintritt in das Völckerſche Haus, wie beſcheiden er war, erwies ſich in Gottes Hand als ein Ereignis von den ſegensreichſten Folgen. Mein Bruder blieb ſeine ganze Studienzeit in dem Haus, begrub den Doktor und die Doktorin, leitete die Auflöſung der Lehranſtalt, lebte mit der Großmutter des Hauſes und einigen Zöglingen noch als Privatdozent weiter; der ihm an Alter nachfolgende theologiſche Bruder trat auch in das Haus ein; zehn Jahre ſpäter gewann ich mir durch Nachhilfe bei ein Paar Penſionären für ein halbes Jahr den Mittagstiſch. Aber mehr noch! Die Mitarbeit an der Lehranſtalt brachte ihn in die Bahn jener Thätigkeit auf dem Gebiet der Pädagogik durch Wort und Schrift, welche in ſeinem Leben ein ſo bedeutendes Element geworden. Und noch mehr! Auch ſeine künftige Frau lernte er in dem Hauſe kennen. In dem Hinterbau desſelben begann er zehn Jahre nach ſeinem ſtudentiſchen Einzug ſeinen eigenen Haushalt.


Guſtav Baur †.

Mein Bruder ſtudierte alſo Theologie. Sehr viel war dafür in Gießen nicht zu holen. Vom alten Palmer wußte er die ergötzlichſten Anekdoten, die lange Zeit zum Nachtiſch jeder theologiſchen Konferenz in Heſſen-Darmſtadt gehörten, zu erzählen. Den alten Kuinöl charakteriſierte er durch die Weiſe, wie er einſt mit ein paar Sätzen die Hegelſche Philoſophie abthat und ſchloß: „Und ſomit haben wir dieſen traurigen pantheiſtiſchen Standpunkt beſeitigt." Als mein Bruder einſt zu ihm kam, um ſich den Beſuch der Kollegien teſtieren zu laſſen, that er den klaſſiſchen Ausſpruch, der mir im Kandidatenexamen immer wieder ins Gedächtnis kommt: „Herr Baur, Sie ſind gar nicht fleißig geweſen — ich kann Ihnen nicht mehr geben als — fleißig." — Meier, deſſen Dogmengeſchichte er ſpäter herausgegeben, ward früh durch den Tod der Fakultät entriſſen. — Am meiſten hatte er von Credner, dem er immer zum größten Dank verpflichtet blieb, obwohl er ſeiner Theologie nicht zuſtimmte. Von der rationaliſtiſchen Auffaſſung hatte auch ihn Schleiermacher befreit. Auf keines Meiſters Worte ſchwörend, lernte er mit unermüdlichem Fleiße von jedem, der ihn lehren konnte. Das Turngerät, die Fechtſcheuer und die Fußwanderung — einmal von Abend bis Morgen achtzehn Stunden von Gießen bis Darmſtadt — gewährte gegen die geiſtige Überanſtrengung ein heilſames Gegengewicht. Dabei ließ er ſich von allem poetiſchen und politiſchen Leben, das die Zeit durchſtrömte, erfaſſen. Das „junge Deutſchland" kannte er, das alte Deutſchland liebte er. Schon damals verſenkte er ſich tief in die mittelhochdeutſche Dichtung. Seine patriotiſchen Lebenswurzeln holten Saft und Kraft aus der Zeit der Befreiungskriege. Er kannte ihre Geſchichte genau. Die Lieder von Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert ſaßen ihm feſt im Gedächtnis, die der drei erſtgenannten ſang er mit prächtiger Stimme. Ich vergeſſe nicht, welchen Eindruck, von ihm geſungen, Arndts: „Sind wir vereint zur guten Stunde", Schenkendorfs „Klaget nicht, daß ich gefallen" und namentlich Körners „Du Schwert an meiner Linken" und „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?" machte. Daß die „rieſenhafte Zeit" burſchenſchaftlich in ihm nachzitterte, liegt nahe. Gerade Gießen hatte zur burſchenſchaftlichen Bewegung die einflußreichſten Leute geliefert. In Buris' Hauſe, des Gießner Advokaten, der uns friſche burſchenſchaftliche Lieder geſungen, und deſſen Sohn Max ſein Schüler



In banger Erwartung. Nach dem Gemälde von C. S. Reinhardt.

war, ging er als immer gern geſehener Gaſt ein und aus Die Lieder der Gebrüder Follen wußte er auswendig. Die nach Tyrannenblut durſtigen teilte er nur als Ungeheuerlichkeiten mit. Aber in patriotiſcher Andacht ſang er mit uns jüngeren A. L. Follens herrliches Lied „Vaterlandsſöhne, traute Genoſſen.“ Er ſollte ſeine Studienzeit nicht vollenden, ohne auch einmal „des Verdachts verdächtig zu werden.“ Eines Tags kam in Lindenfels ein Brief von ihm an. Der Vater war im Wald. Die Mutter las ihn zuerſt. Ihre Züge wurden ſehr ernſt. Der Bruder meldete, daß er auf ein halbes Jahr von Gießen relegiert ſei, um einer Leichenrede willen, die er einem Studenten gehalten. Was wird der Vater ſagen, wenn er heimkommt? „Hätt' ich nur den Kerl — er meinte nicht den Sohn, der verurteilt war, ſondern den Univerſitätsrichter, der ihn verurteilt hatte — hätt' ich nur den Kerl heut' Abend an der Schlucht beim Fürther Tannenwäldchen gehabt, ich hätt' ihn Mores gelehrt,“ ſo ungefähr lautete in waidmänniſchem Stil die väterliche Entrüſtung. Mein Bruder mietete ſich in Darmſtadt ein Stübchen, nahm den dritten Bruder zu ſich, um ihn in die Mathematik, die er als Beruf ergriffen, einzuführen, ſtudierte ſelbſt mit eiſernem Fleiß und gewann namentlich durch den Umgang mit Andreas Schleiermacher eine ſolche Förderung für ſein Studium der orientaliſchen Sprachen, daß ihm das halbe Jahr unfreiwilliger Muße zu einer Stufe für den akademiſchen Katheder ward.

## Das Kolberger Bürger-Grenadierbataillon.

Mit dem Kolberger Bürger-Grenadierbataillon, deſſen Auflöſung jüngſt die Tageszeitungen in trockener Kürze meldeten, iſt endgültig eine Körperſchaft erloſchen, die in preußiſchen und deutſchen Landen einzig in ihrer Art dageſtanden hatte. Der Urſprung der bewaffneten Bürgerwehr in der ehemaligen Feſtung Kolberg läßt ſich bis auf jene Zeit zurückverfolgen, da noch überall die Bürger die Pflicht zur Verteidigung ihrer Stadt hatten. Nach einer Wachtordnung aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts waren die wehrfähigen Bürger Kolbergs in vier „Quartiere“ geteilt, und den Oberbefehl führte ein vom Rate ernannter Wachtmeiſter. Den Bürgereid leiſteten die Männer gewappnet mit Ober- und Untergewehr, und bei den Muſterungen hatten ſie in voller Ausrüſtung, mit Kraut, Lot und Lunte, zu erſcheinen. Auch hatte die Bürgerwehr ihr eignes Kriegsrecht, das z. B. jeden, der zum drittenmal ſchlafend auf der Wache getroffen wurde, an Leib und Leben ſtrafte. „Wenn die gute Stadt,“ ſo heißt es in einer anderen Beſtimmung, „beſtürmt wird, ſo ſoll niemand von dem Platze, dahin er geſtellt wird, weichen, er habe denn zuvor mit dem Degen gegen den Feind geſtritten.“ In ſeiner „Geſchichte der Stadt Kolberg“ berichtet Riemann, welchem einige der hier mitgeteilten Angaben entlehnt ſind, daß ſich die Bürger in den Kämpfen des Großen Kurfürſten mit den Schweden das beſondere Lob des Helden erwarben. Noch ehe 1675 von ihm die Aufforderung eintraf, daß die Stadt ein Kontingent von 66 Mann zu ſtellen habe, ſtanden bereits 200 Mann unter den Waffen, und als die militäriſche Beſatzung beinahe vollſtändig nach Berlin abrückte, wurde die ganze Bürgerſchaft einberufen, und der Garniſondienſt lag faſt ausſchließlich in ihren Händen. Der Gouverneur, Generalwachtmeiſter Bogislav von Schwerin, ließ die Leute täglich exerzieren und ſich im Schießen mit den neuen, aus Peitz gekommenen Musketen üben. Die Kolberger beſaßen freilich eine gute Vorübung. Seit 1400, beziehungsweiſe 1500, beſtanden bei ihnen zwei Schützengeſellſchaften, die Schützengilde (meiſt Handwerker) und die Burſen-Brüderſchaft (Angehörige der höheren Stände), deren Mitglieder im Gebrauch der Feuerwaffe wohl erfahren waren. Der Große Kurfürſt war über den Eifer der Bürger hoch erfreut, und unter dem 13. Dezember 1675 ſchrieb er nach Kolberg, daß ihm die getreue Beobachtung der Pflicht unvergeſſen ſein würde. Im Jahre 1708 kam zu den vier beſtehenden Kompanieen der Bürgerwehr eine fünfte hinzu, deren Fahne, wenn ich nicht irre, noch heute im Rathauſe aufbewahrt wird. Wenn die Soldaten aus der Stadt rückten, mußten die Bürger die Poſten beſetzen, von 1741 an mit täglich hundert Mann. Die Gemeinen erhielten dafür täglich einen guten Groſchen, die Unteroffiziere drei, die Offiziere ſechs Groſchen. Die eigentliche Feuertaufe erhielt die Kolberger Bürgerwehr unter der Regierung Friedrichs des Großen, während der drei Belagerungen durch die Ruſſen, 1758, 1760 und 1761. Gleich von vornherein mußte täglich die Hälfte der Bürgerſoldaten auf die Wälle, und zwar erwieſen ſich beſonders nützlich die Scharfſchützen — „Wallbrüder“ genannt — welche dem Feinde manchen Offizier wegblieſen. Der ruſſiſche Oberkommandeur, General von Palmbach, war über die Beteiligung der Bürger am Kampfe ſehr erzürnt, nachdem er aber erfahren hatte, daß ſie dazu durch ihren Eid verpflichtet ſeien, lobte er die Einrichtung Den höchſten Ruhm indeſſen erwarben die Kolberger durch die denkwürdige Verteidigung ihrer Stadt gegen die Franzoſen, 1807. Getreu dem Verſprechen, das ſie im November 1806 durch ihre Repräſentanten dem König Friedrich Wilhelm III übermittelt hatten — ſich lieber unter den Trümmern ihrer Häuſer begraben zu laſſen, als ſich in die Hände des Feindes zu geben — bildeten ſie ein vollſtändig ausgerüſtetes Bataillon von fünf Kompanieen, deſſen Wert zwar der altersſchwache Kommandant von Loucadou nicht zu ſchätzen wußte, aber um ſo beſſer ſein Nachfolger Gneiſenau. In dem heldenmütigen Kampfe um Kolbergs Wälle fielen mehr als dreißig Bürger, und weit über die doppelte Anzahl wurde verwundet. In Anerkennung der treuen Hingebung verlieh König Friedrich Wilhelm III dem „Bürger-Grenadierbataillon,“ wie es nun hieß, eine eigne Uniform in den pommerſchen Farben (blau-weiß), blauer Waffenrock mit weißen Aufſchlägen und Kragen. In dem turbulenten Jahre 1848 wurde das Bataillon aufgelöſt, doch 1851 erneut gebildet, und zwar beſtand es nun aus vier Kompanieen zu je 200 Mann. Der Major — bei Paraden war er beritten — die vier Kapitäne wie auch die übrigen Offiziere unterlagen bei der Wahl, wie bei anderen Offizierkorps, der Beſtätigung durch den König. Als Knabe habe ich das Bataillon bei feſtlichen Gelegenheiten oftmals aufmarſchieren ſehen, und es machte, wenn ich mich recht erinnere, einen guten Eindruck, wenngleich keineswegs alle Bürgergrenadiere, ja ſelbſt nicht alle Offiziere gediente Leute waren. Bei der Wahl zum Offizier ſpielte eben auch die geſellſchaftliche Stellung eine Rolle, und beim Major wurde natürlich darauf geſehen, daß er eine gute Figur zu Pferde machte. Zum letztenmal trat meines Wiſſens das Bürgerbataillon am 2. Juni 1857 in voller Kriegsſtärke an, zur fünfzigjährigen Gedenkfeier der Aufhebung der Belagerung, womit die Enthüllung des von Drake modellierten Standbildes für König Friedrich Wilhelm III verbunden war. Seitdem beſtand das Bataillon im weſentlichen nur noch auf dem Papier weiter, wenn anch noch viele Jahre lang mancher Bürgergrenadier an Sonn- und Feiertagen ſich gern mit der blau-weißen Uniform ſchmückte. Ganz entſchlummert aber war die Körperſchaft keineswegs. Noch 1866 ſchien es, als ſollte ſie zu neuem Leben erweckt werden, doch unterblieb dies in Rückſicht auf die unerwartet ſchnelle und glückliche Beendigung des Feldzuges. In Wahrheit war freilich durch die allgemeine Wehrpflicht der eigenartigen Korporation längſt der Boden entzogen; ſie trat heraus aus dem Rahmen der Wehrgeſetze, wie ſie für den ganzen Staat und das Reich gültig ſind. Zudem hatte ſeit mehreren Jahren Kolberg aufgehört, Feſtung zu ſein — es beſtehen nur noch die Küſtenbefeſtigungen — und bei der endgültigen Auflöſung des Bataillons ſprach wohl auch der Gedanke mit, daß denjenigen, welche nach dem Rücktritte in das bürgerliche Leben den militäriſchen Geiſt weiter hegen und pflegen wollen, hierzu Gelegenheit geboten iſt durch die Kriegervereine. Ein freundliches Nachwort aber hat das Kolberger Bürger-Grenadierbataillon mit Rückſicht auf ſeine ruhmreiche Vergangenheit wohl verdient. C.

# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

Die kleine Schafhirtin auf dem Bilde von Fritz Beinke, die ihr Frühlingslied ſingt und dabei eifrig ihren Strumpf ſtrickt, genießt den Frühlingstag offenbar in vollen Zügen, und ihr Geſang wetteifert ſicher mit dem der Lerche an Fröhlichkeit. Ein charakteriſtiſcher italieniſcher Knabenkopf iſt der „Piccolo“ von Eugen von Blaas. C. S. Reinhardt malte uns eine Strandſzene, „In banger Erwartung.“ Der Himmel hat ſich bewölkt, ein Sturmwetter ankündigend, während die Fiſcherflotte auf hoher See weilt. Am Strande haben ſich die Angehörigen der Fiſcher verſammelt, geſpannt auf das Meer hinausblickend. Werden die Boote den Strand erreichen, noch ehe das Wetter losbricht, oder werden die Fiſcher vor den Augen ihrer Lieben den Kampf um Leben und Tod kämpfen müſſen und vielleicht unterliegen? Der gekreuzigte Chriſtus breitet ſeine Arme aus und verheißt ihnen Rettung auch dann, wenn ſie die Wellen verſchlingen ſollten.

## Eine franzöſiſche Stimme über Kaiſer Wilhelm II.

Die Bücher Edouard Simons über die Regierungsgeſchichte Kaiſer Wilhelms I und über den Fürſten Bismarck haben in Deutſchland eine große Verbreitung gefunden und das mit Recht: man muß es dem Verfaſſer nachrühmen, daß er ernſt und mit einer, bei einem Franzoſen der Jetztzeit ſeltenen Unparteilichkeit zu Werke ging. Wohl konnte und mußte die deutſche Kritik ihm manche Unrichtigkeit nachweiſen, wohl galt es oft, ſeinen franzöſiſchen Anſchauungen die unſeren entgegenzuſetzen, im allgemeinen aber gewann man doch die Überzeugung, es — wenn auch mit einem Gegner — ſo doch mit einem Gegner von durchaus ehrenwerter Geſinnung zu thun zu haben.

Jetzt hat Edouard Simon den oben genannten Werken ein kleineres, einen Nachtrag, wenn man will, über unſeren regierenden Kaiſer und deſſen erſte Regierungszeit folgen laſſen, das jüngſt auch in deutſcher Überſetzung (Berlin, Tonger & Greven) erſchien. Ich nahm den Band nicht ohne ernſte Bedenken in die Hand: erſcheint mir die Berechtigung aller bisher erſchienenen Charakteriſtiken unſeres Kaiſers — auch der deutſchen — überhaupt fragwürdig, ſo war dies dem franzöſiſchen Autor gegenüber doppelt der Fall. Indeſſen muß ich geſtehen, ich habe das kleine Buch von Anfang bis zu Ende mit ſteigendem Intereſſe geleſen und bin faſt überall durch ſeine ruhige Objektivität angenehm berührt worden. Wer freilich in demſelben politiſche Eröffnungen und Enthüllungen von ſchwerwiegender Bedeutung ſucht, wird ebenſo enttäuſcht ſein, wie derjenige, welcher in ſeinen Blättern etwa pikanten Hofklatſch im Genre der Société de Berlin zu finden erwartet: es iſt ein ſchlichtes, von dem ernſten Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit zeugendes Buch.

Der Verfaſſer behandelt nacheinander die Kindheit und Jugend des Prinzen, ſeine Verlobung und Hochzeit, ſein militäriſches Wirken; er geht dann auf die kurze Kronprinzenzeit über — überall in ruhiger. faſt ausſchließlich auf guten, deutſchen Quellen fußender Darſtellung die Thatſachen aneinanderreihend. Das letzte — bei weitem umfangreichſte — Kapitel iſt der Regierungszeit des Kaiſers gewidmet und ſchon die Überſchriften der einzelnen Abſchnitte: z. B. Wilhelm II als Fortſetzer der Politik Kaiſer Wilhelms; Wilhelm II als Friedensbote u. ſ. w. berühren ſympathiſch. Wie der franzöſiſche Autor ſich über die Stellung des Kaiſers zu den politiſchen Parteien äußert, mag man in dem Buche ſelbſt nachleſen, wohl aber möchten wir eine Stelle anführen, in welcher Simon über die ſozialpolitiſchen Reformen ſpricht: „In Berlin ſind die Regierenden und alle aufgeklärten Leute längſt darüber einig, daß die eigentliche Politik in den Sorgen der höheren Stände einen viel zu breiten Platz beanſprucht, und daß der Geſetzgeber keine Zeit zu verlieren hat, ſein Vergeſſen, wenn nicht gar ſeine Gleichgültigkeit in Bezug auf die arbeitenden und bedürftigen Klaſſen wieder gut zu machen … Wilhelm II war ſchon früh ein eifriger Schüler des Syſtems, dem man den Namen des Staatsſozialismus gegeben hat. Ob dieſes Syſtem in ſeiner Anwendung einer Änderung oder Verbeſſerung bedürftig iſt, ob es all die guten Dienſte, die ſich ſeine Urheber von ihm verſprechen, leiſten wird, das zu unterſuchen, iſt hier nicht der Ort. Aber es muß, um uns die moraliſche Phyſiognomie Wilhelms II zu vergegenwärtigen, unbedingt hervorgehoben werden, daß er durch ſeine Studien und ſeinen Geiſt den humanitären Ideen, welche den Kern der Doktrin bilden, zugewandt und geneigt iſt, für die großen ſozialen Fragen nach einer Löſung zu ſuchen. Seine öffentlichen Reden geben von wahrhafter Fürſorge Zeugnis, die ihn auch veranlaßt, mit der arbeitenden Bevölkerung Fühlung zu ſuchen, unmittelbar an den Bewegungen des Tages teilzunehmen und ſich zwiſchen die ſtreitenden Parteien zu ſtellen, um ſie einander zu nähern und zu verſöhnen.“

Von den deutſchen Beziehungen zu Frankreich ſagt der Verfaſſer: „Abgeſehen von der Hauptfrage, die wie eine tiefe Kluft die beiden Völker trennt (Elſaß-Lothringen iſt natürlich gemeint), haben ihre diplomatiſchen Beziehungen ſeit dem Regierungsantritt Wilhelms II nichts von ihrem korrekten und höflichen Charakter, den ſie bereits vorher hatten, verloren. Die Vertreter des Kaiſers in Paris ſind dort mit vollkommener Urbanität aufgenommen und ſeinerſeits behandelt Kaiſer Wilhelm die Vertreter der franzöſiſchen Republik in Berlin mit ausgeſuchtem Wohlwollen.“

Beſonders intereſſant ſind die Schlußworte des Buches, die gewiſſermaßen noch einmal die Anſchauungen E. Simons zuſammenfaſſen: „Den Befürchtungen (!), welche der Regierungsantritt Kaiſer Wilhelms erweckte, hat ſeine bisherige Regierung, die Wahrheit erfordert es anzuerkennen, nicht entſprochen; ſie hat vielmehr die Erwartungen derer beſtätigt, die, dem zukünftigen Erben der Kaiſerkrone näherſtehend, Günſtiges von ſeinen Herrſchereigenſchaften prophezeiten. Seine Aufgabe iſt nicht leicht nach einer Regierung gleich derjenigen ſeines Großvaters, dem er wie Alexander dem König Philipp vorwerfen konnte, daß er ihm nichts zu thun übrig gelaſſen habe. Wäre er von einem Ehrgeiz ergriffen, wie ein ſolcher bei einem jungen, von großen Beiſpielen angefeuerten Prinzen nicht überraſcht hätte, ſo würde er ſich in kriegeriſche Unternehmungen geſtürzt haben, die das nach gewaltigen Erſchütterungen kaum wieder beruhigte Europa von neuem aufgeregt hätten. Man hielt ihn dazu fähig, aber dieſe Befürchtungen haben ſich glücklicherweiſe bisher als grundlos erwieſen und nichts deutet darauf hin, daß ſie der Verwirklichung nahe wären. Im Innern ſowohl wie nach außen gibt der Kaiſer ſich als Fortſetzer der Politik Wilhelms I, das heißt der Politik der letzten ſiebzehn Jahre, die ſich in hohem Maße mit den errungenen Erfolgen begnügte, kriegeriſche Leidenſchaften überall, wo ſie ſich offenbarten, im Zaume hielt, berechtigte Empfindlichkeiten ſchonte und ſich ſorgſam bemüht um den ſozialen Frieden zeigte. . . . Schon jetzt kann man ſagen, daß Kaiſer Wilhelm II die Fehler vermieden hat, deren Begehung die einen von ihm erwarteten, und die Hoffnungen berechtigt, welche die anderen in die Regierung eines ſo gut begabten und ſo ſo trefflich geſinnten Fürſten ſetzten!“

Und das ſchrieb ein Franzoſe? Ja, es ſchrieb ein Franzoſe, der wie nur irgend einer ſein Vaterland, ſein Volk und deſſen Ruhm und Größe liebt! Wahrlich, es iſt erfreulich, auch einmal eine ſolche Stimme von jenſeits der Vogeſen zu uns herüberklingen zu hören — um ſo erfreulicher, als wir wiſſen, daß Edouard Simons in Frankreich zu den gefeiertſten und vor allem geleſenſten Schriftſtellern gehört, daß ſeine Worte nicht ungehört verhallen können. H. H.

## Dr. Graus Bibelwerk für die Gemeinde. *)

Vor einigen Jahren empfahl ich im Daheim (XVII. Jahrg. S. 140) das Bibelwerk Dr. Graus als einen höchſt erwünſchten „Führer durch die Bibel für die Gebildeten in der Gemeinde.“ Als ein ſolcher hat es ſich ſeitdem durch ſeine charakteriſtiſche Eigenart bewährt. Tauſende von nichttheologiſchen Leſern hat es zu „ſinnig eindringender Lektüre geſammelt und feſtgehalten“ — Tauſenden hat es das Verſtändnis nicht nur eines Wortes, Spruches oder Abſchnittes, ſondern auch des organiſchen Zuſammenhanges eines ganzen Buches vermittelt durch die Form zuſammenhängend reproduzierender Erklärung, welche der Verfaſſer mit Vorbedacht gewählt. Praktiſche und gelehrte Theologen, wie Paſtor Behrmann in Hamburg, Profeſſor Kübel in Tübingen u. a. haben ſich mit Profeſſor Grau in die Arbeit geteilt und eine Reihe einzelner Abteilungen des Neuen Teſtaments bearbeitet, und auch dieſe Mannigfaltigkeit in der Einheit des gemeinſamen Zieles hat ſich als zweckfördernd herausgeſtellt. Die zweite Auflage darf deshalb mit lebhafter Befriedigung von allen Bibelfreunden begrüßt werden. Auch das wird vielen willkommen ſein, daß die neue Auflage in Lieferungen erſcheint und eine durch zweckmäßigere, die Deutlichkeit aber nicht beeinträchtigende, Druckeinrichtung ermöglichte Preisermäßigung von ſechzehn auf zwölf Mark erfahren hat. Indem ich mir vorbehalte, auf dieſes bedeutende Werk nach ſeiner Vollendung zurückzukommen und einige Verbeſſerungen und Zuſätze der Neubearbeitung hervorzuheben, möchte ich nur darauf noch aufmerkſam machen, daß drei Lieferungen (die erſten drei Evangelien umfaſſend) fertig vorliegen und daß Konfirmanden höherer Bildungsgrade, inſonderheit Gymnaſiaſten, kein trefflicheres Geſchenk gemacht werden kann, als dieſes Bibelwerk.

R. K.

## Prophetiſche Dichterworte

ſind nicht ſelten in der deutſchen Litteratur. Von Wildenbruch („Die Quitzows“) bis zu Ebers („Joſua“) findet man ſie, und ſie pflegen ihren Eindruck niemals zu verfehlen, wenn die Herren Dichter ſich auch die Sache leicht machen und nur ſolche Dinge prophezeien, auf welche die Weltgeſchichte bereits ihr Siegel gedrückt hat. Aber es gibt auch Prophetenworte aus Dichtermund, die ein wirkliches Vorahnen der Zukunft ſind Man vergegenwärtige ſich die Erſcheinung des Fürſten Bismarck und die Wirkſamkeit des eiſernen Kanzlers während der letzten dreißig Jahre, — die Zeit ſeines Rücktritts mahnt ja an einen ſolchen Rückblick – und dann leſe man das folgende Gedicht von J. G. Fiſcher, das vor dreißig Jahren, im Juni 1860, in der „Gartenlaube“ veröffentlicht wurde:

### Nur einen Mann aus Millionen!

Erheb dich wie aus einem Munde,
Du Schrei der Not nach einem Mann!
Das deutſche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt ſchon tief zu ſinken an.
Schon bog es hoffend um die Klippe,
Schon nach dem Hafen ging der Zug,
Da fiel auf der Bemannung Sippe
Der Wahn, — wie er noch keinen ſchlug:

Sie riß herab der Einheit Fahne,
O unerhörte Meuterei!
Und jeder ſchrie in ſeinem Wahne:
„So bin ich ſtark, ſo bin ich frei!“ —
Du herrlich Schiff, ſo wohl gezimmert,
Iſt's möglich? Läßt es Gott geſcheh'n,
Daß du verraten und zertrümmert
Und rettungslos ſollſt untergeh'n?

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein ſo antiker ganzer Mann,
Der den unſterblichen Gedanken
Der deutſchen Größe faſſen kann?
Der uns ohn' Anſeh'n und Erbarmen
Zuſammentreibt im Schlachtenſchweiß,
Und dann mit unbeugſamen Armen
Die deutſche Mark zu runden weiß?

Nur Einer aus den Millionen,
Soweit die deutſche Langmut hauſt;
Zum Heil der Völker und der Thronen,
Nur eine eiſern harte Fauſt,
Die wie ein Blitz durch alle Grade
Empor ſich zum Diktator ſchwingt,
Und die Rebellen ohne Gnade
Ins ſtarre Joch der Einheit zwingt!

Die, nicht erwägend und nicht wählend,
Aufſtelle das Kolumbusei,
Daß nicht der Deutſchen Schmach und Elend
Ein Spottlied aller Völker ſei.
Komm, Einziger, dir ſei geſchworen,
Tritt auf — wir folgen deiner Spur,
Du, letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!

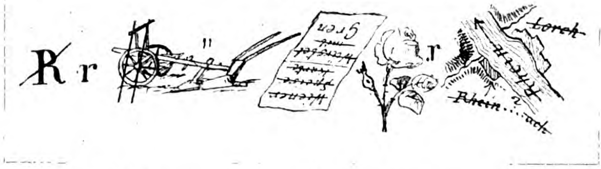
## Technik.

Bekanntlich iſt das Aluminium eines der in der Natur am häufigſten vorkommenden Metalle und nur die Schwierigkeit, es aus ſeinen Verbindungen abzuſcheiden, haben es ſpät bekannt werden laſſen und ſeine praktiſche Verwertung in der Technik verhindert. Trotzdem das Aluminium in jeder Thonerde vorkommt, wurde es erſt 1827 von Wöhler in Göttingen entdeckt und Ende der fünfziger Jahre durch Deville in Paris zuerſt fabrikmäßig dargeſtellt, 1874 aber erzeugte ganz Europa kaum 35 Centner Alumin und das Kilogramm koſtete noch 70 Mark. Neuer-

---

*) Bibelwerk für die Gemeinde. In Verbindung mit mehreren evangeliſchen Theologen bearbeitet und herausgegeben von Rudolf Friedrich Grau, Dr. und Profeſſor der Theologie in Königsberg i. Pr. Neues Teſtament. Zweite durchgeſehene Auflage. 2 Bde. Preis broſchiert 12 Mk. (In 10 Lieferungen à M. 1,20, vollſtändig bis Herbſt d. J. Bielefeld und Leipzig. 1890. Verlag von Velhagen & Klaſing.

## Bilderrätſel.



### 1. Rätſel.

Schon ſeit ſo manchem lieben Jahr
Bin ich Anführer einer Schar
Von dreißig launenhaften Leuten;
Doch führ' ich, ein gewandter Mann,
Auch Tauſende ſeit Jahren an,
Kann Euer Scharfſinn dieſes Rätſel deuten?
R. F.

### 2. Kapſelrätſel.

Wo du auch wandelſt im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achſe der Welt.
Wie du auch handelſt in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achſe der Welt gehe die Richtung der That.

Die obigen Verſe von Schiller enthalten, aber in anderer Reihenfolge: 1) Ein Paradies, 2) ein Hochland, 3) einen Fluß, 4) einen anderen Fluß, 5) ein Gebirge, 6) einen Vornamen, 7) einen **Körperteil**, 8) einen Vierfüßler.

### 3. Rätſel-Diſtichon.

Meiſter der Töne war ich. Ich ſchuf manch treffliches Kunſtwerk;
Wenn ihr den Kopf mir vertauſcht, ſang ich als Dichter manch Lied.

### 4. Zweiſilbige Scharade.

Was je du ſuchſt auf dieſem Erdenrund,
Kann dir die Erſte dienſtbefliſſen zeigen.
Die Zweite thut viel Thor- und Weisheit kund
Und zeigt die größte Klugheit oft im Schweigen.
Einſt Hanſeſtadt, ſtrahlt das moderne Ganze,
Voll Induſtrie, in neu erworb'nem Glanze.
St.

### 5. Ergänzungsaufgabe.

Zu ſuchen ſind zwölf zweiſilbige Wörter, deren jedes durch Einfügung einer Mittelſilbe ein anderes Wort gibt, z. B. a) Hagen, b) Hagenau.

Die zwölf Wörter bezeichnen:

1. a) Bewohner einer Stadt in der Schweiz, b) Bewohner einer Stadt in Deutſchland. 2. a) Eine Stadt in der Schweiz, b) einen bibliſchen Namen. 3. a) Einen bibliſchen Namen, b) eine der Hauptperſonen in einem Drama von Schiller. 4. a) Einen Vornamen, b) eine Stadt in Italien. 5. a) ein nordiſches Göttergeſchlecht, b) eine Stadt in Deutſchland. 6. a) Ein vielfach verarbeitetes Material, b) einen Namen in dem Titel eines Gedichtes von Schiller. 7. a) Einen Lottogewinn, b) eine Versform. 8. a) Einen Fluß in Deutſchland, b) einen Vornamen. 9. a) Einen Fluß in Deutſchland, b) eine Stadt in dem preußiſchen Regierungsbezirk Koblenz. 10. a) Eine zu Preußen gehörende Inſel, b) ein Geſchenk. 11. a) Ein Metall, b) eine Gattung der Lurche. 12. a) Einen Schriftſteller unſerer Zeit, b) eine deutſche Univerſitätsſtadt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

dings iſt es nun nach ſehr langwierigen Bemühungen gelungen, die Schwierigkeiten der Alumingewinnung zu löſen — während Netto, Frismuth u. a. auf rein metallurgiſchem Wege dieſes Ziel erreichten, gewinnt die Aluminium-Induſtrie-Aktiengeſellſchaft zu Neuhauſen das wertvolle Metall unter Benutzung des elektriſchen Stromes, zu deſſen Erzeugung ſie den nahen Rheinfall „angezapft“ hat. Das hier angewandte Heroultſche Verfahren, deſſen genauere Erörterung uns zu weit führen würde, hat es ermöglicht, den Preis des reinen Aluminium bereits auf ca. 30 Mark für das Kilo zu ermäßigen — einen Preis, der allerdings immer noch zu hoch iſt, um eine techniſche Verwendung des Metalls in ausgedehnterem Maße zu geſtatten, ſo erwünſcht dieſelbe bei den vorzüglichen Eigentümlichkeiten des Aluminiums wäre. Das reine Aluminium hat nämlich vor allem ein auffallend geringes ſpezifiſches Gewicht (ein Stück Aluminium wiegt nur etwa den dritten Teil eines gleich großen Stückes Eiſen), es iſt ferner außerordentlich dehnbar, ſehr elaſtiſch und zähe, äußerſt unempfindlich gegen organiſche Säuren, oxydiert nicht an der Luft und beſitzt faſt den Glanz des Silbers — es würde ſich daher, ganz beſonders wegen ſeiner Leichtigkeit und Feſtigkeit, für tauſend kleine Gegenſtände des täglichen Gebrauchs, aber auch für Waffen und Ausrüſtungsſtücke, für Telegraphendrähte, für Küchengeräte ungemein eignen . . . wenn es billiger wäre. Wenn der hohe Preis aber die Anwendung des reinen Aluminiums erſchwert, ſo verleiht anderſeits ſchon ein geringer Bruchteil des ſeltſamen Metalls, wie man neuerdings ergründet hat, anderen Metallen höchſt wertvolle Eigenſchaften und es ſind daher zunächſt die Aluminiumlegierungen, auf welche die Technik ihr Augenmerk richtet. Ganz beſondere Bedeutung ſcheinen die von der Neuhauſer Fabrik in den Handel gebrachten Aluminiumbronzen, d. h. Legierungen von Kupfer und Aluminium, zu erlangen: bei herrlicher goldgelber Farbe beſitzen ſie eine große Feſtigkeit und ungemeine Widerſtandsfähigkeit gegen atmoſphäriſche Einflüſſe; ſie laſſen ſich leicht gießen, ſchmieden, ziehen, walzen, kommen an Härte und Elaſtizität dem beſten Stahl gleich und nehmen eine vorzügliche Politur an. Die zehnprozentige Aluminiumbronze wird vorausſichtlich außer für kunſtgewerbliche Gegenſtände auf dem Gebiet des Maſchinenbaus, ſowie für den Glockenguß mannigfache Verwendung finden. Bei den Bronzen von geringerem Aluminiumgehalt ſinkt allerdings die Feſtigkeit und Elaſtizität, dagegen geſtatten auch ſie eine ſehr ſchöne Politur, ſind unempfindlich gegen die Einflüſſe der Luft und liefern, was ſehr weſentlich iſt, einen außerordentlich gleichmäßigen Guß. Ähnlich, wenn auch weniger in die Augen fallend, iſt die Einwirkung ſelbſt eines geringen Aluminiumzuſatzes auf Meſſing und Eiſen: ſetzt man z. B. hundert Teilen Meſſing nur drei Teile Aluminium hinzu, ſo iſt die Bruchfeſtigkeit der Legierung viermal ſo groß als diejenige des urſprünglichen Metalls.

## Militäriſches.

Die für dieſes Jahr angeordneten größeren Truppenübungen verſprechen ſehr intereſſant und lehrreich zu werden. Ganz hervorragende Aufmerkſamkeit dürfte das Kaiſermanöver des IX. (ſchleswig-holſteinſchen) Armeekorps erregen. Dasſelbe ſoll in der Gegend von Flensburg und Sonderburg unter Beteiligung einer größeren Flottenabteilung ſtattfinden. Eine derartige Übung von Landtruppen und Marine in ſo großem Umfange hat bisher noch nicht ſtattgefunden und wird nicht verfehlen, das größte Intereſſe weit über die militäriſchen Kreiſe hinaus zu erregen.

Bei Koblenz ſoll eine größere Armierungsübung der Fußartillerie ſtattfinden. Man ſcheint alſo bei uns nicht die Befürchtung zu haben, daß die Franzoſen uns dabei in die Karten ſehen, wie dies umgekehrt in Frankreich der Fall iſt. Dort hat man die geplante Belagerungsübung bei Epinal aufgegeben, um den Deutſchen nicht den Weg in die Feſtung zu zeigen.

In Frankreich werden jetzt die Küraſſiere, welche bisher als einzige Schußwaffe den Revolver führten, infolge der Einführung der kleinen Kaliber mit Magazinen, auch ein Gewehr dieſer Art erhalten. — Dieſe Gewehre ſind kürzer als das Lebelgewehr der Infanterie und ſollen, um als Gegengewicht gegen den Säbel zu dienen, auf der rechten Seite des Sattels befeſtigt werden. Der Kolbenſchuh erhält einen Gummianſatz, der ſo geformt iſt, daß er ſich dem Schulterſtücke des Küraß anpaßt, ſo daß das Gewehr beim Schuß eine feſte Lage erhält.

In England erklärte der Kriegsminiſter Stanhope im Unterhauſe, daß noch in dieſem Finanzjahre die Ausrüſtung aller Truppen, daheim und in Indien, mit Magazingewehren vollendet werden würde. Auch die Verſuche mit rauchloſem Pulver liefern in England vorzügliche Reſultate.
W.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 30.

Bilderrätſel. Fata Morgana.

Schachaufgabe.

1. Sg3—e2 1. Ld1:e2
2. Th2:e2† 2. Ke3—d4
3. Te2—e4‡

A.

1. . . . 1. Ld1:c2
2. Df6—f4† 2. Ke3:d3
3. Df4—d4‡

B.

1. . . . 1. Te5:e8
2. Th2—h3† 2. Dc7 od. Sh1—g3
3. Df6—f4 oder f2‡

(Andere Spielarten ähnlich.)

1. Kapſelrätſel.

**Hier iſt** = Eris
**Tell aus** = Ella
Sieh! **ein ewiges** = Heine
**kühnen** ſich = Ens
**Meſſen** ihm = Seni
wie **herrlich** = Ehe
**ſie ſteht** = Eſte
von **Erz** = Nerz
wil**der der** = Erde.

2. Rätſel-Diſtichon. Korallen — Krallen.

---

**Inhalt:** Der König von Polniſchecken. Schluß. Erzählung von Moritz von Reichenbach. — Käpten Barkow. Von Ernſt Schubert. — Die Familie bei den Indogermanen. Von Ernſt Eckſtein. — Erinnerungen an Guſtav Baur. I. Von Wilhelm Baur. Mit Porträt. — Das Kolberger Bürger-Grenadierbataillon. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern. Eine franzöſiſche Stimme über Kaiſer Wilhelm II. Dr. Graus Bibelwerk für die Gemeinde. Prophetiſche Dichterworte. Technik. Militäriſches.

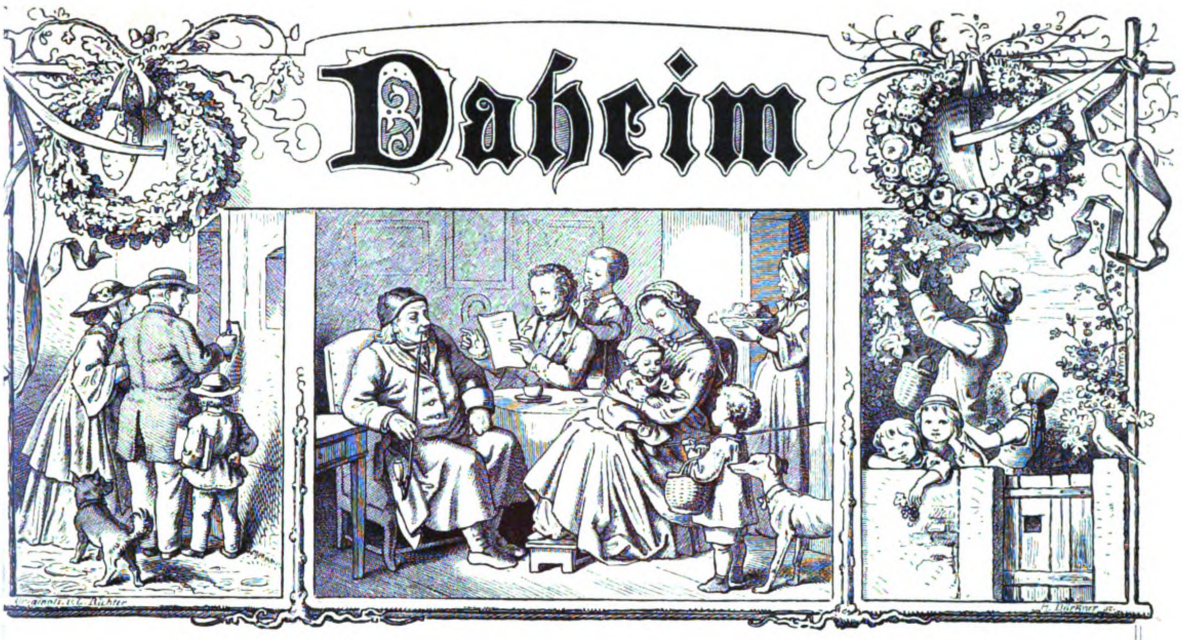
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Mai 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. No. 32.

## Blumen ohne Duft.

Erzählung von L. Weſtkirch.

(Abdruck verboten.)

„Wie ich Ihnen ſchon einmal bemerkte, Fräulein, Kinder zu leiten und zu bilden, ſelbſt in der früheſten Jugend, iſt eine Kunſt, eine ſittliche Aufgabe ſozuſagen, und wer ſich derſelben unterzieht, wird wohl thun, ſich zuvor ernſtlich zu prüfen, ob er auch Neigung und Fähigkeit zu dieſem ebenſo heiligen wie ſchwierigen, dafür aber auch über jeden anderen ſegensreichen und das Herz eines Weibes befriedigenden Beruf mitbringt. Sie, mein Fräulein, ich bedaure, Ihnen das ſagen zu müſſen, ſcheinen leider bei dieſer Prüfung nicht mit dem nötigen Ernſt zu Werke gegangen zu ſein.“

„Ich glaubte doch, meine Schuldigkeit gethan zu haben, Frau Baronin.“

„Schuldigkeit? Da liegt es eben, meine Beſte. Wer in dieſem Falle ſeine Schuldigkeit thut, der hat gar nichts gethan. Luſt und Liebe zum Werke allein ſind es, die Gedeihen ſchaffen. Eine Freude, nicht eine Pflicht, muß die Beſchäftigung mit den holden Kleinen allen denjenigen ſein, welche ſich ihr widmen. Und ſie iſt es für jedes natürlich und warm empfindende Frauenherz. Denn gibt es wohl etwas Entzückenderes als das unſchuldsvolle Lächeln des Kindes, ſeine großen, fragenden Augen? etwas Unterhaltenderes als die erſten Äußerungen der denkenden Menſchenſeele zu beobachten, wie ſie ununterbrochen in reizendem Geplauder über die unentweihten, roſigen Lippen der kleinen Engel ſtrömen? — Von all dieſen Empfindungen habe ich bei Ihnen, Fräulein, nichts bemerken können. Es fehlt Ihnen eben die Liebe zu meinen Kindern! Nun, was ſitzen Sie da, mürriſch und verſtockt, wie ich es leider Tag für Tag an Ihnen beobachten muß! Der Vorwurf, den ich Ihnen mache, iſt doch ſchwer genug. Weshalb antworten Sie nicht?“

Hätte das große blonde Mädchen mit dem langen, farbloſen Geſicht, den glatten Scheiteln, die an der Wurzel der Haare ſchon leicht zu ergrauen anfingen, — nicht vor Alter, ſondern vorzeitig entfärbt von der Unluſt und Freudloſigkeit, die aus jeder ſeiner Bewegungen ſprachen — die leiſeſte Anlage zu Humor oder Satire beſeſſen, es hätte wahrſcheinlich zurückgefragt: „ein wie großes Quantum von ‚Liebe‘ die gnädige Frau denn mit zweihundert Mark jährlich und der Koſt bezahlt zu haben glaube?“ Aber ſolcher Übermut lag der Armen fern. Sie ſtrich mit der hageren Hand eine der ſtraffen, glatten Falten ihres dunkelgrauen Wollkleides noch ſtraffer und glatter, und erwiderte tonlos:

„Was ſoll ich antworten? Ich ſehe ja, daß Frau Baronin die Abſicht haben, mir zu kündigen.“

„Nachdem all meine Bitten und Ermahnungen erfolglos geweſen ſind, habe ich keine andere Wahl.“

„Ich glaubte doch, der Frau Baronin keine Urſache zur Klage gegeben zu haben.“

„Ja, das iſt eben die Selbſtüberhebung, die ich an Ihnen tadeln muß. Wenn Sie gethan haben, was Sie Ihre Schuldigkeit nennen, ſo meinen Sie, damit ſei alles gethan. Ich will Ihnen ja gern zugeſtehn: in allen Äußerlichkeiten ſind Sie das Muſter eines Kinderfräuleins; die Kleidungsſtücke meiner Kleinen ſind in guter Ordnung; Ihre Pflegebefohlenen kommen zu rechter Zeit ins Bett und aus dem Bett, erhalten ihre Mahlzeit auf die Minute, nicht mehr und nicht weniger, als ihnen zuträglich iſt, gehen ſpazieren, ſpielen, arbeiten, alles nach der Uhr, und haben ſich dabei auch bis jetzt, Gott ſei Dank! ganz wohl befunden. Aber das alles geſchieht ſo ernſt, ſo ſtreng, ſo freudlos, — die Seelen meiner Kinder verkümmern dabei. Denn wie die Blumen Sonnenſchein, ſo brauchen die Kinder Liebe, und die können Sie nicht geben, weil Sie ſie ſelbſt nicht haben. Geſtern erſt, als Sie Karlchen die giftige Fingerhutblüte wegriſſen — mein Himmel!

Daraus, daß Sie ſie ihm wegriſſen, mache ich Ihnen gewiß keinen Vorwurf! aber in wie unfreundlicher Weiſe geſchah es! Nicht ein Wort des Troſtes hatten Sie dafür, daß Sie ihm das hübſche Spielzeug fortnahmen. Sie ſchalten gar noch, weil der Knabe die Blume wider Ihren Willen gebrochen hatte. Karlchen weinte, gerade ſo wie neulich, als Sie ihm nicht eine Viertelſtunde länger aufzubleiben erlaubten. Niemals geben Sie ſeinen Wünſchen nach. Das iſt nicht recht. Spielend, koſend, muß man die Kinder zur Pflichterfüllung erziehen und vor Schaden bewahren. Glauben Sie mir: eine Mutter verzeiht leichter eine Thorheit, eine Schwäche, die aus der Liebe zu ihren Kindern entſpringt, als die liebloſe, pflichttreue Härte, welche Sie ſich zur Richtſchnur gemacht haben."

Doris ſtand auf: „So werde ich alſo am erſten Juli abziehen, Frau Baronin."

„Darum wollte ich Sie bitten, — allerdings nicht in der harten, platten Form, wie Sie es ausdrücken, Fräulein. Ich hätte ein Wort des Bedauerns hinzugefügt; Sie halten das unter Ihrer Würde und ſetzen lieber die beleidigte Miene auf, die ich ſchon an Ihnen kenne, ſo oft ich mich gezwungen ſehe, mir eine kleine Ausſtellung an Ihrem Thun und Laſſen zu erlauben. Seien Sie überzeugt, Fräulein, mit dieſer Art ſich zu geben werden Sie ſich wenig Freunde erwerben."

„Ich bin davon überzeugt, Frau Baronin; man hat es mir oft geſagt."

„Sonach würde ich mich zu ändern ſuchen."

Ja, wenn ſie ſich hätte ändern können; eine grundverſchiedene Weiſe des Benehmens, einen ganz neuen Menſchen würde ſie angezogen haben! Doch ſie konnte ihre geiſtige Beſchaffenheit ſo wenig willkürlich abſtreifen wie ihre körperliche.

„Noch Eines, Fräulein!" rief die Baronin der ſich Entfernenden nach. „Ich dränge Sie natürlich nicht, — aber wenn Sie vielleicht vor dem erſten Juni eine Stelle finden könnten, ſo möchte ich Sie erſuchen, ſich um meinetwillen ja keinen Zwang aufzuerlegen. Mir iſt eine ganz ausgezeichnete Perſon von auswärts empfohlen worden. Aus Rückſicht für Sie zögerte ich; wenn Sie verſorgt wären jedoch, Sie begreifen —"

„Ich werde mich bemühen, möglichſt raſch Platz zu machen."

Schleppenden Schrittes ging Doris in die Kinderſtube und legte ihren Pflegebefohlenen die Ausgehekleidchen zum Spaziergang an. Es würde der Mutter Herz vielleicht abermals gekränkt haben, wäre ſie Zeugin geweſen, mit wie kurzen Antworten Fräulein Ritter die Fragen und das Geplauder der Kleinen abfertigte. Ihre Gedanken waren nicht bei dem, was ſie that. Aber ihre großen Hände faßten deshalb um nichts härter und barſcher die zarten Glieder der Kleinen an, und ſie löſte geduldig und ſorgſam den Schuhriemen einmal, weil der kleine Karl behauptete, daß er zu feſt geſchnürt ſei.

Dann nahm ſie Hermann und Karl an die Hand und während Bertha vorauflief, ſchritt ſie unter der hohen Wölbung des Buchenwaldes dahin, welcher bis dicht an den Gutshof herantrat, langſam, ſtarr, die Augen feſt auf den Boden geheftet, ohne einen Blick für die Pracht droben, und aus dem Wald heraus durch den Staub der Landſtraße, immer den Blick zu Boden geſchlagen, als ſei ihr die Aufgabe geworden, die Staubkörner da unten zu ihren Füßen zu zählen. Auf ihr laſtete es wie ein Bleigewicht, eine dumpfe Empörung kochte in ihrer Bruſt. Wieder heimatlos! wieder hinausgeſtoßen auf die Landſtraße! trotz aller Gewiſſenhaftigkeit! aller Pflichttreue! — das wievielſte Mal? Sie zählte nicht mehr. Seit man der Mutter Sarg hinausgetragen, war die Landſtraße ihre Heimat; die Familien, in welchen ſie nach einander geweilt, bildeten nur kurze Durchgangsſtationen. Es war ihr Schickſal, raſtlos, ruhelos durchs Leben zu flattern, wie ein Schmetterling, dem böſe Buben die Beinchen ausgeriſſen haben und der deshalb nirgends mehr eine Ruheſtatt findet, — zu flattern, bis ſie gleich jenem mit keuchender Bruſt hinſank in den Staub, um zu ſterben!

Die Kinder hatten ſich, des ſtumpfen Schweigens ihrer Pflegerin überdrüſſig, längſt von ihrer Hand losgeriſſen und ſuchten Blumen am Rande der Kornfelder und auf der Wieſe, die ſie eben überſchritten. Und plötzlich traf der abwärts gekehrte Blick des Mädchens eine graue Blume im Graſe, welche die Kinder hatten ſtehen laſſen, weil ſie gar ſo unſcheinbar ausſah. Sie aber bückte ſich langſam danach, ſtarr und ſteif wie ein Automat, brach das Blümchen und eines derſelben Art, das daneben ſtand, und noch eins und wieder eins, bis ſie einen Strauß davon in der Hand hielt und wußte es ſelber kaum. Und nun umfing ſie wieder dichter, hoher Buchenwald. Die Kleinen jauchzten laut in das Waldesdunkel hinein und helle Kinderſtimmen riefen Antwort.

„Fräulein Minna! Ich ſehe Fräulein Minna, und Hanni und Oskar ſind bei ihr!"

Am Rande einer ſchattigen Lichtung lag ein gefällter Baumſtamm; das war der Punkt, an welchem die Kinder der Baronin von Walten zweimal in der Woche mit den Kindern des Pächters Klaußen zuſammentrafen. Die beiden Bonnen hatten bei dieſer Gelegenheit Freundſchaft geſchloſſen, obgleich Minna, ein noch ganz junges, blühendes Geſchöpf, dem in jedem Fingerglied und jeder Haarſpitze ein beſonderes Leben zu wohnen ſchien, das vollkommene Widerſpiel ihrer älteren Gefährtin bildete. In dieſem Augenblicke ſtand ſie auf dem Baumſtamm, wirbelte grüßend ihren hellen Sonnenſchirm um ſeine Axe, hob Karl, Hermann und Bertha auf, küßte ſie, kitzelte ſie dabei, daß ſie lachten und ſich wehrten und ihr in die halblangen, rötlichen Ringellöckchen fuhren, die ihr wild um Stirn und Nacken wehten. Als das Mädchen Doris Ritters anſichtig wurde, ließ ſie die Kinder fahren und öffnete weit ihre rotbraunen Schelmenaugen.

„Na, wie ſehen Sie denn aus? Hat's was gegeben?"

„Die Frau Baronin hat mir gekündigt."

Minna ließ einen leiſen Pfiff hören. Da aber die ſechsjährige Hanny ſich eben aufhorchend herbeidrängte, unterdrückte ſie jede Antwort, zog ein paar zerflederte Blätter Papier aus der Taſche und reichte ſie dem Kinde. „Da! das iſt die Fortſetzung von der ſchönen Geſchichte neulich, Hanny, die darfſt du leſen. Setz' dich drüben auf den Baumſtumpf. Und du, Lothar, geh Maikäfer jagen. Am Waldesrande habe ich einen ganzen Schwarm geſehen! Karl und Hermann können helfen."

Die Knaben ſtoben fort. Das kleine Mädchen, ein blaſſes, altklug ausſehendes Kind, griff mit gieriger Bewegung nach dem ihr gebotenen Heftchen. So heiß verlangend war der Ausdruck der Kindesaugen, daß Doris ihr eignes Leid im Erſtaunen darüber vergaß.

„Was geben Sie denn der Kleinen zu leſen?"

Die andere lachte. „O, das iſt ein Prachtmittel! hat mir ſchon viele gute Dienſte geleiſtet. Jetzt haben wir Ruhe, ſo lange wir mögen. Was will man machen? In dem Alter haben ſie ſchon die Augen überall, man muß ſie beſchäftigen, wenn ſie nicht läſtig fallen ſollen."

„Ja, aber womit? Ich wenigſtens habe mit Märchenbüchern bis jetzt nur geringen Erfolg gehabt. Vielleicht verſtand ich nicht zu wählen."

„Märchenbücher? nein, ſo dumm! Dafür dankt heutzutage doch ſelbſt ein Wickelkind! Ein Roman iſt's natürlich, auf den ich mal abonniert war, wiſſen Sie. „Die blutige Hand," heißt er, glaub' ich. Zehn Morde kommen drin vor und ſo viel von Liebe und verratener Treue! Wenn die kleinen Mädchen den leſen, ſind ſie alle ſtill wie die Mäuschen. Ich hab's ausgeprobt und wahrlich, mich reut das Geld nicht, das ich für den Unſinn ausgegeben habe."

„Die blutige Hand," wiederholte Doris in ſtaunendem Entſetzen. „Wie? ſolche Dinge geben Sie Kindern zu leſen?"

„Ich ſage Ihnen ja, daß ſie dann ruhig ſind."

„Aber Ihr Gewiſſen! — Die Mutter, welche Ihnen ihr Liebſtes anvertraut hat!"

„Werden Sie doch bloß nicht tragiſch, Fräulein! Auf ſein ‚Liebſtes‘ paßt man ſchon ſelber auf, denk' ich. Sind's ihre Kinder oder meine? Und ſoll ich mich etwa mehr für die Würmer intereſſieren als die eigene Mutter, die ſie ſich fein aus dem Wege ſchafft? So blau bin ich nicht mehr! — Wiſſen Sie, was ‚Meine‘ jetzt thut? Schön macht ſie ſich! Freitags nämlich, da geht unſer Herr über Land, wir werden in den Wald geſchickt und dann — nun dann kommt eben der Herr Doktor aus der Stadt. Schwamm drüber! Ich laſſe jedem ſein Pläſirchen. Aber mir ſoll's auch niemand verargen, wenn ich mir's gemütlich mache, wie ich kann. Man will doch wohl nicht als Kinderfräulein leben und ſterben! Und kommt ja einmal ein junger Mann mit einem zu reden, wie's am Ende notwendig iſt, wenn man ſich verheiraten will, dann brauchen die kleinen Schwatzlieſen nicht mit horchenden Ohren dabeizuſtehen. Sehen Sie mich nur nicht mit ſo ſchreckensſtarren Augen an, Sie großes Bählämmchen! Eigener Herd iſt Goldes wert. Oder gedenken Sie ſelbſt Kinder zu warten bis in ihr ſechzigſtes Jahr?"

„So lange wird's hoffentlich nicht dauern," murmelte Doris, unwillkürlich ſchaudernd bei dem Gedanken.

„Nun ja, vielleicht mieten Sie von den paar ſauer erſparten Kröten ein Kämmerchen auf Ihre alten Tage, ſetzen ſich hinein, hungern drin, frieren drin, bis Sie eines Morgens in einem Winkel — eingegangen ſind wie eine kranke Katze, ohne daß nur die nächſten Nachbarn drum wiſſen. Das ſind die Ausſichten für unſereinen, wenn er nicht heiratet! Ein drittes gibt's nicht."

„Doch," ſagte Doris leiſe. „Man kann ſterben; nicht alle Menſchen werden alt. Vielleicht hat Gott Erbarmen."

Minna warf einen ſcheuen Blick auf ihre Gefährtin. „Ja, wenn Sie vom Tod als von einer Ausſicht ſprechen! — Aber ich begreif's ſchon, was Sie aus den Fugen bringt! Ich begreif's! Eine Ungerechtigkeit iſt's, die einen Stein müßt' aufſäſſig machen. Ihnen zu kündigen! Ihnen! Während doch jede Frau auf den Knieen ihrem Herrgott danken müßte, wenn ſie eine findet wie Sie, um ihr ihre Arbeit abzunehmen, eine, die nichts will und denkt als das Wohl der kleinen Geſchöpfe; eine, die kein Verhältnis hat, kein Intereſſe, keine Sorge, keinen Wunſch als nur die Geſundheit und das Gedeihen ihrer Pflegebefohlenen! — Sagen Sie nur, wie in aller Welt iſt das zugegangen?"

Doris hatte ſich auf den Baumſtamm geſetzt und ſtocherte mit der Spitze ihres Sonnenſchirms im Moos.

„Die Baronin meint, ich hätte nicht Liebe genug zu ihren Kindern."

„Weil Sie's verkehrt anfangen, Fräulein Doris! Warum in aller Welt küſſen Sie die Bälge nicht einmal herzhaft ab, wenn die Mutter es ſieht? — Sie können ſie ja hinterher tüchtig dafür kneifen."

„Und ich hätte mir den Beruf einer Bonne nicht wählen ſollen. Wählen! Lieber Gott! Als ob ich eine Wahl gehabt hätte!"

„Aus unbezwinglichem Drang wartet doch keine andrer Menſchen ungezogene Sprößlinge! Das wird ‚Ihre‘ ja wohl ſelbſt nicht glauben. Aber das iſt's: mit der bloßen Treu' und Redlichkeit lockt man heutzutage keinen Hund vom Ofen. Ein bißchen blauen Dunſt wollen die Herrſchaften alle vorgemacht haben — und das verſtehen Sie nicht!"

„Nein," ſagte Doris traurig, „das verſtehe ich nicht."

„Und das eben iſt Ihr Unglück!"

„Ja, das iſt mein Unglück."

In dieſem Augenblicke kam Bertha, welche ſich bei den Knaben langweilen mochte, herzugeſprungen.

„Zeig' mal her deine Blumen, Doris. Pfui, ſind die garſtig! Duften ſie denn wenigſtens?" Sie nahm der Bonne den Strauß aus der Hand, welchen dieſe gedankenlos gehalten hatte, und hob ihn an ihr Näschen. „Nein, nicht ein bißchen! — Wie haſt du ſie pflücken mögen? Blumen ohne Duft! Wozu ſind die nütze? Weg damit!"

Und ſie warf den Strauß auf die Erde, daß die grauen Sterne weithin über Moos und Gras flogen und lief, der begangenen Unart bewußt, ſchleunig wieder davon.

Doris war bei den Worten des Kindes heftig zuſammengezuckt. Jetzt ſaß ſie regungslos und ſtarrte auf die mißhandelten Blüten mit einem Ausdruck, welcher der anderen zu Herzen ging.

„Iſt das eine Range! Nein, grämen Sie ſich nicht! Ich leſe Ihnen die Blumen bald wieder zuſammen, ich bücke mich gern. Sehen Sie, das Unglück iſt ſchon gut gemacht. Kurioſe Dinger ſind's aber wirklich, wie ich ſie meiner Tage nicht geſehen habe. Gewiß ſehr ſelten! Wenn ſie wenigſtens dufteten! Sind's Ihre Lieblingsblumen? Wie heißen ſie denn?"

„Ja, ich liebe ſie. Es ſind Nachtviolen und ſie duften allerdings, nur nicht im Tageslicht vor den Augen der Menſchen. O, ich danke Ihnen, daß Sie ſich für mich bemüht haben, dergleichen begegnet mir nicht oft und ich will mir eine dieſer Blumen preſſen als Andenken an Ihr liebes, freundliches Geſicht. Sie müſſen auch nicht denken, es ſei mir leid geweſen eben um den Strauß, und die kleine Unart habe mich verletzt; ich bin nicht ſo empfindlich. Aber das Kind ſprach unbewußt ein Wort aus, das ſchon einmal ein anderer zu mir geſprochen hat in einer ſchlimmen Stunde: Blume ohne Duft. Mit der Blume ohne Duft meinte er mich."

„Sie?" Minna ließ ſcheu verlegen ihren Blick an der langen, eckigen Geſtalt ihrer Gefährtin herabgleiten. „Blume ohne Duft. — Wie ſonderbar! Es war ſelbſtverſtändlich abſcheulich von ihm, daß er das ſagte, indeſſen —"

„Reden Sie ruhig aus. Er hatte recht, wollten Sie ſagen. Nein, ich bin Ihnen nicht böſe. Ich weiß ja, daß er recht hatte und vielleicht, vielleicht doch auch nicht recht —"

„Wie meinen Sie?"

„Freudigkeit, froher Mut, heitere Zufriedenheit, nicht wahr, das iſt's, was die Herrſchaften von mir verlangen, für ihr Geld glauben verlangen zu dürfen. Für ihr Geld! — Pflanzen Sie eine Blume in gute Erde, geben Sie ihr Licht, Luft, Sonne und Waſſer, ſie wird grünen und blühen aus eignem Trieb, ohne daß Sie ſie darum bitten. Stecken Sie ſie aber in dürren Sand, ſtoßen Sie ſie in Dumpfheit und Dunkelheit, entziehen Sie ihr Sonne und Waſſer, — iſt's nicht Unrecht, ſie zu ſchmähen, weil ſie welk und gelb, ohne Kraft und Saft, blütelos, duftlos am Boden hinkriecht? — Kann ein Menſch Freude wiederſtrahlen, auf den nie der warme Sonnenſtrahl der Freude fiel?"

„Sie haben's wohl Ihr Lebenlang recht hart gehabt?" fragte Minna, ihre in Glanzlackſchuhen ſteckenden Füßchen weit von ſich ins Moos ſtreckend. „Oder paßt's Ihnen nicht, davon zu reden?"

„Warum nicht?" Das neue Leid hatte Doris ungewöhnlich mitteilſam gemacht. „'s iſt gar nichts Beſonderes. Hart? Ich weiß nicht. Vielleicht gerade nicht hart genug — im Anfang, verſtehen Sie. Mein Vater war Schauſpieler, Heldenſpieler. Er hatte einen guten Gehalt und wir lebten auf großem Fuße, wie das ſo geht. Mich, ſein einziges Kind, ließ er alles Mögliche lernen, nur nichts ſo gründlich, daß ich mir damit hätte mein Brot verdienen können. Er würde das auch niemals zugelaſſen haben, er nannte es den Ruin aller Weiblichkeit, wenn Frauen im Kampfe mit dem Leben ihre Kräfte erproben wollten. Das Haus ſei der Tempel des Weibes. In dieſem Punkte war er unbeugſam. Schon der Beſuch einer Schule galt ihm für verderblich. Abgeſchloſſen von der Welt wie eine Prinzeſſin wuchs ich auf und vielleicht noch ein bißchen verwöhnter, als Prinzeſſinnen ſind. Ich durfte ohne Begleitung nicht quer über die Straße gehen. Selten beſuchte ich die Promenade, das Theater niemals. Er hielt ſolche Abgeſchloſſenheit von der Welt für vornehm. Weil er ſelbſt ſich in hartem Kampfe heraufgearbeitet und dabei gewiß manches Häßliche erblickt hatte, ſetzte er ſeinen Stolz darein, ſeine Familie unberührt zu halten von all dem Häßlichen, was das Leben bietet, ja, womöglich unbekannt damit. Nun, das glückte ihm. Und dann ſtarb er plötzlich in der Blüte ſeiner Jahre, auf der Bühne ſelbſt von einem Schlagfluß getroffen. Und der Verkauf ſeiner Einrichtung und der ſilbernen Lorbeerkränze, welche ſeine Verehrer ihm zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum dargebracht hatten, reichte gerade hin, die Beſtattungskoſten zu decken.

„Was? nach dieſer Prinzeſſinnenerziehung hinterließ er Ihnen nichts?“

„Wie ſollte er? Er hatte nur ſeinen Gehalt.“

„Und dann?“

„Ja, dann gaben Vaters ehemalige Kollegen ein Konzert zu unſerm Beſten, aber das half nur für kurze Zeit. Mutter konnte ſich nicht zurechtfinden in der Sorge und dem Mangel und ſtarb auch und ich war ſo benommen von Gram und Trauer, daß ich nicht einmal daran dachte, was werden ſolle. Da kam ein Freund vom Vater, mich zu prüfen, was ich etwa gelernt hätte, und da ſtellte ſich's heraus, daß das ſo gut wie nichts ſei. Jetzt war auch nicht mehr Zeit, Verſäumtes nachzuholen; um zur Bühne zu gehen, fehlte es mir an Gewandtheit und Zuverſicht, und ſo ſagten Vaters Freunde, ich ſollte Kinderfräulein werden, denn dazu gehöre nichts als Geduld und die müſſe ein Mädchen ohne Vermögen eben haben. Alſo bin ich ſeit zehn Jahren Kinderfräulein.“

„Sie armes Ding! Das mag Ihnen bitter geſchmeckt haben!“

„Es war, als wenn einer einen ſteinigen Berg barfuß hinaufklettern ſoll. Wer von klein auf mit dem Leben hat kämpfen müſſen, dem wird die frühe Gewöhnung wie ein paar gute Lederſohlen Schutz und Deckung vor den Steinen und Dornen des Weges. Mir verweichlichtem Geſchöpf riſſen ſie die nackten Sohlen blutig. Ich will meinen Vater im Grabe nicht ſchelten, da ſei Gott vor! Er hat's gut gemeint in ſeiner Weiſe, aber es iſt nicht gut ausgegangen und das Häßliche, das er meinen Augen verbergen wollte, iſt mir vergiftend ins Herz gedrungen, weil es unvermittelt und auf einmal über mich kam. Darum mochte jener Mann nicht mit Unrecht mich eine Blume ohne Duft nennen, als ich ſo ungeſchickt, ſo herzenskrank mich in der fremden Welt zurechtzutappen ſuchte und mich in ihr nicht zurechtfinden konnte. Vordem, wenn er in meinem Vaterhauſe zu Gaſt war, und das war er jeden Abend, hatte er mich freilich ſeine unberührte Lilie genannt.“

„Er war wohl Ihr Kurmacher?“

„Mehr als das. Wir waren verſprochen.“

„Im Ernſt? Ganz ordentlich verſprochen?“

„Durch Wort und Ring, ja, ſchon einmal aufgeboten. Aber als Vater ſtarb, löſte er den Verſpruch, — Sie begreifen, er war arm und wir konnten ihm nichts mehr geben noch bieten. Dann habe ich nichts wieder von ihm gehört.“

Minna, welche nicht gleich Doris zu ihrer jetzigen Stellung herunter, ſondern aus der Hefe des Volkes zu ihr hinaufgeſtiegen war, gab in einem Rückfalle in die Gewohnheiten ihrer auf der Straße verlebten Kindheit ihren Empfindungen für den Treuloſen Ausdruck, indem ſie kräftig vor ſich ausſpuckte.

„Schande über ihn! Denken Sie nicht mehr an den Lumpen.“

„Ich denke nicht an ihn,“ verſicherte Doris. „Ich denke daran, wie ich eine neue Stelle finden ſoll und das raſch. Die Baronin iſt ungeduldig und ich bin ungern läſtig.“

„Es fällt Ihnen wohl immer ſchwer, Stellen zu finden?“

„Sehr ſchwer. Ich ſehe nicht froh aus, das ſchreckt die Menſchen ab.“

„Hm — wiſſen Sie was?“ Die Teilnahme Minnas, wenn einmal erregt, erſchöpfte ſich nie in müßigen Troſtworten. „Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Ich wollte nämlich auch ziehen, obgleich ‚Meine,‘ mich liebend, gern behalten würde, und ſie iſt ja die Schlimmſte noch lange nicht, ſo daß ich wohl geblieben wäre, wenn ſich da in der Stadt nicht gerade ein junger Mann aufhielte. — Na, Sie können ſich die Geſchichte denken, nicht? Seinetwegen habe ich mich nach einer Stelle dort umgethan und auch ſchon eine bekommen auf den 15. Juli. Jetzt nehmen Sie den Brief da als Ausweis, gehen Sie morgen hin zu der Dame und ſagen Sie ihr, ich könne nicht eintreten, müſſe verreiſen, oder hätte den Huſten, — Huſten iſt beſſer, wenn die Herrſchaften das hören, ſind ſie allemal froh, unſereinen los zu werden. Deshalb ſchickte ich Sie an meiner Statt. Ich denke, ſie wird darauf eingehen, ſcheint ein ganz umgänglich Frauchen, nicht wie Ihre Baronin, ſteif und hölzern, als würge ſie an einer heruntergeſchluckten Elle. Nun, ich glaube gar, Sie zieren ſich! Oder haben Sie Sorge meinetwegen? So'n Unſinn! Ich kriege alle Tage eine Stelle. Mich nehmen die Leute gern, das dürfen Sie glauben! Und wenn der junge Mann wirklich acht Tage länger warten müßte, bis ich zu ihm hinauskomme, was ſchadet das? Sehnſucht ſchärft die Liebe.“

„Fräulein — Minna —“ Doris ſtotterte vor Rührung.

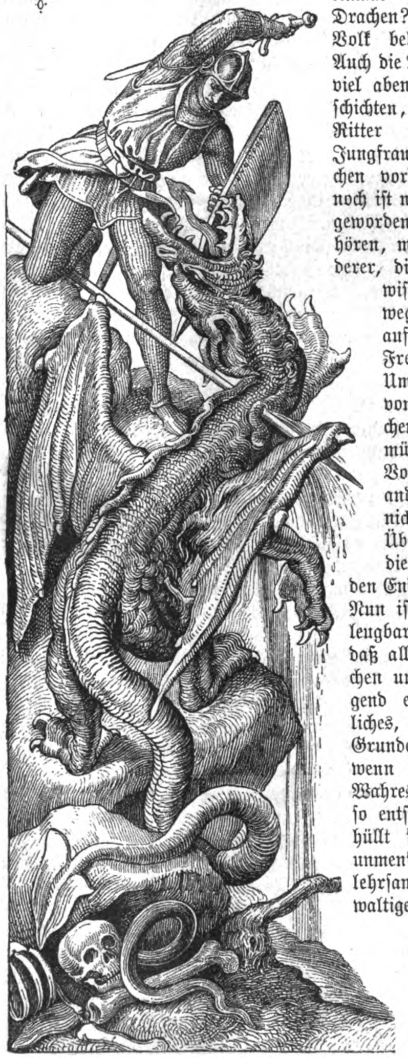
„Nein, ich kann Ihr Opfer nicht annehmen! Womit hätte ich ſolche Güte verdient?“

(Fortſetzung folgt.)

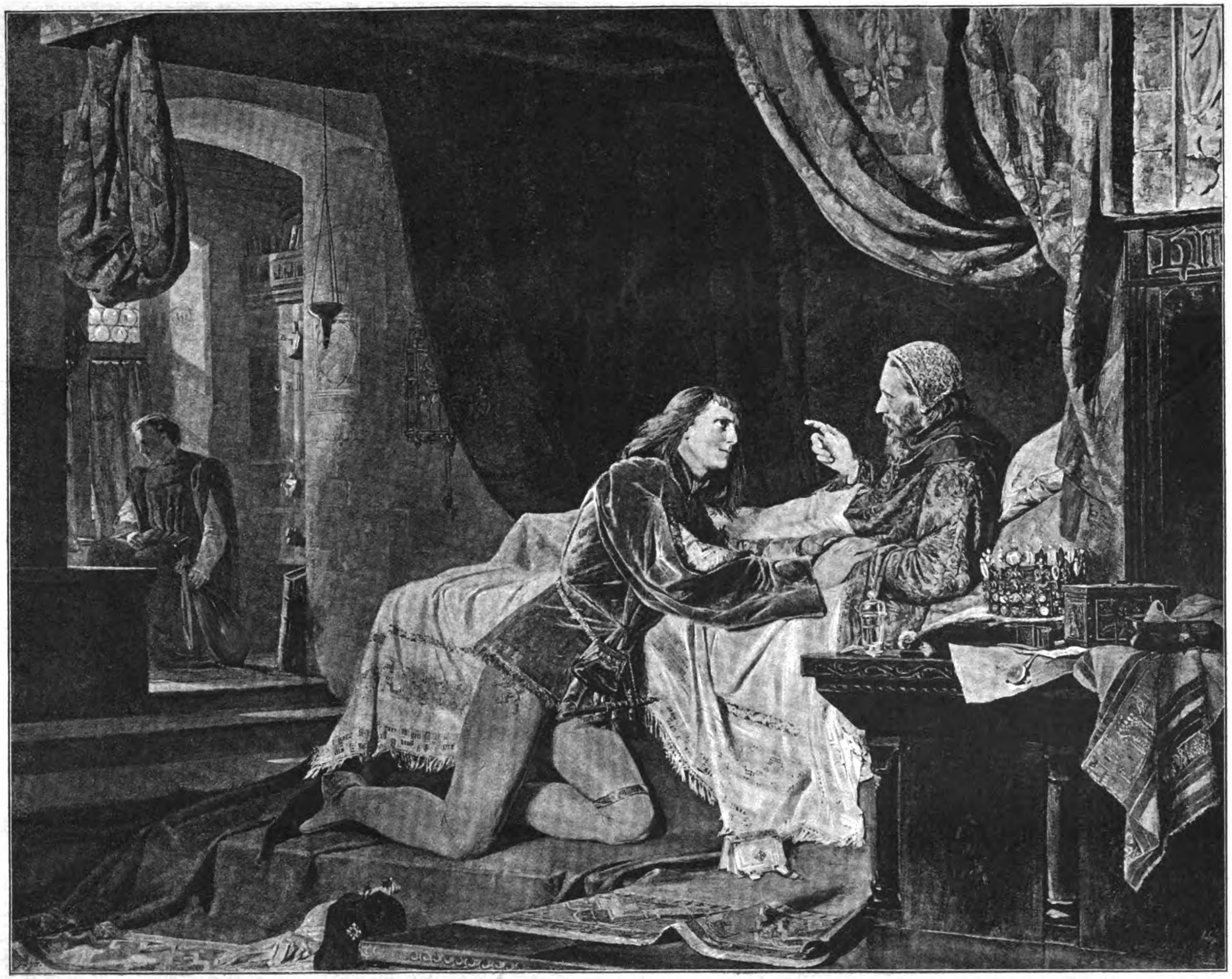
---

## Vom Lindwurm zum Bierknecht.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)



Damals, in jenen wunderreichen Zeiten, als es noch Rieſen und Drachen gab… Gab es denn wirklich einmal Rieſen und Drachen? — Das Volk behauptet alſo. Auch die Dichter wiſſen viel abenteuerliche Geſchichten, in denen Ritter und Rieſen, Jungfrauen und Drachen vorkommen, und noch iſt niemand müde geworden, ihnen zuzuhören, mit Ausnahme derer, die alles beſſer wiſſen und deswegen an nichts auf der Welt eine Freude haben. Um die Sagen von den Drachen auszurotten, müßte man das Volk totſchlagen, anders läßt es nicht von den Überlieferungen, die vom Ahn auf den Enkel gingen. — Nun iſt es eine unleugbare Thatſache, daß allen Volksmärchen und Sagen irgend etwas Natürliches, Wirkliches zu Grunde liegt und wenn das Körnlein Wahres auch noch ſo entſtellt und verhüllt ſei, daß faſt unmenſchlich viel Gelehrſamkeit und gewaltiger Scharfſinn dazu gehört, es zu entdecken, herzunehmen und zu erkennen. Wird auch



Die letzten Augenblicke König Heinrichs IV von England (Shakeſpeare, König Heinrich IV, II. Teil, 4. Akt, 4. Szene). Nach dem Gemälde von v. Arnim.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

manchmal nebenbei gedeutet, ſo ſchadet das nicht viel, im Streite über die Anſichten trägt bei Gewißheit Suchenden die Wahrheit ſchließlich den Sieg davon, und es iſt beſſer, auf dem Wege der Forſchung einmal zu irren, als mit Überhebung einen blumigen Pfad, der zu unerwarteten Ausſichten leitet, des Betretens für unwert und unwürdig zu erklären. Die erſten, welche ſtraußpflückend, ſammelnd und ſichtend und die Schönheit des Geſchauten preiſend in die Sagenwelt eindrangen, waren die Gebrüder Grimm. Wie viel Dank ſind wir ihnen ſchuldig und wie wenig weiß das Volk der Denker, warum es ihnen danken muß. Seitdem aber die Engländer ſich mit Eifer auf die Sammlung und Erklärung volkstümlicher Überlieferungen geworfen haben, wird auch bei uns die Folklove „populär.“ Der Weg, den die Brüder Grimm zu gehen zeigten, mußte erſt einen engliſchen Wegweiſer erhalten, damit außer den Fachleuten auch Laien ſich entſchloſſen, ihn förderſam zu betreten. Es iſt keine gute Gewähr für Einſicht und Urteil, wenn das Erzeugnis des eignen Landes in ausländiſcher Verpackung erſcheinen muß, um wertgeſchätzt zu werden.

Doch zurück zu den Rieſen und Drachen. Die Rieſen waren dem geſtaltenden Volksempfinden unzweifelhaft, denn es wurden hin und wieder die Knochen der übergroßen Menſchen gefunden, welche in aſchgrauer Vorzeit auf Erden wandelten, in Dichtung und Sage jedoch lebendig waren. Die Überreſte der Rieſentiere, welche die Erde zur Diluvialzeit bevölkerten, galten bei ihrem Auffinden als Teile von Rieſenmenſchen. Als im Jahre 1577 ſolche Knochen bei Reiden im Kanton Luzern ausgegraben wurden, erklärte der gelehrte Baſeler Arzt Dr. Felix Platen, daß ſie einem ſechzehn Fuß hohen Rieſen angehört hätten. Die Luzerner erhoben dieſen wilden Mann zum Schildhalter ihres Kantonwappens. In Valencia wurde der Backzahn eines Mammuts als Zahn des heiligen Chriſtoph verehrt, der ja ein rieſiger Mann geweſen ſein ſoll. Doch da ſelbſt Gelehrte Tierreſte für Menſchenreſte hielten, ſo der berühmte Scheuchzer ein verſteinertes Salamanderſkelett für das „Beingerüſt eines in der Sündflut ertrunkenen Menſchen,“ darf man Ungelehrten keinen Vorwurf darüber machen, daß ſie in den Rieſenknochen Beſtätigung für ihre Mären von Rieſen erſahen. Nicht nur die Mohammedaner glauben, daß Adam ſo groß wie ein hoher Palmbaum geweſen ſei, ſondern auch Linné war der Meinung, daß Adam und Eva Rieſen waren und daß die Menſchen aus Armut und anderen Urſachen von Geſchlecht zu Geſchlecht an Größe abgenommen haben.

Beweiſe für das verfloſſene Daſein der Rieſen gab es genug. Außer den Knochen waren Rieſenmauern, von Rieſen geworfene Steine (Findlingsblöcke) und von ihnen benutzte Geräte vorhanden. Früher befand ſich in dem Wirtshauſe des holſteiniſchen Dorfes Hanſühn eine große Tabakspfeife, von der geſagt wurde, daß ein Rieſe daraus geraucht habe. Kinder und Einfältige glaubten ſteif und feſt an den Rieſen und betrachteten mit ſcheuem Staunen die Pfeife, welche nach der Anſicht Kundiger früher einmal das Aushängezeichen eines Drechlers geweſen war.

Gab es Rieſen, muß es auch Drachen gegeben haben, denn beide kommen in den Sagen vergeſellſchaftet vor.

Wir haben zwiſchen zwei Drachenſorten zu unterſcheiden; die eine iſt feuriger, die andere iſt wäſſeriger Natur. Die feurige Art gehört dem Orient an, die feuchte dagegen dem Abendlande; jene bezieht ſich auf Gewitter und Blitz, dieſe auf Unheil, welches vom Waſſer ausgeht. Doch kennt auch unſer Land feurige Luftdrachen (Meteore) und dem Oſten ſind Waſſerdrachen nicht fremd; im allgemeinen aber beſteht die oben angegebene Scheidung.

In der Schweiz ſchreibt das Alpenvolk die Verheerung, welche das Anſchwellen der Waldbäche hervorbringt, dem Drachen zu, der ausgefahren. „Noch jetzt,“ ſagen die Gebrüder Grimm in ihren deutſchen Sagen, „wenn ein ungeſtümer Waldſtrom über die Berge ſtürzt, Bäume und Felſen mit ſich reißt, pflegt es in einem tiefſinnigen Sprichwort zu heißen: es iſt ein Drach’ ausgefahren.“

„Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg,
Das Maultier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennſt du ihn wohl? Dahin, dahin
Geht unſer Weg: O Vater, laß uns ziehn.“

In dieſem Liede Mignons bezieht Altmeiſter Goethe den Drachen ebenfalls auf wild gewordenes Gebirgswaſſer.

Es gab jedoch auch Drachen im Thale, in der Ebene. Sie wohnten in Brunnen oder in deren Nähe, lauerten an den Ufern der Seen, Flüſſe und Sümpfe und richteten Unheil an; ſie waren Waſſerungetüme, denen das Feuerſpeien fremd war. In einer Sage wird ein ausbrechender See als Drache aufgefaßt und Siegfried tötete den Lindwurm auf Regins Rat, als das Ungetüm zum Waſſer kroch.

In Eßlingen fraß ein Drache Knecht und Magd auf, bis der Wirt ſelbſt mit einem Spiegel und Knittel kam. Wie der Drache ſein eigen Bild im Spiegel ſah, erſchrak er und ward vom Wirt erſchlagen. In Stuttgart hauſte ein Drache in dem Keller eines Bierbrauers. Hier mündete ein Loch, das ſich weit in die Erde hinein erſtreckte. Zwei Brauknechte verſchwanden auf unerklärliche Weiſe. Der dritte Knecht ſchöpfte Verdacht und ſtellte dem Loche gegenüber einen Spiegel auf. Er ſelbſt verſteckte ſich hinter ein Faß, von wo er ſehen konnte, wie ein Drache aus dem Loche hervorſchoß und tot vor dem Spiegel niederfiel.

Noch heute kommt es vor, daß Leute, welche in Brunnen ſteigen oder in Gärkeller gehen, von angeſammelten Gaſen erſtickt werden. Die Kohlenſäure ſpielt die Rolle des Drachen und nur kluge Vorſicht — in der Sage die Liſt des Spiegels, welche an den Spiegel der Athene in der Perſeusſage erinnert — bewahrt vor ſicherem Tode.

Am reichſten mit Drachenſagen bedacht ſind die rheiniſchen Gegenden und Orte unſers Vaterlandes, an denen ſich die letzten Spuren einſtiger vulkaniſcher Thätigkeit in kohlenſauren Waſſern, heißen Quellen und Ausſtrömungen von Kohlenſäure äußern. Überall, wo dem erſtickenden Gaſe Opfer fielen, hatte der Drache ſeine Tücke verübt. Der geheimnisvoll Getötete war dem giftigen Hauche des Drachen erlegen. Gerade der Umſtand, daß der Atem des Drachen tötet, weiſt auf die Kohlenſäure hin, einerlei, ob dieſelbe den gärenden Flüſſigkeiten in Bier- und Weinkellern entweicht, oder ob ſie der Tiefe entquellend ſich in Brunnen und Höhlen ſtaut. Das Volk ſah die Wirkung, deren Urſache es in ſeiner Weiſe erklärte, es dichtete dem giftigen Hauche das Tier hinzu — den Lindwurm.

So haben wir den Drachen als das Waſſer ſelbſt, wenn es zerſtörend anſchwillt, daherwälzt und verheert und ſeinen Hauch, die Kohlenſäure.

Iſt dieſe Deutung richtig, ſo erklärt ſie auch ungezwungen die Thatſache, daß im Gegenſatz zu den indiſchen und perſiſchen Gewitterdrachen, welche durch Glut vernichten, die deutſchen Drachen keinen feurigen Odem haben, denn ſowohl Waſſer wie Kohlenſäure löſchen die Flamme. In Gruben und Höhlen, welche mit Kohlenſäure erfüllt ſind, geht brennendes Licht aus und ſchwindet das Leben, wie die Führer dem Fremden in der Hundsgrotte bei Puzzuoli mit Wachskerzen und Hündchen zeigen. Die Alten nannten nach Plinius jene Höhlen bei Neapel Charonsgrotten wegen des tödlichen Dunſtes; in Deutſchland galten ſolche Klüfte als Behauſungen der Drachen.

Namentlich reich an kohlenſäurehaltigen Waſſerquellen iſt das Gebiet der Eifel. Die Vulkane am Laacher See ſind erloſchen oder vielmehr in ruhendem Zuſtande, die Sauerbrunnen und Gasausſtrömungen ſind die letzten Nachwirkungen gewaltiger Ereigniſſe früherer Zeiten. Heute noch wie zur Zeit der Sagenbildung entſtrömt die Kohlenſäure — der Drachenhauch — den Erdſpalten.

Menſchenalter folgte auf Menſchenalter, wie ein altes

Erbſtück vermachte das eine dem anderen ſeine Sagen. Dann aber kam die neue Zeit, in der die Erkenntnis der Natur ſich über alle Gebiete erſtreckte und den märchenhaften Deutungen mißverſtandener Erſcheinungen gegenübertrat. Die Knochen der Rieſen, die Zähne des heiligen Chriſtophorus wurden dem Mammut wieder zuerkannt und die Chemie wies nach, daß das Gas der Drachenſchlüfte Kohlenſäure ſei und zwar ſtellenweiſe ausgezeichnet reine Kohlenſäure.

Geſchäftsunternehmenden Leuten that es weh, daß dies Gas unbenutzt ausſtrömte; ſie ſannen daher auf vorteilhafte Verwendung. Bei Burgbrohl im Eifelgebiete zwang man die Kohlenſäure, ſich mit Blei chemiſch zu vereinigen und das als Malerfarbe begehrte Bleiweiß zu bilden. Es war aber nur ein verſchwindend kleiner Teil der Kohlenſäure, welche zu techniſcher Verwertung gelangte.

Bedeutender geſtalteten ſich die Verhältniſſe, als es Dr. Raydt in Hannover gelang, flüſſige Kohlenſäure als Maſſenartikel herzuſtellen. Die gasförmige Kohlenſäure läßt ſich nämlich durch Druck und Abkühlung zu einer Flüſſigkeit verdichten, welche in ſchmiedeeiſernen Rohrflaſchen verſandt und zu verſchiedenen Zwecken benutzt wird. Herr Dr. Raydt nahm für die Verwendungsarten der flüſſigen Kohlenſäure in den meiſten Ländern eine Reihe von Patenten, ſo daß er das Geſchäft gewiſſermaßen monopoliſieren konnte. Daraufhin ward es leicht, für die flüſſige Kohlenſäure Kapital flüſſig zu machen und bald hatte ſich eine Aktiengeſellſchaft zur Ausbeutung jener Patente begründet. Der Umſatz ſtieg raſch und erreichte bald eine ungeahnte Höhe, daß alle Beteiligten zufrieden waren. Der komprimierte und patentierte Drachenhauch ward ein vortrefflicher Gegenſtand des Handels.

Nun aber iſt merkwürdig, daß nicht nur in der Sage der erſte Drachenbezwinger von einem Mitbewerber um den Lohn — die Hand der Königstochter — gebracht wird, ſondern daß auch im Kohlenſäuregeſchäft ſich ein ähnlicher Vorgang abſpielte. Es fanden ſich noch andere Leute, die auch verſtanden Kohlenſäure zu verflüſſigen und gar bald richtete ſich eine Firma ein, welche die Kohlenſäure einem Bohrloche bei Höningen am Rhein entnimmt. Eine viel größere Anlage ward zu Obermennig in der Eifel erbaut, welche das Gas einer Mineralquelle entzieht.

Solange Herr Dr. Raydt in Beſitze ſeiner Patente war, entwickelte ſich die Kohlenſäureinduſtrie nicht in vollem Maße. Als jedoch die meiſten Patente durch den Spruch des oberſten deutſchen Gerichtshofes vernichtet wurden, konnten die Preiſe für das Gas ermäßigt werden, worauf der Abſatz weſentlich ſtieg.

Der größte Verbrauch an flüſſiger Kohlenſäure findet in Deutſchland ſtatt, von den etwa 8000—10 000 Pfund täglich verflüſſigter Kohlenſäure verbraucht Deutſchland ungefähr drei Vierteile. Die größere Hälfte dieſes Quantums wird als Druckmittel beim Abzapfen des Bieres verwendet.

Auf dieſe Weiſe iſt der Lindwurm zum Bierknecht geworden.

Der billige Preis geſtattet den Mineralwaſſerfabrikanten einen erleichterten Betrieb mit flüſſiger Kohlenſäure und ſeitdem es gelungen iſt, ein Verfahren zu finden, durch welches es möglich iſt, kohlenſaures Waſſer zu erwärmen und in offene Gefäße zu leiten, ohne daß das Gas ſofort entweicht, können überall Mineralbäder verabreicht werden, welche den natürlichen gleichkommen. Die Kohlenſäure, welche den in Berlin erbohrten Soolquellen fehlt, wird z. B. im Admiralsgartenbad der Soole zugefügt, ſo daß Bäder verabreicht werden können, welche denen zu Nauheim in der Wirkung gleichen.

Die Dampfſpritzen der Berliner Feuerwehr ſind mit Kohlenſäurebehältern verſehen, durch deren Hilfe die Pumpen ſo lange getrieben werden, bis der Dampf die erforderliche Spannung im Keſſel erreicht hat. Die flüſſige Kohlenſäure ſtrömt direkt in den Dampfraum ein und ſetzt die Maſchine ſofort in Thätigkeit. Dieſe ſogenannten Gasſpritzen haben ſich durch ihr raſches Eingreifen bei Feuersgefahr vortrefflich bewährt.

Der deutſche Drache war kein Feuergeſchöpf, auch in ſeiner jetzigen Geſtalt tritt er als Feind des Feuers in den Dienſt des Rettungsweſens, indem er den löſchenden Strahl in die Flammen ſchleudern hilft.

In der Sage und Dichtung wird der Drache als Sinnbild zerſtörender Gewalt, an der Mut und kluge Liſt ſich erproben, trotz aller Erklärungen gar wert bleiben, nicht minder aber ſchätzen wir den von der Induſtrie bezwungenen Lindwurm in ſeiner Eigenſchaft als Feuerwehrmann und allzumal als — Bierknecht.

---

## Die Uniformierung der europäiſchen Heere.

Von F. von Schalksburg. (Abdruck verboten.)

Die Heimat der Uniformen iſt Frankreich, wo um 1670 namentlich Coliman de Fraudat auf eine gleichmäßige Bekleidung der einzelnen Truppenteile hinarbeitete. In den übrigen Ländern fand dieſer Vorgang alsbald Nachahmung, ſo insbeſondere faſt gleichzeitig in Brandenburg, deſſen Großer Kurfürſt das noch heute in Preußen übliche Dunkelblau als Grundfarbe der Uniform wählte. Während ſich der Charakter der neuen ſoldatiſchen Bekleidung eng an die damalige bürgerliche Tracht anſchloß, ſoweit nicht hervortretende Bedürfniſſe kleine Abweichungen, wie das Umſchlagen der langen Rockſchöße, veranlaßten, ging Friedrich Wilhelm I von Preußen, wie das ſeiner ſelbſtändigen Art entſprach, auch auf dieſem Gebiete ſeine eignen Wege. Er verkürzte und verengte den Rock ſo weit nur möglich, deutete die Umſchläge meiſt nur durch farbige Beſätze an, minderte den großen Hut zum Dreiſpitz und ſchuf mit einem Worte die „militäriſch“ knappe allbekannte Uniform der friedericianiſchen Zeit. Sparſamkeitsrückſichten mögen für den haushälteriſchen Soldatenkönig bei dieſen Reformen nicht die letzte Rolle geſpielt haben. Da aber die Mode, der die kriegeriſche gleich der bürgerlichen Tracht unterworfen iſt, ſtets den Wandlungen des politiſchen und ſozialen Lebens zu folgen pflegt, konnte es nicht ausbleiben, daß der gewaltige Eindruck, den die Siege des preußiſchen Heeres unter dem großen König überall hervorriefen, auch in der Uniformierung der Heere ſich äußerte: die preußiſche Uniform wurde das Vorbild der anderen. Ganz ähnlich bewirkten ſodann die Einflüſſe der franzöſiſchen Revolution auf die Mode und die Siege Napoleons I eine Umwandlung der Uniformen nach franzöſiſch-napoleoniſchem Muſter. An Stelle der kurzen umgeſchlagenen Röcke traten jetzt die langen Fräcke, an Stelle der Hüte und Grenadiermützen die hohen Tſchakos und Bärenmützen; nur die Gamaſchenhoſe hielt vorerſt dem weiten Pantalon Stand. Klaſſiſche Erinnerungen, welche das Empire überhaupt liebte, ließen daneben auch wieder Helme nach römiſcher Art auftauchen. Im weſentlichen behauptete ſich dieſe Mode in der Uniformierung bis gegen 1848. Um dieſe Zeit hatte in der bürgerlichen Tracht bereits der Frack dem Überrock, die Kniehoſe dem langen Pantalon Platz gemacht. Nun folgten die Heere nach; der Frack ward zum Waffenrock, die enge Gamaſchenhoſe zum weiten Beinkleid, der hohe Tſchako verkleinerte ſich oder ward zum Tuchkäppi. Als Preußen ſich — ſchon 1841 — zu dieſer neuen Uniformierung entſchloß, ging es doch inſofern wieder ſeine eigne Bahn, als es eine ihm ganz eigentümliche Kopfbedeckung einführte: den Lederhelm mit Spitze, eine Tracht, die heute ſo ſehr als nationale erſcheint, daß wir uns deutſche Heere kaum ohne die „Pickelhaube“ vorſtellen können. Der aufmerkſame Beſucher des Berliner Zeughauſes findet dort einen wunderlichen, mit weißen Metallbeſchlägen reich verzierten Lederhelm, mit hohem Metallkamme römiſcher Art, auf dem ſich, einer abgeſtutzten Pferdemähne vergleichbar, zwei Reihen federartig zugeſchnittener Lederriemen (als Nachahmung kleiner Adlerfedern) erheben. Er war eines der Modelle für die damals neu einzuführende Kopfbedeckung. Anſtatt ſeiner iſt dann der vom Prinzen Friedrich von Preußen vorgeſchlagene Helm mit Spitze zur Annahme gelangt. Die neue preußiſche Uniformierung wurde für die meiſten kleineren deutſchen Kontingente maßgebend, ebenſo für Rußland, deſſen Armee überhaupt bis in die neueſte Zeit ſich zumeiſt nur durch die grüne Grundfarbe von der des befreundeten Preußen unterſchied. Im übrigen Europa behielt das franzöſiſche Vorbild ſeine ausſchlaggebende Bedeutung, wenngleich namentlich die Großſtaaten Öſterreich und England und bezüglich der Kopfbedeckung auch Bayern eine mehr ſelbſtändige Stellung ſich bewahrten. Es war wiederum der Erfolg, der, wie zu Friedrichs und Napoleons Zeiten, ſeinen mächtigen Einfluß übte: Nicht ſo ſehr die kriegserprobte, als die ſieghafte Uniform ahmte man nach, getreu dem alten Sprichworte, daß Kleider Leute machen. Die roten Pumphoſen der Helden von Sebaſtopol und Solferino ſchienen für ſich ſelbſt ſchon faſt eine Bürgſchaft des Sieges. Bald prangte die ganze ſpaniſche Infanterie in roten Pantalons; auf den Schlachtfeldern des nordamerikaniſchen Bürgerkrieges traten allerhand phantaſtiſch gekleidete Zuaven auf, und ſelbſt das Oberhaupt der katholiſchen Chriſtenheit umgab ſich mit Freiwilligen in der Tracht der Mohammedaner. Die öſterreichiſche Reiterei ſuchte noch nach 1866 Troſt in den weiten Falten roter Hoſen. Das änderte ſich, als das Jahr 1870 Frankreichs militäriſches Übergewicht brach. Wie vorher das „Ungezwungene“ und „Légère“ der franzöſiſchen, kopierte man jetzt das „Stramme“ und „Schneidige“ der preußiſchen Uniform; überall, ſelbſt in Frankreich, macht ſich eine Annäherung an den preußiſch-deutſchen Schnitt bemerkbar. Der Helm der Sieger von Sadowa und Sedan hat in England, neuerdings angeblich auch in Portugal den Tſchako verdrängt; in Italien, wo, wie auch in Spanien, die Generalität bereits den Helm trägt, iſt ſeine Einführung beabſichtigt. Im fernen Peru ſind ſogar „Ulanos“ nach deutſchem Muſter der Schrecken wenn auch nicht ihrer Feinde, ſo doch ihrer Landsleute geworden. Dagegen iſt in Rußland, den dortigen politiſchen Strömungen entſprechend, die Uniformierung von weſteuropäiſchen Vorbildern zur nationalen Bauerntracht zurückgekehrt. Auch ſonſt läßt ſich eine wachſende Einwirkung des heutigen Tages ſo ſcharf hervortretenden Nationalgefühls auf den Charakter der Soldatentracht nicht mehr verkennen. In gewiſſem Sinne erſetzt damit die Tracht des Heeres, welches ja „das Volk in Waffen“ iſt, die immer mehr ſchwindende Volkstracht. Immerhin aber gilt gegenwärtig als oberſter Geſichtspunkt für die Uniformierung die Zweckmäßigkeit für den Ernſtfall. Die Armeen ſind in ihrer Bekleidung zwar weniger parademäßig, dafür aber bedeutend kriegsmäßiger geworden.

So buntfarbig nun das Bild iſt, welches die jetzige Uniformierung der europäiſchen Heere dem Auge bietet, ſo iſt doch in vielen Stücken eine Übereinſtimmung erſichtlich. Die Grundfarbe der Bekleidung der Infanterie — um zunächſt bei dieſer zahlreichſten und Hauptwaffe zu verbleiben — iſt faſt überall blau, und zwar dunkelblau (hellblau nur in Bayern und Rumänien); die beiden einzigen Ausnahmen bilden die roten Röcke der Engländer und die grünen der Ruſſen und Bulgaren. Die Farbe der Beinkleider iſt, vornehmlich aus praktiſchen Gründen, von der des Rockes meiſt verſchieden: ſchwarzblau (Deutſchland, England, Portugal), hellblau (Öſterreich, Dänemark, Holland, Griechenland), blaugrau (Italien, Belgien), graublau (Schweiz, Serbien), grau (Norwegen, Rumänien) oder endlich rot (Frankreich, Spanien). Der Farbe des Rockes entſprechend ſind die Beinkleider in Bayern hellblau, in Schweden und der Türkei dunkelblau, in Rußland und Bulgarien grün. Die Farbe der Abzeichen — Kragen, Aufſchläge, Biſen ꝛc. — iſt ganz überwiegend für die Infanterie rot. Als Kopfbedeckung finden wir faſt allgemein den ledernen Tſchako oder das tuchene Käppi in verſchiedenen, mehr oder weniger dem franzöſiſchen Vorbild gleichenden Formen. Von beſonders auffallender Geſtalt iſt das ſpaniſche „Ros,“ ein niedriges weißes Käppi, oben weiter als unten und von hinten nach vorn anſteigend. Das ſchweizeriſche Käppi, mit Vorder- und Hinterſchirm, gleich dem preußiſchen Jägertſchako, hat etwas Hutartiges. Der Helm wird außer von der deutſchen zur Zeit nur von der engliſchen Infanterie getragen, iſt aber hier von verſchiedenfarbigem Filz, in den Kolonieen von Kork. Ruſſen und Bulgaren tragen niedrige ſchwarze Pelzmützen, die Türken den Fes, die Norweger einen Hut öſterreichiſcher Art. (Von beſonderen Paradekopfbedeckungen, wie den Grenadiermützen der preußiſchen und ruſſiſchen und den Bärenmützen der engliſchen Fußgarden ſehen wir hier ab).

An Infanterieuniformen, welche ſich an nationale Trachten anlehnen, begegnen wir, abgeſehen von der ruſſiſch-bulgariſchen und der griechiſchen Jägerkleidung, der bekannten arabiſchen Tracht der franzöſiſchen Zuaven und ,,Tirailleurs Algériens“ (ſogenannten Turkos), welcher auch die bisherige türkiſche Uniform, und zwar durch alle Waffen, entſprechend iſt, ferner dem ſchottiſchen Koſtüm der engliſchen ,,Highlanders,“ endlich der rumäniſchen Bauerntracht der ,,Dorobanzi“ (Territorialinfanterie): nationale Pelzmütze mit Adlerfeder, weißes Leinenhemd mit hellblauen Abzeichen, hellblauen Hoſen in hohen Stiefeln oder „Opanken.“

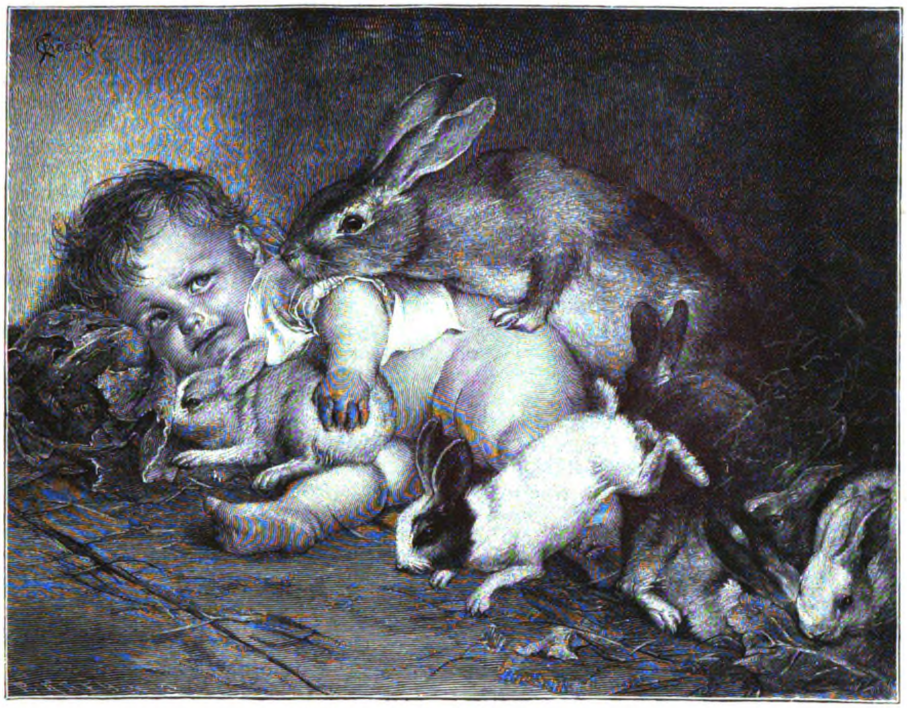
Gleichwie in manchen Heeren (ſo namentlich den romaniſchen) der Waffenrock der Fußtruppen im Felde durch den (durchſchnittlich grauen) Mantel erſetzt wird, tritt auch an Stelle der Tſchakos und Käppis im Kriege öfters die leichtere Feldmütze, in Öſterreich z. B. eine hellblaue, bei den Jägern hechtgraue, in Frankreich eine rote, ꝛc. Die Form dieſer Mütze ähnelt der ſonſtigen Kopfbedeckung. Die früher beliebte franzöſiſche Mütze mit wagerechtem viereckigen Schirm und, von der Seite betrachtet, ſcharf von hinten nach vorn anſtrebender Geſtalt iſt öfters und ſelbſt in Frankreich durch eine ſolche mit herabgehendem rundem Schirm und, von der Seite geſehen, mehr rechteckiger Form, die an die öſterreichiſche Offiziersmütze erinnert, verdrängt.

In noch höherem Grade als bei der Infanterie iſt dunkelblau die Grundfarbe der Artillerie, deren Abzeichen meiſt ſchwarz oder rot ſind. Hier bilden die wichtigſten Ausnahmen: Öſterreich (braun mit hellblauer Hoſe), Rumänien (lichtblau), Sachſen, Rußland und Bulgarien (grün). Zuweilen erinnert die Uniform durch den Schnitt und die ſchwarze Verſchnürung des Rockes an die Huſarentracht (Frankreich, Schweden). Die engliſche reitende Artillerie ähnelt ebenfalls dunkelblauen Huſaren (mit gelben Schnüren), zumal ſie auch Pelzmützen führt. Sonſt dient der Artillerie in England gleichwie in Deutſchland der Helm, in Belgien, Rußland und Bulgarien die Pelzmütze, in der Türkei der Fes, in den anderen Ländern der Tſchako oder das Käppi.

Wir kommen zur Kavallerie, der allenthalben am reichſten und mannigfaltigſten uniformierten Waffe. Die althergebrachten Typen der Küraſſiere, Dragoner, Huſaren, Ulanen ꝛc. ſind heute zwar mehrfach verwiſcht, dennoch kann unſere Betrachtung an dieſelben anknüpfen.

Küraſſiere treffen wir nur noch in Deutſchland und Frankreich, außerdem in der ruſſiſchen und engliſchen Gardereiterei. Die bekannte weiße Uniform der preußiſchen Küraſſiere iſt faſt genau auch diejenige der ruſſiſchen Gardeküraſſiere, ſelbſt der mächtige Helm mit ſilbernem Adler, wie ihn unſere Garde du Korps und Gardeküraſſiere zur Parade führen, fehlt nicht, nur, daß es dort der Doppeladler iſt. Die engliſchen ,,Horseguards“ und ,,Lifeguards“ haben rote Röcke, weißlederne Beinkleider in Stulpſtiefeln und Stahlhelme mit Spitze und Haarbuſch. Die franzöſiſchen Küraſſiere (dunkelblau mit roten langen Beinkleidern) kleidet der charakteriſtiſche Stahlhelm mit Metallkamm und herabwallendem Roßſchweif. Hieher können wir auch die „ſchweren Reiter“ in Bayern und Sachſen rechnen (beide hellblau, erſtere mit deutſchem Dragonerhelm, letztere mit preußiſchem Küraſſierhelm) und die Garde zu Pferd in Schweden, die den ſächſiſchen ſchweren Reitern ähnlich iſt.

Die Dragoner, urſprünglich eine reitende Infanterie, erinnern in ihrer Uniform am meiſten an die Infanterie. In Deutſchland unterſcheiden ſie ſich von dieſer durch hellblaue (in Heſſen grüne) Röcke, in Frankreich (dunkelblaue Röcke mit roten Hoſen) durch die dem dortigen Küraſſier-



Haſenfüße. Nach dem Gemälde von C. Fröſchl.

helm naheſtehende Kopfbedeckung. Die ruſſiſchen Dragoner — abgeſehen von der Gardereiterei und den Koſaken kennt Rußland nur noch Dragoner — haben grüne Röcke und blaugraue Beinkleider nach dem Schnitt der Infanterie, auch gleich dieſer Pelzmützen. Einen Lederhelm mit Metallkamm tragen die Dragoner in Öſterreich (hellblau mit roter Hoſe), Dänemark (hellblau) und Schweden (verſchiedenfarbig, weiß und blau). Die teils rot, teils blau gekleideten engliſchen „Dragoons“ und „Dragoonguards“ ſchmückt entweder der Helm mit Spitze, oder die Bärenmütze. An die Dragoner reihen ſich die „Chevaulegers“ der Bayern und die gleichnamigen „Cavallegieri“ der Italiener an, erſtere ſtahlgrün mit deutſchem Dragonerhelm, letztere dunkelblau mit lichtgrauer Hoſe und Stahlhelm mit Metallkamm bekleidet. Die grünen Schweizerdragoner haben das Käppi der dortigen anderen Waffen.

Den Huſaren iſt überall die nach ungariſcher Art verſchnürte Uniform eigen, zu der als Kopfbedeckung entweder die urſprüngliche Pelzmütze oder ein Tſchako (Käppi) tritt; letzteren tragen die Huſaren in Öſterreich, Frankreich, Spanien, Dänemark und Schweden. Nach dem Schnitt, insbeſondere der Beinkleider, ſtehen den deutſchen, ruſſiſchen (Garde), öſterreichiſchen, rumäniſchen und engliſchen Huſaren die franzöſiſchen, ſpaniſchen, belgiſchen („Guides“), holländiſchen, ſchwediſchen und däniſchen gegenüber. Sehr verſchieden ſind die Farben. Die Huſaren in Deutſchland ſind rot (ſo auch ein Regiment Gardehuſaren in Rußland, dazu hellblaue Hoſe, das andere grün mit roter Hoſe) karmoiſin, braun, grün, hellblau, dunkelblau und ſchwarz mit gelben oder weißen Schnüren, diejenigen in Öſterreich je zur Hälfte dunkelblau und hellblau mit ſchwarzgelben Schnüren und roten Beinkleidern, in England, Schweden und Holland dunkelblau mit gelben (in Holland roten) Schnüren, in Frankreich, Spanien und Dänemark hellblau (in Frankreich mit roten weiten Hoſen) mit weißen (in Spanien gelben) Schnüren. Die rumäniſchen Linienhuſaren („Roschiori“) ſind rot, die Territorialhuſaren („Kalaraschi“) hellblau, beide tragen in den Huſarenſtiefeln enganliegende weißlederne Beinkleider; die Verſchnürung iſt hier ſchwarz, bezw. rot. Die belgiſchen „Guides“ haben zu grünen gelbverſchnürten Attilas rote weite Beinkleider und Bärenmützen.

Die urſprüngliche Uniform der Ulanen iſt vornehmlich durch die aus der polniſchen Mütze mit viereckigem Deckel, der ſogenannten Konfederatka, entſtandene „Czapka“ gekennzeichnet. Dieſelbe wird von den deutſchen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen (Garde) Ulanen, den belgiſchen „Lanciers“ und den engliſchen „Lancers“ getragen. Den eigentümlichen Ulanenrock, die ſogenannte „Ulanka,“ haben die deutſchen Ulanen (in Preußen dunkelblau, in Sachſen hellblau, in Bayern ſtahlgrün), die ruſſiſchen (ganz wie die preußiſchen) und die engliſchen (dunkelblau, auch rot); die öſterreichiſchen „Uhlanen,“ wie man dort ſchreibt, haben hellblaue Waffenröcke mit roten Pluderhoſen, die belgiſchen hellblaue, weißverſchnürte Huſarenjacken mit hellgrauer Hoſe. Noch mehr weichen die ſpaniſchen und italieniſchen Ulanen von der uns vertrauten Ulanentracht ab. Die „Lanzeros“ führen Stahlhelme mit Spitze, dunkelblaue Röcke und rote Beinkleider, die italieniſchen „Lancieri“ Stahlhelme mit Metallkamm, kurze dunkelblaue Röcke und graue Hoſen.

---

## Erinnerungen an Guſtav Baur.

Von Wilhelm Baur.

(Abdruck verboten.)

### 2. Sein Wirken.

Als ich im Frühling 1844 die Univerſität Gießen bezog, fand ich meinen Bruder in der köſtlichſten Lebensfülle. Ohne Müh' und Arbeit fiel freilich auch ihm das Köſtliche nicht zu. Seit 1841 hielt er theologiſche Vorleſungen. Wenn er mit einem ſeiner älteſten Schüler, etwa mit Ludwig Clemm in

Lich oder Chriſtian Dieffenbach in Schlitz — beide jetzt ſelbſt Doktoren der Theologie — einmal wieder zuſammenkam, ward ergötzliche Erinnerung gefeiert, wie er ſein erſtes Kollegium aus Mangel eines anderen Raumes in Nr. 9, dem größten Auditorium, halten und die paar Zuhörer, wenn ſie ſich zerſtreut geſetzt hatten, mühſam zuſammenſuchen mußte. Die Zahl der Zuhörer wuchs indes ſchnell, obgleich einige Ordinarien, denen der Zopf hinten hing, den jungen Dozenten mißliebig anſahen. Wir ſaßen dichtgedrängt, wenn er uns kleine Propheten und meſſianiſche Weisſagungen, Homiletik und Pädagogik las und ſelbſt Nr. 9 füllte ſich, als er eine Vorleſung über religiöſe Zeitfragen ankündigte. Er pflegte einen Paragraphen zu diktieren und dann in freier Rede ſeinen Inhalt zu entwickeln: eine treffliche Methode, in welcher zugleich die didaktiſche Beſtimmtheit ſeines hellen Kopfes und die belebende Glut ſeines warmen Herzens zur Geltung kam. Dem mündlichen Vortrag ging die gründlichſte Vorbereitung voran, bei welcher dem jungen Gelehrten die alten Folianten ſich aufthaten, aber auch keine neue litterariſche Erſcheinung entging. Neben der nächſten Aufgabe, die Hörer, die ihm vertrauensvoll nahten, zu faſſen und zu feſſeln, durfte er die andere nicht hintanſetzen, vor der wiſſenſchaftlichen Welt durch ſchriftſtelleriſche Leiſtungen ſeine Ebenbürtigkeit zu erweiſen. Ich ward bald in die zwei Hauptgebiete ſeiner Thätigkeit auch durch ſeine Schriftſtellerei eingeführt: zu ſeiner Auslegung des Propheten Amos machte ich das Regiſter, ſeine Beſprechung der ihm hochwillkommenen Geſchichte der Pädagogik von Karl von Raumer ſchrieb ich ab. Um alles zu leiſten, beharrte er in einer geſammelten Seßhaftigkeit, die um ſo bewundernswerter ſchien, je beweglicher und je lebensfroher ſein Naturell war.

Der begeiſterte Theolog, der allezeit für die Ehre ſeiner Fakultät einſtand, gehörte zugleich mit weitem Herzen der universitas litterarum an. Gießen ſtand damals in voller Blüte. Neben den ſtattlichen Erſcheinungen des Juriſten Birnbaum und des Phyſiologen Biſchoff übten die bedeutendſte Anziehung zwei Männer, die auch ihr Haus mit feinſter Liebenswürdigkeit öffneten, Joſeph Hillebrand, der Philoſoph und Litterarhiſtoriker und Juſtus Liebig, zu deſſen chemiſchem Laboratorium fernher übers Meer die Jünger gezogen kamen. Unter dem Anhauch dieſer ſelbſtändigen Geiſter fand ſich das junge Dozententum frei und froh zuſammen. Unter den Genoſſen war vielleicht mein Bruder der anregendſte und geliebteſte. Ich nenne Hoffmann, den Botaniker, Will, den Chemiker, Bardeleben, den Anatom, und mit der herzlichſten Dankbarkeit Moriz Carrière, der mit meinem Bruder in treueſter Freundſchaft verbunden war und auch mir und meinen Freunden mannigfaltigſte Anregung gab. Es war in dem Kreis der erſt werdenden Profeſſoren geiſtige Morgenluft, welche durch den Umgang mit den Studenten an lebendiger Bewegung nur noch gewann.

Das friſche Geiſteswehen verband ſich aufs erfreulichſte mit einem warmen Hauch des Gemüts. Mein Bruder war Bräutigam — im letzten Semeſter. Ein junger Mecklenburger Theologe, Seidel, deſſen Vater einſt in Parchim unſern Feldmarſchall Moltke getauft, war auf Hauslehrerwegen an den Hof des Fürſten Solms zu Lich gekommen und ſchließlich Kammerdirektor geworden. Seine Tochter Luiſe war von Gott beſtimmt, die häusliche Glücksſonne meines Bruders zu werden. Lich iſt von Gießen drei Stunden entfernt. Der Verkehr hinüber und herüber war äußerſt lebhaft. Einmal nach einer Abendgeſellſchaft hatte mein Bruder die Braut und ihre Familie in den Wagen gebracht, der ſie nach Lich zurückführen ſollte. Als der Kutſcher die Pferde antrieb, ſchwang ſich der Bräutigam auf das bekannte Brett, das für mutwillige Knaben ſo verſuchlich iſt. Und als der Wagen vor dem Hauſe der Braut hielt, reichte der ritterliche Bräutigam ihr zum Ausſteigen die Hand. Wie manchmal bin ich mit dem Bruder über Berg und Thal durch herrlichen Buchwald nach Lich gewandert! Er lebte und webte in Goethes Liedern. Er konnte wohl zu mir kommen und mit dem bloßen Citat: „Es ſchlug mein Herz. Geſchwind zu Pferde! Es war gethan, faſt eh gedacht,“ mir andeuten, was er wollte, und mich zu einem Lauf nach Lich einladen. Und unterwegs klangs dann von ſeinen Lippen: „Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer doch friſch und fröhlich war mein Mut!“ Eines Morgens kam er auf mein Stüblein, das er mir für 18 Gulden — nicht etwa monatlich, ſondern halbjährlich — gemietet hatte und vertraute mir ſein ſeliges Geheimnis: er werde im Herbſt Hochzeit halten. Warum auch nicht? Er war 28 Jahre, die Brautſchaft hatte ſchon ein paar Jahre gewährt, die Regierung hatte den Dozenten als Repetenten mit 400 Gulden beſoldet, Kollegiengelder und Honorare mußten das Fehlende einbringen. In den Herbſtferien, am 8. Oktober 1844, fand dann die Trauung in der ſchönen Kirche des Marienſtifts in Lich ſtatt. Mein Vater, der ſeit dem Feldzug von 1814 keine ſo weite Reiſe gemacht hatte, kam und es kamen Onkel Karl und Tante Käthchen. Moriz Carrière hatte ſein Feſtlied nach „Heil dir im Siegerkranz,“ ich das meine nach „Bekränzt mit Laub“ gedichtet. Es war ein Tag der harmloſeſten Fröhlichkeit. Nach einer Reiſe zu ſüddeutſchen Verwandten und in das Haus meiner Eltern zog das Paar im Hinterbau des Völckerſchen Hauſes vor dem Wallthor ein. Die Wohnung hatte zwei größere und drei kleinere Zimmer. Eins von dieſen räumte die geſchwiſterliche Liebe mir ein — der Bruder war für die jüngeren Brüder wie ein Vater beſorgt.

Ich ward in das junge, warme, arbeitſame und fröhliche Familienleben nicht allein aufgenommen. Ich durfte das Liebſte, was ich auf die Univerſität mitgebracht, in ihm einführen — meine Freunde. Chriſtian Stromberger und Guſtav Schloſſer waren ſchon ein halbes Jahr vor vor mir nach Gießen gekommen. Nach mir kamen Ludwig Hallwachs, Wilhelm Buchner, Bernhard Jaup, Karl Hofmann und der mit mir wohl am innigſten die Liebe meines Bruders teilte, ſpäter ſelbſt Gießener Dozent, Max Rieger. Was für ſchöne Abende haben wir in dem kleinen Haus um den gaſtlichen Tiſch des an allen Wänden mit Büchern bedeckten Zimmers verlebt oder wenn der Geburtstag kam, der 14. Juni, draußen im Garten! Wie klangen die Lieder ſo voll durch die Nacht hin! Mein Bruder hatte eine prächtige Geſangesgabe. Es fügte ſich gut, daß meine Stimme ſekundierend der ſeinen ſich anfügte. Im Freundeskreis fehlte auch nicht die muſikaliſche Bildung, die uns Brüdern abging. Ludwig Hallwachs und Chriſtian Stromberger ſtehen heute, nach ſechsundvierzig Jahren, leitend in der Kirchengeſangsbewegung. Es weckte einer den anderen. Mein Bruder hatte ſeinen beſonderen Geſchmack, der nicht ohne Strenge war. Vor allem wurden Goethes Lieder nach Reichardſchen, Zelterſchen, Beethovenſchen Melodien geſungen: „Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,“ „Im Felde ſchleich’ ich ſtill und wild,“ „Fülleſt wieder Buſch und Thal,“ „Wie herrlich leuchtet mir die Natur.“ Eine große Vorliebe hatte mein Bruder für die Lieder eines Goethe-Genoſſen, des alten Johann André in Offenbach, ſie ſind einfach, ſinnig, dem Text innig angeſchmiegt. Shakeſpearelieder von Boyneburgk zeugten von einer großen Fähigkeit, den romantiſchen oder volkstümlichen, tragiſchen oder lebenſprudelnden Sinn, in welchem ſie gedichtet ſind, muſikaliſch wieder zu geben. Handwerkerlieder — ich glaube von Böhner, dem fahrenden Organiſten und Muſikanten aus Tröttelſtädt — waren außerordentlich charakteriſtiſch. Zu den meinem Bruder perſönlich zugehörigen Liedern kam dann der große Schatz der beſten, namentlich der vaterländiſchen Studentenlieder. Und endlich, wie hätten wir, die wir im Odenwald geboren waren oder ihn oft durchſtreift hatten, zuſammenſein können, ohne das Volkslied, das wir von dort mitgebracht, anzuſtimmen! Wie traulich war an ſolchen Abenden das Zuſammenkommen, wie einfach die Bewirtung und wie reich die Erfriſchung!

Ich habe mit den Geſchwiſtern wie die helle Freude ſo auch die tiefe Trauer ihres jungen Eheſtandes geteilt. Das erſte Kind, ein Knabe, ſtarb unter der Geburt. Auch der zweite brachte es nicht zu einem vollen Jahr dieſes Erdenlebens. Im Monat Mai 1848, als ich mich eben als Hauslehrer am Fuße des Steckelbergs, der Stammburg Ulrichs von Hutten, angeſiedelt hatte, brachte der erſte Brief meines Bruders, den ich dort erhielt, die Kunde, daß eine Tochter geboren ſei. Es folgten drei Töchter und zwei Söhne. Noch einmal, im Beginn der ſechziger Jahre, teilte ich mit den Geſchwiſtern den Schmerz um das Hinſcheiden eines wunderlieblichen Knaben, den wir auf dem Friedhof in Gießen beſtatteten. Sonſt war das Familienleben in Gießen ein überaus glückliches. 1847 ward mein Bruder außerordentlicher Profeſſor. Das Jahr 1848 verſetzte auch ihn in die lebhafteſte Bewegung. Es war im Staate Heſſen manches faul. Die vaterländiſche Hoffnung hatten wir oft in Schenkendorfs Wort gekleidet: „Ein Morgen ſoll noch kommen, ein Morgen mild und klar“ und oft hatten wir mit ihm gelobt: „Ich will mein Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich, will predigen und ſprechen vom Kaiſer und vom Reich.“ Nun kam der März 1848 mit ſeinen ſchwarzrotgoldnen Fahnen und Kokarden. Sie bedeuteten für uns nicht Revolution. Sie bedeuteten die Erneuerung der Hoffnung von 1813, 14 und 15, das Aufgeben der partikulariſtiſchen Politik, die geeinte deutſche Macht, Wehr und Waffe gegen Franzoſen und Dänen. Mein Bruder dichtete Lieder im Volkston und ließ ſie auf dem Markt in Gießen verkaufen zum Beſten Schleswig-Holſteins. Zuerſt nach der Weiſe: „In des Waldes düſtern Gründen“ ein „Lied des deutſchen Volkswehrmanns;“ dann als die Kunde kam, daß Heinrich von Gagern Miniſter geworden „Das Lied von Gagern“ im Ton: „Es ſteht ein Wirtshaus an dem Rhein.“ Ihm folgte bald das Lied „General von Gagerns Tod“ in dem Ton von Schenkendorfs Schills Geiſterruf „Klaget nicht, daß ich gefallen.“ Auch ein „Odenwälder Mailied“ hat er geſungen nach der Weiſe: „Nichts andres kann mehr mich erfreun, als wenn jetzt der Sommer angeht.“ Auch in die Univerſitäten blies der neue Wind. In Eiſenach war eine Verſammlung von Profeſſoren und Dozenten, der er beiwohnte. Soviel ich mich erinnere, hat dort der preußiſche Profeſſorenſucher, Geheimrat Schultze, meinen Bruder kennen gelernt. Sein erſtes Auftreten machte auf den erfahrenen Mann den beſten Eindruck. Nur glaubte er einen Philologen vor ſich zu haben, als mein Bruder in den Aufruhr der Rede das Wort der Antigone hineinrief: „Nicht mitzuhaſſen — mitzulieben bin ich hier.“ Er erhielt im nächſten Jahr einen Ruf als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Königsberg. Das war — für damalige Verkehrsverhältniſſe — zu weit. Wie es ſo geht — der Prophet galt nun auch im Vaterlande. Er ward in Gießen ordentlicher Profeſſor und blieb der Fakultät noch zwölf Jahre erhalten. Einen neuen Anſtoß, des fleißigen, kinderreichen, ſchlechtbeſoldeten Landsmanns zu gedenken, erhielt die Regierung in Darmſtadt durch eine Berufung meines Bruders nach Greifswald.

Von meinem Abgang von der Univerſität 1847 bis zu meinem Eintritt ins erſte Pfarramt 1855 — es waren volle neun Jahre — lebte ich nicht in meines Bruders Nähe. Aber der briefliche Verkehr blieb lebhaft und warm. Ich ſuchte ihn immer wieder in der Alma Ludoviciana auf. Er kam zu mir, wo ich auch wohnte: zur Stadt des Predigerſeminars, für welches er mir den erſten Cylinder ſchenkte; zur Burg Huttens, auf welcher er meinen kleinen Grafen ſchnell ins Taſchenbuch zeichnete; nach Darmſtadt, wo er mit mir der Verwandten und Freunde ſich freute; von Biſchofsheim in der Mainſpitze berief er mich zur Dampfſchiffahrt den Rhein abwärts. Rührend war mir die Fürſorge, mit welcher er im Herbſt 1854 den Vater zu mir brachte, damit wir gemeinſam mit ihm den Rheingau beſuchten. Wie fröhlich war der ſechzigjährige Mann in Rüdesheim und Bingen! Aber daheim krankte die Mutter. Vom Frankfurter Kirchentag wurden wir Brüder, die dort zuſammen waren, zu ihrem Sarge gerufen. Als im nächſten Frühling das Buchenlaub aufbrach, wanderte ich, mein Ränzlein umgehängt, nachdem ich in Lich vor dem fürſtlichen Patron gepredigt, durch den Wald auf die Pfarrei Ettingshauſen, zu der mich der Fürſt berufen hatte. Nun war ich dem Bruder wieder nahe gerückt. Was waren damals für ihn vier Stunden Wegs, ſelbſt wenn ſie an demſelben Tag wieder heimwärts gemacht werden mußten? Er konnte mich auch nicht lange in meiner Einſamkeit ohne Beſuch laſſen. Ich rüſtete die Hochzeitsfahrt für den Sommer und behalf mich mit meinem braven Dienſtmädchen, das auf meiner früheren Stelle zum lebendigen Glauben gekommen war. Es war Himmelfahrtstag. Ich fürchtete, die jüngſt Angekommene möchte das Heimweh bekommen und lud ſie ein, mit mir den Kaffee zu trinken. Da tritt mein Bruder ein — er hatte ſeine helle Freude an dem „Pfarrer und ſeiner Köchin“ und das Heimweh, wenn es etwa bei dem Mädchen angeklopft hatte, konnte durch nichts kräftiger verſcheucht werden, als durch den freundlichen Humor des Gaſtes. Mein häusliches Glück ward dann auch bald begründet und nun hatten die Häuſer des Profeſſors und des Pfarrers ſechs Jahre lang den ſchönſten Verkehr durch wechſelſeitigen Beſuch. Die treuen Brüder waren auch gute Charaktere. Ich durfte ſchon als Kandidat ſeinem älteſten lebenden Sohne meinen Namen geben, er gab den ſeinen meinem einzigen Sohne. Und die Alten wie die Jungen haben dieſe Gevatterſchaft nach ſüddeutſcher Art gehalten und gepflegt. Aber auch in anderer Weiſe ward der Verkehr hergeſtellt. Die Bücher, die ich aus des Bruders Bibliothek entlieh, brachten mir meine Pfarrkinder mit, welche Braunkohlen in die Stadt fuhren. Ich kann meine Dankbarkeit für den Rat, die Hilfe, die Anregung, die ich in dieſer Zeit für meine Studien von ihm empfing, nicht warm genug ausſprechen. Und wie er von Anfang an in ſeiner Theologie praktiſch gerichtet war, ſo nahm er das lebhafteſte Intereſſe an meinem Pfarrhaus und meiner Gemeinde, an jeder bezeichnenden ſeelſorgerlichen Anekdote und an der geſamten paſtoralen Arbeit. Die Werdeluſt, die für mein Alter ſelbſtverſtändlich ſchien, war auch in ihm in voller Kraft vorhanden. Er war einmal wieder aufs Dorf herübergekommen. Da gab er mir, im Herbſt 1860, die erſte Andeutung, daß die Hamburger ihn an St. Jakobi rufen wollten. Nach Oſtern 1861 zog er dann dorthin über. „Mit Ihrem Weggehn,“ ſagte der Rappenwirt in Gießen, in deſſen Haus die jüngern Profeſſoren ihren „Sonderbund“ gehabt, „mit Ihrem Weggehn geht mir ein Stein vom Herzen.“ Er meinte, mein Bruder nehme ein Stück von ſeinem Herzen mit. Auch die Stadt, in welcher er — mit geringer Unterbrechung — 27 Jahre gelebt, das Land, deſſen treuer Sohn er war, ſah ihn mit Trauer ſcheiden. Ich nenne hier von den Profeſſoren, die nicht von der Pike auf mit ihm in Gießen gedient, aber dorthin berufen, in treueſter Freundſchaft ſich mit ihm verbanden, Jhering, der nicht bloß den Geiſt des Römiſchen Rechts zu deuten, ſondern auch Beethovenſche Sonaten meiſterhaft zu ſpielen und von Fritz Reuter aufs ergötzlichſte vorzuleſen verſtand, und Leukhardt, der ſich in Leipzig wieder zu ihm geſellte, nicht mehr ſo jugendlichen Ausſehens wie in Gießen, wo er vom Pedell, von der Profeſſorentochter und vom Dienſtmädchen für einen Studenten gehalten wurde, aber in der Freundesliebe jung wie vor Jahren.

In Hamburg that ſich meinem Bruder eine neue Welt auf. Wie dort der Paſtor überhaupt noch etwas galt, ſo war der Hauptpaſtor eine beſonders anſehnliche Perſönlichkeit. Das ſpürte der Neuberufene ſchon in Harburg, wo er mit ſeiner Familie übernachtete, um am anderen Morgen von dem Herrn Juraten des Kirchſpiels in aller Stattlichkeit abgeholt zu werden. Das große Haus war im beſten Stand und die Liebe, die alles hoffet, hatte zum Willkomm reiche und freundliche Gaben entgegengebracht. Die erſte Pflicht des angekommenen Hauptpaſtors war, in feierlicher Fahrt alle zur Kirche in Beziehung ſtehenden Männer zur demnächſtigen Einführung ins Amt einzuladen. Es waren

Hunderte. Da war Seine Magnificenz, der Herr Bürgermeiſter — wohnte er im Kirchſpiel, Patron der Kirche, da waren der hochweiſe Rat und die im Kirchſpiel wohnenden Senatoren als Kirchſpielsherren, da waren die Juraten, die mit der Kirchenrechnung und dem Gotteskaſten zu thun hatten, da waren die Leichnamsgeſchwornen, denen die Unterhaltung des Altars anvertraut war, da waren die Sechziger und Hundertachtziger und ſelbſtverſtändlich die ganze Zahl der Geiſtlichen, das reverendum ministerium. Es war nur ein Mann in Hamburg, der alles wußte, was dem neuen Paſtor vor ſeiner Einführung zu thun gebührte — wie auch die Kunſt, die paſtorale Halskrauſe zu waſchen und in Falten zu legen, eine ſeltene und koſtbare war. Dieſe Krauſe — wenn der Paſtor ein guter Hirte iſt, das Bild der Schüſſel mit Johannis, des Täufers Haupt, iſt er ein Mietling, das Bild des Mühlſteins, der ihm um den Hals gehängt wird — dieſe Krauſe ward nun meinem Bruder angelegt, nachdem er ſchon in die eng anſchließende Soutane und das weite Übergewand mit den lang neben den Armen ſchlotternden Ärmeln gehüllt war. Neben der wirklichen Kopfbedeckung, einem einfachen Barett, trug er in der Hand ein mächtiges Hohlgefäß, die ehemalige, für die Perücke eingerichtete Kopfbedeckung. Nun begann die Umfahrt. Die Einführung ſelbſt fand an einem Wochentag ſtatt und war ungemein feierlich. Nach der Antrittspredigt hielt der Senior ministerii eine Anſprache an ihn. Dann nahmen ihn zwei Senatoren in ſpaniſcher Tracht mit Barett, Halskrauſe und Degen in die Mitte und führten ihn durch das dicht verſammelte Volk in das Hauptpaſtorat. Dort hatte jener alles guten Brauchs kundige Mann ſeinen Perückenhut an paſſendem Orte aufgeſtellt und die freundlichen Männer, die dem neuen Paſter Segen wünſchten, warfen beim Hinausgehen Hamburger Dukaten in den Hut. So viel ich weiß, iſt dieſer allerdings etwas altmodiſche und für das moderne Gefühl „ſchanierliche“ Gebrauch jetzt abgekommen. Die Arbeit konnte nun beginnen. Der Hauptpaſtor hatte Recht und Pflicht der Hauptpredigt, darum auch der Eheproklamationen, auch durfte er trauen. Einen Beichtſtuhl hatten nur der Archidiakonus und die Diakonen, die man Prediger nannte.

(Schluß folgt.)

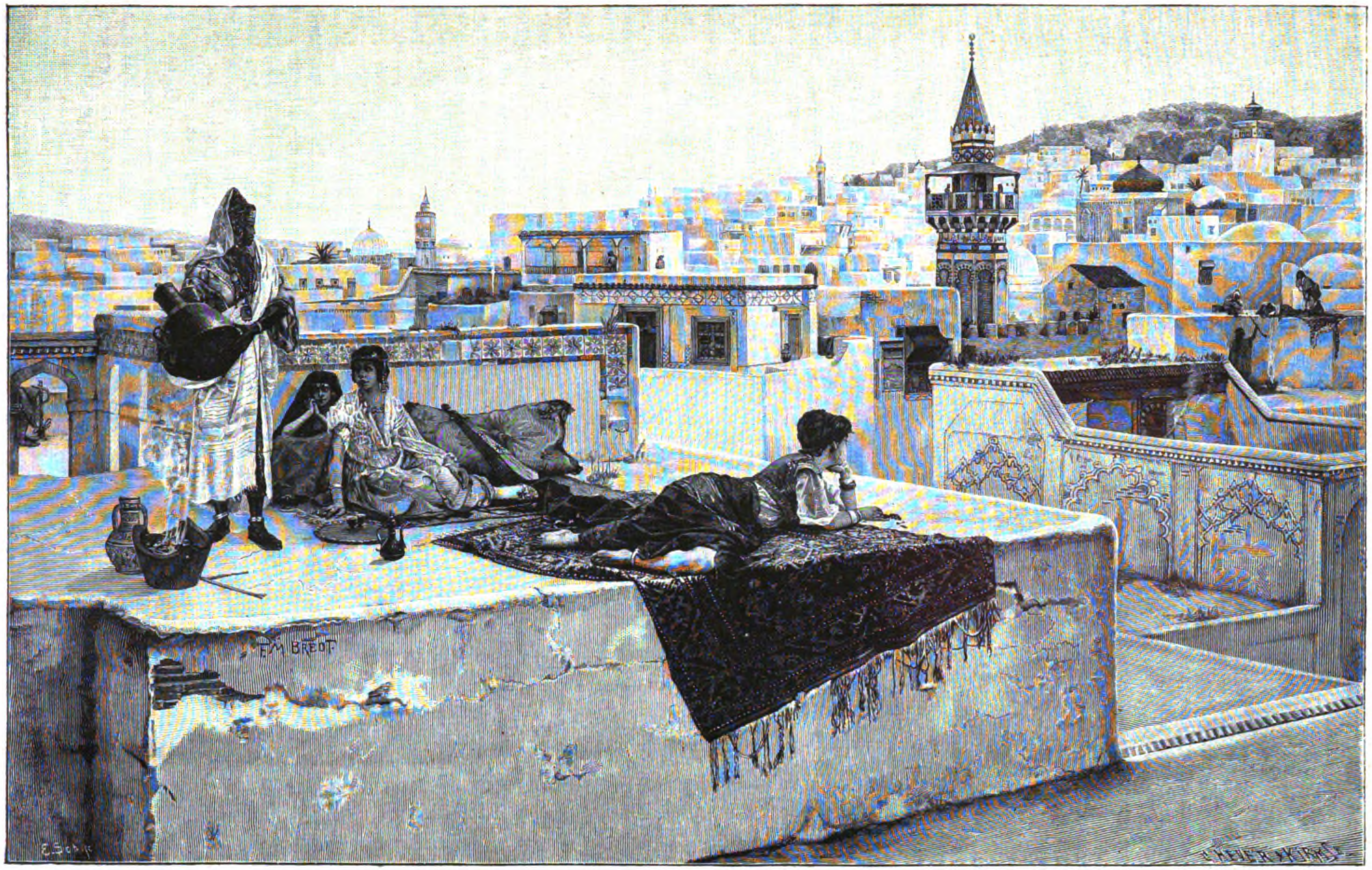
## Die Tornados Nordamerikas.

Von Dr. Klein.

(Abdruck verboten.)

Von Zeit zu Zeit lieſt man in den Zeitungen Berichte über Verheerungen durch Wirbelwinde in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die alles übertreffen, was von Wirkungen der heftigſten Stürme aus anderen Erdgegenden bekannt iſt. Wohl ſind in Oſtindien und auf der Inſel Mauritius gelegentlich Orkane aufgetreten, deren zerſtörende Gewalt ſich in grauenvoller Weiſe kund gab, allein was aus Nordamerika verlautet, führt zu dem Schluſſe, daß die dortigen Wirbelſtürme noch ungleich heftiger auftreten. Und ſo iſt es in der That. Die Berichte über die Zerſtörung großer Städte durch heftige Wirbelwinde, Tornados genannt, ſind im weſentlichen der Wahrheit entſprechend und ebenſo iſt es richtig, daß die nordamerikaniſchen Tornados an zerſtörender Gewalt kaum ihresgleichen finden. Die Verwüſtungen, welche ſie anrichten, ſind häufig derart, daß nur der Augenſchein von ihrer Thatſächlichkeit zu überzeugen vermag, und daß ſie ſich faſt genau wie die Wirkungen der furchtbarſten Exploſionen ausnehmen.

Nach ihrer Ausdehnung, der Fläche, die ſie einnehmen, ſtehen die Tornados ungefähr in der Mitte zwiſchen den großen Wirbelorkanen und den Tromben oder Sand- und Waſſerhoſen. Die Verheerungen, welche ſie anrichten, zeigen ſich auf einer Fläche von höchſtens bis zu zwei Meilen Breite, die ſich jedoch bisweilen mehrere hundert engliſche Meilen weit verfolgen läßt. Nicht an allen Orten auf dieſer Strecke ſind die Verwüſtungen gleich groß; bisweilen trifft man auf Striche, die faſt völlig von dem Sturme verſchont blieben, gleichſam als wenn der Tornado ſie überſprungen hätte. Die zahlreichen Verheerungen, welche dieſe Stürme in den Vereinigten Staaten anrichten und nicht minder ihr plötzliches, unvorherſehbares Auftreten, haben in jüngſter Zeit zu ſehr eingehenden Studien über die allgemeinen Verhältniſſe derſelben geführt. Zunächſt hat ſich dabei ergeben, daß in dem Tornado die Luft gewöhnlich in der Richtung um einen Mittelpunkt wirbelt, in welcher ſie ſich auch in den großen Orkanen bewegt, nämlich in derjenigen Richtung, welche der Bewegung des Uhrzeigers entgegengeſetzt iſt. Die wirbelnde Luft dreht ſich alſo um das Centrum des Tornado von Süd durch Oſt nach Nord und Weſt. Gewöhnlich iſt das Auftreten dieſer Wirbel mit elektriſchen Entladungen verknüpft, doch ſind nicht immer Blitze in der Wirbelwolke ſelbſt wahrgenommen worden; meiſt zeigten ſich ſolche in den umgebenden Wolken oder nahe dem Horizont. Die Breite der Bahn oder die Zone, innerhalb deren der Wind Zerſtörungen anrichtet, iſt, wie ſchon bemerkt, gering, ſie ſchwankte in 62 Fällen zwiſchen 70 und 5300 Fuß, die Länge der Bahn betrug nie weniger, als 2 und bis zu 150 engliſchen Meilen. Der Luftwirbel bewegt ſich im allgemeinen raſch über den Erdboden hinweg, alles fortfegend, was er auf ſeinem Wege antrifft. Dieſe Geſchwindigkeit betrug in den unterſuchten Fällen 17 bis 80 engliſche Meilen pro Stunde, es liegen aber auch Berichte vor, welche auf viel größere Schnelligkeit deuten. Einige Beobachter behaupten, daß der Vorübergang des Zerſtörers nur zwei Minuten, ja nur einen Augenblick gedauert habe. Die Geſtalt der Tornadowolke wird faſt immer als trichterförmig bezeichnet, aus der Luft gegen die Erde herabhängend und dadurch offenkundig auf ihre Verwandtſchaft mit den Tromben hinweiſend. Die Staaten, in welchen in Nordamerika am häufigſten Tornados auftreten, ſind Georgia, dann Süd-Carolina und Alabama. Die meiſten erſcheinen im Februar, aber auch im Juli, und ſie bewegen ſich in der Richtung von Südweſt nach Nordoſt fort. Dem Auftreten dieſer Wirbel geht meiſt recht warmes Wetter voraus und Abkühlung folgt ihnen. Regen iſt ein faſt beſtändiger Begleiter dieſer furchtbaren Meteore, häufig auch Hagel. Obgleich man in Nordamerika die zerſtörende Gewalt der Tornados ſchon früh kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ſo blieb doch das Weſen dieſer Stürme, die Art und Weiſe ihrer Wirbelbewegung bis vor kaum mehr als fünfzig Jahren völlig verborgen. Der erſte, welcher einiges Licht hierüber verbreitet, war Dr. Bacher, der den Wirkungen eines 1835 über das Gebiet von New Jerſey hinweggezogenen Tornados genau nachſpürte. Mit dem Kompaß in der Hand verfolgte er die Richtungen der niedergeſchmetterten Gegenſtände, beſonders der Bäume, und fand zu ſeiner Überraſchung, daß dieſe in jeder Gegend nach einem beſtimmten Punkte hinwieſen. Es war, als wenn die Luft mit Sturmeseile von allen Seiten nach einem und demſelben Orte hin geſtrömt, dort gewiſſermaßen angeſaugt worden und emporgeſtiegen ſei. Dieſes Ergebnis wurde einige Jahre ſpäter von Eſpy durch Beobachtungen an anderen Orten beſtätigt, auch fand dieſer Forſcher bereits den wahren Grund für das Emporſteigen der Luft im Mittelpunkte der Tornado. Wenn, ſagte er, in einer warmen, feuchten Luftſchicht durch irgend eine Urſache ein Aufſteigen eines Teiles dieſer feuchten Luftmaſſe entſteht, ſo wird damit ein Vorgang eingeleitet, der in ſich ſelbſt die Urſache zu fortwährender Steigerung trägt, ähnlich wie bei den heißen Luftſäulen unſerer Schornſteine, deren Zug um ſo lebhafter und ſtärker wird, je größer



Arabiſche Frauen auf den Dächern von Tunis. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt.

die Höhe dieſer Luftſäule iſt. Der in der aufſteigenden, warmen, feuchten Luft enthaltene Waſſerdampf verdichtet ſich oben zu Nebel, Wolken und Regen, und die dabei freiwerdende Wärme dehnt die Luft aus, unterhält dadurch den Auftrieb und verſtärkt ihn ſogar. Am Boden aber ſtrömt von allen Seiten Luft herbei gegen das Centrum, indem ſie nach dorthin angeſaugt wird, doch wird dieſes Herbeiſtrömen nur ſelten in gerader Linie erfolgen können, ſondern meiſt in ſpiralförmigen Bahnen, weil die Bewegung ſchwerlich von allen Seiten genau gleichmäßig erfolgt. Es verhält ſich hiermit wie mit der Bewegung in einem Waſſerbehälter. Wenn man am Boden eines ſolchen eine Öffnung macht, ſo muß auch das Waſſer von allen Seiten nach dieſer Öffnung hinſtrömen, und zwar in geraden Linien. Allein ſelbſt die geringſte, anfangs kaum merkliche Seitenbewegung an irgend einer Stelle genügt, um die Waſſermaſſe nach und nach in heftige Wirbelbewegung zu bringen. Daß der Auftrieb der warmen Luft wirklich zu heftigen Wirbelwinden Veranlaſſung gibt, hat Olmſtedt in Alabama unmittelbar beobachtet. Dort wurde am Ufer eines Fluſſes eine große mit Rohrgebüſch beſtandene Fläche angezündet. Als das Feuer ſich allgemein ausgebreitet hatte, traten über dem heißeſten Teile des Feldes plötzlich Wirbelwinde auf. Einige davon blieben ruhig über dem Orte ihrer Entſtehung, ruhten unten auf brennendem Rohre und breiteten ſich, wie die Rauchmaſſen deutlich zeigten, nach oben hin trichterförmig aus. Wirbel anderer Art entſtanden oben in der Luft, meiſt über der heißen Aſche. Als der Brand ſich zum Ende neigte, erblickte man mehrere Wirbel dieſer Form, welche gleich Kreiſeln von einem Teile des Feuers zum anderen liefen, ihren Weg durch Fortblaſen der Aſche in den Kohlen bezeichnend. Eine dritte Klaſſe von Wirbeln zeigte ſich über einem Haufen brennenden Rohres. Die Flamme wirbelte dort empor in eine Säule, wo ſie erloſch und wo ihr ein dunkler Zwiſchenraum von Rauch folgte; oben gegen das Ende brach ſie dann von neuem hervor. Endlich ward noch eine vierte, ſehr merkwürdige Form von Wirbeln geſehen. Sie waren nicht, wie die vorher beſchriebenen, trichterförmig, ſondern glichen Cylindern oder Walzen und ihre Höhe erreichte über 100 Fuß. In dieſen langen Wirbeln ſah man den Rauch in Windungen gegen den oberen Teil aufſteigen und dieſer obere Teil war bisweilen vom Winde gebogen, in einigen Fällen faſt horizontal und dennoch dauerte darin die Wirbelbewegung fort. Vor Beginn des Brandes wehte der Wind aus Nordoſt, als aber die Hitze ſtark geworden, ſtrömte die Luft als heftiger Wind von allen Seiten nach dem Herde hin. Die Rauchſäulen erhoben ſich ſenkrecht faſt 600 Fuß hoch und erſt in dieſer Höhe bogen ſie nach Südweſt um. Eine noch viel großartigere Entwickelung wirbelnder Luftmaſſen über heißer Unterlage hat Profeſſor von Seebach bei dem Ausbruch des Vukans von Santorin geſehen. Dort ſtieg plötzlich eine dunkle Maſſe, wie eine ungeheure Dampfſchraube, von Donnerſchlägen begleitet, bis zu 5800 Meter Höhe (alſo die Höhe des Montblanc weit überragend) empor. Die mit emporgeriſſenen Waſſerdämpfe kondenſierten ſich dabei zu Wolken, denen Regen und Blitze entſtrömten.

Der nordamerikaniſche Gelehrte Ferrel, der ſich hauptſächlich um die Erforſchung des Weſens der Wirbelſtürme und Tornados verdient gemacht hat, bemerkt über deren Auftreten folgendes: „Tornados treten auf, wenn die Luft aus irgend einem Grunde ſich in einem unbeſtändigen Gleichgewichtszuſtande befindet. Dies kann in der Nähe der Erdoberfläche eintreten, ereignet ſich indeſſen häufiger in den Wolkenregionen. Beginnt die Wirbelbewegung dort oben, ſo pflanzt ſie ſich raſch herab bis zur Erde fort und die Schwungkraft des Wirbels wirkt dabei gewiſſermaßen als Barriere gegen das Einſtrömen der äußeren Luft, ſo daß im Innern die heftig wirbelnde Bewegung einen ſtarken Zug der aufſteigenden Luft erzeugt. Die feuchte Luft, haſtig in die Höhe geriſſen, kondenſiert ſich dort oben, wird durch die Schwungkraft des Wirbels fortgeſchleudert und zu ſchweren Wolken auseinander gelegt, welche ein beträchtliches Gebiet überdecken. Der Zug nach oben im Centrum des Tornado iſt ſo mächtig, daß ſelbſt ſchwere Gegenſtände nach oben gezogen und auf weite Entfernung mit fortgetragen werden. In einzelnen Fällen wurden ſchwere Maſſen meilenweit mitgetragen und fielen erſt zur Erde, als die Heftigkeit des Tornado nachließ. Die Waſſerhoſen ſind nur beſondere Fälle der Tornado, wie letztere beſondere Fälle der Wirbelſtürme darſtellen. Wenn die Luft an der Erdoberfläche in einem Tornado nicht mit Feuchtigkeit geſättigt iſt, ſo muß ſie am äußeren Rande des Tornado höher emporſteigen, bis Wolkenbildung eintritt. Auch die unten einſtrömende Luft muß ſich dem Centrum ſehr nähern, bevor Kondenſation zu ſichtbarem Gewölk entſteht. Daher muß das Ganze oben Trichtergeſtalt zeigen mit langem nach unten ſpitz zulaufendem Stamm, der entweder auf die Erde oder auf das Meer herabreicht. In letzterem Falle entſteht eine Waſſerhoſe, welche demnach nichts anderes iſt als eine Wolke, welche zur Erde herniedergebracht wird durch die ſchnellen Kreisbewegungen in der Nähe des Centrums eines Tornado.“ Auch die fälſchlich Sandhoſen, richtiger Tromben, genannten Erſcheinungen, welche nicht ſelten bei uns beobachtet werden, ſind mit den Tornados nahe verwandt, aber ſie zeigen niemals auch nur im entfernteſten jene ungeheure verderbenbringende Gewalt, welche die nordamerikaniſchen Wirbel beſitzen. Gleichwohl verurſachen auch dieſe Tromben bisweilen große Verwüſtungen und zeigen nebenbei viele Eigentümlichkeiten der echten Tornados. Eine ſehr merkwürdige Erſcheinung dieſer Art wurde am 6. Juli 1822 bei Aſſonval, ſüdweſtlich von St. Omer beobachtet. An jenem Tage, nachmittags gegen 1½ Uhr, trat plötzlich in der Umgebung jenes Dorfes ein unheimliches Dunkel ein. Wolken überzogen von verſchiedenen Seiten her den Himmel und bildeten bald eine düſtere Decke, welche rings bis zum Horizont reichte. Jetzt ſah man aus ihnen, von Dampf umhüllt, einen Kegel ſich zur Erde herabſenken, der nach unten ſchlauchförmig verlängert war und ſich dort mit großer Geſchwindigkeit drehte. Als der untere Teil dieſer Maſſe auf den Boden traf, hörte man ein Geräuſch wie von der Exploſion einer Bombe und die Erde wurde in einem Umkreiſe von 7 bis 8 Meter aufgewühlt, faſt 1 Meter tief. Nun bewegte ſich die Erſcheinung raſch oſtwärts und traf auf eine Scheune, welche ſogleich umgeworfen wurde, hiernach auf ein Haus, das bis in ſeine Grundfeſten erzitterte. Weiterhin befanden ſich einige Bäume im Wege der Trombe, dieſe wurden mit ungeheurer Gewalt niedergeworfen und nach verſchiedenen Richtungen hin fortgeſchleudert. Die Trombe lief nun eine Meile weit, berührte jedoch auf dieſer Strecke den Boden nicht, riß indeſſen dicke Baumäſte ab und ließ ſie mit Geräuſch niederfallen. Dann brach ſie die Wipfel mehrerer Eichen ab und nahm ſolche hoch in die Luft über einen nahen Wald mit ſich fort. Hiernach wendete ſich das ſchreckliche Meteor, nachdem es noch eine mächtige Sykomore mit der Wurzel aus dem Boden geriſſen hatte, dem Dorfe Audruick zu, ſchleuderte dort die Dächer von mehreren Häuſern und führte fünf Ulmenbäume mit fort, worauf es einen Hügel hinaufſtieg, von wo aus mehrere Arbeiter die Erſcheinung herankommen ſahen. Nach deren Schilderung drehte ſich das Meteor um ſich ſelbſt und von Zeit zu Zeit brachen Dämpfe oder Wolken aus ſeinem Innern hervor. Dabei verurſachte die Trombe ein Geräuſch, als wenn ein ſchwerer Wagen im Galopp über eine gepflaſterte Straße fährt. Auf der Höhe angekommen, wendete ſich das Meteor nach einem benachbarten Dorfe, auf ſeinem Wege mehrere Heuſchober und eine Anzahl von Bäumen in die Luft führend, ſchritt über ein Getreidefeld hinweg, auf dem man ſpäter die Halme in einem 30 Schritte breiten Steifen niedergedrückt fand und warf in dem Dorfe ſelbſt 32 Häuſer und Scheunen nieder. Die Giebel und Wände waren, wie ſich nachher ergab, von innen nach außen gedrückt worden. In einem zweiten Dorfe wurde die Pfarrerwohnung ſamt 18 Häuſern bis auf die Fundamente zerſtört; dann teilte ſich die Trombe, ein Teil zerſtreute ſich in die Lüfte, der andere erſchien wie eine von heftigem Winde gejagte Wolke, bewegte ſich noch $1^1/_2$ Meilen weiter und zerſtörte abermals zahlreiche Bäume, dann zerſtreute er ſich ebenfalls. Um drei Uhr war von der Erſcheinung keine Spur mehr vorhanden, der Himmel klarte auf und es trat ruhiges, ſchönes Wetter ein, welches auch die Nacht hindurch andauerte. Die vorſtehend beſchriebene Trombe kann als ein wirklicher Tornado angeſehen werden, ſowohl in bezug auf ihre Heftigkeit, als auch auf alle äußeren Erſcheinungen. Selbſt die wie durch Explosion verurſachten Zerſtörungen, das gleichſam von innen nach außen wirkende Zerreißen der Wände von Gebäuden, zeigte ſich bei dieſem Meteor genau ſo wie bei den nordamerikaniſchen Tornados. Man hat zur Erklärung dieſer minenartig wirkenden Zerſtörung elektriſche Kräfte in den Tornados angenommen, allein ohne jede Begründung. Die Erſcheinung erklärt ſich einfach genug durch den Unterſchied im Luftdruck. Wenn ein Tornado oder eine Trombe über einem Gebäude hinwegzieht, ſo gerät dieſes in einen ſtark luftverdünnten Raum. Der äußere Druck wird mehr oder weniger und raſch entfernt, von innen aber wirkt er mit einer Kraft von etwa 10 000 Kilogramm auf den Quadratmeter und man kann hiernach begreifen, daß infolgedeſſen Zerſtörungen eintreten müſſen, ähnlich denjenigen, welche durch wirkliche Exploſionen verurſacht werden. Es iſt merkwürdig, daß gerade gewiſſe Gegenden von Nordamerika vor allem das Entſtehen von Tornados begünſtigen und letztere dort eine zerſtörende Kraft erlangen, welche ſie den verheerendſten Naturerſcheinungen gleichſtellt. Die Urſache, warum gerade jene Gegenden den nicht beneidenswerten Vorzug genießen, von dieſen Meteoren heimgeſucht zu werden, iſt noch unbekannt; man ſucht ſie in gewiſſen Zuſtänden der Luftdruckverteilung und Temperatur, doch iſt man über Hypotheſen in dieſer Beziehung noch nicht hinausgekommen. Bis jetzt weiß man nur mit Sicherheit, daß die Tornados in unſern Gegenden Vertreter oder Verwandte in den oft allerdings auch gefährlichen und zerſtörenden, bisweilen aber auch harmloſen Tromben beſitzen.

---

# Familientiſch und Spielecke.

## Die letzten Augenblicke Heinrich IV von England.

(Zu dem Bilde auf S. 501.)

König Heinrich IV, der „die Krone durch ſo viel Nebenſchliche und krumme Wege“ erlangte, liegt im Sterben. Er hat ſeine Abſicht, an der Spitze des Adels nach Jeruſalem zu ziehen, „daß Ruh’ und Stilleliegen nicht zu nah ſein Reich ihn prüfen ließ,“ nicht ausführen können, weil immer wieder neuer Aufſtand ſein Haupt erhob. Freilich, der letzte iſt eben niedergeſchlagen worden und „vor vielen Jahren wurde ihm prophezeit, er würde ſterben in Jeruſalem,“ allein ſein Leib iſt ſiech und der Ausblick in die Zukunft verheißt das Schlimmſte. Von Prinz Heinrich, ſeinem mit allen Gaben des Geiſtes und Körpers geſchmückten Erben, muß er ſagen:

> „Am meiſten Unkraut trägt der fettſte Boden,
> Und er, das edle Bildnis meiner Jugend,
> Iſt überdeckt damit: darum erſtreckt
> Mein Gram ſich jenſeit meiner Todesſtunde.“

Auch jetzt, wo es mit dem Vater zu Ende geht, ſcheint er mit ſeinem Falſtaff und ſeinen ſonſtigen Genoſſen ſein wüſtes Treiben fortzuſetzen. — Während der König einſchlummert, und die ihn umgebenden Prinzen und Kavaliere ſich zurückziehen, betritt Prinz Heinrich das Gemach, hält den Vater für tot, nimmt die Krone von ſeinem Kiſſen und läßt in einem anderen Zimmer ſeinem Schmerz die Zügel ſchießen. — Der König erwacht wieder und glaubt, als er erfährt, daß der Prinz die Krone an ſich genommen, der Sohn habe den Tod des Vaters nicht erwarten können. — Als der Prinz ſich aber gerechtfertigt hat, verzeiht der König und rät ihm:

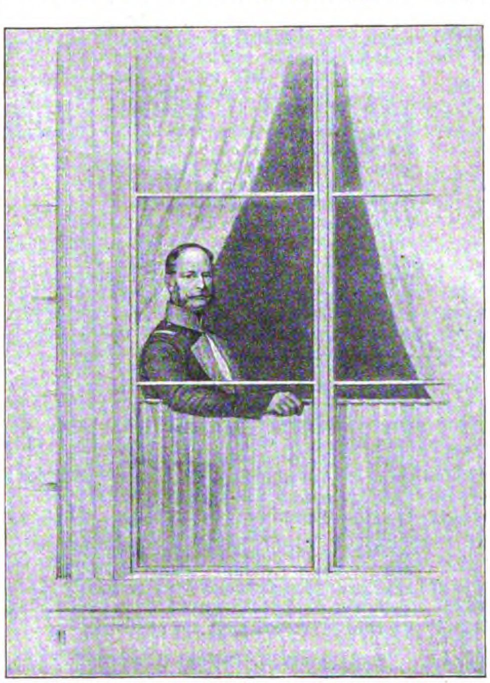
> „Darum, mein Heinrich,
> Beſchäft’ge ſtets die ſchwindlichten Gemüter
> Mit fremdem Zwiſt, daß Wirken in der Fern
> Das Angedenken vor’ger Tage banne.“

Als der König dann erfährt, daß das Zimmer, in welchem er ſich befindet, Jeruſalem heißt, ſtirbt er.

Es iſt bekannt, wie Heinrich V die Befürchtungen, welche ſein Treiben als Prinz von Wales in ſeinem Vater wachrief, zu ſchanden machte und wie geſchickt er ſeinen letzten Ratſchlag befolgte. Als er in jungen Jahren ſtarb, war er König von England und von Frankreich und kein Aufſtand hatte ſeine Regierung getrübt. Unter ſeinem Sohn freilich ging die blutige Saat Heinrichs IV nur zu ſchrecklich auf.

## Ein altes Bild.

Wie oft iſt Kaiſer Wilhelm I dargeſtellt worden an dem durch ihn hiſtoriſch gewordenen Eckfenſter ſeines Palais Unter den Linden, wie viele von uns haben ſeine ungebeugte Greiſengeſtalt, hinter der Spiegelſcheibe ſtehend, mit ſeinem Soldatenauge die vorbeimarſchierende Wache muſternd und dann mild, freundlich und ernſt für die begeiſterten Hochrufe der um das Denkmal Friedrichs des Großen verſammelten Volksmenge dankend, in lebendigſter Erinnerung. Unwillkürlich hat ſich dadurch uns allen die Vorſtellung eingeprägt, als habe das Eckfenſter ſeine hiſtoriſche Bedeutung erſt gewonnen durch den greiſen Kaiſer Wilhelm, dem die Deutſchen aus dem Norden und dem Süden des Reiches mit gleicher Begeiſterung zujubelten. Da wird uns freundlicherweiſe die nebenſtehende Zeichnung zur Verfügung geſtellt, eine Lithographie aus dem Jahre 1859, aus der Zeit, da Kaiſer Wilhelm noch Prinz von Preußen war. Sie bezeugt uns mit ihrer Unterſchrift, daß auch damals ſchon der Herr des ſchlichten Palais Unter den Linden den Fenſterplatz bevorzugte, von dem das Auge unwillkürlich auf das Denkmal des großen Friedrich fällt, und daß man ſchon damals dem Eckfenſter das Epitheton „hiſtoriſch“ beigelegt hatte. Es ſind nicht die breiten Maſſen der Bevölkerung geweſen, welche die hiſtoriſche Miſſion des Prinz-Regenten ahnten, aber die Schar der Getreuen hat treu und unerſchütterlich zu ihm geſtanden, und ihre Zuverſicht iſt herrlich belohnt worden.

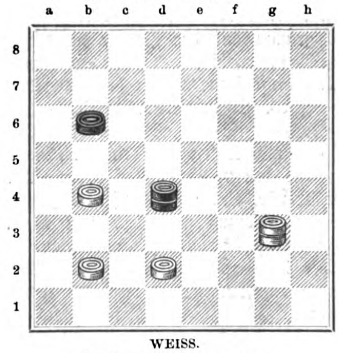


Prinz Wilhelm am hiſtoriſchen Eckfenſter. Gezeichnet von J. G. Nordmann.
(Aus dem Beſitz des königl. Amtsrichters Simonſon in Luckenwalde bei Berlin.)

## Technik.

Eine neue Verwendung der Elektrizität in der Agrikultur wird in der techniſchen Wochenzeitſchrift Prometheus einer eingehenderen Beſprechung unterzogen. Es handelt ſich diesmal nicht um die Einwirkung des elektriſchen Lichtes auf das Wachstum der Pflanzen (eine Einwirkung, von der vor einigen Jahren viel geſprochen wurde, die ſich aber bald als nur in der Phantaſie fanatiſcher Elektrizitätsfreunde vorhanden herausſtellte), ſondern um Verſuche, elektriſche Ströme unmittelbar auf Pflanzen und Keime einwirken zu laſſen. Nach den Angaben von N. Sprechnew ſollen z. B. vorher in Waſſer aufgequellte Erbſen oder Bohnen, welche zwiſchen zwei Kupferelektroden zuſammengepreßt und der Wirkung der Ströme eines Induktionsapparates auf kurze Zeit ausgeſetzt, nachher aber eingeſäet wurden, eine doppelt ſo raſche Entwickelung gezeigt haben, als unter gewöhnlichen Verhältniſſen. Noch überraſchendere Reſultate ergab eine weitere Verſuchsreihe: an den Enden eines Beetes wurden eine Kupfer- und eine Zinkplatte eingeſenkt und beide oberhalb der Bodenfläche metalliſch verbunden, ſo daß eine Batterie entſtand, deren Ströme die Beete durchfloſſen. Es zeigte ſich durch Analyſe von Erdproben, daß in dem vom Strom durchfloſſenen Beet die

### Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

### 1. Rätſel-Diſtichon.

Bilder der Phantaſie in meinem Worte ſich zeigen;
Werden die Laute verſetzt, trug eine Krone ſein Haupt.

### 2. Zweiſilbige Scharade.

Gibſt du das Ganze deiner Phantaſie,
Strebt ſie hinaus in ungemeſſ'ne Weite.
Kein Stern iſt ihr zu hoch, zu eng iſt keine zweite,
Und wie das Blütenblatt dem Winde preisgegeben,
Als ſeine Erſte, mit ihm ſteigt und fällt,
Folgt ihr dein Geiſt, durchglüht von neuem, höher'm Leben,
Auch willenlos in ihre ſchöne Welt

Fr. St.

### 3. Rätſel.

Bin als Teil von einer Spitze
Unſern Damen wohlbekannt;
Bin der Schwachen feſte Stütze
Und im Kriege oft genannt;
Bin der deutſchen Heldenſage
Altehrwürdig klingend Kleid,
Und bereit auf jede Frage
Dienſtergebenſt zum Beſcheid.

Pf. J.

### 4. Magiſches Dreieck.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| A | A | A | A | E | E | E |
| E | E | E | G | G | I | |
| I | L | L | M | N | | |
| N | N | N | R | | | |
| R | S | S | | | | |
| S | W | | | | | |
| W | | | | | | |

Die Buchſtaben dieſes Dreiecks ſind ſo zu ordnen, daß die einander entſprechenden ſenkrechten und wagerechten Reihen bekannte Wörter von folgender Bedeutung ergeben:

1) Fluß in Afrika, 2) Stadt im ruſſiſchen Aſien, 3) Stadt in Frankreich, 4) einmaſtiges Fahrzeug, 5) luftförmiger Körper, 6) Präpoſition, 7) Konſonant.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Menge der in Waſſer löslichen Beſtandteile faſt doppelt ſo groß war, als in einem unberührten Nachbarbeet, und es wurde eine auffallend große Ernte, ganz beſonders auch auffallend ſtark entwickelte Gemüſepflanzen, erzielt. In einer dritten und vielleicht der wichtigſten Verſuchsreihe wurde der Einfluß ſtatiſcher Elektrizität in Form ſtiller Entladungen beobachtet. An mehreren Stellen verſchiedener mit Getreide, Erbſen, Klee, Kartoffeln und Flachs beſtandener Felder ſtellte man iſolierte Stangen (50 bis 60 Stück auf den Hektar) auf, deren Spitzen mit zackigen Metallkronen verſehen waren, welche letztere durch eine Drathleitung verbunden wurden. Die Metallkronen dienten alſo gewiſſermaßen als Anſammler der atmoſphäriſchen Elektrizität, welche von ihnen aus der Erdoberfläche zuſtrömte. Auch hier erzielte man — die Beobachtungen verteilten ſich, nebenbei bemerkt, auf einen Zeitraum von fünf Jahren — faſt ausnahmslos äußerſt günſtige, ſtarke Ernten ſowohl in Früchten, wie an Stroh, und die Reife der Pflanzen, beſonders der Gerſte, trat bedeutend früher ein als gewöhnlich. Der Prometheus bemerkt zu den jedenfalls mit großer Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit durchgeführten Verſuchen wohl nicht mit Unrecht, daß derartige Experimente ſtets mit beſonderer Vorſicht zu interpretieren und erſt nach vielfacher Beſtätigung als entſcheidend anzuſehen ſind. Sp.

## Klaſſikerbiographien für die Schule.

Zu den ſchwierigſten und umſtrittenſten Unterrichtsgegenſtänden in der Schule gehört die deutſche Litteraturgeſchichte. Viele Lehrer wollen ſie ganz herauswerfen, andere ſie in aller Ausführlichkeit behandeln; eine mittlere — und in dieſem Falle wohl die beſte Auffaſſung — ſtellt die Lektüre ſorgfältig ausgewählter Dichtungen und Proſawerke in den Vordergrund und ſchließt daran das aus der Litteraturgeſchichte für die Schule Mitteilenswerte. Wie die Velhagen & Klaſingſche „Sammlung deutſcher Schulausgaben" in dieſer Richtung zu wirken angefangen hat, habe ich vor kurzem (Nr. 9) dargelegt. Seitdem ſind einige neue Bändchen derſelben erſchienen, welche den trefflichen Plan in erwünſchter Weiſe fortführen. Es ſind das kurze Lebensbilder unſerer deutſchen Klaſſiker. Vier ſolcher Biographien ſind bisher erſchienen. Dr. Karl Heinemann hat Goethes und Klopſtocks, Dr. Otto Lyon Schillers, Dr. R. Boxberger Wielands Leben und Werke*) geſchrieben. Aus allen dieſen Lebensbildern tritt die dichteriſche Perſönlichkeit und die litterariſche Laufbahn jedes einzelnen in anſchaulicher Weiſe hervor; nur Lyon hat ſich in erſter Linie angelegen ſein laſſen, den Menſchen Schiller in ſeinen hervorragendſten Charakterzügen einfach und ſchlicht zu zeichnen und alles bloß Äſthetiſche oder rein Litterariſche beiſeite gelaſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß keine dieſer Biographieen etwas Neues darbietet, aber alle ſind auf Grund der beſten Quellen ſelbſtändig und dem Schulzwecke anpaſſend behandelt. Dazu leſen ſie ſich alle angenehm und dürften ſich deshalb auch wohl zur gemeinſamen Lektüre im Familienkreiſe eignen. Für größere Biographieen hat man in den meiſten Häuſern ja keine Zeit, und doch ſollte einige Bekanntſchaft mit dem Lebensgange und der dichteriſchen Entwickelung unſerer Klaſſiker, die man keineswegs überall vorausſetzen darf, in jedem deutſchen Hauſe zu finden ſein. R. K.

---

*) Velhagen & Klaſings Sammlung deutſcher Schulausgaben. 33. 39. 40. Lieferung. Preis: Goethe und Schiller je 60 Pf. Klopſtock und Wieland in einem Bändchen: 50 Pf.

## Kirche und Miſſion.

Es mehren ſich die Anzeigen dafür, daß angeſichts des bedrohlichen Anwachſens der Sozialdemokratie die evangeliſche Kirche nunmehr mit aller Energie an die Erfüllung der ihr obliegenden ſozialen Aufgaben gehen wird, und daß ſolche Beſtrebungen vor allen Dingen auch mehr wie bisher die wirkſame Unterſtützung der Staatsbehörden erfahren. Am 18. März hat im preußiſchen Abgeordnetenhauſe der Kultusminiſter von Goßler erklärt, daß er den ihm nachgeordneten Kirchenbehörden die nachdrücklichſte Bethätigung ihres Einfluſſes zur Bekämpfung der umſtürzenden Tendenzen empfehlen werde, und daß dieſe ſeine Intention den entſchiedenſten Beifall des Kaiſers gefunden habe. Der in weiten Kreiſen rühmlichſt bekannte Pfarrer Weber in München-Gladbach hatte an den neuen Handelsminiſter die Bitte gerichtet, die Hinzuziehung eines Vertreters der evangeliſchen Arbeitervereine zu den Verhandlungen des Staatsrats über Arbeiterſchutz bewirken zu wollen. Darauf iſt ihm erwidert worden, daß dieſem Wunſche leider der Kürze der Zeit halber nicht hat entſprochen werden können, daß aber der Miniſter eine kräftige Entwickelung der evangeliſchen Arbeitervereine mit Freuden begrüßt, auch nicht zweifelt, daß die Landräte und Bürgermeiſter ſolche Vereine nach Möglichkeit fördern werden. Wie verlautet, ſoll bald nach Oſtern in Berlin ein großer evangeliſch-ſozialer Kongreß ſtattfinden.

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 31.

Bilderrätſel.

Kleiner Lügner, großer Dieb.

1. Rätſel. Der 1. April.

2. Kapſelrätſel.

Zenith **und** = Hund
Nadir **An** = Iran
**An den** = Anden
dich **an d**ich = Hand
Achſe **der** = Eder
berühre **den** = Eden
Himmel **der** = Elde
die **Rich**tung = Erich.

3. Rätſel-Diſtichon. Bach — Dach.

4. Zweiſilbige Scharade. Dortmund.

5. Ergänzungsaufgabe.

| | | |
|---|---|---|
| 1. | a) Berner | b) Berliner |
| 2. | a) Sion | b) Simeon |
| 3. | a) Eli | b) Eboli |
| 4. | a) Anna | b) Ancona |
| 5. | a) Aſen | b) Arolſen |
| 6. | a) Leder | b) Leander |
| 7. | a) Terne | b) Terzine |
| 8. | a) Elde | b) Elfriede |
| 9. | a) Regen | b) Remagen |
| 10. | a) Alſen | b) Almoſen |
| 11. | a) Eiſen | b) Eidechſen |
| 12. | a) Heiberg | b) Heidelberg. |

**Inhalt:** Blumen ohne Duft. Erzählung von L. Weſtkirch. — Vom Lindwurm zum Bierknecht. Von Julius Stinde. Mit Vignette. — Die Uniformierung der europäiſchen Heere. Von F. von Schalksburg. — Haſenfüße. Nach dem Bilde von C. Fröſchl. — Erinnerungen an Guſtav Baur. II. Von Wilhelm Baur. — Die Tornados Nordamerikas. Von Dr. Klein. Mit Vignette. — Arabiſche Frauen auf den Dächern von Tunis. Nach dem Bilde von F. M. Bredt. — Familientiſch und Spielecke: Die letzten Augenblicke Heinrichs IV von England. Zu dem Bilde von v. Arnim. — Ein altes Bild. Mit einer Ill. — Klaſſikerbiographien für die Schule. — Kirche und Miſſion.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

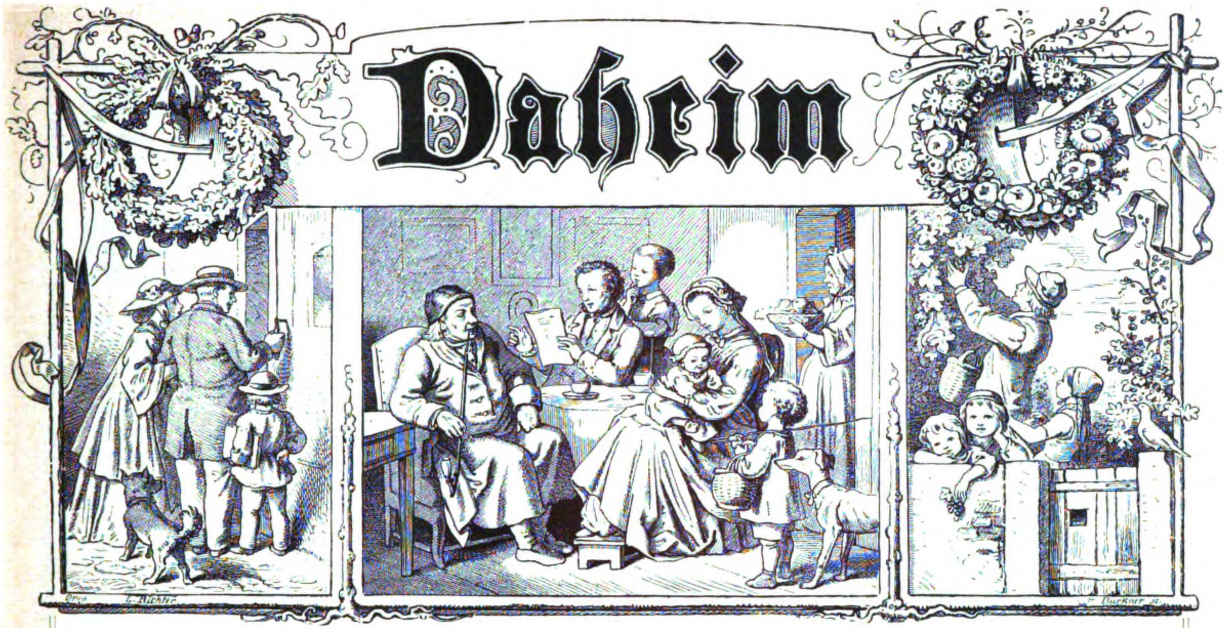
Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Mai 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 33.

## Blumen ohne Duft.

Erzählung von L. Weſtkirch.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Reden Sie doch nicht! Das wäre noch ſchöner, wenn man nicht einmal einer Kameradin beiſpringen ſollt', beſonders einer, die ſo bis an den Hals im Pech ſitzt wie Sie! — Morgen erbitten Sie Urlaub und fahren nach der Stadt hinauf. — Die Adreſſe iſt: Kreuzgaſſe Nr. 9, Frau Roſenthal. Es baumelt noch ſo ein Namen daran, den hab' ich vergeſſen. Fehlen können Sie nicht, 's iſt ein Handſchuhgeſchäft. Und wenn Sie mir noch ein Wort dawider reden, werde ich böſe. Diesmal helf' ich Ihnen. Kommt's mal anders herum, ſo helfen Sie mir, — das heißt, falls Sie bis dahin die gute Abſicht nicht vergeſſen haben.“

Doris hatte beide Hände ihrer Gefährtin ergriffen. Sie konnte nicht ſprechen, ſie konnte es nie, wenn ein übermächtiges Gefühl ſie bewegte. Durch ihr langes, blaſſes Geſicht ging es wie ein Kampf, der ihr die Mundwinkel verzog und einen feuchten Schimmer in die Augen preßte, welche das Unglück trocken gelaſſen hatte, aber ſprechen konnte ſie nicht. Sie drückte die Hände, die ſie hielt, wie in einem Schraubſtock feſter und feſter, daß die Gequetſchte aufſchrie vor Schmerz, doch Worte für ihr Empfinden fand ſie nicht. „Wenn ich Ihnen das vergeſſe —! Wenn ich Ihnen das je vergeſſe —!“ ſtammelte ſie endlich.

„Nun denn alſo: Adieu! und Glück auf den Weg!“ rief Minna, ihre glücklich befreiten Hände ſchüttelnd.

Die für den Ausgang feſtgeſetzte Zeit war verſtrichen. Doris wandelte heimwärts, die Kinder an der Hand, den Brief in der Taſche und im Herzen eine eigentümlich wohlthuende Wärme, Freude über die Ausſicht auf neue Verſorgung, größere Freude faſt über die ſelbſtloſe Güte, auf die ſie unerwartet getroffen war und die ihr wie ein günſtiges Vorzeichen erſchien. Vielleicht wollte ihr Leben ſelbſt eine Wendung nehmen zum Beſſeren.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages langte Doris in der Provinzialſtadt an. Der Schimmel, welchen die Baronin ihr nach einigen Weitläufigkeiten zugeſtanden hatte, war eigentlich ein ausrangiertes Pferd, welches das Gnadenbrot genoß, und bei der heißen Witterung nicht nur im gemächlichſten Schritt ging, ſondern auch, ſo oft es ihm gut dünkte, kleine Halte von zehn bis zwanzig Minuten Dauer in Szene ſetzte. So verzögerte ihre Ankunft ſich bis in die heißeſten Stunden des Tages. Mit glühendem Kopfe keuchte das Mädchen durch den Sonnenbrand, der über den Asphaltſtegen der Stadt flimmerte. Wie oft ſchon war ſie ſo durch Staub und Hitze arbeitſuchend gewandert!

Kreuzgaſſe, neun — freilich! hier war's! Ein großer, roter Eiſenhandſchuh baumelte über der Thür. „Handſchuhgeſchäft von Roſenthal. Erſte Etage,“ ſtand in Goldbuchſtaben an Stelle der Nähte auf dem Handrücken. Ein dunkler, kühler Flur umfing die Überhitzte; ſie ſtieg eine dämmerige Steintreppe empor, faſt blind von dem Sonnenſchein draußen.

„Handſchuhgeſchäft von Roſenthal,“ las ſie auf der einen Hälfte der Glasthür und auf der anderen: „Die Thür iſt offen.“ So ließ Doris die ſchon zum Glockenzug erhobene Hand ſinken und trat ein. Eine elektriſche Klingel erhob anhaltendes Gebimmel. Sie aber wußte nicht, wohin ſich wenden in der, wie ihr dünkte, undurchdringlichen Finſternis. Nur ein Lichtſchimmer traf ihr Auge, er ging von einem Glaseinſatz in einer Thür aus, die in großen Buchſtaben die Inſchrift trug: „Laden.“ Aber im Laden hatte ſie ja nichts zu ſuchen. Während ſie herumtaſtete, öffnete ſich eine Thür gegenüber und auf der Schwelle erſchien, vom Tageslicht hell umfloſſen, die Geſtalt einer jungen Frau, an deren Kleiderrock etliche Kinder hingen.

„Das Geſchäft iſt drüben," rief die Frau und wollte die Thür wieder zuſchlagen, aber Doris trat raſch näher.

„Verzeihen Sie, ich komme im Auftrage von Fräulein Minna."

„Fräulein Minna —?"

„Ja, des Kinderfräuleins, das bei Frau Roſenthal in Dienſt treten ſollte —"

„So, ſo — ach, und ich bin noch nicht einmal angezogen! Es iſt gar zu viel zu thun und bei der Hitze —! Nun, kommen Sie nur herein. Sie müſſen eben entſchuldigen."

Es war wirklich Urſache zur Entſchuldigung. Das Frauchen befand ſich in Nachtjacke und Unterrock und ihre Haare ſteckten in zahlreichen Lockenwickeln. Trotzdem war's ein reizendes Perſönchen und die großen braunen, nicht gerade ſehr klugen Augen ſtachen angenehm ab von den hellblauen, harten der Baronin, welche Doris in ungemütlicher Erinnerung bewahrte. Frau Roſenthal räumte ein Bilderbuch und zwei Stiefel von einem Stuhl und bat Doris, Platz zu nehmen.

„Wirklich, Sie dürfen ſich nicht umſehen, die Kleinen machen ſo viel Unordnung."

Der Raum war der Aufenthaltsort des Hausherrn, das bewies der mit Schreibereien bedeckte Arbeitstiſch nahe am Fenſter. Im übrigen hätte er, trotz ſeiner urſprünglich eleganten Einrichtung, ebenſogut für eine Rumpelkammer gelten können. Doch das war nur äußerlich. Doris, wenn man ihr zu bleiben geſtattete, würde bald Ordnung ſchaffen. Sie mußte es ja als ein Glück betrachten, wenn es einmal etwas anderes für ſie zu thun gab als das einzige, was ſie nicht konnte: froh und liebenswürdig ſein.

Stockend brachte ſie ihr Anliegen vor. Fräulein Minna ſei zu ihrem Bedauern verhindert, den Dienſt ihrem Verſprechen gemäß anzutreten. Damit aber Frau Roſenthal nicht in Verlegenheit gerate, ſchicke Fräulein Minna als Erſatz ſie, ihre Freundin, um ihre Stelle zu verſehen —"

„Sie?! —" Die braunen Augen der kleinen Frau weiteten ſich. Doris fühlte den Blick, der prüfend über ihre Perſönlichkeit glitt, fühlte, daß ſie nicht gefiel, wie die andere gefallen hatte und wurde rot vor Scham und Betrübnis.

„Aber das iſt ſehr unangenehm," klagte Frau Roſenthal. „Fräulein Minna hatte mir ihren Antritt feſt verſprochen — und nun kommt ſie nicht! — Ja, weshalb kommt ſie denn nicht?"

Die wohlvorbereitete Lüge wollte dem Mädchen nicht über die Lippen. „Sie meinte, ich würde ihre Obliegenheiten zur Zufriedenheit von Frau Roſenthal verſehen können," erwiderte ſie ausweichend. „Und wirklich, Frau Roſenthal, wenn Sie ſich entſchließen könnten, es mit mir zu verſuchen, ich — ich würde mir große Mühe geben."

Sie wollte nicht wieder fortgeſchickt werden! Wollte nicht von neuem auf die Straße in den glühenden Sonnenbrand, ſich Arbeit zu erbetteln vor einer anderen Thür! Nur nicht fort! Nur bleiben dürfen! Es war ihr einziger Wunſch.

Frau Roſenthal überlegte unterdeſſen laut. „Ja, was kann man dabei thun? Es iſt doch gar zu läſtig, noch einmal ein Inſerat in die Zeitung ſetzen zu laſſen und das Prüfen und Wählen langweilt mich nachgerade zu Tod. Da wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als auf Ihren und Fräulein Minnas Vorſchlag einzugehen. Würden Sie denn gleichfalls ſchon am fünfzehnten eintreten können? Denn wirklich, länger halte ich es mit den Kindern allein nicht aus. — Paul, willſt du das Pauken auf dem Klavier wohl laſſen! Man hört ja ſein eigen Wort nicht! — Klärchen, wie oft muß ich dir ſagen, daß du nicht an Papas Schreibereien rühren darfſt?! — Es liegt zu viel auf mir, Fräulein! Wenn man ſeinen Haushalt hat und dem Geſchäft vorſtehen ſoll, nicht wahr? Und dann noch Kinderfrau ſpielen obendrein!"

Doris ſtreifte mit zweifelndem Blick die vielen Lockenwickeln und den eigentümlichen Anzug der Dame, welcher nichts von der knappen Nettigkeit an ſich hatte, mit welcher ſehr thätige und energiſche Menſchen mit ſtraffer Zeiteinteilung ſich zu kleiden pflegen. Aber ſie wollte bleiben, ſie hatte einen wahren Heißhunger zu bleiben und ſie erwiderte raſch:

„Ich kann zu jeder Zeit eintreten, Frau Roſenthal, wann Sie es wünſchen; meine Herrſchaft hat Erſatz. Und ich werde mich bemühen, Ihnen ſo viel Arbeit abzunehmen, wie ich irgend vermag. Mein Name iſt Doris Ritter. Vielleicht wünſchen Sie meine Zeugniſſe zu ſehen?"

„Zeugniſſe? Ach nein, das iſt wirklich zu mühſam und es ſteht auch immer dasſelbe in den Zeugniſſen. Übrigens ſehen Sie ja ſo geſetzt und verſtändig aus und wenn Fräulein Minna meint — Lieber Himmel! mir iſt's ja im Grunde einerlei. Wenn ich nur endlich eine Stütze bekomme, damit ich mich ein wenig ruhen kann. — Alſo am fünfzehnten."

Frau Roſenthal ſtand auf und Doris erhob ſich gleichfalls.

„Ich werde pünktlich antreten. — Vielleicht erlauben Sie, daß ich mir im Vorübergehen in der Küche ein Glas Waſſer ausbitte?" Die Zunge klebte ihr am Gaumen.

„Aber natürlich! Daß ich auch das vergeſſen konnte! Sie kommen von weit her und bei ſolcher Hitze obendrein! Jette ſoll Ihnen Wein bringen und Kuchen. Ich backe immer ſelbſt Kuchen. Man ſpart ſo viel dabei, nicht wahr? und die Kinder eſſen ihn auch lieber. Jette! Jette!"

Das kleine Frühſtück verurſachte Mühe. Erſt fehlte die Weinflaſche und als dieſe glücklich im Kleiderſchrank entdeckt war, der Pfropfenzieher. Hernach war kein reines Glas zur Hand und der „ſelbſtgebackene" Kuchen zeigte ſich von bedenklicher Näſſe und Klebrigkeit. Aber die herzliche Art und Weiſe, wie Frau Roſenthal ſich um ihr Wohlergehen mühte, war Doris verbittertem Gemüt ein größeres Labſal als die gereichte Erfriſchung und ſie leerte ihr Glas mit dem heiligen Gelübde, dieſem kleinen thörichten Frauchen die empfangene Güte zu lohnen; durch unermüdliche Arbeit Ordnung und Gemütlichkeit in den verwahrloſten Haushalt zu bringen; das liebliche, kindiſche Geſchöpf vor Ungemach zu bewahren, ſo viel an ihr ſein würde.

„Sie kommen ja ſo früh zurück," empfing die Baronin die Heimkehrende. „Natürlich war's nichts mit der neuen Stellung. Ich hoffe aber, daß Sie nicht ſo bald wieder einen vollen Tag Urlaub beanſpruchen werden. Dieſe langandauernden Entfernungen ſind ſehr unbequem für mich."

„Ich werde keines Urlaubs mehr bedürfen, Frau Baronin. Ich trete bereits am fünfzehnten meine Stellung an."

O, dieſe Wonne, dieſe Antwort geben zu dürfen! Schon darum liebte Doris ihre neue Herrin.

Und am fünfzehnten fuhr ſie, vom lahmen Schimmel gezogen, für immer vom Gutshofe ab. Niemand trauerte ihr nach, ja, die Baronin ſchlug heimlich drei Kreuze hinter der unliebenswürdigen Perſon. Am Abend aber weinte Karlchen ſich in Schlaf: die trefflich empfohlene Nachfolgerin von Doris hatte ihn beim Ausziehen tüchtig in den Arm gekniffen, weil er verſuchte, ſie bei der Mama zu verklatſchen. Dieſe Behandlung verblüffte ihn noch mehr, als ſie ihn kränkte. Bei Doris hatte er klatſchen können nach Herzensluſt: über ihre Vorwürfe und Ermahnungen lachte er bloß, ſie war gar zu komiſch, wenn ſie „predigte!" Aber ſein gekniffener Arm war gar nicht komiſch, der that weh. Der Fleck wurde blau und morgen würde Karlchen nicht wieder klatſchen, ſo viel wußte er ganz gewiß.

Doris traf Frau Roſenthal in Hut und Mantel, im Begriff ihre Kinder heimzuholen, welche eine befreundete Familie den Morgen zu ſich genommen hatte, damit ſie aus dem Wege kamen.

„Was will man machen, nicht wahr! Von jetzt ab, hoffe ich, ſoll es beſſer gehen. Hier iſt Ihr Zimmer, liebes Fräulein; machen Sie ſich's einſtweilen behaglich. Die Kleinen ſchlafen bei Ihnen, das wird Ihnen wohl recht ſein. Mein Mann iſt ſo empfindlich gegen Kindergeſchrei, nervös, überarbeitet, wie alle Männer heutzutage. Und er hätte es gar nicht nötig ſich anzuſtrengen, wie er es thut. Das Handſchuhgeſchäft iſt, ſolange meine Mama lebte, eine wahre Goldgrube geweſen. Ihm aber genügte es nicht. Was ich auch dagegen reden mochte, er behielt ſeine Buchhalterſtelle bei. Ich bitte Sie, lumpige tauſend Thaler Gehalt, dafür muß er arbeiten wie ein Pferd. Aber die Männer ſind eigenſinnig — alle! alle zuſammen! — Im übrigen wird Ihnen mein Mann ſchon gefallen. Er kommt zu Tiſch. Vielleicht bringt er auch meinen Bruder mit, wir erwarten ihn in dieſen Tagen zurück. Er iſt verreiſt, ſieht ſich Fabriken an, wiſſen Sie, denn er ſucht eine unabhängige Stellung. Augenblicklich arbeitet er in der Rothermundſchen Paraffinfabrik zur Aushilfe. Er hat Chemie ſtudiert und iſt furchtbar klug und gelehrt. Mich ſoll's wundern, wie Sie mit ihm auskommen. Ich, offen geſtanden, ich fürchte mich ein bißchen vor ihm, — ein Topfgucker und Krakehlmacher, unter uns, hat bei allem was zu erinnern. — Und das iſt unbequem, ſelbſt wo er recht hat, denn recht hat er ja oft. Aber es macht Unruhe, nicht wahr? und ich liebe den Frieden, die Ruhe. — Nun, da habe ich mich ſchon feſtgeſchwatzt! — Adieu, liebes Fräulein, auf nachher. Ich hole die Kleinen. Es ſind gutgeartete Kinder, ſie werden Ihnen Freude machen."

Doris folgte ihrem Koffer in das Zimmer, deſſen Thür Frau Roſenthal für ſie geöffnet hatte. Es war ein garſtiger Raum, groß aber finſter. Das Haus, welches der Straße eine zierlich ausgeſtattete Front zukehrte, war flach wie eine Schürze, es hatte für ſeine rückwärtigen Räume weder Luft noch Licht aufgeſpart. Doris, welche nur geringen Wert auf Schönheit legte, empfand dies kaum ſtörend. Umſtändlich und methodiſch kramte ſie ihre Wäſche und ihre Kleider aus dem Koffer, ordnete die einen im Schranke, ſchichtete die anderen in der Kommode auf, alles nach beſtimmter Reihenfolge und Regel, ſehr ſorgfältig und genau. Eine alte Photographie ihres Vaters aus der Zeit ſeiner Triumphe hängte ſie an die graue Tapete über dem Bett, ſtellte den Nähkaſten hübſch gerade auf die Kommodenplatte und dann war ſie in ihrem neuen Heim eingerichtet, all ihre Habe fortgeſtaut, bis auf eine kleine Pappſchachtel, die noch auf dem Boden des Koffers zurückgeblieben war. Daß Doris dieſe Pappſchachtel mit ſich herumſchleppte, gehörte zu den rätſelhaften Widerſprüchen, welche ſich in jedem menſchlichen Charakter finden und am ſchärfſten und auffallendſten gerade in den ausgeprägteren Charakteren. Der mit abgegriffenen roten Lilien und blauen Roſen bemalte Kaſten enthielt Andenken, Reliquien, Liebespfänder. Sie hatte ihn lange Jahre nicht geöffnet. Was hatte ſie, die graue Nachtmotte, noch zu ſchaffen mit den Erinnerungen an Cotillontouren und halblaut geflüſterte Schmeichelworte, der Erinnerung an Jugend und Glück? Aber zur Vernichtung des unnützen Ballaſtes konnte ſie, welche ſonſt keinen überflüſſigen oder zweckloſen Gegenſtand ihr eigen nannte, ſich niemals entſchließen. Auch heute dachte ſie nicht an Vernichtung; ſie nahm den Kaſten auf, um ihn in die Kommode unter Wäſche und Schürzen zu ſchieben, an einen Ort, wo er nicht in die Augen fiel. Ihn zu öffnen getraute ſie ſich nicht, ſie hatte eine abergläubiſche Scheu vor den Schatten der Vergangenheit. Sie öffnete ihn nicht, aber er ſelber that ſich auf und die Vergangenheit, die ſie nicht ſuchte, kam heraus zu ihr: ſeine dünnen Wände waren mürbe geworden von zehnjährigen Irrfahrten; als ſie ihn anfaßte, barſt er auseinander. Zwei getrocknete Blumen fielen heraus, ein Brief, ein mit Verſen beſchriebenes Blatt und eine Photographie, einen ſchönen Manneskopf darſtellend. Einzelne gelbe Flecken waren auf dem Bilde wahrnehmbar, es mochten Thränen darauf gefallen ſein. Noch jetzt zog beim jähen Anblick dieſer Züge tiefe Röte über das Antlitz des einſamen Mädchens. Sie hatte nicht wahr geredet, damals, als ſie ihrer Gefährtin verſicherte, daß ſie nicht mehr an den Geliebten ihrer Jugend denke. Sie dachte immer an ihn, wenn ſie an die geſcheiterten Hoffnungen ihres Lebens dachte — und wann hätte ſie an dieſe nicht gedacht? — Leiſe ſtrich ihre Hand über die beiden getrockneten Blumen. Es waren die Pole, zwiſchen welchen ihr Leben ſich bewegt hatte. Die Lilie, ſauber auf ein blaues Kärtchen geheftet, war aus dem Strauße, welchen das Urbild jener Photographie ihr kurz vor der Verlobung geſchickt hatte. Die andere Blüte, eine prunkendrote Strohblume, hatte der Verlobte kurz vor dem Bruch aus einem Makartſtrauße gezogen und ihr gereicht als ihr Sinnbild, die Blume ohne Duft, mit welcher er ſie verglich.

Doris hob den Kopf und richtete ſich auf. Daran wollte ſie jetzt nicht denken, ſondern nur an das Eine, wie ſie in der neuen Heimat Wurzel faſſe, wo es Gott ſei Dank! Arbeit für ſie gab, wo ſie hoffen durfte zu gewinnen durch die Eigenſchaften, die ſie beſaß und in wachſender Zufriedenheit ſich vielleicht die Eigenſchaften aneignete, welche ihr mangelten. Raſch packte ſie die Reliquien zurück in die geborſtene Schachtel, und oben auf die beiden Blumen, welche die größte Kränkung ihres Lebens in ſich ſchloſſen, legte ſie die Nachtviole, die ſie zum Andenken an ihre Wohlthäterin gepreßt hatte. Nicht bloß Trübes würde ſie künftig in ihrem Gedächtnis herumwälzen. Die eine That ſelbſtloſer Güte, welche ſie erfahren, ſtumpfte um vieles die Schärfe der erlittenen Beleidigungen ab, durchſtrahlte mit mildem Glanze die Nacht der Vergangenheit und warf einen lichten Hoffnungsſchimmer in das Dunkel der Zukunft.

Eben ſteckte Frau Roſenthal, rot von der Hitze, ſehr in Eile, ungeheuer beſchäftigt wie immer, den Kopf durch die Thür.

„Wollen Sie den Kindern die Händchen waſchen, Fräulein? Ich muß in die Küche. Richtig kommt dort mein Mann und das Eſſen iſt noch nicht fertig."

Und ſie lief hinaus, die phlegmatiſche Köchin anzutreiben, welche im Laden die Kunden bediente und zwiſchendurch das Mittagsmahl bereitete, ohne ſich bei einer von dieſen beiden Verrichtungen zu übereilen.

Endlich ging's zu Tiſch. Doris führte die friſch abgeſeiften und geſtriegelten Kinder an der Hand, welche die Reinigungsmarter mit leidlichem Anſtand über ſich hatten ergehen laſſen, weil das neue Fräulein zu ihrer Verwunderung eine weit ſanftere Hand beſaß als die immer eilige Mama.

Der Tiſch war in des Hausherrn Stube gedeckt. Doris ſah beim Eintreten die Geſtalt eines Mannes ſich gegen das Fenſter abzeichnen, der regungslos daſtand in grimmiger Ergebung, die Uhr in der Hand, die er offenbar nicht eben zum erſtenmal aus der Taſche zog.

„Fünfundzwanzig Minuten über Eins! Ob bei uns je im Leben pünktlich gegeſſen wird, Sophie?"

Sophie, in der Meinung, daß Unpünktlichkeit durch Haſt ausgeglichen werde, trieb zur Eile.

„Schnell, ſchnell, Fräulein! Die Suppe wird kalt und wir warten. Willſt du dich nicht ſetzen, Mann! Ja ſo, ich vergaß. Mein Mann, — unſer neues Fräulein, Doris — Wie war doch Ihr anderer Name? Ich habe ihn vergeſſen."

„Doris Ritter."

Karl Roſenthal wandte ſich um. Sie ſtanden einander gegenüber, wortlos, regungslos. Das fahle, durch eng herzurückende Mauern auch in dieſem Raume gedämpfte Licht fiel klar auf die Geſichter der beiden Menſchen, die ſich in die Augen ſahen in unverhohlenem Entſetzen und keine Worte fanden. Es lag eine Ewigkeit in dieſem Augenblick, eine beredte Sprache in dieſem ſtummen Anſtarren. Zehn Jahre waren vergangen, ſie kannten einander wieder, o, zu gut! Sie hatten nie von einander gehört in dieſer Zeit, nie nacheinander geforſcht, — und jetzt fanden ſie ſich hier Aug' in Auge, unter einem Dach, an einem Tiſch mit dem Bewußtſein auf jeder Seite, daß nicht Raum genug für ſie war in derſelben Stadt.

„Ich denke, du biſt ſo hungrig, Karl! Willſt du nicht zugreifen?" drängte die kleine Hausfrau, ahnungslos vertieft in das Vorlegen der Suppe.

Aufſchreckend machte Roſenthal eine ungeſchickte Verbeugung und ſetzte ſich, und auch Doris ließ ſich auf den Stuhl vor ihrem Teller niederſinken. Der Löffel zitterte in ihrer Hand und das Herz quoll ihr über vor Bitterkeit. Es war aber nicht bloß das alte, begrabene Liebesleid, der Jammer über getäuſchtes Vertrauen, verratene Treue, was ſie bewegte. Die Zeit der Jugend, der Liebe, der Hoffnung lag hinter ihr. Auf alles, was das Leben ſchmückt, hatte ſie Verzicht geleiſtet; ihr Sehnen ging einzig nach Ruhe. Und nun wurde ihr auch die Ruhe geraubt, welche ſie in dieſem Hafen zu finden gehofft! Nun hieß es wieder wandern! Von neuem hinaus auf die Landſtraße! Und abermals keine Heimat!

„Sie eſſen ja gar nicht, Fräulein? Schmeckt's Ihnen nicht bei uns? Ich will nicht ſagen, daß Jette nicht hätte beſſer kochen können.“

„Verzeihen Sie, die Hitze des Weges,“ ſtammelte Doris, ſich beherrſchend, und ſchnitt dem kleinen Paul an ihrer Seite den Braten. „Morgen wird's beſſer gehen.“

„Das will ich hoffen.“

Karl Roſenthal hatte den Kopf über den Teller gebeugt und aß ſchweigend und haſtig.

„Nun, das nimm mir nicht übel,“ klagte die Frau, „Fräulein Doris muß einen ſchönen Begriff von unſerm Haus bekommen! Das iſt ja ein Gaſtmahl von Geſpenſtern! Was haſt du denn, Mann, daß du den Mund nicht aufthuſt? Iſt der Spargel etwa hart? Ich hab' ihn doch ſelbſt geſchält. Es iſt ein ſchlechter Lohn für die Hausfrau, wenn ſie mürriſchen Geſichtern begegnet, nachdem ſie ſich den ganzen Morgen geplagt hat.“

„Ich habe mich auch geplagt,“ erwiderte Karl unfroh. „Mir iſt warm. Ich mag nicht reden.“

Er nannte aber drei Gründe, weil er den einen, wahren, nicht nennen konnte.

Auch dieſe entſetzliche Mahlzeit ging zu Ende. Frau Roſenthal half Jetten das Geſchirr in die Küche tragen. Die Kinder liefen auf den Flur und Doris ſchickte ſich an, ihnen zu folgen, als ſie leiſe ihren Arm berührt fühlte.

„Ich muß Sie ſprechen, Doris.“

„Gut.“

„Jetzt gleich.“

„Gut.“

Karl Roſenthal ſchloß ſorgfältig die Thür. „Und nun,“ begann er leiſe, mit unterdrückter Heftigkeit: „was ſuchen Sie hier? Weshalb drängen Sie ſich in mein Haus?“

„Weshalb ich mich dränge? In Ihr Haus dränge?! Wenn ich bei einer Frau Roſenthal in Dienſt trete, — kann ich erwarten, daß ich Karl Lotteck als Hausherrn vorfinde?“

„Es iſt wahr, ich habe den Namen meiner Frau angenommen des Geſchäftes wegen. Wußten Sie es nicht?“

„Ich wußte nichts von Ihnen.“

„Aber Sie begreifen, daß Sie hier nicht bleiben können?“

„Ich begreife es.“

„Wohlan!“ Er zog haſtig ein Fach ſeines Schreibtiſches auf. „Was verlangen Sie als Entſchädigung? — Erfinden Sie einen Vorwand! Gehen Sie, womöglich noch heute.“

Er ſchob dem Mädchen eine Hand voll Geld hin. Sie nahm es nicht. Sie ſah ihm in das Geſicht, das ſo ähnlich dem Manneskopf auf dem thränenbefleckten Bilde war und doch ſo unähnlich dem Karl Lotteck aus jenen Tagen. Ein weher Ausdruck lag um den Mund, der dort nicht zu bemerken geweſen, als jener Mund ſie küßte; die Augen ſchauten auch nicht mehr ſo frank und frei, ſie waren eingeſunken und breite ſchwarze Ränder zogen ſich um ſie her.

Wie ſie bewegungslos ſtand und ihn anſah, ſenkte er die Lider und wurde rot, aber ſeine Hand drängte ihr dennoch das Geld entgegen. „Nehmen Sie! Nehmen Sie! — Meine Frau darf nicht ahnen — Um ihretwillen! Um meiner Ruhe willen —“

Aber ſie ſtieß die Hand zurück. „Ich nehm' es nicht! von Ihnen nicht! — Und ich gehe auch nicht auf die Straße, auf die Sie mich ſchicken wollen. Kann ich dafür, daß Sie, heimlich und verſteckt, wie Sie von je geweſen, Ihren Namen wechſelten? Bin ich nicht ſchwer genug dadurch geſtraft, daß ich mich hierher verirren mußte zu Ihnen? — Wie eine Ausſätzige hinaustreiben laſſe ich mich nicht — von Ihnen am wenigſten! Ich werde gehen, ja, nicht Ihret- ſondern meinetwegen, deshalb, weil ich nicht bleiben will! Sie aber ſollen mir die Thür nicht weiſen, Sie nicht! Ich werde gehen nach gehöriger Kündigung, zur gehörigen Zeit, damit ich mich, wie ſich's ziemt, nach einer neuen Stellung umſehen kann und ich werde gehen, ohne Sie und die Ihrigen durch eine Anſpielung auf Vergangenes zu kränken, wenn Sie mich gewähren laſſen. Ohne Zeugnis, Knall und Fall, als hätte ich geſtohlen, laſſe ich mich nicht hinausweiſen, daß Sie's wiſſen, Herr Karl — Roſenthal! Sie ſpielen in meinem Leben ſchon keine dankbare Rolle. Hüten Sie ſich! treiben Sie's nicht zu weit! Sonſt — abgeſtumpft und geduldig gehämmert vom Schickſal, wie ich bin — möchte ich thun, was Sie und mich gereut!“ (Fortſetzung folgt.)

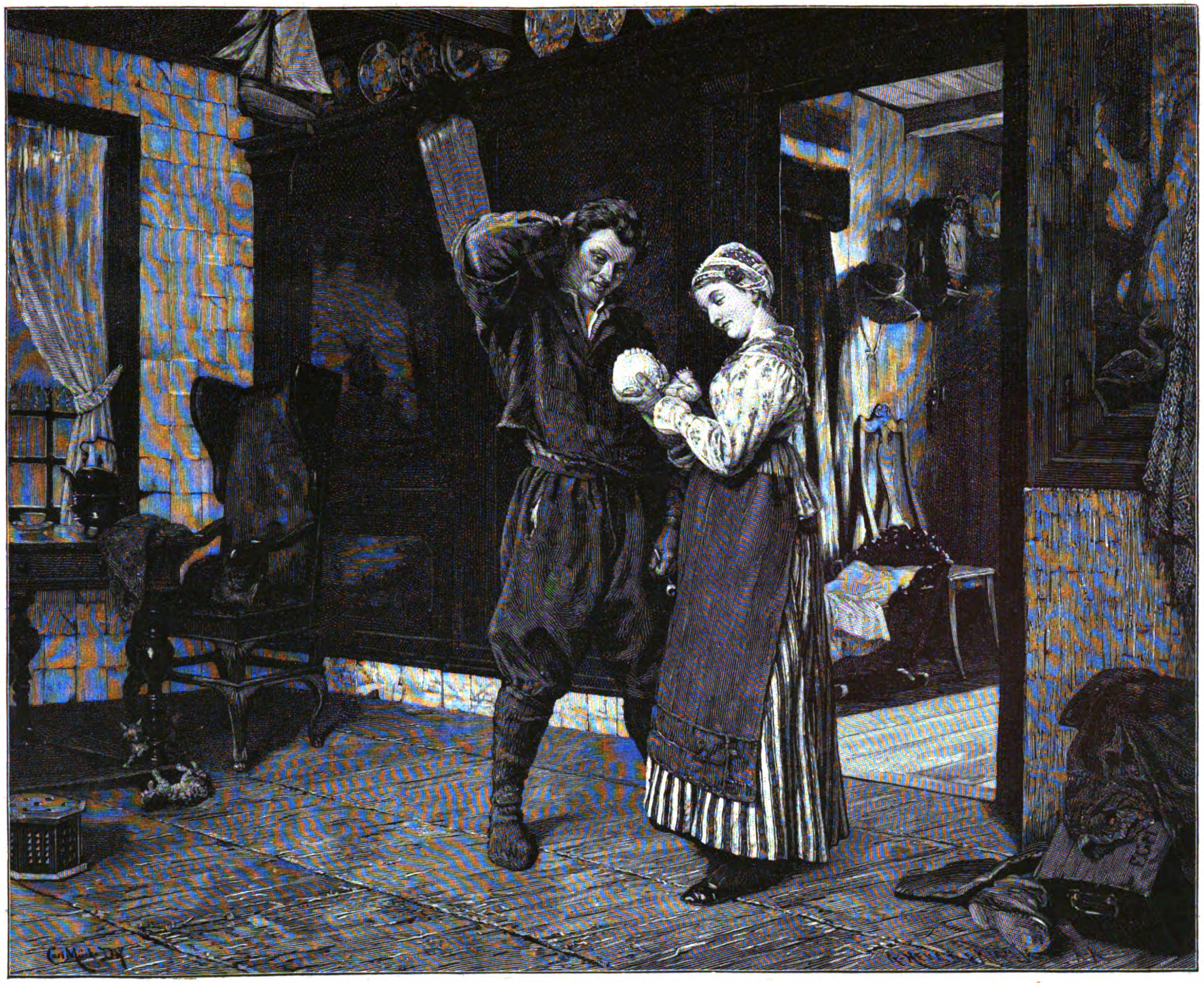
## Die Einbürgerung des Tabaks in Deutſchland.

Von Dr. Schultz. (Abdruck verboten.)

Wir ſehen, daß ſich bei allen Völkern die Neigung findet, ſich künſtlich in eine angenehme Betäubung zu verſetzen; die einen berauſchen ſich mit Wein, andere mit Met und wieder andere mit Gerſtenbier, worin zuerſt die Ägypter tüchtiges geleiſtet haben ſollen. Die Völker nun, welche berauſchende Getränke wenig genoſſen, beſonders aber die, welche ſie gar nicht kannten, ſuchten ſich auf eine andere Weiſe in dieſen angenehmen Zuſtand der Betäubung zu verſetzen, nämlich durch Rauchen. Die älteſte Nachricht davon gibt Herodot; der erzählt nämlich von den Skythen, daß ſie die Samenkörner des Hanfes auf glühende Steine ſchütteten, ſo daß ein dichter Rauch entſtand, und vor Vergnügen über dieſen Qualm laut jubelten. Daß der Hanf ſolche Wirkung übte, wird uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß aus Hanf der Haſchiſch bereitet wird, den heutzutage ungefähr 2—300 Millionen Menſchen genießen. Außerdem wurde zur Berauſchung der Mohn verwendet. Der Nordamerikaner aber rauchte ein Kraut, das alle anderen Betäubungsmittel verdrängte.

Als Kolumbus 1492 Amerika entdeckte, ſah er, daß die Eingebornen ab und zu dichte Rauchwolken aus Mund und Naſe ſtießen. Erſtaunt forſchte er nach und fand, daß die Indianer trockenes Kraut in ein Maisblatt einrollten, dieſe Rolle, das Vorbild unſerer Cigarrette, an einem Ende anzündeten, das andere Ende in den Mund nahmen und den Rauch abwechſelnd einzogen und ausſtießen. Eine ſolche Rolle nannten die Indianer Tabaco, und dieſen Namen übertrugen die Spanier auf das Kraut ſelbſt. Das Gleiche erzählte Benzoni von Haïti. Dies war aber nicht die einzige Art, den „Tabak“ zu genießen. Auf Hiſpaniola verbrannte man den Tabak auf Kohlen und zog den Rauch durch eine Röhre, die oben einem Y glich, mit der Naſe ein, indem man die Gabel der Röhre in die Naſenlöcher ſteckte. In Mexiko und in Nordamerika konſtruierte man ſich kleine tragbare Öfen — Pfeifen — aus Thon, und zwar beſitzen wir einige Exemplare dieſer alten, zum Teil ſehr kunſtreich gefertigten Pfeifen aus Gräberfunden, Vorfahren jener Friedenspfeife, die uns von unſerer Jugendlektüre her mit der Vorſtellung eines Indianers unauflöslich verbunden ſcheint. Es galt aber der Tabak als ein heiliges Kraut und das Rauchen als Brandopfer für die Sonne und für den großen Geiſt.

Nach Europa kam die Tabakspflanze durch Hernandez de Oviedo, der Samen davon mit nach Spanien brachte. Zuerſt wurde der Tabak wegen ſeiner ſchönen Blüten nur als Zierpflanze gebaut, bald aber pries Nicolo Menardes den Tabak als Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten an. Nach Frankreich kam die Tabakpflanze 1560 durch Jean Nicot, der viele Wunderkuren mit dieſem Heilkraute vollbrachte



Nur ein Mädchen. Nach dem Gemälde von C. Mücke.

und nach dem es Nicotiana genannt wurde. Bald drang die Kunde davon auch nach Deutſchland: 1565 bekam der Augsburger Stadtphyſikus Adolf Occo die erſten Blätter dieſes Wunderkrautes zugeſchickt. Auch in Deutſchland wurden nun über ſeine heilkräftige Natur zahlreiche Bücher geſchrieben und 1622 bekam ein Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft als Sinnbild „das heilige Wunderkraut Tabak genannt.“ Man pries vom Tabak:

> „Es verjagt das podagram gar ſchöne und ſobald nur ein ſolcher Toback-Nebel in den krummen Höhlen des Gehirns ſich blicken laſſen, ſobald gehet ſeine Gewalt mit dem Göttlichen Gewichte ſeiner Heilſamkeit in die allereuſſerſten Zähen; es beſänfftiget die Fieber, erweckt die Begierde zum Eſſen, mindert die Müd- und Mattigkeit, benimbt die Trunkenheit, verſchaffet den Schlaff, vertreibet aber die Schläfrigkeit und ſchärfft den Verſtand.“

In Frankreich kam das Tabakſchnupfen auf. König Franz II litt häufig an Kopfſchmerzen, und um ſie zu mildern, zog er pulveriſierten Tabak in die Naſe ein. Dies ahmten die Höflinge nach und ſo entſtand das Schnupfen. Beſonders die Geiſtlichen waren dem Schnupfen ſehr ergeben und ſie verſchleppten die Sitte auch nach Rom. 1624 erließ Papſt Urban VIII eine Bulle, worin er alle, die in den Kirchen Tabak ſchnupfen würden, mit dem Banne bedrohte. 1698 erneuerte Innocenz XII dieſe Bulle, Benedikt XIII aber, der ein leidenſchaftlicher Schnupfer war, hob ſie 1724 wieder auf.

Das Rauchen ſah man zuerſt um die Mitte des XVI. Jahrhunderts in Spanien bei Seeleuten, die aus Amerika heimgekehrt waren. Dieſe betrieben das Rauchen ähnlich wie die Indianer; ſie rauchten nämlich die zerſchnittenen trockenen Tabaksblätter aus Röhren, die aus Palmblättern oder Schilf hergeſtellt waren. Bald verbreitete es ſich in ganz Spanien, obwohl die erſten Rauchverſuche meiſtens unangenehme Folgen hatten.

Nach England kam das Rauchen im Jahre 1586. In dieſem Jahre nämlich brachte der Admiral Francis Drake, welcher mit ſeiner Flotte von den Weſtindiſchen Inſeln heimkehrte, eine Zahl europäiſcher Koloniſten aus Virginien mit zurück. Dieſe Männer hatten durch ihren Verkehr mit den Indianern das Rauchen gelernt und boten, als ſie in Plymouth ans Land geſetzt waren, den erſtaunten Engländern das Aufſehen erregende Schauſpiel des Tabakrauchens aus Pfeifen dar. Das Pfeifenrauchen fand bald an Seeleuten, Offizieren und Studenten Nachahmer, beſonders da Sir Walther Raleigh ein großer Freund des Rauchens wurde. Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts war das Tabakrauchen in England ſo verbreitet, daß man die brennende Pfeife ſelbſt ins Theater mitbrachte. Engliſche Studenten führten das Rauchen in Leyden ein und durch Engländer kam es auch nach Deutſchland. Engliſche Hilfstruppen, welche zu dem König Friedrich von Böhmen zogen, ſah man 1620 bei ihrem Durchmarſche durch Sachſen zum erſtenmal rauchen. Eine ausführliche Beſchreibung des Rauchens gibt uns 1627 Joh. Joachim von Rusdorff, der es in Holland kennen gelernt hatte; er erzählt:

> „Ich kann nicht umhin, mit einigen Worten jene neue erſtaunliche und vor wenigen Jahren aus Amerika nach unſerm Europa eingeführte Mode zu tadeln, welche man eine Sauferei des Nebels nennen kann, die alle alte und neue Trinkleidenſchaft übertrifft. Wüſte Menſchen pflegen nämlich den Rauch von einer Pflanze, die ſie Nicotiana oder Tabak nennen, mit unglaublicher Begierde und unerlöſchlichem Eifer zu trinken und einzuſchlürfen, was ſie folgendermaßen thun: Sie haben hohle Röhrlein von weißem Thon, die an dem Teile, wo ſie in den Mund geſteckt werden, ſpitz zulaufen; an dem anderen Ende iſt ein Anſatz im Umfange einer Walnuß, worein ſie die gedörrten Blätter der Pflanze Nicotiana, klein geſchnitten oder zerkrümelt ſtopfen, dann mit einer Kohle oder irgend einem brennenden Zunder und Daraufblaſen anſtecken, das Röhrlein vorn zwiſchen die Lippen nehmen und zugweiſe mit Schlürfen und Spucken den Rauch zwiſchen Zähne und Backen einziehen und wenn letztere bis zum Strotzen davon voll ſind, ihn wiederum durch Mund und Naſe von ſich geben und gleichſam eine gräuliche Peſt, die alles mit Geſtank erfüllt, aushauchen.“

Zu dem Ausdrucke „Sauferei des Nebels“ iſt zu bemerken, daß man faſt im ganzen XVII. Jahrhundert Tabak ſaufen ſagte, während der Ausdruck Tabak rauchen erſt ſpäterhin aufkam. In den Heeren Tillys und Wallenſteins fand das Tabakſaufen bald Aufnahme, ſogar die Schweden gewöhnten es ſich an. Schwediſche Soldaten rauchten 1630 in Meißen und in demſelben Jahre führten ſie es in Frankfurt ein. Allgemeine Verbreitung ſcheint das Rauchen in Deutſchland aber erſt zwiſchen 1640 und 1650 gefunden zu haben. Überall ſuchten nun die Geiſtlichkeit, die Obrigkeit und ſatiriſche Schriftſteller den Gebrauch des Tabaks zu beſeitigen oder doch zu verringern, und wenn es auch nicht ſo ſchlimm bei uns herging, wie in der Türkei, wo den erſten Rauchern die Pfeifen durch die Naſen geſtoßen oder wie in Rußland, wo noch 1634 den Rauchern die Naſen abgeſchnitten wurden, ſo ſetzte man doch auch hier hohe Strafen darauf. Im Jahre 1651 erließ der Magiſtrat zu Budiſſin ein aus einem einzigen gewaltigen Satze beſtehendes Dekret:

> „Gegen den ſchädlichen Gebrauch des Tabaks, welcher nicht nur der Geſundheit des Menſchen ſehr nachteilig, ſondern auch (nebenſt dem, daß denjenigen, die bei und unter Tabaksſäufern ſitzen, ſollen von dem garſtigen Schmauch und Rauch, ſchändlichem Spritzeln und Auswerfen und heftigem Nieſen und Schneuzen und was dergleichen mit Verlaub zu gedenken Unflats mehr iſt, nur allerhand Verdrießlichkeit, Unluſt, Beſchwer und Grauen zugezogen wird, zu geſchweigen, wie deren Kleidung von deſſen übelm Geſtank durchzogen, die Loſament [Wohnzimmer] häßlich verunſaubert und Tiſch und Bänke ſchädlich verunglänzet werden) ſonſten allerlei Ungelegenheit, Gefahr und Schaden, verurſacht hat“ — — — — — — — — — — — —

und bedrohte mit einer Geldſtrafe von 5 Thalern jeden, der Tabak ſaufen oder ſchnupfen, ſowie auch jeden Wirt, der Feuer dazu hergeben würde.

In der Schweiz, wo man das Rauchen ſeit 1653 kannte, wurde es auch verboten. Baſel ſetzte 1659 auf den Gebrauch und Verkauf des Tabaks eine Strafe von drei Pfund Heller. In Bern wurde 1661 ein eignes Tabaksgericht, eine Chambre du tabac, gegründet und in der gleichzeitig erlaſſenen Polizeiordnung, welche nach den zehn Geboten eingeteilt war, findet ſich das Verbot des Tabakrauchens unter der Abteilung — „Du ſollſt nicht ehebrechen.“ Die Strafe beſtand im Ausſtellen am Pranger und Gefängnis. Dieſe Tabakskammer hielt ſich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts und noch heute zeigt man in Bern auf einem alten Turme einen hölzernen Aufbau als das einzige Lokal, wo vor Zeiten das Rauchen geſtattet war.

Von der Kanzel herab eiferten die Geiſtlichen gegen den Tabak. Der Quedlinburger Paſtor Hoffmann nannte den Tabak ein ſataniſches Weſen, das die Seele verdirbt, und ein Baſeler Pfarrherr erklärte Tabak rauchende Mäuler für Schornſteine der Hölle. Noch 1723 warnte ein braunſchweigiſcher Konſiſtorialrat die ihm unterſtellten Geiſtlichen auf's eindringlichſte vor dem Tabakrauchen.

Auch die Satiriker wandten ſich gegen den Tabak. So erzählt Grimmelshauſen:

> „Wie ich noch ein junger Soldat war, fragte mich mein Wirt, welcher den Tabak ſchrecklich haßte, ob ich auch wüßte, warum die Soldaten vor anderen Leuten dem Tabakſaufen ſo ſehr ergeben wären. Da ich nun antwortete, weil ſie vielerlei Waſſer trinken müßten, ſagte er, nein, dies iſt die Urſache nicht, ſondern ſie thun es darum, damit ſie nach und nach des Feuers, Rauchs und Geſtanks gewohnen, auf daß, wann ſie künftig in die Hölle müßten, Schwefel und Pech ſaufen, ſie ſolches nicht ſo ſauer ankäme.“

Der plattdeutſche Dichter Lauremberg ſagt in einem ſeiner Scherzgedichte von 1652:

„Vel hundert Lüde ſind, de mit Taback ſik ſchmöken,
Daran ſe ere Luſt und grötſte Frewde ſöken:
Kein röck en ſöter is, kein Ambra kein Zibeth,
Kein Wirok, Maſtix, Muſch und wo dat tüch all heet.“

Bemerkenswert iſt die Stelle „de mit Taback ſik ſchmöken,“ denn ſie zeigt uns, wie man dazu kam, Tabak rauchen zu ſagen. Früher war das Charakteriſtiſche das Einziehen des Dampfes, jetzt aber legte man auch Gewicht auf den Geruch und ſagte ſtatt Tabak rauchen „ſich mit Tabak rauchen, d. i. räuchern.“ Später ging man dann noch einen Schritt weiter und verwandelte rauchen in ein tranſitives Verbum, ſo daß man ähnlich wie Tabak ſaufen auch Tabak rauchen ſagen konnte.

Selbſt ein gekröntes Haupt ſchrieb gegen den Tabak.

Jakob I von England veröffentlichte nämlich eine Streitſchrift gegen den Tabak unter dem Titel Miſokapnus zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Adam Olearius überſetzte das Büchlein 1652 „Miſokapnus, Rauch- und Schmauch-Fehder oder Tobackfeind.“ Jakob ſagt darin, es ſei nicht wahr, daß der Tabak ſo gar heilkräftig ſei, im Gegenteil, er ſchade dem menſchlichen Körper. Um zu beweiſen, daß der Tabak gar nicht für die menſchliche Natur paſſe, greift er ſelbſt zu den vier ariſtoteliſchen Grundqualitäten der Dinge und ſagt: „Zu dem kühlen und feuchten Gehirne ſchicken ſich warme und trockene Sachen nicht.“ „Überdies gleich wie die Trunkenheit iſt eine Wurzel aller Laſter und Schelmſtücken, alſo iſt ein großer Aſt der Trunkenheit der unerſättliche Tobakdurſt.“ Sodann führe das Tabakrauchen auch zum finanziellen Ruin, denn viele junge Leute hätten das Jahr 1600 Thaler für Tabak ausgegeben, eine Notiz, die uns zeigt, daß der Tabak damals noch ſehr teuer geweſen ſein muß. Zum Schluß erzählt der König Jakob, um ſeine Leſer gänzlich vom Tabaksrauchen abzuſchrecken, man hätte unterſchiedliche Tobackzecher geöffnet und ſiehe, ſie wären inwendig ganz mit einer ſchwarzen Haut von Nikotin überzogen geweſen. Olearius fügte ſelbſt ein Gedicht über den Urſprung des Tabakrauchens hinzu, das oft wieder gedruckt wurde, wenn auch etwas verändert. Ich citiere nach einer Ausgabe von 1678. Jupiter hatte einſt ein großes Eſſen veranſtaltet.

„Als man nun Tafel hielt und hatte wol gegeſſen,
Da ward der Salus drauf mit Humpen ausgemeſſen.
Des ſtarken Malzes Kraft nahm ihre Häupter ein,
Sie jauchzten alleſamt, die Geigen gingen drein.
Vulkanus als ein Gott des Rauches und der Funken
Fing an ſein eigne Luſt, dieweil die andern trunken.
Das Bier, ſprach er, ſchmeckt nicht! und griff in ſeinen Sack,
Bracht' ein Pfeif' hervor und ſtinkenden Tobak.
Die Götter ſahen zu. Mit einer Feuerkohlen
Könnt' aus dem Schmochtabak heraus er häufig holen
Den Rauch, der ſich ergoß auch bis ans Himmels Rand.“

Nun werden die Wolken ſchwarz und dick, Mond und Sterne verlöſchen, Herkules ſchimpft, Bachus thränen die Augen, Muſen und Grazien verhüllen ihr Geſicht. Da fällt es auch der ſchaumgeborenen Venus auf die Bruſt, ſozuſagen geſchwungenen Pantoffels eilt die erzürnte Ehehälfte herbei:

„Sie fragt: wer macht den Dampf? Biſt du es nicht, Vulkan?
Ja, ja, das dacht' ich wohl — ach pfui, du grober Mann!“

Nun legt ſich auch Jupiter ins Mittel und donnert den Friedensſtörer an, der ſich damit entſchuldigt, Pluto hätte ihm die Pfeiſe geſchickt:

„Zum Himmel wirf hinaus die Pfeiſen und Tabak,
Sonſt wird es dir mein Blitz von deiner Naſen treiben —
Vulkanus höret auf und ließ das Stänkern bleiben,
Gedachte: ſoll mir ſo der Trunk geſegnet ſein,
So ſteck ich alſobald die Pfeiſe wieder ein.“

Merkurius aber nimmt ihm Pfeiſe und Tabak fort und wirft beides aus dem Himmel; es fällt aufs Mohrenland, wird als göttliches Geſchenk verehrt, und ſo lernt der Menſch das Tabakrauchen.

Allein trotz aller dieſer Anfeindung verbreitete ſich der Tabak in Deutſchland derart, daß ſchon 1666 Grimmelshauſen ſagt: „Es iſt kein Baurenhaus in Deutſchland, darinnen ſich nicht etwan ein Pfeiſe findet. Teils ſaufen den Tabak, andere freſſen ihn und von etlichen wird er geſchnupft, alſo daß mich wundert, warum ſich noch keiner gefunden, der ihn auch in die Ohren ſteckt. Ich habe ihn eſſen, trinken und ſchnupfen ſehen durch alle Stände, vom Fürſten an bis auf den Bettler, vom Biſchof bis auf den Bader, beides eingeſchloſſen.“ Beſonders Profeſſoren und Studenten waren dem Tabakrauchen ergeben und die Gelehrten, ſpeziell die Ärzte, ſchrieben zahlreiche Lobſchriften auf den Tabak. Schon 1647 ſagte Henricus Barnſtein: „Der Tabak iſt ſehr gut den Studenten und andern ſo den Kopf brauchen müſſen“ und ein anderer Gelehrter ſagte gegen Ende des Jahrhunderts:

„Einer der ſtudiert, muß notwendig viel Tabak rauchen, damit die Geiſter nicht verloren gehen, oder da ſie anfangen zu langſam umzulaufen, weshalb der Verſtand ſonderlich ſchwere Sachen nicht wohl faßt, wieder mögen erweckt werden, worauf alles klar und deutlich dem Geiſte überliefert wird, und er es wohl überlegen und beurteilen kann.“

Ähnlich pflegte mein Vater zu ſagen, wenn man ihn fragte, warum er doch beim Arbeiten ſtets rauche: „Was der eine Kopf nicht weiß, weiß der andere!“ und in einem Studentenliede aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts heißt es:

„Der Student kann eher ohn' Latein als ohne lange Pfeiſe ſein;
Kanon' und Flaus ſehn nobel aus bei einer Pfeif' Toback.“

Ein Gelehrter empfahl den Damen das Rauchen dringend in einer beſonderen Schrift: „Vernünftige Unterſuchung, ob Frauenzimmern nicht ebenſowohl als denen Mannsperſonen Tabak zu rauchen erlaubt und ihrer Geſundheit nützlich ſei.“

Die Frauen ſcheinen ſich aber nicht beſonders für das Tabakrauchen begeiſtert zu haben; ein Ehemann klagt:

„Jammer, ich hab' eine Frau, au, au, au!
Die kann nichts als beißen, keifen.
Unſer meiſte Streit und Zwiſt kommt und iſt
Bloß von der Tabakespfeifen.
Pfeifchen, was haſt du gethan? ſag es an!
Daß ſie dich nicht kann vertragen,
Daß ſie dich, wo ſie dich findt, auch geſchwind
Pflegt in kleine Stück zu ſchlagen?“

Und ſo iſt auch in unſern Tagen die Pfeiſe oft der Anlaß zum Streite zwiſchen Mann und Frau geworden, bis endlich menſchen- und tabakfreundliche Gattinnen die cremefarbenen Gardinen erfanden.

Aber die Pfeiſe wurde auch beim Keifen der beſſeren Hälfte zur Bundesgenoſſin der ſchlechteren. Martin Zeiler ſagt 1660:

„Kollert, knurret und zanket das Weib, ſo laufet der Mann ſeiner Tabakspfeifen zu und gibt ihr vor ihr Maul voll Wort ein Maul voll Rauch und ſo fortan.“

Und in dem oben erwähnten Studentenliede heißt es:

„Der Mann im ehlichen Verdruß ſchmaucht Brunzlow und Prätorius
Und puſtet ſehr dann um ſich her den edlen Rauchtoback.“

Weniger ſpröde verhielt ſich das ſchöne Geſchlecht dem Schnupftabak gegenüber. Am Hofe zu Paris, wo das Schnupfen erfunden war, ſchnupften die Damen ſtark und in Sevilla, wo man den berühmten Spaniol bereitete, ſchnupften ebenfalls im XVII. Jahrhundert die ſtolzen Spanierinnen durch die Bank. Nach Deutſchland wurde das Tabakſchnupfen Ende des XVII. Jahrhunderts durch eingewanderte Hugenotten gebracht. Schnell fand es Aufnahme. Es kommt hinzu, daß man im Anfang des vorigen Jahrhunderts ſehr viel auf ein zierliches Spiel der Hände gab; Hut und Stock boten manche Gelegenheit, dies zu zeigen, beſonders aber war hierzu die Tabatiere geeignet. Tabatieren wurden ſehr koſtbar gearbeitet und von fürſtlichen Perſonen häufig als Zeichen der Huld verſchenkt. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts fingen auch die deutſchen Frauen an zu ſchnupfen und man erzählt ſich, daß manche es heute noch nicht laſſen können.

Mit dem maſſenhaften Verbrauch des Tabaks bürgerte ſich auch der Tabaksbau in Deutſchland ein. Schon 1615 begann man in Holland Tabak zu bauen, 1660 baute man den Tabak auch im Elſaß, im Bistum Speier, in der Markgrafſchaft Baden und im Kanton Baſel. Seit den achtziger Jahren blühte der Tabaksbau auch in der Gegend von Magdeburg und in der Mark Brandenburg, in Thüringen und Schleſien, ſeit 1697 in der Pfalz und in Heſſen. Der Große Kurfürſt und Friedrich der Große begünſtigten den Tabaksbau, 1718 wurde in Pforzheim die erſte Rauch- und Schnupftabakfabrik und 1738 die zweite in Berlin gegründet.

Daß die widerliche Gewohnheit des Tabakkauens ſchon im XVII. Jahrhundert bei uns eindrang, iſt aus der oben angeführten Stelle Grimmelshauſens erſichtlich.

Geraucht wird heutzutage der Tabak wohl am meiſten in Form der Cigarre oder Cigarrette. Über die Erklärung des Namens iſt man ſich nicht einig; die einen ſagen Zigarro ſei eine auf Cuba wachſende Sorte Tabak geweſen, die anderen, Zigarro bezeichne die Rolle. Wie oben erzählt iſt, waren Rollen aus Maisblättern mit Tabak gefüllt das erſte, was die Europäer rauchen ſahen. Mit der Zeit vervollkommnete man dieſe Art zu rauchen, indem man die Umhüllung aus dünnem Papier herſtellte, ſo daß der Geruch der verbrannten Maisblätter fortfiel. Wie verbreitet die Cigarrette bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Mexiko war, zeigt eine Mitteilung des Pater Joſeph Ochs. Er erzählt:

> „In der Stadt Mexiko habe ich ein mir ganz unbekanntes Handwerk zu ſehen bekommen. Es nähren ſich hier allein über 10 000 arme Mädchen und 5000 junge Burſche vom Verfertigen von fingerlangen papiernen Tabakpfeifen, Zigarros genannt. Die Papierchen ſind einen Querfinger breit, und in dieſe wickeln ſie fein geriebenen Rauch-Tabak. Der Gebrauch dieſes Tabaks iſt ganz allgemein, ſelbſt bei Kindern und Weibsperſonen. Manche rauchen an einem Tage wohl 50—100 ſolche Pfeifchen. Niemand geht ohne eine ſilberne oder goldene Büchſe voll dieſer Pfeifchen, die ſie einander präſentieren.“

Unſere Cigarre iſt ganz dasſelbe, nur daß dabei auch die Umhüllung aus Tabaksblättern gebildet wird. In Europa verbreitete ſich das Cigarrenrauchen zuerſt in Spanien, und von da kam es durch Seeleute über Hamburg und auch auf dem Landwege durch Frankreich gegen Anfang dieſes Jahrhunderts zu uns (1781 kennt Jakobsſons Technologiſches Wörterbuch ſie noch nicht). Das öfter citierte Studentenlied ſagt von der Cigarre: „Und wer im Rauchen recht erfahren, der rauche Havannacigarren,“ ein Rat, den wir mit gutem Gewiſſen allen Rauchern an dieſer Stelle ans Herz legen können.

Doch kehren wir noch einen Augenblick zu der Pfeife zurück.

Was die Konſtruktion anbetrifft, ſo ahmte man in England und beſonders in Holland die mitgebrachten amerikaniſchen Thonpfeifen nach und gab ihnen die Geſtalt, die wir noch heute an den weißen Thonpfeifen ſehen. Späterhin machte man bloß den Kopf aus Thon oder Meerſchaum und ſteckte ein Rohr hinein, das man gern lang nahm, um den Rauch abzukühlen. Die Pfeife mit Schwammdoſe und abnehmbarem Kopf (wie unſere lange Pfeife und Jadpfeife) erfand 1689 der öſterreichiſche Arzt Dr. Franz Vicarius. Daneben aber behauptete ſich bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts die lange Thonpfeife.

Den oben erwähnten Verſpottungen des Tabakrauchens gegenüber entſtanden mit der zunehmenden Freude am Tabak Loblieder desſelben in großer Zahl. Eins von dieſen Liedern fängt ſo an:

„Was iſt doch in der Welt,
Das uns kann recht ergötzen?
Sind's Jungfern oder Geld?
Sind's Hunde, Pferde, Bier, Muſik?
Sind's Degen, Bücher, Friede, Krieg?
Herr Schwager, weit gefehlt!

Iſt's etwan rheiniſcher Wein?
Sind's Leipziger Mesdames?
Auch dieſes kann nicht ſein!
Wenn ich die Sache nennen ſoll,
Alsdann verändert ſich der Pol:
Es iſt gewiß Taback.“

Der Dichter Chriſtian Günther verfaßte auf der Univerſität um 1715 ein „Lob des Knaſter-Tabacks.“ Darin heißt es z. B.:

„Wollt ihr Ländern raten,
So verpflügt die Saaten,
Haut die Wälder aus,
Macht ein Tabaksfeld daraus!
Und verzäunt es mit den Reben,
Die uns Freude geben.“

oder:

„Roßmarin und Nelken
Schwinden, wenn ſie welken —
An Gefälligkeit:
Du gefällſt zu jeder Zeit;
Denn dein Ruhm gedörrter Blätter
Grünt durch alle Wetter.“

Und der Freiherr von Canitz ſang:

„Des Tobakskrautes güldne Blätter
Sind bei manchem Unglückswetter
Ein beliebter Gegengift:
Wider Peſt und Leibeswunden
Sind ſie ſchon bewährt gefunden,
Und wenn uns ein Kummer trifft,
Können wir durch ſanftes Hauchen
Sie zu unſerm Labſal brauchen.“

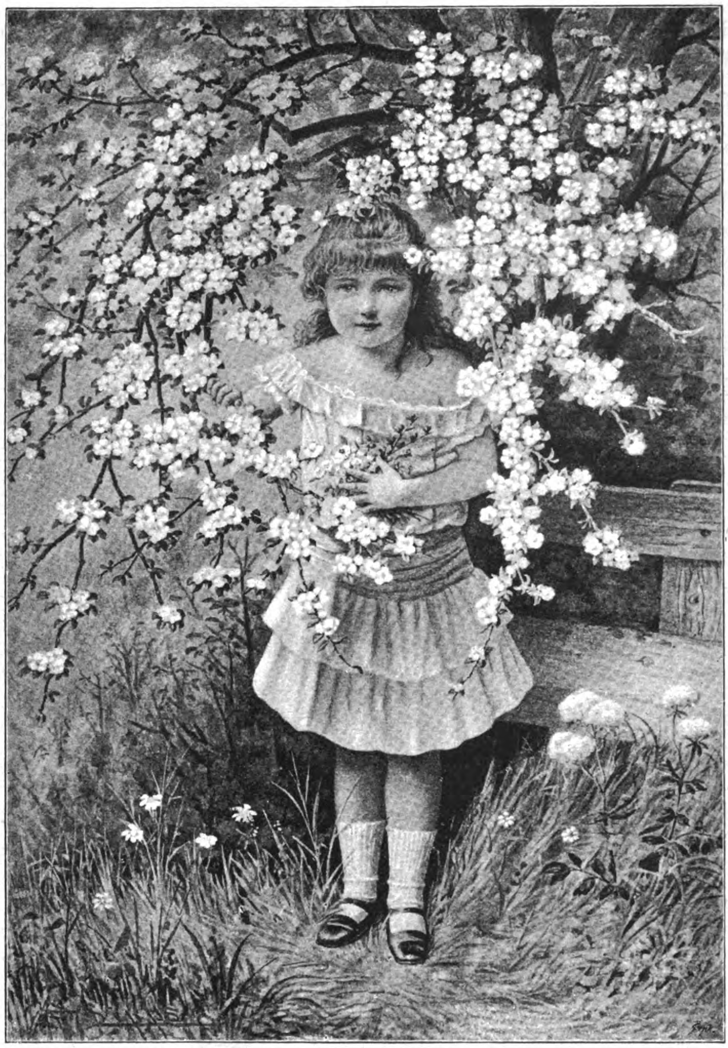
Der eigentliche Tabaksdichter iſt aber der Hirſchberger Konrektor Daniel Stoppe; er bekennt:

„Meine Muſe flieht die Leier,
Wenn nicht auch die Pfeife glimmt,
Weil ſie ſtets von dieſem Feuer
Zunder zu dem Dichten nimmt.“

Er raucht nicht allein den ganzen Tag, ſondern auch in der Nacht:

„Will auch nach dieſer Luſt der Schlaf ſich noch nicht finden,
Uns durch ſein ſanftes Band die Augen zu verbinden,
So ſtehn wir wieder auf und tappen hin und her,
Bis daß das Feuerzeug, doch nicht von ohngefähr,
Uns in die Hände lauft. Dann hat es gute Wege,
Der Feuerſtein kriegt Kirms, die wiederholten Schläge
Erbetteln endlich noch die Funken von dem Stahl,
Und wenn dieſelbigen in der gehör'gen Zahl
Den leichten Zunderſchwamm nach Wunſche glimmend machen,
So hört man ſchon voraus die Tabakspfeifen lachen.
Das ausgelöſchte Licht wird wieder angeſteckt,
Indem man ſeine Hand gleich nach der Doſe ſtreckt,
Und das gelehrte Kraut feſt in die Pfeifen drücket,
Das, wenn der Fidibus ſich zu dem Brennen ſchicket
Den ſchönſten Rauchaltar durch Dampf und Nebel zeigt,
Der uns mit Appetit in Mund und Naſe ſteigt.
Wie fein erholen ſich durch ſolcherlei Geſchäfte
In der ſonſt toten Nacht die ſchlaffen Lebenskräfte!
Nur ſchade, daß uns nicht wie Wunſch und Sinn begehrt,
Ein angeſteckter Pfiff zwei ganze Stunden währt;
Wir müſſen allzu oft, von neuem einzuſtopfen,
Das Caput mortuum aus der Retorte klopfen.“

Unter den Höfen, welche dem Tabak günſtig geſinnt waren, zeichnete ſich beſonders der Brandenburger Hof aus. Kurfürſt Friedrich III hielt bei Hofe Tabaksgeſellſchaften ab, und das Tabakskollegium des Königs Friedrich Wilhelm I iſt allgemein bekannt. Faſt jeden Abend von fünf bis neun fanden dieſe letzteren Abendgeſellſchaften ſtatt, zu denen meiſtens Generäle und Miniſter, zuweilen auch auswärtige Fürſten geladen wurden. Mit Unterhaltungen über Tagesneuigkeiten und Scherzen, deren Zielſcheibe meiſt der Rat Gundling war, ging die Zeit hin, aus ſteinernen Krügen trank man dazu Bier und rauchte aus kurzen thönernen Pfeifen holländiſchen Tabak, der ebenſo wie glimmender Torf ſtets bereit ſtand; wer aber nicht rauchte, mußte doch eine Pfeife in den Mund nehmen, um die Geſellſchaft nicht zu ſtören. Die anſchaulichſte Schilderung dieſes Tabakskollegiums hat Karl Gutzkow in ſeinem Luſtſpiel „Zopf und Schwert“ gegeben. Goethe haßte den Tabak; einſtmals äußerte er, ein wahrhaft genialer Mann werde nie Tabak rauchen und ſagte dabei, Leſſing habe auch nicht geraucht. Allein Leſſing hat in der That geraucht und ebenſo viele Männer, die man als genial ohne Frage bezeichnen muß. So rauchten Milton, Klopſtock, Voß, Walter Scott, Lord Byron, Locke, Newton, Kant, Herder, Blücher; Napoleon I rauchte Cigarren und Bismarck raucht die berühmte lange Pfeife; der Prinz Eugen, Friedrich der Große und Schiller ſchnupften. Wie entſetzt würde wohl der Geheimrat Goethe ſein, der die Leitung des Weimarer Theaters niederlegte, als ein Hund auf die Bühne gebracht wurde, wenn er ſähe, wie jetzt in faſt jedem neueren Luſtſpiele wirkliche und leibhaftige Cigarren und Cigarretten geraucht werden! Die Franzoſen endlich halten die Pfeife ſo ſehr für dem deutſchen Weſen eigentümlich, daß auf franzöſiſchen Bildern des letzten Krieges die deutſchen Offiziere ſehr häufig mit langer Pfeife dargeſtellt wurden.



Im Frühling. Nach dem Gemälde von F. Lipps.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

## Erinnerungen an Guſtav Baur.

### Von Wilhelm Baur.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Was ſich die Hamburger unter einem rechten Hauptpaſtor dachten, ließen ſchon die weiten, für die Bibliothek eingerichteten Räume vermuten. Er ſollte ein gelehrter Mann — wenn einer zu haben war, ein Doktor der Theologie — ſein. Denn ſeine Aufgabe war nicht bloß die Predigt, er hatte auch die Kandidaten zu examinieren und als Scholarch für das niedere und höhere Schulweſen mitzuſorgen. Ein gelehrter Mann war mein Bruder, auf dem Gebiete der Pädagogik ein Mann von Ruf. Das Wichtigſte war doch, daß er Jeſus Chriſtus mit reicher Begabung und warmem Zeugnis verkündete. Er war nicht etwa von den poſitiv geſinnten Gliedern der Gemeinde entdeckt, gewünſcht und gewählt worden. Manche ſeiner Wähler wußten mehr von ſeiner Schillerrede, die er 1859 gehalten, als von der Predigtſammlung, die er herausgegeben. Aber den neuen Hauptpaſtor hörten ſich Leute allerlei Sinnes an, und wunderſam! gerade die ernſten Chriſten, die ſich um das Rauhe Haus und die innere Miſſion geſchart hatten, ſie fanden ſich alsbald in der Kirche dichtgedrängt mit anderen ſuchenden Seelen zuſammen. Es iſt nun einmal in unſerer evangeliſchen Kirche, namentlich in ſtädtiſchen Gemeinden ſo: das Wort von der Kanzel, wenn es Geiſt und Kraft hat, öffnet die Herzen und die Häuſer, erweckt die Zuverſicht, daß der Mann noch mehr kann als predigen und bereitet ihm eine umfaſſende Wirkſamkeit. Es währte nicht lange, ſo war mein Bruder in den weiteſten Kreiſen ein Mann des Vertrauens und der Liebe. Er ſelbſt konnte doch den Katheder nicht vergeſſen, auf welchem er zwanzig Jahre lang gelehrt. So hielt er in der Aula des Johanneums Nachmittags — man ißt in Hamburg nicht vor vier Uhr — Vorleſungen für die gebildeten Leute, an denen freilich um dieſe Zeit der hochachtbare Kaufmann nicht leicht teil nahm. Vor Kindern und Greiſen, pflegte er ſcherzend zu ſagen, krame er ſeine Weisheit aus. Er dachte dabei an manches liebe graue Haupt, das er regelmäßig unter dem Katheder ſah und an manchen begeiſterten Backfiſch, der nicht fehlen wollte. In Wahrheit kam eine ſtattliche Zahl aufmerkſamer Männer und eine noch größere feingebildeter und feinſinniger Frauen. Er ſprach über Geſchichte der Pädagogik, über deutſche Litteratur aus dem Geſichtspunkt des Chriſtentums, über das Buch Hiob, Dantes göttliche Komödie und Goethes Fauſt. Den großen Ertrag aus den Vorleſungen beſtimmte er ausſchließlich für Zwecke der Kirche und Miſſion. Die Hamburger konnten ſo reiche Gaben nicht hinnehmen, ohne ſich dankbar zu erweiſen. Und dieſe Dankbarkeit machte ſich zunächſt in dem größten Eifer Luft, meinen Bruder und ſeine Familie in ihre Häuſer einzuladen, in die Stadt und auf das Land. Vor der Fülle dieſer Gaſtlichkeit konnte einem wohl bange werden. Zum Glück ſind in Hamburg viele der reichſten Häuſer auch die gebildetſten und chriſtlichſten. Da gab's denn nicht bloß ein reiches Mahl, ſondern auch wechſelſeitigen geiſtigen Genuß. Auch gab der Paſtor nicht bloß. Er empfing zugleich im Geſpräch mit den Senatoren der mächtigen freien Stadt und mit den großen Kaufherren eine Erweiterung ſeines Geſichtskreiſes. Der Verkehr aber mit den Frauen konnte auch im glänzenden Saal und ſchimmernden Gemach leicht ſich zur Sorge für die Seelen und zur Armenpflege wenden. Es war ein reiches Leben in Hamburg. Als ich vier Jahre nach meinem Bruder auf Wicherns Anregung auch dorthin berufen wurde, durfte ich noch fünf Jahre mit ihm dort zuſammenwirken. Gemeingut war für uns die innige Freundſchaft mit den trefflichſten Familien, mit den Sieveking, Merck, Abendroth, Weber, Wolff, Duncker, Tesdorpf, Schröder, Hagedorn, Jacobi und vielen andern. Am Jungfernſtieg wohnte ein ehrwürdiges Ehepaar. Der Sohn, nun auch ſchon heimgerufen, war viele Jahre Bürgermeiſter. Andere Söhne waren, wie der Vater, Kaufleute. Die lieben Alten waren von einer unvergleichlichen Gaſtlichkeit und mit Entzücken luden ſie die Männer ein, die irgendwie der Geſellſchaft eine höhere geiſtige Stimmung mitzuteilen im ſtande waren, am liebſten die Paſtoren. Als der Hausherr heimgerufen war, ſetzte die Witwe bis zu den neunziger Jahren ihres Lebens die Gaſtlichkeit fort — immer hungernd und dürſtend nach Geiſtesnahrung durch Geſpräch und Lektüre, immer am reichſten erfriſcht, wenn die Biographie, wenn die Poeſie auch das Salz des Evangeliums hatte. Ich ſammelte mit meinem Bruder und dem Direktor des Johanneums, Claſſen, für dies gaſtliche Haus die geiſtigen Kräfte. Jahrelang haben wir drei dann in Gemeinſchaft mit Bertheau, Mönckeberg, Hermann Sieveking, Geffken und andern vor einer großen Geſellſchaft, vor jung und alt aus lauter befreundeten Familien geſchichtliche und litterariſche Vorträge gehalten. Waren wir erſt durch das Gehörte angeregt, ſo verlief der ganze Abend in beſter Unterhaltung, mit lautem Liederklang, auch geiſtlichem. Als der Krieg und Sieg von 1870 kam, da war mein Bruder ſchon nach Leipzig verſetzt. Aber die Ohren mußten ihm klingen, wenn die Hamburger Freunde jede Siegesbotſchaft mit vaterländiſchen Liedern erwiderten und die lieben Frauen, die ſo treulich die Verwundeten pflegten, in Schenkendorfs Wort einſtimmten: „und wir, ihr tapfern Degen, wir waren auch dabei!“

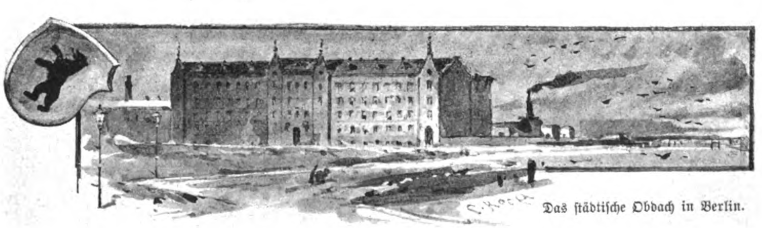
Meinem Bruder ward durch die Berufung nach Leipzig das von Goethe geprieſene Glück zu teil, daß er den Anfang ſeines Lebens mit ſeinem Ende verbinden durfte: er ward wieder, was er zuerſt geweſen, akademiſcher Lehrer. Unter der Gunſt des gelehrteſten Königs, von dem er ſelbſt bei ſeinen Danteſtudien viel gelernt hatte, gewährte ihm die ſächſiſche Regierung, was er ſich nur wünſchen mochte: Wohnung, Gehalt, Kanzel, Katheder, Seminar. Die feierliche Antrittsvorleſung, welche durch Kriegs- und Siegserregung bis in den Dezember ſich verzögert hatte, hielt er über ein Thema, das aus der Tiefe ſeiner Perſönlichkeit und aus dem Ernſt der Zeit ſich wie eine Loſung erhob: „Das deutſche Volk und das Evangelium.“ Seine letzte Predigt hielt er beim Trauergottesdienſt am 16. März 1888: „Die Mahnung des ſcheidenden Kaiſers an ſein geliebtes deutſches Volk.“ Zwiſchen jener Vorleſung und dieſer Predigt — wie viel Mannesarbeit und Gottesſegen! Unter der Kanzel andächtige Hörer, vor dem Katheder lernbegierige Schüler, im Seminar Verwertung reicher Erfahrung bei der Unterweiſung der künftigen Geiſtlichen. In der Fakultät, die eine reiche Mannigfaltigkeit geiſtesmächtiger Männer in ſich ſchloß, war er ein einigendes Element. Vor der Univerſität, die ihm bald das Rektorat verlieh, vertrat er die Fakultät aufs beſte. Und von Haus zu Haus — wie ſpannen ſich neue Fäden der Freundſchaft! Ich darf nur daran erinnern, wie herzlich er bei aller Verſchiedenheit der Geiſtesart mit Delitzſch und Ahlfeld ſich verſtand. Im eignen Haus wechſelte Freud' und Leid. Am eigenen Leben ſpürte er bei ungeſchwächter Geiſtesfriſche bis in ſeine letzten Tage je länger je mehr das neuralgiſche Leiden, das er in ſeinen Anfängen von Hamburg mitgebracht und das in Leipzig zuletzt die Bewegung aufs äußerſte erſchwerte. Er ward mit ſeinen Reiſen ſparſam. Die Bibelkonferenz in Halle verband ihn immer inniger mit ſeinem Freunde Naſemann. In Bad Nauheim, das er eine Reihe von Jahren beſuchte, ſammelten ſich Brüder und Freunde der heſſiſchen Heimat um ihn. Mir war's eine große Entbehrung, daß ich den gelähmten Bruder nicht in die Oderwälder Sommerfriſche nach Lindenfels bringen konnte. Friedrichsroda bekam ihm im Herbſte 1888 ſchlecht. Er war froh, wieder in Leipzig zu ſein. Die Trauung ſeines jüngſten Sohnes, die zu Oſtern 1889 im geliebten Gießen ſtatt fand, mußte er mir überlaſſen. Er fuhr fort, wie ein Chriſt den Pfahl im Fleiſch zu leiden und an Gottes Gnade ſich genügen zu laſſen. Sie war in dem Schwachen mächtig. Sie bediente ſich ſeiner Frau, ſeiner Kinder, ſeiner Enkel, ihn zu erquicken. Am 21. Mai hielt er noch ſeine Vorleſungen. In der Frühe des 22. Mai hauchte er plötzlich ſeinen Geiſt aus. Gott hat es ſehr wohl mit ihm gemacht!

Am 24. Mai war die Trauerfeier in der Univerſitätskirche zu Leipzig. Wir Brüder, die vier überlebenden, waren herbeigeeilt und waren voll dankbaren Staunens über die Teilnahme an dem Heimgang unſeres älteſten Bruders, der uns allen von Kind auf ſo viel Gutes erwieſen. Was bedeuteten dieſe Hunderte von Briefen, die wir erbrachen, dieſe Hunderte von Palmen und Kränzen, die wir um den Sarg her breiteten? Was bedeutete dieſe große Verſammlung in der Kirche, dieſer lange Zug nach dem Friedhof? Was bedeutete dieſer Zuſammenklang der Reden zu ſeinem Gedächtnis, dieſer warme Händedruck der Männer der Wiſſenſchaft, die Palme, die der Abgeſandte aus Gießen brachte, die Menge der Banner, welche die Leipziger Studentenſchaft über dem Sarg entfaltete? Was bedeutete der Zudrang der Gemeinde zu dieſer Totenfeier eines Profeſſors? Ich weiß es wohl. Hier ward nicht bloß ein Gelehrter und Prediger, hier ward ein Chriſtenmann beſtattet, dem Gott die Gabe gegeben, jedem, der ihm nahe kam, mit herzlicher Leutſeligkeit wohlzuthun.

Doch war mein Bruder ein ſehr gelehrter Mann — zunächſt in der Theologie. Er hat keine neue Bahn gebrochen, aber ein gründliches und umfaſſendes Wiſſen in trefflichen Büchern zu gewinnreicher Aneignung zuſammengeſtellt. Er hat keine Schule gegründet, aber Tauſende von Schülern durch die anſprechendſte Unterweiſung zu dankbaren Jüngern gemacht. Die Theologie als die Wiſſenſchaft, den Gang der Kirche in verfloſſenen Jahrhunderten zu verſtehen, die Vollendung der Kirche in unſern Tagen anzuſtreben, darum dem Geſchlechte dieſer Zeit und den einzelnen Seelen den Puls zu fühlen, um ihnen das Heil in Chriſto am förderlichſten darzubieten — die Theologie ſo gefaßt ſtreckt ſich in alle Gebiete des Geiſteslebens hinein. Und es mögen die Theologen ſelten ſein, die wie mein Bruder auf dieſen mannigfaltigen Gebieten heimiſch ſind. Er lernte immer dazu. Ich erinnere mich, wie er, da ich noch als Student bei ihm wohnte, zu mir hereintrat und mich fragte, ob ich ein italieniſches Wörterbuch habe. Ich gab ihm mein Dizionario portatile. Ich glaube, er war bei ägyptiſchen Studien auf Roſellini gekommen und hatte das Bedürfnis, Italieniſch zu lernen, empfunden. Und wie hat er's gelernt! Wie iſt er, in Gießen mit Max Rieger in Dante eingedrungen! Welche Dante-Litteratur hat er geſammelt! Wie trefflich konnte er den Florentiner auslegen! — Ein Amerikaner, der ihm ſeinen Sohn ins Haus geben wollte, kam eines Tags für ein paar Stunden zur nötigen Verabredung nach Gießen, er konnte kein Deutſch, mein Bruder kein Engliſch. Der praktiſche Amerikaner und der ſprachgewandte Deutſche fanden ſich dennoch zurecht. Aber wie hat mein Bruder, nachdem er einmal eine Anregung empfangen, nachher ſeinen engliſchen Shakeſpeare bewältigt! Außer dem alten Teſtament und der Homiletik hat er die Pädagogik, ihr Syſtem und ihre Geſchichte am reichſten betrieben. Die Artikel, welche er für die Schmidſche Encyklopädie geſchrieben, ſtellen einen überaus bedeutſamen Ertrag gelehrter Forſchung in anſprechendſter Form dar. Da waren es nicht bloß theoretiſche Abhandlungen über Beſchäftigung, Fußreiſen, Gemeinſinn, Kunſt, Individualität, Mut, Vaterlandsliebe. Die Darſtellung pädagogiſcher Männer gab er mit gründlichſter Kenntnis, ſo der Aufklärer Bahrdt, Baſedow, Campe, insbeſondere der Geiſtesheroen in ihrer Einwirkung auf die Erziehung, wie der Fichte, Humboldt, Schiller, Schleiermacher. Er hatte die völlige Ausrüſtung zum Profeſſor der Litteratur. Auch die Griechen und Römer, die Briten und Italiener kannte er. Aber was wär' ihm in der deutſchen Dichtung entgangen? Goethes Lieder und Fauſt wußt' er zum guten Teil auswendig. Über Schiller hat er trefflich geſchrieben. Schon vor der jüngſten Novalisforſchung hat er den Dichter aufs genaueſte ergründet und aufs innigſte ſich angeeignet. Sein Liederreichtum war unerſchöpflich. Die Formen der Dichtung handhabte er gelegentlich mit Glück, die Nibelungenſtrophe, den Hildebrandston, das feine Redeſpiel Gottfrieds von Straßburg, Hans Sachſens treuherzigen Reim, die feierliche Stanze, die Xenie, die bei ihm mitunter nichts weniger als zahm war, auch den ſinnreichen Trochäus, wie ihn Goethe im weſtöſtlichen Divan anwendet. Und wie meiſterlich hat er ſeinem Kollegen Knobel in Gießen, der in guten Stunden zu ſingen pflegte: „Mein Herr Maler, will er wohl," nach der Weiſe dieſes Liedes ſeine Huldigung dargebracht!

Wie oft haben mir Menſchen erzählt, daß ihnen ein Tag, ein Abend, eine Stunde mit meinem Bruder verlebt unvergeßlich ſei. Und doch ſchienen ſie bei dieſer flüchtigen Begegnung auch nur oberflächlich ſich mit ihm berührt zu haben. Vielleicht hatte er einen Toaſt gehalten oder ein Lied geſungen oder eine Anekdote erzählt. Sie bewunderten ſeine Geiſtesfriſche, ſeinen Humor, ſeine geſellige Gabe. Dieſe war in der That ſehr groß. Aber ſie hing mit einer vorzüglichen Eigenſchaft, mit ſeiner Leutſeligkeit, zuſammen. In dieſer hob er bei der Begegnung ohne Abſicht, in völliger Unmittelbarkeit hervor, was den anderen erfreuen mochte. Wie er bei der Leitung einer großen Verſammlung dem einzelnen Redner aus der Fülle ſeines Gedächtniſſes eine geſchichtliche Erinnerung, ein Dichterwort, das Ermunterung bieten konnte, zurufen mochte, ſo hatte er den Studenten, der ihm ſeinen erſten ehrerbietigen Beſuch machte, bald mit ſich auf gemeinſamen Boden geſtellt und das Geſpräch verlief in der erquicklichſten Weiſe. Durch leichte Anknüpfung, harmloſen Scherz gewann er ſich namentlich auch die ſchlichten Leute, Dienſtboten, Kellner, Kanzleidiener, Eiſenbahnſchaffner und wer ihm nahe kam. Aber wie ſchlecht hätte der den Heimgegangenen erfaßt, der das Rebhuhn, mit welchem ſelbſt St. Johannes ſpielte, mißverſtehend, das Geiſtesſpiel für den Geiſtesinhalt hielte? Dieſer Mann der fröhlichen Geſelligkeit hat in wärmſter Liebe nicht nur für die Seinen, ſonderlich ſeine Hausgenoſſen, nicht nur für die Gemeinde und die Kirche geſorgt, ſondern auch, ſelbſt nach bitterſter Erfahrung, einzelnen, auch den verkommenſten, wie ein barmherziger Samariter gründlich geholfen. Und ſolche Liebe quoll aus der Tiefe erfahrener Gnade. Denn der Mann unverwüſtlicher Heiterkeit, wie man ſich ihn gern vorſtellte, hat in ſeinem Studierzimmer, wo von allen Wänden die mächtigſten Geiſter ihn grüßten, am liebſten den ernſteſten Problemen ſich zugewendet. Dort hat er über den Sündenfall und die Prometheusſage, über Hiob, Dante und Fauſt, über die Propheten des alten Bundes geforſcht und geſchrieben, dort hat er in das Evangelium ſich vertieft, um es der Gemeinde mit durchſichtiger Klarheit und warmer Ergriffenheit zu verkünden. Von dort ging er in das Familienzimmer, in welchem die wärmſte wechſelſeitige Liebe zwiſchen dem Hausvater und der Hausmutter, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Wirten und Gäſten waltete, zur Andacht, zum Mahl, zum harmloſen und doch geiſtigen Verkehr, von dort ging er je länger je langſamer, je breſthaftiger je geduldiger, in die Kammer, um durchs Gebet fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal zu bleiben. Der große Schmelzer hat ſein Chriſtentum im feurigen Ofen erprobt. Er blieb bis zuletzt ſtille zu Gott, gegen den er nie geklagt, den er immer geprieſen, von der weichſten Dankbarkeit gegen ſeine Frau und ſeine Töchter, zugänglich dem Freunde, der ihm Liebe brachte und dem Bedürftigen, der Hilfe ſuchte. Man mußte ihm gut ſein. Und wenn die ihn nicht vergeſſen können, die ihm nur flüchtig begegnet ſind, ſo wird der geneigte Leſer mir, der ich über ſechzig Jahre lang ſeine Liebe erfahren, die Wärme dieſer Erinnerungen zu gut halten.

---



Das ſtädtiſche Obdach in Berlin.

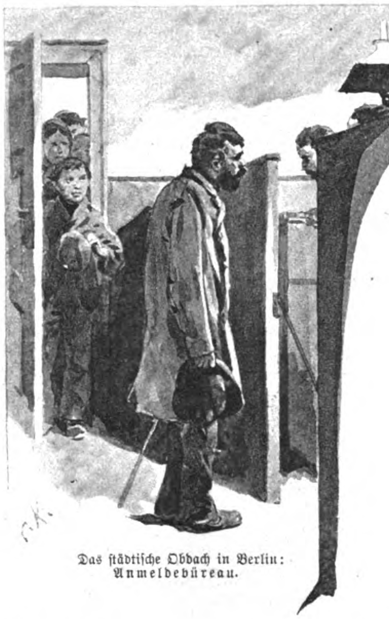
## Das ſtädtiſche Obdach in Berlin.

Von Ernſt Schubert.

(Abdruck verboten.)

Im äußerſten Nordoſten der Reichshauptſtadt, unweit der in ihrem letzten Teile noch unbebauten Greifswalderſtraße, die zu dem freundlichen Vororte Weißenſee führt, ragt auf freiem Felde ein ſchlichter und doch anſehnlicher Backſteinbau empor: das von der Stadt Berlin im Jahre 1887 errichtete Aſyl für Obdachloſe oder, wie es mit dem offiziellen Namen und zur Unterſcheidung von dem älteren Privataſyl heißt, das Städtiſche Obdach. Ganz einſam liegt

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



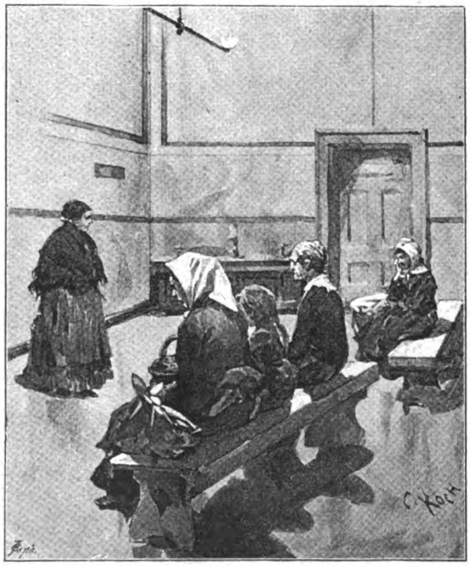
Das ſtädtiſche Obdach in Berlin:
Anmeldebüreau.

es nicht da, ſondern in mäßigen Abſtänden erhebt ſich rechts eine ſtädtiſche Gasanſtalt, links die eben im Neubau vollendete Siechenanſtalt. Aber rings ſchweift der Blick über ebene Fläche, über Felder und Wieſen, über abgeſteckte Straßen, die noch keine Häuſer und keine Namen haben. Hier und da ſteigt aus einem Fabrikſchlot nachtſchwarzer Qualm auf, und von fern grüßen die Türme der Weltſtadt herüber.

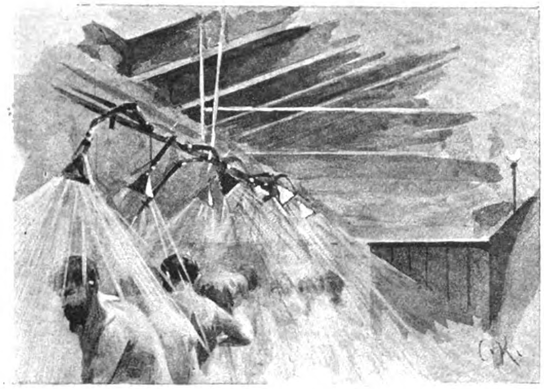
Der Abend ſenkt ſich hernieder, an die Stelle des milden Frühlingshauches, der tagsüber wehte, iſt eine merkliche Kühle getreten, ein feiner, dichter Regen beginnt niederzugehen — wahrlich, ein Nachtquartier bei „Mutter Grün“ hätte heute nichts Verlockendes, namentlich nicht für den, der nur mit jämmerlichen Fetzen bekleidet und viele Stunden ohne ausreichende Nahrung umhergeirrt iſt. Da kommen ſie über die Chauſſee geſchlichen, einzeln oder zu zweien, dreien, alt und jung, Männer und Frauen, alle mit den gleichen müden, ſchleppenden Schritten, viele mit dem ſtumpfen Ausdruck der Verkommenheit in den Zügen, doch auch andere, denen tiefer Kummer und auch brennende Scham ins Geſicht geſchrieben iſt, und wieder andere, deren Augen gierig und tückiſch flackern, wie die Lichter des Raubtieres — der Abſchaum unter den Elendeſten der Elenden. Doch welch traurige Karawane naht ſich hier: ein düſter blickender Mann, ein ſchluchzendes Weib, ein Häuflein jammernder Kinder. Nicht länger hat der Hauswirt Nachſicht üben wollen, er wies die ſäumigen Zahler aus der Wohnung, den dürftigen Hausrat für den rückſtändigen Mietzins einbehaltend — auch dieſen Unglücklichen öffnet das Städtiſche Obdach barmherzig ſeine Pforten.

Die Fürſorge für die Obdachloſen iſt in Berlin noch recht jungen Datums. Im Jahre 1869 gründete eine Anzahl menſchenfreundlicher Bürger den „Aſylverein für Obdachloſe,“ der noch heute ſegensreich wirkt und das Vorbild war für ähnliche Einrichtungen in vielen Großſtädten des In- und Auslandes. Während des verfloſſenen Jahres betrug die Zahl der in den beiden Vereinsaſylen Nächtigenden 106 760 Männer und 17 390 Frauen, insgeſamt 124 150 Perſonen, wobei allerdings zu erwägen bleibt, daß in dieſer gewaltigen Zahl die ewig wiederkehrenden und deshalb vielfach mitgerechneten Stammgäſte einbegriffen ſind. Indeſſen vermochte bei dem erſtaunlichen Anwachſen Berlins, das als dunkle Kehrſeite auch ein ſtarkes Anwachſen des Proletariats im Gefolge hatte, die Privatwohlthätigkeit dem Bedürfniſſe nicht lange zu genügen. Die Gründerjahre brachten für die kleinen Leute eine herbe Wohnungsnot, und es kam jene Zeit, wo für viele des Obdachs beraubten Familien am Kottbuſer Damm und ähnlichen freiliegenden Stellen und Plätzen Holzbaracken aufgeſchlagen werden mußten. Um gegen ſolche Kalamitäten fernerhin geſchützt zu ſein, errichteten die Behörden im November 1879 das ſtädtiſche Aſyl in der Friedenſtraße, namentlich zu gunſten der armen „exmittierten“ Familien. Auch dieſe Heimſtätte der Unglücklichen erwies ſich bald unzureichend, und ſo ſchritt man zum Bau eines groß angelegten, vorausſichtlich auf längere Dauer ausreichenden Aſyls. Am 24. Oktober 1887 wurde in der „Straße 13 b,“ die nach dem Vorſchlage des Magiſtrats demnächſt den Namen „Fröbelſtraße“ erhalten dürfte, das Städtiſche Obdach eröffnet; Bau und Einrichtung hatten rund eine Million Mark gekoſtet. Welchem Bedürfniſſe der immer rieſiger ſich entfaltenden Weltſtadt hier abgeholfen war, lehrten gleich die Zahlen der erſten fünf Monate. Bis zum 31. März 1888 fanden 608 Familien mit 2061 Köpfen Aufnahme, und in dem Nachtaſyl wurden bis zum gleichen Zeitpunkte 125 265 Männer, 5075 Frauen und 112 Kinder beherbergt.

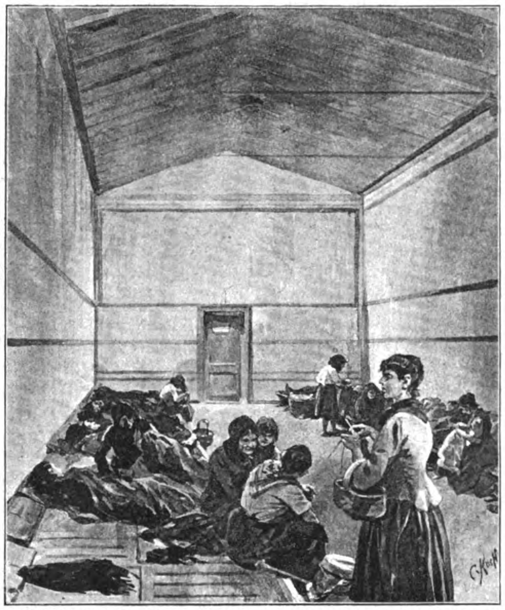
Abgeſehen von einigen Beamtenwohnungen, Büreaus und Wirtſchaftsräumen im Erdgeſchoß iſt das ganze dreiſtöckige Vorderhaus nebſt den beiden den Hof einfaſſenden Seitenflügeln dem Familienaſyl wie den einzelnen Perſonen, denen länger als eine Nacht Obdach gewährt wird, eingeräumt. Von vornherein überraſcht den Beſucher angenehm die peinliche Sauberkeit und die reine, geſunde Luft, die überall herrſcht. Nicht ein Stäubchen auf den Geländern und Stufen der Steintreppen, den Flieſen der langgeſtreckten Korridore, blitzblank die Fenſterſcheiben, die Beſchläge und Schlöſſer der Thüren, die Tiſche, Bänke und Schemel. Sechzig Säle und Zimmer öffnen ſich den Obdachloſen als gemeinſchaftliche Wohn- und Schlafräume, wozu noch ſechs weitere Säle kommen, je zwei Speiſe- und Aufenthaltsſäle (Männer und Frauen getrennt), ein Spiel- und ein Schulſaal. Ja, auch an einem Schulunterricht für die Kleinen mangelt es nicht, der ja allerdings, da er Kinder von verſchiedenem Alter umfaßt und ſich meiſt nur auf eine Woche erſtreckt, ſich vorwiegend damit beſchäftigen muß, die Jugend in der Schulzucht zu erhalten und vor dem Vergeſſen des bisher Erlernten zu ſchützen. Alle vierzehn Tage wird auch ein Gottesdienſt gehalten, an den ſich die Feier des Abend-



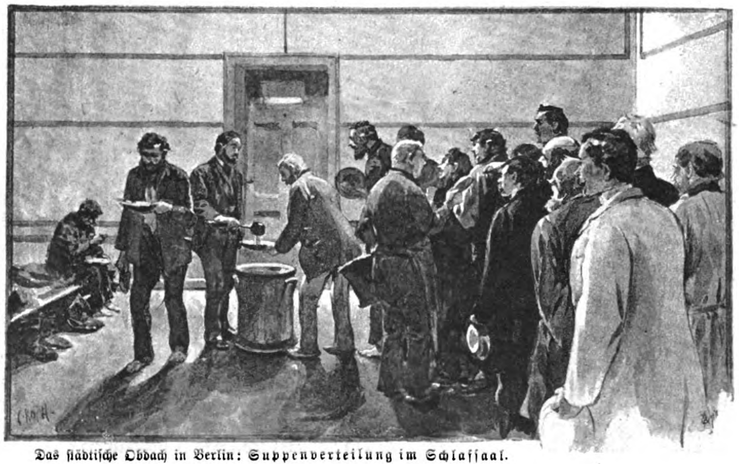
Das ſtädtiſche Obdach in Berlin:
Aufenthaltsſaal für Frauen im Familienaſyl.



Das ſtädtiſche Obdach in Berlin: Douchebad für Männer.

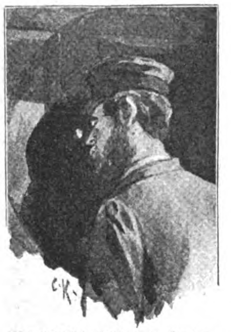


Das ſtädtiſche Obdach in Berlin: Frauenſchlafſaal im nächtlichen Obdach.



Das ſtädtiſche Obdach in Berlin: Suppenverteilung im Schlafſaal.

mahls anſchließt. In der Regel gewährt das Aſyl einer Familie nur auf eine Woche Obdach, während welcher Zeit der Familienvater ſich um eine eigne Wohnung umthun muß. Hat er eine ſolche gefunden, ſo zahlt die Stadtverwaltung für ihn die erſte halbe oder wohl auch die ganze Monatsmiete, ja ſie löſt in beſonderen Fällen die von dem früheren Hauswirt einbehaltenen Sachen aus und gewährt auch einen baren Beitrag zur Gründung einer neuen Exiſtenz. In der Zeit vom 1. April 1888 bis zum 31. März 1889 wurden 1099 Familien mit 13 522 Mark unterſtützt (durchſchnittlich 12,50 Mark für die Familie), ferner 415 einzelne Perſonen mit 3548 Mark (durchſchnittlich 8,50 Mark für den Kopf). — Der Tag im Familienaſyl beginnt morgens früh um fünf Uhr und endet abends um neun Uhr. Natürlich muß, da der einzelnen Familie nicht ein Zimmer für ſich eingeräumt werden kann, eine Trennung der Geſchlechter ſtattfinden; die Kinder unter ſechs Jahren bleiben bei den Müttern. Frauen mit ganz kleinen Kindern erhalten zu vier oder ſechs beſondere Zimmer; für ſie ſind auch in den Korridoren des Frauenflügels die ſauberen Milchkocher angebracht. Gelegenheit zum Verkehr zwiſchen Ehemännern und Vätern mit ihren Famlien bietet nur der Hof, ſelbſtverſtändlich aber ſind unter Beobachtung der guten Sitte Ausnahmen ſtatthaft, und auch Beſuche können die Inſaſſen mit Erlaubnis des Inſpektors empfangen. Während der Mann ſich über Tag nach Wohnung und Arbeit umthut, macht die Frau, ſoweit ſie nicht von ihren Kindern und Arbeiten für ſich in Anſpruch genommen iſt, ſich im Hauſe nützlich. Viele verbringen freilich auch im Aufenthaltsſaale die Zeit mit dumpfem Hinbrüten, wie wir dies auf unſern Bildern ſehen. Welche Gegenſätze offenbaren ſich hier! Neben zerlumpten und gedunſenen Weibern aus der Hefe des Volkes gewahren wir Frauen, die den Eindruck gebildeter Damen machen, neben geſitteten und wohlerzogenen kleinen Mädchen, die uns ſo rührend und hilfeflehend anblicken, unheimliche Geſchöpfe, in deren Zügen bereits die Laſter ihrer verkommenen Eltern ſich wiederſpiegeln. Natürlich wird Sorge getragen, daß ſo verſchiedenartige Elemente möglichſt von einander getrennt bleiben. — Ähnliche Gegenſätze ſind bei den Männern bemerkbar, doch ſcheinen zum Glück diejenigen die Mehrzahl zu bilden, von denen nach dem Äußeren ſich annehmen läßt, daß ſie durch dieſe Leidensſtation des Daſeins wieder zu einer beſſeren Lebenslage ſich emporarbeiten. Nie werde ich das Bild vergeſſen, das ſich mir beim Betreten eines der Säle bot. Ein noch junger Mann hielt innig ſeinen achtjährigen Knaben umſchlungen, und beide ſchienen einander mit zärtlichem Zuſpruch zu tröſten. Welch ein Wechſel ging in den verhärmten Zügen vor, als der Mann erfuhr, ſein Fürchten und Bangen, ſein Zagen und Zweifeln habe ein Ende, denn es ſei eine Stellung für ihn gefunden. Ein Arbeitsnachweis iſt allerdings mit dem Aſyl nicht verbunden, aber gerne ergreifen die Beamten und die Herren der ſtädtiſchen Verwaltung, die mit großer Sorgfalt die Anſtalt überwachen, die ſich darbietende Gelegenheit, den Bedürftigen Arbeit oder Stellung zu verſchaffen. Auch ſonſt hält man ſich nicht engherzig an den Buchſtaben der Vorſchriften. Würdigen Familien wird Aufenthalt und Verpflegung auch länger als acht Tage gewährt. — Die Ernährung im Familienaſyl iſt gut und reichlich. Der Mann erhält täglich 600 Gramm kräftiges Roggenbrot, das in der Bäckerei des Rummelsburger Arbeitshauſes hergeſtellt wird, die Frau 500, ein heranwachſendes Kind 400, ein Kind unter ſechs Jahren 200 Gramm. Dazu gibt es morgens und abends $^{9}/_{10}$ Liter Suppe (Mehl-, Reis-, Gries- ꝛc.); ich habe ſie gekoſtet, und im Zubiß des ſchmackhaften Landbrotes mundete ſie vortrefflich. Mittags wird Gemüſe und Fleiſch (70 Gramm für den Erwachſenen) gereicht, und Donnerstags kommt auf den Tiſch das bei den Berlinern ſo beliebte Gericht: Pellkartoffeln mit Häring. Kranke und Kinder unter ſechs Jahren erhalten 200 Gramm Fleiſch, $^{1}/_{2}$ Liter Milch, $^{1}/_{4}$ Liter Bouillon, eine Semmel von 120 Gramm und, je nach Verordnung, Eier, Butter und Kaffee. Eine Mutter mit einem Säugling bekommt als beſondere Zugabe 400 Gramm Weißbrot, eine Semmel von 120 Gramm, 1 Liter Milch, $^{1}/_{4}$ Liter Bouillon, 1 Liter Braunbier. Die Zubereitung der Speiſen erfolgt in der im Erdgeſchoß belegenen, vor Sauberkeit nur ſo blitzenden Küche, in welcher drei gewaltige Senkingſche Menagekeſſel ſtehen; die Handleiſtungen beſorgen Häuslinge des Rummelsburger Arbeitshauſes. Zu ebener Erde liegt auch die nicht minder geräumige Waſchküche, in welcher alle Arbeit von den Frauen des Familienaſyls beſorgt wird. Im Keller befinden ſich die Vorratskammern, auch dieſe ein Bild muſterhafter Ordnung. Hier, wie in einer großen Vorkoſthandlung, die Fächer mit Mehl, Gries, Grütze, Reis ꝛc., dort die Truhen voll friſchduftenden Brotes und da in der Ecke das mächtige Faß mit dem leckeren Donnerstags-Fiſch, — zwar kein hochfeiner Matjes, aber doch ein tüchtiger, gut bürgerlicher Häring, wie meine heimatliche Spezialwiſſenſchaft ſofort erkannte. — Dieſes Familienaſyl, das im Durchſchnitt täglich etwa 200 Perſonen beherbergt, bisweilen aber auch 400 bis 450, iſt von ungeheurer Wichtigkeit für die Millionenſtadt Berlin. Wie viel Hausſtände würden unrettbar zu Grunde gehen, wenn nicht im Falle der äußerſten Not das Städtiſche Obdach ihnen eine Zuflucht böte, eine kurze Friſt zum Aufatmen im Verzweiflungskampfe, zur Gewinnung neuer Kräfte. Zwar kamen von den 1298 Familien, welche während des Jahres 1888—89 das Aſyl in Anſpruch nahmen, 380 Familien zum zweitenmal wieder, 116 zum drittenmal, und 51 Familien zu noch öfteren Malen, dieſen war es alſo nur nach langem Ringen oder gar nicht gelungen, wieder feſten Fuß im bürgerlichen Leben zu faſſen. Aber die Mehrzahl der Familien, 751, kamen doch nicht wieder, ſie hatten alſo wieder feſten Boden gewonnen, und rechnen wir die Familie zu vier Köpfen, ſo gibt dies über 3000 Menſchen, die in einem Jahre aus ſchlimmſtem Elend für eine beſſere Zukunft gerettet wurden.


Das ſtädtiſche Obdach in Berlin: Kontrolle am Judasauge im nächtlichen Obdach.

Weit verſchieden von dem Familienaſyl iſt das nächtliche Obdach, das eben nur für die Dauer eines Abends und einer Nacht den Bedürftigen Unterſchlupf gewährt. Hinter dem Vorderhauſe und dem von den Seitenflügeln umgrenzten Hofe ſind ſechs parallel laufende Backſteinbauten errichtet, Baracken, wie ſie in Erinnerung an die alte Zeit der Obdachloſigkeit genannt werden. Dieſe Baracken enthalten insgeſamt zwanzig Schlafſäle, je einen Baderaum für Männer und Frauen, einen Sammelraum und, zur Bändigung von Unbotmäßigen, einen Arreſtſaal. Der Vorgang bei der Aufnahme, die von vier Uhr nachmittags bis zwei Uhr nachts ſtattfindet, iſt folgender. Der Obdach Begehrende nennt dem Beamten ſeinen Namen und wandert hierauf, nachdem ſich etwa zwanzig Kameraden eingefunden haben, in das Bad. Der Geſunde und Kräftige kommt unter die Douche, der Alte, Gebrechliche ins Wannenbad. Seine ſämtlichen Kleidungsſtücke hat der Badende in einen Beutel geſteckt, der mit einer Nummer verſehen wird und ſofort in die hinter den Baracken errichtete Desinfektionsanſtalt wandert. Heiße, bis zu 95 Grad erhitzte Luft tötet alle Lebeweſen, die in den Kleidungsſtücken verborgen ſein könnten. Falls der Verdacht einer anſteckenden Krankheit vorliegt, wird die Hitze auf 108 Grad erhöht. Nach zwanzig Minuten, während welcher der Aſyliſt im Bade verbleibt, findet er ſeine Kleider gereinigt wieder vor und geht nun in den Sammelraum. Sobald ſechzig Perſonen beiſammen ſind, erfolgt die Verteilung in die Baracken, wobei diejenigen Perſonen, die zum erſtenmal das Aſyl aufſuchen, einen Saal für ſich erhalten, um ſo vor unlauteren und verderblichen Einflüſſen geſchützt zu ſein. Als Abendbrot wird eine Mehlſuppe nebſt 200 Gramm Roggenbrot gereicht. Im Gegenſatz zum Familienaſyl, wo jeder Inſaſſe ſeine eiſerne Bettſtelle nebſt Strohſack, Kopfkiſſen und wollener Decke hat, ſind im Barackenlager nur hölzerne Pritſchen nebſt einer Leinendecke vorhanden. Dieſe Herbergsgäſte pflegen ſich nur der Stiefel und des Rockes zu entkleiden, woraus ſie ſich ein Kopfkiſſen formen. O, man muß ſie ſehen, dieſe von raſtloſem Umherirren geſchwollenen, wunden Füße, um den ganzen Jammer der verlorenen oder doch abſchüſſigen Exiſtenz zu begreifen!

Selbſtverſtändlich herrſcht im nächtlichen Obdach eine ſtrenge Disziplin, denn neben den harmloſen Unglücklichen, welche die bittere Not hierher getrieben hat, gibt es auch verlottertes, ja ruchloſes Geſindel, das ſcharf im Zaume, unter ſteter Beobachtung gehalten werden muß. So iſt in der Thür jeden Schlafſaales ein Guckloch angebracht, ein „Judasauge,“ durch welches die patrouillierenden Beamten jederzeit den Einblick über den Raum gewinnen können. Auch hierbei iſt Vorſicht geboten, denn einmal hat ein tückiſcher Strolch, von reiner Bosheit getrieben, durch das Judasauge mit dem Meſſer nach dem Auge des Beamten geſtochen. Solche Ausſchreitungen ſind jedoch ſehr ſelten, und im allgemeinen fügen ſich die Koſtgänger des nächtlichen Aſyls willig in die ſtramme Zucht. — Morgens um halb fünf Uhr werden ſie von dem in den Saal tretenden Beamten geweckt, und nun geht es an den im Raume angebrachten, mit Waſſerleitung verſehenen Becken ans Waſchen. Keiner erhält ſeine Morgenſuppe, der nicht nach Möglichkeit ſaubere Toilette gemacht hätte. Nunmehr erfolgt vor den Polizeibeamten die Aufnahme des Nationals, wovor jeder, der etwas auf dem Kerbholz hat, zittert. Diejenigen, die als „geſuchte“ oder verdächtige Perſönlichkeiten erkannt werden, fallen noch an demſelben Tage dem „grünen Wagen“ anheim, der ſie der Polizei, dem Unterſuchungs- oder Strafrichter zuführt. Die Unverdächtigen erhalten ihre „Verwarnung,“ d. h. die Anweiſung, ſich ein anderes Unterkommen als das Städtiſche Obdach zu ſuchen, widrigenfalls ſie Gefahr laufen, wegen Arbeitsſcheu beſtraft und ſchließlich zwangsweiſe im Arbeitshauſe untergebracht zu werden. Fünfmal darf der Obdachsloſe ungeſtraft im Barackenlager ſich einſtellen, ſobald er aber zum ſechſtenmal erſcheint, verweigert man ihm wohl nicht die Aufnahme, aber am anderen Morgen trifft ihn unfehlbar das Verhängnis der polizeilichen Abführung.

Auch im nächtlichen Obdach herrſcht äußerſte Sauberkeit. Sobald die Inſaſſen entlaſſen ſind, werden die Säle zunächſt ausgekehrt, dann mittels eines Hydranten abgeſpült, die Pritſchen abgeſpritzt, die Wände abgewaſchen. Hierauf wird noch jede Pritſche mit einer fünfprozentigen Karbollöſung abgewaſchen, die Decken werden zuſammengenommen und der Desinfektionsanſtalt überliefert. Kurzum, was alles nur geſchehen kann zur Reinhaltung der Räume und Geräte, es geſchieht mit peinlichſter Sorgfalt. Gerade jetzt kommt freilich für das Anſtaltsperſonal gute Zeit. Während im vergangenen Winter die tägliche Durchſchnittszahl der nächtlichen Gäſte 17—1890 betrug, macht ſich in der guten

Jahreszeit ein ſtarkes Sinken bemerkbar, und im heißen Sommer, wo Mutter Grün ihre Feſtſäle eröffnet hat, ſchrumpft die Zahl der nächtlichen Obdachloſen auf etwa 500 täglich zuſammen. Im Stadthaushaltetat für 1890—91 iſt die tägliche Durchſchnittszahl der Nächtlichen auf 650, diejenige der Familien auf 220 Köpfe berechnet. Die Verwaltungskoſten ſind auf 153 747 Mark veranſchlagt.

Gegenüber den erſtaunlichen Leiſtungen, die dem Städtiſchen Obdach nachzurühmen ſind, erſcheint das Verwaltungs- und Aufſichtsperſonal ſehr gering — gewiß ein Beweis für die Tüchtigkeit der einzelnen. Dem Inſpektor Bandemer gehen zur Hand drei Büreaubeamte, ein Hauswirt, dreizehn Aufſeher, ſechs Aufſeherinnen, ein Portier. Dazu kommen in der Desinfektionsanſtalt, deren Schlot wir auf unſerm erſten Bildchen hinter den Baracken aufragen ſehen, ein Maſchinenmeiſter, zwei Heizer und zwei Desinfekteure. Allerdings werden, wie ſchon vorher erwähnt, zu den Handreichungen einige Leute aus dem Rummelsburger Arbeitshauſe herangezogen, ebenſo gelegentlich Hilfen aus dem Familienaſyl. Aber es iſt doch bewundernswert, mit wie verhältnismäßig geringen Kräften die umfangreiche Anſtalt in muſterhafter Ordnung gehalten wird.

Wenn man die Liſten der Beſucher durchſtöbern dürfte, wie Trauriges würden ſie verraten. Kein Rang, kein Stand, der nicht verlorene Glieder hinausſendete in die letzte Zuflucht, die Obdach und Nahrung gewährt. Man findet Namen, die geſchichtlich berühmt ſind in preußiſchen Landen, und daneben begegnet einem manche moderne „Berühmtheit,“ wie jener Mann, der noch vor einigen Monaten in einem der erſten Spezialitätentheater als Improviſator Stürme der Heiterkeit entfeſſelte, und der nun, Gott weiß durch welches Verhängnis, in die unbenannte Straße 13 b geraten war.

Wer einen Gang durch das Aſyl unternehmen will, der möge vorher ſeine Nerven ſtählen: ihm offenbart ſich das menſchliche Elend in ſeiner traurigſten Geſtalt. Es iſt ja viel ſelbſtverſchuldetes Elend dabei, aber auch viel unverſchuldetes, wie man namentlich im Familienobdach leicht gewahrt. Was können Weib und Kind dafür, wenn der Mann ein Thunichtgut, ein Trunkenbold iſt, warum müſſen ſie mit geſtraft werden! Das Herz ſchnürt ſich einem zuſammen beim Anblick manchen kummervollen Bildes, und ſchwer fällt es einem auf das Gemüt, daß in manchem Falle eine dauernde Hilfe, ein Emporziehen aus den Abgründen des großſtädtiſchen Lebens kaum noch möglich erſcheint. Aber viele, die ſchon im Sinken waren, werden doch wieder auf feſtem Boden gelandet, ihnen wird der werkthätige Beiſtand, der dem Verkommenen nur ein Almoſen iſt, zur wirklichen Rettung, und dies iſt der erfreuliche Eindruck, den man mit heimnimmt von der Stätte des Jammers. Diejenigen aber, die in der Stadt von anderthalb Millionen miteinander wetteifern in üppiger Lebensführung und verachtungsvoll herabblicken auf die hart um das Daſein Ringenden, die möchte man dort hinführen und ihnen zurufen mit den Worten des Königs Lear:

> Nimm Arzenei, o Prinz!
> Gib preis dich, fühl' einmal, was Armut fühlt,
> Daß du hinſchütt'ſt für ſie dein Überflüſſ'ges
> Und retteſt die Gerechtigkeit des Himmels.

---

# Familientiſch und Spielecke.

## Nur ein Mädchen!

(Zu dem Bilde auf S. 517.)

Der Klaus war lange fort auf See;
Da ward ſein Herz ihm wund und weh.
Er ſehnt ſich heim nach Annmarie;
So jach gen Holland war ihm nie

Und wie er tritt ins liebe Haus,
Ein ſüß Gekreiſche klingt heraus;
Und wie er eintrat durch die Thür,
Eine junge Mutter kommt herfür.

„Sieh, Klaus, was uns der Storch gebracht!
Ja gelt, das haſt du nicht gedacht!
Ein Dirnlein wunderzart und fein.“
Klaus dacht', es müßt' ein Burſche ſein.

Darum das Wort ihm doch entfuhr:
„Hm, hm! So, ſo! Ein Mädchen nur!“
Die jung-glückſel'ge Mutter ſchmollt;
Dann lächelt ſie gar lieb und hold.

Und ſpricht: „Schau doch dein Boot nur an
Dort an der Decke, böſer Mann!
Wie nanntſt du das? Bekenn' und ſprich!“
Er: „Annmaria, juſt wie dich.“

Und ſie fährt fort: „In aller Not
Blieb ſtets dir treu dein Segelboot.
Die Annmarie in Drang und Schmerz
War dir zu Seiten allerwärts.

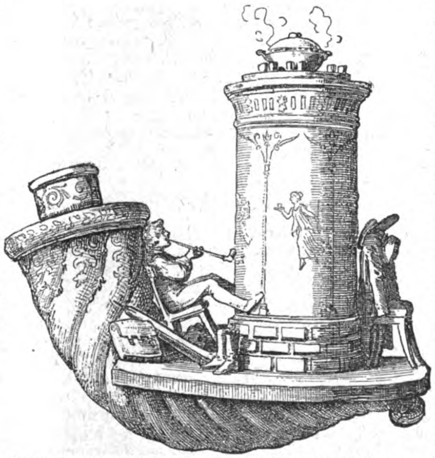
Die iſt gebaut aus gutem Holz,
Iſt deine Luſt, dein höchſter Stolz.
Sag', ob mir je das Wort entfuhr:
Solch Boot iſt doch ein Mädchen nur!“

Da wird's dem Klaus wie Reue kund;
Er küßt ſein Kindchen auf den Mund
Und ruft: „Gedeih', du kleine Sie,
Wie Marieann' und Annmarie!“

Wilhelm Henzen.

## Entwurf zu einer Tabakspfeife.

So energiſch auch Cigarre und Cigarrette die Pfeife zu verdrängen beſtrebt ſind, bisher iſt es ihnen nicht gelungen. Das Pfeifenbrett, das man noch vor dreißig Jahren faſt in jedem Familienwohnzimmer fand, iſt aus unſern ſtylgerechten Einrichtungen zwar verbannt, aber wo man es der Mode zum Trotz dennoch findet, da fügt es ſich ganz angemeſſen in die Räume ein und erweckt das Gefühl von Behaglichkeit und Zufriedenheit.



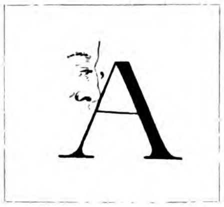
Entwurf zu einer Tabakspfeife. Aus dem Album von Radierungen von Moritz von Schwind im Verlage von A. Bielefelds Hofbuchhandlung in Karlsruhe.

Da wäre es wohl an der Zeit, daß das Kunſtgewerbe ſich endlich auch einmal der Pfeife erbarmte und uns von den buntgemalten Porzellan- und den ſchablonenmäßig geſchnittenen Meerſchaumköpfen erlöſte. Der obenſtehende Entwurf von Moritz v. Schwind beweiſt, daß ſich auch hier Zweckmäßigkeit mit einer launig ausgeführten Idee künſtleriſch verbinden läßt. Der Raucher wird nicht nur am Genuß des Tabaks, ſondern auch an einem ſolchen Pfeifenkopf ſeine immerwährende Freude haben, die ſich erhöht, je mehr der Meerſchaum ſich bräunt und das geſchnitzte Bild behaglichen Ausruhens am warmen Ofen nach ermüdender und durchnäſſender Wanderung wärmere Schattierungen erhält.

## Eine neue Rang- und Quartierliſte

der preußiſchen Armee für den aktiven Dienſtſtand vom 1. April d. J. iſt vor kurzem erſchienen (Königl. Hofbuchhandlung von Ernſt Siegfried Mittler & Sohn, Berlin). Veranlaſſung zu dem außergewöhnlichen Erſcheinen der neuen Rangliſte haben die zahlreichen Veränderungen gegeben, die durch die neugebildeten Infanterie- und Artillerieregimenter hervorgerufen worden ſind; doch ſoll in Zukunft der April als Erſcheinungstermin feſtgehalten werden. Da dieſer Band nur als Supplementband zu der letzten Rangliſte zu betrachten iſt, haben von Reſerveoffizieren nur diejenigen der neugebildeten Regimenter darin Aufnahme gefunden. Von den beiden mit dem 1. April neuerrichteten beiden Armeekorps iſt das XVI. der V., das XVII. der I. Armeeinſpektion unterſtellt worden; die erſtere iſt dadurch auf fünf, die letztere auf drei Armeekorps geſtiegen. Zu dem Gardekorps iſt die neuerrichtete vierte Kavalleriebrigade hinzugetreten. Das Eiſenbahnregiment iſt zu einer Eiſenbahnbrigade von zwei Regimentern vermehrt worden; die Artillerieſchießſchule in die Schießſchule der Feld- und der Fußartillerie geteilt und von Berlin nach Jüterbog verlegt worden. Sehr zahlreich ſind die Garniſonveränderungen, über welche das Garniſonverzeichnis Auskunft gibt. Das militäriſche Gefolge des Kaiſers bilden der vortragende Generaladjutant Sr. Majeſtät Generalleutnant von Hahnke, der Kommandant des Hauptquartiers Generalleutnant von Wittich, die Generaladjutanten General der Kavallerie Graf von Walderſee, Chef des Generalſtabs der Armee, Generalleutnant von Verſen, kommandierender General des III. Armeekorps, die Generale à la suite Graf von Wedel und Generalmajor von Brauchitſch, Inſpekteur der Kriegsſchulen, die dienſtthuenden Flügel-

### Bilderrätſel.



### 1. Zahlenrätſel.

Jenem Zug der Argonauten,
Auf dem Kolchis ſie erſchauten,
War das Ganze zugeſellt;
Wie uns alte Sagen melden,
War es Vater eines Helden
Und auch ſelbſt ein tapfrer Held.

In den hellen Flammen ſehen
Auf des 6, 2, 1, 4 Höhen
Einen größern Helden wir,
Der durch eigenes Verſchulden
Dort das Letzte muß erdulden,
Zu den Göttern ſteigt von hier.

Nun, in ſeligen Gefilden,
Weilt er mit dem Sohn der milden
3, 4, 1, 6, 7, 4;
Darf ſelbſt zu den Göttern zählen,
Die der Jugend Göttin wählen,
Zu erwählen ihn mit ihr.

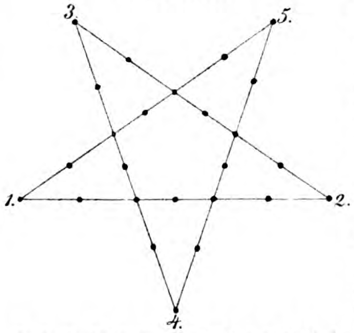
Fr. St.

### 2. Rätſel.

Ich bin, bedeckt von friſchem Grün,
Dem übertünchten Grabe gleich;
Denn wo des Frühlings Kinder blüh'n,
Birgt ſich ein Weg zum Totenreich.

Wenn ihr ein Zeichen doppelt ſetzt,
Bin hold mit Roſen ich geſchmückt;
Oft wird von ſcharfem Dorn verletzt,
Wem ihr Geruch den Sinn berückt.

### 3. Drudenfuß.



A A A A D D E E E H I L L M M
N N S S S T T U U W

Obige fünfundzwanzig Buchſtaben ſind ſo an die Stelle der Punkte obenſtehender Figur zu ſetzen, daß fünf ſiebenlautige Wörter von folgender Bedeutung entſtehen: 1. europäiſche Inſel, 2. ſehr geſchätztes Mineral, 3 Name aus der griechiſchen Sage, 4. aus dem Anfang des Dreißigjährigen Krieges bekannter Name, 5. männlicher Vorname. A. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

adjutanten Oberſtleutnant von Lippe, Kommandeur der Schloß-Gardekompanie, Oberſtleutnant von Kaſſel, Majors von Zitzewitz, von Scholl, von Hülſen, Freiherr von Seckendorff, und die Flügeladjutanten Oberſt von Villaume, Militärbevollmächtigter am Kaiſerlich ruſſiſchen Hofe, Oberſt von Kleiſt, Kommandeur der II. Garde-Kavalleriebrigade, Oberſtleutnant Freiherr von Biſſing, Kommandeur des Regiments Gardes du Korps, von Engelbrecht, kommandiert bei der Botſchaft in Rom, von Deines, kommandiert bei der Botſchaft in Wien, die Majors von Bülow, Kommandeur des Königs-Ulanenregiments Nr. 13, Freiherr von Hoiningen gen. Huene, kommandiert bei der Botſchaft in Paris, und der Kapitän zur See Freiherr von Senden-Bibran, Chef des Marinekabinetts. Als erſter und dem Patent nach jüngſter unter den Generalfeldmarſchällen und Generaloberſten iſt aufgeführt Otto Fürſt von Bismarck, Herzog von Lauenburg, womit der Streit über Annahme oder Nichtannahme dieſes Titels von ſeiten des Fürſten Bismarck wohl endlich geſchlichtet ſein dürfte.

## Die Vogelfreunde

unter unſern Leſern machen wir auf ein ſehr intereſſantes Werk aufmerkſam, welches H. Nehrling im Verlage von Geo Brumler in Milwaukee und F. A. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel: „Die Nordamerikaniſche Vogelwelt“ herausgibt. Das in 12 Lieferungen (à 4 Mark) erſcheinende Werk enthält 36 Chromotafeln, auf denen die intereſſanteſten Vögel Nordamerikas von Rob. Ridgway, A. Göring und G. Mützel farbig wiedergegeben ſind. Für den Text haben offenbar die Werke des verſtorbenen A. E. Brehm als Vorbild gedient. Der Verfaſſer, ein geborener Amerikaner und tüchtiger Vogelkenner, ſchildert uns die Vögel in ihrer Heimat und entwirft dabei auch höchſt feſſelnde landſchaftliche Bilder.

Es wird unſere deutſchen Vogelfreunde nicht nur intereſſieren, die Heimat der Spottdroſſel, der Wanderdroſſel, des roten Kardinals und anderer guter Bekannter näher kennen zu lernen, ſie werden dem berufenen Führer auch gern zu Beobachtungen folgen, welche ſolchen Vögeln galten, die noch faſt gar nicht nach Europa kamen, wie z. B. die Vireos, die aber vom Standpunkte des Liebhabers ſehr beachtenswert ſind.

## Sport. Landwirtſchaft.

In Frankreich hat man in den letzten Jahren umfaſſende Verſuche über den Einfluß des Scherens der Pferde gemacht, die wohl ein allgemeines Intereſſe beanſpruchen dürfen. Die bisherigen Anſchauungen über die wichtige Frage gingen bekanntlich ſehr auseinander: während von der einen Seite das Scheren geradezu als eine Mode- und Luxusnarrheit verworfen wurde, weil bei dem geſchorenen Pferde ein nicht unbedeutender Teil der Futterration für den eigentlichen Nährprozeß verloren ginge, d. h. bei dem Prozeß der Wärmeerzeugung aufgebraucht würde, behauptete man anderſeits, daß das Scheren nicht nur die Wartung und Pflege erleichtere, ſondern auch den Nährzuſtand begünſtige. Nach den neueren Verſuchen ſcheint in der That das letztere der Fall zu ſein; von zweihundert dem Nähr- und Geſundheitszuſtand, der Herkunft und dem Alter nach möglichſt gleichwertigen Pferden wurde die Hälfte geſchoren und allen Tieren dann gleiche Ration und gleiche Arbeitsleiſtung zugewieſen — nach Verlauf von drei Monaten ſtellte ſich heraus, daß die hundert geſchorenen Pferde durchſchnittlich um zwanzig Kilo mehr zugenommen hatten, als die nicht geſchorenen. Im allgemeinen wurde weiterhin jedoch feſtgeſtellt, daß das Scheren weniger für zur Feldarbeit verwendete, als für ſolche Tiere vorteilhaft ſei, denen eine ſtark ermüdende, die Tranſpiration ſehr anregende Arbeitsleiſtung zugemutet wird.

## Technik.

Können eiſerne Brücken nicht ſchön ſein? Profeſſor Reuleaux iſt es, der in einem höchſt anziehenden Artikel der Wochenſchrift Prometheus dieſe Frage mit Bezugnahme auf eine ganze Anzahl moderner Brückenbauten beſpricht und, gewiß ganz den Herzensanſchauungen unſers Leſerkreiſes entſprechend, gegen das Überwiegen der bloßen, dürren Nützlichkeitsform und für die Wahrung der Forderungen des Schönheitsſinns eintritt. Er zeigt, wie ſelbſt bei den techniſch hochbedeutenden Bauten z. B. bei der ſoeben vollendeten Forthbrücke, weit mehr für die Schönheit der Linienführung hätte gethan werden können — wie anderſeits einzelne neuere Brückenbauten, u. a. die bekannte Kirchenfeldbrücke zu Bern und die Brücke über das Javrozthal im Kanton Freiburg, beweiſen, daß ſich Schönheit, Einfachheit und Zweckmäßigkeit nicht nur nicht widerſprechen, ſondern daß ſie ſogar ſehr wohl ineinander aufgehen können. „Meiner Anſicht nach,“ ſchließt der intereſſante Aufſatz, deſſen ernſte Mahnungen hoffentlich nicht ungehört verhallen werden, „meiner Anſicht nach können wir auf die zu Anfang geſtellte Frage aus dem germaniſchen Baugeiſt und Bauverſtändnis heraus antworten: Eiſerne Brücken müſſen nicht unſchön gebaut werden.

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 32.

Dameſpielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. Dg3—f3 | 1. Dd4—a1† |
| 2. b4—c5 | 2. b6—d4† |
| 3. d2—c3 | 3. d4—b2 |

4. Df4—c1 und hat gewonnen, da Schwarz nicht mehr ziehen kann.

**1.** Rätſel-Diſtichon. Traum — Murat.

**2.** Zweiſilbige Scharade. Spielraum.

**3.** Rätſel. Stab.

**4.** Magiſches Dreieck.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| S | E | N | E | G | A | L |
| E | R | I | W | A | N | |
| N | I | M | E | S | | |
| E | W | E | R | | | |
| G | A | S | | | | |
| A | N | | | | | |
| L | | | | | | |

---

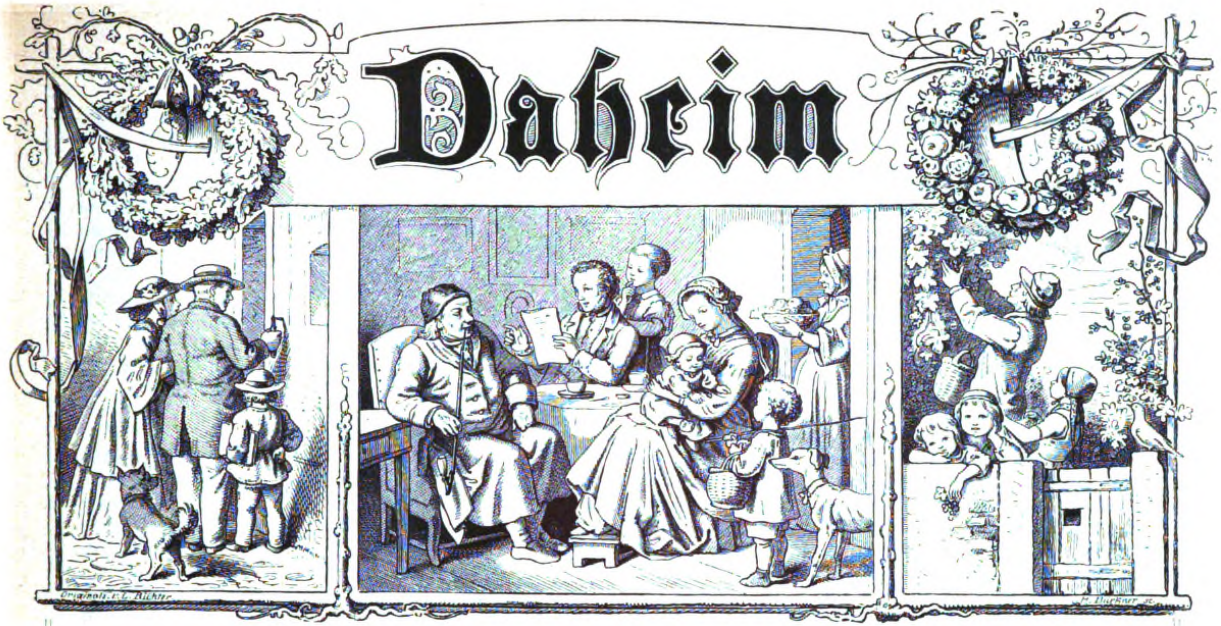
**Inhalt:** Blumen ohne Duft. Fortſ. Erzählung von L. Weſtkirch. — Die Einbürgerung des Tabaks in Deutſchland. Von Dr. Schultz. — Im Frühling. Nach dem Gemälde von F. Lipps. — Erinnerungen an Guſtav Baur. Schluß. Von Wilhelm Baur. — Das ſtädtiſche Obdach in Berlin. Von Ernſt Schubert. Mit ſieben Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke: Nur ein Mädchen. Gedicht von Wilhelm Henzen. Zu dem Bilde von C. Mücke. Entwurf zu einer Tabakspfeife. Mit einer Illuſtration. Eine neue Rang- und Quartierliſte. Für Vogelfreunde. Sport — Landwirtſchaft. Technik.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Mai 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 34.

# Blumen ohne Duft.

Erzählung von L. Weſtkirch.

(Abdruck verboten.)

Sie hatte nicht laut geſprochen, aber es lag eine Gewalt, eine unterdrückte Leidenſchaft in ihrer Stimme, ihrer Haltung, in jedem Zuge des farbloſen Geſichtes, vor welcher der Mann innerlich zuſammenknickte.

„Ich wollte Sie nicht kränken, glauben Sie mir. Ich weiß ja, daß ich gegen Sie im Unrecht bin. Nur meine Lage, die Rückſicht auf meine Familie — — Wenn Sie in mein Herz ſehen könnten, Doris, vielleicht würden Sie finden, daß der Himmel Sie genugſam an mir gerächt hat und daß Sie ſeinem Arme keine Hilfe zu leihen brauchen.“

In dieſem Augenblicke trat Frau Roſenthal ein. Die beiden Menſchen ſtanden voneinander abgewandt, er am Schreibtiſche, Doris am Fenſter, beide ſtumm.

Sie ſchaute das Paar verwundert an. „Die Kinder ſuchen Sie, Fräulein.“

Doris ging hinaus.

„Nun, wie gefällt dir unſer neues Fräulein, Karl? Du haſt ja wohl eben mit ihr geredet, oder nicht? Schön iſt ſie freilich kaum, aber vielleicht um ſo tüchtiger.“

Karl Roſenthal-Lotteck ſaß ſchon wieder vor ſeinem Schreibtiſche, den Kopf tief über die eingegangenen Briefe gebeugt.

„Man muß abwarten,“ murmelte er, dann fuhr er auf. „Was heißt das? Wedemeier will die ſchadhaften Handſchuhe nicht mehr zu den alten Preiſen liefern?“

„So ſchreibt er. Auch die fehlerhaft ausgefallenen Exemplare würden ihm jetzt zum vollen Preiſe abgenommen. Bah, es wird ſo ſchlimm nicht werden. Gräm' dich nicht drum. Wenn er hartnäckig bleibt, rede ich mit ihm.“

„Du? — Daß du dich's nicht unterſtehſt! — Das iſt meine Sache. Mit ihm reden, du! Mit einem jungen Laffen von ſeinem Ruf! — Ich verbiete es dir ernſtlich, Sophie.“ Der bloße Gedanke erfüllte den Mann mit Entſetzen. Er brach ab. „An der Kaſſe fehlten geſtern wieder fünfzig Mark.“

„Lieber Gott, Karl, du willſt eſſen und gut eſſen. Mit dem bißchen Haushaltsgeld komme ich nicht aus.“

„Du haſt die fünfzig Mark genommen?!“

„Ja, wer denn ſonſt? Unſere Jette wirſt du doch nicht im Verdacht haben, die alte treue Seele!“

„Aber das iſt unrecht, Sophie! Du brauchſt zu viel! — Und ohne nur zu buchen!“

„Ei, das Buchen iſt deine Sache. Brumme nicht, Mann, um die paar Mark. Wir haben's ja!“

Karl Lotteck brummte nicht, aber er ſeufzte. Was half's auch, an der Kette zu rütteln, die er ſelbſt ſich geſchmiedet?

Doris hatte nun keinen Grund mehr, ſich des Hausſtandes hilfreich anzunehmen, der ihr nicht zur Heimat werden ſollte, aber gleich dem fleißigen Gretchen im Märchen konnte ſie das Brot im Backofen nicht rufen hören: „Zieh mich heraus!“ und den Fruchtbaum: „Schüttle mich,“ ohne wacker Hand anzulegen. Sie räumte die verwahrloſte Stube auf, ſie entfernte den Staub von Boden und Möbeln, wuſch und plättete die nicht mehr friſchen Gardinen. Sie ſaß ſpät in der Nacht auf, um die hübſchen aber zerriſſenen Kleider der Kinder auszubeſſern und ging Jetten zur Hand, damit das Mittagsmahl pünktlich auf dem Tiſche erſchien. Sie that es ohne Abſicht, ohne Ausſicht auf Lohn, einfach, weil es in ihrer Natur lag zu ſchaffen und zu wirken, und die kleine Hausfrau haſtete und keuchte neben ihr, der niemals Eiligen, her, atemlos, abgehetzt wie zuvor, nur im ſtillen verwundert, daß ihre Haſt nun auf einmal Greifbares bewirkte.

Doris aber ſchaute auf den Mann, den ſie in ihrer Jugend geliebt hatte, erſt ſcheu, dann dreiſt und dreiſter und wunderte ſich, daß ihr Herz unerſchütterlich ruhig blieb, daß nicht die alte Liebe darin aufwachen wollte und nicht der alte Haß, — Mitleid, ehrliches, tiefes Mitleid allein es ganz erfüllte. Es war keine Lüge geweſen, wenn Karl Lotteck ihr verſicherte, daß er geſtraft ſei für ſeine Schuld. Am erſten Abend ſchon erkannte ſie das, als ſie ihm die Kinder zum Gutenachtſagen brachte. Er ſaß am Schreibtiſche, blaß, abgearbeitet, in ſich zuſammengeſunken. Beim Laut der Kinderſtimmen fuhr er empor, herzte mit Ungeſtüm die Kleinen, dann drängte er ſie haſtig von ſich. „Geht ſchlafen!“ Und während der Blick ſeiner ſchwarzumrandeten Augen ihnen bis zur Schwelle folgte, murmelte er, ſeinen müden Körper mit Gewalt emporrüttelnd: „Jette ſoll die Lampe neu füllen. Ich arbeite noch ein paar Stunden.“

Armer Mann! Nur ein ſchwaches, launenhaftes Kind des Glückes hatte die Natur in ihm gebildet und das Schickſal lud ihm eine Laſt auf, die auch eines Starken Schultern hätte wund drücken mögen. Armer Mann! Ein Schmetterling, geſchaffen, ſeine leuchtend bunten Schwingen im Sonnenſchein zu wiegen, taumelte er hilflos in den ſchweren Regenſchauern des Herbſtes. Und ſeine Frau war's, welche unbewußt das Rächeramt übernommen hatte für ſeinen Treubruch an einer anderen! In dem Reichtum aufgewachſen, welchen die Mutter durch ihren Handſchuhhandel erwarb, kannte ſie den Wert des Geldes nicht. Es dünkte ſie luſtig es auszugeben, wie es ihr gefiel. Zu ihrer Mutter Lebzeiten war immer Überfluß geweſen für ihre Wünſche. Warum hätte ſie ſich einſchränken ſollen, jetzt, da ein fleißiger Mann mitverdienen half? — Aber ihre Mutter war eine praktiſche, rührige Frau geweſen, unter deren Händen der Pfennig zum Thaler wuchs und die Tochter war eine unerfahrene Thörin, in deren Hand das Goldſtück verrann, ohne nur eines Pfennigs Nutzen zu bewirken. Der Handſchuhverkauf ging ſchlecht, was etwa noch hätte gewonnen werden können, wurde durch die liederliche Buchführung und die wenig ſorgfältige Behandlung der Ware, welche ganze Sendungen Handſchuhe zerknittern und verſtauben ließ, verſchleudert, ſo daß Haushalt und Geſchäft von dem Buchhaltereinkommen des Mannes zehrten und dem kargen Nebenverdienſte ſeiner durchwachten Nächte. Es langte nicht. Hätte Lotteck ſich das Blut aus den Adern, das Mark aus den Knochen arbeiten wollen, es konnte nicht langen! Aber er ſchämte ſich, der Frau, die er reich geheiratet hatte, einzugeſtehen, daß er ihr den Luxus nicht ferner gewähren könne, an welchen ſie von klein auf gewöhnt war. Einmal hatte er eine Andeutung verſucht, er wagte es nicht zum zweitenmal. Wozu auch? Ihr enger Verſtand würde ja nie begreifen, worin ſie es denn eigentlich verſah, ſie, die ſich aufopferte für ihren Mann, ihre Familie! Und ſo fuhr er fort ins Faß der Danaiden zu ſchöpfen, in atemlos keuchender Haſt, mit dem klaren Bewußtſein, daß er ein vergeblich Werk betreibe.

Dieſer wunde Punkt im Roſenthalſchen Haushalt fiel Doris am erſten Tage ſchon in die Augen. Uber den zweiten klärte Jette ſie auf, die dicke, ſchweigſame Köchin, welche ſchon bei Roſenthals Mutter in Dienſt geſtanden hatte, ein Familienerbſtück, treu wie Gold. — Nur konnte ſie nicht viel arbeiten, Sommers nicht, weil ſie ſich zu oft die Stirn wiſchen und zu allen Jahreszeiten nicht, weil ſie beſtändig ſeufzen mußte. Es war an einem Nachmittag; Frau Roſenthal hatte ihre Löckchen ausgewickelt, ein knappes, helles Sommerkleid angelegt, und verkaufte im Laden, welcher ſich zu dieſer Stunde eines beſonderen Zuſpruchs zu erfreuen ſchien, denn die elektriſche Klingel hörte nicht auf zu bimmeln und feſte Tritte hallten in ununterbrochener Reihenfolge auf dem Flur, zu Doris' Verwunderung faſt ausſchließlich Männertritte. Da kam Jette zum Fenſterputzen in die Stube, in welcher das neue Fräulein Gardinen flickte, und ſie hatten ſchon eine ganze Weile ſtumm, die eine die Scheiben blank poliert, die andere den weißen Baumwollenfaden aufgezogen, als Jette nach einem beſonders tiefen Seufzer die Hände ſinken ließ und ſich ins Zimmer zurückwandte.

„Da iſt er wieder!“

„Wer?“

„Unſer Herr.“

„Arbeitet Herr Roſenthal denn nicht zu dieſer Stunde auf dem Kontor?“

Jette nickte und ſeufzte.

„So wird er umgekehrt ſein, um Vergeſſenes zu holen.“

Wieder ſeufzte Jette unheimlich tief. „Nein, Fräulein Doris, das weiß ich beſſer. Und warum ſoll ich's Ihnen nicht ſagen? Sie ſind eine ernſte, geſetzte Perſon und meinen's gut mit unſerer Herrſchaft; ſo etwas merkt ein alter Dienſtbote auf den erſten Blick. — Er kommt jeden Tag um dieſe Zeit, — da! Hören Sie ihn auf dem Flur? Er geht bis zur Ladenthür, da bleibt er ſtehen in der dunklen Ecke gegenüber und ſo oft die Thür geöffnet wird, ſpäht er in den Laden. So treibt er's viertelſtundenlang, dann läuft er ganz geſchwind auf ſein Kontor zurück.“

„Ja, warum thut er denn das?“

„Aus Eiferſucht, Fräulein Doris! nur aus Eiferſucht.“ Jette ſeufzte. „Es gibt viele Dinge in der Welt, die einen Menſchen um ſeinen Verſtand bringen können, die Eiferſucht aber iſt das ſchlimmſte darunter. Nicht daß er Urſach' hätt'! da ſei Gott vor! Ich kenne unſere Frau von Kindesbeinen an: wenn ſie einen lieb hat, ſo iſt's der Mann, hat ihn auch erſt gar nicht haben ſollen; aber, Sie begreifen, hübſch iſt Frau Roſenthal, die Mannsleute ſind ein keckes Volk und beim Handſchuhanprobieren, — nun, Sie wiſſen, was ich meine.“

„So ſollte Herr Roſenthal ſeiner Frau das Verkaufen unterſagen.“

Jette ſeufzte. „Ja, wenn die Sache ſo einfach wäre! Geld regiert die Welt, Fräulein Doris, und Geld bringt ihr Verkaufen ein. Die Handſchuhe, welche die Herren unſerer Frau teuer bezahlen, würden ſie uns beiden mit Proteſt zurückgeben. Sie verſteht's! iſt ja dabei aufgewachſen! Aber ihm koſtet's den Schlaf. Ja, Fräulein Doris, der Himmel gibt das Glück und das Unglück, wir ſind's nicht allein, die zu ſtöhnen und zu klagen haben. Und iſt mancher Apfel pausbäckig und rot von außen, aber inwendig ſitzt der Wurm, und ich ſage Ihnen im Vertrauen: mit dem Haus hier geht's bergab, reißend bergab. Und es iſt ein rechtes Kreuz, daß meine Augen, die ſeinen Glanz geſehen haben, verurteilt ſind, nun ſeinen Verfall zu ſchauen.“

„„Es ſoll nicht verfallen,“ ſagte Doris, und zog unwillkürlich den Faden noch raſcher und energiſcher auf. „Wenn wir, Sie und ich, alle Kraft einſetzen, wehren wir dem Verfall.“

„Ja, ja,“ ſeufzte Jette, „Sie ſind eine reſolute, fleißige Perſon, gerade ſo wie ich. Aber geben Sie ſich keine Mühe. Das Verhängnis ſchickt der Himmel, das halten Sie nicht auf und ich nicht. Warum wollen Sie ſich nutzlos zu ſchanden arbeiten? Es iſt nichts zu machen, ſag' ich Ihnen. Ich habe die Totenuhr picken hören, neulich, da im Spinde des Herrn — ich bin ein Sonntagskind, müſſen Sie wiſſen — und das hat meine Mutter ſelig immer geſagt und iſt auch noch immer ſo eingetroffen: wo die Totenuhr pickt, da iſt's mit dem Glücke des Hauſes vorbei.“

Aber Doris Ritters nüchterner, dem Thatſächlichen zugewandter Sinn gab nichts auf den Unkenruf des alten Sonntagskindes und nichts auf das Picken der Totenuhr. Sie ſetzte nach wie vor all ihre Kräfte ein und plötzlich kam ihr der nicht erwartete Lohn — von ſeiten ihrer Herrſchaft nun zwar nicht, Frau Roſenthal fühlte ſich von Doris' Überlegenheit und ihrem beſtimmten Auftreten beengt und in ihrem Selbſtbewußtſein verletzt. Mein Gott, ſie hatte doch niemals die Hände in den Schoß gelegt! Was war denn in ihrem Haushalte anders und beſſer, daß jedermann darüber in ſtaunende Bewunderung geriet? Warum lobten ihres Mannes Freunde die neue Einrichtung der Stube als gar ſo gemütlich, da doch kein Möbel von ſeinem Platze gerückt war? Warum ſtreifte Karl Roſenthal plötzlich die Aſche ſeiner Cigarren ſorgſam im Aſchenbecher ab und nicht

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

an den Blumenunterſätzen und Fenſterbänken wie vordem? Paul ſogar packte ſeine Bleiſoldaten in die Schachtel, Mann für Mann, und ſtellte die Schachtel in ſeinen Schrank: — „Doris würde ſonſt böſe werden.“ Klärchen ging noch weiter, ſie trug der Mama Handſchuhe und Mantille nach in die Schlafkammer. „Du darfſt nichts umherliegen laſſen, Mama; Doris ſagt, das gehört ſich nicht.“

„Eine tüchtige Perſon, aber ſie tyranniſiert mich,“ klagte Frau Roſenthal ihren Freundinnen, der Frau des Papierhändlers Lohſe, und des Kaufmanns Mordhammer, wenn die drei ſich an Sonntagnachmittagen mit den Kindern im Stadtgarten trafen, wobei die Kaffeetiſche ſo gerückt wurden, daß die drei Damen ihren drei Kinderfräulein mit ſchönſter Konſequenz die verehrlichen Rücken drehten, was den ungeheuern Vorteil hatte, daß der ergiebige Geſprächsſtoff: Dienſtboten von ihrer Unterhaltung nicht ausgeſchloſſen zu bleiben brauchte, ſondern gründlich ausgebeutet wurde. Die drei Fräuleins ſaßen dahinten ſozuſagen auf dem Läſterſtühlchen. Gleiches mit gleichem zu vergelten hinderten ſie die Kinder um ſie her.

Und noch mehr als ſeine Frau fühlte Karl Roſenthal ſich durch Doris Ritters Gegenwart beengt und gedemütigt. Die klaren klugen Augen ſeiner verlaſſenen Braut brauchten nicht in die offene Wunde ſeines Lebens zu ſpähen! Warum bemühte ſie ſich, ſie zu heilen? Gerade ſie! Lieber als ſie von ihr geheilt zu wiſſen, wollte er ſie in alle Ewigkeit fortbluten ſehen!

Aber einer fand ſich doch, welcher des Mädchens Pflichttreue rückhaltlos anerkannte. Eines Mittags ſtellte ſich der Bruder der Hausfrau ein, Hartwig Roſenthal, der „Topfgucker und Krakehlſucher,“ der eben von ſeiner Geſchäftsreiſe zurückkehrte. Er hatte kaum ſeiner Schweſter die Hand geſchüttelt, als er auch ſchon anhub:

„Ei, was habt ihr denn im Hauſe verändert? Iſt ja ordentlich einmal gemütlich bei euch!“

„Du böſer Menſch! als ob's bei uns nicht immer gemütlich wäre! Nichts haben wir verändert. Du haſt nur das Gute nie ſehen wollen.“

„Aber die Vorhänge ſind doch gewiß friſch aufgeſteckt?“

„Ja, das hat die Doris gethan, unſer neues Fräulein. Ich mußte endlich einmal eine Stütze haben, das ſiehſt du ein, bei meiner vielen Arbeit —“

„Das neue Fräulein ſäubert und ordnet wohl auch eure Stube?“

„Gewiß.“

„Und deckt das Tiſchtuch geradzipflig auf und ſtellt die Teller in gleichmäßigen Zwiſchenräumen auf den Tiſch?“

„Freilich.“

„Sie hat Klärchen, die immer ſcheu im Winkel ſtand, veranlaßt, dem Beſuche artig die Hand zu geben und freundlich ‚Guten Tag‘ zu ſagen?“

„Ja, das kann wohl ſein.“

„Sie putzt die Schlöſſer an euren Thüren blank und pflückt die welken Blumenblätter von den Töpfen am Fenſter?“

„Mein Gott, ja!“

„Sie hat die reine Krauſe in deinen Morgenrock geheftet und den losgeriſſenen Beſatz feſtgenäht?“

„Ich weiß nicht, was du willſt! Wenn man eine ſolche Perſon bezahlt, muß man ſie doch auch beſchäftigen.“

In dieſem Augenblicke trat Doris ins Zimmer. Der junge Chemiker ging auf ſie zu. „Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorſtelle. Doktor Hartwig Roſenthal,“ ſagte er ſich tief verneigend. „Wer Sie ſind, mein Fräulein, hat mir auf den erſten Blick, beſſer als Worte, das veränderte Ausſehen des Hauſes meiner Verwandten gezeigt. Geſtatten Sie mir, daß ich Ihnen die Hand drücke und Ihnen Dank ſage im Namen meiner Schweſter, im Namen der Kinder meiner Schweſter, welche das Glück haben, unter Ihrer Leitung heranzuwachſen.“

Doris war betreten einen Schritt zurückgewichen, geblendet faſt von dem Anblick des blühend ſchönen Jünglings, von deſſen ſchlanker Geſtalt ein Glanz auszugehen ſchien, welcher das Dämmerlicht der Stube wie Sonnenſchein erhellte. Verwirrt ſtarrte ſie die braunen Locken an, die in reichen Wellen um ſeine hohe, ſchmale Stirn fielen, die großen, blauen Augen, in welchen liebliche Milde in dieſem Augenblick die hoheitsvolle Strenge milderte, mit welcher ſie gemeiniglich blickten, den vollen, ſchön geſchnittenen Mund, über welchem ein kleines helleres Bärtchen ſich kräuſelte und ein Blutſtrom ſchoß ihr vom Herzen ins Geſicht und färbte es mit Roſenglut.

„Daß du mir das ſagſt,“ rief es laut in ihrem Herzen, „du ſchönſtes, liebreizendſtes Menſchenbild, das ich je erblickt — du mir! der grauen verkümmerten Motte, an der alle achtlos vorübergehen! — Das lohne dir Gott! Ich will die Erinnerung an dies Glück für immer dankbar im Herzen tragen, ein Glück, welches die Qual und das Leid aufwiegt, auslöſcht, welche mir das Betreten dieſes Hauſes verurſacht hatten.“

Da es ihr aber nicht gegeben war, einen angemeſſenen Ausdruck zu finden für das, was ihre Seele bewegte, ſo ließ ſie ihre Hand ſchlaff aus der ſeinen an ihrem grauen Gewand niedergleiten und murmelte mit geſenktem Blick ſtatt deſſen: „Ich thue meine Schuldigkeit. Sie ſind zu gütig, Herr Doktor.“

Ihr langes Geſicht erſchien dabei noch länger, und ihre Mundwinkel verzogen ſich, als wollte ſie weinen.

Frau Roſenthal zuckte die Achſeln und ſtieß Doris an. „Da ſehen Sie gleich, was für ein ſonderbarer Menſch er iſt. Bei Tiſch will ich ihn auf ſein Steckenpferd bringen, die Frauen. Da werden Sie Ihr Wunder hören! und was das Drolligſte iſt: er glaubt ehrlich, was er ſagt. Sie werden lachen!“

Die kleine Frau hielt Wort. Als die Suppe auf dem Tiſche dampfte, brachte ſie ihren Bruder auf ſein Steckenpferd, und Hartwig hob allſogleich an es zu tummeln.

„Es genügt für eine Frau keineswegs fleißig zu ſein, vieles zu thun; ſie muß das Rechte zur rechten Zeit thun, das iſt ſogar die Hauptſache — leider auch das einzige, worin unſere jungen Mädchen, die ſo viel Nützliches und Unnützliches lernen, nie und nirgend unterwieſen werden. Hier liegt meiner Meinung nach eine große Gefahr für die Zukunft, und der Staat würde wohl thun, ſich dieſer Sache anzunehmen, denn die Kraft und das Gedeihen eines Staates beruht in erſter Linie auf den Hausfrauen, den Müttern; das Beiſpiel und die Lehre der Mutter iſt es vor allem anderen, worin die Tüchtigkeit des tüchtigen Mannes wurzelt, das lehrt das Leben täglich. Und darum ſollte, meiner Meinung nach, jeder junge Menſch, ſeiner Pflichten gegen die Geſamtheit eingedenk, wohl und ſorgfältig erwägen, welcher Art die Mutter iſt, welche er ſeinen dereinſtigen Kindern geben will und mehr als das Gefühl ſeines Herzens oder das Wohlgefallen ſeiner Augen ſollte die Erwägung über den Wert oder Unwert der Betreffenden ſeine Wahl beſtimmen.“

Frau Roſenthal kicherte ungeniert zu dieſer Auseinanderſetzung, zum Entſetzen von Doris Ritter, welche nicht begriff, wie man lachen könne über Dinge, die einem Menſchen wie Hartwig Roſenthal die Augen im Feuer der Begeiſterung leuchten machten. Sprach er denn nicht wahr? Hatte ſie auf ihrer Wanderſchaft von Stellung zu Stellung nicht häufig Gelegenheit gehabt zu beobachten, was für ein Fluch eine thörichte Frau ihrem Hauſe, ihrer Familie ſei? Wäre es nicht eine Wohlthat für die Menſchheit, wenn alle jungen Männer, weiſe wie dieſer, mehr auf die ſittliche Tüchtigkeit ihrer künftigen Frauen ſchauen wollten als auf den Reiz ihrer Schönheit oder den Geldſchrank ihrer Eltern?

Frau Roſenthal aber rief fröhlich: „Mein Bruder war nie verliebt, müſſen Sie wiſſen. Dann ſind die Männer immer ungeheuer klug. Kommt's ſpäter wirklich zum Heiraten, ſo vergaffen ſie ſich in das erſte beſte hübſche Geſicht, das es ihnen anthut, und fragen den Kuckuck nach anderen Dingen. Habe ich nicht recht, Karl?“

Karl antwortete nicht. Er ſchaute mit düſterem

Blick auf Doris. Welche Pein, täglich, ſtündlich vergleichen zu müſſen, was eine pflichttreue, charaktervolle Frau wie Doris aus ſeinem Leben gemacht haben würde und was an Sophiens Seite daraus geworden war! Lange ſchon erwies ſein Wohlſtand ſich unterhöhlt, er wagte nicht den Fuß aufzuſetzen, aus Furcht den Zuſammenbruch zu beſchleunigen; er wagte nicht, ſich Rechenſchaft vom Stand der Dinge zu geben, aus Furcht, ſie ſchlimmer zu finden, als er vermutet hatte. Und nun ſchlug der Hauptlieferant der Handſchuhe, von dem die Firma Roſenthal ſich nicht mehr freimachen konnte, weil ſie ihm tief verſchuldet war, plötzlich um mehrere Prozente auf, ſchlug auf, jetzt, da die Preiſe der Handſchuhe ſanken, da ein Händler den anderen in wildem Jagen unterbot! Dieſer Aufſchlag war der Todesſtoß der Firma. Karl Roſenthal hatte an ſeine Gläubiger geſchrieben, gebeten, Vorſtellungen gemacht. Umſonſt! Und daß Sophie an ſeiner Statt reden, mit einem leichtſinnigen jungen Gecken reden ſollte, der ihrer Schönheit als Geſchenk hinwerfen würde, was er billigen Vorſtellungen verweigerte, dieſer letzten äußerſten Demütigung wollte der Unglückliche ſich nicht unterziehen. Mochte ſein Geſchäft denn zu Grunde gehen, wenn es nicht anders ſein konnte, — ſein Geſchäft war nicht er. Sein Haus, ſeine Ehre ſollte ihm bleiben, ſein Weib vor allem ſollte ihm bleiben! Denn er liebte das kindiſche Geſchöpf, das ihn zehnmal des Tages raſen machte durch ſeine hundert Fehler und Schwächen und ebenſo oft wieder verſöhnte durch ein Lächeln, einen Blick, ein Stückchen der reizenden Thorheit, die ihn an ihr entzückte. Wenn er alles verlor, ſie wollte er ſich erhalten. Sich erhalten! Als ob das möglich geweſen wäre, ſobald er verarmte! Als ob eine Frau wie ſie einem armen Mann hätte bleiben können! Dieſer Zweifel mehrte die Qual ſeiner Eiferſucht, daß ſie grimmiger an ihm nagte als die Furcht vor der Zukunft, die Sorge um ſeine Kinder.

Sophie ſah ſeine Unruhe, die er umſonſt zu verbergen ſich bemühte, ſie erriet dunkel die Urſache und faßte einen heroiſchen Entſchluß.

An einem Nachmittage kam ſie nach Hauſe, ein weißes Schleierchen über den zierlich geordneten Stirnlöckchen, die großen goldenen Räder, welche ihren Lieblingsſchmuck bildeten, in den Ohren, von einer etwas griſettenhaften aber unzweifelhaft entzückenden Schönheit, und ſtolze Siegesfreude ſtrahlte aus ihrem Weſen.

„Nun denn alſo, ich hab's abgemacht, Karl! Mit den Handſchuhpreiſen bleibt's beim alten.“

„Den Handſchuhpreiſen? — Somit warſt du —“ Er erblaßte; Zorn, Scham, Furcht erſtickten ſeine Stimme.

„Ich war bei Wedemeier, natürlich,“ ſagte ſie, ſehr vergnügt und legte ihren Sonnenſchirm auf den Tiſch.

„Gegen meinen Wunſch? Gegen meinen ausdrücklichen Befehl?“ brauſte er auf. „Sophie, es gibt Dinge —“

„Nun, das iſt hübſch! Brumme auch noch, wenn ich denke, du ſollſt dich himmelhoch freuen! — Ihr Männer wäret doch nie miteinander zurecht gekommen, das kenne ich. Zwiſchen ihm und mir war die Sache in einem Augenblicke abgewickelt. Ein Mißverſtändnis, wie ich gleich dachte, weil wir ihn ſo lange nicht bezahlt hätten. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum wir's nicht gethan haben, Karl. Ich ſagte, das wären deine Angelegenheiten und du würdeſt's wahrſcheinlich vergeſſen haben, er möchte entſchuldigen. Da war er gleich ganz nett. Es kann ihm doch auf die paar Mark auch wirklich nicht ankommen, ſo vermögend wie er iſt —“

„Nett war er?“

„Mein Gott ja! In welchem Tone du das fragſt! — Allerdings war er nett, ſehr nett ſogar und ganz beſonders gegen unſern Paul —“

„Gegen Paul?!“ Die Stube drehte ſich um den geängſtigten Mann. „Hatteſt du denn den Paul mitgenommen?“

„Nun freilich. Ganz allein, weißt du, mochte ich doch nicht zu dem fremden Menſchen gehen, das ſchickt ſich auch nicht. Und hübſchen Kindern, mein' ich, thun die Leute noch einmal ſo gern etwas zulieb. — Ja, was fällt dir denn nur ein?“

Karl Lotteck hatte ſeine Frau umſchlungen und küßte ſie toll und leidenſchaftlich. Nein, man konnte ihr nicht zürnen. Gottes Engel wachten über dem lieben, kindiſchen Geſchöpf!

„So ſag' doch nur, was dir in den Sinn kommt!“ Sie verſtand ihn nicht, und er ſchämte ſich, ihr zu ſagen, was er gefürchtet hatte.

„Nichts! Nichts! Ich freue mich! — Wenn's beim alten bleibt mit den Preiſen und ich bin recht fleißig und du ſparſt ein wenig, nicht wahr, Herz? ſo mag noch alles gut werden?“

„Nun, das freut mich, daß du endlich wieder vernünftig ſprichſt. Jetzt kann man doch ein Wort mit dir reden. So ſchlimm, wie du es mich immer glauben machen willſt, kann's mit uns noch lange nicht ſtehen. Meine Mutter hat ein Vermögen verdient mit den Handſchuhen, aber du willſt zu ſchnell reich werden, darin liegt's und deshalb biſt du geizig. Ja, Karl, du biſt geizig! Aber eines darfſt du mir nicht abſchlagen! Nicht wahr, dafür, daß ich die Geſchichte mit Wedemeier ſo ſchön in Ordnung gebracht habe, darf ich ein paar Wochen fort, mich erholen? — O, keine große Reiſe! eben nur ein paar kurze Wochen nach Harzburg. Ja, beſtes Männchen, das erlaubſt du mir!“

„Sophie, es fällt mir ſchwer, dir irgend etwas zu verweigern. Aber glaube mir, unſere Verhältniſſe erfordern die größte Sparſamkeit.“

„Ja, das ſagſt du immer, und doch ſind wir noch allemal ausgekommen. Du willſt bloß nichts herausgeben, bis du ein großmächtiges Kapital zuſammengeſcharrt haſt und darüber werden wir alt und grau und runzlig. In der Jugend aber gerade will man ſein Leben genießen. Siehſt du, ich quäle mich ja das ganze Jahr redlich ab, aber dies kleine Vergnügen darfſt du mir nicht verweigern! Thu deine Geldlade auf, Alterchen, jetzt gleich! Ich laſſe nicht ab. Drei kleine Hundertmarkſcheine, bitte, bitte!“

In dieſem Augenblick trat Doris ein. Karl nahm die Gelegenheit wahr, die ſchon halb herausgezogene Lade eilig wieder zuzuſtoßen. „Wir reden ein andermal darüber.“

Ungeduldig wandte Sophie ſich um. „Was wollen Sie denn, Fräulein? Sie kommen immer zur unrechten Zeit!“

„Ich wollte nur fragen, Frau Roſenthal — der Hund ſoll doch wohl nicht bei uns bleiben?“

„Ja, allerdings. Ich hatte vergeſſen dir zu ſagen, Wedemeier hat unſerm Paul eine ſeiner Doggen geſchenkt. Er hätte ihrer zu viele und verkaufen wollte er keine davon, die Tiere ſollten es gut haben. Paul freut ſich unbändig.“

„Eine Dogge! Aber Sophie!“

„Bringen Sie Pluto doch herein, Fräulein.“

(Fortſetzung folgt.)

## Der Tuchballen.

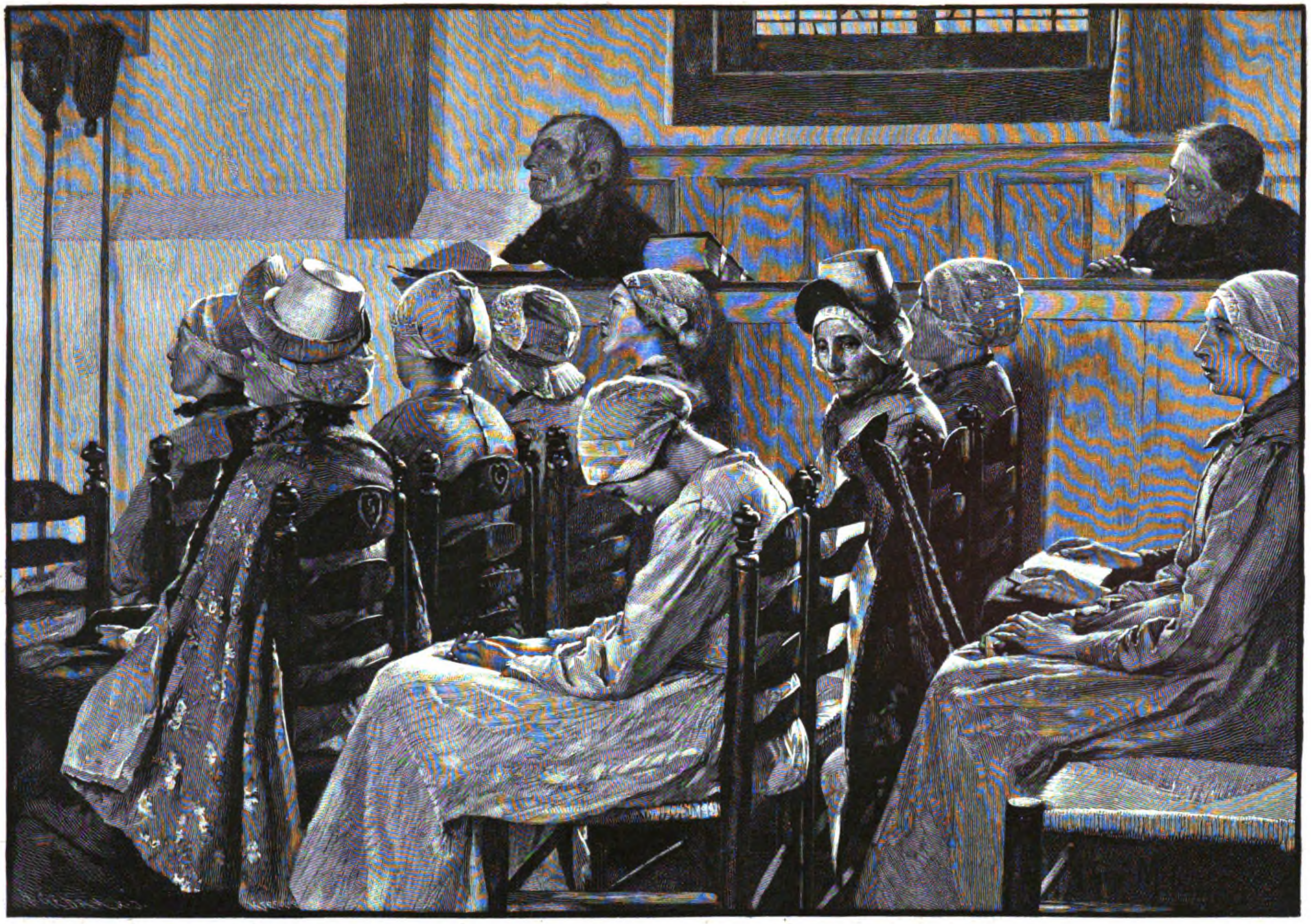
Eine Polizeigeſchichte. (Abdruck verboten.)

Nach dem Leben erzählt von Friedrich Schreiber.

Zur Erledigung aller ſchleunigen Sachen und Verhaftungen iſt der innere Dienſt auf der Kriminalpolizei eingeteilt in Vormittags- und Nachtdienſt. Erſterer dauert von neun Uhr morgens bis drei Uhr mittags, letzterer von dieſer Stunde bis neun Uhr morgens, ſo daß ſtets ein Kriminalkommiſſar, der nur in außerordentlichen Fällen, wie Mord, Brandſtiftung und ähnlichen ſchweren Verbrechen, das Präſidialgebäude verlaſſen darf, ſei es Tag, ſei es Nacht, zur Stelle iſt.

Als ich nun eines Tages Vormittagsdienſt hatte, kam der Beſitzer eines der größten Tuchgeſchäfte und erſuchte mich um Rat in folgender Angelegenheit.

Vor einer Stunde ſei ein junger Menſch im Arbeiteranzuge in ſein Geſchäftslokal gekommen und habe im Auftrage eines Waiſenhauſes, mit dem der Geſchäftsinhaber ſeit vielen Jahren in Verbindung ſtand, zwei Ballen Tuch von



Pfingſtſonntag in der Kirche. Nach dem Gemälde von G. Melchers. (Goldene Medaille der Münchener Ausſtellung.)

einer beſtimmten Sorte, die ſtets zu Kleidungsſtücken für die Zöglinge verwendet wurde, verlangt, wobei er eine ſchriftliche Anweiſung des Vorſtandes überreichte. Ohne Zweifel wären ihm nun die beiden Ballen ausgehändigt worden, wenn ſie im Lager geweſen wären; ſie mußten aber erſt neu beſchafft werden, und aus dieſem Grunde war der junge Menſch zu Nachmittag vier Uhr zu ihrer Empfangnahme wieder ins Geſchäft beſtellt worden.

Zufällig war aber der Sohn des Kaufmanns behufs Einkaſſierung einer Rechnung im Laufe des Vormittags in eben dem Waiſenhauſe geweſen, das vor einer Stunde die in Rede ſtehende Beſtellung gemacht hatte. Aus der Verwunderung, daß ihm dort kein Wort von dieſer Beſtellung geſagt war, wurde die Gewißheit, daß hier ein Betrüger, wahrſcheinlich ein ehemaliger Zögling genannter Anſtalt, ſeine Hand im Spiel habe. Was nun thun? Antwort auf eine bezügliche Anfrage beim Waiſenhauſe, das in einem Vororte lag, konnte bis zu der Zeit, wo die Ballen abgeholt werden ſollten, nicht mehr ankommen. Wurde der junge Menſch einfach bei ſeinem Erſcheinen feſtgenommen, ſo lag für den Kaufmann, falls ſich herausſtellte, jener ſei kein Betrüger, die Gefahr vor, die wertvolle Kundſchaft des Waiſenhauſes möglicherweiſe zu verlieren; im anderen Falle aber war die Arbeit auch nur halb gethan, da der Betrüger, der nach des Kaufmanns Schätzung kaum ſechzehn Jahre zählen konnte, ſicher Helfershelfer, die ihn auf den Gedanken gebracht und Abnehmer für die etwa 500 Mark an Wert betragende Ware hatte, die ſtraflos ausgehen würden. Nach längerem Überlegen verabredeten wir folgenden Plan: Die beiden Ballen ſollten dem Menſchen ohne weiteres im Geſchäftslokal ausgehändigt werden, ich dagegen würde hinter ihm herſchleichen und feſtſtellen, ob er die Ware wirklich im Waiſenhauſe abgäbe oder ſie irgend einem Hehler zutrüge.

Punkt vier Uhr ſtand ich mit einem meiner Beamten in einem Weißbierkeller, von deſſen Fenſter wir das gegenüberliegende Tuchgeſchäft genau beobachten konnten. Lange ſollten wir nicht warten; bald kam ein Burſche von kaum ſechzehn Jahren aus dem Laden mit einer ſchweren Laſt auf dem Rücken, den der Geſchäftsinhaber bis aufs Trottoir begleitete, wie wir verabredet hatten, um uns des richtigen Thäters zu vergewiſſern.

Aha, denkt der geneigte Leſer, jetzt kommt die berühmte Geſchichte mit der Verwechſelung; aus irgend einem Grunde hat der Kaufmann einen beliebigen Menſchen begleitet, die Polizei ſtürzt wie ein Bluthund blind hinterher, ergreift ihn, mißhandelt ihn, läßt ihn halb verhungern, bis ſich herausſtellt, daß ſie einen ganz harmloſen Schneidergeſellen, der womöglich Stoff zu Beinkleidern für die Schutzmannſchaft geholt hat, mit vieler Mühe ergriffen hat.

Nur Geduld, es kommt anders.

Der Burſche, dem der Packen offenbar zu ſchwer wurde, ſtand kurze Zeit ſtill, lehnte ſich an einen Kellervorſprung und ſchaute die Straße hinab, die er gekommen war, wie um ſich zu überzeugen, ob er verfolgt würde. Dann raffte er ſich auf, ging in eine Nebenſtraße, von da wieder in eine Gaſſe, dann wieder in eine Hauptſtraße, unterwegs alle fünf Minuten Halt machend, um ſich auszuruhen; daß wir bei unſerm Nachſchleichen einen ſchweren Stand hatten, iſt erklärlich, denn ſowie jener Miene machte zu raſten, mußten wir, um ihm nicht durch unſern wiederholten Anblick Argwohn einzuflößen, ſo ſchnell als möglich in eine Hausflur flüchten oder aufmerkſam ein Schaufenſter betrachten. Schließlich, nachdem er uns genau im Viereck herumgeführt, befanden wir uns wieder ziemlich an der Stelle, von der wir ausgegangen waren. Sollte dem Attenthäter ſein Vorhaben leid geworden und er willens ſein, die Ballen wieder zurückzubringen? Er hatte ſich, wie ich von einer tiefen Thürniſche aus bemerkte, mit ſeinem Packen an ein Haus gelehnt und ſchaute links und rechts die Straße entlang, als erwarte er jemand; ich zog mich für einen Augenblick tiefer in die Niſche zurück.

Als ich mich wieder hervorwagte, war er von ſeinem Platze verſchwunden, doch ſah ich ihn noch rechtzeitig um die nächſte Straßenecke biegen. In ſeiner Begleitung befand ſich jetzt ein elegant gekleideter Herr, Mitte der zwanziger Jahre, der bald neben ihm, bald vor, bald hinter ihm ging, und augenſcheinlich ſich den Anſchein geben wollte, als gehöre er gar nicht zu dem jungen Laſtträger; doch entging es mir nicht, daß er ſich wiederholt zu jenem neigte und ihm einige Worte zuflüſterte.

Die beiden gingen geradeswegs dem ſogenannten deutſchen Thore zu, das auf der Straße ſtand, die ſie, um zu dem fraglichen Waiſenhauſe zu gelangen, thatſächlich einſchlagen mußten. Ein dichtes Schneegeſtöber hatte ſich erhoben, das ſie mir, der ich nur noch in ſicherer Entfernung folgen konnte, auf Augenblicke ganz entzog; endlich am Thor angelangt ſah ich, wie ſie hinter einer Selterwaſſerbude Schutz vor dem immer ärger werdenden Schneetreiben ſuchten. Was mochten ſie vorhaben? Wollten ſie wirklich zum Waiſenhauſe, oder wollten ſie vielleicht die Dunkelheit abwarten, um ihren Raub nach der Stadt zurückzubringen und dort zu verkaufen? Ich war mit meinem Beamten hinter eine Anſchlagſäule getreten, die uns vor den Augen der beiden Miſſethäter deckte. Wir mußten ſehr genau acht geben, daß ſie uns nicht entwiſchten, denn alle Augenblicke hielten hier Wagen der an dieſem Thor ſich kreuzenden Pferdebahnen, ſo daß ſie im Gedränge des Publikums leicht unſern Blicken entſchwinden, oder aber auf einen Pferdebahnwagen ſpringen und davon fahren konnten. Der Sicherheit wegen ſende ich, anſcheinend harmlos einem eben davonrollenden Wagen nachblickend, einen ſchnellen Blick hinter die Selterwaſſerbude: — entſetzlich, beide Perſonen ſamt dem koſtbaren Ballen, für deſſen Wiederherbeiſchaffen ich mich verbürgt hatte, waren verſchwunden. Wo konnten ſie nur geblieben ſein? Kurz zuvor, vor kaum zwei Minuten, hatte ich noch abgeriſſene Laute ihres Zwiegeſpräches gehört; ſie konnten nur auf jenen Pferdebahnwagen geſprungen ſein, dem ich ſo harmlos nachgeblickt hatte. Es gab nur einen Ausweg: Nachlaufen. Und wir liefen nach; ein Glück, daß die Straße nur wenig belebt war, wir hätten alle uns in den Weg kommenden Unglücklichen in Grund und Boden gerannt; poſſierlich genug mag es ausgeſehen haben, wie zwei Männer in geſetztem Alter auf glitſchendem Wege mit herumfuchtelnden Armen, den Hut im Genick, einen Wettlauf veranſtalteten; ich immer einige Schritte vorauf.

Plötzlich höre ich hinter mir einen „Bums,“ dann ein Geräuſch, als wenn ein faſt zwei Centner ſchwerer Körper einige Schritte weit ſich im Schnee wälzt und einen mindeſtens zwei Fuß langen Kernfluch.

Armer Alter, ich kann mich nicht bei dir aufhalten; du kannſt dir den Luxus des Hinfallens und ſogar des Liegenbleibens leiſten, bei dir ſtehen nicht fünfhundert Mark auf dem Spiele wie bei deinem Vorgeſetzten, den man unter Umſtänden regreßpflichtig machen kann. Alſo ohne umzuſchauen weiter gerannt. Endlich bei der nächſten Halteſtelle bin ich in Hörweite; der Kondukteur läßt halten, atemlos und ſchweißtriefend lange ich an; kaum verſtändlich vor Luftmangel bitte ich ihn, doch ſo lange zu warten, bis auch mein Gefährte herangekommen iſt.

Er läßt ſich bewegen, und ſchließlich wird dann auch mein treuer Gefährte noch in den Wagen gezogen; ich ſage gezogen, denn er war durch das ſchnelle Laufen in den Winterkleidern ſo erſchöpft, daß er kaum auf den Wagentritt ſpringen konnte.

Gott ſei Dank, unſere Mühe und Angſt war nicht umſonſt geweſen; auf dem Vorderperron ſtehen die beiden Schelme, ſich lachend unterhaltend, neben ſich die koſtbare Beute; denn jetzt war es zur Gewißheit geworden, daß wir es mit Betrügern zu thun hatten, wir fuhren nach einem ganz entlegenen Stadtteile und nicht nach dem Vororte, wohin der Ballen hätte abgeliefert werden müſſen. Wir vier Perſonen waren ſo ziemlich die einzigen Paſſagiere im

Wagen, wenn man vom Kondukteur und Kutſcher ſowie einem halbwüchſigen Burſchen, anſcheinend einem Markthelfer, abſah. Wir näherten uns dem Ziele, offenbar dem Wohnorte des Hehlers, dem unſere beiden Schutzbefohlenen zuſtrebten, und an deſſen Ermittelung uns am meiſten lag. Sind doch dieſe Halunken gewöhnlich ſchuld an den meiſten Verbrechen gegen das Eigentum; denn hätte der Dieb keine Abſatzquelle für das geſtohlene Gut, aufs Geratewohl würde er kaum die Gefahren eines Einbruches ꝛc. übernehmen.

Und was iſt ſchließlich der Lohn für die gefährdete Freiheit, für das in vielen Fällen bedrohte Leben der Spitzbuben? Eine Summe, die ihn kaum einige Tage, höchſtens einige Wochen lang das Elend ſeines erbärmlichen Lebens vergeſſen läßt, wogegen ſein Hehler in gemächlicher Ruhe ſein ſchandbares Gewerbe treibt und Reichtümer aufhäuft.

Kurz vor unſerm Ziele ſprang ich mit meinem Beamten vom Wagen, um von fern den Verbleib der beiden Schlingel zu beobachten, und ſie womöglich beim Verkauf der Beute zu überraſchen.

Es war immer dunkler und deshalb unſere Aufgabe viel ſchwieriger geworden; außerdem konnten wir ihnen nicht mehr ſo nahe auf dem Halſe ſitzen, weil ſie uns im Wagen geſehen hatten, und wir uns in acht nehmen mußten, ihre Aufmerkſamkeit in irgend einer Weiſe zu erregen. Dazu kam noch, daß das Terrain zu ihrer Beobachtung ſo ungünſtig wie möglich für uns war; Parkanlagen wechſelten mit umzäunten, in die Straße ſpringenden Bauſtellen, durch welche die beiden Gauner unſern Blicken auf ziemlich lange Zeit entzogen wurden.

Nachdem ſie einige Schritte gegangen, blieben ſie ſtehen und ſchienen einen Plan zu faſſen; der ältere nahm Abſchied und ging nach der Stadt zurück, der jüngere mit ſeinem Packen die mit wenigen Häuſern beſtandene Straße weiter. Nun war guter Rat teuer, doch hier galt ſchnelles Handeln; mein Beamter mußte dem erſteren nachgehen, um ihn in einiger Entfernung ungeſehen von dem jüngeren Complicen feſtzunehmen und nach der einzigen in dieſem entlegenen Stadtteile befindlichen Sicherheitswache zu bringen, wo er auf mich, der ich die Verfolgung des zweiten Gauners übernahm, warten ſollte.

Noch ſah ich dieſen mit ſeiner ſchweren Laſt in dem ungewiſſen Lichte der Gasflammen, das durch das Schneegeſtöber noch trüber wurde, hin und her ſchwanken, zeitweilig ſeine Bürde auf Gitter ſtützend, um ſich auszuruhen. Zwar war er auf Momente mir aus den Augen gekommen, doch immer wieder aufgetaucht; da kommt wieder ein mächtiger Bauzaun, hinter dem jener verſchwindet, doch nun — ja nun iſt er eben verſchwunden, als wenn ihn die Erde verſchlungen hätte. Bis ich das Ende des Zaunes erreicht hatte, war jener in eines der hier eine zuſammenhängende Reihe bildenden Häuſer, die von oben bis unten bewohnt waren, getreten, aber in welches? Er konnte ſchon im erſten, er konnte aber auch erſt im vierten, fünften, ja ſechſten Hauſe ſeinen Raub geborgen haben; dieſe Häuſer nun Wohnung für Wohnung abzuſuchen wäre zwecklos geweſen, da der Geſuchte ja möglicherweiſe das eine Haus verließ, wenn ich das andere abſuchte. Den einen Troſt hatte ich, er mußte die Straße wieder zurückkommen, da ſie weiterhin auf die Chauſſee führte, die bei anbrechender Nacht nichts Verlockendes hatte, die beiden Schlingel ſich auch ſicher verabredet hatten, noch heute in der Stadt behufs Teilung des Erlöſes zuſammenzutreffen. Alſo warten; ich ſuchte mir hinter einer Zaunthür ein überwindiges Plätzchen, von wo aus ich die Straße überſehen konnte. Mein Beamter hatte ſicherlich den älteren Complicen ſchon lange gefaßt und ſaß warm und trocken in der Wachtſtube, während mir die Zähne vor Froſt klapperten. Ich mußte mich in Geduld faſſen, galt es doch ein paar gemeingefährliche Burſchen unſchädlich zu machen und die wertvolle Beute wieder herbeizuſchaffen. Endlich, nach ungefähr dreiviertelſtündigem Harren ſehe ich ihn aus der Schneewolke, die alles einhüllte, auftauchen und gerade auf mein Verſteck losſteuern, allerdings ohne Ballen; auch aus welchem Hauſe er herausgetreten war, hatte ich nicht ſehen können. Doch dasſelbe ſollte mich nicht kümmern; wenn ich ihm nur erſt ins Gewiſſen redete, würde er ſchon beichten. Vorläufig vertrat ich ihm den Weg und nahm ihn an dem Kragen: „So, mein Bürſchlein, lange genug haſt du mich warten laſſen Wo haſt du denn die beiden Ballen gelaſſen, die ihr euch erſchwindelt habt?“ Ich fühlte, wie den Jungen fürchterlicher Schreck durchzuckte; ich triumphierte. „Nun, wird’s bald?“ Er überlegte; ſeine Geiſtesgegenwart hatte er wieder erlangt.

„Wirſt du mir nun endlich ſagen, wo du die Ballen gelaſſen haſt?“ Er ſchwieg trotzig; ich mochte im Guten oder Böſen zu ihm ſprechen, ich bekam kein Wort aus ihm heraus; nun er ſah, daß er doch in den Händen der Polizei war und ſeiner Strafe nicht entgehen würde, wollte er, aus Vergeltung zweifellos, mir die Ballen vorenthalten.

Ich brachte ihn zur Sicherheitswache, wo ich meinen Beamten mit ſeinem Gefangenen richtig vorfand. Zunächſt ſorgten wir dafür, daß beide Perſonen ſich nicht ſehen und ſprechen konnten, dann tauſchten wir unſere Erlebniſſe aus. Abgeſehen davon, daß jener ſeinen Schutzbefohlenen bald ergriffen und zur Wache gebracht hatte, war es ihm nicht beſſer ergangen als mir. Wenn der ältere Burſche auch nicht hartnäckig ſchwieg, wie der jüngere, ſo wollte er doch weder den letzteren kennen, noch etwas von dem Ballen wiſſen; es war zum verzweifeln. Nun begann ein ſaures Stück Arbeit für uns; aus den Revierbüchern mußten wir nämlich die Perſonen, welche mir als Hehler bekannt oder als ſolche in den Strafregiſtern verzeichnet ſtanden, herausſuchen und auf gut Glück nach den verſchwundenen Ballen bei ihnen ſuchen. Das Reſultat war, daß im großen und ganzen nur eine Perſon, ein Weib in Betracht kam, das mir als berüchtigte Hehlerin bekannt war und das in einem jener Häuſer, in denen das erſchwindelte Gut untergebracht ſein mußte, wohnte. Noch hatten wir Hoffnung, es bei ihr, hatte ſie es wirklich erhalten, zu finden, da ſie bei dem herrſchenden Wetter und in ſo ſpäter Stunde weder eine Überraſchung ſeitens der Polizei befürchten noch ſich beeilen würde, die Ballen noch heute aus dem Hauſe zu ſchaffen.

Die Wohnung, in einem Hintergebäude vier Treppen hoch belegen, war bald gefunden. Ich klopfte leiſe an, in der Art, wie ein Diebesgeſelle mit ſchlechtem Gewiſſen, ein Kunde der Alten, mit irgend einem Raube beladen, Einlaß begehrt haben würde, ſcheu und vorſichtig. Keine Antwort erfolgte; und doch müßte ich mich ſehr getäuſcht haben, wenn in der Stube nicht Frauenkleider gerauſcht hätten. Abermaliges Klopfen, wieder keine Antwort. Jetzt klopfte ich aber an, daß die Thür erzitterte, nicht mehr als ſcheuer Fremdling, ſondern als der Mann des Geſetzes. Das half; die Alte kannte von früher her die Art und Weiſe, wie die Polizei Einlaß begehrt, wenn ihr nicht gutwillig geöffnet wird. „Was iſt denn los?“ rief drinnen eine ärgerliche Stimme. „Machen Sie auf; Kriminalpolizei.“ Wieder verſtrichen mehrere Minuten, die mich argwöhniſch machten, aber zu gleicher Zeit alles hoffen ließen. Möglicherweiſe benutzte die Alte dieſe Spanne Zeit, um das von uns ſo heiß begehrte Gut zu verſtecken. Endlich wurde der Riegel zurückgeſchoben, wir traten ein. Die Frau war allein in der Wohnung; unſer Umherſpähen entdeckte nichts Verdächtiges.

„Warum haben Sie uns ſo lange warten laſſen?“ fuhr ich die Alte an, die ſtill zu einer Wiege zurückgekehrt war, die ſie mit dem Fuße in Bewegung ſetzte. „Ich mußte erſt mein krankes Kind zu Bett bringen,“ erwiderte die Frau.

„Seit wann haben Sie denn ein Kind?“

„Es iſt das Kind meiner Tochter, die im Krankenhauſe liegt.“

Ich mußte den Grund gelten laſſen. „Wo haben Sie die Ballen gelaſſen, die ihnen von dem jungen Burſchen vor einer Stunde gebracht wurden?“

„Hier iſt niemand geweſen.“

„Erſparen Sie uns die Mühe, bei Ihnen eine Durchſuchung vorzunehmen; Sie wiſſen ja, wie es nachher in Ihrer Wohnung ausſieht.“

„Suchen Sie nur, damit Sie ſich überzeugen, daß ich nichts zu verbergen habe.“

Es half nichts, wir mußten die Wohnung, die zum Glück nur aus Stube und Küche beſtand, durchſuchen. Kiſten und Kaſten wurden hervorgezogen, das Bett ſowie das wurmſtichige Sofa nicht verſchont, alles vergeblich. Kein Zweifel, wir waren auf falſcher Spur; es blieb nur noch der Bodenverſchlag zu beſichtigen, was mein Beamter unternahm. Ich blieb mit der Alten allein, die immer noch, ein Schlummerlied halblaut ſingend, die Wiege, aus der hin und wieder ein leiſes Ächzen ertönte, ſchaukelte; ein höhniſcher Zug lag um ihre Lippen, nur zu deutlich ſah ich ihre Freude ob unſers Mißerfolges. Mochte dieſelbe auch ganz verzeihlich ſein, mich ärgerte ſie heimlich, namentlich bei der Ausſicht, die verſchwundenen Ballen womöglich erſetzen zu müſſen. Dazu der monotone, halblaute Geſang, immer drei bis vier Töne in derſelben Reihenfolge, ohne Worte; mir kam es vor, als ſänge ſie jetzt ſtärker als vorher, als läge ein gewiſſer Spott in den Tönen; ich wurde ganz nervös; wenn doch der Beamte wenigſtens käme, damit wir endlich gehen könnten. Immer wieder dieſelbe Melodie. „Herr Gott, hören Sie doch einmal mit ihrem Singen auf, das Kind ſchläft ja augenſcheinlich.“

„Wenn ich aufhöre, brüllt es.“ Wieder begann ihre Litanei. — „Was fehlt denn dem Kinde?“ — „Die Bräune. La, la, la, la.“ — „Haben Sie denn keinen Arzt bei dieſer gefährlichen Krankheit?“

„Habe kein Geld.“ La, la, la, la. — Nun bin ich trotz meines erbarmungsloſen Amtes doch ein großer Kinderfreund, außerdem Anhänger der Homöopathie, der hin und wieder in leichten Fällen nach einem bewährten Handbuche den Ärzten in den Kram pfuſcht. Hier konnte ich vielleicht, war auch ſonſt der Zweck meines Kommens verfehlt, doch einem armen Würmchen nützlich werden, die Wege der Vorſehung ſind ja wunderbar. „Laſſen Sie mich das Kind einmal ſehen.“ Stärkeres Schaukeln der Wiege. „Es wird ſchreien,“ rief die Alte. Dann wieder der Singſang.

„Vielleicht kann ich dem Kinde helfen.“ Hiermit drängte ich die widerſtrebende Alte von der Wiege zurück, ſanft hob ich das Bett auf — ein Schrei, die Alte und ich ſtarrten uns eine Sekunde an.

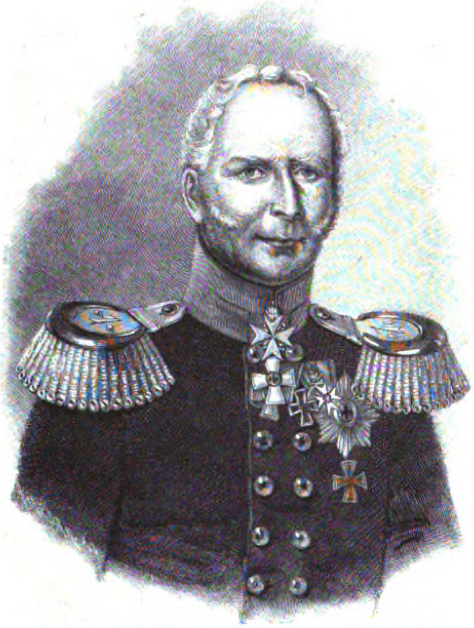
„Himmelkreuzelement,“ brach ich nun los, „ſo eine Kanaille!“ Was bewog mich, den Schrei auszuſtoßen? Denn nicht das Kind, ſondern ich war der Schreier geweſen. In der Wiege lag wohlbehalten — nicht ein Kind — ſondern meine beiden Ballen Tuch. Das vermeintliche Ächzen rührte, wie ich nachher feſtſtellte, von dem Gängeln der Wiege her, wenn dieſe einmal ſtärker als gewöhnlich angeſtoßen wurde.

Der Reſt iſt Schweigen, da dieſer kaum noch erzählenswert iſt. Die Alte ſah ihr Heil nur noch in einem offenen Geſtändniſſe, die beiden Halunken, ein paar Brüder und ehemalige Zöglinge des in Rede ſtehenden Waiſenhauſes, konnten nichts Beſſeres thun, als ihrem Beiſpiele folgen, und das Gefängnis und das Zuchthaus, das die Alte wieder einmal aufnahm, bekamen neuen Zuwachs.

Später erfuhr ich, daß meine alte Freundin im Zuchthauſe geſtorben iſt; niemals aber kann ich ihrer gedenken, ohne mich zu erinnern an ihr Wiegenlied.

## Die Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarſchalls Hermann von Boyen.

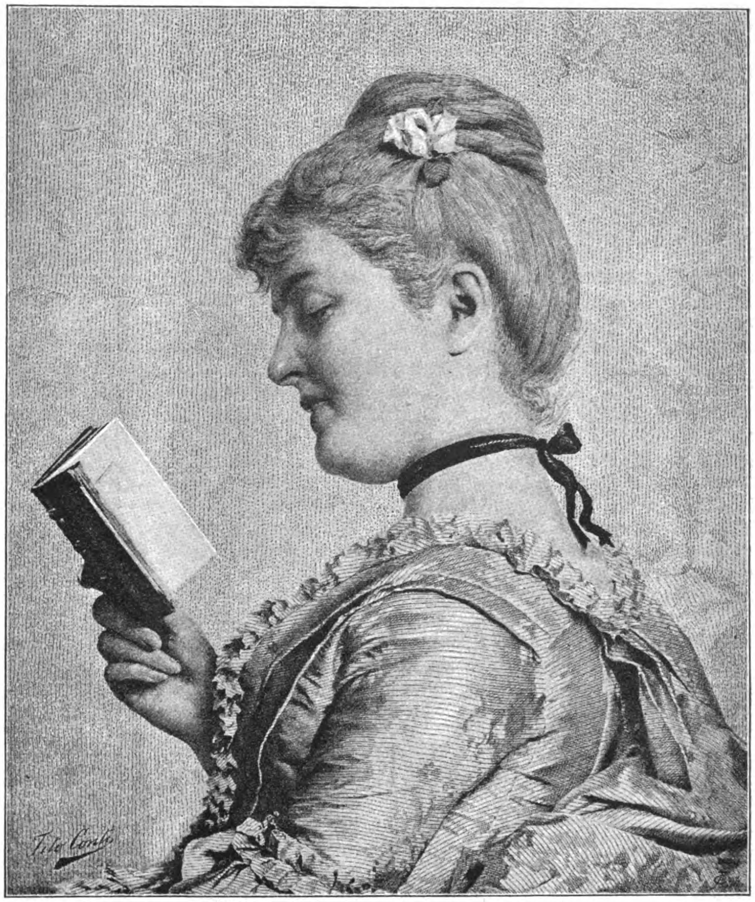
(Abdruck verboten.)



Kriegsminiſter General Hermann von Boyen † 1848.
Nach einem gleichzeitigen Bildnis.

Die geſchichtliche Litteratur iſt gerade in den letzten Jahren beſonders reich an hervorragenden Erſcheinungen geweſen, welche uns die ernſte und trübe Zeit des Anfangs unſers Jahrhunderts, die Zeit des Zuſammenbruchs des preußiſchen Staates, aber auch ſeiner Wiederaufrichtung näher führen. Wenn einſt Ranke in den Merkwürdigkeiten Hardenbergs, einem trotz mancher anfechtbaren Stellen im ganzen doch meiſterhaften Werk, uns die wichtigſte Quelle für die preußiſche Geſchichte jener Epoche erſchloſſen hatte, und Droyſen in ſeinem herrlichen Leben Yorks, Pertz in ſeiner Biographie Steins und vor allem in der von Delbrück vollendeten Lebensbeſchreibung Gneiſenaus urkundliche Bilder der hervorragendſten Männer, welche die Wiederbelebung des Hohenzollernſtaates ermöglichten, gaben, ſo hat neuerdings Max Lehmann mit ſeinem ausgezeichneten Buch über Scharnhorſt, das auch in dieſen Blättern eine eingehende Würdigung fand, eine Reihe neuer Publikationen eröffnet. Ihm ſchloß ſich der Große Generalſtab an, indem er die trefflichen Aufzeichnungen von Clauſewitz über „Preußen in ſeiner großen Kataſtrophe“ einem weiteren Leſerkreiſe zugänglich machte, und heute liegen die beiden erſten Teile der „Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarſchalls Hermann von Boyen“ vor uns, welche Friedrich Nippold im Auftrage der Familie herausgab (Leipzig, S. Hirzel, 1889). — Hermann von Boyen gehört nicht zu jenen Männern, welche gleich Stein und Hardenberg, gleich Blücher, Scharnhorſt oder Gneiſenau zu, wenn der Ausdruck erlaubt iſt: Lieblingshelden des preußiſchen Volkes geworden ſind. Man kann heute noch manche leidlich gut geſchriebene vaterländiſche Geſchichte aufſchlagen, ohne auch nur ſeinen Namen zu finden, und es iſt bezeichnend, daß Kaiſer Wilhelm I einſt „von den leider oft und viel verkannten Verdienſten Boyens“ ſprach. Daß er — er allein — es geweſen iſt, der unter mannigfachen Kämpfen 1814 und 1815 die von Scharnhorſt geſchaffenen Grundzüge unſerer Wehrverfaſſung unter Dach und Fach brachte, iſt nur allzuwenig bekannt, und unter den zahlreichen Standbildern der Helden der Befreiungskriege ſucht man das ſeine vergeblich. Auch in den eigentlich hiſtoriſchen Werken iſt ſeiner oft nur gleichſam im Vorübergehen gedacht und erſt Treitſchke hat in ſeiner deutſchen Geſchichte einer vollen und gerechten Würdigung des ſeltenen Mannes Bahn gebrochen.

Die Denkwürdigkeiten Boyens ſind in den dreißiger Jahren, aber augenſcheinlich auf Grund ſorgfältig geführter Tagebücher, niedergeſchrieben; mit außerordentlicher Treue



Intereſſante Lektüre. Von Tito Conti.
(Nach einer Photogravüre im Verlage von Jacques Caſper in Berlin.)

und Anſchaulichkeit ſpiegeln ſie uns das Bild der Zeit wieder, eine ſtrenge, oft herbe Wahrheitsliebe leuchtet aus ihnen überall hervor — mit ſcharfem Blick unterſcheidet Boyen das Weſentliche von dem Unweſentlichen, mit dem ruhigen Urteil des welterfahrenen, vielſeitig gebildeten Mannes und des warmfühlenden Patrioten kennzeichnet er Zuſtände und Perſönlichkeiten: gerade in dieſen Charakteriſtiken ſehen wir einen Hauptvorzug des Werkes. Boyen war, wie er ſelbſt ſagt, „an mehreren nicht unwichtigen Ereigniſſen des preußiſchen Staates unmittelbar beteiligt oder hatte doch die Triebfedern derſelben, die handelnden Perſonen genau kennen gelernt“ — er ſchreibt daher aus unmittelbaren Eindrücken heraus und bewahrt ſich dabei doch eine wahrhaft hiſtoriſche Anſchauung.

Am 23. Juni 1771 zu Kreutzburg in Oſtpreußen als der Sohn eines älteren Offiziers geboren, verlebte er ſeine erſte Jugend in dem einfachen Hauſe einer alten Tante, faſt ohne ſeine Eltern kennen zu lernen. Schon im vierzehnten Lebensjahre trat er als Freikorporal in das Regiment Anhalt ein, um 1787 zum Offizier befördert zu werden. Strebſam und wiſſensdurſtig hörte er als ſolcher in Königsberg bei Kant Anthropologie, bei Renſch Phyſik, bei Schmalz Geſchichte — wohl eine Ausnahme unter den jungen Offizieren jener Tage. Der Tod Friedrich des Großen machte auf den Jüngling einen gewaltigen Eindruck, bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III war er bereits ſo weit gereift, um das Fazit der Regierung des Vorgängers zu ziehen und kühlen Blickes deren Schwächen zu beurteilen — was Boyen über die franzöſiſche Revolution und die Kriegführung des verbündeten Europas gegen dieſelbe ſagt, mag man an Ort und Stelle nachleſen, es iſt kennzeichnend für ſeine ganze Auffaſſung: „leider,“ meint er unter anderem, „wählte man in Preußen für die Beurteilung deſſen, was von Frankreich herkam, damals häufig einen falſchen Standpunkt, den von Roßbach nämlich.“

Der Beginn des unglücklichen Feldzuges 1806 brachte Boyen in die Nähe der leitenden Perſönlichkeiten; er hatte dem König — charakteriſtiſch genug für die damaligen Verhältniſſe — eine Denkſchrift über den zu erwartenden Krieg eingereicht und wurde auf Grund derſelben dem Generalſtab „bei der Armee unter den Befehlen des Herzogs von Braunſchweig“ überwieſen. Seine Schilderung der Zuſtände, die er hier vorfand, deckt ſich im allgemeinen mit derjenigen, welche Clauſewitz gibt, mit dem er auch in der Beurteilung der Urſachen, welche Preußens Unterliegen herbeiführen mußten, weſentlich übereinſtimmt. Hier und dort urteilt er vielleicht ſogar ſchärfer, als die heutige Kritik, man fühlt, daß dem begeiſterten Patrioten der Schmerz über des Vaterlandes Unglück ſo tief in der Seele brannte, daß er nur die Schattenſeiten des herrſchenden Syſtems ſehen wollte.

Boyen wurde in der Schlacht bei Auerſtädt — „die zu verlieren, von preußiſcher Seite eine Kunſt war“ — verwundet, erſt Ende April 1807 konnte er über öſterreichiſches Gebiet die Reſte der Armee in Oſtpreußen wieder erreichen, um noch an dem Schlußteil des Feldzuges teil zu nehmen. Es ſind hochintereſſante Bilder, die er uns aus jener Zeit über die nächſte Umgebung, über die berufenen und nicht berufenen Ratgeber des Königs entwirft und mit denen er zu dem trüben Schlußurteil kommt: „In einem ſolchen Kreiſe von Männern, der unter ſich nicht einig war und dem es an einer oberen Leitung fehlte, konnte natürlich nicht ein Plan gebildet werden, durch den es möglich geworden wäre, den Krieg mit Würde fortzuführen, man überließ ſich größtenteils dem Zufall und befolgte höchſtens die Fingerzeige alter Mobilmachungspläne.“

Der Friede von Tilſit war geſchloſſen. „Sowie die Zeit den erſten Eindruck des betäubenden Schmerzes, den er verurſacht hatte, zu mildern anfing, trat die in der Bruſt der Preußen geweckte Erbitterung gegen Napoleon immer ſtärker hervor, ſie war ebenſo aus dem Schmerzgefühl über erlittene Verluſte als aus der Beſchämung über die unerwarteten Niederlagen gebildet und wirkte ſo mit doppelter Kraft, erzeugte bei einer großen Mehrheit das Gefühl der Rache. Scharnhorſt, Gneiſenau, der Kabinettsrat Blyme, der Geheime Finanzrat Schoen und der Major Grolmann bildeten in Memel einen ſchönen Vereinigungspunkt, an welchen ſich jeder dem Vaterlande treue Mann mit Freuden anſchloß und nach ſeinen Kräften zu dem Verſuche der Wiederherſtellung des Staates zu wirken anfing.“ Der König berief Stein in ſeine Dienſte: „einen Mann von ſelten feſtem Willen, zwar leidenſchaftlich und ſehr heftig, aber er hatte einen hellen Blick, ſchöne Adminiſtrationskenntniſſe, ein edles, allen Ständen wohlwollendes Herz; den Gedanken, Preußen wieder herzuſtellen und Deutſchland von dem franzöſiſchen Joch zu befreien, trug er tief in ſeiner Bruſt und war jederzeit bereit ſich für ihn aufzuopfern. Stein war ein gebildeter Edelmann von altem Schrot und Korn, keine moderne Zierpuppe. Offenbar: Stein war ein bedeutender Mann und es war eine glückliche Wahl.“ Über Scharnhorſt, der damals an die Spitze der Militär-Reorganiſationskommiſſion trat, zu deren Arbeiten bald auch Boyen herangezogen wurde, urteilt derſelbe: „Niemals habe ich für das praktiſche Leben einen ſo konſequenten Denker als ihn gefunden, niemals einen Menſchen, der ſeine Perſon ſo den großen Zwecken, die er leitete, unterzuordnen verſtand. Den Krieg und die Kriegswiſſenſchaften in allen ihren Teilen kannte er mehr als irgend einer und war daher zu einem Heeresordner ganz befähigt. Ein glühender Haß gegen Napoleon und Frankreich kochte fortwährend in dieſem anſcheinend teilnahmloſen, ſchläfrigen Körper und gab ihm die Kraft, gegen Kabalen und Undank zu kämpfen.“

Es folgt nun in den Denkwürdigkeiten eine eingehendere Beurteilung der Reorganiſation auf militäriſchem und dem Verwaltungsgebiet, eine Schilderung der maßloſen Schwierigkeiten, auf welche dieſelbe ſtieß: ſcharf geht Boyen mit den Freunden des Alten ins Gericht, mit der Hofpartei, als deren Seele er den damaligen Gouverneur von Königsberg, Kalkreuth, bezeichnet: „Ich würde nicht ſo oft auf die Schilderung dieſer nur Ekel erregenden Verhältniſſe zurückkommen, wenn ich dies nicht zur Kenntnis jener denkwürdigen Zeit notwendig hielte, es wenigſtens den unbefangenen Menſchen anſchaulich zu machen, daß die niedrige Selbſtſucht auch mitten in den größten Gefahren des Vaterlandes unaufhörlich und auf Koſten desſelben ihr Spiel treibt, und endlich, um zu zeigen, wie groß die Hinderniſſe waren, mit denen Stein und Scharnhorſt bei Ausführung ihrer Entwürfe zu kämpfen hatten. Nur der glücklichen Vereinigung: daß Stein eine ſeltene Kraft und Unabhängigkeit beſaß, während Scharnhorſt der beſonnenſte Menſch war, den ich in meinem Leben kennen lernte, iſt es möglich geweſen, über die Unentſchloſſenheit des Königs und die Kabalen ſeiner Umgebung, wenn auch nicht in allen, ſo doch in vielen Fällen zum Wohl von Preußen zu ſiegen.“

Von beſonderem Intereſſe ſind die Mitteilungen Boyens über den Tugendbund, den „ſittlich-wiſſenſchaftlichen Verein,“ die aufs neue bethätigen, daß die Wirkſamkeit dieſer Vereinigung eine recht geringe war. „Guter Wille war überall, doch bald zeigten ſich Bedenklichkeiten und der Eifer erkaltete, da der boshafte Kampf der Gegner von Stein und Scharnhorſt dieſe Verbindung unter den ſinnloſeſten Verdrehungen der Abſicht, den Thron umzuſtürzen, beſchuldigte.... die beinahe ins Komiſche gränzende Furcht, welche die franzöſiſchen Behörden fortdauernd gegen den Tugendbund und ſeine Mitglieder ausſprachen, ſind eigentlich die ſchönſte Lobrede über ſeine Nützlichkeit; wenn man mit geringen Mitteln Furcht erregt hat, ſo iſt ein Teil des Zweckes jener Verbindung offenbar erreicht.“

Neu iſt, daß Boyen der eigentliche Schöpfer des Krümperſyſtems war, durch welches die Beſtimmung Napoleons, daß Preußen nur 42000 Mann unter Waffen halten durfte, umgangen wurde; man beurlaubte monatlich von jeder Kompanie fünf, von jeder Eskadron drei Mann und zog dafür ebenſoviel Rekruten ein, „wodurch unbemerkt jene große Anzahl ausgebildeter Soldaten geſammelt wurde, die im Jahre 1813 die Errichtung der zahlreichen Reſerveregimenter und Bataillone möglich machten.“ Auch den eigentümlichen Namen wählte Boyen nach einem provinziellen Ausdruck — „ich habe ſpäterhin oft im ſtillen gelacht, wenn dieſes unſchuldige Wort ſich einer Menge Definitionen unterwerfen mußte.“

Der erſte Band der Denkwürdigkeiten ſchließt mit einem Blick auf die Geſchichte des Jahres 1809, auf die Stellung Preußens während des öſterreich-franzöſiſchen Krieges. Boyen ſchildert in ergreifender Weiſe die ſchwierige Lage des Königs, die Machenſchaften der Hofpartei, der „Maulwürfe,“ welche des Herrſchers Vorſicht nur zu ſehr zu ihren Gunſten d. h. gegen eine entſchiedene Parteinahme für Öſterreich auszubeuten verſtand — er wird endlich der kühnen That Schills gerecht; obwohl er dieſelbe an ſich verurteilt, hebt er doch treffend hervor, wie „die Unternehmung in dem geiſtigen Volksleben nicht ohne Einfluß geblieben iſt; ſie ſtählte manche deutſche Männerbruſt, ſie leitete darauf hin, daß derartige Unternehmungen nicht von Soldaten allein, ſondern im größeren Umfang in Vereinigung mit Landesbewaffnungen ausgehen müſſen. Der unvergleichliche Mut, den die kleine Schar entwickelte, erſchien als ein glorreiches Ziel der Nacheiferung, und überall, wo man in den Kreis der Tugenden auch die Aufopferung fürs Vaterland rechnen wird, da wird zu jeder Zeit der Name von Schill und der ſeiner Getreuen ehrenvoll genannt werden.“

Aus dem zweiten Teile der Denkwürdigkeiten möchte ich zunächſt die eingehende Charakteriſtik König Friedrich Wilhelms III hervorheben. Major v. Boyen erhielt 1809 die „Stelle des militäriſchen Kabinettsvortrages“ und knüpft an die Erwähnung dieſer Thatſache intereſſante, äußerſt freimütige Erörterungen über die Perſönlichkeit des von ihm hochverehrten Monarchen, über die Königin und das Leben am Berliner Hofe.

„Von den natürlichen Fähigkeiten des Königs ſtand ein ſeltenes Gedächtnis obenan, dagegen trat bei näherem Umgang ein Mangel der Phantaſie ſehr bemerkenswert hervor, ich glaube aber, daß dies mehr eine falſche Richtung ſeiner Erziehung bewirkt hatte, als daß es ein eigentlicher Naturfehler war. Der König war ein perſönlich ſehr tapferer

Mann, ich bin überzeugt, daß, wenn er unerwartet in ein Handgemenge verwickelt worden wäre, er mit großer Beſonnenheit heldenmütig gekämpft haben würde. Dagegen aber war ſein Trieb zu mutigen Unternehmungen ſehr gering und die peinlichſte Unentſchloſſenheit, die ſich oft mit einer gänzlichen Mißſtimmuug ausſprach, bezeichnete alsdann ſein ganzes Weſen und machte die Geſchäftsführung höchſt ſchwierig … In dem Gange der politiſchen Geſchäfte hatte der König ſich bedeutende Erfahrungen geſammelt, die aber größtenteils negativ waren, nämlich die ſchwachen oder beſorglichen Seiten der ihm vorgelegten Dinge herauszufinden, nicht etwas Beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen … Die Grundlage in dem Charakter des Königs war Gutmütigkeit, die ebenſoſehr auf einem natürlichen Wohlwollen, als auf ſeinem Naturell beruhte. Seine Urteilskraft konnte man im ruhigen Zuſtande zuweilen ſogar ſcharfſinnig nennen, jedoch nur wenn es darauf ankam, die Schwächen einer Perſon oder Sache zu enthüllen … Der König war in vielen Dingen ein vorurteilsfreier Mann: ſo ging er z. B. gern mit allen Ständen um, hob eine Menge beläſtigender Vorſchriften der alten Etikette auf und würde hierin noch weiter vorgegangen ſein, wenn man ihm nicht dies als gefährlich für die Sicherheit des Thrones geſchildert hätte. Zu den damaligen Charakterzügen des Königs gehörte eine große Beſcheidenheit, die aber zum Teil ihren Grund in einem großen Mangel an Selbſtvertrauen hatte … In allen gewöhnlichen Verhältniſſen machte ſein milder und gerechter Sinn ihn zu einem guten Regenten, nur in den Augenblicken mutiger Entſcheidung trat ſeine Unentſchloſſenheit hervor und trübte die Bahn ſeines königlichen Handelns.“

„Die Königin war, bloß nach den Regeln der Kunſt beurteilt, vielleicht keine regelmäßige Schönheit, aber nach dem Eindruck, den ihre Erſcheinung hervorrief, gewiß eine ſchöne Frau. Ihr Geiſt war viel lebhafter und für neue Anſichten empfänglicher als der des Königs, ſie ſprach ſehr gut, durchblickte die Menſchen und wußte ſie ganz geſchickt zu behandeln. Da die Königin viel ſchnellerer Entſchlüſſe als der König fähig und mit einer lebendigeren Phantaſie als er begabt war, ſo fühlte ſie oft das Zaudern und die Unentſchloſſenheit desſelben ſehr lebhaft und ſuchte dann, ſoviel ſie es vermochte, durch andere Perſonen zur Entwickelung ſolcher Kriſen, jedoch gewöhnlich ohne großen Erfolg, zu wirken … Sie ertrug das Unglück des preußiſchen Staates nicht mit der ruhigen Ergebung, wie der König, daher fanden auch alle Maßregeln, die das Volk zu einem neuen Kampfe vorbereiteten, bei ihr lebhafte Teilnahme … Ihr innerer Blick glaubte an die geiſtige Kraft eines unterdrückten Volkes!“ Über den Eindruck, welchen der frühe Tod der Königin Luiſe hervorrief, ſagt Boyen: „Die äußere und innere Liebenswürdigkeit der Königin war ein Gegenſtand allgemeiner Verehrung, man wußte, daß ſie ungeduldiger als der König das der Nation betroffene Unglück trug, und dies hatte ihr die Liebe des Volkes zugewendet, welches in überwiegender Mehrheit übereinſtimmend dachte; man erinnerte ſich daran, daß die unzarte Behandlung Napoleons in Tilſit vielleicht den erſten Keim zum Siechtum dieſer blühenden Frau gelegt hatte, und alles dies vereinigte ſich, um den Eindruck des erlittenen Verluſtes zu vergrößern, jeder glaubte einen Trauerfall in ſeiner Familie erlitten zu haben und umgab die Verſtorbene mit einem nationalen heiligen Schein.“

Als 1812 der völlige Anſchluß Preußens an Frankreich zur Gewißheit geworden war, ging Boyen gleich Clauſewitz, Chaſot, Tiedemann und dem Grafen Dohna, dem Schwiegerſohn Scharnhorſts, nach Rußland — in Petersburg traf er mit Stein zuſammen. Inzwiſchen war die Entſcheidung des Feldzuges bereits gefallen, die Große Armee im Rückzug gen Weſten — der Zar aber fand in Boyen eine geeignete Perſönlichkeit zu einer vertrauten Sendung an König Friedrich Wilhelm III. Die Aufſchlüſſe, welche wir in bezug auf dieſe Sendung erhalten, ſind zum Teil ganz neu: bekannt iſt zwar, daß der Zar dem Könige den Antrag durch Boyen zu einem Offenſiv- und Defenſivbündnis machen ließ — während aber Ranke in den Memoiren Hardenbergs nur mitteilt, „Boyen hatte keine Mittel, ſeinem Fürſten von den Eröffnungen des Zaren ſo raſch, als nötig geweſen wäre, Meldung zu machen,“ geben uns erſt die Denkwürdigkeiten ſelbſt den Grund dieſer Verzögerung an: Boyen wurde auf der Rückreiſe öſterreichiſcherſeits interniert. In Radziwilowo ſperrte ihm die öſterreichiſche Quarantäne jede Weiterreiſe, kaum daß es ihm gelang, durch ſeinen glücklicheren Reiſegefährten, Lord Walpole, ein Schreiben an Hardenberg zu befördern, in dem er wenigſtens verdeckt den Zweck ſeiner Miſſion andeuten konnte. „Daß übrigens die mir verweigerte Erlaubnis zur Rückreiſe ganz den argliſtigen Charakter trägt, der den bei weitem größten Teil der Handlungen des Wiener Kabinetts fortdauernd ſtempelte, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Zu einer Zeit, in der dasſelbe die innigſte Teilnahme für Preußen heuchelt, nimmt es zwar die ihm von England und Rußland zugeſendeten Miſſionen an, verhindert aber in demſelben Augenblicke, daß eine ähnliche für Berlin beſtimmte Sendung an den Ort ihrer Beſtimmung kommen kann!“ ruft Boyen in ſehr erklärlichem Ingrimm aus. Erſt am Schluſſe des Jahres erhielt er auf Hardenbergs Verwendung die Erlaubnis zur Abreiſe und zugleich von jenem die Weiſung, ſich nach Ratibor zu begeben, wo er eine vertraute Perſon treffen würde — niemand anders als Scharnhorſt! Freilich! auch die Rückſprache mit ihm, und bald darauf mit dem Fürſten Staatskanzler ſelbſt vermochte den König noch nicht zu einem ſofortigen Anſchluß an Rußland zu beſtimmen, auch Yorks kühne Initiative, ſeine Konvention mit den Ruſſen, riß ihn nicht unmittelbar von Frankreich los, erſt die Errichtung der Landwehr durch die oſtpreußiſchen Stände ſcheint ſeinen Entſchluß zur Reiſe gebracht zu haben. „Durch das freiwillige Anerbieten der Landwehr war für Freund und Feind der Geiſt, der das preußiſche Volk beſeelte, ausgeſprochen, keine der Provinzen des Staates konnte ſich ähnlichen Leiſtungen entziehen,“ ſagt Boyen, indem er zugleich treffend jenen Akt als eine der glorreichſten Erſcheinungen der preußiſchen Geſchichte bezeichnet. Am 20. Februar wurde der Entſchluß der oſtpreußiſchen Stände in Breslau bekannt, wenige Tage ſpäter kam Stein im Auftrage des Zaren inkognito dort an, und am 28. Februar konnte Scharnhorſt endlich den Vertrag mit Rußland definitiv abſchließen. Es mag übrigens ſowohl in bezug auf die letzten Sätze, wie auf die oben angeführte Charakteriſtik König Friedrich Wilhelms III hier die Einſchaltung geſtattet ſein, daß, wenn Boyen aus ſeiner unmittelbaren Empfindung, aus dem überſchäumenden Gefühl heißer Vaterlandsliebe heraus wieder und immer wieder von des Königs Zögern, von ſeiner Unentſchloſſenheit ſpricht, dies eben als unter der Einwirkung dieſer Motive geſchrieben betrachtet ſein will. Wir können heute ruhiger urteilen, wir wiſſen, daß es denn doch mehr als des Monarchen „Unentſchloſſenheit“ war, die ihn dem Drängen der Patrioten immer wieder das Gebot ruhigen Abwartens entgegenſtellen hieß, wir wiſſen, was wir ihm dafür zu danken haben, daß er nicht eher ſein entſcheidendes Wort ſprach, als bis die Zeit wirklich gekommen war, mit dem Todfeinde abzurechnen! Trotzdem enthält die Boyenſche Charakteriſtik ungemein viel zutreffende Züge, ſie würdigt nur allzuwenig die innere Entwickelung, welche gerade König Friedrich Wilhelm III in ſchweren Leidensjahren durchmachte, und die ihn erſt zu einem ganzen Manne ausreifen ließ.

Wir haben aus dem überaus reichen Inhalt der vorliegenden zwei ſtarken Bände nur wenige kurze Züge herausgreifen können — die Denkwürdigkeiten Boyens ſind eben ein Buch, das ſelbſt geleſen, richtiger eingehend ſtudiert ſein will, und von deſſen Vielſeitigkeit eine Skizze, wie die unſere, kaum eine richtige Vorſtellung zu geben vermag. Es gibt vielleicht kaum ein Gebiet aus dem Leben jener Zeit, das in ihnen nicht berührt wird und das Boyen nicht in ſeiner oft eigenartigen, aber immer anziehenden, von vornehmem Geiſte getragenen Darſtellung in einem neuen Lichte zeigt. Neben der Politik, neben den überaus zahlreichen militäriſchen Exkurſen finden wir intereſſante Erörterungen über die wirtſchaftlichen Verhältniſſe Preußens, über die ſoziale Lage, über das Leben am Hofe Friedrich Wilhelms III und in der Berliner Geſellſchaft — wir finden geiſtreiche Anſchauungen über Prinzenerziehung und Fürſtenberuf, über die Stellung der Stände zueinander! Und nicht nur ſein geliebtes Preußen allein zieht Boyen in den Kreis ſeiner Betrachtungen: was er über die Nachbarſtaaten und beſonders über Rußland ſchreibt, iſt heute noch zum großen Teil zutreffend und legt faſt auf jeder Seite Zeugnis von einer ganz außerordentlichen Beobachtungsgabe ab. In hohem Grade intereſſant für den ernſteren Leſer aber ſind die zahlreichen Anlagen, die teils Denkſchriften Boyens, teils Bruchſtücke ſeines umfangreichen Briefwechſels, mehrfach aber auch noch weitere, bisher nicht veröffentlichte Beiträge zur Zeitgeſchichte bringen. Ganz beſonders intereſſant erſcheint eine vom 31. Dezember 1811 datierte Denkſchrift Boyens über den bevorſtehenden ruſſiſch-franzöſiſchen Krieg, in welcher er bereits die Notwendigkeit entwickelt, ruſſiſcherſeits den Krieg „in die Länge zu ziehen und ſo durch die Zeit die Kräfte der franzöſiſchen Armee zu erſchöpfen.“

Schließlich ſei es mir erlaubt, dem Herrn Herausgeber noch ein Wort beſonderer Anerkennung über die außerordentliche Pietät auszuſprechen, die er bei ſeiner gewiß äußerſt ſchwierigen Aufgabe überall bewahrt hat. Ich rechne hierzu ganz beſonders, daß er die Schreibweiſe Boyens unverändert wiedergab; gewiß berührt dieſelbe hier und dort altertümlich, aber ſie verleiht dem ganzen Werk einen Zauber der Urſprünglichkeit, den ich um keinen Preis miſſen möchte.

Sp.

## Leiſes Erzittern des Erdbodens.

Von Dr. Klein. (Abdruck verboten.)

Von Erdbeben wird erzählt, ſoweit die Geſchichte reicht; die Thatſache indeſſen, daß der Erdboden, den wir gewohnt ſind als ſtarr und unveränderlich zu betrachten, häufig, wie von leiſen Pulsſchlägen belebt, erzittert und daß dieſes Zittern ſich bisweilen tagelang fortſetzt, dieſe Thatſache iſt erſt durch neuere und allerneueſte Beobachtungen bekannt geworden. In einigen Fällen erwies ſich dieſes Erzittern als letztes Ausklingen ſehr weit entfernter Erdbeben. Als am 16. Februar 1861 ein heftiges Erdbeben die Halbinſel Malaka erſchütterte, ſah man die Waſſerwagen (Libellen) auf der Sternwarte zu Pulkowa bei Petersburg in lebhafte Bewegung geraten und das Gleiche wiederholte ſich am 20. September 1867 gelegentlich eines heftigen Erdbebens im öſtlichen Teile des Mittelländiſchen Meeres. Von der Anſicht ausgehend, daß der Erdboden häufiger leiſe erzittert als man gewöhnlich glaubt, hat der franzöſiſche Gelehrte Antoine d'Abbadie ſchon vor vielen Jahren einen beſonderen Apparat konſtruiert, der die geringſten Erſchütterungen des Bodens erkennen läßt. Als er an dieſem Apparat, deſſen Beſchreibung hier zu weit führen würde, beobachtete, fand er, daß der Boden nur ſelten ganz ruhig iſt. Selbſt die Wellen der See verurſachen in Entfernungen von 400 Metern noch ein deutlich wahrnehmbares Zittern der Erde. Aber nicht nur an der Oberfläche, ſondern auch in größeren Tiefen zittert der Boden außerordentlich häufig, ja man könnte ſagen beinahe unaufhörlich. Seit dem Jahre 1870 hat man hierüber in Italien Beobachtungen angeſtellt und aus dieſen erkannt, daß der Boden Italiens in unaufhörlicher, leiſer Bewegung iſt. Dieſe Bewegung iſt ſehr ungleich und man kann zu Zeiten von einem wirklichen unterirdiſchen oder ſeismiſchen Sturme ſprechen. Dieſes leiſe Erzittern erfolgt an verſchiedenen Orten nicht gleichmäßig, auch die Richtung der Bewegung iſt verſchieden und es ſcheint, daß jeder Ort ſeine eigentümliche Richtung hat, welche von der Richtung der Thäler und Gebirgsketten in ſeiner Nähe abhängt. Der italieniſche Forſcher de Roſſi, der ſich beſonders mit dieſen Erſcheinungen beſchäftigt hat, wandte auch das Mikrophon bei ſeinen Beobachtungen an. Mittels desſelben vernahm er unterirdiſche Geräuſche, welche er als Brauſen und Exploſionen, die entweder einzeln oder in Salven auftraten, ſchildert; bisweilen vernahm er auch metalliſche und glockenähnliche Töne, Ticken, Pochen und Hämmern, gleichſam als wenn man aus weiter Ferne dem Treiben einer großen Stadt zuhöre. Die Urſache dieſer Töne iſt noch völlig unerklärt. Als de Roſſi mit ſeinem Apparate in der Nähe des Veſuv beobachtete, hörte er Geräuſche ähnlich Gewehrſalven und fernem Brauſen. Manche konnten künſtlich nachgeahmt werden durch Aneinanderreiben von Drähten in der Weiſe, wie Felſen ſich bei einem Erdbeben aneinander reiben müſſen, oder die man vernimmt, wenn man das Inſtrument auf ein Gefäß mit ſiedendem Waſſer ſtellt, oder endlich auf eine Marmorplatte, an deren unterer Seite man kratzt. Nach Anſicht bedeutender Forſcher könnten die Geräuſche und das Erzittern im Erdboden durch das Biegen und Knarren der Felſen hervorgerufen werden, welche ſich dehnen oder zuſammenziehen, oder durch das Entweichen von Dampf aus geſchmolzenen Maſſen tief unter der Erdoberfläche. Das leiſe Erzittern des Bodens war bisher in Deutſchland, Frankreich, Italien und England durch Beobachtungen nachgewieſen worden, nunmehr haben auch Unterſuchungen in Japan feſtgeſtellt, daß dort ebenfalls der Boden häufig leiſe bebt. Mit Hilfe von beſonders konſtruierten Inſtrumenten, welche ſelbſtthätig die geringſten Bewegungen des Erdbodens aufzeichnen, hat ſich herausgeſtellt, daß in Japan das Erzittern der Erde eng mit dem Winde zuſammenhängt. Wenn ſtarker Wind weht, ſo wird das Zittern des Bodens gewöhnlich lebhaft, aber auch zu Zeiten mit ruhigem Wetter war es vorhanden. Die genaue Unterſuchung der herrſchenden Windverhältniſſe ergab indeſſen, daß alsdann der Wind gegen entfernte Berge wehte und dieſer Anprall genügte, um die Erde in der Umgebung in leiſe Schwingungen zu verſetzen. Es iſt überraſchend, wie weit ſolche Schwingungen ſich dann noch ausdehnen können. In einigen Fällen hat man gefunden, daß vier Meilen von einem dortigen Berge entfernt das Zittern des Bodens deutlich zu bemerken war, ja einige Beiſpiele weiſen eine Verbreitung der leiſen Erſchütterung bis auf 50 Meilen weit nach. Aus allen bisherigen Wahrnehmungen iſt zu ſchließen, daß dieſes geheimnisvolle Zittern des feſten Bodens teils durch oberflächliche Veranlaſſungen, Winde, Anprallen von Wellen gegen das Ufer, teils durch Vorgänge tief im Erdinnern veranlaßt wurde. Die letzten ſcheinen von größter Bedeutung zu ſein, doch ſind ſie noch durchaus geheimnisvoll und es bedarf zahlreicher weiterer Beobachtungen, um einiges Licht über ſie zu verbreiten.

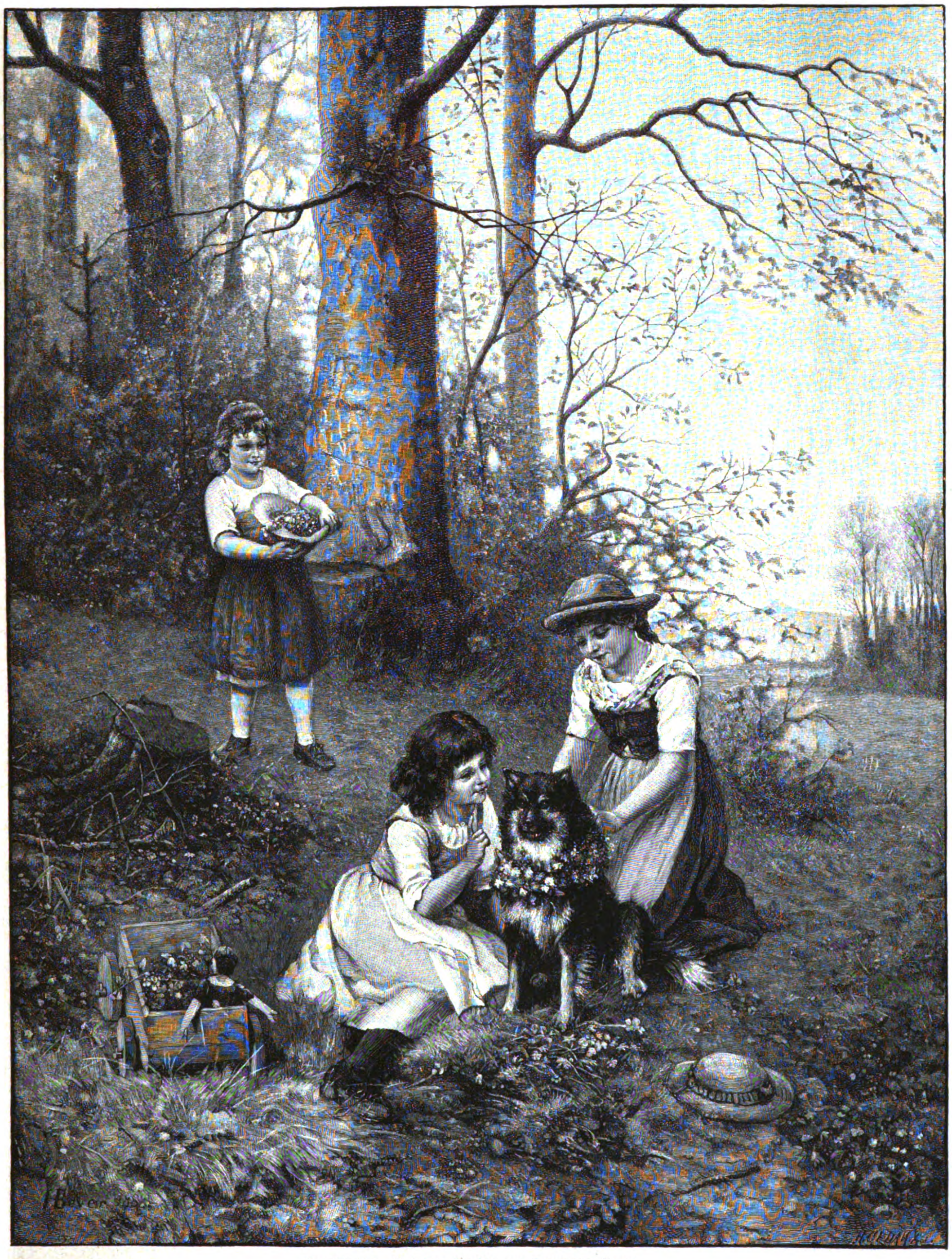
## Übelriechende Blumen.

Von Dr. Edm. von Freyhold. (Abdruck verboten.)

Über die Frage, zu welchem Zwecke der Schöpfer die Blumen mit Wohlgeruch ausgeſtattet habe, iſt mir aus dem naturgeſchichtlichen Unterricht meiner erſten Schuljahre eine Antwort im Gedächtnis haften geblieben, die wir nebſt anderen ähnlichen niederſchreiben und auswendig lernen mußten. Dieſelbe lautete: „Der Blumenduft iſt geſchaffen worden, auf daß der Menſch ſich an ihm ergötze und labe, denn nicht nur mit Farbenpracht für das Auge begabte der Schöpfer die Blumen, ſondern er hat ſie auch für die Naſe des Menſchen mit würzigem, erquickenden Wohlgeruch erfüllt.“

An dieſe Beantwortung jener Frage muß ich immer mit Vergnügen zurückdenken, wenn ich im Hochſommer die tägliche Muſterung unter meinen zahlreichen Blumenpfleglingen abhalte und bei einer der Stapelienſorten eine friſcherſchloſſene, prächtig buntſcheckige Blüte bemerke. Schön und merkwürdig, ja mitunter ſogar geradezu ſonderbar ſind die Blumen dieſer eigenartigen, ſchmucken Pflanzen, aber ihr Geruch iſt ein Hohn auf alles, was da Blumenduft heißt. Gleicht er doch auf ein Haar demjenigen faulen Fleiſches! Der Nichtkenner, der zum erſtenmal dieſe Blüten an ſeine Naſe führt, um ſich an ihnen „zu laben und zu ergötzen,“ ſein Geruchswerkzeug „an ihrem würzigen Duft zu erquicken,“ ſieht ſich zu ſeiner nicht geringen Überraſchung alsbald grauſam getäuſcht!

Mit dieſen Blüten und vielen anderen, ähnlich begabten fällt nun aber auch die ſchöne Anſchauung in nichts zuſammen, daß der Blütenduft nur zur beſonderen Ergötzung des Menſchen geſchaffen ſei. Selbſt wenn man ſagen wollte, daß die Landsleute der Stapelien, die Hottentotten und Buſchmänner, mit weniger zart beſaiteten Geruchswerkzeugen ausgeſtattet ſeien als wir, ſo dürfte doch ſchwerlich anzunehmen ſein, daß ſie ſich an dieſem „Blumenduft“ beſonders erfreuen ſollten. Zudem ſind wie geſagt jene Pflanzen, auf die ich noch näher zurückkommen werde, nicht die einzigen mit ſtark übelriechenden Blüten. Da ſind vor allem unter den Aronsgewächſen, zu denen auch die ſchöne, unter dem Namen Calla allbekannte Richardia gehört, die merkwürdigen Amorphophallen zu nennen, Pflanzen mit dicker, plattrunder Knolle; aus dieſer ſproßt alljährlich je ein großes, vielfach geteiltes, prächtiges Blatt hervor, deſſen gerader, ſchlank wie ein Palmenſtamm aufſtrebender Stiel gleich einer bunten Schlangenhaut gefleckt erſcheint. Die merkwürdigen Blüten mit dickem Kolben und tütenartig herumgewickeltem, am Rande oft kraus gefaltetem, bräunlichen Hüllblatt riechen gleichfalls höchſt widerwärtig nach verdorbenem Fleiſche. Da die Blüte vor dem Blatte erſcheint, und die Amorphophallen als Blatt-



Im Maien. Nach dem Gemälde von Hermann Bever.

pflanzen wegen ihres prächtigen Anſtandes alle Beachtung verdienen, ſo ſieht man ſie hier und da bei Pflanzenfreunden als Topfgewächſe, die während der Blüte im Garten, ſpäter im Zimmer Aufſtellung finden und nur geringe Anforderungen in bezug auf ihre Pflege ſtellen. Die Knollen von einzelnen Arten ſind in den größeren Handelsgärtnereien von Erfurt zu ſehr mäßigen Preiſen zu erhalten.

Den Amorphophallen ſehr ähnlich iſt die erſt 1878 auf Sumatra entdeckte Titanenblume, die ſogar mit jenen zur gleichen Gattung gezählt wird. Ihr Geruch, um nicht ein anderes, bezeichnenderes Wort zu brauchen, wirkt faſt betäubend und ſoll demjenigen verfaulter Fiſche gleichen; er muß alſo überaus „würzig und erquickend“ ſein. Die Knolle dieſer gewaltigen Pflanze hat einen halben Meter im Durchmeſſer; der Stiel des einzigen, aber rieſenhaften Blattes erreicht eine Höhe von 2 bis 5 Metern und eine Dicke von 10 Centimetern. Die Hauptabſchnitte der vielfach geteilten Blattfläche ſind bis 3 Meter lang, ſo daß der Umfang der letzteren bei völliger Ausbildung eine Länge 15 Metern beſitzen kann. Wenn die Blüte ſich entfaltet hat, dann iſt ihr Stiel einen halben bis 1 Meter, ihr Kolben $1^{1}/_{2}$ bis 2 Meter lang. Der letztere wird von dem glockenförmigen 70 bis 80 Centimeter langen Hüllblatt kragenartig umgeben, wobei der Rand dieſer Hülle die Breite von einem Meter erreichen kann. Die Titanenblume, welche kürzlich in dem weltberühmten Garten von Kew bei London zum erſtenmal geblüht hat, würde die größte bis jetzt bekannte Blüte der Erde ſein, wenn ſie nicht, gleich der Calla, ein ganzer Blütenſtand wäre. Die kolbenartige Ähre iſt nämlich keine Einzelblume, ſondern trägt zahlreiche, kleine Blüten, die von einem gemeinſamen Hüllblatt umgeben werden. Indes befindet ſich die größte bisher beobachtete Blüte, die Raffleſia Arnoldi, gleichfalls auf Sumatra. Sie hat einen Meter im Durchmeſſer und kommt, einem mächtigen Rieſenpilz vergleichbar, auf kurzem Strunk und ohne Laubblätter unmittelbar aus der Erde, wo der breite Unterteil dieſer Pflanze irgend einer fremden Wurzel ſchmarotzend aufſitzt, aus der er ſeine Nahrung ſaugt. Die fünf dicklappigen, trübroten Blumenblätter der Raffleſia liegen faſt dem Boden auf. Merkwürdig iſt nun, daß auch dieſe Rieſenblume ſich durch heftigen Aasgeruch auszeichnet, ſo daß wir dieſen als „Blumenduft“ höchſt befremdlichen Geruch bei drei miteinander durchaus nicht verwandten Pflanzengruppen antreffen — bei unſern Stapelien, der Titanenblume nebſt den Amorphophallen und bei den Raffleſien. Seine Bedeutung oder vielmehr ſein Zweck iſt ſehr leicht zu erklären. Er lockt Aasfliegen und ähnliche Inſekten an, welche in dieſe Blüten ihre Eier legen und bei dem Beſuch den Blütenſtaub auf die Narbe des Griffels übertragen, ſomit für die Befruchtung und Samenbildung der Pflanze Sorge tragen. Ganze Schwärme von Schmeißfliegen erhoben ſich aus eine Raffleſienblüte, als deren Entdecker Dr. Arnold ſich zum erſtenmal derſelben näherte. Auch in die Blüten gewiſſer Stapelien legen Fliegen ihre Eier. Freilich werden die Tiere in allen dieſen Fällen durch ihren ſogenannten Inſtinkt irre geleitet. Da ſie das nicht beſſer wiſſen, glauben ſie, was „gut“ rieche, müſſe auch für eine Fliegenmade gut zu freſſen ſein — aber die ausſchlüpfenden kleinen Larven gehen am Mangel tieriſcher Nahrung ſehr bald zu Grunde, wenn ſie es nicht vorziehen ſollten, ſich ſelbſt gegenſeitig aufzufreſſen, ſo weit der Vorrat für die Stärkeren reicht. Bei einer anderen Raffleſienart beſitzen die Blüten ſogar die Färbung rohen Fleiſches, was neben dem üblen Geruch Schmeißkerbtiere nur noch mehr anlockt. Kurz, der Blütenduft, möge er nun unſern Geruchsſinn angenehm oder widerwärtig berühren, beſitzt nur den einen erſichtlichen Zweck, im Haushalte der Pflanze ſich nützlich zu machen und Kerbtiere anzulocken, die bei der notwendigen Beſtäubung und Befruchtung weſentliche Hilfe leiſten. Wo eine Geruchsempfindung zu ſtande kommt, muß auch irgend ein dieſelbe erregender Stoff vorhanden ſein. Da die meiſten der aufgezählten übelriechenden Blüten ihren „Duft“ ſchon vor dem Abblühen völlig einbüßen, ſo muß da offenbar irgend eine flüchtige Verbindung in denſelben enthalten ſein, auf die er zurückzuführen iſt. Es wäre aber ſehr intereſſant zu erforſchen, welcher Natur dieſer für unſern Geruchsſinn ſo widerwärtige Stoff iſt, ob er mit ähnlich riechenden Verbindungen im faulenden Fleiſche übereinſtimmt oder nicht. Man hat jedoch darüber zur Zeit noch keine Kenntnis.

Jedenfalls ſtehen ſich auch unſere Stapelien vorzüglich gut bei dem ſchlechten Geruch ihrer Blüten, und nur die armen Fliegenmaden wären zu bedauern, wenn ſie bei der völligen Unnahrhaftigkeit der ihnen dort gebotenen Koſt alsbald elend verkümmern und verkommen. Übrigens muß ich geſtehen, daß ich meine Stapelienblüten nie durch junge Kerbtierlarven verunziert gefunden habe, ſo daß es nicht unmöglich ſcheint, daß die Fliegenmütter zwar durch den Geruch angelockt herbeikommen, die Blüten gründlich durchſuchen und dabei unbewußt die Beſtäubung vornehmen, dann aber, unbefriedigt durch das Ergebnis ihrer Nachforſchungen, wieder abfliegen, ohne ihre Eier abgelegt zu haben. Trotz des Geruches ſieht man die Stapelien gar nicht ſelten vor den Fenſtern der Blumenliebhaber, denn jedenfalls ſind ſie ganz feſſelnde Erſcheinungen. Sie gehören zur großen Familie der Asklepiadeen, zu welcher auch die beliebte Wachsblume, Hoya carnosa, die „Asklepias“ des Laienpublikums, gezählt werden muß. Jedermann kennt dieſes ſchöne Klettergewächs mit den dickfleiſchigen, dunkelgrünen Blättern, das als dankbare Zimmerpflanze häufig in Wohnräumen angetroffen wird und durch ſeine wohlriechenden Dolden rötlich weißer, wie aus Wachs geformter Blumen reichlich die geringe Pflege lohnt, die es beanſprucht. Dieſer Wachsblume nahe verwandt ſind die Stapelien, von denen man eine ſehr große Anzahl von Arten kennt. Dieſelben ſtammen meiſt aus dem Kaplande, und nur eine iſt in Südeuropa heimiſch. Der Unkundige hält ſie für Kaktusgewächſe, und im Munde des Volkes werden die bekannteſten, ziemlich verbreiteten Arten geradezu „Fingerkaktus“ genannt, wiewohl ihnen die Beſtachelung, das Kennzeichen der meiſten Kakteen gänzlich fehlt. Sie beſitzen dafür gleich dieſen fleiſchige, grüne, walzenförmige Stengel, die oft bräunlich angelaufen und von ungefährer Länge und Dicke eines Fingers ſind. In der Regel ſtumpf vierkantig, entbehren ſie gerade wie die meiſten Kakteen der Laubblätter; kleine auf den Kanten ſtehende Schüppchen oder Zacken ſind der ganze Reſt unterdrückter Blattbildung. Dabei verzweigen ſich dieſe Pflanzen ſehr reich und füllen bald die Töpfe, in denen ſie gepflegt werden, mit ihren niedrigen, buſchig gehäuften Trieben. Die Knoſpen und Blüten treten meiſt am Grunde dieſer Triebe auf, und nur bei wenigen Arten ſtehen ſie rings um die Zweigſpitzen gehäuft. Ziemlich zahlreich auftretend, erhalten ſie ſich einzeln bis acht Tage lang friſch und ſind von höchſt eigenartiger, oft ſonderbarer Schönheit. Bei einigen Arten nur von der Größe eines Fünfzigpfennigſtückes, erreichen ſie bei anderen die anſehnliche Größe eines ſilbernen Fünfmarkſtückes oder übertreffen dieſelbe noch. Die fünf faſt lederartigen Blumenblätter bilden entweder einen flachen, regelmäßig fünfſtrahligen Stern oder eine ſtumpf fünfeckige Scheibe. In der Mitte ſtehen die kurzen Staubgefäße mit zierlichen blattartigen Anhängſeln, die bei vielen Arten ſelbſt wieder zu einer zweiten, der Blumenkrone dicht aufliegenden, aber kleineren fünfeckigen oder faſt rundlichen Scheibe verbunden erſcheinen. Dabei iſt die ganze Blume entweder auf gelblich weißem, grünem, oder lederfarbig hellbraunem Grunde über und über mit einem Gewirr von roten, ſchwarz- oder dunkelbraunen Strichen, Punkten, Tüpfeln und Flecken überſät, ſo daß ſie den buntſcheckigſten Anblick gewährt, — oder ſie zeigt auf dunklem, trübrotbraunen bis violetten Grunde weißliche hervorragende, quergeſtellte Schwielen u. dgl. Bei mehreren Arten iſt ſie auch am äußeren Rande mit prächtigen, ſehr langen und dichten Haaren von hellrötlichem, ſeidenartigen Glanze gewimpert. Auch lebhaftere Farben treten mitunter auf, wie feuerrot und gelb, grün und violett, wobei immer die ſcheckige, geſpritzte und geſprenkelte, getupfte und getigerte Anordnung der Färbungen erhalten bleibt. Sie iſt für dieſe Blumen ganz ſo bemerkenswert, wie der üble Geruch, der übrigens nicht ſo ſtark auftritt, daß er je läſtig würde. Wenn man nicht gerade die Blumen an die Naſe führt — und das thut man in der Regel zum zweitenmal nicht wieder — wird man von ihnen kaum beläſtigt, und der Name „Aasblumen,“ den man wohl den Stapelien gegeben hat, iſt entſchieden zu ſtrenge gewählt. Vielleicht zutreffender, aber immer noch dieſer ſchmucken Blüten wenig würdig iſt die Bezeichnung „Krötenblume,“ mit welcher man bei einer Art die graubraune, warzig ſcheckige Beſchaffenheit der Blüte hat kennzeichnen wollen.

Alle Stapelien machen in der Pflege ſehr geringe Anſprüche. Sie begnügen ſich mit einer beliebigen, nahrhaften Erdmiſchung und wollen nur recht ſonnig ſtehen, wobei ſie im Winter ſehr mäßige, im Sommer ziemlich reichliche Bewäſſerung beanſpruchen. Natürlich muß man ſie als Kinder milder Erdſtriche froſtfrei überwintern. Jeder abgetrennte Zweig bewurzelt ſich in der Erde während der warmen Jahreszeit ſehr leicht, ſo daß die Vermehrung aus Zweigſtecklingen ſich bequem und überaus dankbar geſtaltet. Mitunter ſetzen die Blüten auch Früchte an. Dann bilden ſich ſtark fingerlange und fingerdicke, ſpitze Kapſeln, angefüllt mit platten, braunen Samen zwiſchen einem dichten Gewebe ſchneeweißer, ſeidenartig glänzender Haare. Dieſe Samen keimen nach der Ausſaat meiſt ſehr willig und geſtatten dann eine noch reichere Vermehrung, die indes weniger ſchnell blühreife Pflanzen liefert als die Stecklingszucht. Die leicht ausführbare Pflege dieſer Gewächſe hat bewirkt, daß man einzelne Arten derſelben ſogar an den Fenſtern beſcheidener ländlicher Häuſer in Töpfen ſieht. In jeder beſſeren Handelsgärtnerei, die auf reichere Auswahl hält, werden ſie gewiß zu finden ſein.

Wie wir ſahen, beſitzen die Stapelien bis auf den Mangel der Stacheln völlig die Tracht der Kakteen, zu denen ſie ſonſt in gar keiner verwandtſchaftlichen Beziehung ſtehen. Es könnte das auffällig erſcheinen, wenn nicht ähnliches im Pflanzenreich und Tierreich ſo überaus häufig vorkäme. Ich erinnere z. B. nur an die Robben und Wale, die Säugetiere des Meeres, bei denen ſich mehr oder weniger die geſtreckte, ſpindelförmige Körpergeſtalt der Fiſche mit ſchwacher Entwickelung der Gliedmaßen wiederholt, eine Erſcheinung, die ſo auffällig iſt, daß das Volk in dem Namen „Walfiſch“ eine Zugehörigkeit dieſer Tiere zu den Fiſchen ausgeſprochen hat, die in Wahrheit nicht zutrifft. Ähnlich wiederholt ſich auch die ſchlanke, walzenförmige Geſtalt der Schlangen mit ihrer völligen Unterdrückung der Gliedmaßen und dem kaum vom Rumpfe abgeſetzten Schwanz bei den Blindſchleichen und anderen Eidechſen, bei den Blindwühlen, die ſonſt mehr den Fröſchen und Molchen verwandt ſind, und gewiſſermaßen auch bei den Aalen unter den Fiſchen. Aus der äußeren Tracht allein kann man eben nicht auf die innere Verwandtſchaft ſchließen, ſondern höchſtens auf eine gewiſſe Ähnlichkeit äußerer Lebensbedingungen, oder auf eine Anpaſſung des Körpers an ſolche. So ſind auch die klimatiſchen und Standortsverhältniſſe, unter denen einerſeits die Kakteen in Amerika, anderſeits die Stapelien und gewiſſe Wolfsmilcharten in Afrika leben, ſo übereinſtimmend, daß ſich das bei dieſen Pflanzen in der äußeren Tracht ausgeprägt hat. Ja, noch weit mehr als für die Stapelien gilt das für jene tropiſchen Glieder der Wolfsmilch- oder Euphorbiengattung, die uns mit ihren fleiſchig grünnen, blattloſen und ſtark beſtachelten Stämmen und Äſten gewiſſe kugelige oder flachgliederige Kakteenformen ſo täuſchend vorheucheln, daß eine Unterſcheidung beider im nichtblühenden Zuſtande mitunter ſelbſt für Pflanzenkenner nicht ganz leicht wird.

## Familientiſch und Spielecke.

### Zu unſern Bildern.

Helles Sonnenlicht überflutet die andächtige Gemeinde, die der Holländer Gari Melchers am Pfingſtſonntag in der Kirche gemalt hat. Das lebensvolle Bild iſt auf der Münchener Ausſtellung durch Verleihung der Goldenen Medaille an den Künſtler ausgezeichnet worden. Ein echt deutſches Frühlingsbild iſt das Gemälde „Im Maien“ von Hermann Bever. Die Kinder, die den Spitz mit Blumen bekränzen, und der Hund, der ſich den Schmuck willig gefallen läßt, genießen den ſchönen Frühlingstag am Waldesrande. In intereſſante Lektüre verſunken hat Tito Conti eine Schöne im Rokokokoſtüm gemalt; ihr Lächeln beweiſt, wie ſehr ſie das Buch feſſelt — vielleicht iſt es der erſte empfindſame Familienroman von Lafontaine, den ſie in der Hand hält.

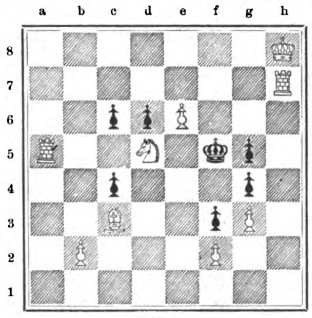
### Litterariſches.

Während wir an Sammelwerken der profanen Lyrik nichts weniger als Mangel haben, fehlte es bis jetzt gänzlich an einer ähnlichen Arbeit auf dem Gebiet der geiſtlichen Dichtung. Dieſem in chriſtlichen Kreiſen oft laut gewordenen Bedürfnis kommt in dankenswerter Weiſe die unter dem Titel „Allzeit im Herrn“ bei Ferdinand Hirt & Sohn (Leipzig) erſchienene, gegenwärtig bereits in zweiter Auflage vorliegende „Auswahl aus den Werken deutſcher religiöſer Dichtung“ entgegen, welche von dem Königl. Hofprediger D. theol. Bernh. Rogge herausgegeben, durch ein ſinnvolles Gedicht von dem jüngſt verewigten C. Gerok eingeleitet und von Künſtlerhand aufs reichſte illuſtriert, unſtreitig ein Sammel- und Prachtwerk vornehmſten Stiles bildet. Aus einer weit verzweigten, nur wenigen zur Verfügung ſtehenden Litteratur mit Sorgfalt und feinem Verſtändnis ausgewählt und in ſechs große Gruppen geordnet (unter den Überſchriften „Die Tage und Feſte des Herrn, das Herz der Tempel des Herrn, das Lob des Herrn in der Natur, der Wandel vor dem Herrn; der Friede in dem Herrn“) findet man in dieſem ſtattlichen Großoktavbande alles Beſte und Schönſte beiſammen, was die religiöſe Lyrik in deutſcher Zunge geſchaffen hat. Wahre Perlen, nicht bloß der eigentlich geiſtlichen Dichtung, obſchon dieſe beſonders in Spitta, den beiden Krummacher, C. Gerok, J. Sturm, Viktor v. Strauß, J. Hammer, der Droſte-Hülshoff, Luiſe Henſel und ähnlichen, wie ſelbſtverſtändlich, numeriſch am ſtärkſten und in ihren edelſten Erzeugniſſen nahezu vollſtändig vertreten ſind: nein, auch unſere Nationallitteratur neuerer und neueſter Zeit (von Goethe bis herab auf E. Rittershaus und E. v. Wildenbruch) hat liebevolle Berückſichtigung gefunden, ſoweit ſich in ihr lyriſche Äußerungen von religiöſer Stimmung und Färbung kund geben; ſo beſonders auch E. Geibel, F. Rückert und die älteren: E. M. Arndt, M. v. Schenkendorff, J. v. Eichendorff neben vielen andern (im ganzen 75) Namen von beſtem Klang. Daß auch einige weniger bekannte geiſtliche Sänger und Sängerinnen aus neuſter Zeit mit einer oder mehreren oft ganz vorzüglichen dichteriſchen Leiſtungen repräſentiert ſind, wird jedermann nur mit Dank anerkennen. Was endlich die überaus reiche, dem vornehmen Inhalt durchaus ebenbürtige illuſtrative Ausſtattung des Werkes anlangt, ſo erwähnen wir vor allem das in Heliogravüre ausgeführte Titelbild nach Prof. G. Noack, die Auferſtehung des Herrn darſtellend. Es folgt, bald ganze Seiten füllend, bald nur den Text umrahmend, in immer neuen Motiven dem Inhalt der Gedichte harmoniſch ſich anſchließend eine ſo ſtattliche Reihe techniſch vollendeter Holzſchnitte nach Zeichnungen von W. Claudius, Prof. W. Friedrich, Prof. B. Plockhorſt, O. Wichtendahl und anderen bewährten Künſtlern, daß es ſchwer iſt, den Eindruck wiederzugeben, welchen das treffliche, ganz beſonders auch als Feſtgabe am Tage der Konfirmation ſich eignende Werk auch von dieſer Seite hervorbringt und daß der von der Verlagshandlung geſtellte Ladenpreis von M. 12,50 (in Prachtband mit Goldſchnitt) gewiß ſehr entgegenkommend erſcheint.

### Der moderne Arzneihandel

verläuft in ganz anderen Bahnen, als derjenige der früheren Zeiten, wo ſich die Herſtellung wie der Vertrieb der Heilmittel ausſchließlich auf die Apotheken beſchränkte. Das hat ſich geändert durch das Dazwiſchentreten der chemiſchen Großinduſtrie. Zunächſt nahm ſie den Apotheken die Herſtellung der wichtigſten Heilmittel ab, eine Veränderung, die man nur mit Dank hinnehmen konnte, weil ſie dadurch nicht nur bedeutend billiger wurden, ſondern namentlich auch, weil die Großinduſtrie dieſe chemiſchen Präparate in viel größerer Reinheit und Gleichmäßigkeit liefern kann, als der einzelne Apotheker es vermag. Aber dieſe Veränderung hat auch ihre Nachteile im Gefolge gehabt, ſeit die chemiſche Großinduſtrie verſucht, unter Aufwendung großer Mittel aus rein geſchäftlichen Gründen den direkten Vertrieb mediziniſcher Präparate an das Publikum in die Hände zu bekommen unter Umgehung von Arzt und Apotheken. Letzteres wäre an ſich ja kein öffentliches Unglück, wenn jedermann die meiſt ſtark wirkenden Medikamente richtig zu handhaben verſtünde. So aber hat die Sache ihre großen Bedenken für jeden, der die Verhältniſſe vorurteilslos zu beurteilen vermag. Es handelt ſich dabei in

### Schachaufgabe vom Prediger Jesperſen.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

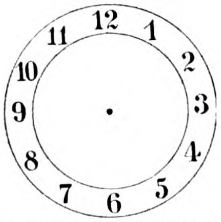
### 1. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Name einer deutſchen Stadt beſteht aus ſieben verſchiedenen Buchſtaben. Der Name einer Stadt in Italien aus denſelben ſieben Buchſtaben in anderer Reihenfolge und der Name einer Stadt in Frankreich ebenfalls aus denſelben ſieben Buchſtaben in anderer Reihenfolge. Die betreffenden ſieben Buchſtaben laſſen ſich mit Hilfe der folgenden Angaben finden.

Setzt man ſtatt der Buchſtaben des Alphabets die entſprechenden Zahlen z. B. 1 ſtatt a, 10 ſtatt k, 25 ſtatt z, ſo iſt eine der ſieben Zahlen achtzehnmal ſo groß, als eine andere, die dritte gleich der Differenz der beiden erſten und die vierte gleich dem ſiebenten Teil der Summe zweier der drei erſten Zahlen. Die Summe der drei noch übrigen Zahlen beträgt 38 und die größte dieſer drei Zahlen iſt um 3 größer als die kleinſte.

Welche ſieben Buchſtaben und welche drei Städte ſind gemeint?

### 2. Kreisrätſel.



Erſetzt man die Zahlen des Kreiſes durch die entſprechenden Buchſtaben, ſo iſt:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | ein Strom, |
| | | 4 | 5 | 6 | 7 | ein Strom, |
| 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | ein Schlachtort, |
| | 7 | 8 | 9 | 10 | | eine Stadt in Indien, |
| | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | eine Stadt in Öſtereich-Ung., |
| | 10 | 11 | 12 | 1 | | ein Gott der Römer. |

### 3. Dechiffrieraufgabe.

Qevgcwuc ybbug, cyubqah uctuc,
Xuyhpi Puyi kct Zgqvi qah Jdt lughſxmuctuc;
Tuq Muyhu ugmquwi ughi huycu Zgqvi,
Buldg ug uimqh ruwycci kct hſxqvi.
Y. Hikgb.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

unſerem nervöſen Zeitalter meiſt um Nervenmittel und Fiebermittel, die in großer Zahl auftauchen, um nach einer Zeit kurzen Glanzes wieder zu verſchwinden, meiſt aber nur, um anderen ebenſo fragwürdigen „neuen Errungenſchaften“ Platz zu machen. Einige Tierverſuche, einige Beobachtungen am Krankenbett in irgend einer Klinik, wenn ſie nur einigermaßen zufriedenſtellend erſcheinen — die Mißerfolge und böſen Nebenwirkungen werden ſorgfältig totgeſchwiegen — genügen, um das Heilmittel einzuführen. Die Fabrik hält ihre Zeit für gekommen. Mit Hilfe einer rieſenhaften Reklame, mit Unterſtützung eines für kundige Augen oft recht fadenſcheinigen Mäntelchens von Wiſſenſchaftlichkeit beginnt ein verwerfliches Spiel, ganz nach Art des jetzt etwas von der Oberfläche verdrängten Geheimmittelſchwindels. Es verlohnt ſich kaum, hier ein beſtimmtes Mittel namhaft zu machen, man müßte zu viele nennen, an denen ſich ſtets dasſelbe Spiel wiederholt hat. In der Hand des kundigen und im eigenen Intereſſe vorſichtigen Arztes verdienen einzelne dieſer zu den ſtarken Nerven (Schlaf-)mitteln gehörenden Präparate teilweiſe eine ausgedehnte Anwendung, aber in der Hand des Laien werden ſie gar leicht zu einem zweiſchneidigen Schwert, denn in ihrer unterſchiedsloſen und namentlich länger dauernden Anwendung äußern ſie oft recht bedenkliche Einwirkungen auf das Gehirn und das Nervenſyſtem. Dieſe Erfahrung hat man ſchon bei den älteren Nervenmitteln oft genug machen müſſen, man braucht ſich nur zu erinnern an die Folgen des Opiumeſſens, den Morphinismus, den Chloralismus, den Cocainismus — den Alkoholismus. Derlei Erfahrungen dringen aber meiſt erſt an die Öffentlichkeit, wenn es zu ſpät iſt für die zahlreichen Opfer. Die Verhältniſſe werden, wie es in Öſterreich teilweiſe ſchon geſchehen iſt, auch bei uns dazu führen, daß dieſer Gegenſtand geſetzlich geregelt wird. Denn es wird das Gemeinwohl nicht nur direkt geſchädigt, ſondern auch indirekt, indem es die ärztliche Welt mit tiefem Widerwillen gegen die zahlloſen mediziniſchen Neuigkeiten und mit einem weitgehenden Mißtrauen gegen alle die „neuen Errungenſchaften“ erfüllt, von denen keiner weiß, wie bald auch ſie zum „alten Eiſen“ müſſen geworfen werden.

## Militär und Marine.

Einen hochintereſſanten Beitrag zur Beurteilung der Schußwunden in künftigen Kriegen liefert der berühmte Chirurg, Profeſſor P. Bruns, in ſeiner ſoeben erſchienenen, auf zahlreiche Verſuche geſtützten Arbeit: Die Geſchoßwirkung der neuen Kleinkalibergewehre. Es war bisher die Anſicht vorherrſchend, daß die Geſchoſſe von ca. 8 mm Durchmeſſer, wie ſie jetzt in faſt allen europäiſchen Armeen in der Einführung begriffen ſind, infolge der ſehr geſteigerten Anfangsgeſchwindigkeit der kleinkalibrigen Gewehre und ihrer erhöhten Durchſchlagskraft im menſchlichen Körper bedeutend bösartigere Verwundungen hervorrufen ſollten, denn die früheren Geſchoſſe. Man hatte nämlich ſchon ſeit längerer Zeit beſonders bei auf nähere Entfernungen abgegebenen Schüſſen eine geradezu explosionsartige Wirkung beobachtet, welche man nach mannigfachen Erörterungen ſchließlich als das Produkt einer „hydrauliſchen Preſſung“ erkannte; das Geſchoß übte auf die in den Höhlungen des Körpers enthaltenen Flüſſigkeiten einen ſo gewaltigen Druck aus, daß die Wände der Höhlungen oft völlig zerſprengt wurden, und es lag nun die Befürchtung nur zu nahe, daß die vermehrte Durchſchlagskraft und Geſchwindigkeit der neuſten Gewehr- und Geſchoßkonſtruktion jene explosionsartige Wirkung weſentlich ſteigern würde. Demgegenüber kann Profeſſor Bruns konſtatieren, daß der Charakter der Schußwunden durch die kleinkalibrigen Geſchoſſe auf allen Entfernungen ſich viel günſtiger denn bisher geſtaltet, er hat feſtzuſtellen vermocht, daß die hydrauliſche Preſſung zwar mit der Geſchwindigkeit des eindringenden Geſchoſſes, in viel höherem Grade jedoch mit deſſen Querſchnitt wächſt. Selbſt in der Zone der Nahſchüſſe ſind die gefürchteten Erſcheinungen der Sprengwirkung entſchieden ſeltener und weniger ausgeſprochen, denn bisher, in der Zone der Fernſchüſſe (400 bis 1500 m), alſo auf dem weitaus größten Teil der für wirkſames Gewehrfeuer überhaupt in Frage kommenden Strecke, bieten die Schußwunden die günſtigſten Heilungsbedingungen. Die geringe Weite des Schußkanals, der Eintritts- und Ausgangsöffnungen, die Thatſache, daß die Geſchoſſe oder Stücke derſelben dank gerade ihrer gewaltigen Durchſchlagskraft faſt niemals in der Wunde ſtecken bleiben, läßt erwarten, daß die Mehrzahl der Verletzungen ohne Eiterung zur Heilung gelangt und beſeitigt zugleich einen der wichtigſten Anlaſſe zur Beſorgnis für den Verwundeten ſowohl, wie zu Eingriffen für den Arzt. Profeſſor Bruns kommt auf Grund ſeiner mit echt deutſcher Sorgſamkeit durchgeführten, erſchöpfenden Verſuche zu dem hocherfreulichen Schluß: die durch taktiſche Gründe bedingte Herabſetzung des Kalibers und die damit verbundene Einführung der Mantelgeſchoſſe (Bleikern mit Nickel- oder Stahlumhüllung) liegt im Sinn der humanitären Beſtrebungen, das neue Kleinkalibergewehr iſt nicht nur die beſte, ſondern auch zugleich die humanſte Waffe, um die Schrecken des Krieges nach Möglichkeit zu mildern.

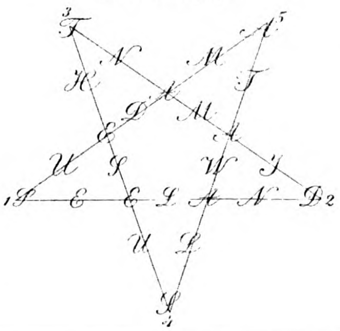
### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 33.

Bilderrätſel. Ananas.

**1. Zahlenrätſel.**
Telamon, O et a, Latona.

**2. Rätſel.** Mine, Minne.

**3. Drudenfuß.**



---

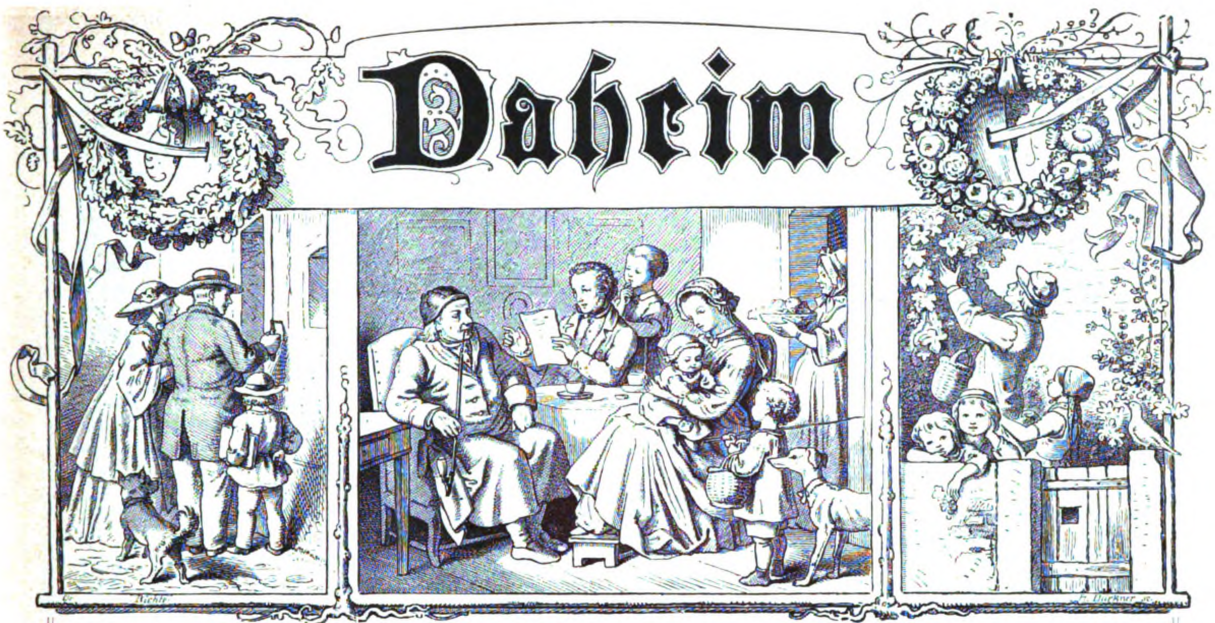
**Inhalt:** Blumen ohne Duft. Fortſ. Erzählung von L. Weſtkirch. — Der Tuchballen. Eine Polizeigeſchichte. Von Friedrich Schreiber. — Die Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarſchalls Hermann von Boyen. Mit einem Porträt. — Leiſes Erzittern des Erdbodens. Von Dr. Klein. — Übelriechende Blumen. Von Dr. Edm. v. Freyhold. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern. — Litterariſches. — Der moderne Arzneihandel. — Militär und Marine.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Mai 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. No. 35.

# Blumen ohne Duft.

Erzählung von L. Weſtkirch.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Doris öffnete die Thür ein wenig und trat beiſeite. Sie war keine Freundin von Hunden und vor Hunden von ſolcher Größe fürchtete ſie ſich. Auch erwies es ſich unnötig Pluto zu bitten, der that ohnehin, was ihm gut dünkte. Den Strick, an welchem er geführt worden war, nachſchleifend, die Zunge ein wenig über die zollangen Fangzähne heraushängen laſſend, trat er langſam durch die Thür, deren Klinke ſich ungefähr in gleicher Höhe mit ſeinen Ohren befand.

In unverhohlenem Entſetzen erwog der Hausherr den Umfang der Schüſſeln, welche dieſer unerwartete Zuwachs ſeiner Familie zur Sättigung beanſpruchen würde — er, der hart arbeitete, um nur ſeiner Kinder Magen zu füllen! „Aber Sophie, das iſt wirklich kein Hund für uns!“

Frau Roſenthal lachte. „Ich habe ihm Zucker gegeben, da folgte er wie ein Lamm. Er iſt zu drollig!“ Dabei tappte ſie den Hund auf den Kopf. Aber Pluto fand die Berührung von leeren Händen abgeſchmackt und ließ ein leiſes Knurren ertönen.

„Er muß ſich erſt gewöhnen,“ entſchuldigte die Frau. „Etwas groß iſt er ja. Aber was konnte ich thun? Ich durfte doch Wedemeier, der unſerm Paul eine Freude mit dem Hunde zu machen beabſichtigte, nicht ſagen, daß wir ſein Geſchenk nicht mögen.“

Dies leuchtete ein: einem Gläubiger in Gebelaune wirft man ſeine Gabe nicht vor die Füße. Alſo blieb der Hund, und man wartete, daß er ſich an die neue Herrſchaft gewöhne. Er gewöhnte ſich aber zunächſt nur an Jette, welche immer etwas nach Fleiſch und Schmalz roch und ihm die Abfälle zuſteckte. Nach den Kindern ſchnappte er, wenn ſie zu dreiſt mit ihm ſpielten, und wenn Frau Roſenthal ihm ſeine Unart verwies, fletſchte er die Zähne. Für Doris war er eine rechte Plage. Er lag vor der Thür, durch die ſie treten mußte, in der Ecke, welche ſie ausfegen wollte, und behauptete knurrend ſeinen Platz. Vergeblich drang Hartwig auf Abſchaffung des ungemütlichen Vielfraßes, der keinem der Familie zur Freude gereichte; Roſenthals dachten an ihre Schuld, die Karl noch immer abzutragen „vergaß“ und ergeben kauften ſie der Beſtie ein neuſilbernes Halsband und führten ſie ſpazieren, wo Wedemeier ſie ſehen mußte. Bis in den Schoß der Familie ſelbſt verbreitete die durch ihre Verſchuldung bewirkte Abhängigkeit ihren läſtigen Zwang.

Und Frau Roſenthal empfand bitter die Unbehaglichkeit und ſie wäre ihrem Heim gern auf einige Wochen entflohen; aber in bezug auf die Badereiſe blieb Karl unerbittlich. Er erſchöpfte alle Gründe dagegen und als alle nicht verfingen, führte er den letzten ins Treffen: ſeine Frau könne nicht reiſen, da Fräulein Doris demnächſt kündigen werde.

„Kündigen! Doris?“ Frau Roſenthal fiel aus den Wolken. „Ja, warum denn?“

Nun, ihm ſchiene es ſo. Ob ſie nicht bemerkt habe, was für eine unzufriedene Miene das Fräulein ſeit einigen Tagen aufſtecke?

Sie hatte es nicht bemerkt, aber wenn ihr Karl meinte — dann wäre es wohl das beſte, der hochmütigen Perſon mit der Kündigung zuvorzukommen?

Es werde ihr wohl ſehr ſchwer werden, die tüchtige Stütze zu verlieren? erkundigte Karl Lotteck ſich zaghaft.

Ihr, ſchwer? Aber nicht im mindeſten! So würde ſie doch endlich einmal wieder wiſſen, wer eigentlich Herrin im Hauſe ſei. Sie könnte mit jeder anderen gerade ſo gut auskommen. Nur die Herren ſchienen einen Narren an der Doris gefreſſen zu haben und dünkte ihnen nichts gut und recht, als was Doris einrichte und ſchaffe.

„Ihm nicht!“ verteidigte ſich Karl eifrig. Im Gegenteil, er würde dieſe Stütze gern abziehen ſehen, ihre Gegenwart beenge ihn, ſei ihm höchſt peinlich. Dies war völlig die Wahrheit, nur warum es die Wahrheit war, hütete er ſich wohl zu ſagen.

Und Sophie fiel ihm lachend um den Hals. „Abgemacht! Ich werde ſie gewiß nicht halten! — Gut, Männchen, daß wir zwei im Grunde immer gleicher Meinung ſind.“

„Hab' ich nie bemerken können,“ ſagte Hartwig, der eben eintrat und die letzten Worte noch gehört hatte, trocken. Seit Doris im Hauſe ſeiner Verwandten Ordnung hielt, kam er öfter dorthin als in früheren Zeiten. Es hatte ſich ein eigentümliches Verhältnis zwiſchen ihm und dem ſchweigſamen Mädchen herausgebildet. Er gab ihr die Hand, wenn er kam und wenn er ging, ſonſt redeten ſie wenig zuſammen, ſie ſahen einander kaum an. Nur lobte Hartwig ſeiner Schweſter gegenüber jede Einrichtung, von der er wußte, daß Doris ſie getroffen hatte, und Doris hatte ihm ſchnell ſeine Gewohnheiten und kleinen Wünſche abgelauſcht und kam ihm in unauffälliger Weiſe entgegen. Wenn er, wie er es liebte, des Abends in traulichem Kreiſe ſeine kindlich unreifen, einſeitigen und doch in ihrer idealen Reinheit beſtechenden Anſichten von Welt und Menſchen entwickelte, über welche ſeine Schweſter ſpottete, und nach welchen ſein von perſönlicheren Sorgen in Anſpruch genommener Schwager kaum hinhorchte, wußte Doris es ſtets einzurichten, daß ſie mit irgend einer Flickarbeit in der Stube anweſend ſein konnte und dann lauſchte ſie mit klopfendem Herzen und ſchier andächtigem Sinn. Hartwig erſchien ihr in ſolchen Augenblicken wie ein Prophet, wie ein Abgeſandter aus einer höheren Welt. Sie hätte an ſeinen Worten ſo wenig zweifeln mögen, wie an der himmliſchen Heilsbotſchaft. Ihm aber that dieſe wortloſe Verehrung wohl, denn auch ein Prophet predigt nicht gern bloß der Wüſte.

„Hab' ich nie bemerken können,“ ſagte er jetzt im Eintreten trocken. „Worüber ſeid ihr denn ausnahmsweiſe gleicher Meinung?“

„Wir wollen Doris wegſchicken.“

Der junge Mann glaubte nicht recht gehört zu haben. „Wegſchicken, Doris?! Und der Grund?“

„Ganz einfach: ihre Schulmeiſterei wird mir läſtig und Karl mag ſie nicht leiden.“

„Ich glaube, ihr wollt euch einen Spaß mit mir machen!“

„Aber nicht im mindeſten —“

„Bei all ihrer Tüchtigkeit paßt dieſe Perſon nicht recht in unſer Haus,“ kam Karl ſeiner Frau zu Hilfe.

„Alſo Ernſt? — Nun, ſo magſt du recht haben, Schwager. Nein, ſie paßt nicht in ein Haus, in welchem man den Wert edelſter Weiblichkeit verkennt und die Pflicht der Dankbarkeit mit Füßen tritt!“

„Wie du das nun wieder auffaſſeſt!“ klagte Sophie. „Ich bezahle die Doris doch, nun ſoll ich ihr auch noch dankbar ſein! Und ich weiß gar nicht wofür!“

„Du weißt es nicht? So will ich es dir ſagen, ich, dein Bruder. Du, Sophie, biſt ein unerzogenes launenhaftes Kind, das gar keine Ahnung hat von den Pflichten und Arbeiten, die es gegen Familie und Staat auf ſich genommen. Sie, Doris, hat dein Heim zu einem menſchenwürdigen Aufenthalt gemacht, ſie bringt Ordnung und Gemütlichkeit in deinen verwahrloſten Haushalt; ſie erzieht deine Kinder zu nützlichen, braven Menſchen; ſie ſchafft deinem Manne Ruhe für ſeine Arbeit und deinen Gäſten Behagen in deinem Haus. Alle die Pflichten, die du erfüllen ſollteſt und nicht einmal begreifſt, ſie erfüllt ſie an deiner Statt. Was die Hausfrau dem Hausſtande ſein ſollte, das iſt ſie dem deinigen geworden: Mittelpunkt und Halt, die Achſe, um welche die verſchiedenen Räder ſeines Uhrwerks ſich ſicher und geräuſchlos drehen. Und das alles vollbringt ſie in ihrer ſtillen, anſpruchsloſen Weiſe, beſcheiden zurücktretend hinter deinem Willen, als möchte ſie ihre Vortrefflichkeit lieber gar verſtecken, welche doch hell in jedes Menſchen Auge leuchtet, der nicht mit Blindheit geſchlagen iſt wie ihr beide, die ihr, unverſtändigen Kindern gleich, den Demanten, den ihr ſpielend gefunden, von euch werft, weil ihr ihn nicht von einem wertloſen Kieſel zu unterſcheiden wißt. Feſthalten würdet ihr ſonſt dies Mädchen mit aller Gewalt der Bitten und der Überredung, die Menſchen gegeben iſt, denn, wahrlich, ſie iſt eines jener ſeltenen Weiber, von welchen die Bibel preiſend ſagt: „Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat, des lebt er noch eins ſo lang. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie arbeitet gern mit ihren Händen. Sie denkt nach einem Acker und kauft ihn, ſie pflanzt einen Weinberg mit den Früchten ihrer Hände. Ihre Söhne kommen auf und preiſen ſie ſelig, ihr Mann lobt ſie. Lieblich und ſchön ſein iſt nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben.“

Frau Roſenthal war einen Augenblick ſtarr. Für gewöhnlich verſtand ſie Spaß, aber dieſe unerwartete Stand- und Strafpredigt ging ihr über den Spaß und nachdem ſie ſich von ihrer Betäubung erholt hatte, lachte ſie kurz und gereizt auf. „Nun, weißt du, Hartwig, wenn du in Doris dein Ideal von einer Frau ſiehſt, ſo heirate ſie doch lieber gleich! Du biſt ja majorenn!“

Und Hartwig Roſenthal ſtrich ſich aufatmend die lockigen Haare aus der Stirn. „Das iſt meine Abſicht; ich werde ſie heiraten.“

„Hartwig!“

„Gerade weil ihr ſie mißhandelt! Ich werde die Perle, die ich als ſolche erkannt habe, nicht in den Staub treten laſſen. Die einzige Frau, die jemals meine völlige Hochachtung gewann, ſoll nicht mit Bitterkeit und Verachtung an das Haus meiner Schweſter zurückdenken.“

Er ſchlug die Thür zu zwiſchen ſich und den Einwendungen ſeiner verblüfften Angehörigen.

Nicht lange darauf zog er wirklich Doris hinter ſich her in die Stube. „Erlaubt, daß ich euch meine Braut vorſtelle.“

Doris war rot bis unter ihren glatten Scheitel. „Ich wollte nicht, gewiß nicht!“ beteuerte ſie, „aber Herr Doktor Roſenthal beteuert, daß ich, nur ich, ihn glücklich machen könne —“

„Herr Doktor Roſenthal! — Wie heiß' ich?“

„Bitte, — heut noch nicht,“ murmelte das Mädchen und wurde noch röter.

„Mein Bruder hat immer ſeinen eignen Geſchmack und ſeinen eignen Willen gehabt,“ meinte Frau Roſenthal, welche die erſte Überraſchung überwunden hatte und Thatſachen gegenüber niemals widerſprach. „Ich wünſche von Herzen, daß Sie gut mit ihm auskommen mögen.“

Karl ſagte gar nichts. Dieſe Ehe des ergrauenden Mädchens mit ſeinem um drei Jahre jüngeren Schwager erſchien ihm eine Ungeheuerlichkeit. Aber wenn das Schickſal ſich herbeiließ, an ſeiner Statt ſeine moraliſchen Schulden auszugleichen, ſo wollte er ihm wahrlich nicht hindernd in den Arm fallen, es blieben ihm noch pekuniäre genug.

Und am Abend ſaß Doris in ihrem Stübchen vor den Betten der ſchlafenden Kinder, eingeſponnen in ſeligen Traum. Vor ihr ſtand die geborſtene Pappſchachtel mit den Reliquien aus alter Zeit und an der Hand drehte ſie den ſchlichten Goldreif, welchen Hartwig in ſeiner Ungeduld ihr noch am nämlichen Tage auf den Finger geſtreift hatte. So mochte jenen Jungfrauen der Mythe zu Mute geweſen ſein, zu welchen Götter in Liebe niederſtiegen. Denn wie zu einer Gottheit ſchaute ſie auf zu dem jungen Mann, deſſen Seele auf den bunten Schwingen ſeiner Ideale ſich in himmliſchen Höhen wiegte, unbefleckt, unberührt von dem Staube und der Gemeinheit hier unten. Was ſeine Neigung, ſeine Wahl herabgelenkt auf ſie, das begriff ſie nicht, ſie grübelte dem auch nicht nach. Sie dachte kaum daran, daß er ſie liebe, noch weniger wagte ſie in ihrer grenzenloſen Verehrung Liebe mit Liebe zu erwidern. Nur daß ſie ihm fortan würde dienen dürfen wie eine Magd, ihm, in ſeinem Hauſe! nicht fremden, gleichgültigen Menſchen in der Fremde, ihm dienen

Tag für Tag, ununterbrochen und immerdar bis an ihr Lebensende, das war ihr bewußt, und das erfüllte ſie mit unausſprechlicher Seligkeit.

Gleich am folgenden Tage begann ſie ihren Dienſt. Sie nahm ihm Hut und Stock ab, bereitete ſein Lieblingsgericht, rückte ihm den Seſſel zurecht und öffnete das Fenſter, weil ſie wußte, daß er die friſche Luft liebte. Damit war der Kreis deſſen, was ſie für ihn thun konnte, freilich durchlaufen und ſie ſtand, die Hände ineinander verſchlungen, ratlos. Doch nein, es gab noch etwas anderes; er rief ſie zu ſich, er ſprach ihr von ſeiner Liebe, ſeiner Weltanſchauung, ſeinen Grundſätzen und ſie hörte nach ihrer Gewohnheit zu wie in der Kirche, lautlos andächtig, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Zunächſt war das ſehr ſchön, aber als Hartwig ſeine Meinung erſchöpft hatte, was eine Weile dauerte, hätte er gern auch die ihrige gewußt, und wäre es auch nur, um widerſprechen zu können, und weil ſie dieſelbe freiwillig nicht äußerte, fragte er darum. Da zeigte ſich's denn, daß ſie keine Meinung hatte. Was er geſagt, wäre ja zu herrlich geweſen, das müſſe ſich gewiß genau ſo verhalten. Schon der Laut ſeiner Stimme überzeugte ſie. Sie ſelbſt — du lieber Himmel! über die höchſten Dinge grübelt ein armes Kinderfräulein gemeiniglich nicht. Als er heftiger in ſie drang, geſtand ſie, immer geglaubt zu haben, daß es für ſie genüge, keinen Zweifel in die Worte des Herrn Paſtors zu ſetzen und daß ſie an allen hohen Feiertagen zur Kirche gehe; öfter hätten es ihr ihre Pflichten nicht erlaubt. Solche Äußerungen berührten den hochfliegenden Geiſt des Jünglings wie ein zufällig zwiſchen die Speiſen geratenes Sandkorn die Zahnnerven. Aber er übte Geduld. Er erkannte ſeine Aufgabe, dieſen im Dienſt harter Alltäglichkeit verkümmerten Geiſt emporzuziehen zu der Höhe, auf welcher er ſtand, und er mühte ſich redlich; indeſſen fand er die Sache nicht leicht. Wenn er lange genug geredet hatte, ſagte Doris jedesmal: „Ja.“ Und aus dieſem Ja hörte er, daß ſie genau ſo klug war wie zuvor. Noch immer war ſie für ihn das Muſter einer Frau, er war für ſie das Muſter eines Mannes, trotzdem kamen die beiden Menſchen nicht recht vorwärts miteinander. Hartwig überlegte ernſtlich, womit denn andere Brautpaare die ihnen ſo kurz erſcheinenden Stunden ihres Beiſammenſeins auszufüllen pflegten und kam zu dem Ergebnis, daß ſie einander küßten und ohne Zweifel viel Blödſinn redeten. Blödſinn redete Doris nun nie und zum Küſſen war ſie eigentlich viel zu vernünftig, eine Perſönlichkeit, der man mit Vergnügen die Hände ſchüttelt, daß die Gelenke knacken, bei der man aber an Küſſen einfach nicht denkt. Am beſten gefiel ſie ihm, wenn ſie aus ihrem Leben erzählte; auf dem Boden der Thatſachen imponierte ihm immer wieder ihr ſchlichtes, klares Urteil, ihre faſt rauhe Redlichkeit. Wenn ſie erſt verheiratet wären, meinte er daher, würden ſie ſich beſſer ineinander finden, und da er gerade eine Stelle als Direktor einer chemiſchen Fabrik erlangt hatte, deren Beſoldung in den Händen einer Frau wie Doris ein kleines Vermögen für ihn ausmachte, ſo beſchleunigte er die Vorbereitungen zur Hochzeit.

Die Leinenſchätze lagen ſchon hochgeſtapelt in ihrem Schranke, und das Aufgebot war zum erſtenmal von der Kanzel verkündet worden, als Doris eines Tages, mit ihren Pflegebefohlenen den Stadtgarten durchſtreifend, auf Minna traf, die, gleichfalls umringt von einer Kinderſchar, nicht eben in beſter Stimmung dahergetrippelt kam. Sie wußte ſchon von Doris' Glück.

„Was ſoll man ſagen? Die Liebe fällt wie der Tau auf die Roſe und die Diſtel daneben. Von Rechts wegen war der junge Mann doch für mich beſtimmt.“

„Für Sie?“

„Nun ja, weil es doch meine Stelle iſt, die Sie angetreten haben.“ Minna ſchien zu glauben, daß für ſie geſehen werden und ſiegen dasſelbe ſei. „Nun — aber ich gönne Ihnen Ihr Glück, Ihnen vor anderen und ich gratuliere Ihnen recht ſchön — Und wenn ich bei meinem Glückwunſche nicht ſo froh ausſchauen kann, wie ich gern möchte, dann iſt's nicht der gute Wille, der fehlt. Es geht mir eben ſchlecht, ſpottſchlecht! Ich habe mich in die Neſſeln gebettet, wie man ſagt. Eine Geſchichte wie Ihre mit dem Menſchen mit der duftloſen Blume, wiſſen Sie. Ich bin in der Stadt, nicht wahr? aber der junge Mann, von dem ich Ihnen ſagte, der iſt nicht hier, fort, alle geworden. Es iſt zu dumm! Da habe ich eine gute Stelle auf dem Lande aufgegeben, plage mich in der Hitze in den engen Gaſſen hier mit fünf ungezogenen Bälgen — richtigen Rangen, ſag' ich Ihnen! — und habe dafür noch nicht einmal jemand, mit dem ich jeden zweiten Sonntag ein bißchen ausgehen kann!“

„Selbſtverſtändlich gehen Sie mit uns,“ erwiderte Doris raſch. Unmöglich konnte ſie, nun es ihr wohl ging, diejenige verleugnen, welche ihr im Unglück hilfreich zur Seite geſtanden hatte.

Minna war keineswegs gerührt. „Wenn er's erlaubt, warum nicht? Aber er wird zu hochmütig ſein. Es iſt ja wohl gar ein Studierter?“

„Ein edler Mann iſt's,“ verſicherte Doris warm, „und wird Ihnen zu vergelten ſuchen, was ich nimmer vergelten könnte.“

Es war Roſenthals nicht ganz recht, daß eine in einem fremden Hauſe Bedienſtete und nun gar die wortbrüchige Minna, ſie auf ihrem Sonntagsausfluge begleiten ſollte. Doris, meinten ſie, hätte einen Vorwand erfinden können, jene fernzuhalten. Nur Hartwig freute ſich des redlich dankbaren Gemütes ſeiner Braut.

Zur beſtimmten Stunde flatterte Minna in die Thür, das runde Schelmengeſicht umweht von den ſittſam gekräuſelten rotgoldenen Löckchen, in einem blauen Sommerkleid, das ihre halbe Jahreseinnahme verſchlungen hatte, in Lackſchuhen, mit einem Spitzenſchirm und verſetzte die ganze Familie in ſtaunende Verwunderung, wie die ſchlichte Doris zu dieſer noblen Freundin komme?

„Vorausgeſetzt, daß ich nicht läſtig falle, gnädige Frau, und Sie mir nicht mehr zürnen,“ ſagte ſie, mit tiefem Knix Frau Roſenthal begrüßend.

Und im ſelben Augenblick ſchon wußten's alle: ſie war nicht läſtig, konnte es keinem ſein; ungewöhnliche Schmiegſamkeit in jedes Verhältnis, jede Stimmung, jede Laune, ſprach beſchwichtigend aus Erſcheinung und Stimme und verſöhnte ihre Wirte auf einen Schlag mit der unerwünſchten Gegenwart einer Fremden. Sie ſcherzte und lachte mit den Kindern, und wie ſtrahlten die jungen Geſichter dabei vor Vergnügen. Sie redete Haushalt mit Frau Roſenthal, Geſchäft mit dem Manne, ſie lauſchte mit tadelloſer Haltung Hartwigs Vorträgen und war ganz Freundſchaft und Teilnahme für Doris; ſogar der übellaunige Pluto erlag ihrem Zauber und duldete gnädig, daß ſie ihn hinter den Ohren kraute.

Und Hartwig ſchaute auf die Geſtalten der beiden Mädchen, wie ſie nebeneinander hinſchritten, dem friſchen Sommerwind entgegen, der in den Ährenfeldern wühlte, Minnas blaues Kleid um ihre hüpfenden Füße wehte, daß ſie über die Wieſe zu flattern ſchien wie eine große, blaugeflügelte Libelle, und vergebens an den harten Falten von Doris' grauem Rock zerrte, welche feſt und ſchwer dahinwandelte, wie ein von ſeinem Sockel geſtiegenes Steinbild. Er ſah in die Geſichter der beiden, in das runde, lachende Minnas, wechſelvoll und reizvoll wie ein ſchöner Apriltag, und in das lange, ernſte ſeiner Braut, grau und beharrlich im Ausdruck wie ein milder Oktobernebel; er lauſchte dem verſchiedenen Laute der Stimmen, Minnas Geplauder, das hell und luſtig daherrieſelte wie Vogelgezwitſcher am Morgen und der langſamen Rede ſeiner Braut, welche dazwiſchentönte dumpf und klanglos wie das Geläut geſprungener Glocken — und er wunderte ſich, daß die Natur gar ſo verſchieden ſchaffe. Dann begann er auf das zu achten, was die Stimmen ſagten, angſtvoll, mit klopfendem Herzen. Es war vieles auszuſetzen an Minnas Logik und Zartgefühl, aber an dem

Blicke ihrer leuchtenden, rotbraunen Augen war nicht das Geringſte auszuſetzen, nichts an den vollen, brennend roten Lippen, gar nichts an den blendend weißen Zähnchen, die, wenn ſie lachte, dazwiſchen hervorblinkten, und den Schauenden zwangen mitzulachen, ſelbſt wenn er des Lachens Urſache nicht billigte. Und dem jungen Manne ward beklommen ums Herz, als würfe künftige Schuld ihre Schatten voraus. Eine Ahnung dämmerte in ihm auf, daß es Geſetze, Gebote, zwingende Gebote der Natur gäbe, wo ſein befangener Blick bisher nur Menſchenwillen und freie Wahl geſehen, daß Dinge auf ſeine Sinne übermächtigen Reiz übten, die ſein Verſtand als nichtig verachten mußte. Unter dem Einfluſſe dieſer Angſt faßte er die kühle Hand ſeiner Braut; ſie ſollte ihn ſchützen vor den fremden Gewalten, die unvermutet in ſeinem Herzen aufwachten.

„Liebe Doris, warum trägſt du nur beſtändig graue Kleider und von ſolch eintönigem Schnitt? Warum putzeſt du dich nicht wie andere junge Mädchen?“

„Mich putzen?“ Doris begriff nicht, was ihn trieb. „Wahrlich, daran habe ich noch nie gedacht. Ich — ich glaubte auch, die graue Farbe paſſe am beſten zu meiner Perſönlichkeit. Thut ſie das nicht?“

„Sie kleidet dich ganz und gar nicht. Auch dein Haar trägſt du noch immer altmodiſch geſcheitelt wie eine Großmutter. Haſt du es nie mit Stirnlöckchen verſucht?“

„Stirnlöckchen? Aber Roſenthal!“ Sie nannte ihn noch immer bei ſeinem Familiennamen. „Ich alte Perſon!“

„Du biſt keine alte Perſon,“ ſagte Hartwig verdrießlich, „du biſt eine junge Braut.“

Und Doris erſchrak. „Vergib, ich dachte nicht daran. Wenn du meinſt — gewiß. Ich thue gern alles, um dir zu gefallen.“

Und zum Abendeſſen ſteckte ſie eine rote Garnitur vor, ein ehemaliges Weihnachtsgeſchenk, ſchon ſeit einigen Jahren veraltet, ſchnitt auch ihre ergrauenden Stirnhaare ab und kräuſelte ſie, ſo gut es gehen wollte, daß ſie in ſteif geringelten Löckchen wie kleine Schweineſchwänzchen ihre Stirn umſtarrten. Frau Roſenthal drehte ſich auf dem Abſatz herum vor Lachen, als ihre Stütze in dieſem Aufputz in das Eßzimmer trat, die Kinder empfingen ſie mit lautem Hallo und aus den Grübchen von Minnas Geſicht lugten hundert Spottteufelchen. Es war grauſam. Aber das Herz erſtarrte der Armen in der Bruſt, als ſie den Blick ehrlichen Entſetzens wahrnahm, mit welchem ihr Verlobter ihre Erſcheinung überflog.

„Es iſt nicht gut ausgefallen, nicht wahr?“ ſtammelte ſie, faſt weinend vor Scham. „Ich dachte es wohl. Ich bin ſo ungeſchickt.“

„Dein Empfinden war durchaus richtig,“ ſagte Hartwig, betrübt über die Rolle, die ſie auf ſeine Veranlaſſung ſpielte, „dieſer Putz paßt nicht zu dir. Vergib mein thörichtes Verlangen! Du biſt viel zu gut, ſo freundlich auf meine Laune einzugehen.“ Das Waſſer, das er langſam in ihren hellen Augen aufſteigen ſah, rührte ihn bis ins Herz; er ergriff tröſtend ihre Hände. „Was uns verbindet, Doris, das weißt du, iſt ernſter, tiefer, dauernder als ſolche Nichtigkeit. Unſer Empfinden hängt nicht ab von dem Fall einer Locke oder der Farbe eines Kleides.“

Ja, er war mild und hochherzig wie immer! Wie ſie ihn liebte für dieſe Worte, welche den Schimpf auslöſchten, welchen ſie vor der ganzen Familie erlitt! Hätte ſie’s nur ſagen können, wie ſie’s empfand! Hätte ſie ihm ihr Herz zu enthüllen vermocht in offener Rede! — Sie konnte es nicht. Zweimal öffnete ſie die Lippen, aber es kam kein Laut darüber, krampfhaft drückte ſie ihm die Hand und ſchritt ſtumm hinaus. Erſt in ihrer Kammer, während ſie die Garnitur vom Halſe neſtelte und die Krauſe aus ihren Haaren wuſch, wurden ihre Lippen beredt in halblaut gemurmelter Erwiderung.

„Freilich, freilich iſt das, was in dieſer Bruſt für dich lebt, koſtbarer, heiliger als der flüchtige Reiz, welcher in dem Antlitz der anderen dein Auge beſticht. Thörichter, geliebter Mann, du weißt ſelbſt nicht, wie ſehr du wahr ſpracheſt mit deiner Beteuerung. Du weißt es nicht, aber du ſollſt es erfahren. Schön iſt’s wohl nicht, das Geſicht da im Spiegel unter dem ergrauenden Haar, aber du, mit dem Auge des Propheten, haſt durch die garſtige Maske das Antlitz der Seele geſchaut und es liebenswert gefunden. Du haſt dich nicht darin getäuſcht! Nicht bloß dein Weib wird die arme Doris ſein, deine Magd, dein Mitgeſell im Leben, dein beſter Freund! Und gilt’s für dich zu dulden, zu leiden, zu ſterben, du wirſt ſie tapfer finden! Denn ſie will nichts für ſich, alles nur für dich, für dein Glück! Ein Neſt wird ſie dir ſchaffen, du ſtolzer Adler, aus dem du dich nicht hinausſehnen ſollſt, oder ſchweifſt du dennoch in die Weite, lockt Schönheit und Jugend dein junges Herz, und haſt du dir die Bruſt wund geriſſen an den Dornen, die um Jugend und Schönheit lauern, ſo wird ſie den Heimkehrenden mild empfangen. Nicht bloß dein Weib, deine Mutter zugleich, wird ſie dich Wunden geſund pflegen und dir verzeihen alles! alles! und immer aufs neue! Und träteſt du auf dies Herz, du Einziger, Beſter, es würde dulden und dich lieben! Und zerriſſeſt du es im Übermut Stück für Stück, das letzte Stück noch würde deinen Namen in Liebe umſchließen!“

Ja, wenn ſie ihm das hätte ſagen können! ſagen können mit dem flammenden Blick, der Glut auf den Wangen, die ihr Antlitz in dieſem Augenblicke faſt ſchön erſcheinen ließen, ein Talisman wär’s geweſen, ihn zu ſchützen vor jeder Verſuchung, jedes anderen Weibes Bild aus ſeinem Herzen zu bannen.

Aber ſie kehrte zurück, blaß und grau, ſchlicht und gemeſſen wie immer und ſagte einfach: „Da haſt du die alte Doris wieder, Roſenthal.“ Ihre feſt zuſammengepreßten Lippen ließen die zärtlichen Worte nicht ahnen, welche ſie eben geformt; kein Abglanz der ſchwärmeriſchen Gelübde ihres Herzens lag mehr auf dem verſchloſſenen Geſicht. Aufs Haar das reizloſe, verblühte Mädchen wieder, das ſie alle kannten, ſtand ſie vor dem Geliebten, und Hartwig nickte kurz und wandte ſein Auge zurück auf Minna, welche ſich ſeit einer Weile damit beſchäftigte, Pluto durch ſcheinbare Liebkoſungen zu ärgern, bis er knurrend auffuhr, worauf ſie ihn mit winzigen, ihm zugeſchleuderten Fleiſchſtückchen beruhigte. Die Fleiſchbröckchen waren ſo klein, die ſchwere Dogge ſo ungeſchlacht in ihrer Gier und die Bewegungen des graziöſen, lebhaften Mädchens ſo drollig, daß alle ſich höchlich daran beluſtigten. Nur Doris mahnte gouvernantenhaft: „Sie ſollten den Hund nicht necken, Fräulein Minna. Er vergißt nie. Ich habe ihn neulich verhindert den Milchtopf auszulecken, ſeitdem iſt er mir feind.“

Aber Minna lachte ſorglos: „Mich mögen alle Tiere leiden.“

„Und wohl auch alle Menſchen,“ fügte Hartwig leiſe hinzu.

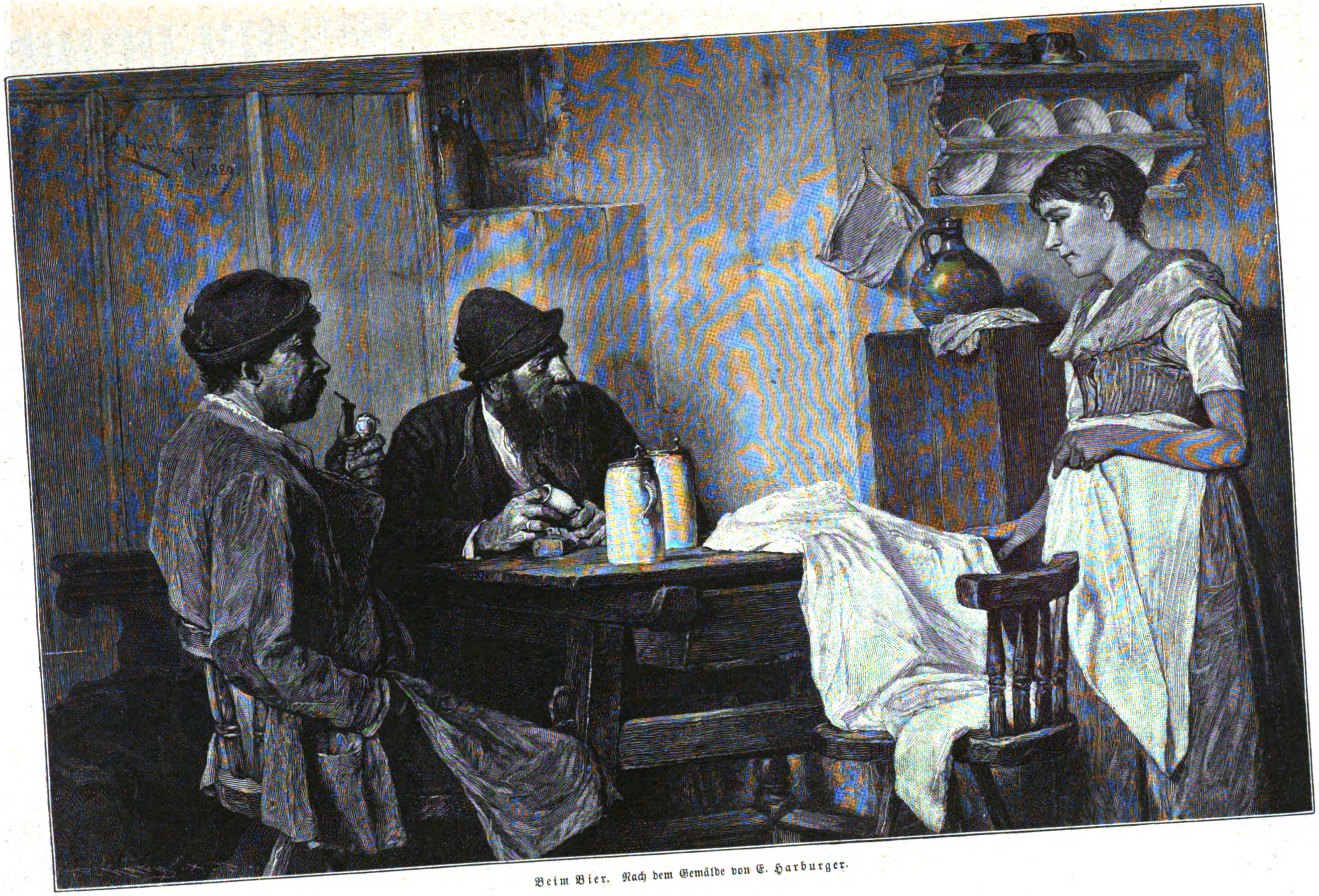
Man ging zu Tiſch. Pluto, die Fopperei durchſchauend, deren Ziel er geweſen, ſtreckte ſich mit einem letzten dumpfgrollenden Knurren in eine Ecke, von wo aus er aus ſeinen kleinen geröteten Augen beſtändig mit tückiſchem Ausdruck zu Minna aufſchielte, als wolle er ſagen: „Jetzt iſt nicht Zeit, ich warte. Aber wenn meine Zeit kommt, hüte dich.“

Die Damen und Kinder hatten Blumen geſucht. Nach beendeter Mahlzeit begann man ſie in Schalen zu ordnen. Die Ausbeute der Kleinen war ſehr bunt, Frau Roſenthal hatte Mohn und Kornblumen bevorzugt, Doris Ritters kleiner Strauß beſtand wieder einzig aus Nachtviolen. Hartwig bemerkte es eben mit Befremden, als Minna darauf hindeutete und lachend ausrief: „Die Lieblingsblumen unſerer guten Doris!“ Sie ſelbſt hatte ſich aus einem Bauerngarten ein paar wunderſchöne Roſen zu erſchmeicheln gewußt, die ſie kokett zwiſchen den Fingern hin und her drehte.

Der junge Roſenthal runzelte die Stirn. „Wie kann man ſie lieben, dieſe grauen Strünke, ohne Farbe, ohne Duft?!“

„Nicht ohne Duft,“ verteidigte Doris. „Überzeuge dich ſelbſt! Duftlos ſind ſie nur, ſo lange die Sonne ſcheint.“

(Schluß folgt.)



Beim Bier. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

## Der Beruf des höheren Lehramtes.*)

Von Dr. E. von Sallwürk.

(Abdruck verboten.)

Wir finden es ſelbſtverſtändlich, daß der künftige Arzt alle Stoffe kennen lerne, welche die Natur zur Nahrung und Heilung des menſchlichen Leibes bietet; aber wir beraten ihn erſt dann über unſere Geſundheit und rufen ihn ans Krankenbett, wenn er auch vom Bau und der Verrichtung der leiblichen Organe und von dem, was ihnen ſchädlich und heilſam ſein kann, genaue Kunde beſitzt. Ebenſo halten wir es für wichtig, daß der Architekt Holz, Stein und Eiſen in ihrer Art und Struktur genau kenne; aber mit dieſer Kenntnis allein laſſen wir ihn noch keine Häuſer bauen. In Dingen der Erziehung verfährt man anders. Die künftigen Lehrer der höheren Schulen erwerben auf der Univerſität ſich genaue Kenntniſſe in einigen Gebieten desjenigen Wiſſens, das den Stoff des höheren Schulunterrichts bildet, und man möchte in dieſer Beziehung nur wünſchen, daß ſie auch über das Ganze der Schulwiſſenſchaften einen freien Überblick gewännen, damit ſie im Berufe *dem Ganzen an ihrem Teile dienen* könnten, ſtatt in ihrem engbegrenzten Fachgebiet eine das Ganze bedrückende Herrſchaft anzuſtreben. Dagegen erfahren ſie vom Bau und den Verrichtungen des menſchlichen Geiſtes, dem ſie Nahrung und Kraft ſpenden ſollen, ſo gut wie gar nichts. Niemand ſagt ihnen, was ihm heilſam oder ſchädlich iſt, was Kraft in ihm erregt und was ſie niederdrückt: ſie ſind für Latein oder Griechiſch oder irgend eine andere Fachwiſſenſchaft vorgebildet, aber nicht für die geiſtige und ſittliche Bildung junger Menſchen; ihre Vorbildung macht ſie nur bekannt mit den Stoffen, welche nach dem gegenwärtigen Stande des Schulweſens der Jugend mitgeteilt zu werden pflegen, und überläßt es dem Zufall oder einer jedenfalls zu ſpät kommenden Erfahrung, wie ſie mit dieſen Stoffen haushalten wollen. *Die Univerſität gibt unſern höheren Schulen tüchtige Fachmänner;* aber ſie gibt ihnen nicht, was ſie viel dringender bedürfen — *Erzieher.*

### I.

Die Lehrer der höheren Schulen können denjenigen, welche ihnen den Weg zur beruflichen Ausbildung gewieſen haben, den Vorwurf machen, daß ſie von den Anforderungen ihres künftigen Berufes ihnen eine vollſtändig irrige Anſchauung bereiten. Der junge Lehrer hat jahrelang irgend eine Fachwiſſenſchaft ſtudiert; er hat mit dem größten Eifer ſein Wiſſen bis zu einem Umfange erweitert, der ihm einen Blick über ein großes Gebiet menſchlicher Kultur geſtattet; er fühlt eine ſtolze Befriedigung in der Leichtigkeit, mit welcher er über die Ergebniſſe jahrhundertlanger geiſtiger Arbeit verfügt. Nun tritt er vor ſeine Klaſſe. Muntere Geſichter begrüßen ihn: dieſe Augen ſtrahlen von Wißbegier; dieſer Mund, der ſonſt ſo ſelten ruht, ſchweigt jetzt aus Achtung vor dem Manne, der ſo vieles muß zu ſagen wiſſen. Dies iſt der erſte Eindruck, den auf den jungen Pädagogen eine Klaſſe neun- und zehnjähriger Knaben macht; denn leider iſt es überall noch gebräuchlich, daß gerade an dieſem Alter die erſten pädagogiſchen Verſuche angeſtellt werden. Der Lehrer ſoll ſeine Klaſſe in die Elemente der lateiniſchen Sprache einführen. Gleich mit Deklination und Konjugation zu beginnen, verbieten ihm gewiſſe unangenehme Erinnerungen an die eigne Knabenzeit, welche unter dem öden Formalismus eines alten Pedanten ſchwer gelitten hat. So erzählt er denn von den alten Römern, ihrem tapferen und biederen Weſen, ihren Kriegszügen und inneren Kämpfen, ihrer tugendhaften Republik und ihrem glänzenden Kaiſerreich. Er kommt auf natürlichem Wege zu ihrer Sprache und damit zu ſeiner eigentlichen Aufgabe. In der nächſten Stunde möchte er von den Schülern hören, was er neulich ihnen vorgetragen hat. Einzelne wagen den Verſuch, die ſchwankende Erinnerung an die erſte lateiniſche Lektion feſtzuhalten und in Worte zu faſſen, was ſich ihrem kindlichen Vorſtellen eingeprägt hat. Anderen aber iſt jede Erinnerung geſchwunden, oder ſie können keine Worte finden, um das verblaßte Bild verſtändlich wiederzugeben. Dieſe erſte Enttäuſchung läßt ſich überwinden; über dem allem iſt aber das Latein, das die erſte Stunde vermitteln wollte, auch nicht gelernt worden. Der junge Pädagog ſieht, daß er ſeinen Schülern ſo weit nicht entgegenkommen durfte. Fortan wird der Stoff ſorgfältig und genau abgemeſſen und von Stunde zu Stunde mit Strenge abgefordert. Nun geht die Arbeit in gemeſſenem Gange weiter, und der erſte Beſuch des Direktors kann beſtätigen, daß das Lehrziel erreicht iſt. Der Lehrer bemerkt es nicht, daß jene regſame Munterkeit, welche ihm in der erſten Stunde entgegengekommen war, ganz erloſchen iſt; dagegen fällt es ihm immer ſchwerer aufs Herz, wie ſein Beruf ſich ſo ganz anders geſtaltet hat, als er in den Univerſitätsjahren es ſich gedacht hatte. Seine Kommilitonen von der mediziniſchen Fakultät hatten langwierige Krankheiten beobachtet, ſchweren Operationen beigewohnt, die Ruhe ihrer Nächte einem armen Kranken aufopfern müſſen: ſie wußten, was der Beruf ihnen einſtens bieten werde. Er war unterdeſſen auf den höchſten Höhen der Wiſſenſchaft gewandelt, und ſein kritiſcher Scharfſinn war nie gelähmt worden durch das kindliche Unvermögen, auf eigentlich wiſſenſchaftliche Fragen einzugehen: er hätte den Beruf, der ihn jetzt unabänderlich feſthält, vielleicht nicht gewählt, wenn er während ſeiner Studienzeit eine Anſchauung von dem hätte bekommen können, was er einſt von ihm fordern werde. *Und er hätte ihn vielleicht doch gewählt,* wenn er ihm wäre dargeſtellt worden nicht als die Aufgabe, Latein oder Mathematik auch den widerſtrebenden Köpfen einzuprägen, ſondern als das heilige Amt, *in dem jungen Geſchlechte die Geſittung der Zukunft zu ſichern.* Denn die eigentlich wiſſenſchaftlichen Köpfe ſind auch für das Geſchäft der Erziehung die geeignetſten, weil der Wiſſenſchaft ein natürliches Beſtreben innewohnt, zu bilden und ſich mitzuteilen. Nur die einſeitige Fachgelehrſamkeit, die aber auch in unſerm Zeitalter der wiſſenſchaftlichen Arbeitsteilung ſeltener iſt, als es den Anſchein hat, begreift dieſe Aufgabe nicht, und dieſer Fachgelehrſamkeit überlaſſen wir gerade die Heranbildung der Lehrer höherer Schulen!

Der natürlichen Beziehung echter Wiſſenſchaft zu pädagogiſcher Thätigkeit iſt es zu danken, daß in unſern höheren Schulen der erzieheriſche Geiſt nicht ganz erloſchen iſt. Die täglichen Sorgen und Verlegenheiten des Unterrichts, von welchen eine gleiche Wirkung erwartet werden könnte, haben aber zu einem ganzen Syſtem traditionell eingewurzelter Schulmaßregeln geführt, die wir durchaus nicht für pädagogiſch halten können. Solange unſere höheren Schulen überhaupt nur fragen: Wie erreicht man am meiſten im Lateiniſchen, in der Geſchichte, in der Mathematik? und nicht: Wie wird geiſtige Kraft entwickelt und ſittlicher Charakter gebildet? — ſo lange iſt auf eine pädagogiſche Auffaſſung des höheren Unterrichts nicht zu rechnen. Daher pflanzen die jungen Lehrer von Generation zu Generation die Fachgelehrſamkeit, mit der die Univerſität ſie ſo wohl ausgeſtattet hat, auf unſern Schulen fort, die doch ganz andere Ziele verfolgen müßten. In früheren Jahren hat man unter den Schülern der Gymnaſien die *mathematiſchen* und die *philologiſchen Köpfe* geſchieden. So iſt wohl mancher tüchtige junge Mann auf die Univerſität gekommen, dem es nie gelingen wollte, in zwei proportionalen Figuren die ähnlichen Stücke zuſammenzufinden, und mancher iſt wohl zu hohen Ämtern im Staate gelangt, der mit dem Geſetze von der Folge der Zeiten in der lateiniſchen Satzkonſtruktion praktiſch

---

*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes bittet die Leſer des Daheim, die obigen Ausführungen als Fortſetzung ſeines in Nummer 7—9 erſchienenen Aufſatzes über *die Not der höheren Schulen* zu betrachten, und dankt für das freundliche Intereſſe, welches viele Leſer dieſer Zeitſchrift aus Veranlaſſung der letztgenannten Arbeit durch ihre Zuſchriften und litterariſchen Zuſendungen ihm bekundet haben.

nie ins reine kommen konnte. Daß das heutige Gymnaſium dieſe Unterſcheidung faſt überall fallen läßt, halten wir für einen entſchiedenen, wenn auch unverzeihlich verſpäteten Fortſchritt — denn die Pädagogik hatte in dieſem Sinne ſich ſeit langer Zeit aufs beſtimmteſte ausgeſprochen —; aber der jetzige Zuſtand dieſer Dinge zeigt eben aufs deutlichſte, daß dieſer Fortſchritt nicht etwa eine Steigerung des pädagogiſchen Einfluſſes in unſeren Schulen bedeutet, ſondern nur das bedenkliche *Umſichgreifen der Fachgelehrſamkeit*. Früher beſtimmten nur die klaſſiſchen Philologen den Lehrplan der Gymnaſien; jetzt beſtimmen ihn die Mathematiker auch ihrerſeits. Früher brauchte man kein mathematiſcher Kopf zu ſein, konnte aber durch gute mathematiſche Leiſtungen auch einmal eine philologiſche Schwäche zudecken; jetzt ſind die Lehrpläne ſo zugeſchnitten, als ob jeder Schülerkopf ein mathematiſcher *und* ein philologiſcher wäre. Eine umſichtige, auf Pſychologie und Erfahrung gegründete Pädagogik findet die mannigfachſten Abſchattungen der Anlage in den Zöglingen, die ſich teilweiſe mit jener groben Scheidung in mathematiſche und philologiſche Köpfe decken; wenn ſie aber das große Gebiet des Wiſſens überſchaut, das, ſeit Jahrhunderten unendlich erweitert, eine Generation der anderen überliefert, und es in Beziehung ſetzt zu den natürlichen Kräften und Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes, ſo findet ſie, daß diejenige Bildung, die nicht nach beiden Seiten hin ſich gleichzeitig ausdehnt, eine ſchiefe iſt und bleibt und zu einer gedeihlichen Mitarbeit an der allgemeinen Bildung nicht befähigt.

Anderen Fächern hat man die Ehre nicht angethan, eine beſondere Art von Köpfen für ſie zu verlangen. Man hätte z. B. für die *Geſchichte* eine gewiſſe Anlage zur Auffaſſung ſittlicher Verhältniſſe fordern können; wenigſtens lehrt man in den Schulen, die Geſchichte müſſe deshalb aufs eifrigſte betrieben werden, weil ſie ein Spiegel und eine Lehrerin der Sitten ſei. Thatſächlich treibt man ſie als Gedächtnisaufgabe. Man baut ſie auf wie ein großes Gerüſt, in welches ſpäter alles mögliche andere Wiſſen ſich einlagern ſoll; aber wenn die Erfahrungen des Lebens kommen, die man mit den in der Schule gelernten geſchichtlichen Thatſachen in Verbindung ſetzen könnte, iſt von dem mühſam Erlernten nur ein toter Reſt übrig, an den nichts Lebendiges mehr anwachſen kann. Hätte man nur in der Schule die Geſchichte angeſchloſſen an das viele Geſchichtliche, das der ſprachliche Unterricht in größerer Lebendigkeit den Schülern vorführt, ſo wäre beides, das Sprachliche und das Geſchichtliche, zu größerer Eindrucksfähigkeit gediehen und hätte die Fähigkeit des Zöglings, in menſchlichen Dingen zu urteilen und ſich, dieſem Urteil gemäß, ſittlich zu entſchließen, anregen und ausbilden können. Das iſt aber nicht zu erwarten, ſolange Geſchichte in den Schulen nur gelehrt wird, weil es eine *Fachwiſſenſchaft der Geſchichte* gibt.

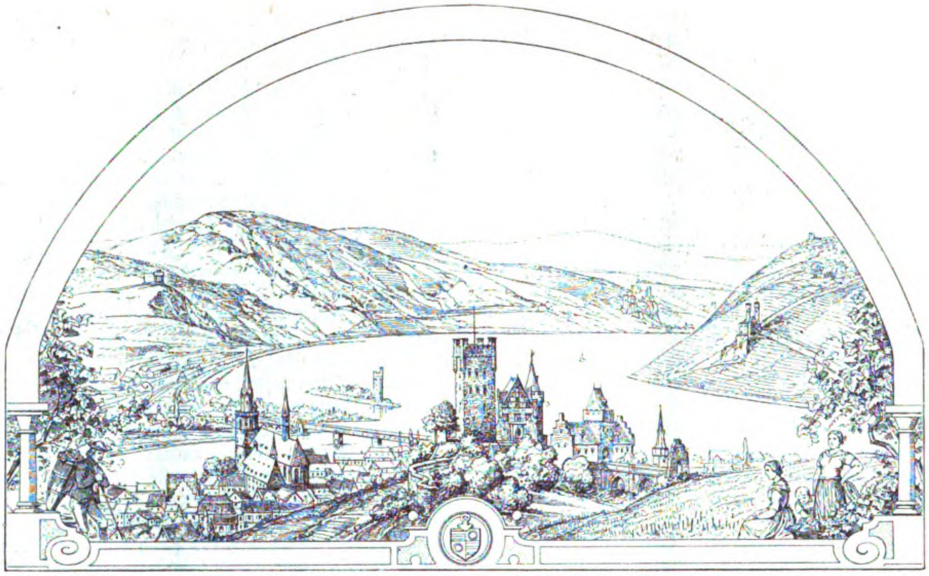
Man wird uns einwerfen, daß wenigſtens auf dem Gebiete des *ſprachlichen Unterrichts* in unſern Tagen doch vieles ſo gebeſſert worden ſei, daß das pädagogiſche Urteil wenig mehr zu klagen finden könnte. Thatſächlich iſt der grammatiſche Lehrſtoff heute in der wünſchenswerten Weiſe eingeſchränkt — wenn nicht in der Praxis, ſo doch in den Verordnungen —; die Lektüre berückſichtigt jetzt den ſachlichen Gehalt und die äſthetiſche Form der klaſſiſchen Schriften viel mehr als früher. Das iſt höchſt dankenswert; bei dem allem aber iſt es keine Frage, daß, wenn wir allen Anſprüchen genügen wollten, welche die Tageslitteratur heute an dieſe Seite des Gymnaſialunterrichts ſtellt, die geſamte Schulzeit dafür nicht ausreichen würde. Denn gerade in den zahlloſen Schriften, in welchen unſere Schulmänner ihre Gedanken über eine beſſere Geſtalt unſers höheren Schulweſens entwickeln, *ſpricht nicht der Erzieher im Intereſſe allgemeiner Menſchen- und Bürgerbildung, ſondern der Fachgelehrte im Intereſſe ſeines Faches.*

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um zu zeigen, wie unhaltbar die Dinge in unſern höheren Schulen dadurch geworden ſind, daß wir ihnen keine für den pädagogiſchen Beruf vorgebildeten Erzieher, ſondern Fachgelehrte zu Lehrern geben. Welchen Enttäuſchungen wir dadurch viele junge Männer ausſetzen, welche ſich zu Lehrern beſtimmen, um der Wiſſenſchaft leben zu können, iſt ebenfalls unſchwer zu ſehen, und doch iſt Freude am Beruf keinem Amte unerläßlicher als dem Lehramt; denn keines verlangt ſo ſehr die Einſetzung der ganzen Perſon, und in keinem iſt der Segen der Arbeit ſo ſehr an die Stimmung des Arbeiters gebunden. Wenn aber die Lehrer der höheren Schulen Fachgelehrte ſein wollen und keine Erzieher, ſo werden ihre Lehrpläne und ihr Unterricht für die allgemeine Bildung nie das Erforderliche leiſten können; denn ſie überſchauen ja ſelbſt ihr Gebiet nicht. Nur Eines wird man von ſolchen Lehrern immer erwarten dürfen: eine eiferſüchtige Sorge für das Gedeihen ihres beſonderen Faches innerhalb der Schulorganiſation, in der ſie zu wirken haben, und hier ſtehen wir nun vor den ſchlimmſten Folgen unſerer verkehrten Einrichtungen.

Kein vernünftiger Lehrer wird von einem Knaben, wie ſie die unteren Klaſſen unſerer höheren Schulen füllen, irgend ein ausgeſprochenes Intereſſe für ein beſtimmtes fachliches Wiſſen verlangen; wo ſich *Abneigung* gegen gewiſſe Arten von geiſtiger Arbeit zeigt, müßte der Erzieher erwägen, ob die Forderung der durchſchnittlichen Kraft dieſes Alters vielleicht nicht angemeſſen war oder eine individuelle Schwäche des Schülers vorliegt, der im Intereſſe der allgemeinen Ausbildung desſelben frühzeitig entgegengetreten werden müßte. Faßt nun der Lehrer ſeine Aufgabe nur vom Standpunkte des fachlichen Intereſſes auf, ſo fehlt zum vorhinein der *Boden des gemeinſamen Verſtändniſſes zwiſchen Lehrer und Schülern*. Dieſes Mißverhältnis iſt die Quelle unzähliger Mängel unſers höheren Schulweſens und die Veranlaſſung vieler berechtigter Klagen. Es iſt ſchon unvermeidlich, daß dabei der Abſtand zwiſchen dem genauen und umfangreichen Wiſſen des Lehrers und den geringen Kenntniſſen der Schüler beide Teile bedrückt: der Lehrer läßt die Schüler ſeine Überlegenheit in einer Weiſe fühlen, die gerade den ſtrebſamen Schüler mehr niederdrückt als den bequemen, der ſich damit tröſtet, daß er ſelbſt auf dieſes Wiſſen im künftigen praktiſchen Leben gerne verzichten werde, und die immer wieder mißlingenden Verſuche der Schüler, der Gelehrſamkeit des Lehrers einigermaßen nahe zu kommen, machen auch den Lehrer endlich mutlos, wenn er nicht zu den Mitteln greift, welche heute den verpönten Stock erſetzen, aber eher noch ſchlimmer ſind als jener: kränkende Worte über die Unfähigkeit der Schüler, ihren mangelnden Ehrgeiz u. dgl., ſtrenge Cenſuren, die ihm vorerſt nur zeigen, daß er es ſeinem Lehrer doch nie recht machen könne, Ausfälle gegen die Eltern, welche die Arbeit der Schule ihrerſeits nicht unterſtützen, allgemeine Beſchwerden über den ungenügenden Stand der Kenntniſſe, in welchem die Schüler dem jetzigen Lehrer übergeben worden ſeien, Strafarbeiten, welche aus heilſamer geiſtiger Nahrung ſittliches Gift machen, gänzliche Vernachläſſigung derjenigen Schüler, die nicht gleich „mitkommen“ und deren vielleicht redliche Verſuche, den Lehrer doch in dieſem oder jenem noch zu befriedigen, unbeachtet bleiben, bis das Schuljahr für den Schüler verloren iſt.

Mit ſolchen und anderen mehr ins Große wirkenden Mitteln läßt ſich der äußere Betrieb einer Schule wohl fortführen. Aber das Vertrauen zu unſern Schulzuſtänden erliſcht unterdeſſen gerade in den Kreiſen, welche dazu berufen ſind, die Veranſtaltungen für öffentliche Bildung durch ihre Stimme zu unterſtützen. Die von allen Seiten aufs dringlichſte verlangte Reform unſerer höheren Schulen kommt deshalb keinen Schritt weiter, weil man in Schulkreiſen, die hier doch zuerſt raten müßten, ſich um Dinge ſtreitet, die nur auf dem Standpunkte irgend eines fachlichen Wiſſens Bedeutung haben, die allgemeine Bildungsfrage und eine pädagogiſche Erörterung derſelben aber von der Schwelle abweiſt.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



# Das Rheinlied und ſein Dichter.*)

Von Ernſt Schubert.

(Abdruck verboten.)

Ein feuriges Lied, ein ſchwungvoller Sang, im rechten Augenblicke dem vaterländiſchen Gefühle den rechten Ausdruck gebend, vermögen ein ganzes Volk zu lodernder Begeiſterung zu entflammen. Davon weiſt auch die deutſche Geſchichte bemerkenswerte Beiſpiele auf. Wer von uns wüßte nicht, welchen bedeutenden Anteil an der großen, fortreißenden Bewegung von 1870 „Die Wacht am Rhein“ hatte. Als ſei mit dieſem Liede die Loſung gegeben worden für die in zorniger Empörung entflammten Gemüter, ſo erklang es plötzlich aller Ecken und Enden, und es iſt ſeitdem das Schutz- und Trutzlied der Deutſchen geblieben. Doch nicht im Sturm und Drang der Wiedergeburt des Reiches war es entſtanden, ſondern ſchon volle dreißig Jahre alt, wenn auch einem großen Teile des Volkes bis dahin unbekannt. Der Dichter ruhte längſt unter dem grünen Raſen, er hat die ſo berühmt gewordene Weiſe ſeines Liedes nie gehört, und mit Schmerz mag es ihn erfüllt haben, daß ſein eigner Sang ganz übertönt wurde von dem brauſenden Chor, in welchem vor fünfzig Jahren das Rheinlied angeſtimmt wurde: „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein.“

Beide Lieder ſind Kinder derſelben Zeit, dasjenige Schneckenburgers unmittelbar entſtanden aus der durch Niklas Becker gegebenen Bewegung, doch während das ältere Lied unter ungeheurem Jubel ſeinen Triumphzug durch die deutſchen Lande hielt, blieb das jüngere zunächſt völlig unbeachtet. Es war die Zeit, „da Thiers die Welſchen aufgerührt hatte,“ gegen Ende des Sommers 1840. Voll Grimm über die Niederlage, welche ſeine Orientpolitik durch die Quadrupelalliance erlitten hatte, dachte der kleine „große“ Staatsmann daran, die verblaßte Gloire durch einen kecken Raubzug am Rhein aufzufriſchen, und übermütige Drohungen flogen über den Strom. Ein zorniger Aufſchrei des geſamten deutſchen Volkes war die Antwort, die ihren packendſten Ausdruck erhielt in dem Gedichte des jungen Gerichtsſchreibers Niklas Becker von Geilenkirchen. Unter dem Titel „Der deutſche Rhein“ wurde es am 18. September 1840 zuerſt in der Trierſchen Zeitung veröffentlicht, um ſofort von allen rheiniſchen Blättern nachgedruckt zu werden und von hier weiter den Weg durch die deutſche Preſſe zu nehmen.

Die Wirkung des Gedichtes war gewaltig, und ſie erfüllte die Welt mit Staunen. Wer hätte vorher die in dreißig „Vaterländer“ geteilten Deutſchen einer ſo einmütig aufwallenden Begeiſterung und patriotiſchen Entrüſtung für fähig gehalten! Wie ein kriegeriſches Feldgeſchrei, das alle unter dem gleichen Banner vereinigte, klang das Lied durch die Gauen; es fand zahlloſe Nachahmungen und nicht minder zahlreiche Kompoſitionen. Binnen wenigen Monaten war es über zweihundertmal in Muſik geſetzt, es erſcholl zum Klavier und zur Guitarre, im Sologeſang, im Quartett und Männerchor; die berühmteſten und populärſten deutſchen Tonmeiſter verſuchten ſich daran, Schumann, Konradin Kreutzer, Marſchner, Reißiger ꝛc., ja einige, wie Methfeſſel, begnügten ſich nicht mit einer Weiſe, ſondern gaben dem Liede gleich drei, vier Melodieen mit auf den Weg.

In Frankreich gewahrte man mit heimlichem Schreck und offenem Ärger die Aufwallung des deutſchen Nationalgefühls, und Alphonſe de Lamartine, damals der gefeiertſte Poet unſerer überrheiniſchen Nachbarn, glaubte nicht ſchweigen zu dürfen. Es waren jedoch Worte der Verſöhnung, die er mit ſeiner „Marſeillaiſe des Friedens“ in den Streit hineinrief. Das Gedicht, das in der berühmten „Revue des deux Mondes“ veröffentlicht wurde, verdammt alle nationale Feindſchaft und prophezeit für eine glücklichere Zukunft die freundſchaftliche Vereinigung aller Völker zu einer einigen Menſchheit. Gubitz und Spiker waren die erſten, welche die ſehr langatmige Dichtung verdeutſchten, indeſſen blieben ihre Leiſtungen weit zurück hinter Freiligraths muſtergültiger Übertragung. Lamartine hatte es ſehr gut gemeint, aber nicht mit dem allzeit regen Chauvinismus ſeiner Landsleute gerechnet. Ein Stückchen Konkurrenzneid kam hinzu, und die „Revue de Paris“ benutzte gern die Gelegenheit, der älteren Zeitſchrift eins auszuwiſchen, durch Abdruck des berüchtigten Muſſetſchen Gedichtes: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand,“ Wir hatten ihn ſchon, euren deutſchen Rhein! Das Gedicht, das Alfred de Muſſet im Salon der Madame Girardin aus dem Stegreif niedergeſchrieben haben ſoll, war mit einer redaktionellen Anmerkung verſehen, welche beſagte, daß dieſe Verſe den wahren Ausdruck des franzöſiſchen Nationalgefühls enthielten. In der That war damit das Rechte getroffen. Wie Becker in Deutſchland, ſo fand Muſſet in Frankreich viele Nachahmer; in den Pariſer Blättern wim-

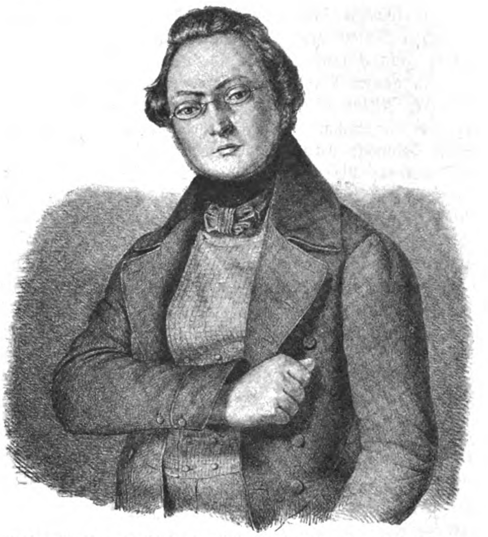
---

*) Unſer Kopfſtück von der Meiſterhand Scheurens iſt der in prächtigem Farbendruck vervielfältigten Rheinwerkſerie im Verlage von Moritz Schauenburg in Lahr entnommen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

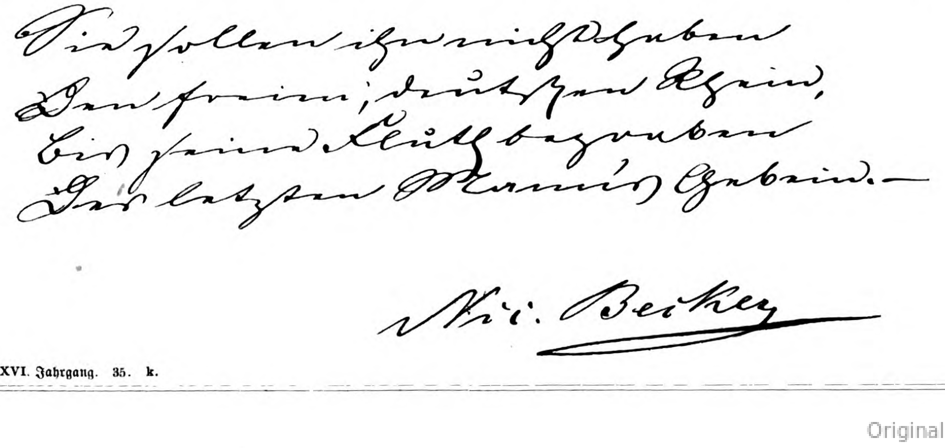
melte es von Spott- und Hohngedichten gegen das Rheinlied und Deutſchland, und am meiſten zeichnete ſich der „Charivari" aus mit ſeinem „Nous l'aurons, quand nous le voudrons." Aus dieſem Gedichte erfuhren die Franzoſen zugleich die überraſchende Thatſache, daß der Rhein „ſich ins baltiſche Meer ergießt," wo der „Holländer" Heringe fiſcht! Der Revue des deux Mondes war der Entrüſtungsſturm, den ſie heraufbeſchworen hatte, und bei dem manch derber Hieb für das Blatt ſelbſt abfiel, höchlichſt unbequem, und um dem drohenden Abonnentenſchwund vorzubeugen, erhielt Edgar Quinet den Auftrag, der Lamartineſchen Friedens-Marſeillaiſe ein Paroli zu bieten. Er brachte richtig auch ein noch längeres und verworreneres Gedicht zu ſtande, in welchem der „germaniſche Geier" ob ſeiner Ländergier tüchtig abgekanzelt und an die dummen Deutſchen die Frage gerichtet wurde, ob ſie wirklich im Ernſte glaubten, an das linke Rheinufer ein Recht zu haben. Im übrigen aber zeigte Herr Quinet ſich billig; war erſt der Rhein die „natürliche" und politiſche Grenze zwiſchen den beiden Ländern, dann konnte ruhig „der Franke und Germane einander gegenüber aus dem Strome Waſſer ſchlürfen." Wie ſehr jedoch die Franzoſen, denen noch kurz zuvor Frédéric Soulié Wunderdinge von den galliſchen Sympathieen in den deutſchen Rheinlanden vorgefabelt hatte, über die einmütige Abwehr der Rheingelüſte verblüfft waren, lehrt ein Aufſatz, den Xavier Marnier in derſelben Revue veröffentlichte. Noch im April 1841 hatte er ſeinen bitteren Ärger daran, daß er auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland das Rheinlied „dans tous les Lustgarten" ſingen hörte, und beſonders verdroſſen ihn die Bürger von Köln mit ihrem ewigen „Sie ſollen ihn nicht haben," wozu ſie verdächtig mit ihren Knotenſtöcken in der Luft herumfuchtelten.

Niemand war erſtaunter über den brauſenden Widerhall des Liedes als der Dichter ſelbſt. Ruhm und Ehren ſtrömten plötzlich und ſchier erdrückend auf den jungen, beſcheidenen Gerichtsſchreiber hernieder. König Friedrich Wilhelm IV, erſt ſeit einigen Monaten an der Regierung, ließ ihm eine Ehrenſpende von tauſend Thalern überreichen und außerdem den Antrag machen, ſich auf die höhere juriſtiſche Laufbahn vorzubereiten; ihm ſollten dazu auf fünf Jahre dreihundert Thaler Jahresgehalt bewilligt werden. König Ludwig I von Bayern ſendete einen goldenen, von Schwanthaler modellierten Becher, um deſſen Rand die Anfangsworte des Liedes liefen. Die eingravierte Widmung lautete: „Der Pfalzgraf bei Rhein dem Dichter des Liedes ‚Der freie deutſche Rhein,' 1840." Mit einem eigenhändigen Schreiben begleitete der deutſchgeſinnte Fürſt die Ehrengabe. Auch aus bürgerlichen und Volkskreiſen erhielt Niklas Becker zahlreiche Spenden, darunter von Arbeitern einer Steingutfabrik in Mettlach ſieben hübſch verzierte Teller, deren jeder mit einer Strophe des Rheinliedes verſehen war, und aus Mainz einen ſilbernen Pokal, deſſen Begleitſchreiben durch ſchlichte, einfache Sprache vor manchen Überſchwänglichkeiten jener Tage ſich ſo vorteilhaft auszeichnet, daß eine Stelle daraus wiedergegeben ſei: „An und für ſich unbedeutende Mittel haben nicht ſelten zur Erzielung wichtiger Zwecke geführt. So mußte eine möglichſt einſtimmig verkündete Volksmeinung am Mittel- und Niederrhein wie im ganzen übrigen Deutſchland, unſern ſo eindrucksfähigen Nachbarn gegenüber, auf dieſe einen weſentlichen Eindruck machen. Dieſe Wirkung wurde erzielt; alles Übrige iſt Nebenſache." Auch auf die Bühne gelangte das Rheinlied, zunächſt im Januar 1841 im Königsſtädtiſchen Theater zu Berlin, wo es zum Schluß eines patriotiſchen Stückes angeſtimmt wurde, ſodann im April im Stadttheater zu Ulm, wo es den Gegenſtand eines Luſtſpiels bildete. In alle lebenden Sprachen wurde es überſetzt und ſogar auch in etliche tote.



Niklas Becker, der Dichter des Liedes: Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein. Nach einer Zeichnung von Th. Franken.

Allerdings fehlte es in dem allgemeinen Chore nicht an disharmoniſchen Stimmen. Der Bürgermeiſter von Zürich verbot im März 1841 das Abſingen des Liedes in öffentlichen Konzerten, weil dadurch das freundſchaftliche Verhältnis zwiſchen Frankreich und dem Kanton getrübt werden könne, und ein Herr Wöltli in Bern erhob Proteſt dagegen, den Rhein als einen deutſchen Strom anzuſprechen, da er doch ein geborener Schweizer ſei und das auch bleiben ſolle, „ſo lang wir Schweizer leben im freien Alpenland." Bereits zu Ende des Jahres 1840 erreichte die Flut der Rheinlieder, der Nachahmungen und Erwiderungen eine ſolche Höhe, daß die „Rheiniſche Allgemeine Zeitung" den ehrwürdigen Vater Rhein an die deutſchen Lyriker die Bitte richten ließ, ſie möchten ihn doch endlich mit ihren Ge-



Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien, deutſchen Rhein,
Bis ſeine Fluth begraben
Des letzten Mannes Gebein. —

Nic. Becker

dichten verſchonen, beſonders da er durch die letzten Regengüſſe ſchon Waſſer genug bekommen habe. Im Anfang des nächſten Jahres erſchien unter dem Titel „Klänge aus der Zeit" ein ganzer Band, der nichts enthielt als Erzeugniſſe des durch Niklas Becker wachgerufenen Sängerchores, und dabei war die Sammlung keineswegs vollſtändig. Den rechten Begriff bekommt man erſt, wenn man ſich in die Quellen ſelbſt vertieft, die Zeitſchriften von 1840—1841. Durch viele Monate kaum eine Nummer, in der nicht ein oder mehrere Rheinlieder enthalten ſind. Allerdings begann hierbei bald die Parodie mitzuſprechen. In Berlin ſang man von der freien, feuchten Spree, und als der König neue Miniſter und andere hohe Würdenträger berief, cirkulierte handſchriftlich ein Spottgedicht, deſſen einzelne Verſe begannen: „Wir wollen ihn nicht haben, den ꝛc." Charlotte von Hagen, die beliebte Naive des königl. Schauſpielhauſes, von der es hieß, daß ſie nach Köln überſiedeln wolle, mußte ſich anſingen laſſen:

„Sie ſollen ſie nicht haben,
Die wunderſame Fee,
Solang' vom Schafesgraben
Sich nährt die klare Spree."

Als im Breslauer Schullehrerſeminar als Anrede für die Zöglinge das väterliche Du eingeführt werden ſollte, proteſtierte ein Sänger: „Wir wollen es nicht haben, das Du im Seminar," und bei der Hamburger Branntweinrevolte, im Januar 1841, johlte der Pöbel: „Wir wollen ihn nicht haben, den Mäßigkeitsverein." So gab es vor fünfzig Jahren in deutſchen Landen wohl kaum eine größere Stadt, wo man nicht nach dem Versmaß des Rheinliedes irgend etwas nicht haben wollte. Die Frage, warum gerade in der alten Hanſaſtadt das Lied ſo populär geworden ſei, fand ihre Antwort dahin: „Weil gleich die erſten Zeile mit „Sollen" und „Haben" den Kaufmann ſympathiſch berühre. Ganz ernſt gemeint war dagegen eine in Berlin beliebte Illuſtration des Rheinliedes: bunte Taſchentücher, welche den Text mit entſprechenden Abbildungen begleiteten, von den gierigen Raben und dem Ruder, das ſchallend in die Woge ſchlägt, bis zum Fiſch, der die Floſſe hebet aus dem Grund, und „des letzten Manns Gebein."

Es ſpricht ungemein für Niklas Becker, daß er ſich durch die Neckereien ebenſowenig anfechten ließ wie vorher durch die überſchwänglichen Huldigungen. Den Antrag des preußiſchen Juſtizminiſters, der ihm die höhere juriſtiſche Laufbahn eröffnete, nahm er in richtiger Erkenntnis ſeiner Fähigkeiten und zum Teil auch aus geſundheitlichen Rückſichten nicht an, und er blieb der einfache Gerichtsſchreiber. Für den litterariſchen Ruhm war er jedoch nicht ganz unzugänglich. Er überließ dem Dichtertriumvirat des „Rheiniſchen Jahrbuches" — Freiligrath, Matzerath, Simrock — ſein Rheinlied zum Abdruck, und aus dem Umſtande, daß die Herausgeber das Gedicht mit dem Zuſatze: „An Alphonſe de Lamartine" verſahen, entſtand der Irrtum, als ſei es eine Antwort auf des franzöſiſchen Poeten „Friedensmarſeillaiſe" geweſen, während das Verhältnis doch gerade umgekehrt war. Noch ein zweites Gedichtchen von Niklas Becker war in dem Jahrbuche enthalten, „Schiffsgüter," ein recht ſchwaches Produkt, das auch von der Kritik offen als ſolches bezeichnet wurde. Dies abfällige Urteil hätte den Dichter vorſichtig machen ſollen, aber dem Drängen des Verlegers Du Mont-Schauberg in Köln widerſtand er nicht und ließ ſich zur Herausgabe eines ganzen Bändchens Gedichte bewegen, die denn von dem größeren Teile der zünftigen Kritik grauſam zerpflückt wurden. Traurig, aber wahr: es ſpricht ſich in vielen jener Kritiken eine wahre Freude darüber aus, dem Dichter des berühmten Rheinliedes tüchtig eins verſetzen, ihm den ſo leicht errungenen Lorbeer wieder vom Haupte zerren zu können. In dieſen vernichtenden Urteilen lag viel Übertreibung. Allerdings befand ſich unter den 72 Gedichten, welche der Band enthielt, nicht eines, das dem Rheinliede an Kraft und Schwung gleichkam, und viele der Reimereien ſind ſchlechthin als unbedeutend zu bezeichnen. Indeſſen ſteht dem Mißlungenen doch manches zart empfundene Gedicht, manches liebliche Genre- und Naturbild gegenüber, Schöpfungen, die unverkennbar das Gepräge wirklicher Poeſie tragen. Für diejenigen, in deren Hausbibliothek ſich die Gedichte von Niklas Becker fortgeerbt haben, ſei beſonders hingewieſen auf „Königskrone," „Sänger und Räuber," „Bienentod," das ſchöne Lied an die Nacht und jenes Gedicht, das von der zeitgenöſſiſchen Kritik für das beſte erklärt wurde, und das hiermit der Vergeſſenheit entriſſen ſei:

### Mein Bild.

Du biſt mein Bild,
Du laubentblößte Linde,
Einſam im Winterſchnee,
Umtobt vom rauhen Winde!

Der Frühling naht, es koſen
Die Weſte um dich her;
Wie knoſpen deine Zweige! —
Du biſt mein Bild nicht mehr!

Du biſt mein Bild,
Von Wolken trüb' umzogen,
Du mildes Mondenlicht,
Einſam am Himmelsbogen!

Es flieht das Nachtgewölke,
Auf blauer Bahn daher
Gehſt du mit tauſend Sternen,
Du biſt mein Bild nicht mehr!

Du biſt mein Bild,
Im grünen Blätterkranze,
Auf tiefem, ſtillem See,
Einſame Waſſerpflanze!

Wie blühſt du ſo verlaſſen!
Da ziehen um dich her
Sanftrudernd weiße Schwäne, —
Du biſt mein Bild nicht mehr!

Gewiß, Niklas Becker war kein Genie, aber bei ſeiner Geburt hatte ihn doch die Muſe hold angeblickt, und wäre der Band Gedichte nicht von dem gefeierten Sänger des Rheinliedes, ſondern von einem unbekannten Neuling herausgegeben worden, die wohlwollende Aufmunterung würde ihm kaum gefehlt haben. So aber legte man den höchſten Maßſtab an, und bei nicht wenigen der zeitgenöſſiſchen Beurteilungen offenbart ſich, wie ſchon geſagt, deutlich die grauſame Luſt, „das Strahlende zu ſchwärzen," und ſelbſt an Ausfällen brutaler Roheit mangelte es nicht. Das hatte er doch nicht verdient, der Dichter, dem unleugbar ein bedeutender Anteil zufiel an der einmütigen Zurückweiſung der fränkiſchen Rheingelüſte. Niklas Becker ſchwieg fortan, wohl klang ſein Rheinlied noch in vielen der Kompoſitionen weiter, aber ſchon Ende 1841 dachte niemand mehr des Dichters. Noch bei Lebzeiten war er für die Öffentlichkeit ein toter Mann, und erſt ſein wirkliches Dahinſcheiden, am 28. Auguſt 1845, brachte ſeinen Namen wieder auf aller Lippen. Er ſtarb, erſt 35 Jahre alt, in demſelben Hauſe zu Geilenkirchen, in welchem er fünf Jahre zuvor das Rheinlied gedichtet hatte. Schon im Frühjahre hatte ihn die Todesahnung beſchlichen, welcher er rührenden Ausdruck verlieh in ſeinem letzten, im Rheiniſchen Taſchenbuch für 1846 veröffentlichten Liede „Auf dem Berge":

„Ja, hier in voller Jugendkraft zu ſcheiden,
Hier, in des Frühlings hellem Sonnenhaus:
Es wäre ja ein luſtverklärtes Leiden,
Wenn hier du löſchteſt meine Fackel aus.

Ein letzt Gebet zu Gott empor geſendet,
Ein letzter Gruß dir, die mein Herz bezwang,
Und von dem Floß, das dort am Felſen wendet,
Ein deutſches Lied als letzten Erdenklang!"

Dem Rheinliede wurde zum Unheil, was man einſtmals als eine große Huldigung für den Dichter gedeutet hatte: die ungeheure Menge der Kompoſitionen. Sagte doch ſchon anfangs Januar 1841, als die Zahl der Tonweiſen immer bedenklicher anſchwoll, ein Epigramm:

„Kaum hat beſiegt die fränkiſche Habgier der Dichter durch Eintracht,
Bringt uns der Muſiker Schwarm wieder in Disharmonie."

In der einen Stadt ſang man dieſe, in der anderen jene Weiſe, und bevor in dem vielſtimmigen Chor eine Melodie die Führung hätte übernehmen können, war von den deutſchen Landen die drohende Gefahr abgewendet und damit die allgemeine Begeiſterung verrauſcht. Wäre es geweſen wie 1870, wo auf die freche Herausforderung die ſchnelle und ſchneidige Antwort folgte, ſo hätte gewiß aus dem Schwarm der Ton-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

weiſen eine oder die andere ſich aufgeſchwungen und wäre hineingeklungen in das Getümmel des Kampfes, die Verzagten ſtärkend, die Mutigen mehr entflammend, ſo wie wir es dann bei der „Wacht am Rhein“ geſehen haben. Unſtreitig hat die von Karl Wilhelm gefundene Weiſe, ſo viel auch die Berufsmuſiker daran mäkeln mögen, ein volkstümlicheres Gepräge als alle die 200 Kompoſitionen des „Sie ſollen ihn nicht haben,“ und noch immer hat in jeder Art von Kunſt das Volkstümliche den Sieg behalten. Über der „Wacht am Rhein“ ſollen wir aber doch den Sang von Niklas Becker nicht vergeſſen, und es iſt bitter zu beklagen, daß er aus den neueren Gedichtſammlungen zu verſchwinden beginnt. Wohl hatte ſein Lied keine kriegeriſchen Heldenthaten im Gefolge, aber eine That war ſie dennoch, dieſe Einigung aller Deutſchen auf den einen gemeinſamen Kampfruf, vor dem erſchrocken der welſche Übermut zurückwich.

---

## Biergläſer — Bierverderber.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

Schon oft iſt es der Wiſſenſchaft gelungen, in Gegenſtänden, die uns als alltägliche Nahrungs- und Genußmittel dienen und ganz vortrefflich ſchmecken, Beimengungen und Beſtandteile zu finden, welche unſere Geſundheit im höchſten Grade beſchädigen — wir dürfen bloß an die Trichine im ſaftigen Schinken und den Fuſel im Alkohol erinnern. In anderen Fällen geht das ſchädliche Agens von dem Gefäß in deſſen Inhalt über und verwandelt denſelben in ein gefährliches Gift, wie z. B. Speiſen, die in Kupfergeſchirren aufbewahrt werden, oder Schnupftabak, der in bleihaltiger Stanniolverpackung lagert.

In neueſter Zeit aber hat Dr. W. Schultze in Lieſing bei Wien eine Entdeckung gemacht, welche jeden Biertrinker in Beſtürzung verſetzen muß. In ſeiner jüngſt in Berlin erſchienenen Schrift: „Warum Bier nicht aus Gläſern getrunken werden ſoll.“ belehrt uns der Verfaſſer, daß das Material der gebräuchlichen Biergläſer faſt durchweg eine kleine Menge von bereits nach fünf Minuten im Getränk ſich aufzulöſen beginnendem Bleioxyd, alſo ein ſtarkes Gift, enthalte und daß in derartigen Gläſern das Bier, kaum eingegoſſen, ſich in Geſchmack und Geruch alsbald verſchlechtere. Schon durch das Eingießen bei Sonnen- und Tageslicht im Kleinverkehr leide das Bier beträchtlich; es ſei daher anzuraten, es nicht aus Gläſern, ſondern aus unglaſierten Deckel-Steinkrügen zu trinken; denn auch die gewöhnliche Glaſur der Thonkrüge ſei bleihaltig.

Es klingt uns wie ein Märchen. Wir und unſere Vorfahren hätten alſo ſeit undenklichen Jahren unbewußt und tagtäglich Selbſtmordverſuche begangen mit einem allerdings ſehr ſchleichenden Gift — faſt wie Fontenelle, der es mit ſeiner chroniſchen Kaffeevergiftung auf hundert Jahre brachte! Doch Herr Schultze behauptet nicht bloß — nein er beweiſt auch, was er behauptet, durch das unwiderlegliche chemiſche Reagenzglas. Es kam nun zunächſt darauf an, zu ermitteln, ob und wieviel unſere gewöhnlichen Biergläſer in ihrer Maſſe Blei enthalten, ob und wieviel davon bei Füllung mit Flüſſigkeit ſich auflöſt.

Zur Beantwortung dieſer Fragen bezog der Verfaſſer aus Berlin, Wien, Dresden, Frankfurt a. M. und München 46 Biergläſer zu $^1/_4$, $^1/_2$, $^2/_5$, $^3/_{10}$ und $^3/_5$ Liter. Nachdem jedes derſelben eine halbe Stunde lang mit 4 prozentigem bleifreiem Eſſig im Waſſerbade ausgekocht worden war, machte ſich überall durch Zuſatz von Schwefelwaſſerſtoff eine Bleireaktion bemerkbar. Die Menge des Bleies zeigte ſich jedoch ſehr verſchieden; das Wiener Halbliterglas enthielt die größte Menge, nämlich 4,57 $^0/_0$, am nächſten kam ihm das Münchener Halbliterglas mit 1,53 $^0/_0$, die übrigen hatten weniger Bleioxyd. Daß Glas — wenn auch natürlich nur in minimalen Mengen — in Waſſer ſich auflöſt, wird bewieſen, wenn Biergläſer, mit Bier gefüllt, oder darin liegen gelaſſen, bei ſpäterem Wiegen eine Gewichtsabnahme zeigen. Dies beſtätigte ſich bei angeſtellten Verſuchen, wobei 12 Gläſer 15 Tage lang in Lagerbier von $+ 1^0$ R. eingeſchloſſen wurden, vollkommen. Jedes Glas hatte einen Subſtanzverluſt von 3 $^1/_2$ bis 10 $^1/_2$ Milligramm aufzuweiſen; die Einbuße an Bleioxyd betrug zwiſchen 0,23 bis 4,57 $^0/_0$. Kennt man den Gewichtsverluſt eines Glaſes in der Zeit von 15 Tagen, ſo wird ſich derjenige eines Zeitraumes von fünf Minuten daraus ſehr leicht berechnen können, ſollte er auch nur in einigen Tauſendmillionſtel eines Milligramms beſtehen.

Aber ſelbſt dieſe geringe Mengen beigemiſchten Glaſes oder Bleioxyds reicht hin, um, nach der Anſicht des Verfaſſers, Geſchmack und Geruch des Bieres weſentlich zu verſchlechtern, wenn auch die bleifreien Gläſer dies in etwas geringerem Grade thun, als die bleihaltigen. Herr Schultze ſagt hierüber: „Das Blei iſt im Glaſe als kieſelſaures Blei (Bleiſilikat) vorhanden. Von dieſem Körper iſt es in der Chemie bekannt, daß er von ganz ſchwachen Säuren leicht zerſetzt wird; ja ſelbſt die atmoſphäriſche Kohlenſäure ſoll unter Hinzutritt von Feuchtigkeit das Bleiſilicat zerſetzen. Dieſe leichte Zerſetzbarkeit des Bleiſilicats durch Säuren macht es alſo begreiflich, daß eine durch ihren Gehalt an 0,30 bis 0,33 $^0/_0$ kondenſierter Kohlenſäure und an verſchiedenen anderen Säuren ſo außerordentlich aktive, aggreſſive Flüſſigkeit, wie friſches Bier, das Bleiſilikat der Biergläſer zerſetzt und das Blei vielleicht als Bleibikarbonat oder als Bleiphosphat auflöſt und dadurch natürlich ihren Wohlgeſchmack verliert. Neben dem Bleiſilikate ſind in den gewöhnlichen Biergläſern noch vorwiegend Natron- und Kalkſilicat vorhanden. Es wäre nun ſehr wohl möglich, daß auch dieſe Körper vom Biere zerſetzt, gelöſt werden und dadurch an der Geſchmacksverſchlechterung des Bieres im Glaſe teilnehmen.

Um über den Einfluß des bleifreien Glaſes auf den Biergeſchmack und Geruch zu einem Urteile zu gelangen, füllte ich einen gewöhnlichen, kochſalzglaſierten, bleifreien, bayeriſchen Steinkrug und einen bleifreien harten Glasbecher, aus welchem gegenüber dem bleihaltigen Trinkglaſe das Bier immer mild, rund und ſüßlich geſchmeckt hatte, nachdem beide Trinkgefäße zum Temperaturausgleiche eine Zeitlang im dunkeln und kalten Lagerkeller neben dem Lagerfaſſe geſtanden, von einem und demſelben Lagerfaſſe mit Bier an, ließ es im Dunkeln und Kalten ſtehen und prüfte von fünf zu fünf Minuten an Ort und Stelle den Geſchmack und Geruch.

Schon nach den erſten fünf Minuten war ein kräftiger, deutlicher Geſchmacksunterſchied zu Ungunſten des bleifreien harten Becherglaſes wahrnehmbar. Gegenüber dem Biere im Steinkruge ſchmeckte nun das Bier im bleifreien harten Glaſe ſcharf, dünn, leer. Dieſer Unterſchied vergrößerte ſich mit der Zeit.

Alſo: Auch das bleifreie, harte Glas verſchlechtert den Geſchmack und Geruch des Bieres, nur nicht ſo intenſiv, wie das bleihaltige, weiche Glas der Biergläſer es thut.

De gustibus non est disputandum. Herr Schultze hat eine ſo bewundernswürdig feine Zunge, daß er ſchon nach fünf Minuten einige Tauſendmillionſtel Milligramm Glas oder Blei aus dem Bier herausſchmeckt — wer ſagt uns aber, ob Herr Müller dieſelbe Bierzunge haben wird? Der Verfaſſer wußte, daß man ihm dieſen Einwand machen würde, er wußte aber auch denſelben zu entkräften — indem er ſeine Koſtproben durch hundert Perſonen beſtätigen ließ. Er berichtet hierüber:

„Nachdem ich mich von der großen Schädlichkeit der bleihaltigen und von der geringeren Schädlichkeit der bleifreien Gläſer für den Biergeſchmack in der vorſtehend beſchriebenen einwandfreien Weiſe überzeugt hatte, kam es mir darauf an, das Urteil anderer Perſonen in derſelben Sache einzuholen. Ich lud daher im Winter 1888/89 nach und nach etwa hundert Perſonen aus den verſchiedenſten Ständen — Männer und Frauen — zu vergleichenden Bierkoſtproben in meinem Laboratorium ein.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Dieſe Koſtproben wurden abends zwiſchen 1/26 und 1/28 Uhr vorgenommen, um für dieſelben ein dunkles Nebenzimmer zur Verfügung zu haben. Das der Koſtprobe zu unterwerfende Bier wurde in einem ordinären, grauen, kochſalzglaſierten, bayeriſchen Deckel-Steinkruge entweder aus dem Lagerkeller oder aus einer benachbarten Bierwirtſchaft direkt vom Faſſe geholt, dann im dunklen Nebenzimmer teils in ein beliebiges, bleihaltiges Bierglas, teils in das erwähnte bleifreie Becherglas und teils in einen grauen, bleifreien Halbliterſteinkrug gegoſſen, genau nach der Uhr fünf Minuten lang ſtehen gelaſſen und darauf von meinen Gäſten auf den Unterſchied im Geſchmacke und Geruche geprüft.

Das Reſultat war: Jede der prüfenden Perſonen fand die Geſchmacks- und Geruchsverſchlechterung des Bieres durch das bleihaltige und durch das bleifreie Glas ſofort heraus! Ungläubig waren alle meine Gäſte gekommen; denn Glas iſt ja nach der landläufigen menſchlichen Vorſtellung ein harter, reinlicher, unangreifbarer Körper; wie könnte der alſo dem Biere etwas Schlechtes anhaben! Überzeugt jedoch davon, daß Bier im Glaſe nichts anderes iſt, als Bier auf dem Sterbebette, verließen ſie alle mein Laboratorium.“

Vor dem Verdikt einer ſolchen Jury ſollte eigentlich ein jeder Widerſpruch verſtummen — wenn es eben in Geſchmacksſachen eine Autorität gäbe! Beim Biertrinken verläßt ſich eben jeder auf ſeinen eignen Gaumen und es wird Mühe koſten, die vielen Tauſende, die allabendlich ihren Trunk ſich prächtig ſchmecken laſſen, zu überzeugen, daß ihnen derſelbe keineswegs mundet!

Möge es ſich nun mit der Geſchmacksfrage verhalten, wie es wolle, mögen wir an einem gemütlichen Abend ſelbſt ein paar Milligramm Glas verzechen, das ſchadet nichts, aber anders ſteht die Sache, wenn wir dabei gleichzeitig uns auch eine Portion Gift einverleiben ſollten. Es iſt ja auch dabei ins Auge zu faſſen, daß Glas den Behälter für Wein, eingemachte Früchte, Eſſig, Senf, Milch und die verſchiedenſten Arzneien bildet, welche Gegenſtände, je länger ſie im Gefäß verweilen, um ſo mehr Blei an ſich ziehen müſſen! Blei gehört zu den Giften, die ſich im Körper aufſpeichern; wer am Abend regelmäßig ſeine zwei Liter Bier trinkt, genießt nach dem Verfaſſer 10—96 Millionſtel Milligramm Bleioxyd, was im Laufe von Monaten und Jahren die ſchönſte chroniſche Bleivergiftung zur Folge haben muß.

Die Krankheiten der Bierzecher ſind bis jetzt von dieſem Standpunkte noch gar nicht aufgefaßt worden; man hat wohl bisher Fettherz und Fettleber, ſowie chroniſchen Magenkatarrh, aber nicht die Symptome einer Bleivergiftung, wie ſie ſich namentlich in Nervenlähmungen kundgeben, bei ihnen wahrgenommen. Wenn ſolche aber ſchon bei dem dreizehnjährigen Töchterchen des Herrn Schultze aufgetreten ſind, ſo muß das junge Fräulein entweder eine tüchtige Menge — Bleioxyd zu ſich genommen haben, oder gegen dieſen Giftſtoff ungemein empfindlich geweſen ſein.

Der Verfaſſer kommt nun auf Grund ſeiner Unterſuchungen zu folgender „Stufenleiter der Wertigkeit der verſchiedenen Biertrinkgefäße vom Standpunkte des zahlenden, zielbewußten Biertrinkers.“

„Der vom Biertrinker erwartete und bezahlte Genußwert eines Faß Bieres kommt zum Vorſchein:

Gut: in gedeckelten, ſalzglaſierten Steinkrügen. Bleiglaſierte Krüge ſind abzulehnen;

Beſſer: in gedeckelten Zinnkrügen, wie ſie beiſpielsweiſe der Hofzinngießer Joſ. Lichtinger in München anfertigt und verkauft;

Am beſten: in gedeckelten, inwendig vergoldeten Silberkrügen;

Schlecht: in bleifreien, geblaſenen, harten Gläſern;

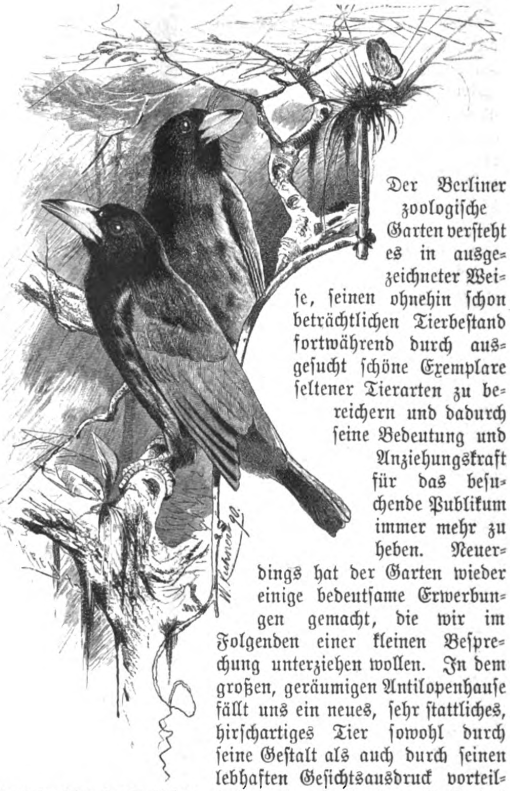
Schlechter: in bleifreien, gepreßten, weichen Gläſern;

Am ſchlechteſten: in bleihaltigen, gepreßten oder in Formen erblaſenen Gläſern.

---

## Neues aus dem Berliner zoologiſchen Garten.

Von Dr. L. Staby. (Abdruck verboten.)

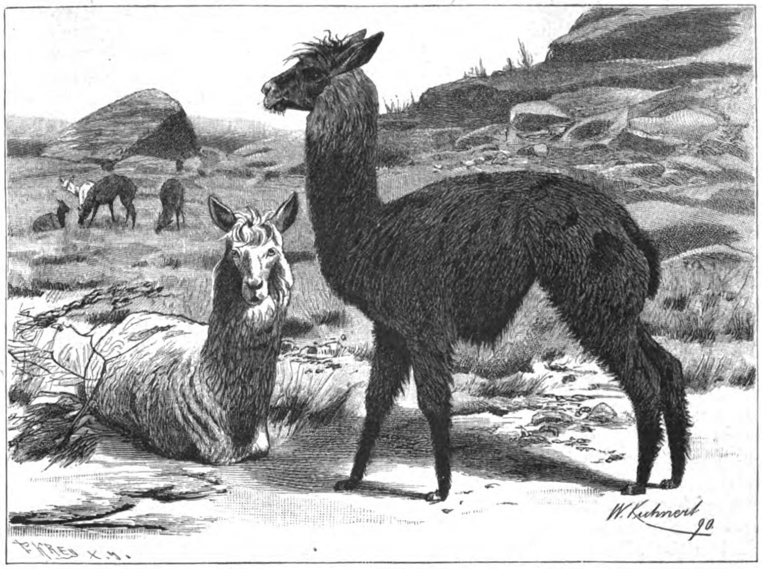

W. Kuhnert 90.

Bartvögel im Zoologiſchen Garten zu Berlin.

Der Berliner zoologiſche Garten verſteht es in ausgezeichneter Weiſe, ſeinen ohnehin ſchon beträchtlichen Tierbeſtand fortwährend durch ausgeſucht ſchöne Exemplare ſeltener Tierarten zu bereichern und dadurch ſeine Bedeutung und Anziehungskraft für das beſuchende Publikum immer mehr zu heben. Neuerdings hat der Garten wieder einige bedeutſame Erwerbungen gemacht, die wir im Folgenden einer kleinen Beſprechung unterziehen wollen. In dem großen, geräumigen Antilopenhauſe fällt uns ein neues, ſehr ſtattliches, hirſchartiges Tier ſowohl durch ſeine Geſtalt als auch durch ſeinen lebhaften Geſichtsausdruck vorteilhaft auf, es iſt der Waſſerbock (Antilope ellipsiprymnus). Er iſt ein Tier von faſt 2 Meter Geſamtlänge und 1 1/3 Meter Höhe, mit langen, zottigen, grauen, an den Spitzen braun gefärbten Haaren, am Kopfe, am Rumpfe und an der Innenſeite der Schenkel geht die Färbung in eine hell gelbrote über, während die Oberlippe und die Kehle, ebenſo der hintere Teil der Schenkel weiß ſind. Auf den Beſchauer macht der Waſſerbock in ſeiner ſtolzen Haltung, mit dem ausdrucksvollen Blick ſeiner lebhaften Augen, den ſchönen Kopf mit kräftigen, ſtark geringelten Hörnern geziert, einen impoſanten Eindruck, der durch ſeine ſelbſtbewußten und doch zierlichen Bewegungen noch mehr gewinnt. Die Heimat des Waſſerbocks iſt Inner- und Südafrika. Hier bewohnt das ſchöne Tier die großen waſſerreichen Ebenen und Tiefländer, in denen dichtes Gebüſch und mannshohes Schilf zahlreiche Waſſerlachen und Sümpfe umſäumen und bedecken. Da findet es ſeine Nahrung, die aus Gras, Sumpf- und Waſſerpflanzen beſteht, im Überfluß. Der Reiſende, welcher dieſe Gebiete durchzieht, bekommt den Waſſerbock ziemlich häufig zu Geſicht, da derſelbe die Gewohnheit hat, von erhöhten Standpunkten, beſonders von hohen Termitenhügeln aus, ſein weites Gebiet ſichernden Auges zu überſchauen. Seine Jagd iſt ſchwierig, da nur ein ſehr guter Schuß ihn ſofort niederwirft, die Verfolgung des Verwundeten aber, der ſich immer direkt dem Waſſer zuwendet, in welches er ſich hineinſtürzt, wegen des ſumpfigen Terrains ſehr ſelten von Erfolg gekrönt, meiſt ſogar unmöglich iſt. Wegen der Unzugänglichkeit ſeines Wohngebietes wird er auch ziemlich ſelten lebend gefangen, er iſt daher erſt ſeit kurzer Zeit den Beſuchern der zoologiſchen Gärten bekannt geworden.

Ein in unſern Gehegen vielleicht noch ſelteneres Tier als das genannte, iſt der auf dem Bilde unſers Künſtlers meiſterlich wiedergegebene Pako oder Alpako (Auchenia Paco).

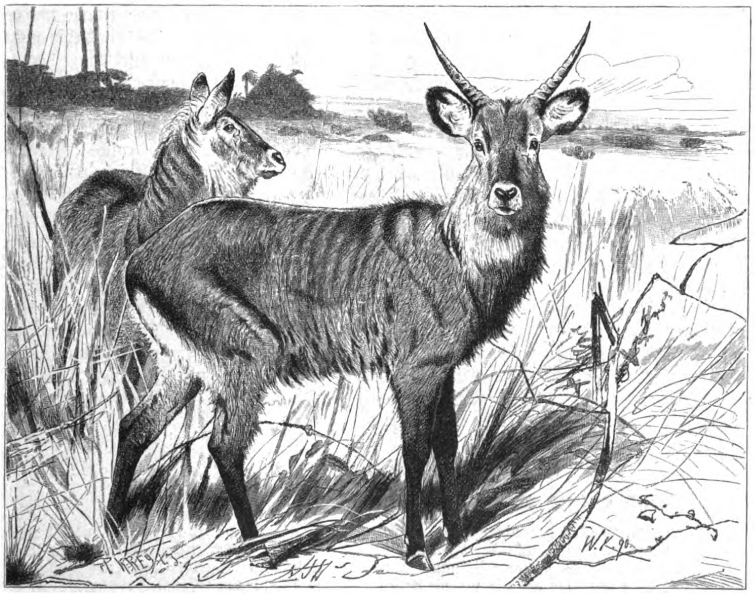
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Alpako im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Zeichnung von Wilh. Kuhnert.

Zwei Exemplare dieſer Art ſind erſt kürzlich dem Berliner zoologiſchen Garten zugegangen. Auf den erſten Blick zeigen uns die beiden auf unſerer Seite zuſammengeſtellten Tierarten die größten Gegenſätze. Während wir beim Waſſerbock die majeſtätiſche Haltung des Edelhirſches bewundern, erinnert uns der Alpako an die unharmoniſche, häßliche Geſtalt des Kamels. Mit ſeinem langen, dünnen Halſe, dem zottigen Vließe und den nackten Beinen iſt es ein ſonderbares Zwiſchending zwiſchen Schaf und Kamel, ſein Name „Schafkamel oder Kamelſchaf“ iſt ein ſehr bezeichnender. Das Tier macht mit ſeinen blöden Augen und der häßlichen Geſtalt einen nichts weniger als ſchönen Eindruck; beſonders das weiße Exemplar des zoologiſchen Gartens ſieht mit ſeinem in die Stirn herabfallenden Haar und dem unbeſchreiblich nichtsſagenden Geſicht unſäglich ſtumpfſinnig aus, hauptſächlich wenn es langſam, mit einer gewiſſen komiſchen Würde auf den Beſchauer zuſtelzt oder am Boden lagernd, den langen Hals emporgeſtreckt, traumverloren und weltverachtend ins Weite ſtarrt. So häßlich das Tier iſt, ſo geſucht und geſchätzt iſt es aber wegen ſeiner großen Nützlichkeit.

Die Alpakos, nahe Verwandte der Lamas, leben ausſchließlich auf den Hochplateaus der Anden Südamerikas, die, „Punas“ genannt, in dem gigantiſche Gebirge in einer mittleren Höhe von 4000 Meter über dem Meeresſpiegel ſich von Kolumbia bis Patagonien erſtrecken. In dieſen hohen Regionen, wo eiſige Kälte mit brennender Hitze abwechſelt, bilden die Pakos faſt den einzigen Beſitz der die unwirtlichen Gegenden bewohnenden „Puna“-Indianer. Höchſtwahrſcheinlich ein Abkömmling des wilden Guanacos Südamerikas iſt der Pako dort ſeit undenklichen Zeiten zum Haustier geworden, und nur als ſolches iſt er ſeit jeher bekannt geworden; die Färbung des Tieres iſt entweder weiß oder ſchwarz, bunte ſind ſelten. In großen halbwilden Herden leben die Alpakos auf den „Punas“ das ganze Jahr hindurch ohne jede menſchliche Pflege, nur zur Zeit der Schur treibt der braune Beſitzer ſeine Schar in den Korral, einen mit Steinmauern umgebenen Platz, wo die Tiere von den Indianerknaben mit Laſſos eingefangen, gefeſſelt und dann von den Frauen und Mädchen geſchoren werden. Der Kopf bleibt einem alten religiöſen Brauche gemäß ungeſchoren, wahrſcheinlich wird ſeine Wolle auch nicht viel wert ſein; übrigens ſollen die geſchorenen Alpakos einen widerwärtig häßlichen Anblick gewähren, vor dem Pferde, ſelbſt Maultiere ſcheuen und entſetzt nach allen Seiten davonſtieben. Die weiche Wolle, nächſt der Vicunnawolle die beſte der Lamaarten, wird 5 bis 8 Zoll lang und iſt beſonders als Kammgarn geſchätzt; der Ertrag eines Tieres ſchwankt zwiſchen 15 und 20 Pfund. Schon ſeit den älteſten Zeiten verfertigen die Indianer aus dieſer Wolle Decken, Mäntel und andere Bekleidungsgegenſtände. Heutzutage wird die Rohwolle nach England transportiert, wo ſie in großen Fabriken verarbeitet wird. — Das koſtbare Vließ des Tieres läßt es ſelbſtverſtändlich erſcheinen, daß wiederholt Verſuche angeſtellt ſind, das überaus nützliche Tier auch in anderen Gegenden einzubürgern. Solche Verſuche ſind ſowohl in Schottland als auch in Auſtralien in großartigem Maßſtabe gemacht worden, aber ſämtlich geſcheitert, da den Tieren meiſt die freie Höhenluft ihrer Heimat und auch die freie Weide, in der ſie ſich ungebunden nach Herzensluſt tummeln könnten, fehlt. Außerdem



Waſſerbock im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Zeichnung von Wilh. Kuhnert.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

gewöhnen ſie ſich ſehr ſchwer an die Aufſicht des Menſchen, nur jung eingefangene ſind einigermaßen erträgliche Tiere, ſonſt ſind ſie ohne Ausnahme die widerſpenſtigſten Geſchöpfe, die man ſich denken kann. Mit dieſer Störrigkeit haben die Herdenbeſitzer ſchwer zu kämpfen. Trennen ſich z. B. beim Eintrieb in die Korrals einzelne Stücke von der Herde, ſo legen ſie ſich nieder und ſind dann durch keine Macht der Welt zum Aufſtehen zu bewegen. Sie laſſen ſich lieber prügeln, aufs grauſamſte quälen und ſelbſt totſchlagen, ehe ſie ſich dem Willen ihres Gebieters fügen; in geiſtiger Hinſicht ſtehen ſie alſo auf einer ſehr niedrigen Stufe. In ihrer Heimat wird außer der Wolle das ſchmackhafte Fleiſch hochgeſchätzt, ſie ſind daher dem Bewohner der „Punas“ ſein Ein und Alles, ſeine Nahrung und Kleidung. — Wir wollen wünſchen, daß dem zoologiſchen Garten die Erhaltung ſeiner beiden Alpakos auf möglichſt lange Zeit hinaus gelingt.

Wie das Antilopenhaus, ſo hat auch das Raubtierhaus ein paar intereſſante Bewohner, zwei amerikaniſche Pumas (Felis concolor), die wegen ihres ganz verſchiedenen Ausſehens auffallen. Der eine, von kleiner geſchmeidiger Geſtalt mit ſchmächtigem Kopfe, iſt hellgelblich rot, während der andere von viel bedeutenderer Größe blaugrau mit einem hellen Schimmer überflogen gefärbt iſt. Er verdient voll und ganz den Namen „Silberlöwe.“ Der Unterſchied der beiden Tiere erklärt ſich aus der Verſchiedenheit ihrer Heimat, der kleine ſtammt aus dem heißen Süden, der andere aus dem Norden ihres ungeheuren Verbreitungsgebietes, das ſich von den Vereinigten Staaten Nordamerikas bis nach Patagonien hinunter erſtreckt; es iſt höchſt intereſſant, an den beiden Tieren die Unterſchiede zu verfolgen, die Klima und Aufenthaltsort bei derſelben Tierart hervorrufen können.

Wie zu erwarten ſtand, befinden ſich auch unter den befiederten Bewohnern neue und intereſſante Exemplare. Sehr oft hört der Beſucher jetzt in der Nähe der Faſanengehege ein anhaltendes, kreiſchendes Geſchrei, welches ſchrill und durchdringend ſelbſt die häßlichen Laute der Goldfaſanen und Pfauen übertönt. Geht man den Tönen nach, ſo findet man als Veranſtalter dieſes eigenartigen Konzertes einen großen graubraun gefärbten Vogel, der mit langen roten Beinen auf ſeiner Stange ſteht und den Kopf mit weitgeöffnetem Schnabel gen Himmel geſtreckt, mehrere Minuten lang ununterbrochen die nervenerregenden Laute hervorſtößt. Der ſonderbare Schreier iſt die Seriama oder Kariama (Dicholophus cristatus), ein in Südamerika heimiſcher Schlangenſtorch. Sein bräunliches Gefieder, deſſen Federn vielfach mit dunklen Schaftſtrichen gezeichnet ſind, iſt ziemlich einfarbig, ein Federſchopf ziert das Haupt und um das hellgelbe Auge liegt ein bläulicher, nackter Ring; die Geſtalt des Vogels erinnert der langen roten Beine wegen an die Störche, während anderſeits der Körper, beſonders der kräftige, an der Spitze gebogene Schnabel hühnerartigen Typus zeigt. In ihrer Heimat wird die Seriama ſehr geſchätzt, da ſie ſich durch Vertilgung giftiger Schlangen nützlich macht. In Braſilien iſt es ſogar geſetzlich verboten, den Vogel zu töten.

Im großen Vogelhauſe finden wir ebenfalls neue Gäſte, ſo den an der Spitze unſerer Beſchreibung bildlich dargeſtellten Bartvogel (Megalaema virens) aus Oſtindien. Er iſt ein Vogel von etwa Krähengröße mit ſtarkem, in der Mitte eingebuchtetem Schnabel und kräftigen, paarzehigen Füßen. Seine vorherrſchende Färbung iſt grün, nur der Oberrücken, der Hals und Kopf ſind ſchwarz und die Unterſeite des Schwanzes trägt eine breite, lebhaft rote Binde. Der hellgelbe Schnabel hat eine ſchwarze Spitze, die Federn in der Schnabelgegend ſind zu zahlreichen Borſten umgewandelt, die wie ein Bart den Schnabel umgeben. Die Bartvögel ſind muntere, geſellige Tiere, die den ganzen Tag rührig von Buſch zu Buſch ſtreifen, um Kerbtiere zu jagen oder Früchte zu naſchen. Auch der Gefangene verleugnet ſeine Munterkeit nicht, oft ſieht man ihn in ſeinem großen Käfig lebhaft von Aſt zu Aſt hüpfen, wobei er ab und zu ſeine laute Stimme hören läßt. Über das Freileben, beſonders über das Brutgeſchäft des anziehenden Vogels iſt zur Zeit noch wenig bekannt.

Dicht neben dem Käfig des Bartvogels ſteht ein kleines Bauer, welches zwei der reizendſten und für den Vogelkundigen intereſſanteſten Vögel enthält, nämlich zwei Zuckervögel (Dacnis cyana). Die kleinen, lebhaften Tierchen ſind wundervoll gezeichnet: die Haupt- und Grundfarbe des Gefieders iſt ein prächtig glänzendes Hellblau, von dem der Flügelrücken, der Schwanz und ein Augenſtreifen ſich in ſchwarzer Färbung abheben. Der Scheitel trägt ein metalliſch ſchillerndes Grün, und der Fuß iſt lebhaft rot gefärbt. Aus dem dünnen ſchwarzen Schnabel ragt die feine, fadenförmige Zunge ein Stückchen hervor. Dieſe prächtigen Zuckervögel bewohnen faſt ganz Südamerika. Sie finden ſich dort in einigen Gegenden ziemlich häufig, kommen auch in die Gärten und Felder der Anſiedler, um von den ſüßen Früchten zu naſchen, die ihre hauptſächlichſte Nahrung bilden. Trotzdem iſt über ihr Freileben noch wenig Genaues bekannt, ja ſie ſind noch in mancher Beziehung rätſelhaft; hierüber einiges Nähere. Da die Tiere nur mit Zucker, Honig, ſüßen Früchten ꝛc. erhalten werden können, ſind ſie ſehr hinfällig und halten nicht lange in der Gefangenſchaft aus; aus dieſem Grunde konnten ſie noch nicht genügend beobachtet werden. Die beiden Berliner Exemplare kamen im Herbſt des vorigen Jahres im zoologiſchen Garten an, aber ſie hatten ein ganz anderes Ausſehen als heute, es waren ziemlich unſcheinbare, ſchmutziggrau und grüngelb gefärbte Tiere. Von ihrer jetzigen Farbenpracht war keine Spur vorhanden. Der erfahrene Wärter, welcher ſchon früher Zuckervögel gepflegt hatte, behauptete, die Vögel würden zum Frühjahr blau werden, und obgleich die Herren vom Fach etwas ungläubig den Kopf ſchüttelten, hatte er recht. Im Februar zeigten ſich plötzlich kleine blaue Flecken am Gefieder, die immer mehr an Zahl und Größe zunahmen und in der kurzen Zeit von ſiebzehn Tagen waren die Vögel in das wundervolle Blau gehüllt, welches ſie heute noch ſchmückt, die rote Farbe der Füße war gleichzeitig lebhafter geworden und die feine Zunge wurde etwas aus dem Schnabel hervorgeſtreckt, was bis dahin nicht der Fall war. Dieſer wunderbare Farbenwechſel hängt höchſtwahrſcheinlich mit der Paarungszeit zuſammen, die Tierchen (es ſind beide Männchen) haben zur Zeit ihr prächtiges Hochzeitskleid angelegt, welches nach Anſicht ihres Pflegers etwa im Juli wieder verſchwinden wird. Das raſche Wechſeln der Farbe ohne irgend welchen Federverluſt iſt ſehr auffallend, und dem Zoologen und Chemiker iſt hier die Aufgabe geſtellt, zu ergründen, wie ſich dieſe ſchnelle Verwandlung der grauen Farbe in die glänzend blaue vollzieht, eine Frage, die bis jetzt noch offen iſt. Die Akten über dieſen Vogel ſind alſo noch nicht geſchloſſen. Sollte der Farbenwechſel bald ergründet oder ſonſtwie genaueres über den intereſſanten Vogel bekannt werden, ſo werden wir vielleicht den geehrten Leſern noch ausführlich darüber berichten; heute konnten wir dieſe Sache nur kurz berühren, die wir bei einem Blick auf die Neuheiten des Berliner zoologiſchen Gartens zu erwähnen nicht verſäumen durften.

---

## Familientiſch und Spielecke.

### Technik.

Bekanntlich beſtehen die bisherigen elektriſchen Glühlichtlampen aus einer völlig luftleeren Glasbirne, in welcher ein Kohlenfaden zum Glühen gebracht wird — zerbricht die Glasbirne, ſo erliſcht der Faden ſofort. Die Herſtellung des völligen Vakuums iſt nur durch die ebenſo läſtige, wie für die Arbeiter in den Lampenfabriken geſundheitsſchädliche Queckſilberpumpe zu erzielen, und ziemlich koſtſpielig. Daher erſcheint die von dem Elektrotechniſchen Anzeiger gemeldete Erfindung einer Glühlampe (Langhaus-Berlin), welche dieſe Unbequemlichkeiten vermeidet, von hohem

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

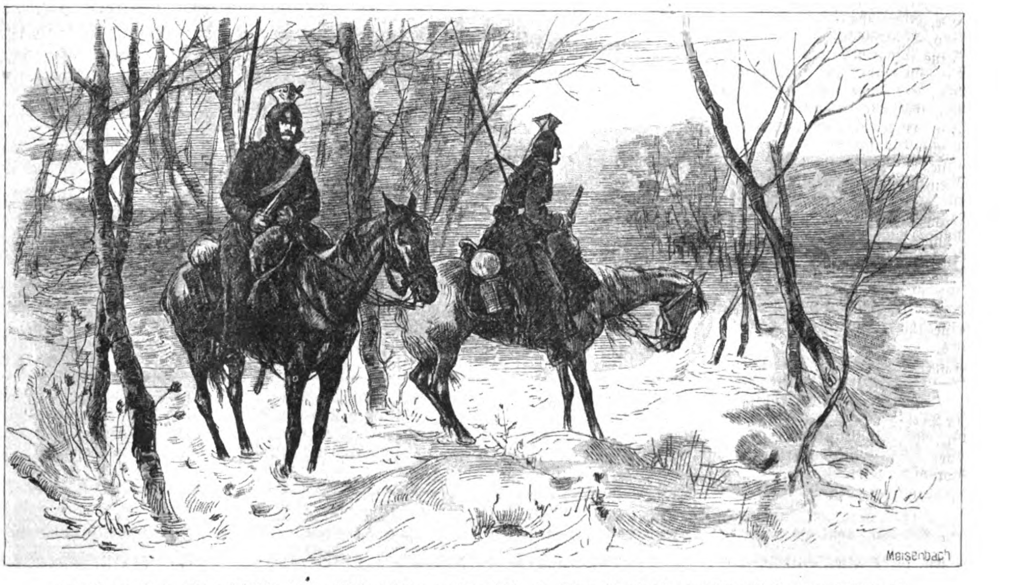
Wert: an Stelle des Kriſonſchen Kohlenfadens tritt bei ihr ein Siliciumfaden, der auch in einem minder luftleeren Raum, welcher ſchon durch mechaniſche Luftpumpen zu erzielen iſt, fortglüht. Allerdings erliſcht er auch nicht ſofort bei einem etwaigen Bruch der Glasbirne und bietet daher nicht jene Sicherheit gegen Feuersgefahr, die man gerade als einen weſentlichen Vorzug der heutigen Glühlampen rühmt.

## Ein regimentsgeſchichtliches Prachtwerk.

Zu denjenigen preußiſchen Regimentern, welche in dieſem Jahre — am 25. April — das Jubiläum ihres fünfundſiebzigjährigen Beſtehens gefeiert haben, gehört auch das weſtfäliſche Ulanenregiment Nr. 5. Die aus dieſem Anlaß erſchienene Geſchichte des Regiments, im Auftrage dargeſtellt von Hans von Boehn, Rittmeiſter und Eskadronchef im weſtfäliſchen Ulanenregiment Nr. 5, iſt natürlich zunächſt nur für diejenigen beſtimmt, die dem Regiment näher ſtehen oder geſtanden haben. Wir würden daher kaum Veranlaſſung haben, ſie zu erwähnen, wenn ſie nicht zugleich ein Prachtwerk wäre, auf das aufmerkſam gemacht worden zu ſein Bibliotheksfreunde vielleicht uns danken werden. Zwei bekannte Schlachtenmaler, Profeſſor E. Hünten und Profeſſor E. Roeber, haben das Werk mit einer Reihe von in ausgezeichnetem Buntdruck wiedergegebenen Uniformsbildern, welche die Wandlungen in der Uniformierung des Regiments darſtellen, und mit zahlreichen Initialen und Einſtreubildern geſchmückt; zu den letzteren gehört das Bild „Auf Vorpoſten,“ das wir nebenſtehend zu reproduzieren in der Lage ſind. Die Anſichten über die Bedeutung der Lanze als Waffe ſind übrigens nicht nur in neuerer Zeit weſentlichen Schwankungen unterworfen geweſen. Am 1. April 1742 ſchrieb Friedrich der Große an den Fürſten von Deſſau: „Ich bin mit unſere Officiers, Cavallerie, Infanterie, Huſaren wo möglich noch beſſer zufrieden, wie vohr jahr, unſere Infanterie iſt niemahlen ſo admirabel geweſen, die Hullanen allein ſeindt das Brodt nicht werth.“ Und dreißig Jahre ſpäter mußte derſelbe große König dem Kommandeur des Bosniakenkorps Major Halletius zugeſtehen: „Mein lieber Halletius, Er und ſeine Kerls haben den Teufel im Leibe mit Reiten, es iſt mir ſehr lieb, daß ich nichts mit ihnen zu Pferde zu theilen habe, da würde ich ſchlecht wegkommen.“ — Die Waffe macht es eben nicht allein; die Hauptſache iſt der Mann, der ſie führt, und die Art, wie er ſie führt.

## Die Jugendliebe Kaiſer Wilhelms I.

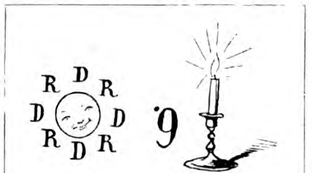
Das Bild, welches Paul von Szczepański im Jahrgang XXV Nr. 22 in dem Artikel „Kaiſer Wilhelms Jugendliebe“ von den Beziehungen des Prinzen Wilhelm zur Prinzeſſin Eliſe Radziwill entworfen hatte, wird jetzt im weſentlichen durch die Briefe beſtätigt, welche der ſpätere Kaiſer Wilhelm I an ſeinen Freund, den General Oldwig von Natzmer über dieſen Gegenſtand richtete, und die kürzlich mit Genehmigung Kaiſer Wilhelms II in einer Broſchüre „Kaiſer Wilhelm I, die Prinzeß Eliſe Radziwill und die Kaiſerin Auguſta,“ herausgegeben von Gneomar Ernſt von Natzmer, veröffentlicht worden ſind. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.) Zwei Punkte allerdings treten, abgeſehen von dem außerordentlichen Intereſſe, das die intimen Briefe Kaiſer Wilhelms an ſich erregen müſſen, aus dieſer neueren und auf bisher niemand zugänglich geweſenen Quellen beruhenden Darſtellung frappant hervor. Einmal die Thatſache, daß Prinz Wilhelm noch zu der Zeit, als von ſeiner beabſichtigten Verbindung mit Prinzeß Eliſe in Hofkreiſen ſchon allgemein geſprochen wurde, einen ſolchen Gedanken durchaus von ſich wies. Nicht die Anſicht, daß eine Tochter aus der Ehe eines Fürſten Radziwill mit einer preußiſchen Prinzeſſin keine ebenbürtige Verbindung für ihn ſei, bewog den Prinzen zu dieſem Selbſtverzicht. Dieſe Anſicht iſt erſt ſehr ſpät überhaupt hervorgetreten, und Prinz Wilhelm vollends machte ſie erſt zu der ſeinen, nachdem die dahin lautenden miniſteriellen Gutachten die Sanktion König Friedrich Wilhelms III gefunden hatten. Die gerade, offene und peinlich ordnungsliebende Natur des Prinzen Wilhelm nahm vielmehr Anſtoß an den verwandtſchaftlichen Beziehungen, in die er durch eine Verbindung mit Prinzeß Eliſe zu den polniſch-national gebliebenen Gliedern der Familie Radziwill getreten wäre. Er ſchrieb am 19. Dezember 1820 an General von Natzmer: „Das Gerücht, als würde ich mit der Radziwillſchen Familie in nähere Verbindung treten, iſt gewiß auch bis zu Ihnen gedrungen. Meine Freundſchaft zu Ihnen und das mir von Ihnen ſtets bewieſene Vertrauen fordert eine Erklärung gegen Sie über dieſen Punkt, der Ihnen vielleicht ſelbſt ernſter erſcheint, als er es ſollte. Daß an eine dergleichen Verbindung nicht zu denken wäre, iſt ſtets in mir befeſtigt geweſen, die Kollisionen mit der übrigen Familie wären zu groß und unangenehm. Dennoch konnte eine Neigung in mir aufſteigen zu dem einzig hier in Rede ſtehenden Gegenſtande, die zu erraten und zu vergrößern man ſich erlaubt hat und ſo Anlaß zu dem beſagten Gerüchte gegeben hat. Daſſelbe fand Nahrung in dem neuerlich ganz zufälligen Zuſammentreffen in Schleſien. Bei meiner Abreiſe dahin kam mir erſt das ganze Geſchichtchen zu Ohren. Daß ich zurückgezogener werden mußte in meinem Benehmen, verſtand ſich von ſelbſt, da ich dieſer vermuteten Verbindung keine Wahrſcheinlichkeit geben wollte, da ſie nie ſtattfinden kann Dies habe ich in allen meinen Äußerungen, wenn darauf angeſpielt wurde, dargethan, und hoffe ſo, das Gerücht bald verſtummen zu ſehen. Daß bei meiner einmal entſtandenen Neigung ich nicht wünſchen ſollte, daß die genannten Familienrückſichten nicht ſtattfänden, werden ſie begreifen; indeſſen unter dieſen Umſtänden kann und darf ich der Stimme meines Herzens nicht Gehör geben, und ſomit ſind alle ferneren Gedanken über dieſen Gegenſtand abgeſchnitten.“ — Das einzige Hindernis, welches Prinz Wilhelm bis zu dieſem Zeitpunkte ſah, wurde freilich bald von ſeiner wachſenden Neigung hinweggeſpült; dafür tauchten andere auf, die er und auch ſonſt niemand vorhergeſehen hatte, und nach einem ſechsjährigen Kampfe um die Geliebte mußte Prinz Wilhelm verzichten. Wie ſchwer den Prinzen die entgültige Entſcheidung des Königs traf, geht aus dem Briefe hervor, den er am 29. Juli 1826 an Natzmer richtete. Er ſchreibt darin: „Es gehört eine ſeltſame Kraft dazu, ſeine teuerſten, ja die höchſten Wünſche aufopfern zu müſſen! Aber in welchem Grade muß ſich bei mir dieſe Kraft ſteigern im Aufgeben einer Verbindung, die von allen Seiten der zunächſt Intereſſierten gewünſcht ward — und die nur äußerliche Verhältniſſe löſen — und in welcher ich nun ſo viele, viele Jahre lang mein ganzes Glück träumte und ſeit den letzten vier Jahren in unausgeſetzter Spannung erhalten ward und ſogar bis völlig ans erſehnte Ziel auch gelangt ſah! Ich darf es



Auf Vorpoſten. Aus: Geſchichte des weſtfäliſchen Ulanenregiments Nr. 5. (Kommiſſionsverlag von Auguſt Bagel, Düſſeldorf.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

## Bilderrätſel.



### 1. Citatenrätſel.

Eine bekannte Stelle aus einem Drama von Schiller beſteht aus 13 Wörtern, welche der Reihe nach in den folgenden 13 Citaten enthalten ſind.

1.
Ein Saatgefilde iſt die Zeit.
2.
Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden.
3.
Der Wechſel unterhält, doch nützt er kaum.
4.
Ein ſolcher Auftrag ſchreckt mich nicht.
5.
Ein froher Sinn verbannt den Gram.
6.
Deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann.
7.
Alles wanket, wo der Glaube fehlt.
8.
Die Zeit verträgt kein ewig Leiden.
9.
Eine ſchöne Menſchenſeele finden, iſt Gewinn.
10.
Behüt' dich Gott, es wär' zu ſchön geweſen.
11.
Etwas hoffen muß das Herz.
12.
Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.
13.
Dein Gut vermehrt ſich im Verluſt.

### 2. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden, z. B. Weib und Hagel = Gabelweih. So ergeben:

1. Eli, Born den Namen eines edlen Menſchenfreundes,
2. Eſte, Regen einen See in Deutſchland,
3. Rute, Ibis einen römiſchen Kaiſer,
4. Nero, Leda einen Baum,
5. Evans, Piſa einen römiſchen Kaiſer,
6. See, Dun eine Stadt in Dänemark,
7. Ems, Sein einen mythologiſchen Namen,
8. Rad, Gelb eine europäiſche Reſidenz,
9. Tira, Leine die Bewohner eines europäiſchen Königreichs,
10. Ruſſe, Ente ein deutſches Drama,
11. Oſten, Halm einen deutſchen Dramatiker,
12. Eid, Halde eine der Perſonen in einem Drama von Goethe,
13. Mauſer, Don ein Werk von Franz Schubert,
14. Lea, Chor eine Krankheit,
15. Idar, Krone eine Pflanze.

Sind die richtigen 15 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines hochverdienten und hochberühmten Mannes.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

wohl ausſprechen, daß mir durch menſchliche Verwickelung in dieſer langen Zeit arg mitgeſpielt worden iſt; doch deswegen kommt kein Groll gegen dieſelben in mein Herz. Gott bedient ſich der Menſchen auf Erden als ſeiner Werkzeuge, durch die er unſere Schickſale leiten läßt nach ſeinem Willen. Da iſt alſo auch nur frommes und geduldiges Unterwerfen unter höhere Entſchlüſſe angebracht; der, der ſo ſchwer prüft, gibt uns auch die Wege des Troſtes und der Stärke an, die wir in ſolchen Zeiten einzuſchlagen haben! Feſt werde ich daran halten, aber das Herz iſt tief erſchüttert und der Menſchen Troſt und Teilnahme thut ihm zwar unendlich wohl, aber dieſe vermögen es nicht zu heilen!" — Es iſt bisher immer nur bekannt geweſen, daß Prinz Wilhelm auch nach ſeiner Vermählung noch mehrmals mit Prinzeß Eliſe Radziwill zuſammengekommen iſt, daß ſich die beiden, die das Schickſal getrennt hatte, nicht ausgewichen ſind. Herr von Natzmer teilt die intereſſante Thatſache mit, daß Prinz Wilhelm als Bräutigam auf der Rückreiſe von Warſchau, wo er der Krönung des Kaiſers Nikolaus beigewohnt hatte, die Familie Radziwill auf ihrer Herrſchaft Antonin bei Poſen aufſuchte und dort auf direkten Wunſch der Mutter der Prinzeſſin Auguſta zu beſeitigen ſuchte, was von Mißſtimmung bei den Radziwills etwa zurückgeblieben ſein mochte. Die ſpäteren unbefangenen Begegnungen ſind wohl der beſte Beweis dafür, daß ihm das gelungen war. Auch Herr von Natzmer ſagt von Prinzeſſin Eliſe: „Ihr Herz war gebrochen." Das gibt ihrem Bilde etwas Mondſcheinſüchtiges, wofür ſonſt durchaus kein Anhaltepunkt vorhanden iſt, und es konſtruiert zudem eine Schuld, wenn auch nur der Verhältniſſe. Es erſcheint durchaus ſelbſtverſtändlich, daß die Prinzeſſin ſich von der großen Welt zurückzog, nachdem ihre Verbindung mit dem Prinzen Wilhelm ſich als unmöglich herausgeſtellt hatte. Wenn ihr Herz für eine zweite Liebe Raum gehabt hätte, würde ſie die erſte nicht ſo vielen Schwierigkeiten gegenüber durch ſo viele Jahre feſtgehalten haben. Ihren frühen Tod aber als eine Folge ihrer unerfüllten Hoffnungen hinzuſtellen, geht nicht wohl an. Das Geſpenſt der Schwindſucht ging um in der Familie Radziwill und forderte nicht nur Prinzeſſin Eliſe als Opfer. Und gerade im Hinblick hierauf muß man es als eine beſondere Fügung Gottes betrachten, daß Friedrich Wilhelm III ſeine Einwilligung zu der gewünſchten Vermählung verweigerte.

## Militäriſches.

Der Verſuch mit Dynamitgeſchützen taucht immer wieder auf. So ſollen zwei amerikaniſche Techniker dem preußiſchen Kriegsminiſterium das Patent für ein Dynamitgeſchütz angeboten haben, welches angeblich durch wenige Schüſſe ſelbſt das ſtärkſte Fort vom Erdboden wegzuraſieren im ſtande ſein ſollte. Das Anerbieten ſoll jedoch abgelehnt worden ſein und die Erfinder wollen es nun der franzöſiſchen Regierung anbieten.

Infolge der weiter tragenden Schußwaffen, ſowie des rauchſchwachen Pulvers macht ſich das Bedürfnis geltend, auch die Ausrüſtung der Truppen ſo einzurichten, daß ſie dem feindlichen Auge möglichſt entzogen wird. So hat der franzöſiſche Kriegsminiſter de Freycinet ein Preisausſchreiben für Anfertigung einer neuen Kopfbedeckung für alle Truppenteile. mit Ausnahme der Reiterei, erlaſſen, und iſt damit einer Frage näher getreten, welche mehr als bisher in den Vordergrund tritt. Die franzöſiſchen militäriſchen Blätter, Progrés militaire an der Spitze, ſind für Annahme des preußiſchen Helmes — allein ohne Spitze. An Stelle dieſes „Blitzableiters" müſſe etwas anderes erfunden werden. Die Dekorationen müßten von einem dunkel-, etwa bronzefarbigen Metall ſein; denn habe das leuchtende Rot der Käppis im letzten Kriege ſehr oft weithin die franzöſiſchen Stellungen erkennen laſſen, ſo ſeien die blitzenden Dekorationen der preußiſchen Helme noch weit mehr ſichtbar geweſen.

In Dänemark iſt dem Folkething eine Kreditforderung von 2 500 000 Kronen zur Beſchaffung von Magazingewehren zugegangen. Dieſe Gewehre mit 8 Milimeter-Kaliber ſollen nach dem Syſtem Krag-Jörgenſen hergeſtellt werden. Dieſes Gewehr wird nach den eingehendſten Prüfungen als beſonders leiſtungsfähig bezeichnet und ſoll durch die Einführung eines rauchfreien Pulvers noch weſentlich wirkungsvoller werden.

In Danzig ſind die Verhandlungen über die Einrichtung einer Werft für den Bau großer Panzerſchiffe zwiſchen der Marineverwaltung und dem Geh. Kommerzienrat Schichau, bei welchen viele Schwierigkeiten zu erwägen waren, ſo weit gediehen, daß nunmehr in allernächſter Zeit mit den Vorarbeiten begonnen werden kann. Dazu gehört auch der Bau einer Drahtſeilbahn, mittelſt deren die von den Krähenbergen zu gewinnende Erde von dort nach dem Terrain der künftigen Werft geſchafft werden ſoll, um hier den Boden für bauliche Zwecke geeignet zu machen.

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 34.

### Schachaufgabe.

1. e 6 — e 7　　1. c 6 : d 5
2. e 7 — e 8 wird Läufer.　　2. K f 5 — e 6 oder — e 4
Wenn der Bauer in eine Dame verwandelt wird, iſt der weiße König patt geſetzt.
3. L e 8 — d 7 od. — g 6 ♯

A.

1. . . .　　1. c 6 — c 5
2. e 7 — e 8 wird Turm　　2. K f 5 — g 6
3. S d 5 — e 7 ♯)

(Andere Spielarten leicht.)

### 1. Arithmetiſche Aufgabe.

Die ſieben Buchſtaben s a r e o l n und die drei Städte Arolſen, Salerno, Orleans.

### 2. Kreisrätſel.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | Rhone |
| | | 4 | 5 | 6 | 7 | Newa |
| 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | Wagram |
| | | 7 | 8 | 9 | 10 | Agra |
| | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | Agram |
| | | 10 | 11 | 12 | 1 | Amor. |

### 3. Dechiffrieraufgabe.

Schlüſſel.

In der Aufgabe ſteht a für l, b für m, c für n u. ſ. f.

Auflöſung.

Anfangen immer, niemals enden,
Heißt Zeit und Kraft als Tod verſchwenden;
Der Weiſe erwägt erſt ſeine Kraft,
Bevor er etwas beginnt und ſchafft.

J. Sturm.

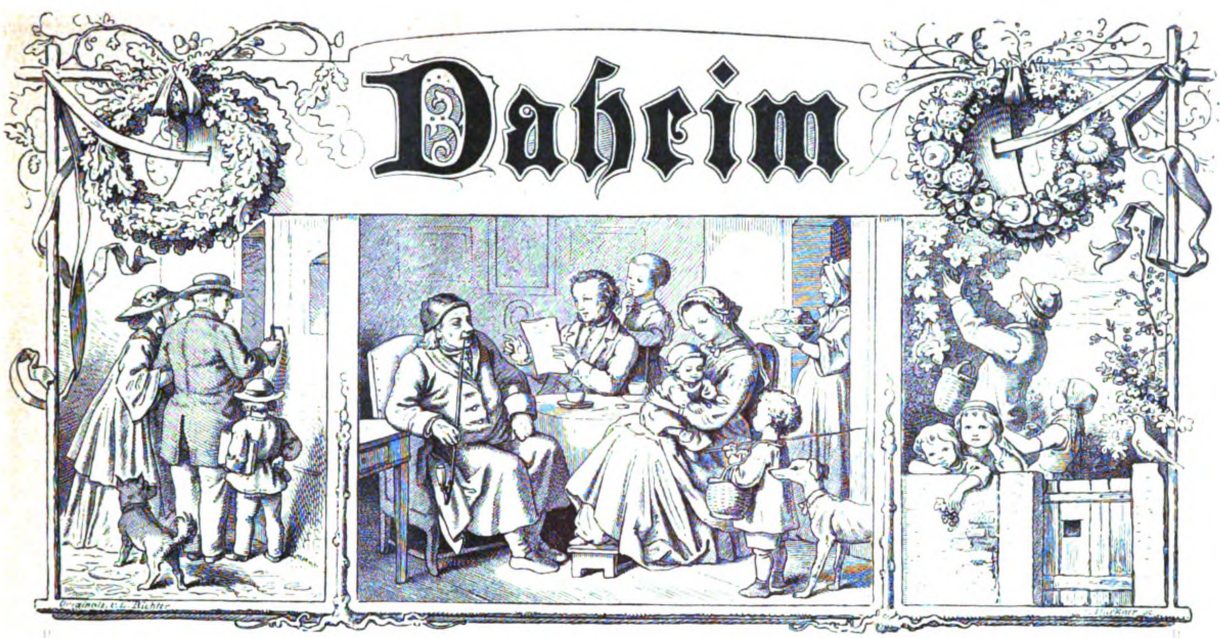
**Inhalt:** Blumen ohne Duft. Fortſ. Erzählung von L. Weſtkirch. — Beim Bier. Nach dem Gemälde von E. Harburger. — Der Beruf des höheren Lehramtes. I. Von Dr. E. von Sallwürk. — Das Rheinlied und ſein Dichter. Von Ernſt Schubert. Mit einem Porträt, einer Illuſtration und einem Fakſimile. — Neues aus dem Berliner zoologiſchen Garten. Von Dr. L. Staby. Mit drei Illuſtrationen. Von Wilh. Kuhnert. — Familientiſch und Spielecke: Technik. Ein regimentsgeſchichtliches Prachtwerk. Mit einer Illuſtration: Auf Vorpoſten. Die Jugendliebe Kaiſer Wilhelms I. Militäriſches.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Juni 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 36.

# Blumen ohne Duft.

Erzählung von L. Weſtkirch. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Hartwig beugte ſein Haupt über den kleinen Strauß. In Wahrheit, er duftete mild und erquickend, aber der junge Mann fühlte ſich verſtimmt gegen ſeine Braut. Warum war ſie ſo abſonderlich in all ihrem Thun und Laſſen?

„Iſt auch der Mühe wert, zwölf Stunden lang auf den guten Willen dieſer häßlichen Dinger zu warten! Da lob ich mir die Roſen, die duften bei Tag und bei Nacht und ſind ſchön und köſtlich anzuſchauen obendrein.“

Es fand ſich ein Stich gegen ſeine Braut in dieſen Worten und Doris, den Tadel empfindend, antwortete demütig: „Es kann nicht jede Blüte eine Roſe ſein. Die armen grauen Blümchen thun ihr Beſtes, die Menſchen zu erfreuen und ich liebe ſie, weil —“ ſie unterdrückte, was ſie hatte ſagen wollen: „weil ich ſelbſt ſolch unſcheinbares verachtetes Pflänzlein bin“ und ſchloß ſtatt deſſen mit einem Verſuche zu ſcherzen: „Echte Liebe hat keine Erklärung.“

Hartwig zuckte zuſammen. „Echte Liebe hat keine Erklärung,“ murmelte er. Seine Augen begegneten Minnas Augen, die Funken zu ſprühen ſchienen bei dem Zuſammentreffen, und wie ſie ihm ihr Glas entgegenhielt, ſtieß er haſtig an und leerte das ſeine bis auf den Grund.

„Echte Liebe hat keine Erklärung!“

In den nächſten Tagen lag es wie ein Alp über dem Roſenthalſchen Hauſe. Hartwig behandelte ſeine Braut mit der unheimlich ſcheuen Rückſichtnahme, welche man unheilbar Kranken, vorzeitigem Tode geweihten Perſonen zu teil werden läßt; Karl Roſenthal verzehrte ſich in dem hoffnungsloſen Verzweiflungskampfe gegen die wachſende Laſt ſeiner Verſchuldung, ſeine Frau betrübte ſich über die noch immer nicht durchgeſetzte Badereiſe, und Jette ging ſchwer ſeufzend umher, als eine zweite Kaſſandra dem ganzen Hauſe unnennbares Unheil verkündend. Sogar Pluto zeigte ſich ungebärdiger denn je zuvor. Dazwiſchen wurde flott zur Hochzeit gerüſtet und zum Geburtstag des Hausherrn, für welchen Frau Sophie eine Menge unbrauchbarer, und was noch ſchlimmer war, unbezahlter Dinge zuſammenſchleppte.

Am Tage vor der Trauung kam Minna, die zur Brautjungfer erſehen war, ihrer Freundin den Myrtenkranz zu bringen. Hartwig fuhr zuſammen bei ihrem Anblick und ſtand auf von der Seite ſeiner Braut, als ſei er bei einem Unrecht überraſcht worden.

Minna ſchien ſeine Verwirrung nicht zu bemerken. Sie ſetzte ſich behaglich auf den Stuhl, den er verlaſſen hatte.

„Nun, Fräulein Doris, ſieht man Sie nicht einmal in Ihrem Staat? Am Polterabend wird das Brautkleid anprobiert, das gehört ſich ſo, nicht wahr, Herr Doktor?“

Doris widerſtrebte, ſie dachte an die Stirnlöckchen. Aber Hartwig redete zu: „Ja, Doris, laß mich dich heute ſchon in dem Schmucke ſehen, in welchem du morgen mit mir vor den Altar treten ſollſt.“

Der Schmuck der Braut iſt ein heiliges Symbol. Wenn ſie gleichſam als ſein verkörpertes Treueverſprechen vor ihm ſteht, wird die Treue in ſeinem Herzen den Kampf aushalten mit den lockenden Teufelchen der Verſuchung, welche ſich ſeit acht Tagen darin eingeniſtet haben. Die Feſtung, welche Liebe und Treue früher in ſeinem Innern bewohnten, zeigt eine gefährliche Breſche, deshalb kann er nicht genug äußere Schutzmauern darum herziehen. Und er faßt ihre Hand.

„Doris, mein liebes, geliebtes Weib, wir wollen zuſammenhalten in Freud und Leid, nicht wahr? Und einander nachſehen in Geduld, wenn irdiſche Schwachheit den Vorſatz zum Guten in einem von uns überwuchert, du mir, ich dir, wie es ernſten Menſchen geziemt, welche nicht tändelndes

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Spiel, ſondern heilige Überzeugung zu einander zieht? Nicht wahr, Doris?“

Es iſt nicht gut, daß er ihr das ſagt, daß er ſie das fragt; und ſie erwidert auch nicht warm, wie ſie's im Herzen fühlt: „Du biſt mein Gedanke Tag und Nacht, der Inhalt meines Lebens. Sei ohne Furcht! Wohl bin ich nicht gelehrt, nicht gewandt, nicht ſchön, nicht jung, doch in der Fähigkeit zu lieben weiche ich keiner! Und ich liebe dich, heiß und ſelbſtlos. Solche Liebe muß glücklich machen trotz allem!“

Sie kann nicht prahlen mit ihren Empfindungen; er wird ſie ja bald aus ihren Handlungen kennen lernen. Sie antwortet ſtatt deſſen trocken: „Ja, Roſenthal, ich verſpreche es; ich will dir eine chriſtliche Ehefrau ſein, wie ich's gelobt habe.“ Und damit geht ſie an ihm vorüber hinaus.

Den jungen Mann durchrieſelte es kalt bei dieſer Rede; gleichzeitig begegnete er dem Blicke Minnas, der ſpöttiſch auf ihm ruhte. Da ſchlug flammende Röte in ſein Antlitz. Er wandte ſich trotzig um und ſprach vom Wetter und der heurigen Dürre. Bemitleiden wenigſtens ſollte dieſe ihn nicht!

Doris aber ging aus der kleinen, engbrüſtigen Putzſtube hinaus nach ihrer Kammer, und da ſie das Wohnzimmer durchſchritt, ſah ſie den Hausherrn am Schreibtiſch ſitzen, den Kopf tief geſenkt und mit einem Ding hantieren, das ſie niemals zuvor in ſeinen Händen geſehen; es war eine Piſtole. Ein ungeheurer Schreck durchzuckte ſie, mit zwei Schritten ſtand ſie neben ihm.

„Karl Lotteck, was thun Sie da? — Was iſt's, das Sie quält?“

Er hob den Kopf. „Wozu fragen Sie? Ihre ſcharfen Augen haben's ja längſt durchſchaut! Ich bin elend, elend zum Sterben und durch meine Schuld! — Wenn Sie mir je geflucht haben, Doris, freuen Sie ſich, Ihr Fluch geht in Erfüllung.“

„Ich freue mich nicht, Karl Lotteck; ich möchte Ihnen helfen.“

„Helfen? — Mir kann niemand helfen.“

„Sie haben recht. Niemand kann Ihnen helfen als Sie ſelbſt und nichts als die Wahrheit. Reden Sie mit Ihrer Frau, ſagen Sie ihr ehrlich, wie es um Ihren Beſitz ſteht.“

„Ihr ſagen, ich, ich ſelbſt, daß wir uns am Vorabend des Bankerotts befinden? Nimmermehr ſag' ich ihr das! Mir allein würde ſie die Schuld zumeſſen, ſie würde mich verachten, und wenn ſie erſt anfängt mich zu verachten, was hält ſie noch zurück auf dem Wege der Verführung und des Leichtſinns? Um ihrer ſelbſt willen kann ich ihr's nicht ſagen. Und ich will's nicht!“

„Es iſt dennoch das einzige Mittel,“ ſprach Doris dagegen, unerbittlich wie das Verhängnis. „Wenn Frau Roſenthal ſich ihrer Lage bewußt wäre, könnte ſie ſich einrichten; es möchte noch alles zu ordnen ſein. Warum haben Sie kein Vertrauen zu dem Herzen Ihrer Frau?“

Der Unglückliche rang die Hände. „Ich kann's nicht, kann's nicht! Begreifen Sie doch nur! Verachtet werden, da, wo man liebt —! Ja, das können Sie nicht beurteilen. Ehe ich aber das auf mich nehme. — Laſſen Sie es gehen, Doris, es kommt zu Ende, ſo oder ſo! Und wenn nicht ſonſt, an Ihnen hab ich's auch verdient.“ Und ſein Blick ſenkte ſich abermals auf die Waffe in ſeiner Hand.

„Legen Sie die Piſtole in den Kaſten!“ gebot Doris empört. „Und wenn Sie nicht können, was Ihre Schuldigkeit wäre, ſo denken Sie doch an Ihre Kinder und Ihren unbeſcholtenen Namen und hoffen Sie auf Gottes Barmherzigkeit. Er kann Ihnen in letzter Stunde helfen, und ich ſage Ihnen, er wird Ihnen helfen, ob Ihre Schwachmütigkeit gleich keine Hilfe verdiente.“

Lotteck ſchüttelte den Kopf zu dieſer Rede, doch es lag eine ſolche Zuverſicht in des Mädchens Ton und Weſen, daß er ſich unwillkürlich an die Verheißung klammerte wie der Ertrinkende an den Strohhalm. Langſam legte er die Piſtole in ihren Behälter zurück und drehte den Schlüſſel um.

Doris aber wußte beſtimmt, daß Gott helfen würde — allerdings durch ihre Vermittelung. Sie beſaß ein kleines Kapital, zuſammengekommen aus Sammlungen der Kollegen ihres Vaters für die verwaiſte Tochter, das jahrelang faſt unberührt geſtanden hatte. Ihr Zartgefühl hinderte ſie, es perſönlich dem einſt Geliebten anzubieten; aber ſobald ſie Hartwigs Frau war, wollte ſie dieſen bitten, die Verhältniſſe ſeines Schwagers mittels jener Summe zu ordnen, während ſie der Schwägerin ins Gewiſſen redete. Des Ehemannes Beſorgniſſe teilte ſie nicht. War nur erſt wieder feſter Boden gewonnen, ſo würde Frau Sophie ſich leicht in die gegebenen Verhältniſſe ſchicken; auf glatter Bahn brach die nicht aus, ſo weit kannte ſie ſie nun ſchon und ſie hatte beſchloſſen, über ihr zu wachen wie über einer geliebten Schweſter. Wenn die Roſenthalſche Familie ſie, die heimatlos durch die Welt Irrende, gaſtfreundlich aufnahm in ihren Schoß, ſo ſollte ſie dafür erfahren, daß ſie dieſe Güte keiner Undankbaren erwies, daß die neue Verwandte Beſitz und Verſtand, Herz und Hände einzuſetzen bereit war in ihrem Dienſt.

Unter ſolchen Betrachtungen hatte ſie das bis zum Hals hinauf ſchließende Mullkleid übergeworfen und den grünen Kranz auf ihren Scheitel gedrückt. Das Brautkleid ſtand ihr nicht ſchlecht, wie neulich die Stirnlöckchen; im Gegenteil, es verlieh ihrer ſchmalen, ſchlanken Geſtalt etwas Hoheitsvolles, Veſtalinnenartiges, das ſie gut kleidete, und ſie errötete vor Vergnügen, wenn ſie dachte, daß ſie in dieſem Aufputz Hartwig gefallen werde. Sie wagt nun ſchon ihn zu lieben mit wirklicher Liebe, ſo viel Mut gibt der Erfolg. Und morgen iſt er ihr eigen vor Gott und der Welt! Beide Hände drückt ſie auf ihr ungeſtüm pochendes Herz und ihre Lippen flüſtern:

„Zu groß iſt das Glück, o Gott, zu groß! So reich wird es den Menſchen auf Erden nicht gemeſſen. Ich weiß, ich werde dafür büßen müſſen in bitterem Leid. Willſt du ſolches mir auferlegen, Herr, ſiehe, meine Schultern ſind bereit! Ich murre nicht mehr, wie ich es ehedem that. Alles vorige Weh iſt ausgelöſcht, und Leid für ihn tragen zu dürfen iſt ſchon Glück.“

Plötzlich blieb ſie ſtehen, atemlos, wie angewurzelt. Seine Stimme! Er wußte wohl nicht, daß er ſich dicht neben ihrer Kammer befand, daß jedes ſeiner Worte zu ihm drang durch die dünne Thür, welche an der Seite der Putzſtube mit Tapete verklebt war, ſo daß ſie nicht in die Augen fiel. Mit Minna ſprach er und von ihr war die Rede.

„Eines möchte ich wiſſen,“ fragte das dreiſte Mädchen und lachte dazu, „wie, Herr Doktor, ſind Sie nur dazu gekommen, ſich in unſere gute Doris zu verlieben?“

„Das fragen Sie, die Freundin meiner Braut, welche vor anderen die vortrefflichen Eigenſchaften des ungewöhnlichen Mädchens kennt?“

„Ja, ja, ein Muſter von Gewiſſenhaftigkeit und Ehrbarkeit, verſteht ſich! Nur hab' ich mir immer eingebildet, einen Mann müſſe frieren bei dem Gedanken, ſolche Sammelbüchſe aller Vortrefflichkeiten ſein Weib zu nennen.“

Doris fühlte den Boden unter ſich wanken. Welche Bosheit ſprach aus dem gedankenloſen Geſchöpf? Grauſames Verhängnis! Dieſelbe Hand, die ihr den Weg zu ihrem Glück geebnet, ſtieß ſie jetzt wieder hinab in Nacht und Verzweiflung, ohne Haß, ohne Liebe, ohne Laune das eine wie das andere. Daß ihr die falſche, glatte Schlange doch nimmer wieder vor Augen gekommen wäre! Sie fing an, das runde, lachende Geſicht im Rahmen der roten Ringellöckchen zu haſſen.

Und es dauerte lange, lange, bis eine Antwort erfolgte; der Horchenden ſtockte der Atem vor Furcht; aber dann klang Hartwigs Stimme ernſt und ſtrafend.

„Sie reden von meiner Braut, Fräulein Minna! Von dem Mädchen, das ich liebe! Vergeſſen Sie das nicht!“

Er war ihr treu! Er nahm den Kampf auf für ſie!

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Der Pfeil der giftigen Feindin prallte ab. Langſam kehrte das Blut zurück in ihre Wangen. Sie hatte Geſpenſter geſehen. Es war nichts, noch gehörte ihr ſein Herz, wenn auch ſein ſchönheitsbedürftiges Auge ſich unwiderſtehlich angezogen fühlte von Anmut und Jugend. Sie erholte ſich allgemach. Dem Himmel ſei Dank, es war nur ein Traum geweſen, ein entſetzlicher Traum! — Draußen erhob ſich jetzt das Gebimmel der Flurglocke; ſie hörte die Hackenſtiefelchen Minnas auf den Flur hinausklappern, hörte die Dogge einmal anſchlagen und Jette ſeufzen. Die Köchin war mit dem Hochzeitsbraten heimgekommen und jetzt ging ſie von neuem aus, den Kuchen einzuholen, denn Jette machte immer zwei Wege aus einem. Die bimmelnde Thür ſchlug hinter der Forteilenden ins Schloß, draußen wurde es ruhig und nun war es auch für Doris Zeit, hinauszutreten vor ihren Verlobten in ihrem lichten Schmuck. Sie ſchickte ſich eben dazu an, als ſie von neuem Hartwigs Stimme vernahm, diesmal haſtig, gepreßt.

„Sage mir, Schwager — du biſt älter und erfahrener als ich — aber ſage mir ehrlich, wenn du je darüber nachgedacht haſt — glaubſt du, daß ich mit Doris glücklich werden kann?“

„Das iſt eine ſeltſame Frage, mein armer Junge, am Vorabend der Hochzeit. Wie mich dünkt, ſchien deine Braut dir bislang die Krone und der Preis aller Frauen?“

„Das ſcheint ſie mir noch! Und trotzdem. — Es iſt ſchlecht, es iſt ſchwach, Karl, aber ich weiß mir keinen Rat! Eine Frage der anderen hat mein Empfinden verwirrt. Ob mich nicht friere bei dem Gedanken, Doris mein Weib zu nennen, fragte ſie. Eine ſonderbare, eine verwegene Frage, nicht wahr? Ob mich friere? Und doch, es iſt das rechte Wort: mich friert. Bei aller Hochachtung für ihren Charakter überfällt mich plötzlich ein Grauen vor einer Zukunft an ihrer Seite, während — und das iſt das ſchlimmſte, Karl! — die Nichtigkeit der anderen mich feſſelt mit unwiderſtehlichem Reiz! — und ich weiß doch, daß ſie nicht wert iſt, meiner Doris die Schuhriemen zu löſen. Ich habe mit mir gekämpft, ſeit ich ſie ſah — umſonſt! Ich kann ihr Bild nicht bannen! Wachend ſeh ich es und im Schlafe. Karl, nicht wahr, es iſt eine Unart meiner Phantaſie? Es wird vorübergehen? — Doris hat mein Wort, ich wäre der elendeſte Wicht, wollte ich dem edlen Mädchen die Treue brechen! — O, daß wir unſer Empfinden nicht meiſtern können nach den Geſetzen der Vernunft und der Sittlichkeit! — Sage mir, was du denkſt, was du rätſt! — Sage mir Tröſtliches, wenn du kannſt.“

„Ich will dir ſagen, was ich meine, ehrlich, als einer, der ſchon einmal den gleichen Kampf in ſeiner Bruſt durchgekämpft hat,“ erwiderte Karl Lotteck ernſt. „Raten, helfen mußt du dir ſelbſt. Sieh, es gibt viele Kräuter auf der Erde, nützliche, heilbringende, vortreffliche Kräuter, aber nur mit den duftenden, farbenprächtigen Blumen ſchmückt der Menſch ſeine Wohnung, nur an ihnen erfreut er Herz und Sinn. Und ſo gibt es auch Frauen, tüchtige, charaktervolle, höchſt nützliche Frauen, welchen bei all ihrer Tüchtigkeit das fehlt, was die Blume zur Blume macht; — Blumen ohne Duft nenne ich ſie. Wie niemand ein Küchenkraut, und wär’s das unentbehrlichſte, in eine Vaſe ſtellen wird zu Freude und Entzücken, ſo mag auch kein Mann, mein’ ich, ſolch Weib an ſein Herz nehmen in wirklicher Liebe, und wär’ ſie der Ausbund aller Vortrefflichkeit. Denn der Duft macht die Blume, der Liebreiz das Weib. Hundert Fehler wird man ihm verzeihen, wenn es dieſen Reiz beſitzt, und beſitzt es ihn nicht, vermögen alle Tugenden eines Engels ihn nicht zu erſetzen. Darum, mein guter Schwager, kannſt du auf den Schmuck des Lebens Verzicht leiſten, ſiehſt du nur auf ſeine innere Echtheit und ſein Gedeihen nach außen — und ich habe bis vor kurzem geglaubt, daß du das vermöchteſt — ſo wird Doris dennoch dein Glück ausmachen. Eine treue Gefährtin, der Vorſtand deines Hauſes, die Mehrerin deines Beſitzes, deine ſorgſame Pflegerin und Beraterin, das alles wird ſie dir ſein, nur, ſiehſt du, niemals das Weib deines Herzens.“

Doris hörte nicht weiter; ſie war langſam zu Boden geglitten. Das eine nur fühlte ſie: ihr Glück war dahin, in Scherben für immer. Und ſie durfte niemand deswegen anklagen, niemand und nichts als nur den grauſamen Mangel ihrer Natur, der ihr nicht geſtattete, die Glut und das Feuer, die ihr tief im Herzen brannten, nach außen hin auszuſtrahlen vor den Augen der Menſchen. Da war es nun, das Leid, das ſie für ihn hatte tragen wollen! Anders und bitterer als ſie vermeint, aber ſie wollte es tapfer auf ſich nehmen. Er ſollte frei ſein, frei zu lieben, wen er wollte — und wär’s auch die Mörderin ihres Glückes! Sie fluchte ihr nicht, nicht ihr, nicht ihm, nur ſich ſelbſt. Thörin, die ſie war! Wer hieß ſie auch nach dem grünen Kranze greifen, ſie, die Blume ohne Duft? So lange lebte ſie ſchon und hatte noch nicht begriffen, daß für ihresgleichen die Myrte nicht wuchs! — Ja, ſie hatten recht, ſie ſo zu heißen, die grauſamen Menſchen! Hatte nicht der warme Strahl des Glückes ſie berührt und doch war ſie nicht aufgeblüht in Glück und Freude. Zurück denn mit ihr in Gram und Nacht, wohin ſie gehörte! Vielleicht hatte Gott Erbarmen und kürzte ihre Prüfungszeit, was blieb ihr ſonſt noch zu hoffen? — Mit einer wilden Bewegung griff ſie nach dem Brautkranze, ihn herabzureißen, um doch einen Gegenſtand zu haben, in den ihre zuckenden Finger ſich eingraben konnten in ihrem Verzweiflungskrampf, als ein wahnſinniger Aufſchrei in der Küche nebenan ihren Arm herabſinken machte und ſie jäh auf die Füße trieb. Der Aufſchrei wiederholte ſich, vermiſcht mit dem Hilferuf Frau Sophiens, dem lauten Jammern der Kinder. In der nächſten Sekunde ſtand Doris auf der Schwelle. Ein gräßlicher Anblick bot ſich ihr.

Neben dem Küchentiſche lag der Marktkorb mit dem Hochzeitsbraten herabgeriſſen am Boden. Die Dogge, welche beim Schmaus ihres Raubes wahrſcheinlich von Minna geſtört worden war, hatte ſich gegen dieſe gewandt und ihr den Arm zerfleiſcht, daß das Mädchen heulte vor Schmerz und Entſetzen. Die Kinder, hinter den Küchentiſch gedrängt, erwarteten bitterlich weinend, daß die raſend gewordene Beſtie ſich auf ſie ſtürzen werde; Frau Roſenthal rang auf dem Flur ratlos die Hände. Eben eilten auf ihren Ruf die beiden Männer herbei, aber auch ſie lähmte auf einen Moment das Grauſen. Wohl, ſie mochten billig zögern, ihnen bot das Leben noch reiche Freude; aber Doris mit ihrem jammerzerriſſenen Herzen, was hätte ſie zu fürchten gehabt, was konnte ſie noch verlieren, für wen ſollte ſie wünſchen ſich zu erhalten? Und drüben ſtand ein junges, blühendes Menſchenkind, das ſich an das Daſein klammerte mit gieriger Sehnſucht — ein Geſchöpf, ihre Verderberin zwar, aber das er liebte, deſſen Tod ihn betrüben würde! Dort ſtanden die beiden ihr vertrauten Kinder, zwei Leben in der Knoſpe unausgelebter Wonnen, die Freude, der letzte Halt eines in Verzweiflung verſinkenden Mannes! — Bisher war ſie der Dogge ſcheu aus dem Wege gegangen, aber mit der Hoffnung und dem Glück waren auch Furcht und Grauen erſtorben in ihrer Bruſt. Sie ſchwankte nicht, ſie überlegte nicht. Ehe nur ihr Erſcheinen von den Umſtehenden bemerkt worden war, hatte ſie ſchon das wütende Tier feſt im Nacken gepackt, das nun von ſeiner erſten Beute abließ und ſich, heulend vor Grimm, auf die neue Angreiferin ſtürzte.

Im gleichen Augenblick raffte auch Karl Lotteck ſich auf. Er fühlte kein Schonungsbedürfnis mehr für ſeines Gläubigers freundliches Geſchenk! Während Sophie mit der Kraft der Verzweiflung Hartwig von einer nutzloſen Opferung zurückhielt, hatte er mit zwei Sprüngen ſeinen Schreibtiſch erreicht, riß die Piſtole aus dem Futteral, die Patronenſchachtel aus der Lade, ſchob eine Patrone in den Lauf, nahm zwei andere als Reſerve in die Hand und eilte zurück — zu ſpät zur Hilfe!

In ihrem bräutlichen Schmuck lag Doris lang ausgeſtreckt auf den Steinflieſen, die Dogge über ihr. Lotteck

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

hatte es jetzt leicht, das Untier niederzuſtrecken: unlöslich verbiſſen in ſein Opfer, ließ es ſelbſt dann nicht von ihm, als ein Schuß durchs Ohr es auf dem Fleck getötet. Die Männer mußten ihm die Kiefern mit dem Brecheiſen aufbrechen, ehe man es zur Seite ſchleudern konnte.

Laut weinend waren Frau Roſenthal und die eben heimgekehrte Jette um die Bewußtloſe beſchäftigt, um welche die rote Lache, in welcher ſie lag, ſich mit unheimlicher Schnelligkeit erweiterte. Dennoch ſchlug Doris bald wieder die Augen auf, ruhig und bewußt, und ſah umher, ſah die weinenden Frauen, Karl Lotteck, Minna, die ſich wimmernd unter der Leitung ihre Wunde auswuſch, Hartwig, die lebloſe Dogge, ſah das Blut, das die Dielen färbte und in immer helleren und ſpärlicheren Tropfen aus der grauenhaften Verletzung in ihrer Seite rieſelte und ſie begriff: Gott hatte Erbarmen gehabt.

„Doris — Doris," murmelte Hartwig. Schluchzen erſtickte ſeine Stimme. In dieſem Augenblicke liebte er ſie, wie nie zuvor im Leben, die Heldenmütige, die ſie alle beſchämte.

Sie ſchaute mit wehmütigem Lächeln zu ihm auf. „Es iſt beſſer ſo, Hartwig. Ich ſtand hinter der Thür, begreifſt du, — nicht um zu horchen, aber die Thür iſt nur mit Tapete verklebt, das wußteſt du nicht — und ich habe alles mit angehört, was du von unſerer Liebe ſagteſt zu ihr und zu ihm —"

Mit einem Stöhnen verhüllte Hartwig ſein Antlitz.

Die Frauen bemühten ſich, die Verwundete aufzuheben und bequemer zu betten, ſie aber wehrte ihnen.

„Nicht, nicht! Dazu iſt nicht Zeit, ich muß mich beeilen, denn ich habe noch viel zu ſagen. Tretet alle näher zu mir heran." Ihre Stimme war ſehr ſchwach geworden. „Mein kleines Vermögen, die Anweſenden ſind Zeugen, übergebe ich hiermit Herrn Karl Roſenthal-Lotteck als Eigentum, unter der Bedingung, daß ſein Schwager Hartwig es zur Tilgung ſeiner Schulden verwendet. Denn es ſind Schulden vorhanden, Frau Roſenthal, bedeutende Schulden! Er iſt nicht reich, wie Sie glaubten. Sie dürfen nicht die Anſprüche einer reichen Frau an ihn erheben! Aber er wird treulich für Sie arbeiten und für ſeine Kinder und nie wieder ſolch ſündlichen Gedanken nachhängen wie — wie vorhin. Nicht wahr, Karl, das verſprechen Sie der Sterbenden in die Hand? Und Sie auch, Frau Roſenthal, daß Sie ihn ſeine Armut nimmer wollen entgelten laſſen — Sie verſprechen es? — So iſt's gut. Und ich habe mein Zeitliches beſtellt und kann nun an unſern Herrgott denken und mein ewig Teil. Wollen Sie mir die Bibel holen von meiner Kommode, das neue Teſtament? Es liegt ein Zeichen drin, die Bergpredigt, wiſſen Sie: Selig ſind, die geiſtig arm ſind. Leſen Sie mir das vor, bitte. Es iſt immer mein Lieblingsſpruch geweſen. Der liebe Gott, der auch Blumen ohne Duft geſchaffen hat, wird ſie um dieſes Fehlers willen nicht verſtoßen."

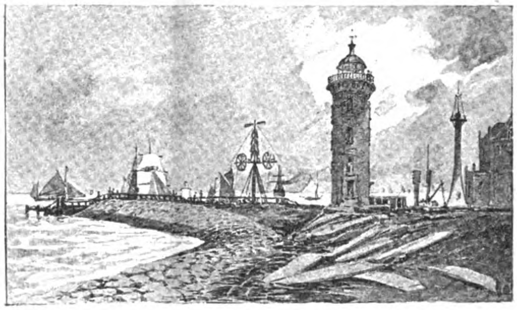
Hartwig warf ſich über die mühſam Atmende, von wilder Reue gefoltert: „Doris, Doris, aus Erbarmen, geh nicht von mir!"

Sie reichte ihm mit einem langen Blick die Hand und jetzt, im Brechen, ſprachen ihre dunkler gewordenen Augen die Sprache der Leidenſchaft, die ihnen im Leben verſagt geweſen. „Hab' Dank für deine Liebe, Hartwig. Sie hat mich unausſprechlich glücklich gemacht. Aber glaube mir, es iſt beſſer ſo. Wenn unſer Herrgott in ſeinem unerſchöpflichen Erbarmen die Blume ohne Duft auch nicht verachten wird, den Menſchen, das begreif' ich wohl, iſt ſie nicht zur Freude —"

„Aber es iſt nicht wahr! nicht wahr!" rief Hartwig händeringend. „Und wer je das böſe Wort geſprochen hat, war ein unverſtändiger Thor! — Eine Blume ohne Duft, du! Höchſtens gleichſt du den von dir geliebten Nachtviolen, die zwar im grellen Lichte des Tages unbemerkt daſtehen, wenn ihre Stunde kommt, jedoch lieblicher duften als all ihre Blumenſchweſtern. Doris! Doris! Ich liebe dich! Liebe dich wie du biſt! — Glaube mir doch! O, Doris, geh nicht von mir!"

Ein glückſeliges Lächeln verklärte die Züge der Scheidenden; vielleicht hatte ſie die letzten Worte noch gehört. Faſt behaglich ſenkte ihr Haupt, das noch immer der bräutliche Kranz ſchmückte, ſich auf die Steinflieſen hinab. Die müde Wanderin hatte eine Heimat gefunden, aus der ſie niemand mehr vertreiben konnte.

Nachtviolen blühen auf ihrem Grabe und Lilien und Roſen. Frau Roſenthal pflegt es mit Sorgfalt, Klärchen und Paul legen dort am andächtigſten ihre kleinen Finger ineinander zum Gebet, und Hartwigs erſter Gang, ſo oft er ſeine Heimatſtadt beſucht, iſt zu dem einſamen Grabhügel. In ſeinem Zimmer hängt, in einem Kranz von Nachtviolen, das Bildnis ſeiner toten Braut. Er hat keine neue gefunden, und fände er eine und umſpielten fröhliche Kinder ſeine Kniee, er würde doch immer wie zu einer Heiligen aufſchauen zu der erſten, und als eine Heilige lebt ſie im Gedächtnis der ganzen Familie. Sie war von denen, welche der Entfernung bedürfen, um voll gewürdigt zu werden, weil ihren großen Eigenſchaften das nichtige liebliche Etwas nicht beigemiſcht iſt, welches den täglichen Verkehr behaglich und erfreulich geſtaltet. Der Tod aber verwiſcht die Ecken und Unvollkommenheiten ihres Weſens in der Erinnerung der Zurückbleibenden, nur das Edle und Ungewöhnliche leuchtet hell hervor und ehrliche Thränen werden über ihrem Staube geweint von denſelben Perſonen, welche ſich durch die Gegenwart der Lebenden beengt fühlten. Bedauernswerte, unglückliche Menſchen, für welche das Daſein zum beſtändigen Kampfe wird! Arme Blumen ohne Duft!



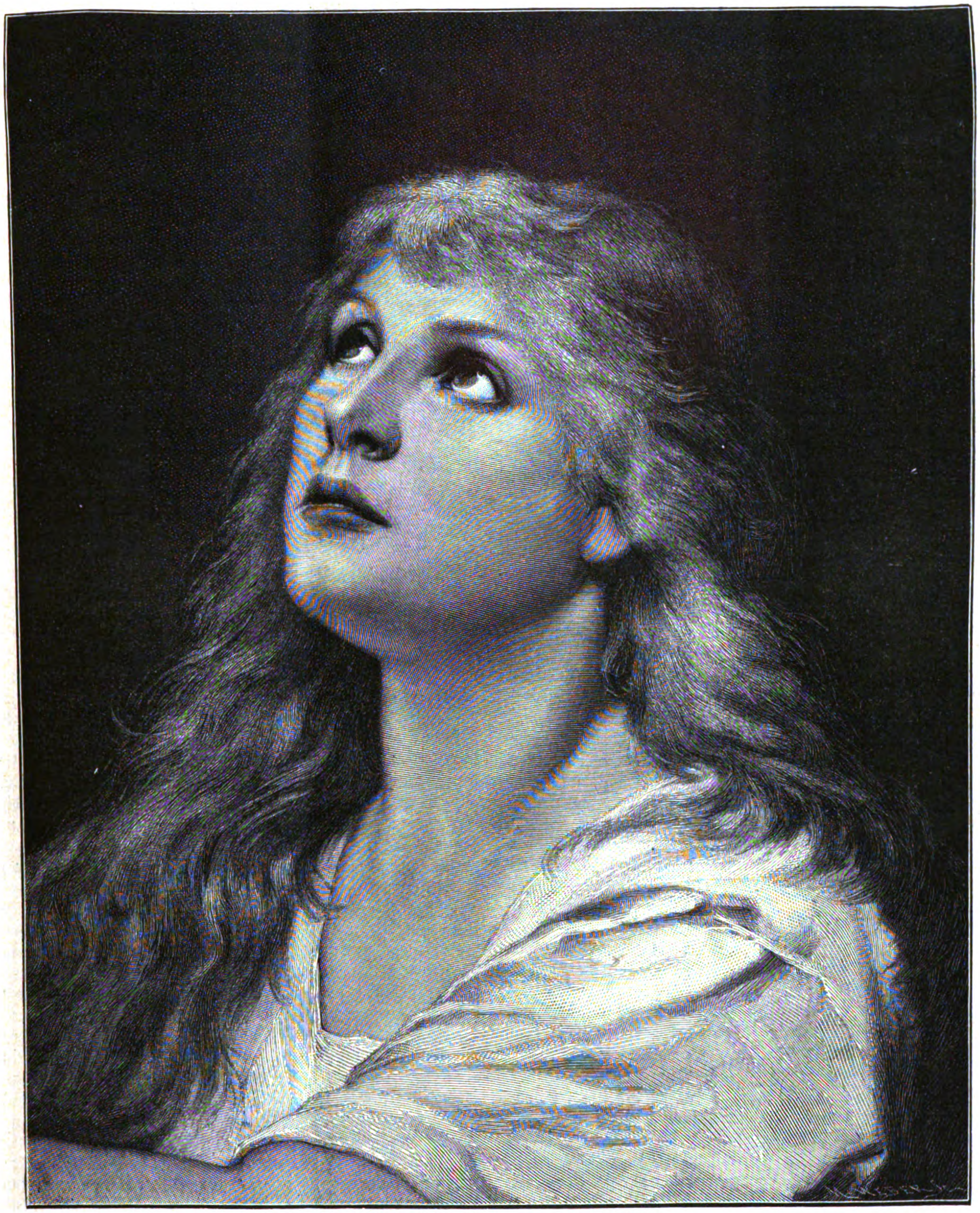
## Seebäder.

Von Dr. M. Dyrenfurth. (Abdruck verboten.)

Alljährlich, wenn das flammende Geſtirn ſich dem Zeichen des Krebſes naht, zieht es Tauſende mit heißer Sehnſucht nach der rauſchenden Meeresflut; wir ſehen dann förmliche Völkerwanderungen dem Ozean zuſtrömen. Die Nereïden haben es dem modernen Menſchen angethan; die Badeorte wachſen wie Pilze — aus der See. Den altberühmten Firmen: Trouville, Dieppe, Oſtende, Scheveningen, Norderney, Helgoland, Sylt, Misdroy, Heringsdorf gebiert jedes Jahr neue Mitbewerber. Im Juli beleben ſich die ödeſten Fiſcherdörfer auf einmal; ſelbſt die verwöhnteſten Großſtädter ſind froh, in einer erbärmlichen Hütte mit ihrem geſamten ſtandesamtlichen Zubehör ein Unterkommen zu finden.

Iſt es bloß das Gebot der launenhaften Göttin Mode, oder vielleicht das Entzücken an dem wechſelvollen Antlitz einer bald idylliſch ruhigen, bald furchtbar zornigen Natur, durch welche es im Sommer und Spätſommer ſchier endloſe Karawanen übermächtig nach der Meeresküſte treibt? Gewiß beides in vielen Fällen. Aber wahrlich nicht gering iſt die Zahl der Kranken, die in den Ozean all ihr Leid und Wehe wie in eine Lethe zu verſenken hofft. Nur zu häufig aber läßt der Erfolg der Kur viel zu wünſchen übrig, ja mancher kehrt nicht ſelten aus dem Seebad kränker heim, als er hingezogen war. Häufig verſchuldet den Mißerfolg ein unge-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Vertrauen. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

eignetes, leichtſinniges Verhalten: zu dünne Kleidung, ein zu lang, zu früh am Morgen, zu ſpät am Abend, zu ſchnell nach der Mahlzeit genommenes Bad; mancher hätte wohl auch ein anderes Seebad, oder ein Seebad überhaupt nicht beſuchen ſollen. Es erſcheint daher nicht unangemeſſen, die für viele ſo wichtige Frage über Wirkung und Gebrauch der Seebäder — ſo weit es dem Laien erſprießlich — etwas näher zu erörtern.

Die Heilwirkung des Seebades beruht vornehmlich: 1. auf ſeiner Eigenſchaft als kaltes Bad, 2. auf dem Wellenſchlage, 3. auf dem Salzgehalte des Waſſers und 4. der Beſchaffenheit der Luft.

1. Das Seebad als kaltes Bad. Die Seefläche erwärmt ſich bekanntlich durch die Sonnenſtrahlen nur langſam, kühlt ſich aber auch wieder um ſo langſamer ab. Die ſüdlichen Meere haben den Vorzug, ſich früher zu erwärmen und ſpäter abzukühlen, als die nördlichen. Erreicht das Mittelmeer die zum Baden taugliche Temperatur von mindeſtens 18—19° C. (= 14—15° R.) bereits im Mai, ſo geſchieht dies bei der Nordſee erſt im Juli, bei der Oſtſee gar erſt im Auguſt.

Die Endwirkung des kalten Bades beſteht in einer Zuſammenziehung der Hautgefäße durch den Kältereiz, wodurch das von der Oberfläche vertriebene Blut im Innern des Körpers ſich anhäuft; gleichzeitig erhöht ſich, je mehr die Außenfläche abgekühlt wird, die Körperwärme im Innern. Der vermehrten Wärmebereitung entſpricht eine Steigerung des organiſchen Verbrennungsprozeſſes, welche ſich durch Aufzehrung der Fettſubſtanzen, beſchleunigte Atemthätigkeit, erhöhte Aufnahme von Sauerſtoff und Abſcheidung von Kohlenſäure kundgibt. Die erlittenen Verluſte ſucht der Körper durch verſtärkte Nahrungszufuhr auszugleichen. Nur eine leiſtungsfähige, körperlich noch nicht heruntergekommene Konſtitution iſt zu ſolch beträchtlicher Steigerung der Lebensthätigkeiten geeignet, weshalb für Abgemagerte, Erſchöpfte, Blutleere, Fiebernde oder von fieberhaften Krankheiten eben Geneſene das kalte Bad, mithin auch das Seebad, nicht paßt; ebenſo iſt dasſelbe Herzkranken und mit Neigung zu Blutandrang nach dem Kopfe, Schlagfluß, Lungen- oder Magenblutung Behafteten zu widerraten.

2. Der Wellenſchlag. Wenn ſchon beim gewöhnlichen Kaltbad durch den Reiz des kalten Waſſers auf die Haut die Blutzirkulation ſowie die Atmungs- und Nerventhätigkeit energiſch beeinflußt werden, um wieviel kräftiger äußert ſich dieſe Wirkung, wenn das Waſſer durch die Wellen bewegt wird, wenn der Körper den Kampf mit den anprallenden Wogen unternimmt! Je ſtärker der Wellenſchlag, um ſo größer der Wärmeverluſt der Körperoberfläche und die daraus hervorgehende Reaktion des Organismus oder die Beſchleunigung des Stoffwechſels, das Bedürfnis nach vermehrter Nahrungszufuhr, die Blutbildung und Ernährung. — Es iſt bekannt, daß in bezug auf Wellenſchlag die Nordſee die Oſtſee bei weitem übertrifft.

Neben dem Kältereiz und dem mechaniſchen ſpielt auch der chemiſche Reiz beim Seebad eine bedeutende Rolle. Derſelbe kommt

3. im Salzgehalt des Meeres zum Ausdruck. Neben zahlreichen anderen mineraliſchen Beimiſchungen (Jod, Brom, Chlormagneſium, kohlen- und ſchwefelſaurer Kalk, oder Verbindungen von Kali und Magneſia mit Schwefelſäure) bildet das Kochſalz einen, freilich nicht allenthalben gleichen Hauptbeſtandteil des Meeres; am ärmſten daran iſt die Oſtſee: bei Putbus und Travemünde kommen auf 1 Liter Meerwaſſer nicht mehr als etwa 9 Gramm Kochſalz ($^1/_4$—$^1/_2$ Prozent), während die Nordſee bei Helgoland 20,6, bei Norderney 21,7, das Atlantiſche Meer bei Havre 24,7, das Mittelländiſche bei Livorno 32,8 und bei Marſeille 48,8 Gramm enthält. Das Salz bewirkt eine kräftige Erregung der Haut und ihrer Nerven und Blutgefäße, es belebt den Stoffwechſel und den Blutumlauf, es befördert die Aufſaugung von ſkrophulöſen, gichtiſchen und rheumatiſchen Ablagerungen. Durch den Salzgehalt empfängt das Seebad zu ſeinen übrigen Eigentümlichkeiten und Vorzügen auch die des Soolbades. Wer kennt nicht die Triumphe, welche neuerdings die Seehoſpize als Heilanſtalten für ſkrophulöſe, nervenkranke und bruſtſchwache Kinder feiern? Freilich darf bei dieſen Großthaten des Seebades ein anderes hochbedeutendes Moment, nämlich:

4. die Seeluft, nicht unveranſchlagt bleiben. Wie hebt und dehnt ſich die Bruſt beim Einatmen dieſer köſtlich reinen, durch keinen Erdendunſt und Staub befleckten Luft! Nichts von der drückenden Schwüle der Sommerluft im Binnenland; die Luft am Strande iſt kühler und in der Temperatur gleichmäßiger, teils wegen des höheren Waſſergehalts, teils weil ſie von der See aus beſtändig abgekühlt wird. Am Strande herrſchen fortwährend ſtarke Luftſtrömungen, welche dadurch, daß ſie dem Körper beträchtliche Wärmemengen entziehen, höchſt wohlthätig wirken; Spaziergänger bedürfen jedoch, namentlich morgens und abends bei der oft feuchten, kalten Luft einer beſonders warmen Kleidung und ſelbſtverſtändlich des Flanells auf bloßem Körper, um ſo mehr, als in unſern nördlichen Breiten die Witterung oft raſch umſchlägt.

Von großer Wichtigkeit ſind ferner die barometriſchen Verhältniſſe. Auf der Meeresfläche und am Strande iſt der Luftdruck ein hoher; die Luftſäule enthält daſelbſt eine größere Menge Sauerſtoffs, als auf dem Feſtlande; verſtärkte Sauerſtoffaufnahme aber hat eine regere Bethätigung des Stoffwechſels und der Verdauung zur Folge.

Endlich müſſen wir noch den in der Seeluft ſchwebenden feinen Salzteilchen gerecht werden. Die Einatmung der ſalzgeſchwängerten Luft übt auf die geſchwächten Schleimhäute der Reſpirationsorgane oft einen anregenden, heilſamen Einfluß aus, daher bei längerem Aufenthalt am Strande Aſthma, Keuchhuſten, überhaupt Katarrhe der Rachen- und Lungenſchleimhäute nicht ſelten zum Stillſtand kommen, wie auch tiefere Bruſtleiden auf See zuweilen ſich auffallend beſſern. Immerhin mag in ſolchen Fällen die Seeluft nicht bloß durch ihren Salzgehalt allein, ſondern durch die Geſamtheit ihrer Erſcheinungen eine ſo günſtige Wirkung äußern, eine Wirkung, die ſich keineswegs auf die Bruſtorgane allein beſchränkt. Der vorzügliche Beobachter Beneke ſah durch den bloßen Gebrauch der Seeluft ſelbſt ſchwer an Skrophuloſe erkrankte Kinder am Strande von Margate (in England) wieder geneſen.

Dank ſeiner kräftigen Reaktion auf die Haut und die Nerven, auf Atmung und Blutbereitung, zeigt ſich das Seebad als ein köſtliches, in einer Fülle von Krankheiten erprobtes Heilmittel; vereinigen ſich doch in ſeiner Wirkung die Leiſtungen des Höhenklimas, der Eiſenquellen, der Kaltwaſſerkur und der warmen Soolbäder! Allein eben wegen ſeiner energiſch eingreifenden Eigenſchaften erfordert ſein Gebrauch auch die größte Vorſicht. Wem es um Zerſtreuung durch großartige Naturbilder, um Auffriſchung eines etwas müden, ſchlaffen Körpers, um Belebung ſeiner abgeſpannten Nerven zu thun iſt, der unternimmt durch den Beſuch eines Seebades kein Wageſtück; der wirklich Kranke jedoch ſoll ohne den Rat des Arztes weder an noch in die See gehen! Ein gewiſſer Vorrat von „Kraft und Stoff“ in dem Organismus gehört unerläßlich zum Gebrauch des Seebades; wer aber in den Hauptherden des Lebens: Hirn und Rückenmark, Herz und Lungen, Magen und Leber nicht recht kapitelfeſt, der kann ſich im Meer ſeinen Reſt holen. Heilſam in vielen Schwächezuſtänden, in der Erholung von Krankheiten, wo die Ernährung und Blutbildung noch nicht in der Wurzel untergraben ſind, bei einer Anzahl ſkrophulöſer Leiden, bei reizbarer Schwäche des Nervenſyſtems, Migräne, Hyſterie und Hypochondrie, Muskelrheumatismus, kann es leicht zum Verderben ausſchlagen, da, wo die Reizbarkeit des Nerven- und Gefäßſyſtems einen zu hohen Grad erreicht oder ein organiſcher Fehler ſich herausgebildet hat. Dieſe aber zu erkennen, iſt nur der Arzt im ſtande.

Auch bei der Wahl zwiſchen einem Oſt- und Nordſee-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

bade — die für Deutſchland allein in Betracht kommen — iſt vor eigenmächtiger Entſchließung zu warnen. Daß die erregende und ſtoffumſetzende Wirkung in dem erſteren nur wenig zur Erſcheinung gelangt, hat, wie wir geſehen haben, ſeinen Grund in ihrem geringeren Salzgehalt und Wellenſchlag. Das Oſtſeebad iſt alſo ein ſchwächeres Bad, kann aber gerade aus dieſer Urſache für ſchwächere und ſchonungsbedürftigere Kranke um ſo paſſender ſein. Auch hat die Oſtſee die Vorzüge landſchaftlicher Reize, herrlicher, idylliſcher, ſchattiger Waldpartieen und ausgedehnter Spaziergänge am Strande vor der Nordſee voraus. Letztere erfordert von ſeiten des Kranken eine aktivere, widerſtandsfähigere Konſtitution und bietet als Erſatz für die ſanften landſchaftlichen Schönheiten, deren ſie meiſtens entbehrt, den vollen Hochgenuß einer impoſanten Natur und auf den zahlreichen Inſel- und Halbinſelbädern den Odem der reinſten, urkräftigſten Seeluft.

Häufig wird der Erfolg des Seebades durch ein ganz unzweckmäßiges Verhalten des Kurgaſtes vereitelt. Daß die an der See herrſchenden lebhaften Luftſtrömungen eine beſondere Sorgfalt in bezug auf warme Bekleidung notwendig machen, wurde ſchon oben bemerkt. Auch die Zeit und Dauer des einzelnen Bades, Bewegung vor- und nachher und die Diät ſind von großer Wichtigkeit. Das Bad werde in der Regel, je nach Beſtimmung des Arztes, früh morgens oder vormittags genommen; Kinder, bejahrte und ſchwächliche Perſonen dürfen nur 1—4, kräftigere 10—15 Minuten lang baden; gerade dann, wenn man ſich im Waſſer erwärmt und behaglich fühlt, iſt es Zeit, ſich anzukleiden. Je kälter das Waſſer und je ſtärker der Wellenſchlag, deſto kürzer ſei der Aufenthalt im Bade. Zweimal täglich zu baden iſt ſchädlich, oft iſt es ſogar ratſam, bei großer Schwäche oder Ohnmacht, Kolik, Durchfällen, wie ſie ſich beim Seebade zuweilen einfinden, einen bis zwei Tage zu überſchlagen.

Spaziergänge mache man nach, aber nicht vor dem Bade, und niemals mit überladenem Magen.

Die Diät ſei nahrhaft und anregend; Milch iſt meiſt zu reizlos; Kaffee, Brühe, Wein nach dem Bade vorzuziehen.

Oft ſtellt ſich bei den erſten Seebädern ein Gefühl von Druck und Beängſtigung auf der Bruſt ein. Um dies zu vermeiden, reibe man Bruſt und Magen mit einem in Kölniſches Waſſer getauchten Flanellappen ab, bevor man ins Bad geht. — Die zum Schutz der Haare an verſchiedenen Orten beliebten Kappen von waſſerdichter Wachsleinwand möchten wir nicht empfehlen, da ſie die Tranſpiration hindern, und dadurch zuweilen nervöſe Zufälle veranlaſſen. Ein einfaches, weitmaſchiges Haarnetz genügt zum Schutze der Friſur. Nach beendetem Bade wird der Bademantel abgelegt, der Körper ſchnell getrocknet und die Bekleidung angezogen. Höchſt wichtig iſt das ſorgfältige Trocknen der Haare, deſſen Unterlaſſung ſich durch ſehr heftige Zahn- und Nervenſchmerzen oder auch Augenentzündungen rächt. Man drücke mit einem trockenen Tuche das Waſſer aus den Haaren und laſſe dieſelben dann entweder entblößt oder mit einem ganz leichten, dünnen Tuche bedeckt an der freien Luft ausdünſten; ein feſtes Flechten oder Binden iſt unſtatthaft. Solange die Haare noch eine Spur von Feuchtigkeit enthalten, darf kein Haaröl und keine Pomade angewandt werden. Trocknet man die Haare nicht ſorgfältig durch, ſo ballen ſie ſich leicht zuſammen, werden ſchmutzig, klebrig und nehmen einen üblen Geruch an. Dieſem Übelſtande begegnet man durch Abwaſchen der Haare mit lauem Waſſer, und, wenn ſie völlig getrocknet ſind, durch Einreiben des Haares mit erhitzter, mit fünf Löffeln Kölniſch Waſſer gemiſchter Kleie, welche zuletzt durch einen engen Staubkamm gründlich ausgekämmt wird.

---

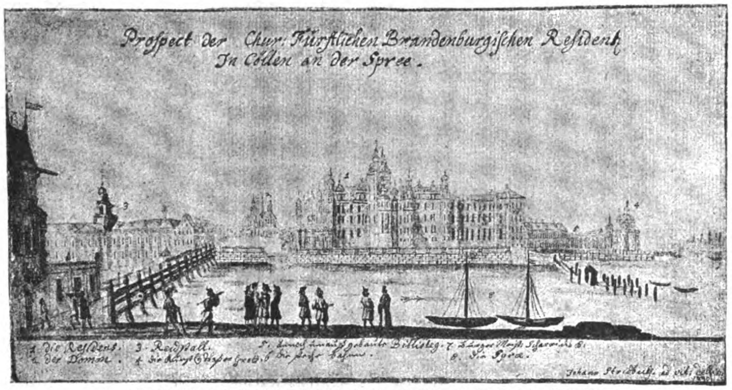
## Wie ſchwer iſt die Erde?

Von Dr. Klein. (Abdruck verboten.)

Dieſe Frage mag manchem ziemlich komiſch vorkommen, inſofern er glaubt, daß es völlig unmöglich ſei, ſie zu beantworten. Wer indeſſen ſo denkt, irrt ſich ſehr und man könnte vielmehr ſeltſam finden, daß es heutzutage Leute gibt, die ſich zu den Gebildeten zählen und nicht wiſſen, daß man thatſächlich die Erde gewogen hat und zwar ſchon ſeit langer Zeit. Gegenwärtig handelt es ſich gar nicht mehr darum, dieſe Arbeit zum erſtenmal auszuführen, ſondern nur darum, das Wägen genauer zu wiederholen, das Gewicht der Erde etwas ſchärfer zu ermitteln, wie ſolches früher geſchehen. Es haben ſich nämlich beim wiederholten Abwägen der Erde kleine Differenzen ergeben, wie ſolche bei allen Arbeiten mit Wage und Gewicht ſich herausſtellen; nur, daß dieſe Differenzen bei einem ſo ungeheuren Koloß wie die Erde iſt, naturgemäß im Verhältnis zu unſern ſonſtigen Wägungen. an und für ſich auch ziemlich bedeutend ſind, ſo etwa ein paar Trillionen Tonnen mehr oder weniger. Es gibt, wie hier nur kurz angeführt werden ſoll, mehrere Methoden, das Gewicht der Erde zu beſtimmen. Sie laufen im weſentlichen alle darauf hinaus, die Anziehung, welche ein Körper von bekanntem Gewichte auf einen anderen ausübt, zu ermitteln und dann dieſe mit der Anziehung der Erde zu vergleichen. Die anziehende Kraft der Erde, wie ſich ſolche im Fallen der Körper auf ihrer Oberfläche zeigt, hängt nämlich von der Größe und dem Gewichte oder der Maſſe der Erde ab. Wenn man nun weiß, wie groß die Anziehung einer kleinen Kugel von beſtimmtem Gewicht iſt, ſo kann man daraus berechnen, wie groß das Gewicht der großen Erdkugel ſein muß, um die Anziehung auszuüben, welche wir alle Tage beim freien Falle der Körper beobachten. Dieſe kurze Andeutung des Weges, auf welchem die Wiſſenſchaft zur Ermittelung des Gewichts der Erde gekommen iſt, muß hier genügen, da es uns vorzugsweiſe um das erhaltene Reſultat zu thun iſt.

Wie bemerkt, hat man ſchon früher das Gewicht der Erde beſtimmt und unter dieſen älteren Arbeiten iſt diejenige des Engländers Baily am wichtigſten. Er ſtellte ſeine Beobachtungen anfangs der vierziger Jahre an und zwar zu London, in einem kleinen Hauſe nahe beim Britiſchen Muſeum, fern vom Geräuſch und den Störungen der großen Stadt. Das Reſultat von mehreren tauſend Verſuchen und zahlreichen Rechnungen war folgendes: Die Erde iſt $5\,{}^{58}/_{100}$mal ſo ſchwer als eine gleich große Kugel von reinem Waſſer. Nun wiegt 1 Kubikmeter reines Waſſer 1000 Kilogramm. Wieviel Kubikmeter eine Kubikmeile umfaßt, kann jeder leicht berechnen und außerdem weiß man, daß unſere Erde 2650 Millionen Kubikmeilen im Volumen enthält. Führt man dieſe Multiplikationen aus, ſo ergibt ſich für das Gewicht der Erde nach den Beobachtungen von Baily: 6040 Trillionen Tonnen, jede zu 20 Centner. Vor wenigen Jahren iſt die Unterſuchung von Baily mit verbeſſerten Hilfsmitteln auf dem aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium zu Potsdam durch Dr. J. Wilſing von neuem ausgeführt worden. Er hat als Ergebnis, daß die Erde im Durchſchnitt $5\,{}^{59}/_{100}$mal ſo ſchwer iſt als eine Waſſerkugel von der gleichen Größe. Dieſes Ergebnis ſteht in wunderbarer Übereinſtimmung mit dem früher von Baily erhaltenen, denn es weicht von dieſem um weniger als ${}^{1}/_{100}$ ab. Dieſe kleine Abweichung ſchwillt freilich bei der Ziffer für das Gewicht der Erde in Tonnen, zu 10 Trillionen an, denn dieſes Gewicht beträgt nach dem Urteile von Dr. Wilſing rund 6050 Trillionen Tonnen, jede zu 20 Zentner. Es iſt leicht zu berechnen, wieviel zu dieſem Gewicht die Lufthülle beiträgt, nämlich 5500 Billionen Tonnen. Weit ſchwerer iſt das Meer, denn unter Berückſichtigung der neueſten Tiefenmeſſungen kann man das Gewicht der Waſſermaſſen unſerer ſämtlichen Ozeane auf nicht weniger als $1\,{}^{4}/_{10}$ Trillionen Tonnen berechnen. Sehr intereſſant iſt die Berechnung des Gewichts der Feſtländer. Man darf dabei aber nicht vergeſſen, auch die ungeheuren Sockel, mit denen ſie auf dem Meeresboden ruhen, in Rechnung zu ziehen. Führt man dieſe Rechnung aus, ſo erhält man ſeltſamerweiſe für das Gewicht der Feſtländer auch etwa $1\,{}^{4}/_{10}$ Trillionen Tonnen, genau ſo viel wie für die Waſſermaſſe des Meeres. Iſt dieſe Ubereinſtimmung Zufall oder beruht ſie auf einem uns unbekannten Geſetze? Niemand vermag das zu ſagen. Jedenfalls aber wiſſen wir, daß alle Feſtländer mit allen Gebirgen, Ebenen und Hochländern, mit allem, was auf ihnen lebt und webt, mit allen Reichen der Welt und ihrer Herrlichkeit nicht ſchwerer wiegen als $1\,{}^{4}/_{10}$ Trillionen Tonnen. Noch eine merkwürdige Thatſache hat ſich aus den oben erwähnten Experimenten und Unterſuchungen über das Gewicht der Erde ergeben. Wie mitgeteilt, fand ſich das durchſchnittliche Gewicht der Erde mehr als $5\,{}^{1}/_{2}$mal ſo groß wie dasjenige einer gleich voluminöſen Waſſerkugel. Die Stoffe, welche wir auf der feſten Erde kennen, ſind aber durchſchnittlich kaum $2\,{}^{1}/_{2}$- bis $2\,{}^{3}/_{4}$mal ſchwerer als gleich große Waſſermaſſen. Danach müſſen wir ſchließen, daß eine ſehr bedeutende Zunahme der Dichtigkeit gegen den Erdmittelpunkt hin ſtattfindet, daß alſo in der tiefen Schicht des Erdballes, wohin wir nicht gelangen können, Stoffe ſich befinden müſſen, die außerordentlich dicht ſind und in dieſer Beziehung den Metallen vergleichbar erſcheinen. Vielleicht iſt wirklich das tiefe Erdinnere überwiegend metalliſch und mancher wird dabei ſogleich mit Vorliebe an Gold, Silber, Platin denken. Unmöglich wäre ein ſolcher Gehalt des inneren Erdballes nicht, Sicheres freilich weiß man darüber auch nicht. Nehmen wir aber einmal an, das Innere des Erdballes beſtände überwiegend aus Edelmetallen, und durch irgend eine geologiſche Kataſtrophe kämen dieſelben an die Oberfläche und würden ſo häufig wie das gewöhnliche Geſtein. Was würde da aus unſern dermaligen Kulturzuſtänden werden? Es dürfte ſich verlohnen, dieſe Frage im Stile eines Jules Verne einmal zu behandeln und ſo die brutale Schwere der Erde mit den leichten Phantaſieen des Dichters zu verweben.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408


Proſpect der Chur: Fürſtlichen Brandenburgiſchen Reſidentz In Cöllen an der Spree.

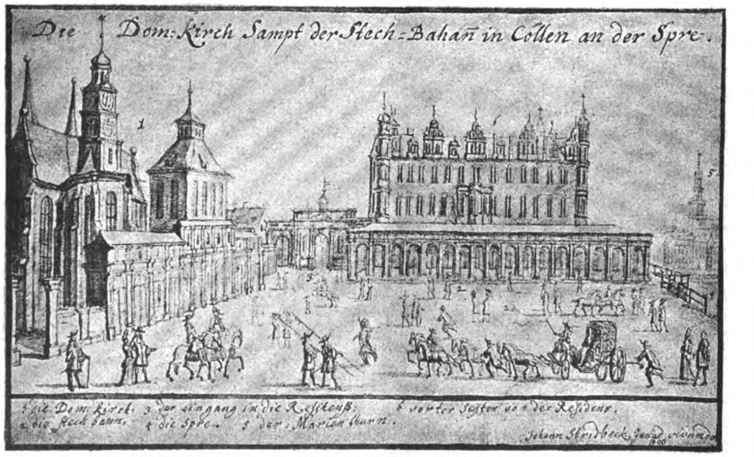
Berlin Anno 1690: Die Kurfürſtliche Reſidenz in Kölln-Berlin.

# Das alte Berlin.

Von Otto Preuß. (Abdruck verboten.)

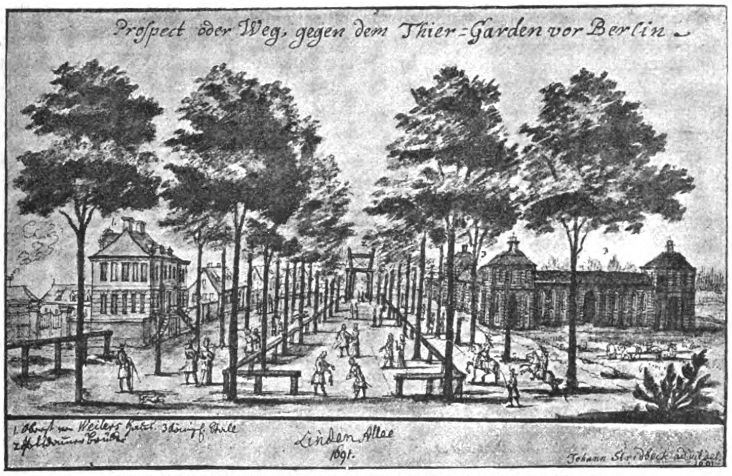
Das gegenwärtige Berlin iſt eine neue Stadt, die neueſte Stadt Europas. Selbſt Sankt Petersburg, deſſen Gründung nicht einmal voll zweihundert Jahre zurückreicht, während die älteſten Stadtteile Berlins, Kölln und Berlin, ſchon in den Jahren 1232 und 1240 Stadtrecht erhielten, weiſt in ſeiner äußeren Phyſiognomie mehr Züge der Vergangenheit auf, als die deutſche Reichshauptſtadt. Petersburg wurde 1703 gegründet mit dem ausgeſprochenen Zweck, der Mittelpunkt des großen Czarenreiches zu ſein. Was dort an ſtaatlichen Bauwerken geſchaffen wurde, zeigte die ſolcher Beſtimmung würdigen großen Verhältniſſe. Berlin iſt der Mittelpunkt des Deutſchen Reiches erſt ſeit zwanzig Jahren; es hat vorher niemals über ſeine Bedeutung hinaus gewollt, es hat mit der Entwickelung Brandenburgs und Preußens immer gleichen Schritt gehalten, aber iſt zu ſeinem Heil ihr niemals vorausgeeilt. Auf die Weiſe iſt ſelten ein Bauwerk entſtanden, das mehr ſollte, als den Bedürfniſſen der Gegenwart genügen. So mußte das Berlin Friedrichs des Großen das Berlin ſeiner Vorgänger verſchlingen, das Berlin Kaiſer Wilhelms I das Friedrichs des Großen, und mit den paar Reſten, welche die immer wiederholten Erneuerungsprozeſſe unangetaſtet ließen, werden die nächſten zwanzig Jahre aufräumen. Das älteſte Bauwerk Berlins, die Marienkirche, wird vorausſichtlich das nächſte Opfer ſein; in ihrer jetzigen Geſtalt wird ſie in der neuen Umgebung zu einer Unmöglichkeit werden. Damit fällt wohl das letzte architektoniſche Denkmal Berlins aus der vorhohenzollernſchen Zeit der Mark Brandenburg, Nikolai- und Kloſterkirche etwa ausgenommen. An die Zeit der Kurfürſten erinnert wenig mehr als die Spreeſeite des Schloſſes und außer dieſem ſelbſt reichen nur noch ein paar Monumentalbauten, einige unanſehnliche Kirchen und Privathäuſer in ihrer Entſtehung, die wenigſten in ihrer jetzigen Geſtalt, über den Anfang dieſes Jahrhunderts zurück. — An dem Berlin von heute läßt ſich unmöglich Geſchichte ſtudieren, weder die Geſchichte Brandenburgs, noch die Geſchichte Preußens, nicht einmal die Geſchichte derer, denen Berlin zu danken hat, was es iſt, die Geſchichte der Hohenzollern. Das iſt in Wien anders; in jeder Straße faſt der inneren Stadt ſtößt man auf ein Stück Geſchichte der Vergangenheit, und dieſe Vergangenheit inmitten der Gegenwart gibt der Stadt einen eignen und durch nichts zu erſetzenden Zauber; ſie wirkt wie alter Silberſchmuck auf einer modernen Tafel. Aber es wäre unrecht, deshalb zu bedauern, daß die Schöpfer des neuen Berlin ſo rückſichtslos über das alte Berlin hinweggebaut haben. Wenn ſie vorſichtig alles konſerviert hätten, was noch in ſeinen Mauern hielt, es würde nicht wirken wie alter Silberſchmuck; es würde den Eindruck machen, als ob ein reicher Mann ein halbes Dutzend dünner ſilberner Löffel aus Großmutterszeit um einen Tafelaufſatz von Gebrüder Wagner auflegte. Zu Großmutters Zeit waren die ſilbernen Löffel in Norddeutſchland nur für eine Generation und nicht für's Vererben gearbeitet — es wäre Geſchmackloſigkeit, nicht Pietät von ſeiten des reichen Mannes. Die Hohenzollern haben bis vor kurzem mit anderem Material als mit Kalk und Steinen Geſchichte ſchreiben müſſen. Erſt jetzt, wo Berlin iſt, was es werden mußte, iſt die Zeit gekommen, ſich immer vor Augen zu halten, daß man dort nicht mehr nur für die Gegenwart, daß man auch für die Zukunft baut.

Wen es gelüſtet, das Berlin der Kurfürſtenzeit kennen zu lernen, muß ſeine Studien anderswo machen als in den Berliner Straßen. Es kann ihm ſonſt gar zu leicht paſſieren, daß er es dort ſucht, wo auch nicht ein einziges Haus der kurfürſtlichen Reſidenz ſtand, ſondern wo die Ackerbürger Berlins — Berlin war eine Ackerbürgerſtadt im heutigen Sinne — ihr Vieh weiden ließen, ihr Korn bauten und ihre Weinberge hatten. 1640, bei der Thronbeſteigung des Großen Kurfürſten, zählte Berlin ſechstauſend Einwohner, heute eine Million und fünfmalhunderttauſend; kein Wunder, daß kaum noch Spuren des XVII. Jahrhunderts darin zu finden ſind. Wenn nicht der Zufall einen biederen Kupferſtecher, Johann Stridbeck den jüngeren, ums Ende des XVII. Jahrhunderts nach Berlin verſchlagen und es ihn nicht gelüſtet hätte, die damaligen Schönheiten der Stadt mit dem Pinſel zu verewigen, es würde heute faſt unmöglich ſein, ſich das damalige Berlin zu vergegenwärtigen; denn mit dem, was ſich aus Akten und Faſcikeln feſtſtellen läßt, läßt ſich wohl die Einwohnerzahl der Stadt beſtimmen und der Flächenraum, den ſie bedeckte, auch wohl, wie und wovon die Bewohner lebten, was ihre Leiden und Freuden ausmachte, worum ſich ihre Intereſſen drehten und wie weit ihr Kulturzuſtand dem


Die Dom: Kirch Sampt der Stech-Bahan in Cöllen an der Spre.
1 die Dom kirch
2 die Stech bahn
3 der eingang in die Reſitentz
4 die Spre
5 der Marien thurn
6 vorter Seiten von der Reſidentz
Johann Stridbeck Junior 1690

Berlin Anno 1690: Die Domkirche und die Stechbahn in Kölln-Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

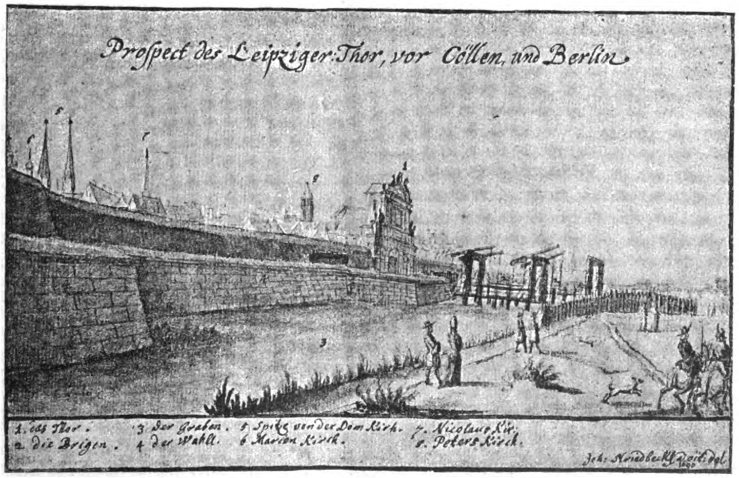

Proſpect oder Weg, gegen dem Thier-Garden vor Berlin.
Linden Allee
1691.
Johann Stridbeck ad viv. del. 1691

Berlin Anno 1690: Die Lindenallee in der Dorotheenſtadt-Berlin.

anderer deutſcher Städte voraus war oder nachhinkte, aber ein architektoniſches Städtebild läßt ſich aus kurfürſtlichen und ſtädtiſchen Verordnungen, aus öffentlichen und privaten Dokumenten nicht hervorzaubern. Zu welchem Zwecke beſagter Johann Stridbeck der jüngere nach Berlin gekommen iſt, läßt ſich nicht mehr feſtſtellen, auch nicht, was direkte Veranlaſſung war, daß er zwanzig Anſichten des damaligen Berlin ſeinem Skizzenbuche einverleibte. Er kam aus Augsburg, wo ſein Vater ebenfalls als Kupferſtecher lebte, und hatte zweifellos impoſantere Städte geſehen als das kurfürſtliche Berlin, mit dem zwar bereits die Politiker Europas zu rechnen gezwungen waren, das aber auf Künſtler noch wenig Anziehungskraft ausüben konnte. Die Hauptſache iſt für uns, daß zwanzig ſeiner Aquarellſkizzen aus dem Berlin von 1690 — eine darunter iſt mit der Jahreszahl 1691 ſigniert — bis auf den heutigen Tag erhalten ſind und im Beſitz der königlichen Bibliothek zu Berlin ſich in ſicherm Schutz befinden. Dieſe Skizzen dem großen Publikum zugänglich gemacht zu haben, iſt Verdienſt des Kunſtverlags von Amsler & Ruthardt in Berlin, welcher dieſelben in einem charakteriſtiſch ausgeſtatteten Prachtbande: „Berlin anno 1690“ veröffentlicht hat. Aber ſelbſt nach dieſen Blättern, deren Genauigkeit ſich durch einen Vergleich mit den wenigen noch erhaltenen Bauwerken damaliger Zeit kontrollieren läßt, würde eine Orientierung nicht leicht fallen, wenn nicht der Herausgeber des Werkes, der Cuſtos der königlichen Bibliothek Wilhelm Erman, die zwanzig Anſichten aus Johann Stridbecks des jüngeren Skizzenbuch mit den klarſten und auf den eingehendſten Studien beruhenden Erläuterungen begleitet hätte. Dieſen Erläuterungen folgen wir im weſentlichen bei der Erklärung der vier dem Prachtwerke „Berlin anno 1690“ entſtammenden, verkleinerten Stridbeckſchen Anſichten.

Was Stridbeck ſah und malte, war das Berlin des Großen Kurfürſten, trotzdem Kurfürſt Friedrich III, der nachmalige erſte König von Preußen, bereits im zweiten Jahre ſeiner Regierung ſtand. Des letzteren großartige Bauthätigkeit hatte noch kaum begonnen. Um zu würdigen, wie ſich Berlin unter der langen Regierungszeit des Großen Kurfürſten gehoben hatte, mag man ſich kurz den Zuſtand der Stadt bei ſeinem Regierungsantritt vergegenwärtigen. Ihre Einwohnerzahl war von 12 000, die ſie vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges zählte, auf die Hälfte zurückgegangen, von 1200 Häuſern ſtand der vierte Teil unbewohnt, das kurfürſtliche Schloß ſelbſt drohte mangels der notwendigſten Reparaturen an manchen Stellen den Einſturz. Beim Tode des Großen Kurfürſten war die Einwohnerzahl auf ungefähr 21 000 angewachſen, die Stadt innerhalb der Befeſtigungsmauern nach einheitlichem Plane ausgebaut, Werder und Neu-Kölln dem ſtädtiſchen Gebiete einverleibt, und die Anlage eines neuen Stadtteils, der Dorotheenſtadt, erfolgt. Einen Neubau am Schloß hatte der Große Kurfürſt nicht unternommen; er begnügte ſich damit, das Vorhandene wieder in guten Stand zu ſetzen und die verwahrloſte Umgebung angemeſſener zu geſtalten. So verdankte ihm der Luſtgarten Erweiterung und Verſchönerung der gärtneriſchen Anlagen und einige neue Baulichkeiten, und auf dem Schloßplatze wurden die Reſte der alten Stechbahn beſeitigt, an deren Stelle Kolonnaden mit Läden traten.

Unſer erſtes Bild zeigt die Waſſerſeite der kurfürſtlichen Reſidenz, von der Burgſtraße aus aufgenommen. Das diesſeits der Spree in der linken Ecke des Bildes vorſpringende Eckhaus gehörte dem Bürgermeiſter Levin Schardius, von dem es ſchon 1701 Graf Wartenberg erwarb, um ſich an ſeiner Stelle ſeinen berühmten Palaſt zu errichten. Der äußerſt beſcheidene, zuletzt 1661 erneuerte Holzbau der Langen Brücke wurde durch den 1691 begonnenen prachtvollen Neubau mit dem Denkmal des Großen Kurfürſten erſetzt. Jenſeits der Spree tritt links der noch heute, mit Ausnahme des Turmes, erhaltene kurfürſtliche Marſtall vor, durch eine Reihe von Privathäuſern vom Schloßplatz getrennt. Im Hintergrunde des Schloßplatzes taucht die Domkirche auf, an den ſich im rechten Winkel die auf dem erſten Bilde nur undeutlich hervortretende Hauptfront des Schloſſes, der Palaſt Joachims II, lehnt. Die Spreeſeite des Schloſſes iſt im weſentlichen noch heute dieſelbe, wie ſie das Stridbeckſche Bild zeigt. An den Joachimſchen Bau ſchließt ſich die gegen die Spree hervortretende, im XVI.


Proſpect des Leipziger Thor, vor Cöllen, und Berlin.
1. das Thor.
2. die Brigen.
3 der Graben.
4 der Wall.
5 Spitz von der Dom Kirch.
6 Marien Kirch.
7. Nicolaus Kir.
8. Peters Kirch.
Joh: Stridbeck ad viv. del. 1690

Berlin Anno 1690: Das Leipziger Thor in Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Jahrhundert erbaute Erasmuskapelle, daran ſchließt ſich rechts das „Haus der Herzogin,“ ebenfalls Ende des XVI. Jahrhundert erbaut und wahrſcheinlich nach der verwitweten Herzogin Hedwig von Braunſchweig-Lüneburg, der Schweſter Kurfürſt Johann Georgs, ſo benannt. Auch dieſer Teil befindet ſich mit Ausnahme der beiden jetzt verſchwundenen kuppelförmigen Aufſätze auf den beiden Ecktürmen noch heute in dem ehemaligen Zuſtande. Der ſich daran anſchließende dreiſtöckige Bau iſt 1688 von Smids und Nering, das kahle Eckgebäude ſchon 1590 von Graf Lynar errichtet. Rechts vom Schloſſe, auf dem Bilde mit 5 und 4 bezeichnet, ſehen wir das im Bau begriffene Bibliotheksgebäude und das Luſthaus im Luſtgarten. Die Kaimauer, welche hier die ganze Spreeſeite des Schloſſes abſchließt, reicht heute nur noch bis zum „Haus der Herzogin.“

Die Hauptfront des Schloſſes, den durch den Schlüterſchen Bau ſpäter vollſtändig umgeſtalteten Joachimſchen Palaſt, zeigt das zweite Bild. Der von Kaſpar Theiß ſeit 1538 im Stil der Frührenaiſſance erbaute Palaſt war nur halb ſo lang als das gegenwärtige Schloß und endete ungefähr der Breiten Straße gegenüber. Die von dem Schloß durch einen ſchmalen Hofraum getrennten, mit Kaufhallen verſehenen gedeckten Kolonnaden wurden 1679—1681 von Nehring erbaut. Der Name Stechbahn, den dieſer Teil des Schloßplatzes ſeit 1538, wo er als Turnierplatz eingerichtet worden war, geführt hatte, verblieb auch dem Nehringſchen Bau, der bei dem Neubau des Schloſſes unter König Friedrich I wieder abgeriſſen wurde. Links vom Schloß führte ein anſehnliches Portal in den äußeren Schloßhof. Die Domkirche war von dem prachtliebenden Joachim II an Stelle der Kirche des kölniſchen Dominikanerkloſters errichtet worden; heute erinnert nichts mehr an ſie, auch der rechts vom Schloß hervortretende Turm der Marienkirche iſt 1789 durch einen Neubau erſetzt worden.

Bild 3 — das einzige aus dem Jahre 1691 ſtammende — zeigt die erſten Anfänge der jetzigen berühmten Prachtſtraße „Unter den Linden.“ „Die erſte Anpflanzung einer Allee,“ erläutert Dr. Erman, „an dieſer, damals noch völlig außerhalb der Stadt liegenden Stelle geſchah durch die Gärtner des Großen Kurfürſten im Jahre 1647. Nach den genauen Angaben des Memhardſchen Planes von 1648 führte ſie, aus 1000 Nuß- und ebenſovielen Lindenbäumen beſtehend, in ſechs Reihen gepflanzt, von der „Hundsbrucken“ (der jetzigen Schloßbrücke) in einer Länge von 250 Ruten erſt über die Wieſen, dann in den Anfang des Tiergartens, bis zu einem, der jetzigen Kreuzung der Linden und Schadowſtraße entſprechenden Punkte.“ Die Reduzierung auf vier Reihen erfolgte erſt 1685, gegen Ende des XVII. Jahrhunderts wurde die Allee dann wieder ſechsreihig vervollſtändigt, und in dieſer Anlage beſtand ſie noch bis nach den Freiheitskriegen, wo man die beiden äußeren Reihen wieder entfernte. Der Standort Stridbecks iſt auf dem heutigen Platze zwiſchen Opernhaus und Univerſität zu ſuchen, unmittelbar vor dem damaligen Neuen Thor. Die Allee bildete damals ſchon die Hauptſtraße der 1674 angelegten, 1691 auf 171 Häuſer angewachſenen Dorotheenſtadt, deren zur Rechten der Linden gelegene Hauptmaſſe auf dem Stridbeckſchen Bilde durch das neue Stallgebäude verdeckt wird. Im Hintergrunde, perſpektiviſch allerdings viel zu nahe, ſehen wir die über den Feſtungsgraben nach dem Tiergarten führende Zugbrücke. Von den Baulichkeiten links iſt das erſte ſtattliche Haus, auf derſelben Stelle ſtehend, auf der ſich jetzt das ſo einfache und ſo teure Erinnerungen bergende Palais Kaiſer Wilhelms des Siegreichen erhebt, dasjenige des damaligen Chefs der brandenburgiſchen Artillerie Ernſt von Weiler, zwiſchen 1685 und 1688 erbaut. Die beiden folgenden Häuſer waren Artilleriehäuſer. Wie wir aus dem Bilde erſehen, wurde die Allee ſchon damals mit Vorliebe als Promenade benutzt. Die idylliſch auf der Wieſe vor dem neuen Stallgebäude weidende Schafherde — der Platz, auf dem ſich jetzt die Univerſität erhebt — zeigt aber auch, wie gemütlich die ackerbürgerlichen Verhältniſſe noch waren. Noch 1690 mußte eine Weiſung an den Richter der Dorotheenſtadt ergehen, „dahin zu ſehen, daß der mittelſte Gang der Linden zugehalten, und die Schweine nicht in die Allee gelaſſen werden möchten.“

Das Leipziger Thor, 1683 von Nehring erbaut, bildete nach Erman den prachtvollen Schlußſtein der in dem Vierteljahrhundert von 1658—1683 durchgeführten Neubefeſtigung der Reſidenz. Die nach niederländiſcher Art erbauten Werke beſtanden aus einem am Fuße der inneren Böſchung mit Ziegelſteinen bekleideten Hauptwall, naſſem Graben, gedecktem Wege, Glacis und je einem ausſpringenden paliſſadierten Waffenplatz vor jeder Thorbrücke. Die ſchon im XVIII. Jahrhundert wieder verſchwundenen neuen Thorbauten waren durchweg ſehr einfach, bis auf das zuletzt erbaute Leipziger Thor, welches in vergoldeten Buchſtaben folgende Inſchrift zeigte: ,,Fridericus Wilhelmus, elector, felix, pius, fortis, prolatis et auctis provinciarum electoralium finibus, urbem hanc principem in praesidium civium, terrorem hostium, amorem hospitum novis colonis auxit, munimentis cinxit, porta hac ornavit MDCLXXXIII.,, Das Leipziger Thor lag in der Mitte zwiſchen dem heutigen Spittelmarkt und Hausvogteiplatz, auf der Südſeite der Niederwallſtraße, gegenüber der Mündung der jetzigen Alten Leipziger Straße. Das mit reichem plaſtiſchen Schmuck verſehene Gebäude hatte die anſehnliche Höhe von 75 rheiniſchen Fuß.

Im Jahre 1890 ſteht Berlin am Abſchluß einer ähnlichen Periode ſeiner Entwickelung wie im Jahre 1690. Wie der Große Kurfürſt hatte Kaiſer Wilhelm I den praktiſchen Blick für das Notwendige und Nützliche, wie ſein Ahnherr gab er ſeiner Reſidenz eine neue und vermehrte Bedeutung. Und wie unter des Großen Kurfürſten Nachfolger regt ſich auch heute wieder die Baukunſt in Berlin, die Stadt ihrer neuen Bedeutung entſprechend zu ſchmücken und zu verſchönern. Die erſte Arbeit iſt auch hier wieder ein Aufräumen. Die Schloßfreiheit fällt, die Kuppel der Schloßkapelle wird endlich zur Geltung kommen und an Stelle der ſchmuckloſen Häuſerreihe wird ſich das Denkmal Kaiſer Wilhelms des Siegreichen erheben. Möge es zugleich ein für alle Zeiten dauerndes Denkmal wahrer Kunſt ſein wie das Erzbild des Großen Kurfürſten, das der erſte preußiſche König ſeinem Vater ſetzen ließ. Man rüſtet ſich zu dem Bau von Kirchen, von denen das heutige Berlin kaum einen einzigen wirklichen Monumentalbau aufweiſt. Mögen die Einwohner Berlins vom Jahre 2090 mit demſelben Stolze auf die Entwickelung der Stadt in den beiden nächſten Jahrhunderten zurückblicken können, wie wir es auf die vergangenen dürfen. Aber mögen ſie auch Bauwerke unſerer Epoche vorfinden, die zu erhalten und zu bewundern ihnen nicht nur aus Pietätsrückſichten angemeſſen erſcheint.

## Das Turnen auf deutſchen Hochſchulen.

(Abdruck verboten.)

Noch ſind die ernſten Worte, welche der Kultusminiſter Dr. von Goßler kürzlich im preußiſchen Abgeordnetenhauſe dem Turnen auf den deutſchen Hochſchulen widmete, in friſcher Erinnerung. Einige weitere Mitteilungen hierzu dürften von allgemeinem Intereſſe ſein.

Die Turnvereine an den deutſchen Hochſchulen zerfallen in zwei große Gruppen, in die nur einige wenige ſich nicht einreihen laſſen. Die eine Gruppe umfaßt die an Mitgliederzahl durchſchnittlich ſtärkeren, zur Zeit aber erſt an elf deutſchen Univerſitäten vorhandenen Vereine des „Akademiſchen Turnbundes“ („A. T. B.-Vereine“). Die andere iſt die an fünfzehn Univerſitäten vertretene und teilweiſe durch Spaltung aus Vereinen der erſteren hervorgegangene Gruppe des „Kartellverbandes“ oder „Vertreterconvents“ („V. C.-Vereine“).

Sämtliche Vereine der erſteren Gruppe, die A. T. B.-Vereine, ſtimmen überein in dem Prinzip, nicht „Kouleur zu tragen.“ Sie verſchmähen es alſo, ſich durch die bekannte Art der ſtudentiſchen Uniformierung nach außen hin zu legi-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

timieren, halten aber deſto eifriger feſt an ihrem Hauptgrundſatze: Förderung und Pflege jeder Art von körperlicher Ausbildung*) unter gleichzeitiger, übrigens möglichſt zwangfreier Pflege ſtudentiſcher Geſelligkeit. Die „V. C.-Vereine“ anderſeits erſtreben ſämtlich eine Verſchmelzung des „utile cum dulci,“ indem ſie, von den beſten turneriſchen Abſichten beſeelt, dennoch keineswegs auf den äußeren Glanz verzichten mögen, ſondern vielmehr die Farben ihrer Fahnen auch im dreifarbigen Bande und der bunten Mütze zur Schau tragen. Von ſtudentiſchen „Verbindungen“ im gewöhnlichen Sinne unterſcheiden ſie ſich alſo nur dadurch — aber das zu ihrem Vorteile — daß ſie, was körperliche Thätigkeit anlangt, nicht allein dem Fechten, ſondern auch dem Turnen eine hervorragende Stelle in ihren Satzungen einräumen; ein Grundſatz, den ſie im allgemeinen auch recht wacker bethätigen. Beide Gruppen der akademiſchen Turnvereine umfaſſen zuſammengenommen nur wenig über 800 Univerſitätsſtudenten. — Fünf Turnvereine beſtehen noch an deutſchen Univerſitäten, die keinem der genannten Verbände angehören; ſie haben zuſammen gegen 100 Mitglieder. Endlich turnen aber noch allenfalls 500 Studenten unſerer Univerſitäten in der Weiſe, daß ſie, ohne einem ſtudentiſchen Turnvereine anzugehören, entweder von einer den Studierenden zu beſtimmten Stunden zur Verfügung ſtehenden Turnhalle einen mehr oder weniger regelmäßigen Gebrauch machen, (ſo in Greifswald, Halle, Tübingen. Solche Turner gehören zum Teil ſogar ſtudentiſchen Korporationen irgend welcher Art an, namentlich den ſogenannten Reformburſchenſchaften;) — oder, wo ſich ſolche Gelegenheit nicht bietet, turnen einzelne Studenten auch in bürgerlichen Turnvereinen. In Preußen wird, wo nicht eine Halle dem ſtudentiſchen Turnen eingeräumt iſt, den einzelnen turnenden Vereinen ein namhafter Geldbeitrag zur Hallenmiete vom Miniſterium gewährt. In einem uns bekannten Falle erhält eine ſolche Unterſtützung ſogar ein als ſolcher anderen Prinzipien huldigender, aber eine Turnabteilung unterhaltender größerer akademiſcher Verein.

Rechnen wir nun zuſammen, wie viele Studierende unſerer Univerſitäten auf irgend eine der angedeuteten Arten jemals zum Turnen kommt, ſo ergibt ſich aus Obigem die auf einer zuverläſſigen Statiſtik beruhende Zahl 1400. Die Zahl der immatrikulierten Studenten, von allen Univerſitäten des deutſchen Reiches zuſammengenommen, betrug für das abgelaufene Winterſemeſter etwas über 29 000, laut amtlicher Feſtſtellung. Daraus ergibt ſich alſo mittels einfachen Rechenexempels, daß ſich noch nicht fünf vom Hundert der deutſchen Studierenden mit Turnen, d. h. mit ſyſtematiſcher Ausbildung des geſamten Köpers befaſſen! — Wenn nun der Miniſter neulich betonte, „höchſtens ein Drittel unſerer akademiſchen Jugend mache eine körperliche Übung,“ ſo hat derſelbe, um dieſes bevorzugtere Drittel herauszubekommen, auch noch alle die Studenten mit eingerechnet, welche wenigſtens einem Teile ihrer Muskeln eine gewiſſe Ausbildung gönnen, indem ſie mehr oder weniger häufig das Rappier, den Säbel ſchwingen, dem Waſſerſport huldigen, ein Pferd, Zwei- oder Dreirad beſteigen u. dgl. m. Alle dieſe Hilfstruppen, die ja freilich vor den auf jede körperliche Ausbildung Verzichtenden noch unendlich viel voraushaben, bilden mit den Kerntruppen der wirklich turnenden Studenten zuſammen doch noch „höchſtens ein Drittel“ der Studentenſchaft. Welch dringende Mahnung liegt nicht in dieſer Thatſache! Die Jahre, in denen ſie noch die beſte Gelegenheit und Möglichkeit hätten, ihrem unter dem Einfluſſe unſerer heutigen Erziehung und Schulbildung in ſeiner Entwickelung zurückgebliebenen Körper die nötige Ausbildung und Gerechtigkeit nachträglich zu teil werden zu laſſen — dieſe ſchönen Jahre vertrauern oder „verjubeln“ zwei Dritteile unſerer heranwachſenden Gelehrten, Ärzte und Jugenderzieher in der Weiſe, daß ſie ſich der Regel nach nur zwiſchen drei Punkten hin und her bewegen: ihrer Behauſung, dem Hörſaal und dem Wirtshauſe; — das genügt!

„Wer aber in den Studienjahren keine körperliche Übung mehr mitmacht, der iſt nachher für die körperlichen Übungen überhaupt verloren,“ ſagt mit vollſtem Recht Herr Dr. von Goßler in jener Rede vom 20. März. Nur wer es nicht einzuſehen vermag, eine wie große Gefahr für die phyſiſche und moraliſche Entwickelung eines ganzen Volkes in dieſem „Verlorenſein für körperliche Übungen“ verborgen liegt, nur der wird ſich mit einem bedauernden Achſelzucken über jene betrübende Thatſache hinwegzuſetzen verſuchen. Ernſt und klar denkende deutſche Männer aber werden ſich dadurch von neuem veranlaßt fühlen, durch Rat und That, d. h. nicht allein durch Wort und Schrift, ſondern möglichſt auch durch eignes Beiſpiel auf die Pflege der Leibesübungen gerade an den Bildungsſtätten deutſchen Geiſtes mit aller Kraft hinzuwirken.

Hier gilt das treffliche Schlagwort jener citierten Miniſterrede: „Es muß die falſche Vornehmheit verſchwinden, welche die Studierenden von körperlichen Übungen abhält, weil ſie ſich dadurch der Kritik des Publikums ausſetzen.“ Wir möchten hinzuſetzen: nicht allein bei den Studierenden, nein, — auch bei Studierten, — den Lehrern und Vorbildern jener, — ſollte die falſche Vornehmheit und Scheu vor körperlichen Übungen verſchwinden, wenn der Sinn dafür in wirkſamerer Weiſe den heranwachſenden Männern der Wiſſenſchaft eingepflanzt werden ſoll, was ja wiederum der ganzen Nation zu gute käme. Oder ſollte es der Würde und dem Anſehen eines Lehrers, — und wäre er auch Doktor und Profeſſor — etwa ſchaden, wenn derſelbe ſich gelegentlich an einer Turnübung, an einem Spiel, an einer Turnfahrt ſeiner Schüler in eigenſter Perſon beteiligte — falls nämlich ſeine körperlichen Mittel ihm das noch erlauben? Würden ihm nicht vielmehr ſeine Schüler ſolche freiwillige und ungezwungene Beteiligung hoch anſchlagen und ſich dadurch angeſpornt fühlen, ihr Beſtes zu leiſten? — Hat aber der Bücherſtaub und der Roſt langjähriger Vernachläſſigung der Pflichten gegen den Körper dem Beſitzer desſelben ſchon ſo ſehr zugeſetzt, daß er es nicht mehr wagen zu können glaubt, vor ſeinen Schülern ſich damit zu zeigen, ſo könnte er doch recht wohl wenigſtens durch paſſive Anteilnahme an den genannten Veranſtaltungen ſein Intereſſe bekunden und auch ſo zu erhöhtem Eifer, zu größeren Leiſtungen Anlaß geben.*) Die in den letzten Jahren allmählich ſich verbreitende vortreffliche Einrichtung von Schüler-Turnvereinen an Gymnaſien und anderen höheren Lehranſtalten kann als ein geradezu bahnbrechendes Mittel zur Förderung unſers Zweckes nicht genug zur Nachahmung empfohlen, ſowie von oben her begünſtigt und unterſtützt werden. Durch Gewährung kleiner Vergünſtigungen für die beſten Leiſtungen auch auf körperlichem Gebiet würde z. B. die Beteiligung der Schüler an dieſen ſelbſtverſtändlich freiwilligen Vereinen, ſowie der Eifer und Ehrgeiz des einzelnen ungemein gefördert werden.

Freuen wir uns, daß wir für Preußen wenigſtens an leitender Stelle einen Mann haben, der den hier berührten Fragen von Anbeginn ſeiner Thätigkeit an das wärmſte Intereſſe entgegengebracht hat und der dieſes auch fortwährend in fruchtbringender Weiſe bethätigt. Eine ganz außerordentliche Genugthuung aber bilden für jedes deutſche Turnerherz die vom tiefgehendſten Verſtändnis vor allem auch des ſittlichen, volkserzieheriſchen Wertes körperlicher Übungen bzw. gerade der Turnvereine zeugenden Worte, die unſer Kaiſer vor kurzem erſt in einer allgemein bekannt gewordenen Anſprache an die ihm vorgeſtellten Turnlehrer ausgeſprochen hat.

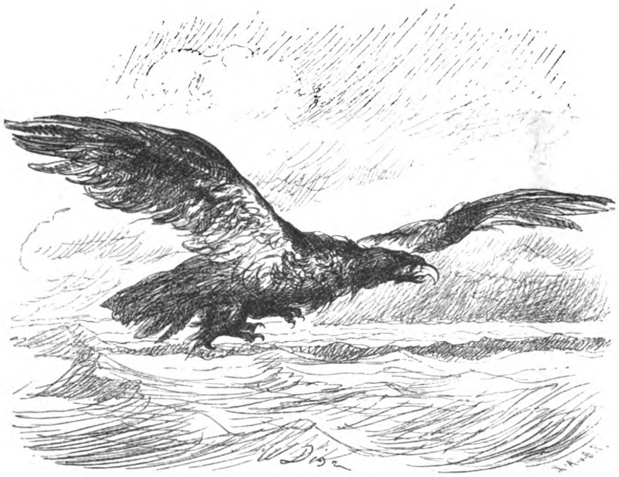
Dr. Ad. Greef-Berlin.

---

*) Außer Turnen, Fechten, Rudern ꝛc. wird insbeſondere auch auf das deutſche Turnſpiel im Freien Wert gelegt.

*) Die zu Halle ſeit einigen Jahren beſtehende „Profeſſorenriege“ und ein zu Straßburg ſogar Turnſpiele auf öffentlichem Platze betreibender Kreis von Dozenten und anderen ſtudierten Herren darf hier nicht unerwähnt bleiben.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



## Glück auf!

Von George Tubbe. Morristown, Ver. Staaten. (Abdruck verboten.)

Glück auf! du junger Kapitän,
Glück auf! zum Ruhmeslauf.
Die Segel ſich im Winde bläh'n,
Der Wind ſteht gut, — Glück auf!
Das Schiff iſt ſtark, erprobt ſein Bau
In Sturm und Wogenbraus,
Friſch auf! gekappt das Ankertau,
Mit vollem Dampf voraus!

Hei! wie der deutſche Kaiſeraar
Die Schwingen ſeewärts lenkt,
Und der Matroſen munt're Schar
Die Mützen jubelnd ſchwenkt!
Die Salve kracht, — die „Wacht am Rhein“
Erbrauſet aus den Ra'en,
Und majeſtätiſch lenket ein
Das Schiff die alte Bahn.

Den alten Kurs hält unverwandt
Der junge Kapitän,
Wir ſehen ihn mit feſter Hand
Am Steuerruder ſteh'n,
Zum Sternenhimmel ſchweift ſein Blick
In einſam ſtiller Nacht,
Und über ſeines Volkes Glück
Sein Falkenauge wacht.

Legt plötzlich eine Nebelbank
Sich auf das weite Meer,
Dem Zollernſohne wird nicht bang',
Er kennt ſein Volk und Heer, —
Der Nebel fällt, in lichten Höh'n —
Ein herrlich Bild fürwahr —
Sieht er des Reiches Wimpel weh'n,
Den deutſchen Kaiſeraar.

Lieb' Vaterland, magſt ruhig ſein,
Du biſt in treuer Hut,
Der ſchneidigſte Kap'tän iſt dein,
Ein echtes Zollernblut!
Er gab ſein Wort zum Unterpfand,
Daß er des Friedens Hort, —
O rüttle nicht mit frevler Hand
An einem Kaiſerwort!

Schau nur, wie ſtolz dahin es zieht,
Das majeſtät'ſche Schiff,
Wie ſicher es die Felſen flieht,
Die Klippen und das Riff,
Wie ſtolz die Landesfarben weh'n
Im Sonnengold vom Maſt,
Wie kursbewußt der Kapitän
Das Steuerruder faßt!

Heil dir! du jugendlicher Aar,
Dank für dein Kaiſerwort!
Noch iſt der Himmel hell und klar,
Und alles wohl an Bord, —
Gott ſtehe dir auch fürder bei
Und leihe ſeine Wehr
Dir zu des Volkes Lieb' und Treu'
Auf ſturmbewegtem Meer.

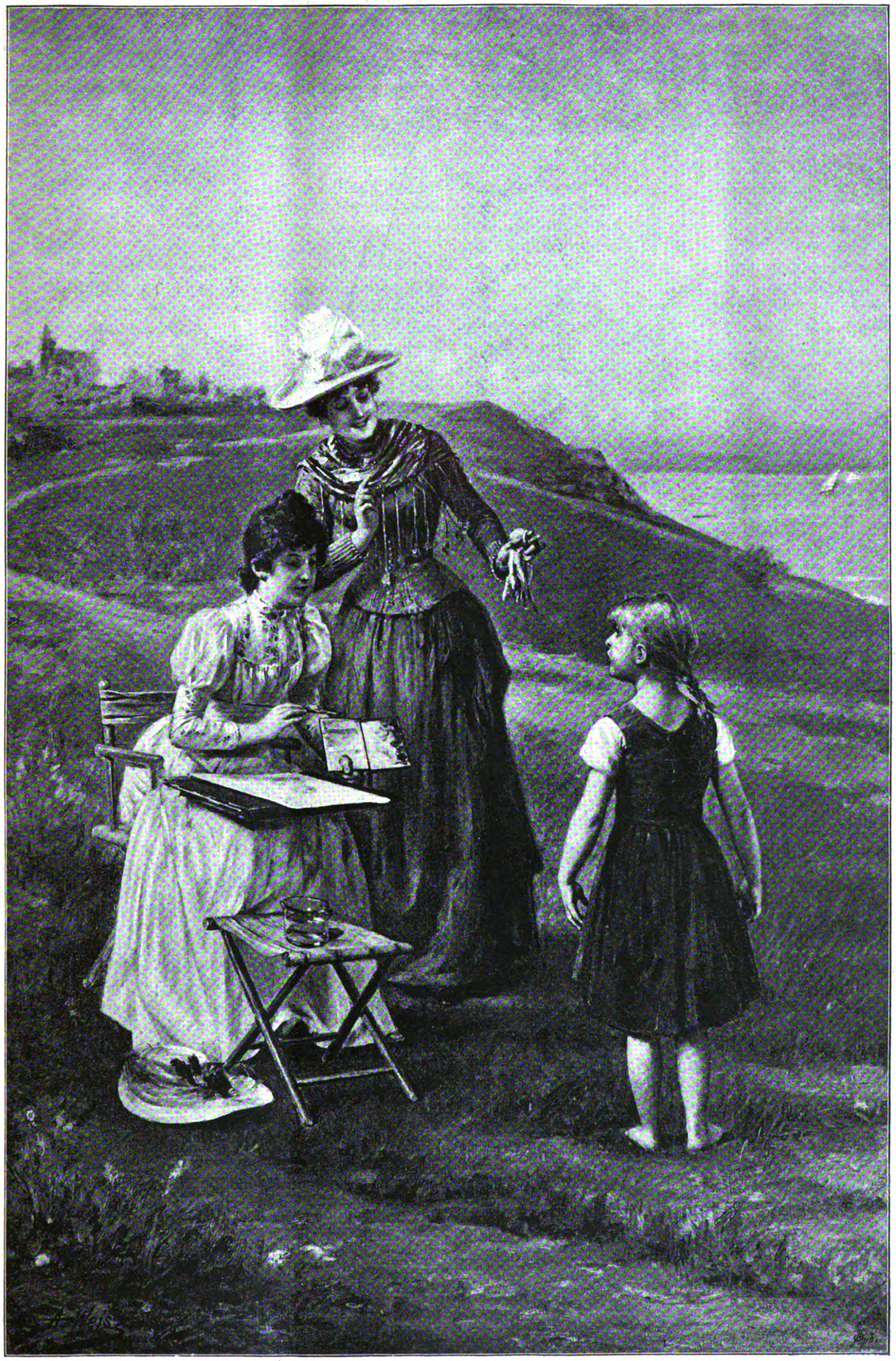
## Der Beruf des höheren Lehramtes.

Von Dr. E. von Sallwürk. (Abdruck verboten.)

### II.

Woher kommt es nun, daß die höheren Schulen die ihnen ſo oft angebotene Hilfe der Pädagogik verſchmähen trotz der vielen Verlegenheiten, in denen ſie ſich heute befinden? Es iſt wahr, daß die Univerſitäten es nicht für ihre Pflicht anſehen, für die pädagogiſche Ausbildung der künftigen Lehrer höherer Schulen zu ſorgen: in ganz Preußen z. B. beſteht kein einziger ſelbſtändiger Lehrſtuhl für Pädagogik. Aber wir beſitzen doch eine deutſche Pädagogik, wir haben geiſtvoll erdachte und durch lange Erfahrung bewährte Syſteme der Pädagogik, die man im Auslande eifrig ſtudiert. Die größten Geiſter unſerer Nation haben mit erziehlichen Fragen ſich eingehend beſchäftigt. Unſere Volksſchulen erteilen ſeit langer Zeit einen Unterricht, der in allen Teilen durch eine ſichere didaktiſche Methode geleitet wird und für die Erſprießlichkeit ſeines Verfahrens anführen kann, daß manche Dinge, die früher eine ungeheure Plage und teilweiſe ſogar unerreichbar zu ſein ſchienen, jetzt ohne irgend erhebliche Beläſtigung ſelbſt ſchwächeren Schülern beigebracht werden können. Warum will der höhere Unterricht ſolcher Hilfen ſich nicht bedienen?

Der Grund dieſer Erſcheinung gehört zu denjenigen,



Das neue Modell. Nach dem Gemälde von A. Weisz.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

die leicht zu finden und theoretiſch leicht zu widerlegen ſind, deren Wirkung aber auch die klarſte Widerlegung nicht ſofort aufzuheben vermag. Es iſt ein Grund von der Art derjenigen, welche von je die hartnäckigſten Irrtümer erzeugt haben; wir können ihn ein hiſtoriſches Vorurteil nennen oder eine traditionelle Phraſe.

Unſere Gymnaſien, die das Muſter unſerer höheren Schulen überhaupt geworden ſind, gehen in ihrer gegenwärtigen Geſtalt auf jene Richtung des geſamten geiſtigen Lebens in Deutſchland zurück, welche man den Neuhumanismus heißt. Der bedeutendſte Vertreter derſelben iſt Friedrich Auguſt Wolf. In einer Zeit, welche an ſich ſelbſt verzweifeln wollte, welche im Mittelalter nur Finſternis und Verwirrung und in den letzten Entwickelungen der europäiſchen Menſchheit nur einen großen „Sündenfall“ ſah, ſtellte der Neuhumanismus das Bild einer in jeder Beziehung aufs glücklichſte entwickelten Menſchheit vor die Augen der Nation, die in der Betrachtung desſelben ihr eignes Leben verjüngen, ihre Kraft erneuen und eine dem Menſchheitsideale entſprechendere Zukunft begründen ſollte. Dieſes Ideal „eines zu echter Menſchlichkeit vollendeten Charakters“ fand man in den Griechen und den ihnen zunächſt ſtehenden Römern. Was konnte man beſſeres thun, als die Jugend jene ſchöne Menſchheitsjugend der Griechen noch einmal durchleben zu laſſen, die zugleich neben der aufopferungsfähigſten Vaterlandsliebe die erhabenſten Werke der Kunſt geſchaffen und „unter ihren Überreſten neben dem lebendigen Abdrucke jener ſeltenen Eigenſchaften die erſten bewunderungswürdigſten Muſter von idealer Spekulation aufgeſtellt hatten?“*) Dieſem Zwecke mußte aller höhere Unterricht ſich unterwerfen, fanden ſich doch in der Beſchäftigung mit dem klaſſiſchen Altertum eben wegen des unerſchöpflichen Reichtums ſeines geiſtigen Lebens die glücklichſten Anregungen für jede der Übung bedürftige menſchliche Kraft. Der Glaube, daß den klaſſiſchen Sprachſtudien an ſich eine Kraft geiſtiger Bildung inne wohne, die zu jeder Aufgabe des höheren geiſtigen Lebens in beſonderer Weiſe befähige, rührt aus der nämlichen Zeit her und hat ſich trotz aller Einwürfe, ſelbſt von ſeiten der Fachgelehrten, bis heute erhalten. Es iſt die Bequemlichkeit der ausgeprägten Phraſe und die magiſche Gewalt einer durch die Jahrzehnte fortwirkenden Anſchauung, die ihm dieſe Lebenskraft verleiht. Neben dieſer in freudigem Idealismus ergriffenen Lehre entwickelte ſich nun die nicht minder durch den Drang der Zeiten geborne deutſche Pädagogik, die von allen jenen fernen Idealen nichts wußte, ſondern der gemeinen Not des Tages durch Hebung der geiſtigen Kraft in den niederſten Ständen des Volkes abhelfen wollte. Der Träger dieſer Bewegung iſt Peſtalozzi, trotz ſeiner theologiſchen Studien ein ungelehrter Mann, aber mit einem feinen Sinne für alle Offenbarungen der nach Entwickelung ringenden Menſchenſeele und mit einem unerſchöpflichen Schatze der Menſchenliebe für ſeinen Beruf ausgeſtattet. Von den glänzenden Idealgeſtalten der Neuhumaniſten wußte Peſtalozzi nichts; ihm galt es nur, dem Armen, der unter dem Drucke des äußeren Lebens niederſank, die Hand zu reichen, daß er ſich fortan ſelbſt aufrecht zu erhalten wiſſe. Er ſuchte die einfachſten Mittel auf, durch welche geiſtiges Leben angeregt und geiſtige Kraft zum Kampfe mit der Not des Daſeins aufgeboten werden kann: er wurde ein Methodiker und praktiſcher Erzieher. Das hätte er unbehelligt bleiben können, wenn ſeine Lehre nicht immer weitere Kreiſe gezogen und ſchließlich auch in die gelehrten Studien ſich eingeſchlichen hätte, die dadurch den Glauben an die bildende Wirkung ihrer Ideale einzubüßen fürchten mußten. So entſtand ein erbitterter Kampf zwiſchen beiden Richtungen, der heute vergeſſen, aber eigentlich nie geſchlichtet worden iſt. Die Humaniſten ſahen in den nach Peſtalozzis Anſchauungen eingerichteten Schulen Stätten geiſtloſer Abrichtung für den Erwerb und beſchuldigten die Peſtalozzianer, daß ſie „die Umwandlung aller Freiſtätten der allgemeinen Bildung in bloße Berufsſchulen“ betreiben, daß ſie die geiſtige Kraft der Zöglinge erſchlaffen, weil ſie ſich ſcheuen müßten, ihnen auch einmal eine Anſtrengung zuzumuten, und daß ſie an Stelle hoher ſittlicher Ideale einen ſelbſtſüchtigen Krämergeiſt ſetzen. Die neue pädagogiſche Lehre zog ſich von der Schwelle der höheren Schule zurück und hat ſeitdem nur in der Volksſchule ſich weiter entwickelt. Die höheren Schulen ſind bei ihrem ererbten und ſeitdem unzählige Male neu formulierten Glauben geblieben, daß das Studium der klaſſiſchen Sprachen alles Weſentliche für die geiſtige Bildung leiſte — auch ohne alle methodiſche Kunſt.

Nun hat aber die Lehre Peſtalozzis in der theoretiſchen Pädagogik ſicheren Boden gewonnen, und es hat ſich, von ihm angeregt, ſogar ein höchſt geiſtvolles pädagogiſches Syſtem gebildet, welches zwiſchen der neuhumaniſtiſchen Idealpädagogik und der methodiſchen Schule Peſtalozzis vermittelt. Aber auch ſie übt erſt ſeit kurzem eine gewiſſe, freilich noch ziemlich beſchränkte Wirkung auf unſere höheren Schulen aus. Daß dieſe in ihrer Ablehnung beharren, iſt erklärlich, aber nicht entſchuldbar.

Die Pädagogen arbeiten unter dem Drucke einer widrigen Zeit für eine beſſere Zukunft; ihre „geſcheuchten Hoffnungen flüchten ſich,“ wie der geiſtvollſte unſerer deutſchen Pädagogen ſagt, „in den Schoß der Jugend.“ Es iſt ihnen nicht zu verdenken, daß ſie an ihre Räte Verheißungen knüpfen, welche ſich meiſt nur zum Teil erfüllen. Aber wir werden ja auch in unſerer Hoffnung auf die ſittliche Beſſerung der Menſchheit im ganzen täglich enttäuſcht und verzichten dennoch nicht auf den Glauben an ſie. So dürften auch unſere Schulen, wenn ſich auch nicht alles bewahrheitet, was die hilfsbereite Pädagogik in Ausſicht geſtellt hat, an der Wirkſamkeit eines pädagogiſch geleiteten Unterrichts nicht gleich verzweifeln, wenn ſie nur eines glauben, an dem freilich der ganze Beruf des Schulmanns hängt, nämlich, daß es möglich ſei, das geiſtige Leben des Zöglings durch pädagogiſche Kunſt ſo zu geſtalten, daß der Unterricht nur die natürliche Entwickelung desſelben fördert und die ſittliche Entſchließung zu einem natürlichen Vorgang in demſelben macht. Es handelt ſich alſo einfach um die Frage, ob das Vorſtellungsleben des Zöglings durch die Einwirkung eines anderen Menſchen in dieſer oder jener Weiſe beſtimmt werden könne. Wir beabſichtigen nicht, an dieſem Orte zu wiederholen, was ſeit Jahrhunderten die Philoſophen und die Erfahrung zu dieſer Frage geſagt haben: wir berufen uns auf das thatſächliche Verhalten der Schule ſelbſt. Sollte es denn möglich ſein, mit ſechzehnjährigen Schülern die wackere Rede des jungen Cicero zu leſen, in welcher er ſich bemüht zu beweiſen, daß die unbezweifelte feine und edle Bildung ſeines Schützlings ihn unfähig gemacht habe, das Verbrechen zu begehen, deſſen man ihn beſchuldigt, — ſich ſelbſt aber dabei zu ſagen, daß dieſe feine und edle Bildung nur ein angenehmer Luxus ſei, zur Sittlichkeit jedoch nicht das mindeſte beitrage? Sollte es einem Lehrer möglich werden, ſeine Schüler in die Geſellſchaft des Sokrates einzuführen, der den atheniſchen Jünglingen und Männern, Handwerkern und Staatsmännern darlegt, daß es genüge, die Menſchen vom wahren Werte der Dinge und von der Schönheit der Tugend zu unterrichten, um ſie zu guten und ſittlichen Menſchen zu machen, — den Schülern aber, wenn ſie dem ehrwürdigen Griechen, der ohne einen Laut der Klage für ſeine Überzeugung in den Tod ging, ſchon bereit ſind zuzuſtimmen, kalten Sinnes zu ſagen, daß das nur die gutmütige Thorheit eines alten Mannes geweſen ſei? Sollte es ein Lehrer über ſich bringen, Jahr für Jahr die edelſten Beiſpiele großmütiger Hingabe an das Vaterland und die ſittlichen Güter der Menſchheit vor den Geiſt ſeiner Schüler zu ſtellen, — und ſich ſelbſt dabei zu ſagen, daß es Narrheit ſei, den Eindruck, den dieſe Dinge auf das jugendliche Gemüt unleugbar machen, für etwas anderes zu halten als für eine raſch wieder vergehende Erregung? Wäre das möglich, ſo wäre die Welt ein Gaukelſpiel und, was wir mit unſerer Jugend treiben, nicht minder. Aber es iſt nicht ſo, und unſere höheren Schulen würden nicht anſtehen, dem, der ihnen ſolches entgegenhielte, die Kraft der Eindrücke zu beſtätigen, die ſie von ihrem Unterrichte erwarten. Ja, ſie gehen noch weiter. Sie verlangen, daß der neunjährige Knabe, wenn er ſich ihren Händen vertraut, die natürliche Regſamkeit ſeiner Glieder zügle und ſeine Gedanken in Zucht nehme, daß ſie alles andere unverbrüchlich von ſich fern halten und nur dem ſich zuwenden, was ihnen der Unterricht bietet. Gibt es alſo ein Vermögen, die Vorſtellungen zu bannen und zu leiten, ein Vermögen, das wir ſchon unerwachſenen Knaben zumuten; gibt es eine Kunſt, den auf den Lebensgenuß gerichteten Sinn heranwachſender Jünglinge von dieſen Lebensgütern abzuwenden und ſie zu Entſchlüſſen der Selbſtaufopferung zu begeiſtern, ſo hat die Schule die Pflicht, jenes Vermögen aufs genaueſte zu erforſchen und dieſe Kunſt aufs eifrigſte zu pflegen und danach ihre ganze Thätigkeit einzurichten. Dabei wird es ja vielleicht fraglich werden, ob wir in den höheren Schulen das Intereſſe neunjähriger Knaben noch durch lateiniſche Grammatik auf eine bedenkliche Probe ſtellen dürfen; aber ſelbſt wenn dies nicht zu umgehen wäre, ſo würde es nicht mehr in jener ſtarren und öden Art geſchehen, welche ſelbſt fähigen Köpfen unter den Schülern ein Rätſel ſcheint oder ein Mißbrauch der natürlichen Gewalt, die den Alten zuſteht über die Jungen. Derartige Bedenken würden ſich unſern Schulen in großer Menge aufdrängen, ſobald einmal ihre Lehrer für ihren Beruf pädagogiſch vorgebildet wären; aber die Schule macht ſich der Gedankenloſigkeit oder eines kaum begreiflichen Widerſpruchs ſchuldig, wenn ſie fortfährt, die bildende Kraft ihres Unterrichts anzupreiſen, ſich aber nicht darum kümmert, wie dieſe Kraft in Wirkſamkeit geſetzt werden müſſe. Unſere Lehrer haben, um zum Eingang unſerer Betrachtung zurückzukehren, Nahrungs- und Heilmittel für den jugendlichen Geiſt in großer Menge kennen gelernt; aber ſie wiſſen nicht, wie und in welchen Fällen und in welchen Maßen ſie anzuwenden ſind. Werden ſie das erſt einmal lernen, ſo werden ſie ſogar finden, daß in ihrem Vorrat noch manches Wichtige fehlt und daß, was ſie beſitzen, nicht die erwartete Wirkung übt.

---

*) Worte Fr. A. Wolfs.

Die pädagogiſchen Erfahrungen ſind immer trüglich; denn auf die Bildung des Menſchen wirken tauſenderlei Dinge ein, die der Erzieher nicht überſieht und nicht leicht recht ſchätzen kann. Aber eine Erfahrung hinſichtlich des höheren Unterrichts iſt heute allgemein. Die Erinnerung an die Schuljahre iſt auch bei denjenigen, welche ſich auf den Schulbänken gut entwickelt haben, mit einem gewiſſen Druck belaſtet: die meiſten finden, daß ihnen viele Arbeit ohne Nutzen aufgeladen worden iſt und daß ſie trotz ihres regen geiſtigen Intereſſes es nie oder ſelten zu rechter Freudigkeit der Arbeit haben bringen können. Derartige Klagen hätten jenen alten Schulmännern, die den „Beſtgeſchlagenen für den Beſterzogenen“ *) hielten, nur ein Lächeln entlockt. Wir ſind heute über ſo trübe Anſchauungen weit hinaus und müßten in ſolchen Klagen wirkliche Vorwürfe ſehen. Wie hier abzuhelfen iſt, wird die höhere Schule dann und erſt dann finden, wenn ihre Lehrer keine Fachgelehrten mehr ſind, ſondern für ihren pädagogiſchen Beruf pädagogiſch vorgebildet.

Man wird nun beſtimmte Ratſchläge erwarten, wie dem Übelſtande, den wir beklagen, abzuhelfen ſei. Der Verfaſſer dieſer Zeilen hat der pädagogiſchen Welt einen ausführlichen Plan für eine pädagogiſche Berufsbildung der Lehrer höherer Schulen vorgelegt, in welchem beſonders die praktiſche Seite, die wir im Obigen nur geſtreift haben, betont iſt. Wir dürfen es nicht wagen, die Leſer dieſer Zeitſchrift mit dieſen in die kleinſten fachlichen Intereſſen eindringenden Fragen zu behelligen. Aber das Wie iſt in unſerer Angelegenheit überhaupt die geringſte Sorge. Wenn nur einmal die Überzeugung herrſcht — nicht bloß bei den Schulmännern, ſondern bei allen, welche Pflichten und ein Intereſſe für den höheren Unterricht haben —, daß die Berufsbildung der Lehrer höherer Schulen an ihrem wichtigſten Teile verſäumt wird, dann werden ſich die Mittel und Wege zu einer Beſſerung leicht finden laſſen. **) Unſere höheren Schulen ſind bei allem Eifer ihrer Lehrer und bei aller Sorge des Staates für dieſelben heute in die Lage eines redlichen Kaufmannes gekommen, der ſeine Rechnung nicht mehr begleichen kann. Wie er ſich ſpäter wieder emporarbeiten könne, iſt jetzt nicht die wichtigſte Frage. Zunächſt und vor allem muß er wiſſen, woher das Übergewicht ſeiner Paſſiva komme und wie hoch es ſich belaufe. Das für die höheren Schulen Deutſchlands feſtzuſtellen, iſt der Zweck dieſer Zeilen, die nicht geſchrieben ſind, um anzuſchuldigen, ſondern um zu helfen.

---

*) So pflegte ein engliſcher Schulmann des XVII. Jahrhunderts zu ſagen.

**) Das noch beſtehende Probejahr iſt ſeit einem halben Jahrhundert als wertlos erkannt. Von den pädagogiſchen Seminarien, die da und dort beſtehen, können einige auf wertvolle Erfahrungen hinweiſen; andere tragen ihren Namen mit Unrecht: ſie können für das Ganze wenig leiſten, da nirgends eine Vorſchrift beſteht, daß künftige Lehrer höherer Schulen dort ihre Ausbildung vollenden müſſen. Die Forderungen, welche Brzoska („die Notwendigkeit pädagogiſcher Seminare,“ neu herausgegeben von Rein. Leipzig, Barth, 1887) vor über fünfzig Jahren erhoben hat, ſind heute noch unerfüllt; freilich hat der Eifer für eine gute und ſchwer vernachläſſigte Sache den heißblütigen jungen Pädagogen weit über die Grenzen des Möglichen und Notwendigen hinausgeführt.

## Familientiſch und Spielecke.

### Zu unſern Bildern.

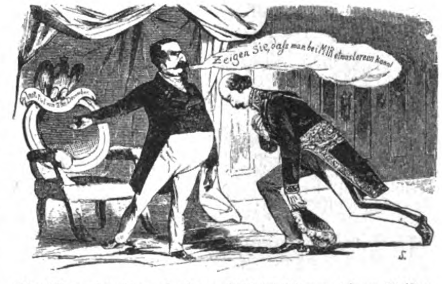
Gabriel Max iſt der unübertroffene Maler ſeeliſcher Empfindungen. „Vertrauen“ hat er ſeinen Frauenkopf genannt, und feſtes Gottvertrauen leuchtet aus den zum Himmel gerichteten Augen und verklärt die ſchönen Züge zu faſt überirdiſcher Wirkung. — „Das neue Modell“ beweiſt, wie ſchwer aller Anfang iſt; auch das Modellſtehen will gelernt ſein, ſelbſt wenn das Modell nichts anderes darſtellen ſoll als es in Wirklichkeit iſt, ein friſches, derbes, natürliches kleines Bauermädchen. Aber auch Ungeſchick iſt manchmal von Nutzen. Das kleine Modell hat zwar nicht den Malerinnen, aber doch dem Maler A. Weisz ein reizendes Motiv gegeben.

### Das Bismarck-Album des „Kladderadatſch.“

„Erſt verſpottet, dann befehdet,
Vielgeſchmäht in allen Landen,
Hat er dennoch hohen Mutes,
Aufrecht ſtets und feſt geſtanden.
Dann gehaßt und dann gefürchtet,
Dann verehrt, geliebt, bewundert:
Alſo ſteht er, eine Säule,
Überragend das Jahrhundert.“

So lautet der Gedenkvers, der einer der originellſten Publikationen neuerer Zeit, dem „Bismarck-Album des Kladderadatſch“ (Verlag von A. Hofmann & Co., Berlin) vorangeſtellt iſt. Zum 75jährigen Geburtstage des Fürſten Bismarck war das Erſcheinen des Albums geplant geweſen, der Rücktritt des Fürſten iſt damit zuſammengefallen, — auf dem Schlußbilde gibt Fürſt Bismarck, die Reiſetaſche in der Hand, den Reichshund zur Seite, dem ſich die Augen trocknenden Kladderadatſch die bekannten drei Haare zurück, mit denen ihn Wilhelm Scholz, der geniale Zeichner des politiſchen Witzblattes, ſeit faſt 30 Jahren dargeſtellt hat.

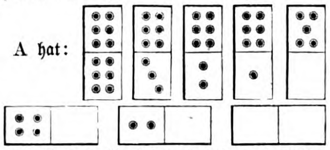
Aus dem „Bismarck-Album des Kladderadatſch.“
Lehrer und Schüler. (1862.)


Zeigen Sie, daſs man bei MIR etwas lernen kann!

Ein Jünger der Staatskunſt verabſchiedet ſich von ſeinem Meiſter, um ſelbſtändig das Geſchäft zu betreiben.

### Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit zuſammen 24 Points bleiben verdeckt im Talon. Die Summe der Augen auf den Steinen des B iſt um 25 größer als auf denen des C.



A ſetzt Doppelſechs aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der vierten Runde mit dem Stein (1—6) ſperrt. Bei der zweiten Runde müſſen B und C paſſen. B behält ſechs Steine mit zuſammen 48 und C gleichfalls ſechs Steine mit zuſammen 27 Augen. C beſitzt nur einen Doppelſtein.

Die Augenſumme auf den acht Steinen der Partie beträgt 58.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine ſetzte C?

### 1. Buchſtabenrätſel.

Acht Zeichen hat mein ganzes Wort
Und üblich iſt's an jedem Ort,
Wo Herzensbündniſſe man ſchließt;
Auch da ſelbſt, wo dem Bund der Seelen
Die rechte Weihe pflegt zu fehlen,
Die nur aus reiner Quelle fließt.

Jedoch wer ſich von ihm verſpricht
Nur Gutes, kennt die Menſchen nicht,
Die Klagen nicht, die allgemein.
Wo man erhofft Glück ſondergleichen,
Wird, wie wenn fehlt das ſieb'te Zeichen,
Ach nur zu oft die Zukunft ſein!
Fr. St.

### 2. Rätſel.

Ein weiblich Weſen, dient zur Zierde.
Du hältſt es hoch, bei ſtolzem Mut;
Mit Purpur ſchmückt es die Begierde,
Die allzuviel beim Weinkrug thut.
Willſt du's in alle Dinge ſtecken,
So lacht man heimlich über dich,
Wird dich mit ſeiner Länge necken,
Drum widerrat ich's, fragſt du mich.
Von oben wird es auch geſpendet,
Des Staates Dienern ohne Zahl,
Doch prunkt man — wär' ſie auch vollendet
Niemals damit, in ſolchem Fall. P. v. W.

### 3. Vierſilbige Scharade.

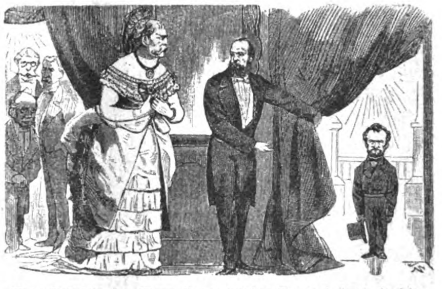
Meiſt ſind die Erſten ſorglich zwar verborgen,
Doch zieht Verkehr ſie oft ans Tageslicht;
Ihr Zuſtand macht den Menſchen viele Sorgen:
Vor allem liebt er ſie zu mager nicht.
Den beiden Letzten werden ſelbſt auf Thronen
Geheime Mängel willig oft enthüllt;
Mag auch der Spott ſie ſelten nur verſchonen —
Muß Eitelkeit ſie reichlich doch belohnen,
Wenn's die Erfüllung ihrer Launen gilt.
Das Ganze kennt nicht viel Bedenklichkeiten,
Will es der Erſten Schätze ſich erbeuten.
St.

### 4. Rätſel-Diſtichon.

Eine der Städte bin ich, an Englands Küſte gelegen.
Wenn mir der Fuß wird geraubt, bin ich der Wiſſenſchaft Zier.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Aus dem „Bismarck-Album des Kladderadatſch."
Beſtgehaßt und beſtgeſchützt. (1874.)
Matinée bei Herrn von Bennigſen am 16. Januar.



„Mein Fräulein, der Mann iſt da, welcher Sie nach Hauſe begleiten ſoll. Sie können bei jetzigen Zeiten unmöglich unbeſchützt über die Straße gehen."

Das erſte der 300 Bilder reicht noch weiter zurück, bis ins Jahr 1849; wenn irgend jemand dem erſten Reichskanzler noch zu beſonderem und perſönlichem Danke verpflichtet iſt, ſo iſt es der „Kladderadatſch," dem er länger als 40 Jahre einen Helden geliefert hat. Wie der „Kladderadatſch" ſich ſeinem Helden gegenüber verhalten hat, das geht aus den obigen Gedenkverſen und aus dem Album ſelbſt hervor, trotzdem in dem letzteren wohl, und mit gutem Recht, mancherlei aus früheren Jahren fortgelaſſen iſt, das heute zu reproduzieren dem Fürſten gegenüber ſelbſt in dieſer Form eines humoriſtiſchen hiſtoriſchen Rückblickes nicht ſchicklich erſchienen wäre; das Album iſt zugleich eine Geſchichte der Entwickelung der „öffentlichen Meinung" Deutſchlands über den Helden des XIX. Jahrhunderts. Was heute noch ſchmäht, hat nichts mit der öffentlichen Meinung, ſondern lediglich mit perſönlicher Niedertracht oder Dummheit etwas gemein. Die beiden Bilder, die wir unſern Leſern aus dem „Bismarck-Album des Kladderadatſch" wiederzugeben in der Lage ſind, ſtammen aus den Jahren 1862 und 1874. Das erſtere ſtellt die Abſchiedsaudienz des Herrn von Bismarck-Schönhauſen bei Kaiſer Napoleon dar, bevor der erſtere das Miniſterportefeuille des Auswärtigen in Preußen übernahm. Man ſah damals wohl ziemlich allgemein in Preußen in Herrn von Bismarck einen Schüler Napoleons, während die nächſten Jahre ſchon bewieſen, daß er, auch als Geſandter in Paris, ſchon ſein Meiſter geweſen war. Napoleon deutet auf den Staatsſtreich vom 2. Dezember, und empfiehlt Herrn von Bismarck eine Nachahmung desſelben als beſtes Mittel für die Entwirrung der verwickelten preußiſchen Verhältniſſe, zu der er berufen war. Herr von Bismarck hat den Rat nicht ganz befolgt, wie man weiß. Das zweite Bild illuſtriert in humoriſtiſcher Weiſe den Verlauf einer Sitzung des preußiſchen Landtages, die der Kladderadatſchzeichner als Matinee bei Herrn von Benningſen, dem damaligen Präſidenten desſelben, aufgefaßt hat. Der Vorgang war folgender geweſen. Herr von Mallinckrodt hatte auf Grund einer italieniſchen Brochüre „un poco piu di luce" in Abweſenheit des Fürſten Bismarck behauptet, es ſei erwieſen, daß der Fürſt im Jahre 1866 erklärt habe, ihm würde es gar nicht ſchwer werden, einen Teil des linken Rheinufers an Frankreich abzutreten. Als Fürſt Bismarck kurz darauf in der Sitzung erſchien, nahm er das Wort, um dieſe Behauptung als eine lügenhafte und gehäſſige Erfindung zurückzuweiſen: „Ich habe niemals jemandem die Abtretung auch nur eines Dorfes oder eines Kleefeldes zugeſichert, oder auch nur in Ausſicht geſtellt. Alles, was darüber cirkuliert und behauptet wird, erkläre ich in ſeinem ganzen Umfange für eine dreiſte, tendenziöſe Lüge, die zur Anſchwärzung meiner Perſon erfunden worden iſt." Durch die Herren von Mallinckrodt und Windthorſt veranlaßt, erwiderte Fürſt Bismarck noch einmal u. a.: „Gehen Sie von der Garonne (um mit der Gascogne anzufangen) bis zur Weichſel, vom Belt bis zum Tiber … ſo werden Sie finden, daß ich in dieſem Augenblicke wohl die am ſtärkſten und — ich behaupte ſtolz — die am beſten gehaßte Perſönlichkeit bin." — Der Abgeordnete Lasker, damals noch von der Gunſt des Fürſten Bismarck getragen, hatte darauf geglaubt, dem Fürſten Bismarck in dem Redeturnier zu Hilfe eilen zu müſſen. So ſtellt ihn Scholz dar, als den ſicheren Begleiter, deſſen Schutz ſich die beleidigte und nicht gerade ſchutzbedürftig ausſehende Schöne anvertrauen ſoll, die entrüſtet den Geſellſchaftsſaal verläßt, während die drei Centrumsführer von Mallinckrodt, Windthorſt und von Schorlemer-Alſt mit etwas verdutzten Geſichtern an der Thür ſtehen. Dem Album beigegeben ſind in Fakſimile vier Briefe des Fürſten Bismarck an den ehemaligen Redakteur des „Kladderadatſch" Ernſt Dohm, von denen einer aus dem Jahre 1849 für die Perſönlichkeit Bismarcks ganz beſonders charakteriſtiſch iſt, während alle vier beweiſen, daß der Fürſt den Humor des „Kladderadatſch" mit eignem Humor belachte, auch wenn er ſelbſt der Gegenſtand desſelben war.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 35.

#### Bilderrätſel.

Drummondſches Licht.

#### 1. Citatenrätſel.

Ein jeder Wechſel ſchreckt den Glücklichen,
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verluſt.

#### 2. Verwandlungsaufgabe.

Otto von Bismarck.

Oberlin
Tegernſee
Tiberius
Oleander
Veſpaſian
Odenſe
Nemeſis
Belgrad
Italiener
Struenſee
Moſelthal
Adelheid
Roſamunde
Cholera
Koriander.

**Inhalt:** Blumen ohne Duft. Schluß. Erzählung von L. Weſtkirch. — Seebäder.] Von Dr. M. Dyrenfurth. Mit Vignette. — Wie ſchwer iſt die Erde. Von Dr. Klein. — Das alte Berlin. Von Otto Preuß. Mit vier Illuſtrationen. — Das Turnen auf deutſchen Hochſchulen. Von Ad. Greef. — Glück auf! Gedicht von George Tubbe. Mit Vignette. — Der Beruf des höheren Lehramtes. II. Von Dr. E. von Sallwürk. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern. — Das Bismarck-Album des „Kladderadatſch." Mit zwei Illuſtrationen.

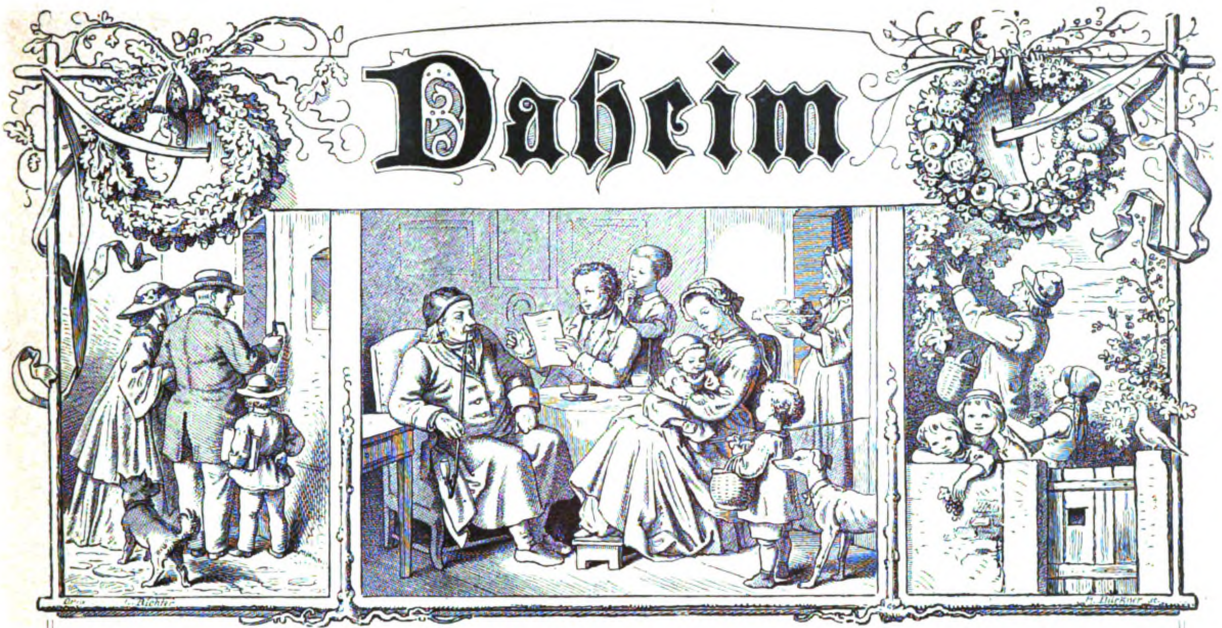
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Juni 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. No. 37.

## Jan Kräfts erſte und letzte Liebe.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

Sie hießen Jan und Peter, die beiden unzertrennlichen Freunde und mit ihren Zunamen Kräft und Möller. Daran konnte man ſchon erkennen, daß ſie aus Pommern oder Weſtpreußen ſtammten, denn dort an der Küſte heißt jeder dritte Mann ſo, gerade wie in Mecklenburg Bradhering oder Fretwurſt und weiter weſtlich Krützfeld.

Von Jugend auf hatten ſie zur See gefahren, waren faſt immer zuſammen geweſen, dienten in den letzten zwanzig Jahren in der Marine, wo ſie es durch ihre Tüchtigkeit bald zu Bootsmannsmaaten brachten, und waren ſchließlich als invalide penſioniert worden.

Sie gehörten nicht zu den vielen Seeleuten, welche das in ihrem ſchweren Berufe mit ſoviel Not und Entbehrungen Erworbene an Land in wenigen luſtigen Tagen verjubeln, um dann arm wie eine Kirchenmaus an Bord zurückzukehren und abermals jahrelang hart zu arbeiten und zu entbehren, ſondern hatten immer hübſch vernünftig gelebt und ein ganz nettes Sümmchen auf die Seite gelegt.

Das kam ihnen nun in ihrem Ruheſtande zu gute; es hatte hingereicht zum Erwerbe eines kleinen Eigentums, Haus mit Garten, und dann war noch ſoviel übrig geblieben, um mit deſſen Zinſen beſondere Wünſche und Bedürfniſſe zu beſtreiten, zu welchen letzteren natürlich in erſter Reihe ein ſteifes Glas Grog von echtem Jamaika und nicht zu ſtark von Waſſer zählte. Ihr Häuschen hatten ſie möglichſt ſchiffsmäßig eingerichtet, hielten ſich auch in einem beſonderen Stalle einige Ratten, da bekanntlich ein Schiff ſo lange glücklich fährt, als dieſe klugen Tiere auf ihm ausharren, und ließen ſich von einem „Kajüttsjungen“ bedienen. Weibliche Weſen durften ihre Heimſtätte nie betreten, nicht einmal die alte ſchrumplige Milchfrau — gegen das ſchönere Geſchlecht hegten beide eine gründliche Abneigung.

Beide waren ungefähr gleichaltrig, nahe den Fünfzigern. Auf ihren wetterharten Geſichtern hatten Sturm und See unverlöſchbare Spuren gezeichnet, aber ſie waren trotzdem kerngeſund, für ihre Jahre ſehr rüſtig und ihr Haar noch ungebleicht.

Körperlich wie geiſtig bildeten ſie ziemliche Gegenſätze. Jan war unterſetzt, beweglich und blond, Peter ſchlank, gemeſſen in ſeinen Bewegungen und dunkel; erſterer lebhaft und ſteter Wortführer, letzterer ruhig und zurückhaltend. Jener hatte eine ſtarke Phantaſie, die ſich häufig in ſeinen Erzählungen kundgab, während der nüchterne Peter die Sachen auf ihr richtiges Maß zurückführte und ſeinen Freund einfach unterbrach, wenn deſſen Garn zu zähe Stellen aufwies. Jan nahm ihm das jedoch nicht übel, ſondern fiel alsbald auf den richtigen Kurs zurück, freilich um bei nächſter Gelegenheit wieder die Zunge durchgehen zu laſſen und ſeinen Zuhörern ſchwer Verdauliches zuzumuten.

Auf dieſe Weiſe ergänzten ſich beide, und ihr Zuſammenleben war ein ungetrübtes und harmoniſches.

In dem Gärtchen ſtand ein Apfelbaum mit breiter, ſchattiger Krone. Unter ihm war ein ſelbſtgefertigter, ſauber geſtrichener Tiſch nebſt dito Bank in den Boden gerammt, und hier ſaßen ſie bei gutem Wetter vorzugsweiſe gern nachmittags, um ihren Grog zu trinken, ein Pfeifchen zu rauchen, alte Erinnerungen aufzufriſchen oder mit guten Freunden ein Garn zu ſpinnen.

Zu dieſen letzteren durfte in erſter Reihe ich mich ſelbſt rechnen. Wir kannten uns lange Jahre. Als ich zuerſt als Kadett an Bord gekommen war, hatte der erſte Offizier ſie mir als Seeväter zugeteilt, die mir über die anfänglichen rauhen Unebenheiten meines neuen Berufes forthelfen ſollten. Nun, dieſe Pflichten erfüllten ſie treulich. Sie lehrten mich, in meine

Hängematte zu klettern, ohne ſogleich wieder auf der anderen Seite hinauszufallen, ſowie dieſelbe vorſchriftsmäßig zu ſchnüren. Sie weihten mich in die Geheimniſſe des Spleißens ein und machten mir den Unterſchied zwiſchen dem an Bord allein zuläſſigen „Reffknoten“ und dem „Altweiberknoten“ klar, wie ihn die Frauen am Lande ſchürzen, der aber ſtets wieder aufgeht, wenn man daran zieht. Auch weckten ſie mich immer rechtzeitig, wenn ich nachts die Wache auf dem Verdeck hatte, und der wachthabende Offizier ſeine Schritte dorthin zur Kontrolle der Poſten richtete. Wie viele Stunden Arreſt oder Ausguck nach Land in der Bramſaling, 120 Fuß hoch wurden mir dadurch erſpart, wenn auch auf 500 Meilen keine Küſte in der Nähe war! Als Fünfzehnjähriger ſchlief ich nämlich ſehr gern und konnte mich damals noch gar nicht recht daran gewöhnen, daß es an Bord nicht geſtattet war, dieſe ebenſo geſunde wie angenehme Beſchäftigung voll auszunutzen.

Ich beſaß alſo Grund genug, dankbar für ſo viel erzeigtes Wohlwollen zu ſein.

Außerdem hatten wir drei auch, als ich der Kadettenjacke entwachſen und Offizier geworden war, lange Jahre auf denſelben Schiffen gefahren; ſie waren mit mir auf derſelben Wache geweſen, wir hatten Freud und Leid miteinander geteilt, und das knüpft bekanntlich Menſchen eng aneinander.

Infolge eines Beinbruches war Jan dann invalide geworden. Peter wollte den alten Freund nicht verlaſſen, und ſo hatte man ſie gut penſioniert als Deckoffiziere, wozu ich als damaliger Adjutant des Stationskommandos nach Kräften beitragen konnte. Das führte uns einander noch näher, und wenn ich ſie während meines Landaufenthaltes aufſuchte, ſo wurde ich nicht nur als alter erprobter Freund behandelt, ſondern auch in manchen intimen Fällen um Rat gefragt, auf den ſie viel gaben.

Als ich eines Tages wieder das Heim meiner alten Kameraden betrat, fand ich Jan allein auf der Bank im Garten ſitzen. War mir das ſchon auffällig, da man ſonſt faſt immer beide zuſammen ſah, ſo verrieten auch die dichten Dampfwolken, die ſeinem Kalkſtummel entquollen, daß heute irgend etwas unklar war. Beim Näherkommen bemerkte ich, daß auch auf ſeiner Stirn eine düſtere Wolke lagerte, und wenn er trotzdem ſich bemühte, mich in alter Freundlichkeit zu begrüßen, konnte er es nicht verbergen, daß ihm etwas quer vor den Bug gekommen war.

„Hallo, Jan,“ redete ich ihn an, „was iſt los, alter Freund? Ihr Geſicht ſieht ja aus wie eine Hagelbö im November?“

„Ach, Herr Leutnant,“ erwiderte er verdrießlich, „ich habe auch Grund genug dazu, wenn man auf ſeine alten Tage ſolchen Ärger hinunterſchlucken muß.“

„Alte Tage?“ ſcherzte ich, um ihn etwas aus ſeiner trübſeligen Stimmung zu reißen, „davon kann doch keine Rede ſein. Wie alt ſind Sie denn eigentlich.“

„Nun, ſo ganz genau weiß ich es zwar nicht,“ erwiderte er, „aber das halbe Hundert muß wohl bald voll ſein. Zu meiner Zeit da waren, ſoviel ich mich erinnere, noch keine Taufſcheine Mode, und dann vergißt ſich ſo etwas leicht. Aber warten Sie, ſo ungefähr werde ich es doch ausmachen können. Mit vierzehn Jahren bin ich zur See gegangen, dann habe ich dreißig Jahre gefahren, bin ſeit zwei Jahren penſioniert, und wenn ich das alles zuſammenkoppele, dann muß ich ſo ziemlich fünfzig ſein.“

„Nicht ganz,“ berichtigte ich ſeine Rechnung. „Sie wiſſen, Jan, von Bord her, daß der Koppelkurs nicht immer mit der Obſervation ſtimmt und nach dieſer zähle ich erſt ſechsundvierzig heraus. Von Alter kann alſo nicht die Rede ſein. Fünfzig Jahre ſtille ſtahn, ſechzig Jahr gehts Alter an — heißt es im alten Liede, und bis dahin hat es noch lange Zeit. Rechnen Sie ſich deshalb immer noch zu den Jungen, um ſo mehr, als ihr Haar ja noch ganz blond iſt.“

„Meinen Sie?“ ſagte der alte Knabe ſichtlich etwas geſchmeichelt, indem er unwillkürlich mit der Hand glättend über ſeinen Scheitel fuhr. Meine Bemerkung hatte ihn offenbar aufgemuntert.

Freilich dauerte das nicht lange, denn meine nächſte Frage, wo Peter ſei, brachte ſofort die zornige Stimmung zurück.

„Das iſt ja gerade die Sache, die mich ſo angeboßt hat, Herr Leutnant,“ fuhr er ingrimmig auf.

„Was?“ rief ich auf das höchſte erſtaunt, „habt ihr euch gezankt? Das wäre ja etwas ganz Neues.“

„Aber Herr Leutnant,“ erwiderte er vorwurfsvoll und halb beleidigt, „wie können Sie ſo etwas denken! Dafür ſollten Sie uns doch lange genug kennen, daß das unter Freunden wie wir nicht möglich iſt. Nein, der verdammte Junge iſt daran ſchuld.“

„Welcher Junge?“

„Unſer Kajüttsjunge, mit dem läßt ſich nichts mehr anfangen. Das iſt nun ſchon der fünfte in zwei Jahren — eine wahre Schande. Zuerſt ging es ganz glatt mit ihm. Er ſcheuerte, ſchrubbte und hielt alles im Hauſe ſo nett und ſauber, daß ſelbſt ein Admiral bei der Sonntagsmuſterung nichts auszuſetzen gefunden hätte, und dabei war er flink wie der Wind. Aber ſeit einigen Wochen hat ſich das alles leider geändert. Er ſcheuert und ſchwabbert die Decksplanken und Bordwände nur ganz ſchuſſelig, vergißt alles, und wenn wir ihn ausſchicken, bleibt er ſtundenlang fort, weil er bald hier eine Tante oder dort einen Onkel auf der Straße getroffen haben will. Iſt er aber zu Hauſe, dann ſitzt er in ſeiner Kombüſe und ſchreibt ellenlange Briefe.“

„Denken Sie nur einmal, Herr Leutnant,“ fuhr er in feierlichem und der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſenem Tone fort, „heute war unſer Rum ausgegangen, und er ſollte welchen holen — wer aber nicht wiederkehrt, iſt natürlich er. Wenn man nun aber nicht ſchlabbrigen Kaffee trinkt, ſondern wie wir nachmittags vier Uhr an ſein gutes Glas Grog gewöhnt iſt, dann muß das wurmen, wenn man um ſechs Uhr noch mit trockenem Munde daſitzt und auch nicht einmal ſeinen Gäſten ein Tröpfchen anbieten kann. Nun iſt der Peter gegangen, um Stoff zu holen und womöglich den Jungen einzufangen.“

„Aber weshalb jagen Sie ihn nicht fort?“

„Ach, das iſt auch ſolche Sache,“ entgegnete er, indem er ſich unmutig mit der Hand durch die Haare fuhr. „Mit fünf haben wir es nun ſchon probiert und woher den ſechſten nehmen, ſie taugen ja alle nichts. Ja, wenn wir ihn an Bord hätten, dann ſollte ihn ein zweizölliges Tauende bald kurieren. Aber hier an Land, du lieber Himmel, da muß man für einen Jagdhieb mindeſtens dreißig Mark und die Gerichtskoſten bezahlen, und deswegen hat man ſich ſein bißchen Geld doch nicht geſpart, um es dafür hinzugeben. Ach, Herr Leutnant,“ fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „ich habe es ja immer geſagt, ein richtiges Leben gibt es nur an Bord. Ja, wenn mein unglückliches Bein nicht wäre, dann hätten mich keine vier Pferde an Land bekommen.“

„Nun, ich denke, Jan,“ wandte ich lächelnd ein, „an Land läßt es ſich auch leben…“

„Ja,“ unterbrach er mich lebhaft, „wenn es keine Frauenzimmer gäbe; aber die richten alles Unheil in der Welt an und ſie tragen auch hier wieder die Schuld. Wiſſen Sie, unſer Junge, das iſt ein hübſcher, ausgewachſener Burſche von achtzehn Jahren und dem verdrehen ſie den Kopf. Alle die Onkel und Tanten, von denen er redet, das ſind ja nur verliebte Frauenzimmer, mit denen er ſchön thut und an die er ſo viel Briefe ſchreibt, daß er mindeſtens ſeine halbe Monatsgage für Poſtmarken ausgibt. Nun,“ ſetzte er mit einer gewiſſen Befriedigung hinzu, „er wird ſich auch ſchon einmal die Finger verbrennen und einſehen, daß es nichts Vernünftigeres auf der Welt gibt, als ſich die Sorte hundert Meilen vom Leibe zu halten.“

Ich kannte Jan und Peter ſchon lange als ausgeſprochene Weiberfeinde, hatte dergleichen Ergüſſe ſchon öfter gehört, war aber bis jetzt noch nicht dahintergekommen, was die eigentliche Urſache dieſes Haſſes ſei, der ſonſt bei Seeleuten keine gewöhnliche Erſcheinung iſt. Ich wollte gerade eine dahin zielende Frage an meinen Freund richten, als ich durch den Eintritt des Briefträgers in den Garten unterbrochen wurde.

„Der hat gewiß etwas für Sie, Herr Leutnant,“ ſagte Jan.

„Schwerlich,“ erwiderte ich, „meine Briefe gehen ſämtlich nach meiner Wohnung, und außerdem weiß dort niemand, daß ich hierher gegangen bin; es wird für Sie oder Peter ſein.“

„Wir bekommen nie Briefe,“ äußerte Jan ſehr entſchieden, „aber vielleicht,“ fügte er giftig hinzu, „iſt es für unſern Jungen von einer ſeiner Tanten.“

Der Zweifel wurde bald gehoben, „Herrn Admiralsmaat Jan Kräft“ verlas der Poſtbote die Adreſſe.

„Jan Kräft, das bin ich,“ ſagte Jan ganz verblüfft, ſeine eben ſo ſicher ausgeſprochene Behauptung ſchon ſo bald widerlegt zu ſehen.

Der Briefträger legte das Schreiben auf den Tiſch und entfernte ſich grüßend.

Jan ſchaute eine Weile das Schriftſtück verlegen an. Dann nahm er es auf, drehte es nach allen Richtungen und ſuchte ſchließlich die Adreſſe zu entziffern, wobei ich jedoch bemerkte, daß er dieſelbe verkehrt in der Hand hielt. Ich mußte innerlich lachen; war mir doch ſeine ſchwache Seite längſt bekannt, indeſſen kam ich ihm zu Hilfe. „Geben Sie einmal her, Jan, vielleicht iſt der Brief falſch adreſſiert!“

Er überreichte ihn mir ſchweigend.

Nein, da ſtand in zwar etwas ungelenken, aber entſchieden von Frauenhand herrührenden Schriftzeichen „Herrn Admiralsmaat Jan Kräft, Kiel, Holtenauer Straße Nr. 117.“

Die Adreſſe war richtig bis auf den Admiralsmaat — das mußte ein ſchlechter Witz ſein. An Bord hat man Bootmanns-, Feuerwerks-, Zimmermanns- und dergleichen Maate, d. h. Unteroffiziere, und die Matroſen übertragen dieſes Wort, das Gehilfe bedeutet, auch eigenmächtig auf den Aſſiſtenzarzt, den ſie Doktorsmaat, ſowie auf den Aktuar des Auditeurs, den ſie Blutrichtersmaat nennen, aber von einem Leutnants-, Kapitäns-, geſchweige denn Admiralsmaat hatte ich noch nie etwas gehört.

„Es iſt richtig, der Brief iſt an Sie,“ ſagte ich und reichte ihm denſelben zurück, wobei ich mich jedoch ſchändlicherweiſe an ſeiner wachſenden Verlegenheit weidete.

Es entſtand eine Pauſe. In Jan kämpften Neugierde und eine gewiſſe Scham, ſich offen vor mir eine Blöße zu geben. Schließlich ſiegte die erſtere.

„Ach, wollen der Herr Leutnant nicht ſo gut ſein und einmal nachſehen, was darin ſteht,“ äußerte er in gedrücktem Tone. „Die Buchſtaben ſind ſo fein, und mit meinen Augen will es nicht mehr ſo recht.“

Nun, ich wußte Beſcheid; ſeine Augen waren noch genau ſo ſcharf wie vor Jahren, wo er ſtets gerufen wurde, wenn es galt, zuerſt einen Feuerturm oder Land auszumachen, aber ich that ihm den Gefallen, die Entſchuldigung ernſt zu nehmen.

„Sehr gern,“ erwiderte ich, da mich ſelbſt etwas Neugierde plagte, hinter den Schreiber oder die Schreiberin zu kommen.

„Lieber Onkel Kräft,“ begann ich mit der Überſchrift.

Jan fuhr in die Höhe. „Was?“ rief er, mich unterbrechend aus, „das iſt ein Halunke, der das ſagt. Ich bin von niemand Onkel und ſtehe ganz allein in der Welt. Da an der Küſte bei mir zu Hauſe gibt es eine ganze Menge Kräfts, aber ſie gehen mich alle nichts an. Wer hat das geſchrieben?“

Die Unterſchrift lautet: „Deine Dich liebende Nichte Minna Möller.“

„Kenne ich nicht, habe den Namen nie gehört,“ brauſte er auf. „Sehen Sie wohl, Herr Leutnant, habe ich es nicht immer geſagt? Es iſt wieder ein Frauenzimmer, das dahinter ſteckt, alles Unglück in der Welt kommt nur von denen.“

„Nun, nun, Jan,“ ſuchte ich ihn zu beſchwichtigen, „ein Brief braucht doch nicht allemal gleich ein Unglück zu bedeuten. Wir wollen doch erſt einmal ſehen, was Ihre Nichte ſchreibt.“

„Lieber Onkel Kräft,“ las ich alſo weiter, „Mutter hat mich geſagt, ich ſollte mal an Dir ſchreiben, ob Du ſie nicht dreißig Mark ſchicken könnteſt, die ſie notwendig braucht...“

Weiter kam ich nicht, denn Jan ſchnellte trotz ſeines lahmen Beines wie ein Gummipfropfen in die Höhe; zuerſt ein Frauenzimmer und dann dreißig Mark, die ſie haben wollte — das war zuviel, das hatte wunde Punkte getroffen.

„Was?“ rief er in zorniger Erregung, „dreißig Mark? Solche Unverſchämtheit! Solange ich lebe, bin ich noch niemand einen Pfennig ſchuldig geblieben.“

„Warten Sie doch, Jan,“ beruhigte ich, „wir müſſen doch erſt wiſſen, wie die Sache zuſammenhängt.“ Dabei ſuchte ich ihn wieder auf die Bank niederzudrücken, was er ſich jedoch nur widerwillig gefallen ließ.

„Ob Du ſie nicht dreißig Mark ſchicken könnteſt,“ fuhr ich fort, „die ſie notwendig gebraucht, da es mit die Wäſche nicht mehr ſo recht gehen will, indem daß ſie von die viele Näſſe Reißmatismus in die Hände gekriegt hat und deshalb auch nicht ſelbſt ſchreiben kann“ — (Sympathie, ſchaltete ich in Gedanken ein, Jan hat ſchwache Augen und ihr ſitzt es in den Händen) — „Wir haben nämlich von Wilhelm, was der Sohn von unſere Nachbarsleute Schramm iſt und auf die Marine dient, gehört, daß Du ein ſehr ſchönes Haus in Kiel haſt, alſo meint Mutter, müßte es Dich doch recht gut gehen und Du könnteſt ihr aus der Not helfen.“

„Sehen Sie, Jan,“ warf ich ein, „Sie ſind der Frau ja nichts ſchuldig und ſie bittet nur um eine Hilfe. Wahrſcheinlich werden Sie ſie früher einmal gekannt haben, und ſie wird wiſſen, daß Sie gutmütig ſind und gern geben.“

Die kleine Schmeichelei verfehlte ihre Wirkung nicht. Sein Zorn begann zu verrauchen und die Dampfwolken aus der Kalkpfeife kamen nicht mehr ſo ſtoßweiſe zur Erſcheinung.

„Aber ich kenne ja das Frauenzimmer gar nicht,“ knurrte er zwiſchen den Zähnen hervor, wenn es auch milder klang als vorher.

„Ich wußte erſt nicht,“ las ich weiter, „wie ich den Brief adreſſieren ſollte, aber Mutter ſagte, vor zwanzig Jahren wärſt Du in Danzig auf die „Gefion“ Bootmannsmaat und einer von die fixeſten und ſchneidigſten Kerle in der ganzen Marine geweſen. In der langen Zeit müßteſt Du doch hoch aufgerückt ſein und es mindeſtens zum Admiralsmaat gebracht haben, da Du ja ſchon damals die Gig vom Kommodore Schröder geſteuert hätteſt.“

Ich machte eine kleine Pauſe und ſchaute über das Blatt zu Jan hinüber. Aus der Pfeife ſtiegen nur noch kleine blaue Wirbel in gleichmäßigen Zwiſchenräumen auf; die Gewitterbö auf der Stirn war im Abziehen begriffen, in ſeinen wettergefurchten Zügen begann es aufzuklaren, und die Augen blickten träumeriſch in die Ferne. „Der fixe, ſchneidige Kerl“ hatte ihm wohl gethan, und ſeine Gedanken ſchweiften wohl um zwanzig Jahre zurück, als er das ehrende Beiwort in vollem Maße verdiente.

„Auch ſagte ſie,“ fuhr ich fort, „ich ſollte nur lieber Onkel zu Dich ſagen, denn wenn Du auch nicht mein Vater wärſt, ſo hätteſt Du ſie doch damals, als Du mit die Gefion auf die lange Reiſe gingſt, heiraten wollen.“

Wieder hielt ich einen Augenblick inne und blickte auf Jan, in deſſen Geſichtszügen bei den letzten Worten ſich ein jäher Wechſel vollzogen hatte. Die grimmige Erregung war gänzlich verſchwunden, er hatte den geliebten Kalkſtummel aus dem Munde genommen und ſaß ſo geknickt, wie ein armer Sünder, dem das Urteil geſprochen iſt. Unruhig rückte er auf der Bank hin und her, und ich ſah ihm an, daß er viel darum gegeben, wenn er mich nicht um das Vorleſen des Briefes gebeten hätte.

Da ich jedoch ſelbſt geſpannt war, etwas Näheres über dieſe Lebensepiſode meines früheren Seevaters zu erfahren, las ich ſchnell weiter: „Meine Mutter hieß nämlich als junges Mädchen Mathilde Kräft und ſie hat Dich damals die Hemden und die Exerzierkragen immer vor umſonſt gewaſchen.“

Bei Nennung des Namens war es wie ein Ruck durch Jans Glieder gefahren, ſein Gefühlsthermometer tief unter Null geſunken, und augenſcheinlich bildete Mathilde Kräft den dunklen Punkt in ſeinem Leben.

„Sie ſagt, ſie wäre Dich auch ſo lange treu geblieben,“ lautete die Epiſtel weiter, „bis Du ihr geſchrieben, Du wäreſt in Weſtindien am gelben Fieber geſtorben, und nun hat uns der Wilhelm doch erzählt, Du wäreſt ganz geſund.“

„Was?“ rief ich erſtaunt, „Sie haben ihr geſchrieben, Sie wären geſtorben?“

Er ſaß wie gebrochen, alle Farbe war aus ſeinem Geſichte gewichen und er verhielt ſich eine ganze Weile ſchweigend; endlich ſtieß er matt hervor: „Dieſer verdammte Kerl!“

„Aber Menſch, Mathilde Kräft war doch kein Kerl!“ warf ich bei dieſem verwunderlichen Stoßſeufzer ein.

„Kerl?“ ſagte er und ſah mich groß an, während in ſeinem Geſicht plötzlich, wie bei einem Chamäleon die Farbe, der Ausdruck wechſelte, die ſchlaffen Züge ſich neu zu beleben begannen, die matte Stimme wieder kräftig wurde und in der Erinnerung an jene Zeit ſeine Augen förmlich leuchteten. „Nein, Herr Leutnant, es war ein Mädchen, und was für eins! Ich ſage Ihnen, mit der konnte ſich in ganz Danzig keine andere meſſen, das reine Milch und Blut mit einem wundervollen Bug und einem Plankenbelauf, wie ihn die Geſion ſelbſt nicht feiner hatte, die doch damals deswegen in allen Marinen berühmt war. Und wie ging ſie immer aufgetakelt, das hätte unſer Oberbootsmann Hildebrand nicht beſſer fertig gekriegt, und der hat doch, wie Sie wiſſen, ein ganzes Buch über die Takelage geſchrieben. Dabei ſaß ihr alles immer ſo glatt und ſchnugg auf dem Rumpfe wie angegoſſen und ſtets ſah ſie ſo appetitlich und ſauber aus, als wäre ſie eben friſch geſtrichen.

„Und dann, was hielt die auf ſich! Für die Kapitäne und Offiziere ja, da wuſch ſie — aber glauben Sie, daß ſie das auch für Kadetten und Unteroffiziere gethan hätte — bah, die wären ſchön bei ihr angekommen. Nur mit mir machte ſie eine Ausnahme, weil“ — er zögerte einen Augenblick und ſeine erregte Stimme ſchlug wieder einen elegiſchen Ton an, während er ſchamhaft die Augen zu Boden ſenkte — „weil ich ſie gern leiden mochte und ſie das wußte. Ja, ich will es Ihnen nur geradezu ſagen, Herr Leutnant,“ kam es dann heraus, „ich hatte auch die Abſicht, mich nach Rückkehr von meiner Reiſe mit ihr ſpleißen zu laſſen und ſie richtete daraufhin auch ſchon die Wirtſchaft ein, da ich mir ein ganz hübſches Sümmchen erſpart hatte, das ich ja nicht beſſer anlegen konnte.

„Sie wäre auch gewiß für mich eine prächtige Frau geworden,“ fuhr er fort, indem er ſich allmählich wieder in Zorn redete, „und ich brauchte dann nicht hier zu ſitzen und mich halbtot zu ärgern über den nichtsnutzigen Bengel, der mit dem Rum nicht wiederkommt und bloß immer mit Frauenzimmern kareſſiert oder Liebesbriefe ſchreibt. Das ganze Elend danke ich aber nur dem infamen Berliner,“ ſchloß er zähneknirſchend, „der ſich außerdem für den Brief noch eine ganze Mark bezahlen ließ.“

Er ſtützte verzweiflungsvoll den Kopf in die Hand, die Pfeife war ausgegangen und er bot in dieſem Augenblicke das Bild wirklichen Kummers, ſo daß ich aufrichtiges Mitleid mit ihm hatte. Ich glaubte den Zuſammenhang zu ahnen. Jemand hatte ihm einen ſchlechten Streich geſpielt und ihn dadurch um ſein Lebensglück, wenigſtens wie er ſich dasſelbe vorſtellte, gebracht. Er hatte die Mathilde heiraten wollen und fand bei ſeiner Rückkehr, daß ihm ein anderer zuvorgekommen war — daher ſeine ſchlechte Meinung von den Frauenzimmern.

„Aber, was war das mit dem Berliner, Jan?“ fragte ich nach einer Pauſe, um ihm Gelegenheit zu einer Herzenserleichterung zu geben.

Er hielt eine Weile mit der Antwort zurück, die ihm ſchwer zu werden ſchien. „Nun, Sie ſollen es wiſſen, Herr Leutnant,“ raffte er ſich dann zu einem Entſchluſſe auf, „da Ihnen doch ſchon aus dieſem unglücklichen Briefe die Hälfte bekannt iſt, obwohl ich ſonſt noch mit niemand von der Geſchichte geſprochen habe. Sie haben es von jeher gut mit mir gemeint und werden einen alten Kerl nicht noch dadurch bloßſtellen, daß Sie es anderen erzählen, die mich dann auslachen würden.“ (Fortſetzung folgt.)

---

## Von deutſchen Roſen.

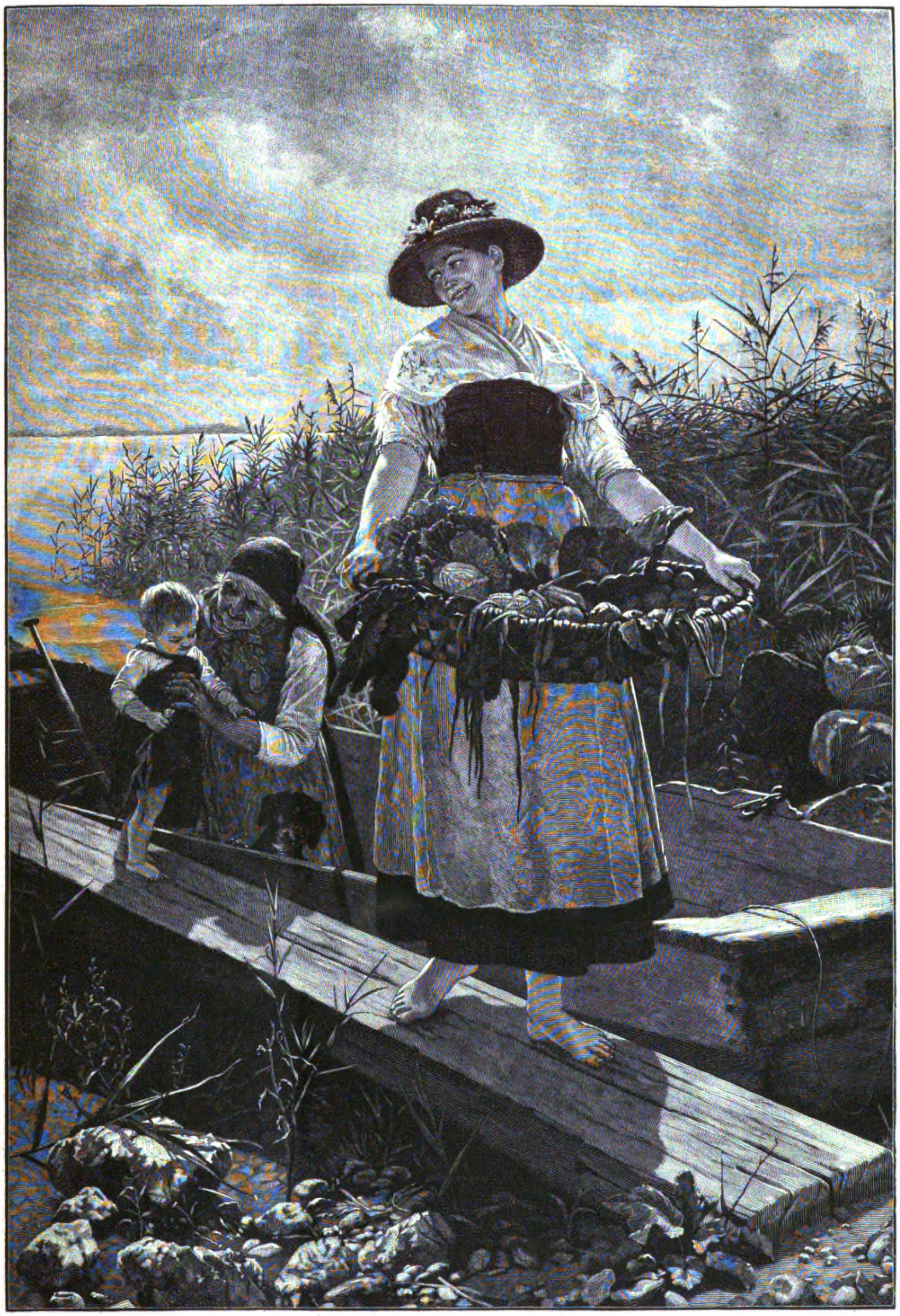
Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Zu den köſtlichſten Spezereien des Morgenlandes gehören das Öl der Roſe und das Holz des Aloebaumes, der fern in Cochinchina wächſt. Wer Konſtantinopel beſucht, verſäumt nicht, vor der Heimreiſe einige jener bekannten länglichen Glasfläſchchen zu kaufen, deren kaum halmdicker Innenraum etliche Tropfen Roſenöl faßt, die man wegen der Goldverzierung des Glaſes jedoch kaum wahrnimmt. Wohl aber duftet das Fläſchchen wie ein ganzer Roſenſtrauß, denn wie es heißt, iſt das Öl ſo kräftig, daß ſein Geruch ſich durch eingeriebene Stöpſel nicht zurückhalten läßt. Das Roſenöl iſt ein Glaubens- und Vertrauensartikel: was der türkiſche Händler dem Franken — dem abendländiſchen Fremdling — für echt einfüllt, muß dieſer teuer bezahlen.

In der belebteſten, zum großen Bazar Stambuls hinaufführenden Straße hält ein wohlbeleibter Türke neben allerliebſten Erzeugniſſen des Kunſthandwerkes orientaliſche Riechware feil. Man tritt zu ihm hinein in die mattenbelegte Bude, nimmt Platz auf kleinen lehnenloſen Holzſeſſeln und gibt ſein Verlangen nach Roſenöl in der Sprache der Franken kund, die mehr gang und gäbe als Italieniſch, von den türkiſchen Kaufleuten, wenn auch nicht akademiſch, ſo doch auskömmlich geſprochen wird. Deutſch und Engliſch bürgern ſich neuzeitlich mehr und mehr ein, da Deutſche ſowie Engländer und Amerikaner größere Luſt am Reiſen haben als die Franzoſen und nicht einſehen, weshalb ſie im Auslande Geſchäftsleuten gegenüber ſich der Sprache eines dritten Volkes bedienen ſollen.

Der dicke Türke holt eine Anzahl runder Blechdoſen herbei, in denen er, ſorgſam verpackt, ſeine Flaſchen mit Roſenöl aufbewahrt. Behutſam zieht er den Glasſtöpſel ab und läßt uns daran riechen, die Güte der Ware zu prüfen. Die erſte Sorte, von der ein kleines Fläſchchen vier Frank koſtet, riecht nicht angenehm, ſie hat einen Nebengeruch, den eine kundige Naſe einem Zuſatz von Roſengeraniumöl zuſchreibt. Dieſes Öl, aus den Blättern und Blüten verſchiedener Pelargonienarten deſtilliert, riecht allerdings roſenartig, bei dem Verdunſten auf der oberen Handfläche tritt jedoch ein ſtrenger Nebengeruch auf, es iſt derſelbe, den man erhält, wenn man das Blatt irgend einer Pelargonienart kräftig mit den Fingern reibt. Die Verfälſchung mit Geraniumöl, welches aus Algier oder Südfrankreich nach dem Orient gebracht wird, um das teure Roſenöl zu verbilligern, iſt die plumpeſte, ſie fällt ſofort jedem auf, der ſich einmal den Geruch des unverfälſchten Roſenöles merkte. Schwerer zu entdecken iſt die Vermiſchung mit Citronengrasöl und ähnlichen Ölen, die über Smyrna und Bombay in den Handel gelangen. Man kann ſicher ſein, im Kleinverkauf meiſtens ein verſchnittenes Roſenöl zu bekommen.

Als ein Zeichen der Reinheit gilt die Eigenſchaft des türkiſchen Roſenöles, etwa bei 20 Grad zu erſtarren, während die zur Verfälſchung dienenden flüchtigen Öle alsdann noch flüſſig ſind. Aber auch hier hilft ein Kunſtgriff, denn ein Stückchen Walrat befördert das Erſtarrungsvermögen wieder. Einer genauen Unterſuchung hält dieſe Fälſchung natürlich nicht ſtand, daher kommt es, daß unſere deutſchen Häuſer, welche die Ware genau nachprüfen, ein reineres Roſenöl liefern als durchſchnittlich die Händler in den Städten des Orientes ihren Kunden verabreichen. Legt man jedoch einen hohen Preis an, dann holt auch der Türke die Flaſche mit



Wieder daheim. Nach dem Gemälde von A. Dieffenbacher.

dem beſten Öle und nennt es, mit leuchtenden Augen dareinſchauend und mit beſonderer Betonung: Attar. Verglichen mit den minderwertigen Sorten iſt der Duft der unübertrefflichen rein und lieblich wie der Geruch der friſchen Roſe, ohne Schärfe und graſigen Nebengeruch.

Hat man ſich entſchieden, dann kauert der Türke ſich auf den mattenbedeckten Fußboden und füllt die goldgemuſterten Fläſchchen, welche in deutſchen Glashütten angefertigt wurden. Über den Stöpſel bindet er mit farbiger Seide ein Blättchen Goldſchlägerhaut — Schweinsblaſe meidet er, da ſie von einem unreinen Tiere ſtammt — und feuchtet das Häutchen mit ein wenig Roſenöl an. Dies thut er, damit das Fläſchchen üppigen Duft verbreite und der Käufer meine, der Inhalt werde nun „lebenslänglich“ alſo duften. Öffnet man ſpäter von Zeit zu Zeit das Glasſtöpſelchen, dann allerdings dringt der Roſenhauch wieder hervor; zuletzt aber, nach Jahren, ſchwindet auch der letzte Reſt, denn das Roſenöl iſt von Natur flüchtig, wenn auch eines der dauerhafteſten der flüchtigen Öle.

So ein Roſenölhandel nimmt, wie jegliches Handelsgeſchäft im Orient, Zeit in Anſpruch. Das Auswählen der Ware und das Feilſchen um den Preis ſind nicht kurzerhand abgemacht und iſt man damit zu Ende, legt der Händler andere Sachen vor, die Kaufluſt zu reizen. Indiſches Sandelholzöl bot unſer Mann an, Roſenkränze aus Sandelholz gearbeitet, die angenehm duften, zuſammengeſetzte Eſſenzen, welche die Frauen des Harems lieben und das ſeltene Aloeholz, das buchſtäblich mit Gold aufgewogen wird. Das harzreiche, teure Aloeholz, im Gegenſatz zu dem billigeren harzarmen, verbreitet, auf glimmende Kohlen gelegt, einen wunderlieblichen, ſüßen, eigenartigen Geruch. Man nimmt an, es ſei dies das Holz, welches einen Beſtandteil des Tempelrauchwerkes bildete, deſſen Vorſchrift im alten Teſtamente aufbewahrt iſt. In Konſtantinopel bereitet man aus Aloeholz, Sandelholz, Zibeth, Ambra und Roſenöl die ſogenannten Serailpaſtillen, die als koſtbarſtes Räuchermittel gelten. Sie entwickeln im Kohlenbecken einen leichten Rauch von durchdringendem, nervenaufregendem Geruch, der abendländiſchem Empfinden nur zuſagt, wenn er kaum zu ſpüren iſt, dann allerdings merkwürdig ausländiſch und ſinnberauſchend zugleich wirkt. Napoleon I lernte das Aloeholz in Ägypten kennen und ließ ſpäter als Kaiſer ſeine Paläſte damit durchduften. Der eigenartige Geruch erinnerte ihn an die Zeit, in der ſein Glücksſtern aufging.

Früher wurde das Aloeholz medizinisch angewandt, es iſt aber mit den geſtoßenen Perlen, Smaragden und anderen koſtſpieligen Dingen aus dem Arzneiſchatz hinausgeworfen und findet ſich bei uns nur noch in Sammlungen. Im Handel iſt es ſchwierig zu erlangen. Wer aber nach Konſtantinopel kommt, kaufe ſich ein Stücklein und achte darauf, daß es hart und ſchwer ſei, denn dies iſt die harzreiche und beſte Sorte. Das leichtere und zerbrechliche riecht brenzlich.

Wohlgerüche und Räucherwerk waren in älteſten Zeiten bei gottesdienſtlichen Handlungen unerläßlich. In den ägyptiſchen Tempelruinen haben ſich noch die Abbildungen opfernder Könige erhalten, die der prieſterliche Künſtler darſtellte, wie ſie Weihrauchkörner in die Flammen ſtreuen, dem Gotte Salbſchalen mit wohlriechenden Stoffen darbringen, vor ihm geweihtes, wahrſcheinlich duftendes Waſſer ausgießen. Ein enges Kämmerlein im Tempel zu Denderah diente zum Aufbewahren der Opferſpezereien, wie aus der Wandmalerei erſichtlich iſt, welche die Gefäße zur Anſchauung bringt, darin man die Würzen verſchloſſen hielt. Aus fernen Landen wurden Balſame, Harze, Dufthölzer und Salböle teils für die Götterverehrung, teils für den weltlichen Gebrauch der Vornehmen herbeigeſchafft. An Feſttagen ſalbte man ſich und wenn der Pharao einem ſeiner Großen eine beſondere Ehre anthun wollte, befahl er, ihn zu ſalben, ihm Schmuck und Feſtkleider anzulegen. Unter den Prieſtern gab es einen Bewahrer der Salben; im ägyptiſchen Muſeum zu Bulak befindet ſich ein Relief, das den Hüter der Spezereien des königlichen Schatzes mit ſeiner Familie vor Oſiris, Iſis und Horus anbetend darſtellt. Der Oberſalber fehlte einem vornehmen Haushalte nicht. Bei frohen Gelagen reichten dienende Knaben und Mädchen den Gäſten Salben, Kränze, Wohlgerüche und Wein in ſchönen Schalen, und die Sänger ſangen — nach Ermans Verdeutſchung:

„Feiere den frohen Tag,
Stelle Salben und Wohlgerüche hin für deine Naſe,
Kränze von Lotosblumen für deine Glieder. —
Laß vor dir ſingen und ſpielen,
Wirf hinter dich alle Sorgen und denk' an die Freude,
Bis daß kommt jener Tag,
Wo man fährt zu dem Lande,
Das Schweigen liebt.“

Die Indier kannten die Zunft der Parfümeure bereits, als das Heldengedicht Ramajana niedergeſchrieben wurde, deſſen 19. Kapitel der 9. Abteilung einen Aufzug der Zünfte beſchreibt. Zwiſchen den Elfenbeinarbeitern und Goldſchmieden, dem Range nach die vierten, erſchienen die Zubereiter der Wohlgerüche. Jenes Gedicht lebte jahrhundertelang bereits in mündlicher Überlieferung, ehe es im IV. Jahrhundert vor Chriſto ſchriftliche Geſtalt erhielt.

Heute noch, wie damals, erhöht Wohlriechendes die Lebensfreude des Orientalen. Bei feſtlichen Gelegenheiten namentlich qualmt das kunſtvoll gearbeitete Räucherbecken: auf dem Boden der Kanne, aus der man den Hochzeitskaffee ſchenkt, befindet ſich ein Stück Ambra, den braunen Trank ſonderlich zu würzen. Nach dem Mahle gießt der Diener Roſenwaſſer auf die Hände. Roſeneingemachtes, Sorbet von Roſen, Roſengallerte werden mit Vorliebe genaſcht. Der Duft der Roſe wird vor allem geſchätzt. Am kräftigſten bietet ihn das Roſenöl.

Es iſt nun aber nicht gleichgültig, aus welcher Roſenart das Öl gewonnen wird. In Bulgarien, in der Umgegend von Kaſanlik, gibt es zwei Sorten Roſen, die weiße und die rote, von denen die letztere das beſte Öl liefert. Das Öl der weißen Roſe erſtarrt leichter als das der roten, riecht aber weniger fein als das aus Blütenblättern der roten, echten Kaſanlikroſe dargeſtellte.

Vor etwa fünfzig Jahren erzeugten Kaſanlik und Umgebung jährlich 2—300 Kilogramm Roſenöl, in den letzten Jahren dagegen 2500. Zu einem Kilogramm Roſenöl ſind mindeſtens 2000, im ungünſtigen Falle über 4000 Kilogramm Roſenblätter erforderlich, ſein Preis beläuft ſich auf etwa 700 Mark und darüber. Der Wohlſtand eines Ortes wird nach der Anzahl von Kilogrammen Roſenöl geſchätzt, die es erzeugt, wie man früher in Rußland die Zahl der „Seelen“ d. h. Leibeignen und in Auſtralien die der Schafe als Maßſtab eines Vermögens anlegte. Das herrliche Thalbecken von Kaſanlik liefert weitaus das meiſte und, wie es heißt, das beſte Roſenöl. Der Weſten Europas bezieht von dort dieſen königlichen Riechſtoff, den die Königin der Blumen nur ſparſam beut. Die moderne Chemie hat der Natur manches Geheimnis abgelauſcht und auch mit Erfolg eine Anzahl von Würzſtoffen künſtlich hergeſtellt, welche ſonſt nur den Lebensvorgängen des pflanzlichen Körpers ihre Entſtehung verdankten. Den würzenden Beſtandteil der Vanille, das Vanillin, lehrten Profeſſor Tiemann und Baumann aus dem Baſtſafte unſerer Nadelhölzer zu gewinnen. Die Farbwerke in Höchſt am Main haben ein anderes Verfahren gefunden und ſich patentieren laſſen. Der Prozeß iſt folgender: Metamidobenzaldehyd wird diazotiert, d. h. geeignet mit Scheidewaſſer behandelt, durch Zerſetzung mit Waſſer in Metaroxybenzaldehyd, weiter durch Nitrieren und Methylieren in Paramidometamethyloxybenzaldehyd und ſchließlich durch amidieren und etliche andere chemiſche Marterungen in Paraoxymetamethylbenzaldehyd verwandelt. Letzteres iſt das Vanillin. Das klingt ungefähr wie chaldäiſch, iſt aber nur chemiſche Sprechweiſe, die dem Eingeweihten klar auseinanderſetzt, wie aus gewiſſen Beſtandteilen des Steinkohlenteeres das Vanillin erzwungen wird. Die Pflege der Chemie und der ihr verwandten Wiſſenſchaftszweige auf unſern Hochſchulen erfordert Unterhaltungskoſten; die rein wiſſenſchaftlichen Arbeiten erſcheinen dem Nützlichkeitsmenſchen überflüſſig und leicht läßt ſich dem Steuerzahler vorreden, daß ſeine Groſchen für Dinge geopfert werden, die nichts einbringen. Ohne die ſtreng wiſſenſchaftlichen Arbeiten, welche auf geſchäftliche Erfolge keinerlei Rückſicht nehmen, würde man jedoch nicht wiſſen, was Paraoxymetamethylbenzaldehyd ſei, und auf welchem chemiſchen Wege man wohl dazu gelange, überhaupt nicht auf das künſtliche Vanillin verfallen ſein. Jetzt aber ſchätzen Sachkundige die Erſparnis, welche die allgemeine Verwendung des Kunſtvanillins ergeben würde, auf 1 800 000 Mark für das Jahr, die dem Nationalvermögen zu gute kommen. Ferner iſt zu beachten, daß das Vanillin unter keinen Umſtänden giftig wirkt, während die natürlichen Schoten der Vanillepflanze nach Juillets Unterſuchungen ſchädlich ſind, ſobald ſelbe auf den Stämmen giftiger Bäume wächſt.

Ebenfalls künſtlich wird der Riechſtoff des Waldmeiſters und der Toncabohne, das Cumarin, dargeſtellt, der Duft des Heliotrops aus Pfeffer, das Bittermandelöl aus Steinkohle. Naphtolmethyleſter riecht nach Orangeblüte, Naphtoläthyleſter nach Erdbeere, beide entſtammen dem Steinkohlenteer und finden in der Zuckerbäckerei Anwendung.

Die ſteigenden Moſchuspreiſe ſind Veranlaſſung geworden, auch dieſen in der Parfümerie unentbehrlichen Körper künſtlich nachzuahmen. Man erhält eine moſchusartig riechende Maſſe durch Behandlung von Bernſteinöl mit Salpeterſäure und nach dem Patent Baur aus Toluol, Butylchlorid, Aluminiumchlorid und Salpeterſäure in geeigneter Handhabung gelbliche Kriſtalle, die zum Erſatz des Moſchus, das Kilogramm zu 2400 Mark, in den Handel gebracht werden. Da der Geruch des künſtlichen Moſchus jedoch durch Säuren bedeutend leidet und bei aller Feinheit nicht ſo dauerhaft wie der des echten iſt, wird er die wertvolle Abſonderung des Moſchustieres vorläufig nicht verdrängen.

Nicht immer erſetzen die künſtlichen Erzeugniſſe vollſtändig, was die lebende Natur bildete und gar vieles, was ſie ſchafft, will in den Retorten der Chemiker ſich nicht formen. Zu dieſen Widerſtrebenden gehört das Roſenöl. Und dennoch iſt ein vielverſprechender Anfang gemacht, Deutſchland an den Summen teilnehmen zu laſſen, die alljährlich für Roſenöl verausgabt werden.

Im Jahre 1885 gelang es der Weltfirma Schimmel & Co. in Leipzig zum erſtenmal, ein marktwürdiges Roſenöl in den Handel zu bringen, das aus auf ſächſiſchem Boden gewachſenen Roſen in ihrer Fabrik deſtilliert worden war. Iſt auch das ſächſiſche Klima einem üppigen Wachstum der Roſen nicht ſo günſtig wie das des Balkans, ſo hat doch die in Sachſen gebaute Roſe ebenſo vollen und reichen Duft wie die Roſe des Balkans. Allerdings koſtet das ſächſiſche Roſenöl noch einmal ſo viel als das türkiſche, aber da ſelbes ausgiebiger und feiner iſt, zahlen die Abnehmer willig den hohen Preis. Drei Kilogramm Öl konnten gewonnen werden, der Mangel an Roſenblättern geſtattete keine größere Ausbeute. Schimmel & Co. geben ſich jedoch der zuverſichtlichen Hoffnung hin, durch Anbau der rechten Roſenſorten, unterſtützt von einſichtsvollen Gärtnern und Gutsbeſitzern, die Roſenöldeſtillation zu wirklicher Bedeutung zu bringen, da ſchon nach den jetzigen oberflächlichen Berechnungen die ackerweiſe Anpflanzung von Roſen eine lohnende ſein wird. Vielleicht auch könnte jeder Hausgarten zur Zeit der Roſenblüte einen Beitrag an die Fabrik liefern, falls dieſelbe nicht zu entfernt liegt, und manches Flecklein Erde gleichzeitig Zierde und Ertrag bringen: es kommt darauf an, den Leuten zu zeigen, wie ſie es machen müſſen, die echte Ölroſe anzubauen.

So eröffnet ſich für geeignete Gegenden die Ausſicht zur Schaffung neuer Werte und gar anmutig würde es beim Gelingen der angebahnten Beſtrebungen lauten: ſeht dieſen Wohlſtand erntete deutſcher Fleiß — von deutſchen Roſen.

---

## Der amerikaniſche Stephan.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

Am 11. Juni 1838 wurde — damals faſt am Ende der Stadt Philadelphia, wo die kleinen Handwerker und Tagelöhner ihr beſcheidenes Heim hatten, — dem Ziegelſtreicher Nelſon Wanamaker ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen John erhielt. In dem elterlichen Namen dringt doch noch der deutſche Urſprung durch; bis zur Stunde leben in Pennſylvanien altübergeſiedelte Familien des gleichen Geſchlechts, die den deutſchen Namen „Wannenmacher“ nicht amerikaniſiert haben. Auch die Mutter des Knaben war deutſchen Urſprungs, Eliſabeth Kochersperger, aus dem Montgomerybezirk in Pennſylvanien gebürtig. Sie muß eine wackere, rührige Hausfrau geweſen ſein, die mit den ſehr beſcheidenen Mitteln auszukommen verſtand; dabei frommen Herzens, voll feſten, ungetrübten Gottvertrauens. Der kleine John hing mit rührender Liebe an ſeiner Mutter; ihr Frohmut und Lächeln dünkte dem Knaben wie ein Licht vom Himmel her. Auch die Mutter hegte beſondere Zuneigung gerade zu dieſem ihrer Söhne, in deſſen Weſen und Treiben ſie viele Züge des eignen Weſens wie ein holdes Erbe ſich entfalten ſah. Sie hatte noch die Freude, ihren Sohn in der Vollreife ſeines Mannesalters und auch im reichgeſegneten Erfolg ſeiner Arbeit zu ſehen; erſt 1881 entſchlief die Witwe, die dreißig Jahre ihren Mann überlebt hatte.

Das Einkommen der großen Familie war gering. Früh ſchon mußten die Knaben heran, dem Vater bei der Arbeit zu helfen; bereits mit elf und zwölf Jahren ſehen wir den kleinen John, der nur notdürftig in einer Volksſchule unterwieſen war, Handreichung beim Ziegelſtreichen bieten und in dieſer eintönigen und für die ſchwachen Kräfte mühſamen Hantierung den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Solche Arbeit feſſelte den aufgeweckten Jungen auf die Dauer nicht. Nach dem Tode des Vaters trat der dreizehnjährige Knabe als Laufburſche in einem kleinen Geſchäfte ein, emſig bemüht, in den knappen Freiſtunden ſpät am Abend ſeine lückenhaften Kenntniſſe, ſoviel er nur konnte, zu ergänzen. Dieſe Selbſtſchulung trug bald Frucht. Nach ein paar Jahren erwählte der „chriſtliche Verein junger Männer“ (young men christian association), deſſen eifriges Mitglied er geworden, den ſtrebſamen und frommen Jüngling zum erſten bezahlten Schriftführer. Es war eine glückliche Wahl für beide Teile; der einſtige Schriftführer hat ſie reichlich dem Vereine gelohnt, an deſſen geſegneten Beſtrebungen ſeine wärmſte und auch opferwillige Teilnahme hängt. Faſt eine halbe Million Mark hat Wanamaker beigeſteuert, als der Verein nun auch in Philadelphia ſo weit erſtarkt war, um ſich einen Prachtbau in einer der belebteſten Straßen der Stadt vor ein paar Jahren zu errichten.

1861 gab Wanamaker die Stelle eines Schriftführers auf und eröffnete mit Nathan Brown, deſſen Schweſter er geheiratet, einen Laden mit fertigen Kleidern. Das Geſchäft gelangte raſch zu erſtaunlicher Blüte; bereits nach einem Jahrzehnt nahmen die Verkaufsräume einen zuſammenhängenden Platz ein, der zuvor von 45 Läden und Wohnungen innegehabt war. Der frühere Teilnehmer, Brown, war geſtorben, Wanamaker der alleinige Inhaber der Firma geworden. Auch dieſe weiten Räume wurden zu eng; 1875 kaufte Wanamaker für den Preis von zwei Millionen Mark den anſtoßenden Güterbahnhof der Pennſylvanien Eiſenbahn und baute ihn mit den übrigen Räumen zu einem einheitlichen Geſchäftsraume im größten Stile um.

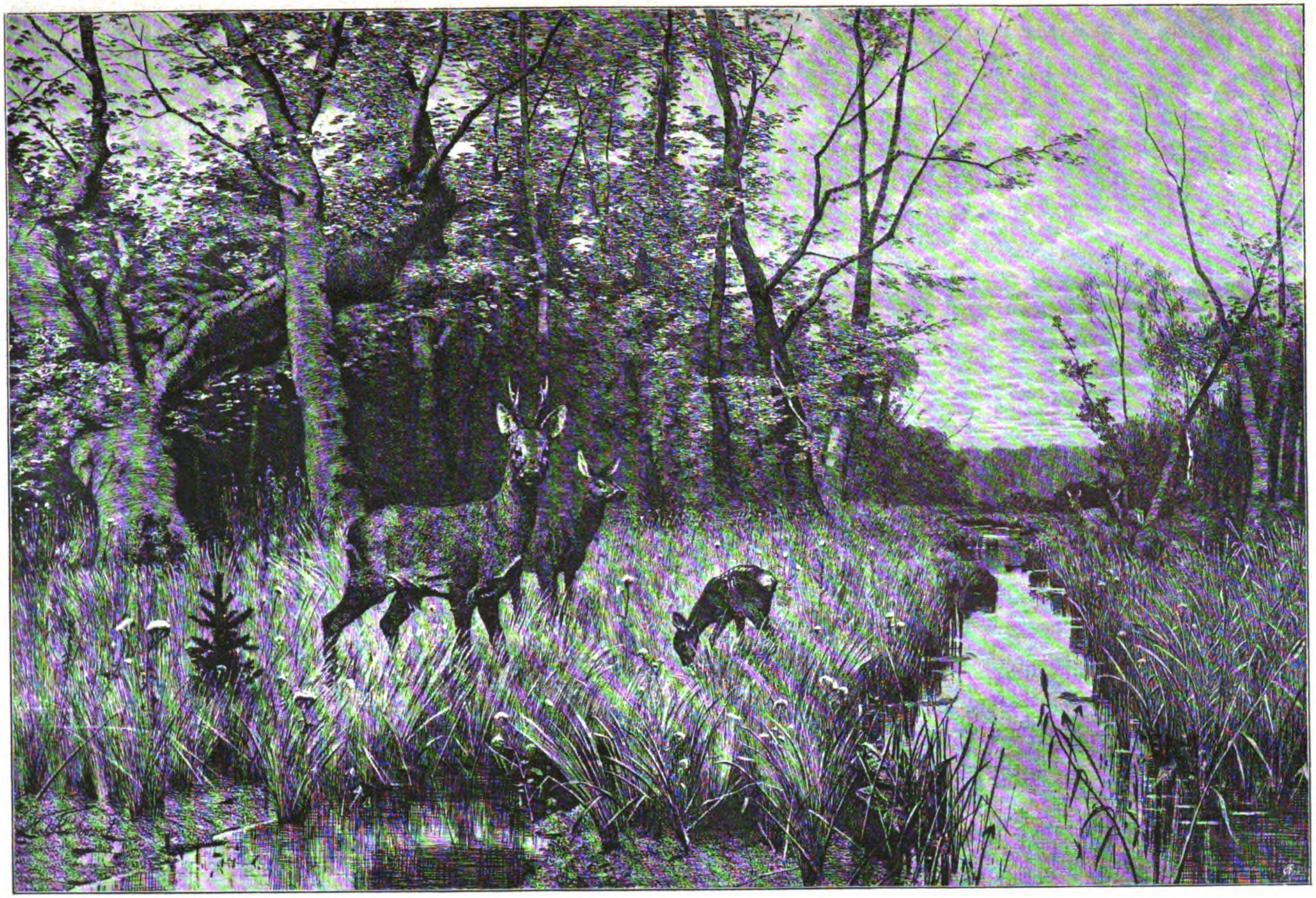
Nach mehr wie einer Seite hin gehört ein Beſuch dieſes Geſchäftes zu den hervorragendſten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der Häuſerblock nimmt einen Raum von vier Ackern ein und grenzt nach vier Straßenſeiten, zwei davon die belebteſten Geſchäftsſtraßen. Kreisförmig um einen Mittelpunkt reihen ſich in fünf, immer größeren Bogenreihen die Verkaufsſtände der einzelnen Artikel und zwar durch drei Stockwerke hindurch, tagsüber durch Oberlicht, bei einbrechender

Dämmerung durch elektriſches Licht taghell erleuchtet. Die Mannigfaltigkeit der Verkaufsgegenſtände iſt eine überwältigende; man glaubt auf einem der belebteſten und reichhaltigſten Jahrmärkte zu ſein. Der den Beſuchern eingehändigte Überſichtsplan weiſt 230 verſchiedene Warenſtände auf. Nicht nur alle möglichen Bekleidungsgegenſtände für Männer, Frauen und Kinder, teils in den Rohſtoffen, teils ſchon zum alsbaldigen Gebrauch fertiggeſtellt, werden da feilgeboten; ebenſo ſämtliche Haushaltungsgegenſtände bis zu vollſtändigen Wohnungseinrichtungen. Hier öffnen ſich ſechs bis acht Stubenabteilungen nur mit Schlafzimmerausſtattungen bis in die kleinſten Einzelheiten zu verſchiedenen Geſamtpreiſen; daran reiht ſich eine weitere Flucht Wohnzimmer-, Speiſezimmereinrichtungen, in denen nichts vergeſſen zu ſein ſcheint, was zur Behaglichkeit und Bequemlichkeit der betreffenden Räume erdacht werden kann, nicht das Bild an der Wand, nicht die modernen Nippſachen auf dem Tiſche. Daneben die bis ins Geringfügigſte verſorgten Küchen, Vorratskammern ꝛc. Ein umfangreiches Geſchäft wird in der Bücherabteilung gemacht; ebenſo da, wo alle Gegenſtände für eine Schule ausgeſtellt ſind. Das Auge des Kinderfreundes und Lehrers weidet ſich hier an den praktiſchen neueſten Schultiſchen und Bänken und Turngerätſchaften, da an der reichen Fülle anſchaulicher Lehrgegenſtände. — Stundenlang treibt ſich eine ungezählte Schar von Käufern und mehr noch Käuferinnen in den verlockenden Räumen umher. Es iſt auch für ſie und ihre Erholung aufs beſte vorgeſorgt. Hier finden die Frauen einen behaglichen Raum zum Plaudern, dort ein Leſezimmer, Schreibtiſche mit allen Vorrichtungen bis zum Poſtbriefkaſten; in gleicher Weiſe ſind die Männer bedacht. Im Untergeſchoß des Hauſes befindet ſich eine vorzüglich eingerichtete, auch um ihrer billigen Preiſe willen ſtark benutzte Gaſtwirtſchaft mit anſtoßender Konditorei, beides in den Geſamtorganismus des Geſchäftes aufgenommen.

John Wanamaker. Der amerikaniſche Stephan.

Ein paar Zahlen; ſie ſind zuverläſſig; ich danke ſie freundlicher Mitteilung des jetzt zum Teilhaber angenommenen Herrn Robert Ogden. Dieſes für den Einzelverkauf beſtimmte Haus hat gegenwärtig 4000 Angeſtellte, wohl zur größeren Hälfte weibliche Kräfte. Um die Feſtzeiten reicht die ſtattliche Schar nicht aus; dann werden noch außerordentliche „Hilfstruppen“ herangezogen. Neben dem Kleinverkauf beſitzt Wanamaker eine Großhandlung, die weitere 800 Angeſtellte beſchäftigt. Die durchſchnittliche Tageseinnahme im Einzelverkauf beträgt gegenwärtig 45 000 Dollar (etwa 200 000 Mark), in den zehn Tagen vor Weihnachten ſteigt ſie auf 100 000 Dollar (etwa 450 000 Mark). Alle Angeſtellte ſind ſeit ein paar Jahren am Gewinn des Geſchäftes beteiligt. Nur beiläufig eine Bemerkung aus der feſſelnden Unterhaltung mit Ogden, die dem Deutſchen wohl that. Das Geſpräch, das ſich nun doch meiſt auf dem dieſem Geſchäftsmanne heimiſchen kirchlichen Gebiete bewegte (Herr Ogden ſteht einer Sonntagsſchule von 1500 Kindern vor), berührte auch das Geſchäft von Hertzog in Berlin, das zwar in ſeinen Verkaufsgegenſtänden ſich eine viel engere Grenzlinie gezogen, von dem aber Ogden erklärte, daß es innerhalb dieſer Beſchränkung das beſte und ſolideſte, am vorzüglichſten geleitete Geſchäft ſei, das er kenne. Ich meinte ſcherzend, daß auch hier die Anweſenden auszuſchließen ſeien. „Nein,“ ſagte der aufrichtige Geſchäftsmann, „in dieſem Falle mit Einſchluß der Anweſenden.“ — So weit es möglich war, einen Blick in den Geſchäftsbetrieb zu gewinnen, feſſelte den Fremdling beſonders die Zahlungsweiſe. Nur gegen bar wird verkauft. Das dem Verkäufer eingehändigte Geld wird von ihm mit Angabe des Kaufgegenſtandes und des Preiſes in eine Röhre eingelegt und durch Luftdruck genau in der Weiſe der Rohrpoſt nach einer Hauptzahlſtelle im Nu befördert, von wo dann augenblicklich auf dem gleichen Weg die unterſchriebene Rechnung mit dem etwa herauszugebenden Kleingeld an den Käufer gelangt. An dieſer im oberſten Stock befindlichen Zahlſtelle läuft nicht nur in bequemſter Weiſe die Einnahme des Tages zuſammen; weitere Kräfte ſind dort gleichzeitig beſchäftigt, die Eingänge nach den einzelnen Ständen und den betr. Verkaufsgegenſtänden zu ordnen und am ſelben Tage noch den Geſamtertrag im allgemeinen und in den einzelnen Artikeln anzumerken. Um ſechs Uhr iſt Schluß des Geſchäfts, Sonnabends bereits um ein Uhr. Eine Stunde nach Schluß empfängt Wanamaker die Überſichtstafel der einzelnen Eingänge mit beigefügter Angabe des Tagesertrages im Vorjahre. Die Tafel hat zwiefachen Wert. Einmal zeigt ſie dem Großgeſchäft an, welche Ergänzungen in früheſter Morgenſtunde jedem einzelnen Stande nach den Abgängen des vergangenen Tages geliefert werden müſſen; dann aber auch nötigt ſie durch die vergleichende Überſicht, die Aufmerkſamkeit auf die möglichen Urſachen des Steigens oder Fallens in den einzelnen Handelsartikeln rechtzeitig zu lenken und auf ihre Förderung oder Abhilfe zu ſinnen.

Seitdem der Gründer dieſes rieſenhaften Geſchäftes an die Spitze des amerikaniſchen Poſtweſens getreten iſt, konnte er die Leitung desſelben nicht mehr allein in ſeinen arbeitskräftigen Händen behalten. Wenn er auch in fortwährender Fühlung mit dieſer ſeiner Schöpfung bleibt, die den einſtigen Laufburſchen in verhältnismäßig kurzer Friſt zu einem Handels-



Sommermorgen. Nach einer Radierung von H. Kohnert.
(Verlag von Stiefbold & Co. in Berlin.)

herrn emporgehoben, deſſen gegenwärtiges Vermögen in niedrigſter und höchſter Schätzung auf vierzig bis achtzig Millionen Mark in öffentlichen Blättern angegeben wird, ſo hat doch Wanamaker die unmittelbare Leitung und Geſchäftsführung ſeinem Sohne Thomas und dem bereits erwähnten Partner Ogden übertragen. Die beiden Arbeitsgenoſſen haben ſich in das umfangreiche Geſchäft in der Weiſe geteilt, daß der Sohn dem Großgeſchäft vorſteht, das in verſchiedenen Städten der Vereinigten Staaten Zweiganſtalten zu verſorgen hat und auch dem Hauptgeſchäft in Philadelphia fort und fort aus ſeinen Vorräten alle benötigten Artikel liefert, während Ogden den Einzelverkauf im Hauptgeſchäft leitet. Es iſt ſchon etwas, die Aufſicht über dieſes volle Regiment von Angeſtellten zu führen und darauf zu achten, daß auf dem umfangreichen Jahrmarkt alle Käufer nach jeder Seite hin zufrieden geſtellt werden. Dieſem Teilhaber des Geſchäftes unterſteht außerdem der wichtige und mit beſonderer Sorgfalt gehandhabte Zweig der Zeitungsanzeigen. Eine Million Mark jährlich ſind gegenwärtig für Veröffentlichungen ausgeworfen. Sie unterſcheiden ſich doch weſentlich von den auffälligen Anzeigen etwa von Hertzog oder Mey bei uns. Die Hauptzeitungen Philadelphias enthalten täglich im Feuilletonſtil „räſonnierende“ Artikel über den einen oder anderen Verkaufsgegenſtand, meiſt unter der Überſchrift des für den betr. Tag angegebenen Wetterſtandes und unter Hervorhebung eines ihm entſprechenden Modeartikels und dieſes alles jedesmal mit verſchiedenen, genreartig gehaltenen Abbildungen. Den einzelnen Abteilungen in dieſem Hauptgeſchäft ſtehen 56 Chefs vor, denen große Selbſtändigkeit eingeräumt iſt und die an dem Gewinn ihrer Abteilung in erhöhtem Grade beteiligt ſind. Dieſe Chefs ſammeln ſich wie ein Generalſtab täglich um ihren Führer Ogden zu gemeinſamer Beratung und Ausſprache über Förderung dieſes kleinen Gemeinweſens.

---

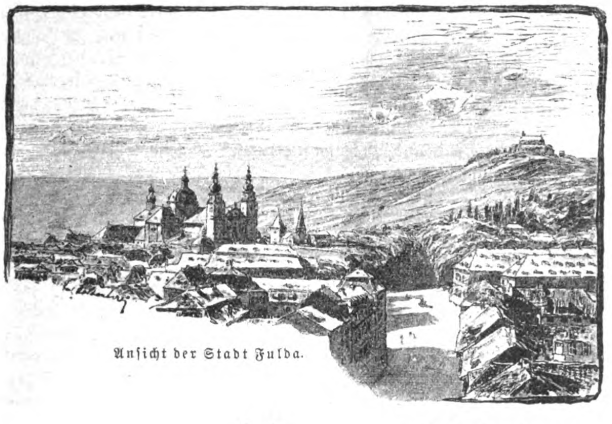
Nicht dieſes gewaltige Handelshaus mit ſeiner großartigen, vielgeſtaltigen Einrichtung und ſeiner praktiſchen Geſchäftsführung war es in erſter Linie, was meine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte und mir es wünſchenswert erſcheinen ließ, die perſönliche Bekanntſchaft des Mannes zu machen, der ein ſolches Anweſen ins Leben gerufen, im vollen Sinne ein self-made man. In erhöhtem Grade zog mich zu der außerordentlichen Erſcheinung ihre ebenſo ins Rieſenhafte ſich ausdehnende Thätigkeit auf einem mir heimiſchen Gebiete, der Sonntagsſchule. Zu dem ſchönen mütterlichen Erbe, das der Sohn mit treuer Liebe von früh an gepflegt, gehört ein tief-frommer, in entſchieden chriſtlicher Ausprägung ſich äußernder Sinn. Wanamaker iſt Presbyterianer; ihm iſt ſein Glaube ſein Leben und darum That. Er weiß nur und will nur wiſſen von einem Glauben, der in der Liebe thätig iſt, und zwar einer aufopferungsvollen und opferwilligen Liebe um deswillen, der uns bis zum Tode geliebt.

Dieſer rege, lebenskräftige Sinn hat den angehenden Jüngling bereits getrieben, dem chriſtlichen Verein junger Männer beizutreten. Wir haben ſchon angemerkt, wie ſeine Geſinnungsgenoſſen in dieſem Verein gar bald die gewonnene Kraft erkannten und zu verwerten wußten. Neben dieſen großartigen, über die Vereinigten Staaten vom Atlantiſchen bis zum Stillen Ozean in zahlloſen Zweiganſtalten ſich ausbreitenden Männerverein tritt als eine zweite chriſtliche Liebesthätigkeit, die vielleicht noch tiefer, jedenfalls in noch ausgedehnterem Maße ſegensreich umgeſtaltend ſelbſt auf das ſtaatliche Leben Amerikas Einfluß ausübt und ihm das Gepräge eines chriſtlichen Staates durch die fromme Arbeit an der heranwachſenden Jugend bewahrt und ſchärft, die Sonntagsſchule. Auch in die Arbeit iſt Wanamaker früh eingetreten und nimmt unter dieſen Werkleuten im Weinberge des Herrn nach mancher Seite hin augenblicklich den hervorragendſten Platz ein. Mit einer Summe von einer halben Million Mark hat er wie zur Gründung der Bethanygemeinde, ſo im beſonderen zum Bau eines eignen Sonntagsſchulgebäudes der Gemeinde beigetragen. Hier iſt gegenwärtig die größte Sonntagsſchule des Landes; ſie zählt 3000 Kinder. Von Anfang an iſt ihr Superintendent oder Leiter Wanamaker; wohl kaum einer der zahlreichen Helfer waltet des ſchönen Dienſtes mit dem gleichen Eifer, mit der gleichen treuen Hingabe. Selbſt die Berufung zum Generalpoſtmeiſter der Vereinigten Staaten durfte wohl eine Änderung und Arbeitsabwälzung im Geſchäfte bewirken, aber nicht in der Thätigkeit als Sonntagsſchullehrer. Ohne auch nur die Unterbrechung eines einzigen Sonntages iſt der Poſtminiſter an jedem Sabbat in ſeiner lieben Sonntagsſchule, unter ſeinen Tauſenden von Kindern, ſo friſch und angeregt, ſo voll kindlicher Einfalt und harmloſer Unbefangenheit, als ob er die ganze Woche über nur für ſie ſich zu rüſten habe und thätig ſei. Am Sonnabend fährt der Miniſter von der Bundeshauptſtadt die 230 Kilometer nach Philadelphia und kehrt am Montag früh nach Waſhington zurück.

Wohl lohnt es den Mann in dieſer ſeiner Lieblingsthätigkeit einen Augenblick zu beobachten.

Es iſt ein ſchöner, warmer Oktoberſonntag. Wir haben uns bald von unſerm Gaſthof nach der etwas entlegenen Sonntagsſchule zurechtgefunden. Überall auf dem Wege begegnen uns fröhliche Kinderſcharen, die in ihre verſchiedenen Sonntagsſchulen ziehen; zuletzt folgen wir einem beſonders ſtarken Strome der munteren, kleinen Trabanten, Knaben und Mädchen, die nach demſelben Ziele wandern. Wir treten in den ſchon dicht beſetzten Saal ein. Mit welch praktiſchem Geſchick iſt er für den beſtimmten Zweck hergerichtet; ich wünſchte wohl mit gleichem Geſchick ein anſchauliches Bild zur etwaigen Nachahmung entwerfen zu können. Schrecken wir wenigſtens vor dem Verſuche nicht zurück. Wir nehmen unſern Standort von der etwas erhöhten Plattform, wo der Seſſel des Superintendenten ſteht, zu ſeiner Linken der Stuhl für ſeinen ſchon bejahrten Gehilfen; den deutſchen Gaſt nötigt man zur Rechten des Superintendenten Platz zu nehmen. Hinter dieſen drei Sitzen haben ſich bereits etwa 50—60 Jünglinge geſammelt, eine freiwillige Helferſchar, die — ein vollbeſetztes Orcheſter — außer einer vorzüglichen Orgel die Geſänge begleitet. Noch weiter zurück in amphitheatraliſchem Aufbau iſt Raum für eine Anzahl Erwachſener, die noch an der Sonntagsſchule teilnehmen. Vor der Plattform weitet ſich mit ſtark vorſpringenden Chören der Hauptraum aus, auch wieder amphitheatraliſch, fächerartig und zwar derart, daß die Enden des Fächers durch verſchiebbare Wände nach der Plattform leicht in abgeſchloſſene Räume umgewandelt werden können, ſelbſtändige, ungeſtörte Abteilungen, wenn die Sonderunterweiſung der Gruppen beginnt. Das Schiff iſt in ſeinem offenen Mittelteil in vier leiſe aufſteigende und ſich nach oben hin erweiternde Reihen geteilt und zwar derart, daß für je eine kleine Gruppe von 8—10 Kindern eine halbkreisförmige Bank mit erhöhter, abſchließender Rückwand ſich findet, an der offenen Seite mit ein paar Stühlen, die es dem Helfer ermöglichen, ſeine kleine Schar um und vor ſich zu haben und von der nächſten Gruppe nicht allzuſehr behelligt zu werden. Die beiden Bankreihen zur Rechten waren von Knaben eingenommen, die zur Linken von Mädchen. In der Mitte etwa dieſes Raumes befand ſich, überraſchend und doch bald anheimelnd ein Springbrunnen, deſſen vor Beginn des Gottesdienſtes aufſpringender Strahl in dem dichtbeſetzten Raume eine wohlthuende Erfriſchung und Durchfeuchtung der Luft bewirkte. Zu beiden Seiten des Schiffes reihen ſich weitere beſondere Räume an, die für Verſammlungen der Helfer dienen, am Sonntag aber auch durch die nach dem Mittelraum hin verſtellbaren Wände eine Teilnahme am Gottesdienſte ermöglichen. Es war ein prächtiger Anblick, das Auge auf dieſer großen Kinderſchar vor ſich ruhen zu laſſen, köſtlich auch um der vielen Jünglinge und Jungfrauen, Väter und Mütter willen, die es zu den Kleinen zieht und die, unter den Lieblingen des Herrn ſelbſt zum Kinde werdend, thätigen Anteil an dem ihnen gebotenen Gottesdienſte nehmen.

(Schluß folgt.)



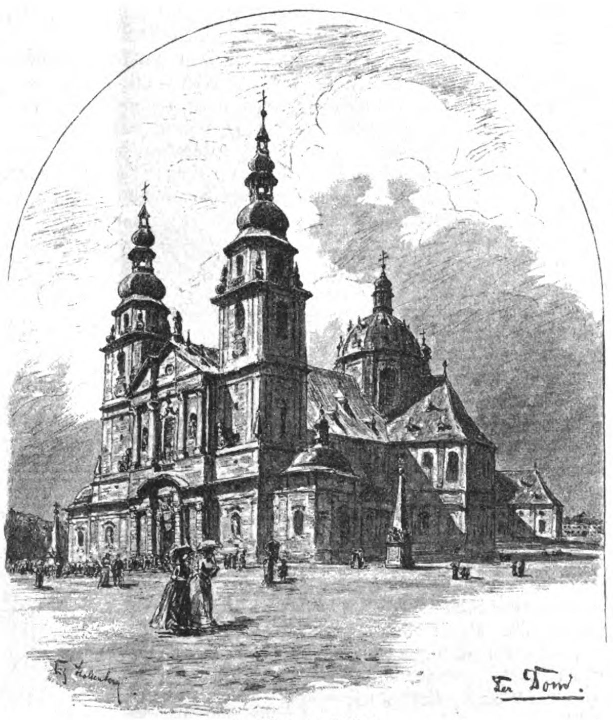
Anſicht der Stadt Fulda.

## Fulda.

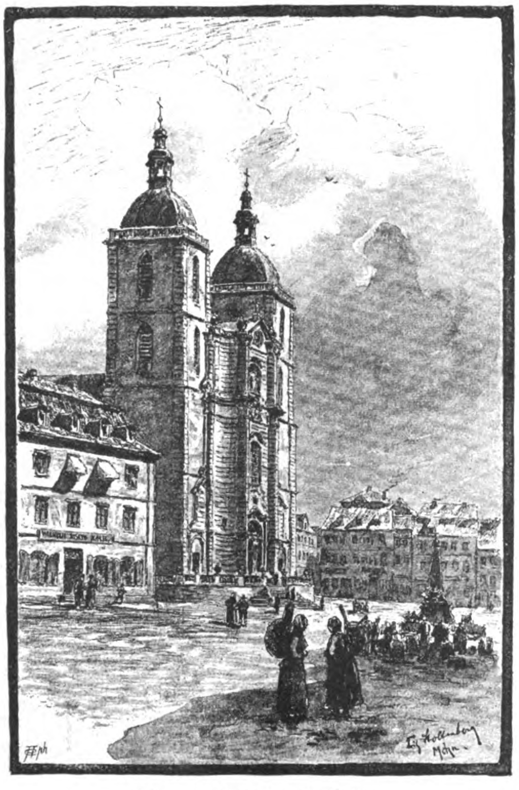
(Abdruck verboten.)

„Es iſt der Ort in jener Wildnis von Gott bereitet, und Chriſtus wird ihn zu der Zeit, wo es ſein Wille iſt, ſeinen Dienern zeigen; darum höre nicht auf zu ſuchen, wiſſe und glaube, daß du dort ihn ohne Zweifel finden wirſt.“ Mit dieſen Worten feuerte der heilige Bonifacius den Mut ſeines Lieblingsſchülers Sturm wieder an, als derſelbe ihm über eine erfolgloſe Forſchungsreiſe in die Urwaldwildnis des „Buchenlandes“ Bericht erſtattet hatte. Es war ein Lieblingswunſch des großen Apoſtels der Deutſchen, inmitten dieſes ungeheuren Waldes, der ſich zwiſchen Main und Werra ausdehnte, ein Kloſter zu gründen, welches im Herzen Deutſchlands gelegen und durch die umgebende Wildnis vor den Verheerungszügen der heidniſchen Sachſen geſchützt, als eine Pflanzſtätte des Chriſtentums und der Civiliſation ſein apoſtoliſches Werk für die Zukunft ſicher ſtellen ſollte. Sturm, den er zum Aufſuchen der geeigneten Stelle auserſehen hatte, ſtammte aus einem vornehmen chriſtlichen Geſchlechte Bayerns; er war ſchon als Knabe dem Bonifacius zur geiſtlichen Erziehung übergeben worden und hatte zu Fritzlar ſeine Ausbildung erhalten. Seine erſte Entdeckungsreiſe hatte er von Hersfeld aus zu Schiff auf der Fulda unternommen. Das zweite Mal wagte er ſich, im Vertrauen auf die prophetiſchen Worte des Biſchofs, ganz allein in den Urwald. Tagelang ritt er bergauf, bergab, ohne etwas anderes zu erblicken als wilde Tiere und Vögel und Rieſenbäume und hin und wieder eine Waldblöße; ſo oft die Nacht hereinbrach, hieb er mit dem Schwerte einen Verhau zurecht, um ſich und ſeinen Reiteſel vor den Raubtieren zu ſchützen. Nur zweimal traf er mit menſchlichen Weſen zuſammen: das eine Mal waren es ſlaviſche Händler, die in Begleitung eines Dolmetſchers auf der uralten Verkehrsſtraße, welche von Thüringen an den Rhein führte, nach Mainz zogen und gerade beim Überſchreiten der Fulda die Gelegenheit zu einem erfriſchenden Bade benutzten; das andere Mal war es ein chriſtlicher Mann, der aus der Wetterau kam und ſeinem im Grabfeld begüterten Herrn ein Pferd brachte. Dieſer Mann war der Gegend wohl kundig und nannte dem Prieſter die Bezeichnungen der Orte und der Waſſerläufe. „Eichloh“ hieß die Stelle, wo die beiden einander begegnet waren und wo ſie ſich am folgenden Morgen von einander trennten. Sturm ſuchte flußauf und flußab in der Nähe weiter, entdeckte jetzt bald den Ort, der allen Anforderungen zu entſprechen ſchien, und durchmaß und umſchritt frohlockend das Gebiet. Er kehrte zurück, meldete dem Biſchof die Entdeckung und dieſer erwirkte alsbald von König Karlmann die Schenkung der im Urwald aufgefundenen Landſtrecke. Als alles geordnet war, begann Sturm mit ſieben Brüdern mitten im Winter, am 12. Januar 744, den Bau des Kloſters, das nach dem Fluſſe den Namen Fulda erhielt. Zwei Monate ſpäter kam auch Bonifacius dorthin und ſchlug auf der nächſten Anhöhe, welche hiernach Biſchofsberg genannt wurde, ſein Zelt auf. Er ſprach den Wunſch aus, daß die neue Stiftung im Mittelpunkte des Landes, dem er das Evangelium gebracht hatte, einſt ſeine letzte Ruheſtätte werden ſollte. Und als elf Jahre ſpäter der Glaubensheld im Frieſenlande den Märtyrertod gefunden hatte, brachten ſeine Getreuen den verehrten Leichnam in dreißigtägiger Fahrt über Utrecht und Mainz nach Fulda. Seitdem wuchs und gedieh der nunmehr beſonders geheiligte Ort, und das Kloſter kam zu Macht und Anſehen; denn von allen Seiten ſtrömten die eingebornen Edelleute herbei, um ſich und ihre Habe dem Herrn zu weihen. Strahlend verbreitete ſich von Fulda aus das Licht des Chriſtentums und der Geſittung über das ganze mittlere und nördliche Deutſchland.

Wer fühlte ſich nicht beim Klange des Namens Fulda in jene Zeit zurückverſetzt? Ein Jahrtauſend, denkt man, müſſe vor dem Blicke entſchwinden, wenn man die ehrwürdige Stadt betritt. Und dieſe Stimmung wird nur geſteigert, wenn wir den erſten Straßennamen leſen, der ſich uns zeigt, wenn wir vom Bahnhof kommen: „Rhabanusſtraße.“ Hier wirkte ja Hraban Maurus, der „Lehrer der Deutſchen,“ der größte Gelehrte ſeiner Zeit, der Gründer der erſten deutſchen Gelehrtenſchule. Gar ernüchternd wirkt es daher, wenn wir in das Innere der Stadt kommen und ſehen, daß ſelbſt das ſpätere Mittelalter nur geringfügige und beim erſten Anblick kaum wahrnehmbare Spuren hier zurückgelaſſen hat; es iſt vielmehr faſt ausſchließlich der prunkvolle aber ſeelenloſe und kalte Stil des vorigen Jahrhunderts, deſſen Gepräge Fulda heute trägt. — Doch beſitzt der Ort noch ein Denkmal aus dem erſten Jahrhundert ſeines Beſtehens, und hierher



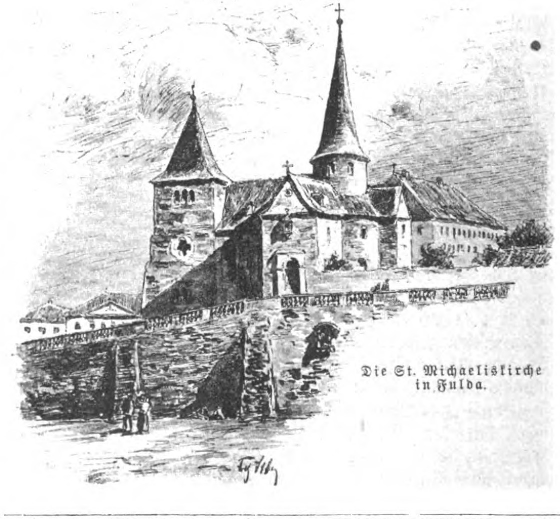
Der Dom zu Fulda.



Die Stadtpfarrkirche in Fulda.

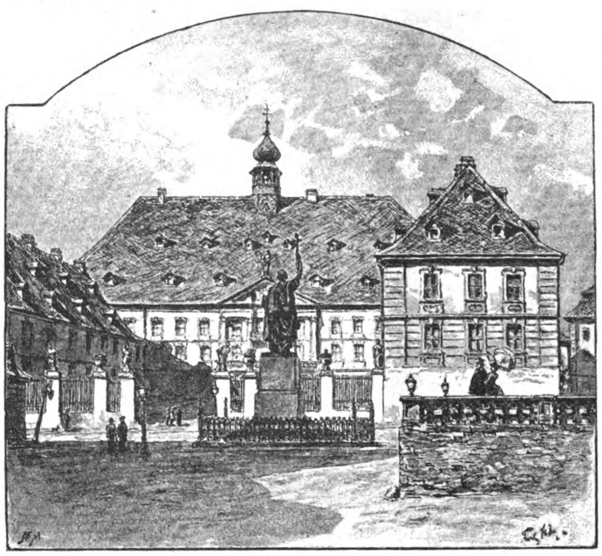
lenken wir billig zuerſt unſere Schritte. Auf einer Anhöhe erhebt ſich in anſpruchsloſen Formen, aber in dem maleriſchen Gruppenbau, der dem frühen Mittelalter eigen iſt, ein Kirchlein, teils romaniſch, teils modern in romaniſchem Stil. Das Gotteshaus iſt auf den Namen des Erzengels Michael geweiht und gehört ſeiner größeren Maſſe nach dem XI. Jahrhundert an. Seinen Kern aber, den Altarraum, bildet die kreisförmige Friedhofskapelle, welche Eigil, Sturms Schüler und vierter Abt von Fulda, erbaute und im Jahre 822 weihte — nächſt dem Oktogon des Aachener Münſters das ehrwürdigſte Baudenkmal Deutſchlands. Acht Säulen von antiker Bildung, zum Teil allerdings im XI. Jahrhundert verſtümmelt infolge des Beſtrebens, ſie dem damaligen Geſchmacke anzupaſſen, ſtehen im Kreiſe um den Altar herum und tragen die Oberwand, die einſt mit einer Kuppel ſchloß, damals aber, als die Friedhofskapelle in eine Kirche umgewandelt wurde, turmartig in die Höhe geführt worden iſt. Die Krypta, auf deren Gewölbe die Kapelle ruht, hat als Stütze eine einzige Säule im Mittelpunkt. In Eigils Zeit hat ein klöſterlicher Dichter die tiefſinnige Symbolik des Baues in lateiniſchen Verſen beſungen: die eine Grundſäule, welche unſichtbar die ganze Kirche trägt, iſt der eine menſchgewordene Gott; acht Säulen ſtützen den ſichtbaren Bau, das ſind die acht Seligkeiten; ſäulengleich ſtreben die gläubigen Seelen zum Himmel empor, und wie das ganze Gebäude ſich in einem Schlußſteine vereinigt, ſo vereinigen ſich die Gläubigen, nachdem ſie die Erde verlaſſen, wieder in dem Herrn, der der Anfang iſt und das Ende. — An dieſer uralt heiligen Stätte lieſt der Biſchof von Fulda alltäglich ſeine ſtille Meſſe; denn das Kirchlein dient jetzt als Hauskapelle der biſchöflichen Wohnung, die, ein äußerlich ganz anſpruchsloſer Bau, in der poetiſchen Stille eines Gartens verſteckt liegt. Wollen wir weitere Andenken aus der Zeit der Gründung Fuldas aufſuchen, ſo müſſen wir uns in die nahegelegene Landesbibliothek begeben, ein ſehr ſtattliches Gebäude aus den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Bereitwillig zeigt uns hier der freundliche Bibliothekar die Kleinode der Sammlung. Da ſehen wir, außer einer großen Menge von unſchätzbaren Pracht- und Bilderhandſchriften aus karolingiſcher, romaniſcher und gotiſcher Zeit und von ſonſtigen Sehenswürdigkeiten, ein von Bonifacius ſelbſt geſchriebenes Taſchen-Evangelienbüchlein, und in einem größeren, mit Fiſch- und Vogelinitialen — den Uranfängen der mittelalterlichen Buchverzierungskunſt — geſchmückten Evangelienbuch, das vormals einer langobardiſchen Königstochter gehört hatte, finden wir die zierliche, aber ſchwer lesbare angelſächſiſche Handſchrift des Heiligen in zahlreichen Randbemerkungen zu dem Briefe des Jakobus wieder; da ſehen wir auch das von einem frieſiſchen Schwerthiebe geſpaltene Buch, mit dem Bonifazius, nach einer Überlieferung, die bis in die erſte Hälfte des IX. Jahrhunderts hinabreicht, in unwillkürlicher Bewegung der Abwehr ſein Haupt zu decken ſuchte, als er den Märtyrertod erlitt.

Der Michaelskirche und der Bibliothek gegenüber erhebt ſich der Dom, in deſſen Gruft die Gebeine des Apoſtels der Deutſchen ruhen. Das ſchnelle Wachſen des Stiftes machte in den zwei erſten Jahrhunderten nach ſeiner Gründung ein fortwährendes Umbauen und Vergrößern der Kirche notwendig. Unter Abt Hadamar (927—956) entſtand endlich ein glänzender Prachtbau, der im Jahre 948 im Beiſein Kaiſer Ottos des Großen feierlich eingeweiht wurde. Dieſes Gotteshaus ſtand, wenngleich im Laufe der Zeiten mehrmals durch Brände und ſonſtiges Mißgeſchick heimgeſucht, ſo doch im weſentlichen wohlerhalten in ſeiner ehrwürdigen Geſtalt bis zum Jahre 1697. Da fiel es nicht der Gewalt der Elemente, ſondern der Ruhmſucht des damaligen Fürſtabtes Adalbert von Schleifras zum Opfer. Eine Inſchrift über dem Hauptportal des Doms, vermeldet mit pomphaften Redensarten, daß jener Kirchenfürſt die von Alter häßlich gewordene Baſilika zerſtört und die gegenwärtige Kirche neu, ſchmuckvoll, prächtig von Grund auf erbaut habe als ein ewiges Denkmal. So ſteht jetzt an der Stelle, wo ſich einſtmals eine der feierlichſten Kirchen der Chriſtenheit erhob, ein ſchwülſtiger Barockbau; ſo prächtig der Barockſtil bei weltlichen Bauten wirken kann, ſo unerquicklich iſt er da, wo man ſtatt phraſenhafter Formen geſammelten Ernſt und religiöſe Weihe finden möchte. Doch wirkt der Dom von innen immerhin noch erhebender als von außen; es kommt ihm zu ſtatten, daß die edlen Verhältniſſe der alten Baſilika beibehalten ſind; nur in der Länge hat er verloren, da der öſtliche Chor in Wegfall gekommen iſt; auch die geſonderte Taufkapelle und der Säulenhof, welcher dieſe mit



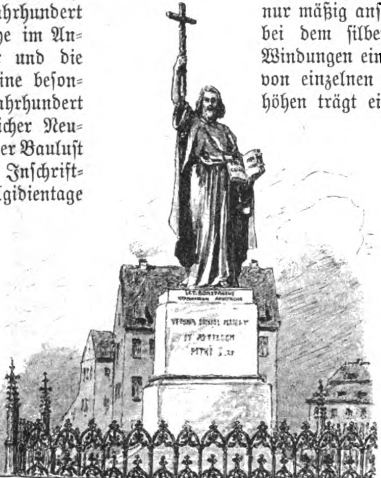
Die St. Michaeliskirche in Fulda.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

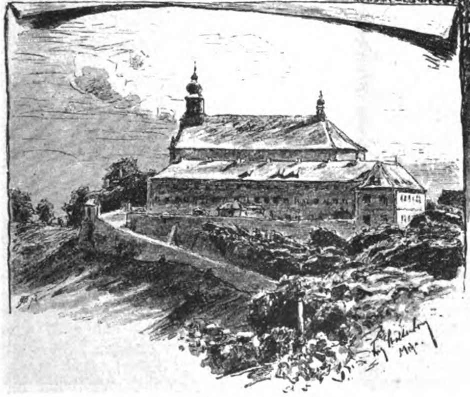


Das vormals fürſtbiſchöfliche Schloß in Fulda.

dem Oſtchor der Kirche verband, iſt ſpurlos verſchwunden, um Raum zu laſſen für einen weiten freien Platz. — Verſuchen wir es aber einmal, uns über den Gedanken, daß einſt hier etwas viel Schöneres geſtanden hat, hinwegzuſetzen, ſo verdient der Bau in Anbetracht der Zeit, der er angehört, alle Bewunderung. Im Geſchmacke ihrer Zeit haben die italieniſchen Stuckateure und Marmorarbeiter, die ihn ausſchmückten, Treffliches hervorgebracht. Beſonders wirkungsvoll iſt der Hochaltar, über dem ein aus goldenen Wolken und weißen Engeln gebildeter Baldachin von ſechs mächtigen ſchwarzen Marmorſäulen getragen wird. An hohen Feſttagen, wenn der Biſchof hier das Hochamt lieſt, erglänzt der ganze Altartiſch in einer Bekleidung und Ausſtattung von Silber, Gold und Edelſteinen. In derartigen prunkvollen Erzeugniſſen des Kunſtgewerbes hat der Barockſtil ſein Beſtes geleiſtet, und es iſt ſehr lohnend, wenn wir uns den Domſchatz zeigen laſſen, um die wunderbare Goldſchmiede- und Juwelierarbeit in der Nähe zu betrachten; faſt noch bewundernswürdiger ſind die kirchlichen Prachtgewänder aus dem vorigen Jahrhundert, die der Domſchatz bewahrt und die gleichfalls bei feierlichen Gelegenheiten noch in Gebrauch genommen werden; da finden wir Stickereien und Spitzen von unglaublichem Reichtum und ſtaunenswerter Arbeit. Doch auch aus älterer Zeit wird hier noch manches koſtbare Kunſtwerk bewahrt. — Unterhalb des hohen Chores hinter dem Hochaltar liegt die Krypta, und hier birgt ein Altar aus Alabaſter und ſchwarzem Marmor Winfrieds Aſche. Nächſt dem Dom die größte Kirche Fuldas iſt die Stadtpfarrkirche. Schon im XI. Jahrhundert war für die weltliche Anſiedelung, welche im Anſchluß an das Kloſter entſtanden war und die ſich allmählich zur Stadt ausbildete, eine beſondere Kirche erbaut worden. Im XV. Jahrhundert ward an deren Stelle ein ſehr anſehnlicher Neubau aufgeführt; aber auch dieſer mußte der Bauluſt des XVIII. Jahrhunderts weichen. Ein Inſchriftſtein, der berichtet, daß der Bau am Ägidientage des Jahres 1447 begonnen worden ſei, iſt faſt das einzige Gotiſche, was wir an dieſer Kirche noch ſehen. Sie trägt durch und durch das Gepräge der Zopfzeit — die Erneuerung fand in den Jahren 1770 bis 1785 ſtatt — und gar fremdartig mutet uns im Innern des Gotteshauſes das kokette Formenſpiel des Rokokozierwerks an. Dankbarer als die Betrachtung des Gebäudes iſt eine Beſteigung des ſüdlichen Turmes derſelben. Hier bietet ſich eine prächtige Ausſicht über Stadt und Umgegend dar. Die Schönheit der Lage, die einſt den heiligen Sturm in Entzücken verſetzte, iſt in der That ganz außerordentlich. Die turmreiche Stadt liegt, nur mäßig anſteigend, in einer freundlichen Ebene, dicht bei dem ſilberglänzenden Fluß, der in mannigfachen Windungen einherzieht. Ringsum erhebt ſich ein Kranz von einzelnen Baſalthügeln, und faſt jede dieſer Anhöhen trägt ein Kirchlein. Statt über endloſe Buchenwälder ſchweift unſer Blick jetzt über wohlbebaute Fluren, im Weſten vom Vogelsgebirge, im Oſten von den maleriſchen Bergzügen der hohen Rhön mit ihren ſchroffen Baſalt- und Trachytſpitzen begrenzt. — Folgen wir der breiten Hauptſtraße der Stadt, in welche wir vom Pfarrkirchturme aus in nördlicher Richtung gerade hineinblicken, ſo gelangen wir an das ſtattliche Schloß, deſſen Bau an Stelle der mittelalterlichen Abtsburg im Jahre 1681 begonnen wurde, das aber im weſentlichen eine Schöpfung des bauluſtigen Adalbert von Schleifras iſt. Bei dieſem weltlichen Bau, der, ſehr geräumig angelegt, mit ſechs Flügeln zwei weite Höfe einſchließt, erſcheint der Barockſtil mit ſeiner vornehm weltlichen Pracht wahrhaft großartig. Dem vorderen offenen Schloßhof gegenüber hat die Neuzeit dem Bekehrer Deutſchlands ein ehernes Denkmal errichtet; ein im Jahre 1842 vollendetes Werk von Werner Henſchel aus Kaſſel, ſteht die mächtige Geſtalt des Heiligen mit hocherhobenem Kreuze in der Rechten und mit der aufgeſchlagenen Bibel in der Linken da; „des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit,“ lautet die Inſchrift auf dem Steinſockel. — Neben dem Schloſſe, das nicht mehr als Reſidenz dient, ſondern zum größten Teil vermietet iſt, dehnt ſich der ſchöne Schloßgarten aus; zwiſchen prächtigen alten Baumgruppen hindurch ſchlängeln ſich die wohlgepflegten Pfade zu einem breiten Treppenaufgang hin. Oberhalb der Treppe erblicken wir ein echt barockes Stein-

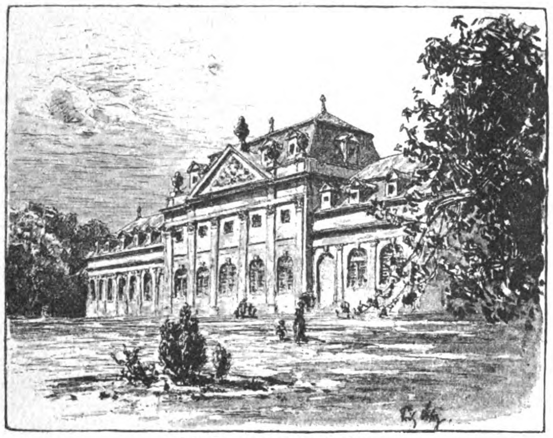


Das Bonifaciusdenkmal in Fulda.



Franziskanerkloſter in Fulda.

bild: eine hohe Vaſe, aus der eine überlebensgroße weibliche Figur emporſteigt, rings umſchwebt von pausbäckigen Kindergeſtalten, die gleich Schmetterlingen an der Vaſe hängen und dieſelbe mit ſteinernen Roſenguirlanden dicht umkränzen. Dahinter lagert das große, aber ſehr zierliche Orangeriegebäude, welches Fürſtabt Konſtantin von Buttlar, der auch den Schloßbau gänzlich zu Ende führte, im Jahre 1719 errichten ließ. Ein Beiſpiel von den wunderlichen Einfällen, in denen ſich die Barockzeit gefiel, ſehen wir hier wieder in vier rieſigen Ananaspflanzen aus Erz, welche die Dachfirſten des Gebäudes krönen. Im Innern der Orangerie bedeckt reiches Stuckwerk mit mannigfaltigem Formenſpiel die Wände; die Decke des großen Mittelſaales, ein ſogenanntes Spiegelgewölbe, iſt in einer damals ſehr beliebten Weiſe bemalt: wenn man auf dem richtigen Standpunkte ſteht, ſo erſcheint die Decke vollſtändig aufgelöſt durch eine gemalte, ſcheinbar aufrechtſtehende Architektur; deren Säulenſtellungen laſſen den Blick zum Himmel frei, wo Apollo auf dem Sonnenwagen einherfährt. — Ein Gitterthor in der Nähe des Orangeriegebäudes führt uns auf die Straße zurück. Hier befinden wir uns vor dem einzigen noch ſtehenden Stadtthor Fuldas. Auch dieſes iſt ein ſtolzer Barockbau, eine Art von Triumphbogen mit drei Durchgängen, und mit großen Standbildern von Heiligen geſchmückt. Urſprünglich war dasſelbe durch Fürſtabt Adalbert im Jahre 1711 in der Nähe des Schloſſes errichtet worden; Heinrich VIII aber, der dritte fuldiſche Kirchenfürſt, der ſtatt des Abttitels den eines Biſchofs führte, und der vorletzte in der Reihe der ſouveränen geiſtlichen Herrſcher des Landes, übertrug das Thor ſechzig Jahre ſpäter an ſeine gegenwärtige Stelle, um die Kathedrale, die bis dahin mit ſämtlichen Kloſtergebäuden der urſprünglichen Stiftung außerhalb der Stadtgemeinde lag, mit in die Stadt zu ziehen. So berichtet die Inſchrift am Thore. Weitergehend gelangen wir zwiſchen ſchönen ſtädtiſchen Parkanlagen und dem parkartig bepflanzten Friedhof hindurch, an der ſogenannten Peſtſäule vorbei, einem 1651 zur Erinnerung an das Erlöſchen der Peſt errichteten Denkmal, deſſen Inſchriften faſt noch ſchwülſtiger barock ſind als ſeine Formen, langſam ſteigend durch eine breite ſchattige Lindenallee zum Frauenberg. Dies iſt die Anhöhe, welche früher Biſchofsberg hieß; die Veränderung des Namens rührt daher, daß der dritte Abt von Fulda, der baukundige Ratgar, hier an Stelle des von Bonifacius ſelbſt geweihten vorläufigen Kirchleins eine anſehnliche Baſilika zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtete. Nachdem die Kirche nebſt dem zugehörigen Kloſter im Bauernkriege zerſtört worden war, blieb die Stätte ein Jahrhundert lang wüſt; 1623 wurde mit der Wiederherſtellung der Gebäude begonnen, und dann zogen Franziskaner hier ein. Die jetzigen Baulichkeiten ſtammen aus den Jahren 1758 bis 1766, nicht ein Stein mehr erinnert an die frühere Zeit. Obgleich die Kirche und die übrigen Gebäude des ehemaligen Franziskanerkloſters an ſich kaum etwas Anziehendes haben, liegt es doch wie ein poetiſcher Hauch ſtillen Kloſterfriedens über dieſer Höhe, von der aus wir einen wunderbar ſchönen Blick über Stadt und Dörfer, über Fluß und Berg und Thal genießen. Es würde unrecht ſein, Fulda zu verlaſſen, ohne denjenigen Punkt beſucht zu haben, der die allerprächtigſte Rundſchau über dieſe herrliche Landſchaft gewährt. Das iſt der Petersberg, der eine gute halbe Stunde öſtlich der Stadt liegt. Indem wir der Langſeite des Schloſſes folgend die dorthin führende Fahrſtraße aufſuchen, kommen wir an einer kunſtgeſchichtlichen Merkwürdigkeit vorbei, an einem gotiſchen Bau aus dem XVII. Jahrhundert. Es iſt die zwiſchen 1626 und 1678 erbaute Kirche des Benediktinerinnenkloſters; die hohen Giebel des Gebäudes tragen die prunkenden, aber maleriſch ſehr wirkungsvollen reichen Barockformen jener Zeit zur Schau; aber die ganze Anlage iſt der gotiſchen Baukunſt nachgebildet, und in den allerdings rundbogigen Fenſtern breitet ſich ein Maßwerk aus, das nicht ſchlechter und nicht beſſer iſt als die Durchſchnittsarbeiten des XV. Jahrhunderts. Auch auf dem Petersberge ſteht, von Linden umſchattet, ein Kirchlein. Hier können wir, wenn wir unſer Auge geſättigt haben an der unvergleichlichen Ausſicht, ein Stückchen Kunſtgeſchichte ſtudieren: die Krypta der Kirche gehört noch dem VIII. Jahrhundert an; Altarhaus und Glockenturm ſind romaniſch und das Schiff iſt gotiſch; die innere Ausſtattung aber führt uns auch hier wieder die wunderliche Formengebung des vorigen Jahrhunderts vor Augen. Auch geſchichtlich denkwürdig iſt die Stätte, auf der wir hier ſtehen: auf dieſer Bergeshöhe verbrachte Hraban Maurus Jahre ſtiller Zurückgezogenheit und emſiger wiſſenſchaftlicher Arbeit, jener große Mann, der für Deutſchlands Bildung ebenſoviel gethan hat, wie Winfried für Deutſchlands Erleuchtung.



Die Orangerie in Fulda.

## Familientiſch und Spielecke.

### Zu unſern Bildern.

A. Dieffenbachers „Wieder daheim“ iſt ein Sommerbild von den bayriſchen Seen, an deren Ufern auch in dieſem Hochſommer wieder wie alljährlich Tauſende von abgehetzten Großſtädtern Erholung ſuchen und finden werden. Kräftige Geſtalten ſind es, die rüſtige Großmutter, die in der Vollkraft des Lebens ſtehende Mutter, und das über die erſten Gehverſuche noch nicht lange hinausgewachſene Kind, die eben auf ihre kleine Inſel zurückgekehrt ſind. — Der „Sommermorgen“ von H. Kohnert führt uns mehr in den Norden Deutſchlands, wo ſchlanke Rehe in der üppigen, von klarem Bach durchfloſſenen Lichtung des Buchenwaldes ihre Äſung ſuchen.

### Einer Revolution des Erziehungsweſens

redet der bekannte Reiſende Paul Güßfeldt in einer Broſchüre „Die Erziehung der deutſchen Jugend“ das Wort, die bei Gebrüder Paetel, Berlin, bereits in dritter Auflage erſchienen iſt. Im weſentlichen will Güßfeldt die Ausmerzung allen Lehrſtoffes, den unſere Knaben und Jünglinge nur um der ſpäteren Examina willen in ſich aufnehmen müſſen und der ihnen im praktiſchen Leben von keinerlei Nutzen iſt, dafür die Aufnahme anderer Disziplinen und vor allem die ſorgfältigere Pflege moderner Sprachen. Um dieſem neuen wiſſenſchaftlichen Erziehungsplane näher treten zu können, müßte vor allen Dingen wohl mit dem gegenwärtigen Examenweſen aufgeräumt werden, denn die meiſten Brotſtellen, die Staatsſtellungen ausnahmslos, ſind von ſo und ſo viel beſtandenen Examina abhängig. Auch an unſerer heutigen Lehrmethode hat Güßfeldt, und wohl nicht mit Unrecht, vielerlei auszuſetzen. In ſeinen Anforderungen an den Lehrer ſcheint er nur das eine nicht zu bedenken, daß kaum eine andere Aufgabe, als diejenige, Lehrer zu ſein, ſo viel angeborene Berufsgaben erfordert. Ferner will Güßfeldt die körperliche Ausbildung der wiſſenſchaftlichen gleichwertig behandelt wiſſen. Er plädiert zu dieſem Zweck für einen zwölfſtündigen „Erziehungstag,“ bei deſſen Inkrafttreten die Einwirkung der Familie auf die Erziehung allerdings ziemlich vollſtändig ausgeſchloſſen wäre; bei dem ſtark entwickelten Familienſinn dürfte dieſe radikale Schulerziehung trotz aller Vorteile, die ſich Güßfeldt von ihr verſpricht, doch kaum auf viele Freunde rechnen können. Das, was vorläufig erreichbar und wünſchenswert von den Güßfeldtſchen Anregungen ſcheint, iſt wohl bereits in den neuen Direktiven des Kaiſers für die Kadettenerziehung zum Ausdruck gelangt. Um die Gymnaſialerziehung in gleichem Sinne umzugeſtalten, müßte vor allen Dingen erſt mit dem Zopf der Univerſitäten und ihrer ſeit einigen hundert Jahren auf demſelben Punkt ſtehengebliebenen Profeſſorenwirtſchaft ein Ende gemacht werden.

## Bismarck. *)

Von J. G. Fiſcher.

Wirſt heute du deſſen Dank verſchmähen,
Der dich Jahrzehnte vorausgeſehen,
Im ahnenden Liede dich vorempfand,
Unſterblicher Name, gewaltige Hand?

Erſehnt, geweisſagt, gehaßt, bewundert,
So geht er durch ſein erſt Jahrhundert,
Dann wird die Jahrhunderte aller Zeiten
Der Hochbewunderte durchſchreiten.

Zu Frankfurt hat uns das Parlament
Vereinigt — häßlich dann getrennt,
Weil der Meinungen und der Stämme Wahn
An der deutſchen Größe Verrat gethan;

Daß alle germaniſche Welt wie nie
Nach einem deutſchen Diktator ſchrie:
Soll unſer Name zu ſchanden gehn
Und kein Erretter uns auferſtehn?

Da kam er — anders als wir gedacht,
Und hat den Krieg und den Riß gemacht,
Hat uns die alte Form zerſpalten,
Wir haben den Odem angehalten,

Sprach zu den einen: Dort ſeid ihr,
Sprach zu uns andern: Hier ſind wir,
Beging den Triumph über Frankreichs Waffen
Und hat uns das neue Reich erſchaffen.

Da ward geſtaunt, gehofft, geflucht,
Er aber hat ſeinen Weg geſucht,
Und ſprach nach dem Franzoſenkrieg:
„Nun, Deutſche, ſuchet daheim den Sieg.

Die ihr gethan den Blitz und Schlag,
Seht was zu Hauſe halten mag;
Wie viel iſt in der Welt Geſchwätz!
Ein ander Ding iſt ein Geſetz.“

Doch die Weisheit, die ſich von heute ſchrieb,
Die warf ihn durch das Rednerſieb
Und meinte ſo und anderswie,
Dieweil er anders war denn ſie.

Kein großer Mann iſt hier erlaubt,
Weil jeder allein ſich ſelber glaubt,
„Wo bliebe die Freiheit in der Welt,
Wenn der Gewaltige Recht behält?“

Befehdet ihn denn und zerſtampft die Bahn,
Die er euch ſelber aufgethan,
Wenn ihr nicht ſcheut vor des Mannes Ruf,
Der geſtern unſere Zeit erſchuf,

Der jedem ſein Teil erwog und maß,
Das Nahe und Ferne verbunden las,
Hielt Wage und Zügel in ehrner Hand,
Verbannte den Krieg und den Unbeſtand,

Daß ſelber die Fremde den Ruf begann:
O, wär' er der unſre, ſolch ein Mann,
Der unbekümmert um Haß und Lob
Sein Volk zur gebietenden Macht erhob.

Habt Acht, daß ihr nicht wie am Fels zerſchellt,
Wenn einſt die Reue euch vor ihn ſtellt,
Und die drängende Not, vielleicht zu ſpät.
Vom Pfluge den Retter zu rufen geht.

Die Gewaltigen lauſchten ſeinem Rat,
Nationen erſtaunten ob ſeiner That,
Ob der verwegenen Leidenſchaft
In der unzerbrechlichen Menſchenkraft.

Und hätt' er gefehlt und grob gefehlt,
Der Große iſt grob, weil er nicht verhehlt,
Die Welt erzittert, wenn er fällt —
Und zittert nicht, wenn er ſie hält.

Doch wenn die Verkleinerer es vergeſſen,
Die mit der Elle Rieſen meſſen —
Viel Täuſchung iſt zwiſchen Tag und Nacht,
Er aber hat Deutſchland eins gemacht.

## Aus der pharmazeutiſchen Vorzeit.

Selten habe ich originellere Büchlein in der Hand gehabt, als die beiden Bändchen, in denen Hermann Peters unter obigem Titel ſeine umfaſſenden Studien über mittelalterliche Apotheken und Arzneikünſte, zum großen Teil aus den großen Schätzen des germaniſchen Muſeums geſchöpft, vereinigt hat. Mancherlei in dem höchſt gründlichen Werke, die eingehende Beſchreibung der Gerätſchaften zumal, iſt freilich nur für den Fachmann intereſſant, die weit überwiegende Mehrzahl der Artikel aber beſitzt den ſeltenen Vorzug, zugleich belehrend und außerordentlich amüſant zu ſein. Unſere guten Altvorderen müſſen ſeltſame Käuze geweſen ſein: die Mitteilungen, welche uns Peters über ihre Arzeneien gibt und mit Quellennachweiſen belegt, kann man nicht leſen, ohne herzlich zu lachen. Beſonders vom XVI. Jahrhundert an mußten die Herren Apotheker mit allem möglichen und unmöglichen Getier in Fehde liegen. Es galt nicht nur dem Wolf die Leber, dem Hecht den Kiefer, dem Haſen die Ferſe abzujagen, nicht nur Schwalben und Zaunkönige, Kröten und Skorpione mußten geröſtet werden, ſondern der Apotheker war auch angewieſen, ſich Teile der menſchlichen Hirnſchale, Mumienfleiſch und Menſchenknochenſpiritus zu halten; für äußerſt wirkſam galt, wohlverſtanden nach den offiziellen Pharmakopien, Moos, das auf Menſchenſchädeln gewachſen war. Von hervorragender Wirkung war ſicher auch das ſympathetiſche Ei des Theophraſtus Paracelſus, ein ausgeblaſenes, mit dem warmen Blute eines geſunden Menſchen gefülltes Hühnerei, welches von einer Henne bebrütet wurde, um dann durch Auflegen alle Krankheiten zu heilen. Manche unſerer ſogenannten ſympathiſchen Mittel laſſen ſich gewiß noch auf jene Zeit zurückführen. Mit ganz beſonderen Schwierigkeiten verknüpft mag die Beſchaffung ſolcher Arzneiſtoffe geweſen ſein, die gar nicht exiſtierten — ſo ſtand z. B. das Horn des nur im Fabellande lebenden Einhorns ſo hoch im Anſehen, daß es faſt mit Gold aufgewogen wurde. Für Zeitungsleſer iſt es von Intereſſe, daß Peters auch nach einem Holzſchnitt aus dem Jahre 1550 eine Abbildung des wahrundwahrhaftigen „Entenbaumes“ bringt, der auf der Orkneyinſel Pomonia wächſt und lebendige Enten oder Gänſe als Früchte hervorbringt — ihnen reihen ſich würdig die Bezoarſteine an, ſo aus den Thränen der Hirſche entſtanden und wider alle Gifte dieneten; ſie übertrafen in letzter Beziehung ſogar noch den nach uralten Rezepten aus 55 Beſtandteilen zuſammengeſetzten Theriak, deſſen Erfinder König Mithridates ſein ſollte, der aber von Damoskates, dem Leibarzt Neros, weſentlich verbeſſert war. Der Theriak durfte auch in Deutſchland nur unter amtlicher Beaufſichtigung hergeſtellt werden und zwar mußte dies öffentlich geſchehen, eine Gelegenlegenheit, die meiſt zu Feſtlichkeiten Veranlaſſung gab. Noch 1754 fand zu Nürnberg die letzte feierliche Anfertigung des Theriaks ſtatt.

Wie heute hatten die Herren Ärzte und Apotheker übrigens ſchon im Mittelalter arge Feinde: jene die Geheimmittelſchwindler und Marktſchreier, dieſe die Droguiſten und „Zuckermacher.“ Wer die von Peters mitgeteilten Geheimmittelzettel aus dem Jahre 1680 lieſt, wird ſich der Anſicht nicht verſchließen können, daß der Verkäufer der „Orvieteniſchen Gifftlatwerg“ unſern modernen Schwindlern allermindeſtens ebenbürtig war.

Wir lachen heute über die wunderlichen Medizinen unſerer Vorfahren, wer aber vermag uns zu ſagen, wie man in zweihundert Jahren über die neueren und neueſten Bereicherungen unſeres Arzneiſchatzes urteilen wird? Sp.

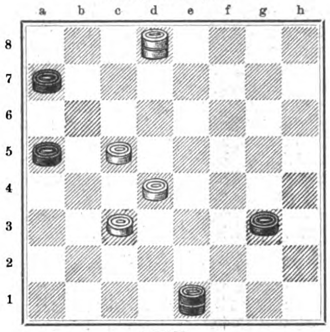
## Technik.

Von allen neueren, in Deutſchland gemachten Erfindungen hat kaum eine zweite derartiges Aufſehen erregt, als das Mannesmannſche Rohrwalzverfahren. Noch vor drei Jahren hätte man es für ganz unmöglich gehalten, Röhren aus ſchmiedebarem Metall anders als aus Blechen über einen Kern oder durch Ausbohren eines Blockes herzuſtellen, und die erſten Mitteilungen über ein Verfahren, welches geſtatten ſollte, einen Block unmittelbar durch Walzen in eine Röhre umzuwandeln, ſtießen auf allgemeinen Unglauben. In den letzten Wochen hat eine Ausſtellung im Berliner Architektenhauſe den ſtaunenden Technikern indeſſen bewieſen, welcher Ausdehnung der völlig neue Fabrikationszweig fähig iſt. Das höchſt intereſſante Walzverfahren beruht im weſentlichen darauf, daß der Metallblock von ſchräggeſtellten Walzen erfaßt wird, die aber an ihrem hinteren Ende kegelförmig abgeſtumpft ſind: der Block wird vorn mit großer Gewalt vorwärtsgezogen, hinten etwas aufgehalten. Es entſteht dadurch ein eigenartiger Kräftekampf, deſſen Erfolg ſich ſchließlich darin zeigt, daß die äußeren, am Umfang liegenden Teile des glühenden, alſo nachgiebigen Blockes dieſem gleichſam wie eine Haut über den Kopf gezogen werden und ſo, immer neue Teile aus dem Blockinnern nach ſich ziehend, ein Rohr bilden. Man kann ſogar ein Rohr herſtellen, das an beiden Enden feſt geſchloſſen iſt, und man vermag, je nach der Anordnung der Walzenpaare, dem Rohr einen faſt beliebigen Querſchnitt zu geben, z. B. hohle Eiſenbahnbahnſchienen zu fabrizieren. Die Rohre ſind dabei von einer erſtaunlichen Feſtigkeit, welche dank der faſerartigen Lagerung der Moleküle diejenige der bisherigen geſchweißten Rohre um das fünffache übertrifft; ſie beſitzen ferner die Eigenſchaft, ſich biegen, ſtauchen, auftreiben zu laſſen, wie man nur will. Die Mannesmannſchen Röhren werden in einzelnen Zweigen der Technik vorausſichtlich ſehr ſchnell alleinherrſchend werden: als Dampfkeſſel-, Heizungs-, Gasröhren, kurz für alle Röhren, welche einem hohen Druck ausgeſetzt ſind, erſcheinen ſie geradezu unübertrefflich, für den Lokomotivbau, als Eiſenbahnwagenachſen ꝛc. eignen ſie ſich vortrefflich, ganz beſondere Vorzüge aber bieten ſie nach dem Urteil aller Sachverſtändigen für die militäriſche Technik. Die langwierige Arbeit des Ausbohrens der Geſchütz- und Gewehrläufe wird ſehr wahrſcheinlich durch das neue Verfahren ganz in Fortfall kommen

---

*) Herr Profeſſor J. G. Fiſcher in Stuttgart, der jetzt dreiundſiebzigjährige Verfaſſer des prophetiſchen Gedichtes „Nur einen Mann aus Millionen!“ das wir in Nr. 31 citierten, ſandte uns das Gedicht „Bismarck“ mit den Worten: „Nun, nachdem die Verſe ſo viel dutzendmal, und mit Recht, als Prophetie auf Bismarck gedeutet worden ſind, wünſchte ich meinen Dank an den großen Mann auch öffentlich erſcheinen zu ſehen.“

### Dameſpielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

### 1. Rätſel.

Fehlet der Kopf mir, ſo wird aus mir ein Gedächtnis gegründet,
Um dem Schönen und Großen ewige Dauer zu leihen.
Gebet den Kopf mir, ſo wird in mir ein Gedächtnis gegründet,
Allem dem Schönen und Großen, womit mich die Götter geſegnet.

R. F.

### 2. Dreiſilbige Scharade.

Sind das Erſte die letzten Zwei,
Dann iſt's mit dem roſigen Lächeln vorbei.
Wird dir das Ganze dein tägliches Brot,
So dankſt du es meiſtens der lieben Not.

R. F.

### 3. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen von Wien über höchſtens ſieben Zwiſchenſtationen nach Ems, und von Wien über höchſtens elf Zwiſchenſtationen nach Kaſſel?

### 4. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | | I | | |
| | | I | | | |
| | I | | | | |
| I | | | | | |
| | I | | | | |
| | | I | | | |
| | | | I | | |

A A A A B E E H I I I I K L L M M N N N N O P P R R R S S S T U U U V. Man trage vorſtehende Buchſtaben in die leeren Felder dieſer Figur ſo ein, daß die erſte ſenkrechte Reihe einen Feldherrn des oſtrömiſchen Reiches nennt, während die wagerechten Reihen bezeichnen: 1) Ein Metall, 2) eine altgriechiſche Landſchaft, 3) einen römiſchen Geſchichtsſchreiber, 4) die Heimat eines Helden aus dem trojaniſchen Kriege, 5) eine alte Stadt am Schwarzen Meer, 6) einen Farbſtoff, 7) eine Küſtenſtadt in Italien. — Aus den Buchſtaben der letzten ſenkrechten Reihe läßt ſich der Name einer italieniſchen Stadt bilden.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

können — man erwartet nach dem Eindruck, welchen die auch von den Vertretern unſerer höchſten militäriſchen Behörden beſuchte Ausſtellung allgemein hervorrief, von der Erfindung eine neue Epoche in der Verarbeitung aller dehnbaren Metalle.

## Neue Romane.

Faſt neunzehnhundert Jahre unſerer Zeitrechnung rückwärts führt Ernſt Eckſtein die Leſer ſeiner neueſten Erzählung: „Die Numidierin“ (Leipzig, Verlag von Karl Reißner), indem er den hochentwickelten Kulturzuſtand der römiſchen Kolonieen Nordafrikas unter Kaiſer Tiberius ſchildert. Der Held der Erzählung iſt der junge und thatkräftige Eigentümer großer Purpurfärbereien in Collu. Die eigentliche Handlung aber ſpielt nicht in Collu, ſondern in dem von römiſcher Kultur noch weniger beleckten Nepte am tritoniſchen See, wohin den jungen Römer eine weit ausſchauende Handelsſpekulation führt. Auf der Reiſe dorthin von Meuchelmördern überfallen, rettet ihm ein junges numidiſches Mädchen, die Schweſter eines der Meuchelmörder, das Leben. Das Naturkind von ſtarker Empfindung verliert ihr Herz an den jungen Römer, ohne indeſſen Gegenliebe zu finden, und als die Numidierin erfährt, daß der Geliebte zurückkehren wird, mit dem jungen Weibe, dem ſein Herz gehörte ſchon ehe er zum erſtenmal nach Nepte kam, verwandelt ſich ihre Liebe in leidenſchaftlichen Haß gegen diejenige, in der ſie die Zerſtörerin ihrer ſtillen Hoffnungen ſieht. Sie beſchließt, die glücklichere Nebenbuhlerin zu töten. Aber im Begriff, die ſchreckliche That auszuführen, gewinnt das Beſſere in ihrer Bruſt die Oberhand, ſie rettet die Feindin vom ſichern Untergange und weiht ſich ſelbſt der Vernichtung. Die ſpannende Handlung iſt gut erzählt, die Charaktere vortrefflich geſchildert und der im Vordergrunde der Erzählung ſtehenden Geſtalt der Numidierin kann der Leſer ſeine Teilnahme nicht verſagen. Wie wohlbewandert Eckſtein in der Kulturgeſchichte der römiſchen Kaiſerzeit iſt, hat er durch ſeine Romane „Nero“ und „die Klaudier“ gezeigt; der beſondere Vorzug ſeiner Darſtellungsweiſe, nicht mit trockener Gelehrſamkeit zu prunken, ſondern ſein Wiſſen künſtleriſch mit der Schilderung zu verweben, iſt auch dieſer neueſten Erzählung „die Numidierin“ eigen.

Nicht ganz ſo entlegene Zeiten und Gegenden ſchildert Julius Rodenberg in ſeinem Roman „Herrn Schellbogens Abenteuer“ (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel). Aber auch er führt uns in die Vergangenheit zurück, wenn auch nur ungefähr dreißig Jahre. Das Berlin der ſechziger Jahre — dort erlebt nämlich Herr Schellbogen ſein Abenteuer — und das Berlin von heute haben indeſſen ſo wenig Gemeinſames miteinander, daß den Kenner der heutigen Reichshauptſtadt die Schilderung Rodenbergs ſeltſam berühren wird. Aber gerade in der Sicherheit, mit der der Erzähler den Ton jener Zeit getroffen hat und in der Anſchaulichkeit ſeiner Darſtellung liegt in erſter Linie die Bedeutung dieſes Romans. Rodenberg hat nicht nur das alte Berlin gekannt, es iſt ihm offenbar auch lieb geweſen, und dadurch kommt eine Weichheit in ſeine Geſchichte, die an eine Abendlandſchaft erinnert und dem Kulturhiſtoriſchen darin poetiſche Stimmung gibt. Von dieſer Stimmung beherrſcht, nimmt der Leſer auch an Herrn Schellbogens Abenteuer Intereſſe, trotzdem dasſelbe aus einer Reihe recht romanhafter Zufälligkeiten beſteht, die einen ſtarken Glauben an den Erzähler vorausſetzen.

Die in demſelben Verlage erſchienenen Hamburger Novellen „Zwiſchen Elbe und Alſter“ von Ilſe Frapan gehören zu den bemerkenswerteſten Erſcheinungen der neueren erzählenden Litteratur. Die Erzählerin weiß ebenſo zu rühren wie zu erſchüttern, je nachdem ſie von kleinen Schickſalen berichtet, die den Lebensgang liebenswürdiger Menſchen beſtimmen, oder von großen Leidenſchaften und den Abgründen des Seelenlebens. Ein ernſter, wahrhaft ſittlicher Grundton geht zudem durch dieſe Hamburger Novellen und unterſcheidet ſie dadurch vorteilhaft von den meiſten Schöpfungen gerade der begabteren unter unſern jüngeren Talenten, die mit all ihrer Erzählungskunſt meiſt nicht verhindern können, daß der Leſer am Schluß die Frage, was er denn nun eigentlich aus ihren Dichtungen mitnimmt', mit einem „Nichts“ beantworten muß.

## Militäriſches.

Das Großherzoglich Mecklenburgiſche Jägerbataillon, welches bei den neueſten Truppenverſchiebungen von Schwerin nach Kolmar verlegt worden iſt, trägt bis jetzt noch eine von den preußiſchen Jägern weſentlich abweichende Uniform (blauen Waffenrock mit grünem Kragen). Dasſelbe ſoll nun aber ebenfalls Waffenröcke von grüner Farbe mit ponceaurotem Kragen und Aufſchlägen, alſo der preußiſchen Uniform entſprechend, erhalten.

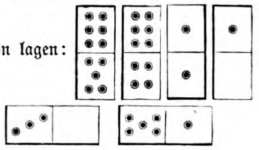
In Frankreich werden die für die deutſche Armee gültigen Beſtimmungen über die Ergänzung und Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenſtandes, wie ein Aufſatz im Progrès militaire beweiſt, eifrig ſtudiert und, ſoweit es die franzöſiſchen Verhältniſſe geſtatten, nachgeahmt. So ſollen in dieſem Jahre, in welchem keine Übungen der Territorialarmee, ſondern nur der Reſerven ſtattfinden, Hauptleute und Leutnants der Territorialarmee zu Übungen bei den Linientruppen eingezogen werden. Nach denſelben ſollen Beförderungsvorſchläge gemacht werden, in welchen beſonders atteſtiert werden muß, daß die zu Bataillonskommandeuren und Hauptleuten vorzuſchlagenden Offiziere auch ſicher zu Pferde ſind.

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 36.

Dominoaufgabe.

Im Talon lagen:

C ſetzte:



1. Buchſtabenrätſel.
Trauring — Traurig.

2. Rätſel. Naſe.

3. Vierſilbige Scharade. Beutelſchneider.

4. Rätſel-Diſtichon. Dover — Dove.

**Inhalt:** Jan Kräfts erſte und letzte Liebe. Von Reinhold Werner. — Von deutſchen Roſen. Von Julius Stinde. — Der amerikaniſche Stephan. Von Hermann Dalton. Mit einem Porträt. — Fulda. Mit ſieben Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke: Zu unſern Bildern: Wieder daheim von A. Dieffenbacher und Sommermorgen von H. Kohnert. Eine Revolution des Erziehungsweſens. Bismarck. Gedicht von J. G. Fiſcher. Aus der pharmazeutiſchen Vorzeit. Technik. Neue Romane. Militäriſches.

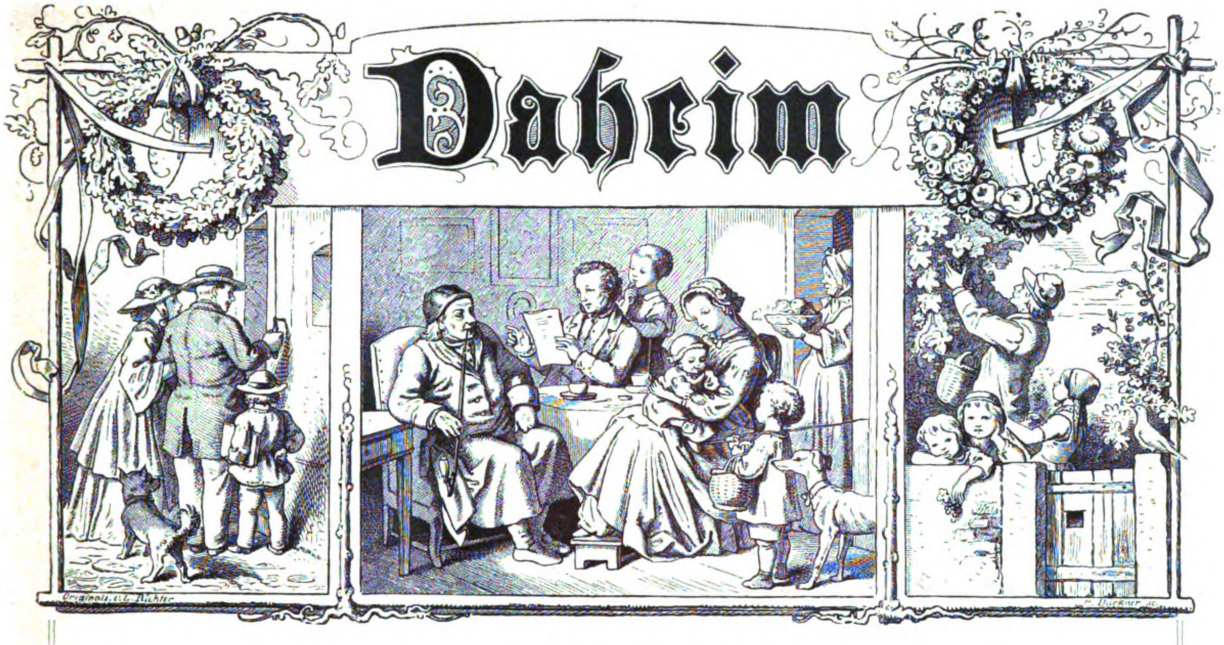
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungs[illegible] vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Juni 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 38.

# Jan Kräfts erſte und letzte Liebe.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Sie haben darin recht, Jan,“ erwiderte ich, „daß ich Ihnen aufrichtig zugethan bin, und Sie dürfen ſich darauf verlaſſen, daß kein Wort davon über meine Lippen kommt.“

„Ich wußte das,“ ſagte er treuherzig und drückte mir dankbar die Hand. „Sehen Sie, der Kerl war auf der ‚Gefion‘ Bottelier. Er ſtammte aus Berlin, war ein Großmaul erſter Sorte, aber meine Großmutter ein beſſerer Seemann als er. Er konnte kaum Lee von Luv unterſcheiden, und wenn er aus ſeiner Bottelierskammer einmal zum Reefen mit auf die Marsraa hätte entern ſollen, er wäre nicht einmal die Wanten hinauf bis zur Mars gekommen. Nun da können Sie ſich denken, daß er von uns anderen Unteroffizieren manchmal ganz gehörig was über die Gallion bekam, und ich mag ihm wohl auch dann und wann ſo quer vor den Bug getrieben ſein, daß es klein Holz gab. Da hat denn wahrſcheinlich der feige Kerl ſich ſpäter an mir rächen wollen und mir einen ſchlechten Streich geſpielt.

„Ein ſo jämmerlicher Seemann er aber auch war, ſo verſtand er deſto beſſer zu ſchreiben und zu leſen, was ja bei unſereinem nicht immer ſo glatt geht. So ließen ſich denn manche von uns Briefe von ihm nach Hauſe ſchreiben, und da er es unter einer Mark das Stück nicht that, ſo machte er ſich damit einen ganz hübſchen Nebenverdienſt.

„Als wir nun mit dem Schiffe in Havannah lagen, erkrankte einer meiner Freunde am gelben Fieber, und ich pflegte ihn nach beſten Kräften. Aber er ſah bald ſelbſt, daß es mit ihm zu Ende ging und er in Gottes Keller hinunter mußte. Da ſagte er eines Tages zu mir: ‚Jan, könnteſt du wohl einen Brief für mich ſchreiben?‘ und ich mußte leider mit Nein antworten. ‚Wiſſen Sie, Herr Leutnant,‘ geſtand er dann mit einer gewiſſen Verlegenheit, ‚in einem Fiſcherdorfe, wo ich her bin und man, ſobald man krabbeln kann, mit dem Vater immer auf den Fang muß, damit nur Brot im Hauſe iſt, da hat man nicht viel Zeit, um dergleichen zu lernen.‘ Mit einem Pinſel auf einem Brett, nun ja, da hätte ich am Ende die meiſten Buchſtaben fertig gekriegt, aber mit Feder und Tinte, da konnte ich es meinen ſteifen Fingern doch nicht recht zutrauen, und ſo eine Planke hätte doch zu viel Porto gekoſtet. ‚Na,‘ ſagte mein Freund, ‚dann rufe mal den Berliner Windhund,‘ — ſo hieß nämlich der Bottelier allgemein an Bord — ‚der Kerl kann zwar keinen richtigen Knoten machen, aber mit Schreiben weiß er Beſcheid, und da ich fühle, daß ich mein letztes Kabelende ausſtecken muß und doch nicht wieder aufkomme, ſo möchte ich meiner kleinen Anna ein paar Abſchiedsworte ſchicken, damit das arme Wurm nicht umſonſt auf mich wartet und ſich bald mit einem anderen tröſten kann.‘

„Ich fand das natürlich vernünftig und rief den Windhund, der auch den Brief ſchrieb und uns vorlas. Nun alles was recht iſt, was er geſagt, das war wirklich ſehr hübſch. Es kam ſo allerlei darin vor von Sehnſucht und Liebe und Treue und Wiederſehen im Himmel, daß einem ganz wunderlich ums Herz wurde.

„Als nun mein Freund ſtarb, da war mir recht traurig zu Mute und ich mußte einige Tage öfter an die Mathilde denken als ſonſt. Die wartete auch auf mich und ich ſagte mir, daß es ſie doch recht erfreuen würde, wenn ſie ſo unverſehens einen ähnlichen Brief mit recht viel Liebe und Treue und Wiederſehen darin von mir bekäme.

„Nach einiger Zeit ließ ich alſo die Mark ſpringen. Der Windhund verſicherte, er hätte ganz ſo geſchrieben, wie ich gewünſcht, las auch etwas vor, was wirklich recht nett klang, und der Brief ging mit dem nächſten Poſtdampfer ab. Wir blieben noch anderthalb Jahre aus, aber ich bekam nie eine

Antwort, und als wir dann zurückkehrten, da ſtellten wir das Schiff nicht in Danzig, ſondern in Swinemünde außer Dienſt. Unterwegs war ich recht ſparſam geweſen, brachte eine tüchtige Abrechnung mit und wollte gerade nach Danzig reiſen, da treffe ich einen alten Freund, der gerade dort herkommt. Natürlich war meine erſte Frage nach der Mathilde, aber ich denke, mich ſoll der Schlag rühren, als ich höre, daß das Frauenzimmer ſchon vor anderthalb Jahren geheiratet und in den letzten Wochen auch ſchon ein Kind bekommen hat. Die Worte blieben mir in der Kehle ſtecken, ich fragte nach nichts weiter, nahm keinen Urlaub und ging wieder an Bord.

„Ich hatte die Mark alſo umſonſt ausgegeben; nun, das war nicht ſo ſchlimm, aber deſto mehr wurmte es mich, daß der ſchöne Brief ſo gar nichts gewirkt hatte. Ich war wütend, ſo betrogen zu ſein, ſchwor Stein und Bein, nie wieder etwas mit Frauenzimmern zu thun haben zu wollen, weil ſie alle falſch wären, habe ſie mir auch die ganzen zwanzig Jahre glücklich vom Leibe gehalten, und nun höre ich aus jenem Schreiben, daß der Windhund mir einen ſo ſchändlichen Streich geſpielt, der Mathilde denſelben Brief geſchickt, den mein ſterbender Freund für ſeine kleine Anna hatte ſchreiben laſſen, und mich darin tot gemacht hat.

„Sollte man eine ſolche Schlechtigkeit für möglich halten, Herr Leutnant? Nun, käme der Menſch mir im Leben noch einmal unter die Finger,“ fügte er in hellem Zorn hinzu, „ich drehte ihm den Hals um.“

Der arme Kerl dauerte mich. „Soll ich weiter leſen?“ fragte ich, um ſeinen trüben Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Er nickte bejahend.

„Bis du ihr ſchriebſt, du wärſt in Weſtindien am gelben Fieber geſtorben. Dann hätte ſie ſich verheiratet, aber kein Glück mit die Männer gehabt. Von dem erſten ſei ſie bald wieder geſchieden, der zweite iſt am Gallenfieber geſtorben und der dritte in die weite Welt gegangen. Danach hätte ſie das Heiraten ganz aufgegeben. Weil aber dein Brief aus Weſtindien an alles ſchuld ſei, ſo möchteſt du ſie auch jetzt aus der Not helfen und ihr die dreißig Mark ſchicken.“

Jan hatte aufmerkſam zugehört und bei dem letzten Satze zuſtimmend den Kopf geneigt. Die weibliche Logik ſchien ihm einzuleuchten, während ich allerdings etwas anderes herauslas und ihn jetzt innerlich beglückwünſchte, daß er vor dieſem Dreimännerweibe bewahrt geblieben war.

Da er nichts äußerte, fuhr ich fort: „Lieber Onkel, ich möchte Dir eigentlich gern mal beſuchen. Was der Wilhelm iſt, der ſagt, es wäre bei Dir ſehr hübſch, und daß Du mit einem Freunde zuſammenwohnſt, der Herr Möller heißt, gerade ſo wie ich und wie die Mutter, d. h. als ſie noch jung war, da ſind wir gewiß Verwandte. Die Reiſe von Swinemünde nach Kiel iſt ja auch nicht weit und koſtet bloß 15 Mark, die Du wohl auch noch übrig haben wirſt, da ich als anſtändiges Mädchen doch in die zweite Klaſſe fahren muß.

„Ich will Dir und Deinen Freund auch recht pflegen, und das würde mich beſſer gefallen, als das ewige Waſchen, was mich ſchon zum Halſe rauskommt. Ich bin erſt achtzehn Jahr, kann aber ganz gut kochen, und Ihr würdet bei mich viel beſſer eſſen, als aus das Speiſehaus, wo ſie, wie der Wilhelm ſagt, alles man bloß mit ſchlechtes Pferdefett zurecht machen. Wenn Du alſo fünfzig Mark ſchickſt, kann ich mich auch noch einen hübſchen Hut für die Reiſe kaufen und dann komme ich. Die Mutter läßt Dich vielmals grüßen und ich bleibe Deine Dich liebende Nichte

Minna Möller.“

Jan ſchien in Gedanken verſunken und ich vermied es, ihn zu ſtören. Nach einigen Minuten richtete er ſich lebhaft auf — er hatte einen Entſchluß gefaßt.

„Ich werde Geld ſchicken, Herr Leutnant,“ ſprach er feierlich. „Dreißig Mark kann ich wohl noch miſſen und ich habe an der Mathilde etwas gut zu machen. Sie iſt bloß durch den unglücklichen Brief ins Elend gekommen — aber nicht wahr? das bleibt alles unter uns und auch der Peter darf nichts davon erfahren.“

„Ganz beſtimmt, Jan,“ beruhigte ich ihn, „von mir erfährt niemand ein Wort.“

Er atmete erleichtert auf, als ſei eine ſchwere Laſt von ihm genommen, zündete ſeine Pfeife wieder an und blies die Dampfwolken gemächlich vor ſich hin, ein Zeichen, daß er ſein Gleichgewicht wieder zu finden begann.

„Daß Sie ſeither ein Weiberfeind geweſen,“ äußerte ich nach einer Weile, „kann ich nun wohl verſtehen, Jan, Sie glaubten ſich ſchmählicherweiſe hintergangen, aber Peter ſcheint mit Ihnen darin den gleichen Strang zu ziehen. Er iſt zwar ziemlich ſchweigſamer Natur, aber dann und wann iſt ihm doch eine Bemerkung entfahren, aus der ſich darauf ſchließen ließ, daß er den Frauenzimmern nicht hold iſt.“

„Sie haben recht, Herr Leutnant, er muß auch böſe Erfahrungen gemacht haben, aber ich weiß nichts Rechtes darüber. Da ich nicht über die Mathilde ſprechen wollte, wie Sie ſich denken können, wollte ich ihn auch nicht fragen, und ſo iſt es gekommen, daß das wohl die beiden einzigen Punkte in unſerm Leben ſind, über die wir uns keinen klaren Wein eingeſchenkt haben. Wir kennen uns nun ſchon an die dreißig Jahre, ſind faſt immer zuſammengeweſen, und nur, als ich die Reiſe mit der Gefion machte, kamen wir einmal auseinander. Damals muß ihm aber etwas paſſiert ſein, was ihn ſehr gepackt hat, denn ſeitdem wollte er von Weibern abſolut nichts mehr wiſſen, was bis dahin gar nicht der Fall war.“

In dieſem Augenblicke ging die Gartenthür, und der Eintritt des Beſprochenen unterbrach unſere Unterhaltung.

„Nun Peter, haſt du den nichtsnutzigen Bengel gefunden?“ rief Jan ihm ſchon von weitem zu.

„Nein,“ knurrte dieſer mißmutig, „er treibt ſich wieder irgendwo umher; aber das geht nicht länger, zum Erſten muß er fort.“

„Haſt recht,“ ſtimmte Jan bei, „und in den drei Wochen werden wir wohl etwas Beſſeres finden. Aber den Rum haſt du doch.“

„Hier iſt er,“ erwiderte Peter und begrüßte mich, nachdem er die Flaſche auf den Tiſch geſtellt.

„Nun, dann ſei ſo gut und braue uns einen Grog. Der Leutnant ſitzt ſchon eine Stunde mit trocknem Munde, und mir klebt die Zunge am Gaumen wie bei einem Harmattan an der afrikaniſchen Küſte, wenn er vierundzwanzig Stunden geweht hat.“

Peter, deſſen ſtändiges Amt das Grogbereiten war, begab ſich in das Häuschen und erſchien bald danach wieder mit einer Terrine des aromatiſch duftenden Getränkes aus echtem Jamaika. Die Wirkung desſelben äußerte ſich bald, namentlich bei Jan. Die Stimmung hob ſich ſichtlich, des nichtsnutzigen Bengels wurde nicht mehr gedacht, wenngleich dieſer ſich verſichert halten durfte, bei ſeiner Rückkehr den Wind ganz gehörig von vorn zu bekommen.

Ja, Jan wurde zuletzt geradezu ausgelaſſen, er ſpann allerlei zähe Garne, in welche Peter gar oft einen Knoten ſchlagen mußte, um ſeiner ausſchweifenden Phantaſie Zügel anzulegen. Verſchiedene Male ſah dieſer ſeinen Freund, deſſen übermütige Luſtigkeit er ſich gar nicht zu erklären vermochte, ganz erſtaunt an und einmal ſchwang er ſich zu der Bemerkung auf: „Du biſt ja aber ganz merkwürdig vergnügt heute, Jan!“

„Das iſt kein Wunder,“ entgegnete dieſer lachend, „du haſt auch einen ganz vorzüglichen Grog gebraut.“

Peter ſchien dieſe Erklärung zu genügen, während ich ſie mir anders deutete. Der Entſchluß, der Mathilde dreißig Mark zu ſchicken und damit die Todesnachricht aus Havannah zu ſühnen, hatte ſein Herz ſo leicht gemacht.

Nachdem wir noch ein Stündchen heiter geplaudert, mahnte die vorgeſchrittene Zeit zum Aufbruch, und ich verabſchiedete mich mit dem Verſprechen, welches beide mir abnahmen, meinen Beſuch recht bald zu wiederholen.

Ich war nicht wenig erſtaunt, als mir ſchon zwei Tage ſpäter Jans Beſuch gemeldet wurde. Zwar hatte ich meine beiden Freunde ſchon verſchiedene Male aufgefordert, doch auch einmal bei mir vorzuſprechen, aber bis jetzt waren ſie, wohl aus Beſcheidenheit, dieſer Einladung noch nie gefolgt. Es mußte alſo wohl etwas Beſonderes zu Grunde liegen, was den alten Knaben ſchon ſo bald nach meinem Beſuche zu mir führte.

Daß es nichts Unangenehmes war, ſah ich jedoch auf den erſten Blick ſeinem Geſichte an, auf dem ſich eine heitere Befriedigung ausſprach.

„Guten Tag, Jan,“ rief ich ihm entgegen, „wie nett von Ihnen, daß Sie auch einmal bei mir einkehren, aber weshalb hat Peter Sie nicht begleitet?“

„Er weiß gar nicht, daß ich zu Ihnen gegangen bin, Herr Leutnant,“ flüſterte er geheimnisvoll und blickte dabei forſchend im Zimmer umher, ob wir auch allein ſeien, „und ſoll es auch nicht wiſſen. Ich komme nämlich mit einer Bitte zu Ihnen.“

„Die gewähre ich Ihnen im voraus, wenn ich vermag.“

„O, für Sie iſt es nur eine kleine Mühe. Ich bitte nur, daß Sie ſo gut ſind, einen kurzen Brief für mich zu ſchreiben.“

„An wen?“

„An die Mutter von der Minna Möller; ſie ſoll uns die Tochter ſchicken, und hier iſt auch ein Fünfzigmarkſchein, den ich beizulegen bitte.“

Ich war aus den Wolken gefallen, traute meinen Ohren nicht und blieb eine Zeitlang ſtumm vor Staunen. „Was?“ rief ich endlich, „Sie wollen das junge Mädchen in Ihr Haus nehmen?“ Die Welt drehte ſich um, daß die beiden alten Weiberfeinde ſo plötzlich ihren Sinn geändert hatten.

„Ja, Herr Leutnant,“ erwiderte Jan nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit. „Ich ſagte Ihnen ſchon neulich, daß ich etwas gut zu machen hätte von wegen des unglücklichen Briefes aus Havannah. Nun will ich der Mathilde die gewünſchten dreißig Mark ſchicken und der Minna zwanzig, damit ſie ſich einen neuen Hut kaufen und zu uns reiſen kann.“

„Aber was ſagt denn der Peter dazu?“ Jans Motive konnte ich verſtehen, aber Peters Einwilligung war mir unbegreiflich.

„Er iſt einverſtanden,“ lautete die Antwort, die mit einem gewiſſen triumphierenden Stolze gegeben wurde.

„Aber wie haben Sie das nur fertig gebracht?“ fragte ich immer noch etwas ungläubig.

„Ja,“ entgegnete er mit liſtigem Augenzwinkern, „ich will es Ihnen nur ſagen, Herr Leutnant, ich mußte ein bißchen ſchlau zu Werke gehen und zuletzt hatte ich auch noch Glück dabei. Sie wiſſen, wenn man nicht direkten Kurs ſteuern kann, dann muß man ſich ans Kreuzen machen und je nachdem der Wind ſchralt oder raumt, über den einen oder den anderen Bug liegen, bis man ſo viel Luv hat, daß man mit vollen Segeln auf den Hafen abhalten kann — und ſehen Sie, ſo habe ich es auch gemacht.

„Als Sie neulich von uns fortgegangen waren, da wehten mir ſo allerlei Gedanken durch den Kopf. Mit den Jungens hatten wir uns nun zwei Jahre abgeplagt und nur Unheil davon gehabt; nun, ſo konnten wir es ja einmal mit einem Mädchen probieren, vielleicht würden wir beſſer dabei fahren. Dabei fiel mir dann die Minna ein. Ich muß ſagen,“ fuhr er ſchmunzelnd fort, „der Brief von ihr hat mir recht gefallen. Da iſt kein Firlefanz darin, alles, was ſie meint, ſagt ſie auch gerade heraus, und da ſie gern kommen will, brauchten wir ja erſt nicht lange nach einer anderen zu ſuchen. Freilich eine Katze im Sack kaufen, das wollte ich auch nicht, und ſo hielt ich es für nötig, erſt ein bißchen hinzuhorchen, ob ſie auch für uns paßt.

„Ich ſetzte alſo geſtern Kurs auf meinen alten Freund Bradtke, den Feldwebel bei der Matroſendiviſion, und fragte ihn aus, ob hier ein Wilhelm Schramm aus Swinemünde diene, von dem die Minna in dem Briefe geſchrieben hatte. Dabei war mir eingefallen, daß mein Vater immer mit einem Schramm zuſammen in Ahlbeck, wo ich her bin, gefiſcht hatte. ‚Halt,‘ dachte ich bei mir, ‚vielleicht iſt der Wilhelm ein Sohn von ihm und dann haſt du eine gute Gelegenheit, ihn auszuholen.‘

„Nun, Bradtke ſah die Liſten nach und richtig, er fand den Namen auch gleich, aber wiſſen Sie, wer es iſt, Herr Leutnant?“

„Nun?“

„Ihr Burſche.“

„Jawohl, jetzt erinnere ich mich, daß er ſo heißt, ich hatte gar nicht daran gedacht. Und nun wünſchen Sie wohl, daß ich ihn ausfrage.“

„Nein, das iſt nicht mehr nötig. Er iſt ja oft genug in unſerm Hauſe geweſen, und ich kenne ihn gut, ſo habe ich das ſchon ſelbſt gethan. Gerade als ich von Bradtke zu Hauſe ſteuerte, kam er in Sicht und lief mir Steven auf Steven.

„Sag mal, mein Junge,“ preite ich ihn an, „ſtammſt du vielleicht aus Ahlbeck und heißt dein Vater Hans mit Vornamen?“

„Jawohl,“ ſagte er, „aber der iſt ſchon lange tot und da iſt meine Mutter mit uns Kindern nach Swinemünde gezogen.“

„Na, dann ſind wir ja Landsleute und unſere Väter waren gute Freunde, darauf wollen wir mal eins trinken. Dein Herr iſt jetzt zu Tiſch im Kaſino und da haſt du wohl ein halb Stündchen Zeit für ein Glas Grog, hier gleich nebenan bei Folkers gibt es einen recht ſteifen.“

„Nun, er ließ ſich das nicht zweimal ſagen, wir gingen gemütlich zu Anker bei Folkers, und es blieb auch nicht bei einem Glaſe. Wir ſchwatzten erſt über dies und das, und zuletzt brachte ich auch unvermerkt die Rede darauf, daß ich eine alte Bekannte in Swinemünde hätte. Sie ſtammte aus Neufahrwaſſer, ihr Mädchenname wäre Mathilde Kräft, aber ſie ſei, wie ich gehört, einige Male verheiratet geweſen, ſo daß ich nicht wüßte, wie ſie jetzt hieße, und dann beſchrieb ich ſie, ſo gut ich konnte.“

„Ach,“ ſagte er dann, „Sie meinen Frau Weber. Ja, die kenne ich ſehr gut, wir ſind ja Nachbarsleute und mit ihrer Tochter, die nur drei Jahre jünger iſt als ich, bin ich zuſammen aufgewachſen.“

„Was?“ fragte ich, als ob ich erſtaunt wäre, „hat ſie auch eine Tochter?“

„Ja, von ihrem erſten Manne, und die heißt Minna Möller.“

„So, ſo,“ meinte ich, „die Mutter war ihrer Zeit recht hübſch, iſt die Tochter auch ſo?“

„O, ich ſage Ihnen, das iſt ein ſtaats’ſches Frauenzimmer, die kann ſich ſehen laſſen und dabei ſauber und fleißig und kochen kann ſie wie der beſte Koch.“

„Na, ſo gab ein Wort das andere; ich erfuhr, was ich wünſchte, der Wilhelm lobte ſie über die Maßen, ſo daß ich ſah, ſie paßte für uns, und damit hatte ich einen tüchtigen Streckbug gemacht. Aber jetzt folgte das Schwierigſte, den Peter herumzukriegen, der immer ſchon knurrt, wenn er nur auf hundert Schritte ein Frauenzimmer in Sicht kriegt.

„Aber wie ich ſchon ſagte, jetzt kam mir das Glück zu Hilfe. Gerade als ich zu Hauſe anlangte, hatte es einmal wieder einen böſen Radau mit unſerm Jungen gegeben.

„Sie wiſſen doch, daß wir uns ein paar Glücksratten halten. Nun denken Sie nur, Herr Leutnant, als der Peter heute früh zufällig in unſere Kombüſe kommt, da ſieht er auf einem Bord ganz hinten in der Ecke eine kleine Schachtel ſtehen, die ihm, er weiß nicht warum, gleich verdächtig vorkommt. Als er ſie aufmacht, iſt rotgefärbter Weizen darin — richtiges Rattengift. Natürlich hatte ſich das der infame Bengel verſchafft, um unſere Ratten zu vergiften, weil er ein paarmal hat den Stall reinſchrubben müſſen.

„Peter war vollſtändig durch den Wind, und Sie können ſich vorſtellen, was das für ein Hallo gegeben hat. Aber was ſollten wir machen? Der Junge blieb frech dabei, die Schachtel hätte ſchon dort geſtanden, als er ins Haus gekommen wäre, und er gedacht, es ſei ausländiſcher Blumenſamen für unſern Garten. Da! das mußten wir auch noch hinunterſchlucken und konnten ihm doch nichts beweiſen. Peter aber war ſo wütend, daß er ſchwor, der Junge ſolle nicht erſt zum nächſten Erſten, ſondern ſchon zum Fünfzehnten aus dem Hauſe.

„Nun ich ſtimmte aus vollem Herzen bei, daß wir einen ſolchen Giftmiſcher nicht länger behalten dürften. Sie wiſſen ja, Herr Leutnant, wie uns unſere Ratten und namentlich die alte blinde an das Herz gewachſen ſind. Damals, als Sie bei dem ſchweren Wetter gerade bei uns waren, und die Orkanbö den Schornſtein von unſerm Hauſe abkämmte, der dann ſo ſchrecklich in den Rattenſtall ſchlug, blieb ſie mit ihrem Manne von den dreißig allein übrig, während alle anderen jämmerlich zerquetſcht wurden, und da iſt es doch nur natürlich, daß man an ſolchen Tieren hängt.

„Aber anderſeits paßte mir die Geſchichte auch wieder in meinen Kram, und ich fing deshalb davon an, ob es am Ende nicht beſſer wäre, ein tüchtiges Mädchen ſtatt ſolcher nichtsnutziger Jungen zu mieten. Zuerſt ſah mich der Peter ganz ſtarr an, als ich damit herauskam, aber er ſagte doch wenigſtens nichts und brummte bloß etwas vor ſich hin. Na, das war ſchon viel gewonnen, und ich ſpielte deshalb gleich noch einen Trumpf aus.

„Das Eſſen aus dem Speiſehauſe war in der letzten Zeit nämlich wirklich recht ſchlecht geweſen und wir hatten ſchon öfter darüber geſprochen. ‚Peter,‘ ſagte ich, ‚ich habe heute den Wilhelm, den Burſchen des Leutnant Werner, geſprochen, der nebenan von unſerm Speiſehauſe in Quartier liegt, der ſagte mir, wir möchten doch nicht mehr unſer Eſſen von dort holen laſſen, die Leute kochten alles mit Pferdefett, er wiſſe das ganz genau.‘

„Nun hätten Sie aber den Peter ſehen ſollen, der ſo ſehr eigen auf das Eſſen iſt. Er wurde fuchswild, das Pferdefett ſchlug dem Faſſe den Boden aus, und ich hatte gewonnen Spiel.

„‚Gut,‘ knurrte er nach einer Weile, ‚wir wollen es einmal verſuchen, aber woher eine nehmen, die für uns paßt?‘

„‚O,‘ ſagte ich, ‚ich weiß eine.‘

„‚Was?‘ fragte er, ‚du kennſt eine?‘ und dabei guckte er mich ſo an, daß es mir durch und durch ging, und ich ganz heiß wurde, weil ich doch eigentlich auf krummen Wegen war.

„‚Geſehen habe ich ſie noch nicht,‘ erwiderte ich ſchnell, ‚aber der Wilhelm hat mir davon erzählt, der kennt ſie ganz genau, denn ſie ſind Nachbarskinder. Die Mutter iſt eine Frau Weber in Swinemünde, die ich vor langen Jahren von Ahlbeck aus gekannt habe. Sie befindet ſich jetzt in Not und da wäre es zugleich ein gutes Werk, wenn wir die Tochter kommen ließen, die, wie der Wilhelm ſagt, gut kochen kann und ein ſehr tüchtiges Mädchen iſt — natürlich nur auf Probe. Wenn ſie uns nicht gefällt, laſſen wir ſie natürlich wieder gehen, aber wir brauchen dann wenigſtens keine Angſt zu haben, daß unſere Ratten vergiftet werden, und man uns Fett von alten kranken Pferden vorſetzt.‘

„Sehen Sie, Herr Leutnant, ſo habe ich den Peter endlich herumgekriegt, daß er Ja ſagte. Es iſt das ja ein bißchen von hintenher, aber wie geſagt, wenn man nicht geraden Kurs ſteuern kann, muß man kreuzen; ich konnte ihm, nachdem ich ſo lange darüber geſchwiegen, doch unmöglich ſagen, was in dem Briefe von der Minna geſtanden hatte, und im Grunde genommen habe ich es mit der ganzen Geſchichte doch nur gut gemeint. Wenn Sie alſo mir den Gefallen thun und an Frau Weber ſchreiben wollen, daß ſie uns die Minna auf einen Monat oder ſo auf Probe ſchickt, dann würde ich Ihnen ſehr dankbar ſein.“

Nun, da ich mich gewiſſermaßen doch ſchon mit in das Komplott eingelaſſen hatte und Jans Beweggründe für ſeine Handlungsweiſe ganz ehrliche waren, ſchrieb ich den Brief und gab ihn Jan zur Beſorgung, der mir nicht genug zu danken wußte und ſeelenvergnügt davonſegelte, um ihn zur Poſt zu bringen.

Er humpelte ſo ſchnell über die Straße, daß ich über ſeinen Eifer lächeln mußte, aber doch geſpannt darauf war, wie ſich dieſer gewagte Verſuch im Hauſe der beiden Weiberfeinde geſtalten würde.

---

Kurze Zeit, nachdem Jan mich verlaſſen, erſchien eine Ordonnanz, um mich zum Admiral zu beſcheiden. Ich erhielt den Befehl, mich behufs Küſtenvermeſſung nach der Inſel Rügen zu begeben, ein Auftrag, der mich über zwei Monate von meiner Garniſon fern hielt und meine ganze Thätigkeit vollauf in Anſpruch nahm, ſo daß darüber meine beiden Freunde und der neue Zuſchnitt ihrer Häuslichkeit mir ganz aus dem Sinne kamen. Auch nach meiner Rückkehr war ich ſo mit Arbeiten überhäuft, daß ich einige Wochen lang nicht dazu gelangte, ſie aufzuſuchen.

Eines Nachmittags jedoch, als ich durch die Düſternbrocker Allee ging, erblickte ich Peter Möller. Er ſaß auf einer Bank an der Waſſerſeite und ſchaute unverwandt auf einen großen ſchönen Dampfer, der nahe der Allee vor Anker lag und ſein ganzes ſeemänniſches Intereſſe zu feſſeln ſchien.

„Guten Tag, Peter,“ weckte ich ihn aus ſeinen tiefen Betrachtungen, „wie geht es?“

Er ſprang auf, um mich zu begrüßen, aber wie damals bei Jan im Garten, lagerte heute auch auf ſeiner Stirn eine düſtere Wolke.

„So, ſo, Herr Leutnant,“ gab er zur Antwort, „wie gerade der Wind ſteht.“

„Und wie ſteht der?“

„Nicht beſonders, ſo ziemlich recht von vorn.“

„Damit ſegelt es ſich aber ſchlecht.“

„Hm! Immer noch lieber mit zwei Reffen in den Marsſegeln gegen ſchwere Seeankerungen, als am Lande ſein,“ und ein tiefer Seufzer begleitete die Worte.

Mir fiel plötzlich wieder der Brief aus Swinemünde ein. Sollte das Experiment mit der Minna mißlungen ſein? Faſt hatte es den Anſchein, aber als Quaſimitſchuldiger wollte ich an dem heiklen Punkte nicht rühren und ſuchte die Unterhaltung auf einen anderen Gegenſtand zu lenken.

„Ein ſchönes Fahrzeug,“ äußerte ich, auf den Dampfer zeigend.

„Ja, man muß ſeine Freude daran haben. Es iſt die ‚Joſephine.‘ Sie iſt eben aus dem Dock gekommen und ſoll in vier Wochen nach Braſilien gehen.“ Er ſchwieg eine Weile. „Ich war heute morgen an Bord,“ ſagte er dann, um abermals zu ſtocken. „Ich werde mit ihr als Quartiermeiſter gehen,“ kam es dann zuletzt zögernd und nicht ohne Anſtrengung heraus.

„Was ſagen Sie?“ rief ich auf das höchſte überraſcht. „Sie wollen auf Ihre alten Tage wieder zur See gehen?“ Daß er nicht ſcherzte, las ich auf ſeinen ernſten Zügen.

„Es geht nicht anders, Herr Leutnant,“ entgegnete er mit leiſer Stimme, „es iſt wegen des Jan.“

Ich ſchaute ihn ſprachlos an. War es möglich, daß die beiden Unzertrennlichen ſich ſo veruneinigt hatten, um nach dreißig Jahren feindlich auseinander zu gehen? Bei dem aufrichtigen Intereſſe, das ich für beide hegte, ließ mich der Gedanke ordentlich erſchrecken.

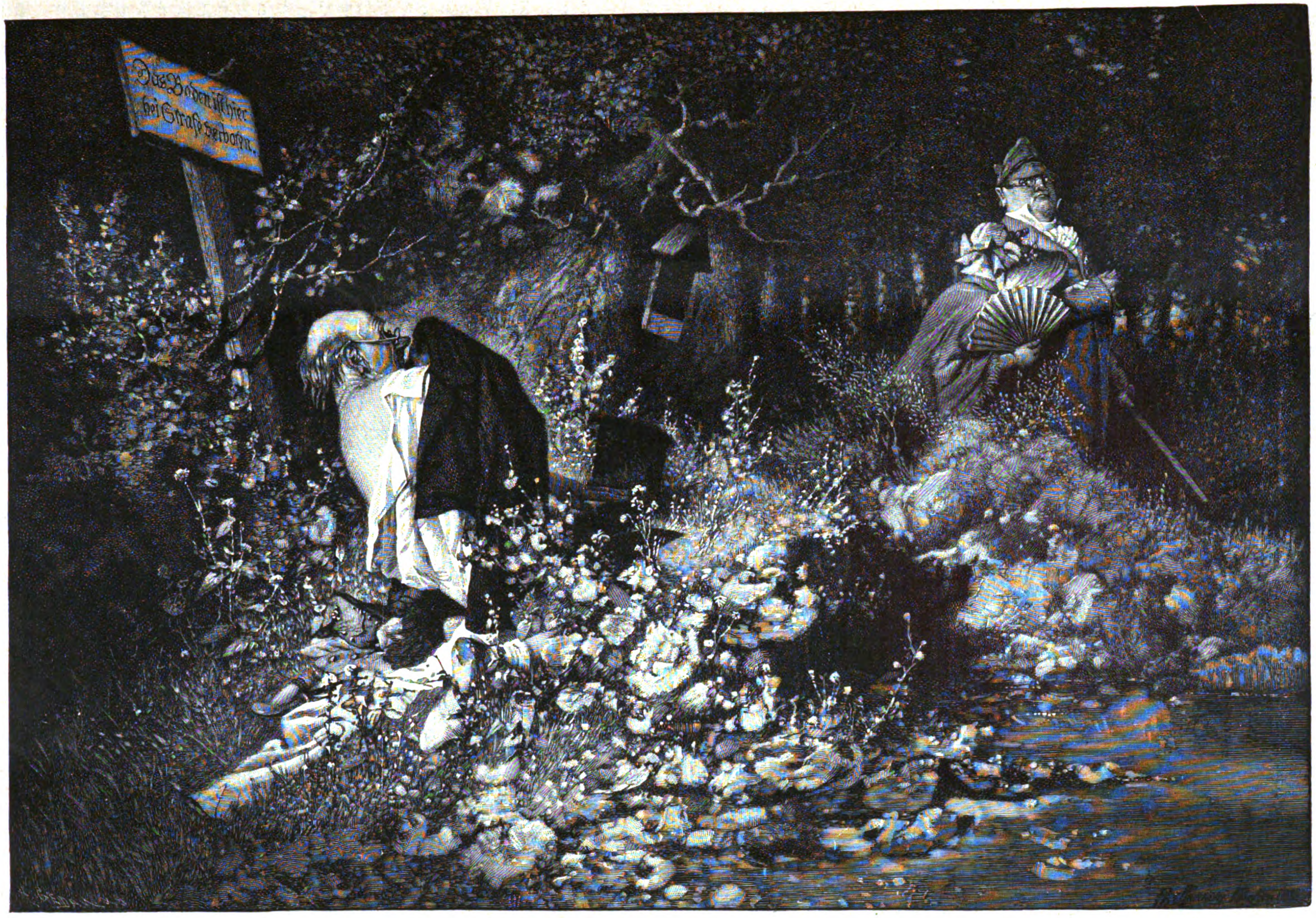
„Wegen des Jan,“ forſchte ich, „was in aller Welt iſt denn vorgefallen?“

„Er iſt verrückt geworden,“ lautete die Antwort.

Ich traute meinen Ohren nicht und ſchnellte von der Bank auf.

„Verrückt? Um des Himmels willen, wann? Und dann wollen Sie Ihren alten langjährigen Freund im Stich und allein laſſen?“ fügte ich in vorwurfsvollem Tone hinzu. „Iſt er denn unheilbar?“

„Er iſt nicht ſo verrückt, wie Sie denken,“ erwiderte er, „aber in anderer Weiſe gerade ſo gut. Es hat mir leid gethan, daß Sie ſo lange fort geweſen ſind, ich hätte ſonſt


Das Baden iſt hier
bei Strafe verboten.

„Das Baden iſt hier bei Strafe verboten!“ Nach dem Gemälde von Philipp Sporrer.

gern mit Ihnen geſprochen. Sie wiſſen immer ſo guten Rat, und der Jan hielt ſo viel auf Sie, vielleicht hätten Sie ihn wieder auf geraden Kurs gebracht, jetzt aber iſt es wohl damit vorbei und er iſt vollſtändig durch den Wind gedreht.“

„Aber Mann, ſagen Sie doch, was iſt es mit ihm?“

„Er will heiraten,“ ſtieß er mit großer Bitterkeit hervor.

Es fehlte wenig, ſo hätte ich bei dieſer unerwarteten Antwort laut aufgelacht, aber ein Blick auf Peter belehrte mich, daß er die Sache ſehr tragiſch nahm, und ich wollte ihn nicht verletzen.

„Aber um alle Welt, wen denn?“ fragte ich.

„Die Minna,“ erwiderte er ebenſo borſtig wie vorhin.

Um ein Haar hätte ich mich verplappert und es fiel mir gerade noch rechtzeitig ein, daß Peter unter keinen Umſtänden erfahren durfte, wie ich bei dieſer Angelegenheit, wenn auch nur indirekt, meine Hände im Spiel gehabt; ich hätte damit unbedingt für immer ſein Vertrauen verſcherzt. So ſuchte ich denn eine möglichſt unbefangene Miene anzunehmen, als ich mich erkundigte, was das für eine Minna ſei.

„Ja ſo,“ ſagte er, „Sie wiſſen freilich von der ganzen Geſchichte nichts, da Sie ſo lange Zeit von Kiel fort waren. Nun, ich will ſie Ihnen in kurzem erzählen, vielleicht können Sie doch noch etwas dabei thun, daß der Jan nicht mit offenen Augen in ſein Unglück läuft.

„Mit dem nichtsnutzigen Bengel von Jungen ging das abſolut nicht länger, und da wir mit dieſer Sorte ſchon genug böſe Erfahrungen gemacht hatten und außerdem das Eſſen aus dem Speiſehauſe nicht mehr zu genießen war, ſo machte Jan den Vorſchlag, es einmal probeweiſe mit einer Köchin zu verſuchen. Zuerſt ging mir das hölliſch gegen den Strich; ich wußte ja, daß bei Frauenzimmern nie etwas Gutes herauskommen kann, und ſo iſt es denn auch diesmal richtig wieder eingetroffen, aber Jan beſchwatzte mich und ſo gab ich endlich widerwillig nach. Da kam denn zum 15. die Minna ins Haus. Wie er die herausgefunden hat, weiß ich nicht, aber ich glaube, durch Ihren Burſchen, Herr Leutnant. Sie iſt die Tochter einer alten Bekannten von Jan aus Ahlbeck, wo er her iſt. Aber,“ unterbrach er ſich, „der Wilhelm iſt wohl nicht mehr bei Ihnen, ich glaube, ich habe ihn neulich in Civil geſehen.“

„Der iſt ſchon vor zwei Monaten entlaſſen,“ erwiderte ich, „und ſoviel ich weiß, auf Howaldts Werft angeſtellt, da er gelernter Zimmermann war.“

„So, ſo,“ ſagte Peter etwas gedehnt, „dann iſt er es doch geweſen, der neulich mit der Minna zuſammen ging. Jan hat mir erzählt, daß ſie Nachbarskinder ſind, darum hatten ſie ſich auch wohl untergefaßt. Nun,“ fuhr er fort, „die Minna kam alſo an, und ich muß ſagen, ſie iſt ein hübſches, ſtrammes Frauenzimmer. Auch ganz fleißig iſt ſie und kocht ordentlich, das muß man ihr laſſen, und ich habe lange nicht ſo gut gegeſſen, als ſeitdem ſie im Hauſe iſt. Dabei iſt ſie immer vergnügt, und es muß ihr alſo wohl bei uns gefallen. Das wäre ja nun auch alles recht ſchön und jedenfalls ſind wir mit ihr beſſer daran, als früher, aber da kommt der Jan auf die verrückte Idee, ſie heiraten zu wollen.

„Wiſſen Sie, Herr Leutnant, wenn ein junger Kerl ſich von einem Mädchen den Kopf verdrehen läßt, dann iſt es ſchon ſchlimm genug, und ich weiß ein Lied davon zu ſingen, das mir heute noch nach zwanzig Jahren in den Ohren brummt. Aber nun gar ein alter Invalide von fünfzig Jahren und einem geſpleißten Bein....“

„Sechsundvierzig,“ berichtigte ich ihn.

„Nun meinethalben auch ſechsundvierzig, aber ſie iſt achtzehn. Das ſtimmt doch gar nicht, und er kommt damit in des Teufels Küche. Ich habe gethan, was ich konnte, aber er iſt ja wie toll, läßt ſich ſogar alle Tage raſieren und ſchmiert ſich Pomade in die Haare, ſo daß man ihn ſchon auf zehn Schritte riecht; das kann ich nicht länger mit anſchauen.

„Sehen Sie, Herr Leutnant, als dem Jan das mit ſeinem Bein paſſierte, da dachte ich bei mir ſelbſt, du kannſt doch unmöglich deinen alten Maat, mit dem du nun an die dreißig Jahre Freud und Leid geteilt, ſo mutterſeelenallein mit havarierten Rundhölzern in dem ungewohnten Fahrwaſſer umherkreuzen laſſen, bis er ſchließlich hoch und trocken auf den Strand läuft, und ſo entſchloß ich mich, obwohl es mir anfänglich nicht leicht wurde, ihm zuliebe die ſchöne Seefahrt auch aufzuſtecken und bei ihm zu bleiben.

„Nun bis vor kurzem iſt ja auch alles gut gegangen und es iſt mir nicht leid geworden. Wir lebten friedlich und zufrieden miteinander und ich habe ihm manchen Dienſt leiſten können. Das iſt ja auch ſehr gern geſchehen und ich beanſpruche keinen Dank dafür, aber ſeit die Minna im Hauſe iſt, ſcharwenzelt er den ganzen Tag bloß hinter ihr her und hat für ſeinen alten Peter kaum ein Wort übrig. Wenn er ſie aber vollends erſt heiratet, dann wird ſo ein alter verliebter Kerl erſt recht verrückt. Jedenfalls bin ich dann ganz überflüſſig, und das iſt der Grund, weshalb ich mit der „Joſephine“ gehen will. Laß ihn dann ſehen, ob er beſſer fährt, aber ich glaube nicht recht daran, und es wird ſchon die Zeit kommen, wo er mich zurückwünſcht. Bis dahin iſt es aber beſſer, die beiden bleiben allein und er mag ſehen, wie er auskommt.“ (Schluß folgt.)

---

## Der hauswirtſchaftliche Unterricht in der Volksſchule.

Von Dr. jur. Rudolf Oſius. (Abdruck verboten.)

Es iſt eine beſondere Eigenſchaft unſerer Zeit, daß ſie nicht nur einen ſcharfen, vielfach vielleicht zu ſcharfen Blick für die reformbedürftigen Seiten unſerer Lebensverhältniſſe beſitzt, ſondern auch, ſobald ſie ſolche erkannt hat, ungeſäumt zu beſſern beginnt, ſoweit ihre Kräfte reichen. An der Änderung der Lage unſerer Arbeiter wird bereits lange Zeit gearbeitet; auf das, was in der Lebensführung der Arbeiterinnen, welchen die Fähigkeit mangelt, ſich in gleicher Weiſe zur Vertretung ihrer Intereſſen zuſammenzuſchließen, wie die Männer, und in gleich nachdrücklicher Weiſe ihre Wünſche geltend zu machen, verbeſſerungsbedürftig iſt, hat ſich erſt in neueſter Zeit die Aufmerkſamkeit gerichtet.

So iſt auch erſt vor kurzem die Frage der beſſeren hauswirtſchaftlichen Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksklaſſen in den Vordergrund getreten. Angeregt wurde ſie durch die immer lebhafter werdenden Klagen der Arbeiter, daß die Mädchen ohne eine irgendwie genügende Vorbildung für ihren Hausfrauenberuf in die Ehe träten, durch die Berichte der Fabrikinſpektoren, welche die Berechtigung der Klagen beſtätigten, und endlich durch die Schilderungen derer, die aus der Beſchäftigung in der Seelſorge und in der Armenpflege genügende Kenntniſſe davon beſaßen, wie es in einem Arbeiterhaushalte auszuſehen pflegt. Alle dieſe Stellen ſtimmten darin überein, daß in den ärmeren Volksſchichten die Mehrzahl der Frauen den an ſie herantretenden Aufgaben nicht völlig gewachſen iſt, daß ſie die ſo einfachen und dabei doch ſo wichtigen und unerläßlichen Kenntniſſe der Haushaltsführung nicht beſitzen, und damit auch die Grundbedingungen einer glücklichen Ehe und eines gedeihlichen Familienlebens fehlen. Und dabei kann man den Beteiligten noch nicht einmal die volle Verantwortlichkeit für dieſen Mangel aufbürden, denn ſie haben vielleicht den redlichſten Willen und quälen ſich ehrlich, um ihre Pflicht zu thun, ſie haben aber nie gelernt, worin dieſe beſteht und wie man ihr gerecht wird. Die Frau hatte vielleicht nie Gelegenheit, ein ordnungsmäßig geführtes Hausweſen zu ſehen, denn bei den Eltern ſah es auch nicht ſo aus, wie es ſein ſollte; die Mutter, die natürliche Lehrerin der Tochter, mußte ſelbſt miterwerben und war den ganzen Tag in der Fabrik. In der Schule wurde alles Mögliche gelernt, nur gerade das nicht, was beſonders nötig war.

Nun iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß es in den Ständen, von welchen wir hier reden, vortreffliche Hausfrauen und muſterhafte Haushaltungen gibt, der Teil der Arbeiterinnen jedoch, welcher den Anforderungen, die an ihn geſtellt werden und geſtellt werden müſſen, hilflos gegenüberſteht, iſt ein ſo großer, daß Abhilfe ſo raſch wie möglich geſchaffen werden muß.

Es wurde auch alsbald, nachdem die Schäden aufgedeckt waren, mit ganz beſonderem Eifer an der Heilung derſelben gearbeitet. Die verewigte Kaiſerin Auguſta, die Großherzogin von Baden, beide ſtets in erſter Linie, wenn es galt, menſchliches Elend zu lindern, lenkten die Thätigkeit der Frauenvereine auf dieſe Aufgabe und unterließen nichts, was anregen und fördern konnte. Die Vereine für Armenpflege und Wohlthätigkeit, gegen Mißbrauch geiſtiger Getränke, und andere, welche ihre Ziele darin finden, die Urſachen der Verarmung, der Not zu beſeitigen, bemächtigten ſich des Stoffes, und wir dürfen wohl ſagen, daß in den beiden letzten Jahrzehnten kaum eine ſoziale Frage ſich einer ſo allgemeinen Teilnahme und einer ſolchen wirkungsvollen Förderung zu erfreuen hatte wie die vorliegende.

Alle dieſe Vereine machten aber dieſelbe Erfahrung, daß die Zahl der an dem Unterrichte der Fortbildungsſchulen teilnehmenden Mädchen eine verſchwindend kleine iſt. Dieſe Thatſache darf nicht dahin führen, die Thätigkeit der Vereine, welche vielfach geradezu hervorragendes geleiſtet haben, zu unterſchätzen; es liegt in der Natur der Sache, daß die Erfolge nicht ausgiebiger ſind. Ein großer Teil der Mädchen muß von dem vierzehnten Jahre an ſchon mitverdienen und es fehlt ihnen die Luſt, nach zehnſtündiger Fabrikarbeit noch einmal mit Lernen anzufangen. Dazu gehört mehr Charakterſtärke, als wir hier vorausſetzen dürfen. Der Drang nach Arbeit und Weiterbildung iſt ja auch in unſern beſſer ſituierten Ständen durchaus nicht allgemein; wie ſollte er hier ſtark hervortreten, wo das Bedürfnis nach Arbeit mehr wie hinlänglich befriedigt wird, und wo nicht von Jugend auf die Erkenntnis von dem Werte der Kenntniſſe geweckt worden iſt. Wir können nun nicht warten, bis von ſelbſt die Fortbildungsſchulen in höherem Maße in Anſpruch genommen werden, wir müſſen jetzt ſchon eine viel größere Zahl von Mädchen unterrichten, und das kann nur auf dem Wege des Zwanges geſchehen, indem der Unterricht in den Fortbildungsſchulen für obligatoriſch erklärt, oder der hauswirtſchaftliche Unterricht mit der bereits obligatoriſchen Volksſchule verbunden wird. Dem Fortbildungsſchulzwang ſetzen ſich große Hinderniſſe entgegen: einmal müßte man ſolche überall neu begründen, wo ſie noch nicht vorhanden ſind, und dann iſt es ſehr ſchwierig, die Mädchen, welche in den Fabriken arbeiten, oder in Tagesarbeit ausgehen, die Ladenmädchen, die Dienſtmädchen zu einer beſtimmten Stunde in der Schule zu vereinigen, ohne ihre Erwerbsthätigkeit empfindlich zu ſchädigen. So blieb denn nur die Schule übrig, welche den Vorteil bietet, daß ſie alle jungen Mädchen umfaßt und allen den gleichen Unterricht ermöglicht.

Über die Möglichkeit der Einführung des hauswirtſchaftlichen Unterrichts in der Volksſchule entſpann ſich alsbald ein lebhafter Streit. Eine Anzahl Fachmänner trat, ohne indeſſen das Bedürfnis nach einer Änderung der beſtehenden Verhältniſſe zu leugnen, entſchieden gegen eine neue Belaſtung der Volksſchule auf, welche dahin führen würde, die auch für die Mädchen der ärmeren Volksklaſſen unentbehrliche Allgemeinbildung zu ſchädigen, machte geltend, daß erſt in dem reiferen Lebensalter der Mädchen diejenigen geiſtigen Fähigkeiten vorhanden ſeien, welche einen guten Erfolg dieſes Unterrichts bedingen, und erklärte, „in die doktrinelle Art und Weiſe der Unterrichtserteilung an der Volksſchule und in das feſte ſyſtematiſch aufgebaute Gefüge derſelben laſſe ſich die mehr leichte und ungezwungene Art des Unterrichtens in den Haushaltungsſchulen nicht einſchalten, ohne der erſteren Nachteile und der letzteren keinen Vorteil zu bringen.“

Andere ebenſo tüchtige Kenner der Schule ſetzten dem entgegen, die Volksſchule ſei gerade den Intereſſen des Volkes zu dienen beſtimmt, und dürfe ſich der Aufgabe nicht entziehen, da einzutreten, wo ihre Mitwirkung unbedingt notwendig. Jede Schule habe die Pflicht, die Schüler möglichſt für die Anforderungen, welche das Leben an ſie ſtellt, vorzubereiten; weshalb ſollten die Mädchenvolksſchulen anders verfahren und in ihnen nicht der für Mädchen beſonders geeignete Unterrichtsſtoff behandelt werden.

Um dieſen rein theoretiſchen Erörterungen eine materielle Grundlage zu geben, machte man Oſtern 1889 in Kaſſel einen bedeutungsvollen Verſuch und führte, zunächſt auf ein Jahr, den hauswirtſchaftlichen Unterricht in die oberſte Klaſſe einer Mädchenvolksſchule (früherer Freiſchule) ein. Alle maßgebenden Stellen, die ſtädtiſche Schuldeputation, die königliche Regierung, die Vorſtände der Schulen förderten kräftig das Unternehmen, deſſen Koſten von drei Vereinen und aus dem Ertrage des Falkenheinerſchen Feſtſpiels gedeckt wurden. Der Unterricht findet unter der trefflichen Leitung des Fräulein Auguſte Förſter in einem Saale des Kinderhortes und zwar jeden Sonnabend Vormittag ſtatt, da man den Kindern, welche in den Kreiſen, um die es ſich hier handelt, eine im Hauſe und auch bei dem Verdienſte ſchwer zu entbehrende Hilfe ſind, die freien Nachmittage nicht nehmen wollte. Um die notwendigen vier Lehrſtunden zu gewinnen, ließ man zwei Handarbeits- und zwei Zeichenſtunden fortfallen.

Der Lehrplan für den hauswirtſchaftlichen Unterricht umfaßt das Stricken, Nähen, Flicken, Stopfen, die Behandlung der Wäſche, Bügeln, Reinmachen und das Kochen und bewegt ſich ſtreng innerhalb der Grenzen einer kleinen Häuslichkeit. Jedes zuviel wird ſorgfältig vermieden, das, was gelehrt wird, gut und gründlich eingeprägt. Der Kochunterricht, welcher hier am meiſten intereſſiert, beginnt mit Belehrung über das Feuer, die Brennmaterialien, die Behandlung und Natur der Kochgerätſchaften, geht dann auf das Waſſer und die Milch über, dann folgen die Erzeugniſſe aus dem Getreide, das Rindfleiſch, die tieriſchen und Pflanzenfette, die Kartoffel, das Gemüſe, die trockenen Hülſenfrüchte, das Ei, friſches Obſt, Schweinefleiſch. Darauf wird das Backen mit Mehl, Bereitung der Suppe, das gebratene Fleiſch, der Reis, verſchiedene Fleiſchſpeiſen vorgenommen und die Zubereitung des Herings und anderer Fiſche, endlich der Krankenkoſt gelehrt.

Die Schülerinnen, dreizehnjährige in dem letzten Schuljahre befindliche Mädchen, arbeiten in Gruppen von vier bis ſechs jedesmal an einem Herde zuſammen und haben dabei beſondere Aufſicht. Der Unterricht beginnt, indem jedes der Mädchen ſein beſtimmtes Amt, welches es vier Wochen behält, ausübt und Kohlen holt oder Holz ſpaltet, Feuer anmacht und unterhält, Waſſer holt und die Geräte reinigt. Sind ſo die Vorbereitungen getroffen und brennt in den einfachen Herden, wie ſolche in den kleinſten Haushaltungen üblich ſind, das Feuer, dann richten ſich die Blicke nach der Wandtafel, auf welcher das Rezept für dieſen Morgen aufgeſchrieben iſt. Dasſelbe wird laut geleſen, dann beſprochen, welche Stoffe zur Herſtellung gebraucht werden, was über ſie zu lernen und endlich wie die Arbeit am praktiſchſten einzurichten iſt. Nun werden die Einkäufe gemacht. Jede einzelne Gruppe kauft, was ſie braucht, in der Vorratsecke des Saales und bezahlt bar. Zu dieſem Zwecke hat ein Kind jeder Gruppe die Verwaltung eines Beutelchen mit kleinem Geld, welches die Lehrerin gibt, als Monatsamt bekommen; es muß jede Ausgabe in einem beſonderen Ausgabebuche eingetragen werden und am Ende der Stunde wird die Ausgabe ausgeglichen und angeſchrieben, wie viel Portionen Eſſen für das ausgegebene Geld hergeſtellt ſind. An dieſen Einträgen und der Verwaltung des anvertrauten Geldes nimmt jedesmal die ganze Gruppe mit größter Aufmerkſamkeit teil. Hierdurch werden die Kinder an Ordnung, an Haushalten und an eine einfache Buchführung gewöhnt. Außer dieſem Buch führt jedes Kind noch ein Heft, welches die Kochrezepte und Kochregeln enthält und weniger eine Rezeptſammlung bilden, wie ein Hilfsbüchelchen in dem ſpäteren Leben ſein ſoll. Dieſes Buch iſt der beſondere Stolz der Kinder.

Theorie und Praxis vereinigen ſich bei unſerm Unterricht ganz vortrefflich. Die Theorie ſchließt ſich hier an die Praxis an und bringt auch das, was für die Kinder ſonſt wiſſenswert und praktiſch iſt; z. B. bekommen ſie bei Beſprechung des Getreides Körner der verſchiedenen Gattungen gezeigt und werden über die Lebensbedingung und Entwickelung von Halm und Ähren belehrt. Von den Getreidekörnern wurden verſchiedene in Töpfe geſäet und nun wird mit größtem Intereſſe das Wachstum beobachtet. Dann wird von dem Mehle geſprochen, von dem Stroh, wie es verwendet wird, wo wir ihm überall begegnen, wie nichts im Haushalte der Natur verkommt und ebenſo im menſchlichen Haushalte alles ſparſam verwendet und ausgenutzt werden muß. Die Eier und die Gemüſe gaben zu ähnlichen Belehrungen Anlaß, und die Kinder ſind dadurch der Natur näher gebracht worden, ſie ſehen ſelbſt da, wo ſie bisher achtlos vorübergingen, Dinge, die ihnen Freude machen und ihr Intereſſe erregen. Die kleinen Abſchweifungen in Geographie und Naturgeſchichte, wenn z. B. vom Hering, dem Kaffee, dem Reis die Rede iſt, werden mit Andacht angehört und gelegentliche Exkurſe in die Geſundheitslehre, z. B., wie man ſich bei Brandwunden, Schnittwunden, bei Ohnmachten verhalten, wie bei Reinigung der Wohnung auch für Ventilation geſorgt werden muß, willig aufgenommen. Und dabei werden methodiſch fortſchreitend an ſelbſtausgeführten Experimenten allmählich alle Kochvorgänge entwickelt und jeden Morgen ein vollſtändiges Eſſen für hundert Kinder fertiggeſtellt, zuweilen ſogar mehrere Arten von Suppen oder leichteren Gerichten. Die Speiſen werden von den Schülerinnen probiert, das übrige erhalten die Pfleglinge des Kinderhortes, aus deſſen Vorratskammer die Schülerinnen auch die gewöhnlichen Materialien erhalten. Das Eſſen, welches hergeſtellt wird, iſt ein ganz ſchlichtes bürgerliches, ſeine Herſtellung aber gerade geeignet, den Mädchen eine richtige Grundlage der Kenntniſſe zu geben, deren dauernder Beſitz für ſie von Bedeutung iſt.

Ganz beſonderer Wert wird einmal darauf gelegt, die Grundregeln der Behandlung der einzelnen Subſtanzen immer zu wiederholen, damit die Kinder ſie von ſelbſt auf neue ähnliche Vorgänge anwenden lernen, dann aber auch darauf, daß ſie lernen, mit möglichſt geringen Mitteln möglichſt viel zu erreichen. Es werden hierzu praktiſche Berechnungen angeſtellt, aber immer nur über die vorliegenden Stoffe, nicht etwa über fingierte, alſo z. B. wie teuer das Gericht iſt, wenn fettes Fleiſch und wenn kein Fleiſch dabei verwendet wird, wieviel das Mittageſſen gekoſtet hat, ob dies viel oder wenig iſt, wie man es billiger machen kann. Dabei gibt es ſtets neue Belehrung über den Preis und den Nahrungswert der einzelnen Stoffe. Es geht unſere Unterweiſung allerdings vielfach über den Kochunterricht hinaus, es handelt ſich aber auch nicht bloß um dieſen, ſondern um den hauswirtſchaftlichen Unterricht und der ſollte den ganzen Pflichtenkreis der Hausfrau umfaſſen. In ihm ſollen nicht bloß die eigentlichen weiblichen Tugenden der Ordnung, Reinlichkeit, Sparſamkeit und Dienſtfertigkeit wirkſam eingeprägt und geübt werden, die Schülerinnen ſollen die Bedeutung ihres Berufes verſtehen lernen und in ihrem Herzen für die rechte, ſegenbringende Ausübung desſelben erwärmt werden. Was eine Tochter zur Hilfe und Freude der Eltern im Hauſe thun kann, was ſie z. B. zu ſchöner häuslicher Feier des Sonntags beizutragen im ſtande iſt, wie ſie das Haus in einer den Standesverhältniſſen angemeſſenen Weiſe ſchmücken und behaglich machen, wie ſie bei der Beaufſichtigung, Pflege, Anleitung und Erziehung der jüngeren Geſchwiſter, in Krankheitsfällen mitzuwirken vermag, das alles wird ganz ungezwungen gelegentlich hier zur Sprache gebracht und verfehlt nicht, auf die empfänglichen Gemüter der Mädchen Eindruck zu machen.

Iſt nun das, was man ſich vorgeſetzt, in Kaſſel erreicht worden? Wir können dieſe Frage freudig bejahen, der Ausfall des Verſuchs hat unſere Erwartungen weit übertroffen.

Die Disziplin wurde nicht beeinträchtigt und wenn auch bei der freieren Bewegung in der Kochſchule anfangs Unarten im Benehmen gegeneinander, in Haltung und Sauberkeit vorkamen, ſo hörte dies bald auf, da in jeder Gruppe ſich eine Art Familienſinn ausbildete und ein Kind das andere erzog. Der hauswirtſchaftliche Unterricht bewegt ſich ganz im Rahmen der Volksſchule, er beſtrebt ſich, die Lehren zum geiſtigen Eigentum der Mädchen zu machen, ſo daß ſie dieſelben nicht nur ſelbſtändig auf ähnliche Vorgänge anwenden können, ſondern auch in Zukunft alle häuslichen Verrichtungen mit geſchickter Hand, prüfendem Auge, Urſache und Wirkung berechnend, in Angriff nehmen und fähig werden, das Wohl der ihrer Obhut anvertrauten Familie nach allen Seiten zu wahren. Das Intereſſe der Schülerinnen iſt nicht bloß geweckt, ſondern dauernd erhalten; die praktiſche Anleitung wurde auf allen Stufen mit einer begründenden Beſprechung in der Art vorbereitet und begleitet, daß das Denken der Schülerinnen energiſch in Anſpruch genommen wurde. Weit entfernt, daß dieſer Unterricht etwa zu gunſten einer rein äußerlichen Abrichtung die ſonſtigen Aufgaben der Volksſchule beeinträchtigt, dient er bei der hier durchgeführten Methode vielmehr neben dem praktiſchen Zweck in hervorragender Weiſe zur Förderung der allgemeinen Geiſtesbildung. Der hauswirtſchaftliche Unterricht ſteht auch in lebhafter Verbindung mit den übrigen Unterrichtsfächern der Volksſchule, insbeſondere der Naturkunde, dem Rechnen und Schreiben (Buchführen).

Die Befürchtung, daß ein Jahr für einen gedeihlichen Unterricht zu kurz ſei, hat ſich auch als nicht begründet erwieſen, denn bei dem großen Intereſſe und der Freude der Kinder an dieſem Unterrichtsſtoffe reicht der Jahreskurs aus, eine tüchtige Menge ſolider Kenntniſſe und eine gediegene Grundlage für ihre ſpätere Thätigkeit zu erwerben. Dieſe haben die Kinder hier erworben zum weitaus größten Teil, ein Teil derſelben hat ſich geradezu vortrefflich bewährt.

Trotz des günſtigen Ausfalles des Verſuchs wird ſchwerlich auf dieſe eine Erfahrung hin die Einführung des Unterrichts in die Volksſchule überhaupt erfolgen können, dazu iſt die Sache zu wichtig und die entgegenſtehenden Bedenken ſind noch nicht genügend beſeitigt. Wir ſetzen deshalb den Verſuch hier fort und wirken nach Kräften dahin, daß auch eine Reihe anderer Städte in gleicher Weiſe vorgeht. Bei dem großen Intereſſe, welches unſere Schulmänner und die leitenden Stellen an dieſer Frage nehmen, bezweifeln wir nicht, daß in nicht zu langer Zeit die von uns erſtrebte Einführung erfolgen wird. Welche der bisherigen Lehrſtoffe dem neuen Platz machen, iſt uns einerlei, dafür ſorgen ſchon die maßgebenden Kreiſe.

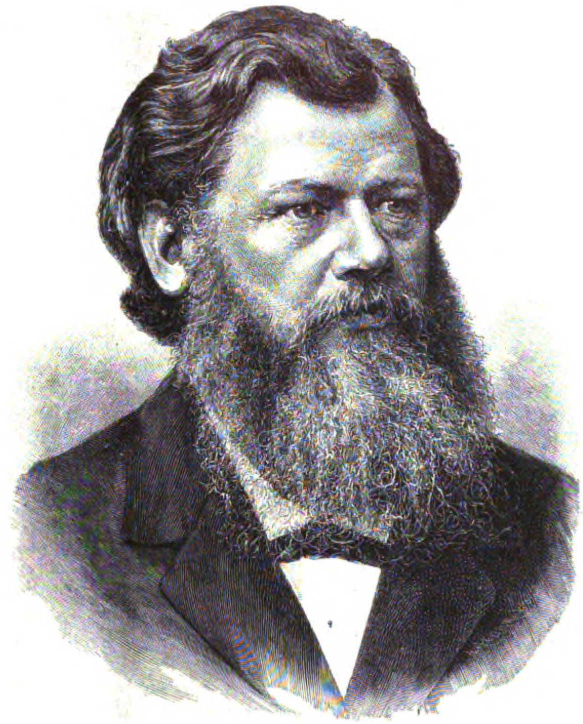
Allerdings wird ſich die Einführung zunächſt nur in den größeren Städten ermöglichen laſſen, da hat ſich aber auch bis jetzt nur der Notſtand gezeigt. In dieſen mögen aber alle Mädchenvolksſchulen ohne Ausnahme den Unterricht erhalten. Dann werden auch die beſtehenden Fortbildungsſchulen, die freie Vereinsthätigkeit auf dieſem Gebiete eine erheblich größere Bedeutung gewinnen wie bisher, denn die Unbekanntſchaft mit ihren Zwecken, die ſo oft gerügte Intereſſeloſigkeit fällt fort, wenn in jedem Jahre eine ſo große Zahl von Mädchen aus den Schulen entlaſſen werden — in Kaſſel allein würden es 250 ſein — welche mit Vergnügen an dieſen Aufgaben gearbeitet haben.

Se. Majeſtät der Kaiſer ſagte bei Eröffnung des Staatsrates: „Die Berückſichtigung der für das Familienleben in ſittlicher und wirtſchaftlicher Hinſicht wichtigen Stellung der Frauen im Haushalte der Arbeiter und andere damit zuſammenhängende Verhältniſſe des Arbeiterſtandes ſind einer verbeſſerten Regelung fähig.“ Nun, hier iſt eine Gelegenheit, das Kaiſerwort zu erfüllen. Ein hohes Staatsintereſſe gebietet die Erhaltung des Familienlebens, dieſes ruht aber auf der Frau und kann nur gedeihen, wenn dieſe tüchtig und ihrer Aufgabe gewachſen iſt. Halten wir unſere Frauen hoch und geben wir ihnen durch alle Stände hindurch eine zweckmäßige Ausbildung, dann beſeitigen wir einen gefährlichen Grund der Unzufriedenheit und ſchaffen etwas, was ſegensreich jetzt und in die Zukunft wirkt.

## Viktor Ernſt Neßler. †

Von Ferdinand Pfohl. (Abdruck verboten.)

Mit Viktor E. Neßler iſt einer der populärſten Komponiſten unſerer Zeit dahingegangen, der in den äußeren Erfolgen einzelner ſeiner Werke von keinem zeitgenöſſiſchen Tondichter übertroffen wurde. Es iſt ein bloßer Zufall, daß Neßler ein Zeitgenoſſe Wagners geweſen; aber in die denkbar ſchroffſte Gegenſätzlichkeit des künſtleriſchen Wirkens der beiden Männer hat eben dieſer Zufall das Geheimnis der Erfolge des Opernkomponiſten Neßler gelegt. Es klingt paradox, wenn man den Satz ausſpricht, daß Neßler durch Wagner groß geworden ſei. Und doch iſt es ſo. Wagner iſt eine künſtleriſche Rieſenperſon: ſeine flammende Leidenſchaft, ſein dramatiſches Pathos, die Größe und Tiefe ſeiner Probleme, in die nicht ſelten die ſchwierigſten metaphyſiſchen Fragen hineinſpielen, und die Reckenhaftigkeit ſeiner Tonformen geben ſeinem Geſamtkunſtwerk ein ſo erdrückendes Gewicht, laſſen es ſo zermalmend auf das Empfindungsleben des normal konſtruierten Theaterbeſuchers einwirken, daß ein endliches Bedürfnis nach Schlichtheit und bürgerlicher Gradheit der Empfindung, nach kleinen, zierlich geſpannten Melodienbögen und allgemein verſtändlichen, dem Volksbewußtſein ohne philoſophiſche Schlüſſel zugänglichen Stoffen als Kontraſtwirkung ſich von ſelbſt erzeugen mußte. Und das alles fand das Volk in den Opern Neßlers: keine Stürme, kein Scirocco von Leidenſchaft wehen hier glühend und verſengend dem Zuſchauer entgegen; keine Labyrinthe von Akkorden verſetzen ihn in qualvolle Irrnis und laſſen ihn hilfeſuchend nach einem Ausblick, nach einem Stück blauen Himmel ſpähen. Hier bei Neßler fand man ſich ſo leicht zurecht: man ging auf ſchönen geraden Wegen, ebene anmutige Gegenden rechts und links; die Melodieen blühen als harmloſe Blümlein zu beiden Seiten des Weges; man braucht ſich nur zu bücken und mit leichter Mühe nimmt man ſich einen ganzen Strauß der kleinen Blumenmelodieen mit nach Hauſe. Und aus der duftverklärten Ferne klingt ein Stück holder deutſcher Sage herüber… Ja, das muß man ſagen: das „Gefühl“ geht bei Neßler nie leer aus, und weil das Gefühl gerade von jeher ein ſo ausſchließliches Privilegium des deutſchen Volkes war und hoffentlich auch in Zukunft bleiben wird, ſo ſcheint nichts natürlicher als die Thatſache, daß Neßler, als er mit ſeinem „Trompeter von Säckingen“ dieſem Gefühlsbedürfnis des deutſchen Volkes in ſo ausgiebigem Maße entſprach, mit einem Schlage eine außerordentliche Volkstümlichkeit erlangte. Und volkstümlich iſt Neßler überall, wo er innerhalb der Grenzen ſeiner Begabung ſich bewegt: er ſelbſt wurzelte mit ſeiner beſten Kraft im Volke, deſſen Volksliedweiſen die beſtimmenden Vorbilder ſeines künſtleriſchen Schaffens wurden; er lernte vom Volke das Singen, er hörte mit ſcharfem Ohre, wie man im Volke ſang, was man im Volke ſang; und ſo wurde er ein Volkskomponiſt, in dem die produktiven Elemente, wie ſie auf Tauſende verſtreut ſind, ohne ihre eigentümlichen Fähigkeiten entwickeln zu können, ſich ſammelten und zu Äußerungen ihrer Energie gelangten.



Viktor Ernſt Neßler †.

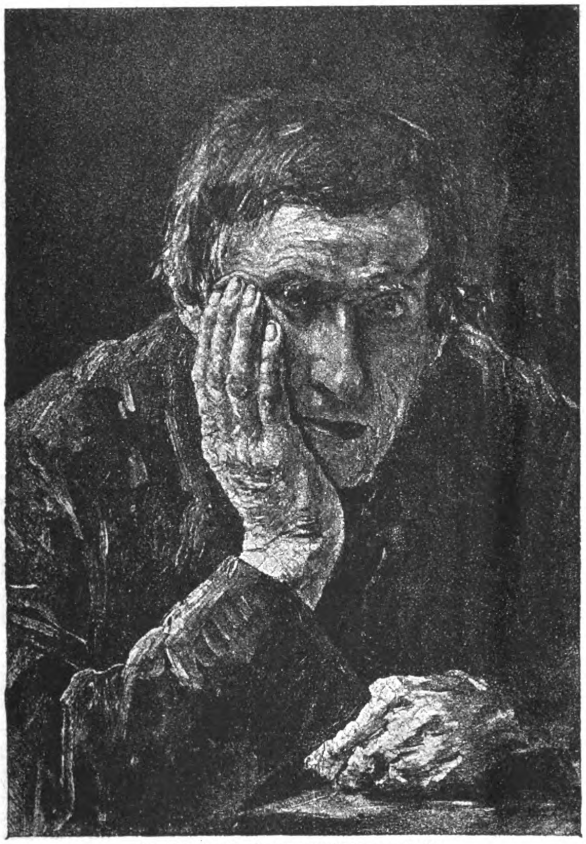
Das Leben Neßlers bewegte ſich von ſeinem Beginn bis zu ſeinem Ende in beſcheidenen Bahnen: das Schickſal führte ihn nicht hinauf auf die volle Sonnenhöhe des Lebens, in der nur auserleſene Geiſter zu atmen vermögen; es warf ihn aber auch nicht hinab zu den Enterbten des Lebens, deren ganzes Daſein eine hoffnungsloſe Hoffnung nach oben erfüllt… — Neßler iſt geboren am 28. Januar 1841 in dem elſäſſiſchen Dörfchen Baldenheim, unweit der altehrwürdigen Hohenſtaufenveſte Schlettſtadt. Sein Vater, der Pfarrherr Karl Ferdinand Neßler überſiedelte bald nach der Geburt ſeines jüngſten Sprößlings nach der kleinen Stadt Barr, welche, am Hange der Vogeſen gelegen, mit den mannigfaltigen Reizen einer wunderbaren, kraftvollen Gebirgsnatur geſchmückt iſt. Inmitten eines an maleriſchen Schönheiten überreich geſegneten Landſtriches, unter tiefblauem Himmel, der ſich über üppige Weinberge und anmutige Höhenzüge mit ihren verwitterten Burgen, den Denkmalen einer die Phantaſie kräftig anregenden Vergangenheit, ſpannt, inmitten eines nach ſtreng ſittlichen Vorbildern lebenden Familienkreiſes, welchem unter der verſtändnisvollen Führung des ernſten und leutſeligen Familienoberhauptes die Gnade ſchlichter, deutſcher Hausmuſik beſtändig zu teil ward, wuchs der talentvolle Knabe empor. Zeitig verſuchte er's mit dem Klavierſpielen, und die kleinen rundlichen Kinderfäuſtchen bearbeiteten oftmals mit ebenſoviel Ausdauer als unharmoniſchem Ärgernis die Taſten des geduldigen Pianofortes. Das kräftig ſich äußernde Talent des Knaben entwickelte ſich unter der Anleitung des Vaters ſehr raſch ſo weit, daß die Verſuche des Kindes wenigſtens den Anſtrich einer gewollten und bewußten Kunſtübung bekamen. Viktor erregte bald Aufſehen mit ſeinem kindlichen Klavierſpiel — es war in Ermangelung eines

Steckenpferdes ein wirkliches Spiel mit dem Klavier wie mit einem Spielzeug — immer mehr erweiterten ſich die Kreiſe derjenigen, welche für den Knaben Intereſſe empfanden. Schließlich erhielt der Vater von Straßburg aus den ernſtlichen Antrag, den Knaben auf eine Konzertreiſe vorzubereiten. Der einſichtsvolle Vater bewahrte ſeinen Sohn vor dem traurigen Schickſal der Wunderkinder, bei denen mit dem Kinde gewöhnlich auch die Wunder aufhören: der Antrag wurde rundweg abgeſchlagen und zugleich der Plan für die weitere Erziehung Viktors abgeſteckt, und dieſe nach ſtreng humaniſtiſch-klaſſiſchen Prinzipien weitergeführt. Die Vorbereitungen zum Univerſitätsſtudium wurden ſo ernſtlich betrieben, daß dem heranwachſenden Jüngling kaum ſo viel Zeit blieb, um zu ſeiner Erholung zu muſizieren, geſchweige denn um die Paſſion an die Stelle des Berufes ſetzen zu können. Das änderte ſich freilich, als der junge Mann Ende der fünfziger Jahre die Univerſität Straßburg bezog, um hier Theologie zu ſtudieren. Nicht als ob er ſein Berufsſtudium vernachläſſigt hätte! O nein, er war ſogar ein ebenſo frommer und überzeugter als fleißiger Theologe, der es mit ſeinem Fach ſehr ernſt nahm.

Aber der friſche, fröhliche Drang der von Thatkraft geſchwellten Bruſt, der Zauber der akademiſchen Freiheit und der lachende Humor der Jugend rückten ſeine geheimſten Pläne und Lieblingsneigungen bis auf greifbare Deutlichkeit vor ſeine liederfrohe Seele. Die Leidenſchaft, Muſiker zu ſein, erfaßte ihn mit unwiderſtehlicher Macht. Er ſtudierte mit größtem Eifer alle ihm zugänglichen theoretiſchen Werke über Muſik und vervollſtändigte mit dem Eifer eines unverwandt fernen Zielen zuſtrebenden Fanatikers ſeine theoretiſchen Kenntniſſe und ſein praktiſches Können. Da er eine ſchöne klangvolle Baßſtimme beſaß und durch ſeinen empfindungsvollen Vortrag von Liedern die Herzen zu rühren verſtand, ſo wurde es ihm leicht, in den Geſangverein „Sternenkränzel“ aufgenommen zu werden und hier ſehr bald eine führende Stellung, eine Hegemonie im kleinen, zu erlangen. Der Schaffenstrieb in Neßler regte ſich: die erſten Verſuche zu eignem Schaffen machte Neßler an Texten der heiligen Schrift, ein rühmliches Zeugnis für den Ernſt, mit dem er ſeine Lebensaufgabe anzufaſſen bemüht war. Im Jahre 1863 brachte das „Sternenkränzel“ ſein opus 1, eine recht wohlgelungene Kompoſition des 137. Pſalms, zur öffentlichen Aufführung. Der glänzende Erfolg, den dieſes Stück dem überglücklichen Komponiſten einbrachte, öffnete dem jungen Mann die Augen über den eignen Beruf und gab ihm den Mut, die dornenvolle Laufbahn des produzierenden Muſikers der glatteren, nach feſten Normen geregelten, ſorgenfreien Beamtenlaufbahn vorzuziehen. Und in aller Stille rüſtete ſich Neßler, den entſcheidenden Schritt zu wagen. Im Verein mit einem jungen, phantaſievollen und dichteriſch begabten jungen Mann, namens Edmond Feborel wurde der Plan zu einer Oper gehörig durchgeſprochen und von beiden Teilen mit dem ganzen Enthuſiasmus ungetrübter Jugendzuverſicht ausgeführt. Es dauerte auch nicht lange, ſo war die Oper fertig: ſie behandelte die erſte Liebe Heinrichs IV und führte den Titel „Fleurette.“ Die biederen Straßburger waren ſtarr vor Erſtaunen, als eines Tages der Theaterzettel die Neuheit, unter welcher kühn die Namen der Verfaſſer prangten, populo et orbi kund und zu wiſſen that; das Erſtaunen war um ſo größer, als eben Herr Studioſus Neßler tags vorher eine Predigt gehalten hatte. Nun die Fakultät forderte Neßler wie ſeinen Mitſchuldigen vor ihr Tribunal. Beide erhielten das consilium abeundi. Die Stadt und die Bewohner gerieten über dieſe Vorgänge in eine unbeſchreibliche Aufregung, die ſich endlich mit der erſten Aufführung der Oper in einem ungeheuren Jubel entlud. Neßler errang einen glänzenden Sieg, unter deſſen Eindruck auch der vorher um das Schickſal ſeines Sohnes nicht mit Unrecht beſorgte Vater ſeine Einwilligung gab zu dem Entſchluſſe des Sohnes, in ernſten Kunſtſtudien ſich die äußere Handwerkstüchtigkeit zum Komponiſten zu erwerben. Denn bisher war Neßler nichts anderes als Dilettant geweſen, den ein glücklicher Griff vor dem Schickſal ſich lächerlich zu machen behütet hatte. Straßburg, der wunderſchönen Stadt, in welcher der junge Komponiſt ſeinen erſten Triumph gefeiert, wo er bald nachher ſeinen erſten Verluſt ertragen lernte — Freund Feborel war frühzeitig geſtorben — Straßburg kehrte jung Neßler den Rücken und wandte ſich, entgegen der Neigung vieler ſeiner elſäſſiſchen Landsleute, in Groß-Paris die ernſten Kunſtweihen zu empfangen, nach Leipzig, nach Klein-Paris, dem Centrum und der Metropole des deutſchen Muſiklebens. 1864 zog Neßler in Leipzig ein, jener Stadt, welche die Wiege ſeiner größten Triumphe werden ſollte. Zuerſt waren es ſehr ſtrenge theoretiſche Studien, welche er unter der Leitung des berühmten Theoretikers und Kunſtphiloſophen M. Hauptmann abſolvierte. Der Mühſal des Kontrapunktes in allen ſeinen Geſtalten entronnen, ſprang er friſch, fröhlich und frei mitten in das ohnegleichen daſtehende Vereinsleben Leipzigs hinein. Die Männergeſangvereine ſind, ſo dilettantiſch gewöhnlich auch die Kunſt dort betrieben wird, gewiſſermaßen eine Neubelebung der alten Meiſterſingerſchulen; freilich Tabulatur und Regel, das kunſtfeindliche, mittelalterliche Schreckgeſpenſt, fühlt ſich im elektriſchen Lichte des XIX. Jahrhunderts nicht wohl; aber wie die Singſchulen zur Zeit eines Hans Sachs für die künſtleriſche Befruchtung des Volkes der wichtigſte Mittler waren, ſo haben auch die in allen Ecken und Enden unſers deutſchen Vaterlandes ſeit Beginn dieſes Jahrhunderts hervorwuchernden Männergeſangvereine und Liedertafeln einen nicht zu unterſchätzenden Einfluß auf die künſtleriſch-muſikaliſche Bildung des bürgerlichen Mittelſtandes ausgeübt. Es iſt das „Volk“ im weiten Sinne des Wortes, welches dieſe Vereine bildet, und dieſe Vereine ſind es, welche dem Geſchmacke des Volkes, ſeinem Bedürfnis nach Wohllaut und Melodie ſich dienſtbar erweiſen. Die breiten Volksſchichten ſenden in den zahlreichen Handwerkern und Gewerbetreibenden, aus denen ſich die Geſangvereine durchſchnittlich zuſammenſetzen, die Vertreter ihrer künſtleriſchen Intereſſen auf den Parnaß. Für ſie iſt die Muſik eine Erholung, Balſam auf die Schwielen ihrer Hände, ein leichtes und angenehmes Narcoticum für die Sorgen des Daſeins. Neßler begriff dieſe Miſſion der Volksgeſangvereine und indem es ihm, als Dirigenten zweier größerer Vereine, des „Mercur“ und des „Sängerkreis“ gelang, eine ſeiner Neigung entſprechende und des künſtleriſchen Aufſchwunges keineswegs entbehrende Thätigkeit zu entfalten, lernte er ſein produktives Vermögen in den Dienſt einer bisher fragwürdigen Kunſtart ſtellen, in welchem er bald durch ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Formen und unerſchöpflich ſcheinenden Stimmungsfonds des Inhaltes den Ruf eines allgemein beliebten und begehrten Komponiſten ſich errang. Mögen unter den Männerchören Neßlers manche ſich befinden, die allzuſehr aus der Begeiſterung bierſeliger Ergriffenheit hervorgegangen und als eine wirkliche Bereicherung der Litteratur nicht anzuſehen ſind, ſo fügte ſich in ſeiner leichtgeſtaltenden Hand doch manches ſchmucke, ſchlichte Lied zu einem wirklichen Kunſtwerk von eigenartigem Gepräge; es ſchimmern in der langen Reihe dieſer Schöpfungen neben ſchönen Stimmungsbildern edelgeformte Melodieen, kraftvolle Rhythmen wettern uns entgegen und manches Lied klingt in ſonnigem Humor verſöhnlich aus. Und überall iſt es dieſe einfache Liedform, in welcher die Seele Neßlers, ſein Talent und ſein Können ſich am überzeugendſten äußern; die ſchönſten Nummern ſeiner Opern, ſeine glücklichſten Einfälle: immer und immer wieder ſind es Lieder. Aus dieſer fruchtbaren Zeit ſtammen von größeren Chorwerken die auch im alten Gewandhausſaale zur Aufführung gebrachte Ballade „Das Grab im Buſento,“ der „Geſang zu Pfingſten,“ „Der Blumen Rache“ ꝛc. Im ganzen hat Neßler in dem Genre der Chorkompoſition über 100 Werke veröffentlicht, welche zum Teil eine ſehr große Verbreitung gefunden haben. Aber mit Männerchören allein ſichert man ſich in einer Zeit, wie der unſrigen, in der ſeinen Hausbedarf an Liedern jeder

Biedermann ſich ſelbſt verfertigt, weder einen Anſpruch auf Unſterblichkeit, noch überhaupt eine wenn auch noch ſo beſcheidene Stellung in der Kunſtgeſchichte. Und Neßler blieb, wenn er ſich aus den enggezogenen Grenzen des Liedertafeltones heraus in den Mittelpunkt größerer künſtleriſcher Horizonte ſtellte, kein anderer Weg, um ſeinem Ehrgeiz Genüge zu thun, als der Schritt auf die Bühne, wohin ein kräftiger Inſtinkt ſchon den Jüngling gewieſen. Er legte ſich alſo mit aller Energie auf die Opernkompoſition; die romantiſche Zauberoper: „Dornröschens Brautfahrt,“ dann die Opern „am Alexandertag“ und das Singſpiel „der Nachtwächter“ waren die erſten freilich noch etwas unreif-ſaueren Früchte ſeines Fleißes. H. Laube führte die letztgenannten Bühnenwerke auf, die keinen ſonderlichen Erfolg errangen; kein beſſeres Schickſal war der unter Fr. Haaſes Bühnenleitung aufgeführten großen Oper „Irmingard“ beſchieden. Neßler befand ſich in vollem Sturm und Drang, es fehlte ihm noch die nötige Selbſterkenntnis für die Eigenart ſeiner Begabung, es mangelte ihm vor allem auch an dem ſicheren Blick für das Theatraliſch-Wirkſame. Schon 1871 wurde er Chor- und Muſikdirektor am Leipziger Stadttheater und in dieſem Amte lernte er die Bühne und ihre Wirkſamkeit ſo ſicher abſchätzen, daß ſchon ſeine nächſte Oper, der 1879 zum erſtenmal aufgeführte „Rattenfänger von Hameln“ einen vollen Erfolg ſich errang. Mit dem „Rattenfänger“ trat Neßler in einen neuen Lebensabſchnitt: er wurde mit einem Schlage ein bekannter Komponiſt, deſſen Arbeiten man mit Aufmerkſamkeit verfolgte; den Theaterdirektoren flößten die Kaſſenerfolge der Oper den nötigen Reſpekt ein, dem Publikum gefielen die zahlreichen in den Text eingeſtreuten Lieder und die leicht ſangbaren, gefälligen Weiſen; das „Liedlein vom Ohrenklingen“ und vieles andere empfahl ſich durch poetiſche Anſchauung und reizvolle Einzelnzüge. Im übrigen iſt, von rein dramaturgiſchem Standpunkte aus betrachtet, der „Rattenfänger“ kein Meiſterſtück. Der Text, von Fr. Hofmann nach J. Wolfs Aventiure gedichtet, zerſplitterte das Intereſſe des Hörers: Epiſodenwerk und Nebenſächliches überwucherte die Handlung, die in der bekannten Rattenbeſchwörung einen halb komiſchen, halb ekelhaften Laterna-magika-Witz in Szene ſetzte; ſchon die Allegorie des Vorſpieles iſt eine Sünde gegen den Geiſt der dramatiſchen Gattung. Die Muſik bot ihr Beſtes in den rein lyriſchen Partieen: ſie war zwar im ganzen eine gute, ehrenwerte Arbeit, verſcherzte ſich aber das dauernde Wohlwollen der Kenner durch die zahlreichen Anklänge an die gewohnte Liedertafellyrik. Daß der Erfolg nicht der Gott ſei, zu dem alle beten, daß der Erfolg ſogar recht harte und grauſame Wirkungen zu erzeugen im ſtande ſei, kein anderer Komponiſt mußte dieſe Wahrheit öfter durchkoſten als gerade Neßler. Als nach dem Mißerfolg des 1881 aufgeführten „wilden Jäger“ im Jahre 1884 der „Trompeter von Säkkingen“ auf der Bildfläche erſchien und einen geradezu ſenſationellen Erfolg hatte, da bekämpften eine große Anzahl muſikfreundlicher Männer — nicht nur die jungen, auf Wagner ſchwörenden Brauſeköpfe — Neßler wie eine allgemein gefährliche Krankheit; man zerzauſte und zerpflückte den armen Meiſter, wies ihm mit der vernichtenden Folgerichtigkeit eines logiſchen Axioms ſeine gänzliche Unfähigkeit zum Opernkomponieren nach und legte den großen Kirchenbann auf ihn. Aber damit hielt man den Siegeszug des Trompeter über die Bühnen Deutſchlands, Öſterreichs und Amerikas nicht auf. Leipzig allein gab das Werk hundertdreißigmal. Bei der hundertſten, den Charakter einer Jubelvorſtellung tragenden Aufführung war Neßler der Gegenſtand der herzlichſten Huldigungen des Publikums, und es war keine bloße Redensart, wenn der gefeierte Komponiſt der großen Schaar ſeiner Freunde, welche ihm einen glänzenden Fackelzug und ein Ständchen brachten, die Worte zurief: „ich habe gekämpft, gelitten und geſiegt.“ Aber wo ſteckt das Geheimnis der außerordentlichen Wirkſamkeit des „Trompeters?“ Ganz ſicherlich iſt das ohnegleichen populäre Gedicht Scheffels ein Hauptträger des phänomenalen Erfolges, aber ganz abgeſehen davon: die negative Urſache dieſer zündenden Unmittelbarkeit lag in der Reaktion auf einen lange Zeit hindurch ausſchließlich gepflegten Wagnerkultus; das Einfache, Schlichte und Gerade der Neßlerſchen Tonſprache erquickte und ließ die von dem wildbewegten Empfindungsmeere der Wagnerſchen Dramen auf das äußerſte angegriffenen Nerven ſich ausruhen; bei Wagner galt es Berge von Muſik zu erſteigen; hier bei Neßler geht man auf der Ebene und holde Melodieenbächlein murmeln dem Wanderer vergnügt in die Ohren. Das iſt die negative Seite des Erfolges. Und die poſitive iſt das Lied von der „häßlichen Einrichtung,“ wie der Volkswitz bald kurz und bündig das Scheffelſche „Es iſt im Leben häßlich eingerichtet“ nannte. Dieſes Lied iſt das punctum saliens der ganzen Oper, der Angelpunkt, um den ſich das ganze Werk, die Taſchentücher der Zuſchauer, die Gartenkonzerte unſerer Militärkapellen und die Walzen der Drehorgeln drehten. Die verſchiedenen Bearbeitungen gar nicht mitgezählt, iſt jenes in der Erfindung übrigens nichts weniger als bedeutende oder ungewöhnliche Lied in 180000 Exemplaren abgeſetzt; das Textbuch wurde bisher — die Oper erlebt noch immer täglich neue Aufführungen — in einer halben Million Nummern verkauft. Was das unbefangene Ohr an der Trompetermuſik erfreut, iſt ein geſunder Zug zum Volkstümlichen hin, die faſt ausſchließlich mit Glück und Gewandtheit gebrauchte Liedform, und die Ehrlichkeit des Komponiſten, der ſo ſpricht, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt und anderen Meiſtern prunkende Redensarten nachzuſtammeln wohlweislich unterläßt: die vielen halb fröhlichen, halb wehmütigen Trompetenſtücklein, die der Partitur „ſcheffel“weiſe einverleibt ſind, erklären bei der allgemeinen Beliebtheit, welche ſich die Trompete bei uns Deutſchen erfreut — wer von uns hätte ſich nicht ſchon von einem in lauer Sommernacht an unſer Ohr ſchlagenden, weichen Trompetenſolo bethören laſſen? — einen Teil des trotz aller kritiſchen Ärgerniſſe von Tag zu Tag ſich ſteigernden Erfolges. Sonderbar bleibt bei der ſonſt ſo flüſſig geſchriebenen Partitur die ſtellenweiſe ſo unbeholfene Inſtrumentation und die geradezu groteskkomiſche Phyſiognomie einzelner im Sinne des Wagneriſchen Leitmotivs mit Perſonen oder ſzeniſchen Vorgängen wiederholt verknüpfter Motive. So ein kleines komiſches Ungeheuer iſt z. B. das Trinkmotiv des rheinweinſeligen Freiherrn. Mit dem „Trompeter“ hatte Neßler alles gegeben, was er zu geben hatte. Einen Tag nach der hundertſten Aufführung dieſer Glücksoper ging über die Leipziger Bühne Neßlers neues Werk „Otto der Schütz“ (1886). Innere Schwäche und eine vergriffene Beſetzung der weiblichen Hauptpartieen begründeten die ziemlich heftige Ablehnung, welche das Werk erfuhr. Neßler, am Tage vorher noch der gefeierte Held der Situation, ſah ſich aus allen Himmeln geſtürzt, und dem verletzten Muſiker, der in raſendem Schmerz mit einem Rapier einen Thonofen zerhieb, wird kein gerecht Denkender ſein aufrichtigſtes Mitempfinden verſagen. Neßler ging nach Straßburg zurück, wohin er ſchon 1884 mit ſeiner Familie — ſeine Gattin, eine feingebildete, liebenswürdige Elſäſſerin, hatte ihm einen Sohn geſchenkt — übergeſiedelt war. Er trug ſich mit einem neuen Werke, deſſen Stoff der glanzvollen Vergangenheit ſeiner Vaterſtadt entnommen war: Die berühmte Hirſebreifahrt der Züricher nach Straßburg war die hiſtoriſche Grundlage der Fabel. Neßler reichte die fertige Partitur des Werkes dem Münchener Hoftheater ein; von Woche zu Woche verſchob ſich die Aufführung; endlich Anfang Mai 1890 erſchien die „Roſe von Straßburg“ auf den Brettern; aber das Glück war von Neßler gewichen; ſeine Oper bedeutete einen gänzlichen Mißerfolg. Neßler, deſſen Geſundheit ſchon nach dem Falle ſeiner Oper „Otto der Schütz“ ernſtlichen Störungen ausgeſetzt war, konnte dieſen neuen Schlag nicht verwinden; in tiefſter Gemütsverſtimmung kehrte er in den Kreis der Seinen zurück; es ſtellten ſich die Anzeichen eines gefährlichen Herz- und Nierenleidens bei ihm ein; am 28. Mai erlag er dem vereinten Anſturm ſeines Leidens und ſeiner Troſtloſigkeit über den Münchener Mißerfolg.

Neßler war ein ehrlicher, deutſcher Künſtler; er war kein Genie, aber allen ſeinen Produktionen iſt der Stempel der Ehrlichkeit aufgeprägt. Den Menſchen Neßler zeichneten eine überaus menſchenfreundliche Denkweiſe und echter Humor aus. Noch auf dem Sterbebette beſchäftigte ihn die große Frage unſerer Zeit, das ſoziale Problem. „Es muß etwas für die Arbeiter gethan werden,“ phantaſierte er, „Prinzipale nachgeben, nachgeben!“ Liebenswürdig, freundlich gegen jedermann, verband ſich Neßler alle jene, welche ihn perſönlich kannten, in Hochachtung und Freundſchaft. In Leipzig zählen ſeine perſönlichen Freunde nach Tauſenden, und Straßburg dürfte der Adoptivvaterſtadt Neßlers kaum in dieſem Punkte nachſtehen. Seinem Humor ließ er manchmal die Zügel ſchießen: dann führte er mit Vorliebe ein „Katzenduett“ am Klavier aus; die Maiengeſänge zweier in ſtiller Mondnacht über alle Schranken der Konvenienz erhabenen Katzenherzen ahmte er in höchſt ergötzlicher Naturtreue nach; einer Kleiderbürſte verſtand er dabei wunderbar pfauchende Töne zu entlocken. Den deutſchen Kaiſer Wilhelm ſoll der Scherz Neßlers ungemein beluſtigt haben. So harmlos übermütig er in dieſen Scherzen ſich zeigte, ſo ernſt nahm er es mit ſeinen Pflichten, ſo zärtlich war er als Familienvater und Gatte. Sein eignes Kunſtſchaffen aber verteidigte er mit den ſchönen Worten, welche er als Widmung unter eines ſeiner einem wohlthätigen Zwecke beſtimmten Werke ſetzte: „Geht in den Wald und hört die Vöglein ſingen. Ein jedes ſingt ſeine beſondere Weiſe, wie Gott ſie ihm in die Kehle gelegt hat. Sollen wir weniger Freiheit haben? Oder ſollen wir nicht auch ſingen dürfen, wie es uns ums Herz iſt?“



Studienkopf. Gemalt von Fritz von Uhde.

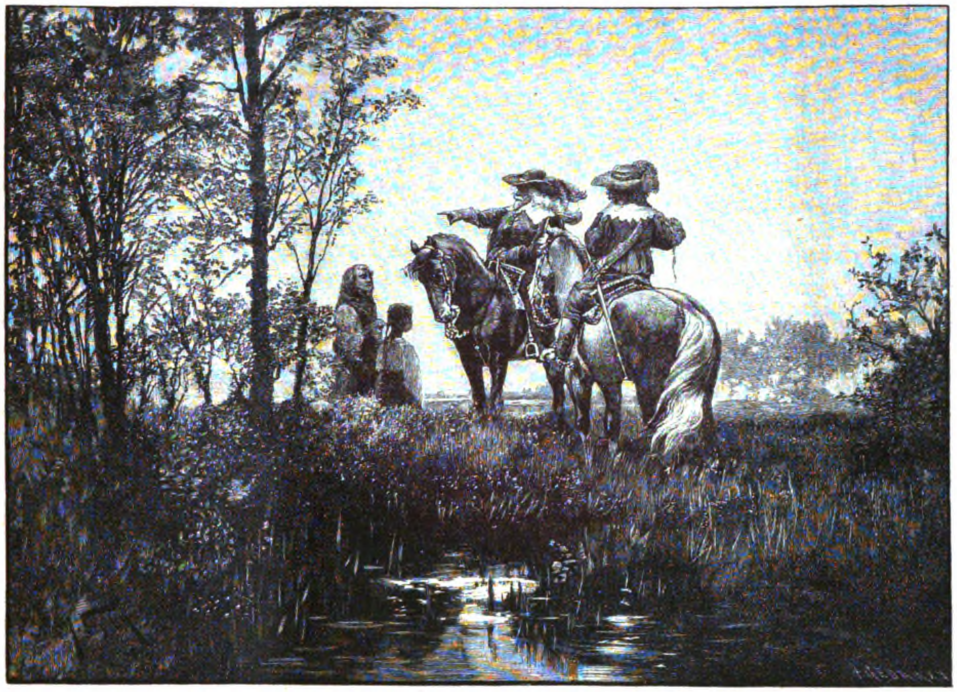
## Der amerikaniſche Stephan.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Punkt halb drei Uhr, als nun alle verſammelt waren, trat der Leiter der Sonntagsſchule ein und nahm nach kurzer und herzlicher Begrüßung mit dem Gaſte ſeinen Platz am Rednerpulte ein. Eine ungemein feſſelnde Erſcheinung iſt Wanamaker; eine ſchlanke, feingebaute Geſtalt von ſechs Fuß Höhe, leicht und feſt in ihren Bewegungen, ein Bild jugendfriſcher, lebenskräftiger Geſundheit. Er kleidet ſich immer ſchlicht, einfach, in dunklem Gewand, eine ſchwarze Halsbinde unter dem umgeſchlagenen weißen Kragen. Das breite Vorderhaupt mit dem noch durch kein graues Haar veränderten Haarwuchs erinnerte mich, namentlich wenn die Augen geſenkt ſind und eine glatte Haarlocke unwillkürlich auf die Stirne fällt, an das ſchöne Bild, irre ich nicht, von Delaroche, auf welchem der erſte Napoleon dargeſtellt iſt, auf einem Sofa Berichte leſend, während ſein kleiner Sohn das Köpfchen dem Vater auf den Schoß legt. Stark geliderte Augen leuchten in hellem Feuer auf, die kräftig vorſpringende Naſe, der ausgeprägte Zug an den Mundwinkeln weiſen auf die willensſtarke, thatkräftige Natur des Mannes hin. Das glattraſierte Geſicht läßt den Mann jugendlicher erſcheinen, als er ſeinen Jahren, nicht aber ſeinen freien, leichten Bewegungen nach iſt und zeigt unverdeckt in den lebhaft bewegten Mienen die rege Anteilnahme der Seele an allem, was vorgeht. Mit dem Fuße berührt der Superintendent ein Pedal unter dem Pulte. Daraufhin ſchlägt eine Glocke an; das ſanfte Plätſchern des Springbrunnens verſtummt, eine lautloſe Stille im weiten Raume tritt ein. Nach ein paar Begrüßungsworten des Leiters ſetzen die Inſtrumente ein, der Geſang beginnt. Die Kinder ſcheinen die Geſänge auswendig gelernt zu haben; an die Erwachſenen iſt die ganze Liturgie für dieſen Tag gedruckt ausgeteilt. Es ſind meiſt Wechſelgeſänge in friſchen, kräftigen Weiſen. „Auf, auf, ihr chriſtlichen Streiter, vorwärts, es geht zum Kampf.“ Das ſingen wir alle. Nun fahren die wohl tauſend Mädchen allein fort mit ſilberhellen Stimmen: „Mit dem Kreuz von Jeſus;“ den gleichen Ruf nehmen dann dort im offenſtehenden Nebenzimmer die Kleinſten auf mit ihren zarten Stimmchen, denen man aber doch die Herzensluſt anmerkt, nun auch zur Teilnahme am Gottesdienſte aufgerufen zu ſein. An dieſe Kleinen reiht ſich dann in vollen, brauſenden Chören die ganze Gemeinde, mit dem gleichen Ruf und ihn zu Ende führend: „mit dem Kreuz von Jeſus, der da geht voran.“ So ſetzt ſich das Lied durch mehrere Strophen fort, nur unterſchieden in den wechſelnden Stimmen, daß bald die Knaben, bald die Mädchen, bald die Kleinen und dann wieder die ganze Gemeinde unter der vollen Begleitung des Orcheſters die Stimmführenden ſind. Es macht einen mächtigen, erhebenden Eindruck.

Dem Geſang folgt eine Wechſelrede in auswendig gelernten Bibelworten zwiſchen dem Superintendenten und der laut antwortenden Kinderſchar. An dieſem Sonntag u. a.: „Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſein (Röm. 8, 31)?“ Und darauf die gemeinſame Erwiderung: „Es ſoll dir niemand widerſtehen dein Leben lang. Wie ich mit Moſe geweſen bin, alſo will ich auch mit dir ſein. Ich will dich nicht verlaſſen, noch von dir weichen (Joſ. 1, 5).“ Zwei-,



Im Sumpf verirrt. Nach dem Gemälde von Jacobus Leiſten.

dreimal noch löſt ſich in gleicher Weiſe der Wechſelgeſang — ſo friſch, in ſo lebhafter, faſt freudiger Melodie, wie wir ſie in unſern deutſchen Chorälen und ihrer oft ermüdend langgezogenen Ausführung nicht gewohnt ſind — ab mit in Bibelworten gegebener Frage und Antwort. Dann ſetzt ein anderes Prüfen ein. „Wer nahm Teil am Morgengottesdienſt?“ Als in überwiegender Mehrheit von groß und klein durch Erheben der Hand die Teilnahme bekundet und von allen Seiten des Leiters eine lobende Anerkennung ausgeſprochen war, mußten alle den „goldenen Text“ des Tages auf ſagen, darauf abteilungsweiſe ihre Bibel in die Höhe heben und wurde lobend oder tadelnd der größere oder geringere Eifer in der Mitnahme der eignen Bibel zum Gottesdienſt hervorgehoben. Wie reckten und ſtreckten ſich die Händchen der Kleinſten in die Höhe und die mitgebrachte Bibel wurde ſchier wie eine Fahne geſchwenkt! Auch die Erwachſenen mußten wie die Kinder ihre Bibeln zeigen und bekamen ſchöne und ernſte Worte über den Nutzen ſolcher Mitnahme, zugleich auch über die tägliche Benutzung des heiligen Bibelbuches zu hören. Darauf gemeinſame laute Angabe des Themas des an dem heutigen Sonntag in all den Zehntauſenden von Sonntagsſchulen in Amerika zu behandelnden Schriftſtückes, das dann gemeinſam verleſen wurde. Wieder Geſang, freies Gebet. Der Rechnungsführer teilt die recht erkleckliche Summe der Beckenſammlung am vergangenen Sonntag und die Art ihrer Verwendung mit; der Gehilfe des Leiters gibt die Beſtimmung der heutigen Sammlung an und fordert zu reger Beteiligung auf. Es werden noch weitere Mitteilungen an die Helfer und Helferinnen für die laufende Woche gemacht. Ein Teil der Feier iſt zu Ende.

Eine Stunde war nun ſchon verſtrichen. Ich glaubte, daß die Aufgabe der Sonntagsſchule bereits gelöſt ſei; die eigentliche Arbeit begann aber erſt. Die verſchiebbaren Wände wurden geſchloſſen, die einzelnen Abteilungen waren unbehelligt voneinander für ſich; nur im Schiff waren die einzelnen Kindergruppen, aber auch wieder ungeſtört in ihren ſo praktiſch eingerichteten Rundbänken um den Lehrer oder die Lehrerin geſchart: es begann die Unterweiſung über das vorliegende, eben gemeinſam verleſene Schriftſtück. Auch Wanamaker hat ſeine eigne Gruppe, die größte, die Väter und Mütter und Alten, wohl 400—500 an der Zahl. Wir ſiedeln in die anſtoßende geräumige Kirche, die gleichzeitig mit der Sonntagsſchule und zumeiſt mit den Mitteln des Leiters gebaut worden. Es wurde uns ſchier ein vollſtändiger Gottesdienſt geboten: Geſang, Gebet, Predigt. Die Predigt hielt der Poſtminiſter; ſie währte beinahe eine halbe Stunde. In fließender Sprache, in wohlthuend erbaulicher Form legte ſie Zeugnis ab ſowohl von der tiefen Schriftkenntnis des gläubigen Mannes, als auch von ſeiner großen Befähigung, ein gegebenes Schriftwort einem beſtimmten Kreiſe von Zuhörern herzlich nahe zu bringen. Es war eine Predigt an das Herz der Eltern, warm andringend, herzlich überzeugend, weil aus herzlicher Überzeugung hervorgehend.

Wir kehrten in den Sonntagsſchulſaal zurück. Nur die kleinſten Kinder waren nach Hauſe entlaſſen, der übrige Raum noch dicht beſetzt. Und wieder ergriff der unermüdliche Leiter, noch ſo friſch und angeregt, als ob eben erſt der Gottesdienſt beginne, das Wort. Noch einmal legte er das heutige Schriftſtück den Knaben und Mädchen ans Herz, ſchlicht, einfach zuſammenfaſſend, was die Helfer ihnen zuvor geſagt haben mögen. Ich bewunderte auch bei dieſer wohlgelungenen Kinderanſprache, wie der außerordentliche Mann Vorkommniſſe der Woche, von denen er annehmen konnte, daß ſie bei der weitausgedehnten Öffentlichkeit amerikaniſchen Lebens auch zu den Ohren der Kinder gedrungen, anſchaulich mit dem vorliegenden Text zu verbinden und als Nutzanwendung zu verwerten verſtand. Es machte den rührenden Eindruck, als ob Wanamaker die Tagesereigniſſe daraufhin fortwährend anſehe und ſich mit ihnen beſchäftige, welchen Gewinn er aus ihnen für ſeine liebe Sonntagsſchule ziehen könne. Ein ſchweres Eiſenbahnunglück der letzten Tage, die heldenhafte That eines jungen Mädchens während der unheilvollen Strandverwüſtungen bei dem furchtbaren Sturm längs der amerikaniſchen Oſtküſte kurz vorher dienten ihm als wertvolle Belege, das Schriftwort den aufmerkſamen Kindern verſtändlich nahe zu bringen.

Und immer noch kein Ende, trotzdem wir ſchon über zwei Stunden verſammelt waren. Wer mit amerikaniſchen Gepflogenheiten Bekanntſchaft gemacht, konnte kaum mehr überraſcht ſein, als nun der fremde Gaſt urplötzlich der großen Verſammlung von dem Leiter vorgeſtellt wurde; er wußte ſchon aus gar mancher Erfahrung, daß dann auch kein Sträuben hilft, auf die Vorſtellung eine Anſprache folgen zu laſſen. Mag er dann ſelbſt zuſehen, wie er ſich in freier Rede mit einer Sprache abzufinden vermag, die ihm eben nun doch nicht die leicht zu handhabende Mutterſprache iſt. Aber auch dies ging vorüber; nur nicht der Eifer des Leiters an der ſtundenlangen Thätigkeit heute wie allſonntäglich. Wohl wurde jetzt die Verſammlung entlaſſen, nicht aber ohne daß zuvor Wanamaker ſich bereit erklärte, noch anweſend bleiben zu wollen für etwaige ſeelſorgerliche Fragen in betreff der Sonntagsſchule von ſeiten des Helferkreiſes oder aber wenn einige das Verlangen zu einer Gebetsvereinigung als Abſchluß der heutigen Feier hätten. Da ich in einer entlegenen Kirche die Predigt beim Abendgottesdienſt zugeſagt hatte, mußte ich wegeilen und weiß deshalb nicht, inwieweit dieſe Bereitſchaft beanſprucht wurde.

Alle dieſe rieſenhaften Beſchäftigungen, deren jede einzelne die Vollkraft eines tüchtigen Mannes beanſprucht, bilden gegenwärtig doch nur die Nebenarbeit eines Miniſters, deſſen Gebiet das Arbeitsfeld unſers „Stephan“ räumlich weit überragt. Noch iſt die Zeit zu kurz, um ein richtiges Urteil über die Befähigung Wanamakers für die wichtige und ausgedehnte Stellung an der Spitze des geſamten Poſtweſens der Vereinigten Staaten fällen zu können. Darin ſtimmen jedoch die meiſten, urteilsfähigen Beobachter überein, daß man ſchon nach wenigen Wochen ſelbſt auf entlegenen Punkten geſpürt habe, eine wie ſachkundige, arbeitstüchtige Hand die leitenden Fäden führe und daß der neue Präſident Harriſon in der Berufung dieſer Perſönlichkeit eine der glücklichſten Wahlen ſeines Miniſteriums getroffen. Schneidig kann der Poſtmeiſter ſein. Gerade während ich das Nordgebiet der Staaten durchfuhr — irre ich nicht, war es in dem neu aufgenommenen, umfangreichen Dakotagebiet, der eben erſt erſchloſſenen, reichen Kornkammer an der Grenze nach Canada hin — hatten in einem entlegenen, noch dünn bevölkerten Strich die Bewohner eines der pilzartig in der Prairie aufſchießenden Städtchens auf ihr dringendes Bitten eine Poſtniederlage erhalten. Der ihnen zugewieſene Poſtmeiſter war ein Farbiger. Den wollten die weißen Städter ſich nicht gefallen laſſen und als ſie mit ihren Bitten und Forderungen bei dem Generalpoſtmeiſter nicht durchdrangen, der den tüchtigen, erprobten Arbeiter dem Raſſenhaß und dem unchriſtlichen Begehren der Weißen zu opfern keine Luſt hatte, griffen die Leutchen zum Boykottieren. Keine Wohnung wurde an den farbigen Poſtmeiſter vermietet; kein Bäcker, kein Fleiſcher des Städtchens verkaufte ihm ſeine Ware. Wanamaker ließ nicht mit ſich ſpaßen. Wohl nahm er den unglücklichen Menſchen von dem ihm unmöglichen Orte weg, gleichzeitig aber auch ſchloß er das eben erſt eröffnete Poſtbüreau und nun mußten die Übereifrigen, die den Wert eines Menſchen nach der etwas helleren oder dunkleren Hautfarbe abmeſſen, drei Stunden ihre Briefe tragen und holen, ein Mißſtand, der dort in ſeinen Folgen nachteiliger wirkt als anderswo.

Erſtaunt fragt man ſich, wie ein Mann eine ſolche vielſeitige Rieſenarbeit auf ſeinen Schultern tragen könne, ohne alsbald darunter zu erliegen. Und dabei in der außerordentlichen Erſcheinung ſo gar nichts abgearbeitetes, ermüdetes, in jedem Augenblick ſo friſch, ſo elaſtiſch, ſo ganz in der vorliegenden Sache aufgehend, als ob alles Dichten und Trachten nur um ſie ſich drehe. Man lieſt in den öffentlichen Blättern von keinen Erholungen des Vielbeſchäftigten; er liegt nicht mit Fürſten und Grafen und anderen Menſchenkindern der mancherlei Jagd in ſeinem weiten Poſtgebiete ob, noch auch ſieht man ihn teilnehmen an Feſten und Gelagen da und dort. Wanamaker gehört zu den auserwählten Naturen, denen Wechſel der Arbeit Erholung, Erfriſchung Leibes und der Seele iſt. Einen Teil des Geheimniſſes ſeiner gewaltigen Leiſtungskraft hat er in der Lebensregel enthüllt: „Thue jedes Ding ſo gut als du kannſt und überlaſſe das weitere Gott.“ Dieſes herzliche, unwandelbare Gottvertrauen verleiht ſeiner Seele die Stille, aus welcher große Thaten hervorwachſen, eine „Sorgloſigkeit,“ in deren ruhevollem Weſen die Kräfte nicht nutzlos aufgezehrt und vor der Zeit verbraucht werden, ſondern mit geſammelter, geſchärfter Zielſtrebigkeit in voller Thätigkeit wirken. Wanamaker hat auch ſeine Feierſtunden und er läßt ſie ſich nicht kürzen. Am Tage des Herrn ruht alles Geſchäft im Handelshaus, im Miniſterium; was er an dem Tage in ſeiner Sonntagsſchule, in ſeinen Gottesdienſten, in ſeinen verſchiedenen Wohlthätigkeitsanſtalten, die alle hier aufzuzählen zu viel Raum beanſprucht hätte, „leiſtet,“ von dem wiſſen die in ähnlicher Thätigkeit Geübten, daß ſie dem echten Jünger keine werktagsmäßige Arbeit, ſondern ſabbatliche Ruhe, wohlthuende Heiligung des Gemütes iſt.

Dazu räumt Wanamaker jedem Werktage unwiderruflich ſeine Feierabendſtunde ein. Die verbringt er daheim im Kreiſe ſeiner Familie, in der Stadtwohnung am praſſelnden Kaminfeuer in anregender Unterhaltung oder bei ſeinen Büchern, draußen im ſchöngelegenen Landhauſe unter ſeinen Lieblingen, einem reichen, ſchönen Blumenflor, in welchem den Roſen und Orchideen ein beſonderer Vorzug eingeräumt wird. Schon in der Frühe um halb ſechs Uhr konnte man Wanamaker ſeinen Landſitz durchmuſtern ſehen wie ein eifriger Landwirt. Eine Schar Hunde gibt ihm das Geleite, jetzt in den gutbeſetzten Viehſtall, dann zum Gärtner, mit Luſt zu verfolgen, wie das junge Gemüſe in den warmen Frühlingstagen keimt und ſproßt, dann weiter zu den Blumen und es iſt ihm da eine Freude, wenn er, heimgekehrt, jedem Familienglied auf den Frühſtückstiſch duftende Beweiſe ſeines Morgenganges niederlegen kann. Am Abend ſieht er wohl Freunde bei Tiſch. Das Mahl iſt einfach, der Wein von der Tafel verbannt. Auch der angeſehenſte Beſuch ändert dieſe ſtreng eingehaltene Ordnung nicht; denn der Hausherr, wie er nicht reitet noch jagt, ſo auch hält er ſich grundſätzlich vom Rauchen und Weingenuß fern. Das kürzt nicht die Freude und das Wohlbehagen der Tiſchgenoſſen. Der künſtleriſche Sinn des Wirtes, der mit mehr wie fürſtlichen Preiſen die Wände ſeiner Zimmer mit Gemälden ſchmückt (die Kunſtkenner wiſſen, daß die bekannten Gemälde von Munkaszy „Chriſtus vor Pilatus“ und „Chriſtus auf Golgatha“ mit einer nach meiner Überzeugung weit über den Wert hinausragenden Kaufſumme in den Beſitz des Kaufherrn in Philadelphia gelangt ſind), liebt es auch, die Tafel mit koſtbarem und geſchmackvollem Geräte zu ſchmücken und die geladenen Freunde dadurch zu ehren, daß er in feſſelnder Unterhaltung ihnen die beſte Würze des Mahles bietet.

Bei all ſeinem Reichtum, in all ſeiner hohen Stellung iſt Wanamaker der einfache, ſchlichte Chriſt geblieben, der ſich ſeiner evangeliſchen Überzeugung nicht ſchämt und auch freien Herzens ſie vor niemand verleugnet. Nur einmal in ſeinem Leben hat er dem Drängen der Freunde nachgegeben und ein Lichtbild von ſich anfertigen laſſen. Es iſt auch heute nicht ſo leicht, in den Beſitz eines Abdruckes zu gelangen; in der Hauptſtadt des Landes, in Waſhington, wo in allen möglichen Darſtellungen die Bilder der Miniſter ausgeſtellt und feilgeboten werden, habe ich vergeblich nach dem Bilde des Poſtminiſters gefahndet; in New York erſt konnte ich das hier wiedergegebene und auch im ganzen gelungene Bild Wanamakers auftreiben.

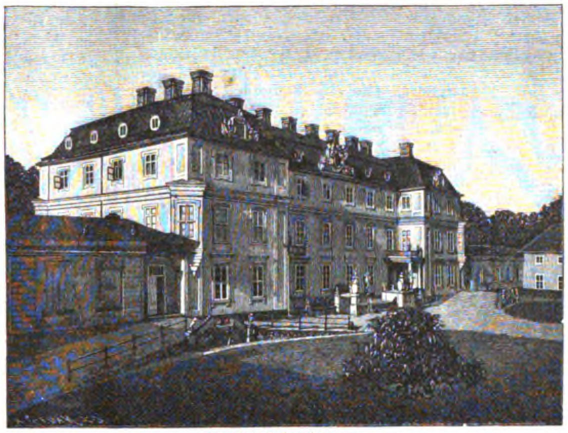
# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

Ein etwas derber, aber ſehr wirkſamer Humor hat Philipp Sporrer bei ſeinem Bilde: „Das Baden iſt hier bei Strafe verboten,“ den Pinſel geführt. Welches Unglück, daß der geſtrenge Herr Amtmann mit ſeiner ſehr zartbeſaiteten Gemahlin gerade in derſelben Stunde an dem abgelegenen Waldteich vorüber luſtwandeln muß, in der ſein Haus- und Flickſchneider der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, das an der Warnungstafel prangende Verbot zu mißachten. Aber vielleicht, dem armen Sünder mag man es ob ſeiner ausgeſtandenen Angſt und Beſchämung wünſchen, entſchließt ſich auch der Herr Amtmann noch zu der von ſeiner Geſtrengen beobachteten Taktik, nichts geſehen zu haben. — Der Studienkopf von Fritz von Uhde iſt ein intereſſanter Beweis dafür, wie der ebenſoviel gelobte wie befehdete Meiſter die Typen für ſeine religiöſen Bilder dem allermodernſten Leben entnimmt; man findet dieſe grübelnden Geſichtszüge ſicher auf einem der Uhdeſchen Bilder, einen der Jünger des Heilands darſtellend, wieder. — Die beiden ſtattlichen Reiter von Jakobus Leiſten ſind nicht gerade in beneidenswerter Situation; im Sumpf verirrt, hätte es ihnen wohl paſſieren können, ganz darin ſtecken zu bleiben, wenn ihnen das alte Weiblein nicht den rechten Weg wieſe. Sie werden in dieſer Lage wohl den Aberglauben erkennen, daß das Begegnen eines alten Weibleins Unglück bedeutet, und einſehen, daß auch ein glücklicher Zufall einem ein ſolches entgegenführen kann.

## Ein oſtpreußiſches Grafenſchloß.

Wiederholt iſt in den letzten Jahren Kaiſer Wilhelm Gaſt in dem gräflich Dohnaſchen Schloß Schlobitten geweſen, um in der Pröckelwitzer Heide auf Rehböcke zu jagen. Es mag daher von Intereſſe ſein, etwas Näheres über die Grafen Dohna-Schlobitten und ihr Schloß zu erfahren. Das alte Dynaſtengeſchlecht Dohna ſtammt aus Sachſen, wo es bereits in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts mit dem Burggrafentum Dohna bei Pirna belehnt war und ſchon im XIII. Jahrhundert ausgedehnte Güter beſaß. Als 1402 Stadt und Burg Dohna — von der letzteren ſind heute nur noch geringe Trümmer übrig — von Markgraf Wilhelm von Meißen zerſtört worden war, wandte ſich die Familie nach Schleſien, der Lauſitz und Böhmen. Stifter der preußiſchen, der einzigen gegenwärtig noch blühenden Linie des alten Geſchlechts war Burggraf Stanislaus zu Dohna, deſſen Nachkommen ſich gegen Mitte des XVI. Jahrhunderts dem Proteſtantismus zuwandten. Sein Enkel Fabian wurde vom Kurfürſten Joachim Friedrich zum Oberſtburggrafen von Preußen ernannt. Er ſtarb unvermählt, und ſein Bruder Achatius iſt der Ahnherr der noch blühenden Linien des Hauſes Dohna, das im Beſitz der Majoratsherrſchaften Lauck, Reichertswalde, Schlobitten-Pröckelwitz und Schlodien-Carwinden wohl das begütertſte in den Provinzen Oſt- und Weſtpreußen iſt. Gegenwärtiger Majoratsherr auf Schlobitten und Pröckelwitz iſt Graf Richard von Dohna, Landhofmeiſter im Königreich Preußen und erbliches Mitglied des Herrenhauſes, geboren 1807. Schloß Schlobitten, deſſen Hofſeite die obenſtehende Abbildung zeigt, iſt ein einfach-ſtattlicher Bau von drei durch ein Manſardendach gekrönten Stockwerken. Der Mittelbau hat ſechs Fenſter Front und wird von zwei Riſaliten flankiert mit je drei Fenſtern Front. Ein niedriger Perron, deſſen Rampe mythologiſche Statuen ſchmücken, zieht ſich vor dem Mittelbau entlang. Hinter dem Schloß breitet ſich ein wundervoller Park aus. Die ſehr geräumigen Innenräume tragen in ihrer Ausſchmückung zumeiſt den Charakter des vorigen Jahrhunderts und bergen eine koſtbare Bibliothek, Gemäldegallerie und einen reichen Silberſchatz. Der ganze ſtattliche Herrenſitz hat in Oſtpreußen wenige, die ſich mit ihm vergleichen können.



Schloß Schlobitten.

## Über die Bibelverbreitung in Deutſchland

während des Jahres 1889 ſind kürzlich intereſſante ſtatiſtiſche Notizen erſchienen. Bekanntlich iſt dieſelbe ſeit Anfang des Jahrhunderts aus den Händen des Buchhandels faſt ganz in die Hände der Bibelgeſellſchaften und deren Agenten übergegangen, und die Zuſammenſtellung der von dieſen verkauften wird alſo unter die Geſamtſumme verkaufter Bibeln nicht ſehr bedeutend heruntergehen. Es wurden im Jahre 1889 in Deutſchland an Bibeln verbreitet von der Preußiſchen Hauptbibelgeſellſchaft (nach Abzug der nach Dresden und Nürnberg gelieferten Exemplare) 92 576, von der Württembergiſchen privilegierten Bibelanſtalt 19 723, von der Bergiſchen Bibelgeſellſchaft 10 074, von der Sächſiſchen Hauptbibelgeſellſchaft 24 543, vom Nürnberger Centralbibelverein 3512, von den Bibelgeſellſchaften in Straßburg, Mülhauſen und Colmar 1464, von der Schleswig-Holſteiniſchen Bibelgeſellſchaft 2994, von der von Canſteinſchen Bibelgeſellſchaft 43 895, von der Britiſchen und Ausländiſchen Bibelgeſellſchaft 56 787, von der Schottiſchen Bibelgeſellſchaft 16 937, und von der Amerikaniſchen Bibelgeſellſchaft 7943 Exemplare, in Summa 280 348 Bibeln, gegen 262 605 im Jahre 1888. Es ſind in dieſen Ziffern nur vollſtändige Bibelexemplare inbegriffen; mit Einſchluß der Teſtamente und einzelner Bibelteile ſtellt ſich die Geſamtſumme bei weitem höher. Dieſe inbegriffen verbreitete allein die Britiſche und Ausländiſche Bibelgeſellſchaft im Jahre 1889 in Deutſchland 260 910 Exemplare, und zwar entfielen hiervon auf Berlin 23 876, Schleswig-Holſtein, Hamburg, Lübeck ꝛc. 9811, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz 1759, Pommern 4110, Weſtpreußen 7574, Oſtpreußen 4281, Oldenburg, Hannover, Braunſchweig ꝛc. 20 696, Brandenburg ohne Berlin 4977, Poſen 5664, Rheinland und Weſtfalen 38 104, kleinere Fürſtentümer, Thüringen und Provinz Sachſen 10 094, Königreich Sachſen mit Einſchluß der von Leipzig aus verſandten Exemplare 35 713, Schleſien 23 591, Elſaß-Lothringen 8186, Pfalz, Heſſen und Naſſau 19 529, Großherzogtum Baden 14 321, Württemberg 7438, Bayern (ohne Pfalz) 13 606, und auf das deutſche Heer 7580 Exemplare. Die Anzahl der von der Britiſchen und Ausländiſchen Bibelgeſellſchaft ſeit ihrem Beſtehen bis Ende März 1889 in Geſamtheit verbreiteten Heiligen Schriften beläuft ſich auf 120 136 783 Exemplare, für deren Herſtellung und Vertrieb mehr als 215 Millionen Mark verausgabt wurden. Die Bibel oder Teile derſelben erſcheinen jetzt in über dreihundert Sprachen.

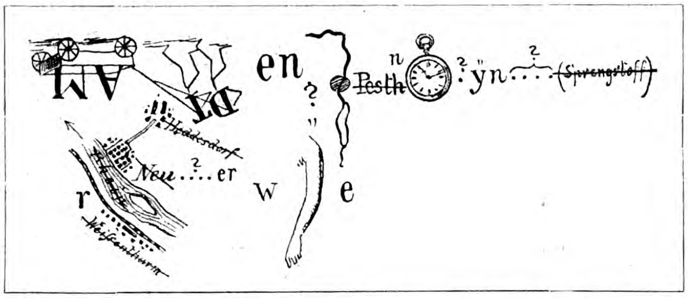
## Unſer neues Gewehr.

Weit früher, als es ſonſt in ähnlichen Fällen geſchah, hat die deutſche Heeresleitung den Schleier gelüftet, der auf der neuen, für Einführung bei allen Fußtruppen des deutſchen Heeres beſtimmten Waffe ruhte: vor einigen Tagen ſind bei Mittler & Sohn in Berlin die offiziellen Leitfäden über das „Gewehr 88 und ſeine Munition“ erſchienen und faſt gleichzeitig kam das Exerzierreglement und die Schießvorſchrift mit den Abänderungen, welche die Einführung des neuen Gewehrs bedingt, zur Ausgabe. Wenn nun auch vorausſichtlich bis zur Verausgabung der Waffe an alle Truppenteile noch Wochen oder Monate vergehen, ſo werden einige Mitteilungen über dieſelbe unſerm Leſerkreiſe ſicher von Intereſſe ſein.

Das Gewehr 88 gleicht äußerlich im allgemeinen unſerm alten Mehrlader, ſchließt ſich in ſeiner Konſtruktion in mancher Hinſicht der vortrefflichen öſterreichiſchen Ordonnanzwaffe, Syſtem Mannlicker, an, weicht dagegen in weſentlichen Einzelheiten doch auch wieder von der letzteren ab. In das Auge fällt zunächſt die bedeutende Verkleinerung des Kalibers, welches nur 7,9 Millimeter gegenüber 11 Millimeter des Mehrladers M. 71/84 beträgt; der Lauf iſt — unſers Wiſſens kam damit ein ganz neuer, höchſt origineller Konſtruktionsgedanke zur Ausführung — mit einem dünnen Mantel umgeben, der ihn gegen Beſchädigungen ſchützt und die Handhabung des durch das Schießen heiß gewordenen Gewehrs unterſtützt. Die Viſiereinrichtung reicht bis 2050 Meter.

Der Verſchluß ähnelt unſerer bisherigen Konſtruktion, indeſſen erſcheint er vereinfacht und erleichert; unterhalb des Verſchluſſes liegt der Kaſten zur Aufnahme der Teile zum Laden des Gewehrs. Dieſer Kaſten nimmt ſtets auf einmal fünf in einem Rahmen vereinigte Patronen auf — nur ausnahmsweiſe werden alſo die Patronen einzeln, in der Regel fünf Patronen auf einmal geladen. Öffnet man das Schloß, ſo wirft der Auszieher und Auswerfer die Hülſe der verfeuerten Patronen mit einem kräftigen Ruck hinaus und gleichzeitig tritt die oberſte der im Rahmen gelagerten Patronen in die Kammerbahn; bei dem Schließen des Schloſſes wird dieſe Patrone in den Lauf geſchoben und zugleich das Gewehr geſpannt. Das Geſchoß der Patrone beſteht aus einem Kern von Hartblei, der von einem Mantel aus Nickel-Kupferblech umgeben iſt. Das Gewicht des geladenen Gewehrs beträgt 3,95 Kilogramm gegenüber 5 Kilogramm Gewicht unſers bisherigen Mehrladers, es iſt alſo um reichlich 1 Kilo erleichtert.

## Bilderrätſel.



### 1. Zweiſilbige Scharade.

Wenn meine Erſte gut gedeiht,
Wird Menſch und Tier ſich drob erfreuen;
Die Zweite ſeht ihr weit und breit
Als Schmuck des Frühlings ſich erneuen.
Das Ganze iſt, wenn auch ein wenig klein,
Doch immerhin ein traulicher Verein.

St.

### 2. Rätſel.

Der Nachbar, der ſonſt freundlich grüßte;
Das Kind, das nicht die Unart büßte;
Das Zeug, das nicht handrecht zum Stich,
Die Wand, die aus dem Lote wich:
Für alle Vier die Sprache hat
Ein und dasſelbe Prädikat! Pf. J.

### 3. Umſtellungsaufgabe.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | a | a | a | a | a | | | | |
| | | | | a | | | | a | | | | |
| | | | | a | | | | a | | | | |
| | | | | b | | | | b | | | | |
| b | b | b | c | e | e | e | e | e | e | e | e | g |
| g | | | | h | | | | h | | | | i |
| i | | | | i | | | | i | | | | k |
| l | | | | l | | | | m | | | | m |
| n | n | n | n | o | o | o | r | r | r | r | r | r |
| | | | | r | | | | s | | | | |
| | | | | s | | | | t | | | | |
| | | | | t | | | | u | | | | |
| | | | | u | u | u | u | u | | | | |

Die Buchſtaben ſollen derartig umgeſtellt werden, daß an den einzelnen Seiten der fünf Quadrate richtige Wörter entſtehen. Dieſe ſind der Reihe nach a) in den wagerechten Reihen: 1. ein berüchtigter Name aus der franzöſiſchen Revolution, 2. ein Fiſch, 3. ein Fluß in Italien, 4. eine Münze, 5. ein Bewohner eines europäiſchen Königreiches, 6. ein Edelſtein, 7. eine Oper, 8. ein Frauenname; b) in den ſenkrechten Reihen: 1. ein unglücklicher König, 2. ein Raubtier, 3. eine Stadt am Main, 4. ein heiliger Berg, 5. einer der Söhne Jsraels, 6. ein Frauenname, 7. ein berühmter Schauſpieler der Gegenwart, 8. eine Gartenblume.

Werden die nach der Löſung an den zwölf Ecken ſtehenden Buchſtaben richtig geordnet, ſo nennen ſie einen hochverehrten Gottesmann.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Faſſen wir die hauptſächlichſten Vorzüge der neuen Waffe zuſammen, ſo ergibt ſich folgendes: Die balliſtiſche Leiſtung iſt dank dem kleinen Kaliber und der Verwendung des rauchſchwachen Pulvers ungemein geſteigert. Während die Anfangsgeſchwindigkeit d. h. die Entfernung, welche das Geſchoß in der erſten Sekunde zurücklegt, bei dem Mehrlader M. 71/84 nur 435 Meter betrug, iſt ſie jetzt auf 620 Meter bemeſſen; während von dem einzelnen gutausgebildeten Schützen bisher nur verlangt werden konnte, daß er mit jedem Schuß bis auf 150 Meter gegen alle Ziele, bis auf 250 Meter gegen einen einzelnen knieenden Gegner, bis auf 350 Meter gegen eine knieende Rotte, bis auf 450 Meter gegen einen einzelnen Reiter einen Treffer erzielte, ſoll er heute noch auf 250, 350, 500 und 600 Meter gegen dieſelben Ziele ſicheren Erfolg haben. Die Geſchoßwirkung am Ziele hat ſich derart erhöht, daß heute nur noch Erdbruſtwehren von mindeſtens 75 Centimeter ausreichende Deckung gewähren, während bisher eine Bruſtwehr von 40 Centimeter genügte; dünne Spiegelmauern ſchützen überhaupt nur noch unvollkommen, treffen mehrere Schüſſe dieſelbe Stelle, ſo durchſchlagen ſie die Mauer; 7 Millimeter ſtarke eiſerne Platten erfuhren früher auf 300 Meter nur leichte Ausbauchungen, heute werden ſie glatt durchſchlagen.

Die Feuergeſchwindigkeit iſt für die erſten fünf Schuß die gleiche wie bisher, bei längerem Feuer erhöht ſie ſich bedeutend; es ergibt ſich dies ohne weiteres aus der Thatſache, daß ein Wiederfüllen des Magazins bei dem M. 71/84 im Gefecht ſtets mit Schwierigkeiten verknüpft und man auf die Verwendung des Gewehrs als Einzellader angewieſen war, wahrend jetzt ſtets 5 Patronen auf einmal geladen werden

Die Gewichtsverringerung des Gewehrs und der Patronen wird eine reichlichere Ausſtattung des Mannes mit Munition erlauben; der ſo überaus ſchwierige Erſatz der Patronen im Gefecht wird weſentlich erleichtert.

Das „Gewehr 88“ iſt ſeitens unſerer Heeresleitung mit ungemeiner Gründlichkeit nicht nur auf ſeine balliſtiſchen Leiſtungen, ſondern auch auf ſeine Kriegsbrauchbarkeit, ſeine Dauerhaftigkeit unter ungünſtigen Verhältniſſen erprobt worden. Mit der bevorſtehenden Umbewaffnung des Heeres erhalten unſere Fußtruppen eine Waffe, die — man darf dies mit Beſtimmtheit ſagen — von keinem Ordonnanzgewehr einer anderen Armee erreicht, geſchweige denn übertroffen wird.

K. H.

## Technik.

Vor kurzem berichteten wir über die elektriſchen Bahnen nach dem Syſtem Sprague. Während es bei uns als ein Wagnis angeſehen wird, das Syſtem auf unſere Straßenbahnen zu übertragen und ſeine Einführung im Betriebe der Berliner Strecke Kreuzberg—Behrenſtraße vorläufig immer noch „geplant“ iſt, rüſten ſich die Amerikaner bereits, dasſelbe auf der täglich von etwa vierzig Zügen befahrenen Linie zwiſchen Philadelphia und New York zur Anwendung zu bringen. Sprague plant dazu die Errichtung von vier großen Elektrizitätswerken längſt der Bahn und beabſichtigt, anſtatt der jetzt alle fünfzig Minuten abgehenden Züge von zehn zu zehn Minuten einen kleinen, nur aus zwei Wagen beſtehenden Zug abzulaſſen: damit würde die Fahrgelegenheit verfünffacht, die Zahl der verfügbaren Plätze reichlich verdoppelt werden, zugleich aber ſoll der Betrieb eine Fahrgeſchwindigkeit von 96 Kilometern in der Stunde geſtatten. Wie würden die Bewohner der Berliner Vororte jubeln, wenn ihnen eine derartige Verbindung mit der Hauptſtadt ermöglicht würde. Heute fahren zwar z. B. von Potsdam nach Berlin auch bereits täglich, irren wir nicht, 47 Züge, ein großer Teil derſelben aber braucht rund eine Stunde, um die Entfernung von noch nicht 30 Kilometern zurückzulegen.

---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 37.

### Damespielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. c5—b6 | 1. a7—e3†† od. De1—b4† |
| 2. Dd8—h4 | 2. De1—b4† od. a7—e3† |
| 3. Dh4—a3††† und gewinnt. | |

(Auf 1. . . 1. Da5—c7†; 2. Dd8—a5† und gewinnt.)

### 1. Rätſel.

Erz — Herz.

### 2. Dreiſilbige Scharade.

Altbacken.

### 3. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wien — Wied — Lied — Lind — Linz — Lenz — Ens — Ems. Wien — Wied — Wind — Winde — Wende — Ende — Ente — Eſte — Eſſe — Meſſe — Maſſe — Kaſſe — Kaſſel.

### 4. Füllrätſel.

Aus den Buchſtaben der letzten ſenkrechten Reihe erhält man „Meſſina.“

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| B | A | R | I | U | M |
| E | P | I | R | U | S |
| L | I | V | I | U | S |
| I | T | H | A | K | A |
| S | I | N | O | P | E |
| A | N | I | L | I | N |
| R | I | M | I | N | I |

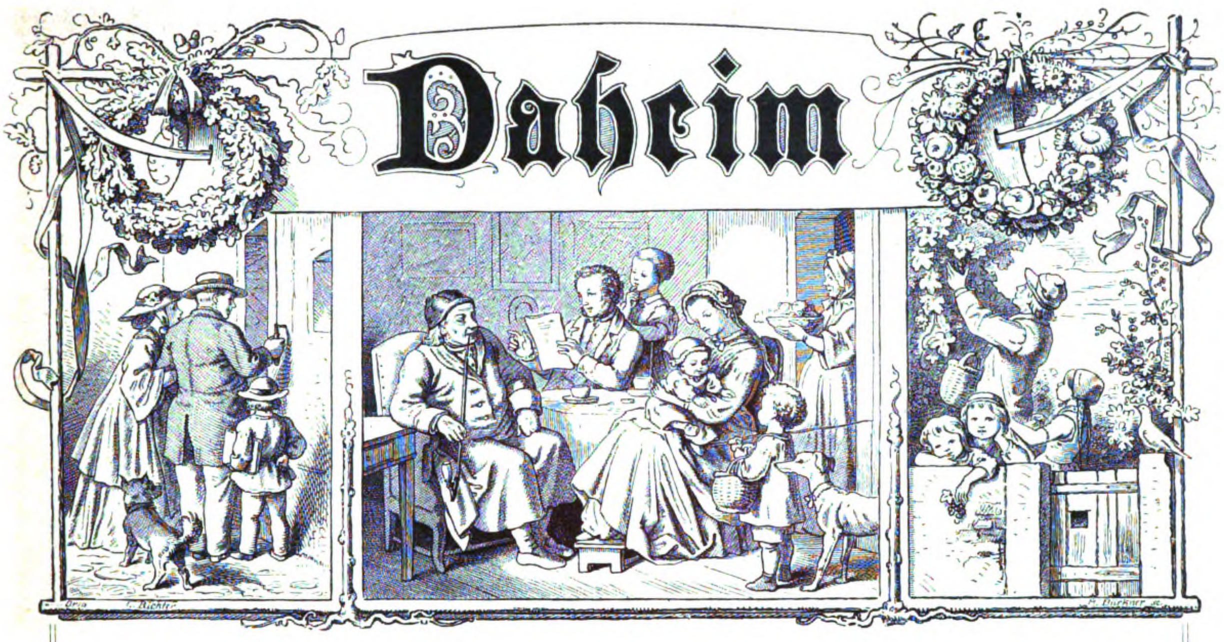
**Inhalt:** Jan Kräfts erſte und letzte Liebe. Fortſ. Von Reinhold Werner. — Der hauswirtſchaftliche Unterricht in der Volksſchule. Von Dr. jur. Rudolf Oſius. — Viktor Ernſt Neßler †. Von Ferdinand Pfohl. Mit Porträt. — Der amerikaniſche Stephan. Schluß. Von Hermann Dalton. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: „Das Baden iſt hier bei Strafe verboten!“ von Philipp Sporrer, Studienkopf, von Fritz von Uhde, und Im Sumpf verirrt, von Jakobus Leiſten. — Ein oſtpreußiſches Grafenſchloß. Mit einer Jlluſtr. — Über die Bibelverbreitung in Deutſchland. — Unſer neues Gewehr. — Technik.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Jnhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Juni 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. No. 39.

## Jan Kräfts erſte und letzte Liebe.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Er ſchwieg und ſchaute wieder zu dem Dampfer hinüber, der ſich mit ſeinen ſchlanken gefälligen Formen leicht und elaſtiſch auf den klaren Fluten ſchaukelte, ſo daß ein bedrücktes Seemannsherz wohl der Wunſch anwandeln konnte, mit dem ſchönen Schiffe auf den weiten Ozean hinauszufliehen, um alle Sorgen und Plagen des Landes weit hinter ſich zu laſſen.

In der ganzen Zeit meiner Bekanntſchaft mit Peter hatte ich ihn nie auch nur annähernd ſo lange und zuſammenhängend reden hören. Die Sache mußte ihn daher wohl ſcharf angefaßt haben, und das verriet ſich auch ſowohl in dem ernſten reſignierten Ton ſeiner Worte, wie in dem ſchmerzlichen Ausdruck ſeiner Züge. Ich mußte ihm ja recht geben — der lahme, verwitterte Jan und das junge, lebensluſtige Ding, dabei konnte unmöglich Gutes herauskommen. Ich hätte ihn ja gern noch ins Gebet genommen, aber wie es den Anſchein hatte, war die Sache ſchon ſo weit gediehen, daß ich kaum noch auf Erfolg hoffen konnte.

„So ſind die beiden ſchon verlobt?“ fragte ich, „und wann ſoll die Hochzeit ſein?“

„Nun, öffentlich verlobt ſind ſie wohl noch nicht,“ erwiderte Peter, „aber er ſpricht oft genug davon, daß nun bald Hochzeit ſein ſoll. Dann nickt ſie ihm zu, lacht jedesmal luſtig und das erfreut ihn ſo, daß er täglich in die Stadt geht und ihr etwas kauft. Er hat ihr ſchon eine Maſſe ſchöne Sachen in die Wirtſchaft und ſogar ein Sparkaſſenbuch mit hundert Mark geſchenkt, da hat ſie den ganzen Tag gelacht und geſungen. Nur in einem iſt ſie ihm nicht zu Willen; ſie will ihm keinen Kuß geben, ſoviel er auch darum bettelt. Aber das kennt man ja, dadurch will ſie ihn nur noch verliebter machen und das bekommt ſie auch fertig — er iſt wie toll.“

Ich weiß nicht, wie es kam; aber plötzlich ſtieg der Verdacht in mir auf, daß das Mädchen mit dem Jan ein frevelnd Spiel treibe. Peters vorhin gemachte Bemerkung, daß er ſie neulich mit meinem früheren Burſchen Arm in Arm auf der Straße geſehen, was doch für eine Braut ſich keineswegs ſchickte, fiel mir wieder ein. Ich hatte zwar keinen Grund gehabt, mit Wilhelm unzufrieden zu ſein, aber ein Leichtfuß und ein Don Juan war er immer geweſen. Sollte zwiſchen den beiden ein näheres Verhältnis beſtehen, als das von Nachbarskindern? Jedenfalls veranlaßte mich dieſer Gedanke, noch einen letzten Verſuch zu machen, um den alten Liebhaber von ſeinem thörichten Vorhaben abzubringen.

„Peter, ich werde Jan die Leviten leſen,“ ſagte ich, „und mein Beſtes thun. Am Ende hilft es doch noch, und Sie brauchen dann nicht mit der ‚Joſephine‘ fortzugehen.“

Er ſchaute zwar dankbar zu mir auf, aber aus ſeinen Mienen ſprach keine Hoffnung auf Erfolg.

„Ich will es wünſchen, Herr Leutnant,“ äußerte er, „aber ich glaube, es iſt zu ſpät.“

„Nun, wir wollen ſehen; ich werde mein ſchwerſtes Geſchütz auffahren und beabſichtige, ihm ein paar ſolche Breitſeiten zu geben, daß er die Flagge ſtreicht. Wann treffe ich ihn morgen früh zu Hauſe?“

„Vormittags immer, aber am beſten iſt es wohl zwiſchen neun und elf Uhr; dann geht die Minna auf den Markt. Ich werde dann auch ausgehen, und Sie finden ihn allein.“

Das erſchien mir auch als das Richtigſte; ich verhieß gegen zehn Uhr zu kommen und verabſchiedete mich von Peter, der wieder auf der Bank Platz nahm, um von neuem ſeine Aufmerkſamkeit dem Dampfer zuzuwenden, zu dem er in ſeinem Kummer ſeine Zuflucht zu nehmen beabſichtigte.

Andern Morgens war ich zeitig zur Stelle und fand Jan allein zu Haus. Seine Begrüßung war eine herzliche. Jch fühlte es ihm an, wie er ſich freute, mich nach ſo langer Zeit wiederzuſehen, aber trotzdem äußerte ſich in ſeinem Weſen eine gewiſſe Verlegenheit; es mochte ihm wohl ſchwer werden, mir von ſeinem neuen Verhältnis Mitteilung zu machen.

Peter hatte recht gehabt. Aus dem braven, biederen Seemann war ein alberner Narr geworden, wenigſtens in ſeiner äußeren Erſcheinung. Die ganze Stube roch nach Pomade, das von Fett glänzende Haar war wie das eines Friſeurgehilfen geſtriegelt, eine hellfarbige Krawatte mit kokett geknüpfter Schleife ſchaute unter dem weißen zurückgeklappten Hemdkragen wie bei einem jungen Gecken hervor, ſtand aber in um ſo grellerem Gegenſatze zu dem gefurchten Geſichte und dem Halſe, der lang und braun wie eine verwitterte Säule aus ſeiner Umgebung hervorragte.

Während wir uns noch in allgemeinen Redensarten bewegten, und ich nach einem paſſenden Eingang zu meiner beabſichtigten Strafpredigt ſuchte, wurde es plötzlich auf dem Flur laut, und unmittelbar danach betraten unter Schwatzen und Lachen zu meiner großen Überraſchung zwei Frauenzimmer die Stube.

Ohne mich weiter zu beachten, flog die ältere, eine Frau von einigen vierzig Jahren, mit ausgebreiteten Armen und den jubelnden Worten: „Ach, da iſt er ja!“ auf Jan zu.

Erſchreckt und verblüfft durch dieſen unerwarteten gewaltſamen Angriff, braßte er alle Segel back und prallte einige Schritte zurück. Aber das Manöver erfüllte nicht ſeinen Zweck. Er wurde ohne weiteres von dem heranſtürmenden Weibe geentert, ſie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, und ſoweit er auch den Kopf zurückbog, drückte ſie ihm doch einen knallenden Kuß auf die Backe. „Jan, mein liebſter Jan,“ rief ſie, „ſehe ich dich endlich wieder, wie ſehr habe ich mich auf dieſen Augenblick gefreut!“

Das ging ihm denn doch über den Spaß. Als Heiratskandidat in Gegenwart der angebeteten Minna — denn als ſolche erkannte ich nach der mir gegebenen Beſchreibung unſchwer die jüngere von beiden — ſich umarmen und abküſſen zu laſſen und noch dazu von einer Perſon, die er nicht einmal kannte, die aber vielleicht eine alte längſt vergeſſene Liebe war, das war zu viel.

Unſanft ſtieß er die Zärtliche mit den Worten von ſich. „Was wollen Sie von mir, ſind Sie toll?“

„Was?“ rief ſie beleidigt, „du willſt mich nicht mehr kennen? Habe ich mich in der kurzen Zeit ſo verändert? Freilich,“ fügte ſie dann etwas milder hinzu, indem ſie ihn mit ſcharfem Blicke von oben bis unten muſterte, „du biſt auch nicht mehr der von damals, für den ich an Bord der Geſion die Hemden wuſch, und biſt recht alt geworden. Aber ſieh mich doch nur an, Menſch, ich bin ja die Mutter von der Minna, die Mathilde Kräft.“

Jan machte große Augen, aber es klang nicht gerade ſehr erfreut, als er mit den Worten: „Ach ja, jetzt erkenne ich dich, ſei willkommen,“ ihr die Hand zum Gruße reichte. Erſt das Abküſſen und dann die Bemerkung in Gegenwart der Braut, daß er recht alt geworden — das hatte ihn doch zu arg verſchnupft, um ſo bald vergeſſen zu werden, und außerdem ſpiegelte ſich bei dem Anblicke der einſtigen Geliebten Enttäuſchung in ſeinen Zügen.

Jch ſah ſie mir während der ſonderbaren Szene etwas genauer an und allerdings ſtimmte ihre Erſcheinung nicht mehr ſo recht mit der begeiſterten Beſchreibung, die Jan mir vor einigen Monaten von ihr aus der Erinnerung gemacht hatte. Aufgetakelt war ſie ja noch nach Kräften, um Kopf und Rumpf flatterten überall bunte Wimpel und Flaggen, wie bei einer Fregatte an Königs Geburtstag, aber von dem ſchönen Bug und dem feinen Plankenbelauf war nichts mehr zu entdecken. Beides war ſo ineinander verſchwommen, wie bei einer holländiſchen Kuff, und auch im Geſicht waltete das Blut mehr vor, als die Milch. Dagegen ſchien ſie ihre früheren Vorzüge an ihre Tochter abgetreten zu haben. Dieſe war wirklich ein allerliebſtes Frauenzimmer, und ich konnte Jan in etwas entſchuldigen, daß er ſich in ihre hübſche Larve vergafft hatte; nur ſchien ſie mir ziemlich frech zu ſein und während der eigentümlichen Begrüßung der beiden Alten lachte ſie mich fortwährend luſtig an.

Jch hielt es indes für angemeſſen, nicht weiter bei dieſer intimen Familienangelegenheit zu ſtören, griff nach meiner Mütze und wollte mich mit den Worten: „Nun Jan, ich komme ein andermal zu gelegener Zeit wieder,“ entfernen. Dieſer bat mich jedoch ſo dringend, zu bleiben und begleitete die Bitte mit einem ſo hilflos flehenden Blicke, daß ich nicht widerſtehen konnte. Offenbar fühlte er ſich bei ſeiner gewaltthätigen Schwiegermutter in spe nicht geheuer, und wollte ſich für alle Fälle meines Beiſtandes verſichern.

Jn dieſem Augenblicke wandte ſich aber Mathilde Kräft an mich. „Ach, entſchuldigen Sie,“ ergoß ſich ihr Redeſtrom über meine Perſönlichkeit, „daß ich Sie in der Freude meines Herzens gar nicht bemerkt habe. Sie ſind gewiß der Leutnant Werner, von dem uns der Wilhelm Schramm immer erzählt hat. Nun, ſehen Sie, der Jan und ich, wir ſind alte Freunde, vor zwanzig Jahren wollte er mich heiraten, aber es kam was dazwiſchen. Er ſtarb nämlich in Havannah am gelben Fieber“ — Jan zuckte bei dieſen Worten ſchmerzlich zuſammen — „das heißt,“ verbeſſerte ſie ſich ſchnell, „das wurde mir geſchrieben und ſo konnte natürlich vorläufig aus der Hochzeit nichts werden. Nun ſehen wir uns ſeit jener Zeit zum erſtenmal wieder, und Sie können ſich denken, Herr Leutnant, wie uns beiden da ums Herz ſein muß.“

„Und du, mein Jan,“ redete ſie, ſich von mir abwendend, auf dieſen wieder ein, „nein, was du doch für ein netter Kerl biſt! Wie haſt du alles wieder gut zu machen geſucht an mir und der Minna. Erſt haſt du mir dreißig Mark geſchickt“ — Jan zog krampfhaft den lahmen Fuß in die Höhe — „und dann der Minna zwanzig für einen neuen Hut und die Reiſe. O, die Minna hat mir alles geſchrieben, was für ſchöne Sachen du ihr in die Wirtſchaft geſchenkt, auch von den hundert Mark in der Sparkaſſe. Und denke nur, was ſie für ein gutes Kind iſt,“ fuhr ſie fort, indem ſie ihrer immerfort lachenden Tochter liebkoſend die Backe ſtreichelte, „von dem Gelde hat ſie mir ſo viel geſchickt, daß ich mich ordentlich in Kleidung ſetzen und zur Hochzeit herkommen konnte. Mit meinen lahmen Händen kam bei dem Waſchen nicht viel mehr heraus und ſo fehlte natürlich dies und das, und wie traurig wäre es erſt für mich geweſen, wenn ich nicht hätte dabei ſein können, wenn meine Minna ihren Ehrentag hat. Ja, jetzt ſehe ich erſt recht, was du für ein gutes Herz haſt, Jan, aber freilich, damals vor zwanzig Jahren warſt du auch ſchon gut und ſchenkteſt mir ſo hübſches für meine Ausſteuer. Nein, wie leid thut es mir, daß wir uns wegen des gelben Fiebers nicht ſchon damals haben heiraten können. Nun, da aber die Minna in Kiel bleibt, würde ich mich in Swinemünde zu einſam fühlen, und da iſt es das beſte, ich ziehe auch hierher, dann ſind wir alle bei einander und bilden eine Familie.“

Während dieſer wie ein Waſſerfall ſtrömenden Rede macht es mir viel Vergnügen, Jans Mienenſpiel zu beobachten. Je nach dem Jnhalte derſelben wechſelte es beſtändig zwiſchen himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt. Bei der Erwähnung der bevorſtehenden Hochzeit ſtrahlte ſein Geſicht förmlich, während dagegen die Ausſicht auf das Hierbleiben der früheren Geliebten und jetzigen Schwiegermutter dieſe Vorfreude wieder abzudämpfen ſchien.

„Ja und dann noch wegen der Hochzeit, Jan,“ fuhr Mathilde unermüdlich fort, ohne jemand anders zu Worte kommen zu laſſen, „da denke ich, wir richten ſie ſo bald wie möglich aus, denn wenn man wartet, ſo kann man nie wiſſen, was dazwiſchen kommt, das haben wir ja mit dem gelben Fieber geſehen. Wenn ihr heute oder morgen auf dem Standesamte ausgehängt werdet,“ wandte ſie ſich an ihre Tochter, „dann kann in drei Wochen die Trauung ſein. Was meinſt du dazu, Minna?“

Dieſe nickte vergnügt, aber Jan, deſſen Züge von ſeligem Glück erglänzten, antwortete ſchnell für ſie, „natürlich, je eher je beſſer,“ und ein liebeglühender Blick glitt zu dem jungen Mädchen hinüber, das ihn ebenſo luſtig anlachte, wie mich vorher.

So nahe ſchon dem erſehnten Ziele hatte er ſich doch noch nicht zu glauben gewagt und er ſchwamm in einem Meere von Entzücken, während ich mich dagegen nicht angenehm berührt fühlte. Ich ſah ein, daß der Zweck, der mich hergeführt, gänzlich verfehlt ſei. Ich war zu ſpät gekommen, und das Verhängnis mußte nun ſeinen Lauf nehmen, denn daß mein Freund einem Verhängnis entgegenging, davon war ich jetzt feſt überzeugt.

„Armer Jan,“ dachte ich bei mir, „du wirſt bald unangenehm aus deinem Traume geweckt werden, die Dreimännerfrau und ihre ſtets lachende Tochter werden dir gründlich das Leben ſauer machen.“

Unmutig trat ich an das Fenſter und blickte in den Garten hinaus, ohne zunächſt weiter auf die Unterhaltung zu achten, die von ſeiten der Mutter ohne Unterbrechung weiterflutete. Plötzlich erregte jedoch eine Wendung derſelben meine Aufmerkſamkeit und ich wandte mich um.

„Ja und dann wegen der Wohnung, Jan,“ hörte ich Mathilde Kräft ſagen, „da wollten wir auch noch gern deinen Rat hören und dich fragen, ob du ſie nicht auch einmal vorher anſehen wollteſt. Sie iſt zwar ein bißchen teuer, dafür aber auch recht hübſch, und da du ſo gut geſtellt biſt,“ fügte ſie ſchmeichleriſch hinzu, „dachten wir, es käme dir nicht darauf an, noch etwas ...“ — „zuzuſchießen“ wollte ſie ſagen, aber Jan, der ihr mit wachſendem Erſtaunen zugehört, unterbrach ſie jetzt mit der Frage:

„Wohnung, teuer? Was ſprichſt du da? Wozu wo anders hinziehen, iſt denn dies Haus nicht groß genug?“

„Was, du wollteſt wirklich?“ rief Mathilde in freudigſter Überraſchung, indem ſie wiederum eine Umarmung verſuchte, die der auf ſeiner Hut befindliche Liebhaber diesmal jedoch glücklich abwetterte. „Nein, Jan, du biſt doch wahrhaftig eine Seele von Menſch, wie es keinen zweiten gibt. O wie unglücklich hat es ſich doch getroffen, daß damals das gelbe Fieber zwiſchen uns kommen mußte, aber das iſt immer ſo, wenn man zu lange wartet, das kenne ich, und deshalb freue ich mich ſo, daß die Hochzeit ſchon in drei Wochen ſein wird. Doch,“ ſetzte ſie etwas weniger lebhaft hinzu, „die Sache hat nur einen kleinen Haken bekommen. Die neue Wohnung iſt ſchon vom nächſten Erſten an feſt gemietet auf ein Jahr. Es wird ſchwer werden, ſich wieder davon loszumachen, oder wollteſt du vielleicht etwas zugeben, Janchen?“

Dieſer blickte die Fragerin zuerſt ganz verwildert an, dann aber fuhr er empört in die Höhe.

„Die neue Wohnung ſchon gemietet?“ rief er in hellem Zorn, „ohne daß ich ſie geſehen habe, oder auch nur mit einem Worte darum befragt bin? Von wem?“

„Nun vom Wilhelm,“ erwiderte Mathilde etwas verblüfft durch Jans plötzliches Aufbrauſen.

„Welcher Wilhelm?“ herrſchte er ſie an.

„Wilhelm Schramm,“ erwiderte ſie, „Minnas Bräutigam. Mein Himmel,“ fügte ſie dann ſpitzig hinzu, „es wird doch wohl erlaubt ſein, daß ein junges Paar ſich die Wohnung ſelbſt mietet, die es bewohnen ſoll.“

Die Wirkung dieſer Worte auf Jan war geradezu niederſchmetternd.

Betrogen, betrogen! wirbelte es in ſeinem Hirn, das Spielzeug eines ſchlauen, koketten Frauenzimmers, welches ihm Hoffnungen vorgeſpiegelt, ſeine Güte gemißbraucht, ihm Hunderte von Mark abgeſchwindelt, um ihn jetzt einfach beiſeite zu ſchieben und einen anderen zu heiraten.

Scham und Wut rangen in ihm und ſchnürten ihm die Kehle zu, aber jeden Augenblick konnte ein furchtbarer Ausbruch erfolgen; ich ſah es an ſeinen unheildrohenden Geſichtszügen.

„Entfernen Sie ſich ſchnell,“ raunte ich der Mutter zu, „man kann ſonſt für nichts einſtehen.“

Jans Haltung ließ auch die beiden nichts Gutes ahnen. Selbſt von Minnas Munde war das Lachen gewichen; ſie ſahen ein, daß ihr Spiel zu Ende war und ſtanden im Begriff, meinen Rat zu befolgen, als Peters Eintritt in die Stube die Szene plötzlich veränderte.

Bei dem unvermuteten Erblicken des Freundes klappte Jan zuſammen wie ein Taſchenmeſſer. Die ganze Wut war verflogen, nur die Scham geblieben. Wie ſtand er vor ihm da, dem alten treuen Gefährten, der ihn ſo vielfach gewarnt, und deſſen guten, wohlmeinenden Rat er ſo leichtſinnig wie ein unreifer Knabe mißachtet hatte, um jetzt um ſo ſchwerer dafür zu büßen!

Peters Aufmerkſamkeit war jedoch nicht auf ihn, ſondern auf Mathilde Kräft gerichtet. Sie ſtanden beide einander ſo gegenüber, daß das durch die Fenſter fallende Sonnenlicht klar ihre Geſichter beſchien. Peter zuckte zuſammen, ſeine Züge verfinſterten ſich und die Zornesader auf ſeiner Stirn ſchwoll, aber auch Mathilde mußte den erkannt haben, den ſie vor ſich ſah, denn die Röte in ihrem Geſicht ſchwand vor einer auffallenden Bläſſe.

„Was wollen Sie hier?“ fragte er ſie mit einer Stimme, aus der verhaltener Grimm nur zu deutlich hervorklang.

„Ich bin die Mutter von Minna,“ entgegnete ſie etwas zaghaft, „und wollte meinen alten Freund Jan beſuchen.“

„Ha ha!“ lachte er bitter auf, „den Sie ebenſo betrogen haben, wie mich. Für Sie iſt kein Platz in dieſem Hauſe. Verlaſſen Sie dasſelbe möglichſt ſchnell mitſamt Ihrer Tochter. So lange ich noch hier wohne, ſollen Sie dasſelbe nicht mehr betreten.“

Ich hatte den ruhigen Peter nie in einer ſo furchtbaren Aufregung geſehen. Jan war unter dem drohenden Tone ſeiner Worte völlig zuſammengebrochen auf einen Stuhl niedergeſunken und ſtarrte glanzloſen Auges auf den Fußboden; ich ſelbſt war von der peinlichen Szene tief ergriffen.

Einen Augenblick ſchien die Frau ſchweigend dem Befehle gehorchen zu wollen, dann aber blieb ſie plötzlich wieder ſtehen und ſagte: „Ich gehe, aber willſt du auch dein Kind aus deinem Hauſe weiſen? Jene dort iſt deine Tochter, ſie heißt nach dir Minna Möller.“

„Hinaus beide,“ donnerte er ihr entgegen, „auf der Stelle, oder ich vergreife mich an euch. Du biſt eine abgefeimte Betrügerin. Das Mädchen dort iſt achtzehn Jahre und ich bin ſeit zwanzig Jahren von dir geſchieden. Trauſt du mir ein ſo ſchlechtes Gedächtnis zu und glaubſt, ich laſſe mich zum zweitenmal durch falſche Flagge täuſchen?“

Sein Ausſehen war jetzt ſo drohend, daß beide Frauen angſtvoll die Thür ſuchten und nach wenigen Augenblicken ſah ich mich mit beiden Freunden allein im Zimmer.

Das war alſo Peters Geheimnis, das ihm zwanzig Jahre ſeines Lebens verbittert und das er ſo lange allein mit ſich herumgetragen hatte. Er war mit Mathilde Kräft verheiratet geweſen, von ihr hintergangen worden und hatte ſich von ihr ſcheiden laſſen, um fortan allein und haßerfüllt gegen das weibliche Geſchlecht durch das Leben zu gehen.

Aber es mußte ihm auch ihr früheres Verhältnis zu Jan bekannt ſein, das war aus ſeinen Reden hervorgegangen; er hätte ihr ſonſt nicht den Vorwurf in das Geſicht ſchleudern können, daß ſie auch ihn betrogen, ohne daß ſie gewagt, die ſchwere Beſchuldigung zurückzuweiſen. Erſt die Mutter und dann die Tochter — ein ſauberes Paar!

Ich fühlte mich überflüſſig. „Sie werden jetzt wohl beide allein ſein wollen,“ ſagte ich und wollte mich entfernen, doch jetzt wollte Peter mich nicht fortlaſſen.

„Bleiben Sie, Herr Leutnant,“ bat er. „Das meiſte iſt Ihnen ſchon bekannt, jetzt ſollen Sie alles wiſſen. Sie ſind von jeher unſer Freund geweſen und haben ein Recht darauf, um ſo mehr als wir ſicher ſind, daß Sie es für ſich behalten.“ Und ſo blieb ich.

„Jan,“ wandte er ſich dann mit weicher Stimme an dieſen, der noch immer nicht den Mut fand, ſeinen Blick vom Boden zu erheben, „ich war heute auf der ‚Joſephine,‘ habe mich auf ihr als Quartiermeiſter verheuert und werde mit ihr nach Braſilien gehen. Dann haſt du das Haus allein, und wenn du nach allem, was du vorhin gehört, die Minna noch heiraten willſt, dann thue es, aber du kannſt nicht verlangen, daß ich es mit anſehe, wie du in dein Unglück rennſt. Ich halte die Tochter nicht für beſſer, als die Mutter. Wie dieſe dich vor zwanzig Jahren hintergangen, dir deine Erſparniſſe abgenommen und mich nach deinem Fortgange mit der Geſion ſo zu bethören gewußt hat, daß ich ſie heiratete, um nach weiteren wenigen Wochen ebenfalls von ihr betrogen zu werden, ſo fürchte ich, wird es dir auch mit der Tochter gehen. Glücklicherweiſe hatte ich ſprechende Beweiſe und konnte die Verräterin wieder los werden, aber wer weiß, ob das auch dir gelingt. Doch wenn du einmal wieder deinen alten Freund gebrauchen kannſt, dann rufe mich,“ fügte er bewegt hinzu, „und ich werde kommen.“

Jan richtete ſich langſam auf, aber ich erſchrak bei ſeinem Anblick. Er ſchien um zehn Jahre gealtert, ſeine Züge waren welk und ſchlaff, ſein Auge matt, und er machte den Eindruck eines Greiſes. Der empfangene Schlag hatte ihn furchtbar mitgenommen.

„Peter,“ ſtammelte er mit von Schluchzen unterbrochener Stimme, „gehe nicht fort und verlaſſe mich nicht. Ich heirate nicht und bin ſchwer genug geſtraft. Du haſt recht, die Minna iſt falſch wie eine Schlange, ich habe das vorhin erfahren. Ich habe ſchlecht an dir, meinem beſten Freunde gehandelt, aber fortan ſollſt du nie wieder über mich zu klagen haben und alles Gute, das du mir erwieſen, will ich dir vergelten. Doch ſo böſe ſich die Mathilde auch gegen dich vergangen, gegen einen Vorwurf muß ich ſie in Schutz nehmen,“ kam es dann zögernd heraus, „mich hat ſie nicht betrogen, vielmehr bin ich ſelbſt daran ſchuld, daß ſie mich damals nicht heiratete. Ich wollte ihr eine Freude machen, ließ einen Brief an ſie ſchreiben…“

„In dem dein Tod in Havannah gemeldet wurde,“ unterbrach ihn Peter. „O ich weiß das alles, aber ſie hat dich doch belogen. Der Brief kam erſt an, als ich ſchon ſechs Wochen mit ihr verheiratet war, und es fiel ihr gar nicht ein, dir ihr Wort zu halten und deine Rückkehr abzuwarten.“

„Auch das noch,“ ſtöhnte Jan dumpf, „o welche Schlechtigkeit!“

„Ich hatte ſchon damals Grund genug, an ihrer Treue zu zweifeln,“ ſprach Peter weiter. „Der Brief traf in ihrer Abweſenheit ein, ich nahm ihn an mich und erfuhr ſo den Inhalt, während ich mir gleich dachte, daß du nicht ſolchen Unſinn ſchreiben laſſen würdeſt, ſondern irgend jemand ſich einen ſchlechten Witz gemacht hätte. Als ich ihr dann den Brief gab, da lachte ſie nur über deine Liebesverſicherungen, nannte dich einen eingebildeten Narren, um den ſie keinen Pfifferling gäbe und machte ſich über dich luſtig. — Kurze Zeit danach ließ mich ein Zufall entdecken, daß ich auf ſchändliche Weiſe von ihr betrogen wurde. Ich ließ mich ſofort von ihr ſcheiden, aber dieſer Verrat gab mir einen Stoß, den ich in vielen Jahren nicht habe verwinden können. Ich hatte ſie ſehr lieb gehabt, ihr ganz vertraut und war nun ſo grauſam getäuſcht worden. Das machte mich menſchenſcheu, erweckte aber auch Haß in mir gegen alle Weiber und deshalb wollte ich nichts mehr von ihnen hören.

„Es wäre wohl beſſer geweſen, wenn ich meinen Kummer nicht alle die Zeit ſo allein in mich hineingefreſſen, ſondern dir ſchon lange alles geſagt hätte, dann wäre dir auch die heutige ſchlimme Erfahrung erſpart geblieben, aber ich will nur geſtehen, ich ſchämte mich vor mir ſelber, daß ich mich hatte ſo leicht hintergehen laſſen, und deshalb ſchwieg ich. So, nun weißt du alles, aber nun laſſe auch alles vergeſſen ſein. Ich bleibe bei dir, und wir wollen wieder wie früher friedlich zuſammen leben.“

Jan erfaßte die dargebotene Rechte ſeines treuen Freundes und drückte ſie mit herzlicher Dankbarkeit. Er wollte ſprechen, aber die Worte verſagten ihm und über ſeine gefurchten Wangen rannen Thränen.

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen, Jan,“ nahm ich das Wort, „Sie glauben in der Angelegenheit mit Minna auch nicht offen gegen Peter geweſen zu ſein und machen ſich Vorwürfe darüber. Aber da Sie mich zu Ihrem Vertrauten gemacht, weiß ich am beſten, daß Sie ſie nur kommen ließen, um ein eingebildetes Unrecht gegen die Mutter gut zu machen und ihr dadurch aus der Not zu helfen. Sie haben aber ſoeben von Peter gehört, daß Sie ganz ſchuldlos ſind, alſo laſſen Sie getroſt alles Vergangene vergeſſen ſein. Ich muß jetzt in den Dienſt, aber heute Nachmittag komme ich wieder, dann ſetzen wir drei uns bei dem ſchönen Wetter in den Garten unter den Apfelbaum und trinken ein ſteifes Glas Grog auf eine ungetrübte Zukunft und ununterbrochene Freundſchaft. Die ‚Joſephine‘ mag ſehen, woher ſie einen anderen Quartiermeiſter bekommt, obgleich ich glaube, daß es ihr ſchwer werden wird, einen tüchtigeren zu finden. Dafür wird er aber hier im Hauſe am Steuerruder ſtehen, und Sie dürfen es ihm getroſt überlaſſen. Er wird einen geraden Kurs halten und im richtigen Fahrwaſſer bleiben. Habe ich nicht recht?“

Die beiden Alten nickten mir zu, und ich ſchied von ihnen mit aufrichtiger Freude im Herzen darüber, daß die ſchwere Gewitterbö, welche ſo drohend über ihren Häuptern ſich zuſammengezogen, vorübergegangen war, ohne ernſte Havarie zu machen, und daß in dem kleinen Hauſe wieder Ruhe und Friede eingekehrt war.

Zwar mußte ich aus dienſtlichen Gründen den verſprochenen Beſuch auf den nächſten Tag verſchieben, aber die verfloſſenen vierundzwanzig Stunden hatten auf die Stimmung beider um ſo günſtiger gewirkt.

Die bunte Kravatte Jans war verſchwunden und an ihre Stelle wieder das einfache ſchwarzſeidene Halstuch von früher getreten, der Bart am Morgen nicht raſiert und das Haar roch nicht mehr nach Pomade. Auch das innere Gleichgewicht ſchien ſo ziemlich wieder hergeſtellt, und wenn ich auch zuerſt faſt allein die Koſten der Unterhaltung tragen mußte, übte der gute Grog doch allmählich ſeine Wirkung. Die beiden Alten beteiligten ſich nach und nach lebhafter an dem Geſpräch, und bei den aufgefriſchten Erinnerungen ertönte ſogar dann und wann ſchon ein herzliches Lachen.

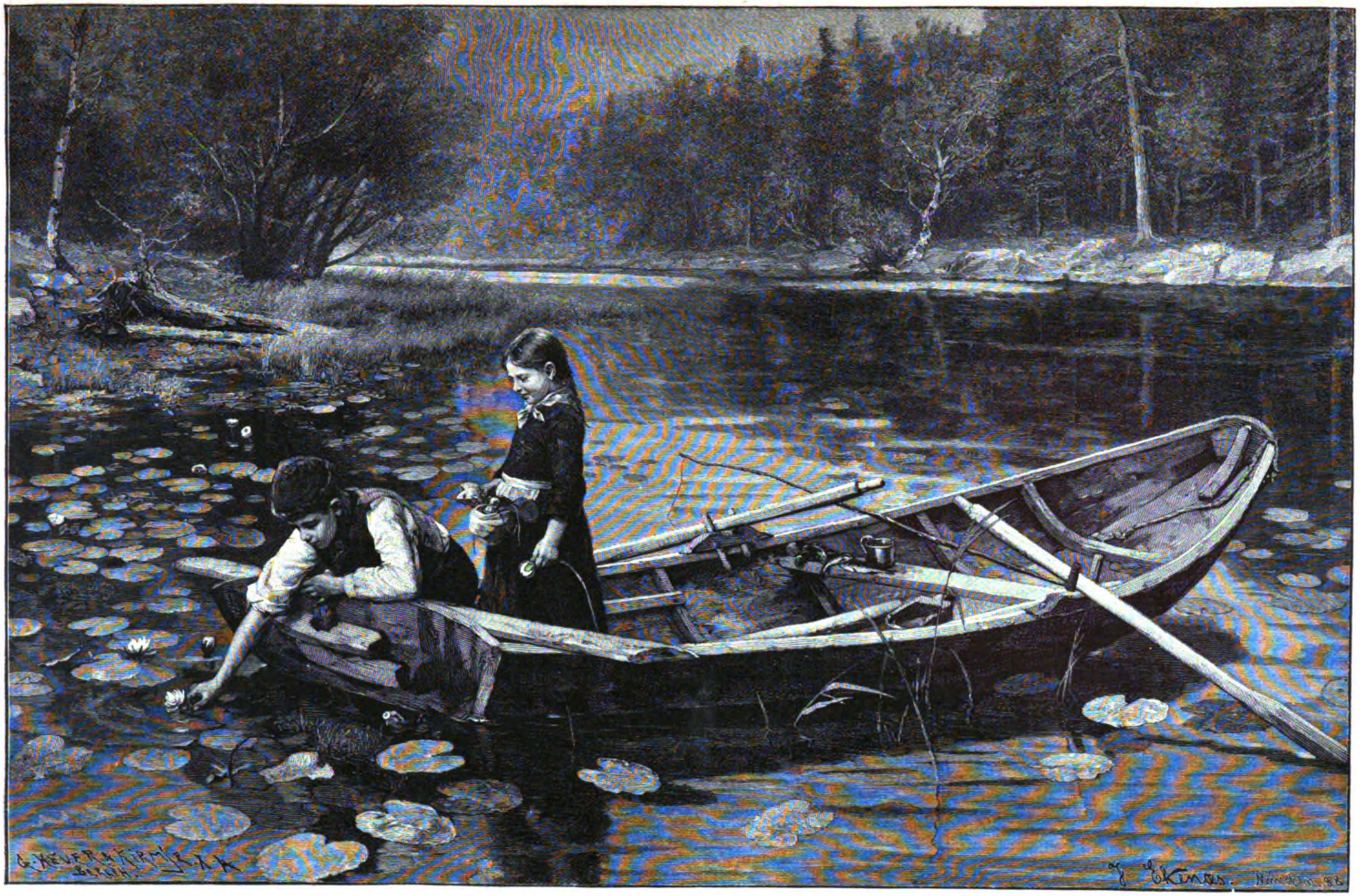
Da ſchien es plötzlich, als ſollte den erregten Szenen des geſtrigen Tages noch ein nicht weniger erregtes Nachſpiel folgen. Der ſtatt der Minna neu eingeſtellte „Kajüttsjunge,“ von dem Peter meinte, er würde vielleicht gut einſchlagen, da er der Sohn eines alten Kameraden ſei, und der Vater ausdrücklich die Ermächtigung zur Anwendung des zweizölligen Tauendes im Notfalle erteilt habe, meldete einen Herrn, der dringend um eine Unterredung erſuchen laſſe.

Schon von weitem erkannte ich in ihm den Geſchäftsreiſenden, und ſehr bald entpuppte er ſich auch als ein ſolcher, der in Wein machte. Mit einer Zungenfertigkeit ſondergleichen pries er die in kleinen Flakons mitgeführten Proben „eignen Gewächſes“ als Unübertroffenes an, das noch nie dageweſen.

Die beiden Alten ließen ihn zehn Minuten lang ruhig ſeine Reden halten, ohne auch nur ihre Pfeifen aus dem Munde zu nehmen, aber als er bereits ſeiner Beute ſicher zu ſein glaubte, erhielt er nur von Peter die kurze Antwort: „Wir trinken nie Wein,“ was ihn jedoch keineswegs abſchreckte, nach anderer Richtung den Verſucher zu ſpielen.

„Ah, ich ſehe allerdings, daß Sie dort Grog vor ſich haben. Freilich, die Herren ſind Seeleute, und ich weiß, daß dieſe Rum vorziehen. Bin ich doch ſelbſt längere Zeit Seemann geweſen und ſpreche mithin aus eigner Erfahrung. O ich kann Ihnen aber auch damit aufwarten. Sehen Sie hier in dieſem Flakon, ob Ihnen ſchon je etwas ſo Exquiſites vorgekommen, goldig, klar wie die Sonne, duftig wie koſtbare Blumen, echter Jamaika Ia…“

„Wohl auch eignes Gewächs?“ unterbrach Peter ironiſch,



Seeroſen. Nach dem Gemälde von Jahn Ekenaes.

während Jan aufmerkſam die Geſichtszüge des Reiſenden ſtudierte, als wollte er aus denſelben etwas herausleſen.

„Wenigſtens ebenſogut,“ erwiderte jener, „oder vielmehr noch beſſer. Wir beziehen ihn ſchon ſeit zwanzig Jahren direkt und zwar auf meine Veranlaſſung. Ich habe damals perſönlich mit der renommierten Firma Diekmann & Komp. in Kingſton Beziehungen angeknüpft. Wie ich mir die Ehre gab, Ihnen ſchon mitzuteilen, gehörte ich früher auch zu Ihrer Farbe und mein Beruf führte mich auch nach jener ſchönen Inſel.“

Jan, der inzwiſchen den Fremden immer ſchärfer gemuſtert hatte, fragte ihn jetzt plötzlich: „Vor zwanzig Jahren? Mit welchem Schiffe waren Sie dort?“

„Mit unſerer ſchönen Fregatte Geſion. Ah, es war eine herrliche Zeit, als das ſtolze Schiff damals zum erſtenmal die junge preußiſche Kriegsflagge über die blauen Fluten des Ozeans und in die fernen Gewäſſer trug, und es bleibt für mich ein erhebendes Bewußtſein, daran teilgenommen zu haben,“ ſagte er in unverkennbarer Genugthuung. „Ich wollte mich etwas in der Welt umſehen, um mich für meinen ſpäteren Beruf durch Erweiterung meiner allgemeinen Kenntniſſe vorzubereiten. Durch beſondere Fürſprache gelang es mir, an Bord der Fregatte die wichtige Stellung eines Botteliers …“

Weiter kam er jedoch nicht. Jan, der inzwiſchen die Pfeife auf den Tiſch gelegt, und deſſen Augen ſich in das Geſicht des Sprechers vollſtändig hineingebohrt hatten, während das Zittern ſeiner Naſenflügel die wachſende innere Erregung verriet, war blitzſchnell aufgeſprungen, hatte den Ahnungsloſen mit ſeinen nervigen Fäuſten an der Kehle gepackt und würgte ihn.

„Du verdammter Berliner Windhund,“ rief er zornſprühend, „habe ich dich endlich gefaßt! Hah, du erkennſt mich wohl nicht wieder? Ich bin der Bootmannsmaat Jan Kräft, dem du für eine Mark jenen niederträchtigen Brief geſchrieben haſt, in dem du mich am gelben Fieber ſterben ließeſt. Jetzt ſollſt du für deine Schändlichkeit büßen!“ Dem Reiſenden quollen von der Strangulation ſchon die Augen aus dem Kopfe und er war ganz blau im Geſicht, als Peter und ich herbeieilten und ihn noch rechtzeitig von ſeinem Würgengel befreiten.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen,“ rief ich ihm zu, während Peter ſeinen wütenden Freund zu beruhigen ſuchte. „Sie ſehen, eine ſchlechte That rächt ſich, wenn auch ſpät, ſo doch ſicher.“

Mein Wink war nicht vergebens; der ſo plötzlich Überfallene erinnerte ſich ſicherlich ſelbſt des Vorfalles, und wagte kein Wort der Erwiderung. In größter Haſt und mit ſcheuen Blicken auf ſeinen Angreifer, packte er ſchleunigſt ſeinen Probekaſten mit dem eignen Gewächs und verließ mit Siebenmeilenſtiefeln Garten und Haus.

Mit ſeinem Verſchwinden war auch Jans Wut bald verraucht. Die Genugthuung, die er ſich verſchafft, hatte ihm wohlgethan und der Reſt des in ihm aufgeſpeicherten Grolles über Mathilde Kräft und Minna Möller war mit dieſem manoeuvre de force verflogen.

Fortan wurde der Namen derer, die in dem Leben der beiden Alten eine ſo verhängnisvolle Rolle geſpielt hatten, nicht mehr gedacht, und die frühere friedliche Ruhe kehrte wieder in das kleine Häuschen ein.

Ich habe in den folgenden Jahren noch oft im Zimmer oder Gärtchen der Freunde geſeſſen und manches zähe Garn, das Jan ſpann, mit angehört. Der neue Kajüttsjunge ſchlug wirklich gut ein, auch ohne Tauende, und es lag keine Notwendigkeit vor, noch ein zweites halbes Dutzend von dieſer Sorte anzubrechen.

Als ich dann ein Jahrzehnt ſpäter eine dreijährige Reiſe um die Erde antrat, fand ich bei meiner Rückkehr die beiden nicht mehr unter den Lebenden. Peter war zuerſt eingeſchlummert und Jan ihm ſehr bald gefolgt.

„Was ſoll ich hier noch länger?“ hatte er kurz vor ſeinem Ende zu dem Kajüttsjungen geſagt, der freilich längſt zum Manne gereift war und die Freunde treu gepflegt hatte, „nachdem mein guter Peter von mir gegangen iſt.“

„Sorge gut für die Ratten, Heinrich,“ ermahnte er dann noch auf dem Sterbebette ſeinen Pfleger, dem er zum Lohne für ſeinen treuen Dienſte ſeine ganze Habe vermacht hatte, „ſie haben uns Glück gebracht und werden es auch bei dir thun; aber hüte dich vor den Frauenzimmern, ſie ſind an allem Unheil ſchuld.“

Dies waren ſeine letzten Worte geweſen.

---

## Die Druckluft.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Und der Prophet galt wieder einmal nichts in ſeinem Vaterlande. Es war, wenn ich mich nicht ſehr irre, um die Mitte der ſiebziger Jahre, daß ein öſterreichiſcher Ingenieur, Viktor Popp mit Namen, in Wien für die Einführung eines Syſtems von Uhren, welche durch Druckluft von einer Centralſtelle aus regulierbar ſein ſollten, Propaganda zu machen ſuchte. Die Sache fand im Publikum auch einiges Intereſſe, man brachte es bis auf etwa ſiebzig Uhren — dann aber zeigte ſich die wohllöbliche Vertretung der Stadt ebenſowenig zu irgend einer Konzeſſion von praktiſchem Werte, wie die klugen Finanzmänner zur Hergabe der nötigen Geldmittel bereit, kurz das Ende vom Liede war ein vollkommenes Scheitern des ganzen Unternehmens. Herr Viktor Popp jedoch ging nach Paris, benutzte die internationale Weltausſtellung des Jahres 1878, um ſeine Erfindung bekannt zu machen, führte thatſächlich ſein Syſtem der „pneumatiſchen“ Uhren dort ein und erweiterte dasſelbe bald zu einer wahrhaft großartigen Anlage, die, weit über ihre urſprünglichen Ziele und Aufgaben hinauswachſend, jetzt mit ungefähr 2500 Pferdekräften arbeitet und täglich etwa 350 000 Kubikmeter Luft „anſaugt,“ um dieſelbe in Geſtalt von Druckluft Hunderten von Abnehmern zur Verfügung zu ſtellen. Aus allen Ländern der Welt aber wallfahrten heute die Herren Techniker zu Viktor Popp, um ſeine genialen Erfindungen kennen zu lernen und heimgekehrt weiter zu verbreiten — in allen großen Städten bereitet man ſich darauf vor, möglichſt bald, wie bisher Gas und Waſſer und vielleicht ſchon Elektrizität, auch „Druckluft“ in das Haus geliefert zu erhalten: Druckluft, um Kraftmaſchinen zu treiben, Druckluft, um den Dynamos zur elektriſchen Beleuchtung und allerhand Werkzeugen Bewegnng zu leihen, Druckluft, um die Eisſpinde zu erſetzen, um Aufzüge zu bewegen, Läutewerke und Uhren im Gange zu halten und ſich noch auf zwanzig oder mehr andere Arten als ein willfähriger Diener menſchlicher Thätigkeit zu erweiſen.

Wie alle wirklich bedeutenden Erfindungen, ſind auch die Poppſchen Einrichtungen für die Verteilung und Verwendung der Druckluft nicht dem Geiſte des einen Mannes entſprungen, ſondern ſie fußen auf Vorgängern und faſſen nur die Summe zahlreicher Erfahrungen zuſammen — mit den meiſten wirklich bedeutenden Erfindungen haben ſie ferner auch das gemeinſam, daß ſie ſich auf denkbar einfachſter Grundlage aufbauen. Ja, gerade in ihrer Einfachheit liegt ihre Hauptſtärke.

Die Druckluft, uns Deutſchen vielleicht bisher unter der Bezeichnung „komprimierte Luft“ bekannter, fand zuerſt 1870 beim Bau des Montcenis-, des Gotthard- und des Arlbergtunnels ausgedehntere Anwendung; ſie lieferte zugleich die Triebkraft für die Geſteins-Bohrmaſchinen und diente zur Ventilation der Stollen; unzweifelhaft hätten ohne ihre Mithilfe die großartigen Durchquerungen der Alpen einen weit größeren Zeitaufwand in Anſpruch genommen, ja ſie wären vielleicht ſogar unmöglich geweſen. Die hier errungenen großen Erfolge führten zur umfangreicheren Benutzung komprimierter Luft beim Bergbau, bei dem ſie die ſchwere Arbeit des Strebheuers erſetzen ſollte. Hier ſtellten ſich jedoch bald mancherlei Schwierigkeiten heraus: der Kräfteverluſt war zu bedeutend und vor allem trat ein Mißſtand ihrer weiteren Verbreitung oft hindernd in den Weg, deſſen Beſeitigung erſt Popp gelungen iſt.

Wird nämlich Luft verdichtet, ſo entſteht Wärme; dieſelbe geht zwar in der Röhrenleitung durch Strahlung verloren und die Luft gelangt in gewöhnlicher Temperatur an die Verwendungsſtelle — ſobald ſie aber hier Arbeit verrichtet und ſich dabei wieder ausdehnt, wird durch dieſe Ausdehnung in gleichem Maße Kälte, wie bei der Verdichtung vorher Wärme erzeugt, es tritt z. B. bei einem Druck von vier Atmoſphären und vollſtändiger Ausdehnung eine Abkühlung von faſt 70 Grad ein. Da nun jede Luft mehr oder minder waſſerhaltig iſt, ſo tritt bei dem Betrieb durch dieſe ſtarke Abkühlung Eisbildung ein, die den Betrieb in häufig ſehr läſtiger Weiſe erſchwert. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Die großartigen Anlagen in Paris, in Montpellier und Birmingham, denen ſich in nächſter Zeit weitere auch in Deutſchland anſchließen werden, beſtehen in Centralſtationen, in den Druckleitungen und in den am Ort der Verwendung der verdichteten Luft in Betrieb ſtehenden, höchſt verſchiedenartigen Maſchinen.

Die Centralſtation dient dazu, mit mächtigen Dampfmaſchinen die Luft zu verdichten, ſie in Druckluft zu verwandeln. Hier treten alle die Vorteile jeder centraliſierten Krafterzeugung in die Erſcheinung. Erfahrungsmäßig arbeiten große Dampfmaſchinen unendlich ſparſamer, als kleinere; ſie allein geſtatten, bei geringſtem Kohlenverbrauch die denkbar größte Kraftentwickelung zu erzielen, zumal ſie mit Tauſenden von Pferdekräften im ununterbrochenen Betriebe bei ſteter voller Ausnutzung der ganzen Anlage arbeiten. Es iſt eine Thatſache, daß man mit großen, vollkommenen Maſchinen eine Dampfpferdekraft mit einem ſtündlichen Kohlenverbrauch von nur 0,8 Kilogramm erreicht, während der Kleinbetrieb einer etwa zehnpferdigen Maſchine mindeſtens 4 Kilogramm Kohle ſtündlich erfordert. Außerdem ſind Dampfmaſchinen und Dampfkeſſel innerhalb großer Städte oft nur mit Schwierigkeiten aufzuſtellen, ihre Verwendung iſt ſtets von beſonderer polizeilicher Genehmigung abhängig und bringt mancherlei Gefahren mit ſich: alle dieſe Beſchwerlichkeiten fallen fort, wenn eine, vielleicht ganz außerhalb des ſtädtiſchen Weichbildes gelegene Centralſtation die erforderliche Kraft liefert.

Von der Centralſtation aus wird die Druckluft in gewaltige Reſervoirs gepreßt — es wird damit eine Aufſpeicherung von Arbeitskraft vollzogen, wie ſie in gleichem Umfang bisher bei keinem anderen Betriebe möglich iſt, ohne mit dem Koſtenpunkt in unlösbaren Widerſpruch zu gelangen. Aus den Reſervoirs führt die Hauptleitung in Geſtalt gußeiſerner Rohrſtränge durch die Straßen, um ſich von jener aus durch kleinere Leitungen, ganz ähnlich wie bei jeder Gasleitung in die Gebäude zu verzweigen. An der Verbrauchsſtelle iſt ein Luftmeſſer in die Leitung eingeſchaltet; derſelbe ſtellt die Anzahl der verbrauchten Kubikmeter Druckluft feſt und gibt ſomit den Maßſtab für die Bezahlung derſelben an.

Die Druckluft wird teils an große, teils an Kleinbetriebe abgegeben. Die erſteren verwenden in Paris heute meiſt einfach ihre früheren Dampfmaſchinen unter Fortfall der Dampfkeſſel — die Luft tritt in den Cylinder und treibt die Maſchine ebenſo, wie es ehedem der Dampf that. In der Druckerei des weltbekannten Petit Journal wird z. B. eine hundertpferdige ältere Dampfmaſchine jetzt mit Druckluft betrieben.

Ungleich wichtiger iſt indeſſen unſers Erachtens die Anwendung der Druckluft für den Kleinbetrieb; es iſt eine nur allzu berechtigte Klage der kleinen Meiſter, daß ihre Leiſtungsfähigkeit durch die überwältigende Konkurrenz des Großbetriebes, dem das hochentwickelte Maſchinenweſen übermächtig zur Seite ſteht, lahm gelegt wird. Die kleinen Kraftmotoren, die Gaskraft-, Heißluft- und Waſſermaſchinen, haben dem Kleingewerbe nur beſchränkte Hilfe geleiſtet, ſie ſind viel zu koſtſpielig in der Anſchaffung und auch im Betrieb. Hier in erſter Linie ſoll die Druckluft helfend einſchreiten und daß ſie das kann, beweiſen die bisherigen Erfolge der Poppſchen Anlagen. Profeſſor Riedler von der techniſchen Hochſchule zu Berlin bemerkt in dieſer Beziehung auf Grund eigner Anſchauung: „von den Werkſtättenbetrieben der mannichfachſten Art, welche ich in Paris mit Druckluft getrieben vorfand, erwähne ich zahlreiche Werkſtätten mit Drehbänken für Metall, Holz, Horn, Bein — mit Sägen, Fräſen und Scheren, Schleif- und Poliermaſchinen für die verſchiedenartigſten Kleininduſtrieen. Weiter zahlreiche Schreinereien für Packkiſten, Möbel und Käſtchen; Eiſenhandlungen, welche in ihren Kellereien verſchiedene Werkzeuge betreiben, mit denen ihre Kunden Blech und ſonſtige Eiſenwaren beſchnitten. Dann erwähne ich Luftmaſchinen bei Drechslern, Klempnern, Regenſchirmerzeugern, Buchbindern und Zahnärzten, zahlreiche Inſtallationen von Nähmaſchinen mit Luftbetrieb und zwar ebenſowohl für größere Betriebe derart, daß eine ganze Zahl von Nähmaſchinen bei Schneidern und Schuhmachern gemeinſam durch eine Transmiſſion angetrieben wird, als auch Nähmaſchinen für Einzelbetriebe. Bei den letzteren bleibt die Nähmaſchine ganz unverändert, es wird nur an den Ständer der Maſchine ein rotierendes Luftmaſchinchen in Geſtalt einer kleinen Doſe angeſchraubt und an den Fußtritt ſchließt ſich eine Stellvorrichtung an, welche den Luftzutritt und damit die Schnelligkeit des Ganges der Maſchine reguliert. Die Koſten des Betriebes einer ſolchen Nähmaſchine ſtellen ſich in Paris auf etwa 5 Centimes ſtündlich bei außerordentlich vergrößerter Leiſtungsfähigkeit. — Ferner finden ſich Luftmaſchinen für Stick- und Wirkmaſchinen, Paſſementerie, Webereien, die verſchiedenſten Mühlen bis zur Kaffeemühle hinab, Korkſchneidemaſchinen, Konditoreien, Farbereibemaſchinen ꝛc. in kaum abſehbarer Reihe. Dabei habe ich in Paris ein Maſchinenperſonal vorgefunden, wie es ſich die Phantaſie kaum ſchlechter vorſtellen kann. Kellner und Hausdiener mit allen möglichen Nebenbeſchäftigungen ſind dort die normalen Maſchiniſten; ſie haben auch weiter nichts zu thun, als den Lufthahn aufzudrehen und die Schmierung zu erneuern. Die Luftmaſchine iſt ein noch viel geduldigeres Ding als die berühmte Dampfmaſchine.“ Eine ganz beſondere Ausdehnung werden alle jene Betriebe durch die neuerdings erfundenen, ſogenannten Druckluftwerkzeuge erhalten. Im weſentlichen beſtehen die letzteren aus kleinen Stahlcylindern, in denen ſich ein Kolben befindet, der durch eine automatiſch wirkende Steuerung abwechſelnd von beiden Seiten mit der Druckluftleitung in Verbindung geſetzt wird. Hierdurch erhält der Kolben eine ganz außerordentlich raſche, hin und hergehende Bewegung, die ſich auch dem an dem Kolben befeſtigten eigentlichen Werkzeug — Meißel, Nadel, Säge oder Hammer — mitteilt. Das Wunderbarſte iſt die geradezu unfaßbare Geſchwindigkeit, mit welcher ſolch ein Meißel etwa, wie er z. B. in den Bühlerſchen Werkſtätten Berlins bereits im Betriebe iſt, arbeitet: der Erfinder ſpricht von 12000 Schlägen in der Minute; jedenfalls aber bewegt ſich der Meißel ſo raſch, daß das Auge ſeinem Hin- und Hergehen nicht zu folgen vermag. Er ſteht anſcheinend völlig ſtill und nur aus den Stein- oder Metallſplittern, die er loslöſt, merkt man, daß er arbeitet. Und wie arbeitet er: thatſächlich verfünffacht ſolch ein Druckluftwerkzeug die Leiſtung eines Arbeiters, ohne denſelben anzuſtrengen und auch, eine Folge der Leichtigkeit und Regelmäßigkeit der einzelnen Schläge, ohne das Werkzeug abzunutzen.

Die Luftmaſchinen ſind — ein weiterer Vorteil — überall unterzubringen. Der eine der Abnehmer hat ſein Maſchinchen im Keller, der zweite auf dem Treppenabſatz, der dritte am Fenſterpfeiler oder oben an der Zimmerdecke angebracht. Der Gang iſt ein geräuſchloſer, die Auspuffluft ventiliert als Nebenleiſtung die benutzten Räume in vorzüglichſter Weiſe, und die Betriebskoſten ſind um ſo geringer, als man ſtets nur ſo viel Kraft bezahlt, als wirklich verbraucht wird. Selbſtverſtändlich werden die Betriebskoſten je nach der Geſamtanlage ſchwanken und daher in den einzelnen Städten etwas verſchieden ſein; um aber doch einen

Anhalt zu geben, möchte ich z. B. erwähnen, daß in Paris jetzt ein Schraubenfabrikant, der einen zweipferdigen Motor benutzt, 65 Frank, ein Scherenſchleifer mit einem halbpferdigen Motor 20 Frank monatlich für Druckluft zahlt.

Außer dieſer Verwendung der Druckluft als Treibkraft für die Zwecke der Induſtrie im engeren Sinne haben ſich überraſchend ſchnell noch zahlreiche weitere Verwendungsarten entwickelt. Hier werden Aufzüge durch Druckluft getrieben, dieſelbe wird zum Heben von Bier und Wein aus den Kellereien benutzt oder ihre Kraftleiſtung verwandelt ſich in einer Dynamomaſchine in elektriſches Licht. Oft ſind die verſchiedenartigſten Betriebszweige kombiniert: ein Schlächter treibt etwa bei Tage ſeine Fleiſchwiege- und Wurſtmaſchinen mit Druckluft, erleuchtet am Abend zugleich damit ſeinen Laden und kühlt ſeine Vorratsräume in bisher kaum gekannter Ausgiebigkeit mit höchſt geringem Koſtenaufwand.

Die letzterwähnte Verwendungsart führt uns auf ein zweites Hauptgebiet der Benutzung von Druckluft. Ich bemerkte oben bereits, wie die Eigenſchaft komprimierter Luft, bei ihrer Ausdehnung Kälte zu entwickeln, bisher ein ſchwerwiegendes Hindernis für ihre Anwendung war. Popp hat dieſem Übelſtande in ebenſo einfacher, wie ſinnreicher Weiſe durch beſondere Vorwärmeinrichtungen zu begegnen gewußt. Er ſchaltet an der einzelnen Betriebsſtelle kleine gußeiſerne Öfen mit Kohlen- oder Koksfeuerung ein, durch welche die Druckluft ſtrömt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Koſten dieſer Vorwärmung für die meiſten Anlagen faſt gleich Null ſind: ſie berechnen ſich auf noch nicht 1 Centime für die Stunde und die Nutzpferdekraft der Luftmaſchine. Auch die Aufſtellung und Bedienung der kleinen Öfen iſt ohne Schwierigkeiten; es beſteht z. B. ein ſolcher Apparat für eine einpferdige Maſchine aus einem gußeiſernen Topf von 300 Millimeter Höhe und 200 Millimetern Durchmeſſer, er wird nur in Zeiträumen von mehreren Stunden beſchickt und kann mit Abfällen der Küchenheizung befeuert werden.

Je nach dem Grade der Vorwärmung tritt die Druckluft in verſchiedener Temperatur aus der Luftmaſchine; wird genügend vorgewärmt, ſo erhält man Luft von Null Grad, wird weniger vorgewärmt, ſo erzielt man eine Temperatur der Auspuffluft beliebig unter Null. Mit anderen Worten: man hat es ganz in der Hand, die Druckluft auch als Kaltluft, ſei es als Haupt- oder Nebenprodukt, zu benutzen. So wird z. B. in Reſtaurants und Kaffees die ausſtrömende Kaltluft der gleichzeitig als Kraftſpender dienenden Maſchinen in die Keller geleitet, um dieſelben kühl zu erhalten, oder in Waſſer, welches dadurch koſtenlos zum Gefrieren gebracht wird. Die Umſchaltung des Kaltluftbetriebes auf den Betrieb mit vorgewärmter Luft kann dabei ohne jede Betriebsſtörung jederzeit geſchehen.

Die Vorteile, welche die Druckluft, ſei es als motoriſche Kraft, ſei es als Kaltluft, darbietet, ſind ſo in die Augen fallend, daß die Poppſchen Patente in faſt ganz Europa überraſchend ſchnell zur praktiſchen Ausführung gelangen werden. Für Deutſchland hat die Internationale Druckluft- und Elektrizitätsgeſellſchaft zu Berlin die Anlagen übernommen und man iſt in dem Büreau bereits eifrig mit der Ausarbeitung der Inſtallationen nicht nur für Teile der Reichshauptſtadt, ſondern auch mehrerer anderer deutſcher Großſtädte beſchäftigt. Wenige Jahre und jeder größere Ort, der etwas auf ſich hält, wird wie heute Gas, ſo auch ſeine Druckluftanlage haben müſſen, die dem kleinſten Gewerbetreibenden eine Kraft ins Haus liefert, welche billig iſt, deren Verbrauch er ſelbſt genau zu regeln vermag, die er Tag und Nacht — zu jedem Dienſt bereit — zur Verfügung hat. Dann werden wir zugleich auch in jedem großſtädtiſch eingerichteten Hauſe, ſo wie heute Gas und Waſſer, uns nach Belieben unſern Bedarf an Kaltluft „abzapfen“ können. Unzweifelhaft ſchließt allein die letztere Ausſicht manche Umgeſtaltungen unſerer Lebensbedürfniſſe in ſich, die ſich jetzt noch gar nicht völlig überſehen laſſen.

## Anaximenes.

Gelandet war an Myſiens Strand des großen Alexander Heer.
Die Erd umſchling ein Friedensband! — Sein Lebenswerk — vollführet er.
Doch wunder nimmt's des Feldherrn Sinn, daß er die Kunde hören muß:
Es hat ſich feindlich widerſetzt das Küſtenſtädtchen Lampſakus.

Und eng und immer enger zieht der Mannen Ring ſich um die Stadt;
Ganz Troas ſoll ein Beiſpiel ſehn, wes Zorn es zu gewärt'gen hat.
Und bang und immer bänger ſchaut das Volk auf Ilions Gefild,
Wo ihnen bald ſich zeigen ſoll der Bruderſtadt Zerſtörungsbild.

Doch drinnen rottet ſich zuhauf der ſchreckenvolle Bürgerzwiſt;
Sie fordern lärmend Rechenſchaft, wer ſolches Unheils Vater iſt.
Und Sorge kündet jeder Blick, der aus der Ratsherrn Augen ſpricht,
Und Antwort will die blinde Wut auf ihr „Verrat!“ und „Hochgericht!“

Da tritt ein Mann aus ihren Reihn mit Namen Anaximenes.
Daß er der Wahrheit Prieſter iſt, — die hohe Stirn vermeldet es.
Und als ſie ſehn ſein greiſes Haupt, da werden vieler Herzen weich,
Sie lauſchen ſeinem würd'gen Wort: „Still, Bürger! Still! Ich rette euch!“

Drauf lenkt er den gemeſſ'nen Schritt dem Thore zu, zum Feind heran.
Als Alexander ihn erſchaut, kennt er ſogleich den edeln Mann.
„Ich ehre zwar“ — ſpricht er mit Kraft — „den Freund des Ariſtoteles,
Ich ſchätze deine Wiſſenſchaft, mein Bruder Anaximenes;

Ich lohne dich, wie ſich's gebührt und ſchenke dir dein Leben gern,
Doch was dich ſonſt hierher geführt, ſteht Alexanders Wünſchen fern.
Bei deinen Göttern feierlich red' ich das königliche Wort,
Daß, was du bitteſt nicht geſchieht; drum ſpare dein Bemüh'n hinfort!“

Doch geiſtgewandt entgegnet ihm der kluge Anaximenes:
„Mein Fürſt, zerſtöre Lampſakus bis auf den Grund! — Ich bitte es.“
Verwundert ſehn die Völker rings die Heere zum Granikus ziehn!
So läßt auf Totenfeldern gern die Tugend goldne Saat erblühn.

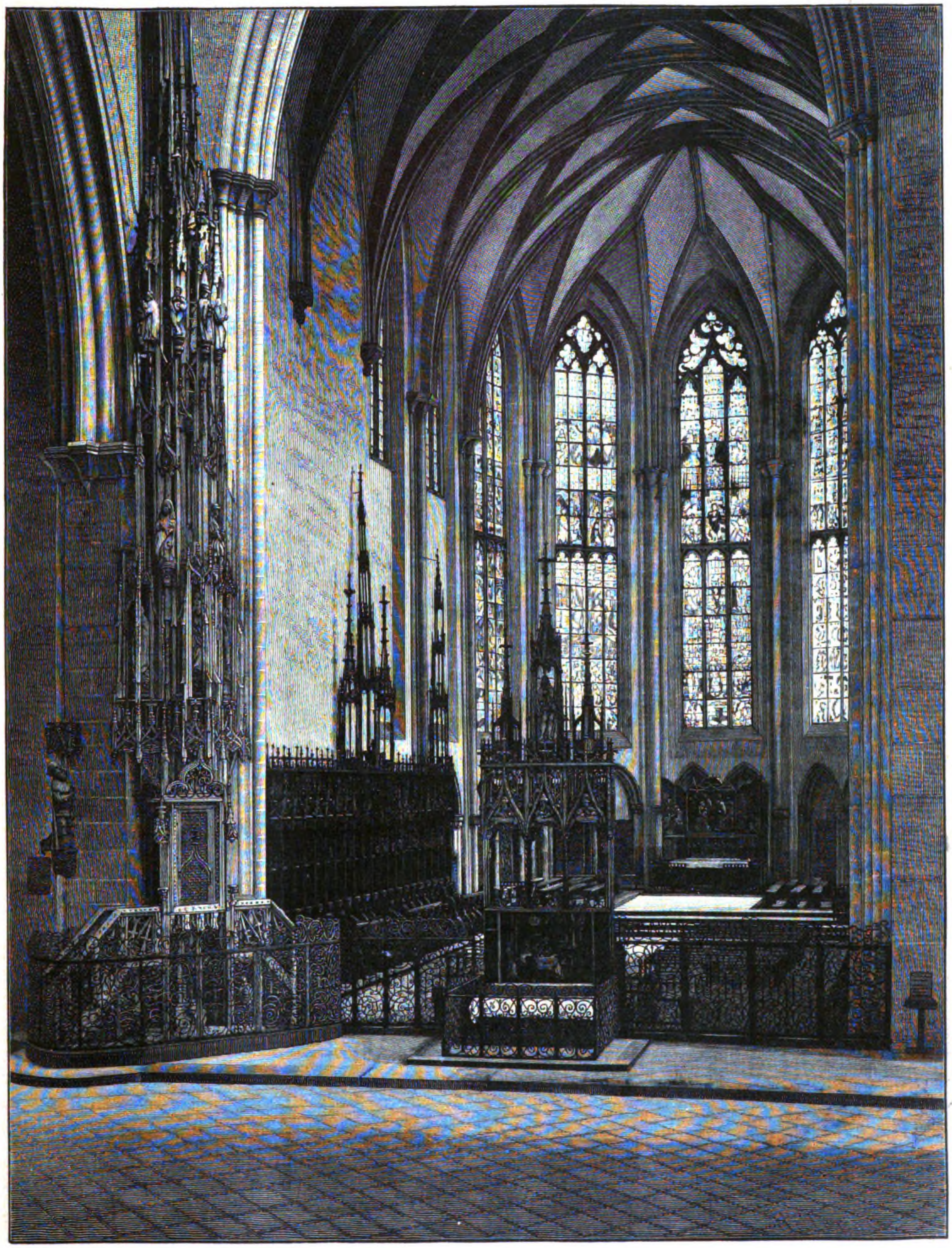
Theodor Walther.

## Das Ulmer Münſter.

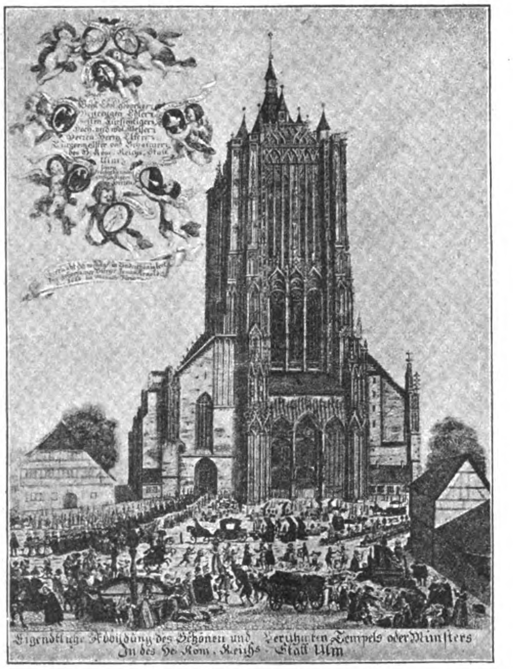
Von Julius Hartmann. (Abdruck verboten.)

„Anno Domini 1377 am Dienstag, der der letzte Tag war des Monats Juni, nach der Sonnen Aufgang drei Stund, von heißen des Rates hie zu Ulm legte Ludwig Kraft, Krafts am Kornmarkt ſeligen Sohn, den erſten Fundamentſtein an dieſer Pfarrkirchen.“

Alſo vermeldet uns ein Denkſtein urkundlich die Grundſteinlegung des Rieſenbaues, deſſen Vollendung in dieſen Tagen von der Bürgerſchaft der alten Reichsſtadt an der Donau unter freudiger Teilnahme des ganzen Schwabenlandes gefeiert wird; und gewiß, das thatkräftige Bürgertum Ulms darf deſſen verſichert ſein, daß Tauſende weithin im



Der Chor des Ulmer Münſters.


Eigendtliche Abbildung des Schönen und Berühmten Tempels oder Münsters
In des H. Röm. Reichs-Statt Ulm

Das Ulmer Münſter im Jahre 1666.
Nach einem gleichzeitigen Kupferſtich von Jonas Arnold.

Reiche mit Bewunderung auf das vollendete Werk ſchauen und auf die, welche es ſeiner Vollendung zugeführt haben. Iſt's eine Großthat, mit dem Schlußſtein ſolch ein himmelanſtrebendes Werk zu krönen, das die Väter unvollendet unſerm Geſchlecht hinterlaſſen haben, ſo war es faſt eine noch größere That geweſen, ſolch einen Rieſenbau zu beginnen, eine „Pfarrkirche" zu gründen, die keinem der gewaltigen Dome im Deutſchen Reiche nachſtehen ſollte. Das ſtolze Kraftgefühl eines mächtig aufſtrebenden Bürgertums, die fromme Opferwilligkeit eines von den Segnungen des chriſtlichen Glaubens erfüllten Geſchlechtes kam zum Ausdruck an jenem 30. Juni, an welchem der Bürgermeiſter Kraft den Grundſtein verſenkte und als Erſtlingsgabe hundert Goldgulden darauf legte.

Man fragt ſich unwillkürlich: wie kam der Rat und die Bürgerſchaft einer Stadt, die damals höchſtens 20000 Einwohner zählte, auf ſolch großartigen Gedanken, auf ſolch gewaltigen Plan, an welchen ſich ſonſt nur ſtolze Biſchöfe wagten, welche über die reichen Hilfsquellen nicht nur einer Stadt, ſondern einer weiten Diöceſe verfügen konnten und ſie durch die Verheißung reicher geiſtlicher Gegengaben flüſſig zu machen verſtanden?

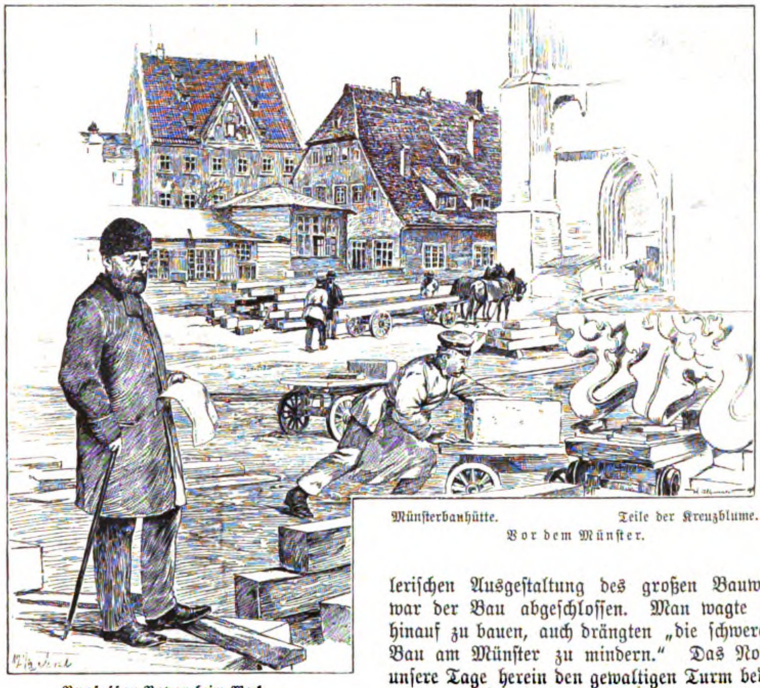
Aus kleinen Anfängen war Ulm im Laufe weniger Jahrhunderte eine mächtige Reichsſtadt geworden. Und merkwürdig, wie heute Ulm und ſein Münſter unzertrennlich verbunden ſind, ſo iſt der Anfang des ſtädtiſchen Gemeinweſens, das im Mittelalter ſo mächtig erblühte, in der Gründung einer der heiligen Jungfrau geweihten Pfarrkirche zu ſuchen, zu deren Erſatz Jahrhunderte ſpäter das Münſter erbaut worden iſt. Schon in der vorkarolingiſchen Zeit ſtand am Fuße eines alten Wodansberges, des heutigen Michelsberges, ein chriſtliches Gotteshaus, eine der Mutterkirchen, von denen aus die Bekehrung Allemaniens unternommen worden iſt. In ihrer Nähe erſteht ein Hofgut, von den Karolingern zu einer königlichen Pfalz gemacht, in der die Herrſcher aus dem fränkiſchen Königshauſe wiederholt Hof gehalten haben, und in unmittelbarer Nachbarſchaft des königlichen Hofgutes ein Kloſterhof der Benediktiner von Reichenau. Von dieſen beiden Punkten ging die ſtädtiſche Entwickelung aus. Die Beziehungen zu den Mönchen der Reichenau, auf der im IX. und X. Jahrhundert baugewaltige Äbte walteten, werden wohl auch die Anregung dazu gegeben haben, daß zu einer Zeit, da die Kirchen allgemein in Holzbau ausgeführt wurden, die alte Ulmer Pfarrkirche ſchon als ein Bau „aus Quadern und Hauſteinen" gerühmt werden konnte. So fand die edle Baukunſt ſchon frühe eine Pflege im jungen Gemeinweſen.

Unter den ſtaufiſchen Kaiſern verſtanden es die Bürger, den Aufſchwung der Gewerbe und des Handels, der ſich an die Kreuzzüge knüpfte, klug auszunützen und bald war Ulm, das in den Wirren des Interregnums ſich die Stellung einer Reichsſtadt errungen, neben Nürnberg und Augsburg einer der wichtigſten ſüddeutſchen Handelsplätze geworden, deren wachſender Reichtum und ſtets ſich mehrende Macht ein ſelbſtbewußtes Bürgertum geſchaffen. So ſteht Ulm unter den Städten des ſchwäbiſchen Städtebundes, die den württemberger Grafen Eberhard den Greiner bedrängten, als die mächtigſte da, ſiegreich auch der Belagerung Kaiſer Karl IV widerſtehend, der Ulm als eine Morgenſuppe ſich nehmen zu können meinte, aber in den Oktobertagen 1376 unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Wenige Monate ſpäter war den Städtern der Sieg in der Schlacht bei Reutlingen beſchieden, in der des Greiners Sohn unterlag. Das alles hob gewaltig das ſtolze Selbſtbewußtſein der Ulmer Bürger.

In ſolcher Zeit ward der Bau eines mächtigen Gotteshauſes geplant, das in der That die großartigſte kirchliche Schöpfung des deutſchen mittelalterlichen Bürgertums werden ſollte. Seit alters ſtand die alte Pfarrkirche draußen vor den Thoren der Stadt; (das „Frauenthor" hatte von ihr den Namen). Die jüngſte Belagerung mochte wohl den Gedanken nahe gelegt haben, die Kirche, die ohnehin der mächtig aufſtrebenden Stadt nicht mehr genügt haben wird, in den durch Mauern und Graben geſchützten Bereich zu verlegen. Einen ſo mächtigen Bau zu beginnen, der mit den gewaltigen Domen am Rhein wetteifern ſollte, daran ließ ſich die Stadt auch durch einen gleichzeitigen Mauerbau nicht verhindern, ob ſie gleich ganz auf ſich allein geſtellt war und erſt ſpäter Papſt Bonifaz IX zu gunſten der „mit ſchweren Koſten zu Ehren der Jungfrau Maria erbauten, aber noch nicht vollendeten Kirche" einen Ablaßbrief ausſtellte. In der Zuverſicht, daß die Opferwilligkeit der Bürger das große Werk auszuführen bereit ſein werde, wurde zunächſt der Chor gebaut, und zwar ſo raſch, daß er ſchon nach ſechs Jahren notdürftig zum Gottesdienſt eingerichtet und geweiht werden konnte.

Als die erſten Meiſter am Bau der Pfarrkirche (der Name Münſter kam erſt gegen Ende des XV. Jahrhunderts auf) werden zwei Meiſter Heinrich genannt. Eine zufällig aufgefundene Münſterrechnung von 1387, in welcher Meiſter Heinrich (der jüngere) „beſtellt iſt worden zu dem Werk," hat dieſe Namen der Nachwelt erhalten. Näheres über dieſelben iſt nicht feſtzuſtellen. Bald aber wird die Leitung des Baues einem Meiſter anvertraut, der einen großen Namen in der Baugeſchichte des Mittelalters ſich erworben hat und zu ſeiner Zeit ſchon weit über Deutſchlands Grenzen berühmt war: Meiſter Ulrich von Enſingen, der am 17. Juni 1392 dem Bürgermeiſter und Rat der Stadt Ulm mit feierlichem Eidſchwur als „Unſerer Frauen Kirchen getreuer Meiſter, Ausrichter und Verweſer" ſich verpflichtet, derſelbe Meiſter, den die Mailänder wiederholt in Sachen ihres Dombaues über die Alpen riefen, der dann 1399 von Ulm aus nach Straßburg zog, um dort von der Plattform aus den wunderbar kühnen nördlichen Turm zu erbauen, den er bis zum Anfang des Helms geführt hat. Ein genialer Meiſter, der ſolches Werk vollführt. Er iſt es ohne Zweifel auch, der für das Ulmer Münſter, das ſchon mächtig genug geplant war, einen erweiterten Plan ſchuf, den Grundriß endgültig feſtſtellte, den nahezu fertigen Chor überhöhte, dem Hochſchiff ſeine gewaltige Höhe anwies und den erſten Entwurf zu dem Hauptturm zeichnete. Er verrät einen Meiſter von höchſt genialer Kühnheit, dieſer viereckige Unterbau, der bei ſeinem mächtigen Umfang doch ſo leicht emporſchießt und mit ſeinem kühn durchbrochenen ſteinernen Netzwerk, das ſich über die ganze Faſſade breitet, eines der ſchönſten Werke mittelalterlicher Baukunſt darſtellt.

Es ſcheint, daß das Ulmer Land auch den Ruhm behält, die Heimat des großen Meiſters geweſen zu ſein, der ſich mit ſeinen Bauwerken am Rhein und an der Donau den größten Meiſtern der Baukunſt aller Zeiten zugeſellt hat. In den ulmiſchen Hüttenbüchern iſt es etwas Gewöhnliches, daß Arbeiter von Enſingen, einem nahe bei Ulm gelegenen, heute Einſingen geheißenen Orte aufgeführt werden. Nicht anders iſt es bei dieſem Ulrich „von Enſingen,“ der demzufolge in der ulmiſchen Bauhütte ſelbſt herangewachſen wäre, deren Leiter er nachmals geworden.



Münſterbauhütte. Teile der Kreuzblume.

Vor dem Münſter.

Profeſſor Beyer beim Werk.

Faſt ein Jahrhundert lang blieb die Leitung des Baues bei der Familie der Enſinger. Beſonders anmutend iſt es zu ſehen, wie auch des großen Meiſters kunſtverſtändige Tochter Anna mitten unter den Geſellen in der Bauhütte arbeitet, als ſie ſchon des Nachfolgers im „Kirchenmeiſteramte,“ Hans Kuns ehliche Hausfrau geworden war. Die Hüttenrechnungen, welche die „Kirchenmeiſterin“ in der Reihe der Geſellen erwähnen, geben uns dieſen Einblick in eine künſtleriſche Thätigkeit, wie ſie ſich damals von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbte und hier auch auf eines großen Meiſters Tochter überging. Auf Meiſter Hans folgte 1440 deſſen Sohn Kaſpar, der unter ſeinem Vater als Ballier gedient, dann des Meiſters Hans Schwager, Matthäus Enſinger, Ulrichs Sohn, der zuvor der erſte Meiſter am neuzuerbauenden Münſter in Bern war, dann in Ulm angeſtellt den Hauptturm wahrſcheinlich bis zur Schiffhöhe führte, und endlich Ulrichs Enkel, Moriz, der 1471 das Gewölbe des Hochmünſters ſchloß.

Noch einmal weiht ein glänzender Meiſter dem Münſterbau ſeine Kraft, Matthäus Böblinger von Eßlingen, der größte aus der Künſterfamilie, welche ſich dort durch den Bau der ſchönen Frauenkirche, dieſem Kleinod mittelalterlicher Baukunſt, verewigt hat. Von 1477 an mit der Leitung des Münſterbaues betraut, fing er nach ſeiner eignen auf dem Riß des Turmes verzeichneten Angabe in der Höhe von 147 Ulmer Werkſchuhen an dem Turm zu bauen an, welchen er bis zu einer Höhe von 240 Schuhen aufführte. Er war damit bis zum Übergang des Vierecks in das Oktogon, welches die Pyramiden tragen ſollte, gekommen. 1492 war die Kranzhöhe erreicht, der Abſchluß des Turmvierecks. Kaiſer Maximilian, der um dieſe Zeit nach Ulm gekommen war, beſtieg den Turm und hat, wie die Überlieferung berichtet, ſchwindelfrei in ſchwindelnder Höhe auf dem Kranzgeſims ſtehend, ſich auf dem Abſatz herumgedreht, ein Wagnis, das 200 Jahre ſpäter der Turmwächter Romei dem kühnen Kaiſer nachmachte. Als Matthäus Böblinger, einem alten Berichte nach, aus Ulm fliehen mußte, weil während des Gottesdienſtes plötzlich zwei Steine aus dem Turmgewölbe herabfielen, hinterließ er den Ulmern ein köſtliches Pergamentblatt, den Aufriß des Turmes mit dem Oktogon und der Pyramide, in welcher die Spätgotik das reichſte, graziöſeſte Formenſpiel entfaltet, geiſtvoll die ſtrengeren Strukturformen der früheren Zeit umrankend.

Die Schäden und Brüche, die ſich am Turm, wie durch ſeitlichen Druck an den Schiffen herausgeſtellt hatten, bewogen die Ulmer, einen anderen bewährten Meiſter zu berufen, den Baumeiſter zu Sankt Ulrich und Afra in Augsburg, Burkhard Engelberg, gebürtig von Hornberg in Württemberg. Dieſer ließ die Bögen der Turmhalle unterfahren und teilte von 1502 bis 1507 die beiden Seitenſchiffe durch eine graziöſe Pfeilerſtellung, ſo daß das Münſter von nun an eine fünfſchiffige Kirche geworden iſt. Die Ulmer ehrten ihn als den „Wiederbringer ihres Pfarrturms“ durch ein reiches Geſchenk und lebenslängliche Penſion. Mit dem, was Engelberg zur Sicherung des Münſters und im Inneren zugleich zur künſtleriſchen Ausgeſtaltung des großen Bauwerks gethan hat, war der Bau abgeſchloſſen. Man wagte wohl nicht höher hinauf zu bauen, auch drängten „die ſchweren Zeitläufte, den Bau am Münſter zu mindern.“ Das Notdach, das bis in unſere Tage herein den gewaltigen Turm bedeckte, wurde aufgeſetzt. Mehr als drei Jahrhunderte blieb das Bauwerk, wie jene Zeit es den Nachkommen hinterlaſſen hat.

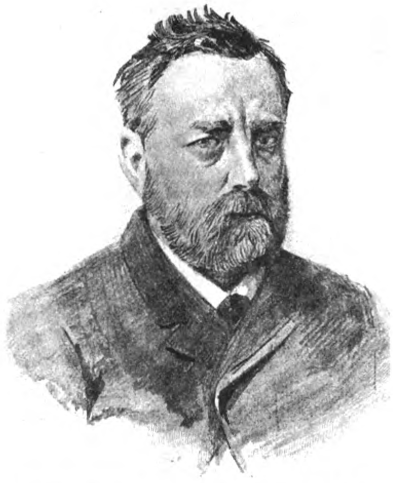
Auch ſo, obgleich kaum etwas anderes als ein Rieſentorſo, war es doch ein Werk von übermäßigem Eindruck. Die rieſenhaften Dimenſionen, in der lichten Höhe des Mittelſchiffes dem Kölner Dom mit ſeinen 44 Metern nur um 2 Meter nachſtehend, in der lichten Breite des Mittelſchiffes von 15 Metern ihn um mehr als 1 Meter überbietend, wirkten, auch ehe der Turm vollendet war, überwältigend. Zeugten ſie von dem ſtolzen Machtgefühl des damaligen Bürgertums, ſo ſpricht aus der Einfachheit ſeiner Formen, aus dem Verzicht auf den Reichtum der Formengebung, beſonders im Innern, wie die glänzenden biſchöflichen Kathedralen aus der Gotik ihn darſtellen, ein ſchlichter Ernſt. Es iſt eben, wie die Gründer es geplant, die Pfarrkirche, nicht die Stätte der Entfaltung fürſtbiſchöflichen Glanzes.

Bei aller ſchlichten, teilweiſe ans Nüchterne grenzenden Einfachheit der inneren Hallen des Münſters fehlte es ihnen, als damals der Bau eingeſtellt wurde, nicht an herrlichen Schmuckſtücken, in denen zwei Künſte, der dritten ſich dienſtbar machend, hohe Triumphe gefeiert haben. Vier Werke der Plaſtik ſchmückten ſeit Moriz Enſingers Zeit Chor und Schiff. Da ſteht am Eingang zum Chor das Sakramentshäuschen, ein 90 Fuß hoher, turmartiger Aufbau zierlichſter architektoniſcher Konzeption und kunſtvoller plaſtiſcher Ausführung; eine Fülle von gotiſchem Maß- und Laubwerk, von Perſonen und

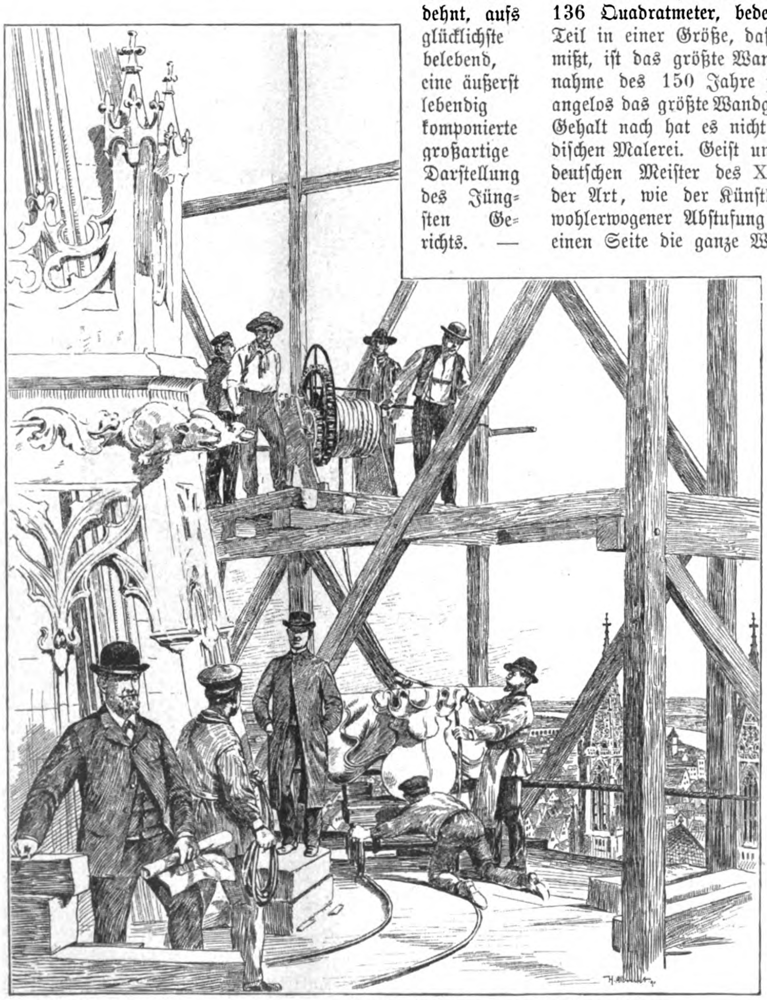
Geſtalten beleben die aufſtrebenden ſchlanken Säulen und Pfeiler, ein klaſſiſches Denkmal ſpätgotiſcher Zierkunſt, von dem die Alten bewundernd ſagten, es ſei gegoſſener Stein.

Und dann des älteren Jörg Sürlin weltberühmtes Chorgeſtühl mit ſeinem unbeſchreiblichen Reichtum an ornamentalem und figürlichem Schmuck, der unendlichen Mannigfaltigkeit gotiſchen Maß- und Laubwerks, ſeinem Heer von Weiſen und Sybillen, Propheten und Apoſteln, Märtyrern und heiligen Frauen, eine Geſtalt lebensvoller, charakteriſtiſcher als die andere. Es hat ſeinesgleichen nicht in der Welt. Des großen Namens würdig iſt auch des jüngeren Jörg Sürlin Schalldeckel der Kanzel, ſinnig komponiert, kunſtvoll gearbeitet. Und noch ein ſchönes Werk der Holzbildhauerkunſt gab einſt dem Münſter weihevollen Schmuck, der ihm erſt wieder in unſern Tagen in einer gleichwertigen Kopie des einſt aus dem Münſter in die benachbarte Kloſterkirche in Wiblingen gewanderten Originals zurückgegeben wurde, ein edler Crucifixus, vom Triumphus des Chors herabhängend — ein Meiſterwerk aus Sürlins Zeit, ſelbſt von der beträchtlichen Höhe herab in dem ungeheuren Raum noch überlebensgroß erſcheinend.

Über dem ſchwebenden Bilde des Gekreuzigten baute ſich an der weiten Mauerfläche über dem Triumphbogen ein hochbedeutſames Werk der Malerei auf, die große ſpitzbogige Giebelwand, die ſich 60 Fuß in die Höhe, 50 Fuß in die Breite ausdehnt, aufs glücklichſte belebend, eine äußerſt lebendig komponierte großartige Darſtellung des Jüngſten Gerichts. — Das Gemälde, das eine Fläche von 1666 Quadratfuß, 136 Quadratmeter, bedeckt und 213 Köpfe darſtellt, zum Teil in einer Größe, daß der ſitzende Weltenrichter 10 Fuß mißt, iſt das größte Wandgemälde ſeiner Zeit und mit Ausnahme des 150 Jahre jüngeren Jüngſten Gerichts Michelangelos das größte Wandgemälde überhaupt; aber auch ſeinem Gehalt nach hat es nicht ſeinesgleichen in der geſamten nordiſchen Malerei. Geiſt und Hand eines der hervorragendſten deutſchen Meiſter des XV. Jahrhunderts offenbart ſich in der Art, wie der Künſtler in großartiger Anordnung und wohlerwogener Abſtufung aller einzelnen Geſtalten auf der einen Seite die ganze Wonne der ſelig Auferſtehenden, auf der anderen das ganze Entſetzen der Verdammten darzuſtellen verſtand. — Senkte ſich das Auge nach dem Anſchauen des erhabenen Bildes, ſo leuchteten ihm aus dem Chor in glänzender Farbenpracht die Glasgemälde Hans Wilds entgegen, die zu dem Beſten gehörten, was dieſe im Mittelalter hochentwickelte Kunſt geſchaffen hat. — Alſo ſchauten die Vorfahren das Ulmer Münſter um die Zeit, da der Bau eingeſtellt ward, um dieſelbe Zeit, da mit der neuen Lehre der Reformation der geiſtige Wiederaufbau der Kirche begann, auch in Ulm frühzeitig mit Freuden begrüßt und thatkräftig gefördert. Und wie haben *wir* es geſehen, noch vor 20 Jahren, wenn wir über den Münſterplatz gingen ins alte Barfüßerkloſter, das nun auch mit ſeinem Kirchlein verſchwunden iſt, nachdem es lange Zeit dem Gymnaſium eine Heimſtätte geboten. Mehr und mehr ward das Münſter zur Ruine; in den Niſchen der Pfeiler, die noch kein Türmchen mit ſchlanker kreuzblumengeſchmückter Fiale krönte, hatten ſich kleine häßliche Häuschen angeſiedelt, darin allerlei Trödelkram untergebracht war, der Samstags



Profeſſor Auguſt Beyer, Vollender des Münſters.

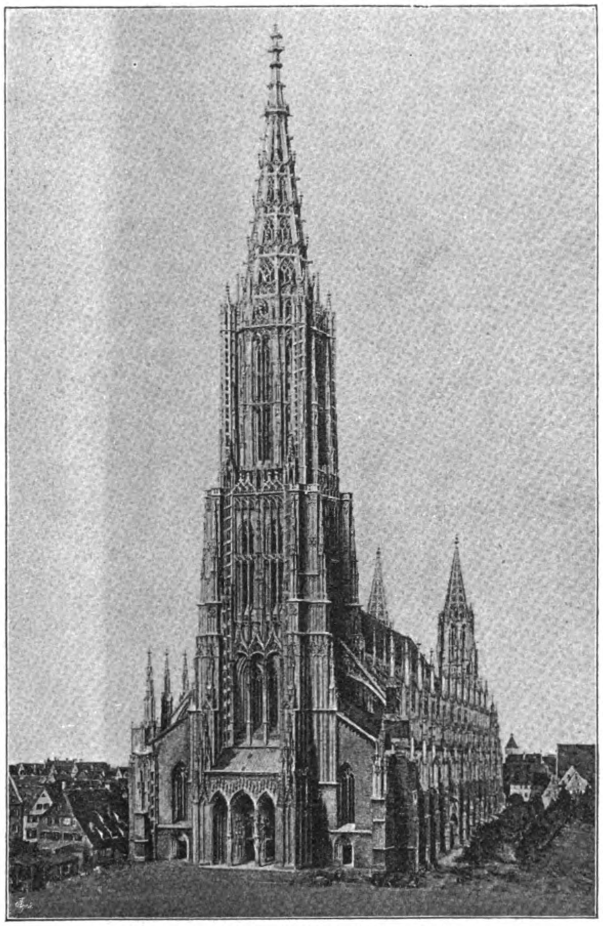


Münſterwerkmeiſter Wachter.

Emporſchaffen der Kreuzblume auf den Hauptturm.

auf dem „alten Markt“ feilgeboten wurde. Im Innern war manches Bild, das einſt farbenprächtig die Wände ſchmückte, verſchwunden, hatte doch ſelbſt eine unbegreifliche Barbarei das „Jüngſte Gericht“ im Jahre 1817 „geſchmackvoll und für das Auge gefällig mit einer angenehmen, altertümlich grauen Farbe“ übertüncht, das erſt wieder in unſern Tagen aus ſeiner Leichendecke erſtanden und 1880 meiſterhaft reſtauriert worden iſt.

Und auf einmal beginnt es ſich zu regen an dem ehrwürdigen Gotteshauſe und neues Leben blüht aus den Ruinen. Die Pfeiler, das Dach der Mittelſchiffe bedecken ſich mit Gerüſten, ſchlanke Pfeilertürme ragen auf, einer um den anderen, kühn geſchwungene, kunſtvoll durchbrochene Strebebögen ſchwingen ſich von den Pfeilern über die Dächer der Mittelſchiffe hinüber zu dem Gemäuer des Hochmünſters, von dem wieder luftige Fialen ſich in die Höhe recken. In wenigen Jahren iſt der einſt ſo ſchmuckloſe Bau des Schiffes belebt von einem Wald von Türmchen, umrankt von graziöſem Maßwerk. — Wie kam ſolch Leben in die ſeit Jahrhunderten ſchlummernde Kunſtthätigkeit am Münſter? Im Jahre 1841 war in Ulm unter lebhafter Teilnahme des damaligen Kronprinzen, des jetzt regierenden Königs Karl von Württemberg, der Verein für Kunſt und Altertum gegründet worden. Sein eifrigſtes Mitglied, der damalige Profeſſor Haßler, geſtorben 1871 als Oberſtudienrat und Konſervator der Kunſt- und Altertumsdenkmale Württembergs, ein begeiſterter Verehrer des Münſters, ſuchte durch Vorträge in Ulm und in Schwaben, durch Aufrufe und Reiſen in Deutſchland, durch Audienzen bei den deutſchen Fürſten die Teilnahme weiterer Kreiſe für eine Reſtauration des Münſters zu erwecken und die nötigen Mittel zu beſchaffen, welche die Stadt Ulm, bedrängt durch das infolge der Bewegungsjahre 48 und 49 erlaſſene Ablöſungsgeſetz allein nicht aufbringen konnte. Und Haßlers raſtloſes Wirken als „Reiſender für das größte Haus in Deutſchland“ hatte Erfolg. Es wurden durch den neubeſtellten Münſterbaumeiſter Thrän (1857 bis 1871) die Strebepfeiler und Strebebögen erbaut. Der Energie des jetzt noch rüſtig im Amte ſtehenden Oberbürgermeiſters von Heim gelang es, durch eine Münſterbaulotterie eine reichlich fließende Quelle für die Mittel zum Weiterbau zu erſchließen und als im Jahre 1877 die fünfhundertjährige Jubelfeier der Gründung des Münſters in einem unvergeßlich ſchönen Feſte begangen wurde, da war ſchon unter der Leitung des trefflichen Meiſters Ludwig Scheu einer der beiden prächtigen Chortürme bis zum erſten Maßwerkskranz der Pyramide gediehen. Am 10. Juli 1880 waren beide Chortürme, die nun 300 Fuß = 86 Meter hoch in die Lüfte ragen, vollendet. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, mußte die Bauhütte den mit wohlverdienten Lorbeerreiſern umwundenen Sarg ihres in der Blüte des Mannesalters hinweggerafften Meiſters zu Grabe geleiten.



Das Ulmer Münſter in ſeiner jetzigen Geſtalt.

Seines Nachfolgers harrte die ſchwierige Aufgabe der Fundamentsverſtärkungen des Hauptturmes durch Contrebögen, welche die Laſt auf eine größere Bodenfläche übertragen und einem verſtärkenden Einbau in die Turmöffnungen zur Grundlage dienen ſollten. Dann konnte der Ausbau unternommen, der höchſte Kirchturm der Welt vollendet werden. Am Gründungstage, den 30. Juni 1885, begann der Münſterbaumeiſter Profeſſor Auguſt Beyer den Aufbau des Achtecks. Dem Ausbau des Hauptturmes wurde unter einigen notwendigen Veränderungen der Plan des Matthäus Böblinger zu Grunde gelegt, der beſonders in der Pyramide die reichſte Formengebung der Spätgotik zeigt. Wenn erſt das Gerüſt gefallen, das noch Achteck und Pyramide umgibt, wird ſich ein entzückender Anblick dem bewundernden Auge darbieten. Hoch über das Gerüſt hinaus ragt ſchon die Kreuzblume, welche den herrlichen Rieſenbau der alten Meiſter Enſinger und Böblinger krönt, mit einer Höhe von 161 Metern die Spitze des Kölner Doms, der bisher höchſten Kirche der Welt, noch überragend. — Ein glücklicher Meiſter, dem ſolches Werk zu vollenden beſchieden war. Er hätte es ſich in ſeiner Jugend nicht träumen laſſen, als er im württembergiſchen Städtchen Künzelsau am Kocher, das wie ſeines trefflichen Vorgängers Scheu, ſo auch ſeine Heimat zu ſein ſich rühmen kann, gleich dieſem Meiſter als Steinmetzlehrling die erſten Steine behauen lernte, daß er einſt den höchſten Dom der Welt mit dem Schlußſtein krönen dürfte. Freilich lange konnte ihn das Handwerk nicht halten, der Künſtler drängte frühzeitig durch und fand in der Baugewerkſchule in Stuttgart unter des Altmeiſters Egle, des bewährten Münſterbeirates, Leitung ſo gründliche künſtleriſche Schulung, daß er bald — im Herbſt 1858, erſt vierundzwanzig Jahre alt — als Lehrer an dieſe Anſtalt berufen wurde. In manchen größeren Bauten, wie z. B. den Pragfriedhofbauten in Stuttgart, in den Reſtaurationsarbeiten am Kloſter Bebenhauſen als Baumeiſter wie als Kenner der Gotik bewährt — in welche ihn die im Auftrag Egles unternommene Aufnahme des Sürlinſchen Chorgeſtühls im Münſter ſchon frühzeitig eingeführt hatte — folgte er 1881 dem Rufe nach Ulm, um den Ausbau des Münſters zu leiten. Ihm zur Seite ſteht als altbewährter Gehilfe der Münſterwerkmeiſter Wachter, der ſchon unter Scheu die beiden Chortürme mit der Kreuzblume krönen half.

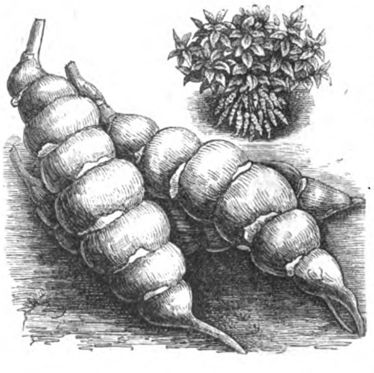
Das Werk iſt vollendet, das einſt die Ahnen baufreudig begonnen, ein herrliches Denkmal der Kunſt zweier Zeitalter, ein ehrendes Zeugnis einer wie damals ſo auch heute für das Schöne und Heilige begeiſterten Bürgerſchaft.

## Eine neue Gabe Japans an unſere Gemüſegärten.

Von Dr. Edm. v. Freyhold. (Abdruck verboten.)

Erſt zwei bis drei Jahre ſind verfloſſen, ſeit die mit wertvollen Pflanzenſchätzen aller Art ſo reich geſegnete japaniſche Inſelwelt unſere europäiſchen Gärten mit einer neuen Nutzpflanze beſchenkt hat, und ſchon iſt es dieſer letzteren gelungen, ſich in einigen Ländern unſers Erdteiles zu einem beliebten Inſaſſen der beſſeren Gemüſegärten, ja ſogar zu einer begehrten Ware der Wochenmärkte emporzuſchwingen. In der That ein ſeltener Erfolg, der bei den Vorzügen jenes Gewächſes dafür bürgt, daß es ſich in nicht allzuferner Zeit bei uns ebenſo zu einem Volksnahrungsmittel geſtalten wird, wie es ein ſolches in ſeiner Heimat vielleicht bereits ſeit Jahrhunderten in ausgedehnteſtem Maße geworden iſt.

Wir meinen den auch in Deutſchland bereits an vereinzelten Stellen mit beſtem Erfolge angebauten Knollenzieſt, die Stachys affinis oder Tuberifera, ein Kraut aus der großen Familie der Lippenblütler, deſſen höchſt ertragreiche, weiße, wohlſchmeckende Knollen man vorläufig in Ermangelung eines beſſeren, bezeichnenderen Namens „Japaniſche Kartoffeln“ genannt hat. In ſeiner Heimat iſt dieſes Gemüſe als „Choro-gi“ allgemein beliebtes Volksnahrungsmittel geworden. Es ſtellt eine ſtark buſchige, grüne Staude mit reichbelaubten Zweigen und wenig anſehnlichen Blüten dar, vergleichbar der Meliſſe oder anderen ähnlichen Gewächſen aus der genannten Familie. Ziemlich dicht unter der Erdoberfläche entwickelt indes der Knollenzieſt eine Fülle mäßig langer Ausläufer, deren Enden ſich zu ſchneeweißen, länglichen Knollen geſtalten, dem eßbaren Teil dieſer Pflanze. Dieſe wohlſchmeckenden Knollen bilden ſich am Grunde der Stauden in ganz erſtaunlicher Fülle, ſo daß wir es hier zweifellos mit einem ſehr ſchätzenswerten neuen Bürger unſerer Gemüſegärten zu thun haben, dem eine große Zukunft nicht abzuſprechen iſt. Die Knollen ſind an beiden Enden zugeſpitzt, von Länge und Dicke eines kleinen Fingers bis zur Stärke eines Daumens. Durch flache Einſchnürungen gliedern ſie ſich in ſechs bis acht Abteilungen, ſo daß ſie faſt wie eine Reihe ſtark aneinandergedrückter Kugeln ausſehen, von denen die erſten und letzten die kleinſten, die mittelſten am größten ſind.



England und Frankreich haben den Wert dieſer neuen Gemüſepflanze ſehr ſchnell zu würdigen gewußt. In Crosnes, einer Ortſchaft in der Umgegend von Paris, wird dieſelbe in großer Menge angebaut, und es erfreuen ſich die Knollen in den Pariſer Markthallen, wo ſie nach dem Orte ihrer Herkunft „Crosnes“ genannt werden, großer Nachfrage und Beliebtheit. Man ißt ſie gekocht, geſchmort, gebraten und rühmt ſie beſonders in Salzwaſſer oder etwas Fleiſchbrühe abgekocht und dann mit zerlaſſener Butter und Peterſilie geſchwenkt. Das Gemüſe beſitzt einen angenehmen, nußartigen Geſchmack. Es hat zur Zeit auch in einzelnen feinen Speiſehäuſern Berlins Eingang gefunden. Nach Zeitungsnotizen wird es in der Darmſtädter Gegend bereits in größerem Maßſtabe angebaut; die Knollen werden daſelbſt zu dem Preiſe von 30 bis 40 Pfennig für das Pfund verkauft, werden aber bei größerer Verbreitung in anbetracht der außerordentlichen Ertragsfähigkeit der Pflanze zweifellos noch viel billiger werden. Zahlreiche Beſitzer von Privatgärten in den verſchiedenſten Teilen Deutſchlands haben mit dieſer Gemüſepflanze erfolgreiche Anbauverſuche gemacht. Ihre Ertragsfähigkeit, ihr leichtes Gedeihen in jedem Gartenboden und jeder Gegend unſers Vaterlandes unterliegen nicht dem mindeſten Zweifel mehr. Auf den Rieſelfeldern bei Berlin hat man vom Quadratmeter 2 bis 3 Kilo dieſer Knollen geerntet, was auf den Morgen 100 Centner ausmachen würde. Man könnte ſchon mit der Hälfte dieſes Ertrages auf weniger gut gedüngtem Gartenland reichlich zufrieden ſein.

Die Pflege der Pflanze iſt eine überaus einfache. Man ſteckt die Knollen im März oder April, ſo zeitig die Witterung es erlaubt, reihenweiſe in Abſtänden von 30 bis 40 Centimeter, und zwar zu einer oder höchſtens zweien in 10 Centimeter tiefem Pflanzloch. Sehr bald treiben die Knollen aus, und die Stauden beſtocken ſich; dann hat man nur die Beete von Unkraut rein zu halten und gelegentlich zu lockern. Jede weitere Arbeit bis zur Ernte iſt überflüſſig. Letztere darf nicht vor Ende Oktober geſchehen, weil die Knollen erſt von da ab ihren angenehmen Geſchmack entwickeln. Da ſie ſelbſt beim ſtärkſten Froſt nicht erfrieren und keiner Bedeckung bedürfen, ſo thut man am beſten, ſie während des Winters im Boden zu laſſen und bei froſtfreier Witterung ſeinen jedesmaligen Bedarf der Erde zu entnehmen. Es empfiehlt ſich das ſchon aus dem Grunde, weil die Knollen an der Luft bald welken, ſchwärzlich werden und ihren guten Geſchmack verlieren — ein Umſtand, der als die einzige Schattenſeite dieſes Gemüſes hervorgehoben werden muß. Indes laſſen ſich die Knollen auch ſehr wohl in feuchtem Sande eingeſchlagen im Keller friſch und ſchmackhaft erhalten. Daß man die kleinſten für die Ausſaat zurückbehält, bedarf als ſelbſtverſtändlich kaum der Erwähnung.*)

Man hat den Knollenzieſt als Erſatz eines anderen, leider viel zu wenig gekannten deutſchen Gemüſes empfohlen, nämlich der Körbelrübe. Dieſe letztere erreicht ihren feinen, kaſtanienähnlichen Geſchmack auch erſt von Ende Oktober ab, iſt dann aber meiner Erfahrung nach der neuen japaniſchen Knollenfrucht an Feinheit bedeutend überlegen, ſo daß von einem Erſatz der einen durch die andere nicht gut geredet werden kann. Der einzige Übelſtand, welcher einer Verbreitung der Körbelrübe bisher entgegenſtand, iſt die kurze Keimfähigkeit ihres Samens. Im Juli oder Auguſt geerntet, muß er unbedingt ſpäteſtens im Oktober ausgeſät werden, ſo daß die vielfach beliebten Frühjahrsausſaaten ganz hoffnungslos ſind. In dieſer Hinſicht iſt die leichte, ſichere Anbaufähigkeit der „japaniſchen Kartoffel“ zweifellos ein Vorzug, wenn ſie auch ſonſt nicht im ſtande iſt, ſich mit der Körbelrübe zu meſſen. Daß ſie wie alles Neue auch ihre Mäkler gefunden hat, darf uns nicht verwundern. Etwas Vollkommenes gibt es nun einmal nicht, und zudem ſind die Geſchmäcke verſchieden. Es darf ferner auch nicht außer acht gelaſſen werden, daß man mit Sicherheit die baldige Gewinnung neuer Sorten des Knollenzieſt mit größeren, beſſeren, oder ſonſt durch vorteilhaftere Eigenſchaften ausgezeichneten Knollen vorausſagen kann. Hat uns doch z. B. auch die Kartoffel ſeit ihrem Heimiſchwerden in Europa eine überaus große Fülle zum Teil ſehr wertvoller neuer Sorten gegeben, von deren Güte und Vollkommenheit man bei Einführung der urſprünglichen Pflanze noch keine Ahnung haben konnte. Da es mit jeder anderen Kulturpflanze genau ebenſo ergangen iſt, ſo darf man erwarten, daß in dieſer Hinſicht der Knollenzieſt auch keine Ausnahme machen wird. Es iſt von verſchiedenen Seiten die Vermutung ausgeſprochen worden, der neue japaniſche Fremdling ſei weiter nichts als eine Kulturform des europäiſchen Sumpfzieſt, der gleichfalls eßbare Knöllchen anſetzt, wenn auch lange nicht in gleicher Größe und Zahl. Selbſt wenn ſich das beſtätigen ſollte, würde es der Pflanze nicht das Mindeſte von ihrer Bedeutung rauben, denn in bezug auf den Wert als Nahrungsmittel iſt der Abſtand zwiſchen beiden Gewächſen ein gar zu großer. Gleichviel, ob alſo die neue Gabe Japans an unſere Gemüſegärten eine ſelbſtändige Art oder nur Abart einer längſt bekannten Pflanze ſei, ihr Wert für unſere Gärten und den Tiſch wird dadurch in keiner Weiſe berührt.

---

*) Saatknollen, das Kilo zu Mk. 1,50, kann man in verſchiedenen Handelsgärtnereien beziehen, namentlich von Haage & Schmidt in Erfurt und Joſ. Klar, Berlin N, Linienſtraße 80.

# Familientiſch und Spielecke.

## Die Poſtwertzeichenausſtellung zu Wien.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Briefmarke hat Veranlaſſung zu einer großartigen internationalen Poſtwertzeichenausſtellung gegeben, welche Ende April zu Wien unter dem Protektorate des Handelsminiſters Marquis Bacquehem ſtattfand und die zahlreichen Verehrer der Philatelie einigermaßen in Aufregung verſetzt hat. Die Ausſtellung, welche auch Kaiſer Franz Joſeph mit ſeinem Beſuche beehrte, bot in der That des Intereſſanten viel. Ganz beſonderes Aufſehen erregten u. a. die mit goldenen Medaillen prämiierten Spezialſammlungen der Herrn Caſtle-Brighton (Weſtauſtralien und Tasmania) und Schulze-Zürich (Schweiz), ſowie die in nicht weniger als zwölf Bänden zuſammengeſtellte Prachtſammlung des

Herrn Borgen-Kopenhagen. Höchſt eigenartig erſchien eine Vereinigung von 133 Poſtkarten, durch welche die Schnelligkeit der Poſtbeförderung nach den bedeutendſten Plätzen der Erde veranſchaulicht wurde.

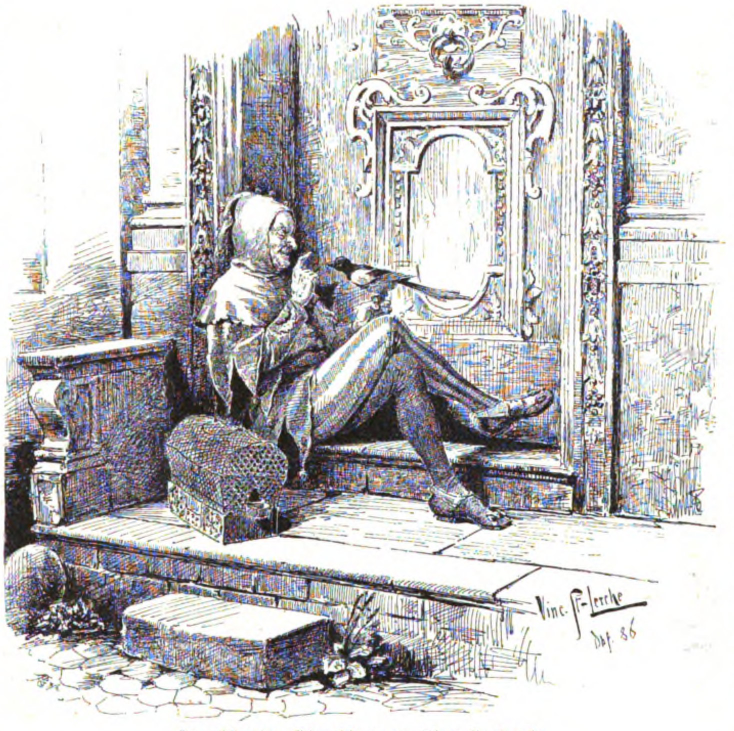
## Eine illuſtrierte Kirchengeſchichte.

Man illuſtriert jetzt alles; warum nicht auch Darſtellungen der chriſtlichen Kirchengeſchichte! — Einen erſten Verſuch zur Durchführung eines ſolchen Unternehmens durch alle Epochen der kirchlichen Entwickelung von der Apoſtel Zeiten an machte vor acht Jahren ein bayriſcher Geiſtlicher, Pfarrer Friedrich **Baum** in St. Georgen bei Baireuth. In Befolgung deſſen, was andere auf anderen Gebieten in ähnlicher Richtung geleiſtet hatten, z. B. Stacke in ſeiner deutſchen Geſchichte, Robert Koenig in ſeiner deutſchen Litteraturgeſchichte, gab Baum im C. H. Beckſchen Verlage in Nördlingen eine durchgehends mit Holzſchnitten im Text, ſowie mit Fakſimiles, Porträts, Karten ꝛc illuſtrierte Skizze der Geſamtgeſchichte der Kirche heraus, die ihre Bezeichnung als „Kirchengeſchichte für Haus und Schule“ durch raſch erlangte Beliebtheit in evangeliſchen Kreiſen und beſonders auch durch fleißiges Verwendetwerden zu Schulprämien oder zu ſonſtigen Geſchenkszwecken rechtfertigte. Trotz der günſtigen Aufnahme, die das ſchön ausgeſtattete Buch fand, war es dem Verfaſſer nicht mehr vergönnt, eine zweite Auflage desſelben beſorgen zu können. Denn bereits 1883 — kurz nach dem Erſcheinen ſeines Lebens Luthers, das unter den vielen Lutherbiographieen des genannten Jahres noch jetzt als eine der beſten genannt wird — wurde er aus dieſer Zeitlichkeit abberufen. — In ſeine Fußſtapfen iſt nun Paſtor **Chr. Geyer** in Altorf (jetzt in Nördlingen) getreten, als Herausgeber einer beträchtlich erweiterten Neubearbeitung des Baumſchen Textes, zu welcher gleichzeitig eine erhebliche Bereicherung des Illuſtrationsſchmuckes hinzugekommen iſt.*) Während die erſte, 1881 erſchienene Auflage des Buches bei nahezu 400 Oktavſeiten Textes im ganzen gegen 210 Abbildungen (teils Text- teils Vollbilder ꝛc.) enthielt, bietet die ſeit kurzem vollendete zweite 500 Illuſtrationen im Text nebſt 35 ſonſtigen Kunſtbeilagen, die ſich über 725 Seiten Textes (und zwar in etwas vergrößertem Format) verteilen werden. Da iſt kein Jahrhundert der kirchlichen Entwickelung ohne eine Mehrzahl von Illuſtrationen geblieben; ja hie und da wird durch den Reichtum der vor den Blicken der Leſer ausgegoſſenen artiſtiſchen Zugaben der Text für den Raum von zwei bis drei Seiten ganz oder faſt ganz unterbrochen. Anſichten berühmter Kirchgebäude, Klöſter ꝛc. wechſeln mit den Porträts hervorragender Männer und Frauen der chriſtlichen Geſchichte, und dieſe werden bald in Geſtalt von Münzen, bald nach Figuren auf Grabſteinen, nach Standbildern, Miniaturmalereien ꝛc. gegeben. Die meiſten bildlichen Darſtellungen entfallen ſelbſtverſtändlich auf das kunſtgeſchichtliche Bereich, und gerade in dieſer Hinſicht iſt für beide Hauptperioden, die ältere wie die mittlere Zeit, ausgezeichnetes geleiſtet worden, beſtehend in trefflich ausgeführten Anſichten und Aufriſſen wichtiger Baudenkmäler (aus der Baſilikenzeit: St. Paul, S. Lorenzo, S. Clemente ꝛc. in Rom; aus der Zeit des byzantiniſchen Kuppelſtils: San Vitale in Ravenna, die Sophienkirche Konſtantinopels, S. Marco in Venedig; aus der romaniſchen und gotiſchen Zeit die meiſten großen Dome der deutſchen Rheinlande, desgleichen mehrere der kunſthiſtoriſch belangreichſten des öſtlicheren und nördlicheren Deutſchlands, wie der Naumburger und der Hildesheimer Dom, aus deren Konſtruktionen und Bilderſchmuck beſonders reichliche Details abgebildet ſind). Die wichtigſten Fortſchritte der kirchlichen Skulptur und Malerei werden, ebenſo wie die zeitweiligen Rückſchritte dieſer Kunſtzweige, durch zweckmäßig gewählte Proben aus faſt allen Jahrhunderten, von der Epoche der Katakomben bis zur neueſten Zeit veranſchaulicht.

Doch hat das Ganze keineswegs bloß als Bilderbuch Wert, vielmehr hält der Zuwachs an Text, den das Buch ſeit 1881 erfahren, dem reichen Vorrat neu hinzugekommener Illuſtrationen weſentlich das Gleichgewicht. Nicht wenige Abſchnitte hat der Herausgeber einer durchgreifenden Neubearbeitung unterzogen und ſo iſt die Darſtellung dem Stande des heutigen kirchenhiſtoriſchen Wiſſens näher gebracht, ohne ſie doch mit ſchwerfällig gelehrtem Apparat zu belaſten. Ganz neu gearbeitet ſind insbeſondere auch die auf die Entwickelung der Kunſt bezüglichen Abſchnitte des Textes, welche der auf dieſem Felde wohlbewanderte Verleger, Hr. O. Beck, beigeſteuert hat. — Für die Darſtellung der Jahrhunderte ſeit der Reformation erſcheint die Zahl der abgebildeten und beſchriebenen Kunſtdenkmäler u. dgl. als eine verhältnismäßig geringere, während dagegen an Porträts wichtiger Perſönlichkeiten, an Fakſimiles kirchlich intereſſanter Dokumente, Titeln berühmter Schriften ꝛc., für dieſe uns näher liegenden Zeiten beträchtlich mehr geboten wird. — Hie und da haben hier Übergriffe ſtattgefunden aus dem ſpezifiſch kirchenhiſtoriſchen Bereich in die Gebiete der weltlichen Litteraturentwickelung, ja der Profangeſchichte — was man ſchwerlich wird tadeln wollen; denn die großen Heroen unſerer Nationallitteratur, ein Goethe, Schiller, Herder ꝛc. haben mit gewiſſen Seiten ihres Wirkens ebenſogut wie die Heldenkönige Friedrich II und Wilhelm I auch den Gang des religiös-kirchlichen Lebens beeinflußt. An ſeltneren Darſtellungen, geeignet zur Gewährung mancher Belehrung und manchen Genuſſes auch für den auf den betreffenden Gebieten Wohlbewanderten, iſt kein Mangel. Dabei iſt die Verteilung des reichen Bildervorrats über den Text in den meiſten Fällen mit Geſchick und ſinniger Überlegung vollzogen worden, in der Weiſe, daß innerlich Verwandtes zuſammengeſtellt erſcheint und mancher wirkſame Kontraſt (wie z. B. bei der Gegenüberſtellung von Friedr. v. Spee und Chr. Thomaſius; von Spener und Löſcher; von Bach und Händel; von Baur und Strauß, Beck und Ritſchl ꝛc.) hervorgebracht wird.

Das Ganze iſt als kirchenhiſtoriſches Bilderwerk von vielſeitigem Wert. Es empfiehlt ſich, auch durch ſeinen keineswegs hohen Preis, ebenſowohl chriſtlichen Familien evangeliſchen Bekenntniſſes zu Geſchenkszwecken, wie Pfarr- und Schulbibliotheken zur Bereicherung ihres Beſtandes von gediegenen Illuſtrationswerken.

Z.



Sprechſtunde. Federzeichnung von Vinc. St. Lerche.

## Urſachen, Wein zu trinken.

Gilles Ménage, der franzöſiſche Poet († 1693), der auch italieniſch und lateiniſch zu dichten verſtand, gibt fünf Urſachen an, um Wein zu trinken:

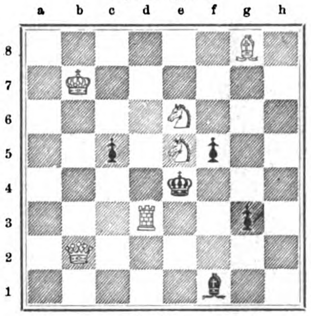
Si bene commemini, causae sunt quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas et quaelibet altera causa,

d. h. zur Begrüßung des Gaſtfreundes, wegen des jetzigen oder des zukünftigen Durſtes, um des guten Weines willen oder aus ſonſt einem Grunde. Hübſch, wenn auch nicht mit derſelben ſchlagenden Kürze, verdolmetſchte Ramler, der Freund Leſſings, die Hexameter:

---

*) Jetziger Titel des Werkes iſt: Kirchengeſchichte für das evangeliſche Haus. Von Friedrich Baum. Zweite Auflage, in vollſtändiger Neubearbeitung herausgegeben von Ch. Geyer. München, Beck. Pr. 11,50 Mk.; in Prachteinband 13,75 Mk.

### Schachaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

### 1. Anagramm mit Buchſtabenergänzung.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Leier | 5. Arbeit | 9. Lawine | 13. Arſen |
| 2. Soden | 6. Amen | 10. Karmel | 14. Norma |
| 3. Rieſa | 7. Verres | 11. Korea | 15. Aras |
| 4. Einbruch | 8. Spiel | 12. Elſter | 16. Wiſcher. |

Aus jedem der obigen Wörter ſoll dadurch ein neues Wort gebildet werden, daß nach Umſtellung der Buchſtaben noch ein neuer Buchſtabe am Schluſſe angefügt wird; z. B. Georg = Roggen. Die neuen Wörter ſind in anderer Ordnung: 1. Ein Frauenname, 2. ein italieniſcher Komponiſt, 3. ein italieniſcher Maler, 4. ein Frauenname, 5. ein Fiſch, 6. ein Feldherr, 7. eine däniſche Stadt, 8. ein deutſches Bad, 9. eine Stadt in Öſterreich, 10. ein Erzeuger der bildenden Kunſt, 11. eine deutſche Stadt, 12. eine den alten Griechen heilige Stätte, 13. ein deutſcher Dichter, 14. ein Fluß in Aſien, 15. ein Teil unſerer Armee und 16. ein altteſtamentlicher männlicher Name.

Iſt alles richtig gefunden, ſo nennen die ergänzten Endbuchſtaben einen deutſchen Komponiſten.

### 2. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den ſechs Wörtern: „Fähre,“ „Erde,“ „Furt,“ „Herder,“ „Ninive,“ „Terz“ ein bekanntes Sprichwort erhalten?

### 3. Zweiſilbige Scharade.

Einſt war ich anderweitig ſchon gar viel geplagt,
Da wurde auch noch Einquartierung angeſagt.
„Wie gern begrüßte patriotiſch ich die Eins,
Hätt' ich dazu nur Zwei! So hab ich leider keins!“ —
„Ei,“ ſagt der Krieger, der beſtellte das Quartier,
„Da weiß ich guten Rat; — leicht iſt zu helfen hier:
Die Eins wird in das Ganze 1 2 umgelegt!“
Dort wird ſie — hoffe ich — nun beſtens auch verpflegt.

Pf. J.

### 4. Wechſelrätſel.

Was nennt einen Vogel mit einem a,
Was nennt einen Fluß mit einem h?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Man trinkt, den frohen Tag zu ehren,
Man trinkt, den jetz'gen Durſt zu ſtillen,
Man trinkt, dem künft'gen vorzukehren,
Man trinkt, des guten Weines wegen,
Man trinkt — ich habe nichts dagegen —
Um jeder andern Urſach' willen.

Matthias Abele von Lilienberg, Mitglied der fruchtbaren Geſellſchaft, wußte noch viel mehr Gründe zum Pokulieren anzuführen. In ſeinen „Seltzamen Gerichtshändeln“ (Nürnberg, 1655) ſagt er: „In summa summarum man trinkt den Wein von Luſt wegen, von Liebe wegen, von Freundſchafft wegen, von Gewohnheit wegen, von Gebrauchs wegen, Ehren wegen, Geſellſchaft wegen, Wohlgeſchmacks wegen“ — und ſo zählt er noch 47 weitere „wegen,“ insgeſamt alſo 55 Gründe des Weintrinkens auf, um ſchließlich auch damit zu enden, daß man „jedermanns wegen“ dem Rebenſafte zuſpreche. Der wackere Matthias Abele dichtete auch ein Lied zu Ehren des Weines, in dem er dem Echo die rühmenden Worte in den Mund legte und dieſe weiter erläutert. Er fragt:

Echo, was gibt der edle Rebenſaft?
Antwort: Krafft!

Krafft und Macht und Herrlichkeit
Dämpfet Hertzensängſtigkeit. —
Was lindert Furcht und Pein?
Antwort: Wein!

Wein nicht weinen macht,
Wer den trinkt, der lacht. —
Was macht der traurig Waſſerfluß?
Antwort: Guß!

Guß, ſo in den Magen fleußt
Und dem Magen Weh eingeußt. C.

## Der Urſprung von Bürgers „Lied vom braven Mann.“

Es gab eine Zeit, wo es einem Dichter als Vorwurf angerechnet wurde, wenn man ihm nachweiſen konnte, daß ſeine Schöpfungen nicht freie Gebilde der Phantaſie, ſondern der Wirklichkeit entlehnt waren. Darüber iſt man heute hinaus, empfindet es vielmehr als einen Vorzug, wenn der Poet „ins volle Menſchenleben“ hineingreift, und zugleich gewährt es uns einen eignen Reiz, die wirklichen Dinge mit ihrer poetiſchen Geſtaltung zu vergleichen. So geſchieht es wahrlich nicht zur Herabſetzung Bürgers, wenn wir hier den Nachweis führen, daß er mit einer ſeiner herrlichſten Dichtungen, dem „Lied vom braven Mann,“ die Umſchreibung eines Berichtes über thatſächliche Vorgänge gegeben hat. Dieſer Bericht und die Handlung der Ballade ſtimmen ſo genau miteinander überein, daß ein Zweifel, ob Bürger jene Erzählung gekannt habe, kaum möglich iſt. Dieſelbe findet ſich in der „Poétique française von Jean François Marmontel, die 1763 erſchien, alſo zu einer Zeit, da Bürger fünfzehn Jahre zählte. In dieſem Buche nun wird die Begebenheit folgendermaßen geſchildert: „Bei einer Überſchwemmung der Etſch wurde die ſteinerne Brücke in Verona fortgeriſſen, ein Pfeiler nach dem anderen. Nur der mittlere Pfeiler war noch erhalten, und auf ihm ſtand ein Haus, in dem ſich eine ganze Familie befand. Vom Ufer aus ſah man die Leute verzweifelt die Hände ringen, ſie hilfeflehend ausbreiten. In dieſem Augenblicke höchſter Gefahr ſetzte der Graf Spolverini einen Preis von 100 Louis für denjenigen aus, welcher zur Rettung der Unglücklichen ſich auf den Strom wagen ſollte. Aber es beſtand die doppelte Gefahr, entweder von den Fluten mit fortgeriſſen oder am Pfeiler zerſchellt zu werden, und keiner unter der ungeheuren Volksmenge wollte das Unternehmen wagen. Da kommt ein Bauersmann des Weges; man ſagt ihm, um was es ſich handelt, und nennt ihm den Preis im Falle des Gelingens. Er beſteigt einen Nachen, gelangt unter angeſtrengtem Rudern glücklich in die Mitte des Stromes und an den Pfeiler und bleibt hier halten, bis alle, Großeltern, Eltern und Kinder an einem Seile in das Boot hinabgelaſſen ſind. „Mut,“ ruft er ihnen zu, „jetzt ſeid ihr gerettet.“ Wiederum rudernd überwindet er alle Hinderniſſe und erreicht das Ufer. Der Graf Spolverini will ihm die Belohnung geben, aber der Bauer erwidert: „Ich verkaufe mein Leben nicht; meine Arbeit reicht hin, mich und die Meinen zu ernähren. Gebt das Geld dieſen armen Leuten; ſie brauchen es nötiger als ich.“ Was iſt aus dieſem trockenen Berichte unter der Hand des Dichters geworden! Ein unſterbliches Lob edler Hochherzigkeit, das durch alle Zeiten forttönt „wie Orgelton und Glockenklang.“ Den Namen des „braven Mannes“ vermochte Bürger, da ihn ſeine Quelle im Stiche ließ, nicht für die Nachwelt zu retten; ſo übte er Gerechtigkeit und ließ auch den Grafen ungenannt. S.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 38.

Bilderrätſel.

Man heizt den Ofen nur, damit er wieder wärme.

1. Zweiſilbige Scharade. Kleeblatt.

2. Rätſel. Verzogen.

3. Umſtellungsaufgabe.

Martin Luther.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | M | a | r | a | t | | | | |
| | | | | u | | | | i | | | | |
| | | | | r | | | | g | | | | |
| | | | | a | | | | e | | | | |
| H | e | c | h | t | i | b | e | r | u | b | e | l |
| a | | | | a | | | | u | | | | a |
| n | | | | b | | | | b | | | | u |
| a | | | | o | | | | e | | | | r |
| U | n | g | a | r | u | b | i | n | o | r | m | a |
| | | | | o | | | | e | | | | |
| | | | | s | | | | l | | | | |
| | | | | s | | | | k | | | | |
| | | | | i | r | e | n | e | | | | |

### Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieſer Nummer ſchließt das dritte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das vierte Quartal (Juli—September 1890) ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

**Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

---

**Inhalt:** Jan Kräfts erſte und letzte Liebe. Schluß. Von Reinhold Werner. — Seeroſen. Nach dem Gemälde von Jahn Ekenaes. — Die Druckluft. Von Hanns von Spielberg. — Anaximenes. Gedicht von Theodor Walther. — Das Ulmer Münſter. Von Julius Hartmann. Mit einem Porträt und fünf Illuſtrationen. — Eine neue Gabe Japans an unſere Gemüſegärten. Von Dr. Edm v. Freyhold. Mit einer Illuſtr. — Familientiſch und Spielecke: Die Poſtwertzeichenausſtellung zu Wien — Eine illuſtrierte Kirchengeſchichte. — Urſachen, Wein zu trinken. — Der Urſprung von Bürgers „Lied vom braven Mann.“ — Sprechſtunde. Federzeichnung von Vinc. St. Lerche.

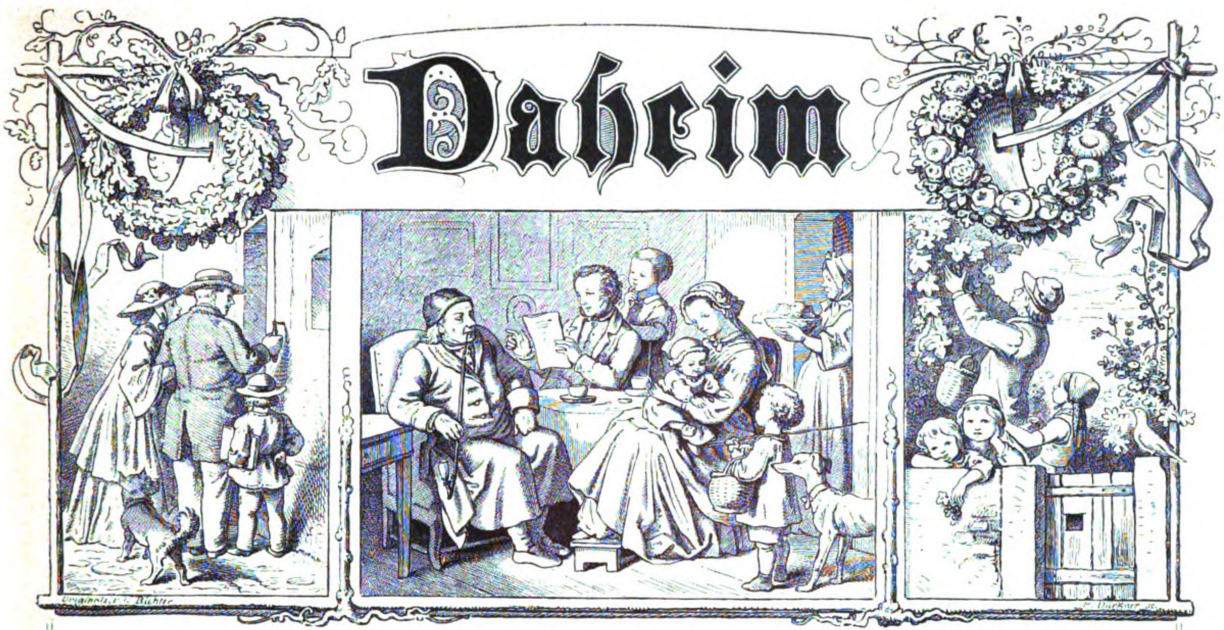
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion in Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Juli 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 40.

## Die rechte Pfarrfrau.

Erzählung von E. Nilas.

(Abdruck verboten.)

Pfingſtſonnabend war's! Nicht ein verregneter, froſtdurchſchauerter, wie er ſo oft die Hoffnungen auf ein frohes Feſt buchſtäblich zu Waſſer werden läßt, ſondern ein milder Maiabend, der nach einem faſt ſommerlich warmen Tage friedvoll herabgeſchwebt war. In Blüten ſtand die Welt, jeder Windhauch duftbeladen, vielſtimmiger Vogelſang aus Buſch und Hecken, und der Himmel überſät mit einer ungezählten Schar kleiner rotangeſtrahlter Wölkchen. Die Sonne ſtand am Rande des Horizonts, ihre letzten Strahlen leuchteten über das Land, über die tauigen Wieſen, durch die Wipfel des Buchwaldes, über die braunen Dächer des Dorfes, hell aufflammend an dem goldenen Kreuz auf der Kirchturmſpitze.

Auch unter dem großen Birnbaum hindurch, der an der Giebelwand des Pfarrhauſes ſtand und tagsüber mit ſeinen blütenſchweren Zweigen das Fenſter dicht überſchattete, ſtahl ſich ein flimmernder Strahl in das ſtille kühle Studierzimmer des jungen Herrn Paſtors und legte einen breiten goldenen Streifen quer über die aufgeſchlagene Bibel und das Pfingſtevangelium.

Der junge Pfarrherr hatte bislang nichts gemerkt von dem ſchönen Maiabend — war's doch die erſte Pfingſtpredigt am hieſigen Orte, die er morgen halten ſollte, denn erſt ſeit Neujahr ſtand er im Amt. Und er hatte ſie geſchrieben aus ſeinem ernſten Geiſt und warmen Herzen heraus und hatte gefeilt und gebeſſert und war mit ſeinen Gedanken himmelweit entfernt von dem eignen Ich und ſeiner nächſten Umgebung. Als aber ſo unverſehens in den kühlen Schatten des Studierſtübchens der Abendſonnenſchein hellglänzend eindrang, ſchrak er empor, ſtrich das dunkle Haar aus der Stirn, hob den Kopf und wandte ihn dem offenen Fenſter zu. Da ſchlug ihm der Frühlingsduft entgegen, ein ſanfter Hauch ſtreute einen Regen weißer Blüten herein, auch ſein Ohr ward aufgethan und vernahm all das Zwitſchern, Flöten und Schlagen der Vögel, und dazu zitterten durch die Luft die erſten Töne der Glocken, die das Feſt einläuteten.

Der Paſtor ſtand auf und trat ans Fenſter. Sein Blick überflog die weiten geſegneten Fluren, auf denen die junge Saat luſtig emporgrünte bis zum Waldſaum, und darüber hinaus blieb er an der fernen Hügelkette hängen, die in goldigem Duft verſchwamm. Da ging ihm das Herz weit auf, der ernſte Sinn, der ihm ſonſt eigen, ſamt Frömmigkeit und Gelehrſamkeit wichen in dieſem Augenblick harmloſer Lebensfreude und einem Gefühl von Jugendmut, das ihn die kräftige Geſtalt höher aufrichten, die breite Bruſt dehnen ließ. Seine Gedanken kehrten von ihrem hohen Flug zurück und wanderten die pappelbeſäumte Landſtraße entlang wie fröhliche Handwerksburſchen, zogen durchs Dorf und kehrten im Pfarrhof ein, froh, daß ſie da ihre Heimſtätte hatten!

Ja, ſo war auch er eingezogen, vor einem halben Jahr nun, aber da hatten Wald und Flur im Winterkleid geſtanden, tiefverſchneit die kleinen Häuſer und der Kirchturm mit weißer Kappe bedeckt. Im klingelnden Schlitten war er herangefahren, während vom grauen Novemberhimmel lautlos die Flocken herabſchwebten, gerade am Vorabend des erſten Advents, um die Probepredigt vor der Pfarrwahl zu halten, denn der junge Paſtor, der die Stelle zwei Jahre innegehabt, war nach der Reſidenz berufen, wohin er auch beſſer paßte mit ſeiner klangvollen Stimme und zündenden Beredſamkeit und dem vornehmen Sichfernhalten von den Bauern und Büdnern ſeiner Gemeinde. Martin Erhard aber war aus anderem Holze: weihevoll wie nie ward's ihm in der kleinen altersbraunen Dorfkirche, und die viereckigen Flachsköpfe ſeiner Bauern heimelten ihn ebenſoſehr an wie die geſunde urwüchſige Dorfjugend auf dem Chor. Er hatte einmal dieſen „Zug zum Niedrigen," wie ſeine Mutter, die ſtolze Frau Rätin, es bisweilen ärgerlich bezeichnet hatte, wenn ihr Älteſter ſowohl beim Spiel in Kittel und Höschen als ſpäter auf Gymnaſium und Univerſität ſo gar kein Verſtändnis für Rangunterſchiede an den Tag gelegt.

Mocht's nun daher kommen, daß Sympathieen gegenſeitig zu ſein pflegen, oder ſagte den Gemeindegliedern ſeine ſchlichte, gerade, mannhafte Weiſe beſonders zu, genug, er ward einſtimmig erwählt und zu Neujahr trat er ſein Amt an. Sein erſtes ſelbſtändiges Amt, denn was wollten die vier Jahre, die er Diakonus in ſeiner Vaterſtadt geweſen, beſagen. Was das für einen thatkräftigen Mann, der mit ganzer Seele in ſeinem Beruf aufgeht, bedeutet, iſt leicht zu denken. Ihm ſchien's ein großes Glück, direkt vom Herrgott ihm zugeſandt und er war aufrichtig beſtrebt, ſeiner Aufgabe gerecht zu werden. Ehe die Oſterglocken verklangen, kannte er beinahe ſchon jedes Glied ſeiner Gemeinde, und hie und da — denn der norddeutſche Bauer iſt ſchwerfällig und erſchließt ſich nur langſam dem Fremden — erſchien auch ſchon einer im Pfarrhof, ſich Rats zu erholen. So war ihm der Winter vergangen in befriedigender Arbeit nach außen und einem behaglichen Stillleben zwiſchen ſeinen Büchern nach innen. Für ſein leibliches Wohl ſorgte eingehend die alte Mine, ein Erbſtück aus dem elterlichen Hauſe, die ihre Laufbahn daſelbſt als ſeine Wärterin angetreten und ſich allmählich und nach verſchiedenen Übergangsſtufen zu ſeiner Haushälterin emporgeſchwungen hatte und ihm mit rührender Treue anhing. Wie geſagt, ſeine Verpflegung war in den beſten Händen, was die geiſtigen Bedürfniſſe indes anbelangt — hm — ja — da genügte die alte Mine doch nicht — unbeſchadet ihrer ſonſtigen Vortrefflichkeit. Natürlich gab's auch Verkehr, mit den Amtsbrüdern der Umgegend, mit dem Oberförſter und dem Gutspächter, aber wie oft war Weg und Steg verſchneit geweſen, daß man keinen Hund hätte hinausjagen mögen. Und zu ſolchen Zeiten, wenn der Schneeſturm ums Haus heult und man einſam rauchend am Ofen ſitzt und ſeinen Gedanken genügend Audienz gegeben, da ſehnt man ſich am meiſten nach Geſellſchaft — und hat keine! Bisweilen war er dann hinausgegangen über den Flur und hatte in die Küche geſchaut — da nickte die alte Mine über ihrem Strickſtrumpf und nahm es gewaltig übel, wenn jemand an ihrer Munterkeit noch ſo beſcheiden zu zweifeln wagte. Nach dem Abendeſſen war ſie nicht ſehr zugänglich, das wußte er von alters her, und es war ihr die Ruhe nach einem Tag voll fleißiger Arbeit auch wohl zu gönnen. Dann wandte er ſich zu Jochen, dem Kutſcher, der bei der Küchenlampe eine alte Zeitung zu ſtudieren pflegte. Er war auch ein Erbſtück von ſeinem Vorvorgänger her und pflegte die drei Paſtoren, deren Beförderung mittels Halbchaiſe und Braunen ihm obgelegen, nach ihren Eigenſchaften zu benennen: „unſ' oll Paſter," „unſ' vornehm Herr Paſter" und „unſ' god Paſter," wobei Martin entſchieden am beſten wegkam. Ja, Jochen war ihm ſehr zugethan, was ihn aber nicht unterhaltender machte. Denn wenn der Paſtor zu ihm trat und das Geſpräch eröffnete: „Na, Jochen, heute iſt wohl grauliches Wetter draußen?", ſo ſah Jochen durchaus keinen Grund ein, an dieſe Bemerkung längere Betrachtungen zu knüpfen.

„Jo, Herr, dorvör is Wintertid," antwortete er philoſophiſch, ſchob den Kautabak in die andere Mundſeite und erwartete ruhig weitere Ausſprüche ſeines Herrn. Redſelig war Jochen ſelbſt in ſeiner Blütezeit niemals geweſen, und es lag nach ſeiner Anſicht kein Grund vor, ſeine Gewohnheiten in dieſem Punkte in vorgerückterem Lebensalter zu ändern. Das ſah auch Herr Martin bald ein, nickte gute Nacht, drückte die Thür ins Schloß und begab ſich wieder in ſein einſames Wohngemach. Während er dann ſaß und rauchte und dem Holzwurme zuhörte, der leiſe im Getäfel pickte, keimte in ſeinen Gedanken — in ſeinen allergeheimſten — allmählich eine neue Vorſtellung empor. Als er ſein Amt angetreten, da hatte er ſich feſt gelobt, ſeiner Gemeinde ein rechter Pfarrherr zu werden, ein Seelſorger in des Wortes beſter und edelſter Bedeutung. Da war's ihm denn ſelbſt klar geworden, und andere hatten ihn laut und leiſe darauf hingewieſen, daß zum rechten Pfarrherrn auch die rechte Pfarrfrau gehöre, eine Gehilfin, die ihm zur Hand gehe, mit mildem Sinn und klugem Wort an ſeiner Seite thätig ſei, allen ein Vorbild, die ihm die Herzen gewinnen helfe durch den ſtillen Wandel ohne Wort. Ja er brauchte ſie, das geſtand er ſich ein, und er wollte ſie auch ſuchen — ein unbehaglich Gefühl überſchlich ihn indes, wenn er ſich dies Traumbild anders als in weiter Ferne vorſtellte, denn der Sympathieen für das weibliche Geſchlecht hatte er nicht viele. In den langen Winterabenden tauchte nun zum erſtenmal der Gedanke in ihm auf, ob es nicht ſchließlich doch ganz erträglich, ja angenehm ſei, wenn in dem leeren Lehnſtuhl ihm gegenüber ein anderes Weſen ſäße, nicht ſolch ſteinerner Gaſt wie der Oberförſter oder ein Schwadroneur wie Amtmann Guſſow, ſondern ein Weſen, das mit leichtem Tritt durch das Zimmer gekommen wäre und nun mit einer Handarbeit in den fleißigen Fingern im Lehnſtuhl ruhte, mit dem er ernſt und eingehend über ſeine Gemeindeglieder und deren Leibes- und Seelennöte reden könne, das mit ſinnigem Wort und ſtets gleicher Sanftmut die Sorge von ſeiner Stirn ſcheuchen würde und in deſſen Nähe er etwas von dem Frieden verſpüren müſſe, der die heiligen Frauen der erſten Chriſtgemeinde umwehte. Wie dieſe Idealgeſtalt ausſehen müßte? Nun, allzu klar war er ſich darüber ſelbſt nicht, wie er überhaupt die ganze Sache nur ſehr behutſam anfaßte, ſo viel indes ſchien ihm doch wünſchenswert: daß ihre Geſtalt hoch und ſchlank, damit ſie zu der ſeinen paſſe und ihr Haar dunkel ſein müſſe — denn Herr Martin war entſchieden gegen alles Blonde — ihr Gang ruhig und ſchwebend, ihre Stimme — —

Hier riſſen des jungen Herrn Paſtors Gedanken plötzlich ab, ſeine Augen hafteten an einem blauen Kleide, das im Nachbargarten aufgetaucht war und ſich dort zwiſchen den Büſchen hin und her bewegte. Das hatte ſchon oftmals in ſeine Gedanken hineingeleuchtet, wenn er ſo wie jetzt am Fenſter ſtand, denn die Inhaberin desſelben, Fräulein Elsbeth von Kannewitz, war ſeine Nachbarin und wohnte mit ihrer Mutter im Pfarrwitwenhauſe. Ihr Vater war einſt ein ſchöner junger Offizier geweſen, der, nachdem er ſein und ſeiner Frau Vermögen leichtſinnig verſchwendet, in allerlei ehrenrührige Händel verwickelt ward und ſich gerade noch rechtzeitig erſchoß, um den Seinen einen unbefleckten Namen zu hinterlaſſen. Außer dieſem freilich auch nichts, die arme Frau blieb mit ihrer kleinen Tochter gänzlich mittellos zurück und mußte im Elternhauſe Zuflucht ſuchen, aus dem man ſie nur ſchweren Herzens und mit düſteren Vorahnungen hatte ziehen laſſen. Dort lebte ſie ſtill zurückgezogen, ſiedelte nach des Vaters Tode mit ihrer Mutter ins Witwenhaus über und als auch dieſe ſtarb und niemand näheren Anſpruch erhob, ward es ihnen vergönnt, gegen eine geringe Mietsſumme dort weiter zu wohnen — ihres Vaters fleißiges Sparen und eine kleine Erbſchaft, die ihnen ſpäter zugefallen, ſetzten ſie in den Stand, hier auf dem Lande einen ganz angenehmen und behaglichen Hausſtand zu führen.

Das Fräulein wandelte im Garten umher, ohne die Augen zu erheben, und trotzdem der Herr Paſtor ſchon in Bereitſchaft ſtand, einen achtungsvollen Gruß hernieder zu ſenden, mußte er ſich doch begnügen, ſie wortlos zu bewundern, wie ſie, hausfräulich angethan, das Schlüſſelbund an der Seite, ein ſchwarzes Schürzchen über dem blauen Kleide, in den Schlängelwegen umherſchritt und einen Pfingſtſtrauß wand. Aber es gelüſtete ihn gerade nach menſchlicher Geſellſchaft, und da zudem der ſchöne Abend ins Freie lockte, ſo ſtieg er hinab, einen Gang durch den Garten zu thun und ein paar freundliche Worte mit Fräulein Elsbeth zu wechſeln.

Dieſe letzte Abſicht in Wirklichkeit umzuſetzen, hielt nicht ſchwer, denn ſo geſchäftig das Fräulein auch umherſchritt und ganz in ihre Beſchäftigung vertieft ſchien, als drüben im Pfarrgarten ein feſter Tritt erſcholl, ſtand ſie ſtill und betrachtete lange und tiefſinnig einen Roſenſtrauch, der dicht neben der niedrigen Steinmauer wuchs. Sie war auch ganz überraſcht, als der Herr Paſtor ihr einen guten Abend bot; ſie hatte ihn bei der Predigt für morgen geglaubt, die ſicher ebenſo ſchön und erbauend ausfallen werde wie immer, daß man ganz der Welt entrückt werde, wenn man ſie höre. Ihre Mama und ſie freuten ſich auch dies Jahr ganz beſonders auf das Feſt — dazu ein ſanfter Aufſchlag der blauen Augen — ſie beabſichtigten auch, es ganz ſtill zu verleben, morgens ſich an der Predigt zu erquicken, am Nachmittag mit einem lehrreichen Buch im Garten zu ſitzen und gegen Abend Alte und Kranke im Dorf zu beſuchen. So plauderte es neben ihm mit der weichſten Stimme, die er je gehört, und wollte es auch ſeinem feinen geſunden Empfinden bisweilen ſcheinen, als ſei es ein bißchen zu viel der Liebenswürdigkeit und Vortrefflichkeit, ſo ward doch jedesmal der Eindruck abgeſchwächt durch einen Blick in ihr hübſches Geſicht, das mit wahrer Taubenunſchuld zu ihm aufblickte. Ihren Strauß in den Händen, den Kopf ſanft geneigt, daß der Abendſonnenſchein ſich in ihrem dunkelglänzenden Scheitel ſpiegelte, ſtand ſie da, das Bild eines züchtigen, hold verſchämten Mägdleins — war's ein Wunder, daß der in bezug auf das ſchöne Geſchlecht ſo wenig mit Erfahrungen ausgeſtattete junge Pfarrherr bisweilen den Gedanken erwog, ob dies wohl die Geahnte, Geſuchte ſein könne? Eigentlich entſprach das Fräulein allem Anſchein nach durchaus ſeinen Anforderungen, ſie war fromm, anſpruchslos, ſanft, demütig, wohlthätig — aber er war einmal ſchwerfälligen Gemüts, das alte Unbehagen wollte ihn anwandeln, wenn er ſich eine Entſcheidung vorſtellte; es hatte ja alles noch Zeit und ſo ſchob er die Frage, ob dies wohl die rechte Pfarrfrau, immer aufs Unbeſtimmte hinaus und beſchränkte ſich nur auf einen freundnachbarlichen Verkehr.

Der Herr Paſtor wäre ſicher nicht wenig überraſcht geweſen, wenn er gewußt, daß ſich noch mehr Leute mit der obenerwähnten Frage beſchäftigten. Während er an der Steinmauer ſtand und Fräulein Elsbeths Geplauder zuhörte, lehnte die alte Mine nachdenklich am Küchenfenſter und ſchaute zu dem jungen Paar hinüber. Fräulein Elsbeth hatte ſich ihr Wohlwollen in beſonderem Maße erworben durch die Gefliſſenheit, mit welcher ſie Mines Bekanntſchaft über die Mauer hinweg geſucht hatte und pflegte, und das wortreiche Lob, welches ſie nie unterließ, der Alten ob ihrer hauswirtſchaftlichen Tüchtigkeit zu ſpenden. So regten ſich auch heute in derſelben nur die freundlichſten Empfindungen beim Anblick der jungen Nachbarin. Über den Hof kam ſchwerfälligen Trittes Jochen, mit einer Tracht Waſſer auf den beiden Schultern, hinter ihm wandelte würdevoll Sultan, der ſchwarz-weiß gefleckte Hofhund.

„Dat ward!“ ſagte Jochen mit ſchlauem Augenblinzeln und wies mit dem Daumen über die Schulter nach dem Garten hin.

„De kann he ſik mintwegen denn ok nehmen,“ meinte Mine gnädig, „unſ' oll Fru Rätin is tworſt 'n beten wähleriſch, äwer vun goden Herkomm is ſe jo un lang un ſchlank un hübſch vun Geſicht, un 'n beten wat mag de Oll'ſch jo ok hebben, denn geht't jo.“

„Na denn man to!“ ſagte Jochen und gab mit dieſen Worten ſeinen feierlichen Konſens zu der etwaigen Heirat.

* * *

Als habe die feierliche Schönheit des jungen Morgens eine Stimme bekommen, ſo wunderſam gedämpft und doch weithin klingend zog der Ton der Pfingſtglocken durch die ſtille Luft. Auf der Dorfſtraße wandelten geputzte Kirchgänger, das Geſangbuch im Arm, empor zu dem maiengeſchmückten Portal der Kirche. Zwiſchen den tauglitzernden Saatfeldern kamen ſie vom Nachbardorf herüber, das hier eingepfarrt war, ſtanden noch ein Weilchen, ſprachen mit dieſem oder jenem, hielten wehmutsvolle Raſt an einem Grabe und verſchwanden dann einer nach dem anderen im kühlen Dämmerlicht des Gotteshauſes. Dann ſtand der junge Paſtor auf der Kanzel und redete in kraftvollen Worten zu ſeiner Gemeinde, von dem Geiſt der Liebe und des Friedens, der ſich heute noch herabſenke wie vor achtzehnhundert Jahren, wenn nur wir Menſchen geneigt ſeien, ihn aufzunehmen und ihm entgegenzukommen mit ſehnſüchtigem und aufrichtig ſuchendem Herzen.

Die Predigt war zu Ende und Martin Erhard verharrte noch im ſtummen Gebet, indes die Orgel gedämpften Tones zu klingen anhub. Als er den Kopf hob und die Bibel nahm, um hinunterzuſteigen, fiel's ihm plötzlich wieder auf, daß heute das Orgelſpiel anders klinge als ſonſt. So zaghaft und leiſe, wie ſonſt der Lehrer, der ein tüchtiger Muſiker war, niemals zu ſpielen pflegte. Und doch, wenn auch nicht von ſo mächtigem Tone, rein und — beſonders beim Zwiſchenſpiel — voll edler Empfindung. Unwillkürlich wandte er den Kopf nach dem Chor — da ſaß ein ſchlankes Mädchen vor dem Inſtrument, den Rücken ihm zugewandt, ſo daß ſein erſtaunter Blick ihn nicht darüber aufzuklären vermochte, ob er den neuen Organiſten kenne oder nicht. Ein wenig Nachdenken wollte ihm die Frage doch erſt machen, als aber die Spielerin jetzt mit einem feinen Übergang zu der Melodie des Schlußgeſanges hinlenkte und die Gemeinde zu ſingen begann, ſchlug er ſich den Gedanken aus dem Sinn, und als er dann aus dem Portal in den Morgenſonnenglanz hinaustrat, war das kleine Ereignis faſt vergeſſen. Ein gut Stück vor ihm wandelte Fräulein Elsbeth mit ihrer Mutter, anzuſchauen wie ein Pfingſtröslein, aber obgleich ſie ihren Schritt immer mehr verlangſamte, ja hier und da an einem Gartenzaun ſtehen blieb, etwas zu betrachten, dabei auch verſtohlen einmal hinter ſich ſchaute, — der Herr Paſtor merkte nichts, der war mit all ſeinen Gedanken bei ſeiner Gemeinde und ſeinem Amt.

In friedvoller Einſamkeit verging ihm der Pfingſttag. Beſuch ſtand nicht zu erwarten, die anderen Geiſtlichen der Umgegend hatten ebenſo wie er zu jeder anderen Zeit mehr Muße als gerade am Feſt, ſeine anderen Bekannten feierten dasſelbe im Familienkreiſe und dahinein gezogen zu werden, war er noch zu fremd. So war er denn einigermaßen überraſcht, als es am Nachmittag an ſeiner Thür klopfte, und etwas enttäuſcht, die Frau des Lehrers eintreten zu ſehen. Dennoch begrüßte er ſie freundlich und bot ihr höflich einen Platz; er mochte die junge Frau, die ſich durch Bildung und angenehmes taktvolles Weſen weit über die Frauen und Töchter der Bauern erhob, wohl leiden.

„Nun, liebe Frau Wegner, was bringen Sie mir?“

„Leider nichts Gutes, Herr Paſtor,“ erwiderte ſie, „mein Mann läßt ſich entſchuldigen, daß er heute ſein Amt verſäumt, er iſt über Nacht krank geworden, wohl ein ſtarker Rheumatismus, er war nicht im ſtande, heute morgen aufzuſtehen.“

„Das thut mir ſehr leid, Frau Wegner. Haben Sie ſchon zum Arzt geſchickt?“

„Gleich heute morgen, Herr Paſtor, aber Doktor Meyer iſt verreiſt, und ſein Vertreter kommt erſt heute abend an. Ich werde Mühe haben, meinen Mann ſo lange im Bett zu halten, er wollte heute morgen abſolut in die Kirche und fügte ſich nur der Unmöglichkeit.“

Der Paſtor lächelte. „Nein, es war beſſer ſo, und er hatte ja auch Vertretung — ſagen Sie doch, Frau Wegner, wer war denn unſer neuer Kantor?“

Auch die junge Frau lachte nun. „Das iſt meines Mannes jüngſte Schweſter Dorothee, die jetzt bei uns zum Beſuch iſt. Mein Schwiegervater hielt ſehr viel von Muſik und hat ſie das Orgelſpielen gelehrt; nun war's ja ganz gut, daß ſie aushelfen konnte.“

Frau Wegner ſtand auf, der Paſtor begleitete ſie bis zur Thür.

„Nun, hoffentlich wird es mit Ihrem Kranken bald beſſer,“ wünſchte er der Abgehenden, „gut, daß gerade Ferien ſind, da kann er ſich in Ruhe erholen. Grüßen Sie ihn herzlich und ſagen Sie ihm, ich würde ihn bald beſuchen.“

Die Thür ſchloß ſich und Paſtor Erhard kehrte zu ſeinem Buch zurück, aber er las nicht, er ſaß und überdachte die Folgen, die eine längere Krankheit des Lehrers nach ſich ziehen würde. Und dann huſchte ein Lächeln über ſein Geſicht, als ihm ſeine Überraſchung heute morgen in der Kirche durch den Sinn flog. Wie alltäglich hatte ſich alles aufgelöſt — die Schweſter ſeines Schulmeiſters — und es war doch ſo ein hübſches poetiſches Bildchen geweſen: die ſchlanke Mädchengeſtalt vor der Orgel, ein verirrter Sonnenſtrahl hatte das krauſe Blondhaar geſtreift, daß der feine Kopf ſich lichtumfloſſen abgehoben hatte von der braunen Holzverkleidung des Chors — ſo geht’s, wenn man ein poetiſch Gemüt hat und die Phantaſie ſehen und hören hilft. — Anderen Tages aber, als die Orgel wiederum ſo gedämpft und leiſe ging, flog doch unwillkürlich ein Blick nach dem Chor, aber heute war die Sonne nicht ſo gefällig, einen verklärenden Schein darüber zu werfen, draußen ſpannte ſich der Himmel regengrau über Wald und Feld, und das Tageslicht, das durch die hohen ſchmalen Kirchenfenſter glitt, war glanzlos wie Zwielicht. — Am Nachmittag aber hellte ſich das Wetter auf, friſch von Oſten wehender Wind blies die dichten Wolken auseinander, ein Stück Himmelblau nach dem anderen lugte hervor, bis endlich die Sonne hindurch brach und ihren Goldglanz herniederſchüttete. Der junge Pfarrherr öffnete weit die Fenſter ſeines Wohnzimmers und ſog mit tiefem Atemzug die friſche Luft ein, die ihm entgegenſchlug. Und ſo lockend erſchien’s ihm draußen, daß er zu Hut und Stock griff, einen Gang ins Freie zu thun. Ums Dorf herum, zwiſchen den naſſen Feldern hin, aus denen kräftiger Erdgeruch aufſtieg, dann an der Kirche hernieder und — ja, da lag das Schulhaus! Es fiel ihm ein, daß er den Kranken hatte beſuchen wollen und ſo ſchwenkte er denn ſeitwärts und trat durch den kleinen wohlgepflegten Vorgarten ins Haus. Auf ſein Klopfen antwortete niemand, er öffnete die Thür zur Wohnſtube — die lag ſtill und ſonnenbeſchienen und war nichts Lebendiges darin als der Kanarienvogel am Fenſter. Deſto mehr Lärm erſcholl von der anderen Seite des Flurs, aus der Schulſtube, lachende, rufende, jubelnde Kinderſtimmen. Er klopfte, aber der Ton ging unter in einem beſonders fröhlichen Ausbruch, und es blieb ihm nichts übrig, als unaufgefordert einzutreten.

Da ſaßen auf Tiſch und Bänken eine ganze Schar Kinder, Jungen und Mädchen, wie ſie ſich aus der Nachbarſchaft zu den vier Schulmeiſterskindern zuſammengefunden haben mochten, am offenen Fenſter aber auf dem Fenſterbrett, die kleinen Füße auf einen Tiſch geſtemmt, ein erwachſenes Mädchen; wie das krauſe blonde Haar verriet, die Orgelſpielerin aus der Kirche. Die ganze Geſellſchaft war beſchäftigt, Seifenblaſen zu machen und ſo vertieft, daß keiner den Eintretenden bemerkte. Das junge Mädchen ſaß, ein Rohrpfeifchen zwiſchen den Lippen und beobachtete geſpannt die große ſchöne Seifenblaſe, die ſie eben aufſteigen ließ und die bei den Kindern jubelndes Entzücken hervorrief.

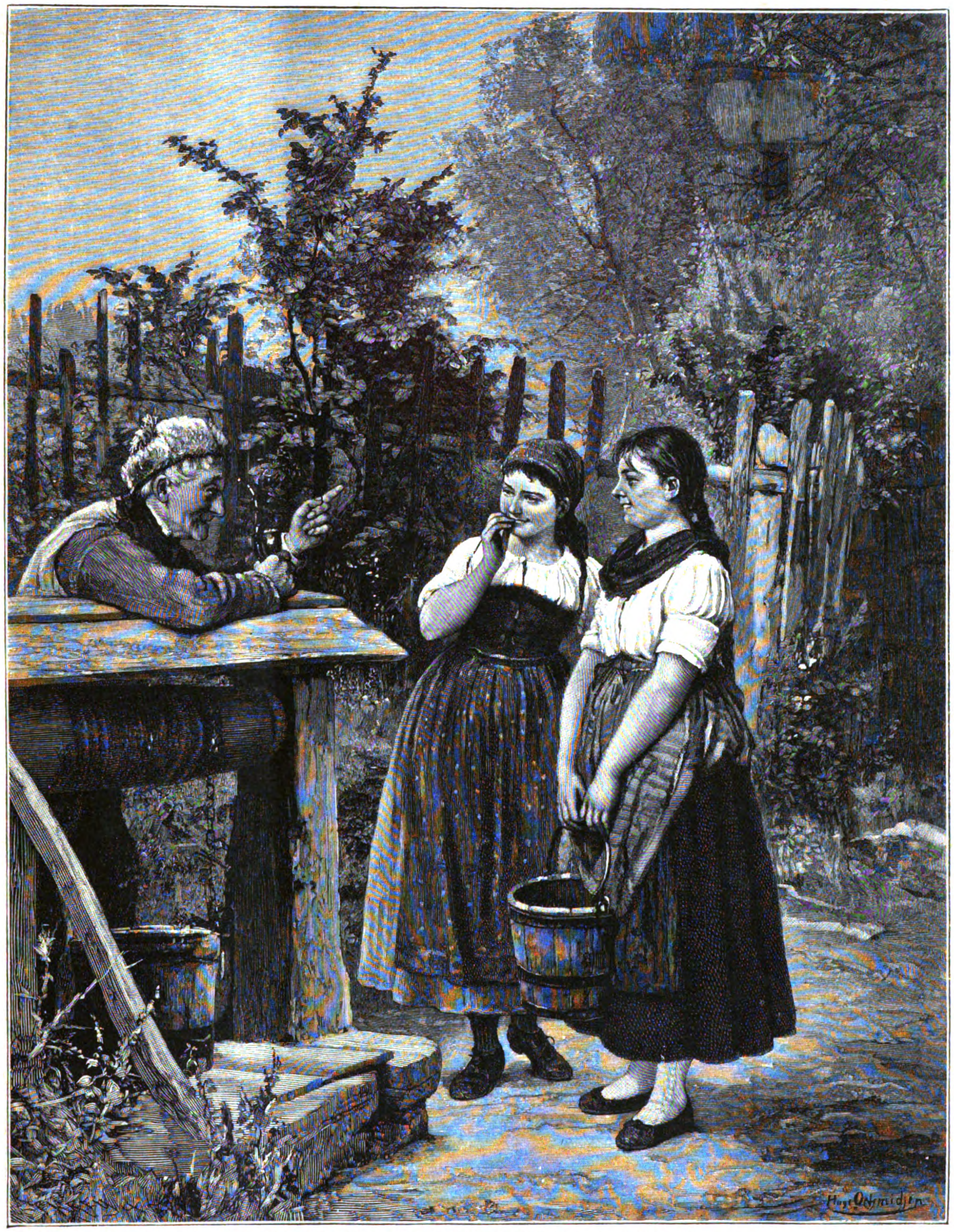
„Kiek mal, wo grot!“ „Ne un wo ſchön ſüht’s ut!“ „Nun laß ſie wegfliegen, Dorothee!“ „Wiſ’ mi dat ok!“ „Nu lat mi mal!“ „Mi ok!“ „Mich auch!“ ſchwirrte es durcheinander.

Ein Schmied. Studie von A. v. Werner. Zu derſelben Figur ſeines Bildes: Kaiſer Wilhelms Ankunft in Saarbrücken.

Da erſah die Verfertigerin dieſer Wunder plötzlich den jungen Paſtor an der Thür ſtehen und lachen — denn das Lachen hatte ihn bei dem luſtigen Bilde unwiderſtehlich angewandelt. Eilig ſprang ſie herunter, ein feines Rot ſtieg in ihr Geſichtchen, ſonſt war kein Zeichen von Verlegenheit und Beſchämung wahrzunehmen, ihre ſchwarzbraunen Augen ſtrahlten ihn vielmehr ganz vergnüglich an, während ſie ſagte:

„Sie haben gewiß ſchon drüben vergeblich geklopft, und wir haben Ihr Kommen auch nicht gehört. Meine Schwägerin iſt mit dem Arzt, der ſoeben gekommen, bei meinem Bruder. Darf ich Sie bitten, einſtweilen im Wohnzimmer Platz zu nehmen.“

Damit öffnete ſie die Thür und ſchritt ihm voran ins Wohnzimmer, ſicher und unbefangen, und ebenſo bot ſie ihm drüben einen Platz, während ſie für ſich einen hochbeinigen Korblehnſtuhl heranzog. — Auf ſeine Frage nach ihrem Bruder erwiderte ſie, daß er viele Schmerzen habe und auch ein wenig fiebere, und ihr Geſichtchen ſah ganz ernſt dabei aus; als er aber das Geſpräch wandte und die Rede auf ihr Orgelſpiel brachte, lachte ſchon wieder der helle Schalk aus ihren Augen. — „Nicht wahr, das war luſtig, dieſer neu hereingeſchneite Organiſt,“ rief ſie übermütig, „ach, und ich hatte ſolche Angſt, ich habe ſo lange nicht geſpielt.“ — „Es ging ganz gut,“ tröſtete der Paſtor ernſthaft, aber ſie ſchüttelte den Kopf: „Nein, ich weiß wohl, ich habe ein paar Schnitzer gemacht, aber ſeit Vaters Tod habe ich keine Orgeltaſte angerührt. Sie wiſſen doch, daß Vater meines Bruders Vorgänger war und ich auch ein unverfälſchtes Rolfshagener Kind bin?“ — Nein, das letztere wußte er nicht, hatte bis geſtern überhaupt von ihrer Exiſtenz keine Ahnung gehabt, ſie aber ſchien anzunehmen, daß er über ihre kleine Perſon völlig unterrichtet ſei, denn ſie fuhr fort, friſch und unbefangen zu plaudern, wie mit einem alten Bekannten. Der Paſtor hörte ihr ſchweigſam zu, halb gleichgültig, halb wider Willen beluſtigt. Er war zeitlebens ein ernſthafter Menſch geweſen, mit einem der Arbeit und dem Studium zugekehrten Sinn und hatte nie viel von der ſogenannten Geſelligkeit gehalten, die ihn in Berührung mit Frauen und jungen Mädchen brachte. Wollte er ſich mal Geiſt und Herz erfriſchen, ſo that’s ein vergnügter Abend bei gutem Wort und kühlem Trunk oder auch eine fröhliche Fußwanderung mit guten Freunden. Infolgedeſſen kannte er wenig junge Mädchen und darunter war ihm ein Menſchenkind wie dies vor ihm ſitzende noch nicht aufgeſtoßen. Ihm mißfiel ihre Unbefangenheit und die Sorgloſigkeit, mit der ſie zu ihm redete, ſo harmlos beides auch war; ihr ganzes Weſen mutete ihn fremdartig an, wie eine ganz neue Spezies der Gattung homo. Doch fühlte er ſich angenehm ruhig neben ihr, und das bewußte Unbehagen blieb gänzlich aus, denn daß ſie niemals auch nur in den weiteſten Kreis derer zu ſtellen ſei, aus denen er ſich dereinſt die gleichgeartete Gattin wählen würde, wußte er auch ohne groß Nachdenken ganz genau. Schon äußerlich glich ſie nicht im entfernteſten ſeinem Frauenideal, ſie war nur klein, kaum mittelgroß, und weit entfernt, ſchwebenden Ganges durchs Zimmer zu wandeln, lief ſie umher wie ein flinkes Eidechschen. Ihr ſchmales zartgefärbtes Geſichtchen — von krauſem Blondhaar überſchattet, das einen merkwürdigen Gegenſatz zu den dunklen Augen bildete — unregelmäßig, durchaus nicht ſchön, nur reizend durch den ewig wechſelnden Ausdruck. Ihre Stimme ein helles Vogelgezwitſcher


Hugo Oehmichen

Der alte Kourmacher. Nach dem Gemälde von Hugo Oehmichen.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtaengl Kunſtverlag, A.-G., München.)

— dieſer Vergleich, den er bei ſich ſelber machte, brachte ihn auf einen anderen. Ein junges harmloſes Kätzchen hatte ſich auf dem Pfarrhof eingefunden und Freundſchaft mit Sultan, dem Gewaltigen, geſchloſſen. Da hatte er — der Paſtor — ſich ſchon manches Mal beluſtigt über das drollige Spielen der Kleinen und die ernſte Würde und ſtille Verachtung, mit der Sultan auf ihr Treiben niederſchaute. Das Bild wollte ihm nicht aus dem Sinn.

Lange blieben ſie indes nicht mehr allein, Frau Wegner erſchien, mit ihr der Arzt, ein ſehr großer, ſehr blonder und ſehr hübſcher Mann. „Ein tüchtiger Hexenſchuß mit etwas Fieber, nicht gefährlich, aber unangenehm,“ lautete die Diagnoſe. Der Paſtor ließ ſich zu dem Kranken führen, der voll Ungeduld in den Kiſſen lag, und als er demſelben genugſam zugeredet, empfahl er ſich raſch und trat den Heimweg an.

„Euer neuer Paſtor gefällt mir gar nicht,“ ſagte Dorothee hinter ihm drein, „iſt er immer ſo würdevoll wie ein Jubelgreis?“

Als der Gegenſtand dieſer ſpitzen Bemerkung quer über die Straße ging — denn Schul- und Pfarrhaus lagen ſich gerade gegenüber, durch den Kirchplatz getrennt — ſah er in der Gaisblattlaube des nachbarlichen Vorgartens Fräulein Elsbeth mit ihrer Mutter, während eine Anzahl größerer Mädchen, die aus der Pforte traten, ihn belehrte, daß die Sonntagsſtrickſchule, die das Fräulein ſeit Neujahr eingerichtet, eben zu Ende. Der Gegenſatz, den dies Bild zu jenem eben geſehenen der ſeifenblaſenden Kinder bildete, ſprang ihm in die Augen und unwillkürlich bog er zum Nachbarhaus hinüber. Ihm war's, als müſſe jetzt gerade dies ruhige ſanfte Antlitz erquicklich anzuſchauen ſein. Aber während er mit den beiden Damen in ruhiger Unterhaltung ſaß, ſchweiften ſeine Gedanken umher und allmählich ward er ſo zerſtreut, daß Fräulein Elsbeths Augen, die ſie ſonſt gern unter den ſchattenden Wimpern barg — was dem ſanft gerundeten Geſicht etwas Madonnenhaftes verlieh — ſich zu öfteren Malen mit verwundertem Blick zu dem Antlitz ihres Gegenüber erhoben. Was zur Folge hatte, daß der Herr Paſtor ſich entſchieden unbehaglich zu fühlen begann und nach einiger Zeit aufſtand, ſich in den Frieden ſeines Studierzimmers zurückzuziehen.

* * *

Das Feſt war vorüber und alles lenkte in die gewohnten Bahnen zurück. Mancherlei, was in den letzten Tagen liegen geblieben war, wollte erledigt ſein, das ſchuf Arbeit in Fülle, und der Herr Paſtor ſaß manche Stunde am Schreibtiſch oder ſchritt rechnend und grübelnd im Zimmer auf und nieder. Zu einer Gartenunterhaltung war's noch nicht wieder gekommen, trotzdem das blaue Kleid nicht eben ſelten an der Mauer entlang geſtrichen, aber Martin Erhard hatte nur einen flüchtigen Blick dafür gehabt, dem kein weiterer Gedanke gefolgt und war wieder an ſeinen Schreibtiſch zurückgetreten. Auch ins Schulhaus zu gehen, hatte er erſt einmal wieder Zeit gefunden, bei welcher Gelegenheit er des jungen Arztes nähere Bekanntſchaft gemacht, der ſich als angehender Verehrer Dorothees erwies. Wenigſtens war er mit großem Aufwand von Witz und Liebenswürdigkeit bemüht, ſie in eine anregende Unterhaltung zu verſtricken, und der Paſtor hatte Mühe, nicht herauszulachen, als er ſah, wie geſchickt ſie bei aller Unbefangenheit die glänzende Beredſamkeit ihres Gegenüber zu parieren und in harmloſeres Fahrwaſſer zu leiten verſtand.

Das war wenig Tage nach dem Feſte geweſen, ſeitdem hatte er das Schulhaus nicht betreten; ſtatt ſeiner war die alte Mine hinübergewandelt, das Befinden des Herrn Lehrers zu erkunden. Sehr zu ihrem Leidweſen, denn die alte Mine ſtand nicht umſonſt ſeit dreißig Jahren in Dienſten ihrer Frau Rätin und war mit der Zeit ſehr exkluſiv geworden und fand es eigentlich viel zu viel Ehre für den Schulmeiſter, daß der Herr Paſtor ſich ſo höflich nach deſſen Wohlergehen erkundigte. Aber ſie ging doch und erhielt ihren Beſcheid von Fräulein Dorothee, die ſich bei der Gelegenheit einer genauen Muſterung unterwerfen mußte, die ebenſowohl ihr zierlich friſiertes Köpfchen, wie ihr elegantes ſpitzenbeſetztes Kleid bis herab zu den Spitzen ihrer Knöpfſtiefel betraf. Das Reſultat derſelben vertraute Mine am Abend ihrem Freunde Jochen an.

„To min Tid,“ ſagte ſie entrüſtet, „güngen de Scholmeiſterdöchter in'n Warprock un hadden ſik nich as de Prinzeſſinnen — dor was noch Ordnung in de Welt!“

Und als Jochen beſcheiden einwenden wollte, „äwer dohn brukt ſe jo ok nix, ſe is jo vun klein up bi ehr Tanten un upwuſſen as'n Fräulein“ — da ſchnitt ſie ihm das Wort ab: „Jochen, du büſt'n Schapskopp! Scholmeiſterdochter blivt Scholmeiſterdochter!“ — Damit ging ſie hinaus, die Thür hinter ſich zuwerfend, daß der Herr Paſtor in ſeiner Studierſtube hoch auffuhr vor Schreck.

Da es ſich nun gerade traf, daß am Nachmittag desſelben Tages Jochen ſeinen Herrn nach dem Filialdorf zu einer Amtshandlung zu fahren hatte, ſo blieb dem letzteren die Urſache des mittäglichen Getöſes nicht verborgen. Er lachte ergötzt über die Anſichten der alten Mine. Mochte Jochen nun dadurch ermutigt annehmen, der Gegenſtand intereſſiere ihn näher, oder war er überhaupt einmal im Zuge — genug, er begann dem Paſtor auseinanderzuſetzen, woher es komme, daß die Schulmeiſtertochter ein ſo feines Fräulein ſei.

„Wat ehr Tanten is, de jüngſt Schweſter vun ehr Mudder, de wir Erzieherin bi den Amtmann in Grünow ſin Kinner. Dortomalen is nu up't Schloß 'n Maler weſt, de den Grafen afmalen ſüll, de hett ſik in de Gouvernant', de jo 'n ganz gewaltig hübſches Mäten weſt ſin ſoll, verlevt und het ſe denn ok richtig nahmen. Kinner hadden ſe nich, dor was blot 'n Sähn vun em, vun de irſt Fru, äwer de was all grot un up de hoge Schol, un wil nu de Fru ehr Schweſter, wat unſ' Scholmeiſterſch wir, 'n ganzen Hümpel vun de Ort had, dunn holten ſe ſik de kleinſt und hebben de as ehr eegen Kind ertrekt un ſälen ja ok gar to veel vun ehr hollen, beſunners de oll Perfeſſer — ſo ſäden ſe jo to em — de nu ok all dodt is, ſall't dahn hebben.“

Das war eine Rede von ungewöhnlicher Länge für Jochen, und damit war ſeine Unterhaltungsgabe für diesmal erſchöpft, er klappte mit der Peitſche und trieb die Braunen zu ſchnellerem Laufe an. (Fortſetzung folgt.)

## Die Strümpfe des Herrn Symmer.

Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Es war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Galvani, der italieniſche Forſcher, hatte ſoeben die Entdeckung gemacht, daß tote Froſchſchenkel unter gewiſſen Umſtänden in lebendige Zuckungen gerieten, und ſowohl in der Welt der Gelehrten wie der Ungelehrten erregte die Froſch-Elektrizität ungeheures Aufſehen. Die Elektrizität war damals ein beliebter Gegenſtand der Forſchung: man hatte die erſten wirkſamen Funkenmaſchinen gebaut, Franklin war es nicht nur gelungen, den Blitz aus den Wolken zu fangen, ſondern der unglückliche Profeſſor Richmann in Petersburg war bereits von dem Strahl erſchlagen, der den vertrauensvoll benutzten Geräten zur Beobachtung der Gewitterwolken entſprang. Wer irgendwie Mittel, Kenntniſſe und Zeit hatte, elektriſierte — denn von der wunderſamen Kraft erwartete man große Dinge auf allen Gebieten des Lebens. Dem Ackerbau und der Gartenkunſt ſollte ſie Dienſte leiſten; man hielt von ihr, daß ſie das Wachstum der Pflanzen befördere, den Duft der Blüten verſtärke, die Frucht vergrößere und mehre, ſelbſt die jungen Küchlein krochen etliche Tage früher aus der Schale, wenn die Eier der geheimnisvollen Wirkung der Elektrizität ausgeſetzt worden waren. So behaupteten und ſchrieben zu jener Zeit achtbare und unbeargwohnte Leute. Wer jedoch weiß, wie gar leicht Selbſttäuſchung die Beobachtungen trübt und die Ungenauigkeit der Beobachtungsweiſe jener Zeit in Anſchlag bringt, wie ſie einmal üblich war, der wird nicht blindlings den Wunderberichten Glauben ſchenken, welche damals im Schwange waren und bis jetzt in älteren Schriften über die Elektrizität aufbewahrt worden ſind. Ganz verkehrt wäre es jedoch, wegen etlicher Mängel und falſcher Deutungen die Aufzeichnungen der Älteren bedingungslos in die Rumpelkammer zu werfen, denn auch ſie hatten einen Blick für die Natur und kamen ſo weit vorwärts, wie die geringen Hilfsmittel geſtatteten. Manche alte Beobachtung iſt ſpäter neu entdeckt und mit großem Geſchrei wiederum bekannt geworden; es iſt nicht hübſch, abſichtlich vergeſſen zu wollen.

Die Reibungselektrizität — um dieſe handelte es ſich ausſchließlich — machte, wie alles Außerordentliche, beweglich veranlagte Perſonen zu Schwärmern, die in ihr ein Univerſalmittel gegen jegliche Art Krankheit erblickten. Es ward auch elektriſch kuriert, daß die Apotheker ſchier fürchteten, um ihr Brot zu kommen, während die Heilberichte der Zeitſchriften allen Leidenden Troſt und Hoffnung brachten, faſt als wenn ein Geheimmittler unſerer Tage bei der Abfaſſung geholfen hätte. Es waren aber beſtklingende Namen wiſſenſchaftlicher Männer, welche die elektriſchen Heilerfolge verbrieften.

Adams verſicherte, in einem Jahre zu Cannes ſiebenunddreißig Wechſelfieber mittelſt Elektrizität geheilt zu haben, Sauvages ſtellte fünfzehn Gelähmte wieder her, Bertholon vertrieb Kopf- und Zahnſchmerz, van Swieten rheumatiſche Krankheiten und Nachtwandlerei, Wesley gab Taubgeborenen das Gehör — alles mit Hilfe der Elektrizität. Eine Perſon, die nach einer ſchweren Krankheit ihre Haare verlor, bekam ſie allmählich durch Elektriſieren wieder. Man erregte bloß mit leichtſchwebender, elektriſch geladener Hand an dem kahlen Kopfe öfters die Empfindung des ſogenannten Spinngewebes. Prieſtley, der engliſche Entdecker des Sauerſtoffes — in Deutſchland erkannte Scheele gleichzeitig denſelben chemiſchen Grundſtoff — bezeugt ausdrücklich die haartreibende Wirkung der Elektrizität auf kahlgewordenen Stellen.

Als jedoch ein Halbjahrzehnt ins Land gegangen, der Reiz der Neuheit ſchwach und das Gewand des Wunderbaren alltäglich und ſchäbig geworden war, verkehrte ſich die Begeiſterung der öffentlichen Meinung nicht nur in Gleichgültigkeit, ſondern ſogar in Unduldſamkeit. Selbſt die Beſonnenen ließen ſich mit hinreißen und die Reibungselektrizität verlor raſch fallend ihr Anſehen als Heilmittel. Erſt in der Neuzeit iſt ſie mediziniſch wieder ein wenig zu Ehren gelangt, nachdem ſie auf allen Gebieten von der Berührungselektrizität — dem Galvanismus — übertrumpft worden.

Als man bereits ein wenig an der Allerweltsnützlichkeit der Kraft zu zweifeln begann, welche aus Harz und Glas hervorgerieben wurde, verbreiteten Fachbüchlein und Tagesſchriften die neue Zeitung von der jüngſt entdeckten Froſchelektrizität des Galvani. Etliche Gelehrte ſetzten ſich ſofort an den Schreibtiſch und bewieſen, ohne auch nur einen einzigen der Verſuche nachgeprüft zu haben, daß Herrn Galvanis Experimente lächerlicher Unſinn ſeien, andere dagegen faßten friſchen Mut und erhofften von der neuen Gattung der Elektrizität neue Mirakel. Von der „tieriſchen“ Elektrizität verſprach man ſich viel; erſt nach etwa ſiebzehn Jahren gelang es dem Phyſiker Volta unumſtößlich feſtzuſtellen, daß die Elektrizität, welche die Froſchſchenkel in Zuckungen verſetzte, nicht von dem Froſchbeine ausging, ſondern durch die Zuſammenwirkung zweier Metalle und eines ſogenannten Leiters erzeugt werde. Dieſe richtige Anſchauung bildet den Grund aller der großen Künſte, welche die Elektrizität jetzo ausführt, als da ſind: Fernſchreiben, Fernſprechen, Kraftübertragen, Leuchten, Scheiden und Einigen, Löten, Färben und Bleichen und was erfinderiſche Köpfe ihr ſonſt noch zumuten.

Vorher aber ſuchte man die Elektrizität in dem Tiere, in dieſem Falle im Froſche, und dieſer Irrtum war mit daran ſchuld, daß Mesmer zur Erklärung ſeiner eigentümlichen Heilerfolge als Seitenſtück den tieriſchen Magnetismus erdachte, während nach jetzigen Anſichten der Hypnotismus beſſer hierzu paßt.

Da Galvani und mit ihm die größere Zahl der Gelehrten von falſcher Anſchauung abgehalten wurden, den Grundverſuch ſchlußgerecht weiter zu entwickeln — der zuckende Froſchmuskel gab erſt viel ſpäter den Anſtoß zu den Maſchinen, welche in unſere Säle die Goldflut des Glühlichtes kabeln und in die Laternen der Leuchttürme den Strom für das glänzende Nachtgeſtirn des Bogenlichtes — ſchien es, als wollte die Elektrizität ſich noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts überleben oder wenigſtens in jener angeborenen Greiſenhaftigkeit verharren, wie ſie der Luftſchiffahrt von jeher anhaftet. Mit großem Jubel ward daher eine neue Elektrizität begrüßt, die wieder einiges Leben brachte: es war dies die merkwürdige Strumpfelektrizität, und Herr Symmer war ihr glücklicher Entdecker. Die Sache verhielt ſich folgendermaßen:

Herr Symmer trug gewöhnlich zwei Paar ſeidene Strümpfe, ein Paar weiße und ein Paar ſchwarze und zwar derart, daß er, je nach Witterung, Sauberkeit der Wege und geſellſchaftlichen Verhältniſſen entweder die weißen über die ſchwarzen zog oder umgekehrt. Hieraus geht hervor, daß Herr Symmer ein praktiſcher Mann war, der mit den Fröhlichen weißſtrumpfig, mit den Trauernden ſchwarzſtrumpfig ſein konnte, an den Beinen jedoch leicht fror. Nähere Einzelheiten ſind nicht erhältlich, da Herrn Symmers Biographie ſich weder in England noch hier auftreiben ließ. Selbſtverſtändlich jedoch war er ein Forſcher, ſchlecht und recht ſeiner Zeit entſprechend, wie der Leſer ſogleich ſehen wird.

Wenn Herr Symmer nämlich die Strümpfe zugleich auszog, ſo bemerkte er kein Zeichen von Elektrizität, wenn er jedoch den ſchwarzen Strumpf vom weißen abzog, hörte er ein kniſterndes Geräuſch und ſah im Dunkeln Feuerfunken zwiſchen beiden Strümpfen. Wollte er die Erſcheinung lebhafter machen, dann durfte er nur mit ſeiner Hand einige Male ſtreichend über den Fuß fahren.

Getrennt und in einiger Entfernung voneinander gehalten zeigten ſich beide Strümpfe elektriſch geladen und zwar war der weiße poſitiv, der ſchwarze negativ, doch waren ſie ſo aufgeblaſen, daß ſie die ganze Form des Fußes behielten. Die beiden weißen oder ſchwarzen einander genähert ſtießen ſich ab, wie es gleichnamigen Elektrizitäten geziemt, Weiß und Schwarz zog ſich gegenſeitig an: genug, Herr Symmer konnte mit ſeinen ſeidenen Strümpfen die herrlichſten elektriſchen Beluſtigungen anſtellen. Auch fand er, daß neu gewaſchene, geſchwefelte ſeidene Strümpfe, mit den rauhen Seiten ineinander geſteckt, alle elektriſchen Erſcheinungen, wie ſie überhaupt mit Strümpfen zu erzielen ſind, ganz beſonders lebhaft und kräftig auftreten laſſen.

Aber auch die Strumpfelektrizität ward vergeſſen; nur in den vergilbten Schriften jener Zeit lieſt von ihr, wer Neigung für ruhige Rückbetrachtung hat, um zu ſehen, wie fluggeſchwind unſere Art zu leben geworden iſt.

War denn wirklich alles Katzengold, was ehrenwertes Beſtreben früher ſchürfte? Ich will von den Gedanken abſehen, die, aus der Zeit auf das Ewige gerichtet, wohl ihre Form, nie aber ihren Goldwert einbüßen können und mich auf die ſogenannten exakten Forſchungen beſchränken. Von dieſen bin ich der Meinung, daß die Alten lange nicht ſo einfältig waren, wie die Jüngſten gern annehmen. Sie hatten helle Augen, unverdorben durch vieles Zeitungsleſen, und ſahen die Natur auf ihre Weiſe an. Waren ihre Theorieen falſch, wer weiß, welch Kindergeſpött nach hundert Jahren mit den heute herrſchenden getrieben wird. Hat doch ſchon manche ſtolze Hypotheſe nicht länger gelebt als ein Schneemann.

Die ſeidenen Strümpfe wurden unmodern, und mit ihnen ward der Gegenſtand ſeltener, an dem Herrn Symmers Verſuche wiederholt werden konnten, die nicht immer in gleicher Sichtlichkeit gelangen. Wenn auch Herr Symmer die Seide durch Streichen mit der Hand in erhöhten elektriſchen Zuſtand verſetzte, ſo konnten andere ihm dies nicht mit demſelben Erfolge nachmachen: teils war die Luft nicht trocken genug, mitunter die Hand zu feucht, zuweilen die Seide mangelhaft, es mag aber auch geweſen ſein, daß Herr Symmer ein elektriſcher Menſch war. Es gibt nämlich Perſonen, die ſich ähnlich wie eine Elektriſiermaſchine verhalten und ſowohl ſich, wie geeignete Gegenſtände mit verhältnismäßig großen Elektrizitätsmengen laden.

Eine elektriſche Dame wurde drei Jahre hindurch von dem franzöſiſchen Arzte Dr. Ch. Féré behandelt. Die hochgradig nervöſe und an Eßunluſt leidende Kranke nahm ſchon als junges Mädchen wahr, daß in ihren Haaren bisweilen ein mehr oder minder ſtarkes Kniſtern entſtand und daß in der Dunkelheit deutlich ſichtbare Funken hinausſprangen. Dieſe Erſcheinung zeigte ſich ſpäter in verſtärktem Maße und iſt ſeit zehn Jahren faſt beſtändig vorhanden. Sie bleibt aus bei feuchtem Wetter und bei Südwinden. Die Finger der Dame ziehen leichte Körper wie Papierſtückchen an. Die Haare geben bei Berührung mit dem Kamme nicht nur Funken, ſondern bereiten auch alle mögliche Schwierigkeiten wegen ihres Beſtrebens ſich aufzurichten und ſich voneinander zu entfernen. Berührt Wäſche die Haut, ſo entſteht ein leuchtendes Kniſtern und die Kleidungsſtücke haften dem Körper ſo feſt an, daß ſie die Bewegung hindern. Wenn die Dame einen wollenen Stoff oder eine über einen Holzſtuhl ausgebreitete Serviette einige Male mit ihren beiden Händen ſtreicht, ſo haftet der mit Elektrizität geladene Gegenſtand dem Stuhle feſt an und man kann aus ihm Funken von einem Centimeter ziehen.

Dieſe anſcheinend regelwidrige Erzeugung von Elektrizität wechſelt. Es entſtehen ſtärkere Entladungen infolge von heftigen Gemütsbewegungen. Nach Anhören von Muſik macht ſich das Kniſtern am ganzen Körper mit einem unangenehmen Gefühl von Prickeln in den Beinen bemerkbar. Wetterveränderungen werden zuweilen ſchon einige Tage vorher empfunden; wenn bei feuchter Atmoſphäre die Spannung abnimmt, ſtellt ſich ein Zuſtand von allgemeiner Erſchlaffung ein.

Den krankhaften Zuſtand ſeiner Patientin beſſerte Dr. Féré durch elektriſche Bäder, da er annahm, daß die Krankheitserſcheinungen in einem außergewöhnlichen Verluſte von Elektrizität zu ſuchen ſeien. Der günſtige Erfolg beſtätigte die Richtigkeit der Anſicht.

Die elektriſche Dame war ſehr mager, blutarm und beſaß eine auffallend trockene Haut. Wie Herr Symmer ſich befand, wiſſen wir nicht, aber man kann aus den doppelten Strümpfen, die er ſich anthat, ſchließen, daß er ebenfalls mager war und gegen Kälte denſelben Abſcheu hegte, wie Blutarme pflegen. Es iſt daher nicht unmöglich, daß er auch in elektriſcher Beziehung mit jener Dame übereinſtimmte.

In trockenen Gegenden kommen ähnliche Erſcheinungen ohne krankhafte Veränderungen des menſchlichen Körpers vor. Der nüchterne und in allen ſeinen Angaben zuverläſſige Livingſtone erzählt, daß in Südafrika, wenn zur Zeit der trockenen Jahreszeit der Wind über die heiße Kalaharywüſte weht, die Luft derart elektriſch wird, daß ein Bündel Straußenfedern, die man dem Winde wenige Sekunden entgegenhält, ſich ſo ſehr mit Elektrizität ladet, als wenn es an einer kräftigen Elektriſiermaſchine angebracht wäre. Bei der geringſten Bewegung einer Perſon fahren elektriſche Funken aus ihr hervor und wo das Gewand nur eine unbeträchtliche Reibung erleidet, beginnt es zu leuchten.

Wie vorhin erwähnt, wurde die Strumpfelektrizität der Vergeſſenheit überliefert wie ſo manches andere, und doch wäre es gut geweſen, ſie im Gedächtniſſe aufzubewahren; erſt neuzeitlich iſt man durch Schaden gewitzigt, darauf zurückgebracht.

Zu Herrn Symmers Zeiten trug man ſeidene Strümpfe, hatte aber keine chemiſchen Waſchanſtalten. Jetzt ſind ſeidene Strümpfe aus der Mode, dagegen ſtehen Waſchanſtalten in Blüte, welche das Zeug trocken reinigen, d. h. es ohne näſſendes Waſſer in Benzin waſchen.

Benzin iſt eine leicht feuerfangende Flüſſigkeit; man ſorgt in den Waſchanſtalten dafür, daß ſelbſt die Benzindünſte freie Flammen nicht erreichen können. Trotzdem entzündet ſich das Benzin zuweilen.

In einer Schweizer Waſchanſtalt fand am 19. Februar 1887 die Entzündung von Benzin in einer dicht verſchloſſenen Waſchmaſchine während des Betriebes ſtatt.

Die Maſchine beſteht aus einem länglichen hölzernen Kaſten, welcher inwendig mit Zinkblech ausgeſchlagen iſt. Im Innern der Maſchine befindet ſich eine aus hölzernen Latten zuſammengeſetzte Trommel in wagerechter Lage, welche um ihre Achſe drehbar, außerhalb der Maſchine in Bewegung geſetzt wird. Die Trommel iſt mit eiſernen Bändern umſchlagen, welche die Latten zuſammenhalten. In derſelben werden die Gegenſtände mittelſt Benzin gereinigt. Da ſich nun Benzin in ruhendem Zuſtande unmöglich von ſelbſt entzünden kann, iſt anzunehmen, daß die Wollſtoffe durch längere Reibung Elektrizität erzeugten. Da ferner Benzin ein ſchlechter elektriſcher Leiter iſt, ſo kann ſich eine gewiſſe Menge Elektrizität aufſpeichern und bei Berührung der Metalle ſich dieſen mitteilen. Die eiſernen Haſpel haben ſowohl wie der Haſpel ſelber während des Betriebes eine gewiſſe Reibung mit dem Benzin zu beſtehen und es iſt auch hierdurch eine elektriſche Erregung nicht ausgeſchloſſen.

Wenn ſich zwei Körper mit ungleichnamiger Elektrizität erregt haben, entſteht eine gewiſſe Spannung, welche unter Umſtänden ſo ſtark werden kann, daß ein elektriſcher Funke entſpringt. Iſt das Benzingas der Maſchine genügend mit Luft gemiſcht, ſo kann durch einen elektriſchen Funken eine Entzündung ſtattfinden. Wie erwähnt, befanden ſich an der Trommel eiſerne Bänder. Dieſe letzteren wurden erſt vor kurzem angebracht, weil die Maſchine flickbedürftig war, es iſt deshalb anzunehmen, daß ſie als Elektrizitätsſammler wirkten.

Es iſt dies um ſo eher anzunehmen, als die gleiche Maſchine ſeit zehn Jahren faſt täglich gebraucht wurde, ohne daß die geringſte Störung vorkam.

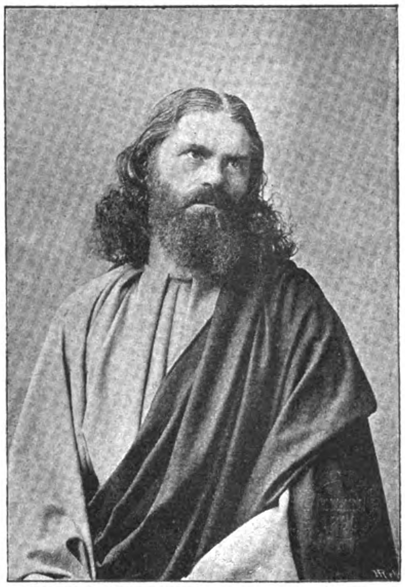
In einer großen Anſtalt bei Berlin entzündete ſich zweimal das Benzin der Spülgefäße, jedesmal beim Spülen weißer wollener Tücher.

In einer anderen chemiſchen Wäſcherei entzündete ſich das Benzin beim Spülen eines Wollkleides. Es wurde das Kleid in einem offenen Bottich in Benzin geſpült, nachdem es zuvor in der Waſchmaſchine mit Benzin gewaſchen worden war. Während noch geſpült wurde, erfolgte plötzlich ein ſchwacher Knall und ſofort ſtand der ganze Bottich mit Umgebung in Flammen. Auch bei dem Eintauchen in Benzin geriet ein Wollenkleid plötzlich in Brand.

Durch dieſe Unglücksfälle wurde die Aufmerkſamkeit lebhaft auf die Elektrizität gelenkt, welche unabſichtlich durch Wolle und Seide entſteht, und ſiehe da, man fand wie einen verlorenen Groſchen dieſelben Erſcheinungen wieder, welche Herr Symmer an ſeinen Strümpfen ſtudiert hatte. Es ergab ſich, daß friſch geſchwefelte Ware leichter elektriſch erregbar iſt, als ungeſchwefelte, daß farbige Stoffe auf weiße wirken wie der ſchwarze Strumpf auf den weißen, daß langes Bürſten und Streichen ſo Seide wie Wolle ſtark kniſtern macht. Für gewöhnlich wird der alſo erhaltene elektriſche Funke keinen Schaden anrichten; ſobald jedoch das feuerfangende Benzin dabei im Spiele iſt, wird die Sache gefährlich. Die Brände in den chemiſchen Wäſchereien beweiſen das, ebenſo wie die Vorſicht, die metallenen Spülgefäße leitend mit der Erde zu verbinden, um elektriſche Brände zu verhüten.

Ob bei der Anwendung des Benzins zu häuslicher Fleckenreinigung elektriſche Zündungen vorkommen, iſt nicht bekannt, wohl aber ſind Brandſtiftungen dadurch entſtanden, daß trotz aller Warnungen in der Nähe von Licht- und Lampenflammen mit Benzin hantiert wurde.

Beobachtungen aus der täglichen Praxis über etwaige elektriſche Benzinentzündungen beim Reinigen von Wolle und Seide würden wiſſenswert und nutzbringend ſein und für unſere Zeit nicht minder wichtig wie damals — die Strümpfe des Herrn Symmer.

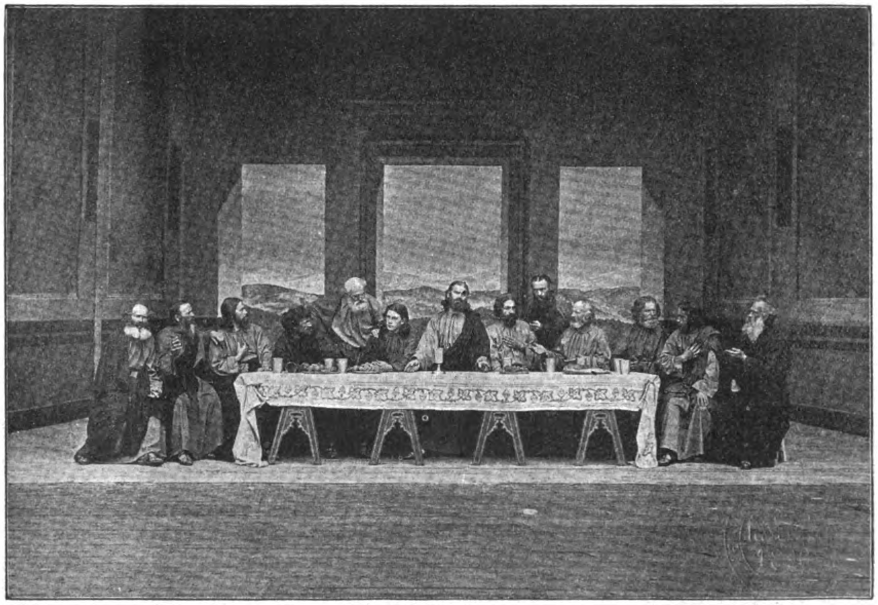


Der Chriſtus des Oberammergauer Paſſionsſpieles (Joſef Maier).
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photogr. Aufnahme von C. Stockmann.)

## Das Oberammergauer Paſſionsſpiel.

Von Bernhard Rogge. (Abdruck verboten.)

Wer das Oberammergauer Paſſionsſpiel auf dem früheren von den Dorfbewohnern ſelbſt hergeſtellten Bühnenraum geſehen hat mit ſeinen in Stubenmalerweiſe bemalten Kouliſſen und ſzeniſchen Hintergründen, der wird überraſcht ſein durch die völlig neue und glänzende Geſtalt, welche die Schaubühne durch den für die diesjährigen Aufführungen vorgenommenen Neubau des Theaters gewonnen hat. Zwar iſt die alte Bühneneinrichtung, wie ſie Eduard Devrient ſeiner Zeit eingehend geſchildert hat, in ihren Grundzügen erhalten geblieben. Den Kern des Bühnenraumes bildet auch jetzt wie früher ein großer Mittelbau in der Form eines griechiſchen Tempels mit korinthiſchen Säulen. Nur iſt derſelbe weſentlich vergrößert worden und hat bei einer Breite von achtzehn eine Tiefe von ſechzehn Metern. Das Giebelfeld des Tempels, das bei der früheren Schaubühne von einem Oberammergauer Maler mit den Sinnbildern des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung geſchmückt war und das gerade dadurch der Paſſionsbühne ein eigentümliches lokales Gepräge gab, ziert jetzt ein ſchönes Freskogemälde, das Chriſtum als den Helfer der Mühſeligen und Beladenen darſtellt. Der Vorhang, der wagerecht in zwei Hälften ſich teilt, ſo daß bei ſeiner Öffnung die eine Hälfte ſteigt, die andere verſinkt, trägt in der Mitte eine Nachbildung des Moſes von Michel Angelo, rechts und links die Bilder des Jeſaias und Jeremias. Ein zweiter Vorhang hinter demſelben aus altem byzantiniſchem Stoff öffnet ſich gardinenartig, wenn die lebenden Bilder gezeigt werden. Durch ein Glasdach wird die Mittelbühne mit Oberlicht verſorgt. Zu beiden Seiten derſelben ſind in leichtem Bogenſchwunge nach dem Zuſchauer hin Stadtthore im römiſchen Stil angebracht, die einen Einblick in Straßen Jeruſalems gewähren, in deren Häuſern mit geſchichtlicher Treue die in Chriſti Tagen übliche Bauart nachgeahmt iſt. Den Hintergrund der plaſtiſch gemalten Straßenflucht bildet das Almengrün der Ammergauer Berge. Als vorſpringende Eckhäuſer dieſer Straßen von Jeruſalem gedacht, liegen zur Rechten und zur Linken der Thorbogen die Paläſte des Hohenprieſters Hannas und des Landpflegers Pontius Pilatus, beide mit Freitreppen verſehen, die zu Vorhallen hinaufführen, in denen ſich die Szenen der Paſſionsgeſchichte teilweiſe abſpielen. Vor der Mittelbühne mit ihren Seitenbauten liegt eine die ganze Breite des Theaters einnehmende Vorbühne, im mittelalterlichen Paſſionsſpiele die „Brücke“ genannt, welche wieder zur Rechten und zur Linken von ſchmucken Säulenhallen in griechiſchem Stile abgeſchloſſen wird. Dieſe Vorbühne, deren „imponierende Breite“ Devrient auf 60 Fuß ſchätzte, hat jetzt eine ſolche von 42 Metern bei einer Tiefe von 18 Metern. Aus dieſen Säulenhallen tritt vor dem Beginne jeder einzelnen Handlung der Paſſionsgeſchichte der Chor der Schutzgeiſter heraus, um dann vor der Mittelbühne Aufſtellung zu nehmen und die den einzelnen Handlungen vorausgehenden der altteſtamentlichen Geſchichte entnommenen „Vorbilder“ mit Prolog und Geſang erklärend einzuleiten. Zugleich dient die Vorbühne, die immer offen daliegt, zur Entfaltung der größeren Volksſzenen, bei denen, wie beim Einzug Jeſu in Jeruſalem, bei der Zuſammenrottung des Volkes vor dem Hauſe des Pilatus, bei der Hinausführung Chriſti zur Kreuzigung, eine manchmal nach Hunderten zählende Menge die Vorderbühne ebenſo wie die Mittelbühne mit ihren Seitenteilen anfüllt. Es entſteht dann der Eindruck eines weiten Platzes in Jeruſalem mit öffentlichen Bauten, in den zwei Straßen münden. Mit peinlicher Beobachtung des maleriſchen Eindrucks iſt die künſt-



Das h. Abendmahl.
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photographiſchen Aufnahme von Carl Stockmann.)

leriſche Ausſchmückung der Baulichkeiten, welche die Vorderbühne umſchließen, hergeſtellt. Alles iſt in hellem Marmor gedacht, der mit dunkleren Platten ausgelegt iſt, alles abwechſelungsreich in Farbe und Form geſtaltet. In den Bogen der Gaſſenüberwölbungen befinden ſich kleinere, auf den Paläſten des Hannas und Pilatus größere Statuen, dem Charakter des betreffenden Palaſtes entſprechend, die Häuſerreihen der Straßen ſind entgegen der hellen, bunt abgetönten Färbung dieſer Frontanſichten dunkel bräunlich gehalten; entſprechende Helligkeit wird dort von der ſchönen wirklichen Natur beſorgt. Die Mittelbühne dient vor allem zur Darſtellung der erwähnten lebenden Bilder, die als Vorbilder den einzelnen Handlungen vorausgehen, ſowie zur Aufführung derjenigen Szenen, welche ſich, wie die Verhandlungen des Hohen Rates, das Gaſtmahl in Bethanien, die Einſetzung des heiligen Abendmahles und die Fußwaſchung in geſchloſſenen Räumen vollziehen. (Vergl. die Kreuztragung auf Seite 636.) Für den Szenenwechſel iſt die Mittelbühne von dem Obermaſchinenmeiſter der königlichen Theater zu München, Carl Lautenſchläger, der den geſamten Bühnenbau geleitet hat, mit allen Mitteln moderner Bühnentechnik, ſo u. a. auch mit einer allen Anforderungen eines hauptſtädtiſchen Theaters entſprechenden Einrichtung für den ſchnellen Wechſel der Kouliſſen verſehen worden. Die neuen Dekorationen der Bühne ſind aus der Wiener Werkſtatt des Theatermalers Burkhardt hervorgegangen, und, ſoweit es möglich war, nach photographiſchen Aufnahmen der Örtlichkeiten gemalt, an welchen die betreffenden bibliſchen Ereigniſſe ſich zutrugen, ſo daß ſich vor dem Zuſchauer Landſchaftsbilder aus Paläſtina, Ägypten, der Sinaihalbinſel, der Wüſte entfalten, welche an die Doréſche Bibel erinnern.

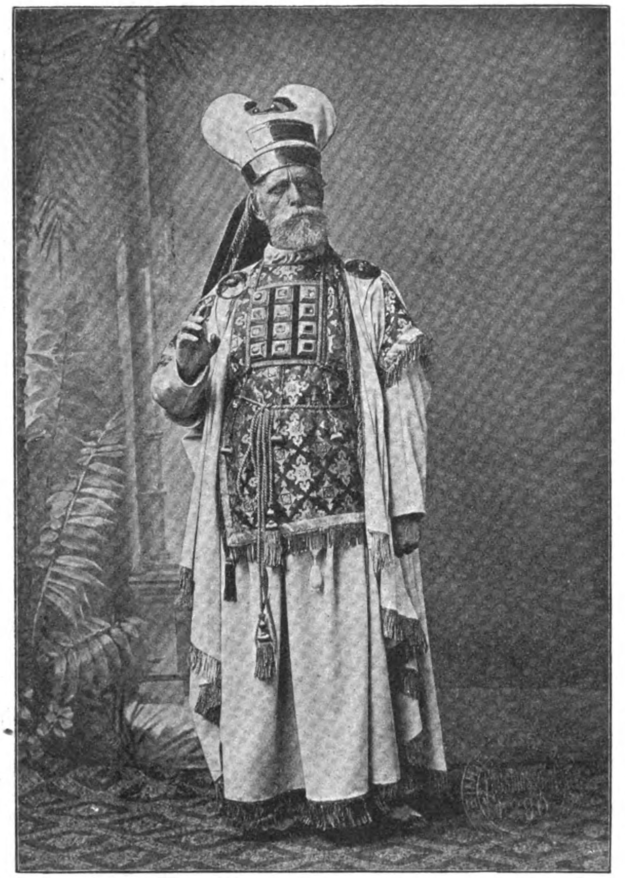
An der geſamten Einteilung, dem Verlaufe und dem Texte des Spieles ſelbſt ſind nur ſehr unerhebliche Veränderungen vorgenommen worden. Das Paſſionsſpiel wird auch heute noch trotz der modernen Umgeſtaltung des Schauplatzes mit dem altherkömmlichen Titel angekündigt: „Das große Verſöhnungsopfer auf Golgatha oder die Leidens- und Todesgeſchichte Jeſu. Nach den vier Evangeliſten mit vorbildlichen Darſtellungen aus dem alten Bunde zur Erbauung und Betrachtung.“ Nach wie vor gliedert ſich dasſelbe in drei Hauptabteilungen mit ſiebzehn Vorſtellungen. Jede Vorſtellung oder Handlung wird durch das Auftreten des Chores eingeleitet, der in recitierenden Geſängen, in welchen Solopartieen mit gemeinſamem Chorgeſang abwechſeln, auf die nachfolgende Handlung und das ihr entſprechende Vorbild aus dem alten Teſtamente hinweiſt. Er beſtand früher aus dem Chorführer und je neun männlichen und neun weiblichen Mitgliedern. Nach der Vergrößerung der Bühne hat auch der Chor eine Erweiterung erfahren. Es ſind jetzt je zwölf männliche und zwölf weibliche „Schutzgeiſter,“ die mit gemeſſenen Schritten rechts und links aus den Säulenhallen des Chores hervorſchreiten, alle in phantaſtiſche, an das griechiſche Koſtüm erinnernde Prachtgewänder gekleidet, mit blinkenden Diademen auf den Stirnen, die weiblichen mit aufgelöſtem lang herabhängendem Haar, mit dem manchmal der Wind ſchonungslos ſein Spiel treibt. Sowohl die Zuſammenſtellung der Farben der Gewänder als die Abwechſelung der Geſten iſt auf den maleriſchen Eindruck berechnet. In einem leichten Bogen füllt der Chor die Spannweite von einer Säulenhalle zur anderen aus; an den Flügeln die zartfarbig gekleideten Jungfrauen, in der Mitte die Männer, aus deren kräftigeren Gewänderfarben ſich nach rechts und links die Farben immer duftiger zu verhauchen ſcheinen. In ihren byzantiniſch ſteifen Stellungen gleichen die Perſonen des Chores lebendigen Kopieen alter Kirchenbilder, namentlich haben die etwas kantigen Züge der Frauengeſtalten eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem gewiſſen Typus weiblicher Heiligen auf den Gemälden alter Zeit. Mit einer Würde, welche an die Senatoren des freien Rom erinnert, ſchreiten die Männer in ihrer bauſchigen Toga einher. Leider ſind die Geſänge des Chores, ſowohl was den Text als was die Muſik anbetrifft, die ſchwächſte Seite des ganzen Paſſionsſpieles. Es iſt im Daheim ſchon im Jahre 1871 auf die ermüdende Länge dieſer Geſänge mit ihren ewigen Recitativen und ihren teilweiſe recht geſchmackloſen teils moraliſierenden, teils ſentimentalen Ergüſſen hingewieſen worden, und bei aller Pietät, welche die Oberammergauer dem Andenken ihres ehemaligen Dorfſchulmeiſters Rochus Dedler bewahren, der im Anfange dieſes Jahrhunderts den muſikaliſchen Teil des Paſſionsſpieles verfaßt hat, werden ſie ſich doch mit der Zeit der von allen Muſikverſtändigen längſt geforderten gründlichen Umgeſtaltung desſelben nicht entziehen können, wenn auch die Mitwirkung des Chores ſelbſt immer einen weſentlichen und unentbehrlichen Beſtandteil bildet. Ganz beſonders ergreifend iſt das erſte Auftreten des Chores, wenn derſelbe bei noch geſchloſſener Mittelbühne mit den Worten des Prologs:

„Wirf im heilgen Staub dich nieder
Von Gottes Fluch gebeugtes Geſchlecht,“

die Zuſchauer auffordert, den Heiland auf ſeinem Lebenswege zu begleiten. Der Vorhang öffnet ſich und in zwei aufeinanderfolgenden Bildern, deren erſtes die Vertreibung des in Sünde gefallenen erſten Menſchenpaares aus dem Paradies, das andere ein leeres Kreuz, umkniet von betenden Geſtalten darſtellt, tritt dem Beſchauer die Sünde, welche das Verſöhnungswerk nötig machte, und die Gnade, die es vollbracht hat, vor Augen. Es kam dadurch von vornherein eine weihevolle Stimmung über die Verſammlung, die jeden Gedanken an ein gewöhnliches Schauſpiel zurückdrängen mußte.

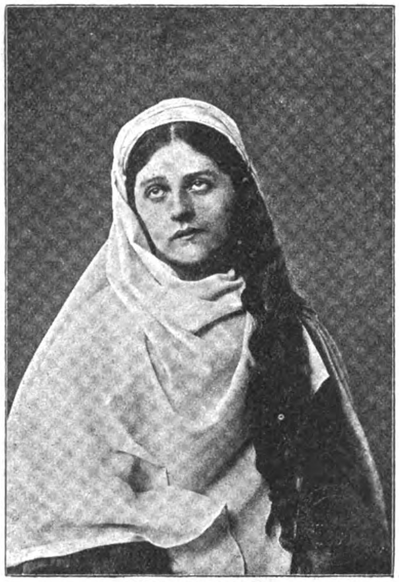
Auch in der Auswahl und Reihenfolge der bereits erwähnten altteſtamentlichen „Vorbilder“ hat ſich wenig geändert; nur ſind, ſehr zum Vorteil des Geſamteindruckes, die beiden früher der Auferſtehung vorangehenden Vorbilder fortgeblieben. In dieſen lebenden Bildern entfalten die Oberammergauer am meiſten ihren durch ihre Beſchäftigung in der Holzſchnitzerei geübten und geſchulten Kunſtſinn. Einige derſelben ſind von geradezu überwältigender Schönheit. Wir rechnen dahin vor allem die der Einſetzung des heiligen Abendmahles vorangehenden lebenden Bilder, welche den „Mannaſegen in der Wüſte zur Sättigung des hungernden Volkes“ und die „Heimkehr der Kundſchafter mit den Trauben aus dem gelobten Lande“ darſtellen. Man kann ſich in Anordnung und Lebendigkeit nicht etwas Schöneres und künſtleriſch Größeres denken als das Mannabild, auf das die Oberammergauer ſelbſt mit Recht ganz beſonders ſtolz ſind. Über 400 Perſonen ſind bei dieſem Bilde auf der Mittelbühne gruppiert und wenn man die Kinder des Ortes fragt: „Seid ihr denn auch beim Paſſionsſpiel?“ oder bei ‚dem Paſſion,‘ wie der Oberammergauer regelmäßig ſagt, dann bekommt man mindeſtens die freudig-ſtolze Antwort: „ja, beim Manna.“ In der Mitte dieſes Bildes ſteht Moſes, eine gewaltige, Ehrfurcht gebietende Geſtalt, um eine Haupteslänge größer als alle anderen, den goldenen Führerſtab in der ausgeſtreckten Rechten, auf dem Haupte eine dreigeſpitzte Strahlenkrone und um ihn her bunt durcheinander Greiſe und Männer, Jünglinge und Jungfrauen, im Vordergrunde zahlreiche Kindergruppen; die zum Tode verſchmachtet bleichen Angeſichter richten erwartungsvoll den Blick nach oben, alle Hände ſtrecken ſich verlangend aus und ſind eifrig beſchäftigt, das in Geſtalt von Silberblättchen herniederfallende Manna aufzuleſen. Auch das Bild, welches der Gethſemaneſzene vorausgeht, und auf welchem Adam und Eva aus dem Paradieſe vertrieben, umgeben von ihren Kindern im Schweiße ihres Angeſichtes den Acker beſtellen, iſt von tief ergreifender Wirkung, wenn auch die vorbildliche Beziehung desſelben zu dem Kampfe von Gethſemane nur eine ſehr loſe iſt.

Die eigentliche Handlung der Paſſion ſelbſt, die in ſiebzehn gewaltigen und erſchütternden Szenen an uns vorüberzieht, beginnt mit dem Einzug Jeſu in Jeruſalem. Das iſt ein Auftritt von geradezu überwältigender Wirkung, der an Großartigkeit meiner Empfindung nach im ganzen weiteren Verlaufe des Paſſionsſpieles nicht erreicht, geſchweige denn übertroffen wird. Schon in die letzten Töne des Prologs klingt aus der Tiefe der Bühne wie verworrenes Rauſchen das Jubelgeſchrei des Volkes. Und nun hebt ſich der Vorhang über einem buntbelebten, farbenprächtigen Bilde. Von allen Seiten ſtrömen unter dem Vorantritt Palmen tragender Kinder die Maſſen des Volkes hervor; immer neue Züge ſtoßen hinzu, immer bunter und wirrer wird der Menſchenknäuel. Wie Flutenmaſſen wälzen ſich die Scharen der Hoſianna Rufenden, aus allen Altersklaſſen zuſammengeſetzt, auf die Mittelbühne und von da über alle Gaſſen hinaus auf den großen Platz der Vorderbühne. Das Stromartige einer bewegten Volksmenge wird unvergleichlich wiedergegeben; bis auf die Galerie der Säulenhallen, der Freitreppen und der Portalabſätze ergießt ſich der Strom der Maſſen, die den auf einem Eſel reitenden Herrn umdrängen, der nun inmitten dieſes wogenden Meeres ſichtbar wird. Der Darſteller des Heilandes iſt zum drittenmal der Holzſchnitzer und Holzſchnitzwarenverleger Joſef Maier, der an Würde und Hoheit ſeiner in jedem Betracht edlen Erſcheinung alle anderen „Actores,“ wie der Oberammergauer die Darſteller der ſprechenden Rollen nennt, bei weitem überragt. Schon ſein erſtes Auftreten, wie er umrauſcht von dem Jubel der Volksmenge von dem Eſel herabgrüßt, iſt von ganz eigentümlich anmutiger Würde und innerer Vornehmheit. Vor allem iſt ſein ſtummes Spiel, namentlich in den ſpäteren Szenen, in denen er als der Gebundene und Gemißhandelte vor uns ſteht, von ergreifender Wirkung, während ſeine Stimme nicht ganz frei iſt von einem ſentimentalen und ſüßlichen Tonfalle, der hier und da an eine gewiſſe paſtorale Salbung erinnert. Wie königlich ſteht der Verhöhnte vor dem unköniglichen Könige Herodes da, der ſeinen brutalen Witz an dem ſchuldloſen Dulder ausläßt. Wie erſchütternd wirkt der Anblick des Gegeißelten mit der Dornenkrone auf dem Haupte, mit dem Purpurfetzen um die Schulter, den Pilatus mit den Worten: „Sehet, welch ein Menſch“ dem Volke vorführt. Es iſt Guido Renis Ecce homo, das wir leibhaftig vor uns ſehen. Ich will es offen bekennen, daß das Übermaß von Huldigungen, welches dem Darſteller des Chriſtus von überſchwenglichen Engländerinnen dargebracht wird, der mit ſeinen Photographieen und Haarlocken getriebene Kultus mich mit einem an Ekel grenzenden Widerwillen erfüllt und der mimiſchen Leiſtung Maiers gegenüber in eine ſehr kritiſche Stimmung verſetzt hat. Aber trotzdem muß ich auch den blindeſten Bewunderern desſelben darin recht geben, daß während der ganzen Vorſtellung an Maier auch nicht eine einzige unedle oder auch nur erkünſtelte Bewegung zu ſehen iſt, und daß ſeine Erſcheinung, ſein Gehen, ſein Stehen, ſeine Geberden, die Haltung des Hauptes in jedem Augenblicke weihevoll und erhebend wirken. Hin und wieder freilich hatte man den Eindruck, daß er für die Chriſtusrolle ſchon zu alt iſt, und er wird wohl auch in dieſem Jahre zum letztenmal der Träger derſelben geweſen ſein. Schon allein die körperlichen Anſtrengungen, die namentlich bei der Kreuzigungsſzene mit dieſer Rolle verbunden ſind, erfordern eine rüſtige Kraft.

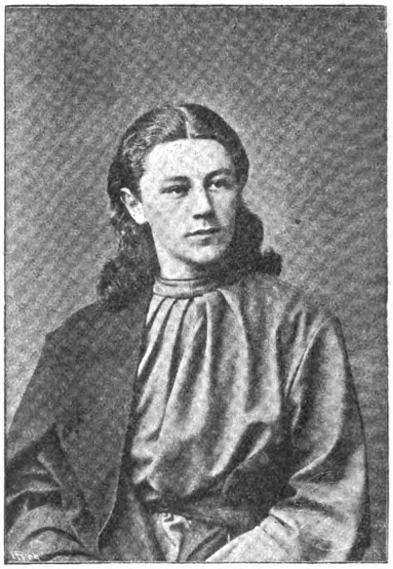


Kaiphas (Bürgermeiſter Lang).
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photographiſchen Aufnahme von Carl Stockmann.)

Nächſt dem Einzuge des Herrn in Jeruſalem gehören das Abendmahl und die Fußwaſchung, der Seelenkampf des Heilandes in Gethſemane, die Szenen, welche ſich vor dem Hauſe des Pilatus abſpielen, die Begegnung der Maria mit dem unter der Laſt des Kreuzes zuſammenbrechenden Herrn und endlich die Kreuzigung zu den Höhepunkten des Paſſionsſpieles, deren Eindruck jedem ein unvergeßlicher bleiben wird. Es iſt ein Bild von unſäglich rührendem Reize, da Chriſtus mit den zwölfen zu Tiſche ſitzt: jede einzelne Geſtalt wie aus dem Rahmen eines alten Bildes herausgeſchnitten, jeder Kopf ein Charakterkopf, das Ganze in plaſtiſcher Vollendung an das „Abendmahl“ von Leonardo da Vinci erinnernd. Da ging jeder Gedanke an eine Entweihung der Kultushandlung in die Empfindung reinſter Andacht über. In der Szene am Ölberg kommt das menſchliche Zittern und Zagen, das Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit, das den Herrn inmitten der ſchlafenden Jünger ergreift, mit erſchütternder Lebenswahrheit zum Ausdruck. Die Auftritte vor dem Richthauſe des Pilatus geſtalten ſich wieder zu Maſſenbildern von erſtaunlicher Größe, bei denen nur hier und da die rechte Beweglichkeit unter der vor dem Richthauſe hin und her wogenden Menge zu vermiſſen war. Aber dieſer Mangel wird reichlich dadurch aufgewogen, daß das Auge unwiderſtehlich durch das geradezu meiſterhaft zu nennende Spiel des Landpflegers gefeſſelt wird. Schon im Jahre 1880 erregte die Sicherheit, mit welcher der ſchlichte Bildſchnitzer Thomas Rendl den vornehmen Römer darzuſtellen wußte, die allgemeinſte Bewunderung; und in dieſem Jahre iſt er in ſeinen Leiſtungen noch bedeutend gewachſen. Edel in der Haltung, markig in der Sprache, iſt der ſtattliche breitſchulterige Mann mit dem braunen Vollbart in dem goldenen Schuppenpanzer mit weißem Unterkleid und rot leuchtender Toga, dem goldenen Reif im braunen gewellten Haare, den reichen Knieſpangen und Sandalen eine der idealſten Geſtalten des ganzen Stückes, ein Römer, wie ihn die beſten alten Bildwerke zeigen. Wie der kaiſerliche



Maria (Roſa Lang).
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photogr. Aufnahme von C. Stockmann.)

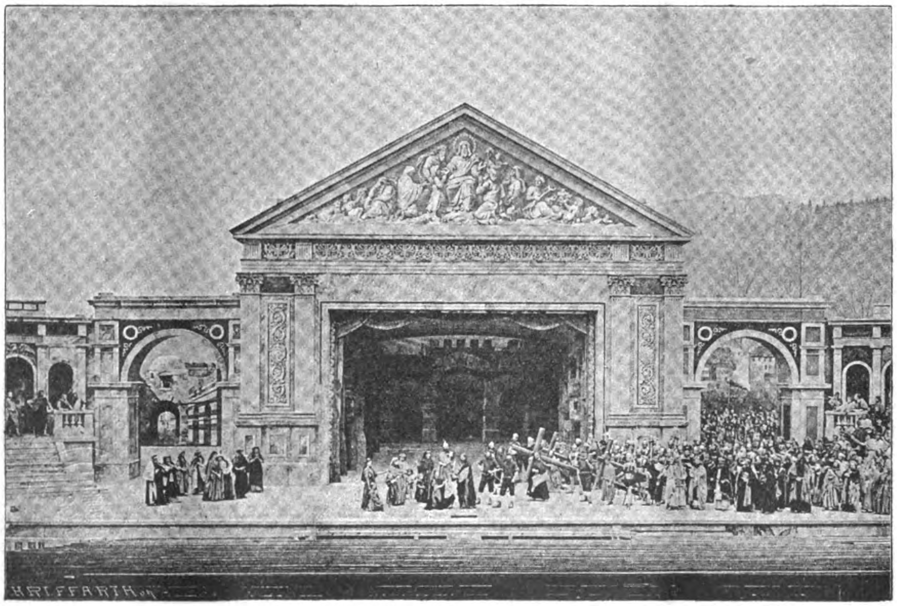


Johannes (Peter Rendl).
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photogr. Aufnahme von C. Stockmann.)

Statthalter in die Vorhalle ſeines Palaſtes hinaustretend nach dem Begehren der Hohenprieſter fragt, wie er die jüdiſchen Ankläger des Heilandes wegen ihrer plötzlichen Sorge um des Kaiſers Macht und Anſehen verſpottet, wie er ſich in der Frage: „Was iſt Wahrheit?“ als ein aufgeklärter Skeptiker zeigt, wie er endlich nach langem Kampfe zwiſchen ſeiner Pflicht und der Furcht vor des Kaiſers Ungnade dem Drängen des fanatiſch aufgehetzten Volkes nachgibt und den Stab über Chriſtum bricht — das alles kommt durch Thomas Rendl zu einem lebenswahren und überzeugenden Ausdruck.

Die Kreuztragung iſt wiederholt als eine Szene bezeichnet worden, die allein ſchon eine Reiſe nach dem Paſſionsdorfe wert ſei und gewiß nicht mit Unrecht. Keine Beſchreibung wird im ſtande ſein, den erſchütternden, herzbewegenden Eindruck wiederzugeben, den es auf den Zuſchauer macht, als Maria, die Mutter des Herrn, umgeben von einer kleinen Schar treu gebliebener Freunde und Freundinnen, dem Sohne auf ſeinem letzten Gange begegnet. Es ſei hier gleich der diesmaligen Darſtellerin der Maria gedacht. Im Jahre 1880 gehörte die Rolle derſelben zu den wundeſten Punkten des ganzen Paſſionsſpieles. Diesmal hat dieſelbe indes in Roſa Lang, der Tochter des Bürgermeiſters, eine ſehr viel würdigere Vertretung gefunden. Der Ausdruck der Traurigkeit, der in den dunklen großen Augenſternen und dem edel geſchnittenen Geſicht der diesmaligen Darſtellerin liegt, iſt von wahrhaft ergreiſender Wirkung. Dabei ſind Haltung und Geberden von natürlicher Anmut und ſelbſt im Augenblicke des heißeſten Schmerzes, da der vom Kreuze herabgenommene Leichnam des Sohnes in den Schoß der Mutter gebettet wird, durchaus maßvoll.

Das viel bewunderte Bild der Kreuzigung ſelbſt iſt ſo oft beſchrieben worden, daß wir dasſelbe nur flüchtig zu berühren brauchen. Die geſpannte Erwartung, mit der jedermann dieſer Szene entgegenſieht, wird noch dadurch erhöht, daß der Chor vor der Darſtellung der Kreuzigung in Trauerkleidern erſcheint. Noch ehe der Vorhang ſich hebt, hört

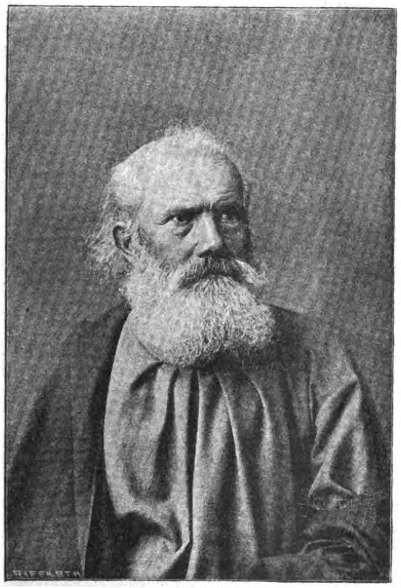


Die Kreuztragung.
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photographiſchen Aufnahme von Carl Stockmann.)

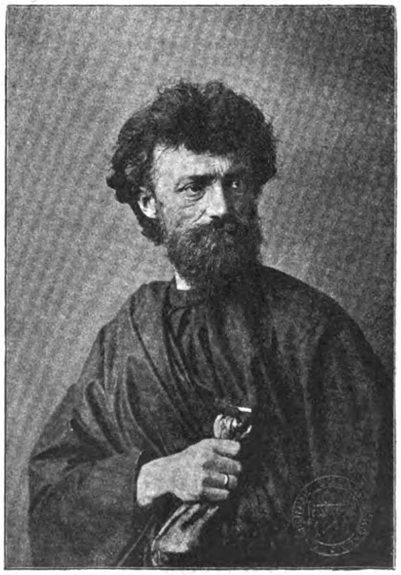
Die Grablegung.
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photographiſchen Aufnahme von Carl Stockmann.)

man die dumpfen Hammerſchläge, mit denen die Schergen den Herrn ans Kreuz nageln. Der Vorhang öffnet ſich und es zeigt ſich uns die Schädelſtätte, auf der die Kreuze mit den beiden Schächern bereits in die Höhe ragen, während das Marterholz mit dem Heilande von zwei Henkersknechten eben aufgerichtet wird. Doch wir verſchonen den Leſer mit der Beſchreibung aller der einzelnen grauſamen Vorgänge, von denen uns keiner erlaſſen wird. Ein Augenblick, in welchem ein Schauer der Andacht ſelbſt den Gleichgültigſten durchrieſelt, iſt es, wenn von dem Munde des ſterbenden Heilandes die letzten Worte: „Es iſt vollbracht“ und „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt“ mit tief ergreifender Wahrheit und Innerlichkeit ertönen. Die nun folgende Kreuzabnahme, in welcher Dürers und Rubens’ berühmte Gemälde meiſterhaft nachgebildet ſind, macht einen überaus wohlthuenden Eindruck. Man fühlt ſich mit erleichtert, daß nun alles überſtanden iſt. — Daß in dem Paſſionsſpiel der Hinweis auf die Auferſtehung nicht fehlen darf, iſt ſelbſtverſtändlich, aber wir können auch diesmal nur wiederholen, was im Daheim ſchon vor zwanzig Jahren ausgeſprochen iſt, daß es beſſer wäre, wenn von dem Verſuche Abſtand genommen wäre, den Vorgang der Auferſtehung ſelbſt auch äußerlich darzuſtellen. Welch eine keuſche Zurückhaltung bewahren in dieſer Beziehung die bibliſchen Berichte. Es iſt kein zu hartes Urteil, wenn ein Berichterſtatter ſchreibt, daß ſich die Oberammergauer bei dieſem Verſuche, Unmögliches darzuſtellen, von dem geſchulten Bühnentechniker gar zu ſehr ins Handwerk haben pfuſchen laſſen. Das Aufſpringen der Gruft und das Hervortreten der verklärten Geſtalt des Gekreuzigten bleibt ohne jeden tieferen Eindruck, weil die ganze Mache zu ſehr an Geiſtererſcheinungen der großen Oper erinnert.

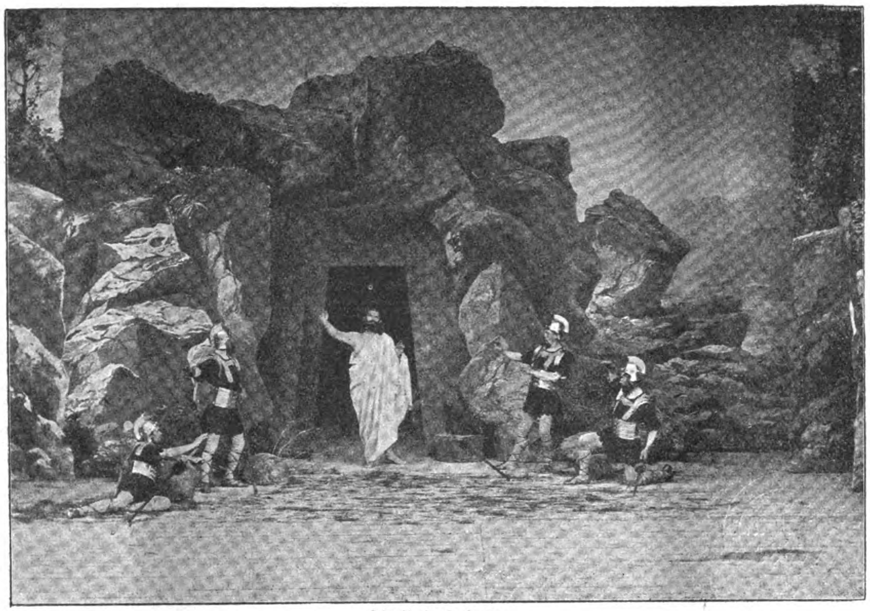
Nur ein kurzes Wort noch über einige bisher noch nicht erwähnte „Actores.“ Da iſt vor allem der zum Volksführer wie geſchaffene Hoheprieſter Kaiphas zu nennen, der zum viertenmal ſchon von dem jetzt vierundfünfzigjährigen Bürgermeiſter Johann Lang mit jugendlichem Feuer in wahrhaft fanatiſchem Eifer dargeſtellt wird. Die ohnehin ſtattliche,



Petrus (Jakob Hett).
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photogr. Aufnahme von C. Stockmann.)



Judas (Johann Zwink).
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photogr. Aufnahme von C. Stockmann.)



Die Auferſtehung.
(Nach einer im Verlag der Kunſt- und Verlagsanſtalt Oberammergau erſchienenen photographiſchen Aufnahme von Carl Stockmann.)

Ehrfurcht gebietende Erſcheinung wird durch das prachtvolle, reiche Koſtüm, das ihm ſo natürlich ſitzt, als hätte er nie ein anderes getragen, noch bedeutend gehoben.

Er iſt der geborene Herrſcher der Maſſen und wenn er auf ſeinem hohenprieſterlichen Sitze thront oder wenn er in den Volksſzenen die blitzenden Augen über die Volksmenge gleiten läßt, ſo fühlt man ſofort, daß er das Volk in feſter Hand hält und die leicht bewegliche Menge zu leiten verſteht. — Unter den Jüngern des Herrn iſt vor allem Petrus, der ebenfalls zum viertenmal von dem würdigen Schnitzer Jakob Hett dargeſtellt wird, geradezu eine Prachtfigur. Mit ſeinem ſpärlichen weißen Haupthaar, dem ſilberweißen Bart, den lebhaften Augen und dem friſchen Rot der Geſundheit auf den Wangen, iſt er das geradezu muſterhafte Bild eines Petruskopfes, wie man ſie nach den Bildwerken der größten Meiſter ſich vorzuſtellen gewohnt iſt. Neben ihm iſt der jugendlich ſchöne Johannes, der kaum zwanzigjährige Johann Peter Rendl, der Sohn des Pilatus-Rendl, mit dem lang herabwallenden glatt geſcheitelten Haar, den ſanft blickenden Augen und der weichen melodiſchen Stimme eine überaus anmutende Erſcheinung. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in ihm einen künftigen Darſteller des Chriſtus vermuten. Dem früheren Darſteller des Johannes, dem Maler Johann Zwink, iſt diesmal die wenig beneidenswerte Rolle des Judas zugefallen, weil der wiederholt in ihr bewährte Johann Lechner dafür zu alt befunden wurde. Johann Zwink wußte ebenſo das Erliegen des Judas in der Verſuchung, die ihm durch das Anerbieten des Hohen Rates bereitet wird, wie ſeine nachherige Verzweiflung vortrefflich darzuſtellen. Nur iſt ſeine Haltung eine noch etwas zu unruhige. Übrigens ſcheint es das Landvolk noch immer nicht vergeſſen zu können, daß Judas, der Erzſchelm nach der Auffaſſung des mittelalterlichen Paſſionsſpieles, eine komiſche Figur war, wenigſtens wurde in einem Teile des Zuſchauerraums regelmäßig beim Abgang des Judas und ſelbſt nach ſeinem Selbſtmorde gelacht, obwohl weder der Inhalt des Textes noch das Spiel des Darſtellers die geringſte Veranlaſſung dazu gab.

Wir ſchließen mit dem Ausdruck der dankbarſten Freude über die in Oberammergau empfangenen Eindrücke und mit dem Wunſche, daß es den Oberammergauern gelingen möge, alles, was an Spekulation auf den Geldbeutel erinnert, von ihren Paſſionsſpielen fernzuhalten und das wunderbare Kleinod frommen deutſchen Volkstums durch die Gefahren hindurchzuretten, von denen dasſelbe bedroht ſein würde, wenn nicht mehr der fromme Sinn der Väter, ſondern äußerer Vorteil das beſtimmende und ausſchlaggebende Motiv für die Aufrechterhaltung desſelben würde.

## Familientiſch und Spielecke.

### A. v. Werners Skizze „Ein Schmied“

auf S. 628 iſt eine Studie des Meiſters zu ſeinem großen Bilde: „Ankunft des Königs Wilhelm in Saarbrücken am 9. Auguſt 1870.“ Der König, im Wagen ſitzend, ſpricht mit den Honoratioren der Stadt, die zu ſeinem Empfange herbeigeeilt ſind, während rechts und links Volksgruppen ſich drängen und verwundete Soldaten vorübergetragen werden. Eine ſehr gute Holzſchnittreproduktion des im Original wenig bekannt gewordenen Bildes findet ſich im zweiten Band des „Buch vom Kaiſer Wilhelm“ von Friedrich Adami. Der Schmied ſteht im Vordergrunde links. Mit einer Reihe anderer Künſtlerſkizzen iſt das charakteriſtiſche Blatt, deſſen Reproduktionsrecht wir erworben haben, zu einer Mappe vereinigt unter dem Titel „Handzeichnungen bedeutender Meiſter“ (Verlag von Paul Geißler, Berlin) erſchienen.

### Technik.

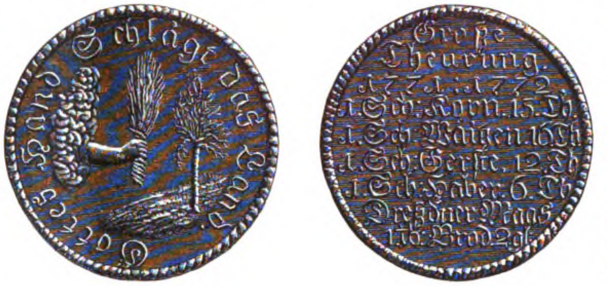
Es iſt immer noch dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen — und das lenkbare Luftſchiff nicht fertig wird. Bekanntlich wurde ſchon vor einigen Jahren behauptet, daß es den franzöſiſchen Offizieren Renard und Krebs gelungen ſei, einen lenkbaren von einem elektriſchen Motor getriebenen Ballon zu konſtruieren; dieſelben hatten auch mit ihrem Luftſchiff von Meudon aus einige anſcheinend recht erfolgreiche Fahrten unternommen. Jetzt tritt nun Major Renard den darauf aufgebauten Hoffnungen ſelbſt mit anerkennenswerter Offenheit in einem Artikel der Revue de l’aéronautique entgegen, indem er poſitiv nachweiſt, daß die Elektrizität nicht zu einer völligen Löſung des Problems führen könne. Zu einer etwa einſtündigen Fahrt müſſe man bereits an elektriſchen Elementen ein Gewicht von 1000 Kilogramm mitführen, um die mindeſtens erforderliche Geſchwindigkeit von 10 Meter in der Sekunde zu erzielen. Das wäre nun vielleicht noch möglich, wenn man den Ballon im übrigen ſehr erleichterte — es käme indeſſen dabei beſtenfalls nicht viel mehr als eine techniſche Spielerei heraus, denn eine Fahrt von nur einſtündiger Dauer ſei in der Praxis bedeutungslos. Thatſächlich, ſo meint der erfahrene Luftſchiffer, iſt man alſo von dem Ziele noch ſehr weit entfernt und muß die endgültige Löſung der Aufgabe auf ganz anderem Wege, denn bisher erſtreben.

## Die Wetterſäule auf dem Berliner Schloßplatz.

Vor kurzem wurde auf dem genannten Platze die ſeit Jahren vielbeſprochene, höchſt intereſſante Wetterſäule „enthüllt“ und die lieben Berliner zerbrechen ſich vorläufig noch fleißig die reſpektiven Häupter über das Dutzend (oder etwas mehr) Inſtrumente, welche ſie über die Launen des Wetters auf dem Laufenden erhalten ſollen. Da iſt zunächſt auf der Südſeite ein großes Holoſterikbarometer, bei welchem bekanntlich der Luftdruck durch die wechſelnde Spannung einer luftleeren, federnden Metalldoſe gemeſſen wird, ein regiſtrierendes Aneroid, das mittelſt eines Schreibhebels die Luftdruckkurve ſelbſtthätig aufzeichnet, und endlich ein Thermometer mit ſchwarzer Kugel zur Beſtimmung der Temperatur auf der Sonnenſeite. Auf der Weſtſeite befindet ſich behufs Feſtſtellung der Luftfeuchtigkeit ein Haarhygrometer und ein Queckſilberbarometer. Die Nordſeite enthält einen Thermometer, welcher durch einen Schreibhebel auf einem Papierſtreifen ſelbſtthätig die Temperaturſchwankungen verzeichnet, und ein Maximum- und Minimumthermometer bekannter Konſtruktion. Die Oſtſeite endlich zeigt die täglich ausgewechſelte Wetterkarte als Grundlage für die Wettervorausſagen und eine ſehr ausführliche Zuſammenſtellung mannigfacher Daten, die geographiſche Lage der Reichshauptſtadt betreffend: da finden ſich die mittleren Werte für die Temperatur und den Luftdruck in Berlin auf alle Monate des Jahres, die Beſchleunigung freifallender Körper unter dem Einfluß der Schwerkraft, die genaue Angabe der geographiſchen Länge und Breite ꝛc. Die Aufſtellung derartiger Wetterſäulen iſt jedenfalls ein vortreffliches Mittel zur Verallgemeinerung meteorologiſcher Kenntniſſe und daher — ganz von ihrem praktiſchen Werte abgeſehen — überall anzuſtreben.

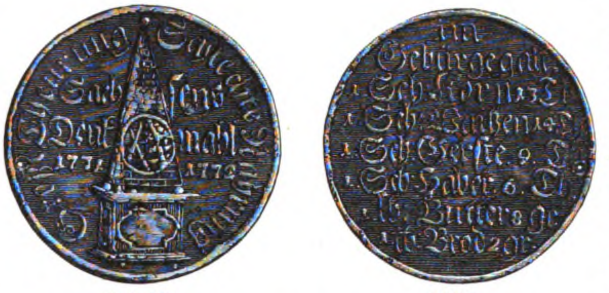
## Zwei ſeltene Medaillen.

Die beiden ſogenannten „Hungermedaillen,“ deren getreue Abbildungen wir unſern Leſern bringen, ſtammen aus der ſächſiſchen Stadt Leisnig, wo die eine vor kurzem bei im Hauſe des Herrn Schuhmachermeiſters Reinhold vorgenommenen Baulichkeiten in der Erde aufgefunden wurde, die andere ſich in der Familie des Herrn Seifenfabrikant Sprotte ſeit Generationen vererbt hat. Die Medaillen ſind zum Andenken an die große Hungersnot des Winters 1771/72 geſchlagen. Sie geben genaue Auskunft über die Höhe, welche die Preiſe der Nahrungsmittel erreicht hatten; wenn man den Unterſchied des Geldwertes zwiſchen damals und heute in Betracht zieht, ſo fällt es um ſo mehr ins Auge, welch teure Zeit es war, deren Andenken die Medaillen gelten.



Vorderſeite. Rückſeite.

Münze auf die Hungersnot in den Jahren 1771/72 in der Stadt Leisnig in Sachſen.



Vorderſeite. Rückſeite.

Münze auf die Hungersnot in den Jahren 1771/72 in der Stadt Leisnig in Sachſen.

## Ein Vorſchlag zur Erforſchung des Verlaufs der unterirdiſchen Flußläufe im Karſtgebiete.

Der Karſt, dem öſterreichiſchen Küſtenlande und Krain angehörig, bildet eine unwirtliche Kalkplatte, die zum Teil den Charakter einer wahrhaften Steinwüſte trägt, mit zahlreichen, von hohen Kalkwänden eingefaßten Keſſelthälern und trichterförmigen Vertiefungen (Dollinen genannt), Spalten, Klüften und ſchachtartigen Abſtürzen. Unzählige Höhlen und Spalten durchziehen den ganzen Karſt, viele ſind von unterirdiſchen Bächen durchfloſſen, die in den Tiefen der Keſſelthäler bisweilen auf kürzere Strecken zu Tage treten, um dann aufs neue in düſteren Klüften zu verſchwinden. In einzelnen Fällen erkennt man vom Rande der trichterförmigen Einſenkungen aus in der Tiefe das rauſchende Gewäſſer. So wird z. B. die Reka, welche unter dem Dorfe St. Canzian verſchwindet, in einiger Entfernung als ſtarker unterirdiſcher Bach wieder ſichtbar. Die Gänge und Höhlen im Karſt ſind nur zum allerkleinſten Teile bekannt (unter ihnen die berühmte Adelsberger Höhle, die auch nur teilweiſe zugänglich iſt) ebenſo iſt der unterirdiſche Zuſammenhang der Waſſer noch durchaus nicht aufgeklärt. Neuere Unterſuchungen in den Jahren 1885 bis 1887 haben freilich über manche Punkte Licht verbreitet, einzelne geheimnisvolle Räume in der Tiefe ſind erſchloſſen worden und man konnte den unterirdiſchen Flußläufen auf weitere Strecken hin folgen, allein an vielen Stellen war es nicht möglich, vorzudringen, und der Zuſammenhang der Waſſerläufe unter dem Boden blieb unbekannt. Um dieſen zu ermitteln, macht jetzt Profeſſor Friſchauf in Graz einen Vorſchlag, deſſen Ausführung verhältnismäßig einfach iſt und an einem anderen Orte bereits günſtige Reſultate geliefert hat, nämlich an der oberen Donau. Zwiſchen Immendingen und Möhringen, wo letztere über den ſpaltenreichen Jura fließt, verſchwindet nämlich bei lange dauerndem trockenen Wetter das Waſſer der Donau gänzlich, ſo daß das Flußbett trocken liegt, während die anderthalb Meilen entfernte Aachquelle, die dem Rhein ihr Waſſer zuſendet, mit reicher Waſſermenge zum Vorſchein kommt. Man hatte längſt vermutet, daß gerade die verſinkenden Donauwaſſer die Aachquelle ſpeiſen möchten, allein Sicherheit konnte darüber nicht erlangt werden. Endlich unternahm es vor Jahren Herr A. Knop die Frage zu löſen, indem er dem Donauwaſſer vor ſeinem Verſinken in den Spalten des Jura 200 Centner Kochſalz zuſetzen ließ und an der Aachquelle ſtündlich Waſſerproben entnahm, die dann auf ihren Gehalt an Kochſalz unterſucht wurden. Nach 20 Stunden erſchienen hier die erſten Spuren der Verſalzung und dieſe nahm 40 Stunden hindurch zu, dann 30 Stunden lang ab, bis nichts mehr wahrnehmbar blieb. Um auch unmittelbar dem Auge den Beweis für den Zuſammenhang beider Waſſer klarzulegen, ließ Herr C. ten Brink, Beſitzer der Spinnerei und Weberei zu Arlen und Volkertshauſen an der Aach, in einer Spalte der Donau 10 Kilogramm Fluorescëin verſenken. Dieſer Verſuch war ein recht koſtſpieliger, doch hatte er vollen Erfolg, denn nach 60 Stunden erſchien das Waſſer der Aach prachtvoll grün leuchtend (fluorescierend) und erreichte mit dieſer Färbung 24 Stunden ſpäter den 3 Stunden entfernten Ort Arlen. Auf dieſe Verſuche greift nun Herr Profeſſor Friſchauf zurück, um Licht in den Zuſammenhang einiger unterdiſcher Flußläufe des Karſt zu bringen. Zunächſt hat er hierbei die Löſung der Frage vor Augen, wohin die bei St. Canzian verſchwindende Reka (und andere Karſtflüſſe, wie Gačka, Lika) gelangen. Mechaniſche Beimengungen, ſagt er, wie Sägeſpähne, Hobelſpähne, Häkſel, können wegen des unberechenbaren Labyrinths von Spalten und Schlünden, welches die dem Waſſer beigemengten Stoffe filtriert, an den Wänden ablagert oder an der Oberfläche der unterirdiſchen Seen ſchwimmen läßt, kaum zum Ziele führen. Auch Verſenkungen von Kochſalz ſind unter den im Karſt obwaltenden Verhältniſſen ziemlich ausſichtslos. ProfeſſorFriſchauf empfiehlt deshalb die Färbung mittels Fluorescëin, welches, in verdünnter Natronlauge gelöſt, eine prachtvolle grüne Fluorescenz erhält und dieſe noch bis zu einer Verdünnung auf ein Vierzigmillionſtel bewahrt. Die badiſche Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen liefert gegenwärtig das in Waſſer lösliche Natriumſalz des Fluorescëin unter dem Namen „Uranin“ für 20 Mark pro Kilogramm. Der Verſuch iſt alſo immerhin ein ziemlich koſtſpieliger, beſonders da im Karſt nicht gerade viele reiche Beſitzer wohnen. Indeſſen ſpricht Profeſſor Friſchauf die Hoffnung aus, daß bei dem großen Intereſſe, welches die Feſtſtellung des unterirdiſchen Laufes der Reka hat, auch auswärtige Freunde der Erdkunde und der Wiſſenſchaft überhaupt ein Scherflein dazu beitragen werden, die Verſuche zu ermöglichen.

Dr. K.

## Der Verbrauch italieniſcher Weine

in Deutſchland hat während der letzten Jahre eine ganz außerordentliche Zunahme erfahren. Nach den vom Königlich italieniſchen Ackerbauminiſterium veröffentlichten Mitteilungen belief ſich die Einfuhr italieniſcher Weine nach Deutſchland, mit Ausſchluß des Hamburger Hafens, im Jahre 1887 auf 49 583, im Jahre

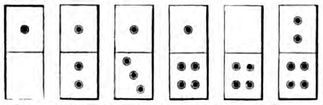
## Röſſelſprung.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | ei | men | um | glanz | wehn | ge | | |
| | ſtür | ich | des | und | des | ein | den | me | |
| und | ew | ſte | nes | lich | laß | ſchik | zu | flüch | len |
| in | fleh | mei | tes | mir | dem | glück | zei | um | ſtür |
| gen | kraft | gib | gei | mich | ſehn | gott | kes | al | tig |
| nicht | nur | glük | nem | rech | mich | ten | **Nicht** | die | ich |
| zen | ob | ew' | laß | e | ru | des | ob | er | die |
| ger | kes | her | ten | pfad | be | haus | o | fleh | wild |
| | mut | ſtill | gib | hig | rit | luft | den | ich | |
| | | ſchrei | den | die | gut | lie | ters | | |

## Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der vierten Runde ſperrt. Er hat vier Steine geſetzt. B, C und D haben je zwei Steine geſetzt. Im Talon liegen zwei Doppelſteine. Die Summe der Augen auf den ſechs Steinen des B betrug 24 mehr als die auf den ſechs Steinen des A, 5 mehr als auf den ſechs Steinen des C und 14 mehr als auf den ſechs Steinen des D. Die Summe der Augen auf den vier übrigbleibenden Steinen des B betrug 38, auf denen des C 34, auf denen des D 25.

Wie viel betrug die Summe der Augen auf den zehn geſetzten Steinen? Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine ſetzte B, welche D?

### 1. Vierſilbige Scharade.

Da er die beiden Letzten iſt
Und auch das Ganze immer war,
Verbleibt er ſtets für längere Friſt
Froh auf den Erſten jedes Jahr.

Fr. St.

### 2. Rätſel.

Eitelkeit bläht mir die Bruſt, man verlacht mich als nichtigen Gecken.
Nehmt ihr die Füße mir weg, lieg' ich in Welſchland als Stadt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

1888 auf 71 392 und im Jahre 1889 auf 120 664 Hektoliter oder ungefähr 16 Millionen Flaſchen. Die Einfuhr hat alſo in den letzten drei Jahren eine Steigerung ungefähr um das Dreifache erfahren. Es iſt das zum allergrößten Teil Verdienſt des italieniſchen Ackerbauminiſteriums, das ſeit Jahren der Hebung der Weinkultur des Landes ſeine ganz beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet und damit eine neue Quelle des Wohlſtandes erſchloſſen hat.

## Lebenserinnerungen eines geiſtlichen Veteranen.

Aus den nachgelaſſenen Aufzeichnungen des Dr. theol. Emil Wilh Krummacher, weiland Paſtors zu Coswig, Baerl, Langenberg und Duisburg, herausgegeben von D. Herm. Krummacher, Konſiſtorialrat in Stettin. Eſſen, 1889. Verlag von G. D. Bädecker. 248 Seiten. Preis 3 Mark.

Unter den Büchern für das deutſche Haus nehmen Biographieen einen hervorragenden Platz ein und beſonders ſeitdem W. von Kügelgens „Erinnerungen eines alten Mannes“ ſich ungezählte Freunde erworben haben, herrſcht am Familientiſch allgemeine Fröhlichkeit, wenn wiederum einer von den lieben Alten uns einen Einblick vergönnt in ſein Werden und Wirken. Nun hat die Krummacherſche Familie den Namen einer Theologenfamilie mit Recht ſchon ſeit langer Zeit geführt, und auch der „geiſtliche Veteran“ iſt ein rechter, echter reformierter Theologe mit aller ſeiner Milde und Güte, ſeinem offenen Blicke für alle Herrlichkeit der weiten Gotteswelt, ſeinem warmen Herzen für alle leibliche und geiſtliche Not und ſeinem unerſchrockenen Mut, wenn es gilt, ſeines Herrn Sache zu vertreten. Wir erleben es mit, wie der Student durch mancherlei Suchen und Ringen die Wahrheit findet, die der Mann ſein Leben hindurch vertritt gegen Freund und Feind, und die den Lebensabend des Greiſes verklärt. So werden wir in mancherlei Erfahrungen und Kämpfe hineingeführt, und wenn uns nicht alle theologiſchen Anſchauungen des Veteranen zuſagen, ſo haben wir ihn für die Entſchiedenheit, mit der er ſeine Überzeugung vertritt, nur um ſo lieber — denn wir ſahen ſo, daß er ein ganzer Mann war. Und doch iſt das Buch kein Buch nur für Theologen, ſondern recht eigentlich ein Buch fürs Haus, für die Familie — es iſt etwas zum Vorleſen. Neben den ernſteſten und gewichtigſten Erwägungen ſtehen friſche Schilderungen aus dem täglichen Leben und eine Fülle humoriſtiſcher Züge. Dabei wechſelt auch der Schauplatz mannigfach, und beſonders die eingehenden Mitteilungen aus dem holländiſchen Kirchenleben werden ſehr dankbare Leſer finden.

Aber noch eins ſei zur Empfehlung des Buches geſagt: den Leuten, unter die wir verſetzt werden, gehört unſer Herz ſchon von vornherein. So z. B. gehen von Matthias Claudius und dem Hauſe Perthes die Beziehungen mannigfach zum Krummacherſchen Hauſe. W. v. Kügelgen iſt der Schwager des „Veteranen.“ Tholuck, Leo, Heubner, Hengſtenberg, Paſſavant, R. Rothe ſind ſeine Lehrer und Freunde. Und eine Fülle intereſſanter Züge aus dem Leben ſeiner Bekannten, wie auch aus den höchſten fürſtlichen Kreiſen weiß der Verfaſſer mitzuteilen. Die ausgebreitete Krummacherſche Familie hat uns ſchon mit manchem guten Buche erfreut — am friſcheſten im Gedächtnis unſerer Leſerinnen iſt wohl „Unſere Mutter“ von M. K. Das vorliegende Buch bietet eine willkommene Ergänzung des Bekannten, für die wir dem Herausgeber, dem Sohne des Verfaſſers, herzlich danken. Es iſt dieſe Herausgabe mit ſo zarter Pietät geſchehen, daß uns beim Leſen Ludwig Gieſebrechts ſchöner Vers nicht aus dem Sinn wollte:

Wir haben in unſern Tagen
Der Alten vor uns gedacht;
Wer aber wird nach uns fragen,
Wenn über uns ruhet die Nacht?

Wird ſich meine Seele erheben
Hinauf in das ewige Licht,
Doch wieder auch möcht' ich leben
Im Herzen, das von mir ſpricht.

Wer mag dahinein ſich verſenken,
Der ſage und klinge mit an:
Daß nach uns ein Angedenken
Still wahre, was wir gethan!

C. M.

## Aus der Redaktion.

**B. H. in St.** Verfaſſer des Artikels „Fulda“ in Nr. 37 iſt Herr Profeſſor H. Knackfuß in Kaſſel.

---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 39.

### Schachaufgabe.

1. S e 5 — g 4    1. Beliebig
2. D, S oder L ♯

### 1. Anagramm mit Buchſtabenergänzung.

Felix Mendelsſohn.

| | | |
|---|---|---|
| 1. Relief | 2. Odenſe | 3. Israel |
| 4. Cherubini | 5. Beatrix | 6. Menam |
| 7. Reſerve | 8. Pilſen | 9. Wieland |
| 10. Makrele | 11. Orakel | 12. Selters |
| 13. Narſes | 14. Romano | 15. Sarah |
| | 16. Schwerin. | |

### 2. Rätſelfrage.

Durch Umſtellung der Buchſtaben, aus denen die Wörter: Fähre, Erde, Furt, Herder, Ninive, Terz beſtehen, erhält man das Sprichwort: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“

**3. Zweiſilbige Scharade.** Gaſthaus.

**4. Wechſelrätſel.** Aar — Ahr.

## Unſern neuen Abonnenten,

welche mit dem 1. Juli eingetreten ſind und die drei erſten Quartale dieſes Jahrganges (Nr. 1—39) nachzubeziehen wünſchen, zur Nachricht, daß ſolche zum gewöhnlichen Preiſe von 2 Mark per Quartal von jeder Buchhandlung oder Poſtanſtalt, ebenſo von uns direkt gegen Einſendung des Betrages unter Beifügung von 50 Pfg. für Frankatur zu erhalten ſind.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

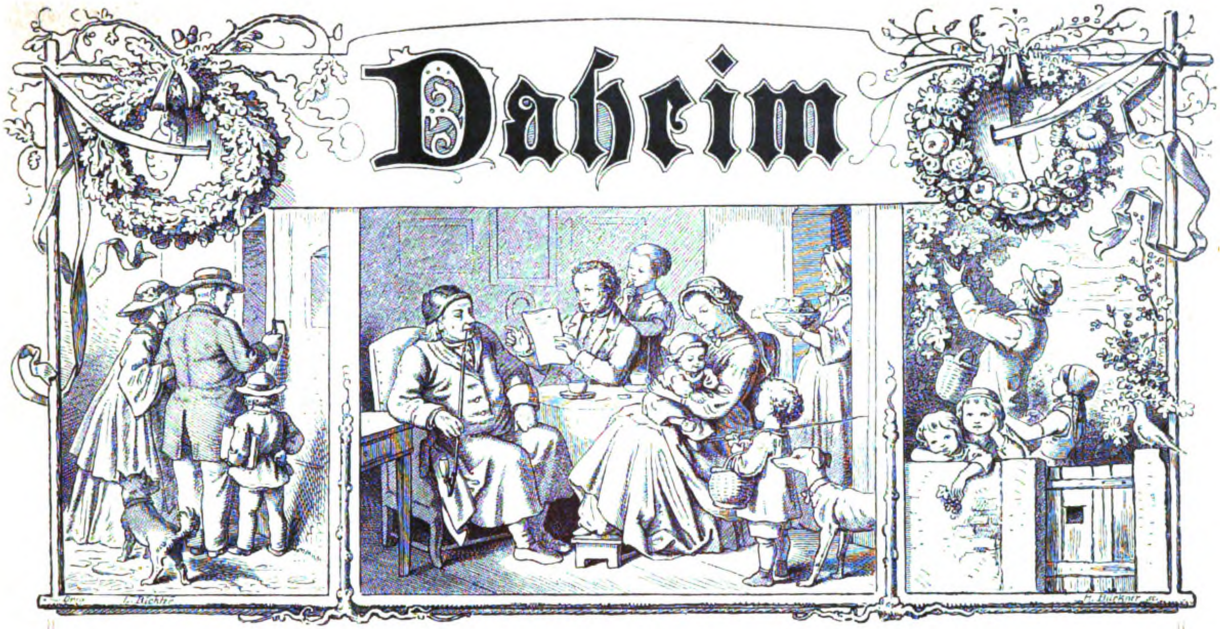
**Inhalt:** Die rechte Pfarrfrau. Erzählung von E. Nilas. — Der alte Kourmacher. Nach dem Gemälde von Hugo Oehmichen. — Die Strümpfe des Herrn Symmer. Von Julius Stinde. — Das Oberammergauer Paſſionsſpiel. Von Bernhard Rogge. Mit ſechs Porträts und vier Illuſtr. — Familientiſch und Spielecke: Ein Schmied. Zu der Skizze von A. v. Werner. — Die Wetterſäule auf dem Berliner Schloßplatz. — Zwei ſeltene Medaillen. Mit vier Illuſtr. — Ein Vorſchlag zur Erforſchung des Verlaufs der unterirdiſchen Flußläufe im Karſtgebiete. — Der Verbrauch italieniſcher Weine. — Lebenserinnerungen eines geiſtlichen Veteranen. — Aus der Redaktion.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Juli 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 41.

# Die rechte Pfarrfrau.

Erzählung von E. Nilas.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich tief, als ſie zurückkehrten, und Martin Erhard, der alle Tage am Schreibtiſch zugebracht, verſpürte Luſt zu einer Fußwanderung; er wollte außerdem einmal ſeinen Acker beſehen, ob da alles wachſe und gedeihe. So ließ er denn halten und ſchickte den Wagen auf der Landſtraße weiter, indes er ſelbſt den Richtweg durch die Felder einſchlug.

Es ging ſich gut in der Abendluft. Der Tag war warm geweſen, jetzt aber ſtrich ein friſcher Wind über die Felder. Der Paſtor hatte die langgeſtreckte Erhöhung erreicht, zu der ſich die wellenförmige Gegend unweit des Dorfes emporhob, von wo aus man weite Umſchau halten konnte und eines hübſchen Blickes auf das Dorf mit dem Kirchlein und dem See hinter dem Pfarrgarten genoß. Er blieb auf der Höhe ſtehen und blickte um ſich, ſah die Sonne hinter den Tannen des nahen Forſtes verſinken und erſt als der letzte goldene Funken erloſchen, wandte er ſich zum Weiterſchreiten. Verwundert hob er den Kopf, als es im Gebüſch ſeitwärts vom Wege zu kniſtern begann; die abendliche Stille war ſo ungeſtört geweſen, daß ſelbſt dieſes leiſe Geräuſch auffiel. Es war ein Haſe vielleicht oder ein Volk Rebhühner. Aufmerkſam und gründlich, wie es ſchweigſame Naturen zu ſein pflegen, ſprang er über den Graben, zu erforſchen, was es ſei. Da rauſchte es ſtärker und aus der alten Weide, die — ein Wahrzeichen der ganzen Gegend — auf dem höchſten Punkt des Hügels ſtand, ſtahl ſich ein heller Streif. Noch ein paar Schritte, und der Herr Paſtor ſtand maßlos überraſcht vor Fräulein Dorothee, die, ein mit Zeichenpapier beſpanntes Brettchen auf den Knieen, ganz harmlos in der Höhlung ſaß.

Ein lichtes Rot flog über ihr Geſicht bis unter das krauſe Haar, betreten blickte ſie zu ihm auf; da ſie aber das verhaltene Lachen um die Mundwinkel wahrnahm und den unverhüllten Spott in ſeinen Augen, ward ihre Miene trotzig, und die ſchwarzbraunen Augen blitzten ihn kampfbereit an.

„So romantiſche Neigungen hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut, Fräulein Wegner,“ ſagte er lächelnd.

„Die habe ich auch keineswegs aufzuweiſen. Ich wollte mich nur auf dieſe Weiſe gegen den Wind ſchützen.“

„Nun, dann iſt wenigſtens Ihre Beſchäftigung poetiſcher Natur!“ neckte er.

„Ach nein, ich kann überhaupt gar nicht zeichnen, es war immer Onkels Kummer, aber die Muſen haben nun einmal an meiner Wiege nicht geſtanden. Es iſt nur — ich wollte nur ein kleines Bild von meinem Heimatdorf — nur für mich als Erinnerung, wenn ich wieder fortgehe.“

„Darf ich die Zeichnung einmal ſehen?“ fragte er, jetzt freundlich ernſt wie gewöhnlich, aber ſie hielt beide Hände darüber gebreitet.

„Ach nein, das iſt nichts für fremde Augen — es iſt total verunglückt.“

„Wollen Sie es mir nicht trotzdem zeigen, ich habe früher ganz leidlich gezeichnet und könnte Ihnen vielleicht behilflich ſein.“

Sie blickte unſicher zu ihm auf. „Sie werden mich auslachen.“

„Ich bin ein ſehr ernſthafter Menſch, Fräulein Wegner, und wollte Ihnen mit meinem Vorſchlage gefällig ſein, doch ſteht es Ihnen natürlich frei, denſelben abzulehnen.“

Sie ſah vor ſich nieder und ſpielte mit dem Bleiſtift, langſam zog ſie jetzt die Hände fort und blickte mit ſtummer Bitte zu ihm auf: unſäglich hold ſah ihr Geſichtchen aus mit dem halb trotzigen, halb verlegenen Zuge.

Es wurde ihm warm ums Herz, trotzdem hielt er mit

Mühe das Lachen fern, als er auf dies troſtloſe Wirrnis von Strichen und Strichelchen blickte — das war ein hoffnungsloſer Fall. Er überlegte.

„Wollen Sie mir erlauben, die Zeichnung ein wenig zu korrigieren?“

„Bitte,“ ſagte ſie einfach, ſtand auf und reichte ihm den Stift.

„Nein, ſo war es nicht gemeint,“ lächelte er, „es wird zu dunkel zum Zeichnen und vor allen Dingen: ſehen Sie nur, wie abendlich es ſchon ausſieht, Sie müſſen nach Hauſe.“

Aber der väterlich ermahnende Ton weckte kein Wohlgefallen bei ihr. „Warum denn?“ fragte ſie. „Glauben Sie, ich fürchte mich?“

„Das nicht, aber es ſchickt ſich nicht für eine junge Dame, um dieſe Zeit allein auf dem Felde zu ſein,“ fuhr er mit demſelben ruhigen Ernſt fort. Beluſtigt ſah er zu, als ſie, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, ihre Sachen zuſammenpackte und dann entſchloſſen auf ihren alten Platz zurückkehrte — Trotz und Abweiſung in jeder Miene.

Was ihn eigentlich bewog, dieſem eigenwilligen Kinde gegenüber als Erzieher aufzutreten, wußte er wohl ſelbſt nicht; vielleicht geſchah es, weil ſie ihm eben als ein ſolches erſchien mit allen Vorzügen und Schwächen desſelben. Genug, er ſetzte ſich ſehr gemütlich auf einen Stein in ihrer Nähe und ſagte:

„Da Sie es vorziehen, hier die Dunkelheit abzuwarten, ſo werde ich mir erlauben, Ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Sie ſind allein und unbeſchützt, und nachher gehen hier die fremden Arbeiter vorüber, die Sie leicht beläſtigen könnten.“ Dann wandte er den Kopf und blickte ſchweigend in den Abendſchein hinaus.

Dorothee hatte mit großen Augen zugehört, ein Weilchen blieb es ſtill, dann begann ſie ſtockend: „Wenn — wenn wir doch lieber gehen wollten —“

„Ganz wie Sie wünſchen.“ Er ſtand auf und nahm ihr höflich das Zeichengerät ab, dann ſchritten ſie ſelbander abwärts, dem Dorfe zu. Zuerſt ſchweigend, dann begann der Paſtor zu ſprechen, ruhig, freundlich; allmählich fand auch ſie ihre Munterkeit wieder, ward zuſehends geſprächiger und verwickelte ſich ſchließlich in einen kleinen Wortkrieg mit ihm, der von ihrer Seite mit großem Eifer, von ſeiner mit ſtillem Ergötzen geführt wurde.

Das Abendrot war ſchon verblaßt, aber das ſchwindende Tageslicht doch noch hell genug, um die beiden Augenpaare, welche die Dorfſtraße entlang ſpähten, in höchſter Verwunderung aufleuchten zu laſſen. Das eine davon gehörte der alten Mine an. Die ſtand ſchon geraume Zeit unter der Hausthür und blickte nach dem Herrn Paſtor aus, der gar nicht ans Abendbrot zu denken ſchien, fuhr aber zurück, als habe ihr Fuß auf eine Kröte getreten, da ſie des zierlich ſchlanken Mädchens an ſeiner Seite anſichtig geworden, warf die Hausthür ins Schloß und ſchürte in der Küche grimmig das Feuer, daß die hellen Funken zum Schornſtein hinausſtoben.

Das andere Augenpaar war ſehr ſanft und blau und ſeine Inhaberin nicht entfernt ſo kriegeriſcher Gemütsart wie die alte Mine, im Gegenteil, Fräulein Elsbeth trat, als ſie die Kommenden ſah, ihnen freundlich entgegen, noch ſanfter und liebenswürdiger als gewöhnlich.

„Guten Abend, Herr Paſtor! Guten Abend, liebe Dorothee — dich muß ich eigentlich ſchelten, daß du es noch gar nicht der Mühe wert gefunden, mich zu beſuchen. Aber ich merke ſchon, die alten Freunde ſind über neuen, intereſſanteren, die du draußen in der Welt kennen gelernt haſt, halb vergeſſen worden.“

Der Paſtor hatte die junge Nachbarin freundlich begrüßt, um ſo mehr war er, ſich bei dieſen Worten zu Dorothee wendend, erſtaunt, der letzteren Weſen gänzlich verändert zu finden. Wie weggewiſcht war der frohmütige, kindlich offene Ausdruck, der ihrem Geſichtchen ſo gut ſtand, kühl blickten die dunklen Augen und ſteif und zurückhaltend ſagte ſie: „Das nicht, doch wußte ich nicht, ob mein Beſuch dir angenehm wäre.“

„Aber du Närrchen,“ rief Elsbeth, ſie zärtlich umfaſſend, „wie kannſt du ſo etwas denken, geſchweige denn ſagen! Iſt denn unſer Haus ſo ungaſtlich? Herr Paſtor, ich rufe Sie zum Zeugen an, ſind Sie nicht oft und gern unſer Gaſt geweſen und war's denn gar ſo ungemütlich bei uns, wenn Sie auf ein nachbarliches Plauderſtündchen kamen?“

Er verneinte lächelnd — aber was war's nur, das ihn Elsbeths Wort und Weſen auf einmal nicht angenehm empfinden ließ?

Die ſprach mit heiterm Schmeichelwort zu der immer ſtiller werdenden Dorothee, lud ſie ein, verſprach ſie zu beſuchen, beklagte ſich über ihr Mißtrauen und ihren Kaltſinn, wandte ſich dann dem Herrn Paſtor zu und berichtete über etliche Kranke, die ſie beſucht, über Arme, die bei ihnen vorgeſprochen hatten und denen ſie geſchenkt „eigentlich über Vermögen, aber ich kann auch einmal entbehren“ — während Dorothee daneben ſtand und dem ſanften und gleichmäßigen Redefluß zuhörte, ohne zur Unterhaltung beizutragen.

Sie war's auch, die behauptete, nun eilig nach Hauſe zu müſſen, da die Ihren ſie ſicher erwarteten.

„Nein, Fräulein Wegner,“ ſagte Martin Erhard lächelnd, als ſie ſich ihr Zeichengerät erbat, „das haben Sie mir einmal anvertraut, ich werde es fertig machen und Ihnen bringen.“

Fräulein Elsbeths Augen ſahen in dieſem Augenblick keineswegs ſanft aus, als aber Dorothee ſich kurz und förmlich verabſchiedete und nun flink nach dem Schulhauſe ging, ſenkte ſie die langen Wimpern und meinte im Tone milder Nachſicht: „Dorotheechen iſt ein bißchen launenhaft, außerdem auch durch die Liebe ihrer Pflegeeltern ſehr verwöhnt und langweilt ſich in ſolch einfachem Leben, wie wir es hier führen. In ihren Kreiſen —“ ein unmerklich verächtlicher Ton lag auf dem Worte — „iſt man an mehr Saus und Braus gewöhnt und wird leichtlebiger und oberflächlicher.“ Dann ſchlug ſie die Augen voll zu ihm auf. „Aber ich halte Sie zurück und Sie ſind nach anſtrengender Tagesarbeit gewiß der Ruhe bedürftig — verzeihen Sie, daß ich mehr an mich als an Sie dachte.“ Damit reichte ſie ihm die ſchlanke Hand und trat in ihren Garten zurück, indes er eilenden Schrittes dem heimatlichen Dache zuſtrebte, mit belaſtetem Gewiſſen der alten Mine gedenkend.

Die trug mit Hoheit das Abendeſſen auf, ohne durch Blick oder Wort anzudeuten, daß ihr die Anweſenheit ihres Herrn bekannt. Der aber ſaß in den Stuhl zurückgelehnt, lächelte in ſich hinein und ahnte nichts von der Wetterwolke, die an ſeinem häuslichen Horizonte emporſtieg.

So trat er denn auch anderen Tages ganz arglos in die Küche, wo Mine beſchäftigt war, das Kupfergeſchirr, das ſie den Händen des Hausmädchens um ihr Leben nicht anvertraut hätte, zu putzen, und ſtellte ihr das Anſinnen, wieder einmal ins Schulhaus hinüber zu gehen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, die alte Mine ſetzte ſich, wie der Volksmund ſagt, „ſtramm auf die Hinterbeine“ und erklärte ihrem geiſtlichen Herrn rund heraus, ſie könne jetzt unmöglich von ihrer Arbeit fort, ſo eilig werde es wohl nicht ſein. Martin Erhard lächelte, er kannte die Alte, mancherlei Herbheit ſah er ihr nach um ihrer goldenen Treue willen, ſie war eben ein edler Kern in ſtachlicher Schale.

„Nun, wenn du keine Zeit haſt,“ ſagte er ruhig, „ſo gehe ich — es iſt wohl ohnehin meine Pflicht, einmal ſelbſt nachzuſehen.“

Gut war's, daß der Herr Paſtor jetzt hallenden Trittes davon ſchritt, denn was die alte Mine in ihr Scheuern und Putzen hinein brummte, war für ihn nicht ſchmeichelhafter Natur.

Drüben traf er alles aufs beſte an. Der Lehrer war ſchon auf und ſaß im Lehnſtuhl am Fenſter, mit ſorgender Liebe umhegt von ſeiner Frau, die freudig erzählte, heute ſei der Doktor zum letztenmal dageweſen und habe ſeine Beſuche von nun an für überflüſſig erklärt. So war die

Stimmung allſeitig angenehm und gut ſaß ſich's in der behaglichen, ſonnenbeſchienenen Stube, dennoch wanderten des jungen Paſtors Augen unruhig umher, und wenn, wie es ein und das andere Mal geſchah, die Thür geöffnet wurde, ſah er erwartungsvoll hinüber.

Als Frau Wegner dann geſprächsweiſe erzählte, Dorothee ſei nach der Stadt, ſie habe Beſorgungen gehabt, und der Herr Doktor, der gerade dageweſen, habe ihr den Platz auf ſeinem Wagen angeboten, da wußte er's auf einmal, was ihm gefehlt, Dorothees munteres Plaudern, ihre queckſilberne Beweglichkeit — verdrießlich malte er ſich aus, wie angenehm dies alles auf den jungen Arzt, der ſelbſt ein ſo heiter angelegter, liebenswürdiger Geſellſchafter zu ſein ſchien, wirken müſſe. Noch unleidlicher erſchien's ihm, als er ſie gegen Abend zurückkehren ſah, nicht, wie er gedacht, zu Fuß, ſondern auf dem Wagen des Doktors, bei dem ſie ſich freundlich und anmutig wie immer verabſchiedete, während dieſer es an Aufmerkſamkeit nicht fehlen ließ.

„Der ſetzt dem kleinen thörichten Ding nur Unſinn in den Kopf," dachte er unmutig, indes der hübſche junge Arzt ſich auf den Wagen ſchwang und nach lebhaftem Gruß davonfuhr.

Schwerlich hätte er ſeine urſprüngliche Abſicht, ihr am nächſten Tage die ſauber ausgeführte Zeichnung wieder zuzuſtellen, ſo bald zur That gemacht, wenn ſie nicht an ſeinem Hauſe vorübergegangen wäre. In Geſellſchaft von Fräulein Elsbeth — der Herr Paſtor, der ſchon öfter Vergleiche zwiſchen den beiden Mädchen angeſtellt, hatte jetzt ausgiebige Gelegenheit dazu. Vielleicht um dieſe zu nutzen, ergriff er ſeinen Hut und ging hinterher. Unweit des Schulhauſes traf er ſie, begrüßte beide und ſchritt, indem er Dorothee den Zweck ſeines Kommens mitteilte, mit ihnen dem Schulhauſe zu. Dorothee war wider ihre Art ſchweigſam, doch hatte der Paſtor neulich genugſam geſehen, wie gering die Freundſchaft war, die ſie Elsbeth entgegentrug, um ſich darüber zu wundern.

Vor der Thür des Schulhauſes ſpielte eine ganze Schar kleiner, flachsköpfiger Kinder. Sie ſtutzten, als ſie der drei anſichtig wurden, einige knixten verlegen, ein paar der beherzteſten aber ſtürzten auf Dorothee zu: „Gun Dag! Dag ok, Fräulein!" und drei, vier ſchmutzige Händchen ſtreckten ſich ihr entgegen.

„Pfui, ihr ſeid mir zu ſchmutzig," rief Dorothee lachend, nahm ihr feines hellfarbiges Sommerkleid zuſammen und ſprang leichtfüßig die Stufen vor der Gartenpforte hinauf. Einen einzigen Blick voll ſittlicher Entrüſtung warf ihr Fräulein Elsbeth zu, dann ergriff ſie wortlos, mit engelsmildem Lächeln, eines der braunen Fäuſtchen.

Da erhob ſich Zetergeſchrei. „Lat mi los, lat mi los! Du heſt mi letzt ſo ſchlagen, as ik an dinen Gorentun Veilchen plückt hatt."

„Mi ok!" rief noch eine zweite Stimme, dann ergriff die ganze Geſellſchaft die Flucht.

Fräulein Elsbeth war ſehr rot geworden. „Wie Kinder doch übertreiben! Ein wenig am Arm geſchüttelt habe ich ſie, nachher that es mir ſchon wieder leid, und ich ſchenkte ihnen Äpfel dafür." Sie blieb an der Pforte ſtehen. „Adieu, Dorothee, und nun ſei ein wenig freundlicher und laſſe dich auch wieder einmal zu uns herab — hätte ich dich heute nicht aufgefangen, du wäreſt trotz meiner Bitte wohl nicht gekommen, du kleiner, nein, du großer Eigenſinn. Adieu, Herr Paſtor." Sie reichte beiden die Hand und ging — etwas zögernd zwar, aber der Herr Paſtor hatte die Zeichnung noch nicht abgeliefert und trat hinter Dorothee in den kleinen Vorgarten.

„Fräulein Wegner," ſagte er, während ſie ihn durchſchritten, „wollen Sie mir nicht ſagen, was Sie eigentlich gegen Fräulein von Kannewitz haben?"

Sie ſenkte den Kopf und wurde rot. „Wir konnten uns ſchon als Kinder nicht vertragen," ſagte ſie leiſe, „obwohl wir immer miteinander ſpielen und verkehren ſollten. Kaum waren wir beiſammen, ſo zankten und prügelten wir uns."

„So?" ſagte er beluſtigt. „Wer war denn da der Hauptmiſſethäter?"

„Beim Prügeln ich," ſagte ſie ehrlich, „aber ſie reizte mich auch ſehr und verklagte mich bei ihrem Großvater. Das konnte ich nicht leiden, ich habe meine Sache immer allein ausgefochten."

Er lachte höchlich ergötzt. „Das glaube ich gern. Aber nun ſind aus den Kindern doch junge Damen geworden?"

„Aber wir mögen uns trotzdem nicht — ſie mich auch nicht, glauben Sie es mir," rief ſie lebhaft, „warum ſie jetzt mit einem Male ſo freundlich iſt, verſtehe ich gar nicht, ſie hat mich ſonſt —," da öffnete ſich die Hausthür, Frau Wegner trat heraus, und damit war das Geſpräch abgeſchnitten. Der Herr Paſtor konnte nur noch Dorotheens Vergnügen über die wohlgelungene Zeichnung mitanſehen und ihren Dank in Empfang nehmen, dann empfahl er ſich gleichfalls und ging nach Hauſe. Er ſaß aber noch lange müßig und dachte der letzten Stunde, wiewohl in ihr in keiner Hinſicht etwas Beſonderes geſchehen war.

* * *

Nun war alles in der alten Ordnung, die Ferien zu Ende, der Lehrer wohlauf, die Schulſtunden liefen ihren gleichmäßigen Gang und die wilden Jungen ſamt den kleinen Dirnen ſchauten aus der dumpfen Stube ſehnſüchtig durchs Fenſter ins Freie, wo der Sommer in Sonnenglanz und ſchier unerträglicher Hitze heraufzog. Manch einer war ſchon draußen auf dem Felde beim Heuen umgefallen, ſo groß war die Glut, und immer gleichmäßig blau und ſonnig ſtieg jeder neue Morgen auf.

Auch des Paſtors Heuernte war in vollem Gange und ſeine Leute, mit Ausnahme der alten Mine, arbeiteten draußen auf der Wieſe. Dem Einholen ſtand bei ſolch prächtigem Wetter keinerlei Hindernis entgegen, und Jochen zog vergnügt ſeine Pferde aus dem Stalle und ſpannte ſie vor den großen Erntewagen. Nichts Ärgeres hätte der Paſtor dem alten Burſchen anthun können, als jetzt die Pferde zu einer Ausfahrt in Anſpruch zu nehmen, daher er denn zum Wanderſtecken greifen mußte, um einen notwendigen Krankenbeſuch abzuſtatten. Nicht im Filialdorf, ſondern nach der anderen Seite hin, wo dicht hinter dem Dorf der Wald begann, der ſich meilenweit ausdehnte. Dort lag, eine Stunde weit, ein Teerofen, daneben ein Haus, in dem die dazugehörigen Arbeiterfamilien wohnten: das war ſeines Weges Ziel.

Die ärgſte Sonnenglut ließ er vorüber, als aber des Abends Dünſte das allzu grelle Licht zu verſchleiern begannen, machte er ſich auf den Weg. Vor dem Dorfe hielt er Umſchau. Der warme Wind, der am Tage, wenn auch nur matt gefächelt, war jetzt ganz entſchlafen, kein Blatt an den Bäumen zur Seite regte ſich, aber am Horizont ſtiegen dicht geballte grauweiße Wolken empor. Ein Wetter ſchien im Anzuge, aber es war noch weit, und Martin Ehrhard ein rüſtiger Fußgänger; bis es heraufkam, hatte er wohl ſein Ziel erreicht. Wohlgemut ſchritt er des Weges, der Buchwald öffnete ſeine Thore und nahm ihn auf. Da war noch die ganze Tagesglut gefangen, nur ſtrömte manchmal ein feuchtkühler Hauch aus den Waldwieſen. Aus dem Dickicht klang eintönig das Gurren der Wildtauben, fern im Walde hackte ein Specht, dann und wann knackte es: ein Wild trat heraus und ſtob in ſcheuem Satz davon, wenn es des fremden Wanderers anſichtig wurde. Kein menſchlicher Laut rings umher! Nicht jeder verſteht des deutſchen Waldes Zauber, aber der junge Pfarrherr empfand ihn, ſein Gemüt, das durch mancherlei Tagesärger und Sorge erregt, ſänftigte ſich, und ſeine Gedanken zogen friedvoll und träumeriſch dahin wie Schwäne auf blauer Flut. Einſame Wanderung aber bringt mancherlei in der Seele zu Tage, was im Gewirr des täglichen Lebens geſchwiegen. Ihm fiel's mit einemmal ein, wie Dorothee ihm neulich erzählt, daß ihr der heimiſche Wald immer ſo ſehr fehle in der großen Stadt — und damit ſtand ihr lichtes Bild plötzlich vor ihm in all ſeiner ſchelmiſchen Anmut und kindlichen Friſche. Er war ihr nicht wieder begegnet, ſeit er ihr neulich die Zeichnung gebracht; mochte die Sonnenglut ſie im Hauſe halten oder traf er die rechte Zeit nicht, ein einziges Mal nur hatte er ſie aus der Thür treten und das Dorf entlang gehen ſehen, ſoviel er auch am Fenſter geſeſſen. Dafür ſah er den jungen Doktor faſt alle Tage vor dem Schulhauſe halten und konnte ſich Gedanken machen, ob es dem ſein geneſener Patient angethan oder was ihn ſonſt etwa herziehe.

Und daß der Herr Paſtor heiterer geworden nach ſolchem Anblick, hätte niemand behaupten können.

Nur einmal hatte er Dorothee längere Zeit geſehen, in der Kirche, wo nun ihr Bruder wieder machtvoll die Orgel klingen ließ, und ſie ſelbſt unter den anderen Frauen und Mädchen ſaß. Und ſeltſam — der Paſtor ſtand einen Augenblick ſtill und ſann nach — ſie hatten doch nur wenige ernſthafte Worte zuſammen geredet, allezeit war's ein kleiner Krieg geweſen zwiſchen ihnen, mit Necken und Hofmeiſtern auf der einen und Lachen und Trotzen auf der anderen Seite, voll Luſt und Schelmerei — und da hatte nun auf einmal eine ganz andere Seele aus den weitaufgeſchlagenen dunkeln Augen geleuchtet! So andächtig, ſo weltverloren, als wenn es gar nicht dieſelben Augen waren, die ſo voll Frohſinn lachen und ſo ſchelmiſch blinzeln konnten! Aber vielleicht war es wieder nur ſeine Phantaſie, die ihm das vorgeſpiegelt, wie dies Leuten, die eine poetiſche Ader im Geblüt haben, bisweilen zu gehen pflegt — und Martin Erhard war nach mannigfachen Erfahrungen in dieſem Punkte beſonders mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt. Einen Beweis für tiefere Veranlagung hatte er nicht, und wenn ſie auch ſeine anfängliche Abneigung beſiegt und ihm lachenden Mundes eine Waffe nach der anderen, mit der ſein ſchwerfälliges Weſen ihrem Frohmut gegenübergetreten, aus der Hand gewunden hatte — ſie blieb eben doch nur das, als was ſie ihm zuerſt erſchienen: ein anmutig Spielwerk für müßige Stunden. Weh dem Manne, der ſich dereinſt dieſes Elfenkind ins Haus holen würde, vermeinend, eine Gefährtin an ihm zu haben auch für des Lebens dunkle und ſchwere Stunden — erliſcht nicht der glänzendſte Sonnenſtrahl, wenn die Wetterwolken aufziehen?

Während ſolche Gedanken mannigfach und in verſchiedener Geſtalt ſein Inneres durchzogen, war Martin Erhard rüſtig fürbaß geſchritten. Weit konnte er nicht mehr entfernt ſein vom Ziele ſeiner Wanderung, denn ſchon begann der Buchwald zurückzubleiben und Kiefern traten an ſeine Stelle, immer höher und höher wuchſen ſie empor. Das Sonnenlicht war erloſchen, ein dumpfes Murren in der Ferne kündete das aufziehende Wetter, von einem Hügel aus, der ſich inmitten jungen Buchennachwuchſes erhob, hatte der Paſtor auch ſchon die dunkle Wand ſehen können, die bereits die Sonne verhüllte. Jetzt, zwiſchen den himmelhohen Kiefern, war nichts davon wahrzunehmen, das Stück Himmel, das hereinſchaute, war blau und rein wie zuvor, trotzdem ſchritt er ſchneller dem bergenden Dache zu.

Seine Gedanken waren auf dem obenerwähnten Punkte angekommen und er gerade im Begriff, den zukünftigen Lebensgefährten Fräulein Dorotheens ſchon im voraus recht von Herzen zu bedauern, da erſchien auf der weißen Chauſſee vor ihm ein dunkler Punkt. Ein Wild war's nicht, denn raſch und gleichmäßig kam's näher, wuchs und wuchs, und zuletzt war's Dorothee, die im blaugeſtreiften Leinenkleid, den Strohhut am Arm, vergnüglich und ſorglos daherſchritt. Es zuckte etwas wie Freude in ſeinem Herzen auf, dann kam die Sorge „ahnt ſie noch nichts von dem kommenden Wetter?“ und zuletzt der Unmut „was thut ſie hier ſo allein mitten im Walde!“

Dorothee wurde verlegen, als ſie den Paſtor erkannte, ihre Wimpern ſenkten ſich, da ſie aber vor ihm ſtand und die gerunzelte Stirn und den mißbilligenden Blick wahrnahm, erwachte doch der Schalk in ihr, ſie legte den Kopf zur Seite und rief ſchelmiſch: „Ach, nun bekomme ich gewiß wieder Schelte, da es ſich nicht ſchickt, daß junge Damen allein im Walde ſind.“

Wider Willen mußte er lachen. „Dieſer weiſen Selbſterkenntnis brauche ich nichts mehr hinzuzufügen. Aber wenn ich mir eine Frage erlauben darf: was führt Sie eigentlich hierher?“

„Ich bin ſpazieren gegangen.“

„So! Und wo wollen Sie nun hin?“

Verwundert ſah ſie ihn an. „Nach Hauſe natürlich.“

„Aber das iſt unmöglich, ein ſchweres Gewitter iſt im Anzuge — ja, ja, wenn Sie auch noch ſo ungläubig zum Himmel hinaufſehen; das Stückchen Blau wird bald verſchwunden ſein.“

„Gleichviel — ich gehe.“

„Das leide ich nicht, denn in zehn Minuten iſt das Wetter da und Sie ſind allein, ſchutzlos demſelben preisgegeben.“

Sie machte eine ungeduldige Bewegung. „Ich muß aber nach Hauſe, ich habe mich ohnehin verſpätet, und die Meinen ſorgen ſich um mich. Ich will auch ſo ſchnell als möglich gehen.“

„Nein, Fräulein Dorothee, Sie werden vernünftig ſein und mit mir umkehren. Nach dem Gewitter bringe ich Sie ſicher nach Hauſe,“ ſagte er ruhig, aber dieſe Ruhe erweckte ihren vollen Trotz.

„Nein, ich will jetzt gehen, ich bin doch kein kleines Kind, und wenn mich das Wetter überraſcht, ſo trage ich allein die Folgen,“ ſagte ſie trotzig.

„Da ich Ihnen hier begegnet, bin ich mit verantwortlich für Ihr Thun, und ich erlaube auf keinen Fall, daß Sie weiter gehen.“

„Mit welchem Rechte?“ rief ſie erzürnt.

„Mit dem Rechte eines vernünftigen Mannes einem neunzehnjährigen Starrkopf gegenüber,“ rief er nun auch in ausbrechendem Unwillen.

Da ſenkte ſie den Kopf und wandte ſich ſchweigend zum Gehen, den Weg zurück, den ſie gekommen war. Ebenſo wortlos ſchritt er an ihrer Seite.

Lauter und lauter erhob der Donner ſeine Stimme, ein plötzlicher Windſtoß, der jäh kam und ebenſo ſchnell erſtarb, fauchte durch die Kiefern, ausgelöſcht war das Himmelblau von ſchwarzem Gewölk, das tiefe Schatten herniederwarf — ein fahler Schein flog bisweilen über die Wipfel.

Der Paſtor beſchleunigte ſeinen Schritt — noch war kein Haus zu ſehen. Verſtohlen blickte er ſeine Nachbarin an. Sie war ganz blaß geworden, und die dunkeln Wimpern lagen tief auf den ſchmalen Wangen, es ſchimmerte feucht an ihrem Rande.

Das Herz wurde ihm weich. „Fräulein Dorothee —“ begann er.

Ihre Lippen zuckten.

„Sind Sie mir ſehr böſe?“

Da hob ſie die Wimpern, und die ſchwarzbraunen Augen blickten ihn herzinnig an. „Ach nein,“ ſagte ſie leiſe und ein holdes Lächeln flog über ihr blaſſes Geſichtchen, „Sie hatten im Grunde ja recht.“ (Fortſetzung folgt.)

---

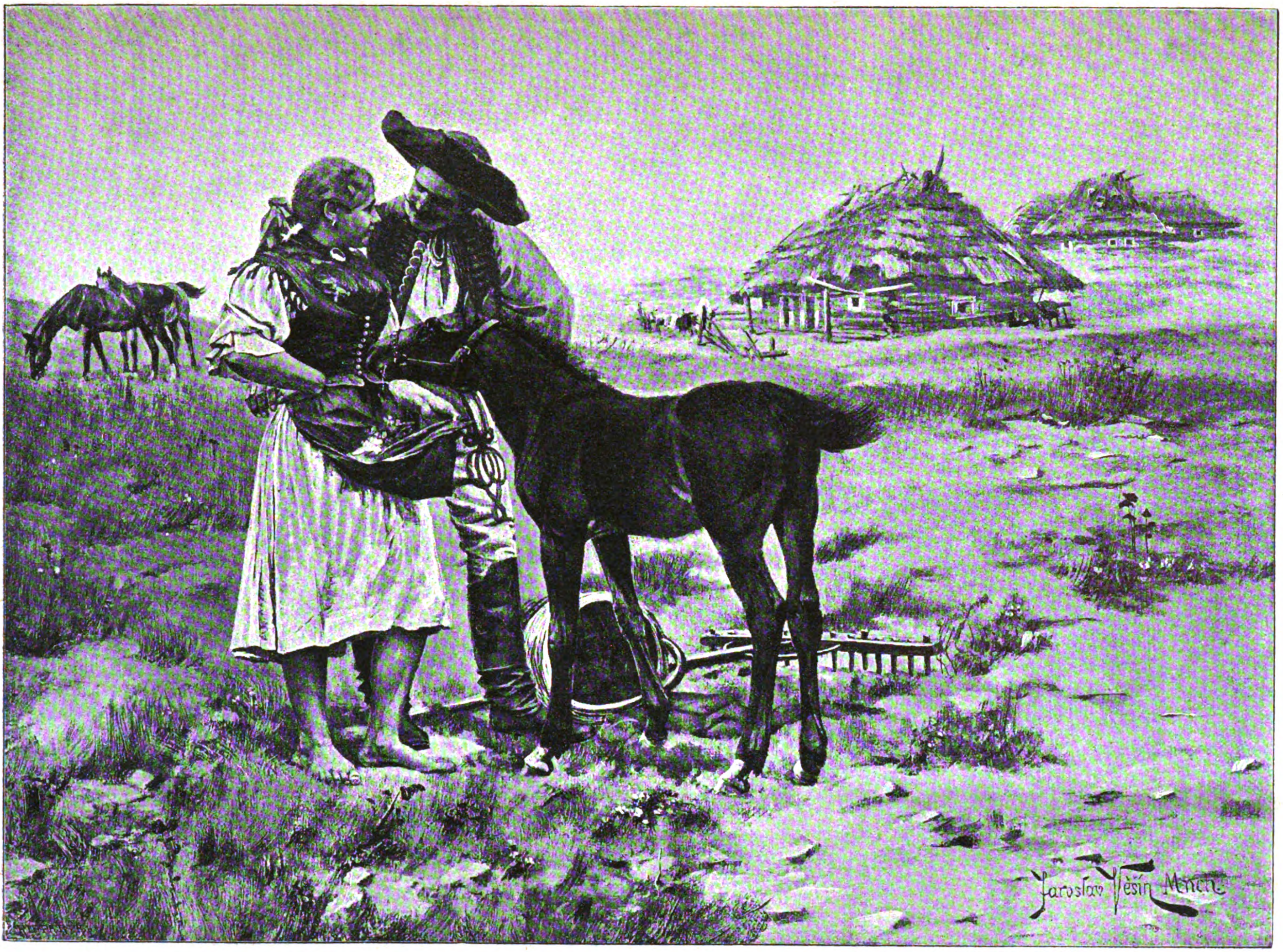
## Die Rückerwerbung Helgolands und ihre Bedeutung für Deutſchland.

(Abdruck verboten.)

Von Reinhold Werner, Kontreadmiral a. D.

Als am 17. Juni der Reichsanzeiger den Abſchluß der deutſch-engliſchen Kolonialverhandlungen veröffentlichte und ſich daraus ergab, daß die Inſel Helgoland von uns nur gegen ganz bedeutende Gebietsabtretungen in Oſtafrika und Überlaſſung des Protektorats über Sanſibar an England eingetauſcht ſei, da gab ſich nicht nur bei vielen Kolonialſchwärmern, ſondern auch bei einer großen Zahl anderer Landbewohner eine herbe Enttäuſchung kund. Sie betrachteten das Nach-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Jaroslav Věšín Mnch.

Füllenfütterung. Nach dem Gemälde von Jaroslav Veſin.

geben Deutſchlands und die Opferung von Witu und Somaliland als eine bedauernswerte Schwäche unſerer Regierung, und wenn der Tauſch ſeitens der Preſſe auch als „eine freudige Überraſchung“ bezeichnet wurde, ſo ſcheint das Errungene doch keineswegs als gleichwertig angeſehen zu werden.

Allerdings iſt es erklärlich, daß bei einer oberflächlichen Vergleichung zwiſchen der Hingabe von Tauſenden Quadratmeilen viel verſprechenden Kolonialbeſitzes gegen eine völlig unfruchtbare Felſeninſel von nicht mehr als einem halben Quadratkilometer Flächeninhalt ſelbſt bei denjenigen bedauernde Gefühle erweckt ſind, deren nationales Bewußtſein es ſeit lange ſchmerzlich empfand, daß ein zwar in vorhiſtoriſcher Zeit durch Meeresfluten von der deutſchen Küſte abgeriſſenes, aber trotzdem von jeher deutſch geweſenes und ausſchließlich von Deutſchen bewohntes Stück Erde ſich unter der Herrſchaft eines fremden Landes befand, dem es widerrechtlich 1814 vom Könige von Dänemark abgetreten wurde.

Aber wie ſo oft im Leben täuſcht auch hier der Schein und der Beſitz von Helgoland wiegt für Deutſchland nicht nur jene Kolonialländer vollſtändig auf, ſondern iſt ganz bedeutend mehr wert, wenngleich dieſe Behauptung der großen Mehrheit unſers Volkes, welche von der Inſel nicht viel mehr weiß, als daß ſich auf ihr ein Seebad befindet, etwas auffällig erſcheinen mag.

Der deutſch-engliſche Vertrag iſt eine diplomatiſche That erſten Ranges, welche für Deutſchland eine Tragweite beſitzt, von der ſich bis jetzt nur wenige eine klare Vorſtellung gemacht haben, und die darin gipfelt, daß die winzige öde Felſeninſel nicht nur dem Vaterlande im Laufe der Zeit indirekt Hunderte von Millionen einbringen bezw. erſparen, ſondern ſich auch als ein ganz weſentliches Moment für die Aufrechthaltung des Friedens mit unſern weſtlichen Nachbarn herausſtellen wird, deren chauviniſtiſche Gelüſte durch das glücklicherweiſe bislang völlig geheimgehaltene Abkommen einen ſchweren Schlag erhalten haben.

Auch dieſe Behauptungen wird mancher Leſer als gewagt anſehen, trotzdem ſtützen ſie ſich auf nüchterne Thatſachen und die nachfolgenden Darlegungen werden die Zweifel daran zerſtreuen.

Wir wollen zunächſt den militäriſchen Wert der Inſel für Deutſchland in Betracht ziehen.

Sie iſt der Schlüſſel nicht allein zu unſern beiden deutſchen Hauptſtrömen und wichtigſten Seehandelſtraßen, Elbe und Weſer, ſondern auch die Schutzwehr und der Brückenkopf für Jade, Ems und Eider, mithin für unſere geſamte deutſche Nordſeeküſte und ſichert uns die Herrſchaft über deren Zugänge.

Ihr Beſitz macht eine Blockade ſo ſchwierig, daß ſie in Zukunft ſo ziemlich zu den Unmöglichkeiten rechnen wird und ſetzt uns dadurch in den Stand, unſere Flotte nicht in der Weiſe vergrößern zu müſſen, wie dies trotz aller Bedenken nötig ſein würde, wenn wir in einem Kriege mit Frankreich oder einer franzöſiſch-ruſſiſchen Koalition gezwungen würden, deren Flotten aus unſerer Nordſee zurückzuſchlagen. Frankreichs Seemacht iſt der unſern dreifach überlegen, und wenn letztere auch ausreicht, unſere Kriegshäfen und die eigentliche Küſte völlig zu ſichern, ſo würden wir eine Blockade und Unterbindung unſers Seehandels nicht hindern können, ſo lange Helgoland nicht in unſerm Beſitze iſt. Um eine ſolche drohende Schädigung abzuwehren, müßten wir angriffsweiſe vorgehen können und wären trotz aller entgegenſtehenden Bedenken und der ſchweren Ausgaben für die Armee nicht darum gekommen, unſere Flotte um 10 bis 15 ſchwere Schlachtſchiffe zu vermehren. Bedenkt man, daß nur die einmalige Anſchaffung eines ſolchen modernen Schiffes 10—12 Millionen beanſprucht und dann noch die entſprechende jährliche Vergrößerung des Flottenbudgets dazu tritt, ſo wird ſich ein jeder leicht berechnen können, welche gewaltige Summen dem Lande erſpart werden, wenn eine ſolche Vermehrung der Schlachtſchiffe nicht ſtattzufinden braucht.

Daß aber, wie oben bemerkt, eine Blockade ſo gut wie unmöglich wird, wenn Helgoland deutſch iſt, hat darin ſeine Begründung, daß die dazu verwendeten Schiffe von Zeit zu Zeit ihre Kohlen ergänzen, dazu aber einen gegen Seegang geſchützten Ankerplatz haben müſſen. Einen ſolchen gibt es aber an unſerer ganzen Nordſeeküſte nur einen, der ſich bei verhältnismäßig gutem Wetter dazu eignet und zwar ſüdöſtlich von Helgoland unter dem Schutze der Inſel.

Irgend wo anders im offenen Meere Kohlen zu ergänzen und zwar bei den Tauſenden von Tonnen des jetzt für die ſchweren Schlachtſchiffe nötigen Feuerungsmaterials, würde einmal nur unter den allergünſtigſten Witterungsverhältniſſen möglich ſein, die ſehr ſelten eintreten und unberechenbar ſind, und dann auch äußerſt langſam von ſtatten gehen, da ſchon bei ganz geringem Seegang, der in der offenen Nordſee nie aufhört, die Kohlenſchiffe nicht an die Kriegsſchiffe anlegen können, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, alles gegenſeitig zu zerbrechen. Der Transport würde nur mit Booten ſtattfinden können, und kein Admiral darf deshalb auf eine ſolche unvollkommene Ergänzung der Kohlen, die außerdem jeden Augenblick durch einen Wetterumſchlag gänzlich in Frage geſtellt werden kann, rechnen, wenn er ſeine Schiffe ſchlagfertig halten will.

Im Jahre 1870 benutzte die franzöſiſche aus zwölf Schiffen, darunter acht Panzern, beſtehende Flotte den erwähnten Punkt bei Helgoland zum Auffüllen von Kohlen und ermöglichte es dadurch, daß ſie ununterbrochen monatelang vor Elbe, Weſer und Jade ſtationieren konnte, da wir zu ſchwach waren, um ſie zu vertreiben oder zu ſtören.

Das ändert ſich aber ſofort, wenn Helgoland deutſch wird. Jener Ankerplatz kann von dem hohen Ufer der Inſel ſo wirkſam unter Feuer gehalten werden, daß eine Annäherung auch der ſchwerſten Panzerſchiffe wegen der ihnen drohenden Senkſchüſſe aus den gewaltigen modernen Geſchützen ganz unmöglich wird, während anderſeits unſere eignen Schiffe und Torpedoboote ſie auch außerhalb Schußweite der Inſel umſchwärmen und ſie zu keiner, wenn auch noch ſo geringen Kohlenergänzung kommen laſſen würden. Ein neueres Schlachtſchiff kann mit voller Fahrt 8—10 Tage Kohlen faſſen. Nehmen wir auch 12 an, ſo würde eine franzöſiſche Flotte, die unſere Küſten, wenn auch auf weitere Entfernung, blockieren wollte, mindeſtens die doppelte Anzahl von Schiffen haben müſſen, als wir ihr ſelbſt entgegenſtellen können, um bei einem Angriffe unſerſeits des Sieges ſicher zu ſein. Man muß nämlich, was den meiſten Landbewohnern ebenfalls unbekannt ſein dürfte, bei längerem Inſeeſein einer Flotte immer rechnen, daß 20 Prozent der Schiffe ſtets etwas mit ihren Maſchinen zu thun haben und nicht völlig ſchlagfertig ſind, während wir direkt aus den Häfen kommen und in Ordnung ſind.

Für die Reiſe von Cherburg oder Breſt bis in die Nähe unſerer Küſten gehen mindeſtens 2½ Tage und ebenſoviel für die Rückreiſe an Feuerungsmaterial ab. Es blieben alſo im günſtigen Falle den Schiffen noch 7 Tage Kohlen für den Aufenthalt in der Nordſee, denn dafür würden unſere Torpedogeſchwader ſchon ſorgen, daß die Feinde beſtändig auf dem Quivive gehalten und gezwungen würden, ſtets mit vollem Dampf zu gehen.

Um die Blockade aufrecht zu erhalten, müßte alſo die Flotte mindeſtens nach 7 Tagen nach Frankreich zurückkehren und durch eine gleich ſtarke abgelöſt werden. Wie lange würden aber die Herren Franzoſen das wohl aushalten, allein 30 bis 40 Panzerſchiffe gegen uns auszuſenden, ohne irgendwelche Ausſicht auf Gloire und nur mit der beſtändigen Beſorgnis, jede Nacht einen Angriff unſerer Torpedoboote zu gewärtigen!

Nein, mit einer Blockade der Nordſee und noch viel mehr mit der Ausſicht, dort eine Landung auszuführen, iſt es fortan vorbei, ſobald Helgoland deutſch wird. Unſere Marine reicht aus, um beides unmöglich zu machen, und da in der Oſtſee die Chancen nicht günſtiger liegen, weil der Feind ohne wirkſame Blockade der Nordſee unſere Jadeflotte im Rücken hat, wir ihm alle rückwärtigen Verbindungen abſchneiden und nach Fertigſtellung des Nord-Oſtſeekanals innerhalb 24 Stunden unſere geſamte Flotte entgegenſtellen können, ſo brauchen wir die franzöſiſche Flotte trotz ihrer numeriſchen Überlegenheit jetzt wenig zu fürchten. Sie wird in einem Kriege gegen uns von ſo geringem Nutzen ſein, daß der deutſch-engliſche Vertrag gerade in Paris ſchwer empfunden werden und dort die Hoffnungen auf einen ſiegreichen Krieg ſehr herabſtimmen wird, da ein ſo weſentlicher Faktor, wie die Mitwirkung der mächtigen Flotte, ſo ziemlich auf Null reduziert wird, abgeſehen davon, daß der Vertrag keinen Zweifel an unſerm engeren Freundſchaftbündnis mit England läßt.

Natürlich muß Helgoland unſerſeits befeſtigt und mit ſchweren weittragenden Geſchützen bewaffnet werden, um es für jeden Feind uneinnehmbar zu machen. Ebenſo wird es nötig werden, dort eine Station für eine Torpedobootflotille zu ſchaffen. Das unterliegt jedoch geringen Schwierigkeiten; an der Oſtſeite der Inſel iſt die erforderliche Tiefe und ein ſolcher Hafen wird ſich verhältnismäßig leicht herſtellen laſſen. Auch die Beſorgnis mancher Kleinmütigen, daß die Inſel abſpüle und in einem halben Jahrhundert ganz verſchwunden ſein werde, iſt vollſtändig ungerechtfertigt. Unſere Waſſerbautechnik iſt ſo weit vorgeſchritten, daß die Inſel gegen Wogenprall geſichert werden kann.

Solange Helgoland noch in fremdem Beſitz war, bot es einer feindlichen blockierenden Flotte und ſo auch 1870 der franzöſiſchen, auch noch einen ſehr weſentlichen nautiſchen Vorteil, der nunmehr gleichfalls fortfallen wird. Die Helgoländer Bucht iſt für Schiffe wegen der vielfältig wechſelnden und heftigen Strömungen, der flachen deutſchen, nur auf kurze Entfernung ſichtbaren Küſte und der vorliegenden Sandbänke, deren tückiſche Saugkraft ein darauf feſtgeratenes Schiff faſt nie wieder losläßt, ein gefährliches und namentlich von Fremden gefürchtetes Fahrwaſſer.

Durch Feuertürme, Feuerſchiffe und andere Seezeichen hat man es möglichſt zu ſichern geſucht. Im Kriege 1870 wurden unſerſeits alle dieſe Zeichen entfernt und die Feuer gelöſcht, aber auf dem engliſchen Helgoland blieb das fünf deutſche Meilen ſichtbare Leuchtfeuer brennen. Dadurch wurden die Franzoſen in den Stand geſetzt, auch in dunkeln und ſtürmiſchen Nächten, an denen die Nordſee ſo reich iſt, ſtets den genauen Ort ihrer Schiffe beſtimmen zu können, während ſie ohne das Feuer bei der Unberechenbarkeit der Strömungen jeden Abend hätten die hohe See aufſuchen müſſen, um jene nicht zu gefährden, wodurch ihre Blockade ſchon damals bedeutend erſchwert worden wäre.

Dürfte aus dem Vorſtehenden ſich auch für den Laien klar ergeben, von wie ungemein hoher Bedeutung der Beſitz von Helgoland in militäriſcher Beziehung für Deutſchland ſein wird, ſo kommt außerdem noch ein kaum weniger wichtiger Geſichtspunkt, der volkswirtſchaftliche, in Betracht.

Trotz aller vorzüglichen Seezeichen bleibt die Anſegelung von Elbe und Weſer immer eine ſchwierige Sache. Auf den vorliegenden gefährlichen Sandbänken ſtrandet bei den häufigen Weſtſtürmen eine ganze Zahl Schiffe, die, einmal in die Helgoländer Bucht geraten, von der gewaltigen Flutſtrömung erfaßt und gegen die Küſte getrieben werden, ohne ſich wieder aus der Bucht hinausarbeiten zu können. Durch dieſe Strandungen gehen unſerm Nationalvermögen jährlich viele Hunderttauſende verloren, weil die Schiffe keinen Zufluchtshafen haben, der ihnen bei herannahendem Unwetter Schutz gewährt und in den ſie ſich retten können, bevor Sturm und See ſie in die gefährliche Bucht treiben. Nach Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals wird ſich aber der Schiffahrtsverkehr von und nach der Elbe mindeſtens verdreifachen und jene jährlichen Verluſte zu Millionen anwachſen laſſen, wenn nicht ein ſolcher Zufluchtshafen geſchaffen wird.

Dafür iſt aber Helgoland der gegebene, am beſten gelegene und auch der einzig mögliche Punkt an unſerer ganzen Nordſeeküſte. So lange England Beſitzer der Inſel war, konnte natürlich an eine ſolche Anlage nicht gedacht werden, und ihm ſelbſt einen ſolchen Bau zuzumuten, wäre wohl mehr als naiv geweſen, da der Nutzen doch ſeinem Handelsrivalen Deutſchland mit Löwenanteil zu gute gekommen wäre. Nun jedoch wird es Pflicht des Deutſchen Reiches ſein, dieſen Bau ſo bald wie möglich in Angriff zu nehmen. Die darauf verwandten Summen werden ſich mit der Zeit zehn- und hundertfach verzinſen.

Unſer Nationalwohlſtand wird aus einem ſolchen Hafen einen ganz außerordentlichen Gewinn ziehen, nicht allein, weil dadurch einer Menge von Schiffsverluſten vorgebeugt wird, ſondern auch durch den nachfolgenden Aufſchwung der Hochſeefiſcherei.

Einſt war die letztere die Quelle des Reichtums und der Macht der alten Hanſa, und der Wegzug des Herings aus der Oſtſee gab ihr den Todesſtoß. Wenngleich damals, als ganz Deutſchland noch katholiſch war, der Verbrauch des Herings als Faſtenſpeiſe ſich viel höher ſtellte, als jetzt, führen wir augenblicklich doch noch Hunderttauſende von Tonnen ein, welche von Engländern und Norwegern gefangen werden.

Der Hering bildet jedoch nur einen kleinen Teil der unerſchöpflichen Fülle von Nahrungsſchätzen, welche die Nordſee in ihrem Schoße birgt, und daß Deutſchland ſich bis jetzt an ihrer Hebung ſo wenig beteiligt hat, iſt eine ſchwere Verſäumnis.

England zählt 10 000 Hochſeefiſchereifahrzeuge mit über 40 000 Mann Beſatzung, die jahraus, jahrein die Nordſee befiſchen, den Fiſchzügen folgen und ſo nahe an unſere Küſten kommen, daß die Marine ſie fortjagen muß. Frankreich beſchäftigt 10 000 Fiſcher in den isländiſchen Gewäſſern, ebenſoviel auf den Neufundlandsbänken und ungezählte Tauſende in der Nordſee; ebenſo Holland, Belgien, Norwegen und Schweden, während unſere ganze Fiſcherflotte kaum hundert Hochſeefahrzeuge zählt.

Im letzten Jahrzehnt iſt ja ſichtlich eine Wandlung zum Beſſeren zu bemerken, aber der Mangel an Zufluchtshäfen iſt ein bedeutender Hemmſchuh des Fortſchrittes nach dieſer Richtung. Jetzt wird ein ſolcher bei Norderney gebaut, noch einige andere ſind in Ausſicht genommen, aber keiner wird ſo zweckmäßig liegen und ſo nutzbringend für dieſen Zweig der Volkswirtſchaft ſich erweiſen, wie Helgoland, und es iſt kaum zweifelhaft, daß dann unſere Hochſeefiſcherei einen bedeutenden Aufſchwung nehmen wird. Ein ſolcher wird aber ein höchſt wichtiger Beitrag zur Löſung der ſozialen Frage ſein, indem er nicht nur Tauſenden von Menſchen einen lohnenden Erwerb ſichert, ſondern auch ein gutes und wohlſchmeckendes Volksnahrungsmittel verbilligt.

Durch das Vorſtehende glaube ich dargethan zu haben, welche von den meiſten Landbewohnern nicht geahnte Wichtigkeit Helgoland für Deutſchland haben wird, und wie weiſe es von unſerm jungen Kaiſer gehandelt iſt, gegen eine ſo wertvolle Inſel Länderſtrecken in Afrika, mögen ſie auch noch ſo groß ſein, zu tauſchen, die in ferner Zukunft einmal einträglich werden mögen, die aber zuvor noch einer langwierigen und beſchwerlichen Kulturarbeit harren und dieſelbe jedenfalls in ſpäter Zeit bezahlen werden, wenn auch nicht annähernd in der Weiſe, wie der Erwerb von Helgoland.

Auf friedlichem Wege iſt Kaiſer Wilhelm II Mehrer des Reiches geworden. Er hat Germanias letztes verlorenes Kind der Mutter wieder zugeführt; unſerm verletzten Nationalgefühl, ein Stück echt deutſcher Erde, den Schlüſſel zu unſern großen Strömen, in fremder Hand zu wiſſen, iſt der ſcharfe Stachel genommen, und Deutſchlands materielles Wohl wird unendlich viel dadurch gewinnen.

Der geſchloſſene Vertrag, den wir der klugen und weitſchauenden Politik des Kaiſers und ſeiner Regierung danken, welche ein ſo freundſchaftliches Verhältnis mit England anbahnte, daß das Abkommen überhaupt möglich wurde, iſt eine große That, welche für unſer Geſamtvaterland die ſegensreichſten Folgen nach ſich ziehen und ein neues Ruhmesblatt in der Geſchichte der Regierung des „Friedenskaiſers“ bilden wird.

## Die deutſche Miſſionsſtation in Dar-es-Salaam.

Von Martin Wohlrab. (Abdruck verboten.)

Nachdem Deutſchland in Oſtafrika Kolonien erworben hatte, lag der Gedanke ſehr nahe, daß es auch die Verpflichtung habe, chriſtliche Geſittung in dieſelben zu verpflanzen und ſie ſich auf dieſe Weiſe innerlich anzugliedern. Dieſes Ziel ſteckte ſich die evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft für Deutſch-Oſtafrika, welche 1885 in Berlin begründet wurde. Zwar gab es in Deutſchland ſchon eine erhebliche Zahl Miſſionsgeſellſchaften, allein dieſelben wollten ihr bisheriges, meiſt in den engliſchen Kolonien liegendes Arbeitsfeld um ſo weniger aufgeben, je mehr ſie dort nach großen Opfern und Anſtrengungen entſprechende Erfolge teils erreicht hatten, teils noch zu erreichen hofften. Nun war allerdings Oſtafrika von der chriſtlichen Miſſion keineswegs vernachläſſigt, ehe der deutſche Koloniſt dort Fuß faßte; engliſche und franzöſiſche Geſellſchaften hatten ſich dort bereits feſtgeſetzt. Aber wie willkommen die neue deutſche Geſellſchaft insbeſondere den engliſchen Miſſionen war, erſieht man aus der freundlichen Begrüßung, die ihr ſeitens des Sekretärs der Londoner Miſſionsgeſellſchaft Thompſon zu teil wurde. Derſelbe ſchrieb: „Wir freuen uns aufs herzlichſte, daß der Herr es ſeinen Knechten in Deutſchland ins Herz gegeben hat über ihre Pflichten gegen die heidniſchen Einwohner eines Landes nachzudenken, welche nunmehr ſo enge mit ihrem Reiche verbunden worden ſind.“ Über die bisherige Thätigkeit der neuen Geſellſchaft geben die Nachrichten aus der oſtafrikaniſchen Miſſion Auskunft, welche ſeit 1887 von dem Inſpektor Büttner, ſeit Juli 1889 von ſeinem Nachfolger Beyer in Berlin herausgegeben worden ſind.

Die erſte Sorge der jungen Miſſionsgeſellſchaft war eine geeignete Perſönlichkeit zu finden, in deren Hände ſie die Anfänge ihres Werkes vertrauensvoll legen könnte. Ihre Wahl fiel auf Johann Jakob Greiner, der 1842 in Brombach bei Lörach geboren, in der Pilgermiſſionsanſtalt auf St. Chriſchona bei Baſel für ſeinen Beruf vorbereitet, in Jeruſalem und Kairo in das Arabiſche eingeführt, ſeit 1867 in Chartum, dem Hauptorte des Sudan, dann nach einer notwendigen Unterbrechung ſeit 1873 bei den Galla zuerſt in Ankober, dann in Balli thätig war. Er war dahin auf Anſuchen des abeſſiniſchen Königs Menelek abgeordnet worden, wurde aber 1886 von demſelben ohne erſichtlichen Grund ausgewieſen und gezwungen ſeine Station zu verlaſſen, gerade als ſein Werk recht zu blühen und zu gedeihen anfing.

Greiner wurde am 2. März 1887 in der Nazarethkirche in Berlin für ſeinen Beruf eingeſegnet. Am 1. April reiſte er mit ſeiner Frau und ſeiner Nichte von Trieſt nach dem Süden ab. Daß die Miſſionarsfamilie aus drei Perſonen beſtand, war für die Sache von der größten Wichtigkeit. Galt es doch zunächſt unter den Eingebornen ein Hausweſen zu begründen und ſich für Krankheitsfälle gegenſeitige Unterſtützung zu ſichern. In dieſen Beziehungen die Eingebornen irgendwie in ſeine Berechnungen zu ziehen, wäre ſo unvorſichtig wie möglich. Was aber noch wichtiger iſt, als dieſe immerhin äußerlichen Annehmlichkeiten und Vorteile iſt der Umſtand, daß der Miſſionar auf dieſe Weiſe den Heiden gleich das Beiſpiel des chriſtlichen Familienlebens geben und dadurch unendlich anſchaulicher und tiefer auf ſie einwirken kann, als mit dem bloßen Worte. Eine Entſagung hatte Greiner überdies zu üben, die ſelten einem Miſſionar erſpart bleibt. Es war ihm in Balli ein Söhnchen geboren worden; er hatte es unter großen Gefahren in die deutſche Heimat gebracht. Hier mußte er es zurücklaſſen, da er für ſeine Ausbildung in einer oſtafrikaniſchen Station nichts thun kann.

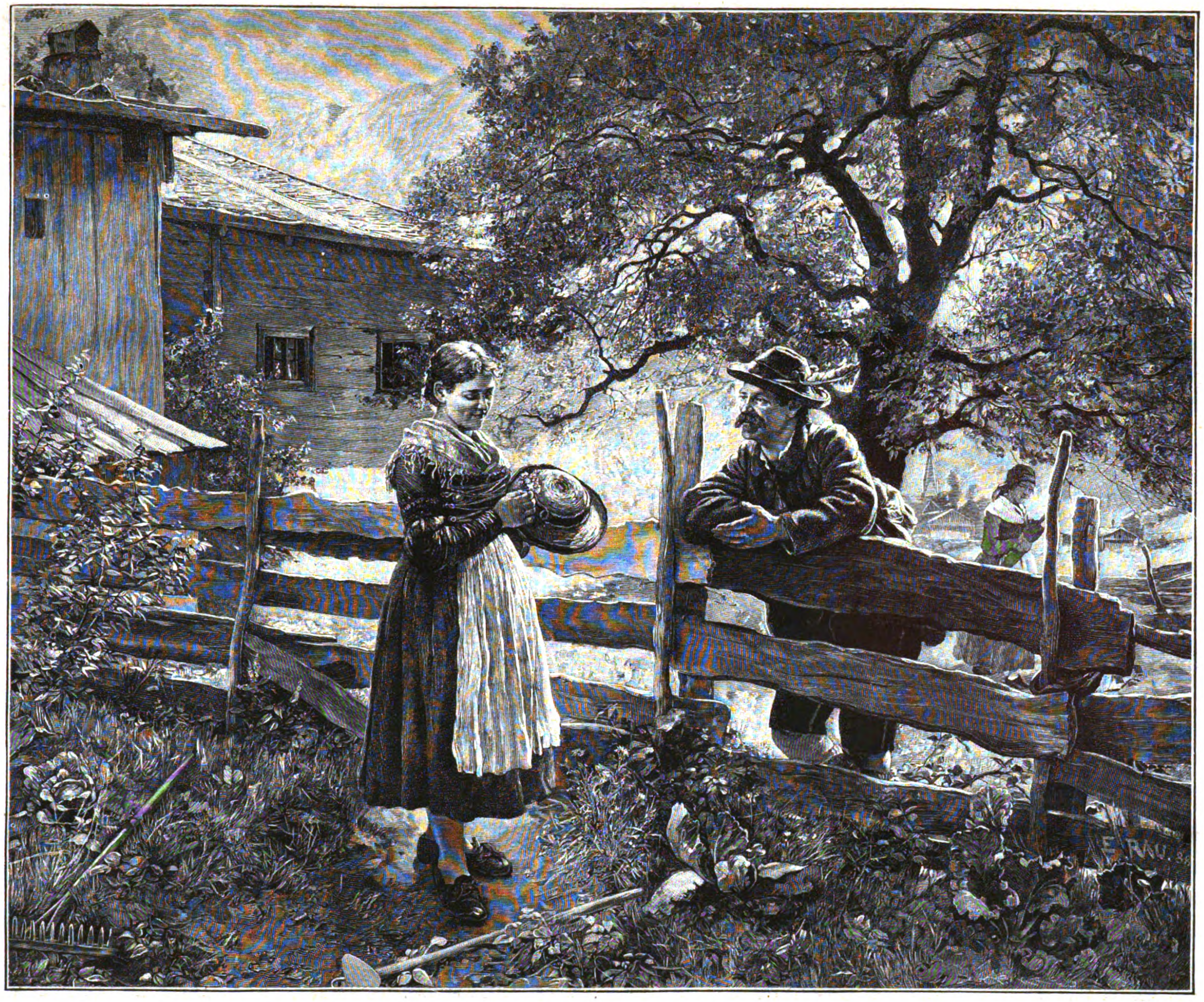
In Aden war den Reiſenden ein längerer unfreiwilliger Aufenthalt auferlegt. Da Greiner daſelbſt einen Suaheliknaben kennen lernte, ergriff er ſofort dieſe Gelegenheit, die nächſte Aufgabe, die er zu löſen hatte, in Angriff zu nehmen, nämlich die Sprache des Volksſtammes zu erlernen, unter dem er Miſſion treiben ſollte. Zur Erlernung derſelben hatte er einen ſehr wichtigen Schlüſſel in der Hand, die Kenntnis des Arabiſchen. Da der Knabe auch davon etwas verſtand, ließen ſich ſchnellere Fortſchritte im Suaheli machen. Nichtsdeſtoweniger wird jeder leicht einſehen, daß man ſich ein ſo neues Sprachidiom nicht in wenigen Wochen aneignen kann und daß der Umſtand, daß Greiner ſich in demſelben immer mehr vervollkommnen mußte, noch auf längere Zeit Hemmniſſe bereitete.

Am 16. Juni kam die Miſſionarsfamilie in Sanſibar an. Es war nun ein geeigneter Ausgangspunkt für ihre Thätigkeit zu ſuchen. Dazu wurde die der deutſchen Verwaltung übergebene Hafenſtadt Dar-es-Salaam, zu deutſch „Wohnung des Friedens,“ gewählt. Dieſelbe hatte 2000 Einwohner, darunter 200 Inder und 145 Araber, meiſt Sklavenhändler, und 500 Sklaven, die auf den Plantagen arbeiteten. Hier wurde feſter Fuß gefaßt in der Hoffnung, daß von da aus das Vordringen ins Innere leichter erfolgen könne. Hafenplätze ſind allerdings an ſich dem Wirken des Miſſionars nicht günſtig, allein ſie haben die große Bedeutung für ihn, daß ſie den notwendigen Zuſammenhang mit dem Mutterlande herſtellen und eher Schutz und Hilfe in allerlei Fährniſſen darbieten. Wollte man die Miſſion im Binnenlande beginnen, deſſen Bewohner meiſt leichter zugänglich ſind, ſo würde man das Werk und die Perſonen unberechenbaren Zufällen und Gefahren ausſetzen.

Am 2. Juli kam Greiner mit den Seinigen in Dar-es-Salaam an und mietete zunächſt eine Wohnung mit Garten auf ein Jahr. Beides hatte er für ſeine Bedürfniſſe erſt herzurichten. Es lag ihm nun ob, ſich nach geeignetem Areal für das Stationshaus umzuſehen und alle Einleitungen zum Baue desſelben zu treffen. Als er noch damit beſchäftigt war, erfuhr ſein Hausſtand eine weſentliche Erweiterung; es wurden ihm Anfang Dezember acht Sklavenkinder übergeben, welche engliſche Kreuzer in zwei weggenommenen Dhaus vorgefunden hatten. Nun war alſo nicht nur für den erſten Unterricht, ſondern auch für angemeſſene Beſchäftigung zu ſorgen, wozu der Garten die beſte Gelegenheit bot. Hiernach mußte es dem Miſſionar ſehr willkommen ſein, daß ihm ein Diakon, Karpinski, und ein Lehrer, Gobau Deſta, ein geborner Abeſſinier, zur Unterſtützung geſchickt wurden.

Dieſer Kreis feierte das erſte Weihnachtsfeſt in Dar-es-Salaam, allerdings unter weſentlich anderen Umſtänden, als wir es in deutſcher Heimat thun. Das Thermometer zeigte 26$^0$ R. im Schatten — es herrſcht dort zu dieſer Zeit die größte Hitze — die Stelle des Tannenbaumes mußte ein anderer Baum vertreten, der aber durch ſelbſtgegoſſene Wachslichter erleuchtet und mit Früchten reichlich geſchmückt von der ſchwarzen Kinderſchar in neuen feſtlichen Kleidern mit leuchtenden Augen begrüßt wurde. In die Weihnachtslieder der Miſſionsfamilie konnte dieſelbe natürlich noch nicht mit einſtimmen.

Mittlerweile hatten Greiners Pläne hinſichtlich der Miſſionsſtation eine feſte Geſtalt angenommen. Dieſelbe mußte immerhin ſchon größere Dimenſionen haben; ſie ſollte ja nicht nur einer Familie Unterkunft bieten, ſondern auch als Sammelpunkt der Miſſionsbeſtrebungen der neuen Geſellſchaft namentlich Neuangekommene aufnehmen, die ſich an das Klima zu gewöhnen und Land und Leute kennen zu lernen hatten. Selbſtverſtändlich waren auch Räume für den Gottesdienſt und die Schule, Räume zur Unterbringung von Zöglingen ins Auge zu faſſen. Bei der Anordnung des Hauptgebäudes ſtand die Rückſicht auf die Geſundheit in erſter Linie. Da ſich die nächtlichen Ausdünſtungen des feuchten Sandbodens als dem Europäer beſonders gefährlich erwieſen, erſchien es zweckmäßig, zwei Stockwerke zu bauen, ein Erdgeſchoß, das möglichſt luftig der Ventilation des Ganzen diente, und darüber ein Obergeſchoß für die Wohn- und Schlafräume. Aber abgeſehen von dieſem Hauptgebäude hatte man gleichzeitig an alles zu denken, was zum Unterhalt der hier Wohnenden erforderlich war; denn auch in



Edelweiß. Nach dem Gemälde von E. Rau.

dieſer Beziehung muß ſich eine Miſſionsſtation vollkommen ſelbſtändig machen. Es waren alſo Wirtſchaftsgebäude für Vieh und Geflügel herzuſtellen, ein Garten zur Erbauung der nötigen Gemüſe und Früchte war anzulegen. Schließlich war es auch nicht unrichtig, wenn man über die nächſtliegenden Bedürfniſſe hinausging und ſogar an die Erwerbung einer Schamba dachte, eines Grundſtückes, auf dem Plantagenbau getrieben werden konnte. Durch die Erträgniſſe derſelben konnte man ſich von den Spenden aus dem Mutterlande unabhängig machen, ein Ziel, welches jede Miſſionsſtation ſich ſtecken muß.

Der zur Ausführung dieſer Pläne erforderliche Grund und Boden wurde dadurch gewonnen, daß man ihn vom Sultan von Sanſibar um 50 Maria-Thereſiathaler vom 1. Januar 1888 ab auf hundert Jahre pachtete. Dieſer Vertrag erfuhr ein Jahr ſpäter eine weſentliche Erweiterung. Durch denſelben wurde die ſehr ſchön und günſtig gelegene ſüdöſtliche Landzunge am Eingange des Hafens der neuen Miſſionsgeſellſchaft überlaſſen und erhielt nun die Beſtimmung, das Haus mit allem Zubehör aufzunehmen und ſo ein neuer Ausgangspunkt chriſtlichen Lebens zu werden.

Als Greiner in Sanſibar ſeine Projekte auseinanderſetzte, fragte man ihn: „und das alles wollen Sie allein bauen?“ Die Bedeutung dieſer Frage wurde nur zu bald völlig klar; denn der Miſſionar hatte eben alles Weſentliche in der That allein zu leiſten. Seine erſte Sorge war die Herbeiſchaffung des Baumaterials. Dasſelbe wäre wohl durch die indiſchen Zwiſchenhändler zu erlangen geweſen, wiewohl ſich keiner auf regelmäßige Lieferungen einläßt; aber es wäre auf dieſem Wege teuer zu ſtehen gekommen. So kaufte denn Greiner Holz, Steine, Kalk am Orte, ſoweit es gelegentlich zu haben war. Das meiſte mußte aber von anderswoher herbeigeſchafft werden. Eiſerne Träger und ein Pappdach wurden von Berlin aus geliefert. Den Kalk mußte er ſich in der Hauptſache ſelbſt brennen.

Faſt noch größere Schwierigkeiten als das Material machten die Arbeiten. Die Eingebornen gleichen den Vögeln unter dem Himmel, von denen es heißt: ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in ihre Scheuern, und euer himmliſcher Vater ernährt ſie doch. Arbeitsſcheu, wie ſie ſind, begnügen ſie ſich zu erwerben, was das augenblickliche Bedürfnis erheiſcht, und das iſt außerordentlich wenig. Fehlt bei ihnen die Aufſicht, ſo machen ſie überhaupt nichts, fehlt die beſtändige Anweiſung, ſo machen ſie alles verkehrt. Eignes Nachdenken und Sorgfalt ſind ihnen gänzlich fremd. Wenn ſie einige Peſas verdient haben, laufen ſie davon und verthun dieſelben. Doch gelang es namentlich aus Sanſibar Handwerker für längere Zeit zu gewinnen, einige Leute auch allerdings mit unſäglicher Geduld zu halbwegs brauchbaren Arbeitern heranzuziehen. Die Werkzeuge hatte man aus Deutſchland mitgebracht; an den Gebrauch derſelben mußten die Leute erſt gewöhnt werden; namentlich waren ihnen die Äxte zu ſchwer. Die Hobel mußte Greiner natürlich ſelbſt feilen, die Sägen ſchärfen, alle Arbeiten mit dieſen Werkzeugen tagtäglich überwachen. Ein Schmied war wohl am Orte, aber auch bei dieſem mußte er mit zugreifen, wenn das Verlangte nach Wunſch ausfallen ſollte. Und zum Unglück hatte der Schmied einen Geſellen, deſſen geiſtige Kräfte durch Palmweintrinken ſchon ſehr zurückgegangen waren.

Trotz aller dieſer jeden Tag ſich wiederholenden Mühſale und Widerwärtigkeiten machte doch die Anlage der Station erfreuliche Fortſchritte. Zunächſt wurde als proviſoriſche Wohnung ein Schweizerhäuschen gebaut, das für Greiner und ſeine Frau nebſt ſeinen zwei Helfern beſtimmt war. Man wollte nämlich die ermietete Wohnung nach Ablauf des Jahres verlaſſen, weil ſich herausſtellte, daß ſie ungeſund war, und eine erhebliche Steigerung der Miete ſeitens des Inders, dem ſie gehörte, zu erwarten ſtand. Am 21. Auguſt 1888 war dieſes Häuschen ſo weit fertig, daß es bezogen werden konnte. Weiter wurde auf dem Grundſtücke ein Brunnen, neun Meter tief, gegraben, ausgemauert und mit einem Häuschen verſehen. Daneben wurden zwei Badebaſſins angelegt. Ein Schuppen zur Unterbringung der Hobelbänke und Werkzeuge und des gelöſchten Kalkes wurde aus Stangenholz gemacht und mit Palmblättern überdacht. Ferner wurde ein Hühnerſtall hergeſtellt; Hühnerfleiſch iſt ein hauptſächliches Nahrungsmittel. Bald ergab ſich die Notwendigkeit, auch einen Stall für Milchkühe, Zugochſen, Eſel, Ziegen und Schafe zu bauen. Zum Hauptgebäude ſelbſt wurde am 16. Juli der Grundſtein gelegt. Die ſchwarzen Zöglinge ſangen dabei: „Alles, was Odem hat“ und zum Schluſſe: „Nun danket alle Gott.“ So herrſchte auf dem Bauplatze ein reges Leben und Treiben. 12 Maurer, 6 Zimmerleute waren gewöhnlich beim Baue ſelbſt beſchäftigt. Dazu kamen 60 bis 70 Leute zum Fällen der Bäume, zum Sägen des Holzes, zum Brechen der Bauſteine, zum Brennen der Kalkſteine, zur Bereitung des Mörtels, zum Schöpfen des Waſſers und zum Herbeiſchaffen aller dieſer Dinge. Dem raſtloſen Bauleiter kam im Auguſt ein im alten Berliner Miſſionshauſe ausgebildeter Bruder, Krämer, zu Hilfe.

Neben dieſer Bauthätigkeit gingen die Anlage und Bearbeitung des Gartens und der Schamba einher. Das Ganze wurde durch einen lebendigen Zaun eingefriedigt; Wege wurden durch das Grundſtück angelegt und zu beiden Seiten mit grünenden Bananen und Ananas eingefaßt. Süßkartoffeln, Bohnen, Erbſen, Mais, Mtama, Citronen, Orangen, Melonen, Kürbiſſe wurden angepflanzt. Auch mit den europäiſchen Getreidearten wurden Verſuche angeſtellt. Auf der Schamba wurden insbeſondere Kokospalmen, Bananen, Mangobäume, Ananas gepflanzt; auch Baumwollenſame wurde geſäet. Der Ertrag der Kokosnüſſe, etwa 3000, war ſo reichlich, daß er allein den Pachtzins deckte. Freilich waren alle dieſe Arbeiten noch ſehr mühſam und beſchäftigten ungewöhnlich viele Hände, ſolange man noch nicht den dazu erforderlichen Viehſtand hatte.

So war alles im beſten Zuge; da brach der von Buſchiri angefachte Aufſtand los und übte auf die Arbeiten im Miſſionsgrundſtücke ſeinen verhängnisvollen Einfluß aus. Anfang September wurde Dar-es-Salaam von ſeinen Einwohnern faſt gänzlich verlaſſen. Die Arbeiter liefen davon, der Maurer und Zimmerleute wurden immer weniger. Die Miſſionare brachten einige Nächte auf Dampfern im Hafen oder im Stationsgebäude der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft zu. Wachen mußten nachts ausgeſtellt werden. Die wenigen, die beim Baue blieben, hatten ſtets das Gewehr zur Hand. Da nun oft genug ein Angriff angekündigt, aber nicht ausgeführt wurde, ſtellte ſich zeitweilig auch das Vertrauen wieder her. Es erſchienen wieder mehr Leute auf dem Bauplatze, ſie zerſtreuten ſich aber wieder, wenn eine Gefahr im Anzuge zu ſein ſchien.

In ſolcher Bedrängnis war im Dezember doch das Erdgeſchos des Hauptgebäudes fertig geworden. Man legte die Balken, um das erſte Stockwerk in Angriff zu nehmen. Da wurden der Station etwa 80 befreite Sklaven übergeben, darunter mehrere Frauen und Kinder. Wenn dieſelben auch vorerſt wenig brauchbar waren, ſo richteten ſich doch einige ein und die Arbeit nahm wieder einen neuen Aufſchwung. So feierte man 1888 das erſte Weihnachten auf dem eignen Grundſtücke. Zwar war die Stimmung eine bange und gedrückte, aber das liebliche Feſt wollte man ſich doch nicht rauben laſſen. Auf dem Hofe wurde ein Weihnachtsbaum errichtet; um ſieben Uhr verbreitete derſelbe in ſtockfinſterer Tropennacht ſein Licht über eine Verſammlung von mehr als hundert Perſonen. Die Maurer, Zimmerleute und Arbeiter wurden bewirtet, die Sklaven erhielten Reis und Fleiſch. Die Kinder ſangen: „O du fröhliche, o du ſelige.“ Zwei Knaben ſagten in Suaheli die Weihnachtsgeſchichte her, der Miſſionar Greiner erklärte in Arabiſch die Bedeutung des Feſtes, ein Eingeborner, ein beſonders brauchbarer Gehilfe Greiners, Sund, überſetzte dieſe Anſprache in das Suaheli. Freilich verlief ſchon dieſe Feier nicht ohne Schreckniſſe;

während derſelben fielen einige Schüſſe. Man griff zu den Gewehren. Da aber weiteres nicht erfolgte, herrſchte ſchon zu Mitternacht wieder völlige Ruhe auf dem Platze.

So trat man in das neue Jahr ein, in das Jahr 1889. Dasſelbe begann damit, Greiners Werk zu zerſtören. Daß ihm ſo viele befreite Sklaven übergeben worden waren, hatte jedenfalls die Aufmerkſamkeit der Aufſtändigen auf ihn gelenkt. In der Morgenfrühe des 10. Januar erſchien Buſchiri mit ſeinen ſchwarzen Scharen in Dar-es-Salaam, das von allen Küſtenplätzen am längſten von ſeinen Angriffen verſchont geblieben war. Vier Monate lang hatte man in Erwartung dieſer Kataſtrophe gelebt. Oft genug ſchon war alles Wertvolle in das Stationshaus der oſtafrikaniſchen Geſellſchaft ausgeräumt und dann in die eignen Gebäude wieder eingeräumt worden. Jetzt kam der Überfall ſo unerwartet, daß die Miſſionare nur mit Mühe das nackte Leben retteten, indem ſie ſich auf den im Hafen liegenden Kreuzer, die Möwe, flüchteten, der durch ſeine Granatſchüſſe den Feind ſchnell wieder vertrieb.

Am Nachmittage desſelben 10. Januar ging Greiner mit einem Offizier und vierzig Mann ans Land und ſah ſeine Station wieder. Welch entſetzlicher Kontraſt! Tags zuvor hatten ſiebzehn Negerkinder auf dem Gehöfte, das von Ziegen, Lämmern, Hühnern, Enten, Tauben belebt war, ſich herumgetummelt. Wer von dem deutſchen Geſellſchaftshaus oder von einem Kriegsſchiffe aus in den letzten Zeiten die Station beſuchte, hatte ſeine helle Freude an dem Aufblühen derſelben und wollte es nicht glauben, daß dieſe Stätte voll Leben und Thätigkeit im Jahre vorher noch unkultiviertes Land geweſen war. Und jetzt war in wenig Stunden die Schöpfung eines Jahres verwüſtet und ausgeplündert. Die Palmen und Mangobäume waren verbrannt oder zerſchoſſen. Alle Ställe, Schuppen, Baracken, Haufen von Brettern und Holz brannten noch. Nur das Wohnhäuschen war unverſehrt geblieben, auch das ſteinerne Hauptgebäude hatte wenig gelitten. Dagegen war von den befreiten Sklaven die Hälfte wieder in die Hände der Räuber gefallen; von den ſiebzehn Kindern waren nur noch acht übrig. Das Vieh und Geflügel war teils in den Flammen umgekommen, teils fortgeſchafft worden. Faſt die ganze Einrichtung, die Werkzeuge, der größte Teil der Kleider und Wäſche waren verloren gegangen.

Greiner war gezwungen, ſich mit ſeinen Mitarbeitern nach Sanſibar zurückzuziehen und dort die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten. Von den noch übrigen Sklaven gab er einige an die oſtafrikaniſche Geſellſchaft ab, andere, insbeſondere die Kinder, nahm er mit ſich. In Sanſibar mußte man ſich im weſentlichen auf das Unterrichten beſchränken. Am 5. April zog Greiner wieder nach Dar-es-Salaam und mit ihm die ſchwarze Kolonie außer den Kindern. Die Arbeit wurde zunächſt im Garten und auf der Schamba wieder aufgenommen. Die Herſtellung des Hauptgebäudes wurde einem Inder übertragen. Seit dem Juni kehrte auch die Bevölkerung wieder nach Dar-es-Salaam zurück; das Vertrauen auf feſtere Zuſtände griff allmählich wieder Platz.

Was hat nun der Miſſionar ſeit ſeiner Anſiedelung in Dar-es-Salaam erreicht? Wir leſen nicht, daß er einen Eingebornen getauft habe. Greiner iſt ein zu ehrlicher und gewiſſenhafter Chriſt, als daß er ſich mit Scheinerfolgen oder halben Erfolgen begnügte. Und jeder Verſtändige wird ihn deshalb loben. Aber was hat der unermüdliche Mann ſtill und unbemerkt in den Herzen der vielen Heiden, mit denen er zu thun hatte, vorbereitet und begründet! Der Sklave iſt infolge des Böſen, was er erfahren hat, ſcheu und mißtrauiſch, und die Händler thun alles, um ihn gegen die Europäer einzunehmen. Sie ſchildern dieſelben als ſchreckliche Menſchenfreſſer und weiſen auf die Schornſteine ihrer Dampfer hin mit dem Bemerken, dort würden die armen abgeſchlachteten Afrikaner gebraten. Kein Wunder alſo, wenn es ſchwer hielt, das Zutrauen ſolcher Sklaven zu gewinnen. Ihre Behandlung erfordert eine mit Liebe gepaarte Strenge, einen ſich immer gleich bleibenden Gerechtigkeitsſinn, ein ganz unglaubliches Maß von Geduld und Hingebung. Und daß es dem Miſſionar in hohem Grade gelungen war, die ihm Anvertrauten für ſich und die Sache, die er vertrat, zu gewinnen, das zeigt der Gehorſam, den man ihm entgegenbrachte, das zeigt die Anhänglichkeit, die man ihm erwies.

Die evangeliſche Miſſionsſtation in Dar-es-Salaam hat zu Anfang des verfloſſenen Jahres ihre Feuertaufe erhalten. Möge dieſes Jahr dazu beitragen, daß ſie aus den Ruinen, in welche ſie der Fanatismus des Arabers verwandelt hat, zu neuem Leben erwache! Möge es deutſcher Thatkraft und Tapferkeit beſchieden ſein, ihren weiteren Beſtand für alle Zeiten zu ſichern! Möge ihr die Teilnahme des deutſchen Mutterlandes nie fehlen!

## Die Arſenikeſſer in Steiermark.

Das Arſenik iſt eines der ſtärkſten Gifte des Mineralreichs, das ſchon bei kurzer Anwendung auf den tieriſchen Organismus in kleinen Doſen genommen die heftigſten Wirkungen herbeiführt und oft genug den Tod verurſacht. Um ſo auffallender iſt die ſchon ſeit längerer Zeit bekannte Thatſache, daß in manchen Alpenländern, namentlich in Steiermark, die Sitte des regelmäßigen Arſenikeſſens beſteht, wobei die derſelben Huldigenden ſich allmählich an das Gift gewöhnen, ſich dadurch gekräftigt fühlen und ein hohes Alter erreichen. Profeſſor Schäfer in Graz hat dieſe Gewohnheit zum Gegenſtande einer Unterſuchung gemacht, über welche er in einer Akademieſchrift berichtet, aus der wir das nachſtehende allgemein Intereſſierende hier mitteilen wollen.

Die Heimat der Arſenikeſſer iſt der nördliche und nordweſtliche Teil Steiermarks, während im Süden des Landes die Gewohnheit ſeltener vorkommt. Gegeſſen wird die weiße im Handel vorkommende arſenige Säure, auch das Auripigment genannte Schwefelarſen. Die Arſenikeſſer beginnen mit einer Menge von der Größe eines Hirſekornes und ſteigen nach und nach bis zu Doſen von der Größe einer Erbſe. Ärzte, welche die vor ihren Augen verzehrten Arſenikmengen wogen, beſtätigen, daß darunter Mengen von fünf bis ſechs Gran vorkamen. Solche Mengen nehmen die Arſenikeſſer entweder täglich oder jeden zweiten Tag. Im Bezirke Hartberg, wo viele Arſenikeſſer wohnen, knüpft man den Genuß an den Mondwechſel und beginnt mit zunehmendem Monde mit einer kleinen Gabe, die allmählich vergrößert und vom Tage des Vollmondes an wieder verringert, bei Neumond aber ganz ausgeſetzt wird. Gleich nach dem Eſſen enthält man ſich des Trinkens. Die längere Zeit dem Arſenikgenuſſe ergebenen Menſchen empfinden bald nach der Einnahme eine angenehme Wärme im Magen und erbrechen ſich auch bei größeren Doſen nicht.

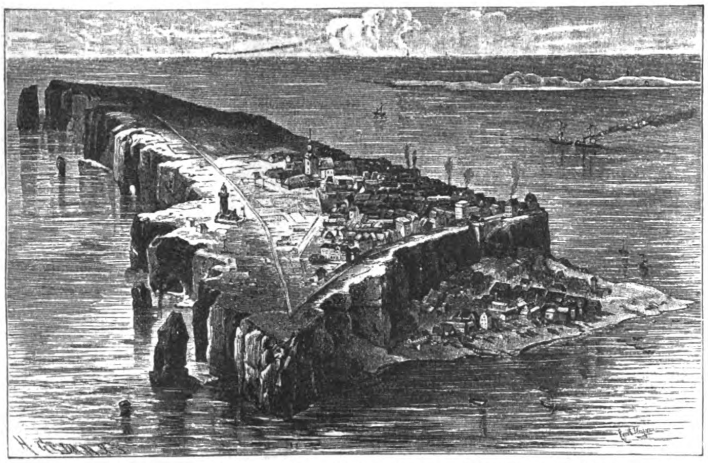
Die Arſenikeſſer ſind in der Regel ſtarke, geſunde Leute, die meiſt den niederen Volksklaſſen angehören; namentlich unter den Holzknechten, Waldarbeitern und Pferdeknechten iſt die Sitte verbreitet, doch findet man vereinzelt auch Frauen, die daran ſich gewöhnt haben. Veranlaſſung zum Arſenikeſſen iſt der Wunſch „geſund und ſtark zu bleiben,“ ſich vor Krankheiten zu ſchützen und ein hohes Alter zu erreichen. Und das ſcheint denn in der That auch teilweiſe der Fall zu ſein, denn, wie Profeſſor Schäfer hervorhebt, „bleibt der Arſenikeſſer auch bei längerem Genuſſe (bis neunzig Jahre lang) geſund, fühlt aber bei geringeren Doſen und zeitweiligem Ausſetzen des Giftes eine Schwäche des ganzen Körpers, die denſelben zum erneuten Genuſſe anſpornt.“ Übrigens iſt es ſchwer, der Sache genau auf den Grund zu kommen, da die Arſenikeſſer gewöhnlich ihre Gewohnheit verheimlichen.

Zu den unfreiwilligen Arſenikeſſern in Steiermark gehören auch die nutzbaren Haustiere. Über das Arſenikfüttern bei Pferden beklagen ſich viele Landwirte, da die Knechte, um die Tiere fett, glatt und mutig zu machen, ihnen häufig große Doſen des heftigen Giftes beibringen. Auch den Rindern gibt man es in Steiermark.

Jedenfalls geht aus den Mitteilungen des Profeſſor Schäfer hervor, wie ſchnell der menſchliche Körper ſich an ein ſo ſtark wirkendes Gift gewöhnt.

## Helgoland.

Es iſt böſes Wetter, und die Freya, die von Wyk auf Föhr kommt, ſtampft und ſchlingert tüchtig. Viele Paſſagiere ſind ſeekrank, ſitzen zuſammengekauert auf den Bänken in der Mitte des unteren Decks und jammern über den Leichtſinn, der ſie die Seefahrt wagen ließ; wer geſund iſt, hat ſich in den prächtigen Speiſeſaal oder in den Konverſationsſaal oder in das Spielzimmer geflüchtet; nur ein alter Herr und ein ſeefeſtes Pärchen auf der Hochzeitsreiſe halten es neben mir auf dem oberen Deck aus. In unſere Regenmäntel gehüllt blicken wir beſchaulich herab auf die ſich heranwälzenden Wellen und hinaus in den in Strömen fallenden Regen. Wir können nicht mehr weit von Helgo-

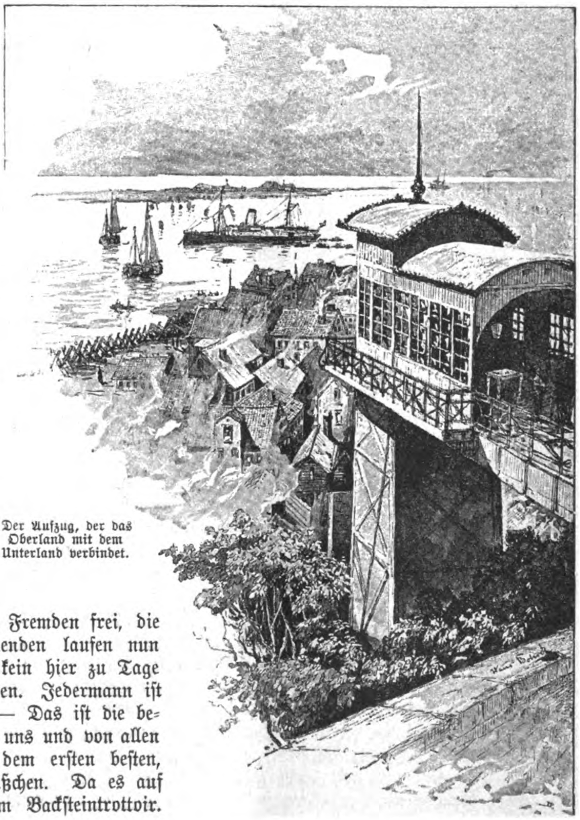


**Helgoland aus der Vogelperſpektive.** Rechts im Vordergrunde das Unterland mit Treppe und Aufzug zum Oberlande. Rechts von der Inſel ſieht man die „Düne.“

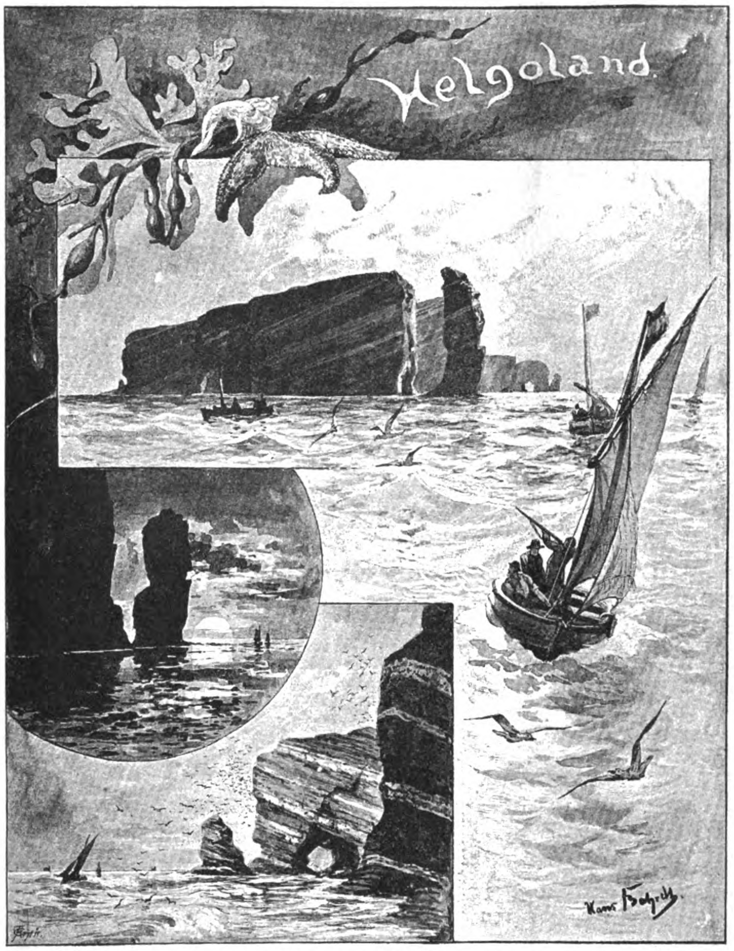
land ſein, aber der Regen verkürzt den Horizont aufs äußerſte. Wir erblicken kein Schiff, keine Fiſcherbarke, es iſt als befänden wir uns auf dem offenen Weltmeer.

Da hört der Regen auf, der Wind zieht den grauen Vorhang, der uns bisher umgab, auseinander, und vor uns erhebt ſich, von einem Sonnenſtrahl getroffen, der rote Felſen von Helgoland. Ich habe nie wieder einen ſo märchenhaften Anblick gehabt wie dieſen. Über dem engen, von einem Städtchen bedeckten Unterland ſteigt faſt lotrecht das rote Geſtein auf, das oben einen anderen Stadtteil trägt. Eine mächtige Freitreppe und ein turmartiger Aufzug verbinden beide. Die weiß getünchten Häuſer ſehen überaus freundlich aus, das Ganze wirkt hier im öden, grauen Nordmeer wie ein Stück Italien oder Griechenland. Wir kommen näher und gewahren nun auch „die Düne,“ einen langen, ſchmalen Sandſtreifen, auf dem hölzerne Badehäuſer und Reſtaurationen den Badegäſten zur Verfügung ſtehen. Um auf ſie zu gelangen, bedarf es einer Bootfahrt von, wenn ich mich recht entſinne, 8—10 Minuten. Dieſe Überfahrt iſt nicht immer angenehm, denn das Boot nimmt wohl einmal eine Welle über und wer ohne Regenmantel iſt, wird durchnäßt bis auf die Haut. — Die Düne ſelbſt beſteht großenteils aus recht grobem Kies, was die Badegäſte indeſſen nicht davon abhält, ſich auf dieſem harten, feuchten Lager auszuſtrecken, ein äußerſt zweifelhaftes Vergnügen. — Aber wir ſind ja noch gar nicht an Land. Da unſer Dampfer nicht bis an die Landungsbrücke kann, müſſen wir das „Ausbooten“ über uns ergehen laſſen, eine bei dem Leichtſinn der Binnenländer unter den Paſſagieren am Geſtade der Oſtſee recht unbehagliche Prozedur, während man es hier ruhig darauf ankommen laſſen kann: bei den ſchweren Kielbooten der Helgoländer iſt ein Kentern nicht zu befürchten. — Vom Unterlande aus hat man eine breite Landungsbrücke ins Meer hinausgebaut. Sobald nun ein Dampfer die Inſel anläuft, wird dieſe Brücke durch einen Strick der Länge nach in zwei Hälften geteilt: die eine bleibt für die landenden Fremden frei, die andere beſetzt die geſamte Badegeſellſchaft. Die Ankommenden laufen nun gewiſſermaßen Spießruten, denn nach alter Sitte wird kein hier zu Tage geförderter Witz, und wäre er noch ſo derb, übelgenommen. Jedermann iſt auf dieſe Scherze gefaßt und nimmt ſie lächelnd hin. — Das iſt die bekannte Helgoländer Läſterallee. — Wir haben ſie hinter uns und von allen Seiten werden uns Wohnungen angeboten. Ich folge dem erſten beſten, und wir ſchreiten zuſammen durch die freundlichen Sträßchen. Da es auf Helgoland keine Fuhrwerke gibt, beſtehen ſie aus einem Backſteintrottoir. Wir kommen jetzt in eine überaus behagliche Straße: jedes der ſauberen einſtöckigen Häuschen hat ein Vorgärtchen und eine Lindenallee zeigt das wohlthuende Grün ihrer Laubkronen. Alles iſt unbeſchreiblich ſauber und anſprechend, auch das Zimmer, in das mich der Hüne an meiner Seite ſchließlich führt. — Ich habe bisher kein engliſches Wort gehört, und ich werde auch keins hören, denn es leben hier ausſchließlich deutſche Menſchen und es baden hier ausſchließlich deutſche Menſchen. Nur die zweiſprachigen Straßenſchilder erinnern daran, daß wir uns hier, 56 Kilometer von Eiderſtedt, 58 Kilometer von Kuxhaven, auf engliſchem Grund und Boden befinden. Dieſe Vorſtellung erweckt ein widerwärtiges Gefühl, genau dasſelbe, wie ich es einſt empfand, als ich in den ſechziger Jahren durch die Straßen Straßburgs wanderte. Ich denke unwillkürlich immer wieder daran, ob ich es wohl noch erleben werde, daß auch Helgoland wieder deutſch wird. Schwerlich, denn der britiſche Löwe gibt nichts wieder heraus, was er einmal zwiſchen den Pranken hielt. Und doch — wer hat denn damals geahnt, daß Straßburg je wieder deutſch werden würde? Kann in den großen Tagen, in denen zu leben Gottes Gnade unſerm Geſchlecht beſchied, nicht auch dieſer Volksſplitter wieder dem großen Ganzen eingefügt werden?

Am Abend bringt mein Wirt ſelber das Geſpräch auf dieſes Thema. Er iſt offenbar daran gewöhnt, daß jeder



Der Aufzug, der das Oberland mit dem Unterland verbindet.



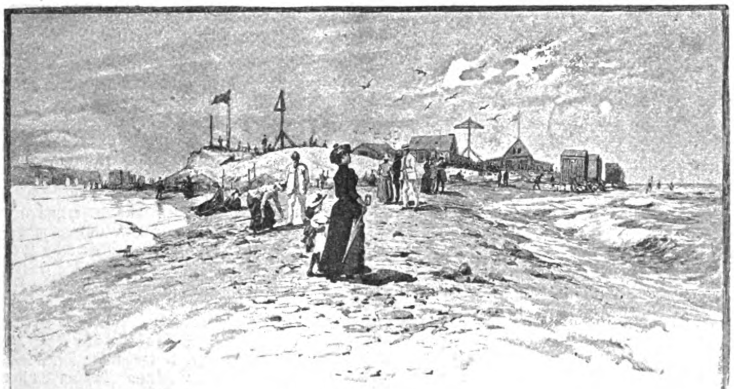
Uferbildungen an der Süd- und Weſtſeite von Helgoland.

Gaſt dasſelbe behandelt, und da ich es nicht berühre, fängt er davon an. Die Helgoländer wünſchten nicht politiſch zu Deutſchland zu gehören. Sie fühlten ſich unter den beſtehenden Verhältniſſen ſehr glücklich. Des Pudels Kern iſt natürlich die Furcht vor der allgemeinen Wehrpflicht, den Steuern ꝛc. Wie dieſe abgebröckelten Splitter alles Gefühl dafür verloren haben, daß der Angehörige eines großen Volkes freudig die Laſten trägt, die der Staat auferlegt! Wie ſie ſo ganz zu Privatmenſchen geworden ſind! Welch eine Rieſenarbeit haben die Hohenzollern ſchon verrichtet und noch zu verrichten, bis aus dieſen behaglichen Privatmenſchen kernige Bürger eines Weltſtaates wurden und werden! — Ich benutze den Aufzug und bin in kurzer Zeit im Oberland. Ein Fußweg führt uns links zu einer Spitze des Dreiecks. Von ihr aus führt ein anderer über die ganze Inſel weg (vgl. die Abb.) am Leuchtturm vorüber zur zweiten. Das iſt die Kartoffelallee. Hier oben gibt es keine Bäume, wohl aber trotz des ewigen Windes grüne Äcker, auf denen angepflockte Schafe weiden. Treten wir an den Rand des Felſens, ſo erblicken wir ſeltſame Bildungen: hier haben die Wogen ein weites Thor ausgewaſchen, dort ragen gar rieſige Felsblöcke, völlig losgelöſt vom Körper der Inſel einſam aus dem Meer auf. Wie unſere Abbildungen zeigen, ſind ſie mitunter ſo hoch wie das Oberland ſelbſt, nämlich etwa 60 Meter. Das ganze Oberland iſt nur 1792 Meter lang und 600 Meter breit, während das Unterland nur 900 Meter Umfang hat. — Vom Boot aus nehmen ſich dieſe Grotten, Höhlen, Pfeiler erſt recht romantiſch aus, ſo daß man nicht müde wird, ſie zu betrachten.

Die Einwohner, deren es etwa 2000 gibt, halten ſich, nach deutſcher Art, für vorzugsweiſe „bieder.“ Mir ſteht über dieſen Punkt kein Urteil zu, doch ſcheint es mir, als ob die Helgoländer nicht ungeſtraft ſeit vielen Jahren faſt ausſchließlich von den Fremden leben. Dieſe Art Erwerb macht bekanntlich nicht gerade fleißig. Es ſchien mir, als ob die Inſelbewohner ein ausgeſprochenes Verſtändnis für das Dolce far niénte hätten.

Das Fremdenpublikum iſt je nach der Saiſon ein überaus verſchiedenes. Während des Sommers bringen die mit Extrazügen in Verbindung ſtehenden Dampfer ungezählte Ausflügler aus den großen Städten des Binnenlandes auf die Inſel. Dieſes Publikum, das meiſt nur einen Tag auf Helgoland verweilt, kann man ſich nicht unſympathiſch genug denken. Das ſtändige Publikum während dieſer Zeit ſind die Schauſpieler, die ſich hier aus allen Ländern deutſcher Zunge ein Stelldichein geben. — Im Herbſt hat Helgoland dagegen ein ſehr feines Badepublikum. Es kommen dann die Freunde des Segel-, Ruder- und Angelſports, ſowie viele ſonſtige Mitglieder der wohlhabenden Klaſſen, die in der Stille ruhige Wochen verleben wollen.

Es wird den Helgoländern vorausſichtlich nicht leicht werden, ſich an das ſtramme deutſche Regiment zu gewöhnen



„Die Düne“ von Helgoland.

und die lebende Generation wird nicht müde werden in der Erinnerung an die behaglichen Tage der engliſchen Herrſchaft Klagelieder anzuſtimmen. Im übrigen ſind ſie gute Deutſche und werden in fünfzig Jahren ebenſo mit Seele und Leib zu uns gehören wie alle anderen deutſchen Frieſen auch.

Th. H. P.

---

## Zur Geſchichte des Kölner Waſſers.

(Abdruck verboten.)

Seit vielen Jahrhunderten beſitzt die Stadt Köln einen gewiſſen Weltruf, der allerdings zu verſchiedenen Zeiten auf verſchiedene Dinge gegründet war. Im Mittelalter war Köln die „hillige ſtadt,“ das „deutſche Rom.“ Zu ſeinen zahlreichen Reliquien kamen Pilger aus der ganzen chriſtlichen Welt, beſonders zahlreich, nachdem Erzbiſchof Reinald von Daſſel, Kaiſer Friedrich Barbaroſſas berühmter Kanzler, als wertvollſte Beute aus dem zerſtörten Mailand die Leiber der heiligen drei Könige nach ſeiner rheiniſchen Metropole gebracht hatte. Dieſe Pilgerfahrten förderten mächtig den Handel der Stadt, der ſo bedeutend wurde, daß die Kölner Handelsherren ſchon im XI. Jahrhundert einen eignen Kaufhof zu London hatten, und trugen mit bei zu der glänzenden wirtſchaftlichen Entwickelung Kölns im Mittelalter. Mit Recht galt der Spruch: Collen ein croin, boven allen steden schoin.

Als beim Ausgang des Mittelalters und dem Ubergang in die Neuzeit die religiöſen Umwälzungen vor allem das deutſche Volk in zwei große Heerlager ſpalteten, da ſtand Köln und ſeine Univerſität im Vordergrunde des Kampfes, der ihm bei den Anhängern der alten Kirche den ehrenden Titel: Sancta Colonia, Romanae Ecclesiae fidelis filia, bei den Gegnern aber Haß, Spott und Hohn einbrachte; die berühmten Dunkelmännerbriefe waren gegen die Häupter der kölniſchen Partei gerichtet und ſuchten dieſelben in geiſtreicher, freilich nicht immer der Wahrheit entſprechender Weiſe zu verſpotten und lächerlich zu machen.

In den folgenden Jahrhunderten ging Kölns Berühmtheit freilich arg in die Brüche. Aber in der neueſten Zeit iſt ſein Name wieder in aller Munde, einmal durch ſeinen Dom, der mehr als ſechshundert Jahre nach ſeiner Grundſteinlegung endlich in unſern Tagen durch edler Fürſten und des ganzen deutſchen Volkes Beihilfe ſeiner Vollendung entgegengeführt iſt, und zweitens — durch das Kölner Waſſer: zwar zwei himmelweit verſchiedene Dinge; das eine die Perle der Gotik, das andere nur ein Parfum, aber auch eine Perle in ſeiner Art. Und es iſt ſehr zweifelhaft, wodurch Kölns Name in weitere Kreiſe gedrungen iſt. In jedem Hauſe, auf jedem Toilettentiſch findet ſich kölniſches Waſſer, wenn auch nicht überall das „echte.“ Fabriziert man doch ſogar in Italien, der Urheimat unſers Parfums, Acqua di Colonia di Torino, di Milano, di Venezia etc. Intereſſant iſt es nun, auf die Geſchichte des Kölner Waſſers etwas näher einzugehen, nachzuforſchen, wie dieſes Parfum nach und nach zu ſeinem jetzigen Rufe und zu einer ſolchen Bedeutung gelangt iſt, daß es unter den wichtigſten Fabrikations- und Exportartikeln Kölns an erſter Stelle genannt werden muß.

Wie man lange Zeit den Namen des genialen Dombaumeiſters nicht kannte und es erſt der modernen Forſchung gelungen iſt, Meiſter Gerhard von Rile ſeinen wohlverdienten Ruhm zu ſichern, ſo war auch der Erfinder des Kölner Waſſers unbekannt. Man hatte ſich allmählich daran gewöhnt, Fabrikation wie Erfindung mit dem Namen Farina in Verbindung zu bringen. Erſt in neuerer Zeit iſt aus Urkunden des kölniſchen Stadtarchivs feſtgeſtellt worden, daß Johann Paul de Feminis, allerdings ein Verwandter der Farinas, der Erfinder iſt.

Johann Paul de Feminis wanderte, gleich ſo vielen ſeiner Landsleute, gegen Ende des XVII. Jahrhunderts aus Crana bei Santa Maria Maggiore im Thale Vigezza, Diſtrikt Domo d'Oſſola, nach Köln aus, wo er 1704 die Großbürgerſchaft kaufte. Er wohnte Unter-Guldenwagen, jetzt Hoheſtraße, und trieb einen bedeutenden Handel mit Südfrüchten. Die Fabrikation des Kölner Waſſers war noch Nebengeſchäft. Doch hielt Feminis es für vorteilhaft, ſich von der mediziniſchen Fakultät der Kölner Univerſität eine Approbation ſeines Fabrikates geben zu laſſen. Da ſeine Kinder früh ſtarben, zog er Verwandte aus ſeiner Heimat nach Deutſchland, um dieſen ſeine Geſchäfte zu übertragen, und zwar vier Brüder Farina aus Santa Maria Maggiore. Von dieſen ließ ſich Johann Maria und Johann Baptiſt in Köln nieder und trieben ein gemeinſames Geſchäft im Hauſe Morian Obenmarspforten. Ebenſo aſſociierten ſich die beiden anderen Brüder Karl Hieronimus und Julius Farina in Düſſeldorf; ihre Nachkommen ſiedelten jedoch auch nach Köln über.

In höherem Alter zog ſich Feminis in ſeinen Geburtsort Crana zurück und verwendete dort den größten Teil ſeines Vermögens zum beſten ſeiner Mitbürger. In der Pfarrkirche zu Santa Maria Maggiore befindet ſich ſein von de Borguis gemaltes Porträt; die auf demſelben befindliche Inſchrift hält ſein Andenken lebendig: Paolo Feminio da Crana, mercante e fabricatore d'acqua amirabile in Colonia, benefattore principale delle nostra chiesa parrochiale di Santa Maria Maggiore, del nostro oratorio e casa communale di Crana.

Einer Familientradition zufolge wurde der Familie Farina die Fabrikation des Kölner Waſſers als Geheimnis mitgeteilt. Dieſe Überlieferung läßt ſich auch urkundlich beweiſen.

Zwiſchen den Nachkommen der drei jüngeren Brüder Farina (der älteſte war kinderlos geblieben) erhob ſich gegen Ausgang des XVIII. Jahrhunderts Streit über den Mit- reſp. Alleinbeſitz des Fabrikationsgeheimniſſes. Dieſer Streit kam zunächſt zum Ausbruch zwiſchen den vier Enkeln des dritten Bruders Karl Hieronimus, nämlich Johann Maria, Maria Thereſia reſp. ihrem Ehemann und Vetter Julius Cäſar Farina (dem Enkel des vierten aus Italien gekommenen Bruders Julius). Karl Hieronimus und Joſeph Anton Farina, deren Vater Johann Anton Kölner Waſſerfabrikant unter der Firma zur Stadt Mailand geweſen war. Am 13. April 1787 hatte nämlich Johann Anton ſeinem jüngſten Sohne Joſeph Anton das „von Paul Feminis herkommende Arcanum unter ſeiner des Vatters Firma alleinig zu fuhren übertragen und geſchenket.“ Dieſes Recht des Alleinbeſitzes des „Arcani“ wurde Joſeph Anton von ſeinen Geſchwiſtern ſtreitig gemacht, jedoch nach längerem Prozeß vor dem hohen weltlichen Gericht zu Köln durch zwei notarielle Akte von 1789 und 1792 zugeſtanden. In dieſen erklären die drei älteren Geſchwiſter, daß ihr Bruder Joſeph Anton Farina „der alleinige, wahre Beſitzer des von Paul Feminis herkommenden Geheimniſſes Kölner Waſſer zu verfertigen ſei; daß demſelben allein das recht zuſtehet, dieſes waſſer unter der Firma Johan Anton Farina zu verkaufen; ſie geloben nie dieſe Firma zu gebrauchen, weder auch ins publicum zu verbreiten, das arcanum von Paul Feminis in beſitz oder wiſſenſchaft zu haben; ſelbſt ihre nachkommen, die Johan Anton heißen, dürfen dieſe Firma nicht führen, ſondern müſſen dieſen Namen noch einen anderen vorſetzen.“ Dagegen ſolle es ihnen freiſtehen Kölner Waſſer zu fabrizieren, daſſelbe „ihren wirklichen handlungsfreunden nicht allein, ſondern auch ohne underſcheid allen denjenigen, die ſich desfals an ſie addreſſiren werden, zu verkaufen,“ ausgenommen das Pariſer Handlungshaus Onfroi. Johann Maria und Karl Hieronimus wurden denn auch Gründer der Firma Johann Maria Farina zur Stadt Turin.

Nach dem Tode ſeines Vaters hatte Joſeph Anton Farina in die Nr. 163 der Kaiſerlichen Reichs-Oberpoſtamtszeitung zu Köln, vom Freitag den 12. Oktober anno 1787 folgendes Inſerat einrücken laſſen. „Mein Vater Johann Anton Farina, der vor einem halben Jahre das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſelt, hat mir Joſeph Farina einzig und allein, und keinem aus der Familie, weder einem Fremden das Geheimnis des ſo weltberühmten Eau de Cologne, ſo er allein von dem Erfinder, Herrn Paul Feminis, hatte, vor ſeinem abſterben entdeckt. Ich werde alſo in der Zukunft dieſe einzige ächte Kompoſizion unter der alten Firma von Johann Anton Farina fortſetzen .... Ich habe mich gezwungen geſehen, dieſes in die öffentlichen Blätter einrücken zu laſſen, weil ich wahrgenommen habe, daß gewiſſe Perſonen ſich berühmt haben, daß mein ſeliger Vater ihnen allein das Geheimnis, ſo er allein von Paul Feminis hatte, entdecket hätte; dieſes iſt aber ganz grundfalſch und erlogen. Ich bin nur der einzige Beſitzer des Geheimniſſes ... Ferner muß ich noch anzeigen, daß die einzige Niederlage von geſagtem Eau de Cologne, ſo mein Vater ſelig ſeit dreißig Jahren zu Paris errichtet hatte, noch wie vorhin beſteht und fortdauren wird bei Monsieur Onfroi, distillateur du Roi, rue de deux Ecus près de celle des Prouvaires à Paris. Es belieben dahero ſich alle Freunde an Mr. Onfroi oder an mich zu wenden, ſo mit dem ächten Eau de Cologne belieben verſehen zu ſeyn. Sie können alsdann ganz zuverläſſig auf die aufrichtigſte und geſchwindeſte Bedienung zählen.

Köln am Rheine den 2. Oktober 1787.

Joſeph Farina, wird unterzeichnen Johann Anton
Farina in der Stadt Mayland unter golden Wagen.

Hiergegen wandte ſich nun „Johann Maria Farina gegen dem Jülichsplatz über in Köln“ (Haus Morian Obenmarspfoſten), ein Sohn des zweiten aus Crana ausgewanderten Bruders Johann Baptiſt in Nr. 169, Montag den 22. Oktober anno 1787 derſelben Zeitung mit einer längeren Erklärung, in der es u. a heißt: „Wenn übrigens Herr Joſeph Farina in dem angeführten Avertiſſement das Geheimnis dieſes vortrefflichen Waſſers ſich ganz allein zuzueignen ſcheint, ſo kann er dadurch nur ſeine übrigen Geſchwiſter oder andere Verfälſcher oder unberufene Nachahmer deſſelben, keineswegs aber auch mich ausſchließen. — Wenn er aber dadurch, daß er ſagt, ſein ſeliger Vater ganz allein habe dieſes Geheimnis von dem Erfinder Paul Feminis erhalten, ſo kann ich das Wörtchen allein nicht anders als einen durch Unbedachtſamkeit in das Manuſkript eingeſchlichenen Fehler anſehen, denn ohne einen ſolchen Irrtum anzunehmen, wäre dieſes Vorgehen im Grunde falſch und erlogen.“

Es iſt ſomit allſeitig zugegeben, daß Johann Paul de Feminis der Erfinder des Kölner Waſſers iſt, und die Fabrikation deſſelben, als Geheimnis der Familie Farina mitgeteilt hat. Ferner iſt konſtatiert, daß dieſes Geheimnis im unbeſtrittenen Beſitze der Firma Johann Anton Farina zur Stadt Mailand, im beſtrittenen der Firma Johann Maria Farina gegenüber dem Jülichsplatz iſt. Die letztgenannte Firma iſt noch im Beſitz eines Farina, während die Firma Johann Anton Farina zur Stadt Mailand durch die Frau des Joſeph Anton in den Beſitz der Familie Leven und weiter der Familie Neuman übergegangen iſt.

Dieſe Kenntnis von dem Namen des Erfinders ging in der Folgezeit verloren: Die Erfindung wurde ſtets mit dem Namen Farina in Zuſammenhang gebracht. Als ſich ſpäter die Fabrikation hob und den Charakter eines Nebengeſchäftes verlor, als die glänzenden geſchäftlichen Erfolge zur Konkurrenz reizten, entſtanden eine ganze Reihe Kölner Waſſer-Fabriken, die der herrſchenden Anſchauung Rechnung trugen, indem ſie ſich auf irgend eine Weiſe eine Firma Farina zu verſchaffen ſuchten. Zu dieſem Zwecke verſchrieben ſich die betreffenden Gründer aus Oberitalien, wo der Name ſehr gebräuchlich iſt, irgend einen Farina, ſchloſſen einen Schein-Geſellſchaftsvertrag mit ihm und — die Firma war gerettet. Der bei dieſer Namengebung zur Taufe geſtanden hatte, wurde abgelohnt und in ſeine Heimat zurückgeſchickt. So war der Name Farina ſelbſt ein ſehr geſuchter Handelsartikel geworden. Im Regierungsamtsblatt von 1819 ſind ſchon über fünfzig Farina-Firmen aufgeführt, die ſich mit der Fabrikation des Kölner Waſſers befaßten. Auf Grund des neuen Markenſchutzgeſetzes wurde aber dieſen zahlreichen Fabrikanten das Recht, die Firma Farina zu führen, ſtreitig gemacht und gerichtlich abgeſprochen. Durch die dabei notwendig gewordene urkundliche Beweisführung wurde denn auch der Streit über die Erfindung und die Fabrikation des hiſtoriſch echten Kölner Waſſers in der oben ausgeführten Weiſe entſchieden.

Das Kölner Waſſer hatte vorher die Namen Eau admirable, Acqua della regina und Eau médicinale. Die Fabrikation wurde anfangs mehr als Nebengeſchäft betrieben. Doch ſahen wir oben bereits, daß Paul de Feminis ſich ſchon im Jahre 1727 eine Approbation der mediziniſchen Fakultät an der Kölner Univerſität für ſein Fabrikat zu verſchaffen wußte, die das Anſehen desſelben mächtig hob. Danach ſoll es ſichere Heilkraft beſitzen gegen zahlreiche namentlich angeführte Krankheiten.

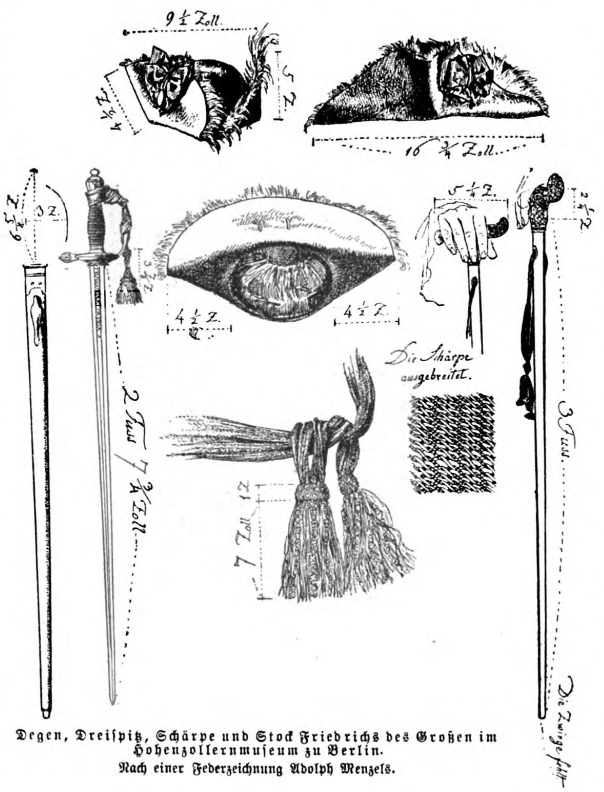
Für den Ruf und die Verbreitung unſers Parfum waren die Wirren des ſiebenjährigen Krieges äußerſt günſtig. Köln war im Winter 1760—61 das Stelldichein für die Offiziere der am Niederrhein liegenden franzöſiſchen Truppen, die, an die Hofluſt und den feinen Parfum der Pariſer und Verſailler Salons gewöhnt, froh waren, in dem Kölner Waſſer ein Gegenmittel gegen die berüchtigten Kölner Straßendüfte zu finden. Erklärlicherweiſe verbreitete ſich ſo der Ruf des Kölniſchen Waſſers in dem für derartige Sachen maßgebenden Frankreich; Johann Anton Farina ſah ſich deshalb veranlaßt, in den ſechziger Jahren in Paris eine Niederlage ſeines Fabrikats zu errichten. In der Gegenwart wird die ganze alte und neue Welt von Köln aus mit Kölner Waſſer verſorgt, das trotz der zahlloſen neu entſtandenen Parfums immer noch eines der feinſten, beliebteſten und verbreitetſten iſt und bleiben wird.

---

# Familientiſch und Spielecke.

## Für die Reiſe.

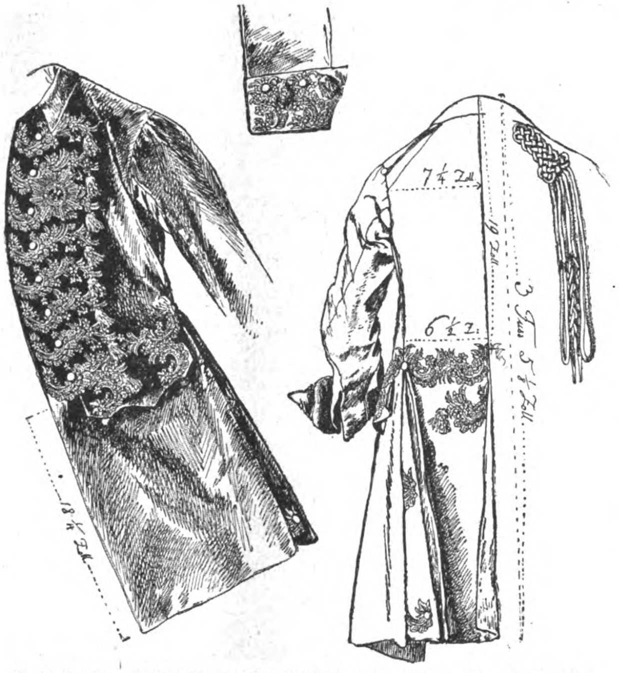
Von der bekannten und muſtergültigen Kollektion „Meyers Reiſebücher“ iſt das „Rieſengebirge und die Grafſchaft Glatz“ in ſiebenter, „Süddeutſchland und Teile von Öſterreich-Ungarn“ in fünfter Auflage erſchienen (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig und Wien). In dem erſteren Buche hat, abgeſehen von den Verbeſſerungen, die jeder neuen Auflage dieſer Kollektion eigen ſind, die böhmiſche Seite des Rieſengebirges durch eine vollkommene Neubearbeitung und weſentliche Erweiterung eine beſondere Berückſichtigung erfahren, in die neue Auflage von „Süddeutſchland und Teile von Öſterreich-Ungarn“ iſt die Route „Heidelberg — Baden-Baden — Schwarzwaldbahn — Bodenſee“ und eine kurze Orientierung über Budapeſt aufgenommen, wodurch das Buch noch mehr als früher zu einem geeigneten Begleiter für Reiſende mit Rundreiſebillets wird. Es enthält in ſeiner jetzigen Geſtalt das geſamte Reiſegebiet Süddeutſchlands von der Mainlinie und der ſächſiſch böhmiſchen Grenze ſüdwärts einſchließlich der angrenzenden Teile Öſterreichs und der Hauptſtädte Wien und Budapeſt. Trotzdem hat der Band ein bequemes Reiſeformat nicht überſchritten. Die Auszeichnung einzelner Hotels durch den berüchtigten Stern, der in anderen Reiſehandbüchern ſo oft zu finden iſt, daß man ſchließlich nicht mehr weiß, welchem Stern man den Vorzug geben ſoll, iſt in dieſen Führern vermieden; dafür iſt aber dort, wo irgend eine Eigenſchaft der Gaſthöfe wirklich beſonders lobenswert erſcheint, dieſer beſondere Vorzug den Reiſenden namhaft gemacht. Die ganze Anordnung des Stoffes iſt eine außerordentlich überſichtliche, die Angaben ſelbſt ſind kurz aber von muſterhafter Vollſtändigkeit und Zuverläſſigkeit, und allen Fragen des Reiſenden Rechnung tragend.


9 ½ Zoll.
5 Z.
7 ¼ Z.
16 ¾ Zoll
6 ½ Z.
3 Z.
3 ½ Z.
4 ½ Z.
4 ½ Z.
5 ½ Z.
2 ½ Z.
Die Schärpe ausgebreitet.
2 Fuss 7 ¾ Zoll
1 Z.
7 Zoll
3 Fuss
Die Zwinge fehlt

Degen, Dreiſpitz, Schärpe und Stock Friedrichs des Großen im Hohenzollernmuſeum zu Berlin.
Nach einer Federzeichnung Adolph Menzels.

## Aus Karl Geroks Nachlaß.

Unter dem Titel „Troſt und Weihe“ erſchien im Verlage von Karl Crabbe in Stuttgart eine Sammlung von Reden und Predigten Karl Geroks, die der Verewigte einige Wochen vor ſeinem Heimgange dem Verleger zugeſagt hatte und deren Zuſammenſtellung ihn in den letzten Tagen ſeines Lebens viel beſchäftigt hat. Denn wie der Herausgeber, Stadtpfarrer Guſtav Gerok, des Dichters Sohn, im Vorwort berichtet, fand ſich nach dem Tode Karl Geroks auf ſeinem Schreibtiſch nicht nur eine Sammlung verſchiedener Reden, die für das verſprochene Buch beſtimmt waren, ſondern auch ein Plan über das, was er darin zu bieten gedachte. So iſt denn die Zuſammenſtellung ganz im Geiſte des Verſtorbenen geſchehen, und man kann dieſe Sammlung von Kaſualreden wohl mit Recht nicht nur als ein Werk aus dem Nachlaß, ſondern als ein nachgelaſſenes Werk Karl Geroks anſehen, trotzdem es ihm ſelbſt nicht mehr vergönnt war, die letzte Hand daran zu legen. Der Verewigte ſelbſt wie der Herausgeber und die Verlagshandlung mögen in erſter Linie daran gedacht haben, ein den Geiſtlichen willkommenes Buch zu ſchaffen. Hat doch das reiche, lange und geſegnete Leben des Stuttgarter Prälaten mehr als irgend ein anderes die verſchiedenartigſten Gelegenheiten geboten, tröſtend und weihend zu ſprechen. Der Verewigte ſtand dem Hof und der Geſellſchaft nahe durch die Pflichten ſeiner hervorragenden Stellung, mit dem Mittelſtand verknüpfte ihn die Schlichtheit ſeines Weſens, die Armen und Elenden ſeiner Gemeinde umfing er mit der ganzen Liebesfülle ſeines unerſchöpflich reichen Herzens. So fand er an der Gruft eines königlichen Prinzen und tapferen Heerführers wie an dem Grabe einer armen Waſchfrau die rechten Worte, und beim Leſen ſeiner Reden ſtehen die längſt Begrabenen vor uns, als ob wir ſie begleitet hätten auf ihrer ganzen Lebensbahn und ihnen nahe geſtanden gleich dem Gottesmann, der ſie zu Grabe geleitete. Und ob Geroks Worte einer Taufe im Königsſchloß, dem Regierungsjubiläum ſeines Fürſten, der Einweihung einer Herberge für Fabrikarbeiterinnen oder einer Chriſtbeſcherung für Blinde gelten, immer findet er einen Ton, der hinausklingt über den engen Kreis derjenigen, zu denen er ſpricht und der auch in dem Ferneſtſtehenden einen Widerhall weckt, trotzdem manche dieſer Gelegenheitsreden vor vierzig Jahren gehalten worden ſind. Dieſe Eigenſchaft wird dem Buche Freunde machen weit über den Kreis der Amtsbrüder des Ver-



Gala-Uniform Friedrichs des Großen im Hohenzollernmuſeum zu Berlin.
Nach einer Federzeichnung Adolph Menzels.

### 1. Dreiſilbige Scharade.

Jüngſt ſaß ich noch um Mitternacht
Im Zecherkreis beim Bier.
Da kam die erſte Silbe ſacht
Und ließ nicht ab von mir.
Sie ſchmeichelte ſo ſüß und lieb,
Daß ich nicht widerſtand,
Und heimlich nahm ich wie ein Dieb
Die letzten von der Wand.

Von ihr verleitet ſchlich ich fort;
Ich ſtand ſchon vor dem Thor,
Da ſcholl mir laut das ganze Wort
Aus Freundesmund ins Ohr.
Mir wurde vor dem Schimpfe bang,
Die erſte floh von mir;
Drum kehrt' ich um und ſaß noch lang
Im Zecherkreis beim Bier.

### 2. Rätſel.

Ungern ſeht ihr mich kommen als Zeichen des nahenden Alters.
Wenn ihr die Zeichen verſchiebt, lieg' ich als Stadt in der Schweiz.

### 3. Fünfſilbige Scharade.

Haſt du der Erſten Früchte die drei Letzten,
Die, was die Welt dir bot, dir reich erſetzten,
So teile ſie auch den drei Letzten mit.

Wenn Liebe, Sanftmut all dein Thun verklären,
Wirſt du dem Ganzen dadurch Troſt gewähren,
Zum Quell der Liebe leiten ihren Schritt.
Fr. St.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

ewigten hinaus. Eine der ſchönſten Grabreden, die wohl überhaupt je gehalten worden ſind, iſt jene Geroks am Grabe der beiden jungen Grafen Taube, der einzigen Kinder ihrer Eltern, die in der Schlacht von Champigny Schulter an Schulter gefallen waren. Graf Erich Taube erhielt einen Schuß durch die Bruſt, Graf Axel fing ihn in ſeinen Armen auf, küßt den Bruder auf die Stirn und legt deſſen Kopf auf ſeine Knie, — in demſelben Augenblicke wird er ſelbſt ins Kreuz getroffen und ſtürzt lautlos über den Bruder. „Tragt den Kleinen zuerſt weg, er hat's nötiger als ich," ſagte Graf Erich zu den Kameraden, als er zurückgetragen werden ſollte. Graf Axel Taube kam tot im Feldſpital an, der Bruder ſtarb ſechsunddreißig Stunden ſpäter. Karl Gerok hat ſeiner Trauerrede das Wort der Schrift unterlegt: „Siehe, wie fein und lieblich iſt es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen!" und begeiſterte Vaterlandsliebe, Trauer um den Tod der beiden Jünglinge, die ihm perſönlich nahe geſtanden hatten, Troſt für die gebrochenen Eltern und Ergebung in den Willen des Höchſten ſind auf den Akkord dieſes Bibelwortes in ſo wunbaren Worten zuſammengeſtimmt, wie ſie nur ein Gottesmann findet, dem die Sprache des Dichters gegeben iſt.

## Der Mai in Toscana.

„Der Mai iſt gekommen, die Bäume ſchlagen aus, da bleibe, wer Luſt hat, in Sorgen zu Haus!" — Solche echt deutſche Maienluſt, wie jenes Maienlied ſie ausſpricht, finden wir in Toscana wieder.

Viele Jünglinge finden ſich am 1. Mai zuſammen und ziehen mit Sang und Klang durch Dörfer und Städte. Einer derſelben trägt einen friſche Blätter und Blüten treibenden Baum, behangen mit Blumen und Citronen, den ſie „Maio" nennen. Ein anderer trägt einen mit duftenden Blumenſträußen gefüllten Korb, welche die Jünglinge ihren Damen verehren. Zur Belohnung erhalten ſie dann einen erquickenden Labetrunk von ihren Auserwählten.

Als Gegenſtück zu dieſer fröhlichen Sitte findet im Frühling in einigen weniger beglückten Dörfern eine ergreifende Abſchiedsſzene ſtatt. Viele Jünglinge verlaſſen dann ihr Heimatsdorf und wandern über Berg und Thal, um anderswo ihr Glück zu ſuchen, welches ihnen in ihrer Heimat nicht hold war.

Väter, Mütter und Bräute ſehen ihnen thränenden Auges nach.

Noch einen Blick werfen die ſcheidenden Jünglinge auf die verlaſſene Heimat und wandern dann gleich den Vögeln, welche ihr Neſt verlaſſen, in die weite, ihnen unbekannte Welt hinaus. T.

## Aus der Redaktion.

Herrn H. in B... Das allerdings ſehr wertvolle Autograph von Niklas Becker, dem Dichter des Rheinliedes in Nr. 35 ſtammt aus der Autographenhandlung von Otto Aug. Schulz in Leipzig.

---

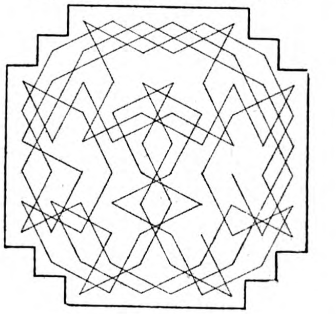
## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 40.

### Auflöſung des Röſſelſprungs.

Nicht fleh ich um den Glanz des ew'gen Glückes,
Nicht fleh ich um ein flüchtig Erdengut;
Gib, Ew'ger, nur in Stürmen des Geſchickes
Dem Geiſte Kraft und meinem Herzen Mut!

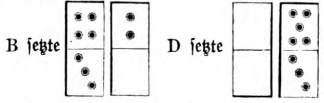
Den Pfad des Rechtes laß mich ruhig ſchreiten,
Ob ſtill die Luft, ob wild die Stürme weh'n, —
Und Eines gib mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, die ich liebe, laß mich glücklich ſeh'n!
E. Rittershaus.

### Schlüſſel zum Röſſelſprung.



### Dominoaufgabe.

Die Summe der Augen auf den zehn geſetzten Steinen betrug 38. Im Talon lagen alle Eins außer denen, welche A hatte, außerdem Doppelvier.



1. Vierſilbige Scharade. Reiſeluſtig.

2. Rätſel. Modenarr — Modena.

---

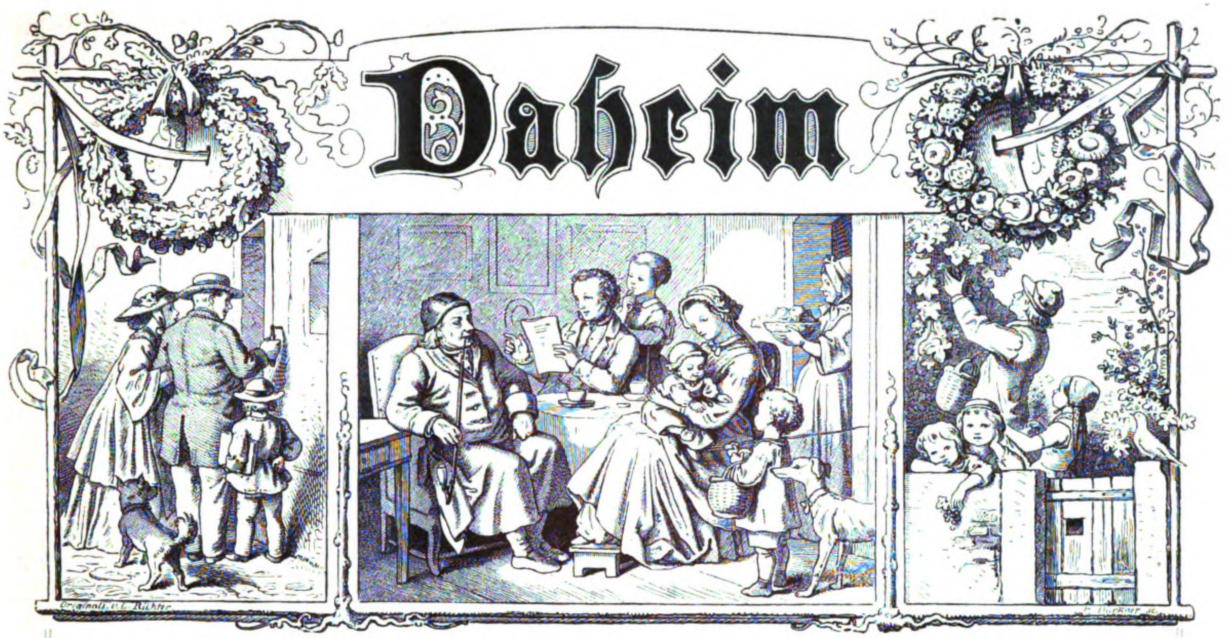
**Inhalt:** Die rechte Pfarrfrau. Fortſ. Erzählung von E. Nilas. — Die Rückerwerbung Helgolands und ihre Bedeutung für Deutſchland. Von Reinhold Werner. — Füllenfütterung. Nach dem Gemälde von Jaroslav Veſin. — Die deutſche Miſſionsſtation in Dar-es-Salaam. Von Martin Wohlrab. — Edelweiß. Nach dem Gemälde von E. Rau. — Die Arſenikeſſer in Steiermark. — Helgoland. Von Th. H. P. Mit vier Illuſtrationen. — Zur Geſchichte des Kölner Waſſers. — Familientiſch und Spielecke: Für die Reiſe. — Aus Karl Geroks Nachlaß. — Der Mai in Toscana. — Aus der Redaktion. — Gala-Uniform und Montierungsſtücke Friedrichs des Großen im Hohenzollernmuſeum zu Berlin. Federzeichnungen von Adolph Menzel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.



**Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.**

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

**XXVI. Jahrgang.** Ausgegeben am 19. Juli 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. **1890. №. 42.**

# Die rechte Pfarrfrau.

Erzählung von E. Nilas.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Weiter ward nichts geredet, dem jungen Paſtor aber war's, als habe er etwas ganz Beſonderes, Merkwürdiges erlebt, etwas, das ihm die Bruſt weit machte und das Herz fröhlich!

Da brauſte der Wetterſturm daher, daß die Wipfel ſich krachend bogen, Nadeln und Zweige hernieder regneten und der Staub hoch aufwirbelte. Und mitten in das Pfeifen und Heulen hinein, machtvoll wie die Stimme Gottes: lang nachhallender Donner! Aber da lichtete ſich auch ſchon der Wald, ein grüner Wieſenfleck ward ſichtbar, noch eine Wendung und die kleine Kolonie lag vor ihnen.

„Gott ſei Dank!“ ſagte der Paſtor mit einem Blick auf Dorothee. „Treten Sie ein, Fräulein Dorothee — die Müllers ſind ordentliche Leute.“

Um ihre Lippen ſpielte ein ſchwaches Lächeln. Ich kenne die Leute, Herr Paſtor, die kranke Frau hat bei uns gedient und mich als Kind treulich gepflegt und gewartet; von ihr kam ich vorhin.“ Ehe er antworten konnte, war ſie in die niedere Stube getreten.

Dort ſchien ſie ein wohlbekannter Gaſt. Die Kranke ſah ſie mit augenſcheinlicher Freude kommen, die Kinder ſprangen ihr entgegen, die alte Großmutter wackelte mit einem Stuhl herzu und lobte ſie, daß ſie umgekehrt, das böſe Wetter hier abzuwarten. Dorothee warf einen ſchelmiſchen Blick auf ihren Gefährten, da wurden auch die anderen den Herrn Paſtor gewahr.

„Nun, wie geht es denn, Frau Müller?“ fragte er freundlich, der Kranken die Hand reichend. „Der alte Schwedt ſagte mir, ich möchte Sie doch einmal wieder beſuchen — iſt es ſchlimmer?“

Die Kranke ſtöhnte. „Na, Herr Prediger, mit de Boſtkrankheit, dat güng ganz god, ok de Hoſten wir nich ſo ſchlimm as ſüs, ik bün de letzten Dag upweſt. Mutter ward ok all old un wacklich, dor wull ik 'n beten helpen un dat Middag beſorgen —“

Da fiel ihr Großmutter zeternd in die Rede. „Harſt du mi dat man laten, ik kann dat noch ganz god. Na un nu denkens mal an, Herr Prediger, de beiden lüttſten Kinner ſünd bi ehr, un de lüttſt, wat unſ' Hermann is, ritt de Supp vun't Für un de Fru äwer de Föt. Se höllt dat kum ut vör Wehdag — 'n Loch ſo grot as 'ne Hand!“

„Das iſt eine neue ſchwere Prüfung, Frau Müller,“ ſagte er, und ſeine Augen ruhten mit freundlicher Teilnahme auf der gequälten Frau, die leiſe ächzte, „aber das wird hoffentlich bald vorübergehen — haben Sie den Doktor kommen laſſen?“

Die Großmutter wurde verlegen. „Ja, Herr Prediger — dat is ſo wiet vun de Stadt und Dokter un Aptheker ſünd dür, dor dachten wi, da ging ok ſo!“

„Das geht aber nicht,“ wollte der Paſtor beginnen, aber die Kranke wehrte matt ab. „Laten's man, Herr Prediger, mi is all ſachter, Frölen Dorothee hett mi Brandſalv' bröcht, de deit mi god un heelt ok all.“

Martin Erhard blickte überraſcht nach Dorothee hinüber — davon hatte ſie ja kein Wort verlauten laſſen! Sie warf einen unmutigen Blick auf die kranke Frau. „Mein Vater hatte eine vorzügliche Brandſalbe, deren ich mich entſann,“ ſagte ſie kurz und trat ans Fenſter. Aber erſchrocken fuhr ſie zurück, denn ein Schlag krachte nieder, daß die Fenſter klirrten und die Kranke im Bett auffuhr. Damit war die Unterhaltung fürs erſte abgeſchnitten, Dorothee kehrte zu ihrem Stuhl zurück und ſaß dort ſtill, während das Wetter draußen tobte. Der Mann kam herein und ſtellte ſich an den Ofen. „Süht ut, as ſüll de Welt unnergahn,“ ſagte er.

Dann ward es ſtill im Zimmer und immer dunkler. Gegen die kleinen Fenſter praſſelte der ſchwere Regen mit Hagelkörnern untermiſcht, die Kinder ſaßen geduckt im Winkel und ſchrieen nur bisweilen auf, wenn ein beſonders greller Blitz herniederflammte. Großmutter holte das Geſangbuch, die Kranke ſtöhnte leiſe, während ihr der Paſtor beruhigend zuſprach.

Endlich — es hatte faſt zwei Stunden gewährt — ward der Donner ſeltener und leiſer, nur zuweilen huſchte noch ein ſchwacher Lichtſchein durchs Zimmer, aber es regnete weiter, unaufhörlich, der ganze Wald ſchien ſich in grauen Waſſerdampf auflöſen zu wollen.

Dorothee ſtand am Fenſter und blickte unruhig hinaus. Der Paſtor trat zu ihr. „Sie werden die Nacht hier bleiben müſſen,“ ſagte er.

Erſchrocken blickte ſie zu ihm auf. „Auf keinen Fall! — das heißt —“ ſie ſenkte den Kopf — „nicht wahr, Sie nehmen mich mit?“

„Ich muß ja wohl!“ Sie lächelte dankbar zu ihm auf, dann ſchwiegen beide.

Mittlerweile war's ganz dunkel geworden, Großmutter ſteckte die Lampe an, Müller zog eine Jacke an und ging hinaus. Nach geraumer Weile kam er zurück. „Nu ward't woll äwer ſin,“ meinte er. Der Paſtor trat in die Thür, der Sternenhimmel blickte freundlich hernieder, und was da noch tropfte, kam von den Bäumen.

„Nun iſt es Zeit, Fräulein Dorothee,“ ſagte er, „ich denke wir können es wagen. Aber laſſen Sie ſich ein Tuch geben, es iſt empfindlich kühl.“

Dorothee nickte wohlgemut und verſchwand in der Kammer nebenan. Als ſie wieder heraustrat, hätte ihr Anzug wohl eher der alten Mine Beifall errungen, denn ſie trug über ihrem hochaufgeſchürzten Kleid einen derben Rock und ein dickes wollenes Tuch um die Schultern.

„So, nun bin ich fertig!“ Damit reichte ſie den Leuten freundlich die Hand und trat aus der Thür.

„Willen Se de Latern ok lewer mitnehmen, Herr Paſtor?“

„Nein, Müller, es iſt ja ſternenklar und es wird ſich ganz gut gehen. Gute Nacht.“

„Gute Nacht ok.“

Nun ſchritten ſie mitſammen durch den nächtlichen Wald. Schwarzen Mauern gleich ſtanden die Kiefern zu des Weges Seiten, aber von oben ſchaute der Himmel mit tauſend goldenen Sternenaugen hernieder. Tiefe Stille — nur zuweilen ein ferner Eulenruf oder das leiſe Raſcheln eines daherſchleichenden Fuchſes. Die Luft feucht und friſch und erfüllt von kräftigem Harzduft.

Dorothee atmete ſie in tiefen Zügen. „Wenn ich nicht wüßte, daß die Meinigen ſich ſorgen werden — ich könnte mich faſt freuen, daß ich eingeregnet bin.“

„So? Warum denn?“

„Weil mir dieſe nächtliche Waldpromenade ſolchen Spaß macht,“ rief ſie unbefangen. „Ich habe mir's ſchon immer gewünſcht und wäre auf gewöhnlichem Wege ſchwerlich dazu gekommen.“

„Dann alſo auf ungewöhnlichem. Aber ſeien Sie ehrlich — es erſcheint Ihnen nur ſo reizvoll, weil Sie hier ſo wenig Abwechſelung haben und es doch immerhin ein kleines Abenteuer iſt.“

„Nein, o nein,“ rief ſie eifrig, „da kennen Sie mich ſchlecht. Wie oft, wenn wir aus dem Theater oder einer Geſellſchaft kamen und die erleuchteten Straßen hinabgingen, habe ich gedacht: o, könnteſt du dieſe ſchöne Sommernacht doch feiern draußen auf dem Felde oder im Walde, wo es wirklich Nacht iſt und alles um mich ſchläft in Ruh und Frieden!“

Er antwortete nicht, erſt nach einer Weile ſagte er: „Ich möchte mir wohl ein Bild machen können von Ihrem Leben in M. — wollen Sie mir nicht einmal erzählen, wie es Ihnen dort gefällt, Fräulein Dorothee?“

Da begann ſie zu berichten — offen, einfach, kindlich. Wie Onkel und Tante ſie zuerſt mit ſich genommen, wie ſie gejammert, als man ihr geſagt, daß ſie für immer fort ſolle. Wie das Heimweh ſie geſchüttelt, daß ſie krank geworden und ihre Pflegeeltern verzweifelt gemeint, ſie wieder zurückbringen zu müſſen in die alte Heimat. Aber allgemach hatten der Tante ſelbſtloſe Güte, des Onkels raſtloſes Bemühen, ſie zu zerſtreuen, ihr Intereſſe zu erregen und vor allem ſeine Kunſt, die ihr ganz neue ungeahnte Weiten erſchloß, ſie doch überwunden, und ſie hatte ſich ſchließlich eingelebt und war das verzogene Schoßkind, beſonders des alten Herrn, geworden. Denn auch das bekannte ſie freimütig. „Ich glaube, ich bin ſehr verwöhnt worden,“ ſagte ſie fröhlich. „Mein Pflegebruder Paul war damals ſchon auf der Forſtakademie — denken Sie nur, er iſt nicht Künſtler wie ſein Papa! — ſo war ich das einzige Kind und bekam alles, was ich wollte. Onkel Adolf beſonders hatte mich, glaube ich, ſehr lieb und behandelte mich ganz wie einen kleinen Kameraden.“ Dann erzählte ſie weiter von den goldenen Ferientagen, die ſie ſtets daheim im Schulmeiſterhauſe verleben durfte.

„Kam es Ihnen dann nicht ſtill und einſam vor nach dem Leben und Treiben der Univerſitätsſtadt?“ forſchte der Paſtor.

„Nein, gar nicht. Es war bei uns im Hauſe — ich meine bei Onkel — eine äußerſt rege Geſelligkeit, die meiſten Gelehrten und Künſtler, die in M. wohnten, verkehrten auch bei uns, wir hatten faſt täglich Beſuch. Da freute ich mich über meine Freiheit zu Hauſe, wo das Leben für mich nur aus Eſſen, Trinken, Luſtigſein und Schlafen beſtand. Und dann hing ich auch ſehr an meinem alten Vater. Meine Mutter war ja ſchon geſtorben, als ich noch ganz klein war, und ich habe auf der ganzen Welt niemand ſo lieb gehabt wie ihn.“

Ihre Stimme zitterte. Sie ſchwieg einen Augenblick und fuhr dann fort zu plaudern. Sie erzählte von dem Leben in ihres Onkels Hauſe; es mußte nach ihrer Schilderung ein ſehr intereſſantes und angenehmes geweſen ſein. Seit der gute Onkel geſtorben war — vor nun zwei Jahren, nur wenig ſpäter als ihr Vater, lebten ſie merklich ſtiller, erſt im letzten Jahre hatte die Tante wieder mehr Geſelligkeit gepflegt, beſuchte Theater und Konzerte mit ihr, auch Bälle und Geſellſchaften. „Ich tanze nämlich ſo ſehr, ſehr gern,“ erklärte ſie. Dies Vergnügen werde ihr auch bald wieder geboten werden, da demnächſt die Hochzeit ihres Pflegebruders bevorſtehe. „Wenn ich aber nur wieder hierher zurück darf,“ ſagte ſie. „Die Tante, die bis jetzt bei einer befreundeten Familie in Düſſeldorf iſt, hatte freilich die Abſicht, nachher noch mit der Gattin unſers Hausarztes ins Seebad zu gehen und verſprach mir, mich ſo lange hier zu laſſen, da mein Bruder es ſo dringend wünſcht und ich ſeit Vaters Tod nur einmal ein paar Tage hier war.“

Der junge Pfarrherr hatte anfangs mit großem Intereſſe zugehört, allmählich aber, als ſie von ihrem Leben in X. erzählte, von dem Kreiſe, den der Onkel in ſeinem Hauſe verſammelt, von den Geiſtesgenüſſen, die ihr dort zu Gebote geſtanden, bei welchem Bericht ſie ſich ſichtlich erwärmte, ward's ihm, als wehe ein fremder Hauch zwiſchen ihnen und ein unbeſtimmtes Gefühl ſtimmte ſein Gemüt herab. Er ward ſchweigſamer; ein Weilchen plauderte ſie noch unbefangen weiter, dann merkte ſie auf, erriet mit feinem Gefühl, daß ihm das Geſpräch nicht mehr behage, ward einſilbiger und ſchwieg zuletzt ganz. Mittlerweile waren ſie aus der Kiefernregion in den Laubwald getreten. Hier hatte das Wetter bös gehauſt, der Regen hatte tiefe Rinnen gewaſchen, daß die Baumwurzeln, die ſonſt unter der Erde hinkrochen, zu Tage lagen, abgeſchlagene Zweige und Blätter waren über den Weg verſtreut. Eine Wolke ſtand am Himmel, es war dunkler geworden und Dorothee ſtrauchelte ein paarmal. „Ich bin kurzſichtig,“ entſchuldigte ſie ſich. Der Paſtor bot ihr daraufhin ſeine Führung an, und ſie ſchob dankbar die kleine Hand in ſeinen Arm.

„Nun ſind wir bald zu Hauſe,“ ſagte er tröſtend.

„Ich bin nicht müde,“ erwiderte ſie, „ich wünſchte, ich könnte noch lange ſo fort gehen, freilich nicht allein, denn ich glaube, da würde ich mich doch ein wenig gruſeln.“

„Wirklich? Ich glaubte Sie in dieſer Beziehung gänzlich gefeit.“

„Ach nein, ich kann bisweilen ein rechter Haſenfuß ſein.“

„Zum Beiſpiel?“

„Heute abend auf der Landſtraße —“ ſie ſtockte.

„Als Sie mir begegneten?“

„Ja — ich wußte, Sie würden ſchelten.“

„Und davor fürchteten Sie ſich?“

Sie ſchwieg. Er bog ſich tief zu ihr nieder. „Sie ſind eine kleine Thörin,“ ſagte er leiſe.

Sie antwortete nicht und er fragte nicht weiter; wortlos ſchritten ſie dahin, aber das Schweigen war kein drückendes. Der Wald lichtete ſich, in weitem Bogen lief die Landſtraße ins freie Feld, die Lichter des Dorfes blitzten herüber. Stumm wandelten ſie miteinander durch die warme dunkle Sommernacht, immer langſamer — zögernder. Vor der Thür des Schulhauſes hielt Dorothee ihm die Hand hin — zum erſtenmal. Er faßte ſie mit warmem Druck.

„Gute Nacht, Herr Paſtor.“

„Gute Nacht, Fräulein Dorothee.“

* * *

Von da ab ward er ein ſehr häufiger Gaſt des Schulhauſes. Immer fand ſich etwas mit dem Lehrer zu beſprechen, anzuordnen und dergleichen mehr, und ſo kam's, daß meiſt nur wenige Tage vergingen, ohne daß er um die Abendzeit ein Stündchen drüben verplauderte, meiſt unter der breitäſtigen Linde hinter dem Hauſe, denn das ſchöne Wetter hielt in dieſem Jahre ſelten lange an, wochenlang war kein Regentropfen gefallen. Da ſaß es ſich gut in der Schattenkühle, wenn am Himmel die Sterne aufzogen und ein kühler Hauch vom Walde her die Blätter rührte. Der Lehrer und ſeine Frau pflegten auf der Bank am Hauſe zu ſitzen, ein Lehnſtuhl ſtand für den Herrn Paſtor bereit, und ihm gegenüber, wo das Buſchwerk am dichteſten und die Lindenzweige am tiefſten niederhingen, hatte Dorothee ihr Domizil aufgeſchlagen. Von da aus plauderte ſie in der ihr eignen, ſchalkhaft anmutigen Art, die den anderen ſo viel Wohlgefallen abgewann.

Bisweilen ſtockte ſie dann mitten im Geſpräch, wenn ſie die ruhige Beobachtung wahrnahm, welche die grauen Augen hinter den Brillengläſern ihr widmeten, ein ſchnelles Rot flog ihr über die Wangen und ſie ward ſtiller — wenn aber, wie es auch bisweilen geſchah, ein kleines Wortgefecht zwiſchen ihnen entbrannte, dann flammte ihr Humor hell auf, bis ſie ſchließlich doch vor der lächelnden Ruhe, mit der er ſeine Sache führte und an der ihr Eifer machtlos abprallte, beſiegt wurde und halb ärgerlich, halb lachend die Waffen ſtrecken mußte.

Oftmals ward der kleine Kreis noch vergrößert durch den jungen Arzt, der ſich auch dieſe Abendſtunden auszuſuchen ſchien. Dorothee war in ſeiner Geſellſchaft meiſt ſehr munter und geſprächig, ſie ſchien dann ein ernſteres Thema geradezu zu vermeiden, von der Befangenheit, die ſie in letzter Zeit bisweilen überfallen, war in ſeiner Gegenwart nichts wahrzunehmen. Die beiden Gäſte des Schulhauſes waren ſich nicht ſehr geneigt. Zwar begegneten ſie ſich mit vollendeter Höflichkeit, doch ein übermächtiges Freudengefühl regte ſich in keinem von ihnen, wenn ſie ſich trafen. Dem Paſtor war dieſer glatte Salonmenſch entſchieden ſtörend, den anderen wieder reizten der männliche Ernſt und die überlegene Ruhe dieſes Landpaſtors. Allzulange genoſſen ſie die gegenſeitige Geſellſchaft auch meiſt nicht, einer oder der andere empfahl ſich bald.

„Warum gefällt Ihnen denn der Doktor nicht?“ fragte Dorothee. „Er iſt doch ſehr nett?“

„Er iſt ein ſehr unterhaltender Herr, beſonders den Damen gegenüber,“ ſagte er gemeſſen.

Da lachte ſie. „Sicherlich — wenigſtens ſchilt er nicht ſo viel wie andere Leute.“ Aber ihre Augen ſtrahlten deſſenungeachtet dieſe „anderen Leute“ ſehr zufriedenſtellend an.

So wurden die abendlichen Plauderſtunden unter der Linde mehr und mehr zu einer angenehmen Quelle der Zerſtreuung und Unterhaltung für den Pfarrer. Er bedurfte deſſen, denn ſchließlich iſt ja der Menſch auf den Verkehr mit Menſchen angewieſen und in dieſer Beziehung war er ſehr gering bedacht. Amtmann Guſſow, bei dem er im Winter gern einmal eingekehrt, war jetzt ſehr beſchäftigt, und die Bauerfamilien des Ortes konnten ſein Bedürfnis in dieſer Hinſicht nicht befriedigen. Blieb ihm außer der Lehrerfamilie nur Frau von Kannewitz mit ihrer Tochter. Er hatte ſie in letzter Zeit etwas vernachläſſigt. Zwar ſaß ſich's angenehm bei der gutmütigen alten Dame und Fräulein Elsbeth ließ ſich ſeine Unterhaltung und ſein Wohlbehagen angelegen genug ſein, dennoch hielt es ihn nicht lange da. Der Zauber, mit dem die hübſche Nachbarin ihn bis zu einem gewiſſen — immer nur geringen — Grade umſponnen hatte, war gebrochen, er ſah und bemerkte jetzt mancherlei an ihr, was ihm nicht behagte. Beſonders ihre vorſichtige Art, um den Geſprächsgegenſtand herumzutaſten, bis der andere ſeine Meinung geſagt, die geſchickte Weiſe, ihre Perſon immer in den Mittelpunkt zu ſtellen, mißfiel ihm. War das früher auch ſo geweſen oder fiel's ihm nur jetzt erſt auf? Aber genug, Fräulein Elsbeth hatte jetzt ſehr ſelten das Vergnügen einer nachbarlichen Unterhaltung und ihre ſanften Augen funkelten oft zornig, wenn die wohlbekannte kräftige Geſtalt den Weg zum Schulhauſe hinüberſchritt.

Dafür erwuchs ihr in der alten Mine mehr und mehr eine getreue Verbündete. Wie ſchon zu Anfang geſagt, war dieſelbe ihr wohlgeneigt, da ſie mit klugem Schmeichelwort die Alte geködert, und da Dorothee ſich des gleichen Vorzugs nicht rühmen konnte, ſondern die alte Mine zwar freundlich, aber gleichgültig wie jede andere Fremde, die einen Auftrag ausrichtete, behandelt hatte, ſo durfte ſie ſich ihres Wohlwollens nicht erfreuen.

„Was hat nur Ihre Mine gegen mich?“ fragte ſie einmal den Paſtor, „ſie ſieht mich immer ſo grimmig an.“

„Sie iſt ein bißchen wunderlich, aber eine treue Seele, die mich in Kindheitstagen behütet und gepflegt hat wie eine Mutter,“ antwortete er und damit war das Thema „Mine“ zwiſchen ihnen abgethan.

Umgekehrt aber war dies nicht der Fall, die alte Mine beſchäftigte ſich ſehr lebhaft mit ihrem Herrn und Dorothee, ſtellte die kühnſten Kombinationen auf über deren Verhältnis zu einander und ſchoß damit ſo weit am Ziele vorbei, wie nur ein ſo alter beſchränkter, mit Vorurteilen vollgepfropfter Kopf vorbeiſchießen kann.

Mit Argusaugen bewachte ſie ihren Herrn, denn die Beſuche bei den Lehrersleuten waren ihr ein Pfahl im Fleiſch, und bedenklich war's auch, daß er ſich jetzt viel mehr in der Wohnſtube, die nach der Straße ging, aufhielt; am bedenklichſten aber war die ſichtlich aufgeräumte Stimmung, in der er ſich befand. Sie machte Jochen zum Vertrauten ihrer düſteren Ahnungen, fand aber nicht das erhoffte Verſtändnis.

„Lat em doch, wenn em dat Mäten geföllt,“ brummte der und ſtieß eine dichte Rauchwolke aus ſeiner kurzen Pfeife.

Mine ſtand ſtarr. „Jochen! — dat ſeggſt du ſo. Wenn he ſ' nu frigen will?“

„Denn kann he 't jo dohn,“ meinte Jochen phlegmatiſch und fügte anzüglich hinzu: „Lat em doch frigen, wen he will — he leggt di jo ok nix in'n Weg, wenn du di veränneru wiſt.“

Seitdem war das gute Einvernehmen zwiſchen den beiden Freunden etwas geſtört. Mine ſchloß ihre Mutmaßungen, Befürchtungen und Pläne in ihr Inneres ein und hatte manche ſchlafloſe Nacht hindurch die Sache nach allen Richtungen hin zu erwägen und zu prüfen. Sie ſagte auch kein

Sterbenswörtchen, als ſie mit ſich im reinen war, ſondern ging, als ihr Herr drüben im Schulhauſe und Jochen auf dem Felde, allein und eilig die Dorfſtraße hinunter zu dem einzigen Kaufladen und erhandelte dort ein großes Kouvert, Briefbogen, Feder und ein Fläſchchen Tinte. Am ſpäten Abend aber, als alles zur Ruhe mit Ausnahme des Hausherrn — doch der kam um dieſe Zeit nicht mehr — nahm Mine ihre Lampe mit in ihre Kammer, ſchraubte den Docht in die Höhe und begab ſich an das große Werk. Da entſtand unter vielem Seufzen folgender Brief:

„Hochwollgebohrene Frau Räthin!

Bitte nehmen ſie's nicht übel daß ich die Feder ergreife es iſt nur weil ich doch ſchon ſo ein alter Dienſtbothe bin und ſo lange in ihr Haus und habe den Herrn Martin was jetzt der Herr Paſtor iſt auf dem Arm getragen. Nämlich weil ich's nicht mehr mit anſehen kann und der Herr Paſtor iſt zu gut der merkts nich und ich bitte auch vielmals das ſie nichts nich von dieſen Brief an ihm ſagen und die Schulmeiſtersleute haben ihn ganz im Sack und ich glaube nicht das Sie's recht wäre wenn Sie's wüßten. Aber beſſer iſt es ich warne Ihnen denn der Herr Martin war ja ſchonſt als Kind ſo und denkt Alle leute ſind Engel und Abſichten kann keiner keine haben. aber Sie haben welche und weil ich den Herrn Paſtor bewaren möchte und auch nich glaube daß ſie ſolche Schwigerdochter recht wäre und ich doch alt geworden bin in ihr hochwollgebohrenes Haus verbleibe ich mit die freundſchaftlichſten Grüſſe

ihr verehrte
Wilhelmine Büſebank."

Die alte Mine wiſchte ſich, als ſie den letzten Buchſtaben fertig gemalt, den Schweiß von der Stirn, ſteckte aber mit entſchloſſener Miene, wie ein Feldherr, der den Rubikon überſchritten, das fertige Schreiben ins Kouvert. Dann löſchte ſie das Licht, beſtieg ihr Bett und ſchlief den Schlaf des Gerechten.

* * *

„Sie machen ja ein ſo trauriges Geſicht, Fräulein Dorothee — wo iſt denn Ihr Frohmut geblieben?" fragte der Paſtor. Er war im Begriff, am Schulhaus vorüber ins Dorf zu gehen, ward aber Dorothee gewahr, die am Gartenzaune ſtand.

Sie ſah ganz wehleidig aus. „Weil ich fort muß," antwortete ſie. „Ich ſagte Ihnen ja ſchon, daß die Hochzeit meines Pflegebruders in naher Ausſicht ſtehe, der Termin iſt nun da, am Donnerstag, alſo in fünf Tagen."

„Aber neulich freuten Sie ſich doch noch auf das Feſt?"

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. „Ich habe gar keine Luſt mehr; die kämen auch ohne mich zuſammen."

„Es iſt Ihnen wohl traurig, Ihre ſchweſterlichen Rechte denen der Gattin nachſtehen zu ſehen?" neckte er ſie.

Ihr Geſichtchen hellte ſich auf. „Ganz und gar nicht," rief ſie lachend, „ich bedaure die arme Grete von Herzen, denn unſern Paul zum Manne zu haben, muß nichts weniger als angenehm ſein — ſo gut er iſt."

„Da wäre ich denn doch neugierig, weshalb," meinte er lächelnd, „nach allem, was Sie mir von Ihrem Pflegebruder erzählt haben, muß er ja ein vorzüglicher Menſch ſein."

„Das iſt er auch — aber ein Pedant, der von ſeiner Frau verlangen wird, daß ſie eine richtige Hausunke wird. Kochen, nähen, ſtricken, das iſt ihr Beruf und immer zu Hauſe ſitzen, denken Sie nur in der einſamen Förſterei, als beſondere Vergünſtigung eine Ausfahrt in die Nachbarſchaft — er verlangt eben, daß ſie ganz in ihm aufgeht!"

„Das iſt auch ganz in der Ordnung," meinte ihr Gegenüber; aber da kam er ſchön an.

„So," ſagte ſie in komiſcher Entrüſtung, „Sie ſchwören alſo auch zu dieſer Farbe? Ich denke mir die Sache ganz anders."

Er lachte ergötzt. „Nun, wie ſehen denn Ihre Zukunftspläne aus, wenn man fragen darf?"

„Um meine Zukunft handelt es ſich nicht," ſagte ſie leicht errötend, „aber wenn ich mich mal ſo hineindenke, ſo wäre mein Ideal, eine Künſtlersfrau zu ſein. Aber eine echte rechte, bloß der gute Kamerad ihres Mannes, nicht ſeine Wirtſchafterin; am hübſcheſten wäre es, immer auf Reiſen zu ſein."

Sie ſah ihn erwartungsvoll an — er ſtand und ſah mit lächelnder Ruhe auf ſie nieder. „Was doch ſo ein kleiner Mädchenkopf für konfuſes Zeug beherbergt," ſagte er nach einer Pauſe.

Aber ſie war nicht beleidigt, das hatte er ihr nach und nach ſchon abgewöhnt. Sie lachte ſehr vergnügt und rief triumphierend: „Konfus oder nicht — jedenfalls will ich niemals ſo eine brave deutſche Hausfrau werden, denn ich mag nicht nähen, ich mag nicht ſtricken und kochen und flicken erſt recht nicht; ich kann es auch gar nicht."

„Warten Sie nur," drohte er mit dem Finger, „wenn erſt der rechte Lehrer kommt!"

„Der kommt nicht!" rief ſie kecklich, ward aber im nächſten Moment glühend rot, und die lachenden Augen verſchwanden unter den Wimpern. Dann ſchlug ſie dieſelben tapfer wieder auf. „Ich habe eben an die Tante und Paul geſchrieben," ſagte ſie ſo gemütlich, als wäre von nichts anderem zwiſchen ihnen die Rede geweſen, „und meine Abreiſe auf übermorgen feſtgeſetzt. Wenn Sie einen Augenblick warten wollen, ich hole mir nur meinen Hut und gehe bis zur Poſt mit."

In der Poſtagentur ſtieß Dorothee zu ihrem Erſtaunen auf die alte Mine, die eben mit vieler Weitläufigkeit einen großen, mit wunderſamen Schriftzeichen bedeckten Brief abgab, den ſie dem Poſtverwalter mit warmen Worten anempfahl. Dorothee flogen die guten Worte durch den Sinn, die der Paſtor ihr neulich von ſeinem getreuen Hausgeiſte geſagt, ſie ſah mit Intereſſe in das runzelvolle Geſicht und fragte freundlich: „Sie haben gewiß nach Hauſe geſchrieben, wie es Ihnen hier bei uns gefällt, Mine? Nicht wahr, es lebt ſich ganz gut hier?"

Aber die alte Mine warf ihr nur einen einzigen böſen Blick aus ihren tiefliegenden grauen Äuglein zu, und die freundlichen Worte — ihr war's Hohn — unerwidert laſſend, haſtete ſie aus der Thür, um dort beinahe mit ihrem Herrn zuſammenzuſtoßen, der auf Dorothee wartete, um ſich von ihr zu verabſchieden. Er war nicht wenig erſtaunt, aber es erging ihm nicht beſſer, denn ſeine Frage „wo kommſt du denn her, Mine?" ward nur durch ein unverſtändliches Murmeln beantwortet. Halb war's Zorn, halb ſchlechtes Gewiſſen, aber die alte Mine konnte ihr ſtürmiſch Gemüt nicht bezwingen und ſegelte an ihm vorbei, in höchſter Aufregung dem Pfarrhauſe zu.

Hinter ihr trat Dorothee aus der Thür, mit nachdenklichem Blick, aber ſie ſagte nichts, verabſchiedete ſich kurz und ging langſam die Straße hinauf.

Am Abend dieſes Tages kam Mines Gewiſſen in höchſte Not, denn ihr Herr fragte, als ſie das Abendeſſen auftrug, nochmals: „Was hatteſt du denn heute auf der Poſt zu thun, Mine?"

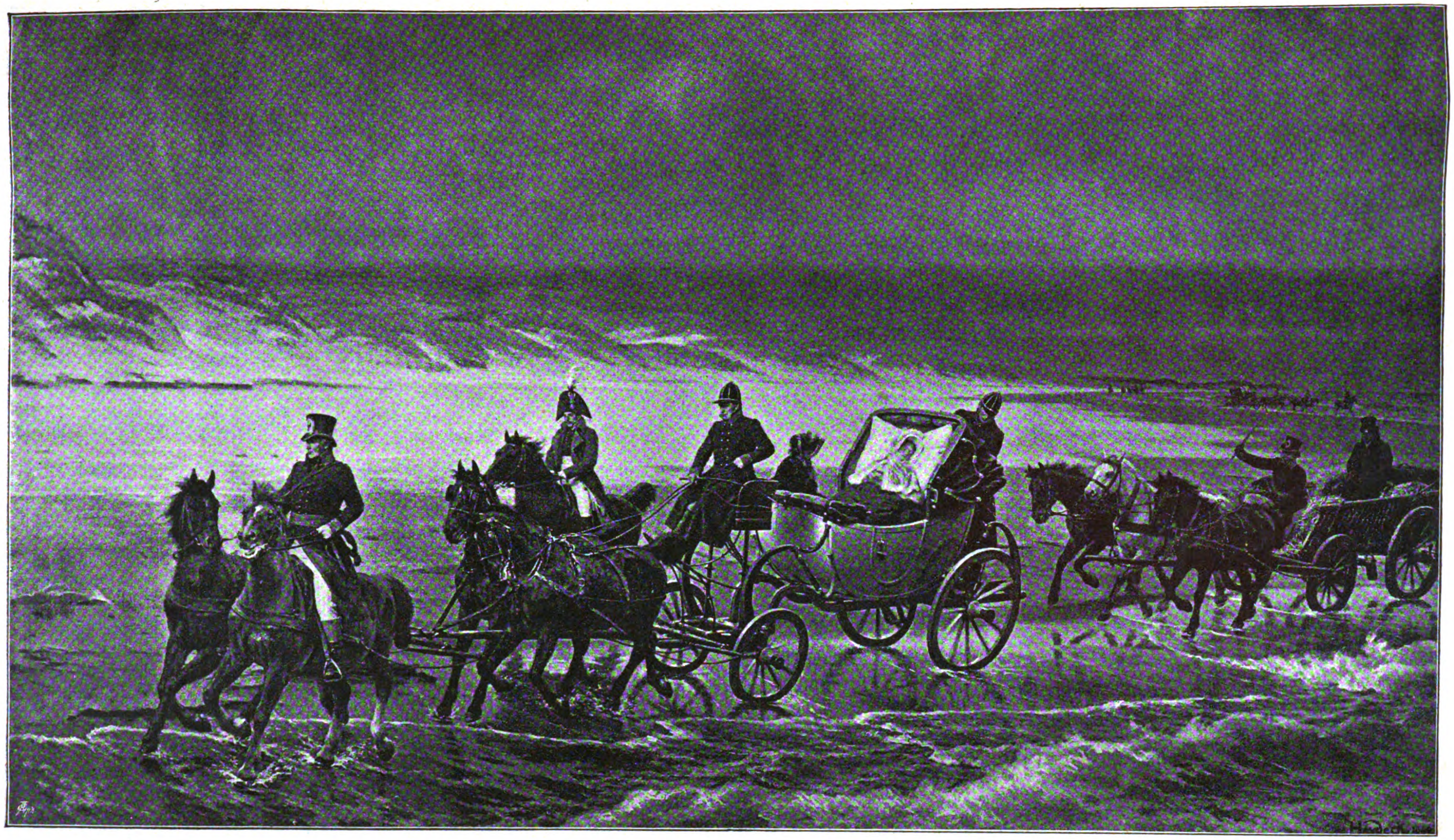
Über ihre Antwort: „ick heff'n Brev afgevt för minen Broder in Amerika," die den Paſtor vollſtändig befriedigte, empfand ſie ſchwere Gewiſſensbiſſe. Es war eine offenbare Lüge, noch dazu einem Paſtor gegenüber und um ſo ſchwerer, da ſie, Mine, in einem chriſtlichen Pfarrhauſe bedienſtet war — auf der anderen Seite geſchah es aber zum Beſten dieſes Hauſes und Paſtors, war alſo eine Notlüge, und Notlügen ſind erlaubt. Und dabei beruhigte ſich die alte Mine. Nicht verſchwiegen darf indes bleiben, daß ſie ſich höchſt befriedigt fühlte über die Rache, die ſie nach ihrer Anſicht an „de oll hochnäſig Scholmeiſterdirn" genommen und nicht die mindeſte Reue darüber blicken ließ. (Fortſetzung folgt.)

---

## Königin Luiſe in Memel.

Von Fr. Colberg. (Abdruck verboten.)

„Das iſt ein liebes Bild, das lächelt mir entgegen wie ein Engel und füllt meine ganze Seele" — ſo ſprach in



Königin Luiſe auf der Fahrt nach Memel im Jahre 1806. Nach dem Gemälde von J. Heydeck.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

den Tagen ihres Glückes Königin Luiſe vor dem Porträt der erſten Gemahlin des Großen Kurfürſten, Luiſe Henriette von Oranien, ohne Ahnung davon, daß dieſes Wort prophetiſch werden ſollte für ſie ſelbſt, deren Bild mit unauslöſchlichen Zügen in das Herz des preußiſchen und deutſchen Volkes gezeichnet iſt. Königin Luiſe — die Erinnerung an ſie ſtärkte die Verzagten, entflammte die kampffrohen Gemüter zu erhöhter Wallung, und wo immer es ſich um die Wahrung deutſcher Ehre handelte, da war ihr Name Weckruf und Loſung. Die Märtyrerkrone, die ihr aufs Haupt gedrückt wurde, ſie wandelte ſich zum Strahlenkranze, der den Weg wies zur Befreiung, zum Ruhme. In dieſen Tagen werden es achtzig Jahre, daß die Dulderin dahinging. Sie erlag einem Bruſtleiden, deſſen Keime wohl zurückzuführen waren auf die rauhe Luft jenes Ortes, wohin ſie geflüchtet war vor dem unerbittlichen Verfolger; im Volke aber ſagte man: ſie ſtarb an gebrochenem Herzen, an dem Unglück ihres Vaterlandes.

Die Behauptung Napoleons, der Übermut der Königin habe den Krieg herbeigeführt, war eine dreiſte Unwahrheit; er ſelbſt wollte den Krieg, die Vernichtung Preußens. Aber freilich teilte Luiſe die Siegeszuverſicht des Heeres. Als im September 1806 die Paſewalker Dragoner, bisher „Ansbach-Bayreuther,“ nunmehr aber „Dragonerregiment der Königin,“ über Berlin nach Thüringen gegen den Feind zogen, da führte die Königin ſelbſt ihr Regiment durch die Hauptſtadt, angethan mit der Uniform desſelben und in einem offenen Wagen der Truppe vorausfahrend. Alsdann folgte ſie ihrem Gemahl in das Hauptquartier, das ſich am 11. Oktober in Weimar befand. Erſt am 14. Oktober, am Morgen der verhängnisvollen Doppelſchlacht von Jena und Auerſtädt, trat ſie die Rückreiſe nach Berlin an, und noch vor den Thoren der Stadt ward ſie von der Unglücksbotſchaft ereilt. Die königliche Familie durfte dem Sieger nicht in die Hände fallen. Am 17. Oktober wurden die Kinder, ſechs an der Zahl, nach Stettin vorausgeſchickt, und am nächſten Tage folgte die Königin nach. Wohl war ſie tief erſchüttert durch das Unglück, aber nicht gebrochen, und in jenen erſten Tagen des Jammers ſprach ſie zu ihren beiden älteſten Söhnen, dem elfjährigen Kronprinzen und dem neunjährigen Prinzen Wilhelm: „Ach, meine Söhne, Ihr ſeid in dem Alter, wo Euer Verſtand die Ereigniſſe, welche uns jetzt heimſuchen, faſſen und fühlen kann! Ruft künftig, wenn Eure Mutter nicht mehr lebt, dieſe unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück; weinet meinem Andenken Thränen, wie ich ſie jetzt dem Umſturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte: vielleicht läßt Preußens Schutzgeiſt ſich auf Euch nieder — befreiet dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe und der Erniedrigung, worin es ſchmachtet!“

Mit ihrem erlauchten Gemahl traf die Königin in Küſtrin wieder zuſammen, deſſen Kommandant mit Wort und Handſchlag verſprach, den Platz bis aufs äußerſte zu verteidigen, aber ſchon am 4. November erfuhr das Königspaar in Graudenz, daß auch dieſe Feſte gefallen ſei. Erſt Königsberg ſchien eine ſichere Zuflucht zu bieten, und in Ortelsburg war es, wo Luiſe am 5. Dezember in ihr Tagebuch das ergreifende Gedicht aus Goethes Wilhelm Meiſter eintrug:

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Körperlich erſchöpft, von Gram verzehrt, langte Luiſe in Königsberg an, und bald verfiel ſie in ein Nervenfieber, das ihr Leben in ernſte Gefahr brachte. Noch hatte ſie ſich vom Krankenlager nicht erhoben, da rückten näher und näher die franzöſiſchen Heerhaufen auf Königsberg heran. Wohl ſtand die Feſte zur Verteidigung gerüſtet, aber den Schrecken der Belagerung durfte die Leidende nicht preisgegeben werden. An einem trüben, feuchten Dezembertage wurde die Königin in ihren Wagen gehoben, ſorgſam in Betten eingehüllt und fort ging die Fahrt nach Memel, der entlegenſten Grenzſtadt im Königreich Preußen. Zwei Tage währte, am kuriſchen Haff entlang, die Fahrt, die, ungeachtet aller Beſchwerden, einen heilſamen Einfluß auf die Kranke ausübte. Gern ließ ſie, um freier atmen zu können, den Kutſchenſchlag zurücklehnen, ſowie wir dies auf unſerm Bilde ſehen; die Wagen fuhren, um nicht in den tiefen Dünenſand zu geraten, hart am Waſſer dahin, das die Hufe der Roſſe beſpülte, und das müde Haupt zur Seite gewendet, ſtärkte Luiſe das vom Weinen getrübte Auge im Anblick der grünen, gekräuſelten Fluten. Der König und die Kinder folgten ihr nach Memel, das bald der Sammelplatz wurde für alle Getreuen, die vom düſteren Verhängnis verſchont geblieben waren. Einige Wochen gingen dahin, und die mörderiſche Schlacht bei Eylau (8. Februar 1807), in welcher die Preußen und Ruſſen vereinigt gegen Napoleon fochten, ſchien dem Vorrücken der Franzoſen ein Ende gemacht zu haben. Königin Luiſe kehrte nach Königsberg zurück, aber die neu erwachten Hoffnungen erwieſen ſich als trügeriſch; am 24. Mai kapitulierte auch Danzig, abermals erſchien Königsberg ernſtlich bedroht, und am 2. Juni begab ſich Luiſe wiederum nach Memel. Wie berechtigt die trüben Ahnungen waren, bewies der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Friedland (14. Juni), in deſſen Folge auch Königsberg in die Hände des Feindes fiel. Was die Königin unter dieſen erneuten, zermalmenden Schickſalsſchlägen empfand, erhellt aus einem Briefe, den ſie unterm 17. Juni an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, richtete: „Wir ſind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, ſo bin ich in die Notwendigkeit verſetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlaſſen. Ich gehe, ſobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu beſtehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich richte meinen Blick gen Himmel, und mein feſter Glaube iſt, er ſchickt nicht mehr, als wir tragen können.“ Ähnlich ſchrieb Luiſe an ihre Schweſter Friederike, die Gemahlin des Prinzen Solms-Braunfels: „Es ſcheint ſo, als wenn der Feind uns auch von hier verdrängen könnte. Wie wird mir bei dem erſten Schritt über die Grenze ſein! Doch ich werde, ſoll es ſein, ihn mit Gott thun, deſſen Gnade in mir mächtig iſt und mich unbegreiflich aufrichtet.“

Faſt ſchien es, als ſolle der Himmel doch mehr ſchicken, als der Königin zu tragen möglich war. Auf die Niederlagen folgten die demütigenden Verhandlungen zu Tilſit, und da man glaubte, die Gegenwart der hohen Frau könnte die harten Friedensbedingungen mildern, ſo durfte Luiſe der herben Pflicht ſich nicht entziehen. In ihr Tagebuch ſchrieb ſie: „Welche Überwindung es mich koſtet, das weiß Gott; doch das Schwere wird einmal von mir gefordert, und Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“ Am Abend des 4. Juli traf die Königin in dem Dorfe Puktupönen, wo ihr Gemahl Quartier genommen hatte, ein, und am 6. und 7. Juli fanden die Begegnungen mit Napoleon ſtatt — ohne den erhofften Erfolg. Der Friede von Tilſit beraubte den König der Hälfte ſeines Landes, und am 10. Juli trat das Königspaar, auf das tiefſte niedergedrückt, die Rückreiſe nach Memel an. Bis zum 16. Januar 1808 blieb die königliche Familie in der kleinen Stadt. Welche Entbehrungen zu ertragen waren, darüber ſind uns zahlreiche Zeugniſſe erhalten. Das goldene Tafelgeſchirr hatte der König längſt einſchmelzen, die Dienerſchaft verringern, die koſtbaren Livreen und Equipagen abſchaffen laſſen; ebenſo opferte die Königin ihr Geſchmeide. Dennoch gab es Zeiten, wo es an Geld für die nötigſten Ausgaben fehlte. Die Mittagstafel war ſo einfach, daß diejenigen, welche dazu geladen wurden, nachher verſicherten, an den bürgerlichen Tiſchen Memels ſpeiſe man beſſer. Aber auch in dieſen trüben Monaten fehlte es nicht an erhebenden Momenten. Eines Tages trat ein bäuerliches Paar vor den König und ſeine Gemahlin, Mennoniten aus der Weichſelniederung bei Kulm. Der Mann überreichte im Auftrage ſeiner Gemeinde mit ſchlichten, ergreifenden Worten ein Geſchenk von 3000 Stück Friedrichsdor, die Frau aber trug in der Hand einen Korb, den ſie der Königin mit den Worten darbot: „Man hat mir geſagt, daß unſere gnädige Frau Königin gute friſche Butter ſehr liebt und auch die jungen Prinzen und Prinzeßchen gern ein gutes Butterbrot eſſen. Dieſe Butter hier iſt rein und gut, aus meiner eignen Wirtſchaft, und da ſie jetzt rar iſt, ſo habe ich gedacht, ſie werde wohl angenehm ſein. Die gnädige Königin wird auch meine kleine Gabe nicht verachten! Du ſiehſt ja ſo freundlich und gut aus — wie freue ich mich, dich ſo in der Nähe ſehen zu können!“ Mit Thränen der Rührung empfing Luiſe die Gabe und hätte ſie gern erwidert, aber von Kleinodien war ihr nichts mehr geblieben. Da nahm ſie ihr Umſchlagetuch von der Schulter und hing es der Frau um: „Zum Andenken an dieſen Augenblick.“ Jener reiche, ſo unvermutet dem königlichen Hauſe zugewendete Schatz war es wohl, der es der Königin ermöglichte, dem Probſte Hanſtein in Berlin für die zu begründende Luiſenſtiftung 100 Friedrichsdor zu überſenden. In dem Begleitſchreiben, datiert „Memel, den 31. Auguſt 1807,“ heißt es: „Der Krieg, der ſo viel unvermeidliches Übel über die Nation brachte, hat auch manche ſchöne Frucht zur Reife gebracht und für ſo vieles Gute den Samen ausgeſtreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, ſo dürfen wir hoffen, den Verluſt an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu erſetzen.“ Anderen Freude zu bereiten, war auch in ihren trübſten Tagen das liebevolle Bemühen der Königin. Die Räume, welche das Königspaar in Memel bewohnte, waren nur beſchränkt; ſo hatten die beiden älteſten Söhne in einem Privathauſe, bei dem Kaufmann Argelander, Quartier nehmen müſſen. Was der Hausherr und ſeine wackere Gattin zur Behaglichkeit der Prinzen beitragen konnten, das thaten ſie natürlich, und jene empfanden dies dankbaren Gemütes. Ihren Geburtstag gedachte Frau Argelander in einer befreundeten Familie zu verleben, aber am Abend wurde ſie durch die Botſchaft heimgerufen, die Königin ſei da und wünſche ſie zu ſprechen. In den feſtlich geſchmückten Zimmern des Kronprinzen befand ſich die Königin, umgeben von allen ihren Kindern, und die hohe Frau begrüßte die freudig überraſchte Dame mit folgenden Worten: „Ich habe mir die Freude nicht verſagen können, Ihnen, meine liebe Madame Argelander, meine Glückwünſche zu Ihrem heutigen Geburtstage ſelbſt zu bringen. Auch Dankbarkeit führt mich zu Ihnen, da die Prinzen eine ſo freundliche, gute Aufnahme in Ihrem Hauſe gefunden haben. Gern möchte ich nun mit meinen Kindern Ihr Geburtsfeſt feiern. Die Freude Ihrer Gegenwart werden Sie uns nicht verſagen. Ihre ebenfalls eingeladenen Freundinnen werden ſogleich hier ſein, und wenn aufrichtige Teilnahme zur Freude ſtimmt, ſo wird es uns daran nicht fehlen.“ In der That erſchienen gleich darauf die Freunde der Hausfrau, ebenfalls liebenswürdig von der Königin willkommen geheißen, und die Gäſte genoſſen einen herrlichen Abend, der allen unvergeßlich blieb.

War es nach ſolchen und ähnlichen Zügen ein Wunder, daß die Bewohner von Memel mit ſchwärmeriſcher Hingebung an der Königin hingen? Stets erwieſen ſie ihr unbegrenzte Huldigung, zarteſte Aufmerkſamkeit. Aber das rauhe Klima ſagte der hohen Frau nicht zu, und ſobald es anging, ſiedelte die königliche Familie wieder nach Königsberg über. Unter dem 14. Januar 1808, einen Tag vor der Abreiſe, richtete Friedrich Wilhelm III an die Bewohner der Stadt eine Dankſagung voll herzlicher Anerkennung für die ihm, ſeiner Gemahlin und ſeinem ganzen Hauſe bewieſene „Treue, Liebe und Aufrichtigkeit.“ Doch noch einmal ſollte das Königspaar die Stadt durch ſeine Gegenwart erfreuen, auf jener Reiſe, die es auf Bitten des Kaiſers Alexander im Dezember 1808 nach Petersburg antrat. Auf der ganzen Fahrt durch ruſſiſches Gebiet wurden die hohen Reiſenden mit Ehren überhäuft und in der Hauptſtadt ihnen prunkende Feſte veranſtaltet, aber das Herz der Königin war traurig, und zugleich mehrten ſich die Anzeichen, daß ihre Geſundheit erſchüttert war. Auf der Rückfahrt ſah Luiſe ihr treues Memel zum letztenmal, am 8. Februar 1809.

Ein Jahr nach der Petersburger Reiſe durfte endlich Berlin, die Hauptſtadt des zertrümmerten Preußen, das Königspaar wieder begrüßen. Das Land, die Stadt, das königliche Haus, ſie alle waren arm geworden in dem grauſamen Vernichtungskriege, aber ein koſtbareres Weihnachtsgeſchenk hätten ſie einander nicht beſcheren können, als es mit dem Einzuge vom 23. Dezember 1810 gegenſeitig geboten wurde. Ach, nur wenige Monde eines ſtillen Glückes, neu erwachter Hoffnungen waren der Dulderin beſchieden, dann ſchloß ſie auf immer die Augen, welchen das Unglück des Vaterlandes ſo viel heiße Thränen entlockt hatte. Aber ſie war nicht geſtorben; ſie lebte fort im Herzen des Volkes, und mit ihr die Hoffnung. Und ihrem zweiten Sohne war es beſchieden, das Wort zu erfüllen, das ſie prophetiſch in den Tagen des Kummers geſprochen: Preußens Schutzgeiſt ließ ſich auf ihn nieder, und er befreite das Volk von dem Vorwurf der vergangenen Zeiten. Dort ruhen ſie beiſammen im Mauſoleum zu Charlottenburg: der König, welcher die Seinen wieder zum Siege führte wider den Erbfeind, die edle Frau, welcher es nicht vergönnt war, das Morgenrot der Freiheit zu ſehen, und ihr Sohn, der den Jahrhunderte alten Traum der Deutſchen verwirklichte, der des Reiches Herrlichkeit wieder errichtete.

Es iſt morgens am 19. Juli. In tiefem Schweigen liegt der Schloßpark von Charlottenburg; düſter ragt mit ihrem dunkeln Grün die Tannenallee auf, die zur Königsgruft führt; ernſt laſſen die Trauerweiden ihre Zweige niederhängen. Da geht ein Rauſchen und Flüſtern durch Wipfel und Äſte, von der Stadt hallt der Glockenſchlag herüber — neun Uhr — dies iſt die Stunde, da Königin Luiſe dahinſchied.

---

## Ein Beſuch in der Berliner Münze.

Von A. Oskar Klaußmann. (Abdruck verboten.)

In welcher Art und Weiſe Münzen heute angefertigt werden, darüber kann ſich jedermann aus dem Konverſationslexikon informieren. Er erfährt da, daß das legierte Metall, aus dem man die Münzen prägen will, in lange, ſchmale und dünne Stangen, die ſogenannten „Zaine“ gegoſſen wird; daß man dieſe Zaine dann ſtreckt und walzt, bis ſie die Dicke haben, welche das betreffende Geldſtück haben ſoll; daß hierauf aus dieſen Mefallbändern vermittelſt beſonderer Maſchinen die Platten, aus denen das Geld angefertigt werden ſoll, in vorſchriftsmäßiger Größe durch Lochen herausgeſchlagen werden; daß man bei Gold- und Silbermünzen die Platten dann juſtiert, d. h. prüft, ob ſie das vorgeſchriebene Gewicht haben, und daß endlich die gereinigten Metallplatten in beſonderen Prägemaſchinen auf der Vorder- und Rückſeite geprägt, eventuell auch noch auf dem Rande mit Kerben verſehen werden, nachdem einzelne Sorten von ihnen in einer beſonderen Maſchine gerändelt oder gekräuſelt, d. h. an der Schmalſeite mit einem Spruch oder mit Arabesken verziert worden ſind.

Auf die hier angeführten Manipulationen der Münzkunſt beſchränkt ſich auch die Arbeit der Berliner Münze. Trotzdem gibt es aber eine Menge eigentümlicher, höchſt intereſſanter Kleinigkeiten bei dieſen Arbeiten, die jeden gebildeten Menſchen intereſſieren dürften, und die wir hier dem Leſer vorführen wollen, indem wir ihn auffordern, unter ſachkundiger Führung einen Rundgang durch die königliche Münze zu machen.

Die Leſer kennen gewiß das große rote Gebäude, welches in der Nähe der Schleußenbrücke und der Schloßfreiheit, dicht neben dem bekannten Modebazar von Gerſon ſteht und welches mit einem breiten, in rotem Thon ausgeführten Fries geziert iſt. Wir betreten ein ſehr ſchönes Treppenhaus mit mächtigen Säulen aus poliertem Granit und einer doppelwangigen Freitreppe, die nach dem Hochparterre führt, wo ſich rechts die Probieranſtalt, links die Münzkaſſe und geradezu das Betriebsbüreau befinden.

Schon in dieſem Büreau ſehen wir höchſt intereſſante Sachen. Über den Barrentiſchen, welche ſich lang durch den Raum hinziehen, hängen von der Decke herab Wagen von ganz koloſſalen Dimenſionen mit kupfernen Wiegeſchalen von mehr als einem halben Meter Durchmeſſer, Wagen mit einfachſter Balkenkonſtruktion, welche aber doch durch Schrauben ſo präzis eingeſtellt werden können, daß ſelbſt ein Halbgramm einen Ausſchlag gibt. Auf dieſen Wagen wird ſowohl angekommenes Edelmetall, als auch Geld, das aus dem Betriebe an die Münzkaſſe gehen ſoll, gewogen anſtatt gezählt, da das Zählen eine außerordentliche Arbeit verurſachen würde und auch überflüſſig iſt, da ja genau bekannt iſt, wieviel Münzen auf jedes Pfund von jeder Sorte gehen. Durch eine mächtige Eiſenthür abgeſchloſſen iſt ein hohler, gewölbter Raum innerhalb der Mauer, der Treſor, in welchem fertiges Geld in Beutel gepackt, auf hölzernen Regalen, gelagert wird, bis es zur Ablieferung kommt.

Beim Verlaſſen des Raumes ſehen wir in einem beſonderen Saale das Verpacken von Geld. Fünfpfennigſtücke, für die Regierungshauptkaſſe in Magdeburg beſtimmt, werden hier verpackt, und zwar immer zehn Beutel in ein Faß, und von dieſen Beuteln enthält jeder zehn Pfund Fünfpfennigſtücke aus Nickel. Die Sendung, beſtehend aus einer größeren Anzahl von Fäſſern, wird als Reichs-Dienſtſache von der Poſt oder Eiſenbahn befördert.

Unſer erſter Beſuch gilt dem Schmelzraum, einer mächtigen Halle, in welcher Feuerherde ſtehen, die je drei Öfen mit Schmelztiegeln enthalten. Dieſe Tiegel haben ungefähr die Größe und die Form eines großen Eimers, ſind aus feuerfeſtem Thon und Graphit hergeſtellt und können mit Deckeln, ebenfalls aus derſelben Maſſe, verſchloſſen werden. Sie halten etwa achtzehn Schmelzen aus und können bis zu 560 Pfund Gold, reſp. 700 Pfund Silber, oder 400 Pfund Bronze aufnehmen, welches in ihnen bei einer Temperatur von tauſend bis elfhundert Grad Celſius geſchmolzen wird. Drei ſolcher Tiegel per Tag werden bei regelmäßigem Betriebe nacheinander gefüllt und verſchmolzen.

Wir ſehen auf der Herdplatte, innerhalb welcher ſich der Tiegel befindet, Goldbarren von je zwölf Pfund Schwere liegen, und wir gewöhnen uns von hier aus an, Gold nur noch pfundweiſe zu taxieren, obgleich man im gewöhnlichen Leben zufrieden iſt, wenn man Gold oder Goldeswert nach Grammen berechnet. Dieſe Zwölfpfundbarren von Gold zeigen eine längliche Geſtalt, ſind an den Kanten etwas abgeſchrägt und ſämtlich krumm geſchlagen, d. h. man hat den Goldbarren über einen eiſernen Einguß gelegt und mit einem Hammer ſtark darauf geſchlagen, um zu ſehen, ob ſich der Barren in kaltem Zuſtande biegt. Bricht er, ſo kann er nicht ohne weiteres eingeſchmolzen werden, da ſonſt auch die Legierung für die Prägung zu ſpröde wird.

Auch Kupferbarren ſehen wir auf der Herdplatte liegen, mit denen die Legierung des Goldes hergeſtellt werden ſoll. Die Menge des zur Legierung nötigen Kupfers wird vorher durch genaue Berechnung ermittelt.

Ein Arbeiter ſetzt jetzt einen Filzhut mit koloſſaler Krempe auf, der ihm Geſicht und Oberkörper gegen die fürchterliche Hitze des Ofens ſchützt. Die eiſerne Überfallklappe über dem Schmelztiegel wird durch das Kontergewicht an der Decke in die Höhe gehoben, und wir ſehen weißglühend den Deckel des Schmelztiegels, der in der Mitte mit einem Knopf, wie der Deckel eines Küchenkochtopfes, verſehen iſt. Wir gehen ſo nahe heran, als dies die fürchterliche Hitze geſtattet und ſehen, wie der Arbeiter mit einer Gabel den Knopf des Deckels faßt und dieſen Deckel heraushebt. Weiße, brodelnde Glut brennt in dem Tiegel, Feuergaſe ſchlagen aus ihm heraus in den ſogenannten „Fuchs,“ d. h. den Kanal, der zum Schornſtein führt, und wie zerriſſen erſcheint die innere Seite des Schmelztiegels von der furchtbaren Glut, ohne daß doch die Dichtigkeit des Tiegels im mindeſten gelitten hätte. Mit einer Zange ergreift jetzt der Arbeiter die krummgebogenen Goldbarren auf der Herdplatte und legt ſie hinein in die entſetzliche Glut, in welcher bereits die vorher geſchmolzene Goldmaſſe kocht. Ein Kupferbarren kommt auch noch hinzu, dann wird wieder der Deckel auf den Tiegel gelegt, Koaks wird auf dieſen Deckel geſchüttet, da die Heizung auch von oben erfolgt, die eiſerne Überfallklappe wird durch das Kontergewicht heruntergelaſſen, und nur das Sauſen und Brauſen im Ofen und die unten aus dem Aſchenroſt fallenden Funken zeigen uns, daß jetzt die ſoeben hineingethanen Barren in den Schmelzprozeß mit hineingezogen werden.

Das Gold, das hier verarbeitet wird, ſoll zur Anfertigung von Zwanzigmarkſtücken verwendet werden, und wir erfahren über die Prägung von Goldmünzen in der Berliner Münze folgende Details. Durch das Münzgeſetz wird beſtimmt, wieviel Silber-, Nickel- und Kupfermünzen ſich höchſtens in Umlauf befinden dürfen, dagegen iſt die Ausprägung von Goldmünzen unbeſchränkt. Es befinden ſich aber natürlich weit mehr Goldmünzen im Verkehr, als notwendigerweiſe vorhanden ſein müſſen, denn jeder Privatmann hat ja bekanntlich das Recht, ſich aus Goldbarren gegen Entgelt und Bezahlung der entſtehenden Koſten in der Münze Goldſtücke prägen zu laſſen. Als ein Privatmann ſteht auch die deutſche Reichsbank der Münze gegenüber, welche beſtändig Gold ankauft und aus dieſem Zwanzigmarkſtücke bei der Münze prägen läßt.

Die Reichsbank läßt lediglich Zwanzigmarkſtücke prägen, und zwar deshalb, weil die Prägekoſten für dieſe Münzſorte billiger ſind, als für Zehnmarkſtücke und die Reichsbank die vermehrten Koſten vermeiden will. Erſtaunt fragen wir, wer denn nun die Zehnmarkſtücke prägen laſſe, und erfahren, daß dies das kaiſerliche Reichs-Schatzamt ſei. Dieſes zieht alle im Verkehr vorkommenden nicht mehr umlaufsfähigen Goldmünzen ein, ſchickt ſie in Poſten von oft mehr als hundert Pfund an die Münze und läßt hier auf ſeine Koſten aus dieſen Goldvorräten Zehnmarkſtücke prägen.

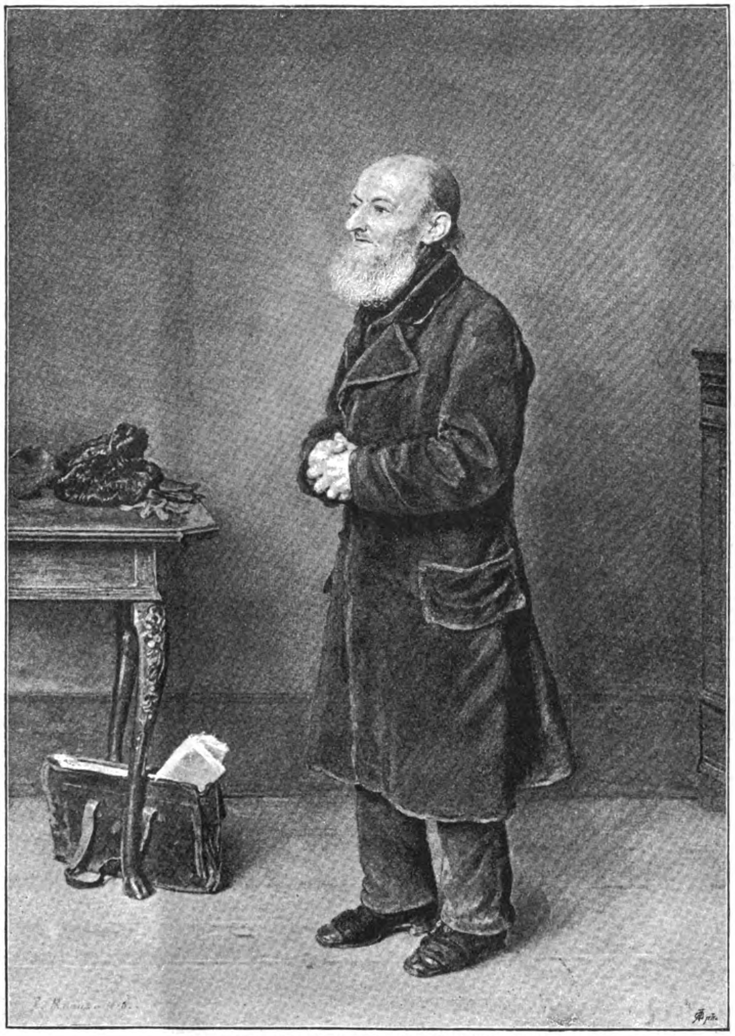
Wir erfahren noch, daß im Intereſſe der Kontrolle, der Arbeitseinteilung und der Berechnung innerhalb der Münze ſtets nicht nach Anzahl von Geldſtücken oder nach deren Wert, ſondern nach dem Gewicht gerechnet wird und daß vom Schmelzraum aus ſchon die Berechnung nach „Poſten“ beginnt; eine „Poſt“ Gold beträgt vierzig Pfund, eine „Poſt“ Silber, Nickel oder Kupfer hundert Pfund. Wir betreten unmittelbar hinter dem Schmelzraum den Raum, wo die Walzen die Metallzaine ausſtrecken, bis ſie die vorgeſchriebene Dicke der zu prägenden Münzen erreichen. Augenblicklich wurden in der Strecke nur Bronzezaine verarbeitet, was in den jeweiligen Betriebsverhältniſſen begründet war. Von ſogenannten Kupfermünzen werden nur Pfennigſtücke gearbeitet, da die Zweipfennigſtücke ſich weniger eingebürgert haben. Wir erfahren auch, daß wir eigentlich kein Kupfer-, ſondern ein Bronzegeld haben, indem das Kupfergeld aus einer Legierung von Kupfer, Zink und Zinn beſteht.

Wir ſehen die Kupferzaine, zu großen Haufen aufgeſtapelt, in einer Ecke des Streckſaales liegen und gewahren nun durch die vier ſogenannten Vorwalzen die Zaine hindurchgehen, um immer länger und dünner zu werden. Das Walzen erfolgt in kaltem Zuſtande, und das Metall wird dadurch ſo hart und ſpröde, daß es nach drei- bis viermaligem Strecken wieder geglüht werden muß.

Dicht neben dem Streckſaal befindet ſich ein mächtiger gewölbter Raum, in welchem in eiſernen Öfen das geſtreckte Metall wieder geglüht und erweicht werden muß. Die aus den mächtigen eiſernen, backofenähnlichen Glühräumen herausgenommenen Metallſtreifen werden, um ſie von dem Oxydüberzug zu befreien, in Schwefelſäure gelegt, dann in einem

Bad von Sodawaſſer wieder von der Säure befreit und nach dem nebenan befindlichen Streckſaal zurückgebracht, wo ſie wieder die Vorwalzen und endlich die Juſtierwalzen paſſieren, in denen ſie zu langen, ſchmalen Bändern von vorſchriftsmäßiger Dicke ausgearbeitet werden.

Es wird hier, wie bereits erwähnt, ſoeben eine Poſt, d. h. hundert Pfund Kupfer zu Pfennigen verarbeitet, und wir erfahren, daß die Kontrolle in allen Räumen lediglich darin beſteht, daß dem beeidigten Oberarbeiter des Raumes das zu verarbeitende Metall zugewogen wird und er, wenn dasſelbe den Raum verläßt, durch Zurückwiegen zu beſtätigen hat, daß nichts von dem übergebenen Metall verloren ging. Der Oberarbeiter iſt für alle Leute, die in dem Raume arbeiten, verantwortlich und eine körperliche Unterſuchung der Arbeiter findet in keiner Weiſe ſtatt. Die langen Metallbänder, welche die Walzen paſſiert haben, werden durch einfache Handblechſcheren in Stücke geſchnitten und dann Arbeitern zugetragen, welche an den ſogenannten Durchſchnittmaſchinen ſitzen. (Nebenbei bemerkt, iſt das offizielle Transportmittel in der Münze die aus Holz geſchnitzte Mulde, auch „Molle“ genannt; außerdem benutzt man eiſerne Wagen.) Die Arbeiter, welche an den Durchſchnittmaſchinen ſitzen, ergreifen einen ſolchen Blechſtreifen, führen ihn unter der Maſchine hinweg, welche ungefähr 100 bis 120 Schläge in der Minute macht und auf jeden Schlag ein Kupferplättchen von der Größe eines Pfennigs aus dem Streifen herausſchlägt, welches durch eine Röhre in eine Schieblade fällt. Eine beſondere Vorrichtung an der Maſchine verhindert, daß der Streifen ſich zu weit oder zu wenig vorſchiebt, und in zwei Reihen nebeneinander ſehen wir in dem Metallſtreifen Loch an Loch mit außerordentlicher Geſchwindigkeit entſtehen. Die zurückbleibenden, total durchlochten Streifen nennt man „Schroten“ und dieſelben haben noch ungefähr ein Drittel des Gewichts, den der volle Metallſtreifen beſaß. Dieſe Schroten werden in einem eiſernen Mörſer durch Hebelkraft zu birnenförmigen Klumpen („Köpfen“) zuſammengepreßt, wieder zurückgewogen und zu neuer Verarbeitung nach dem Schmelzofen geſchafft.



„Ich kann warten.“ Nach dem Gemälde von L. Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Die Platten, die aus der Durchſchnittmaſchine kommen, führen den offiziellen Namen der „ſchwarzen Platten,“ weil ja das Metall mehr oder minder oxydiert iſt. Bevor nun geprägt werden kann, muß die Oberfläche der Metallplatte vollſtändig gereinigt werden, und wir begeben uns daher aus dem Streckſaal nach der „Beizanſtalt,“ wo wir viele Tauſende von Plättchen in Bearbeitung ſehen, aus denen Pfennigſtücke geprägt werden ſollen. In der Beizanſtalt werden dieſe Plättchen wieder in einem großen eiſernen, backofenartigen Glühraum heiß gemacht, bis ſie ganz ſchwarz werden, und dann herausgenommen, in Schwefelſäure geworfen und endlich in rotierende Kupfertrommeln gebracht, welche mit einer Löſung von rotem Weinſtein gefüllt ſind. (Für Silber und Gold wird weißer Weinſtein verwendet.) In dieſen Trommeln werden die Plättchen blitzblank gereinigt, dann herausgeſchüttet, mit Waſſer abgeſpült und in mächtige Kupferbecken gethan, in denen ſie von Arbeitern mit weißen Leinwandtüchern fortwährend herumgewiſcht und gerieben werden, damit ſie alle Feuchtigkeit verlieren. Zu dieſem Zwecke ſchüttet man ſie zuletzt nochmals in kupferne Becken, welche hohlwandig und mit Dampf geheizt ſind, und aus dieſen Becken kommen ſie nun vollſtändig gereinigt, getrocknet und prägefertig hervor.

Wir betreten jetzt den in der erſten Etage gelegenen „Juſtierſaal,“ wo die Silber- und Goldplatten auf ihr vorſchriftsmäßiges Gewicht hin geprüft werden, bevor ſie geprägt werden dürfen. Kupferplatten werden, wie bereits erwähnt, nicht beſonders geprüft, Nickelplatten ebenfalls nicht, denn die Platten zu den Fünf- und Zehnpfennigſtücken bezieht die Münze aus Fabriken, da ſie ſich ſelbſt mit dem Schmelzen und Gießen des Nickels nicht befaßt. Die Platten für die Fünf- und Zehnpfennigſtücke werden hier oben nur noch, zugleich mit den Kupfermünzen, gerändelt.

Doch zuerſt zu den Juſtierwagen. Das Juſtieren der großen Silbermünzen erfolgt mit der Hand durch gewöhnliche Wagen und mit dem ſogenannten Handhobel. Auf einer großen Anzahl von Tiſchen ſehen wir eine Menge von Wagen aufgeſtellt, neben jeder Wage einen eigentümlichen Apparat aus Eiſen, mit einem Handgriff, den ſogenannten Juſtierhobel und, an der Tiſchkante befeſtigt, ein ledernes Schurzfell, welches ſich der Arbeiter um den Leib binden kann, damit die Spänchen, die er von den Platten herunterhobelt, in die Schürze und nicht auf den Boden fallen. In Mulden werden den Arbeitern die Platten für Silbermünzen zugetragen, mit großer Geſchicklichkeit wiegt der ſehr geübte Arbeiter die Platten auf der vor ihm ſtehenden kleinen Wage. Sind ſie zu leicht, ſo werden ſie ohne weiteres verworfen und gehen nach der Schmelze zurück, um dort wieder umgegoſſen zu werden. Sind ſie dagegen ſchwerer, als es ſein ſoll, ſo legt der Arbeiter ſie auf den kleinen Ambos, der unter dem Handhobel ſteht, fährt mit dieſem über die Platten hinweg und ſchneidet einen kleinen dünnen Span von der Oberfläche ab. Dann legt er dieſelbe zur Prüfung nochmals auf die Wage; iſt ſie noch zu ſchwer, ſo nimmt er noch ein Spänchen von der breiten Fläche herunter, bis das richtige Gewicht erreicht iſt. Dieſe Manipulation erfordert ſehr viel Geſchicklichkeit und Aufmerkſamkeit ſeitens des Arbeiters, indes gibt es für die Silbermünzen ein gewiſſes Toleranzgewicht, welches ſie mehr oder weniger haben dürfen als nach der Vorſchrift.

Viel ſubtiler iſt die Sache bei den Goldmünzen (auch bei den kleinen Silbermünzen), bei denen z. B. das Zwanzigmarkſtück nicht mehr als zwanzig Tauſendſtel Gramm Toleranzgewicht hat, während die Münze höchſtens die Hälfte davon ausnutzt, d. h. ſo präzis arbeitet, daß die Abweichung vom Normalgewicht nach oben oder unten höchſtens zehn Milligramm beträgt. So wie wir uns bisher daran gewöhnt haben, Gold nach Pfunden und Centnern zu berechnen, lernen wir in dieſem Saal wiederum mit den Bruchteilen von Grammen, ja mit Tauſendſtelgrammen und darunter rechnen.

Die Goldmünzen werden bei der ſubtilen Arbeit, die ſich mit ihnen vollzieht, nicht durch Menſchenhände, ſondern durch automatiſche Wagen juſtiert. Dieſe Wagen ſind ſo wunderbar, ſo unglaublich genial eingerichtet, daß man ſie ohne weiteres als „denkende Maſchinen“ bezeichnen könnte. Wenn man ſie zum erſtenmal ſieht, ſteht man erſtaunt vor ihnen und weiß es ſich nicht zu erklären, wie eine Maſchine automatiſch Dienſte verrichten kann, die man ſonſt nur von einem logiſch denkenden, genau aufpaſſenden Menſchen, dem große Geſchicklichkeit zur Seite ſteht, erwarten dürfte. Dieſe Maſchinen, von der Firma A. Seyes in Atzgersdorf bei Wien geliefert, ſind ſo kompliziert, daß ſich eine Beſchreibung hier nicht geben läßt, um ſo mehr als dieſelbe für den Laien unverſtändlich bleiben dürfte. Der Leſer denke ſich aber einen Saal, in welchem zehn mächtige Glaskaſten von oblonger Form aufgeſtellt ſind, auf eiſernen Untergeſtellen ruhend. In jedem Glaskaſten, welcher die Summe von etwa ſiebentauſend Mark koſtet, ſind zehn automatiſche Wagen aufgeſtellt, welche ausſehen wie ein ſchmales Meſſinglineal, das in ſeinem Mittelpunkt unterſtützt iſt und an dem einen Ende in einer Drahtſchlinge ein meſſingenes Plättchen trägt, welches das Gewicht eines Zwanzigmarkſtückes repräſentiert. An dem anderen Ende dieſes Meſſinglineals hängt ein netzartig durchbrochenes Käſtchen von Stahl, in welches aus Röhren, die über dem Kaſten angebracht ſind und in welche beſtändig von Arbeitern Goldplatten zu Zwanzigmarkſtücken gelegt werden, je eine zu prüfende Metallplatte fällt. Dieſe Wagen werden ſämtlich mit Dampf betrieben, und das Abwiegen erfolgt in folgender Weiſe: Vermittelſt einer ſehr langſamen Bewegung der horizontal unter dem Kaſten angebrachten Hebelwerkzeuge ſchiebt ſich aus der Röhre ein Metallplättchen herunter bis in den Stahlkaſten der Wage, wo die Platte aufrecht ſtehen bleibt. Durch dieſe Beſchwerung ſenkt ſich natürlich der Behälter mit der Goldplatte, gleichzeitig aber nähert ſich ihm von rückwärts ein viereckiger Kaſten, welcher ſechs Fächer übereinander enthält. Plötzlich ſehen wir den ſich nähernden Kaſten ſtillſtehen, gleichzeitig den Behälter, in dem das Goldſtück ſich befindet, ſich öffnen, und dadurch die in ihm enthaltene Goldplatte in eine der Öffnungen des hinter ihm ſtehenden Kaſtens hineingleiten. Wir erfahren, daß dieſe vollſtändig automatiſch arbeitenden Wagen die Goldplatten in ſechs verſchiedene Sorten mit je fünf Tauſendſtel Gramm Unterſchied im Gewicht durchaus ſelbſtändig ſortieren.

Aus dieſen Kaſten, die ſich den automatiſchen Wagen näherten, ſehen wir die Goldſtücke in ſechs verſchiedenen Abteilungen durch Rillen nach ſechs verſchiedenen Kaſten am Boden laufen, wo die Goldſtücke nunmehr in ſechs verſchiedenen Sorten mit je fünf Milligramm Unterſchied im Gewicht liegen bleiben. Die beiden Kaſten Nr. 2 und 3 ergeben nunmehr Platten, welche das richtige Gewicht haben und die ohne weiteres zum Prägen benutzt werden können. Der Kaſten Nr. 1, welcher leichtere Stücke enthält als der Mittelkaſten, wird entleert und die Platten werden nach Prüfung durch Nachwägen ſofort wieder zum Einſchmelzen zurückgegeben, da ſie zu leicht ſind. Aus den drei Kaſten Nr. 4, 5 und 6 aber, welche die ſchwereren Sorten enthalten, werden die Platten herausgenommen und nach der ſogenannten Schabemaſchine hinübergebracht, wo durch eine nicht minder wunderbare und komplizierte Einrichtung von der Fläche der Goldplatte ein Span ſo äußerſt fein (es handelt ſich ja immerfort nur um Milligramme) abgeſchabt wird, daß der Mittelpunkt der Platte von dem Schabeeiſen nicht berührt wird. Der Mittelpunkt darf nämlich nicht vertieft werden, da ſonſt die Prägung gerade an dieſer Stelle der Goldſtücke nicht ſcharf und plaſtiſch genug hervortreten würde. Dieſe Schabemaſchine arbeitet ſo leicht, man möchte faſt ſagen, mit einer ſo leichten, zarten Hand, wie dies kaum ein Menſch kann. Stück um Stück wird auf ihr um ein Goldſpähnchen erleichtert, und dieſe Stücke gehen dann wieder zur Juſtiermaſchine zurück, und wenn ſie dort abermals zu ſchwer befunden werden, kommen ſie wiederum zur Schabemaſchine, um hier wiederum um ein Spänchen erleichtert zu werden. Zwei Schabemaſchinen arbeiten in dem Saal, in dem die zehn automatiſchen Wagen aufgeſtellt ſind, und ein Arbeiter iſt im ſtande, je zwei Sortiermaſchinen zu bedienen, d. h. ununterbrochen in die zehn Röhren jedes Kaſtens aus den zur Seite ſtehenden Holzmulden die Goldplatten hineinzufüllen.

Da trotzdem aber dieſe wunderbar arbeitenden Sortiermaſchinen doch noch Fehler machen könnten, ſo werden auf Handwagen doch noch beſtändig Kontrollewägungen vorgenommen, und zwar mit den Platten, welche die Maſchine als leicht abgegeben hat, um davon die etwa noch brauchbaren Platten auszuſondern.

In dem Saale, in dem die Handjuſtiermaſchinen aufgeſtellt ſind, befinden ſich auch die Rändelmaſchinen. Auf den Zwanzigmarkſtücken ſteht bekanntlich auf dem Rande die Umſchrift „Gott mit uns,“ und dieſe Inſchrift muß vermittelſt einer beſonderen Maſchine dem Goldſtück aufgedrückt werden, bevor die eigentliche Prägung ſtattfindet. Durch dieſes ſogenannte Rändeln wird aber der Rand der Münze breitgedrückt und aufgeſtaucht, und dies iſt von Wichtigkeit, will man eine gute Prägung des Randſtäbchens erzielen. Infolgedeſſen werden alle Münzen gerändelt, bevor ſie geprägt werden, ſelbſt wenn ſie keine Inſchrift enthalten, und ſelbſt der Rand des Kupferpfennigs wird durch Rändeln aufgeſtaucht, bevor er in den Prägeſaal geſchafft wird. Wir ſahen die Rändelmaſchine in Betrieb, welche Kupferpfennige und Nickelplatten für Fünf- und Zehnpfennigſtücke rändelt. Auch hier ſehen wir ununterbrochen einen Arbeiter in eine Röhre Stapel von Metallplatten einfüllen, welche eine Gleitbahn hinunterrutſchen und zwiſchen zwei ſeitlichen Einſchnitten in

Stahlblöcken mit Maſchinenkraft ſo herumgedrückt werden, daß ſie ſich einige Male um ihre Achſe drehen. Am anderen Ende der kleinen, unanſehnlichen Maſchine fallen die Münzen wie ein Metallregen, an den Rändern aufgeſtaucht, wieder heraus. Dieſe Maſchine arbeitet mit einer unheimlichen Präziſion und Schnelligkeit. Eine Kupferpoſt beträgt, wie bereits erwähnt, hundert Pfund, zweihundertfünfzig Pfennige gehen auf ein Pfund, die ganze Poſt hat mithin fünfundzwanzigtauſend Stück Pfennige, und doch rändelt die Maſchine dieſe fünfundzwanzigtauſend Pfennige in fünfunddreißig Minuten; eine Poſt Nickelmünzen rändelt ſie in höchſtens dreißig Minuten.

Schwieriger iſt das Rändeln, wie bereits erwähnt, bei Goldſtücken, die am Rande eine Inſchrift haben, wie z. B. die Zwanzigmarkſtücke. Hier darf ſich bei der Rändelung das Stück nur einmal um ſeinen Mittelpunkt drehen, ſoll die Schrift genau aufgeprägt werden. Wir werden zu einer anderen Maſchine geführt, welche im ſtande iſt, eine Goldpoſt von vierzig Pfund, d. h. 2511 Zwanzigmarkſtücke in dreizehn Minuten mit der Umſchrift „Gott mit uns“ und den drei Arabesken, die ſich außerdem auf dem Rande befinden, zu verſehen. Dieſe Maſchine zeigt auf ihrem oberen Teile im weſentlichen ein Metallſtück, den ſogenannten „Schlitten,“ welcher beſtändig hin und her geht und je vier Zwanzigmarkſtücke, die auf ſeine Einſchnitte aus Röhren, in die ſie hineingefüllt ſind, fallen, an je zwei Stahlleiſten energiſch vorbeiführt, von denen die eine Stahlleiſte die Aufſchrift „Gott mit,“ die andere das Wort „uns“ und zwei ſogenannte Arabesken enthält.

Unabläſſig klingen aus den Röhren die Goldplatten auf den Schlitten, unabläſſig gleitet dieſer mit Dampfkraft hin und her, und wir ſehen die gerändelten Goldſtücke in das Innere der Maſchine hineinfallen. Wird ein ſolches herausgeholt, ſo bemerken wir, daß es am Rande die Inſchrift trägt, daß es aber auch ganz beſonders aufgeſtaucht und gekräuſelt iſt, was indes, wie bereits erwähnt, kein Fehler iſt, ſondern im Gegenteil das Gelingen der Prägung erleichtert.

In demſelben Raume hören wir noch von einem Tiſche her ein eigentümliches, angenehmes Klingen, und ſehen beim Näherkommen einen Arbeiter, der vor ſich eine dicke Stahlplatte hat und aus einer Holzmulde, welche hoch angefüllt iſt mit blitzblanken, neugeprägten Zwanzigmarkſtücken, Händevoll von Goldſtücken nimmt, um ſie mit leichtem Schlage auf den Stahlblock zu werfen. Gibt es doch Goldſtücke, welche durch irgend welchen Zufall nicht klingen. Dieſe werden hier ausgeſondert, und die außerordentliche Übung des Arbeiters ermöglicht es ihm, ſeiner Beſchäftigung mit großer Geſchwindigkeit obzuliegen. Die gar nicht oder ſchlecht klingenden Goldſtücke werden ſofort ausgeſondert und wieder zum Einſchmelzen zurückgeſchickt.

In einem anderen Zimmer ſehen wir noch zwei Sortiermaſchinen, auf denen geprägte Zwanzigmarkſtücke auf das Normalgewicht kontrolliert werden; dann geht es hinunter nach dem „Prägeſaal,“ in welchem achtzehn große Maſchinen ſtehen, die von einer beſonderen, außerordentlich ruhig gehenden Dampfmaſchine betrieben werden. Es wurden augenblicklich nur Kupfer und Nickel geprägt, und unermüdlich rufen uns die Maſchinen ihr raſches „Knickknack“ zu. Unabläſſig ſehen wir aus den Röhren, die vor den Prägeamboſen angebracht ſind, Kupfer- und Nickelplatten hineinrutſchen, ſehen die Stempel ſich auf und nieder bewegen und das Geldſtück ſchön geprägt wieder herauskommen, das durch eine andere Röhre in die untergeſtellte Holzmulde fällt. Der obere Stempel der Maſchine geht ſenkrecht auf und ab, der Unterſtempel ſteht während der Prägung feſt, hebt ſich aber nach derſelben, ſo daß die Münze ohne weiteres von dem Unterſtempel automatiſch entfernt werden kann.

Wir erfahren hier auch, in welcher Weiſe die eigentümliche Kerbung der Silbermünzen, des Fünfzigpfennig-, des Mark- und des Zweimarkſtückes hergeſtellt wird. Dieſe Kerbung iſt bekanntlich ſehr ſchwer mit der Hand nachzuahmen, und gefälſchte Münzen dieſer Art erkennt man gewöhnlich an der ſchlechten Reifelung und Kerbung des Randes. Die Herſtellung des gekerbten Randes dieſer Münzen erfolgt nicht vor der Prägung in Rändelmaſchinen, ſondern es iſt in den Prägeſtock ſelbſt ein ſtählerner Ring eingeſpannt, welcher genau centriert iſt, ſo daß der Mittelpunkt des oberen und des unteren Stempels genau über dem Mittelpunkte ſeines hohlen Randes ſteht. Dieſer Ring hat in ſeinem Innern die Kerbung, die das Geldſtück bekommen ſoll, und ſobald dieſes aus der Röhre unter den Prägeſtempel rollt, wird es in demſelben Augenblicke, indem es an der oberen und unteren Seite geprägt wird, gleichzeitig in den Ring gepreßt und erhält dadurch an ſeinem Rande die eigentümlichen ſenkrechten Einſchnitte. Man denke ſich aber, mit welcher Genauigkeit die Maſchinen arbeiten, wie genau außerdem die Platten des Gold- und Silbergeldes gearbeitet ſein müſſen. Sie ſind auch in der That ſo ſorgfältig hergeſtellt, daß ſie das zuläſſige Toleranzmaß des Querdurchmeſſers von drei Zehntelmillimetern bei Zwanzig- und Zehnmarkſtücken nie überſchreiten.

Wir haben bisher die Münzen auf ihrem Entwickelungswege verfolgt, es bleibt uns jetzt noch übrig, etwas über die hochwichtige Anfertigung der Stempel mitzuteilen, mit welchen geprägt wird. In einem beſonderen Raume geht dieſe Prägung vor ſich, und zwar werden von den zuerſt hergeſtellten Originalſtempeln mehrere Matrizen und Patrizen entnommen und die in harten Stahl geſchnittenen Originale in die Oberfläche von weichen Stahlſtempeln vermittelſt Balanciers hineingedrückt. Reſpekt aber vor den beiden Balanciers, die in dieſem Raume ſtehen! Das kleinere von ihnen hat eine Balancierſtange von vier Metern, und die beiden Kugeln der Balancierſtange wiegen je 319 Pfund. Man denke ſich, welche furchtbare Kraft dieſer Balancier, wenn er in Bewegung geſetzt wird, entwickeln kann, und man wird dann verſtehen, wie es möglich iſt, Matrizen und Patrizen aus Stahl auf kaltem Wege mit dieſen fürchterlichen Kraftmaſchinen zu erzeugen.

Neben dem Saale, in welchem die Prägeſtempel zur Herſtellung des Geldes angefertigt werden, befindet ſich die Medaillenanſtalt der Berliner Münze, welche unter den ähnlichen Anſtalten, nicht nur in Deutſchland, ſondern in Europa, den erſten Rang einnimmt. Hier werden unabläſſig Kunſtwerke geſchaffen und, mit Hilfe eines rieſigen Balanciers, Medaillen gepreßt, wie ſie Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie ꝛc. brauchen.

Da ſehen wir, in Schränken ſorgfältig geordnet, die Prägeſtempel von Medaillen, welche oft einen fingerlangen Durchmeſſer haben und die in Silber angefertigt wurden, um ſie bei großen Feſtlichkeiten, bei Induſtrie- und Kunſtausſtellungen, bei Jubiläen ꝛc. zu verteilen. Wir ſehen Silberſtücke und erfahren, daß dieſelben Schießprämien ſind, welche alljährlich beim Militär an die beſten Schützen der Bataillone und Schwadronen verteilt werden. Dieſe Medaillen zeigen in zwei verſchiedenen Größen den Kopf unſers allverehrten Kaiſers, in beſonders erhabener Arbeit geprägt, und auf der Rückſeite einen Lorbeerkranz mit der Inſchrift „Dem beſten Schützen.“

In dieſem Raume und unter dem Balancier, den wir da vor uns ſehen, ſind auch die preußiſchen Kriegsmedaillen von 1864, 1866 und 1870/71 geprägt worden; Millionen Stück von dieſen Kriegsdenkmünzen ſind unter dieſem Balancier hervorgegangen, die noch heute Hunderttauſende von deutſchen Soldaten ſchmücken, und ſo ſehen wir, daß dieſe Anſtalt nicht nur den Zwecken des Friedens, ſondern auch indirekt denen des Krieges dient.

So viel von der Berliner Münze. Es ſei nur noch hinzugefügt, daß augenblicklich 113 Arbeiter in ihr beſchäftigt werden.

# Kranzkraut und Wurſtkraut.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Unſer Majoran iſt ein beſcheidenes Kraut mit graulichgrünem Laube und wenig auffallenden Blüten; aber die Welt iſt voll ſeines Ruhmes. Von den verſchiedenen Arten dieſer Pflanze ſagt der biedere Hieronymus Bock in ſeinem alten Kräuterbuch: „Dieſe kreuter ſeindt der Jungfrawen, die zilens (ziehen ſie) um der krenz (Kränze) und jungen Geſellen willen.“ Liebende Mädchen ſchmückten ſich damit und ſchenkten Sträußchen davon ihren Liebſten. Der Gebrauch des Majorans aber als eines Kranzkrautes iſt ſehr alt. In dem ſchönen Hochzeitsliede des römiſchen Dichters Catull wird dem Gotte Hymen zugerufen:

„Kränz' die Stirn mit Blüten du
Des ſüßduftenden Majorans.“

Mit Majoran wird in dieſen Verſen das aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche übernommene amaracus überſetzt, was vielleicht nicht ganz genau iſt. Wenigſtens äußert Karl Koch in ſeinem vortrefflichen Buch über die Bäume und Sträucher des alten Griechenlands die Anſicht, der Amarakus der Alten ſei nicht unſer heutiger Majoran, ſondern ein demſelben nahe verwandtes halbſtrauchiges Gewächs geweſen. Unſer Majoran möchte wohl erſt im Mittelalter aus dem Oſten nach Europa gekommen ſein. Afrika und Mittelaſien wird jetzt von den Botanikern als die Heimat dieſes Krautes angeſehen.

Für die Anſicht Kochs ſpricht auch eine Stelle in der Aeneis des Vergil, wo beſchrieben wird, wie Venus ihren Enkel Askanius in blühenden Amarakus bettet. Voß überſetzt dieſe Verſe ſo:

„Aber Cypria taut dem Askanius friedſamen Schlummer
Über den Leib, und hebt ihn, gewärmt im Schoße, die Göttin,
Hoch in Idalias Haine, wo ſchwellender Majoran ſanft ihn,
Blumengedüft anatmend, in würzigen Schatten umwallet.“

Der Majoran unſerer Küchengärten aber iſt keine Pflanze, die auch nur einem kleinen Kinde Schatten zu ſpenden im ſtande wäre; dazu iſt er zu niedrig.

Doch wie dem ſei, es ſcheint, daß der alte Amarakus unſerm Majoran zu ſeinem Namen verholfen hat. Als vermittelnd kann der botaniſche Name Majoraca gelten, der in lateiniſchen Urkunden des ſpäteren Mittelalters vorkommt. Daraus mag dann die italieniſche Majorana, die franzöſiſche Marjolaine entſtanden ſein. Aus Italien wird die Pflanze zu uns nach Deutſchland gekommen ſein, zuerſt in die Kloſtergärten, aus denen ſie dann in die Gärten der Bauern und auf die Küchenbeete der Hausfrauen gewandert iſt. Bock erwähnt, daß in Mailand der Majoran überflüſſig „gebaut“ werde, und ein anderer alter Botaniker, der Nürnberger Ratsherr Volkamer, nach dem die ſchöne Volkamerie genannt iſt, ſpricht davon, daß der Same dieſer für unſer deutſches Klima etwas zärtlichen Pflanze aus dem ſüdlichen Frankreich bezogen werde.

Im franzöſiſchen Volkslied ſpielt die Marjolaine als Blume der Liebenden eine große Rolle und ebenſo der Majoran, weit von Frankreichs Grenzen entfernt, im Volksliede der Litauer. Da heißt es von dem lieben Mädchen:

„Das Höfchen fegt ſie
Mit Majorane
Und ſchmückt es zierlich
Mit Lilien aus.“

In einem anderen Liede wird von der Liebſten geſagt

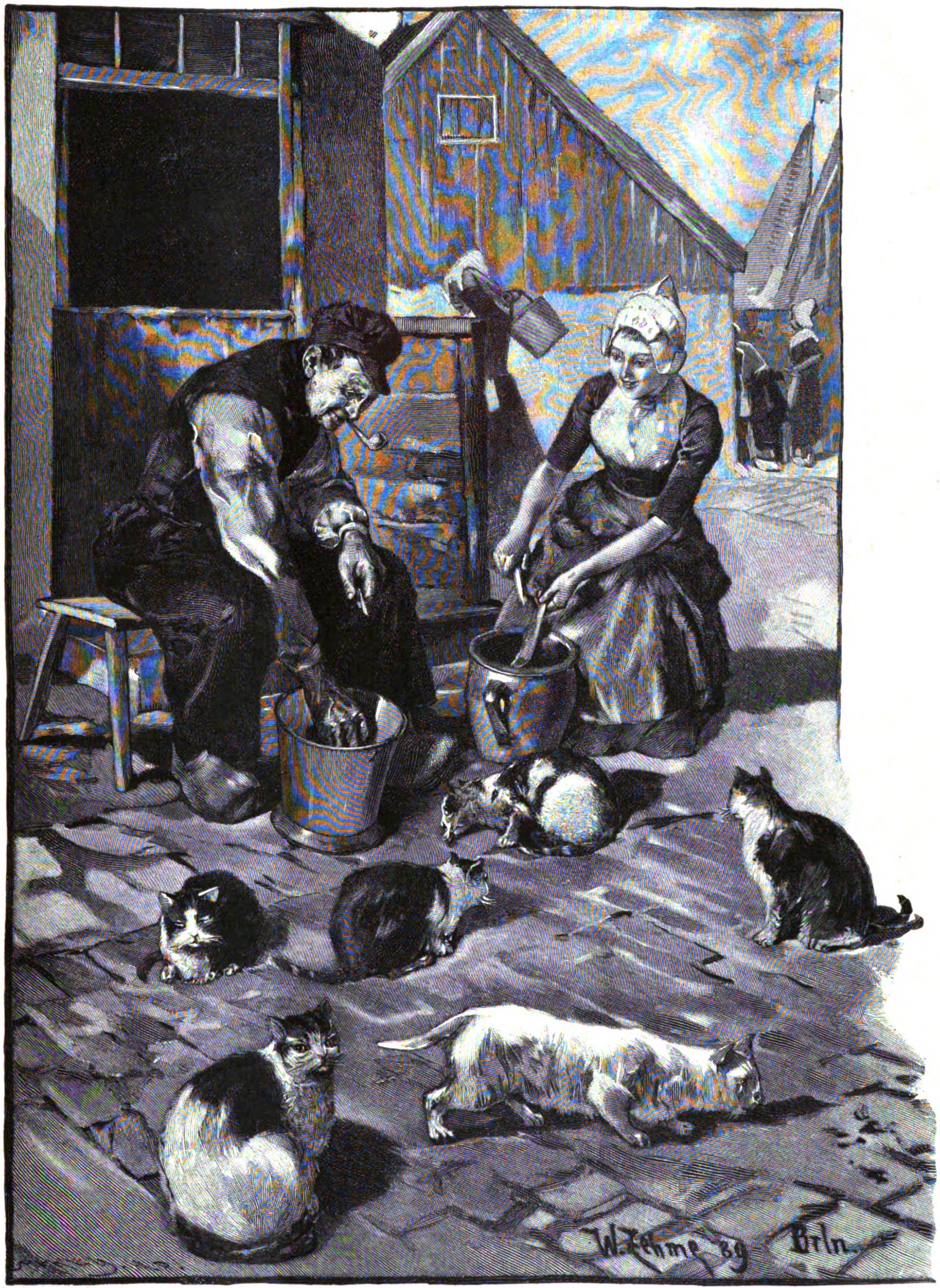
„Bringet auch ein Sträußchen
In den weißen Händen
Grünen Majorans
Voller lauter Knoſpen.“

In meiner weſtpreußiſchen Heimat nehmen die Mädchen einen kleinen Strauß aus wohlriechenden Kräutern und Blumen, vornehmlich Mairan (wie dort und auch anderwärts der Majoran genannt wird), Thymian oder Levkoien in die Kirche mit. Das wird Krietke (Kräutchen) genannt. Im Danziger Werder ſtehen beim Hochzeitsſchmauſe auf der Tafel einige Teller mit etwas Waſſer und mit Zweigen von Thymian, Myrte oder Mairan zur Aufnahme von Geldgeſchenken für die Muſikanten oder die Kochfrau.

Der Majoran gehört einer großen Familie vornehmſter Würzkräuter an. Zu derſelben Familie, der Lippenblütler, gehören auch der Lavendel, der Thymian, die Meliſſe, das Pfefferkraut, der Rosmarin, die Salbei, das Baſilikum und noch verſchiedene andere, die durch ſtarken Wohlgeruch ſich auszeichnen. Manche von dieſen haben im Volksbrauch eine doppelte Bedeutung, ſie zeigen Liebe und Leid an. Aus Rosmarin wird der Brautkranz gebunden, mit Rosmarin werden die Toten und die Gräber beſtreut. So iſt auch Majoran Liebesblume zugleich und Totenblume. Ein neuerer italieniſcher Dichter, Lorenzo Stecchetti, ſagt in einem Sonett, in dem er zu der Geliebten von ſeinem Tode ſpricht:

„Wenn alles dann der Frühling wiederbringt —
Ich kehre nimmer. Mir zu Haupten dann
Aus meinem einſt ſo ſtolzen Staube dringt
Beſcheiden nur ans Licht der Majoran.“

Wie viele von den Würzkräutern ſeiner Familie ſtand auch der Majoran einſt als Arzeneimittel in großem Anſehen. Es heißt von ihm in den alten Büchern: er ſtärkt das Gedächtnis, bringt verlorene Sprache und verlorenes Gehör wieder; er iſt gut gegen Gebreſten des Hauptes, gegen die fallende Sucht und zur Verhütung des Schlages. Man nimmt die Pflanze in weißem Wein oder in Form von Majoranwaſſer oder Majoranzucker. Auch der ausgepreßte Saft und das aus dem Kraut gewonnene Öl werden als Medizin angewendet, wie auch ein Majoranbalſam, der gegen Hauptweh und Ohnmachten empfohlen wird.

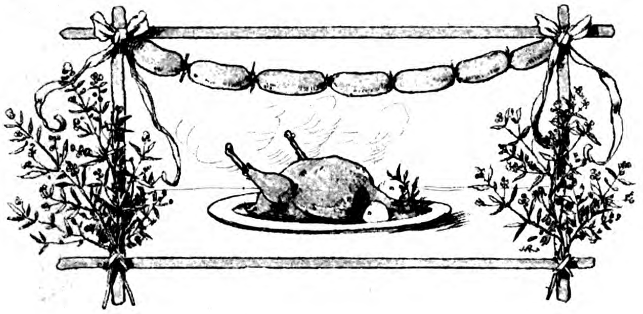

W. Zehme 89
Brln

Beim Schlachten der Fiſche. Szene aus dem holländiſchen Fiſcherleben. Nach einer Zeichnung von Werner Zehme.

Das getrocknete Kraut, zu Pulver gerieben und in die Naſe gezogen, wird in alter Zeit als Mittel gegen den Schnupfen ſehr geprieſen. Wie Theodor Zwinger in ſeinem neu-vollkommenen Kräuterbuche mitteilt, bereiteten die Benediktiner zu Beinwyl im Stein ein ſolches Niespulver, zu dem aber außer dem Majoran noch ſonſt mancherlei gethan wurde, nämlich indianiſcher Tabak, Florentiniſcher Gries, Galgant, Paradiesholz, Muskatenblüte, Maiblümlein, rote Roſen, Lavendel, Zimt und noch verſchiedenes andere, ſo daß die Bereitung dieſes vortrefflichen Mittels eine recht umſtändliche Sache war.

Als Heilkraut iſt der Majoran nicht mehr berühmt. Höchſtens als Hausmittel wird er hier und da noch im Volke zu erweichenden Umſchlägen gebraucht. Aber ungeſchmälert iſt ſein Ruhm als Küchenkraut geblieben. Auch dieſer iſt ſchon alt. Schon der mehrfach erwähnte Hieronymus Bock ſagt in ſeinem Kräuterbuch, deſſen erſte Auflage 1539 erſchienen iſt, indem er von Majoran ſpricht: „Das kraut iſt eine edele wurtz (Würze) in aller koſt.“ Und auch heute noch ſteht der Majoran als Würze zu allerhand Speiſen in hohem Anſehen. Es heißt: Zur Gans gehört Majoran, zur Ente Thymian, zum Huhn Peterſilie. Gänſeſchmalz ohne Majoran entbehrt ſeines Hauptreizes. Kalbfleiſch mit Majoran iſt ein Lieblingseſſen des Berliners. Und nun erſt welche Menge von Majoran wird verwendet zur Würzung der Wurſt. Von dieſem letzteren Gebrauch hat das Kraut in manchen Gegenden ſeinen Namen erhalten, es heißt geradezu Wurſtkraut.

In keinem Küchengarten wohl fehlt dieſes edle Würzkraut und hie und da wird es in Menge gebaut für den Handel. Als ich vor einigen Jahren zur Spätherbſtzeit im Spreewalde war, um dort den Meerrettichmarkt zu beſuchen, ſah ich vor vielen Häuſern der Stadt Lübbenau Bündel von Majoran in der Sonne zum Trocknen liegen. Der Bau des Majorans iſt, wie auch der des Meerrettichs ſehr einträglich, die Pflanze fordert aber bei uns ſorgfältige Pflege. — Vom Kranzkraut zum Wurſtkraut iſt ein Schritt aus dem rein Poetiſchen in das gemein Proſaiſche. Aber die Betrachtung des Majorans macht dieſen Schritt nötig, und im übrigen iſt doch eine gute Wurſt etwas, an dem auch poetiſch veranlagte Naturen wohl einigen Geſchmack finden.



## Neue Erſcheinungen aus der geſchichtlichen Welt.

Von Gottlob Egelhaaf. (Abdruck verboten.)

6. **John Richard Greens Geſchichte des engliſchen Volkes.** Nach der verbeſſerten Auflage des Engliſchen von 1888 überſetzt von E. Kirchner. Mit einem Vorwort von Alfred Stern. Erſter Band. Berlin S, 1889. Cronbach. 547 S. 5 Mark.

Es braucht wohl keiner langen Begründung des Satzes, daß eine gute engliſche Geſchichte auch in Deutſchland geleſen und zwar mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden verdient. Handelt es ſich dabei doch um die Kenntnis der Geſchicke eines Volkes, das aus unſerm Schoße hervorging, das mit uns den Proteſtantismus annahm, das uns Shakeſpeare ſchenkte, das uns das Beiſpiel der Freiheit und Selbſtregierung gab und an deſſen Seite wir heute den dunkeln Erdteil aus der Macht der Barbarei zu erlöſen trachten.

Vor 41 Jahren begann Macaulay ſeine berühmte engliſche Geſchichte zu ſchreiben, welche durch den Glanz der Darſtellung, namentlich in den kulturgeſchichtlichen Paſſionen, und die Fülle des in ihr bewältigten Stoffes mit Recht allgemeine Bewunderung hervorrief und in Deutſchland nicht bloß einmal, ſondern mehrfach überſetzt wurde. Aber das trotz ſeiner Fehler einzigartige Werk blieb unvollendet; mit dem Jahr 1697 ſchon bricht ſeine Darſtellung ab.

Deshalb muß es mit großer Freude begrüßt werden, daß eine geſchickte und berufene Hand den Faden, der Macaulay entſunken iſt, wieder aufgenommen hat. John Richard Green (1837 in Oxford geboren, 1860 Geiſtlicher zu St. Barnabas, einem der ärmſten Londoner Sprengel, ſpäter erzbiſchöflicher Bibliothekar zu Lambeth, 1883 einem hartnäckigen Lungenleiden erlegen) hat 1874 eine „Geſchichte des engliſches Volkes“ in einem Bande von wenig mehr als 800 Seiten herausgegeben, welche alsbald ihren Verfaſſer zu einem berühmten Manne machte und heute in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet iſt: ungerechnet die Übertragungen ins Deutſche und Franzöſiſche, welche im Laufe des letzten Jahres ans Licht getreten ſind. Die franzöſiſche Übertragung iſt der deutſchen zeitlich zuvorgekommen; aber dieſe ruht dafür nicht mehr auf der erſten, ſondern auf der zweiten Ausgabe des engliſchen Originals, welche Greens Witwe, die in die Studien ihres ſo lange mit heroiſcher Kraft gegen ſeine Krankheit ankämpfenden Gatten tief eingeweiht war, im verfloſſenen Jahre herausgegeben hat. In dieſer zweiten Ausgabe ſind viele Fehler und Verſehen getilgt, die ſich beim erſten kühnen Wurfe eingeſchlichen hatten; andere, welche noch dem engliſchen Druck anhafteten, ſind auf den Rat von Profeſſor Alfred Stern in Zürich getilgt worden, welcher, ſelbſt ein tüchtiger Kenner der engliſchen Geſchichte, die deutſche Bearbeitung mit einer empfehlenden Begleitrede verſehen hat. Nicht alles freilich, was hätte geändert werden können, iſt geändert worden, wie denn auf Seite 8 der Bericht, daß Hengiſt und Horſa nur die Angeln nach England geführt hätten, auf Seite 10 plötzlich in ſehr unvermittelter Weiſe dadurch erweitert wird, daß von der Vermehrung der Zahl der Jüten in England die Rede iſt, welche nach Bedas Erzählung allerdings Kent beſiedelt haben. Doch ſind ſolche Unebenheiten, bezw. Irrtümer nur ſelten.

Das Eigentümliche der Geſchichte Greens liegt nun darin, daß es mit allem Nachdruck das kultur- und nationalgeſchichtliche Element in den Vordergrund rückt. „Ich habe durchaus danach geſtrebt, daß mein Werk nie zu einer ‚Trommel- und Trompetengeſchichte‘ herabſinken möchte. Man wirft den Geſchichtſchreibern vor, daß ſie zu oft die Geſchichte in ein bloßes Verzeichnis der Menſchenmetzeleien verwandeln. Der Krieg ſpielt in der wirklichen Geſchichte der europäiſchen Nationen eine ſehr kleine Rolle und in der Geſchichte Englands eine kleinere als in irgend einer anderen … Wenn ich wenig von den Ruhmesthaten bei Elcy geſagt habe, ſo habe ich um ſo länger bei dem Elend verweilt, welches die Verſe Longlands und die Predigten Balls hervorrief. Anderſeits habe ich mich nie geſcheut, von den Triumphen des Friedens ausführlich zu erzählen. Ich habe der ‚Feenkönigin‘ und dem ‚novum organum‘ ihren Platz unter den Heldenthaten der Engländer wieder eingeräumt. Ich habe Shakeſpeare unter die Helden des Zeitalters der Eliſabeth verſetzt und die wiſſenſchaftlichen Forſchungen der Royal Society den Siegen des Cromwellſchen Heeres an die Seite geſtellt. Wenn einige der herkömmlichen Geſtalten der militäriſchen und politiſchen Geſchichte in meinem Buche weniger Raum einnehmen, als man ihnen gewöhnlich bewilligt, ſo geſchieht es, weil ich Raum für Geſtalten brauchte, die in der Geſchichte ſonſt wenig beachtet werden, die Geſtalten des Miſſionars, des Dichters, des Buchdruckers, des Kaufmannes, des Philoſophen.“

Man erkennt aus dieſen Sätzen die Abſicht, von welcher Green bei Abfaſſung ſeines Buches ſich leiten ließ; man erkennt aber auch ſchon ſeinen Stil. Es gibt nicht viele Werke, welche anſchaulicher, ja glänzender geſchrieben wären als das ſeine; es zu leſen, iſt ein wahrer Genuß; ſelbſt die herben Kritiker, welche ihre Stimme gegen Green erhoben und ihn nicht, wie andere dies thaten, als gewaltiges hiſtoriſches Talent gelten laſſen wollten, mußten doch dieſe Seite ſeiner Leiſtung anerkennen.

Wir können es uns nicht verſagen, unſern Leſern wenigſtens einige Proben dieſer hiſtoriſchen Beredſamkeit vorzulegen.

Es handelt ſich um die Perſönlichkeit Wilhelms des Normannen, „des Eroberers.“ Er hat bei Senlag am 14. Oktober 1066 über die Angelſachſen geſiegt; aber nicht dieſer Sieg hat ihn zum Herrn von England, zum „Eroberer“ gemacht, ſondern erſt das Scheitern des durch eine däniſche Flotte hervorgerufenen nationalen Aufſtandes vom Jahre 1068. Der Hauptſitz des Aufruhrs war der Norden: er ward zur Strafe ſo verwüſtet, daß mehr als 100 000 Menſchen vom Hunger weggerafft wurden und noch ein halbes Jahrhundert ſpäter das Land 60 Meilen weit nördlich von York völlig unangebaut und verlaſſen dalag. Dann wandte ſich König Wilhelm nach dem Weſten. „Nie war die Hoheit ſeines Charakters ſo hervorgetreten als auf dieſem ſchrecklichen Marſche. Der Winter war ſtreng, die Straßen von Schneeſtürmen verſperrt oder von Waſſerfluten zerſtört. Der Proviant fehlte, und das Heer, welches von Regen durchnäßt und gezwungen war, ſeine Pferde als Nahrung aufzuzehren, brach bei dem Befehl, über das öde Land, das Yorkſhire vom Weſten trennt, vorzurücken, in offene Meuterei aus. Die Mietſoldaten aus Anjou und der Bretagne verlangten Entlaſſung aus dem Dienſt, und Wilhelm bewilligte ihre Bitte mit Verachtung. Zu Fuß, an der Spitze der treu gebliebenen Truppen, erzwang der König ſeinen Weg auf Pfaden, die für Pferde unzugänglich waren, indem er oft mit eigner Hand ſeinen Leuten den Weg bahnen half. Die letzte Hoffnung der Engländer erloſch mit ſeinem Erſcheinen in Cheſter; der König blieb unbeſtrittener Herr des eroberten Landes.“

Man wird zugeſtehen: wer dieſe wenigen Zeilen geleſen hat, der hat das Bild Wilhelms des Eroberers unverlierbar in ſeine Seele aufgenommen.

Der erſte Dichter Englands im Mittelalter iſt Chaucer, der Verfaſſer der dem Dekamerone Boccaccios nachgeahmten „Erzählungen von Canterbury.“ Ihn ſchildert Green S. 261 folgendermaßen. „Er war ein fleißiger, praktiſcher Arbeiter; im Jahre 1374 finden wir ihn als Zollkontrolleur, 1382 als Oberaufſeher des Hafenzolls von London, 1386 als Mitglied des Hauſes der Gemeinen im Parlament, und von 1389—1391 als königlichen Bauinſpektor, mit Bauen an Weſtminſter, Windſor und dem Tower beſchäftigt. Er ſelbſt hat durch einige lebendige Züge das einzige Bild ergänzt, das ihn uns in ſeinem gabelförmigen Bart, dunklem Gewand und Kapuze, Meſſer und Federbüchſe im Gürtel zeigt. Mit ſeinem ſchlauen, ſchalkhaften Geſicht, ſeinem raſchen Gang, ſeiner plumpen Geſtalt und ſeinem ſtattlichen Umfang machte er den Eindruck eines heiteren, humorvollen Mannes; aber die Leute ſpotteten über ſeine Schweigſamkeit und ſeine Lernbegierde. Der Wirt in den Canterbury-Geſchichten ſchildert ihn als einen, der auf den Boden ſchaut, als ob er ein Haar finden wollte. Er hörte wenig vom Geſpräch ſeiner Nachbarn; wenn die Arbeit vorüber iſt, „gehſt du hinein in dein eignes Haus, und ſtumm wie ein Stein ſitzeſt du über einem Buche, bis dein Blick geblendet iſt, und ſo lebſt du wie ein Einſiedler, obgleich — fügt er ſchlau hinzu — mit geringer Enthaltſamkeit.“ Aber von dieſer Abſonderung von ſeinen Mitmenſchen merkt man in ſeinem Weſen nichts. Nie war die Poeſie menſchlicher als bei Chaucer; nie ſprach ſie dem Leſer offenherziger und heiterer zu Gemüte. Der hervorragendſte Ton ſeiner Dichtung iſt der der Friſche und Heiterkeit. Gower läßt zu ſeinen Lebzeiten die Liebe ſagen: „Das Land iſt überfüllt mit Liedchen und frohen Geſängen, die er mir zu Ehren machte, und der Eindruck des Frohſinns iſt noch ebenſo friſch, obgleich ſeitdem fünfhundert Jahre verfloſſen ſind.“

In ergreifenden Gegenſatz zu dieſer Poeſie läßt Green die Dichtung Longlands, „Peter der Pflüger,“ treten, welche aus der ſozialen Not des Bauernſtandes um 1380 erwachſen iſt. „Die Welt des Reichtums, des Behagens und der Heiterkeit, welche der höfiſche Chaucer mit niedergeſchlagenen Augen wie in einem angenehmen Traume durchſchreitet, iſt dem hageren Dichter der Armen eine Welt des Unrechts und der Gottloſigkeit.“ Und neben ihn tritt der „tolle Prieſter von Kent,“ John Ball, welcher in ſeinen Predigten oftmals die Lehre von der Gleichheit der Menſchen verkündigte. „Ihr guten Leute,“ rief Ball aus, „es wird in England nie gut werden, ſolange es keine Gütergemeinſchaft und ſolange es noch leibeigne Bauern und Herren gibt. Mit welchem Rechte ſind diejenigen, die wir Lords nennen, vornehmer als wir? Wodurch haben ſie es verdient? Warum halten ſie uns in Knechtſchaft? Wenn wir alle von demſelben Vater und derſelben Mutter, von Adam und Eva herſtammen — wie können ſie ſagen oder beweiſen, daß ſie beſſer ſind als wir, wenn nicht dadurch, daß ſie uns mit unſerer Arbeit verdienen laſſen, was ſie in ihrem Stolze ausgeben? Sie ſind in Samt gekleidet und in ihre warmen Pelze und Hermeline gehüllt, während wir mit Lumpen bedeckt ſind. Sie haben Wein und Gewürze und gutes Brot; wir haben Haferkuchen, Stroh und Waſſer. Sie haben freie Zeit und ſchöne Häuſer; wir haben Mühe und Arbeit und ſind den Unbilden des Wetters auf freiem Felde ausgeſetzt. Und doch verdanken dieſe Menſchen uns und unſerer Arbeit ihren Aufwand.“

Prachtvoll iſt die Schilderung, welche Green vom XVI. Jahrhundert entwirft. „Die Schrecken des Todes erweiſen ſich machtlos gegen ſolche Männer, heißt es von der Proteſtantenverfolgung unter Königin Mary im Jahre 1555. Der Biſchof Bonner fragte einen Jüngling, der vor ihn gebracht wurde, ob er glaube das Feuer ertragen zu können. Der Knabe hielt alsbald ſeine Hand, ohne zu zucken, in die Flamme eines in der Nähe ſtehenden Lichtes. Rogers, ein Mitarbeiter Tyndales an der Überſetzung der Bibel und einer der hervorragendſten proteſtantiſchen Prediger, ſtarb, indem er ſeine Hände in die Flammen hielt, „als ob ſie kaltes Waſſer waren.“ Selbſt die gewöhnlichſten Menſchen wurden für einen Augenblick am Märtyrerpfahl von Poeſie umſtrahlt. „Betet für mich,“ bat ein Knabe William Hunter, den man in ſeine Heimat Brantwood gebracht hatte, um zu leiden, die Umſtehenden. Einer von dieſen erwiderte: „ich will ebenſowenig für dich beten wie für einen Hund.“ „Dann, Sohn Gottes,“ ſagte William, „leuchte über mir!“ und augenblicklich ſchien die Sonne ihm aus einer dunkeln Wolke ſo hell ins Geſicht, daß er wegblicken mußte; die Leute ſtaunten darüber, weil es noch kurz vorher ſo dunkel geweſen war.

Vielleicht die glänzendſte unter all den zahlreichen Charakteriſtiken dieſes erſten Bandes iſt die der Königin Eliſabeth, mit deren Tod dieſer Band abſchließt. Mit einer meiſterhaften Sicherheit der Pinſelführung und mit einer Wahrhaftigkeit, welche ſich durch keine nationalen oder religiöſen Sympathieen beſtechen läßt, zeichnet Green die große Königin nach allen ihren Seiten, ihrer impoſanten, hoheitsvollen Erſcheinung mit den lebhaften ſchönen Augen, ihrer körperlichen Kraft und Friſche, ihrer geiſtigen Bildung, ihren geſelligen Anlagen, ihrer politiſchen Befähigung, ihrem Sinn für die Wirklichkeit der Dinge: aber auch ihrer unweiblichen Heftigkeit, durch welche ſie ſich manchmal zur Roheit eines Fiſcherweibes hinreißen ließ, ihrem wollüſtigen Temperament, das ſie als Königin ganz offen zur Schau trug, ihrer Freude an den „krummen Wegen,“ die bis zur ſchamloſen Lügenhaftigkeit ging, und uns faſt ein Gefühl von Verachtung aufdrängt. Und doch — ſie bleibt die große Königin, weil ſie ihre Zeit verſtand und ihr Volk abſolut beherrſchte; es hat größere und edlere Herrſcher in England gegeben, aber keiner war jemals populärer als Eliſabeth.

---

# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

Das moderne Genrebild erhält einen beſonderen Reiz, wenn der Künſtler uns in ihm zugleich fremdes Volksleben ſchildert. Wir nehmen durch ein ſolches Bild ein Stückchen Wiſſen in uns auf, beſonders wenn der Maler ſein Motiv ſo charakteriſtiſch zu geſtalten weiß wie Werner Zehme es in ſeiner Szene aus dem holländiſchen Fiſcherleben verſtanden hat. Der alte Fiſcher, das junge Mädchen in der frieſiſchen Haube, die Katzenſchar, welche ſich den beim Schlachten der Fiſche beiſeite geworfenen Abfall ſchmecken läßt — in dem allen liegt ein ſolches Behagen, daß wir uns in das holländiſche Fiſcherdorf ſelbſt verſetzt glauben. — Der noch wenig bekannt gewordene Namenszug Kaiſer Wilhelms II zeigt eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Schriftzuge Kaiſer Wilhelms des Siegreichen.

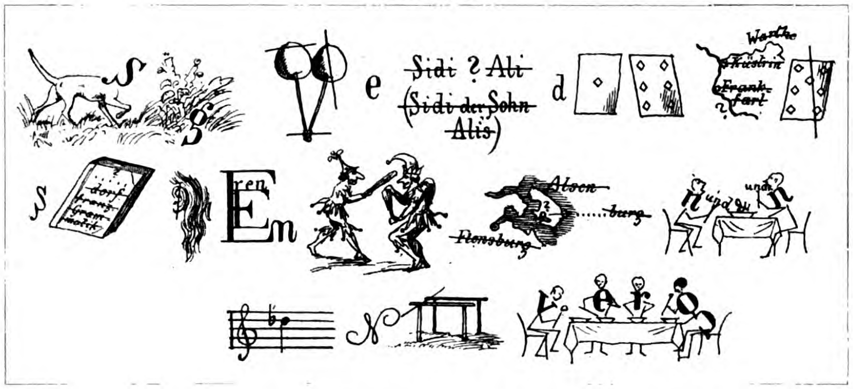
Wilhelm R.

Namenszug Kaiſer Wilhelms II.

## Ein neues Generalſtabswerk.

Es wird den meiſten unſerer Leſer bekannt ſein, daß die Abteilung für Kriegsgeſchichte des königlichen großen Generalſtabes nach Beendigung ihres großen Werkes der Darſtellung der Kriege Kaiſer Wilhelms I ihre kriegsgeſchichtliche Thätigkeit der weiteren Vergangenheit zuwandte und ſich ſchon ſeit Jahren mit den eingehendſten Vorſtudien für eine gleich eingehende und muſtergültige Geſchichte der Kriege Friedrichs des Großen beſchäftigt hat. Der erſte Band des mit Spannung erwarteten Werkes iſt jetzt von der königlichen Hofbuchhandlung von Ernſt

## Bilderrätſel.



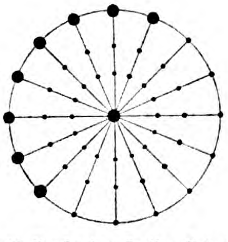
### 1. Rätſel.

Was in der Einzahl einſt das Reich
Vom Feinde nicht errettet,
Hat in der Mehrzahl warm und weich
Stets Freund und Feind gebettet.
Pf. J.

### 2. Dreiſilbige Scharade.

Von den erſten Beiden weiß jedes Kind,
Daß die Erſten nicht mehr die Erſten ſind.
Und mancher trägt ſtolz und ſelbſtbewußt
Die dritte Silbe auf ſeiner Bruſt.
An den erſten Beiden kann man das Ganze
Schwinden ſehen mit ſeinem Glanze.
Und mit dem Ganzen in alten Tagen
Hat einer den andern totgeſchlagen.

### 3. Kreisrätſel.



Die 49 Punkte des Kreiſes ſind durch je einen Buchſtaben ſo zu erſetzen, daß man acht bekannte Namen von je ſieben Buchſtaben mit einem gemeinſamen Mittellaut erhält.

Die acht Namen bezeichnen: 1. Eine italieniſche Stadt, 2. eine Stadt in dem preußiſchen Regierungsbezirk Wiesbaden, 3. eine Stadt in Paläſtina, 4. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 5. eine Stadt in Perſien, 6. eine große Inſel, 7. eine Rolle in einer Oper von Mozart, 8. eine andere Rolle in einer Oper von Mozart.

Zu verwenden ſind die folgenden 49 Buchſtaben; 9 a, 2 c, 1 d, 2 e, 2 h, 3 i, 1 k, 1 l, 3 m, 6 n, 3 o, 1 p, 2 r, 7 ſ, 3 t, 2 u, 1 v.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines Dichters.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Siegfried Mittler und Sohn in Berlin ausgegeben worden. Das Geſamtwerk „Die Kriege Friedrichs des Großen“ wird ſich in drei, dem erſten und zweiten ſchleſiſchen und dem ſiebenjährigen Kriege gewidmete Sonderwerke zerlegen, von denen das erſte: „Der erſte ſchleſiſche Krieg 1740—1772“ zwei ſtarke Bände in Anſpruch nehmen wird. Der erſte eben ausgegebene Band (Preis 16 Mk. broch.) behandelt die Beſetzung Schleſiens und die Schlacht bei Mollwitz. Das große Unternehmen hat dadurch eine ſelbſtverſtändliche Unterſtützung erfahren, daß dem Großen Generalſtab die preußiſchen Staatsarchive ſowie das Archiv des königlichen Hauſes geöffnet wurden. Ebenſo verfügte das Kriegsminiſterium die Abgabe aller einſchlägigen Akten der übrigen Militärbehörden an den Generalſtab, und infolge öffentlicher Aufforderung des Generalfeldmarſchalls Grafen von Moltke ſind von Behörden, von Familien und von einzelnen Perſonen zahlreiche auf dieſe Periode bezügliche Denkwürdigkeiten zur Verfügung geſtellt worden. Beſonders wichtig aber war es, daß der kaiſerlich königlich öſterreichiſch-ungariſche Generalſtab die Benutzung ſeines Kriegsarchivs Jahre hindurch mit hochherziger Bereitwilligkeit geſtattete und unterſtützte. Vom ſächſiſchen Kriegsminiſterium und Hauptſtaatsarchivs wurden die Dresdener Handſchriften zur Verfügung geſtellt, die Hausarchive zu Zerbſt, Wolfenbüttel und anderer deutſcher Höfe boten reiche Ausbeute und auch Frankreich hat ſeinen reichen Quellenſchatz bereitwillig zugänglich gemacht. Auf dieſe Weiſe war es möglich, für die Darſtellung der Kriege, welche faſt alle Nationen Europas in Mitleidenſchaft gezogen haben, die nötigen Nachweiſe aus den einzig authentiſchen Quellen zu ſchöpfen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ein militärgeſchichtliches Werk, welches aus der Hand des Großen Generalſtabes kommt, in erſter Linie den Zweck verfolgt, dem Berufsmilitär von Nutzen zu ſein. Aber wie das Generalſtabswerk über die Kriege Kaiſer Wilhelms I über dieſe Kreiſe weit hinaus nicht nur ſehr zahlreiche Käufer, ſondern auch Leſer gefunden hat, ſo werden auch „die Kriege Friedrichs des Großen“ von ſehr vielen Leuten mit Intereſſe geleſen werden, die niemals ſelbſt im Traum den ehrgeizigen Wunſch gehabt haben, eine Armee zu führen. Das iſt in erſter Linie ein Verdienſt der Darſtellung, die bei allem Betonen der rein militäriſchen Geſichtspunkte ſich doch überall auf der Höhe eines groß angelegten Geſchichtswerkes hält, in zweiter Linie das Verdienſt der Anordnung des Stoffes, welche das, was für das Berufsſtudium notwendig erſchien, in die zahlreichen Anlagen verwieſen hat. Der Band ſetzt mit einer Schilderung der allgemeinen politiſchen Lage Europas beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen ein und geht dann zu einer kurzen Charakteriſtik der hervorragendſten Herrſcher über, ſoweit ſie gleich im Anfang in den Vordergrund der kriegeriſchen Aktion treten. Den Reigen der Helden eröffnet natürlich der junge ehrgeizige König ſelbſt, der — die Zeiten wiederholen ſich, vielleicht auch die Menſchen — bei dem Ausbruch des Krieges an den nicht gleich mit einem Kommando betrauten alten Deſſauer ſchrieb, ihn auf eine ſpätere Verwendung vertröſtend: „Ich hoffe, Sie werden alſo daraus die Aufrichtigkeit meiner Sentiments erſehen, und wie ich, weit entfernt Ihrer Gloire contrair zu ſein, vielmehr auf eine ungezweifelte Art darzu anjetzo und alle Zeit contribuiren werde. Meine eigene Wohlfahrt iſt dran gelegen und werde ich gewiß niemalen ſo unſinnig und experimentirte Officiers in importanten Gelegenheiten negligiren; allein dieſe Expedition reservire ich mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marſchire mit einem Hofmeiſter zu Felde.“ Nach einer Überſicht über die Beſchaffenheit der kriegführenden Heere, der Kriegs- und Fechtweiſe bei Beginn des erſten ſchleſiſchen Krieges und des Kriegsſchauplatzes geht dann die Darſtellung zu den Operationen ſelbſt über. Unter den zahlreichen Beigaben, Plänen und bisher unveröffentlichten Befehlen und Inſtruktionen Friedrichs des Großen, die dem Bande beigegeben ſind, befinden ſich auch zwei Handzeichnungen des Königs in Fakſimile, die den Überfall bei Baumgarten und die Schlacht bei Mollwitz darſtellen.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 41.

1. Dreiſilbige Scharade. Schlafmütze.

2. Rätſel. Runzel — Luzern.

3. Fünfſilbige Scharade. Glaubensgenoſſen.

---

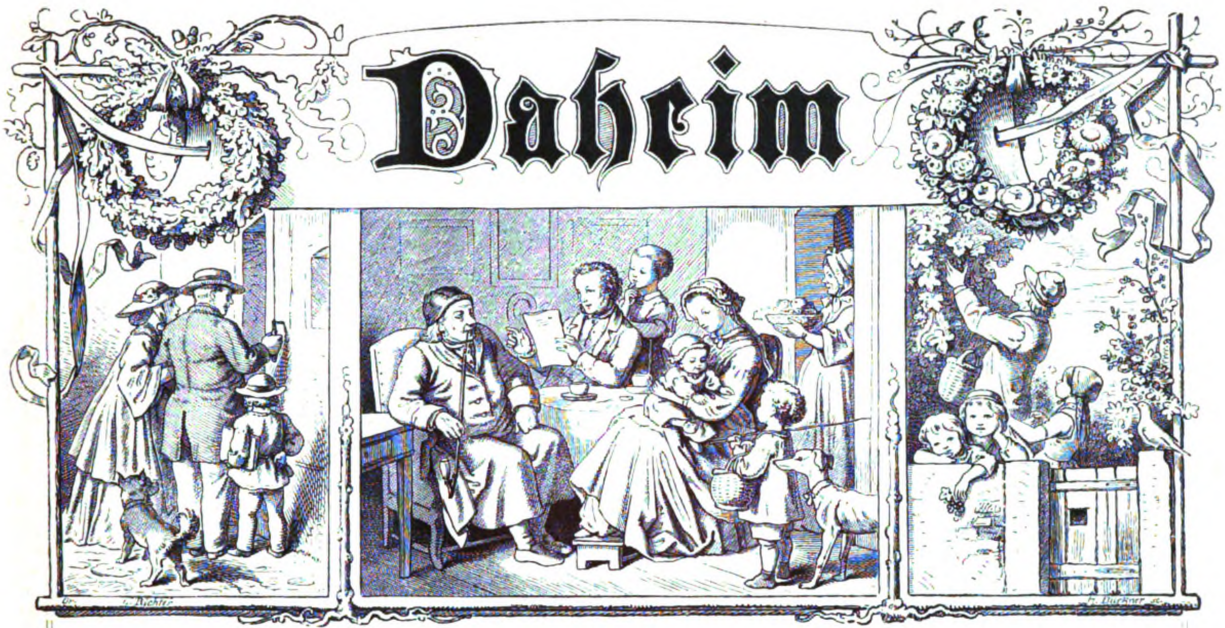
**Inhalt:** Die rechte Pfarrfrau. Fortſ. Erzählung von E. Nilas. — Königin Luiſe in Memel. Von Fr. Colberg. Zu dem Gemälde von J. Heydeck. — Ein Beſuch in der Berliner Münze. Von A. Oskar Klaußmann. — „Ich kann warten.“ Nach dem Gemälde von L. Knaus. — Kranzkraut und Wurſtkraut. Von J. Trojan. Mit zwei Illuſtrationen. — Neue Erſcheinungen aus der geſchichtlichen Welt. VI. Von Gottlob Egelhaaf. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Beim Schlachten der Fiſche von Werner Zehme, und Namenszug Kaiſers Wilhelms II. — Ein neues Generalſtabswerk.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur **in deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Juli 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 43.

# Die rechte Pfarrfrau.

Erzählung von E. Nilas.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Während ſich die Nacht auf das friedliche Dorf herabſenkte, fuhren die Briefe in die Welt hinaus unter dem Klange des Poſthorns, der Dorothee, die wach im Bette lag und in den Mondſchein blickte, einen Seufzer entlockte, aber ungehört am Ohr der alten Mine vorüberglitt, die in traumloſem Schlafe ſchnarchte. Am Morgen aber, als ſie ihrem Herrn den Kaffee brachte, klirrte die Taſſe auf dem Tablett bei dem Gedanken, den ihr alter Kopf immerfort hin und her drehte: „Nu leſt min Fru Rätin woll all minen Brev.“

„Iſt dir nicht wohl, Mine, du ſiehſt ſo blaß aus?“ frug ihr Herr. Auf ihre Verſicherung hin, „mi is ganz god,“ vertiefte er ſich wieder in ſeine Zeitung.

Die beiden Tage waren ſchnell herum und Dorothees Reiſetag da. Der Paſtor war am Abend vorher einen Augenblick drüben geweſen, um ihr glückliche Reiſe zu wünſchen. Entgegen der Stimmung, die ſie zuerſt dem Reiſeplan gegenüber gezeigt, war ſie ſehr heiter, faſt übermütig, lachte und neckte ſich mit den Kindern und ließ keinerlei Abſchiedsſtimmung aufkommen. Bisweilen ſaß ſie einen Augenblick mit geſenkten Wimpern wie verſunken, aber ſchnell ſchüttelte ſie die weiche Regung wieder ab. Er hatte nicht viel Zeit, fröhlich ſagten ſie ſich Lebewohl und dann ging er, ohne ſich umzuſehen, hinüber nach ſeinem Hauſe, während Dorothee ihr jüngſtes Nichtchen aufgriff und es ſingend auf den Knieen tanzen ließ. Einen blitzenden Tropfen, der auf einmal in ihren Schoß fiel, bemerkte niemand.

Mit der Morgenpoſt war ſie abgefahren. Er hatte ſie noch vorübergehen ſehen, dann hörte er den Poſtillon blaſen und das Rollen des abfahrenden Wagens — ein ſonderbares Gefühl wollte ſich ſeiner bemächtigen, mit Gewalt ſchüttelte er die weiche Stimmung ab, ſchritt zum Schreibtiſch und begann angeſtrengt zu arbeiten.

Gegen Abend ging er aufs Feld, die Dorfſtraße entlang. Es war alles wie ſonſt und doch kam's ihm ſonderbar leer vor; ſtumpf und gleichgültig ſchritt er zwiſchen den kleinen Häuſern, die ihm doch bekannt und liebvertraut waren, hindurch. Er ging nach Hauſe und aß und trank, machte einen Gang durch den Garten, zündete ſich dann ſeine lange Studentenpfeife an und ſaß am offenen Fenſter, ein Buch in der Hand. Schwül ſtrich die Abendluft herein, es wurde dämmerig, er legte das Buch fort und blickte auf die Straße hinaus. Vom Felde kamen Leute, ſie ſahen hinein und grüßten, das ward ihm heute abend auch läſtig. Da ſtieg er hinauf in ſein kleines Studierzimmer, öffnete weit die Fenſter und zog ſich einen Lehnſtuhl heran. Über den fernen Tannenſpitzen ſtieg groß und voll der Mond empor, höher und höher zog er am Himmel auf und blinkte mit mattem Goldſchein durchs Geäſt. Erhabener Friede, tiefe Stille lagen über dem kleinen Dorf, nur dann und wann bellte ein Hund oder ein Vogel zwitſcherte im Traum. Dann noch ein anderer Ton, ein dumpfes Rollen auf der Landſtraße, das Poſthorn ſetzte ein, klar und rein klang es durch die helle Mondnacht:

„Ach, wie iſt's möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann.“

Der junge Pfarrherr ſtand auf und ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Es wollte tagen in ſeiner Seele, licht und lichter ward es, die Spannung begann ſich zu löſen und aus dem Empfinden wurde Denken. Da wußte er's mit einem Male, was auf ihm gelegen den ganzen Tag, was er in ſich getragen ſchon lange Zeit: daß er die kleine Dorothee lieb hatte wie nichts auf der Welt! Und unbegreiflich ſchien's ihm, daß ihm das erſt heute klar ward, daß er bislang immer in dem Wahn befangen geweſen war, ſie ſei ihm nur eine kleine intereſſante Studie, die Begegnung

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

mit ihr ein anmutig Zwiſchenſpiel im ernſten Drama des Lebens. Daß ihm niemals beigekommen war, wie ſie allmählich, unbemerkt und daher um ſo ſicherer ſich in ſein Herz geſchlichen, daß er zwar längſt gewußt, daß ſie ihm recht wohl gefalle, aber doch niemals geglaubt hätte, ſie könne ſein Herz ausfüllen mit einer Liebe, die ihm ſo gewaltig durch alle Adern brauſte, daß er ſich ihrer faſt ſchämte. Martin Erhard war eine ruhige aber ſtarke Natur und brachte noch ein ungebrochenes Empfinden mit. Selten riß ihn ein Gefühl hin, dann aber mußte es von ſtarker Art ſein. Und diesmal hielt es ihn gepackt bis in ſein Innerſtes hinein. Ein nie gekanntes ſeliges Empfinden ſtieg in dem ernſten Mann empor, als er ſich nun ihr lichtes Bild vor die Seele rief, und eine tiefe Sehnſucht nach ihr ſchwellte ſein Herz. Und doch war's beſſer, daß ſie fern, denn nun es klar geworden in ihm, trat auch eine große, ernſte Frage an ihn heran, die Frage: „was ſoll daraus werden?“

Was ſoll daraus werden? Der große, ſtarke Mann, der ſich die Frage ſelbſt vorlegte, wich ſcheu zurück vor der Beantwortung. Er mußte ſich erſt faſſen, ſammeln, erſt etwas zurückdrängen, was ungeſtüm die Oberhand gewinnen wollte, dann aber ſiegte ſein ſtolzer, wahrhafter Sinn und er ging daran, ſie ehrlich und gerade zu beantworten. Und als der Vollmond draußen verblich in einen ſchwachen Dämmerſchein, da wußte er die Antwort und hatte ſie losgeriſſen aus blutendem Herzen: ich liebe ſie mehr als mein Leben und werde ſie immer lieben, aber nie werde ich ſie zu meinem Weibe machen!

Auch die ſtärkſte Liebe konnte ihn nicht von dem Wege ablenken, der ihm klar vorgezeichnet war. Des Tages dachte er, da er hier in ſein Amt eingeführt und des Gelöbniſſes, das er vor Gott und ſich ſelbſt abgelegt hatte: ſein heilig Amt immer in die erſte Linie zu ſtellen, ſein eignes Wohl, ſeine perſönlichen Wünſche und Neigungen erſt dann folgen zu laſſen. Von dieſem Geſichtspunkte aus wollte er ſein Leben einrichten. Die Gattin, die er einſt an ſeine Seite rufen würde, ſollte ihm nach den Worten der Schrift „eine Gehilfin“ ſein, ihm gleich in der Geſinnung, eine rechte Mutter der Gemeinde, eine Helferin mit ſtarkem Glauben und ſelbſtvergeſſender Liebe. Und ſo hold und lieblich und rein ihm Dorothee auch erſchien: an dies Maß reichte ſie nicht heran. Aufgewachſen in fröhlichem Künſtlerkreiſe, in der Fülle und dem Gedanken heiteren Lebensgenuſſes, verwöhnt, anſpruchsvoll, gutherzig zwar, aber ohne Ahnung von ernſten Pflichten, das Leben vor ſich ſehend als eine Kette von Annehmlichkeiten, das war die Frau nicht, die er wählen mußte, wollte er nicht Schiffbruch leiden mit ſeinen tiefſten Überzeugungen und heiligſten Vorſätzen. Zwar wollte ſich eine Stimme in ſeinem Herzen erheben „ſie iſt noch zu jung — ſie wird es alles noch lernen,“ aber er unterdrückte ſie mannhaft. Beſtenfalls wäre das ein Verſuch geweſen, bei dem ſie beide unglücklich werden konnten. Denn er nahm es ernſt mit ſeinem Amt, er war ein ganzer Mann und für ein bloßes Liebesleben nicht geſchaffen. An ſeinen Überzeugungen rütteln hieß ihm den Boden unter den Füßen wegziehen. Aber furchtbar ſchwer ward es ihm trotz alledem, und er kämpfte einen harten Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe. Gegen Morgen erſt ſuchte er die Ruhe, aber ſein Schlaf war unruhig und traumreich, und der junge Tag, der ihm beim Erwachen entgegenglänzte, erſchien ihm düſter und ſonnenlos.

* * *

Martin Erhard war von feſter Geſundheit und kräftigem Bau, trotzdem fühlte er ſich in den nächſten Tagen abgeſpannt und war, ſo gern er ſich's ſelbſt abgeleugnet hätte, in einer nervöſen Aufregung. Sein beſtes Gegenmittel, angeſtrengte Arbeit, ging ihm nicht von der Hand; ſo ſehr er ſich auch zwang, bei der Sache zu ſein, es wollte doch nicht recht gehen, der Kopf ſchmerzte ihm und die übernächtigten Augen thaten ihm weh. Eine Amtshandlung entriß ihn für einige Zeit ſeinen Gedanken, aber nicht für lange. Er verſuchte es mit einem Spaziergang aufs Feld — da ſchritt ſie immer neben ihm, er konnte und konnte ihr Bild nicht los werden. Er fühlte ſelbſt mit Verwunderung, welche Macht es über ihn gewonnen, faſt ſchien's ihm ein Zeichen von Schwäche. Er hatte nie begreifen mögen, nicht auf der Univerſität, nicht ſpäter, wenn ſeine Freunde in Liebesnot geſteckt hatten, wie man ſich ſolch ein Gefühl ſo über den Kopf wachſen laſſen könne. Eine ruhige freundliche Neigung traute er ſich zu, die und gemeinſame Anſchauungsweiſe ſollten die Grundlage bilden zu ſeiner ſpäteren Ehe, nimmer aber ſolch ein Sturm der Leidenſchaft, wie er jetzt ſein Inneres durchwühlte. Er litt ſehr, trotzdem kam ihm nicht einmal der Gedanke, dem ungeſtümen Verlangen ſeines Herzens nachzugeben. Er wußte, er konnte es nicht, ohne von dem ſchmalen Wege zu treten, den er ſich nun einmal als den rechten vorgezeichnet, den zu gehen, er vor Gott und ſich ſelbſt gelobt hatte.

Das Alleinſein frommte ihm nicht, eine Sehnſucht ergriff ihn nach anderen Menſchen. Da ließ er anſpannen und fuhr hinüber zu einem Amtsbruder in der Nähe. Die ruhige Unterhaltung über gemeinſame Intereſſen that ihm wohl, der alte weißhaarige Herr war ein ſehr angenehmer Geſellſchafter, ſeine Gattin eine rechte Pfarrfrau, eins mit ihrem Gatten in felſenfeſtem Glauben und thatkräftiger Liebe. Er fühlte ſich wohl bei ihnen, die Spannung ließ nach, ruhiger fuhr er nach Hauſe. Am nächſten Tage aber war er unruhvoll wie vorher, es litt ihn nicht in ſeinem ſtillen Hauſe, er ging hinüber zur Frau von Kannewitz, ihr einen nachbarlichen Beſuch abzuſtatten. Aber während er ſich dort gemeſſen und ruhig unterhielt, ſchweiften ſeine Gedanken weit ab und kehrten dann wieder zurück mit der ſchmerzlichen Frage: warum iſt es nicht dieſes Mädchen, das die Anſchauungen und Begriffe, die meine Gattin haben muß, ſchon mitbringt aus dem großelterlichen Hauſe, gleichſam erzogen iſt für einen ſolchen Beruf, geübt in Armen- und Krankenpflege, und dazu ſchon im Äußern völlig dem Bilde einer jungen lieblichen Pfarrfrau gleicht mit ihrem roſigen ſanften Geſicht unter dem glattgeſcheitelten dunklen Haar, mit ihren leiſen ruhigen Bewegungen und dem gleitenden Gange?

Aber trotz all dieſer Vorzüge wandte ſich ſein Herz jener fernen geliebten Anderen zu!

Als er nach Hauſe zurückkehrte, fand er einen Brief von ſeiner Mutter vor. Nur wenige Worte in hübſcher, kräftiger Handſchrift, die einem Manne wohl angeſtanden hätte:

„Mein lieber Sohn!

Es war ſeit lange Dein Wunſch, daß ich mir einmal Dein Heim anſehen möchte. Ehe ich meine Badereiſe antrete, findet ſich nun gerade ſoviel Zeit, wie zu einem ſolchen Beſuch nötig iſt. Am Sonnabend komme ich an und bitte Dich, mich halb vier Uhr nachmittags von der Bahnſtation abzuholen. Haſt du andere Dispoſitionen, ſo telegraphiere. Auf Wiederſehen. Deine Mutter.“

Eine warme Herzensfreude ſtieg in ihm auf, denn ſo verſchieden die Anſchauungsweiſe von Sohn und Mutter auch war, ſo ſehr achteten und liebten ſie einander, und er empfand es als eine Ehre für ſein Haus, daß ſeine Mutter es betreten wollte. Auch eine Erleichterung erhoffte er davon; ob er auch nie ein Wort von ſeiner Liebe ſagen würde, wußte er doch gewiß, daß es ihm ſchon Troſt und Ablenkung ſein würde, einen ſolchen Gaſt zu unterhalten.

Mit lebhafter Freude ſtand er daher am beſtimmten Tage auf dem Bahnhofe und entdeckte ihr ſtrenggeſchnittenes vornehmes Geſicht unter den grauen Puffſcheiteln am Koupeefenſter. So gemeſſen auch ihre Begrüßung war, in ihren kalten Augen war doch etwas wie Stolz zu leſen auf den ſtattlichen Sohn, an deſſen Arm ſie dem Wagen zuſchritt. Sie hatte es einſt ſchwer empfunden, als ihr Älteſter in einem verhältnismäßig frühen Alter ſich ihrer Leitung entzog — der Vater war längſt tot und ſie erzog ihre Kinder mit kräftiger Hand — und ſeine eignen Wege einſchlug, beſonders als er mit ſeiner Berufswahl ihre Pläne vollſtändig durchkreuzte, aber der männliche Ernſt und die feſte Sicherheit nötigten ihr Achtung ab und trotzdem ihre anderen Kinder weit mehr ihren Wünſchen Rechnung getragen: dieſer Sohn ſtand ihrem Herzen am nächſten — ſo wenig ſie dies ſich oder anderen jemals eingeſtand.

„Du ſiehſt angegriffen aus, Martin,“ ſagte ſie, als der Wagen ſich in Bewegung ſetzte, „ich dachte, dich wohler zu finden. Hilde machte ſich ganz übertriebene Vorſtellungen davon, bis zu welchem Embonpoint du es in deiner beſchaulichen Ruhe ſchon gebracht haben müßteſt.“

Er lächelte. „Weil meine kleine Schweſter gar nicht ahnt, wie reich an Beſchäftigung das Leben eines Landpaſtors iſt. Ich habe in letzter Zeit ſehr viel gearbeitet.“

Die alte Dame blickte ihn prüfend an. „Das heißt, du haſt dir die Arbeit ſelbſt geſucht.“

„Nein, ſie drängte ſich mir auf.“

„Ja, wie früher ſchon ſtets, wo du immer anderer Mühen und Sorgen auf dich nahmſt. Du wirſt die Leute verwöhnen und — glaube meiner reichen Erfahrung — das iſt bei gewöhnlichen Leuten meiſt ſehr übel angebracht.“

„Liebe Mutter,“ ſagte er ruhig, „du magſt damit zuweilen recht haben, aber hier kennſt du die einſchlägigen Verhältniſſe nicht — ich müßte dich von Haus zu Haus in meiner Parochie führen, um ſie dir klar zu machen. Sprechen wir alſo lieber von anderen Dingen. Wie geht es Curt und Erich und was macht Hilde — hatten ſie nicht Luſt, mitzukommen?“

Sie berichtete und in freundlicher Unterhaltung floß die Zeit dahin. Unmerklich aber lenkte ſie das Geſpräch wieder auf ihn ſelbſt zurück und nach einigem Hin und Her fragte ſie geradehin, ob er ſich nicht bisweilen ſehr einſam fühle und welcherlei Verkehr er angeknüpft habe. Er nannte ihr die Familien der Umgegend und verweilte beſonders lobend bei dem alten Paſtor Peterſen und ſeiner würdigen Gattin.

„Im Orte ſelbſt iſt wohl keine Geſellſchaft für dich?“

„O doch. Der Oberförſter iſt ein ganz angenehmer Herr, ſehr ſtill freilich, bisweilen gehe ich auch zum Amtmann Guſſow, dem Pächter des Rittergutes. Dann iſt auch der Lehrer —“

„Nun, das iſt doch wohl nur Notbehelf.“

„Nein, es iſt ein ſehr verſtändiger, gebildeter Mann,“ erwiderte er. „Aber ſieh, liebe Mutter, hier fängt die Feldmark von Rolfshagen an und der viereckige Turm, der nur am letzten Ende in eine ſtumpfe Spitze ausläuft, iſt der unſerer Kirche — in einer Viertelſtunde ſind wir dort.“

„Er will mir nicht Rede ſtehen,“ dachte die Frau Regierungsrätin im ſtillen, während ſie die Lorgnette vor die Augen hielt und den Kirchtum ſuchte, aber ſie fragte nicht weiter. Die Zeit, bis der Wagen ins Dorf einbog, ward mit kurzen Bemerkungen ausgefüllt, und als ſie dann über das holprige Steinpflaſter fuhren, wandte ſie ihre Aufmerkſamkeit mit wirklichem Intereſſe dem Ort zu, an dem ihr Sohn lebte und wirkte.

Die alte Mine ſtand mit weißer Flügelhaube und bänglich pochendem Herzen vor der Thür des Pfarrhauſes und blickte den Ankommenden entgegen. Ach, ſie allein wußte ſich dieſen überraſchenden Beſuch zu erklären und es war ihr nicht wohl dabei. Noch weniger bei der Unterredung, die ihre Frau Rätin am Vormittag des nächſten Tages mit ihr hatte und die damit ſchloß, daß ihre Herrin ſagte: „Du haſt es gut gemeint, Mine, und ich danke dir für deine Treue, aber nun bitte, kein Wort mehr davon, nicht zu mir und nicht zu irgend jemand, wer es auch ſei.“ Und das hatte ſie — Mine — denn auch feierlichſt angelobt.

Am Nachmittag, nachdem ſie Haus und Hof und Garten durchwandert, äußerte die Frau Rätin den Wunſch, die Kirche in Augenſchein zu nehmen. Der Paſtor war einverſtanden und ſie gingen zuſammen bis zum Schulhaus. Die Frau Rätin zog es vor, draußen zu warten, bis ihr Sohn den Schlüſſel vom Lehrer geholt.

Zum erſtenmal ſeit Dorothees Abreiſe betrat er das Haus und es wollte ihm ein wehmütig Gefühl aufſteigen, als er den kleinen roſendurchblühten Vorgarten durchſchritt.

Er traf Frau Gertrud allein. „Mein Mann iſt drüben beim Nachbar,“ ſagte ſie auf ſeine Frage, „ich weiß nicht, wo er den Schlüſſel hat, doch will ich ihn gleich rufen.“

Mit höflichem Gruße ſchritt ſie an der alten Dame vorüber zum Nachbargarten. Gleich darauf brachte der Lehrer den Schlüſſel und bat die Herrſchaften, in die Kirche zu treten. Der Paſtor ſtellte ihn vor, die Frau Rätin ſprach einige freundliche Worte mit ihm, ließ ſich ein kurzes Präludium auf der Orgel vorſpielen und verabſchiedete ihn nach erfolgter Beſichtigung ſehr gnädig.

„Ein recht anſtändiger Mann,“ ſagte ſie, als er gegangen, „auch die Frau ſah recht ſauber aus.“

Trotz der ſcheinbaren Anerkennung hörte er mit feinem Ohr ſehr wohl die Geringſchätzung heraus und zum erſtenmal ſtieg der Gedanke in ihm auf, was ſeine Mutter wohl geſagt haben würde, wenn er ihr Dorothee als Schwiegertochter vorgeſtellt hätte. Die Schweſter ſeines Schulmeiſters — er wußte die Antwort. Und er gehörte noch zu den altmodiſchen Leuten, denen an der Eltern Segen gelegen iſt. Trotzdem hätte er wohl den Kampf mit dem Vorurteil aufgenommen, wenn er nicht, um der Stimme des Herzens zu folgen, ſich ſelbſt hätte untreu werden müſſen. Das war’s, was er nicht konnte!

Als er am Schulhauſe vorüberging, ſtieg die Erinnerung an all die Stunden, die er mit ihr verlebt hatte, mächtig in ihm auf. Wie gut, daß noch kein Wort gefallen war, das ihre Unbefangenheit getrübt. Sein Empfinden wollte er ſtreng verſchließen, und frei und leicht, wie ſie gekommen, ſollte ſie auch wieder heimkehren. Das gelobte er ſich im ſtillen.

Schwüle Sommertage wandelten vorüber. Die Frau Rätin ſchlug ihr Domizil im Garten auf, nur die Mittagshitze trieb ſie ins Zimmer. Dann ſaß ſie oft ſtill oben in des Paſtors Studierſtübchen, während er arbeitete. Dort war’s am kühlſten, dichtlaubig ſchirmte der Birnbaum die Fenſter vor Sonnenglut. Sie ließ ihre Blicke dann hinauswandern über die Felder und den Forſt und wieder zurückkehren und an den Giebeln und Dächern in der Nähe hängen, oder auch in dem Nachbargarten raſten.

„Wer wohnt denn hier nebenan?“ hatte ſie gleich am zweiten Tage gefragt, als ſie der beiden Damen anſichtig geworden.

„Es iſt das Pfarrwitwenhaus — augenblicklich wird es von einer Frau von Kannewitz und ihrer Tochter bewohnt.“

„Angenehme Leute?“

„Sehr,“ entgegnete er, „feine liebenswürdige Menſchen.“

„Dann wundert es mich nur, daß ſie hier bleiben und nicht etwas mehr geiſtige Anregung ſuchen — es iſt doch ſehr triſt und langweilig hier für höher veranlagte Naturen.“

Er ſah zu ihr hinüber und lächelte. „Die alte Dame iſt die Tochter eines meiner Vorgänger und hat — die kurze Zeit ihrer Ehe abgerechnet — faſt ihr ganzes Leben hier zugebracht. Übrigens, liebe Mutter, kann man auch auf dem Lande ein ſtrebender und fortſchreitender Menſch bleiben — das wären ja ſdnſt troſtloſe Ausſichten für mich.“

„Du haſt doch nicht die Abſicht, dich hier dein Leben lang zu vergraben,“ ſagte ſie, „das iſt ja nur ein Übergangspoſten, ich denke —“ ſie lächelte in ſich hinein und nickte ihm dann verſtändnisvoll zu — „früher oder ſpäter wirſt du in die Reſidenz berufen werden.“

Er ſah ihr ernſt in die Augen. „Das wäre durchaus nicht mein Wunſch, denn ich fühle mich hier ſehr wohl und ganz an meinem Platze.“

„Martin!“ — ſie rief es förmlich entſetzt — „du biſt im ſtande, dich aufzuopfern. Überlaß das Leben und Wirken hier doch beſchränkteren Naturen, die gerade Wiſſen genug haben, als Bauernpaſtor zu amtieren.“

„Nicht auf das Wiſſen kommt es an, Mutter, ſondern auf den Geiſt, in dem ſie ihr Amt auffaſſen, auf den Glauben und auf die Liebe. Aber laſſen wir dieſen Punkt, bis ich vor eine Entſcheidung geſtellt werde. Dann weiß ich das Rechte zu wählen.“

Sie ſchwieg und fühlte wohl, daß hier wieder einmal die Grenze war, über die hinüber ihr Einfluß nicht reichte. Daher griff ſie zum Ausgangspunkt des Geſprächs zurück, ließ ſich weiteres von den Nachbarinnen berichten und äußerte zuletzt den Wunſch, ſie kennen zu lernen.

Der ſollte ihr nicht lange unerfüllt bleiben. Die Gärten ſtießen aneinander, die Menſchen gingen darin ſpazieren; wenn dann auf beiden Seiten die Abſicht einer Annäherung beſteht, ſo iſt es unſchwer, dieſelbe auszuführen. Die Frau Rätin ſprach das junge, ſie höflich grüßende Mädchen an und war bald in Unterhaltung mit ihr; das Reſultat derſelben war, daß der Paſtor am Nachmittag ſeine Mutter hinübergeleitete ins Nachbarhaus.

Fräulein Elsbeth verſtand es meiſterlich, die Leute zu nehmen. Sie empfing die alte Dame mit kindlicher Ehrerbietung, den Paſtor zurückhaltender als ſonſt, ſorgte ſanft und leiſe für beide und verſtrickte ſie in eine angeregte Unterhaltung. So nebenbei erzählte ſie von einem Onkel, der Major war, ein Vetter ihres verſtorbenen Papas „Landrat von Brelow“ tauchte auf, deſſen Söhne, die Offiziere waren — die Frau Rätin hörte mit ſteigendem Wohlgefallen zu. Der Paſtor war heute auf Frau von Kannewitz angewieſen, Fräulein Elsbeth hatte nur Auge und Ohr für ſeine Mutter und ſtieg von Minute zu Minute höher in deren Gunſt.

„Das ſind ja charmante Leute,“ ſagte ſie am Abend, als ſie wieder drüben im Pfarrhauſe ſaßen, „warum haſt du mir die nicht gleich genannt? Entſchieden von guter Familie mit angenehmen Verbindungen, das iſt ja wirklich einmal ein paſſender Umgang.“

Er ſagte nichts, aber er ließ ſie gewähren, als ſie den Verkehr eifrig aufnahm. Dabei war ihm ein anderer Gedanke gekommen. Längſt ſchon hatte er gewünſcht, die ihm bekannten Herren aus der Nachbarſchaft, vornehmlich ſeine Amtsbrüder, einmal zu einer größeren Geſellſchaft in ſeinem Hauſe, in dem ſie einzeln wohl ſchon öfter als Gäſte geweſen, zu verſammeln; das war aber mehr, als er der alten Mine zugetraut, die den Mangel einer Hausfrau doch nicht in allen Punkten erſetzen konnte. Jetzt, wo ſeine Mutter bei ihm weilte, war die paſſendſte Gelegenheit; er trug ihr ſeinen Wunſch vor und fand ſie, halb wider Erwarten, bereit dazu. „Aber, bitte, bald,“ ſagte ſie, „denn länger als acht, höchſtens zehn Tage werde ich nicht hier ſein.“ Da ſchickte er denn einen Boten von Dorf zu Dorf und hinein in die nächſte Stadt, die Gäſte zum Paſtor in ſein Haus zu laden, und Mine, der das Kommende eröffnet war, dachte tiefbefriedigt „up anner Gedanken hett ſe em doch all bröcht.“

Ins Schulhaus war er ſeit Dorothees Abreiſe — es waren nun ſchon mehr als acht Tage — noch nicht wieder gekommen, doch fühlte er, daß er einmal hinübergehen müſſe, wenn er nicht Anlaß zu Mißdeutung geben wollte. Und da er ohnehin den Lehrer einzuladen gedachte, ſchritt er um die gewohnte Zeit den wohlbekannten Weg entlang.

Frau Gertrud kam ihm freudig entgegen, einen offenen Brief in der Hand.

„Heute abend kommt Dorothee zurück,“ rief ſie, „kaum wagte ich's zu glauben, daß ſie wiederkäme, ich freue mich ſo ſehr, ſie fehlt mir überall.“

Eine Stimme in des jungen Paſtors Herzen ſagte vernehmlich „mir auch,“ aber er unterdrückte ſie und antwortete nur freundlich, „ja, das kann ich mir wohl denken, daß Sie Fräulein Dorothees Frohſinn vermißt haben,“ und dann ging er zu ſeinem Anliegen über.

Aber am Abend, als er den Poſtillon blaſen hörte, wandelte er doch unruhvoll im Zimmer auf und nieder, ſo daß ſeine Mutter erſtaunt meinte „ich merke erſt, wie einſam du hier gelebt haſt, daß dich die Ausſicht auf den bevorſtehenden Beſuch ſchon in eine gewiſſe Erregung verſetzt.“ Er widerſprach nicht.

Ein paar dunkle Augen glitten langſam im Vorübergehen an den hellen Fenſtern des Pfarrhauſes hin. Hinter den Rouleaux bewegte ſich ein Schatten hin und her, der hob zuweilen die Hand empor. Das war die wohlbekannte Bewegung, mit der er ſich im Geſpräch über das dunkle Haar fuhr. In unbezwingbarer Fröhlichkeit lachte Dorothee auf; wie hübſch war es, daß ſie wieder da war!

Als ſie ſpät abends hinaufſtieg in ihr Giebelſtübchen, trat ſie noch ans offene Fenſter und ſtand lange und blickte in die dunkle Julinacht hinaus. Die Sterne blinzelten zu ihr hernieder und ſüßer Roſenduft ſtieg aus dem Garten empor; ſie ſah und merkte nichts, ihr Herz klopfte und ſprach immer nur das eine Wort: „Morgen!“

Am Nachmittag des nächſten Tages betraf Frau Gertrud ihre Schwägerin, wie dieſelbe nachdenkſam am Fenſter ſaß und zuſchaute, wie drüben ein Wagen nach dem anderen vorfuhr und ſich ſeiner froh gelaunten Inſaſſen entledigte.

„Große Geſellſchaft,“ ſagte ſie, „Robert geht nachher auch auf ein Stündchen hin. Sieh, die alte feine Dame da drüben iſt des Paſtors Mutter, die zum Beſuch da iſt.“

Dorothee nickte zerſtreut. „So — ſeine Mutter iſt hier,“ ſagte ſie nur, ohne weitere Fragen oder Bemerkungen daran zu knüpfen. Und dann ſaß ſie wieder und blickte ſchweigſam zum Fenſter hinaus; nur einmal drückte ſie die weichen Lippen feſter aufeinander, als mit einem Male Fräulein Elsbeth drüben in der Thür des Pfarrhauſes erſchien, ein geſticktes Latzſchürzchen über dem feinen hellblauen Kleide, ein Tablett mit Geſchirr in den Händen, und die Straße hinabſpähte. Wonach? Das war ſchwer zu ergründen — faſt ſchien's, als wolle ſie nur geſehen ſein in ihrem hausmütterlichen Walten. Da ſtand Dorothee auf und ſetzte ſich hinter das Haus auf den Lindenplatz. (Fortſetzung folgt.)

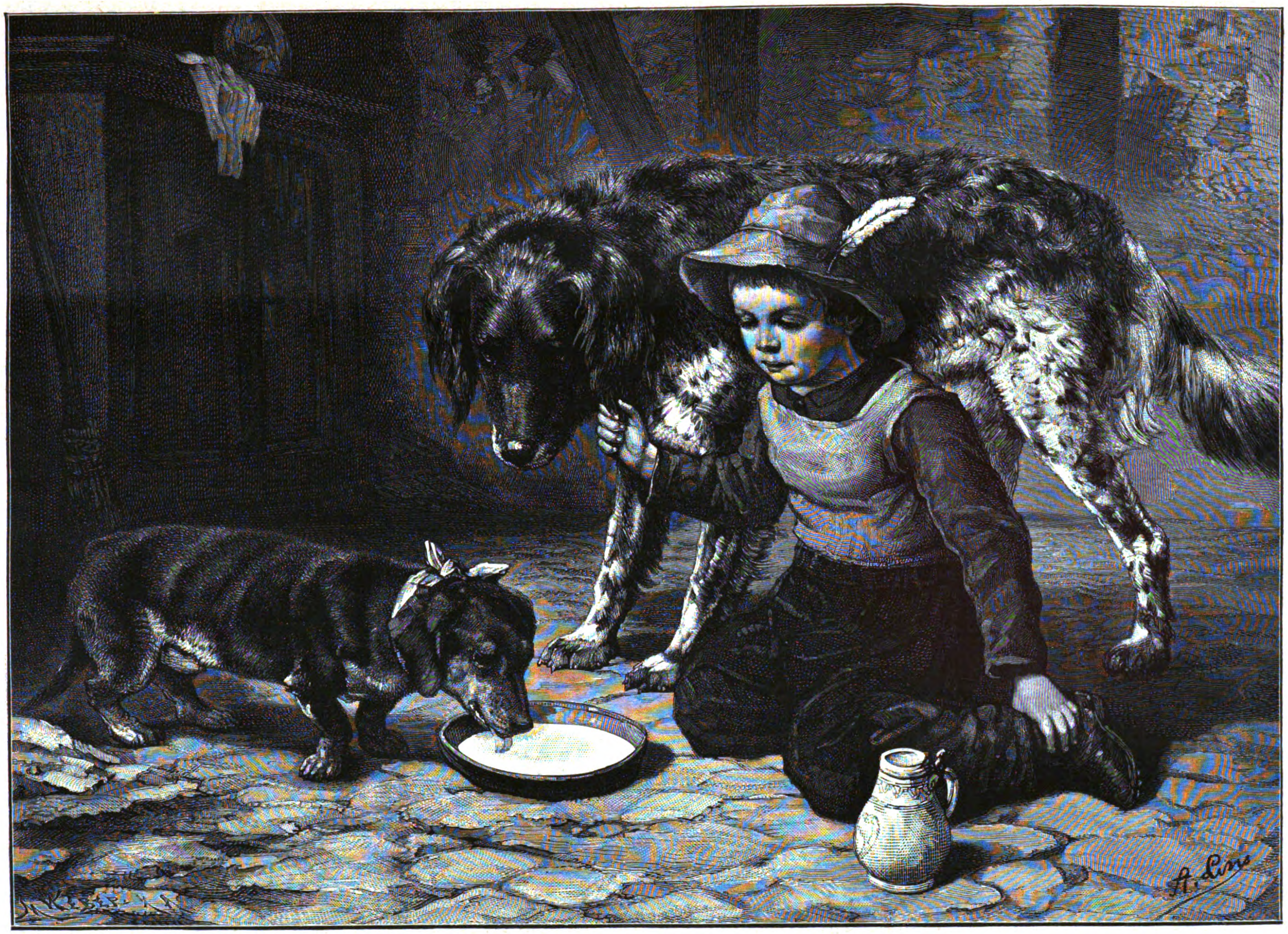
---

## Der Zigeuner von der Wiege bis zur Bahre.

Von Richard Andree. (Abdruck verboten.)

Oft iſt Dr. Heinrich von Wlislocki monatelang mit den ſiebenbürgiſchen Zeltzigeunern umhergezogen, zehn volle Jahre hat er ſie, deren Sprache er vollſtändig beherrſcht, zum Gegenſtand ſeiner Studien gemacht und dabei iſt er tief in das Seelenleben dieſes Wandervolkes eingedrungen, das, trotz fünfhundertjährigen Aufenthalts in Europa, unſern Völkern noch immer unvermittelt und fremd gegenüberſteht. Die Zigeuner wie die Juden ſind die uns nicht aſſimilierten Völker, die ſeit langem unter uns leben, beide ſchlagende Zeugniſſe von der Beſtändigkeit des Volkscharakters und des Blutes, wenn die Raſſe rein erhalten bleibt. So wie Wlislocki hat noch kein Europäer die Zigeuner ergründet, erſt durch ihn erhalten wir ein volles und ganzes Bild des inneren Menſchen, lernen wir deren religiöſe Anſchauungen und deren Poeſie kennen. Es iſt ein ganz anderes Bild des verſtoßenen braunen Mannes, das uns Wlislocki entrollt, als alle ſeine vielen Vorgänger und aus dieſem Grunde erſcheint es auch gerechtfertigt, wenn wir die Leſer mit ſeinem ſoeben (in Hamburg, Verlagsanſtalt Aktiengeſellſchaft) erſchienenen Werk: „Vom wandernden Zigeunervolke, Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner“ bekannt machen.

Auch Wlislocki beſtätigt die Thatſache, daß trotz aller Verſuche, trotz aller humanen Maßregeln, die Zigeuner ſich nicht eigentlich ſeßhaft machen laſſen und daß man ihnen Häuſer baute, die ſie nicht bewohnten, ihnen Äcker gab, welche ſie nicht beſtellten. Seit länger als hundert Jahren hat man erfolglos dieſe Verſuche betrieben und noch 1857 errichtete der Biſchof von Szatmar eine Schule für Zigeuner, die ebenſo wie diejenige des Pfarrers Farkas zu Neuhäuſel den geringſten Erfolg aufzuweiſen hatte und die beide nach kurzem Beſtehen eingingen. Es können, das lehrt uns die Völkerkunde, nicht alle Nationen, die doch in ſich grundverſchieden, nach einer Schablone behandelt oder kultiviert



Krankenbeſuch. Nach dem Gemälde von A. Lins.

werden und was hier, bei den Zigeunern, ſich im kleinen zeigt, werden wir Deutſchen als Kolonialvolk auch bald im großen kennen lernen, wenn wir mit den wohlwollenden und humanen Grundſätzen, welche für uns paſſen, auch an die Erziehung und Civiliſierung der Neger herantreten.

Im ungariſchen Königreiche leben heute noch gegen 80 000 Zigeuner, von denen 15 000 nur zigeuneriſch ſprechen, während die übrigen neben ihrer Mutterſprache noch die eine oder andere Landesſprache (meiſt rumäniſch und magyariſch) reden. Nicht weniger als 78 000 können weder leſen noch ſchreiben; der äußeren Religion nach ſind ſie meiſt griechiſch oder katholiſch, wie es aber innerlich mit derſelben beſchaffen iſt, werden wir weiter unten erkennen. Zwei Drittel jener Zigeuner nennen das karpatenumſäumte Siebenbürgen ihre Heimat; dort ziehen ſie wandernd und Zelte aufſchlagend im Sommer umher und leben im Winter in Erdhöhlen. Wer Wislockis Buch durchlieſt, der erhält den Eindruck, daß er es mit einem unverfälſchten Naturvolke zu thun hat, welches nur ganz äußerlich von der Kultur beleckt iſt, er glaubt Schilderungen aus Afrika oder der Südſee vor ſich zu haben, nicht die Beſchreibung eines Volkes, das mitten in Europa ſeit 500 Jahren unter Chriſten lebt.

Noch klingt bei dem braunen Volke, als deſſen Urheimat wir Indien genau nachweiſen können, vieles nach, was einſt an den Ufern des Ganges ſein eigen war. Die wandernden Zigeuner haben ihre Stammes- und Familienverfaſſung nach altindiſcher Weiſe beibehalten. Noch iſt das Kaſtenweſen vorhanden, denn zwiſchen den zwei Hauptgruppen iſt nur die Sprache gemeinſam, nie finden Ehen zwiſchen beiden ſtatt und ſelbſt die vier Stämme der Zeltzigeuner, die Leila, Kukuya, Aſchani und Tſchale heiraten kaum untereinander. Noch iſt das Matriarchat bei den Zigeunern, wie bei vielen Naturvölkern vorhanden. Die weibliche Linie iſt die geltende, die männliche tritt in den Hintergrund. Der Zeltzigeuner, der ſich beweibt, gehört nunmehr der Truppe ſeiner Frau an, nach der auch ſeine Kinder ſich richten, ja der Mann nimmt den Namen der Sippe ſeiner Frau als Zunamen an und läßt den ſeiner eignen Sippe fallen. Es iſt alſo gerade umgekehrt wie bei uns. Als tiefere Urſache dieſes Verhältniſſes dürfen wir wohl die Lockerheit der Ehen anſehen; denn die Kinder der Mutter ſind ſicher deren Sprößlinge, was beim Vater ja fraglich ſein kann. Dem Weißen aber ſteht der braune Mann ganz fremd gegenüber; er iſt lange ſein Leibeigner geweſen, daran haftet die Erinnerung noch und während der Zigeuner den Weißen beſtahl, betrog, belog, behandelte ihn dieſer unmenſchlich. Da ſchreibt z. B. ein Siebenbürger Grundherr im verfloſſenen Jahrhundert in ſein Tagebuch über einen flüchtigen, wieder gefangenen Zigeuner: „Ich ließ ihm auf Anraten meiner lieben Frau (!) ſo lange mit Stöcken auf die Fußſohlen ſchlagen, bis das Blut rann, dann mußte er ſeine Füße in ſtarker Lauge baden, hierauf ließ ich ihm wegen ungebührlicher Reden die Oberlippe abſchneiden und braten, die er dann verzehren mußte.“ Erinnerungen an ſolche Zeit klingen heute noch in den Zigeunerliedern nach:

Als Leibeigner leb' ich nicht,
Mir am Guten es gebricht.
Sterb ich auch im grünen Wald,
Dorthin geh ich dennoch bald.
Grundherr, leb wohl, wie das Stroh,
Brenn dein Haus bald lichterloh.

Wislocki verfolgt den Zigeuner von der Geburt bis zum Tode. Zwiſchen Schweinen, Hunden und Pferden wird das Kind geboren, das buchſtäblich im Anfange auf Miſt und Stroh gebettet iſt. „In dem Gras bin ich gelegen und getauft hat mich der Regen,“ heißt es im Liede. Schon im achten Jahre wird das Zigeunerkind ſich ſelbſt überlaſſen. Während der Wanderſchaft trabt der Knabe halbnackt, einen Knittel ſchwingend, zwiſchen Pferden und Schweinen dahin, wobei er ſein Pfeifchen raucht. Er muß ſelbſt nach Nahrung ausſchauen:

Seine Hoheit, unſer Bauch,
Wünſcht ja Fleiſch und Branntwein auch.
Iſt die höchſte Not ſchon nah,
Stehlen wir auch hier und da.

So ſingen die Knaben, die Mädchen aber bleiben bei den Eltern und da ſie das Recht haben, ihren Liebſten bei ſich zu beherbergen, ſo ſucht der ins Freie geſtoßene, obdachlos dahin irrende Burſche ſich bald ein ſolches aus. Heiratet er, ſo bringt ihm das Weib die ganze Einrichtung eines zigeuneriſchen Heimweſens mit: Zelt, Wagen, Werkzeug, und die Frau wird dafür ſein arbeitendes Laſttier. Der ganze Lebenslauf des Kindes, wie des Zigeuners überhaupt, iſt von einer ſo großen Menge abergläubiſcher Gebräuche begleitet, wie ſie kaum noch einmal vorkommen. Alles, was geſchieht, ſteht unter dem Einfluſſe der Urmen oder Schickſalsfeen, die das Kind ſtets umgeben. In dem düſteren Bilde, welches uns von der Entwickelung des Kindes vorgeführt wird, iſt nur die überraſchend innige Mutterliebe der Zigeunerinnen ein Lichtſtrahl. Dafür ſprechen die hübſchen Wiegenlieder, mit denen die Mütter ihre „Blümchen,“ „Küchlein,“ „ſüßen Würmchen“ in den Schlaf einlullen.

Schlaf, mein Blümchen, ſchlaf in Ruh,
Meines Herzens Lerche du.
Hab bei dir ſchon manche Nacht
Bis zum Morgen treu gewacht.
Wach' auch jetzt bei dir, mein Stern,
Dich allein hab' ich ſtets gern.

Mit gleicher Liebe hängen die Kinder lebenslang an der Mutter und wenn ſie ſchon längſt im Grabe ruht, gedenken ſie in Liedern noch derſelben. Solche Züge verſöhnen wieder mit dem Volke des Elends, und Wislocki nennt ſie „das ſchönſte Kapitel aus der Gefühlswelt der Zigeuner.“ Die Kinderlieder und Spiele gleichen ſehr denen unſerer Kinder und manches mag da europäiſchen Urſprungs ſein, während anderes auf Indien hinweiſt. Wie unſere Kinder ſich im Schnellſprechen üben und z. B. ſagen: „Der Kutſcher putzt den Poſtkutſchkaſten,“ ſo die Zigeunerkinder: Piráne pinsteri pirel piral pirori, d. h. die kleine Taube geht über das Töpfchen.

Kommt der Winter ins Land, dann werden die Quartiere in den Erdhöhlen der Karpaten bezogen. Zunächſt werden ſie, um böſe Geiſter zu vertreiben, mit Stechapfelkraut ausgeräuchert, denn der Stechapfel iſt die echt zigeuneriſche Zauberpflanze, welcher durch ſie aus Indien nach Europa gebracht wurde. Die Zeit des Elends und Jammers beginnt; man faſtet und ſchläft, ſucht hier und da in den nächſten Gebirgsdörfern etwas zu erhaſchen oder zu arbeiten. Weihnachten wird mit einer Menge heidniſcher Gebräuche gefeiert, und der Frühling macht endlich der Not und Pein ein Ende. Zu Oſtern wird der Winter in Geſtalt einer Strohpuppe durchgeprügelt und vom ganzen Volke geſungen:

Gott, du haſt die Welt entzückt,
Haſt mit Blumen ſie geſchmückt,
Haſt erwärmt die weite Welt
Und den Oſtertag beſtellt.
Kehr' nun, Gott, bei mir auch ein,
Meine Hütt' iſt ausgefegt,
Reines Tiſchtuch aufgelegt.

Nun beginnt die Wanderfahrt unter luftigen Zelten, die ſtets nach wenigen Tagen wieder abgebrochen und an einem anderen Orte wieder aufgebaut werden. Weiber, Kinder und die wenigen Habſeligkeiten werden auf den Wagen gepackt und eine Handvoll Erde vom alten Lagerplatz mitgenommen, „damit ſie das Glück nicht zurücklaſſen.“ Auf dem Zuge nach Broterwerb, kreuz und quer durch das Land, lernte der Verfaſſer das Volk kennen, von deſſen Charakter er gerade kein ſehr ſchmeichelhaftes Bild entrollt, trotz vieler Lichtſeiten. Ihre moraliſchen Eigenſchaften zeigen eine ſonderbare Miſchung von Eitelkeit und Gemeinheit, Ziererei, Ernſt und Leichtfertigkeit, einen faſt gänzlichen Mangel männlichen Urteils und Verſtandes, welcher von Liſt und Verſchlagenheit begleitet iſt. Dabei zeigen ſie noch eine entwürdigende Kriecherei, darauf berechnet, andere durch Liſt zu übervorteilen; ſie nehmen nicht die geringſte Rückſicht auf Wahrheit und lügen mit einer nie errötenden Frechheit, da ihnen Scham gänzlich mangelt. Der Schmerz der Prügel iſt das einzige, was ſie berückſichtigen.“

Trotzdem ſind ſie nicht höherer Gefühle bar, wofür namentlich ihr reiches Liebesleben ſpricht. Die Liebeslieder der Zigeuner ſind echte Lyrik und in guter Überſetzung kaum von ſchönen Liebesliedern unſers Volkes verſchieden:

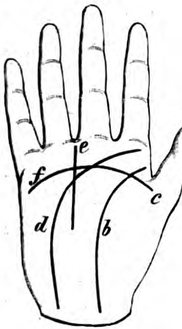
Wo ich immer geh' und ſteh',
Kommſt du, Lieb, mir in den Sinn.
Wo ich immer geh' und ſteh',
Möcht ich, Liebchen, zu dir hin.

Einſam ſteht mein Zelt und leer,
Sehnt ſich nach dem Lenz ſo ſehr;
Daß ergrüne Wald und Au,
Und du werdeſt meine Frau.

In der Ehe, wo das Weib eine ſehr ſelbſtändige Stellung einnimmt, ſieht es freilich recht trübe aus. Getrennt voneinander erwerben ſich die Gatten ihr Brot, das ſie meiſt auch getrennt verzehren. Das Weib wird vom Manne geprügelt und verſpottet; ſie iſt nur „die Alte mit der Gurkennaſe,“ die viel Branntwein trinkt, deren „Beißen“ im Liede gefürchtet iſt. Das Weib rächt ſich dafür durch Untreue. Das Kapitel „Eheleben,“ in welchem auch die urwüchſigen Flüche mitgeteilt werden, iſt eines der unerfreulichſten in Wislockis Buche.

Was den Erwerb anbetrifft, ſo kommen außer dem ehrlichen (Muſik, Schmiedehandwerk, Goldwäſcherei, Holzſchnitzen, Bürſtenbinden, Draht- und Feldarbeit) namentlich die unehrlichen Formen in betracht, unter denen Traumdeuterei, Wahrſagerei, Schatzgräberei eine Rolle ſpielen. An die Wahrſagerei aus der Hand glauben die Zigeuner ſelbſt. Der Unglücksfinger iſt der Daumen, zigeuneriſch „blinde Fliege“ genannt; der Glücksfinger dagegen der Zeigefinger oder „Vorwärts.“ Eine große Bedeutung hat der „Glänzende,“ der Mittelfinger, je länger, deſto reicher wird der Beſitzer desſelben ꝛc. Hauptſache ſind die Linien in der Hand, namentlich der linken, die vom Herzen kommt. Wislocki hat die „Geheimniſſe“ ergründet und gibt folgende Beſchreibung, die wir im Auszuge für jene, die danach handeln wollen, wiederholen.

Wer bei a am Gelenk viele Falten hat, wird reich; mündet b in a, ſo erfolgt der Reichtum durch Heirat. Iſt der Ballen bei c von vielen kleinen Falten durchzogen, ſo deutet dies auf viel Unglück im Leben. Iſt die Linie b (trusul, das Kreuz genannt) mit der Linie d („Sonnenſchein“ genannt) verbunden, ſo hat der Betreffende das höchſte Glück zu erwarten. Schneidet aber die Linie e („Schlange“ genannt) die Linie d, dann untergraben Neider das Glück. Schneidet die Linie f („Peitſche des Teufels“ genannt) die Linien b und d, dann iſt viel Not und Elend zu erwarten und zwar durch eignes Verſchulden. Reicht die Linie f nicht zur Linie d und iſt ſie noch obendrein mit e verbunden, ſo ſtirbt der Betreffende eines unnatürlichen Todes. Reicht jedoch f bis zu d, ſo wird man ſehr alt. Glücklich in jeder Beziehung wird nur jener ſein, bei dem a verbunden mit b und dieſes mit d. Ferner, wenn e ganz fehlt und die Linie f bis d reicht, obendrein die Fläche c glatt iſt. Dieſe Geheimniſſe, die noch weiter ausgeführt ſind, hat Wislocki, wie ſo manches andere, nur ſchwer ergründen können, da es als Verrat bei den Zigeunern gilt, die ererbte Kunſt preiszugeben.



Wir wollen noch auf das wichtige Kapitel der Religion der Zigeuner eingehen; denn zum erſtenmal erhalten wir durch Wislocki einen Einblick in dieſelbe, wenn ſie damit auch noch keineswegs ganz erſchloſſen iſt. Scheu und ängſtlich gemacht durch Verfolgungen, vermeiden ſie es, Fremden Auskunft zu geben und wenn ſie auch alle getauft, alle dem Namen nach Chriſten, ſo ſind ſie doch heute noch „ein dem Schamanentum ergebenes Volk.“ Allerdings verehren ſie ein höchſtes Weſen, Gott = del, doch haben ſie von deſſen Weſen nur eine ganz dunkle Vorſtellung; er iſt allerdings der Schaffende, von dem Blitz und Donner ausgehen, aber die Sonne, der Mond, die Sterne, das Feuer und zahlloſe Geiſter ſind die eigentlichen Götter des Zigeuners.

Als höchſte Gottheit gilt dem Zigeuner, neben dem „großen Gott,“ die Sonne, deren Dienſt auch in Indien niemals aufgehört hat. Er empfängt ſie beim Aufgange nicht etwa durch ein Gebet, ſondern dadurch, daß er ausſpeit, um ſich vor ihrem Zorn zu ſchützen, ihr gleichſam ein Opfer zu bringen; denn der „Sonnenkönig“ ärgert ſich, wenn man ihn bei ſeinem erſten Ausgange aus ſeinem goldenen Hauſe erblickt. Die anderen Gottheiten oder Könige ſind dem Sonnenkönig untergeordnet, liegen aber mit ihm in Streit. Den Menſchen am günſtigſten geſinnt iſt der „Nebelkönig,“ der den Regen ſpendet und Stammvater der blonden Menſchen iſt. Dieſe „Götter“ verehrt der Zigeuner, während ihm der „große Gott,“ als ein von ſeinen Verfolgern und Feinden, den Chriſten, aufgezwungener, nur Furcht einflößt. Er überſchüttet ihn daher auch mit den gräulichſten Schmähungen. Es ergibt ſich daraus, daß dem Zigeuner erſt dann ein volles Verſtändnis unſerer Religion aufgehen kann, wenn die Verſöhnung mit den ihn umgebenden chriſtlichen Völkern ſtattgefunden haben wird. Wie aber dieſe durchführen, bei dem widerſtrebenden Volkscharakter der Zigeuner? So knüpfen ſich hier das ethniſche und das religiöſe Problem aneinander.

Ferner haben die ſiebenbürgiſchen Zeltzigeuner den Glauben an Geiſter, die auf lebende Menſchen und Tiere einwirken, bei denen ſie eine höhere Kraft erwecken, ihnen alle Arten von Kenntniſſen beibringen und ihnen ſelbſt das Verborgenſte kundgeben. Die Natur iſt dem Zigeuner mit guten und böſen Weſen erfüllt, er glaubt an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, was bei den Leichengebräuchen ſich deutlich ausſpricht, und jeder beſitzt einen eignen perſönlichen Schutzgeiſt. Wislocki hat folgende Naturgeiſter kennen gelernt: die Nivaſchi, Waſſermänner, die nur dann den Menſchen geneigt ſind, wenn eine Jungfrau, die ins Waſſer geſtürzt iſt, bei ihnen weilt. Die Puwuſche, unterirdiſch in Städten lebende Weſen von menſchlicher Geſtalt, häßliche, haarige Geſchöpfe, die oft an die Oberfläche kommen und die Jungfrauen rauben. Die Keſchalyi, Schickſalsgöttinnen, die auf einſamen Felsblöcken ſitzen und ihr meilenlanges Haar kämmen, welches als Nebel tief in die Thäler flattert. Die Urmen, Feen, welche bei der Geburt des Menſchen ſein Schickſal beſtimmen. Der Locholitſcho iſt ein dämoniſches Weſen mit Hundekopf von außerordentlicher Kraft. Dazu kommen die Geiſter der Verſtorbenen und die Krankheitsdämonen, denn der Zigeuner betrachtet manche Krankheit als einen lebenden Geiſt von böſer Natur; ſo den Chagrin, der in Form eines Stachelſchweines, meterlang und eine Spanne breit als Quäler und Krankheitserzeuger im Menſchen auftritt. Die neun Töchter des Loholitſcho-Königs ſtellen neun verſchiedene Krankheiten vor. Alle dieſe Dämonen fahren in den Menſchen, verwickeln ſich in ſeine Eingeweide und können nur durch Zauberformeln und Beſprechungen vertrieben werden.

Keine Religion, keine Hoffnung auf ein beſſeres Jenſeits tröſtet den elenden Zigeuner hienieden; er hat nichts, worauf er vertrauen, woran er glauben kann; ſeine überſinnlichen Weſen ſind böſe Dämonen, die ihn auf Erden wie nach dem Tode quälen. Elend hier wie da — darin gipfelt die „Religion“ der Zigeuner und darum ſieht er auch dem Tode mit Schrecken und Grauen entgegen. Alle ſeine echt heidniſchen Beſtattungsgebräuche weiſen auf das Gefühl der Furcht hin. Und dieſe Furcht geht ſo weit, daß er die Namen Verſtorbener nicht mehr auszuſprechen wagt. Wer an einer Blume riecht, die auf einem Grabe blüht, verliert ſeinen Geruch für immer. Die Gebräuche beim Tode und dem Begräbniſſe ſind ſchauderhaft und echt heidniſch, die Klagelieder, die dabei geſungen werden und von denen der Verfaſſer eine Anzahl mitteilt, ſind jedoch oft von großer Tiefe und Schönheit. Dabei wird der ſtärkſte Branntwein getrunken und unmäßig gegeſſen. Alles wird in Gegenwart der Leiche trunken und eine wüſte Orgie beginnt, ein entſetzlicher Lärm wird getrieben, der oft zwei oder drei Tage lang dauert. Nach dem Zigeunerglauben hat dieſer Lärm den Zweck, die Seele des Verſtorbenen zu hindern, in den Körper zurückzukehren, bevor dieſer in die Erde geſcharrt iſt, denn im entgegengeſetzten Falle hätte der Tote keine Ruhe; er würde heimkehrend die Hinterbliebenen ſtören.

Was den Unſterblichkeitsglauben der Zigeuner betrifft, ſo lebt der Menſch im Jenſeits nach der Art, wie er auf der Erde exiſtierte, weiter. Die Seele gelangt aber erſt in das eigentliche Reich der Toten, ſobald kein Fleiſch mehr an den Knochen des Verſtorbenen iſt. Dort iſt ſie das Bild des irdiſchen Menſchen. Ein Krummer iſt dort auch krumm, ein Blinder bleibt blind. „Wie betrunken,“ umherirrend „reiſt“ die Seele ins Totenreich; ſie nimmt ihren Weg durch den Mund des Verſtorbenen, über deſſen Geſicht man ein Tuch legt, das an der Mundſtelle mit einem Loche verſehen iſt, durch welches die Seele ſchlüpft. Schreckenvoll iſt die Reiſe; durch kämpfende Berge hindurch, an Schlangen vorbei, durch zwölf Wüſten, in denen ein eiſig kalter Wind weht, der die Haut zerſchneidet, muß die arme Seele wandern. Die Überlebenden erleichtern ihr wenigſtens das letztere, indem ſie neben der Leiche Feuer anzünden, welches die Seele wärmt. Gelegentlich, namentlich zu Johanni, kommt die Seele wieder auf die Erde, und beſucht die lebenden Angehörigen. Wo aber das Totenreich zu ſuchen, darüber ſind die Zigeuner uneinig; jeder Stamm verlegt es in ſeine Provinz; ſo iſt z. B. der Südabhang der Karpaten ein Aufenthaltsort der Seelen.

Schon dieſe wenigen Mitteilungen aus dem Buche Wliſlockis zeigen, daß wir es mit einer bedeutſamen Schrift zu thun haben, die uns zum erſtenmal Einblicke in das innere Leben der Zigeuner geſtattet und uns zu der Erkenntnis zwingt, daß mitten im chriſtlichen Europa noch ein heidniſches Naturvolk lebt, das nur äußerlich ſich unſerer Kultur anbequemt hat.

## Eßbare Schwämme.

Von Dr. Edm. v. Freyhold. (Abdruck verboten.)

Wenn der Frühling ins Land gezogen, Wald und Wieſe mit dem Schmuck friſchen Laubes und bunter Blumen geziert hat, dann regt es ſich da und dort unter dem Boden, kleine Erſchollen, dürres Laub und Stückchen des grünen Moosteppichs heben ſich geheimnisvoll empor und koboldartig lugen weiße, bräunliche, dottergelbe oder ſonſt irgendwie gefärbte Gebilde hervor, — bald klein und zierlich, bald mehr maſſig und von nicht ſelten anſehnlicher Größe, — die allbekannten Pilze oder Schwämme. Es ſind unſtreitig Pflanzen, und doch haben ſie in ihrem ganzen Weſen etwas Fremdartiges an ſich, was gar nicht recht zu der übrigen Pflanzenwelt mit ihrem lachenden, friſchen Grün, mit ihren Zweigen, Blättern und Blüten paſſen will.

Kugelig, keulenförmig, ſchirmartig oder in vieläſtiger Korallen- und ſelbſt Trichtergeſtalt heben und ſtrecken ſie ſich, dieſe meiſt zartfleiſchigen Kinder des Erdreiches mit ihren ſonderbaren, faſt ſpukhaften Geſtalten. Über Nacht ſind ſie hervorgebrochen, in wenigen Stunden oft ſchon herangewachſen, — noch ein paar Tage, und ſie zerfallen ſchon wieder, zerfreſſen von Schnecken und Maden, verfaulen und vermodern. Würzig und angenehm riechen die einen, dumpfig, moderig oder ſelbſt ſcharf die anderen; dort im Gebüſch hat gar der Sommer eines dieſer Gewächſe gezeitigt, das ſchon auf hundert Schritte unſere Naſe in Aufruhr und Empörung verſetzt. Am liebſten möchten wir aus ſeinem Bereiche fliehen, aber die Neugier ſiegt, und wir treten näher. Da liegen ſchöne, glatte, ſchneeweiße Kugeln von Nuß- und Hühnereigröße feſtgewachſen am Boden. „Hexeneier“ hat ſie das Volk genannt; ſie ſind geruchlos, — aber dort, wo die Schmeißfliegen ſchwärmen, ſehen wir die größte dieſer Kugeln geplatzt und einen handlangen, geraden, weißen Strunk daraus hervorgeſchoſſen, an der kegelförmigen, grubig gefurchten Spitze mit zähem, grünem Schleim bedeckt. Dieſes Gebilde iſt der freche Beleidiger unſers Geruchswerkzeuges, geliebt, geſchätzt und umſchwärmt vom Fliegengeziefer, wie die duftige Roſe vom ſchmucken, bunten Falter. Gichtmorchel hat man dieſen, oft faſt unheimlich ſchnell aus dem reifen, weißen Hexenei hervorſchießenden Pilz genannt. Noch einen Blick werfen wir auf ihn, dann aber wird das Drängen unſerer Naſe mächtiger als die Neugier, und wir enteilen ſchnell der Richtung des wehenden Lüftchens entgegen, damit wir um ſo eher aus dem Wirkungskreiſe des einſamen Waldſtänkers hinausgeraten.

In reichſter Zahl bringt uns der heiße Sommer nach warmem Gewitterregen auf Wieſen, Weideplätzen, in Wald und Heide eine Fülle von Pilzen in den verſchiedenſten Farben, unter denen nur das lebhafte, reine Grün unvertreten iſt. In den weiten Gauen unſers deutſchen Vaterlandes betrachtet man ſie mit ſehr gemiſchten Empfindungen. Hier wird der „Schwammerling“ als drollige Erdmißgeburt angeſehen, ſonſt aber ziemlich unbeachtet gelaſſen. In anderen Gegenden betrachtet man ſie als Geſchöpfe, denen nicht zu trauen iſt, mit mißgünſtigen Augen, nennt ſie „Poggenſtaul,“ d. h. Froſchſtuhl oder Krötenſeſſel und bringt ſie mit allem möglichen unheimlichen Geziefer in Verbindung. „Sie ſollen giftig ſein!“ meint wegwerfend der eine. — „Nein, ſie werden von allerlei Volk gegeſſen!“ verſetzt ein zweiter, — und „Pfui Teufel!“ läßt ſich gar der dritte vernehmen. Kommen wir aber nach dem Süden, oder namentlich nach der ganzen öſtlichen Hälfte unſers Vaterlandes, dann begegnen wir anderen Anſchauungen, denn eifrigſt wird dort während der ganzen ſchönen Jahreszeit auf zahlreiche eßbare Schwämme gefahndet, die man hoch in Ehren hält und auf dem Tiſche von Vornehm und Gering in gleicher Weiſe freudigſt begrüßt. Da ſtreift dann der Arme mit großem Korbe, begleitet von Kind und Kegel, durch das Gehölz, um die geſammelten Pilze entweder daheim zu verzehren oder zu Markte zu bringen, wo ihm ihr Erlös einen willkommenen Verdienſt einträgt. Doch auch Spaziergänger beſſerer Stände, die fröhlich ins Grün hinausgezogen ſind, verſchmähen nicht, die willkommenen Gaben des Waldbodens in grünen Pflanzenbüchſen, Netzen oder auch nur im Tuch, ins Geviert zuſammengeknüpft, zu ſammeln und heimwärts zu tragen. Ich ſelbſt habe es in meinen Kinderjahren ebenſo gelernt und bis jetzt immer geübt. Noch denke ich, wie einſt meine Eltern zu Anfang der fünfziger Jahre, damals im waldreichen weſtfäliſchen Münſterlande wohnhaft, von einem Spaziergange die prächtigſten Steinpilze und Champignons heimgebracht und zur großen Verwunderung der guten Wirtsleute trotz aller wohlgemeinten Warnungen vor dem giftigen, böſen „Poggenſtaul“ zubereitet hatten. Als wir aber gar das leckere Gericht vergnügt verzehrten, da betrachteten uns die biederen Leute mit einem Gemiſch von Mitleid und Neugier, als ob wir Geſchöpfe wären, an denen ſich binnen kurzem das Ergebnis eines intereſſanten phyſiologiſchen Vergiftungsverſuches vollziehen müſſe. „Sei warden ook noch dörch Schaden klauk!“ prophezeite uns das weibliche Oberhaupt der Wirtsfamilie, und als wir merkwürdigerweiſe nicht anfingen, Leibſchneiden zu bekommen, die Augen zu verdrehen und nach Hilfe zu ſchreien, meinte bewundernd das männliche: „De Lüd' hewwen en gauden Magen; de künnen ſelwſt den Düwel mit ſien Kauhhörn un Hoor un de Hufnägels an ſiene Peerdsfäute verdauen!“ Ob dort noch jetzt ſolches Vorurteil gegen den armen Schwammerling beſteht, weiß ich nicht. Auch ſpäter noch habe ich in anderen Gegenden wiederholt Zweifler an der Güte und Zuträglichkeit eines richtigen Pilzgerichtes gefunden. Nicht ſelten gelang es mir auch, dieſelben in einfachſter Weiſe durch die That eines Beſſern zu belehren, wenn wir nach fröhlicher Streife durch den dunkeln Forſt abends in gaſtlicher Dorfſchenke einkehrten. Da wurde die Pilzausbeute gemeinſam verleſen und geſäubert, um ſchließlich in der uns bereitwilligſt eingeräumten Küche zu leckerem Gerichte zubereitet zu werden, zu welchem der Küchenmeiſter aus unſerer Mitte die im Dorf nicht erhältlichen Zuthaten vorſorglich ſelbſt mitgebracht hatte. Prächtig mundete dann ſtets allen das Mahl, und ein paar neue Pilzfreunde waren der Sache gewonnen.

Doch, höre ich jetzt fragen, wie ſteht es mit der Gefahr, eßbare Schwämme mit giftigen zu verwechſeln, von denen es doch bei uns nicht minder eine Menge gibt? Soll man Geſundheit und Leben für einige, wenn auch noch ſo nahrhafte und wohlſchmeckende Pilzgerichte leichtſinnig aufs Spiel ſetzen?

Geduld! Die Sache iſt nicht ſo bedenklich, wie ſie ausſieht. Gibt es doch auch manche giftige Beeren im Walde neben zahlreichen eßbaren, und doch ſcheut niemand ſich auf dem Spaziergange duftige Himbeeren oder Erdbeeren zu pflücken und zu verzehren oder auf dem Markte Heidelbeeren zu kaufen, die von jungen und alten Landweibern feilgehalten werden. Wohl aber würde man ſich hüten, die Beeren eines unbekannten Strauches zu eſſen, ſelbſt wenn ſie noch ſo ſehr durch ihr Ausſehen zum Genuſſe einlüden. Kurz, wie man von Waldbeeren nur diejenigen genießt, die man als unſchädlich kennt, ſo muß man auch bei den Pilzen unter allen Umſtänden die unbekannten vermeiden und nur die als zweifellos genießbar feſtſtehenden zur Speiſe wählen.

Damit gelangen wir denn zur Notwendigkeit, daß ein jeder ſich einige Kenntnis in der Pilzkunde zu erwerben ſuche, ſoweit ihm nicht ſchon der naturgeſchichtliche Unterricht in der Volksſchule Gelegenheit darbot, ſich ſolche zu verſchaffen. Das iſt, wenn man der Sache ernſtlich näher tritt, keineswegs ſchwer. Die Bewohner des

Einſam und verlaſſen. Nach dem Gemälde von H. Vosberg.

ſlaviſchen Oſtens unſers Erdteils, in erſter Linie Polen und Ruſſen, beſitzen faſt durchweg eine uns Deutſche beſchämende Kenntnis der genießbaren Pilze, die ſich von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinder vererbt. Dort verkommen die Schwämme nicht, wie zum Teil bei uns, unbenützt in den Waldungen, ſondern liefern alt und jung, vornehm und gering eine nahrhafte, willkommene Speiſe. Man kann wohl annehmen, daß in Rußland jeder, mit Ausnahme der Säuglinge und etwa kranker Perſonen, Pilze genießt, die man zu Zeiten des Überfluſſes ſogar für den langen Winter trocknet oder einmacht. Hieraus läßt ſich der große Wert ermeſſen, den dieſes Nahrungsmittel alljährlich für die vielen Millionen jenes weiten Reiches darſtellt.

Auch Deutſchland liefert Schwämme in reicher Menge, ſo daß ſich wohl jede Familie im Jahre zum mindeſten zwei- bis dreimal an einem Gerichte derſelben erfreuen könnte. Nehmen wir den Wert dieſer Pilze, welcher auf jede einzelne Perſon im Jahre entfallen könnte, nur auf je 15 Pfennig an, was gewiß niedrig gegriffen iſt, ſo würde das bei einer Bevölkerung von 30 Millionen Erwachſenen und Halberwachſenen ſchon einen Wert von $4^1/_2$ Millionen Mark im Jahre ausmachen, eine Zahl, die wohl jedenfalls hinter der Wirklichkeit weit zurückbleibt. Man kann annehmen, daß der größere Teil eßbarer Schwämme, welche die Wälder, Heiden, Weideplätze und Äcker unſers Vaterlandes hervorbringen, unbeachtet dem Verderben anheimfällt, was gewiß im Intereſſe der Volksernährung und des Volkswohlſtandes zu bedauern bleibt. Namentlich könnten ſich die ärmeren Klaſſen mit dem Sammeln dieſer Gaben des Schöpfers willkommenen Nebenerwerb und eine Beiſteuer zu ihrer eignen dürftigen Tafel verſchaffen.

Doch zurück in den grünen, friſchen Wald! Betrachten wir ſie näher, die erdgebornen Kinder der Triften und des kräftigen Waldbodens. Wie kommt es, daß ſie gar nicht anderen Gewächſen gleichen, daß wir bei ihnen vergeblich Wurzel, Stengel und Blätter oder gar Blüten ſuchen? Es ſind eben niedere Gewächſe, denen jene Glieder eines höher entwickelten Pflanzenkörpers gänzlich fehlen, gerade wie ihren Verwandten, den Algen, von denen wir in ſüßen Gewäſſern die zahlreichen Waſſerfäden und ähnliche Gebilde, im Meere die zum Teil ſchön gefärbten und ſehr abwechſelungsvoll geſtalteten, nicht ſelten großen Tange haben. Sieht man genau zu, mit dem geſchärften Auge des geübten Pflanzenforſchers, ſo enthüllt ſich uns bei den Schwämmen eine ganz eigenartige Thatſache. Was der Laie einen Pilz nennt und für eine gleich dem Baum aus dem Boden hervorſproſſende Pflanze hält, iſt nur die Frucht des Pilzgewächſes. Dieſes ſelbſt zieht ſich in zahlreichen Verzweigungen eines bald feinen, bald gröberen Fadengewebes in dem nahrhaften Boden dahin, wuchert ſtark, wo es reichliche Nahrung findet und treibt nur Fruchtknoſpen über die Erde, die hier zu den mannigfach geſtalteten Pilzen oder Schwämmen werden.

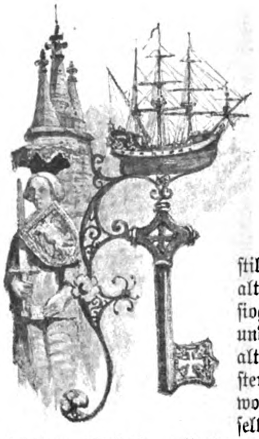
Jedermann kennt die kugeligen Stäublinge oder Boviſte, deren anfangs ſaftiges, zartes Gewebe nach der Reife zu einer zunderartigen Maſſe eintrocknet und bei leichtem Stoß dichte Wolken eines grünlichbraunen Staubes, beſtehend aus Millionen feiner Körnchen, in die Luft ſendet. Dieſe Staubkörnchen des Boviſtes, die ſogenannten Sporen, erſetzen ihm die Samen der höheren Pflanzen. Wenn ſie nämlich auf günſtiges Erdreich fallen, keimen ſie, einen feinen, bald in den Boden eindringenden Faden treibend, der hier mit ſeinen reichen Verzweigungen ein neues Pilzgewächs darſtellt und, herangewachſen, gleichfalls wieder jene kugeligen Fruchtkörper, die Boviſte, erzeugt. Ganz ebenſo verhält es ſich im ganzen und großen auch mit den anderen Schwämmen. Der bekannte hochgeſchätzte Champignon zeigt auf der Unterſeite ſeiner anfangs rundlichen, ſpäter ſchirmartigen Hüte in der Jugend farbloſe, dann roſige und im Alter ſchwarzrot gefärbte, dichtſtehende Blätter, die bei der Reife gleichfalls Sporenſtaub erzeugen, wenn auch nicht in ſo reicher Menge wie der Boviſt. Dasſelbe gilt für den giftigen Fliegenſchwamm, deſſen hochrote Hüte ſo zierlich mit weißen, fleckenartig zerſtreuten Hautreſten bedeckt erſcheinen. Er hat wie ein ganzes Heer anderer Pilze, die zu den gemeinſten in unſern Wäldern gehören, ebenfalls auf der Unterſeite der Hüte jene ſporenerzeugenden Blätter. Kurz, die Pilzgebilde ſind weiter nichts als die Fruchtkörper jener niederen Pflanzen; eine gewiſſe Schicht hat bei ihnen die Beſtimmung, Keimkörner hervorzubringen. Nur iſt dieſe Schicht nicht immer in Geſtalt einer vielzähligen Blättermaſſe vorhanden, wie bei dem Champignon und Fliegenſchwamm. Der ſchmackhafte Steinpilz und ſeine eßbaren, wie giftigen Vettern zeigen ſie in Form eines aus zahlloſen, haardünnen, eng aneinander gelagerten Röhrchen beſtehenden Gewebes, und um noch eine der vielen Abänderungen desſelben hervorzuheben, will ich auf den in unſern Wäldern gemeinen, weißlich ſemmelfarbenen Stoppelſchwamm verweiſen, bei dem die Unterſeite der Hüte mit einer Schicht leicht abbrechbarer, weicher Stacheln bedeckt iſt, die an den Pelz des Igels erinnern. Jene Röhrchen dort und hier die Stacheln erzeugen ebenfalls bei der Reife Sporen. Nur die gewürzhaften Trüffeln nebſt ihren Verwandten, der Stolz auf der Tafel reicher, vornehmer Menſchenkinder, verhalten ſich in dieſer Hinſicht anders, weil ſie die Sporen im Innern ihres fleiſchigen Gewebes in beſonderen kleinen Schläuchen hervorbringen. Dieſe koſtbarſten aller Pilze, die ſchwarzen Trüffeln, von denen das Pfund bei uns den ſo ziemlich feſten Preis von 5 bis 6 Mark behauptet, zeigen ſo recht, welchen Gewinn man aus dem Boden unſerer Wälder zu ziehen im ſtande wäre, wenn man ſich die Sache ernſtlich angelegen ſein ließe. Daß ſie vereinzelt auch in deutſchen Eichwaldungen vorkommen, unterliegt gar keinem Zweifel. Unſtreitig würde man ſie bei richtiger Behandlung und Pflege auch dort zur Anſiedelung bringen können, wo ſie bisher noch nicht vorhanden waren.

Nach der geſchilderten Beſchaffenheit der Sporen tragenden Schicht hat man zum Teil die Hutpilze in Gattungen geteilt und unterſcheidet z. B. Blätter-, Röhren-, Stachelpilze und zahlreiche andere. In den meiſten dieſer ziemlich artenreichen Gruppen gibt es neben eßbaren auch giftige Sorten, ganz abgeſehen von vielen, die weder das eine, noch das andere ſind. Es iſt faſt nicht möglich, mit Laien über Pilze zu reden, ohne daß von jenen die Frage geſtellt wird, ob es denn kein Merkmal gebe, an dem man die Giftigkeit eines Schwammes vorher zu erkennen im ſtande ſei. Daß hierauf mit Nein zu antworten iſt, dürfte eigentlich niemand überraſchen. Nur die Erfahrung oder eine chemiſche Unterſuchung kann uns lehren, daß z. B. die Tollkirſche giftig iſt. Wüßte man das noch nicht, ſo würde uns das Ausſehen der ſchönen, ſchwarzen Früchte nicht verraten, ein wie gefahrbringendes Gift ſie bergen Ganz ebenſo iſt es mit den Schwämmen, denn ganz allgemein iſt die Giftigkeit eines Körpers eine innere, an äußeren Merkmalen nicht wahrnehmbare Eigenſchaft.

Es iſt wohl behauptet worden, man könne an der dunkeln Färbung mitgekochter Zwiebeln die Schädlichkeit der Pilze erkennen; es hat ſich das keineswegs beſtätigt, wie denn auch z. B. die andere Angabe, daß man Röhrenpilze als giftig zu vermeiden habe, wenn ſie ſich roh auf friſcher Bruchfläche ſchnell blau oder blaurot verfärben, ganz abgeſehen von ihrer nur für eine einzige Pilzgattung beſchränkten Gültigkeit, keineswegs immer eine ſichere Richtſchnur zu geben vermag. Einige Röhrenpilze, welche ſich in dieſer Weiſe verfärben, werden in manchen Gegenden gegeſſen, — umgekehrt aber möchte ich niemand raten, einen unbekannten Schwamm aus dieſer Gattung ohne weiteres als unſchädlich zu bezeichnen, wenn er auf der Bruchfläche ſeine Farbe nicht verändert. Ebenſowenig wert iſt eine andere Warnung, die ſich in gewiſſen Pilzbüchern findet, nach welcher unter Birken oder an feuchten Stellen gewachſene Schwämme unter allen Umſtänden als ſchädlich zu vermeiden ſeien. Ich ſelbſt habe jahrelang mit vielen anderen in faſt reinen Birkenbeſtänden eßbare Pilze geſammelt, ohne daß deren Genuß irgend jemand geſchadet hätte.

Es bleibt alſo immer nur das eine zu erſtreben, daß jedermann wenigſtens die häufiger vorkommenden eßbaren Schwämme ſeiner Heimat ſicher kennen und unterſcheiden lerne. Ein gutes Buch mit richtigen, farbigen Abbildungen wird hierbei weſentliche Dienſte leiſten. Beſonders hätten Lehrer die Pflicht, dieſem Gegenſtand in der Schule ihre volle Aufmerkſamkeit zu widmen. In zweifelhaften Fällen wird ſich dann wohl allerorten eine zuverläſſige Perſon finden, bei der man über die Genießbarkeit oder Schädlichkeit eines nicht ſicher gekannten Pilzes Aufſchluß erhalten könnte. Die Regel: Wenn du einen Schwamm nicht als eßbar kennſt, ſo genieße ihn nicht! dürfte in allen Fällen hinreichend vor Gefahr der Vergiftung ſchützen. Auch könnten ſich Gartenbau-Ausſtellungen, die ja in engerem Rahmen überall ſtattfinden, ſowie landwirtſchaftliche ein Verdienſt erwerben, wenn ſie Sammlungen der häufigeren Schwämme, wie ſie gerade die Jahreszeit bietet, mit deutlicher Bezeichnung ihrer Namen, der Angabe über Giftigkeit, Genießbarkeit 2c. einer größeren Menge zur Anſchauung bringen würden. Was der Muſchik, der ruſſiſche Kleinbauer, und der ſchlichte polniſche Handwerker und Arbeiter fertig bekommen, die brauchbaren Pilze ihrer Heimat kennen zu lernen, ſollte dem deutſchen Landmann und Bürger doch noch weit leichter werden. Dann dürfte gewiß zum Segen der Bevölkerung für den „Poggenſtaul“ auch dort eine Zeit des Anſehens und der allgemeinen Beliebtheit anbrechen, wo er ſich jetzt noch gewiſſermaßen als verdächtiges, mißratenes Pflanzengeſindel nicht des beſten Rufes erfreut.

---



## Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung zu Bremen.

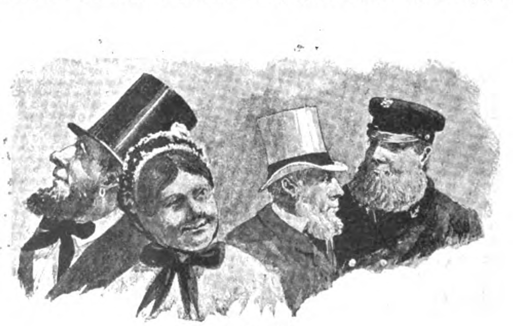
Text und Illuſtrationen von
Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten)

Lange Zeit hat Bremen für eine ſtille Stadt gegolten, deren teils altertümliche, teils vornehme Phyſiognomie den Beſucher recht kalt und fremd anmutete. Die mittelalterliche Architektur ſah hier ernſter und feierlicher aus, als irgendwo anders, der Bremer Bürger ſelbſt ſchien ſich den uralten, ſteifbeinigen Roland auf dem Marktplatze zum Vorbilde genommen zu haben. Hinter den kleinen Scheiben der unſcheinbaren Häuſer arbeitete die Maſchine des Welthandels geräuſchlos, nur der Eingeweihte wußte, daß hier die Fäden eines über die ganze, weite Welt geſpannten kommerziellen Netzes zuſammenliefen, daß in den Köpfen der ſo mittelalterlich, vornehm blickenden Patrizier der echte, moderne Geiſt, der alle Elemente der Menſchheit dienſtbar macht, wohnte. Die ſonſt ſo aufdringlich ſich darbietende Induſtrie blühte in ſtiller Zurückgezogenheit, ſo daß der Fremde kaum ihr Daſein ahnte. Mit einem Schlage iſt das anders geworden. Bremen tritt heute mit einer Ausſtellung ſeiner Induſtrie, ſeines Gewerbes und Handels vor die civiliſierte Welt, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzt. Die ganze Stadt hat ein anderes Ausſehen gewonnen, es iſt, als ob der letzte trübe, mittelalterliche Hauch von der friſchen Briſe der Neuzeit hinweggeweht iſt. Die Bürger ſind jugendlicher, raſcher, beweglicher geworden und wenn ſie heute über den Marktplatz eilen, ſo ſcheinen ſie dem alten, griesgrämigen Roland zuzurufen: „Mein Herr, Sie ſind doch recht altmodiſch geworden.“ Ja wenn der ſteife, ſteinerne Kerl doch auch einmal hinauskommen könnte zum Bürgerpark. Die hohlen Augen würden Glanz bekommen, und er ſtände genau ſo ſtaunend vor den Errungenſchaften ſeiner Mitbürger, wie mancher alte Bremer, der ſonſt über die neue Zeit den Kopf zu ſchütteln pflegte, es heute angeſichts der Ausſtellung thut. Der Reiſende aber wird jetzt erſt den Eindruck der mächtig emporblühenden Handels- und Induſtrieſtadt voll und ganz empfinden. — Was die Ausſtellung über viele andere erhebt, iſt die wahrhaft künſtleriſch vornehme Erſcheinung derſelben. Kunſt und Reichtum haben eng verbunden zuſammen gewirkt und zeigen der Welt hier eine Schöpfung erſten Ranges. Statt der unſchönen Glaskäfige erblickt das Auge eine prächtige, oft phantaſtiſche Architektur, welche das Genie des Meiſters „Poppe“ in unglaublich kurzer Zeit hervorzauberte.

Iſt der Beſucher durch eine treue Kopie eines Altbremer Thores eingetreten, ſo erblickt er vor ſich den Hollerſee und das dahinter liegende maſſive Parkhaus, welches ſeine Entſtehung dem wahrhaft fürſtlichen Geſchenk des Bürgers Guſtav Deetgen verdankt. Mitten auf dem See befindet ſich eine, aus freier Phantaſie geſchaffene, indiſche Pagode, welche, als Reſtaurant verwendet, in Booten erreicht werden kann. Die Ufer ſind mit Mauern eingefaßt und mit Statuen, Flaggen, Guirlanden prächtig dekoriert. Umgeht man den See, ſo gelangt man zum eigentlichen Ausſtellungsplatze, welcher von dem Parkhauſe und den Gebäuden für die Induſtrie, Marine und Kunſt eingefaßt wird. Das Arrangement dieſes Platzes mit ſeinen Springbrunnen, Statuen, Muſikpavillons und gärtneriſchen Anlagen iſt ein überaus glückliches, ſo daß das von dem vielen angeſtrengten Schauen der Tauſende von Ausſtellungsgegenſtänden ermüdete Auge hier ausruhen kann. Gute Reſtaurants ſorgen dabei für den inneren Menſchen, und mehrere Muſikchöre verſuchen, mit mehr oder weniger Geſchick erhebend auf die Gefühle des kneipluſtigen Publikums zu wirken.

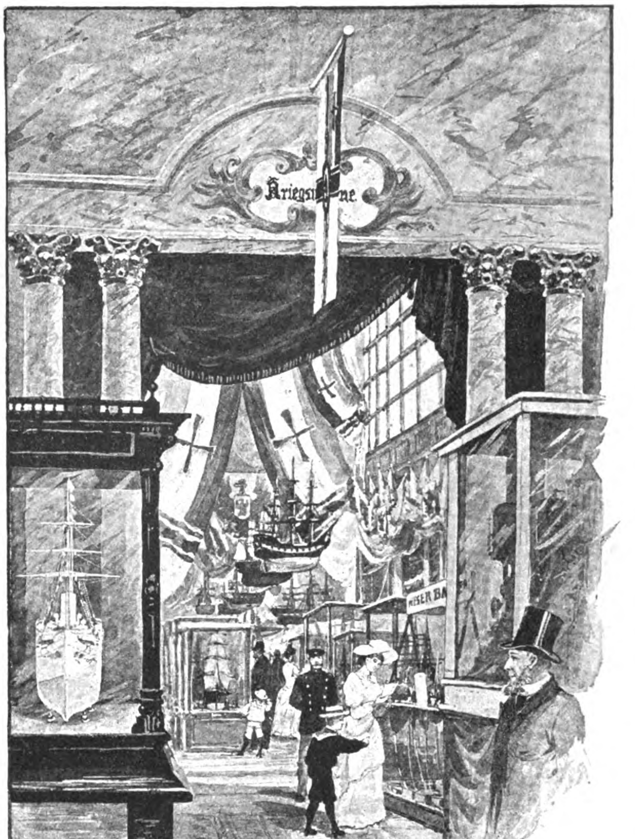
Der Beſucher wird wohl zuerſt den Hauptausſtellungspalaſt eingehend beſichtigen und ſich an der jungen lebenskräftigen Induſtrie Bremens erfreuen. Auch hier waltet künſtleriſches



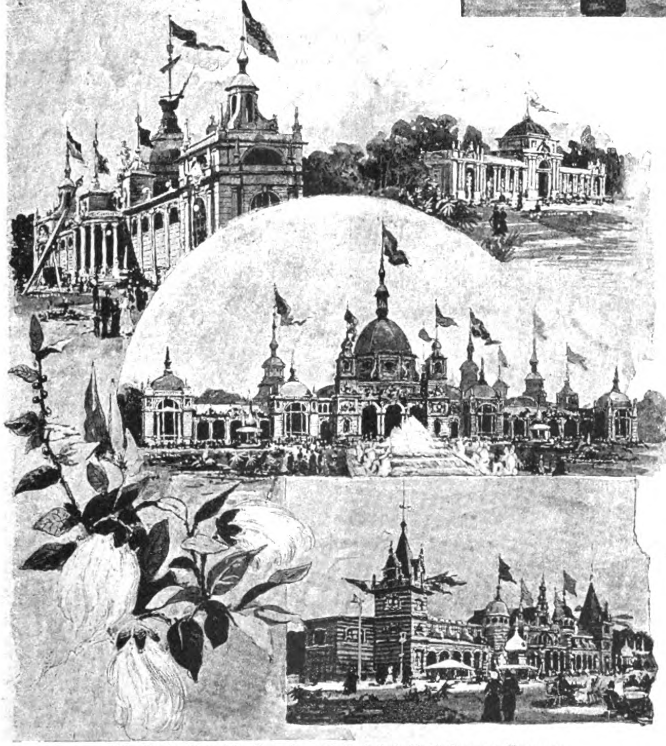
Bremer Typen.

Arrangement vor, welches ſelbſt den gleichgültigſten, alltäglichen Gegenſtänden einen beſonderen Reiz verleiht. Der Kleinverkauf, welcher den Ausſtellungsgebäuden ſo oft das Ausſehen eines Kramladens verleiht, iſt hier faſt gänzlich ausgeſchloſſen und ſo der wirklich vornehme Charakter eines Bildes der Induſtrie gewahrt.

Zur linken Seite des Platzes befindet ſich die Marine-Ausſtellung, deren Gebäude unter all den prächtigen Bauten wohl das intereſſanteſte iſt. Die ebenmäßige und doch originelle Architektur weiſt an vielen Stellen, namentlich aber durch ein großes, auf der Mittelkuppel angebrachtes Orlogſchiff auf ſeinen Zweck hin. Mit ſtiller Ehrfurcht wird der Beſucher das Gebäude betreten, hat doch menſchliche Erfindungskraft ſich nirgends herrlicher offenbart, als auf dem Gebiete der Schiffahrt. Daß der Stolz Bremens, der Norddeutſche Lloyd, den Löwenanteil an der Ausſtellung hat, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Gegen Fahrzeuge, wie der hier im Modell dargebotene Schnelldampfer „Kaiſer Wilhelm II“ wird ſelbſt England vergeblich zu konkurrieren verſuchen.

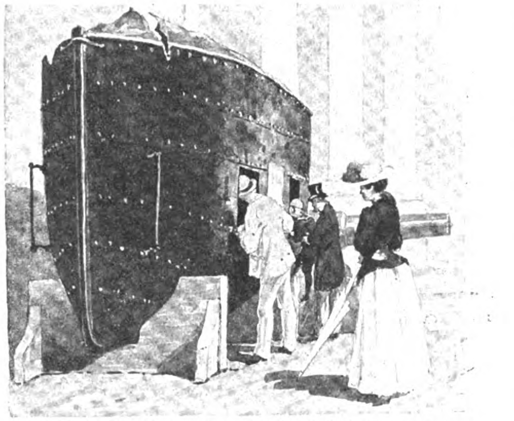


Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung zu Bremen: Eingang in die Marine-Ausſtellung.



Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung zu Bremen:
In der Mitte das Haupt-Ausſtellungsgebäude. Oben links das Marine-Ausſtellungsgebäude.
Oben rechts das Kunſt-Ausſtellungsgebäude. Unten das Handels-Ausſtellungsgebäude.

Die große Schraube von ſieben Metern Durchmeſſer ſcheint ſtolz zu ſagen: Seht, ich treibe die Rieſenſchiffe in ſechs bis ſieben Tagen über das große Weltmeer, welches eure Väter kaum in ſo viel Wochen und Monaten durchqueren konnten. — Die deutſche Kriegsmarine hat ebenfalls einen großen Teil ihrer Modelle und Einrichtungen der Ausſtellung überwieſen, welche das Intereſſe unſers, nunmehr auch zur See kampfbereiten Volkes erwecken werden. Da ſehen wir die ſchwerfälligen Orlogſchiffe vergangener Jahrhunderte, ſowie die hohen Zwei- und Dreidecker der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts, deren Kampfweiſe meiſt darin beſtand, möglichſt dicht aneinander zu fahren und ſich gegenſeitig die, im Vergleiche zu unſern jetzigen Geſchoſſen, harmloſen Kugeln in die Breitſeiten zu pfeffern, daß letztere nach dem Kampfe oft ausſahen, wie durchlöcherte Strümpfe. Wie mancher alte Seebär mag vor dieſen Bauten der Vergangenheit mit ſtiller Wehmut im Herzen ſtehen. Mit ihnen iſt die alte Schiffsromantik dahingegangen. Die ſtolzen Maſten ragen nicht mehr gen Himmel, die Segel flattern nicht mehr im Winde, der allmächtige Dampf hat alle die maleriſchen Requiſiten der alten Schiffahrt überflüſſig gemacht. Niedrige, oft geradezu häßliche Fahrzeuge liefert uns die erfinderiſche Neuzeit. Umgeben von undurchdringlichem Panzer, allerorten Tod und Verderben ſpeiend, flink, trotz des unbehilflichen Ausſehens, iſt das heutige Kriegsſchiff wie ein giftiges Inſekt, deſſen man ſich nicht erwehren kann. Aus dem alten, wetterharten, ungehobelten Seemann iſt ein Gelehrter geworden, in deſſen Kopf die Kenntnis aller möglichen Wiſſenſchaften aufgeſpeichert iſt. Dem Laien brummt der Kopf, wenn



**Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung zu Bremen: Das Wrack des im Jahre 1851 verſunkenen Bauerſchen Taucherbootes.**

er den einen Teil dieſer Wiſſenſchaften, welche die deutſche Seewarte ausgeſtellt hat, durchwandert.

Ein klares Bild der deutſchen Hochſeefiſcherei bekommt der Beſucher in einigen Nebenräumen, woſelbſt Fahrzeuge, Netze und Modelle, welche die Art und Weiſe des Fanges erläutern, ausgeſtellt ſind.

Auch die Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat ſich in hervorragender Weiſe in der Marineabteilung beteiligt. Vor dem Gebäude ſteht das Wrack des im Jahre 1851 verſunkenen Bauerſchen Taucherbootes. Wie naiv das Ding gebaut iſt, und doch iſt es die erſte Anregung zu unſern heutigen Torpedobooten geweſen. Wie mancher mag wohl über das plumpe Ding, welches außerdem das Mißgeſchick hatte, gleich bei der erſten Fahrt zu verunglücken, damals gelächelt haben. Heute ehrt man den Erfinder durch die Ausſtellung ſeines Geiſteskindes.

Hinter dem Gebäude der Marineabteilung befindet ſich die Maſchinenhalle, in welcher der König „Dampf“ ſein Szepter ſchwingt.

Auf der rechten Seite des Platzes erhebt ſich das edle Gebäude der Kunſtausſtellung, in deren lichten Räumen ſich Werke unſerer beſten Künſtler befinden. Stumm, nur mit Nummern verſehen, warten die goldumrahmten Schönheiten des Pinſels auf den Liebhaber, der ſie mit ſchnödem Gelde erlöſen und in ſein Heim führen ſoll. Man rühmt den Bremern nach, daß ſie nicht nur für Petroleum, Wolle und Tabak ſchwärmen, ſondern auch reges Intereſſe an der Kunſt nehmen. Die künſtleriſch ſo reich dekorierte Ausſtellung ſelbſt iſt ein Beweis dafür, daß man eine nüchterne, glanz- und poeſieloſe Umgebung nicht recht leiden mag.

Seitlich ab vom Platze gelangt der Beſucher zu dem intereſſanteſten und wichtigſten Teile der Ausſtellung, dem Handelsgebäude, welches alle für den Bremer Welthandel in Betracht kommenden Produkte und deren Gewinnung vor Augen führt.

In welch anderem Lichte erſcheinen hier die ernſten, nüchternen, am Pulte im ſtillen Kontor arbeitenden Männer des Handels, deren königliche Macht man beim Anſchauen dieſer Abteilung empfindet. Man begreift, daß zum wahren Kaufmann echtes, großes Feldherrngenie gehört, das die friedlichen Maſſen in dem Kampfe der Civiliſation gegen die Barbarei führt und lenkt. Ihm iſt die geſamte Erde unterthan, Staaten und Städte entſtehen auf ſein Machtgebot, er knüpft die Bande der Völker und löſt ſie. Egoiſt an und für ſich, leiſtet er der Menſchheit die größten Dienſte, ſelbſt erwerbend, ſchafft er den Erwerb Tauſender, denen er durch ſein Talent neue Lebenswege bahnt. So erobert der Handelsfürſt die Welt und ſchwingt von ſeinem ſtillen Arbeitstiſch aus ſein mildes Szepter über arbeitſame Völker. Die Handelsabteilung iſt der Stolz der Bremer Ausſtellung und mit Recht. Sie bietet ein treues Bild des allgewaltigen Weltverkehrs und zwar nicht in nüchterner Weiſe, ſondern in anſchaulichen, meiſt künſtleriſch arrangierten Darſtellungen der Produkte ſowie der Art der Gewinnung derſelben durch die über den ganzen Erdball verteilten Mitmenſchen.

Beim Eintritt in das Gebäude ſehen wir hinter dem die Weltkugel tragenden Herkules die Ausrüſtung unſerer Pioniere der Civiliſation, der in die fremden Länder eindringenden Forſchungsreiſenden.

Der ganze rechte Flügel des Hauſes iſt dem mit Bremen ſo eng verknüpften Erdteil Amerika gewidmet.

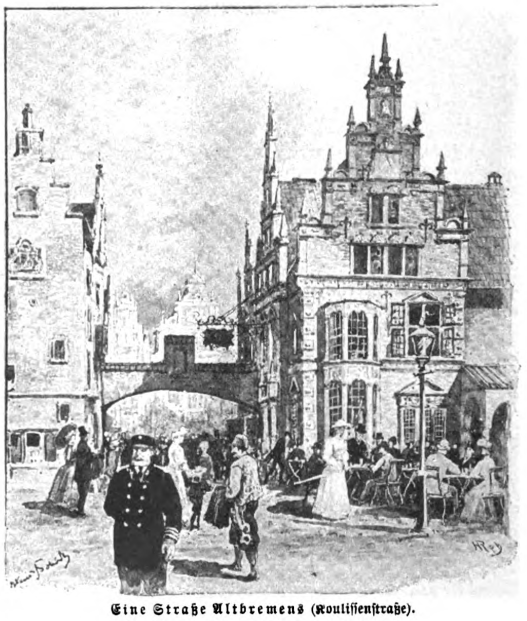
Wie viele Gegenſtände, welche durch ihre Alltäglichkeit uns ſonſt kaum mehr intereſſieren, gewinnen hier durch die Art der Darſtellung den größten Reiz. So zeigt uns die Ausſtellung die Schickſale des Petroleums von dem Augenblicke an, wo es der Erde entſpringt bis zu ſeiner Verwendung.

Welche Freude müſſen die das liebe Schaf ſo brünſtig verehrenden Jägerianer und die, dem Pflanzenſtoff huldigenden Antijägerianer beim Anblicke der Wollen- und Baumwollengewinnung empfinden.

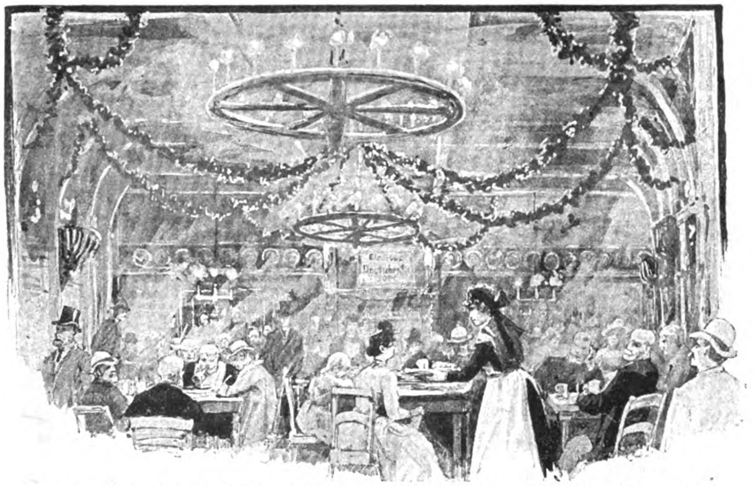
Wird nicht jeder Raucher, der bisher wegen Fülle an Patriotismus oder Mangel an Geld zur heimiſchen Pfälzer ſchwur, ſehnſüchtig die prächtigen Blätter Havannas bewundern und den Augenblick ſegnen, wo ihm das Schickſal ſolch edle Glimmröhre an die Lippen führt.

Den linken Flügel des Gebäudes nehmen Aſien, Afrika und Auſtralien ein. Hier ſind beſonders die prächtigen Darſtellungen indiſcher und oſtaſiatiſcher Erzeugniſſe bemerkenswert. Der Orient zieht in ſeiner ganzen Pracht an den Augen vorüber. Erinnerungen der Märchenwelt aus unſern Kindertagen werden wach beim Anblicke dieſer Pagoden, Tempel und heiligen Haine.

Eine andere Abteilung zeigt uns das deutſche Afrika und ſeine heutige Koloniſierung. Wie erwähnt, ſind es namentlich die Darſtellungsweiſen, welche dieſe Handelsausſtellung für den Beſucher ſo intereſſant machen. Die Künſtler A. Fitger, Hellgrewe und andere haben es verſtanden, den Gegenſtänden durch Malereien und Arrange-



**Eine Straße Altbremens (Kouliſſenſtraße).**



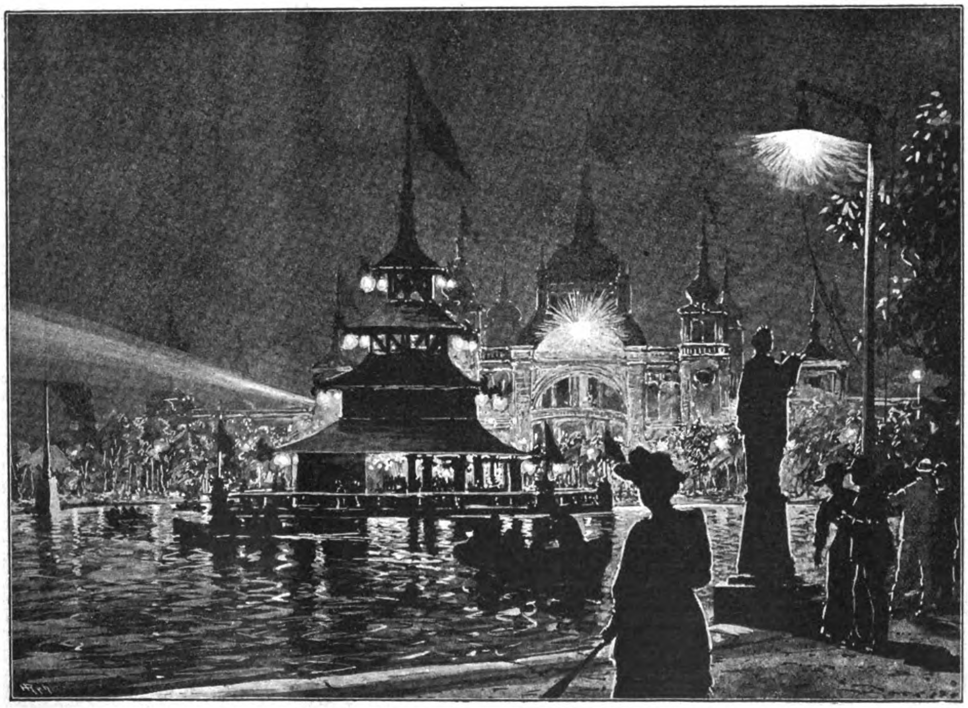
Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung zu Bremen: Im weſtfäliſchen Bauernhauſe.

ments einen beſonderen Reiz zu verleihen, ſo daß dieſer Teil der Ausſtellung zu dem Vollendetſten gehört, was auf dieſem Gebiete erreicht werden kann. — Bieten die Ausſtellungsgebäude ſo recht das Bild unſerer modernen Zeit, ſo verſetzt uns die dicht bei der Handelsabteilung gelegene Altbremer Straße in vergangene Zeit, wenn auch nicht vollſtändig, da hier die modernen Kramläden ihren Hauptſitz aufgeſchlagen haben. Es war eine originelle Idee, dem Beſchauer dieſe Gegenſätze zu zeigen, und ſie iſt geſchickt ausgeführt worden. Geſtrichene und gemalte Kuliſſen heucheln Maſſivität, ein alter Thorbogen durchſchneidet die Straße und grenzt eine Art Platz ab, auf welchem das regſte Jahrmarkttreiben herrſcht. Bemerkenswert iſt das große Altbremer Weinhaus beim Eingange in die Straße. Hier iſt nicht alles gefälſcht, ſondern man findet außer dem echten Rebenblut auch wirklich altertümliche, aus Bremer Beſitz ſtammende Schnitzereien, Gemälde und Geſchirre. Daß die moderne Welt in dieſem Gebäude herumlärmt, iſt allerdings ein Anachronismus, indes mit einiger Phantaſie kann man ſich wohl in die alte Zeit zurückträumen.

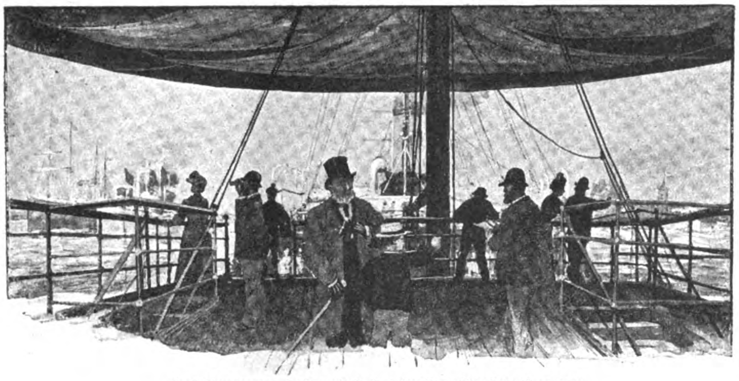
Abſeits vom Wege trifft man auf das weſtfäliſche Bauerhaus. Wenn es auch nicht für den Liebhaber ländlicher Einſamkeit errichtet iſt, da im Gegenteil eine beängſtigende Menſchenfülle in den Ställen und auf der Tenne dem edlen Biere huldigt, ſo erfüllt es doch ſeinen Zweck als Erholungsaufenthalt nach der langen Reiſe durch die Ausſtellung.

Abends, wenn die Thüren der Gebäude geſchloſſen ſind, bietet der Ausſtellungsplatz ſelbſt den Sammelpunkt aller Bremer und Fremden. Das prächtige Bild der Anlagen, Springbrunnen, Arkaden, beleuchtet von dem feenhaften Glanze des elektriſchen Lichtes, wird die volle Bewunderung aller Beſucher hervorrufen.

Zum Schluſſe will ich noch das Panorama an der Weide erwähnen, welches, wenn auch nicht im Ausſtellungsparke befindlich, doch ideal zu demſelben gehört. Es ſtellt dies die Einfahrt des Bremer Schnelldampfers „Lahn“ in die Bai von New York dar. Die Natur hat den Malern Hans Peterſen, Hellgrewe und anderen ein prächtiges Motiv dargeboten. Die Herren haben ſich ihrer Aufgabe in beſter



Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung zu Bremen: Das Parkhaus und der Hollerſee bei elektriſcher Beleuchtung.



Das Panorama: Hafeneinfahrt in New York in Bremen.

Weiſe entledigt. — Bremen iſt mit der Ausſtellung aus ſeiner reſervierten Stellung in die vorderſte Reihe der deutſchen Städte getreten. Die gewaltigen Opfer und Anſtrengungen, welche die Korrektion des Weſerſtromes und die großartigen Freihafenanlagen erforderten, werden hoffentlich ihren Lohn finden. Deutſchland aber kann ſtolz ſein auf die alte, ſo mächtig emporblühende Hanſaſtadt.

## Nickel.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Nichts Neues unter der Sonne! Als im Jahre 1850 die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft die Einführung von Nickelſcheidemünzen beſchloß, galt dieſe Maßnahme als völlig originell, und noch als das Deutſche Reich 1873 die erſten Nickelmünzen prägte, befühlten und beſchauten wir alle die ſilberglänzenden Dingerchen mit der Empfindung, daß wir einer wirklich recht „neuen“ Sache gegenüberſtänden. Nun aber analyſiert ein Chemiker eine im II. Jahrhundert vor Chriſti Geburt im fernen Baktrerlande unter dem König Euthydemos ſeligen Angedenkens geſchlagene Münze und findet, daß dieſelbe faſt genau aus der gleichen Legierung beſteht, wie unſere deutſchen Scheidemünzen: aus rund 80 Prozent Kupfer nämlich und 20 Prozent Nickel, letztere dagegen aus 25 Prozent Nickel und 75 Prozent Kupfer. Und während die ſonſt ſo klugen Bergleute im ſächſiſchen Erzgebirge ein gewiſſes kupferrot ſchimmerndes Erz mit dem Spottnamen Nickel belegten, weil ſie ſo wenig damit anzufangen wußten, daß es als ein unnützer Ballaſt ſich zu gewaltigen Halden anhäufte, wußten die klügeren Herren Chineſen dasſelbe Metall ſchon ſeit langen Jahrhunderten mit Kupfer und Zink zu einer Miſchung zu verarbeiten, welche ſie Packfong — weißes Kupfer nannten und die unſerm heutigen Neuſilber ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem anderen.

Erſt im Jahre 1751 war der Stockholmer Chemiker Cronſtedt neugierig genug, ein Stückchen aus dem Reiche der Mitte eingeführtes Packfong einer Analyſe zu unterwerfen und er entdeckte dabei das Nickel als ein neues Element. Etwa zwanzig Jahre ſpäter lehrte Bergmann es aus dem ſogenannten Kupfernickel — jenem bisher achtlos beiſeite geworfenen Erz — rein darſtellen, wobei er zugleich fand, daß dieſes Kupfernickel gar kein Kupfer enthielt, ſondern ſich aus Nickel, Arſen, Eiſen, Kobalt, Blei, Antimon und noch anderen Nebenbeſtandteilen zuſammenſetzt. Trotz dieſer Entdeckung blieb das Nickel aber immer noch — das Nickel, ein verachteter, läſtiger Stoff, der zu nichts nütze ſchien, und nur einige Suhler Fabrikanten eilten ihrem Jahrhundert voraus, indem ſie aus alten Schlacken eine neuſilberähnliche Metalllegierung herſtellten, die zu Waffenbeſchlägen und Sporen verarbeitet wurde. Sie hielten dieſes Verfahren indeſſen als vorſichtige Geſchäftsleute hübſch geheim, bis ſich der Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen der Sache annahm und eine Preisaufgabe für die Auffindung einer ſilberähnlichen Legierung ausſchrieb, welche zugleich zur fabrikmäßigen Verarbeitung geeignet und ohne Schaden für die Geſundheit zu Speiſegeräten verwendbar ſein ſollte: 1823 enthüllte daraufhin Brandes die Beſtandteile des ſogenannten Suhler Weißkupfers; ſchon im nächſten Jahre errichteten die Gebrüder Henniger in Berlin ihre noch heute beſtehende Neuſilberfabrik und Geitner in Schneeberg ein gleiches Etabliſſement, während gleichzeitig in Gloggnitz in Öſterreich die erſte Nickelhütte Europas entſtand. Jetzt begann plötzlich ein Wettlaufen nach jenen alten, ſo lange Zeit für wertlos gehaltenen Halden von Kupfernickel, welche ſich beſonders im Erzgebirge aufgeſammelt hatten, und ein Forſchen und Suchen nach neuen Gängen und Gruben des ſoeben noch arg verachteten Metalls — es ging dem Nickel eben nicht anders, wie ſeinem engverbundenen Freunde und metallurgiſchen Vetter, dem Kobalt, das man auch Jahrhunderte lang verſpottet und dem man auch einen Schimpfnamen angehangen hatte, um es dann zu hohen Ehren zu erheben. Erſt im XVI. Jahrhundert nämlich fand man in Sachſen, was die Araber, Perſer und Chineſen längſt gewußt hatten, daß das Kobaltoxyd die herrlichſten bunten Glasflüſſe hervorzubringen geſtattet, und monopoliſierte ſchleunigſt die Herſtellung der Kobaltfarben; beiläufig bemerkt, erzeugen die königlich ſächſiſchen Farbwerke heute noch Kobaltfarben im Werte von jährlich faſt einer Million Mark.

Das zu Ehren gekommene Nickel findet ſich in ſehr verſchiedenen Erzen. Außer als das ſchon mehrfach erwähnte Kupfernickel, deſſen Hauptfundſtätten u. a. Schneeberg und Annaberg, Schladming in Steiermark, Dobſchau in Ungarn ſind, kommt es als Beſtandteil von Schwefel- und Kupferkieſen auf der ſkandinaviſchen Halbinſel und in Nordamerika vor, während es neuerdings in Neu-Kaledonien in großen Maſſen als ein waſſerhaltiges kieſelſaures Erz gewonnen wird. Die Auffindung dieſer letztgenannten äußerſt reichen Lager durch den Ingenieur Garnier im Jahre 1874 hat ſeinerzeit einen völligen Umſchwung in der Nickelinduſtrie hervorgerufen — ein neuer Aufſchwung derſelben ſteht vielleicht zu erwarten, wenn ſich die jüngſt durch die Tagesblätter gegangene Nachricht von der Entdeckung gewaltiger Nickellagerſtätten zu Frankenſtein in Schleſien vollinhaltlich beſtätigen ſollte. Zur Zeit wird die jährliche Geſamtproduktion auf über 1000 Tonnen (die Tonne zu 1000 Kilogramm) zu ſchätzen ſein, von denen faſt die Hälfte auf die ertragsreichen Gruben Neu-Kaledoniens entfällt. Übrigens ſcheint das Nickel im ganzen Weltenraum verbreitet, denn auch die Meteoreiſenmaſſen enthalten eine oft recht anſehnliche Beimengung.

Die hüttenmäßige Gewinnung des Metalls geſtaltet ſich zumeiſt zu einem ſchwierigen und recht langwierigen Prozeß, auf den wir hier nicht näher eingehen können — es genügt der Hinweis, daß es vornehmlich die Koſtſpieligkeit dieſes Prozeſſes iſt, welche das Erz wohl dauernd verhältnismäßig hoch im Preiſe hält.

Rein dargeſtellt erſcheint das Nickel als ein faſt ſilberweißes, recht politurfähiges, glänzendes Metall, deſſen Feſtigkeit größer als diejenige des Eiſens iſt, und das ſich vor allem an der Luft weit beſſer hält, als letzteres. Wie es unempfindlich gegen den Einfluß der Atmoſphäre iſt, ſo widerſteht es auch den meiſten Säuren vortrefflich — deshalb und nicht nur um ſeines ſilberähnlichen Glanzes halber kann man ihm wohl den Ehrennamen eines Halbedelmetalles zugeſtehen.

Seine erſte Verwendung im größeren Stil fand das Nickel, wie bereits hervorgehoben, in der Neuſilberfabrikation — wahrſcheinlich iſt es nur einem Bruchteil unſerer Leſer und Leſerinnen bekannt, daß alle jene Gebrauchsgegenſtände aus Alfenide, Chriſtofle, Argentan, Alpakka, Peruſilber und wie erfindungsreiche Fabrikanten ihre Neuſilbererzeugniſſe ſonſt noch nennen mögen, ihren faſt ſilberähnlichen Glanz lediglich dem Nickel verdanken. Das Miſchungsverhältnis der drei im Neuſilber enthaltenen Metalle: Kupfer, Nickel und Zink, iſt freilich ein recht verſchiedenes, der Zuſatz an Nickel ſchwankt allein etwa zwiſchen 15 und 30 Prozent. Wenn nun das Neuſilber ſehr nickelarm und der galvaniſche Silberüberzug, welchen alle derartige Gerätſchaften erhalten, ſehr ſchwach war, ſo daß er ſich nach kurzem Gebrauch abnutzt, dann ſchimmert ſehr bald das ſchlechte Neuſilber mit ſeinem gelblichen Ton hervor und die verehrte Hausfrau ärgert ſich bei jedem Mittagseſſen über das „ſcheußliche Alfenide,“ das doch vor kurzem noch beim Einkauf ſo blitzblank ausſah und dabei ſo ſpottbillig war. Wenn irgendwo, muß man beim Kauf von Neuſilberwaren vorſichtig ſein und ſich nur der Zuverläſſigkeit bewährter Geſchäfte anvertrauen.

War es der ſilberähnliche Schimmer, welcher hier dem Nickel zur Anerkennung verhalf, ſo iſt es ſeine Feſtigkeit, verbunden mit relativ hohem Wert, welche ſeiner Verwendung als Scheidemünze die Bahn brach. Nach dem Vorbild der Schweiz entſchloſſen ſich nacheinander die Vereinigten Staaten von Nordamerika, entſchloß ſich Chile, Belgien, Braſilien, das Deutſche Reich und Venezuela zur Ausgabe von Nickelmünzen, die meiſt aus einer Legierung von Kupfer und Nickel beſtehen; nur die Schweiz hat neuerdings Münzen aus chemiſch reinem Nickel prägen laſſen. Alle Nickelmünzen ſind außerordentlich dauerhaft; ſie nutzen ſich nur in geringem Maße ab und oxydieren nur wenig — wir kennen alle den langſamen Übergang von dem neuen, weiß glänzenden Zehnpfennigſtück zu dem ſeit Jahren in Gebrauch befindlichen, mit ſeiner matten, etwas grauen Färbung, wir alle werden aber kaum je eine Nickelmünze in der Hand gehabt haben, deren Prägung weſentlich an Schärfe verloren hatte. Außerdem iſt die Herſtellung der Nickelmünzen bei der großen Härte der Metalllegierung eine recht ſchwierige, die Rändelungs- und Prägemaſchinen müſſen beſonders kräftig gebaut ſein, den Herren Falſchmünzern iſt eine lohnende Thätigkeit damit bedeutend erſchwert.

Neuſilber und Nickelmünzen zeigen uns — wenn wir von den neueren ſchweizer Münzen abſehen — eigentlich nur Nickellegierungen, ſeit etwa zwanzig Jahren findet jedoch auch das Nickel an ſich in der Induſtrie die mannigfachſte Verwendung. Zunächſt erkannte man die Vorzüge einer galvaniſchen Vernickelung und lernte ſie praktiſch ausführen. Seitdem haben wir beinahe, ohne es zu bemerken, eine unendlich lange Reihe von täglichen Gebrauchsgegenſtänden aus Stahl und Eiſen, aber auch aus Zink und Meſſing, ſich mit der leichten galvaniſchen Nickeldecke überziehen ſehen, die ſie in der vorzüglichſten Weiſe und faſt ohne Verteuerung vor Roſt ſchützt: anfangs wandte man das neue Verfahren nur auf die Metallteile von Gewehren und Revolvern an, dann brachte man allerlei Maſchinenteile — beſonders der Nähmaſchinen — in das Vernickelungsbad, bald folgten Schlöſſer und Schlüſſel, Schreibzeuge und Federhalter, Meſſerſcheiden, Leuchter und Bilderrahmen, chirurgiſche Inſtrumente und Beſchläge aller Art nach, bis ſich ſchließlich ſelbſt die eiſernen Zimmeröfen ganz oder teilweiſe mit ſchimmerndem Nickelüberzug ſchmückten. Wir ſind eigentlich herzlich undankbar gegen dieſe erfolgreiche Neuerung, wenigſtens haben wir ſie hingenommen, wie etwas, das ſich von ſelbſt verſteht; wer ſich aber heute in ſeinem Zimmer, auf dem Schreibtiſch und in ſeinen Schränken umſieht, deſſen Auge begegnet faſt unaufhörlich Gegenſtänden, die ehedem dem läſtigen Roſt in unangenehmſter Weiſe ausgeſetzt waren und jetzt im haltbaren, ſchmucken Nickelglanz ſchimmern.

Damit indeſſen nicht genug, lernte man nach langjährigen vergeblichen Verſuchen, dank beſonders den Beſtrebungen von Fleitmann & Witte in Iſerlohn, Monteſiori in Lüttich und Wharton in Philadelphia, größere, chemiſch reine Gußſtücke aus Nickel darſtellen, welche ſowohl zu Draht auszuziehen, wie zu ſchweißen, zu hämmern und zu walzen waren. Ein ganz neuer Induſtriezweig wurde dadurch angebahnt. Auf der einen Seite war die Herſtellung von allen möglichen Luxus- und Kunſtgegenſtänden, von Eß- und Trinkgefäßen, von Brilleneinfaſſungen und Apparaten für den Gebrauch chemiſcher Laboratorien möglich geworden; Schmelztiegel, Spatel und Pincetten für die letzteren z. B., welche ehedem aus Silber beſtehen mußten, um der Einwirkung von Säuren genügenden Widerſtand leiſten zu können, erzeugt man heute mit Vorliebe aus reinem Nickel. Auf der anderen Seite gelang es, gewalzte Nickelplatten mit Stahl und Eiſen oder mit Legierungen von Kupfer und Nickel zuſammenzuſchweißen und die ſo erzeugten nickelplattierten Bleche weiter auszuwalzen — unſere Hausfrauen kennen gewiß die vorzüglichen Kaſſerollen und Kochtöpfe, welche ſie dieſem Induſtriezweig verdanken, und mit denen die immerhin nicht ungefährliche Verwendung des Kupfers in der Küche weſentlich eingeſchränkt wurde. Die Widerſtandsfähigkeit des Nickels gegen Säuren zeigt ſich gerade bei der Fabrikation der nickelplattierten Bleche in höchſt intereſſanter, ſchlagender Weiſe: um nämlich auch die Schnittflächen derartiger Bleche mit dem Nickelüberzug zu verſehen, taucht man ſie in Schwefelſäure; die letztere beizt das Eiſen in der Mitte zwiſchen beiden Nickelhüllen fort, während dieſe ſelbſt unberührt bleiben und dann umgebogen und verſchweißt werden können.

So umfangreich heute bereits die Verwendung des Nickels in der Induſtrie iſt, ſo erſcheint dieſelbe doch noch keineswegs abgeſchloſſen; gerade neuerdings iſt z. B. durch umfaſſende Verſuche feſtgeſtellt worden, daß ein gewiſſer Zuſatz von Nickel die guten Eigenſchaften des Stahls weſentlich erhöht. Man hofft in einer derartigen Legierung ein Material von ungewöhnlicher Feſtigkeit und Dehnbarkeit gefunden zu haben, das ſich beſonders für ſtark beanſpruchte Maſchinenteile und als Werkzeugſtahl vorzüglich eignet. Allerdings ſpricht hierbei der Preis des Nickels ja bedeutſam mit.

Wenig mehr denn ein Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit das Nickel als Element entdeckt wurde, kaum ſieben Jahrzehnte ſind vergangen, ſeit das bisher verachtete, nutzlos erſcheinende Erz ſeine erſte Verwendung fand und heute kurſieren viele Millionen Mark, aus demſelben Metall geprägt, in zahlreichen Kulturſtaaten, finden ungezählte Arbeiter Arbeit und Verdienſt in Induſtriezweigen, die ſich lediglich auf ihm aufbauen. Einſt ein nur mit Spott genannter Stoff, tritt das Nickel heute erfolgreich in den Wettſtreit mit dem Silber. Was wohl die alten Bergleute von Annaberg ſagen würden, wenn ſie ſehen könnten, welchen Siegeslauf ihr böſes „Nickel“ um das Erdenrund gehalten hat!

# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

Pirſchmann, der Dachshund, hat ſich eine Verwundung im ehrenvollen Kampf mit einem Fuchs geholt; auch ihm ſtehen die Narben ſchön und der Teilnahme ſeiner Freunde darf er ſicher ſein. Er läßt ſich den Krankenbeſuch mit der Würde gefallen, die dem erprobten Helden geziemt und ſchlürft ſeine Milch mit einem Appetit, der eine baldige Geneſung mit Sicherheit verbürgt. — Wie ein Lenauſches Gedicht wirkt das Bild „Einſam und verlaſſen,“ blaſſer Mondſchein, Wellenplätſchern, Schilfflüſtern, und ein einſames Mädchen, das dem ungetreuen Geliebten nachweint.

## Statiſtik der Genußmittel.

Zu recht intereſſanten Ergebniſſen gelangt man bei einer vergleichenden Prüfung des Konſums unſerer gebräuchlichſten Genußmittel in den verſchiedenen Ländern. Es entfallen nämlich im Durchſchnitt einer längeren Zeit auf den Kopf der Bevölkerung in runden Zahlen jährlich Kilo:

| | England | Frankreich | Deutſchland | Öſterreich-Ungarn | Ver. Staaten von Amerika |
|---|---|---|---|---|---|
| An Kaffee . . | 0,42 | 1,41 | 2,25 | 0,90 | 3,15 |
| An Thee . . . | 2,33 | 0,012 | 0,030 | 0,015 | 0,76 |
| An Kakao bzw. Chokolade . | 0,15 | 0,35 | 0,05 | 0,03 | 0,06 |

Bezüglich des Kaffeekonſums iſt es eine bekannte Thatſache, daß die weinbauenden Länder einen weit geringeren Bedarf an Kaffee entwickeln, als die nicht weinbauenden. Eine Ausnahme macht nur England, wo der Thee den Kaffee erſetzt, dagegen haben z. B. die Niederlande einen Kopfbedarf von über 7 Kilo, Belgien von 4,25, Norwegen von faſt 4 Kilo, während Italien ſich mit 0,50 Kilo begnügt. In betreff des Theekonſums iſt es weſentlich, Rußland zu Ergänzung der obigen Tabelle heranzuziehen: der Kopfbedarf beträgt hier — vielleicht weniger, als man erwartet — etwa 0,40 Kilo, während Auſtralien mit 2,50 Kilo an der Spitze aller theekonſumierenden Länder (vielleicht von China und Japan abgeſehen) ſteht. Der Kakaokonſum wird für Spanien und Centralamerika mit 1 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung am höchſten geſchätzt; erfreulicherweiſe iſt er in Deutſchland im fortgeſetzten Steigen begriffen, ja hat ſich im Laufe der letzten 20 Jahre faſt verdoppelt.

## Technik.

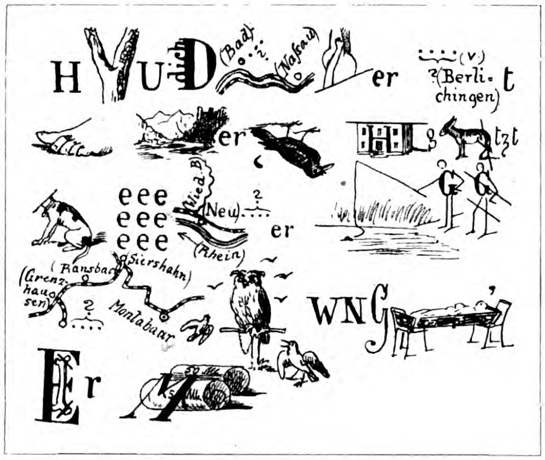
Photographiſche Aufnahmen bei künſtlicher Beleuchtung fanden bisher faſt ausſchließlich unter Benutzung des elektriſchen Bogenlichtes ſtatt. Nach der allgemeineren Einführung der elektriſchen Beleuchtung verſprach man ſich von derſelben außerordentliches für photographiſche Zwecke und es entſtanden faſt in allen größeren Städten Ateliers für „elektriſche Aufnahmen.“ Allgemach iſt es ziemlich ſtill von den letzteren geworden: ſo hoch die Wirkſamkeit des Bogenlichtes über derjenigen des Gaslichtes ſteht, ſeine Koſten treten der Anwendung für die Photographie doch meiſt allzu hindernd in den Weg. Neuerdings hat man derſelben in dem Magneſiumlicht aber eine neue Lichtquelle erſchloſſen, die das alte Problem, Aufnahmen jeder Art unabhängig vom Tageslicht ausführen zu können, in anſcheinend vollendeter Weiſe löſt.

Es iſt ſeit längerer Zeit bekannt, daß das Magneſiummetall unter ungemein intenſiver Lichtentwickelung verbrennt, man hatte auch bereits ſeit vielen Jahren ganz zweckmäßig konſtruierte Lampen, in denen ein durch ein Uhrwerk ſtetig vorgeſchobenes Magneſiumband als Leuchtmittel benutzt wurde, und vielen unſerer Leſer werden die von der Scheringſchen chemiſchen Fabrik hergeſtellten Magneſiumfackeln bekannt ſein, welche durch ihr gleichmäßiges, klares Licht zuerſt 1885 bei der Feier des Jubiläums des Fürſten Bismarck Aufſehen erregten und die z. B. auch jüngſt bei Gelegenheit des großen, zu Ehren des Kronprinzen von Italien vor dem Neuen Palais in Potsdam veranſtalteten Zapfenſtreiches wieder Verwendung fanden. Das Magneſiumlicht hatte indeſſen zwei ſchwerwiegende Nachteile: einmal war das Metall ziemlich teuer und es wurde erſt in neuerer Zeit ſeine Herſtellung durch zweckmäßigere, elektrolytiſche Methoden verbilligt; dann aber, und das iſt die Hauptſache, entwickelt das Magneſium beim Brennen einen ſo läſtigen Rauch, daß man von ſeiner Benutzung in geſchloſſenen Räumen faſt ſtets abzuſehen gezwungen war.

Durch eine ebenſo einfache wie geiſtreiche Erfindung iſt es nun einem Dilettanten auf dem Gebiet der Photographie, dem Breslauer Maler Profeſſor Sturm, gelungen, dieſe letztere Schwierigkeit völlig zu umgehen. In der demſelben patentierten Magneſiumblitzlampe wird ein ganz geringer Teil fein pulveriſierten Magneſiums central in eine Gasflamme oder einen Berzeliusſchen Spritbrenner eingeblaſen und ruft eine kurze, höchſt intenſive Lichtentwickelung hervor. Die Einrichtung des ganzen Apparates iſt jedoch derart, daß man nicht nur in eine, ſondern genau gleichzeitig in eine ganze Anzahl Lampen Magneſiumlicht einblaſen kann und durch eine geſchickte Anordnung dieſer Lampen um die aufzunehmende Perſon herum die unangenehmen Schlagſchatten zu vermeiden vermag, die bei einer Beleuchtung von nur einer Seite her niemals ausbleiben.

Seit Anfang dieſes Jahres beſitzt Berlin ein „Moment-Blitzatelier“ (Potsdamer Straße 20), welches nach dem einſtimmigen Urteil der Fachzeitſchriften vorausſichtlich eine Umwälzung auf photographiſchem Gebiet hervorzurufen beſtimmt iſt. Es iſt keines jener himmelhohen Ateliers, deren endloſe Treppen man nur mit Zittern und Zagen emporklimmt, ſondern eine geſchmackvoll eingerichtete Wohnung im erſten Stockwerk. Jedes der zu Aufnahmen verwandten Zimmer trägt, wenn man ſo ſagen will, ein Firmament von Blitzlampen, die auf einem Syſtem von Schienen nahe der Decke beweglich ſind und alſo jede mögliche Lichtverteilung geſtatten — iſt alles zur Aufnahme bereit, ſo wird durch eine elektriſche Vorrichtung die Klappe des Momentapparates gelöſt und ein weiterer „Puſt“-apparat in Thätigkeit geſetzt, der das Magneſiumlicht durch die Flammen bläſt. Bei

### Bilderrätſel.



### 1. Rätſel.

Ich bin ein bitteres Wort; gleich Stacheln verwund' ich die Herzen.
Wenn ihr die Laute verſchiebt, nenn' ich ein griechiſches Volk.
Stellt ihr ein Zeichen voran und ſprecht mich in anderer Weiſe,
Bahn' ich im Frieden und Krieg häufig dem Heere den Weg.

### 2. Ergänzungsaufgabe.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | T | · | · | · | r | | | | |
| | | | | · | | | | · | | | | |
| | | | | · | | | | · | | | | |
| | | | | · | | | | · | | | | |
| B | · | · | · | n | · | · | · | a | · | · | · | s |
| · | | | | · | | | | · | | | | · |
| · | | | | · | | | | · | | | | · |
| · | | | | · | | | | · | | | | · |
| L | · | · | · | e | · | · | · | u | · | · | · | n |
| | | | | · | | | | · | | | | |
| | | | | · | | | | · | | | | |
| | | | | · | | | | · | | | | |
| | | | | L | · | · | · | e | | | | |

An die Stelle der Punkte ſollen Buchſtaben ergänzt werden, ſo daß an den ſechzehn Seiten der Vierecke ebenſoviele fünfſtellige Wörter entſtehen, welche ſämtlich geographiſche Bezeichnungen ſind. Dieſe Wörter ſind in anderer Ordnung: 1. und 2. zwei deutſche Länder, 3. ein amerikaniſches Land, 4. ein Gebirge in Deutſchland, 5. ein Gebirge in Afrika, 6. und 7. zwei Städte in Oberitalien, 8. ein Stadt im Königreich Sachſen, 9. und 10. zwei Städte in der Schweiz, 11. eine Stadt in Frankreich, 12. eine Stadt in Ungarn, 13. eine Stadt in Preußen, 14. und 15. zwei norddeutſche Nebenflüſſe und 16. ein Nebenfluß des Main.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

einer Verwendung geeigneter Platten werden ganz ausgezeichnete Bilder erzielt — Aufnahmen, welche ſich denen unſerer berühmteſten Ateliers vollwertig zur Seite ſtellen.

Um die Vorzüge des neuen Prinzips klarzuſtellen, faſſen wir ſie kurz dahin zuſammen, daß erſtens die Aufnahme völlig unabhängig von der Tageszeit und den Witterungseinflüſſen iſt, daß bei ihr zweitens das uns allen bekannte Gefühl der Abſpannung, welches bei einer längeren Expoſition faſt nie ausbleibt, fortfällt, und daß drittens die Aufnahme dank der Möglichkeit einer beliebigen Verteilung des Lichtes ohne den ſchablonenmäßig arrangierten Hintergrund der gewöhnlichen Ateliers ſtattfindet; der Apparat iſt übrigens transportabel und die Aufnahmen können daher auch in der Wohnung des Beſtellers, inmitten der gewohnten Umgebung desſelben, vorgenommen werden. Honny soit qui mal y pense: beſonders vorzüglich hat ſich die Blitzlampe bei der Bereicherung des bekannten Verbrecheralbums der Berliner Polizei bewährt — die geriebenſten Kunden, die ſonſt durch allerlei Kniffe die gefürchtete Aufnahme zu vereiteln wußten, mußten vor dem plötzlich aufflammenden Magneſiumlicht die Waffen ſtrecken.

v. Sp.

## Ein Führer in der Lebenskunſt

will ein Buch ſein, auf das ich beſonders aufmerkſam machen möchte; es iſt Johnſtons Chemie des täglichen Lebens; Stuttgart, Carl Krabbe, gebunden 6 Mark.

Wir haben hier einmal ein Buch, das weit mehr enthält, als der Titel verſpricht. Seinen Inhalt zu kennzeichnen, möchte ich die Worte anführen, die vor kurzem in einer naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft geſprochen wurden: „Wir kennen die chemiſchen Stationen, die zwiſchen einem Stück Butterbrot und dem Kinde liegen, welches dasſelbe genoſſen; kennen die Schickſale jeglicher Nahrung im Menſchenleib, ſowie auch die geſetzmäßigen und zufälligen Schwankungen in deren Zuſammenſetzung;“ obiges Buch befähigt auch den Laien, in dieſen Ausſpruch einzuſtimmen.

Johnſtons Chemie des täglichen Lebens iſt weder ein einſeitiges Lehrbuch der Chemie, noch anderſeits ein Modebuch, das, angenehm plaudernd, nur die Zeit vertreibt. Mit geradezu bewunderswerter Klarheit — wie ich ſie ähnlich in keinem anderen Buch dieſer Art gefunden habe — trägt der Verfaſſer dem gebildeten Laien die Chemie der Nahrungs-, Genuß- und Reizmittel — Luft und Waſſer ſind wohl berückſichtigt — vor, beſpricht Nutzen und Schaden, Nahrungswert und Geldwert, Unterſchied zwiſchen guter und ſchlechter Ware, Zubereitung, Ausnützung 2c. Zahlreiche Fingerzeige werden gegeben, wie die Zubereitung verbeſſert, die Geldausgaben vermindert und doch das Wohlbefinden von Geſunden und Kranken, Jungen und Alten erhöht werden könne. Drei große Artikel über „Verdauung und Ernährung,“ „Ausſcheidung und Zerſetzung“ und „den Kreislauf der Stoffe,“ prächtig geſchrieben, ſchließen das Buch.

Beſonders denjenigen, die Armen und Kranken gern mit Rat und That beiſtehen, iſt das Studium dieſes Buches dringend zu empfehlen; es iſt inhaltreicher als manches dicke Buch über Volkswohlfahrt und Volksernährung. Der Vortrag iſt feſſelnd vom Anfang bis zum Ende, dabei immer klar und ſchön. Als ein Zeichen der peinlichen Sorgfalt, mit welcher das Buch hergeſtellt wurde, möchte ich noch erwähnen, daß ich in demſelben auch nicht einen Druckfehler habe finden können.

Zu Geſchenkzwecken kann ich das intereſſante Buch nur empfehlen als vortreffliches Geſchenk.

Chem. Mitarbeiter.

## Militäriſches.

In Rußland ſoll man ſich betreffs der Waffenfrage dahin entſchieden haben, daß man auf die Einführung eines Repetiergewehrs definitiv verzichtet und das kleinkalibrige Verdan-Gewehr mit Einrichtung einer Ladebeſchleunigung beibehalten will.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 42.

Bilderrätſel.

Altdeutſcher Spruch.

Es ſteht geſchrieben,
Daß ſechs oder ſieben
Nicht ſollen harren
Auf einen Narren,
Sondern eſſen
Und des Narren vergeſſen.

1. Rätſel. Daun — Daunen.

2. Zweiſilbige Scharade. Morgenſtern.

3. Kreisrätſel.

Chamiſſo.

**C**atania
**H**adamar
**A**skalon
**M**anaſſe
**I**ſpahan
**S**umatra
**S**uſanne
**O**ctavio.

---

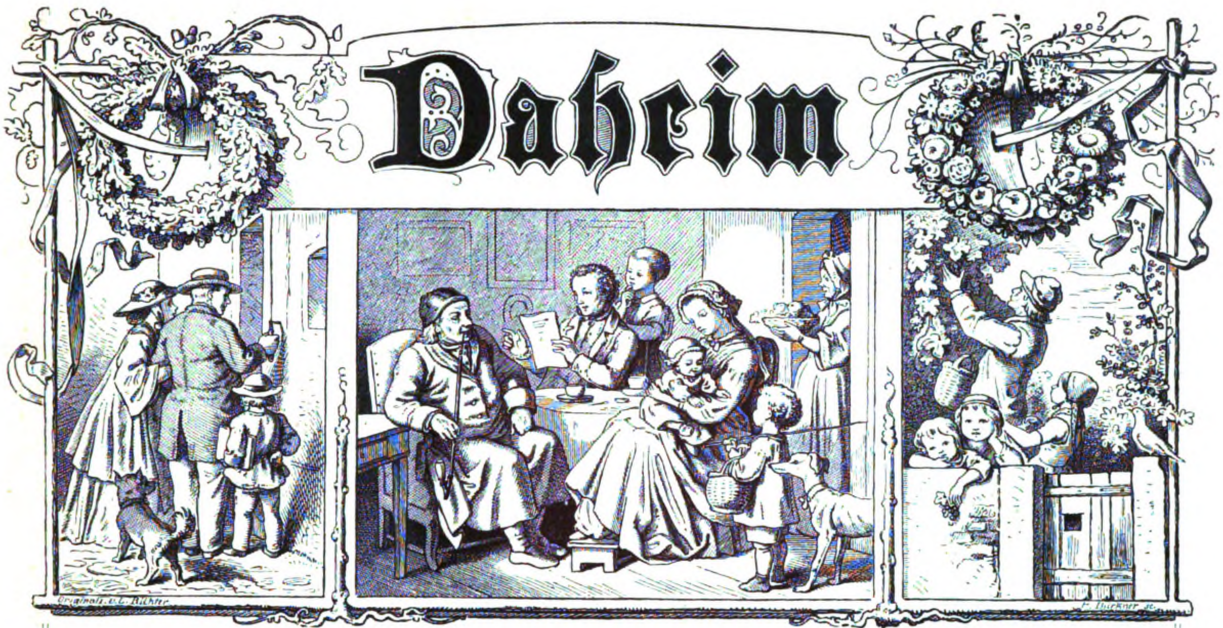
**Inhalt:** Die rechte Pfarrfrau. Fortſ. Erzählung von E. Nilas. — Die Zigeuner von der Wiege bis zur Bahre. Von Richard Andree. Mit einer Abbildung. — Eßbare Schwämme. Von Dr. Edm. v. Freyhold. — Die Nordweſtdeutſche Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung zu Bremen. Text und Illuſtrationen von Hans Bohrt. Mit neun Illuſtrationen. — Nickel. Von Hanns v. Spielberg. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Krankenbeſuch von A. Lins, und Einſam und verlaſſen von H. Vosberg. Statiſtik der Genußmittel. Technik. Ein Führer in der Lebenskunſt. Militäriſches.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 2. Auguſt 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 44.

# Die rechte Pfarrfrau.

Erzählung von E. Nilas.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Dort traf ſie auch der junge Doktor, der gegen Abend kam und ihr einen großen Roſenſtrauß brachte. Sie roch daran und ſtellte ihn pflichtſchuldigſt ins Waſſer, ſaß aber dann und hörte nur mit halbem Ohr auf ſein Geplauder hin, als er ihr erzählte, geſtern ſei der alte Sanitätsrat Dr. Meyer von ſeiner Badereiſe zurückgekehrt, aber noch recht angegriffen, ſo daß ihm ſeine Hilfe vorderhand unentbehrlich. „Wer weiß,“ ſchloß der Doktor, „vielleicht bleibe ich auch ganz hier und übernehme nach und nach die Praxis; wie der alte Herr ſagt, ſehnt er ſich nach Ruhe.“ Er ſtrich über den weichen goldfarbigen Bart und verſuchte in Dorothees Augen zu blicken. Die blinzelte wie ein Kätzchen, ſprang auf und lief ihrem Bruder entgegen, der eben aus dem Hauſe trat. Und was ſie zu ſeinen Zukunftsausſichten ſagte, erfuhr der junge Arzt fürs erſte noch nicht.

Fräulein Elsbeth war in ihrem Element. Sie hatte der alten Frau Rätin mit vielen demutvollen Redewendungen ihre Hilfe angeboten, war angenommen worden und ſpielte nun mit vielem Geſchick die Rolle der Tochter des Hauſes. Mit Eifer und Emſigkeit ſorgte und ſchaffte ſie und fand dabei immer noch Gelegenheit, die alte Dame mit kindlicher Unterwürfigkeit und ſanftem Schmeichelwort in die angenehmſte Laune zu verſetzen. Die that ihr Wohlgefallen denn auch unzweideutig kund, und Fräulein Elsbeth war klug. Allezeit war ſie in ihrer Nähe zu ſehen und that ſo bekannt im Hauſe, daß mehr als ein lächelnder Blick von ihr zu dem ſtattlichen Hausherrn flog, der im Geſpräch mit den Amtsbrüdern ſaß und nichts davon ſah noch merkte.

Nach dem Abendbrot aber, als die ganze Geſellſchaft in den Garten hinauszog, dort zu luſtwandeln, nahm die Frau Rätin Fräulein Elsbeths Arm und ging mit ihr in den Schlängelwegen umher. Von ungefähr rief ſie ihren Sohn hinzu, eine kleine Meinungsverſchiedenheit zu ſchlichten, brachte auch das Geſpräch zwiſchen den beiden jungen Leuten in Fluß, wobei Fräulein Elsbeth ſie thatkräftig unterſtützte. Und als ſie dann am Ende des Gartens, wo durch die Hecke im letzten ſchwachen Abendſchein der Spiegel des Sees hindurchſchillerte, auf den Superintendenten der nächſten Stadt ſtieß, der dort ein einſam Wandeln begonnen hatte, ließ ſie den Arm ihrer Begleiterin los und ſagte verbindlich: „Wenn ich nicht irre, hörte ich Sie vorhin bei Tiſch ſagen, Sie hätten meinen verſtorbenen Mann perſönlich gekannt. Das intereſſiert mich ſehr — Martin, du biſt wohl ſo gut, Fräulein Elsbethchen weiter zu führen, der Herr Superintendent nimmt mit mir fürlieb.“

Damit war ſie eiligſt am Arme des alten Herrn in einen Seitenweg eingebogen, und Martin blieb nichts übrig, als den ſeinen dem Mädchen an ſeiner Seite anzubieten.

Langſam ſchritten ſie durch den weichen ſternfunkelnden Juliabend. Ein feuchter Hauch kam vom See und flüſterte in den Blättern der beiden großen Silberpappeln, das Herz wurde ihm groß, und er dachte eines anderen Abends und einer andern Hand, die damals in ſeinem Arm gelegen, und eine tiefe Sehnſucht wuchs in ihm auf. Unverſtanden ging die große Lobrede, die Fräulein Elsbeth ſeiner Mutter hielt, an ſeinem Ohr vorüber, ſelten gab er ein Wort dazu. Allmählich aber zwang ſie ſeine Aufmerkſamkeit, er lächelte und meinte, ſie übertreibe, als ſie auf den heutigen Tag überging und behauptete, ſo angenehme Geſelligkeit wie in ſeinem Hauſe habe ſie ſelten geſehen; es ſeien eben Wirt und Wirtin, die dem Ganzen ihren Stempel aufdrückten. Sie bewunderte das Haus, den Garten, die ſchönen Roſen, die er im Frühling hatte anpflanzen laſſen, die ſo ſchön ſeien, wie die des alten Sanitätsrat Meyer, der bekanntlich Liebhaber ſei und deſſen Roſen weit und breit berühmt. Sie habe dieſelben erſt heute bewundern können. Der junge Doktor Ellfeldt habe ein herrliches Boukett davon in Händen gehabt, als er gegen Abend am Schulhauſe vorgefahren „wohl um es Dorothee als Willkommgruß zu bringen. Er ſoll ſie ja ſehr verehren, und ſie läßt ſich's allem Anſchein nach gern gefallen," warf ſie leicht hin und ging dann wieder zu anderen Dingen über. Beſonders der herrliche Abend fand Gnade vor ihren Augen; von Zeit zu Zeit blieb ſie ſtehen und horchte auf den Unkenruf jenſeits der Hecke und das leiſe Schnalzen aufſpringender Fiſche. Ihre Stimme war weich wie der Abendwind und ihr Gang leicht und lautlos wie das Gleiten des Schwans. Er empfand es wohl, und dennoch! — mit haſtiger Wendung bog er in den nächſten Pfad ein, der zum Lindenplatz führte, von wo lebhaftes Geſpräch und Lachen erſcholl.

„Wo haben Sie denn geſteckt, Paſtor?" rief ihm der dicke Kreisrichter, der dem Rheinwein bereits reichlich zugeſprochen, entgegen, „— ach ſo," unterbrach er ſich dann ſelbſt und machte ein unendlich ſchlaues Geſicht, „freilich in ſo angenehmer Geſellſchaft kann man wohl Zeit und Weile vergeſſen."

Sprach auch niemand das kecke Wort nach, ſo erſchien doch ein verſtändnisvolles Lächeln auf den meiſten Geſichtern. Fräulein Elsbeth ſtand mit geſenkten Augen, das Bild lieblicher Verſchämtheit, durch des Paſtors Seele aber ging eine ärgerliche Regung. Den Scherz parierend, rief er heiter: „Sehen Sie, Fräulein Elsbeth, nun bekommen wir noch Schelte, daß Sie den Herrn Kreisrichter ſo ſchmählich vernachläſſigt haben. Machen Sie Ihr Unrecht wieder gut und wenden Sie ſeinen Zorn von unſern Häuptern." Sprach's und führte Fräulein Elsbeth zu dem jovialen Herrn hinüber, wo er ſie mit einer Verneigung, in ſich hineinlachend, entließ, um ſich in ein lebhaftes Geſpräch mit den älteren Herren zu vertiefen.

Die handelten ein ernſthaft Thema ab, wohl geeignet, die Gemüter in Erregung zu verſetzen. Im deutſchen Lande war ein ſchlimmer Feind aufgetaucht: die Cholera zog umher von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und war der unheimliche Gaſt auch noch nicht in dieſe Gegend gedrungen, ſo rückte er doch von Tag zu Tag näher. Da galt es, ſich zu wappnen zum Empfang, und die vorzunehmenden Sicherheitsmaßregeln waren es, die der Beratung zu Grunde lagen. Schwarzſeheriſche Gemüter behaupteten, „es hilft doch alles nichts," und roſiger ins Leben Schauende meinten, „wer weiß, ob ſie überhaupt hierher kommt," die einſchlägigen Schutz- und Abwehrmittel wurden aber allſeitig eifrigſt in Erwägung gezogen.

Die Dorfuhr ſchlug zwölf, als der letzte Wagen die ſtille Straße hinunter raſſelte; der Kreisrichter war's, man hörte ſeine fröhliche Stimme noch, als er ſchon ein gut Stück fort war. Fräulein Elsbeth nahm ihr Tuch und ließ ſich vom Herrn Paſtor nach Hauſe geleiten — ihre Mutter war ſchon zeitig gegangen. Er ſah nach dem Schulhauſe hinüber, das ſtill und dunkel inmitten der ſchwarzen Baumwipfel dalag, und den blonden Kopf, der ſo ſtill am Kreuz des Giebelfenſters lehnte, konnte er nicht wahrnehmen.

„Gott ſei Dank, daß es vorüber iſt," ſagte er halblaut, als er die Stufen zu ſeiner Hausthür emporſtieg.

Der Sonntag darauf war zur Abreiſe der Rätin beſtimmt, aber morgens wollte ſie zuerſt in die Kirche gehen, ihren Sohn predigen zu hören. Ungemein vornehm ſchritt ſie in ihrem grauen Seidenkleide und der Spitzenmantille durch den Mittelgang; ein leiſes Flüſtern ging durch die Reihen, als ſie in den Pfarrſtuhl trat. Auch Dorotheens Augen hingen an dem ſtrengen Geſicht, aber als dann der Paſtor kam und zum Altar ſchritt, wandte ſie dieſelben haſtig zur Seite. Er hatte ſie noch nicht begrüßt, am geſtrigen Tage war vielerlei Abhaltung geweſen, nun ſah er ſie wieder: blaß und ernſt ſaß ſie, mit geſenkten Wimpern, nur einmal flog ein ſcheuer Blick zu ihm — fragend — traurig.

Am Nachmittag, während er im Filialdorf predigte, war die Frau Rätin zu einem letzten Plauderſtündchen ins Nachbarhaus gegangen, und als er wiederkam, reichte die Zeit gerade noch aus zu einem gemütlichen Kaffee in der Gaisblattlaube; dann hielt Jochen mit dem Wagen vor der Thür des Pfarrhauſes. An Fräulein Elsbeths Arm ging die Frau Rätin zum Wagen, und daß ſie dort mit mütterlichem Kuß von dem ſchönen Mädchen Abſchied nahm, war eine wohl verdiente Anerkennung für geleiſtete Dienſte. Noch ein Händedruck, gewinkte Grüße und fort rollte der Wagen. Zwei ſchwarzbraune Augen ſtarrten ihm aus dem Fliedergebüſch des Schulhauſes nach, und in dieſen Augen ſtanden Thränen.

* * *

„Guten Tag, Fräulein Dorothee! Nun wie iſt es Ihnen ergangen, ſeit wir uns nicht geſehen?" fragte der Herr Paſtor ſchon über den Gartenzaun hinweg.

Ein ſchwaches Lächeln dämmerte in ihrem Geſichtchen auf. „Danke, ganz gut," ſagte ſie, dem Eintretenden die Hand entgegenſtreckend.

„Und iſt es Ihnen wirklich nicht ſchwer geworden, aus allem Feſtjubel in unſer ſtilles Rolfshagen zurückzukehren?"

„Nein, gar nicht — ich hatte es eigentlich ein bißchen ſatt und ſehnte mich nach Ruhe."

Er lachte. „Ei, ei, Fräulein Dorothee, das klingt ja gar nicht nach Ihren neunzehn Jahren! Wenn ich noch ſo reden wollte!"

„Wie alt ſind Sie denn?" fragte ſie ſchelmiſch, den Kopf nach der Schulter neigend.

„Einunddreißig Jahr."

Sie betrachtete ihn nachdenklich. „Deshalb ſind Sie auch immer ſo vernünftig — vielleicht lerne ich es auch noch einmal."

„Hoffentlich!" ſagte er heiter. „Einſtweilen aber paßt ein wenig krauſer Sinn ganz gut zu Ihren Jahren, Fräulein Dorothee; erhalten Sie ſich ihn nur noch lange. Aber nun erzählen Sie mir einmal, wie es auf Ihrem Feſt geweſen," fuhr er nach kleiner Pauſe fort, „haben Sie denn ſo viel getanzt, wie Sie ſich vorgenommen?"

Sie ſenkte verlegen den blonden Kopf. „Ich habe gar nicht getanzt," ſagte ſie kaum hörbar, „es machte mir kein Vergnügen."

Er forſchte nicht weiter. Ihre Befangenheit rührte ihn, freundlich kam er ihr zu Hilfe. „Und was hat Ihre Frau Tante denn nun beſtimmt — wie lange werden Sie noch bei uns bleiben?"

Sie hob den Kopf und lachte vergnügt. „O — länger, als ich dachte! In unſerer Stadt iſt nun auch die Cholera ausgebrochen, da fürchtet ſich Tante, zurückzukehren. Sie will zu Verwandten ins Gebirge gehen und ich ſoll fürs erſte hier bleiben."

„Aber wenn ſie nun hierher auch kommt?"

„Ach, ich fürchte mich gar nicht," verſicherte ſie, „ich habe immer gehört, für recht geſunde Leute iſt ſie gar nicht ſehr gefährlich, und ich bin ja ſo geſund."

„Nun, hoffentlich bleibt uns der Verſuch erſpart," ſagte er ernſt, und wandte ſich dem Lehrer zu, der aus dem Hauſe trat, ihn zu begrüßen.

Eine Abendſtunde lang ſaßen ſie noch unter der Linde, dann erhob ſich der Paſtor plötzlich mit der Entſchuldigung, er habe noch zu arbeiten. Sprach's und ging. Dorothee ſah ihm nach mit vollem Herzen, in dem noch vieles ihm zu ſagen, ihn zu fragen ſtand.

Dazu ward ihr die Gelegenheit in den nächſten acht Tagen nicht, denn ſie hörte und ſah nichts von ihm. Elsbeth, die zuweilen kam, erzählte ihr, er habe viel zu thun — ſie gab vor, es von ihm ſelbſt am Gartenzaun vernommen zu haben — es ſei mancherlei liegen geblieben in den Tagen, da ſeine Mutter bei ihm geweilt. „Seine Mutter — ſchade, Dorothee, daß du ſie nicht auch kennſt — das iſt eine entzückende Frau, ſo vornehm und dabei ſo freundlich. Wir waren alle Tage zuſammen."

Dorothee hörte ſtill zu; auch als Elsbeth fernerhin Bericht erſtattete von jener Geſellſchaft und nicht vergaß, des Abendſpazierganges durch den Pfarrgarten zu erwähnen.

Allmählich gewöhnte ſie ſich ab, gegen Abend zum Pfarrhaus hinüber zu ſehen, und das Blut ſtieg ihr nicht mehr in die Wangen, wenn drüben die Hausthür ſich aufthat. Ebenſo frohmütig wie vorher lief ſie in Haus und Garten umher, nur bisweilen, wenn die anderen nicht dabei, ſaß ſie ſtill, die Hände im Schoß und ein ſchwermütig Sinnen ſchaute aus den dunklen Augen.

Dann kam doch einmal der Tag, an dem gegen Abend das Gartenpförtchen klang und ein wohlbekannter Schritt auf dem Kiesweg laut wurde. Da flüchtete ſie in den letzten buſchigſten Winkel des Gartens, hart an der Kirchhofsmauer, und kam erſt nach langer Zeit zu Tage. Stumm reichte ſie ihm die Hand und ſah mit ſcheuem Blick zu ihm auf, aber als er nun mit freundlichem Ernſt zu ihr ſprach „wir haben uns lange nicht geſehen, meine Zeit iſt jetzt immer ſehr gemeſſen,“ da lächelte ſie doch ſchon wieder und vermeinte reumütig, ihm ein gewaltig Unrecht zugefügt zu haben. Sie ward zuſehends frohlauniger, bis der alte Schelm wieder aus ihren Augen lachte und um Mund und Wangen ſpielte, daß dem Paſtor um ſeine Vorſätze bange wurde und er ſchleunigſt aufſtand, ſich zu empfehlen.

Dann kam er wochenlang nicht. Einmal trafen ſie ſich bei Frau von Kannewitz. Da war Dorothee faſt übermütig heiter und wußte ſo viel aus ihrem Leben in der Univerſitätsſtadt zu erzählen, Ernſtes und Drolliges, daß ſie die Zuhörer in Atem erhielt. Und daß ſie dabei nicht ein einziges Mal an den jungen Pfarrherrn das Wort richtete, fiel keinem auf — außer vielleicht ihm ſelber, der ernſt und ſchweigſam ſaß und dem munteren Geplauder lauſchte. Als ſie ſich dann zum Gehen anſchickte und er ſich gleichfalls erhob, ihr das Geleit zu geben — es war mittlerweile dunkel geworden, da dankte ſie ihm und verſicherte vergnüglich, ſie fürchte ſich bekanntlich nicht. Außerdem: was ſolle ihr begegnen? Den Dorfleuten ſei ſie bekannt, die ſeien auch friedlicher Natur, und etwaigen Geſpenſtern pflege ſie tapfer zu Leibe zu gehen. Damit empfahl ſie ſich lachend; trotzdem beſtand er darauf mitzugehen, und ohne ein weiteres Wort ließ ſie ihn gewähren. Draußen aber, als ſie ſich beide allein im fahlen Licht der Mondſichel gegenüberſtanden, war ihr Übermut plötzlich verſchwunden, ſie reichte ihm die Hand und ſagte mit einem Ernſt, den er ihr nimmer zugetraut: „Gute Nacht, Herr Paſtor!“ Und er, der ſie ſonſt ſo gut zu meiſtern verſtand, verneigte ſich tief vor dieſem Ton und ging. Er ſtand aber noch lange finſter am Fenſter und grollte ihr in echtem Männeregoismus um der Veränderung willen, die er ſelbſt verſchuldet.

Von da an ſahen ſie ſich nicht mehr. Dorothee wich ihm aus, wo ſie konnte. Kam er ja einmal zu ihrem Bruder, ſo ſtieg ſie über die niedrige Kirchhofsmauer und ging ins Feld, und Frau Gertrud konnte nach vielem Rufen der Wahrheit gemäß verſichern, ſie ſei nirgends zu finden und wahrſcheinlich ſpazieren gegangen.

Dorothee liebe dieſes einſame Umherſtreifen, erzählte ſie dann, aber jetzt übertreibe ſie es faſt ein wenig; ſtundenlang ſei ſie oft fort, kein Menſch wiſſe wo. Und hineinreden laſſe ſie ſich nicht; das habe ihr der Onkel ſo angewöhnt, ſei ihre Antwort auf etwaige Vorſtellungen.

„Laß mir die Kleine,“ ſagte der Lehrer, „ſie findet ſich ſchon wieder zurecht.“

„Ja, du bläſt immer in ihr Horn,“ ſagte Frau Gertrud lachend.

Ein einziges Mal war der Paſtor ihr auf einſamem Feldweg begegnet, wie ſie ſtill zwiſchen dem Korn hinging und die Ähren leiſe durch die Finger rinnen ließ. Sie ſah ihn erſt, als er dicht vor ihr ſtand, in ihre Augen trat ein ſcheuer zurückweiſender Ausdruck, als ſie ihn wahrnahm — er fühlte einen Stich im Herzen.

„Nun habe ich Sie richtig einmal ertappt, Fräulein Dorothee,“ rief er mit mehr Heiterkeit, als er empfand, „und kann mir Nachricht über Ihr Befinden holen.“

„O, das iſt vortrefflich,“ ſagte ſie leichthin, „wie ſollte es anders ſein bei dieſen herrlichen Tagen.“

„Ich fürchte, dieſe herrlichen Tage, das will ſagen: die glühende Hitze, werden uns nicht viel Glück bringen. Sie ſind der Ausbreitung der Cholera mehr als günſtig — ich fürchte, ich fürchte, ſie kommt!“

Mit erſchrockenen Augen ſah ſie ihn an. „Das wäre ja ſchrecklich! Sie ſoll ſo ſchlimm ſein, wird mir geſchrieben.“

„Sie ſollten auch ins Gebirge gehen, Fräulein Dorothee,“ fuhr er beſorgt fort.

Da lachte ſie hell. „Was liegt an mir!“ und als nach dieſem Wort eine ſchwüle Pauſe entſtand, da nickte ſie ernſthaft: „Adieu, Herr Paſtor, ich halte Sie auf“ und ſchritt leichtfüßig weiter und weiter, bis er nur noch ihr blondes Köpfchen hin und wieder über den nickenden Halmen auftauchen ſah.

Er hatte ihr bitteres Wort wohl verſtanden; er wußte, ſie ging in Groll und Geringſchätzung von ihm und ſein ganzes Herz drängte ihn, ihr zu ſagen, wie unrecht ſie ihm thue — aber — es mußte ja doch ſein. War's dann nicht beſſer, er ließ ſie in dem Glauben, da das Ende ja doch dasſelbe blieb? Mit dunklem Blick ſah er ihr nach.

Seitdem vermied auch er es, ihr zu begegnen. Wozu auch ein Wiederſehen? Es war ſo am beſten für beide Teile.

Statt deſſen kam der junge Doktor öfter und öfter; drei- bis viermal in der Woche war ſein Beſuch ſchon gebräuchlich geworden. Und Dorothee ſah ihn gern kommen, ſie empfand dankbar ſeine ſich ſtets gleichbleibende Aufmerkſamkeit, ſeine Liebenswürdigkeit; ſeine Sorge um ſie und ihre Wünſche that ihr wohl. Sie gewöhnte ſich an ihn und fand in ſeiner Geſellſchaft die alte Munterkeit, die ſie manchmal zu verlaſſen drohte, wieder. Seine Unterhaltungsgabe neben anderen geſelligen Talenten machten ihr ſeinen Beſuch zur willkommenen Zerſtreuung. Er mühte ſich um einen freundlichen Blick der ſchwarzbraunen Augen, um ein frohes Lächeln von ihren Lippen, und ſie kam ihm auch mit ſtets gleichbleibender Freundlichkeit entgegen, der er nur etwas mehr Wärme gewünſcht hätte, um befriedigt zu ſein. Sie plauderte mit ihm, ſie lachte vergnügt in ſeiner Gegenwart und blieb ſo unbefangen wie am erſten Tage.

Mit ſeinem Fortgang ſchien es gute Wege zu haben. Der alte Sanitätsrat hatte, wie er erzählte, bereits ernſtlich mit ihm unterhandelt, daß er für immer bleiben ſolle; außerdem könne er auch jetzt nicht ohne Unterſtützung ſein, da die Cholera immer näher und drohender heranrücke. Und ein paar Tage nach dieſer Unterredung hatte er in einem der Nachbardörfer den erſten Fall.

Das ſetzte ſeinen Beſuchen fürs erſte ein Ziel, denn die Gefahr der Übertragung lag nahe. So fuhr er denn noch einmal vor und verabſchiedete ſich auf unbeſtimmte Zeit. Er that gar betrübt über die bevorſtehende Trennung und konnte nicht genug beteuern, wie ſchmerzlich ihm die Verbannung ſei, und wie alle Tage und Stunden ſeine Gedanken hierher zurückfliegen würden. Dorothee ſah ihm gleichmütig nach.

* * *

Dunkle Schatten ſchienen ſich über das Land zu breiten, ein dumpfes Gefühl lag auf den Gemütern, je mehr ſich „de Krankheit,“ wie die Leute die Cholera kurzweg nannten, ausbreitete, je ſchauriger die Berichte aus den befallenen Dörfern lauteten. Der Paſtor war unermüdlich thätig, die Leute zu warnen und zu Vorſichtsmaßregeln zu beſtimmen, er organiſierte einen förmlichen Sicherheitswachtdienſt an den beiden Enden des Dorfes und that ſelbſt alles mögliche, die Anſteckungsgefahr zu mindern; wenn er aus dem Filialdorf, wo bereits gegen zehn Kranke lagen, zurückkehrte, kleideten er ſowohl wie ſein Jochen ſich von Kopf bis zu Fuß um und desinfizierten die Kleider. Dank dieſer großen Vor- und

Umſicht war denn auch Rolfshagen bis jetzt verſchont geblieben.

Da geſchah es eines Morgens, als die alte Mine Waſſermangel verſpürte und das Hausmädchen nirgends zu finden war, daß ſie ſelbſt die Tracht auf die Schultern nahm und durch den lachenden Frühmorgen hinunterſchritt zum See. Sie öffnete das Gartenpförtchen und war gerade im Begriff, den ſchmalen Wieſenpfad entlang zu wandeln, als ſie eines Menſchen anſichtig ward, der der Länge nach, das Geſicht zur Erde gekehrt, im tauigen Graſe lag.

Erſt erſchrak ſie, dann lachte ſie über den Schläfer und gab ihm einen ſanften Stoß mit dem Holzpantoffel. „Stah up, is Arbeitstid!“ rief ſie.

Aber er rührte ſich nicht — ärgerlich faßte die alte Mine ſeine Schulter — was konnte ihr hier, dicht am Hauſe, weiter geſchehen — und dachte, ihn auf die Seite zu wenden — da ſtarrte ihr ein fahles, gedunſenes Leichenantlitz mit verglaſten Augen entgegen, — mit gellendem Aufſchrei ließ ſie Tracht und Eimer fallen und ſtob davon, ſo ſchnell ihre alten Beine ſie tragen mochten.

Die Schreckensnachricht brachte das ganze Haus in Aufruhr und darüber hinaus die Nachbarſchaft, denn der alten Mine Zeterſchrei hatte man weithin gehört, und von rechts und links fanden ſich Neugierige, die deſſen Urſache erkunden wollten und auch bereitwilligſt Nachricht erhielten. Der Paſtor und ſein Jochen waren indes hinuntergegangen und hatten den Toten aufgeſucht; ein Handwerksburſch war's augenſcheinlich, ein blutjunger Menſch und hier gefallen, verendet wie ein verlaſſenes Tier! Wo mochte ſeine Mutter um ihn weinen?!

Das war der erſte Choleratote in Rolfshagen, der Arzt hatte es konſtatiert; denſelben Tag noch gruben ſie ihm an der Kirchhofsmauer ſein einſames Grab.

Die alte Mine aber war der Held des Tages; wo ſie ſich blicken ließ, ward ſie umlagert, jeder wollte von ihr ſelbſt das ſchreckliche Begebnis hören. Dem entſprach ſie nun bereitwilligſt und redete ſich zuletzt in eine ſolche Aufregung hinein, daß ein kalter Schauer ſie zu ſchütteln begann. Schließlich ging ſie ins Haus, aber freilich ſehr zu ihrem eignen Leidweſen, denn ſie hatte ihrer Freundin, Fräulein Elsbeth, auch noch ihr Erlebnis mitteilen wollen; dieſe aber war bei ihrem Anblick davongehuſcht wie ein ſcheues Reh und Mine hatte ihrer bis jetzt nicht wieder habhaft werden können.

Am anderen Morgen wartete der Paſtor vergeblich auf ſeinen Kaffee, er ging in die Küche, ſich danach zu erkundigen, doch da war alles totenſtill und das ganze Haus wie ausgeſtorben. Die Knechte und das Mädchen mochten wohl ſchon auf dem Felde ſein — die Ernte war im Gange — wo aber war Mine? Ein unheimliches Gefühl überkam ihn; — nachdem er in Haus und Hof vergeblich geſucht und gerufen, ſtieg er hinauf in ihr Zimmerchen. Da lag ſie, erdfahl im Geſicht, bläuliche Schatten um Augen und Mund. Das war das Geſpenſt, das er vorausgefühlt — die Cholera.

Einen jammervollen Blick warf die alte Mine auf ihn. „Nu heff ik's,“ ſtammelte ſie mit froſtſchauernden Lippen, „min leev Herr Paſter, nu is min letzt Stund' dor“ — dann verwirrten ſich ihre Gedanken und ſie begann zu phantaſieren: ſie war noch das Kindermädchen des kleinen Martin und ſollte ihn hüten, und nun lag er tot am See und ſah ſie ſtarr an, „un ik kann doch nix dorvör, min leev Fru Rätin, ganz gewiß, ik bün nich ſchuld, ik wull mi jo blot 'n beten Water halen.“

Es ſchnitt ihm tief ins Herz; doch das Bitterſte war für ihn, daß er ſie fürs erſte ſich ſelbſt überlaſſen mußte; keine menſchliche Seele konnte ſein Ruf erreichen, es blieb ihm nichts übrig als hinunter zu ſteigen, und ſich nach Hilfe umzuſehen.

Die Kranke lag ruhig und murmelte nur unverſtändlich vor ſich hin, während er in banger Sorge vor dem Hauſe ſtand und nach Hilfe ausſchaute; auf der Straße war indeſſen niemand zu ſehen; es blieb ihm keine Wahl, er ſprang ins nächſte Haus, Frau von Kannewitz um ihr Mädchen zu bitten, welche Leute herbeiholen ſollte. Drüben traf er alles in wilder Aufregung, aufgezogene Schubladen, geöffnete Koffer und Fräulein Elsbeth beſchäftigt zu packen. Sie ſchrie auf, als ſie ihn erblickte und wich entſetzt zurück, als er in fliegender Eile ſein Anliegen hervorbrachte. „Um Gottes willen — wie können Sie von einer Cholerakranken direkt hierherkommen, von einer alten Dienſtmagd, die ohnehin nicht mehr lange zu leben hat — ich bin meiner Mutter einziges Kind,“ rief ſie und ſchüttelte ſich vor Grauen. Er blieb an der Thür ſtehen und wiederholte ſeine Bitte. Das Mädchen ſei nicht zu Hauſe, ob Fräulein Elsbeth nicht ſelbſt —? Dieſe ſtarrte ihn faſſungslos an, und als er ſich ihr nähern wollte, ſprang ſie ins Nebenzimmer und ſchlug die Thür zu.

Erbittert, mit verächtlichem Lächeln ſtürzte er aus dem Hauſe, um dort auf Dorothee zu ſtoßen, die ahnungslos des Weges kam. Scheu blickte ſie zur Seite und ein harter Zug legte ſich um den kleinen Mund; was kümmerte ihn das heute! Er trat auf ſie zu und faßte mit aufgeregtem Druck ihr Handgelenk. „Helfen Sie mir — Mine iſt krank, — Cholera — ſuchen Sie mir einen Booten, den ich zum Arzt ſchicken kann, oder bleiben Sie einſtweilen hier — nur im Hausflur — ich kann ſie doch nicht ſo allein liegen laſſen.“

„Bleiben Sie, ich will das Nötige beſorgen.“ Damit flog ſie ſchon davon, dem Gutshofe zu, indes er erleichtert zu der Kranken zurückkehrte. Eine Viertelſtunde ſpäter ſtob ein Reiter zum Dorfe hinaus, welcher den nächſten Arzt herbeiholen und ein Telegramm an das Diakoniſſenhaus mit der Bitte um eine Schweſter aufgeben ſollte. Als Dorothee zurückkam, trat ihr der Paſtor in Geſellſchaft ihres Bruders ſchon vor dem Hauſe entgegen. „Sie liegt jetzt ganz ruhig, ich will mich nun nach paſſender Pflege für ſie umſehen,“ ſagte er.

„Amtmann Guſſow hat nach Berlin um eine Schweſter telegraphiert — iſt es Ihnen recht? Ja?“

„Vortrefflich — aber haben müſſen wir für's erſte doch jemand, Jochen und ich können weibliche Pflege nicht erſetzen.“

Er ging, nachdem der alte Kutſcher herbeigeholt und die Wache übernommen hatte, ins Dorf, aber umſonſt — paniſcher Schrecken hatte ſich der Gemüter bemächtigt, die Frauen weigerten ſich entſchieden, indem ſie ſagten: „wi deden't Se jo girn to Gefallen, Herr Paſter, äwer jeder hett doch man een Leben un wi hebben Mann un Kinner. Un helpen ded't jo doch nix, wer de Krankheet enmal hett, mit dem is dat all!“ Beſonders die letztere Anſicht war nicht auszurotten, da half weder Erklären noch Zureden, und gegen Mittag war die einzige Wärterin, die aufzutreiben war, die alte Fiken, ein altes halb blödſinniges Geſchöpf, das auf dem Gutshofe das Federvieh hütete, im Krankenzimmer.

(Fortſetzung folgt.)

---

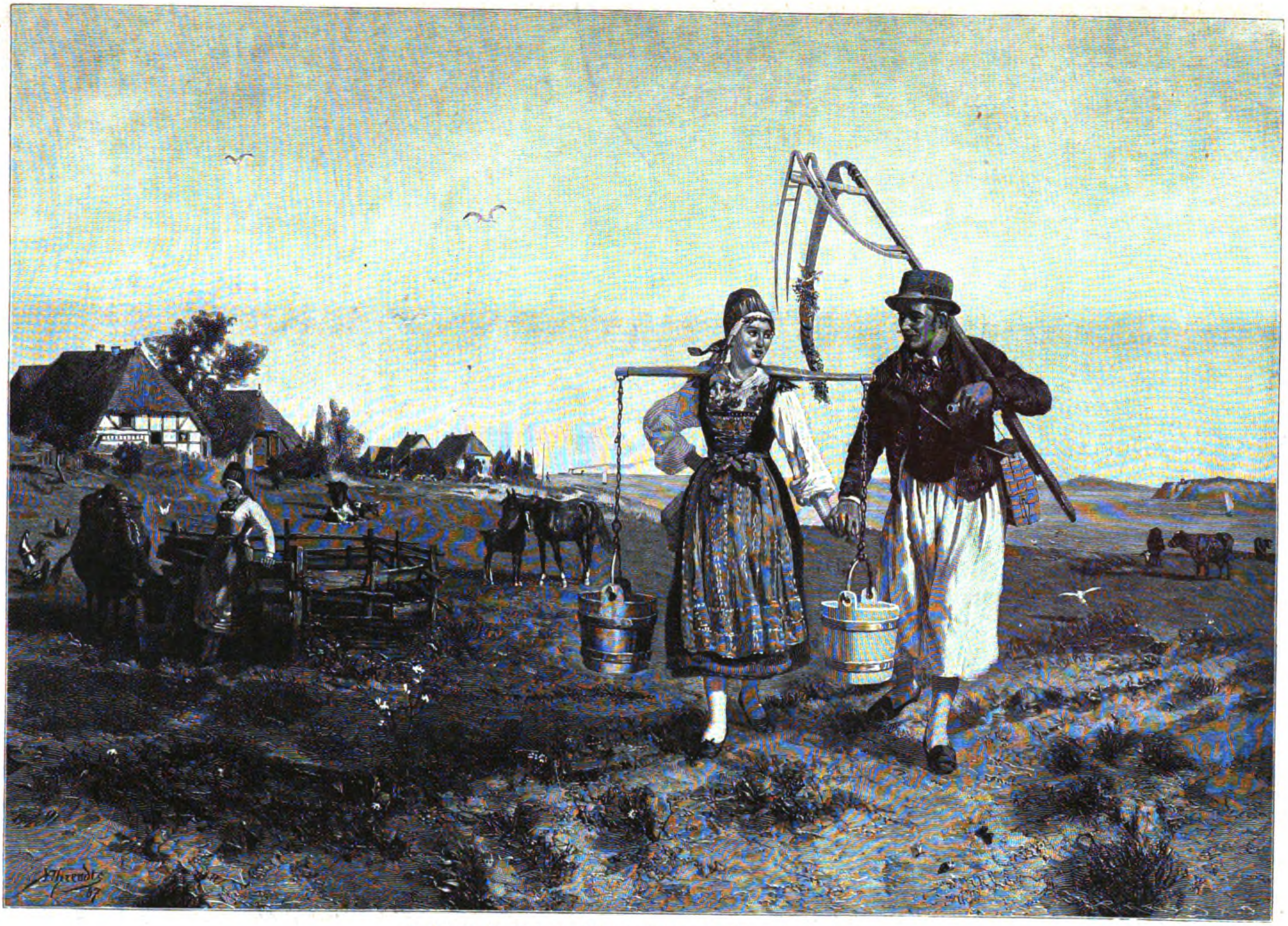
## Ein Nachmittag auf dem Görlitzer Spielplatze.

Von Hermann Wickenhagen, Gymnaſiallehrer.

(Abdruck verboten.)

„Spiele ſind wichtige Kleinigkeiten“
Guts Muts.

Die allgemeinen Jugendſpiele, welche bei Gelegenheit der vorjährigen allgemeinen deutſchen Philologenverſammlung in Görlitz den Gäſten vorgeführt wurden, haben dieſer Stadt eine gewiſſe Berühmtheit auf dem Felde der Spielpflege verſchafft. Durch die aus allen Gauen Deutſchlands vereinigten Schulmänner ſind die empfangenen Eindrücke nach der Heimat übertragen, und ſo mancher, dem ſich Gelegenheit bot, hat das Seine dazu beigetragen, in dem Bereiche ſeiner Thätigkeit den Görlitzern es gleich zu thun. Daß es etwas Neues, Originelles wäre, was einem gezeigt worden, wer wollte das behaupten? Einer regelmäßigen Pflege des Spiels können ſich manche Städte ſchon ſeit einer Reihe von Jahren rühmen, und vielleicht iſt hie und da der Betrieb ſowohl älter, als auch reger, als in Görlitz; indeſſen wird man dem Direktor Eitner und dem Abgeordneten von Schenckendorff die Anerkennung nicht verſagen dürfen, bei paſſender Gelegenheit und mit geſchicktem Arrangement Männer, denen die Er-



Hand in Hand. Motiv aus Mönchgut. Nach dem Gemälde von K. Ahrendts.

ziehung der deutſchen Jugend obliegt, auf einen wichtigen Teil ihrer Pflicht hingewieſen zu haben. Durch jene Vorſtellung iſt der Spielidee neue und kräftige Nahrung geboten. Dies Verdienſt gebührt den Görlitzern, und es wird dadurch nicht geſchmälert, daß ſich hie und da die Behauptung hören läßt: „Wir hätten das ebenſo gut machen können.“

In doppelter Beziehung hat ſich der Gedanke obengenannter Herren fruchtbringend erwieſen; er hat nach innen und nach außen gewirkt. Nach innen inſofern der erzielte Effekt den Unternehmern ſelbſt ein Sporn geworden iſt, das begonnene Werk mit erhöhter Rührigkeit und unter Zugrundelegung eines geordneten Syſtems weiter zu fördern; nach außen dadurch, daß derſelbe an vielen Orten zur Nachahmung angeregt hat. So iſt in Görlitz in dieſem Sommer ein achttägiger Lehrkurſus — hauptſächlich für Turnlehrer — unter Leitung der Herren Eitner und von Schenckendorff abgehalten worden, welcher vielſeitige Beteiligung, auch von Ausländern, gefunden hat. Und derſelbe wird ſicherlich ſeine Wirkung nicht verfehlen und einen nachhaltigeren Effekt erzielen, als die mannigfachen und doch auch ewig gleichen Spielbücher, welche man heutzutage von allen Seiten auf den Büchermarkt bringt; denn gerade die Technik des Spiels iſt uns abhanden gekommen und ſie läßt ſich am ſchnellſten auf dem Platze — nicht in der Studierſtube — durch praktiſche Schulung gewinnen. Direktor Eitner hatte in ſeiner Tagesdispoſition drei Stufen aufgeſtellt: Erſtens Vortrag, durch welchen Art, Geſchichte, pädagogiſche Bedeutung eines oder mehrerer Spiele dargeſtellt wurden; ſodann Vorführung einer dieſe Spiele betreibenden Knabenabteilung; drittens Spiel der Eleven ſelbſt. So ſind im Laufe von acht Tagen eine ſtattliche Reihe von Spielarten zur theoretiſchen und praktiſchen Behandlung gekommen, und wenn unter den Varietäten ſich dies und jenes Ungeeignete gefunden haben ſollte, nun ſo gilt ja auch hier der Satz: „Prüfet alles und das Beſte behaltet,“ denn nicht die Menge gibt den Ausſchlag. Lion hat ganz recht, wenn er ſagt: „Man befleißige ſich, dahin zu wirken, daß jede Klaſſe einige wenige Lieblingsſpiele gut ſpielen lerne, welche dann, je nach Witterung und Jahreszeit, wie die Zugvögel auf dem Turnplatze und den Straßen im Kreislaufe des Jahres wiederkehren.“

Damit auch in Görlitz ſelbſt das einmal Begonnene erhalten werde, und die Spielluſt in immer weitere Geſellſchafts- und Altersklaſſen ſich verbreite, hat ſich in dieſem Frühjahr ein Komitee aus Männern gebildet, welche opferwillig Anweiſung und Leitung der Sache übernommen haben. So findet der Fremde bereits im Görlitzer Adreßbuch eine Notiz: „Jugendſpiele (völlig koſtenfreie Anleitung).“ 1. Schüler der I. und II. Klaſſen der Gemeindeſchulen: Während des Sommers Mittwochs von 3—6 Uhr auf dem ſtädtiſchen Turnplatze. 2. Schüler der höheren Lehranſtalten (beide Gymnaſien und Brinkmannſche Anſtalt): Im Sommerhalbjahr Mittwochs von 3—$^{1}/_{2}$5 Uhr im Park die Klaſſen VI—III$^{b}$, Sonnabends von 3—$^{1}/_{2}$5 Uhr auf dem ſtädtiſchen Turnplatze die Klaſſen III$^{a}$—I$^{a}$. — Im Winterhalbjahr Mittwochs und Sonnabends von 2—3 Uhr (wenn nicht Schlittſchuhlaufen iſt) in der Turnhalle auf dem ſtädtiſchen Turnplatze: Speerwerfen und Bogenſchießen, beides nach der Scheibe.

Doch fort zum Spiele ſelbſt! Unter ſtrömendem Regen war meine Ankunft an einem Sonntag Mittag in Görlitz erfolgt; mein Wunſch noch an demſelben Nachmittage der Jugend luſtigem Treiben nachzugehen, ſchien ſich nicht verwirklichen zu laſſen. Während des Eſſens nahm ich die Zeitung zur Hand und ſtieß auf eine Anzeige: „Volksſpiele am Sonntag Nachmittag $3^{1}/_{2}$ Uhr auf dem Turnplatze“ ꝛc. Da der Himmel Gnade walten ließ, ging's zur feſtgeſetzten Zeit hinaus; im ungünſtigſten Falle ließ ſich ja immerhin eine Beſichtigung des Platzes vornehmen. Die Nähe desſelben kennzeichnete ſich indeſſen ſchon durch größere und kleinere Gruppen von jungen Leuten, welche einem und demſelben Ziele zuzuſteuern ſchienen. Der Sonntag Nachmittag iſt gerade deshalb intereſſant, weil derſelbe den Lehrlingen gehört, alſo jungen Leuten, die lediglich durch die Sache ſelbſt herangezogen und feſtgehalten werden. Wir wollen zunächſt einige Terrainſtudien machen! Große Entfernungen gibt es in Görlitz nicht, und ſo iſt denn auch der ſtädtiſche Turnplatz vom Centrum der Stadt bald zu erreichen. Derſelbe hat die Geſtalt eines Rechtecks, nahezu Quadrats, umfaßt etwa zwei Hektar und iſt mit einem Dutzend Reihen von Bäumen — Linden, Ulmen, Kaſtanien — mittlerer Größe beſetzt, welche etwa zehn Meter Abſtand voneinander haben. Hie und da erleiden die Reihen eine Unterbrechung und bieten freie, faſt quadratiſche Plätze von etwa $2^{1}/_{2}$ Ar Flächeninhalt. Dieſe letzteren haben Sand- und Kiesbedeckung, während alles übrige mit Raſen beſtanden iſt. An geeigneten Stellen ſind Turngeräte aufgeſtellt und im Hintergrunde bemerkt man ein älteres Gebäude, die Turnhalle und Räume zur Aufbewahrung der Spielgerätſchaften enthaltend. Etwa in der Mitte des Platzes befindet ſich eine hügelartige Erhöhung mit einer Linde gekrönt. Von hier aus werden mit Hilfe eines Sprachrohrs die allgemeinen Befehle erteilt. Eingezäunt iſt das Ganze von Hecken und Gärten mit Baum und Strauch. Alles ſo recht nach Jahns Geſchmack; ſagt er doch in ſeiner Turnkunſt: „Jede Anſtalt ſollte ein Turnfeld haben, wo Blache und Wirre miteinander wechſeln, wo Hain, Gebüſch, Geſtäude, Dickicht und offene Plätze anzutreffen ꝛc.“ Hat man bei oberflächlicher Betrachtung des Terrains den Eindruck, als ob dasſelbe, ſchon der Bäume wegen, keineswegs das Ideal eines Spielplatzes abgäbe, ſo wird man nach ſorgfältigerer Betrachtung der Verhältniſſe anderer Meinung; denn gerade die freien, durch Baumreihen von einander getrennten Räume entſprechen den Zwecken, welchen ſie dienen ſollen, vortrefflich. Sie ermöglichen die Scheidung in verſchiedene Spielgruppen, deren Bereich ſich in natürlicher und beſtimmter Weiſe abgrenzt. So iſt alles nahe beiſammen, und doch auch wieder, ſo wie es die Spielordnung erheiſcht, von einander geſchieden. Wenn die großen Maſſenſpiele durch die lokalen Verhältniſſe unmöglich gemacht ſind, bekümmert das den Görlitzer wenig, ſtehen ihm doch zu ihrer Pflege noch weitere Plätze zur Verfügung; ſo befindet ſich an der entgegengeſetzten Seite des Stadtgebietes eine weit ausgedehnte freie Fläche, genügend groß, um bei der alle fünf Jahre ſich wiederholenden Sedanfeier ſpielende Jugend und Publikum aufzunehmen. Vielleicht vermißt auch einer oder der andere den glatten, ebenen Boden und den kurzgeſchorenen Raſen zum Kricket; ich habe gern darauf verzichtet, weil ich meine, daß wir bei der Vortrefflichkeit und Einfachheit unſerer deutſchen Spiele das komplizierte und — koſtſpielige engliſche Kricket gern miſſen können.

Inzwiſchen hat das Eröffnungszeichen die in geſunder Bewegungsfreudigkeit ſich hier und da regellos tummelnde Jugend zum Antreten gerufen. Ich zählte etwa hundert Knaben — durchweg Lehrlinge, wie mir der von Anfang an anweſende Herr von Schenckendorff mitteilte. Letzterer unterwarf ſich nun der Aufgabe, die Ordnung herzuſtellen und die Spielabteilungen zu bilden. Auf das Kommando: „Spielordner vor“ treten eine Anzahl Knaben heraus. Dieſelben empfangen die ſie kennzeichnende blaue Schleife. Nun erfolgt die Teilung der ganzen Maſſe in ſechs Spielgruppen; jedem Spielordner wird eine zugewieſen. Noch werden die Spiele verteilt und dann geht's ans Werk. Bald entwickelt ſich ein luſtiges Treiben. Hier beginnt ein lebhafter Barlauf, dort treibt der „Urbär“ ſein Weſen; Bälle von den verſchiedenſten Größen ſieht man die Luft durchfliegen, denn Eckball, Jagd- und Wanderball ſind in flottem Gange. Siehe, da prügelt eine laut lachende Schar mit hoch geſchwungenem Plumpſack den ungeſchickten Fuchs zum Loch. — Und doch nicht überall das bunte Durcheinander, die Haſt der Bewegungen, die im Eifer des Treibens geröteten Geſichter. Du findeſt da im Hintergrunde ein paar Gruppen, bei denen Ruſe, Berechnung, Geſchicklichkeit den Ausſchlag zu geben und die Siegespalme zu verſchaffen ſcheint. Die eine Abteilung iſt mit Bogenſchießen, die andere mit Speerwurf beſchäftigt. Zierlich ſind die Gerätſchaften, deren ſie ſich bedienen; wir müſſen ſie uns genauer anſehen! Dieſelben entſtammen dem königlichen gymnaſtiſchen Centralinſtitut zu Stockholm. Für die Bogenſchützen iſt eine Scheibe vorhanden aus feſtgewickelten Strohſeilen hergeſtellt, dem Deckel eines Bienenkorbes vergleichbar, mit Leinwand überzogen. Dieſe Scheibe hat einen Durchmeſſer von 1 Meter und iſt mit numerierten Kreiſen verſehen. Die eſchenen Bogen haben eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Meter. Sechs Bogen und Pfeile koſten etwa 36 Mark. Den Speerſchleuderern dient eine große 9 Quadratmeter umfaſſende Holzſcheibe zum Ziele, nach welcher mit Speeren oder Lanzen von 2—$2\frac{1}{2}$ Meter Länge geworfen wird. Der Speer beſteht aus Schaft und Spitze; erſterer hat einen Durchmeſſer von 2 Centimeter; die Spitze iſt aus Eiſen. Der gute Schuß kennzeichnet ſich dadurch, daß die Spitze feſt in der Scheibe haften bleibt. Natürlich hat der Spielordner bei dieſem Schieß- und Schleuderbetrieb beſondere Achtſamkeit zu wahren, aber er wird ſeiner Aufgabe gerecht; überhaupt macht er allenthalben den Eindruck, als ob er das in ihn geſetzte Vertrauen zu ſchätzen wiſſe. — Jetzt ertönt vom Kommandoplatze aus der Ruf: „Wechſeln!“ Ohne Verzug rücken die Abteilungen in ihre neuen Spielbezirke; ein kurzes Hin- und Herziehen und das alte Bild iſt im ganzen und großen wieder hergeſtellt. Und doch hat für jede einzelne Gruppe der Wechſel etwas Wohlthuendes, denn in der Anordnung und Folge der Spiele liegt Methode; inſofern dem Laufſpiel ein Fangſpiel, dem Kraftſpiel ein Geſchicklichkeitsſpiel nachgeſtellt iſt — kurz, es iſt dafür geſorgt, daß an einem Spieltage womöglich alle phyſiſchen und intellektuellen Kräfte ihre Bethätigung finden. Dies verſchafft ja einerſeits den Beteiligten Freude und Genuß, anderſeits wird hierdurch am ſicherſten eine harmoniſche Bildung des ganzen Menſchen erzielt. Gerade in dieſen Momenten zeigt ſich die ſachkundige Leitung der Herren Eitner und von Schenckendorff. Während der ganzen Spielzeit bilden ſie die Seele des Ganzen. Bald triffſt du ſie hier, bald da ordnend, Anleitung gebend, anregend, auch wohl beſänftigend und Zwiſtigkeiten ſchlichtend. Faſt wollte mir ihr Eingreifen zu weitgehend, ihr Intereſſe zu lebhaft erſcheinen; ich hätte gern etwas mehr Selbſtändigkeit und Selbſtregierung in dem Ganzen geſehen, denn gar zu leicht ſteigt einem die Sorge auf, es möchten bei ſtändiger Bevormundung die Spieler in ihrer Bewegungsfreudigkeit ſich beengt, die Spielordner in ihrer Vertrauensſtellung ſich gedrückt vorkommen. Anderſeits ſoll man die Schwierigkeit der Aufgabe nicht unterſchätzen, Zucht und Ordnung da zu halten, wo vollkommene Freiheit des Handelns herrſcht, natürliche Spielluſt da zu erwecken, wo es ſich nur um freiwilliges Mitthun handelt. Ein einziger Fehlgriff kann eine Zerbröckelung der loſe zuſammengefügten Maſſe zur Folge haben, und damit würde das Fundament des mühſam errichteten Gebäudes erſchüttert ſein. Hier gilt es Menſchenkenner und Volkserzieher zu ſein, und als ſolche haben ſich die genannten Dirigenten bewährt, dafür ſpricht der Erfolg. Nicht nur von ihnen, ſondern auch von anderer Seite wurde mir verſichert, daß der Spielplatz an manchen Sonntagen von 200—300 Lehrlingen beſucht geweſen ſei. Dieſe jungen Leute ſind doch dahin gebracht worden, daß ſie die Bewegung im Freien den trivialen und obſcönen, die Jugend aber gar zu leicht umgarnenden Vergnügungen der Straßen und Kneipen vorziehen und ihre freien Stunden da verleben, wo die wahre und echte Freiheit herrſcht: in Gottes ſchöner Natur!

Solch mutig
Unblutig
Getummel und Rummel
Weit beſſer als Bummel
Der jungen Welt thut!

reimt ein neuerer Poet. Sollte es gelingen, in dieſe Kreiſe die Spielluſt andauernd zu verpflanzen, ſo wäre das eine Errungenſchaft von hohem ſozialen Werte, eine Bereicherung und Ausſchmückung des Volkslebens in gemütlicher und geſellig-ſittlicher Hinſicht, denn gute Sitten, ſagt Jahn, gelten auf dem Turn- und Spielplatze mehr, als anderswo weiſe Geſetze!

Inzwiſchen iſt die Spielzeit abgelaufen, wiederum ertönt das Signal von der bekannten Stelle: „Geräte wegſchaffen!“ Die Spielordner geben ihre Anweiſungen, in kurzer Zeit iſt der Befehl vollzogen, und die Abteilungen rücken zum Sammelplatze. Nach dem Tagesprogramm ſoll noch eine gedruckte Spielordnung zur Verteilung kommen; auch ſoll ein gemeinſamer Sommerausflug verabredet werden. Von der erſteren wird auch mir ein Exemplar überreicht; ſie enthält folgende Beſtimmungen:

1. Die Teilnahme an den Volksſpielen iſt jedem geſitteten Jünglinge unentgeltlich geſtattet. Wer an den Spielen teilnimmt, unterwirft ſich freiwillig den Anordnungen der die Aufſicht führenden Herren und der Ordner.

2. Die Spiele finden in der beſſeren Jahreszeit der Regel nach auf dem ſtädtiſchen Turnplatze ſtatt. Bei Regenwetter wird die Turnhalle benutzt. Jährlich findet mindeſtens ein gemeinſamer Ausflug und ein öffentliches Volks-Spielfeſt ſtatt.

3. Die Teilnehmer verſammeln ſich kurz vor der feſtgeſetzten Zeit auf dem Spielplatze und treten, nachdem ſie ihre Kopfbedeckung und die beengenden Oberkleider abgelegt haben, auf das gegebene Zeichen der Größe nach in zwei Gliedern an. Hierauf erfolgt die Einteilung in Spielgruppen zu je fünfzehn Teilnehmern. Eine Benutzung der auf dem Platze vorhandenen Turngeräte vor Beginn des Spieles iſt nicht geſtattet.

4. An der Spitze jeder Spielgruppe ſteht ein durch eine blaue Schleife kenntlich gemachter Ordner. Derſelbe leitet die Spiele. Eine ſich gegenſeitig ſchonende Haltung und ein allezeit friedlicher Ton bilden die Vorausſetzung zum Gelingen der Spiele. Etwa vorkommende Meinungsverſchiedenheiten ſind von dem Ordner zu ſchlichten.

5. Bis auf weiteres werden folgende Spiele geſpielt:

Gruppe I.
1. Speerwerfen, Bogenſchießen
2. Schleuderball
3. Dritten abſchlagen
4. Barlauf
5. Jagdball
6. Urbär

Gruppe II.
7. Treibball
8. Treib-Fußball
9. Eckball
10. Deutſcher Schlagball
11. Kreisball mit Außenlauf
12. Laufübungen, Wettlauf oder Tauziehen.

6. An einem Spieltage kommt der Regel nach immer nur eine Gruppe zur Ausführung. Der Wechſel der einzelnen Spiele findet auf ein gegebenes, ſofort zu beachtendes Zeichen alle 20—25 Minuten und zwar derartig ſtatt, daß, wenn beiſpielsweiſe Gruppe I geſpielt wird, Spiel Nr. 1 in Nr. 2; Nr. 2 in Nr. 3 2c. — Nr. 6 in Nr. 1 einrückt. Jedes Spiel hat auf dem Platze ſeine beſtimmte Stelle.

7. Die Spielgeräte ſind thunlichſt zu ſchonen. Mutwillig beſchädigte Geräte ſind von dem betreffenden Spieler ſelbſt durch neue zu erſetzen. Beim Wechſel der Spiele beſtimmt der Ordner einen der Mitglieder, die in Benutzung geweſenen Spielgeräte dem Ordner der folgenden Spielabteilung zu übergeben. Nach Beendigung der Spiele ſind die Spielgeräte nach der Sammelſtelle zu tragen.

8. Am Schluß der Spielzeit werden Kopfbedeckung und Oberkleidung wieder angelegt, worauf die Teilnehmer, wie beim Beginn der Spiele, in zwei Gliedern antreten. Hierauf folgt der gemeinſchaftliche Geſang eines Liedes. Nach Schluß desſelben iſt der Spielplatz ſogleich zu verlaſſen.

9. Liederbuch und Spielordnung ſind jederzeit zum Spiele mitzubringen.

Görlitz, den 1. Juni 1890.

Das Komitee
von Schenckendorff.

Jetzt liefern die Spielordner ihre Abzeichen ein Die Verabredung über einen gemeinſamen Sommerausflug iſt ſchnell erledigt; die ſchöne Umgebung der Stadt macht ja die Auswahl des Zieles nicht ſchwer. Eiſenbahnfahrt wird ausdrücklich ausgeſchloſſen; Wanderſchaft und Spiel ſollen dem Tage die rechte Würze geben. — Da ertönt das Kommando: „Stillgeſtanden.“ — Wir ſingen das Lied: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb' und Leben, mein deutſches Vaterland.“ — Ich ſtimmte mit ein, der Geſang ergriff mich und erweckte eigenartige Gedanken in mir: möchte doch unſer Vaterland immer mehr ein „Land voll Lieb' und Leben“ werden; ein Land, in welchem ohne Berückſichtigung des Standes und Alters, mit Unterdrückung kleinlicher Parteiintereſſen ein jeder von dem gleichen Streben nach der wahren Idealität des Lebens, der geiſtigen und körperlichen Tüchtigkeit beſeelt iſt. Dieſes Arbeiten und Streben verleiht uns ja allein die innere Zufriedenheit, nach der wir ſuchen. — Der letzte Ton verhallt; ſchnell zerſtreut ſich die jugendliche Schar in dem Bewußtſein, die Feſttagsfreiheit in würdiger Weiſe, getreu dem Satze: „Ruhe ſei eine andere Art der Arbeit“ verbracht zu haben. Ja, das iſt ein Sonntag, wie er ſein ſoll; es iſt ſogar ein Gottesdienſt! „Wiſſet ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geiſtes iſt, der in euch iſt, welchen ihr habt von Gott und ſeid nicht euer ſelbſt? Denn ihr ſeid teuer erkauft; darum ſo preiſet Gott an eurem Leibe und in eurem Geiſte, welche ſind Gottes,“ ſagt der Apoſtel Paulus.

Daß noch ſo manches in dem Betriebe der Görlitzer Jugendſpiele gefördert und vervollkommnet werden muß, um der Neuſchöpfung Beſtand und Feſtigkeit zu verſchaffen, das verhehlen ſich auch die leitenden Perſönlichkeiten nicht. Aber an Rührigkeit und Unverdroſſenheit laſſen ſie's nicht fehlen; und ſo möge ihnen auch der wohlverdiente Lohn nicht ausbleiben.

## Beneidenswert.*)

Von Auguſte von Reichenau.

Nicht ſcheint der Reiche mir beneidenswert
Der haſtet vom Genuſſe zum Genuß,
Der alles hat und neues ſtets begehrt —
Denn ſeinen Schritten folgt der Überdruß.

Und auch den Mächtigen beneid' ich nicht
Wenngleich er ſtolz der Ehren Fülle trägt —
Weil jählings oft ſein Glück zuſammenbricht,
Wenn ihm die Mißgunſt tiefe Wunden ſchlägt.

Doch werde ich am Wintermorgen wach,
Bevor ein Sonnenſtrahl ſich zeigen will
Wenn's in dem Haus in jeglichem Gemach
Und in den Straßen dunkel noch und ſtill —

Dann höre durch den eiſigkalten Wind
Ich ſtets denſelben fröhlichen Geſang,
Entlang dem Hauſe, rüſtig und geſchwind
Desſelben jugendlichen Schrittes Klang.

Wer alſo friſch vom kurzen Schlaf erſteht,
Von Nacht und Froſt und Sorge nicht beſchwert,
Und ſingend täglich zu der Arbeit geht —
Seht, dieſer Mann ſcheint mir beneidenswert!

## Rentengut und Heimſtätte.

Von Guſtav Strehlke. (Abdruck verboten.)

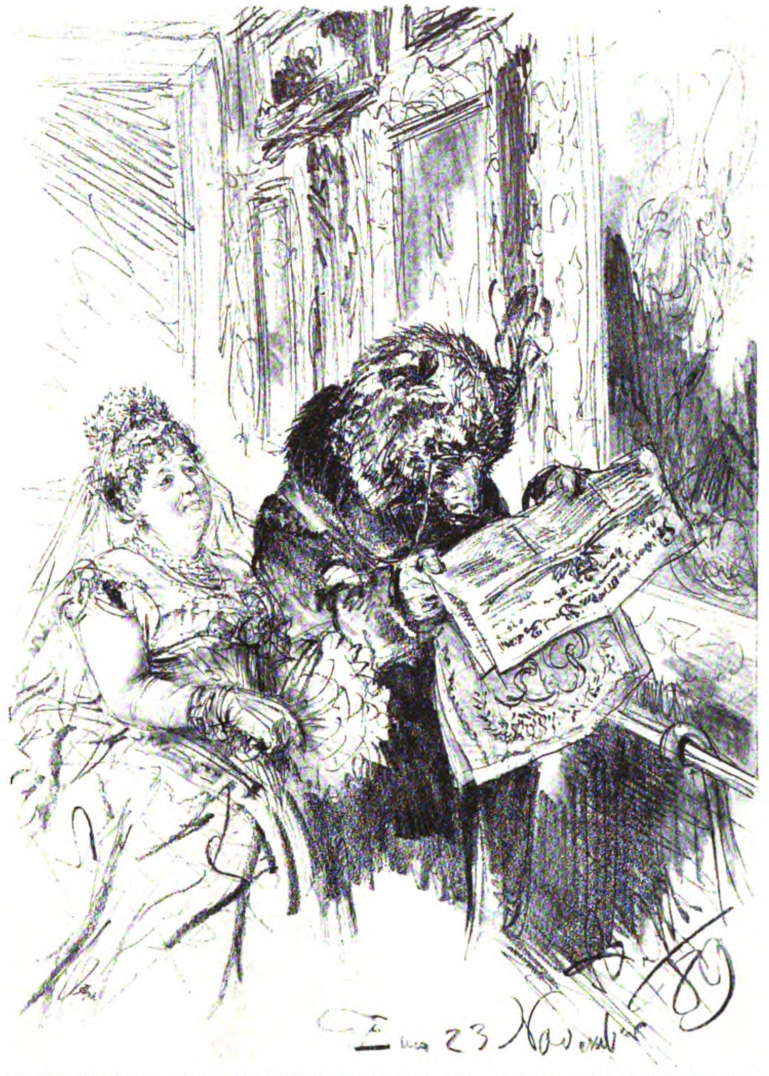
Der Rückgang des ländlichen kleineren Grundbeſitzes kann einem begründeten Zweifel nicht unterliegen und ebenſowenig iſt die Gefahr zu verkennen, welche in einer Verminderung unſers Bauernſtandes liegt. Der Zug nach der Stadt nimmt einen immer größeren Umfang an und die Induſtrie lockt immer mehr ländliche Arbeiter in ihren Bann, welche, verblendet durch die höheren baren Geldbeträge, die ihnen dort als Arbeitslohn zufließen, ein materiell beſſeres Daſein zu führen hoffen als auf dem Lande. Der Oſten unſers Vaterlandes wird namentlich auf dieſe Weiſe immer mehr entvölkert, ohne daß indeſſen die Arbeiter, welche nach den weſtlichen Induſtriebezirken ziehen, mit dem ſchwer rückgängig zu machenden Tauſche ihrer Lebensbedingungen einen thatſächlichen Vorteil errungen hätten. Nach kurzer Zeit pflegt ſich bei einem großen Teile derſelben die Ernüchterung einzuſtellen und ſie machen ſich klar, daß ſie, obwohl ſie mehr bares Geld verdienen, den Wert der ihnen in Naturalien, Anweiſung von Land, Wohnung ꝛc. gewährten Entſchädigung für ihre Arbeit zu niedrig angeſchlagen haben. Eine natürliche Folge dieſer Erkenntnis iſt die Unzufriedenheit, welche ſie der Sozialdemokratie in die Arme treibt. Aber nicht allein der ländliche Arbeiterſtand wird ſo vermindert, ſondern auch der Bauernſtand in einem ähnlichen Maße durch Auswanderung, und zwar ſind es wiederum die öſtlichen Provinzen unſers Vaterlandes, welche darunter zu leiden haben. Man berechnet die Zahl der Auswanderer von 1871—1885 auf ungefähr $1\frac{3}{4}$ Millionen, von denen ſicherlich zwei Dritteile auf die ländliche Bevölkerung entfallen. Trotz der ſonſt ſtarken Vermehrung des deutſchen Volkes nimmt die ländliche Bevölkerung infolge dieſer Einflüſſe faſt gar nicht an derſelben teil. In dem oben gedachten Zeitraum ſtieg die Kopfzahl derſelben etwa um 110 000, während ſich die ſtädtiſche Bevölkerung um mehr als 1 700 000 vermehrte.

Dies ſind Thatſachen, denen man ſich nicht verſchließen darf, und unſere Geſetzgebung beginnt jetzt auf Mittel zu ſinnen, wie man ein weiteres Umſichgreifen der Entvölkerung des Landes verhindern könne, ein Weg, auf welcher ihr alle einſichtigen Volkswirte mit Freuden folgen werden. Zunächſt hat man erkannt, daß in der Schwierigkeit der Erwerbung kleineren ländlichen Beſitzes ein weſentlicher Grund des Übels liegt. Deshalb hat man namentlich, um der Anſiedelung deutſcher Koloniſten in Poſen und Weſtpreußen diejenigen Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, welche in dem mangelnden Kapital ſonſt geeigneter Perſonen liegen, in das Anſiedelungsgeſetz die Beſtimmung aufgenommen, daß die Beſetzung der Koloniſten auch gegen Auferlegung einer dauernden Rente, welche an Stelle des Kaufpreiſes in das Grundbuch eingetragen wird, ermöglicht iſt. Hiermit war das Prinzip des preußiſchen Geſetzes vom Jahre 1850, und der entſprechenden Geſetze für die neuerworbenen Provinzen, welche es nicht geſtatten, Grundſtücke unter Auflegung feſter unkündbarer Geldrenten zu veräußern, bereits durchbrochen und es lag nahe, dieſe Form der Grundſtücksübertragung im ganzen Staate zugänglich zu machen und das „Rentengut“ allgemein einzuführen. Die königliche Staatsregierung hat denn auch in dieſem Frühjahr einen diesbezüglichen Geſetzentwurf vorgelegt, welcher von beiden Häuſern des Landtages angenommen wurde.

Man wird ſich nun nicht verhehlen dürfen, daß von der Annahme des Geſetzes bis zu einer einigermaßen bedeutſamen Anwendung derſelben durch die neue Form der Grundſtücksübertragung ein ziemlich weiter Schritt iſt, indeſſen wollen wir uns nicht jenen Peſſimiſten zugeſellen, welche behaupten, das Geſetz werde nur auf dem Papier ſtehen bleiben. Der Gründe, aus denen eine ſegensreiche Wirkung des Geſetzes zu folgern iſt, kann man verſchiedene anführen, ſo zunächſt die guten Erfahrungen, welche die Anſiedelungskommiſſion in Poſen und Weſtpreußen mit der Schaffung von Rentengütern gemacht hat. Es läßt ſich bereits jetzt mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß die auf Rentengütern angeſeſſenen Bauern in jenen Gegenden ſich halten werden, daß es gelingen wird, einen lebensfähigen deutſchen Bauernſtand auf der polniſchen Erde zu ſchaffen. Wenn man die neueren Beſtrebungen, unſere in verſchiedenen Teilen des Vaterlandes von Littauen bis an die Nordſee belegenen Hochmoore zu kultivieren, in Erwägung zieht, eine Aufgabe, zu deren Löſung zahlreiche Menſchenkräfte gebraucht werden, ſo hat man wieder ein neues klaſſiſches Feld für die Form des Rentengutes und der Staat ſowohl als andere politiſche Verbände werden es ſich vorausſichtlich angelegen ſein laſſen, auch durch Begründung von Rentengütern Koloniſten heranzuziehen. — Es werden jedoch nicht allein dieſe Körperſchaften dem Geſetze ihre Würdigung angedeihen laſſen, ſondern man darf erwarten, daß der Stand der größeren Grundbeſitzer mit Ernſt an die Beantwortung der Frage herantreten wird, in welcher Weiſe er zu der Form von Rentenübertragung von Grundſtücken Stellung zu nehmen hat. Sehr nahe liegt es, den Verſuch zu machen, ob es nicht möglich ſein würde, der immer zunehmenden Entvölkerung des flachen Landes durch Neubegründung von kleineren Rentengütern vorzubeugen. Die größeren Güter haben heute mit peinlichen Schwierigkeiten zur Beſchaffung der erforderlichen Arbeitskräfte für die rationelle Bewirtſchaftung ihres Areals zu kämpfen. Immer mehr bildet ſich die ſogenannte Sachſengängerei aus, welche zahlreiche Arbeitskräfte gerade in der Zeit entführt, wo ſie am unentbehrlichſten ſind. Es erſcheint nicht angängig, Maßregeln gegen dieſe periodiſche Auswanderung zu ergreifen, ſoweit dieſelben polizeilicher Art ſind, dagegen dürfte der Verſuch, die ländlichen Arbeiter dadurch, daß man ihnen feſten Grundbeſitz gibt, anzuſiedeln und auf dieſe Weiſe den kaum noch erträglichen Zuſtänden zu ſteuern, in wirtſchaftlicher ſowohl als in moraliſcher Beziehung geboten ſein. Bei der Kapitalloſigkeit der ländlichen Arbeiter iſt nun jede andere Art des Verkaufs von Grund und Boden als gegen Rente nicht durchführbar, und es iſt anzunehmen, daß die größeren Güter im Oſten unſers Vaterlandes im Laufe der Zeiten verſuchen werden, ſich auf dieſem Wege wieder einen Stamm von ländlichen Arbeitern heranzuziehen, welche durch das Intereſſe für ihr Eigentum und ſeine Bewirtſchaftung zu Hauſe gehalten, bereit ſein würden, diejenigen Kräfte, welche ſie dieſem Zwecke nicht dienſtbar zu machen nötig haben, durch Tagelöhnerarbeit zu verwerten. — Bei der lebhaften Feindſchaft, welche das Mancheſtertum gegen den größeren Grundbeſitz hegt, iſt es nur natürlich, daß namentlich in der freiſinnigen Preſſe gegen dieſe Art der Anwendung des Rentengutsgeſetzes ein lebhafter Krieg eröffnet wurde. Der Großgrundbeſitz wolle einen Stand von Arbeitern ſchaffen, der an die Scholle gebunden, ſich um jeden Preis dem Gutsherrn zur Verfügung ſtellen müſſe. Ja man entblödete ſich nicht, die Rentengutsbeſitzer als unfreie Leute „glebae adscripti“ zu bezeichnen und was dergleichen haltloſe Anfeindungen mehr waren. Selbſtverſtändlich iſt der Eigentümer eines Rentengutes ebenſo berechtigt wie jeder andere Grundbeſitzer, ſein Grundſtück zu veräußern und niemand kann ihn zwingen, ſich dem Großgrundbeſitzer zu vermieten. Dagegen würde bei dem hohen moraliſchen Wert, den der Beſitz von Grundeigentum unſtreitig hat, das Heimatsgefühl der ländlichen Arbeiter weſentlich geſtärkt werden. Das Bewußtſein des eignen Grundbeſitzes würde auch als ein kräftiger Schild gegen die ſich jetzt bereits auf das Land ausdehnende ſozialdemokratiſche Agitation dienen und vor allen Dingen die ſozialen Verhältniſſe dieſer Klaſſe

---

*) Das letzte Gedicht der frühverewigten Dichterin Auguſte von Reichenau, an deren gedanken- und gefühlstiefen Gaben unſere Leſer ſich ſo oft erfreut haben.



Ad. Menzels Gratulationskarte für Ludwig Pietſch zu deſſen 25jährigem Schriftſtellerjubiläum.

der Bevölkerung bedeutend heben, welche namentlich infolge des Mangels an eignem Grundbeſitz und der damit verbundenen Neigung des alljährlichen Wechſels des Wohnſitzes zurückgegangen ſind. Es dürfte ſich alſo für den größeren Grundbeſitzerſtand empfehlen, durch Begründung von kleineren Rentengütern diejenigen Leute, welche früher als Tagelöhner, Inſtleute, Losleute und wie die verſchiedenen Bezeichnungen heißen mögen, gegen Verleihung von Deputatland, Wohnung, Lohn und Naturalien bei ihm in Dienſt ſtanden, dauernd zu feſſeln. Daß dies keine leichte Aufgabe ſein wird, daß es der Beſeitigung von ungerechtfertigtem Mißtrauen bedürfen wird, ja daß ein nicht geringer Prozentſatz der Rentengutsbeſitzer ſich doch durch die höheren baren Löhne der Induſtriegegenden nach wie vor zur Überſiedelung dorthin verleiten laſſen wird, liegt auf der Hand, anderſeits aber muß man berückſichtigen, daß der Verſuch unter allen Umſtänden gemacht werden muß, da er zur Zeit als das einzige Mittel gelten muß, einen immer weiter um ſich greifenden Übelſtand zu bekämpfen, der in der That geeignet erſcheint, unſere Landwirtſchaft im Oſten ernſtlich zu gefährden. Das Rentengutsgeſetz iſt gerade deshalb, weil es den beiderſeitigen Intereſſen des Groß- und Kleingrundbeſitzes dient, mit Freuden zu begrüßen und, da der Gedanke desſelben außerdem noch den germaniſchen Rechtsanſchauungen entſpricht und in früheren Zeiten in mannigfacher Form zur Anwendung gelangte, ſo darf man annehmen, daß der geſunde Sinn unſers Volkes bald die großen Vorteile erkennen wird, die ihm in demſelben geboten werden. Die von manchen Seiten geäußerte Befürchtung, daß eine weite Ausdehnung des Verkaufs von Grund und Boden gegen Rente zu einer weiteren Mobiliſierung desſelben führen werde, teilen wir nicht, weil ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſe Eigentumsübertragung nur auf kleinere Grundſtücke beſchränken dürfte, deren Werte ſich zur Spekulation wenig oder gar nicht eignen. Auch wird die Zerteilung des Grund und Bodens ſich in denſelben Grenzen halten wie jetzt. Der Hauptvorteil des Geſetzes, welcher unſers Erachtens alle etwa zu erwartenden Nachteile überwiegt, beſteht darin, daß die Möglichkeit geboten iſt, einer großen Zahl von Perſonen, die bisher aus Mangel an Kapital Grundbeſitz nicht erwerben konnten, eine ſichere Exiſtenz auf eignem Grund und Boden zu verſchaffen.

Das Beſtreben nach Einführung des Renterguts iſt nicht mehr neu; bereits ſeit etwa einem Jahrzehnt hat man erkannt, daß mit dem abſoluten Verbot der Veräußerung von Grund und Boden gegen feſte Renten ein Fehler ſeitens der Geſetzgebung gemacht worden war, ein Fehler, den die ſeit den fünfziger Jahren immer mehr wachſende Ausdehnung der Induſtrie nur noch deutlicher machte. Es bedurfte eben, um zu einem ſolchen Geſetz zu gelangen, der völligen Niederwerfung des Mancheſtertums, dem wir dieſe Abkehr von deutſchen Rechtsanſchauungen verdankten.

Neueſten Datums dagegen ſind die Forderungen nach einem deutſchen Heimſtätterecht, welche jüngſt zur Einbringung eines Geſetzentwurfs im Reichstage geführt haben. Die Abgeordneten Grafen von Doenhoff-Friedrichſtein, Douglas, Moltke u. a. m. haben dieſen neuen Gedanken für unſere Geſetzgebung angeregt. Es iſt indeſſen erſt zum Herbſte eine Beratung des Entwurfs zu erwarten und man darf es als höchſt zweifelhaft betrachten, ob die einſchneidenden Beſtimmungen derſelben die Billigung der Mehrheit des Hauſes ſowohl als der verbündeten Regierungen erlangen werden, wenn auch nicht zu verkennen iſt, daß das demſelben zu Grunde liegende Prinzip viel Verlockendes bietet. Nach dem Antrage ſoll jeder Deutſche nach vollendetem vierundzwanzigſten Lebensjahre das Recht zur Errichtung einer Heimſtätte haben. Die Größe einer Heimſtätte darf die eines Bauernhofes nicht überſteigen. Anderſeits muß ſie aber wenigſtens einer Arbeiter- oder Bauernfamilie Wohnung gewähren und die Erzeugung der notwendigen Nahrungsmittel ermöglichen. Als notwendiges Zubehör der Heimſtätte werden die Wohnung des Heimſtätteneigentümers, die notwendigen Wirtſchaftsgebäude und das zum Wirtſchaftsbetriebe unentbehrliche Gerät, Vieh- und Feldinventar, ſowie die zur Fortführung der Wirtſchaft bis zur nächſten Ernte unentbehrlichen landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe bezeichnet.

Der Unterſchied der Heimſtätte von einem anderen Grundſtück beſteht darin, daß erſtere nur bis zur Hälfte des Ertragswertes mit amortiſierbaren Renten verſchuldet werden darf. Demnach iſt die Errichtung einer Heimſtätte durch Umwandlung der den Grundbeſitz zur Zeit belaſtenden Hypotheken und Grundſchulden in derartige Renten bedingt. Iſt der Grundbeſitz höher verſchuldet, ſo kann er doch durch die zu errichtenden beſonderen Behörden zur Gründung von Heimſtätten zugelaſſen werden, wenn der Beſitzer die Verpflichtung übernimmt, die über den obenerwähnten Belang hinausgehenden Schulden mit 1 Prozent pro Jahr zu tilgen und dieſe Tilgung nach dem Ermeſſen der Behörde geſichert erſcheint. Auf die Heimſtätte ſollen Schulden nicht eingetragen werden dürfen. Mit Bewilligung der Heimſtättenbehörde können jedoch im Falle von Mißernten, zu notwendigen Meliorationen und zur Abfindung von Miterben Rentenſchulden mit zweckentſprechender Amortiſierungsperiode bis zur Hälfte des Ertragswertes eingetragen werden. Überaus belangreich erſcheinen die vorgeſchlagenen Beſtimmungen über die Zwangsvollſtreckung. Derſelben ſollen die Heimſtätten nur in folgenden Fällen unterliegen: 1. wenn die Forderungen aus der Zeit vor Errichtung der Heimſtätte ſtammen und noch nicht drei Jahre nach Veröffentlichung der Heimſtättenqualität verfloſſen ſind; 2. auch nach Errichtung wegen rechtskräftiger Anſprüche aus Lieferungen, welche zur Errichtung und zum Ausbau der Heimſtätte verbraucht ſind; 3. wegen rückſtändiger Renten und Steuern, indeſſen iſt in den Fällen zu 2 und 3 nur die Zwangsverwaltung zuläſſig.

Die Heimſtätte ſoll unteilbar ſein und auch durch Erbgang im Falle des Vorhandenſeins mehrerer Miterben nur auf einen derſelben übertragen werden können. Die Veräußerung der Heimſtätte unter Lebenden iſt an die Genehmigung der Ehefrau des Heimſtättenbeſitzers gebunden. Niemand ſoll mehr als eine Heimſtätte erwerben dürfen.

Die Landesgeſetzgebungen ſollen alle näheren Beſtimmungen über Maximal- und Minimalgröße, über Steuerfreiheit der kleinſten Heimſtätten, die Regelung des Erbrechts ꝛc. treffen. Aus dieſer kurzen Darlegung wird man ſchon erſehen, wie weitgreifend die vorgeſchlagenen Beſtimmungen ſind. Indeſſen liegt denſelben inſofern ein geſunder Gedanke zu Grunde, als die Beſchränkung der Zwangsvollſtreckung, welche das Hauptmerkmal der Heimſtätte neben ihrer Unteilbarkeit bildet, nicht ohne Vorgang in der Geſetzgebung iſt, ſelbſt wenn man von Majorats- und Fideikommisgütern abſehen will. Betrachtet man die Heimſtätte als Mittel oder Werkzeug zum Lebensunterhalt und nicht rein als Wertobjekt, ſo bietet die Civilprozeßordnung, welche eine Reihe von Sachen für der Pfändung nicht unterworfen erklärt, einen bemerkenswerten Vorgang. Künſtlern, Handwerkern, Hand- und Fabrikarbeitern dürfen die zur perſönlichen Ausübung ihres Berufes unentbehrlichen Gegenſtände nicht abgepfändet werden, und bei Perſonen, welche Landwirtſchaft betreiben, iſt die Zwangsvollſtreckung an ihrem beweglichen Vermögen ebenfalls beſchränkt, d. h. es iſt dafür geſorgt, daß der Wirtſchaftsbetrieb nicht eingeſtellt zu werden braucht. Die Geſetzgebung nimmt ſich alſo der Erhaltung der wirtſchaftlichen Exiſtenz des Schuldners an, und dieſer Gedanke liegt auch dem Beſtreben nach Errichtung von Heimſtätten. zu Grunde, indeſſen iſt derſelbe bei der höheren wirtſchaftlichen Bedeutung des Grund und Bodens gegenüber dem beweglichen Vermögen ſicherlich viel ſchwerer zu verwirklichen. Vor allen Dingen iſt zu berückſichtigen, daß man den Heimſtättenbeſitzer, indem man ihn auf der einen Seite gegen die Zwangsvollſtreckung ſchützt, auf der anderen Seite ſeines Kredits beraubt, da er für denſelben keine Sicherheit zu bieten vermag und ſo in wirtſchaftlicher Beziehung gegenüber den ſonſtigen Grundeigentümern benachteiligt erſcheint. Dieſer

Umſtand dürfte, ſelbſt wenn ein diesbezüglicher Geſetzentwurf durchgehen ſollte, der Neigung, Heimſtätten zu begründen, hinderlich ſein. Außerdem iſt zu bemerken, daß diejenigen kleineren Grundbeſitzer, die ſich in günſtiger Lage befinden, an die Gründung von Heimſtätten und damit an die Beſchränkung ihres freien Verfügungsrechts weniger denken werden als diejenigen, welche ſich von Gläubigern bedrängt fühlen; dieſen aber vermag das Heimſtättengeſetz auch nicht zu helfen.

Wenn daher der Grundgedanke der Heimſtätte verwirklicht werden ſoll, ſo wird es erſt reiflicher Erwägungen bedürfen, in welcher Form dies zu ermöglichen iſt, einmal ohne den Rechten dritter Perſonen zu nahe zu treten, und dann ohne den Heimſtättenbeſitzer mit Schranken zu belaſten, die ſeiner wirtſchaftlichen Exiſtenz hinderlich ſind. Außerordentlich zu billigen iſt jedoch unter allen Umſtänden das Prinzip der Unteilbarkeit der Heimſtätte, welches unwirtſchaftlichen Zwergbildungen vorbeugen würde.

Die Agitation für ein Heimſtättengeſetz iſt indeſſen eine ſo lebhafte — der deutſche Bauernbund, welcher Tauſende von Mitgliedern zählt, hat ſich dieſelbe zu eigen gemacht — daß wir annehmen möchten, ſie werde im Laufe der Zeit zu einem greifbaren Ergebnis führen, wenn auch nicht der obenerwähnte Antrag in ſeiner ganzen Tragweite Geſetz werden dürfte. Es iſt nun erfreulich, daß mit der Annahme des Rentengutsgeſetzes ein wenig verſtändliches Streben gegen dasſelbe zu gunſten eines Heimſtättengeſetzes gegenſtandslos geworden iſt. Einen feindlichen Gegenſatz zwiſchen Rentengut und Heimſtätte gibt es unſers Erachtens nicht; im Gegenteil dürfte die Gründung zahlreicher kleinerer Rentengüter gerade für den Erlaß eines Heimſtättengeſetzes einen günſtigen Boden bereiten, denn es liegt kein Hindernis vor, ein Rentengut als Heimſtätte zu erklären. Das Beſſere ſoll nicht der Feind des Guten ſein und ſo wollen wir denn hoffen, daß beide Beſtrebungen, unſern kleinen Grundbeſitzerſtand zu heben, Erfolge erzielen werden, und daß es gelingen möge, die weitere Zerſetzung unſers Volkes durch die Erſchließung neuen Grundbeſitzes zu verhindern.

## Im dunkelſten Afrika. (Abdruck verboten.)

Henry Stanley hat zahlreiche lange Reden gegen die deutſche Kolonialpolitik gehalten und die Engländer gegen uns aufgeſtachelt. Er glaubt daher in der deutſchen Ausgabe ſeines Buches*) uns einige ſchöne verſöhnende Redensarten ſchuldig zu ſein, die er in die Geſtalt eines Briefes an ſeinen Verleger F. A. Brockhaus kleidet. Viel freilich will er über die Beſtrebungen der Deutſchen in Oſtafrika nicht ſagen, aber er hegt den Wunſch, daß wir dort „Gutes ſchaffen möchten;“ auch iſt er wirklich ſo beſcheiden und großmütig, uns zu verſichern, daß es nicht ſeines Amtes, eine Beſchränkung unſers Ehrgeizes zu verſuchen. Er ſagt ferner: „Wenn die Kolonialfreunde in Deutſchland der Meinung ſind, mehr Geld verdienen zu können, wenn ſie die Engländer erſt aus Afrika vertreiben, befinden ſie ſich in einem großen Irrtum.“ Da aber ein ſolcher Gedanke niemals in dem heißblütigſten Gehirn eines deutſchen Kolonialfreundes beſtand, ſo iſt der Irrtum auf Seiten Stanleys, und das iſt begreiflich, denn Stanley verſteht keine Silbe deutſch. Er empfiehlt einen geſunden Wettbewerb zwiſchen Deutſchen und Engländern in Oſtafrika, womit wir alle ſicher einverſtanden ſind, wenn uns dieſes auch Stanley nicht erſt belehrend mitzuteilen hatte.

Es iſt bekannt, daß Emin Paſcha nur zögernd und widerwillig der „Rettung“ Stanleys an die Küſte gefolgt iſt. Während nun Stanley an einigen Stellen ſeines Buches dem ehemaligen Gouverneur der ägyptiſchen Äquatorialprovinz ein großes Lob erteilt — er nennt ihn gerecht, treu, taktvoll, mild, voll Liebe für die Eingebornen, voller Hingebung für die Wiſſenſchaften und die Ausbreitung der Kultur — gibt er ihm an zahlreichen anderen Stellen derbe Rippenſtöße, hängt ihm viele „aber“ an und zeigt, daß er nicht der Freund Emins iſt. Der Paſcha hat bisher noch nicht über ſein Verhältnis zu Stanley geſprochen; wir kennen ſeine Anſicht nicht, vermögen daher nicht zu richten und laſſen dieſe unerquickliche Seite des Werkes beiſeite.

Nicht übelnehmen wollen wir es dem großen Manne, der ſo vieles und tüchtiges leiſtete, daß er ſich auf das höchſte Piedeſtal ſtellt und ſeine Leiſtungen in dem ſchönſten Lichte erſcheinen läßt. Er hat „Erfahrungen gemacht, derengleichen es in den Annalen ſämtlicher afrikaniſchen Reiſen nicht gibt.“ Solche Superlative ſind häufig, und dabei hat Stanley nur jene Reiſen in Afrika geleſen, die in engliſcher oder franzöſiſcher Sprache gedruckt ſind.

Mit ſolchen Schattenſeiten verſöhnt uns aber wieder das feſte Gottvertrauen, das er in ſeiner Sendung hat. Er iſt außer ſtande, „ſeine Errettung aus dem dunkeln Urwalde einer anderen Urſache zuzuſchreiben, als der gnadenreichen Vorſehung,“ die geſamte Kriegsmacht Europas hätte ihn dort nicht vom Untergange retten können, wenn nicht Gottes Hilfe ihm geworden wäre. Über tauſend Seiten lang iſt das zweibändige Werk, es iſt ſpannend vom Anfang bis zum Ende und verrät überall die gewandte Feder des geübten Schriftſtellers. Er weiß das kleinſte Ereignis dramatiſch belebt uns vorzuführen. Ein umſichtiger, alles voraus bedenkender Feldherr zieht durch ein Land voll Schrecken, erlebt wunderbare Dinge, Abenteuer, Schreckniſſe und Grauſen; ſiegreich gelangt er an ſein Ziel. Nebenbei macht er bedeutſame Entdeckungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde.

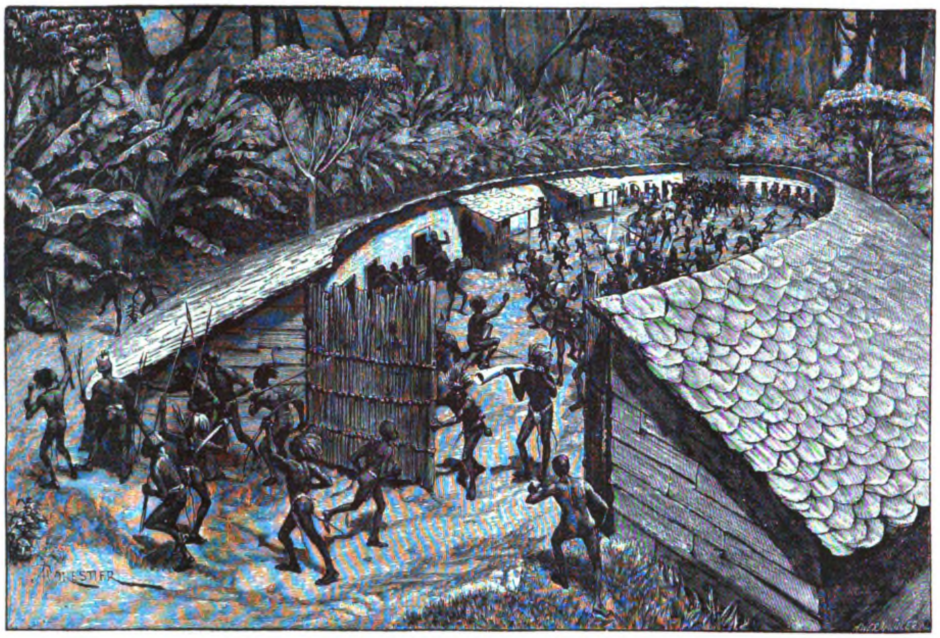
Die Geſchichte der Rettung Emins durch Stanley iſt im allgemeinen bekannt und ſie braucht hier nicht wiederholt zu werden; welche großartige Leiſtung ſie aber geweſen, welche unendliche Mühen, welche Summe menſchlicher Geiſtesanſtrengung und körperlicher Mühen ſie erforderte, das erkennt man erſt aus den Schilderungen dieſes Buches. Stanley hatte das Glück, eine Anzahl ganz vorzüglicher Gefährten zu finden, die treu bei ihm aushielten. Wer lernen will, was zu einer Ausrüſtung für Afrikareiſen gehört, der findet reiche Belehrung bei Stanley und dank ſeiner Erfahrung hat ſich alles vortrefflich bewährt. Die leinenen Zelte, welche 300 Tage dem tropiſchen Regen ausgeſetzt waren, erſchienen am Schluſſe der langen Reiſe noch ſo vorzüglich, daß ſie weitere 200 Tage Regen ausgehalten haben würden. Der Thee behielt ſeinen ausgezeichneten Geſchmack bis zum letzten Augenblick.

Der Hunger und die Waldwildnis ſind die ſchlimmſten Feinde der Stanleyſchen Expedition geweſen; neben dieſen kommt die Feindſchaft der Eingebornen erſt in zweiter Linie in betracht. Man leſe folgende Schilderung:

„In der Nähe des Zuſammenfluſſes des Ihuru und des Dui hatten wir im Dezember 1888 einhundertundfünfzig unſerer beſten Leute ausgeſandt, um Lebensmittel aufzuſuchen. Dieſelben waren ſchon viele Tage länger fort, als ſie hätten ſein ſollen, und inzwiſchen befanden ſich 130 Männer, Frauen und Kinder dem Verhungern nahe. Um den Tod ſo lange wie möglich fernzuhalten, bekamen ſie täglich eine Taſſe warmer, dünner Brühe, welche aus Butter, Milch und Waſſer hergeſtellt wurde. Als die Lebensmittel derart auf die Neige gegangen waren, daß nur noch ſo viel übrig war, um 13 Mann zehn Tage lang mit der dünnen Brühe zu verſehen, wurde es für mich zur Notwendigkeit, die vermißten Leute aufzuſuchen. Mein Gefolge beſtand aus 60 Mann, welche thatkräftiger als die übrigen, die dünne Flüſſigkeit mit Beeren und Pilzen verbeſſert hatten und deshalb ein wenig mehr Kraft beſaßen, obwohl ſie fürchterlich abgemagert waren. 51 Leute waren vor Erſchöpfung und Krankheit derart entkräftet, daß keine Hoffnung war, ſie am Leben zu erhalten, wenn nicht innerhalb weniger Stunden Lebensmittel eintrafen. Wir, die wir zur Aufſuchung aufbrachen, beſaßen nichts.

---

*) Im dunkelſten Afrika. Aufſuchung, Rettung und Rückzug Emin Paſchas. Von H. M. Stanley. 2 Bände. Leipzig, 1890. F. A. Brockhaus.



Ruf zu den Waffen. Aus H. M. Stanleys: „Im dunkelſten Afrika.“

Wir konnten uns von Beeren ernähren, bis wir vielleicht auf eine Pflanzung trafen. Auf dem Marſche kamen wir an mehreren Leichen in verſchiedenen Zuſtänden der Verweſung vorüber und der Anblick der dem Tode Geweihten und der Sterbenden rief in meinen Nerven ein ſolches Gefühl der Schwäche hervor, daß ich demſelben faſt erlag. Jeder im Lager war durch Mutloſigkeit und Leiden gelähmt, die Verzweiflung hatte alle ſtumm gemacht und kein Laut unterbrach das Todesbrüten. Ich fühlte aufs ſchrecklichſte die Stille von Wald und Nacht. Schlaf war unmöglich. In meiner Erinnerung tauchten die Leichen am Wege, die dem Tode Geweihten im Lager und die Verhungernden in meiner Nähe auf und ich dachte an die 150 Mann, die im undurchdringlichen Walde rettungslos verirrt waren! Aber — am nächſten Morgen trafen wir die Nahrungsſucher wohlbehalten, geſund, kräftig mit vier Tonnen Paradiesfeigen beladen! Man kann ſich denken, welches wilde Freudengeſchrei die wilden Kinder der Natur ausſtießen, wie dieſelben ſich auf die Früchte ſtürzten und raſch ſie am Feuer brieten, und wie wir nach dem Lager zurückkehrten, um auch dort die Verhungernden zu erfreuen.“

Der Marſch Stanleys mit ſeinen kaum 400 Mann vom oberen Kongo bis zu Emin Paſcha führte faſt ganz durch endloſen Urwald, jungfräulichen, bisher nie von einem weißen Menſchen betretenen Boden. Die paar hundert Leute, die er als Nachhut zur ſpäteren Unterſtützung zurückließ, ſind elend zu Grunde gegangen, während er ſich durchrang. Und wie! Langſam, wie ein Leichenbegängnis zog die Karawane dahin in der pfadloſen Waldwildnis, ſo daß ſie nur 400 Meter in der Stunde vorwärts kam, während man auf gewöhnlichen afrikaniſchen Wegen etwa 28 Kilometer täglich marſchiert war, bei ſiebenſtündigem Marſche, 4 Kilometer in der Stunde. Wo der Weg im Walde einmal wie gebahnt erſchien, war doppelte Vorſicht und Langſamkeit des Marſches geboten, denn die Straße ſtarrte von vergifteten Holzſplittern, die von den Eingebornen unter Blättern verborgen in den Erdboden geſteckt waren, welche jedermann, mit Ausnahme der Stiefel tragenden Weißen zur größten Vorſicht zwangen. Gelegentlich flog ein Schauer vergifteter Pfeile aus dem Waldesdunkel auf die arglos Dahinziehenden herab und Stanley hat dadurch manchen Mann verloren.

Der Morgen im ungeheuren Urwalde war neblig und naß; alle froren und wiewohl die Temperatur 17° R. betrug, glaubten ſie, daß es nur 10° ſeien. Kotlachen mit grünen Waſſerlinſen bedeckt, waren knietief zu durchwaten und hinterließen an den naſſen Kleidern ihren widerlichen Geruch, der von den verweſenden Stoffen im Sumpfe herrührte. Träge, lange ſchwarze Tümpel bildend, floſſen die Bäche dahin. Waren ſie durchſchritten, dann verfinſterte ſich der Wald ſo, daß Stanley kaum den Kompaß ableſen konnte, denn einer der häufigen Gewitterſtürme nahte. „Als der Regen zu fallen begann, fingen wir mit dem Bau des Lagers an, die Zelte wurden ſchleunigſt über dem niedrigen Buſchwerk aufgeſchlagen, die Haumeſſer krachten und die Äxte klangen, um einen Raum für das Lager zu gewinnen. Der Regen war kalt und fiel in ſchweren Tropfen ſo groß wie Thalerſtücke auf die in leichte Baumwolle gekleideten Männer, die vor Kälte erſchauderten. Über uns rollte der Donner und der Blitz warf grellen Feuerſchein durch das Dunkel, in der die müde, hungernde Karawane in das Lager wankte. Der Regen war ſo heftig, daß wir kein Feuer anzünden konnten.“ Wohin ſie der Weg führte, das wußte niemand; auch nicht der Kirangoſi, der vorderſte ſtolz an der Spitze marſchierende Mann, der „Führer,“ der kein Dorf, kein Land, keinen Namen vor ſich kannte und bloß gen Sonnenaufgang deutete, wo Emins Provinz lag. Nur mit Haumeſſern und Äxten, welche die Vordertruppe ſchwang, iſt es möglich geweſen, ſich durch den Urwald eine Bahn zu brechen; oft lagen meilenweit rieſige Baumleichen quer vor dem Wege, die, faſt mannsdick, mit den Eſeln und dem ganzen Gepäck, überklettert werden mußten. Am 28. Juni 1887 iſt Stanley in dieſen größten Urwald Afrikas eingetreten und erſt am 5. Dezember 1888 hat er ihn verlaſſen können, alſo 160 Tage iſt er ſeinen Schreckniſſen, unter denen der Hunger der ſchlimmſte Feind, ausgeſetzt geweſen, durch Buſch und Geſtrüpp iſt er gezogen, „ohne je ein Stück Grasland von der Größe eines Zimmers geſehen zu haben.“ Nichts als meilenweiter Wald in mannichfachen Zuſtänden des Wachstums vom ungeheuren

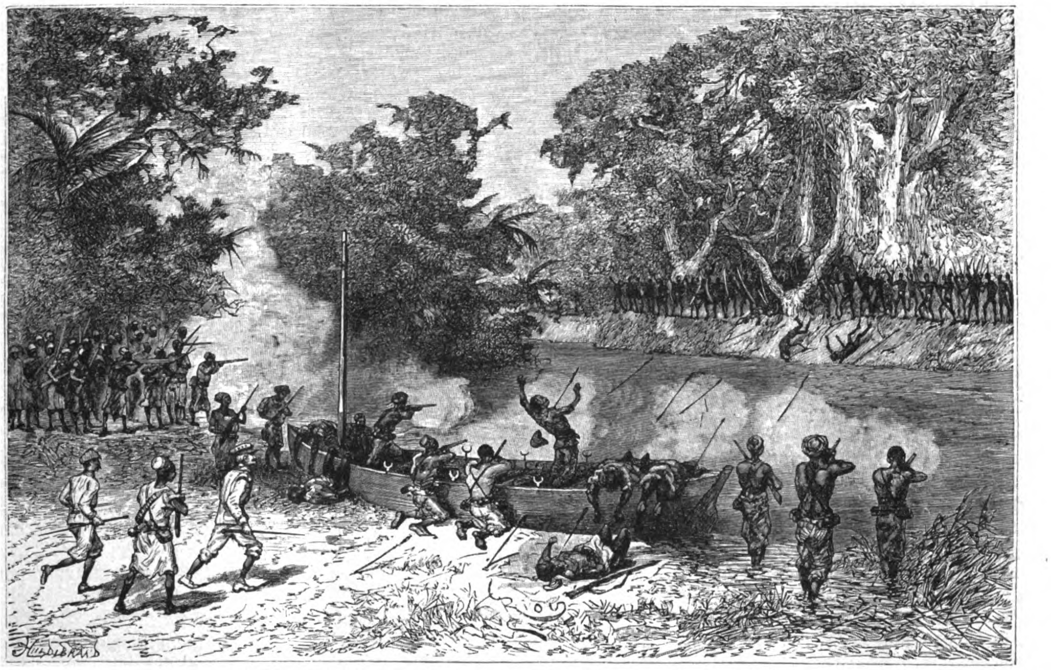
Baumrieſen bis zum lianenverſchlungenen, dornigen Untergeſtrüpp.

Man kann ſich die Freude aller Teilnehmer denken, als ſie endlich, nach halbjährigem Marſche durch dieſe Düſternis, aus dem Walde heraus in den hellen Sonnenſchein traten, ſich dem Südende des Albert-Niaſſa-Sees näherten und reine friſche Luft atmeten. „Wenn ich nach meinem Gefühle,“ ſchreibt der Reiſende, „auf das der anderen ſchließen darf, ſo kam es mir vor, als hätten wir das Alter und ein Dutzend Jahre von uns geworfen. Mit ganz ungewöhnlichen Schritten eilten wir vorwärts und ſchließlich ſetzte ſich die ganze Karawane in Laufſchritt. Das Herz eines jeden ſchien ſich zu erweitern. Der blaue Himmel hatte uns noch nie ſo groß und hoch, ſo rein und heiter geſchienen, wie in dieſem Augenblick. Das junge Gras wurde von einer ſanften Briſe geliebkoſt und bewegte ſich hin und her. Vögel, die uns lange fremd geweſen, ſegelten und ſchwirrten durch die Luft, Elenantilopen ſtanden auf grasbewachſener Anhöhe und ſchauten uns verwundert an, Büffel hoben den Kopf, um uns als Eindringlinge in ihr ſtilles Heim zu betrachten, und trabten dann in ſicherer Entfernung fort. Meilenweit dehnte ſich das hellgrüne Weideland vor unſern Blicken. Bis Atemloſigkeit uns Halt gebot, eilte die Karawane im gleichen Laufſchritt weiter, denn dies war ebenfalls ein Vergnügen, das wir lange entbehrt hatten.“

Wenn wir kurz auf die Leiden hingewieſen haben, die bei Stanleys kühnem Zuge ausgeſtanden wurden und ſeine Schilderungen des Urwaldes hervorhoben, ſo dürfen wir auch zur Charakteriſierung ſeiner geographiſchen Entdeckungen nicht unterlaſſen, des mächtigen Schneeberges Ruwenzori zu gedenken. Dieſer 18—19000 engliſche Fuß hohe „Wolkenkönig“ liegt ſüdlich vom Albertſee und wurde zuerſt im Mai 1888 von Stanley mit ſeinen zahlreichen ſchneebedeckten Piks und Kuppen geſehen und mit dem Mondgebirge der alten Geographen identifiziert. „Was konnte es,“ ruft der Entdecker aus, „für einen ſeltſameren Gegenſatz geben, als zwiſchen uns in der heißen Luft, den ewig grünen Pflanzen, der Wildheit, dem Kriegslärm und den dunklen blutigen Menſchen und dem hohen Bergkönig, gekleidet in ſein reines, weißes Schneegewand, umgeben von Myriaden niedriger dunkler Berge, die wie anbetend zum Throne des Monarchen aufſchauen, auf deſſen kalten weißen Zügen die Worte geſchrieben ſtehen: Unendlichkeit und Ewigkeit.“

Wie uns alles feſſelt, was Stanley von dem durchreiſten Lande erzählt, ſo daß wir nicht einmal wiſſen, wo wir mit unſern Auszügen beginnen ſollen, ſo auch ſeine Schilderungen der Menſchen. Er hat ſchwer zu kämpfen gehabt mit ſeinen Leuten, die er in Sanſibar angeworben, manchmal hat das Schickſal der Expedition an einem Faden gehangen, wenn Furcht vor den Eingebornen oder die entſetzlichen Leiden des Hungers die Disziplin lockerten. Eiſern aber hat der thatkräftige Mann dieſelbe aufrecht erhalten. Oft ſtahlen ſeine Leute Pulver und Blei und gaben ſie gegen Nahrungsmittel an die Eingebornen oder Araber, oft auch verkauften ſie an dieſe Gewehre. Riß das weiter ein, dann ſtand die Expedition wehrlos da und dem mußte geſteuert werden. Drei Deſerteure, Männer aus Sanſibar, wurden in kritiſcher Zeit in Stanleys Lager wieder zurückgebracht und von dieſem zum Tode verurteilt. Sie mußten loſen, wer zuerſt ſterben ſolle. „Das Los fiel auf den Sklaven Fardjallas; ihm wurde ein Tau um den Hals geworfen, das über einen Baumaſt ging und an dem vierzig Mann zogen. Haſt du noch etwas zu ſagen, ehe ich den Befehl zu deinem Tode gebe? Er antwortete durch ein Kopfſchütteln. Dann erſcholl das Signal und ehe noch ſein letztes Zucken aufgehört hatte, war die Expedition aus dem Lager marſchiert.“ Am nächſten Morgen ſollte der zweite Ausreißer hingerichtet werden, doch ihn, ſowie den dritten, begnadigte Stanley auf Bitten ſeiner Leute. Als dann aber ſpäter wieder ein Gewehrdiebſtahl vorkam, kannte der Führer keine Gnade und der Dieb hing als ſchlotternde Leiche am Baume im Lager zur Warnung für die übrigen.

Mit den Eingebornen hat oft friedlicher, mehr aber noch feindlicher Verkehr ſtattgefunden und es ſind regelrechte Schlachten geliefert worden, bei denen es viele Tote und Verwundete ſetzte. Begriffen doch die Schwarzen nicht, was



Gefecht mit Aviſibba-Kanibalen. Aus H. M. Stanleys: „Im dunkelſten Afrika.“

die weißen Fremden in ihrem Lande wollten und nun gar, wenn dieſe faſt ſterbend vor Hunger über die Vorräte, das Vieh und die Felder der Eingebornen „fouragierend“ herfielen. Die Aviſibba am Aruvimi haben ſich das nicht gefallen laſſen und mutig die Fremden angegriffen. „Als ich,“ ſchreibt Stanley, „das Gewehrfeuer meiner Leute hörte, eilte ich nach dem Schauplatz des Kampfes. Die erſte Perſon, welche ich ſah, war Leutnant Stairs, deſſen Hemd zerriſſen war und welchem Blut aus einer Pfeilwunde in der linken Bruſt, in der Herzgegend, ſtrömte; zugleich hörte ich ein Klatſchen auf den Blättern und ſah, wie die Pfeile umherflogen. Fünf Mann waren ebenfalls getroffen worden.“ Wohl ſiegten die europäiſchen Gewehre über Bogen und Pfeil der Wilden, aber das Nachſpiel folgte, wie die Tagebuchblätter Stanleys erkennen laſſen, denn die Pfeile waren mit Gift beſtrichen geweſen. Am 13. Auguſt hatte der Kampf ſtattgefunden und am 19. Auguſt heißt es: Zwei von den Verwundeten befinden ſich ſehr ſchlecht. Ihre Leiden ſcheinen ſchrecklich zu ſein. 20. Auguſt. Der junge Saadi, der von einem vergifteten Pfeile verwundet wurde, hat Starrkrampf bekommen. Chalfans Nacken und Halswirbel ſind ſteif geworden. Ich habe beiden Morphiumeinſpritzungen gemacht, doch ſcheint die ſtarke Doſis ihnen keine Erleichterung zu verſchaffen. 21. Auguſt. Der arme Chalfan und der junge Saadi ſind heute beide nach unerträglichem Todeskampfe geſtorben. Saadis Wunde am Arm war nicht größer, als wie ſie eine Stopfnadel hervorbringt und ſie war ausgeſogen worden. Und ſo fort; ſieben Tote hatte Stanley durch die Giftpfeile der Aviſibba, doch kam Leutnant Stairs trotz ſchwerer Leiden mit dem Leben davon.

Faſt ſchrecklicher noch als die Eingebornen erſchienen jedoch die Araber, die zur Überraſchung der Reiſenden bereits bis an den oberen Aruvimi vorgedrungen waren und hier ihre Stationen erichtet hatten, um Menſchenraub und Elfenbeinjagd zu betreiben. Fünf Monate vor Stanley war dieſe Peſt Afrikas erſt dort erſchienen; aber was hatten ſie nicht ſchon an Unmenſchlichkeit geleiſtet! Da es ſich hier um eine der wichtigſten Kulturfragen Afrikas, um eine Aufgabe der Kolonialmacht handelt, ſo wollen wir Stanleys gewiegte Anſicht über dieſe Araber hier kurz anführen. Die von ihm am Aruvimi getroffenen, mit ſchwarzen Hilfstruppen verſehenen Araber „haben in dieſer Gegend jede Niederlaſſung bis auf den Grund in Aſche gelegt, ja ihre Zerſtörungswut hat ſich ſogar gegen die Bananenhaine gerichtet; jedes Kanoe auf den Flüſſen wurde zerſplittert; ſie ſind in die verborgenſten Schlupfwinkel hineingedrungen, nur getrieben von ihrer Leidenſchaft, ſo viel Männer zu töten und ſo viel Weiber gefangen zu nehmen, wie Grauſamkeit und Liſt es ihnen möglich machten. — Weiß man, wo die Mittelpunkte der Araber liegen, dann kann man leicht mit einem Zirkel einen Kreis um jeden ſchlagen, der ein großes Gebiet von 100000 Quadratkilometern umfaßt, in welchem ein halbes Dutzend entſchloſſener Araber mit Hilfe einiger hundert ſchwarzer Banditen ungefähr drei Viertel des großen Waldes am Oberkongo geteilt haben, nur um zu morden und um Erben etlicher hundert Elefantenzähne zu werden. — Alles dieſes würde nicht möglich ſein, wenn ſie kein Pulver beſäßen; die Araber würden ſich dann keinen Kilometer weit aus ihren Niederlaſſungen wagen. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß, wenn man kein Schießpulver mehr nach Afrika hineinläßt, raſch eine allgemeine Wanderung der Araber aus dem Innern nach dem Meere zu ſtattfinden würde. Es gibt daher nur ein Mittel gegen die Vernichtung der Eingebornen im großen und das iſt eine Vereinigung zwiſchen England, Deutſchland, Frankreich, Portugal und dem Kongoſtaate gegen die Einfuhr von Schießpulver nach irgend einem Teile des Kontinents, ausgenommen zum Gebrauche der eignen Beamten und Soldaten. Jeder Elefantenzahn müßte mit Beſchlag belegt werden, denn es gibt im Innern kein einziges Stück mehr, das auf geſetzmäßige Weiſe erworben iſt. Jeder Zahn im Beſitz eines arabiſchen Händlers iſt in Blut getaucht. Jedes Pfund Elfenbein hat das Leben eines Mannes, einer Frau oder eines Kindes gekoſtet; für jede fünf Pfund iſt eine Hütte niedergebrannt, für jede zwei Zähne ein ganzes Dorf zerſtört worden. Es iſt geradezu unglaublich, daß das reiche Herz Afrikas mit ſeinen Menſchen vollkommen vernichtet werden ſoll, nur weil man Elfenbein zu Schmuckſachen und Billardbällen gebraucht.“

Am intereſſanteſten von Stanleys Berichten über die Völkerſchaften der von ihm durchzogenen Gebiete ſind jene über die im Walde zerſtreut lebenden Zwerge. Man weiß, daß die alten Griechen ſchon von den Zwergvölkern Innerafrikas erzählen und daß verſchiedene deutſche Reiſende, wie Schweinfurth und Wolf, ſie bereits nachwieſen als zerſtreute Jägernomaden inmitten der rieſigen Neger. Als Stanley den erſten Zwerg ſah, war es ihm „noch weit ehrwürdiger als die Memnonsſäulen von Theben;“ herrſchten doch deſſen Vorfahren ſchon im Innern Afrikas, als Moſes die Kinder Jakobs aus Goſen führte! Neben die rieſigen Begleiter Stanleys, oder ſeine hochgewachſenen engliſchen Offiziere geſtellt, nahm ſich das kleine Völkchen auch wunderbar genug aus. Die armen Kerlchen zwinkerten nervös mit den Augen und glaubten in den Kochtopf ſpazieren zu müſſen. In der Gegend, wo Stanley ſie wiederholt antraf, heißen ſie Wambutti, ſie ſind Nomaden und nähren ſich von Wild. Die Größe der Männer ſchwankt zwiſchen 90 Centimeter und 1,4 Meter. Ein ausgewachſener männlicher Zwerg wiegt 80 Pfund. In den Lichtungen des Urwaldes ſchlagen ſie ihre Hütten auf, acht bis zwölf Gemeinden zuſammen im Umkreiſe von etwa vier Kilometern, nahe bei einem Stamme der großen Eingebornen, zu denen ſie in Beziehungen ſtehen. Mit ihren giftigen Pfeilen töten ſie den Elefanten, den Büffel, die Antilopen oder ſtellen Fallen für das kleinere Wild. Auch ſammeln ſie Honig und bereiten Gift, das ſie für allerlei Dinge an die größeren Eingebornen verhandeln, denen ſie in Kriegsfällen auch Kundſchafterdienſte leiſten. Stanley nennt ſie böswillig, verſchlagen, intelligent. Die Wambutti ſind von dunkelgelber Elfenbeinfarbe, haben große Gazellenaugen und eigentümlich geſtaltete Oberlippe.

Trotz all der faſt übermenſchlichen Leiden, welche die Expedition zu erdulden hatte, erreichte ſie, wie bekannt, ihren Zweck und brachte Emin Paſcha an die Küſte des Indiſchen Ozeans. Schnell verbreiten ſich, das beſtätigen alle Reiſenden, in Innerafrika die Gerüchte, zumal wenn es ſich um die wunderbare Erſcheinung eines Weißen handelt und ſo ging es auch hier. Als im April 1888 Stanley mitten zwiſchen dem großen Urwalde und dem Albertſee lagerte, fragte er einen Häuptling, ob er von einem weißen Manne gehört, der in der Nähe jenes Sees wohne? „Ja, Malleju, der Bärtige, war auf dem See in einem großen Kanoe ganz aus Eiſen! Wie das ſchwamm und in der Mitte desſelben ſtand ein großer ſchwarzer Baum, aus dem Rauch kam und es waren viele fremde Leute darauf. Malleju fragte mit tiefer Stimme nach dir, ſeinem Bruder. Nur zweifelt nicht, ihr werdet ihn bald finden.“

Das war die erſte Nachricht, daß Emin, den zu retten er ausgezogen, in Stanleys Nähe ſich befinde. Und er hat ihn nach langen Verhandlungen zurückgebracht und nicht als Freunde ſind beide Männer von einander geſchieden — eine unerquickliche Epiſode in dem gewaltigen Buche Stanleys, die wir überſchlagen.

Durch Deutſch-Oſtafrika führte der Rückweg und deutſche Offiziere nahmen die Expedition in Empfang. In der deutſchen Station Bagamoyo gab der heimkehrende Major Wißmann ein Bankett, das für Afrika ein großartiges genannt werden muß. Vierunddreißig Europäer waren in der Palmenlaube verſammelt, der deutſche, engliſche und italieniſche Konſul, die Offiziere der deutſchen und engliſchen Kriegsſchiffe, die Beamten der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft. Das Muſikkorps der „Schwalbe“ ſpielte, draußen auf der Straße feierten die ſchwarzen Begleiter den Abſchluß der beſchwerlichen Zeit „mit tieriſcher Energie durch Tanzen und Singen.“

Drinnen aber war das Mahl „ohne die leiſeſte Übertreibung ein Triumph; die Weine vorzüglich und ſchön gekühlt.“ Wißmann erhob ſich zum Trinkſpruch und „der tapfere Major ſprach, wie ich erwartet hatte, in wohlgemeſſenen Sätzen, mit echter Liebenswürdigkeit und unvergleichlicher Herzlichkeit.“ Hiermit und nicht mit den häßlichen Akkorden, in denen Stanleys Buch ausklingt, wollen wir ſchließen.

A.

---

# Familientiſch und Spielecke.

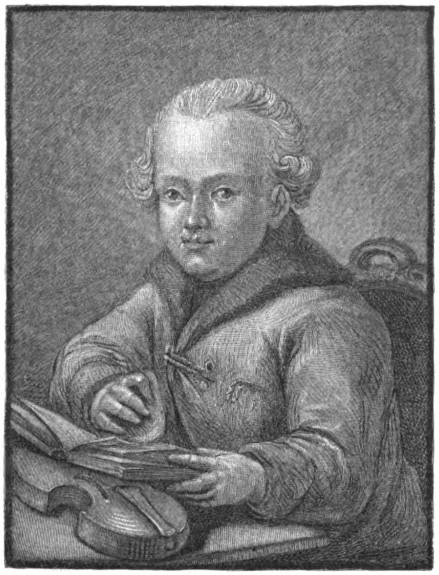
## Eine Gratulationskarte Ad. Menzels.

(Zu dem Bilde auf S. 697.)

Künſtler und Kunſtkritiker leben nicht immer im beſten Einvernehmen miteinander — das iſt aus den Eigentümlichkeiten ihres beiderſeitigen Berufs ſo leicht erklärlich, daß ſich niemand darüber verwundern kann. Um ſo erfreulicher iſt es, wenn eine Ausnahme konſtatiert werden kann, wie ſie ſich im vorigen Jahre bei dem Jubiläum zeigte, das Ludwig Pietſch als fünfundzwanzigjähriger Kunſtkritiker der „Voſſiſchen Zeitung“ feierte. Da brachten ihm in erſter Linie die Berliner Künſtler Ovationen dar, und unter den Gratulierenden fand ſich auch Altmeiſter Adolf Menzel mit dem humoriſtiſchen Glückwunſch ein, der, urſprünglich nicht für die Öffentlichkeit beſtimmt, auf unſere Leſer mit dem Reiz der Intimität wirken wird, und deſſen Reproduktionsrecht wir aus dieſem Grunde mit beſonderem Vergnügen erworben haben. Das Bild iſt leicht verſtändlich auch für den, dem die Berliner Verhältniſſe nicht ganz geläufig ſind. Der Bär von Berlin, die Berliner Bevölkerung charakteriſierend, wandelt mit einer jener feſtlich geſchmückten Schönen, deren Toilettenpracht zu beſchreiben zu den Spezialitäten der Feſtberichte von Pietſch gehört, in dem Gemäldeſaale einer Kunſtausſtellung. Aber er holt ſich ſeine Weisheit über die ausgeſtellten Bilder nicht durch den Augenſchein, ſondern aus dem Kunſtberichte von „L. P.,“ unter welcher Chiffre Pietſch faſt alle ſeine zahlloſen Artikel veröffentlicht hat. Den älteſten Abonnenten des „Daheim“ — „Abonnenten von Anfang an,“ wie ſie ſich häufig in Zuſchriften an uns zu bezeichnen pflegen — iſt Ludwig Pietſch ein guter Bekannter. Er war uns in den erſten Jahren des Beſtehens unſers Blattes ein treuer und geſchätzter Mitarbeiter, allerdings mehr als Zeichner denn als Schriftſteller, und unſere erſten Jahrgänge weiſen manches hübſche Bild von ihm auf, das friſch und anmutig aus der Zeit herausgegriffen war. Ludwig Pietſch war ein ſehr geſchickter Illuſtrator, ehe er der allbekannte Kunſt- und Feſtberichterſtatter wurde, und in ſeiner Jugend glaubte er viel mehr daran, daß er einmal ein großer Maler werden würde, als daß es ihm beſchieden ſein könnte, den Künſtlern kritiſch die Wege zu weiſen, die ſie gehen ſollten. Ein ſtrenger Kritiker iſt Ludwig Pietſch niemals geweſen; wer als Künſtler ſo ernſt geſtrebt und ſo viel Enttäuſchungen an ſich ſelbſt erlebt hat wie er, der wird milde oder verbittert. Pietſch iſt immer milde geweſen und geblieben, und ſeine friſche Empfänglichkeit für alles Schöne hat nicht einmal darunter gelitten, daß er in ſeinem Leben faſt mehr des Schönen geſehen hat, als auch die empfänglichſte Seele in ſich aufnehmen kann. Es wurde ſein Beruf, nachdem er den Zeichenſtift niedergelegt hatte, das Schöne aufzuſuchen und es zu beſchreiben. Das verſteht er mit einer Anſchaulichkeit, die den Leſer faſt glauben macht, ſelbſt geſehen zu haben, und mit einer liebenswürdigen Friſche, die nichts von den Strapazen ahnen läßt, unter denen die meiſten dieſer Berichte entſtanden ſind. So iſt es faſt zu bedauern, daß „L. P.“ unter ſeinen berichterſtattenden Kollegen in Berlin wenig Schule gemacht hat. Vorläufig führt er freilich ſeine Feder noch mit einer Jugendlichkeit, die nicht darauf ſchließen läßt, daß er ſein erſtes Jubiläum bereits hinter ſich hat.

## Ein ſeltenes Mozartporträt.

Das Porträt Mozarts von Carl Chriſtian Klaß wird die meiſten Leſer zuerſt überraſchen, weil es mit den Zügen desſelben, wie ſie allgemein bekannt geworden ſind, nicht gar zu viel Ähnlichkeit aufweiſt. Aber die Autentizität des Bildes iſt eine völlig unbeſtrittene und für die Ähnlichkeit verbürgte ſich Mozarts Schweſter Marianne. Das Bild, jetzt in der ausgezeichneten Porträtſammlung des Herrn Dr. Felix Bamberg, iſt im Jahre 1772 gemalt, nachdem Mozart kurz vorher, im Dezember 1771 von ſeiner erſten italieniſchen Reiſe zurückgekehrt war und eine ſchwere Krankheit überſtanden hatte. Marianne Mozart ſchrieb darüber am 2. Juli 1819: „Dasjenige, ſo gemalt wurde, wie er von der italieniſchen Reiſe zurückkam, iſt das älteſte (von den damals im Beſitz der Schweſter Mozarts befindlichen). Da war er erſt 16 Jahre alt, aber da er von einer ſehr ſchweren Krankheit aufſtand, ſo ſieht das Bild kränklich und ſehr gelb aus.“ C. Chr. Klaß, der Maler des Bildes, war 1747 in Dresden geboren und ſtarb bereits 1793. Schüler von Gutin und Caſanova, wurde er 1777 Inſpektor des kurfürſtlichen Kupferſtichkabinetts in Dresden. Er war mehr Zeichner als Koloriſt; die Auffaſſung ſeines Mozartporträts iſt mehr realiſtiſch als idealiſtiſch, aber die Ähnlichkeit desſelben wird auch durch einen Vergleich mit dem zwei Jahre früher in Verona gemalten Porträt Mozarts beſtätigt.



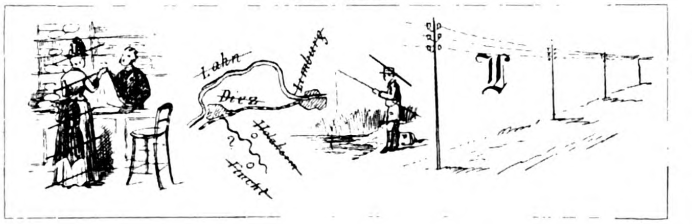
Der ſechzehnjährige Mozart.
Nach einem Gemälde von C. Chr. Klaß.

## Friedensarbeit im Krieg.

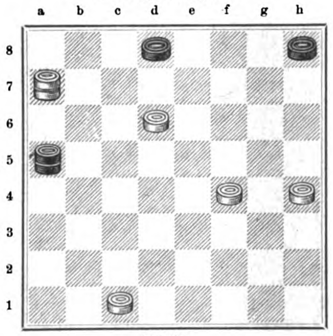
Es iſt ein verdienſtvolles Unternehmen der C. H. Beckſchen Buchhandlung in München, den Krieg von 1870/71 durch Spezialbearbeitungen von Fachmännern, die „mit dabei waren,“ nach den verſchiedenen Seiten und Aufgaben hin, die da alle in betracht kamen, der Gegenwart und dem kommenden Geſchlecht zur Freude, Lehre und Mahnung ins Licht ſtellen zu laſſen. An die „Erinnerungen eines Krankenpflegers,“ „eines Ordonnanzoffiziers,“ u. ſ. f. reihen ſich neueſtens an die „Erlebniſſe eines Feldgeiſtlichen im Kriege 1870/71“ von Dr. Edm. Pfleidner, Profeſſor der Philoſophie in Tübingen.

Das einfach, aber hübſch ausgeſtattete Büchlein iſt ganz eigner Art, es erzählt faſt nur eigne Erlebniſſe und beleuchtet an denſelben in origineller, geiſtreicher Art wohl alle die Fragen, die in ſittlich-religiöſer und kirchlicher Beziehung — aber dieſe Worte im weiteſten und freieſten Sinne genommen, ſo daß alles, was zum geiſtigen Wohl des Vaterlandes gehört, mit berückſichtigt iſt — durch die Kriegsverhältniſſe flüſſig wurden. Die Darſtellung iſt einfach, wohlthuend warm-patriotiſch, aber nüchtern, oft auch in behaglicher Breite ſich ergehend, oft humoriſtiſch gehalten; das Urteil iſt von feiner und ſcharfer, allſeitiger Beobachtung eingegeben, immer ſelbſtändig, nie der beliebten Schablone ſich unterwerfend, manchmal ſehr vom Gewöhnlichen abweichend, aber ſtets mild und weitherzig. Leute, welche die Arbeit des Feldgeiſtlichen qualitativ oder doch quantitativ für keine ſehr bedeutende halten, können hier ſich überzeugen, was alles ein ſolcher, unter eigenartigen Schwierigkeiten, zu leiſten hat, vollends wenn derſelbe, wie der Verf., nicht bloß dem eigentlich geiſtlichen, ſondern nach Bedarf auch dem einfachen Diakonendienſt ſich unterzieht. Wahrhaft gewinnenden Eindruck macht es zu leſen (S. 100 ff.), wie der Verf. einesteils ſeinerſeits der gutgemeinten Veröffentlichung eingehender offiziöſer Berichte über die Leiſtungen der Feldprediger entgegenwirkt, wie aber anderſeits aus ſeinen ſchlichten Mitteilungen nur um ſo mehr ganz von ſelbſt hervorleuchtet, wie groß und weitverzweigt ſeine Thätigkeit war. Predigten in Kirchen, Sälen, auf freiem Felde, ſeelſorgerliche Arbeit (nicht bloß bei Kranken, ſondern auch bei Angefochtenen aller Art, z. B. den „Ordenskranken,“ d. h. wegen nicht erhaltener Orden unzufrieden, vgl. 213 ff.), Sorge für guten Leſeſtoff, beſonders in den ſo manche Gefahr bringenden Tagen der Ruhe, Briefſchreiben für die Verwundeten u. ſ. f., das ſind die mehr offenkundigen Arbeiten des Feldpredigers; dazu kommen aber ſozuſagen Arbeiten, die keine Arbeiten ſcheinen und doch ſehr viel Zeit und beſonders Geduld und noch mehr Takt beanſpruchen, wie Unterredungen mit Vorgeſetzten und Untergebenen, wodurch Schwierigkeiten äußerer und innerer Art behoben werden, Gegenwirken gegen drohende oder gar ſchon vorhandene ſittliche Übelſtände, Anknüpfung von perſönlichen Banden zwiſchen Pfarrer und Pflegebefohlenen, alles das, was den Leuten, Vornehmen und Geringen, erſt ſozuſagen ein Herz zum Pfarrer hin machen ſoll u. ſ. f. Die heikle Stellung des Feldpredigers tritt aus allem hervor, was der Verf., der kein Blatt vor den Mund nimmt, aber taktvoll manches nur zwiſchen den Zeilen leſen läßt, darüber ſagt, daß er habe weder ein hochwürdiger, in der Höhe ſchwebender

### Bilderrätſel.



### Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht und gewinnt.

### 1. Anagramm-Kleeblatt.

In Welſchland liegt's als Stadt am Meer;
Sein Ruhmesglanz erloſch ſchon lange.
Schiebt ihr die Zeichen kreuz und quer,
So naht ſich eine gift'ge Schlange.

2.

Es zeigt euch ſeine Herrlichkeit
Und ſeinen Glanz in jeder Zone.
Verſchoben trägt's in unſrer Zeit
Im deutſchen Reich die Fürſtenkrone.

3.

Als altes Volk kennt's alle Welt
In einem Land voll reicher Gaben.
Wenn ihr ein Zeichen anders ſtellt,
So wird's mit Speiſ' und Trank euch laben.

Werden die Anfangsbuchſtaben der bei der Auflöſung ſich ergebenden Wörter richtig geordnet, ſo nennen ſie einen beliebten deutſchen Schriftſteller der Gegenwart.

### 2. Wechſelrätſel.

Was man in früheſter Zeit in mir vergeblich erſtrebte,
Daß ſich zu dauerndem Bund eine das Menſchengeſchlecht,
Leiſt' ich mit anderem Kopf; ich verbinde die fernſten Geſtade
Und nach dem äußerſten Pol ſtreck' ich zum Gruße den Arm.

### 3. Rätſel.

Unter Gebraus wälzt's ſchäumende Flut durch die Thäler der Alpen.
Engliſchen Staatsmann nennt's, wenn ihr die Zeichen verſetzt.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

geiſtlicher Würdenträger, noch ein geiſtlicher Feldwebel, weder eine Art „mittelalterlichrr Burgpfaff“ noch ein ſauerſehender Freudenſtörer ſein wollen.

Eine Menge von Sittenbildern werden, oft nur ſtrichweiſe, uns vorgeführt, eine Menge von Paſtoralfragen, beſonders aus der Militärpaſtoration, in zwangloſeſter Weiſe beſprochen. Es wird keineswegs jedermann immer mit des Verfaſſers Urteil einverſtanden ſein, vielen wird er in ethiſcher und dogmatiſcher Hinſicht zu weitherzig vorkommen. Ich verweiſe auf das, was er über das ſoldatiſche Fluchen, über das, private Requirieren und „Mitlaufenlaſſen,“ das er ſehr vom eigentlichen Stehlen unterſchieden haben will (vgl. S. 19, 20, 63, 116, 154 ff.), ſodann über das Beten um den Sieg u. dgl. (S. 72, 225) ſagt. Beſonders intereſſant ſind auch die Bilder der konfeſſionellen Eintracht, die er uns als zwiſchen ihm und ſeinem katholiſchen Kollegen herrſchend ſchildert. Sehr beherzigenswert ſind ſeine Auslaſſungen über den ſeinſollenden „heiligen Krieg“ und der Satz, daß „aus krummem Holz, wie es der Krieg iſt, ſich nun einmal nichts völlig Gerades ſchneiden läßt.“

Kein orthodoxer und pietiſtiſcher, aber ein ernſt religiöſer Geiſt, ein hoher ſittlicher Ernſt zuſammen mit barmherziger Milde, die nicht richtet, echt deutſches patriotiſches Herz zuſammen mit ſchwäbiſcher Gemütlichkeit und Freiheit macht ſich überall geltend, und niemand, auch der nicht, den manches zum Widerſpruch reizt, wird das Büchlein ohne Gewinn und Befriedigung aus der Hand legen. R. K.

## Steinreiche Leute.

Die reichſten Leute in Europa ſind wohl die Rothſchilde und der engliſche Herzog von Weſtminſter, deſſen Vermögen ſich auf ungefähr 320 000 000 Mark beläuft. Aber dieſe ungeheure Geldmaſſe iſt nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit den koloſſalen Reichtümern, welche in neueſter Zeit von Eiſenbahnſpekulanten, Bergwerksbeſitzern und „Ölprinzen“ jenſeits des atlantiſchen Ozeans angehäuft worden ſind. Der Kröſus des XIX. Jahrhunderts iſt unbedingt der New Yorker Mr. Jay Gould, der über ein Barvermögen von 1200 Millionen Mark verfügt. Ihm reiht ſich faſt ebenbürtig an die Seite ein Bergwerksbeſitzer im Nevadaſtaate, deſſen Kapital die märchenhafte Summe von tauſend Millionen Mark noch überſteigt. Dieſer Herr, ſagt man, arbeitete noch vor fünfundzwanzig Jahren mit Schubkarren und Schaufel auf den Goldfeldern, welche ihm ſeitdem eine ſo ergiebige Ernte geliefert haben. In einiger Entfernung folgt dieſen beiden Geldmännern das Haupt der Aſtorſchen Firma in New York mit 760 Millionen, und Herr Vanderbilt mit 500 Millionen Mark. Der größten Anzahl von Millionären erfreut ſich Kalifornien, deſſen ergiebige Bergwerke und andere großartige Unternehmungen dem einzelnen für das ſchnelle Aufſpeichern von Reichtümern die beſte Gelegenheit bieten. Unter den 85 Millionären dieſes Staates finden ſich nur wenige, welche in ihrer Jugend eine gute Bildung genoſſen haben: nur einer von ihnen beſitzt ein Univerſitätsdiplom und ſieben nennen ſich Juriſten. Die anderen begannen meiſtenteils ihre Laufbahn als unwiſſende, barfüßige Schuhwichſer, Zeitungsjungen oder Streichholzverkäufer in den Straßen großer Städte, und haben ſich einzig und allein durch eignes Talent und eigne Energie empor gearbeitet. Sie gehören, wie ſich das in der neuen Welt von ſelbſt verſteht, den verſchiedenſten Nationalitäten an: neunundvierzig ſind geborne Amerikaner, achtzehn ſtammen aus dem „grünen Erin,“ acht ſind Israeliten, fünf ſind Deutſche, vier ſind engliſcher und nur einer franzöſiſcher Herkunft. Sie geben ſich meiſt einem unthätigen, ſinnlichträgen Leben hin und nur ſieben befaſſen ſich auch nur in entfernter Weiſe mit öffentlichen oder ſtädtiſchen Angelegenheiten. Man ſagt, daß nur wenige von ihnen wirklich viele Freude an ihrem Gelde haben. Sie beſitzen keine geachtete ſoziale Stellung, und ſie haben keine jener geiſtigen oder künſtleriſchen Intereſſen, welche dem Leben Reiz verleihen. Wie blutwenig dieſe wie Pilze aus dem Erdboden hervorgeſchoſſenen Millionäre von ihrem Reichtum haben, kann man aus dem in müdem Tone geſprochenen Worten des jüngſt verſtorbenen Mr. Vanderbilt ſehen: „Das Gewicht meines Reichtums iſt mir eine ermüdende Laſt. Ich habe kein wahres Vergnügen an meinem Gelde, und bin durchaus nicht im ſtande, es in der einſt erhofften Weiſe zu genießen.“ B. A. Schleicher.

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 43.

Bilderrätſel.

Haſt du dich an dem Spiel ergötzt,
Zehn Thaler bar hinausgeſetzt,
Und neune wieder eingeangelt,
Hör' auf wenngleich noch einer mangelt.

1. Rätſel. Ironie, Ionier, Pionier.

2. Umſtellungsaufgabe.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | T | r | i | e | R | | | | |
| | | | | u | | | | i | | | | |
| | | | | r | | | | e | | | | |
| | | | | i | | | | s | | | | |
| B | a | d | e | N | i | d | d | A | t | l | a | S |
| a | | | | e | | | | a | | | | e |
| s | | | | t | | | | r | | | | d |
| e | | | | z | | | | a | | | | a |
| L | e | i | n | E | r | l | a | U | n | i | o | n |
| | | | | i | | | | d | | | | |
| | | | | f | | | | i | | | | |
| | | | | e | | | | n | | | | |
| | | | | L | i | p | p | e | | | | |

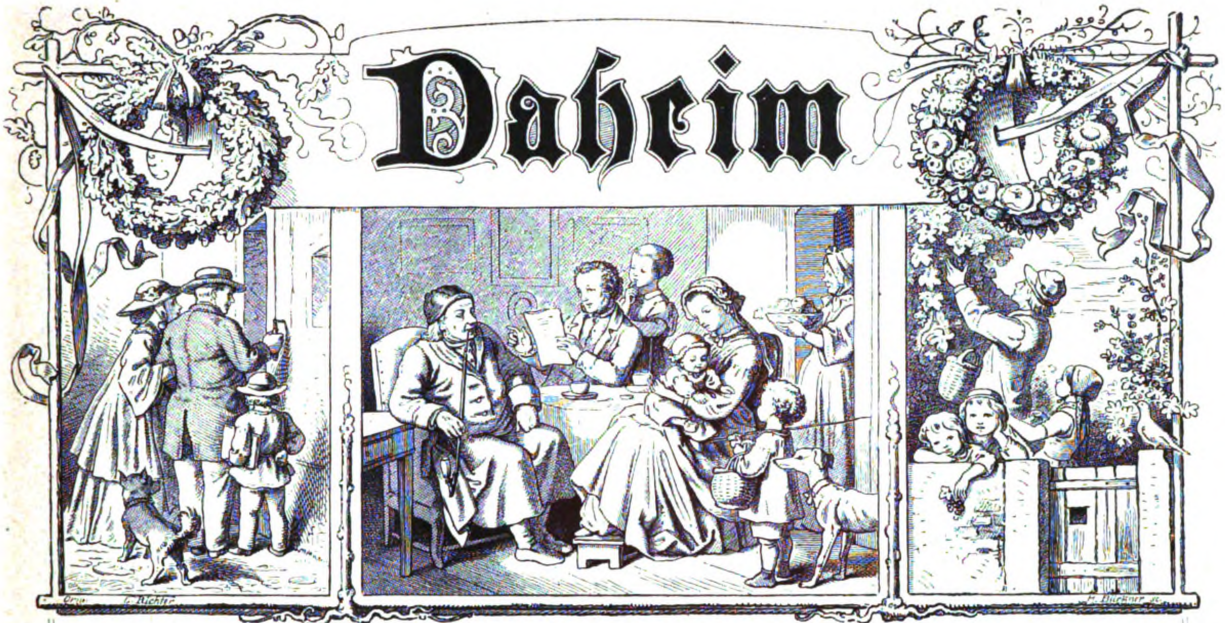
**Inhalt:** Die rechte Pfarrfrau. Fortſ. Erzählung von E. Nilas. — Ein Nachmittag auf dem Görlitzer Spielplatze. Von Hermann Wickenhagen. — Hand in Hand. Nach dem Gemälde von K. Ahrendts. — Beneidenswert. Gedicht von Auguſte von Reichenau. — Rentengut und Heimſtätte. Von Guſtav Strehlke. — Im dunkelſten Afrika. Mit zwei Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke: Eine Gratulationskarte Ad. Menzels. Zu dem Bilde von Ad. Menzel. — Ein ſeltenes Mozartporträt. Zu dem Bilde von C. Chr. Klaß. — Friedensarbeit im Krieg. — Steinreiche Leute. Von B. A. Schleicher.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



# Daheim

## Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 9. Auguſt 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 45.

## Der Daheim-Kalender für 1891 iſt da

und tritt auch dieſes Jahr wieder bereichert und geſchmückt mit mancherlei Gaben in Bild und Wort und im ſtarken, ſtattlichen Band zum alten Preiſe von 1$\frac{1}{2}$ **Mark** vor ſeine Leſer. Er bittet um freundliche Aufnahme, die er durch ſeinen reichen Inhalt und ſeine ſorgfältige Ausſtattung zu verdienen glaubt. Der Daheim-Kalender hofft zu ſeinen alten Freunden zahlreiche neue zu gewinnen. **Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.**

---

## Die rechte Pfarrfrau.

Erzählung von E. Nilas.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Das iſt aber nur Notbehelf — Gott gebe, daß bald eine Schweſter kommt!“ meinte der Paſtor.

Zu Mittag kam der Arzt, er traf ſeine Verordnungen, der Paſtor ließ ſich alles genau ſagen. „Wer pflegt denn?“

Der junge Arzt ließ einen bedenklichen Blick über die blöde lächelnde Alte, die ihm als Pflegerin vorgeſtellt ward, gleiten. „Ich mache Sie darauf aufmerkſam, Herr Paſtor, daß alles von der genauen Befolgung meiner Anordnungen abhängt,“ ſagte er im Weggehen.

Am Abend klopfte es ans Fenſter des Schulhauſes; der Lehrer fuhr überraſcht zurück, als er den Paſtor erkannte. Gleich darauf trat er mit Dorothee heraus.

„Raten Sie mir, Herr Wegner,“ ſagte der Paſtor haſtig und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. „Soeben erhalte ich Antwort aus Berlin: „Schweſter unmöglich — in vier bis fünf Tagen. Was ſoll ich thun?“

Alle ſchwiegen, dann begann er aufs neue: „Sie hat manche Nacht an meinem Krankenbett gewacht und dient unſerm Hauſe über dreißig Jahr — ihr Leben gäbe ſie für uns, und ich ſoll ſie hilflos liegen und ſterben laſſen?“

Da ſagte eine klare Stimme: „Ich gehe mit Ihnen, Herr Paſtor, beſſer ein paar ungeſchickte Hände als gar keine Hilfe,“ und als die beiden Männer ſie entſetzt anſahen, nickte ſie ernſt. „Der liebe Gott wird mir den rechten Weg zeigen und du“ — ſie wandte ſich an ihren Bruder — „halte mich nicht zurück.“

„Aber Kind, mein liebes Kind,“ rief der, „das leide ich nimmermehr;“ der Paſtor hob abwehrend die Hand, und Frau Gertrud ſtürzte ſchreckensbleich aus der Thür.

„Doch,“ ſagte Dorothee bittend zu ihrem Bruder, „du wirſt es leiden —“

„Nein und abermals nein!“

Aber da hob ſich abermals ihre klare Stimme. „Zu den Dorffrauen iſt der Herr Paſtor heute gegangen, und keiner von uns hat ſich beſonnen der Gefahr wegen, der wir ſie ausſetzen wollten, und ſie alle haben Mann und Kinder und die Ihrigen lieben ſie ebenſo wie ihr mich. Ich habe die beſte Zeit von allen, bin jung und geſund und daher der Anſteckung lange nicht ſo ausgeſetzt, und ihr wollt mich zurückhalten — Robert, willſt du es wirklich?“ Sie legte ihre Hände auf ſeine Schultern und ſah ihm ernſt in die Augen.

Er kämpfte einen Augenblick, dann nahm er ihre Hände in die ſeinen und küßte ſie ſanft auf die Stirn. „Geh,“ ſagte er, „den Mutigen hilft ja Gott, geh in ſeinem Schutz.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ein paar Minuten danach ſchritt ſie im einfachen dunkeln Kleide, ein Körbchen am Arme, dem Pfarrhauſe zu. An der Thür ſtand Martin Erhard und blickte ihr bleich und erregt entgegen. Da ſchritt ſie zum erſtenmal über die Schwelle ſeines Hauſes — den Weg barmherziger Liebe. Als ſie den dämmerigen Flur hinabſchritten, die Treppe hinauf, dem luftigen Zimmer zu, in das man die laut ächzende Kranke gebettet, ſtockte inmitten des Weges ſein Fuß, er bog ſich vor und ſah mit jäh erwachender Angſt in ihr blaſſes Geſichtchen.

„Wenn Ihnen nun doch etwas zuſtieße,“ ſtöhnte er.

Sie ſah mit wunderbar leuchtenden Augen zu ihm auf. „Ich ſtehe überall in Gottes Hand,“ ſagte ſie einfach.

Da kam ein ſtarkes Gottvertrauen auch über ihn, er faßte ihre zarte Hand feſt in ſeine Rechte und führte ſie getroſten Mutes der Todesgefahr entgegen.

* * *

Schwere Tage folgten. Die alte Mine hatte zuerſt laut aufgeſchrieen und die ſchlanke Mädchengeſtalt entſetzt angeſtarrt wie ein Geſpenſt. „Dat Fräulein, dat Fräulein,“ hatte ſie gerufen, „nu kümmt allens an den Dag, de Brev, de Brev —“ ihre Stimme war allmählich in unverſtändliches Murmeln übergegangen. Aber als Dorothee nun an ihr Lager trat und die dürren braunen Hände der Alten liebreich in ihre zarten lebensvollen faßte, da war ſie ruhiger geworden; Halbſchlaf hielt ihre Sinne umfangen, nur zuweilen hob ſie die Lider und ſpähte mit angſtvollem Blick in das junge Antlitz.

Dann trat Dorothee ihr Pflegeamt an. Sie rückte der Kranken die Kiſſen, machte Umſchläge, wärmte Tücher und Steine, flößte ihr Thee und Medikamente ein, trocknete ihr mit ſanfter Hand die kaltfeuchte Stirn, und wenn ſie nichts thun konnte, ſo war ſie doch da und hütete ihre Atemzüge. Die alte Fiken war kaum zu den notwendigen Handreichungen zu gebrauchen; inſtinktmäßig ſchien die Kranke das auch zu fühlen, ihre Augen ſuchten Dorothee, und als dieſe einmal aufſtehen wollte, fühlte ſie ſich am Kleide feſtgehalten.

Als es ganz dunkel geworden war, zündete ſie die Lampe an, und nachdem ſie ſich überzeugt, daß die Kranke im Halbſchlummer liege und ſie der alten Fiken die Überwachung derſelben auf die Seele gebunden, ſchlüpfte ſie die Treppe hinunter, einen Atemzug friſcher Luft zu thun.

Unten fand ſie Bertha, das Hausmädchen, in größter Aufregung. „Ach, Fräulein, ick wull Se all ropen, äwer ik trugt mi nich rup. Willen Se mi nich helpen, de Herr Paſtor will wat to eten hebben, he hett den ganzen Dag nix Warmes kregen — un ik kann nich kaken.“

„Ich auch nicht,“ wollte Dorothee ſagen, aber das Bild des müden, abgearbeiteten Mannes trat vor ihre Seele; beherzt ging ſie mit dem Mädchen in die Küche, hieß dasſelbe Feuer anmachen, band ſich entſchloſſen eine Küchenſchürze um und verſuchte ihr Heil. Und es ging. Freilich war's nicht viel, was ſie zurecht fabrizierte: etwas gebratenes Fleiſch, Kartoffeln und ein Schüſſelchen Eingemachtes — aber es war doch eßbar. Mit ſelten gefühlter Befriedigung blickte ſie Bertha nach, als dieſe die Platte mit dem fertigen Eſſen hineintrug und als ſie dann zurückkehrend erzählte, der Herr Paſtor habe gemeint „was tauſend, das ſieht ja ſehr einladend aus,“ ſtieg Dorothee mit hochklopfendem Herzen die Treppe wieder hinauf.

Gegen Mitternacht kam der Paſtor und wollte die Nachtwache übernehmen, aber ſie proteſtierte heftig dagegen und ſchickte ihn wieder hinunter.

So blieb ſie allein bei der Kranken. Im Nebenzimmer ſchlief Fiken; gegen Morgen, wenn ſie müde geworden, ſollte die die Wache übernehmen. Sie trat ans Fenſter und blickte lange in die ſchwüle ſchweigende Sommernacht hinaus. Ferne Blitze kreuzten am Horizont, bisweilen ward ein dumpfes Grollen laut. Dann ſetzte ſie ſich unfern des Bettes nieder und hielt die lange einſame Krankenwacht mit Mut und Geduld, bis allmählich gegen Morgen die Krämpfe nachließen und die Kranke in einen Erſchöpfungszuſtand verfiel. Grau dämmerte der Morgen durch die Scheiben, rot und goldene Streifen durchſchnitten das Gewölk und heller Vogelſang grüßte den neuen Tag. Da weckte ſie die alte Fiken, welche bald munter war — ſtand ſie doch jeden Tag um dieſe Zeit auf. Nachdem ſie derſelben dringend Aufmerkſamkeit und Vorſicht eingeſchärft, ſetzte ſie ſich in den weichen Lehnſtuhl ans Fenſter und blinzelte noch ein paarmal nach dem immer lichter und roſiger werdenden Himmel; dann forderte die Jugend ihre Macht und nach wenigen Minuten war ſie feſt eingeſchlummert.

So fand ſie der Paſtor, der mit dem Doktor heraufkam, den Kopf ſeitwärts auf die Schulter geneigt, das krauſe Blondhaar verwirrt um die Schläfe hängend, vom Licht des jungen Tages überglänzt. Die eine Hand war von des Seſſels Lehne geglitten und hing ſchlaff hernieder, ehrfurchtsvoll und ſacht hob er ſie empor und legte ſie ihr in den Schoß.

Der Doktor, der unten ſchon vernommen, wen er hier treffen werde, fand die Kranke etwas beſſer, empfahl aber nochmals die größte Aufmerkſamkeit. „So leid es mir thut, ich muß, da Fräulein Wegner die Pflege einmal übernommen, mit ihr ſelbſt ſprechen.“

„Ich wecke ſie ſofort,“ ſagte der Paſtor, aber da ſchlug ſie ſchon die Augen auf und ſah verwirrt umher, dann, ſich beſinnend, erhellte ein Lächeln ihr Geſicht und flink ſprang ſie auf die Füße.

„Guten Morgen,“ ſagte ſie in ihrer friſchen Weiſe, „nicht wahr, eine ſchlechte Schildwache, die auf ihrem Poſten ſchläft.“

Das Wort gab dem jungen Arzt Gelegenheit, in ein enthuſiaſtiſches Lob ob ihrer Heldenthat auszubrechen. Sie hörte gar nicht darauf, nur als er beſtimmt erklärte, ihre ſorgſame Pflege habe wahrſcheinlich das Leben der alten Mine gerettet, da ſuchten ihre Augen mit großem glänzenden Blick des Paſtors Antlitz.

Am Abend des zweiten Tages kam die erſehnte Schweſter. Die alte Mine war bereits in der Beſſerung, trotzdem wurde die Pflegerin gern aufgenommen, denn Bertha und der Knecht waren jetzt erkrankt. Nun hätte Dorothee wohl eigentlich abkommen können, aber die kranke Bertha bat ſo flehentlich, das Fräulein ſolle ſie nicht verlaſſen, Mine habe ſie auch geſund gepflegt, „bliben's bi mi, bliben's bi mi, ſüs möt ik ſtarben“ — daß Dorothee nicht das Herz hatte, davon zu gehen. Was verſchlug's denn auch, wenn ſie noch ein paar Tage blieb; da Schweſter Martha, eine ältere ruhige Dame, im Hauſe weilte, konnte ſie es getroſt thun.

Außerdem bedurfte auch der ganz aus Rand und Band geratene Hausſtand einer leitenden Hand, und wenn Dorothee auch nicht viel verſtand, ſo war ſie doch da, konnte beſtimmen und anordnen und die Mahlzeiten für Geſunde und Kranke, ſo gut ſie es verſtand, bereiten. Ohne Lehrgeld ging's freilich nicht ab, aber ſie lernte mit Eifer und Ausdauer; faſt ſchien's, als mache ihr die neue Thätigkeit Freude, und es war merkwürdig: nicht ein einziges Mal ſchweiften ihre Gedanken zu der vielgeprieſenen Künſtlerwirtſchaft oder dem Hotelleben hinüber.

Der Verkehr mit den Ihren war der Anſteckungsgefahr wegen beinahe ganz abgeſchnitten, nur ihr Bruder kam jeden Tag herüber. Er erzählte ihr, er habe am liebſten Frau und Kinder fortſenden wollen, aber Frau Gertrud weigere ſich entſchieden, ihn zu verlaſſen, und da ſeien ſie ſchließlich eins geworden, daß ſie die Kinder allein fortbringen ſolle zu ihrem Bruder — dem Lotſenkommandeur auf meerumrauſchter Inſel — damit ſie beide mit klarem Kopf und leichterem Herzen der kommenden ſchweren Zeit entgegengehen könnten.

Im Pfarrhauſe wandte ſich alles zum Guten, Bertha und der Knecht hatten die Kriſis überſtanden und die alte Mine war, von Schweſter Martha und Dorothee geſtützt, hinuntergeſchwankt ins Wohnzimmer. Die Schweſter ging wieder zu den anderen Kranken, Dorothee ſchob der Alten die Kiſſen zurecht und zog dann einen Stuhl neben ſie. „Nun, Mine, wie iſt Ihnen?“ frug ſie freundlich.

„O Fräulein, nü geht dat ja all wedder,“ war die leiſe Antwort, dann — nach einer langen Pauſe fuhr die Alte fort: „Wat ſe an mi dahn hebben, dat ward unſ' Herrgott vergellen — ik heff't nich üm Se verdeent.“

Das Mädchen ſchüttelte beſchwichtigend den Kopf. „Ach, Mine, das laſſen Sie nur — Sie haben mir ja nichts Böſes gethan.“

„Ne,“ ſagte die alte Mine hartnäckig, „Se weten dat man nich, wat ik Se andahn heff.“

„Aber Mine!“

„Ne, laten's man, Fräulein, dat möt ik vun'n Harten hebben, ihr war ik nich ruhig. Dat deed mi jetzt ſo leed, ſo leed, un Se waren mi jo woll ſo bös, Se kiken mi nich mihr an.“

„Nun, wenn es Sie erleichtert, Mine, ſo ſagen Sie es nur immerhin — iſt es denn ſo ſchlimm?“ fügte ſie ängſtlich hinzu.

Da faßte ſich die Alte ein Herz, und ſtockend und mühſam bekannte ſie ihren Haß, ihre Abneigung und die Briefaffaire, aber ehrliche Reue klang aus ihren Worten, als ſie zuletzt Dorothees Hände faßte und um Verzeihung bat.

Dieſe war ſehr blaß geworden, hielt die Lippen aufeinandergepreßt, und eine tiefe Falte ſtand als Merkmal innerer Pein zwiſchen ihren Augen.

„Verzeihen will ich Ihnen wohl, Mine, wir haben unſern Frieden miteinander gemacht, als Sie krank waren, aber um Gottes willen, wie konnten Sie ſo von mir denken, mir das anthun?“ Es war ein ſo verzweiflungsvoller Ton, daß plötzlich von den grauen Wimpern der Alten ein paar Thränen fielen, ſeltene Gäſte in dieſen Augen. Dorothee aber kämpfte ihren Schmerz tapfer hinunter. „Laſſen Sie es gut ſein, Mine,“ ſagte ſie herzlich und drückte die Runzelhand, „ich weiß, ſo böſe haben Sie es gar nicht gemeint.“

Im Nebenzimmer aber drückte der Herr des Hauſes, der reglos am Fenſter geſtanden und ahnungslos das Zwiegeſpräch mit angehört hatte, leiſe die Thür auf und trat hinaus. Die Verlegenheit wollte er ihr erſparen, ihn als Zeugen dieſer Unterredung zu wiſſen. Er war in großer Aufregung und ſchier unchriſtlichem Zorn und ſchalt die treue Pflegerin ſeiner Kindheit in Gedanken „eine intrigante alte Perſon“ — aber freilich, ſie wußte nicht, was ſie angerichtet, nicht mit ihrer unbeſonnenen That, nicht mit dem noch unbeſonneneren, wiewohl gut gemeinten Bekenntnis derſelben. Es litt ihn nicht mehr im Hauſe; er ließ anſpannen und fuhr ins Filialdorf, wo mehrere Kranke und Sterbende ſeiner harrten.

Am Abend, als er zurückkehrte, war Dorothee fort; ſie war hinüber in ihres Bruders Haus gegangen. Er nickte nur verſtändnisvoll, als Schweſter Martha ihm erzählte, ſie habe gemeint, dort jetzt ebenſo notwendig zu ſein, jetzt werde es ja auch täglich beſſer im Pfarrhaus und bald gehe alles dort den gewohnten Gang.

Soweit war alles in Ordnung und doch — er ſeufzte ſchwer auf — wie ſollte er ihr den beklagenswerten Irrtum nehmen, daß die Veränderung in ihrem gegenſeitigen Verhältnis eine Folge des unſeligen Briefes und mütterlicher Ermahnung ſei?

* * *

Eine dunkle Zeit zog nun herauf und warf ſchwere Schatten über das friedliche Rolfshagen. Von Haus zu Haus ſchritt der Würgengel, und wen ſeine Hand nicht hinwegraffte, den ſchlug er mit Siechtum oder traf ſeine Seele mit ſchwerer Trauer um die, welche ihm zum Opfer gefallen. Leerer wurde die Kirche, voller der Kirchhof. Abgehärmt und bleich gingen die Leute einher, mit müdem Ausdruck und ſtumpfem gleichgültigem Blick. Der Paſtor war von früh bis ſpät auf den Füßen, um ihn ſcharte ſich alles, zu ihm kamen ſie um Hilfe, wenn der Arzt nicht zur Stelle, von ihm begehrten ſie Troſt in ihrer tiefen Not. Und er that, was er konnte, ob die Mühſal auch oft ſeine kräftige Natur zu überwältigen drohte. Treu ſtand ihm Schweſter Martha zur Seite, aber noch eine andere unerwartete Hilfe ward ihm zu teil. Gleich in den erſten Fällen, als die Krankheit ſich weiter ausbreitete und die Hilfeſuchenden den Paſtor nicht zu Haus getroffen, gingen ſie hinüber ins Schulhaus zum Lehrer und zu Dorothee. „De weet Beſcheed mit de Krankheit,“ ſagten die Leute. Das Mädchen hatte jede Scheu verloren, furchtlos ging ſie in jedes Haus, trat an das Lager der Kranken und Sterbenden, und manch einem brachte der Blick in das junge freundliche Antlitz, die guten ſchönen Augen neue Hoffnung und neuen Troſt. Oft traf ſie der Paſtor, wenn er die Stätten des Jammers betrat; er ſah, wie geduldig und liebreich ſie mit dem Geringſten umging, wie ihr heller, zuverſichtlicher, glaubensfreudiger Blick bisweilen mehr wirkte als lange Ermahnungen, und eine ſtolze Freude ſchwellte ſein Herz: ſie war doch das Weib, das er mit Zuverſicht an ſeine Seite ziehen konnte, ohne ſich und ſeinem heiligen Gelöbnis untreu zu werden. War ſie auch anders, als er ſich ſeine Gefährtin einſt geträumt, in ganz anderen Kreiſen aufgewachſen, gab es auch noch mancherlei zu erziehen und in rechte Bahnen zu leiten an ihr: ſie hatte den rechten Glauben, der ſich und ſeine Wege getroſt Gott anheimſtellt, und die rechte Liebe, die ſich ſelbſt vergißt um der anderen willen!

Schweſter Martha ſah mit Wohlgefallen auf die junge Gehilfin. „Fräulein Dorothee müßte bei uns eintreten und Pflegerin werden,“ ſagte ſie einmal zum Paſtor.

„Nein,“ ſagte er, „ſie ſoll keine Diakoniſſin werden, Gott hat ihr einen anderen Beruf vorbehalten.“

Aber er ſprach nicht zu ihr; in dieſer Zeit des Jammers des eignen Glückes zu gedenken, ſchien ihm Frevel.

Anderes aber mußte er freilich mit ihr reden. Ihm ſchien's, als ſeien ihre Wangen blaſſer und ihr Geſichtchen viel ſchmaler geworden in letzter Zeit, die Luft der Krankenſtuben — und oft welcher Krankenſtuben — that ihr nicht gut, dem war Schweſter Martha beſſer gewachſen, er mußte ihre Opferwilligkeit in andere Bahnen lenken.

An ihm war ſie ſeither mit kurzem höflichem Gruß vorübergegangen und nur wenige Worte hatten ſie miteinander gewechſelt. Das ſchöne Vertrauen, das in den Tagen von Mines Krankheit zwiſchen ihnen aufgekeimt, war jäh entſchwunden und hatte der alten ſcheuen Zurückhaltung Platz gemacht. Er wußte den Grund und war denn auch nicht überraſcht, den verſchloſſenen Ausdruck, den er nun leider ſchon kannte, auf ihrem Geſichtchen erſcheinen zu ſehen, als er eines Tages zu ihr ſagte: „Darf ich Ihnen einen guten Rat geben, Fräulein Dorothee?“

Sie ſchlug einen Augenblick die Augen zu ihm auf und ſagte tonlos: „Bitte.“

„Sie muten ſich zu viel zu und das iſt gar nicht notwendig — bitte, laſſen Sie mich erſt ausſprechen, ich habe nicht im entfernteſten die Abſicht, ihre Dienſte für überflüſſig zu erklären, ich möchte ſie uns nur auf andere Weiſe nutzbar machen.“

Sie hob fragend den Blick.

„Ihre eignen Kranken pflegen die Leute ſchon ſelbſt und für die wenigen Verlaſſenen iſt Schweſter Martha da; es thut uns in anderer Hinſicht Hilfe not. Da ſind Familien, in denen Mann und Frau darniederliegen — wer ſchafft den kleinen Kindern ordentliche Nahrung, wer ſorgt für kräftigende Koſt der Geneſenden, wer ſpeiſt die Armen und Alten, die nicht für ſich ſelbſt ſorgen können? Da iſt das Feld, auf dem Sie reichlich Beſchäftigung finden können.“

Demütig bittend ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen. „Lehren Sie mich, wie!“ ſagte ſie.

Von dem Tage an gab es ein geſchäftiges Regen im Schulhauſe, Frau Gertrud und Dorothee kochten Suppe für die Geneſenden, Fleiſch und Gemüſe für die anderen Darbenden, und um die Mittagszeit kamen ſie mit Schüſſeln und Töpfen, abgemagerte blaſſe Geſtalten, Männer, Frauen und Kinder; die Geſunden aßen in der Schulſtube, für die Kranken nahmen ſie ſich die Speiſen mit. Das ward zum Segen für alle und die Mittel floſſen von allen Seiten; Zeiten der Not drängen die Menſchen enger aneinander und die opferwillige Liebe hebt ihr mildes Haupt. Der Oberförſter ließ Holz fahren, der Amtmann ſchlachtete ein paar Stück Vieh, die Bauern ſchickten Kartoffeln und Gemüſe, und ſelbſt die Armen brachten ihr Scherflein.

Die Rolfshagener Speiſeanſtalt ſei ihr beſter Aſſiſtenzarzt, hatten die beiden Doktoren erklärt.

„Des Herrn Paſtors Werk,“ ſagte Dorothee.

„Das Verdienſt von Frau und Fräulein Wegner,“ ſagte der Paſtor.

An den Nachmittagen fand Dorothee bisweilen Zeit, einen oder den anderen Kranken zu beſuchen, häufig traf ſie dann mit dem Pfarrherrn, häufiger noch mit dem jungen Arzt zuſammen. Mit letzterem verkehrte ſie viel unbefangener, freundlich und kameradſchaftlich begrüßten ſie einander, tauſchten ihre Wahrnehmungen aus und trennten ſich mit Händeſchütteln. Kam der Paſtor dazu, ward Dorothee ſchweigſam und zog ſich ihm gegenüber ſcheu in ſich ſelbſt zurück.

(Schluß folgt.)

---

## Arbeitseinſtellungen im Mittelalter.

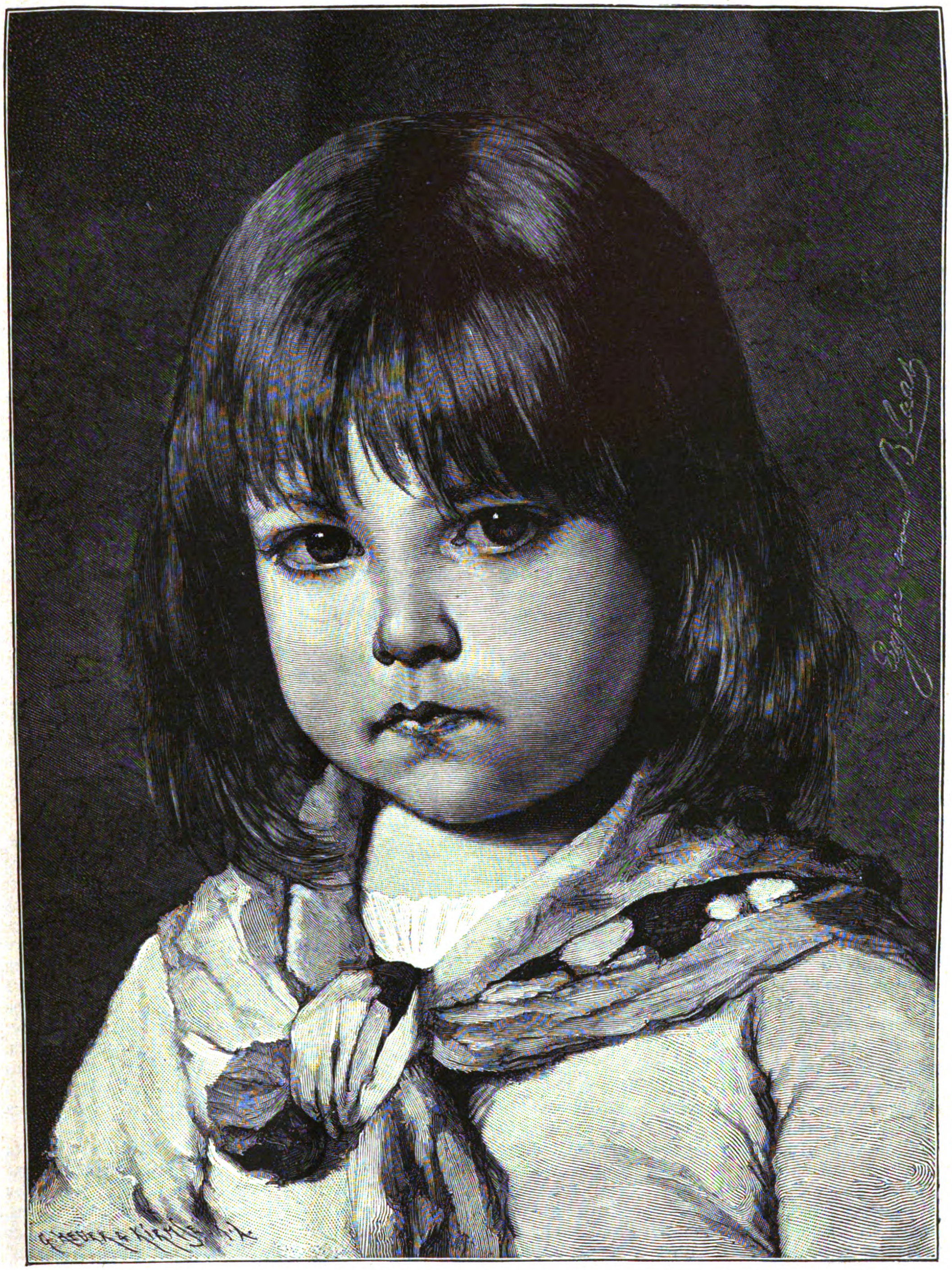
Von K. Th. Eheberg. (Abdruck verboten.)

Strikes, Arbeitseinſtellungen! — Es iſt heute nicht mehr notwendig zu ſagen, was man darunter verſteht. In uns allen lebt noch friſch die Erinnerung an die großen Arbeitseinſtellungen in den rheiniſch-weſtfäliſchen Kohlendiſtrikten; wir haben die ungeheuren Folgen derſelben empfunden in den Verwirrungen des großen induſtriellen Lebens ſowohl wie in der Verteuerung unſers kleinen häuslichen Bedarfs. Wir wiſſen, daß ſie das äußerſte Mittel ſind, zu dem die Arbeiter greifen, um ihre Forderungen gegenüber dem Arbeitgeber durchzuſetzen. Indem ſie ihm maſſenhaft und häufig nach einem wohlüberlegten Plane die Arbeit ihrer Hände vorenthalten und dadurch ſeine Maſchinen zum Stillſtand, ſeine Feuer zum Erlöſchen bringen, ſeine Kapitalien zeitweiſe ertraglos machen, ſuchen ſie ihm die Bedingungen abzuringen, die ſie erſtreben und anders nicht erreichen können. Die Strikes der engliſchen Arbeiter ſind uns ſchon ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts bekannt; von England aus haben ſie auch andere Länder ergriffen. Sie haben nicht nur die Aufmerkſamkeit der Induſtriellen und der Männer vom Fach gefeſſelt, ſondern das Gewaltige, Trotzige, Düſtere, Dramatiſchbewegte, was in ihnen liegt, die Fülle der Leidenſchaften, die ſie erregen, hat Zola bewogen, ſie in ſeinem Roman Germinal auch dem weiten Kreiſe der Romanleſer in getreuer Zeichnung vor Augen zu führen.

Wir pflegen heute ſo gern die Lage des Arbeiterſtandes in den früheren Jahrhunderten deutſcher Geſchichte zu unterſuchen und mit unſern heutigen Verhältniſſen zu vergleichen. Die einen thun es, um die Lichtſeiten jener Vergangenheit mit wehmütiger Reſignation zu bewundern, die anderen, um aus ihren Schattenſeiten einen Troſt in den zerfahrenen Zuſtänden der Gegenwart zu ſchöpfen. Und ſo rücken uns die eben überwundenen, da und dort noch fortzitternden Strikebewegungen auch die Frage nahe, ob nicht ähnliche Vorgänge ſchon früher das Verhältnis zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer erſchüttert, dem Gegenſatze zwiſchen beiden deutlichen Ausdruck gegeben haben. Man wird nun von vornherein nicht geneigt ſein, ſolche Vorgänge, die wir als echt moderne, als Folgen der heutigen Induſtrieverfaſſung und als Ausflüſſe der Verkündigung der individuellen Freiheit anzuſehen gewohnt ſind, in den früheren Jahrhunderten unſerer Geſchichte zu ſuchen. Solche Mittel der Selbſthilfe ſind nur Kennzeichen eines hochgeſpannten Gegenſatzes, und eben der Gegenſatz, wird man ſagen, fehlte. Und das iſt bis zu einem gewiſſen Grade zweifellos richtig. Jedenfalls waren früher die Gegenſätze nicht ſo heftig und nicht ſo weitgreifend wie heute. Damals war jedem gewerblichen Hilfsarbeiter die Möglichkeit ſelbſtändig zu werden unendlich viel näher gerückt als heute unter den gänzlich veränderten induſtriellen Verhältniſſen. Damals gab auch Kenntnis, Tüchtigkeit, Fleiß und gute Arbeitskraft allein eine ſelbſtändige, leidlich befriedigende Stellung; heute erringt ſie in der Regel nur der, welcher Geld hat, auch wenn er vom Geſchäfte nur wenig verſteht. Trotzdem möchte ich hier den Nachweis erbringen, daß es ſchon im deutſchen Mittelalter an ſtarken Gegenſätzen in den Gewerben nicht gefehlt hat, ja daß ſchon frühzeitig Arbeitseinſtellungen gewerblicher Hilfsarbeiter vorkommen, die ſich faſt nur durch die Zeit von denen des XIX. Jahrhunderts unterſcheiden. Dabei müſſen wir freilich im Auge behalten, daß damals die Gewerbe ganz anders organiſiert waren wie heute, und daß es eine Lohnarbeiterſchaft in unſerm Sinne nicht gab.

Im XI. und XII. Jahrhundert erſt bildete ſich in der Stadt ein eigner Handwerkerſtand, der im Begriffe war ſich der Hörigkeit zu entwinden und ein freier Stand zu werden. Die Stadt übte in jener Zeit raſchen Aufblühens eine eben ſo große Anziehungskraft auf das Land aus wie heute, ja damals vielleicht eine noch ſtärkere, denn neben dem Gewinn einer durch gewerbliche Arbeit geſicherten Stellung ſtand für den, der unfreien Standes war, auch der Gewinn der Freiheit in Ausſicht. Stadtluft macht frei! ſagt ein alter Rechtsſatz. Trotz dieſes Zuſtrömens fremder Kräfte war doch kein Überfluß; denn das raſche Anwachſen der Städte, der lebhaft werdende Handelsverkehr, die Berührung mit dem Süden und dem Oſten erweckten den Reiz und die Kenntnis neuer Bedürfniſſe und vervielfachten die Nachfrage nach gewerblichen Produkten. Weil dieſe Ereigniſſe ſich raſch vollzogen, ſo wurden dauernd alle verfügbaren Kräfte in Anſpruch genommen. Noch glichen die Handwerke, die ſich allmählich nach Beſchäftigungen zu ſcheiden begannen, großen Saugſchwämmen, die jedes tüchtige Element, gleichviel welcher Herkunft, an ſich zogen und ernährten. Von einer Stufenleiter innerhalb des Gewerbes konnte kaum die Rede ſein. Nach kurzer Lehrzeit war der Meiſter fertig. Noch ſtand Genoſſe neben Genoſſe, in ſolidariſchem Bunde bereit zu Angriff wie Abwehr gegenüber jeder Beſchränkung der perſönlichen und genoſſenſchaftlichen Ehre.

Aber dieſer unfertige Zuſtand war auf die Dauer unhaltbar; denn keine Zeit kann völlig der Organiſation entbehren. Wo das Staatsweſen nicht genug entwickelt iſt, um von ſich aus eine Regelung zu bringen, da werden die Beteiligten ſelbſt ſich zuſammengeſellen, ihre Rechte und Pflichten abgrenzen und aufzeichnen. Je mehr dem Zuſtande unruhigen Drängens und Treibens im XI. und XII. Jahrhundert ein Zuſtand ruhigen Fortſchrittes im XIII. Jahrhundert folgte, je mehr die Arbeitskräfte ſich in ein richtiges Verhältnis zu der Bevölkerungszahl geſetzt hatten, deſto mehr mußte das ungeordnete Zuſtrömen Fremder zum Handwerk unangenehm empfunden werden und zur Abſchließung führen. Und je kunſtvoller die Gewerbe wurden, deſto länger mußten ſie gelernt werden, deſto mehr mußte eine Abſtufung eintreten, deſto feſter mußte die Lehrlings- und Geſellenſtellung gegenüber dem Meiſtertum ausgebildet werden. Aber im XII. bis XIV. Jahrhundert, in manchen Gegenden und Gewerben weit darüber hinaus war das Verhältnis zwiſchen Meiſter und Geſellen ein patriarchaliſches. Zwar mußten die Geſellen nun länger auf die Meiſterſchaft warten, vieljährige Lehrlings- und Geſellenzeiten durchmachen, aber ſie blieben doch nicht immer nur Hilfsarbeiter. Der Bedarf an Kapital zum Gewerbebetrieb war nach der damaligen Technik gering. Noch waren die Zünfte nicht auf eine beſtimmte Anzahl von Meiſtern beſchränkt. Weil jeder Geſelle noch Meiſter werden konnte, ſo blieben ihre letzten Intereſſen immer gemeinſame, ihre ſoziale Stellung gegenüber den anderen Klaſſen im ganzen die gleiche; von einem beſonderen Arbeiter-



Beppo. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.
(Photographieverlag der „Photographiſchen Union“ in München.)

ſtand mit beſonderen Intereſſen und Anſchauungen konnte nicht die Rede ſein. Es kommt dazu, daß überhaupt in jener Zeit jene himmelweiten Unterſchiede der Stände und der Vermögen, dieſe doppelte Differenzierung, welche heute die Geſellſchaft zerreißt, in den mittelalterlichen Städten nicht beſtand, daß es vor allem im XII. bis XIV. Jahrhundert ein Proletariat, das ſeine Beſtrebungen auch anderen Klaſſen mitgeteilt hätte, als beſonderen Stand nicht gab. Lehrlinge wie Geſellen ſtanden wohl in Zucht, aber auch in fürſorglicher Pflege des Meiſters, und die Ausſicht auf eine nicht allzu ſchwer erreichbare Zukunft erhielt in ihnen freundliche Geſinnungen gegen denſelben und die Freude an ehrlicher Arbeit.

Dieſer ſchöne Zuſtand wirtſchaftlichen Friedens, unter dem Wohlſtand und Gewerbe zu raſcher Blüte emporſtiegen, konnte nicht lange dauern. Nachdem die Handwerksmeiſter wenn nicht Reichtum ſo doch Wohlhabenheit erworben und einen guten Teil der wirtſchaftlichen und politiſchen Macht an ſich gezogen hatten, wollten ſie dieſe ſich auch erhalten, und ſie thaten es, indem ſie ihre gewerblichen Korporationen ſchloſſen, d. h. auf eine beſtimmte Anzahl von Meiſterſtellen beſchränkten. So nahm in den reicheren Gewerben der größeren Städte ſeit dem Ende des XIV. Jahrhunderts die Sonderung zwiſchen Meiſtern und Geſellen immer mehr zu. Noch mehr aber als in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts treten im XV. an die Stelle der urſprünglichen Erforderniſſe der Meiſterſchaft, nämlich der perſönlichen Tüchtigkeit des Handwerkers, Erforderniſſe des Kapitals und der Familienkonnexion. Und das Beſtreben, den Handwerksbetrieb zum Monopol einiger Familien zu machen, griff in den folgenden Jahrhunderten in ſteigendem Maße um ſich. Dieſes künſtliche Fernhalten der außerhalb der Zunft Geborenen wurde durch äußere Momente gefördert; vor allem erleichterte die raſche Bevölkerungszunahme ſolche Tendenzen. Denn trotz der ſich allmählich verringernden Ausſichten, ſelbſtſtändig zu werden, zwang die ſtellenweiſe Übervölkerung doch zum Eintritt in die Gewerbe. Wem das Glück hold war, der konnte ja einer Meiſterstochter oder -Witwe gefallen und mit ihr und durch ſie das Meiſterrecht erringen. Freilich, je mehr ſich der Wohlſtand der Handwerksmeiſter entwickelte, deſto ſchroffer traten ſie den Geſellen gegenüber. Es iſt natürlich, daß nun auch dieſe ſich zuſammenthaten, allmählich beſondere Intereſſen und Anſchauungen gewannen. So entſtanden die Geſellenbruderſchaften, Geſellenladen. Zunächſt nur Vereine zu geſelligen, wohlthätigen und religiöſen Zwecken, dehnten ſie ihre Thätigkeit, trotz des nie erlöſchenden Widerſpruchs der Meiſter, auch auf andere Gebiete, vornehmlich auf die Regelung des Verhältniſſes zwiſchen Meiſtern und Geſellen, aus. Und Grund zu Klagen bekamen die Geſellen, oder wie ſie damals hießen, die Knechte, bald in genügendem Maße. Das Bewußtſein einer durch die politiſche Macht geſchützten Stellung und jene Überhebung, wie ſie leicht der Beſitz reicher Geldmittel gibt, veranlaßte die Meiſter, die Geſellen ihr Übergewicht deutlich fühlen zu laſſen; es entſtanden Mißbräuche, welche in mancher Beziehung an beklagenswerte Erſcheinungen der Jetztzeit erinnern: Bezahlung in ſchlechten Waren ſtatt in Geld, zu ausgedehnte Verwendung von Lehrlingen, Gewährung von Darlehen an die Geſellen, um ſie wirtſchaftlich abhängig zu machen, ungerechte Handhabung des Gewerbegerichts, Lohnherabſetzungen und ähnliches.

Es iſt ganz erklärlich, daß, wie es ſcheint, der Widerſtand der Geſellen gegen die Meiſter und Herren in jenen Gewerben am früheſten und am entſchiedenſten auftrat, die ſchon damals mehr im Sinne unſerer Induſtrie betrieben wurden, in denen einem Meiſter eine große Menge von vielfach verheirateten Arbeitern gegenüberſtand, welche niemals Ausſicht hatten Meiſter zu werden, in der Wollmanufaktur und im Baugewerbe. Allein während in den Baugewerben nur in England ſeit dem Ende des XIV. Jahrhunderts zahlreiche Arbeitseinſtellungen vorkommen, weiß die Geſchichte der Wollmanufaktur ähnliches auch von Deutſchland zu berichten. Wie in England um 1350, ſo verlaſſen auch in Speier im Jahre 1351 die Webergeſellen ihre Werkſtätten, weil ihnen der Lohn zu niedrig dünkt, um von demſelben leben zu können. Eine gute Organiſation der Geſellen unterſtützt den Ausſtand und zwingt die Meiſter zu einem gütlichen Ausgleich, infolgedeſſen der Lohn erhöht und nur noch in Bargeld ausgezahlt werden ſollte. Die Leichtigkeit des Sieges veranlaßte die Geſellen bald zu neuen Forderungen und im Jahre 1362 erfolgte eine neue, wiederum erfolgreiche Arbeitseinſtellung, die den Geſellen als Siegespreis einen Lohn brachte, der dem Meiſterlohn nahe, teilweiſe ſogar gleich kam.

Auch die Kürſchnergeſellen in Straßburg machten ihren Meiſtern im XV. Jahrhundert manche ſorgenvollen Stunden. Das Gewerbe war eines der blühendſten und einträglichſten; aber nur wenigen gelang es, die Meiſterſchaft zu erringen, denn da die Kürſchner ſeit dem XIV. Jahrhundert nicht nur Pelze verarbeiteten, ſondern auch mit Pelzwerk handelten, war ein großes Kapital zum Betrieb des Gewerbes erforderlich. Die Geſellen, in großer Zahl den Meiſtern gegenüberſtehend und aus allen Teilen Deutſchlands zuſammengewandert, mochten das Bedürfnis und den Nutzen engen Zuſammenſchluſſes mit beſonderer Stärke empfinden. Freilich ſollte auch ihre Brüderſchaft, wie ſo manche andere, urſprünglich nur frommen und kirchlichen Zwecken dienen. Aber im Jahre 1423 war ſie jedenfalls der Schauplatz lebhafter Debatten, als die Geſellen in ſchwere Händel mit ihren Meiſtern gerieten, die damit endeten, daß ſie ihr Handwerk verließen und pfeifend und lärmend nach Hagenau zogen und erſt dann auf Unterhandlungen ſich einlaſſen zu wollen erklärten, wenn ſie vor Gewalt ſicher wären. Noch bedeutender waren die Streitigkeiten zwiſchen Meiſtern und Geſellen desſelben Gewerbes im Jahre 1470. Damals ſcheinen die Meiſter Neuerungen eingeführt zu haben, welche gegen die Ordnung verſtießen, die ſie früher mit den Geſellen vereinbart hatten. Wahrſcheinlich wollten ſie ihnen das alte Recht der Arbeitsvermittelung entziehen. Nach fruchtloſen Vorſtellungen ziehen die Geſellen abermals aus nach Hagenau. Die Bewegung blieb diesmal nicht auf die Straßburger Knechte beſchränkt, ſondern noch andere Orte des Oberrheins wurden von ihr ergriffen. Und es iſt natürlich, daß die Geſellen ſo naheliegender Städte wie Straßburg, Colmar, Freiburg ſich gern verbanden, und daß die Geſellen der kleineren Städte an den Verhältniſſen der großen ſehr intereſſiert waren; war für ſie doch immer die Haltung der Genoſſen in der größeren Stadt entſcheidend. Denn der Erfolg einer Arbeitseinſtellung hing für ſie davon ab, daß ihre Meiſter ſich nicht mit Geſellen aus den größeren Städten behelfen konnten. Wie leicht konnten die wenigen Geſellen einer kleinen Stadt aus den zahlreichen Knechten der großen erſetzt werden. Deshalb iſt es erklärlich, daß während des Strikes von 1470 die Kürſchnergeſellen von Willſtatt, einem kleinen Städtchen im badiſchen Oberlande, die feiernden Genoſſen von Straßburg bitten, ja nicht in Willſtatt zu arbeiten, bis ihr Streit in Straßburg ſiegreich ausgetragen ſei; treues Zuſammenhalten ſei um ſo nötiger, als auch die Meiſter der Nachbarſtädte Anſtalt machten, den Straßburgern beizuſtehen.

Auch in dem Schmiedegewerbe einer Anzahl von Städten am Main und Mittelrhein ſcheinen Kontraktbrüche ſeitens der Geſellen wiederholt vorgekommen zu ſein; denn ſchon 1383 vereinigen ſich die Schmiedezünfte von Mainz, Worms, Speier, Frankfurt, Aſchaffenburg und anderen Städten und beſchließen, einen kontraktbrüchigen Knecht weder zu „hauſen“ noch zu „hofen“ und ebenſo keinen Knecht zu halten, der es wagt, einem Meiſter die Knechte zu verbieten.

Ein Beiſpiel der Macht, welche die Geſellenverbände durch die Strikes gelegentlich zu erringen wußten, gibt der Streit zwiſchen den Schmiedegeſellen und dem Domkapitel in Magdeburg im Jahre 1600. Er gehört zwar nicht mehr

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dem Mittelalter an, mag aber doch einen Platz finden um der Beſonderheit willen, daß die Geſellen durch die Drohung, die Werſtätten zu verlaſſen und den Meiſtern „den Hammer zu legen,“ nicht nur das Kapitel zur Nachgiebigkeit zwangen, ſondern von demſelben auch eine Kontribution von 100 Thalern erlangten.

Bei der Aufmerkſamkeit, welche die Geſellen den Arbeitseinſtellungen ſchenkten, kann es uns nicht wunder nehmen, wenn wir manchen von jenen Mitteln, durch welche die Strikenden heute den Druck ihres Widerſtandes zu verſtärken pflegen, ſchon damals begegnen: Verruferklärungen, Mißachtung und Beſtrafung ſolcher Genoſſen, welche den gefaßten Beſchlüſſen untreu geworden, und ähnliches kam ſchon damals vor. In Konſtanz hatten zu Anfang des XV. Jahrhunderts die Schneiderknechte trotz früherer Verbote bald wieder mancherlei Ordnungen wider den Rat und ihre Meiſter errichtet. Als dann der Rat den unruhigen Teil der Knechte zum Wegwandern veranlaßte, da mußte er befürchten, daß diejenigen Knechte, welche in Arbeit geblieben waren, nach Ablauf ihres Dienſtverhältniſſes in anderen Städten keine Arbeit finden möchten, ohne von ihren dortigen Kollegen wegen Abfalles von der gemeinſamen Sache geſtraft zu werden. Es kam auch damals ſchon vor, daß die Geſellen die Meiſter in Verruf brachten, wie das die Straßburger Kürſchnergeſellen gegenüber den Schlettſtadter Meiſtern im Jahre 1463 thaten. Ja nicht viel ſpäter wandten die Geſellen bei Arbeitseinſtellungen jenes Mittel an, ohne welches eine ſolche nur eine halbe Maßregel iſt: ſobald ſie an einem Orte die Arbeit niedergelegt hatten, ſchrieben ſie an die Geſellen der Nachbarſtädte und hielten ſie vom Zuzug ab, um den Meiſtern das Handwerk gründlich zu legen.

Blickt man auf die Urſachen der Bewegungen und Strikes, ſo wird man unſchwer erkennen, daß das hauptſächliche Beſtreben der Geſellen darauf gerichtet war, das ſtrenge Dienſtverhältnis, in dem ſie dem Meiſter unterworfen waren, in ein Vertragsverhältnis umzuwandeln, aus Knechten Geſellen zu werden. Auch die Lohnfrage ſpielte ſchon damals eine entſcheidende Rolle, ſei es, daß die Geſellen ſich der Herabſetzung des Lohnes widerſetzten, ſei es, daß ſie eine Erhöhung desſelben beanſpruchten. Aber auch andere Gründe der Strikes, die uns hauptſächlich von den engliſchen Gewerkvereinen her bekannt ſind, treten uns ſchon in jenen Zeiten entgegen. Das ſind die immer wieder erneuten Verſuche der Meiſter, mißliebige Neuerungen in den Handwerksgewohnheiten einzuführen, den Geſellen das Recht der Vereinigung wie überhaupt der perſönlichen Freiheit zu nehmen oder zu beſchränken, das heißt, nicht ſelten eine wirkliche oder vermeintliche Ehrenkränkung des Geſellenſtandes durch die Meiſter.

Freilich hatten die Geſellen oft einen harten Stand; die gemeinſame Gefahr ließ die Meiſter in der Regel ihre Sonderintereſſen vergeſſen, ſchloß ſie enger zur Abwehr zuſammen. Als um 1400 die Schmiedeknechte im Elſaß gemeinſame Verſammlungen hielten, da traten auch die Meiſter zuſammen, ließen mit Unterſtützung ſämtlicher Behörden und Städte die Knechte einfangen und dieſelben ihre bisher geübten Gewohnheiten abſchwören. In Konſtanz ſuchte man gleichfalls gegen Ende des XIV. Jahrhunderts alle Regungen der Geſellen zu unterdrücken, und ging ſcharf gegen dieſelben vor. Im XV. Jahrhundert entſtanden in Norddeutſchland zwiſchen verſchiedenen Zünften enge Verbindungen, um die Widerſpenſtigkeit der Geſellen zu brechen. Später verbieten auch die Reichsgeſetze das Niederlegen der Arbeit. Bei der großen wirtſchaftlichen und politiſchen Macht, welche die Handwerksmeiſter inne hatten, mögen die Erfolge der Geſellen überhaupt gezählt ſein und nicht ſelten wird es ihnen gegangen ſein wie den Kolmarer Schneidergeſellen, welche im Jahre 1619 auch ein „Ringlein“ unter ſich gemacht und einen gemeinſamen Ausſtand verabredet hatten, aber, weil ſie auswärts keine Arbeit fanden und ihre Mittel zu Ende gingen, ihre Meiſter um Verzeihung und gnädige Wiederaufnahme bitten mußten. Ein Erfolg der Knechte wird überhaupt nur unter beſonders günſtigen Verhältniſſen ſich eingeſtellt haben, wenn nämlich die Knechte einfach unentbehrlich und unerſetzbar waren, oder wenn ein patriziſch geſinnter Stadtrat ſie gegen die Handwerksmeiſter unterſtützte und ausſpielte, oder wenn einzelne Meiſter ſelbſt in unvernünftiger Intriguenluſt ſie heimlich begünſtigten.

Wenn man das Zunftweſen in der Zeit des XIV. und XV. Jahrhunderts nicht mit Unrecht als eine vorübergehende Löſung des alten Kampfes zwiſchen Arbeit und Kapital rühmen hört, ſo wird man ſich, wie aus den obigen Ausführungen erſichtlich iſt, doch hüten müſſen, dieſe Ruhe als eine allzu idylliſche aufzufaſſen. Kämpfe und Zwiſtigkeiten gab es auch damals; aber die ganze Gewerbeverfaſſung mußte es mit ſich bringen, daß ſie an Umfang und Stärke unendlich weit hinter dem, was wir heute in dieſer Beziehung erfahren, zurückſtanden. Zwei Punkte ſind es vor allem, in denen der Arbeiterſtand der Gegenwart ſich zu ſeinem Nachteil von jenem des Mittelalters unterſcheidet und die ſeinen Beſtrebungen ein anderes Maß und anderen Ausdruck verleihen, das iſt die größere Unſicherheit ſeiner Lage und die veränderte ſoziale Stellung.

Früher hatte der Geſelle am Tiſche ſeines Meiſters oft einen ſchmalen Platz und eine ſchmale Koſt, aber er fand doch immer einen Platz; heute iſt ſein Lohn ſicher nicht ſelten höher als damals, aber er weiß oft nicht, ob er morgen noch etwas verdienen wird. Er lebt von der Hand in den Mund. Während früher ſeine Lage eine geſchützte war, hängt ſie heute von den Schwankungen des Marktes und den Kämpfen der Konkurrenz ab. Ein noch größerer Unterſchied vielleicht beſteht in der ſozialen Stellung. Früher konnten wohl, wie man ſieht, Streitigkeiten zwiſchen Meiſtern und Geſellen ausbrechen, aber dieſe arteten nicht in einen Klaſſenkampf aus, weil der Arbeiter und ſein Dienſtherr demſelben Stande angehörten; in derſelben Stube mit den nämlichen Werkzeugen arbeiteten ſie zuſammen. Aber der typiſche Arbeiter von heute, der Lohn- und Fabrikarbeiter, iſt unter den Geſellen von damals geſunken, während der Arbeitgeber ſich zugleich ſehr weit über den Meiſter von ehedem erhoben hat. Durch ſeine Bildung, ſeine Stellung, ſeine Art zu leben, gehört er einer anderen Welt an als ſeine Arbeiter; die beiden verſtehen einander nicht. Zwiſchen Herren und Arbeitern iſt ein dauernder Kriegszuſtand mit Kämpfen, Siegen und Niederlagen. Und das Bild des Krieges iſt um ſo vollkommener, je größer die Zahl der Arbeiter iſt, die *einem* Herrn unterſtehen. Und während die früheren Bewegungen kaum hundert Arbeiter auf einmal erfaßten, vereinigen ſie heute vermöge der Konzentration der Induſtrie viele Tauſende; während ſie früher auf eine Stadt beſchränkt blieben oder höchſtens auf gewiſſe nahe zuſammenliegende Gebiete ſich erſtreckten, greifen ſie heute weit über die einzelnen Städte und Länder hinaus und drohen im wachſenden Maße, wie Verkehr und Induſtrie ſelbſt international zu werden.

Aber es iſt hier nicht der Platz, dieſe Parallele weiterzuführen und tiefer zu begründen. Gemeinſam iſt unſerer Zeit wie den oben ſkizzierten Zeiten des Mittelalters der Geiſt der Unruhe und Bewegung. Überall, wohin unſere Kenntniſſe dringen, finden wir ihn, und das berechtigt uns zu der Behauptung, daß es keine Zeit in der Menſchheitsgeſchichte, wie keinen Tag in der Natur gibt, die einen vollkommenen Frieden, ein wunſchloſes Behagen atmeten. Von jeher zeigt ſich, bald ſtürmiſch laut, bald ſtill und unmerklich das Beſtreben, die Summe der materiellen und ideellen Güter wie den Anteil der einzelnen Klaſſen an denſelben zu ſteigern. Hoffen wir, daß dies der Gegenwart in ſo erſichtlichem Maße innewohnende Streben verträglich bleibe mit dem wahren Geſamtfortſchritt des Menſchengeſchlechts.

## Handgepäck.

Von Frida Schanz.

Das ſoll ein fröhliches Reiſen ſein!
Wir wollen uns nicht mit Koffern plagen;
Wir nehmen nichts mit, wir packen nichts ein,
Als was ſich leicht in der Hand läßt tragen.

Du hörſt es, Seele! Nimm's wohl in acht!
Es iſt zu deinem eignen Frommen.
Deine ganze ſchwere, traurige Fracht
Wird auf die Reiſe nicht mitgenommen.

Laß alle Erinnrung! Laß alle Pein!
Laß alle die bangen, bangen Fragen!
Wir nehmen nichts mit, wir packen nichts ein,
Als was ſich leicht in der Hand läßt tragen.

Auch die dunkle Sehnſucht nimmſt du nicht mit!
Vielleicht ein bißchen verſtohlenes Grämen —
Das läßt ſich beim rüſtigen Wanderſchritt
Bequem dann über die Achſel nehmen.

So geht es friſch in die Welt hinein
In dieſen ſonnigen, blühenden Tagen!
Wir nehmen nichts mit, wir packen nichts ein,
Als was ſich leicht in der Hand läßt tragen.

---

## O, wie ruft die Trommel ſo laut!

Von Ernſt Schubert.

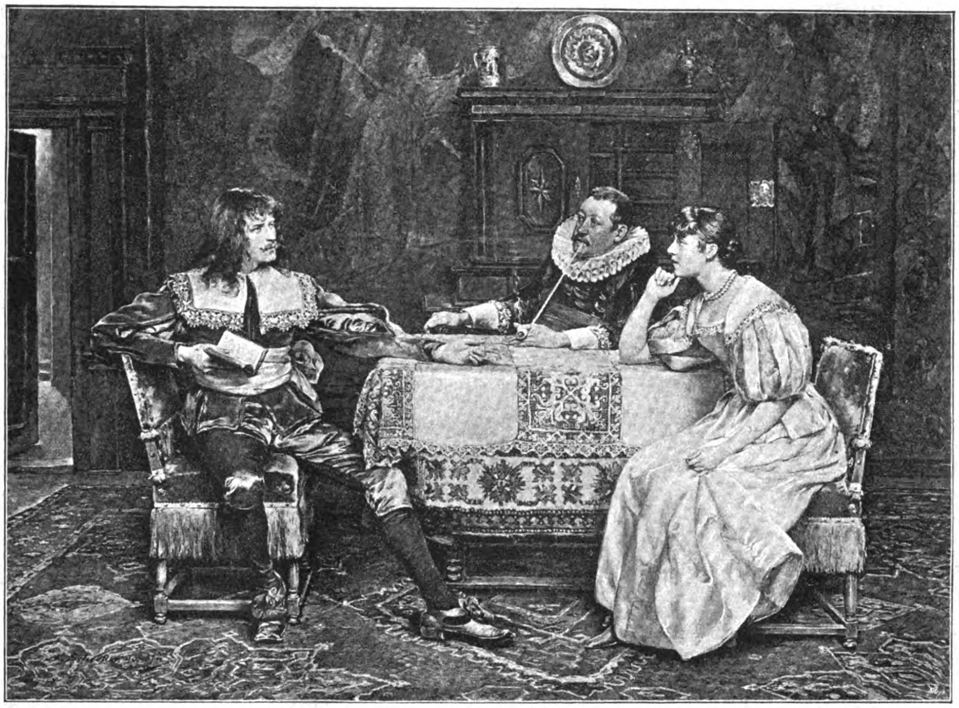
(Abdruck verboten.)

„Et ſitt der Buer im Botterfatt," es ſitzt der Bauer im Butterfaß — ſo hatte ſich klanggerecht die liebe Jugend der kleinen Feſtung die Weiſe des Trommlers gedeutet, der allabendlich zur neunten Stunde um das Rathaus auf dem Marktplatze, in dem ſich auch die Hauptwache befand, herumſchritt. Stets folgte ihm eine Schar Jungen nach, die Melodie mitſummend und mit den Händen die Bewegung des Trommelns nachahmend, nur mußten ſie ſich in acht nehmen, dem Tambour zu nahe zu kommen, denn ſo ein verlorener Jagdhieb mit dem Trommelſtock auf die Knöchel that infam weh. War aber der Rundgang zu Ende, und der Tambour wieder vor der Wache angelangt, ſo hörte der Spaß auf. Die Mannſchaften waren ins Gewehr getreten, „Helm ab zum Gebet!" ertönte die Kommandoſtimme, — noch ein letzter Wirbel des Tambours, und das altbekannte und doch immer wieder gern geſehene Schauſpiel war zu Ende.

Für die meiſten Bewohner des Städtchens kam mit dem Zapfenſtreich die Ruhe. Mit dem letzten Ton hatten die Soldaten die Kaſerne erreichen müſſen, die Kaufleute ſchloſſen die Läden, nur hier und da ſah man noch über die Straße ein flüſterndes Pärchen daherwandeln oder auf der Bank vor der Hausthür einen Alten im Schlafrock ſein Pfeifchen ausrauchen. Der Materialwarenhändler Grabow ſchloß allerdings noch nicht, vielmehr wurde es jetzt erſt bei ihm munter, denn hinter ſeinem Laden hatte er eine geräumige Gaſtſtube, in der es einen vorzüglichen Tropfen gab. Für die lebensluſtige Welt des kleinen Ortes war der Zapfenſtreich das Zeichen, ſich hier zuſammenzufinden bei Porter und Ale oder einem guten Rotſpon. Zwar verkehrten bei Vater Grabow nicht die Honoratioren, dieſe ſaßen vielmehr mit den Herren Offizieren in der Taverne, wo auch die jungen Avantageure zu Abend ſpeiſten, aber gern ſchlichen dieſe aus der Geſellſchaft der Reſpektsperſonen hinüber zur Klauſe, wie die lauſchige Kneipe getauft worden war. Wie fidel ging es an der Tafelrunde her! Man lachte und ſang, erzählte Hiſtörchen und führte ganze Schwänke auf, alles in hellem Übermut, aber doch im Grunde harmlos. Freilich blieb es nicht an jedem Abend oder, beſſer, nicht an jedem beginnenden Morgen ſo. „Wir wollen ein Klöſterlein bauen!" intonierte manchmal eine kräftige Stimme, worauf denn Vater Grabow ſogleich mit behaglichem Schmunzeln den ſteifen Pappdeckel vom Regal herunterholte und auf dem Tiſche auseinanderklappte.

Hiervor waren die Avantageure wie die Einjährigen gewarnt. Ganz hatte man ihnen, bei dem Mangel an anſtändigen Gaſthäuſern in dem kleinen Neſte, den Beſuch der Klauſe nicht verbieten wollen, aber gleich beim Eintritt ins Regiment empfingen ſie eine ernſtliche Warnung vor der Beteiligung am Jeu. Aber ſo ſchlimm konnte es doch hier damit nicht ſein. War doch der Bankhalter meiſt ein früherer Kamerad, der Herr von Zamin, ein ausnehmend liebenswürdiger und zuvorkommender Geſellſchafter. Die fünfzig Jahre, die er einmal ſelbſt zugeſtanden hatte, ſah man ihm wahrlich nicht an. Die ſchlanke Figur hielt er aufrechter wie mancher Dreißiger, das ſchwarze Haar und der kokett gedrehte Schnurrbart ließen noch nirgends das Grautier hervorgucken, und ohne die Krähenfüße um Schläfe und Wangen und den etwas matten Blick des Auges hätte er in der That noch für einen jungen Mann gelten können. In der Klauſe gab er ſich ganz ſo. Er war der luſtigſte der Luſtigen, hatte immer neue Scherze auf der Walze, die er mit ſeinem ſardoniſchen Lächeln ſo pikant vorzutragen wußte, und keineswegs war er es, der zum Jeu drängte. Erſt wenn irgend ein anderer ſich als Bankhalter blamiert oder wohl gar durch ſein Ungeſchick Anlaß zu Verdrießlichkeiten gegeben hatte, verſtand er „um des lieben Friedens willen" ſich zur Übernahme des Poſtens. Und mit welcher Nobleſſe ſpielte er! Wo nur die Möglichkeit eines Zweifels auftauchte, entſchied er ſelbſt gegen ſich und zu gunſten des Pointeurs. Kredit auf Ehrenwort gab er grundſätzlich nur ſolchen Perſonen, deren reiche Subſidien jedermann kannte, ja man wußte von mehreren Fällen, in denen er leichtſinnigen jungen Leuten, die über den Geldbeutel des Herrn Vaters hinaus ins Zeug gegangen waren, großmütig den Schein zurückgegeben hatte, unter der einzigen Bedingung, daß ſie ſich nicht mehr am Spiele beteiligten.

Allerdings erzählte man in der Stadt von Herrn Zamin noch andere Geſchichten. Er ſei einſt ſelbſt wegen Spielſchulden mit ſchlichtem Abſchied entlaſſen worden und habe gar nicht das Recht, ſich „Herr Leutnant" nennen zu laſſen; auch wiſſe kein Menſch, wovon er eigentlich lebe, und das Wahrſcheinliche ſei, daß er vom Vater Grabow, der hinter



Der Anfang eines Romans. Nach dem Gemälde von A. Schröder.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſeinem Biedermannsgeſichte eine raffinierte Schlauheit verberge, als Maître de plaisir bezahlt werde. Aber das letztere war gewiß unrichtig, denn wie ſprang manchmal der ſchwer zufriedenzuſtellende Kavalier mit dem Alten um, wenn der Rotſpon nach dem Pfropfen ſchmeckte oder das Engliſch Ale nicht die richtige weiße Haube auf hatte. Alſo hatten wohl diejenigen recht, welche von einer Erbſchaft munkelten, von deren Zinſen er lebe — und außerdem, eine gute Zubuße mochte ihm der Tempelbau immerhin bringen, denn Glück hatte er meiſtens.

Eines Abends erhielt die Klauſe friſchen Zuwachs durch ein paar junge Avantageure, die eben erſt zum Regiment gekommen waren. Einer von ihnen gewann ſofort aller Herzen. Es war ein friſcher, hochgewachſener Jüngling, dem der Frohmut nur ſo aus den Augen leuchtete: Fritz Deskow, der Sohn eines früheren Oberſten, der, nachdem er den Dienſt quittiert, behäbig auf ſeinem Gütchen in der Nähe der Feſtung lebte. Er beſaß, wie ſich ſchnell herausſtellte, eine prächtige Baritonſtimme, und er kannte eine Menge Lieder, die bisher in dieſem Kreiſe nicht gehört worden waren. So lange hatte hier allein das Schelmen- und Bummellied gegolten, aber der Barde Deskow, wie man ihn hurtig taufte, brachte eine Reihe anderer, herzhafterer Weiſen auf das Tapet, die über das bloße Gaudium hinweg auch das Gemüt trafen und dennoch des Spaßes nicht völlig entbehrten. So ſang Deskow nach ganz eigner Melodie das Rückertſche Lied „O, wie ruft die Trommel ſo laut,“ und wenn der Kehrreim kam — „denn die Trommel, denn die Trommel, ſie ruft ſo laut“ — dann mußten die Zechgenoſſen mit einſtimmen und zu einem Teile, wie er ſie abgerichtet hatte, mit den Knöcheln auf der Tiſchplatte einen Wirbel rühren, zum anderen Teile das Rataplan, plan, plan des Sturmmarſches ſchlagen. Im Laufe der Zeit wurde das ordentlich muſikaliſch abgeſtimmt, und die „laute Trommel“ war bald das Haupt- und Magenſtück der Klauſe, das niemals, wenn erſt die rechte Stimmung nicht hatte aufkommen wollen, ſeine Wirkung verfehlte. Und wenn das Stücklein geſungen und getrommelt wurde, dann blickte Fritz Deskow ſo begeiſterungsvoll und doch traumverloren darein, gleich als ſähe er ſich daherſtürmen inmitten einer kampffrohen Schar, die mitten durch den dräuenden Kartätſchenſchuß, von dem das Lied ſagt, Sieg oder Tod erringen will.

Von vornherein hatte es Fritz Deskow beim Herrn von Zamin getroffen. Während dieſer ſonſt die neuen jungen Leute etwas von oben herunter behandelte, bis es ihnen gelang, ſich bei ihm anzuvettern, kam er dem Barden gleich mit entſchiedenem Wohlwollen entgegen. Gern ſetzte er ſich zu ihm, der nicht wenig erfreut war über die Bevorzugung, und freundlich belehrte er ihn über die Regeln der Kunſt, wenn gelegentlich, zum Schluß des Vergnügens, der Ruf erſcholl: „Wir wollen ein Tempelchen bauen!“ Leider waren die Unterweiſungen des erfahrenen Künſtlers nicht immer von Erfolg gekrönt, und eines Tages mußte Fritz ſich ſagen, wie tief er wohl verſtrickt worden wäre, wenn er nicht einen ſo guten Berater zur Seite gehabt hätte. Er beſchloß, fortan nicht mehr mitzuthun, und erklärte dies an der Tafelrunde frei und frank. Da nahm ihn Zamin ſich heimlich vor, ſetzte ihm auseinander, wie es Sache des Kavaliers ſei, in keinem Dinge hinter anderen zurückzuſtehen, und niemals dürfe man ſich lumpen laſſen. Außerdem ſei die Sache nicht ſo ſchlimm; Periode folge auf Periode, und auf diejenige des Verluſtes müſſe nun gleich die des Gewinnes kommen. Und wenn die Pechperiode wirklich länger als üblich andauern ſolle, wozu habe denn Fritz ſeinen Freund, den Egon Zamin, der jederzeit bereit ſei, hilfreich einzuſpringen?

So geſchah es, daß eines Tages Fritz Deskow bei ſeinem väterlichen Freunde Zamin ſich in einer Schuld befand, vor der ihm geſchwindelt hätte, wenn er nicht des wohlwollenden Gläubigers ſich bewußt geweſen wäre. Schon mehrfach hatte er daheim kleine Anzapfungen machen müſſen, die auch von Erfolg gekrönt waren, natürlich nicht ohne ernſtliche Vermahnungen. Nun aber kam dieſes neue Malheur, das ſo aus dem Handgelenk gar nicht gut zu machen war und, zur völligen Niederſchmetterung des Bedrückten, von ſeinem lieben Schweſterchen die Trauerkunde, der Vater habe abermals einen Schlaganfall erlitten und müſſe aufs äußerſte geſchont werden. Nun, in ſeiner liberalen Art hatte ihm ja Zamin ein langes Ziel geſetzt, und Fritz blieb, in Grübeln und Reue verſunken, etliche Tage der Klauſe fern. Vom Dienſt heimkehrend, ſtieß er jedoch eines Mittags auf Zamin, der ihn wohl erwartet haben mochte und ihn gleich belehrte: „Junger Freund, dergleichen darf man ſich nicht zu Herzen nehmen; das fällt auf und erweckt unangenehme Empfindungen bei anderen.“ Nun beichtete Fritz offen, wie es um ihn ſtand. Zamin ſah ihn mit einem langen, ſeltſamen Blick an, ſagte nachläſſig: „Na, wir haben ja noch ein paar Tage Zeit,“ und verabſchiedete ſich kurz. Der eigentümliche Blick des Mannes, der wie im Triumph aufgeleuchtet hatte, ſchnitt dem bedrückten Jüngling in die Seele; es war ihm plötzlich, als ob er lieber jedem anderen wie dieſem ſein Ehrenwort verpfändet haben möchte, und er that ſich im ſtillen um, wie er wohl anderswoher die Summe beſchaffen könne. Ohne Erfolg! Dazu die gleich troſtloſen Briefe von daheim — ſo ſtand er denn am Abend vor dem Verfalltage vor ſeinem Gläubiger und bat um Prolongation des Ehrenſcheines.

„Ja, Liebſter,“ erwiderte ihm trocken Zamin, „darauf bin ich nicht eingerichtet. Hätten Sie von Anfang an um Stundung erſucht! Ich weiß wohl, daß Sie ſich inzwiſchen an andere Leute gewendet, und darauf hab ich mich nun verlaſſen. Ich brauche morgen das Geld.“

„Ich hab es nicht,“ kam es heiſer von Deskows Lippen.

„J nun, ſo ſchaffen Sie's! Ihr väterliches Gut iſt mit einem guten Pferde in ein paar Stunden zu erreichen — mit oder ohne Urlaub, was kommt es bei einer Ehrenſache darauf an…“

„Mein Vater iſt krank, ſchwer krank…“

„Der Fall liegt außer meiner Berechnung,“ entgegnete kühl Zamin, „ich kann darauf keine Rückſicht nehmen.“

Fritz Deskow ſchwankte, und er fragte mit erſtickter Stimme: „Was haben Sie gegen mich, daß Sie plötzlich…“

Zamin lachte kurz auf: „Gegen Sie nicht das geringſte! Im Gegenteil, Sie ſind mir ein angenehmer junger Mann. Aber mit Ihrem Herrn Vater“ — und damit ſchleuderte er die Cigarrette, die er bisher mit anſcheinender Ruhe geraucht hatte, zornig in die Ecke — „mit Ihrem Herrn Vater hab ich aus alter Zeit ein Hühnchen zu pflücken. Sehen Sie, ſo wie Sie hier vor mir, ſo ſtand ich einſtmals vor meinem Regimentskommandeur, dem Herrn Oberſtleutnant von Deskow, flehend um Hilfe in dringlichſter Not, und ſie wurde mir nicht zu teil… Da iſt es mir nun angenehm, dem geſtrengen Herrn zu beweiſen, daß ſein eigen Fleiſch und Blut nicht beſſer iſt, als derjenige, den er einſtmals grauſam von ſich geſtoßen…“

Zamin log natürlich. Er verſchwieg, daß ihm Oberſtleutnant Deskow bereits zweimal hilfreich die Hand gereicht hatte, ehe er jeden weiteren Beiſtand ablehnte. Für Fritz aber bedurfte es dieſer Kenntnis gar nicht. Er ſah, daß er künſtlich von einem Schurken umgarnt worden war, und ſeiner keuchenden Bruſt entfuhr nur das eine Wort: „Schuft!“

„Hollah,“ erwiderte mit dem alten verbindlichen Lächeln Zamin, „hierfür werden Sie mir noch beſonders Rechnung legen, nachdem unſere anderen Geſchäfte geordnet ſind…“ In dieſem Augenblick klang vom Rathauſe her der Wirbel des Tambours, und dort hinüber deutend, fuhr er fort: „Wenn morgen um dieſe Zeit nicht die Schuldſumme in meinen Händen iſt, ſo… auf mein Wort, ſo ergreife ich andere Maßregeln!“

Am anderen Abend, kurz vor Zapfenſtreich, trat Fritz Deskow richtig wieder bei ihm ein, und Zamin ſprang ihm faſt liebenswürdig entgegen. „Sehen Sie,“ ſagte er, „ich wußte es ja, und es kam mir auch nur darauf an, Ihnen und Ihrem Herrn Vater eine kleine Lehre zu geben… Das andere von geſtern ſoll vergeſſen ſein!“

Fritz lehnte ſich ſchwer gegen die Thür. „Ich habe das Geld nicht,“ ſagte er tonlos.

„Um Himmelswillen, ſo muß ich…“ „Rrrrr,“ wirbelte es dumpf vom Marktplatz her.

„Sie geben keinen Aufſchub?“

„Ich kann nicht, ich gab mein Wort, und…“ Zamin vollendete den Satz nicht, denn aufſchreiend ſprang er zurück, indem er ſah, wie der andere ein Piſtol hervorzog. „Helm ab zum Gebet!“ erſcholl von drüben das Kommando.

„Ängſtigen Sie ſich nicht,“ ſagte mit herbem Lächeln Fritz Deskow, richtete das Rohr gegen ſeine Schläfe und drückte ab. Während die Menſchen herbeiſtrömten und ſich um den entſeelten Körper mühten, hatte in der Klauſe ſchon wieder das große Vergnügen begonnen, und die Leute ſangen, unter Wirbeln und Rataplan, ſo wie ſie's vom armen Fritz gelernt hatten:

Nichts ſo laut ruft in der Welt,
Wie die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft.
Ruft ſie auch zu Tod und Gruft,
Hat mich nicht davor gegraut,
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

Egon Zamin war von dieſem Zeitpunkte an ein völlig verlorener Menſch. In der Klauſe und ſonſtigen Orten, wo anſtändige Menſchen verkehrten, durfte er ſich nicht mehr ſehen laſſen. Wohl ſuchte er ſich zu helfen, ſtieg etliche Stufen niedriger und fand immer noch Leute, denen der „Kavalier“ imponierte, aber mit tiefem Ingrimm empfand er die Erniedrigung. Daß der dumme Junge ihm das anthun mußte! Wäre es ihm wohl je eingefallen, ſeine Drohung zu verwirklichen? Nein, nimmermehr! Nur ängſtigen hatte er ſie wollen, den Barden wie ſeinen ſtolzen Vater, nur um Gnade hatten ſie betteln ſollen bei ihm, dem verachteten Zamin! Und da beging dieſer Kiekindiewelt die Niederträchtigkeit, mit ſeinem wahnſinnigen Streich ihn, den Egon Zamin, mit einem Schlage um das bißchen Reputation zu bringen, das er im Laufe der Jahre ſich mühſam zuſammengeſucht hatte. Und daß der Alte, im Schreck um die Trauerkunde, dem Sohne gleich nachfolgen mußte! Zwar waren die Erben ſo anſtändig, die Spielſchuld voll zu berichtigen, und das war ja ein hübſches kleines Vermögen, aber er hätte gern darauf verzichtet, wenn das Geſchehene ſich hätte ungeſchehen machen laſſen. Konnte er je den ſchreckensvollen Anblick vergeſſen, das blaſſe, verzweiflungsvoll verzerrte Geſicht, über das aus der kleinen Wunde das ſchmale Blutbächlein rann?! Und die infame Trommel, die dazu ihren dumpfen Wirbel ſchlug, glaubte er ſie nicht immer zu hören?!

Um das Geſicht von ſich zu bannen und den mahnenden Schall nicht ferner zu vernehmen, ſtürzte er ſich toll ins Zechgelage hinein, und das half denn auch für eine Weile, aber nicht lange, und die düſtere Mahnung trat ihm in verſtärkter Furchtbarkeit nahe, ſo nahe, daß er ihr nimmer entfliehen konnte. Eines Nachts fuhr er in jähem Schreck von ſeinem Lager empor: „Plan, plan, plan,“ ſchlug die Trommel wie im raſenden Sturmmarſch. Mit geſträubtem Haar ſtarrte er im Morgendämmern um ſich und lauſchte: die Straßen noch im tiefſten Schweigen, nicht der geringſte Laut von draußen vernehmbar. Und deutlich hatte er doch den Schlag mit dem nachfolgenden Wirbel gehört! Er legte ſich wieder nieder, und dank den reichlichen Libationen der Nacht kam der Schlummer aufs neue. Doch o Grauſen da war der Spuk wieder zur Stelle, abermals raſſelte die rächende Trommel. Keuchend im Bette ſitzend, die Hände krampfhaft auf die Bruſt gedrückt, erkannte er die grauenvolle Wahrheit: ſie, deren Schall er nicht mehr ertragen konnte, die Trommel, in die eigne Bruſt war ſie ihm gebannt, ſein Herz ſchlug den Sturmmarſch und den nachhallenden Wirbel!

Am frühen Morgen ging er zum Arzt, der ihn verächtlich bedeutete: „Auch ohne Unterſuchung hätte ich's Ihnen nach Ihrem bloßen Äußeren ſagen können. Sie ſind ein Potator und haben ſich durch maßloſes Fröhnen Ihrer Leidenſchaft ein Herzleiden zugezogen. Wenn Sie dem Becher nicht völlig entſagen, müſſen Sie auf das Schlimmſte ſich gefaßt machen.“

Der weiſe Hyppokrates! Er dem Becher entſagen, der einzigen Quelle, die ihm Ruhe und Vergeſſen brachte! Nein da wußte er ein beſſeres Mittel: übertäuben wollte er die Trommel, erſäufen wollte er ſie, denn ein naſſes Kalbfell gibt nur matten Schlag. Es kam die Zeit, wo er ſich nicht mehr niederzulegen wagte. Wohl ſpürte er auch in aufrechter Haltung, im Stehen und Sitzen, das leiſe, dringliche Pochen, aber doch nicht den jähen, ſtürmiſchen Wirbel, der ihm immer wieder den ſchreckensvollen Tag, das blutüberſtrömte Antlitz ſeines Opfers vor Augen rückte. So verbrachte er die Nächte nach ſeinen Zechgelagen ſitzend im Lehnſtuhl, höhniſch triumphierend, daß er nun geborgen ſei vor der grauſamen Verfolgung. Aber die Täuſchung währte nicht lange. Der Tambour ſchritt unentwegt vorwärts, und bald mußte der Unſelige erkennen, daß es für ihn keine Rettung gab vor dem unerbittlichen Mahner. Noch eine Weile ſetzte er den wüſten Betäubungskampf fort, bis er dulden mußte, wogegen er mit letzter Kraft ſich verzweifelt wehrte, bis ſie ihn betteten auf ſeinem Lager, von dem er ſich nicht wieder erholen ſollte. Nun hatte die Trommel freies Feld; auf und ab in der keuchenden Bruſt erklang ihr Schall, bald mit leiſerem Wirbel, bald in raſendem Sturmmarſch, raſcher, immer raſcher, bis der Atem ſtockte. Als es zu Ende ging, ſchickten die menſchenfreundlichen Pfleger zum Geiſtlichen, dem Unſeligen die letzte Stunde zu erleichtern. Er erkannte indeſſen den würdigen Mann nicht mehr, redete irre, und doch ſchienen die Worte, die der Sterbende halb ſang, halb lallte, auf ein Verſtändnis des ernſten Augenblickes zu deuten. Krampfhaft hieb er mit den Fäuſten auf der Bettdecke herum und ächzte:

Doch mein Ohr iſt zugebaut,
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, ſie ruft ſo laut.

---

## Die Indianer Italiens.

Von Th. Trede. (Abdruck verboten.)

Im Gebiet des antiken Picenum, heute La Marca genannt, befindet ſich das weltbekannte Heiligtum der Madonna di Loreto, welches im Jahre 1294 ſeinen Geburtstag erlebte. Man ſtreitet über die Etymologie des Wortes „Loreto.“ Einige ſagen, dies Wort ſei der Name einer Frau Lauretta, auf deren Beſitz das heilige Haus der Madonna ſich vor etwa 600 Jahren niederließ. Andere behaupten, Loreto ſtamme von Lauretum, Lorbeerhain, und fügen hinzu, die genannte „Santa casa,“ von Engeln aus Nazareth übers Meer gebracht, „ward in einen Lorbeerwald geſtellt und ſofort neigten ſich alle Bäume dieſes Waldes grüßend zur Erde.“ Wenn wir mit der Mehrzahl die letztgenannte Herleitung annehmen, ſo gewinnen wir den Vorteil, eine uralte römiſche Sage als Parallele heranziehen zu können. Unweit der Tibermündung befand ſich, wie uns Virgil in ſeiner Aeneis erzählt, ein Lorbeerhain, zum Reich des Königs Latinus gehörend, und in demſelben ein beſonders heiliger, dem Apollo geweihter Baum. Einſt kam ein Bienenſchwarm geflogen, ſetzte ſich auf den letzten und ein Weiſſager rief aus: „Vom Ausland kommt, ich ſah es, ein Mann, und der Zug von derſelbigen Seite dringt zu derſelbigen ein und herrſcht in der oberen Feſtung.“ (Aeneis VII, 68). Dieſe Prophezeihung erfüllte ſich, als Aeneas dort landete und in jenem Lorbeerhain mit den Seinen ſich lagerte. Von letzterem hatte der Ort Laurentum ſeinen Namen, den die ſpätere römiſche Welt, als man die Aeneasſage für hiſtoriſche Wahrheit nahm, hoch in Ehren hielt. — Auch das Kommen des heiligen Hauſes ward vorausgeſagt und als den Propheten in dieſer Hinſicht bezeichnet man den heiligen Franz von Aſſiſi; auch die Legende von dem durch Engel gebrachten heiligen Hauſe gilt in ganz Picenum und anderswo als hiſtoriſches Ereignis. Man nennt jenes Heiligtum, welches dem Volke daſelbſt als das Wunder aller Wunder gilt, ſtets La Caſetta, das Häuschen, und rühmt ſich ſeines Beſitzes, wie ſich z. B. das heutige Rom ſeiner Peterskirche oder Capri ſeiner blauen Grotte rühmt. Eine völlig beiſpielloſe Illumination findet während der Nacht vom 10. bis 11. Dezember jeden Jahres in der ganzen Marca ſtatt. Das ganze Land ſcheint dann in Feuer zu ſchwimmen, auf allen Bergen lodern mächtige Scheiterhaufen, jede Stadt, jedes Dorf, jedes Haus, jedes Fenſter wird illuminiert, Jubel herrſcht überall, vor allen Madonnenbildern brennen Lichter und das Geläute aller Glocken weit und breit begleitet die in allen Kirchen zur Ehre der Madonna geſungenen Loblieder. So gedenkt man der Nacht des 10. bis 11. Dezember 1294, als nach der Legende die Engel jene „Caſetta“ wunderbar brachten. Stolz, einer Burg nicht unähnlich, erhebt ſich zu Loreto die Kirche der Madonna, reich an unvergleichlichen Kunſtwerken und von Wallfahrern ebenſo zahlreich beſucht, wie das ferne Mekka von den Moslemin.

Mit dem Kultus genannter Madonna hängt ein Brauch zuſammen, der ſich ſchwerlich auch anderswo im Gebiete der chriſtlichen Kirche findet, deſſen Vorbild und Parallele wir bei den Indianern Amerikas ſuchen müſſen, wir meinen die Sitte des Tätowierens, welche in der Marca allgemein iſt und als das ſelbſtverſtändlichſte Ding von der Welt betrachtet wird.

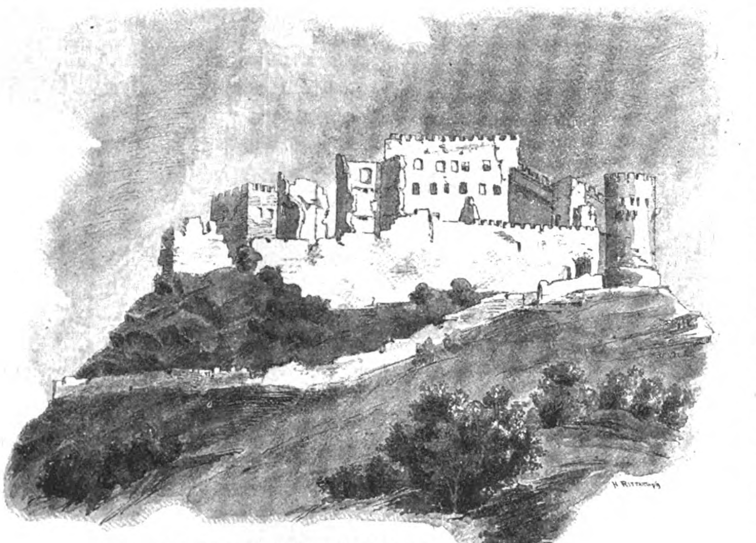
Man ſieht dieſe Tätowierung am meiſten bei den Männern und zwar gewöhnlich am Arm in der Nähe des Pulſes, oder auch in und auf der Hand. Mit der Herſtellung ſolcher Bilder und Zeichen beſchäftigen ſich zahlreiche Männer und Weiber, namentlich ſolche, welche im niederen Kirchendienſt ſtehen, Kuſtoden, ſowie Frauen derſelben, Haushälterinnen von Geiſtlichen, ſowie Kapuziner. Das Landvolk ſcheint am liebſten von letzteren die Operation des Tätowierens vollziehen zu laſſen, denn letztere zeigen der Madonna von Loreto eine beſondere Verehrung, indem ſie z. B. „per devozione“ die Kirche der Madonna in Loreto fegen. Der Operateur macht zuerſt eine farbige Zeichnung auf der Haut, nimmt dann ein Inſtrument, penna genannt, mit drei Spitzen, prickelt auf den gezeichneten Linien feine Löcher in die Haut und beſtreicht letztere mit einem gewiſſen blauen Pflanzenſaft. Nach 24 Stunden iſt der Schmerz vorbei und der Betreffende hat die Freude, die gewünſchte Tätowierung unzerſtörbar zu beſitzen.

Am häufigſten ſieht man die rohe Nachbildung jener uralten im heiligen Loreto befindlichen hölzernen, mit Prachtgewändern umhüllten Madonnenſtatue, von der geſagt wird, daß St. Lucas ſie angefertigt habe und daß ſie zugleich mit der Caſetta nach Loreto gekommen ſei. Aber auch andere Madonnenbilder werden tätowiert, namentlich die Madonna del Carmine, deren gleichfalls von St. Lucas angefertigtes Bild in Neapel hoch verehrt wird und den Namen La Bruna trägt. Die Farbe des Bildes nämlich iſt braunſchwarz und erinnert an einen vielfach auf jenes uralte Madonnenbild bezogenen Vers des Hohenliedes: „Du biſt ſchwarz, aber ſchön.“ — Ferner ſind für Tätowierungen die Bilder der Schmerzensmutter (Addolorata) beliebt, kenntlich an den ſieben in der Bruſt ſteckenden Dolchen. — Faſt alle Pilger, welche nach Loreto kommen, pflegen von da aus zum benachbarten Kloſter Sirólo zu wallfahren, wo ſich ein als wunderthätig betrachtetes Kruzifix befindet, von dem die Sage berichtet, daß St. Nicodemus daſſelbe in Jeruſalem anfertigte, worauf Karl der Große und ſchließlich jenes Kloſter in ſeinen Beſitz gelangte. Unter den Pilgern geht das Sprichwort: Wer zur Mutter geht, muß auch den Sohn beſuchen; deshalb der Gang nach Sirólo und ebendeshalb auch viele Tätowierungen, welche das erwähnte Kruzifix, oder die Paſſionswerkzeuge darſtellen.

Im ſüdlichen Volksleben wohnt Heiliges und Profanes nahe beieinander, als handle es ſich um Zwillingsbrüder. Dies zeigt ſich auch bei den Tätowierungen in der Marca. Jene Hieroglyphen ſollen ihren Inhaber als den Devoto der Madonna bezeichnen, ein ſolcher aber trägt ſehr oft neben jenen auch ſolche tätowierte Zeichen, die mit der Madonna nichts zu ſchaffen haben, z. B. ein durchbohrtes Herz, oder zwei mit Ketten verbundene Herzen, Symbole der Liebe und in jungen Tagen des betreffenden tätowiert, als von ihm galt: Errötend folgt er ihren Spuren ꝛc. Fiſcher und Schiffer jener Meeresküſte tragen am Arm neben dem Bild des Ankers oft das Bild eines Sternes, indem ſie damit, ohne es zu wiſſen, an den antiken Kultus der hilfreichen Dioskuren erinnern, deren Sternſymbol man noch heute an zahlreichen Fahrzeugen des Südens ſieht, wo ſie nicht ſelten neben dem Bild einer Madonna angebracht ſind, deren Bild ſich an derſelben Stelle befindet, wo man einſt die den Schiffern helfende Thetis erblickte.

Woher und wie lange dieſe Sitte des Tätowierens? Beim Landvolk der Marca erhalten wir keine Auskunft, müſſen uns vielmehr mit dem Wort: „Antico“ begnügen. Verfaſſer hat ſich alle Mühe gegeben, Dokumente zu erlangen, um jener merkwürdigen Sitte auf den Grund zu kommen, — ſeine Bemühungen waren vergebens, auch Geiſtliche, die ſonſt bereitwillig Auskunft geben, geſtanden dem Verfaſſer ihr Nichtwiſſen, einer nur war ſo kühn, das Urchriſtliche dieſer Sitte zu behaupten. Vielleicht hängt dieſelbe mit dem hl. Franz von Aſſiſi zuſammen, welcher, wie die Legende erzählt und Dante erwähnt, die Wundenmale Chriſti an ſeinem Leibe trug.

Wer die erwähnten Tätowierungen in Menge ſehen möchte, der muß am „Geburtstag“ der Maria, 7.—8. September, nach Loreto kommen. Die Zahl der Pilger beträgt dann etwa 50000 und mehr, ſie kommen zum Adriatiſchen „Mecca“ von allen Seiten, aus der Marca, von den Abruzzen, aus Umbrien, viele ſogar aus Dalmatien, letztere mit ſeltſamen Klageweiſen. In Dalmatien nämlich weilte zuerſt die „Caſetta“ und ward von da nach Italien getragen, weshalb die Dalmatier ſingen: „O, ſchöne Maria, kehre zu uns zurück, komm wieder mit deinem Hauſe, o Signora!“ Unter jenen Pilgern zeichnen ſich die Frauen aus durch Goldſchmuck, die Männer durch tätowierte Bilder und Zeichen.



Schlöſſer und Burgen in Tirol: Burg Lichtenberg.

# Schlöſſer und Burgen in Tirol.

Bild und Wort von Paul Clemen.

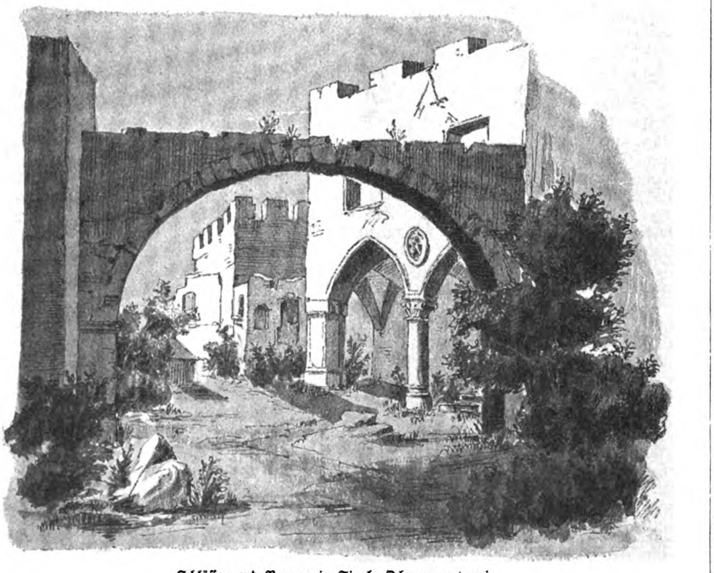
## I.

(Abdruck verboten.)

Die burgenreichſte Gegend Deutſchlands hat Wolfgang Menzel das Etſchland zwiſchen Meran und Bozen getauft, und Karl Simrock nennt die ſchloßbeſäten Felsketten des Mittelrheins im Vergleich zu den Panoramen von Überetſch nur Miniaturbilder. Nirgendwo iſt das Studienmaterial für Profanarchitektur und Befeſtigungsbau des Mittelalters ſo reichlich aufgehäuft wie hier. Die Unterſuchung der Südtiroler Burgen hat die Grundlage zu bilden für eine Geſchichte des nordiſchen Befeſtigungsbaues, weil in ihnen am deutlichſten die Vermählung der beiden herrſchenden Typen, des nordiſchen und des italieniſchen, ſich zeigt, weil ſie allein im ſtande ſind, die wichtige Frage nach der Beeinfluſſung des Nordens durch den Süden zu löſen.

Im tiroler Süden folgt die Reihe der Burgen den beiden tief eingeſchnittenen Flußläufen, die das felſige Land durchqueren, dem Thal des Eiſack und der Etſch. Die raſche Etſch durchfließt auf ihrem Wege von Oſt nach Weſt die fruchtbaren Thalſenkungen des Vinſtgau und des Burggrafenamtes, bei der alten Landeshauptſtadt Meran wendet ſie ſich leiſe nach Südweſten, aber erſt bei Bozen drängen ſie die im Weſten aufgebauten Dolomitenfelsſtöcke endgültig dem Süden zu. Das engere Thal des Eiſack, zum Teil nur ein Spalt in den ausgedehnten Felſenplateaus ſüdlich vom Brenner, behält die ſüdliche Richtung bei bis zu der Vereinigung mit der Etſch bei Bozen. Die alte Heerſtraße die Etſch hinauf bis Bozen und weiter im Thal des Eiſack bis zum Brennerpaß ſchließt die eine große Gruppe der Burgen Südtirols ein, das obere Etſchthal die zweite. Herrſcht in der erſteren das norditalieniſche Vorbild: Der eine große Innenhof, um den ſich die Wohnungen gruppieren — ſo waltet in der zweiten, abgelegeneren Gruppe der deutſche Typus vor: Die Einzelgebäude gruppiert um den Bergfried. — Von der Fürſtenburg, dem graubraunen Vorpoſtenkommandanten, an zieht ſich, dem Laufe der Etſch folgend, an den ſeitlich ſich auftürmenden Höhenrücken in faſt gleichem Abſtande erbaut, die lange Reihe der Vinſtgauburgen bis an die Schwelle des Burggrafenamtes hinunter. Auf der linken Seite mählich anſteigende bräunliche Berghalden, die nur auf dem Haupte den Schmuck des ewigen Grüns tragen, oft unterbrochen von jäh hervorſpringenden Zacken, Zähnen und Zinnen, gefahrdrohend über das Thal hängend, vom Waſſer unterwaſchen und ausgehöhlt. Die Berghänge klettern die Einödhöfe hinauf, Piller und Heuſtadel blinken überall, wo zwiſchen den Waldungen helles Wieſengrün erſcheint, das beſte Weideland, die Hochgleißen, eingezäunt für die Kuhleger, Ochſen und Galtvieh weilen weiter unten am Berge auf dem Niederleger. Zur Rechten fallen die Abhänge der Ortlervorberge ſteil ins Thal ab. Aus den hohen Spalten und Schrunden gehen breite Schuttrieſen nieder, ſteinerne Mulden und öde Kare unterbrechen das wüſte Felsplateau. Allenthalben, die Thalengen ſchon fernhin kennzeichnend, gewaltige Schuttkegel, die faſt von Jahr zu Jahr neue Maſſen anſetzen, vom Wieſengrün überwoben, auf deren Rücken ſich die tief eingeſchnittene Rinne hinzieht, durch die der Bergbach ſeine ſchmutzigen, Steine und Felstrümmer mit ſich führenden Wellen der Etſch zuwälzt. Und langſam, wie weiße Lavawellen ſinkt auf die eisumpanzerten Firnen des Ortler droben, die an den weißen Gletſcherbrüſten den jungen Tag groß ſäugen, der Schnee.

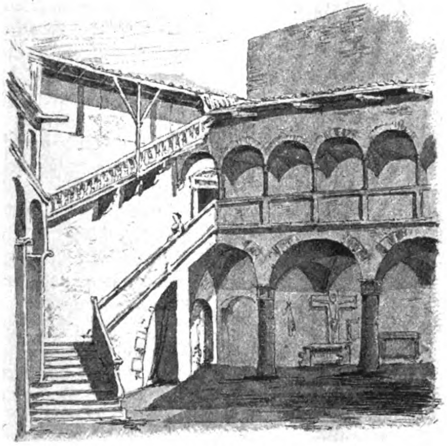
Den Reigen der Vinſtgauburgen beginnt Lichtenberg mit ſeinem mächtigen Trümmerfelde: weißlich ſchimmernde Mauermaſſen, ein geſchwärzter Donjon, halb ausgefüllte, geräumige Burghöfe. Nur den Fuß des Hügels umbuſcht ſpärliches Grün, hell heben ſich die blinkenden Sandſteinmauern von dem gewitterſchwangeren Himmel ab. Verblichene Wandgemälde mit Darſtellungen aus König Laurins Roſen-



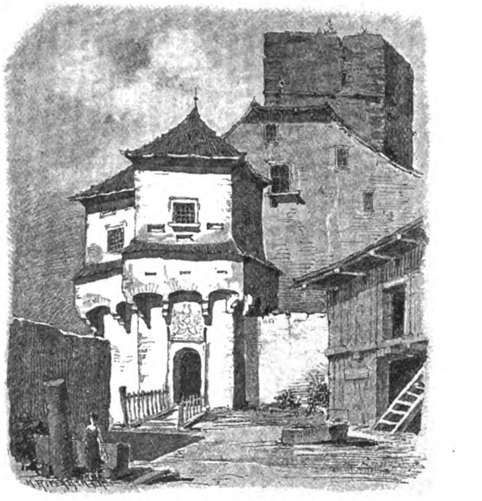
Schlöſſer und Burgen in Tirol: Obermontani.

garten ſchmücken die Mauern des Palas. An die lange Reihe verfallener Türme, in deren Unterbau römiſche Anlagen vermutet werden, haben tiroler Gelehrte die Annahme von einer Art von Telegraphendienſt geknüpft, der unter der Römerherrſchaft hier beſtanden und durch verſchiedenfarbige Lichter von einer Burg zur anderen die Nachricht vermittelt habe. Mit Unrecht. Die Kreidefeuerordnung, die dieſer Annahme zu Grunde liegt, ſtammt erſt aus dem XVII. Jahrhundert. Und unter all den für römiſch ausgegebenen Burgen habe ich bei genaueſter Unterſuchung Reſte römiſcher Subſtruktionen nur finden können in Tſchengls, Hochnaturns, Partſchins, Tirol, Gayen, Eppan, Ried, Säben.

Von dem prachtliebenden bunten Treiben auf den Hofburgen des Vinſtgaus hat in ſeiner Chronik der Grafen von Eppan Joſeph von Hormayr ein farbenſprühendes Bild hinterlaſſen. Hormayr iſt noch immer der bedeutendſte und genialſte — leider nicht der genaueſte — Chroniſt Tirols: Heine hat ihn einmal ſeinem Wandnachbar, dem Johannes von Müller, an die Seite geſtellt, nur daß der Schweizer, epiſcher geſtimmt, klarer in die Vergangenheit ſah, während jener haſtiger, feuriger für die Gegenwart fühlte. Das reichſte und tüchtigſte aller der Geſchlechter, die an der Grenze von Vinſtgau und Burggrafenamt im XV. und XVI. Jahrhundert Hof hielten, waren die Annaberger, deren Stammveſte mit den vier ungeheuerlichen Befeſtigungstürmen am linken Etſchufer noch in die Lüfte ragt. Hier ſaß einſt Anton von Annaberg, der mit großem Eifer und feinem Kunſtſinn eine reiche Bücherei anlegte, alte Handſchriften ſammelte und als Mäcen der fahrenden Sänger weithin bekannt war. Der Stammburg gegenüber liegt Obermontani, eine gedehnte Anlage mit weiten, auf dicken, plattfüßigen Marmorſäulen ruhenden Hallen mit zierlich gemeißelten Kapitälen und Wappenreliefs. Den inneren Burghof ſchließt gegen die Außenwerke ein kühngeſpannter Flachbogen ab: ſo erſcheint dem Eintretenden das Bild der zertrümmerten Säulenhalle in einem natürlichen Rahmen. Die Burg war dereinſt der Sitz der verſchollenen Herren von Muntêni. Unbeſtimmt iſt die Zeit, in der ſie den Berg beſiedelt: zwei in meinem Beſitz befindliche Urkunden nennen ſie ſchon 1284 und 1304 als Herren der Veſte. Als der letzte Annaberger geſtorben, brachte ſein Erbe die koſtbare Bibliothek nach Obermontani, wo ſie verſchollen und vergeſſen liegen blieb, bis in unſerm Jahrhundert die Grafen von Mohr ausſtarben. Im Jahre 1833 entdeckte hier Beda Weber, der ſtreitbare Löwe von Meran, unter Makulaturpapieren, die für einen benachbarten Krämer beſtimmt waren, die Nibelungenhandſchrift von 1323, die über England ihren Weg nach Berlin gefunden.



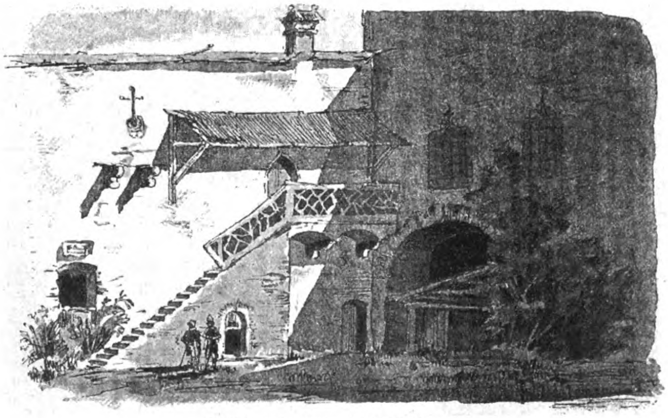
Schlöſſer und Burgen in Tirol: Tarantsberg (Inneranſicht).



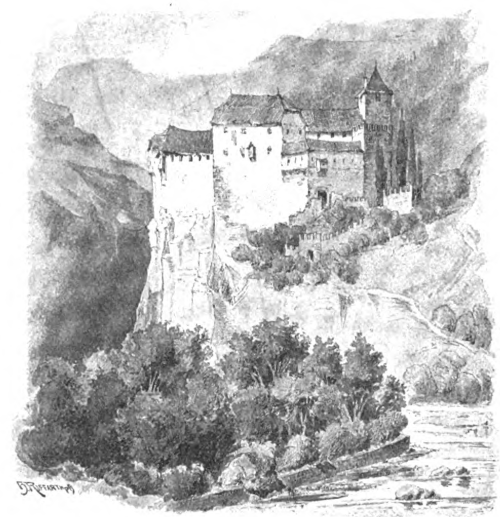
Schlöſſer und Burgen in Tirol: Tarantsberg.

Glänzender noch als der von Obermontani iſt der Burghof von Tarantsberg, von Dornsberg, wie es der Volksmund umgetauft — eine doppelte Arkadenreihe umgibt ringsum den Hof, im oberen Stock mit zierlichen vielrippigen Gewölben, nur von den reichgeſchnitzten Thüren durchbrochen, die in die inneren Gemächer führen. Auch Tarantsberg ſchaut ſchon längſt verödet auf die Etſch herab — nur der Schaffner hält noch in den Wirtſchaftsgebäuden Haus. Den Typus des ſchlichten Innenhofes der kleinen Herrenſitze Südtirols bringt Burg Anger. Hier ſind die Säulengalerie, die ſtattliche, überdeckte Treppe von Tarantsberg verſchwunden: eine ſchlichte, ſchmale Freitreppe führt zum Oberſtock empor mit plumpem Steingeländer, dem die ſchräggeſtellten Ziegel eine originelle Ornamentik verleihen, darüber, von geſchnitzten Balken getragen, ein ſchwärzliches, hölzernes Spindeldach.

In wilden Sprüngen ſtürmt die jugendliche Etſch die Partſchinſer Felſentreppe herab, als könne ſie den Eintritt in das geſegnete Burggrafenamt nicht erwarten. Bis zu der langen Bank der Gangkofel, die wie eine ungeheure Stufe über Botzen jäh nach dem Thale zu abfällt, überſchaut der trunkene Blick nicht weniger als an die vierzig Burgen. Eine



Schlöſſer und Burgen in Tirol: Anger.



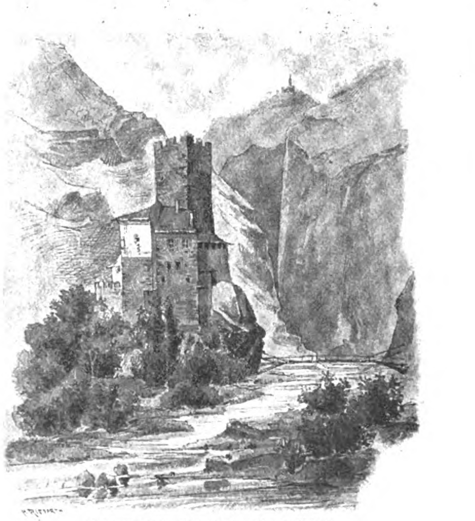
Schlöſſer und Burgen in Tirol: Runkelſtein.

doppelte Befeſtigungsmauer ragt um die alte Stadt Meran empor, ein engerer Kranz von braunen Burgen und ein weiterer von blauen Bergen. Hoch über der Stadt thront Schloß Tirol, des Landes Taufpate, einſt das wegſperrende Römerkaſtell Teriolis. Als die Völkerwanderung mit ehernem Schritt die römiſche Kultur in Rhätien zertreten, ward auf den Trümmern der Römerſtadt Maja Meran erbaut. Hier hielt Meinhard von Tirol glänzend Hof, hier hatte Heinrich von Böhmen mit ſeiner lebensfrohen Tochter, der vielgerühmten Margarethe Maultaſch, ſein Lager aufgeſchlagen. Im Schloſſe Tirol und in Petersberg zog ſie die jungen Paſſeirer in Körben zu ſich hinauf, nachdem ſie ſchon ihren erſten Gatten, Herzog Hans von Luxemburg, davongejagt ob ſeines ſchwächlichen Charakters. Schloß Tirol gegenüber, am Bergrande trauert Burg Planta, einſt der Edelſitz des bündneriſchen Geſchlechtes, das in Conrad Ferdinand Meyers „Jürg Jenatſch“ eine ſo verhängnisvolle Rolle ſpielt — zugleich der Schauplatz einer der letzten und formenſchönſten Novellen Paul Heyſes. Unweit davon liegt ein neuzeitlicher Herrenſitz: Oskar von Redwitz hat ſich hier ſeinen Schillerhof erbaut, ein hohes, luftiges Gebäude in großem, blühenden Garten, wo aus dunklem Grün Schillers Marmorbüſte, von Zumbuſch modelliert, blickt. Und ſitzt einer zum Abenddämmerungsplauderſtündchen im Arbeitszimmer des Sängers der Amaranth und des Odilo, dann flutet durch die weitgeöffneten Fenſter die weiche, balſamiſche Thalluft, und wenn die mit Silberſternen geſtickte Sommernacht heraufzieht, entzündet ſich in zerfließenden Farbentönen der ungeheure Brandopferaltar des Ifinger, und ſich haſchende Silberblicke blitzen unter den ausgefranzten Streifen der Abendnebel die letzten Scheidegrüße der Sonne hervor.

Wo ſich das grünumbuſchte Talferthal nach dem Botzener Keſſel zu öffnet, thront auf vorgeſchobenem Felskegel, auf drei Seiten von dem rauſchenden Bergfluß umſtrömt, das Wahrzeichen des Etſchlandes, Veſte Runkelſtein. Wer ſein „Gaudeamus“ gut im Kopfe hat, der weiß, daß auch einmal Scheffel ins Sarnthal hineingepilgert iſt und den verwegenen Bergſteig zum Schloß erklommen hat. Der Wandersmann kann noch heute, wenn anders er gute Augen hat, die Verſe des Meiſters Joſephus, mit roter Farbe an das graue Turmgemäuer gemalt, vom Burghof aus erblicken. Auf dem Runkelſteiner Felskegel hatte ſchon Kaiſer Gratian einen Turm errichtet, als Warte für den Saumpfad zum Hochplateau an der Talferquelle. Aber erſt die Gebrüder Vintler aus Botzen bauten das Schloß aus, fügten die Kapelle, die beiden Warttürme und die zinnengekrönten Außenwerke hinzu, die jetzt mit dem zerbröckelnden Felsgeſchiebe in die Talfer geſtürzt ſind. Nikolaus Vintler, der Tiroler Perikles, baute die Burg zur Akropolis Botzens aus — wie das nördlichere Clauſen das rhätiſche Capua der Geiſter iſt, ſo Runkelſtein das tiroliſche Weimar. Heinz Sendlinger aus München dichtete hier oben und half dem eifrigen Burgherrn bei der Anlage ſeiner gerühmten Bücherei, Konrad, des Nikolaus Vetter, ſchrieb hier 1411 ſeine plueme der tugent, die vor zwei Jahrzehnten Ignaz Zingerle aufs neue herausgegeben.

Nikolaus war es auch, der der Burg Prunkgemächer mit glänzenden Wandbildern ausmalen ließ, die noch jetzt in leuchtender Friſche von den Mauern winken. Sie bilden den erſten Ruhmestitel der Runkelſteiner Veſte und haben ihr ihren europäiſchen Ruf erworben. Auf dem Söller ſind die Helden des Mittelalters, je in Gruppen zu drei, zuſammengeſtellt — die ausführlichſte Verwendung, die dieſe Triaden in der deutſchen Kunſt gefunden. Der Maler, der wohlweislich unter jede Figur den Namen geſchrieben, hat bei den ſchwergerüſteten Frauen, die den Schluß bilden, die Bemerkung hinzugefügt: Unter allen Ungeheuern mag man ſie für die ungeheurigſten ſchreiben. Die Entſtehung dieſer Triaden liegt nicht auf deutſchem Boden: ſchon im XIII. Jahrhundert finden wir in Britannien die Neunzahl ausgebildet, die drei Sänger der Inſel, Merddhin Emrys, Merddhin Morwyn, Talieſin, ſtehen voran. Zur gleicher Zeit bemächtigt ſich die franzöſiſche Poeſie des willkommenen Stoffes, Gautier de Belleperche begann um 1240 einen Roman über Judas Maccabäus — und ausdrücklich werden hier die Neuf preux genannt. Findet ſich die erſte litterariſche Zuſammenfaſſung auf deutſchem Boden auch erſt in einer plattdeutſchen Überarbeitung der Alexanderſage Jean Vauquelins, ſo haben wir doch ſchon im XIV. Jahrhundert künſtleriſche Niederſchläge zu verzeichnen. Und vor all den bekannten Darſtellungen im Hanſaſaale zu Köln, im Lüneburger Rathauſe, am Schönen Brunnen zu Nürnberg voran ſtehen die Runkelſteiner Wandgemälde, die früheſte und zugleich reichſte Ausgeſtaltung des Motivs. Die übrigen Fresken der Veſte, die Szenen aus der Triſtans- und Garelsſage finden auf Tiroler Boden nur noch in Schrofenſtein und Lichtenberg ihresgleichen.

Hinter Runkelſtein führt der Weg durch einen dunkeln, gähnenden Spalt auf Sarntheim zu, wo dereinſt Aeneas Sylvius Piccolomini wohlbeſtallter Pfarrer war; noch im



Schlöſſer und Burgen in Tirol: Ried.

Bereiche der Eingangsveſte iſt auf einem rieſigen, vom Sturm in die Talfer herabgeſchleuderten Felsklotz ein Römerturm errichtet, nachdunkelndes Gemäuer iſt darangeklebt, zur Seite rauſcht der Fluß. Das iſt Burg Ried. Wenn im Frühjahr die Bergbäche die Thalſohle füllen, ragt der Fels mit ſeinem braunen Turm wie eine Inſel aus den wirbelnden Fluten empor.

War Runkelſtein die Künſtlerheimſtätte in der erſten Renaiſſance Tirols, ſo war das weiter öſtlich gelegene Schloß Lebenberg der Mittelpunkt der künſtleriſchen Kreiſe Südtirols zur Zeit der zweiten Wiedergeburt im XIX. Jahrhundert. Ernſt von Laſſaulx hat hier oben ſeine Sommerfriſche gehalten und in der milden Luft Erholung geſucht, die Zimmer ſind mit nervigen und bedeutſamen Reimen von ihm geziert. Der größte Schatz, den aber das Schloß verwahrt, iſt die Chronik, die Friedrich Lentner, der auch die Künſtlerchronik auf Frauenchiemſee begonnen, in den Jahren 1847—1849 hier geſchrieben und mit launigen Bildern geſchmückt hat. Von Prag kam er zeichnend und dichtend durch Öſterreich und Deutſchland heruntergezogen, bis er in Lebenberg den Wanderſtab ruhen ließ und ſeinem Freund und Schwiegervater zu Dank die Chronik verfaßte. In der Lebenberger Tafelrunde, dem Kreis voll heiterſter Laune und ſprühenden Witzes, weilten mit ihm Pichler, Streiter, Förſter, Witte, Boiſſerée, Zingerle; auf Lebenberg kehrte noch ein Jahr vor ſeinem Tode zum Abſchied vom Land Tirol, das er über alles geliebt, Ludwig Steub ein. Die Tiroler und alle, die Tirol lieb haben, verdanken ihm unendlich viel. Erſt ſeine Federſkizzen, mit ihrer eigentümlichen Traurigkeit, gewürzt mit der erbarmungsloſeſten Satire, lehrten Tirols Licht und Schatten kennen und machten die Norddeutſchen mit den Schönheiten der Burgen und Berge Rhätiens bekannt. Wie beim Grafen von Schack klingt immer wieder, am hellſten aus dem Vorworte zur „Roſe der Sewi,“ die Klage um die Erfolgloſigkeit der herzlichen Ermahnungen des freigeſinnten Bußpredigers. War aber die Wirkung auf dem einen Punkte nicht ſo intenſiv, ſo war ſie deſto eingreifender in den breiten Schichten der litterariſchen Geſellſchaft. Felix Dahn ſandte von Königsberg dem toten Freunde den Gruß ins Grab nach: Es iſt nicht wahr, daß die Bayern, die Tiroler, die Deutſchen nichts von dir wiſſen, nichts von dir wiſſen wollen, wenn ſie auch deine Bücher nicht viel kaufen. Das thun ſie nun einmal nicht gern — geleſen und gelobt haben ſie dieſelben nicht nur ſüdlich, auch nördlich des Thüringer Waldes. Und der würdige Erzbiſchof von Korinth rief ihm zu: Die ganze Welt kennt dich, die ganze Welt liebt dich!

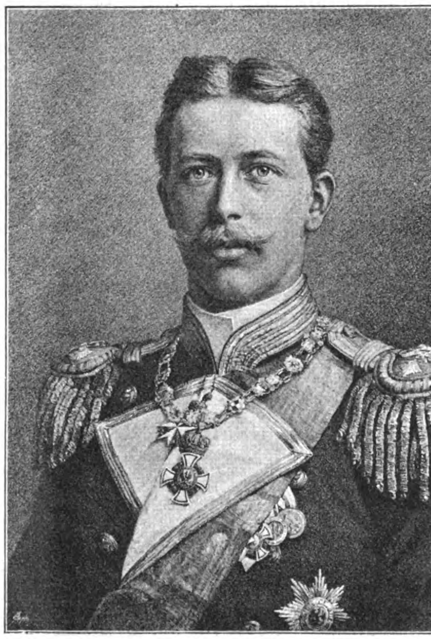
## Familientiſch und Spielecke.

### Zu unſern Bildern.

Wie vortrefflich E. von Blaas, ein Meiſter der Porträtmalerei, das eigentümlich Nachdenkliche getroffen hat, das uns ſo oft in Kinderaugen überraſcht! Der kleine Beppo ſieht aus, als ob es ſeine Aufgabe wäre, alle Rätſel des Lebens zu löſen. — Die meiſten Romane ſchließen mit einer Heirat, und ſie beginnen gewöhnlich mit der erſten Begegnung des Liebespaares, für deſſen Geſchicke der Leſer intereſſiert werden ſoll. Die erſte Begegnung zweier junger Leute ſcheint es nun allerdings nicht zu ſein, die Schröder auf ſeinem Bilde „Der Anfang eines Romans“ gemalt hat, denn zum Vorleſer pflegt man einen jungen Mann, der zum erſtenmal in eine Familie eintritt, nicht ſofort zu ernennen. Aber jedenfalls iſt es die Begegnung, die für die Zukunft der beiden entſcheidend iſt, und jedenfalls hat ihm und ihr der Anfang des Romans, den er vorlieſt, klar gemacht, daß ſie beide ſelbſt im Begriff ſtehen, einen Roman zu erleben. Den glücklichen Ausgang desſelben verbürgt die Gegenwart des Vaters, der ſeinen künftigen Schwiegerſohn mit Wohlwollen zu betrachten ſcheint.

### Prinz Heinrich von Preußen.

Am 14. Auguſt vollendet Prinz Heinrich, der einzige Bruder unſers Kaiſers, ſein achtundzwanzigſtes Lebensjahr. Das durch ſprechende Ähnlichkeit ſich auszeichnende Porträt des Prinzen iſt nach einer im Verlag von Paul Bette, Berlin SW, erſchienenen Originalradierung des Profeſſors G. Eilers verkleinert und als Pendant zu dem im gleichen Verlage erſchienenen Kaiſerporträt desſelben Meiſters gedacht. Auf dem letzteren, 1889 erſchienenen Blatte trägt Kaiſer Wilhelm die geſtickte Generalsuniform mit dem Bande des Ordens vom ſchwarzen Adler über der Bruſt. Zu dem Bilde des Prinzen Heinrich in Marine-Paradeuniform mit Kette und Band des ſchwarzen Adlerordens hat der Prinz dem Künſtler eine Sitzung gewährt. Beide Bildniſſe ſind mit den Namenszügeu in Fakſimile unterzeichnet. Über die Ähnlichkeit und Auffaſſung der Bilder ließen ſowohl der Kaiſer wie Prinz Heinrich dem Künſtler ihre Befriedigung ausſprechen.



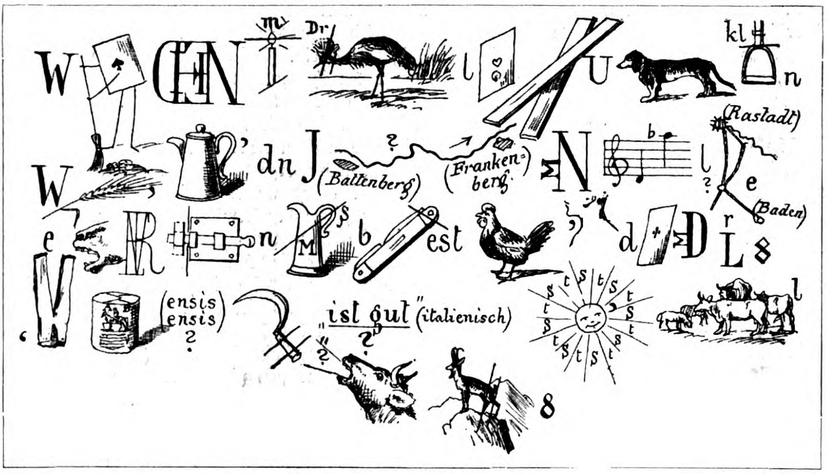
Prinz Heinrich von Preußen. Nach der Originalradierung von Guſtav Eilers. (Verlag von Paul Bette in Berlin.)

### Technik.

Kürzlich berichteten wir über den Sturmſchen Magneſiumlicht-Blitzapparat für photographiſche Zwecke. Eine weitere intereſſante Anwendung ſteht demſelben vorausſichtlich auf dem Gebiet der optiſchen Telegraphie bevor: es iſt feſtgeſtellt worden, daß wenige Centigramm fein pulveriſierten Magneſiums in eine Flamme von hoher Heizkraft geblaſen, blitzartig mit einer Leuchtkraft verbrennen, die bei Nacht in klarer Luft über 100 Kilometer, bei Tage über 30 Kilometer ſichtbar iſt und den Nebel beſſer durchdringt als jede andere Lichtquelle. Dabei kann man die einzelnen blitzartigen Lichterſcheinungen, welche das Verbrennen des Magneſiumpulvers hervorruft, zur genauen Wiedergabe der bekanntlich aus Punkten und Strichen zuſammengeſetzten Morſezeichen derart benutzen, daß man das gewöhnliche weiße Licht als Punkt, das durch eine rote Glasſcheibe gefärbte als Strich verwendet. Der Apparat ſelbſt iſt äußerſt einfach: er beſteht aus einer Spiritusflamme mit Rundbrenner und einem Gefäß mit Magneſiumpulver, welches mit der Flamme durch ein Röhrchen in Verbindung geſetzt iſt; aus dem Magneſiumbehälter tritt ſtets nur ein Bruchteil Pulver in das Verbindungsrohr und wird durch einen Druck auf ein kleines Gebläſe der Flamme zugeführt. Für Hafen- und Küſtenlichter und für Leuchttürme, ganz beſonders aber auch für die vielſeitigen Zwecke der Kriegstelegraphie ſcheint der Erfindung eine bedeutende Zukunft um ſo mehr bevorzuſtehen, als ſie auffallend billig in der Ausführung iſt. Es iſt z. B. die vollſtändige Ausrüſtung einer Leuchtturmlaterne für 500000 Normalkerzen Lichtſtärke auf etwa 1000 Mark, der zehnſtündige Betrieb derſelben auf 6 Mark berechnet werden, während die Anlage einer elektriſchen Lichtquelle gleicher Stärke annähernd das Hundertfache, ihre Unterhaltung etwa das Zehnfache koſten würde.

Vor einigen Jahren brachte das Daheim eine kleine Zuſammenſtellung über die Werterhöhung, welche das Eiſen durch die Bearbeitung erfährt. Die Wochenſchrift Prometheus hat neuerdings eine ähnliche Berechnung aufgeſtellt, welche den ſeither veränderten Ver-

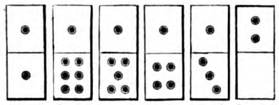
### Bilderrätſel.



### Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je ſechs Steine auf. Zehn Steine bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. Die Summe der Augen auf den zehn Steinen im Talon beträgt 48, auf den ſechs Steinen des C 6 mehr als auf denen des B. B hatte unter ſeinen Steinen vier Doppelſteine.

A hat:



A ſetzt aus. B ſetzt an. C ſetzt an. A ſperrt die Partie Die Summe der Augen auf den vier geſetzten Steinen beträgt 8.

Welchen Stein behält B außer den Doppelſteinen übrig? Welche Steine ſind geſetzt? Welche Steine liegen im Talon?

### 1. Rätſel.

Wer es gemacht, dem wird es angeſtrichen,
Und übel iſt darauf zu ſprechen der Doktor.
Doch wer von ſeinem Platze nicht gewichen,
Wie er, der's iſt und immer war zuvor,
Dem müſſen wir die Ehrenpalme reichen,
Um ſein Verdienſt auch hier herauszuſtreichen. Pf. J.

### 2. Wechſelrätſel.

Edle Genüſſe verſchafft's, doch oft auch foltert's die Ohren;
Tauſcht ihr den vorderſten Laut, nennt es ein Kaiſergeſchlecht.

### 3. Rätſel.

Nennſt du es, Freund, mit einer Weſte dein,
So ſtellt ſich's oft mit einer Wage ein.

### 4. Rätſel.

Oſtwärts fließ' ich zum Meer durch ein Land im Süden Europas;
Doch wenn ihr rückwärts mich leſt, nenn' ich ein Städtchen der Schweiz.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

hältniſſen entſpricht und zu ſehr intereſſanten Reſultaten kommt. Es ergeben ſich nämlich in runden Zahlen für gleiche Gewichtseinheiten der wichtigſten Erzeugniſſe der Eiſeninduſtrie folgende Zahlen: Roheiſen 5—9, Schmiedeeiſen 30—35, Drath 40—42, Gußſtahl 82, Meſſerklingen 5—10000, Uhrfedern 20—90 Millionen, mit anderen Worten, wenn man für ein Kilogramm Erz 0,005 Mark bezahlen würde, koſtete 1 Kilogramm feiner Uhrfedern 450000 Mark und mehr. Ein Kilogramm Gold koſtet etwa 4000 Mark, ein Kilogramm Platin etwa 5000 Mark — das einfache Eiſen kann alſo durch die Bearbeitung Formen annehmen, in denen es Gold oder Platin um das Hundertfache an Wert übertrifft.

## Elektriſche Winterbahnen.

Der lange ruſſiſche Winter, welcher die Mehrzahl auch der größten Ströme des Zarenreiches während mehrerer Monate unter einer feſten Eisdecke hält und damit die wichtigſten Verkehrsadern ganzer Provinzen völlig unterbindet, hat in dieſem Jahre Veranlaſſung zu recht intereſſanten Verſuchen gegeben. Man plant nichts Geringeres, als die ebenen Eisflächen im großen Maßſtabe zur Baſis elektriſcher Eiſenbahnen zu machen und hat an verſchiedenen Stellen, beſonders auf dem Dnieper, bereits derartige Probebahnen in Betrieb geſetzt. Das Material ſoll möglichſt leicht gehalten werden und dürfte ſich Anlage und Betrieb der Bahnen in der That recht billig ſtellen — bedenklich erſcheint uns nur die Einwirkung jedes ſtärkeren Schneefalles. Auch der rechtzeitige Abbau der Linien vor Beginn des Thauwetters wird wahrſcheinlich häufig auf Schwierigkeiten ſtoßen.

## Vom Panamakanal.

Das verkrachte Panamakanal-Unternehmen rechtzeitig zu rekonſtruieren, bemüht man ſich in Frankreich mit größtem Eifer: rechtzeitig d. h. vor dem Ablauf des Jahres 1903, in welchem laut der von dem Staat Kolumbia erteilten Konzeſſion der Kanal ſpäteſtens betriebsfähig vollendet ſein ſoll. Ende des vorigen Jahres wurden vor der Liquidation der bisherigen Geſellſchaft vier hervorragende Sachverſtändige nach Panama entſandt, um die Mittel und Wege feſtzuſtellen, durch welche jenes Ziel zu erreichen ſei; die Herren ſind im März zurückgekehrt und haben nunmehr ihren etwas wehmütig klingenden Bericht erſtattet. Bekanntlich war inzwiſchen das urſprüngliche Leſſepsſche Projekt eines offenen Seekanals von Meer zu Meer bereits längſt über Bord geworfen worden und man wollte ſich mit einem Schleuſenkanal begnügen; jetzt ſoll aber auch ein zweiter Hauptpunkt der bisherigen Pläne gänzlich beſeitigt werden, indem man nämlich von dem Fernhalten der gewaltigen Hochwaſſermaſſen des Fluſſes Chagres, zu deren Aufnahme gewaltige Thalſperren vorbereitet waren, von dem Kanal abſehen will und die grundſätzliche Vermiſchung der Waſſer des Chagres und des Kanals zur Grundlage des Projekts macht. Die noch zur Vollendung des Kanals erforderlichen Koſten berechnet die Kommiſſion auf 900 Millionen Frank und zwar unter Vorbehalten, welche eine Erhöhung dieſer Summe bis auf mindeſtens eine Milliarde ſehr wahrſcheinlich machen. Es wird nun zur Aufbringung dieſes Kapitals die Gründung einer neuen Geſellſchaft geplant, welcher die alte Geſellſchaft die bisherigen, auf einen Wert von 450 Millionen abgeſchätzten Bauausführungen einſchließlich Maſchinen ꝛc. zubringen ſoll. Die Vollendung des großen Unternehmens, dem auch wir im Intereſſe des Welthandels gewiß nur das beſte Gelingen wünſchen können, wird ſcheinbar noch auf manche, ernſte Schwierigkeiten ſtoßen, zumal eine Zinsgarantie der europäiſchen Großſtaaten für die erſte Zeit des Betriebes, wie ſie anſcheinend jetzt angeſtrebt werden ſoll, nachdem das franzöſiſche Kapital ſich an den Plänen des Herrn Leſſeps faſt verblutet hat, kaum auf allgemeinere Zuſtimmung rechnen kann.

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 44.

Bilderrätſel.

Kommiſſariſcher Landrat.

Dameſpielaufgabe.

| | |
|---|---|
| 1. d6—e7 | 1. d8—f6† |
| 2. c1—d2 | 2. Da5—e1† |
| 3. f4—e5 | 3. f6—d4† |
| 4. Da7—f2† | 4. De1—g3† |
| 5. h4—f2† gewinnt. | |

1. Anagramm-Kleeblatt.

Stinde.

1. Tarent, Natter; 2. Stern, Ernſt; 3. Inder, Diner.

2. Wechſelrätſel. Babel — Kabel.

3. Rätſel. Alpenſtrom — Palmerſton.

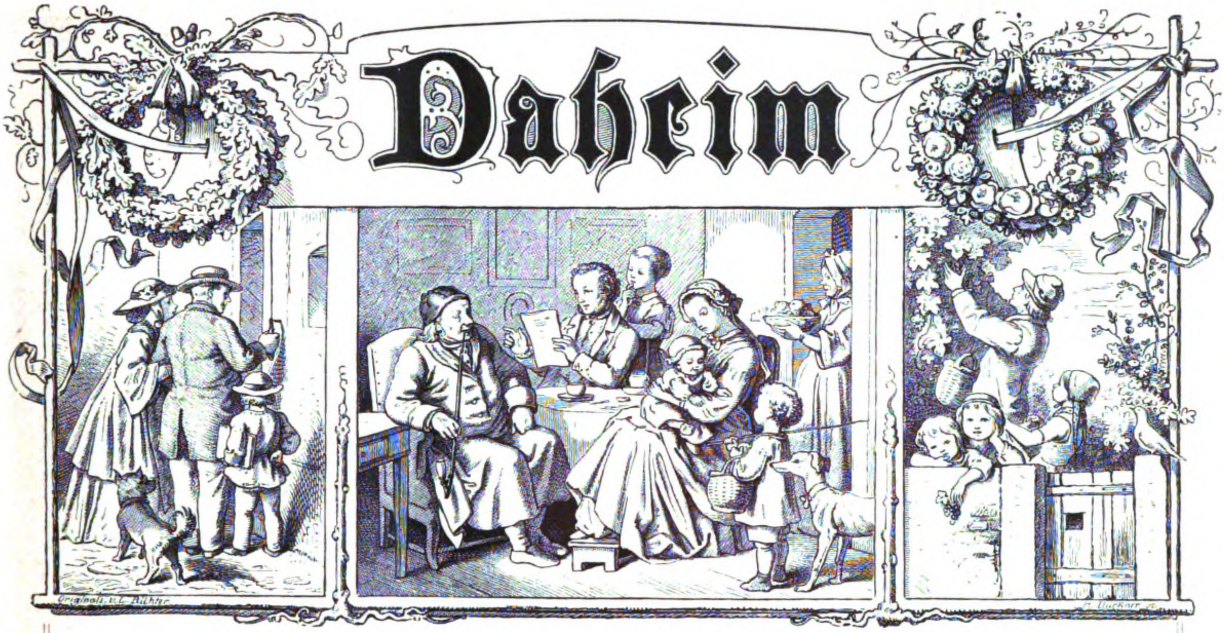
**Inhalt:** Die rechte Pfarrfrau. Fortſ. Erzählung von E. Nilas. — Arbeitseinſtellungen im Mittelalter. Von K. Th. Eheberg. — Handgepäck. Gedicht von Frida Schanz. — O, wie ruft die Trommel ſo laut! Von Ernſt Schubert. — Die Indianer Italiens. Von Th. Trede. — Schlöſſer und Burgen in Tirol. I. Von Paul Clemen. Mit ſechs Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Beppo von E. von Blaas, Der Anfang eines Romans von A. Schröder, und Prinz Heinrich von Preußen von Guſtav Eilers. — Technik. — Elektriſche Winterbahnen. — Vom Panamakanal.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 16. Auguſt 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 46.

# Die Lindenbühler.

Roman von Karl Erdm. Edler.

(Abdruck verboten.)

„Der Grasteufel iſt verrückt geworden!“ — rief der Freiherr verwundert aus, wandte ſich jedoch dabei nicht nach ſeiner Frau um, ſondern ſteckte den Kopf nur noch weiter zum Fenſter hinaus.

„Aber, Leonhard, ſchon wieder ſolch ein unglücklich gewählter Ausdruck für das arme Kind!“

„Verrückt geworden — ſage ich dir. Übrigens wird der Ausdruck dem Jungen nicht wehe thun, und das iſt jammerſchade. Dem thut nichts mehr not, als daß ihn etwas äußerlich oder innerlich gründlich durchbeutelt…“

„Du verſündigſt dich, Leonhard!“

„Durchbeutelt — ſage ich dir. Das fehlt ihm — ſchon von Kindheit an. Ich möchte wiſſen, ob ſich der Junge ein deutliches Bild von einer Rute machen kann; geſehen hat er noch keine. Auszanken darf ich ihn — beileibe — auch nicht, und in neuerer Zeit ſoll ich ſeinetwegen noch ein Komplimentierbuch auswendig lernen, um ja keinen Verſtoß zu begehen, wenn ich von ihm rede. Er iſt ein greulich verzogener Fratz.“

„Aber, Leonhard, ſchon wieder dieſe ländliche Ausdrucksweiſe! Bedenke doch, ein ſo zartes Kind, unſer Jüngſter…“

„Ein greulich verzogener Fratz — ſage ich dir. Leider iſt er dein Jüngſter, dein verzärteltes Neſthäkchen. Aus ſo einem Benjamin wird nie etwas Solides, vor allem aber kein gehöriger Landwirt.“ — Bei dieſen Worten zog der Freiherr ſeinen Kopf aus der Fenſteröffnung und begann im Gemache auf und ab zu gehen. Die mächtige Geſtalt ſchob ſich dabei merklich nach rechts oder links, um den weit ausgreifenden Schritten nachzukommen. Es war die Gangart eines Mannes, der gewohnt iſt, über Feldraine, Wieſengräben und aufgepflügte Erdſchollen dahin zu wandern. Wenn nach ſo weitem Ausholen der Fuß auftrat, geſchah dies ſo feſt, ſo ſelbſtbewußt wuchtig, daß jeder der Tritte gleichſam hinausdröhnte: „So klingt es, wenn man immer eignen Grund und Boden beſchreitet.“ Dann aber hob ſich der Fuß langſam mit ſichtlichem Abmühen zu neuem Ausgreifen; man merkte auch hier auf dem glatten Eſtrich, wie der Mann gewöhnt war, in hohen, ſchweren, dickhäutig ſteifen Waſſerſtiefeln durch zähes Moor und klebrigen Lehmboden zu waten und gewichtige Erdlaſten an Sohle und Abſatz mit fortzutragen. Wer den Gang ſah, kannte den Mann und brauchte nicht noch dazu die abgearbeiteten Hände zu betrachten, welche ſo deutlich ſagten: „Wo es etwas und was es auch immer zu thun gibt, da ſind wir gleichfalls dabei.“ Und dieſelbe Sprache redete die Farbe ſeines Geſichtes, welches die Sonne des Vorfrühlings, wenn er die aufkeimenden Saaten durchſchritt, leiſe untermalt, die wärmeren Strahlen, unter denen er das Korn aufblühen ſah, mit dunklerem Ton angehaucht, die heißen Erntegluten mit tiefbraunen Schatten überdeckt hatten, bis zuletzt die milden Lichter des Herbſtes alle die braunen Laſuren gleichmäßig ineinander verarbeiteten, während er über die Stoppelfelder an den Herden der Schafe vorüber zur Grumtmahd oder Kartoffelernte ſchritt. Im Winter verblaßten dann alle die braunen Farbentöne immer ein wenig, weshalb die erſten Sonnenſtrahlen des Vorfrühlings ſich fürſorglich gleich wieder von neuem an das Übermalen machten. Und ſo war es geſchehen durch viele, viele Jahre, bis die Farbe brüchig wurde von Runzeln und Furchen und Fältlein, bis endlich ſelbſt der ebenholzſchwarze Rahmen der Haare und des Bartes, matt geworden an Glanz und Farbe, in grauen Tinten verblich.

Aber als er jetzt vor dem Lehnſtuhle ſtehen blieb, in welchem die Freiin ſaß, da erſchien er in der ruhigen Haltung wieder als ein ganz anderer. Man blickte unwillkürlich nach der Ahnengalerie, welche die Wände der weiten Halle bedeckte, ob nicht etwa einer der Rahmen leer ſtehe. Die mächtige Reckengeſtalt gehörte unverkennbar zu denen, die dort oben ragten, die Hand ſchien nur ſo abgearbeitet vom Griffe des Schwertes, das ſie eben erſt weggelegt, die tiefgebräunte Hautfarbe hatte er ſich mit Gottfried von Bouillon aus dem Morgenlande geholt. Der ſcharfe, gerade Naſenrücken, das willensſtarke Kinn hatte er mit allen jenen Bildniſſen gemeinſam und auch den ſeltſam hervorſtechenden Zug, an welchem jeder Lindenbühler ſeit Jahrhunderten ſogleich zu erkennen war: die drohend zuſammengerückten buſchigen Augenbrauen mit dem gutmütigen Blicken darunter. Dieſen Zug aber hatte die Natur dem Weſen abgelauſcht, welches dieſem ganzen Geſchlechte zu eigen war: Güte unter rauher Form. Denn als ſich der Freiherr jetzt zu ſeiner Frau vorbeugte, da lag es über Stirn und Augenbrauen ſo unheilsſchwer, als wollte er ſie ermorden, und darunter ſtrahlten die Blicke ſo treuherzig warm hervor, als wollte er ſie eben umarmen.

„Er wird nie ein tüchtiger Landwirt — ſage ich dir,“ wiederholte er nach der langen Pauſe. „Und was ſoll dann aus dem Lindenbühl werden?“

„Leonhard, ſchlage dir doch wenigſtens heute dieſen Gedanken aus dem Kopfe, da wir die Juana erwarten…“

„Was ſoll aus dem Lindenbühl werden? — ſage ich dir. Juſt weil das Kind kommt, juſt heute ſage ich es, und ſage es juſt dir, weil es nach deinem — das heißt alſo: ſeinem — Willen geſchehen mußte, daß Arthur in die Hauptſtadt ging, um dort — wie du und er ſagte, und wie man überhaupt ſo ſagt — an der Univerſität zu ſtudieren. Studiert hat er dort allerlei und koſtſpielige Dinge, allerdings nicht an der Univerſität. Nun, ſo ein junger Grasteufel hüpft üppig herum und weiß nicht wohin; das Gras iſt eben im Frühjahr zu hoch, als daß er darüber wegſehen könnte. Und ſo wäre auch nichts weiter daran geweſen, die kurzen Stoppeln nach der Heumahd hätten ihm ſchon den Ausblick frei gelaſſen und gezeigt, wie die Welt eigentlich ausſieht. Aber das Studieren in Klubs, Theatern und Soireen hat ihm das Landleben verleidet, ſein Vater iſt ihm nur noch eine Art Großbauer…“

„Aber ich bitte dich, Leonhard!“

„Großbauer! — ſage ich dir. Darum iſt er Diplomat geworden und verſitzt ſein Leben in den Salons von allerlei ſtaubigen Reſidenzſtädten. Und jetzt ſtirbt ihm auch noch ſeine Frau weg, und wir müſſen das verwaiſte Wurm aufziehen, die Hanſl…“

„Die Juana…“

„Die Hanſl — ſage ich dir. Wenn es wenigſtens ein Bube wäre! Den könnte ich mir für den Lindenbühl als Landedelmann aufziehen ſtatt ſeines mißlungenen Vaters. Aber ein Mädchen! Natürlich zum Erbarmen verzogen wie dein Benjamin, der Matthias!“

„Du biſt furchtbar hart in deinen Worten, Leonhard, wie immer! Es wäre entſetzlich, wenn du nicht innerlich das gerade Gegenteil wäreſt!“

„Der Matthias — ſage ich dir — den du Benjamin nennſt! Es iſt ein wahrer Jammer! Das ſiebente und jüngſte Kind ein verzärtelter Fratz, die fünf älteren tot, und der erſte und älteſte, ſtatt den Lindenbühl zu übernehmen, eine Art langweiliger und gelangweilter Nichtsthuer!“

„Muß es denn immer der Älteſte ſein, der den Lindenbühl übernimmt? Biſt du zum Beiſpiel…“

„Nichtsthuer — ſage ich dir. Und mit deinem Beiſpiel! Nun ja, da kommſt du mir wieder mit deinem Julian! Du thuſt es einmal nicht anders — du haſt dein Leben lang immer ſo eine Art Götzen auf dein Hausaltärlein aufpflanzen müſſen, erſt mich…“

„Aber Leonhard!“ flüſterte die Freiin verſchämt, und die Röte ſtieg ihr wie einem jungen Mädchen bis in die Haare hinauf.

„Erſt mich — ſage ich dir — ziere dich doch nicht, Melanie, es war doch ſo!“ Seine rauhe Hand fuhr ihr dabei mit ſachter Zärtlichkeit über die Wange, daß ſie ſogleich abermals tief errötete. „Dann — la donna è mobile — ward ich herabgeſtürzt, und mein Bruder Julian wurde das goldene Kalb…“

„Leonhard, du verſündigſt dich…“

„Das goldene Kalb — ſage ich dir. Ich verſündige mich? An Julian etwa? Natürlich! Weil er, der Älteſte, an mich, den Jüngeren, den Lindenbühl abgetreten hat, um bald in Spanien, bald in Italien, bald in China, dann wieder in Mexiko, als Landsknecht herumzufechten, und ſo fort ohne Ende allerorten, wo es eben etwas zu raufen, zu morden und zu ſengen gab. Das liefert natürlich den doppelten Heiligenſchein von Edelmut und Heldentum um ſeinen Dickſchädel.“

„Aber, Leonhard…“

„Dickſchädel — ſage ich dir. Edelmut! Ja, Sitzfleiſch fehlte ihm, Arbeitsluſt und Geduld. Heldentum! Wäre er nicht auf dem Lindenbühl, ſondern unter demſelben geboren worden, ſo wäre er ein landſtreichender Dudelſackpfeifer oder ein feuerfreſſender Taſchenſpieler geworden…“

„Leonhard…“

„Feuerfreſſend — ſage ich dir. Aber natürlich, für die ſentimentale Burgfrau Melanie bleibt er der edelmütige Held!“

„Leonhard, auf welcher Seite der Edelmut iſt, weiß ich nur zu gut. Wenn du ſo redeſt, kann ich nicht mehr ſchweigen. Ich weiß, trotzdem du es mir verhehlteſt, daß die Rente, welche du Julian ausbezahlſt, mehr als die Hälfte deiner Geſamteinkünfte beträgt. Du biſt es, der mir immer verſchweigt, was du ihm, der nicht zu rechnen verſteht, ſonſt noch hie und da heimlich zuſchickſt — du, der alles dies im Schweiße ſeines Angeſichtes bei zuweilen ſchweren Zeiten erarbeitet hat — nun, wende dich nicht ab, ich weiß es ja doch, du, du“ — und ſie ſchlang beide Arme um ſeinen Hals und legte ihr Haupt an ſeine breite Bruſt.

Er ſtrich ihr wieder ſanft über die Wange hin und ſagte: „Da willſt du's nun mit Schmeicheln und Streicheln wieder wett machen, daß der Julian auf deinem Hausaltar glotzt — nun bleibe nur mit deinem Kopf liegen — der Julian iſt zwar verrückt, aber er iſt ein guter Kerl, und wenn ich ihm alles hingeben und hier als ſein Verwalter mich abarbeiten ſollte, ich thäte es, ohne zu zucken — aber ſiehſt du, Melanie, wenn ich eiferſüchtig ſein wollte…“

„Leonhard, du ſprichſt unverantwortlich…“

„Eiferſüchtig — ſage ich dir, ſo hätte ich ihm längſt den Hals umdrehen müſſen wie einer Martinigans. Wenn es ſich übrigens dabei nur um mich allein handeln würde! Ich bin nun einmal von dem Poſtament heruntergeworfen, auf das du mich vor vierzig Jahren gepflanzt haſt, und ſo ein geſtürzter Götze, wie ich, bleibt ruhig liegen — vielleicht gräbt man ihn wieder einmal aus. Aber der Julian färbt auf den Matthias ab…“

„Was meinſt du denn, um des Himmels willen?“

„Auf den Matthias — ſage ich dir, auf deinen Benjamin. Der Julian wird auf dem Hausaltärlein ein wenig weiter gerückt, daß der Matthias auch noch daneben Platz hat. Da hockt und glotzt nun deine Zweieinigkeit: ein großer Götze und ein Götzenfratz. Der Bube wird in der Verehrung des Großgötzen aufgezogen, all das tolle Zeug, welches in Julians Dickſchädel ſein Unweſen treibt, wird in den kleinen Schädel okuliert, außer dem Onkel Julian gibt es für den Jungen keinen Gott, und die eigne Mutter iſt ſein Prophet!“

„Leonhard, das ritterliche Weſen Julians…“

„Sein Prophet — nun, habe ich es nicht geſagt? Ritterliches Weſen! Leben wir im Mittelalter? Willſt du einen Strauchritter aus deinem Benjamin machen? Und der Junge hat es dem Julian auch ſchon glücklich abgeguckt, wie ſich dieſer ſchneuzt und wie er ſpuckt — da komm und ſieh ſelbſt!“ Mit einem ſanften Griff faßte er die Hand ſeiner Frau, legte ſie zärtlich in ſeinen Arm und führte ſie zu dem offenen Fenſter.

In der Mitte des Schloßhofes ragt ein rieſenhafter Lindenbaum. Er iſt ſchon dageweſen, als das Schloß auf der Felſenhöhe und der Weiler an deren Abhang noch nicht waren, als noch eine rätſelhafte Wildnis den See an ihrem Fuße umrankte. Nachdem man dann das Schloß um die Linde gemauert, da iſt ſie Pathe geſtanden bei Bau und Bauherrn. Die „vom Lindenbühl“ nannte ſich das Geſchlecht, und wer dieſen Namen getragen, er ſpielte als Kind im Schatten der Linde, er trug ihren Duft als Heimaterinnerung in die weite Welt, er lauſchte endlich heimgekehrt als Greis dem Raunen ihrer Blätter. Die Linde kannte ſie alle, die dort in der Gruftkapelle ſchliefen, alle, und hielt über ſie einen mächtigen Aſt ausgeſtreckt wie einen ſegnenden Arm. Wie dann nach und nach das See- und Waldland zum Beſitze des Geſchlechtes angewachſen war, da hatte auch ſie allmählich den Wipfel über die Mauern wachſen laſſen, um das Lindenbühler Gebiet in ſeiner Gänze zu überblicken. Immer mächtiger hatte ſie ſich emporgeſtreckt und ragte nun, weithin über alles Land der Burgherren Umſchau haltend, ein Wahrzeichen und lebendes Wappenbild des Geſchlechtes. Von der fernen Niederung angeſehen, reckte ſich die Felsmaſſe des Schloßberges aus den Wellen des Sees wie ein ruhender Löwe mit wachſam gehobenem Haupte. Auch die Herrſcherzier fehlte nicht auf dem Scheitel des königlichen Tiergebildes: Zinnen und Türme alter Zeiten rundeten ſich dort zur hohen Mauerkrone, und daraus leuchtete weithin ein Smaragd als des Diadems Mitte und Halt. Der Smaragd war die Linde. Und die „vom Lindenbühl“ ehrten ſie als ein Heiligtum; denn was ſie an Land mit ihren Wurzeln umklammert hielt, damit hatte es begonnen. Und mochte auch einer oder der andere des Geſchlechtes ſeltener in der Linde Bannkreis gelebt oder ſich ihr ganz entfremdet haben, zuletzt ſchüttete ſie doch auch ſolchem undankbaren weltfahrigen Kinde duftige Willkommensblüten rings um die Gruftkapelle. Gänzlich war doch keiner ausgeblieben, ſondern wenigſtens ſchlummern gekommen unter ihrem ſegnenden Arm, wie alle die übrigen ſeit Jahrhunderten.

Den Stamm der Linde umſpannt eine Rundbank. Auf ihr ſitzen im Kreiſe ſämtliche Knechte des Lindenbühls, das Kinn und die Wangen bis unter die Augen mit einer dicken Lage Seifenſchaum überzogen. Ernſt und feierlich, wie die Senatoren Roms den galliſchen Brennus, erwarten ſie den Raſierer. Nur der jüngſte Stalljunge, auf deſſen ſproſſendem Flaum der weiße Schaum nur ſpärlich liegt wie Frühlingsſchnee auf winzigen Saatkeimen, würgt mühſam ein Lachen herunter. Es gehört zu ſeinen Dienſtpflichten, am Sonnabend alle Knechte einzuſeifen, und er hat ſich ſoeben an dem alten Oberknechte für etliche Püffe gerächt, indem er ihm mit der ſchäumenden Hand in das Auge geraten iſt. Der Alte ſcheint zu weinen und macht krampfhafte Anſtrengungen, ſich den Reiz aus dem Auge hervorzuzwinkern. Noch mühſamere Arbeit bereitet es ihm, ſeinen Groll gegen den ungeſchickten Jungen zu verwinden, ſo daß er nicht in Worte ausbricht. Denn der junge Lindenbühler macht langſam die Runde um die Linde. Er iſt zwar erſt dreizehn Jahre alt, aber er iſt nun einmal „unſer junger Herr Baron,“ weshalb der Alte tapfer ſeinen Ingrimm verbeißt und ſein Auge weiter thränen läßt. Der junge Lindenbühler denkt eben nach, wie ſich bei derartigen Gelegenheiten das Ideal des Hauſes benimmt, der Onkel Julian, das Muſter, welches die Mutter ihm bei jeglichem Thun und Laſſen vor die Augen hält. Und ſo legt er denn die Hände über den Rücken, müht ſich, die jugendfriſche Glätte der Stirn in ſchwere Falten zu zwingen, und muſtert, in militäriſch ſtrammem Schritt dahinſchreitend, ſcharfen Blickes die Verſammlung. Aus dem offenen Schloßfenſter ſah der Freiherr ärgerlich und ſeine Frau verwundert zu, wie der, welcher vom Vater beharrlich Matthias, von der Mutter immer Benjamin genannt wurde, ſich nun ganz als Julian geberdete. Zweimal machte er ſo die Runde, indes die vielen großen Naſen unbewegt aus dem Seifenſchaum hervorragten wie Leuchttürme aus dem weißen Meeresgiſcht.

Da tritt der Raſierer durch das Schloßthor. Die ſchweigſame Runde zuckt ſchmerzlich zuſammen, als ob der Zahnausreißer daherkäme: der Mann hat eine ſchwere Hand, weil er anſonſten ſeines Zeichens Holzknecht iſt. Der junge Lindenbühler vergißt, daß Onkel Julian ſolch ein reglementswidriges Zucken mit grimmigen Ausrufen in den Sprachen aller Herren Länder gerügt hätte. Er iſt im Gegenteil davon gerührt, und wirft einen mitleidigen Blick auf die Schloßmannen, die ſich ſolcher Marter preisgeben, obzwar heute kein Sonnabend iſt und auch Onkel Julian nicht ankommt. Zu dieſem Mitleid geſellt ſich noch die herbere Beimiſchung von Gewiſſensbiſſen, weil er ſelbſt, auf eigne Fauſt, heimlich, ohne dem Vater etwas zu ſagen, jene Marter angeordnet hat. Aber er unterdrückt rechtzeitig die Rührung, ehe ſie ihn noch ſo weit bringt, alle wieder unraſiert fortzuſchicken — was hätte Onkel Julian dazu geſagt? Darum dreht er ſich kurz auf dem Stiefelabſatz um — ganz wie der Onkel — und läuft dann — gar nicht wie der Onkel — dem Schloſſe zu, um wenigſtens des jammervollen Anblickes los zu ſein.

Da er die Thüre der großen Halle öffnet, erblickt er den Vater. Dieſer ſitzt in dem gewohnten Lehnſtuhl mit der gewohnten kurzen Pfeife, jedoch nicht mit der gewohnten Abendruhe eines wacker abgearbeiteten Landedelmannes. In dem ſommerlich verödeten Feuerloch des Kamines liegt ein Häuflein halbverkohlter Fidibuſſe und ebenſo viel angebrannte Zündhölzchen, die er beim Rauchen bereits verbraucht hat, und nun zündet er die kalt gewordene Pfeife abermals an. Auch bei dieſem ungewohnten Anblick ergreift Rührung den jungen Lindenbühler. Um nicht von ihr überwältigt zu werden, hilft er ſich abermals mit dem onkelhaften kurzen Umdrehen auf dem Stiefelabſatz, und eilt raſch aus der Halle. In den übrigen Räumen macht ſich überall ein fahriges Weſen geltend: es haſtet dahin, huſcht vorüber, ruft von oben, antwortet von unten, rennt Treppen auf, Treppen ab, rumort in allen Ecken. Eine Unraſt durchwogt das Schloß von der Turmſpitze bis in den Keller. Es wird geſcheuert, gefegt, geklopft, das winzigſte Stäubchen mit fanatiſchem Eifer verfolgt. Wo die Wellen verlaufen, legen die Mägde ihr Feiertagsgewand zurecht, Mariedl, die uralte Küchenmagd, bügelt ihre ſonntägliche Halskrauſe. Und doch iſt morgen kein Feiertag, es kommt auch der Onkel Julian nicht an, und der junge Lindenbühler betrachtet dies ganze Treiben gleichfalls mit Rührung; dann geht er der Mutter nach, die immer wieder alle Räume muſternd durchirrt. Sie handhabt einen Staubwedel zierlich und anmutig, als ob es ein Fächer wäre, fährt damit über Flächen, welche bereits ſpiegelglatt glänzen, rückt Dinge weg, welche ſie einen Augenblick vorher hingeſtellt hatte, und müht ſich, dem Vorhang eine Falte aufzunötigen, die er ohnedies ſchon aufweiſt. Die Freudenröte, welche ihre Wangen färbt, hat der junge Lindenbühler jedesmal geſehen, wenn der Onkel kommen ſollte. Aber diesmal kam der Onkel nicht, und in ihrem Antlitz tritt außerdem noch etwas anderes zum Vorſchein: über die Freudenröte ſchleicht hie und da eine verſtohlene Thräne. Sie wiſcht mit der Hand darüber, merkt erſt hinterdrein, daß ſie Staubhandſchuhe anhat, ſieht raſch im Spiegel, daß ihre Wange davon grau geworden iſt, lächelt bei dem Anblick auf, und über das Lächeln zuckt blitzſchnell wieder ein großer Thränentropfen herunter. Dabei fährt ſie, indem ſie abermals ihrer Staubhandſchuhe vergißt, ſtreichelnd über den Kopf des jungen Lindenbühlers, und murmelt halb ſchluchzend, halb ſchmeichelnd: „Mein lieber Benjamin!“

Der Knabe wendet ſich unwillig auf dem Stiefelabſatz ab und ſagt: „Liebe Mama, ich bitte dich, nenne mich doch nicht mehr ſo!“

„Warum denn, Benjamin?“

„Du… du denkſt gar nicht daran… Du weißt ja doch, weil ich von jetzt an hier ein Onkel ſein werde.“

„Aber Kind…“

Er macht auf dem Stiefelabſatz noch eine zweite halbe

Schwenkung, ſo daß er ihr jetzt den Rücken kehrt. „Ich bitte dich, liebe, liebe Mama“ — erklang es ungeduldig — „das geht ja noch weniger, ‚Kind‘ zu ſagen!“

„Um des Himmels willen, was haſt du denn auf einmal? Biſt du krank? Fehlt dir etwas? Zeige doch einmal deine Zunge!“

„Aber Mama! Ein Onkel wird ſeine Zunge zeigen!“ und tief beleidigt über dieſe Zumutung legt er die Hände auf den Rücken und marſchiert in ſtrammen Julianſchritten zur Thüre hinaus und hinab zu dem Vater, welchem eben wieder die Pfeife ausgegangen war.

„Papa, du rauchſt ja kalt!“ ſagt er, indem er ſich vor den Lehnſtuhl ſtellt. „Es iſt überhaupt alles im ganzen Schloſſe umgekehrt, ganz ſo, wie wenn der Onkel kommt. Und diesmal kommt bloß eine Nichte.“

„Was? Wie ſo, eine Nichte?“ fährt der Freiherr verwundert aus ſeinem tiefen Sinnen auf.

„Nun, iſt etwa die Juana nicht meine Nichte? Das iſt auch etwas Rechtes, ſo eine Nichte! Ich will ihr ſchon den Onkel gehörig zeigen!“

Der Freiherr ſieht ihn ganz erſtaunt an, dann ſagt er: „So, und wie wirſt du denn das anfangen, du junger Grasteufel von einem Onkel?“

„Wie? Ganz einfach wie der Onkel Julian mit mir — und wenn ſie nicht gleich folgt, beim Rockkragen in die Höhe gehoben!“

„Sie hat ja gar keinen Rockkragen — ſage ich dir.“

Der junge Lindenbühler ſtutzt und ſchweigt ratlos — die Sache hat ihre Schwierigkeiten. Der alte Lindenbühler aber brummt verdrießlich für ſich hin: „Natürlich, wozu habe ich mich denn erſt gewundert, daß der Junge ſich einmal nicht wie ein verzärteltes Mädchen gebärdet! Ich habe mir's ja denken können! Das iſt immer nur der Widerſchein von dem Strohfeuer Julians — wo das nicht brennt, bleibt es auch bei dem Buben ſtockfinſter!“ Laut aber ruft er dem Knaben zu: „Natürlich, der Fall iſt bei dem Onkel Julian nicht vorgekommen — darum ſtehſt du jetzt da ſtumm und dumm. Ein jeder andere Junge hätte in Ermangelung eines Rockkragens die Zöpfe erwiſcht, aber du, armer Juliansaffe...“ (Fortſetzung folgt.)

## Der achtſtündige Arbeitstag.

Zeitgemäße Betrachtungen des ſozialpolitiſchen Meergreiſes.

Von Hanns von Spielberg. (Abdruck verboten.)

Sie werden doch nicht erſchrecken? Bitte, ſorgen Sie ſich nicht, verehrteſter Herr! Ich kenne das Daheim und Sie viel zu gut, als daß ich verſuchen ſollte, einen etwas bebelliebknechtartig angehauchten Artikel bei Ihnen einzuſchwärzen, und Sie kennen wohl auch Ihren getreuen Meergreis gut genug, um zu wiſſen, daß er zwar ein griesgrämiger Polterer, aber ein im übrigen höchſt loyaler Mann iſt.

Ich möchte nur gern mit Ihnen über einige Beobachtungen plaudern, die ich im letzten Winter in Berlin gemacht habe, und die mich zu der Überzeugung brachten, daß die armen Männer aus den oberen Klaſſen unſerer Geſellſchaft — laſſen Sie mich den vorſtehenden, nicht ganz zutreffenden Ausdruck einmal in Ermangelung eines beſſeren feſthalten — daß dieſe armen Geſchöpfe eigentlich viel, viel ſchlimmer daran ſind, als die ſogenannten weißen Fabrikſklaven, die uns jetzt ſo gründlich zeigen, was 'ne Harke iſt. Es wäre für jene bedauernswürdigen Männer wahrhaftig das größte Glück, wenn das ſozialdemokratiſche Ideal: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung, acht Stunden Schlaf zum Staatsgeſetz erhoben würde, und ich möchte alles Ernſtes für dieſes Geſetz und ſeine drakoniſche Durchführung plaidieren, wenn ich nur wüßte, wo die Schutzleute herkommen ſollten, um (ebenfalls natürlich in achtſtündiger Arbeitszeit) ſeine Durchführung zu überwachen.

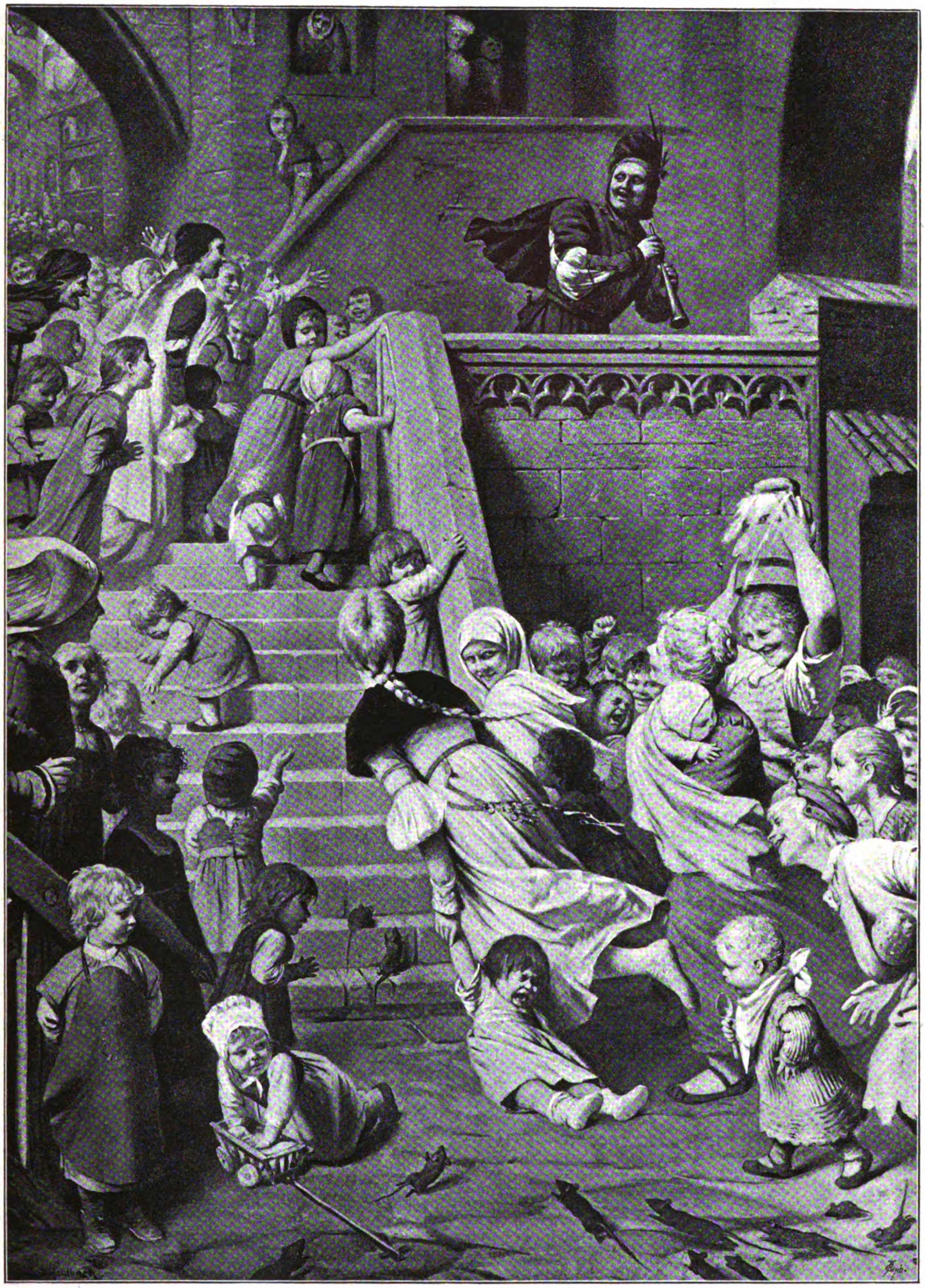
Bitte, ſehen Sie ſich nur einmal unſere Herren nach Ablauf der Winterkampagne an! Ihnen allen ſteht die brennende Sehnſucht nach der Sommerfriſche auf dem bleichen Geſicht geſchrieben, und die Hausärzte kutſchieren täglich zweimal acht Stunden umher, um die erſchöpften Körper und Geiſter noch ſo einigermaßen mit Antipyrin, Sulfonal, Chinin, Bromkali und was weiß ich noch bis zu dem Zeitpunkt auf dem Damm zu erhalten, an dem ſie ihre Patienten nach der See, dem Hochgebirge oder nach Karlsbad inſtradieren können. Jene Männer ſind aber nicht etwa Roués, die nur ernten, was ſie verdienen — es ſind pflichttreue Staatsbeamte, eifrige, tüchtige Geſchäftsleute, die nicht um ein Haar breit vom Wege des Rechten abgewichen zu ſein glauben. Und wenn man ſie fragen dürfte, wo ſie ihre Nerven gelaſſen, dann würden ſie mit dem beſten Gewiſſen von der Welt antworten: „Es war ein zu anſtrengender Winter.“

In der That, das war er auch für ſie: ſie haben zu viel gearbeitet, ſind zu ſehr den ſogenannten Forderungen der Geſelligkeit nachgekommen und haben ſo wenig Zeit für den Schlaf gefunden, daß der Schlaf ſchließlich keine Zeit mehr für ſie fand.

Ohne mich zu rühmen, ich bin kein Faulpelz; mein Vater, das weiß ich, war ein ſehr thätiger Herr, und von meinem Großpapa habe ich mir erzählen laſſen, daß er ſogar außerordentlich eifrig in ſeinem Beruf geweſen ſei. Gegenüber der Bienenemſigkeit der heutigen Generation aber ſind wir alle drei gewiß armſelige Schlucker, und ich für mein Teil ziehe vor ihr bewundernd den Hut. Von neun Uhr vormittags bis fünf Uhr nachmittags mit einer einzigen kleinen Frühſtückspauſe auf dem Büreau nicht nur ſitzen, ſondern auch wirklich arbeiten und ſich dann womöglich noch einen Stoß Akten von erſchreckenden Dimenſionen nach Hauſe kommen laſſen — das hätte ich nicht fertig gebracht, heute aber gilt es als Durchſchnittsleiſtung. Daß ein Schriftſteller, der jährlich mindeſtens einen Roman „dichtet,“ dabei auf der Redaktion ſeines täglich zweimal erſcheinenden Blattes von neun bis ein Uhr und von vier bis neun Uhr thätig ſein kann, iſt mir unfaßlich, und ebenſo unerklärlich erſcheint mir die Lebensenergie eines mir befreundeten Geſchäftsmannes, der täglich um neun Uhr nach dem Kontor fährt und erſt um ſechs Uhr zurückkehrt, dazwiſchen aber mehrere Stunden angeſtrengter Börſenthätigkeit abſolviert. Ich greife dieſe Männer aufs Geratewohl heraus — wir finden ihresgleichen in allen Berufsklaſſen. Wenn es nun wahr iſt — und es iſt wahr! — daß jede wirkliche energiſche geiſtige Arbeit in unvergleichlich höherem Maße anſtrengt, als eine rein phyſiſche Thätigkeit, muß denn nicht die ſtrikte Forderung des achtſtündigen Normal-Arbeitstages (ohne Scheidung der verſchiedenen Arbeitsarten) ſeitens unſerer Arbeiter als eine gänzlich unangemeſſene erſcheinen, oder — umgekehrt — ſollte ihre Forderung nicht auch zugleich eine berechtigte Mahnung für die geiſtigen Arbeiter ſein, Maß zu halten! Gewiß läßt ſich die geiſtige Arbeitskraft nicht ſchematiſieren, ein Zuviel aber rächt ſich ſtets... es rächt ſich nicht nur an dem Einzelnen, es rächt ſich auch an der Güte der Leiſtung.

Indeſſen heißt es wohl Waſſer in die Nordſee gießen, wenn man dies erörtert. Der Druck von oben und das liebe Strebertum, der Zuſchnitt unſers Erwerbslebens, die Haſt, welche ſich in unſerer ganzen Zeit ausprägt, werden ſich wahrlich herzlich wenig um die Plaudereien eines Meergreiſes kümmern — ſie nehmen auf verſchiedenes Wichtigeres ja auch keine Rückſicht. Mit der achtſtündigen — überhaupt mit einer beſtimmten normalen Arbeitszeit iſt es für den „beſſer geſtellten“ Staatsbürger Eſſig. Wie iſt es aber mit der achtſtündigen Erholungszeit?

Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen, habe ich mir irgendwo ſagen laſſen, und ich zweifele nicht, die ungeheuere Mehrzahl unſerer Arbeiter iſt ſo verſtändig, von dieſem bewährten Satze Gebrauch zu machen: nach der Arbeit wirklich zu ruhen. Die „beſſer Geſtellten“ aber kennen dieſe körperliche und geiſtige Ruhe innerhalb ihrer knappen ſogenannten Erholungszeit keineswegs. Einmal fühlen ſie das unabwendbare Bedürfnis, auch außerhalb ihrer eigentlichen Thätigkeit nicht unthätig zu ſein: der eine ſchreibt ein Buch, der zweite hat irgend ein ehrenvolles Nebenamt, der dritte arbeitet daheim



Der Rattenfänger von Hameln. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

ſeine Akten durch, der vierte muß ſich durch ein fortgeſetztes Studium weiterbilden, der fünfte für den nächſten Tag vorbereiten. Das iſt alles ſehr ſchön und ſehr gut, aber es iſt Arbeit und, was man ſich auch vorreden mag, keine Erholung! *Keine Erholung vor allem aber iſt unſere Geſelligkeit, ſondern eine harte Strapaze.*

Ein Mann, der tagsüber ſeine Pflicht gethan, hat Anſpruch darauf, am Abend im Kreiſe ſeiner Familie Geiſt und Körper zu ruhen. Das ſchließt keineswegs aus, daß er dann und wann Freunde bei ſich ſieht oder Freunde aufſucht — das ſchließt auch keineswegs aus, daß er dann und wann in das Theater, in ein Konzert, meinetwegen auch auf einen Ball geht. Aber das allabendliche Auswandern, nur unterbrochen von den Tagen, an denen man ſelbſt Gäſte ſieht, die übermäßige Ausdehnung dieſer Geſellſchaften bis über die Mitternachtsſtunde hinaus, die Konzentrierung faſt des ganzen geſelligen Lebens auf wenige Monate im Jahre — das ſind die Grundübel, an denen wir kranken. Ich frage Sie alle aus Berlin SW und Berlin W auf das Gewiſſen, meine Herren Familienväter, haben Sie einen wirklichen, dauernden Genuß von Ihrer Art der Geſelligkeit gehabt, haben Sie nicht oft geſtöhnt: „Heute ſchon wieder aus!“ und blieb bei Ihnen etwas anderes zurück als Abſpannung und Ermüdung? Und wie es in Berlin iſt, ſo wird es anderswo gewiß auch ſein. Nach einer, gelinde gerechnet, neun- bis zehnſtündigen täglichen Arbeitsleiſtung etwa vier- oder fünfmal in der Woche von acht Uhr abends bis gegen Mitternacht oder, Diners vorausgeſetzt, von etwa fünf bis zehn Uhr ſogenannten geſelligen Pflichten nachzukommen, das kann auf die Dauer auch der kräftigſte Körper, das können die normalſten Nerven nicht aushalten.

Aber unſere Frauen ertragen dieſe Anſtrengung doch ohne Schaden? Um Verzeihung: die Sache liegt bei den werten Damen denn doch anders! Eine tüchtige Hausfrau hat im Laufe des Tages gewiß auch ihre Mühe und ihre Laſt, ihre Sorgen und ihren Ärger, mit der *Arbeit* des Mannes ſind dieſe häuslichen Miſeren aber gewiß nicht zu vergleichen. Dann aber: ertragen die Frauen und Mädchen das Übermaß der Geſelligkeit wirklich ohne Schaden? Der Schein täuſcht nur allzu oft — die Wahrheit könnten unſere Nervenärzte verraten, die Wahrheit empfinden Mann und Kind am häuslichen Herde, und das Traurigſte: die Wahrheit tritt am einſchneidendſten in der nächſten Generation zu Tage. Nicht erſt das Leben bringt unſern Kindern den Fluch der Jetztzeit, die Nervoſität, ſie tragen in der Wiege ſchon den Keim in ſich, der dann freilich von klein auf durch die Unvernunft der Eltern und auch — leider — durch die Schule ſich fortgeſetzt weiter entwickeln *muß*.

Die Arbeit und die ſogenannte Erholung ſtreiten ſich endlich um den Preis, wer von ihnen dem Mann am meiſten den Schlaf verkürzen kann. Gewiß iſt auch das Bedürfnis nach Schlaf individuell verſchieden, ebenſo gewiß aber kommt dasſelbe im Durchſchnitt bei den Herren unſerer oberen Geſellſchaftsklaſſen heute nicht zu ſeinem Recht. Wer von uns erfreut ſich denn noch eines geſunden, erquickenden, achtſtündigen Schlafes — wer gönnt ſich einen ſolchen? Der Schlaf vor Mitternacht iſt der beſte, ſagt man mit Recht; wenn man aber nach berühmten Muſtern eine Enquete darüber veranſtalten könnte, in wie vielen Häuſern die Studierlampe nach zwölf Uhr noch auf dem Schreibtiſch des Hausherrn leuchtet, wie wenige Männer die Geiſterſtunde wirklich verſchlafen, würden wir, glaube ich, merkwürdige Reſultate zu verzeichnen haben. Unſere Damen können das Mißverhältnis einigermaßen ausgleichen, ſie ruft am nächſten Morgen nicht des Dienſtes ewig gleichgeſtellte Uhr; die alte, gute Sitte, daß die Frau dem Gatten früh den Kaffee ſelbſt einſchenkte, iſt ja in unzähligen Familien längſt in Vergeſſenheit geraten. Unſere Herren lernen dagegen ſyſtematiſch, das Bedürfnis ihres Körpers nach Schlaf zu verringern. Wohl möglich, daß man damit großartige Erfolge erreichen kann, gewöhnt ſich der Körper ja doch an allerlei Gifte. Der arme Körper wird ſchließlich der Mißhandlungen aber dennoch müde, beſinnt ſich eines Beſſeren und lehnt ſich gewaltſam gegen den Tyrannen Geiſt auf. Ich bin kein Arzt und kann die dann folgende weitere Entwickelung der Dinge daher nicht ſchildern; meiner feſten Überzeugung nach aber hat die herrſchende Schlafloſigkeit, über welche wir allerorten klagen hören, nicht zuletzt darin ihre Urſache, daß Gott Morpheus allzu oft um ſein gutes Recht gekürzt wird.

Ob unſere Herren, die Arbeiter, demnächſt ſchon ihr Ideal des achtſtündigen Arbeitstages ſich erkämpfen werden, kann zwar niemand mit Sicherheit ſagen; wenn ſie das Ziel aber erreichen, werden ſie gewiß dabei nicht ſtehen bleiben und ſchleunigſt „ſechs Stunden Arbeit“ auf ihre Feldzeichen ſchreiben. Wir, die wir nicht mit der Maurerkelle oder dem Schlägel, nicht mit der Schuſterahle oder dem Zimmermannsbeil — und doch pflichttreu und energiſch arbeiten, wir werden auf eine angemeſſene Beſchränkung unſerer Arbeitszeit ſicher verzichten müſſen. Aber wir ſollten uns wenigſtens die zweite und dritte Forderung jener: eine reichliche, vernünftig ausgenützte Erholung, einen hinreichenden, regelmäßigen Schlaf zu eigen machen. Sie zu erfüllen, liegt lediglich in unſerer Hand. *Leicht* zu erfüllen ſind ſie freilich darum nicht. Man muß vielleicht ſogar ein alter Meergreis ſein, um überhaupt den Mut zu haben, beide Forderungen auf unſere Verhältniſſe zu übertragen.

---

## Das Entſtehen und Vergehen neuer Himmelskörper in den letzten Jahren.

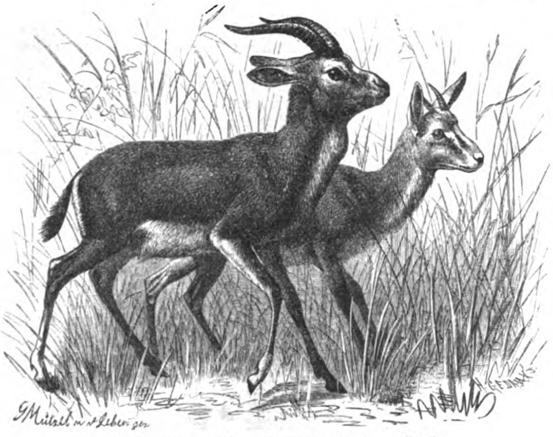
Von Dr. Klein.

(Abdruck verboten.)

Der Himmel über unſerm Haupt und die Erde unter unſern Füßen ſind für uns Menſchen das Dauerhafteſte, wovon wir durch die Erfahrung belehrt werden. Zwar haben die Geologen den Beweis geliefert, daß die Oberfläche unſers Erdballes nicht immer ſo beſchaffen war, wie wir ſie heute ſehen. Wo gegenwärtig Berge ihre Gipfel in die Wolken erheben, da brandete vor unzähligen Jahrtauſenden das Meer, und wo heute der Fiſcher ſein Netz auswirft, da war vor Zeiten feſtes Land; es gibt vielleicht keinen Quadratfuß Fläche, der nicht im Verlaufe der Vorgeſchichte unſerer Erde einſtmals von Waſſer bedeckt war. Aber alle dieſe Veränderungen, ſo groß und gewaltig ſie immerhin ſein mögen, betreffen doch nur die Oberfläche unſers Weltkörpers; die tiefe Schicht desſelben, der ganze ungeheure Ball ſelbſt, der von uns bewohnt wird, bleibt im großen und ganzen derſelbe wie er vor Million Jahren war. Unaufhörlich rollt er um die ſtrahlende Sonne, viele millionenmal hat er ſeinen Umlauf vollendet, und nichts deutet darauf hin, daß auch in der fernſten Zukunft dieſe Tage oder Dinge ſich ändern werden. In bezug auf menſchliche Verhältniſſe und menſchliche Einrichtungen kann man nicht ſagen, daß unſer Erdball für die Ewigkeit eingerichtet iſt, er war naturgemäß vor Beginn des Menſchengeſchlechtes und er wird dieſes überdauern. Ganz das Gleiche gilt von den übrigen Planeten, es gilt vom Monde und allen Sternen des Himmels. Sie bilden die dauernden Werkſteine im Wechſel und Wandel der Zeiten und ſind gewiſſermaßen die Repräſentanten des Ewigen und Unveränderlichen. Die neueren Beobachtungen haben indeſſen gelehrt, daß auch die Weltkörper ihre Zeit der Jugend und des Alters haben, daß neue Sonnen aufleuchten und alte ihre Strahlen einbüßen. Ja, die jüngſten Unterſuchungen führen zu dem merkwürdigen Reſultate, daß in unſerm Sonnenſyſtem gewiſſe Weltkörper neu entſtehen, dadurch, daß ältere ſich auflöſen. Die Weltkörper, um welche es ſich handelt, ſind die Kometen, jene im Mittelalter ſo gefürchteten Haarſterne, denen man damals thörichterweiſe die Aufgabe zugewieſen glaubte, dem ſündhaften Menſchengeſchlecht als Zuchtrute Gottes zu erſcheinen.

Die große und überraſchende Thatſache, daß ein Komet unter den Augen der Beobachter ſich in zwei teilte, wurde zum erſtenmal Ende Dezember 1845 bekannt. Es war der nach ſeinem Entdecker ſo genannte Bielaſche Komet, der dieſes Schauſpiel darbot, und nach Verlauf von einigen Wochen hatten ſich beide Kometen ſchon um 40 000 geographiſche Meilen voneinander entfernt. Der urſprüngliche Bielerſche Komet beſchrieb um die Sonne eine Bahn von 6 bis 7 Jahren Umlaufsdauer. Das nunmehr in zwei ſelbſtändige Kometen zerfallene Geſtirn verblieb in dieſer Bahn, aber als beide Kometen im Spätſommer 1852 zurückkehrten, hatten ſie ſich auf 325 000 Meilen voneinander entfernt und dieſe Entfernung nahm bis zum Ende September noch um 25 000 Meilen zu. Die Trennung war alſo eine unwiderrufliche und beide Kometen mußten nunmehr in den Himmelsräumen immer weiter auseinander kommen. Im Jahre 1859 konnten ſie nach Lage ihrer Bahnen von der Erde aus nicht geſehen werden, allein im Frühling 1866 mußten ſie für unſere Inſtrumente gut ſichtbar ſein. Trotzdem haben die Bemühungen der Aſtronomen keinen Erfolg gehabt, beide Kometen ſind ſeitdem nicht wieder geſehen worden und es iſt aus manchen Gründen ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich ganz aufgelöſt haben. Im Jahre 1860 erſchien ein ſchwacher Komet, der vorzugsweiſe am ſüdlichen Himmel beobachtet wurde, und dieſer hat ebenfalls das Schauſpiel einer Trennung in zwei Teilkometen dargeboten. Mehr als zwanzig Jahre vergingen, ehe ein ähnlicher Fall ſich wieder zeigte. Am 3. September 1882 ſah man auf der Sternwarte am Kap der guten Hoffnung einen Kometen ganz nahe bei der Sonne und beobachtete denſelben in den nächſten Tagen mit der größtmöglichen Genauigkeit. Die Berechnung ergab, daß dieſer Komet am 17. September der Sonne ſo nahe kam, daß er die höchſten Regionen ihrer glühenden Atmoſphäre durchſtrich. Sein Kern war damals völlig rund, allein am 24. September zeigte er ſich länglich und in der folgenden Woche entwickelten ſich zwei Lichtknoten auf demſelben, ſo daß man vermuten konnte, er werde ſich teilen. Was in den nächſten Tagen auf dieſem Kometen wirklich vorgegangen, entzieht ſich unſerer Kenntnis, allein am 9. Oktober ſah man auf der Sternwarte zu Athen neben dem Kometen eine ungeheure Nebelmaſſe, unſere Erde an Größe vielfach übertreffend, welche ihre Geſtalt raſch veränderte, dem Kometen aber in deſſen Bewegung folgte. In der folgenden Woche entfernte ſich dieſe Maſſe von dem Kometen, nahm an Größe zu, wurde aber gleichzeitig blaſſer. Dabei änderte der Nebel ſeine Geſtalt fortwährend, krümmte ſich bogenförmig und verſchwand endlich am 13. Oktober gänzlich. Am 18. Oktober ſah man in Amerika ſüdweſtlich von dem Kometen plötzlich ſechs kleine Nebel, Miniaturkometen ähnlich, die auch nur kurze Zeit wahrnehmbar blieben. Dann endlich am 21. Oktober einen größeren Nebel öſtlich von dem Kometen in ziemlich großer Entfernung. Dieſe ſämtlichen Nebel beſchrieben ähnliche Bahnen wie der Hauptkomet ſelbſt. Aus der Erwägung aller Umſtände ergibt ſich unzweifelhaft, daß alle dieſe Maſſen ſich von dem Hauptkometen ablöſten, oder vielmehr aus dieſem emporgeſchleudert wurden. Es fand nach den genauen Unterſuchungen von Profeſſor Bredichin in dem Kern des urſprünglichen Kometen eine Art Exploſion oder Eruption ſtatt, und dieſer verdanken die kleinen kometariſchen Nebel ihr Entſtehen. Es iſt klar, daß ein Vorgang dieſer Art eines der großartigſten kosmiſchen Ereigniſſe bildet. Eine Kataſtrophe, durch welche ein ſo ungeheures Geſtirn wie ein Komet iſt, zum Teil zertrümmert wird der Art, daß dieſe Trümmer nunmehr als ſelbſtändige Kometen ihren Weg um die Sonne verfolgen, kann man ſich in ihrer ganzen Größe kaum vorſtellen. Und noch mehr derartige Vorgänge in den Räumen, welche der Herrſchaft der Sonne unterworfen ſind, kommen offenbar durchaus nicht ſelten vor, obgleich wir Menſchen bis zur neueſten Zeit kaum etwas davon ahnten. Im Verlaufe von 36 Jahren hat man dreimal die Zertrümmerung von Kometen und Bildung von neuen Weltkörpern dieſer Art beobachtet; man vermag hiernach zu ahnen, wie oft ſich im Laufe der Jahrtauſende derartige Vorgänge abgeſpielt haben mögen! Der Aſtronom Barnard, welcher die ſechs jungen Kometen nahe bei dem großen entdeckte, kam auf den Gedanken, ähnliche Vorgänge könnten ſich möglicherweiſe weit häufiger ereignen und es ſei deshalb ratſam, die Umgebung neu erſcheinender Kometen, noch ſehr lichtſchwacher nebelartiger Begleiter, ſorgſam zu durchforſchen. Seine Vermutung hat ſich in der That beſtätigt. Bei dem Kometen, welcher am 6. Juli des vergangenen Jahres entdeckt wurde, fand ſich, daß derſelbe aus drei Kernen beſtand. Auf der Sternwarte zu Wien erkannte man noch einen vierten Kern, der bereits ziemlich weit von dem Hauptkometen entfernt und lichtſchwach war. Sonach kann alſo gar kein Zweifel darüber beſtehen, daß die Kometen Himmelskörper ſind, welche ſich ſehr oft infolge von Eruptionen auf ihren Kernen teilen, ſo daß neue Weltkörper entſtehen, die in geſonderten Bahnen die Sonne umkreiſen. Dieſe Thatſache iſt nun unlängſt von Profeſſor Bredichin einer genauen Unterſuchung unterzogen worden, um die Verhältniſſe näher zu ergründen, welche den Zerfall und die Neubildung von Kometen bedingen. Er findet, daß die Abtrennung der kleinen Kerne von dem Hauptkometen, natürlich mit einer gewiſſen Kraft, gewiſſermaßen ſtoßweiſe erfolgt, aber ſeltſamerweiſe iſt die Geſchwindigkeit dieſes Stoßes gar nicht ſo groß, wie man denken möchte. Bei dem Kometen von 1882 kann ſie, je nachdem die Eruption in einer beſtimmten Entfernung von der Sonne ſtatt hatte, nur zwiſchen 21 und 45 Meter in der Sekunde geſchwankt haben.

Wie erwähnt, beſchreiben die jungen Kometen Bahnen um die Sonne, welche der Bahn des erzeugenden, älteren Geſtirns ſehr ähnlich ſind. Nun findet man in den Kometenverzeichniſſen nicht ſelten Kometen, welche zwar in verſchiedenen Jahren erſchienen ſind, deren Bahnen aber eine große Ähnlichkeit miteinander zeigen. Hierher gehören z. B. die Kometen von 1843, der erſte von 1880 und der bereits oben erwähnte zweite Komet des Jahres 1882. Dieſer letztere hat der Berechnung gemäß eine Umlaufszeit um die Sonne von 772 Jahren und wenn man mit Profeſſor Bredichin die ſehr wahrſcheinliche Annahme macht, daß dieſe drei Kometen durch Abtrennung von einem Urkometen entſtanden ſind, ſo muß dies um das Jahr 1110 unſerer Zeitrechnung geweſen ſein. Außer dieſem Kometen gibt es noch andere von kurzer Umlaufszeit, welche durch Abtrennung von einem früheren Kometen entſtanden ſein können, ſo der zweite Komet von 1827 und der zweite des Jahres 1852, ebenſo iſt wahrſcheinlich der erſte Komet des Jahres 1799 ein Abkömmling des großen Kometen von 1337. Wenn die Umlaufszeiten ſolcher Kometen mehrere hundert oder ſelbſt tauſend Jahre umfaſſen, ſo iſt natürlich nicht zu erwarten, daß man in unſern Verzeichniſſen den erzeugenden Kometen findet, da man nicht weiß, wie viele Umläufe dieſe Kometen ſeit ihrem Entſtehen ausgeführt haben, und unſere Beobachtungen eigentlich erſt ſeit dem vorigen Jahrhundert ſo genau ſind, daß die Bahnen der ſichtbar gewordenen Kometen berechnet werden konnten. Jedenfalls werfen die Forſchungen von Profeſſor Bredichin ein neues und eigentümliches Licht auf die Entwickelungsgeſchichte der Kometen und lehren uns, daß viele dieſer Weltkörper möglicherweiſe erſt in verhältnismäßig neuerer Zeit entſtanden ſind, in einer Zeit, in welcher das Menſchengeſchlecht ſchon auf der Erde vorhanden war. Daß die Kometen im Vergleich zu den Planeten ſehr vergängliche Weltkörper ſind, ahnte man ſchon lange und beſonders Schiaparelli hat mit Nachdruck darauf hingewieſen. Er zeigte, daß dieſe Geſtirne wegen ihrer geringen Dichtigkeit, lediglich infolge der Anziehung der Sonne ſich auflöſen müſſen, ſobald ſie ſich dieſer bis zu einer gewiſſen Grenze nähern. Wahrſcheinlich hängt die Teilung der Kometen, welche wir eben kennen lernten, mit dieſem Umſtande zuſammen, denn es handelt ſich hierbei überhaupt um Kometen, die der Sonne außerordentlich nahe kommen. Ferner iſt klar, daß die Teilung eines Kometen in zwei oder mehrere Geſtirne, die ſelbſtändig einhergehen, und die gleichzeitige Auflöſung in kleine Teilchen, welche nichts anderes ſind als unſere Sternſchnuppen, die Geſamtmaſſe dieſer Himmelskörper fortwährend vermindern muß, bis zur völligen Zerſtörung derſelben. Die von einem Kometen ausgeſtoßenen Teilchen aber müſſen zum Teil geſchloſſene Bahnen um die Sonne beſchreiben, und kommt die Erde in die Nähe einer ſolchen Wolke von Partikelchen, ſo erſcheinen uns die letzteren als Sternſchnuppen. Auf dieſe Weiſe begreift ſich, daß die Erde mit den Meteoren eines Kometen zuſammentreffen kann, der ſelbſt ſehr lange das Sonnenſyſtem verlaſſen oder auch ſich gänzlich aufgelöſt hat. Der letztere Fall hat ſich bei dem Bielaſchen Kometen thatſächlich ereignet. Wie oben mitgeteilt, iſt derſelbe 1866 nicht mehr wiedergeſehen worden, ebenſowenig anfangs Oktober 1872, als er zur Sonne zurückkehren mußte. Als dagegen die Erde in der Nacht vom 27. zum 28. November dieſer Jahre in die unmittelbare Nähe der Bahn desſelben kam, ereignete ſich einer der großartigſten Sternſchnuppenfälle, die ſich jemals menſchlichen Augen gezeigt haben. Die Erde durchflog damals thatſächlich die ungeheure Meteorwolke, in welche ſich der Komet aufgelöſt hatte, und es erfolgte nun ein Regen von Sternſchnuppen, welcher ein wunderbares Schauſpiel darbot. In ſchweigendem Glanze tauchten immer wieder neue Meteore in der Höhe des Himmels auf, ſchoſſen mit Blitzesſchnelle dahin und verſchwanden in der Tiefe des Äthers. Kein Teilchen aber erreichte den Erdboden, Meteor auf Meteor erloſch in der Höhe und zerſtob harmlos in den höchſten Regionen der Luft. Wäre unſere Atmoſphäre nicht vorhanden, ſo würde ſelbſt ein eiſernes Dach keinen ausreichenden Schutz vor dem Durchſchlagen der Meteore gewähren, die Lufthülle dagegen bewahrt die Erde vor dem Bombardement dieſer Meteore, ja ſie iſt der denkbar vollkommenſte Schutz dagegen. Es iſt dies dem Widerſtande zuzuſchreiben, den die Luft, trotz ihrer geringen Dichte, der Bewegung der ſie mit ungeheurer Geſchwindigkeit durchſchneidenden Meteore entgegenſetzt und wodurch dieſe völlig zerſtieben und aufgelöſt werden. So finden alſo die letzten Reſte mancher voreinſt majeſtätiſch am Himmel dahinziehenden Kometen ihr Grab in dem Ozean unſerer irdiſchen Atmoſphäre.


G. Mützel n. d. Leben gez.

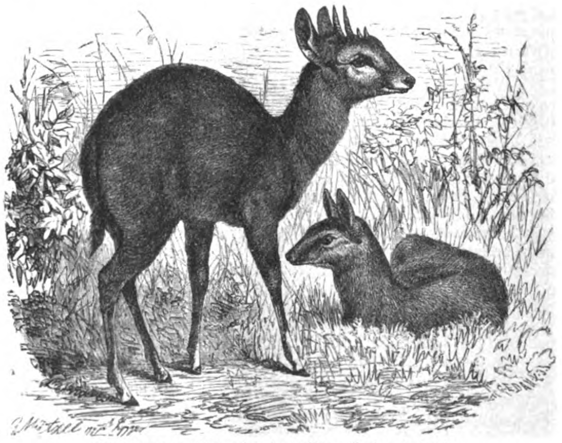
Kropfantilope im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Nach dem Leben von G. Mützel.

## Seltene und intereſſante Huftiere.

Von Dr. Ludwig Staby. (Abdruck verboten.)

In zahlreichen Liedern und Sagen der orientaliſchen Völker finden wir begeiſterte Schilderungen von der Schönheit der Gazelle; das ſeelenvolle, ſanfte Auge, der ſchlanke Hals, der ſtolze Gang, kurzum, beinahe alles an dem zierlichen und anmutigen Tiere wird von den phantaſiereichen Söhnen der Wüſte mit ſchwungvollen Worten geprieſen, ſie erblicken in der Gazelle ein Bild vollkommener Schönheit, und nur mit ihr vergleicht der in Liebe erglühte Beduine die Geſtalt der Auserwählten ſeines Herzens. Und ſicherlich ſind die Lobpreiſungen der Araber begründet, denn welchen Eindruck muß das ſchlanke, behende Geſchöpf in ſeiner Beweglichkeit und zierlichen Anmut auf den Beſchauer machen, der das Glück hat, es in ungebundener Freiheit zu beobachten. Können wir nun auch nicht die Gazellen und Antilopen in ihrer vollkommenen Schönheit, d. h. in der freien unbeſchränkten Bewegung bewundern, ſo haben wir doch Gelegenheit, den zierlichen Bau ihres Körpers, die ſchlanken Läufe, das ausdrucksvolle Auge und manches andere, was an ihnen geprieſen wird, kennen zu lernen, und wir müſſen es den zoologiſchen Gärten Dank wiſſen, wenn ſie uns mit immer mehr Arten dieſer ſchönen Tiere bekannt machen. Einige der in der Gefangenſchaft ſelten zu findenden Antilopenarten, die durch die Meiſterhand Mützels in den beigegebenen Abbildungen nach Exemplaren des Berliner zoologiſchen Gartens dargeſtellt ſind, wollen wir einer kurzen Betrachtung unterwerfen. — Als erſte finden wir die Kropfantilope (Antilope gutturosa), ſo genannt wegen des großen Kehlkopfes, der den Hals des Männchens auszeichnet und wie ein Kropf hervortritt. Die Kropfantilope iſt ein ſchlankes Tier von Rehgröße mit dünnen zierlichen Läufen und kurzem, dickem Kopf, welcher beim Bock mit zwei dicht zuſammenſtehenden, nach den Spitzen auseinanderweichenden gebogenen Hörnern geziert iſt, die mit Ausnahme der glatten Spitze vielfach geringelt ſind. Die Färbung des Tieres iſt auf der Oberſeite des Körpers auf Rücken und Nacken ein braunrötliches Gelb, das nach der Unterſeite in ein helleres Gelb übergeht und an den Läufen allmählich zu reinem Weiß wird; das mehr einfarbige Winterkleid iſt im ganzen etwas heller. Die Kropfantilope bewohnt die weiten, baumloſen Steppen der mongoliſchen Tartarei, Tibets und Weſtchinas, ſowie Oſtſibiriens, hier beſonders die öden Gebiete des hohen Gobi belebend. Die wüſtenhaften, mit ſpärlichem Pflanzenwuchs bedeckten Strecken dieſes ungeheuren Gebietes ſind die eigentliche Heimat dieſer Antilopen, hier verbringen ſie in kleinen Trupps geſammelt, in der Nähe der Gewäſſer beſonders zahlreich, den heißen Sommer. Gegen den Winter hin, wenn die Seen und Lachen zufrieren, bricht für ſie die Zeit der Not an, ſie können, da auf den ſüdlichen Teilen des hohen Gobi ſelten Schnee fällt, das unentbehrliche Waſſer nicht mehr erlangen und ſind daher gezwungen, nach den tieferen, ſchnee- und waſſerhaltigen Thälern des Nordens auszuwandern. Ein Trupp geſellt ſich auf der Wanderſchaft zum anderen, und ſchließlich wachſen die Scharen zu unermeßlichen Herden an, die getrieben von Durſt unaufhaltſam den nordiſchen Gefilden zueilen. Jetzt iſt für die Tunguſen, die Bewohner der Steppe, die Zeit der Antilopenjagd gekommen. An den Tränkplätzen wird den Antilopen aufgelauert, große Treibjagden werden veranſtaltet und die großen Wanderzüge fortwährend von allen Seiten angegriffen, Hunderte und Tauſende fallen den Tunguſen zur Beute, ihren dürftigen Tiſch auf lange Zeit mit ſchmackhaftem Wildpret bereichernd. — Noch ſeltener als die Kropfantilope finden wir in unſern zoologiſchen Gärten die aus den ſüdlich vom Himalaya gelegenen Ländern, beſonders aus Bengalen ſtammende Vierhornantilope oder das Schikora (Antilope quadricornis). Dieſe Antilope iſt ein zoologiſches Unikum, denn ſie iſt das einzige unter allen Horntieren, daß anſtatt zwei Hörner deren vier aufweiſt. Das vordere kleinere Hörnerpaar ſteht oberhalb des vorderen Augenwinkels, während das andere bedeutend größere Paar über dem hinteren Augenwinkel ſteht und nach oben und hinten gekrümmt iſt. Der Kopf der zierlichen, nicht über einen halben Meter hohen Vierhornantilope zeichnet ſich ferner aus durch große, runde Ohren und lang ausgezogene Thränengruben. Das Fell beſteht aus ziemlich langen ſtraffen Haaren, die auf der Oberſeite eine fahlbraune, auf der Unterſeite eine hellere Färbung haben. Das kleine, behende Tier iſt ſehr ſcheu und weiß ſich vortrefflich in den dichten Wäldern ſeines Heimatlandes, welche ſeinen Aufenthaltsort bilden, zu verbergen, deshalb iſt über ſein Freileben zur Zeit noch ſehr wenig bekannt. In der Gefangenſchaft halten ſich die Schikoras ziemlich gut, pflanzen ſich auch fort, aber ſie werden wie faſt alle Horntiere mit zunehmendem Alter mürriſch und bösartig.

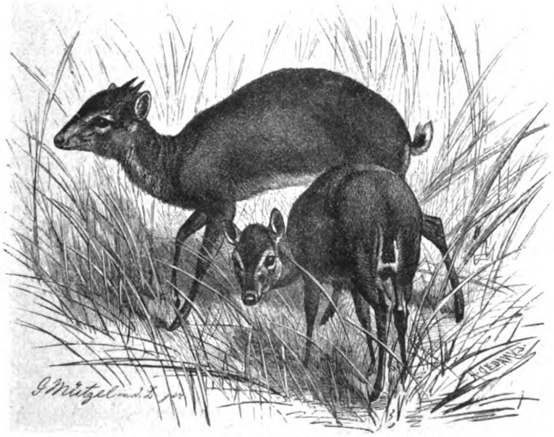
Die kleinſten und zierlichſten aller Antilopen, ja aller Huftiere überhaupt ſind die Zwergantilopen (Neotragus). Es ſind außerordentlich zierlich und leicht gebaute Tierchen von ungefähr 25—30 Centimeter Höhe mit ſehr dünnen, feinen Läufen, kleinem Kopf mit ſpitziger Naſe und ganz winzigen, aufrecht ſtehenden Hörnchen, die aber nur den Bock auszeichnen. Die Färbung gleicht ſehr der rotbraunen des Rehs, an der Unterſeite wird ſie etwas lichter; die Hörnchen und die ſehr kleinen Hufe ſind ſchwarz. Die Zwergantilopen

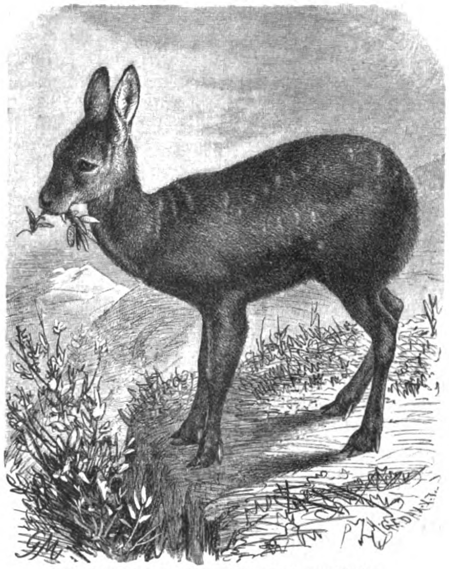

G. Mützel n. d. Leben

Vierhornantilope im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Nach dem Leben von G. Mützel.

ſtammen aus Afrika, der wahren Heimat der Antilopen. Im öſtlichen und mittleren Afrika finden ſie ſich überall in den zahlreichen Buſchwäldern jener Gegenden, beſonders in den kleinen Gebüſchen, die an den Rändern der Chors, d. h. der meiſt nur in der Regenzeit gefüllten Waſſerläufe, ſich angeſiedelt haben. Hier in den dichten Mimoſen- und Wolfsmilchgeſträuchen, die, von unzähligen Schlingpflanzen überwuchert, für größere Tiere faſt undurchdringlich ſind, haben die Zwergantilopen ihr Heim aufgeſchlagen, hier ſind ſie geborgen vor den Nachſtellungen ihrer Feinde, leicht und ungeſehen entſchlüpfen ſie durch das dichte Gewirre der Zweige, durch welche ſich der Verfolger nur mühſam Bahn brechen oder ihnen gar nicht folgen kann. Ihren einmal gewählten Standort halten die Zwergantilopen für immer feſt, und ſie kehren, wenn ſie verfolgt werden, regelmäßig zu ihm zurück. Die Tierchen leben ſtreng paarweiſe, größere oder kleinere Rudel werden nie angetroffen, aber auch ſehr ſelten einzelne Tiere; die beiden Gatten ſind immer zuſammen, der Bock ſichert und führt auf der Flucht, und das Tier folgt ihm getreulich nach. Bei der Kleinheit, Behendigkeit und der im Buſchwalde gar nicht auffallenden Färbung der Tiere iſt es erklärlich, daß die Jagd viel Schwierigkeiten macht und geübte Jäger vorausſetzt. Nach den Berichten der Forſcher iſt es ſehr ſchwer, eine Zwergantilope im Walde zu entdecken, man merkt nur an den ſich bewegenden Zweigen, welchen Weg das flüchtige Wild genommen hat. Die Sinne, beſonders das Gehör der Zwergantilopen, ſind ſcharf entwickelt.

Da die Zwergantilopen ſehr hinfällige, zarte Tiere ſind, hält es überaus ſchwer, ſie lebend nach Europa zu bringen, beſonders da es an dem paſſenden Futter unterwegs mangelt, denn ſie ernähren ſich ausſchließlich von Blättern und Knoſpen der Gebüſche, hauptſächlich der Mimoſen. Der Berliner zoologiſche Garten beſitzt ſeit einiger Zeit mehrere dieſer reizenden Geſchöpfe, und zwar gehören ſie zur der Art Antilope Maxwelli. Sie ſind in einem kleinen Häuschen, welches mit Glas umgebene Vorräume hat, untergebracht; das Haus hat ſeinen Platz in dem Mittelraum des großen Antilopenhauſes gefunden, es zieht eine Menge Beſucher an, welche die ungemeine Zierlichkeit der niedlichen Tierchen bewundern. Das Pärchen hat ſogar ein Junges bekommen, ein etwas unbeholfenes kleines Geſchöpfchen, das von der Mutter zärtlich behütet wird; vielleicht gedeiht es und wächſt heran, obgleich es ſehr hinfällig ſein wird und unſern klimatiſchen Einflüſſen keinen nennenswerten Widerſtand entgegenſetzen kann. Hoffentlich aber bleiben die erwachſenen Zwergantilopen noch lange dem Garten erhalten, damit noch mancher Beſucher die Liliputaner unter den Wiederkäuern kennen lernen kann.


Zwergantilope im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Nach dem Leben von G. Mützel.


Moſchustier im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Nach dem Leben von G. Mützel.

Die letzte der vier Abbildungen führt uns ein den Antilopen nur entfernt verwandtes Tier vor, welches aber unſer Intereſſe vielleicht in noch höherem Maße beanſprucht, als dieſe. Es iſt das Moſchustier (Moschus moschiferus). Das Moſchustier iſt ungefähr von Rehgröße mit gedrungenem, hinten höher als vorn geſtelltem Leibesbau, mit ſchlanken, aber kräftigen Läufen, die am Fuße ſchmale, ſpitzige Hufe tragen. Das dichte, ziemlich lange Haarkleid iſt zwar vorwiegend rehfarbig, aber mannigfachen Schwankungen unterworfen, bald iſt es dunkler, bald heller, bald mit einer Reihe heller Streifen längs des Rückens verſehen, wie auf unſerer Zeichnung, bald nicht. Beim Männchen treten die nach hinten umgebogenen Eckzähne etwa 5—6 Centimeter aus dem Munde hervor, beim Weibchen iſt dies nicht der Fall. Das bedeutendſte Kennzeichen, das dem Tiere ſeine ganze Wichtigkeit verliehen und ſchon ſeit Jahrhunderten zu den unglaublichſten Fabeleien Veranlaſſung gegeben hat, iſt der Moſchusbeutel, d. h. ein am Bauche des Männchens etwas hinter dem Nabel liegender kleiner Sack, der den ſo berühmten und hochwichtigen Moſchus enthält. Kleine Drüſen im Innern ſondern den koſtbaren Stoff ab, der durch eine der beiden auf der Oberfläche des Beutels liegenden Öffnungen austritt, wenn der Beutel zu ſehr gefüllt iſt; ein Beutel kann 30—50 Gramm Moſchus enthalten. Der Moſchus beſteht aus einer ſehr ſtark riechenden, eigentümlichen organiſchen Subſtanz, die in der Hitze ſchmilzt und dann verbrennt; der dem lebenden Tiere entnommene ſtellt eine gelbbraune Salbe dar, die getrocknet zu einer dunkeln, körnigen Maſſe wird; nur in ſtark verdünntem Zuſtande riecht der Moſchus angenehm. Da der Stoff zu vielen Arzneien gebraucht wird und eines der wichtigſten Materialien in der Parfümfabrikation bildet, ſo iſt ſein Wert ein ſehr großer. Die Chineſen verwenden den Moſchus ſchon ſeit Tauſenden von Jahren, nach Europa gelangte er erſt um die Zeit des XII. Jahrhunderts. Daß im Mittelalter über dieſen bedeutſamen Stoff und über das Tier, welches ihn lieferte, außerordentlich viel gefabelt wurde, erſcheint ſelbſtverſtändlich, erſt die Forſchungen der Neuzeit haben über die Naturgeſchichte des Moſchustieres genügenden Aufſchluß gegeben. — Die Heimat des Moſchustieres umfaßt die ungeheuren Länderſtrecken Mittel- und Hinteraſiens, hier lebt es überall auf den mächtigen Hochgebirgen, beſonders auf denen der Mongolei und in dem großen Gebiet des Himalaya, vor allem der tibetaniſchen Länder; vom 60. Grad nördlicher

Breite bis herab nach China und Indien iſt das Moſchustier in allen Gebirgen zu finden. Es bewohnt meiſt paarweiſe, gewöhnlich in einer Höhe von 1000—2000 Meter über dem Meeresſpiegel, die Gebirgswaldungen und ſchroffen Gehänge der Berge, auf denen Grasplätze mit Wald abwechſeln. Hier iſt es in ſeinem eigentlichen Element, denn es läuft, ſpringt und klettert vorzüglich und bewegt ſich mit der größten Sicherheit an ſteilen Felswänden, auf Schnee- und Eisfeldern, wozu ſeine Hufe es beſonders tauglich machen, da ſie vermöge einer zwiſchen den Zehen entwickelten Hautfalte ſehr breit geſtellt werden können; außerdem reichen die langen Afterklauen bis auf den Boden, wodurch ein ſehr feſtes Auftreten ermöglicht wird. Das Moſchustier iſt ſehr flüchtig und ſcheu und deshalb die Jagd, ähnlich der Gemſenjagd, eine ſehr ſchwierige, meiſt wird es in Fallen und Schlingen erbeutet. Benutzt wird von dem männlichen Tier außer dem Moſchusbeutel faſt nur das Fell, die erbeuteten weiblichen Tiere werden meiſtens achtlos fortgeworfen. Der Geruch des friſchen Moſchus ſoll für Europäer unausſtehlich, ja geradezu gefährlich ſein, und die Jäger, welche den Beutel ausſchneiden, ſollen ſich Naſe und Mund verſtopfen müſſen. Der beſte Moſchus iſt der tibetaniſche oder chineſiſche, der ſchlechteſte der ſibiriſche, der Preisunterſchied zwiſchen erſterem und letzterem beträgt pro Unze 25 Mark. China führt den meiſten Moſchus aus, beſonders nach England, aber ſelten iſt er ganz rein, da ihn die Chineſen, die Meiſter im Betrügen, faſt immer auf die mannigfachſte Weiſe verfälſchen. Von dem Freileben der Moſchustiere iſt noch bekannt, daß das Weibchen im Mai oder Juni eines bis zwei Junge wirft, die nach drei Jahren erwachſen ſind. Gefangene Moſchustiere hat man ſelten beobachten können, die in Berlin befindlichen gehören daher zu den Raritäten der zoologiſchen Gärten.

---

## Die rechte Pfarrfrau.

Erzählung von E. Nilas.

(Schluß.)

Schmerzlich fiel dem Paſtor der Unterſchied auf, den ſie zwiſchen ihm und dem Doktor machte, um ſo mehr, da der letztere keinerlei Hehl aus ſeiner Verehrung für ſie machte, ſie vielmehr offen zur Schau trug und mit Blick und Wort um ihre Neigung warb. Und wenn ſie ihn auch nicht gerade ermunterte, ſo war ſie doch gleichmäßig freundlich und behandelte ihn in jeder Hinſicht als einen guten Bekannten. Und warum auch nicht? War er nicht der Mann, der einem jungen Mädchen wohl gefallen konnte, von ſtattlicher Geſtalt und ſchönen heiteren Angeſichts, gewandt in Rede und Benehmen, mit einem Schatz von Wiſſen und Können ausgerüſtet, der auch ihm — dem Paſtor — Achtung abzwang?! Gerade am Krankenbett zeigte er ſich von vorteilhafteſter Seite, Dorothees wahrhafte Natur mußte die erſte ſein, die das wahrnahm und anerkannte. Er fing an, die beiden zu beobachten, und allmählich niſtete ſich der Gedanke bei ihm ein, es wachſe eine Neigung zwiſchen ihnen empor. Mit innerer Qual empfand er die eigne — o, daß er Vertrauen genug zu ihr gehabt, damals war ihr Herz noch unberührt, ſein eigen wär's geworden, hätte er's nur feſtgehalten, als es ſich leiſe ihm zuneigte, ihr unbewußt — nun wandte es ſich dem anderen zu. Er hatte geglaubt, recht zu handeln, einen guten Kampf zu kämpfen, nun, da ihm die Augen aufgegangen waren für ihren Wert, war ſie ihm verloren. Ein ſcharfer Schmerz wühlte in ſeiner Seele: das war das Probefeuer für ſeiner Liebe Läuterung. Aber vor fremden Augen hütete er deſſen Schein, niemand ſollte hineinſchauen in ſeine Herzensqual, welche außer ihm nur ſein Herr und Gott kannte!

Als der Oktober heranzog, und der kräftige Nordoſt, der über die Haferſtoppeln fuhr, die ſengende Glut hinwegblies, war auch die Heimſuchung, die Gott über Rolfshagen hatte ergehen laſſen, vorüber. Aber der klaffenden Lücken gab's viele und Not und Elends genug. Nach Brot ſchrie hungriger Kinder Mund, die Eltern waren beide tot; im anderen Hauſe ſaßen Mann und Frau inmitten Überfluſſes und fürchteten ſich vor dem Schall der eignen Tritte, vor dem Laut ihrer eignen Stimme in dem großen, leeren Hauſe, das ſonſt zu eng geweſen für all den Kinderlärm und Jubel; nur wenige Häuſer gab es, wo nicht ein Platz wenigſtens leer blieb am Tiſch.

Und dann kam der Sonntag, der erſte nach einer Woche ohne Totengeläut; da zogen ſie alle, wer nur irgend konnte, ins Gotteshaus; der Paſtor hatte gebeten, daß jedermannn kommen ſollte, ſich zu tröſten und aufzurichten, nachdem die ſchwerſte Zeit überſtanden. Und ſie kamen. Wer's nicht aus eignem Bedürfnis und Antrieb that, der that's dem Paſtor zuliebe, mit dem ſie eins geworden in Not und Tod. Blaß und abgehärmt waren viele, müde die meiſten; wer nicht ſelbſt an den Folgen der Krankheit litt, trug Leid um die Seinen, und das zehrt mehr noch als körperliches Siechtum. Es kam auch die letzte der Geneſenen, eine Witwe von vierundſiebzig Jahren, welche allein übriggeblieben war von einer zahlreichen Familie; vor acht Tagen begruben ſie ihre letzte Enkeltochter, die als Braut geſtorben war. Sie kam nur dem Paſtor zuliebe, finſter wandte ſich ihr Auge hinweg vom Bilde des Heilands.

Mit tiefem Ernſt blickte der Paſtor über die Gemeinde hin, viele fehlten und die Übriggebliebenen trugen die Farbe der Trauer — er wußte, wie es in den betrübten und zerſchlagenen Herzen ausſah, wie wenige nur recht einſtimmen konnten in das Lied, das jetzt von der Orgel niederklang:

„Was Gott thut, das iſt wohlgethan!"

Seine Hand zitterte, als er die Bibel aufſchlug und ſeine Stimme auch, als er die Textworte zu leſen begann, die da anheben: So demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes! Allgemach aber ward ſeine Stimme feſter, und er konnte in ernſten, machtvollen Worten reden, welche an die harten Herzen wie brandende Wellen ſchlugen, und manch eins ward aufgethan und ließ den Strom des Lebens einziehen.

„Ihr gehet gebückt unter der Laſt, die Gott der Herr euch auferlegt — ſo ging auch unſer Heiland einſt den Weg nach Golgatha, gebückt unter dem Kreuz, das er für euch trug — für euch, hört es wohl und nehmt das eure willig auf und tragt's ihm nach, durchs Thal der Schmerzen zum ewigen Friedensport.

„Wie im Frühjahr die Stürme losbrechen und brauſen übers Land und fegen hinweg, was verdorrt und tot und nur Spreu iſt, ſo ſoll der Sturm des Leides hinwegfegen aus euren Herzen alles Kleinliche und Irdiſche und ſoll den Boden rein machen für die himmliſche Saat."

Als er aus dem Portal trat, ſtreifte ſein Blick ein blaſſes Mädchenantlitz, zwei thränenvolle Augen ſahen zu ihm empor, dann verſchwand es unter der Menge.

Am Morgen des nächſten Tages war Dorothee abgereiſt — er hatte ſie nicht wieder geſehen.

Der Strom des Lebens, der ſo verheerend über ſeine Ufer gebrauſt, lenkte zurück in ſein altes Bett, aber nun erſt, da er gemächlich dahinfloß wie vordem, war zu ſpüren, wie groß Elend und Not. Der Paſtor wußte kaum, wo anfangen und ob es dringender ſei, zuerſt leibliche oder ſeeliſche Labung zu ſpenden. Das ſchuf viel Arbeit, und er ſchrieb in dieſer Zeit an ſeine Mutter: „Nur kurze Nachricht gebe ich Euch, daß ich geſund und wohlauf bin und das Gleiche von Euch erhoffe. Ich bin mit Arbeit überhäuft, aber dankbar dafür, es zeigt mir, daß ich meinen Leuten notwendig und nützlich und an meinem Platze bin, den mit Gottes Hilfe möglichſt auszufüllen ich mich beſtrebe — das iſt das Beſte, was man vom Leben erhoffen kann."

Ein wehmütiges Gefühl klang in den letzten Worten und war auch ſo empfunden: das, was er für ſich ſelbſt an Glück erhofft, ein anderer nahm's dahin! Er bezwang das Weh mit ſtarkem Willen, aber auf dem Grunde ſeines Herzens ſchlief es doch.

Die beiden Nachbarinnen waren auch wieder da, aber Fräulein Elsbeth ſchien merklich verändert. Ihre Sonntagsſchule hatte ſie noch nicht wieder aufgenommen, war auch nicht in der Kirche geweſen, der Pfarrgarten, der ſonſt ihr ungeteiltes Intereſſe wachgerufen, ſchien ihr nicht mehr anziehend zu ſein. Vor einigen Tagen war Martin Erhard drüben geweſen; es fiel ihm ſchwer, die letzte Szene in dem Hauſe ſtand ihm lebhaft vor Augen, aber die alte, gutmütige Dame wollte er begrüßen. Vor Elsbeth hatte er ſich nur ſehr förmlich verneigt, und ſie beſaß für derartige Sinnesänderungen einen untrüglichen Inſtinkt — fortan hatte das Pfarrhaus keinerlei Zauber mehr für ſie. Sie las viel, langweilte ſich aber doch und ſchaute nach Unterhaltung aus. Da war's gut, daß gerade in dieſen Tagen der junge Doktor Ellfeldt Beſuche zu machen begann, und nachdem er im Pfarrhauſe geweſen und bei einer Flaſche Rheinwein ein Stündchen mit dem Pfarrherrn verplaudert hatte, hinüberging ins Nachbarhaus, den Damen ſeine Aufwartung zu machen. Er blieb nun endgültig hier. Unter den letzten Opfern der Cholera war auch der alte Sanitätsrat, deſſen Praxis er übernahm. Das erzählte er, aber ſein leichter Sinn ließ ihn nicht lange dabei verweilen, zumal er bemerkte, daß auch den Damen ein anderes Thema erwünſcht ſei. So ſprach er denn lebhaft und heiter von anderen Dingen und fand zu ſeiner Überraſchung an Fräulein Elsbeth eine ebenbürtige Partnerin. Die wenigen Male, die er ſie vordem im Schulhauſe geſehen, war ſie ſtill und ernſt geweſen, jetzt war er erſtaunt, eine redegewandte und in allen Künſten der Geſelligkeit wohlerfahrene junge Dame in ihr zu finden. Und da ſein Herz noch wund war von einem ſchmerzlichen Erlebnis der letzten Zeit, beſchloß er, ſich hier darüber tröſten zu laſſen.

Der Paſtor, der den jungen Arzt zufällig wieder aus dem Nachbarhauſe kommen ſah, wunderte ſich über deſſen langes Verweilen, noch mehr, als er den Wagen desſelben in den nächſten Monaten immer öfter und öfter vor dem Hauſe drüben halten ſah. Er wußte nicht, was er davon denken ſollte — war er doch Zeuge geweſen von der unermüdlichen Verehrung, die der Doktor Dorothee gewidmet und die ſie hingenommen als etwas Selbſtverſtändliches. Hatte er ihn nicht noch am letzten Abend ihres Hierſeins ins Schulhaus treten ſehen — was bedeutete dies nun? Er war zurückgetreten vor der, wie er glaubte, begünſtigten Neigung, er hatte ſich ſelbſt den letzten Wunſch, ſie vor ihrer Abreiſe noch einmal zu ſehen, verſagt, und nun ſchien der Mann, in deſſen Beſitz er ihr Wort glaubte, gar nicht mehr an ſie zu denken und widmete einer anderen dieſelbe Aufmerkſamkeit, die er vordem Dorothee zugewendet hatte. Er wußte nicht mehr, was er denken ſollte, mehr als je fühlte er die unterdrückte Neigung erwachen und empfand qualvoll die Ohnmacht, ſich davon zu befreien.

Die Monate gingen, und Weihnachten nahte heran. Der erſte Schnee war gefallen und wieder vergangen, graue düſtere Frühwintertage ſchlichen langſam vorüber. Der junge Pfarrherr war in der Stadt geweſen, da raunten ſich die Leute Seltſames zu. Doktor Ellfeldt gehe auf Freiersfüßen, und ein Korb werde ihm ſchwerlich zu teil werden, denn Fräulein von Kannewitz beſuche ihre Bekannten in der Stadt fleißig wie nie und ſei überall da zu finden, wo der lange Doktor auftauche. Und daß ſie ihm ſehr verändert und ein gut Teil lebensluſtiger erſchienen, konnte er aus eigner Erfahrung beſtätigen, als er einmal auf ein Stündchen ihre Mutter beſuchte. Das alles gab ihm zu denken.

Die Löſung dieſer Rätſel fand er am Neujahrsmorgen auf ſeinem Tiſche in einer goldumrandeten Verlobungsanzeige, in welcher Frau von Kannewitz „die Verlobung ihrer einzigen Tochter Elsbeth mit dem praktiſchen Arzt, Herrn Dr. med. Bernhard Ellfeldt“ — anzeigte.

Er ſchüttelte den Kopf und ſchritt nachdenklich im Zimmer auf und nieder, allerlei verworrene Gedanken zogen durch ſeinen Sinn — manchmal wollte ihn ein großes Freudengefühl überkommen. Nachmittag ging er ins Schulhaus.

Der Lehrer war glücklicherweiſe allein im Zimmer.

„Ich möchte Ihnen ein paar Fragen vorlegen,“ begann der Paſtor.

Der andere verneigte ſich.

„Was ſagen Sie hierzu?“ Er hielt ihm die offene Verlobungsanzeige entgegen.

„Es iſt ein erfreuliches Ereignis.“

Aber das war's nicht, was der junge Pfarrherr wiſſen wollte. „Hat ſich Doktor Ellfeldt nicht früher um ihre Schweſter beworben?“ ſagte er mit möglichſter Ruhe.

Die beiden Männer ſahen ſich ernſt und verſtändnisvoll in die Augen.

„Ja, das hat er, aber — Sie werden keinen Gebrauch davon machen — Dorothee hat ihn abgewieſen.“

„Wann?“

„Am Tage vor ihrer Abreiſe.“

„Aus welchem Grunde?“

Das ernſte Geſicht des Lehrers verzog ſich bei dieſem ſonderbaren Examen zu leiſem Lächeln. „Vermutlich, weil ihr ein anderer beſſer gefiel,“ ſagte er.

„Haben Sie darüber irgend welche Vermutung?“ fragte der Paſtor jetzt mit hörbarer Aufregung. „Befindet ſich dieſer andere an Fräulein Dorothees Wohnort?“

„Ich weiß es nicht, doch glaube ich kaum. Meine Tante ſchreibt in jedem Briefe, Dorothee ſei verändert, obwohl ſie es nicht ausſpreche, leide ſie doch am Heimweh nach Rolfshagen.“

Eine lange Pauſe entſtand. Dann ſagte der Paſtor: „Wollen Sie mir die genaue Adreſſe Ihrer Schweſter geben?“

„Gern!“ Wegner riß ein Blatt aus ſeinem Notizbuch und ſchrieb ein paar Worte darauf, Martin Erhard griff haſtig danach, dann reichte er dem Lehrer mit ernſtem Blick die Hand. „Ich danke Ihnen.“

„Keine Urſache.“

Sie ſchüttelten ſich feſt die Hände, dann ging der Paſtor mit großen Schritten ſeinem Hauſe zu. Lächelnd ſah ihm der Lehrer nach.

Ein paar Tage ſpäter war zur Verwunderung der Rolfshäger der Paſtor verreiſt. „Zu ſeiner Mutter“ hieß es. Das hatte auch ſeine Richtigkeit, nur daß da die Raſt kurz geweſen und er nach kurzem Aufenthalt weiter gereiſt war, ſüdwärts, der Univerſitätsſtadt zu, in der Dorothees Heim ſich befand.

An einem grauen nebeligen Januarmorgen, der ſich gar nicht aus dem nächtlichen Dunkel losringen zu können ſchien, langte er in X. an. Die fremde Stadt, die ſein Fuß noch nie betreten, heimelte ihn ſonderbar an, die breiten Straßen, die ſchönen Plätze, alles ſchien ihm bekannt, weil er ſich eine kleine Geſtalt darauf wandelnd dachte, die ihm auch das Fremdeſte lieb und vertraut erſcheinen ließ. Hier wohnte ſie — jede Biegung der Straße konnte ſie ihm zuführen, bisweilen ſchrak er förmlich zuſammen, wenn er einer zierlichen Figur auf flinken Füßchen anſichtig wurde. Der ernſte Mann befand ſich heute in gewaltiger, mühſam beherrſchter Aufregung, er ſah nichts von den prächtigen öffentlichen Gebäuden, er dachte nur an das kleine Haus in der Gartenſtraße, das er gleich nach ſeiner Ankunft aufgeſucht hatte. Er ſchaute unter all den haſtenden, drängenden Menſchen nur nach einem kleinen blondhaarigen Mädchen aus; das Geräuſch der Großſtadt flutete ungehört an ſeinem Ohr vorüber, da dasſelbe ſich nur nach einer Stimme ſehnte, die mit hellem Klang ſagen würde: „Guten Tag, Herr Paſtor!“ So wie heute war ihm noch nie im Leben zu Mute geweſen, nicht einmal vor dem Examen — er kannte ſich ſelbſt und ſeine ſchwerfällige Natur nicht wieder.

Am Nachmittag ging er hinaus nach dem kleinen Hauſe, und ſelten iſt ihm ein Weg ſchwerer vorgekommen. Ein freundliches Hausmädchen öffnete auf ſein Klingeln. Die Damen ſeien leider nicht zu Hauſe, gab es auf Befragen an. Da ließ er ſeine Karte zurück mit dem Bemerken, er werde ſich morgen nochmals die Ehre geben und ſtieg die Treppe hinunter mit einem Gefühl der Erleichterung, deſſen er ſich faſt ſchämte.

Planlos ging er durch die Straßen, von einer zur anderen, im Menſchengewühl, über ſtille Plätze und durch Alleen, die, ihres Sommerſchmuckes beraubt, jetzt leer und verlaſſen lagen. Die Luft war feucht und nebelig, der Himmel grau verhangen, er ſah aus, als wiſſe er noch nicht genau, ob er es wirklich regnen laſſen oder nur damit drohen ſolle. Als der dunkle Tag in ein frühes Zwielicht hinüberging, bog Martin in eine menſchenleere Promenade ein, die ſich um die innere Stadt zog und wandelte den breiten Kiesweg entlang, auf dem naſſe gelbe Blätter verſtreut lagen — Winterſchwermut, wohin er ſah.

Da kam in der Tiefe der Allee eilfertig ein Menſchenkind daher, eine kleine Geſtalt, bei deren Anblick ihm das Blut in jähem Ruck zum Herzen ſtrömte. Das war ſie, unter Tauſenden hätte er ſie erkannt an der leichten Anmut ihres Ganges.

Sie ſah ihn noch nicht, ihr Kopf war ſeitwärts gewandt, ungeſtört konnte er ihr liebliches Bild betrachten. Ja, ſie war verändert — er nahm es deutlich wahr, als ſie auf ihn zuſchritt in der knappen, dunkeln Tuchjacke, auf dem krauſen blonden Haar ein braunes Pelzmützchen. Größer war ſie geworden und ſchlanker, ihre Geſtalt hatte ſich geſtreckt und das holde Geſichtchen trug einen neuen klaren, durchgeiſtigten Ausdruck. Da — unfern von ihm — wandte ſie den Kopf, ihre Augen — die geliebten ſchwarzbraunen Augen — thaten ſich weit und weiter auf, dunkle Glut überſtrömte das Geſichtchen, dann wurde es ganz blaß.

„Guten Tag, Fräulein Dorothee!“

Langſam, ſcheu, zog ſie die Hand aus dem braunen Muff und ſtreckte ſie ihm entgegen, und, während er ſie ergriff und mit feſtem Druck in der ſeinen hielt, ſagte ihr Mund jene Worte, nach deren Klang er ſich ſo geſehnt:

„Guten Tag, Herr Paſtor.“

Er lachte in ſich hinein. „Sind Sie denn gar nicht überraſcht, mich hier zu ſehen?“

„Doch,“ ſagte ſie ernſthaft. „Was führt Sie denn hierher?“

„Geſchäfte,“ ſagte er leichthin, während ſie den Kopf ſenkte.

„Ich war bereits bei Ihnen, Fräulein Dorothee,“ fuhr er fort, „traf Sie aber nicht zu Hauſe, Ihre Frau Tante auch nicht.“

„Tante wollte einen Beſuch machen, ich hatte Beſorgungen —“

„Sind dieſelben abgewickelt?“

„Ja.“

„Dann geſtatten Sie mir, daß ich Sie nach Hauſe begleite,“ ſagte er. Sie ſah unſicher zu ihm auf, ſagte aber nichts. Stumm ſchritten ſie durch den heraufdämmernden Abend, Dorothees Lippen zuckten in verhaltener Aufregung, und ihre Wimpern waren tief geſenkt. Aber auch in dem Manne an ihrer Seite wuchs die Erregung und zugleich das ſehnliche Verlangen, ſich die Geliebte zu gewinnen — weit und breit war kein Menſch zu ſehen — er bezwang es nicht länger.

„Fräulein Dorothee,“ frug er plötzlich, „warum haben Sie Doktor Ellfeldts Antrag abgewieſen?“

„Wer hat Ihnen denn das geſagt,“ ſtammelte ſie, während eine helle Röte über ihr holdes Antlitz flammte.

„Ihr Bruder, Dorothee, und er hat mir noch mehr geſagt — nein, nicht geſagt, auf meine Bitte mir nur angedeutet.“ Er blieb ſtehen. „Dorothee — Sie können ja nicht lügen: iſt es wahr, daß Sie an Heimweh nach Rolfshagen leiden, daß Sie gern dahin zurückkehren würden?“

Sie ſtand regungslos, er faßte ihre kleinen zitternden Hände, und, während ein leiſes Beben auch über ihn kam, ſagte er raſch und leiſe: „Werden Sie meine Frau, Dorothee, ich liebe Sie mehr als mein Leben.“

Da löſten ſich zwei ſchwere, funkelnde Thränen von ihren Wimpern, es wuchs in ſeiner Seele rieſengroß empor, er legte den Arm um ſie, zog ihren blonden Kopf an ſeine Bruſt, und mehr ſein Herz als ſein Ohr vernahm ihr leiſes: „Ja.“

Die Oſterglocken waren eben verklungen, da holte ſich Paſtor Erhard ſeine junge Frau. Ein feuchter Frühlingsabend war's, als ſie ihrem Heim entgegenfuhren, fern am Horizonte ſtieg aus nebeligem Dunſt blutrot der Mond auf. Über den Wieſen braute der Nebel, aus den friſchbeackerten Feldern zog kräftiger Erdgeruch — träumend zwitſcherte ein Vogel. Die Hufe ſchlugen taktmäßig die weiße Chauſſee, und Jochen knallte vergnügt mit der Peitſche — er war ſich ſeiner heutigen Miſſion voll bewußt und feſt überzeugt, daß ein ſtattlicheres und ſchöneres Fuhrwerk auf keiner deutſchen Landſtraße dahinrolle, ſowohl was die Inſaſſen als auch die Pferde anbelange — die Beſcheidenheit verbot ein gleich günſtiges Urteil über den Kutſcher. Über das ganze breite Geſicht glänzend hatte er am Bahnhof gehalten und feierlichſt ſeinen Spruch geſagt, als ſeine Herrſchaft herangetreten:

„N abend ok, Herr Paſtor und Fru Paſtern un ſchön willkamm to Hus!“

Da hatte ihn die junge Frau vergnüglich angelacht, ihm die braune Hand mit ihren feinen Fingern kräftig geſchüttelt und freundlich geſagt: „Schön Dank ok, Jochen!“ Der aber hatte das rechte Auge zugekniffen und dem Herrn Paſtor über ihre Schulter hinweg aus dem linken einen ſchlauen Blick zugeworfen, der ungefähr hieß: „Die Sache“ — das Heiraten nämlich — „haſt du gut gemacht!“

Über der Thür des Pfarrhauſes hing eine Guirlande und darunter der Spruch: Gott ſegne deinen Eingang! Unter ihm hinweg ſchaute alle fünf Minuten Frau Gertruds Geſicht die Dorfſtraße hinunter; enttäuſcht ſchlüpfte ſie wieder in die feſtlich geputzten erleuchteten Zimmer. „Noch nichts zu ſehen, Robert.“

Aber noch jemand harrte mit ängſtlicher Spannung der Kommenden. Das war die alte Mine, feſtlich angethan im Kirchenkleid mit weißer Schürze und weißer lilabebänderter Haube, in den Händen ein zierliches Körbchen haltend; darin lagen zwiſchen Veilchen wohlgeordnet die Schlüſſel des Hauſes — heute wollte ſie dieſelben zugleich mit ihrem Amt in die Hände der jungen Herrin niederlegen. Die alte Mine war verändert ſeit ihrer Krankheit, ihr ſtürmiſches Temperament hatte ſich geſänftigt — ſie war ein gut Teil zahmer geworden. Es mochte auch etwas Beſchämung mit unterlaufen, daß gerade die, gegen welche ſie ihre Pläne gerichtet, der ſie mit offener Feindſeligkeit begegnet, in großmütigem Vergeſſen derſelben ihre liebreiche Pflegerin ward. Seitdem war ſie anderen Sinnes geworden. Außerdem verſtand die alte Mine mit Thatſachen zu rechnen — die „Scholmeiſterdochter“ war jetzt „ihre“ Frau Paſtorin und damit war ſie nach ihrer — der alten Mine — Anſicht, ein ganz anderes Menſchenkind geworden.

Währenddeſſen fuhr mit einer großartig eleganten Wendung, wie Jochen meinte, der Wagen ins Dorf. Es war keinerlei Empfang, aber aus allen Hausthüren traten die Leute und grüßten mit hellem freudigem Blick, und die kleine Frau Paſtorin wußte gar nicht, wohin ſie ſich wenden ſollte, um all ihre lächelnden, herzlichen Grüße auszuteilen. „Sie haben mich alle gern,“ ſagte ſie ſtolz, und die Leute blickten dem Wagen nach und meinten: „Mit de warden wi uns woll verdragen.“

Der Wagen hielt vor dem Pfarrhauſe, Bruder und Schwägerin nahmen ſie in Empfang. Vor der bekränzten Thür zögerte der Paſtor einen Augenblick; er faßte die Hand ſeiner jungen Frau. „Gott ſegne deinen Eingang,“ ſagte er innig.

Da verdunkelten jähe Thränen — Thränen des Glückes — ihre lachenden Augen. „Er ſegne ihn dir,“ flüſterte ſie.

Die alte Mine aber, die jetzt mit ihrem Körbchen herantrat und vor Rührung von der ganzen feierlichen Rede, die ſie ſich mühſam ausgedacht, kein Wort hervorbringen konnte, nahm ſie ohne Umſtände um den Hals und küßte ſie herzlich in das runzlige Antlitz. Mit dieſem einen Kuß hatte ſie deren Herz für alle Zeiten gewonnen. „Wir ſind geſchworene Freunde,“ pflegte Dorothee ſpäter immer zu ſagen, der Paſtor aber meinte dann bedenklich: die Allianz ſei ihm eigentlich zu ſtark, er komme im Hauſe gar nicht mehr dagegen auf.

Am ſpäten Abend, als ſie allein waren, ſtanden ſie beide am offenen Fenſter, eng aneinander gelehnt, und blickten feuchten Auges in die helle Mondnacht hinaus, die ihnen die kleinen Häuſer, die verlaſſene Dorfſtraße, das dunkle Gemäuer der Kirche mit dem plumpen Turm darüber und den noch kahlen Linden ringsum deutlich wie am Tage zeigte.

„Martin,“ begann die junge Frau und drückte den Kopf feſter an ſeine Schulter, „du haſt mir ja nun geſagt, welche Bedenken dich erſt zurückgehalten, mich zu dir zu holen — haſt du denn nun wirklich ein wenig Zutrauen zu mir, daß ich eine Pfarrfrau nach deinem Sinne werde?“

„Ja, Liebling, das glaube ich ſicher.“

„O Martin,“ ſie hob den Kopf und blickte mit rührender Zaghaftigkeit in ſein Geſicht, „ich weiß wohl, wieviel mir noch fehlt, aber die ſchöne Aufgabe, die Gott mir geſchickt, erkenne ich wohl, ich werde lernen, du wirſt mich leiten, und ich will mir auch alle Mühe geben.“

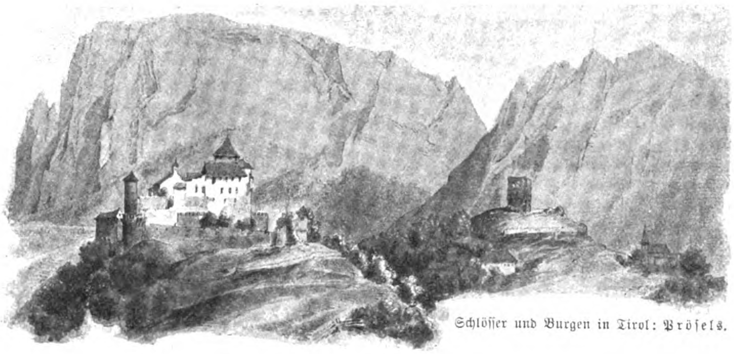
Da rauſchte es wie Engelsflügel durch ſeine Seele, er faßte ihre leichte Geſtalt, drückte ſie feſt in die Arme und in ausbrechendem Jubel rief er: „Das weiß ich, das glaube ich, und Gott der Herr ſelbſt hat dich mir zugeführt, du wahre — du echte — du rechte Pfarrfrau!“

## Schlöſſer und Burgen in Tirol.

Wort und Bild von Paul Clemen.

II.

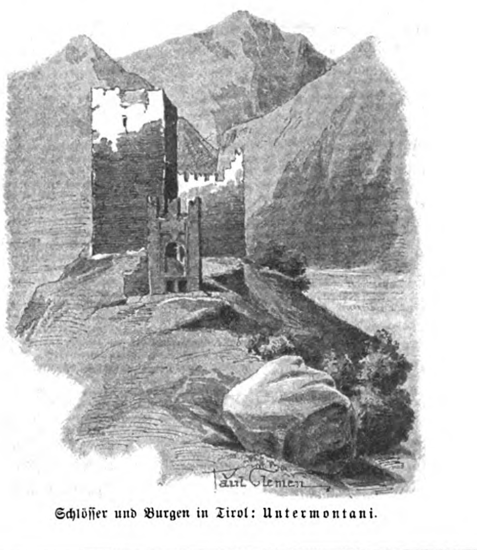
(Abdruck verboten.)



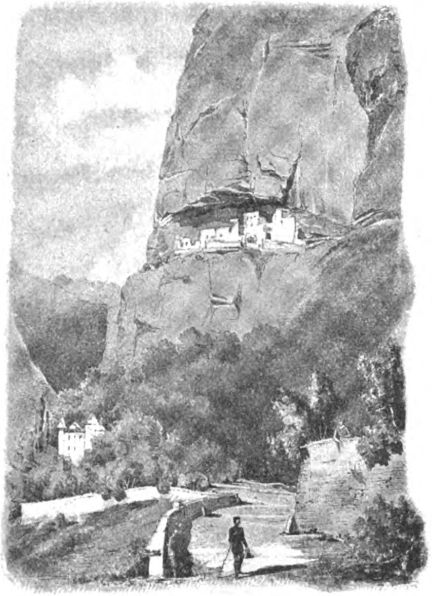
Schlöſſer und Burgen in Tirol: Pröſels.

Der verrufenſte Weg von allen deutſchen Landen zog ſich dereinſt von Botzen aus durchs enggeſchnittene Thal des Eiſack nach dem Brenner hinauf, der Kuntersweg, ein mühſam errichteter, holpriger Knüppeldamm, den im Jahre 1314 ein Botzener Bürger, Heinrich Kunterer, dem Felſen abgezwungen hatte: die welſchen Kaufleute, die von ihren Faktoreien in Botzen die ſchwerbeladenen aſthmatiſchen Saumtiere dem Norden zutrieben, und denen das Ringelrennen und Drachenſtechen auf dem Muſterplatze der ſüdtiroliſchen Hauptſtadt in den Gliedern lag, klagten und jammerten über den elendigen Pfad noch, wenn ſie in Augsburg und Nürnberg ihre Waren auskramten. Den Wandersmann aber, der dem hochwogenden, grünſchillernden Eiſack entgegen, zwiſchen den ungeheuren grauen Felſenmauern auf dem Kunterswege nordwärts gewallfahrtet iſt, belohnt für die überſtandenen Mühen ein Anblick voll berauſchender Schönheit, wie er ſich kaum wieder findet in Tirols Alpenpäſſen: die Felskuliſſen ſchieben ſich auseinander, ein Strom von Licht flutet in den gähnenden Spalt — vor uns liegt der Thalkeſſel von Waidbruck mit ſeinen ſanft anſteigenden Höhen, von Rebengeländen umgürtet und mit Tannengrün bekrönt, allenthalben beſät mit Einzelhöfen, deren weißliche Mauermaſſen in der Sonne hell aufblinken. Zur Rechten öffnet ſich das Grödener Thal, daraus der Planbach, der Dürſing, wie er in der Sprache der Leute von Gardeina heißt, in wilden Purzelbäumen herausſpringt und ſich in übermütiger Freude über die endliche Erlöſung aus dem felsengen Bette in keckem Jugendmute lautauftoſend in den Eiſack hinabſtürzt. Hochgewachſene Kaſtanien ſchützen den Eingang des Thales. Unten an den Ufern des Eiſack noch phantaſtiſch-ſüdliche Baumgruppen, verwachſene Pinien, wie große Schwämme auf morſche Quirle geſpießt, und ragende Cypreſſen — weiter oben, auf dem klaſſiſchen Boden von Tirol, tritt wieder die nordiſche Vegetation in ihre Rechte ein. Über einer verwitterten Felſenkluft, die ſich oſtwärts in den Berg verläuft, erhebt ſich auf der Höhe ein prächtiges Durcheinander von ſtumpfen Türmen, rötlichen Mauermaſſen mit kleinen Fenſtern, kühngeſpannten Bogengängen und offenen Lauben, über ſchimmernden Porphyrwänden: es iſt Schloß Pröſels. Die Burg ſteht leer, ſeit der letzte Beſitzer, ein bekannter Münchener Heraldiker, geſtorben; unter der Marmortreppe wohnt mit ſeinem Geſpons als Schaffner nur der Schuhflicker des kleinen Nachbardorfes. Die Fresken im Schloßhofe ſind verblichen, Decke und Boden des großen Ritterſaales durchgebrochen, die Kapelle, die auf der Terraſſe errichtet iſt, dient als Geräteſchuppen. Ein dunkelgrüner Mantel umzieht die nackten Schultern des Bergrieſen; hinter dem Schloß, auf dem Bruderhügel, noch ein einſamer verfallener Turm mit mächtigen Eckquadern — er dient den Dörflern hin und wieder als Steinbruch. Am Fuße im Grün verſteckt ruhen niedrige Schindelhäuſer mit der kleinen Kirche.

Über der Burg ſteigen jäh aus dem Wieſengrund die ſenkrechten Wände des Schlern auf, die als Wahrzeichen die Gegend beherrſchen. Der Schlern iſt der ſeltſamſte Geſelle in der ganzen Dolomitenwelt. Steht man auf den ragenden Kuppen der Botzener Höhen, ſo erſcheint der Berg wie eine



Schlöſſer und Burgen in Tirol: Untermontani.



Schlöſſer und Burgen in Tirol: Kron-Metz.

einzige, lang hingeſtreckte Felſenwand, mit gelbgrünem Polſter bezogen, darauf ſich die Wolken herumflegeln, nur zur Linken zwei kahle Felszinken in die Lüfte ſendend. Lewald vergleicht ihn einem ruhenden Rieſenwalfiſch, von Urzeiten her in ſeinem Felsbette liegend, der zwei gewaltige, turmhohe Waſſerſtrahlen emporbläſt: man könnte ebenſowohl einen verſteinerten, vorſündflutlichen Saurier darin ſehen, mit zwei ragenden Hörnern über der geſenkten Schnauze. Klettert einer aber vom Etſchthale zu der Höhe von Pröſels empor, ſo zeigen ſich in der Felsmauer Schrunde und Klüfte, und endlich ſpaltet ſich die ganze Maſſe in drei wildzerriſſene, kühn aufgebaute, kahle Wände, die ſich hintereinander ſchieben, umgeben von ragenden Hörnern und himmelan ſtarrenden Felſen, ein zu Stein gewordenes emporzüngelndes Flammenmeer. Die Ränder der Schluchten ſind mit ſpitzen Zacken beſetzt, die wie Raubtierzähne emporſtarren, hier und da hängen noch an den ſchwarzbraunen Schrofen einzelne verlorene Schneefäden, und weißliche Nebel ſchwirren gleich ſturmzerſetzten Schleiern um die Riſſe. Und zur Rechten das Schlern über den grünen Vorbergen hin, dehnt ſich ein ganzes Heer abenteuerlicher Zinnen von ſo verwünſchten Formen, daß man zunächſt an eine Fata Morgana glauben möchte, Felsſpalten bis an den Fuß des Berges, zerſplitterte Wände, überhängende Spitzen, kreuzſchnäbelig geſtellte Zungen — man kann aber auch Bleiſtifte, Regenſchirme, Gänſefedern, Haarkämme, Pickelhauben darin erblicken. Das ſind die Wände des Roſengartens.

An den halbgeborſtenen Steintürmen vermag die Vegetation nicht zu haften, das graue Geröll, das von den ſteilen Felsnadeln niederrieſelt, die Steinklötze, die der Sturm von dem ſchimmernden Dolomitenhaupte herabwälzt, zermalmen alljährlich die emporkeimenden Pflanzen. Ein Fluch ruht auf der himmelhohen Schlernmauer.

Wenn die Morgennebel aufſteigen und im Thal die blauen Schatten allmählich verſickern, dann entzünden die erſten Sonnenſtrahlen die Feuer am Roſengarten und Schlern, und die zackige Wand beginnt rot aufzuglühen wie ein rieſiger, orientaliſcher Lichtſchirm, mit grellen Purpurblumen bemalt, die Gletſcher der nahen Marmolada ſchimmern roſenrot wie verſchämte Mädchenwangen. Durch die Kaſtanien am Berghang fährt ein leiſer Lufthauch wie ein enteilender Gedanke, im Thale iſt der Nachtwind entſchlafen. Überetſch liegt noch in gedämpftem Halblicht, die Wände der Mendola haben eine krankhafte und leidende Farbe; blaß, grünlich, wie Leichen von ungeſchlachten, verſteinerten Meertieren blicken die Berge. Aber dann tauchen über den ſteinbedeckten Anhöhen zwei rotbeleuchtete Kofel auf, wie zwei tiefglühende Augen, und tauſchen die Morgengrüße mit den ſchimmernden Gletſchermaſſen der Marmolada, dem Silberſcheitel des ehrwürdigen Patriarchen der Dolomiten, der wie ein gefrorener Katarakt nach dem Thale herabhängt. Einem erſtarrten Polypen vergleicht ihn Karl Bleibtreu, Waſhington Irving einem gepanzerten Rieſenhandſchuh. Und Alfred de Muſſet begrüßt in tönenden Verſen das Felsland Tirol als die Götterjungfrau, die den weißen Hermelin um die nackten Schultern geſchlungen hat. Der Himmelstochter Morgenröte ſelbſt aber hat keiner ſo begeiſterte Lobgedichte angeſtimmt, wie in den Begrüßungen der Savitar entſproſſenen Uſhas Kakſhivant und Vaſiſhtha, die Sänger der Rigveda.

Von Schloß Pröſels bis zur Seiſer Alp, bei den Hunderten von Pillern und Heuſtadeln, klingt ſchon das gellende Morgenjodeln der Mäher. In toſendem, bachantiſchen Jubel wird die Heumahd gefeiert, hochgeſchürzte, barbeinige Dirnen, das ſchwarze Haar in roten Kopftüchern hoch aufgebunden, ſpringen um die Schwaigen und laufen ſchreiend davon, wenn ſich ein neugieriges Mannsbild in die Nähe verirrt — Djella kesch signur foluschtier, ſeht doch den fremden Herrn! — klingt es in den weichen, einſchmeichelnden Lauten von Gardeina herüber. Das ſind die herzſtählenden Freuden der Heumahd, wie ſie Roſegger im Eggi vom Dotterhaſchhof geſchildert. Die breite Niederung des Trentino geleitet die Etſch nach Süden, der Mittelpunkt von Wälſchtirol, ſoweit der Dunſtkreis der beiden Städte reicht, die das Centrum des politiſchen, geiſtigen, wirtſchaftlichen Lebens dieſes äußerſten Zipfels des deutſchen Alpenlandes bilden, Trients und Roveredos. Salurn iſt der letzte Ort im deutſchen Sprachgebiet. Die Etſchburgen ziehen ſich mehr und mehr von den niedrigen Vorbergen auf die Höhen zurück, nur die großen Hofburgen, ſchon durch ihre wirtſchaftlichen Bedürfniſſe gezwungen, ſuchen die Nähe des Dorfes, der Heerſtraße, des Fluſſes. Faſt überall, wo der Strom ein Knie macht, winkt von einer ſchwer erſteigbaren Felsnadel ein einſamer Wartturm. Nur ein niedriges, ſchmalſchultriges Gebäude mit kleinen Fenſterſpalten lehnt ſich daran. Es iſt dies der einfachſte Grundtypus der Etſchburgen, wie ihn ſchon Schloß Untermontani zeigt. Wenige Schritte vor dem Bergfried iſt hier noch ein hoher Thorbau errichtet, mit Zinnenbekrönung — die hölzerne Brücke, die über den tiefen Felsſpalt davor führte, iſt längſt verfault und in den Abgrund geſtürzt. Reicher iſt der Thorbau der Hofburgen der großen Tiroler Geſchlechter in Überetſch und bei Trient. Dem großen Thorturm reihen ſich hier zur Rechten und zur Linken meiſt zwei Seitentürme an, alle drei mit einer rund herumlaufenden Reihe von Maſchicoulis, von Pechnaſen beſetzt, darüber das flache, wenig vorgekragte Dach. Schon Tarantsberg vermag ein Bild dieſes Verteidigungsbaues zu geben.

Der Charakter der Berglinien wird mehr und mehr ein ſüdlicher. Die feinen, mannigfaltig geſchwungenen Umriſſe erinnern an die langgeſtreckten Züge der umbriſchen Apeninnen, an Stelle des durch edle Einfachheit Überwältigenden und Erhabenen tritt ſchöne Mannigfaltigkeit und Anmut, ein Unterſchied wie zwiſchen der Kraft der deutſchen Sprache und der dolcezza des italieniſchen Lautes. Nur vom Ufer der Etſch ſelbſt aus ſieht man wenig von den feingezogenen Höhenlinien, noch hemmen die Vorberge den Blick. Aber ſteiler und kahler werden die nahen Felsmauern, die das weitgedehnte Strombett einſchließen; die ſanft anſteigenden Höhen, die noch bei Kaltern und Neumarkt das Auge allmählich auf die ungeheuren Maſſen vorbereiteten, fallen weg, mit ihrem Gürtel von Weingeländen und ſmaragdgrünen Wieſen: ſenkrecht ſteigen aus den Schutt- und Geröllmaſſen die Steinwände auf, geſpalten und durchfurcht, über den narbigen, rötlich ſchimmernden Porphyrmaſſen ein ſchmales Hochplateau mit dürftigem Knieholz und ebenſoviel Blöcken als Grashalmen — im Hintergrunde, nordwärts aber tauchen wieder ragende Hörner und rieſenhafte Steinburgen auf, mißgeſtaltete und verzerrte Ungetüme, plumpe, zugeknöpfte, dickköpfige Geſellen, die aus der Ferne herüberglotzen und dämoniſch in das Thal hinabgrinſen.

Die ſtehen unerſchütterlich
Auf feſtem Grunde da,
Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera —

ſingt Scheffel in einem bisher unedierten Gedichte. Zwiſchen den geborſtenen Zinnen aber, durch den Runſt eines Baches hier und da durchbrochen, zieht ſich ein fruchtbares, reiches Gefilde nach Süden hin, das breite Silberband des Stromes umrahmend, mit Kaſtanienwäldern und Cypreſſenhainen, mit gelbgrünen Weingärten und goldſchimmernden Maisfeldern, mit Pfirſichbäumen und großblätterigen Feigenſträuchen.

Der Rocchettapaß zweigt ſich zur Rechten ab, ein tiefer Einſchnitt, durch den der Noce in die Etſch hinabeilt, nach dem Thalende zu, zum engen Felſenpaß ſich zuſammenſchließend. Ein altes Römerkaſtell mit verlaſſenem Turm erſcheint auf einer vorgeſchobenen Felsnadel — ein graues Nebelmeer wogt in dem Paſſe, wie einſame Inſeln tauchen darüber auf die ſchneegekrönten Scheitel der Berge vom Val di Non. Über dem kleinen Flecken Mezzotedesco aber werden in einer rieſigen Höhle, zu der ſich ein Spalt in der gewaltigen, jäh abſtürzenden Wand erweitert, die Trümmer der alten Veſte Kron-Metz ſichtbar. Auf verwegenem Felsſteige nur erklimmt man das Stammſchloß der Grafen von Firmian, das hier den Eingang zum Nonsberge beherrſcht. Ein Dach erſcheint überflüſſig, der überhängende Fels ſelbſt ſchützt die Burg. Jetzt haben die gräflichen Herren am Fuße der Wand ſich ein kleines Schlößchen erbaut, und der Zugang zur Stammburg iſt verfallen. Nur die Wolken, die der Sturm aus dem Val di Non hervortreibt, halten noch in den Riſſen der Felsmauer Raſt. Fröſtelnd im Morgenwinde wie verſchlafene Bajaderen ſtehen die Berge, ein friſcher Windſtoß fährt von der Höhe durch das Thal, Monte Foſſior und Paganello werfen die grauen Nachtkapuzen ab, die langſam zum Thale hinabgleiten, und in ſeiner nackten Schönheit erſcheint über der Thalenge das Schneehaupt der Forcula.

## Das Beſte in der Welt.

Von Robert Koenig. (Abdruck verboten.)

Der ſchottiſche Naturforſcher Henry Drummond (Profeſſor der Naturwiſſenſchaften am Free Church Kollege in Glasgow) hat die Gewohnheit, am Sonntag Abend vor einer hauptſächlich aus Arbeitern beſtehenden Zuhörerſchaft populäre Vorträge über religiöſe Fragen zu halten. Aus einer Reihe ſolcher Vorträge iſt das auch bei uns viel geleſene merkwürdige Buch: „Das Naturgeſetz in der Geiſteswelt“ entſtanden (vgl. den Aufſatz Profeſſor Zöcklers über dieſes Buch im XXIII. Jahrgang S. 605 f.). Aber auch vor anderen Kreiſen verſteht er über die höchſten Dinge in einfacher und dabei tief anregender Weiſe zu reden. Als er vor einigen Jahren Amerika bereiſte, forderte ihn der bekannte Evangeliſt, Herr Moody, auf, an eine von ihm veranſtaltete Verſammlung von Studenten aller Fakultäten eine Anſprache zu richten. Er wählte das dreizehnte Kapitel des erſten Korintherbriefes zu ſeinem Texte, und ſein Thema lautete: „Das Beſte in der Welt.“ Welch ein verbrauchter Gegenſtand! wird mancher ausrufen. Wie iſt es möglich, darüber etwas Neues zu ſagen? Und doch zündete die Anſprache nicht nur in der nach Tauſenden zählenden Zuhörerſchaft, ſondern wurde ſofort ohne des Redners Wiſſen und anonym gedruckt und in mehrere fremde Sprachen überſetzt. Als ſodann der Verfaſſer im vorigen Herbſt auf das Verlangen ſeiner Freunde die ſtenographiſche Niederſchrift des Vortrages ſelbſt durchſah und denſelben in zuverläſſiger Redaktion neu drucken ließ, wurden im Verlauf von wenigen Monaten 180 000 Exemplare verkauft, obwohl auch dieſe Ausgabe ohne Hinzufügung des Autornamens herauskam. Seit kurzem liegt die Rede des ſchottiſchen Gelehrten auch in deutſcher Sprache vor (Das Beſte in der Welt. Von Henry Drummond. Deutſche autoriſierte Ausgabe. (Pr. M. 1) Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klaſing.) Welchen Eindruck wird ſie bei uns machen?

Ein hochbetagter würdiger Freund, deſſen Urteil ſich mir ſtets als zuverläſſig bewährt, äußerte ſich über dieſen Vortrag dahin, daß derſelbe „ihm reichen Segen gewährt, daß er ihn mindeſtens ein Dutzend Mal geleſen habe und immer mit demſelben Eindrucke.“ Ich hatte bereits vor Monaten von dem Original einen ähnlichen nachhaltigen Eindruck erhalten; mit erneutem Gewinn las ich nun auch die recht gewandte Überſetzung und kann allen Leſern des Daheim nur raten, unſerm Beiſpiel zu folgen.

Unmöglich, durch eine Analyſe der Anſprache zu zeigen, worin ihre Anziehungskraft und Wirkung liegt. Vielleicht darin, daß ein Naturforſcher über das wichtige Thema zu uns in ſeiner Sprache ſpricht. Höchſt anregend wirkt es z. B. jedenfalls, wenn er anläßlich des „Inhaltes der Liebe“ ſagt:

„Paulus zeigt uns auf überraſchende Weiſe, worin die Liebe beſteht, daß ſie wie das Licht ein zuſammengeſetztes Ding iſt. Wir wiſſen, daß ein Glasprisma den Lichtſtrahl auffängt und in die in ihm enthaltenen Farben zerlegt, rot und blau und gelb und violett, alle Farben des Regenbogens. Hier ſchauen wir ein Ähnliches. Das durchgeiſtigte Sehvermögen des Apoſtels hat auch eine lichtbrechende Fähigkeit, es nimmt die Liebe in ſich auf, und wie ſchön weiß er uns ihren Inhalt auseinanderzulegen! In dieſen wenigen Verſen haben wir ſozuſagen das Farbenſpektrum der Liebe. Schaut ihre Beſtandteile an, ſind es nicht alltägliche Eigenſchaften, die wir ſtets auf der Zunge haben, die jeder von uns überall ausüben kann? Ja, es ſind gewöhnliche Dinge, ganz einfache Tugenden, die in ihrer Harmonie die Strahleneinheit der Liebe bilden, des höchſten Gutes, des summum bonum, nach dem uns verlangt.“

Und nun vergleicht er den Inhalt des 4.—6. Verſes einem „Farbenbilde der Liebe in neun Tönen“ (Geduld, Freundlichkeit, Großmut, Demut, Höflichkeit, Uneigennützigkeit, Sanftmut, Argloſigkeit, Aufrichtigkeit).

Mehr aber als ſolche Bilder und Gleichniſſe wirkt die dem Leſer ſich überall aufdrängende Überzeugung, daß Henry Drummond aus eigenſtem und innerſtem Erleben und Erfahren heraus ſpricht, wenn er ſagt:

„Ich habe faſt all das Große und Schöne geſehen, was Gott geſchaffen hat, ich habe faſt an allen Freuden teilgenommen, die er dem Menſchen beſtimmt hat, aber wenn ich rückwärts ſchaue, bleiben mir aus den dahingeeilten Jahren nur vier oder fünf kurze Erfahrungen, in welchen die Liebe Gottes ſich in dem widerſpiegelte, was ich in Schwachheit da und dort aus Liebe zu ihm thun durfte, und das allein überdauert das Irdiſche. Alles andere im Leben iſt vergänglich. Alles andere hat nur ſcheinbaren Wert. Nur was die Liebe ſchafft, Dinge, von denen niemand weiß, die Gott nur bekannt ſind, die bleiben!“

---

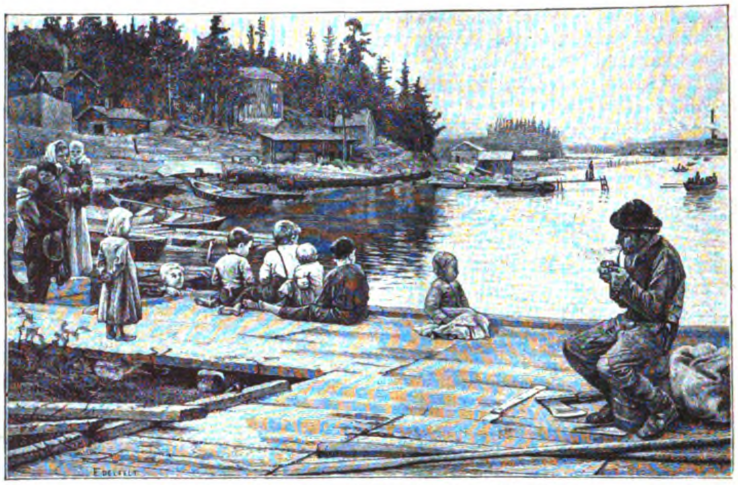
# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

Zu den hiſtoriſchen Genrebildern, in welchem Fache Hermann Kaulbach in München, ein Sohn des großen Wilhelm von Kaulbach und Schüler Pilotys, Meiſter iſt, kann man wohl auch ſein Gemälde „Der Rattenfänger von Hameln“ zählen, trotzdem der allbekannte und von Julius Wolff dichteriſch bearbeitete Stoff mehr der Sage als der Geſchichte angehört. Wie alle Gemälde Kaulbachs iſt auch dieſes von beſonderem maleriſchem Reiz, die Verſchiedenheit der vielen lachenden und weinenden Kindergeſichter aber zeugt von den eingehendſten Detailſtudien. — Albert Edelfelt, ein geborner Finnländer, iſt ein geſchätzter Porträtiſt, von dem u. a. ein Bildnis Paſteurs Aufſehen erregt hat. Daß der Maler auch einem Landſchafsmotiv Stimmung und der Staffage genrehaften Charakter zu geben weiß, zeigt ſein Bild „Ein Abend in Finnland.“ Der Abendfriede iſt in der Wiedergabe der Natur wie der Menſchen zum Ausdruck gebracht.

## Zur Eiſenbahnreform.

Die Verbilligung des Eiſenbahntarifs ſcheint auch bei uns aus dem Zuſtand theoretiſcher Diskuſſion endlich herausgekommen zu ſein, obwohl jedenfalls immer noch einige Zeit vergehen wird, bis wir uns gleich Öſterreich entſchließen, dem Beiſpiele Ungarns zu folgen. Wie verlautet, hat der Miniſter von Maybach von verſchiedenen Bahnverwaltungen eine Enquete darüber eingefordert, welche Folgen die Einführung eines Zonentarifs haben würde, wenn man die Berechnung von 25 Pfg., 50 Pfg. und 2 Mark für die III., II. und I. Klaſſe auf eine Entfernung von 25 Kilometer, — von 50 Pfg., 1 Mk. und 4 Mk. für 50 Kilometer, von 1, 2 und 6 Mark für ganz Deutſchland zu Grunde legt. Die Direktion der bayriſchen Staatsbahn fand bei einer mehrmonatlichen Berechnung — die Reſultate der übrigen Erhebungen ſind nicht bekannt geworden — daß, nachdem Bayern bei dem jetzigen Perſonentarif im Jahre 1888 vierundzwanzig Millionen Mark eingenommen, es bei dem obigen Zonentarif nur ſiebzehn Millionen erzielen würde, vorausgeſetzt, daß die Einführung des Zonentarifs keine Verkehrserhöhung und keine Verkehrsverſchiebung aus den billigeren in die teuren Klaſſen zur Folge hätte. Nun aber



Ein Abend in Finnland. Nach dem Gemälde von A. Edelfelt.

### 1. Arithmetiſche Aufgabe.

Eine Summe von 300 Mark wurde in Zweimarkſtücken, Kronen und Doppelkronen ausgezahlt. Im ganzen waren es 50 Geldſtücke. Die Zahl der Kronen war kleiner als die der Zweimarkſtücke, aber größer als die der Doppelkronen.

Wieviel Stück von jeder der drei Geldſorten waren unter den 50 Geldſtücken?

### 2. Silbenrätſel.

a, bul, ber, bar, burg, co, cro, de, de, e, e, e, en, en, en, ſen, ga, gal, gen, gat, gott, hel, lieb, le, me, mi, ni, ni, no, no, no, nik, nor, o, of, plas, po, ra, ra, ra, ra, ri, ri, rat, ſtatt, ſche, ſo, ſpa, tik, ta, ter, to, va, we.

Aus den obigen 54 Silben ſind 17 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1. Eine Erfindung der neueren Zeit, 2. ein europäiſches Fürſtentum, 3. ein europäiſches Königreich, 4. ein anderes europäiſches Königreich, 5. einen Fluß in Südamerika, 6. einen Fluß in Preußen, 7. eine Stadt in Süddeutſchland, 8. eine andere Stadt in Süddeutſchand, 9. eine Pflanze, 10. einen Baum, 11. eine Muſe, 12. ein Land in Aſien, 13. einen Vornamen, 14. einen Berg in Aſien, 15. eine Waffe, 16. eine Stadt in Italien, 17. ein Geſchichtswerk.

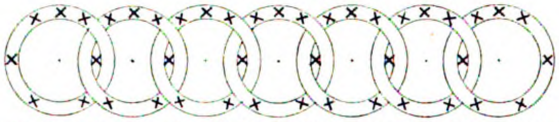
Sind die richtigen 17 Wörter gefunden, ſo laſſen ſich dieſelben ſo ordnen, daß ihre Anfangs- und ihre Endbuchſtaben je ein bekanntes Sprichwort ergeben.

### 3. Ergänzungsrätſel.

W.h. — u.s — ſ. — l.n. — n.c. — ſ.i e.
A.k.r
I. — M.h.al — u..er — L..d.a.n — b..t
.o — .a.g — .r — .o.h — g.t.o.t — .n. —
w....r
D.r — H.n.e — T.ch..g.e.t — v.r.r..t
S. — .an e — ſ.e.t — i.r — f.ſ.e — S.ü.z..
D.s — R..ch.s — .a. — ſ.n.t — h.l.l.s
f.l.t
D.. — S.h.e.t — i t — d. — .en — P.l.g
z. — ſ.h.t..n
D.r — .f.ug — i..s — d.r — .as — .ch.e.t
e.h.l.

Werden die Punkte durch die betreffenden Buchſtaben erſetzt, ſo erhält man zwei Strophen aus einem Gedicht von Johannes Trojan.

### 4. Kettenrätſel.



Statt der Kreuzchen ſind mit Hilfe der folgenden Angaben Buchſtaben zu ſetzen.

1. Ring ein aus der griechiſchen Mythologie bekannter Frauenname. — 2. Ring eine Provinz des europäiſchen Rußland. — 3. Ring eine Republik in Afrika. — 4. Ring eine geometriſche Figur. — 5. Ring eine der Perſonen in Shakeſpeares „Der Kaufmann von Venedig.“ — 6. Ring eine türkiſche Stadt in Kleinaſien. — 7. Ring ein aus der griechiſchen Mythologie bekannter König.

Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben: 5 a, 1 b, 1 c, 1 d, 7 e, 1 h, 5 i, 2 k, 4 l, 1 n, 1 p, 4 r, 5 s, 2 t, 3 u (i = j). — Sind die richtigen ſieben Wörter (von je ſieben Buchſtaben) gefunden, ſo ergeben die ſechs Buchſtaben an den Verknotungspunkten der Ringe den Namen eines deutſchen Dramatikers.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

betrug in Ungarn die Zahl der beförderten Perſonen in den Monaten Auguſt bis Dezember 88 unter dem Perſonentarif 2381200, in demſelben Zeitraum 1890 nach Einführung des neuen Zonentarifs 5584600, alſo über das Doppelte. Eine ähnliche Verkehrsſteigerung ließe ſich auch wohl bei uns mit Sicherheit erwarten, und die finanzielle Seite der von allen Seiten mit Ungeduld erwarteten Maßregel zeigt ſich dann in einem ganz anderen und durchaus vorteilhaften Licht. In Hamburg hat ſich jetzt ein „Verein für Eiſenbahnreform“ gebildet (Anmeldungen bei Herrn Dr. jur. Falk, Hamburg, Valentinskamp Nr. 96), der ſchnell auf 1000 Mitglieder angewachſen iſt und eine ſyſtematiſche Agitation für die Einführung des Zonentarifs in Deutſchland in die Hand genommen hat.

## In die Schweiz.

Den neuen Auflagen von Meyers Reiſebüchern iſt jetzt auch die Schweiz in zwölfter Auflage gefolgt. (Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut.) Das Buch iſt einer gründlichen, durch die in den letzten Jahren erfolgte Vermehrung der ſchweizer Eiſenbahnen, ſpeziell der Gebirgs- und Bergbahnen veranlaßten Umarbeitung unterzogen worden, und, was den dauernden Wert des Buches erhöht, ſelbſt die erſt im Laufe dieſes Jahres zur Eröffnung gelangenden Bahnen haben eingehende Berückſichtigung gefunden. Die Kartenbeilagen, 21 Karten, 8 Pläne und 27 Panoramen, ſind jetzt faſt ſämtlich, nachdem „Oberwallis“ und „Umgebung von Lugano“ neu geſtochen worden, nach dem neueſten ſchweizer Material vervollſtändigt worden.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 45.

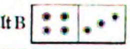
Bilderrätſel.

Was kehr' ich mich daran; ich laß die Leute klügeln,
Wer kann denn jedermann das loſe Maul verriegeln.
Man kann nichts Beſſeres thun, als daß man drüber lacht,
So haben ſie ſich eben umſonſt viel Müh gemacht.

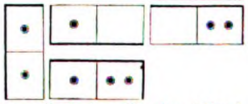
(Spruch an einem Bauernhaus im Altenburgiſchen.)

Dominoaufgabe.

Außer den Doppelſteinen behält B



Geſetzt ſind:



Im Talon liegen alle übrigen Blank und Zwei.

1. Rätſel. Schnitzer.

2. Wechſelrätſel. Klavier — Flavier.

3. Rätſel. Schweſter — Schwager.

4. Rätſel. Ebro — Orbe.

---

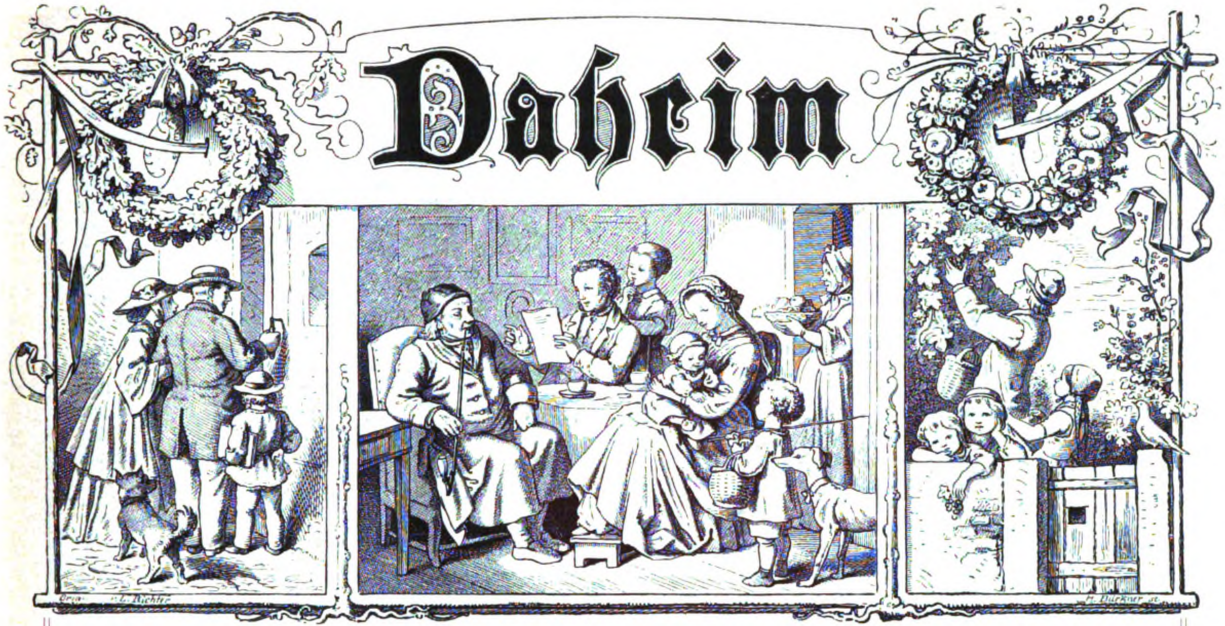
**Inhalt:** Die Lindenbühler. Roman von Karl Erdm. Edler. — Der achtſtündige Arbeitstag. Von Hanns von Spielberg. — Das Entſtehen und Vergehen neuer Himmelskörper in den letzten Jahren. Von Dr. Klein. — Seltene und intereſſante Huftiere. Von Dr. Ludwig Staby. Mit vier Illuſtrationen von G. Mützel — Die rechte Pfarrfrau. Schluß. Erzählung von E. Nilas. — Schlöſſer und Burgen in Tirol. II. Von Paul Clemen. Mit drei Illuſtrationen. — Das Beſte in der Welt. Von Robert Koenig. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Der Rattenfänger von Hameln von H. Kaulbach, und Ein Abend in Finnland von A. Edelfelt. — Zur Eiſenbahnreform. — In die Schweiz.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 23. Auguſt 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. No. 47.

# Die Lindenbühler.

Roman von Karl Erdm. Edler.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Du haſt recht, Papa, mir iſt es nur nicht gleich eingefallen. Der Onkel Julian hat die Anna, die Wirtstochter im Dorf unten, als er ihr etwas in das Ohr ſagen wollte und ſie nicht ſtille hielt, auch bei den Zöpfen gepackt. Der Onkel Julian…“

„Der Onkel Julian und immer wieder der Onkel…“ Wagengeraſſel unterbricht die Rede. Die Freiin flattert durch die Vorhalle hinaus, und hinter ihr dröhnt jetzt der wuchtige Schritt des Freiherrn, der noch immer brummt: „Der Onkel Julian — ſage ich dir…“

Der Wagen hielt vor der Treppe, welche zum Schloßportal emporführte. Der junge Lindenbühler war auf der oberſten Stufe geblieben: weiter konnte ein Onkel, ohne ſeiner Würde zu vergeben, einer Nichte nicht entgegengehen. An dem Wagenſchlage ſtand mit ausgebreiteten Armen weinend die Freiin, hinter ihr der Freiherr, halb mit dem Kutſcher brummend, weil dieſer die Pferde zu ſtark angetrieben hatte, halb der erwarteten Enkelin entgegenlächelnd. Aber das gutmütig mitleidige Lächeln verdämmerte in einer ungeheuren Verwunderung, die kernigen Begrüßungsworte ſtockten ihm in der Kehle, und der Mund blieb halb offen. Die Arme der Freiin ſanken hinab wie plötzlich gelähmte Fittige. Der junge Lindenbühler zog die Hände, welche onkelhaft über dem Rücken lagen, behutſam hervor; aber er bereute das tief, denn jetzt wußte er nicht recht, was er mit ihnen anfangen ſollte — ſie ſchienen ihm auf einmal zu lang geraten und im nächſten Augenblick eigentlich ſehr überflüſſig.

Das alſo war die Juana.

Es kam da allerdings aus dem Hintergrunde des Wagens zunächſt etwas zum Vorſchein, wie man ſich es allerſeits vorgeſtellt hatte, etwas Kleines, ein Kind, etwa zehn Jahre alt. Jedoch bereits auf dem Wagentritt war es etwas anderes, wie es das Kleid nach vorn zuſammenraffte und den Fuß zierlich vorſetzte. Auf dem Boden endlich war jegliche Täuſchung verſchwunden; klein war es verhältnismäßig immer noch, älter als zehn Jahre mochte es gleichfalls nicht ſein, aber dies alles war nur Nebenſache. Dergleichen kam hier gar nicht in Betracht. Da ſtand eine Dame, machte nach allen Regeln eine Verbeugung vor der Großmutter und hielt ihr die Wange zum Kuſſe hin; dann trat ſie einen Schritt vor und bot mit einer leichteren Verneigung dem Großvater die Fingerſpitzen; endlich ſtreifte ſie auch den unglücklichen Matthias auf ſeinem hohen Treppenpoſtamente mit einem kühlen Blick und nickte ihm kurz zu. Darauf wandte ſie ſich mit einer leichten Drehung zu der Geſtalt, welche jetzt aus dem Wagen ſtieg. Indem ſie den kleinen japaniſchen Fächer, welchen ſie in der linken Hand hielt, ein klein wenig erhob und dann ein klein wenig in der Richtung des Wagens ſenkte, ſagte ſie in läſſigem Tone: „Liebe Großeltern, hier meine Erzieherin, Miß Gabberton!“

Miß Gabberton ſtieg immer noch aus dem Wagen, und Matthias war überzeugt, daß dies nie ein Ende nehmen werde — ſo lang war ſie. Sobald ſich aber ſchließlich doch ihre ganze Länge heraus und herunter abgewickelt hatte, und als ſie nun von ihrer Höhe der Verſammlung ein Lächeln niederſandte, da ſchien ſie für die Länge ihrer Zähne eigentlich unverhältnismäßig viel zu kurz geraten. Matthias verkroch ſich unbemerkt in das höchſte Turmzimmer zur Schloßuhr hinauf, und der Freiherr wollte ſich ſchnell aus dem Staube machen, indem er eilig die Bemerkung hinwarf, er müſſe ſogleich dem Sohne einen Brief über die glückliche Ankunft der Reiſenden ſchreiben.

Allein die junge Dame fiel ihm raſch in das Wort: „Danke ſehr, lieber Großpapa, mache dir doch keine unnötige

Mühe! Ich werde das ſelbſt beſorgen und will ihm gleich telegraphieren, ſobald ich mich nur ein wenig umgezogen habe. Großmama, du biſt wohl ſo gut, mir jetzt mein Appartement anweiſen zu laſſen!“ Dabei machte ſie abermals eine hoffähige Verbeugung und legte ihre Fingerſpitzen, ſich etwas emporreckend, auf den Arm der Großmutter. So geleitete, oder zog ſie vielmehr die halb beſinnungsloſe und ganz willenloſe Freiin die Treppe hinauf und in den Flur hinein.

Der Freiherr ſtand da und ſtarrte die Haus- und Titellinde an, als ſei ſoeben der Blitz in ſie gefahren. Dann machte er plötzlich Kehrtum, rannte dem Pferdeſtall zu, ſchob den Reitknecht beiſeite, ſattelte ſich eigenhändig den wilden Rappenhengſt und ſprengte in wütendem Galopp hinunter und um den See in ſeine Felder hinein. Aber da es leider nicht wohl anging, in den Feldern oder bei der Turmuhr zu übernachten, ſo kamen der alte und der junge Lindenbühler endlich doch in den Speiſeſaal zum Nachtmahl. Da thronte Juana auf dem gewohnten Platze der Freiin in der Sofaecke vor dem Theekeſſel. Nun war ſie erſt recht die Weltdame und geberdete ſich ganz als Hausfrau. Der Freiherr ſah ſich einigemal verwundert um, wo er denn eigentlich zu Gaſte ſei. Matthias würgte ungekaut und haſtig ſein Abendbrot hinab, um ſich dann eiligſt in den entfernteſten Fauteuil zuſammenzuknäueln, welcher am wenigſten von der Lampe beleuchtet war. Die Freiin aber hatte als Hausfrau vollſtändig abgedankt und betrachtete mit verklärten Blicken jede Miene und alle Bewegungen der Uſurpatorin. Juana machte ſich an dem Theekeſſel zu ſchaffen, ſchenkte den Thee ein und reichte die Taſſen herum. Als ſie dem Großvater eine Taſſe hinlangte, ſagte ſie: „Du ſollteſt lieber Cigaretten rauchen wie Papa, deine Pfeife qualmt ſo ſtark!“

Dann hielt ſie eine Taſſe über den Tiſch nach der Richtung hin, wo Matthias im Dunkel finſtere Gedanken ausbrütete. Aber er ließ ſie die Taſſe halten und rührte ſich nicht. Da ſtellte ſie dieſelbe ruhig auf die Tiſchplatte und ſagte: „Der junge Herr dort in der Ecke hat wohl ein Augenleiden, daß er ſo im Finſtern hockt. Er ſollte einen blauen Zwicker tragen, wie der Geſandtſchaftsſekretär Graf Eberdingen, der trotzdem ganz nett ausſieht.“ — Und von dem Sekretär kam ſie in unſtillbarem Fluſſe der Rede auf die Räte und die Attachés der Geſandtſchaft zu ſprechen. Jeder wurde durch eine Anekdote charakteriſiert, und alle dieſe Herren waren „originell;“ bloß „komiſch und lächerlich“ dagegen waren die Herren des Kanzleiperſonals.

Als ſie endlich den letzten Kanzeliſten abgethan hatte, glitt ſie unmerklich von dem Polſter herab, welchen ihr der alte ungeheuer verwunderte Kammerdiener hatte unterſchieben müſſen, damit ſie auf der Höhe der Situation ſei und den Tiſch beherrſchen könne. Dabei ſagte ſie in läſſig ſchleppendem und ironiſch angehauchtem Tone: „Ich muß noch einen Augenblick vor dem Schlafengehen nachſehen, wie ſich Miß Gabberton mit ihrer obligaten Reiſemigraine abfindet.“ — Dann bot ſie der Großmutter die Wange, dem Großvater die Fingerſpitzen, nickte kurz gegen den Dunkelwinkel des Vetters, machte noch für alle einen graziöſen Knix und ſchwebte hinaus.

Die Freiin blickte ihr verzückt nach und liſpelte: „Eine Prinzeſſin!“

Da fuhr der Freiherr, welcher die ganze Zeit über keinen Laut von ſich gegeben hatte, auf: „Donner und Hagelgraupen!“

Darüber verfärbte ſich die Freiin, Matthias aber verkroch ſich jetzt hinter den Fauteuil und rollte ſich auf dem Teppich wie ein Igel zuſammen. Denn dies war das große Wort des Lindenbühlers. Selten ward es laut, aber dann ſtand ein Sturm bevor.

„Hagelgraupen — ſage ich dir!“ grollte es nach. „Prinzeſſin! Ja, nenne die Gliederpuppe nur ſo, es iſt deine Art! Gerade ſo, wie du den Fratzen, den Matthias, immer Benjamin nennſt. Das ſtimmt ja dermalen herrlich zuſammen!“

„Ich bitte dich innig, Leonhard, ereifere dich nicht ſo...“

„Herrlich zuſammen — ſage ich dir. Habe ich es dir nicht gezeigt, das ſchwarze Lamm, das mir auf einmal wieder in meiner Schafherde geboren worden iſt, nachdem ich zwanzig Jahre lang von Geſchlecht zu Geſchlecht nur weiße Schafe gezüchtet habe? Du haſt dich gewundert — wundere dich jetzt auch! Ich bitte dich ernſtlich, Melanie, dich jetzt auch zu wundern! Deine Prinzeſſin und dein Benjamin, das ſind unter den Lindenbühlern die zwei ſchwarzen Schafe...“

„Aber Leonhard, dieſer landwirtſchaftliche Vergleich...“

„Die zwei ſchwarzen Schafe der Lindenbühler — ſage ich dir. Dergleichen Gezücht kommt in unſerer Familie ſeit Jahrhunderten nicht vor — den Julian ausgenommen, der iſt halb ſchwarz, halb weiß. Den Matthias haſt du auf dem Gewiſſen, weil du ihn gar nie vom Schürzenbande losgelaſſen haſt; den Automaten aber, die Hanſl, verdanken wir unſerer Schwiegertochter — Gott habe ſie ſelig! — aber aus dem entgegengeſetzten Grunde: weil ſie ſich gar nie um das Kind gekümmert hat.“

„Bedenke doch, daß ſie immer kränkelte!“

„Nie gekümmert hat — ſage ich dir, ja jahrelang gar nicht geſehen hat, weil ſie bald in San Remo, bald in Kairo, bald . . . weiß Gott in welchen Mohrenlanden, war. Der Arthur konnte ſich natürlich um das Kind noch weniger kümmern; er iſt von ſeinen ungeheuer wichtigen Staatsgeſchäften in Anſpruch genommen. Du haſt es ja ſoeben von ſeinem eignen Töchterlein gehört, daß eigentlich die Kanzleibeamten alle dieſe welterſchütternden Dinge machen, von denen wir veralteten zurückgebliebenen Leute vermeinen, daß ſich die Diplomaten die ſchlauen Köpfe darüber zerbrechen. Vaterlos und mutterlos erzieht ſich nun ſo ein Zieraffe ganz von ſelbſt vor dem Spiegel, nachdem er es allen den nichtsthueriſchen Weibern, die in den Salons auf den Fauteuils herumkugeln, weislich abgeguckt hat!“

„Aber, Leonhard, Miß Gabberton...“

„Abgeguckt hat — ſage ich dir, und deine Miß Gabberton iſt nichts weiter als eine leibeigne Sklavin der affektierten kleinen Tanzmeiſterin. Miß Gabberton, dieſe langzahnige Hopfenſtange...“

„Und ſie hat grüne Haare!“ erklang es geiſterhaft von dem Dunkel her, aus welchem Matthias noch nicht hervorgekrochen war.

„Was? Auch du noch?“ ſchrie der Freiherr erboſt. „Du biſt noch nicht im Bett und horchſt da Dingen zu, die dich aber rein nichts angehen?“

„Leonhard, laß doch...“

„Nichts angehen — ſage ich dir. Iſt eine derartige ernſte Familienbeſprechung etwa für ſeine ebenſo langen als unreifen Ohren berechnet? Augenblicklich!“ — und die Hand erhob ſich drohend.

„Aber Leonhard!“

„Augenblicklich — ſage ich dir!“ Dabei ſank die Hand langſam wieder hinab. „Übrigens ich gehe lieber ſelbſt und überlaſſe dich deinem Benjamin und den ſentimentalen Anwandlungen für deine Prinzeſſin. Wohl bekomme es! Gute Nacht!“

Als der Freiherr die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, und ſeine dröhnenden Schritte auf dem Gange verhallten, kam Matthias aus der ſelbſtgewählten Dunkelhaft hervorgekrochen. Er ſtellte ſich vor die Mutter hin und ſagte in vorwurfsvollem Tone: „Und das will eine Nichte ſein?!“

Die Freifrau hatte ihn entweder nicht gehört oder nicht verſtanden. Sie ſtarrte verzückt nach dem leeren Platz auf dem Sopha, wo die Enkelin ſtatt ihrer gethront hatte, und liſpelte verklärt: „Trotz allem eine wahre Prinzeſſin!“

Da fing der junge Lindenbühler und Onkel plötzlich zu weinen an. Weder Zureden noch Schmeicheleien vermochten ihn zu beruhigen. Es war ein Weinkrampf und, ſo erſchütternd er tobte, doch nur das Widerhallen und Aushallen des Seelenkrampfes, in welchem ſich ſeine ganze innere Welt gewaltſam verſchoben hatte.

Und ſie ſollte fortan eine verſchobene bleiben. Die Juana war nicht danach geartet, ſie wieder zurechtzurücken. Matthias brauchte ein hilfebedürftiges Unglückskind, an dem er ſich ſtündlich als Onkel erweiſen konnte. Es gab da Warnungen vor Felsabſtürzen, Seetiefen, Sumpfſtellen und Schlangenlöchern, Aufklärungen über Menſchen, Pferdebehandlung, Hundezüchtung und tauſend andere Dinge, die er ihr zwangsweiſe beibringen mußte, da ſie ihn nie danach fragte. Am Anfang jedes Thuns oder Laſſens hätte doch für eine Nichte ein Fragezeichen ſtehen ſollen, auf welches ein Onkel die Antwort wußte. Juana dagegen verſpürte eine dämoniſche Luſt, in Sümpfe und Schlangenlöcher zu kriechen, dem Großvater mitten in ſeinem „Donnerwetter und Hagelgraupen“ zu widerſprechen, dem biſſigen Wolfshunde auf die Naſe zu blaſen, und ſich nach gründlichem Eintauchen im See triefend auf die windumfauchte Turmzinne zu ſtellen — bloß weil Matthias ihr dies alles abriet. Dergleichen Handeln aus Trotz erſchien ihr aber anderſeits wieder ſo wenig ſchickſam, wie wenn ſie in einem Fauteuil mit einem Katzenbuckel daſäße; denn Luſt hatte ſie auch dazu, und hätte ſich gerne zuweilen aus der kerzengeraden Haltung zuſammengeknäult wie Matthias, welcher darin eine wahre Virtuoſität entfaltete. Aber alles das war nicht „lindenbühleriſch,“ und dies Wort, welches die Großmutter immer ſo verzückt ausſprach, wirkte auf ſie als ein mächtiger Zauber. Er bändigte ſogar den nie ſchlummernden Dämon des Widerſpruches, welcher bei jeder Nötigung aus ihrem Blut hervorbrechen wollte; er bewirkte, daß ſie ſich dem Großvater gegenüber gebärdete wie die Luft, welche, der Lawine ausweichend, unverſehrt wieder zurückfließt, und Matthias gegenüber wie der Felſen, der jede Woge zurückſcheucht, die ſich ihm aufzudrängen wagt. Ja ſie verbiß ſelbſt die ſtille Wut, zu der ſich ihr Widerwillen gegen ſeine Hartnäckigkeit manchmal ſteigerte, um nur nicht eine Stufe von ihrer hohen „lindenbühleriſchen“ Eſtrade hinabſteigen zu müſſen. Er aber ſtieg nicht demütig hinauf, ſondern that in unbegreiflicher Verblendung, als klettere er kellertief zu ihr hernieder.

Der Schullehrer und der alte Pfarrvikar des Weilers unten hatten ſich bisher mit der Freifrau in den Unterricht ihres Benjamin geteilt. Nun entſchloß ſie ſich, trotz dem Widerſpruche des Freiherrn, einen Erzieher aufzunehmen. Sein Widerſpruch und ihr Entſchluß galten beide nicht der Sache ſelbſt, ſondern der Perſon. Der junge Mann war der Sohn des Dorfſchmiedes, welcher mit einer zahlreichen Familie höchſt kümmerlich ſein Leben friſtete. Das Studieren an der techniſchen Hochſchule war ihm bloß durch die Unterſtützung der Freifrau und mit Hilfe eines Stipendiums ermöglicht worden, welches ſie ihm durch ihre Familienverbindungen verſchafft hatte. Als er dann in einem allzu luſtigen Leben Hörſaal und Prüfungen ganz vernachläſſigte, verlor er das Stipendium, aber die Unterſtützung der Freiin blieb ihm, da er ſich tief zerknirſcht gebärdete. Den Reumütigen auf den rechten Weg zurückzuführen, während er ſich in der ländlichen Abgeſchiedenheit zu ſeinen Prüfungen vorbereiten würde, und zugleich einen dankbaren Lehrer für ihren Benjamin zu gewinnen, ſchwebte ihr als Ziel vor. Der Freiherr nannte das Ganze eine „verunglückte ſentimentale Schrulle,“ aber er ſtürmte vergeblich dagegen an. In allen äußerlichen Vorkommniſſen der überwältigenden Perſönlichkeit ihres Mannes unterthan, kreiſte ſie um ſein machtvolles Weſen demütig und faſt zaghaft wie ein leiſe glimmendes Sternlein letzter Größe um die ſtrahlende Sonne. Aber wo es ihr überquellendes Gefühl anging, da riß ſie ſich jedesmal aus ihrer frommen Abhängigkeit gewaltſam los und zog als Komet ihre eignen wunderlichen Himmelsbahnen.

Der junge Mann bat ſofort um einen Vorſchuß, ließ ſich in der Stadt mehrere Modeanzüge verfertigen und verausgabte den Reſt für Pomaden und Parfüms. Den Gehalt der folgenden Monate verwendete er ausſchließlich auf Kravatten und Stiefeletten. Das war ſeine zweifache Leidenſchaft: er beſaß Kravatten in allen Farbenſtufen und nahezu ein Dutzend ſchmaler hochgewölbter Stiefeletten, in die er ſeine breiten platten Füße qualvoll hineinquetſchte. Seine Eltern und Geſchwiſter arbeiteten ſich unten um ein Stück trockenen Brotes todmüde, er ſaß oben mit gebrannten und pomadiſierten Haaren im Stutzeranzug neben Miß Gabberton und machte ihr den Hof. Sie hätte füglich ſeine Mutter ſein können, aber ſie kokettierte mit ihm, und das ſchmeichelte dem jungen Laffen. Dazu kam, daß ſich Miß Gabberton unſäglich langweilte, und der neue Erzieher eine wahre Leidenſchaft für Klatſcherei beſaß. Wenn er hinabging, um den ſtaunenden Dörflern ſeine wunderbaren Krawatten zu zeigen, belehrte er dieſelben zugleich in der herablaſſendſten Weiſe über das geſamte Leben auf dem Schloſſe und über die Eigenheiten jedes einzelnen Schloßbewohners. Wenn er heraufkam, malte er der aufhorchenden Miß Gabberton eine ganze Galerie von Dorfgeſtalten vor und berichtete, was ſie geſagt und gethan, gegeſſen und getrunken hatten. Dort wie hier waren es Karikaturen, deren Bosheit nur in der geiſtigen Beſchränktheit ihres Urhebers eine Grenze fand.

Die Freiin in ihrer überſtrömenden Gefühlsſeligkeit las aus der peinlichen Sorgfalt des Erziehers für ſein Äußeres eine glückliche Vorbedeutung heraus für die Reinigung ſeines inneren Menſchen, und das gute Einvernehmen zwiſchen Lehrer und Lehrerin erſchien ihr nur höchſt vorteilhaft für deren gemeinſames erſprießliches Einwirken auf beide Kinder. Das Gemeinſame ſolcher Einwirkung zeigte ſich in der That darin, daß beide Kinder, in gleicher Weiſe vernachläſſigt, zumeiſt einander überlaſſen blieben, und bei dem Mangel jeglicher ſanften Vermittelung ſich in beſtändiger Reibung gegenſeitig wie zwei harte Edelſteine immer kantiger zuſchliffen: Matthias immer mehr zum rechthaberiſchen Onkel, Juana immer mehr zur hochmütigen Prinzeſſin. Sie wurde dabei früher fertig mit dem Schleifen und glänzte auch mit mehr Facetten. Sie ſah ſchon nicht mehr mit bloßen Augen, ſondern mit dem Fernrohr mißtrauiſcher Ahnung nach dem aus, was etwa von weitem wieder als onkelhafte Tyrannei nahen könnte, oder beſchaute mit dem Vergrößerungsglaſe der Voreingenommenheit das, was er eben begann. Und er begann ſo vielerlei, um ihr zu imponieren.

Ein einziges Mal gelang ihm dies auch. Und das war ſo gekommen. Der Erzieher hatte vom Freiherrn die entſchiedene Weiſung erhalten, dem Matthias, welcher zum Landwirt beſtimmt ſei, „Praktiſches einzutrichtern und nicht phantaſtiſche Dummheiten.“ Unter letzteren verſtand er die ſchönen Wiſſenſchaften, und es war in dieſer Hinſicht kein Überſchreiten zu befürchten, da der junge Mann gleichfalls nichts von dergleichen hielt. Was ihm die Ausſchmückung ſeines eignen Menſchen und die Verunglimpfung ſeiner Nebenmenſchen an karg bemeſſener Zeit übrig ließ, verwendete er demgemäß bei ſeinem Zögling auf Naturwiſſenſchaften, zumal auf die damit verbundenen Äußerlichkeiten: Schmetterlinge aufſpannen, Käfer ſpießen, Raupen füttern und phyſikaliſches Experimentieren. Der Knabe hatte für die Quälereien der Tiere ein zu weiches Herz und für die Erzeugung chemiſcher Produkte eine zu feine Naſe — alles das war ihm höchſt zuwider. Dies kümmerte indes den Lehrer nicht ſonderlich, der mit dieſen Spielereien die langweilige Unterrichtszeit in einer erträglichen Weiſe totſchlug. Nun war eines Morgens die Freifrau zu ihrem täglichen Beſuch der Kranken und Troſtbedürftigen in das Dorf gegangen, worauf ſich Lehrer und Lehrerin ſofort davonſchlichen; denn das Terrain zeigte ſich ganz frei, da auch der Freiherr auf ein entlegenes Vorwerk hinausgeritten war. Die beiden Kinder blieben, jedes mit einer Aufgabe, in dem gemeinſamen Studierzimmer. Juana blickte mißmutig durch das Fenſter; ſie mußte wegen eines leichten Halswehs das Haus hüten. Sonnenſchein, Himmelsbläue und Vogelſang da draußen verdroſſen ſie, und die Konjugationstabelle der unregelmäßigen engliſchen Zeitwörter war ihr unſäglich widerlich. Sie ärgerte und langweilte ſich weidlich. Matthias, welcher über ſeiner ſchriftlichen Arbeit brütete, fuhr plötzlich bei einem klirrenden

Geräuſche auf. Eine Retorte lag zerbrochen auf der Erde, und Juana ſtarrte verdutzt auf das Unheil, das ſie ſoeben angerichtet. Es handelte ſich auch nicht um die Retorte allein. Der ganze komplizierte Apparat, welchen der Lehrer ſoeben zu einem chemiſchen Experiment aufgeſtellt und im letzten Moment um Miß Gabbertons willen im Stich gelaſſen hatte, lag nun zerrüttet und auseinandergeworfen auf dem Tiſche. Matthias warf der Übelthäterin einen vernichtenden Blick zu und wollte eben ſeine gewohnte Redensart anbringen: „Nun ja, ſo eine Nichte!“ — als er bemerkte, daß ſie ganz bleich und verzagt daſtand. Nun holte er, ohne ein Wort zu ſagen, eine neue Retorte aus dem Kaſten, füllte ſie mit einem bräunlichen Pulver, und ſchob und rückte die Teile des Apparates zu feſtſtehendem Gefüge ineinander. Sie ſtand dabei und ſah ihm mit ſchweigſamer Aufmerkſamkeit zu. Das war noch nie dageweſen und ſtachelte ihn deshalb, gleichfalls etwas noch nie Dageweſenes zu unternehmen und ſelbſt das Experiment der Sauerſtofferzeugung auszuführen, welches ihm der Lehrer ſchon einigemal vorgemacht hatte. Er entzündete die Spirituslampe, der Sauerſtoff begann ſich zu regen. Daß die Glasperlen ſich trotz der langen Wanderung noch nach oben durcharbeiteten und das Waſſer aus dem Glashäuschen hinausſtießen, um ſich ſelbſt darin anzuſiedeln, daß ſie dann an einem nur leiſe glimmenden Hölzchen lichterloh aufflammten und ſich in reinem Feuer verzehrten — das gefiel Juana, ſie wußte nicht weshalb. Sie hatte ſich vorgebeugt, Sonnenglanz und Halsweh waren vergeſſen, Verdroſſenheit und Langeweile hatten ſich verflüchtigt — ſie lächelte. Matthias aber ſtand großartig da. Es ſchien ihm, als ſei er plötzlich um einen ganzen Kopf gewachſen — er fühlte ſich zum erſtenmal wirklich als Onkel. Und dies Gefühl war ſo überwältigend, daß er ſich raſch auf dem Stiefelabſatze umkehrte und hinauseilte. Juana ſtand noch eine kleine Weile da, dann löſchte ſie die Spirituslampe aus und blickte wieder verdroſſen in den Sonnenſchein.

Das aber wurde der Wendepunkt im Leben des Matthias. Jetzt endlich wußte er, womit er ihr imponieren konnte. Er experimentierte fortan den ganzen Tag mit Chemikalien oder Maſchinenmodellen, ſchnitzelte Räder und Walzen, konſtruierte an der hinabrieſelnden Quelle eine kleine Waſſermühle, kroch in dem Räderwerk der großen Schloßuhr herum und ſchloß ſich dann dem Lehrer jedesmal an, wenn dieſer unter dem Vorwand praktiſcher Studien in die große Chemikalienfabrik des Herrn Bauer ging, welche an der Grenze des Lindenbühler Gebietes ſtand. Der Lehrer ſpielte Karten und trank mit einem Schulkollegen, der daſelbſt als Beamter angeſtellt war, während Matthias die Fabrik durchmuſterte und deren Geheimniſſen mit einer wahren Leidenſchaft nachforſchte. Herr Bauer fand dieſen Eifer an dem jungen Freiherrn abſonderlich, aber er ließ ſich gutmütig in Erklärungen ein, wobei Matthias in einer Stunde mehr lernte, als daheim in einem Jahre. Daß er dann einen regelmäßigen Lehrkurs in dem chemiſchen Laboratorium der Fabrik durchmachen durfte, hatte Herr Bauer bei dem Freiherrn durchgeſetzt. Dieſer fühlte eine aufrichtige Achtung vor dem Fabrikanten, welcher ihm erſt vor kurzem nicht nur gezeigt hatte, welche Vorteile die neuere Landwirtſchaft aus der Chemie ziehe, ſondern ihm auch bereitwillig an die Hand gegangen war, ſich ſolcher Vorteile zu bedienen. Und wieder war es Herr Bauer, welcher ſpäter den Freiherrn veranlaßte, Matthias auf eine Schule für Bodenkultur zu ſenden. Die Freifrau widerſtrebte, aber diesmal blieb er unbeugſam und ſchnitt alle weiteren Thränen und Bitten mit den Worten ab: „Es muß ſein — ſage ich dir. Boden und Vieh will in der Neuzeit chemiſch behandelt ſein. Ich habe es erprobt, man ſchlägt mehr heraus, und der Matthias muß einmal mehr herausſchlagen, wenn der Lindenbühl beſtehen ſoll. Dein Arthur braucht zu viel Geld, viel zu viel...“ — er ſtockte mit kummervoller Miene, wandte ſich und ſchritt im Gemache auf und ab. Endlich ſtellte er ſich vor ſie hin, neigte ſich zu ihr und ſagte: „Nun, er kommt ja zu den Feiertagen und in den Ferien heim, dein Benjamin, und — nun, es muß wirklich ſein — ſage ich dir, Melanie!“ Und dabei fuhr er ihr leiſe ſtreichelnd mit der Hand über die Haare.

Matthias verließ bald darauf den Lindenbühl und widmete ſich mit unermüdlichem Fleiße ſeinen Studien. Kein Fach vernachläſſigend, warf er ſich doch auch hier mit dem Feuereifer der Vorliebe auf die Bodenchemie; das Laboratorium der Anſtalt ſchien ſeine eigentliche Heimſtätte, wo er ſelbſt ſeine Mußeſtunden zubrachte. Seine Forſchungen und Arbeiten auf dieſem Gebiete fanden nicht bloß in dem engeren Bereich der Schule, ſondern ſelbſt in den weiteſten akademiſchen und praktiſchen Kreiſen eine glänzende Anerkennung, als er bei der öffentlichen Ausſchreibung einer Preisfrage den erſten Preis errang. Sobald die Zeitungen dies vermeldeten, weinte die Freifrau vor Freude, während der Freiherr brummte: „Federfuchſerei — ſage ich dir!“ — Als die preisgekrönte Arbeit ſelbſt auf den Lindenbühl gelangte, bat ſich die Freifrau nur das Titelblatt aus, wo der Name ihres Benjamin gedruckt ſtand, ließ Glas und Rahmen darüber machen und hängte das Ganze in ihrem Schlafzimmer über ihrem Bette auf. Der Freiherr betrachtete das Heft mißtrauiſch von allen Seiten, warf argwöhniſche Blicke hinein und brummte dabei: „Firlefanz!“ — Am Nachmittag aber war er und das Heft verſchwunden, und beide tauchten bei Herrn Bauer auf. Als er am Abend ſeine Pfeife ſchmauchte, ſagte er auf einmal: „Er hat Grütze im Kopf — ſage ich dir!“

Die Freifrau und Juana wußten wohl, von wem er redete. Der gerührten Mutter hingen auch gleich große Thränentropfen an den Wimpern, während Juana, als habe ſie ſeine Worte überhört, fragte: „Willſt du noch eine Taſſe Thee, Großpapa?“ Stimme und Miene blieben dabei gleichmäßig kühl; in dem Antlitz regte ſich bloß das unverkennbare Erbe des Geſchlechtes, die Augenbrauen und Augen der Lindenbühler — nur rückten die Brauen noch drohender zuſammen, und die Augen blickten weniger gütig.

(Fortſetzung folgt.)

---

## Eine Hochſchule für Muſik. (Abdruck verboten.)

Eine Reiſeerinnerung von O. Piltz.

(Hierzu das Bild „Quintettprobe“ auf S. 741.)

Es iſt greulich, auf dieſem öden Bahnhof auf Anſchluß warten zu müſſen! Mit dieſen troſtloſen Gedanken ging ich ein Stück die nach dem Städtchen führende Allee entlang.

„Ach was,“ dachte ich, „beſiehſt dir das Städtchen, bei der Hitze zwar auch kein Vergnügen, doch vergeht die Zeit.“

So ſchlenderte ich in kurzem die Hauptſtraße des Ortes entlang. Die Schaufenſter waren der Sonne wegen dicht verhängt und in den Läden kein Käufer zu ſehen. Nur am Ende der Straße, welche auf den Marktplatz mündet, verſchwand eben der Polizeidiener mit einer Klingel in der Hand im Rathaus, und einige Gänſe waren eifrig bemüht, das zwiſchen den Steinen wuchernde Gras auszurupfen.

Nachdem ich das Rathaus, ein altertümliches, reſpektables Gebäude umgangen, erblickte ich die Kirche mit breitem Turm davor; alte Bäume umgaben den Bau, einige Stufen führten auf dieſe grüne Oaſe.

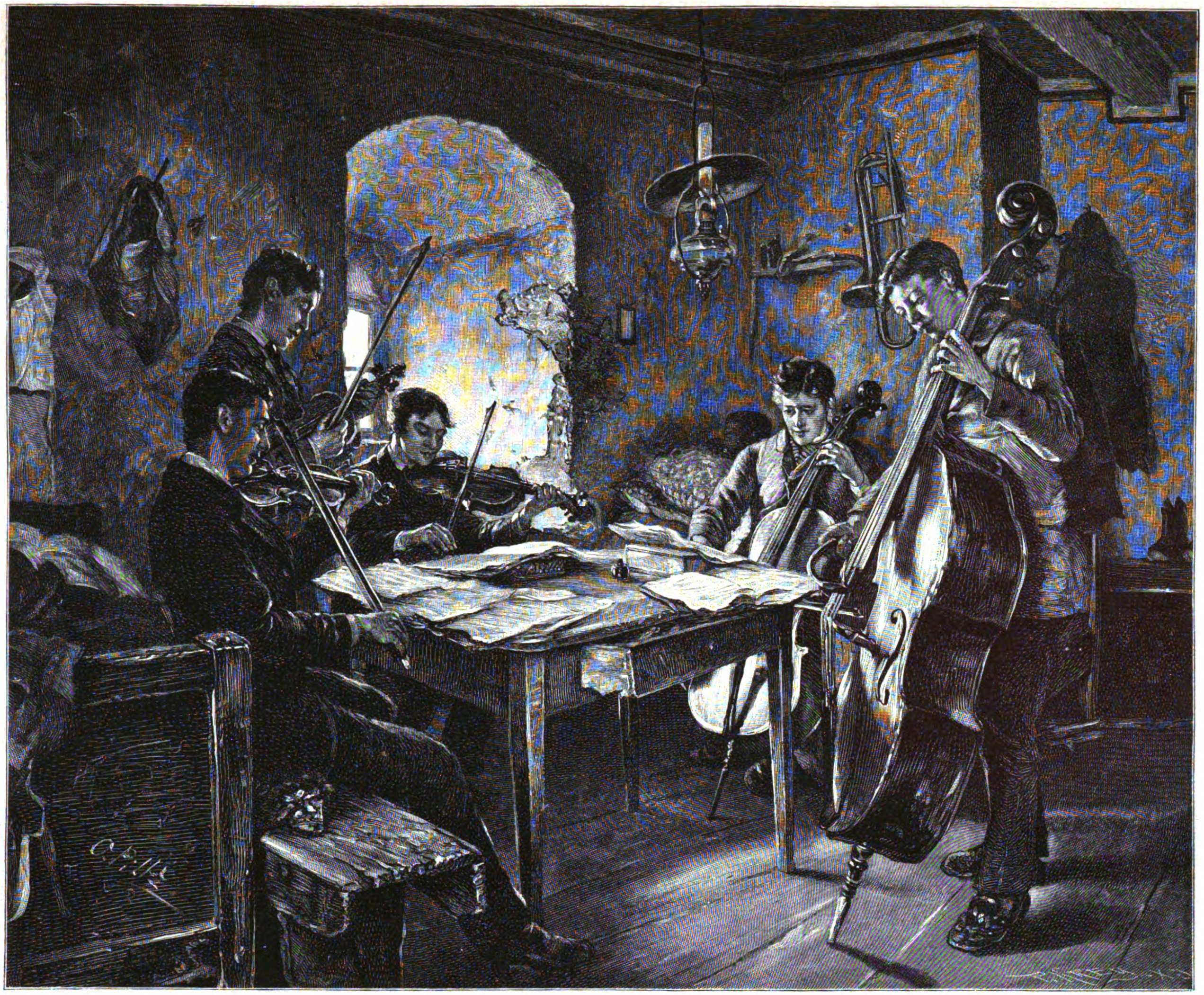
So — nun hatte ich Schatten.

Langſam umſchritt ich die Kirche, an welcher nichts Beſonderes zu bemerken war und dachte, drinnen wird auch nichts Intereſſantes zu ſehen ſein.

Am Turm wieder angelangt, folgte ich meiner Paſſion, die Dinge aus der Vogelperſpektive zu betrachten und erſtieg die von außen angebaute überdeckte Treppe, welche mich bald in das dunkle Innere führte. Nachdem ich die erſte Etage erklommen, hörte ich runkſende Laute, Baßtönen vergleichbar; hatte mich darin auch nicht geirrt.

Am Glockenſtuhl fand ich zwei der Schule entwachſene

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Quintettprobe. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

Jungen Muſikſtudien treibend; der Baßſtreicher hatte die Noten auf die große Glocke gelegt, der andere mit einer Trompete unter dem Arm ſtand daneben. Meiner Frage, ob die jungen Herren ihren Studien hier oben oblägen, damit die braven Bürger im Städtchen nicht im Nachmittags-ſchlaf geſtört würden, wurde entgegnet: „Wir wohnen ja alle hier, das ganze Stadtmuſikkorps; wir üben meiſt hier, denn bei der Hitze zieht wenigſtens etwas friſche Luft durch die Schalllöcher.“

Auf dem folgenden Boden traf ich wieder einige Burſchen; einer reinigte ſeine Flöte, ein zweiter ſchrieb Noten; eine Kiſte diente ihm als Tiſch. So hatte ich allmählich die letzte Treppe erſtiegen und befand mich auf einem kleinen Raum, in welchen die Thüren verſchiedener Bodengelaſſe mündeten. Die Hauptthür führte, wie ich ſpäter bemerkte, in die Turmſtube, eine andere zur Küche, die dritte ſtand offen und blendendes Licht drang herein; durch dieſe betrat ich die Galerie.

Vor mir lag die flache, fruchtbare Gegend, glänzend im Sonnenlicht, hie und da eine Ortſchaft, den Horizont begrenzten bewaldete Höhenzüge, zu Füßen das Städtchen in ſchwüler Ruhe, zum Teil noch von einer Stadtmauer mit ruinenhaften Türmen umgeben.

Die Galerie umſchreitend, begrüßte ich auf der anderen Seite wieder einen Muſikeleven, auf dem Rand des Daches ſitzend, die Füße gegen das eiſerne Geländer geſtemmt, ein rieſiges Butterbrot verzehrend. Bald war ich mit dem mitteilſamen Lehrling im Geſpräch.

Mit nicht wenig Stolz zeigte er mir in der Ferne ſeinen Geburtsort, indem er ſagte: „Wir ſtammen faſt alle aus der Gegend, durch der Madam ihr Fernrohr können wir unſere Leute Kartoffeln hacken ſehen. Wir haben es hier oben aber lange gut und ſehnen uns nicht fort, ich bekomme ordentlich Heimweh nach dem alten Turm, wenn ich auf Urlaub zu Hauſe bin.

„Hier hat ſich aber auch keiner zu beklagen; zu eſſen gibt es genug und wenn einer nicht gar zu dumm iſt, lernt er auch etwas in der Muſik. Das Geſchäft iſt ſchon 150 Jahre in derſelben Familie und geht jetzt auf den Namen der alten Madam; ihr Mann iſt lange tot, der Herr, der Enkel der Madam, iſt unſer Lehrer und Direktor und bekommt nach ihrem Tode die Stelle. Nur wollte ich, die Madam lebte noch recht lange, denn heiratet erſt der Herr, ſo nimmt er eine Feine und die zieht nicht da herauf. Seitdem die Madam ſo ſtark geworden, hat ſie den Turm nicht verlaſſen. Das können ſchon zehn Jahre ſein, daß ſie nicht heruntergekommen iſt, trotzdem weiß ſie alles, was in der Stadt paſſiert, beſſer als wenn ſie unten wohnte.“

„Wie ſtark iſt euer Korps?“ fragte ich dazwiſchen. „Wir ſind einige zwanzig, die meiſten wohnen hier im Turm; die Madam hat aber auch noch eine Stube in der Stadt, wo die älteren Burſchen ſchlafen, wir anderen behelfen uns ſo gut wie es geht in den Kammern unter den Turmbalken. Zu unſerm Dienſt gehört auch die Nachtwache hier oben; im Sommer iſt es ein wahrer Spaß, die Sonne hier oben aufgehen zu ſehen und die Nachtigallen in Geheimrats Garten ſchlagen zu hören.“

Nun erhielt ich eine genaue Schilderung des ganzen Turmdienſtes. Abwechſelnd ſei den einen Mittag etwas Luſtiges, den folgenden ein Choral von der Galerie zu blaſen; am Tage ſeien die Stunden nur nachzuſchlagen, in der Nacht aber auch jede Viertelſtunde mit einem Hörnchen zu melden. Im Winter ſei es freilich oft ſchlimm, wenn ſie bei ſchlechten Wegen weither von der Muſik kämen und ſich mit dem Baß durch den Schnee arbeiten müßten; dafür könnten ſie dann auch bei den Soldaten etwas aushalten, Hautboiſten wollten ſie ja alle werden.

Durch den Ruf: „Karl, hole einmal Semmeln bei Meiſter Berbig,“ wurde mein freundlicher Erzähler abgerufen.

Währenddem hatte ſich am Horizont ein Gewitter gebildet, entfernter Donner war ſchon hörbar.

So dachte ich beizeiten meinen Rückzug zu bewerkſtelligen. In den Turm eingetreten, umfing mich ein würziger Kaffeegeruch. In der kleinen Küche ſah ich eine hübſche korpulente Frau am Herd beſchäftigt; mein Gruß und einige Redensarten über den guten Kaffee, welcher hier gekocht werde, wurden mit einer Einladung zum Mittrinken erwidert.

Vorläufig nahm ich die Einladung zum Eintritt in die Stube an. Hier hatte ich Gelegenheit, die Bekanntſchaft der „Madam“ zu machen, einer würdigen alten Frau mit weißem Haar und ſehr intelligentem Geſicht. Sie ſaß auf ihrem Lieblingsplatz am Fenſter, von wo ſie den Marktplatz überſehen konnte. Bald waren wir im Geſpräch wie alte Bekannte, binnen kurzem hatte ich denſelben Reſpekt vor Madamchen wie ihre braven Zöglinge.

Nachdem mir das Verantwortliche der amtlichen Stellung klargelegt, erhielt ich Andeutungen, wie mühevoll es ſei, ſolche Jungen zu erziehen, reſp. zu brauchbaren Muſikern auszubilden. Als Reſultate ihres Inſtituts zeigte ſie mir an der gegenüberliegenden Zimmerwand eine Menge Photographieen ihrer einſtigen Schutzbefohlenen; lauter Militärmuſiker, darunter eine Anzahl Kapellmeiſter.

Die ganze Geſellſchaft gruppierte ſich um einen Ahnherrn der muſikaliſchen Familie, ein Paſtell in Biedermeierkoſtüm mit einer Flöte in der Hand.

Das näherkommende Gewitter, welches ſich durch heftigen Donner äußerte, mahnte mich zum Aufbruch. Mir wurde aber bedeutet, daß ich, ohne naß zu werden, wohl nicht zur Bahn kommen könnte, außerdem hätte ich noch eine volle Stunde Zeit; ich ſolle mich nur wieder ſetzen und mit Kaffee trinken. Das Gewitter brauche ich nicht zu fürchten: „Wir ſtehen überall in Gottes Hand,“ ſagte das Madamchen, außerdem wäre auch ein Blitzableiter angebracht. Vor Jahren habe ſie, ebenſo wie jetzt, am Fenſter geſeſſen, da ſei mit fürchterlichem Schlag eine feurige Kugel durch das Zimmer geflogen. Der Schrecken hätte ſie ſo gelähmt, daß ſie gar nicht gewußt, wie nahe die Gefahr geweſen. Der Blitz wäre durch die Wand am Klingelzug hinuntergefahren, ſchwefliche Geruch zurücklaſſend.

Dieſe Erzählung illuſtrierte ein heftiger Donner, und gleich darauf praſſelte ſtarker Regen an die Fenſter.

Indeſſen war eine Anzahl junger Leute ſtillſchweigend eingetreten, mit ihnen die die Wirtſchaft führende Tochter mit zwei rieſigen Kaffeekannen in den Händen.

Es war ein eigentümlicher Anblick, die Lehrlinge am Ofen zuſammengedrängt ſtehen zu ſehen, keiner liſpelte aus Furcht vor dem Gewitter. Die Hausfrau reichte zuerſt ihrer Mutter den Kaffee hin, darauf mir eine Sonntagstaſſe mit Vergißmeinnichtkranz bemalt. Dann bekam jeder der anweſenden Burſchen ſein Töpfchen gefüllt, dazu eine rieſige Butterſtolle, mit welcher ſie einzeln hinaustrotteten. Die freundliche Wirtin ſetzte ſich nun zu uns an den Tiſch, und die Unterhaltung kam wieder in Fluß. Es wurde bedauert, daß ich Wilhelm, ſo hieß der Muſikdirektor, nicht kennen lerne; er ſei in der Stadt, das Gewitter hindere ihn wohl, heimzukommen.

Da es nun Zeit war, ans Fortgehen zu denken, zumal der Regen nachgelaſſen hatte, verabſchiedete ich mich.

Eben ſchlug es drei, und ich konnte noch ſehen, wie einer der Knaben hereinkam und flugs einen Ring, welcher am Fußboden angebracht war, ergriff, denſelben dreimal in die Höhe zog und dadurch den Hammer an der großen Glocke anſchlagen ließ.

Dumpfe Luft empfing mich auf den alten Treppen beim Abſtieg, um ſo angenehmer die erquickende Kühle im Freien.

Das Bild auf dem Marktplatze hatte ſich ganz verändert; nach der bänglichen Schwüle war heiteres Leben erwacht. Die Kinder und Gänſe plantſchten in den Pfützen herum, die Leute waren an die Thüren getreten und ſahen dem abziehenden Gewitter mit frohen Geſichtern nach. Eben trat die Sonne wieder durch die Wolken und hoch vom Turm klangen feierlich in die reine Luft die erſten Töne des Chorals „Nun danket alle Gott.“

Mächtig davon ergriffen frug ich einen vorübergehenden Mann: „Geſchieht dies nach jedem Gewitter?“

„Jawohl!“ war die Antwort, „nach jedem, auch in der Nacht.“

„Das iſt ein ſchöner Brauch!“

„Ja, Herr, das hat ſchon mancher Fremde geſagt,“ erwiderte er mit berechtigtem Stolz beim Weitergehen.

Bald ſaß ich im Eiſenbahnwagen mit dem angenehmen Gefühl einiger gut verbrachten Stunden. Noch hatte ich einen Blick auf den alten Turm und dachte: „Ob wohl das zukünftige Madamchen nicht auf den Turm geht? — Ich will es nicht wünſchen.“

## An ein Kind.

Von J. Trojan.

Geſichtlein du in goldnem Haar,
Ihr Augen beide, blau und klar,
Du liebes Ding, du ſüßes Blut,
Wenn du bei mir biſt, geht's mir gut.

Laß immer doch die Menſchen, laß
Sie draußen reden dies und das;
Wenn ich dein hold Geplauder hör',
Gilt nichts mir all ihr Reden mehr.

Und bin ich arm, du machſt ſogleich
Allein mich durch dein Lächeln reich.
Kein König hat das Gold dazu,
So zu beſchenken mich wie du.

Die Welt mag ausſehn, wie ſie will,
Wenn ich dich anſchau', bin ich ſtill.
Wie du hineinblickſt in die Welt,
Das iſt's, was mir allein gefällt.

Wie blickſt du in die Welt hinein!
Sie kann doch gar ſo arg nicht ſein,
So lang für dich der Vogel ſchlägt,
Für dich die Wieſe Blumen trägt.

Laß Sorgen kommen über mich,
Wenn ſie zu ſchlimm ſind, ruf' ich dich.
Du ſcheuchſt ſie leicht von mir zurück,
Denn dich nur anſehn iſt ſchon Glück.

## Die Mammutjäger-Station bei Predmoſt in Mähren.

(Abdruck verboten.)

Eine kleine Meile nordöſtlich von Prerau, mit der Eiſenbahn von Olmütz aus in einer halben Stunde erreichbar, liegt das Dorf Predmoſt in einer Umgebung von Lößhügeln, die auf einer Unterlage von devoniſchem Kalke ruhen. Als vor mehr wie zehn Jahren dort große Mengen dieſes Löß abgegraben wurden, traf man auf Knochen vorweltlicher Säugetiere und zwar ſo zahlreich, daß ganze Wagenladungen davon gewonnen, zermalmt und als Knochendünger auf den benachbarten Grundſtücken verwendet wurden. Auf die Nachricht hiervon eilte Dr. Wankel, der berühmte Erforſcher der mähriſchen Knochenhöhle, herbei, um die Sache wiſſenſchaftlich zu unterſuchen, und ihm folgte ſpäter, zu dem gleichen Zwecke, Karl J. Maska. Die Unterſuchungen des erſteren führten ihn zu dem Ergebniſſe, daß an jenem Orte in einer Epoche, welche der Eiszeit nahe liegt, Mammutjäger gehauſt haben, welche durch die Jagd auf den Rieſenelefanten der Vorwelt, auf das Renntier und das wilde Pferd ihren Lebensunterhalt fanden. Im Sommer 1888 beſuchte der berühmte däniſche Forſcher Jagetus Steenſtrup den Ort der Ausgrabungen, um ſich durch den eignen Augenſchein über jenes großartige, bis jetzt in dieſer Art wohl einzig daſtehende Denkmal des Natur- und Kulturzuſtandes einer ſo fernen Vorzeit zu unterrichten. Von Dr. Wankel geführt betrat der nordiſche Altertumsforſcher die Bühne, auf welcher, lange bevor Rom ſtand und Griechenland blühte, der Menſch mit den Ungeheuern der Vorwelt zuſammentraf. „Unbeſchreiblich,“ ſagt Steenſtrup, „war meine Überraſchung, als ich, nachdem ich um die Ecke einer der vorſpringenden Partieen des Abhanges getreten war, den Blick emporrichtete zur ‚Kulturſchichte‘ in der zurücktretenden Lößwand und nun von Angeſicht zu Angeſicht den Reſten mächtiger Mammute gegenüberſtand, die eine dünne Abſchälung des Löß unlängſt ganz freigelegt hatte. Aus dem dunkleren Hintergrunde der Mittelſchicht grinſten mir hier die faſt ſchneeweißen Oberflächen der mehrere Fuß langen Hälften zweier auseinandergeſperrten Stoßzähne eines Mammut entgegen, während zwei noch hellere Kreisflächen daneben die Bruchflächen von einem Paar noch ſtärkerer Zähne eines anderen Mammut bezeichneten. Überall aus dem dunkleren Grunde zwiſchen dieſen hellen Figuren konnte man Knochen und Knochenſtücke, bleichfarbige Flintſcherben und kleine Steine herausragen ſehen. Jede Handvoll, die man von der herabgefallenen ‚Kulturſchicht‘ aufnahm, jede kleine Partie, welche ein herbeigeholter Arbeiter mit dem Spaten ablöſte und zu uns herabrollen ließ, enthielt Teile von Mammutknochen. Dabei eine Unzahl von loſe und einzeln liegenden Knochen des Wolfes. Nicht minder bezeichnend für eine andere (nämlich menſchliche) Thätigkeit waren die vielen kleinen Steine, namentlich Flintſcherben und zugerichtete Flintgeräte, die überall dem Auge begegneten.“ Steenſtrup ließ übrigens nur ſo viel von der Schichte ablöſen, als nötig war, um ihm einen Einblick in die allgemeine Übereinſtimmung derſelben mit den davon gegebenen Beſchreibungen zu geſtatten. Denn es iſt, ſagt er ſehr richtig, eine heilige Pflicht, mit dieſem koſtbaren Material ſparſam umzugehen, weil niemand dafür bürgen kann, daß ein ähnliches Feld ſobald nochmals erſchloſſen werde.

Wie aber kamen dieſe zahlloſen Mammutreſte an jener Stelle zuſammen? Dieſe Frage vor allen anderen tritt mit packender Gewalt an den Forſcher heran, und von ihrer richtigen Beantwortung hängt das Verſtändnis der ganzen Erſcheinung ab. Waſſerſtröme, welche die Mammutleichen dort zuſammengeſchwemmt hätten, ſind nach Steenſtrups Meinung durchaus ausgeſchloſſen, ebenſowenig könne man aber auch annehmen, daß das gleichzeitig lebende Urvolk jenes Material ſelbſt alles zuſammengetragen habe, denn ſolches überſteige völlig ſeine Kräfte. Die Mammute, meint Steenſtrup, müſſen ſich ſelbſt dahin gebracht haben, wo ſie nun liegen und wo ſie liegen geblieben ſind, tot oder getötet durch eine von jenen Überraſchungen: Waſſermangel, Froſt, Wetterſtürme, ſtarker Schrecken — welchen ihre nächſten Verwandten, die aſiatiſchen Elefanten, aber auch andere, in großen Herden lebende Huftiere ſo oft ſcharenweiſe unterliegen Neben den Knochen des Mammut finden ſich ſolche des Renntiers, des Wolfes, des Wildpferdes und des Moſchusochſen; mit allen dieſen durcheinander gemengt aber zahlloſe Überbleibſel menſchlicher Thätigkeit. Dieſe letzteren beſtehen aus Feuerſtein in Geſtalt von kleinen Lanzen- und Pfeilſpitzen, Schabern, Meſſerſpähnen 2c., zum Teil ſind ſie aber auch aus Knochenmaſſe oder Elfenbein in verſchiedenen Formen bearbeitet.

Der Schluß aus dieſer Thatſache ſcheint auf der Hand zu liegen: der Menſch erſcheint an jener Stelle als Zeitgenoſſe des Mammut, deſſen Fleiſch ſeine Hauptnahrung bildete. Dieſer Schluß iſt in der That gezogen worden, allein Steenſtrup pflichtet ihm nicht ſo ohne weiteres bei. Zunächſt hebt er das Übergewicht der Mammute im Verhältnis zur Anzahl der anderen Huftiere hervor, von denen man ebenfalls meint, daß ſie dem Menſchen zur Nahrung dienten, nämlich Renntier, Pferd und Moſchusochſe. Indeſſen ſteht das Mammut an Zahl noch weit zurück hinter den großen kräftigen Wölfen, die, nach der Menge der Knochen zu ſchließen, wohl dort an Ort und Stelle ſelbſt von Menſchen oder von einander gegenſeitig umgebracht worden ſind. Viele Knochen des Renntiers und des Pferdes tragen unverkennbare Anzeichen, daß ſie des Markes wegen zerſchlagen wurden, und Steenſtrup zweifelt nicht, daß dieſe Huftiere einen Teil der Nahrung des Steinzeitvolkes, welches an jener Stelle gehauſt hat, bildeten, anders dagegen ſtellt ſich nach ſeiner Überzeugung das Verhältnis des Mammuts zu jener Bevölkerung. Dieſe Mammute waren bereits längſt dahin, als der Jägerſtamm bei Predmoſt erſchien. Dieſe Leute waren, wie Steenſtrup ſich ausdrückt, Mammutjäger in dem Sinne wie die Jakuten Sibiriens es heutzutage und Jahrtauſende hindurch geweſen ſind, ſolange als ſie ihre einträgliche Jagd nach den in einem ganz oder halb gefrorenen Boden ſo wohl erhaltenen Zähnen und Knochen der vorweltlichen Elefanten betreiben. Als die Mammute vor Predmoſt ſich herumtrieben und herdenweiſe ihren Tod fanden, war von den Jägerſtämmen, deren Steinbeile wir dort heute finden, noch nichts vorhanden, letztere traten erſt in der Renntierzeit Mitteleuropas auf, alſo vor 4 oder 5000 Jahren. Aber unüberſehbar weit, vielleicht ein Vielfaches von dieſem Zeitabſtand liegt die Epoche zurück, da Mammute in Mähren lebten und in jenem Löß ihren Tod fanden. Während dieſer langen Zwiſchenzeit blieben die Gerippe der Rieſentiere auf ihren Lößlagern liegen, dann und wann geſtört und bewegt durch vorzeitliche Hyänen und bald mehr bald minder von Lößſtaub überdeckt. Während die Reſte bloß lagen, haben Rudel kräftiger Wölfe das für ſie reiche Feld beſucht und immer wieder beſucht, ſo wie dieſe in Geſellſchaft jagenden, gefräßigen und beſtändig hungrigen Raubtiere *noch heute* im ganzen nördlichen Aſien zuerſt bei der Hand ſind, um die auf dem auftauenden Boden oder an den unterwaſchenen Flußufern zum Vorſchein kommenden *Reſte von Mammutleichen* aufzuſpüren und anzugreifen. „Auf jeden Fall ſcheint die ganz auffällige Anzahl der eignen Knochen der Wölfe deutlich zu verraten, daß dieſe bloß in Geſellſchaft jagenden Tiere ſich nach guter Wolfsſitte benommen haben und nicht unterließen, um die Beute ſich zu raufen, einander anzufallen und zu töten.“ Die Wölfe kamen viel ſpäter, als die Mammute vielleicht Jahrtauſende ſchon im Boden lagen und gleich ihnen, aber in anderer Abſicht, kam ebenfalls ſpäter die mähriſche Bevölkerung der Renntierzeiten. Ihre Abſicht war, auf dem mehr oder weniger bloßgelegten Mammutfelde die Reſte der für ſie wichtigen Zähne, des Elfenbeins, zu ſammeln, aber auch, um aus den Mammutknochen herauszuſuchen, was ſich zu Geräten und Waffen brauchen ließ, endlich, um ſich Haut und Pelzwerk von Wölfen, Polarfüchſen und ähnlichen Tieren zu verſchaffen, die nächtlicherweile herbeiſchleichen mochten. Das iſt in kurzen Zügen ein Bild der Vergangenheit auf dem Felde von Predmoſt, wie es einer der hervorragendſten Forſcher der Gegenwart auf Grund ſeiner Studien und Erfahrungen gezeichnet hat. Vom Lichte der Wiſſenſchaft erleuchtet ſchauen wir hier zurück in eine Vergangenheit, aus der keine Sage berichtet, in welcher ſelbſt das Klima ein weſentlich anderes war als heute. Damals war noch keine der Nationen auf dem Schauplatze der europäiſchen Geſchichte erſchienen, an deren geiſtige Entwickelung ſich die Kulturblüte der Menſchheit knüpft, und nur die verſteinerten Uberbleibſel, welche der Erde Schoß Jahrtauſende lang treu gehütet hat, ſind es, die uns Kunde bringen von dem Leben und Treiben in jenen dunklen, längſt verrauſchten Tagen.

Dr. K.

---

## Gottfried Keller.

Von Ernſt Schubert. (Abdruck verboten.)

„Keller iſt Schweizer, aber nicht ſo engherzig, daß er nicht den Blick auch über die Marken ſeines Vaterlandes hinaus richtete, daß er nicht auch ein Herz hätte für ſein zweites Heimatland, daß er nicht ein echt deutſcher Dichter wäre“ — mit dieſen Worten charakteriſierte vor 44 Jahren das Stuttgarter Morgenblatt die poetiſchen Erſtlinge Gottfried Kellers, und wir müſſen dem Kritiker nachrühmen, daß er von vornherein die Eigenart des Dichters richtig erkannt hat. In ſeinen Werken iſt Keller Schweizer durch und durch, es ſpricht ſich in ihnen eine glühende Heimatsliebe aus, die jedoch nichts gemein hat mit dem banauſiſchen Kantönligeiſt und ſeiner geſpreizten Selbſtgerechtigkeit, vielmehr iſt der Dichter nicht blind gegen die Gebrechen ſeiner Landsleute; oft genug hält er ihnen den Spiegel vor, der ein nicht eben ſchönes Bild zurückſtrahlt, und hinter dem Humor, mit welchem dies geſchieht, verbirgt ſich ſtrenger Ernſt. Und niemals vergißt Keller über dem Schweizer den Deutſchen. Von der Franzöſelei hat er ſich ſtets verächtlich abgewandt, niemals die Zuſammengehörigkeit mit dem großen Vaterlande der gemeinſamen Sprache und Geſittung verleugnet. Deutſch war ſein Empfinden und deſſen Ausdruck von einer formvollendeten Schönheit, wie ſie kaum von einem anderen der neueren Dichter erreicht worden iſt. Ein großer Poet von tiefem Gefühl und kernhafter Geſinnung, zugleich ein Meiſter des Stils, mit einem Worte ein *Künſtler*, wie es deren nicht viele gibt auf dem deutſchen Parnaß — es kann ſchon jetzt kaum noch ein Zweifel beſtehen, daß einſt die Nachwelt Gottfried Keller den deutſchen Klaſſikern zurechnen wird.

Über den Lebenslauf des Dichters finden ſich in den Handbüchern mancherlei irrige Angaben. Nicht in Glattfelden, ſondern in Zürich, wohin ſein Vater, der Drechslermeiſter Rudolf Keller, zwei Jahre vorher übergeſiedelt war, wurde Gottfried am 19. Juli 1819 geboren, und wenn der Knabe zunächſt in die Armenſchule geſchickt wurde, ſo geſchah dies nicht wegen Bedürftigkeit der Eltern, ſondern weil der Vater, Obmann der Drechslermeiſterzunft und Vorſtand jener Schule, es in demokratiſcher Laune ſo beſtimmte; ſein Söhnlein ſollte mit den Kindern der geringen Leute die erſten Schritte in die Welt machen. Freilich traten, nachdem der Vater ſchon 1824 geſtorben war, beſchränkte Verhältniſſe ein, aber die Mutter, Tochter eines Arztes, ſorgte für eine gute Erziehung. Gottfried beſuchte das Landknabeninſtitut, dann die Induſtrieſchule, von welcher er, etwa ſiebzehnjährig, als Anſtifter einer „Rebellion“ relegiert wurde. Dem Wunſche des Jünglings, ſich der Malkunſt zu widmen, widerſtrebte die Mutter nicht, und nachdem er bei einigen nach Zürich verſprengten Meiſtern Unterricht erhalten, bezog er 1840 die Kunſtſchule zu München. Schon in dieſer Zeit, wo er fleißig Landſchaften zeichnete und malte, regte ſich in ihm die poetiſche Ader. Die erſten Entwürfe zum „Grünen Heinrich“ ſtammen aus den Münchener Tagen, ebenſo die erſten Gedichte. 1842 nach Zürich zurückgekehrt, wurde er mit Adolf Ludwig Follen bekannt, dem begabteſten der drei Gebrüder Follen, und dieſer druckte im „Deutſchen Taſchenbuch“ einige Gedichte ab. Die politiſche Bewegung erfaßte auch den jungen Maler-Poeten; er ſchleuderte den Bannſtrahl gegen die Jeſuiten und den Sonderbund, und auch an den Freiſcharenzügen gegen Luzern, 1844 und 1845, ſoll er ſich beteiligt haben. Damit ſteht allerdings in Widerſpruch das Teſtament Gottfried Kellers, mit welchem er den Winkelried-Fonds zu ſeinem Erben einſetzte, unter der Begründung, hiermit ſuche er eine Schuld dafür abzutragen, daß ſeine körperliche Beſchaffenheit ihm den militäriſchen Dienſt für das Vaterland nicht geſtattet habe.

Der Erfolg ſeiner 1846 erſchienenen Gedichte bewog den nunmehr Siebenundzwanzigjährigen, der Malkunſt Valet zu ſagen und ſich ganz der Litteratur zu widmen. Zunächſt hörte er in Zürich philoſophiſche Kollegien, ging dann 1848 nach Heidelberg und 1850 nach Berlin, wo er beinahe fünf Jahre blieb. Seine beſtimmte Abſicht ſoll es geweſen ſein, ſich zum Dramatiker auszubilden, aber zur Verwirklichung gelangte von dieſem Plane nichts. Dagegen entſtand hier ein großer Teil der „Neuen Gedichte,“ der „Grüne Heinrich“ wurde vollendet, und auch „Die Leute von Seldwyla,“ dieſes Meiſterwerk köſtlichen Humors, haben in Berlin ihren Geburtsort. Um zunächſt von jenem Werke zu ſprechen, das die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf den jungen Dichter lenkte, ſo ſind zwei Ausgaben des „Grünen Heinrich“ zu unterſcheiden, die erſte, urſprüngliche von 1854 und die Neubearbeitung von 1879. In ſeiner erſten Ausgabe trägt der Roman, der im weſentlichen die Jugendgeſchichte des Dichters behandelt, unverkennbar das Gepräge einer gewiſſen Unbeholfenheit. Das auf einen Band berechnete Werk, mit deſſen Idee ſich Keller ſchon länger als ein Jahrzehnt beſchäftigt hatte, ſchwoll ihm unter den Händen zu einer ganzen Reihe von Bänden an. Es iſt nicht die Arbeit eines gereiften Geiſtes, keine Schöpfung aus einem Guſſe, vielmehr müſſen wir neben den Schilderungen von berückender Anmut vieles Weitſchweifige, Verworrene mit in den Kauf nehmen. Aber das Ganze entzückt und ergreift doch den Leſer, und mag auch viel Jugendthorheit darin ſtecken, gerade ſie, das ſchönſte Geſchenk des Himmels, möchten wir nicht miſſen. Wer nur dem Dichter zur Umarbeitung geraten haben mag! Wäre ein ſolcher Verdacht bei Keller nicht völlig ausgeſchloſſen, ſo könnte man meinen, daß geſchäftliche Rückſichten maßgebend geweſen ſeien, wie ſeiner Zeit bei Karl Gutzkow, welcher, der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, ſeinen „Zauberer von Rom“ unbarmherzig zuſammenſtrich, damit der Roman für das Publikum billiger werde. Der „Grüne

Heinrich“ erſter Ausgabe verſetzt den Leſer in eine Art ſüßen Rauſch, aus dem ihn die Umarbeitung grauſam aufrüttelt. Von der Blume der Romantik iſt der Blütenſtaub abgeſtreift, und mögen einzelne Änderungen in der That dem Werke zu gute gekommen ſein, der zarte Duft iſt verloren. An Wildlinge ſoll man nicht rühren; ſie ſind eben ſchön in ihrer Wildlingsart, und wenn man ſie zu glätten und zu kämmen ſucht, ſo mag man wohl äußerlich ihr Weſen verkehren, aber es bleibt doch nur Schein.

Am Brunnen. Originalzeichnung von E. Henſeler.

Mit der Beſprechung des unglücklich verbeſſerten „Grünen Heinrich“ ſind wir indeſſen vorausgeeilt und müſſen uns, der Zeitfolge entſprechend, den „Leuten von Seldwyla“ zuwenden. — Dieſe ſind die reine, ungetrübte Herzfreude. Frei ſchaltet und waltet der göttliche Humor, von jenem, der in feiner, den Leſer ins tiefſte Gemüt greifender Art ſich anſpinnt, wie in „Romeo und Julia auf dem Dorfe,“ bis zum derb luſtigen, beinahe ans Groteske ſtreifenden Scherz, wie er in den „Drei gerechten Kammmachern“ ſeine Schwänke vollführt. Die Frage, wo Seldwyla gelegen ſei, hat der Dichter ſelbſt dahin beantwortet: überall in der Schweiz, wo öde Selbſtgerechtigkeit, dummſtolzes Philiſtertum ſich breit machen, und dieſe nach Gebühr zu kennzeichnen, iſt ihm auch ausnehmend gelungen. „Die Leute von Seldwyla“ machten ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne, d. h. in der engumgrenzten Gemeinde der litterariſchen Feinſchmecker, denn in die weiteren Kreiſe der Gebildeten drang Gottfried Keller erſt viel ſpäter ein, und den breiteren Schichten iſt er, der doch gerade aus dem Volke ſeine Stoffe ſchöpfte, noch heute ein Fremder. Der Erfolg bei der litterariſchen Zunft war indeſſen ein außerordentlicher, und man hätte meinen ſollen, daß die einmütige Anerkennung den Dichter zu regem weiterem Schaffen anſpornte. Aber es ſchien, als habe er ſich ausgegeben, und auf länger als ein Jahrzehnt blieb er verſtummt. Die Sorge um eine geſicherte Zukunft trug die Schuld daran. Keller zählte bereits 37 Jahre, und noch beſaß er keine feſte Poſition im bürgerlichen Leben. Auf den Ertrag der Feder angewieſen zu ſein, das war dazumal eine traurige Lage, in welcher die weitaus Meiſten einer üblen Verflachung und einer kümmerlichen Exiſtenz verfielen, und gerade in Berlin mag ihm manch verbummeltes Genie als warnendes Beiſpiel gedient haben. Nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt, bewarb er ſich um ein Amt im Staatsdienſt, das ihm auch zu teil wurde, und im ſchnellen Aufrücken wurde er 1861 zum Staatsſchreiber im Kanton Zürich ernannt. Wie ernſt es der gewiſſenhafte Mann mit ſeinem Amte nahm, bezeugt er ſelbſt: „Ich mußte mich vom erſten bis zum letzten Augenblick in den Geſchäften tummeln und genoß zehn Jahre lang nicht einmal eines Urlaubs, und ich glaube, es iſt mir geſunder geweſen, als ein ſchläferiges Syſtem gemiſchter Bureau- und Mußeſtunden.“ Völlig war indeſſen ſeine Muſe doch nicht verſtummt, wenn ſie auch nur im Geheimen ſchuf. Er bereicherte die „Leute von Seldwyla“ um neun Hiſtörchen und feilte an den „Sieben Legenden,“ die bereits gleich nach dem „Grünen Heinrich“ geſchrieben waren und nun 1872 im Druck erſchienen. Durch dieſe feinſinnigen Novellen, die gedankenvollen Ernſt mit ſchalkhafter Form verbinden, lenkte der verſchollene Dichter wieder die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, ja man kann ſagen, daß ſie erſt ſeinen eigentlichen Ruhm ſchufen. Aber wieder vergingen ſechs Jahre — Keller hatte ſich inzwiſchen penſionieren laſſen — bis man Neues von ihm hörte. Auch die „Züricher Novellen“ (1878—79) fanden großen Anklang, obwohl ſie hinter den bereits genannten Schöpfungen zurückſtehen, ebenſo die Umarbeitung des „Grünen Heinrich“ (1879), über die wir uns ſchon oben geäußert haben. Der Dichter genoß eben den Vorteil, wie er leicht den Berühmtheiten zu teil wird: alles, was er ſchrieb, ward für gut erachtet. Aber zur alten Höhe ſchwang er ſich 1882 wieder mit dem „Sinngedicht“ auf, einem Novellencyklus, in welchem ſonnige Heiterkeit und überſprudelnde Laune mit erſchütternder Tragik abwechſeln. Im folgenden Jahre gab er die „Geſammelten Gedichte“ heraus,

aus welchen manches Unreife der Jugendjahre beſeitigt war. Aber die Lyrik iſt nicht die ſtärkſte Seite Gottfried Kellers; es fehlt ihm hier das Urſprüngliche, aus beſonderer Eigenart Hervorquellende, und die Reflexion überwiegt, ja er, der ein Meiſter der ungebundenen Rede iſt, verſieht es bisweilen ſogar in der Form. Dennoch finden ſich unter den Gedichten viele Perlen edler Poeſie, und am bedeutendſten erſcheinen die vaterländiſchen Lieder und die Naturſchilderungen. Eines der Gedichte: „O, mein Heimatland, o, mein Vaterland“ — rein poetiſch genommen, nicht das hervorragendſte — iſt zum ſchweizeriſchen Nationalliede geworden.

Gottfried Kellers größte Schöpfung, worin ſich die Summe einer ganzen gereiften Lebenserfahrung, eine geklärte, verſöhnliche Weltanſchauung ausdrückt, iſt der Roman „Martin Salander“ (1886). Wer von einem Roman in erſter Reihe „Spannung,“ d. h. eine lebhaft bewegte Handlung verlangt, der kommt freilich bei dem Werke nicht auf ſeine Rechnung. Auf eng begrenztem Raume ſpielen ſich, wenn auch der Held einmal über See geht, die Vorgänge ab, und an aufregenden Abenteuern mangelt es gänzlich. Um ſo reicher entwickeln ſich jedoch in dieſer ſtillen Familiengeſchichte die innerlichen Kämpfe. Meiſterhaft iſt es geſchildert, wie Martin Salander, der ſchweizeriſche Kaufherr und Landbebauer, ſich nicht irren läßt in ſeinem Grundſatze, daß das Glück nicht in Haſt zu erraffen ſei, ſondern daß man mühſam Stein zu Stein legen müſſe, bis der Bau fertig iſt. Zu wiederholten Malen wird ſein philoſophiſcher Gleichmut auf harte Probe geſtellt. Der Jugendfreund, dem er arglos vertraut, betrügt ihn ſchmählich, und die beiden jungen Männer, welche ſich in ſein Haus geſchlichen haben und die Herzen ſeiner Töchter gewinnen, enthüllen ſich als erbärmliche Lumpen; aber geſtützt durch ſeine wackere Gattin, das vollendete Muſter einer Hausfrau und Mutter, trägt er mit Faſſung die ſchweren Schläge, und die vier leben wieder friedlich und heiter miteinander, wie einſtmals, bevor die argliſtigen Streber ſich eindrängten. Doch noch Härteres ſcheint dem guten Martin vorbehalten, auch der Sohn, die Hoffnung ſeines Alters, droht ihm verloren zu ſein, aber geläutert kehrt endlich der Jüngling an den väterlichen Herd zurück. Der Roman, durch welchen von Anfang bis zu Ende ein feiner, hier und da bis zur Satire verſchärfter Humor weht, iſt ein Proteſt gegen die wilde, rückſichtsloſe Erwerbſucht, welche heute die Welt beherrſcht, und gegen das politiſche Strebertum, das ohne innere Überzeugung allein den eignen Vorteil verfolgt. Und da die Erzählung auf ſchweizeriſchem Boden ſich abſpielt, ſo fehlt es hierbei nicht an derben Hieben wider die Auswüchſe der republikaniſch-demokratiſchen Staatsform. Doch noch anderes iſt aus dem Roman herauszuleſen. Der Dichter gibt zu verſtehen, daß es in der neuen Zeit, die für die Welt angebrochen iſt, mit dem thatenloſen Idealismus, dem philoſophiſchen Betrachten und Zuwarten nicht genug iſt, daß es des kräftigen Zugreifens bedarf, wenn anders nicht die ſchlimmen Gewalten die Oberhand gewinnen ſollen.

Gelegentlich ſeines ſiebzigſten Geburtstages im vorigen Jahre hieß es, Gottfried Keller habe dieſen Vorwurf näher ausführen wollen in einem zweiten Teile des Romans, nach Martins Sohne „Arnold Salander“ betitelt. Zur Ausführung iſt dieſe Abſicht, vorausgeſetzt, daß ſie überhaupt beſtanden hat, nicht gekommen. Schon die Jubiläumsfeier fand den Dichter, der den Schmerz über den Tod ſeiner treuen Schweſter und Pflegerin noch nicht überwunden hatte, als einen müden Mann. Als ihm die herrliche Medaille*) ſeines Freundes Böcklin überreicht wurde, ſagte er: „Dies iſt das Zeichen für das Ende vom Liede; ich ſpüre, daß es mit mir nicht mehr lange dauert.“ Das Wort ſollte ſich erfüllen. Noch war ſeit der Jubelfeier das Jahr nicht voll verſchwunden, ſo ging er ſelbſt dahin in der Müdigkeit des Alters. Die Stadt Zürich bereitete ihm eine Beſtattung, wie niemals einem ihrer Bürger zuvor, und die Weiherede feierte den Dahingegangenen als „den reinen Menſchen, der in herber Schale den goldenen Kern des Zartſinnes und der Herzensgüte barg,“ als den „größten ſchweizeriſchen Dichter, den Geleitsmann des Volkes bei ſeinem harten Tagewerk, den Verklärer ſeiner Sitte, ſeiner Feſte, den Freund der Bedrückten und Armen.“ Aber Gottfried Keller iſt mehr. Er iſt, weit hinausragend über die Grenzen ſeiner Heimat, in deren Boden ſeine Kraft wurzelt, ein großer deutſcher Dichter, dem gelang, was keine Staatskunſt zu erzielen vermag: über jegliche politiſche Scheidung und Sonderheit hinweg alle, die deutſch reden und deutſch empfinden, zu gemeinſamer Huldigung zu einen.

## Walhalla und Stauf.

Von Profeſſor C. Th. Pohlig. (Abdruck verboten.)

Ein friſcher Maimorgen. Leichtes Gewölk auf lichtblauem Himmelsgrunde, vor der höher ſteigenden Sonne allmählich zerfließend, und fröhliches Vogelgezwitſcher auf Büſchen und Bäumen und in den blühenden Gärtchen zwiſchen den hochbegiebelten Häuſern. Die Turmglocken der guten Stadt Regensburg verkünden die ſiebente Morgenſtunde, und wir eilen beflügelten Schrittes dem Landeplatze des Dampfſchiffchens zu, um eine Fahrt nach Donauſtauf zum Beſuch der Walhalla und der Burg Stauf zu unternehmen. Ein klarer Sonnenaufgang verſpricht einen herrlichen Tag, und ſo beſteigen wir wohlgemut den kleinen Dampfer, auf dem ſich bereits eine ſtattliche Zahl von Mitreiſenden eingefunden hat. Zum letztenmal ertönt die Schiffsglocke, die Taue werden eingeholt, und der Propeller fängt an zu arbeiten. Raſch geht es durch den Hafen und an der königlichen Villa vorbei, die in den Jahren 1853 und 1854 von Ludwig Foltz auf der ehemaligen Oſtenbaſtei erbaut wurde. Der Strom weitet ſich, bereits werden die Höhenzüge zur Linken, die Ausläufer des bayriſchen Waldes ſichtbar. Weithin blinken die gelben und braunen Kalkſteinflächen des Keilberges, an deſſen ſtetig fortſchreitender Dezimierung zwei Kalkwerke unermüdlich arbeiten. An ſchilfbewachſenen Altwaſſern vorüber geht es unter der großen Eiſenbahnbrücke hindurch und an dem Fiſcherdorf Schwabelweiß vorbei.

Gar anmutig gleitet ſich's auf der vielbeſungenen blauen Donau dahin, die aber gar nicht blau iſt, ſondern bei gewöhnlichem Waſſerſtand die grünliche Farbe des Vater Rhein aufweiſt.

Immer weiter geht es durch fruchtbares Gelände, zur Linken immer an den ſchön bewaldeten und mit Reben bepflanzten Höhen dahin. Vor uns in der Ferne glänzen im Frühſonnenſchein die weißen Flächen und Säulen der Walhalla. Das große Kirchdorf Tegernheim wird in weitem Bogen umkreiſt, rechts, hart am Strome bleibt der Kreuzhof mit ſeinem uralten, romaniſchen Kirchlein liegen, und jetzt geht es ſchnurſtracks der alten Bergfeſte Stauf entgegen, deren Ruinen ſich auf kühn aufſteigendem Felskegel erheben.

Eine herrliche Fahrt an einem ſchönen Maimorgen, im ſonnigen Weben der Frühlingslüfte. Wie weitet ſich das Herz in Vorahnung der Herrlichkeiten, die der ſchöne Tag bringen wird.

Mittlerweile fahren wir durch die Brücke bei Stauf, unterhalb welcher unſer Schifflein nach halbſtündiger Fahrt landet.

Wie eigenartig reizvoll nimmt ſich von hier die Landſchaft aus! In wahrhaft klaſſiſcher Schönheit und Ruhe thront der doriſche Säulenbau der Walhalla mit ſeiner cyklopiſchen Terraſſenanlage auf einem Vorſprung der Waldberge. Wirkungsvoll hebt ſich der helle Kalkſtein von dem dunkeln Grün der dahinter aufragenden Wälder ab, die ſich mit dem klaſſiſchen Bau in dem wogenden, glitzernden Strom ſpiegeln. Die ſanft geſchwungenen, allmählich in der Ferne verdämmernden Konturen des langgeſtreckten Höhenzuges ſchließen in großartiger Einfachheit und vornehmer Ruhe den Hintergrund ab. Fürwahr, König Ludwig I hat es verſtanden, ſeinen Schöpfungen den richtigen Platz anzuweiſen. Wie die Befreiungshalle bei Kelheim, ſo ſtimmt auch die Walhalla in unübertrefflicher Weiſe mit dem landſchaftlichen Charakter der ganzen Umgebung überein.

---

*) Eine Abbildung der Gottfried Keller-Medaille veröffentlichten wir in Nr. 28, ein Porträt Gottfried Kellers in Nr. 44 des laufenden Jahrganges. D. R.

Gerade vor der Landungsſtelle liegt der Markt Stauf, Donauſtauf genannt, zum Unterſchied von einem anderen Ort Stauf im nahegelegenen Regenthal, welches Regenſtauf heißt. Jäh aufſteigend und mit ſeiner Baſis halbkreisförmig in den Ort hineinſchneidend, erhebt ſich der zwiſchen ſteilem Felsgetrümmer anmutig bewachſene Bergkegel, welcher die Ruinen der uralten Burg Stauf trägt. Der um die Burg ſich ſchließende Ort war vordem ſtark befeſtigt, mit Türmen und Ringmauern, wie aus der nach einem alten Kupferſtich gezeichneten Abbildung 1 erſichtlich iſt.

Unſer Ziel iſt zunächſt die Walhalla. Wir durchwandern den Ort, der zum größten Teil neu gebaut iſt, denn hier wütete im Jahre 1880 eine große Feuersbrunſt, der auch das fürſtlich Turn- und Taxis'ſche Schloß zum Opfer fiel. Am unteren Ende des Ortes, an einem auf halber Höhe des Berges gelegenen Wallfahrtskirchlein vorbei, geht es durch herrlichen Wald bergan. Bald hat man die Plattform erreicht, und vor dem Wanderer erhebt ſich die weſtliche Langſeite jenes herrlichen Baues, den Bayerns kunſtſinniger König Ludwig I als einen Ruhmestempel deutſcher Heroen des Geiſtes und des Schwertes aufführen ließ. Schon im Jahre 1807 faßte er als Kronprinz den Entſchluß, einen Ruhmestempel zu erbauen, der alle deutſchen Stämme vom Fels zum Meer umfaſſen ſollte als Sinnbild deutſcher Einigkeit, aber erſt im Jahre 1830 konnte der Bau unter Leo von Klenze begonnen werden, und zwölf Jahre ſpäter ſtand er in ſeiner Vollendung da.

Ludwig I war ein durch und durch deutſch denkender und fühlender Fürſt. Bei der Grundſteinlegung ſprach er die mahnenden Worte, die ſich ſpäter ſo herrlich bewahrheiten ſollten:

„Möchten in dieſer ſturmbewegten Zeit feſt, wie dieſes Baues Steine vereinigt ſein werden, alle Deutſchen zuſammenhalten.“

Er hat jene große Zeit nicht mehr erlebt, in der die alte Schmach getilgt und der alte Raub herausgeholt wurde, jene Zeit, die uns ein einiges und mächtiges Deutſchland brachte. Ein Jahr vorher ward er verſammelt zu den Walhallagenoſſen.

Was unſre Väter kaum
Erblickt im Morgengrauen,
Den höchſten Sehnſuchtstraum
Wir in Erfüllung ſchauen.

Die Walhalla iſt ihrer Anlage nach ein doriſcher Peripteros — ein rings von einer Säulenhalle umgebener Tempel — nach dem Vorbilde des Parthenon zu Athen und hat wie dieſes 46 kannelierte Säulen im Rechteck, nämlich je 17 an den Lang- und je 8 an den Schmalſeiten, die Eckſäulen eingerechnet. An der vorderen, gegen die Donau gerichteten Giebelſeite iſt außerdem noch eine zweite Säulenreihe angeordnet, wodurch ein Pronaos — eine Vorhalle — gebildet wird. Die Gruppen in den Giebelfeldern ſtammen von Schwanthalers Meiſterhand. An der Süd- oder Hauptfront iſt die Wiedererſtehung des ſiegreichen Deutſchland aus den napoleoniſchen Kriegen verſinnbildlicht. Die deutſchen Bundesſtaaten und Bundesfeſtungen huldigen der Germania. Der Entwurf hierzu ſtammt von Rauch, wurde aber von Schwanthaler in durchaus ſelbſtändiger Weiſe umgearbeitet. Das nördliche Giebelfeld ſtellt die Hermannſchlacht im Teutoburger Walde dar und gehört zu den genialſten Kompoſitionen Schwanthalers. Die äußeren Dimenſionen des ſtattlichen Bauwerkes betragen einſchließlich der Sockelſtufen 67 Meter in der Länge, $31\frac{1}{2}$ Meter in der Breite und $18\frac{2}{3}$ Meter in der Höhe und mit Einſchluß des Terraſſenbaues die reſpektable Höhe von $57\frac{1}{2}$ Meter. Abbildung 2 gibt eine Anſicht der Walhalla, von einer Landzunge unweit der Donaubrücke aus geſehen.

Der Eingang iſt an der gegen die Donau gerichteten Hauptfront, zu welcher die Stufen der großartigen Terraſſenanlage emporführen. Schwere erzbeſchlagene Thüren führen in das Innere, welches im joniſchen Stile gehalten iſt. In großen Filzpantoffeln ſchlurfend beſtaunen wir den prächtigen Raum. Wände und Fußboden ſind von poliertem Marmor, vielfarbig, mit Moſaik und Inſchriften kunſtvoll geſchmückt. Vor allem feſſeln uns des unſterblichen Rauch vollendet ſchöne, kranzſpendende Siegesgenien, deren drei an jeder Langſeite des Saales aufgeſtellt ſind. Rings um die Wände ſtehen in Doppelreihen, auf Konſolen und auf weit ausladendem Geſimſe, die Marmorbüſten von Deutſchlands berühmten Männern. Die hervorragendſten Fürſten und Staatsmänner, die großen Kriegshelden und Schlachtenlenker, wie die Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft — auch Deutſchlands große Frauen fehlen nicht — ſind hier von den früheſten Zeiten germaniſchen Kulturlebens bis in unſer Jahrhundert herein nach den Intentionen des königlichen Erbauers den Nachkommen als leuchtende Vorbilder hingeſtellt, ein wahrer Ruhmestempel deutſcher Nation.

Welche Menge von Charakterköpfen! Markige Züge mit kühn blitzenden Augen, hochgewölbte Denkerſtirnen und durch den Götterfunken des Genius verklärte Künſtler- und Dichterköpfe, alle nach den beſten vorhandenen Abbildungen gearbeitet; wo man die Bildniſſe nicht zu erkunden vermochte, ſind die Namen der Walhallagenoſſen — es ſind deren 64 — auf weiße Marmorplatten mit Goldſchrift eingegraben.

Dem Eingang gegenüber befindet ſich eine von ſechs joniſchen Säulen aus rotem Marmor mit weißen Kapitälen getragene Halle — Opiſthodomos —, welche vom Baumeiſter dazu beſtimmt wurde, die Statue des königlichen Erbauers aufzunehmen. Am 25. Auguſt dieſes Jahres ſoll endlich nach wiederholten Verſchiebungen die Aufſtellung und Einweihung des Standbildes Ludwigs I erfolgen. Mit der Ausführung in Carraramarmor wurde der Münchener Bildhauer Ferdinand von Miller betraut. Die Aufſtellung wird indes nicht in der urſprünglich hierfür beſtimmten Halle, ſondern unmittelbar vor derſelben ſtattfinden, da man ſich hiervon eine beſſere Wirkung verſpricht. Schon rüſtet ſich die Stadt Regensburg und mit ihr das ganze Bayerland zur würdigen Begehung dieſes feſtlichen Aktes. Gilt es doch, eine Ehrenſchuld abzutragen an den Erbauer der Walhalla, den kunſtſinnigen Fürſten, deſſen Schöpfungen den Grund gelegt haben zur künſtleriſchen Bedeutung des Landes Bayern.

Die Langſeiten des impoſanten Raumes ſind durch je zwei vorſpringende Pfeiler gegliedert, wodurch die Monotonie der großen Wandflächen wohlthuend unterbrochen wird. In halber Höhe des Saales zieht ſich ein meterbreiter Fries herum, der Deutſchlands Urgeſchichte bis zu Bonifazius, dem Apoſtel der Deutſchen, in prächtigen Reliefgruppen von Martin Wagner darſtellt, eine verdienſtvolle Arbeit, auf welche der Meiſter zehn Jahre verwendete. Über dieſem Frieſe befindet ſich eine Galerie, welche ſich über den Pfeilern zu Logen erweitert. Hier erheben ſich in der Höhe von drei Metern die Geſtalten von Walküren, welche als polychrom behandelte Karyatiden das Gebälk über den Logen tragen. Es ſind deren vierzehn, alle aus Monolithen von Donaumarmor, nach Schwanthalers Modellen von deſſen Schülern gearbeitet.

Ganz abweichend von den klaſſiſchen Vorbildern, mit Verwertung der techniſchen Errungenſchaften unſers Jahrhunderts, iſt die Decke hergeſtellt. Nicht horizontal gelagert, ſondern in kühner Eiſenkonſtruktion der Dachſchräge folgend, überſpannt ſie den ſtattlichen Raum. Die Decke iſt kaſſetiert, vergoldetes Rahmenwerk und himmelblaue Füllungen mit eingeſtreuten Sternen. Drei große Fenſter geben der Halle das nötige Oberlicht. Ein weiteres Fenſter iſt dem Eingange gegenüber im Opiſthodomos angebracht. In den durch die Dachbinder gebildeten dreieckigen Feldern ſind in Metallguß Szenen aus der Edda dargeſtellt: Die Erſchaffung der

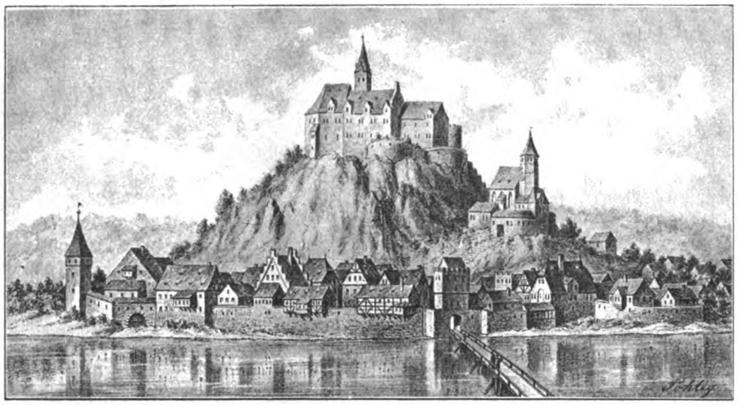


Abb. 1. Walhalla und Stauf: Donauſtauf vor dem Jahre 1634. Nach einem alten Stich.

erſten Menſchen, die Erhaltung der Dinge und die Götterdämmerung. Die Größenverhältniſſe des Innenraumes ſind 49 Meter in der Länge, 14 Meter in der Weite und 15½ Meter in der Höhe. — Wir treten wieder heraus ins goldene Sonnenlicht. Von der Säulenhalle aus genießt man einen trefflichen Rundblick. Weithin dehnt ſich im Süden fruchtbares Gelände, mit zahlreichen Ortſchaften und dunkelblauenden Wäldern. Bei günſtigen Luftverhältniſſen erkennt man die eisgekrönten Häupter der Alpen. In öſtlicher Richtung liegt unweit das Dorf Sulzbach, am Fuße des dichtbewaldeten Scheuchen- oder Scheibelberges. Darüber hinaus liegt Markt und Burg Wörth, und in der Ferne ſieht man die Türme von Straubing und die Berge bei Straubing und Bogen. Im Weſten liegt die Stadt Regensburg mit ihren Türmen und dem alles beherrſchenden Dom, und durch die ganze Landſchaft zieht ſich in vielfachen Krümmungen das breite Silberband des Stromes. Rückwärts gegen Norden dehnen ſich ungeheure Wälder mit zerriſſenen Schluchten, in denen in früheren Jahrhunderten berüchtigte Räuberbanden hauſten. Der größte Teil dieſer herrlichen und wohlgepflegten Waldungen gehört dem Fürſten von Thurn und Taxis, der dieſelben nebſt den Herrſchaften Stauf und Wörth im Jahre 1810 als Entſchädigung für die Reichspoſten auf bayriſchem Gebiete bekam. — Von der Walhalla kann man die breiten Steintreppen des gewaltigen Terraſſenbaues hinabſchreiten, wir aber ziehen es vor, den hübſchen, ſchattigen Waldweg, den wir heraufgekommen, zurückzuwandern, denn wir wollen der Veſte Stauf einen Beſuch abſtatten und wählen hierzu den kürzeſten und angenehmſten Weg. Unten angelangt wenden wir uns rechts und gehen an einem ſchattigen Bierkeller vorbei, deſſen aufgezogene Fahne, als Zeichen der geöffneten Wirtſchaft, luſtig im Winde flattert. Der durſtige Wanderer mag ſich hier in idylliſcher Landſchaft mit einem friſchen Trunk erquicken, wir aber wandern fürbaß, um hinter dem Orte Stauf in mäßiger Steigung zur Burg zu gelangen. — In kurzer Friſt ſind wir an der, rings mit Mauern umgebenen, weitläufigen Burganlage angekommen und treten durch das nur eingeklinkte Pförtchen in einen herrlichen Park mit ſchön gehaltenen Wegen und prächtigen Baumgruppen. Rechts aufwärts führt der Weg zum äußeren Burgthor. Auf hölzerner Brücke überſchreitet man den Burggraben und gelangt in einen rundbogigen, kaſemattenartigen Thorweg. An die alte Zugbrücke erinnern nur mehr die Schlitze in dem dicken Mauerwerk, in denen vordem die Zugketten raſſelten. Durch das zerfallene und durchlöcherte Gewölbe ſchaut der blaue Himmel herein, aus den Fugen und Ritzen grünt und blüht es, und auf dem alten Gemäuer haben Sträucher und Bäume Wurzel gefaßt und ſtreuen ihre Blüten durch die Lücken des Gewölbes in den finſtern Thorweg. — Allenthalben fällt der Blick auf zerbröckeltes Mauerwerk, auf Reſte von Gebäuden, Türmen und Thorbögen, deren Bauformen zum Teil bis in das früheſte Mittelalter zurückweiſen. Immer

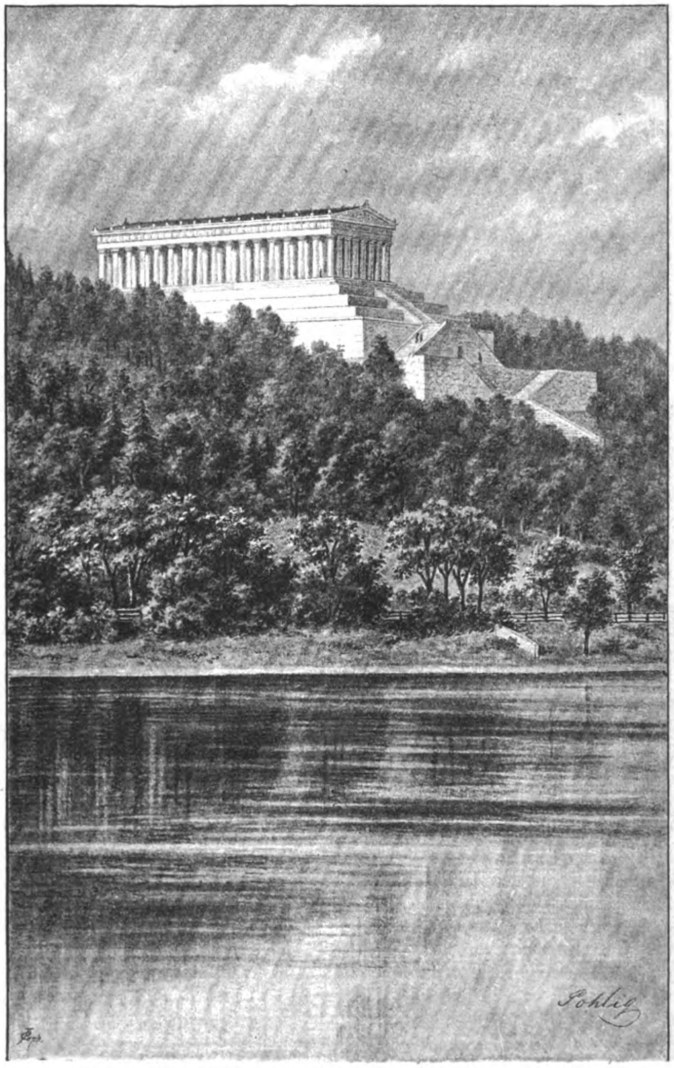


Abb. 2. Walhalla und Stauf: Die Walhalla von Südweſten aus geſehen.

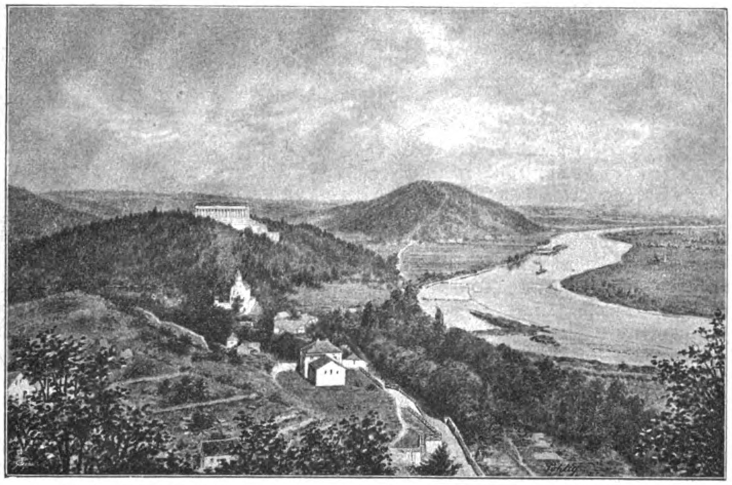


Abb. 3. Walhalla und Stauf: Blick von der Burg Stauf gegen die Walhalla.

noch anſteigend führt der Weg durch ein zweites Thor nach dem oberen Burghof, der aber kein Hof mehr iſt, ſondern ein blühender Garten, mit Bäumen und duftenden Fliederbüſchen bepflanzt und mit einem Geländer gegen die ſteil abfallenden Hänge verſehen. Ruhebänke laden zum Sitzen ein. Ein unſagbarer Zauber iſt über dieſen herrlichen Fleck Erde ausgegoſſen. Inmitten von blühenden Bäumen und Sträuchern und lieblichen Vogelſtimmen, umgeben von den Trümmern einer großen Vorzeit, ruht es ſich hier gar wunderſam. — Welch ein Unterſchied hier oben und auf der Walhalla! Dort, unter dem Eindruck der klaſſiſchen Formen Griechenlands maßvolle Ruhe und heiteres Genügen. Hier oben die ganze zaubervolle Romantik des Mittelalters, zerbrochene Säulen und in Trümmern liegende Hallen, die an die Vergänglichkeit irdiſchen Glanzes und irdiſcher Größe erinnern, und wiederum friſches, luſtiges Sproſſen und Grünen aus Schutt und Getrümmer. In den Büſchen ertönt der liebliche Geſang des Schwarzplättchens, Amſeln und Finken laſſen ihre Stimmen erſchallen, dazwiſchen hinein tönt das Surren der Maikäfer, blaue Libellen flattern geſchäftig umher, und über dem allen wölbt ſich ein blauer, in der Ferne leicht dunſtiger Frühlingshimmel.

„Mein Herz, thu dich auf,
Laß den Frühling herein.“

Und dieſe Ausſicht! Noch ſchöner als von der Walhalla aus erſcheint uns die Gegend hier oben (Abb. 3). Nur daß man nicht alles auf einmal überſehen kann, denn die Stadt Regensburg iſt von dieſem Platze aus durch vorliegende Ruinen verdeckt. Tief unten liegt der Markt Stauf, und die Donau, die hier über ihre flachen Ufer getreten iſt und die tiefer liegenden Wieſen überſchwemmt hat, breitet ſich ſeeartig aus. Nach Oſten der Blick auf die Walhalla und die Höhen des bayriſchen Waldes und unmittelbar hinter uns die Ruinen der Burg. Traumverloren wandeln wir unter den Trümmern. Aus dem Grau der Jahrhunderte herauf umweht uns urgermaniſcher Geiſt, und über die braunen, langſam verwitternden Maſſen gießt die raſtlos rinnende Zeit einen Hauch von unausſprechlicher Wehmut.

Uralt iſt die Feſte Stauf und mancherlei Schickſale hat ſie im Laufe der Zeiten erlebt. Der Sage nach hätte ſchon der heilige Rupert um das Jahr 700 die Schloßkapelle eingeweiht. Nach dem geſchichtskundigen Schuegraf wird der Veſte Stauf zuerſt im IX. Jahrhundert Erwähnung gethan als Castellum Stufo. Mit Sicherheit darf aber angenommen werden, daß die Burg erſt zwiſchen 914—930 von dem Regensburger Biſchof Tuto, dem vormaligen Kanzler des Kaiſers Arnulf, erbaut wurde. Die Herrſchaft Stauf war kaiſerliches Lehen und wurde als ſolches ſämtlichen Fürſtbiſchöfen von Regensburg von den Kaiſern beſtätigt, aber die wenigſte Zeit war ſie in uneingeſchränktem Beſitz der Biſchöfe. Von der Mitte des X. Jahrhunderts bis 1185 war ſie den Burggrafen von Regensburg vom Hochſtift als Amtslehen übertragen, und ſpäter ging ſie jahrhundertelang als Pfand von einer Hand in die andere. Bei der Wichtigkeit der Burg als Sperrfeſtung der Donau, ſowie der nach Straubing, Paſſau und Wien führenden Heerſtraße, war ſie ſelbſtverſtändlich auch vielfach umſtritten und belagert worden. Mit den Herzögen von Bayern lagen die Biſchöfe von Regensburg faſt fortwährend in Streit. So entſtand im Jahre 1130 eine Fehde zwiſchen dem Herzog Heinrich von Bayern und dem Grafen Friedrich von Bogen, der Schutzvogt des Hochſtiftes war. Dieſer Streit, der bis 1132 dauerte, nahm durch Einmiſchung der Stadt Regensburg, des Grafen Otto von Wolfratshauſen und des Markgrafen von Öſterreich einen ſo erbitterten Charakter an, daß ein großer Teil von Regensburg in Flammen aufging und die Feſte Stauf zweimal eingeäſchert wurde. Bereits im Jahre 1144 brach ein neuer Krieg zwiſchen Bayern und dem Hochſtift aus, wobei Stauf abermals von Herzog Heinrich belagert und eingenommen wurde. Die ſtrittige Papſtwahl zwiſchen Viktor und Alexander gab 1159 bis 1161 Veranlaſſung, daß der Bayernherzog Heinrich der Löwe und Biſchof Hartwig II von Regensburg ſich in die Haare gerieten, wobei Stauf neuerdings verwüſtet wurde.

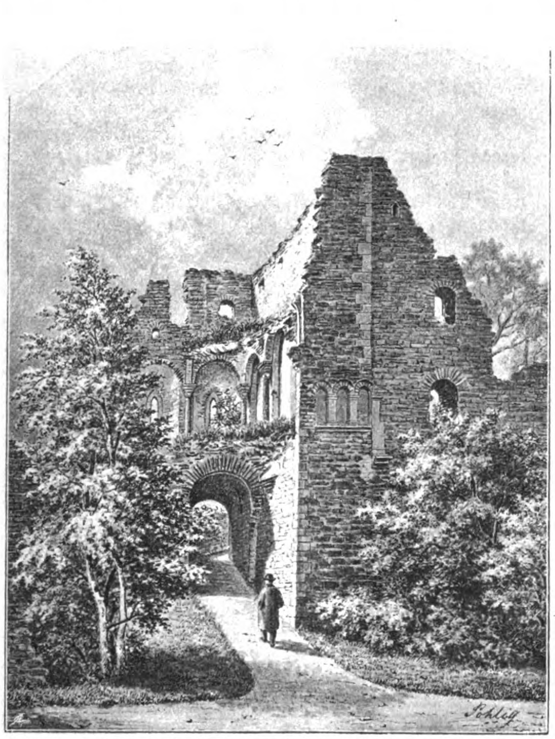


Abb. 4. Walhalla und Stauf: Von den Ruinen zu Stauf: Die Burgkapelle.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Nach dem Tode des letzten Burggrafen Heinrich, Landgraf zu Steffling, Graf zu Kalmünz und Lengenfeld, im Jahre 1185 wurde die Burg vom Hochſtift wieder in eignen Beſitz genommen. Durch Kriege und koſtſpieligen Haushalt kamen die Finanzen des Hochſtifts und der Biſchöfe allmählich ſo herab, daß die Herrſchaft Stauf des öfteren verpfändet werden mußte, ſo im Jahre 1340 an Heinrich von Houzendorf, 1352 an den Regensburger Ratsherrn Ruger Reich. Nach dem Tode des letzteren brachte Karl IV im Jahre 1355 die Veſte Stauf an ſich, da er ſie als Schlüſſel für Böhmen von großer Wichtigkeit erachtete, überließ ſie aber zwanzig Jahre ſpäter (1375) den Herzögen von Bayern mit dem Vorbehalte des dem Regensburger Hochſtift zuſtehenden Einlöſungsrechtes. Im Jahre 1385 finden wir ſie, durch Geldverlegenheit der Herzöge veranlaßt, an Kammerer*) und Rat von Regensburg verpfändet, welche als Pfleger den Ratsgeſchlechter Gamerit von Sarching, den Erbauer des Domportales, dort einſetzten. Bis zum Jahre 1486 blieb Stauf als Pfand bei Regensburg, in welchem Jahre ſich die Reichsſtadt dem Herzog Albrecht von Bayern unterwarf, der auch Stauf mit übernahm. Als aber die Stadt wegen dieſer Unterwerfung in die Acht erklärt wurde und ſich 1492 wieder unter Kaiſer und Reich begeben mußte, verblieb Stauf gleichwohl in den Händen des Herzogs, wie auch der nachfolgenden bayriſchen Fürſten bis in das XVIII. Jahrhundert hinein. Herzog Maximilian ließ die Befeſtigungen bei Ausbruch des dreißigjährigen Krieges verſtärken und durch zwei Rondelle erweitern in der Vorausſicht, daß die Burg in dieſem Kriege eine wichtige Rolle ſpielen werde.

Jener unheilvolle Krieg, der ſo zahlreiche Burgen gebrochen und ſo viele der ſchönſten und bedeutſamſten Bauwerke in Trümmer und Aſche gelegt hat, erwies ſich auch für die alte Feſte Stauf verhängnisvoll. Nachdem bereits am 14. November 1633 Regensburg durch Akkord an die Schweden unter Herzog Bernhard von Weimar übergegangen war, ſank auch ein Vierteljahr ſpäter die ſtolze Burg Stauf in Schutt. Aber nicht die Schweden, ſondern Rat und Bürgerſchaft von Regensburg waren die intellektuellen Urheber des Unterganges von Stauf. Die Gerechtigkeit gebietet zu ſagen, daß die Schweden gar nicht daran gedacht hätten, Stauf zu belagern und am allerwenigſten, es zu vernichten, wenn nicht der Rat der Stadt dem Herzog Bernhard fortwährend in den Ohren gelegen wäre, daß Stauf zerſtört werden müſſe, weil es als Sperrfeſtung und Schlüſſel zur Donau die Verbindung Regensburgs mit der Kornkammer von Bayern erſchwere. Es iſt nicht zu leugnen, die bayriſche Beſatzung von Stauf that den Regensburgern durch Wegnahme von Lebensmitteltransporten großen Abbruch, und die Erbitterung erreichte den höchſten Grad, als die Beſatzung durch einen kühnen Handſtreich ſechzig Fuhren Salz erbeutete, welche der Herzog Bernhard in Straubing beſchlagnahmt und der Stadt Regensburg verkauft hatte. In jeder Sitzung klagten die Regensburger Ratsherren, daß die Stadt zu Grunde gehen müſſe, wenn Stauf nicht zerſtört werde. Herzog Bernhard, der ſich der Stadt gegenüber ſehr gnädig und entgegenkommend erwies, weil ſie in Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Krone Schweden pünktlicher war, als irgend eine andere eroberte Reichsſtadt, gab auch in dieſem Falle dem Andrängen des Rates nach. Unter dem Generalmajor Lars Kagge ließ er die Feſte belagern, die ſich jedoch unter ihrem tapferen Kommandanten Lorenz Ruſſe mit nur achtzig Mann Beſatzung ſo verzweifelt verteidigte, daß den Schweden große Verluſte beigebracht wurden. Nun erſchien Bernhard von Weimar ſelbſt vor der Feſte und erteilte an Stelle des verwundeten Befehlshabers Kagge dem Obriſten Haßver den Oberbefehl mit dem gemeſſenen Auftrage, die Feſte zu erobern, es koſte, was es wolle. Und wirklich gelang es den Stürmenden, die ſechs Vorhöfe der Burg einzunehmen. Nunmehr blieb den Belagerten nichts weiter übrig, als zu kapitulieren, denn auf den längſt vergeblich erwarteten Entſatz war unter ſolchen Umſtänden nicht mehr zu rechnen. Die heldenmütige Beſatzung durfte mit Ober- und Untergewehr nebſt zwei Kanonen nach Ingolſtadt abziehen. Dies geſchah am 21. Januar 1634, und am darauffolgenden 11. Februar wurde die Burg in die Luft geſprengt, zur großen Genugthuung der Herren von Regensburg.

Die Burg wurde nicht wieder aufgebaut. Mit ihrer vollſtändigen Vernichtung war ihre Rolle als Donaupaß und als Schlüſſel für Böhmen für immer ausgeſpielt. Sturm und Regen, Froſt und Hitze haben ſeitdem unaufhörlich ihr Zerſtörungswerk an dem alten Gemäuer fortgeſetzt, und heute ſind die Ruinen bereits um ein Beträchtliches kleiner, als ſie auf den Abbildungen der dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts erſcheinen.

Allenthalben ſtoßen wir auf Reſte frühromaniſcher Baukunſt. Rechts vom rundbogigen Thorweg (Abbildung 4) ſtehen noch Mauerreſte mit kleinen rundbogigen Fenſtern und gedrungenen Zwiſchenpfeilerchen von rechteckigem Querſchnitt. Nebenan befinden ſich größere Fenſter in meterdickem Gemäuer. Über dem Thorweg ſchaut man in die frühere Burgkapelle hinein, von der nur noch die nördliche und weſtliche Mauer ſtehen, vielfach zerbröckelt und zerklüftet. Zerfallen iſt das Gewölbe, und nur einige Reſte desſelben werden noch durch die ſchlanken Rundſäulen geſtützt, die ſich unmittelbar vor den Wandbögen erheben. Einfache Würfelkapitäle mit ſteilprofilierten und ſehr hohen Deckgeſimſen zeugen von hohem Alter und weiſen auf die Zeit des frühromaniſchen Bauſtiles hin. Zwar wurde hier einiges in den fünfziger Jahren reſtauriert, aber es geſchah genau nach den alten Vorbildern. In der weſtlichen Mauer iſt die halbrunde Altarniſche noch vorhanden, inmitten von zwei Wandbögen, von denen der äußerſte allerdings ſchon zum größten Teil verſchwunden iſt. Kleine Spitzbogenfenſterchen in Niſche und Wandbögen zeigen wieder einen ſpäteren Bauſtil. Meterhoher Schutt bedeckt den Boden der Kapelle, auf dem ſich eine üppige Vegetation entwickelt hat. Von dem ſüdlich der Kapelle gelegenen Hauptbau ſtehen nur noch Teile der Umfaſſungsmauern. Unter den Trümmern liegen Geſimsüberreſte und romaniſche Kapitäle umher, einfache Würfelkapitäle und ſolche, deren halbrunde Seitenflächen mit Flachornamenten geſchmückt ſind.

Geht man durch den ſchmalen, aber langen und wieder bergan ſteigenden Thorweg hindurch, ſo gelangt man zu dem innerſten Burghof. Hier war der ſicherſte und unzugänglichſte Teil der Burg. Faſt ſenkrecht fallen die Felſen gegen den Markt Donauſtauf ab. Hier, gegen die Südſeite, erhoben ſich die Hauptgebäude, der Palas und die Kemenaten. Hier war es, wo der Fürſtbiſchof Albert II, wegen ſeines heiligen Lebenswandels und ſeiner großen Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit der Große genannt, im Jahre 1260 ſeinen wichtigen Kommentar „in Lucam Evangelistam“ geſchrieben und in ſeinen Mußeſtunden mechaniſche Kunſtwerke verfertigt hat. Hier wurden zwiſchen Kaiſer, Fürſten und Prälaten wichtige Streitfragen geregelt, hier verweilte mit Vorliebe Karl IV und ſeine Gemahlin, die Königin Anna, mit großem Hofſtaat. Auf dieſem Fleck genießt man eine herrliche Ausſicht gegen Weſten. Rechts fällt der Blick auf die rebenbewachſenen Höhen zwiſchen Stauf und Tegernheim und in gerader Richtung auf die Stadt Regensburg und die daneben und dahinter liegenden Höhenzüge, zwiſchen denen der Regen, die Nab und die ſchwarze Laaber der Donau zuſtrömen.

Abermals geht es aufwärts, in nördlicher Richtung, zum höchſten Teil der Burganlage. Doch ſcheint dieſer Teil nur künſtlich erhöht durch maſſenhaften Bauſchutt, denn hier ſtand der große Wartturm und die Anbauten für die Dienſtmannen und Vorräte. Nur gegen die Burgkapelle angebaut und von da in nördlicher Richtung gegen die Zugbrücke hin ſich erſtreckend, ſtehen noch meterdicke, vielfach zerbröckelte Mauern. Wo ſonſt der Burgherr und die Burgfrau ſchalteten

---

*) Kämmerer, vom inneren Rat zur Oberleitung der Geſchäfte gewählt.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

und walteten, wo die Stallknappen ihre Roſſe tummelten, da liegen die Trümmer und der darauf entſtandene Humus ſtockwerkshoch. Allerlei Sträucher und ſtattliche Bäume ſind darauf gewachſen, und Ruhebänke ſind an den höchſten Punkten angebracht, die unter dem Grün der Zweige hindurch prächtige Blicke auf die Walhalla und die dahinter liegenden bewaldeten Höhen geſtatten.

Nur ſchwer trennen wir uns von all der Herrlichkeit hier oben. Auf dem Rückwege laſſen wir von den verſchiedenen Ausſichtspunkten den trunkenen Blick nochmal über die herrliche Gegend ſchweifen und halten uns dann rechts, um noch dem ſogenannten Hungerturm am Fuße der Burg einen Beſuch abzuſtatten. Dieſer maſſige Rundturm ſteht etwas öſtlich zwiſchen dem erſten und zweiten Burgthor und diente in alten Zeiten als Burgverließ. Nur das aus mächtigen Quadern aufgeführte Mauerwerk hat der Zerſtörung Widerſtand geleiſtet, als nackter, ausgebrannter Hohlcylinder ohne Dach und Zwiſchengeſchoß iſt der alte Recke auf unſere Zeit gekommen. — Beim Abſtieg mag man noch die auf halber Höhe des Berges liegende Pfarrkirche von Stauf beſuchen und dann mit der Trambahn nach Regensburg zurückkehren, falls man nicht vorzieht, den Reſt des Tages zu lohnenden Ausflügen in die herrlichen Waldungen oder in den fürſtlichen Tiergarten zu verwenden.

# Familientiſch und Spielecke.

## Die Hochzeit am öſterreichiſchen Kaiſerhofe.

Als „die letzte Freude, die ihm in dieſem Leben noch bevorſtehe,“ bezeichnete Kaiſer Franz Joſeph von Öſterreich die Vermählung ſeiner jüngſten Tochter, der Frau Erzherzogin Marie Valerie mit dem Erzherzog Franz Salvator von Öſterreich, als er am Tage vor der Vermählung die Hofſtaaten der Erzherzogin empfing. Aus Anlaß des ſchrecklichen Trauerfalles am öſterreichiſchen Kaiſerhofe war die Hochzeit bis zum 31. Juli d. J. verſchoben worden, und es kann nicht Wunder nehmen, daß man ſelbſt jetzt, nachdem die Zeit den Eindruck des Todes des Kronprinzen Rudolph gemildert hatte, ein ſolches Freudenfeſt nicht in der Wiener Hofburg feiern mochte. Deshalb war Iſchl, die Perle des Salzkammergutes, wo die kaiſerliche Familie ſchon ſeit Jahren ihre Sommerreſidenz aufzuſchlagen pflegt, als Ort für die Vermählungsfeierlichkeiten auserſehen worden. In der kaiſerlichen Villa, die hochragende Berge rieſigen Wächtern gleich umſtehen, haben die Hochzeitsfeierlichkeiten, zu denen ſich faſt die geſamte kaiſerliche Familie vereinigte, ſtattgefunden, und das junge fürſtliche Paar, einer beiderſeitigen Vorliebe für die Hochgebirgsnatur folgend, hat ſich ſofort nach denſelben in eines der kaiſerlichen, in der abgeſchiedenen Stille der Gebirgswelt gelegenen einfachen Jagdſchlöſſer zurückgezogen, um hier die erſten Wochen jungen Eheglückes zu genießen. Später wird das fürſtliche Paar ſeinen dauernden Aufenthalt in Wien nehmen, wo Erzherzog Franz Salvator als Rittmeiſter bei dem Regiment Lothringen-Dragoner Dienſte thut. Der Erzherzog iſt der zweitgeborne Sohn und das dritte Kind des Erzherzogs Karl Salvator von Öſterreich-Toscana und der Erzherzogin Maria Immaculata Clementine, einer Tochter des Königs Ferdinand II beider Sizilien. Er iſt am 21. Auguſt 1866 zu Altmünſter in Oberöſterreich geboren und wird als tüchtiger Kavallerieoffizier ebenſo geſchätzt wie um ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften willen verehrt. Erzherzogin Marie Valerie wurde am 22. April 1868 als jüngſtes Kind des öſterreichiſchen Kaiſerpaares in der Ofener Königsburg geboren. Der rege Geiſt der Kaiſertochter hat ſich vielfach ſchriftſtelleriſch bethätigt, und von ihren Gedichten ſind einzelne, beſonders das an Joſeph Viktor von Scheffel und die Huldigungsverſe an Kaiſerin Maria Thereſia von Öſterreich, wohl allgemein bekannt geworden. Das edle Herz, die unendliche Menſchenfreundlichkeit und die liebenswürdige Herablaſſung der öſterreichiſchen Kaiſertochter werden von allen gerühmt, die Gelegenheit hatten, der hohen Frau nahe zu treten. Die kaiſerlichen Eltern haben ihr letztes Kind gewiß nicht leichten Herzens dahingegeben; möge das dauernde Glück desſelben ihr Opfer lohnen.

Erzherzog Franz Salvator und ſeine Gemahlin, Erzherzogin Marie Valerie von Öſterreich.

## Ein litterariſches Preisausſchreiben.

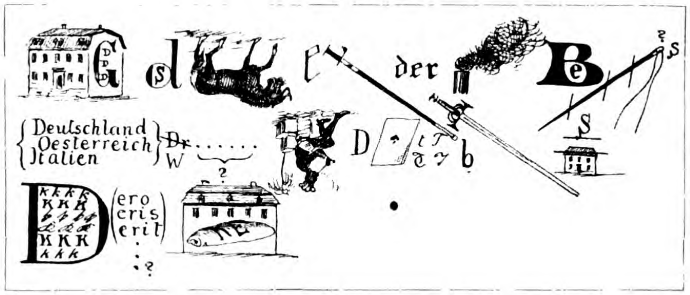
Der unter dem Protektorat des Großherzogs Karl Alexander von Sachſen ſtehende „Verein für Maſſenverbreitung guter Schriften“ in Weimar erläßt ein Preisausſchreiben für das beſte bisher noch nicht veröffentlichte Werk aus dem Gebiete der erzählenden Litteratur (Roman, Novelle oder Erzählung), welches ſich im Sinne der Vereinsbeſtrebungen zur Maſſenverbreitung unter das deutſche Volk, vornehmlich unter die ärmeren Schichten der Bevölkerung hervorragend eignet. Als Preis ſind 1000 Mark beſtimmt worden, wofür der Verein gleichzeitig das ausſchließliche Recht der Veröffentlichung in jeder Form erwirbt. Als letzter Einſendungstag gilt der 31. Dezember dieſes Jahres. Alle näheren Mitteilungen ſind von der Geſchäftsſtelle des Vereins in Weimar, Herderplatz 9, II. zu beziehen. — Es iſt ja gar nicht zu bezweifeln, daß auch dieſes Preisausſchreiben, wie alle nnd ganz beſonders die litterariſchen, eine große Anzahl von Einſendungen zur Folge haben wird. Wenn es aber wirklich ein gutes Volksbuch zu Tage fördern ſollte, ſo müßte es Wunder nehmen, denn aus dem Preisausſchreiben ſcheint uns mehr guter Wille als Verſtändnis für die gegenwärtigen Verhältniſſe der deutſchen Schriftſteller hervorzugehen. Ein Preis von 1000 Mark für alle Rechte der Veröffentlichung einer einen Band füllenden Erzählung iſt gegenwärtig kein Preis mehr, ſondern lediglich eine ſehr magere Bezahlung, und die Berufsſchriftſteller werden nicht gerade lüſtern ſein, ihn zu verdienen. Der Dilettantismus aber macht ſich ſchon jetzt in der Litteratur ſo breit, daß er durch einen Verein für Maſſenverbreitung guter Schriften nicht mehr geſpornt zn werden braucht.

## Bilder aus Oſtafrika.

So rege auch im allgemeinen das Intereſſe für unſere oſtafrikaniſchen Kolonieen iſt, ſo wenig iſt es doch bisher geglückt, der Nation ein lebendiges Bild von ihrem afrikaniſchen Schutzgebiet und dem Leben in demſelben zu geben. Berichterſtatter und Zeichner ſind bisher ungern zugelaſſen worden, die unſicheren Verhältniſſe „drüben“ haben auch die Entſendung derſelben nicht gerade begünſtigt, und was über Oſtafrika bisher geſchrieben worden iſt, trug dadurch, daß vieles von der Parteien Haß und Gunſt gefärbt erſchien, mehr dazu bei, die Anſchauungen zu verwirren als zu klären. Da erſcheint ein Werk, das viel weniger beabſichtigt, das eigentlich nichts ſein will als ein Erinnerungszeichen für diejenigen, welche in Oſtafrika Ordnung geſchafft haben, und das doch viel mehr erreicht, indem es uns, die wir niemals drüben waren und wohl auch niemals hinüberkommen werden, zeigt, wie es in Oſtafrika eigentlich und wirklich ausſieht. Der uns das erzählt, kann kein Lügner ſein, denn es iſt der wahrſte — von allen Menſchen, kann man nicht ſagen, aber von allen Apparaten — der Augenblicksphotograph. Marine-Zahlmeiſter a. D. J. Sturz hat ihn fleißig gehandhabt und veröffentlicht jetzt ſeine 83 photographiſchen Originalaufnahmen aus der Zeit des oſtafrikaniſchen „Krieges“ in einer hübſchen Bildermappe, die unter dem Titel „Land und Leute in Deutſch-Oſtafrika, Erinnerungen aus der erſten Zeit des Aufſtandes und der Blokade“ in der königlichen Hofbuchhandlung von Ernſt Siegfried Mittler und Sohn, Berlin, erſchienen ſind. Es ſind natürlich keine photographiſchen Kunſtblätter, die da entſtanden ſind, aber anſchauliche Bilder, mit Geſchmack und Geſchick ausgewählt, ſo daß wir uns danach recht gut eine Vorſtellung von der Küſte und den Küſtenſtädten unſers oſtafrikaniſchen Schutzgebietes und der für uns leider weniger intereſſant gewordenen Inſel Sanſibar machen können. Zudem hat Marinepfarrer J. Wangemann dem Verſtändnis durch einen ausführ-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

## Bilderrätſel.



### 1. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag eines vielgenannten Mannes läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Dividiert man die um 11 verminderte Jahreszahl durch die Summe der Datums- und der Monatszahl, ſo iſt der Quotient 70. Dividiert man die um 5 verminderte Jahreszahl durch die Differenz der Datums- und der Monatszahl, ſo beträgt der Quotient 83. Die um 5 verminderte Differenz der Jahreszahl und der Monatszahl iſt gleich der 76fachen Datumszahl.

Welcher Geburtstag iſt gemeint?

### 2. Wechſelrätſel.

Deutſchland preiſt mich zur Zeit vor vielen als Meiſter der Töne;
Wenn ihr den Fuß mir vertauſcht, bin ich ein heidniſcher Gott.

### 3. Rätſel.

Mancher, der mich klug gethan,
War er auch kein Virtuos,
Durch mich Glück und Gunſt gewann,
Und ich macht' ihn reich und groß.
Ohne mich iſt nicht viel nütze
Auch des ſchärfſten Degens Spitze.

Pf. J.

### 4. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| • | i | * | * | c | • |
| • | r | * | * | n | • |
| • | e | * | * | u | • |
| • | c | * | * | c | • |
| • | p | * | * | h | • |
| • | u | * | * | a | • |

Die 24 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die ſechs wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Ein berühmtes römiſches Fürſtengeſchlecht, 2. die Hauptſtadt einer gleichnamigen engliſchen Grafſchaft, 3. ein Spiel, 4. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Schiller, 5. einen Vogel, 6. einen bibliſchen Namen.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo ergeben die dritte und die vierte ſenkrechte Reihe je einen altteſtamentlichen Namen.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

lichen erläuternden Text nachgeholfen, der ſich den Bildern anſchließt und ſich auf perſönliche Erinnerungen aus derſelben Zeit ſtützt, in der die photographiſchen Aufnahmen entſtanden ſind. Daß wir nicht nur Neger- und Arabertypen unter den Gruppenbildern finden und nicht nur unſere farbige Schutztruppe, ſondern auch den jugendlich kräftigen Geſtalten und friſchen Geſichtern unſerer braven Marinemannſchaften bei allen Arten fleißiger Kriegs- und Friedensarbeit begegnen, kann das Intereſſe an den Bildern nur erhöhen, und die letzteren werden, ſo wenig Anſpruch ſie auf künſtleriſche Ausführung erheben, doch ſicher viel zur Klärung der verſchiedenartigen Anſchauungen über den Wert und die Kulturfähigkeit unſers oſtafrikaniſchen Beſitzes beitragen.

## Eine Chriſtiade.

Vor mir liegt ein merkwürdiges Buch, welches in Deutſchland nie genannt iſt und nur wenigen Perſonen in Italien ſeither bekannt war. Es iſt ein lateiniſches in der Weiſe der Aeneis abgefaßtes Gedicht, betitelt: Chriſtiade von Vida.

Der Verfaſſer dieſes Gedichtes, geboren 1480 in Cremona, war alſo ein Zeitgenoſſe Luthers und ward in ſeinem dreißigſten Lebensjahr Kanonikus am Lateran zu Rom. Vorher lebte er in Mantua, wo um den Fürſtenhof des F. Gonzaga und der Iſab. d'Eſte ſich zahlreiche Dichter und Denker aus Italien ſammelten. In Rom fand er am päpſtlichen Hof ein ähnliches Leben. In ſeinen Jünglingsjahren ſchrieb er lateiniſche Eklogen in Nachahmung Virgils, beſang die Kriege und Siege Julius II und Kaiſer Karls V, ſein Hauptwerk aber war die Chriſtiade, die etwa 200 Jahre vor der Meſſiade Klopſtocks erſchien und von Leo X bewundert wurde. Die Ähnlichkeit mit dem Klopſtockſchen Epos fällt dem Leſer auf. Gute und böſe Geiſter ſpielen in beiden eine wichtige Rolle, jedoch möchte ich dem Liede des Vida inſofern den Vorzug geben, als in demſelben mehr Handlung und weniger Unterredung iſt. Seit Vidas Zeiten iſt in Italien kein Dichter aufgetreten, der es verſucht hätte, eine „Chriſtiade“ zu ſchaffen. Im Süden Italiens wird mit einem ſehr alten Text alljährlich die hl. Paſſionsgeſchichte auf dem Puppentheater aufgeführt. Vergebens habe ich mich bemüht, den Verfaſſer zu erkunden. Man wußte mir nichts weiter zu ſagen, als: Der Text iſt antichissimo.

Th. Trede.

## Technik.

Es iſt immer noch dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen — und das lenkbare Luftſchiff nicht fertig wird. Bekanntlich wurde ſchon vor einigen Jahren behauptet, daß es den franzöſiſchen Offizieren Renard und Krebs gelungen ſei, einen lenkbaren, von einem elektriſchen Motor getriebenen Ballon zu konſtruieren, dieſelben hatten auch mit ihrem Luftſchiff von Meudon aus einige anſcheinend recht erfolgreiche Fahrten unternommen. Jetzt tritt nun Major Renard den darauf aufgebauten Hoffnungen ſelbſt mit anerkennenswerter Offenheit in einem Artikel der Revue de l'aéronautique entgegen, indem er poſitiv nachweiſt, daß die Elektrizität nicht zu einer völligen Löſung des Problems führen könne. Zu einer etwa einſtündigen Fahrt müſſe man nämlich bereits an elektriſchen Elementen ein Gewicht von 1000 Kilogramm mitführen, um die mindeſtens erforderliche Geſchwindigkeit von 10 Meter in der Sekunde zu erzielen. Das wäre nun vielleicht noch möglich, wenn man den Ballon im übrigen ſehr erleichtere — es käme indeſſen beſtenfalls nicht viel mehr als eine techniſche Spielerei hinaus, denn eine Fahrt von nur einſtündiger Dauer ſei in der Praxis bedeutungslos. Thatſächlich, ſo meint der erfahrene Aeronaut, iſt man von dem Ziele noch ſehr weit entfernt und muß die endgültige Löſung der Aufgabe auf ganz anderem Wege denn bisher erſtreben.

---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 46.

### 1. Arithmetiſche Aufgabe.

30 Zweimarkſtücke, 16 Kronen, 4 Doppelkronen.

### 2. Silbenrätſel.

Borgen macht Sorgen. — Not kennt kein Gebot.

**B**ulgarie**N**
**O**rinoc**O**
**R**aſtat**T**
**G**alvanoplaſti**K**
**E**bereſch**E**
**N**orwege**N**
**M**eſopotamie**N**
**A**rara**T**
**C**roni**K**
**H**ellebard**E**
**T**ern**I**
**S**panie**N**
**O**ffenbur**G**
**R**ad**E**
**G**ottlie**B**
**E**rat**O**
**N**oga**T**

### 3. Ergänzungsrätſel.

Wohl uns, ſo lang' noch ſeinen Acker
In Mühſal unſer Landmann baut.
So lang' er noch getroſt und wacker
Der Hände Tüchtigkeit vertraut!

So lange ſteht ihr, feſte Stützen
Des Reiches, das ſonſt haltlos fällt.
Das Schwert iſt da, den Pflug zu ſchützen;
Der Pflug iſt's, der das Schwert erhält.

### 4. Kettenrätſel.

Kleiſt.

Elektra Kurland Liberia Ellipſe
Jeſſica Skutari Theſeus.

---

**Inhalt:** Die Lindenbühler. Fortſ. Roman von Karl Erdm. Edler. — Eine Hochſchule für Muſik. Reiſeerinnerung von O. Piltz. Zu dem Bilde „Quintett“ von O. Piltz. — An ein Kind. Gedicht von J. Trojan. Illuſtr. von M. Roebbecke. — Die Mammutjäger-Station bei Predmoſt in Mähren. — Gottfried Keller. Von Ernſt Schubert. — Am Brunnen. Nach dem Bilde von E. Henſeler. — Walhalla und Stauf. Von Profeſſor C. Th. Pohlig. Mit vier Illuſtr. — Familientiſch und Spielecke: Die Hochzeit am öſterreichiſchen Kaiſerhofe. Mit Porträt. — Ein litterariſches Preisausſchreiben. — Bilder aus Oſtafrika. — Eine Chriſtiade. Von Th. Trede. — Technik.

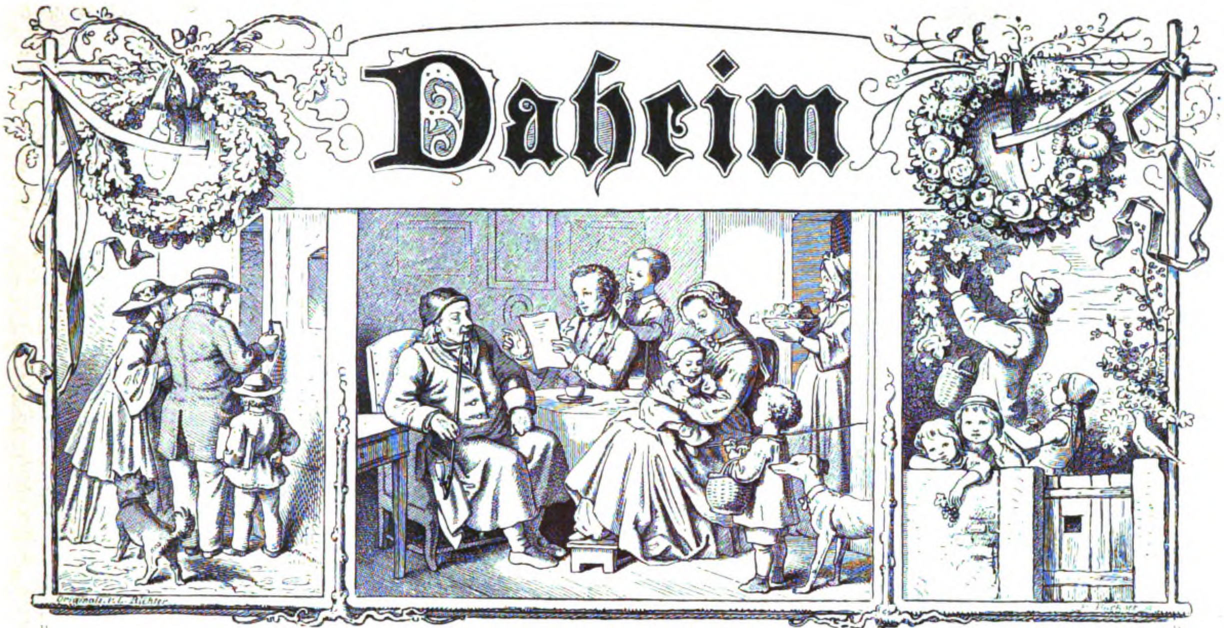
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Auguſt 1890. · Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 48.

## Die Lindenbühler.

Roman von Karl Erdm. Edler.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wie Juana ſo tannengerade daſaß, hoch und ſchlank emporgewachſen, glich ſie auch im übrigen ganz den alten Bildniſſen der Ahnengalerie. Vielleicht hatte ſie ſelbſt der Natur dabei noch nachgeholfen und die ihr anerſchaffenen ähnlichen Züge durch eignes Zuthun deutlicher herausgearbeitet oder vermehrt. Denn ſie verweilte zu oft und zu lange vor jenen Bildern, um nicht etwas von ihrer Haltung anzunehmen. Und auch das, was an dieſen ausdrucksvollen Köpfen als äußerer Widerſchein des inneren Weſens emporleuchtete, mußte einen Reflex auf ſie ſelbſt werfen; denn ſie lebte ſich in das Thun und Fühlen des alten Geſchlechtes mit einer bewundernswerten Intuition ein. In leidenſchaftlichem Eifer ſtudierte ſie die Lebensgeſchichte jedes Einzelnen aus den Aufzeichnungen und Berichten in der Bibliothek und im Familienarchiv, kopierte die Inſchriften der Grabſteine in der Gruftkapelle und durchſtöberte die Kirchenbücher des Dorfes — alles dies mit Hilfe des Pfarrvikars, der in dankbarer und begeiſterter Anhänglichkeit an die Lindenbühler alt geworden war und eine kindiſche Freude daran hatte, ſein Latein in ſchnörkelhaften Überſetzungen verwerten zu können. Sie machten ſich ſogar gemeinſam daran, aus dem zerſtreuten Material eine vollſtändige Geſchichte der Lindenbühler zuſammenzuſtellen; Ton und Stil dieſer Familienchronik ließ ſich an, als werde da die welterſchütternde Geſchichte der Hohenſtaufen niedergeſchrieben. Juana trieb daneben wohl auch allgemeine geſchichtliche Studien — aber das war gleichfalls nur ein Mittel zu dem Zwecke, ſich in den Geiſt und in die Verhältniſſe jener Zeiten einzuleben, in welchen die Lindenbühler über die Weltbühne geſchritten waren: ſie ſuchte darin bloß den hiſtoriſchen Hintergrund für ihre Lieblingsgeſtalten. Dabei merkte ſie nicht, wie ſie in dem beſtändigen Umgang mit der Vorzeit zugleich mit ihrem eignen Weſen immer mehr in jene vergangenen Tage zurückrückte und ſelbſt innerlich und äußerlich zu einer jener hiſtoriſchen Geſtalten wurde. Ja ſogar an die Menſchen und Dinge ihrer Umgebung legte ſie den Maßſtab alter Zeiten und ſah ſie nur darauf an, in wieweit ſie dieſem entſprachen. Deshalb auch hing ſie ſich ſo eng an den Großvater, obzwar gerade er dies Gefühl am wenigſten erwiderte. Sie ging oder ritt gern mit ihm über die Lindenbühler Ländereien; es verlangte ſie danach, zu ſehen, wie ſich allenthalben die Menſchen ſeiner mächtigen Perſönlichkeit beugten, und wie er über ſie herrſchte mit ſeiner ſtrengen Gerechtigkeit und wieder mit ſeiner weichen Barmherzigkeit, ganz wie ein weiſer, guter König über ſeine Unterthanen. Es ſchwoll ihr das Herz vor ſtolzer Freude, zu ihm zu gehören und zu denen, die vor ihm hier gewaltet, machtvoll und edel im Kriege wie im Frieden. Wie erbärmlich erſchien ihr daneben Matthias, wenn er in den Ferien heimkam und nun wie ein Schulmeiſter über den Büchern hockte oder in einem Seitenflügel chemiſche Präparate braute wie ein Apothekergehilfe. Daß man bei Halsweh und Zimmerarreſt einmal zur Unterhaltung dergleichen unternehmen könne, war ihr begreiflich geweſen; ganz unverſtändlich jedoch blieb ihr, wie ein Lindenbühler dieſe übelriechende und ſchmutzige Beſchäftigung zu ſeinem Lebensberuf machen könne. Mit der ganzen herben Ausſchließlichkeit ihres entſchiedenen Weſens ſtürmte ſie denn auch wiederholt gegen ſolche Erniedrigung los; alle die jugendkräftig geſchleuderten Geſchoſſe prallten jedoch an ſeinem Gleichmute machtlos ab. Dies aber empörte ſie vollends, er wollte es alſo nicht einmal einſehen und anerkennen! Wenn er noch widerſprochen, entgegengekämpft, Gegengründe vorgebracht hätte — nein, er lächelte nur! Und es war noch dazu ein gutmütiges, nachſichtiges Lächeln, wie etwa ein weiſer Onkel über das kindiſche Beginnen einer thörichten Nichte lächeln kann. Matthias widerſprach nicht wie ehedem, er ſprach überhaupt ſehr wenig, und dieſe Wortkargheit erſchien Juana nur als eine neue verſchärfte Form des verhaßten Onkeltums.

Aber es barg ſich mehr dahinter — es war die neue Form für den Umſchwung ſeines ganzen Weſens. Er hatte vor Jahren ſchon, bald nach der Ankunft Juanas auf dem Lindenbühl, dumpf gefühlt, daß er mit ihr die Liebe der Mutter teilen mußte, welche er bisher allein beſeſſen. Als er dann in der Fremde ſich in die Heimat zurückſann, da klärte ſich das dumpfe Gefühl zum deutlichen Bewußtſein, und nun erſchien ihm jener Teil, der auf ihn gefallen war, auch noch als der karger bemeſſene. Die ſchroffere Natur Juanas zu bewegen, erheiſchte in der That ein größeres Aufgebot von Herzlichkeit, während ſchon ein liebevolles Wort den weichen Matthias rührte; und ſo hatte die Freifrau nach dem Maße geteilt, wie es beiden nötig war, indem ſie in den lockeren Herzensboden des Knaben nur hie und da ein Samenkorn ſtreute, indes ſie Juana mit ihrer Zärtlichkeit allenthalben umgab, wie weiches Moos das rauhe Geſtein rings übergrünt. Sie that dies gänzlich unbewußt, und ihre eigne noch kindliche Seele wäre tief erſchrocken, wenn ſie nur eine Ahnung von dem Gedanken ihres Sohnes gehabt hätte, welchem ihr Thun nun als eine willige Vorliebe erſchien. Jeder Brief brachte ihm ja einen neuen Beleg dafür: Juana bildete den Mittelpunkt des ganzen Lindenbühls, und er ſelbſt wurde zurückgeſetzt, in die zweite Reihe geſtellt. Die Beachtung und Zärtlichkeit des Hauſes war auf ſie übergegangen, ihr pfropfte man auf, was man ihm entzog. Es waren ſchmerzliche Tage für den armen Jungen, der mit einem weiblichen Zuge in ſeiner Natur danach verlangte, voll und ganz geliebt zu werden. Er wurde ſchweigſamer, zurückhaltender, und wenn er heimkam, ſchloß er ſich jetzt mehr dem Vater an, deſſen ſtrenge Zucht er bisher vorſichtig gemieden hatte. Es war, als gewinne auch das Blut des Vaters in ſeiner Miſchung die Obmacht; es kam allmählich eine Feſtigung und ein Ernſt in ſeine äußere Haltung, und in der Seele erwuchs ihm ein ſtiller Mut des Duldens, der ſich zuweilen zur Selbſtverleugnung ſtählte. Die letztere zu üben, verſchaffte ihm Juana ausgiebige Gelegenheit; und eben dies verſchärfte wieder nur ihren Groll gegen ihn. Daß er bei ihren wegwerfenden Äußerungen über ſein Weſen und ſeine Studien nur gutmütig lächelte, verwandelte ihre Empörung zur Abſtoßung, und daraus erwuchs eine hochmütige Anmaßung gegen ihn bei jedem Wort, jeder Miene, jeder Gebärde. Er ſchwieg dazu. Er ſchwieg auch, wenn er täglich und ſtündlich ſah, wie das Leben auf dem Lindenbühl getreulich darſtellte, was er aus den Briefen ſchmerzlich herausgeleſen. Juana war der Mittelpunkt geworden, um deſſen Denken und Fühlen ſich alles bewegte bis hinauf zu dem Freiherrn, dem ſie nicht von der Seite wich, und zu der Freifrau, die ihr auf jeden Schritt und Tritt nachging. Matthias ſchwieg beharrlich; nur einmal, als er ſeine Studien beendet hatte und davon die Rede war, daß er nun beſtändig daheim bleiben werde, hatte er eine lange Unterredung mit dem Vater. Aber es handelte ſich nur um eine Bitte, welche er vorbrachte und eingehend begründete: er wollte das kleine Legat, welches ihm eben in dieſen Tagen von einer verſtorbenen Tante zugefallen war, darauf verwenden, noch eine Zeitlang zu reiſen und dabei zu lernen. Bald danach verließ er den Lindenbühl. Er hielt ſich in Deutſchland, in Frankreich, in Belgien auf, ging dann nach England, ſtudierte und durchforſchte, was auf ſeinem Wege lag, und führte dies alles mit dem beſcheidenſten Geldaufwande durch, da er ganz erſtaunlich wenig Bedürfniſſe hatte.

Auf dem Lindenbühl verrannen indeſſen gleichmäßig die Tage und Jahre, die Schloßlinde reckte ſich immer mächtiger in die Höhe und Weite, Schloßherr und Schloßfrau ſanken ſachte und immer mehr in ſich zuſammen. Die Freifrau ſaß nun öfter und länger als in früheren Zeiten auf der Rundbank unter dem Lindenbaum. Es war wohl auch ehedem ihr Lieblingsaufenthalt in kurzer Mußezeit geweſen, ihr tägliches Wehmutplätzchen; denn ſie hatte die Wehmut wie eine fromme Pflicht geübt mit der Erinnerung an die verſtorbenen Kinder, an den älteſten Sohn in der Fremde, an ihren Benjamin, der gleichfalls fortgezogen, an manches große und kleine Leid des Lebens. Nun aber ſaß ſie ſtundenlang da und blickte durch das Gitterwerk des Geäſtes, die Hände ſtill im Schoß gefaltet, indes die Luft ſachte über ihre weißen Haare hinſtreichelte. War es, weil ſie altersmüde die längere Raſt nötig hatte, oder war es, weil ein Leid, tiefer und größer als alle vorangegangenen, auch eines längeren Ausklingens auf dem Wehmutsplätzchen bedurfte? Es mußte wohl das letztere ſein; denn ſie erhob ſich raſch, wenn der Freiherr bei dem Schloßthore hereinritt, als ob ſie nur auf ihn gewartet hätte, und der kummervoll forſchende Blick, welchen ſie in ſeine Miene ſenkte, ſagte, wem dies Leid galt. In ſeinem Antlitz hatte die Zeit die Falten vertieft und neue daneben gelegt; aber zu ihnen hin und quer durch ſie ſtrichen düſtere Furchen, welche die Sorge aufgepflügt hatte. Um den kraftvollen Mund zuckte es zuweilen ſchmerzlich auf, in den guten hellen Augen war bald ein glanzloſes Starren, bald brannte es in ihnen lodernd auf, um ſofort wieder zu verlöſchen, gleich einem Irrlicht.

Die Freifrau legte ihren Arm auf den ſeinen und zog ihn ſanft hinab auf die Rundbank. Sie ließ ſeine Hand nicht los, ſondern hielt ſie feſt umfangen in ihrem Schoß und lehnte ſich an ſeine Schulter, halb gegen ihn gewendet, daß ſie in ſein Antlitz ſehen konnte. So ſaßen ſie wortlos, und der Lufthauch ſpielte ſachte die ſchneeweißen Härlein der beiden Häupter ineinander. Oben aber rührte er wehend an die Äſte des Lindenbaumes, daß es durch das ganze Geſaite der Rieſenharfe dumpf dahinraunte und wieder ſtille verrauſchte wie ein fern verhallendes, ſanft verklingendes trauriges Lied. Wenn es dann einmal um den Mund des Freiherrn weher zuckte und die Furchen tiefer dunkelten, da drückte ſie ſeine Hand und fragte leiſe: „Von Arthur?"

„Ja — ſage ich dir" — antwortete er tonlos und holte zögernd aus der Bruſttaſche ein Brieflein hervor. Da ſenkte ſie traurig das greiſe Haupt. Sie wußte, nun folgten wieder ſchwere Tage auf dem Lindenbühl.

Arthur ſchrieb oft und begehrte jedesmal Geld, viel Geld. Dies war der einzige Inhalt ſeiner Briefe, nicht einmal nach der eignen Tochter fragte er darin; ſie war ihm doch nur eine Laſt geweſen ſowie ſeine beſtändig kränkelnde Frau, und nun, da er beider ledig geworden, vermied er auch, jede Erinnerung an ſie aufzufriſchen. Die letzte Laſt, welche ihn noch behinderte, warf er dann ſelbſt hin: er gab die diplomatiſche Laufbahn auf, um ſich nunmehr völlig ungeſtört ſeinen anderweitigen Beſchäftigungen zu widmen, die keine Seßhaftigkeit auf einem feſten Poſten zuließen. Er unterhielt einen Rennſtall und fehlte bei keinem heimiſchen oder ausländiſchen Rennen; dazwiſchen kam die Saiſon in Trouville, in Vichy, der längere Pariſer Aufenthalt, die unerläßlichen Wochen in Nizza und Monaco. Es war erſtaunlich, welche Summe von Nervenkraft er an alle dieſe Durchgänge wandte, um ſich auf der höchſten Höhe des guten Tones zu erhalten. In Paris, ſeiner eigentlichen Reſidenz, war er einer jener Mode-Elegants, die in allen Salons zu treffen ſind, und er hielt das für eine Pflicht; er war ferner Mitglied des Jockey-Klubs, und das war ihm Beruf, Amt, Würde; er war endlich der tägliche Beſucher irgend eines Theaters, und das war die Qual ſeiner Mitmenſchen, da er dort laut redete oder Operettenarien in der Fiſtel mitſang. Meinungen oder Grundſätze beſaß er ſonſt keine; denn wenn er auch zuweilen von der „Volkshefe" redete, ſo war das nicht ſo böſe gemeint, ſondern ein techniſcher Sammelname für alle, welche nicht Elegants, nicht Mitglieder des Jockey-Klubs und nicht tägliche Theaterbeſucher ſind. Sie konnten nichts dafür, daß ſie nicht für jene Dreiheit

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

geboren waren, ſo wie er nichts für das Gegenteil: „Dulden muß der Menſch. Sein Scheiden aus der Welt, wie ſeine Ankunft. Reif ſein — iſt alles.“

Und er war reif für ſeine dreifache Rolle. Deshalb fragte er nie nach Staat, Religion, Kunſt, Kultur; darin war nur ein ewiges Werden, ein unausgeglichenes Ringen und Gären. Der Champagner dagegen hat einen Moment, da er ausgegoren hat, die Trüffel, die Ananas einen Höhepunkt der Reiſe — reif ſein iſt alles. Ankunft und Scheiden dieſer Dinge duldete er, ohne weiter zu fragen — der Lindenbühler Kaſſenverwalter ſorgte ſchon dafür. Welches Geſchick ſeine Verſchwendung für den Lindenbühl heraufbeſchwören müſſe, daran dachte er gar nicht — er beſaß kein Gewiſſen. Nicht daß er dasſelbe durch eine Reihe ſchwarzer Greuelthaten erſt hätte betäuben müſſen: es war einfach nicht vorhanden, und er erfreute ſich ganz von ſelbſt der Ataraxia, der ungebrochenen Gemütsruhe der helleniſchen Weiſen. Um dieſe nicht zu ſtören, mied er ängſtlich jeden Umgang, der ihm einige geiſtige Anſtrengung zugemutet hätte, und fühlte ſich nur dort behaglich, wo eine gedankenloſe Frivolität ſich in alberner Formloſigkeit gehen ließ. Das Leben auf dem Lindenbühl begnügte er ſich als etwas Drolliges aus der Ferne zu belächeln. Dieſes ganze altväteriſche Gerümpel von zarten Gefühlen, dieſe engherzigen Begriffe von Familienſinn, Pflicht, Selbſtverleugnung erſchienen ihm ſo thöricht, daß es ihn wie der Beſuch eines Hauſes von Geiſteskranken angemutet hätte, wenn er einmal auf den Lindenbühl gekommen wäre. Die mahnenden, vorwurfsvollen Briefe des Vaters las er, als habe ſie irgend ein Zauberer auf dem Sirius niedergeſchrieben. Seine Stumpfheit antwortete nur noch auf einen Reiz — die Wetten bei den Rennen. Das war der Sturm, welcher auf dem ſtockenden Sumpfe noch Wellen ſchlug, hoch, immer höher von der Möglichkeit zur Wahrſcheinlichkeit empor bis zur Faſt-Gewißheit — dann nach dem Verluſte ungeheurer Wettſummen wieder das Stocken bis zur nächſten Sturmflut neuer Wetten. Aus der Kaſſe des Lindenbühls, aus welcher es anfangs geſtrömt war, ſickerte es nur noch, bis ſie ganz verſiegte. Dagegen fanden ſich andere Kaſſen, welche dem Erben des Lindenbühls bereitwillig aushalfen, zumal er nicht über die drückenden Bedingungen rechtete, welche ſie ihm dafür auferlegten. Als jedoch bei einem Herren-Wettrennen der Freiherr vom Lindenbühl ſo unglücklich ſtürzte, daß er wenige Stunden darauf ſtarb, da wurde jene heimliche Hilfe zum Tagesgeſpräch. Die hinterlaſſene Schuldenlaſt war ſo bedeutend, daß ſie das ganze Lindenbühler Beſitztum gefährdete. Den alten Freiherrn, welchen in den letzten Jahren die Überlaſt der Sorgen ohnedies ſchon wuchtig niedergedrückt hatte, traf die plötzliche Nachricht vom Tode ſeines Sohnes ſo ſchwer, daß er ganz gebrochen war. Er aß und trank nicht, er redete nichts und ſaß da, unbeweglich vor ſich hinſtarrend. Als dann die Schuldſcheine über die vergeudeten Unſummen einliefen, raffte ihn ein Herzſchlag hinweg. Die Freifrau beſtattete ihn noch zu ſeinen Vätern, und nachdem ſie ihm dieſen letzten Liebesdienſt erwieſen, legte ſie ſich hin, um nicht mehr aufzuſtehen. Nach wenig Tagen bettete man ſie neben ihn in die Gruftkapelle. Matthias erfuhr in Amerika, wo er eben weilte, die Trauerkunde zugleich mit dem Bericht über den drohenden Untergang des Familienbeſitzes.

Auf dem verödeten Lindenbühl hauſte jetzt Juana mit einer Verwandten, der alten Gräfin Anſelma Leſſen, welche mit den Trauergäſten gekommen und bei der Verwaiſten geblieben war. Totenſtille lag über dem Schloſſe, unerhört lautes Treiben belebte den unteren Weiler. Ungewohnte Gäſte kamen zu Roß und zu Wagen und kehrten in dem armſeligen Dorfwirtshaus ein, um die Ländereien abzuſchreiten bis an das äußerſte Vorwerk, Meierhöfe und Ställe zu durchwandern, Feld, Wieſe und Wald abzumeſſen. Wenn ſie am Abend zurückkamen, blieben ſie vor der Wirtshausthüre ſtehen und ſahen mit einem abſchätzenden Blicke auch zu den alten Zinnen hinauf. Hoch über die Zinnen hinweg ſchaute die Schloßlinde nieder auf die Eindringlinge. Und ſie begann ſich ſachte zu regen, dann drohend abzuwinken, zuletzt hoben und ſenkten ſich ihre Rieſenarme mit voller Wucht zu ungeſtümer Abwehr; plötzlich fuhr ſie empor, brauſte auf in wildem Grimme und grollte endlos in dumpfen Stößen weiterrauſchend. Da begann das laute Treiben unten zu verſtummen, die Fremden verloren ſich. Zuletzt war es wieder öde in dem Weiler unten und lautlos oben in dem Gezweige der Linde: ſie ruhte aus und ſtand ganz ſtille. Nur am Morgen und Abend raunte ſie leiſe ihr uraltes Lied vor ſich hin von denen, die gekommen und gegangen waren und nun dort ſchliefen unter ihrem ſegnenden Arm.

Es war ein wunderbarer Zauber in dieſem Lied; er ſenkte ſich untilgbar in die Herzen und wirkte ungeſchwächt durch Zeiten und Weiten. Matthias, welcher eben einſam in der Gaſthofſtube der Reſidenzſtadt von des Tages Mühen ausruhte, hörte es ſo deutlich an ſein Ohr klingen, als ſäße er auf der Rundbank des alten lieben Lindenbaumes. Er hatte ihm als Kind, als Jüngling gelauſcht und ſeine herzbezwingende Gewalt erſt recht erfahren, als er die Heimat verlaſſen hatte. Es war getreulich mit ihm gezogen, es hatte unverlierbar die weite Welt mit ihm durchwandert und war ihm nun wieder ins Heimatland zurückgefolgt. Er ſchloß die müden Augen und lauſchte weiter den lieben geheimnisvollen Tönen, gemiſcht aus ſanftem Blätterrauſchen und leiſem Vogelſang.

Da that ſich die Thür auf, und in der Spalte erſchien ein Kopf mit ſtruppigen weißen Haaren, einer ſchwarzen Binde über der rechten Wange und einem ungeheuren ſchneeweißen Schnurrbart, deſſen Enden bis auf die Bruſt hinabflatterten. Dem Kopf ſchob ſich langſam ein rieſenhafter Rumpf nach und rückte ungefüge gegen den nächſten Stuhl vor. Es war, als ſei ein Bewohner des Saturn da plötzlich vom Himmel hereingefallen, welchem der Schwerpunkt der Erde noch nicht recht geläufig war. Sobald er ſich aber einmal auf dem krachenden Stuhle niedergelaſſen hatte, da reckte ſich das ganze ſchwanke Wirrſal von Gliedern ſtramm empor, tannengerade, feſt, mit weit geſpreizten Beinen — man ſah, der Mann war im Sattel daheim und mußte wohl zeitlebens mehr auf den vier Füßen eines Pferdes herumgewandert ſein, als auf ſeinen eignen.

„Da bin ich alſo,“ ſagte er mit dröhnender Stimme, „der Julian nämlich!“

Matthias war aus ſeinen Träumereien emporgefahren und hatte den Eindringling verwundert angeſtarrt; nun umarmte er ihn mit herzlicher Wärme und rief: „Das iſt einmal eine freudige Überraſchung nach all dem Traurigen der letzten Zeiten! Du lieber Onkel! Wie haſt du mich nur auffinden können — das iſt ja bloß mein Abſteigquartier, ſo oft ich in Geſchäften nach der Reſidenz komme!“

„Auffinden? Hab's den Spürnaſen abgelernt, den Rothäuten. Weiß von allem — bin da unten in Süd-Amerika geweſen, wo ſie raufen. Konnte nicht weg, kommandierte dort als General, wäre ſonſt gleich gekommen. Alſo da haſt du!“ Dabei legte er vor Matthias eine große, abgegriffene, rotlederne Brieftaſche hin, wie ſie ſonſt nur manipulierende Sergeanten ſtolz zwiſchen den Rockknöpfen hervorſchauen laſſen.

Matthias nahm das ungefüge Ding verwundert in die Hand und erblickte darin eine Menge Wertpapiere. — „Und was ſoll ich damit thun, lieber Onkel?“ fragte er.

„Thun? Ja, davon verſtehe ich nichts. Iſt deine Sache, wie du dir und dem Lindenbühl damit aufhilfſt.“

„Jetzt verſtehe ich dich nicht, Onkel. Was für Gelder ſind das, wem gehören ſie?“

„Dir. Iſt eine Erbſchaft von einem alten Kriegskameraden, weil ich ihn einmal irgendwo da unten —“ er wies nach rechts, aber gleich darauf ſich beſinnend nach links „bei einem Reiterſcharmützel herausgehauen. Hätte mir's nicht träumen laſſen — toller Kautz das! Nun, hat jetzt ſein Gutes.“

Matthias erhob ſich, drückte mit der Rechten die Hand Julians und ſteckte ihm mit der Linken das rotlederne Ungetüm wieder in die Bruſttaſche, indem er ſagte: „Für deine Güte und Liebe danke ich dir von ganzem Herzen. Aber du mußt das Erbe in dem Sinne für dich behalten und verwenden, wie es dein Freund dir ſicherlich zugedacht hat: als Mittel einer behaglichen Ruhe für deine alten Tage. Auch brauchſt du nicht mehr um den Lindenbühl zu ſorgen, er ſteht wieder aufrecht…“

„Nachdem ihn der ſaubere Arthur halb niedergeriſſen hat — weiß auch, womit. War gerade auf dem Weg von Spanien, wo ſie gerauft hatten. Traf ihn da in Paris. Er fragte nicht, woher, wohin, erzählte nichts von ſich, wußte nichts von euch — ſchilderte mir nur eine neuartige Côtelette en papillotes, die er erfunden. Mußte zu ihm, die Erfindung verkoſten gehen; iſt ſtolzer darauf geweſen als Kolumbus auf ſein Amerika. Dann kamen andere Leckerbiſſen, iſt auch auf die ſtolz geweſen — das Tafeln und der Stolz nahmen kein Ende. Saß da in meinem ſchlecht geflickten Waffenrock mit ſchlecht geflickter Armwunde, ausgehungert und ausgedörrt, neben dem geckenhaften Schlemmer, und wollte mir all das Zeug nicht ſchmecken. Dachte an die köſtlichen Diners von eigenhändig ausgegrabenen und am Wachtfeuer gebratenen Kartoffeln, oder von rohen Rüben aus der Erde geriſſen und auf dem Fleck gleich ſtehend verzehrt. Dachte auch: der Magenmenſch da neben mir vergißt ſicherlich über einer neuen Sauce die eigne Tochter, bei einer pikanten Paſtete den ganzen Lindenbühl. Er hat mich dann zur Bahn begleitet, um — ſagte er — ſeinen Verdauungsſpaziergang zu machen. Hat mich arg verdroſſen — die Begleitung nämlich! Er hatte einen buntſcheckigen Anzug wie ein blutjunger Laffe, feſtgeſchniegelt — war wohl ein Mieder darunter — und hielt mit einer feſtgefrorenen Grimaſſe ein Stück Fenſterglas im Auge. Tänzelte einher wie ein Ballettmeiſter, ſah allen Frauenzimmern nachdenklich unter die Hüte und ſtreifte die Cigarrenaſche an dem Rade einer vorüberfahrenden Equipage ab. Nun es war ein unnatürliches Leben, nichts als verſchlagenes Raufen und Tournieren in dem rührigen Blute der alten Lindenbühler, verſumpfte Reiter-, Fecht- und Wegelagererkünſte der Vorzeit. Habe ſelbſt im ruhigen Lagerleben, wenn zwiſchen zwei Attacken zu lange Zeit verſtrich, Bäume gefällt und Holz gehackt — muß das, erhält mich geſund. Auch dein Vater griff ſelber zu, wo die Kraft der Knechte nicht langte, und bei dir, mein Junge?“ — und mit einem halb bekümmerten, halb verächtlichen Blick überflog er die Papierhaufen und Bücher, welche Tiſch und Stühle bedeckten.

„Bei mir, Onkel, iſt keine Gefahr, daß das alte rührige Blut ſtockt und verſumpft. Ich bin Chemiker und Fabrikant.“

(Fortſetzung folgt.)

---

## Olympia Fulvia Morata.

Von Karl Schubert. (Abdruck verboten.)

Das Zeitalter der ſogenannten Renaiſſance hat für uns Nachlebende einen wunderbaren, immer neuen Reiz. Was wir dort werden ſehen, das iſt die Bildungsatmoſphäre, in welcher wir atmen und leben von Jugend auf; was dort in einem Kampfe von mehr als einem Jahrhundert mühſam obſiegt, das iſt heute unſer unentreißbares Eigentum. Die geſunde Freude am Diesſeits, der rege Sinn für das Schöne in Natur und Welt, die Freiheit der Gewiſſen und der Forſchung, die Rückkehr der Kunſt zu ihren natürlichen Geſetzen, die Entfeſſelung des Einzelweſens und ſeiner Gaben nach jeder Richtung: das alles iſt damals dem Mittelalter und ſeiner Gebundenheit abgerungen worden, und manches Herz iſt gebrochen, manches reiche Leben iſt geopfert worden, damit der Tag heraufgeführt werde, in deſſen hellem Sonnenſcheine wir leben.

Olympia Fulvia Morata iſt ein Kind dieſer wunderbaren Zeit, genährt mit dem Geiſtesgehalt ihrer reinſten und beſten Überlieferungen und frei von ihrer häßlichen Schattenſeite, jenem Heidentume der Geſinnung, das ſo viele der begabteſten Vertreter jener Epoche entſtellt. In Ferrara wurde Olympia Morata im Jahre 1526 geboren. Ferrara, heute ein Bild gefallener Größe, eine öde, menſchenleere Stadt, war damals eine Weltſtadt von 100 000 Einwohnern, der Sitz eines ſtolzen Herrſchergeſchlechts, der Eſte, und einer blühenden Hochſchule.

Einer der tüchtigſten Gelehrten, die an dieſer Hochſchule wirkten, war der Profeſſor Fulvio Peregrino Morato, und unbeſtritten das ausgezeichnetſte Talent unter der lernenden Jugend war ſeine Tochter Olympia. Frauen und Mädchen, die die Sprache Homers und Virgils ſo geläufig redeten wie ihre Mutterſprache, waren damals keine auffälligen Erſcheinungen; ein Mädchen aber, das mit elf bis zwölf Jahren die philoſophiſchen Geſpräche Ciceros in elegantem Latein erklärte und die gelehrten Freunde ihres Vaters durch griechiſche Stegreifreden in Erſtaunen ſetzte, ein Mädchen, das mit vierzehn Jahren eine geharniſchte Abhandlung zur Ehrenrettung des großen Redners Cicero ſchrieb, und mit ſechzehn Jahren ſich in griechiſchen Verſen mit Glück verſuchte, war doch auch in jener Zeit ein Phänomen ohne Beiſpiel und ohne Nebenbuhler. Denkt man ſich nun dieſe jugendliche Gelehrte als Lehrerin einer um fünf Jahre jüngeren Prinzeſſin, Anna von Eſte, die auch in ihrem Demoſthenes und Cicero Beſcheid weiß und die Fabeln des Äſop überſetzt, ſo hat man auf ſprechendem Miniaturbilde eine Zeit vor Augen, der das klaſſiſche Altertum in Fleiſch und Blut übergegangen, für die die toten Sprachen zu lebenden geworden waren.

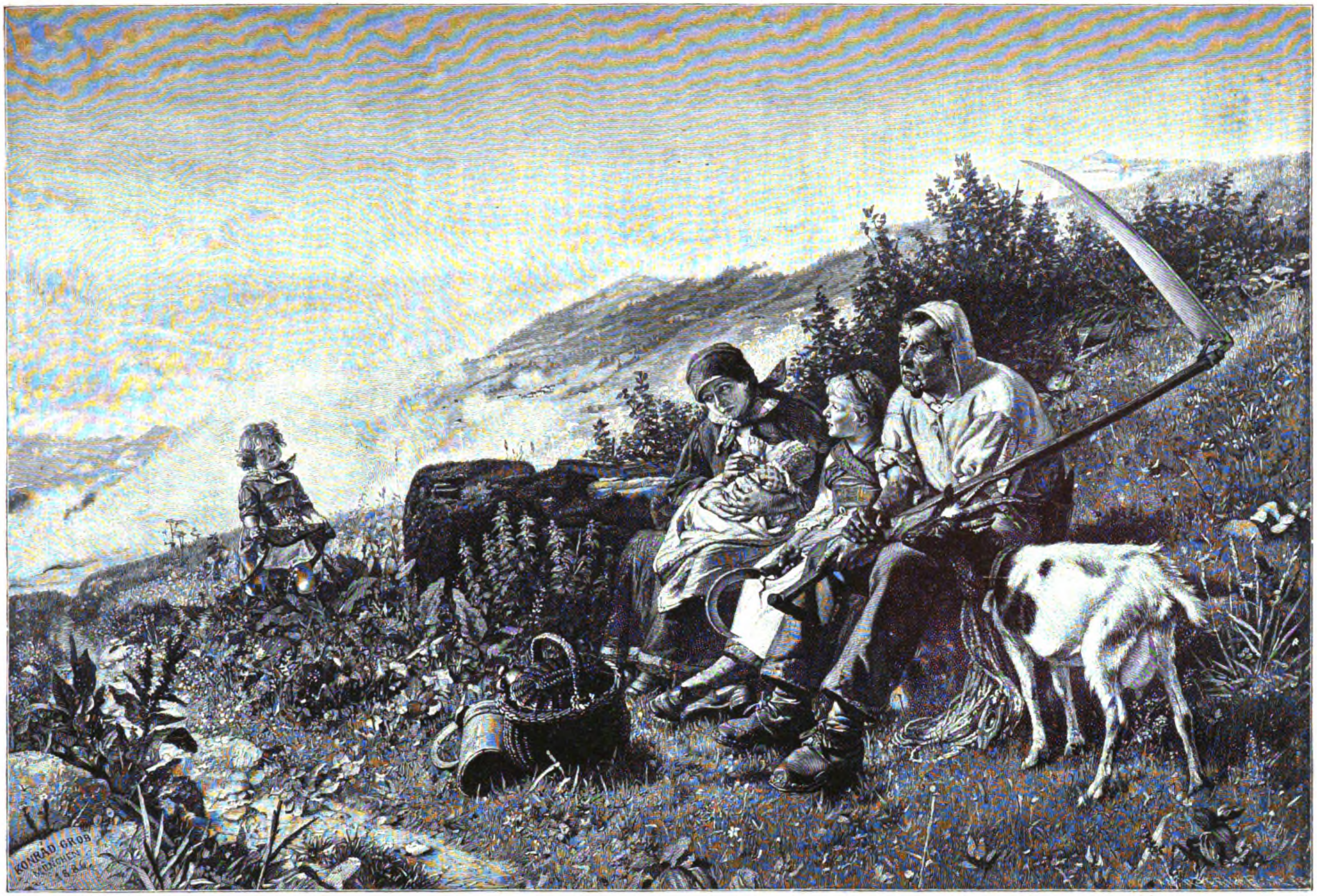
Beredſamkeit und Dichtkunſt war Olympias Ideal. Für jene hatte der Vater ſie ſchon im zarten Alter vorgebildet, genau nach den klaſſiſchen Regeln, für dieſe gewann ſie mit zunehmender Reife eine wachſende Begeiſterung. „Mögen andere Frauen,“ ſingt ſie einmal, „an anderen Freuden ſich vergnügen, die Dichtkunſt iſt mein Stolz, mein Glück.“

Was wir von ihren lateiniſchen und griechiſchen Verſuchen auf dieſem Gebiete kennen, iſt erſtaunlich als das Werk eines dem Kindesalter kaum entwachſenen Mädchens, aber es erhebt ſich in nichts über das Durchſchnittsmaß der beſſeren Renaiſſancelitteratur. Sprache und Versmaß der Alten ſind mit einem nicht gewöhnlichen Geſchick gehandhabt, aber eine wirkliche poetiſche Ader pulſiert hier ſo wenig als in den zahlloſen metriſchen Stilübungen der Gelehrten jener Zeit, die jetzt niemand mehr lieſt, die, aller Originalität bar, in fremden Gärten ihre Blüten pflückten und die Abhängigkeit ihres Geſchmackes und ihrer Leiſtungen in keinem Zuge verhehlen konnten. Höher ſtrebende Geiſter fanden auf die Dauer an dieſer Nachahmelitteratur keine Befriedigung, und der Überdruß daran hat nicht zum wenigſten dazu beigetragen, in den humaniſtiſchen Kreiſen Italiens jener neuen Renaiſſance den Boden zu bereiten, die in Deutſchland angebrochen war, die nicht dem Heidentume, ſondern dem chriſtlichen Glauben und Leben galt, die nicht dem verfeinerten Geſchmacke in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern den tiefſten Bedürfniſſen der Seele, den heiligſten Regungen des Gemütes entgegenkam.

Der Wall der Alpen hatte den Siegeslauf der Ideen Luthers und Zwinglis nicht aufzuhalten vermocht. Eine große Bewegung durchzog die apenniniſche Halbinſel bis zum äußerſten Süden und erwarb ſich zahlreiche Anhänger und Freunde in fürſtlichen Paläſten wie in armen Hütten. Aber vermöge eines eigentümlichen Zuſammentreffens günſtiger und ungünſtiger Verhältniſſe nahm die reformatoriſche Bewegung in Italien einen ganz eignen Verlauf. Auch hier hatte der Humanismus, der ja in Italien entſtanden war, die ſcholaſtiſche Theologie entwurzelt und inſofern der religiöſen Bewegung vorgearbeitet. Aber in den eigentlichen Volksſchichten war das neue Regen des Geiſtes kaum bemerkbar geworden. Schon damals war es, wie vielfach noch jetzt, der Fall, daß die gebildeten Stände dem offenen Unglauben huldigten, während das Volk in rohem Aberglauben und im äußerlichen

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408


KONRAD GROB
MÜNCHEN

Raſt der Gebirgsheuer. Nach dem Gemälde von Konrad Grob.

Dienſte der Werkheiligkeit befangen blieb. Meiſt beſchränkten ſich daher die Erfolge der Reformation auf engere Kreiſe. Nirgends wurde in dem äußerlich ſo zerſtückten Italien die Sache des Evangeliums zur Fahne einer feſt zuſammenhängenden Partei. Es waren durchweg einzelne gebildete Cirkel oder volksmäßige Konventikel, wo ſie ihren Herd fand. Aber hier machte ſie im ſtillen, beſonders ſeit 1530, bedeutende und verheißungsvolle Fortſchritte. Schon griff der Glaubenszwieſpalt faſt in jedes Haus, ſchon zählte man allein im Königreich Neapel 3000 Schullehrer, die ſich zu der neuen Lehre bekannten; wenn das ſo weiter ging, dann war die Jugend und damit die ganze Zukunft der Nation für die alte Kirche verloren. Ja, neben den entſchiedenen Anhängern der ſchweizeriſchen oder lutheriſchen Reformation ſehen wir ſogar eine evangeliſche Richtung innerhalb des hohen katholiſchen Klerus Raum gewinnen. Nur zu bald aber überwogen bei ihnen die Intereſſen der Stellung und der Verhältniſſe. Um das Schisma zu vermeiden, gaben ſie die Reform preis; die auf Herſtellung des vollen mittelalterlichen Katholizismus hinarbeitende Partei gewann das Übergewicht. Seither ſtand es in Rom feſt, daß die Feinde nur mittels durchgreifender Gewaltmaßregeln niederzuwerfen ſeien, und der italieniſche Proteſtantismus bekam dieſe blutige Politik in vollem Maße zu fühlen.

Der erſte Schritt, welcher die neuen Wege der Kurie verriet, war die durch eine päpſtliche Bulle verkündigte Errichtung eines oberſten Inquiſitionstribunals in Rom, welches nach dem Vorbilde des ſpaniſchen Offiziums mit unumſchränkter Gewalt über Leben und Tod in Glaubensſachen richten ſollte und zwar mit rückſichtsloſer Strenge gegen jedermann ohne Unterſchied des Standes und der Perſon. Sechs Kardinäle bildeten dieſe „Kongregation des heiligen Offizium," welcher der weltliche Arm überall ſchuldige Hilfe zu leiſten hatte. Caraffa, der an der Spitze ſtand, richtete ſofort aus eignen Mitteln Zimmer für Beamte und Gefängniſſe für Verdächtige ein; er verſah ſie mit Schlöſſern und Riegeln, mit Blöcken, Ketten und Torturwerkzeugen, ſo daß die Arbeit unverzüglich beginnen konnte. Keine weltliche Macht hat ſich dem grauſamen Unternehmen widerſetzt, vielmehr nahmen ſie nacheinander das neue Inſtitut auf. Es folgte die weitere Beſtimmung, daß ohne Bewilligung dieſer Inquiſition kein Buch mehr gedruckt werden durfte. So hatte die Entſcheidungsſtunde für das Los des Proteſtantismus in Italien geſchlagen. Von Rom aus ſandte Caraffa ſeine Späher nach allen Seiten, und überallhin ergingen Ermahnungen zu gewaltſamem Einſchreiten.

Am früheſten nächſt Venedig war Ferrara ein Vereinigungspunkt für die Anhänger des neuen Glaubens geworden. Hierher hatte Renata, Tochter des franzöſiſchen Königs Ludwigs XII, die neue Lehre gebracht, als ſie ſich mit Herkules II von Eſte vermählte. Hier ſehen wir Calvin eine zeitweilige Zuflucht ſuchen und finden. Auch hochgebildete Männer aus einheimiſchen Kreiſen, wie Celio Secundo Curione und Fulvio Morato, der Vater Olympias, hingen der evangeliſchen Sache an. Olympia ſelbſt machte die Erfahrung, daß der Umgang mit den alten Heiden ihr mehr und mehr das Herz leer und kalt ließ. Wie anders glühte doch das Wort jenes flüchtigen Reformators Curione, dem ihr Vater einſt eine Freiſtatt gewährt, deſſen feuriger Predigt, deſſen erſchütternden Erzählungen ſie ſo oft gelauſcht; was mußte das für eine Lehre ſein, für die der Mann ſo tapfer geſtritten und ſo ſchwer gelitten durch Kerker, Verfolgung und Verbannung! Früh war der wunderbare Menſch wieder aus dem elterlichen Hauſe geſchieden, aber tief hatte der Eindruck ſeiner mächtigen Perſönlichkeit in ihrer Seele gezündet. Sie griff zur Bibel, die eben damals im Urtexte zugänglich wurde, eine neue Welt that ſich vor ihr auf, und ſie empfand all die Schauer tiefer Ergriffenheit, mit denen die gewaltige Beredſamkeit der Propheten und der Pſalmen, der Predigten Chriſti und ſeiner Jünger jeden empfindenden Menſchen erfüllen.

Da griff der Umſchwung der italieniſchen Kirchenpolitik mit rauher Hand auch in Olympias Geſchick ein. Ein päpſtliches Breve erſchien zu Ferrara, welches gegen die Verdächtigen zu inquirieren befahl. Der charakterloſe Fürſt, der ſich eine Zeitlang der Bewegung günſtig gezeigt hatte, zeigte nicht die geringſte Neigung zum Märtyrertum, ſondern beeilte ſich vielmehr, den zweifelhaft gewordenen Ruf ſeiner Rechtgläubigkeit wiederherzuſtellen. Es kam zu Verbannung und Gefängnis, ja zu Hinrichtungen. Olympia fiel jäh in Ungnade bei demſelben Hofe, deſſen Stolz ſie noch vor kurzem geweſen war. Die Prinzeſſin Anna, ihre Schülerin, die ſich eben mit Franz von Guiſe vermählt hatte, war fern in Frankreich und hörte nicht den Hilferuf ihrer bedrohten Lehrerin. Die Fürſtin Renata hatte jetzt allen Einfluß verloren, konnte jedoch ſelbſt durch die unwürdigſte Behandlung ſeitens ihres Gatten nicht in ihrer Überzeugung wankend gemacht werden und blieb auch in Frankreich, wohin ſie nach ſeinem Tode zurückkehrte, eine Beſchützerin der Proteſtanten.

Olympia traf der Schlag in dem ſchwerſten Augenblicke ihres Lebens: kurz vorher war ſie zur Waiſe geworden. Die Trennung von der Jugendfreundin, die zärtlich an ihr hing, der Tod des heißgeliebten Vaters, die rauhe Verſtoßung vom Hofe, das alles war Schlag auf Schlag gefolgt. In wenig Tagen hatte Olympia all ihr Glück begraben, ſie ſtand allein mit einer kränklichen Mutter und vier kleinen Geſchwiſtern, ohne Ernährer und ohne Stütze, ohne Rat und Freunde, gemieden von denen, die ſie ſonſt gefeiert, allein angewieſen auf ihr Talent und ihre Kenntniſſe, allein geſtützt auf ihr reines Gewiſſen und ihren felſenfeſten Glauben. Der Ernſt des Lebens trat in ſeiner furchtbarſten Geſtalt an ſie heran, und ſie fand die mutige Entſchloſſenheit, Pflichten zu übernehmen, die ihr bisher ganz fremd geweſen waren: den Tag über vergaß ſie ihren Schmerz in der gewiſſenhaften, aufopfernden Arbeit für Mutter und Geſchwiſter, und wenn in der einſamen Stille der Nacht die bitteren Erinnerungen und die nagenden Sorgen erwachten, dann fand ſie Troſt in der Schrift und in brünſtigem Gebete.

Alle die vielen, die in den Blütetagen ihres Glückes ſie gefeiert und bewundert hatten, waren abgefallen, als der Wechſel des Geſchickes jäh über ſie hereinbrach; nur einer, der zur Zeit ihres Glanzes ſich in ſcheuer Entfernung gehalten, war treu geblieben und trat ihr jetzt nahe, da alles ſich kalt von ihr abwendete: es war ein junger deutſcher Arzt, Andreas Gundler (auch Grundler geſchrieben) aus Schweinfurt, er bot ſich jetzt der ſchwer getroffenen Familie als Stütze an. Er warb um Olympias Liebe, und dieſe blieb nicht gleichgültig gegen die Huldigungen eines Mannes, der dem Haſſe des Hofes und der Prieſter trotzte um ihretwillen. Sie wurde ſein Weib. Im Winter 1550 fand die Vermählung ſtatt; die kleine, von der Inquiſition bedrohte freie Gemeinde zu Ferrara feierte bei dieſer Gelegenheit ihre letzte feſtliche Zuſammenkunft.

Gundler hatte die Stellung erſt zu ſuchen, die ihm und ſeiner jungen Gemahlin ein Auskommen gewähren ſollte. In Deutſchland hoffte er ſie zu finden, denn nur dort war eine Stätte für die Anhänger der neuen Lehre, die Italien geächtet hatte. So folgte der Vermählung ſofort eine mehrmonatliche Trennung, eine Zeit voll banger Beſorgniſſe, voll Enttäuſchungen und betrogener Hoffnungen. Rührende Briefe ſendet Olympia ihrem fernen Gatten über die Alpen nach, Tag und Nacht fürchtet ſie für ſein Leben, denn die Wege ſind unſicher, die Zeiten ernſt und kriegeriſch, und die geängſtigte Einbildung vergrößert noch die wirklichen Gefahren. Nach langer Abweſenheit kommt Gundler zurück, aber was er geſucht, eine Anſtellung als Profeſſor an einer deutſchen Hochſchule, hatte er nicht gefunden. Nur in Augsburg, in dem Hauſe des kaiſerlichen Rates Hermann, hatte ſich eine Freiſtatt aufgethan, wo das junge Paar auf beſſere Tage warten konnte. Olympia riß ſich los aus den Umarmungen ihrer Mutter und Schweſtern und folgte, begleitet von ihrem achtjährigen Bruder Emilio, dem Gatten über die Alpen,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

um in mutigem Vertrauen auf ein gütiges Geſchick in der Fremde eine neue Heimat zu ſuchen. In Augsburg glaubten ſie ein zweites Ferrara gefunden zu haben: das Haus der Fugger, dieſer deutſchen Medicäer, vereinigte alle Herrlichkeiten der Renaiſſance. Die drei Flüchtlinge wurden mit Zuvorkommenheiten überhäuft, einen Augenblick wiegte ſich Olympia wieder in den ſchönen Träumen ihrer Jugend. Inzwiſchen nahte der Winter heran, und Gundler wurde als Militärarzt in ſeine Vaterſtadt Schweinfurt berufen, wo damals ſpaniſche Kriegsvölker des Kaiſers lagen. Kaum hatten ſie dort ihre erſte notdürftige Einrichtung begonnen, als ein Brief ihres Gönners, des Rates Hermann, eintraf, der Gundler im Namen des Kaiſers eine Profeſſur der Medizin an der Akademie zu Linz antrug. Was Gundler monatelang vergebens geſucht, um ſich und ſeiner Olympia einen häuslichen Herd zu gründen, das wurde ihm nun unverhofft beſchert, er ſah ſich am Ziele langgehegter Wünſche, die nirgends heißer erwacht waren als in dem düſteren Schweinfurt, wo ein längerer Aufenthalt für ſeine geiſtvolle, der Anregung bedürftige Frau tödlich ſchien. Der ehrenvolle Ruf an eine Hochſchule mußte ihm deshalb wie eine Erlöſung klingen. Aber ein ſchmerzliches Bedenken trübte ihre Freude. In Linz herrſchte ein finſterer, fanatiſcher Verfolgungseifer gegen die neue Lehre, und es war ſehr ungewiß, ob ſie ſich dort frei und offen zu dem Glauben würden bekennen dürfen, dem zuliebe ſie das ſchöne Italien verlaſſen. „Wir ſind,“ ſchrieb Olympia mit hochherzigem Freimute an den treuen Gönner in Augsburg, „freiwillig dem Banner Chriſti gefolgt, unverbrüchlich iſt der Fahneneid, den wir ihm geleiſtet haben, wir wollen den Ehrenſchild unſers Glaubens ſpiegelblank erhalten und kein Opfer ſcheuen, um dem Heiligtum unſerer Überzeugung treu zu bleiben.“ Die Antwort Hermanns beſtätigte ihre Befürchtungen, ſo lehnten ſie den Ruf ab.

Ein trauriges Jahr hatten ſie in dem troſtloſen Schweinfurt verbracht, als endlich wieder Briefe aus Ferrara eintrafen. Sie meldeten die Not und Verlaſſenheit der Ihrigen, die Greuel der Glaubensverfolgungen, die jede Rückkehr für ſie unmöglich machten. Olympia ſchickte der Mutter, was ſie irgend erübrigen konnte, und ſuchte tröſtendes Vergeſſen in ihren Büchern. Sie las mit ihrem Bruder die Lieblingsſchriftſteller ihrer Jugend, ſie ſchrieb Dialoge, in denen ſie ihr Herz ausſchüttete, wechſelte Briefe mit den fernen Freunden und Freundinnen ihrer glücklichen Tage, ſo überſetzte ſie die Pſalmen in griechiſche Verſe, die wir noch beſitzen, und erhob ſich die Seele an dieſen erſchütternden Äußerungen eines Gottvertrauens, das keine Zweifel und keine Schläge eines unerbittlichen Schickſals je beirren können.

Das doppelte Opfer des Verzichtes auf die Rückkehr nach Italien und auf Überſiedelung an eine Hochſchule war noch nicht verwunden, da brach über die Stadt Schweinfurt und das Gundlerſche Haus ein namenloſes Unglück herein. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach hatte ſich, für den Bruch des Paſſauer Vertrags mit der Reichsacht beſtraft, nach Schweinfurt geworfen, um von dort aus wie „ein Geier von ſeinem Horſt“ die beiden Ufer des Main mit Raub und Plünderung zu überziehen. Die benachbarten Fürſten rückten mit überlegenen Streitkräften vor die Stadt, April 1553, und dieſe mußte nun alle Schrecken einer vierzehnmonatlichen Belagerung erdulden, während deren Brand, Peſt und Hungersnot im Bunde mit der Zügelloſigkeit einer wilden Soldateska die armen Bewohner zur Verzweiflung brachte. Wochenlang ſaß Olympia am Krankenlager ihres Gatten, den bei Ausübung ſeines Berufes die Peſt ergriffen hatte; als die feindlichen Geſchoſſe die Wohnhäuſer in Brand ſteckten, trug ſie den halb Geneſenen in einen dunklen Keller, wo ſie mehrere Wochen mit ihm und ihrem kleinen Bruder in immerwährender Todesangſt zubringen mußte. Inzwiſchen geriet der Markgraf in die äußerſte Not. In einer dunklen Nacht brach er aus der Stadt, die er nicht mehr halten konnte, hinaus und ſchlug ſich glücklich durch die Feinde hindurch. Wütend über das Entkommen des Markgrafen, ergoß ſich nun das feindliche Kriegsvolk in die verödeten Straßen der unglücklichen Stadt und warf den Feuerbrand in die wenigen noch unverſehrten Häuſer. Nur ſchleunige Flucht konnte die Verborgenen retten, und wie durch ein Wunder gelang es ihnen, mitten unter den entſetzlichen Szenen der Plünderung ins Freie zu entkommen. Die brennende Stadt lag hinter ihnen, dort verſchlangen die Flammen die Habe der Flüchtigen, aber ihr Leben war in Sicherheit. Schon glaubten ſie ſich geborgen, da fiel ein Trupp feindlicher Landsknechte über ſie her, plünderten ſie aus bis aufs Hemde und wollte Gundler in der Hoffnung auf ein Löſegeld als Gefangenen mitfortſchleppen. „In meiner Seelenangſt,“ erzählt Olympia, „brach ich in unausſprechliches Wehklagen aus. Ich rief zum Herrn in meiner Zerknirſchung: hilf mir, hilf mir bei der Liebe deines Namens! Und ich ließ nicht nach mit Flehen, bis er mir meinen Mann wiedergegeben. O daß ihr geſehen hättet, in welchem Zuſtande ich damals war, die Haare aufgelöſt, die Kleider in Fetzen, die Schuhe zerriſſen, die Blöße kaum mit einem Hemde bedeckt. Man hatte uns vollſtändig ausgeplündert. Auf der Flucht hatte ich meine Schuhe verloren, und barfuß mußten wir längs des Flußufers über Stock und Stein dahinrennen. Bei jedem Schritte rief ich aus: Ich kann nicht mehr! Ich bin tot! Herr, wenn du mich retten willſt, gebiete deinen Engeln, daß ſie mich auf ihren Flügeln weitertragen, denn ſonſt breche ich zuſammen.“ Von der Angſt beflügelt, legten die Flüchtigen in dieſer Schreckensnacht mehrere Meilen zurück. Mit übermenſchlicher Anſtrengung hielt ſich Olympia aufrecht, während ihr ein Fieber in den Gliedern wühlte, der Vorbote der Krankheit, die ſie nicht mehr verlaſſen ſollte. In Hammelburg endlich brachen ſie halbtot vor Erſchöpfung zuſammen. Olympia trug einen Rock, den ihr unterwegs eine arme Frau aus Mitleid geſchenkt. Die Bürger von Hammelburg wagten es nicht, die Flüchtlinge aus der geächteten Stadt Schweinfurt aufzunehmen; faſt aufgerieben von Ermüdung und Krankheit, mußten ſie deshalb in einer armſeligen Dorfherberge in der Nähe von Hammelburg mehrere Tage liegen bleiben, bis der Biſchof ihre Freilaſſung befahl und ein Geſchenk von unbekannter Hand ihnen die Mittel zur Weiterreiſe gewährte. Erſt auf dem Schloſſe des Grafen von Erbach, der ihnen die hochherzigſte Gaſtfreundſchaft gewährte, atmeten die ſchwer Getroffenen wieder auf. In einem edlen, feingebildeten Familienkreiſe, in dem das Wiſſen der Renaiſſance und der Glaube der Reformation in gleicher Weiſe heimiſch waren, erholten ſie ſich von dem ſchrecklichen Schiffbruch, der ſie nackt und bloß an den Strand geworfen hatte. Wie viel hatten ſie nicht in der einen Schreckensnacht verloren! Das beſcheidene Vermögen Gundlers, die koſtbaren Bücher, die Olympia aus Italien mitgebracht hatte, ihre unerſetzlichen Manuſkripte, alles war ein Raub der Flammen geworden.

Während Olympia unter liebevoller Pflege notdürftig wieder zu Kräften kam, bemühte ſich der Graf Eberhard von Erbach bei ſeinem Schwager, dem Kurfürſten von der Pfalz, für Gundler eine Profeſſur an der Univerſität Heidelberg auszuwirken; es gelang ihm wirklich, den Kurfürſten zur Berufung Gundlers als Profeſſor der Medizin zu bewegen. Daß auch Olympia eine Profeſſur, und zwar im humaniſtiſchen Fache, erhalten habe, iſt eine oft nachgeſchriebene, aber ganz unverbürgte Angabe, von der die einzig gültigen Zeugniſſe, die Briefe Olympias und ihrer Freunde aus jener Zeit, nichts berichten. Das ſchöne Heidelberg mit dem ſtolzen Schloſſe der Pfalzgrafen, dem lachenden Neckarthale und der berühmten Hochſchule ſollte dem Gundlerſchen Ehepaare das Aſyl eines ſturmgepeitſchten Lebens werden. Aber für Olympia war es zu ſpät. An dem Orte, wo der rauhe deutſche Himmel ſich ihr zum erſtenmal aufheiterte, in einem Augenblicke, wo nach jahrelangen ſchweren Prüfungen die neue Heimat anfing, ſie den Verluſt der alten vergeſſen zu machen, war ſie gelandet mit einem ſiechen Körper und mit der Ergebung in einen frühen Tod. Mut und Troſt ſprachen ihr

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

die warmen Begrüßungsſchreiben zu, die ihr die treuen Freunde Sinapi und Curione nach Heidelberg vorausgeſandt, und mitten unter den Briefen mit den wohlbekannten Zügen lag ein alter Vertrauter, den ſie ſchmerzlich vermißt hatte, ein Plutarch, das einzige Buch, das aus ihrem brennenden Hauſe in Schweinfurt gerettet worden war, und das ihr Sinapi zu ihrer freudigen Überraſchung zugeſchickt. „Wie einen aus Feindeshand erlöſten Gefangenen“ drückte ſie das Buch ans Herz, aber nun erwachten auch die Erinnerungen an die Schreckenstage von Schweinfurt in ganzer Stärke wieder auf, und die edle Frau, die eben erſt 12 Goldgulden leihen mußte, um die Koſten ihrer erſten Einrichtung zu beſtreiten, nahm einen Teil der Summe und ſchickte ihn einem zuverläſſigen Manne mit der Bitte, das Geld unter die armen, obdachloſen Schweinfurter zu verteilen.

Wie trübe Schatten fielen gleich in die erſte Zeit ihres Aufenthaltes zu Heidelberg die Nachrichten von den Fortſchritten, die in Italien und Frankreich die blutige Unterdrückung der Proteſtanten machte. In Frankreich wußte Olympia ihre Jugendfreundin, Anna von Eſte, jetzt Herzogin von Guiſe, an der Seite eines Fürſten, deſſen Familie zu den unverſöhnlichſten Gegnern der neuen Lehre gehörte. Ungeſäumt ſchrieb ſie ihr einen feurigen Brief, der eins der ſchönſten Denkmale ihres Geiſtes iſt und bleibt. Sie erinnert ſie an die Zeit ihrer innigen Seelenfreundſchaft in den ſchönen Jugendtagen zu Ferrara, ſchildert ihr, wie mit ihrer Bekehrung zum Evangelium ein neues Leben in ihr wach geworden ſei, und wie heiß ſie ihrer einſtigen Jugendgeſpielin die gleiche Seligkeit wünſche, und dann beſchwört ſie ihr empfindendes Herz, Mitleid zu haben mit den grauſam Verfolgten. „Es iſt Deine Pflicht, einzutreten für ſie, ſie zu rechtfertigen vor dem Könige, ihre Begnadigung zu erwirken. Bleibſt Du ſtumm, läſſeſt Du ſie leiden und ſterben ohne Verteidigung, dann kommt die Schuld ihrer Verfolger auch über Dein Haupt. Ich weiß, daß Du dadurch den Zorn des Königs, den Verdruß Deines Gemahls und die Wut Deiner Feinde auf Dich laden wirſt. Aber ich weiß auch, daß es beſſer iſt, die ganze Welt, als den Allmächtigen gegen ſich zu haben. Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſein? O, wie ſoll es mich freuen, wenn ich höre, daß mein Flehen erhört worden iſt, und wie will ich dafür den Urheber ſo großer Gnade preiſen!“

Ihr Ruf ſollte nicht ungehört verhallen. Als die Verſchwörung von Amboiſe, die darauf ausging, die blutige Tyrannei der Guiſen, die eigenmächtig die Leitung des noch unmündigen Königs Franz II an ſich geriſſen hatten, zu brechen und die Vormundſchaft über den König in die Hände der als die nächſten Verwandten des Königshauſes der Valois am meiſten dazu berechtigten Bourbons, die der neuen Lehre zugethan waren, zu legen, unter blutigen Greuelthaten unterdrückt wurde, da wagte es eine Frau, in Gegenwart des ganzen Hofes ihren Fluch auf die Henker zu ſchleudern, dieſe Frau war Anna von Eſte, die Jugendfreundin der Olympia Morata.

Nicht lange ſollte es Olympia vergönnt ſein, das friedliche Glück zu genießen, das ihr erſt nach ſo ſchweren Kämpfen und Prüfungen zu teil geworden. Ihr Siechtum war unheilbar, und ſie wußte das. Mit der Ergebung eines kindlich frommen Gemütes ſah ſie den reißenden Fortſchritten ihrer Krankheit zu. In ihrem letzten Briefe an Curione ſchildert ſie ihren hoffnungsloſen Zuſtand, wie ſie, von glühendem Fieber und tödlichem Huſten geſchüttelt, ihre Kräfte ſchwinden fühlt von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde. „Bis zu meinem letzten Atemzuge,“ ſo ſchließt ſie ihr Schreiben, „werde ich derer ſtets gedenken, die ich geliebt habe. Möge Euch die Nachricht meines Todes nicht betrüben; ich weiß, daß mir die Krone des Lebens aufbehalten iſt. Ich habe Luſt, abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein.“

Am 26. Oktober 1555 hatte ſie in den Armen ihres Gatten vollendet. Einige Wochen ſpäter trug man auch Gundler und Olympias Bruder Emilio hinaus. Beide hatte die Peſt hinweggerafft, die damals Heidelberg verwüſtete. Gundler hatte wieder, wie in Schweinfurt, unermüdlich den Kranken Hilfe gebracht, nach dem Tode der unvergeßlichen Lebensgefährtin mit doppeltem Eifer thätig, um durch die angeſtrengte Arbeit ſeinen Gram zu übertäuben, bis er ſelber der Seuche erlag.

Noch heute erzählt ein ſchlichter Grabſtein, der in eine Seitenwand des nördlichen Eingangs der St. Peterskirche eingelaſſen iſt, von der edlen Frau, die „durch Geiſt, ſeltene Kenntnis beider alten Sprachen, unvergleichliche Sittenreinheit und Glaubenstreue über das gewöhnliche Maß ſich erhoben und das Urteil der Welt über ihr Leben beſiegelt habe durch das Zeugnis ihres heiligen Todes.“

---

## Auch ein Roman.

Von Hermine Villinger. (Abdruck verboten.)

Die beiden Helden zählten zwei und drei Jahre. Sie teilten, was die Familienverhältniſſe anbelangte, ſo ziemlich das gleiche Schickſal, indem ſie von ihren Müttern des Morgens in der Frühe, nach kurzer Toilette, auf die Straße geſetzt und dem Schutze Gottes und der älteren Nachbarskinder anvertraut wurden.

Alſo ſtanden Karlemännchen und Kathrinchen mit Frühlingsanfang, ob es regnete oder die Sonne ſchien, als zwei kleine Punkte völlig ſelbſtändig in der Schöpfung, durch die Fahrſtraße von einander getrennt.

Sie hatten ſich gar bald aufs Korn genommen und ſtanden nun, wie magnetiſch von einander angezogen, dicht vor der Goſſe, die ſie, laut mütterlichen Verbotes, nicht überſchreiten durften. Eines Tages aber hatte Kathrinchen das nutzloſe Anſtarren ſatt und ſann auf Mittel und Wege, den Verkehr zu einem lebendigen zu geſtalten. Dies war nun freilich nicht ſo leicht zu bewerkſtelligen, denn die Gabe, die Gedanken in Worten auszudrücken, war ihr noch nicht verliehen. Ihr frühreifer Verſtand ſagte ihr, daß ſie unmöglich den kleinen Kameraden drüben mit „Mutter“ anreden konnte, dem einzigen Wort, das ſie mit einiger Geläufigkeit ausſprach. Zum Glück fiel ihr nach ernſtlichem Beſinnen ein, daß ſie auch „du, du,“ ſagen konnte, und dieſe Anrede erſchien ihr paſſend. So ſchwang ſie denn die kleinen Arme, ſtreckte das Köpfchen in die Höhe wie ein junger Hahn, der das Krähen verſucht, und rief aus Leibeskräften „du, du,“ zum Karlemännchen hinüber.

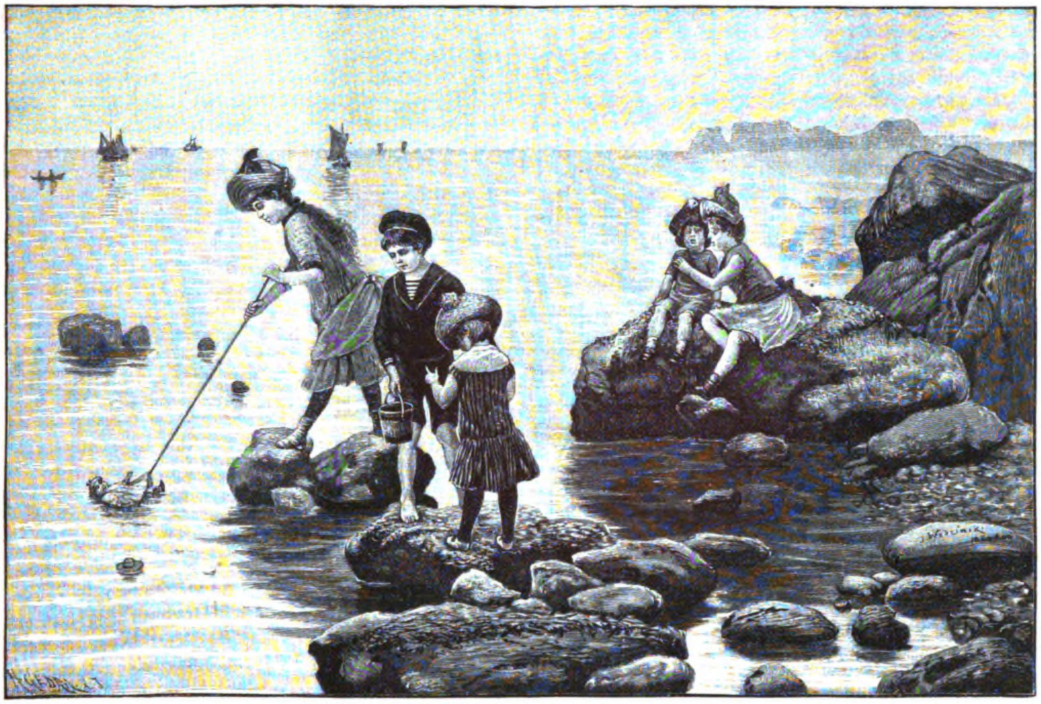
Dieſer, obgleich um ein Jahr älter, ſtand in bezug auf Bildung bedeutend hinter ſeiner Nachbarin zurück, indem er zu der Klaſſe von Menſchen mit langſamem Begriffsvermögen gehörte. Er ſchaute denn auch trägen Blickes über die Straße hinüber und ließ Kathrinchen unzählige Mal ihr „du, du“ ſchreien, ohne daß ſich eine Miene ſeines runden Geſichtes verzog. Aber es wäre ein Unrecht, Karlemännchen zu verkennen, denn er hatte ein Kunſtſtückchen los, das ihm niemand zutraute, das er ganz allein nach der Natur ſtudiert hatte; er konnte das Bellen des Hundes nachahmen.

Nach reiflicher Überlegung faßte er den Entſchluß, ſein Kunſtſtückchen zum beſten zu geben und ſandte nun ſeinerſeits ſein „Wau—wau“ zum Kathrinchen hinüber. Sie war das dankbarſte Publikum der Welt, und ſomit war die Unterhaltung im beſten Gange.

Aber eines Tages war das Kathrinchen des ewigen „Wau — wau“ müde und wünſchte Veränderung. Offenbar empfand ſie in unklarer Weiſe die Sehnſucht, das Karlemännchen in der Nähe zu ſehen, denn ſo oft die Sonne ſchien, erglänzten ſeine Locken im ſchönſten Gelb. Sie winkte demgemäß, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Händchen, er möge herüber kommen; allein es half nichts, Karlemännchen blieb unbeweglich hinter ſeiner Goſſe ſtehen.

Er wußte wohl, weshalb. Seine Beine waren ſo krumm, daß er ſich nur ſehr bedächtige, kurze Schritte erlauben durfte, inſofern er das Mißvergnügen, auf die Naſe zu fallen, das er ſchon zum öfteren erlebt hatte, vermeiden wollte. Kathrinchen hingegen ſetzte ein vollkommenes Ver-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



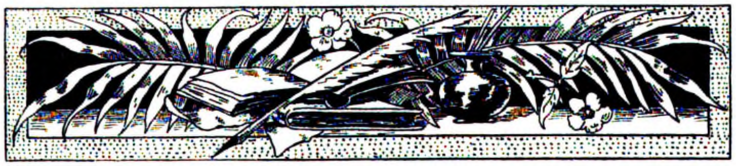
Ein Puppendrama. Nach dem Gemälde von J. von Wodzinski.

trauen in ihre vier Zoll langen Füßchen; ohne ſich zu beſinnen, wagte ſie den Schritt über die Goſſe. Sie wußte zwar, daß ihr die Mutter Schläge verſprochen, wenn ſie über die Fahrſtraße ging; nichtsdeſtoweniger packte ſie ihr Röckchen auf, wie ſie es Erwachſene thun ſah, und trat wohlgemut die Reiſe nach dem jenſeitigen Trottoir an.

Nicht daß alles ſo glatt dabei abgelaufen wäre! Zuerſt blieb ihr der Schuh in der Goſſe ſtecken; dies Opfer war ihr aber offenbar Karlemännchen wert, denn ſie ſchritt unverdroſſen weiter. Mitten auf der Straße ſtolperte ſie über einen Stein und ſaß, eh ſie ſich's verſah, auf der naſſen Erde. Nun war ihr aber doch das Weinen nah, denn ſie kam ſich entſetzlich verlaſſen in der großen weiten Welt vor. Allein der Anblick von Karlemännchens gelben Locken richtete ſie wieder auf; ſie erhob ſich und legte mit großer Energie den Reſt der Strecke zurück. Und da ſtand ſie nun vor dem regungsloſen, dicken Jungen und ſah ihn zum erſtenmal in der Nähe. Unglücklicherweiſe zog ſich die Sonne eben hinter eine Wolke zurück, ſo daß die gelben Locken allen Glanzes bar waren.

Ja, wer erraten könnte, was in dieſem Augenblick in Kathrinchens Seele vor ſich ging! Dachte ſie an den Schuh, den ſie geopfert, an den Fall, der ſie unſanft mit der naſſen Erde in Berührung gebracht, an die Schläge, die ſie erwarteten für die Übertretung des mütterlichen Gebotes, und ſchien ihr das Ziel ihrer Sehnſucht all dieſer Leiden nicht würdig? Kurz, Kathrinchen erhob ſich auf den Zehen und gab dem Karlemännchen eine ſchallende Ohrfeige. Dieſer war natürlich auf ein ſo unerfreuliches Begegnen nicht gefaßt geweſen, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte ſchreiend in die Goſſe. Kathrinchen warf ihm noch einen vorwurfsvollen, durchaus mitleidsloſen Blick zu, packte ihr Röckchen zuſammen und ſpazierte hinüber.

Die Sonne mochte nun ſcheinen wie ſie wollte, und Karlemännchens Löckchen mochten noch ſo ſchön leuchten — der Roman war zu Ende.



# Tinte.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

(Abdruck verboten.)

Oder wäre „Dinte“ richtiger? „Vorne weech und hinten harte“ — wie die lieben „Sächſer“ zu ſagen pflegen? — Merkwürdig, wenn wir in der „Tinte“ ſitzen, geben wir unbedenklich dieſem düſteren Fluidum den Anfangsbuchſtaben T, in allen übrigen Fällen ſchwanken wir unentſchloſſen zwiſchen der Scylla und Charybdis des harten und des weichen Konſonanten. Raffen wir aber das bißchen Latein zuſammen, das wir uns noch aus der Quarta gerettet, ſo wird die Entſcheidung gar nicht ſchwer fallen können. Tingere heißt auf Deutſch: Färben, tincta, das Gefärbte. Sicher haben die Germanen die Schreibekunſt von den Italienern erlernt und von ihnen auch den aus dem Lateiniſchen ſtammenden

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Ausdruck tinta entlehnt, womit ſie — neben der Bezeichnung enchiostro (franzöſiſch encre) — die Schreibeflüſſigkeit benennen. Demnach beſitzt unſere Tinte einen wohlverbrieften Rechtstitel auf das zwiefache T; das D aber iſt in die Acht und Aberacht zu erklären.

Tinte iſt das jetzt gäng und gäbe, aber nicht ausſchließlich gebräuchliche Schreibmaterial. Wann wird man aufhören, der armen Schuljugend durch Griffel und Schiefertafel gleich von vornherein die Augen zu verderben? In Schankwirtſchaften pflegt man dem Durſtigen ſeine Zeche mit Kreide anzumerken — wohl ihm, wenn's nicht mit doppelter geſchieht! Die Chineſen ſchreiben mit Pinſel und Tuſche. Recht ſauer hatten es die alten Aſſyrer. Feder und Tinte waren ihnen unbekannt; ſie mußten zu ihren Korreſpondenzen ſich der Keilſchrift bedienen. Scheffel belehrt uns in ſeinem berühmten Gedicht, ohne Zweifel auf Grund tiefer archäologiſcher Forſchungen, daß im Schwarzen Walfiſch zu Askalon die Rechnungen von den Kellnern auf Ziegelſteinen mit Keilſchrift ausgefertigt wurden. Auch die Kaufleute bedienten ſich für ihre Wechſel dieſes Materials. Eine keineswegs alltägliche Schreibmethode benutzte Themiſtokles, als er auf den kahl raſierten Schädel eines Sklaven eine Botſchaft an den Perſerkönig einätzen ließ, welche von dem Empfänger erſt geleſen werden konnte, nachdem man dem lebendigen Brief die mittlerweile wieder gewachſenen Haare abraſiert hatte. Mephiſtopheles hielt es zur Bekräftigung des mit Fauſt geſchloſſenen Vertrages für unerläßlich, daß jener die Unterſchrift mit einem „ganz beſonderen Saft,“ mit ſeinem Blute vollzog. Rot wie Blut werden den Schülern auch ihre Todſünden gegen die Grammatik in den Heften eingezeichnet.

Die alten Römer ſchrieben auf Wachstäfelchen, in welche ſie die Buchſtaben mittelſt Schilfrohrs einprägten. Doch wurde ſchon in den erſten Kaiſerzeiten das Schreiben mittelſt auf Pergament getragener Farbſtoffe üblich. Dieſelben beſtanden, wie Plinius berichtet, aus einer Miſchung von Ruß oder Lampenſchwarz mit Leim, Gummi oder dem Saft des Tintenfiſches. Doch müſſen die Alten auch bereits den Gebrauch von Metallſalzen bei Anfertigung ihrer Tinten gekannt haben, da man bei vielen griechiſchen und römiſchen Manuſkripten, die durch Radierungen unleſerlich geworden waren, den Text durch Behandlung mit Reagentien auf vitriolhaltige Stoffe wieder hergeſtellt hat. Die aus dem Mittelalter übriggebliebenen Dokumente und namentlich die Handſchriften aus den Mönchsklöſtern ſind meiſt mit einer wunderſchönen, noch heute tiefſchwarz zur Erſcheinung kommenden Tinte geſchrieben, über deren Zuſammenſetzung es leider an näheren Nachrichten gebricht. Denn mit dem bekannten: litera scripta manet hat es doch ſeinen Haken. Trotz aller Großthaten der modernen Chemie können wir uns nicht rühmen, in der Herſtellung wirklich dauerhafter Tinten es ſehr weit gebracht zu haben. Nehmen wir einen Brief zur Hand, der erſt vor wenigen Jahren geſchrieben war. Wie bräunlich gelb, wie verblaſſend zeigen ſich die Züge, die einſt an Schwärze mit der Kohle gewetteifert hatten. Noch einige Jahre, höchſtens Jahrzehnte, und die Schrift wird ſtellenweiſe unleſerlich — eine Thatſache, die bei wichtigen Aktenſtücken und Wertpapieren leicht verhängnisvoll werden kann. Wohl läßt verblichene Schrift, falls ſie von Eiſentinte herrührt, vorübergehend ſich ins Daſein zurückrufen: man befeuchte das Papier und verſchließe es 24 Stunden in einem Gefäß, auf deſſen Boden man etwas Schwefelammonium gegoſſen hatte. Bei der hierbei ſtattfindenden chemiſchen Zerſetzung tritt der Schwefel an die Eiſenatome der Schrift, wodurch dieſe wieder in dunkler Farbe an den Tag kommt; allein auch die nunmehr gebildete Schwefeleiſenverbindung zerſetzt ſich ſehr ſchnell durch den Sauerſtoff der Luft.

Freilich haben nur die wenigſten Schriftſtücke die Abſicht, Methuſalems Jahre zu erreichen, die meiſten begnügen ſich mit dem Daſein der Eintagsfliege, zufrieden, wenn der Empfänger die ihm zugedachte Mitteilung erhält, allein ſelbſt bei Nachrichten minder wichtiger Art iſt es doch recht fatal, wenn ein Brief, der von Berlin ſchwarz abgeht, in Frankfurt bleich ankommt, und A. ſich die Augen wund gucken muß, um hinter B.'s Scharaden zu kommen. Derartige ſchmerzliche Ereigniſſe ſollen z. B. in Zeitungsredaktionen nicht zu den Seltenheiten gehören. Blaſſe Tinte iſt die Folge zu ſtarker Verdünnung oder mangelhafter Löſung des Farbſtoffes. Dann erſcheint oft dem „Schreiber dieſes“ das eben aus ſeiner eignen Feder Gefloſſene mit dem Schleier des Geheimniſſes umhüllt; des Gedankens Bläſſe iſt ihm ſchon bei der Entſtehung angekränkelt. Iſt das die geprieſene Kaiſer- oder Königstinte? Verzweifelt wirft der Autor die Feder fort. Der Schwung der Begeiſterung erlahmt, Pegaſus purzelt zu Boden. Das ſchönſte lyriſche Gedicht, der prächtigſte Novellenſtoff gehen im Keim zu Grunde.

Tinte, Feder und Papier ſind die Helferinnen des Gedankens. Wenn eine derſelben ihre Pflicht verſäumt, die Tinte kleckſt, die Feder ſpritzt, das Papier faſert, ſo iſt es um denſelben geſchehen, oder er wird nicht ſo, wie ihn der Autor wollte. Da gibt es Tinten, die ſich in pontiniſche Sümpfe verwandeln, und an der Feder ganze Ballen von Fetzen oder Pilzen hängen laſſen. Trauriges Mißgeſchick! An dem Brief hängt vielleicht ein ganzes Lebensglück: Es gilt, das ſteinerne Herz eines ſteinreichen und ſteinalten Onkels zu erweichen, vom Verleger einen Vorſchuß oder Nachſchuß herauszupreſſen, von des Miniſters Exzellenz eine Beihilfe zu einer Badereiſe zu erflehen; der Plan iſt zurechtgelegt, eine milde Weihe beherrſcht die Stimmung des Verfaſſers; das Kunſtwerk ſteht klar vor ſeinen Augen, es muß wirken, muß zünden, ſchon fliegt die Feder auf und ab, da — ſieh, wie der unglückſelige Schimmel, ſicher ein Verwandter der ruchloſen Roſinante von Bronzell, auf der glatten Fläche breit und plump hinfällt und alle Hoffnungen auf glänzenden Sieg, ſowie all die ſtolzen darauf gebauten Entwürfe kläglich zum Scheitern bringt! Die gute Stunde iſt vorbei, und man muß ſich gedulden, bis ſie wiederkehrt!

Eine gute Tinte ſoll leichtflüſſig ſein, angenehm und nicht zu voll aus der Feder gehen, ſoll ſchnell trocknen, alſo nicht kleben oder gar an die andere Seite anbacken, ſoll ſchön ſchwarz ſein, nicht durchs Papier durchſchlagen, ſo daß ſie auf der anderen Seite ſpiegelt, wie dies bei allzu flüſſiger Tinte geſchieht, ſoll dem Haar einer Jungfrau gleichen, deſſen Schwarz in bläulichem Schimmer erglänzt. Eine gute Tinte iſt eine hilfreiche Freundin, die ſchlechte eine ſtete Hemmung und Marter des Schreibers; es wäre am beſten, ſie würde in den Graben gegoſſen, wo er am tiefſten iſt. Für Tinte muß man die rechten Quellen finden. Manchmal fällſt du mit der teuern „Non plus ultra“ aus dem eleganteſten Laden des eleganteſten Viertels fürchterlich hinein, ein anderes Mal fiſchſt du im dunkeln Kram eines Seitengäßchens den köſtlichſten Tintenfund.

Auch der Tintenverbrauch gehört zu den Gradmeſſern der Kultur. Ein Volk, das wenig ſchreibt, ſteht auf einer niederen Stufe der Geſittung. Ein ungeheures, unergründliches, ſchwarzes Meer ſchlägt ſeine Wellen um die modernen Völker, ein Meer, das nur Flut und keine Ebbe kennt. Tinte meldet dich bei deiner Geburt, folgt dir zum Traualtar, begleitet dich ins Grab; Handel und Wandel, Kunſt und Wiſſenſchaft, Schule und Rechtspflege, Freundſchaft und Liebe verſchlingen ſelbſt im kleinſten Städtchen alljährlich viele Eimer von Tinte. Noch mehr als Blut und Eiſen bilden Galläpfel und Eiſen die Deviſe unſers ſchreibſeligen Zeitalters. Denn dies ſind die wichtigſten Beſtandteile, deren ſich ſeit Jahrhunderten die Fabrikation zur Herſtellung der Tinte bedient, deren Miſchungsverhältniſſe aber auf das mannigfaltigſte von einander abweichen. Jeder Tintenerzeuger manſcht nach einem anderen Rezept und behauptet, das ſeinige ſei das allein unfehlbare. Die gewöhnliche Schreibtinte wird aus einer Miſchung abgekochter und ausgezogener Galläpfel mit Eiſenvitriol, mit Zuſatz eines bindenden Stoffes (Gummi arabikum) bereitet und beſteht chemiſch hauptſächlich aus

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

gerbſaurem Eiſen-Oxydul und Oxyd, welches letztere durch das Gummi in der Flüſſigkeit ſchwebend gehalten wird. Zur Verhütung des Schimmelns gibt man der Brühe einen Beiſatz von Kreoſot, Karbol oder Sublimat. Alles kommt auf das richtige Verhältnis der beiden Hauptbeſtandteile an; zu ſtarkes Vorherrſchen des Eiſenvitriols bewirkt ein allmähliches Bräunlichwerden der Tinte; überwiegen die Galläpfel, ſo entſteht ein Überſchuß organiſcher, zum Schimmeln neigender Subſtanzen. Eine durch Verdunſten der Flüſſigkeit zu dick gewordene Tinte ſoll nach *Boſtock* durch Zuguß einer ſtarken Kaffeeabkochung zweckmäßig verdünnt und vor Zerſetzung geſchützt werden.

Die Galläpfel der heimiſchen Eichen ſtehen an Gerbſtoffgehalt den orientaliſchen (Aleppo) erheblich nach; doch ſind die letzteren bedeutend teurer. Einen billigen Erſatz der Galläpfel gewähren die Rinden einheimiſcher Bäume: der Ulmen, Flieder-, Weiden-, Kirſch-, Eichen- und Kaſtanienbäume. Neuerdings wird zur Tintenbereitung vielfach das *Campecheholz* (Blauholz) von den Antillen eingeführt, welches der Tinte eine ſchöne, bläuliche Farbe verleiht.

Die jetzt ſo beliebte *Alizarintinte* iſt gleichfalls ein Galläpfelprodukt; ſie empfängt ihre angenehme Dünnflüſſigkeit dadurch, daß in ihr das Eiſenoxyd nicht, wie bei den gewöhnlichen Tinten, bloß ſuſpendiert, ſondern in Säuren (Schwefel- oder Eſſigſäure) chemiſch gelöſt iſt.

Auch die dem Kaufmann ſo unentbehrliche *Kopiertinte* wird aus Galläpfeln hergeſtellt. Man bezweckt mittels ihrer die mechaniſche Vervielfältigung einer Schrift; dieſelbe ſoll von dem eben beſchriebenen Blatt durch eine ſehr dünne und poröſe Unterlage mit den Zügen des Originals durchdringen. Die Kopiertinte unterſcheidet ſich durch ihren größeren Gehalt an Gummi oder Zucker, wodurch ſie klebriger und haltbarer bleibt, von der gewöhnlichen.

Die von *Leuchs* erfundene und von *Runge* neu empfohlene *Chromtinte* enthält keine Galläpfel; ſie beſteht aus 1000 Teilen Blauholzabkochung (1 Teil Holz auf 8 Teile Waſſer) und 1 Teil neutrales, chromſaures Kali mit Zuſatz von etwas Quittenſchleim; dieſe Tinte zeichnet ſich durch Billigkeit, Dauer und Schönheit aus.

*Farbige Tinten.* Die früher zur Darſtellung roter, gelber, blauer und grüner Tinten ſo gebräuchlichen Pflanzen- und Mineral-Farbeſtoffe (Cochenille, Carmin, Braſilienholz, Grünſpan, Gummigutti, Gelbbeeren, Berlinerblau ꝛc.) ſind jetzt mehr oder weniger durch das *Anilin* verdrängt worden. Die Anfertigung dieſer Tinten iſt eine ſo einfache, ihre Farbe eine ſo verlockende, daß einzig und allein ihre Vermiſchung mit Spuren Arſeniks ihre Anwendung etwas bedenklich macht. Da es indeſſen der Chemie gelungen iſt, das Anilin ſelbſt von dieſen geringen Atomen Giftſtoffes zum großen Teil zu befreien, ſo läßt ſich erwarten, daß mit der Zeit die altväteriſchen Galläpfeltinten, deren Bereitung ſo umſtändlich und deren Farbe ſo wenig zuverläſſig, ganz aus der Schreiberwelt verſchwinden werden. — Zu wenig Wert legt man auf die Reinhaltung der Tinte und auf die Verhinderung des Zutritts von Staub und Schimmelpilzen zur Tinte. Hat man aufgehört zu ſchreiben, ſo bedecke man das Tintenfaß und reinige die Feder. Durch Zuſatz von 5 bis 8 Tropfen Karbolſäure hindert man den Eintritt und die Entwickelung von Schimmelpilzen.

*Gold- und Silbertinte* wird durch Zerreiben von Blatt- oder Silbergold mit weißem Honig, Auflöſung des entſtandenen Teiges in Waſſer, und Miſchung des abgelagerten Gold- (Silber-) Pulvers in Gummiſchleim dargeſtellt.

*Unauslöſchliche* (Sicherheits-) *Tinten.* Es mögen Fälle eintreten, wo es darauf ankommt, eine durch kein chemiſches Agens anzugreifende Schrift (Urkunden, Wechſel ꝛc.) zu beſitzen. Eine der vorzüglichſten dieſer Art iſt die von *Berzelius* erfundene, deren allgemeinerer Einführung nur der Umſtand im Wege ſteht, daß ihr Hauptbeſtandteil, die *Vanadinſäure*, in der Natur nur äußerſt ſparſam angetroffen wird. Das vanadinſaure Ammoniak bildet, wie wir nach *Stohmann* (Hoſpatt's Chemie Bd. II, S. 247) berichten, beim Vermiſchen mit Galläpfelabkochung ein ſchwarzes Fluidum, welches nach der Anſicht des Erfinders die beſte Schreibtinte iſt, die man nur haben kann. Die Quantität, die zu einer vollkommen ſchwarzen Tinte erforderlich, iſt ſo gering, daß, um Berzelius' eignen Ausdruck zu gebrauchen, ſie nicht der Erwähnung wert iſt, wenn das Vanadin erſt allgemeiner bekannt iſt. Die mit dieſer Tinte gemachten Schriftzüge werden vollkommen ſchwarz. Säuren löſchen ſie nicht aus, obgleich ſie die Farbe in Blau verwandeln. Alkalien, wenn ſie ſoviel verdünnt ſind, daß ſie das Papier nicht angreifen, löſen ſie nicht auf. Chlor, obſchon es die ſchwarze Farbe zerſtört, vertilgt die Schrift nicht, ſelbſt wenn man Waſſer darüber laufen läßt.

Die übrigen Sicherheitstinten haben großenteils Kohle (in Form von Lampenruß) zur Grundlage, da dieſer Stoff von Chemikalien nur in ſehr beſchränkter Weiſe angegriffen wird.

Eine andere unauslöſchliche Tinte iſt die zum *Zeichnen von Geweben* beſtimmte. Man bedient ſich hierzu der Edelmetallauflöſungen (Gold, Silber, Platina, Iridium), zumeiſt aber des Silbers (ſalpeterſaures Silberoxyd oder Höllenſtein), und benutzt dabei ihre Eigenſchaft, unter dem Einfluß des Lichtes ſich zu zerſetzen und das Metall in fein verteiltem Zuſtand auf den Geweben abzuſcheiden. Um die Schriftzüge zu fixieren, muß man das Gewebe vorher mit einer Sodalöſung und Gummi tränken, wodurch das Metallſalz ſofort zerſetzt und deſſen unlösliche Teile an die Faſer gebunden werden.

*Sympathetiſche Tinten* ſind ſolche, welche während des Schreibens keine Spur von Farbe auf dem Papier zurücklaſſen und erſt unter Anwendung beſtimmter phyſikaliſcher oder chemiſcher Agentien in den Buchſtaben hervortreten. Eine unſchuldige Spielerei im Hinblick auf jenes bedenkliche Verfahren, eine Schrift beim Schreiben gleich jeder anderen erſcheinen, ſpäter aber verſchwinden zu laſſen! Die ſympathetiſche Tinte iſt von Dr. Le Mort, Ende des XVII. Jahrhunderts Arzt, Apotheker und Profeſſor an der Univerſität zu Leyden, erfunden worden. Die von ihm gebrauchte unſichtbare Tinte war eine Löſung von Bleizucker, bei der die Schriftzüge hervortraten, ſobald ſie der Einwirkung von Schwefelwaſſerſtoff ausgeſetzt wurden.

Schöner iſt die vermutlich von *Theophraſtus Paracelſus* erfundene Kobaltſchrift, welche in der Kälte verſchwindet, bei gelindem Erwärmen aber in einem prächtigen Blau erſcheint.

Vor einigen Jahren hat Graf *Schafgotſch* eine nach Belieben ſichtbare und verſchwindende Tinte bekannt gemacht. Man ſchreibt, wie Stohmann angibt, mit einer ſehr verdünnten ſauren Eiſenchloridlöſung und bringt das Blatt in ein Gefäß, auf deſſen Boden konzentrierte Schwefelſäure mit etwas Schwefel-Cyaneiſenkaliumlöſung verſetzt, befindlich iſt. In dem Dampf der Schwefel-Cyanwaſſerſtoffſäure erſcheint die Schrift mit roter Farbe. Bringt man ſie dann mit Ammoniakgas in Berührung, ſo verſchwindet ſie wieder und läßt ſich durch wiederholte Behandlung mit Schwefel-Cyanwaſſerſtoff beliebig oft hervorrufen und durch Ammoniak wieder zum Verſchwinden bringen.

Mit ſolchen Künſteleien läßt ſich wohl ein Stündchen angenehm vertreiben, doch nur:

„Was man Schwarz auf Weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.“

Von unſerm Leſer aber ſcheiden wir mit dem Wunſche, daß ihm beſchieden ſei, in ſeinem Lebenskalender recht viele Tage „mit roter Tinte“ zu bezeichnen!

## Kriegs- und Friedensſtärken.

(Abdruck verboten.)

Zu den am häufigſten geſtellten und am ſchwerſten zu beantwortenden Fragen gehört diejenige nach den *Kriegsſtärken* unſers deutſchen Heeres und der Armeen unſerer Nachbarn. Die Frage iſt nicht nur ſchwer, ſie iſt eigentlich gar nicht zu beantworten, wenig-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

ſtens hüllen ſich diejenigen Männer, welche über ſie dank ihrer beſonderen Informationen Auskunft geben könnten, in ein berechtigtes Schweigen, und die zahlloſen Berechnungen, die im übrigen aufgeſtellt werden, beruhen lediglich auf Schätzungen, auf Annäherungswerten und ſind, gerade herausgeſagt, meiſt nicht die Druckerſchwärze wert, in der ſie ſich verewigten.

Es kann auch eigentlich gar nicht anders ſein. Zur Zeit Friedrichs des Großen waren die Stärkeverhältniſſe aller Armeen im weſentlichen bekannt, da ſich Friedens- und Kriegsetats ſo ziemlich deckten; mit der allgemeineren Einführung des Reſerve- und Landwehrſyſtems wurde die Berechnung bereits ſchwieriger, indeſſen geſtattete die meiſt bekannte Art der Aufſtellung und Gliederung des Kriegsheeres doch folgerichtige Schlüſſe. In ganz Europa wußte man z. B. ſeit der Mitte unſers Jahrhunderts, daß im Kriege innerhalb des preußiſchen Heeres je ein Linienregiment und ein Landwehrregiment zu einer Infanterie-Brigade verbunden ſein würden, man konnte alſo, die Zahl der Linienregimenter als bekannt vorausgeſetzt, leicht die Stärke der Infanterie berechnen, und das Exempel wurde nicht viel komplizierter, als 1860 zu jeder Brigade anſtatt eines — zwei Linienregimenter traten.

Heute iſt die Kriegsformation einer großen Armee dagegen ein Labyrinth, in dem ſich nur der Eingeweihte zurechtfinden kann. Eingeweiht ſind ſelbſt im eignen Heere aber nur die höheren Offiziere, denen ihre Stellung den mit ſieben Siegeln verſchloſſenen Mobilmachungsplan in die Hand gibt, und über die Kriegsformation fremder Armeen wiſſen annähernd nur diejenigen Beſcheid, welche in fortlaufendem, mühevollem Studium ſich jahraus, jahrein mit dieſer Frage beſchäftigen und denen wohl ihr Beruf auch noch manche Quellen erſchließt, von denen der gewöhnliche Sterbliche nichts ahnt. — Selbſt unter Zugrundelegung des Mobilmachungsplanes einer Armee würde man aber kaum zu ganz richtigen Reſultaten gelangen, denn dieſe Entwürfe enthalten, ſoviel bekannt, zwar eine Aufzählung der aufzuſtellenden Formationen, aber nicht des vorhandenen Materials an mehr oder minder ausgebildeten Mannſchaften der verſchiedenen Kategorieen aller Wehrpflichtigen.

Und wie viele ſolcher Kategorieen gibt es heute nicht in den verſchiedenen Armeen! Wenn wir nur an unſer liebes Vaterland denken, ſo finden wir Reſerviſten, Landwehrmänner I. und II. Aufgebots, Landſturmleute I. und II. Aufgebots, Erſatzreſerviſten, welche geübt, und Erſatzreſerviſten, welche nicht geübt haben; von jeder dieſer Kategorieen kommen in jedem Jahr eine ganz beſtimmte Anzahl von Jahrgängen in Betracht, die man auf Grund des Wehrgeſetzes, wie es der Gothaiſche Hofkalender z. B. für das Jahr 1890 gethan hat, berechnen kann — wie ſtark aber dieſe Jahrgänge in Wirklichkeit ſind, das entzieht ſich jeder Berechnung. Ganz ähnlich liegt die Sache bei anderen Armeen; ab und zu liefert zwar eine unvorſichtige Bemerkung bei den Budgetberatungen im Parlament einen ungefähren Anhalt, im allgemeinen ſtehen alle derartigen Berechnungen aber auf ſehr, ſehr ſchwachen Füßen und diejenigen Veröffentlichungen, welche offizielle Notizen über die Kriegsſtärken bringen, verſchweigen faſt ſtets den größeren Teil der geplanten Neuformationen.

Wenn es ſo faſt unmöglich erſcheint, über die Kriegsſtärken der europäiſchen Heere leidlich zutreffende Angaben zu machen, ſo iſt dies für deren Friedensſtärken ſehr wohl thunlich: über die letzteren ſind faſt überall poſitive Zahlen bekannt. Indeſſen ſind für den Laien auch dieſe Zahlen mit Vorſicht zu genießen — die Überſichten geben im allgemeinen ein Tohuvabohu von Zahlen, das mehr verwirrt, als aufklärt: wer vermag, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, in einer Aufſtellung der ruſſiſchen Armee die Bedeutung der verſchiedenen Lokaltruppen, der Konvoi- und Grenzwachen, richtig zu beurteilen oder dies bunte Durcheinander der — irre ich nicht — 13 Koſakenarten nach der äußerſt differierenden Verwendbarkeit derſelben zu würdigen?

Die Friedensſtärke geſtattet aber immerhin einen allgemeineren Schluß auf die militäriſche und nicht minder auf die finanzielle Leiſtungsfähigkeit jedes Landes, und einige kurze Angaben über dieſelbe, wie ſie nachſtehende Tabelle über Deutſchland, Öſterreich, Italien, Rußland und Frankreich bringt, dürften daher ſicher auch einen größeren Leſerkreis intereſſieren.

In abgerundeten Zahlen beträgt der Effektivſtand des ſtehenden Heeres von:

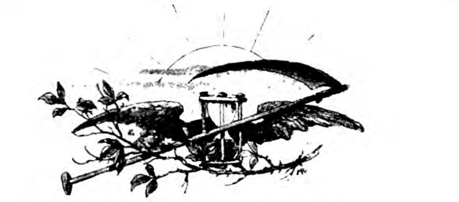
| | Infanterie einſchl. Jäger u. Pioniere | Kavallerie einſchl. Train | Artillerie Feld- u. Fußartillerie | Feldgeſchütze beſpannt gerechnet | Nicht regiment. Off., höh. Stb. ꝛc. | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Deutſchland | 350 000 | 73 000 | 61 000 | 2184 | 2000 | Einzelne Sonderformationen ſind überall ausgeſchloſſen. |
| Öſterreich-Ungarn | 237 000 | 62 000 | 34 000 | 1651 | 2352 | |
| Italien | 182 000 | 31 000 | 35 000 | 1818 | ? | |
| Rußland | 556 000 | 146 000 | 93 000 | 2738 | 2785 | |
| Frankreich | 340 000 | 91 000 | 77 000 | 2060 | 4335 | |
| | (ausſchließlich etwa 26 000 Mann Gendarmerie, 16 000 M. Adminiſtrationstruppen, 3000 M. Militärſchulen.) | | | | | |

Es gewinnt dieſe Zuſammenſtellung noch einen beſonderen Wert, wenn man ſie unter Berückſichtigung der Einwohnerzahl und der Ausgaben für das Militär betrachtet. Hierzu diene nachſtehende kleine Tabelle, bei welcher übrigens nur die ordentlichen (nicht die außerordentlichen) Ausgaben für das Heer berückſichtigt wurden:

| | Einwohnerzahl in Millionen | Geſamtfriedensſtärke | Militäretat in Mill. Mk. | Bemerkung |
|---|---|---|---|---|
| Deutſchland | 47 | 486 000 | 370 | |
| Öſterreich-Ungarn | 38 | 336 000 | 254 | |
| Italien | 31 | 255 000 | 205 | |
| Rußland (europ.) | 92 | 799 000 | 692 | der Rubel zu 3,20 Mk. |
| Frankreich | 38 | 561 000 | 445 | |

Wenn wir nun ſchließlich den Verſuch machen ſollen — immer unter Berückſichtigung des oben Geſagten — auch eine ſchätzungsweiſe Angabe über die Kriegsſtärken der europäiſchen Großmächte zu bringen, ſo würden wir in runden Zahlen die Geſamtſtärke der Streitmacht, welche Frankreich ins Feld ſtellen kann, auf 3 800 000 Mann, die ruſſiſche Armee im Kriege auf 1 720 000 Mann, die italieniſche auf 2 765 000 Mann und die öſterreich-ungariſche auf 1 773 000 Mann taxieren. Dieſe Angaben decken ſich annähernd mit denen, welche der zuverläſſige Gothaiſche Hofkalender in ſeiner neueſten Ausgabe bringt, es geht aber ſchon aus dem Gegenſatz zwiſchen Italien und Öſterreich-Ungarn ohne weiteren Kommentar hervor, wie verſchieden man in den einzelnen Staaten den Begriff der vollen Ausnutzung der Wehrkraft, wie ſie der nächſte große Krieg unbedingt fordern wird, auffaßt. — Für das Deutſche Reich enthalten wir uns aus naheliegenden Gründen einer ähnlichen Schätzung. Wie dieſe Rieſenarmeen freilich bewegt, wie ſie verpflegt werden ſollen, das iſt — man mag ſich ihre Tiefengliederung in Feld-, Beſatzungs-, Erſatz-, Reſervetruppen denken, wie man will — eine Frage, deren Löſung erſt noch gefunden werden ſoll.

x.



## Bismarck in Verſailles.

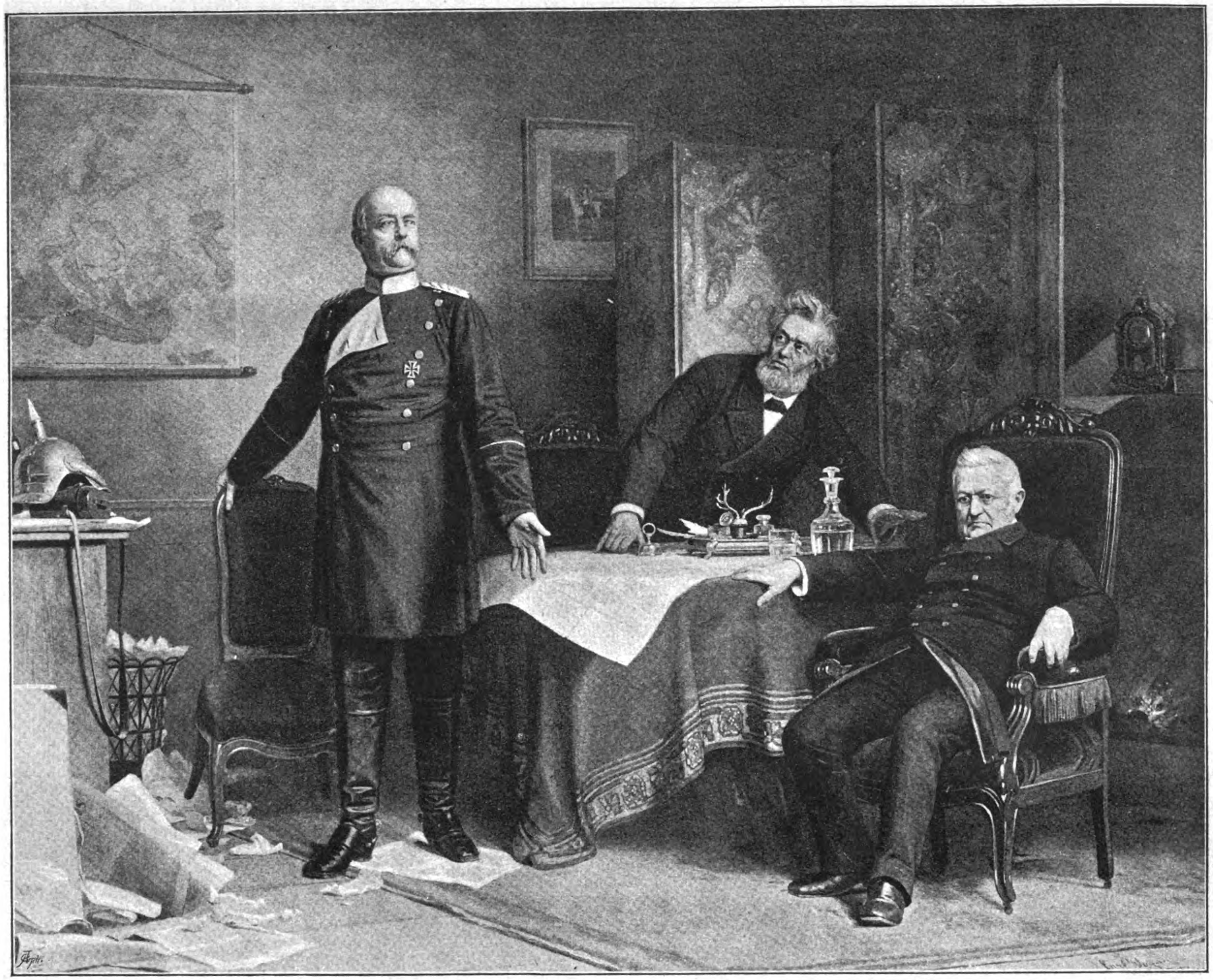
Von Fr. Kolberg. (Abdruck verboten.)

Welche Schickſale hat binnen zwei Jahrhunderten Verſailles erlebt, die Stadt wie das Schloß, das auf des Sonnenkönigs Machtgebot, unter ungeheurem Aufwand von Menſchen- und Geldopfern, aus ſumpfiger, giftatmender Niederung emporſtieg. Ein Jahrhundert hindurch wurde von hier aus Frankreich und ein guter Teil des übrigen Europa regiert, bis furchtbar die Wandelung eintrat, die Revolution mit blutigen Händen den Königsthron niederriß, und die Mänaden der Halle den ſechzehnten Ludwig aus dem Prunkſchloſſe hinauszerrten, zum Martergange nach Paris. Auf achtzig Jahre verſchwand Verſailles aus der politiſchen Geſchichte, dann aber erdröhnte ſein Boden unter dem Marſchtritte ungeheurer, immer gewaltiger anſchwellender Scharen, welche eiſerne Klammern ſchlugen um das Herz Frankreichs, und während in dem ſtolzen Schloſſe, das Ludwig Philipp zu einem Muſeum galliſchen Nationaldünkels umgeſchaffen hatte, die Verkündigung des deutſchen Kaiſerreiches erfolgte, wand ſich verzweiflungsvoll in der erdrückenden Umarmung des Siegers die Hauptſtadt Paris.

In dem Hauſe Rue de Provence 14 zu Verſailles hatte am 5. Oktober 1870 Graf Otto von Bismarck, der Kanzler des Norddeutſchen Bundes, Quartier genommen. Hier blieb er volle fünf Monate hindurch, und hierher mußten ſich die franzöſiſchen Unterhändler mit ihren Friedensanerbietungen wenden. Die erſten Unterhandlungen reichten allerdings weiter zurück. Schon wenige Tage nach Proklamierung der Republik ließ die „Regierung der Nationalverteidigung“ ſolche anknüpfen, aber welche Bürgſchaften vermochte ſie zu bieten? Erſt auf Vermittelung des engliſchen Botſchafters Lord Lyons verſtand ſich Graf Bismarck dazu, dem

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Bismarck in Verſailles. Nach dem Gemälde von Carl Wagner.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

franzöſiſchen Abgeſandten, Jules Favre, Gehör zu geben, und die erſte Unterredung zwiſchen beiden fand am 19. September auf dem Schloſſe Haute Maiſon bei Montry ſtatt. Eine weitere Beſprechung folgte noch an demſelben Tage im Schloſſe Ferrières, der Beſitzung Rothſchilds, wohin das deutſche Hauptquartier vorgerückt war, eine dritte ebendort am 20. September. Herr Favre hätte die Mühe ſich ſparen können: eine Gebietsabtretung wies Bismarck rundweg zurück, und auch die maßvollen Waffenſtillſtandsbedingungen erſchienen ihm unannehmbar. So nahm der Krieg ſeinen Fortgang, immer neue Erfolge den deutſchen Waffen bringend. Toul und Straßburg fielen, endlich, am 27. Oktober, auch Metz, und damit ward die Hoffnung, der eherne, Paris einſchließende Gürtel könne geſprengt werden, vernichtet. Von ſeiner Rundreiſe nach den Höfen von London, Wien und Petersburg brachte Adolf Thiers kargen Troſt mit, und ſo erſchien denn der berühmte Staatsmann am 30. Oktober als Bittender zu Verſailles. Auch hier ſollte er keine Lorbeeren ernten. An der unerſchütterlichen Feſtigkeit des Kanzlers, der ſeinem Beinamen des Eiſernen volle Ehre machte, ſcheiterten die Künſte des „geiſtreichen und liebenswürdigen Mannes,“ und nach fünftägiger Verhandlung mußte Thiers ſich unverrichteter Sache auf den Weg nach Tours machen.

Immer fühlbarer ward in Paris der Mangel, Krankheiten aller Art breiteten ſich aus, und zu allen den Übeln kam noch — ein Moment von hoher moraliſcher Bedeutung — die Beſchießung der „heiligen“ Stadt. Keine der Armeen, welche Gambetta aus dem Boden zu ſtampfen wußte, brachte den erſehnten Entſatz, einem furchtbaren Schickſale ging bei Fortſetzung des Widerſtandes die hungernde Millionenſtadt entgegen — Paris war endlich mürbe. Am 23. Januar traf Jules Favre wieder in Verſailles ein, um gleich an dieſem Tage wie am folgenden mit dem Bundeskanzler zu verhandeln. Am Abend des 24. Januar, erzählt Moritz Buſch in ſeinem Werke „Graf Bismarck und ſeine Leute,“ habe der Kanzler eine kurze Melodie gepfiffen, das Halali der Weidmänner, welches verkündet, daß die Jagd zu Ende iſt.

Alle Verhandlungen, welche Graf Bismarck mit den franzöſiſchen Staatsmännern pflog, fanden in ſeiner Wohnung in der Rue de Provence ſtatt, und zwar meiſt in dem „Salon,“ welcher dadurch eine weltgeſchichtliche Bedeutung erhielt. Hier entwickelte ſich das Redeturnier zwiſchen franzöſiſchem Wortſchwall und deutſcher Kraftſprache, hier wurden die Verträge vorbereitet und unterzeichnet, welche zur Wiedererrichtung des deutſchen Kaiſertums führten und die Grundlage für den endgültigen Friedensſchluß ſchufen. Auch eine Beſchreibung dieſes Zimmers gibt Buſch, wir ſehen es jedoch deutlich genug auf unſerm Bilde. Beſondere Erwähnung verdient die altmodiſche Stutzuhr vor dem Spiegel im Hintergrunde. Sie zeigt, freilich auf dem Bilde nicht erkennbar, einen geflügelten Dämon in Bronze, der höhniſch den Beſchauer angrinſt. Zu der Beſitzerin des Hauſes ſoll, wie dieſe ſpäter berichtete, Bismarck geäußert haben, Thiers hätte die Uhr nicht ausſtehen können, und wiederholt habe er ausgerufen: „Der Teufel, der verwünſchte Teufel!“

Bei den Waffenſtillſtands- und Kapitulationsverhandlungen im Januar war indeſſen Thiers nicht zugegen; ſie wurden von Jules Favre geführt und zwar zunächſt, merkwürdig genug, ohne militäriſchen Beirat. Erſt am 27. Januar brachte Favre den General Beaufort d'Hautpoul mit, der ſtark angefrühſtückt erſchien, am folgenden Tage den General Valden. Am Abend des 28. Januar wurde von Bismarck und Favre die Konvention unterzeichnet, welche einen dreiwöchigen Waffenſtillſtand, die Kapitulation von Paris und die Einberufung einer Konſtituante nach Bordeaux feſtſetzte. „Favre und der General Valden,“ ſo ſoll Delbrück geäußert haben, „ſahen wie arme Sünder aus, die morgen aufs Schaffott müſſen.“ Auch unter den deutſchen Truppen hatte ſich die Kunde von den Vorgängen verbreitet, und triumphierend ſangen ſie:

Kikeriki, adje Partie!
Es gehet auf das Ende!
Franzöſiſcher Hahn, jetzt wirſt du zahm
Und kräheſt dußemente!“

Der Waffenſtillſtand war da, aber noch nicht der Friede. Gambetta erklärte in ſeinem Rundſchreiben an die Präfekten, er werde die Politik des Widerſtandes bis zur Erſchöpfung fortſetzen, und in einer Proklamation forderte er das franzöſiſche Volk auf, die Organiſation der Verteidigung eifriger zu betreiben als je zuvor. Bei ſeinen immer erneuten Beſuchen in Verſailles mag Jules Favre genug zu thun gehabt haben, den Unwillen des deutſchen Kanzlers zu beſchwichtigen. Endlich, am 7. Februar, nahm Gambetta ſeine Entlaſſung als Mitglied der Regierung, zehn Tage darauf wurde Thiers von der Nationalverſammlung zum Chef der Exekutivgewalt ernannt, und am 21. Februar traf er abermals in Verſailles ein, um über den wirklichen Frieden zu unterhandeln. Am 24. Februar, dem entſcheidenden Tage, begleitete ihn Jules Favre nach der Rue de Provence, und die Verhandlungen mit dem Kanzler währten über vier Stunden. Welch heißer Kampf mag hier noch gekämpft worden ſein, welche bewegten Szenen mögen ſich hier abgeſpielt haben! Vielleicht Vorgänge ähnlicher Art, wie zwei Tage zuvor. Bei dem Markten um den Preis des Friedens ließ ſich Thiers, erzürnt über die Strenge des Gegners, zu dem Ausrufe hinreißen: „Mais c'est une indignité!“ Der Kanzler that, als habe er die Ungezogenheit nicht gehört, aber er ſetzte nunmehr ſeine Rede in deutſcher Sprache fort, bis ihn Thiers weinerlich unterbrach: „Mais, Monsieur le comte, vous savez bien, que je ne sais point l'allemand,“ (Sie wiſſen doch, Herr Graf, daß ich nicht deutſch verſtehe). Worauf Bismarck: „Als Sie vorhin von indignité redeten, fand ich, daß ich nicht genug franzöſiſch verſtehe, und ſo zog ich vor, deutſch zu ſprechen.“

Dieſer Vorgang ſcheint unſerm Künſtler bei ſeinem Bilde vorgeſchwebt zu haben. Der eherne Kanzler ſpricht deutſch zu den franzöſiſchen Unterhändlern, ein klares, entſchiedenes Deutſch: „So ſoll es geſchehen, und ſo wird es geſchehen, oder…“ Erſchrocken ſpringt Favre empor, die Hand beſchwichtigend auf den Arm des Gefährten legend: „Reiz' ihn nicht mehr weiter, den grimmen Leuen, ſonſt iſt alles verloren!“ Hinter dem Seſſel aber, in welchen Thiers in ohnmächtigem Zorn zurückgeſunken iſt, grinſt von der altmodiſchen Stutzuhr der Dämon herüber, deſſen Anblick er nicht ertragen kann, „der Teufel, der verwünſchte Teufel.“ Es rächt ſich alle Schuld auf Erden! Keiner hatte dem Dämon der galliſchen Ruhmſucht, dem fränkiſchen Nationaldünkel mehr geſchmeichelt, als Adolf Thiers — die qualvollen Stunden und Tage zu Verſailles waren eine gerechte Strafe.

Zwar hatte auch die Unterredung vom 24. Februar noch nicht zum endgültigem Abſchluß geführt, aber an dieſem Tage erſchien Graf Bismarck bei Tiſche im bürgerlichen Anzuge — zum erſtenmal während des ganzen Feldzuges — und ſeine Umgebung erblickte darin ein Vorzeichen des Friedens. Am Nachmittage des 26. Februar wurden denn auch in Verſailles die Präliminarien unterzeichnet und am Abend des 1. März der Vertrag von der Nationalverſammlung zu Bordeaux genehmigt. Am folgenden Tage ratifizierte auch Kaiſer Wilhelm den Friedensſchluß, und in der Frühe des 6. März verließ Graf Bismarck die Räume, die er durch fünf Monate in Verſailles bewohnt hatte. Wie er hier für Kaiſer und Reich geſorgt, gedacht und gewacht, gegenüber dem Feinde nicht minder unerſchütterlich wie die Kämpfer des Schlachtfeldes, das bayriſche Kriegsſchnadahüpfl hat es in den knappen Ausdruck gekleidet:

„Der Bismarck hat's g'ſpunna,
Der Moltke hat's g'richt,
Dös war für d' Franzoſen
A z'widerne G'ſchicht.“

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

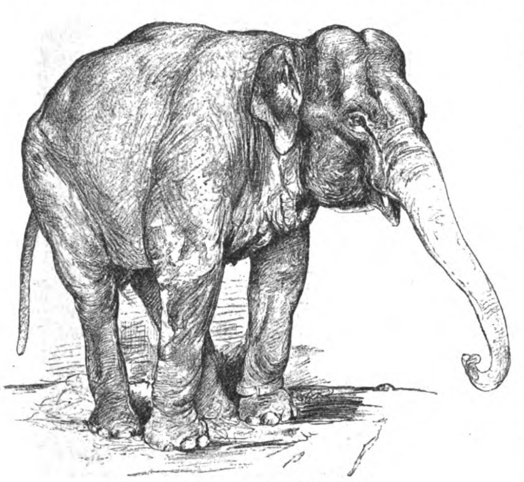
Es iſt eine beſchwerliche Arbeit, an den Halden und Abhängen des Gebirges, zwiſchen Felsgeröll und an jähen Abſtürzen das würzige Gras zu mähen und einzuheimſen; da mag den ſchwer Arbeitenden die Mittagspauſe doppelt willkommen ſein. Konrad Grob, der „Die Raſt der Gebirgsheuer" gemalt hat, hat uns damit ein charakteriſtiſches Bild aus der Bergeswelt gegeben, keines von denen, in denen die Sommertouriſten im Vordergrunde ſtehen. — Sommergäſte dagegen ſind es, die auf dem Bilde von J. von Wodzinſki den Meeresſtrand be- und „das Puppendrama" erleben. Die Hauptperſon desſelben, die Puppe, iſt offenbar ein ebenſo echtes Erzeugnis der Großſtadtluft, wie die nm ihr Schickſal beſorgten Kinder. Möge ſie nicht in den Wellen des Meeres ihren Untergang finden. — Die Elefantenſkizze des berühmten Tiermalers Paul Meyerheim ſtammt aus der im Verlag von Paul Geißler erſchienenen Mappe von „Handzeichnungen bedeutender Meiſter," aus der wir das Reproduktionsrecht der hervorragendſten Blätter erworben haben.

## Neues aus den Champagner-Kellereien.

Die neueſte Anwendung, welche das elektriſche Licht und die elektriſche Kraft gefunden hat, geſchah in den Kellereien der Champagnerfabrik von Chandon & Komp. in Epernay, und gerade hier iſt die Anwendung der Elektrizität von beſonderer Bedeutung. — Man kann ſich, ohne in den Kellern jener Fabriken herumgeſtiegen zu ſein, ſchwerlich eine Vorſtellung von der Großartigkeit jener Anlagen machen. Die Kellereien in Rheims, die ich geſehen habe, gehören keineswegs zu den größten, machten aber eher den Eindruck von Bergwerken wie von Kellern. Man denke ſich ein Kellergewölbe, deſſen Bogen von der Erde beginnt und ſich ſo hoch und weit wölbt, daß der Raum eines großen Zimmers entſteht. Ein jedes dieſer Gewölbe iſt Hunderte von Metern lang und führt im Viereck herum, und ſolche Vierecke liegen drei unter einander. So war wenigſtens die Kellerei eingerichtet, die ich geſehen habe. Rechts und links an den Wänden waren die Flaſchen mit fertigem Champagner in Bänken aufgeſchichtet bis unters Gewölbe. Davor ſtanden Geſtelle mit unfertigen Flaſchen ganz vorn, rechts und links des Ganges andere Geſtelle, in denen die in Gärung befindlichen Flaſchen, den Hals abwärts, ſtaken. Darunter befanden ſich Zinkrinnen, die den Inhalt der brechenden Flaſchen auffingen und in Tröge leiteten. — Für das Perſonal, ſagte man uns; aber ob's wahr iſt? ſchwerlich! — In dieſen Räumen waren zahlreiche Arbeiter beſchäftigt, aber ſie verſchwanden wie die Bergleute in Nacht und Ferne. Die Beleuchtung war erbärmlich. Hier und da tauchte eine Kerzenflamme wie ein Glühlicht auf, ein paar Schritte weiter war alles Nacht. Aber das hatte ſeinen guten Grund. Die meiſten Arbeiten in jenen Kellern müſſen bei einer unveränderlichen und niedrigen Temperatur vorgenommen werden, weil jede Temperaturſteigerung die Spannung der Kohlenſäure im Wein ſteigert, und durch Flaſchenbruch empfindliche Verluſte zur Folge hat. Da iſt nun das elektriſche Glühlicht mit ſeiner äußerſt geringen Wärmeentwickelung beſonders geeignet, in ſolchen Kellereien Anwendung zu finden, und ſo hat das Großhaus Chandon & Komp., Nachfolger von Moët & Chandon ſeit kurzem das elektriſche Licht eingeführt. Die Kellereien dieſer Firma bilden Gänge von faſt 15 Kilometer Länge und liegen in zwei Stockwerken unter vier durch Straßen getrennten Grundſtücken; welche mit Vorratsräumen, Schreibzimmern und Wohnungen bedeckt ſind. Dieſe 15 Kilometer langen Keller mit feſtſtehenden Lampen zu erhellen würde eine etwas teure Sache geworden ſein, und ſo hat man eine Einrichtung getroffen, welche der der elektriſchen Straßenbahn von Lichterfelde ähnlich iſt. An der Decke der Keller laufen Drähte entlang, an welchen an beliebiger Stelle Leitungsſchnuren und die dazu gehörigen Glühlampen angehängt werden können. Der Arbeiter nimmt alſo ſeine Lampe dahin mit, wo er ſie braucht. In den Hauptgängen ſind feſte Lampen angebracht, über Tage Bogenlichtlampen.

Aber auch zur Arbeitsleiſtung wird Elektrizität gebraucht, das heißt zur Bewegung der Aufzüge, durch welche das Material hinauf und herunter geſchafft wird, zum Betriebe der Waſſerpumpen und der Spülmaſchinen, zum Umdrehen der Fäſſer, in denen der Kandis zum Likör, d. h. dem Zuſatze zum Weine gelöſt wird. Auch gewiſſe feine Arbeiten, die bis jetzt mit der Hand ausgeführt werden, ſollen maſchinenmäßig durch die Elektrizität beſorgt werden.

Um die Elektrizität für die Motore und Lampen zu ſchaffen, ſind drei Dampfmaſchinen aufgeſtellt, deren jede zwei Dynamos treibt. Von dieſen ſechs Dynamos bedienen drei die Glühlampen und die anderen drei die Bogenlampen und Arbeitsmaſchinen. Endlich ſind noch große Batterieen von Speicherzellen aufgeſtellt. Hierunter verſteht man Gefäße, in denen von angeſäuertem Waſſer umgeben in beſonderer Weiſe behandelte Bleiplatten ſtehen. Dieſe Speicherzellen beſitzen die Eigenſchaft, die Elektrizität zuſammen und feſtzuhalten, ſo daß auch nach Schluß der Arbeitszeit Elektrizität zu Gebote ſteht. Auch in den meiſten anderen Kellereien der Champagne werden jetzt ähnliche Anlagen ausgeführt.



Elefant. Studie von P. Meyerheim.

## Das Eiſenbahnnetz der Erde.

Die Länge der Eiſenbahnen iſt in der Zeit von 1884—1888 um 102 899 km gewachſen und hat im ganzen die Zahl von 571 771 km erreicht. Das iſt eine Länge, die mehr als vierzehnmal die Länge des Äquotors enthält. Zu dem Geſamtzuwachſe hat das meiſte Amerika, nämlich 64 547 km beigetragen. Europa hat einen Zuwachs von 24 419 km zu verzeichnen. Hierbei ſtehen obenan Frankreich und Deutſchland mit 4048 und 4047 km. Dann folgt Öſterreich mit 3658 km und Rußland mit 3643 km. Vollſtändiger Stillſtand im Eiſenbahnbau iſt ſeit mehreren Jahren in Norwegen eingetreten, wo die Geſtaltung der Oberfläche der Entwickelung des Eiſenbahnnetzes große Schwierigkeit verurſacht. In Aſien hat Britiſch-Indien mit 4809 km den größten Zuwachs geliefert. Demnächſt iſt die transkaſpiſche Bahn mit 1202 km zu nennen. Dann kommt noch Japan mit 734 km in Betracht. In China vermag der Eiſenbahnbau noch immer nicht die alten Vorurteile des Aberglaubens zu überwinden. In Afrika haben nur Algier und Tunis einen Zuwachs von 915 km erhalten. Dagegen zeigt Auſtralien mit 4656 km oder 38,4 Prozent die verhältnismäßig ſtärkſte Entwickelung.

In bezug auf das Verhältnis der Eiſenbahnlänge ſteht Belgien mit 16 km, 4 auf 100 qkm Fläche obenan. Danach folgt das Königreich Sachſen mit 15 km, 5, England mit 10 km, 1 und Elſaß-Lothringen mit 10 km, 0 auf je 100 qkm. — Die durchſchnittlichen Koſten für den Bau eines Kilometer Eiſenbahn belaufen ſich in Europa auf 296 208 Mark. Die Geſamtkoſten alſo für die Ende 1888 in Betrieb geweſenen Bahnen 63 463 Millionen Mark. Das geſamte Anlagekapital der Eiſenbahnen der Erde beträgt 121 440 Millionen.

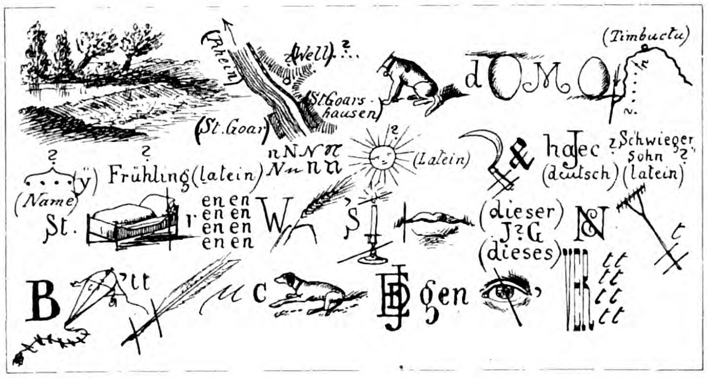
## Amateur-Kongreß.

Es gibt noch keinen eingebürgerten deutſchen Namen für die Sache, die wir meinen. Denn wenn wir ſagen wollten Liebhabertag, ſo würde man bei Liebhabern an Liebhabertheater oder desgleichen denken. Unter Amateur verſteht man einen Amateur-Photographen und unter Kongreß eine Verſammlung, die, wenn ſie nicht etwa weltgeſchichtliche Bedeutung hat, nicht ſo ernſthaft zu nehmen iſt wie eine ſolche, die „tagt." Ein Amateur-Kongreß ſoll Ende September in Berlin ſtattfinden. Es iſt zunächſt eine gemeinſchaftliche Verſammlung von fünf befreundeten Liebhaber-Photographen-Vereinen, doch wird einem jeden, der ſich in der Kunſt der Photographie verſucht, die Teilnahme frei ſtehen. In Ausſicht genommen ſind Vorträge, Beſuch von Inſtituten und Ateliers, eine Ausſtellung und ein photographiſcher Ausflug nach Potsdam. Auch liegt die Gründung eines Vereinsverbandes in der Luft.

Es iſt ſchwerlich mit einiger Richtigkeit zu ſchätzen, wie viel Amateur-Photographen es in Deutſchland gibt Wenn man aber bedenkt, daß die photographiſchen Handlungen wie Pilze aus der Erde ſchießen, daß dieſe jährlich viele Tauſende von Apparaten abſetzen und mehr von Amateur-Photographen als von Fachphotographen leben, ſo muß die Zahl der Amateure gegenwärtig ganz bedeutend ſein. Nehmen wir nun an, daß die meiſten — ſagen wir zwei Drittel — welche die Sache angefangen haben, ohne den rechten Ernſt mitzubringen, den Apparat nach den erſten Mißerfolgen in die Ecke werfen, ſo bleiben immer noch ganze Heerſcharen übrig. Die fünf Vereine, welche den Kongreß planen, ein Berliner, ein Breslauer, ein Kieler, ein Braunſchweiger und ein Korreſpondenzverein zählen allein ſchon 480 Mitglieder, lauter Leute, welche die Photographieen billig wie Brom-

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

### Bilderrätſel.



### 1. Zweiſilbige Scharade.

Die Erſte iſt beinah'
Die Zweite täglich da.
Getrennt — das Morgendämmern,
Vereint — den wüſten Schlemmern
Empfohlen als Arznei.
Wer ſagt mir, was das ſei?  R. F.

### 2. Muſikaliſches Rätſel.

a, a, an, ad, an, ch, d, die, do, e, er, g, g, g, g, ge, ge, hl, nb, n, o, r, ra, ri, rg, t, te, ut, zi.

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtabenzuſammenſtellungen ſind mit Hilfe der folgenden Angaben ſieben Wörter zu bilden:

1. Ein männlicher Vorname, 2. eine Stadt in Preußen, 3. eine Stadt in Thüringen, 4. ein männlicher Vorname, 5. ein berühmter Erfinder, 6. ein Vogel, 7. eine Stadt in Spanien.

Sind die richtigen ſieben Wörter gefunden, ſo bezeichnen ihre Anfangs- und ihre Endbuchſtaben die Anfangsnoten je einer beliebten Arie (in G dur) aus Don Juan.

Welche ſieben Wörter und welche beiden Arien ſind gemeint?

### 3. Kapſelrätſel.

Da liegen ſie alle, die grauen Höhn,
Die dunklen Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte wehn
Keinen Laut der Klage mir zu.

Für alle hab' ich geſorgt und geſtrebt,
Mit Sorgen trank ich den funkelnden Wein;
Die Nacht iſt gekommen, der Himmel belebt,
Meine Seele will ich erfreun.

O ſelige Raſt, wie verlang' ich dein!
O herrliche Nacht, wie ſäumſt du ſo lang,
Da ich ſchaue der Sterne lichteren Schein
Und höre volleren Klang!

Die obigen Verſe von Uhland enthalten, aber in anderer Reihenfolge: 1. Eine Stadt in Belgien, 2. eine Stadt in Mitteldeutſchland, 3. einen Fluß, 4. einen anderen Fluß, 5. einen anderen Fluß, 6. einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 7. einen orientaliſchen Titel, 8. einen orientaliſchen Namen, 9. einen Schluß.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

beeren machen. Man kann es den Photographen nicht verdenken, daß ſie von dieſer Wendung der Dinge nicht erbaut ſind. Jetzt trifft ſie das Geſchick, das ſie ſeiner Zeit dem kleinen Porträtmaler und -Zeichner bereitet haben. Wie damals die Porträtmalerei durch die Photographie ſozuſagen Allgemeingut wurde, ſo wird nun wieder die Photographie durch Einführung des Trockenplattenverfahrens wirkliches Allgemeingut. Ebenſowenig jedoch, wie damals die gute Porträtmalerei unterdrückt wurde, vielmehr durch die Photographie Belebung und Hebung erfahren hat, ebenſowenig wird dem tüchtigen Photographen der Raum genommen werden. Freilich die kleinen Stümper mit ihren handwerksmäßigen Sudeleien werden wohl das Feld räumen müſſen. Das Publikum wird höhere Anforderungen ſtellen lernen und dann hat es mit der herkömmlichen Photographie ein Ende. Und daran ſind allerdings die Liebhaber-Photographen ſchuld, auf deren Seite die größere künſtleriſche, wiſſenſchaftliche und techniſche Bildung iſt gegenüber dem Fachphotographen, der ſein Rezept und ſeine Manier hat und damit fertig iſt. Was es an Neuerungen in letzter Zeit auf photographiſchem Gebiete gegeben hat, an neuen Apparaten und Verfahren, iſt zuerſt und zumeiſt von den Liebhaber-Photographen angenommen und durchgebildet worden. Es iſt dieſe Regſamkeit und und Strebſamkeit, welche zu dem geplanten Kongreſſe von Freunden der Photographie, zu welchem eben jetzt die Einladungen verſendet werden, geführt hat. Wünſchen wir dem Kongreſſe einen guten Erfolg. Kommt etwas Intereſſantes dabei heraus, ſo werden wir ſeiner Zeit berichten.

## Ein neuer Plan zur Verbindung von England und Frankreich.

Aus dem Tunnel unter der See zwiſchen Dover und Calais iſt nichts geworden, weil die Herren Engländer fürchten, durch dies Loch einmal fremde Ratten ins Land zu bekommen. Darauf tauchte der Plan einer Rieſenbrücke zwiſchen beiden Ufern auf. Dieſem Plane mußte im Intereſſe der Schiffahrt widerſprochen werden. Denn wenn der Kanal jetzt ſchon wegen des außerordentlich großen Schiffsverkehrs, der dort Tag und Nacht herrſcht, zu den gefährlichſten Stellen des geſamten Meeres gehört, ſo wird die Gefahr durch die Brückenpfeiler bei Nacht, Wind und Nebel noch beträchtlich vergrößert. Jetzt kommt ein franzöſiſcher Ingenieur Varilla mit dem Projekte eines Tunnels, der rechts und links in beliebiger Entfernung vom Ufer in Schachten endigt. Die Schachte ſteigen als große Türme bis über die Meeresoberfläche und ſind mit dem Ufer durch Brückenbogen verbunden. Große Hebewerke heben und ſenken die Wagen mit ihrem Inhalte aus und in den Tunnel, ſo daß man alſo auf der Brücke bis zum erſten Turme fahren, dort durch die Verſenkung in den Tunnel verſchwinden, den Tunnel durchfahren, auf der anderen Seite wieder emporſteigen und über die andere Brücke ans andere Ufer gelangen würde. Dieſe Hebewerke ſind unzweifelhaft techniſch ausführbar, aber der beſte Gewinn der Eiſenbahn geht verloren, wenn die Züge nicht glatt durchfahren können. Die Brücken ſind zum Zwecke der Landesverteidigung projektiert, aber könnte man nicht auch eine geſprengte Brücke erſetzen oder die kurze Strecke zu Kahn zurücklegen? Das neue Projekt begegnet daher nicht ohne Grund einigem Spotte.

## Aus der Redaktion.

Wir müſſen nochmals dringend darauf hinweiſen, daß wir uns auf das Zurückſchicken uns **unverlangt** eingeſandter Bücher, Bildwerke ꝛc. nicht einlaſſen können. Wer uns unverlangt Rezenſionsexemplare einſchickt, thut das auf die Gefahr hin, daß ſie unberückſichtigt bleiben, und das betreffende Exemplar für den Einſender verloren geht. Dasſelbe gilt von wirtſchaftlichen Neuheiten und ähnlichem. Bei der Flut derartiger Einſendungen iſt das leider nicht anders möglich. Dieſe Überfülle möge es auch entſchuldigen, daß bei an uns gerichteten Anfragen keine Antwort als eine verneinende gilt. Iſt uns das angebotene Rezenſionsexemplar willkommen, ſo bitten wir binnen ſpäteſtens acht Tagen um dasſelbe. Kann dann doch aus irgendwelchem Grunde eine Beſprechung nicht erfolgen, ſo ſchicken wir das Exemplar wieder zurück.

Wir bitten die in Frage kommenden Herren, von dieſer Erklärung Notiz zu nehmen. Wir werden uns vorkommenden Falls auf ſie berufen.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 47.

Bilderrätſel.

Drei Ding' im Haus ſind ungelegen:
Der Rauch, ein böſes Weib und Regen.
Das vierte beſchwert es überaus:
Viel Kinder und kein Brot im Haus.
(Altdeutſcher Spruch an einem Haus in Franken.)

1. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Geburtstag des Reichskanzlers von Caprivi 24./1. 1831.

2. Wechſelrätſel. Brahms — Brahma.

3. Rätſel. Griff.

4. Füllrätſel.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| F | i | E | S | c | o |
| O | r | s | i | n | i |
| P | e | t | r | u | s |
| S | c | h | a | c | h |
| S | p | e | c | h | t |
| D | u | r | h | a | m |

---

**Inhalt:** Die Lindenbühler. Fortſ. Roman von Karl Erdm. Edler. — Olympia Fulvia Morata. Von Karl Schubert. — Auch ein Roman. Von Hermine Villinger. — Tinte. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Kriegs- und Friedensſtärken. — Bismarck in Verſailles. Von Fr. Kolberg. Mit einer Illuſtration von Karl Wagner. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Raſt der Gebirgsheuer von Konrad Grob, Ein Puppendrama von J. von Wodzinski, und Ein Elefant von P. Meyerheim. — Neues aus den Champagner-Kellereien. — Das Eiſenbahnnetz der Erde. — Amateur-Kongreß. — Ein neuer Plan zur Verbindung von England und Frankreich. — Aus der Redaktion.

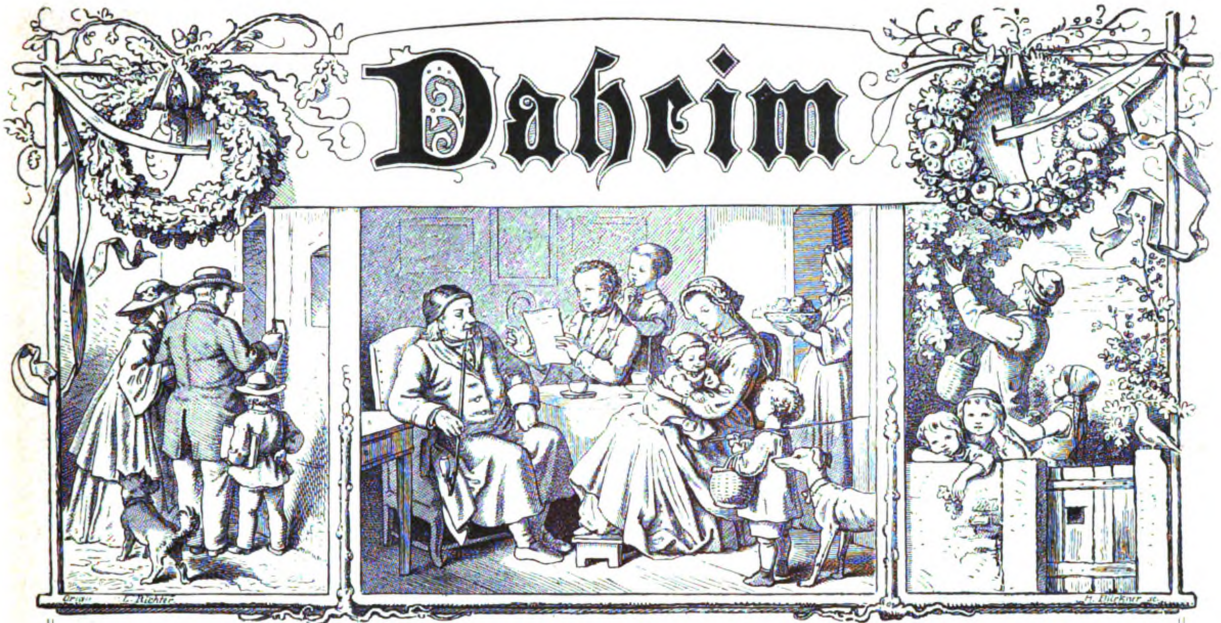
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 6. September 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 49.

## Die Lindenbühler.

Roman von Karl Erdm. Edler.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Julian ſaß wie verſteint und ſtarrte entſetzt dem jungen Mann ins Geſicht.

„Was?“ ſtieß er endlich hervor. „Nicht Soldat?“

„Nein, Onkel.“

„Nicht einmal Landwirt?“

„Nein, Onkel.“

„Ein Lindenbühler, ein Freiherr vom Lindenbühl, in einer Fabrik!... So — ſo — nun alſo adieu!“ Er ſtand ſchwerfällig auf und ging.

Matthias war aufgeſprungen, erhaſchte bei der Thüre ſeine Hand und ſagte, indem er ihn mit ſanfter Gewalt zu ſeinem Sitz zurückführte: „Höre mich einen Augenblick ohne Voreingenommenheit an, Onkel! Sollte ich etwa nach dieſem Schickſalsſchlag elegiſch hinträumen? Dazu bin ich nicht ſchwach genug. Oder Welt und Menſchen verachten? Dazu bin ich nicht ſtark genug. Oder gar mich tragiſch gebärden und nach dem Revolver greifen? Dazu bin ich nicht feig genug. Was blieb mir übrig?“

„Dem ganzen Chineſentum aus dem Wege zu gehen und anderswo dreinzuhauen!“ grollte Julian verdroſſen.

„Oder auch zu arbeiten. Ich meine: zu arbeiten ohne nach anderem zu ſchielen, ſo daß man voll und ganz darin aufgeht und ſich nur noch als Arbeiter fühlt, nicht als Märtyrer, ja nicht einmal als Schauſpieler, der widerwillig eine undankbare Rolle ſpielt. Den anderen allerdings erſcheint es immer als ein Schauſpiel, und die Galerie ziſcht, und die Logen lächeln über die Arbeiterbluſe; beiden iſt ſie eine übel angebrachte Mummerei, unter welcher ſich das alte Wappenſchild nur verſteckt hält ſamt der Zackenkrone. Die Galerie traut dem Manne nicht das Geſchick zu, naturwahr darzuſtellen, was ihr Leben ausmacht; die Logen bemitleiden oder verachten ſeine vermeintliche Erniedrigung. Es thut anfangs auch mitunter wehe — anfangs! Denn nach und nach wächſt eine hürnene Siegfriedshaut um den Leib und härtet ſich zur Unverwundbarkeit.“

„Kenne das. Iſt mir auch gewachſen — die dicke Haut nämlich. Gibt überall Chineſentum — aber Chineſen her, Chineſen hin — warum gerade das? Fabrikant nämlich!“

„Dir, Onkel, iſt von Jugend an der Sinn darauf geſtanden, ein Häuflein Reiter durch einen kräftigen Willen zu einem kräftigen Thun zuſammenzuzwingen; ſo iſt es mir von Jugend auf ergangen mit einem Häuflein chemiſcher Grundſtoffe. Du haſt als Kind mit Holzſoldaten geſpielt, ich mit Retorten — aus dem Spiel iſt Ernſt geworden bei uns beiden. Und wie dir die Stunde der Gefahr den Wagemut zur That bringt, ſo iſt es auch bei mir gekommen. Wahrſcheinlich wäre ich ein einſiedleriſcher Stubengelehrter geworden, der zwiſchen Berechnungen, Zeichnungen und Experimenten einſchrumpft — da kam das Unglück und trieb mich gewaltſam hinaus. Du ſiehſt, ich habe kein Talent zu den Helden preisgekrönter franzöſiſcher Romane, die durch die Not gezwungen, von ihrem verfallenen Schloſſe niederſteigen und ſich inkognito zur Arbeit herablaſſen bis auf weiteres, das heißt, bis ſie ſich wieder auf das hohe Roß ſetzen können. Auch im Beſitze fabelhafter Schätze wäre ich ein Arbeiter, ſo wie du ein Reiteroberſt. Nur wäre ich dann ein einſamer Arbeiter — jetzt bin ich einer im Weltgetriebe, das iſt der ganze Unterſchied. Das Unglück hat bloß bewirkt, daß jenes rührige Blut der Lindenbühler, von welchem du vorhin geredet, bei mir nicht in unfruchtbarer Treibhausgelehrſamkeit verſtockte — die träge Maſſe braucht eine Triebkraft...“

„Triebkraft? Gewiß. Die Indianer da drüben nehmen ein träges Stück Holz, heften zwei Federn daran, und dann iſt's ein Pfeil. Habe das einigemal verſpürt trotz meiner dicken Haut, hat dann eine teufliſche Triebkraft, dieſe Maſchinerie! Aber du biſt kein Indianer, ſondern ein Lindenbühler. Warum Fabrik, warum nicht wenigſtens Landwirtſchaft? Ein Stück Kartoffelfeld um den Burgfrieden des Lindenbühls herum wird doch noch übrig ſein für deine Arbeitsluſt und Triebkraft?"

„Der Menſch ſoll die Fähigkeit verwerten, welche ihm gegeben iſt, und hat die Pflicht, mit ſeinem Pfund zu wuchern; ſonſt gleicht er dem ungetreuen Knecht des Evangeliums und verdient, wie der unfruchtbare Feigenbaum abgehauen und ins Feuer geworfen zu werden. Und was das übriggebliebene Stück um den Lindenbühler Burgfrieden betrifft..."

„Nun?" fragte Julian, als Matthias, plötzlich abbrach.

„Onkel, ich habe dir eine Bitte ans Herz zu legen, und muß deshalb ganz offen mit dir reden. Du biſt das Haupt der Familie und haſt ſchon darum ein Anrecht darauf, alles zu wiſſen. Aber ich kann dir die Verhältniſſe des Lindenbühls doch nur unter der Bedingung anvertrauen, daß du mir das Verſprechen gibſt, gegen jedermann darüber zu ſchweigen."

„Närriſcher Junge!" brummte der Alte immer noch verdroſſen. „Alſo da haſt du es — mein Verſprechen nämlich — und nun hervor aus der Scheide!"

„Kennſt du Juana, Onkel?"

„Nein. Wird ſo eine Miſchung ſein von der fahrigen Mutter und dem eſſenden Vater."

„Alſo du kennſt ſie nicht, wie ich ſehe. Dadurch wird es noch bedeutend ſchwerer, dir zu erklären..."

„Drauf und dran!" kommandierte Julian.

„Nach Arthurs Tode zeigte es ſich, daß durch alle Verpflichtungen, die er eingegangen, unſer Beſitz nicht nur bis zum vollen Werte mit Hypotheken belaſtet, ſondern noch überſchuldet war. Juana hätte fortziehen müſſen — da... nun, Onkel, da habe ich von dem Hauptgläubiger den Lindenbühl zurückgekauft und ein kleines Stück Landes im nächſten Umkreiſe, den eigentlichen alten Burgfrieden. Die übrigen Ländereien ringsum ſamt den Meierhöfen und Vorwerken mußte ich freilich fahren laſſen, dazu reichten meine Mittel nicht aus."

Julian ſtarrte mit großen Augen auf ſeinen Neffen. „Du?" brachte er endlich hervor. „Iſt alſo ein Märchen, was man mir bei meiner Rekognoszierung hier vorerzählt hat, daß die Juana das Schloß mit einigen Ländereien aus der großen Deroute gerettet hat — als ihr Erbe nämlich?"

„Es iſt allerdings ein Märchen, aber es wird und darf nie anders erzählt werden, als du es gehört haſt, zumal auf dem Lindenbühl nicht — ich habe dein Verſprechen, Onkel!"

„Was? Auch die Juana weiß nicht, daß du?..."

„Glaubſt du, ſie bliebe eine Stunde droben, wenn ſie es wüßte? Du kennſt ſie nicht. In ihr iſt weder eine Miſchung von Vater und Mutter, noch irgend etwas von einem der beiden. Aufgewachſen zwiſchen meinen Eltern, hat ſie ſich abgewendet von meiner weichen engelguten Mutter, welche ſie vergötterte, und ſich hinaufgerankt an meinem knorrigen ſtolzen Vater, dem ſie, zumal im Anfang, nicht gefiel. Aber ſie iſt noch über ihn hinausgewachſen. Sie hat ſich als üppiges Schlinggewächs um die alten Lindenbühler Ahnenbilder geſchlungen, und es iſt, als habe das Bewußtſein, zu ihnen zu gehören, die andere Seite ihres Geiſtes und Herzens ganz gelähmt. Ein Losreißen aus dieſer ſtolzen Umrankung hätte das arme Kind vernichtet. Ich habe... nun du weißt es nicht, Onkel, ehedem hat ſie mich gehaßt, und jetzt — ich glaube, jetzt verachtet ſie mich um meiner Arbeit willen. Du begreifſt, daß es galt, raſch zu handeln, und zugleich das, was ich that, wie Luft in Luft verſchwinden zu laſſen — ſie hätte es nicht ertragen, ſich gerade mir verpflichtet zu wiſſen."

Julian ſchüttelte verwundert und nachdenklich den Kopf, indem er murmelte: „Ganz ein Märchen! Samt der dahinträumenden Märchenprinzeſſin, welcher die Erbſe ſogar unter der weichen Schlafmatratze noch empfindlich wird! Und du — nun heraus damit, wo iſt die große Kriegskaſſa vergraben, aus der du die Schätze geholt haſt zur Erlöſung der hochmütigen Prinzeſſin?"

„Die Schätze? Nun Onkel, es iſt eben mein bißchen Chemie."

„Was? Mach keine ſchlechten Späße, Junge!"

„Du erinnerſt dich doch noch des Herrn Bauer?"

„Des Gutsnachbars und Millionärs, der eine Fabrik jenſeit der Lindenbühler Grenzmarken hatte?"

„Desſelben. Was ich auch in Schule, Studierſtube und auf Reiſen gelernt, das Meiſte und Beſte verdanke ich doch ihm. Er war mein Berater und ſpäter trotz des Unterſchiedes unſers Alters ein treuer Freund. Nun hatte ich Jahre eifriger Arbeit Unterſuchungen gewidmet, an deren praktiſche Verwertung ich gar nicht dachte; höchſtens daß hie und da eine Andeutung von mir bei Herrn Bauer dankbare Aufnahme fand, und in ſeinen Laboratorien Anlaß zu Änderungen im Verfahren gab. Mit dem endgiltigen Reſultat meiner Studien und Verſuche an das Licht zu treten, zauderte ich in dem Bewußtſein, es ſei noch manche Lücke auszufüllen, mancher Mangel zu beſeitigen. Herr Bauer in ſeiner kühn anfaſſenden Art tadelte oft meine Skrupel und lächelte über meine Zurückhaltung. Ich glaube ſelbſt, daß ich mein ganzes Leben mit der idealen Vervollkommnung meiner Arbeit zugebracht haben würde, wenn nicht das Unglück auf dem Lindenbühl mich in das Leben hinausgeſcheucht hätte. Die engliſchen Fabriken machten eben zu jener Zeit Herrn Bauer eine ſchwer zu bekämpfende Konkurrenz — es war ein Ringen auf Leben und Tod. Nun hatten jahrelange Studien von mir einem Verfahren gegolten, welches gerade in dem umſtrittenen Fabrikationszweige die Koſten um die Hälfte verringern mußte, und engliſche Agenten hatten Notiz genommen von einigen Vorunterſuchungen in dieſer Richtung, welche ich in Fachblättern veröffentlicht hatte. Man trat an mich heran und bot mir für meine Erfindung ein Vermögen an. Ich ging zu Herrn Bauer und erzählte ihm von dem Antrage. Er hörte mich aufmerkſam an, verbrachte einen Tag in meinem Laboratorium und bot mir am Abend nicht nur dieſe Summe an, ſondern ich wurde auch ſein Geſellſchafter in ſeinen Unternehmungen. Die Sache hat ſich bewährt. Daß ſie ſich auch reichlich gelohnt hat, iſt das Verdienſt Bauers, welcher das, was dem Stubengelehrten im einzelnen noch flach dalag, deutlich und ſcharf herausgearbeitet hat. Er iſt es, der auch jetzt noch in ſeiner bewundernswert entſchloſſenen Art meine Gedanken ſofort in Thaten umſetzt und mich ſelbſt immer wieder aus dem Grübeln und Sinnen der Studierſtube in das praktiſche Leben hinausſchiebt, wie etwa der Dachdeckermeiſter ſeinen Lehrling zu einem hohen Turmknopf hinaufkommandiert, um ihm den Schwindel abzugewöhnen. So iſt es gekommen, lieber Onkel, daß das Unglück für mich geworden iſt, was das Stutzen für die verſtockten Baumäſte: es hat neue Schößlinge herauswachſen laſſen, und — was das Wichtigſte iſt — die arme Juana kann unbehelligt auf dem Lindenbühl ſiedeln."

Julian hatte ſchweigſam mit geſenktem Haupte zugehört. Jetzt blickte er auf; alle die ſtruppigen Härlein ſtanden emporgerichtet vom Kopfe ab, und die buſchigen Lindenbühler Augenbrauen waren weit in die Höhe gezogen. Darunter aber ſtarrten die guten Augen den Neffen mit einem ſeltſamen Ausdruck an; es war, als betrachte der Vielgewanderte etwas, was er noch nie geſehen, von dem er noch nie gehört hatte. Dann erhob er ſich plötzlich und ſagte barſch: „Muß an die friſche Luft, komme morgen wieder, wir reden weiter davon. Gute Nacht!" — Er drückte Matthias die Hand, behielt ſie einen Augenblick zögernd in der ſeinigen, der ungeheure Schnurrbart bewegte ſich zuckend, als ob er etwas ſagen wollte. Plötzlich wandte er ſich und ſtürmte unwirſch hinaus, und auf der Straße in ſchnurgerader Linie

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

fort, indem er die unachtſamen Spaziergänger rechts an die Häuſer drückte, links vom Bürgerſteig hinabdrängte. Diejenigen, die Augen im Kopfe zum Sehen hatten, machten einen vorſichtigen Halbkreis um den großen breiten Herrn, welcher ſich wie ein Felsblock einherwälzte und dabei überdies polternd brummte. Auf einmal ſchwenkte er um und marſchierte nach der entgegengeſetzten Richtung ſeinem Gaſthof zu. Die friſche Luft ſchien doch nicht das wahre Mittel geweſen zu ſein; denn er ſtürmte auch in ſeinem engen Zimmer immer noch herum wie ein Löwe im Käfig. Dabei erblickte er im Vorbeiraſen auf dem Tiſche ſeine Cigarrentaſche, hielt an, riß eine Cigarre von fabelhaftem Umfange und märchenhafter Schwärze heraus und zündete ſie an. Das ſchien ihn zu beruhigen; er warf ſich in den Lehnſtuhl, welcher unter der Laſt aufſtöhnte und dann leiſe fortwimmerte. Aber im Innern arbeitete es unverdroſſen weiter und machte ſich Luft bald in Empfindungswörtern aus Sprachen von aller Herren Ländern, bald in den wunderlichſten militäriſchen Kommandorufen. Der Matthias wollte ihm nicht aus dem Sinn, wie er ſo ſtill dem feindlichen Schickſal in die ſtarren Augen geſehen, dann mit ſtählerner Feſtigkeit ſeinem Anprall Stand gehalten und endlich mit kühnem Wagemut ſelbſt darauf losgeſtürmt war, bis er es bemeiſtert hatte. Und nun redete er davon ſchlicht wie von etwas Selbſtverſtändlichem und warf den Kampfpreis achtlos einem verſchrobenen Kind wie ein Blumenkränzlein in den Schoß, daß ſie weiter lächeln kann, und heimlich, damit ſie ihm nicht zu danken braucht. Er aber geht ruhig weiterkämpfen, wie ein anderer atmet. Das war auch ein Soldat, anders nur als die anderen, und als er, der alte Julian, tüchtiger, tapferer, mutiger! Und der alte Haudegen dachte an China, Oſtindien, Afghaniſtan, an den Kaukaſus, an die Pyrenäen und Vogeſen, an Nord- und Südamerika, an Cuba und Haiti, an Nord- und Centralafrika, und wo er ſonſt noch der Gefahr nachgeritten war für Land und Leute und Zwecke, die ihn nicht kümmerten, wenn es nur Hiebe auszuteilen und zu erhalten gab, um weiter zu gehen, wenn man ſich nicht mehr genug ſchlug oder Frieden machte. Er verfuhr wie beim jüngſten Gericht, und that zur Rechten alle die glänzenden Waffenthaten, den Ruhm, die hündiſch treue Anhänglichkeit ſeiner Soldaten an ihn, ritterliche Hilfe, menſchliches Erbarmen — und zur Linken Not und Elend, Feuersbrunſt und Plünderung, Hungersnot und Seuchen, Wunden und Tod. Und da er es überblickte, war es nur noch eine einzige glänzende Thorheit, an die er Kraft und Geiſt vergeudet hatte, nutzlos der Menſchheit, zum Schaden ſeiner Familie. Sein ganzes Leben lag vor ihm gleich der Wüſte, wie er ſie einſt in hellen Nächten geſehen, mit dem trügeriſchen Silberſchimmer des Mondenſcheines über unfruchtbarem Sand und toten Felſen. In ihre unabſehbare Weiten hatte er ſich mit Abſicht verloren, um alle die Mauern, Zäune und Hecken der heimatlichen Welt nicht mehr vor Augen zu haben, und hatte ſich groß gedünkt in ſeiner Tollkühnheit über der übrigen zaghaften Menſchheit, und frei in ſeiner Schrankenloſigkeit über all dem Wahn und Vorurteil derſelben. Und nun lehrte ihn als Greis ein junger hinter den Zäunen dieſer Welt ſeßhafter Mann, daß er ohne Zweck im Kopfe, ohne Ziel im Herzen, von Abenteuer zu Abenteuer, in einer Wildbahn herumgeirrt war. Alle ſeine Thaten ſchrumpften ein, und ſein Haupt beugte ſich immer tiefer über die Bruſt. Vor ſeinen Augen ſtanden zwei Geſtalten, die eine wuchs immer gewaltiger in die Höhe, die andere ſank immer mehr in ſich ſelbſt zuſammen: Matthias und Julian.

Matthias hatte indeſſen die Papiere zurückgeſchoben und blickte in die Nacht hinaus. Die Unterredung mit dem Onkel hatte all das Traurige der letzten Zeiten wieder aufgeregt und auch an manches gerührt, was früher geweſen war. Eine Erinnerung beſchwor die andere herauf, bis er ſich völlig in die längſt verrauſchten Tage verſann. Und da er zurückſchauend die alten Geſchehniſſe überblickte, mußte er daran denken, daß zwei Frauen ſeine Seele geformt hatten, die Mutter und Juana: jene gab die Duldenskraft, dieſe den Stachel raſtloſen Schaffens. Mit dem Aufbrodeln der Sauerſtoffblaſen hatte es begonnen; jenes Kinderſpielzeug, welches ihm das erſte beifällige Nicken Juanas eingetragen, war das erſte Glied der langen Kette, an welche er ſein Denken und Sinnen gewendet hatte. Und heute noch, wenn ihm, dem berühmten Gelehrten, etwas gelang, was anderen mißlungen war, gedachte er immer jenes kurzen Nickens der Zuſtimmung, das ſeinem Leben einen Inhalt, ſeinem Beruf einen Wert gegeben hatte. So war Juana für ſein ſturmgepeitſchtes Lebensſchiff der Polarſtern geworden, welcher dem Steuer als Leitſtern gebietet und den Rudern, aber weltenweit in unerreichbaren Himmelshöhen blinkt mit eiſig kaltem Glanze. Wenn er aber einmal wärmer aufſchimmerte, ſo war es wie emporlodernder Haß; und bei dieſem Gedanken ſenkte er die Lider wie vor einer ſchmerzend grellen Flamme. Aber auch bei geſchloſſenen Augen noch ſah er immer ihr Antlitz feindſelig herüberleuchten, und um daſſelbe den Rahmen des Lindenbühls dunkeln, wie er jetzt zur ſelben Stunde finſter auf dem Seefelſen lehnte und mit ſeiner Zinnenkante an dem nächtlichen Himmel hing. Da legte ſich eine Hand ſchwer auf ſeine Schulter und ſchreckte ihn jäh aus ſeinen Träumen auf.

„Du, Onkel Julian, noch heute — ſo ſpät?“

„Junge, komm her, biſt nämlich ein Teufelsjunge!“ murmelte Julian, beide Arme ausbreitend, und preßte den erſtaunten Matthias feſt an ſeine mächtige Bruſt. Dann riß er wieder eine ſeiner rieſenhaften ſchwarzen Cigarren hervor und marſchierte in dem kleinen Hotelzimmer mit weit geſpreizten Beinen dröhnend auf und ab, indem er brummte: „Hab es jetzt gefunden, wollte dir's heute noch ſagen: es iſt ein arger Rechenfehler bei uns anderen unterlaufen. Ich bin um gute drei Jahrhunderte zu ſpät gekommen und durchrenne als das Geſpenſt eines alten Kondottiere die Welt; dein Vater hat ſich um ein Jahrhundert verſpätet und paßt in die Zeit, da die Baſtille noch nicht geſtürmt war; die Juana ſcheint ſich aus dem erſten Kreuzzuge in die Jetztzeit verirrt zu haben, und der Arthur — der gehört gar keiner Zeit an und hätte auch gar nicht kommen ſollen. Du allein haſt es getroffen, Teufelsjunge von einem Rechenmeiſter, biſt der einzige rechtzeitige Lindenbühler, der juſt in die Zeit hineingeſprungen iſt, für die er taugt!“

„Onkel,“ entgegnete Matthias lächelnd, „ſoll das ein Lob oder ein Tadel ſein?“

„Tadel? Lächerlich! Iſt ein Unterſchied zwiſchen damals und jetzt — ſehe das nun erſt recht ein. Die alten Lindenbühler haben Mauern aufgeſtellt und ſind hinübergeſtiegen, wann es ſie gelüſtete, aber die draußen durften nicht herein; jetzt ſtehen die Mauern noch da, und die draußen ſteigen jetzt herein, wenn es ſie gelüſtet, aber wir ſollen nicht mehr heraus. Nun, dein Vater iſt ruhig innerhalb der Mauern geblieben, die Juana möchte ſie etwa noch höher bauen, ich bin auf Wildbahnen dahin ausgeriſſen, wo es dergleichen überhaupt nicht gibt, und du — du reißeſt ſie ein und räumſt ſie weg. Tadel? Junge, ſiehſt du denn nicht, daß du mir zum Auffreſſen gefällſt? Und ich vollends — dich tadeln nämlich! Haſt recht gehabt, was du vorhin ſagteſt; paßt mir auf den Leib, wie mein alter Säbelkorb in die Fauſt: bin ſelbſt ſo ein unfruchtbarer Feigenbaum, der abgehauen und ins Feuer geworfen werden ſoll!“

„Lieber Onkel!“ rief Matthias beſchwichtigend.

„Widerſprich mir nicht, Junge, bin ein unfruchtbarer Feigenbaum!“ donnerte er mit lauter Kommandoſtimme.

„Nun gut, Onkel, ſei es darum! Aber deshalb iſt es noch nicht nötig, ihn abzuhauen und ins Feuer zu werfen. Er könnte doch noch etwas recht Gutes thun... und da bin ich wieder bei meiner Bitte, von welcher ich dir vorhin ſprach.“

„Heraus damit, Junge! Alles, was du willſt!“

„Nun denn, zu Zeiten iſt das ſchützende Laubdach eines

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Baumes von größerem Wert, als ſeine ſchönſten Früchte. Sieh, Onkel, die Juana hauſt dort oben ſo einſam, ſchutzlos, ſich überlaſſen… wie wäre es, wenn ſie ruhig im Schatten des guten unfruchtbaren Feigenbaumes ſitzen könnte, ſobald die Sonne zu heiß brennt, oder ſich unterſtellen könnte, ſobald der Regen herabſtrömt und die Hagelkörner niederpraſſeln?“

Julian blieb plötzlich ſtehen und warf die Cigarre weg. „Einen Schatten werfen — haſt merkwürdige Ideen! Kochſt das nur ſo heraus mit deiner Chemie! Aber iſt richtig: der unfruchtbare Baum kann einen Schatten werfen. Und glaubſt du wirklich, daß ſo ein alter Landsknecht noch zu verwenden iſt — als Schattenſpender nämlich oder als Parapluie? Nun, will mir Mühe geben, wenn es dir, mein Junge, Freude macht. Und dann… weißt du, es macht auch mir Freude, daß er noch zu etwas taugt — der alte Julian nämlich. Hätte es nicht gedacht: kann noch Schatten werfen, der unfruchtbare Feigenbaum — danke dir, Herzensjunge, danke!“ und dabei wandte er ſich raſch ab, um fortzugehen.

„Es iſt ſpät geworden, Onkel, ich will dich zu deinem Hotel begleiten.“

„Nicht nötig. War mir dort zu einſam, habe mir mein Gepäck hierher bringen laſſen. Will neben dir biwackieren — in dem Zimmer nebenan nämlich — biſt ein prächtiger Junge, Matthias! Nun, gute Nacht!“ In ſeinem Zimmer marſchierte er auf und ab, und Matthias hörte ſeinen regelmäßig polternden ſchwerfälligen Reiterſchritt noch bis in ſeine Träume hineinhallen.

Am nächſten Tage ſaß Julian trotz der Morgenkühle in Schweiß gebadet vor dem Tiſche und malte mit der wuchtigen Säbelhand ungeſchlachte Buchſtaben auf einen großen Bogen. Sie erzählten von einem alten unfruchtbaren Feigenbaum, der auf einmal Luſt verſpüre, ſich ſelbſt beim Schopf zu nehmen und auf den Lindenbühl zu verpflanzen, um dort wenigſtens noch zum Schattenwerfen zu taugen; von Matthias war, nach deſſen dringender Bitte und Weiſung, dabei mit keinem Wörtlein die Rede. Dann faltete er umſtändlich über dem großen Bogen einen großen Umſchlag zuſammen, ſiegelte ihn mit einem großen Siegelring, malte mit Rieſenſchrift darauf den Namen der Freiin Juana vom Lindenbühl und ſchickte den Hoteldiener auf die Hauptpoſt, als dieſer beteuerte, kein Briefkaſten der ganzen Stadt ſei geräumig genug für das Großquart-Format des Briefes. „Chineſentum!“ brummte er dem Diener nach und ſeufzte dann erleichtert auf, daß er die Mühſal glücklich hinter ſich gebracht.

Acht Tage danach widerhallte die Erkerſtube des Lindenbühler Schluſſes von den Worten: „Da bin ich alſo — dein Großonkel, der Julian nämlich!“

Juana war aufgeſprungen und reichte ihm die Hände entgegen. Einen Augenblick zögerte ſie, dann ſchlang ſie beide Arme um ſeinen Hals. „Ich danke dir, Onkel, daß du gekommen biſt,“ ſagte ſie, „und will mir wacker Mühe geben, dir dein Opfer ein wenig vergeſſen zu machen. Ich glaube, ich habe dich jetzt ſchon, wie ich dich da zum erſtenmal ſehe, rechtſchaffen lieb.“

„Weil ich ſo artig daſitze und mich von dir geduldig umarmen laſſe?“ brummte er ſchmunzelnd. „Biſt wie die armen Jungen, die lichterloh von Soldatenluſt brennend, ſich jedesmal in hellen Haufen zur Werbetrommel drängten, wenn ſie uns am Vortage im Parademarſch einer Revue angeſtaunt hatten. Aber hinterdrein, Kind, hinterdrein iſt das etwas Anderes!“ (Fortſetzung folgt.)

---

## Die Tugend der Genügſamkeit.

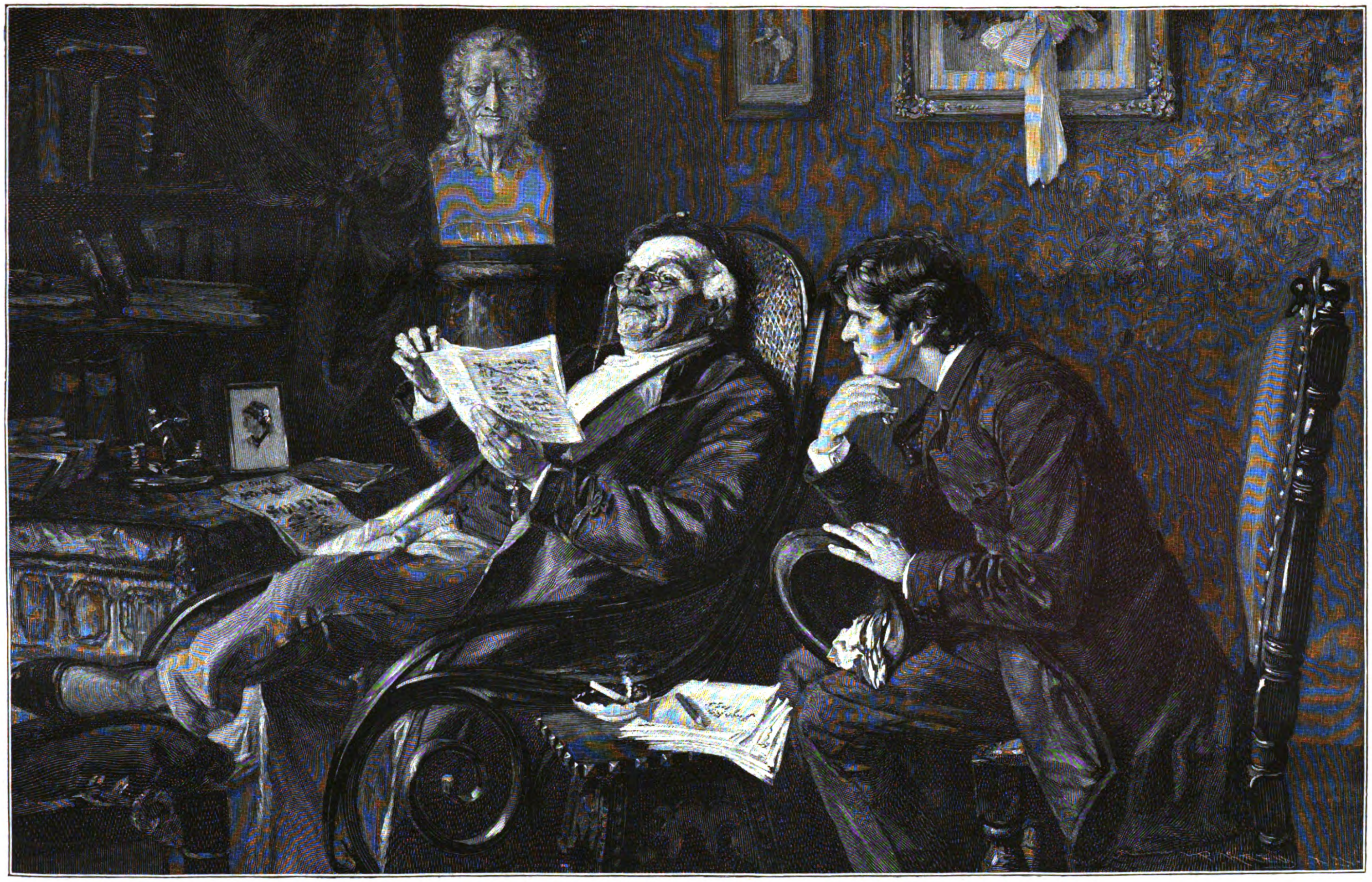
Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Eine Tugend bleibt zu allen Zeiten eine Tugend, das iſt unzweifelhaft, aber ſie wird nicht zu allen Zeiten gleich hoch geſchätzt. Zu den Tugenden, die gegenwärtig im Kurs der öffentlichen Meinung am niedrigſten ſtehen, gehört die Genügſamkeit. Man weiß nichts Rechtes mit ihr anzufangen, während ihr ärgſter Feind, die Begehrlichkeit, unter den ſchönſten Namen und als Tugend maskiert ſiegreich die Welt durchzieht. Was nützt die Genügſamkeit? Macht ſie reich und angeſehen, bringt ſie Ehre und Ruhm? Nichts von alledem; nicht einmal den Titel eines Kommiſſionsrats hat ſie zu verleihen, und ſie ſchützt höchſtens vor dem Verhungern. Mit dem Verhungern aber hat es heutzutage gute Wege. Es paſſiert ja alljährlich in Berlin oder in anderen großen Städten zwei, drei armen Menſchen, deren Elend von der Öffentlichkeit überſehen worden iſt oder die ihr Elend ſchamhaft vor der Öffentlichkeit verſteckt gehalten haben, aber dieſe wären wahrſcheinlich auch durch Genügſamkeit nicht gerettet worden. Denn wenn man nicht einmal mehr trockenes Brot zu eſſen hat, macht auch die Genügſamkeit nicht ſatt. Und eine ſolche Tugend ſollte man öffentlich predigen? — Stellt ſie in den abgelegenſten Winkel der Ecke, in der alle wahren Tugenden ihren herkömmlichen Platz haben! So lautet die landläufige Meinung, und auch diejenigen, welche andere Tugenden zu ſchätzen wiſſen, wollen von der Tugend der Genügſamkeit nicht viel hören. Das iſt ſchlimm für den, der der Genügſamkeit ein Loblied ſingt; er mag ſelbſt der Genügſamſte der Genügſamen ſein — auf eines kann er doch nicht verzichten, auf die Zuhörer. Und je mehr er deren hat, um ſo lieber iſt es ihm und um ſo beſſer wird es um die Welt beſtellt ſein.

Selbſterkenntnis iſt der Urſprung aller Tugenden. Ich gehöre nicht zu den Genügſamen, und wenn ich Genügſamkeit predigen wollte, müßte ich ſie mir ſelbſt anerziehen, ehe ich mit dem Lob dieſer Tugend vor die Öffentlichkeit treten dürfte. Aber was man nicht iſt, kann man noch werden, wenn man nicht jener wohlerzogenen höheren Tochter gleicht, die auf jeden Tadel ihrer Mutter ſchelmiſch erwidert: „So bin ich nun einmal, mein Mutterchen!“ — Noch habe ich die Genügſamkeit nicht üben, aber ich habe ſie lieben und ſchätzen gelernt — das Weitere wird ſich finden. Das iſt das Verdienſt Heinrich Seidels, der der Genügſamkeit ein Loblied geſungen hat, das mir ſehr gefallen hat. Denn er weiß von ihr ganz andere Dinge zu erzählen, als daß man mit ihr ſelbſt auf den Kommiſſionsratstitel verzichten muß und durch ſie höchſtens vor dem Verhungern geſchützt wird. Heinrich Seidel behauptet, daß die Genügſamkeit nichts Geringeres iſt, als der Weg zum Glück, und er beweiſt ſeine Behauptung dadurch, daß er uns glückliche Menſchen ſchildert, deren hervorſtechendſte Eigenſchaft die Genügſamkeit iſt.

Vielen Leſern wird Herr Leberecht Hühnchen, das Prototyp der Genügſamkeit, kein Fremder mehr ſein. In einigen leider in den erſten Bänden der Geſammelten Schriften von Heinrich Seidel eingeſtreut und nicht zuſammenhängend veröffentlichten Kapiteln hat der Dichter geſchildert, wie er mit Leberecht Hühnchen Freundſchaft ſchloß, wie er ihn in Berlin wiederfand, wie er ſein eignes Junggeſellenheim in Leberecht Hühnchens „Villa“ aufſchlug und ſich mit Leberecht Hühnchens einziger Tochter verlobte. Jetzt iſt als achter Band der Geſammelten Schriften von Heinrich Seidel „Leberecht Hühnchen als Großvater“ geſchildert. (Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.) Das Preislied der Genügſamkeit hat ſeinen Abſchluß gefunden, und Seidel hat nicht zu fürchten, daß ihm die Hörer fehlen werden. Denn Leberecht Hühnchen iſt auch als Großvater einer der originellſten und liebenswürdigſten Menſchen, deren Bekanntſchaft uns die neuere deutſche Litteratur vermittelt, und ſeinem Schöpfer Heinrich Seidel ſind bis zum Schluß die warme Empfindung und der ſchalkhafte Humor treu geblieben, aus denen er den Charakter Leberecht Hühnchens zu formen begann. Da hat ſich nun um den Helden eine ganze kleine Welt aufgebaut, in der die Genügſamkeit als die vornehmſte Tugend gilt, und in der eitel Friede und Liebe iſt. Das einzige ſchwarze Ungeheuer darin iſt der Rabe Hoppdiquax, ein „rätſelhaftes Ungetüm,“ mit dem ſelbſt Leberecht Hühnchen ein gegenſeitiges Verſtändnis nicht anbahnen kann. Und es iſt charakteriſtiſch und bezeichnend, daß das einzige von Leberecht Hühnchens Anſpruchsloſigkeit und Laune nicht bezwungene Weſen ein unvernünftiges Vieh iſt. Ich will nicht behaupten, daß die

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408



Sein erſtes Drama. Nach dem Gemälde von F. Brütt.

Menſchen des XIX. Jahrhunderts ſich alle in die Welt Leberecht Hühnchens hineindrängen müßten; die meiſten werden gerne hinter dem Zaun ſtehen bleiben und ſich damit, daß ſie nur klein ſei, darüber tröſten, daß ſie ſelbſt mit ihren Anſprüchen, ihrem Ehrgeiz, ihrer Sucht etwas zu ſein, keinen Platz darin finden können. Und wenn trotzdem einer ſich den Eingang erzwingen wollte, mit dem guten Willen, an ihren Freuden teilzunehmen, aber ohne vorher ſeiner Selbſtſucht und anderen Suchten Zügel angelegt zu haben, er würde keine Aufnahme finden oder er würde, wäre er der Stärkere, dieſe ganze Welt verſchwinden machen. So wie der Häuſerſpekulant Leberecht Hühnchens Villa mit allen ihren Herrlichkeiten ſchließlich unter einer rieſigen Mietskaſerne begräbt. Deshalb mußte Seidel, wollte er wahr bleiben und der von ihm geſchilderten Welt nicht die Möglichkeit der Exiſtenz nehmen, auf alle ſcharfen Kontraſte verzichten; es ſind Menſchen einer Farbe, die ſich um Leberecht Hühnchen gruppieren.

Daß Leberecht Hühnchens Kinder des Vaters Art zeigen, kann nicht wunder nehmen; ſie iſt das Erbteil des Blutes. Leberecht Hühnchen verſtand als Student mit dreißig Pfennigen die Koſten eines genußreichen Abends zu beſtreiten. Fünf Eier, eine Priſe Thee, eine Pfeife Tabak, das reichte für ihn und ſeinen Freund, und daß er nur eine Pfeife beſaß, war ein beſonderer Vorzug, denn ſo konnte der eine ungeſtört vorleſen, während der andere rauchte, und indem ſie mit Rauchen und Vorleſen abwechſelten, erhöhte ſich für beide der Genuß. Nach Jahren will Seidel den Jugendfreund in Berlin aufſuchen. „Er ſollte in der Gartenſtraße wohnen, allein über die Hausnummer war ich nicht im klaren. Schon wollte ich in ein Haus gehen, das ich für das richtige hielt, und mich erkundigen, als ich auf zwei nette, reinliche Kinder von etwa fünf und ſechs Jahren aufmerkſam wurde, welche ſich vor der benachbarten Hausthür auf eine für ſie ſcheinbar köſtliche Art vergnügten. Es war ein trüber Sommertag geweſen und nun gegen Abend fing es an, ganz ſanft zu regnen. Da hatte nun der Knabe als der ältere den herrlichen Spaß entdeckt, das Geſicht gegen den Himmel zu richten und es ſich in den offenen Mund regnen zu laſſen. Mit jener Begeiſterung, welche Kinder ſolchen neuen Erfindungen entgegenbringen, hatte das Mädchen dies ſofort nachgeahmt, und nun ſtanden ſie beide dort, von Zeit zu Zeit mit ihren fröhlichen Kinderſtimmen in hellen Jubel ausbrechend über dieſes ungekannte und koſtenloſe Vergnügen. Mich durchzuckte es wie ein Blitz: ‚Das ſind Hühnchens Kinder!‘“ — Und die Antwort auf ſeine Frage beſtätigt Seidel, daß er richtig geſchloſſen hat.

Leberecht Hühnchen verſäumt natürlich nichts, um dieſen Zug ſeiner eignen Art, den eine gütige Fee auch ſeinen Kindern als Lebensmitgift in die Wiege gelegt hat, zu pflegen und zu feſtigen. Man wird ſeine Erziehungsprinzipien am beſten aus dem folgenden kleinen Zuge erkennen. Seidel iſt eingeladen, den Weihnachtsabend bei Leberecht Hühnchen in deſſen Villa in Steglitz zu verleben. Es iſt ein bitterkalter Winternachmittag, als der Erzähler ſich dem Hauſe nähert. „An einem der vereiſten Fenſter war ein thalergroßes Guckloch ſichtbar, wie Kinder es mit einem erwärmten Geldſtück einzuſchmelzen lieben, und von dieſem verſchwand, als ich in Sicht kam, ein Auge, während ſofort dafür ein anderes ſich zeigte, welches freundlich zwinkerte. Auf dem Flur, wo ein angenehmer Kaffeegeruch bemerklich war, kam Hühnchen mir vergnügt entgegen, indem er rief: ‚Willkommen, lieber Weihnachtsgaſt, tritt ein in die zwar nicht übermäßig warmen, aber dennoch behaglichen Feſträume. Gegen dieſen Winter können wir nicht anheizen, obgleich die Öfen heute den ganzen Tag ſchon bullern. Die Kinder wollten ſo gern nach dir ausſchauen und baten mich, ihnen ein Markſtück zu leihen, um ſich ein Loch in die gefrorenen Fenſter zu tauen. Ich aber ſagte, Weihnachten iſt nur einmal im Jahre, und habe ihnen für dieſen Zweck einen Thaler gepumpt!‘“

Der Zug iſt bezeichnend nicht nur für die Methode der Leberecht Hühnchenſchen Kindererziehung, ſondern auch für die Art ſeiner Genügſamkeit. Die entſpringt nicht aus einem grilligen Temperament, das auf Lebensfreude und Lebensgenuß verzichtet, weil es nicht zu genießen verſteht, ſondern ſie iſt mit der ausgeprägteſten Genußſucht gepaart. Wie er in ſeinen Kindern die feſtliche Stimmung erhöht, indem er ihnen ſtatt einer Mark einen Thaler zum Auftauen der Fenſterſcheiben borgt, ſo weiß er auch ſich ſelbſt — und nicht ſelten mit Hilfe der ausſchweifendſten Phantaſie — dort Genüſſe zu ſchaffen, wo jeder andere nur Entbehrungen und Mängel ſehen würde. Sein beſcheidenes Haus, die „Villa Hühnchen,“ entwickelt Vorzüge, von denen ein anderer als er ſich nichts ahnen laſſen würde. Aber Leberecht Hühnchen verſäumt nicht, ſeinen Freund auf dieſe beſonderen Vorzüge, die mit den Jahreszeiten wechſeln, an jenem bitterkalten Wintertage aufmerkſam zu machen: „Bevor wir uns an den Kaffeetiſch ſetzen, teurer Freund, muß ich dich mit einer Merkwürdigkeit dieſes außerordentlichen Hauſes bekannt machen, welche durch den Umbau erzielt worden iſt. Wie dein baukundiges Auge ſofort bemerkt haben wird, iſt in dieſes, früher unſer größtes, Wohnzimmer die neue Treppe nach oben eingebaut, wodurch es kommt, daß zur Verbindung mit dem Südzimmer nur ein breiter Gang übrig geblieben iſt, in welchem ein Sofa ſteht, wie du ſiehſt. Nun haben wir uns noch nicht zu Doppelfenſtern aufgeſchwungen — nebenbei, einfache haben den Vorzug, daß ſie außerordentlich energiſch ventilieren — und da ſtellt ſich nun an ſolchen kalten Wintertagen wie heute die wunderbare Thatſache heraus, daß wir uns in dem Mikrokosmus dieſer beiden kleinen Zimmer ſämtlicher Zonen und Klimate zu erfreuen haben. Beginnen wir unſere Wanderung hier am Nordende. Dicht am Fenſter befinden wir uns in der kalten Zone und können auf das Polareis den Finger legen. Dieſes Guckloch mag den Nordpol bedeuten. Nun bewegen wir uns nach Süden und gelangen hier bei dieſem Großvaterſtuhl bereits in die gemäßigte Zone. Ein tropiſcher Anhauch weht uns entgegen von jenem Ofen am Beginn des breiten Ganges. Dieſer Ofen bezeichnet den Wendekreis des Krebſes. Wir paſſieren ihn und geraten in den Durchgang, in die heiße Zone. Dieſes Sofa, welches hier zur Ruhe einladet, heißt Kamerun. Hier halte ich zuweilen in behaglichem Klima ein Nachmittagsſchläfchen, wenn dringende Verhandlungen des „Vereins der Zeitgenoſſen“ mich noch in ſpäter Nachtſtunde im Kreiſe meiner Freunde feſthielten. Was du für Ritzen im Bretterfußboden hältſt, ſind die Längengrade, und dieſer hier, etwas breiter als die übrigen, ſtellt den Äquator vor. Wir befinden uns demgemäß bereits auf der ſüdlichen Halbkugel, treten durch dieſe geöffnete Thür in das zweite Zimmer und finden dort wieder einen Ofen, den Wendekreis des Steinbockes. Langſam ſchreiten wir durch die ſüdliche gemäßigte und kalte Zone vor, bis uns wiederum Polareis entgegenſtarrt. Und ſieh mal, dies alles in dem Zeitraum weniger Sekunden, und wir brauchen dazu nicht Siebenmeilenſtiefel wie Peter Schlemihl, der, als ihm im Norden beim Botaniſieren der Eisbär in den Weg trat, in ſeiner Verwirrung durch alle Klimate taumelte, bald kalt, bald heiß, wodurch er ſich die monumentale Lungenentzündung zuzog. Wir können das viel bequemer in Hausſchuhen abmachen.“

Es iſt ein Stillleben, daß die Familie Hühnchen mit ihrem Kreis von Freunden führt, aber ein fröhliches Stillleben, „denn Hühnchen verſtand es, aus allem ein Feſt zu machen. Wenn im Garten das erſte Veilchen kam, ſo gab es eine kleine Feier und das beſcheidene blaue Blümchen ſtand in einem feinen geſchliffenen Gläschen als feſtlicher Schmuck auf dem Mittagstiſche, ward herumgereicht und bewundert und eine Flaſche Saurer dazu getrunken. Für gewöhnlich gab es bei Tiſch nämlich keinen Wein, allein Hühnchen hatte einen harmloſen und unſchädlichen Moſelwein im Keller und war unerſchöpflich, neue Veranlaſſungen zu erfinden, um eine Flaſche davon heraufzuholen. Wir feierten den erſten Storch, die erſte Schwalbe, die erſten Radieschen, die erſte Roſe und die erſten Erdbeeren. Dieſe ſogenannten Erſtlingsfeſte waren unzählig, ich erinnere mich, daß uns das Fliegenſchnäpperneſt, welches alljährlich in dem Weinſpalier vorhanden war, ſtets zu drei Feiern verhalf, einmal, wenn das erſte Ei darin lag, einmal, wenn die Jungen auskrochen, und einmal, wenn ſie glücklich ausgeflogen waren. Geburtstage wurden natürlich beſonders großartig begangen und dabei ſelbſt der böſe Hoppdiquax nicht vergeſſen. Als den ohngefähren Tag, an welchem die Raben aus dem Ei kriechen, hatte ich den erſten April feſtgeſtellt, ſo daß dieſes Unglückstier den Vorzug genoß, ſeinen Geburtstag mit unſerm großen Kanzler an gleichem Datum zu feiern.“

Man darf nur das „Menu“ einer dieſer Abendfeſtlichkeiten anſehen, das auf fein beſchriebenem Kärtchen an jedem Platze lag, um, wenn man kein Protz iſt, die behaglich fröhliche Stimmung einer ſolchen Hühnchenſchen Tiſchgenoſſenſchaft nachzuempfinden. Da heißt es:

„1. Speiſen.

Pellkartoffeln mit Hering. Dazu Zwiebeln und Speck. (NB. Kartoffeln und Zwiebeln eignes Wachstum.)

Kartoffelpfannkuchen mit Johannisbeeren. (NB. Spezialität der Frau Hühnchen.)

Butter und ganz alter Berliner Kuhkäſe.

Weintrauben, Wallnüſſe. (Eignes Wachstum.)

2. Getränke.

Doppelkümmel von Gilka und Bier aus der weltberühmten Brauerei des Herrn Patzenhofer in Berlin.“

In ſeinem neueſten Roman hat Hermann Heiberg ein Souper mit den raffinierteſten Genüſſen in allen ſeinen Einzelheiten beſchrieben, bei dem es Kaviarbrötchen mit Auſtern, Filetſchnitte in Olivenſauce, warmen Hummer mit eisfriſcher Butter, Rehrücken, Spargel mit einer Sauce, in die gekochter Schinken ſtaubfein gerieben iſt, alten holländiſchen Käſe, Früchte und Näſchereien und natürlich zu jedem Gange einen beſonders ausgeſuchten Wein gibt — der Autor nennt jede einzelne Marke, damit nur niemand Grund hat, an ſeiner Zunge zu zweifeln — aber ich muß geſtehen, wenn ich die Wahl hätte, ich äße lieber bei Leberecht Hühnchen, als bei Heibergs Herrn von Taſſilo, der auch jeden Gang mit einer lobenden Anmerkung hervorhebt.

Unter den Figuren, die ſich in geſchloſſenem Kreiſe um Leberecht Hühnchen gruppieren, iſt die originellſte zweifellos Doktor Havelmüller. Auch dieſer liebenswürdige Sonderling begegnet uns ſchon in den früheren Kapiteln, und die Schilderung des Sommerfeſtes auf ſeinem „Landgut“ bei Tegel und ſeiner merkwürdigen Ausgrabungen auf der Liebesinſel im Tegeler See iſt eine wahre Perle harmloſen Humors. Aber auch in Leberecht Hühnchens Großvaterzeiten ſpielt dieſer Doktor Havelmüller, der das unſinnigſte Zeug auszuhecken und es mit der ernſthafteſten Miene von ſich zu geben und zu inſzenieren pflegt, eine hervorragende Rolle. Nachdem der Erzähler Hühnchens Schwiegerſohn geworden, macht er ſeine Hochzeitsreiſe nach Tegel, um dort, nur den nächſten Freunden bewußt, ſeine Flitterwochen zu verbringen. Doktor Havelmüller reſpektiert das Inkognito des jungen Paares, trotzdem ihn jeder Abend von Berlin nach Tegel hinausführt. „Jetzt aber, da mein Urlaub ablief und wir aus unſerer behaglichen Zweiſiedelei unter die Menſchen zurückkehren mußten, beſchloſſen wir uns zu erkennen zu geben und Doktor Havelmüller in „Neugarten,“ wie er ſein neues Grundſtück nannte, zu beſuchen. Er hatte nämlich ſchon im Anfang des vorigen Jahres gegenüber dem Parke des Eiſenhammers einen halben Morgen Kiefernheide gekauft und trug ſich mit Plänen, ſich dort ein Häuschen zu bauen. Da er ſich jedoch durchaus nicht für einen Stil entſcheiden konnte und fortwährend zwiſchen einem tiroler oder ſchwarzwälder oder ſächſiſchen Bauernhauſe, oder einer gotiſchen oder romaniſchen oder Renaiſſance-Villa hin- und herſchwankte, dann auch den Kajüttenſtil der Schifferhäuſer an der Oſt- und Nordſee in Betracht zog, ſo hatte er einſtweilen ſich dort eine Erdhütte errichtet und den niedrig gelegenen Teil des Grundſtückes in Gartenland verwandelt, während er den höheren, der mit 41 wirklichen Kiefern geziert war, ſeiner „natürlichen Wildheit“ überlaſſen hatte. Als wir durch die kleine Pforte in den eingezäunten Raum traten, ſahen wir den Doktor beſchäftigt, wie er mit mächtigem Eifer Waſſer pumpte, das durch blecherne Röhren in hölzerne Tonnen lief, die an verſchiedenen Stellen in die Erde verſenkt waren. Der Boden war ſorglich umgegraben und in Beete geteilt, auf denen zum Teil ein freundliches Grün ſchimmerte. Im übrigen leuchteten ſie in dem ſchönen weißlichen Gelb des unverfälſchten märkiſchen Sandes. Als der Doktor uns bemerkte, hielt er die Hand über die Augen und ſah eine Weile ſcheinbar befremdet auf uns hin. Dann ging etwas wie freudiges Wiedererkennen durch ſeine Züge. ‚Ha, willkommen,‘ rief er. ‚Schon zurück vom ſchönen Rhein. Willkommen in Neugarten.‘ — Wir lachten ein wenig über die ſchauſpieleriſche Kunſt, mit der er Überraſchung heuchelte, da wir uns doch faſt alle Tage von ferne geſehen hatten, und dann zeigte er uns die Wunder ſeiner neuen Beſitzung. ‚Stoßt euch nicht, lieben Freunde, an dem weißlichen Ausſehen dieſes Bodens,‘ ſagte er, ‚auf dem märkiſchen Sande wächſt alles, was man verlangt, wenn er nur Dung und Waſſer bekommt. Und außerdem iſt es Urboden. Seit Menſchengedenken war hier Kiefernheide und es iſt nicht anzunehmen, daß es früher anders geweſen iſt. Ich bin der erſte Menſch, welcher dieſes Land den Zwecken höherer Kultur dienſtbar macht. Infolgedeſſen ſind hier im vorigen Jahre ſchon kannibaliſche Kartoffeln gewachſen.‘“

Die Kiefern auf dem Grundſtück ſind alle mit fortlaufenden Nummern gezeichnet und auf die Frage, warum er dieſe Anordnung getroffen, antwortet Doktor Havelmüller wehmütig lächelnd: „Ja, lieber Freund, es könnte doch einmal vorkommen, daß hier Holz geſtohlen wird. Da wäre es mir doch ſehr tröſtlich zu wiſſen, welche Nummer es geweſen iſt.“

Ich will nichts verraten von den merkwürdigen Dingen, die in Doktor Havelmüllers gebundenem Buch, das den Titel trägt: „Grundſtück Neugarten bei Tegel. Seine Geſchichte, Größe und Bedeutung, ſeine Bodenbeſchaffenheit, ſeine Flora, Fauna nebſt ſonſtigen Merkwürdigkeiten“ verzeichnet ſtehen, auch nicht, wie der Doktor herausrechnet, daß ſein halber Morgen Kiefernheide unendlich viel größer iſt als Deutſchland, und wie er, was auf ſeinem Grunde kreucht und fleucht, als Mieter betrachtet und behandelt. Wie er, mit einem Wort, in ſeinen harmloſen Unſinn Methode gebracht hat.

Aber es ſteckt noch ein anderes in Doktor Havelmüller, und das lebt auch in den anderen Menſchen des Hühnchenſchen Kreiſes — ein tiefes, warmes und weiches Gemüt; das ſteckt vor allem in dem Erzähler, in Heinrich Seidel ſelbſt, und das läßt ihn in wundervollen harmoniſchen Farben das Glück ſeiner jungen Ehe, die Freude an ſeinen Kindern malen, das ringt ihm die einfachſten und doch erſchütternden Töne ab, wo er den Tod eines blonden Lieblings ſchildert. Die ganze Leberecht Hühnchengeſchichte iſt eine jener Dichtungen, auf die von Rechts wegen der Titel „Wahrheit und Dichtung“ gehört. Sie iſt innerlich ſelbſt erlebt und dichteriſch erzählt — und in der Vereinigung von beidem liegt ihr Reiz und ihre Wirkung, die bald zum Lachen reizt und bald zu Thränen rührt. Und noch eins — Leberecht Hühnchen iſt ein Typus, der in unſerm Volke ſeltener, aber nicht ſelten geworden iſt, und dieſer Typus iſt meiſterhaft geſchildert. Es ſind die guten, die glücklichen und die zufriedenen Menſchen; ſie heben die Welt nicht aus den Angeln, ſie rütteln auch nicht daran, aber ſie ſind die feſten Stützen deſſen, was uns an Altem und Tüchtigem überkommen iſt. — Wenn man der Verlagshandlung einen Wunſch ausſprechen darf, ſo iſt es der, bei einer Neuauflage der Bände, welche die erſten Kapitel der Leberecht Hühnchengeſchichte enthalten, dieſe ſo zu arrangieren, daß ſie etwa einen zu dem Bande „Leberecht Hühnchen als Großvater“ korreſpondierenden Band bilden.

## Die Dorfarme.

Erzählung von Ant. Andrea. (Abdruck verboten.)

Es kam den Bauern recht ungelegen, daß die Witwe Kuhn an dieſem ſchönen Nachmittag, wo alles in der Heuernte war, begraben werden ſollte. Zwar eine brave Frau, die Witwe Kuhn, die ſich und ihren Jungen redlich ernährt hatte mit ihrer Hände Arbeit, aber ſchlecht hatte ſie es abgepaßt, daß ſie ſich hinlegte und ſtarb, ehe der Knabe groß genug war, ſich ſein Brot verdienen zu können. Nun, es ließ ſich einmal nicht ändern: ſie war tot und mußte auf den Kirchhof gebracht werden. So wurde denn der kleine Leichenzug in Bewegung geſetzt und die beiden alten Glocken in dem alten Turm der Dorfkirche thaten ihr Beſtes, um feierlich zu läuten.

Sechs Männer in ihren Sonntagsröcken trugen den armſeligen Sarg von Fichtenholz; ganz ſchwarz war er, keine Blume, kein grüner Zweig lag auf ihm, nicht einmal ein weißer Mullſtreif faßte unten den Deckel ein. Zwei gute Nachbarinnen im Gefolge zogen das fünfjährige Söhnchen der Verſtorbenen mit fort; ſie hatten ihm zu Hauſe eingeſchärft, tüchtig zu weinen, denn das ſchickt ſich bei einem ordentlichen Begräbnis, aber der Junge war zu dumm, um die Wichtigkeit des ganzen Vorganges zu begreifen; er hatte nur Augen für den Herrn Pfarrer, der voranſchritt, das ſchwarze Buch mit dem blanken Kreuz in den gefalteten Händen, den Küſter und die Schuljungen, die ſo wacker geſungen: „Warum ſollt ich mich denn grämen?“ daß es ihnen noch in der Kehle kratzte; wenn die eine oder die andere der Frauen ihn nicht ab und zu angeſtoßen hätte, würde er ſchwerlich eine weinerliche Miene gemacht haben.

Hinter dem Zaun, unweit des Friedhofes, der eine baufällige Baracke, mehr Stall als Haus, von der Straße trennte, ſtand eine alte Frau, die Arme in einer verblichenen weiten Männerjacke aufgeſtützt, daß das runzelige Geſicht, halb verſteckt in der breiten Krauſe einer weißen Shirtinghaube, auf ihnen ruhte. Sie bewegte in einem fort die Lippen, als bete ſie, und ihre tiefliegenden lebhaften Augen ſuchten den verlaſſenen Knaben zwiſchen den beiden Nachbarinnen.

Es war die alte Wendten, die Dorfarme — eine rechte Laſt für die wackeren Bauern, die ſo viel wie nichts für ſie thaten und gar nicht ohne ſie fertig werden konnten, denn die Wendten galt für ſehr bewandert in allerei — offenen und geheimen — Wiſſenſchaften; ſie kannte und ſammelte heilſame Kräuter für Menſchen und Vieh; ſie beſprach das Blut, den Brand und das Feuer; gegen das Verrufen wußte ſie Schutzmittel; ſie deutete Träume und ſprach den Diebesſegen, nur zu einem wollte ſie ſich nicht bekennen, zum Wahrſagen, obgleich das ganze Dorf überzeugt war, daß ſie auch in dieſer Kunſt bewandert ſei.

„Was einer haben ſoll, das entgeht ihm nicht!“ pflegte ſie gegen das Wahrſagen einzuwenden: „Wann? das iſt unſerm Herrgott ſeine Sache, der läßt ſich nicht in die Karten gucken.“

Wo es ſich thun ließ, ging ſie den Leuten aus dem Wege, brauchte man aber ihre Hilfe, ſo war ſie ſtets zur Hand, wenn auch meiſtens mürriſch und wortkarg. Tiere hatte ſie lieber als Kinder um ſich. Sie fütterte von ihrer Armut einen Hund und eine Katze, die letztere hatte ſie aus dem Teiche gezogen, als man ſie mit drei anderen, neugebornen ertränken wollte; das arme Ding hatte ſo jämmerlich geſchrien, als wäre ihm ganz was Beſonderes am Leben gelegen, da ſollte es denn erfahren, was man von ihm hat. Den Hund fand ſie einſt halbverendet am Wege, als ſie Kräuter zu ſuchen gegangen war; wahrſcheinlich nur um ihre Heilkunde an ihm zu erproben, nahm ſie ihn mit nach Hauſe. Als er geſund war, wollte er nicht wieder fort und da dachte die Alte: „Wo ſchon zwei ſich durchhungern, kommt auch noch ein Drittes mit.“ Sie bettelte nie, aber ſie nahm, was man ihr gab und ließ ſich den Titel: Dorfarme, gefallen, weil man ihr einen überflüſſigen, alten Stall zum Wohnhaus gegeben hatte…

Vom Kirchhof kehrten die Männer direkt an ihre Tagesarbeit zurück, zufrieden, daß ſie das pflichtſchuldige Begräbnis hinter ſich hatten, von den Weibern begaben ſich einige nach dem „Trauerhauſe,“ um zu ſehen, ob es noch etwas mitzunehmen gab von den paar Habſeligkeiten der Verſtorbenen, der jetzt ja nichts mehr not that.

„Habt ihr die alte Wendten geſehen?“ fragte die eine die anderen: „Sie hat dem Leichenzug nachgeſchaut bis zum Kirchhof. Ja, wenn die reden wollt', da wüßte man gleich, wer nun zuerſt 'rankömmt.“

Den kleinen Nante der „ſeligen Kuhn“ hatten ſie aus den Augen verloren; er war ihnen auf dem Kirchhofe fortgelaufen. Zu ihrer Befriedigung hatte er wenigſtens einmal gehörig „geheult,“ nämlich, als die erſten Spaten voll Erde in die Gruft geworfen wurden. Es war ein großer Stein mit gefaßt worden, der ſo ſchwer gegen den Sarg ſchlug, daß es ganz ſchauerlich polterte und krachte — da hatte der Junge einen Schreck bekommen!

Sie fanden ihn zu Hauſe in der kahlen Stube ſitzen auf einem der Holzſchemel, die den Sarg ſeiner Mutter getragen hatten.

„Ja, Nante, mein Jüngken!“ ſagte die Frau, welche alle Toten im Dorfe wuſch: „Nun liegt deine Mutter ſchön in der Erde.“ Sie lugte dabei ſcharf hin, wo die Nachbarin einen alten Schrank durchſtöberte.

Das Kind machte große Augen und baumelte ſo ſtark mit den Beinchen, daß ihm einer ſeiner ausgetretenen alten Schuhe, die er zu der feierlichen Gelegenheit hatte anziehen müſſen, vom Fuße fiel.

Zwei andere Weiber ſuchten in der Kommode nach, wo ſie wirklich genug zuſammenrafften zu einem paar Bündelchen.

„Die Bettlaken kriege ich!“ rief die Totenwäſcherin energiſch, indem ſie der Nachbarin ein Päckchen abjagte, welches dieſe heimlich in ihre Schürze ſchmuggeln wollte.

„Was wird nun mit dem Jungen?“ fragte eine andere.

„Wer nimmt den mit?“

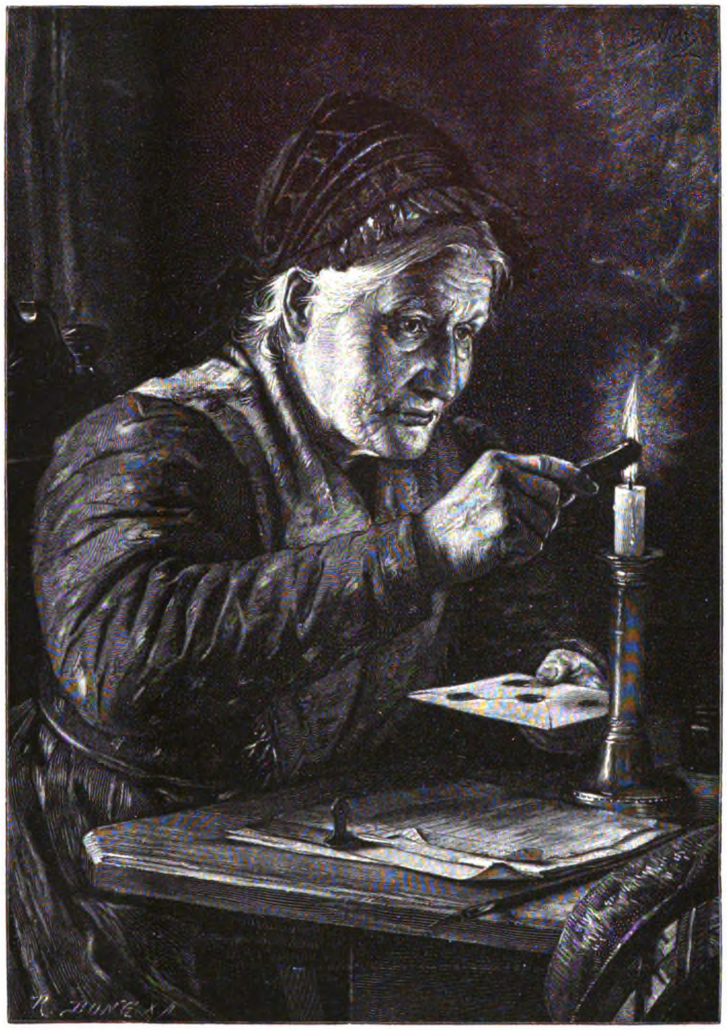
„Ja — wer?“

Sie ſchauten ſich eine Weile untereinander an und ſchüttelten vielſagend mit dem Kopfe — dann ſchlich eine nach der anderen hinaus und jede trug ein Teilchen von dem Erbe des verwaiſten Knaben in der Schürze. Die Totenwäſcherin hatte zuletzt aufgeräumt. Sie klopfte dem Kleinen die dünne Backe und ſagte gutmütig: „Wenn du eſſen willſt — im Schrank ſtehen noch Pellkartoffeln! Ich werde dir nachher 'nen Heringskopp 'rüber ſchicken. Na, denn adjes, Jüngken! Unſer lieber Herrgott wird ſchon für dich ſorgen…“

Nun war der Knabe allein. Das Schweigen und die Leere ringsumher machten ihn betroffen; ſein dünnes Geſichtchen, für das die braunen Augen viel zu groß und zu alt erſchienen, verzog ſich peinlich. Er ſchaute nach dem leeren Bett und dann irrte ſein Blick ſuchend durch die Stube. An der Wand, in der Ofenecke hing ein alter Frauenrock, der den Nachbarinnen wohl zu ſchlecht geweſen war. Der Knabe warf den anderen Schuh ab und lief dorthin, den Rock mit ſeinen Ärmchen umſpannend, als wäre er ein menſchliches Weſen. „Mutter!“ ſagte er. „Mutter!“ Ihm war es, als hätte jemand anders geſprochen; ängſtlich horchte er auf, aber es blieb alles ſtill, ſo fürchterlich ſtill, daß er keinen Laut mehr von ſich zu geben wagte und ſich furchtſam an den Rock ſeiner Mutter ſchmiegte. Dann fiel ihm ein, daß ſie den Rock nicht angezogen zu dem Gang nach dem Kirchhof, daß es ſie da unten in der Erde frieren könnte. — Ja, da lag ſie nun, in dem häßlichen, ſchwarzen Kaſten und ihr Bett ſtand leer. Die Schuljungen hatten ihr was vorgeſungen, der Herr Paſtor, in dem ſchwarzen Talar, hatte laut gebetet, und die Männer nahmen ihre Hüte ab und guckten hinein: Das war alles ſehr hübſch geweſen! Dann aber warfen ſie Erde auf ſie und — krach! fiel der große Stein herunter, der Mutter gerade auf den Kopf; das mußte ihr recht weh gethan haben!… Die Thränen traten ihm in die Augen und er drückte das Geſicht in den alten Rock: Ach, der roch noch nach der Mutter! Es war faſt, als hielte ſie ihn auf dem Schoße. Gewiß! ſie war nicht tot; er wollte lieber zum Friedhof gehen und nachſehen. Die gute Mutter! Sie hatte ihn nie allein gelaſſen; in der Nacht, wenn es dunkel wurde, kroch er zu ihr ins Bett. Nun ſtand es aber leer und er hatte geſehen, wie ſie die Mutter in die Erde geſenkt. Ihm wurde ſehr bange zu Mut, er zog den Rock dicht um ſich zuſammen, daß ſein Kopf ganz darin verborgen blieb. Da hörte er ein leiſes Geräuſch irgendwo in der Stube und verſtohlen guckte er durch die Rockfalten. Erſt ſtockte ihm der Atem vor Schreck, dann ſchrie er laut auf: Mitten in der Stube ſtand die Dorfarme auf ihre Krücke geſtützt und ſah ihm mit den böſen, ſchwarzen Augen, vor denen alle Kinder ſich fürchteten, gerade ins Geſicht. — „So, ſo,“ nickte ſie, daß die breite Krauſe an ihrer Haube auf und nieder klappte: „Du und der Rock — das iſt wohl alles, was von deiner Mutter übrig geblieben,“ und dabei verzog ſie den Mund, daß man nicht wußte, ob ſie lachen oder weinen wollte; jedenfalls ſah es ſehr häßlich aus. „Ach, laß mir doch Mutters Rock!“ ſchluchzte der Kleine zitternd vor Angſt. — Die alte Frau trat einen Schritt näher: „Was heulſt? Macht die olle Wendten dir bange?“ — „Ach — ja—a—a!“ — „Na, die thut dir nichts, Jüngken!“ ſagte die Alte ganz freundlich: „Wollt' dich man fragen, ob du Hunger haſt und 'ne warme Kliebenſuppe mit Ziegenmilch eſſen magſt? Is auch noch die ‚Schnurre‘ da und der ‚Spitz,‘ die vertreiben dir die Zeit, nachher kannſt gehen, wohin du willſt.“

„Mutter iſt nicht mehr hier!“ ſagte der Knabe etwas zutraulicher und wiſchte ſich mit dem Rücken der Hand die Augen.

„Ne, die is nicht mehr hier!“ erwiderte die Alte und von neuem zuckten heftig ihre Mundwinkel: „Aber meine Schnurre iſt 'ne gute Katze und der Spitz ein braves Hundevieh; wenn du mit ihnen ſpielen willſt, kannſt mit mir kommen.“



Der Mutter Notgroſchen. Nach dem gleichnamigen Gemälde von B. Woltze.

„Ja—a—a!“ murmelte der Knabe, indem er zögernd hinter dem Rock hervorkam, „mich gruſelt's, wenn keiner da iſt.“

Die Alte öffnete den Schrank und guckte hinein.

„Hihi!“ kicherte ſie diesmal hörbar: „Die guten Leute haben dir ja noch fünf kalte Kartoffeln mit der Pelle übrig gelaſſen.“

„Und die Totenwäſcherin will mir einen Heringskopp geben!“ ſagte der Knabe harmlos. — Auch in der Kommode ſah die Alte nach und fand ſämtliche Schubfächer leer.

„Gute Leute!“ grinſte ſie wieder: „Getreue Nachbarn und desgleichen! Na, wenn es unſerm Herrgott recht iſt, mich geht es nichts an. Du, Nantekind! 'ne warme Suppe ſchmeckt beſſer als ein ſalziger Heringskopp, komm man mit!“ — Sie faßte den Kleinen bei der Hand und verließ mit ihm die Stube; die Thüre klinkte ſie ſorgfältig hinter ſich zu und auf dem Flur rief ſie der Frau, die in demſelben Hauſe wohnte, zu: „He, Nachbarin! die alte Wendten nimmt den Jungen mit, oder wollt Ihr ihn lieber bei Euch behalten?“ Eine zeternde Frauenſtimme lehnte ſich eifrig gegen dieſe Zumutung auf. „Nicht? Schön! Wer ihn haben will, kann ihn ſich holen: ihr wißt ja alle, wo die alte Wendten wohnt…“

Nein, es kam keiner, um ihr dieſen Teil von der Hinterlaſſenſchaft der Witwe Kuhn ſtreitig zu machen, wohl aber wurde ſie einige Tage ſpäter zum Ortsvorſtand beſchieden, der ſie ohne Zwang anſchrie:

„Plagt Euch der Teufel, Frau, daß Ihr Euch auf Eure alten Tage mit fremder Leute Kindern belaſtet?“

„Sie meinen wohl den Kleinen von der Witwe Kuhn, Herr Vorſtand?“ fragte die Alte kaltblütig.

„Wen ſonſt?“ brummte der andere, ein ſonſt gutmütiger und rechtſchaffener Mann: „Ja, wenn Ihr nicht ſelbſt Dorfarme wäret?“

„Das Dorf thut nichts für mich,“ ſagte die alte Frau mürriſch: „Im übrigen ſoll's mir recht ſein, Herr Vorſtand, wenn mir einer den Jungen wieder abnimmt.“

Da lag eben die Schwierigkeit für den Herrn Vorſtand! Es meldete ſich keiner, der das Kind aufnehmen wollte; geweigert hatten ſich mehrere, und ſchließlich erklärten die Bauern, daß, wenn die alte Wendten den Jungen behielt, ſie dafür eine Unterſtützung in Form von Lebensmitteln haben und der Kleine von ihnen — da doch jedes ein paar abgetragene Kleidungsſtücke erübrigte im Laufe des Jahres — gekleidet werden ſollte; wenn er groß genug würde „zum Hüten,“ dann wollten ſie ſchon weiter für ihn ſorgen. Dabei blieb es — bei den Verſprechungen gleichfalls, und die Nachbarinnen meinten obenein: „Ja, die alte Wendten! die verſteht ſich auf ihren Vorteil. Nun hat ſie den Jungen, der ihr tüchtig im Hauſe zur Hand gehen muß, und das große ‚zweiſchläfrige‘ Bett der ‚ſeligen Kühn‘ dazu: es war ein gutes Bett, mit einem ganz neuen Pfühl von Entenfedern.“

Weiß der Himmel, was die alte Wendten mit ihren Pfleglingen anſtellte! Wie ſie vor langer Zeit den halbtoten Köter wieder geſund und rund bekommen hatte, ſo wuchs der kleine, ſchwächliche Nante bei ihr auf, ein ſtrammer Burſch mit vollen, roten Backen; ordentlich hübſch war er geworden und jederzeit ſah er aus, als wäre er eben gewaſchen und gekämmt; ſelbſt die neuen Jacken und Hoſen, welche ſeine Pflegemutter ihm aus altem Plunder zuſammenſtückte, blieben ſtets die ſauberſten im ganzen Dorf.

In der Schule ſagte der Lehrer öfter als einmal: „Der Wendten ihr Nante iſt geſcheiter und artiger als ihr Rackers alle zuſammen!“

Natürlich ärgerte das die anderen, und um dem Nante das wohlverdiente Lob zu verſalzen, warfen ſie ihm vor, daß er ein Dorfarmer ſei.

„Das iſt nicht wahr!“ rief der Knabe entrüſtet: „Mutter ſorgt für mich.“

„Wer? Die alte Wendten? Na, das iſt deine Mutter nicht, das iſt 'ne miſerable Dorfarme.“

Nante kam aufgeregt nach Hauſe. Er war jetzt ein Junge von zwölf Jahren, aber groß und kräftig wie ein vierzehnjähriger: „Du, Mutter, Kunzens Auguſt ſagt, wir wären Dorfarme.“

„Der wird es wohl nicht beſſer wiſſen,“ entgegnete die Alte gleichmütig.

„Und du wärſt meine Mutter nicht —“

„Nicht? Wer denn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Na, ſiehſt du?“ lächelte die alte Frau recht zufrieden in ſich hinein: „Es wird dir auch keiner eine andere geben, und merke dir, Nante, ob ich deine Mutter bin oder nicht — unſer Herrgott iſt ganz gewiß dein Vater.“

Der Junge legte die Arme um den gebeugten Nacken der Alten: „Ja,“ ſagte er fröhlich — „aber eine andere Mutter wie dich will ich nicht: du biſt die beſte!“

Dann gingen ſie zuſammen in den Wald, Spitz und Schnurre liefen hinterher; der erſtere war ſchon ein bißchen blind und altersſchwach geworden, aber die Katze that noch ſehr rüſtig. Nante trug einen Korb, in welchem ſich ein Stück Brot, groß genug für alle vier, und eine Flaſche Ziegenmilch befand. Im Walde ſuchten ſie Wurzeln und Pflanzen und Blumen, die Nante alle beim Namen zu nennen wußte. Er war unermüdlich und trug immer Neues zuſammen, während Mutter Wendten im Schatten ſaß und ſortierte, was gut fürs Vieh und gut für die Leute war; auch für die Kinder fügte ſie ein Bündel Blätter und Wurzeln zuſammen, obgleich ſie dieſe an Nante nicht erprobt hatte, denn er war nie krank geweſen.

Er hatte viel von ihr gelernt, auch ihre Liebe für das Vieh hatte ſie ihm beigebracht; alle Katzen und Hunde im Dorfe liefen ihm nach, er hatte manches unter ihnen auf eigne Hand „kuriert“ und ſogar ſchon eine Kuh geheilt, die ſich „verfangen“ und Schafe, welche die falſche Drehkrankheit gehabt haben ſollten.

„Aus dem Jungen wird ganz gewiß 'was Rechtes!“ ſagten die Leute und rühmten ſich untereinander, daß ſie alle ihren Teil beigetragen hätten, um ihn gut zu verſorgen — damals, als ſeine Mutter geſtorben war. Jedes beſann ſich, einmal wenigſtens im Laufe der Jahre ein ſchlechtgeratenes Brot, ein paar Kartoffeln oder irgend einen Lumpen auf dem Altar der Mildthätigkeit für ihn niedergelegt zu haben…

Des Abends, als die Wendten mit ihrer Familie heimging, Nante, den vollen Korb auf dem Kopfe, mit Spitz und Schnurre voran, ſtand der Bauer Walken vor ſeiner Thür, die kurze, qualmende Pfeife im Mund, als ob er auf die alte Frau gewartet hätte.

„Guten Abend auch, Wendten!“ ſagte er, indem er näher kam: „Ich hab ein Wort mit Euch zu reden.“

„Ihr wißt, wo ich wohne!“ verſetzte dieſe mürriſch und mit einem mißtrauiſchen Blick auf den unterſetzten, ſtämmigen Mann, ſtrotzend von brutaler Kraft.

Der Bauer bequemte ſich in der That, ihr nach Hauſe zu folgen, aber er war rot vor Ärger und ſchimpfte hörbar vor ſich hin.

„Ich will den Nante zum Hüten haben!“ ſagte er kurzweg, als er über die Schwelle trat: „Natürlich bloß für den Sommer.“

„Und nachher?“ fragte die Alte trocken.

Er kraute ſich den Kopf: „Ja, dann könnt Ihr ihn wieder bekommen, bis er eingeſegnet iſt; der Herr Pfarrer ſagt, daß er noch zwei ganze Winter in die Schule gehen müßte.“

Nante kam gerade unter dem großen Bett hervorgekrochen, wo er die grünen Bündelchen ſorgfältig aufgeſchichtet hatte.

„Na, Junge!“ ſagte der Bauer, „nun hat das Stubenhocken fürs erſte ein Ende. Ich nehme dich in den Dienſt für mein Vieh.“

„Und was kriege ich Lohn?“ fragte der Knabe, indem er den Bauer mit ſeinen großen klugen Augen muſterte, daß dieſer verlegen die Pfeife aus dem Munde nahm und ausſpuckte.

„Lohn? Hm, Lohn?“ brummte er: „Du bekömmſt dein gutes Eſſen, Junge, und wenn du dich brav führſt, 'ne neue Hoſe von meinem Sonntagskittel.“

„Nee,“ ſagte Nante, „dafür komme ich nicht.“

Der Bauer legte ſich aufs Wettern und Schimpfen, nichtsdeſtoweniger mußte er unverrichteter Sache nach Hauſe gehen.

„Mutter,“ ſagte der Junge zu der alten Frau, die ſtill und gedankenvoll auf der Ofenbank ſaß, „wenn ich was verdienen kann für dich, dann thue ich es, ſonſt nicht.“

Den anderen Tag verſtand ſich der Bauer zu einem Gebot von fünf Thalern — ohne Hoſe. Er war beim Ortsvorſtand geweſen und dort belehrt worden, daß man den Knaben nicht zwingen könnte zu dienen, ſo lange die alte Wendten für ihn ſorge und er noch ſchulpflichtig wäre, wollte aber um jeden Preis zeigen, daß er ausführen könnte, was er ſich in den Kopf geſetzt hätte — außerdem reizte es ihn, den Widerſtand des Jungen ein für allemal zu brechen.

Nante ging auf den Handel ein, die alte Wendten ſagte mürriſch: „Thue was du willſt.“

Als er fort war, ließ ſie ſich mehrere Tage von keinem Menſchen ſehen; am Sonntag Abend beſuchte Nante ſie zum erſtenmal.

„Wie geht es?“ fragte ſie, die Augen unzufrieden mit der merklich verwahrloſten Erſcheinung des Knaben beſchäftigt.

„O, ganz gut! Das Eſſen iſt ein bißchen knapp und der Walken ein grober Kerl.“

„Hat er dich geſchlagen?“

Nante wurde rot: „Nur 'ne kleine Backpfeife neulich. Aber du ſollſt ſehen, Mutter! ich halte aus. Du kriegſt deine ſchönen fünf Thaler.“

Wenn Nante von der Zeit an das Vieh auf die Weide trieb, ſtand die Alte regelmäßig am Zaun und der Junge nickte lächelnd: „'Tag auch, Mutter!“ Aber ſo vergnügt er that, er verlor die roten Backen und wurde immer länger und magerer.

Zuweilen kam die alte Frau zu ihm, wo er ſeine Kühe weidete, und blieb den ganzen Nachmittag bei ihm. Der Bauer murrte darüber, doch wagte er nicht, es ihr gerade heraus zu verbieten: Sie hätte dem Vieh was „anthun“ können und der Schaden wäre ſein geweſen.

Als der Sommer ſich ſeinem Ende neigte, kam ſie dem Nante nur noch ſelten nach aufs Feld. Sie klagte über Schwere in den Beinen und daß ihr zuweilen alle Glieder wie gelähmt wären. Es war die höchſte Zeit, daß die „Winterſchule“ anfing und Nante nach Hauſe kommen mußte! Er brachte ſeine fünf Thaler, zerlumpte Kleidungsſtücke und magere Backen mit und fand dafür ſeine alte Pflegemutter krank und hilflos zu Bett.

„Nun beſorge ich dir alles, Mutter!“ ſagte er, froh wieder daheim zu ſein. „Keiner hat mir mehr was zu ſagen. Du ſollſt ſehen, wie ich die Ziege melken und dir das Eſſen kochen werde.“

Er beſorgte das alles ſehr gut, kochte noch obenein Thee für die Kranke und legte ihr Pflaſter auf die ſchmerzenden Teile des morſchen Körpers. Aber es half nicht viel, und als er eines Nachmittags im November aus der Schule kam, fand er die Alte ſich ſtöhnend auf ihrem Lager windend und Spitz und Schnurre ſaßen dabei und ließen betrübt den Kopf hängen.

In dem ärmlichen Raum herrſchte ein trauervolles Halbdunkel; trübe, als nähme es für immer Abſchied, ſchimmerte das ſinkende Tageslicht durch das einzige kleine Fenſter.

„Mutter!“ rief der Knabe, indem er ſich angſtvoll über das Bett neigte: „Soll ich nach der Stadt laufen und den Doktor holen?“

Sie ſchüttelte den Kopf: „Was, Doktor?“ murmelte ſie. „Mich kuriert jetzt einer, der es beſſer verſteht.“ Dann war es, als ob die Falten und Runzeln in ihrem alten Geſicht ſich glätteten. „Du, Jüngken!“ begann ſie nach einer Pauſe, „ſtecke die Lampe an und hänge den Sack vor das Fenſter; verriegle auch die Thür und laß keinen 'rein — bis — es vorbei iſt.“

„Was, liebe Mutter?“

„Das — Sterben.“

Als alles war, wie ſie es haben wollte, ſtreichelte ſie dem Knaben die Backen mit der welken, zitternden Hand; er ſaß auf dem Rande ihres Bettes, den Kopf auf demſelben Kiſſen mit ihr. Das Weinen ſchnürte ihm die Kehle zu, wenn er ein Wort geſprochen hätte, würde er laut aufgeſchrieen haben.

„Nantekind!“ begann ſie nach einer Weile wieder, mit kurzem, oft verſagendem Atem: „Du biſt ein braver Sohn geweſen, und nichts auf der Welt hat der alten Wendten ſolche Freude gemacht wie du.“

Der Knabe zitterte am ganzen Leibe; er richtete ſich auf. „Mutter — liebe Mutter!“ ſchluchzte er und glitt auf die Knie nieder, um das Geſicht in der Bettdecke zu verbergen.

Die Alte lächelte. Ein großer Friede, der das ganze Elend ihres Lebens ſanft verklärte, war über ſie gekommen und leuchtete in ihren welken Zügen, daß die Spuren einer einſtigen Jugendſchönheit wieder ſichtbar wurden — jetzt, da ſie im Sterben lag.

„Du, o du, mein Einzigſtes!“ murmelte ſie, die zitternden Finger in ſeinem weichen, warmen Haar. „Denkſt wohl, ich ließe dich unverſorgt? Nee, lieb Jüngken. Ich kann's beſſer machen, als deine andere, arme Mutter ſelig, und darum wird mir das Sterben ſo ſchön leicht... Bring mir die Bibel aus dem Schrank! — So, nun richt' mich mal ein bißchen auf und faſſe unter den Strohſack, hier, rechts unter meinem Kopf. Haſt's gefunden?“

Nante hielt einen alten, ſchwarz gewordenen Lederbeutel in der Hand. Sie nickte: „Da, in der Bibel, die beiden Briefe, die nimmſt du mit dazu, und alles gibſt du dem Herrn Pfarrer, verſtehſt du? Gleich auf dem Kirchhof, dann gehſt du mit ihm und thuſt nachher in allen Stücken, was er dir ſagt. Bis dahin hüte alles wohl! Die Nachbarinnen nehmen, was ſie finden... Und, Nantekind! höre, lege mir einen grünen Kranz auf den Sarg: es ſieht ſonſt gar zu kahl und traurig aus.“

Sie ſchwieg erſchöpft. Der Knabe fühlte ihre Hände kalt und ſteif werden. Aber ihr Geiſt hielt dem Tode noch ſtand; den Blick liebevoll auf ihn gerichtet, hauchte ſie: „Gib mir 'nen Kuß, Söhnchen! Sag' mir ſchön Adjes für die Reiſe in den Himmel. Ich werde — deine — andere Mutter grüßen.“

Da weinte Nante bitterlich und ſeine Thränen fielen auf die brechenden alten, treuen Augen.

„Nee, nee! weine nicht, du Einziger! Haſt ja damals, bei der anderen Mutter, nicht geweint. Komm nieder mit dem Kopf — ſo! Ich will dich noch einmal fühlen, du Jüngken. Ja, du — du haſt die Alte lieb gehabt, ſo — ſo, nun kannſt ein Vaterunſer beten —“

Er betete, und als er „Amen!“ ſagte, fing der Hund an kläglich zu heulen und die Katze drückte ſich furchtſam an den Knaben, der auf den Knieen liegen blieb und ſchluchzte, als ob das junge Herz ihm berſten wollte vor Traurigkeit.

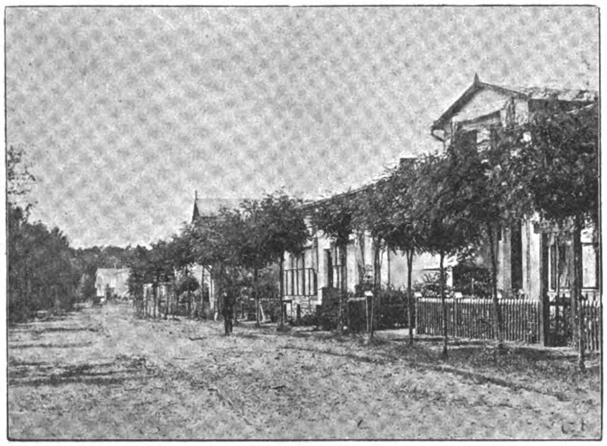
Die Nachbarinnen hatten wieder einmal freien Spielraum, aber bei der Dorfarmen war nicht viel zu holen — eigentlich nur die Ziege, die in ihrem Verſchlag meckerte, weil ſie noch kein Futter bekommen hatte. Es wurde den Weibern unheimlich in der halbdunkeln, niedrigen Stube, die zu betreten ſie ſich geſcheut hatten ſchon bei Lebzeiten der Alten. Vor dem Bett lag der Hund und wimmerte und ächzte, als käme es aus einer Menſchenkehle. Die Totenwäſcherin, im Begriff das Bett zu durchſuchen, gab ihm einen derben Fußtritt, da wurde es ſtill bis auf ein ängſtliches Röcheln; als das aufhörte, war Spitz verendet...

Unterdes ſaß Nante bei dem Pfarrer in dem Arbeitszimmer des würdigen Herrn, der ein Schriftſtück von der Hand der alten Wendten hin und her drehte, ehe es ihm gelang, die wunderlichen Krähenfüße genügend zu entziffern. Leichter wurde ihm ein beigefügter, vergilbter Zettel, der die verblaßten Schriftzüge eines Mannes trug: Das abgeriſſene Stück von einem Liebesbriefe, wie ihn ein gewiſſenloſer Burſche dem hingebenden, betrogenen Mädchen ſchreiben mag, das er in Not und Schande gebracht hat. „Die fünfhundert Thaler werden vorläufig hinreichen für dich und das Kind. Schreibe, wenn du mehr brauchſt —“

In dem dumpf riechenden Lederbeutel hielt der Pfarrer die angegebene Summe; das arme vaterloſe Kind, für das ſie damals beſtimmt geweſen, war längſt eingegangen in das große Waiſenhaus Gottes, aber hier ſtand ein anderer verwaiſter Knabe, der hatte es geerbt von der Mutter, die ihn geliebt wie ihren eignen Sohn. Das verratene, verlaſſene Mädchen hatte es verſchmäht, den Kaufpreis ihres Seelenfriedens je anzurühren; die alte Frau ſegnete ihn in ihrer Sterbeſtunde: Er bewahrte ihren Pflegeſohn vor der „Barmherzigkeit“ der Bauern und ſicherte ihm eine Erziehung, wie ſie ſeinen natürlichen Gaben angemeſſen war.

Nur noch einmal kehrte Nante in die alte Hütte zurück — um den Hund zu begraben und die Katze in das Pfarrhaus zu holen, wo er ſelbſt ein Aſyl gefunden hatte.

Wer heute den kleinen Dorfkirchhof beſucht, der findet in zwei entgegengeſetzten Winkeln desſelben je ein Grab, das von einem ganz gleichen eiſernen Gitter umſchloſſen wird, beide mit einer Tafel und der gleichlautenden, folgenden Inſchrift: „Hier ruhet in Gott meine liebe Mutter“ — die beigefügten Namen ſind allerdings verſchieden. Und will man wiſſen, was es für ein Bewandtnis mit den beiden Gräbern hat, ſo wird der erſte Beſte im Dorf Beſcheid ſagen. Ein armes Waiſenkind aus dem Orte, das zum „vornehmen Herrn“ geworden iſt, weil es auf der Tierarzneiſchule „geſtudiert“ hat, ließ die beiden Denkmäler ſetzen für zwei ganz geringe Frauen: die eine war ſeine leibliche Mutter, die andere nur eine Dorfarme.



Dorfſtraße in Müritz.
Nach einer Photographie von A. Breithaupt in Ribnitz.

## Vom Strande der Oſtſee.

Von A. von Bülow. (Abdruck verboten.)

Die Roſtocker Gaſtfreunde, in deren anmutiger Villa wir genußreiche Tage verlebten, waren mit uns nach Warnemünde gefahren; wir ſtanden auf der großen Mole und ließen den Blick hinausſchweifen über die wogende Waſſerfläche, welche in unabläſſigem Farbenwechſel bald das klare Blau des Frühlingshimmels widerſpiegelte, bald tief dunkel erſchien, oder ſilberhell die Sonnenſtrahlen zurückwarf, während die zu unſern Füßen brandenden Wellen von durchſichtigem Smaragdgrün waren.

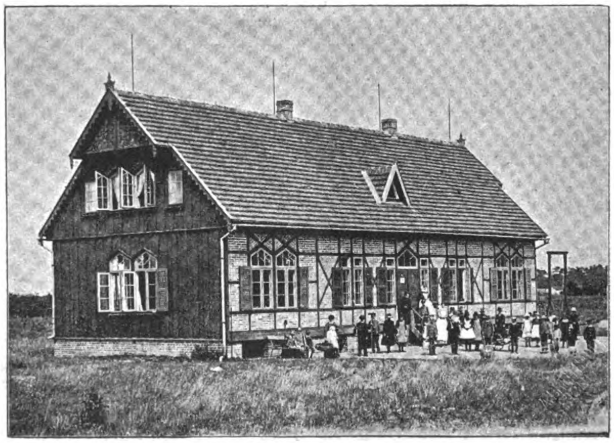
In jener Richtung, hieß es, mit einer Handbewegung nach links gegen Weſten, liegt Wismar, und zwiſchen hier und dort liegen an der Küſte zahlreiche, mehr oder minder bekannte Badeorte, von denen Sie jedenfalls Doberan oftmals nennen hörten; auch der Baſtorfer Leuchtturm liegt dort. — Und jener waldige Vorſprung? fragten wir, uns nach Oſten wendend; es ſcheint, eine Landzunge erſtrecke ſich dort zum natürlichen Schutze der Warnemünder Rhede weit in die See hinaus.

„Es iſt die Roſtocker Heide,“ ward uns zur Antwort; „die Küſte ſpringt in jener Richtung weit gegen Nordoſten vor. Mit ſcharfem Auge können Sie von hier den im Dunſt verſchwimmenden Streifen erkennen, der ſich viel weiter als jener Wald verfolgen läßt; eine ununterbrochene Linie mit größeren und kleineren Biegungen bis zum Fiſchlande und weiter zum Darß.“ — „So breitet ſich auch hier bei Ihnen die Heide aus?“ Ein Lächeln flog über die Züge des Freundes: „Allerdings! und in einer Schönheit, die wohl eines Beſuches wert iſt. Willkommener Gedanke! Ich führe Sie morgen quer durch die Heide an ein verborgenes Fleckchen Erde, an dem Sie, der Sie ſo gern über das Wohl der Menſchheit ſinnen, Ihre Freude haben werden.“

In der Frühe des nächſten Morgens ſtand das leichte Fuhrwerk bereit, und es ging zur Stadt hinaus aus dem Petrithor über die Warnowbrücke, auf der nach Ribnitz führenden Chauſſee, von der wir jedoch bald zur Linken auf einen Landweg abbogen, der uns durch mehrere hübſch gelegene Dörfer und endlich auch durch Heinrichshagen führte. Hier erreichten wir die Heide. Aber nicht weite Flächen unfruchtbaren Bodens dehnten ſich nun vor uns aus, wie wir dies bei der Bezeichnung Heide doch unwillkürlich erwartet hatten; wir ſahen uns vielmehr in einem Waldrevier von ungeahnter Schönheit. In buntem Gemiſch ſtanden Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Eſchen, Tannen, Kiefern, Weiden durcheinander, viele von ihnen wahre Baumrieſen, ehrwürdige, mächtige alte Stämme, deren Laubkronen eben im erſten durchſichtigen Maigrün leuchteten; darunter grünten prachtvolle Exemplare der Stechpalme (Ilex) mit den dunkelglänzenden Blättern. Vom Sturmwinde abgebrochene Äſte und umgeſtürzte Stämme ſcheinen ungenutzt zu vermodern, führen aber im Vergehen dem Boden neue Nahrung zu und ſind bald von niederem Pflanzenwuchs bedeckt; jetzt ſahen nur die erſten Triebe der Farrenkräuter hervor, man ſagte uns aber, daß Adler- und Königsfarren hier zu Mannshöhe emporwachſen und den Boden weithin mit dichtem grünem Unterwalde bedecken, der hernach abgemäht und zur Streu für das Vieh benutzt wird. Jetzt war der Waldgrund mit reizenden Blümchen überſäet, wir nennen darunter nur als ein beſonders feines Kind Floras die europäiſche Sternblume (Trientalis europaea), deren zarte weiße Sternchen ganze Flächen bedecken; und die ſeltenere liebliche Linnea borealis, die nach Orangenblüte und Kirſchlorbeer duftet. Als der Wald ſich wieder vor uns öffnete, kamen wir an die Förſterei Torfbrücke. Sie liegt an einem das Waſſer der benachbarten Brüche ſammelnden Kanal, der ganz in der Nähe nach dem Meere zu den Wald durchſchneidet, um, nachdem er ein kurzes Wieſenthälchen und ſchließlich die Düne durchbrochen hat, in die See zu münden. Gegen die andringenden Fluten desſelben iſt er durch eine Schleuſe geſchützt. Dieſer Kanal, der Stromgraben genannt, bildet die Grenze zwiſchen der Roſtocker Heide und dem zur Großherzoglichen Forſtinſpektion Gelbenſande gehörenden Waldrevier.

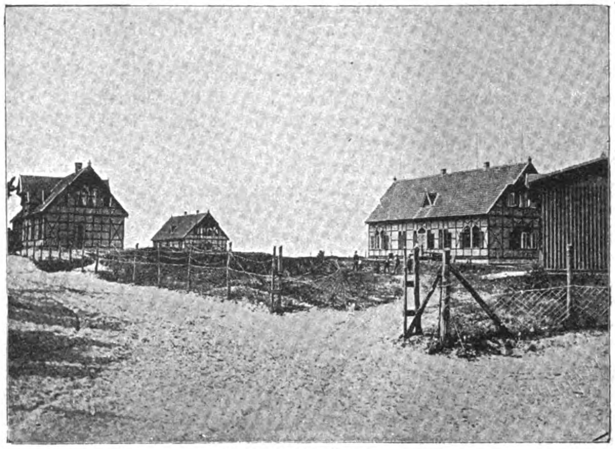
Wir befanden uns, nachdem Torfbrücke paſſiert war, auf einer Waldoaſe. In ihrer Mitte lag ein überaus ſauber gehaltenes Dorf, deſſen ſchmucke Häuſer, umgeben von wohlgepflegten Gärten, aus einer Fülle blühender Kirſchbäume hervorſchauten; zwiſchen den ſchneeigen Blütenmaſſen hoben ſich die eben im Erblühen begriffenen Fliederbüſche und Bäume hervor, und hie und da ſchimmerte ein Apfelbaum mit ſeinen roſigen Knoſpen. Ringsum ſorgfältig beſtelltes Feld oder Wieſen im erſten ſaftigen Grün, und das Ganze eingerahmt vom Kranze des Waldes.

„Dies iſt Grahl,“ erklärte unſer Führer. „Wir ſind nicht weit von der See entfernt, und wenn es Ihnen genehm iſt, ſchlagen wir zu Fuße den kleinen Pfad ein, der die regelmäßig hier einkehrenden Sommergäſte durch den Wald an ihre Badeſtelle führt. Derweile gehen die Pferde



Das Mädchenhaus in Müritz.
Nach einer Photographie von A. Breithaupt in Ribnitz.

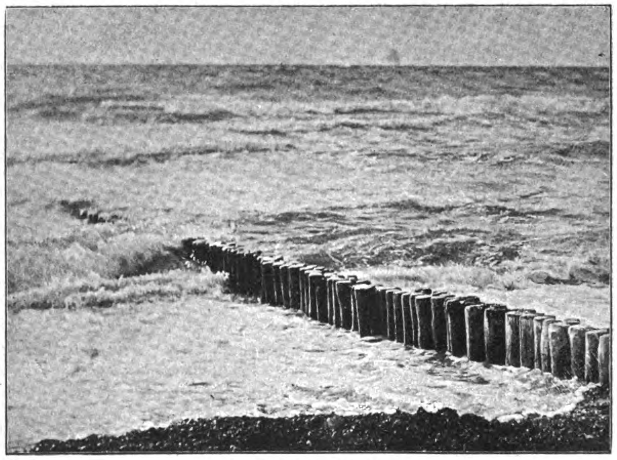
vorauf und raſten in Müritz." — „In Müritz!" riefen wir freudig überraſcht; „wir kommen nach Müritz?" — „Freilich!" hieß es mit dem bekannten liebenswürdigen Lächeln. „Es ſollte die Überraſchung ſein, die Ihnen nach der Fahrt durch unſere Heide in Ausſicht geſtellt ward. Bei dem Intereſſe, welches Sie überall bekunden, wo es ſich um das Wohl Ihrer Mitmenſchen handelt, dürfen Sie unſern Oſtſeeſtrand nicht verlaſſen, ohne Müritz kennen gelernt zu haben; Müritz und ſeine aufblühende Kinderheilſtätte, die ſchon durch den Namen, den ſie trägt — Friedrich Franz-Hoſpiz — jedem Einheimiſchen geweiht iſt als ein Vermächtnis landesväterlicher Fürſorge."



Hoſpital in Müritz.
Nach einer Photographie von A. Breithaupt in Ribnitz.

Am Müritzer Strand.
Nach einer Photographie von A. Breithaupt in Ribnitz.

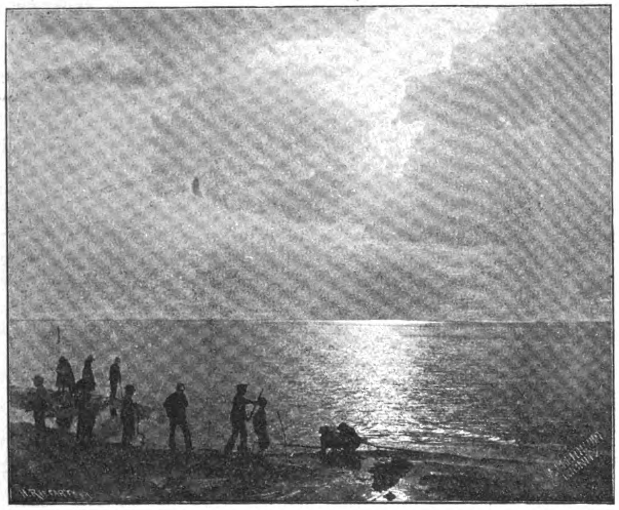
Während wir nun dahinſchritten unter den lichtgrünen Buchen, unter dem Dache des hochgelegenen Tempels ruhend auf die tiefblaue Waſſerfläche hinausſchauten, dann unmittelbar am Strande auf dem feſten Sande weiter gingen, wo die Wellen um unſere Füße ſpielten, und endlich wieder auf wohlgepflegtem Waldwege Müritz zuſchritten, vernahmen wir aus dem Munde des Freundes unter lebhafter Rede und Gegenrede viel Wiſſenswertes über den Ort und das ſeit wenigen Jahren hier entſtandene Hoſpiz, von dem wir einiges zur allgemeinen Kenntnisnahme hier zuſammenſtellen möchten. — Nach einer Urkunde d. d. Neubrandenburg den 13. Dezember 1328 (vergl. Rudloff, Urkundenſammlung) belehnte Herzog Heinrich II von Mecklenburg, der Löwe genannt, das Kloſter Ribnitz mit dem Walde Müritz. Dieſer Müritzwald war zur Wendenzeit ein dichter, wildverwachſener, ſumpfiger Forſt mit Moorgewäſſern, die ſich durch den im Frühjahr ſchmelzenden Schnee bildeten, und in dem wenig durchlaſſenden Boden keinen Abzug fanden. Unter dem 13. Januar 1329 wird jene Schenkung des Herzogs an die frommen Frauen des St. Claren-Ordens zu Ribnitz näher beſtimmt, und es werden ihnen vier gut gemeſſene, mit Holz beſtandene Hufen von dem Teil der Ribnitzer Heide, der gemeinhin Muryz heiße, zugeſprochen, mit der Befugnis darauf, ſo es ihnen belieben werde, einen Hof zum Zwecke der Viehzucht anzulegen. Das Wort Muryz bedeutet wendiſch: am Meer gelegen. Noch heute geht unter den alten Müritzern die Sage, das Kloſter habe zu jener Zeit in Müritz ein Schloß beſeſſen. In der Nähe der jetzigen Dünen, etwa zwiſchen dem Zollhauspavillon und dem heutigen Erbpachthof beim Hoſpiz, hat vorzeiten ein ausgedehntes Gebäude geſtanden, durch Wald von der See getrennt; von dieſer Stelle ſind viele Fundament- und Mauerſteine geholt, und zum Bau der Büdnerhäuſer verwendet worden. — Als im Jahre 1811 Mecklenburg 110 Matroſen für die napoleoniſche Flotte ſtellen ſollte, verhieß die Regierung ſechs Grahler Seefahrern, die mit fort mußten, Grundbeſitz und Bauholz, wenn ſie glücklich heimgekehrt ſein würden. Sie kehrten alle heim, und von ihnen und einigen Zuzüglern wurden nun die zwölf Büdnereien angelegt, welche an der Fahrſtraße dem Walde gegenüber eine lange Reihe bilden, und deren ſaubere, inmitten freundlicher Gärten belegene Wohnhäuſer alljährlich für Sommergäſte geöffnet ſind. Zu Zeiten zahlreich und dann wieder ſeltener gingen hier die Badegäſte aus und ein; und wer einen wohlfeilen Aufenthalt mit uneingeſchränkter Freiheit nach eignem Gefallen zu leben und die Natur zu genießen ſuchte, der fand ſich hier befriedigt. Es konnte nicht fehlen, daß endlich die Speku-



Am Müritzer Strand.
Nach einer Photographie von A. Breithaupt in Ribnitz.

lation ihre Aufmerkſamkeit auch auf dieſen Punkt lenkte, und die Anlage eines Hotels in Erwägung gezogen ward; dazu bedurfte es der Genehmigung des Landesherrn, in deſſen Beſitze das ganze umgebende Gebiet ſich befindet; und nun begann ſenfkornartig die Entwickelung eines Unternehmens, das bereits reichen Segen brachte und, wie zu hoffen ſteht, ihn noch reicher bringen wird.

Einſt hatte eine Dame, deren junges Glück durch den Tod zertrümmert ward, ihren Troſt darin gefunden, fremdes Leid aufzuſuchen und zu erleichtern; ohne ſelbſtändig über bedeutende Mittel zu verfügen, gelang ihr doch Großes. Als eine der lieblichſten Früchte ihrer aufopfernden Thätigkeit war ein Krankenhaus für arme Kinder unter ihren Händen aus den allerkleinſten Anfängen erwachſen. Als nun zu Anfang des Jahres 1879 der jetzige Inhaber des Hotels Anaſtaſia ſeinen fertigen Bauplan bei der großherzoglichen Kammer zur Genehmigung eingereicht hatte, nahm der um ſeine Meinung befragte langjährige ärztliche Berater des fürſtlichen Hauſes Veranlaſſung, darauf hinzuweiſen, wie ſich hier eine willkommene Gelegenheit biete, die Anfänge eines Aſyls für konſtitutionell kranke Kinder jenes obenerwähnten Krankenhauſes zu gründen. Hierdurch fand ſich der Großherzog bewogen, dem Unternehmer bei Erteilung der Konzeſſion zum Bau die Auflage machen zu laſſen, daß in ſeinem Hotel alljährlich während der Monate Juli und Auguſt zwei geſund nach der See belegene Zimmer dem Schweriner Kinder-Hoſpital zu ausſchließlicher Benutzung übergeben werden ſollten. So zogen am 1. Juli 1880 vier kranke Kinder mit einer erfahrenen Diakoniſſin in jene Zimmer ein, und damit war das Aſyl eröffnet, das durch die glücklichen Erfolge, welche an den kleinen Kranken erreicht wurden, ſchnell die Zahl ſeiner Pfleglinge wachſen ſah, und bald nicht nur vom Schweriner Hoſpital, ſondern von nah und fern in Anſpruch genommen ward. Infolgedeſſen löſte es ſein Verhältnis zu jenem Krankenhauſe durch einen Vertrag, und ſchloß ſich dem in Berlin geſtifteten Verein für Gründung von Kinderheilſtätten an den deutſchen Küſten an. Zu völliger Selbſtändigkeit aber gelangte es dadurch, daß der Großherzog auf die Bitte eben jenes Leibarztes, welcher mit dem hohen Herrn, dem er ſeine Dienſte gewidmet hatte, viel bitteres Krankheits- und Trennungsleid durchlebte, und das lebhafteſte Verſtändnis für deſſen hochherzige Beſtrebungen zur Linderung fremden Leides hegte, dem Aſyl ein Areal von ungefähr 800 Quadratruten ſchenkte, worauf die mecklenburgiſchen Stände die Summe von 10 000 Mark aus Landesmitteln zum Bau eines beſonderen Aſylgebäudes bewilligten. Dies geſchah im Herbſt des Jahres 1882, nachdem zu Beginn desſelben die kaum der Kindheit entwachſene Prinzeſſin Anna, das liebliche einzige Kind des Großherzogs aus zweiter Ehe, im Tode verblichen war. Zu ihrem Andenken erbaute er dem Kinder-Hoſpital zu Schwerin ein neues ſchönes Haus. Wenige Monate ſpäter ſchloß der ausgezeichnete Fürſt ſelbſt die Augen; ſein Sohn und Nachfolger aber, der oftmals in den ausgedehnten Forſten des Müritzwaldes Ruhe und Erholung für ſeine eigne ſchwankende Geſundheit gefunden, führte des Vaters Werk fort und gewährte dem Aſyl die Erlaubnis, fortan ſich nach deſſen vielgeliebtem Namen zu nennen.



Aufſteigendes Gewitter am Müritzer Strande.
Nach einer Photographie von A. Breithaupt in Ribnitz.

Seitdem blieb das Friedrich Franz-Hoſpiz in ſtetem Wachſen, und was wir an dieſem wonnigen Maientage perſönlich davon ſahen und hörten, beſtätigte nicht nur den günſtigen Bericht unſers Freundes, ſondern erfüllte uns ſelbſt mit lebhafteſter Bewunderung für das, was durch treue, beharrliche Nächſtenliebe erreicht werden kann; aber auch mit dem Verlangen in weite Kreiſe hinaus Kunde zu geben, von dem, wir möchten ſagen, Paradiesgärtlein, das ſich hier ſchwachen leidenden Kindern eröffnet. Wo immer ein Elternherz in Sorge ſchlägt um ein teures Kleines von zarter Geſundheit, während die Verhältniſſe oder die Geldmittel es doch nicht geſtatten, einen Kur- oder Erholungsort mit ihm aufzuſuchen, da möchten wir die Botſchaft bringen: hier iſt alles, was ihr wünſchen könnt zur Pflege und Erquickung eures Lieblings. Hier iſt Seeluft und Waldesſchutz, hier ſind kalte und warme Seebäder; hier ſind helle, luftige, geſunde Schlaf- und Wohnräume, kräftige Speiſen, herrliche Kuh- und Ziegenmilch, ſonnige Spielplätze und fröhliche Geſpielen; und das alles nicht etwa eingezwängt in die ſtarren Formen vorgeſchriebener Schemata — o nein! auch hier wieder iſt es die Erfahrung bitteren Scheidewehes, die ein Mutterherz bewegte, dieſem Hauſe die mütterliche Oberin zu werden, welche nun hier waltet wie in einer großen glücklichen Familie, in der zwar feſte Hausregeln die Ordnung aufrecht halten, wo aber Zeit und Raum bleibt für die Eigentümlichkeit jedes einzelnen kleinen Gliedes der großen Schar. Die Frau Oberin, welche ſelbſt den erſten Geſellſchaftskreiſen angehört, hat es verſtanden, unter ihren Bekannten junge Damen anzuwerben, die für den Sommer zu ihr kommen und gleichſam als die erwachſenen Töchter des Hauſes ſie in der Beaufſichtigung und geiſtigen Pflege der Kinder unterſtützen; gleichzeitig ſorgen Schweſtern vom roten Kreuz für die ſorgfältige Körperpflege in allen ihren Einzelheiten, und regelmäßig ſieht ſich der Arzt aus dem nahegelegenen Ribnitz nach allen Pfleglingen um.

Urſprünglich ward jedes Kind nur für vier Wochen in das Aſyl aufgenommen und zahlte dafür mit Einſchluß der Reiſe 45 Mark. Der Verein berechnet die wöchentliche Bezahlung mit 10 bis 15 Mark, ſetzt aber der Dauer des Aufenthalts keine Grenzen. Dies Prinzip iſt nun auch für Müritz geltend. Die Reiſekoſten haben die Eltern oder Vormünder zu tragen; doch werden dieſelben ſehr ermäßigt durch Anſchluß der einzelnen Kinder an größere Gruppen, welche unter gemeinſamer Führung einer geeigneten Dame dem Hoſpiz zugeführt werden, und denen ganz beſonders niedrige Fahrpreiſe zugeſtanden ſind. Die näheren Beſtimmungen hierüber, ſowie überhaupt jede erwünſchte Auskunft in betreff dieſer Anſtalt erhält man auf briefliche Anfrage an die Frau Oberin des Friedrich Franz-Hoſpizes zu Groß-Müritz in Mecklenburg; oder: an den Kurator der Anſtalt: Herrn

Geheimen Medizinalrat Dr. Mettenheimer, Großherzoglicher Leibarzt zu Schwerin i. M.

Wir können es uns nicht verſagen, eine Äußerung dieſes Herrn, deſſen perſönliche Bekanntſchaft hier an dem Orte ſeiner Schöpfung zu machen wir das Glück hatten, wiederzugeben: „Ich war nicht ſo anmaßend, eine Muſteranſtalt gründen zu wollen; es ſollte eine Stätte der Humanität werden, an welcher mit den einfachſten Mitteln und in möglichſt beſcheidenen Formen die hygieniſchen Zwecke erreicht werden, die man von einer der Geſundheitspflege und der chriſtlichen Wohlthätigkeit gewidmeten Stätte erwartet. Ich habe mir es zum Geſetz gemacht, daß Verwöhnung in keiner Hinſicht eintreten darf. Auf die Kinder aus dem Herzen Deutſchlands möchte ich's beſonders abſehen; einfach aus dem Grunde, weil auf ſie, nach dem Geſetz des Kontraſtes, Seebad und Seeluft eine beſonders deutliche und günſtige Wirkung haben.“

Und wenn es auch keine Muſteranſtalt iſt, was wir hier in allen Einzelheiten ſchauen durften, ſagten wir uns, ſo haben wir doch jedenfalls einen Platz kennen gelernt, deſſen Vorzüge zu genießen wir allen erholungsbedürftigen Kindern wünſchen möchten.

Wir fanden die willkommene Gelegenheit, einer Niederlage aus dem photographiſchen Atelier des Herrn Breithaupt zu Ribnitz eine Anzahl wohlgelungener Aufnahmen aus dem intereſſanten Orte zu entnehmen, die wir hiermit der Kenntnisnahme der Daheimleſer unterbreiten. Freilich kann das einzelne Bild nicht den Zauber wiedergeben, den hier der immer aufs neue zur Geltung kommende freie Ausblick auf die unendliche See und die Zuſammenwirkung von Waldes- und Meeresſchönheit ausüben; doch wer einmal hier war, der wird gern die bekannten Stätten im Bilde begrüßen und ſich an der treuen Wiedergabe der einzelnen zum Hoſpiz gehörenden Gebäude freuen.

Noch ein paar Worte über die Baulichkeiten. Da iſt gleich vorne am Eingang des weiten, mit jungen Anpflanzungen geſchmückten Gebietes das Wirtſchaftsgebäude, in dem ſich die Küche, Vorratskammer, der große Speiſeſaal, die warmen Bäder und die traulichen Zimmer der Oberin befinden; in einiger Entfernung zurücktretend nach einer Seite das Haus, in dem die Mädchen Aufnahme finden; nach der anderen Seite ein gleiches für die Knaben. Überall ſind große luftige helle Zimmer mit reichlichem Platz für die gut hergerichteten Betten; es fehlt auch nicht an kleineren Räumen für die Aufſichtsſchweſtern und an einzelnen Zimmern für Kinder, die allein wohnen ſollen; auch trefflich geeignete Räume zu gemeinſamem Aufenthalt bei ſchlechtem Wetter ſind vorhanden. Endlich nach das Iſolirhaus für den traurigen Fall einer anſteckenden Krankheit — das bisher nicht benutzt zu werden brauchte.

Noch einmal ſchauten wir von dem in der Mitte des hügeligen Terrains belegenen Pavillon hinaus auf das weithin blauende Meer — die Eindrücke, welche wir hier empfangen hatten, ließen das bekannte gerngeſungene Lied in unſerer Seele widerklingen von dem Erdenleide und dem Erdenglück, welche beide über Nacht kommen und über Nacht gehen — wohin? — zu Gott — um dort zu ſagen: Wie du beides getragen haſt.

Geſegnet das Land, dem Glück und Leid ſeines edelſten Kindes ſolche Früchte tragen.

Und nun ging es weiter — wieder hinein in den herrlichen, über eine Quadratmeile großen Forſt, unter dem Geſang der Nachtigallen, nach Gelbenſande — nach Ribnitz, und am folgenden Tage fort in die weite Welt.

---

# Familientiſch und Spielecke.

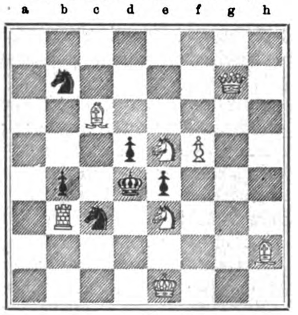
## Zu unſern Bildern.

Mit Bangen und Spannung beobachtet der junge Dichter auf dem Bilde von F. Brütt den Eindruck, den die Lektüre ſeines erſten Dramas auf den Zügen des Theaterdirektors hervorruft. Wird er es zur Aufführung annehmen? Der junge Dichter iſt hoffentlich Peſſimiſt; manches Drama, das zur Aufführung angenommen wurde, iſt trotzdem niemals aufgeführt worden. Ein Theaterdirektor verſpricht grundſätzlich mehr, als er halten will. Und wenn es endlich zur Aufführung kommt, wird es dem Dichter den rauſchenden Erfolg bringen, von dem er im ſtillen träumt? — Das Publikum iſt manchmal ſonderbar in ſeinem Urteil. Sollte der junge Dichter aber mit einem ablehnenden Beſcheide von dem Bühnenleiter entlaſſen werden, ſo mag er ſich daran erinnern, daß Theaterdirektoren nicht ſelten und immer zu ihrem eignen Schaden ſich über den Wert eines Stückes täuſchen. — Die alte Frau hat ſich in ihrem Leben viel geſorgt, aber ſtets für andere, und nun geht auch der Notgroſchen, den ſie pfennigweiſe geſammelt, dahin — für andere. Vielleicht für den Sohn, der des Königs Rock trägt und viel über die Strapazen des Manövers und über die ſchmale Löhnung zu ſchreiben wußte. Der Mutter Notgroſchen — in den meiſten Fällen kommt er ja den Kindern zu gut.

## Daniel Defoe als Volkswirt.

Wir alle kennen „das Leben und die ſeltſamen Abenteuer des Robinſon Cruſoe“ und jedem von uns iſt der Name Daniel Defoe als Name des Verfaſſers dieſer weitverbreitetſten aller Jugendſchriften geläufig. Die meiſten wiſſen auch, daß der „Robinſon“ in ſeiner urſprünglichen Faſſung keine Erzählung für die Jugend war, ſondern ein nach den wirklichen Erlebniſſen eines engliſchen Matroſen bearbeiteter Roman, der bei ſeinem Erſcheinen 1719 von den Erwachſenen ebenſo verſchlungen wurde, wie noch heute ſeine Bearbeitungen und Nachahmungen von der Jugend. Daß der Verfaſſer ſelbſt aber in dieſem von dem größeſten und langdauernſten Erfolg getragenen Buche nicht das Werk ſeines Lebens, ſondern nur eine Frucht der unfreiwilligen Muße des Alters geſehen habe, iſt wohl den meiſten unbekannt. Daniel Defoes Lebensgang iſt der umgekehrte geweſen, wie der ſeines Landsmannes Disraeli, der mit dem Romanſchreiben begann und als Politiker endete. Defoe, der Sohn eines wohlhabenden Londoner Fleiſchers, begann mit der Politik, und erſt, als der wiederholte Wechſel von Erfolg und Mißerfolg und das herannahende Alter ihm die Politik verleidet hatten, verfaßte er ſeine Romane, von denen der „Robinſon“ ſeinen Namen vor der Vergeſſenheit bewahrt hat. Es lohnt wohl, ſeinem abenteuerreichen Lebensgange in der Kürze zu folgen. Mit vierundzwanzig Jahren an dem Aufſtande des Herzogs von Monmouth beteiligt, gelang es Defoe nach der Niederlage desſelben bei Sedgemoor 1685 in das Ausland zu entkommen. Er bereiſte Spanien, Frankreich und Deutſchland, und teilte, nachdem ihm die Rückkehr in ſein Vaterland geſtattet worden war, ſein Intereſſe zwiſchen großen Handelsſpekulationen und politiſchen Beſtrebungen. In den erſteren litt er Schiffbruch und lange Zeit wurde er von ſeinen Gläubigern hartnäckig verfolgt. König Wilhelm III ſetzte ihn in Stand, ſeine Gläubiger zu befriedigen und wandte ihm bis an ſein Lebensende ſeine Gunſt zu. Aber unter der Regierung der Königin Anna ſiegten Defoes Feinde und im Jahre 1703 mußte er dreimal am Pranger ſtehen, eine Schmach, die allerdings durch die ihm von ſeiten des Volkes dargebrachten begeiſterten Huldigungen in einen Triumph umgewandelt wurde. Im Jahre 1706 trat er dann wieder in die Dienſte der Regierung, der er bei den Verhandlungen über die ſtaatliche Vereinigung Schottlands mit England durch ſeine Kenntnis des Handels- und Steuerweſens hervorragende Dienſte leiſtete. Sein Eintreten für die proteſtantiſche Thronfolge des Hauſes Hannover und die Rückkehr der Tories zur Regierung brachte ihn 1713 von neuem ins Gefängnis zu Newgate, aus dem ihn nach einem halben Jahr ein Gnadenakt der Königin wieder befreite. Nach der Thronbeſteigung Georgs I, für den Defoe ſo energiſch gewirkt und der ihm ſeine Bemühungen mit Undank gelohnt hatte, zog ſich der alternde und von einem Schlaganfall heimgeſuchte Mann vom politiſchen Leben zurück und verfaßte eine ſchnell aufeinander folgende Reihe von Romanen — unter ihnen den „Robinſon Cruſoe“ — die ihm Ruhm und Anerkennung in jeder Geſtalt brachten. Aber noch einmal brach das Unglück über ihn herein, indem ſein eigner Sohn ihn um den Ertrag ſeiner Romane brachte, und als armer Mann ſtarb Defoe in London am 24. April 1731. Die hervorragendſte der politiſchen Broſchüren Daniel Defoes, ſeine Schrift „An Essay on Projects“ iſt jetzt unter dem Titel „Soziale Fragen vor zweihundert Jahren“ in deutſcher Überſetzung von Hugo Fiſcher, mit einem Lebensabriß des Verfaſſers, im Verlag von C. L. Hirſchfeld, Leipzig, erſchienen. Defoe behandelt darin hauptſächlich ſozialpolitiſche und volkswirtſchaftliche Ideen, und zeigt ſich in der Behandlung dieſer Fragen von einer Weitſichtigkeit, die ihn nicht nur ſeiner Zeit, ſondern in einzelnen derſelben auch der unſrigen weit vorausgeeilt erſcheinen läßt. Einige dieſer Ideen Defoes, wie die Einrichtung des Bankweſens, der Verſicherungs- und Verſorgungsanſtalten, Konkurs- und Handelsgerichte, der Irrenhäuſer und Bildungsanſtalten ſind ſeit-

### Schachaufgabe von E. Perry.



WEISS.

Weiß zieht an und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

### 1. Rätſel.

Hellas beſaß mich als Stadt auf meerumbrandetem Eiland;
Doch in barbariſcher Wut hat mich der Perſer zerſtört.
Wenn ihr die Zeichen verſetzt, ſo birgt mich der menſchliche Körper;
Lebenerhaltende Kraft ſchließ ich im Inneren ein.
Schiebt ihr ein Flüßchen in mich, das die glitzernden Wellen zum Rhein wälzt,
Hab' ich ſchon häufig im Krieg blühende Städte zerſtört.

### 2. Metamorphoſen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen: a) von Baſel über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen nach Hull; b) von Dover über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Aden; c) von Lindi über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen nach Greiz?

### 3. Ergänzungsrätſel.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| * | * | S | 9 | * | * | * | * | S | 15 | * | * | * |
| R | A | 8 | A | 10 | T | * | A | 14 | A | 16 | A | * |
| * | 7 | * | * | O | 11 | * | 13 | R | * | * | 17 | A |
| 6 | * | R | A | * | * | 12 | * | * | * | N | * | 18 |
| * | 5 | I | * | C | 1 | I | 23 | C | * | * | 19 | A |
| D | N | 4 | A | 2 | A | * | * | 22 | I | 20 | E | * |
| * | * | M | 3 | * | * | * | N | E | 21 | N | R | * |

An die Stelle der Zahlen und Sternchen ſoll je ein Buchſtabe ergänzt werden, ſo daß in den ſenkrechten Reihen 13 Wörter entſtehen, deren jedes ſieben Buchſtaben umfaßt.

Dieſe Wörter ſind: 1. Eine Stadt in Spanien, 2. ein General Napoleons I, 3 eine Stadt in Poſen, 4. eine Stadt in Naſſau, 5. ein germaniſcher Heerkönig des V. Jahrhunderts, 5. eine Stadt in der Provinz Sachſen, 7. ein europäiſches Königreich, 8. Feuerwerkskörper, 9. eine Bezeichnung aus dem Jägerleben, 10. ein bekannter Kurort, 11. ein ſlawiſches Land, 12. ein Handwerker, 13. ein Baum.

Iſt alles gefunden, ſo erſcheint an den durch dickere Umrahmung bezeichneten Stellen in der durch die eingetragenen Zahlen angegebenen Reihenfolge ein Sprichwort.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

dem längſt verwirklicht und Gemeingut aller Kulturvölker geworden. Auch die Unfall-, Invaliden- und Altersverſicherung und die Verſtaatlichung großer Verkehrsanſtalten ſchwebte ſchon Defoe vor, und wenn ihn die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen für einen Projektenmacher hielten, ſo müſſen wir beim Leſen ſeiner Vorſchläge geſtehen, daß er nur das Unglück hatte, ein genialer Kopf zu ſein, der ſeiner Zeit zu weit vorausgeeilt war.

## Die Entvölkerung Frankreichs.

Vor einigen Jahren brachten wir einen kleinen Artikel, in welchem auf Grund der Berechnungen eines franzöſiſchen Gelehrten, G. de Laponge, der Beweis geführt wurde, daß die Zahl der Geburten in Frankreich in ſtetiger Abnahme begriffen iſt. Während die Vermehrung der franzöſiſchen Bevölkerung damals noch auf 80 000 Seelen im Jahre angegeben wurde, betrug 1888 der Überſchuß der Geburten über die Todesfälle gar nur 44 772, wobei noch 29 105 Geburten auf Ausländer kommen. Und während 1880 auf 10 000 Einwohner noch 245 Geburten kamen, iſt dieſe Zahl jetzt bereits auf 231 geſunken. Die franzöſiſchen Blätter ſtellen über dieſe nicht fortzuleugnenden Thatſachen recht trübe Betrachtungen an: Vor 75 Jahren betrug die Einwohnerzahl Europas 139, die Frankreichs 29 Millionen, alſo etwa 20 Prozent — jetzt ſind von 270 Millionen Europäern nur 37 Millionen Franzoſen, d. h etwa 13 Prozent. Vorausſichtlich wird in etwa drei Jahren die Zahl der Sterbefälle diejenige der Geburten überſchreiten.

## Das größte deutſche Elektrizitätswerk

wird vorausſichtlich in nicht allzulanger Zeit das Königreich Sachſen erhalten. Es handelt ſich um nichts Geringeres, als um die Verſorgung ganzer Kreiſe und zahlreicher Einzelortſchaften mit Elektrizität und zwar ſoll zunächſt ein großartiges Werk bei den Kohlenwerken zu Heinichen ſüdlich Dresdens gebaut werden, von welchem die Elektrizität nach nicht weniger als 108 kleineren und größeren Orten, darunter Freiberg, Schandau, Pirna, geleitet werden wird, um hier, ſei es zu Beleuchtungszwecken, ſei es als Betriebskraft, Verwendung zu finden. — Vor fünf Jahren hätte man das Projekt noch für unausführbar erklärt, heute muß es als völlig ausgereift und durchaus dem Fortſchritt der Technik entſprechend bezeichnet werden. Einmal iſt es Thatſache, daß alle Elektrizitätswerke um ſo billiger arbeiten, je größer ſie ſind, dann kommt bei der Anlage des Werkes an den Kohlengruben der teure Transport des Brennmaterials in Fortfall, und endlich erlaubt der heutige Standpunkt der Elektrotechnik die Fortleitung des Stromes ohne allzugroßen Kraftverluſt auf ehedem ungekannte Entfernungen: Werden wir doch 1891 auf der internationalen elektrotechniſchen Ausſtellung zu Frankfurt a. M. die Überführung einer Waſſerkraft von Lauffen am Neckar — alſo auf 175 Kilometer — ſehen und zwar mittels einer Kupferleitung von nur 5 Millimeter Durchmeſſer! Selbſtverſtändlich müſſen die bei derartigen Betrieben zur Verwendung kommenden ſtarken Ströme vor der Einführung in die Häuſer durch Transformatoren entſprechend abgeſchwächt werden, ebenſo wie für ſorgfältige Iſolierung der Leitungen Sorge zu tragen iſt. Intereſſant iſt es übrigens, daß Sachſen, welches ſeinerzeit mit dem Eiſenbahnbau bahnbrechend ganz Deutſchland voranging, nun auch auf dem Gebiet der Elektrizität das erſte deutſche Unternehmen größten Styls aufzuweiſen haben wird.

## Seidenſtatiſtik.

Wo kommt die Seide her? Unſern Frauen dürfte eine auf den neueſten Feſtſtellungen bez. Schätzungen beruhende Mitteilung über dieſe Frage gewiß willkommen ſein. Es lieferten im Mittel der Jahre 1882 bis 1889 nachſtehende Länder (die in Klammern beigefügten Zahlen bezeichnen die Schätzungen für den diesjährigen Ertrag): Italien 63 400 (54 000); China 50 000 (60 000); Japan 32 800 (58 000); Frankreich 12 300 (11 000); die übrigen produzierenden Länder etwa 30 000 (25 000) Centner. Wir dürfen alſo den nicht unbedeutenden Mehrertrag von 20 000 Centnern erwarten — ich fürchte aber, daß ein Seidenkleid trotzdem leider nicht billiger werden wird.

## Käſebewohner.

Die Jagd auf kleinſte Lebeweſen hat ſich jetzt auch des Käſes bemächtigt. Ein ſchweizer Gelehrter, Herr Adametz, ſtellte jüngſt feſt, daß ein Gramm friſchen Emmenthalers zwiſchen 90 000 bis 140 000 Mikroben enthält, die ſich nach einer Lagerung von 70 Tagen auf 800 000 Stück vermehrt hatten. Eine andere Käſeſorte ergab nach fünfundvierzigtägigem Lagern gegen 2 Millionen Mikroben, ein Gramm vom Rande abgetrennt über 5 Millionen. Ein Stück im Gewicht von 360 Gramm würde daher ungefähr ſoviel Lebeweſen enthalten, als die Erde — Menſchen!

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 48.

#### Bilderrätſel.

Wer mich und die Meinigen will verachten,
Soll ſich und die Seinigen erſt betrachten.
Wer ſich und die Seinigen recht betracht't,
Der mich und die Meinigen auch nicht veracht't.

(Altdeutſcher Spruch an einem Hauſe in Frankfurt a. M.)

1. Zweiſilbige Scharade. Faſttag.

#### 2. Muſikaliſches Rätſel.

Georg, Danzig, Gera, Dietrich, Guttenberg, Dohle, Granada.
1) g d g d g d g Keine Ruh' bei Tag und Nacht ꝛc.
2) g g a h g e a Reich' mir die Hand mein Leben ꝛc.

#### 3. Kapſelrätſel.

**Da li**egen = Ali
lieg**en** ſie; leichter**en** **S**chein = Ens
Klag**e** **mir** = Emir
Sor**gen** **t**rank = Gent
gekomm**en** **de**r = Ende
Himm**el** **be**lebt = Elbe
ſeli**ge** **Ra**ſt = Gera
ſchau**e** **der** = Eder
Stern**e** **li**chteren = Eli.

---

**Inhalt:** Die Lindenbühler. Fortſ. Roman von Karl Erdm. Edler. — Die Tugend der Genügſamkeit. Von P. v. Szczepański. — Die Dorfarme. Erzählung von Ant. Andrea. — Vom Strande der Oſtſee. Von A. v. Bülow. Mit ſechs Illuſtrationen von A. Breithaupt. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Sein erſtes Drama von F. Brütt, und Der Mutter Notgroſchen von B. Woltze. — Daniel Defoe als Volkswirt. — Die Entvölkerung Frankreichs. — Das größte deutſche Elektrizitätswerk. — Seidenſtatiſtik. — Käſebewohner.

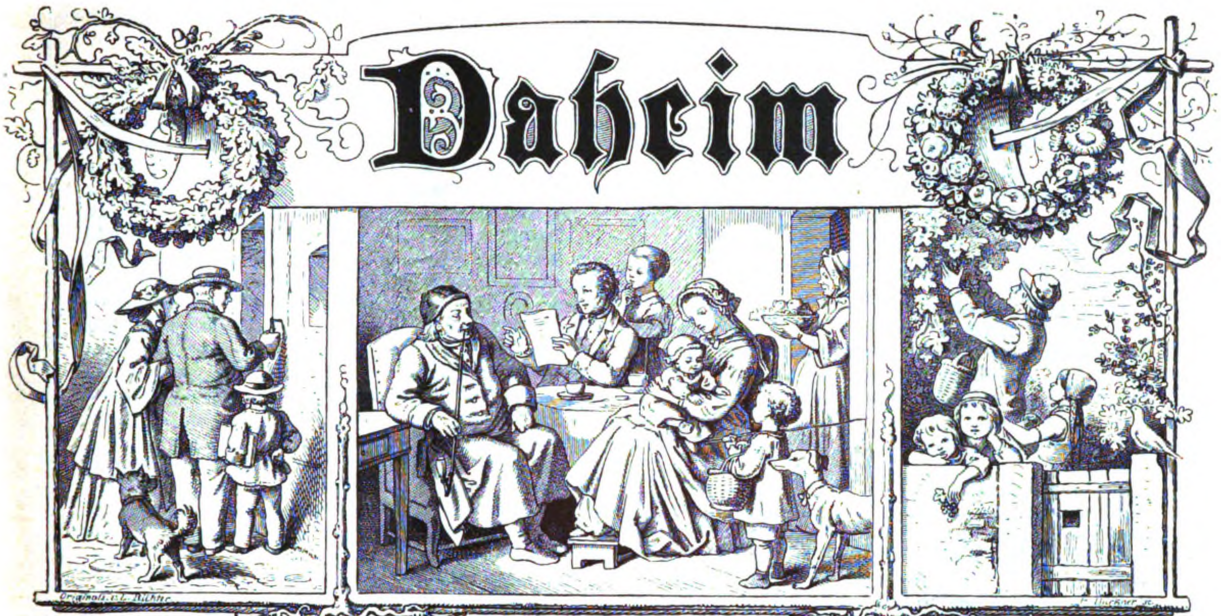
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

# Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 13. September 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. №. 50.

## Die Lindenbühler.

Roman von Karl Erdm. Edler. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Nicht nach dem erſten Eindruck, ſondern… aber das mußt du ſehen und nicht hören, Onkelchen!“ erwiderte Juana und führte ihn an der Hand in den anſtoßenden Saal, vorüber an der langen Reihe der Ahnenbilder bis zu den älteſten Bildniſſen aus jenen Zeiten, da die Schloßlinde noch ein ſchwankes Rütlein war. Dort blieb ſie ſtehen und mit einem Blicke ſcheuer Ehrfurcht emporſchauend, flüſterte ſie: „Onkel Julian, du biſt wie einer dieſer eiſernen Kriegsherren da und gehörſt völlig zu ihnen mit deinem abenteuerlichen Heldenſinn und mit deiner todesmutigen Seele. Das iſt es, weshalb ich dich rechtſchaffen lieb gehabt habe ſchon lange, als ich bloß von dir gehört, und nun erſt recht, ſeit ich dich geſehen.“

Er warf einen Seitenblick an das entgegengeſetzte Saalende, wo das Bild ſeines Bruders Leonhard hing, und ſagte dann, indem er Juana unter den buſchigen weißen Augenbrauen hervor verwundert anſtarrte: „Seltſam, daß ſo eine Brut auf dem Lindenbühl aufwachſen konnte! Dergleichen war anſonſten nicht eben das, weshalb man mich hier gern mochte. Muß ein Entenei unter die Bruthenne geraten ſein… hör einmal, Mädel, ſchwimmſt ja, indes hier oben ſonſt alles nur in der Erde kratzte und gackerte! Aber jetzt laß mich eine Weile in dem Lehnſtuhl da Lagerraſt halten — iſt nämlich prächtig kühl hier — magſt indeſſen für mein Standquartier ſorgen, Kind!“ — Allein er hielt keine Lagerraſt, ſondern ſchritt, ſobald ſie hinausgeeilt war, an das andere Ende des Saales und ſtellte ſich vor das Bildnis ſeines Bruders. Die ſchwarzen Brauen oben wie die weißen unten buſchten ſich düſter drohend auf, darunter aber leuchteten dort wie hier die guten Augen und redeten zu einander in langen Blicken, oben unbeweglich, unten bald aufglänzend, bald feucht verſchwimmend. So hielten ſie ſtumme Zwieſprache, bis Juana hereinkam und Julian zu ihrer Tante geleitete. Dieſer Beſuch ſteigerte ſeine Empfindung des Wohlbehagens; die Gräfin Anſelma erlöſte ihn ſchon bei dieſem erſten Zuſammentreffen von der Befürchtung, daß der unfruchtbare Feigenbaum ſeinen Schatten werde in zwei Teile zerreißen müſſen, ſtatt ihn als Kerndunkel voll und ganz nur Juana zu ſpenden. Der Tante Anſelma brauchte er keinen Schatten zu geben; ſie ſaß beſtändig im Dämmerſchatten ihrer Erinnerungen und verſpürte die Sonnenglut des heutigen Tages nicht mehr. Dem ſelbſtändigen Sinne Juanas war die Geſellſchaft der harmloſen Alten aus demſelben Grunde angenehm, welcher ihr das einſame Weilen in den Alleen des Schloßparkes ſo lieb machte; die alten Bäume beſchäftigen ſich nur mit ihrer Zellenbildung, ohne ſich darum zu kümmern, wer neben ihnen ſitzt, und was er etwa denkt oder thut.

So herrſchte denn eine allgemeine Zufriedenheit auf dem Lindenbühl. Julian, der einige Tage verſucht hatte, ſeiner behaglichen Stimmung nur in kräftigen Empfindungswörtern Luft zu machen, konnte nicht mehr an ſich halten und ſagte es Juana in ſoldatiſch offener Art gerade heraus: „Gefällſt mir, Mädel! Rumort ein Eigenleben in dir, biſt nicht wie die Puppen draußen,“ er machte dabei einen großen Kreis mit dem Arm, „die auf Sofas herumſitzen, die Ellenbogen in die Weichen geleimt, die Fußknöchel aneinander geklebt, die Augen in den Fußteppich bohrend. Können auch den Mund zur Not aufreißen, juſt nur ſo weit, um mit honigſüßer Stimme zu flöten: O, ich bitte! — Wenn ſo eine Kunſtpuppe die Arme rührt, ſo geſchieht das immer in abgehacktem Takt hunderttauſendmal hintereinander: entweder mit Wollfäden, um gelbgrüne Pantoffeln zu erzeugen, oder auf Klaviertaſten, um Lärm zu ſchlagen, oder mit dem

Pinſel, um eine Roſe zu ſtricheln, die wie ein Vergißmeinnicht ausſieht, und daneben ein Vergißmeinnicht, das eher wie eine Roſe ausſähe, wenn es nicht ſo groß wäre wie ein Salatkopf. Nichts als Gliederpuppen! Biſt ein rarer Vogel, Juana, weißt genau, was du willſt, haſt noch nicht ein einziges Mal gewinſelt: O, ich bitte! Schade, daß du kein Junge biſt, ſteckt das Zeug in dir zu einem ſchneidigen Reiterführer, und von der ganzen Grammatik haſt du am beſten den Imperativ weg. Gefällſt mir, Mädel, wie du biſt, Gott erhalte dich ſo!“

„Spräche ein anderer, etwa Matthias, in dieſer Weiſe, ſo würde dein ehrliches Lob nur wie ein ſchlecht verhüllter Tadel klingen. Dir allein gefällt das ſo, weil du auch anders biſt als die anderen und nur dir ſelbſt gleichſt; darum kann ich dir ehrlich das Kompliment zurückgeben, daß auch du mir gefällſt, und muß dich zugleich bedauern, daß auch dir die Welt deine Eigenart übelnimmt und nicht verzeiht.“

„Unnütz verſchwendet — dein Mitleid nämlich! Bin ein Brombeerſtrauch, der wuchert und rings herum ſticht. Und wenn mir's zu viel geworden iſt von den Kellnerfräcken, in denen alle gleichmäßig ſtecken, und von den Stall- und Ballettphraſen, in denen ihre Seele ſtecken ſollte, da mache ich mich jedesmal auf und davon unter die Soldaten. Phraſen ſind kein Geiſt, Charpie kein Sacktuch und Sägſpäne kein Baum. Wenn meine Jungen nach mehrſtündigem Ritt wie Teufel mit Säbel und Karabiner gearbeitet hatten und einer von denen, die übrig geblieben, totmüde, halbverhungert mit dem einen unverletzten Arm eine Rübe aus dem Acker riß und hineinbiß, da bin ich ſtehen geblieben und habe den armen Kerl neugierig angeſchaut wie ein Wundertier: da war einmal in einem Menſchengeſichte ein wahres Gefühl!“

„Und haſt deinen letzten Biſſen Brot ihm als Zukoſt hingereicht und deinen letzten Schluck in der Feldflaſche — ich weiß, die Großmutter hat mir oft von dir erzählt.“

Er antwortete nicht darauf, ſondern blickte nachdenklich vor ſich hin. Dann fuhr er in dem alten Tone fort: „Packte mich wohl mitunter, zumal unter den andersfarbigen Geſichtern da drüben, ein dummes Gefühl, etwas wie blödes Heimweh nämlich. Bin dann in den Urwald geritten mitten unter die Affen; ſaßen gemütlich in den Bäumen und gafften mich an. Warf ich eine Orange hin, ſo ſtürzten alle darüber her und balgten ſich darum; hieb ich mit der langen Pferdepeitſche ins Geäſte, ſo liefen ſie um die Wette davon, rückſichtslos einander ſtoßend, beißend, tretend. Das waren die beiden Mittel, ſie auf die Beine zu bringen, und dabei verrauchte mir das Heimweh — ging ja ganz ſo zu wie in der Heimat! Bin danach beruhigt wieder zurückgeritten; habe an meinem einſamen Lagerfeuer dann wenigſtens nur das ſchlichte Schauſpiel meiner eignen Sünden vor Augen gehabt ſtatt der wüſten Intriguenpoſſen der Welt um eine Orange oder gegen einen Peitſchenhieb.“

„Wie in ſolchen wüſten Poſſen Matthias mit Vorliebe mitſpielt!“ ergänzte in bitterem Tone Juana.

„„Unſer Matthias?“ rief Julian tief erſtaunt. „Was hat Matthias mit der Sippe zu ſchaffen, von welcher ich da rede? Wirſt doch nicht etwa…?“ und der Unwille grollte in ſeiner Stimme wie fern herüberhallender Donner. Er richtete ſich plötzlich auf, ſchob ihren Arm unter den ſeinigen und führte ſie in den Ahnenſaal bis an deſſen oberes Ende. Dort machte er kurz Halt und ſagte: „Haſt mich am erſten Tag hierher kommandiert, wollteſt mir zeigen, daß ich dir behage, weil ich zu den alten Herrn da im Harniſch tauge. Sieh dir einmal dort jenen an, den Flügelmann der ganzen Reihe! Trägt auch einen Erzpanzer, war das aber für ihn bloß ein Porträt-Koſtüm und nicht ſein Werktagskleid, darin herumzuabenteuern wie die anderen neben ihm und … und auch ich nämlich. Iſt der Gründer des Lindenbühls, hat dies Haus aufgerichtet aus Stein auf Stein. Iſt ein ſeßhafter Mann geweſen, um mit eiſern beharrlichem Thun in harten Zeiten ein Heim zu ſtiften für die anderen nach ihm bis auf dich und mich, daß wir ein- und ausflattern können. War anders als wir, beſſer, uns allen über — nur einer gehört zu ihm, iſt ganz von ſeinem Schlag, der Matthias!“

Sie lachte kurz auf, aber das Lachen war in dem weiten Raume noch nicht verhallt, als er ſchon mit einem harten Griff ihren Arm faßte und ſie unſanft unter das Bild zog.

„Sieh dir die Mache zu Zeiten gut an, Mädel!“ ſagte er unwillig. „Liegt eine dicke Firnisſchicht und das Dunkel von Jahrhunderten auf dem Bilde. Vielleicht ſtößt du ſpäter einmal doch durch die Kruſte auf die urſprüngliche Malerei und auf den ſcharfen Umriß, den du jetzt gar nicht ahnen kannſt. Wirſt bei dieſer Gelegenheit auch finden, weshalb der Matthias in denſelben Rahmen paßt. Aber gute Augen gehören dazu; für die aber — ſcheint es — weht derzeit auf der einſamen Lindenbühler Höhe der Wind zu ſchneidig und….“ er ließ ihren Arm plötzlich los und ging mit mächtigen Schritten davon.

„Schade,“ dachte ſie, den Kopf ſchüttelnd, „er wird altersſchwach und hat Schrullen!“

„Ich bin ein alter Schwätzer,“ brummte er im Hinabſteigen, „war höchſte Zeit, daß ich den Rückzug antrat, hätte ſonſt im Zorn alles verraten! Schade um das Mädel, gefällt mir doch nicht ſo, wie ich anfangs gedacht habe!“

Er ging in den Pferdeſtall, betrachtete mit Wehmut die lange Reihe leerer Stände und mit Mißbilligung die zwei letzten Inſaſſen, die beiden ſchweren Ackergäule. Hierauf erkundigte er ſich bei dem Knechte nach verkäuflichen Reit- und Wagenpferden in der Nachbarſchaft. Am nächſten Morgen kam er nicht zum Frühſtück, und auf Juanas Frage hieß es, er ſei in aller Morgenfrühe in dem Wägelchen des Dorfwirtes davongefahren. Erſt ſpät am Abend kam er auf einem feurigen Hengſt in den Schloßhof hereingeſauſt, hinter ihm ritt auf einem ebenſo ungeſtümen Tier ein Reitknecht. Gräfin Anſelma verſicherte, Julian ſei um ein Jahrzehnt verjüngt von ſeinem Ausfluge heimgekehrt, ſo hell glänzte ſein Auge, ſo heiter anregend wirkte das unerſchöpfliche Hervorſprudeln ſeiner Rede. Endlich kam er auf die Erlebniſſe des Tages zu ſprechen und auf ſeine Beſuche bei den Gutsherren der Nachbarſchaft, in deren Ställen er nach einem paſſenden Reitpferde gefahndet hatte. Er erzählte, wie gut ihm die zuvorkommenden Menſchen gefallen hatten, und daß er ſogleich freundliche Beziehungen mit ihnen angeknüpft habe.

Aber wie ein eiſiger Hauch kam es über ſeine warm gewordene Seele herübergeweht, da ihn Juana mit der trockenen Bemerkung unterbrach: „Das iſt Geſchmacksſache, Onkel Julian. Ich mag die Leute nicht, und wenn du zu ihnen gehſt, ſo möchte ich dich nur bitten, nicht zu veranlaſſen, daß ſie auch auf den Lindenbühl kommen.“

„Ja, Trommeln und Trompeten! Warum denn nicht, Kind? Halte dafür, dem Lindenbühler Wege ſchadete es nicht, wenn das Gras, das auf ihm herumwächſt, ein wenig niedergetreten würde.“

„Aber von feineren Füßen, Onkel Julian.“

„Wie zart geſagt!“ rief Gräfin Anſelma mit verzücktem Augenaufſchlag.

„So, das alſo iſt es!“ rief Julian erboſt. „Feinere Füße! Lackſchuhe mit chineſiſchen Spitzen, etwa vorn noch eine Schelle daran! Glänzen muß es und klingen dazu, auf dem Hausbrot muß ein Wappen eingepreßt ſein, ſchmeckt dann wie Zuckerwerk. Nun, biſt hier die Herrin — ſoll mich aber nicht hindern, gute Freundſchaft zu pflegen mit den Nachbarn. Sind junge und ältere Hausväter darunter, die brav gefochten haben, Offiziere waren, wie ich…“

„Leider — die Väter dieſer Parvenüs haben es, wenn es hoch kam, bis zum Korporal gebracht, aber nicht weiter.“

Er ſah ſie eine Weile verwundert an. „Will dir einmal erzählen,“ ſagte er ernſt, „in beſſerer Stunde nämlich, was für Männer ich in einem Dutzend verſchiedener Kriege in allen Weltteilen habe mit dem Tode ſpielen ſehen. Kind, lächle nicht,“ grollte er dumpf, „Mannesmut vor Kanonenſchlünden iſt eine Sache für ſich, die nichts zu thun hat mit deinem… Nun, es iſt ſpät geworden, gute Nacht!“ Er ging nach ſeinen Gemächern, aber da er den Ahnenſaal durchſchritt, blieb er mit der Kerze in der Hand obenan ſtehen und leuchtete hinauf zu den nachgedunkelten Geſtalten der älteſten Lindenbühler. Als er nach langem Suchen eine ſchmale Lücke zwiſchen zwei geharniſchten, ſtolz blickenden Alten erſpähte, lächelte er befriedigt auf. „Gehört dort hinein, zwiſchen die beiden — das Mädel nämlich!“ brummte er und ging beruhigt ſchlafen.

Aber der ſchöne Zuſammenklang der erſten Begegnung war verhallt. Aus innerer Vornehmheit vermieden beide ängſtlich, die Saite anzuſchlagen, welche dem anderen mißklingend war, jedoch die Diſſonanz tönte als leiſer Grundton fort und verſtimmte auch alle anderen Töne ihrer Gemüter, die ſich harmoniſch geeint hätten. So gingen beide jedem Geſpräche über Matthias aus dem Wege und machten dabei oft weite Umwege, übereinander lächelnd und doch dankbar das darin bekundete Zartgefühl anerkennend. Indes trieb der unwiderſtehliche Drang der Liebe und des Haſſes zuweilen den Namen auch wider Willen an die Oberfläche. Es lag dann immer etwas mühſam und ungeſchickt Verhaltenes in den Worten, mit denen Juana ihre Bitterkeit, Julian ſeine Begeiſterung zu verſchleiern ſuchte. Zumal ihm gelang es nur höchſt unvollkommen, ſeine dröhnende Kommandoſtimme dabei zu dämpfen; aber es war doch rührend zu hören, welche Mühe er ſich gab, dieſelbe behutſam für Juana wie für eine Kranke abzutönen — es klang wie eine Baßgeige mit einer Sordine.

Wenn dieſe Disharmonie der Geſinnungen noch ein vorſichtiges Ausweichen möglich machte, platzte hingegen der Zwieſpalt der Thaten hart aufeinander. Juana hatte ſich der Verwaltung des übriggebliebenen Beſitzes mit allem Eifer angenommen; ſie wollte nicht bloß die Herrin heißen, ſondern es auch ſein. Als Vorbild und Muſter galt ihr dabei der Großvater mit ſeinem ſelbſtbewußten Weſen, mit ſeiner entſchiedenen Art beim Anordnen und Verbieten, die keinen Widerſpruch aufkommen ließ. Nur zog Juana dabei nicht in Rechnung, daß dies alles nur der Niederſchlag langjähriger mühſeliger Erfahrungen war, deren Untrüglichkeit in den Augen der Beamten und Dienſtleute erſt dadurch den rechten Nachdruck gewann, daß er ſelbſt, wo es not that, ſicher und erfolgreich mit ſtarker Thatkraft eingegriffen hatte. Gleichwohl wäre noch alles gut gegangen; denn für die Einzelheiten der nicht mehr allzu großen Ökonomie waren die alten erfahrenen Leute von Großvaters Zeiten und aus Großvaters Schule zurückgeblieben. Aber weil ſie Alter und Erfahrung beſaßen und durch Geſchlechter erbgeſeſſen auf dem Lindenbühl dienten, hatten ſie ihre eigne Meinung über die Dinge und ſagten ſie auch der Herrin in ihrer ungeſchminkten Weiſe. Sie gaben Rat, um den ſie nie gefragt wurden, und redeten darein, wo ſie es für nützlich fanden. Dadurch aber wurden ſie Juana höchſt läſtig und ſchließlich unerträglich, ſo daß ſie ſich dieſelben möglichſt weit aus der Seh- und Hörweite hielt und um ſich nur Neulinge duldete, die noch kein eignes Urteil hatten oder es doch nicht laut werden ließen. Gegen dieſe war ſie gütig, mildthätig, nachſichtig, unter ihnen fühlte ſie ſich ganz als mittelalterliche Burgfrau, die für das leibliche und geiſtige Wohl ihrer Unterthanen Sorge tragen muß. Es blieb auch nicht lange verborgen, daß die Herrin für alles zu gewinnen war, wenn es ihr nur mit der Unterthänigkeit eines Hörigen vorgebracht wurde. Nachdem aber einmal der Köder bekannt war, machte man auch weidlich davon Gebrauch, that ſtumm ihren Willen und ſchädigte und betrog ſie insgeheim oder ſchwatzte ihr offen ab, was etwa offen zu erlangen war. Die alten ehrlichen, geraden Menſchen verſtummten allmählich in der Zurückſetzung gegenüber den Übergriffen der Schützlinge, einer oder der andere verließ wohl auch tief gekränkt den Lindenbühl.

Julian ſah mit ſeinen durchdringenden Soldatenaugen den Dingen auf den Grund, und ſeinem ſcharfen Blick war ſeit jeher ſpornſtreichs die That gefolgt. Die Rolle, die ihm Matthias zugedacht, genügte ihm nicht mehr: der unfruchtbare Feigenbaum wollte nicht bloß Schatten werfen, ſondern auch nebenbei ſeine Äſte wacker ſchütteln. Er gedachte den Betrügern eng an den Leib zu rücken und allen den Heuchlern ihre Larven herabzureißen, um Ordnung in die mittelalterliche Mißwirtſchaft ſeiner Großnichte zu bringen. Aber ſein ungeſtümer Charakter unterdrückte die Mittel und überſprang die Zeit mit einem Satz, um ſein Ziel ſogleich und auf einmal zu erreichen. Er blieb dabei der alte ſchneidige Reiteroberſt, der in wilder Attacke dareinſauſte, um mit einem raſenden Choke alles niederzureiten; der Feind aber lief auseinander und ſammelte ſich hinter ſeiner Herrin, ſie als Deckung benützend.

Durch dieſe Reibungen draußen geſtaltete ſich allmählich der Verkehr auch im Innern geſpannt und gereizt. Die beiden Menſchen, die ſo viele gemeinſame Berührungspunkte hatten, ſahen einander nur noch auf die gegenſeitigen Schwächen an und ſchärften durch unaufhörliche einſeitige Übung ihre Augen zu einer Fachkennerſchaft, welcher ſelbſt der winzigſte Makel nicht entging. War ehedem Matthias der einzige Stein des Anſtoßes geweſen, den beide vorſichtig umgingen, ſo quälten ſie ſich nun, beide vornehme Naturen, bei jedem Vorfall in einem endloſen Hinterhalten und Verſchweigen, mit Umwegen und Abwegen; denn an jedem Wörtlein hing eine ganze Kette von unterdrückten Widerreden und Vorwürfen. Es war eine Leidensgeſchichte innen und ein Wirrwarr draußen, bis Julian in ſeiner gewohnten raſchen Art den heilloſen Knoten durchhieb.

„Nebenbei geſagt,“ murmelte er eines Abends vor dem Schlafengehen, indem er ſich auf der Schwelle noch einmal umwandte, „habe dem Matthias geſchrieben, herzukommen. Will mir die Zeit mit der Pferdezucht vertreiben, brauche dazu ſeinen Rat — nicht wegen der Pferde nämlich, verſtehe das ſelber — ſondern wegen des anderen.“ Den Schluß brummte er ſchon draußen auf dem Korridor, nachdem er gegen eine etwaige Widerrede raſch die große Eichenthüre hinter ſich geſchloſſen hatte. Wie ſtark ihn gerade die Pferdezucht in Anſpruch nahm, iſt aus dem nachfolgenden Briefe zu entnehmen, den er tags vorher abgeſchickt hatte:

„Lieber Matthias!

Du haſt gut reden mit dem Schattengeben da auf dem Lindenbühl. Am erſten Tage war ich ihr — der Juana nämlich — ganz eines von den alten Heldenbildern, wie ſie da im Ahnenſaal verſtauben; ſeit ſie mich aber täglich in der Nähe hat, hat ſich mein Bild ungeheuer abgenützt, wie die Prägung auf einem alten Kupfergroſchen. Der teure Landesvater iſt abgegriffen, und nur das Kupfer iſt geblieben. Soviel von mir. Jetzt zu dem Lindenbühl. Das iſt nun einmal kein ehrlicher Krieg, das iſt ein Guerilla-Franktireur-Banditentreiben. Die alten ehrlichen Kerle deines Vaters ſind lahmgelegt. Galgenſtricke neueſter Anſchaffung kommandieren und füllen ſich ihre Säcke. Sie iſt ungerecht gegen die Alten und großmütig gegen die Neuen, aber die Franzoſen ſagen: Man muß gerecht ſein, bevor man großmütig iſt, ſo wie man früher Hemden haben muß, bevor man Spitzen hat. Und wenn es ſo fort geht, ſind wir da oben bald auch bei dem letzten Hemde angelangt. Es muß eine Razzia gemacht werden unter dieſen heuchleriſchen Dieben. Ich tauge nicht dazu: bin ſeit jeher ein Dreinhauer geweſen, und die Kerle laſſen ſich nicht nahe kommen. Das ganze Pack nimmt Reißaus und verkriecht ſich mitten im dickſten Buſch. Ich kann mit meinem Roß nicht hinein, und ſie kauern drin gedeckt auf der Lauer ſo lange, bis ich abziehe. Dann kommen ſie hervorgekrochen und marſchieren vor der Juana auf in einer großen Paraderevue. Die Trommeln trommeln ihr entgegen, die Trompeten blaſen ſie an, die Hurras tönen ihr zu, die Fahnen ſenken ſich — und die Juana weint vor Freude. Darauf macht das Banditenvolk ein großes Freudenfeuer aus dem Holz der Juana, ſchlachtet einige Schafe aus ihrem Stall, holt einige Fäſſer aus ihrem Keller, ſteckt ſeinen Weibern einige Nelken aus ihrem Garten in die Haare —

und die Juana iſt gerührt. Dann kommt wieder meine Reiterattaque, ſie verſtecken ſich wieder in den Buſch, und ſo fort. Mir fehlt ein Generalſtäbler, habe dabei an dich gedacht. Laß alles liegen und komme — es iſt höchſte Zeit, ſonſt — alſo!“

Als Matthias einige Tage ſpäter auf dem Lindenbühl ankam, übte Juana mit untadeliger kalter Höflichkeit gegen ihn die Pflichten der Hausfrau; im übrigen jedoch behandelte ſie ihn achtlos als einen Geſchäftsmann und Pferdezuchtexperten, den ſich Onkel Julian auf den Hals geladen hatte und ihn darum auch ertragen ſollte. Sie hatte nie ſo viel draußen zu thun gehabt wie jetzt; man ſah ſie nur während der gemeinſamen Mahlzeiten. Trat ſie dann in das Speiſezimmer, ſo war es jedesmal, als fahre ein eiſiger Luftzug durch einen behaglich erwärmten Raum. Das eifrige Geſpräch der beiden Männer ſtockte, das Mienenſpiel erſtarrte, die warmen Blicke erkalteten; Matthias betrachtete unverwandt den Tafelaufſatz, und Julian attaquierte den Inhalt ſeines Tellers mit einem ſtummen Ingrimm wie einen Feind, der keinen Pardon verdient. Er war ohnedies ungehalten, weil ihm Matthias zu verſtehen gegeben hatte, er möge ſich auf das Schattenwerfen beſchränken und Juana ſchalten und walten laſſen nach ihrem Gutdünken, da jeder fremde Eingriff ſie nur kränken müſſe. Juana blickte gleichgültig an Matthias vorbei. Wenn er redete, ſo warf ſie, als ob er gar nicht da wäre, mitten hinein eine kurze Bemerkung über ganz andere Dinge, oder ſie hörte auch wohl einmal mit gekünſtelt höflicher Aufmerkſamkeit und einem gelangweilten Geſichtsausdruck zu wie jemand, der die ganze Geſchichte ſchon längſt auswendig weiß. Hatte er ſich aber mit Julian in ein Geſpräch vertieft, dann betrachtete ſie ihn mit jenem harten Blick, der bloß auf die Suche nach einem Makel ausgeht und auch die Vorzüge nur in einer Verzerrung widerſpiegelt. Sie erſpähte dabei viel Ungewohntes an Matthias, aber es fand keine unbefangene Würdigung, weil in ihrer Seele der Matthias der Kinderjahre fortlebte, und weil ſie das Neue mit dem Maßſtabe des Alten maß. Und wenn bei ſolchen hart abmeſſenden Blicken zuweilen die düſteren Augenbrauen mit einer plötzlichen Zuckung zuſammenrückten, ſo geſchah dies, wenn es ihr Mühe machte, irgend etwas neu Entdecktes mit dem alten Gebilde zu verquicken. Denn jener Matthias der Kinderzeit ſtand in ihrer Seele feſt als ein unverrückbares Steinbild, um welches die ungewohnten Mienen, Worte und Thaten von heute wie machtloſe Wellen brandend zerſtiebten. Aber weil der Anprall zuweilen befremdend laut wurde, überkam ſie doch ein leiſes Mißtrauen gegen ſich ſelbſt, und mit dem Mißtrauen eine unbeſtimmte Furcht. Aus beiden erwuchs jene eiſige Grauſamkeit, die in allen Worten zu Tage trat, welche ſie an Matthias richtete.

Er ſchloß dabei die Augen, und wenn er ſie wieder aufthat, blickten ſie ſo ernſthaft ruhig wie vorher. Der Hieb eines ſcharfen Schwertes war durch die Luft gefahren — ſpurlos fließt ſie wieder zuſammen hinter dem ſchneidenden Streiche. Einſt hatte er Sturm und Unwetter für ſie herbeigewünſcht, um als ſchützender Onkel eine hilfeſuchende Nichte zu bergen, ſo hochmütig ſie ihn auch immer zurückgeſcheucht; und auch nun, da ſie ihm härter als je entgegentrat, war bloß die treue Sorge des Onkels in ihm lebendig — nur barg ſie ſich ſtumm und ängſtlich in die innerſte Seele und hüllte ſich überdies in das Gewand der Demut und Ergebung, damit das arme Kind dort auch nicht die leiſeſte Ahnung von ihr habe.

So kam der letzte Tag heran. Nach dem Abendeſſen erhob ſich Juana wie gewöhnlich mit dem Bedeuten, ſie habe noch unaufſchiebbare Hausgeſchäfte vor.

„Unaufſchiebbar!“ brummte Onkel Julian und blies große Rauchringe in die Luft. „Am letzten Abend, den der Matthias hier zubringt!“

(Fortſetzung folgt.)

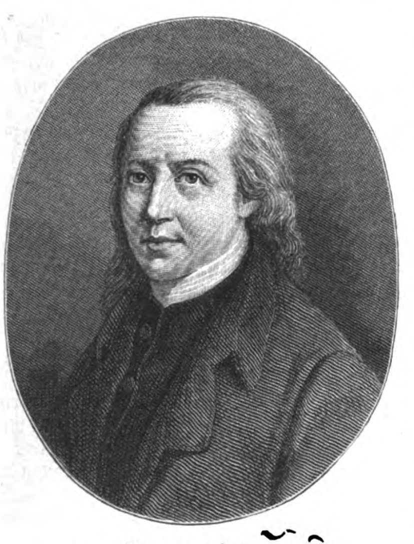
---

# Matthias Claudius.

## Ein Erinnerungsbild.

(Abdruck verboten.)

Wie ſtrahlende Sterne erſter Größe erſcheinen uns am Himmel des deutſchen Schrifttums die Namen unſerer Dichterheroen des vorigen Jahrhunderts. Sie waren die geiſtigen Führer ihrer Zeit, welche die Nation in neue Bahnen hineinriſſen und für lange beſtimmenden Einfluß auf ſie ausübten. Neben ihnen aber finden wir eine nicht geringe Anzahl anderer, welche zwar nicht mit durchſchlagender Wirkſamkeit in das Schaffen ihrer Zeit eingriffen, aber durch ihre Liebenswürdigkeit, Innigkeit des Gefühls und Kraft der Sprache zu Lieblingen unſers Volkes geworden ſind. Jene blenden uns durch ihren Glanz, ſtaunend ſehen wir zu ihrer Größe hinauf; dieſe ziehen uns wegen ihrer rein menſchlichen Charaktereigentümlichkeiten an, alſo daß wir uns im Verkehr mit ihnen, ſozuſagen, heimiſcher fühlen. Solche Männer waren Johann Heinrich Voß, Gottfried Bürger, Hölty; ein ſolcher war auch der Wandsbecker Bote. — Wie ſo mancher bedeutende deutſche Mann iſt auch Matthias Claudius der Sohn eines Landpfarrhauſes. Er wurde den 15. Auguſt 1740 zu Reinfeld, einem Marktflecken zwei Meilen weſtlich von Lübeck, geboren und verlebte eine zufriedene Jugend im ſtillen Frieden des elterlichen Hauſes, im behaglichen Kleinleben des Landſtädtchens. Streng und ernſt war die Erziehung, welche ihm und ſeinen zahlreichen Geſchwiſtern zu teil wurde; daneben aber ließ ſie auch eine das Gemüt verſöhnende Milde walten. Dem Vater, einem Manne, der zäh an altfränkiſchen Sitten hing, war der Sohn in Liebe ergeben; das zeigt uns das von edler Herzenswärme durchglühte Gedicht bei deſſen Tode im Jahre 1773:



Matthias Claudius.

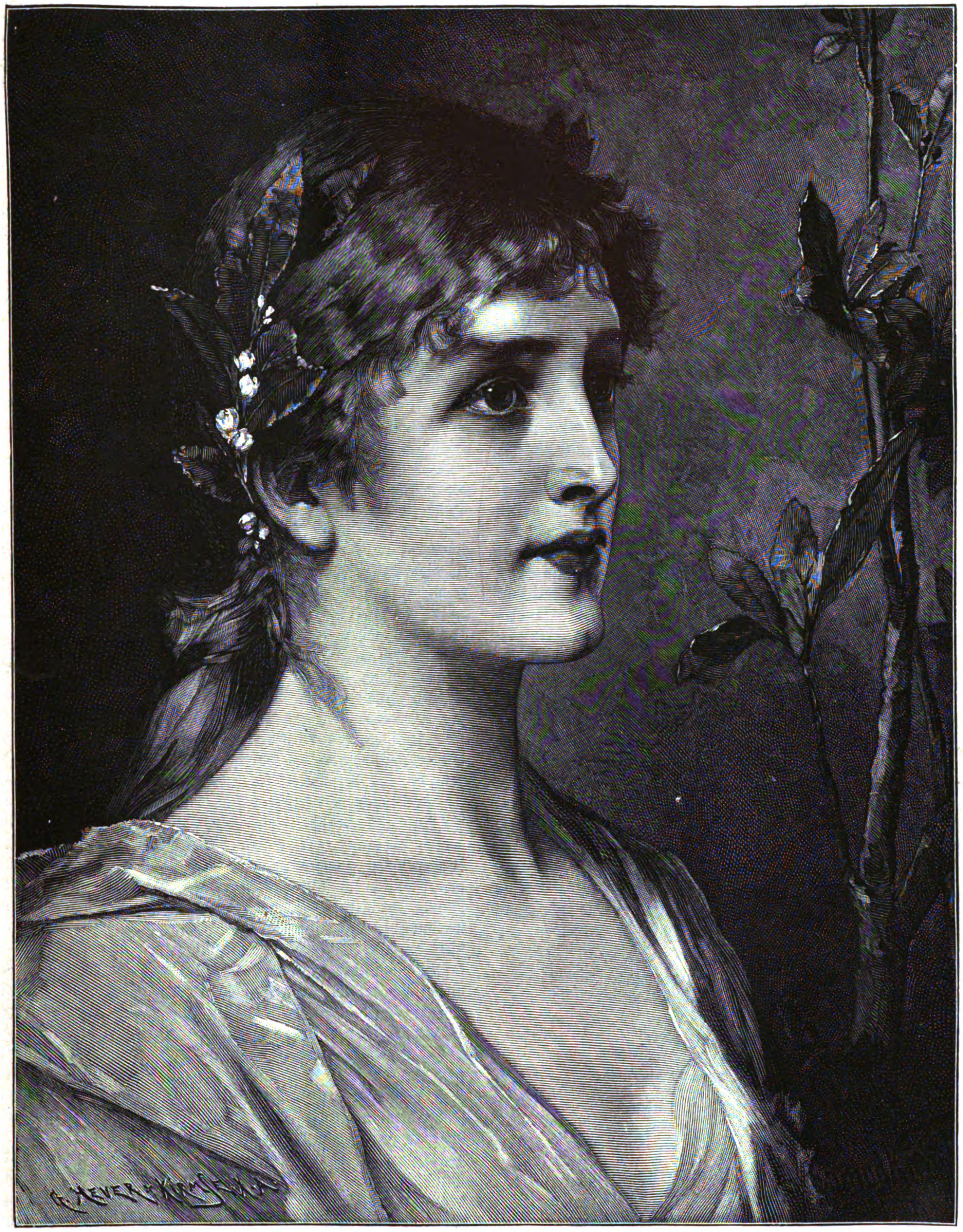
Nach einem gleichzeitigen Stich.

„Friede ſei um dieſen Grabſtein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Träufte mir von Segen, dieſer Mann
Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!
Und ich kann’s ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.“

Auf der lateiniſchen Schule in Plön in die Kenntnis der alten Sprachen eingeführt, verließ Claudius 1759 die Heimat, um ſich in Jena den theologiſchen Studien zu widmen, zu denen ihn ſein Weſen, ſeine Anlagen und die geſamte

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Petrarcas Laura. Nach dem Gemälde von Conrad Kieſel.

Lebensauffaſſung, wie er ſie als väterliches Erbteil erhalten hatte, hinzogen. Allein ſchon nach kurzer Zeit zwang ihn ein Bruſtleiden, dieſes Ziel fallen zu laſſen und ſich der Jurisprudenz zuzuwenden, einem Berufe, welchem er nicht Herz und Neigung entgegenbrachte. Nach kurzem Aufenthalte im väterlichen Hauſe begab ſich Claudius 1764 nach Kopenhagen, wo ihm die Stelle eines Sekretärs im Hauſe des Grafen Holſtein angeboten worden war; denn damals bekleideten bedeutende deutſche Staatsmänner die höchſten Ämter Dänemarks, und deutſche Dichter und Gelehrte erhielten von hier aus Unterſtützungen und Jahrgelder. Hier war es auch, wo unſer Dichter mit Klopſtock in anregenden Verkehr trat und einer ſeiner glühendſten Verehrer wurde. Wenn auch das rege Treiben der Großſtadt, ihre ſchöne Umgebung und der Umgang mit hervorragenden Männern ſeiner geſamten geiſtigen Entwickelung nach mehr als einer Seite hin förderlich ſein mußte, ſo war ihm doch damals bereits eine Abneigung gegen jede Beziehung zur großen Welt eigentümlich. Scheu zog er ſich vor ihr zurück, und die Sehnſucht führte ihn wieder nach Reinfeld, wo er in fleißiger Arbeit drei Jahre verweilte. Hierauf ging er im Herbſt 1768 nach Hamburg, um als Mitarbeiter bei den „Adreßkontornachrichten“ einzutreten. Wenn wir uns das geiſtige Leben jener Periode vergegenwärtigen, ſo erinnern wir uns, daß Hamburg in derſelben einen der erſten Plätze einnimmt. Leſſing, welcher damals den Zenith ſeines Ruhmes zu erreichen begann, beeinflußte maßgebend das dortige Theater, an welchem erſte Künſtler wirkten; Leſſings Thatkraft, Anregung und Einfluß war es zu danken, daß es ſich unter einem Schröder und Eckhoff zur bedeutendſten Bühne des Vaterlandes emporſchwang. In Hamburg begegnet uns der vierundzwanzigjährige Herder, und ſo lag es ſehr nahe, daß Claudius ſich ſowohl dieſen Männern und ihren Beſtrebungen anſchloß, als auch mit anderen wie Baſedow in Altona und Reimarus in enge Beziehungen trat. Anderſeits dürfen wir aber nicht verkennen, daß ihm der Aufenthalt in der geräuſchvollen Stadt wenig zuſagte. So übernahm er mit Neujahr 1771 die Mitarbeiterſchaft an einem neubegründeten Blatte, „dem Wandsbecker Bothen,“ einem Blättchen, das viermal wöchentlich erſchien. Er ſollte den Boten mit allerlei Gedichten, Aufſätzen und Kritiken von Theaterſtücken ausſtatten. Dieſe Artikel fanden dann ihre Aufnahme in dem „poetiſchen Winkel,“ und dem geſunden und kernigen Humor, den tiefſinnigen und gedankenvollen Gedichten, welche der „Bothe“ brachte, hat er es zu danken, daß er nicht längſt, wie die zahlloſen Schriften ſeiner Art, der Vergeſſenheit anheimgefallen iſt. Es dürfte nicht unintereſſant ſein, bei dieſer Gelegenheit den Prolog ſich in die Erinnerung zurückzurufen, mit welchem die Zeitſchrift anfangs 1771 eröffnet wurde. Es heißt in demſelben:

„Ich bin ein Bote, und nichts mehr,
Was man mir gibt, das bring’ ich her,
Gelehrte und polit’ſche Mähr;
Von Aly Bei und ſeinem Heer,
Vom Tartar Chan, der wie ein Bär
Die Menſchen frißt am Schwarzen Meer,
(Das iſt kein angenehmer Herr)
Von Perſien, wo mit ſeinem Speer
Der Prinz Heraclius wütet ſehr.“

„Vom großen Mogul und Madam,
Von Zank, Erfindungen und Lehr,
Von klein Verdienſt und großer Ehr,
Von groß Verdienſt und kleiner Ehr
Und tauſend ſolchen Sachen mehr,
Die ſich begeben ungefähr
Und alle anzuführen ſchwer ꝛc.“

„Dafür bezahlet mich mein Herr;
Als ich von Hauſe ging, ſprach er:
Geh’ hin! und ſaget die und der:
Seht doch! wo kommt der Bote her?
So wünſche höflich dem und der
Ein fröhlich Neujahr und noch mehr,
Und ſprich: Ich komm’ von Wandsbeck her.“

Gleichzeitig mit dem Erſcheinen des Blattes ſiedelte der Dichter nach dem ſtillen und freundlichen Wandsbeck über, das durch ihn, wie Matthiſon meint, der berühmteſte Marktflecken Deutſchlands geworden iſt. Und in der That, Wandsbeck bot ihm zuerſt eine dauernde Beſchäftigung und eine bleibende Stätte; es verſchaffte ihm einen weitverbreiteten Ruf als Schriftſteller, und erblickte das Glück ſeiner Ehe und ſeines reich geſegneten Familienlebens. Wandsbeck war die Wiege ſeiner Kinder und ſeiner Dichtung und gewährte endlich dem lebensmüden Greiſe das erſehnte Grab.

Im Frühling 1772 heiratete Claudius hier ſeine Rebekka, „ſein Bauernmädchen,“ die Tochter des Wandsbecker Zimmermeiſters Johann Friedrich Behn. Rebekka war einfach erzogen; dabei aber legte ſie für alles, was die Zeit bewegte, ein lebhaftes Intereſſe an den Tag. Daher vermochte ſie bei dem ſcharfen Verſtande und dem treuen Gedächtnis, welche ihr eigen waren, im Verkehr mit ihrem Manne und ſeinen Freunden die Lücken ihrer Kenntniſſe derartig auszufüllen, daß man in ihr nicht eine Frau vermuten konnte, die vor ihrer Ehe nur Robinſon und Jung-Stillings Leben gekannt hatte. Dabei war ſie mit den edelſten Gaben des Gemüts geziert, fromm, liebenswürdig, lebensfroh und heiter, kurzum ganz wie für den einfachen und ſchlichten Claudius auserſehen. Voß nennt ſie daher „ein Paar wie aus der Hand der Natur, voll Einfalt und Friede, arm und frei von dem Joch einer verſchnörkelten Welt, ſo herzlich und ſo ſcheinlos im Hausleben wie ein Stück Poeſie, nur auf Zeit in dieſe Alltagswelt hineingeliehen.“ Jakobi aber preiſt nach zwanzig langen Jahren ihrer Ehe die Frau unſers Claudius „als das holdſeligſte Weſen nach aller Menſchen Zeugnis, das man ſehen kann.“ So wurde ſie der Segen des oft hart geprüften Mannes, ſie war die Sonne ſeines Lebens, welche immer wieder ihre belebende und beſeligende Kraft geltend machte, wenn die bittern Stunden der Sorgen und des Kummers ihm das Daſein trübten und erſchwerten.

Und an den Bitterniſſen fehlte es wahrlich nicht. Die Einnahmen vom Boten waren immer gering und zweifelhaft geweſen, bis derſelbe 1775 endlich einging. Hierauf begann Claudius noch in demſelben Jahre mit der Herausgabe ſeiner Aufſätze und Gedichte unter dem Ttel: „Asmus omnia sua secum portans.“ Aber die Mittel, welche er aus dieſem Unternehmen gewann, reichten nicht aus, um den Hausſtand der Familie zu unterhalten, und der ſonſt ſo ſorgenloſe Mann bat ſeinen Freund Herder dringend um ſeine Verwendung zu einer Anſtellung. Früher als er erwartet, erhielt er eine ſolche als landgräflich Heſſen-Darmſtädter Oberlandeskommiſſarius. Dieſer aus fünf Mitgliedern beſtehenden Behörde war von dem Präſidenten von Moſer die Aufgabe geſetzt, durch Verbeſſerung des ſtädtiſchen und dörflichen Haushalts, des Ackerbaues und der Viehzucht, des Handels und der Fabriken ꝛc. „dem guten und fleißigen Unterthanen jede Art der Arbeit fruchtbarer, ſeine Abgaben leichter, ſein ganzes Leben froher, ſeinen Himmel blauer, ihn ſtolz auf ſein Vaterland, zum Frieden mit ſich ſelbſt zu bringen und dankbar gegen ſeinen Fürſten zu machen.“ Allein Claudius, von jeher an ein planloſes Arbeiten gewöhnt, empfand die Pflichten ſeines ſicherlich nicht ſchwierigen Amtes bald als drückend, und es konnte daher nicht fehlen, daß er mit dem Direktor jener Behörde in Streit geriet. Eine ſchwere Bruſtkrankheit anfangs 1777 trug das ihrige dazu bei, ihm das Leben in der „ungeſunden feinen“ Luft zu Darmſtadt zu verleiden, und ſo erblicken wir ihn einige Monate ſpäter auf der Rückreiſe nach Wandsbeck.

Von jetzt an ſollten ihm viele Jahre reinen Familienglückes und heiterer Ruhe beſchert ſein. Denn wenn ſich die Anzahl der Seinen auch ſtetig vermehrte, ſo genügten für das Leben in ländlicher Einfachheit und Abgeſchiedenheit doch die Einkünfte, die ihm aus den nach und nach erſcheinenden Bänden des Asmus zufloſſen. Außerdem verlieh ihm der damalige Kronprinz von Dänemark 1785 einen Gehalt von 200 Thalern und drei Jahre ſpäter auf ſeine Bitte das zwar beſcheidene, aber einträgliche Amt eines Reviſors der ſchleswig-holſteinſchen Bank. In dieſer Periode ſeines Lebens ging mit Claudius eine bedeutſame Wandlung vor ſich. Denn während ihm bis jetzt der Humor die Feder bei der Abfaſſung ſeiner Schriften geführt hatte, brachten ihn ſeine Studien auf dem Gebiete der Philoſophie und Theologie zu einer immer tiefer und inniger ſich geſtaltenden Hingebung an die Lehren der chriſtlichen Religion. Eine ſolche Anſchauungsweiſe aber, dem Rationalismus jener Tage vollſtändig entgegengeſetzt, mußte ihm manchen ſeiner Freunde, wie Goethe, Herder, Voß entfremden. F. H. Jakobi, Lavater und Fr. L. von Stolberg waren es ganz beſonders, mit denen er an Stelle jener in brieflichen Verkehr trat. Unter derartigen Veränderungen nahten ſich die Stürme der Revolution und die ihnen folgenden Kämpfe und ſtörten das behagliche Leben des Boten, welchem das Alter bereits den Schnee auf das Haupt geſtreut hatte. Nachdem er ſeinem Schwiegerſohne, dem bekannten Buchhändler Perthes in Hamburg, in einen abgelegenen Winkel Holſteins nachgefolgt war, um dem im Herbſte 1813 von neuem an der Elbmündung entbrennenden Kriege zu entgehen, überfiel ihn im Dezember 1814 im Hauſe ſeines Schwiegerſohnes in Hamburg die Todeskrankheit, welche am 21. Januar 1815 ſeinem Leben ein Ziel ſetzte. Mit den Worten: „Gute Nacht, gute Nacht!" ſagte er den Seinigen das letzte Lebewohl und verſchied mit einem klaren und hellen Blick auf ſeine Rebekka, welche erſt 1832 ihm in die Ewigkeit nachfolgte.

An ſeinem hundertjährigen Geburtstage am 15. Auguſt 1840 ſetzte man unſerm Dichter in dem Wäldchen bei Wandsbeck, wohin ihn ſeine Spaziergänge mit Vorliebe führten, ein ſchlichtes Denkmal mit Stab, Taſche und Hut, den Symbolen ſeines Botenberufes. Und wahrlich, ein Bote war er in mehr als einer Beziehung geweſen! Er brachte, ſozuſagen jedem Stande, Berufe und Alter eine Gabe, ein Gaſtgeſchenk aus dem Reiche der Poeſie. Aber unſtät und flüchtig pflegt das Leben der Boten zu ſein und nicht frei von Sorgen für den kommenden Tag. Und ebenſo erging es Claudius, der zwar an Vielſeitigkeit ſeinem Freunde Herder und an inniger Gläubigkeit Klopſtock, dem Genoſſen ſeiner Jugendzeit, glich; aber die Ruhe freudigen Schaffens ging ihm durchaus ab. Keins ſeiner zahlreichen Werke entſtand nach einem beſtimmten, wohl erwogenen Plane, ſondern ſie ſind, mehr oder weniger, Kinder des Tages, der Laune und des Zufalls. Im „Wandsbecker Boten" ſchrieb er, wie ſchon oben erwähnt, über alles, was das Intereſſe der Zeit erregte. Aufſätze über das Weſen des Genies, den Schaden oder Nutzen des Theaters, das Verhältnis von Homer zu Ariſtoteles u. a. finden wir dort neben anderen, welche die Erzeugniſſe der jüngſten Litteratur beſprechen. Sie ſind nach Herders Urteil „einzelne fliegende Blätter und faſt nur Reihen ohne Gelehrſamkeit und faſt ohne Inhalt, aber für gewiſſe Silberſaiten des Herzens, die ſo ſelten ſo gerührt werden." Dieſe Saiten des Gemüts aber rührte er durch die Perlen ſeiner Lyrik, welche ihm einen bleibenden Platz unter unſern Dichtern zuſichern. Durch ſie iſt er, wie kein anderer, ein Dichter des Volkes geworden, welcher es in wunderbarer und dabei doch ſo einfacher Weiſe verſtand, das tiefſte Innere des Herzens zu treffen; durch ſie iſt er ferner ein Volksbildner geworden, da ſie nicht ſelten einen hohen pädagogiſchen Wert beſitzen. Eben deshalb aber, weil ſie fromme Einfalt, Herzenswärme, Freude an der Natur und heiteren Lebensgenuß, gepaart mit Genügſamkeit und Zufriedenheit atmen und ſich dabei innerhalb der Grenzen einer kleinen, oft beſchränkten Lebensauffaſſung bewegen, ſind ſie ſchon bei des Dichters Lebzeiten Gemeingut des Volkes geworden, ebenſo wie ſie es noch heute ſind. Wer dächte nicht an das „Abendlied," welches uns in unſern Knabenjahren ſo tiefernſt zu ergreifen pflegte?

„Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar."

Einer geſunden Laune begegnen wir in „Urians Reiſe," „dem Rieſen Goliath" und den Bauernliedern, während er in „des Vaterlandes Hochgeſang" den ſtürmenden Jüngling wie den ernſten Mann in Begeiſterung mit ſich fortreißt. Eine gemütvolle Stimmung zieht ſich bei den meiſten Liedern hindurch: beim Rheinweinlied vergißt der Dichter nicht den Traurigen, beim Abendgebet nicht den kranken Nachbar. Sein eigenſtes Weſen beſtand in einer überaus glücklichen Miſchung von harmloſer Lebensfreude und ſinnigem Ernſt einerſeits und gläubiger Frömmigkeit auf der anderen Seite. Beide Richtungen, innig miteinander vereint, bewirkten, daß Klaudius „ein heller, reiner Kieſelſtein ward, an den der ſchöne Himmel und die ſchöne Erde und die heilige Religion geſchlagen, daß Funken herausfliegen."

Ernſt und bewegt iſt das Leben der Gegenwart! Wohin wir den Blick ſchweifen laſſen, überall nehmen wir ein Haſten und Jagen nach äußerem Gewinn und irdiſchem Wohlergehen wahr. Nicht nur der Kaufmann, welchem ſeine Schiffe die Erzeugniſſe ferner Länder zuführen, und der Fabrikherr mit ſeinen zahlloſen Arbeiterſcharen, ſondern auch der Mann, welchem die Aufgabe geſetzt iſt, die idealen Güter des Menſchengeſchlechtes zu pflegen, der Künſtler und Gelehrte, wird in dieſen Strudel mit hineingezogen. Da iſt es denn nicht zu verwundern, daß auch die Werke der Dichter der Jetztzeit leider nur zu oft ein Haſchen nach Effekt aufweiſen und Unruhe, Zweifelſucht und Unglauben durchblicken laſſen. Um ſo wohlthuender iſt es dagegen für ein reines Gemüt, ſich in die Lyrik unſers Claudius zu verſenken, um ſich an ihrem Frieden, ihrer Einfalt und Herzensgüte zu erquicken; um in ihrem Genuſſe zur Ruhe mit ſich ſelbſt zu gelangen.

Einhundertundfünfzig Jahre waren am 15. Auguſt ſeit der Geburt des Dichters verfloſſen und vielfach wurde desſelben gedacht. Dies geſchah mit Fug und Recht, und wir wollen hoffen, daß wir Deutſche es niemals verlernen werden, uns unſerer großen und bedeutenden Männer zu erinnern; ſchon deshalb nicht, weil wir uns hiermit ſelbſt achten. Indeſſen glaube ich meinerſeits, daß es eines ſolchen mehr oder weniger äußeren Anlaſſes nicht bedarf, um uns Asmus' Bild lieb und wert zu machen, da wir alle, gleichgültig ob jung oder alt, arm oder reich, von frühem Alter an ihn, wenn auch nur in wenigen ſeiner Geiſteskinder, kennen gelernt haben. Daher ſei es geſtattet, an die Verſe zu erinnern, mit welchen Stolberg das Gedächtnis des abgeſchiedenen Freundes feierte:

Der Bote ging in ſchlichtem Gewand,
Mit geſchältem Stab in der bittern Hand,
Ging forſchend wohl auf und forſchend wohl ab
Von der Wiege des Menſchen bis an ſein Grab.
Er ſprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die andern, auch fromm zu ſein,
Und ſah'n ſie ſein redliches, ernſtes Geſicht,
So zürnten auch ſelbſt die Thoren ihm nicht,
Doch wußten nur wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er ſelbſt in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und ſammelt die Ernten des Säemanns ein!

Paul Baranowsky.

## Froher Gang.

Von J. Trojan.

Es gibt doch Dinge, die der Ärmſte auch
So gut hat wie der Reiche, die der Reichſte
Mit allem Gold ſich nicht erwerben kann,
Sind ſie einmal vom Himmel ihm verſagt.
Und wenn mir's einmal noch ſo ſchlecht erginge,
Ein Undankbarer müßt' ich mir erſcheinen,
Wollt' ich dann murren. Alſo froher Tag
Iſt mir beſchieden, und noch beſſ'rem Tage
Seh' ich entgegen und noch größ'rem Glück.

Philoſophierend alſo bei mir ſelber,
Ging durch die Straßen ich der großen Stadt.
Da drängten ſich, wie jeden Tag, die Menſchen,
Und weil ich wenig ihrer achtete,
Stieß ich an dieſen und an jenen an
Und hören mußt' ich manch unfreundlich Wort.
Doch nicht verdroß mich's, nicht verderben konnt' es
Die gute Laune mir, in der ich war.
Vom Tiſchler kam ich und ich ging nach Hauſe.

Was war's, das mich ſo froh gemacht, das mir
Das Herz erweitert und den Blick erhellt?
Ein Bettgeſtellchen hatt' ich mir beſtellt.

---

## Eine Bierrevolution im alten Berlin.

Geſchichtliche Erzählung von Ernſt Schubert.

(Abdruck verboten.)

Unter den berühmten Bieren der guten alten Zeit nahm das Bernauer einen Ehrenplatz ein. Die brandenburgiſchen Chroniken berichten von ſeiner Güte und Stärke Wunderdinge, und es erwarb ſich ſogar einen hiſtoriſchen Ruf, denn heute herrſcht kaum noch ein Zweifel darüber, daß unter dem ſagenhaften Bernauer „Brei," mit welchem die Bürger des märkiſchen Städtchens die Huſſiten von ihren Mauern vertrieben, einfach „Bräu" zu verſtehen iſt, d. h. die heiße, aus den Braupfannen gezogene Maiſche, welche die Belagerten den ſtürmenden Feinden über die Köpfe ſchütteten. Ja, ſtark und gut war das Bernauer Bier, ſo tüchtig eingebraut, daß es, unter feſtem Verſchluß in die Erde gegraben, in Jahrzehnten nichts von ſeiner Trefflichkeit verlor. Aber ſtarke Getränke wollen mit Maßen getrunken ſein; ſie ſind nicht jederzeit bekömmlich und erhitzen leicht die Gemüter, manchmal bis zum hellen Aufruhr. Davon ſollte einmal die Stadt Berlin ein merkwürdiges Beiſpiel erleben.

Es war an einem Maitage des Jahres 1615. Auf den Straßen der kurfürſtlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin brütete eine Hitze wie nur im Hochſommer, doch drinnen in der Gaſtſtube des Hauſes zum Braunen Roß in der Brüderſtraße herrſchte angenehme Kühle. Das Braune Roß war ein Brauhaus und zugleich, nach der Sitte der Zeit, ein Gaſthof. Gerade jetzt konnte der Verkehr freilich nur ein geringer ſein, denn über dem geräumigen Hauſe lag öde Stille, und nur in der braungetäfelten Gaſtſtube klapperten die Deckel von ein paar Zinnkrügen, hinter denen zwei hochgewachſene Männer ſaßen, kurfürſtliche Leibtrabanten, wie ihre ſchmucke Tracht zeigte.

„He, Baltzer," rief der eine, ein ungewöhnlich großer und beleibter Mann, einem dritten Manne zu, der verdroſſen am Fenſter ſtand und mit den Fingern auf den Scheiben trommelte. „Baltzer, noch 'nen Krug!"

Schweigend entſprach der Angerufene dem Wunſche, indes der dicke Trabant ſagte: „Mohrenelement, was habt Ihr für'n Geſicht aufgeſetzt! Als ob die Katz' es donnern hörte! Wo drückt der Schuh?"

„Ihr wißt es ja," entgegnete Balthaſar Schönlank, der junge Brauer, „und wenn Ihr's nicht wüßtet, ſo ſeht Ihr's: Mehr und mehr bleiben mir die Gäſte weg, und alles läuft hinüber zum Kaplan und ſeinem Bernauer Bier."

„Ei," miſchte ſich der andere Trabant hinein, „warum ſchenkt Ihr nicht auch Bernauer?"

„Wenn ich nur dürfte! Bin ja darum eingekommen beim Rat, hab aber den Beſcheid erhalten, in einer Straße ſei ein Bernauer Schank genug, und ich würde dem Kaplan Stuler die Nahrung ſchmälern. Als ob er mir nicht die meine ſchmälerte! Und iſt mein eigengebrautes Bier etwa nicht gut?"

„Gut iſt es ſchon," erwiderte Wurmbrand, der dicke Trabant, „und darum bringt mir noch 'nen Krug! Aber beſſer iſt beſſer!"

„Ja, ja, ich weiß," ſeufzte Baltzer, „auch ihr ſäßet lieber drüben, und ihr bleibt nur fort, weil's Euch wider den Reſpekt geht, die läſterlichen Reden mit anzuhören, die ſie dort gegen Seine Durchlaucht den Kurfürſten und ſeinen Statthalter, den Markgrafen Johann Georg, führen!"

„Ob du recht haſt, mein Junge!" ſchrie Wurmbrand und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Ja, eine Sünd' und Schande iſt's, daß ſie einen ſo um den guten Trunk bringen!"

„Nein," ſagte der andere Trabant, „Sünd' und Schande iſt's, daß dergleichen geſchieht bei einem Diener des Wortes Gottes. Jedermann ſoll unterthan ſein der Obrigkeit, aber der Kaplan predigt auf ſeiner Kanzel zu Sankt Peter Rebellion gegen Seine Durchlaucht, und in ſeinem Bierſchank duldet er die gefährlichſten Hetzreden, ja Verſchwörung wider das kurfürſtliche Regiment."

„Nun, nun," begütigte Wurmbrand, „der Bierſchank geht ihn nichts an, den führt ſeine Frau." *)

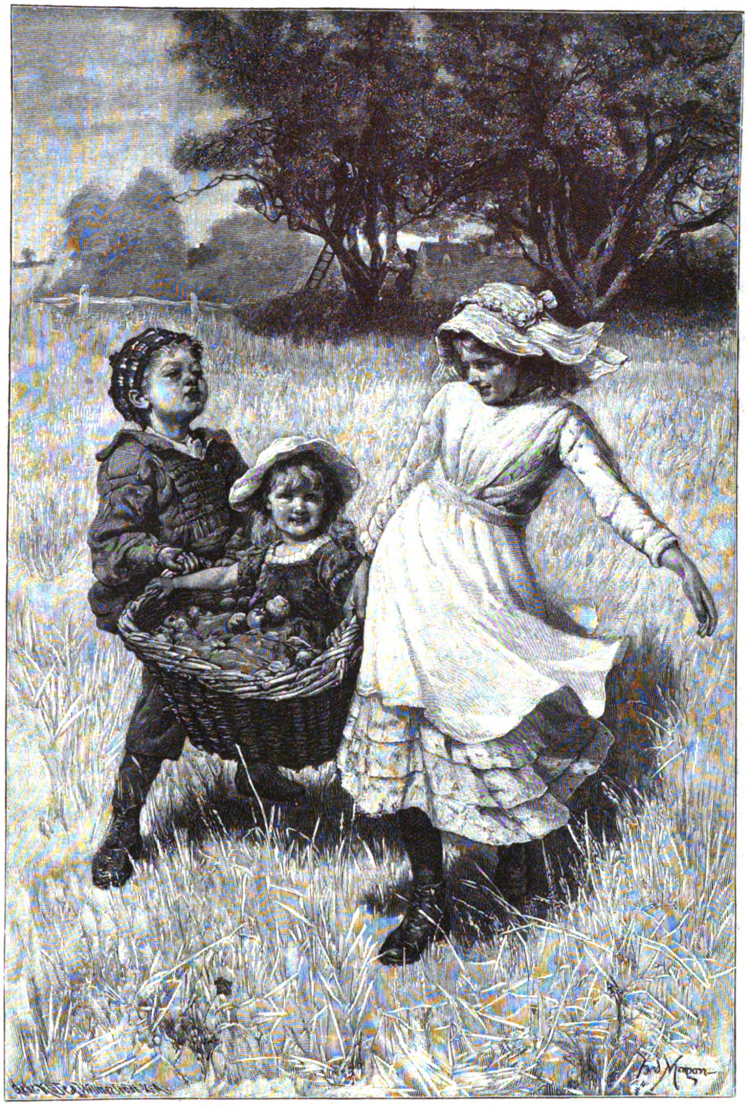
„Als ob er nicht wüßte, was unten vorgeht, und nicht eifrig bemüht wäre, die unruhigen Köpfe noch mehr zu erhitzen! Gar mancher Gaſt ſchleicht ſich aus der Bierſtube nach oben zum geiſtlichen Herrn und läßt ſich von ihm beſtärken im Widerſtande gegen die kurfürſtlichen Verordnungen. Wenn das noch eine Weile ſo fortgeht, dann haben wir eines Tages den hellen Aufruhr, und alles geht drunter und drüber."

„Wenigſtens bei mir wird es bald ſo gehen," ſagte trübſinnig Baltzer. „Längſt hätt' ich Haus und Hof zu Gelde gemacht, und mein Bündel geſchnürt, wenn nicht…"

Er unterbrach ſich, denn von draußen ertönte die Stimme eines Brauknechtes, der nach dem Herrn rief. Während der junge Mann aus der Thür ſchritt, ſtieß der dicke Wurmbrand ſeinen Kameraden pfiffig in die Seite: „Merkſt du was, Schummrich? Nein, gar nichts merkſt du, alter Drähnbartel, aber ich will dir's erklären! ‚Wenn nicht ein paar hübſche Augen mich hier feſthielten,' wollte der arme Teufel ſagen, und damit meint er die Augen der hübſchen Trude von drüben, der Tochter des Rathmannes Wienſtruck. Der

---

*) Geſchichtliche Thatſache Die Frau des Kaplans Stuler von Sankt Peter, des eifrigſten Gegners der Kalviniſten, hatte die Erlaubnis, „Gäſte zu ſetzen," und verſchänkte Bernauer Bier.



Schwere Laſt. Nach dem Gemälde von Fred Morgan.

ſelige Schönlank, Baltzers Vater, und Wienſtruck waren einmal dicke Freunde, und ihre Kinder galten ſchon in früher Jugend als miteinander verſprochen. Da kam aber mancherlei Unglück über das „Braune Roß,“ der alte Schönlank ſtarb dahin und hinterließ die Wirtſchaft nicht eben in guten Umſtänden. Nun obendrein das verdammte — wollt' ich ſagen, das gute Bernauer Bier, das dem Baltzer die ganze Kundſchaft entzieht — da will natürlich Kaspar Wienſtruck, der alte Geizkragen, von dem Handel nichts mehr wiſſen. Aber hol's der Leibhaftige, wenn man vom Bernauer redet, kriegt man Durſt darauf! Weißt was, Kamerad? Nehmen wir beide noch 'n Krug bei der ehrſamen Frau Stuler! Wird am Ende nicht ſo ſchlimm ſein dort! Die Stichelreden ſpülen wir hinunter, und wenn ſie's uns zu bunt treiben, — Sapperment, dann ſchlagen wir drein!“

Die beiden warfen das Geld für ihre Zeche auf den

Tiſch und gingen die Brüderſtraße hinunter, dem Schloßplatze zu. Schon von weitem drang ihnen der Lärm heftig redender Stimmen entgegen. „Wahrhaftig,“ ſagte Wurmbrand, auf ein Haus gegenüber zeigend, „man kann's dem Hofprediger Füſſel nicht übelnehmen, daß ihn das Getöſe in ſeiner nächſten Nachbarſchaft verdrießt. Hat ſchon ein paarmal Beſchwerde darüber geführt beim Rat, hat ihm aber nichts geholfen.“

„Ja, der Rat,“ meinte der andere, „der trägt den Mantel auf beiden Schultern. Will's mit Sr. Durchlaucht nicht verderben, aber auch nicht mit dem Stuler, der bei den Bürgern großen Anhang hat. Und wozu der ganze Lärm? Unſer allergnädigſter Herr, Kurfürſt Johann Siegismund, iſt doch einmal reformiert, und kann man's ihm verargen, wenn er will, daß in ſeinen eignen Landen ſeine Glaubensgenoſſen ungeſtört ihrer Überzeugung leben? Er verlangt ja nichts als Duldſamkeit der beiden Kirchen gegen einander.“

„Haſt recht, Bruder, die Berliner ſind einmal Krakehler. Thun ſo, als ſollten ſie in ihrem eignen lutheriſchen Glauben gekränkt werden, und das fällt doch niemand ein. Unſer allergnädigſter Kurfürſt läßt jeden glauben, was er will! Iſt überhaupt ein freundlicher und gütiger Herr — viel zu gut für die widerhaarige Stadt! Ein anderer wäre längſt mit einem Donnerwetter darein gefahren! Hat nicht am geſtrigen Sonntag der Stuler ſich erdreiſtet, zu predigen: ‚Willſt du reformieren, Kurfürſt, ſo ziehe nach Jülich, da haſt du zu reformieren genug!‘ Hab's von anderen mir ſo erzählen laſſen.“

„Nun ja, es heißt auch, deshalb ſolle es ihm an den Kragen gehen, und wenn der Kurfürſt in der Stadt wäre, ſo ſäße der Böſewicht ſicher ſchon feſt. Aber der Statthalter, Markgraf Johann Georg wagt nichts allein zu unternehmen, denn Se. Gnaden haben ihm äußerſte Milde und Nachſicht befohlen, und außerdem hat der Kurfürſt alle Reiſigen mitgenommen.“

Unter dieſen Reden waren die beiden Trabanten ans Ende der Brüderſtraße gelangt, vor das Haus „Zum Rautenkranz,“ wo der edle Bernauer Quell ſprudelte. Die große Gaſtſtube, wie auch die geräumige mit Holzbänken beſtellte Flur waren dicht mit Zechern gefüllt. Feindſelig von allen Seiten angeſtarrt, ſpähten die Trabanten nach einem Plätzchen aus und wendeten ſich, da im Flur keins mehr zu erblicken war, nach der Stube. Auch hier dienten, da die Bänke und Stühle nicht ausgereicht hatten, Fäſſer und darüber gelegte Bretter als Sitzgelegenheiten, auf einem Faſſe aber ſtand ein kleiner, gallicht ausſehender Mann und ſchrie in die ihm zujubelnde Menge hinein: „Alſo, liebe Freunde und Nachbarn, wollen wir's leiden, wenn ſie kommen und uns den Stuler wegſchleppen, dorthin, wo ihn weder Sonne noch Mond beſcheint? Nein, wir wollen's nicht leiden! Gewalt gegen Gewalt! Bis zum letzten Blutstropfen…“

Da fiel das Auge des kleinen Mannes auf die Hünengeſtalten der beiden Trabanten. „Da ſind ſie ſchon!“ kreiſchte er entſetzt auf und purzelte von der Tonne herunter. Wurmbrand ſchlug eine dröhnende Lache auf, aber ſchnell verging ihm der Spaß, denn „da ſind ſie ſchon!“ erſcholl es von allen Seiten, drohend ſtreckten ſich ihm geballte Fäuſte und derbe Knittel entgegen, ja hätte er ſich nicht rechtzeitig gebückt, ein wuchtiger Zinnkrug, der aus der Ecke des Zimmers herangeflogen kam, würde ihm den Schädel zerſchmettert haben. „Höllenelement,“ ſchrie er, „zieh vom Leder, Kamerad! Den Schurken will ich aufſpießen wie eine Lerche!“ Und mit ihren Palaſchen um ſich fuchtelnd, ſuchten die Trabanten ſich den Weg zu dem heimtückiſchen Schützen zu bahnen. Doch nun ſauſten auch noch von rückwärts Krüge durch die Luft, die mutigſten der Bürger griffen mit Waffen, wie ſie ihnen gerade zur Hand waren, die Gegner an, und mochte auch mancher, von einem Palaſchhiebe über den Schädel getroffen, ächzend zuſammenbrechen, der Übermacht hätten die beiden ſchießlich erliegen müſſen. Doch im Moment der äußerſten Gefahr nahte die Rettung. Auf die Schloßwache war atemlos ein Junge zugerannt, mit der Meldung: „Drüben im Rautenkranz ſchlagen ſie zwei Trabanten tot!“ und darauf war die ganze Wache, nur einen Poſten zurücklaſſend, im Sturmſchritt auf den Kampfplatz geeilt. Beim Anblick der feindlichen Verſtärkung ergriff die Mehrzahl der Angreifer die Flucht, und mit den übrigen aufzuräumen, war leichte Arbeit.

Wurmbrand, der aus mehreren Kopfwunden blutete, fluchte wie ein Türke: „Himmelelement, dies will ein Bierſchank ſein? Eine Räuberhöhle iſt's, und in Brand ſtecken ſollte man das Neſt!“

Die anderen ſuchten ihn zu begütigen: „Komm fort, Kamerad! Das Geſindel holt ſich gewiß Sukkurs, und wir müſſen zurück ins Schloß. Hätten es eigentlich nicht verlaſſen dürfen, konnten aber doch euch nicht in der Klemme laſſen!“

„Haſt recht, Kamerad,“ ſtimmte Wurmbrand zu, und ſchickte ſich ebenfalls zum Gehen an. „Doch halt,“ rief er plötzlich. „Wir ſind hierher gekommen, um Bernauer Bier zu trinken, und daran ſoll uns kein Teufel hindern! Vorwärts,“ brüllte er einen zitternden Schenkburſchen an, der vorſichtig hinter dem großen Kachelofen hervorgekrochen kam, „jedem von uns einen Krug!“

Die Trabanten hatten mit ihrer Vermutung, daß die Überwundenen ſich für ihre Niederlage zu rächen ſuchen würden, nicht ganz unrecht. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich durch die Stadt die Nachricht von dem Vorgange, aber in ganz entſtellter Form. Es wurde erzählt, die kurfürſtlichen Leibtrabanten hätten in der That den Kaplan Stuler verhaften wollen, ſeien aber von den tapferen Bürgern mit blutigen Köpfen heimgeſchickt worden. Denjenigen, die im Kampfe Wunden davongetragen hatten, gefiel es, die Helden zu ſpielen, und ſie widerſprachen den falſchen Gerüchten nicht. Darauf rotteten ſich Haufen Bewaffneter zuſammen, namentlich Handwerksgeſellen, ein ſtarker Trupp nahm Aufſtellung vor dem „Rautenkranz,“ wo man das Pflaſter aufriß und den Eingang ſo gut als möglich verſchanzte. Zu allen dieſen Arbeiten ſprudelte reichlich das Bernauer Bier. Durch ein paar Burſchen, die früher dem Kalbfell gefolgt waren, kam ſogar eine Art militäriſcher Organiſation in das Ganze. Es wurden Rotten gebildet, die, mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, durch die Brüder- und die benachbarten Straßen auf- und abmarſchierten, bisweilen vor dem Rautenkranz Halt machten und ſich mit einem Trunk Bernauer ſtärkten oder vor dem gegenüberliegenden Hauſe des Hofpredigers Füſſel, der für den Hauptgegner des Kaplans Stuler galt, ſich aufſtellten und ein wüſtes Gebrüll erhoben. Füſſel machte einmal den Verſuch, die Leute durch gütliches Zureden zum Auseinandergehen zu bewegen, aber die Halbtrunkenen überſchrieen ihn und riefen zu ſeinem Fenſter hinauf: wenn dem Stuler nur ein Haar gekrümmt werde, müſſe er, der Hofprediger, mit Weib und Kind daran glauben.

Immer tiefer ſenkte ſich der Abend hernieder, und ein Ende des Unfuges war gar nicht abzuſehen. Der Bürgermeiſter Georg Jahn, deſſen Sache es geweſen wäre, Ruhe zu ſtiften, hielt ſich beiſeite. Waren doch ſeit Jahr und Tag, eben ſeit Beginn des leidigen Kirchenzwiſtes, ähnliche Auftritte wiederholt vorgekommen, aber nachdem die Menge ſich weidlich ausgetobt, war ſchließlich die Ruhe von ſelbſt wiedergekehrt. So werde es wohl auch diesmal geſchehen, mochte das würdige Oberhaupt der Stadt meinen.

Mit demſelben Gedanken hatte ſich bisher auch der kurfürſtliche Statthalter, Markgraf Johann Georg, getröſtet. Der Angriff auf die beiden Trabanten, der ihm gemeldet worden, hatte ihn wohl erzürnt, aber er wollte den Vorfall bis zur Rückkehr des Kurfürſten, die unmittelbar bevorſtand, unberückſichtigt laſſen. Kopfſchüttelnd hatte er von ſeinen Gemächern im kurfürſtlichen Schloſſe aus das Treiben der Tumultuanten beobachtet, ſich aber immer von neuem an die Lektüre des intereſſanten Buches begeben, das ihm Tages zuvor der hochgelahrte Doktor Abraham Scultetus ſubmiſſeſt überſendet hatte. Scultetus, bis vor kurzem Profeſſor der Gottesgelahrtheit zu Heidelberg, war als Hofprediger nach Berlin berufen worden zu dem ausdrücklichen Zweck, die Bewohner der Reſidenz über ihre irrigen Vorſtellungen vom Glauben der Reformierten zu belehren, und ſeine erſte That war die Herausgabe der Schrift: „Newe Zeitung von Berlin, in zweyen Chriſtlichen Geſprächen zweyer Wandersleut, Hans Knorren und Benedikt Haberecht, von dem jetzigen Zuſtand zu Berlin.“

Markgraf Johann Georg, im Volksmunde „Hans Jörge“ genannt, mußte dem gelehrten Manne in allen Stücken beipflichten, aber ſeufzend fragte er ſich, ob wohl von all den Hunderten, die jetzt in nächſter Nähe des kurfürſtlichen Schloſſes in wüſtem Toben ſich ergingen, auch nur einer die verſöhnende Schrift leſen werde. Er blickte nach der Uhr: wahrhaftig ſchon zehn, und ſtatt abzunehmen, wuchs der Tumult eher mehr an. Ja, jetzt klang aus dem Getümmel gar noch Trommelklang heraus und der mißtönende Schall einer von ungeübtem Munde geblaſenen Trompete. „Zum Henker, nein!“ rief der Markgraf, „um die Nachtruhe ſoll das Geſindel mich nicht bringen!“ Und zum eintretenden Diener gewendet, befahl er: „Chriſtoph, ſatteln!“

Einige Minuten darauf ritt der Markgraf, nur mit ſeinem langen Degen bewaffnet und von acht berittenen Knechten begleitet, die allerdings ihre Piſtolen in den Halftern hatten, zum Schloßportale hinaus. Eine kleine Schar Leibtrabanten zu Fuß ſchloß ſich an, darunter der dicke Wurmbrand, deſſen Geſicht unter der Bepflaſterung der am Nachmittag erhaltenen Wunden ſich wild genug ausnahm. Die Brüderſtraße glich einem Heerlager. An mehreren Stellen waren, denn mit der Nacht war ſtarke Kühle eingetreten, Feuer angezündet, um welche Bewaffnete kauerten, wacker den immer friſch gefüllten Humpen zuſprechend. Dazu ſtieg aus vielen Fackeln ſchwarzer Rauch in die Luft. Als die am Eingang der Brüderſtraße gelagerte Rotte den Markgrafen mit ſeinem Gefolge gewahrte, erhob ſie ein wüſtes Gebrülle: „Sie kommen, ſie kommen! Auf ſie! Feuer, ihr da mit den Musketen!“

In der That legten ein paar Gewehrläufe auf die kleine Schar an, aber den Schützen ſchien es an der rechten Kourage zu fehlen. „Nieder mit den Musketen!“ ſchrie der Markgraf, und wirklich ſenkten ſich die Gewehrläufe. „Seid ihr toll geworden,“ fuhr der Markgraf fort, „daß ihr nächtlicherweile die Stadt in Aufruhr bringt? Was ſoll der Lärm?“

„Stuler! Stuler!“ tönte es ihm aus hundert Kehlen entgegen. „Ach, was!“ erwiderte der Markgraf, „niemand will was von dem! Der will jetzt auch ſchlafen, ich nicht minder, und ſo gehet hin und thuet desgleichen!“

Von jeher hat den Berlinern gegenüber ein kräftiges, humorvolles Wörtchen mehr genützt, als die triftigſten Beweisgründe. So folgte denn den Worten des Markgrafen ein ſchallendes Gelächter, ein langer Burſche rief, die Mütze ſchwenkend: „Vivat, Hans Jörge!“ und ein guter Teil der Leute ſtimmte kräftig mit ein. Da geſchah das Unglück, daß einem der Reiter, der zur Vorſicht ſein Piſtol aus dem Halfter genommen hatte, die Waffe ſich entlud. Sie richtete keinen Schaden an, denn die Kugel ſchlug neben dem Ungeſchickten in die Erde, aber die Wirkung auf die Menge war ungeheuer. Wohl ſtob dieſe auseinander, ſo daß der Weg in die Brüderſtraße frei wurde, aber wütendes Rachegeſchrei ertönte, Schüſſe knallten, und ein Hagel von Pflaſterſteinen praſſelten auf den Markgrafen und ſeine Schar nieder. Vergebens ſuchte Johann Georg die Aufgeregten zu beſchwichtigen, er ritt hin und her durch die Brüderſtraße, aber wo er ſich zeigte, wichen die Trupps in ſichere Entfernung zurück, und den Schall ſeiner Stimme verſchlang der ungeheure Lärm. Bald miſchte ſich in dieſen noch ein anderer Klang: ein Haufe Handwerksburſchen hatte die Thür der Kirche von St. Peter erbrochen und läutete Sturm, und nun kamen, ſoweit der Schall gehört wurde, immer neue Scharen herbeigeſtrömt.

Verzweifelt hielt Markgraf Hans Jörge in ſeinen vergeblichen Mühen inne. Sich den Schweiß von der Stirne trocknend, rief er mit heiſerer Stimme: „Wo ſteckt der Bürgermeiſter? Schafft mir den Bürgermeiſter zur Stelle, daß er dieſe Unſinnigen zur Vernunft bringt!“

Da klang von oben eine Stimme hernieder: „Halten zu Gnaden, Herr Markgraf, der will nicht kommen. Ich habe gleich zu ihm geſchickt, als der Tumult losging, aber er ließ mir ſagen, er ſei krank!“

„Wer ſeid Ihr?“ fragte der Markgraf.

„Der Ratmann Wienſtruck, halten zu Gnaden.“

„Nun, wenn ich den Bürgermeiſter nicht haben kann, nehm' ich den Ratmann. Kommt herunter, und redet zu den Leuten.“

„Halten zu Gnaden, Herr Markgraf, ich bin ein gebrechlicher Greis und ſchon im Nachtkamiſol.“

„Nun denn, mit Gewalt! Wurmbrand und ihr anderen da, holt mir den Mann herunter!“

Hurtig eilte der dicke Trabant mit ein paar Kameraden den Beiſchlag hinauf, und ihren Tritten und Kolbenſtößen widerſtand die Hausthür nicht lange. In wenigen Augenblicken ſtand der Ratsherr, in der That im Nachtkamiſol und nur einem Schlafrock darüber, vor dem Markgrafen. Mit dem zitternden Alten aber war auf den Beiſchlag noch ein junges Mädchen getreten, das mit erhobenen Händen den Markgrafen anflehte: „Um der Barmherzigkeit willen, Herr Markgraf, mein Vater iſt unſchuldig an dem Aufruhr!“

Hans Jörge mußte lachen: „Glaub's ſchon, Jungferchen! Wir liefern ihn Euch auch heil wieder ab! Er ſoll nur den Tollköpfen Vernunft predigen!“ Und zu Wienſtruck gewendet fuhr er fort: „Kommt mit, Herr Ratmann Wienſtruck, und thut Eure Schuldigkeit.“

„So laßt mich mitgehen, Herr Markgraf,“ bat Gertrud, und ehe eine Antwort erfolgen konnte, faßte ſie ihren angſtbebenden Vater am Arm und geleitete ihn vorſichtig die Stufen des Beiſchlages hinunter.

Unter den Aufrührern war eine Art Stille eingetreten, und mit Verwunderung hatten ſie den Vorgängen vor Wienſtrucks Hauſe zugeſehen. Als ſie aber nun den Alten nebſt ſeiner Tochter inmitten der Trabanten erblickten, erhob ſich aufs neue wildes Geſchrei: „Sie ſchleppen den Wienſtruck fort und ſein zartes Töchterlein! Nieder mit den Unmenſchen!“ Andere Stimmen jedoch riefen: „Nicht ſchießen, nicht werfen! Die Unſchuldigen könnten getroffen werden.“

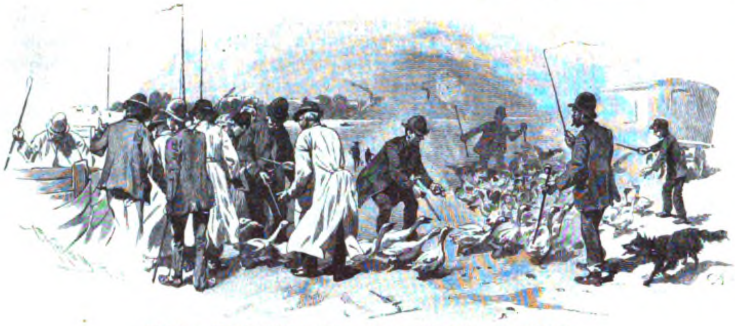
Inzwiſchen hatte Wienſtruck, wie dies bei zaghaften Menſchen wohl geſchieht, plötzlich einen Anfall von Mut bekommen, und ein paar Schritte vortretend, winkte er heftig mit den Händen, zum Zeichen, daß er ſprechen wolle. „Ruhe, Ruhe!“ ging es durch die Reihen der Empörer.

„Lieben Freunde und Nachbarn!“ begann er mit ſchriller Stimme, „mir thut niemand Gewalt an, ich gehe freiwillig mit Seiner Gnaden dem Markgrafen. Ich bitte, ich beſchwöre euch, laßt doch von eurem gröblichen Unfug! Gedenket der ſchweren Strafen, die euch treffen müſſen…“

Weiter kam er nicht, denn ein wuchtiger Stein, der an ſeinem Kopfe vorbeiflog, ließ ihn jäh abbrechen. „Verräter! Hundsfott!“ ſcholl es ihm entgegen, „der Geizkragen hat ſich erkaufen laſſen! Der Judas verſchachert ſeine Mitbürger!“

Die Steinwürfe häuften ſich, und von beiden Seiten drängten die Angreifer heran. Einſehend, daß hier mit Güte nichts mehr auszurichten ſei, befahl der Markgraf den Angriff auf die nächſte Rotte, und mit blanken Palaſchen ſprengten die acht Reiter, der Fürſt an ihrer Spitze, in die Menge hinein. Wieder ſtob ſie auseinander, die Reiter hinter den Flüchtigen her, die flachen Klingen ihnen über die Köpfe und Buckel hauend. In der Haſt der Verfolgung nahm keiner der Reiter wahr, daß der Markgraf, von einem Steine getroffen, im Sattel ſchwankte und wohl zu Boden geſtürzt wäre, hätte ihn Wurmbrand mit ſeinem Freunde Schummrich nicht aufgefangen, indeſſen das reiterloſe Pferd von dannen jagte. Die übrigen Fußtrabanten waren im Handgemenge abgedrängt.

(Schluß folgt.)



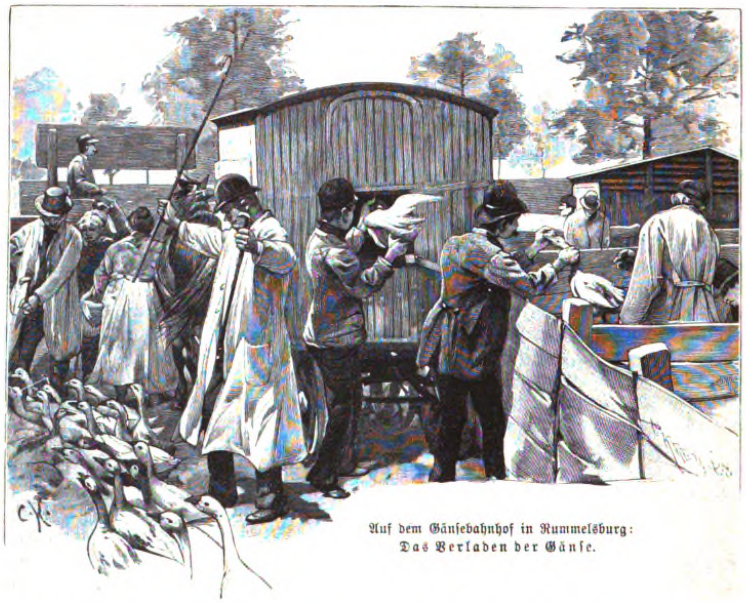
Auf dem Gänsebahnhof in Rummelsburg: Abzählen der Gänſe.

## Auf dem „Gänſebahnhof“ in Rummelsburg.

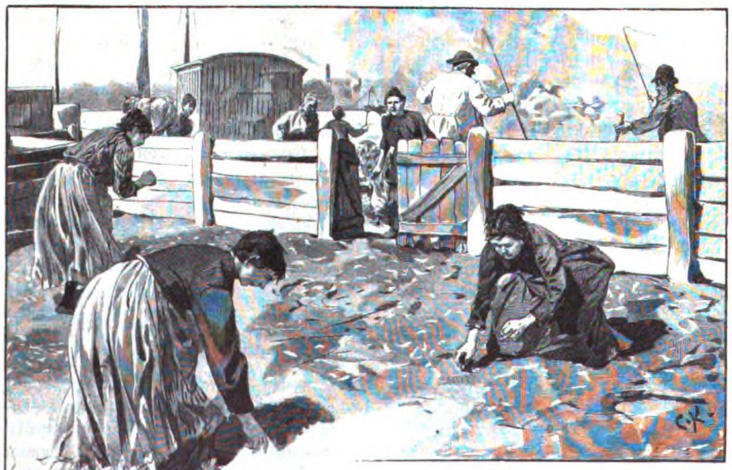
Von A. Oskar Klaußmann. (Abdruck verboten.)

Die Verproviantierung der großen Städte bildet ein hochintereſſantes Kapitel für jeden Volkswirt und Statiſtiker, und über die Verſorgung einer Rieſenſtadt wie Berlin ließe ſich ein eignes Buch ſchreiben, welches auch für weitere Kreiſe Intereſſe haben würde. Wir wollen uns heute mit einem einzelnen Kapitel aus dieſem Buche Berlins beſchäftigen, welches für alle Leſer, insbeſondere aber für die Leſerinnen intereſſant ſein dürfte, da es ſich um einen Konſumartikel handelt, der in ganz Deutſchland, ja faſt in ganz Nord-Europa beliebt iſt, um die Gans. — Es iſt dem Leſer bekannt, daß die Gans ſelbſt in der Sage und Geſchichte ihre eigenartige Rolle ſpielt, in ganz Deutſchland aber ſchätzt man ſie wegen ihres Wohlgeſchmackes, und im Herbſt und Winter bildet ſie faſt in allen Familien einen willkommenen Braten, während die Hausfrauen nicht genug zu ihrem Lob und Preiſe zu ſagen wiſſen, weil ſie angeblich der billigſte Braten iſt, den man ſich verſchaffen kann. Liefert ſie doch Federn, das Gänſeklein, das Fett, welches in allen Haushaltungen und auf jedem Tiſche ſehr geſchätzt iſt, und dann gibt ſie ſich noch zum Feſttagsbraten her, deſſen Erſcheinen auf dem Tiſche von allen Mitgliedern der Familie mit Freuden begrüßt wird.

In Berlin ſchätzt man ſeit undenklichen Zeiten den Gänſebraten und das Gänſefleiſch, und Pommern, Oſtpreußen und vor allem der Oderbruch, in der Nähe Berlins, ſchicken ſeit Jahrzehnten den Überfluß an vortrefflichen gemäſteten Gänſen nach Berlin, wo für dieſe geſchätzte Ware ſich ſtets willige Abnehmer fanden. Die pommerſchen Städte an der Küſte treiben bekanntlich eine Art Induſtrie mit geräucherten Gänſebrüſten, und als Nebenprodukt dieſer Fabrikation kommen nach Berlin die mächtigen Fäſſer mit gepökeltem Gänſefleiſch, welches zur Winterzeit in großen Mengen hier verſpeiſt wird.

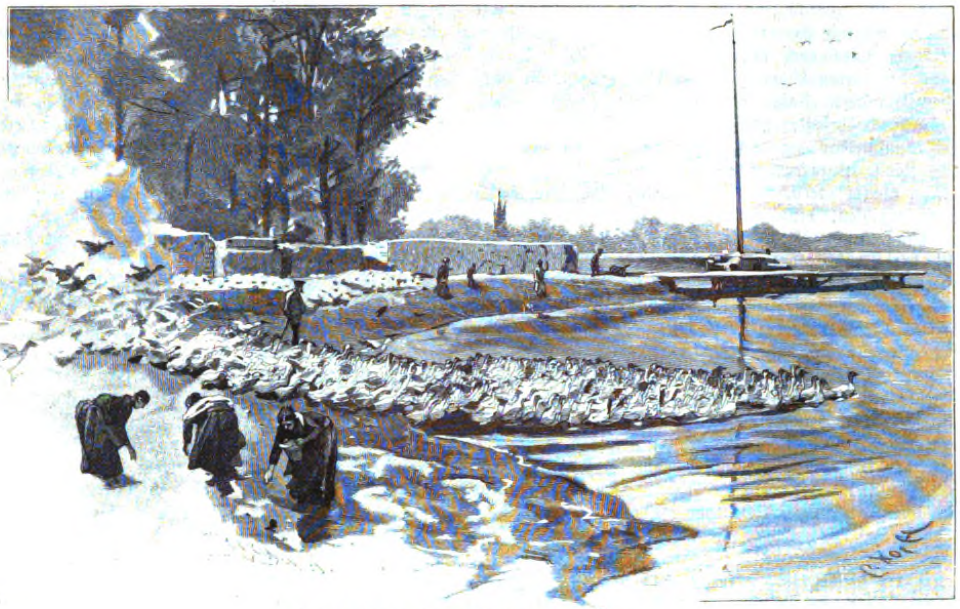


Auf dem Gänſebahnhof in Rummelsburg:
Das Verladen der Gänſe.



Auf dem Gänſebahnhof in Rummelsburg: Federnſuchen armer Frauen.

Das Anwachſen der Berliner Bevölkerung, die Aufbeſſerung der ſozialen Verhältniſſe, welche in dem letzten Jahrzehnt doch zu konſtatieren iſt, zwangen aber dazu, den Gänſeimport in großartigem Maßſtabe einzurichten, und heute bezieht Berlin ungefähr zwei Millionen Gänſe jährlich aus Ungarn, Rußland, Polen, Galizien und aus den Oſtprovinzen, denn ſchon lange reichen die Produkte Pommerns, Preußens und der Mark nicht mehr für den Bedarf aus. — So darf man ſich denn nicht wundern, daß, nachdem durch die Einrichtung der Markthallen der Lebensmittelverkehr ſich in außerordentlichem Maße geſteigert hat, für den Gänſe-



Auf dem Gänſebahnhof in Rummelsburg: Die Tränke.

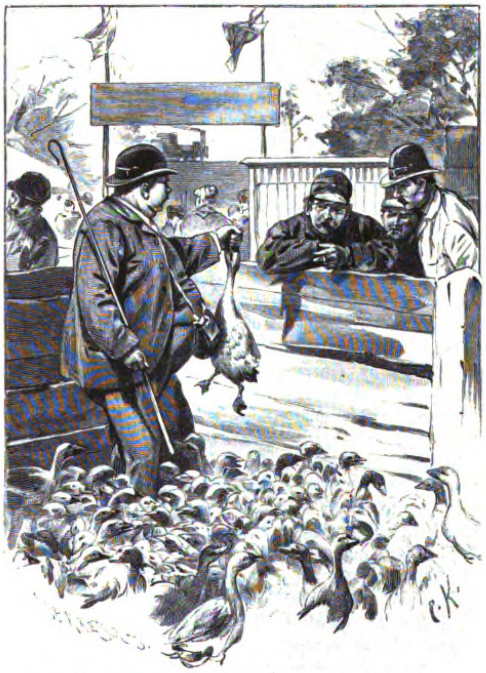
import auch eine eigentümliche Organiſation ins Leben trat, und daß Berlin in der Lage iſt, einen eignen „Gänſebahnhof“ aufzuweiſen, welcher ſich im Oſten der Stadt, in dem Vorort Rummelsburg befindet. Allerdings dient dieſer Bahnhof nicht allein dem Transport von Gänſen, ſondern auch dem der Schweine, im allgemeinen aber führt er den Namen „Gänſebahnhof“ im Volksmunde, und es dürfte den Leſer und die Leſerin ein Beſuch auf dieſem Gänſebahnhof doch intereſſieren.

Die Stadtbahn bringt uns über den Schleſiſchen Bahnhof hinaus nach der Station Stralau-Rummelsburg der Stadt- und Ringbahn, wo der Nord- und Südring ſich abzweigen und wo auf einer hügelartigen Aufſchüttung, die einen ziemlich günſtigen Überblick über Berlin bietet, die einſamen Stationsgebäude liegen. Unterhalb des Hügels liegt die Station Stralau-Rummelsburg der Niederſchleſiſch-Märkiſchen Eiſenbahn, und zu ihr ſteigen wir eine ſchiefe Ebene hinab, um die Dorfſtraße zu erreichen, die unter der Eiſenbahnunterführung hindurch und vorbei an den rieſenhaften Gebäuden der Norddeutſchen Eiswerke nach dem Dorfe Rummelsburg führt.

Schon auf dem Wege nach dem Dorfe begegnen uns einzelne Leute, Männer und Frauen, welche, in Ruckſäcke künſtlich verpackt, Gänſe tragen, ſo daß nur die Hälſe derſelben aus den Sackſchlitzen hervorgucken. Wir begegnen auch kleinen Gänſeherden, die getrieben werden, und bemerken unter den Paſſanten die markigen, wohlgenährten Geſtalten der Viehhändler, welche ſich gleich uns nach dem Dorfe begeben.

Das Gleis der Niederſchleſiſch-Märkiſchen Eiſenbahn iſt paſſiert; wir kommen an das Doppelgleis der Oſtbahn, und von hier ſehen wir zur Linken eine eigentümliche Bahnhofsanlage, die aus einer großen, gemauerten Rampe beſteht, vor welcher augenblicklich 60 bis 80 bereits entladene Geflügelwagen ſtehen. Dieſe, mit Lattenwänden verſehenen, zwei- und dreietagigen Eiſenbahnwagen ſind in früheſter Morgenſtunde hier durch die Maſchine in den Gänſebahnhof hineingeſchoben worden, nachdem ſie zu einem ganzen Zuge in dem großen Außenbahnhof zuſammengeſtellt worden waren. Wir kommen aber noch zurecht, um das Ausladen einzelner dieſer Wagen zu ſehen, und wenn wir nicht wüßten, wo wir uns befinden, ſo würde uns ein nicht endenwollendes Geſchnatter darauf aufmerkſam machen, daß es ſich um Gänſe handelt.

An die ſteinerne Bordſchwelle des nach hinten ſchrägab gehenden gepflaſterten Perrons wird ein Wagen geſchoben und die Thür der unterſten Etage geöffnet. Vorſichtig ſteigt erſt eine Gans heraus, dann folgen ihr ſchnatternd die anderen. Eine Laufbrücke wird an den Wagen gerückt und die darüber befindliche Etage geöffnet, und ſchreiend und



Auf dem Gänſebahnhof in Rummelsburg: Ein Einkauf.

ſchnatternd, ſich überſtürzend und drängend eilen die Gänſe heraus, um ſich mit ihren Genoſſinnen aus der unteren Etage zu vereinen. Eine noch höhere Brücke wird angeſetzt, und auch aus der oberen Etage entſteigen nach langer, oft vierundzwanzigſtündiger Fahrt die Gänſe, um zuſammen mit den anderen Gefährten in große Buchten getrieben zu werden, die ſich unmittelbar am Bahnhof befinden und die durch niedrige Zäune abgegrenzt ſind.

Man glaubt zuerſt, die Tiere wollten ſich ihre Reiſeerlebniſſe erzählen, denn das Schnattern nimmt gar kein Ende. Ein ebenſo altes als unhöfliches Sprichwort behauptet, drei Fröſche, drei Frauen und drei Gänſe machten zuſammen einen Jahrmarkt. Man kann ſich aber kaum eine Vorſtellung davon machen, welch ein Geſchrei und Geſchnatter zweitauſend Gänſe verurſachen, die wir hier, in Haufen und Buchten abgeteilt, vor uns ſehen.

Einen ebenſo eigenartigen als komiſchen Anblick bieten aber die ſoeben angekommenen Gänſe, wenn ſie anfangen, wie auf Kommando Toilette zu machen. Das iſt ein Flügelſchlagen, ein Streichen der Federn mit dem Schnabel, ein ſich Schütteln und Drehen, um das durch die Reiſe derangierte Gefieder wieder in Ordnung zu bringen, ſo daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, die Gänſe müßten höchſt eitle Tiere ſein, denen daran liegt, hier, wo ſo viele Geſchlechtsgenoſſinnen verſammelt ſind, ſich in möglichſt guter Toilette zu zeigen. — Bei dieſer Toilette gehen ſchon jetzt eine Menge von Federn verloren, welche in den Buchten liegen bleiben und ſpäter von Frauen aufgeſammelt werden, deren Eifer entſchieden ein ganz hübſches pekuniäres Reſultat erzielen mag. — Die hier angekommenen Gänſe aber ſind noch nicht dazu beſtimmt, ſofort dem Berliner Markt zugeführt zu werden. Man kauft in Berlin faſt ausnahmslos nur geſchlachtetes und bereits gerupftes Geflügel, und nur wenige Privatkäufer finden ſich auf dem Gänſebahnhofe ein, um billiger als in der Stadt ſich einen Gansvogel zu kaufen. Dagegen kommen Reſtaurateure, Beſitzer großer Etabliſſements, um ganze Herden von Gänſen anzukaufen, die ſie zum Mäſten und Fettmachen nach ihren Geſchäften ſchaffen laſſen, wenn dort Platz für das Halten von Gänſen vorhanden iſt. Die mit langen Stecken, an deren oberem Ende ein Haken zum Einfangen der Gänſe befeſtigt iſt, verſehenen Händler kommen jetzt in die Buchten, und nun beginnt das Kaufen. Die Gänſe ſind ſämtlich Magergänſe, haben auch zum Teil durch den Transport gelitten und werden von den Gänſehändlern in der Umgegend Berlins aufgekauft, um ſie erſt einige Wochen lang fett zu machen und dann abgeſchlachtet auf den Markt zu bringen. Ein ſolcher Händler kauft Hunderte von Gänſen an jedem Markttage, und das Abzählen der Tiere bietet immer eine turbulente und aufregende Szene, da die Gänſe ſich ſchwer von ihren Herden trennen, dann aber, wenn ſie abgeteilt ſind, nur gar zu gern wieder zu der Herde, an die ſie gewöhnt ſind, zurücklaufen. So bewirken ſie, daß die Händler ihre ſchwere Mühe und Not haben, ehe ſie die zu einer neuen Herde vereinigten Tiere in eine andere Bucht hineintreiben können. Beſonders abenteuerluſtige Gänſe ſuchen auch noch durch den Zaun der Bucht oder über dieſen hinweg zu entwiſchen, und um manche Gans entſpinnt ſich eine wahre Hetzjagd.

Auf dem Dorfanger.

Sollen die Gänſe in Berlin verbleiben, ſo fahren jetzt von zwei Pferden gezogene Wagen mit zwei bis drei Etagen vor, in welche die Gänſe mit großer Geſchwindigkeit hineingeladen werden. Dieſe Wagen fahren dann nach den Vororten, wo die Gänſehändler wohnen, und erſt nach einigen Tagen oder Wochen gelangen dann die geſchlachteten Gänſe auf den Markt. Dieſes Einladen der Gänſe geht natürlich nicht ohne großes Geſchrei und Geſchnatter derſelben vor ſich; dazu kommt der Umſtand, daß faſt ſämtliche Gänſeherden in den Buchten ſich beißen oder ſchlagen, weil eine Menge fremder Gänſe aus anderen Herden dazwiſchen kommen, welche teils feindſelig begrüßt werden, teils feindſelig gegen die vorhandene Geſellſchaft ſich zeigen, und die einzelnen Gänſeduelle nehmen einen ganz bedrohlichen Charakter an, wenn etwas Futter geſtreut wird und die Tiere einander die wenigen Gerſtenkörner ſtreitig machen.

Auch bei dieſen Prügeleien um das Futter werden wieder ſo und ſo viel Federn ausgerupft, welche ſpäter den Federſucherinnen hochwillkommen ſind.

Nicht alle Gänſe indes, die wir hier in den Buchten verſammelt ſehen, ſind für den Berliner Markt oder für die Umgegend Berlins beſtimmt. Ein großer Teil derſelben geht nach Paris, geht nach Sachſen, denn für dieſe Orte iſt Berlin die Durchgangsſtation. Die Herden, welche hier durch Händler zuſammengeſtellt ſind und ſoeben erſt aus dem Eiſenbahnwagen kamen, werden ordentlich gefüttert. Dann werden ſie durch den Ort hindurch nach dem benachbarten Rummelsburger See geführt, um ſich dort einige Stunden lang auf dem Waſſer zu bewegen, da ſie ſonſt den Weitertransport nicht ſo leicht aushalten würden. Gleichzeitig ſoll der Aufenthalt auf dem See die Tiere veranlaſſen, ſich für die bevorſtehende Reiſe zu tränken. — Schon von weitem wittern die Gänſe die große Waſſerfläche, und je näher ſie derſelben kommen, deſto aufgeregter werden ſie, bis die ungeduldigſten unter ihnen ſich zu ſchwerfälligem Fluge erheben und die ganze Menge ſich mit lautem Geſchrei in das Waſſer ſtürzt. Einige Stunden dürfen ſie hier austoben, werden dann, wenn es ſein muß, unter Benutzung von Kähnen vom Waſſer heruntergebracht, wieder nach dem Bahnhof zurückgetrieben und dort verladen, um ihre Weiterreiſe nach den ſächſiſchen Städten oder nach Paris anzutreten. — Bis zum Nachmittag hin dauert das Leben und Treiben auf dem Gänſebahnhof, und der Trubel, der dort herrſcht, wird noch dadurch vermehrt, daß unmittelbar jenſeits der Straße, an welcher der Gänſebahnhof liegt, ſich die koloſſalen Buchten für den Schweinemarkt befinden, wo im Laufe jedes Vormittags Tauſende von Schweinen und kleinen Ferkeln aufgetrieben werden, um für den Viehhof und für Schlächter aus der Umgegend angekauft und fortbefördert zu werden. Neben den Gänſewagen ſieht man lange Wagenreihen mit quiekenden und grunzenden, großen und kleinen Schweinen, und ein Stimmengewirr, ein Spektakel herrſcht jeden Vormittag auf dieſem Viehbahnhof, von dem man ſich kaum eine Vorſtellung machen kann.

Die Zahl der in Berlin verbleibenden Gänſe beträgt, wie bereits angeführt, jährlich gegen zwei Millionen Stück. In den Markthallen kommen dieſelben je nach den Witterungsverhältniſſen und nach dem Angebot zum Preiſe von 55 bis 75 Pfennig für das Pfund zum Verkauf, und faſt kommt man dazu, zu glauben, daß in der ſozialen Frage, die bekanntlich eine Magenfrage iſt, die Gans eine Rolle ſpielt, wenn man in den Markthallen zur Winterszeit ganze Familien, beſtehend aus Vater, Mutter und Kindern, beim Einkauf einer Gans beſchäftigt ſieht, wenn man die freudeſtrahlenden Geſichter beobachten kann, welche die ganze Familie zeigt, wenn der erſtandene Braten nach Hauſe getragen wird, um für eine Zeitlang Genüſſe aller Art zu bieten.

Ganz Ungeheuerliches wird zur Winterszeit in den Markthallen in Bezug auf gemäſtete Gänſe geboten, und manche Hausfrau dürfte nicht wenig erſtaunen, wenn ſie erfährt, daß Gänſe auf den Markt kommen, welche 25 bis 32 Pfund wiegen. Allerdings ſind dieſe Art Tiere kaum als Braten zu verwenden; das Fell muß abgezogen und ausgebraten werden. Indes bilden ja die „Gänſegrieben,“ wie der Berliner die Rückſtände vom Ausbraten nennt, eine Delikateſſe für ſich, ebenſo wie das gekochte und in Aſpik gelegte Gänſefleiſch, das in Berlin Gänſeweißſauer heißt, ebenſo wie Füße, Flügel, Hals, Leber und Magen, die man in Berlin Gänſeklein nennt und mit einer Art Peterſilienſauce verzehrt.

# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

Wer war Petrarcas Laura? — Abbé de Sade hat in ſeinen „Mémoires sur la vie de Petrarque“ zu beweiſen verſucht, daß die durch Petrarcas Sonette unſterblich gewordene ein Fräulein Laura de Noves, die 1308 geborne Tochter eines Edelmannes Audibert de Noves geweſen ſei, die einen Ritter Hugues de Sade, einen Vorfahren des Abbé heiratete, ihrem Manne elf Kinder ſchenkte und am 6. April 1348 zu Avignon an der Peſt ſtarb. Viele neuere Forſcher haben dem Abbé zugeſtimmt, obgleich ſeine Beweisführung nicht unanfechtbar iſt — andere halten an der Anſicht feſt, daß Laura niemals wirklich, ſondern nur in der Phantaſie Petrarcas gelebt habe, noch andere wollen aus den Sonetten Petrarcas die Gewißheit ſchöpfen, daß ihre reale Exiſtenz nicht anzuzweifeln ſei, aber woher ſie ſtammte und weß ihr Nam’ und Art, darüber laſſe ſich etwas Poſitives nicht mehr beibringen. Conrad Kieſel, der Maler des Bildes „Petrarcas Laura,“ hat ſich auf keinen dieſer Forſcherſtandpunkte geſtellt, ſondern eine den Sonetten des großen Dichters nachempfundene Idealgeſtalt geſchaffen. Das iſt das einzig Richtige einer Geſtalt gegenüber, deren Andenken, mag ſie nun exiſtiert haben und ihre Exiſtenz wirklich mit Daten belegt werden können oder nicht, doch nur durch Petrarcas Verſe auf unſere Tage überkommen iſt.

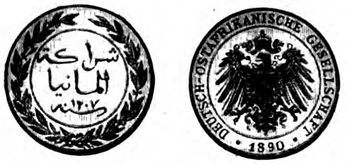
Eine „ſchwere Laſt,“ aber zugleich eine ſüße, tragen die beiden Kinder auf dem Bilde von Fred Morgan. Das holde Schweſterchen im Korbe ſchaut ſelbſt ſo rund und appetitlich aus wie die Äpfel zu ſeinen Füßen, an deren Vertilgung es ſich in regem Wetteifer mit den älteren Geſchwiſtern beteiligen wird. Es iſt erſtaunlich, wieviel Obſt ein Kindermagen vertragen kann.

## Gold und Silber.

Die Gewinnung von Gold auf der ganzen Erde iſt für das Jahr 1888 auf rund 160000, die Silberproduktion auf rund 3427000 Kilo berechnet. Nordamerika marſchiert bezüglich beider Edelmetalle an der Spitze: es lieferte rund 50000 Kilo Gold und 1424000 Kilo Silber; in der zweiten Reihe der goldreichen Länder ſteht Auſtralien mit 41000 Kilo, dann folgt Rußland mit 32000, China mit 14000, Südafrika mit 6700 Kilo, Chile mit 2395, Kolumbia mit 2260, Kanada mit 2060 Kilo; Deutſchland und Öſterreich-Ungarn gewann je etwa 1800 Kilo. — Weſentlich anders ſtellt ſich die Silberproduktion; hier reiht ſich an die Vereinigten Staaten ſofort Mexiko (995500 Kilo) an, dem Bolivia (264000 Kilo), Chile (20500 Kilo) und Auſtralien (120000 Kilo) folgen. Das einſt durch ſeinen Silberreichtum berühmte Peru lieferte nur 75000 Kilo — Öſterreich-Ungarn, Spanien und Frankreich je zwiſchen 50 und 54000 Kilo, Deutſchland 23000 Kilo. Der Wert des produzierten Goldes wird ſich auf rund 440, der des Silbers auf etwa 590 Millionen Mark beziffern. Im allgemeinen iſt die Goldgewinnung in den letzten vierzig Jahren nicht unweſentlich geſunken, während ſich die Silberproduktion mehr als verdreifacht hat.

## Die Münzen der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft.

Die Oſtafrikaniſche Geſellſchaft hat, nachdem der Araberaufſtand in ihrem Gebiet niedergeſchlagen und das Land beruhigt iſt, die Einführung eines einheitlichen Münzſyſtems beſchloſſen. In der Berliner Münze iſt mit der Prägung der neuen Münzen begonnen worden und eine Million Kupfermünzen, jede einzelne im Werte von ungefähr drei Pfennig, ſind bereits an die Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft abgeliefert worden. Wir geben obenſtehend eine Abbildung der Vorder- und Rückſeite dieſer Peſa genannten Münze, von der ein großer Teil wohl in Deutſchland bleiben wird, denn ſie bildet gegenwärtig einen ſchwungvollen Handelsartikel und wird zum vierfachen Wert an Liebhaber vertrieben. Die Silbermünzen der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, mit deren Prägung in nächſter Zeit begonnen werden ſoll, werden den Kopf des Kaiſers mit dem Adlerhelm der Garde du Korps bedeckt zeigen.



## Neue Bücher.

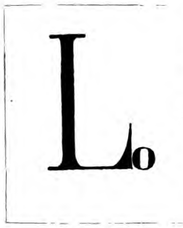
Licht und Schatten aus dem nordamerikaniſchen Kirchenleben, dargeſtellt in der Geſchichte der Andreasgemeinde zu Hildrizburg von G. Berner, Paſtor der evang. Friedensgemeinde zu Buffalo, N. Y. Herausgegeben von der deutſchen evang. Synode von Nordamerika. Zu beziehen durch R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

Die geſchmackvolle Ausſtattung des friſch und lebendig geſchriebenen Buches macht es zu einer Zierde für jeden Büchertiſch. Die Erzählung iſt feſſelnd, und die handelnden Perſonen treten klar und greifbar vor das Auge des Leſers. Obwohl die Stadt „Hildrizburg“ und die Perſon des Geiſtlichen an der Andreasgemeinde ſelbſtverſtändlich frei erfunden ſind, ſo trägt doch alles das Gepräge innerer Wahrheit. Wir werden da hineingeführt in das Werden einer ſolchen „freien“ amerikaniſchen Kirchengemeinde. Ein ernſtgeſinnter tüchtiger Geiſtlicher hat viele ſchwere Kämpfe durchzufechten, aber es gelingt ihm ſchließlich, mit Gottes Hilfe durchzudringen und die Gemeinde nach innen und außen recht zu gründen und zu erbauen. Wir werden mit den mancherlei Unarten, wie ſie einer ſolchen jungen Gemeinſchaft anhaften, bekannt gemacht. Beſonders verdient alles das die gründlichſte Beachtung, was über die Förderung kirchlicher Zwecke durch äußere, weltliche Mittel geſagt iſt. Sind doch auch uns die Verloſungen, Bazare ꝛc. zum beſten von Kirchen nicht unbekannt, wenn auch Sommernachtsfeſte und Picknicke, Tanzvergnügen und Trinkgelagen zum beſten des Kirchenbaus bei uns, Gott ſei Dank, noch nicht eingebürgert ſind. Die vollſtändige Ablehnung aller ſolcher Zugmittel, wie ſie hier durch die Erzählung ſich ergibt, dürfte manchem gar zu hart erſcheinen. Aber man leſe und frage ſich, ob der Verfaſſer nicht recht hat. Die gefällige novellenartige Form, in die das Ganze ſich kleidet, bringt es mit ſich, daß der Abſchluß des Buches eine ſo glänzende Rechtfertigung der poſitiven Beſtrebungen des Geiſtlichen enthält, wie das Leben ſie nicht immer zu beſcheren pflegt. Man würde den Verfaſſer mißverſtehen, wenn man ihm das ſo auslegen wollte, als wenn er einen ſolchen Erfolg überall von der treuen Arbeit erwartete — er will ein Geſamtbild geben, und zu dem vielen Schatten gehört denn auch viel Licht. Einige Härten der Sprache, beſonders eine Anzahl überflüſſiger amerikaniſch-engliſcher Wendungen werden dem deutſchen Leſer auffallen — verſtehen wir den Verfaſſer recht, ſo hat er ſie ſtehen laſſen, um ſeinem Bilde den Hauch der Naturwahrheit und das unmittelbar Anſprechende des Selbſterlebten nicht zu nehmen. Das Buch dürfte von den Freunden der evangeliſchen Kirche in Deutſchland und Amerika gern geleſen werden.

J. Wichern, Genoſſenſchaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege. Mitteilungen über die Begründung, bisherige Entwickelung und den gegenwärtigen Beſtand der Genoſſenſchaft nebſt Reden und Anſprachen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Es iſt etwas von dem Geiſt der großen Jahre 1870—71, was aus dieſen Blättern ſpricht — aber es ſind nicht abgeblaßte Erinnerungen, ſondern es iſt der tiefe, nachhaltige Ernſt der gewaltigſten Begeiſterung für Deutſchlands Wohl und für die Chriſtenpflicht der barmherzigen Liebe. Die Mängel der ungeſchulten, freiwilligen Krankenpfleger ſind in dem letzten großen Kriege zu deutlich an den Tag getreten — mancher hat ſich da, um mit D. Frommel zu reden, nicht als „Engel der Liebe,“ ſondern als „Furie der Barmherzigkeit“ erwieſen. Eine ſo ſachverſtändige Perſönlichkeit wie Geheimrat von Bergmann belehrt uns darüber, welches Unheil die Unerfahrenheit und der Thatendurſt eines ſolchen Krankenpflegers anrichten können. Darum iſt nun die ſtraffe Ordnung der Genoſſenſchaft ſchon in Friedenszeiten eingeführt und für techniſche Ausbildung und Gewöhnung an den ſtrengſten Gehorſam gegen die freiwillig übernommenen Pflichten und ihre verantwortlichen Träger geſorgt. Ein neuer Krieg, den Gott verhüten wolle, findet alſo nicht nur Alldeutſchland von Fels zum Meer gewaffnet, ſondern er findet auch eine ausgeſuchte Schar von Männern bereit, mit heiligſtem Eifer und ſelbſtverleugnender Liebe den unſcheinbaren Dienſt am Lager der Verwundeten zu üben und in ſolchem Dienſt ihre höchſte Ehre zu ſuchen. Die Genoſſenſchaft zählt 368 Ehren- und außerordentliche Mitglieder, die mit Wort, Schrift und Einfluß für ihre Zwecke wirken und 697 ordentliche Mitglieder, darunter 10 Dozenten, die die eigentliche Krankenpflege übernehmen. Das vorliegende Heft enthält, außer den erwähnten Anſprachen von D. Frommel und Geheimrat Bergmann, Vorträge von Geheimrat Brunner, Profeſſor D. Cremer, Geheimrat Dr. Aegidi, Graf Douglas. Dieſe Zuſammenſtellung, ſowie die Mitteilung über die Statuten und die Geſchichte der Genoſſen-

## Bilderrätſel.



### 1. Rätſel.

Ihr trefft es als Stadt zwiſchen Donau und Theiß,
Wo die Rebe gedeiht und der goldene Mais.
Geht die zweite der Silben der erſten voraus,
Zog mit Wilhelm, dem Weißbart, zum Krieg es hinaus;
Wohl war ihm ſein Kaiſer in Gnaden geneigt,
Doch haben ihm viele die Zunge gezeigt.
Und gehen zum Schluß noch zwei Laute voran,
So iſt es dies Rätſel. Nun rate, wer kann!

### 2. Akroſtichon.

an, as, ee, e, ek, ha, i, ig, ke, ne, o, od, ot, p, rr, rd, rn, ſ, te, ud, ur.

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtabenzuſammenſtellungen ſind mit Hilfe der folgenden Angaben ſechs bekannte Wörter zu bilden.

1. Ein Fluß im deutſchen Vaterland bin ich,
2. Wer Scheffels Werke kennt, der kennt auch mich,
3. Ich bin als Stadt in Welſchlands ſchönen Gauen
4. Und ich als Fluß in Griechenland zu ſchauen.
5. Durch Herders Dichtung bin ich allbekannt.
6. Ich bin in Afrika ein großes Land.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangs- und ihre Endbuchſtaben die Namen zweier berühmter Männer der Gegenwart.

### 3. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den Buchſtaben, aus denen die Wörter „Schrift, Schlag, Chur, Zama, Alt“ beſtehen, ein Sprichwort erhalten?

### 4. Dreiſilbige Scharade.

In Othello könnt' ihr ſehn
Immer meine Erſte ſtehn.
In der Delagoa-Bai
Wird ſich zeigen meine Zwei.
Wo ihr ſeht Guirlanden winden,
Könnt' ihr meine Letzte finden;
Und das Ganze kündet euch
Einen Teil vom Deutſchen Reich.

### 5. Rätſel.

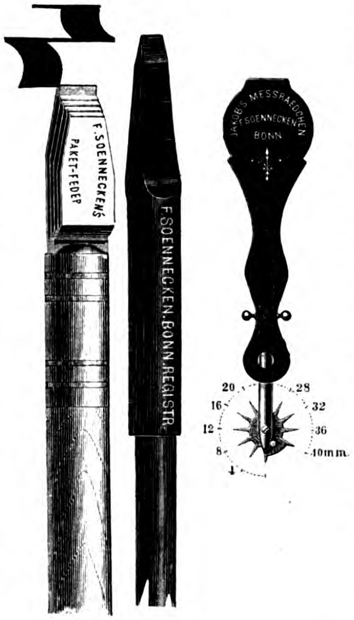
Durch Aug' und Ohren dringe
Ich zu dir, Menſchenkind.
Durch Mund und Hände förderſt
Du mich zur Welt geſchwind.
Dem Muſiker und Maler
Von unſchätzbarem Wert.
Denn ich werd' ohne Körper
Geſehen und gehört. P. v. W.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

ſchaft dienen der weiteren Verbreitung ihrer Ziele. Dieſelben bedürfen für jeden chriſtlichen Deutſchen keiner Empfehlung. C. M.

## Technik.

Allen unſern Leſern, welche mit Karten umzugehen haben, ganz beſonders allen Offizieren möchten wir das im Verlage von F. Soennecken-Bonn erſchienene Meßrädchen empfehlen; das kleine, durch Herrn Oberſt und Regimentskommandeur R. Jakob konſtruierte Inſtrument erleichtert und beſchleunigt das Abmeſſen von Entfernungen ungemein und macht den oft läſtigen Gebrauch des Zirkels ganz unnötig. Es iſt bequem in der Taſche zu tragen oder ins Knopfloch einzuhängen und ſelbſt auf dem Pferde leicht zu verwenden. Der Preis beträgt 4 Mark.



Dieſelbe Firma, durch ihre Verdienſte um die Einbürgerung der Rundſchrift in Deutſchland wohl allſeitig bekannt, hat neuerdings eine Art Federn bezw. Federhalter in den Handel gebracht, die zum Signieren von Paketen beſtimmt ſind. Wer häufiger zum umgekehrten Streichholz gegriffen hat, um die poſtgerechte Paketaufſchrift in kernigen Buchſtaben auf den Umſchlag oder Kiſtendeckel aufzumalen, wird die Vorteile, welche dieſe teils aus Hartgummi, teils aus Metall geformten Federn bieten, zu würdigen wiſſen. Die einfachen Federn ſind für 40 bezw. 60 Pfennige in allen beſſeren Schreibmaterialienhandlungen erhältlich.

## Eine Lokomotive ohne Feuer

ſcheint ein Widerſpruch in ſich ſelbſt zu ſein. Ruß, Funken und Feuer gehören in der Vorſtellung notwendig zur Lokomotive, und doch ſind es gerade dieſe Dinge, die ihrer Verwendung in anderem als dem Eiſenbahndienſte hinderlich ſind. Wenn bei Straßenbahnen die Elektrizität oder das unterirdiſche Zugſeil angewendet wurde, wenn in Bergwerken die Förderwagen noch von Pferden gezogen werden, ſo hat das ſeinen Grund darin, daß man den Dampferzeuger, das Feuer, und das Kraftmittel, den Dampf, noch nicht voneinander zu trennen wußte. Eine Lokomotive ohne Feuer iſt beſonders im Bergwerke ein dringendes Bedürfnis. Wer in einem Bergwerke war, in dem mit Pferden gefördert wird, wird ſich auch des abſcheulichen Geruches erinnern. Brenngaſe ſind aber noch viel ſchlimmer und auch gefährlicher, wogegen Waſſerdampf zur Ventilation beiträgt. Nachdem ſchon vor ein paar Jahren mit feuerloſen Dampfmaſchinen bei Straßenbahnen Verſuche gemacht wurden, iſt neuerdings in Mons — wo vor kurzem der große Strike ausgebrochen iſt — die feuerloſe Lokomotive im Bergbau eingeführt worden. Es iſt ein im Verhältnis zur Maſchine großer Dampfkeſſel auf Rädern. Er enthält Waſſer, das überhitzt, d. h. bis auf 205° C. erhitzt wird. Das geht nur beim Vorhandenſein eines großen Druckes. Denn wenn auf hohen Bergen Waſſer ſchon weit unter 100° kocht, ſo kann man ſeine Temperatur unter entſprechendem Drucke auf weit über 100° erhöhen. Hierbei wird zugleich gefordert und erzeugt ein Druck von 16 Atmoſphären. Das Waſſer kocht alſo auch ohne Feuer ruhig weiter und erzeugt Dampf bis die Spannung auf 1 Atmoſphäre und die Temperatur auf 100° geſunken iſt. Damit iſt eine Fahrt von 3—4 Kilometer zu machen bei einer Bewegung von 2 Meter in der Sekunde. Dies ergibt ziemlich 1 Meile in der Stunde. Hier wirkt alſo die Dampfkraft gleich einer Feder, die aufgezogen wurde und abläuft. Die Erwärmung des Waſſers geſchieht durch eine Dampfmaſchine, die über Tag ſteht und von der aus ein Dampfrohr in den Schacht hinabführt. Das Rohr wird mit der Maſchine verbunden. Natürlich braucht man zwei Lokomotiven, von denen die eine angeheizt wird, während die andere fährt.

---

## Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 49.

### Schachaufgabe.

1. Sc6 — a4 1. Beliebig
2. D oder S (durch Abzugſchach) ♯

### 1. Rätſel.

Eretria — Arterie — Artillerie.

### 2. Metamorphoſen-Aufgabe.

a) Baſel, Baſe, Baſt, Haſt, Halt, Hall, Hull. b) Dover, Dove, Doge, Loge, Lage, Lade, Laden, Aden. c) Lindi, Lind, Lid, Eid, Eis, Geis, Greis, Greiz.

### 3. Ergänzungsrätſel.

Der Menſch denkt, Gott lenkt.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| G | M | S | **H** | O | S | S | R | S | **G** | B | S | P |
| r | a | **c** | a | **d** | t | p | a | **t** | a | **o** | a | l |
| a | **s** | h | d | o | **e** | a | **k** | r | s | s | **t** | a |
| **n** | s | r | a | a | n | **n** | e | e | t | n | t | **t** |
| a | **e** | i | m | c | **d** | i | **t** | c | e | i | **l** | a |
| d | n | **m** | a | **e** | a | e | e | **k** | i | **e** | e | n |
| a | a | m | **r** | r | l | n | n | e | **n** | n | r | e |

---

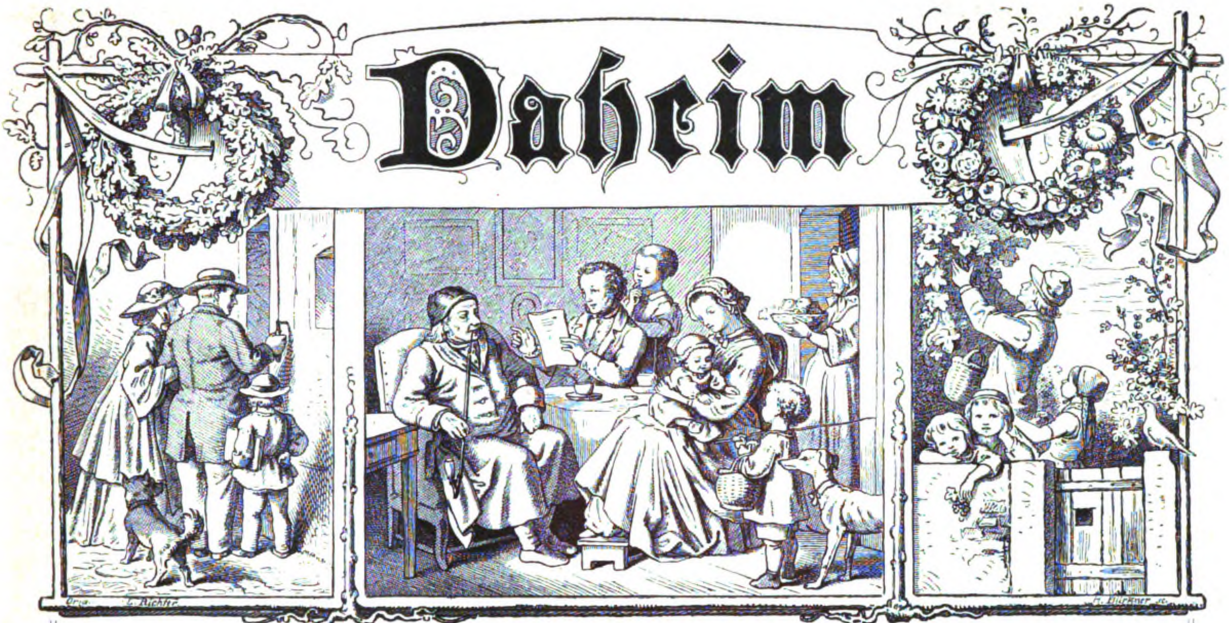
**Inhalt:** Die Lindenbühler. Fortſ. Roman von Karl Erdm. Edler. — Matthias Claudius. Ein Erinnerungsbild von Paul Baranowsky. Mit Porträt. — Froher Gang. Gedicht von J. Trojan. — Eine Bierrevolution im alten Berlin. Geſchichtliche Erzählung von Ernſt Schubert. — Auf dem „Gänſebahnhof“ in Rummelsburg. Von A. Oskar Klaußmann. Mit ſechs Illuſtrationen. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Petrarcas Laura von Conrad Kieſel, und Schwere Laſt von Fred Morgan. — Gold und Silber. — Die Münzen der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft. — Neue Bücher. — Technik. — Eine Lokomotive ohne Feuer.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 20. September 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. № 51.

# Die Lindenbühler.

Roman von Karl Erdm. Edler.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Matthias betrachtete aufmerkſam eine Tabelle, die ihm Julian vorgelegt hatte, und ſah nicht, wie ſie ſich, ohne ein Wort zu entgegnen, mit einer widerwilligen Ergebung in den Stuhl zurückſinken ließ. Als er die Augen erhob, ſaß ſie aufrecht da und ſah mit einem kampfesmutigen Blick, der nichts Gutes ahnen ließ, auf Julian hin. Dieſer ſetzte ruhig das vorhin unterbrochene Geſpräch fort, welches ſich um die Vernachläſſigung der Pferdezucht in der Lindenbühler Gegend drehte.

„Will aber der Sache wieder auf reglementsmäßige vier Beine verhelfen!“ rief er aus. „Iſt eigentlich ganz unbegreiflich in der relativ kurzen Zeit ſeit meiner Jugend — dieſe augenfällige Verſchlechterung der Raſſe nämlich!“

„Wen meinſt du damit, Pferde oder Menſchen?“ ſagte Juana langſam.

„Wie ſo — Menſchen? War von den Pferden in der Gegend die Rede.“

„Und an den Menſchen der Gegend iſt dir der Verfall nicht augenfällig? Wenigſtens iſt er nicht unbegreiflich. Die alten Familien, die Ehre und das Glück der ganzen Gegend ſind verdrängt von Leuten, die ſich ihr Vermögen in Fabriken zuſammengeſchachert haben aus dem Schweiße der gepeinigten Arbeiter und aus dem Sparpfennig leichtgläubiger Armer.“

„Verzeihe,“ erwiderte Matthias ernſt, „du urteilſt nicht gerecht über ehrenhafte Menſchen, deren…“

„Deren Ehrenhaftigkeit nach dem Kurszettel bemeſſen wird,“ unterbrach ſie ihn, und die Flamme züngelte nun unaufhaltſam empor. „Ein Lindenbühler — der Verteidiger dieſer Leute! Ein Lindenbühler — der da oben von dem Stammſitz ſeiner Vorfahren wohlgefällig zuſieht, wie ſie auf ſeiner Väter Boden, den ſie ſich erwuchert, nun die Herren ſpielen!“

Matthias preßte gewaltſam die Hand des Onkels, der in emporbrauſendem Grimme aufgeſprungen war; er bangte vor einem unklugen Worte des Zornmütigen, welches das arme verblendete Mädchen dort zerſchmettern konnte.

„Trommeln und Trompeten! Das iſt denn doch zu arg!“ platzte Julian endlich heraus, um ſich nur ein wenig Luft zu machen.

„Laß, lieber Onkel!“ fiel Matthias raſch beſchwichtigend ein. „Es iſt bloß ein verſchiedener Standpunkt, nichts weiter. Juana blickt mit aufwallendem Leid und Bedauern rückwärts in die Vergangenheit, ich blicke der unerbittlichen Wirklichkeit der Gegenwart in die Augen. Wenn ſie, wie ich, ſehen könnte, wie ehrlich und wacker der Lebensinhalt der Vielen iſt, die mit dieſer Gegenwart hart ringen, auch ſie würde gewiß anders urteilen.“

„Gewiß, wenn ich eine der ihrigen würde, Namen und Würde hinſchleuderte und mich zu einer Ziffer in ihrem Rechenexempel herabwürdigte — etwa als Fabrikskompagnon — um mit ihnen um das goldene Kalb zu tanzen…“

Julian wurde blutrot, das alte ſtreitbare Blut der Lindenbühler wollte nicht mehr friedlich dahinfließen, ſondern in einer Stromſchnelle wild aufbrauſen. Matthias faßte ſeine beiden Hände und blickte ihn flehend an. Da ſprang er unwirſch auf, ſtieß den Stuhl zurück und ſtürmte mit ungewohnter Raſchheit im Zimmer hin und her, indem er von Zeit zu Zeit mit der Hand nach der linken Hüfte fuhr.

Matthias ſagte indeſſen mit gedämpftem Tone: „Alles das nicht, Juana! Nur kennen müßteſt du ſie, um zu erkennen, daß es bloß deine einſame Abgeſchloſſenheit hier oben iſt, welche dir von ihnen ein ſo unrichtiges Bild vorgaukelt.“

„Kennen!“ rief mühſam ſich bemeiſternd Julian. „Habe ihr die prächtigſte Ponnyequipage zuſammengeſtellt, damit ſie herumkutſchiert und unter die Leute kommt. Aber da haſt du den Trotzkopf! Sind alle da ringsherum unrechtmäßige Beſitzer des alten Lindenbühler Hofes, Uſurpatoren, Beutemacher, Räuber! Die jetzige Grenze des Lindenbühler Grundbeſitzes iſt eine chineſiſche Mauer, darf niemand herein, und ſie macht nie — nie — nie einen Schritt darüber hinaus. Das iſt ihre Welt!"

„Leider!" entgegnete Juana bitter. „Onkel, ſieh dir doch einmal gelegentlich unſere alte Gutslandkarte in der linken Saalecke an, und ich will dich dann fragen, ob dieſe Welt der Lindenbühler nicht einſt ſo groß war, daß deine Ponnys müde geworden wären ſie zu umfahren. Und heute? Heute wird die prachtſtrotzende Equipage des Fabrikanten Bauer müde, jenes Stück zu umfahren, welches er ſich von dem Lindenbühler Grund angeeignet hat."

„Juſt mit Herrn Bauer," grollte Julian, „ſollteſt du gute Nachbarſchaft halten — aus verſchiedenen Gründen nämlich!"

„Beſonders aus dem einen etwa, um die Gunſt und Gnade meiner künftigen Schwägerin — oder Schwiegertante zu erringen?"

Julian ſtürmte wie zu einer Reiterattaque auf Juana los, aber Matthias ſprang auf, faßte ihn kräftig am Arm und ſagte lächelnd: „Alſo bis hierher iſt dieſes Gerücht geweht worden! Es iſt doch ein unwiderſtehlicher Reiz in derartigen Annahmen, daß ſich ſogleich Menſchen finden, die ſie ausrufen, und andere, die ſich zum Echo derſelben machen!"

„Tante Anſelma hat es auf Umwegen aus dem Hauſe Bauer ſelbſt erfahren, daß dort deine Verbindung mit den Millionen der Erbtochter geplant wird."

„Tante Anſelma," erwiderte Matthias ruhig, „kombiniert gern Verbindungen und verwickelte Familiengeſchichten. Ich habe nie an eine Verbindung mit Fräulein Bauer gedacht, noch mit jemand anderem. Und nun gute Nacht, und lebe wohl, Juana! Ich reiſe morgen in aller Frühe fort."

„Adieu!" ſagte ſie und ſtreifte leicht ſeine entgegengeſtreckte Hand, als er mit Julian hinausging.

Am nächſten Tage zeigte ſich Juana aufgeräumter und liebenswürdiger als ſonſt — war es, weil die Luft auf dem Lindenbühl rein war von dem verhaßten Matthias, oder trieb ſie das Gefühl, daß Onkel Julian diesmal ernſtlich grollte, und daß es an der Zeit ſei, ihn wieder gut zu machen. Es war ihm nur zu deutlich anzuſehen. Er langte, wie immer, wenn er aufgeregt war, heftig nach der linken Hüfte und taſtete dann hilflos ſuchend nach einem Erſatz für das, was er dort nicht gefunden hatte: die Hand griff nach dem Bart, nach einem Rockknopf, ballte ſich um die Stuhllehne, ſpreizte ſich über das Knie und hing dann reſigniert hinab, um eine Weile ſpäter abermals nach der linken Hüfte zu fahren.

„Du haſt nun einmal keinen Säbel mehr!" ſagte Juana neckiſch, indem ſie die zuckende Hand feſthielt und ſtreichelte.

„Und du keine Säbelſcheide!" brummte Julian. „Und kein Wehrgehenk!" fügte er grollend bei. „Trägſt dein Schwert immer in der Hand, immer blank gezogen, jedes Wort ein ſcharfer Hieb!"

„Soll das eine vergoldete bittere Pille ſein, Onkelchen?"

„Halte mir dergleichen Apothekervergleiche vom Leibe! Die Wahrheit iſt, daß du in dieſer Weltabgeſchiedenheit Maß und Mäßigung für andere verloren haſt, und, dir allein überlaſſen, dich ganz deinem Temperament überläßt."

„Gegen Matthias, meinſt du? Es thut ihm nichts, er hat das Talent, ſich dort unten wie hier oben in der Sklaverei wohl zu fühlen und behaglich knechten zu laſſen. Er iſt gar nicht empfindlich, dein Matthias; ſonſt würde er ſich wehren."

„Knechten laſſen? Will dir etwas erzählen, Juana. Habe einmal als junger Fähnrich auf einem Uferfelſen zugeſchaut, wie das Meer an ihm trotzig oder mutwillig hinaufziſchte, und gemeint, er müßte jeden Augenblick mit hinuntergeriſſen werden. Nach einem Menſchenalter bin ich wieder dort geſeſſen, der Felſen ſtand wie damals, und die boshaften Wellen brachen ſich machtlos an ihm. Bin durch Gebirge gewandert mit weißen Haaren, die ich einmal mit ſchwarzen durchtollt hatte, ſtanden aber noch gerade ſo hoch und groß wie einſt, und die Stürme mußten wie damals um ſie oder über ſie hinweg fauchen. Auch Gelaſſenheit iſt eine Art, ſich zu wehren — es iſt die Art des Starken und Großen."

Als Antwort kam zuerſt ein gezwungenes Lachen und dann die Worte: „Du ſcheinſt mir doch ſtark parteiiſch, lieber Onkel!"

„Wie jeder, der genau in der Mitte zwiſchen zwei Gegnern ſteht. Hatte einmal da drüben — in Amerika nämlich — mir einen Flußpaß ausgewirkt, als Neutraler zwiſchen den beiden kriegführenden Uferbevölkerungen hinabfahren zu dürfen. Hielt auch genau die Mitte des Strombettes ein, aber man ſchoß von rechts und von links auf mich, weil es jeder Seite ſchien, daß ich der entgegengeſetzten näher zu fahre." — Er ſtrengte ſich an, nicht aus dem behaglichen Erzählerton herauszufallen, und Juana gab ſich Mühe, aufmerkſam zuzuhören und mit ſchmeichelnder Neckerei zu antworten. Aber es war eine notdürftig verhaltene Aufregung in den Worten, in der Stimme, in der Miene und in den Seelen ein Gären und Wühlen, ſich offen auszuſprechen.

„Nun," warf Juana hin, „ſo wird es eben nur ein anderer Name ſein für dieſelbe Sache. Du nennſt es: Gelaſſenheit, ich: Stumpfheit."

„Und ich meine," fuhr Julian, ſeiner ſchon nicht mehr mächtig, auf, „wenn man nahe am Ertrinken geweſen iſt, bekrittelt man nicht hinterdrein die Planke, an der man ſich gerettet hat."

Juana blickte ihn verſtändnislos an und ſagte dann: „Du phantaſierſt, Onkel."

„Was? Ich alter Soldat phantaſiere?" Aus ſeiner Stimme hallte das langſame tiefe Grollen des aufſteigenden Gewitters. — „Du biſt es, du allein, die in einer Welt von Phantaſieen dahinlebt, welche er, der Matthias, in ſeiner ‚Stumpfheit' für dich hergezaubert hat, damit ja deine Empfindlichkeit nicht verletzt wird!" Und über den einmal gelockerten Damm flutete nun unaufhaltſam ſich überſtürzend der Schwall ſeiner Worte dahin, ohne daß er ſich in ſeiner Empörung bewußt ward, was und wie er redete. Er ſagte ihr alles, was er wußte: von ihrem Vater, von der Lage des Lindenbühls, von Matthias, von dem, was dieſer für ſie gethan. Dann blieb er vor ihr ſtehen, indem er ihr zurief: „Und du? Wie er Gutes auf Gutes für dich häufte, ſo du Böſes auf Böſes gegen ihn. Und wie er dann trotz alledem nicht kleiner wurde in ſeinem Edelmut gegen dich, ſondern nur immer größer, da — ich ſage dir — ich habe hart geſchmiedete Menſchen geſehen, er aber iſt ein ſtählerner Mann, und was ſein Herz anbelangt — ich wollte, er wäre mein Sohn, mein Kind, mein..." — die Stimme erſtickte in einem Tone, der wie ein Schluchzen klang, und ſein Haupt ſank auf die Bruſt herab.

Dann ward es ganz ſtill in dem Gemach. „Habe mein Verſprechen nicht gehalten," murmelte er nach einer Weile mit müder Stimme, „gehe noch heute fort von hier, Adieu!" Er wandte ſich und ging, ohne einen Blick nach ihr zu werfen, langſam hinaus.

Matthias war um eine volle Woche früher, als er vorgehabt hatte, vom Lindenbühl in die Steinthaler Fabrik zurückgekehrt. Als er ſeine einſame Wohnung betrat, blieb er eine Weile unentſchloſſen ſtehen, nachſinnend, ob es nicht beſſer wäre, er ginge wieder hinaus. Dann ſetzte er ſich an ſeinen Arbeitstiſch und ſtützte den Kopf in beide Hände. Endlich blickte er auf — der Fabrikdirektor ſtand vor ihm, Er hatte ſein Klopfen und Eintreten überhört.

„Sie ſind doch nicht unwohl?" fragte dieſer.

„Nein... weshalb?"

„Weil Sie früher zurückgekommen ſind, und weil — verzeihen Sie — Sie ſehen in der That angegriffen aus! Ich werde mit dem geſchäftlichen Vortrage lieber morgen kommen."

„Bleiben Sie nur, und gehen wir an die Arbeit!“

Nach zweiſtündiger Verhandlung mit dem Direktor durchſchritt Matthias die Fabrikräume, ließ ſich von den Beamten Bericht erſtatten, traf neue Anordnungen und beſprach mit ihnen die Vorfälle der letzten Zeit während ſeiner Abweſenheit. Dazwiſchen fragte er einen Arbeiter nach ſeinem alten Vater, ſchrieb einem anderen eine Anweiſung auf Wein für ſein kränkelndes Weib, drückte dem dritten, deſſen Kind geſtorben war, mit herzlicher Troſtrede die ſchwieligen Hände, und hatte für jeden einen freundlichen Blick, ein gutes Wort, und, wo es not that und möglich war, ein hilfreiches Thun. Sie beteten ihn auch dafür an, man ſah es an ihren Mienen und an den Blicken, welche ſie ihm nachſandten, da er endlich in ſeinem Laboratorium verſchwand. Von dort kam er erſt in ſpäter Nachtſtunde heim, und ſank totmüde in einen bleiernen Schlaf. Am nächſten Morgen ſaß er ſchon wieder auf der Eiſenbahn, um nach der Reſidenz zu fahren und dort im chemiſchen Laboratorium der Technik einen Vortrag zu halten, um welchen er dringend gebeten worden war. Als er nach demſelben ermüdet in ſein Abſteigquartier zurückkam, fand er ein Telegramm vor, welches man ihm von Steinthal nachgeſchickt hatte. Es war gemeinſam von Gräfin Anſelma und dem Hausarzt unterzeichnet und bat ihn, ſofort zu kommen, Juana ſei ernſtlich krank. Er fuhr augenblicklich zu einem berühmten Kliniker, zwang den Widerſtrebenden in ſeinen Wagen, ließ dieſen zum Bahnhof raſen, nahm einen Extrazug und war noch vor Mitternacht auf dem Lindenbühl. Tante Anſelma empfing ihn händeringend; auf ſeine haſtige Frage nach Julian erfuhr er, daß dieſer noch vor Juanas Erkrankung abgereiſt ſei. Der Landarzt führte ſeinen berühmten Kollegen zu der Kranken; Matthias blieb im Nebengemach und ſtarrte auf die Thüre, die ſich hinter jenen Beiden geſchloſſen hatte. Dann kamen ſie wieder heraus, der alte Hausarzt mit ſchwerfälligem Ernſt, der Profeſſor mit den glatten Formen eines Weltmannes, der einen gleichgültigen Anſtandsbeſuch macht. Höflich lächelnd wandte er ſich an Matthias mit den Worten: „Ich kann die Diagnoſe meines Herrn Kollegen hier nur beſtätigen und ſeine Verfügungen vollinhaltlich gutheißen.“

Matthias blickte auf den alten Freund ſeiner Familie, der traurig dieſe lobende Zuſtimmung über ſich ergehen ließ; man ſah es ihm nur zu deutlich an, daß es ihm viel lieber geweſen wäre, wenn der feine Meiſter der Diagnoſe ihn eines gröblichen Irrtumes geziehen hätte.

„Iſt es ernſt?“ fragte Matthias beklommen.

Der Alte blickte weg, der Profeſſor antwortete: „Ernſt — nun ja! Allein die Jugendkraft überwindet noch Ernſteres. Die Kranke iſt übrigens in den beſten Händen“ — er verbeugte ſich dabei mit einem verbindlichen Lächeln gegen den Landarzt und fuhr fort: „Und nun, Herr Baron, bitte ich um einen Wagen, ich habe Eile.“

Aber Matthias rührte ſich nicht. „Iſt es gefährlich?“ fragte er tonlos.

„Nicht heute, nicht morgen, die Kriſe ...“ — er ſtockte plötzlich, da er ſah, wie der ſtramme mächtige Mann totenbleich auf ihn hinſtarrte. „Beunruhigen Sie ſich nicht,“ fügte er beſchwichtigend hinzu, „die Baroneſſe iſt kräftig und ihr Organismus kerngeſund. Ich wiederhole, die Jugendkraft überwindet oft ſpielend, was für einen erſchöpften Körper hoffnungslos iſt. Darf ich Sie jetzt um den Wagen bitten?“

Matthias rührte mit einer eckigen Bewegung an der Glocke und gab mechaniſch den Befehl zum Einſpannen. Als der Profeſſor weggefahren war, trat er zu dem alten Freunde, faßte ſeine beiden Hände und fragte nochmals: „Iſt es gefährlich?“

„Ja.“

„Sehr?“

„Ja.“

„Rettungslos?“

„Ein Ja wäre gottlos, ein Nein vermeſſen. Darum wollen wir den Kopf oben behalten, redlich thun, was Menſchenkräfte vermögen, und auf Gott hoffen!“

„Darf ich zu ihr?“

„Ja. Sie iſt im Delirium und kennt niemand. Kommen Sie, Baron Matthias!“

Sie lag da mit flammendem Antlitz und wußte nichts davon, daß Matthias mit bebenden Fingern ihre heiße Hand umfaßt hatte. Aber ſie entzog ſie ihm haſtig und fuhr damit unabläſſig den ganzen Arm entlang, als ob ſie etwas abſtreifen wollte, indem ſie dabei von einer Viper redete, deren Haut ſie herabziehen müſſe — ganz herab. Dann ruhte ſie mit einem befriedigten Lächeln aus. Plötzlich blickte ſie wieder ſtarr auf ihren Arm und klagte ſchluchzend über die alten Farben und Flecken der neuen Vipernhaut und begann abermals ſchnell und immer ſchneller daran hinabzuſtreichen.

Der Doktor faßte Matthias unter den Arm und führte ihn mit ſanfter Gewalt hinaus, indem er ihm zuredete: „Gehen Sie ruhen, Baron Matthias, zwingen Sie ſich zum Schlafe! Sie haben es nötig. Ich bleibe die Nacht über auf dem Lindenbühl — morgen früh, wenn ich hinabgehe, werden Sie mich ablöſen!“

Nun kamen die Tage, da der Tod vor der Thüre ſtand, und dann einer, da er vernehmlich anklopfte. Matthias ſaß an dem Krankenlager und wartete, ob er gehen werde. Und da er zögerte, quoll es in ſeinem Hirn einen Augenblick wie verzweifelter Wahnſinn empor: er ſann nach, wie er ihn würgen könne. Dann kam wieder ein ſeltſamer Blick auf den Arzt mit der dumpfen Bitte zu helfen und einem argwöhniſchen Meſſen der ſchwachen gebrechlichen Greiſengeſtalt. Der Mann, welcher gewohnt war, jahrelang einer Idee nachzugehen und eine Wahrheit von dem erſten Keim bis zum langſamen Heranreifen zu verfolgen, konnte nun keinen Gedanken zu Ende ausdenken. Und alle die Gedankenſplitter waren zu kurz für die qualvoll endloſen Stunden, jeden mußte er anſtückeln, und ſo fort ohne Raſt und Ruhe.

Dann brach eine Nacht herein voll Sturm draußen, voll Angſt drinnen. Das Nachtlicht ließ das Lager im Schatten und warf einen bleichen Schein auf Matthias’ angſtvoll vorgebeugtes Haupt, von welchem die Haare wirr über die gefurchte Stirn herabhingen. Juana machte plötzlich die Augen auf, blickte verwundert um ſich und lag eine Weile ganz unbeweglich ſich beſinnend. Dann hafteten ihre Blicke auf Matthias’ beleuchteten Zügen.

„Du?“ flüſterte ſie kaum hörbar. „Wieder du? Und immer wieder du?“

Der Doktor war raſch aufgeſprungen und neigte ſich über die Kranke. Ihre Augen waren wieder geſchloſſen, aber unter den Lidern quollen große Thränen hervor.

Raſch winkte er Matthias zu, das Gemach zu verlaſſen. Als er nach einer Weile auf den Fußſpitzen in das Nebengemach geſchlichen kam, fand er Matthias vor der Thüre ſtehen. Er berührte ſeine Schulter und flüſterte: „Wir ſind glücklich über den Berg! Es geht alles gut, ſie ſchläft.“

Da riß Matthias plötzlich den Alten an ſein Herz, und aus ſeiner Bruſt hob ſich ein ſeltſamer Ton, halb Jauchzen, halb Aufſchluchzen.

Allein ſo zufrieden der Alte mit dem glücklichen Ausgang der Kriſe war, ſo wenig befriedigt zeigte er ſich von dem Fortſchritte in der Beſſerung. Der Berg war glücklich überſtiegen, aber der Weg thalwärts ſchien mühſam und ſchier unüberſehbar lang. „Es iſt nicht der Leib, der daran ſchuld iſt, daß es nicht beſſer vorwärts geht,“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Das iſt die Seele, die noch in den Adern fieberhaft klopft und das Blut aufwiegelt. Wenn man alle Kräfte anwendet, um ſich gegen irgend einen inneren Widerſacher zu wehren, wo ſoll da etwas übrigbleiben zum Geſunden?“

Leib und Seele verſuchten leiſe aufzuglimmen, um gleich wieder zu verlöſchen. Die begonnene Rede erſtarb mitten im Satz, matt ſank der halb erhobene Finger wieder herab;

die Strebkraft zerteilte ſich in unſichere Schwingungen des Gemütes, Denken und Wollen zerrann und verſchwamm in unbeſtimmtem Fühlen. Und dieſer große Strom der Gefühle durchwogte nun die arme Menſchenſeele, mit ſich fortreißend, was hart und verſteint in ſeinem Bette lag. Sie aber hatte die Herrſchaft über ſich verloren und ließ ihn dahinrinnen. Da machte das Gemüt ſeine alten Rechte ausſchließlich geltend und holte nach, was Verſtand und Willen mit tyranniſcher Anmaßung in ihm unterdrückt und niedergehalten hatten. Floſſen ja doch der Kranken von allen Seiten gleichfalls weiche Gefühle zu, um in dem ihrigen zu münden: von dem abgrundtiefen Geſtröme des Matthias und dem troſtreich murmelnden Quell des Doktors bis zu dem breiten Fluſſe Anſelmas und den ſchmalen Waſſerfäden der Dienſtleute. Alle kamen und gingen mit behutſamen Tritten und hilfebereiten Händen, mit dem ängſtlichen Herzen und der lächelnden Miene — alle ſo demütig unterthan und doch dabei ſo warm liebevoll, ſo herzlich. Da ſchwoll denn die Flut immer höher und wälzte mit ſich fort, was noch als letzte Schlacke in der Tiefe lag. Das eigenwillige harte Menſchenkind lag nun da ſo weich und gut, daß ihr die Thränen in die Augen kamen vor Rührung über ein Dämpfen der Stimme oder über ein Glas Waſſer, das ihr eine Hand vorſichtig an den Mund ſetzte.

Dann verlief die Flut, und aus der Ebbe ſtiegen langſam die Gedanken als dunkle ſpitze Klippen. Zuletzt hob ſich der Reueſturm und ſchleuderte die Wellen brandend gegen das düſtere Klippenheer empor. Da kam jener ſpröde Geiſt über ſie, welcher ſie nicht geſund und die anderen nicht froh werden ließ. Volle Übermacht gewann er in den Stunden, da Matthias nicht um ſie weilte. Sie war verſtört, ungeduldig, begehrte in beſtändiger Unruhe tauſenderlei Dinge, regte in ſeltſamer Unraſt die matten Glieder und blickte bald auf die Thüre, bald nach der Uhr, wenn die Zeit nahte, da Matthias zu kommen pflegte. Trat er endlich ein, ſo lag ſie ſteif und ſcheu da, die Arme ſchlaff zu beiden Seiten hingelegt, die durchſichtigen Finger unbeweglich ausgeſtreckt, den bleichen Kopf ein wenig ſeiner Seite zugeneigt und die traurigen Augen an die Decke geheftet. Nun war ſie ganz ruhig und rührte ſich nicht. Nur wenn er etwa las oder ſich abwandte, ließ ſie die Blicke auf ihm ruhen und ſah ihn mit einem ſchmerzlich verwunderten Ausdruck an. Er aber, dem das Herz blutete bei dem Anblick dieſer verzehrenden Schwermut, lachte und ſcherzte und war unerſchöpflich in drolligen Geſchichten — ſein ganzes Weſen ſchien in einer ſonnigen Heiterkeit aufgelöſt. Sie merkte nichts davon, wie er mit eiſernem Willen ſinnreiche Verſtellungskunſt übte; ihr war dabei nur, als ſehe ſie ein Schifflein mit bunten Wimpeln fröhlich auf den Wellen herübertanzen gegen die alten dunkeln ſpitzen Klippen. Da faltete ſie langſam die feinen Finger und blickte demſelben ſehnend nach, wie es durch die ſtarren Riffe dahinſteuerte und immer wieder zwiſchen ihnen emportauchte im Sonnenſchein, bis es ſie umſchifft hatte und nun vor ihnen luſtig ſchaukelte, ſie ganz verdeckend mit ſeinem glänzenden Segel und Wimpelwehen. Dann kam der Abend, Matthias ging mit einem heiteren Abſchiedsgruße fort, und nun ſtanden nur noch die Klippen da mitten in dem einſam brandenden Meer. Und ſie vergrub das Geſicht in die Polſter und weinte bitterlich.

Lange währte es, bis ſie aufſtehen, bis ſie zum erſtenmal das Zimmer durchſchreiten konnte. Matthias führte ſie wie ein kleines Kind, welches gehen lernt; es erſchien ihr als eine lange mühſame Wanderung, da ſie an ſeinem Arme von dem Bette quer durch das Gemach bis zu dem Sofa ſchritt, und ſie fühlte ſich totmüde. Als man ſie nach einigen Tagen hinabtrug unter die Linde, ſaß ſie neben Matthias wie in einer fremden Welt. So nahm ſie nach und nach unter ſeiner ängſtlich beſorgten Führung wieder Beſitz von dieſer Erde; aber die Trauer wich nicht aus der Seele, die Schwäche nicht aus dem Körper. Matthias blickte ſie verzweifelt von der Seite an, als er nach einer kurzen Inſpektionsreiſe von Steinthal zurückkam. Er hatte ſich den ganzen Weg über freudig ausgemalt, wie ſie inzwiſchen an Kraft und Friſche zugenommen haben würde, und nun gelang es ihm nur mit dem Aufgebot aller Kraft, ſeine ſchmerzliche Enttäuſchung zu verbergen. Nach einem kurzen Bericht ſeiner Reiſeerlebniſſe verlor er ſich, Müdigkeit vorſchützend, in ſein Zimmer und ſuchte durch angeſtrengtes Arbeiten ſeiner düſteren Stimmung Herr zu werden.

Dann war es, als träte etwas mahnend heran und ziehe ſanft den Geiſt von der Arbeit weg und mit ſich fort, bis den abſchweifenden Gedanken auch die Augen zu folgen begannen und er von ſeinen Papieren aufblickte. Ein zarter Duft war es, der ſich herangeſchlichen hatte und ihn von dem Tiſche an das offene Fenſter lockte. Da ragte die alte Linde, hoch über ihm und tief unten überſäet mit unzählbaren jungen Blüten. In der Bedrängnis der kummervollen Tage hatte er ihr Knoſpen nicht gemerkt, nun überraſchte ihn ihr Blühen wie ein Wunder, wie ein glückverheißend Zeichen. Juana mußte ja jetzt geſunden, ihre Wangen mußten ſich ja zu dieſer Stunde ſchon gerötet haben in dem ſüß berückenden Duft des alten lieben Lindenbaumes, unter dem ſanften Schattendämmern und jubelnden Vogelſang ſeines Geäſtes, in dem milden Lufthauch, der ſeine Zweige durchwehte, bei dem goldigen Sonnenglanz, der durch das Laub herabzitterte. Raſch eilte er hinab und hielt atemlos vor dem Ruhebett, welches gegen einen Arkadenpfeiler des Schloſſes gelehnt war.

Juana lag darauf ausgeſtreckt, das Buch, darin ſie geleſen hatte, war hinabgeglitten. Die Linde duftete weiter, aber es war kein Wunder geſchehen. Ihre Augen waren regungslos gegen die Thalgründe in der Tiefe gerichtet; er ſah, es war das gleiche ſeltſame Hinabſtarren, in welches ſie ſich verſann, wenn ſie oben in dem Lehnſtuhl am Erkerfenſter ſaß. Da unten lacht im heiteren Sonnenſchein das ferne Land, und hier oben quält ſich ein krankhaft ſtolzes Herz zu Tode, daß ſein Haus und Stamm das alte Anrecht darauf eingebüßt — dachte Matthias, und in das Erbarmen mit dem holden ſchwachen Leibe begann ſich ein Unmut einzuſchleichen über die verſchrobene ſchwache Seele, welche ſich dabei aufrieb, die tote Herrlichkeit der Lindenbühler dort unten immer wieder aus dem Grabe aufzuwühlen. Raſch war er näher getreten, ſie aber ſchloß die Lider, da ſie ihn erblickte und ſtrich mit der abgezehrten Hand langſam darüber hin; dann nickte ſie ihm zaghaft, faſt ſcheu zu. Das ungeduldige Wort, welches ſie aus ihren Träumereien aufrütteln ſollte, erſtarb ihm auf den Lippen. Er ſah jetzt, daß ſie noch bläſſer war als ſonſt. Hinter dem feuchten Schleier der Blicke lag es ſchwer wie von vielen ungeweinten Thränen, um die harmvoll geöffneten Lippen zuckte es wehe wie von vielen unausgeſprochenen Klagen. (Schluß folgt.)

---

## Der Hungerteufel.

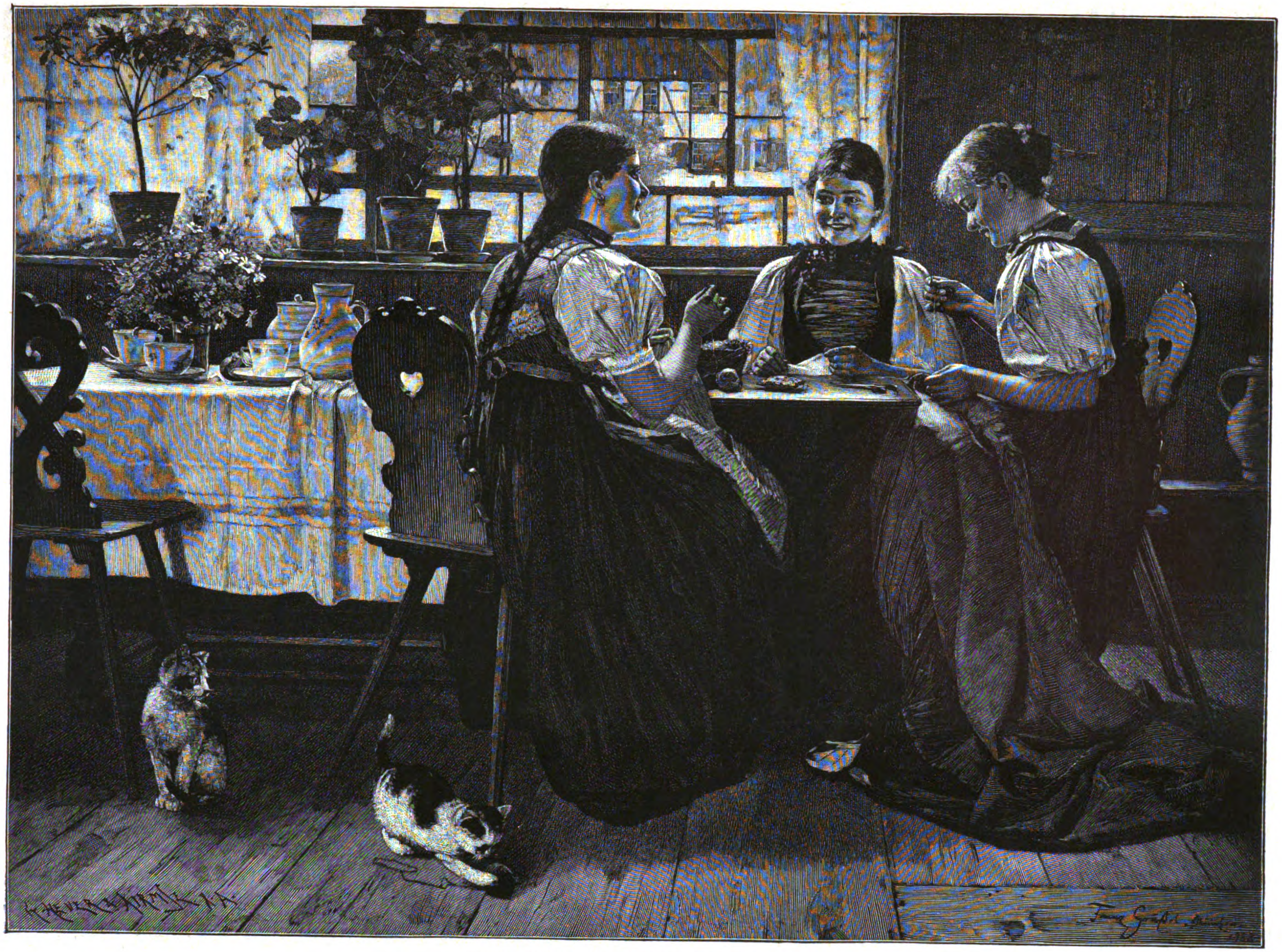
Von Julius Stinde. (Abdruck verboten.)

Draußen auf der weiten See, fernab von rettender Küſte ein einſames Boot, das die letzten Entkommenen birgt, die wenigen, die das ſinkende Schiff nicht mit in die Tiefe riß.

Gerettet! — Auf wie lange?

So kärglich auch die in Haſt erraffte Nahrung ausgeteilt wird, ſie geht zu Ende. Das Trinkwaſſer ſchwindet, die Sonne hilft zehren. Der Mangel ſtieg ungeſehen mit in das Boot, bald macht er einem furchtbaren Nachfolger Platz — dem Hunger. Und wenn kein Schiff die Unglücklichen trifft, kein günſtiger Wind ſie dem Lande zutreibt, geſchieht das Entſetzliche. Um das Leben zu friſten, entäußern die Menſchen ſich der Menſchlichkeit und werden zu Kannibalen. So iſt es oft geſchehen, und noch vor wenigen Jahren beſchäftigte ſich das engliſche Gericht mit der Sache Schiffbrüchiger, die angeklagt waren, etliche ihrer Gefährten in qualvoller Hungersnot geſchlachtet und verzehrt zu haben. Das Los hatte entſchieden; geſetzmäßig war das Fürchterliche vor ſich gegangen, wie die Not es gebot.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von F. Gräſſel.

Der Zeitungsleſer, der in behaglichem Zimmer beim Morgenkaffee ſo grauenvolle Kunde vernahm, fragte: „Wie iſt dergleichen möglich? Wir leben doch in ziviliſierten Zeiten?“

Die Antwort darauf lautet: „Führe uns nicht in Verſuchung.“

„Heutzutage? Wir gebildeten Europäer ſollten uns ſo tief erniedrigen können, daß, wenn die Not?... Undenkbar. Entartete Seeleute vergeſſen ſich möglicherweiſe ſo weit, wenn ſie auf dem Ozean dem Verderben preisgegeben ſind, aber den Deutſchen darf man ſolche Vertierung nicht zutrauen. Die dachten von alters her zu hoch und zu edel. Makellos ſtehen ſie da in der Geſchichte.“

„Wenn nur nicht die aufgeſchlagenen Röhrenknochen in der Höhle unweit Eſchershauſen gefunden wären?“ — „Welche Knochen?“

Menſchenknochen an den längſt erloſchenen Herdſtellen. Die Röhrenknochen waren ſämtlich angebrannt und aufgeſchlagen, damit das Mark als leckere Speiſe herausgenommen werden konnte. Jene Höhle jedoch wurde — wie Gelehrte annehmen — zur Bronzezeit von den Menſchen bewohnt, deren Kulturſtandpunkt die Knochen verdeutlichen, und niemand wird leicht ſeinen Stammbaum auf die vorgeſchichtlichen Urahnen zurückführen, welche trotz des Alters der Familie nicht gerade zur Ehre gereichen dürften. Trotzdem iſt und bleibt der Gedanke ein unangenehmer, Kannibalen zu Vorfahren gehabt zu haben, und nur der Umſtand, daß es anderen Völkern Europas in dieſer Hinſicht nicht beſſer ergeht, mag den Troſt der Mitſchuld gewähren, denn Knochenfunde ähnlicher Art wurden auch in Frankreich und Spanien gemacht. Und wo keine Knochen handgreifliche Beweiſe liefern, klingt aus Sagen und Märchen unheimliches Erinnern früherer Menſchenfreſſerei. Polyphem ſchlachtet die Gefährten des Odyſſeus; die Hexe mäſtet die Kinder, um ſie zu eſſen, und ſogar im holden Märlein vom Sneewittchen verzehrt die Königin Leber und Herz eines Friſchlings, im Glauben, es ſeien Leber und Herz der ihr verhaßten Stieftochter. Weit verbreitet durch alle Länder ſind Märchen, in denen der Menſchenfreſſer dieſelbe Rolle ſpielt, wie im „Däumling.“

Es gab eine Zeit, in welcher der Europäer auf derſelben Stufe ſtand wie jene Wilden, welche ſich Cariben nannten, von Kolumbus aber als Caniben verſtanden wurden. Dieſe Bewohner der Antillen waren Menſchenfreſſer, von ihnen ſtammt die Bezeichnung Kannibale für alle, welche ihresgleichen verzehren.

Jene Zeit liegt weit hinter uns; die Geſittung kam und löſchte die Wildheit aus, Wald und wüſter Bruch ward zur Siedelung und zum Acker, aus der Höhle und Hütte ward das Haus, und um das Haus erblühte der Garten. So auch ward aus des Lebens Notdurft behagliches Genießen, und allerlei Kunſt ſchmückte das Alltagsdaſein, wie die Blumen im Garten Haus und Hof zierten. Sendboten kamen und verkündeten das Heil, vom Oſten drang wie das Licht der Morgenſonne die Botſchaft der Liebe her, und was früher vielleicht geheiligter Brauch geweſen, das Schlachten und Verzehren von Menſchen... nun war es Sünde und ein Werk des Teufels.

Anderen Landen gleich entwickelte ſich unſer deutſches Land, es gedieh in Wohlſtand und war wohl zu beneiden bis auf das eine: daß ſeine Leute als Deutſche ſich nicht eins fühlten, daß ſie klein über ſich als Volk dachten, daß ſie nicht Herren im Hauſe waren.

Aus den Zeiten des Wohlſtandes ſind feſte Zeugen erhalten: ſtolze, mächtige Bauwerke, Kunſtſchätze und Arbeiten des Gewerkes, die uns heute als Muſtervorlagen dienen; ſie alle ſind für die beſſere Zeit ebenſo beweiskräftig wie die Röhrenknochen der Höhlen für die vorgeſchichtliche Wildheit. In Chroniken, Liedern und Erzählungen blieb auch der Ruhm der Städte aufbewahrt, die reich waren und glänzten, als Handel und Kunſtfleiß Gold ins Land ſchafften.

Wer hätte damals ahnen können, daß, ehe noch ein Menſchenalter verfloſſen, das prangende Land zertreten ſein würde, daß die belebten Städte veröden und die Menſchen, den Tieren gleich, einander anfallen würden? Und doch geſchah es alſo. Der Dreißigjährige Krieg brachte namenloſes Elend, den Hungerteufel.

So haben Chroniſten das entſetzliche Thun vom Hunger gepeinigter Menſchen genannt. Wenn auch nur wenige unter den Zeitgenoſſen des Dreißigjährigen Krieges das ſelbſt erlebte Elend beſchrieben, und vorzugsweiſe der Kriegs- und Staatshandlungen gedacht wurde, ſo ſind doch durch das Land verſtreut in alten Schriften und Urkunden die Drangſale des Volkes aufgezeichnet, und zwiſchen den Abhandlungen über den religiöſen Hader finden ſich zuweilen ſpärliche Bemerkungen über den Druck von Hunger und Seuchen, unter dem das Land ſchier verging.

Ein Bild von den Heimſuchungen Deutſchlands, ein vollſtändiges Bild der Leiden des Volkes zur Zeit jenes Krieges war bis jetzt nicht vorhanden; erſt kürzlich iſt es in ſeiner ganzen Furchtbarkeit durch Dr. Gottfried Lammert in Regensburg zur Anſchauung gebracht, der in einem klaſſiſch zu nennenden Werke „Geſchichte der Seuchen, Hunger- und Kriegsnot zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges“ mit bewunderungswürdigem Spüreifer das zerſtreute und verſteckte Material an das Licht zog und aus tauſendfachen Einzelheiten durch ſtreng ſachliche Bearbeitung ein kulturgeſchichtliches Bild geſtaltete, in das ein jeder ſich verſenken möge, der aus Vergangenem lernen will.

Aus den Notjahren wähle ich hier nur eines der Schrecken — den Hungerteufel — die Verheerungen durch Seuche, Peſt, die Kriegsgreuel würden zu weit führen. Was Mangel an planmäßiger Hygieine verſchuldete, wie Seuchen verſchleppt und unwiſſenderweiſe geradezu gezüchtet wurden, das alles iſt in dem genannten ausgezeichneten Buche zu leſen.

Wie der Krieg entſtand, wie er ſich fortſpann, wie fremder Eigennutz ſchürte, wie Deutſchland ſeinen Nacken zum Getretenwerden bog, da es ſeine Hände willig hatte binden laſſen, das ſteht in Geſchichtswerken, die auch vermelden, daß Seuchen und Hungersnot über das Land kamen! Wie aber der Hunger war, davon ſagt uns, was Dr. Lammert in alten Chroniken, kirchlichen und ſtädtiſchen Aufzeichnungen, Inſchriften 2c. fand.

Bereits vor dem Ausbruch des Krieges waren an einzelnen Orten Notjahre geweſen. Im Jahre 1602 erreichte in Livland und Rußland die Hungersnot einen unerhörten Grad, das den livländiſchen Krieg begleitende Elend erzog Menſchenfreſſer, ſo daß die Behörden mit den ſtrengſten Strafen vorgehen mußten. Friedrich Engel, der Paſtor zu Dünaburg, verzeichnet in einer beſonderen Schrift, daß allein im dünaburgiſchen Gebiet dreißig Menſchen aufgefangen, geſchlachtet und verzehrt wurden „anno 1602 fort vor Chriſti Himmelfarth.“ In Klauſenburg war ſo großer Hunger von 1602—1603, daß die armen Kinder von ihren verſtorbenen Eltern aßen.

Die ſchlechten Verbindungen, unfahrbare Wege, Mangel an Verſandmitteln waren des öfteren ſchuld an der Entſtehung örtlicher Hungersnöte: für einen verhältnismäßig kleinen Kreis ward Mißwachs verhängnisvoll, da Zufuhr von ertragreichen Gegenden und Ausgleich nicht mit der erſtaunlichen Leichtigkeit und Geſchwindigkeit geſchah, wie jetzt durch Eiſenbahnbetrieb möglich iſt. Irgendwo in einem Lande oder Ländchen gab es daher jahraus jahrein Nahrungsnot. Die Kriegszeit jedoch verſetzte ganz Deutſchland in Hungerelend, das den Kriegsſcharen und den Seuchen auf dem Fuße folgte. Was in Livland und Siebenbürgen 1602 geſchah, war jahrelang in Deutſchland im Schwange.

Gras, Kräuter und Baumwurzeln friſteten das Leben vieler Menſchen, Kalk und Erde wurden unter das Mehl gemiſcht. Pommern bot eine endloſe Stätte herzzerreißenden Jammers dar, über welche ſich das kaiſerliche Kriegsvolk wie ein Heuſchreckenheer lagerte. Hunden gleich ſchoß man die

Bewohner nieder, zündete ihre Häuſer an, marterte ſie erbarmungslos, um Geld und Lebensmittel zu erpreſſen. Micrälius erzählt, daß eine Frau im Dorfe Bannemin auf der Inſel Uſedom, von den Qualen des Hungers getrieben, ihr eignes Kind getötet und verzehrt habe.

Was die ſchwediſche Armee übrig ließ, das zehrten die nachrückenden Kaiſerlichen auf. Das grüne Korn auf dem Felde wurde den Pferden verfüttert, und niemand mochte mehr für die Armeen ſäen. Weit und breit war kein Saatkorn, ſelbſt nicht für gutes Geld zu haben. Selbſt der Speſſart und der tiefſte Odenwald wurden von den Horden nach Proviant durchſucht. Überall Hunger, Elend, Krankheit und Tod. Nur die Wölfe vermehrten ſich, ſchlichen in die Dörfer ein und fraßen die verlaſſenen Kranken und Toten. Bei Nürnberg lag das Land ſo wüſte, daß die herrenloſen Hunde ſich in Scharen anſammelten, die einſamen Wanderer anfielen und zerfleiſchten. Die Mordhorden der Soldaten fügten den Martern des ſchwediſchen Trunkes (gewaltſames Eingießen von Miſtwaſſer) Aufhängen im Rauche, Brennen in Backöfen, auch die Hundehatz hinzu.

Eine handſchriftliche Chronik aus Redwitz ſchließt den Bericht unerhörter Frevel mit den Worten: „Zuletzt dorfft ſich auch kein Menſch mehr in Wäldern betretten laſſen, denn da war Niemand mehr ſicher, es war gleich im Moraſt, oder in gebürgigen Steinklüfften, denn da hatten ſie Hundt, welche uf die Menſchen abgerichtet, daß alſo kein Menſch in Steinklüfften bleiben kundte. Ach, da ſind viel Leuth in den Wäldern erſchoſſen und niedergehauen worden, auch unbegraben liegen blieben.“

Zertreten lagen die Felder, die Dörfer in Aſche, die Städte entvölkert, das ausgeplünderte Landvolk verſchmachtete an den Straßen. Modergerüche verpeſteten die Luft, nichtendende Seuchen fällten zu Tauſenden die von Hunger und Elend Geſchwächten. So ging es von Jahr zu Jahr, ſo blieb es von Jahr zu Jahr und wurde nicht beſſer ein Menſchenleben lang. Im Gegenteil, alle Übel ſteigerten ſich: es ward ſchlimmer und ſchlimmer. Anfangs zeigte ſich der Kannibalismus nur hier und dort, vereinzelt, mit der Dauer des Krieges nahm er überhand. Um Gottes Wort ward der Krieg angeblich geführt, der im Lande Herrſchende aber war der Hungerteufel.

Wären alle Fälle von Menſchenfreſſerei aufgezeichnet worden, ſo könnte das Grauen dennoch nicht größer werden, als jetzt bei dem Überblicken der lückenhaften Berichte, wohl aber würde ſich daraus ergeben, daß vor anderthalb hundert Jahren in Geſamtdeutſchland die Kriegsnot ſolche Greuel erzwang, wie ſie heute vereinzelt vorkommen auf weitem Meere unter verloren gegebenen Schiffbrüchigen.

In der mit Flüchtlingen überfüllten Stadt Lauingen war nach den Ratsprotokollen die Not ſo groß, daß an etlichen Orten Menſchen einander ſelbſt aufzehrten, „was erſchrecklich zu hören.“ — In Agawang (Zusmarshauſen) erreichte der Hunger ſolchen Grad, daß im Februar 1635 vier Weiber die Leichen von fünf verhungerten Menſchen aufaßen. In dem belagerten Augsburg kochten die Armen Leder und Häute, Stroh wurde klein gehackt, mit wenig Mehl geknetet und gebacken. Im Januar 1635 ſtarb „bei einer Wittib ein Soldat in dem quartier, ſie ſchnitte alsbald das brettige (bratbare) Fleiſch von ſeinem Leib, kochte es und gab es ihren Kindern zu eſſen.“ Aus den Augsburger Jahrbüchern iſt erſichtlich, daß dieſer Fall nicht vereinzelt vorkam. Die unbegrabenen Leichen in den Häuſern und auf den Straßen dienten den Überlebenden zur Stillung des Hungers. Menſchenfleiſch wurde ſogar roh verſchluckt; man traf an unterſchiedlichen Orten Eltern, welche ihre eben verſtorbenen Kinder und hinwieder Kinder, welche ihre verſtorbenen Eltern verzehrten. Das Sterben und der Tod waren gleichgültig geworden, die Geißel des Hungers dagegen ſetzte täglich, ſtündlich unbarmherzig zu. Im Jahre 1624 zählte die Stadt Augsburg etwa achtzigtauſend Einwohner, als der Schwede die Stadt 1635 übergab, zählte ſie 16 000 Seelen.

In der Rheinpfalz waren die Felder und Straßen mit den Leichen der vom Hunger und Typhus aufgeriebenen Soldaten bedeckt, deren Überreſte von Hunden gefreſſen wurden, welche nun, von Wut befallen, ebenſo ſehr zu fürchten waren wie die Peſt. Der Hunger ſteigerte ſich ſo, daß die Leichen aus den Gräbern geſtohlen und verzehrt wurden. Deshalb mußte zu Neuſtadt an der Haardt der Friedhof bewacht werden. Auch Lebende wurden erſchlagen. Eine Frau ſchlachtete ihr eignes Kind, ſalzte es ein und aß davon. Sie ſtarb darüber im Gefängniſſe.

In der Gegend von Zweibrücken aß eine Tochter die ausgegrabenen Körperteile ihrer toten Mutter, briet ein Bruder die Überreſte ſeiner verſtorbenen Scheſter.

Rudelweiſe durchzogen die Wölfe Elſaß und Kurpfalz, und die ſonſt blühenden Landſtriche hatten das Ausſehen verödeter Kirchhöfe. In vielen Gegenden waren Felder und Wieſen mit Geſträuchen und Rohr überwachſen. Wollte man ein Grundſtück beſäen, mußten die Menſchen aus Mangel an Vieh den Pflug ziehen; 14—16 Perſonen ſpannten ſich zuſammen vor und ackerten. Oft konnte man aus zwei und drei Dörfern nicht ſo viele Menſchen herbeiſchaffen, als ein einziger Pflug zum ziehen bedurfte. Der Pfarrer in Buchka in Geſees ſpannte ſich ſelbſt mit den Seinigen vor den Pflug, um die Felder wieder zu beſamen, das Leben zu der harten Arbeit friſteten ſie mit kärglichem Kleienbrote. Von dem reifenden Korn aber ließen die Feldmäuſe nur wenig übrig.

In Worms fuhren jeden Morgen zwei Karren durch die Stadt, um die vom Hunger Getöteten wegzuſchaffen. Der Rektor Gottfried Andreä erzählt, daß die Leute vor den Bäckerläden einander totgedrückt haben und daß der Magiſtrat den Kirchhof hat mit einer Wache verſehen müſſen. Zur ſelben Zeit ſah der genannte Rektor vor dem Thore ein gefallenes Pferd liegen, „dabei ſich eine Weibsperſon befand, welche das Fleiſch abſchnitt, in ihr Fürtuch nahm und zugleich roh davon aß, dabei etliche Hunde, welche an der Mitte des Pferdes fraßen und auf dem Kopfe desſelben unterſchiedliche Raben.“

Aus der Mainzer Gegend lautete es nicht minder trübe. „Um das Pferdefleiſch haben ſich die Menſchen gerupft, geſchlagen oder gar gemordet, in Summa war eine ſolche Not, daß kein Menſch den andern verſchonte, ſondern einer den anderen mit Vorteil totſchlug und verzehrte.“ Die Gottesacker haben ſie durchſucht, die Gräber aufgebrochen, die Hochgerichte erſtiegen und die Toten zur Speiſe genommen.

Der Frankfurter Arzt Lotichius erzählt von den armen Leuten, die, wenn ſie zum Gehen noch Kräfte genug beſeſſen, ſich Nahrung auf Schindangern und Friedhöfen geholt. Er ſetzt ſogar hinzu, daß von manchen nachts in Frankfurt Schlingen gelegt worden ſeien, um vorübergehende Menſchen gleich Fliegen im Spinnennetze zu fangen und daß man halbverzehrte Körper von Kindern gefunden habe. Es wird berichtet, Matthäus Merian der Jüngere ſei eines Abends von Hungrigen auf der Straße überfallen worden, der Strick ſei ihm bereits um den Hals geworfen geweſen, er aber den Mördern noch glücklich entkommen. Auch Khevenhüller berichtet über dies Einfangen von Menſchen durch ausgeworfene Stricke als in Frankfurt vorgekommene Thatſachen.

Als 1635 das große Viehſterben war, nahmen Leute aus Franken das geſchundene Vieh aus des Schinders Händen, machten es mit Salzwaſſer ein, räucherten es an den Zäunen und friſteten damit ihr Leben oder verkauften auch die elenden Biſſen in anderen Orten, wo der Hunger die Menſchen hart drückte. Dabei hatte jegliches außer Nahrung ſeinen Wert verloren. Zu Peterswörth wurde ein Jauchert Acker um drei Gulden und einen Laib Brot verkauft.

In Naſſau erreichte während des Winters 1635/36 die Teurung eine außergewöhnliche Höhe, die noch dadurch geſteigert wurde, daß die Soldaten auf dem Lande das Getreide ſelbſt ausdraſchen und den Erlös davon bei Spiel und Trunk vergeudeten. Die Kuhhirtin in Ruppertshofen hat von ihrem toten Manne geriſſen und geſchnitten, ſolches gekocht und mit ihren Kindern gegeſſen. Als ſie gefragt wurde, wie es geſchmeckt, hat ſie geantwortet, „wenn ſie nur ein wenig Salz dazu gehabt hätte, hätt' es gut geſchmeckt.“ Der Kommandant von Rheinfels, Junker Georg von Buſeck, hat dies nach genauem Erforſchen wahr befunden. Dergleichen Jammerſzenen ſind auch in anderen Gegenden, am Rhein, Main, an der Lahn, Diel und Linz vorgekommen.

In Neuhaldensleben hauſten 1636 Peſt und Hunger. Der Totengräber hatte 2240 Leichen auf ſeinem Kerbholze, „die beläutet und beſungen und die nicht beläutet und beſungen, aber es ſeint wohl mehr geweſen.“ Viele, meiſtenteils aber die Soldaten, verzehrten Hunde und Katzen, Pferde- und Menſchenfleiſch, aber ſelbſt das konnte man kaum bekommen, wie es in dem Tagebuche des Rektors Cuno heißt.

Mit jedem Jahre des Krieges ſtieg die Not, mehrten ſich die Greuel. In den fränkiſchen Gegenden wurden die Hungernden anno 1637 zu Wegelagerern, Mördern und Menſchenfreſſern. In Ippesheim ward ein Müller zum Mörder, um Menſchenfleiſch zu erlangen; er büßte dafür in Würzburg auf dem Scheiterhaufen. In dem Bittſchreiben an die ſchwediſchen Oberſten Pfuel und Wrangel um Schonung des Landes ſchilderten die Koburger ihre Not, „weilen es an Trebern, Leinkuchen, Kleien- und Eichelbrot zu mangeln anfienge, ſo wollten Mütter ihre Kinder angehen und ſchlachten, ſich und die übrigen damit zu erhalten.“ Wie im vergangenen, ſo ſchlachteten auch in dieſem Jahre Mütter ihre Kinder, während andere ſich ertränkten. In Meiningen machten arme Leute außerhalb der Stadt große Feuer und brieten das gefallene Vieh. Man fand Leute hinter den Zäunen tot, welche noch das Schindfleiſch oder geſottenes Gras im Munde hatten.

In der Rheinpfalz ſah es ſchrecklicher aus denn zuvor. Hungernde erſchlugen einander ſelbſt, erſtiegen Galgen und Rad und nahmen die Toten zur Speiſe. Haufen Bettler lauerten auf Vorübergehende und töteten ſie, wie denn auch bei Worms eine ſolche Bande von ihrem Feuer verjagt und in den Töpfen die ſchaurigen Überreſte von Händen und Füßen gefunden wurden. Zu Alzei erwürgten zwei Weiber in der Verzweiflung Menſchen, um den Hunger zu ſtillen; zu Otterberg tötete eine Frau ein Mägdlein, aß davon und verkaufte das übrige als Schweinefleiſch; ja zu Bergzabern erwürgte und briet ein elfjähriges Mädchen einen fünfjährigen Knaben. Für die Soldaten aber ward am beſten geſorgt, da ihnen alles erlaubt war, alles erlaubt ſchien. Der Kriegskommiſſarius Wallmerode ſagte den Bürgern zu Neuſtadt a. H., denen ihr letzter Vorrat entriſſen, „es wäre beſſer, daß alle Bürger verhungerten, als daß des Kaiſers Dienſte nachblieben.“ — Dem Stadtrat zu Worms wie dem zu Oppenheim, welche aus Mangel an Geld ihre ganze Hoffnung auf Ernte und Weinleſe und ihr übriges Vieh anboten, um damit die Kontribution zu berichtigen, ward der Beſcheid: „Das gehört ohnedem den Soldaten.“

Die Soldaten hauſten auf das fürchterlichſte; Kaiſerliche, Schweden, Kroaten, Franzoſen: wohin ſie kamen, wo ſie lagen, war Völlerei und Zuchtloſigkeit. Und die Beſitzenden machten es ihnen nach. Saufgelage, nächtlicher Unfug, Sittenloſigkeit, Mord und übermütiger Totſchlag gehörten zu den gewöhnlichen Dingen dieſer Zeit, welche von ſoldatiſcher Roheit lernte.

In Prenzlau brach 1638 die Peſt aus, ein Jahr darauf folgte Hungersnot. In dem Berichte des Rates von Prenzlau vom 30. Januar 1639 lautet es: „Sie haben in der Stadt und auf dem Lande einander angefallen, ermordet und verzehrt.“ Aus Mecklenburg ſchrieb am 23. Januar 1639 Herzog Adolph Friedrich an den kaiſerlichen General Gallas: „Daß an unterſchiedlichen Orten die Eltern ihre Kinder gefreſſen und ein Menſch vor dem anderen nicht ſicher ſei, wie ſolches mit vielen unterſchiedenen Exempeln zu erweiſen.“ Wo Menſchen, namentlich Kinder verſchwunden waren, die nicht wieder zur Stelle kamen, da ſagte man, „ſie ſeien vom Hungerteufel geraubt und auf die Schlachtbank gelegt.“

Doch genug des Gräßlichen, es reicht aus, feſtzuſtellen, daß nicht bloß böſe Luft durch Deutſchland ging und Peſt und Seuchen brachte, ſondern daß die Unmenſchlichkeit es durchwanderte von einer Grenze bis zur anderen, von Oſten nach Weſten, von Nord nach Süd, daß das große Reich im Verderben war, wie die Inſaſſen eines winzigen, auf dem Ozean preisgegebenen Bootes, deren Schickſale uns mit Grauen erfüllen, wenn wir von ihnen Kunde erhalten. Und nur zweiundeinhalb Jahrhunderte liegen zwiſchen jener Zeit und dem Heute!

Als der weſtfäliſche Friede dem Kriege ein Ende machte, kehrte Ruhe zurück, die der Ruhe des Todes glich. Die Bevölkerung, die vor dem Kriege 16—17 Millionen zählte, war auf vier Millionen herabgeſunken. Und wem nützten die Opfer, wer freute ſich des verwüſteten Deutſchlands, das aus ſo viel Wunden blutete, als Familien darin wohnten? Die Schweden rühmten ſich, Deutſchland bezwungen zu haben, die Franzoſen ſprachen laut aus, noch nie einen glorreicheren Frieden abgeſchloſſen zu haben.

Damals ſchrieb Maſſenberg, ein echter Deutſcher: „Könige, die ſonſt dem Rufe des Kaiſers folgen und ſich zur Rechenſchaft ſtellen mußten, entſcheiden über Deutſchland, berufen Reichstage, ſitzen zu Recht und ſind durch unſere Uneinigkeit unſere Herren geworden. Wenn uns ein Blatt von einem Weibe hier aus Stockholm, dort aus Paris auf den Tiſch geworfen wird, freuen oder ängſtigen wir uns. Schon ratſchlagen ſie in Deutſchland über Deutſchland, was ſie uns nehmen, was laſſen wollen. Bis auf den letzten Atemzug uneinig mit uns ſelbſt, verlaſſen wir über den Götzen fremder Völker unſere eigne ſchützende Gottheit und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf. O, Deutſchland, erwache! Das Reich kann nur durch das Reich wiedergeboren werden, nicht Römiſche oder Lutheriſche ſollen uns davon abhalten.“ So rief 1647 ein Mann den Deutſchen zu; erſt nach zwei und einem Vierteljahrhundert ward das Reich einig.

Ob der Hungerteufel wiederkehren würde, wenn Uneinigkeit die Vaterlandsliebe erſtickte, die einzige Quelle, daraus ſchützende Kraft fließt? Ob wohl ſolche Greuel wiederkommen könnten, wenn Deutſchland in ſich zerfahren, wehrlos würde, wenn es vom Krebſe der Parteiſucht zerfreſſen, ſeine Widerſtandsfähigkeit verlöre?

Andere Zeiten, andere Einrichtungen, andere Not; möge die Liebe zum Vaterlande wachſen wie die Stärke des Landes wuchs, das aus tiefſtem Elend ſich gar herrlich erhob, langſam und ſtetig aus eigner Kraft, das wäre beſte Wehr und Gewähr. Alle die aber, welche die Saat der Uneinigkeit ſtreuen, die zerreißen möchten, was durch Blut und Eiſen geeint, wollen bedenken, daß das reiche, blühende Deutſchland vor dem Dreißigjährigen Kriege die Heimſuchungen für ein Ammenmärchen gehalten hätte, die es in Wahrheit erdulden mußte, denn nimmer hätte es an ihn geglaubt, der mit Schrecken kam, den Hungerteufel.

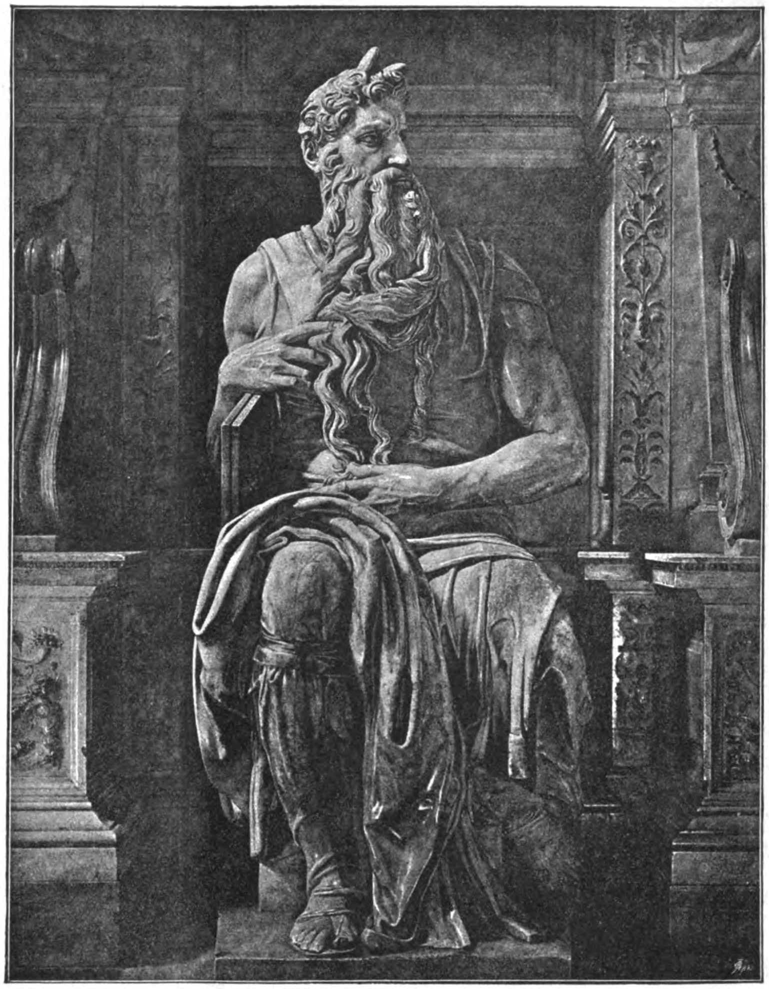
Solche Saat geſäet wird, ſo iſt die Ernte.

## Juſtizmorde und Verurteilungen Unſchuldiger.

Von einem deutſchen Richter. (Abdruck verboten.)

Juſtizmorde und Verurteilungen Unſchuldiger haben den Romanſchriftſtellern oft dankbaren Stoff zu ſenſationellen Schilderungen geliefert und zumal Darſtellungen derartiger Ereigniſſe, die nicht *bloß* der Phantaſie entſtammten, haben ſtets das allgemeine Intereſſe erweckt. Der Grund iſt zwar einerſeits die Teilnahme an dem traurigen Geſchick des Helden und die Aufregung über die oft wunderbare Verwickelung der Fäden dieſes Geſchickes; anderſeits aber und vorwiegend das mehr oder weniger klare Bewußtſein der außerordentlichen Wichtigkeit des Themas, verbunden mit der dunklen Empfindung einer Gefahr, die ähnlich einer Elementargewalt unwiderſtehlich, mitleidslos, vernichtend in das Schickſal des Menſchen eingreift und über dem Haupte eines jeden ſchwebt. Denn — ſagt man ſich — wenn es vorkommt, wahrſcheinlich oft und leicht vorkommt, daß Menſchen *unſchuldig* verurteilt werden, *Unſchuldige* ſchwere

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



**Moſes.** Marmorne Koloſſalfigur am Grabmal Julius II in S. Pietro in vincoli zu Rom von Michelangelo.

## Michelangelos „Moſes“ in S. Pietro in vincoli.

In der Kirche, wo man hütet des Apoſtelfürſten Ketten,
Wollte ſich der zweite Julius einſt zur ew'gen Ruhe betten.

Und der Meiſter Allergrößter mußte ihm das Grabmal bauen,
Das uns zur Bewundrung hinreißt und zu ehrfurchtsvollem Grauen.

Der gewalt'ge Schöpfergenius wählte ſich den ſtarken Helden,
Deſſen gottentflammte Thaten uns die heil'gen Bücher melden,

Dem des wahren Gottes Klarheit einſt im Feuerbuſch erſchienen,
Den Jehovah ſelbſt berufen, völkerleitend ihm zu dienen,

Der dem auserwählten Volke Gottes Grundgeſetz vermittelt,
Das in dreimal tauſend Jahren Menſchenweisheit nie bekrittelt.

Mit den Tafeln des Geſetzes kehrt aus lichtumfloſſner Wolke,
Gottes Abglanz auf den Zügen, jetzt der Held zu ſeinem Volke.

Da vernimmt er fern im Lager des Geſanges Jubeltöne,
Und erblickt den wilden Taumel der gefallnen Jakobsſöhne.

Nimmer kann er da gebieten der Erregung wilden Wellen:
Gleich! mit urgewalt'gem Zorne wird die Tafeln er zerſchellen.

Grollend ſchaut das Marmorbildnis auf der Kirche Schaugepränge,
Eingehüllt in Weihrauchwolken hört er unverſtandne Klänge,

Und den Stein durchbebt ein Ahnen von der Menſchen Aberglauben,
Die ſich heute, wie vorzeiten, ſelbſt die ew'ge Wahrheit rauben.

Johann Heinrich Burchard.

Strafen an Vermögen, Freiheit, Ehre, ja ſelbſt ſchimpflichen Tod durch Henkershand erleiden müſſen, ſo kann ſich der Staatsbürger niemals ſicher fühlen und der Begriff „Rechtsſtaat“ iſt eine bloße Chimäre! Und die Gründe — ſo ſchließt man weiter — können nur darin liegen, daß die Strafrichter abſichtlich oder unabſichtlich die Geſetze verletzen, oder daß die Geſetze ſelbſt nichts taugen und verbeſſert werden müſſen — mit einem Worte in einem fehlerhaften, jämmerlichen Rechtszuſtande mindeſtens auf dem Gebiete des Strafrechts.

Solche Anſchauungen und Betrachtungen ſind keineswegs vereinzelt, im Gegenteil ſie durchdringen zahlreiche Kreiſe der Bevölkerung und gelangen oft genug ſowohl im Privatleben als auch öffentlich in mehr oder minder ſcharfer Form zum Ausdruck. Sie untergraben das Vertrauen und die Achtung gegenüber den rechtſprechenden Staatsbehörden und den wichtigſten Einrichtungen des Staates, ſie tragen weſentlich zur Verringerung der Loyalität und der Volksmoral bei, und ſind ſomit in hohem Grade bedenklich — um ſo bedenklicher, als ſie den Schein von Berechtigung für ſich haben. Dieſe bloße Scheinrichtigkeit nachzuweiſen und damit zugleich jene Anſchauungen ſelbſt richtig zu ſtellen, erſcheint daher geboten, und hat gewiß weit höheren Anſpruch auf das allgemeine Intereſſe, als die Darſtellung erfundener oder wirklicher Kriminalfälle der gedachten Art, denen eine ſachliche Erklärung der beunruhigenden Erſcheinung auf dem Rechtsgebiete entweder nicht geläufig, oder überhaupt nicht Zweck iſt. — Geſchichtlich verbürgter Juſtizmorde gibt es eine geradezu erſchreckende Menge und unſchuldig Verurteilte überhaupt mögen nach Legionen zählen. Allein das Recht und die Einrichtungen zur Verwirklichung desſelben gehen genau Hand in Hand mit der Kultur eines Volkes, ſind vielmehr ein Teil derſelben; je tiefer dieſe Kulturſtufe, deſto roher und unvollkommener iſt der Rechtsbegriff, deſto roher und unzweckmäßiger ſind die Einrichtungen zur Verwirklichung des Rechts. Jene traurigen Fälle aus vergangenen Zeiten und bei vergangenen Völkern haben daher nur ein geſchichtliches, insbeſondere rechtsgeſchichtliches Intereſſe. Hier kann es ſich nur darum handeln, ob ſie ſich auch auf unſerer Kulturſtufe, bei unſerer gegenwärtigen Rechtsverfaſſung und ſpeziell in unſerm Vaterlande wiederholen können, und wenn ſie ſich wiederholen, welche Gründe und Veranlaſſungen dafür vorliegen und wie die letzteren zu beurteilen ſind?

Bezüglich unſerer Rechtsverfaſſung iſt teils im allgemeinen, teils insbeſondere für das Gebiet des Strafrechts folgendes hervorzuheben: Das Recht und die Pflicht zur Geſetzgebung, ſowie die richterliche Gewalt bilden die Juſtizhoheit und ſind ſomit weſentliche Beſtandteile der Staatsgewalt. Die richterliche Gewalt iſt die rechtliche Macht, das Recht nach Maßgabe der Geſetze in Geltung zu erhalten, alſo auch im einzelnen Falle zu entſcheiden, was Recht iſt, und die Entſcheidung zu vollſtrecken. Sie enthält zwei Beſtandteile: Die eigentliche Rechtfindung und Rechtſprechung und die Gerichtsherrlichkeit. Die Rechtſprechung (richterliche Gewalt im engeren Sinne) iſt in Deutſchland, ſeitdem die (alten) Schöffengerichte verdrängt wurden, mit dem Amte des Richters verbunden (bezw. jetzt der Hauptbeſtandteil ſeines Amtes) und in allen Punkten auf die landesherrliche Gewalt (bezw. ſoweit das Reichsgericht in Frage kommt auf die Reichsgewalt) als ihre Quelle zurückzuführen; der Richterſpruch wird daher im Namen des Landesherrn bezw. im Namen des Reiches gefällt (Vergl. von Rönne, Deutſches Staatsrecht Bd. 2 S. 9 ff.).

Verwaltet hiernach der Richter ſein Amt nur in Stellvertretung der höchſten Obrigkeit im Staate, und ſorgt dieſelbe, wie es thatſächlich der Fall iſt, für die durchaus unparteiiſche, gewiſſenhafte und pflichtmäßige Ausübung dieſes Amtes — vor allem auch für die Befähigung zu demſelben — durch Vorſchriften und Maßnahmen, wie ſie beſſer und zweckmäßiger in keinem anderen Kulturſtaate beſtehen, ſo verdient der Richterſpruch von vornherein das volle Vertrauen. Dabei iſt zu bemerken, daß bei denjenigen Richterſprüchen, bei denen Geſchworene (reſp. Schöffen) mitgewirkt haben, Garantieen dieſer Art freilich nicht geboten werden können, gleichwohl aber (wie ſpäter dargethan werden wird) auch hier für die Wahrung des Rechts die höchſte Vorſorge getroffen iſt. Dieſes, gewiſſermaßen auf äußeren Gründen beruhende Vertrauen muß ſich bei näherem Einblick in den Inhalt und die Technik des Richterſpruches erheblich befeſtigen.

Die Aufgabe desſelben iſt, das Recht zu finden nach Maßgabe der geltenden materiellen und formellen Geſetze. Die Rechtfindung im Strafprozeſſe beſteht in der Entſcheidung, ob der Angeklagte die ihm vorgeworfene Strafthat begangen hat oder nicht; ſie ſetzt ſich alſo zuſammen aus einer Thatfrage und einer Rechtsfrage; ſie hat feſtzuſtellen, ob auf die Handlung des Angeklagten alle Merkmale des geſetzlichen Thatbeſtandes Anwendung finden, ob der Angeklagte „ſchuldig iſt vor dem Geſetz;“ nur unter der Vorausſetzung dieſer Feſtſtellung im bejahenden Sinne kann eine Verurteilung erfolgen. Hierüber müſſen die Gründe des Urteils genaue Rechenſchaft geben; ſie müſſen alle geſetzlichen Merkmale der That mit den Ausdrücken des Geſetzes feſtſtellen, außerdem aber diejenigen konkreten Thatſachen enthalten, in welchen jene Merkmale gefunden worden, ſo daß die Feſtſtellungen nicht bloß eine Entſcheidung über die Beweisfrage, ſondern auch die Subſumtion der konkreten Thatſachen unter das Strafgeſetz darſtellen (Entſcheidungen des Reichsgerichts vom 19./1. 80, Entſch. I. 152).

Die Feſtſtellungen ſelbſt geſchehen nicht nach beſtimmten Beweisregeln, ſondern nach freier, aus dem Inbegriff der Verhandlung geſchöpfter Überzeugung der Richter und Geſchworenen; ſelbſt bei dem eignen Geſtändnis des Angeklagten tritt Prüfung der Glaubwürdigkeit des letzteren ein, und dasſelbe wird in wichtigen Fällen allein nur ſelten ausreichen, da zur Prüfung der Glaubwürdigkeit wiederum regelmäßig die Kenntnis der vorhandenen Belaſtungsmomente gehört (E. d. R. G. 16./1. 80, Entſch. I. 81). — Im ſchwurgerichtlichen Verfahren wird nicht bloß die Thatfrage, ſondern auch die Rechtsfrage („das Schuldig vor dem Geſetz“) von den Geſchworenen entſchieden und von dem Richterkollegium nur nach Maßgabe dieſes Spruches das Strafgeſetz angewendet.

Iſt der Richterſpruch nach den materiellen und formellen Rechtsnormen zutreffend — Mängel werden in der Berufungsinſtanz beſeitigt — ſo iſt er (bei den landgerichtlichen und ſchwurgerichtlichen Urteilen) endgiltig und der Angeklagte, wenn er verurteilt iſt, nach Eintritt der Rechtskraft des Urteils, der in demſelben beſtimmten Strafe verfallen.

Wie und inwiefern kann und darf unter dieſen Umſtänden gegen eine Verurteilung der Vorwurf der Ungerechtigkeit erhoben werden?

Man könnte einwenden, daß die Beobachtung der formellen und materiellen Rechtsnormen allein einem Urteile noch nicht den Stempel der „Gerechtigkeit“ aufprägt, weil man ſonſt unter den entſprechenden Vorausſetzungen auch z. B. die Verurteilungen von Hexen zum Feuertode, die Verurteilungen auf Grund der durch die Folter erpreßten Geſtändniſſe oder der Gottesgerichte — und umgekehrt die Freiſprechung von Mördern in Fällen, in denen zu gewiſſen Zeiten und bei gewiſſen Völkern die Selbſtrache geſetzlich erlaubt war, als gerechte bezeichnen müßte.

Steht man freilich auf dieſem Standpunkte, ſo iſt der Zweifel berechtigt und man kann dann freilich auch gegenwärtig alltäglich und allerorten die Gerechtigkeit von Verurteilungen im Strafprozeſſe verneinen. Es geſchieht dies auch nur allzu oft — man denke z. B. an die Verurteilungen wegen Hausfriedensbruchs, wegen Übertretungen auf dem Gewerbegebiete 2c. — laut und in der Stille!

Allein, dieſer Standpunkt iſt ein abſolut falſcher und unloyaler; die Identifizierung des Staatsbürgers mit dem geltenden Rechtsbegriff iſt Pflicht und bleibt ſeine Pflicht, bis auf verfaſſungsmäßige Weiſe ein *anderer*, *beſſerer* Rechtsbegriff ſubſtituiert reſp. jener Rechtsbegriff beſeitigt iſt.

Von dieſem, gewiß allein richtigem, Standpunkte ſind daher allerdings auch jene bedauerlichen Verurteilungen — bezw. jene Freiſprechung — gerechte zu nennen, und ihnen, wie überhaupt jedem Richterſpruche gegenüber, iſt der Vorwurf der *Ungerechtigkeit* nur unter einer einzigen Vorausſetzung zu erheben, nämlich, daß wider das göttliche Gebot das Recht mit Vorſatz und Bewußtſein gebeugt, und nur unter dem Scheine der Wahrung des Rechts, in Wahrheit aber wider das geltende Recht, geurteilt worden iſt. Nur in dieſen, leider zahlreichen Fällen vergangener Zeiten kann, ſofern ein Todesurteil gefällt worden, von „*Juſtizmord*“ die Rede ſein, und die landläufige Anwendung dieſes ominöſen Wortes auch auf jedes andere Urteil, von welchem ein Unſchuldiger betroffen worden iſt, iſt ein *frivoler Mißbrauch*, eine *Beleidigung* des Richterſtandes und des Landesherrn, in deſſen Namen das Urteil geſprochen worden iſt. Daß ſolche Verbrechen nach Lage unſerer Rechtsverfaſſung nicht mehr begangen werden können, und insbeſondere „Juſtizmorde“ weder zur Zeit bekannt ſind, noch in Zukunft vorkommen können, bedarf keiner weiteren Ausführung, es gehört ſomit der Begriff „Juſtizmord“ zu den veralteten. Selbſt in ſeiner fälſchlichen und widerſinnigen Beziehung auf ſolche Fälle, in denen ſich ſpäter die Unſchuld des nach geltendem Rechte gerecht Verurteilten herausgeſtellt hat, wird zur Verwendung desſelben kaum Gelegenheit geboten ſein. Denn es hängt die Vollſtreckung eines Todesurteils ab von der Entſchließung des Landesherrn bezw. des Kaiſers, von ſeinem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch machen zu wollen. In Fällen, wie den erwähnten, iſt nun, wenn auch theoretiſch nicht undenkbar, doch praktiſch kaum jemals von evidenter Zweifelloſigkeit die Rede, es iſt daher — bei der vorgängigen genauen Berichterſtattung und den ſtets, namentlich aber in ſo wichtigen Fällen eintretenden minutiöſen Erwägungen — ſchlechterdings nicht anzunehmen, daß von dem Begnadigungsrechte kein Gebrauch gemacht werden ſollte, wenn auch nur eine Spur von Zweifel an der Schuld des Angeklagten vorhanden iſt. Dies zeigte die Erfahrung in einer Reihe von Kriminalfällen der neueren und neueſten Zeit (in denen unter jener Vorausſetzung mindeſtens Umwandlung der Todesſtrafe in Freiheitsſtrafe geſchehen iſt) und verſteht ſich bei der Milde und Gewiſſenhaftigkeit unſerer Souveräne von ſelbſt.

Wenn nun auch nach dem Geſagten eine Verurteilung, welche dem geltenden Recht in formeller und materieller Beziehung entſpricht, bezw. im Rahmen der geltenden Beſtimmungen korrigiert worden iſt, eine gerechte iſt, ſo ſoll doch (wie ſchon im vorigen Satze zugegeben worden) nicht in Abrede geſtellt werden, daß möglicherweiſe von unſern deutſchen Gerichtshöfen auch *Unſchuldige* verurteilt werden, und möglicherweiſe ein oder der andere Unſchuldige im Gefängnis oder im Zuchthauſe ſein Leben vertrauert. Allein, auch hier muß zuvörderſt dem landläufigen Begriffe „*Unſchuldig*“ auf dem Gebiete des Strafprozeſſes entgegengetreten und dieſer Begriff richtig geſtellt werden. Denn es iſt ein Unterſchied zwiſchen „*Unſchuldig vor Gott*“ und „*Unſchuldig vor den Menſchen*“ ein Unterſchied zwiſchen *materieller und formeller Unſchuld!* Im allgemeinen nimmt das große Publikum ohne weiteres an, daß jeder Verurteilte, welcher ſpäter freigeſprochen werden mußte, oder bezüglich deſſen ſich ſpäter Umſtände herausgeſtellt haben, die nach dem Ermeſſen ſeiner Mitmenſchen ſeine Schuld ausſchließen, auch wirklich „unſchuldig,“ „unſchuldig vor Gott“ ſei. Allein gewiegte Vorſitzende und Mitglieder der deutſchen Strafgerichtshöfe ſind hierüber ganz anderer Meiuung und tragen in gar manchen Fällen gerechte Bedenken, ob die *ſpätere Freiſprechung* und nicht vielmehr die *frühere Verurteilung* die materielle Wahrheit getroffen habe! Und weshalb das menſchliche Ermeſſen für das „*Nichtſchuldig*“ des Verurteilten nicht ebenſo täuſchend ſein könne, wie das richterliche Ermeſſen für das „*Schuldig*,“ iſt in der That nicht einzuſehen. Es wird daher in den meiſten Fällen die Entſcheidung über die materielle Unſchuld des Verurteilten *dem Allwiſſenden allein anheimgeſtellt bleiben müſſen.*

Allein, *eine* Begrenzung und Fixierung muß der Begriff finden, und dieſelbe kann nach der unvollkommenen Menſchenweisheit allerdings nur darin beſtehen, daß man den „*unſchuldig Verurteilten*“ alle diejenigen zuzählt, *welche ſpäter rechtskräftig freigeſprochen worden ſind.* Es kann dies bezüglich rechtskräftig verurteilter Angeklagter bekanntlich nur im Wiederaufnahmeverfahren (welches übrigens durch den Tod des Verurteilten nicht ausgeſchloſſen wird) geſchehen, es iſt daher der gedachte Begriff in ſeiner allerweiteſten Ausdehnung auf diejenigen Perſonen zu beziehen, hinſichtlich derer im Wiederaufnahmeverfahren die thatſächliche Feſtſtellung des früher verurteilenden rechtskräftig gewordenen Erkenntniſſes beſeitigt, eine andere, dem Einleitungsbeſchluſſe entſprechende (bezw. qualifizierte) Feſtſtellung nicht getroffen und nunmehr durch rechtskräftiges Urteil definitive Freiſprechung erfolgt iſt.

Bei dem Mangel einer ſicheren allgemeinen Statiſtik auf dieſem Gebiete begnügen wir uns mit der Spezialauskunft, welche das preußiſche Juſtiz-Miniſterialblatt durch die alljährlich veröffentlichten Geſchäftsüberſichten darbietet. Scheiden wir die unwichtigen, von den Amtsgerichten reſp. den Schöffengerichten, ſowie die von den Strafkammern in der Berufungsinſtanz verhandelten Fälle aus und wählen beiſpielsweiſe die Jahre 1884—1888, ſo iſt das Reſultat folgendes:

Verurteilende Erkenntniſſe von den Schwurgerichten reſp. den Strafkammern der Landgerichte in 1. Inſtanz ſind ergangen:

| | | |
|---|---|---|
| **1884** . . . . | 3346 bezw. | |
| | 60121 | |
| | S. . . . . . | 63 467 |
| **1885** . . . . | 3617 bezw. | |
| | 54997 | |
| | S. . . . . . | 58 614 |
| **1886** . . . . | 3448 bezw. | |
| | 54354 | |
| | S. . . . . . | 57 802 |
| **1887** . . . . | 3204 bezw. | |
| | 55803 | |
| | S. . . . . . | 59 007 |
| **1888** . . . . | 2958 bezw. | |
| | 57252 | |
| | S. . . . . . | 60 210 |
| | überhaupt | 299 100. |

Von den beendeten Sachen ſind im Wiederaufnahmeverfahren durch ſofortige Freiſprechung reſp. durch Aufhebung des früheren Urteils beendet:

| | |
|---|---|
| **1884** . . . | 76 |
| **1885** . . . | 106 |
| **1886** . . . | 105 |
| **1887** . . . | 105 |
| **1888** . . . | 93 |
| überhaupt | 485 |

Hieraus ergibt ſich, daß der Prozentſatz der im Wiederaufnahmeverfahren Freigeſprochenen (der durch Hinzunehmung der ausgeſchiedenen Sachen noch erheblich ſinken würde), nur ungefähr 0,16 beträgt, und demgemäß, da aus dieſer Ungefährberechnung ſehr wohl ein Rückſchluß auf andere Teile Deutſchlands und bezw. andere Jahrgänge geſtattet iſt, daß „*die Verurteilungen unſchuldiger Perſonen*“ *ſelbſt in jenem allerweiteſten Sinne in unſerm gegenwärtigen Strafverfahren außerordentlich ſelten ſind.*

Allerdings wird nun niemand bezweifeln, daß, wenn und inſofern der Begriff des „materiellen Nichtſchuldig“ mit dem „formellen Nichtſchuldig“ ſich deckt, der Verurteilte alſo wirklich „nicht ſchuldig war vor Gott,“ ſolche Verurteilungen im Intereſſe der Humanität und der Rechtspflege in hohem Grade bedauerlich ſind.

Allein, es gibt ja im Menſchenleben ſo manches, was bedauerlich und für den Betroffenen ſchwer benachteiligend iſt, es bleibt daher nur zu fragen, ob und wem die Schuld von ſolchen Ereigniſſen beizumeſſen iſt und wie ſie überhaupt zu erklären ſind?

Die Beantwortung dieſer Frage wird ſich aus einer Rückerinnerung an die oben angegebenen Grundzüge unſerer Rechtsverfaſſung und ferner aus einem kurzen Blick auf den Gang unſers Strafprozeſſes von ſelbſt ergeben.

Verfolgen wir denſelben und denken wir z. B. an eine Schwurgerichtsſache, ſo ſind folgende teils allgemeine, teils beſondere Grundſätze hervorzuheben:

1. Das Strafverfahren wird niemals von Amtswegen, ſondern nur auf Antrag der Anklagebehörde eingeleitet; dem Angeſchuldigten ſteht daher nicht der Richter, ſondern der Staatsanwalt als Gegner gegenüber. 2. Trotz der behördlichen Eigenſchaft des letzteren, und ſoweit es dieſelbe geſtattet, ſind die prozeſſualiſchen Rechte des Angeſchuldigten ganz dieſelben, wie die des Staatsanwalts, ja, zum Teil ſogar noch weiter gehende. 3. Der Angeſchuldigte kann ſich in jeder Lage des Verfahrens eines Verteidigers bedienen, und erhält ſogar (in unſerm Falle) wenn er einen Wahlverteidiger nicht beſitzt, mindeſtens bei Zuſtellung der Anklage einen Verteidiger von Amtswegen zugeordnet. Außerdem iſt ſowohl dem Staatsanwalt, als auch dem Richter die Pflicht der materiellen Verteidigung des Angeſchuldigten in allen Stadien des Prozeſſes als Amtspflicht auferlegt. 4. Nach pflichtmäßiger Erwägung aller für und gegen ſprechenden Umſtände beantragt der Staatsanwalt die Einleitung der Vorunterſuchung und erhebt nach Abſchluß derſelben die Anklage erſt dann, wenn er von der Schuld des Angeklagten überzeugt iſt, wenigſtens den Angeklagten für hinreichend verdächtig hält. 5. Wie im ganzen Laufe des Prozeſſes wird der Angeklagte auch über die ihm zugeſtellte Anklage gehört und ihm Gelegenheit geboten, wenn er ſich nicht ſchuldig erachtet, in umfaſſendſter Weiſe die vorgetragenen Verdachtsmomente zu widerlegen, den Beweiſen Gegenbeweiſe gegenüberzuſtellen, und die Anklage überhaupt zu entkräften. 6. Demnächſt gelangt der Prozeß an die Beſchlußkammer; dieſelbe, aus drei mit der Sache bisher gar nicht befaßten, alſo gänzlich vorurteilsfreien, Richtern beſtehend, unterwirft die Anklage einer genauen Prüfung, ſtellt alle Entlaſtungsmomente, gleichviel ob ſie vom Angeklagten ſelbſt geltend gemacht worden ſind oder nicht, zur eingehenden Erwägung und beſchließt die Einleitung der Anklage erſt dann, wenn ſie ſich der Überzeugung der Anklagebehörde mindeſtens inſofern anſchließen muß, daß der Angeklagte der ihm vorgeworfenen (bezw. einer anderweitig zu qualifizierenden) Strafthat hinreichend d. h. ſoweit verdächtig iſt, daß Schuld oder Nichtſchuld durch den Spruch des erkennenden Richters feſtgeſtellt werden muß. 7. In dem nunmehr eintretenden Hauptverfahren vor dem erkennenden Richter (der Strafkammer, dem Schwurgericht ꝛc.) wird trotz der vollſtändig und erſchöpfend geführten Vorunterſuchung die ganze Unterſuchung aufs neue geführt, unter fortgeſetzter Anhörung des Angeklagten und ſeines Verteidigers jeder dargebotene Beweis und Gegenbeweis erhoben, jeder, auch der fernliegendſte und an ſich unerheblichſte Einwand genau erörtert, und die Sache überhaupt ſo weit vollſtändig und erſchöpfend verhandelt, bis ſie nach den geſetzlichen Beſtimmungen und nach übereinſtimmender Anſicht aller beteiligten Faktoren ſpruchreif iſt. 8. Nach Abſchluß der Verhandlung wird die Schuldfrage den Geſchworenen vorgelegt (bei den Strafkammern entſcheidet über dieſelbe das aus fünf Mitgliedern beſtehende Richterkollegium) und von ihnen in der geſetzlichen Form beantwortet. 9. An dieſen Geſchworenenſpruch iſt das Richterkollegium gebunden, und kann nur dann, wenn es einſtimmig überzeugt iſt, daß ſich die Geſchworenen in der Hauptſache zu ungunſten des Angeklagten geirrt haben, die Sache zur nochmaligen Verhandlung an ein anderes Schwurgericht verweiſen. Liegt dieſer Ausnahmefall nicht vor, ſo wird das Urteil nach Maßgabe des Geſchworenenſpruches gefällt und verkündet. Vervollſtändigt man dieſe gewiß nur äußerſt dürftige Skizze des Strafprozeſſes noch durch den Hinweis, daß das Geſetz noch ſpeziell bezüglich der Unparteilichkeit und Unbefangenheit der erkennenden Gerichte die peinlichſte Vorſorge getroffen hat; — daß die Verurteilung des Angeklagten nur erfolgen darf, wenn unter den zwölf Geſchworenen mindeſtens acht (unter den fünf Richtern der Strafkammer mindeſtens vier) dieſelbe bejaht haben; — daß für die Beobachtung aller Formen die ſtrengſten Kautelen vorhanden ſind; — endlich daß für Fehler und Irrtümer in dieſer Hinſicht und in bezug auf die Verletzung materieller Rechtsbeſtimmungen im Inſtanzenzuge Abhilfe geſucht und geſchaffen wird — ſo muß jeder, auch jeder Nicht-Juriſt aus dem Publikum, die Überzeugung gewinnen: Daß die Stellung des Angeſchuldigten im Strafprozeſſe von vornherein und im ganzen Laufe des Verfahrens die günſtigſte iſt, die nach menſchlichen Begriffen unter ſolchen Umſtänden gewährt werden kann; daß zur Ermittelung der materiellen Wahrheit alles geſchieht, was Menſchen auf unſerer Stufe der Entwickelung erſinnen können; und daß daher der Schuldſpruch nach menſchlichen Begriffen logiſch — geſetzlich — moraliſch notwendig war.

Wird dabei berückſichtigt, daß freilich nur das geſchriebene Geſetz maßgeblich ſein kann, und bei dem „Schuldig vor dem Geſetz“ Richter ſowohl wie Geſchworne nach Eid und Pflicht nur an dieſes Geſetz gebunden ſind und jede Abweichung von demſelben aus humanen Gründen unbedingt ausgeſchloſſen iſt, anderſeits aber, daß es wohl keinen deutſchen Strafrichter gibt, der nicht den Grundſatz: „in dubio pro reo“ (in zweifelhaften Fällen zu gunſten des Angeklagten) tief in ſein Herz geſchrieben hätte, ſo wird man ſich ferner der Überzeugung nicht verſchließen können, daß in den ſicher ſehr ſeltenen Fällen, in denen das Urteil einen wirklich Unſchuldigen betroffen hat, die Schuld außerhalb menſchlichen Könnens und Wollens, außerhalb der Geſetze und der Thätigkeit des Strafrichters liegt.

Und in der That, unterſucht man die Gründe ſolcher Ereigniſſe, ſo ergibt ſich, daß dieſelben gewöhnlich beſtehen: z. B. in dem Verluſt eines Beweiſes, oder einer Urkunde, in der vorſätzlichen oder unvorſätzlichen Unrichtigkeit einer Zeugenausſage, in dem Irrtum eines oder mehrerer Sachverſtändiger, oder in einer Verwickelung und Verkettung von Verdachtsmomenten, die nur von dem Allwiſſenden, nicht aber von Menſchen durchſchaut werden konnte.

Solche Umſtände ſtellen ſich dem Angeklagten gegenüber als ein Unglück dar, ähnlich, wie unter den entſprechenden Vorausſetzungen ein Eiſenbahnunfall, die Verletzung durch Herabfallen ein Dachziegels ꝛc. Ein ſolches Unglück muß eben ertragen werden, wie jede Fügung Gottes und ſelbſt eine Entſchädigung (ſoweit eine ſolche überhaupt noch eintreten könnte) kann vom Rechtsſtandspunkte niemals als erzwingbares Recht, ſondern immer nur als eine, freilich wünſchenswerte Wohlthat des Staates aufgefaßt werden.

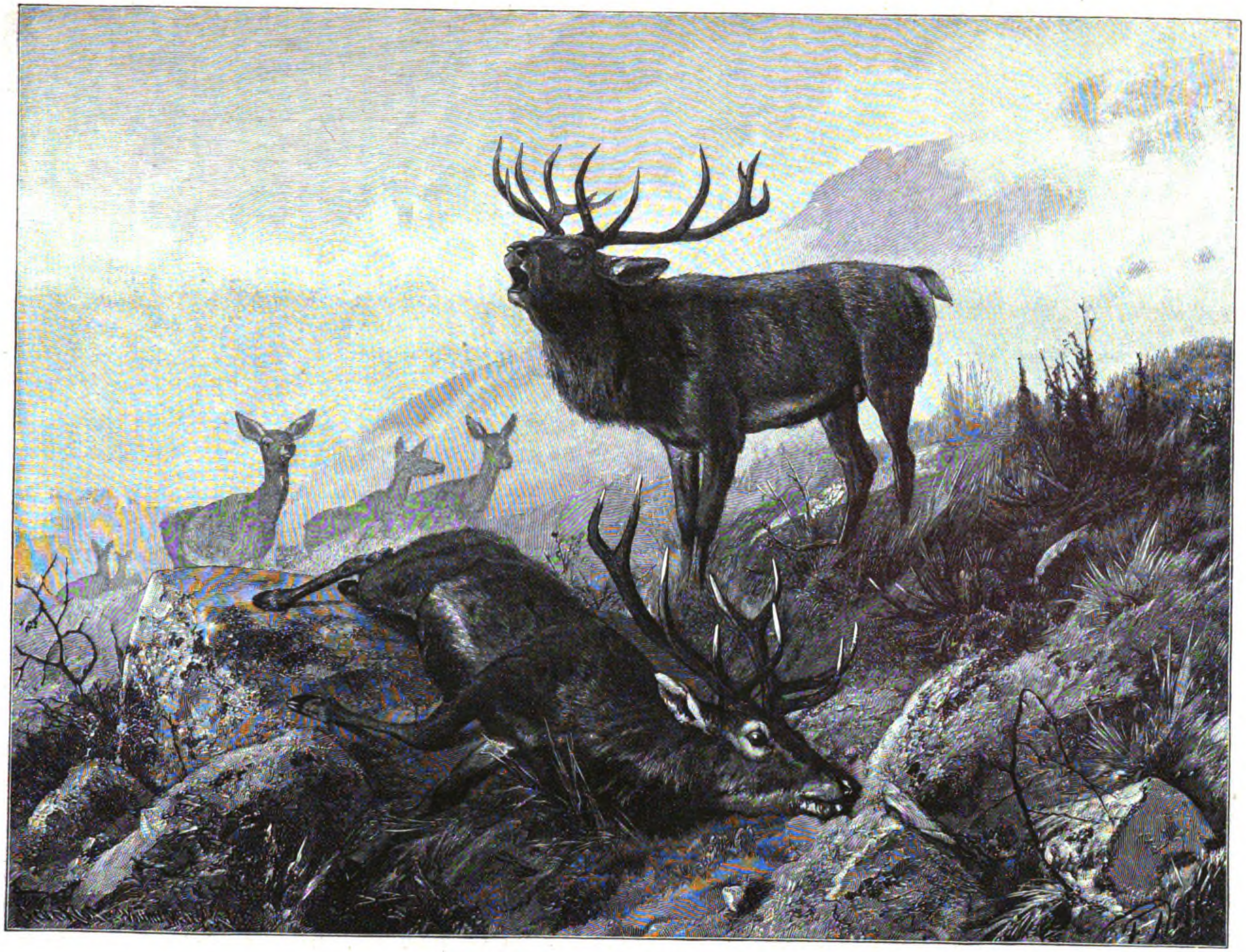
---

## Eine Bierrevolution im alten Berlin.

Geſchichtliche Erzählung von Ernſt Schubert.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

„Nun ſitzen wir in der Falle,“ ſagte grimmig der Dicke. „Markgräfliche Gnaden, laßt uns hier an den Kellerhals treten und unſer Leben ſo teuer als möglich verkaufen!“ In den dunklen Vorſprung hatte ſich auch der Ratsherr mit ſeiner Tochter geflüchtet, und wie ganz verwandelt, ſagte Wienſtruck: „Gebt mir ab von Euren Waffen, Herr Trabant! Wie ein Huhn ſollen ſie mich nicht abſchlachten.“



Beendeter Kampf. Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.

Da huſchte aus dem Dunkel eine Geſtalt hervor, und ſchon hob Wurmbrand die Hellebarde zum Schlage auf, da erkannte er Baltzer Schönlank. „Schnell ein paar Schritte weiter, um die Ecke ins Spreegäßchen,“ raunte der junge Brauer, „und von dort in mein Haus. Die Männer dort an der Gaſſe ſind meine Knechte und andere treue Leute!“

So raſch Markgraf Hans Jörge, den der Stein ſchwer an der Hüfte getroffen hatte, ſich nur bewegen konnte, eilte die kleine Schar zur Spreegaſſe. Die Männer am Eingange wichen ehrerbietig beiſeite und ſchloſſen ſofort wieder die Reihe, ſo daß die Flüchtigen ungefährdet durch das Seitenpförtchen in den Hofraum des Braunen Roſſes gelangten. Von hier geleitete ſie Baltzer in eine Hinterſtube, wo alle aufatmend ſich niederließen. Es war die höchſte Zeit geweſen, daß ſie in Sicherheit kamen, denn gleich darauf ſtürmten wilde Rotten daher, zornig nach dem Markgrafen ſchreiend. Der Übermacht hatten die paar Reiter und Trabanten ſchließlich erliegen müſſen. Man hatte ſie entwaffnet und weidlich gepufft, ihnen aber ſonſt nichts zu Leide gethan, ſondern ſich begnügt, ſie in einem Keller einzuſperren. Aber der Markgraf fehlte! Wo war er geblieben? Hei, einen Markgrafen zu fangen, das war den Berlinern noch nie geglückt, und jetzt, da ſie einen beinahe ſicher in Händen hatten, ſollte er ihnen entwiſchen? Dort, bei der Spreegaſſe war er zuletzt geſehen worden; vielleicht hielt er ſich in einem der Häuſer verborgen. Die Leute Baltzers hatten inzwiſchen den Eingang der Gaſſe freigegeben, und nur einer war als Poſten zurückgeblieben. „Ja,“ ſagte er auf Befragen, „ein paar Trabanten und noch ein anderer mit ihnen ſind hier durchgebrochen, aber ob es der Markgraf war, kann ich nicht ſagen. Sie liefen dem Waſſer zu, und ich hörte auch das Klirren von Ketten. Sie werden wohl einen Kahn losgemacht haben, und ſchwimmen nun die Spree hinunter.“

„Juchhe!“ rief ein trunkener Geſell, „Hans Jörgen, Hans Jörgen, die Spree thut ihn verbergen!“ Der Spottreim fand jubelnden Anklang, und lachend und johlend wendete ſich der Haufe dem Fluſſe zu, um nachzuſehen, ob vielleicht noch eine Spur der Flüchtigen zu entdecken ſei.

In Baltzer Schönlanks Hinterſtube herrſchte eine gedrückte Stimmung. Der Markgraf ſaß, das Haupt in die Hand geſtützt, finſter brütend da. Der Ratsherr war nach der kurzen Anwandlung von Heldenmut gebrochen zuſammengeſunken, und die ſchöne Gertrud ſtreichelte ihm ſanft die Hände. Wurmbrand und Schummrich ſtanden, ſteif wie ein Pfahl, an der Thür, obwohl auch ihnen die Knie zittern mochten. Deſſen wurde ſchließlich der Markgraf gewahr, und er befahl: „Setzt euch!“ welcher Erlaubnis ſie aufatmend nachkamen. Über Wurmbrands breites Geſicht ging auch gleich ein Schein des Wohlbehagens, als Baltzer und ein Junge, die Arme voller Bierkrüge, eintraten.

„Mögen markgräfliche Gnaden ſich in meinem Hauſe einen ſchlichten Willkomm gefallen laſſen!“ ſagte Baltzer, einen ſchön gegoſſenen Zinnkrug vor dem Markgrafen niederſetzend. Der fuhr aus ſeinem Brüten empor und blickte dem jungen Manne ins Geſicht. Der Anflug eines Lächelns ging über ſeine Züge, indem er ſagte: „Ah, mein Retter! Unſer aller Retter! Wahrlich, junger Freund, du kamſt zur rechten Zeit, und den Dank bleib ich dir noch ſchuldig.“ Damit ergriff er den Krug und that einen tiefen Zug. Abſetzend, fuhr er fort: „Ein gutes Bier, ein trefflicher Trunk“ — aber wie ſich beſinnend, ſchob er unwirſch den Krug zurück und ſchalt: „Zum Henker mit dem Bier! In die Goſſe den hölliſchen Trank!“ Erſchrocken trat Baltzer zurück, indeſſen der Markgraf zu wettern fortfuhr: „Ja, von eurem vermaledeiten Bier kommt der ganze Unfug her, der ganze Aufruhr!“

Wurmbrand räuſperte ſich ſo laut, daß der Markgraf ſich nach ihm umſah. „Was haſt du zu ſagen, Alter?“ fragte er.

„Halten zu Gnaden,“ entgegnete der Trabant, „es iſt nicht von dieſem Bier, dieſem unſchuldigen Lammsbier. Das Bernauer iſt’s, und das hat den Satan in ſich. Hab’s heut Mittag erfahren müſſen.“

Markgraf Hans Jörge lachte: „Hanswurſt, willſt du mich Bernauer Bier kennen lehren? Ich trink’ es ſelbſt gern, doch mit Maßen. Die Berliner aber zechen es ſonder Maßen und ſchütten Gift hinein, das Gift des Aufruhrs.“

„So iſt es, markgräfliche Gnaden,“ wagte Wurmbrand zu beſtätigen. „Ein Frevel iſt’s, daß der Rat den Ausſchank bei dem Rebellen Stuler duldet. Er macht ſein Haus zum Hauptquartier der unruhigen Köpfe und entzieht obendrein den ordentlichen Bürgern die Nahrung, wie hier unſerm Freund und Retter Baltzer Schönlank.“

Der Markgraf horchte auf. „Was iſt’s damit? Erzählt!“ wandte er ſich an den jungen Brauer. Dieſer berichtete, was wir ſchon wiſſen. „Ja,“ ſchloß er, „mit Fleiß und Mühe hätt’ ich mich wohl wieder emporgearbeitet, aber das Bernauer entzieht mir mehr und mehr die Kundſchaft, und ich ſelbſt darf es nicht ſchänken. Nicht lange mehr, und ich muß Abſchied nehmen von Haus und Hof und — manchem anderen, das mir lieb iſt!“

Ein leiſer Schreckensruf von den Lippen Gertruds ließ den Markgrafen ſich umdrehen. Er ſah auf das junge Mädchen, dem eine flammende Röte ins Geſicht geſchoſſen war, dann wieder auf Baltzer, deſſen leuchtender Blick wie gebannt auf der Geliebten haftete, und dem hohen Herrn ward die Sachlage klar. „Hui,“ pfiff er zwiſchen den Zähnen, „ſo ſteht es!“ Und plötzlich auflachend ſagte er zu Baltzer: „Höre, junger Freund, mir ſcheint, du haſt dich heute weniger um meinetwillen bemüht, als wegen des zarten Jungfräuleins da, und ſo bin ich ihr Dank ſchuldig, daß ſie mich gnädigſt in ihren Schutz genommen hat.“

„O, markgräfliche Gnaden!“ bat Baltzer, aber der Fürſt beruhigte ihn: „Schon gut, wir ſprechen noch weiter davon. Doch wie,“ fuhr er fort, „wie komm ich von hinnen, zurück ins Schloß? Ein Markgraf von Brandenburg verſteckt vor einem Haufen Lumpengeſindel! Doch wahrlich, ſie ſollen mir’s bezahlen! Horcht, da geht der Tumult von neuem los!“

In der That hörte man, wie draußen der Lärm, der ſich etwas geſänftigt hatte, abermals anwuchs. Wüſtes Geſchrei ertönte, Johlen und Pfeifen, näher und näher dem Braunen Roß. „Wahrlich,“ rief Hans Jörge, „ſie haben uns ausgeſpürt! Jetzt gilt es!“

„Herr Markgraf,“ ſagte Baltzer, „wollet befehlen, was wir thun ſollen. Draußen im Hof ſteht eine Schar treuer Männer, bereit zum Dreinſchlagen, wenn es ſein muß.“

„Wohlan,“ entgegnete Hans Jörge, „wir wollen verſuchen, uns nach dem Schloſſe durchzuſchlagen, an das die Empörer ſich doch wohl nicht gewagt haben.“ Damit erhob er ſich und ſchritt ſchwerfällig, denn die Hüfte ſchmerzte ihm vom Steinwurf, zur Thür. Bevor Baltzer dem Markgrafen und den beiden Trabanten folgte, trat er zu Gertrud heran. „Trude,“ ſagte er, „vielleicht ſehen wir uns nicht wieder!“ Da fiel ſie ihm aufſchluchzend um den Hals, und der Vater wehrte ihr nicht.

Draußen im Hofe ſtand nun das Häuflein ernſter, entſchloſſener Männer, die Knechte und Freunde Baltzers, mit Pieken, Hebebäumen und ſonſtigen Waffen ausgerüſtet, wie ſie in der Eile ſich dargeboten hatten. „Alſo hört, Leute!“ befahl der Markgraf. „Sobald ich rufe: ‚Hie Brandenburg!‘ brechen wir durch die Pforte aus, in die Gaſſe und in die Brüderſtraße hinein, dem Schloſſe zu. Wer fällt, den möge Gott getröſten! Falle ich, ſo kümmert euch nicht darum — immer vorwärts, dem Schloſſe zu! Wer übrig bleibt, mag dort berichten, was geſchehen iſt, und meines kurfürſtlichen Herrn wird die Rache ſein!... Horcht, ſie kommen!“

Verdoppelt erſcholl von der Brüderſtraße her das Geheul, ein Schwarm Menſchen ergoß ſich durch die ſchmale Spreegaſſe — doch merkwürdig, er ſtürmte am Hofthore vorüber, dem Ufer zu. Und ein eigner, vorher nicht gehörter Klang miſchte ſich in das Getümmel. „Trapp, trapp,“ klirrte es die Straße daher, „klipp, klapp,“ ſauſte es durch die

Luft, wie von kräftig geſchwungenen Schwertern, und dasſelbe Feldgeſchrei, welches der Markgraf für das Häuflein der Seinen beſtimmt hatte, erſcholl von drüben her: „Hie Brandenburg!“

„Hollah,“ rief der Markgraf, „das ſind kurfürſtliche Reiter! Der Herr Kurfürſt iſt zurück! Drauf, drauf, ihr Mannen!“

Raſch öffnete ſich das Thor, und in Haſt ſtürmte die Schar der Brüderſtraße zu. Es fehlte nicht viel, ſo hätte Baltzer Schönlank, der mit ſeiner Hellebarde allen voran war, von einem kurfürſtlichen Reiter, der ihn für einen Aufrührer hielt, eins tüchtig über den Kopf bekommen, aber zum Glück fing der dicke Wurmbrand, der in Augenblicken der Gefahr ungemein flink ſein konnte, den Hieb auf. „Tölpel,“ ſchnauzte er den Reiter an, „ſiehſt du nicht, daß wir Kurfürſtliche ſind? Und den Markgrafen haben wir auch bei uns!“

Die kurfürſtlichen Reiter hatten inzwiſchen reinen Tiſch mit den Aufrührern gemacht. Die Brüderſtraße hätte wie gefegt ausgeſehen, wären nicht das aufgeriſſene Pflaſter und die qualmenden Holzſtöße geweſen. Vor einer halben Stunde noch von den wüſten Horden durchtobt, war die Straße jetzt wie ausgeſtorben, und ungefährdet konnte der Markgraf das Schloß erreichen.

In einem hatte er ſich allerdings geirrt. Der Kurfürſt war noch nicht zurück, jedoch einige Meilen von ſeiner Reſidenzſtadt von dem Gerücht ereilt worden, in Berlin ſei eine Empörung ausgebrochen, und daraufhin hatte er einen Trupp Reiter vorausgeſchickt. Am anderen Tage traf Se. Kurfürſtliche Durchlaucht wirklich ein, und Berlin bangte vor einer ſtrengen Ahndung des Frevels. Aber Johann Siegismund war ein milder Herr, von einer ſeltenen Herzensgüte. Allerdings fiel jetzt bei Bethätigung dieſes Charakterzuges ein merkwürdiger Umſtand mit ins Gewicht. So abſcheulichen Unfug die Tumultuanten verübt hatten, ſo viel Hiebe, Püffe und Stöße in der verhängnisvollen Nacht ausgeteilt und empfangen waren, nicht ein Menſchenleben war verloren gegangen, nicht eine lebensgefährliche Verletzung zu beklagen. Und ferner kam der Stadt Berlin zu gute, daß ſich herausſtellte, wie die eigentlichen Gewaltthaten nicht von Bürgern und Stadtkindern begangen waren, ſondern von zugewanderten Handwerksgeſellen, die eilends, nachdem ſie die Wendung der Dinge erkannt, ſich aus dem Staube gemacht hatten. Aber ohne Buße durfte die Stadt ſelbſtverſtändlich nicht davonkommen. Sie wurde gehalten, den von den Empörern angerichteten Schaden — unter anderen war das Haus des Hofpredigers Füſſel geplündert worden — zu erſetzen, und in einer anderen Sache mußte der auf ſeine Gerechtſame eiferſüchtige Rat ſich einem Eingriffe des Kurfürſten fügen.

Wie es ſich damit verhielt, erfahren wir aus der Audienz, zu welcher der Bürgermeiſter Jahn und der Ratsherr Wienſtruck befohlen wurden. Auch Markgraf Hans Jörge wohnte der Unterredung bei.

„Ich ſollte Euch zürnen,“ ſagte der Kurfürſt zum Bürgermeiſter, „daß Ihr während des ganzen Tumultes Euch fern gehalten, nicht den leiſeſten Verſuch zu einer Beſänftigung gemacht habt. Und auch Ihr, Ratsherr Wienſtruck, mußtet erſt mit Gewalt angehalten werden, Eure Pflicht zu thun. Ich hätte ein gutes Recht, ſchwere Strafen über Euch und die Stadt zu verhängen, aber ich will darüber hinwegſehen in anbetracht des glimpflichen Ausganges. Nur zweierlei erwart' ich beſtimmt von Euch, widrigenfalls ich mich zu anderen Entſchlüſſen geneigt fühlen möchte: ein für allemal unterſagt der Rat dem Stuler, bei Strafe der Amtsentſetzung, den Unfrieden von der Kanzel herab zu ſchüren, und ſeiner Frau wird der Bierſchank entzogen, welcher der Herd des Aufruhrs war. Und wenn Ihr Gerechtigkeit üben wollt, ſo gebt Ihr den Ausſchank des Bernauer Bieres dem wackeren jungen Manne, dem Ihr es zu danken habt, daß die unſelige Nacht nicht unermeßliches Unheil über mein Haus und über Eure Stadt brachte. Überlegt es Euch wohl und laßt mich nicht lange auf Beſcheid warten, ſonſt könnt' ich leicht meine Abſichten ändern.“

Bürgermeiſter und Ratsherr ſchlichen kleinlaut von dannen, aber Markgraf Hans Jörge ging ihnen nach und hielt Herrn Kaſpar Wienſtruck noch zurück. „Auf ein Wörtchen, Herr Ratmann,“ ſagte er, „es ſoll ganz kurz ſein.“ Der Alte zog ein ſauer Geſicht, als ahnte er, was kommen werde. „Ja, ja,“ lachte Hans Jörge, „ich rede zu Euch als Freiwerber für Baltzer Schönlank. Kein guter Schwiegerſohn, meint Ihr? Ei nun, das Bernauer Bier bekommt er doch, und an Gäſten wird's ihm fürder nicht mangeln. Außerdem aber: von heute an liefert er alles Bier für den kurfürſtlichen Hof und mich, und Ihr wißt, wir brauchen nicht wenig! In ein paar Jahren iſt er ein reicher Mann! Alſo topp, nicht wahr?“ Das Antlitz Wienſtrucks hatte ſich bei den letzten Worten wunderbar verändert, und ſchmunzelnd ſchlug er in die Hand, die der Markgraf ihm gnädig darbot.

Nach zwei Monaten ging es abermals lärmend in der Brüderſtraße her, aber es war fröhliches, harmloſes Lärmen. Hochzeit beim Ratsherrn Kaſpar Wienſtruck und heller Jubel auch geradüber vorm Braunen Roß, vor dem, zum freien Trunk für jedermann, zwei mächtige Tonnen lagen, Berliner und Bernauer Bier. Der Hochzeitsvater hatte natürlich nicht verſäumt, Se. markgräfliche Gnaden geziemend zu Gaſte zu laden, doch Johann Georg litt an der Gicht und konnte nicht kommen. Eine artige Hochzeitsgabe aber hatte er für die junge Braut geſendet, ein feines, güldenes Kettlein und daran eine Schaumünze, die der Markgraf eigens für dieſen Zweck beim Meiſter Goldſchmied beſtellt hatte: auf der Vorderſeite das Bildnis des erlauchten Herrn und auf der Rückſeite das Sprüchlein:

Hans Jörgen, Hans Jörgen,
Sie thäten treu ihn bergen.

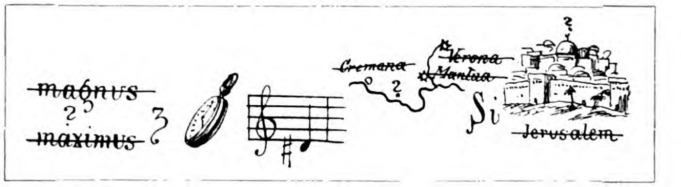
Selbſtverſtändlich fehlte Wurmbrand, der dicke Trabant, nicht bei dem Faſſe, und wenn auch die vornehme Verwandtſchaft der Braut etwas ſcheel auf ihn blickte, er kümmerte ſich nicht darum. Ernſt und würdevoll ſaß er auf ſeinem Platze, gewiſſenhaft für zweie trinkend: erſtens für Se. markgräfliche Gnaden, als deſſen Vertreter er ſich vorkam — feierlich und mit gemeſſenen Zügen ſchlürfend — ſodann aber für ſich ſelbſt, mit der ganzen Nachhaltigkeit ſeines perſönlichen Durſtes.

## Familientiſch und Spielecke.

### Für Schwerhörige.

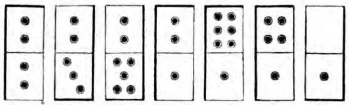
Der Gebrauch des Hörrohrs iſt für Schwerhörige in den meiſten Fällen ſo läſtig und nach langer andauernder Benutzung auch in ſo hohem Grade anſtrengend, auch wiſſen die nicht Schwerhörigen, welche nicht gewöhnt ſind, durch ein Hörrohr zu ſprechen, ſich mit den meiſten Konſtruktionen gewöhnlich ſo wenig zurechtzufinden, daß es gewiß von beiden Seiten als eine große Erleichterung empfunden werden würde, wenn man Schwerhörigen das Verſtändnis geſprochener Worte durch ein anderes Sinnesorgan wie das Ohr vermitteln könnte. Ein Herr Julius Müller in Hannover will nun eine Methode entdeckt und ausgebildet haben, nach der das Auge der Schwerhörigen als Erſatz für das Ohr eintreten und durch genaue Beobachtung der Mundſtellung des Sprechenden ein Verſtehen ſeiner Worte ermöglichen ſoll, auch wenn der Ton gar nicht oder nur unvollkommen gehört wird. Unmöglich ſcheint die Sache keineswegs, denn es iſt nicht nur bekannt, daß gewöhnlich die Beobachtungsgabe des Auges ſich zu ſchärfen pflegt, wenn die Hörfähigkeit ſtark abnimmt, ſondern auch, daß der Unterricht Taubſtummer in erſter Linie das Auge als Vermittelungsorgan in Betracht zieht. Herr Müller hat in Hamburg, Hanſaplatz 2, eine Unterrichtsanſtalt für Schwerhörige ins Leben gerufen, in welcher die Kunſt, das Geſprochene vom Munde abzuſehen, gelehrt wird und zugleich in ſeinem Selbſtverlage eine Brochüre „Das Abſehen der Schwerhörigen“ veröffentlicht, welche über die von ihm eingeſchlagene Methode Aufſchluß gibt. Aus unſerm Abonnentenkreiſe wurde uns von einem Geiſtlichen berichtet, daß er einen mehrwöchentlichen Kurſus mit unzweifelhaftem Nutzen in dieſer Anſtalt durchgemacht habe. Allerdings mit dem Hinzufügen, daß dieſe Zeit nur ge-

### Bilderrätſel.


~~magnus~~
?
~~maximus~~
?
~~Cremona~~
~~Verona~~
~~Mantua~~
?
Si
?
~~Jerusalem~~

### Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſieben Steine auf. A hat:



A gewinnt die Partie dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird. D behält einen Stein übrig. B und C haben immer gepaßt. C hat keinen Doppelſtein. Die ſieben Steine des B haben zuſammen zwölf Augen weniger als die ſieben Steine des C. Die Summe der Augen auf den 13 geſetzten Steinen beträgt 60.

Welchen Stein behält D übrig? Welche Steine hatte B außer den Doppelſteinen?

### 1. Rätſel-Diſtichon.

Eines der Werke bin ich, die ein Meiſter der Töne geſchaffen;
Werden die Laute verſetzt, lieg' ich als Inſel im Meer.

### 2. Rätſel.

Hoch in den Lüften ſchwebend, erſpäh' ich von Ferne die Beute,
Fügt ihr in mich noch ein ſ, bin ich ein ſprudelnder Quell.

### 3. Dreiſilbige Scharade.

Sei auch des Mannes Name noch ſo lang
Die erſte Silbe weiß ihn kurz zu nennen.
Von unſern beiden Letzten hoffſt du bang',
Daß ſie des Glückes Preis dir freundlich gönnen.

Das Ganze theoretiſch zu beſchreiben,
Iſt manchen dicken Bandes frommer Zweck,
Doch das Problem wird ungeſtört wohl bleiben,
In Praxi kam nicht weiter man vom Fleck.

St.

### 4. Rätſel.

Mit einer Stimme ſollt ihr eng vereint
Verbinden in Italien einen Fluß.
So daß man, was als Ganzes dann erſcheint,
Im „Kaufmann von Venedig“ finden muß.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

nügt habe, ihn die Methode kennen zu lehren, und es ſeinem Privatſtudium vorbehalten bleibe, das Abſehen nun wirklich zu lernen. Es ſcheint uns hieraus hervorzugehen, daß die meiſten Schwerhörigen, ſo gut es eben geht, ſich auch in Zukunft mit dem Hörrohr behelfen werden; oder ſie müßten über ſehr viel freie Wochen und ſehr großen Lerneifer zu verfügen haben.

## Das Giffard-Gewehr.

Man fängt an, Berthold Schwarz ungetreu zu werden, und zum Puſterohr in Gewehrform überzugehen. Wir erinnern uns noch der im vorigen Jahre mit großem Pomp auftretenden amerikaniſchen Dynamitkanone. Dieſelbe war nichts anderes als ein großes Blasrohr. Die Lunge für das Rohr beſtand in großen Keſſeln, in welche Luft unter hohem Drucke eingepreßt war und aus denen ſie durch Öffnung eines Ventils in das Rohr entlaſſen wurde. Aber dieſer Keſſel und die außerordentliche Länge des Rohres waren der Grund, warum die hohen Erwartungen nicht erfüllt wurden. Jetzt tritt ein gewiſſer Giffard mit einem Gewehre hervor, deſſen Geſchoß von flüſſiger Kohlenſäure getrieben wird. Das Kohlenſäure-Gas kann unter Anwendung eines Druckes von 36 Atmoſphären in eine Flüſſigkeit verwandelt werden. Beim Wegnehmen dieſes enormen Druckes verwandelt ſie ſich wieder in Gas, das ſich mit großer Gewalt ausdehnt. Giffard fügt nun dem Gewehre eine kleine Büchſe bei, die 300 Tropfen flüſſiger Kohlenſäure enthält und läßt beim Abdrücken einen Tropfen dieſer Flüſſigkeit in das Rohr hinter das Geſchoß treten. Das ſich ausdehnende Gas wirft die Kugel aus dem Rohre. Darin iſt nun das Verfahren Giffards nicht allzuſehr verſchieden von dem Pulvergewehre, denn auch bei dieſem iſt das Treibgas der Hauptſache nach Kohlenſäure, die durch den chemiſchen Prozeß der Verbrennung entſtanden war und durch die Hitze der Exploſion in höchſte Spannung verſetzt wurde. Im Pulvergewehr liegt die Kohlenſäurefabrik in der Patrone; Giffard nimmt die Fabrikation vorweg und liefert dem Schuſſe die fertige Kohlenſäure, wodurch ein Schuß ohne Knall, Rauch, Schmutz, Erhitzung und von größerer Treffſicherheit entſteht als beim Pulver. Außerdem iſt das Material erheblich billiger als die Pulverpatrone, da 300 Tropfen flüſſiger Kohlenſäure nur 10 Centimes koſten. Das Kaliber des Gewehres iſt 7 Millimeter.

Die Kohlenſäure-Patrone war urſprünglich für das Jagd- und Scheibengewehr berechnet, und für dieſen Gebrauch iſt es unzweifelhaft von großem Vorteil. Wenn aber aus einer Sache etwas werden ſoll, ſo muß ſie die Militärbehörde in die Hand nehmen, wie denn auch mit dem Giffard-Gewehr in verſchiedenen Staaten geſchehen iſt. Daß das Gewehr für den militäriſchen Gebrauch große Vorteile liefert, liegt auf der Hand. Die Patrone würde, wie ein franzöſiſches Fachblatt ausrechnet, nur 30 Millimeter ſtatt 75 Millimeter Länge, der Bedarf des Mannes ſtatt 3,2 nur 1,7 Kilogramm Gewicht haben; man könnte ihm alſo die doppelte Anzahl Patronen geben. Drei Gasbehälter würden für eine Schlacht ausreichen. Aber es iſt noch fraglich, ob nicht die Kraft bei allmählicher Entleerung des Behälters nachläßt und ob überhaupt die Triebkraft erzielt werden kann, die man heute von dem weittragenden, in flachem Bogen ſchießenden Gewehr fordert. Bei franzöſiſchen Schießverſuchen hat ſich gezeigt, daß aus einem Magazingewehre nur gegen 20 Schuß hintereinander abgegeben werden können, weil ſich ſonſt das Rohr ſo ſehr erhitzt, daß es der Soldat nicht mehr anfaſſen kann. Hier könnte nun der Fall eintreten, daß ſich das Gewehr nach einer Anzahl von Schüſſen ſo ſehr abkühlt, daß der Soldat die Finger erfriert, denn bei verdampfender flüſſiger Kohlenſäure entſteht eine ſchauerliche Kälte.

---

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 50.

Bilderrätſel. Großes Lamento.

1. Rätſel. Erlau — Lauer — Kalauer.

2. Akroſtichon.

Peters — Ediſon.

PeenE
EkkeharD
TernI
EurotaS
RodrigO
SudaN

3. Rätſelfrage.

Aus: „Schrift, Schlag, Chur, Zama, Alt“ erhält man durch Umſtellung der Buchſtaben: „Allzu ſcharf, macht ſchartig.“

4. Dreiſilbige Scharade. Helgoland.

5. Rätſel. Ton.

---

### Nicht zu überſehen!

Mit der nächſten Nummer ſchließt der laufende Jahrgang des Daheim. Wir erſuchen daher unſere Leſer, das Abonnement, insbeſondere dasjenige bei der Poſt, **rechtzeitig** erneuern zu wollen, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſtehe.

Zugleich machen wir unſern Leſern die Mitteilung, daß wir für den ablaufenden Jahrgang, wie für die früheren, zu demſelben Preiſe von 1 Mark 40 Pf. eine **elegante dauerhafte**

### Einbanddecke

mit Golddruck und Preſſung haben anfertigen laſſen, welche **ſogleich** bezogen werden kann. Verloren gegangene **Nummern,** deren Betrag inkl. Porto den Aufträgen in Briefmarken mit beizuzügen iſt: für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf. und **Hefte** (jedes Heft inkl. Frankatur 60 Pf.), ſowie **einzelne Quartale** liefern wir, ſoweit unſer Vorrat reicht, gern nach. **Beſtellzettel** auf Decke, Nummern, Hefte und Quartale befindet ſich für die Wochenausgabe im Daheim-Anzeiger Nr. 51, für die Heftausgabe auf dem Umſchlage des 18. Heftes und bitten wir die geehrten Abonnenten, ſich dieſer Zettel bei ihren Beſtellungen bedienen zu wollen.

**Daheim-Expedition in Leipzig.**

---

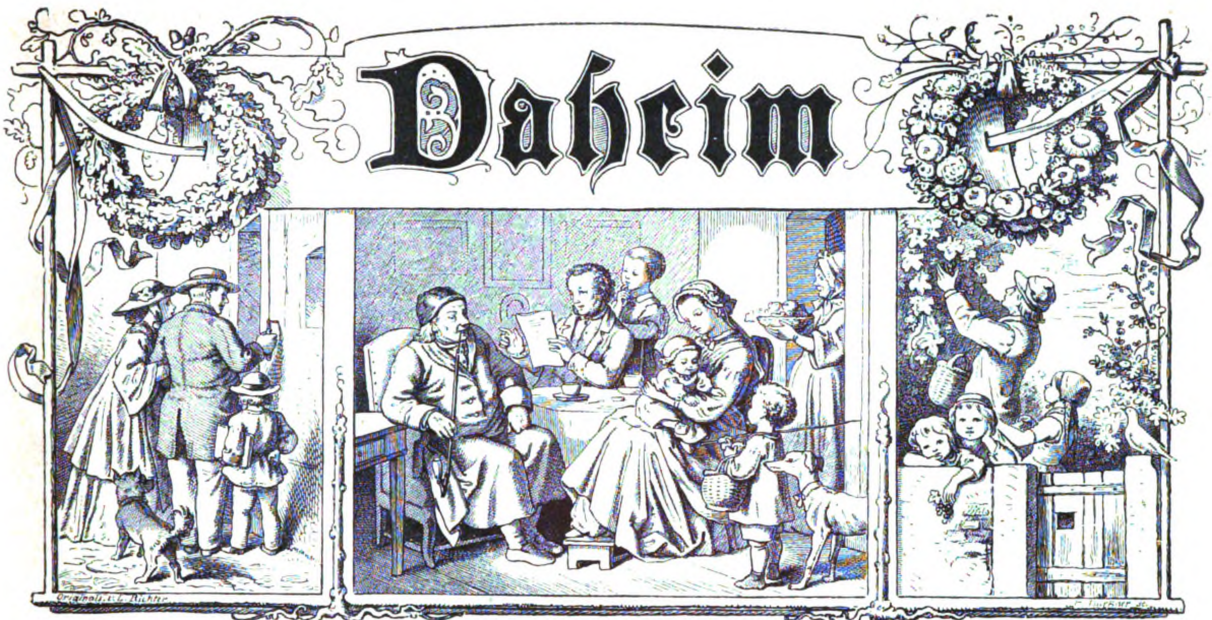
**Inhalt:** Die Lindenbühler. Fortſ. Roman von Karl Erdm. Edler. — Der Hungerteufel. Von Julius Stinde. — Bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von F. Gräſſel. — Juſtizmorde und Verurteilungen Unſchuldiger. Von einem deutſchen Richter. — Michelangelos „Moſes“ in S. Pietro in vincoli. Mit einer Illuſtr. — Eine Bierrevolution im alten Berlin. Schluß. Geſchichtliche Erzählung von Ernſt Schubert — Beendeter Kampf. Nach dem Gemälde von C. F. Deiker. — Familientiſch und Spielecke. Für Schwerhörige. — Das Giffard-Gewehr.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion in Leipzig,** ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**



# Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXVI. Jahrgang. Ausgegeben am 27. September 1890. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1889 bis dahin 1890. 1890. No. 52.

## Die Lindenbühler.

Roman von Karl Erdm. Edler.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Matthias neigte ſich raſch, um das hinabgefallene Buch aufzuheben. Als er ſich wieder emporrichtete, hatte er ſeine ſchmerzliche Erregung ſchon bemeiſtert und rief in ſcherzhaft feierlichem Tone, indem er das Buch betrachtete: „Torquato Taſſo! Iſt ihm ganz recht geſchehen, daß du ihn in den Sand geworfen haſt — eigentlich viel zu gut für den Patron, da zu deinen Füßen liegen zu dürfen! Willſt du?“ rief er munter, indem er ausholte, um das Buch in den See hinabzuwerfen.

Sie hob langſam die Augen und blickte ihn ſtumm mit ſcheuer Verwunderung an.

„Nun, ich leſe dir die Antwort von der Miene ab,“ ſagte er lachend. „Es war wieder ganz das Geſicht der Prinzeſſin von ehedem, die da betrübt ausruft: Mein Gott, wird denn dieſer Matthias nie klug werden? Oder: Wird denn aus dieſem Benjamin niemals ein Matthias werden? Du haſt auch eigentlich recht, Juana!“ fügte er in tief zerknirſchtem Tone hinzu. „Es iſt allerdings wenig Wahrſcheinlichkeit dafür. Ich habe ſchon etliche Male tiefſinnige Betrachtungen darüber angeſtellt, wenn ich von dir wegging. Du haſt dir zu Zeiten redliche Mühe gegeben, mich nach Wunſch zu zähmen, aber ich glaube ſelbſt, ſo ganz menſchlich in deinem Sinne wäre ich dir auch in deiner ſtändigen Obhut nicht geraten. Alſo willſt du?“ rief er, indem er mit dem Taſſo weit zum Wurfe ausholte.

Sie lächelte mühſam, und ſagte leiſe: „Da du ſo daran zu hängen ſcheinſt, ſo wäre ein Verſagen grauſam. Auch unbillig, denn ſieh, man hat mir, als ich nach dem Taſſo verlangte, auch die große illuſtrierte Ausgabe mitgebracht!“

„Der Mann wächſt hier wild, wie ich ſehe!“ rief Matthias und ergriff den illuſtrierten Taſſo. Er wägte bedächtig jedes der beiden Bücher in einer Handfläche. „Da haſt du den kleineren! Ich gebe dir, ehrlich gewogen, dreiviertel Kilogramm vor. Wer wirft den ſeinen weiter in den See hinein?“

Juana lächelte jetzt wirklich, und ein hellerer Strahl brach aus ihren Augen hervor. Aber es war nur ein Wetterleuchten, der bloße Widerſchein der heiteren Blitze, die ſeine Rede durchzuckten, und erloſch gleich wieder in trüben Wetterwolken, da ſie ſagte: „Ernſthaft, was hat der arme Taſſo an dir verbrochen?“

„Du willſt alſo nicht wetten?“ fragte er mit betrübter Miene. „Es wäre doch ſo ſchön geweſen! Die Seekarpfen und Hechte hätten die beiden Exemplare aufgeknuſpert und wären davon ſo trübſinnig geworden, daß ſie ſich von allen Seiten zu den Netzen der Uferbewohner herangedrängt hätten, die ſie aus dieſem Jammerthal befördern. Die Fiſcher ergreift, nachdem ſie die gebackenen Melancholiker verzehrt, dasſelbe ſchmerzliche Unbefriedigtſein — die diſſonierenden Jodelduette, das entſetzlich gequälte Waldhorn, die genäſelten Vierzeiligen in Mond- und Dunkelnächten verſtummen da unten — und ich kann ruhig da oben ſchlafen, was ich zuweilen nicht zu ſtande bringe. Nun? Um meines Schlummers willen, willſt du noch immer nicht wetten?“

„Warum,“ ſagte ſie kaum hörbar, ohne die Augen aufzuſchlagen, „warum willſt du nicht, daß ich den Taſſo um mich habe?“

Er lachte hell auf. „Warum? Bedenke doch, ſelbſt die Hechte, die ſogar auf der Zunge Zähne haben, werden melancholiſch davon! Er iſt ein griesgrämiger Patron, und weißt du, Juana, dem Herzog von Ferrara iſt es nicht zu verübeln, daß er dieſe Leichenbittermiene ſieben Jahre lang unter Schloß und Riegel that, als er lachen wollte. Nun denn, wenn du durchaus nicht magſt, wenigſtens unter Schloß und Riegel mit ihm! In den unterſten Kerker des Bücherkaſtens, zehn Jahrgänge Münchener Fliegende Blätter und Fritz Reuters geſammelte Werke obenauf — er ſoll es dann verſuchen, ſich zu rühren! Ich will es auch gleich beſorgen — der Schlüſſel ſteckt ja wohl in der Bibliotheksthüre — denn es thut mir jetzt eigentlich leid um die Seekarpfen und auch um… kurz, ich will den Mann unſchädlich machen. Adieu, Juana!"

„Leid um die Seekarpfen und auch um…?" rief ſie ihm fragend nach.

Er wandte ſich langſam, das Lächeln war aus ſeiner Miene verſchwunden. Er richtete ſeine Blicke nicht auf ſie, ſondern ſah ernſt auf die beiden Bücher, die er in der Hand hielt, indem er ſagte: „Dem Manne da hat ſeine Zeit mißfallen und darum ſtarrte er in die Vergangenheit. Da begann er die verſtorbene Herrlichkeit des Rittertums noch einmal wie ein Vorreiter der pompes funèbres in feierlichem Kondukt vorzuführen. Dabei übermannte ihn das Leid um dieſelbe dermaßen, daß er vermeinte, ſie wieder zum Leben wecken zu können und ſchließlich die Schattenbilder ſeiner Phantaſie für wahrhaftig Wiedererſtandene hielt. So zog er dahin, die Geſpenſter der Vergangenheit dicht hinter ſich, und vor ſich den düſtern Schatten, den ſie auf ſeinen Pfad warfen. Con una mano tremante — klagt Taſſo. Und warum mit einer zitternden Hand? Warum nicht lieber mit feſter Fauſt die Zügel gefaßt, weit hinter ſich, und ſei ſie noch ſo ſchön, die Vergangenheit, mutig hinein in die Gegenwart und durch ſie hindurch, wie Gott will! Keinen bedauernden Blick hinter ſich, einen ſtolzen um ſich und einen feſten vor ſich…"

Juana hatte ſich langſam erhoben und ſtand da bleich und ſtill wie ein Marmorbild. „Einen feſten vor ſich!" wiederholte ſie. „In St. Emmeran iſt eine Tante meiner Mutter Äbtiſſin — ich habe ſie bereits um eine Stelle als Lehrerin an dem dortigen Erziehungshauſe gebeten. Den feſten Blick in die Zukunft habe ich, wie du ſiehſt, nur laß mich noch ein wenig körperlich feſter werden, nur geſunden laß mich noch hier — ich hoffe, es dauert nicht allzulange!"

Er ſtarrte ſie verſtändnislos an. Erſt allmählich löſte ſich ſeine Seele von der Betäubung und begann ſich zu beſinnen. „Juana!" quoll es endlich aus ſeinem gequälten Herzen als wilder Aufſchrei über die Lippen.

„O, ich weiß, ich weiß nun alles, alles! Onkel Julian hat es mir verraten — alles! Und ich… darum geht es auch nicht mit dem anderen, was du geſagt haſt: keinen bedauernden Blick hinter ſich, einen ſtolzen vor ſich! Hinter mir, rings um mich iſt ja alles nur Reue, bittere Reue!" Ihre armen Lippen zuckten und bebten, um das Schluchzen zu unterdrücken, indes große Thränen über ihre Wangen rollten.

„Juana!" rief er, erſchreckt nach ihren Händen greifend. „Rege dich nicht auf, ich bitte dich, Juana! Bedenke deine Geſundheit, beruhige dich!" Aber die Seelenangſt, welche aus ſeinen Worten hervorbrach, ſchlug plötzlich in einen heftigen Unwillen um. „Ich bin ein ſinnloſer Barbar, der nicht einmal eine ſchwache Kranke mit ſeinen tollen Reden verſchont! Und Julian iſt ein rückſichtsloſer Thor, dem ich nie verzeihen werde, und er ſich ſelbſt nicht; denn das iſt die einzige ſchlechte That ſeines Lebens!"

„Und mir, deren ganzes Leben nichts anderes geweſen iſt, als eine einzige ſchlechte That gegen dich — wie könnteſt du mir je vergeben? Nie wirſt du Julian die einzige Schwäche verzeihen, der er nur aus Liebe zu dir nachgegeben? Du ſprichſt hart, Matthias… Gott, mein Gott!" rief ſie aufſchluchzend, „wie hart mußt du über mich denken! Und doch nur gerecht — nein, noch zu gut, zu milde, zu nachſichtig — du haſt es ja bewieſen! Laß mich, Matthias," ſagte ſie erregt, ſeine Bemühungen zurückweiſend, ſie zu beſchwichtigen, „laß mich, ich muß es mir vom Herzen reden, wie ich mein ganzes Leben mit giftig ätzender Schrift in deine Seele eingegraben, unverwiſchbar, untilgbar, in argen Worten, in böſem Thun! Und immer ſo zu im böſen Drange, recht tief zu ätzen — die Tafel war ja ſo weich und glatt und endlos groß — und ich ein elendes ſchlechtes Geſchöpf! Laß mich reden, Matthias, ich bin nicht wie du, der da duldet und ſchweigt, der ſich opfert und ſchweigt, der Böſes mit Gutem lohnt und ſchweigt! Nur dein Herz ſpricht — aber wer taub iſt wie ich, hört ſolche Herzenstöne nicht. Du kargſt mit Worten und verſchwendeſt nur gute That mit vollen Händen — aber wer blind iſt wie ich, der nimmt die Gabe und ſieht nicht die Hand, bis endlich ein Sonnenſtrahl den Nebelſchleier vor ſeinen Augen zerreißt. Das war die einzige ſchlechte That Julians — wie du es nennſt — dieſer Sonnenſtrahl! Denn nun ſah ich, längſt vergeſſene Worte und Thaten richteten ſich plötzlich vor mir auf wie Tote, die aus den Gräbern ſteigen, und mahnten und drohten, und über jedem Tage deines Lebens lag ein Schatten, den ich verdunkelnd am Vortage über ihn geworfen."

„Juana, du biſt außer dir!" rief er, während es ihm eiskalt durch die Adern rieſelte. „Wenn du mir je wehe gethan, ſo iſt es jetzt, da du durch deine Aufregung dich wieder krank machſt… ich bitte dich, Juana!"

Aber ſte hörte ihn nicht, und ihre Gedanken riſſen ſie widerſtandslos fort, wie hochgehende Wogen ein ſchwankes Schifflein. „O, und mehr noch, viel mehr habe ich in dem Sonnenſtrahl Julians geſehen! Wenn ich am Abend durch den Schloßgarten heimgehe der Sonne entgegen, die dem See zuſinkt, da gewahre ich die Blumen nicht, weil ſie ihre Blüten dem hinabtauchenden Lichte zugewendet haben. Wenn ich am Gitter mich umkehre, um noch einmal zurückzuſchauen, und mein Blick mit dem letzten Sonnenſtrahl dahinſchweift, dann blüht der ganze Garten wieder auf in glühender Farbenpracht. Sieh, Matthias, mein ganzes Leben war ein ſolches Wandeln durch den Abend gegen Untergang, bis mich Julian zur Umkehr zwang. Da habe ich zurückſchauend ſie erſt geſehen, alle die Blüten deiner unſäglichen Güte, wie ſie ſich, Blatt um Blatt, ſtill und ſchön entfalteten rings um die eine mißfarbene ſtachelige Giftblume — um mich…" ſie ſchlug beide Hände vor das Geſicht und weinte herzzerbrechend.

Er faßte ſanft ihren Arm und ſagte: „Juana, komm hinauf… ich flehe dich an… laß die alten Dinge! Wenn du mich je gekränkt hätteſt, ſo wäre doch alles längſt vergeben und vergeſſen. Du thuſt dir Unrecht und mir wehe, und alles dies iſt nutzlos…"

„Nutzlos! Gewiß — ich weiß ja, daß weder Beichte noch Reue es ändern oder gut machen können, nie, niemals!"

Er ließ ihren Arm los und ward totenbleich. „Juana," ſagte er mit einer gewaltſamen Anſtrengung, ſeine bebende Stimme zu feſtigen, — „ich will auf deinen unglückſeligen Gedanken eingehen, daß du mir Leid angethan. Es gäbe — es gibt doch etwas in der Welt, womit du alles das gut machen könnteſt, ja mehr als gut…"

Sie warf raſch den Kopf in die Höhe und ſtarrte ihn an. „Es gäbe…? Sprich, Matthias, um Gotteswillen, ſprich!" ſtammelte ſie mit leidenſchaftlicher Haſt.

„Sei mein Weib, Juana!" ſagte er, und ſeine bebende Stimme verriet, wie ungeſtüm ſein Herz pochte.

Sie ſtand wie ein Steinbild ſtarr, bleich, regungslos. Dann brach ſich langſam ein irres Lächeln Bahn durch die verſteinten Züge. „Steht im Kalender kein Heiliger verzeichnet, der ‚Mitleid‘ heißt?" ſagte ſie mit kaum hörbarer Stimme. „Schade… das wäre der rechte Name für dich, ſtatt Matthias! Und welcher Name wäre brandmarkend genug für mich, wenn ich das Opfer deiner ganzen Vergangenheit damit lohnen würde, daß ich nach dem Opfer griffe, welches dein unerſchöpfliches Mitleid mir jetzt noch mit deiner Zukunft zugedacht hat?"

„Juana," ſagte er ernſt, „ſprich nicht von einem Opfer meiner Vergangenheit! Weißt du noch, wie ich in der Kinderzeit zum erſtenmal vor dir übte, was ſeither mein Lebensberuf geworden iſt? Damals ſtreifte mich der erſte freundliche Blick von dir, und der erſte Dank ward mir zu teil in deinem zufriedenen Nicken. Jener kurze Blick, jenes ſtumme Nicken, Juana, ſie ſind der Sporn meines ganzen Lebens geworden, ſeine Befriedigung und ſein Troſt. Kein Opfer, ein Dank für dich iſt meine ganze Vergangenheit. Und wie vollends kannſt du von einem Opfer meiner Zukunft reden! Du biſt es ja, die Mitleid haben ſoll mit mir, der ſeit ſeiner Kindheit mit jeder Faſer ſeines Herzens an dir hängt, der zaghaft um einen gütigen Blick von dir ſeit Jahren wirbt, und jetzt, da dieſer endlich aus deinen Augen fällt, dich anfleht — ſieh, nur um ein wenig Zuneigung, Juana, für die Liebe ſeines ganzen Lebens!“

„Matthias!“ ſtammelte ſie und taſtete nach ſeinem Arm, um ſich feſtzuhalten, da ſie umzuſinken drohte. Aber ſie raffte ſich zuſammen und ſagte: „O ich weiß, du biſt gut und ſprichſt jetzt ſo zu meiner zerknirſchten Seele wie der Arzt zu dem Todkranken, es ſtehe nicht ſo arg mit ihm, und er werde geneſen. Auch deine Barmherzigkeit thut mir wohl, ich danke dir, Matthias!“ — Da verließ ſie die Kraft, und ſie ſank auf das Ruhebett. Matthias aber kniete nieder zu Füßen der bebenden Geſtalt und barg ſein Antlitz in ihren bleichen Händen. „Willſt du mir denn nicht glauben, Juana?“ rief er verzweifelt. „Siehſt du denn nicht, daß ich nur für dich lebe, nur an dich denke, nur für dich mein Herz ſchlägt? Fühlſt du es denn nicht ... Hanſl!“ Da ſchlich ein leiſes Erröten über ihr bleiches Antlitz hin, als ſie den Namen hörte, mit welchem ſie einſt der geliebte Großvater gerufen.

„Hanſl!“ wiederholte er zärtlich.

„Sprich leiſe, Matthias!“ hauchte ſie flüſternd hin aus einer Seele, die ſich verſonnen hatte in alte ſchöne Zeiten. So blieben ſie ſtill und ſtumm, und er ſah es über ihr Antlitz wechſelnd ziehen wie Wolkenſchatten und Sonnenſchein, wie Gewitterdunkel und Himmelsbläue, wie Dämmerung und Morgenlicht. Dann hob ſie langſam die beiden durchſichtigen Hände und legte ſie auf ſein Haupt. Er fühlte, wie ſie leiſe bebten, und ihre Augen blickten in Zärtlichkeit zerſchmelzend auf ihn herab. „Ich habe dich ja unſäglich lieb!“ ſagte ſie ſchlicht.

„Mein Hanſl!“ jauchzte er auf, umſchlang ihren ſchwanken Leib mit beiden Armen und lachte und weinte in leidenſchaftlichem Jubel.

Aus ihren Augen brachen helle Strahlen hervor und überglänzten den ſtarken, ernſten, vielgeprüften Mann zu ihren Füßen, der ſich geberdete wie ein ſeliges Kind. Nun konnte ſie nicht mehr zweifeln an der Liebe, die ſo übermächtig einer eiſernen Selbſtbeherrſchung entſchlüpfte.

Sie faltete die Hände wie zum Gebete und ſagte feierlich: „Ich will dir alles zueignen, Matthias, was ich denke und fühle, mein Thun bei Tage und meine Träume bei Nacht, mein Leben und Lieben, meine Seele und mich ſelbſt mit jedem Herzſchlag — ich gelobe es dir! Du biſt ſo gut, daß du mit deinen lieben Händen danach langſt, ſo gering alles dies auch ſein mag. Ich aber werde zeitlebens des eingedenk bleiben, daß ich damit dir nicht vergelten, ſondern nur um ein Sandkörnlein den Berg von Güte abtragen kann, den du für mich aufgetürmt haſt. Laß es hinabrieſeln, das ärmliche Sandkorn, nimm mich hin, du unſäglich Guter!“ Und hinabbeugend küßte ſie ſeine Hand und benetzte ſie mit ihren Thränen.

Schwerfällige Schritte ertönten auf den Quadern des Arkadenganges und zugleich die Worte: „Da bin ich alſo, der Julian — nein, ein erbärmlicher Schwätzer! Will die Scharte auswetzen gehen, in den Krieg. Wird ſich wohl eine Kugel finden, die endlich die Welt von einem unnützen ſchädlichen alten Mann befreit. Wollte nicht ohne euren Pardon hinübermarſchieren in das letzte Quartier. Verzeiht alſo! Hab es mit euch beiden doch gut gemeint, iſt arg ausgefallen, weiß es, bin bei Herrn Bauer geſteckt — nebenbei: habe ihm den alten Lindenbühler Grund bis zum roten Meierhof abgekauft in deinem Namen, gehört dir jetzt, Juana, brauche ſelber nichts mehr. — Weiß alles, habe dort täglich Nachricht von deiner Krankheit gehabt, waren die ſchwerſten Tage meines Lebens — hab es aber verdient. Und nun verzeiht und Adieu!“ Mit einer raſchen Bewegung wandte er ſich ab und ſtürmte dem äußeren Thore zu. Juana hob bittend Augen und Hände zu Matthias empor.

„Onkel Julian!“ rief Matthias, indem er ihm nacheilte und ihn am Arme feſthielt. „Du weißt doch nicht alles. Das Wichtigſte und Schönſte weißt du doch nicht: daß Juana mein liebes Weib wird. Damit aber weißt du auch, daß es nicht arg ausgefallen iſt, ſondern gut, unſäglich gut — wie du es mit uns beiden gemeint haſt. Du ſiehſt, es gibt keine Scharte auszuwetzen, und den Kriegszug mußt du aufſchieben: Juana braucht einen Brautvater. Und wenn du nur ſo Ländereien um den Lindenbühl aufkaufſt, ſo mußt du ſie auch vom Lindenbühl aus beaufſichtigen ...“

„Und wer ſonſt, als du, Onkel Julian, ſoll denn hier oben Hausherr ſein,“ fiel Juana ein, „wenn wir wochen- und monatelang abweſend ſind? Glaubſt du denn, daß es Matthias lange auf dem Lindenbühl dulden wird? Er wird ſich nach Steinthal ſehnen, er ſoll es auch und ſtolz darauf ſein, und ich mit ihm! Denn dort hat er unſer Haus wieder aufgerichtet, unſere Ehre und unſer Glück. Ich aber will bei ihm ſein, wenn er dort von ſeiner Arbeit ermüdet ausruht... fürchte dich nicht, Matthias,“ wandte ſie ſich an dieſen mit einem hinreißenden Lächeln, „fürchte dich nicht, ich werde dir keine Retorte dort zerbrechen, wie damals... weißt du noch?“

„Nun, da ſiehſt du es ſelbſt, lieber Onkel,“ rief Matthias, „du kommſt auch ſpäter nicht mehr zu deinem Kriegszug. Alſo ergib dich gutwillig und...“

Da hatte der Alte plötzlich Matthias und Juana mit den Armen umſchlungen und preßte ſie beide in einer Umarmung an ſeine mächtige Bruſt. Er wollte etwas ſagen, aber die Stimme verſagte ihm, und nur der weiße Schnurrbart bewegte ſich zuckend. Dann kehrte er ſich mit einem heftigen Rucke um und flüchtete mit großen Schritten vor ſeiner eignen Rührung — aber nicht, wie vorhin, abwärts dem Außenthore zu, ſondern ſchnurſtracks dem Lindenbühler Schloſſe entgegen und zu deſſen Portale hinauf, nachdem er auf der Treppe die Gräfin Anſelma ſtürmiſch umarmt hatte. Sie ſtieß einen lauten Schrei aus über dieſe nie vorher erfahrene Zärtlichkeit und blieb regungslos wie eine ſteinerne Pfeilerfigur an dem Portale ſtehen, wo ſie Julian angelehnt hatte.

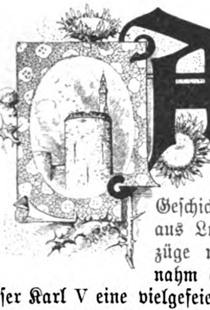
Juana aber nahm Matthias bei der Hand und führte ihn in die Gruftkapelle zu dem letzten Gedenkſteine der langen Reihe, unter welchem ſein Vater neben der Mutter ſchlief. Dort ſank ſie auf die Knie und flüſterte leiſe: „Da ſind wir — ſegnet mich, damit ich ſeiner wert ſei!“

Draußen brauſte es auf wie Orgelton, ein Rieſenarm langte rauſchend durch das offene Kapellenfenſter und ſchüttelte eine Handvoll weißer Blüten herein, gerade genug zu einem Brautkränzlein. Da lagen nun die duftigen Lindenblüten hingeſtreut über die zuſammengeneigten Häupter der beiden lebenden und über die Steindecke der beiden toten Lindenbühler. Die Sonne zog breite Bänder darüber hin und band ſie mit goldenen Strahlenfäden zuſammen. Der Rieſenarm aber hatte ſich ſachte gehoben und ruhte nun wieder ausgeſtreckt über dem Dache der Gruftkapelle; auch der tiefe Orgelſang war verbrauſt. Nur ihr ehrwürdiges Haupt neigte die Linde noch in feierlich langſamem Takte — ſie raunte wieder ihr altes herzbewegendes Lied von denen, die gekommen und gegangen waren und nun da ſchliefen unter ihrem ſegnenden Arm.

## Aigues-Mortes und ſeine Gefangenen.

Ein Bild aus der „Kirche der Wüſte" von Theodor Schott.

(Abdruck verboten.)

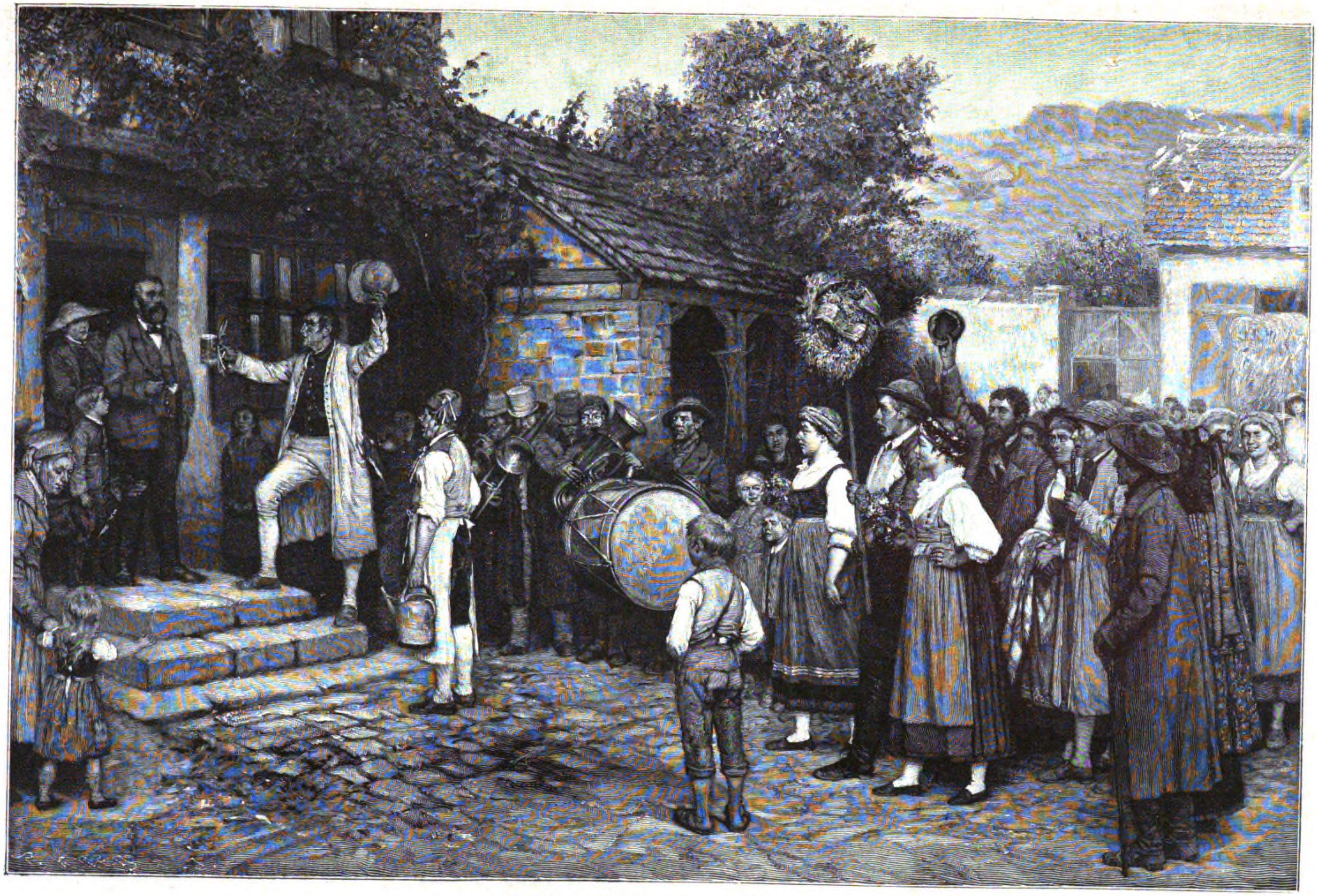


An einem Kanal der Rhone nicht fern vom Mittelmeer liegt die Stadt Aigues-Mortes, in der Geſchichte bekannt als der Ort, von wo aus Ludwig der Heilige ſeine Kreuzzüge nach Ägypten und Tunis unternahm (1248—1270), wo Franz I mit Kaiſer Karl V eine vielgefeierte Zuſammenkunft hatte (1535). Einſt eine blühende Handelsſtadt, iſt ſie jetzt öde und tot, aber doch in weiten Kreiſen bekannt und dadurch merkwürdig, daß ſie wie kaum ein zweiter Ort in Frankreich noch vollſtändig ihre mittelalterlichen Befeſtigungen bewahrt hat. Die Stürme von ſechs Jahrhunderten, die Zerſtörungswut und die Erneuerungsſucht der Menſchen haben die alte Kreuzfahrerveſte völlig unberührt gelaſſen, trotzig ragen die hohen krenelierten Mauern, von 15 mächtigen Türmen und Thoren gedeckt, empor, kein Stein iſt aus den Fugen gerückt, in ſchweigender Majeſtät beherrſcht dieſes wunderbare Denkmal der Vergangenheit die einſame Stille, welche über jener ganzen Gegend gelagert iſt.

An der nördlichen Ecke der Stadt, etwas ſeitwärts von der Umwallung ſteht ein rieſiger runder Turm (ſ. Abb. Initial A), wie eine trotzige Schildwache den Eingang zu der Stadt deckend und die Umgegend weit und breit beherrſchend. Schon zur Zeit Karls des Großen ſtand hier ein Feſtungswerk, Matafère genannt, oft genug der ſichere Zufluchtsort der Umwohner gegen die räuberiſchen Einfälle und Angriffe der Sarazenen; Ludwig IX ſtellte das zerfallene Gemäuer wieder her und gab dem Turme die großartigen Verhältniſſe, die ihn vor allen ſeinen Genoſſen in der dortigen Gegend auszeichnen. 34 Meter hoch erhebt ſich die gewaltige Rotonde, von der Plattform ſteigt ein Türmchen 13 Meter hoch empor, deſſen Leuchtfeuer früher den Schiffen im Mittelmeer die Richtung wies. Ob der fromme König dem Turm auch den Namen „La Conſtance" gegeben, und worauf ſich dieſer bedeutungsvolle Name bezieht, ob auf eine Frau aus ſeiner Verwandtſchaft, welche denſelben trug, ob er die Beharrlichkeit anzeigen ſolle, mit welcher der König ſeine Kreuzzugspläne verfolgte, oder nach dem Patois des Landes ſeine Stärke und Uneinnehmbarkeit, — es iſt nicht zu entſcheiden. Aber wie dem auch ſein mag, für die **Proteſtanten** Frankreichs heftet ſich an den Turm eine der düſterſten Erinnerungen aus ihrer an Verfolgungen und Bedrückungen ſo reichen Geſchichte, denn Jahrzehnte lang diente er als Gefängnis für arme proteſtantiſche Frauen, und das Verbrechen, welches ſie in dem grauſen Turm abbüßen mußten, war kein anderes als die Treue gegen ihren evangeliſchen Glauben; bedeutungsvoll weiſt ſo der Name des Turmes hin auf die ſchönſte Eigenſchaft ſeiner unglücklichen Bewohner, auf ihre Frömmigkeit und Anhänglichkeit an den ihnen teuren evangeliſchen Glauben.

Seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes (Oktober 1685) war in Frankreich jede öffentliche Ausübung des Gottesdienſtes in irgendwelcher Form bei den ſchwerſten Strafen verboten. Keine Predigt durfte mehr gehalten, kein Sakrament ausgeteilt, kein Pſalm mehr geſungen werden, freilich gab es auch keine Kirchen und keine Geiſtlichen mehr; die erſteren waren entweder zerſtört oder dem katholiſchen Bekenntnis übergeben, die letzteren aus dem Königreiche verbannt. Aber weder der gewaltthätige Wille eines ſich allmächtig dünkenden Königs, noch die barbariſche Juſtizpflege einer grauſamen Geſetzgebung vermochte das religiöſe Bedürfnis der treuen Proteſtanten zu unterdrücken; mit Strömen von Blut hatten im XVI. Jahrhundert die Hugenotten ihren Glauben verteidigt und ſich die religiöſe Freiheit erkämpft; mit einer Standhaftigkeit, die beinahe beiſpiellos in der Geſchichte iſt, hielten ihre Nachkommen im XVIII. Jahrhundert feſt an demſelben Glauben, obgleich er verfehmt geworden war. Von 1685—1787 — dem Jahre, in welchem Ludwig XVI ſein Toleranzedikt erließ — zieht ſich ein ununterbrochener Kampf fort zwiſchen der Staatsgewalt und den Proteſtanten oder wie ſie offiziell genannt wurden, den „Neubekehrten." Zu einem furchtbaren blutigen Ausbruch kam derſelbe in dem greuelvollen Kamiſardenkrieg (1702—1704), ſonſt offenbarte er ſich in unblutiger, aber um ſo wirkungsvollerer Weiſe in Gottesdienſten, geheimen Verſammlungen, Pſalmenſingen, Taufen, Trauungen ꝛc. Auf dem freien Felde, in verlaſſenen Steinbrüchen, in Waldlichtungen und Höhlen, in abgelegenen Häuſern ſammelten ſich im Dunkel der Nacht in tiefſter Stille die Proteſtanten, um einer Predigt zu lauſchen, welche oft genug von ungelehrten Leuten, auch von Frauen vorgetragen wurde, und in einigen Bibelſprüchen, einem Stücke einer auswendig gelernten Predigt eines berühmten Gottesmannes (Drélincourt, Saurin, Claude und anderen) beſtand. Erſt ſeit 1715 walteten infolge der unermüdlichen, erfolgreichen Thätigkeit von Anton Court, Roger, Corteux, Claris und anderen theologiſch mehr oder weniger ausgebildete Geiſtliche des Predigeramtes. Stundenweit eilten die Proteſtanten zu dieſen Verſammlungen „der Wüſte," wie jene eigentümliche religiöſe Entwickelung nach Offenbarung Joh. 12, 6 bezeichnet wurde. Frauen ſchleppten ihre Kinder mit, alte Redner boten ihre letzte Kraft auf, und wenn das Rauſchen der Bäume, das Dunkel des Waldes oder der Höhle, die geheimnisvolle Stille der Nacht dieſen Verſammlungen ein tief ernſtes Gepräge gaben, ſo wurde dies noch erhöht durch die Gefahr, die wie eine drohende Wolke über Prediger und Zuhörern ſchwebte. Wurde eine Verſammlung überfallen — und trotz aller Vorſichtsmaßregeln der Proteſtanten kam dies oft genug vor — ſo wurde der Prediger gehenkt, wenn er nicht abſchwor, die Männer wanderten auf die Galeeren, die Frauen wurden kahl geſchoren und in den Turm La Conſtance auf Lebenszeit eingeſperrt. Der ſtumme teilnahmloſe Zeuge vieler Thränen, namenloſen Jammers, aber auch eines edel getragenen Martyriums war dieſer Turm, unbekannte, arme Frauen und Mädchen ſind die Gefangenen geweſen, nicht zu vergleichen mit den Trägern der erlauchten hohen Namen, welche z. B. während der Schreckensherrſchaft vor hundert Jahren die Pariſer Gefängniſſe bevölkerten, und doch iſt auch dies ſtille, ſchlichte, wenig gekannte Heldentum der Beachtung und Teilnahme wert.

Wann die ſchweren Thore des Turmes ſich zum erſtenmal hinter einer Proteſtantin ſchloſſen? Man hat die genaue Jahreszahl noch nicht gefunden; aus dem Jahre 1707 und 1708 werden uns die erſten Namen berichtet, aber ſchon früher ſcheint der Turm zu dieſem traurigen Dienſte verwendet worden zu ſein. 1763 kamen die letzten Gefangenen dorthin. Wie viele im ganzen ihr Leben oder einen großen Teil desſelben dort vertrauerten, auch hierüber fehlen uns ganz genaue Liſten. Oft genug wurden freilich ſolche aufgeſtellt für fremde Fürſten, welche ſich ihrer Glaubensgenoſſen annahmen, für andere Gönner und Wohlthäter. Im Jahre 1712 ſollen 10 Frauen dort geweſen ſein, 1723 — 33, 1739 waren es 22, 1746 — 40, 1750 — 22, 1761 — 20, 1763 — 30, 1767 noch 14. Sie alle entſtammten den ſüdlichen Provinzen Frankreichs, dem Languedoc, der Dauphiné, dem Vivarais, Gévaudan ꝛc.; denn dort, beſonders in den ſchwer zugänglichen Cevennengegenden hatte ſich der verfehmte Glaube am meiſten erhalten. Faſt durchweg waren es arme Familien, Landleute und Handwerker aller Art, welchen ſie entriſſen wurden, nur eine einzige adelige Frau von Saint-Sens wurde am 15. Juli 1752 verurteilt, „weil ſie einem Geiſtlichen einmal ein Unterkommen in ihrem Hauſe in Marſillargues gewährt hatte." Religiöſe Übertretungen führten faſt ausſchließlich die Unglücklichen in den Turm, nur ein einziges Mal wurde eine Frau wegen Libertinage verurteilt. Aber bei der Fülle von Verboten, welche das Leben und Daſein der Neubekehrten wie mit einem dichten Netze



Erntekranz. Nach dem Gemälde von C. Geibel.

umzogen und einengten, war es nur allzuleicht, dem Arme der argwöhniſch wachſamen Gerechtigkeit zu verfallen. Da hatte die eine einem evangeliſchen Geiſtlichen Beiſtand geleiſtet, eine andere ihre Ehe „in der Wüſte“ einſegnen laſſen, eine dritte war ergriffen worden auf der Flucht ins Ausland, eine vierte hatte evangeliſche Bücher in ihrem Hauſe, oder ſonſt etwas „gegen die Religion gethan.“ Im Jahre 1730 wurde Marie Durand in ihrem elterlichen Hauſe verhaftet und zu lebenslänglichem Gefängnis in dem Turme verurteilt, „weil ſie die Schweſter eines Geiſtlichen war.“ (!) Die meiſten Gefangenen aber verdankten ihr hartes Los dem Beiwohnen religiöſer Verſammlungen. 1730 wurde eine ſolche Verſammlung in Maſſe les Crottes überraſcht, mehrere Frauen dabei gefangen und nach La Conſtance geſchickt. Am 29. März 1735 wiederholte ſich dasſelbe traurige Schauſpiel bei einer Verſammlung, die in Venoux gehalten wurde. Unter den Gefangenen war ein junges Ehepaar François de Fiales und Iſabeau geb. Menet, noch nicht ein Jahr waren ſie verheiratet, als dieſer ſchwere Schlag ſie traf; denn der Mann wurde zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe verurteilt, die Frau mit ihrer Schweſter Jeanne zuerſt nach dem alten Schloſſe Pont-Saint-Eſprit gebracht und von dort nach Aigues-Mortes. Ihre Schweſter Jeanne war glücklicher geweſen: in Pont-Saint-Eſprit hatte ſie die Erlaubnis ausgewirkt, ihre Wäſche in der Rhone reinigen zu dürfen; dabei tauſchte ſie einmal ihre Kleider mit denen einer Wäſcherin, ein Bekannter geleitete ſie an einen ſichern Verſteck, von dem aus ſie einen kurzen Beſuch bei ihren Eltern machte. Zwei andere ebenfalls um ihres Glaubens willen verfolgte Mädchen geſellten ſich bald zu ihr; letztere hatten ſich an ihren Betttüchern aus ihrem Gefängniſſe herabgelaſſen, glücklich waren ſie über die Gartenmauer geſtiegen, ein Briefchen mit Blut geſchrieben, teilte den Verwandten ihr glückliches Entkommen mit. Unter der ſicheren Obhut eines treuen Dieners gelangten die drei, in Fäſſer verſteckt, wie es damals nicht allzuſelten war, wohlbehalten in die Stadt am Leman, welche Jahrhunderte hindurch die Zufluchtsſtätte ſo vieler franzöſiſcher Proteſtanten war, in „das glückliche Genf.“

Aber begleiten wir die Gefangenen in ihre düſtere neue Heimat und verſuchen wir ein Bild von dem kleinen Gemeinweſen, das dort wider Willen ſich bilden mußte, zu entwerfen. Eigenartig wie das ganze alte Bauweſen war der Raum, welcher die Gefangenen aufnahm. Der kreisrunde Turm umſchloß zwei geräumige Säle, welche übereinander lagen, ein Loch, ungefähr zwei Meter im Durchmeſſer, durchbrach das Gewölbe zwiſchen dem unteren und oberen Stockwerk, wie zwiſchen dem letzteren und der Plattform. Luft und Licht, Sonne und Regen fanden durch dasſelbe ihren Weg in den Gefangenenſaal, auch der Rauch von der kleinen Feuerſtelle, welche auf einigen Steinen im Saale unterhalten werden durfte, fand durch dasſelbe ſeinen Ausgang. Spärlich war das Licht, welches durch die engen hohen vergitterten Schießſcharten fiel, waren doch die gewaltigen Mauern fünf Meter dick! Aber ungehindert ſandte der Miſtral ſeinen eiſigen Hauch durch das fenſterloſe Gemäuer, und wenn der Südwind die Wogen des Mittelmeeres aufregte, vernahm das Ohr deutlich das dumpfe Toſen der Brandung. Am Anfang des XVIII. Jahrhunderts waren Männer im oberen Saale eingeſperrt geweſen, Gefangene aus den Kamiſardenkriegen; ſiebzehn der verwegenen Geſellen gelang es am 27. Juli 1705 in einer Schießſcharte eine Stange zurückzubiegen, ein Seil daran zu befeſtigen und an demſelben die grauſige Höhe hinabzuklimmen; ſeitdem war der Turm nur noch für Frauen beſtimmt und derſelbe Saal (wie es ſcheint) ihnen als ihr Aufenthalt angewieſen. Längs den Wänden waren ihre ärmlichen Lagerſtätten aufgeſtellt, und eine Vertiefung in der Mauer, eine Art Alkoven, nahm die zahlreichen Kranken auf.

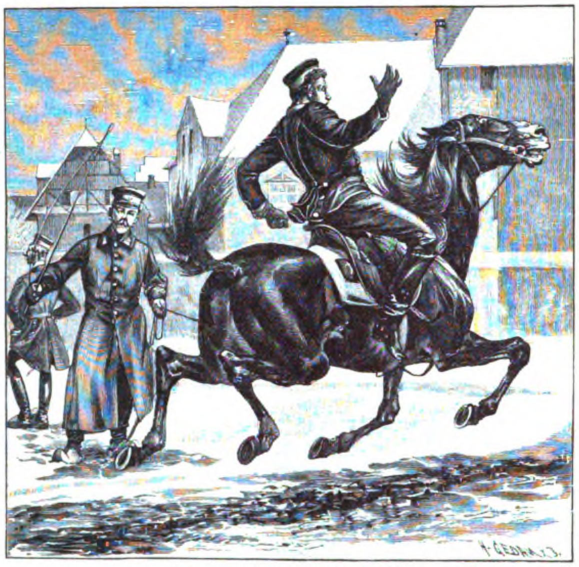
Jene echt franzöſiſche Leichtlebigkeit, mit welcher die Opfer der Schreckensherrſchaft während der Revolution in den Gefängniſſen von Paris ſich über die Langeweile der Haft und die Furcht vor der Guillotine durch Romane und Liebesintriguen und Spiel und Scherz hinwegzutäuſchen ſuchten, iſt bei den ernſten unglücklichen Bewohnern von La Conſtance nicht zu finden. Es mochte leichter ſein in der fürchterlichen Aufregung, welche die Pariſer Ereigniſſe jeden neuen Tag hervorriefen, dem Grundſatze zu huldigen: „Heute das Vergnügen, morgen der Tod!“ als in der monotonen Einförmigkeit eines einſamen Gefängnislebens, das an nichts reich war, als an Entbehrungen, die Jahre dahinziehen zu ſehen ohne Ermatten; 10—20, ſelbſt 30 Jahre ſchwanden dahin und mit ihnen Jugend und Kraft und Frohſinn. Da war Anna Gauſſain von Somnières; ſeit 1723 lag ſie im Turme, 1763 iſt ſie noch da; da war Marie Beraud; 1727 wurde ſie eingeſperrt, 1754 wird ſie noch erwähnt als achtzigjährige Matrone, ſeit dem vierten Jahre war die Ärmſte blind. Am 25. Auguſt 1730 war, wie erwähnt, Marie Durand eingeliefert worden, ein achtzehnjähriges Mädchen, die glückliche Braut von Matthieu Serres, der auch wegen religiöſer Verbrechen im Fort Brescon bei Cette eingekerkert war, 1748 leſen wir ſeinen Namen noch in den dortigen Liſten. Auch ihr Vater, ein ſiebzigjähriger Mann, war eine Zeitlang eingekerkert geweſen; dadurch, daß ſie den Vater verfolgte, hoffte die Regierung mit wahrhaft teufliſcher Logik den Sohn von ſeinem geiſtlichen Amte abzuziehen. Aber umſonſt, Pierre Durand ſetzte mutig ſeine Wanderungen und Predigten fort, bis er durch den ſchnöden Verrat eines abtrünnigen Glaubensgenoſſen am 17. Februar 1732 gefangen und am 22. April in der Citadelle von Montpellier, welche den Tod ſo manchen proteſtantiſchen Märtyrers ſah, am Galgen ſein Leben endete, ein treuer ſtandhafter Bekenner ſeines Glaubens. 1768 war Marie Durand noch im Kerker! Jammerwürdig war das Geſchick von Iſabeau Menet: wenige Monate nach ihrer Überführung in den Turm ſchenkte ſie einem Sohne das Leben, dem ſie den Namen Michel-Ange gab, weil ſie einen Engel des Troſtes in dem Kleinen ſah; aber als er ſechs Jahre alt war, mußte ſie ſich von ihm trennen, er wurde einem Oheim zur Erziehung übergeben. Ein Jahr ſpäter (Dezember 1743) ſtarb ihr Mann auf den Galeeren, ſie hatten einander nicht mehr geſehen. Damals noch zeigen die Briefe, welche ſie mit ihrer Schweſter in Genf wechſelte — denn es war den Gefangenen erlaubt, mit den Ihrigen zu korreſpondieren — die alte Friſche und Kraft, auch ihr Glaube war, wie ausdrücklich ein Bericht hervorhebt, noch nicht wankend geworden, aber dieſe fortgeſetzten Unglücksſchläge, Gefängnisluft und Gram untergruben allmählich Geſundheit und Geiſteskraft, am 3. März 1750 wurde ſie freigelaſſen als wahnſinnig!

Doch es wäre unrichtig, nur bei dieſen düſterſten Seiten des ergreifenden Gemäldes, welches dieſes Gefängnisleben uns darbietet, ſtehen zu bleiben. Die Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit der Glaubensgenoſſen, das Mitleiden anderer, und vor allem der natürliche, vom gemeinſamen Glauben und gemeinſamen Elend geſtärkte Trieb, einander Liebe und Freundlichkeit aller Art zu erweiſen, ſtreuten auf den Leidensweg der Unglücklichen einige, wenn auch ſpärliche Roſen. Wenn neue Ankömmlinge das Gefängnis bevölkerten, ſo gab es ein Fragen nach Neuigkeiten, Bekannten und Verwandten, man ſuchte ſie zu tröſten und durch kleine Aufmerkſamkeiten ihr Los zu erleichtern; wenn eine Gefangene freigelaſſen wurde, ſo war ſie die beneidete Trägerin von Grüßen und Aufträgen. Die briefliche Verbindung mit der Außenwelt war geſtattet, und wenn ihr Maß von der Laune und Gutmütigkeit des Kommandanten abhing, im ganzen war ſie eine recht lebhafte und in den ſechziger Jahren eine faſt unbeſchränkte. Noch bewahren franzöſiſche Familien einzelne Briefe oder Bruchſtücke derſelben auf, von ihren Ahnen oder Verwandten geſchrieben, einſt die Urkunden und Zeugen ihrer Leiden, jetzt koſtbare Denkmäler eines heldenmütigen Glaubens. Gewiß nicht ohne Rührung lieſt man den langen Brief von Iſabeau Menet an ihre Schweſter Jeanne, worin ſie ihr Leben ſchildert, rühmt, welche treue Freundin ſie an Marie Durand gefunden habe, deren Geſichtszüge ſie eben auch an ihre Schweſter erinnern, wie ſie alle Verwandten grüßt und ſich ihnen empfiehlt, ihre jüngere Schweſter ermahnt, doch recht beſcheiden und brav zu ſein und den Gottesdienſt oft zu beſuchen, da ſie ja in Genf ſo gute Gelegenheit dazu habe und ſie endlich verſichert, weder Drohungen noch Verſprechungen würden im ſtande ſein, ſie von ihrem Glauben zu ſcheiden. In einem anderen Briefe, nach der Trennung von ihrem Sohne geſchrieben, vertraut ſie feſt auf das Verſprechen ihrer Schweſter, ſich ſeiner anzunehmen; ſo klein er geweſen, war ſeine Geſellſchaft doch ein großer Troſt für ſie. Keine Klage ſpricht ſie aus über den Tod ihres Mannes, den ſie ſeitdem erfahren, nur hofft ſie, ihr Sohn werde deſſen eingedenk ſein, daß ſein Vater für ſeinen Glauben geſtorben ſei. In neidloſer Liebe wünſcht ſie ihrer Schweſter ein gutes neues Jahr und viele ſchöne kommende Jahre und ſchließt dann mit einem aufrichtigen Dank gegen Gott für die gute Nachricht, daß man im ganzen Languedoc Verſammlungen halte und ohne Furcht taufe und traue. Beſonders Marie Durand, gebildeter als die meiſten ihrer Leidensgenoſſen, auch etwas gehoben in den Augen derſelben durch das Martyrium ihres Bruders, war die Pflegerin des geiſtigen und religiöſen Lebens dieſer wie auf einer Inſel vereinſamten Geſellſchaft: anſtellig und gewandt war ſie bald die Vertraute der anderen, las ihnen aus der Bibel vor, tröſtete und ermahnte, pflegte die Kranken, führte die Korreſpondenz für einzelne und wenn es eine Veranlaſſung gab für die ganze kleine Gemeinde. Einfache Briefe ſind es, aber aus allen ſpricht ein klares, geſundes Urteil, weht eine echt chriſtliche Ergebung und Demut. „Welchen Weihrauch ſtreuſt du mir,“ ſchreibt ſie ihrer Nichte, „du überhäufſt mich mit Lobſprüchen, und doch iſt es nur Gottes Gnade, welche mir die Freudigkeit in meinem Leiden gibt.“ Wer wollte es aber ihr und den übrigen Gefangenen verargen, wenn durch alle Briefe hindurch eine herzzerreißende Sehnſucht nach Befreiung hindurchklingt! Jeder Beſuch, den ſie von einem hohen Herrn erhielten, jede Mitteilung, daß man ſich für ihr Los intereſſiere oder verwende, fachte das glimmende Docht der Hoffnung wieder aufs neue an. So hörten ſie (im Jahre 1745), daß der Prinz Georg von Schweden für ihre Freilaſſung wirke, es war umſonſt; 1741 trat Friedrich der Große für ſie ein: durch den traurigen Zuſtand einiger wegen der Religion gefangener Perſonen im Turme La Conſtance, deren Religion er teile, ſei er tief gerührt und bitte inſtändig den Kardinal (Fleury) bei Sr. Majeſtät (Ludwig XV) für ihre Freilaſſung ſich zu verwenden; er ſchmeichle ſich, daß ſeine allerchriſtlichſte Majeſtät einige Rückſicht auf ſeine Verwendung zu gunſten dieſer armen Leute, welche ſo lange im Kerker ſchmachten, nehmen werde. Ob einige freigelaſſen wurden und welche, darüber iſt genaues nicht zu erfahren, aber mannigfach wiederholten ſich ſolche Verwendungen und gewiß nicht alle ohne Erfolg.

Denn die Glaubensgenoſſen in der Freiheit vergaßen ihre gefangenen Schweſtern nicht; ſie gehörten ſtets zu denen, für welche in den Verſammlungen gebetet und geſammelt wurde. Im Jahre 1727 ſchreibt ein Prediger „der Wüſte,“ man habe den Gefangenen 11 Livres (etwa 40 Mark) zugeſandt, mehr vermochten die Gemeinden nicht. Stets wiederholten ſich ſolche Gaben, und ebenſo willig ſteuerten die franzöſiſchen Flüchtlinge außerhalb Frankreichs, die Hilfsgeſellſchaften (société de charité) in Genf und Bern, in London und Rotterdam und anderen Orten, durch Briefe und Bitten ſtets auf dem Laufenden erhalten, bei. Im Jahre 1740 z. B. erhielten ſie von den Genfern Speck, Reis und Olivenöl, Seife und Pfeffer, Faden, Garn und Tuch und 31 Paar Holzſchuhe; alles iſt ſchweſterlich geteilt worden. Freilich wurden auch Klagen laut über die Gleichgültigkeit der nächſten Angehörigen; „ſeit zehn Jahren,“ heißt es einmal, „haben die Kirchen des Vivarais nichts mehr für die Ihrigen gethan, und doch ſtammen neun von unſern Schweſtern dorther,“ und noch im Jahre 1762 ſchreibt Marie Durand: „Wir ſind in großem Elend, viele von den Unſern ſind verſchuldet.“ Die Gefangenen erhielten nur das Nötigſte von dem Staate geliefert (z. B. täglich für einen Sous Brot), der Mangel an gutem Waſſer, die Entbehrungen in der langen Haft und in dem ungeſunden Gefängnis verurſachten viele Krankheiten. Wohl durften ſie täglich im Hofe des Gefängniſſes friſche Luft ſchöpfen, aber auf der Plattform ſich aufzuhalten, welche durch eine ſteinerne Treppe mit ihrem Saale in Verbindung ſtand, und ſich dort wenigſtens der weiten Ausſicht zu erlaben, war verboten. Überdies waren die meiſten bitterarm, denn mit der Gefangennahme wurde auch Hab und Gut eingezogen. Wohl geſchah es bei Marie Durand durch eine der ſeltſamen Launen, welche ſich in jenem Jahrhundert in dem Verhalten der Regierung gegen die Proteſtanten finden, daß ſie, obwohl noch gefangen, doch wieder in den Beſitz und Genuß ihres beſcheidenen Hauſes und Grundſtückes in Bouchet les Pranles kam (1762). Aber die Zimmer drohten einzuſtürzen, und die Bäume waren abgehauen.

Bis zum Jahre 1768 beherbergte das grauſe Gefängnis ſeine bedauernswerten Opfer; wohl gab es ein Mittel, das die eiſernen Thore wie mit einem Zauberſtabe öffnete: — abzuſchwören, und Geiſtliche und Mönche boten alles auf, um die gefangenen Proteſtanten in den Schoß der katholiſchen Kirche zurückzuführen. Aber die Ermahnungen zur Standhaftigkeit, welche von auswärts ihnen zufloſſen, die Stärkung, welche ſie in ihrer Gemeinſchaft fanden, vereitelten bei den meiſten dieſe Einwirkungen; unter 43, welche namentlich aufgeführt ſind, befanden ſich nur fünf Abtrünnige; in der Kapelle des Schloſſes entſagten dieſe de pure et franche volonté den Irrtümern Luthers und Calvins. Allerdings war die Bekehrung ſelten eine vollſtändige und ernſtliche; ſo ſchwur Suſanne Daumezon nach zwölfjähriger Gefangenſchaft ab und wurde frei, aber vier Jahre nachher ließ ſie ſich abermals „in der Wüſte“ trauen und ſtarb erſt mehrere Jahre ſpäter „ihrem proteſtantiſchen Glauben treu.“

Endlich ſchlug auch dieſen vielgeprüften Dulderinnen die Stunde der Erlöſung. Am 11. Juni 1767 kam der Prinz von Beauvau mit dem bekannten Chevalier Boufflers auf einer Inſpektionsreiſe nach Aigues-Mortes und beſuchte die Gefangenen in La Conſtance. Es bot ſich hier den beiden ein Elend dar, bei deſſen Anblick der blaſierte Weltmann alles Spottes vergaß und nur mit tiefſter Rührung und Mitleid von den 14 Frauen erzählen konnte, welche ſeufzend und weinend vor ihnen auf die Kniee ſanken und die Geſchichte ihrer Leiden und ihrer Verbrechen erzählten, welch letztere doch keine anderen waren, als daß ſie dieſelbe Religion hatten, wie einſt König Heinrich IV. Bei ſeiner Abreiſe von Verſailles hatte der Prinz als beſondere Gnade erwirkt, drei oder vier Frauen freizugeben, aber Gerechtigkeit und Menſchlichkeit geſtatteten ihm nicht, eine Auswahl unter dieſen Unglücklichen zu treffen, ſo gab er alle 14 frei, und als der Miniſter de Brillière, der ſtets hart gegen die Proteſtanten war, ihm Vorwürfe darüber machte, erwiderte der Prinz in edlem Selbſtgefühl: Seine Majeſtät könne ihm ſein Kommando nehmen, nicht aber ihn hindern, die Pflichten des Gewiſſens und der Menſchlichkeit zu erfüllen. Es blieb bei der Freilaſſung von allen, aber es währte noch Monate, bis ſich der Turm ganz leerte. Am 14. April 1768 verließ ihn Marie Durand, vielleicht als die letzte (nach einer anderen Nachricht waren erſt im Juli 1769 alle frei). Sie iſt eine der wenigen, von deren ſpäteren Schickſalen wir etwas wiſſen; ein junges Mädchen war ſie in den Turm eingeſperrt worden, eine alte Matrone, mit gebleichtem Haar verließ ſie ihn nach achtunddreißigjähriger Gefangenſchaft, um in einer Welt, die ſich ſeitdem völlig verändert hatte, noch einige Jahre der langentbehrten Freiheit zu genießen. Von ihren Glaubensgenoſſen wurde ſie mit Teilnahme und Liebe überhäuft, die walloniſche Gemeinde in Amſterdam ſetzte ihr eine jährliche Penſion von 200 Lire aus, welche das edle Mädchen mit ihrem Leidensgenoſſen Chambon, dem letzten Galeerenſträfling, teilte. Auf den Steinen ihres zerfallenden Hauſes ſtanden die Inſchriften: „Domine, miserere mei!“ und „Loué soit Dieu!“ — ſie konnte beides mit vollem Herzen ausrufen.

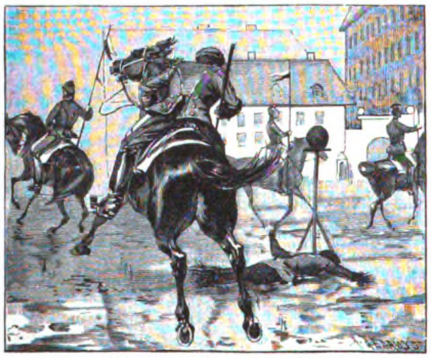


In der Bahn: In tauſend Nöten.

## In der Bahn.

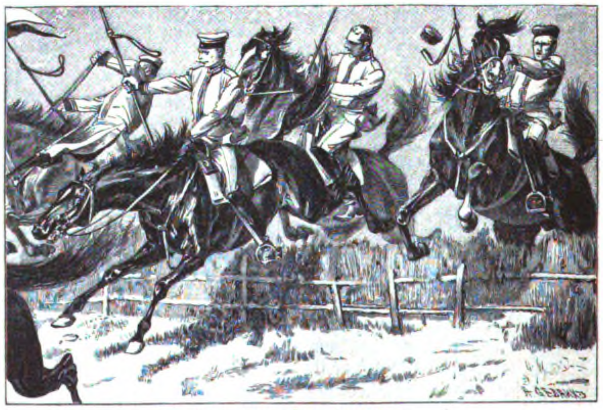
(Abdruck verboten.)

Die alten Herren von ehedem, welche in prallen, dicken Gäulen und einer feinen Paradedreſſur den Inbegriff der kavalleriſtiſchen Künſte ſahen, könnten ſich gewiß manchmal nur ſchwer in den Ausbildungsgang hineinverſetzen, den heute unſere Reiterei, Mann wie Pferd, durchmacht und durchmachen muß, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Jene alten Herren waren dabei perſönlich ſo treffliche Reiter, wie nur einer der jüngeren; aber die lange Friedenszeit hatte allerlei Künſteleien großgezogen, man ſuchte ſich in der Gleichmäßigkeit der äußeren Form zu überbieten und ſtrebte nach Feinheiten, welche den eigentlichen Zielen und Zwecken der Soldatenreiterei ganz fern liegen. Ohne es zu wollen, ja im ſelbſtverſtändlichen Wunſch, das Höchſte zu erreichen, entfernte man ſich mehr als gut von jenen grundlegenden Anſchauungen, die einſt die Reiterei Friedrichs des Großen zu ihren ſchönſten Erfolgen geführt hatten. So gewaltige Umgeſtaltungen auch die Ausbildung der deutſchen Reiterei ſeit den Tagen eines Seydlitz und Zieten erfahren hat, ihr letzter Zweck und ihr höchſtes Ziel mußte ja doch ſtets der alles niederwerfende Anſturm in der Attacke, die Möglichkeit lang ausgedehnten, ſcharfen Reitens bleiben. Die Notwendigkeit aber, Roß und Reiter in dieſer Richtung zu erziehen und auszubilden, trat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſchärfer hervor: immer ſchwieriger wurde das Anreiten gegen die todſprühenden Feuerlinien des Gegners, immer länger die Strecken, welche im raſenden Lauf bis zum Einbruch zurückgelegt werden mußten, wenn man nicht gänzlich auf die Schlachtenthätigkeit der Kavallerie verzichten wollte. Und anderſeits ſtellten auch die neuen Aufgaben, welche die heutige Kriegführung der Reiterei brachte, neue Anforderungen: das einzelne Pferd und der einzelne Reiter mußten in einer Art und Weiſe wendig und findig gemacht werden, die man ehedem nicht kannte, ſie mußten zu Dauerritten befähigt werden, über deren Ausdehnung man früher lächelnd die weiſen Häupter geſchüttelt hätte. Das alles konnte freilich nur zum Teil durch verbeſſerte und in gewiſſer Hinſicht vereinfachte Ausbildung erreicht werden — ein ander gut Teil von dem heute Erzielten iſt der ſtetigen Steigerung in der Güte unſerer Kavallerieremonten, iſt den Fortſchritten der Pferdezucht beſonders Oſtpreußens zu gute zu ſchreiben.



In der Bahn: Waffenübungen.

Die alten Herren um die lobeſame, ruhige Mitte unſers Jahrhunderts hatten es gewiß bequemer, denn wir. Trotzdem ſie ſicher in ihrer Art auch fleißig auf dem Zirkel und dem Viereck waren, von der Bienenemſigkeit, die heute ein deutſcher Eskadronchef entwickeln muß, wenn anders er „mitkommen“ will, hatten ſie doch keine rechte Ahnung. Es ging damals wohl alles noch ſeinen beſchaulichen, ruhigen Gang und ehe man einer Schwadron einen langen Galopp querfeldein zumutete, beſann man ſich ſicher zweimal. Auch waren die böſen Feuerwaffen, die der Kavalleriſt von heute gebraucht, noch im Urzuſtande und wenn einmal mit dem Kuchenreuter nach der Scheibe geſchoſſen wurde, kümmerte ſich eigentlich niemand groß darum, ob der Löcher in der Luft mehr waren, als derer in der Scheibe. Das Gefecht zu Fuß war noch gar nicht erfunden und kein Rittmeiſter brauchte ſich daher damit zu quälen, ſeine Getreuen in die fundamentalen Myſterien des Schützenkampfes einzuführen. — Damals fehlte es nimmer an Zeit für die Thätigkeit auf der Bahn — heute muß, was durch die größere Vielſeitigkeit des Dienſtes auf der einen Seite an Zeit verloren geht, durch erhöhte Intenſivität des Betriebes wieder eingebracht werden. Was ehedem dem im Dienſt ergrauten Wachtmeiſter und den erprobten Unteroffizieren überlaſſen werden konnte, fällt heute dem Chef der Eskadron und ſeinen Offizieren zum größten Teil ſelbſt zu — es iſt bezeichnend, daß die ausgezeichnete Inſtruktion über den Reitunterricht vom Jahre 1882 in ihrer Einleitung ausdrücklich darauf hinweiſt, wie an dem Unterricht für die dritte, höchſte Reitklaſſe, in welcher die *Lehrer* ausgebildet werden ſollen, hauptſächlich nur Offiziere teilnehmen ſollen, „da zu einem guten Lehrer geordnete

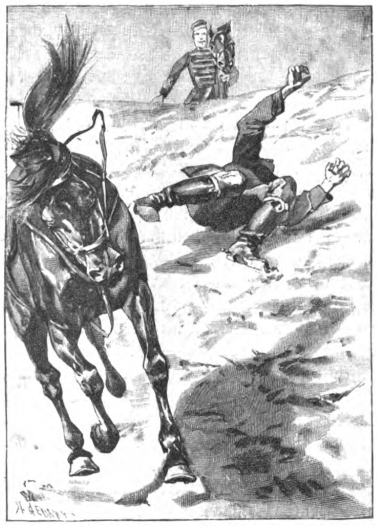


In der Bahn: Über die Hürde.

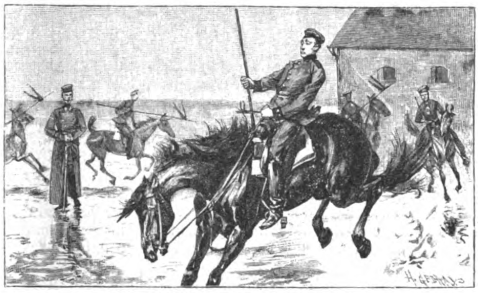
Ideen, Ruhe, folgerechte Unterrichtsmethode und eine gewiſſe wiſſenſchaftliche Bildung gehört."

Ruhe! Ja Ruhe und Geduld braucht der Reitlehrer wahrhaftig.

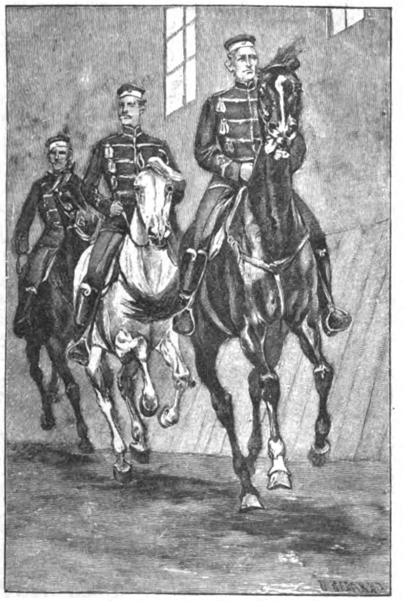
Dem armen Rekruten erſcheint das Pferd anfangs, ſelbſt wenn er ſich daheim ſchon als ſtolzer Bauernſohn einmal auf Jochens Rücken geklemmt hatte, als eine wilde Beſtie — und auch dem geduldigſten Stallveteranen iſt der Rekrut, „den er das Reiten lehren ſoll," meiſt ein kaum erträglicher Quälgeiſt. Bis ſich die beiden miteinander einleben, ehe aus dem vierſchrötigen Burſchen ein gewandter Ulan wird, das koſtet ihnen — und auch dem Lehrer — manchen bitteren Schweißtropfen. Und dabei hebt die Vorſchrift als ganz beſonders wichtig hervor, daß bei den Schülern Luſt und Liebe am ſicherſten rege erhalten wird, wenn der Lehrer ſtets ruhig und gelaſſen bleibt, ſich kein heftiges, auffahrendes Weſen erlaubt und die Überzeugung feſthält, daß ſeine Schüler ſtets nur aus Unwiſſenheit fehlen. Wo ſind die Zeiten geblieben, wo die Himmeldonnerwetterſchockſchwerenots zur ſelbſtverſtändlichen Muſik jeder Reitſtunde gehörten und die alten bärbeißigen Kavallerieunteroffiziere als Meiſter in der Erfindung genialer Kaſernenhofblüten galten, ja dieſelben auch wohl gar dann und wann durch eine kernige Handbewegung, die nicht immer nur dem Pferde gegolten haben ſoll, unterſtützten! — Syſtematiſch baut ſich der Reitunterricht — von leichteren Lektionen langſam zu ſchweren vorſchreitend — auf, wobei der theoretiſche Unterricht ſtets mit dem praktiſchen derart verbunden ſein muß, daß jeder Bewegung, die der Schüler vornehmen ſoll, eine Erklärung vorangeht. Der Rekrut — die erſte Reitklaſſe — lernt erſt den Sitz „auf Decke," dann die Stellung der Fäuſte und die Führung der Trenſe: anfangs läßt der Lehrer ſeine Abteilung möglichſt ungeſtört auf den Gäulen ſitzen, bis ſie einiges Vertrauen zu dieſen ... und zu der höchſt eignen Perſon erlangt haben. Die guten Pferdchen ſind auch froh, daß man ihnen nichts thut; langſam und gemächlich ziehen ſie im Schritt ihres Weges, wenn durch die ganze Bahn changiert wird, folgen ſie ganz von ſelbſt dem klugen Tetenpferde und nehmen es kaum ſonderlich übel, wenn einmal ein gewiſſer Lehmann ungebührlichen Halt an den Zügeln ſucht. Wird dann angetrabt, ſo gewinnt die Sache freilich ſchon einen gefährlicheren Anſtrich: Heinz und Kunz fangen trotz aller Ermahnung, dem Vorderreiter gefälligſt in den Nacken zu ſehen, an, ſich höchſt bedenklich nach Hilfe umzuſchauen, und der p. p. Schulze greift bald verzweiflungsvoll in die Mähne, aber das ſchnell erfolgende Kommando „Schrrr—itt" rettet ſie noch vor dem Verderben. Nun kommt aber das Schrecklichſte der Schrecken: die Zügel werden auf den Hals der Pferde zuſammengeknotet und die unglücklichen Reitersleute ſollen Freiübungen machen, ſollen die Beine, die ihnen doch nur zum Feſtklammern beſtimmt ſcheinen, heben und ſtrecken und die Arme, die doch ihrer unmaßgeblichen Meinung nach eigentlich zu ganz anderen Zwecken dienen, bald rückwärts und bald aufwärts ſtrecken und rollen. Grundgütiger Himmel, wie man nur ſo etwas erfinden kann! — Aber auch der hochnotpeinlichen Frage zweiter Grad wird überſtanden und ſiehe da, allmählich fängt auch der ängſtlichſte Rekrut an, ſich ein wenig zu fühlen; er lernt unwillkürlich Gleichgewicht halten und er erlangt auch, langſam zwar, aber mit fortſchreitender Beſtimmtheit eine gewiſſe, bewußte Einwirkung auf ſein Pferd. Aus dem mäßigen Trabe der erſten Stunden entwickelt ſich der Mitteltrab, die Abteilung geht auf den Zirkel über und nicht lange, ſo fangen Heinz und Schulze auch die Geheimniſſe der Volte und der Wendungen an zu kapieren — daß man bei denſelben freilich Wendungen auf der Vorder-, Mittel- und Hinterhand unterſcheidet, will ſchwer in die dicken Schädel, denn daß die Pferde Hände haben ſollen, ſcheint ihnen doch über die Hutſchnur zu gehen. Endlich kommt ein kleines Galöppli und nach fünf Wochen etwa ſteigt der Rekrut zum erſtenmal ſtolz in den Sattel. Böſe Menſchen haben freilich das Reiten auf Sattel ohne Bügel erdacht — das ſoll aber nach Vorſchrift nur bei Schritt und Trab angewendet werden und es iſt gut, daß der Herr Leutnant auf der allerliebſten Skizze „In tauſend Nöten" dem Unteroffizier juſt den Rücken zudreht, denn er würde mit deſſen Unterrichtsmethode vielleicht nicht recht einverſtanden ſein.



In der Bahn: Entgleiſt.



In der Bahn: Romeo will nicht.



In der Bahn: Alte Remonten in der Bahn.

Unſere geſamte Kavallerie iſt bekanntlich jetzt mit der Lanze — der Königin der Waffen, wie ihre Freunde ſie von altersher nannten — bewehrt und den „Waffenübungen" muß ſeither beſondere Sorgfalt zugewandt werden. Inzwiſchen geht es aber auch in den Springgarten „Über die Hürde" oder über feſte Barrieren, und der ſchon firmere Reitersmann übt ſich im Klettern, Abhang hinauf, Abhang hinunter. Folgen die Pferde erſt über die bekannten Hinderniſſe, ſo ſucht man ſich andere Hinderniſſe im Gelände und wiederholt die Übungen täglich, ſo daß der Rekrut lernt, auch unter ſchwierigeren Verhältniſſen Herr ſeines Pferdes zu bleiben. Wenn Schulze dabei auch einmal „Entgleiſt“ — es koſtet ihm nicht gleich Kopf und Kragen, ja ich wette hundert gegen eins, daß er, noch ehe ſein hilfbereiter Landsmann ſich aus dem Sattel geſchwungen hat, bereits wieder auf ſeinen eignen zwei Beinen ſteht und lachend ſich über ſein Mißgeſchick tröſtet. Schlimmer iſt es ſchon, wenn „Romeo nicht will!“ Schlimm für den Reiter und ſchlimm für den dummen Gaul, denn es hilft ihnen doch nichts: ein Pferd, das refüſiert, darf nicht früher einrücken, als bis es ſich dem Willen des Reiters gefügt hat, ſo will es der alte treffliche Brauch der Armee.

Aus dem Rekruten iſt ein ganzer Huſar geworden, ehe er es ſich ſelbſt verſah — wer weiß, ob er nicht im nächſten Jahre bereits ſeine Künſte bei den „Alten Remonten“ wird erproben dürfen. Es war ein langer Weg von jenem erſtenmal, als er mit etwas ſtark klopfendem Herzen die ungelenken Glieder auf den Gaul klemmte, bis zur erſten Schwadronsbeſichtigung — aber wenn ihm jetzt das Herz klopft, ſo pocht es voll freudigen Stolzes: er fühlt ſich ſicher im Sattel, was da auch kommen möge!

„Was da auch kommen mag, wir ſind bereit!“ denkt auch der Herr Rittmeiſter. Und wenn der Kommandeur die höchſten Anforderungen ſtellt, wir machen’s — wenn es aber gar ein friſches, fröhliches Jagen jenſeits der Grenze geben ſollte, dann wollen wir erſt recht zeigen, was deutſche Reiter können!

## Wolfram und Wolframgeſchoſſe.

(Abdruck verboten.)

Wahrſcheinlich haben die wenigſten unter unſern Leſern geahnt, was „Wolfram“ iſt, kann man doch in der That nicht erwarten, daß jeder Gebildete die Namen ſämtlicher Elemente kennt, ſeit die liebe Wiſſenſchaft die Dreizahl derſelben beſeitigt hat. Als nun jüngſt die Angelegenheit der Wolframgeſchoſſe in allen Zeitungen erörtert wurde, holte man das brave Konverſationslexikon, den Helfer in tauſend Nöten, hervor und erfuhr, daß es außer Wolfram von Eſchenbach, der unmöglich in Frage kommen konnte, auch ein Wolframmetall gibt. Im übrigen fertigt auch das Konverſationslexikon dieſes Metall ziemlich kurz ab, einmal, ſintemalen der Buchſtabe W in allen dieſen nützlichen Büchern bereits etwas ſchlecht fortkommt, damit die feſtgeſetzte Zahl der Bände nicht überſchritten wird, dann aber auch, weil die Verwendung des Wolframmetalls bis vor kurzem eine recht beſchränkte war.

Es ging dem Wolfram ähnlich wie dem Kobalt und dem Nickel — meiſt in Verbindung mit Zinn auftretend, galten die wolframhaltigen Erze als höchſt unangenehme, läſtige Zuthaten des erſteren; da ſie nicht ſchmelzbar ſind, hinderten ſie im Schmelzofen die gute Verarbeitung des Zinnes, ſie „fraßen es auf,“ wie der Bergmann ſagte. Sowohl in einzelnen Gruben des ſächſiſchen Erzgebirges, wie beſonders in dem Zinnlande Cornwallis waren derartige Erze ſeit langem bekannt und gefürchtet; es kam ſogar vor, daß einzelne Abbauſtellen ihretwegen ganz aufgegeben werden mußten, und der Bergmann gab ſeinem Unwillen nach ſeiner Art Ausdruck, indem er von dem Wolfart, Wolfert, Wolfram ſprach — der Engländer nannte das Erz wohl auch Katze oder ſeiner Schwere wegen falſches Blei. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſtellte der bekannte Chemiker Scheele, der Entdecker des Glyzerins und der Blauſäure, das Wolframmetall zum erſtenmal chemiſch rein dar, aber es verging mehr denn ein halbes Jahrhundert, ehe es zu irgend einer Verwendung in der Technik gelangte. Erſt allmählich lernte man erkennen, daß es die ausgezeichnete Eigenſchaft beſaß, dem Stahl in geringen Mengen zugeſetzt größere Härte und Zähigkeit zu verleihen; ganz beſonders dort, wo es ſich um Herſtellung von Werkzeugen, von Bohrern, Feilen, Hobeln und Münzſtempeln handelt, hat ſich daher ein Wolframzuſatz eingebürgert, aber auch für Achſen und Radreifen von Eiſenbahnwagen empfiehlt ſich derſelbe, während er anderſeits ſeiner magnetiſchen Eigenſchaften halber bei der Fabrikation von Fernſprechermagneten Verwendung findet. Allmählich fanden ſich noch weitere gute Eigenſchaften des einſt ſo verachteten Minerals; man ſtellte eine Verbindung von kohlenſaurem Natron und Wolfram her, das Natriumwolframat, und benutzte ſie teils als Beize in der Färberei und Druckerei, teils als Feuerſchutzmittel für Gewebe, teils zur Fabrikation der ſogenannten Wolframfarben, von denen beſonders Gelb, Blau, Grün, Weiß und Bronze zu ziemlich ausgedehnter Verwendung gelangten.

Immerhin blieb die Abſatzfähigkeit des Wolframs eine beſchränkte, und die allgemeine Aufmerkſamkeit wurde erſt wieder auf das Metall gelenkt, als der bekannte Balliſtiker, Major a. D. Mieg, deſſen erfolgreiche Mitarbeit an der Konſtruktion unſers neueſten Infanteriegewehrs wohl allgemein bekannt iſt, für die Anwendung von Wolframgeſchoſſen eintrat — und als dann Herr Oberſt Wille, der Direktor der Artilleriewerkſtätten in Spandau, in einer hochintereſſanten Broſchüre, auf deren Ausführungen auch wir uns ſtützen, für die kühne Neuerung eine Lanze brach.

Unſere jetzigen Infanteriegeſchoſſe beſtehen bekanntlich aus einem Hartbleikern (Blei, Zinn und Antimon) und einem Nickelmantel; das Geſchoß muß relativ ſehr lang ſein, um bei dem kleinen Kaliber der heutigen Handfeuerwaffen noch eine genügende „Querſchnittsbelaſtung“ zu ergeben — dieſe Länge aber iſt an ſich ein Übelſtand, der mannigfache balliſtiſche Nachteile mit ſich bringt und dem man gern aus dem Wege gehen würde, wenn es gelänge, ein Geſchoß zu konſtruieren, welches bei geringeren Abmeſſungen ſchwerer und dichter als das bisherige iſt. Fände man alſo ein Metall, das neben allen ſonſt erforderlichen Eigenſchaften ſich durch große Schwere und Dichte auszeichnet, ſo würde dasſelbe das Blei vorausſichtlich verdrängen.

Ein ſolches Metall ſcheint nun das Wolfram in der That zu ſein. Es hat ſich herausgeſtellt, daß ein Wolfram-Mantelgeſchoß dem Hartblei-Mantelgeſchoß hinſichtlich der Dichte um nahezu 50 Prozent überlegen iſt, daß es alſo, wenn beide gleich groß ſind, faſt das anderthalbfache Gewicht des letzteren beſitzt — mit anderen Worten: es bedarf, um das gleiche Gewicht zu erhalten, nur Zweidrittel der Länge des Hartbleigeſchoſſes. Beläßt man anderſeits der Geſchoßform annähernd die bisherige Länge, ſo ſteigert ſich durch die erhöhte Querſchnittsbelaſtung ſowohl die Treffſähigkeit, wie die Durchſchlagskraft des Geſchoſſes ſehr weſentlich. Auch für die Füllung der Schrapnels mit Wolframkugeln ſprechen ähnliche Gründe.

Es fragt ſich nun aber, ob das Wolframmetall überhaupt in ſolchen Maſſen vorkommt, daß der höchſte Bedarf eines großen Heeres dauernd gedeckt werden kann, und es iſt weiterhin der Preis des Materials von weſentlicher Bedeutung.

Oberſt Wille berechnet allein den erſten Bedarf zur Anfertigung der Kriegschargierung von etwa einer halben Milliarde Infanteriegeſchoſſe auf acht Millionen Kilo, den laufenden Jahresbedarf für Friedenszeiten auf eine halbe Million Kilo und gibt zu, daß das Wolframerz hinſichtlich der bisher gewonnenen Menge unter allen Hüttenprodukten einen äußerſt beſcheidenen Rang einnimmt. Er führt indeſſen auch an, daß es Major Mieg und dem ſich für die gleiche Frage intereſſierenden Chemiker Dr. Biſchof gelungen ſei, poſitiv feſtzuſtellen, daß Wolframerze in mehr als genügender Maſſe gewonnen werden können, ſobald der Bedarf nur vorhanden ſei. Dr. Biſchof hat auch bereits ein neues Verfahren zur hüttenmänniſchen Bearbeitung der Wolframerze aufgefunden, durch welches es ermöglicht werden ſoll, den Preis des Metalls auf etwa 200 Mark für hundert Kilogramm herabzuſetzen; unter Zugrundelegung dieſes Preiſes würde ein Gewehrgeſchoß etwa fünf Pfennige koſten.

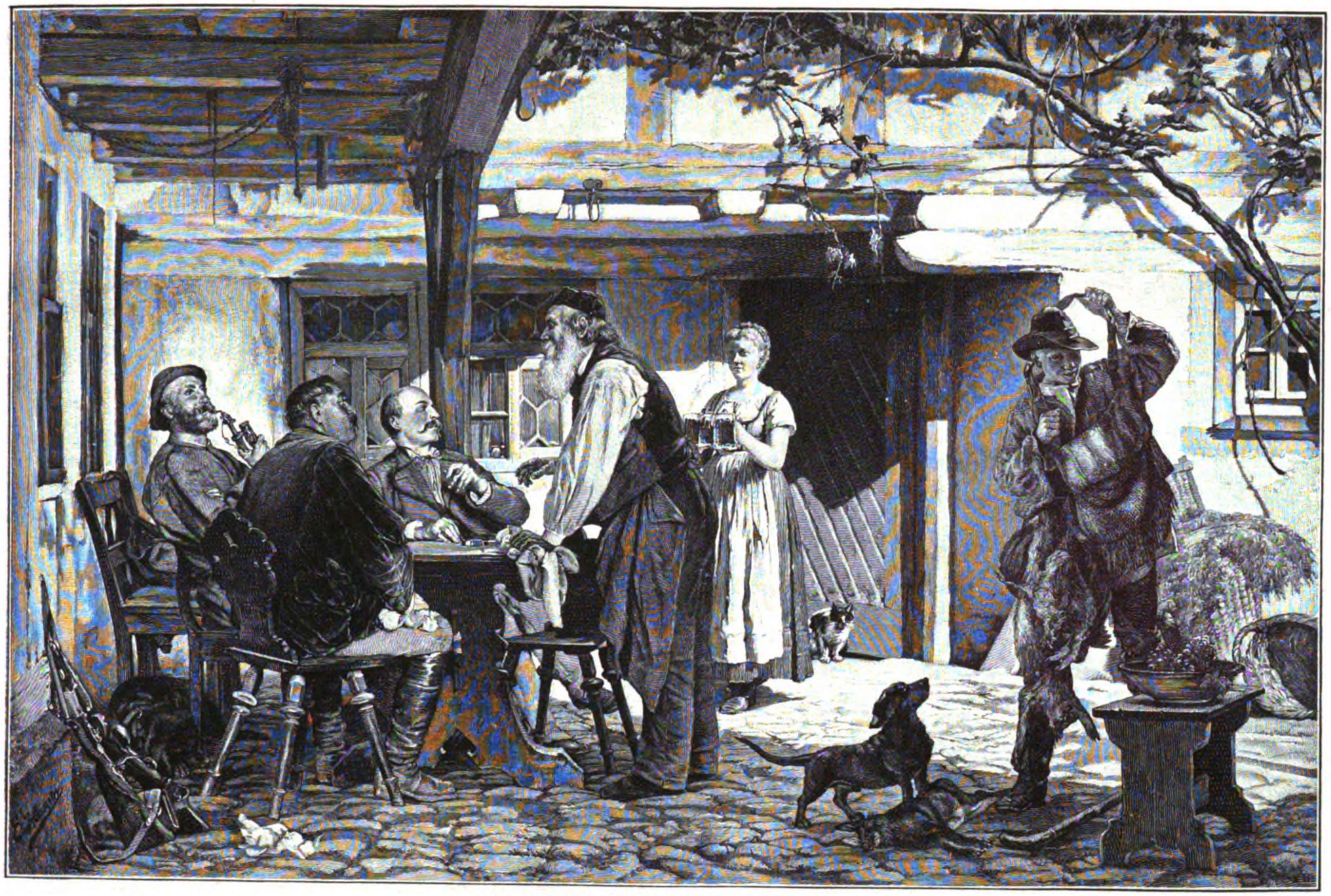
Wir ſtehen alſo dem Anſchein nach vor einer abermaligen, keineswegs geringfügigen Umwälzung in der Waffentechnik. In wenigen Jahren hat das kleinkalibrige Gewehr ſeinen ſiegreichen Rundgang durch alle größeren Heere Europas vollendet, noch überraſchender iſt der Erſatz des bisherigen Pulvers durch neue, rauchſchwache Treibmittel vor ſich gegangen, und nun ſoll auch das Bleigeſchoß depoſſediert werden. Der Entſchluß zu dieſem Schritt iſt gewiß kein leichter — wer ſollte Oberſt Wille aber nicht recht geben, wenn er ſagt: „Wenn nicht derſelbe Tag, an dem eine auf dem Verſuchsfelde hinlänglich erprobte neue Waffe zur Einführung gelangt, auch ſchon die Entwickelung der erſten Keime ſieht, aus denen jener ein noch vollkommenerer Nachfolger erwachſen ſoll, ſo iſt man in der gegenwärtigen Zeit der dampfbeflügelten Haſt und der zahllos emporſchießenden Erfindungen ſtets der Gefahr preisgegeben, von anderen weit überholt zu werden und dem Feinde ſchließlich mit einer Waffe entgegentreten zu müſſen, die entweder längſt veraltet oder — was noch ſchlimmer — überſtürzt eingeführt, alſo noch unreif und unfertig iſt.“ Stillſtand iſt auch hier Rückſchritt und müßige Ruhe ſetzt Roſt an.

# Familientiſch und Spielecke.

## Zu unſern Bildern.

Unſere Bildern ſpiegeln den Herbſt und die Herbſtfreuden wider. K. Geibel zeigt uns den Feſtzug des Gutsgeſindes bei einem Erntefeſt. In Feſtanzügen, die Muſik voran, bringen die Arbeiter den Erntekranz auf den Gutshof, wo in ſchäumendem Bier ein Hoch auf den Herrn ausgebracht wird.

Die zum Jagdfrühſtück verſammelten Herren haben zum erſtenmal wieder den Haſen zu Leibe gehen können. Da es nicht ohne Erfolg geſchah, iſt die Stimmung die allerbeſte und die Herrſchaften, die ſeit vielen Stunden unterwegs waren, werden den Speiſen, die der Wirt in Ausſicht ſtellt, ebenſo alle Ehre anthun, wie dem erfriſchenden Getränk, das ſein Töchterlein herbeibringt.



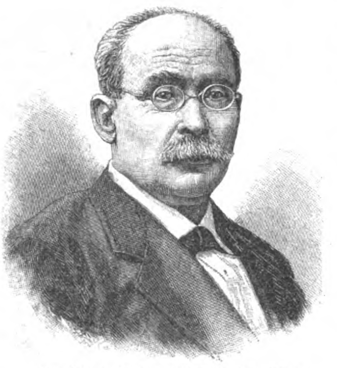
Jagdfrühſtück. Nach dem Gemälde von E. Henſeler.

## Staatsminiſter Johann von Lutz †.

Am 3. September dieſes Jahres verſchied zu Pöcking der langjährige bayriſche Staatsminiſter Johann von Lutz. Damit fand ein vielbewegtes Leben ſeinen Abſchluß. Nicht viele Miniſter ſind während einer langdauernden Thätigkeit ſo heftig befehdet worden wie der Verſtorbene, den die ultramontane Partei als ihren Todfeind betrachtete und behandelte. Trotzdem wußte er ſich die Gunſt dreier ſo verſchiedener bayriſcher Regenten zu gewinnen und zu bewahren, wie der Könige Maximilian und Ludwig II und des Prinz-Regenten Luitpold. Erſt infolge einer ſchweren, unheilbaren Krankheit ſchied er aus dem Miniſterium.

Herr von Lutz war ein warmherziger bayriſcher Patriot und ein guter Deutſcher. Letzteres hat ihn der Kaiſer in einem Telegramm an die Witwe noch beſonders bezeugt. Der Verſtorbene hat allezeit das ſeinige gethan, um der Neuordnung Deutſchlands, deren Segen wir alle genießen, die richtigen Wege zu weiſen und wenn heute Bayern, bei voller Wahrung ſeiner ſtaatlichen Selbſtändigkeit, ſich froh als Glied des großen Ganzen fühlt, ſo hat die Nation das nicht zum geringen Teil der Weisheit des verſtorbenen Miniſters zu danken.

Es iſt dem Heimgegangenen an der Wiege nicht geſungen worden, daß er einmal berufen ſein würde an der Löſung großer geſchichtlicher Fragen als Teilnehmender mitzuwirken. Er wurde am 4. Dezember 1826 als Sohn eines Volkslehrers in Männerſtadt am Fuße der Rhön geboren. Der Hochbegabte kam ſchnell vorwärts. Nachdem er in Würzburg ſtudiert hatte, wurde er 1852 Konzipient, 1854 Richter in Nürnberg. Am 1. Januar 1863 wurde er Sekretär im Privatkabinett des Königs Max. König Ludwig II, der ihn ganz beſonders ſchätzte, ernannte Lutz 1866 zum Kabinettsſekretär.



Freiherr Joh. von Lutz, bayriſcher Miniſterpräſident und Staatsminiſter des Kultus. † 3. September d. J.

Am 1. Oktober 1867 übernahm Herr von Lutz das Juſtizminiſterium im Kabinett Hohenlohe, das er 1871 abgab, um Kultusminiſter zu werden. Damit begann der Kampf mit den Ultramontanen, ein Kampf, der ohne jede Ruhepauſe bis zu dem Tage geführt wurde, an dem ſchwere Krankheit den Miniſter zum Rücktritt zwang.

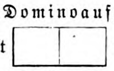
Die Beſtattung des Verſtorbenen fand auf dem Münchener Friedhofe ſtatt. Eine Leichenrede wurde, entſprechend dem letzten Willen des Verſtorbenen nicht gehalten. Fürſt Bismarck und der Reichskanzler von Caprivi hatten Kränze an dem Grabhügel des befreundeten Staatsmannes niederlegen laſſen.

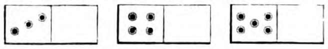
Sein Andenken wird in Bayern und in ganz Deutſchland lange unvergeſſen bleiben.

### Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 51.

Bilderrätſel. Major zur Dispoſition.

Dominoaufgabe.

D behält  übrig. Außer den Doppelſteinen hatte B die folgenden Steine:



1. Rätſel-Diſtichon. Oberon — Borneo.

2. Rätſel. Geier — Geiſer.

3. Dreiſilbige Scharade. Erziehung.

4. Rätſel Baß — Anio — Baſſanio.

**Berichtigung.**

In der Schachaufgabe in Nr. 49 von Perry muß die Unterſchrift lauten: Weiß zieht an und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

## Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächſten Nummer beginnt der XXVII. Jahrgang des Daheim. Wir erſuchen unſere Leſer, das Abonnement, insbeſondere das bei der Poſt, rechtzeitig zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſtehen kann.

Wir werden den neuen Jahrgang mit einem Roman von Paul von Szczepański: „Moderne Raubritter“ eröffnen. Da der Verfaſſer unſerm Kreiſe angehört, wird man es angemeſſen finden, daß wir den Roman für ſich ſelbſt ſprechen laſſen.

Wir werden ferner die Freude haben, den neueſten Roman von Bernhardine Schulze-Smidt: „L'omicida“ unſern Leſern vorführen zu dürfen. Die feine Menſchenkenntnis, die tiefe Auffaſſung und die anmutige Darſtellung der von unſern Leſern mit Recht ſo hochgeſchätzten Erzählerin kommen in dieſem in Welſch-Tirol ſpielenden, lebhaft bewegten Roman ganz und voll zur Geltung.

Wir werden ferner eine Seegeſchichte von Reinhold Werner: „Zur rechten Zeit,“ eine andere von Helene Pichler: „Des Waljägers letzter Fang,“ ſowie Erzählungen von Hobrecht, C. von Hellen und Germanis veröffentlichen. Eine Reihe von Gedichten von Frida Schanz, Johannes Trojan, Heinrich Seidel, Ernſt Behrend u. a. liegt bereit, um dem wiedererwachenden Intereſſe an Dichtungen in gebundener Rede entgegenzukommen.

In bezug auf Kirche und Schule verfügen wir über die alten berufenen Mitarbeiter, die Kögel, Frommel, Rogge, Baur, Witte, Dalton, E. von Sallwürk und viele andere.

Der Biographie werden wir nach wie vor beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Unſers Erachtens ſind Biographieen hervorragender Zeitgenoſſen in einem Familienblatt ebenſo beſonders willkommen, wie Geſchichts- und Zeitbilder.

Die Deutſche Litteratur, die Deutſche Kunſt ſollen nicht vernachläſſigt werden. Ebenſowenig die Naturkunde. Auch auf dieſen Gebieten liegt eine große Anzahl von Artikeln bereit.

Der Armee und der Marine werden wir wie bisher unſere Aufmerkſamkeit in beſonderem Maße zuwenden. Erregt doch, was ſie angeht, recht eigentlich das Intereſſe der ganzen Nation. Hier ſei nur auf die unmittelbar bevorſtehenden Artikel von den Kaiſer-Manövern in Schleswig-Holſtein von Hans Bohrdt hingewieſen.

Das Frauen-Daheim iſt längſt ein unentbehrlicher Beſtandteil unſers Blattes geworden. Dieſer Sprechſaal, in dem unſere Frauen und Töchter ihre Erfahrungen austauſchen und ſich Rat und Hilfe erbitten, oder ſie erteilen, ſoll unſererſeits nach Kräften gepflegt werden.

Die Beilage wird fortfahren, die Zeitereigniſſe, ſoweit ſie für unſere Leſer von Intereſſe ſind, in Wort und Bild wiederzugeben.

Für unſere Illuſtrationen liegen reich gefüllte Mappen da. Sie enthalten neben den Atelierbildern, welche die Ausſtellungen zierten und die derzeitige Entwickelung der bildenden Künſte widerſpiegeln, zahlreiche Zeichnungen unſerer Spezialartiſten, welche dazu beſtimmt ſind, das Wort, zumal das belehrende, durch das Bild zu ergänzen.

Zum Schluß machen wir unſern Leſern die Mitteilung, daß wir für den ablaufenden Jahrgang, wie für die früheren, zu demſelben Preiſe von 1 Mark 40 Pf. eine **elegante dauerhafte**

**Einbanddecke**

mit Golddruck und Preſſung haben anfertigen laſſen, welche **ſogleich** bezogen werden kann. Verloren gegangene **Nummern,** deren Betrag inkl. Porto den Aufträgen in Briefmarken mit beizufügen iſt: für 1 Nummer 35 Pf., 2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf. und **Hefte** (jedes Heft inkl. Frankatur 60 Pf.) ſowie **einzelne Quartale** liefern wir, ſoweit unſer Vorrat reicht, gern nach. **Beſtellzettel** auf Decke, Nummern, Hefte und Quartale befindet ſich für die Wochenausgabe im Daheim-Anzeiger Nr. 51, für die Heftausgabe auf dem Umſchlage des 18. Heftes und bitten wir die geehrten Abonnenten, ſich dieſer Zettel bei ihren Beſtellungen bedienen zu wollen.

**Daheim-Redaktion und Expedition in Leipzig.**

**Inhalt:** Die Lindenbühler. Roman von Karl Erdm. Edler. Schluß. — Aigues-Mortes und ſeine Gefangenen. Ein Bild aus der „Kirche der Wüſte“ von Theodor Schott. — In der Bahn. Mit ſechs Illuſtrationen. — Wolfram und Wolframgeſchoſſe. — Familientiſch und Spielecke. Zu unſern Bildern: Erntekranz von C. Geibel, und Jagdfrühſtück von E. Henſeler. — Staatsminiſter Joh. von Lutz †. Mit Porträt.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten.

Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die nötige Frankatur in **deutſchen** Freimarken **gleichzeitig** beigelegt iſt.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Leipzig**, ohne Hinzufügung eines Namens.

Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

No 817

# Daheim

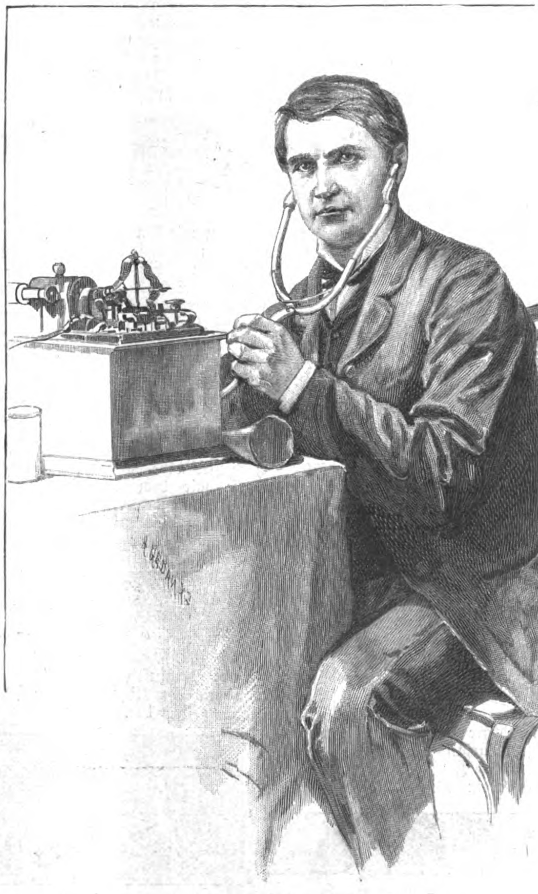
1890. Nr. 1. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Ediſon in Berlin.

Die armen Franzoſen, ſie haben einen ſchweren Schlag erlitten. Es hat zwar weder le brav' Général ſeine Propaganda eingeſtellt (was doch wirklich recht ſchade wäre), noch iſt der Eiffelturm eingeſtürzt, aber — man denke und ſchreibe — Mr. Ediſon, der illuſtre Gaſt Frankreichs, iſt unmittelbar von Paris nach Berlin gereiſt! Thatſächlich, die Pariſer Blätter verkündeten dieſe Reiſe als ein höchſt ſchmerzliches Ereignis, und der vielgefeierte Erfinder wird darauf gefaßt ſein müſſen, bei ſeinem nächſten Aufenthalt in der „Seele des Weltteils" die Töne der Begeiſterung um einige Akkorde weniger laut in ſein Wunderding von Phonographen hineinſchallen zu hören. Mr. Thomas Alwa Ediſon war alſo wirklich in Berlin, und ſeine Anweſenheit geſtaltete ſich zu einem Ereignis nicht nur für die wiſſenſchaftliche Welt der Reichshauptſtadt — das wäre bei der eminenten Bedeutung des Mannes ſelbſtverſtändlich geweſen —, ſondern auch für weitere Kreiſe der Bevölkerung. Wir vermögen uns zwar nicht für die Phraſen der Tagesblätter zu erwärmen, die, wenn Mr. Ediſon bei unſerm hochverehrten Herrn Geheimrat Werner von Siemens dinierte, von dem Beſuch eines „Königs der Wiſſenſchaft" bei einem gleichſtehenden Potentaten ſprachen und wir glauben, die beiden Herren würden, wenn ſie überhaupt Zeit hätten, derartige Elaborate zu leſen, ebenſo herzlich lachen wie wir — anderſeits aber haben wir und mit uns viele Tauſende ſich gewiß aufrichtig über den ehrenvollen Empfang, den Ediſon bei uns gefunden, gefreut. Es iſt ſtets ein gutes Zeichen für ein Volk, wenn es bedeutende Männer zu ehren verſteht. Und ſolch ein bedeutender Mann iſt Mr. Ediſon zweifelsohne. Sein Lebenslauf war ein echt amerikaniſcher. Am 10. Februar 1847 zu Milan im Staate Ohio geboren, war er zuerſt Zeitungsburſche, wurde dann Telegraphiſt und machte ſich im Dienſt der Weſtern-Union-Telegraph-Company einen Namen. Vom Jahre 1876 datiert, wenn wir nicht irren, der rapide Aufſchwung ſeines eigenartigen Erfindungsgenies. Nacheinander verbeſſerte er das Telephon, ja machte es eigentlich erſt gebrauchsfähig, erfand er das Mikrophon, das Megaphon, den Phonographen und ſchuf mit ſeiner Erfindung des elektriſchen Glühlichts eine neue Ära der elektriſchen Beleuchtung. Was ſind über den „Zauberer von Menlo-Park" im Lauf der letzten zwei Jahrzehnte nicht für Dichtungen und Märchen verbreitet geweſen, wie hat man ſeine hervorragenden Verdienſte juſt um die Verbeſſerung der elektriſchen Lampen nicht zu verkleinern geſucht, wie oft iſt er als eine „Größe von zweifelhafter Größe" ironiſiert worden. Die gewiß ſehr wider ſeinen Willen um ihn verbreiteten Weihrauchwolken der echt amerikaniſchen Reklame ſchadeten ihm in unſern nüchternen deutſchen Augen mehr, als ſie ihm nützten, und noch in jüngſter Zeit mußte man unwillkürlich lächeln, wenn man heute las: „Mr. Ediſon iſt ein durch übertriebene Arbeit gebrochener Mann, vor den Jahren ein Greis, in dem nur der Geiſt noch lebt" und morgen: „Mr. Ediſon beſchäftigt ſich mit der Erfindung einer elektriſchen Puppe, die das Glück der Menſchheit begründen ſoll" (thatſächliche Zeitungsnotiz) und übermorgen: „Mr. Ediſon will das Gebiet der Vereinigten Staaten von einem Punkte aus mit Kraft, Wärme und Licht verſehen!" Der Mr. Ediſon, den wir in Berlin begrüßen durften, entſprach allen den Schilderungen, die von ihm entworfen, ganz und gar nicht. Auf ſeiner unterſetzten Geſtalt thront ein maſſiges, bartloſes Haupt mit ſchlichtem, blondem, hie und da bereits von leichten Silberfäden durchzogenem Haar — Geſundheit, Lebensfriſche und Zufriedenheit ſprechen aus jedem Zuge des wirklich liebenswürdigen Geſichts: das iſt das Bild Ediſons, deſſen äußere Erſcheinung ein Berichterſtatter nicht unpaſſend mit der eines katholiſchen Geiſtlichen verglich. Schlicht, einfach und zuvorkommend, ver-



T. A. Ediſon.

(Fortſetzung in Nr. 3, Drittes Blatt.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

# Frauen-Daheim.

Daß euch die Ernte reich erblühe,
Pflügt auch den unfruchtbarſten Platz,
Denn aus dem harten Feld der Mühe
Hob mancher ſeinen beſten Schatz!

## Kerbſchnitzerei.

Eine neue Arbeit für die Winterabende! — neu wenigſtens, wie wir hoffen, dem größten Teil unſerer Leſerinnen und — Leſer, denn auch von letzteren möchten wir uns diesmal einen Dank verdienen! Wie wir hören, ſind es in der That meiſt Herren, Paſtoren, Offiziere ꝛc., welche dieſe graziöſe und intereſſante Zierarbeit, deren Heimatſtätte die Nordländer Europas ſind, durch ihr beſonderes Intereſſe in Deutſchland ſchon hier und da Fuß faſſen ließen. Eine hübſchere Ausfüllung der Mußeſtunden eines körperlich und geiſtig vielbeſchäftigten Menſchen, als es dieſe behaglich auszuführende, raſch fördernde Arbeit iſt, läßt ſich wohl auch kaum denken. Für manche unſerer Damen mag dieſelbe ſogar Anlaß zu einer neuen Erwerbsthätigkeit geben; der Ausſtattungsſtil unſerer Zimmer kommt der Verwendung matter, dunkelgebeizter Schnitzarbeiten (Schemel, Paneele, Luthertiſche ꝛc.) höchſt günſtig entgegen. Wir wollen in folgendem eine für den beſchränkten Raum möglichſt vollſtändige Beſchreibung der Arbeit zu geben ſuchen. — Das dazu unumgänglich notwendige Handwerkszeug ſind beifolgend abgebildete vier Werkzeuge:

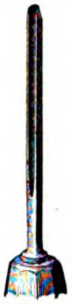


Fig. 1.

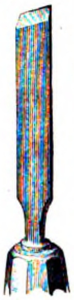


Fig. 2.

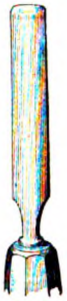


Fig. 3.

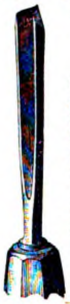


Fig. 4.

Zierbohrer (1), Balleiſen (2), Flacheiſen (3) und Gaisfuß (4). Alle dieſe Werkzeuge, ſowie die zur Schnitzerei erforderlichen Gegenſtände ſind von Frau Klara Roth, Berlin, Potsdamer Straße 105, Parterre, zu beziehen. Der zu ſchnitzende Gegenſtand muß aus trockenem, hartem, dichtgefaſertem Holze beſtehen. Zum Erlernen und Üben der Arbeit bediene man ſich eines viereckigen Probierblockes aus weißem Lindenholz, den man vermittelſt einer Schraubenzwinge feſt vor ſich auf den Tiſch ſchraubt und mit 1—2 cm auseinanderſtehenden parallelen Bleiſtiftlinien verſieht. Dieſe Linie höhlt man mit dem Zierbohrer, welcher bei allen Muſtern die Führung der als Zierde ſtehen bleibenden Grundlinien übernimmt, ſorgſam aus, wodurch zierliche kleine Rinnen entſtehen. Man nimmt den Bohrer dazu in die rechte Hand, legt die linke vor die rechte auf das Heft des Eiſens und übt, während die rechte vorwärts arbeitet, mit der linken einen leichten Druck nach rückwärts aus, um das Ausgleiten des Eiſens zu verhüten. Zur weiteren Übung bringt man zwiſchen den Längslinien kleine gerade, ſchräge und runde Verbindungslinien an (Fig. 5). Nach dieſer Vorübung, die man bis zu recht hoher Fertigkeit übe, da ſie eine Art Grundlage der Arbeit bildet, beginnt die eigentliche Schnitzerei. Die Zeichnung derſelben iſt auf ganz beſtimmte enge Grenzen angewieſen, innerhalb welcher aber eine um ſo intereſſantere Mannigfaltigkeit zu erzielen iſt. Der Vorteil ſolcher Beſchränkung iſt der Hauptreiz dieſer ganzen Schnitzweiſe — wir brauchen keine Muſter, ſondern konſtruieren dieſe ſelbſt durch die verſchiedenartigſte Gruppierung unſerer einen Grundform, des Dreiecks, ſowohl des geradlinigen, als des durch Kreuzung von Kreisbögen entſtandenen geſchweiften. Aus geradlinigen und geſchweiften Dreiecken — letztere fallen ſtets aus dem Kreiſe heraus — entſtehen unſere Kanten, Sterne, Roſetten, Spitzbogenmuſter ꝛc. Um den einfachſten Dreieckſchnitt (Fig. 6) auszuführen, trägt man zwiſchen zwei Längslinien zunächſt mit dem Bleiſtift gleichſchenklige Dreiecke auf, hebt erſtere recht glatt mit dem Zierbohrer aus und greift nun zur Handhabung des Balleiſens, das oben ſchräg abgeſchliffen iſt und deſſen Schnittfläche zu den beiden Kanten des Eiſens auf der einen Seite in einem ſpitzen und in einem ſtumpfen Winkel ſteht. Den ſpitzen Winkel ſetzt man genau und zwar ſenkrecht auf Punkt a des Dreiecks und drückt die Spitze tief in das Holz hinein, wobei die Schneide genau die Richtung von a zu b innehalten muß; in dieſer Richtung entſteht ein Kerbſchnitt, der bei a die tiefſte Stelle hat. Nun ſetzt man wieder mit tiefem Druck bei a ein und kerbt nach a — c ꝛc. — Sind die Dreiecke ſo vorgearbeitet, ſo ſetzt man die Spitze des Eiſens — faſt wagerecht — an Punkt c an und ſchiebt es innerhalb des Dreiecks vorwärts bis an den Einſchnitt a—b, welcher es aufhält, dann hebt man das Eiſen, und mit dieſem ſpringt nun das Dreieck, eine dreieckige Vertiefung zurücklaſſend, heraus. Durch Fortſetzung dieſer Arbeit entſteht eine als Randverzierung ſtets verwendbare Zackenreihe. Die einfachſten Variationen und Anwendungen dieſes Zackmuſters ſind Fig. 7, 8 und 9; eine Menge anderer laſſen ſich leicht dazu erfinden. Etwas ſchwieriger iſt der Ausſchnitt der — die eigentliche Plaſtik der Arbeit ausmachenden — in der Mitte vertieften Dreiecke (Fig. 10). Um ein ſolches Dreieck herauszuheben, ſetze man das Balleiſen mit der ſpitzwinkeligen Ecke der Schneide in der Mitte des Dreiecks an, drücke das Eiſen tief hinein und ſenke dasſelbe dann nacheinander zu den drei Spitzen des Dreiecks hin. Darauf lege man die ſtumpfwinkelige Ecke der Schneide an die Spitze des Dreiecks und hebe die Schenkel desſelben nacheinander heraus, indem man das Eiſen die eingeſchnittenen Linien entlang bis zur Mitte des Dreiecks führt. Um ein gleichmäßig ſchönes und vertieftes Dreieck zu erhalten, wird es oft einer kleinen Nachhilfe mit dem Eiſen bedürfen. Will man ſpitzwinkelige Dreiecke nur auf zwei Seiten ausheben und die dritte ſchmale Seite ſtehen laſſen (Fig. 11), ſo verfährt man mit den Einſchnitten wie vorhin beſchrieben, hebt alsdann mit dem Gaisfuß an der Schmalſeite des Dreiecks kleine Zacken aus und ſchneidet mit dem Balleiſen die zwei langen Dreieckſeiten aus. Bei fortgeſetzter Übung vermag man ſämtliche ſpitzwinkelige Dreiecke mit dem Gaisfuß herauszuheben, indem man die Winkel desſelben an die Spitze des Dreiecks ſetzt und den Gaisfuß nach der Schmalſeite des Dreiecks hinführt. Auch hier wird dann jedoch die Nachhilfe mit dem Balleiſen erforderlich ſein. Variationen dieſer vertieften Dreieckſchnitte laſſen ſich in großer Anzahl finden. Runde Flächenſeiten, deren Grundlinien mit dem Zirkel vorzuziehen ſind (Fig. 12), werden mit dem rundgeſchweiften Flacheiſen herausgehoben, nachdem die Einſchnitte vorher mit dem Balleiſen ausgeführt ſind. Die Herſtellung eines ſolchen Schnittes veranſchaulicht 1—2—3 bei Figur 13. Der hier abgebildete, durch einfachſte Zirkelkonſtruktion entſtandene Stern gibt durch Zuſammenſtellung mit einem der oben geübten kleinen Randmuſter die hübſcheſte Verzierung zu einem Käſtchen, Tintenfaß oder dergl. — Stellen, die man nicht durch Schnitzerei ausfüllen will, ſehen gepunzt vorzüglich aus; wer die Anſchaffung eines Punzeiſens ſcheut, erzielt durch Aufſchlagen eines ſtumpfen Nagels — einen Punkt dicht neben den anderen — ſchon einen hübſchen Effekt. Als Anregung zu weiteren Muſterkonſtruktionen bilden wir in Fig. 14 einige fertige Gegenſtände ab.

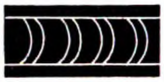


Fig. 5.

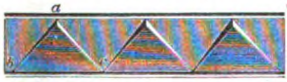


Fig. 6.

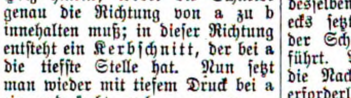


Fig. 7.

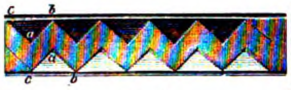


Fig. 8.

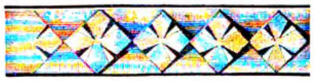


Fig. 9.

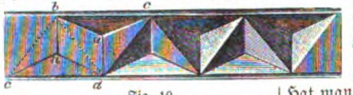


Fig. 10.

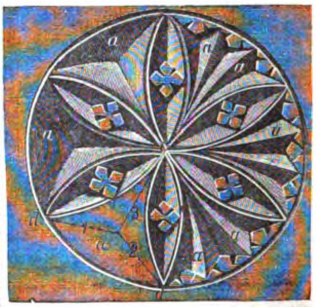


Fig. 13.

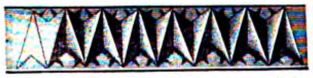


Fig. 11.

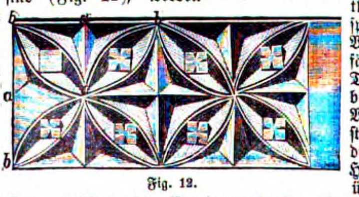


Fig. 12.

Hat man nun die eigentliche Schnitzarbeit beendet, ſo reibe man mit einem Stück Gummi alle etwa noch vorhandenen Bleiſtiftlinien aus. Das Abreiben mit Sandpapier empfiehlt ſich nur bei größeren, noch ungeſchnitzten Flächen. Nach derartiger Säuberung des geſchnitzten Gegenſtandes hat das Beizen zu folgen, welches ſich jedoch nur auf Gegenſtände aus Ahorn-, Elſen- oder Eichenholz erſtrecken darf, bei denen der helle Ton dadurch beſeitigt werden ſoll. Braune (antike) Beize wird zu dieſem Zwecke auf eine flache Schale gegoſſen und mit ſoviel Waſſer verdünnt, als man den Farbenton mehr hell oder dunkel zu bilden beabſichtigt. Alsdann beſtreiche man mit einem mäßig angefeuchteten Pinſel in gleichmäßiger Weiſe den Holzgegenſtand und laſſe denſelben gehörig trocken werden. Gegenſtände aus Eichenholz können auch mit hellem oder dunklem Brunolin gebeizt und nachher gewachſt werden. Wenn der geſchnitzte Gegenſtand nach dem Beizen völlig trocken geworden iſt, ſo thue man eine entſprechende Menge Wachs in ein Gefäß, ſetze ſoviel Terpentin hinzu, bis eine breiartige Wachsmaſſe entſteht, und ſtreiche dieſelbe mit einem Haarpinſel leicht über den Holzgegenſtand. Zugleich achte man darauf, daß keine Wachsſtückchen

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

# Frauen-Daheim.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

in den ausgeſchnitzten Vertiefungen des Holzes zurückbleiben. Nachdem der gewachſte Gegenſtand einer drei bis vierſtündigen Trocknung ausgeſetzt worden iſt, bürſte man denſelben ſo lange, bis ſämtliche Flächen gleichmäßig erglänzen. Möge dieſe kurze Anleitung dazu angethan ſein, das allgemeine Verſtändnis und Intereſſe für dieſe ſchöne Art von Handfertigkeit in unſern Leſerkreiſen zu eröffnen. Hoffentlich gewinnt die Flachſchnitzerei, die in einigen Kadettenſchulen und Knaben-Fortbildungsanſtalten bereits zum Unterrichtsfach erhoben iſt, bald mehr und mehr Boden. Sie lohnt es wohl wie keine andere häusliche Kunſt. Der Gedanke, z. B. einen für 1½ Mark käuflichen Schuſterſchemel in einen eleganten geſchnitzten Treppen- oder Vorſaalſeſſel und eine leere hölzerne Zahnpulverſchachtel in den niedlichſten Ziergegenſtand zu verwandeln, ja einen gewöhnlichen Salzlöffel in einen feudalen Salatlöffel umzuzaubern — gibt mancher kleinen Hausfrau vielleicht Mut, die Sache einmal zu verſuchen. Viel Glück dazu!

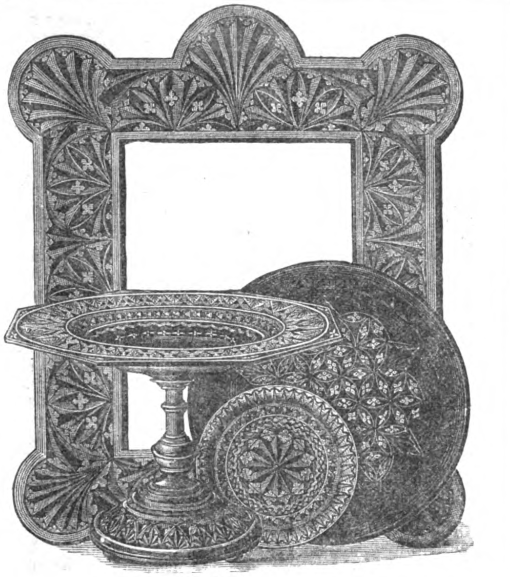


Fig. 14.

## Ein neuer Beruf für Mädchen und Frauen.

Seitdem man nach und nach immer mehr von dem kleingeiſtigen Vorurteil zurückgekommen, daß die Ausübung einer Berufsthätigkeit ſich für Damen beſſerer Stände nicht eigne, ſeitdem ſelbſt Töchter höchſtangeſehener, vornehmer Familien nicht mehr davor zurückſchrecken, ſich durch akademiſche Ausbildung in den verſchiedenſten Fächern gegen alle Wechſelfälle des Lebens ſicherzuſtellen, iſt es bei der nachweislichen Überfülle des Angebots wohl zeitgemäß, die Aufmerkſamkeit der Damen auf einen Erwerbszweig zu lenken, welcher noch zu den am wenigſten bekannten und dabei lohnendſten und intereſſanteſten gehört: es iſt dies der Beruf der Stenographie. Während die geiſtigen Vorteile der Stenographie bis vor wenigen Jahren von Damen nur für die Führung von Wirtſchafts- und Tagebüchern, Notierung von Gedichten ꝛc. in Betracht gezogen wurden, iſt es jetzt der materielle Nutzen, der Veranlaſſung gibt, der Frauenwelt die Erlernung der Stenographie auf das allerdringendſte ans Herz zu legen. Wenn es mit der Kurzſchrift auch nicht ſo beſtellt iſt, wie manche reklameſüchtige Syſtemerfinder verkünden (in wenigen Tagen zu erlernen und zu verwerten iſt ſie nicht!), ſo kann ſich doch jede gebildete Dame eine gewiſſe Fertigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit aneignen und ſich damit eine geachtete, geſicherte Lebensſtellung erringen. In allen größeren Städten Deutſchlands werden heutigestags gebildete ſtenographierende Damen auf das allereifrigſte bei (im Verhältnis zu dem Einkommen einer Erzieherin, Muſiklehrerin ꝛc.) überaus nobler Honorierung geſucht. Auch unter den bedeutenderen Schriftſtellern und Schriftſtellerinnen herrſcht ein großes Verlangen nach ſtenographiſcher Schreibhilfe, und es bietet ſich auch hier ein reiches Feld zur Entwickelung ſtenographiſcher Thätigkeit (Schreiberin dieſes, die ſich bei Abfaſſung ihrer Manuſkripte ſtets der Stenographie bedient, fungierte jahrelang als Sekretär bei einem Gelehrten). Die Stenographie iſt alſo vor allen anderen geiſtigen Errungenſchaften der Neuzeit dazu angethan, den heutigen jungen Damen eine ſichere, ſtandesgemäße Verſorgung zu bieten und ſie mehr als jeder andere Beruf davor zu ſchützen, lediglich der Verſorgung halber „auf einen Mann zu warten,“ wie einer der geiſtreichſten Vertreter der Kurzſchrift in einem ſeiner Vorträge zur allgemeinen Heiterkeit ſeiner zahlreichen weiblichen Zuhörer erwähnte. In derſelben Weiſe, wie ſich die Herren der Schöpfung durch das Vereinsleben in ihren geiſtigen Intereſſen Anregung und Unterſtützung verſchaffen, haben ſich in neuerer Zeit auch die ſtenographierenden Damen zuſammengeſchart. Der größte in Deutſchland exiſtierende Verein iſt der „Damenverein für Stolzeſche Stenographie“ zu Berlin, der nahezu hundert ſtenographierende Damen, Lehrerinnen, Erzieherinnen, Schriftſtellerinnen und Geſchäftsdamen in ſich vereint.

**H. Oehmke.**

## Eine niedliche Abwechſelung in Damen-Kaffees.

Die Zeit der Geſellſchaften naht nun allmählich wieder heran und manche Hausfrau rechnet wohl ſchon im ſtillen ihre Verpflichtungen zuſammen, die ſie nötigen, hier eine Thee-, dort eine Kaffeegeſellſchaft zu arrangieren. Die letztere Art von Geſellſchaften erfreut ſich keines beſonders guten Renommees, man iſt im ganzen der Meinung, daß ein „Damenkaffee“ — um nicht gehäſſigere Ausdrücke zu gebrauchen — langweilig ſei. Dieſes mag in gewiſſer Hinſicht zutreffen; aber da dieſe Damengeſellſchaften trotzdem als etwas „Unvermeidliches“ eine gewiſſe Berechtigung haben, ſo muß man ſuchen, durch kleine, neue Überraſchungen denſelben etwas von ihrer Monotonie zu nehmen. Zu dieſem Zweck habe ich einige Male meinen Gäſten etwas Abwechſelung dadurch geboten, daß ich meine Tochter, Enkelin oder andere dem Hauſe näherſtehende junge Mädchen, in entſprechende Masken gekleidet, die Erfriſchungen herumreichen ließ, wodurch das Ganze ſehr belebt wurde. Reizend iſt es, wenn der Kaffee z. B. von einer Türkin, Tſcherkeſſin oder ähnlich maskierten jungen Mädchen präſentiert wird. Iſt ein etwas herangewachſener Knabe vorhanden, ſo kann man dieſen noch nebenbei als Mohren koſtümieren und von ihm das Tablett mit Zucker und Sahne herumreichen laſſen. — Ein angebrannter Kork ſchwärzt ihm das Geſicht, ſchwarz baumwollene Handſchuhe decken die Hände; das übrige Koſtüm muß recht viel ſcharlachfarbene Gegenſtände enthalten — etwa weiße Hemdärmel und eine ſchnebbenförmige rote Jacke mit Gold. — Den Kuchen kann eine Schweizerin herumtragen. Beſteht der zweite Gang aus Obſt, ſo iſt dazu die Tracht einer Gärtnerin ſehr niedlich, auch die einer Italienerin, falls man Südfrüchte reicht. Höchſt effektvoll auch für Abendgeſellſchaften ſind die perſonifizierten Weinſorten, welche den Wein kredenzen. Rotwein ſtellt man folgendermaßen dar: Flaſchengrüner, kurzer, enger Rock, der nach unten zu etwas enger als oben geſchnitten ſein muß, wo er über etwas gepolſterten Hüften eine der Flaſche ähnliche Form annimmt. Hinten wird eine bordeauxrote, kurze Draperie angebracht, die mit dunkelroten Bändern, Weinblättern und blauen Weintrauben an den Seiten etwas gerafft wird. Auf der vorderen Seite des Rockes wird etwas ſchräg aufgeklebt oder geheftet eine papierne Etikette, auf welcher die Weinſorte vermerkt iſt. Weiße, ausgeſchnittene Bluſe, rotes Taillentuch kreuzweiſe über die Bruſt geſteckt, rotes Käppchen mit Weinlaub und Trauben garniert, dunkle Strümpfe und Schuhe. Paſſend zu dieſer Maske iſt eine lebhafte Brünette. — Weißwein: Heller, gelblich-grüner Rock, kurz, aber nicht ſo eng unten wie der vorige, kurzes, bauſchiges, weißes Überkleidchen mit blaßroſa Schleifen gerafft; das Leibchen iſt vorne offen um einen weiß-rot geſtreiften Latz ſehen zu laſſen; Ärmel kurz und bauſchig. Auch hier eine Etikette mit der Weinſorte auf dem Rock. Kleines weißes Häubchen mit blaßroten Schleifen, Ohrgehänge, fleiſchfarbene Strümpfe, weiße Schuhe mit hellroten Roſetten. — Für Blondinen geeignet. — Dieſe Masken kleiden ſehr niedlich und dürften auch bei einem Sommerfeſt im Garten als hübſche Überraſchung dienen. Es iſt reizend, wenn die jungen Mädchen in den hübſchen Koſtümen mit den Erfriſchungen unerwartet aus einem Gebüſch hervortreten!

**Frau Bertha.**

## Rezeptbuch.

Das Leben des bürgerlichen Hauſes iſt gegen frühere Zeiten in mannigfacher Weiſe verfeinert, und allerhand kleine Künſte und Kunſtformen, die aber nicht viel koſten dürfen, beginnen dasſelbe zu ſchmücken. Dieſe Richtung wird mächtig gefördert durch die Leichtigkeit des jetzigen Verkehrs, der uns allenthalben Neues vor Augen führt, durch den Reichtum der Journale, die, namentlich wie unſer liebes Frauen-Daheim, uns mit ganzen Füllhörnern voll guter Rezepte überſchütten. Da wird denn eine Hausfrau leicht zur Biene, die aus allen möglichen Blumen Honig zu gewinnen und in ihrem Stock zu bergen ſucht. So hatte ich ſeit Jahren angefangen, jedes „Rezept,“ das mir mündlich oder gedruckt begegnete und gut ſchien, ſchnell auf einen Zettel zu werfen und dann im Drange der Geſchäfte irgendwo „ſicher aufzuheben.“ Wenn mir dann aber einmal Gelegenheit kam, das ſelbſt zu probieren — ja, wo war mein Zettel? ſo gut aufgehoben, daß ich ihn nicht fand. Nun ging das Suchen an, darüber verging die Zeit, ich wurde verdrießlich, die Probe unterblieb, und aus der gehofften Verbeſſerung konnte nichts werden. Da erbarmte ſich mein Mann und ſchenkte mir zu Weihnachten ein hübſch eingebundenes „Rezeptbuch“ mit lauter weißen Blättern, das ich mir in die Rubriken „Küche,“ „Keller,“ „Garten,“ „Haus“ eingeteilt habe; da trage ich flugs ein, was mir gefällt, habe auch ſchon einen hübſchen Schatz darin, und wenn ich einmal Zeit habe, lege ich mir am Schluß noch ein Inhalts-Verzeichnis an. Das Gedicht, das mein Mann als Widmung auf die erſte Seite geſchrieben hat, lautet folgendermaßen:

Back-, Strick-, Häkel-, Kochrezepte,
Was man ſo zuſammenſchleppte
Aus Journalen, von Bekannten,
Jungen Nichten, alten Tanten,
Was man, da es ſtets preſſierte,
Auf ein Blättchen ſchnell notierte,
Um in Taſchen, Winkeln, Ecken
Es ſorgfältig zu verſtecken,
Wo in Not, Drang und Gefahr
Es dann nie zu finden war —
Nun, um allen dieſen Schätzen,
Die ſo nötig ſind zum Leben,
Einen ſichern Ort zu geben,
Sie in Reih und Glied zu ſetzen,
Wo man, wenn es eilt, geſchwinde
Alles ſchön beiſammen finde:
Darum iſt dies Büchlein da
Für die ſammelnde Mama,
Für die hoffnungsvollen Töchter,
Für die erbenden Geſchlechter.

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften

# Frauen-Daheim.

ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Und der Hausfrau weiſer Sinn
Offenbare ſich darin,
Daß dem ganzen Haus ein Segen
Blüh' aus dieſem Buch entgegen.

**Frau Luiſe B.**

## Einer Braut.

### Mit einem geſtickten Ruhekiſſen.

Zur Feier des lieblichſten Feſtes,
Das glücklichen Sterblichen winkt,
Nimm hin mein Liebſtes und Beſtes,
So ſchlicht dich die Gabe auch dünkt.

Ich hab in die ſeidenen Fäden
Viel liebende Wünſche gehaucht,
Daß draus dir ein ſonniges Eden
An ſeligen Stunden enttaucht.

Ich hab in die farbigen Ranken,
Von deinem Gedenken umſchwebt,
Viel roſige Liebesgedanken,
Viel lachende Bilder gewebt.

Und was ich an Wünſchen und Träumen
Dem ſchwellenden Pfühle verliehn,
Das möge zu Blüten dir keimen,
Zum ſeligſten Leben erblühn,

Mög' ſegnend dein Haus dir umkränzen,
Dem heut du als Herrin dich gibſt;
Sich wandeln zu duftigen Lenzen
Für dich und für ihn, den du liebſt.

Und wenn du die blühenden Wangen
Dran lehneſt zu heiterer Ruh,
So mög' es dich koſend umfangen,
Dann flüſtere Grüße dir's zu,

Viel Grüße, die ſtill ich dir ſende,
Im treueſten Herzen gehegt.
Dann denk', daß die ſegnenden Hände
Im Geiſt ich aufs Haupt dir gelegt.

**Agnes M.**

## Handarbeit.

Nochmals Frage 268. **Eine ſehr elegante Bettdecke** wird von ungebleichter Baumwolle Nr. 3 und dazu paſſender türkiſch-roter gearbeitet. Man nimmt eine ſtarke Stahlhäkelnadel, häkelt 4 Luftmaſchen, ſchließt dieſe zu einem Ring und häkelt dann in Pliſſee ohne Umſchlagen mit gelber Baumwolle wie folgt: 1. **Tour:** 1 Stäbchen, 3 Luftmaſchen, dieſes dreimal wiederholt; 2. **Tour:** 3 St., 3 Lſtm., dreimal wiederholt; 3. **Tour:** 5 St., 3 Lſtm., dreimal wiederholt; 4. **Tour:** 3 St., 1 Punkt (welcher aus 4 St. mit Umſchlagen beſteht, alle 4 in eine Maſche gehäkelt), 3 St., 3 Lſtm., dieſes dreimal wiederholt; 5. **Tour:** 9 St., 3 Luftm., dieſes dreimal wiederholt (bei der 5. Tour werden die Punkte hinten in eine Maſche zuſammengefaßt, damit ſie recht rund werden); 6. **Tour:** 3 St., 1 P., 3 St., 1 P., 3 St., 3 Lſtm., dieſes wird wieder dreimal wiederholt; 7. **Tour:** 13 feſte St., 3 Lſtm., dieſes dreimal wiederholt. Bei der 8. **Tour** werden es 3 P. auf jeder Seite; die 9. **Tour** wieder glatt, und ſo wird abwechſelnd gehäkelt, bis in jeder Reihe des neu entſtandenen Vierecks 8 P. ſind; dann häkelt man wieder glattherum, und bei der nächſten Tour werden es nur 7 P. So wird weiter gehäkelt, bis auf jeder Seite des Vierecks nur noch 1 Punkt iſt; jetzt iſt in dem graden Viereck ein ſchräges entſtanden, welches aus lauter Punkten beſteht. Jetzt werden 5 Touren glatt gehäkelt, indem in jede Ecke 3 Lſtm. gehäkelt werden und auf jeder Seite 2 M. zugenommen werden, wobei man ſtets eine Maſche weiter häkelt, als bei der vorigen Tour, und jedesmal eine Maſche früher, auf der Luftmaſche, anfängt. Jetzt häkelt man eine Tour mit Punkten, 3 Lſtm. in der Ecke, 3 St., Punkt, 3 St., Punkt, ſo fort bis zur nächſten Ecke, 3 Lſtm., u. ſ. f., alle 4 Seiten, dann werden 5 Touren glatt gehäkelt mit roter Baumwolle, nachdem man vorher erſt noch eine Tour glatt über die Punkte gehäkelt hat; jetzt kommt wieder eine Tour glatt (gelbe Baumwolle), Punkttour wie die letztbeſchriebene, glatte Tour, Punkttour, glatte Tour, Punkttour, glatte Tour, 5 glatte Touren rot, eine Tour glatt (gelb), Punkttour, glatte Tour, noch zum Abſchluß eine Tour: 1 Lſtm., 1 St. mit Umſchlagen ꝛc. ringsherum. — Die Bettdecke beſteht aus 12 ſolcher großen Karos, jedes einzelne wird 48 cm im Viereck groß. Die einzelnen Vierecke werden links zuſammengehäkelt, und rings um die Bettdecke kommt eine nicht zu breite Häkelſpitze. **Fr. Paſtor F.**

Für junge Frauen, Mädchen und Kinder gibt es für den Herbſt und Winter keine hübſchere Kopfbedeckung als ein kleidſames pelzartiges **Mützchen**, das jede Witterung verträgt und dabei doch elegant genug iſt, um zu dem hübſcheſten Anzug zu paſſen. Ein ſolches lernte ich mit wenig Mühe aus Wollchenille fertigen, und zwar kommt das ganze Mützchen auf 80 Pfg. zu ſtehen; ich nahm 2 Stränge weiß und ſchwarze Chenille, von der mir noch ein wenig übrig blieb. Das Käppchen wird gehäkelt, und zwar ſtellte ich es im Verlauf eines Nachmittags mit einer ziemlich ſtarken beinernen Häkelnadel her. Es werden ſo viele Maſchen aufgeſchlagen, bis man genau die Kopfweite hat, dann der Kreis geſchloſſen und ſo lange im Kreis mit feſten Maſchen herumgehäkelt, bis die Höhe etwa 28—30 cm beträgt, hierauf häkelt man die Arbeit oben zuſammen, ſo daß 2 Ecken gebildet werden, ſtülpt den unteren Teil etwa 5—6 cm als Krempe um, biegt die 2 oberen Ecken in gerader Linie abwärts und befeſtigt ſie an der Krempe; dadurch bildet ſich der abgeſchrägte und in der Mitte etwas eingebogene Kopf, die heruntergenähten Ecken bilden die Vorder- und Rückſeite des Mützchens, das ich an der Seite noch mit einem kleinen weiß und ſchwarzen Federſtoß zierte; auch eine Bandſchleife nimmt ſich gut aus. Ich ſah in gleicher Weiſe aus blau und roter, ſowie aus weißer Chenille ausgeführte Mützchen; letztere ſind beſonders für Kinder reizend. **E.**

## Praktiſches fürs Haus.

Antwort auf Frage 278. Reife **Tomaten konſerviere** ich auf folgende Weiſe. Ich lege dieſelben, die allerdings reif, aber nicht weich ſein ſollen, in Einſiedegläſer und fülle dieſe mit kaltem Eſſig, den man zuvor mit etwas geſalzenem Waſſer gemiſcht, gekocht hat, gebe zerlaſſenes Kernfett darauf und verbinde die Gläſer mit Pergamentpapier.

**M. Groſſer in Linda.**

## Kunſt im Hauſe.

Antwort auf die Frage: **Wie malt man auf Leder?** Auf Leder malt man am beſten mit Temperafarben (Schönfeldt, Düſſeldorf). Das Leder verträgt nämlich nicht jeden Firnis, und Temperafarben bedürfen eines ſolchen überhaupt nicht. Man kann mit ihnen ohne weiteres auf faſt jeden denkbaren Stoff malen. Nach dem Auftrocknen ſehen ſie glanzlos aus, behalten jedoch, im Gegenſatze zu Gouachefarben, genau den Ton, den ſie unmittelbar nach dem Auftragen hatten. Das Malmittel für Temperafarben iſt Waſſer; man behandelt ſie gerade ſo wie alle anderen Deckfarben. Beſitzt man Aquarellfarben, ſo kann man zu Miſchungen und feiner Ausführung auch dieſe verwenden. Will man aber ganz mit Temperafarben malen, ſo genügen Weiß, helles Chromgelb, helles Neapelgelb, lichter Ocker II, gebrannter lichter Ocker, heller Zinnober, mittlerer Krapplack, Vandykbraun, Kobalt, Ultramarindunkel, Schwarz im Geſamtbetrage von 4,15 Mark für alle gewöhnlichen Zwecke völlig. **Eva.**

## Aus Kindermund.

Evchens Vater leidet zuweilen an Schwerhörigkeit. Eines Tages fragt er die Mutter etwas, verſteht aber die Antwort nicht und frägt noch einmal und wiederum, da er auch diesmal nicht verſtanden, zum dritten Male. Da ruft die ältere, neunjährige Ida dem Papa Mamas Antwort ſehr laut ins Ohr. Ganz entrüſtet meint nun Evchen: „Aber Ida, wie kannſt du den Papa ſo anſchreien! Der Papa iſt doch kein Kind, ſondern ein Vater.“

## Für die Küche.

### Aus meiner Urgroßmutter Kochbuch.

**Wiener Schinkenflecke.** Man macht einen guten Nudelteig, rollt ihn dünn aus und ſchneidet ihn in daumenbreite Streifen, legt ſie übereinander und ſchneidet ſie dann in viereckige Nudeln. Dieſe werden in eine Kaſſerolle voll ſiedenden Waſſers geworfen, einige Minuten kochen gelaſſen und dann durch den Durchſchlag abgegoſſen, worauf man ſie noch mit Waſſer abſpült, damit ſie nicht aneinanderkleben. — Von gekochtem Schinken hackt man fettes und mageres, an Gewicht ungefähr halb ſoviel wie die Nudeln betragen, ganz fein, ſtreicht eine Blech- oder Porzellanform mit Butter aus, legt eine Schicht Nudeln, auf dieſe kleine Stückchen Butter hinein, dann eine Schicht Schinken und ſo abwechſelnd, bis die Form beinahe voll iſt. Unterdeſſen hat man ſüße Sahne oder wenigſtens recht gute Milch mit Zucker und Zimt aufgekocht und mit dem Gelben von 4—6 Eiern, je nach der Größe der Speiſe, und ein paar Theelöffeln voll Mehl abgequirlt, rührt noch das zu Schnee geſchlagene Weiße der Eier hinzu und gibt dieſe Creme über das übrige in der Form, worauf oben noch einige Butterſtückchen über das Ganze gelegt und die Speiſe eine kleine Stunde in einem nicht zu heißen Ofen gebacken wird. Man gibt ſie heiß zur Tafel, und ſie iſt ſehr delikat.

**Ruſſiſches Brot.** (Für 6 Perſonen.) 1 Pfund geriebenes Grob- oder Kommißbrot (in Ermangelung halb Pumpernickel, halb feines Roggenbrot), 1/4 Pfund länglich geſchnittene, geſchälte ſüße und 1 Lot geſtoßene bittere Mandeln, 1 Lot Zimt, 1/2 Lot Nelken, einige Kardamomkörner — alles geſtoßen — die abgeriebene Schale einer Zitrone, auch deren Saft nebſt 3/4 Pfund Zucker, 1/8 Pfund zerlaſſene Butter und ein reichliches Glas Wein, 6 Eidotter und der Schnee von den 6 Eiern: alles gut durchgerührt in einer mit Butter ausgeſtrichenen Porzellanform im Ofen gebacken. — Man gibt es in der Form heiß zur Tafel und eine rote Weinſchaumſauce dazu.

## Fragen.

1) Würde mir wohl jemand Auskunft erteilen können, von welcher Firma ich „Pſilothron,“ ein in Meyers Konverſationslexikon angegebenes Mittel zur radikalen Entfernung läſtiger Haare, beziehen kann?

**S. W. in H.**

2) An der Südſeite meines Hauſes ſteht ein etwa 20 Jahre alter, ziemlich ſtarker und weitverzweigter Weinſtock. Da derſelbe von gedüngtem Gartenlande umgeben iſt, ſo kann es ihm an Nahrung füglich nicht fehlen, wie er denn auch in jedem Jahre üppig grünt und treibt und meiſtens auch einen reichen Traubenanhang hat. Wenn aber die Trauben zu reifen beginnen, ſo ſchrumpft bei der Mehrzahl derſelben der Traubenſtiel zuſammen und trocknet ſchließlich ganz ein, wodurch die Beeren welk werden, im Wachstum zurückbleiben und weder Süßigkeit noch Wohlgeſchmack erhalten. Worin liegt wohl die Urſache dieſer Erſcheinung, und gibt es dagegen ein Mittel zur Abhilfe oder Abwehr? Für etwaige gefällige Auskunft im voraus freundlichſten Dank. **J. K.**

3) Die freundlichen Leſer des Daheim werden gebeten, einer Ratloſen mitzuteilen, wo ſie genaues über den „Lehrkurſus der Gärtnerei für Frauen“ erfahren könnte. Bietet das dort Erlernte eine Sicherheit für eine Lebensſtellung? **Martha.**

4) Kann vielleicht eine der lieben Leſerinnen in Koblenz oder Trier die Adreſſe einer billigen und guten Möbelfabrik, eines tüchtigen und billigen Tapezierers, ſowie die eines Geſchäftes für Kücheneinrichtungen geben? Ich wäre ſehr dankbar, da, aus Bayern in jene Gegend heiratend, ich der Entfernung halber mir das meiſte dort anſchaffen möchte, aber gar nicht bekannt bin. Im voraus herzlichen Dank. **Glückliche Braut.**

## Verſchiedene Auskunft.

Zu Frage 272 in Nr. 50. Künſtleriſche Modellierbogen erhalten Sie bei Reinh. Kühn, Berlin W., Leipzigerſtraße 11. Dort ſind zu haben: Kölner Dom, 16 Bogen, 4 Mark, Peterskirche, Wartburg, Reinhardsbrunn à 3,50 Mark. **Weißenborn.**

Antwort auf Frage 273. Für Ihre Zwecke würde ſich empfehlen, die Reſtpakete des **Elſaſſer Warenhauſes in Dresden** zu beziehen, welches für 6 Mark ein Paket von 5 Meter Atlasreſten verſchiedenſter Art ſendet, die Sie auch für Schürzen, Kiſſen, Taſchen u. dergl. verwenden können.

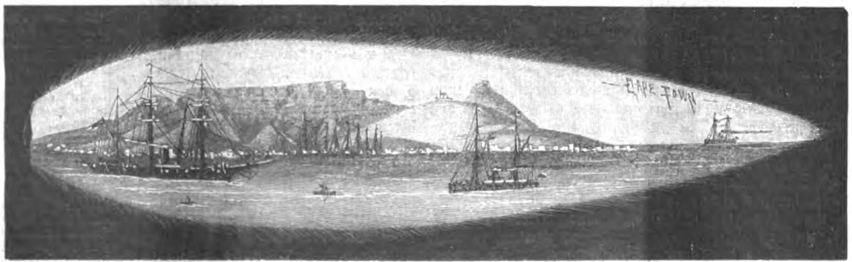
**H.**

## Redaktionspoſt.

**Frau Minna B. in Weißenfels.** Einige Vortragsſtücke zu Silberhochzeiten finden Sie in dem Abſchnitt „Gelegenheitspoeſie“ im Daheim-Kalender für 1890.

**Elſe.** Zur Handarbeitslehrerin können Sie ſich in der Nürnberger Frauen-Erwerbsſchule ausbilden. — Fräulein H. Rötter, Vorſteherin, gibt Auskunft.

**A. H. in Kapſtadt.** Vielen Dank für den reizenden Gruß! Wir bilden das bemalte Silberbaumblatt, das Sie uns ſandten, hier ab -- freilich die Zartheit und Schönheit des farbigen Bildchens gibt der Holzſchnitt nicht wieder! Aber vielleicht erhalten unſere Leſerinnen doch Anregung zum Bemalen der bei uns vorkommenden atlasartigen Baumblätter, wie derjenigen der Silberpappel ꝛc.

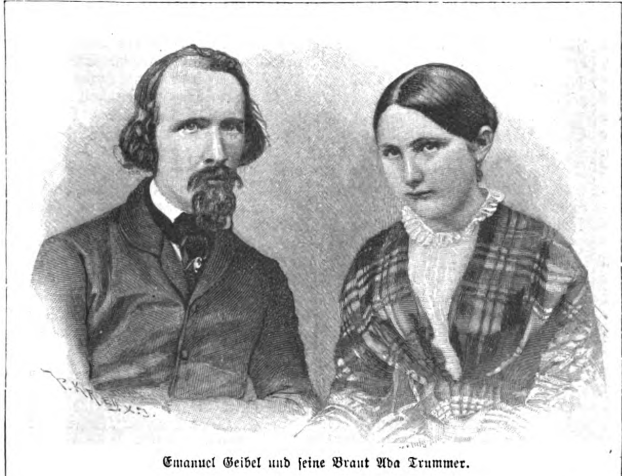


Kapſtadt mit dem Tafelberg im Hintergrunde, auf ein Silberbaumblatt gemalt.

Daheim
1890. Nr. 2. Erſtes Blatt.
26. Jahrgang. 26. Jahrgang.
Aus der Zeit — für die Zeit.

## Emanuel Geibel und ſeine Ada.

Am 18. Oktober d. J. wird in Lübeck ein Denkmal enthüllt werden, welches die alte Hanſeſtadt ihrem Sohne Emanuel Geibel errichtet hat. Zahlreiche Freunde des „Kaiſer- und Reichsherolds“ aus allen Teilen Deutſchlands haben dazu beigetragen. An dem feſtlichen Tage wird mit dem Bilde des verklärten Dichters die Erinnerung der Zeitgenoſſen an ſein Leben und ſeine Dichtung neu erwachen. Da dürfte auch ein bisher verborgenes und unbekanntes Bildnis willkommen ſein, das wir nach einem alten Daguerreotyp haben herſtellen laſſen und das den Dichter mit ſeiner Braut in den fünfziger Jahren uns vergegenwärtigt. Geibel hatte Amanda — oder wie er ſie lieber nannte — Ada-Trummer als vierzehnjähriges Mädchen kennen gelernt, ſich an ihren jugendlichen Dichtverſuchen erfreut, ſie in die Metrik und Geſchichte unſerer Litteratur eingeführt und bald in ihrem kindlichen Herzen das Glück gefunden, nach welchem er — der einunddreißigjährige Mann — bisher vergeblich geſucht. Aber noch durfte er nicht ſprechen, denn — ſagt er in den Ada gewidmeten Tagebuchblättern:



Emanuel Geibel und ſeine Braut Ada Trummer.

„Noch webt der Kindheit Dämmrung ihr ums Haupt
Und läßt ſie träumen kaum von künft’ger Blüte;
Dein Wahn nur iſt’s, der mehr zu ſpüren glaubt;
Drum ſtill, mein Herz, und dein Geheimnis hüte!“

Drei Jahre ſpäter war die frühverwaiſte ſiebzehnjährige Ada ſeine Braut. „Meine Ada iſt freilich nicht,“ ſchrieb er an einen Freund, „wie Du zu meinen ſcheinſt, die Schönheit, aber bei hoher Anmut die Liebe und Hingebung ſelbſt.“ Und ihr rief er zu:

„Laß andre nur im Reigen
Mit lautem Gruß mir nahn,
Du biſt mein lieblich Schweigen,
Und ſiehſt mich freundlich an.

Mir gab den Wohllaut eigen,
Der Dir den Blick beſchied;
Sei Du mein lieblich Schweigen
Und ich will ſein Dein Lied.“

Ein Jahr darauf war ſie ſeine Frau. In München, wohin ihn König Maximilian als Profeſſor berufen, gründete er 1852 mit Ada ſeinen Hausſtand. Er war glücklich und wurde nicht müde, es in Liedern auszuſprechen:

„O fühl’s an meines Herzens Schlage,
Wenn Du mich ſchweigend an Dich drückſt,
Wie Du mit jedem neuen Tage,
Geliebte, höher mich beglückſt.“

1853 konnte er im Gedenken an eine ſelige Feierabendſtunde ſingen:

„Und wie ich Deine Wang’ an meiner fühle,
Glänzt mir auch das noch leiſe durchs Gemüt,
Wie wunderlieb mich heut zur guten Nacht
Dein Kind aus blauen Augen angelacht.“

Aber dieſes reiche Glück, das durch ſeine Lieder für andere unvergänglich geworden, ſollte für ihn ſelbſt nur ein ſchmerzvoll kurzes ſein. Zwei Jahre ſpäter, im November 1855, mußte er herzzerreißend klagen:

„Wachſt Du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was ſchlägſt Du noch? O Gott, ſie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben.“

Nur allmählich kam Licht und Troſt in ſeine tiefbetrübte Seele. Nachdem er in manchem ergreifenden Liede das Weh der Vereinſamung beklagt, konnte er doch endlich von einer ſeligen Stunde erzählen, wo ſie in Träumen an ſein Lager getreten und ihm ſtill die Hand aufs Herz gelegt hatte:

„Es webt um Deine reinen Züge
Der ſtille Glanz der Ewigkeit;
Doch blickt Dein Aug’, als ob es früge:
‚Was härmſt Du Dich? Ich bin nicht weit.‘

Und biſt Du plötzlich dann verſchwunden,
Wohl wein’ ich wieder, doch es fühlt
Mein Herz zugleich mit ſeinen Wunden
Den Himmelsbalſam, der ſie kühlt.

Ein Hauch iſt über mir geblieben,
Ein Troſt, wie ihn das Pfingſtfeſt bringt,
Das ſüße Wiſſen, daß Dein Lieben
Auch durch den Tod noch zu mir dringt.“

Das ihm von ſeiner Ada geſchenkte Töchterchen mußte er von ſich laſſen, da er ſich nicht entſchließen konnte, es einer fremden Wärterin anzuvertrauen. Die in Lübeck verheiratete Schweſter ſeiner Frau nahm die kleine Waiſe gern unter ihre eigne zahlreiche Kinderſchar auf. Dorthin eilte denn der Vater alljährlich, ſobald der Mai gekommen war, um im Verkehr mit ſeinem Lieblinge ſich von dem Münchener Winter zu erholen. Und als dann im Mai 1872 ſeine Tochter ſich vermählte, erblühte dem lange Vereinſamten ein erneutes häusliches Glück in dem Hauſe ſeiner Kinder und Enkel. — Aber völlig hat er den Schmerz um ſein kurzes Eheglück nie verwunden, die Erinnerung daran leuchtete wehmütig-froh noch einmal in dem Greiſe auf, als ihm gegen das Ende ſeines Lebens nach ſechs Enkeln eine Enkeltochter geboren wurde, in welcher er die Züge ſeiner geliebten Ada zu erkennen glaubte, und die auf den ihm ſo teuren Namen getauft wurde.

R. K.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften

# Frauen-Daheim.

ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Den ſüßen Wein des Friedens ſchlürfen
Und lächelnd von des Zieles Höhn
Zurück ins Leben ſchauen dürfen, — —
Herbſtzeit des Glücks, wie biſt du ſchön!

## Mit einem Korbe voll künſtlicher Blumen als Hochzeitsgabe.

Wo Sonne ſcheint, da wollen Blumen ſprießen.
Wo Liebe wohnet, wo das Glück erſcheint,
Da werden ſie, zum ſchönſten Kranz vereint,
Zu Duft und Prangen Kelch um Kelch erſchließen.

Von friſchen Blüten biſt du reich umgeben,
Doch ſchelte unſre Blumengabe nicht,
Weil ihr der Sommerblumen Duft gebricht,
So lieblich nicht, doch länger iſt ihr Leben.

Sie ſpricht zu dir von holden Zukunftstagen!
Wenn mit dem Herbſt die Blumenſchar verſchwand,
Dann mögeſt du in Haar und Gürtelband
Ihr Abbild oft in frohen Stunden tragen.

**Auguſte.**

## Iſt der Sperling nützlich?

Über dieſe Frage iſt ein einſtimmiges Urteil noch nicht gefällt, da unſer kecker Hausfreund und Mitbewohner wohl wie ſo viele andere erſchaffene Weſen ſeine guten und ſeine ſchlimmen Eigenſchaften — ſoll heißen, ſchädlichen und nützlichen Gewohnheiten dem Menſchen gegenüber — in ſchwer gegeneinander abzuwägendem Maße beſitzen mag. Ob er demnach zu ſchützen, wenigſtens zu dulden, oder möglichſt zu vertilgen iſt, bleibt unter den Ackerwirten, je nach perſönlicher Anſicht, offene Frage. Für uns Frauen, die wir mehr oder weniger Natur- und Tierfreundinnen zu ſein pflegen, iſt der drollige Kauz zuweilen Gegenſtand unſerer Teilnahme, da er leicht ſehr zutraulich, ja dreiſt wird und namentlich in Städten die öden Steinmauern unſerer Häuſer, mehr als die poetiſcher beanlagte Schwalbe, durch ſein munteres Gezwitſcher belebt und auch im Winter bei uns ausharrt. — Ich mache mir die Freude, alle Semmelkrümchen, die von unſerm im Sommer auf dem Balkon eingenommenem Frühſtück abfallen, den in der Nähe niſtenden Spatzen zu überlaſſen, die ſich zutraulich darob auf das Geländer unmittelbar neben uns wagen. Entfernen wir uns dann vom Balkon und laſſen die Flügelthüre offen, ſo ſtreue ich noch Krümchen im Zimmer aus; ein beſonders kecker Burſche holt ſich dieſelben dann auch hier, und „unſer Spatz“ kommt ſeit einiger Zeit mit drei Jungen faſt bis in die Mitte des Zimmers, wo er ſeine Sprößlinge mit den unter ſo großer Gefahr aufgepickten Bröſeln atzt — ein herzerfreuender Anblick! Trotz dieſer idylliſchen Freude, die der kecke Vogel ſeinen nachſichtigen Quartiergebern zuweilen bereitet, ſind die meiſten Landwirte doch der Anſicht, daß er dem Ackerbau mehr Schaden als Nutzen bereitet, da er zwar zu den Omnivoren gehört und alles frißt, alſo auch Inſekten, dieſes letztere jedoch nur, wenn es draußen keine reifen Körner gibt. Dieſe zieht er unbedingt den Inſekten vor und fällt daher oft in großen Scharen in die reifen Ährenfelder ein, die er um einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Ertrages beraubt. Unſere Kirſchbäume müſſen ihm ebenfalls dafür, daß er ſie im Frühjahr vielleicht von etlichen Raupen befreite, einen ſehr bedeutenden Tribut leiſten. Der Gärtner kann ſeine der Erde anvertrauten Zuckererbſen nicht genug vor dem räuberiſchen „Exhumieren“ der Spatzen bewahren. In irgend einem amerikaniſchen Staate herrſchte einmal eine furchtbare, von Jahr zu Jahr ſich fortziehende Raupenverheerung. Die bedrängten Einwohner importierten nun unſern Spatz, der ſeine raſche Vermehrung und überall leicht vollzogene Einbürgerung auch hier glänzend bewährte. Aber es dauerte gar nicht lange, ſo wurde der „Befreier aus der Not,“ den man ins Land gerufen, als eine ſolche Plage betrachtet, daß die Regierung Preiſe auf ſeine Vertilgung ſetzte. Als im Jahre 1799, wo die Franzoſen ins Land fielen, zwiſchen Wupper und Sieg neutrales Land blieb, zogen ſich alle Vögel vor dem Kanonendonner aus der Umgegend auf dieſes ſtille Fleckchen deutſchen Bodens — die Sänger zur Freude der Bewohner, leider aber auch ſo viele Spatzen, daß ſie zur Verzweiflung der Ackerwirte gereichten, denn „ſie richteten mehr Schaden an als eine Kompanie Soldaten, da, wo ſie einfielen,“ ſchrieb ein Berichterſtatter. Wie aus obigem zu erſehen, können wir ohne zu große Gewiſſensbiſſe den Spatz oder Sperling uns durch ſeinen Tod nutzbar machen. Es iſt den Hausfrauen vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Freund Spatz einen, wenn auch nur ganz kleinen, ſo doch vortrefflichen Braten abgibt. Schießt man mit der Vogelflinte eine Ladung „Dunſt“ auf den Schwarm, der ſich irgendwo im Garten auf einem vollfrüchtigen Kirſchbaum oder auf dem von den Hühnern verlaſſenen Futterplatz niedergelaſſen hat, um hier Nachleſe zu halten, ſo wird man leicht ein Dutzend getroffen haben. Noch ein paar Schüſſe, und die Hausfrau kann eine Schüſſel zarten Vogelwildes zum Abendeſſen auftiſchen, das, wie Kramtsvögel zubereitet, dieſen jetzt gerechterweiſe wohl bald geſetzlich in Schutz genommenen Waldſängern an Wohlgeſchmack nicht nachſteht.

**Frau B. v. W. aus L.**

## Hyazinthenzucht auf Gläſern.

Nachdem ich im vorigen Jahrgang das Treiben der Blumenzwiebeln in Töpfen beſprochen, will ich heute auf die Anzucht der Hyazinthen auf Glas näher eingehen. Man achte beim Einkauf auf glatte und recht feſte, mittelgroße Zwiebeln mit gut verwachſenem Schnitt. Gefüllt blühende Glocken empfehle ich nicht; ſie bringen nur einen Stiel mit wenigen Blüten hervor und bleiben leicht „ſitzen.“ Wir wählen einfach blühende Hyazinthen! Bei geringem Bedarf wähle man entweder nur frühblühende oder nur ſpäte Sorten, um immer mehrere blühende Hyazinthen zugleich zu haben. Der Hals der Gläſer ſei gehörig weit, damit der Zwiebelboden bequem ſeine Wurzeln hinabſenden kann. Form und Farbe der Gläſer iſt für den Erfolg gleichgültig. Als ſebr praktiſch ſind die leicht zu reinigenden Patentgläſer von J. C. Schmidt in Erfurt zu empfehlen. — Gleich nach dem Einkaufe die Zwiebeln aufzuſetzen, iſt nicht vorteilhaft. Man legt ſie lieber 8—10 Tage ruhig nebeneinander, jedoch ohne daß ſie ſich berühren, die Keimſpitze nach oben, in eine kühle, helle, trockene Stube, wo ſie vor jeder Berührung geſchützt ſind. Die Knollen, die meiſt weit hergekommen ſind, trocknen dann noch beſſer durch. Man hat ja bis Ende Oktober mit dem „Aufſetzen“ Zeit. Nach ungefähr zehn Tagen füllt man die Gläſer mit Fluß- oder Regenwaſſer, das aber nicht lange in einer ſchmutzigen Tonne, wie es in der Regel geſchieht, geſtanden haben darf, ſo weit, daß das Waſſer den Zwiebelboden gerade berührt. An einen dunklen, kühlen Ort geſtellt, bleiben die Zwiebeln ſich ſelbſt überlaſſen, nur muß man ſtets das verdunſtete Waſſer durch friſches lauwarmes erſetzen. Im Winter eignet ſich temperiertes, reines Schneewaſſer vorzüglich für die Hyazinthenkultur. Alle 2—3 Wochen thut man gut, das Waſſer zu erneuern. Doch iſt dies nicht gerade notwendig, ja für Laien, welche die ſehr ſpröden Wurzeln nicht ſorgfältig behandeln würden, kaum zu empfehlen. Um Staub und andere böſe Eindringlinge von dem ſich entwickelnden Keime fernt zuhalten, hat Chreſtenſen in Erfurſeit mehreren Jahren ſogen. Treibhütchen in den Handel gebracht. Wer die Koſten nicht ſcheut, kann ſich hierdurch den Erfolg der Hyazinthenzucht ziemlich ſichern. Nach ſieben Wochen werden die am beſten bewurzelten und gekeimten Zwiebeln an das Licht gewöhnt. Zuerſt ſtellt man ſie unter das Fenſter eines geheizten Zimmers, etwa 8 Tage lang, dann an das Fenſter direkt. Die Hütchen bleiben, bis der Trieb oben anſtößt, auf den Gläſern. Ehe man die Zwiebel dem Lichte ganz ausſetzt, muß der Blütenſchaft ſchon ſichtbar ſein. Die weitere Kultur ſetze ich bis auf folgende Winke als bekannt voraus. Nicht ſelten macht eine ganz kräftig ausſehende Zwiebel auf Waſſer keine Wurzeln. Solche Exemplare ſind in Töpfe zu pflanzen, wo ſie ſtets ſchön blühen. Oft bemerkt man zwiſchen den Wurzeln am Zwiebelboden einen leichten weißgrauen Schimmel, der nach einigem Wachſen auf den Boden des Glaſes fällt. Dies hat auf den Erfolg der Zucht keinen Einfluß. Holzkohle, die man vielfach empfiehlt, nützt nach meiner Erfahrung gar nichts. Der Schimmel vergeht von ſelbſt. Das Ablöſen der Zwiebelhaut iſt kein Zeichen von Krankheit. Schlimmer iſt es, wenn der Blumenfreund an den Wurzeln ſeiner Hyazinthen Fäulnis bemerkt. Die betroffenen Wurzeln hängen loſe herunter, wie ein hohler Schlauch. Sie müſſen ſofort bis auf das Geſunde zurückgeſchnitten werden. Der Zwiebelboden wird vorſichtig, aber doch gründlich abgeſchabt und geſäubert.

**Mitarbeiter für Gartenbau.**

## Baum-Garten.

Behandlung der Zwetſchenbäume nach reichen Ernten. Erfahrungsgemäß bekommen beſonders die älteren Bäume nach jedem reichen Zwetſchenjahre mehr oder weniger dürres Holz. Die Urſache liegt darin, daß die Enden der Äſte und Zweige ſich ausgetragen haben oder ausgenützt ſind, d. h. daß ſie an Lebensfähigkeit eingebüßt haben. Will man daher ſolche Zwetſchenbäume raſch wieder zu Kraft bringen, ſo muß man die Krone derſelben von außen herein mit der Schere, ſtellenweiſe auch mit der Säge derart etwas einſtutzen laſſen, daß an der Schnittſtelle einige kleine lebensfähige Zweigchen ſtehen, welche dann raſch neue Triebe bilden und die Krone verjüngen.

**K. L.**

## Blumen-Garten.

Der Blumenflor in meinem Garten hat mir noch nie ſolche Freude bereitet wie in dieſem Sommer, weiß ich doch, wodurch die Pracht, wenigſtens zum großen Teil, hervorgezaubert iſt. Als im vergangenen Herbſt die Blätter von den Bäumen fielen, ließ ich ſie täglich zuſammenharken zu einem großen Haufen, hin und wieder mit einer dünnen Schicht Erde untermiſchen und mit etwas Dungwaſſer durchgießen, damit die Blätter raſcher in Verweſung gerieten. Den ſo gebildeten Komposthaufen ließ ich wohlverpackt bis zum Frühling ruhen, und als dann der Garten geordnet wurde, auf die Blumenfelder untergraben. Beſſer noch iſt es, wenn man Zeit und Gelegenheit hat, ihn zwei Jahre ruhen zu laſſen, da er ſo lange Zeit bis zur vollſtändigen Durchbildung gebraucht.

**M. B.**

## Toilette.

Frage 283. An eine Bittende. Schöner, zarter und reiner Teint gehört in unſern Tagen leider immer mehr zu den Seltenheiten, woran der die Haut ſehr langſam, aber um ſo ſicherer zerſtörende Poudre und das zu ſtarke Schnüren die Hauptſchuld tragen mögen. Durch ſtarken Druck des Korſetts auf Magen, Herz, Leber und Milz wird die Blutzirkulation gehemmt, die Verdauung geſtört. Allerlei Hautunreinigkeiten ſind die Folgen davon. Das beſte Teintmittel iſt alſo mäßiges Schnüren, kräftiges und ausreichendes Eſſen (die meiſten jungen Damen hungern nämlich ihrer Taille zu Ehren), viel Bewegung in friſcher Luft, tüchtiges Zugreifen im Hauſe, dabei fleißiges Waſchen mit einfacher Seife. Weniger einfach iſt es, dem leidigen Schönheitsfehler der Sommerſproſſen beizukommen. Alle bis jetzt käuflichen recht teuren Sommerſproſſenmittel ſind im günſtigſten Fall indifferent, oft aber durch Queckſilber- und Bleigehalt ſehr ſchädlich. Zu meiner Freude bin ich in der Lage, der Fragerin einige erprobte Hausmittel gegen dieſe Übel zu verraten — leider aber ſind dieſelben meiſt nur im Frühjahr anzuwenden. Halbreife, leicht gerötete Johannisbeeren zerſtampft und mit Schwefelmilch vermiſcht, abends mit ſtarkem Pinſel aufgetragen, ſind, wenn längere Zeit hindurch gebraucht, von gutem Erfolg. Die Salbe muß eintrocknen, über Nacht auf dem Geſicht bleiben und wird am Morgen mit lauem Waſſer und Hausſeife abgewaſchen. Beim Einpinſeln muß man ſich hüten, die Augen zu berühren, weil ihnen der Schwefel ſchadet. Gurkenmilch, aus friſchem Gurkenſaft, Glycerin und geſtoßenen Mandeln beſtehend, die man ſich ſehr gut ſelbſt herſtellen kann, leiſtet gute Dienſte, ebenſo Birkenſaft. Im Frühjahr, wenn der Saft in

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

# Frauen-Daheim.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim in Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

die Birke tritt, bohrt man dieſe an, ſtellt eine Flaſche unter und bepinſelt mehrmals täglich mit dem ſo gewonnenen Birkenſaft das Geſicht. Das Anbohren der Birken wird übrigens mit Geldbuße, eventuell Gefängnis, als Baumfrevel beſtraft, weshalb nur ſolche Damen, welche eignen Wald, Park oder Garten mit Birken darin ihr eigen nennen, ſich dieſes guten Mittels bedienen können. Am beſten iſt es, die angegebenen Mittel abwechſelnd, allerdings ſo, daß jedes einzelne etwa 14 Tage ununterbrochen wirken kann, bis Erfolg eintritt, zu gebrauchen. Manchmal zeigen ſich auch nach gelungener Kur die Flecke nach ca. einem Vierteljahr wieder, worauf dann freilich wieder mit einem der angegebenen Mittel dagegen gekämpft werden muß. **Elſa von Szymańska.**

## Handarbeit.

Nochmals Frage 268. Eine ſehr hübſche Bettdecke, beſtehend aus gehäkelten Streifen in ungebleichter Baumwolle, ſowie ſolchen aus beſticktem Javakanevas, fertigte ich vor einiger Zeit auf folgende Weiſe an: An Material brauchte ich 2½—3 Pfund der ſtarken ſogenannten Bettelbaumwolle (Pfund à 1 Mark oder 90 Pfg.) zu den Einſatzſtreifen, ſowie der rings die Decke begrenzenden gehäkelten Spitze; ferner 3 m cremefarbenen Javakanevas, ſowie einige Lagen recht ſchöner, türkiſch-roter Baumwolle zum Beſticken der Kanevasſtreifen. Aus der Breite des Stoffes erhielt ich je 3 Streifen von 1,50 m Länge; dieſes Maß bildet die Breite der Decke, da die Streifen quer laufen müſſen. Indem abwechſelnd je ein Stoff- und ein gehäkelter Streifen zuſammengenäht werden, braucht man zu einer Decke von 1,90—2 m 7 Streifen, 4 aus Kanevas, 3 aus Häkelei gearbeitet. Nachdem ich die Stoffſtreifen ſauber geſäumt, beſtickte ich ſie in der Mitte mit einer gefälligen Kleeblattkante in weitläufigem Kreuzſtich. Als Randabſchluß verzierte ich die Längsſtreifen ſodann noch mit einem ſchmalen Börtchen, ebenfalls Kreuzſtich. Zur Herſtellung der Häkelſtreifen wählte ich eins der bekannten luftigen, raſch zu arbeitenden Muſter, mit dazu paſſender reicher Spitze. Waren alle einzelnen Teile fertig, ſo nähte ich immer abwechſelnd einen geſtickten und einen gehäkelten Streifen aneinander, und zwar ſo, daß der obere Rand wie auch der untere von Kanevasſtreifen gebildet war. Darauf wurde die Decke mit ſchönem hochroten Schweizerkattun gefüttert und dieſer Stoff in der Mitte jedes dichten Streifens nochmals längs durchgenäht. Zu der das Ganze umſchließenden Spitze gebraucht man mit Berückſichtigung der Ecken bei den angegebenen Maßen etwa 8 m. Zu blauen Schlafzimmern ſieht die Decke, mit Blau ausgeſchmückt, ſehr hübſch aus. Sie iſt eine ſehr lohnende Arbeit, gefällt allgemein und iſt nicht zu koſtſpielig; 8—10 Mk. genügen vollkommen zum Material. Eine andere ſehr ſchöne Schlaf- oder Chaiſelongue-Decke arbeitete meine Mutter ganz aus gehäkelten Streifen in ungebleichter Baumwolle. Die 7 quer laufenden Streifen hatten eine Breite von 1,50 m; es wurden 3 davon in glattem tuneſiſchen Häkelſtich gearbeitet und in der Mitte mit einer Kleeblattkante oder Grecque-Muſter im Kreuzſtich in roter Baumwolle beſtickt. Die anderen vier Streifen wurden in einem wie Korbgeflecht wirkenden erhabenen Muſter gehäkelt. Zuletzt wurden alle Streifen mit roter Baumwolle zuſammengehäkelt und mit einem ſchmalen roten Abſchlußrändchen begrenzt. Auch dieſe Decke macht einen wunderhübſchen Effekt, iſt nicht teuer und auch als leichte Sommerſchlafdecke gut zu gebrauchen. **H. S. in W.**

Behälter für Häkelnadeln. Durch unvorſichtige Aufbewahrung der Häkelnadel iſt ſchon manche böſe Verletzung entſtanden. Mit leichter Mühe und wenig Koſten läßt ſich in kurzer Zeit ein niedlicher Behälter herſtellen. Wähle zwei nicht zu kleine, möglichſt gleichmäßige Haſelnüſſe und bohre in die Narbenſeite mittels eines Federmeſſers, beſſer noch mittels einer über der Kerze glühend erhitzten Haarnadelſpitze, dicht nebeneinander zwei kleine Löcher. Entferne nun mit einer ſtarken Nadel durch dieſelben den Kern aus der Nuß. Was ſich nicht entfernen läßt, bröckelt ſpäter, wenn es vertrocknet, von ſelbſt heraus. Vereinige nun die ſo gebildeten vier Löcher durch eine ſtarke buntſeidene Gummiſchnur, deren Länge ungefähr die doppelte der Häkelnadel beträgt. Den Vereinigungsknoten ſuche ins Innere der einen Nuß zu ſchieben. Mache dann von farbigem Atlasband zwei zierliche Schleifen und verteile dieſe auf die Schnur zur Verſchönerung und um ihr Halt zu geben, und du haſt ſo in einer halben Stunde einen niedlichen Häkelnadelſchutz verfertigt, der dir wenig Koſten verurſacht. — Sehr praktiſch iſt auch ein Behälter für Häkelnadeln aus einem kleinen Kork (von Medizinflaſchen) hergeſtellt. Der Kork wird ſo tief angebohrt, daß die Spitze der Nadel in der Vertiefung ruhen kann, und dann mit farbiger Kordonetſeide in feſten Maſchen dicht übergehäkelt. **M. B.**

Frage 270. An Paſtorentochter und -Braut. Eine ſehr billige, höchſt eigenartige und hübſche, allerdings mühſame Tiſchdecke habe ich mir nach den Angaben des Frauen-Daheim zu Anfang vorigen Jahrgangs aus blau und grau geſtreiftem Inlettdrell hergeſtellt. Ich benähte die Grenzlinien der Streifen mit ſchmalen Goldbörtchen und füllte die Felder mit den verſchiedenartigſten Phantaſieſtichen in bunter Seide, Wolle, Baumwolle, Krausgarnen, kurz allem möglichen Material, von dem ich von früheren Arbeiten Reſter beſaß. Die Decke macht einen wahrhaft kunſtvollen Eindruck, was ich dreiſt ſelbſt konſtatieren kann, da ich das Hauptverdienſt einer lieben Freundin zuſchiebe, die mir die reizendſten kleinen Phantaſiemuſter für meine Streifen entwarf. Es hat mir ſelten eine Arbeit ſo viel Freude gemacht wie dieſe. **Doktorsbraut.**

## Knabenarbeit.

Ein hübſcher Streichhölzchenbehälter. Mancher Junge wird am Ende des Jahres die ſchön ausgeführten Wandſtücke der Abreißkalender, insbeſondere der von Mey & Edlich, ſich zu eigen gemacht haben. Die hübſch geſchmückte Pappe läßt ſich nun in folgender Weiſe zu einem netten und brauchbaren Streichhölzchenbehälter verwenden. Man ſchneide aus buntem Glanzpapier (ſchwarzes eignet ſich am beſten) ein Rechteck von 7 cm Breite und 11 cm Länge und klebe es auf die Stelle, an der ſich die Datumzettel befunden haben. Sodann nehme man ein Brettchen (a), 6½ cm lang, 3 cm breit und etwa 1 cm dick, und nagele darauf in die Mitte ein anderes (b) von 3 cm Länge, 1½ cm Breite und 2½ cm Höhe. Vor dem Zuſammennageln ſind dieſe Brettchen ebenfalls mit buntem Papier zu überziehen, bei deſſen Auswahl die Hauptfarbe des Bildes zu berückſichtigen iſt. Schwarzes Papier (oder Stanniol) iſt auch hier am geeignetſten. Das größere Brettchen wird nun mit ſeiner breiten Seite wagerecht ſo ziemlich an den unteren Rand des Rechteckes auf der Pappe in der Art befeſtigt, daß man es an ein hinten angelegtes Brettchen, welches natürlich nicht über die Pappe hervorragen darf, annagelt. Befand ſich der Datumabreißer an der Seite, ſo wird man zur Herſtellung des Gleichgewichtes das hintere Brettchen nicht zu klein nehmen dürfen. Zuletzt hat man noch in der Nähe des Aufhängers an der hinteren Seite ein kleines Stück Brett zu befeſtigen, damit die Pappe gleichmäßig von der Wand abſteht. Steckt man nun auf das Brettchen (b) in bekannter Weiſe eine Schachtel ſchwediſche Hölzchen, ſo iſt der Streichholzbehälter zum Gebrauche fertig und gibt eine hübſche Zierde für Schlaf- oder Gaſtſtube oder Küche ab. Will man den Behälter für gewöhnliche Streichhölzchen benutzen, ſo wird man an dem Brettchen (a) ein Käſtchen von 2 cm Höhe anbringen und die Stelle der Datumzettel mit Sandpapier bekleben. **Dr. R. O.**

## Kunſt im Hauſe.

Zu den hier öfters erwähnten, wie Perlmuttereinlage wirkenden Glasradierarbeiten kann ich eine hübſche Variation verraten. Man verſuche einmal, die ausgekratzten Blumen und Ornamente ſtatt mit krauſem Stanniol mit den lichtbraunen zarten Haarfaſern des Kolbenſchilfs (einer zu Makartſträußen oft verwendeten bürſtenförmigen Grasblüte) zu unterlegen. Die weichen Faſern rufen unter der Glasdecke genau den Effekt eines ſehr fein geäderten lichtbraunen Marmors hervor. Wir haben uns einen ſehr eleganten kleinen Salontiſch auf dieſe Weiſe hergeſtellt. **Alte Lene.**

## Praktiſches fürs Haus.

Das abgefüllte Suppenfett verwende ich immer beim Backen des Weizen- und geſichteten Roggenmehlbrotes. Eine Taſſe voll auf ungefähr 12 Pfund Mehl macht das Brot bedeutend lockerer und wohlſchmeckender. Man kann nicht nur das Fett von friſchem Fleiſche, ſondern auch von Pökelfleiſch dazu verwenden.

Leck gewordene Holzfäſſer, Waſchgeräte oder dgl. ſchnell wieder dicht zu machen. Bei anhaltender Hitze kommt es vor, daß ſelbſt im Keller aufbewahrte Fäſſer zuſammentrocknen und leck werden. Füllt man ſie mit Heu und gießt Waſſer darauf, ſo ziehen ſie ſich wieder zuſammen. Auch durch Hineingießen von heißem Waſſer erreicht man das Dichtwerden ſchneller als nur mit kaltem Waſſer. **M. H. in Fürſtenberg a. O.**

## Für die Küche.

Eierkonſerven. Vor einiger Zeit fragte Frau B. von W. nach der Bezugsquelle und der Anwendung von Eierkonſerven, worüber ich jetzt aus eigner Erfahrung Auskunft geben kann. Merkwürdigerweiſe haben außer in induſtriellen Kreiſen, in welchen dieſelben vorteilhaft verwendet werden, nur wenige Kenntnis von dieſer praktiſchen, angenehmen Neuerung. Die Eierkonſerven werden in der Fabrik des Herrn von Eſſner in Paſſau (Bayern) ſchon ſeit Jahren hergeſtellt. Friſche Eier ſind nicht immer, namentlich wenn es ſich um größere Mengen handelt, zu haben, deshalb werden für Haushaltungen, beſonders im Winter, für Spitäler, für Reiſezwecke, Bäckereien, für größere Verproviantierungen auf Schiffen ꝛc. dieſe Konſerven eine immer größere Rolle zu ſpielen berufen ſein. Die Fabrik ſtellt die Konſerven in drei Sorten her: 1) Ganzes Ei in Pulverform, 2) Eiweiß in Stückchen und Pulverform, 3) Eidotter in Flocken und Pulverform. Die Anwendung dieſer Konſerven für Speiſezwecke entſpricht genau der von friſchen Eiern, ſie verdienen wegen der leichten und reinlichen Handhabung, die bei friſchen Eiern nicht immer möglich iſt, ganz beſonderen Vorzug. Die Gebrauchsanweiſung iſt einfach und jeder Konſerve beigegeben; auch iſt eine Anzahl Rezepte für die Bereitung von Speiſen vorhanden. Daß die Konſerven frei von jeglichem ſchädlichen Beſtandteil ſind, da ſie nur aus ganz friſchen Eiern hergeſtellt, iſt mehrfach durch chemiſche Analyſe konſtatiert. Im Winter ſind die Konſerven entſchieden billiger als ein gleiches Quantum friſcher Eier, bei deren Einkauf man immer riskieren muß, einige unbrauchbare zu erhalten. Der Vertreter dieſer Eierkonſerven-Fabrik Paſſau iſt Herr F. von Lips in Aſchaffenburg, welcher überall Niederlagen errichten wird, wo es gewünſcht wird. Ich kaufe ſeit lange ſchon nur Eier zum Friſch-Eſſen; für Küchenzwecke bin ich ſehr befriedigt von den Eierkonſerven und empfehle ſie allen Hausfrauen. **Alte Abonnentin des Daheim.**

„Weiche“ Eier. Bekanntlich iſt bei einem ſelbſt „weichgekochten“ Ei das Weiße desſelben meiſt feſter, als es ein ſchwacher Magen vertragen kann. Ich möchte ein Verfahren, Eier zu kochen, mitteilen, wobei das Eiweiß ebenfalls weich bleibt und mithin leicht verdaulich iſt. Man legt die Eier in einen erwärmten, tiefen Napf, gießt ſo viel wallendes Waſſer darauf, daß es überſteht, deckt den Napf, welcher nicht warm geſtellt werden darf, zu. Nach mindeſtens einer Viertelſtunde ſind die Eier wie oben beſchrieben. Dies Verfahren iſt einfach und hat das Gute, daß die Eier lange warm bleiben, ohne zu erhärten. **J. H.**

## Fragen.

5) Wer iſt ſo freundlich, mir mitzuteilen, wie man reife Weintrauben einmachen kann? Herzlichen Dank ſchon im voraus. **Eine praktiſche Gartenfreundin.**

6) Könnte mir eine freundliche Leſerin raten, wie ich am praktiſchſten und billigſten einen Klavierſeſſel herſtelle? Im voraus beſten Dank. **Kirchenmaus.**

7) Wie und auf welche Weiſe könnte ſich ein junges, gebildetes Mädchen durch ihre gute Handſchrift ein kleines Taſchengeld verdienen? Für Beantwortung der Frage würde unendlich dankbar ſein **Trudchen in L.**

8) Vielleicht iſt eine der freundlichen Daheimleſerinnen ſo liebenswürdig, mir das Rezept zu einem gehäkelten wollenen Kinderkleidchen mitzuteilen. Ich möchte ein ſolches für mein bald zweijähriges Töchterchen häkeln und würde ſehr dankbar ſein. **Eine Ratloſe.**

9) Wie macht man den verſchiedenen Guß zum Pfefferkuchen? Schokoladenguß und auch Waſſerguß bei dem bekannten Hildebrandtſchen Pfefferkuchen iſt immer ſo fein und glänzend; ich bekomme ihn ohne Anweiſung aber nicht nachgemacht. **Eine Unerfahrene.**

## Redaktionspoſt.

**Langjährige Abonnentin u. a.** Anfragen, wie die Ihre, nach einem Wirkungskreis für geprüfte Lehrerinnen, werden ſo oft an uns geſtellt, daß wir damit allein den Raum des Frauen-Daheim füllen könnten. Wir müſſen auf derartige Vermittelungen verzichten und Sie auf den Inſeratenteil verweiſen.

**Frankfurterin.** Backpulverkochbuch von Franz Dietrich, Riegel in Baden.

**Harzblümchen.** — Inſerieren!

**Junge Frau.** Eine niedliche Inſchrift zu einer Wiegendecke iſt: „Klein — aber mein!“

**Trudchen in S.** Sie müſſen bei ſolchen Fragen der Redaktion doch Ihre Adreſſe geben!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

# Daheim

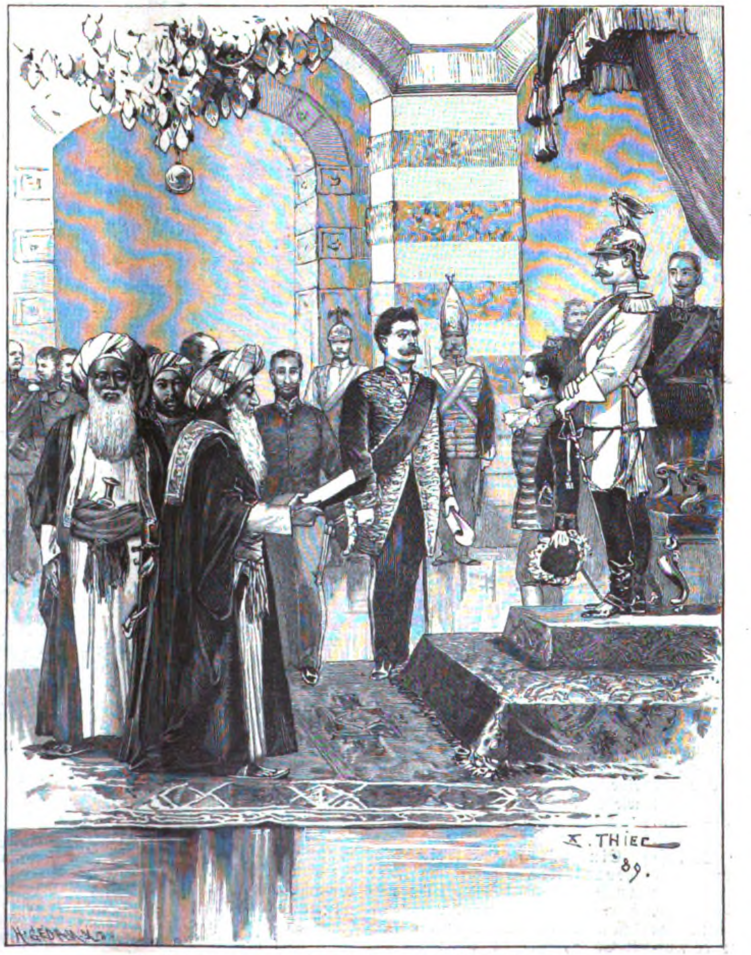
1890. Nr. 3. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Die Geſandtſchaft des Sultans von Sanſibar.

Die Staatsmänner des Sultanats Sanſibar haben es ſich noch vor 15 Jahren nicht träumen laſſen, daß ſie einmal mit Deutſchland mehr zu thun haben würden als mit Rußland oder ſonſt einem ganz außerhalb „ihrer Intereſſenſphäre“ liegenden Lande. Für ſie kam damals einzig und allein England in Frage, und es wird ihnen nicht leicht geworden ſein, ſich darein zu finden, daß der ſo plötzlich auftauchende deutſche Nachbar volle Beachtung verdient. Die Kommandanten der deutſchen Geſchwader führten aber eine ſo energiſche Sprache, daß der Sultan ſchließlich über den Ernſt der Sachlage nicht in Zweifel bleiben konnte. Infolgedeſſen hat er ſich entſchloſſen, zwei Geſandte nach Berlin zu ſchicken und dazu die Scheiks Hamed ben Soliman und Said ben Muhamed gewählt. Dieſen iſt Kaſſem ben Salech zugeſellt als Geſandtſchaftsſekretär. Als Dolmetſcher fungiert Herr Michalla. Die Geſandtſchaft hatte die Ehre, im Neuen Palais in Potsdam von dem Kaiſer und der Kaiſerin empfangen zu werden. Eine Schwadron Ulanen holte die Araber am Bahnhof in Potsdam ab und geleitete ſie durch die große Allee von Sansſouci ins Neue Palais. Vor demſelben hielt die Leibkompanie des 1. Garderegiments zu Fuß im Paradeanzug. In der Vorhalle vor dem Muſchelſaal ſtand die Schloßgardekompanie, während im Saal ſelbſt Doppelpoſten der Schloßgarde, der Gardes du Korps und der Leibgarde der Kaiſerin ſtanden. Als die Geſandten, die in einem vierſpännigen offenen Hofwagen fuhren, das Schloß betreten hatten, begab ſich der Kaiſer unter Vortritt der Hofchargen und gefolgt von einem zahlreichen militäriſchen Gefolge in den Saal und nahm vor dem Thron Aufſtellung. Der Kaiſer trug die Uniform der Gardes du Korps, mit dem Orangeband des ſchwarzen Adlerordens über dem Waffenrock und dem Adlerhelm; Prinz Friedrich Leopold nahm in der Uniform des 1. Garderegiments zu Fuß rechts vom Throne Stellung. Darauf betraten die Geſandten in langſamem, feierlichem Schritt den Saal, geführt von Hofmarſchällen und Ceremonienmeiſtern. Die beiden Geſandten gingen zuſammen, während Kaſſem ben Salech ihnen folgte. Sie trugen über hellen Unterkleidern dunkle Kaftans mit reicher Goldſtickerei an Kragen und Ärmeln, ſeidenen Turban und Schwerter in reich verzierten Scheiden. Der erſte Geſandte, eine echt orientaliſche Greiſengeſtalt, hielt eine arabiſche Rede. Der Kaiſer nahm, als der Geſandte ſchwieg, die Antwort aus der Hand des Grafen Bismarck und verlas dieſelbe. Sie war in deutſcher Sprache verfaßt und wurde von dem Dolmetſcher ins Arabiſche übertragen. Der Kaiſer beſichtigte darauf die Geſchenke des Sultans, welche vorher auf einem Tiſch niedergelegt worden waren. Es waren das Gold-, Silber- und Elfenbeinarbeiten, Erzeugniſſe arabiſcher Kunſtfertigkeit. Die Geſandtſchaft wurde dann auch von der Kaiſerin empfangen, für die ſie ebenfalls Geſchenke mitgebracht hat. Auch die Kaiſerin war von ihrem Hof umgeben. Die Geſandten, die von dem Kaiſer reich beſchenkt wurden, kehrten, nachdem die Audienzen vorüber waren, auf demſelben Wege und unter der gleichen Eskorte auf den Bahnhof zurück. Sie werden ſich, wie es heißt, auch nach Paris und London begeben. Der Sultan mag wohl wünſchen, ſich durch dieſe Vertrauensmänner näher über die Machtverhältniſſe der für ihn in Frage kommenden europäiſchen Mächte zu unterrichten.



Die Audienz der Geſandtſchaft des Sultans von Sanſibar bei dem Kaiſer.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig, Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Müßt ihr das Schöne denn meſſen
Und immer mit andrem vergleichen?
Es werden aus Lilien und Kreſſen
Doch niemals Buchen und Eichen!

## Auszug der Witwe.

Mit Schmerzen ziehſt du aus dem Haus,
Wo du ſo manches Jahr gewaltet,
Wo deine Kinder ſich entfaltet,
Wo ach! ein teures Herz erkaltet.
Mit naſſem Auge räumſt du aus;
Dir iſt, als ließeſt du dein Glück
Und deinen Frieden hier zurück ....
Und trägſt das Schönſte doch hinaus!

Für alle Zeiten folget dir,
Was du in Liebeskraft vollendet,
Was du zum Guten hingewendet,
Was Freundliches du hier geſpendet.
Dir folgt des Hauſes beſte Zier:
Des reinen Namens Ehrengut.
Wo du auch ſeiſt, in treuer Hut,
Iſt dieſes Erbe ſtets bei dir.

Und wo du weileſt, biſt du noch
Von warmem Liebeshauch umgeben,
Fühlſt Kindesgrüße dich umſchweben;
Vereint mit deiner Lieben Leben,
Ob nah, ob ferne, bleibſt du doch.
Die Thräne rinnet dem Verluſt,
Doch tröſtend ſpricht's in deiner Bruſt:
Trotz Leid und Weh, reich bin ich noch!

## Wahrhaftigkeit.

Eine wahrhaft erſchreckende Erſcheinung iſt ein lügenhaftes Kind. Nicht umſonſt ſagt das Sprichwort: „Wer lügt, der ſtiehlt auch,“ denn der Hang zur Lüge zieht die ſchlimmſten anderen Fehler mit Naturnotwendigkeit nach ſich. Deshalb iſt es eine Kardinalfrage der Erziehungslehre: Wie erziehen wir unſere Kinder zur Wahrhaftigkeit? Vor allen Dingen muß hier, wie überhaupt bei der Erziehung, das gute Vorbild wirken. Das Kind höre nie aus Elternmunde eine Lüge. Wie ſteht es nun mit den ſogenannten Notlügen? Ohne über das Berechtigtſein derſelben zu ſtreiten, muß jeder denkende Menſch zugeben, daß auch dieſe nicht für Kinderohren taugen. Was für einen Eindruck muß es wohl auf ein Kind machen, wenn die Mutter dem Dienſtboten im Beiſein des Kindes ſagt: „Wenn jemand kommen ſollte, — ich bin nicht zu Hauſe!“ Erachtet man es für nötig, ſich auf dieſe Weiſe Alleinſein zu verſchaffen, ſo vermeide man, daß das Kind etwas davon erfahre. — Kinder ſind gewöhnlich lebendige Fragezeichen; wie oft ſtellen ſie Fragen, die man ihnen nicht beantworten kann. Häufig gibt man dann irgend eine falſche Antwort, um das Kind zu befriedigen. Da heißt es aber oft: „Der Vater oder die Tante hat mir aber etwas anderes geſagt.“ Wäre es nicht beſſer, wenn die Erziehenden ſich dahin einigten, auf jede derartige Frage; „Das verſtehſt du jetzt noch nicht“ zu antworten? Nahe an die Lüge ſtreift das Verheimlichen; will man nicht, daß ein Kind etwas erzählt, ſo laſſe man es gar nichts davon wiſſen. Erfährt ein Kind zufällig etwas, was du nicht ausgeplaudert haben möchteſt, ſo verbiete ihm dennoch nicht das Wiederſagen, nimm lieber eine Unannehmlichkeit auf dich. Etwas anderes iſt es natürlich mit Vorbereitungen zu Familienfeſten. Aber auch hier laß die Kleinen nur ſo viel erfahren, als durchaus nötig iſt; größere Kinder begreifen ja bald, daß ſie ſich ſelbſt durch vorheriges Plaudern einer Freude berauben. Das gute Vorbild allein genügt jedoch nicht, ſondern es muß ſtets auf das Kind geachtet werden, ob es ſtreng zur Wahrheit hält. Manche glauben nun dies am beſten zu erreichen, wenn ſie recht oft fragen: „Iſt das auch wahr?“ Das iſt ganz verkehrt; die Kinder ſollen gar nicht entfernt ahnen, daß man ihnen Lügen zutraut. Ertappt man aber ein Kind auf einer Unwahrheit, ſo ſtrafe man es, namentlich das erſte Mal, äußerſt ſtreng. Das fortwährende Fragen, ſowie auch das häufige, vorſchnelle Vorwerfen der Lüge macht das Kind erſt auf den ſchlimmen Fehler aufmerkſam und mit dieſem vertraut. Deshalb ſollte das Wort „lügen“ ſo wenig als möglich an der Kleinen Ohr dringen. Je unbefangener ein Kind in dieſer Beziehung iſt, je natürlicher erſcheint ihm die Wahrheit, es muß beinahe wahrhaftig werden; denn, Gott ſei Dank! das Lügen iſt ſelten ein angeborener Charakterfehler, meiſt wird er es erſt durch mangelnde oder falſche Erziehung. Bei größeren Kindern haben wir noch eine Hilfe in ihrem Ehrgefühl. Sie müſſen das Entwürdigende, Verabſcheuungswürdige der Lüge in hellſtem Lichte ſehen und die Wahrheit aus Überzeugung lieben lernen. Es kann für Eltern keine größere Freude geben, als zu ſehen, daß ihr Kind lieber eine verdiente Strafe auf ſich nimmt, ehe es ſich durch eine Lüge ſchützt.

Frau Adele.

## Ein kleiner Wink.

In der Kleidung unſerer Knaben hat ſich eine Mode eingebürgert, die vielleicht mehr Unheil anrichtet, als man denkt: es iſt das Schließen der Knaben-Oberhemden auf dem Rücken. Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Methode im Vergleich mit der früheren viel Wäſche und eine der zeitraubendſten, mühſamſten und undankbarſten Arbeiten, das Ausbeſſern der Falteneinſätze und Knopflöcher, erſpart; aus dieſem Grunde mag ſie für unſere Herren, die ſich mit Sorgfalt und Akkurateſſe anziehen, eine recht willkommene Neuerung ſein. Was aber fragt ein halbwüchſiger Knabe, wenn er morgens zur Schule will, danach, ob alle Knöpfe geſchloſſen ſind oder ob ſie in der Haſt abreißen, wenn nur das Bündchen am Halſe den ſichtbaren Kragen noch zur Not feſthält? So wird denn häufig, zumal in den Jahren des raſchen Wachstums, wo auch die Hemdenpaſſen für den ſich dehnenden jugendlichen Körper zu eng werden, gerade über der Wirbelſäule ein offener Schlitz entſtehen und derſelben eine Gefahr der Erkältung geboten werden, die durch den darüber ſitzenden Anzug nicht ausgeglichen wird. Wer Gelegenheit hat, öfter auf einen Turnplatz zu ſehen, wird es immer wieder beobachten können, wie oft bei den jungen Leuten, wenn ſie erhitzt und angeſtrengt von den Geräten zurücktreten, mit untergeſchlagenen Armen in Hemdsärmeln daſtehen und gerade der Rücken ohne allen Schutz jedem kalten Luftzuge dargeboten wird. Unter uns Frauen ſind gewiß manche, die, von Natur zart organiſiert oder durch ein anſtrengendes Leben mitgenommen, ihre Nerven fühlen und bekämpfen müſſen, und viele unter ihnen werden es aus Erfahrung wiſſen, wie unangenehme Empfindungen das Kaltwerden des Rückens herbeiführt, wie man die Wirbelſäule nach innen krümmt und die Schulterblätter zuſammenzieht, um dem Rücken die Wärme und dadurch den Gliedern das Gefühl der Ruhe wiederzugeben. Knaben beachten ſelten kleine Unbehaglichkeiten und ſollen es auch nicht, wir aber ſollen ſehen und ſorgen, daß nicht erſt ernſte, oft ſchwer wieder gutzumachende Krankheitserſcheinungen uns auf Schäden an ihrer Geſundheit aufmerkſam machen. Jeder Reiter, der ſein Pferd lieb hat, ſorgt dafür, daß demſelben nach raſcher Bewegung oder bei längerem Stehen der Rücken durch wollene Decken geſchützt wird. Für uns aber handelt es ſich um unſere lieben Jungen! Es ſollte mir eine große Freude ſein, wenn dieſe Zeilen dazu beitrügen, das Augenmerk treuer Mütter und wohlwollender Ärzte auf eine ſcheinbar ſo geringfügige Frage hinzulenken, die in Hinblick auf ihre Konſequenzen aber ganz gewiß an Bedeutung gewinnt!

A. F.

## Kunſt im Hauſe.

Wie ſchade, denkt manche geſchickte Zeichnerin, daß ich nicht malen kann; ich möchte ſo gern eine Taſſe, einen Teller verzieren, habe aber nicht viel Farbenſinn, Unterricht im Porzellanmalen iſt teuer, die Farben koſten auch ziemlich viel, und ſchließlich verdirbt der Brenner noch ſo manches, was einem viel Mühe gemacht hat. Nun, mein Fräulein, ſo zeichnen Sie doch auf Porzellan! Das macht ſich genau ſo fein und zierlich wie auf Papier, vorausgeſetzt, daß Sie überhaupt mit der Feder zeichnen können. Verſchreiben Sie ſich alſo von Müller & Hennig, Künſtlerfarbenmanufaktur in Dresden, zwei Tuben Porzellanfarben und zwar Schriftſchwarz (ganze Tube 75 Pf., halbe Tube 45 Pf.) und Dunkelbraun (ganze Tube 60 Pf., halbe Tube 35 Pf.) oder Sepia (zu demſelben Preiſe) und ein Gläschen Dicköl (35 Pf.). Außerdem kaufen Sie in einer Droguenhandlung für 10 Pf. gereinigtes Terpentinöl und für 10 Pf. Nelkenöl. Dann verſchaffen Sie ſich eine gute, ungebrauchte, harte, ſpitze Schreibfeder oder Zeichenfeder, einen Bleiſtift, einen gewöhnlichen ungebrauchten Tuſchpinſel und einen zum Bemalen geeigneten Gegenſtand aus Porzellan oder Fayence; eine gewöhnliche weiße Flieſe genügt zunächſt auch, dieſelbe kann man ſpäter zu einem Theeklotz ſehr hübſch verarbeiten laſſen. Der zu bemalende Gegenſtand wird mit einem oder zwei Tropfen Dicköl ganz leicht, kaum bemerkbar, eingerieben, worauf man auf ihn mit einem fein zugeſpitzten Bleiſtift genau ſo gut zeichnen kann wie auf Papier. Ein wenig von der braunen oder ſchwarzen Porzellanfarbe wird mit Terpentin in einem tiefen Näpfchen ſoweit verdünnt, daß man damit zeichnen kann. Die Farbe wird mit dem Pinſel in die vorher einmal mit Terpentin abgeriebene Feder geſtrichen, und man vollendet die Zeichnung gerade ſo wie jede andere Federzeichnung mit chineſiſcher Tuſche auf Papier oder Holz. Kleine Pletſchbilder oder dergl. machen ſich auf dem zarten, weißen Grunde ſehr gut. Auch ſchwarze Bilder in Silhouettenmanier ſind mit Hilfe des Pinſels herzuſtellen, und Inſchriften ſind ohne Mühe mit der Feder auszuführen. Wenn die Arbeit etwa mißlingt, wiſcht man ſie einfach mit ein wenig Terpentin fort. Trocknet die Farbe ſtark ein, ſo genügt ſehr wenig Nelkenöl, ſie wieder flüſſig zu machen; die Bleiſtiftſtriche brennen im Feuer weg, wo die Arbeit nicht, wie farbige Porzellanmalerei, verderben kann. Dunkelbraun und Schwarz brennen faſt gar nicht fort.

Eva.

## Zimmergärtnerei.

Pflanzen für das Rauchzimmer. Manche Leſerin wird die Erfahrung gemacht haben, daß die Blumen den Tabaksrauch nicht wohl vertragen, und doch wird der Hausherr ebenſo ungern auf die Zimmerzierde als auf ſeine Zigarre verzichten wollen. Und man hat für das Rauchzimmer in der That ſchon eine größere Auswahl von Gewächſen, vorausgeſetzt, daß man die zarten ausſchließt. Am wenigſten werden durch den Rauch leiden: Cycas revoluta, Ficus elastica, Latania borbonica, Dracaena congesta, Areca sapida, Phormium tenax, Pteris cretica, Rhaphis flabelliformis, Phoenix tenuis und silvestris, Philodendron pertussum — dann Blumenampeln, geſchmückt mit Ephen, Tradescantia und nicht zu vergeſſen Lysimachia nummularia foliis aureis und Fuchsia procumbens, die durch ihre roten ſtachelbeergroßen Früchte das Auge bis lange in den Winter hinein erfreut.

K. L.

## Praktiſches fürs Haus.

Zu Frage 270 teile ich noch mit, daß ich ſchwarz gewordene cuivre poli-Gegenſtände mit Eſſig überreibe, wodurch dieſelben ſchnell wieder vollſtändig blank werden.

M. B. Schoenebeck.

Cuivre poli reinigt man am beſten mit Salmiakgeiſt und Waſſer, beides zu gleichen Teilen mit einem Leinwandläppchen aufgetragen, tüchtig gerieben und dann mit einem trockenen Tuche nachgeputzt.

Das Putzen der Meſſer und Gabeln mit Pfropfen und Putzſtein, wie es in Nr. 50 beſchrieben iſt, hat ſich in unſerm Hauſe ſchon lange als praktiſch erwieſen. Wenn die Meſſer beſonders fleckig ſind, taucht man den Pfropfen in Waſſer und dann in Putzſtein, und die Flecke verſchwinden ſofort. A. M., Berlin W.

Rußflecken, wie ſie die fleißige Hausfrau an die reine helle Schürze in der Küche auch bei der größten Sorgfalt bringt oder die nachläſſige Köchin durch eine Platte, die ſie auf den Herd ſtellte, aufs weiße Tiſchtuch macht, laſſen ſich ſehr leicht und raſch entfernen durch Reiben mit weichem ſchwarzen Brot.

Praktiſche Hausfrau.

Weintrauben aufzubewahren. Man ſchneidet die Trauben ab, ehe ſie ihre vollkommene Reife erlangt haben, ohne die Beeren irgendwie mit den Händen zu berühren, ſondert alle nur im entfernteſten ſchadhaften ab, legt nun die Trauben ſo, daß dieſelben ſich nicht berühren können, in ſehr große

(Fortſetzung im dritten Blatt.)

ſteinerne Töpfe und füllt die Zwiſchenräume mit Hirſe aus. Eine der Hauptſachen iſt, den ebenfalls ſteinernen Deckel des nach oben zu ziemlich eng auslaufenden Topfes ſo luftdicht als möglich auf den Topf zu ſchließen. Dieſes geſchieht dadurch, daß man die Fuge ſo dick, als es nur angeht, mit Glaskitt anſtreicht und zuletzt noch über die Fuge ſehr dickes Papier klebt. Die Trauben gewinnen auf dieſe Weiſe an Süßigkeit und halten ſich ſehr lange. **K. L.**

## Hauspoeſie.

In Nr. 52 empfiehlt „Eine Daheimleſerin" Begleitworte für eine Photographie, in der That ſehr ſchöne Begleitworte, nur iſt der Dichter vergeſſen, der gemütvolle und herzenslautere Ernſt von Houwald. Unter ſeinem wohlgetroffenen Bilde (Stich) finden wir jene Worte, die die Dame nicht genau citiert hat, ſie heißen:

„Des Menſchen Antlitz iſt das Titelblatt
Des Buches, das in ſtiller Herzenskammer
Die Seele niederſchreibt und aufbewahrt.
Nicht kannſt du die verſchwiegnen Blätter leſen,
Doch ſchauſt du prüfend auf das Titelblatt,
Wird dir der Inhalt auch wohl offenbar."

**G. Frhr. v. Teubern.**

## Fragen.

10) Eine erfahrene Kleinkinderlehrerin bittet, ihr eine kleine Stadt zu nennen, wo eine Schule Bedürfnis iſt. **Alte Abonnentin.**

11) Kann vielleicht eine der freundlichen Leſerinnen mir ein Rezept zum Einmachen von Kramtsvögeln geben? Im voraus beſten Dank. **Eine Ratloſe.**

12) Welche von den Mitleſerinnen wäre ſo freundlich, mir anzugeben, wie man eine elegante, warme Kopfhülle für ältere Damen (am liebſten Strick- oder Häkelarbeit) anfertigt? Im voraus beſten Dank.
**Eine treue Freundin des Frauen-Daheim.**

13) Kann eine der Daheimleſerinnen mir den Titel einiger guten kleinen franzöſiſchen Theaterſtücke nennen, die ſich zur Aufführung durch junge Mädchen eignen? **C. F.**

14) Seit einigen Monaten ſind wir in einer fremden Stadt, mein Haushalt iſt größer und die Preiſe höher als an unſerm früheren Wohnort. Trotz allen Überlegens langt mein Wirtſchaftsgeld nicht, mehr kann ich vom Gatten nicht fordern, wie mir helfen? Wir ſind Vater, Mutter, vier Kinder im Alter von 9–15 Jahren und zwei Dienſtmädchen. Fleiſch, Butter, Brot ſind hier beſonders teuer. Abends trinken wir Thee mit Butterbrot und Beilage, das möchte ich aufgeben, dafür dicke Suppen oder dgl. kochen. Bitte um Rezepte und Ratſchläge dafür; ebenſo um einige Mittagsgerichte ohne oder mit wenig Fleiſch und eventuell um Adreſſen für gutes billiges Fleiſch und dito Butter. Hat ſchon jemand Geflügel aus Ungarn kommen laſſen, iſt dasſelbe gut und preiswert? Ich wäre ſehr dankbar für eine Wildadreſſe. Im voraus Dank!

**Sorgende Hausfrau.**

## Redaktionspoſt.

**An Freifräulein von G.....z.** Ihrem Wunſche nach einem gediegenen Handbuch für häusliche Kunſt kommt die Verlagshandlung von E. A. Seemann, Leipzig, durch Herausgabe eines prächtigen Lieferungswerkes „Die Liebhaberkünſte" entgegen. Das Werk empfiehlt ſich durch ſeine liebenswürdig geſchriebene Einleitung ſelbſt folgendermaßen: „In bezug auf die Kunſt gibt es dreierlei Menſchen. Die einen bekümmern ſich gar nicht um dieſelbe, ſei es aus Unzulänglichkeit und Verſtändnisloſigkeit, ſei es aus Mangel an Zeit und Gelegenheit oder aus irgend einem anderen Grunde. Das iſt die „misera plebs," die aber darum noch nicht unglücklich zu ſein braucht. Die anderen bringen ihr ein offenes Herz entgegen und haben ihre Freude an derſelben, wenn ſie auch nicht ſelbſt ausübend und ſelber ſchaffend ſich an ihr beteiligen. Zu dieſen zählt die Mehrheit der Menſchheit und der gebildete Teil ſchon deswegen, weil eine gewiſſe Empfänglichkeit für die Kunſt eben zur allgemeinen Bildung gehört. Die dritten legen ſelber Hand ans Werk und laſſen die Gebilde der Kunſt erſtehen, die wirklichen oder die vermeintlichen, zur Bewunderung oder zum Schrecken der anderen und der dritten. Dieſe dritten ſcheiden ſich wieder in zwei ungleiche Lager, zwiſchen denen eine ſcharfe Grenze nicht beſteht. Auf der einen Seite ſtehen die Künſtler von Gottes Gnaden und die von Beruf, auf der anderen die Liebhaber, die Dilettanten, wie man dieſes Heer zu nennen pflegt. Die letzteren treiben die Kunſt zum Vergnügen, zum Zeitvertreib in müßigen Stunden. Hat doch jeder ſein Steckenpferd, das er zu reiten pflegt, und die Kunſt iſt gewiß nicht das ſchlechteſte.

„Seht, mein junger Freund, ſolang die
Welt ſteht, wird's auch Menſchen geben,
Die auf Steckenpferden reiten;
Der liebt Myſtik und Askeſis,
Jener altes Kirſchenwaſſer.
Ein'ge ſuchen Altertümer,
Andre eſſen Maienkäfer," ꝛc. ꝛc.

Unſere Liebhaber werfen ſich auf die hohe Kunſt, wenn ſie hochhinaus wollen; ſie malen ihrer Phantaſie Gebilde in Öl und in Waſſer. Wenn ſie beſcheidener ſind, kopieren ſie die Natur und die Kunſt anderer. Oder ſie bleiben mehr beim Handwerk und verzieren Schalen und Töpfe, Kaſten und Schachteln, Teppiche und Tiſchtücher; ſie ſägen und ſchneiden im Holz herum, kneten in Leder und Kautſchuk, ſäuren die Metalle und Steine an oder, wenn ſie der eignen Kraft noch weniger vertrauen, preſſen ſie Blumen, ziehen Bilder ab und treiben ähnliche Scherze. Vornehmlich ſind es die Frauen, welche dieſen kleinen Künſten huldigen, ſei es, weil ſie mehr Sinn, ſei es, weil ſie mehr Zeit für dieſelben haben als der Mann. Wer dieſes geſchäftige Wirken ohne Vorurteil betrachtet, der wird es als zu Recht beſtehend gelten laſſen. Spinnen und Stricken lohnen ſich heute nicht mehr. Kochen und nähen kann man auch nicht den ganzen Tag, und wer keine Haushaltung hat, kann ſie auch nicht führen. Es mutet uns wohl an, wenn wir auf dem Fenſterbrett der Landleute den beliebten Flor von Fuchſien, Geranien und ſchön friſierten Meerzwiebeln finden, weil ſie einen Rückſchluß ziehen laſſen auf das Gemüt ihrer Pfleger. Und ſo wird es uns auch wohl anmuten müſſen, wo wir das Blümlein Kunſt in ſorglicher Pflege finden. Nicht jeder kann Palmen im Gewächshaus pflanzen, darum ſoll man auch deſſen achten, was der Kleine im kleinen erreicht oder wenigſtens zu erreichen ſucht. Für ſolche Liebhaber der Kunſt iſt unſer Buch geſchrieben, alſo in erſter Linie für die Frauen. Es will nicht etwa die Kunſt lehren; das kann man mit Büchern kaum, und wenn man es kann, ſo wäre dieſer Weg jedenfalls der umſtändlichſte. Es ſetzt das nötige Stück angeborenen Talentes und durch die Erziehung gewonnenes künſtleriſches Empfinden voraus. Es will zeigen, wie man die Kenntniſſe des Zeichnens und Malens praktiſch verwerten kann in Anwendung auf allerlei Techniken, vermittelſt deren man die mannigfachſten Gegenſtände ſeines Heims, das Gerät und den Zierat der Wohnung zu ſchmücken und künſtleriſch anzuhauchen vermag. Es will aufmerkſam machen auf jene kleinen Kniffe und Praktiken, auf die man ſchließlich ſelber verfällt, die man aber leichter findet, wenn man ſie nicht erſt zu ſuchen braucht. Es ſoll die nötigen Winke geben in bezug auf die Werkzeuge und das Material. Es ſoll verſchiedene Rezepte anführen zu Dingen, die man bequem und billig ſelber anfertigen kann, wenn man nicht vorzieht, ſie zu kaufen. Das Buch wird ferner eine Anzahl von Illuſtrationen aufnehmen, welche teils zur Erläuterung und beſſeren Veranſchaulichung des geſchriebenen Wortes beſtimmt ſind, teils auch als Vorbilder dienen können oder als Motive für die Ausführung der einzelnen Techniken. Es wird die Speziallitteratur namhaft machen, ſoweit eine ſolche vorhanden und dem Verfaſſer bekannt iſt. Schließlich wird es zur Schriftverzierung, die ja in der künſtleriſchen Ausſtattung von Haus und Gerät von jeher eine Rolle geſpielt hat, geeignete Zierſchriften und eine Anzahl alter und neuer Sprüche zur Auswahl geben. Wenn das Handbuch ein ganzes Gebiet vernachläſſigt, welches eigentlich ſeiner kunſtgewerblichen Seite halber auch hierher gehörte, das Gebiet desjenigen, was man mit einem unglücklich gewählten Sprachausdruck als „weibliche Handarbeiten" zu bezeichnen pflegt, ſo hat dies folgenden Grund: Der Verfaſſer ging von der Anſchauung aus, daß die Technik des Stickens, des Häkelns, der Knüpfarbeiten, der Spitzennäherei ꝛc. den Frauen nach Lage der Sache eigentlich beſſer bekannt ſein müſſe als ihm ſelbſt, mit anderen Worten, daß die Leſerinnen ihm auf dieſem Felde über ſein müßten. Wenn er ſich in einzelnen Fällen geirrt haben ſollte, thut es ihm leid." Wir kommen auf das Werk ſpäter noch zurück.

(Fortſetzung.)

ſtand er ſich die Herzen aller derer, die mit ihm in Berührung kamen, zu gewinnen, und was natürlich unſern lieben Berlinern beſonders wohlthat, war ſeine offene und augenſcheinlich aufrichtige Anerkennung nicht nur der techniſchen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten, die er beſuchte, ſondern der Hauptſtadt an ſich. Während ſeiner kurzen Anweſenheit ließ er dem ſtaunenden Publikum auch ſein neueſtes Wunderwerk, den Phonographen, vorführen — nicht jenen quietſchenden Leierkaſten, der etwa vor zehn Jahren als die neueſte Erfindung des genialen Mannes die Runde durch Europa machte, ſondern wirklich: ein Wunderwerk! Ediſon hat damals, die großen Mängel ſeiner Erfindung rechtzeitig erkennend, dieſelbe ſelbſt zurückgezogen und in allen ihren Teilen weſentlich verbeſſert, ſo weſentlich, daß der Apparat in ſeinen Leiſtungen nicht mehr wiederzuerkennen iſt. Dieſelben grenzen in der That an das Wunderbare: äußerlich etwa einer großen Spieldoſe ähnlich, wird der Phonograph mit einer der vielen bereitliegenden, anderthalb Zoll ſtarken, vier Zoll langen Wachscylinder bewaffnet, auf denen ſeine vorher eingeheimſten Schätze eingegraben ſind; der Mechanismus wird in Bewegung geſetzt, und plötzlich entquillt dem Inſtrument eine Fülle von Tönen, von Worten, von Sätzen, die es vor Wochen oder Jahren zu ſeinem Eigen machte. Ein Chanſon, eine Rede, ein ganzes Konzert, alles gibt der Phonograph mit einer Sauberkeit und Treue wieder, die faſt beängſtigend wirkt, kein Accent, keine Wandelung des Tonfalls, keine Nüance, die nicht voll und ganz zum Ausdruck käme. Bei der erſten Vorſtellung des Wunderdinges in der Fabrik von Siemens & Halske ſtimmten die Verſammelten unter Begleitung von Klavier, Flöte, Kornett und Geige die Wacht am Rhein an und hörten ſie wenige Minuten ſpäter in ſo zauberhafter Klarheit wiederklingen, daß jeder einzelne ſeine eigne Stimme herauszuerkennen vermeinte; bei dem Diner dann, welches Herr Werner von Siemens ſeinem großen Konkurrenten auf dem Gebiet der Elektrotechnik gab, ſang Fräulein Leiſinger von der Hofbühne eine Arie, die der Phonograph ſofort bis auf die kleinſten Einzelheiten mit dem ganzen Schmelz des Originals, mit allen Hebungen und Senkungen der Stimme, mit größter Verve und mit voller Empfindung reproduzierte. Über die praktiſche Bedeutung des ſeltſamen Apparats, der in früheren Jahrhunderten Mr. Ediſon ſicher eine Anklage wegen Zauberei zugezogen hätte, ein Urteil zu fällen, dürfte verfrüht ſein. Der Erfinder ſelbſt verſpricht ſich von ſeiner Erfindung das höchſte, und Mr. Ediſon iſt zweifellos ein ſo praktiſcher Mann, daß er ſich nicht irren wird. Jedenfalls ſteht der Phonograph jetzt himmelhoch über jenen Spielereien, die einſt ſeinen Namen trugen, und er dürfte und zwar bald bei allen öffentlichen Verſammlungen, im Parlament, bei Gerichtsverhandlungen ꝛc. als unentbehrlich betrachtet werden. Für ſeine weitere Verbreitung wird der Preis weſentlich mitſprechen; ſollte es ſich bewahrheiten, was in Berlin verlautete, daß derſelbe keinesfalls über 400 Mark betragen wird, ſo wird der Apparat ſicher ſehr ſchnell in Zehntauſenden von Exemplaren Verwendung finden. Mich dauern die armen Muſiker: in Berlin eine einzige „Normalkapelle" und im ganzen Reich nur Muſikkonzerte durch die Phonographen, welche deren Stücke wiedergeben — das iſt ein Zukunftsbild, wie es ſchrecklicher nicht gedacht werden kann.

H. v. Sp.

**Illuſtrierter Familien-Walter Scott.**
In neuen Überſetzungen von **Robert Koenig.**
Von dieſer Ausgabe liegen folgende Bände vor:

**Ivanhoe.**
3. Auflage.

**Der Talisman.**
3. Auflage.

**Quentin Durward.**
3. Auflage.

**Kenilworth.**
3. Auflage.

Jeder Band mit 8 Tonbildern von **P. Grot Johann.**
Preis jedes Bandes elegant gebunden 4 M.

Es gibt in Deutſchland wenige feine lesbare Überſetzungen und anſtändige Ausgaben dieſer für die Hausbibliothek, ſowie für die reifere Jugend ſo unvergleichlich paſſenden Walter Scottſchen Meiſterwerke. In dieſen vier ſchönſten Romanen liegt eine Ausgabe vor, die an Feinheit der Wiedergabe, ſowie an gefälliger Ausſtattung allen Anforderungen entſpricht, die man an einen „Familien-Walter Scott" ſtellen muß. Der Überſetzer hat es verſtanden, den ganzen Reiz und die anziehende Eigentümlichkeit des Originals wiederzugeben.

**Jugenderinnerungen**
von
**Karl Gerok.**
4. Auflage.
Elegant gebunden Preis 6 M.

Dieſe neue Auflage der Jugenderinnerungen des berühmten Autors iſt kein bloßer Abdruck der vorigen, vielmehr eine ergänzte und vermehrte Ausgabe, die der greiſe Verfaſſer gleichſam als Vermächtnis noch einmal mit Liebe und Sorgfalt bearbeitet hat. Das Buch, Ernſtes und Heiteres in glücklicher Miſchung verbindend, wird wiederum in weite Kreiſe bringen und dankbare Leſer finden.

Daheim

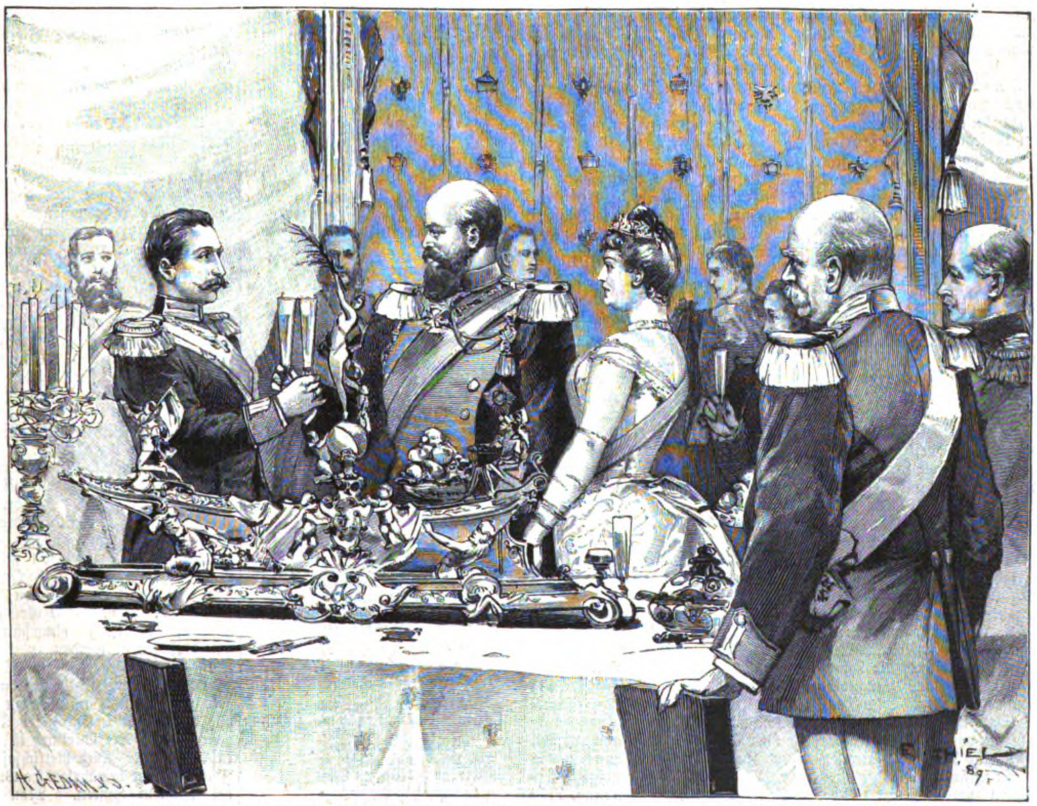
1890. Nr. 4. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

Aus der Zeit — für die Zeit.

## Der Beſuch des Kaiſers von Rußland am deutſchen Kaiſerhof.

Der Gegenbeſuch des Kaiſers von Rußland am deutſchen Kaiſerhof hat vom 11. bis 13. Oktober ſtattgefunden. Der Kaiſer von Rußland traf am Nachmittag des 10., von Kopenhagen kommend, an Bord der Derſchawa in Kiel ein. Hier ankerte eben ein Geſchwader der uns befreundeten engliſchen Nation. Der Kaiſer von Rußland, der von ſeinem zweiten Sohne, dem Großfürſten Georg, begleitet wurde, empfing die ſich ihm vorſtellenden Spitzen der deutſchen Behörden an Bord ſeines Schiffes, auf dem am Abend ein Galadiner ſtattfand. Um Mitternacht erfolgte ſodann die Abreiſe nach Berlin. Um 10 Uhr morgens des folgenden Tages traf der Kaiſer von Rußland in Berlin ein und wurde von unſerm Kaiſer empfangen und vom Lehrter Bahnhof in das Gebäude der ruſſiſchen Botſchaft geleitet. Um 6 Uhr fand im Weißen Saale des Schloſſes ein Galadiner ſtatt. Kaiſer Alexander ſaß zwiſchen unſerm Kaiſer und der Kaiſerin, ihm gegenüber Fürſt Bismarck. Der Trinkſpruch unſers Kaiſers lautete: „Ich trinke auf das Wohl Meines verehrten Freundes und Gaſtes, Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland, und auf die Dauer der zwiſchen Unſern Häuſern ſeit mehr als 100 Jahren beſtehenden Freundſchaft, welche Ich als ein von Meinen Vorfahren überkommenes Erbteil zu pflegen entſchloſſen bin.“ Nachdem die ruſſiſche Nationalhymne, welche ſtehend angehört wurde, verklungen war, erhob ſich Se. Majeſtät der Kaiſer von Rußland zu folgendem Trinkſpruch: „Je remercie Votre Majesté de Vos bonnes paroles et Je partage entièrement les sentiments que Vous venez d'exprimer. A la santé de Sa Majesté l'Empereur et Roi; Hourra!“ (Ich danke Ew. Majeſtät für Ihre freundlichen Worte und Ich teile vollſtändig die Gefühle, welche Sie ſoeben ausgedrückt haben. Auf das Wohl Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs! Hurra!“) Nach dem Galadiner begaben ſich die Majeſtäten in das Opernhaus, wo eine Szene aus „Rheingold“ und ein Ballett zur Aufführung gelangten. Am Sonnabend birſchten unſer Kaiſer und ſein Gaſt in der Schorfheide, wobei letzterer einen kapitalen Zwölfender erlegte. Nach der Rückkehr nach Berlin fand eine Theegeſellſchaft bei der Kaiſerin Friedrich ſtatt. Am Sonntag begaben ſich der Kaiſer von Rußland und ſein Sohn nach dem Gottesdienſt nach dem Mauſoleum in Charlottenburg und von dort aus in die Kaſerne des Kaiſer Alexander-Garde-Grenadierregiments, wo mit dem deutſchen Kaiſer ein Frühſtück im Kreiſe des Offizierkorps eingenommen wurde. Um vier Uhr nachmittags ſelbigen Tages verließ der Kaiſer von Rußland Berlin, um ſich zu ſeinem Verwandten, dem Großherzog von Mecklenburg, nach Ludwigsluſt zu begeben.



Der Beſuch des Kaiſers von Rußland am deutſchen Kaiſerhof: Der Trinkſpruch Sr. Majeſtät des deutſchen Kaiſers bei der Feſttafel im Schloß zu Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Mitleid iſt eine taube Blüte,
Wenn es nach Lohn und Nutzen frägt,
Und was iſt das für eine Güte,
Die ihre Gaben wägt!

## Rückſichtsloſigkeiten im Eiſenbahnwaggon.

Es ſcheint, daß das Reiſen im Eiſenbahnwagen einen gewiſſen entfremdenden Egoismus heranbildet. Man ſehe ſich doch einmal die verſchiedenen Perſonen der guten Geſellſchaft in der Zeit der ſommerlichen Reiſeſaiſon an, wie ſie einander ſteif und froſtig in den Koupeepolſtern gegenüber ſitzen! Jeder in ſeiner Ecke ſieht über den anderen hinweg, als wäre er ein verkappter Böſewicht. Wie viele ſteigen ein, ohne die Inſaſſen eines „Guten Tags" zu würdigen! Iſt es Unhöflichkeit oder eine gewiſſe ſpießbürgerliche Geſchraubtheit, die leider bei uns in Deutſchland noch die geſchmackloſeſten Blüten treibt? Warum nicht mit höflichem Gruß einſteigen? Was verliert man dadurch? Nichts. Im Gegenteil, man gewinnt; denn wie Liebe Gegenliebe, ſo bewirkt Höflichkeit Entgegenkommen. Hilfreiche Hände ſtrecken ſich aus, um das beim Einſteigen läſtige Handgepäck abzunehmen. Wie wohlthuend berührt ſolch kleiner Dienſt gerade auf Reiſen, wo ihn weder Standes- noch Namensrückſichten, ſondern nur kameradſchaftliche Menſchenfreundlichkeit diktieren. Oft wird er zum Anknüpfungspunkt leichter Konverſation. Koupee- und Ballgeſpräche ſind ſich im allgemeinen gleichwertig, ſie gleiten nur auf der Oberfläche, aber hier und da gewinnen ſie doch an Tiefe und Intereſſe. Man findet gemeinſame Berührungspunkte, und ohne daß man voneinander weiß, „wer — wohin — woher" — unterhält man ſich trefflich, und die Zeit entflieht noch ſchneller als der Zug. Mancher freilich reiſt mit ſchwerem Herzen, ihm iſt jedes gleichgültige Wort an gleichgültige Menſchen läſtiger Zwang — das fühlen die anderen gar bald heraus, und man wird ſeine Schweigſamkeit reſpektieren. Bei den meiſten Reiſenden jedoch entſpringt die hölzerne Steifheit, das ſogenannte „Zugeknöpftſein" einer lokalen Formenverkennung. Zu Haus ſpricht man mit niemand, der einem nicht nach allen Regeln des Ceremoniells mit tiefer Verbeugung vorgeſtellt worden. Das mag an und für ſich recht gut ſein, aber das Koupee iſt kein Salon, und es verrät Einſeitigkeit des Denkens, wenn man für ſo verſchiedene Orte dieſelben Geſetze geltend machen will. Höflichkeit ſoll für beide die Formen diktieren, und es läuft meiner Anſicht nach derſelben zuwider, in ein beſetztes Koupee einzutreten, ohne die Inſaſſen eines Grußes zu würdigen, oder es nach beendeter Fahrt ſtumm, grußlos zu verlaſſen. Nirgends aber ſind die Menſchen untereinander rückſichtsloſer als im Eiſenbahnwaggon, wo jeder namenlos auftritt. Merkwürdig iſt z. B. auch die Indiskretion, der viele aus Langeweile oder Neugier verfallen. Man denke ſich eine Station, der Zug hält zur Abfahrt bereit, vor geöffneter Koupeethür ſtehen eine Anzahl Leidtragender, die mit thränenden Augen einen ihrer Lieben verabſchieden. Wer weiß wie lange? Zu welcher ſchweren Fahrt? Der Abſchied wird ihnen ſchwer — und die Inſaſſen des Wagens ſtarren mit neugierigen Augen auf die Gruppe und horchen geſpannt auf jedes Wort, um ſich die fremde Angelegenheit zuſammzureimen. Wie viel edler wäre es, die Abſchiednehmenden diskret zu ignorieren, ſie ungeſtört ihrem Abſchied zu überlaſſen. Wohl mancher hat ſchon ſelbſt empfunden, wie peinlich fremde Neugier eignen tiefen Schmerz verwundet.

**Lis Blanc.**

## Nochmals ein Vorſchlag für alleinſtehende Damen.

Mit großem Intereſſe habe ich die Schilderung von „Urgroßmutters Hausſtand" geleſen, und ich will wohl glauben, daß dieſelbe in ihrem Daheim ſich gar glücklich gefühlt hat. Aber es ihr nachzumachen, das iſt leichter gegeben als ausgeführt. Es hält ſchwer, gleichgeſinnte und in gleichen Verhältniſſen lebende Teilnehmerinnen zu gewinnen. Daher wird es je und je für einzelne Damen von Bildung und mit beſcheidenem Vermögen eine Notwendigkeit bleiben, ſich nach einem „Penſionat" oder „Damenheim" umzuſehen, und zwar nach einem, in welchem nicht die Abſicht, pekuniären Vorteil zu ſuchen, das Band der Vereinigung bildet. Von einem ſolchen möchte ich gerne etwas erzählen; das folgende iſt nicht Reklame, nur eben eine Mitteilung im Intereſſe der Sache, der ich perſönlich ganz fern ſtehe, und im Intereſſe meiner Leſerinnen. Eine Reiſe nach der Nordſee führte mich über Bremen nach Oldenburg, dieſer ſchönen nordiſchen Reſidenzſtadt, welche inmitten der herrlichſten Blumengärten und Parkanlagen in friſcher, geſunder Luft gelegen iſt. Perſönliche Beziehungen brachten mich auch in die in unmittelbarer Nähe des großherzoglichen Schloßparkes in großem, altem Garten gelegene Oldenburger Diakoniſſenanſtalt, die für jeden zu jeder Zeit zugänglich iſt. Mit dieſer Diakoniſſenanſtalt iſt nun ein im evangeliſch-chriſtlichen Geiſte geleitetes Damenheim verbunden. Es ſoll darin einzelſtehenden älteren kränklichen Damen nicht nur Penſionsaufnahme, ſondern familienartiger Aufenthalt und eine liebevolle Aufnahme geboten werden. Die Leitung liegt in der Hand des Paſtor Dr. Partiſch und der Frau Oberin Irmgard von Stoltzenberg. Jeder Dame ſteht außer ihrem eignen Zimmer zu gemeinſamer Benutzung der Salon zur Verfügung. Dadurch, daß die Damen ſich ihre Zimmer ſelbſt möblieren, ſchwindet das Schablonenmäßige eines Penſionates. Jede Dame hat völlige Freiheit in ihrem Verkehr ſowohl innerhalb des Heims wie nach außen. Die gemeinſamen Mahlzeiten werden im Speiſezimmer eingenommen; Frühſtück und Kaffee können auf den einzelnen Zimmern ſerviert werden. Die Pflege wird bei Krankheitsfällen ohne beſondere Vergütung von der Hand der Schweſtern geleiſtet. Der durchſchnittliche Penſionspreis für Wohnung, vollſtändige Verpflegung und Pflege, Feuerung, Licht und angemeſſene Bedienung iſt auf 1000 Mark feſtgeſetzt. Bei beſcheidenen Wohnungsanſprüchen iſt er geringer; er ſteigt für die, welche die beſten Zimmer des Hauſes verlangen. So vereinigt das Damenheim der oldenburgiſchen Diakoniſſenanſtalt Freiheit für die Perſon und den Segen eines chriſtlichen Hauſes. Es bietet bei mäßigen Anforderungen den Komfort, welcher den Lebensgewohnheiten der beſſeren Stände entſpricht. — Als ich aus einem der hübſchen Zimmer durch die hohen Fenſter auf den prächtigen Schloßgarten ſchaute, mußte ich mir ſagen, daß wohl kaum wo anders ein freundliches Heim unter ſo günſtigen Bedingungen einzelnen Damen ſich öffnet. Wenn mit dieſer Mitteilung ſolchen gedient iſt, ſo ſoll es mich freuen.

**Paſtor K.**

## Zwei Kranzgedichte.

### I.

Wenn plötzlich jetzt durch Zaubermacht
Als Blume jeder Wunſch erblühte,
Als Knoſpe jeder Gruß erglühte,
Den treuer Sinn dir zugedacht —
Dann würdeſt du auf Frühlingsauen
Mit freudevollem Blicke ſchauen,
Auf unermeſſne Farbenpracht!

Doch es bedarf des Zaubers nicht.
Von Liebe fühlſt du dich umgeben,
Und Feſtesfreude ſiehſt du ſchweben
Ringsum auf jedem Angeſicht.
Des Herzens Glück im reinſten Glanze,
Es gibt die Weihe dieſem Kranze,
Schmückt ihn mit wunderbarem Licht.

Ja, eure Blicke ſagen's klar:
Es knüpfte wahrer Liebe Bande
Das Schickſal einſt im fernen Lande — —
Doch Freundſchaft auch iſt treu und wahr!
Sie reicht zum ſegensvollen Bunde
Dir für die hehre Feierſtunde
Des lieben Hauptes Zierde dar.
(Überreicht den Kranz.)

Und ſpricht man allerwärts auch gern
Von Mädchenfreundſchaft nur mit Scherzen,
So lebt ſie doch in unſern Herzen!
Ob wir uns nahe, ob wir fern,
Nicht ſinken ſoll ſie, nicht erkalten,
Wir wollen hoch und ſtet ſie halten,
So heilig wie der Liebe Stern!

Der ſtrahlet jetzt in Herrlichkeit,
Und ganz ſtehſt du in ſeinem Zeichen
— Der ſtärkren Macht muß Freundſchaft weichen —
Doch zum Umfangen ſtets bereit
Sind dir der Freundin Arme offen,
Und deine mir, ſo laß mich hoffen,
Und deine mir zu aller Zeit!

**Auguſte v. Reichenau.**

### II.

Einmal im Jahre
Trägt die Natur im Haare
Den Kranz aus Grün und Weiß;
Einmal im Leben
Der Jungfrau wird gegeben
Das grün und weiße Myrtenreis.

Beim Glücksgeläute
Bring ich den Kranz dir heute
Im ſchönen Hochzeitlicht,
Hör' jetzt, was leiſe
— Ich lauſchte ihrer Weiſe —
Die Myrtenkrone zu dir ſpricht:

Sieh meine Blätter,
In Regen, Sturm und Wetter
Wie ſind ſie grün und friſch und feſt,
Ganz gleich der Treue,
Drauf jeden Tag aufs neue
Dein zages Herze ſich verläßt,

Der Treue unten,
Der du dich heut verbunden,
Und auch der Treue dort
In Gottes Herzen,
Die dich in Freud und Schmerzen
Hält, hebt und trägt zum ſichern Port.

Das Weiß, das reine,
Erglänzt im Sonnenſcheine
Und dir von Frieden ſingt:
Weil Weiß in Reinheit
In ſich zur Ruh und Einheit
All' andern bunten Farben bringt.

So ſchein' dem Pfade
Das helle Licht der Gnade
Und mache ſtill das Herz.
Froh mögt ihr wandern
Das eine mit dem andern
Die rechte Straße himmelwärts.

**Frau Lina Walther.**

## Hausmittel gegen Huſten und Schnupfen.

In meinem ſelbſtgeſchriebenen Rezeptbuche gibt es eine Menge Mittel gegen Huſten und Schnupfen, welche den Vorzug haben, ſchon oft erprobt zu ſein, und die mir und anderen ſchon vorzügliche Dienſte leiſteten. Als Schnupfenmittel bewährte ſich 5 Gramm Karbolſäure, 8 Gr. kauſtiſcher Salmiakgeiſt, 15 Gr. Alkohol, 10 Gr. deſtilliertes Waſſer, alles gut gemiſcht. Von dieſer Flüſſigkeit träufelt man einige Tropfen auf ein vierfach zuſammengefaltetes und in die Hand gelegtes Stück Löſchpapier oder auf ein in einem Weinglaſe ausgebreitetes Stückchen Watte und atmet den Duft ſolange, als er vorhält, durch Mund und Naſe recht tief ein. Das wiederholt man alle zwei Stunden, bis Beſſerung eingetreten iſt. Der Erfolg hängt davon ab, ob das Mittel ſogleich beim Beginn des Schnupfens zur Anwendung kommt, wodurch dann gleichzeitig der Entwickelung des aus letzterem gewöhnlich entſtehenden Huſtens vorgebeugt wird. Auch gebrannter, ganz fein pulveriſierter Kaffee, mit einer Kleinigkeit geſtoßenem Zucker gemiſcht und dann mit Salmiakgeiſt befeuchtet und in luftdicht und feſt ſchließenden Blechdoſen aufbewahrt, iſt, alle drei Stunden als Priſe eingeſchnupft, von außerordentlicher Wirkung; ſchon nach zweitägigem Gebrauch iſt auch der bösartigſte Schnupfen verſchwunden. Ein etwas barbariſch klingendes, nichtsdeſtoweniger aber vortreffliches Mittel iſt ein ganz kaltes Fußbad von der Dauer von zwei Minuten, wobei man die im Waſſer ſteckenden Füße mit ſcharfer Wurzelbürſte frottiert, ſodann raſch heraus nimmt und ſehr gut abtrocknet; man nimmt das Fußbad gleich nach dem Aufſtehen und vor dem Schlafengehen; Beſſerung tritt ſchon nach dem erſten Bade ein. Ein ruſſiſcher Arzt hat dies Mittel aufgebracht und große Erfolge damit erzielt. Es eignet ſich allerdings nicht für Kinder oder ſchwächliche Perſonen. Gegen Heiſerkeit empfiehlt es ſich, früh nüchtern ein Glas ſtark geſüßtes, heißes Waſſer, ſo warm man irgend kann, zu trinken, ebenſo am Abend. Bei ſtarker Verſchleimung, verbunden mit Heiſerkeit, muß man alle Stunden mit einer Miſchung von Eibiſchthee und Eſſig, recht warm, gurgeln. Bei katarrhaliſchem Huſten ſoll ſich folgendes Mittel, das engliſche Offiziere von den Zulukaffern lernten, vortrefflich erweiſen. 500 Gr. abgehäutete, mehrfach eingeſchnittene ganze Zwiebeln werden in 1 Liter Waſſer mit 80 Gr. Honig und 400 Gr. Meliszucker langſam 4 Stunden eingekocht, abgekühlt und davon wird alle 3 Stunden ein Eßlöffel voll eingenommen. Die Wirkung iſt überraſchend gut. Auch Rettichſaft mit Zucker iſt ein bewährtes Hausmittel bei leichtem Huſten. Man ſtellt einen Rettich, in den man ein kleines

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Loch bohrte, in ein Glas, höhlt ihn oben etwas aus und füllt die Höhlung mit Zucker; ſo ſammelt ſich der mit Zucker vermiſchte Saft und fließt durch ein unten angebrachtes Loch in das Glas ab. Bei einem wochenlang beſtehenden harten, trockenen Huſten wendet man Kandiszucker und isländiſches Moos, zu Gelee eingekocht, mit außerordentlichem Erfolge an. Bei Keuchhuſten hilft nur eins, Luftveränderung, gleichviel, ob mitten im Winter, es hilft unbedingt, und ſchon nach Verlauf von acht Tagen kann man geheilt die Rückreiſe antreten. Was nun die Streitfrage, ſoll man bei Schnupfen und Huſten ins Freie gehen oder im Bett liegen, betrifft, ſo kommt dies ſehr auf das Befinden des Patienten an. Fiebert der Schnupfenkranke, lege er ſich zu Bett und nehme Limonade, die gleichzeitig erfriſchend und ſchweißtreibend wirkt. Iſt er fieberfrei und hat den Wunſch nach friſcher Luft, mag er ruhig hinausgehen. Bei Huſten und Heiſerkeit bleibe man, wenn irgend thunlich, im Zimmer; beſonders Wind und feuchte, ſchwere Abendluft ſind zu vermeiden. Viele Menſchen ſind der Anſicht, wenn ſie ſich erkältet haben, durch überheizte Stuben, dicke Tücher um den Hals ꝛc. ſich zu kurieren; das iſt aber grundfalſch, man verweichlicht ſich doppelt und erkältet ſich um ſo eher. Das beſte Schutzmittel iſt Abhärtung, kaltes Waſchen, viel Aufenthalt im Freien bei jedem Wetter und nicht zu warme Kleidung. Beſonders das warme Einpacken des Halſes iſt ſchädlich; man trage ihn möglichſt wenig bedeckt und waſche ihn oft zur Abhärtung mit kaltem Salzwaſſer, denn das beſte iſt doch: den Schnupfen und Huſten überhaupt nicht zu bekommen. **Elſa von Szymańska.**

## Zimmerſchmuck.

Ständer mit Blumenkörbchen. Man kauft drei Blumenſtäbe, je 70 cm lang, achtet jedoch darauf, daß ſie möglichſt gleich dick ſind. Jeden dieſer Stäbe teilt man ſo in zwei Teile, daß der zugeſpitzte Teil 38 cm, der andere mithin 32 cm mißt. Nun ſchneidet man aus einem Bogen Stanniolpapier entſprechend lange, ungefähr 3 cm breite Streifen. In dieſe wickelt man die Stäbe feſt ein. Vermittelſt eines Fadens bindet man dann die kürzeren Stäbe zu einem Dreieck zuſammen, und zwar ſo, daß die Enden jedes Stabes 5 bis 6 cm überſtehen. An jedem Kreuzungspunkt dieſes horizontal liegenden Dreiecks befeſtigt man dann, ebenfalls durch Binden mit einem Faden, je einen der längeren aufrechtſtehenden Stäbe ſo, daß die ſtumpfen Enden derſelben 5 bis 6 cm überſtehen und die Füße des Ständers bilden. Dann bindet man die oberen ſpitzen Enden zuſammen, daß wiederum 5 bis 6 cm von jedem Stab überſtehen. Zur Verzierung wählt man farbiges Seidenband, am hübſcheſten wirkt hellblau. An den unteren drei Kreuzungspunkten bringt man zuerſt Schleifen an, dieſelben ſo ſchlingend, daß von dem Faden nichts zu ſehen iſt. Obenhin kommt dann eine recht volle Schleife, welche an einer längeren Öſe das Körbchen, ein einfaches rundes weißes Geflecht, das man mit Silberbronze in der bekannten Weiſe ſelbſt bronziert hat, trägt. Dasſelbe wird mit getrockneten Gräſern und künſtlichen oder auch mit friſchen Blumen gefüllt. Wählt man letztere, ſo empfiehlt es ſich, entweder vom Klempner einen Blecheinſatz anfertigen zu laſſen oder ein gut paſſendes Porzellanſchälchen hineinzuſtellen. **A. P.**

Den lieben Mitſchweſtern könnte ich als ein ſehr ſchönes, praktiſches Weihnachtsgeſchenk einen Schmuck fürs Muſikzimmer empfehlen: ein Reliefporträt von Mozart oder Beethoven in Nußbaumholz. Man legt dies ſelbſt auf roten Samt oder Plüſch, umgibt es mit Arabesken in Blattſtichſtickerei und verziert das Ganze mit einem Muſchel- oder Sandbronzerahmen. Solche Porträts kann man vom Bildhauer C. G. Demme in Mühlhauſen in Thüringen in verſchiedenen Größen für den Preis von 1 M. 30 Pf. bis zu 1 M. 75 Pf. in ſehr ſchöner Ausführung bekommen. **Eine Muſikfreundin.**

## Häusliche Kunſt.

Einen reizenden, modernen Stielfächer, deſſen Anfertigung nur eine mäßig geſchickte, doch des Malens kundige Hand erfordert, kann man ſich ſelbſt auf folgende Art herſtellen. Man läßt ſich vom Klempner einen etwas ſtarken Draht, etwa Kupfer- oder Meſſingdraht, nach Zeichnung in der gewünſchten Form biegen, dann beſpannt man dies Geſtell mit ſeidenem Marcellin, den man vorher durch eine leichte Gelatinelöſung gezogen hat. Es iſt erforderlich, daß der feine Seidenſtoff recht ſtraff und faltenlos geſpannt iſt. Nun beginnt die eigentliche Ausſchmückung des Fächers, welche dem Geſchmack und der Phantaſie des Einzelnen weiten Spielraum läßt. Zarte Blumengewinde in lichten Farben, Amoretten, Schmetterlinge geben einen reizenden Schmuck. Der Stoff iſt vollſtändig durchſichtig, und man ſieht auch auf der Rückſeite die Malerei genau, doch hüte man ſich, Deckweiß mit den Aquarellfarben anzuwenden, da dies undurchſichtig iſt und als Fleck wirken würde. Ganz beſonders eignen ſich als Vorlagen die Sammlungen von Julius Höppner. Iſt die Malerei fertig, umwickelt man den dünnen Stiel mit Watte und benäht ihn dann mit Seidenband; rings um den Fächer wird Schwan- oder Federpelz geſetzt, und oberhalb des Stiels eine graziöſe Schleife angebracht. Hauptſächlich in Weiß oder Creme ſehen dieſe Fächer wunderhübſch aus und werden ſtets ungeteilte Bewunderung ernten. Der meine mißt 18 cm im Durchmeſſer, 20 cm von der oberen Höhe bis zum Stiel, und mit dieſem 32 cm. **Margarete.**

Für wenig geſchickte Hände kann ich eine nette Variation der ſo beliebten Holzintarſiaarbeit, die ich neulich verſuchte, als nachahmenswert empfehlen. Bekanntlich machen ſich weiß ausgeſparte Federzeichnungen in ſchwarzem Grunde ſehr gut. Wem nun das Geſchick zu ſolch feiner Zeichnung mangelt, der verſuche einmal, ſich aus Journalen, Katalogen (am beſten auf geblichem Papier gedruckten) zierliche Köpfe und ähnliches mit feiner Schere ziemlich genau auszuſchneiden, auf Holz zu kleben und mit ſchwarzer Druckfarbe rings auszufüllen. Iſt man im ſtande, eine hübſche, weiß ausgeſparte Randarabeske herzuſtellen, ſo läßt ſich mit Hilfe eines ſolchen Mittelſtücks ein Gegenſtand (Kaſten, Markenteller, kleines Serviettenbrett) reizend verzieren. Das Papier läßt ſich wie das Holz polieren und gleicht dieſem für ein nicht ſehr geübtes Auge ganz genau. **Alte Lene.**

## Handarbeit.

Eine dauerhafte und gut ausſehende Bettvorlage kann man ſich aus Wollreſten herſtellen. Man ſchlägt die entſprechende Länge auf und häkelt dann im tuneſiſchen Häkelſtich Knötchen, die in der Weiſe gearbeitet werden, daß man fünfmal in dieſelbe Maſche ſticht und den Faden durch die fünf Schlingen zieht; zwiſchen zwei Knötchen wird immer ein einfacher tuneſiſcher Stich gehäkelt. Die zweite Tour arbeitet man in der Weiſe, daß die Knötchen verſetzt werden, und ſo jede folgende Tour. Hat man ziemlich große Reſte, ſo laſſen ſich verſchiedene Muſter herſtellen, z. B. gleichmäßige Streifen, Zacken ꝛc. Bei ſtarker Wolle genügt der einfache Faden, bei feiner, wie Zephyrwolle, muß man den Faden doppelt nehmen. Hat man die genügende Breite gehäkelt, ſo unterfüttert man ſie und näht eine dicke Wollſchnur herum, die man ſich auch ſelbſt drehen kann. **Norddeutſche.**

Gehäkeltes Wollhemd. Ein weiches, lockeres Wollhemd iſt an kalten Tagen ein höchſt angenehmes Kleidungsſtück. Man ſchlägt von hellroſa feiner Wolle eine genügende Anzahl Maſchen auf und ſchließt ſie zur Rundung. Dann häkelt man von unten nach oben gehend abwechſelnd 1 Stäbchen, 1 Luftmaſche und arbeitet ſo fort, bis man die richtige Länge bis zum Ärmel zu haben glaubt. Dann häkelt man die eine Hälfte in hin- und zurückgehenden Touren bis zur Höhe des Halſes, die zweite Hälfte arbeitet man dann in derſelben Weiſe. Man verbindet die beiden Teile an den Achſeln ſo, daß man einige Touren feſter Maſchen dazwiſchen häkelt, läßt für den Halsausſchnitt ſo viel übrig, daß das Hemd bequem über den Kopf geſtreift werden kann; wem das Überſtreifen unbequem ſein ſollte, der laſſe im Vorderteil einen Schlitz frei. Der Halsausſchnitt wird feſt behäkelt, mit Stäbchen zum Banddurchziehen und mit Zacken abgeſchloſſen. Die Ärmel häkelt man beſonders und zwar in gleichen runden Touren der Länge nach; für den unteren Abſchluß ſtrickt man ein Stück 2 M. links, 2 M. rechts. Bevor man die Ärmel einhäkelt, behäkelt man das Ärmelloch mit mehreren Touren feſter Maſchen. Dieſes Hemd iſt ſehr zu empfehlen, da es ſich ſehr anſchmiegt, wenig aufträgt und doch ſehr warm hält. Als Material iſt Taubenwolle oder Vigogne zu verwenden. **Ida Meyer.**

Einen wirklich reizenden Arbeitsbeutel kann man ſich aus Gurkenkernen herſtellen. Dieſelben werden abgewaſchen, getrocknet und dann mit Stahl- oder Goldperlen ſo verbunden, daß je vier der Kerne ein Quadrat bilden, mit der Spitze nach oben gerichtet. Auf dieſe Weiſe ſtellt man aus lauter kleinen Quadraten zwei ungefähr 18 cm lange und 12 cm breite Vierecke her. Dann fertigt man den Beutel aus Atlas, bekleidet ihn unten auf beiden Seiten mit den aus Gurkenkernen gearbeiteten Vierecken, verbindet dieſelben unten mit Perlen, an den Seiten hält man ſie durch loſe Schleifen zuſammen. Der Beutel wird oben durch einen 3 cm breiten Saum abgeſchloſſen, 2 cm vom Rande näht man noch einmal durch und zieht eine ſeidene Schnur, an deren Enden man Pompons befeſtigt, oder Atlasband hindurch. **Ida Meyer.**

Gehäkelter Schulterkragen. Material: Starke Kaſtorwolle, eine ſtarke und eine feine Wollhäkelnadel. Man legt ſo viel Maſchen auf, wie man den Kragen lang haben will, häkelt dieſe Reihe mit der ſtarken Häkelnadel in Pliſſeeſtich ohne Umſchlagen bis auf die letzten 10 Maſchen ab; dieſe letzteren häkelt man mit der feinen Nadel hoch und wieder zurück, fährt nun wieder mit der ſtarken fort und häkelt die Reihe zurück. So wird der ganze Kragen weitergehäkelt, bis er die nötige Weite hat; durch das Häkeln mit der feinen Nadel iſt der Kragen oben vollſtändig eng genug geworden; nun werden untenherum und an den Seiten kleine Zäckchen gearbeitet, obenherum eine Löchertour zum Durchziehen einer gehäkelten Schnur und zum Abſchluß Zäckchen angebracht; an beide Enden näht man ſelbſtgemachte Pompons von derſelben Wolle an. **Fr. Paſtor F.**

Nochmals Frage 270. Eine hübſche und nicht teure Tiſchdecke iſt folgende: Man richtet ſich von leichtem Kleiderſtoff oder beſſer von gewöhnlichem Kleiderplüſch das erforderliche Viereck her, füttert es mit Gaze oder Baumwollenſtoff und ſchmückt es durch folgende Verzierung: Eine der billigen gewebten gelblichweißen Baumwollendecken von $^1/_2$ m im Geviert mit eingewebten erhabenen Schnürchen, ähnlich wie Gardinenſtoff, wird in vier Quadrate zerſchnitten und jedes dieſer Stücke, den Linien der Figuren folgend, mit ſilbernem oder goldenem Krausgeſpinſt ſo dicht und ſchwer wie möglich benäht. Leichte Zierſtiche von bunter Seide zwiſchen den Goldlinien verſchönern die Arbeit noch. Dieſe glitzernden Vierecke werden dann ſo auf die vier Ecken der Decke genäht, daß die Schnittkanten einander decken. Eine bunte Schnur grenzt den Rand ab. Durch dieſe ſchwere, reiche Eckverzierung bekommt die ganze Decke etwas Gediegenes und Vornehmes. Auch eine gebrauchte Decke kann man ſich auf dieſe Weiſe erneuern. **Stella.**

## Praktiſches fürs Haus.

Der Boden unſerer Speiſekammer und Waſchküche iſt mit roten Steinen belegt. Bedürfen dieſelben der Reinigung, werden ſie mit Waſſer geſchrubbt, hinterher aber mit einer Auflöſung von pulveriſiertem Steinrot (à Pfd. 20 Pf. bei jedem Kaufmann erhältlich) abgewaſchen. Die Steine haben nun wieder ſolch friſches rotes Anſehen wie im Anfang. Auch kann man das rote Pulver auf die Steine ſtreuen und ſie damit abfegen. Bei feuchter Witterung

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

hinterläßt die Färbung den Kleidern dann aber leicht einen roten Rand. Unſere Blumen werden im Sommer zum größten Teil mit den Töpfen ins Erdreich verpflanzt. Werden die Töpfe im Herbſt aus der Erde geholt und wieder ſalonfähig für das Haus gemacht, ſo werden ſie auch, nachdem ſie mit Waſſer abgewaſchen, mit dieſer Flüſſigkeit eingerieben und erſcheinen nun wieder wie neu.

**M. B.**

Als ich vor einiger Zeit mit mehreren anderen Gäſten bei einer befreundeten Gutsbeſitzerfamilie zum Beſuch weilte, fiel mir eine ebenſo praktiſche wie hübſche Idee der Hausfrau auf. Da ſie öfters auf längere Zeit Logiergäſte bekommt, hatte ſie, um das Verwechſeln der Servietten zu vermeiden, Serviettenringe angefertigt, die ſo eingerichtet waren, daß der Name der Betreffenden beliebig eingeſchoben werden konnte. Die Ringe waren zuerſt aus Pappe geklebt, dann mit Silberkanevas, der ein wenig mit Stickerei verziert war, bekleidet. In der Mitte des Kanevas war eine ovale Öffnung für den Namen gelaſſen. Der Rand war oben und unten mit einem ſchmalen Silberbörtchen abgeſchloſſen. Über dem Oval darf der Kanevas mit dem Pappringe nicht zuſammengeklebt werden, damit ſich ein etwas ſteifes Papier mit dem aufgeſchriebenen Namen bequem hineinſchieben läßt. Ich würde mich freuen, wenn dieſe wirklich hübſche Idee Nachahmung finden ſollte.

Die Zimmerteppiche, die trotz des Klopfens und Bürſtens mit der Zeit ihre friſche Farbe verlieren, da doch Staub- und Schmutzatome in dem dichten, wolligen Gewebe haften bleiben, kann man erfolgreich durch ein, wie ich glaube, noch wenig bekanntes Mittel vollſtändig reinigen und auffriſchen. Man nimmt hierzu rohes Sauerkraut, wovon man zu einem ſchon großen Stubenteppich ungefähr ein Pfund benötigt, drückt es aus und reibt mit je einer Handvoll Kraut den Teppich ſtückweiſe ab. Das Kraut wird ſchwarz, da es alle Unreinigkeit in ſich aufnimmt, während der Teppich ſeine ganze Farbenfriſche wiedergewinnt. Will man es müheloſer bewerkſtelligen, ſo ſtreut man das ganze Sauerkraut über den Teppich aus, reibt es mit einem Beſen tüchtig darauf herum und kehrt es dann, nachdem es den Schmutz in ſich aufgenommen, herunter. Es genügt, wenn man dieſe Teppichreinigung einmal, höchſtens zweimal im Jahre vornimmt.

**A. R.**

Die Anſicht von Frau E. R. (ſ. Nr. 50), daß wir Deutſchen von den Franzoſen ſparſames Wirtſchaften lernen könnten, möchte ich doch bezweifeln! Im Laufe eines Jahrzehnts, das ich in Paris verlebte, habe ich Gelegenheit gehabt, reiche, mittelmäßige und arme Haushaltungen kennen zu lernen, und habe nur ſtets gefunden, daß die Franzoſen nicht ſo ſparſam zu leben verſtehen wie wir Deutſchen, und ſelbſt der „Figaro“ iſt dieſer Anſicht, wenn er ſagt (als gegen die vielen deutſchen Arbeiter gemurrt wurde): „Wenn unſere franzöſiſchen Arbeiter die Ausdauer und die Genügſamkeit der deutſchen hätten, würde man letztere nicht den unſern vorziehen.“ Was übrigens das Meſſerputzen betrifft, ſo weiß ich ganz beſtimmt, daß fleckige Meſſer auf jene trockene Art nicht rein werden, dazu gehört Spiritus. Um recht raſch eine große Anzahl fleckiger Meſſer zu putzen, lege man einen Lappen mehrfach dick aufeinander, ſchabe dick Putzſtein darauf, gieße etwa Spiritus dazu, lege ein Meſſer darauf, ſchlage den Lappen darüber und drücke mit der linken Hand feſt darauf, während die rechte das Meſſer ſchnell auf und nieder zieht. Dies iſt die raſcheſte Art, die ich je geſehen habe. Gabeln putzt man nicht auf dieſe Art in Paris, denn die ſind alle auf die Art wie ſilberne gemacht und wenn das Stück auch nur 20 Centimes koſtet.

**Eine gute Deutſche.**

## Geflügelzucht.

Erkennungszeichen guter Legehennen. Manche Geflügelbeſitzerin hat eine Menge guter Hühner, aber ſie erhält dennoch verhältnismäßig wenig Eier, wenn ſie es nicht verſteht, die guten Hühner von den ſchlechten auszuſondern und bloß die erſteren zur Zucht zu behalten. Es iſt leicht, ein gutes Legehuhn von einem ſchlechten zu unterſcheiden. Das erſte Zeichen liefern der Kamm und Bart. Je dunkelſcharlachroter dieſelben zur Zeit, wenn die Hühner Eier legen, ſind, um ſo beſſere Eierleger werden jene ſein. Mittelmäßige und ſchlechte Legerinnen haben mehr blaßrot gefärbte Kämme und Bärte, während ihre Ohrenſcheibe ſchmutzigweiß und gelblich-roſarot iſt. Unter das Hühnerfutter eine hinreichende Menge Eierſchalen oder Kalk gemengt, bewirkt nicht nur ein begieriges Freſſen desſelben ſeitens der Hühner, ſondern die letzteren legen auch mehr Eier als ſonſt. Eine gutgenährte Henne iſt im ſtande, eine Menge Eier zu legen, jedoch kann ſie das nicht, ohne das nötige Material zur Schale zu erhalten, wenn ihr Futter auch ſonſt nahrhaft iſt; ſie muß mit dem Legen ganz aufhören, wenn ſie nur mit kalkfreiem Futter ernährt wird.

**Th. Sch.**

Brütende Hennen von Ungeziefer zu befreien. Ehe man die Henne anſetzt, ſtreue man einen Löffel voll Schwefelpulver ins Neſt. Die Wärme des Tieres bewirkt, daß die Dünſte des Schwefels zu allen Teilen des Körpers dringen und alle Inſekten ſamt ihrer Brut binnen zehn Tagen töten. Wenn dann die Henne mit ihrer Brut das Neſt verläßt, ſo iſt ſie vollkommen frei von Ungeziefer.

**Th. Sch.**

## Kindermund.

Der kleine Botho erhält manchmal aus einer von Onkel oder Tante geſchenkten Tüte abends beim Schlafengehen 1—2 Bonbons. Nachdem er gebetet und den „Gutenachtkuß“ erhalten, gibt ihm die Großmama eines Abends zwei kleine Bonbons und entfernt ſich, wird aber bald durch lebhaftes Rufen nach Bothochens Bett zurückzueilen genötigt. „Was fehlt dir denn, Kind?“ fragt ſie. „Ach, mir iſt ein Bonbon ins Bett gefallen und ich kann es nicht finden,“ ſagt der Kleine; „aber die Nachthemden ſollten doch eine Taſche haben, damit ſo etwas nicht vorkommen kann.“

## Für die Küche.

### Nachſpeiſen.

1. Weingelee (ſehr gut). Eine Flaſche Weißwein, ein Pfund Zucker, ein Glas Arrak, etwas Zitronenſaft und zehn Blatt rote Gelatine. Der Zucker wird mit der halben Flaſche Wein heiß gemacht (nicht kochen laſſen), dann vom Feuer genommen und die andere Hälfte Wein kalt hinzu, ebenfalls die aufgelöſte Gelatine und der Arrak.

2. Welfenpudding. Ein Quart Milch mit ¾ Pfund Zucker und etwas Vanille wird gekocht und dazu ¼ Pfund Stärke (in 8 Eßlöffel Milch geweicht) gegeben und ſo lange gerührt, bis es Blaſen bildet; dann das zu ſteifem Schnee geſchlagene Eiweiß (von 12 Eiern) darunter gemiſcht und nun die Maſſe in eine umgeſpülte Form gethan. Iſt der Pudding kalt, ſo wird er auf eine tiefe Schüſſel umgeſtürzt und folgende Sauce, die ebenfalls erkaltet ſein muß, darüber gegoſſen: 12 Eidotter, 12 Eßlöffel klaren Zuckerſaft und 12 Eßlöffel Weißwein werden bis zum Kochen auf offenem Feuer geſchlagen.

3. Apfelſinencreme. Der Saft von vier Apfelſinen und einer Zitrone, die abgeriebene Schale einer Apfelſine, drei Eier, Zucker nach Geſchmack nnd ein Glas Weißwein wird auf dem Feuer geſchlagen, bis es dick wird. Die Maſſe wird dann über Makronen angerichtet.

4. Johannisbeerpudding. Ein Quart Johannisbeerſaft, ein Quart Waſſer, ½ Pfund Stärke werden mit 1 Pfund Zucker gekocht. Dazu Vanille-Sauce.

5. Kaiſer-Pudding. Sechs abgeriebene Milchbrötchen in feine Scheiben geſchnitten, ½ Quart heiße Milch darüber gegoſſen, 6 Lot Butter dazugethan, alles zugedeckt und eine Stunde ſtehen laſſen, dann zuſammen verrührt, 6 Lot Zucker, 4 Lot Mandeln, 8 Eier, das Weiße zu Schaum, Roſinen und Korinthen nach Geſchmack, alles gut verrührt und eine Stunde kochen laſſen. Weinſauce dazu.

**Eine junge Freundin u. Abonnentin aus Celle.**

Äpfelkuchen. Ein Kuchenblech wird mit folgendem „geriebenen Butterteig“ ausgelegt: ½ Pfund Mehl, 12 Lot Butter, in Stücke geſchnitten, nimmt man in eine Schüſſel, verkleppert ein Ei, zwei Eßlöffel ſauren Rahm, einen Eßlöffel Zucker, eine Priſe Salz und gibt es zur Maſſe, welche man mit der Hand vermengt, dann zweimal auswellt und auf das runde Backblech legt. Die Äpfel werden geſchält, in Schnitze geſchnitten, in Wein und Zucker getaucht und kranzartig, außen angefangen, auf den Teig gelegt und mit etwas Zucker und geſchnittenen, abgezogenen Mandeln beſtreut. Zwei Eier werden mit einer kleinen Taſſe ſüßer Milch oder Rahm und dem nötigen Zucker verrührt und über die Äpfel gegoſſen. Vor dem Backen gibt man noch kleine Butterſcheiben auf die Äpfel.

**F. R. in St.**

## Aus Urgroßmutters Rezeptbuch.

Gerolltes Kalbfleiſch. Man hackt nach Belieben 1—2 Pfd. derbes Kalbfleiſch aus der Keule, nebſt etwa ¼ Pfd. (oder darüber, je nach der Maſſe) Rindermark- oder auch Nierenfett ganz fein, würzt es mit Salz, Muskatenblüte, Pfeffer und ein paar Gewürznelken — alles fein geſtoßen —, ſchlägt das Gelbe von 3—4 Eiern hinzu und rührt die Maſſe gut durcheinander. Dann werden handbreite, ganz dünne Speckſcheiben geſchnitten, das Gehackte in dieſe eingewickelt und mit Zwirn umbunden, daß der Inhalt nicht herausquillt. Man packt dieſe Rouladen in eine Pfanne, gibt ein paar Löffel Bouillon darüber und läßt ſie entweder zugedeckt über dem Kohlenfeuer oder in einem nicht zu heißen Ofen bräunlich braten. Inzwiſchen bereitet man eine Sauce von Bouillon, braunem Mehl in Butter geſchwitzt, Zitronen, Kapern und Wein, welche, ſobald die Rouladen gar und die Zwirnfäden entfernt ſind, über dieſelben angerichtet wird.

Hamburger Hafergrützſuppe. Grobe braune Hafergrütze wird wie gewöhnlich mit Waſſer gekocht und durch einen ſehr feinen Durchſchlag getrieben, daß ſie einen feinen Seim abgibt. Zu dieſem Seim gibt man ein Stückchen Butter, Zucker, 2—3 Weingläſer feinen Arrak, Zitronenſaft und etwas von der abgeriebenen Schale, einige feingeſtoßene Mandeln (2—3 bittere darunter) und vorher ausgequellte Sultana-Roſinen oder Korinthen. Man richtet die Suppe über kleine Makronen oder auch geröſtete Semmelwürfeln an. Sie gibt eine vortreffliche Abendſuppe, die auch von Herren gerne genommen wird. Man kann ſie noch mit Eigelb abquirlen.

**Frau B. von W.**

Die beſte Art, Kaffee zu kochen. Man thut feingemahlenen Kaffee nebſt etwas Feigenkaffee in einen gewöhnlichen Kaffeetrichter, der ſo feine Löcher haben muß, daß ein ſogenannter Kaffeebeutel oder Kaffeepapier unnötig wird, was beides den Geſchmack des Getränkes beeinträchtigt. Nun ſpült man die Kanne mit ſiedendem Waſſer aus, läßt das letztere einige Augenblicke darin und ſtellt den Trichter mit dem Kaffee darauf, denſelben von dem heißen Dampf durchziehen laſſend. Jetzt entfernt man das Waſſer aus der erwärmten Kanne und bricht mit einem Eßlöffel wallenden Waſſers den Kaffee an, wartet einige Minuten und gießt nun auf einmal einen kleinen oder großen Taſſenkopf kochenden Waſſers auf, läßt es durchlaufen und ergänzt die am Kaffee noch fehlende Flüſſigkeit nur mit kochendem Waſſer, ohne ferner den im Trichter befindlichen Kaffee auszulaugen, der ſeinen Wohlgeſchmack bereits an den einmaligen Aufguß abgegeben hat. — Das Aufgießen des Waſſers auf den Kaffee, ſolange es braun durchläuft, iſt verwerflich, weil ſpäter nur übelſchmeckende Beſtandteile ausgelaugt werden. Die Menge des Kaffees und Waſſers muß nach der Zahl der Perſonen ausgeprobt werden. — Selbſt minder feine Sorten Kaffee ſind bei dieſem Verfahren wohlſchmeckend. Der Kaffee muß ſchnell und ziemlich dunkelbraun gebrannt werden, ohne dabei Glanz zu bekommen, was bei einiger Aufmerkſamkeit und Übung nicht zu ſchwer zu erreichen iſt.

**J. H.**

## Fragen.

15) Könnte mir eine der lieben Leſerinnen eine praktiſche, nicht zu ſchwere Arbeit zu einem Damengeſchenk angeben, die ich nur mit linker Hand arbeiten kann? Im voraus herzlichen Dank.

**Ratloſe in T.**

16) Könnte mir eine der verehrten Leſerinnen einen Rat erteilen, wie man ſehr feuchte Gartenwege von Gras dauernd frei erhält. Das viele Wegſchaufeln nützt gar nichts, nach einem Regen iſt das Gras wieder da. Kann vielleicht vor Winter etwas Durchgreifendes geſchehen. Für einen guten Rat wäre ſehr dankbar

**Eine alte Abonnentin.**

17) Wäre eine freundliche Leſerin ſo gütig, mir Rat zu erteilen über Zubereitung der Rapontika, die mein Garten reichlich liefert? Und fände ſich vielleicht auch ein Rezept zur Herſtellung von Geflügel-Galantinen, wie man ſie in feinen Delikateßhandlungen kauft? Im voraus Dank.

**Henny.**

18) Kann man aus Vogelbeeren und Schlehen Wein herſtellen? Für Mitteilung eines Rezeptes würde ich ſehr dankbar ſein.

**Eine Bittende.**

19) In meinem Gärtchen vor dem einzigen Ruheſitz habe ich ein kleines Blumenbeet, das ſo wenig Sonne bekommt, daß die gewöhnlichen Gartenblumen, Reſeda, Stiefmütterchen ꝛc. nur ganz kümmerlich gedeihen. Und doch möchte ich da etwas recht Schönes, Geſundes, Kräftiges ſehen. Womit alſo müßte ich das Beet bepflanzen reſp. beſäen?

**E. in Pommern.**

20) Sowohl mein Petroleumkocher, als auch die Lampe im Familienzimmer (14-Linienbrenner), welche täglich gebrannt wird, haben die Unart, nur ſo lange und nur dann gut zu brennen, wenn die Baſſins über die Hälfte gefüllt ſind, während ich das Petroleum auf meinen anderen 12-Linienbrenner-Lampen ganz abbrennen laſſen kann, was ich oft und gern thue, um die Baſſins zu reinigen. Mangel an Sauberkeit kann nicht der Grund ſein. Wüßte eine freundliche Mitleſerin vielleicht Abhilfe? Im voraus beſten Dank.

**E. in Pommern.**

21) Würde J. B., welche im Frauen-Daheim Nr. 52 die geſtrickte Bettdecke beſchrieben, nicht auch ſo freundlich ſein, die hübſche, geſtrickte Spitze anzugeben? Dafür wäre ſehr dankbar

**A. C.**

## Verſchiedene Auskunft.

**An „Glückliche Braut.“** Es freut mich, Ihnen vielleicht behilflich ſein zu können. Aus Erfahrung kann ich Ihnen in Koblenz nachſtehende Firmen als beſonders gute und billige Bezugsquellen empfehlen: Joſ. Stecker, Möbelfabrik, am Markt, an der Liebfrauenkirche; Emmermann & Co., Spezialgeſchäft für Kücheneinrichtungen, Löhrſtraße; Nik. Krick, Tapetenhandlung, Firmungſtraße (beſorgt auch das Tapezieren). In Trier bin ich weniger bekannt, würde mich aber gern um einige Adreſſen daſelbſt bemühen, falls Sie es ſpeziell wünſchen. Unter beſten Grüßen Ihre Freudensgefährtin.

**Glückliche Blondine.**

**An A. M., C.** Am 1. April nächſten Jahres wird in Düſſeldorf, Sternſtraße, ein mit allem Komfort ausgeſtattetes Damenheim eröffnet. Näheres erfahren Sie durch Fräulein Maria Krüſemann, Düſſeldorf, Duisburgerſtraße.

**Frau Paſtor Sander, Hiesfeld.**

## Redaktionspoſt.

**Elſa und Anna in Geldern.** Ihren Wunſch nach leichten Handarbeiten erfüllt ja ohnehin jede Nummer!

**Marie in Thüringen.** Über Bronzieren haben wir genaue Anleitungen ſchon gebracht.

**Sparſame Hausfrau.** Das Einlegen von Wintereiern wurde im vorigen Jahrgang behandelt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

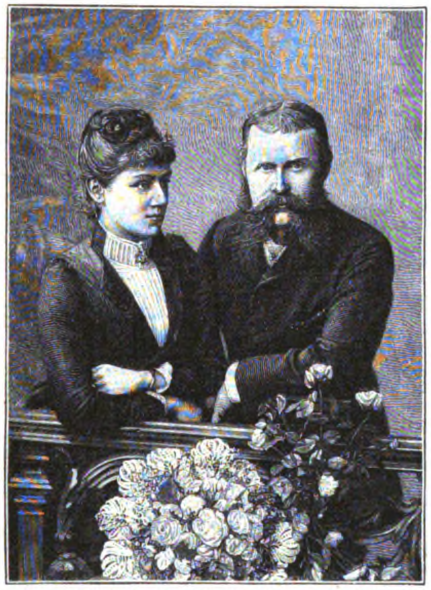
1890. Nr. 5. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

Aus der Zeit — für die Zeit.

## Prinz Wilhelm und Prinzeſſin Charlotte von Württemberg.

Es iſt eine der ſchönſten, aber auch der gefährlichſten Eigenſchaften des Fürſtenſtandes, daß aller Augen auf die Fürſten gerichtet ſind. Der ſchönſten, weil ihr Beiſpiel dadurch für die weiteſten Kreiſe ſegensreich werden kann; der gefährlichſten, weil ſie nur zu leicht die Aufmerkſamkeit jener Unſeligen auf ſich ziehen, deren kranker Geiſt nach einem Gegenſtande ſucht, an dem er den ihn erfüllenden Zerſtörungstrieb auslaſſen kann. Die Geſchichte iſt voll von ſolchen Attentaten, welche wie ein furchtbares Naturereignis eine Bevölkerung in Schrecken verſetzten, die dem Gefährdeten nur herzliche Liebe und aufrichtige Verehrung entgegentrug. Durch Gottes Gnade pflegt überdies in ſolchen Fällen die Abſicht des Geiſteskranken nicht erreicht zu werden. Das gilt auch — Gott ſei es gedankt! — von dem Attentat, das uns zu obigen Betrachtungen veranlaßte. Als der Prinz Wilhelm von Württemberg, der vorausſichtliche Nachfolger des regierenden Königs Karl, Sonntag den 20. Oktober von Marienwahl bei Ludwigsburg mit ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Pauline, zur Kirche fuhr, ſchoß ein Mann aus einem Revolver auf ihn, ohne indeſſen den Prinzen zu treffen. Mehr als das: der Prinz hatte den Schuß garnicht beachtet und erfuhr erſt nach ſeiner Rückkehr aus der Kirche, welche Gefahr ihn bedroht hatte. Über den Attentäter iſt heute, wo wir dieſe Zeilen ſchreiben, noch nichts Näheres bekannt. Er ſoll anfangs ausgeſagt haben, er ſei ein ſtellenloſer Sattlergeſelle Namens Hermann Klaiber aus Ulm, dieſe Angabe ſoll ſich aber als durchweg unrichtig ergeben haben. Als Motiv zur That ſoll er den Wunſch angegeben haben, Württemberg ſchneller zu einem römiſchen Könige zu verhelfen.



Prinz Wilhelm und Prinzeſſin Charlotte von Württemberg.

Der Wahnſinn des Unglücklichen mag wohl dieſe Richtung angenommen haben, weil die Möglichkeit, daß Württemberg ſpäter einmal einen römiſchen Fürſten erhält, im Lande viel beſprochen wird. Der König Karl lebt nämlich in kinderloſer Ehe, und auch dem Prinzen Wilhelm iſt bisher nur eine Tochter geboren worden. Sollte er auch künftig keinen Sohn haben, ſo würde ihm allerdings ein Prinz aus einer römiſchen Linie des Hauſes Württemberg auf dem Throne folgen. Prinz Wilhelm iſt der Sohn eines Vetters des regierenden Königs, des Prinzen Friedrich von Württemberg († 1870), und der Prinzeſſin Katharina, einer Tochter des Königs Wilhelm von Württemberg. Der Prinz iſt am 25. Februar 1848 geboren und widmete ſich früh und mit Erfolg der militäriſchen Laufbahn. Er hat auch in Preußen Dienſt gethan und ſteht à la suite des Leibgardehuſaren-Regiments. Er vermählte ſich am 15. Februar 1877 mit der Prinzeſſin Marie von Waldeck und Pyrmont, doch wurde ihm die Gemahlin ſchon am 30. April 1882 durch den Tod entriſſen. Vier Jahre ſpäter, am 8. April 1886 vermählte er ſich zum zweitenmal mit der Prinzeſſin Charlotte von Schaumburg-Lippe. Aus der erſten Ehe ſtammt die am 19. Dezember 1877 geborene Prinzeſſin Pauline. Prinz Wilhelm und ſeine Gemahlin erfreuen ſich in Württemberg großer Beliebtheit, wozu ihre einfachen Gewohnheiten gewiß nicht wenig beitragen. Nicht ſelten ſehen die Stuttgarter den Prinzen und ſein Töchterchen in ſchlicht bürgerlichem Gewande in die ſchöne Umgebung der Stadt hinauswandern. Aber nicht nur die Württemberger nehmen an der Errettung des Prinzen aus ſo großer Gefahr den herzlichſten Anteil, ſondern ganz Deutſchland ſchließt ſich ihnen aufrichtig an.

Billige Familienlektüre für die Winterabende

bieten ältere Jahrgänge des Daheim zu folgenden herabgeſetzten Preiſen:

XII. Jahrgang 1876 } 7 Jahrgänge in Nummern
XV. bis XX. Jahrgang 1879 bis 1884 } per Jahrgang 3 Mk., zuſammen für 17 Mk. 50 Pfg.

Auch für Vereins-, Anſtalts- und Volksbibliotheken dürfte dieſes billige Angebot von Wert ſein, und machen wir die Herren Vorſteher, Geiſtlichen ꝛc. hierauf beſonders aufmerkſam. — Ferner ſind vorrätig:

VIII. Jahrgang 1872 nur in wenigen gebundenen Exemplaren à 9 Mk. 60 Pfg.

XXI. Jahrgang 1885
XXII. „ 1886 } nicht herabgeſetzt:
XXIII. „ 1887 } broſchiert à 8 Mk.
XXIV. „ 1888 } gebunden à 10 Mk. 80 Pfg.
XXV. „ 1889

Beſtellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen; wo eine ſolche nicht zugänglich iſt, expedieren wir auf frankierte Beſtellung direkt unter Nachnahme des Betrages.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Was liegt an hoher Worte Prunk,
Wenn Sinn und Seele ſchal?
Nicht beſſer ſchmeckt ein ſchlechter Trunk
Aus goldenem Pokal!

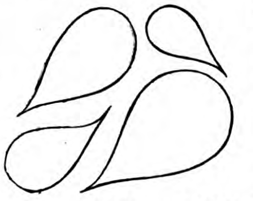
## Keine Zeit.

„Nun, Kind, wie iſt es, haſt du den Artikel in der Morgen-Zeitung endlich geleſen?“ — „Ich bitte dich, Herz, wie ſollte ich? Ich verſichere dich, ich habe den ganzen Tag keine Minute Zeit gehabt.“ — „Auch abends nicht?“ — „Abends? Ei, abends nimmt doch eine müde Hausfrau keinen politiſchen Artikel vor! Abends habe ich endlich meinen Roman fertig geleſen, einmal will man doch auch ſein Vergnügen haben. Aber apropos, haſt du die Poſtkarte nach Hamburg wegen der Kaffeeproben, um die ich dich bat, geſchrieben?“ — „Heute ſchon? Du glaubſt wohl, Kind, daß deine Kaffeeproben das allerwichtigſte ſind, dafür war heute freilich nicht Zeit. Übrigens, was ich fragen wollte, wo ſind meine Handſchuhe? Haſt du die Knöpfe angenäht?“ — „Verzeihe, ich hatte — ich habe es vergeſſen, es ſoll aber gleich geſchehen.“ — „Ich hatte keine Zeit“, hatte der Satz eigentlich ſchließen ſollen, aber die junge Frau beſinnt ſich noch im letzten Moment, daß es doch beſchämend ſei, für eine ſolche Kleinigkeit keine Zeit zu haben, und ſo ſagt ſie lieber die Wahrheit an Stelle der ſo häufig gebrauchten Ausflucht. „Keine Zeit haben“ heißt für gewöhnlich „keine Zeit haben wollen,“ etwas unterlaſſen, das zu thun unangenehm oder unintereſſant iſt. Und merkwürdig, diejenigen Leute, deren Zeit durch nichts Ernſtes ausgefüllt iſt, haben gewöhnlich am allerwenigſten Zeit, während die, auf deren Schultern alles mögliche laſtet, mit der Zeit haushalten lernen und immer eine Minute Zeit haben, anderen einen Wunſch zu erfüllen und auf die Intereſſen anderer einzugehen. Mit der Klage, „keine Zeit zu haben,“ geht ſehr häufig die andere, „nicht zu wiſſen, was mit der Zeit anfangen“ Hand in Hand. Die junge Frau, die nicht die Zeit hat, ihrem Manne zu Gefallen einen Zeitungsartikel zu leſen, der ihm wichtig, ihr aber langweilig erſcheint, wird vielleicht am anderen Tage über den „geſtrigen endloſen Abend, an dem ſie gar nicht gewußt habe, was vornehmen,“ klagen, und der junge Ehemann, der nicht die Zeit hatte, eine Poſtkarte zu expedieren, hat vielleicht in der gleichen Stunde zu dutzendmalen ſeine Uhr befragt, ob die langweiligen Kontorſtunden, in denen heute nichts Rechtes zu thun iſt, denn gar nicht zu Ende gehen wollen? Stimmt meine letztere Vermutung, ſo wiſſen die beiden Leutchen wenigſtens in dieſem Falle, was ſie von dem wichtig klingenden, nichtigen „Keine Zeit“ zu halten haben.

E. Eyſell.

## Wachsarbeit.

Eine reizende *neue Phantaſiearbeit* iſt das Verfertigen von Roſen aus Wachspapier. Die Arbeit iſt leicht und wenig koſtſpielig, und die Roſen ſind viel zarter und natürlicher als die aus Gummimaſſe gearbeiteten, welche bis vor kurzer Zeit ſo beliebt waren. Das Wachspapier erhält man in kleinen weißen Bogen, das Dutzend zu 1 Mk. (Danzig, Geſchw. Heß, 2. Damm Nr. 5). Bei der Arbeit unterſcheidet man 1. das Ausſtechen der Blätter, 2. das Färben, 3. das Formen, 4. das Zuſammenſetzen derſelben zu aufgeblühten Roſen und Knoſpen. 1. Zum Ausſtechen der Blätter benutzt man am beſten vier Formen aus Blech, die der Klempner anfertigt und die den Formen gleichen, welche zum Ausſtechen des Teiges beim Kuchenbacken verwendet werden. Dieſe Formen müſſen etwa die Form und die vierfache Größe der nebenſtehenden Zeichnungen haben.



Zu einer vollſtändig aufgeblühten Roſe braucht man von jeder Größe 7, alſo 4×7=28 Blätter. 2. Zum Färben der Blätter nimmt man rotes, gelbes, lachsfarbenes ꝛc. Anilinfarbenpulver und vermiſcht dasſelbe trocken mit weißem Reispuder, bis die Färbung ſo hell oder dunkel iſt, als man ſie haben will, doch ſo, daß man von jeder Farbe zwei Schattierungen durch mehr reſp. weniger Zuſatz von Puder herſtellt. Jedes Blatt wird auf beiden Seiten gefärbt, indem man die dunklere Schattierung leiſe in der Mitte und die hellere an den Seiten verreibt. Sind alle Blätter gefärbt, ſo beginnt man mit dem Formen derſelben. 3. Zu dem Zwecke legt man jedes Blatt mit dem Rande auf den Zeigefinger der linken Hand und dreht die Spitze einer Stricknadel flach und zwar verſchieden ſtark aufdrückend ringsherum den Rand entlang, ſo daß dieſer wellenförmig wird. Darauf legt man das Blatt auf den linken Handteller und wölbt dieſen, während man zugleich den Knopf einer Hutnadel auf das Blatt drückt und dasſelbe ſo rundet. Ganz beſonders naturgetreu werden die Blätter, wenn man zuletzt noch den Rand an einer Stelle mit Hilfe einer Stricknadel nach außen biegt. Nun ſind die Blätter vollendet, und man beginnt 4. das Zuſammenſetzen der Roſe, wobei dem Geſchmack volle Freiheit gelaſſen wird. Man befeſtigt etwas Wachspapier an einem Blumendraht, der dem Stiele den Halt geben ſoll, und gibt dem Wachs durch Kneten eine länglichrunde Form. Nun werden allmählich die 7 kleinſten, dann die größeren Blätter in beliebiger Anordnung um dieſen Knoten herumgeklebt und bilden unten den Kelch; zur Verzierung desſelben klebt man grüne Kelchblätter darüber, die am beſten mit dem dünnen Schlauch in Verbindung ſtehen, durch welchen der Draht hindurchgeſteckt wird. Beides, Kelch und Schlauch ſind in Blumenfabriken zu haben. Mehrere gelbe und roſa Roſen, in Form und Färbung recht mannigfaltig gearbeitet, werden auf Teller, Vaſen, Rahmen ꝛc. in graziöſer Anordnung arrangiert, auch in kleine Blumenkörbe geordnet oder zu Spiegelumrahmungen verwendet und bilden eine entzückende Zierde unſerer Zimmer.

## Zimmerſchmuck.

Ein originelles, hübſches Photographieenarrangement iſt eine ſogenannte *Photographieenleiter*. Sie wird hergeſtellt, indem man ſich ein 90 cm langes und 27 cm breites Brett, etwa fingerdick, vom Tiſchler herrichten läßt. Dieſes Brett wird oben und unten etwa 30 cm lang mit ſchönem Plüſch, den man entweder paſſend zur Tapete oder zu den Möbeln wählen kann, beſchlagen. In die Mitte werden von paſſendem Seidenſtoff Querfalten gelegt, die ſtramm angezogen werden müſſen, damit die hineingeſteckten Photographieen, die möglichſt geſchickt zuſammengeſtellt werden müſſen, Halt haben und nicht herausfallen. Plüſch und Seidenſtoff wird auf der Rückſeite mit kleinen Stiften befeſtigt und alsdann mit beliebigem Futter gedeckt. Oben werden zwei Öſen zum Aufhängen des Brettes angebracht. Als Hauptzierde werden nun oben und unten auf die Plüſchfelder Figuren, etwa ein Stern, Kreuz oder Füllhorn, von den jetzt ſo beliebten Ziernägeln, die man in jedem größeren Polſtermöbelgeſchäft kauft, angebracht. Als Geſchenk zu dem herannahenden Weihnachtsfeſte iſt vielleicht dieſe Mitteilung einer neuen leichten Arbeit mancher der verehrten Leſerinnen des Frauen-Daheim willkommen.

*Neuer Schlüſſelhalter.* Dieſes Schlüſſelbrettchen iſt allerliebſt. Man kauft in einem Holzwarenladen ein kleines ſogenanntes Well- oder Nudelholz, das ja in jeder Küche zu ſehen iſt, oder man läßt ſich vom Drechsler ein ſolches anfertigen, das heißt die Form eines ſolchen, da es ja nicht drehbar zu ſein braucht. Dieſes Holz wird mit ſchöner Goldbronze ganz vergoldet. Iſt es trocken, ſo nimmt man einen 12 cm breiten roten Plüſchſtreifen und befeſtigt dieſen über der Mitte des Holzes ſo, daß auf beiden Seiten gleich große Goldſtreifen bleiben. Durch den Plüſch bohrt man in das Holz eine Reihe kleiner Löcher, worein man etwa ſechs Häkchen einſchraubt, an die die Schlüſſel gehängt werden. Um die beiden Griffe des Holzes wird ein ſchönes rotes Atlasband geſchlungen, mit netten Schleifchen geziert und die Schlinge zum Aufhängen ſo lang gemacht, als man es für nötig und ſchön findet.

Einen ganz originellen *Arbeitsſtänder* fertigt man ſich aus vier Teppichklopfern. Dieſelben werden ſo gekreuzt, daß die vier langen Stiele die Füße und die geflochtenen breiten Oberteile ein zierliches Körbchen bilden. Letzterer wird mit buntem Seidenfutter verſehen und der ganze Ständer dann mit breiten ſchönen Schleifen geſchmückt.

Alte Lene.

## Gärtnerei.

*Das Durchwintern.* Wie viel Schwierigkeit und Ärger bereitet dem Laien die Überwinterung der Gewächſe! Nicht ſelten gehen ihm während des Winters die Hälfte ſeiner Zierſträucher, Salatpflanzen u. a. m. aus. Soweit es der Raum geſtattet, will ich deshalb dem Kapitel der Überwinterung hier gern einmal ein paar Worte widmen. Krautartige Freilandpflanzen, wie Salat, Erdbeeren, Stiefmütterchen, Bellis ꝛc., werden nach dem erſten leichten Froſt nochmals tüchtig angedrückt, damit der rauhe Winter das Erdreich, die Wurzeln nicht lüften kann; um die Stauden wird dann kurzer, ſtrohfreier Pferdedung geſtreut, auf dieſen eine loſe, etwa 5 cm über den Pflanzen ſtehende Lage Laub. Fehlt der Dung, ſo kann man auch feingeſchnittenes Laub dafür anwenden. Bei ſtarkem trockenen Froſt wird die Laubdecke mit Waſſer beſprengt. Es bildet dies eine ſehr dünne Eisdecke, die wohlthätig ſchützt. Bei anhaltend mildem Wetter, was wir häufig im November oder Januar haben, wird das Laub oberflächlich abgeharkt, die Pflanzung nachgeſehen und das Faulende entfernt. Zur Nacht legt man die Laubdecke wieder auf. Im zeitigen Frühjahr werden die Beete nochmals nachgeſehen, die gehobenen Pflanzen etwas feſtgedrückt. Spinat und Grünkohl werden nicht bedeckt. Überwinternde Pflanzen müſſen auf möglichſt trockene Beete geſetzt werden, da der Froſt dort weniger Gewalt hat, als auf naſſen. — Umſtändlich iſt die Bedeckung der im Freien bleibenden Zierſträucher, wie Rhododendron, Clematis, Roſe, Weinſtock. Gruppen, die nicht zur Erde niedergelegt werden können, werden mit Brettern dicht umbaut, über letztere Stäbe gelegt und dieſe mit Tannenreiſern dicht bedeckt. Tannenzweige bilden einen vorzüglichen Schutz gegen Froſt. Um die Bretter macht man einen hohen Umſchlag von trockenem Reiſe, Laub oder Sand. Der Boden um die Sträucher innerhalb der Umzäunung muß etwa 8 cm mit Sand oder 4 cm mit Gerberlohe bedeckt werden. Letztere fängt, wenn hoch aufgeſchüttet, jedoch leicht an ſich zu erwärmen. Vor nichts aber ſind Pflanzen im Winterquartiere mehr zu ſchützen als vor Wärme. Die meiſten gehen durch zu jähen Temperaturwechſel zu Grunde, und nicht durch Froſt. Darum muß man alle eingewinterten Pflanzen auch vor Sonne bewahren. Erſt wenn der Boden aufgetaut iſt, darf man die Pflanzen den Sonnenſtrahlen ausſetzen. — Die Überwinterung der Roſen iſt im vorigen Herbſt in unſerm Blatte eingehend beſprochen worden. Daher jetzt nur noch ein paar Worte über Clematis und Weinrebe. Beide Pflanzen werden im Herbſt von den Spalieren gelöſt und beſchnitten. Die Ranken der Clematis werden dann zuſammengebogen und mit Baſt feſtgebunden, ſodaß ſie alſo gleichſam einen meterhohen Strauch bilden. Um dieſen wird ein Holzcylinder (eine meterhohe, ſchmale Kiſte) geſetzt und dieſer ganz voll trockenen Sand gefüllt und zugedeckt. Der Weinſtock muß nach dem Beſchneiden, behufs Vernarbung der Schnittwunden, einige Tage ruhen. Dann legt man ihn ganz in die Erde und legt zum weiteren Schutze Tannenreiſer auf. Nur im mittleren Deutſchland genügt eine Bedeckung des Spaliers. — Topfpflanzen, wie Goldlack, Cinerarien, Calceolarien, die im

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

September eingetopft worden ſind, überwintert man im kalten Zimmer oder man ſetzt ſie in einen 2 Fuß tiefen Miſtbeetkaſten ohne Packung. Auf den Boden des Kaſtens legt man handhoch Sand. Über den Kaſten deckt man Fenſter, bei ſtrenger Kälte noch Strohdecken oder Laden. Solange die Temperatur nicht unter 0° ſinkt, müſſen die Fenſter tags entfernt werden. Bei ſcharfem, ſchneeloſem Froſte iſt um den Kaſten noch ein Mantel von trockenem, nicht brennendem Pferdedung zu legen. Zum Schluß noch einiges über die Behandlung angefrorener Pflanzen. Iſt im kalten Zimmer die Erde der am Fenſter ſtehenden Töpfe gefroren, ſo hüte man die Pflanzen vor raſchem Auftauen. Sie dürfen weder Sonne noch Wärme erhalten. Man beſprengt ſie mit kaltem Waſſer und ſtellt ſie dunkel und kalt, bis die Erde aufgetaut iſt. In den meiſten Fällen wird hierdurch die Pflanze noch gerettet.

**Mitarbeiter für Gartenbau.**

## Getrocknete Blumen.

Manche Daheimleſerin hat ſich vielleicht von der Sommerfriſche eine Menge hübſch getrockneter Blumen, Blätter, Mooſe und Gräſer mit nach Hauſe gebracht und iſt dankbar für einige Winke zur Verwendung derſelben. Ganz reizend laſſen ſich aus den kleinen Exemplaren von Blumen, Blättern und Moos Boukettchen auf Briefbogen, Glückwunſchkarten ꝛc. zuſammenſtellen, in dem die Zweigchen, mit wenig Gummi beſtrichen, vorſichtig aufgeklebt werden. Wandteller als Zimmerſchmuck beanſpruchen die größeren Sorten von Pflanzen. Man nimmt am liebſten cremefarbige, etwas vertiefte Fayence- oder Majolika-Teller, welche auf der Rückſeite mit Öſen zum Aufhängen verſehen ſind. Mit Weingeiſtfirnis befeſtigt man eine ziemliche Anzahl von Pflanzen — ſie dürfen auch aufeinander liegen — in möglichſt künſtleriſcher Zuſammenſtellung, die einſeitige Ranke oder der Halbmond nehmen ſich am graziöſeſten aus. Iſt das Arrangement fertig, übergeht man die Pflanzen (nicht den Teller) mit demſelben Firnis, um die Arbeit haltbarer zu machen. — Eine lohnende, wenn auch etwas mühſame Arbeit iſt ein Lampenſchirm, den man ſich aus ſechs gleichen Teilen von Pauspapier (Ölpapier) herſtellen kann. Auf jedes Feld kommt in die Mitte ein kleine Landſchaft — Abziehbild — dem ſich die Anordnung von getrockneten Blumen anſchließen muß. Damit die Teile nicht einförmig werden, nimmt man zu jedem Boukett nur eine Sorte von Pflanzen, etwa wilden Wein, verſchiedene Farne, Blumen von allen Farben, Mooſe und Blätter, rot angehauchtes Storchſchnabelkraut und zuletzt nochmals Blumen. Zum Schluß überklebt man die Arbeit wieder mit Pauspapier und verbindet die einzelnen Teile miteinander. — Die zwiſchen Glas gelegten gepreßten Pflanzenſträuße zu Fenſtervorſetzern und anderem finden immer noch ihre Liebhaber, doch iſt die Art der Ausführung wohl jedem bekannt. Zum Schluß noch eine Warnung: wer nicht über große Mengen getrockneter Kräuter verfügt, beginne nie eine Arbeit davon; denn es iſt unglaublich, welche ſorgfältige Auswahl nötig iſt, um etwas wirklich Gediegenes herzuſtellen. **F. R.**

## Zwei Widmungsgedichte.

### I.

### Zu einem Geldtäſchchen aus Schlangenhaut.

Wo mit ſtillverborgnem Prangen
Gold in Waldesklüften ruht,
Halten oftmals bunte Schlangen
Wachen Auges ſtrenge Hut.

Liegt es auch ſeit grauen Jahren,
Findet's doch der Wandrer nicht.
Jener nur kann es gewahren,
Der die Zauberformel ſpricht.

Sanft wird ſich die Schlange neigen,
Wenn ſie kaum vernahm das Wort,
Wird dem Gaſte willig zeigen
Ihren wunderſamen Hort.

Durch der Felſen tiefe Ritzen,
Zwiſchen Wurzelwerk und Moos
Sieht er's funkeln, ſieht er's blitzen
In der Höhle dunklem Schoß.

Was er fand, das wird ſich mehren.
Gold, das Schlangen ſtill bewacht,
Kann ihm manches Glück beſcheren,
Ehren bringen, Glück und Macht.

Manchem möchte dies behagen
— Hätte ſeiner Schätze Hut
Gern den Schlangen aufgetragen —,
Doch es mangelt ihm der Mut.

Niemand plaudert gern mit Schlangen,
Seien ſie auch ſittenreich,
Und auch der, der ohne Bangen,
Findet ſie nicht alſogleich.

In der Wälder dunklen Fernen
Sie zu ſuchen weit und breit,
Dazu haben wir Modernen
— Jeder weiß es — keine Zeit.

Beſſer geht's in unſern Tagen,
Wenn man von der Schlange Haut
Kann ein Täſchchen bei ſich tragen,
Welchem man ſein Geld vertraut.

Nimm es drum als kleine Gabe
Freundlich zur Begleitung an.
Viele gute Wünſche habe
Ich für dich hineingethan.

Wer's, wie du, auf allen Wegen
Trägt mit wohlbedachtem Sinn,
Fühlt des Schlangenzaubers Segen
Sicherlich dereinſt darin.

Mögeſt du recht bald ihn ſpüren,
Und das Schlangentäſchchen hier
Lang und glücklich mit dir führen;
Recht von Herzen wünſch ich's dir!

**Auguſte v. Reichenau.**

### II.

### Zu einer Geldbörſe für den Gatten als Weihnachtsgabe.

„Weh! meine Börſe hat ein Loch!“
So ſeufzteſt du im Maien.
„Mein ſchönes Geld, wo bleibt es doch,
Tanzt es den Ringelreihen?
Vergebens dreh ich hin und her
Die Taſchen, doch auch ſie ſind leer.
Mir ſagt's der ſchlaffe Beutel,
Des Geldes Wert iſt eitel.“

Und als der Sommer kam ins Land,
Da klagteſt du noch immer:
„Die Börſe leer, vom Golde fand
Sich nicht der kleinſte Schimmer.
Die Stücke, ſie ſind kreuz und quer
Gewandert und ihr ganzes Heer
Verſchwand im Thal, auf Höhen
Auf Nimmerwiederſehen.“

So ging es fort im Jahr, o weh!
Du jammerteſt aufs neue,
Daß Ebbe ſei im Portemonnaie,
Und dich beſchlich die Reue.
Du ſanneſt hin, du ſanneſt her,
Ob noch die Landung möglich wär'
An des Quartales Ende,
Zur Zeit der Sonnenwende.

Da jammerte mich deine Not;
Ich dachte ganz im ſtillen
Auf Mittel, wie mein Herz gebot,
Den Mangel auszufüllen.
Flugs nahm ich Nadel, Seide, Ring
Und webte dir, ſo gut es ging,
Ein Netz von feſten Maſchen,
Das Geld darin zu haſchen.
Erprobe nur des Beutels Kraft,
Dann wirſt du wohl erſehen:
Ein Werk, das treue Liebe ſchafft,
Kann nicht in Stücke gehen!
Greif friſch hinein und teile aus,
Für dich, für andre, für dein Haus,
Du wirſt zum frohen Leben,
Stets goldne Schätze heben!

**E. Sch.**

## Kindermund.

Die kleine Elſe hat von der ſpät angekommenen Tante Marie eine ſchöne Puppe „als Mitbringſel“ erhalten. Sie ſoll zu Bette gehen, aber Fräulein Elschen hat keine Luſt und verſucht zu betteln und zu maulen. Die Mama hält ihr ihr Unrecht vor, ſagt ihr, was die gute Tante wohl von ihr denken ſollte, da ſie ſie doch ſoeben erſt reich beſchenkt habe. „Ja,“ ſagt unſer Elschen ernſt und nachdenklich, „ja, Mama, eine Puppe ſchenken iſt auch viel leichter, als zu Bette zu gehen.“

O dieſe Fremdwörter! Das neunjährige Lottchen arbeitet mit großem Eifer an einer ſchriftlichen Arbeit. Tante, hinzutretend: „Lottchen, warum ſchreibſt du denn den Aufſatz noch einmal?“ Lottchen: „Zur Strafe, weil ich keine Hinterpunktion gemacht habe.“ **R. in C.**

## Handarbeit.

Ein ſehr hübſches, elegantes Einkaufsnetz kann man ſich mit geringen Koſten folgendermaßen anfertigen: Man kauft beim Eiſenhändler einen niedlichen Netzhalter aus verzinntem Draht, für 25 bis 30 Pfg., und arbeitet für die betreffende Weite ein Netz entweder aus roter oder abwechſelnd weißer und blauer Häkelbaumwolle. Will man das Netz beſonders elegant haben, ſo befeſtige man eine Rüſche von daumenbreitem Wollband in der Farbe der Häkelei am oberen Rande und eine kleine ſelbſtgefertigte Quaſte unten am Netz. **L. S.**

## Praktiſches fürs Haus.

Um Walnüſſen, die etwas trocken geworden ſind, ihre frühere Friſche zurückzugeben, iſt es nur nötig, ſie 24 Stunden lang in kaltes Waſſer zu legen. Die innere gelbe Haut läßt ſich dann wieder mühelos, wie bei ganz friſch gepflückten Nüſſen, abziehen. **C. E.**

Teerflecke beſeitigt man einfach und ſicher durch Reiben des befleckten Gegenſtandes mit Petroleum mittels eines leinenen oder wollenen Läppchens; nachher gut auslüften. **A. M., Colbergermünde.**

## Für die Küche.

Ruſſiſcher Kartoffelſalat. Raſſol. Man ſchneidet einen reichlichen Teller voll abgekochter, geſchälter Kartoffeln in feine Scheiben. Hierauf entgrätet man einen gewäſſerten Hering und wiegt ihn fein, reibt eine Zwiebel, einen kleinen ſchwarzen Rettich, eine Zehe Knoblauch auf dem Reibeiſen, miſcht alles mit dem Hering, fügt etwas guten Eſſig, ein Theelöffelchen Senf, eine Priſe weißen, geſtoßenen Pfeffer und reichlich feines Olivenöl hinzu, verrührt dieſe Miſchung recht tüchtig und mengt ſie dann mit den Kartoffeln. Dieſer Salat muß einige Zeit ſtehen, um ſich gut zu durchziehen, ehe man ihn aufträgt. **A. R.**

Eine ſchöne Ollapotrida. Man kocht Krebſe und bricht die Schwänze aus den Schalen; ferner ſchneidet man kleine Würfel von gekochten Kalbsrippchen, gereinigte, erſt abgekochte, dann in Butter geſchwitzte Morcheln — ebenfalls klein geſchnitten — ausgelüftete, zuvor in Waſſer mit Salz und Zucker gar gekochte Zuckererbſen, abgekochte Saucischen, desgl. Stückchen gelbe Möhren und was ſonſt die Jahreszeit an feinen Gemüſen bringt. Unterdeſſen hat man von den zerſtoßenen Krebsſchalen Krebsbutter bereitet, dieſe in Bouillon gegeben und nun alles zuſammen einige Minuten am Feuer ziehen laſſen. Man richtet die Suppe über in lange Streifen geſchnittene und in Butter gebratene Semmel an.

Fr. 3. Konſervieren von Kramtsvögeln. Die rein geputzten und flambierten Kramtsvögel werden in einer Kaſſerolle mit Butter, einigen Wacholderbeeren, etlichen weißen Pfefferkörnern, etwas Salz und einigen ganzen Zwiebeln und Schalotten auf Kohlenfeuer gut durchbraten, alsdann packe man ſie lagenweiſe in einen Steintopf (recht feſt), gieße friſche Butter, welche vorher flüſſig gemacht, darüber, und nachdem die Butter wieder feſt geworden, eine Talgſchicht, welche man vor dem Gebrauch leicht abnehmen kann, binde den Topf zu und ſetze ihn an einen luftfreien Ort. Noch iſt zu bemerken, daß die Kramtsvögel zum Aufbewahren ausgenommen werden müſſen.

Fr. 5. Reife Weintrauben habe ich mit anderen Früchten zuſammen als ſogen. Arrakfrüchte eingemacht. Gut reife, doch feſte Beeren werden mit ihren kurzen Stielchen von der Traube gepflückt, ſauber abgeputzt und mit der gleichen Quantität Zucker in ein Glas gelegt, dann guter Arrak darauf gegoſſen. Je nach der Jahreszeit werden andere Früchte hinzugefügt. Man hat nur achtzugeben, daß die einzelnen Weinbeeren nicht verletzt ſind, da ſonſt der Saft ausdringt und die Früchte ihren Weingeſchmack gar zu ſehr verlieren würden.

**Eine alte Hausfrau.**

Fr. 9. An „eine Unerfahrene.“ Weißer Guß zum Pfefferkuchen. Es wird ein Eiweiß zu Schnee geſchlagen, dann 1 Pfd. Puderzucker hinzugefügt und für 5 Pfg. Roſenwaſſer hineingegoſſen. Dieſe Maſſe muß tüchtig geſchlagen werden, denn je länger man rührt, deſto zarter wird der Guß. Sobald der Pfefferkuchen aus dem Ofen kommt, beſtreicht man ihn mit obigem Guß und ſchiebt ihn dann noch einmal wenige Minuten in den Ofen hinein, damit der Guß trocknet.

An dieſelbe. Zu einem guten Schokoladenguß nimmt man $^1/_4$ Pfd. geriebene Schokolade, $^1/_8$ Pfd. Zucker und einen kleinen Taſſenkopf Waſſer, welches unter öfterem Rühren zu einem dicken Brei gekocht wird, dann rührt man es ſo lange nach einer Seite, bis der Guß kalt iſt, beſtreicht den fertigen Kuchen damit und läßt ihn langſam vor dem Ofen trocknen. — Zum Waſſerguß nimmt man eine kleine Taſſe Waſſer, $^1/_4$ Pfd. Staubzucker, kocht es ſo lange, bis es klar iſt, gibt dann unter fortwährendem Rühren $^1/_8$ Pfd. Staubzucker und den Saft einer halben Zitrone dazu. **Frau K. in B.**

## Fragen.

22) Wie fertigt man einen Behälter oder einen Ständer, um 5—6 Photographieen in Kabinettgröße aufzuſtellen oder einzulegen? Mehr als 5 Mark darf er aber nicht koſten. Herzlichſten Dank für jeden Rat! **A. P.**

23) Herzlich bitte ich freundliche Mitſchweſtern, mir für ein „Fremdenbuch für unſer Haus“ ein paſſendes Motto in Reimen im Frauen-Daheim mitzuteilen. Herzlich dankt im voraus **Proſaiſche Landfrau.**

24) Wer iſt ſo freundlich, mir zu ſagen, wie man die Platte des Küchenherdes, der ſtark gefeuert wird, ſchön ſchwarz, blank und glatt erhält. **Roſe von Urach.**

284) Kann mir eine freundliche Leſerin angeben, von wo man die aufgezeichneten Gegenſtände für ſchwarze Radierarbeiten auf Glas, Nipptiſche, Tabletts ꝛc. bezieht? **Frau H. St.**

25) Ich bitte freundliche Daheim-Leſerinnen um Auskunft reſp. Belehrung über das Bronzieren von friſchen Blättern, welches mir noch immer nicht gelingt. Mit welchem Lack könnte ich die Blätter beſtreichen, damit ſie ſteif würden? Im voraus beſten Dank. **Thalblume.**

26) Wie kann man Weinflaſchen glatt abſchneiden, um die bekannten Prunkgläſer daraus herzuſtellen? **Alte Lene.**

27) Wo kann man reife Äpfelkörner verkaufen und was koſtet das Pfund? Ich habe von ſehr ſchönen Äpfelſorten die Körner geſammelt. **Leſerin in Weſtpreußen.**

28) Wie gebe ich eingemachten Ananas, welche in Gärung übergegangen ſind, ihren natürlichen Geſchmack wieder. **M. in H.**

## Redaktionspoſt.

**E. L. in Leipzig.** Zum Unterricht über Blumenkultur, hauptſächlich Zwiebelgewächſe, empfehlen wir Ihnen: Dr. Ed. Brinkmeier, Die Zwiebel-Zierpflanzen. Verlag von Aug. Schröter, Ilmenau und Leipzig.

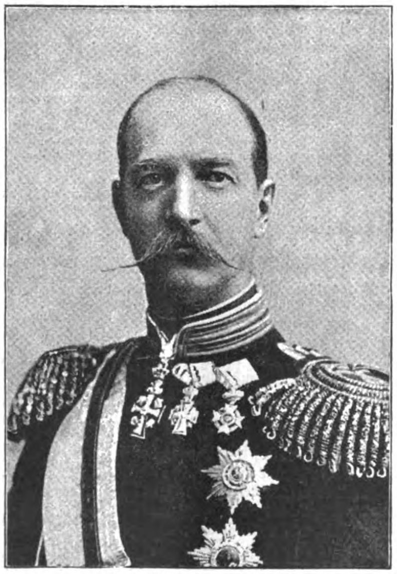
**H. in B.** Iſt oft beſprochen worden!

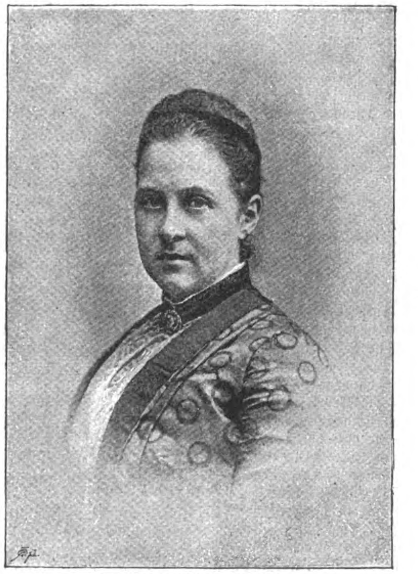
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
1890. Nr. 6. Erſtes Blatt.
26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

## Das griechiſche Königspaar.

Es wird unſere Leſer intereſſieren, das griechiſche Königspaar, mit dem unſere kaiſerliche Familie künftig ſo eng verwandt iſt und in deſſen Heim ſie ſoeben ein unvergeßliches Feſt gefeiert hat, im Bilde kennen zu lernen. König Georg, ein Sohn des Königs Chriſtian IX von Dänemark, iſt am 24. Dezember 1845 geboren. Er hieß als däniſcher Prinz Wilhelm, nahm aber, als er 1863 zum Könige von Griechenland gewählt wurde, den Vornamen Georg, den er gleichfalls führte, als Rufnamen an, weil dieſer ſeinen neuen Unterthanen mundgerechter ſein mußte. In einem intereſſanten Aufſatze in „Velhagen & Klaſings Neuen Monatsheften“ „Das moderne Athen“ von Dr. Centerwall wird ſeine gegenwärtige Stellung von einem intelligenten Beobachter ſo charakteriſiert: „König Georgios iſt ein Mann in mittleren Jahren, der echte Typus eines eleganten Reiteroffiziers. Sein Geſicht, das ein großer blonder Schnurrbart ſchmückt, hat einen ebenſo gutmütigen wie klugen Ausdruck. Er iſt lange verkannt worden, und man kann, obwohl er ein Vierteljahrhundert König iſt, es nicht recht vergeſſen, daß er als ſolcher dem Lande aufoktroyiert wurde. Man vermerkt es auch nicht gut, daß er einen großen Teil des Jahres außer Landes zubringt. Man ſagt, daß er keinen ſonderlichen Einfluß auf die Regierung ausübe; wahr iſt davon, daß er ſtreng konſtitutionell regiert und ſich der Majorität der Volksvertretung unweigerlich fügt. Der auswärtigen Politik ſchenkt er jedoch große Aufmerkſamkeit und, dank ſeiner Klugheit und ſeiner Familienverbindungen, in erfolgreicher Weiſe. Auch hat er es verſtanden, den Fehler des Königs Otto zu vermeiden, und bevorzugt nicht ſeine Landsleute. Ich habe nur drei Dänen in ſeinem Dienſte getroffen, Herrn Münter, Intendant des königlichen Luſtſchloſſes Tatoi und zwei Militärtierärzte.“ Am 27. Oktober 1867 vermählte ſich der König mit der am 3. September 1851 geborenen Tochter des ruſſiſchen Großfürſten Konſtantin, Olga. Die Königin Olga war in ihrer Jugend ganz wunderbar ſchön und wer ſie als Mädchen neben ihrer nicht minder ſchönen Mutter geſehen hat — die beiden Damen waren nicht ſelten ganz gleich gekleidet — dem iſt dieſer Anblick gewiß für immer unvergeßlich geblieben. Über ſie und ihre Stellung äußert ſich unſer Beobachter wie folgt: „Nach ihrer äußeren Erſcheinung zu urteilen, würde man ſie für eine Dame in den zwanziger Jahren halten, thatſächlich zählt ſie aber faſt vierzig. Ihre Geſichtszüge ſind fein und verraten Güte und Einfachheit, zeigen aber einen Anflug von Schwermut. Sie beſitzt einen ſchneeweißen Teint, und Anmut iſt über die ganze Perſon verbreitet. Sie als allgemein geliebt zu bezeichnen, wäre vielleicht nicht das rechte Wort, denn viele betrachten in Griechenland das ganze Königtum, mit allem, was damit in Verbindung ſteht, nur als ein notwendiges Übel. Das muſterhafte Verhalten der Königin als Gattin und Mutter zwingt aber ſelbſt den Widerwilligſten Bewunderung ab, und man hört öfters den Ausdruck: Ine kali Nikokirá, oder, da leider ſo viele griechiſche Damen die franzöſiſche Sprache ihrer Mutterſprache vorziehen: Elle est bonne ménagère. Sehr gut gelitten iſt,“ fährt unſer Beobachter fort, „der Thronfolger Konſtantinos, Herzog von Sparta. Als geborener Grieche ſteht er dem Volke bereits näher, iſt einfach und freundlich in ſeinem Benehmen und wird, wie man annimmt, ein tüchtiger Militär werden; daß er ein guter Reiter iſt, hatte ich Gelegenheit zu bemerken.“


König Georgios von Griechenland.


Königin Olga von Griechenland.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wie aus dem wogenden Getreid
Die holde blaue Blüte,
Ragt aus der Zeit Geſchäftigkeit
Selbſtloſe Menſchengüte.

## Das Mobiliar.

Der Schrank. Der Schrank iſt aus der Truhe entſtanden, und dieſe iſt ein uraltes Möbel, deſſen Stammbaum ſich bis zu Homer und Pharao verfolgen ließe. Es gibt auch nichts Einfacheres als den Kaſten, ein Gerät, das man aus ſechs Brettern zuſammenfügt und in deſſen Höhlung man legt, was man vor Sonne, Staub und Diebesfingern bewahren will. Alte Bilder aus der Wende des XVI. Jahrhunderts zeigen uns die Truhe als das gebräuchlichſte Gerät in Stube und Kammer. In der Stube dient ſie je nachdem zugleich zum Tiſch oder zur Bank; in der Kammer ſteht ſie am Fußende oder an der Seite des Bettes. Auch ins Innere können wir einen Blick werfen. Wir ſehen, wie die Kleider glatt aufgeſchichtet ſind, wie oben an der Seite ein Kaſten mit kleinem Gerät, ein anderer mit Geld ſteht und wie im Deckel des Kaſtens Ketten und Geſchmeide befeſtigt ſind; wir erblicken mit einem Worte eine Lade und eine Einrichtung derſelben, wie ſie unſere ländlichen Dienſtboten bis auf den heutigen Tag haben. Aber wie unbequem iſt eine ſolche Lade! Um zu einem tief liegenden Gegenſtande zu gelangen, muß man den ganzen Kaſten auskramen, und dabei bekommt man Rückenſchmerzen, weil der Kaſten ſo tief ſteht. Wenn es neuerdings Mode geworden iſt, zu ſtilvollen Einrichtungen auch ſtilvolle Truhen anzuſchaffen, ſo kann der Nutzen dabei nicht maßgebend geweſen ſein. Es iſt aber auch nichts dagegen zu ſagen, falls man einen Ort hat, die Truhe zu ſtellen und Gegenſtände hineinzulegen, die man nicht häufig in die Hand nehmen will. Um ſich den Gebrauch der Truhe zu erleichtern, ſtellte man ſie auf hohe Füße, zerlegte den Raum in einzelne Abteilungen und machte die Abteilungen von vorn zugänglich. So entſtand — noch nicht der Schrank, ſondern ein Mittelding zwiſchen ihm und der Kommode. Dieſe Geräte ſind gar ſo übel nicht. Sie haben eine hübſche Gliederung, einen oder mehrere flache Schiebkäſten, einen Behälter mit Schrankthüren, ein geſchnitztes oder geſchmiedetes Ornament und eine zierliche Krönung. Für unſere Bedürfniſſe aber ſind ſie zu klein. Ihnen kommt der Schrank der Renaiſſance ſchon näher. Die Füße werden kürzer und gedrungener, die Dimenſionen werden größer, aber die Einteilung des Bauwerkes bleibt ziemlich die nämliche, und darin liegt für Gliederung und Aufbau ein großer Vorzug. Nehmen wir dazu ein ſchönes feines Ornament, ſo müſſen wir ſagen, dieſe Renaiſſanceſchränke gehören zu den ſchönſten Möbeln, die es gibt, und verdienen, immer wieder als Muſter verwendet zu werden. Die Spätrenaiſſance und der Barockſtil ſchaffen den großen kaſtenartigen Schrank, in den man Kleider hängt oder reiche Vorräte aufſtapelt. Die erſtere bringt Säulen, Architrave, Figuren, ganze Palaſtfronten an der Vorderſeite an, die letztere gefällt ſich in maſſigen, ſelbſt plumpen Formen, rieſigen Geſimſen und handhohen Quadern auf den Füllungen. Der Fuß ſchwindet zur flachen Kugel zuſammen. In der Rokokozeit muß auch der Schrank den Wellenſchlag der Flächen mitmachen, der damals alles beherrſchte, und die darauf folgende klaſſiſche Zeit — daß Gott erbarm! Dann folgt die Zeit der Ärmlichkeit, die wir kaum hinter uns haben, in der die Freſe und die gemalte Holzmaſer herrſchten. Jetzt weiß man jene alten Schränke, die man noch vor 25 Jahren als unmodern verachtete, hoch zu ſchätzen, und der gilt für einen Barbaren, der ſolchen Schrank verkauft. Aber es kann nicht jeder alte Schränke haben. Wie richte ich mir nun einen neuen Schrank ein, der die an alten Schränken gerühmten guten Eigenſchaften hat? Antwort: Vor allen Dingen ſo, wie ich ihn brauche, eine einfache Geſchichte, die doch ſo oft verkannt wird. Meiſt kauft man den Schrank im Magazin, iſt zufrieden, wenn Farbe und Größe einigermaßen paſſen, und ſieht dann zu, wie man mit ſeinen Sachen einigermaßen unterkommt. Beſonders übel ſind die Frauen mit ihren tauſend Dingen, Bändern, Lappen, Knöpfen und Faden daran. Sie haben einen großen Schrank und darin einen großen Kaſten und dieſen vollgepackt von Kartons, Käſtchen und Bündelchen. Iſt denn ein Schrank mit 20 bis 50 Schiebkaſten unerſchwinglich? Nein, aber er iſt nicht käuflich. Nun, ſo beſtellt man ihn. Freilich muß man einen eignen Willen haben und ſich darüber klar ſein, was man will. Schön, bauen wir uns zum Exempel einen ſolchen Schrank. Oder ſoll es eine Kommode werden? Wir möchten nicht dazu raten. Erſtens iſt eine Kommode nur im Verhältnis zur Truhe kommode, und zweitens iſt ſie ein ungeſchicktes Möbel; man ſieht von ihr eigentlich nur die Platte. Einen großen Schrank möchte ich auch nicht empfehlen, denn das Möbel ſoll doch in die Wohnſtube zu ſtehen kommen, man kann aber einen Schrank nicht zu den Ziermöbeln rechnen — wenigſtens nicht den großen. Anders verhält es ſich mit dem kleinen Schranke von der Größe des ſogenannten Vertiko. Wir können nun unſere vielen Schiebfächer durch eine Thür verdecken, oder, was ich vorziehen würde, ſichtbar laſſen. In letzterem Falle würde ich unten ein großes Schiebfach anbringen, dann die kleinen in zwei Reihen nebeneinander und dann wieder ein flacheres von voller Breite. Oben als Abſchluß eine Galerie. Hier ſoll eine Lampe oder eine Statuette aufgeſtellt werden — keine Uhr, denn eine ſolche muß einen feſten Standpunkt haben. Dies zeichnen wir mit Angabe der Maße nieder. Nun kommt die Ausſchmückung. Sie muß in bezug auf Material, Farbe und Ornament mit den Möbeln der Stube in gewiſſer Übereinſtimmung ſtehen. Es gibt Muſterbücher genug. Man läßt ſich ſolche Muſterbücher vorlegen und beſtimmt nach ihnen die Art der Ausführung. Der Tiſchler wird es natürlich hundertmal beſſer wiſſen; man mache dem Manne den Standpunkt klar und erziehe ihn ſich. Alſo erſtens: Der Schrank entſpreche nach Größe und Einrichtung dem Bedürfnis. Das Ornament hat ſich unterzuordnen. Was nun das Ornament anlangt, ſo möchten wir vor jeder Art von Imitation warnen. Wer ſich ſeinen Schrank maſern und mit Schablonen beklexen laſſen will, der thue es; wir haben nichts dagegen, wenn einer ſeine Schränke mit Modekupfern oder Spielkarten bekleben wollte, wenn's ihm Vergnügen macht; wenn aber Leute von Geſchmack zuſammenkommen, ſo „ſtiehlt er weinend ſich aus ihrem Bund." Was einem zu teuer iſt, läßt man beſſer weg, als es durch ein Surrogat zu erſetzen. Es muß nicht Mahagoni oder Roſenholz ſein. Eiche thut es auch, und ein Schrank, der nicht in den Vordergrund treten ſoll, kann auch aus gutem Tannen- oder Kiefernholz gefertigt ſein. Ich habe ſolche Arbeiten geſehen, die ganz vortrefflich waren. Natürlich war die Holzmaſer nicht mit Deckfarbe zugedeckt, ſondern braun gebeizt und gebohnt oder lackiert. Was das letztere anlangt, ſo darf man das Beizen nicht der Willkür des Tiſchlers überlaſſen, man kann ſonſt ſchlimme Dinge zu ſehen kriegen. Es kommt ihnen nicht darauf an, mit Säure rot zu beizen oder die klare Fläche mit Kaſſeler Braun zu verſchmieren. Man muß ſich Probe geben laſſen. Die beſte Beize iſt Nußbeize, welche aus den grünen Schalen unreifer Nüſſe hergeſtellt wird. — Der Schrank muß nicht poliert ſein, man kann ihn auch lackieren, aber man muß durch den Lack nicht die Politur nachahmen wollen. Ich habe mir einmal einen Kleiderſchrank bauen laſſen von einem armen Kerl, dem ich Arbeit zuwenden wollte, und einen ſchauerlichen, natürlich gemaſerten Kaſten erhalten. Dieſen habe ich folgendermaßen zu einem ganz anſehnlichen Möbel umgeſtaltet. Er erhielt unten einen Kranz mit ordentlich gezeichnetem Sockel, ein kräftiges Geſims mit den üblichen Kugeln und Mittelſtück. Dann ließ ich ihn zum Entſetzen des betreffenden Künſtlers rot anſtreichen. Darüber kam ein zweimaliger Anſtrich eines dunkelbraunen, faſt ſchwarzen Lackes. Das ſieht aus — nicht wie altes Holz, ſondern eben wie dunkler, leuchtender Lack. Es muß nicht Schnitzerei am Schranke ſein, auch nicht teurer Eiſenbeſchlag an Schlöſſern und Bändern, es ſoll aber auch nicht Holzmaſſe, Pappe oder Leder ſein. Der Schrank habe einen natürlichen, ſeinen einzelnen Abteilungen entſprechenden und in den Verhältniſſen wohlerwogenen Aufbau. Es ſind uns gegeben Fächer, Thüren, Schiebladen, trennende und tragende Glieder. Es würde falſch ſein, die großen und ſchweren Formen oben, die leichten und kleinen unten hin zu bringen. Ebenſo würde es unrichtig ſein, ſehr große und ſehr kleine Fächer aufeinander folgen zu laſſen. Große Fächer wollen ihre Einteilung, kleine ihre Zuſammenfaſſung, ſchwere Formen ihre tragenden Glieder, als Säulen und Konſolen, haben. Gegeneinander ſtoßende Linien wollen vermittelt und übergeführt ſein. Es darf die Abwechslung nicht fehlen, Licht und Schatten müſſen, indem einzelne Teile hervor-, andere zurücktreten, zur Wirkung kommen. Es handelt ſich mit einem Worte um einen architektoniſchen Aufbau, und der muß vor allen Dingen konſtruktiv richtig ſein. Das iſt die Grundlage aller Schönheit, einer Schönheit, die vom Stil gänzlich unabhängig iſt. In der That, was wir eben andeuteten, trifft ebenſo beim gotiſchen Möbel wie bei dem der Renaiſſance zu. Beide Zeiten haben zuerſt konſtruiert und dann die Merkmale ihres Stiles in Profilierung, Ornament u. dgl. hinzugebracht. Nun dürften wohl wenige Leſer des Frauen-Daheim im ſtande ſein, ſelbſt zu zeichnen und kunſtgerecht zu konſtruieren, aber ſehr viele können unzweifelhaft fühlen, ja auch verſtandesmäßig faſſen, was das Rechte und Schöne iſt und worauf es ankommt. Und das iſt genug, um geſchmackvoll zu wählen oder bauen zu laſſen. Nun kommen freilich gerade beim Schranke Fälle vor, daß die konſtruktive Forderung und diejenige des praktiſchen Gebrauches einander widerſtreiten. Zum Beiſpiel findet man häufig, daß das Geſims rechts und links von zwei Säulen getragen wird. Dieſe Säulen müſſen als tragende Glieder feſtſtehen. Aber dann gibt es im Schranke neben den Thüren tote Räume, zu denen man ſchwer gelangen kann. Man klebt alſo die Säule an die Thür und läßt ſie mit aufgehen. Das iſt praktiſch richtig, aber konſtruktiv falſch. Was nun zu thun iſt, das mache ein jeder mit ſeinem kunſtgewerblichen Gewiſſen ab. Übrigens habe ich immer gefunden, daß man bei einigem Nachdenken einen Ausweg findet. Alſo immer konſequent den Gedanken feſthalten: Was ſoll das Möbel im ganzen? was ſollen ſeine einzelnen Teile? wie werden dieſe Teile angeordnet, um bei bequemem Gebrauche einen gefälligen, ſinn- und ſachgemäßen Eindruck zu machen? Der Schrank gehört dahin, wo er gebraucht wird, der Kleiderſchrank in die Schlafſtube, nicht in die Wohnſtube, es müßte denn ſein, daß einer in der Wohnſtube die Kleider zu wechſeln für lobenswert hält — das Büffett in das Eßzimmer, nicht in die „gute Stube," der Speiſeſchrank in die Speiſekammer, der Küchenſchrank in die Küche. Wer einen geräumigen Flur hat, um große alte Schränke hineinzuſtellen, der thue es ja, wer ſeine Schränke reihenweiſe in einen engen, dunkeln Korridor ſtellen muß, dem iſt nicht zu helfen. Nach dem Orte aber, wo ſich der Schrank befindet, richtet ſich die Ausſchmückung. Man wird beim Schranke ſelten Schnitzerei anwenden, aber große Formen, kräftige Profilierung, richtiger Aufbau und richtige Zeichnung — darauf kommt es an.

## Nochmals Kerbſchnitzerei.

Vor mir liegt ein ganzer Stoß Poſtkarten und Briefe mit Anfragen über verſchiedene Details der kürzlich hier ausführlich beſchriebenen Kerbſchnitzerei. Ich will verſuchen, dieſelben hier kurz in Bauſch und Bogen zu beantworten. Vor allem ſei über die Stellung bei Ausführung der Arbeit folgendes geſagt: Wer eine Hobelbank hat, der ſchraube den Holzgegenſtand dort ein und arbeite im Stehen, wie es die Bildhauer thun. Wer bei der Arbeit ſitzt, wie es am

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig.** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Familientiſch immer der Fall ſein wird, der wähle einen niedrigen Stuhl oder zu einem Stuhl von gewöhnlicher Höhe einen etwas hohen Tiſch, auf dem die Arme bequem ruhen und der Kopf nicht geneigt zu werden braucht. Iſt die Stellung unbequem, ſo kann man auch nicht lange Zeit arbeiten, ohne ſich ermüdet zu fühlen. Die Schnitzerei wird mit beiden Händen ausgeführt, und ſelbſt kurzſichtige und mit ſchwachen Augen behaftete Perſonen können bei Tages- wie Lampenlicht ohne Nachteil arbeiten. Eine Frage nach einem Tiſchler zum Zuſammenſetzen oder Polieren der fertigen Sachen iſt überflüſſig; man bedarf durchaus nicht fremder Hilfe. Zum Wachſen benutze man ein Teil reines Bienenwachs, welches in zwei Teilen Terpentin in der Wärme (nicht über Feuer) gelöſt iſt, und nehme von dem wiederum erſtarrten Brei ſoviel, als man jedesmal zu brauchen glaubt, verdünne es in einem Schälchen mit etwas Terpentin und trage es vorſichtig, dünn, wie Pomade, auf die Arbeit, verfahre dann, wie in dem erſten Aufſatz in Nr. 1 angegeben wurde. — Man kann die Arbeit übrigens noch mehr vereinfachen. Ein einfaches ſpitzes Meſſer genügt vielen Schnitzern vollkommen. Jedenfalls kann man mit Gaisfuß und Balleiſen die Arbeit gut beherrſchen, indem man die Zierlinien vorſichtig mit dem Gaisfuß aushebt, die Schnitte des Flacheiſens mit dem Balleiſen ausführt. Nur muß man beim Gaisfuß darauf achten, daß die Rinne nicht zu tief werde, was nach einiger Übung leicht gelingen wird. Wir brauchen auch nicht einmal neues Material zum Schnitzen, es wird doppelt Freude machen, einen alten, unanſehnlich gewordenen Gegenſtand ſchön verjüngt für die gute Stube aus der Rumpelkammer hervorzuzaubern. Sind ſolch alte Holzgegenſtände, wie Käſten, hölzerne Tabletts, ſtumme Diener, Tiſchplatten ꝛc. mit Politur verſehen, ſo nehme man reinen Spiritus (spiritus vini), gieße ihn über den polierten Gegenſtand und nehme, nachdem die Politur geweicht, dieſelbe mit einem Meſſer herunter, den Gegenſtand dann mit Sandpapier abreibend, damit eine glatte Fläche entſtehe, auf der die Zeichnung aufgebracht werden kann. Was die zum Schnitzen geeigneten Holzarten anbetrifft, ſo wähle man zum Üben Linden- oder Elſenholz, welches ſich auch für größere Gegenſtände am beſten eignet, Ahorn iſt härter, ſieht aber ſauberer im Schnitt aus. Nußbaumholz iſt ſehr zu empfehlen, nur iſt es bei Lampenlicht ſeiner dunklen Färbung halber für ſchwache Augen ſchwer zu bearbeiten. Am ſchönſten ſieht der Schnitt in Obſtbaumholz, alſo Birn-, Pflaumen- und Apfelbaumholz, aus. Kaſtanienholz macht ſich auch recht hübſch, doch iſt es notwendig, gutes, trockenes Holz zu verwenden, welches mindeſtens zwei Jahre vorher ſchon geſchnitten worden iſt. Ein Haupterfordernis für einen ſchönen Schnitt iſt Schärfe der Eiſen, dieſelben müſſen vom Bildhauer — kein Schleifer kann ein ſolches Eiſen richtig ſchärfen — geſchliffen und dann probiert werden. Um die Schärfe zu erhalten, muß man das Eiſen ſehr ſorgfältig aufheben, es nicht herunterfallen laſſen — meine Eiſen haben deshalb kantige, nicht runde Hefte — und es vor dem Anſtoßen hüten. Gebraucht man die Eiſen nicht, ſo ſtecke man die Schneide in ein Stückchen Kork und bewahre ſie ſo mit Schutzhütchen verſehen auf. Sind die Eiſen nicht mehr ganz ſcharf, ſo nehme man einen feinen Schleifſtein, gebe etwas Öl darauf und reibe vorſichtig mit dem Eiſen hin und her. Zum Schärfen der Gaisfüße und Zierbohrer dient für die innere Seite etwas zugeſpitzter Schiefer. Ein ſorgfältig behandeltes Eiſen muß viele Jahre, ſelbſt bei großem Gebrauch dienen, und nur manchmal zur Erneuerung des Schliffs dem Holzbildhauer übergeben werden. **Frau Clara Roth, Berlin, Potsdamerſtr. 104** III.

## Noch einiges über Stenographie.

Auf zahlreiche Anfragen, die mir durch die Redaktion vermittelt wurden, möchte ich meinem erſten Artikel über Stenographie folgendes hinzufügen. Was die Syſtemfrage betrifft, ſo halte ich mich nicht für berufen, ein maßgebendes Urteil abzugeben. In Süddeutſchland iſt das Syſtem Gabelsberger bis jetzt noch das am meiſten angewandte, während in Berlin, überhaupt in ganz Norddeutſchland, das Stolzeſche Syſtem vorherrſcht. Ich ſelbſt habe das Gabelsbergerſche zweimal bei tüchtigen Lehrern durchgenommen, jedoch mit ſehr wenig Erfolg. Das Stolzeſche habe ich mir im Jahre 1879 im Laufe eines einzigen Monats ohne Lehrer angeeignet, und da ſich mir Gelegenheit bot, auch ſofort praktiſch angewandt. Ich erzielte bei ſtundenweiſer Beſchäftigung ein Einkommen von 6—800 Mark jährlich, eine Nebeneinnahme, die mir damals — ich hielt mich Muſikſtudien halber in Berlin auf — ebenſo unverhofft wie angenehm war. Was die Gelegenheit zur Erlernung der Stenographie betrifft, ſo beſtehen jetzt allerorten, im Süden wie im Norden Deutſchlands, Stolzeſche Stenographenvereine, deren Mitglieder ſowohl in Kurſen, wie durch Privatſtunden Unterricht erteilen. Der Preis des theoretiſchen Unterrichts, der etwa ſechs Wochen in Anſpruch nimmt, beträgt im Geſamtkurſus etwa 6 Mark, in Privatkurſen 20—40 Mark. Dieſe Vereine bieten auch Gelegenheit zur Weiterbildung, indem ſie unentgeltliche Fortbildungskurſe veranſtalten. Der durchſchnittliche Preis eines Lehrbuchs iſt 1 Mark. Die meiſte Gelegenheit zur Erlernung wie zur Verwendung der Stenographie bietet Berlin. Doch auch in Hamburg, Hannover, Magdeburg ꝛc. herrſcht ein reges ſtenographiſches Treiben. Beſſer als durch mich können ſich Damen, welche die Stenographie erlernen möchten, informieren durch den ſchon in meinem vorigen Artikel erwähnten Damenverein für Stolzeſche Stenographie, der ihnen tüchtige Lehrer nachweiſt. Auch ſind durch die Vermittelung desſelben die beſten Lehrbücher und ſtenographiſchen Unterhaltungsſchriften zu beziehen. Unter den Mitgliedern dieſes Vereins befinden ſich auch Damen, die brieflichen Unterricht gegen mäßiges Honorar erteilen. (Im einzelnen Falle bin auch ich bereit, fleißige unbemittelte Damen aus guter Familie unentgeltlich brieflich zu unterrichten.) Ferner iſt der Vorſtand des Damenvereins ſtrebſamen Damen, die ſtenographieren können, zur Erlangung von Stellungen behilflich. Das Gehalt der ſtenographierenden Geſchäftsdamen beträgt je nach den Leiſtungen und den übrigen Kenntniſſen 75 bis 150 Mark monatlich. Bei Schriftſtellern und Gelehrten finden die Damen auch ſtundenweiſe Beſchäftigung. Den Schriftſtellern iſt übrigens die ſtenographiſche Schreibhilfe nichts Neues mehr. Schon Berthold Auerbach und Louiſe Mühlbach haben ihre großen Romane Damen diktiert. — Das Büreau des Damenvereins für Stolzeſche Stenographie iſt Berlin SW, Barutherſtr. 5, I.

**Frau H. Oehmke.**

## Handarbeit.

Frage 6. Da „Kirchenmaus“ einen praktiſchen und billigen Klavierſeſſel wünſcht, ſo kaufe ſie einen ſog. Bienenkorb, der in Korbwarengeſchäften zu haben iſt. Er läßt ſich zugleich als Aufbewahrungsort für diverſe Sachen verwenden. Sollte er nicht hoch genug ſein, ſo macht der Tiſchler einige Rollen darunter. Der Deckel wird mit einem Kiſſen verſehen. Man kauft ſehr billig in Möbelgeſchäften bunte Reſte von Möbelkattun oder ähnlichen Stoffen. Man kann daraus einen hübſchen Bezug für das Kiſſen fertigen, wenn mit bunter Seide und einigen Gold- und Silberfäden etliche Konturen ausgenäht, reſp. beſtickt werden. Das Kiſſen ſelbſt wird mit Watte, Seegras, Federn von Wildgeflügel, oder was ſonſt Brauchbares die jedenfalls „praktiſche“ Kirchenmaus herbeigeſchleppt, ausgefüllt. Der Rand des Deckels, ſoweit er etwa ſichtbar ſein ſollte, wird durch eine Bällchenfranſe gedeckt, die man aus Wollreſten nach früheren Anweiſungen des „Frauen-Daheim“ ausführt, und der ganze Korb wird golden bronziert. Man kauft in jeder beſſeren Droguenhandlung Goldbronze aufgelöſt oder in Pulverform, letztere wird mit Bronzetinktur aufgelöſt und mit einem Pinſel aufgetragen, dann einige Tage getrocknet und der Stuhl iſt fertig. **Miezchen.**

## Gemüſegarten.

Die Ausſaat der Karotten auf Schnee. Wenig bekannt dürfte es noch ſein, daß die Kultur der früheren Karotten ſich durch das Ausſäen des Samens auf Schnee ſehr gut lohnt und bewährt. Es iſt dieſes Verfahren für trockenen Boden beſonders wertvoll, die Beete hierzu müſſen jedoch im Herbſt ſchon fertig gegraben und geebnet ſein, hierauf muß das Ausſäen dann breitwürfig geſchehen. Auf dem Schnee ſieht man die einzelnen Körnchen hübſch deutlich liegen und kann gleich ermeſſen, ob zu dicht oder zu weit geſtreut wird. Der Samen bleibt unbedeckt, denn die Vögel kommen ſelten zu den Beeten, da ſie ſich bei Schneewetter auf die Gehöfte zurückziehen. Beim Tauwetter ſinken die Karottenſamen mit dem Schneewaſſer in die Erde und werden dort gleich feſtgeſchlemmt und keimen dann im Frühjahre ſehr gut. Die Pflanzen finden in dem unberührten Boden dauernd eine regelmäßige Feuchtigkeit und entwickeln ſich raſch. **H. Schubert.**

## Für die Küche.

Beſonders gut zubereiteter Schmorbraten. 6—8 Pfd. Rindfleiſch aus der Keule werden 8—14 Tage in ſaure Milch gelegt und vorher geklopft. Ein Stück Butter, 1/2 Flaſche Rotwein, 1/8 Liter ſaure Sahne, Sellerie, Porree, Peterſilienwurzel und Mohrrübe von jedem ein Stück dazu. Das Fleiſch geſpickt und 3—4 Stunden in der Sauce geſchmort. Dann die Sauce durch das Sieb gegeben und, wenn nötig, mit etwas Mehl verdickt. **Eine junge Freundin des Daheim aus Celle.**

Ein wohlſchmeckendes, billiges Thee- und Kaffeegebäck kann man auf folgende Weiſe ſehr leicht herſtellen. Man rührt erſt 1/4 Pfd. Butter zu Schaum, thut dann 1/4 Pfd. Zucker und 1/4 Pfd. Mehl, drei ganze Eier und drei Dotter dazu, ſtreicht es auf eine Platte und läßt es im Bratofen hellgelb backen. Zerſchneiden kann man es dann nach Belieben.

**Eine junge Freundin des Daheim aus Celle.**

Kalte Speiſe von übrigem Kalbsbraten. Der kalte Kalbsbraten wird ganz fein gewiegt, nach Geſchmack mit Pfeffer und Salz vermiſcht, und wenn man will, eine Sardelle und etwa übriggebliebener Schinken, beides ebenfalls fein gewiegt, dazu gegeben. Dann thut man etwas Senf und reichlich Zitronenſaft an die Maſſe, füllt dieſe in eine Schüſſel und vermengt ſie durch Drücken und Streichen mit einem Löffel mit ſoviel friſcher Tafelbutter, als nötig iſt, um die Maſſe gut auf Brot ſtreichen zu können. Die Speiſe wird entweder in einer kleinen Porzellanſchüſſel, mit Peterſilie und Kapern verziert, oder auf zuvor geröſtete Weißbrötchen geſtrichen, zum Abendtiſch gegeben. **J. S.**

Walesſchnittchen (engliſch). Zu einem ganz gleichmäßigen Brei zerrührt man 300 g Cheſterkäſe, 300 g friſche Butter, etwas Muskatnuß und eine große Priſe Cayennepfeffer, ſchneidet feine Semmel in dünne Scheiben — man rechnet fünf Scheiben auf zwei Perſonen. —, beſtreicht die Semmelſcheiben erſt mit einer Miſchung von hartgekochten, geriebenen Eiern und engliſchem Senf, dann mit der Käſemiſchung, legt die Schnittchen auf ein Backblech, läßt ſie im Ofen gelb röſten, doch dürfen ſie nicht hart werden, und ſerviert ſie recht heiß auf gebrochenen, erwärmten Servietten.

## Fragen.

29) Könnte mir eine der geehrten Leſerinnen mitteilen, wie und aus welchen Subſtanzen „Biſſota“ zubereitet wird? Im voraus beſten Dank.

**Alte Abonnentin in Stettin.**

30) Könnte mir eine der lieben Leſerinnen mitteilen, wie man einen großen Kokosteppich ſelbſt (bei wenig Platz) reinigen kann? Sehr dankbar würde dafür ſein

**Eine Abonnentin.**

31) Weiß vielleicht eine der freundlichen Abonnentinnen ein wirkſames Mittel zur Heilung von durch Froſt aufgebrochenen Händen? Im voraus beſten Dank von einer

**Leidenden Abonnentin.**

32) Kann vielleicht eine der freundlichen Leſerinnen mir ein ſicheres, unſchädliches Mittel nennen, um Wäſche zu bleichen reſp. weiß zu bekommen, die Sommer und Winter auf dem Boden getrocknet werden muß?

**Eine Ratloſe.**

33) Welche freundliche Mitleſerin teilt mir gütigſt ein bewährtes Rezept zur Bereitung von Marzipan mit? Wie glaſiert und färbt man denſelben zu Früchten u. dgl.? Im voraus herzlichen Dank! **Eliſabeth.**

34) Könnte mir nicht jemand einen freundlichen Rat geben, wie ich aus etwa 40 Studentenphotographieen einen hübſchen und originellen Wandſchmuck herſtellen könnte? — Eine Zuſammenſtellung in Fächerform, wie ſie aus bunten Karten ſo reizend ausſieht, ſcheint mir für ein Herrenzimmer nicht recht paſſend. Herzlich dankt im voraus

**Eine Paſtorentochter u. -Braut in S.**

35) Wäre vielleicht eine der freundlichen Daheimleſerinnen ſo gütig, mir Anweiſung zu erteilen, wie man ſelbſt nette Ziergegenſtände für den Chriſtbaum verfertigen kann? Sehr dankbar würde dafür ſein

**Backfiſch Käthchen.**

**Anmerkung der Redaktion.** (Zu Fr. 35.) Zu Beantwortung dieſer Frage, die von verſchiedenen Seiten laut wird, fordern wir freundliche Leſerinnen beſonders auf! Wir würden die hübſcheſten und eigenartigſten Chriſtbaumſchmuckſachen, die uns eingeſandt werden, eventuell abbilden und dann gern honorieren.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

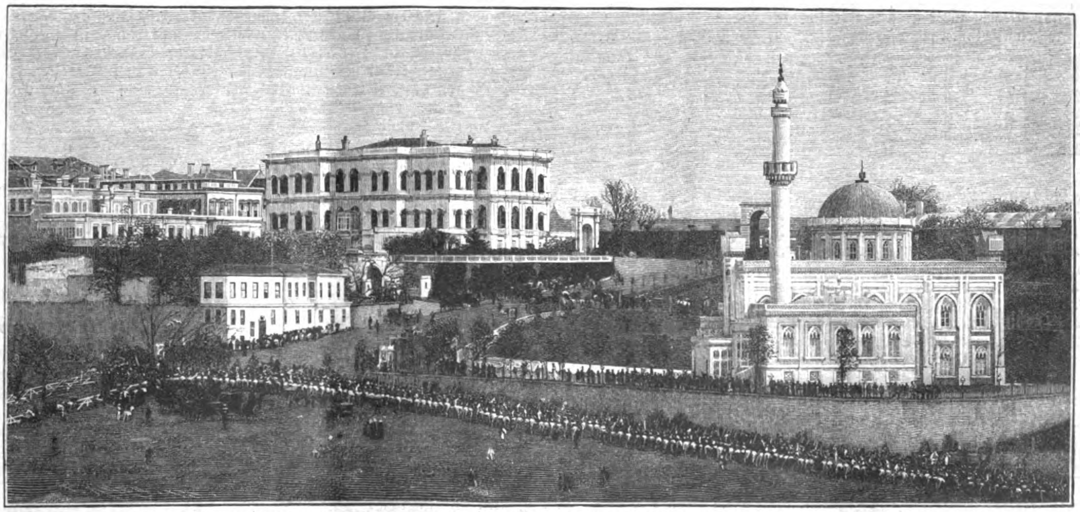
Daheim

1889. Nr. 7. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

# Unſer Kaiſer in Konſtantinopel.

Seit dem Todesjahr weiland Kaiſer Rotbarts hat kein deutſcher Kaiſer wieder den Boden der wunderbaren Stadt betreten, die zu jenen bedeutungsvollen Stätten gehört, die zu allen Zeiten den Mittelpunkt für weite Völkerkreiſe bildeten. Als am 29. Mai 1453 die Türken Konſtantinopel im Sturm nahmen, ſchied die Stadt für lange Zeit aus der abendländiſchen Welt, um als Iſtambul die Reſidenz der Sultane zu werden. Dieſe aber und ihr Volk ſtanden außerhalb der europäiſchen Völkerverbindung, galten durch Jahrhunderte als ihre Erbfeinde. Erſt mit dem Verfall der türkiſchen Macht wurde das anders. Jetzt fühlte man auch in Iſtambul das Bedürfnis des Anſchluſſes an die chriſtliche Welt, und dieſes führte allmählich zu immer größerer Annäherung. Bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals kam die Kaiſerin Eugenie in die Reſidenz der Sultane, und die Moslemin ſahen ſtaunend zu, wie der Padiſchah die fränkiſche Kaiſerin Arm in Arm in den Palaſt von Dolmabagtſche führte. — Fährt man von Stambul aus in der Richtung zum Schwarzen Meer auf dem Bosporus, ſo hat man im Norden des Goldenen Horn links zunächſt Galata. An dieſes reihen ſich Tophane und Beſchik-Taſch. Ehe man zu letzterem gelangt, erhebt ſich am Meeresufer der 650 m lange Palaſt von Dolmabagtſche, den Abdul Medſchid 1853 hier an Stelle eines verfallenen Schloſſes erbauen ließ. In dieſem Palaſt, der eine Reihe der prächtigſten Säle enthält, findet bei außerordentlichen Gelegenheiten der Empfang ſtatt. An dem marmornen Kai dieſes Palaſtes landeten auch der Kaiſer und die Kaiſerin. Von hier aus fuhren dann der Sultan und ſeine Gäſte durch die ſpalierbildenden Truppen und ungeheuren Volksmaſſen über Beſchik-Taſch nach Yildiz-Kiosk, der Reſidenz des derzeitigen Sultans. Der Weg führt ziemlich ſteil bergan, man behält aber immer den Ausblick auf den Bosporus. Hinter Beſchik-Taſch beginnt der Palaſt von Tſchiraghan, und dieſer hängt durch ſeine Anlagen mit Yildiz-Kiosk (d. h. Sternen-Kiosk) zuſammen. In dem nicht großen, aber geſchmackvollen Palaſt empfängt Sultan Abdul Hamid ſeine Miniſter und die an ſeinem Hofe beglaubigten Diplomaten. Hier gibt er auch oft Galadiners, während welcher er ſich bemüht, ſich aus dem Geſpräch mit den Fremden ein Bild ausländiſcher Zuſtände zu machen. Ein orientaliſcher Palaſt beſteht nie aus nur einem Hauſe. Man verſteht unter einem ſolchen vielmehr immer einen von hohen Mauern umgebenen und ſorgſam bewachten Komplex von zahlreichen, den verſchiedenſten Zwecken dienenden Gebäuden, Parks, Reitbahnen, Luſtgärten ꝛc. Das gilt auch von Yildiz-Kiosk. Neben dem Hauptgebäude liegen zunächſt eine Anzahl Häuſer, in denen ſich Beamtenwohnungen und die unmittelbar zum Hofhalt gehörenden Büreaus befinden. An dieſe ſchließt ſich dann ein ſehr großer Park, der durch eine über die Chauſſee gelegte Brücke mit den Anlagen von Tſchiraghan verbunden iſt. In dieſem Park befindet ſich der Harem des Sultans, ſelbſt wieder eine kleine Welt von Baulichkeiten — darunter auch ein Theater — und gärtneriſchen Anlagen. Hier liegen ferner noch eine Anzahl von Kiosken, die Marſtälle, allerlei Sammlungen, wie z. B. eine Waffenſammlung, ein kleiner zoologiſcher Garten ꝛc. — Der Kaiſer und die Kaiſerin wohnten in dem herrlich gelegenen Chalet-Kiosk, während Prinz Heinrich und der Herzog von Mecklenburg im Tſchadir-Kiosk, von dem man den ſchönſten Blick auf das aſiatiſche Ufer des Bosporus hat, Unterkunft fanden. Der Sultan verläßt dieſen Palaſt faſt nie und begibt ſich nur am Freitag in die vor dem Hauptportal von Yildiz-Kiosk gelegene Moſchee Hamidié. In dieſer verrichtet er in ſeiner Eigenſchaft als Kalif eine gottesdienſtliche Handlung. Auf dem Wege bilden dann immer die in der Nähe des Kiosks kaſernierten Regimenter Spalier. Die Volksmaſſen ſehen den Zug ſchweigend nahen, die Truppen bringen ihm eine Art Hoch. Man kann ſich denken, welches Aufſehen es erregen mußte, daß der Padiſchah im offenen Wagen neben der Kaiſerin ausfuhr, und wie ſehr der Beſuch überhaupt dazu beitragen muß, das Anſehen Deutſchlands im Orient zu erhöhen.



Von der Kaiſerreiſe: Yildiz-Kiosk, die Reſidenz des Sultans, und die gegenüber liegende Moſchee Hamidié.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

## Neue Handarbeiten.

Wieder ſind jene Tage da, für deren Kürze und Unfreundlichkeit unſern Hausfrauen kein Troſt willkommener iſt, als der Hinweis auf hübſche leichte und praktiſche Handarbeiten, bei denen die langen Abende raſch vergehen und das Licht des Weihnachtsfeſtes, für das ſie beſtimmt ſind, ſchon freundlich lockend aus der Ferne herüberſtrahlt.

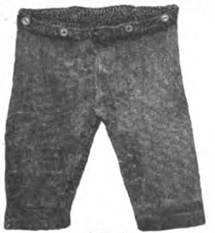


Abb. 1.

Auf beſonderen Wunſch bringen wir in Abb. 1 u. 2 noch einmal das vollſtändige Muſter eines modernen geſtrickten Knabenanzuges, den die Einſenderin folgendermaßen beſchreibt:

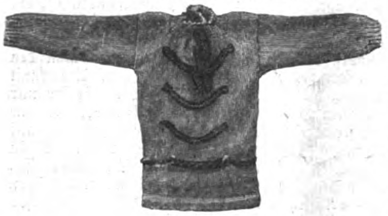


Abb. 2.

**Knabenanzug.** Seit anderthalb Jahren tragen meine zwei jüngſten Söhnchen im Alter von 7 und 9 Jahren nur noch von mir ſelbſt erſonnene, geſtrickte Wollanzüge, die ich ihres netten Ausſehens, ihrer Haltbarkeit und Billigkeit halber allen vom Schneider gefertigten, ja ſelbſt den beliebten Trikotanzügen weit vorziehe. Sie wurden ſchon von hoch und niedrig ihrer großen Vorzüge wegen (ſie laſſen ſich auch *ohne* alle Nachteile waſchen und unſichtbar ausbeſſern) ſo vielfach bewundert, daß ich allen praktiſchen Müttern einen Gefallen zu thun glaube, wenn ich hier Anleitung zur Herſtellung dieſer der Geſundheit ſo zuträglichen Knabenkleidung gebe. Sie iſt aus gewöhnlicher, etwas rauher, naturfarbener Strickwolle, die überall zu 6 Pfg. à Gebind zu haben iſt, gefertigt. 50 Gebinde genügen zum Anzuge für einen 8jährigen Knaben. Zu den Kniehöschen, die des hübſchen Ausſehens halber etwas knapp ſitzen müſſen, werden 75 Maſchen angeſchlagen, was vollkommen weit genug iſt. Um die Höschen recht leicht und paſſend ſtricken zu können, nimmt man ſich den Abſchnitt eines gutſitzenden Knabenhöschens, das man ſich als Muſter dienen läßt, nur ſollen die geſtrickten etwas enger ſein, da ſie ſehr ſchmiegſam ſind. Sobald die geſtrickten zwei Teile zuſammengenäht und mit Taſchen und Zunge verſehen ſind, werden die oberen Randmaſchen aufgenommen und der Bund (eine Maſche rechts, eine links) handbreit *geſtrickt* (was der Elaſtizität wegen ſehr zu empfehlen iſt), noch mit den nötigen Knöpfen verſehen, und das Höschen iſt fertig. Die Joppe iſt noch leichter zu arbeiten, da ſie nur aus *einem* geraden Teil, das rechts und links unter den Armen zugenäht wird, und den Ärmeln beſteht. Hierzu werden 115 Maſchen angeſchlagen und ein langer Streif von 140 Touren geſtrickt. Hier iſt man am Halsausſchnitt angelangt. Nun läßt man in der Mitte der 115 Maſchen 65 einſtweilen liegen und ſtrickt die je 25 Maſchen breiten und 40 Gänge hohen Achſelſtücke. Sodann werden dieſe beiden Achſelſtücke wieder miteinander verbunden, indem man ebenſoviel Maſchen, als man vorher liegen ließ, nämlich 65, anſchlägt. Nun ſtrickt man wieder 140 Touren, die man am Ende recht locker abmaſcht. Nach dieſem wird der Halsausſchnitt vollendet, wozu man die liegengebliebenen 65 Maſchen des Rückens, die angeſchlagenen 65 Maſchen des Vorderteils und die 2×40 Maſchen der Achſelſtücke auffängt und (eine rechts, eine links) ſo oft herumſtrickt, bis man einen handbreiten Rand hat, durch den der Kopf bequem ſchlüpft. Wenn hierauf die beiden Seitennähte gemacht, unten ein breiter Saum genäht und die Armlöcher freigelaſſen ſind, ſo faßt man die Maſchen des Armloches auf und ſtrickt bis zum Ellbogen ganz gerade fort, von da an wird langſam abgenommen und zum Schluſſe wieder ein handbreiter Rand (eine Maſche rechts und eine Maſche links) geſtrickt. Eine dicke dunkelbraune Schnur um die Hüften und als Zug um den Hals, ebenſo als Unterbrechung der großen Fläche auf der Bruſt, gibt dem Ganzen ein gefälliges Ausſehen.

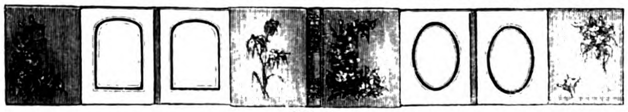


Abb. 3.

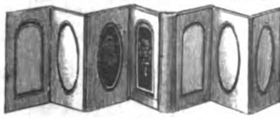


Abb. 4.

Abb. 3 und 4 veranſchaulichen ein praktiſches und hübſches *Photographiealbum* für die Reiſe. Um die Bilder ſeiner Lieben ſtets bei ſich zu haben, empfiehlt ſich ſolch zuſammenlegbarer Ständer ungemein. Derſelbe iſt zu 12 Photographieen eingerichtet. Die Herſtellung iſt ſehr einfach und wird gewiß auch einer geſchickten Knabenhand gut gelingen. Man ſchneidet 8 Pappſtücke von 13 cm Länge und 10 cm Breite. Zwei derſelben werden auf einer Seite mit Leinwand beklebt, die glatt und faltenlos ſitzen muß. Die einzelnen Teile ſind mittels je zwei Streifen Leinwand innen und außen nach Art einer kleinen ſpaniſchen Wand miteinander zu verbinden. Auch faßt ein ſolcher Streifen die oberen und unteren Ränder der Teile ſauber ein. Das vierte und fünfte Pappſtück, welche ſpäter den Deckel der zuſammengelegten Albums bilden, werden mit einem 23 cm breit erſcheinenden Stück Leinwand ganz überklebt und zwar ſo, daß ein Leinwandzwiſchenſtück von 3 cm bleibt, das als Rücken des Albums dient. Siehe Abb. 3. Nun kauft man vom Buchbinder 12 Bilderkartons mit rundem und eckigem Ausſchnitt (von jedem 6), klebt dieſelben auf die 12 nicht bezogenen Seiten ſauber auf, läßt jedoch oben ſtets ein Stück frei, um das Bild bequem hindurchſtecken zu können. Die Leinwandteile werden jetzt mit leichter Malerei verziert. Auch kann man, ehe man die Teile beklebt, eine hübſche Stickerei anbringen. Den Zwiſchenraum zwiſchen dem vierten und fünften Stück zieren einige Striche in Goldbronze, welche in der Zeichnung den Rücken eines Buches imitieren. — Das Ganze kann man beliebig aufſtellen oder als Buch zuſammenklappen. Abb. 4 ſtellt die innere Seite des Albums dar.

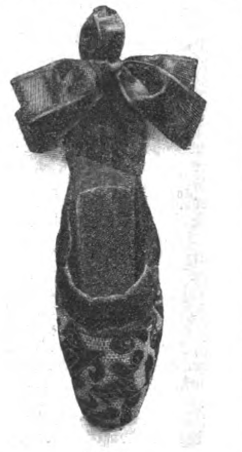


Abb. 5.

Eine allerliebſte Neuheit zeigt Abb. 5. Die hier zu einer eleganten Bürſtentaſche verwendete Grundform iſt ein gewöhnlicher Hauspantoffel aus Juteſtoff, wie ſie (das Paar für 60 und 70 Pfg.) in jeder großen Schuhhandlung käuflich ſind. Das Jutemuſter näht man mit ſtarken japaniſchen Goldfäden (das billigſte und wirkſamſte, nur nicht waſchbare Stickgold) nach, füttert den Pantoffel mit rotem Atlas und beſetzt ihn mit Streifen von fahlblauem oder mattgrünem Plüſch. Eine flotte Schleife und ein Anhänger von derſelben Farbe vervollſtändigen das Ganze.

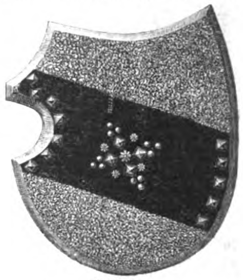


Abb. 6.

Der hübſche Halter für einen Makartſtrauß, Abb. 6, hat den Vorzug, bei der Anfertigung ſehr wenig Mühe und Augenlicht zu koſten. Man läßt ein *Holzſchild* von 30 cm Länge und 24 cm Breite vom Tiſchler herſtellen. Ein roter Plüſchſtreifen wird ſchräg über die Mitte gelegt und an beiden Seiten mit viereckigen goldigen Ziernägeln angenagelt. Ein Stern aus verſchiedenartigen Nägeln ziert die Mitte; auch kann man ſtatt deſſen ein Monogramm oder irgend einen anderen Zierat anbringen. Den Raum über und unter dem Plüſch beklebt man recht dicht mit kleinen Holzſpänen oder Korkſtückchen. (Dextrine bewährte ſich als beſtes Klebemittel.) Sitzen die Spänchen feſt, beſtreicht man ſie noch einmal recht ſorgfältig mit Leim und ſtreut dann Goldbrokat darauf, bis alles Holz mit Gold bedeckt erſcheint. Auf der Rückſeite des Schildes iſt ein Blechhalter angebracht, wohinein man ein Makartboukett recht gefällig arrangiert. Der ſimsähnliche Rand iſt ebenfalls in Goldfarbe bronziert. Das Ganze iſt ein höchſt wirkungsvoller, eleganter Wandſchmuck. — Auch eine andere Ausſtattung des Schildes erwies ſich als ſehr hübſch. Statt des roten war dunkelblauer Plüſch mit Silbernägeln gewählt; die obere

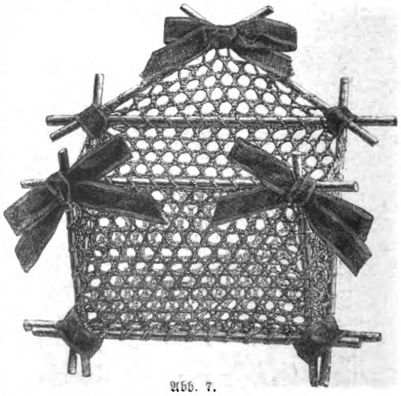


Abb. 7.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Bricht ein wirklicher Schmerz herein,
Wie da die kleinen Sorgen verſtummen! —

Wenn überm Bergwald die Adler ſchrein,
Hört wohl keiner die Mücken ſummen.

Hälfte war mit Pfauenfederaugen, die untere hingegen mit ſilber- und ſtahlblau bronzierten Schuppen von Tannenzapfen bedeckt.

Auch an kleine geſchickte Mädchenhände haben wir gedacht. Die ſtattliche goldblitzende Zeitungsmappe (Abb. 7) iſt in ihrer einfachen Ausführung ſchon von unſern allerkleinſten Frauendaheimleſerinnen herzuſtellen. Der Korbmacher muß dazu zwei Rahmen aus Weidenzweigen liefern, den einen vorderen, aus vier Stäben beſtehenden 34 cm lang und 25 cm hoch, den zweiten, hinteren, 36 cm lang und ebenſo hoch. Gleichſam wie durch ein Dach wird dieſer Rahmen noch mit zwei nach oben gekreuzten Stäben gekrönt. Sind dieſe Geſtelle fertig, ſo häkelt Trudchen oder Käthchen aus ungebleichter, mittelſtarker Baumwolle mit 96 Maſchen Aufſchlag ein längliches Viereck aus 10 Touren, das ſogenannte, aus der Zeichnung leicht erkennbare Sägebockmuſter, und hierauf ein zweites, etwas breiteres und 15 Touren langes, nach oben in eine Spitze zulaufendes Stück. Außerdem ſind noch zwei Zwickel, unten 36, oben 6 Maſchen breit und 10 Touren hoch, zu häkeln. Mittels einer aus Luftmaſchen gehäkelten Schnur ſpannt man die fertigen Stücke nun in die Rahmen ein, verbindet den kleinen und den großen Rahmen unten durch gemeinſames Umwickeln und ſpannt dann zwiſchen beiden die Seitenzwickel. Hiermit iſt für kleine Mädchenfinger die Arbeit abgethan. Das Ganze erhält nun der Vergolder, der die Häkelei leimt und die ganze Mappe ſchön bronziert. Wenn man will, kann man ſie dann noch mit bunten Schleifen verzieren.

## Noch einmal: „Keine Zeit.“

In ganz anderem Sinne und mit ganz anderer Betonung, als das in Nr. 5 gerügte, hat auch mich das Wort „Keine Zeit“ ſchon oft verdroſſen. „Ich hatte keine Zeit“ und „dazu habe ich keine Zeit.“ — Erſteres das Wort der Entſchuldigung und Ausrede, letzteres das einer vernichtenden Kritik, wobei das ich wie dick unterſtrichen ausgeſprochen wird! Die Frau Direktorin geht mit ihrem Manne täglich ſpazieren. Seit nun zehn Jahren ſieht man ſie regelmäßig in den Nachmittagsſtunden zwiſchen vier und fünf denſelben Weg wandeln. Keine Ereigniſſe des Haushaltes, keine großen Wäſchen, keine Schneiderei vermögen ſie aus dem Geleiſe zu bringen. „Die Frau hat es gut, trotz ihrer großen Wirtſchaft kann ſie täglich ihre Promenade machen, dazu habe ich freilich nicht die Zeit,“ kritiſieren die liebreichen Mitſchweſtern und wiſſen nicht, daß dieſe Nachmittagsſtunde, die die Frau ſo regelmäßig innehält, weil ſie die einzige iſt, die ihr und ihrem Manne ein ungeſtörtes Zuſammenſein gewährt, das beiden Bedürfnis iſt, mit einer Stunde Morgenſchlafes bezahlt wird, daß unter dem langen zugeknöpften Mantel das einfache Hauskleid, vielleicht ſogar die helle Arbeitsſchürze verborgen iſt, und daß, ſobald die eine Erholungsſtunde beendet iſt, zu Haus die unterbrochene Arbeit mit doppeltem Eifer wieder aufgenommen wird. Die junge Frau W. erzählt harmlos, daß ſie dieſes oder jenes Buch, das nicht zu den üblichen Leihbibliotheksromanen gehört, mit ihrem Manne zuſammen geleſen habe, daß ſie ihre halbvergeſſenen franzöſiſchen Studien wieder aufgenommen habe, Lektionen ſchreibe und Vokabeln lerne, um ihrem Töchterchen, das ſonſt anfange, in den Wiſſenſchaften ihr über den Kopf zu wachſen, doch noch für einige Zeit helfen zu können. „Ja, meine Liebe, Sie können ſich das erlauben, ich habe dazu keine Zeit,“ wird ihr erwidert. Die junge Frau ſchweigt, ſie verſteht den Vorwurf, der in dem Tone des unterſtrichenen ich liegt, und der in Worte überſetzt ungefähr lautet: „Dafür bin ich eine tadelloſe Hausfrau, meine Zeit wird ganz durch die Wirtſchaft, durch Zimmerreinigung, durch Kochen und Nähen ausgefüllt, und habe ich wirklich einmal Zeit übrig, ſo wende ich ſie lieber an eine nützliche Handarbeit, von der ich etwas habe, als an ein unnützes Buch, das nur Geld koſtet.“ Die junge Frau findet allerdings das beſtändige Bohnen und Wiſchen in den Zimmern der anderen höchſt ungemütlich, und die Gardinen mit den groben gehäkelten Spitzen und Einſätzen, mit deren Anfertigung eben dieſe anderen ſo viele Zeit in „nützlicher Weiſe“ hingebracht haben, abſcheulich. Sie ſchweigt, was ſoll ſie weiter thun? Soll ſie verſuchen, ihre Widerſacherin für ihre Anſicht vom „Nützlichen“ zu gewinnen? Es würde ihr niemals gelingen. Soll ſie die Berechtigung ihres Standpunktes verteidigen? Es wäre vergebene Mühe. Soll ſie ein langes und doch erfolgloſes Hin- und Herreden herausfordern? Nein, — denn dafür hat ſie wieder keine Zeit!

**Frau Clara.**

## Hauswirtſchaft.

Frage 14 in Nr. 3. Vor allem möchte ich der ſorgenden, um Vorſchläge zur Verminderung der Haushaltungskoſten bittenden Hausfrau eine Gegenfrage vorlegen, wenn ſolches geſtattet wäre: Iſt es durchaus notwendig, daß Sie zwei Dienſtmädchen halten müſſen? Bei nur zwei Herrſchaften mit vier Kindern ſchiene mir, da Einſchränkungen nötig ſind, die Möglichkeit, ſich mit einem tüchtigen Mädchen zu behelfen, nicht ausgeſchloſſen, vorausgeſetzt, daß die Hausfrau geſund und ſonſt kein Familienglied dauernd einer beſonderen Pflege bedürftig iſt. Was die leibliche Verpflegung anbetrifft, ſo ſind nach heutiger Lage der Dinge die Dienſtboten die koſtſpieligſten Mitglieder des Haushaltes. Ihr Lohn iſt heute fünfmal höher als vor 30 bis 40 Jahren und beträgt mehr als die Bekleidungskoſten der Tochter des Hauſes, und während vor 30 bis 40 Jahren ein höchſt einfacher, beſonderer Tiſch für die Domeſtiken zubereitet wurde, müſſen dieſe heute dasſelbe Eſſen erhalten wie die Herrſchaft — nur daß man ihnen eine bedeutend reichlichere Portion zu verabreichen pflegt, als die eignen Kinder ſie erhalten, damit man ſich nicht in den üblen Ruf bringt, die Leute hungern zu laſſen — was die Humanität uns ja ohnehin ſchon verbietet! — Alſo, geehrte Frau, iſt es mit den Geſetzen Ihrer Hausordnung irgend möglich zu vereinigen, ſo ſchaffen Sie eins Ihrer Mädchen ab, unterziehen ſich leichteren Arbeiten ſelbſt oder nehmen nur zu einzelnen Hilfeleiſtungen eine temporäre Arbeitskraft an, und Sie werden die Koſten Ihres Haushaltes bedeutend vermindert ſehen! Sollte es aber beſonderer, von Fremden allerdings nicht zu beurteilender Umſtände halber ohne das zweite Mädchen nicht gehen, ſo wäre freilich bei Beſtellung des Küchenzettels auf mehr derbe und ſättigende Mahlzeiten zu ſehen als auf feinere. Der Abendthee iſt eine liebe Gewohnheit geworden, da wo er einmal eingeführt. Aber zu den billigſten Mahlzeiten für den Abend gehört er nicht, namentlich wenn man Aufſchnitt dazu gibt und der Thee ſtark gezuckert wird. Ihn ganz ohne Zucker zu genießen, ſagt nicht jedem zu und dürfte ſelbſt den Dienſtboten nicht zugemutet werden. Wählen Sie dagegen zum Abendbrot eine Kartoffelſuppe nebſt Hering oder eine dickliche Griesſuppe in Waſſer oder Milch, hinterher noch ein Butterbrot mit Käſe und ein Glas Bier dazu, oder gebratene Kartoffeln mit Bücklingen, kalten Fleiſch- oder Fiſchreſten, ſo werden die Ihrigen zufrieden ſein und es kommt Ihnen billiger zu ſtehen als Thee, da die dickliche Suppe ſchon einen guten Grund gelegt hat und das teure Butterbrot weniger in Angriff genommen werden wird als beim Thee. Ich werde unſerm „Frauen-Daheim“ hin und wieder billig herzuſtellende Rezepte für Mittag- und Abendbrot für Sie einſenden. Kocht man mittags Gemüſe 2c. reichlich, ſo eſſen die Kinder, zuweilen auch der Mann ſolche Reſte, in der Ofenröhre oder auf Waſſerdampf ſchmackhaft aufgewärmt, recht gern zum Abendbrot. Für die Dienſtboten jedenfalls zu empfehlen.

**Fr. B. v. W. aus L.**

## Praktiſches fürs Haus.

Tintenflecke und Zimmerblumen. Seit vielen Jahren ſchon ziehe ich unter meinen Zimmerpflanzen die ſehr hübſche „Wachsbegonie.“ Die Pflanze hat dicke, glänzende dunkelgrüne Blätter, welche mit einer ganz feinen Wachsſchicht überzogen ſcheinen. Als Zimmerpflanze iſt dieſe Begonie um ſo mehr zu empfehlen, als ſie wenig Licht und gar keine Sonne beanſprucht. Daß dieſe Blume aber auch einen großen praktiſchen Wert hat, war mir bis vor kurzem unbekannt. Zufällig machte ich folgende Erfahrung: Ich hatte eine ſehr gute, in Bunt gearbeitete Leinentiſchdecke, worauf mein Töchterchen das Tintenglas umgeſchüttet hatte. Jahrelang habe ich die Decke nicht benutzen können, bis ich vor kurzem, nach manchem anderen Verſuch, Blätter von der Begonie nahm, mit dem Safte derſelben den Fleck tüchtig einrieb und damit fortfuhr, bis der Fleck ziemlich weg war; dann ließ ich die Decke gut waſchen, legte ſie eine Stunde an die Luft, trocknete ſie, und zu meiner großen Freude iſt ſie nun tadellos ſauber. Seitdem habe ich noch aus vielen anderen Sachen auf dieſelbe Weiſe Tintenflecke entfernt und ſtets mit dem beſten Erfolge, weshalb ich es nun hierdurch allen Damen zur Nachahmung empfehlen kann!

**Veronika.**

## Aus der ſchwäbiſchen Kinderſtube.

Der phlegmatiſche Ludwig wird bei der Taufe ſeines dritten Brüderleins gefragt: „Wär' dir's nicht lieber geweſen, wenn du ein Schweſterle bekommen hätteſt?“ worauf er ſeelenruhig antwortet: „Nei, ſo iſch's recht, i kann kein ſo Durchenander brauche!“

Hans zeichnet und malt gern. Eben malt er ein Haus, welches lichterloh brennt, ringsherum ſtehen händeringende Menſchen, — plötzlich hört man ihn erbärmlich weinen und ſchluchzen, — teilnehmend ſpringen die Schweſtern herbei, die Tante fragt liebreich, was Hanſele fehlt. — „Ah, mi dauret eba die arme Leut' ſo arg, weil alles ihr Sach brennt!“

**E. Lz.**

## Für die Küche.

An Henny. Antwort auf Frage 17. Verwendung der Rhapontika. Die Wurzeln der Rhapontika werden geſchabt, gewaſchen und in Streifen oder Viertel geſchnitten und in Salzwaſſer faſt gar gekocht. Alsdann dünſtet man ſie in einem weißen oder braunen Kraftbeiguß völlig weich, oder bereitet einen holländiſchen Beiguß und übergießt die alsdann in Salzwaſſer völlig weich gekochten Rhapontika damit. Vorzüglich iſt auch folgender Salat. Man kocht die ganzen geſäuberten Wurzeln in Salzwaſſer weich, ſchneidet ſie in dünne Scheiben und mengt ſie mit Pfeffer, Salz, Eſſig und Öl an. Will man den Salat feiner, ſo kann man auch eine leichte Remouladenſauce machen und die Wurzelſcheiben damit vermengen.

Frage 18. Galantine von Geflügel. Geflügel irgendwelcher Art wird vorſichtig ausgebeint; die Knochen und Abfälle von Schweine- und Kalbfleiſch zur Farce werden mit Waſſer aufgeſetzt und ins Kochen gebracht. Aus gleichen Teilen Schweine- und Kalbfleiſch, ſowie der gehackten Geflügelleber macht man mit Eiern, Reibbrot, Gewürz und einigen Löffeln dicker Sahne eine pikante Farce, die man nach Belieben durch in Würfel geſchnittene Trüffeln, Ochſenzunge, Piſtazien, Kalbsmilch verfeinern kann. Die Farce wird in das Geflügel gefüllt, dasſelbe zugenäht, mit Speckſcheiben umwickelt, in Muſſelin eingehüllt und in der aus den Knochen und Abfällen gewonnenen Brühe langſam, etwa 1—2 Stunden, je nach der Größe des Geflügels, weich gedünſtet. Dann nimmt man das Geflügel aus der Brühe, beſchwert es und garniert es erkaltet mit Aſpik, das man aus der entfetteten Brühe durch Hinzufügen von 1 Glas Madeira, etwas Weineſſig und einigen Blättern aufgelöſter weißer Gelatine herſtellt.

**L. H.**

An ſorgende Hausfrau. Frage 14. Vorſchläge zu einigen Abendſuppen. Reisſuppe mit Milch, Reisſuppe mit Roſinen, Perlgraupen mit Milch, Griesſuppe mit Milch, Bierſuppe mit Roſinen. Das Nähere in Davidis Kochbuch zu finden.

**Eine Daheimleſerin.**

## Fragen.

36) Wäre eine der verehrten Leſerinnen des Daheim wohl ſo gütig, mir, wenn möglich ſchon in nächſter Nummer, ein kleines Gedicht zu liefern, welches ein rotes Mohairkopftuch begleiten ſollte, das ich einer jungen, thätigen Landmannsfrau zu ſchenken beabſichtige. **Anna R.**

37) Welches iſt die beſte Nähmaſchine für den Hausgebrauch in einer nicht zu großen Familie? **Ina.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

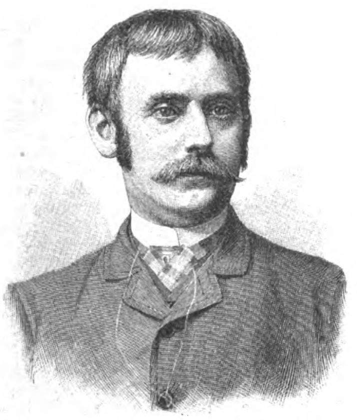
1890. Nr. 8. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Dr. Karl Peters †.

Die Nachricht von dem Tode des Begründers der deutſchen Kolonieen in Oſtafrika, des Dr. Karl Peters, hat ſeine Freunde auf das tiefſte erſchüttert, ſeine Feinde, deren er viele und unerbittliche im Leben hatte, verſöhnt. Das Urteil über den Mann, der im Leben eigentlich nur unbedingte Bewunderer oder ausgeſprochene Gegner hatte, beginnt ſich zu klären, und die Leidenſchaftlichkeit, mit der ſo viele ſein, wie ſie meinten, nur von Ruhmbegierde diktiertes Vorwärtsſtürmen verurteilten, ſchwindet, nachdem der Angefeindete im Dienſte der neuen waghalſigen Aufgabe, die er ſich geſtellt, ſein Leben eingeſetzt und verloren hat. Es iſt hier nicht der Ort, ein Charakterbild des Verſtorbenen zu entwerfen, das den Widerſpruch von ſo viel Bewunderung und Anfeindung, wie Peters gefunden hat, erklären könnte. Die Früchte ſeines Lebens werden vorausſichtlich erſt die nächſte Generation und die folgenden genießen, und auch dieſe werden erſt unbefangen beurteilen können, ob Peters ein Phantaſt und eine abenteuerlich angelegte Natur war, wie ſeine Gegner behaupten, oder ein Mann von der weiteſten Vorausſicht, von der klarſten Überlegung, von der größten Thatkraft und dem wärmſten Patriotismus, wie ſeine Freunde meinen. Daran iſt kein Zweifel, Peters' eigenſtes und perſönlichſtes Verdienſt iſt es, daß Deutſchland heute ein umfangreiches Kolonialgebiet in Oſtafrika beſitzt, und daß wir ohne ſein raſches und kühnes Vorgehen niemals dazu gekommen wären, uns an der Erſchließung des ſchwarzen Erdteils in ſo ausſchlaggebender Weiſe zu beteiligen. Karl Peters wurde am 7. September 1856 als Pfarrersſohn in Neuhaus an der Elbe geboren. In der Kloſterſchule zu Ilfeld erzogen und von dort 1876 mit dem Zeugnis der Reife entlaſſen, ſtudierte er in Göttingen, Tübingen und Berlin Jurisprudenz, Geſchichte und Nationalökonomie. Eine hiſtoriſche Arbeit über den Frieden von Venedig brachte ihm im Sommer 1878 die goldene Medaille von der philoſophiſchen Fakultät in Berlin. Auf dieſelbe Abhandlung hin promovierte er im Sommer 1879 zu Berlin als Dr. phil., worauf er, um den Wünſchen ſeiner Familie zu entſprechen, im folgenden Herbſt daſelbſt ſein Oberlehrerexamen machte, ohne indes die Abſicht zu haben, jemals von ſeiner facultas docendi Gebrauch zu machen. Wenig ſpäter begab ſich Peters, hauptſächlich zum Zwecke volkswirtſchaftlicher Studien, nach London. Hier fand er Eingang in maßgebende Kreiſe der engliſchen Kolonialpolitik, und die Einſicht in dieſe engliſchen, von den weiteſten Geſichtspunkten geleiteten Intereſſen förderten in ihm den Plan für die Begründung eines deutſchen Kolonialgebietes in Afrika, für den er nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland im Jahre 1883 den Boden durch die immer reger werdende Kolonialbewegung vorbereitet fand. Am 1. Oktober 1884 ſchiffte ſich Dr. Karl Peters mit einer Expedition, die dem Zwecke gegenüber, den er ſich geſtellt hatte, nach keiner Richtung hin zureichend erſchien, in Trieſt nach Sanſibar ein. Am 4. November langte man in Sanſibar an, und bereits am 10. ſetzte der verwegene Pionier, gegen den Rat der mit den Verhältniſſen bekannten Landsleute in Sanſibar, mit einer kleinen Karawane auf den Kontinent über. Auf einem in der deutſchen Kolonialgeſchichte ewig denkwürdigen ſechswöchentlichen Geſchwindmarſch wurden die Territorien von Uſepuha, Nguru, Ukami und Uſagara durch zwölf rechtsgültige Verträge mit zehn unabhängigen Sultanen für die Geſellſchaft für deutſche Koloniſation erworben und damit der Grundſtock gelegt für den gegenwärtigen Beſitz Deutſchlands in Oſtafrika, der ungefähr vom 12° nördlicher bis zum 12° ſüdlicher Breite reicht und gegen 30000 Quadratmeilen umfaßt. Von den beiden Gehilfen des Dr. Peters bei dieſer Expedition iſt Graf Pfeil in Reichsdienſte übergetreten, Dr. Jühlke wurde von Eingeborenen ermordet, jetzt iſt Dr. Peters demſelben Schickſal verfallen wie ſein intimſter Freund und Geſinnungsgenoſſe. Es waren nicht mehr die alten Pläne, die Dr. Peters verfolgte. Durch die Verhältniſſe gezwungen, von der Präſidentſchaft der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft zurückzutreten, hatte er es übernommen, einen Hilfszug zu Emin Paſcha zu führen. Den Schwierigkeiten, die dem Unternehmen entgegentraten, wäre auch eine mit reicheren Hilfsmitteln ausgeſtattete Expedition nicht gewachſen geweſen. Daß ſie geſcheitert iſt, iſt nicht Dr. Peters' Verſchulden. Doppelt ſchmerzlich muß man daher den Tod des kühnen Mannes empfinden, der, ſeinem Wagemut folgend, Übermenſchliches leiſten zu können glaubte, und deſſen Name für alle Zeit in der deutſchen Kolonialgeſchichte als der eines Bahnbrechers glänzen wird.


Dr. Karl Peters, der Begründer der oſtafrik. Geſellſchaft.

Soeben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Daheim

Geſamt-Inhaltsverzeichnis der Bände I–XXV

93 Seiten im Format des Daheim.

Preis: broſchiert 3 M., kartoniert 3 M. 50 Pf.

**Allen Beſitzern der früheren Jahrgänge des Daheim, welche ſich in den über 20 000 Seiten verſtreuten, reichen Schätzen an Unterhaltendem und Wiſſenswertem jeder Art in kürzeſter Zeit zurechtfinden wollen, wird dieſes Geſamt-Inhaltsverzeichnis ſehr erwünſcht ſein.**

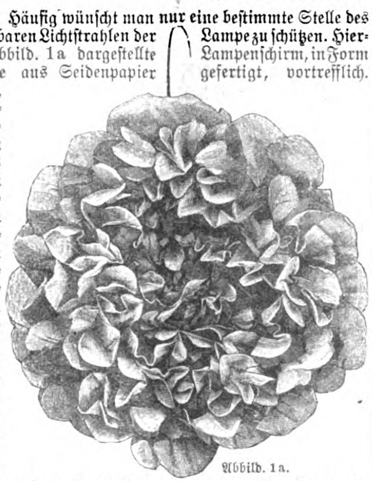
Wo Buchhandlungen nicht zu erreichen ſind, liefern wir direkt gegen Einſendung des Betrages und des Porto (innerhalb des deutſchen Reichspoſtgebietes: 30 Pfg.).

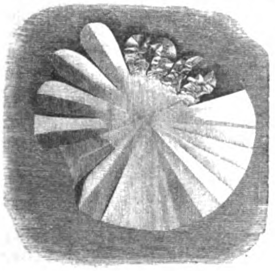
Leipzig,
Poſtſtraße 9.

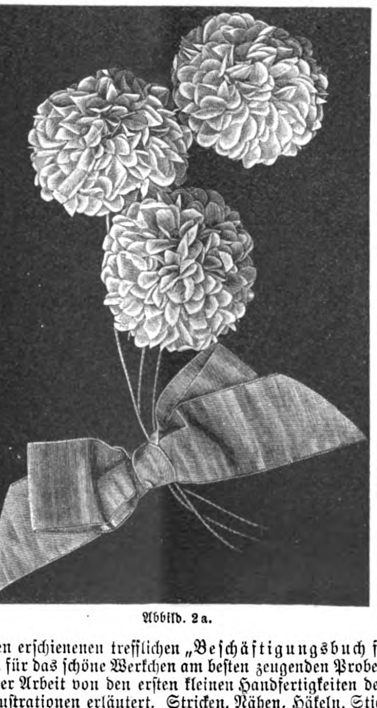
Daheim-Expedition.
(Velhagen & Klaſing.)

# Leichte Handarbeiten für kleine Mädchen.*)

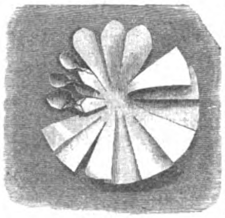
1. Lampenſchirm. Häufig wünſcht man nur eine beſtimmte Stelle des Zimmers vor den unmittelbaren Lichtſtrahlen der Lampe zu ſchützen. Hierzu eignet ſich der auf Abbild. 1a dargeſtellte Lampenſchirm, in Form einer vollerblühten Roſe aus Seidenpapier gefertigt, vortrefflich. Das Papier, gelb oder roſa, nimmt man in 3 verſchiedenen Schattierungen, deren dunkelſte den inneren Kern der Roſe bildet. Es ſind zu dem Schirm zehn kreisrunde Schnitte erforderlich. Der größte, der den Umfang des Ganzen bezeichnet, hat bei unſerm Vorbild 35 cm Durchmeſſer. Die übrigen werden ſtufenweiſe 1½ cm kleiner geſchnitten und nach den Schattierungen eingeteilt. Von 3 Schattierungen bildet die hellſte etwa die 3 äußerſten, die mittlere die 3 Zwiſchen- und die kräftigſte die 4 inneren Kreiſe. Nun nehmt ihr das größte Blatt zur Hand, faltet es 16fach zuſammen und macht in jeden zweiten Bruch vom Rande aus einen Einſchnitt, ¼ des Durchmeſſers lang (Abbild. 1b). So erhaltet ihr 16 Teile, die ihr abrundet, wie ebenfalls dieſelbe Abbildung zeigt. Dann legt ihr von der Unterſeite aus in den mittleren Bruch jedes Teiles eine Stricknadel, haltet dieſelbe und den Rand des Papieres mit der linken Hand feſt und ſchiebt das letztere mit der rechten auf der Nadel hin in feſte, kleine Falten, welche ihr gleichfalls mit auf der Nadel feſthaltet, bis das Ende der Einſchnitte erreicht iſt. Darauf zieht ihr die Nadel mit ſchneller, nach oben gehender Bewegung heraus, wodurch die Blättchen die auf den Abbildungen erkenntliche krauſe und nach aufwärts gebogene Geſtalt erhalten. In derſelben Weiſe werden alle Blätter geſchnitten und gekräuſelt. Darauf klebt ihr ſie, mit Weglaſſung des äußerſten, in abgeſtufter Reihenfolge durch einige in der Mitte angebrachte Tropfen Dextrin oder Gummi aufeinander, ſo daß je ein Blatt die Lücke zwiſchen 2 Blättern des vorhergehenden Kreiſes deckt. Zuletzt umwickelt ihr ein Stück ſtarken Draht, etwa von der Länge des größten Durchmeſſers, mit Seidenpapier und näht das eine Ende desſelben in die Mitte des einſtweilen unterſten, neunten Blattes auf, wobei ihr durch alle durchſtecht. Das obere Drahtende, mit welchem der Schirm an der Lampenglocke eingehängt wird, biegt ihr hakenförmig um (ſiehe Abbild. 1a) und klebt danach das äußerſte Blatt zu unterſt auf, ſo daß es den Draht deckt. Die einzelnen Blättchen dieſes größten Blattes klebt ihr an ihren Seitenrändern etwas aneinander, damit ſie ſich nicht nach der Seite umlegen, ſondern ſowohl ihre eigene aufwärtsgebogene Geſtalt bewahren, als den anderen einen Halt geben können.

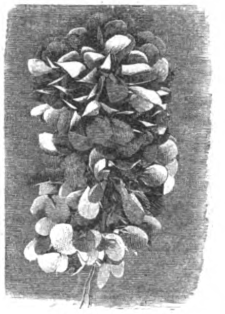

Abbild. 1a.

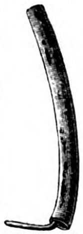

Abbild. 1b.


Abbild. 2a.

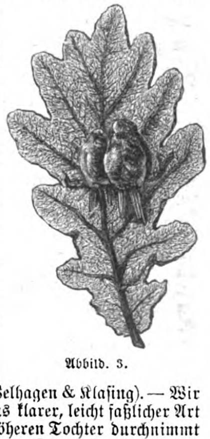
2. Künſtliche Blumen. Sehr beliebt und in voller Natürlichkeit herzuſtellen ſind weiße Schneebälle, die z. B. zu dreien mit farbiger Schleife verbunden (Abbild. 2a), in der That einen ſehr hübſchen Zimmerſchmuck geben. Das gewöhnliche weiße Seidenpapier ergibt nicht die richtige Farbe; man nimmt dazu die allerhellſte, faſt weiß erſcheinende Schattierung Gelb, die man nach Geſchmack mit einem etwas kräftigeren, oder mit einem hellgrünlichen Ton miſchen kann. Für 3 Schneebälle in der hier beſchriebenen Größe ſind 2 Bogen Seidenpapier nötig. Zunächſt machen wir aus Kartonpapier einen kreisrunden Schnitt, 9 cm im Durchmeſſer. „Durchmeſſer“ eines Kreiſes nennen wir eine durch den Mittelpunkt desſelben nach den Außenrändern gehende gerade Linie; nach der Länge derſelben — hier 9 cm — bezeichnet man die Größe des Kreiſes. Der Schnitt wird auf das mehrfach (achtfach) zuſammengefaltete Seidenpapier gelegt und mit Bleiſtift umzogen. Zu einem Schneeball dieſer Größe ſind 26 Blatt nötig; für ſolche von 10 cm Durchmeſſer 32, für kleinere entſprechend weniger. Ehe wir ausſchneiden, verſäumen wir nicht, durch den Mittelpunkt der übereinanderliegenden Scheiben eine Stecknadel zu ſtecken. Dieſelbe behält ihren Platz auch während der Einteilung, die wir ſämtlichen Scheiben zugleich nun geben, indem wir 12—14 nach innen einander ſich nähernde Schnitte nicht ganz bis zur Mitte führen, Abbild. 2b. Nachdem wir die Außenränder der ſo entſtandenen einzelnen Teile mit der Schere abgerundet haben, wie es ebenfalls an Abbild. 2b erſichtlich iſt, nehmen wir die Scheiben auseinander und geben den ſchmalen Teilen die Abbild. 2b dargeſtellte muſchelähnliche Form. Dazu faſſen wir jeden Teil in ſeiner Mitte zwiſchen Daumen und Zeigefinger der linken Hand und ergreifen ihn vom Außenrande aus mit den gleichen Fingern der rechten Hand, wobei der Daumen nach unten kommt und die 4 Fingerſpitzen ſich berühren. Nun dreht die rechte Hand nach rechts herum, bis der Daumen oben liegt, während gleichzeitig der linke Daumen bei der von allen 4 Fingerſpitzen berührten Stelle das Papier zuſammendrückt, damit es bei der drehenden Bewegung nicht einreißt. Die jetzt mit der Öffnung nach unten gerichtete kleine Muſchel wird nun noch ½ mal herumgedreht, ſo daß ſie nach der Seite zu gewendet iſt. — In dieſer Weiſe werden ſämtliche Teile aller Scheiben hergerichtet. Nun nehmen wir ein Stück mittelſtarken Draht doppelt und drehen von der umgebogenen Mitte desſelben eine Art Knoten, der das Heruntergleiten der Scheiben verhütet, welche jetzt eine nach der andern, von den beiden Drahtſpitzen durch das von der Stecknadel hervorgebrachte Loch in der Mitte durchſtochen, aufgereiht werden (Abbild. 2c). Sind alle übereinandergeſchichtet, ſo drücken wir ſie, die oberſte und unterſte in der Mitte zwiſchen Daumen und Zeigefinger erfaſſend, ſo feſt wie irgend möglich zuſammen und bilden durch Umwinden des einen Drahtendes mit dem anderen, welches nachher abgeſchnitten wird, auch oberhalb der Scheiben einen zweiten Knoten. Nach dem Loslaſſen der Finger hat der Schneeball ſeine in Abbild. 2a erſichtliche runde Geſtalt gewonnen. Der Draht wird nun in einem — aus der Blumenfabrik erworbenen — Gummiſchlauchſtiel geſteckt, deſſen oberes Ende in Dextrin getaucht bis an den Knoten hinaufgeſchoben wird. Während er trocknet, biegen wir unterhalb des Schlauches das Drahtende hakenförmig um, Abbild. 2d, um dem erſteren mehr Halt zu geben. Klebt der Stiel feſt, ſo ſchneiden wir den umgebogenen Draht völlig ab. Sehr hübſch wirken die Schneebälle auch, wenn ſie an natürlichen, mit in Streifen geſchnittenem Kautſchuk umwundenen Äſten befeſtigt werden.


Abbild. 2b.


Abbild. 2c.


Abbild. 2d.

3. Zum Schluß ſeien noch die eigenartigen Buchzeichen erwähnt (Abbild. 3), zu welchen jeder Eichbaum das Material in Mengen liefert. Das friſche Eichenblatt legſt du auf eine harte Unterlage und klopfſt mit ſcharfer Bürſte ſo lange auf das Blatt, bis alle fleiſchigen, ſaftigen Teile desſelben entfernt ſind und nur das feine Blattgerippe übrig iſt. Dieſes preßt und trockneſt du und klebſt danach ein niedliches Bild darauf.


Abbild. 3.

---

*) Aus dem ſoeben erſchienenen trefflichen „Beſchäftigungsbuch für Mädchen“ von Marie Bürkner (Verlag von Velhagen & Klaſing). — Wir haben den obenſtehenden, für das ſchöne Werkchen am beſten zeugenden Proben nur hinzuzufügen, daß die Verfaſſerin in überaus klarer, leicht faßlicher Art das ganze Gebiet weiblicher Arbeit von den erſten kleinen Handfertigkeiten der Sechsjährigen bis zu den „Kunſtarbeiten“ der höheren Tochter durchnimmt und durch inſtruktive Illuſtrationen erläutert. Stricken, Nähen, Häkeln, Sticken wird in einem nach jeder Richtung vollſtändigen Lehrkurſus anſchaulich dargeſtellt. Ein entzückendes Kapitel für kleine Mütter iſt die Anfertigung der Puppengarderobe. — Häusliche und künſtleriſche Beſchäftigungen, Kochen, Waſchen, ſowie Anleitungen zu allerhand Phantaſiearbeiten, Spielen mit jüngeren Geſchwiſtern und zur Behandlung der Zimmerpflanzen und Haustiere beſchließen das Buch. — Es ſei allen Müttern durch Frauenurteil hiermit aufs wärmſte für ihre Töchterchen und Töchter empfohlen. Preis geb. 4 M.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Reich iſt, wer zufrieden, gut und klug iſt!
Viel iſt wenig, wenn es nicht genug iſt!

## Mit einem Federwiſcher in Form eines Pantoffels

### als Geſchenk für einen Bräutigam.

Machtſymbol ſoll der Pantoffel,
Wie man ſagt, den Frauen ſein,
Neue Würde ihnen ſchenken,
Anſehn und Reſpekt verleihn.

Da ich aber nie ein Streber
War, noch werden will und mag,
Will freiwillig ich entſagen
Seiner Zier mit dieſem Tag.

Feierlich in deine Hände
Leg' ich den Pantoffel nun —
Mög' er, ſeiner Macht entkleidet,
Dir jetzt gute Dienſte thun.

Sei zugleich er für die Zukunft
Dir die ſicherſte Gewähr,
Daß ich, wollte ich ihn brauchen,
In die Tinte komm', wie er!

**Schiffers Käthe.**

## Widmungen

### für das Fremdenbuch der proſaiſchen Landfrau (Frage 23).

### I.

Nicht, daß beſſer eurer wir gedenken,
Sollt ihr uns ein ſinnig Verslein ſchenken —
Denn in Freundſchaft ſind wir euch verbunden,
Dankbar für die uns geweihten Stunden —

Nur ein Zeichen möchten wir gern ſehen
Von den Freunden, die da kommen — gehen
In und aus dem eignen Heim, dem lieben,
Wo ſie treu in der Erinnrung blieben!

**M. N.**

### II.

Die lächelnd nahten, müſſen weinend ſcheiden,
Die trauernd gingen, kehren fröhlich wieder!

### III.

Da ihr nun ſcheidet, werte Gäſte,
Verweilet noch bei dieſem Buch:
Vergönnt, ſo bitten wir aufs beſte,
Uns einen ſchlichten Segensſpruch!

Euch fordert jetzt ins Weltgetriebe,
Zum eignen Heim — die Pflicht zurück.
Doch jedes Zeichen eurer Liebe
Mehrt unſres Hauſes ſtilles Glück.

**Eliſabeth Kolbe.**

### IV.

Gott grüße dich! Tritt fröhlich ein,
Es huſchen Glück und Sonnenſchein
Dir ſacht voran ins Haus.
Du biſt am Ziel — nun halte Raſt
Und ruhe, ein willkommner Gaſt,
In unſrer Mitte aus!

Fällt dann dein Blick — leicht könnt' es ſein —
Auf dieſe Blätter, füg' hinein
Auch du nach Freundesbrauch
Ein Wort — ein Verslein — einen Spruch,
Von deinem Geiſte friſch durchs Buch
Laß wehen einen Hauch.

Doch wiſſe, teurer Gaſt, es ruht
Nicht nur in dieſer Blätter Hut
Dein trauter Name — nein!
Dir unbewußt, auf immerdar
Schreibſt du mit Zügen feſt und klar
In unſer Herz ihn ein.

**München.** **Harriot Wolff.**

## Barbarazweige oder der Mai im Zimmer.

Wer in den erſten Tagen des **Dezember,** nach dem Volksglauben am Tage der heiligen Barbara oder des heiligen Andreas, Zweige von den Gebüſchen bricht und ins Waſſer ſtellt, kann ſich zu Weihnachten und in den darauf folgenden Wochen den Mai in das Zimmer zaubern und ſich dadurch den Winter auf die lieblichſte, billigſte Weiſe verſchönern. In der Knoſpe liegt ſchon im Herbſt Blatt und Blüte fertig vorgebildet, und es bedarf bloß der Anregung durch Feuchtigkeit und Wärme, um ſie zur Entwickelung zu bringen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die im Freien am früheſten blühenden Bäume am leichteſten in Blüte kommen. Man ſchneidet zu der eben angegebenen Zeit etwa zwei Fuß lange Zweige von Kirſchen, Pflaumen, Schlehen, Korneliuskirſchen (Hertlitzen), Äpfeln, Birnen, ſpaniſchem Flieder (Syringa), namentlich gewöhnlichem weißen, Schneeball, japaniſcher Quitte (Cydonia japonica) mit feuerroten großen Blumen, wildem Jasmin, wilden Roſen und anderen ſchön blühenden Gehölzen, dazu nach Belieben Birkenzweige, Stachelbeeren, Buchen ꝛc., bricht dieſelben am unteren Teile ab oder macht einen möglichſt langen, ſchrägen Schnitt, um viele Saftgefäße zur Aufnahme des Waſſers bloßzulegen, und ſtellt ſie in ein Gefäß mit Waſſer. Dieſes wird in das warme Zimmer möglichſt hell geſtellt und gegen Umſtoßen geſchützt, was bei den weit abſtehenden Zweigen leicht vorkommt. Das Waſſer wird wöchentlich zweimal ergänzt, und wenn es übel riechen ſollte, durch warmes erneuert. Kann man ohne Nachteil für andere Gegenſtände des Zimmers die Zweige täglich mit einem naſſen Borſtenbeſen fein überſpritzen, ſo geht die Entwickelung noch raſcher vor ſich. Schon nach acht Tagen öffnen ſich die Goldknoſpen der Korneliuskirſchen zugleich mit den Stachelbeeren, und einige Tage ſpäter brechen Schlehen, Pflaumen und Kirſchen auf. Zugleich bilden die Syringen (Flieder) Triebe mit und ohne Knoſpen, und nach vier Wochen ſteht, wenn kein Unfall dazwiſchenkommt, alles in Blüte und völlig grün da. Allerdings bleiben die Syringen blaßlila und klein, aber auch die unvollkommenen Blumen entzücken um dieſe Jahreszeit. Je wärmer und feuchter ein Zimmer iſt, deſto beſſer gelingt der künſtliche Frühling, und es ſind beſonders Kochſtuben dazu geeignet, aus welchen man die Zweige blühend und grünend in das Wohnzimmer bringt. Wer viel Raum hat, kann ſich ein ganzes Fenſter oder Zimmerchen als Laube einrichten, indem man lange Zweige nimmt und an die Wand befeſtigt. Bei einigen Holzarten gehört Übung dazu, die blühbaren Zweige zu erkennen, z. B. bei Syringen, wo nur die kurzen, dicken Endknoſpen Blüten bringen.

**C. Schubert.**

## Federfächer.

(An Moosröschen.)

Schon ſeit mehreren Jahren verfertige ich jeden Ballfächer für mich und meine Schweſter ſelbſt, und zwar ſind das ganz entzückende Federfächer, die jetzt ſo modern, aber auch recht teuer ſind. Auf dieſe Idee haben mich meine Puten gebracht, deren reizende, aber ſonſt ſo unbrauchbare Federn auf dieſe Weiſe auch einmal zur Geltung kommen. Dieſe wirklich ſehr hübſchen und billigen Fächer werden folgendermaßen hergeſtellt: Ich kaufe ein kleines Palmblatt, ſchneide es, wenn die Form zu plump iſt, nach meinem Gefallen ſchmäler und ſpitzer und benähe es auf einer Seite, die dann die rechte ſein ſoll, mit recht leichtem weißen Stoff; Gaze oder doppelt übereinander gelegter Mull genügen ſchon. Dann ſuche ich aus den Federn einer weißen Pute (Flügel- und Schwanzfedern ſind nicht zu brauchen) diejenigen heraus, die auch an den Spitzen recht zart gefiedert ſind, waſche ſie, wenn ſie nicht ganz rein ſein ſollten, in kaltem Waſſer mit Seife, trockne ſie ſo lange in der heißen Ofenröhre, bis ſie ſich ganz leicht wieder aufpluſtern laſſen, und nähe ſie auf der mit Stoff bezogenen Seite des Blattes auf. Ich fange an der Spitze an und zwar ſo, daß die Federn 2—3 cm überſtehen und die Kiele alle nach der Mitte zu gerichtet ſind, und fahre ſo, am Rande herum nähend, fort bis in die Nähe des Stieles. Zu dieſer erſten Reihe müſſen die längſten Federn ausgeſucht werden. Man achte ja darauf, daß von den Kielen nichts zu ſehen iſt und nur die feinen Federchen recht dicht in die Höhe ſtehen, auch müſſen beim Annähen die Kiele nicht nur über, ſondern 2- bis 3mal durchſtochen werden, weil ſich ſonſt die Federn leicht herausziehen. Hat man die erſte Reihe fertig, ſo iſt nur noch in der Mitte ein kleiner leerer Raum, der mit immer kleineren Federn ſo ausgefüllt wird, daß zuletzt keine Kiele mehr zu ſehen ſind. Die Rückſeite füttere ich etwas faltig mit leichtem weißen Mull und ſchiebe zwiſchen dieſen Mull und das Blatt ein jedesmal zum Kleide paſſendes buntes Seidenpapier. Auf die rechte Seite wird eine graziöſe Schleife in der Farbe des Seidenpapiers geſteckt, der Stiel mit Band umwickelt und eine Schluppe, ebenfalls mit einem Schleifchen geziert, zum Tragen befeſtigt. So iſt der Fächer fertig und ſieht ganz ebenſo reizend aus, wie die für teures Geld gekauften. Iſt er ſchmutzig, ſo trennt man die Federn ab, wäſcht ſie und kann ſie noch oft benutzen. Meine Fächer haben ſtets viel Bewunderung gefunden, und ich hoffe, daß beſonders junge Damen vom Lande, die vielleicht ſelbſt eine Putenzucht haben, dieſe lohnende kleine Arbeit verſuchen werden. Die Fächer ſind ſehr haltbar und koſten mit allen Zuthaten kaum 1 Mark.

**Geſch. Neugebauer.**

## Praktiſches fürs Haus.

Frage 20. An alte Lene. Das beſte und einfachſte Mittel, um **Weinflaſchen abzuſchneiden,** beſteht darin, daß man ſich von einem Glaſer einen Diamant borgt und mit dieſem an der gewünſchten Stelle der Flaſche einen Strich rings um dieſelbe herumzieht und ſodann mit einem hölzernen Hammer das übrig bleibende Ende abſchlägt. Iſt jedoch das Glas der Flaſche ziemlich dick, ſo daß der Diamant nicht genügend einzudringen vermag, ſo ſchlage ich folgendes probate Mittel vor. Um die abzuſchneidende Flaſche herum werden zwei Stücke ſtarker Pappe ſo geſchlagen, daß die beiden Enden derſelben an der abzuſchneidenden Stelle nur wenige Millimeter voneinander entfernt ſind. Dieſer Raum iſt dazu beſtimmt, um eine ſtarke Schnur aufzunehmen, welche ſo herumgeſchlungen wird, daß die zu dieſem Zwecke nötigen zwei Perſonen je ein Ende in der Hand haben. Die Flaſche wird nun wagerecht auf einen Tiſch gelegt, beide Perſonen drücken mit ihrer linken Hand die Pappe feſt an und ziehen die beiden Enden der Schnur feſt gegen ſich, ſo, als ob ſie ſägen wollten. Durch das fortgeſetzte Hinundherziehen der Schnur und die dadurch verurſachte Reibung wird das Glas heiß und zwar nur an der Stelle, wo die Schnur läuft, da die herumgeſchlagene Pappe die Ausbreitung der Wärme verhindert. Nun wird mit beiden Händen aus einer bereitſtehenden Schüſſel voll Waſſer ſo viel Waſſer, als man gerade mit beiden Händen faſſen kann, darauf geſchüttet, und die Flaſche ſpringt an der Stelle oft mit erſtaunlicher Genauigkeit ab, an der ſie durch die Schnur erhitzt iſt. Laſſen Sie ſich durch einen Mißerfolg nicht abſchrecken und ſehen Sie hauptſächlich darauf, daß das Glas ja recht erhitzt wird und möglichſt ſchnell Waſſer darauf kommt. Sollte Ihnen das Experiment gelingen, ſo wäre ich für eine diesbezügliche Notiz im „Daheim“ recht dankbar. **Alter Praktikus in S.**

Weinflaſchen kann man glatt abſchneiden, wenn man um die betreffende Stelle der Flaſche einen weißglühenden eiſernen Haken ſo lange hält, bis das Glas erwärmt iſt; geſchieht dies nicht beim erſtenmal, muß man es wiederholen. Dann gießt man auf den glühenden Haken, während man ihn noch um die Flaſche hält, kaltes Waſſer, und der Hals der Flaſche bricht ab ohne Splitter. **A. M. Berlin.**

Einen dicken Wollfaden taucht man in Spiritus und legt ihn da, wo man ſie durchſchnitten haben will, um die Weinflaſche. Man zündet den Faden an und hält die Flaſche ſofort in bereitgeſtelltes kaltes Waſſer. **Anna B.**

## Toilette.

Frage 31. Gegen erfrorene Hände ſehr wohlthätig: Acid. salicyl. g 1,0, Bals. peruv. g 5,0, Vaselin flav. g 20,0. Äußerlich.

Ein wirkſames Mittel gegen durch Froſt aufgebrochene Hände iſt Falkenhagener Samariter-Balſam, zu haben bei Gebrüder Krauſe, Berlin NO., Friedenſtr. 13, à Flaſche 40 Pfg. nebſt Gebrauchsanweiſung.

**A. M. Berlin W.**

Solange die Hände aufgebrochen ſind, nehme man Vaſeline und reibe die Hände damit ein. Will man dem Erfrieren der Hände vorbeugen, ſo bade man dieſelben in heißem Salzwaſſer.

## Fragen.

38) Würde wohl jemand ſo freundlich ſein und mir Anleitung zur Herſtellung einer „Krippe“ geben? **Nr. 29.**

39) Könnten mir die Leſerinnen gütigſt mitteilen, wo Gegenſtände von Geweihen für Jagdzimmer angefertigt werden? Ich möchte dann gern nach Abbildungen und Preisverzeichnis derartiges zu Weihnachten beſtellen. **Frau v. L.**

40) Könnte mir eine freundliche Mitleſerin des Frauen-Daheim einen Rat geben, wie ich mir einen hübſchen und billigen Ofenſchirm für einen Ofen von 1,36 m Höhe und 40 cm Breite ſelbſt herſtellen kann? Sehr dankbar dafür wäre

**Pfarrfrau auf dem Lande.**

41) Was könnte ich meinen vier Schweſtern (22, 18, 12, 10 Jahre alt) Hübſches zu Weihnachten ſchenken, außer Büchern und Bildern? **Ratloſer Dr. Max vor dem Staatsexamen.**

## Auskunft.

Auf Frage 21 zur Antwort, daß man ſehr hübſche Strickmuſter, auf Wunſch mit ſchriftlichem Unterricht, erhalten kann bei Frau Kath. Wittland, Bremerhaven, Poſtſtr. 2.

Daheim

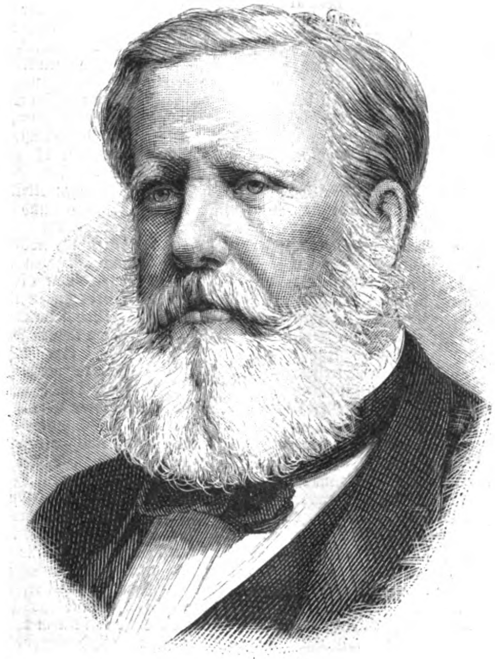
1890. Nr. 9. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

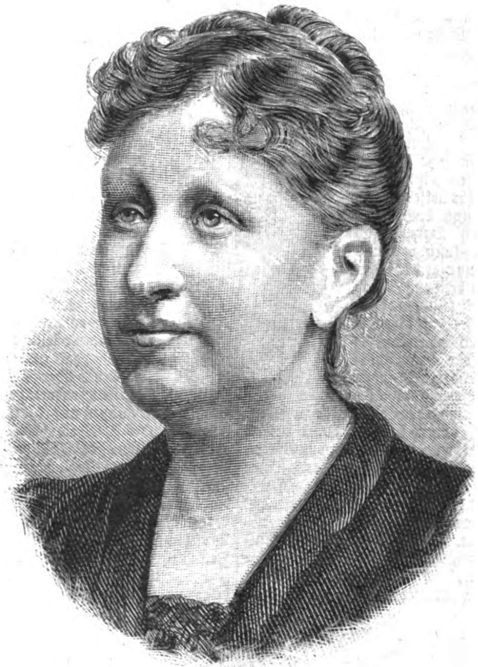
Aus der Zeit — für die Zeit.

## Die Revolution in Braſilien.

Dom Pedro II, Kaiſer von Braſilien, geb. 1825, der länger als fünfzig Jahre die Krone getragen, iſt durch eine ſchon lange in Braſilien gärende republikaniſche Bewegung gezwungen worden, dem Thron zu entſagen. Er und ſeine Familie, darunter ſeine Tochter, die Kronprinzeſſin Iſabella, geb. 1846, haben ſich nach Europa eingeſchifft. Damit iſt die letzte Monarchie auf dem amerikaniſchen Kontinent beſeitigt. Sehr zweifelhaft erſcheint es, daß die republikaniſche Bewegung, welche die Thronentſagung Dom Pedros ohne große blutige Kataſtrophe herbeizuführen vermochte, auch in ihrer ferneren Entwickelung einen ganz glatten Verlauf nehmen wird. Vorläufig ſteht an der Spitze der „Vereinigten Staaten von Braſilien,“ wie die neue Republik ſich in Zukunft nennen wird, der General Deodoro de Fonſeca, der ſeine Macht und ſein Anſehen auf dieſelbe Soldateska ſtützt, die ſich durch ihn zur Meuterei gegen Kaiſer Dom Pedro hat verleiten laſſen. Auch die Motive, aus denen die zum Siege gelangte republikaniſche Bewegung hervorgewachſen iſt oder denen ſie wenigſtens ihre Hauptförderung verdankt, ſind ſo unlautere, daß man kaum annehmen kann, es könne ſolche Saat gute Früchte tragen. Denn die Hauptgegner der Monarchie ſind die ehemaligen Sklavenhalter, die durch das Emanzipationsedikt Dom Pedros in wirtſchaftliche Verlegenheiten geſtürzt wurden, deren Klagen aber auch die republikaniſche Regierungsform in abſehbarer Zeit nicht wird abhelfen können. Der ſchon immer nur loſe Zuſammenhang, in welchem die braſilianiſchen Provinzen bisher zu einander ſtanden, kann durch die neue Geſtaltung der Dinge auch nicht befeſtigt werden. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben ſich im Laufe dieſes Jahrhunderts wenigſtens die Anfänge einer nationalen Volksmiſchung gebildet, während in Braſilien die verſchiedenen Volkselemente ſich vollkommen fremd, ja feindlich gegenüberſtehen und die Rivalität der einzelnen Provinzen ſich nicht nur in friedlichen Werken der Kultur geltend macht. Schon unter der Monarchie hatte die Centralgewalt immer mit den Unabhängigkeitsgelüſten der einzelnen Provinzen zu kämpfen. Daß das Zugeſtändnis der föderativen Grundlage genügen ſollte, feſten Boden für die Republik zu ſchaffen und innere Zwiſtigkeiten für die Zukunft aus dem Wege zu halten, läßt ſich kaum annehmen. Auch die Beziehungen Braſiliens zu den Nachbarſtaaten ſind ſeit geraumer Zeit ſo geſpannte, daß es wunder nehmen müßte, wenn dieſe nicht den geeigneten Augenblick gekommen hielten, um ihre Anſprüche und Forderungen geltend zu machen. Unter der achtundfünfzigjährigen Regierung Dom Pedros II hat ſich Braſilien einer ſtetig fortſchreitenden ruhigen Entwickelung zu erfreuen gehabt. Was die Republik dem Lande bringen wird, muß die Zukunft lehren.



Pedro II, Kaiſer von Braſilien.



Kronprinzeſſin Iſabella von Braſilien.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

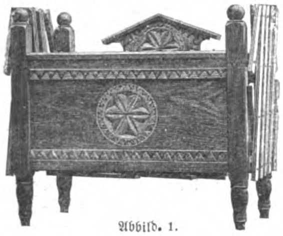
Frauen-Daheim.

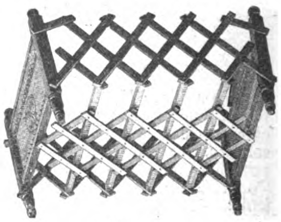
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

# Für die Puppen.

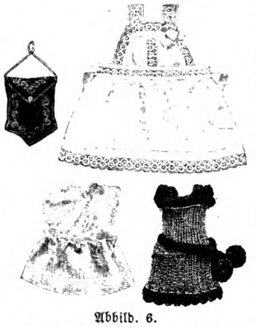
So gut, wie die Kinder, die Schelme, es haben,
Haben's die Großen doch nie!
Alle irdiſche Pracht, alle himmliſchen Gaben
Meinen ſie, wären für ſie.

Wenn das kleine Volk abends ſchlafen gegangen, fängt jetzt für die fleißigen Mutterhände meiſt noch ein ganz beträchtliches Stück Tagewerk an. Gilt es doch, dem Chriſtkind die ſchwere Mühſal ein wenig zu erleichtern und alle die kleinen Heimlichkeiten, die entzückenden Überraſchungen vorzubereiten, die unter dem Weihnachtsbaum zu glänzen beſtimmt ſind. Mit welcher Geduld werden da die winzigſten Sorten wächſerner und porzellanener Menſchenkinder gekleidet, gewickelt, geputzt und auf die unglaublich zierlichſte Weiſe ihren lebendigen kleinen Vorbildern ähnlich gemacht. — Eine anſtändige Puppe macht jetzt gewaltige Anſprüche, ſie will in ſehr zierlichen Bettchen ſchlafen, in ſehr koketten Kleidchen einherwandeln, ſehr nettes Unterzeug und dabei womöglich Bade- und Maskenkoſtüm und allen nur erdenklichen Luxus beſitzen. Möge es uns gelungen ſein, in beifolgend abgebildeten kleinen Vorbildern ein paar willkommene Anregungen zur Befriedigung aller dieſer modernen Bedürfniſſe zu geben.

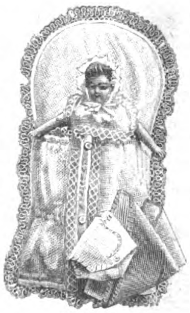

Abbild. 1.

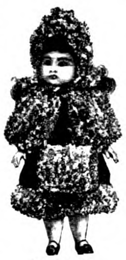

Abbild. 2.

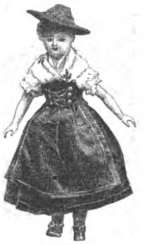
Wir haben in Abbild. 1 und 2 zunächſt ein neumodiſches, von Vätern und großen Brüdern braver, kleiner Mädchen bei einiger Baſtelgeſchicklichkeit leicht ſelbſt zu fertigendes zuſammenlegbares Bett abgebildet. Dasſelbe beſteht aus Kopf- und Fußſtück von heller Eiche, Breite 26 cm, die mit einem beliebigen leichten Muſter von Kerbſchnitzerei, eventuell mit einer leichten Malerei in Braun und Gold zu verſehen ſind. Statt der Seitenwände und -bretter werden, wie aus Abbild. 2 erſichtlich iſt, genagelte zuſammenſchiebbare Stäbchengitter angebracht, und zwar ſind zu obiger Breite je zweimal vier 19 cm lange und vier 10 cm lange Stäbchen erforderlich. Vier 26 cm lange Querſtäbe bilden außerdem die Verbindung zwiſchen Seiten- und Bodengitter.


Abbild. 6.

Von unſeren kleinen Puppenmodellen befindet ſich die glückliche Nr. 1 (Abbild. 3) in einem Wickelbettchen aus feinem Linnendamaſt, deſſen Herſtellung aus dem Bilde erſichtlich iſt. Häubchen und Babyhemdchen ſind mit roſa Seidenband verziert, die Babyhöschen und Windeln mit roſa Baumwolle umſchürzt.

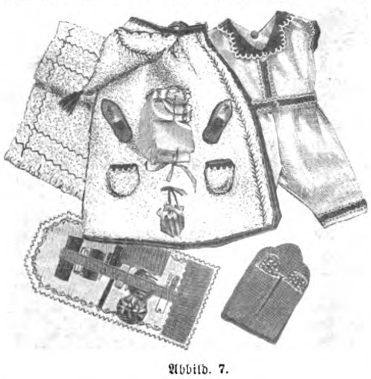

Abbild. 3.

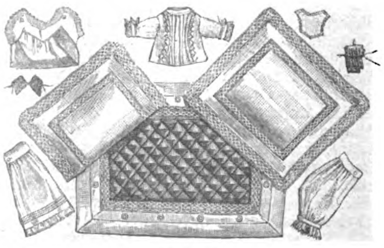

Abbild. 4.


Abbild. 5.

Das zierliche Pelzkoſtüm des mittelſten Kindchens beſteht aus einem ärmelloſen, einfachen Mäntelchen von lichtblauem Tuch mit Kragen, Muff, Haube und Beſatz aus gehäkeltem Chenillekrimmer. Zu dem Krägelchen ſchlägt man aus weiß und ſchwarz melierter oder cremeweißer Baumwollenchenille das vom Hals bis über die Taille erforderliche Maß in Luftmaſchen auf (bei unſerem kleinen Modell 10) und häkelt einen glatten Streifen mit kurzdichten (feſten) Maſchen, und zwar häkelt man die erſten ſechs Maſchen mit ſehr ſtarker Nadel, die letzten vier und die erſten vier der nächſten Reihe mit feinerer, ꝛc. Der Kragen wird dadurch nach dem Hälschen zu enger und bekommt eine allerliebſte Façon. Den Muff bildet ein glattes, zuſammengenähtes, mit zartblauer Seide gefüttertes und wattiertes Stück derſelben Häkelei, ein ſchmaler Streifen gibt den Mantelbeſatz und ein viereckiges, oben zuſammengenähtes und leicht eingereihtes, mit Luftmaſchenſchluppen aufgeputztes Stück das Kapottchen. — Will die Puppe einmal mit aufs Eis genommen werden — es iſt unglaublich, was die Puppen von heutzutage alles wollen! — ſo ſteckt ſie in dieſem Anzug wenigſtens warm. Weniger verzärtelt iſt unſer drittes Modell im leichten Tirolerkoſtüm, das Röckchen von rotem Kaſchmir mit ſchwarzem Samtband verziert, die Schürze von grasgrünem Atlas, ein ſchwarzes Samtmieder mit Silberknöpfchen und Silberſchnürchen, dazu ein geblümtes Tüchelchen, über dem weißen Hemd ins Mieder geſteckt, das grüne Filzhütchen mit ſilbernen Troddeln ſchief auf den Zöpfen — die echte kleine Midei aus der Sommerfriſche! Ein paar Modelle zu Kleidchen und einem graziöſen Schürzchen, ſowie zu einem Schuhtäſchchen aus gelber Wachsleinwand mit lichtblau ſeidenem Grätenſtich hergeſtellt, gibt Abbild. 6. Von den beiden Kleidchen, — dem Püppchen Abbild. 4 paſſend, — iſt das eine, links ſtehende, aus ſalmfarbenem Kaſchmir gefertigt; ein paar ſchräggelegte, mit cremeſeidenem Fiſchgrätenſtich befeſtigte Fältchen zieren das Vorderteil der kleinen Taille, deren Ärmel aus fein eingereihter Cremeſpitze beſtehen. Dieſelbe Spitze, verſtürzt aufgenäht, ziert den aus einer glatten gezogenen Falbel beſtehenden Rock. — Das zierliche Hauskleidchen iſt aus zwei weißwollenen ganz glatt geſtrickten Streifen, einem 16 und einem 32 cm langen, hergeſtellt, letzterer gibt, mit hellroſa Zäckchen verſehen und oben eingereiht, den Rock, erſterer die Taille. Man häkelt oben mit roſa Wolle zunächſt eine durch die Armlöcher unterbrochene Reihe Stäbchen an dieſelbe, verbindet Vorder- und Rückteil dann durch zwei Achſelſtückchen, ebenfalls aus Stäbchen, und häkelt dann kurze, mit Zäckchen abgeſchloſſene Ärmel ein. Kleine Zäckchen grenzen auch den Halsausſchnitt ab; eine Luftmaſchenſchnur mit Bällchen dient ferner als Taillenſchmuck. Ein entzückendes Geſchenk für ein ſauberes Puppenmütterchen iſt die kleine Schwimm- und Badeausrüſtung (Abbild. 7). Da gibt es Bademantel, Reibhandſchuhchen und Badetuch (alles mit rotem Fiſchgrätenſtich verziert) von weißem Rubberſtoff, einen blauen, rot und weiß verzierten Schwimmanzug, Badehaube, Schwammbeutel und Badepantoffeln aus gelber, rotbeſtickter Wachsleinwand, Toilettenneceſſaire und Bürſtentaſche mit zierlichem Inhalt. Für die Unter- und Nachtkleidung der Puppen ſorgt Abbild. 8. Das Steppdeckchen aus blaßblauem Atlas iſt mit einem ſpitzenbeſetzten Batiſtkouvert verſehen, dieſelben Spitzen und entſprechende Einſätze zieren den kleinen Kopfkiſſen- und Plumeauüberzug. Hemdchen, Röckchen, Höschen und Nachtjäckchen näher zu beſchreiben, fehlt uns leider der Raum. Die Form und Herſtellungsart derſelben iſt für eine geübte Puppenarbeiterin aus den kleinen Abbildern ſchon erſichtlich; auch für ungeübtere Hände wiſſen wir Rat: Fräulein Koch, Leipzig, Waldſtraße Nr. 3, parterre, iſt gern bereit, die Schnitte ſämtlicher Kleidungs-, Wäſche- und Bettgegenſtände (außer denen für Abbildung 4 und 5) gegen Einſendung von 70 Pfg. überallhin zu liefern.

Wer ſeinen ordentlichen kleinen Mädchen noch eine beſondere Freude machen will, ſtellt ihnen zur Aufbewahrung aller ihrer Puppenſachen vielleicht noch ein Schränkchen her, wie wir kürzlich eins zu bewundern Gelegenheit hatten. Dasſelbe war vom Tiſchler aus rohem Holz gefertigt und der Länge nach in zwei Abteilungen geteilt, von denen die eine für Kleider, die zweite, mit Querbrettchen verſehene, für Wäſche beſtimmt war. Die Geberin hatte das Schränkchen ſelbſt mit Nußbaumbeize geſtrichen, blank gewachſt und darauf die Thür mit einem reizenden Muſter ſymmetriſch eingeſchlagener goldiger Ziernägel geſchmückt. Die Arbeit macht ſicher viel Freude.


Abbild. 7.


Abbild. 8.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig. Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Willſt du von einem Kummer raſch geſunden,
Laß in dein Herz nur wenig Augen ſehn!

Nicht jeder weiß mit halbgeheilten Wunden
Lind umzugehn!

## Meiner jungen Frau zum Einzuge!

Sei mir gegrüßt am eignen Herd,
Du meine junge Wonne,
Du kleine Hausfrau ehrenwert,
Du meines Hauſes Sonne!
Sieh mich recht lange innig an,
Und wenn ſich froh begegnen
Die Blicke, laß uns beten dann:
Mög' Gott den Eingang ſegnen!

Wir bauen jetzt an dem Altar
Getreuer Gattenliebe:
O daß ſie ſtets unwandelbar
Und rein wie heute bliebe!
Daß wir des Brautſtands heil'ge Glut
Noch lange uns bewahren —
Daß wir genau wie heut ſo gut
Uns ſind nach fünfzig Jahren!

Nicht zum Genießen ſind wir hier,
Ein Kampf iſt jedes Leben;
Drum halte wacker ſtand mit mir,
Kämpf' ohne Furcht und Beben!
Ich biete kühn die Stirn der Welt,
Ich weich' nicht von der Stelle,
Bleibſt du nur treu mir zugeſellt,
Mein lieber Kampfgeſelle!

Und ruft uns ab einſt das Geſchick,
Wir wollen nicht verzagen:
Ein Händedruck, ein letzter Blick,
Wir müſſen es ertragen.
Trägt man uns nach dem letzten Hauch
Hinaus in enger Truhe —
O, daß dann Gottes Segen auch
Auf unſerm Ausgang ruhe!

**H. K.**

## Kinderſpielzeug.

Ein reizendes Geſchenk für Knaben iſt ein Pferdeleitzeug aus rotem Baumwollgarn. Man ſchlägt mit einer hölzernen Häkelnadel 12 Maſchen auf und arbeitet im tuneſiſchen Häkelſtich einen ungefähr 67 cm langen Streifen (nach der Taillenweite) und nimmt dann ab, ſo daß eine Spitze gebildet wird. Rings um dieſen Streifen arbeitet man eine Zäckchentour, häkelt an dem ſpitzen Ende eine Knopföſe aus Luftmaſchen, mit feſten Maſchen umſchürzt. Dieſen Gürtel füttert man über einer Einlage von Steifgaze mit rotem Kattun ab und näht an das gerade Ende einen Knopf. Nun häkelt man wieder auf einem Anſchlage von 12 Maſchen zwei Streifen, je 68 cm lang, an beiden Enden zugeſpitzt (die Spitzen mitgerechnet beim Meſſen), auch dieſe werden ringsherum mit Zäckchen verſehen, nach Belieben können ſie auch abgefüttert werden. Dieſe Achſelbänder befeſtigt man ſo, daß ſie hinten gleich hinter dem Knopf, beziehentlich dem Knopfloch feſtgenäht werden, vorn läßt man am unteren Gürtelrande 9 cm, am oberen Rande 11 cm zwiſchen den beiden Bändern; natürlich muß man zuvor die Mitte des Gürtels nehmen. Jetzt iſt noch ein Streifen erforderlich, ebenfalls auf 12 Maſchen Anſchlag gehäkelt, der 30 cm Länge erhält, an den Schmalſeiten nicht zugeſpitzt wird und nur an den Langſeiten Zäckchen erhält. Auch dieſen Streifen kann man abfüttern. Er wird vorn an den Außenrändern der beiden Achſelbänder feſtgenäht; der Zwiſchenraum zwiſchen dem Gürtel und dieſem kurzen Streifen beträgt 8½ cm. Nun kauft man rote, ziemlich dicke Schnur, ſo lang, wie das Leitzeug gewünſcht wird (am Original iſt es 4½ m lang), außerdem iſt noch ein 70 cm langes Stück erforderlich. Beide Stücken umhäkelt man mit feſten Maſchen; ſtatt dieſer umhäkelten Schnur kann man auch Schnur in der bekannten Weiſe durch einen Kork ſtricken, die gehäkelte iſt indes beſſer, weil ſie ſich nicht ſo lang zieht und nicht ſo leicht entzweigeht. Bei der langen Schnur bildet man an jedem Ende durch Zuſammennähen einen Ring, der groß genug iſt, oben den Arm loſe zu umſchließen, ungefähr 36 cm. Dieſe Öſen werden jederſeits mit ihrer Mitte vorn an den Achſelbändern befeſtigt und zwar zugleich mit an dem Querſtreifen. Jetzt iſt die Hauptſache gethan, und es fehlt nur noch der Ausputz. Das Leit ſelbſt erhält je nach Geſchmack größere oder kleinere Glöckchen oder Schellen. Die Vorderſeite des Gürtels, der Achſelbänder und der Querſtreifen werden mit Flittern benäht. Die kurze Schnur wird mit doppeltem Brillantinefaden in ungefähr 1 cm Entfernung umwickelt; es iſt rätlich, die Brillantine feſtzunähen. Darauf fertigt man aus dem roten Garn und etwas Brillantine zwei Pompons (deren Anfertigung ja ſchon öfter in unſerm Blatte beſchrieben wurde) und zwei kleine Quaſten, näht die beiden Enden der Schnur zuſammen, ſetzt ſie mit den Quaſten und Pompons auf den Querſtreifen, wo er auf das linke Achſelband genäht iſt. Jetzt faßt man die Schnur ſo, daß ſie unten etwas länger als oben hängt, und näht ſie an der rechten Seite des Querſtreifens feſt.

**A. P.**

## Zimmerſchmuck.

Die große leere Fläche über den Flügelthüren meines Wohnzimmers wollte mir nie gefallen. Nach langem Hinundherſinnen füllte ich ſie daher auf folgende, ſehr hübſch ausſehende und wohlfeile Weiſe aus: Ich kaufte beim Spezereihändler einen recht fleckenfreien Kaffeeſack, ſchnitt daraus ein ſo großes Stück, als ich es zur Füllung des Raumes zwiſchen Thüre und Plafond nötig hatte, ſäumte es und ſpannte es mittels ſtarker Reißnägel auf. Hierauf beſtrich ich den Stoff zuerſt mit gekochtem, recht dünnem Tiſchlerleim, und nachdem dieſer getrocknet war, mit der bekannten Goldbronze. Letztere jedoch trug ich ziemlich dünn auf, ſo daß das Gewebe nur einen goldenen Schimmer erhielt. Nun malte ich mit Ölfarben auf das erſte Dritteil des Stoffes, nach einer einem gewöhnlichen Bilderbuche entnommenen Vorlage, zwei ihr Neſt behütende Störche als altes Symbol der Häuslichkeit. Daneben ſchrieb ich in den übrigen Raum mit großen, roten, gotiſchen Lettern die Worte:

Nord-Süd-Oſt-Weſt —
Daheim das Beſt'!

Eine zweite derartige Thürfüllung mit fliegenden und ſitzenden Schwalben und dem Sprichwort: „Eigner Herd — Iſt Goldes wert,“ machte ſich ebenfalls ſehr hübſch. Gewiß wird die Phantaſie der werten Leſerinnen noch viele derartige Sprüche zu finden wiſſen.

**Frau Landgerichtsrat D. in P.**

Ein ſehr hübſcher Zimmerſchmuck iſt folgender Dekorationsfächer. Man zieht einen Bogen Goldpapier auf ſtarken blauen Aktendeckel und klebt 5 cm breite Plüſchſtreifen (abwechſelnd rot und grün) der Länge nach darauf, daß ein ebenſo breiter Goldſtreifen dazwiſchen bleibt. Nun faltet man den Bogen fächerartig und hält ihn an einem Ende zuſammen. Ein graziöſer Zweig von Gummiknetmaſſe nebſt einer Atlasſchleife vollendet den eleganten Zierfächer, der auf ein Sofaſims oder Wandbrett geſtellt wird.

**Hertha aus N.**

## Büchertiſch.

Der Verleger Herr Theodor Fiſcher in Kaſſel ſandte mir ein bei ihm erſchienenes Werk: „Hausherr und Hausfrau. Wiſſenſchaft und Praxis des häuslichen Lebens von Dr. Carl Freiherr von Rechenberg“ zu mit der Bitte, dies Werk im Frauendaheim zu rezenſieren. Obwohl ich nun nicht wußte, wie das zu machen ſei, da das Buch hier ſchon Erwähnung fand, ſo ſtellte ich das Werk vor mich auf meinen Schreibtiſch, um es zur Prüfung gegebenen Falls nachzuſchlagen. Aber es dauerte gar nicht lange, ſo wurde das Werk ein mir allezeit willkommenes Hand- und Nachſchlagebuch. Jetzt hat es meine Frau an ſich gebracht und lieſt in ihren Ruheſtunden mit wahrer Andacht darin. Dieſe Thatſache wollte ich zur Beſtätigung des hier Geſagten mitteilen. Das Buch (811 Seiten, ungebunden 6 Mk.) enthält alles, was man im Hausſtande zu wiſſen wünſchen kann, und handelt von der Wirtſchaftsführung, dem Familien-, dem Erbrechte, den Dienſtboten, der Vermögensverwaltung, dem Verſicherungsweſen, von Poſt, Telegraph und Eiſenbahn, dem Umzuge, dem Briefwechſel, der Ernährung des Menſchen, dem Einkaufe, von Küche und Keller, Maß und Gewicht und allerlei Nützlichem fürs Haus, von der Wehrpflicht, dem Strafgeſetzbuche, der Erhaltung, der Geſundheit und der Pflege des Körpers. Es iſt beſtens zu empfehlen. Vielleicht wäre es praktiſch geweſen, dem Hausherrn und der Hausfrau ihr beſonderes Teil in beſonderem Teile zu geben, aber wo fängt das Bereich des einen an und wo hört das des anderen auf?

**M. A.**

## Für die Küche.

**Allerlei Weihnachtskonfekt.** Zur Bereitung des ſehr feinen, weißen **Nürnberger Pfefferkuchens** rührt man zuerſt 8 ganze Eier mit einem Pfund Zucker eine Stunde lang, darauf miſcht man ein Pfund geſiebtes Mehl, etwas fein geſtoßenen, geſiebten Anis, geſtoßene Nelken und Zimt und fein geſchnittenen Zitronat darunter. Nachdem man die Maſſe tüchtig geknetet hat, rollt man ſie in der Dicke eines Meſſerrückens aus, ſchneidet lange Streifen davon, legt ſie auf mehlbeſtaubtes Papier, belegt ſie mit abgezogenen ganzen Mandeln und Zitronat und bäckt ſie in mäßiger Hitze. Dieſer Pfefferkuchen ſchmeckt vortrefflich und ſieht auch ſehr appetitlich aus. Zur Bereitung der großen braunen Kommißbrote und der Figuren für den Baum bereitet man einen feſten Teig aus gutem zerlaſſenen Honig und Roggenmehl, welchen man beim Kommißbrot mit gehackten Mandeln, kleinen Roſinen (Korinthen) und gehacktem Zitronat vermiſcht. Den fertigen Teig läßt man nun mindeſtens acht Tage liegen, am beſten in einer froſtfreien Kammer; darauf legt man ihn zwei Tage in kaltes Waſſer, und dann erſt formt man das Kommißbrot, beſtreicht es über und über mit weißem Zuckerguß, ſetzt es auf ein mit Wachs beſtrichenes Blech und läßt es in heißem Ofen backen. Das Backen iſt das Wichtigſte, und muß man gut aufpaſſen, daß der Pfefferkuchen ordentlich durchbäckt, ohne zu verbrennen. Übung wird auch hier bald das Richtige treffen lehren, weshalb es ſich empfiehlt, erſt einige Verſuche mit ganz kleinen Portionen anzuſtellen. Zur Herſtellung der Figuren läßt man Roſinen, Mandeln und Zitronat weg und verwendet nur den einfachen Honigkuchenteig. Man formt mit der Hand daraus Fiſche, Hähne, Männer, Frauen, Wickelkinder, Schweine, Haſen und Reiter. Als Modell nehme man einige Pfefferkuchen aus dem Laden. Die fertigen Figuren verziert man mit Linien in rotem und weißem Zuckerguß; den menſchlichen Figuren klebt man Geſichter auf, welche man auf ein ovales Stückchen Papier malt. Die fertigen Sachen legt man auf Bleche, die mit Wachs oder Butter gut beſtrichen ſind, und bäckt ſie ſchön brotbraun. Pfeffernüſſe macht man folgendermaßen: ein Pfund Zucker, ein Pfund Mehl und vier ganze Eier, Nelken, Muskatblüte, Zimt, Anis, alles fein geſtoßen, und ein Viertelpfund Pottaſche miſcht man und rührt es eine halbe Stunde. Dann formt man von dem Teige kleine Kugeln von der Größe einer Haſelnuß und bäckt ſie auf einem mit Mehl beſtäubten Papier bei gelinder Hitze. Makronen macht man aus fein gehackten Mandeln, Zucker und Eiweiß, zu Schnee geſchlagen. Auf 14 Teile ſüße rechnet man 2 Teile bittere Mandeln, und noch einmal ſoviel Zucker als ſüße Mandeln. Dieſe Maſſe rührt man in einer Kaſſerolle auf gelindem Kohlenfeuer ſo lange, bis ſie nicht mehr klebrig iſt; man läßt ſie hierauf unter beſtändigem Umrühren erkalten, miſcht ſie mit Eiweiß, daß ein dickflüſſiger Teig wird, formt von dieſem kleine runde Häufchen, welche man auf Papier oder Oblat ſetzt, mit feinem Zucker beſtäubt und in gelinder Ofenhitze ſchön hellgelb bäckt. Der Marzipan, dieſer König unter dem Konfekt, iſt am ſchwierigſten von allem herzuſtellen, belohnt aber, wenn er gelungen iſt, durch ſein reizendes Ausſehen und herrlichen Wohlgeſchmack reichlich alle Mühe. Ein Pfund ſüße Mandeln, wenig bittere dazu, werden gebrüht, abgezogen und in einem Porzellanmörſer ganz fein geſtoßen; während des Stoßens ſprengt man Orangenblüteneſſenz über die Mandeln, um ihnen einen aromatiſchen Geſchmack zu geben. Wenn ſie fein geſtoßen ſind, mengt man ſie mit einem Pfund geriebenem, geſiebtem Zucker und ſoviel Eiweiß, daß die Maſſe zuſammenhält, und knetet dieſen Teig mindeſtens zwei Stunden lang. Darauf formt man allerlei nette Figuren, Sterne, Herzen, Brezeln, Semmeln, Kartoffeln, Kirſchen, Äpfel, Birnen, Pflaumen ꝛc., legt ſie auf mit reinem, heißem, weißem Wachs beſtrichene Bleche und bäckt ſie ſo lange, bis die Ränder ſich gelbrot färben. Die fertigen Sachen verziert man mit eingelegten Früchten, Zucker- oder Schokoladenguß. Die Früchte färbt man mit Zuckerguß, den man aus Fruchtſäften und Zucker herſtellt, z. B. Erdbeeren, Kirſchen und Äpfel mit Erdbeer- oder Kirſchſaft, Birnen mit Safran, die Backen mit Kirſchſaft aufgemalt, Kartoffeln und Pilze, welche beſonders nett ausſehen, mit einer Miſchung von rotem Himbeerzucker und Schokolade, in Eiweiß aufgelöſt, wodurch die eigenartig gelblich-rötlich-graue Farbe erzielt wird. Ein ſehr wohlſchmeckendes marzipanartiges Konfekt kann man aus Nüſſen bereiten. Friſche Nüſſe werden gebrüht, abgezogen, fein geſtoßen und mit geſtoßenem Zucker gemiſcht; Nüſſe und Zucker zu gleichen Teilen und mit Eiweiß zu einem weichen Brei geknetet, aus dem man runde Kugeln formt, die man entweder mit Eiweiß beſtrichen in Himbeerzucker wälzt, oder mit Schokolade glaſiert, indem man Kakaobohnen mit geſtoßenem Zucker gemiſcht in einer Pfanne über gelindem Feuer mit wenig Waſſer zu einem flüſſigen Brei ſchmilzt, in welchen man die „Nußkugeln“ legt, darin ſchwenkt, bis ſie rings von Schokolade umgeben ſind, mit einem Löffel herausnimmt und auf einem mit Wachs beſtrichenen Blech in lauem Ofen mehr trocknen als backen läßt. Auch Pfefferminzplätzchen kann man ſelbſt bereiten. Geſtoßener Zucker wird mit Pfefferminzeſſenz flüſſig gemacht, auf ein mit Butter beſtrichenes Blech getropft und im Ofen getrocknet. Gebrannte Mandeln werden ſehr gut, wenn man ungeſchälte ſüße Mandeln in eine Pfanne ſchüttet, in welcher man Zucker (die Stücke in Waſſer getaucht) und geſtoßenen Zimt über dem Feuer aufgelöſt hat; in den ſiedenden Zucker kommen die Mandeln, welche man darin herumſchwenkt, bis ſie dick mit dem Zucker überzogen ſind, damit auf ein gebuttertes Blech ſchüttet und im heißen Ofen zwei Stunden backen läßt. Den Zucker kann man auch rot färben, wenn man Kirſchſaft hinzufügt. Werden die Vorſchriften genau befolgt, ſo muß alles Konfekt aufs beſte gelingen, da die Rezepte erprobt ſind.

**Elſa von Szymanska.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

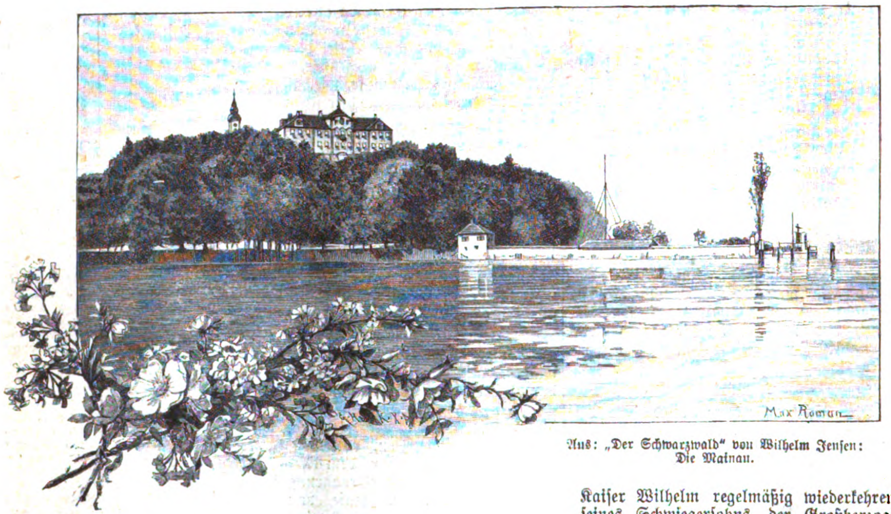
1890. Nr. 9. Viertes Blatt.

26. Jahrgang.

26. Jahrgang.

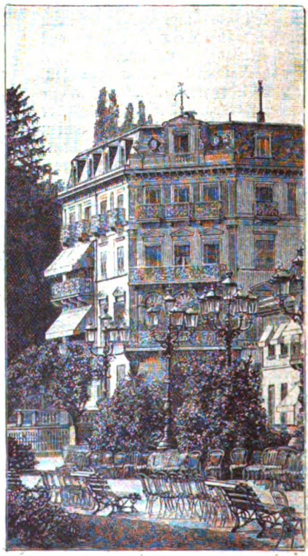
Aus der Zeit — für die Zeit.

## Bilder aus dem Schwarzwald.



Aus: „Der Schwarzwald“ von Wilhelm Jenſen: Die Mainau.

Daß es ſchön iſt im Schwarzwald, weiß jedermann, und wer einmal das herrliche Badener Ländle kennen gelernt hat, behält wohl ſein ganzes Leben hindurch eine heimliche Sehnſucht nach den tannenbewachſenen Bergen mit ihren ſchmalen, tiefeingeſchnittenen Seitenthälern und dem Ausblick auf den großen Gottesgarten, die fruchttragende Rheinebene. Der Schwarzwald hat nur einen Fehler, den nämlich, daß er in einem Winkel Deutſchlands liegt und nicht mitten darin, und daher kommt es, daß er bei Engländern, Franzoſen, Amerikanern und den reiſefrohen Ruſſen ſich faſt eines größeren Rufes erfreut als bei Deutſchen. Dieſes internationale Reiſepublikum pflegt freilich unter dem Schwarzwald nicht viel mehr als Baden-Baden und ſeine nächſte Umgebung zu verſtehen, das zwar eine Perle und wohl auch die am koſtbarſten gefaßte Perle des Schwarzwaldes iſt, aber eben doch nur eine in dieſem überreichen Schmuckſtück der Natur. Da war es ein hübſcher und zeitgemäßer Gedanke von H. Reuthers Verlagsbuchhandlung in Berlin, gerade dem deutſchen Publikum den ganzen Schwarzwald durch ein Prachtwerk*) näher zu bringen, das alle Schönheiten desſelben in Bildern von Künſtlerhand vor Augen führt und deſſen Text ein Mann geſchrieben hat, der nicht nur einer der intimſten Kenner des Schwarzwaldes, ſondern auch ein großer Dichter iſt, — Wilhelm Jenſen nämlich, der ſeit zwölf Jahren in Freiburg im Breisgau ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hat. Ältere Daheimleſer werden ſich noch wohl an Jenſens in dieſem Blatt erſchienene Romane „Karin von Schweden“ und „Die braune Erika“ erinnern, in denen ſich Naturſchilderungen von unvergleichlicher Schönheit finden. Daß in dem Werke über den Schwarzwald nicht einzig der Dichter Jenſen zu Worte gekommen iſt, ſondern auch vielfach der einfache Reiſende, erhöht gewiß den praktiſchen Wert des Buches, das ſonſt wohl über dieſen einen ſtattlichen Prachtband ſtark hätte hinauswachſen müſſen. Wir haben aus dem Werke die Bilder des Meßmerſchen Hauſes in Baden-Baden und des Schloſſes auf der Inſel Mainau gewählt, weil in beiden Kaiſer Wilhelm I alljährlich einige Tage zu weilen pflegte. Das Meßmerſche Haus iſt neben dem Koblenzer Schloſſe der Sommerlieblingsaufenthalt der Kaiſerin Auguſta. Von dem Eckbalkon überblickt man die ganze Promenade vor dem Konverſationshauſe, auf der ſich während der Promenadenkonzerte am Nachmittag und Abend das eleganteſte Leben entfaltet, das wohl überhaupt ein Badeort aufweiſen kann. Wenn Kaiſer Wilhelm zum Beſuch ſeiner Gemahlin im Meßmerſchen Hauſe weilte, pflegte er wohl abends auf dieſem Eckbalkon zu weilen und die Weiſen der berühmten Badener Kurkapelle oder rauſchender Militärmuſik zu ſich heraufklingen zu laſſen. Auf der Inſel Mainau war Kaiſer Wilhelm regelmäßig wiederkehrender Gaſt ſeiner Tochter und ſeines Schwiegerſohns, der Großherzogin und des Großherzogs von Baden; auch Kaiſer Wilhelm II hat in dieſem Jahre der ſeinem Großvater liebgeweſenen Inſel Mainau einen Beſuch abgeſtattet. Ein Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts ſchrieb über die Inſel Mainau in dem Stile ſeiner Zeit, ſie liege in einem See, „den ſelbſt Neptun, ohne zu erröten, ſeiner Gemahlin als Witwenſitz ſchenken dürfte,“ und „daß an einem ſchönen Frühlingsmorgen Venus aus dem Schaum dieſes kleinen Meeres hervorgetreten ſei.“ Das Schloß auf der Inſel Mainau im Bodenſee war urſprünglich im Beſitz des Deutſchherrenordens und ward gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in rotem Sandſtein um- und neugebaut zu dem fürſtlichen Sitz, als welcher es heute dem badiſchen Fürſtenpaar als Sommerreſidenz dient. Die wundervollen Parkanlagen, welche das Schloß umgeben, ſind Schöpfungen nach Angabe der Großherzogin, die mit künſtleriſcher Hand die Trümmer des ehemaligen Deutſchherrenſchloſſes zu maleriſcher Wirkung zu verwerten wußte.



Aus: „Der Schwarzwald“ von Wilhelm Jenſen: Meßmerſches Haus in Baden-Baden.

---

*) Der Schwarzwald. Von Wilhelm Jenſen. Mit Illuſtrationen von Wilhelm Haſemann, Emil Lugo, Max Roman, Wilhelm Volz, Karl Eyth u. a.

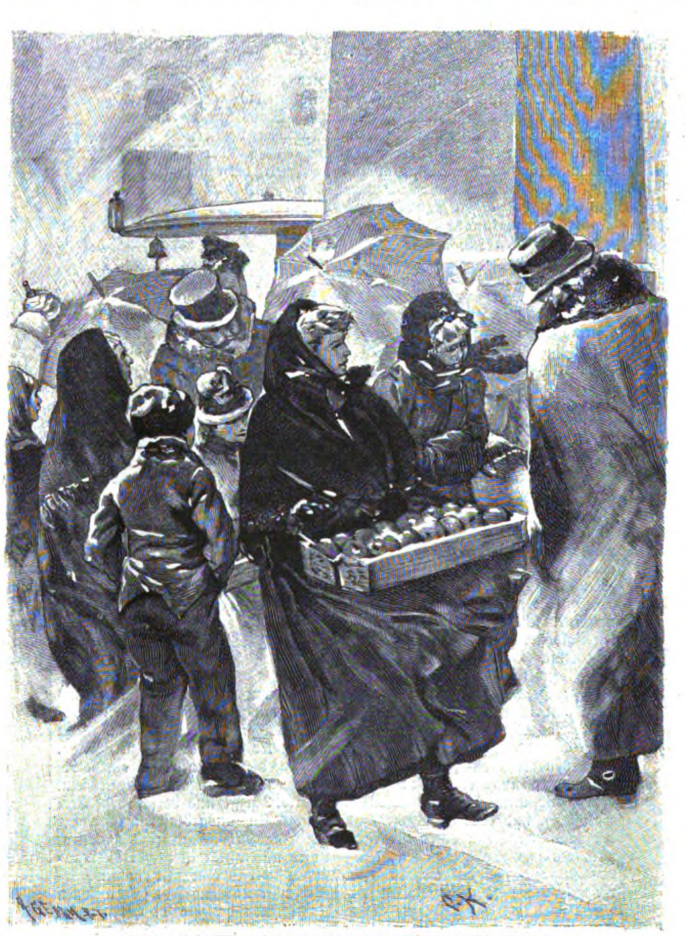
# Daheim

1890. Nr. 10. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

## Am Halleſchen Thore in Berlin.

Zu den Vorſtadtvierteln Berlins, die ſich am ſchnellſten entwickelt haben, gehört die Südweſtvorſtadt, das Viertel vor dem Halleſchen Thore. Noch vor fünfundzwanzig Jahren exiſtierte es nicht. Da ragte jenſeits des Landwehr-Kanals ein einſamer Rieſenbau empor, ein großes Zinshaus, das man um ſeiner für das damalige Berlin ungeheuerlichen Dimenſionen willen Neu-Amerika nannte, ein paar andere Häuſer deuteten die Belle-Allianceſtraße an, die ſich aber ſchon in der Höhe der jetzigen York- und Gneiſenauſtraße in eine echte und rechte Landſtraße verlor, und am Fuße des Kreuzbergdenkmals ſtanden ein paar kleine Landhäuschen, in denen Berliner Familien eine idylliſche Sommerfriſche genoſſen. Das war das Viertel vor dem Halleſchen Thore. Jetzt weiß kaum noch jemand, aus welchem Grunde eigentlich das immer noch ſtehende ſtumpfwinkelige Eckhaus den Namen „Neu-Amerika“ erhalten hat, der ihm im Volksmunde geblieben iſt, denn neben dem einen Rieſenbau ſind nicht hundert, ſondern Hunderte von Rieſenhäuſern emporgewachſen. Vor dem Halleſchen Thore iſt eine neue Stadt entſtanden, deren Weiterwachſen auf zwei Seiten allerdings durch die Bahnzüge der Anhalter und Potsdamer Bahn und durch das Tempelhofer Feld, auf das der Militärfiskus wohl noch für unabſehbare Zeit ſeine Hand gelegt hat, ein Ziel geſetzt iſt, die aber auf der dritten Seite ſich noch immer ausdehnt und eben im Begriffe iſt, die den alten Berlinern als weit vor dem Thore gelegen geltende Haſenheide zu verſchlingen und nach Rixdorf hinüberzugreifen. Die Bevölkerung von Berlin iſt in den letzten fünfundzwanzig Jahren von ungefähr 630000 Einwohnern auf mehr als eine Million und fünfmalhunderttauſend angewachſen, und das Viertel vor dem Halleſchen Thore hat an dieſem Anwachſen redlich teilgenommen. Daher iſt es gekommen, daß die Belle-Alliancebrücke, die ſonſt eine ſtille Brücke war und nur durch die zu ihren Übungen nach dem Tempelhofer Felde rückenden Truppen zeitweilig einen lebhafteren Charakter erhielt, heute zu einem der verkehrreichſten Punkte Berlins geworden iſt, denn dieſe Brücke iſt zwar ſeit lange nicht mehr die einzige, aber doch die bequemſte Verbindung der Südweſtvorſtadt mit der Friedrichſtadt. Hätte man dieſe rieſenhafte Entwickelung des Südweſtens vorausgeſehen, man würde, als endlich die engende Stadtmauer fiel und in ihrem Zuge die vornehme Königgrätzerſtraße entſtand, auch auf eine Erweiterung des Halleſchen Thores bedacht geweſen ſein und auf die beiden neuen Thorgebäude, die ſich um ihrer architektoniſchen Schönheit willen den Namen der beiden Pianinos erworben haben, entweder ganz verzichtet oder ſie wenigſtens ein gut Teil hinter der jetzigen Bauflucht errichtet haben. Denn an ihrer jetzigen Stelle ſind ſie nicht wie Eisböcke, die das Eis brechen, ſondern wie Felſen, die den Strom einengen, hier den Verkehrsſtrom, der aber an dieſem Punkte und beſonders zu gewiſſen Tages- und Jahreszeiten ebenſo unaufhaltſam flutet wie das, was man ſonſt einen Strom zu nennen pflegt. Wie die meiſten Vorſtädte, ſo hat auch die Südweſtvorſtadt zum großen Teil kleine Wohnungen, und die frühen Morgen- wie die Abendſtunden zeigen daher in dieſem Defilee, das den Zugang zu dieſem Stadtteil bildet, den meiſten Verkehr. Beängſtigend wird er um die Weihnachtszeit, wenn auf dem Belle-Allianceplatz ſich ein Stück Weihnachtsmarkt abſpielt und neben den Budeninhabern noch hundert andere Leute ihren um den Hals gehängten Kleinkram feilbieten. Zum Glück iſt das Halleſche Thor eine der zugigſten Ecken von ganz Berlin, und ſelbſt bei Regen- und Schneewetter hat niemand rechte Luſt, unter den Kolonnaden der Thorgebäude mit ihren ſchönen Porphyrſäulen einen Augenblick Schutz zu ſuchen. Jedermann pflegt den Engpaß ſo ſchnell wie möglich zu paſſieren, und das erleichtert dem einzig Stabilen in dieſem Gewirr von Menſchen, Pferden und Wagen, dem behelmten Schutzmann, ſeine ſchwierige Aufgabe, Verkehrsſtockungen zu verhindern.



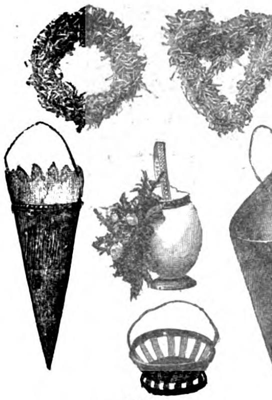
Auf der Belle-Alliancebrücke in Berlin: Apfelſinenverkauf im Winter.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

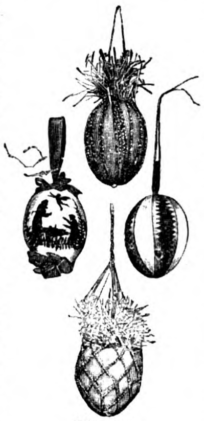
# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

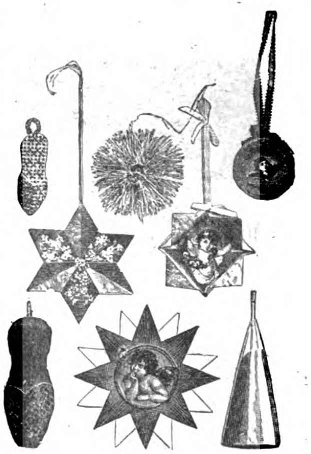
## Chriſtbaumſchmuck.



Abbild. 1.

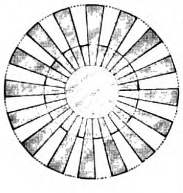


Abbild. 2.

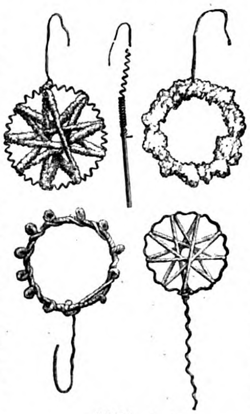


Abbild. 3.

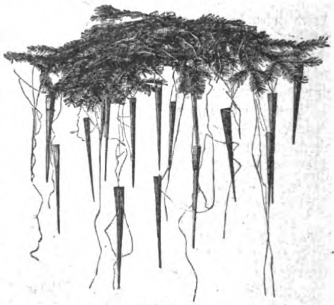
Zunächſt allen liebenswürdigen Freundinnen unſers Frauen-Daheim den herzlichſten Dank für ihre Mithilfe zur Herſtellung dieſer „Chriſtbaumnummer.“ Möge dieſelbe in weiteren Kreiſen ſo viel Freude bereiten, als uns die Hilfsbereitſchaft, die wahrhaft rührende Gefälligkeit unſerer freundlichen und kunſtfertigen Leſerinnen bereitet hat! Wir können leider nur den kleinſten Teil der eingeſandten Schätze veröffentlichen, von deren Effekt, deren zierlicher Herſtellung und Akkurateſſe das kleine farbloſe Bild leider auch nur eine annähernde Vorſtellung gibt. Indeſſen reichen auch dieſe ſo viel hinter der Wirklichkeit zurückſtehenden Abbilder hoffentlich hin, recht viele zur Nachahmung und zur ganz eigenhändigen Dekoration ihres Weihnachtsbaumes zu verlocken. Eine kurze Beſchreibung unſerer kleinen Schmuckſachen möge dazu verhelfen. Abbild. 1 zeigt uns zwei ſehr zart und duftig ausſehende Figuren aus Seidenpapier, vielleicht den dankbarſten und am wenigſten Mühe erfordernden Schmuck. Es werden ungefähr 2 cm breite Streifen Seidenpapier geſchnitten und fein ausgefranſt. Macht man größere Fränschen, wobei das Papier nicht ſo fein geſchnitten wird, ſo müſſen die gefranſten Streifen mit der Schere gekräuſelt werden. Ein gerader Draht wird nun in die rechte Hand, das Seidenpapier in die linke Hand genommen, und während man den Draht mit dem Daumen und Zeigefinger dreht, wickelt man den Streifen herum, wobei man den Zeigefinger von Zeit zu Zeit ein wenig netzt. Iſt der Draht vollſtändig umwickelt, ſo wird ihm erſt die Form gegeben. Das Ganze wird ſo wenig ſichtbar wie möglich zuſammengefügt und beim Schluß mit einem Aufhänger verſehen. Mit ähnlichen nur dreifach breiteren und aus doppelt zuſammengelegtem Seidenpapier geſchnittenen Streifen rät eine freundliche Einſenderin den Stamm des ganzen Baumes zu umwinden. Von den Tüten wird die erſte aus einem dreieckigen Stück bunten Papiers gefertigt, welches oben abgerundet und deſſen eine gerade Seite $1/2$ cm länger ſein muß als die andere. Die kurze Seite wird innen mit aufgelöſtem Gummi beſtrichen, die längere darunter genommen und das untere Ende rundherum gedreht, daß eine ſcharfe Spitze entſteht. Schmale, unten etwas gefaltete Papierſpitze wird oben in die Tüte geklebt, deren Rand man noch mit einem ſchmalen Goldbörtchen umſpannt. Von demſelben wird auch der Henkel hergeſtellt. Die Größe der Tüten richtet ſich nach der des Baumes. Das Material zu der zweiten Tüte beſteht ans einigen nutzlos gewordenen Poſtkarten, einem Bogen Goldpapier und etwas hochrotem oder hellblauem Papier, wenigen Goldfäden und etwas Kleiſter. Von der ſchmalen Seite einer Poſtkarte wird ein wenig abgeſchnitten, dann werden mit einigen Stichen zwei nebeneinander liegende Seiten zuſammengenäht, ſo daß eine kleine Tüte entſteht. Dieſelbe wird auswendig mit Goldpapier beklebt, das reichlich zugeſchnitten wird, damit der obere Rand noch nach innen umgeſchlagen werden kann. Inwendig wird das Tütchen mit buntem Papier beklebt, das vorher genau abgemeſſen werden muß, und zwar ſo, daß noch ein Goldrand ſichtbar bleibt. Ein Goldfaden dient zum Aufhängen. Zu dem zierlichen Blumenkörbchen wird ein Ei ausgeblaſen, rein abgewaſchen und abgetrocknet, worauf man deſſen ſtumpfes Ende vorſichtig ausbricht. Dann höhlt man einen großen, flachen Holzknopf in der Mitte etwas aus und bronziert ihn. In die Höhlung wird die ſpitze Seite des ausgeblaſenen Eies geleimt, deſſen ausgebrochenen Rand man mit einem Goldbörtchen umklebt und mit einem Henkel verſieht. Das Ganze wird zuletzt an der Vorderſeite mit einem Sträußchen aus Moos und einigen Blümchen verziert. Zur Herſtellung der zweiten Körbchen verwendet man Gold- und Silberpapier. Mit dem Zirkel wird nun ein Kreis gezogen, ſo groß als man den Boden des Körbchens haben will. (Bild Figur 1b.) Ein zweiter Kreis, ungefähr 2—3 cm vom erſten, bezeichnet den Rand. Von dieſem gehen ſtrahlenförmige Einſchnitte bis zum inneren Kreis. Die eine Hälfte der Strahlen wird aufwärts gebogen und mit einem Goldbörtchen zum Zuſammenhalten des Randes beklebt. Die andere Hälfte ſchneidet man kurz ab, legt ſie abwärts und hält ſie ebenfalls mit Goldbörtchen ringsherum zuſammen. Der Henkel wird aus einem Goldbörtchen oder aus einem ausgezackten Streifchen Gold- und Silberpapier hergeſtellt. Um effektvoller am Baum zu wirken, müſſen die Körbchen mit einem beſonderen Aufhänger verſehen ſein. Abbild. 2 zeigt uns verſchiedene Verwendungen ausgeblaſener Eier für den Weihnachtsbaum; die Krone dieſer und vieler ähnlicher Schmuckſachen iſt das eine mit einer Mooslandſchaft und haarfein geſchnittenen Silhouetten beklebte Ei mit der Geburt Chriſti. Leider befindet ſich nicht in jeder Familie ein Schwarzkünſtler, der es nachahmen kann. Um ſo einfacher ſind die übrigen herzuſtellen; das eine iſt mit Lamettafäden umſponnen, das andere ſehr ſauber mit Schnitzen von Atlas und Goldpapierzäckchen beklebt, das dritte verſilbert, in ein Netzchen von blaßblauer Seide eingehängt. Von den Gegenſtänden auf Abbild. 3 empfehlen wir beſonders die reizend wirkenden Sterne zur Nachahmung. Aus einem viereckigen Silberpapier faltet man einen achteckigen Stern, in deſſen Mitte man eine kleine Tafel Schokolade ſchieben kann. Ein Engelskopf und Bandſchleifchen verzieren denſelben. — Zwei dreieckige Stücke Goldpapier faltet man zu zwei Sternen, klebt dieſe gegeneinander und verziert ſie mit kleinen Blumen. — Den Goldſtern von einem Ballorden klebt man mit einem gleichen Stern



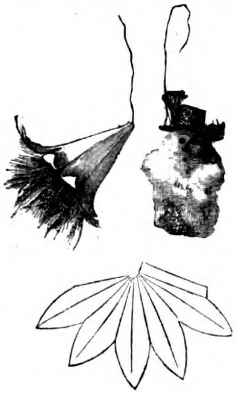
Abbild. 1b.



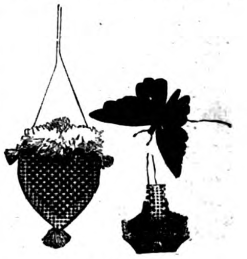
Abbild. 4.



Abbild. 5.



Abbild. 6.



Abbild. 7.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

aus blauem Kartonpapier ſo zuſammen, daß eine blaue Spitze mit einer goldenen wechſelt. Auf beide Seiten klebt man ein Engelsbild, überſtreicht das Ganze mit flüſſigem Leim und ſtreut Eisflimmer darüber. Den glitzernden Lamettaſtern ſtellt man her, indem man Silberfäden über eine thalergroße Pappe wickelt, dieſelben in der Mitte jeder Seite zuſammenfaßt, dann am Rande aufſchneidet, ſo daß zwei Sterne entſtehen, von denen man jeden in der Mitte mit einem Engelsköpfchen beklebt. Die kleine runde Bonbonniere beſteht aus einer Pillenſchachtel, die man bronziert und mit Zierbildchen beklebt. Um den äußeren Rand ſchlingt man ſchmales Bändchen und befeſtigt dieſes mit Schleifchen. Von den Pantoffeln iſt der eine von Knabenhand leicht aus Pappe und Goldpapier, der andere von kleinen Mädchen aus rotbeſticktem Silberkanevas herzuſtellen. Geübtere Hände kleben aus Pappe, goldenem und weißem Papier den hübſchen Zuckerhut zuſammen. Abbild. 4 gibt Anleitung zur Herſtellung der feenhaft glitzernden Alaunſterne, deren Grundformen man aus Kupferdraht formt (die Bögelchen werden über eine Stricknadel gewickelt). Die Geſtelle umwickelt man mit weißer Wolle und hängt ſie 24 Stunden lang, frei ſchwebend, in eine ſtark konzentrierte Alaunlöſung, worauf ſie mit den herrlichſten weißen Kriſtallen ſtark umkruſtet ſind. — Einen bei aller Einfachheit entzückenden Chriſtbaumſchmuck geben die langen, nadelſpitzen Silberpapiertüten, mit Lamettafäden überhangen, ſ. Abbild. 5. Zu den Lilien, Abbild. 6, nimmt man glattes weißes Kartonpapier, aus dem man nach der verkleinerten Schnittfigur die Blume ſchneidet. Dann biegt man mit dem Falzbein jedes der Blumenblätter in der Mitte der Länge nach zuſammen und zwar ſo, daß die erhöhte Bruchlinie in die Innenſeite der Blume kommt, wodurch die an den weißen Lilien in der Natur vorhandenen ſtarken Adern entſtehen. Hierauf vergoldet man die Blätterſpitzen und klebt die Blume tütenförmig zuſammen. Zu den Staubfäden nehme man eine ſtarke Quaſte von Lamettafäden, die man an Draht befeſtigt, der dann, innen durch die Blume gezogen, deren Stiel und Befeſtigungsmittel ergibt. Der kleine Schneemann iſt aus einer großen mit Watte überzogenen Zwirnrolle gearbeitet. Ein Wattkügelchen bildet ſeinen Kopf, zwei lange Streifen Watte die übereinandergeſchlagenen Arme, die einen kleinen Silberbeſen feſthalten. Das ganze Männchen wird, nachdem es an einigen Stellen gummiert, mit fein geſchnittener Lametta beſtreut. Ein Cylinderhütchen aus ſchwarzer Pappe ſteht dem Kleinen reizend. Geſicht und Knöpfe zeichnet man mit ſchwarzer Tinte auf. Eine niedliche Bonbonniere und ein Körbchen aus Silberkanevas, ſowie ein nach der vorjährigen Anleitung des Daheim in Braun, Gold und Gelb gemalter Schmetterling (Abbild. 7) bilden den Schluß unſerer kleinen Ausſtellung. Den Reſt der guten Dinge faſſen wir in der nächſten Nummer noch kurz beſchreibend zuſammen.

## Handarbeit.

Bei der großen Vorliebe unſerer Zeit für Kunſtinduſtrie, zumal wirklich künſtleriſche ſtilvolle Handarbeiten glaube ich den Leſerinnen unſers Frauendaheim einen rechten Gefallen zu thun, wenn ich ſie auf ein noch nicht genug bekanntes, wahrhaft großartiges Vorlagenwerk, die „Muſterblätter für künſtleriſche Handarbeiten“ von Frau Frieda Lipperhaide, hinweiſe. Die Sammlung iſt ein kleines Kunſtmuſeum an Geſchmack, Originalität, ſchönen Formen und prächtigen Farben. Die geſchmackvollſten altitalieniſchen, indiſchen, chineſiſchen, bulgariſchen, rumäniſchen Muſter ſind mit feinſtem Geſchmack gewählt, zuſammengetragen und zu moderner Verwendung gebracht. Ein reicher inſtruktiver Text erläutert die bunten Kunſtblätter. Ich empfehle die Anſchaffung dieſer Sammlungen allen ſchönheitsliebenden Frauen, aber auch Schulen, Kunſtinſtituten und Stickereiläden aus vollſter Überzeugung aufs herzlichſte.

**Frau H. P.**

## Begleitworte zu Geſchenken.

### Zu einem Aſchenbecher.

Wünſche dir, daß dieſer Becher
Niemals andre Aſche ſchaut,
Als von echtem importierten,
Duftigem Havanakraut!

Wie des Dampfes zarte Ringel,
Wie den leichten blauen Dunſt,
Laſſe alle Sorgen ſchwinden —
Das iſt echte Lebenskunſt!

### Zu einer Schlummerrolle für den Schaukelſtuhl.

Wenn du Stunden, ſchwere, mühevolle,
Hinter dir nach langem Morgen haſt,
Leg' zu einer kurzen Mittagsraſt
Sanft dein Haupt auf dieſe Schlummerrolle.

Schlummre bei des Stuhles leiſem Schaukeln,
Schmiege tief den Kopf ins Kiſſen ein,
Und die Wünſche, die ich wob hinein,
Laß als goldne Träume dich umgaukeln!

### Zu einer Broſche in Form eines Korallenzweiges.

Als ich jüngſt zur Ruh gegangen
In mein trautes Kämmerlein,
Trat, mit totenblaſſen Wangen,
Eine Nixe leis herein.

Grünlich die Gewänder waren,
Feucht war ihres Schleiers Saum,
Und der Schilfkranz in den Haaren
Noch umſprüht von Wellenſchaum.

Leiſe ſprach ſie durch das Schweigen:
„Oftmals tauchen wir empor,
Tanzen dann im Mondlicht Reigen,
Haſchen uns im Schilf und Rohr.

Aus dem frohen Ringelreihen
Komm ich heute zu dir her,
Eine Gabe dir zu weihen
Von den Schätzen tief im Meer.

In des Meeres weiten Hallen,
Tief in der kriſtallnen Flut
Leuchten weithin die Korallen,
Schimmern auf in roter Glut.

Hab' ein Zweiglein dir gebrochen,
Wer es trägt, dem bringt es Glück
Durch ein Wort, das ich geſprochen —
Weiſe es drum nicht zurück!“

Da erwachte ich voll Staunen — —
War denn alles dies ein Traum?
Draußen nur des Nachtwinds Raunen,
Still und leer der kleine Raum.

Nur das Mondlicht blitzt und flimmert
Durch das Fenſter ſilberbleich —
Aber dort! — dort blinkt und ſchimmert
Glührot der Korallenzweig.

Dir, die ich am liebſten habe,
Sende ich den Talisman,
Nimm der Nixe holde Gabe
Freundlich heute von mir an.

Möge dir der Zweig gefallen —
Trage ihn nun auch hinfort,
Denn gefeit ſind die Korallen
Durch der Nixe Zauberwort!

**W. Pr.**

## Gärtnerei.

Chryſanthemum. Die Winteraſter (Chryſanthemum), die Modeblume des Tages, gehört, wie der Name ſagt, zu den Winterblühern. Von Ende Oktober bis zum Januar oder Februar treibt ſie ihre ſchönen Blumen, die neuerdings in allen Farbentönen gezogen werden. Da die Pflanze jetzt zu blühen beginnt, bietet ſich die beſte Gelegenheit, ſie durch Stecklinge fortzupflanzen. Die aus dem Wurzelſtock entſprießenden, zur Blütezeit der Pflanze gut ausgebildeten, blütenloſen Triebe eignen ſich am beſten zur Vermehrung. Man ſchneidet dieſelben vorſichtig ab und pflanzt mehrere in einen gutdrainierten Topf, der mit Miſtbeeterde und Sand, zu gleichen Teilen vermiſcht, gefüllt iſt. Die Töpfe werden an einen froſtfreien, kühlen, hellen Ort gebracht und ſehr mäßig begoſſen. Die Wurzelbildung erkennt man an dem ſchönen friſchen Ausſehen und der Neigung zum Austreiben der Pflanzen. Vor ſtarkem Wachſen muß die Kälte die Stecklinge abhärten. Im Februar pflanzt man vorſichtig, ohne viele Wurzeln beim Austopfen zu zerreißen, die Pflänzchen einzeln in 8 bis 10 cm große Töpfe. Die Erde muß nun etwas fetter ſein; die beſte Miſchung iſt: 2 Teile Lauberde, 1 Teil Miſtbeeterde, 1 Teil zerkleinerter Kuhdung und 1 Teil Sand. Für gute Scherbenunterlage iſt zu ſorgen. Nach dem Anwachſen, alſo Ende März, werden alle Pflanzen auf 10 cm eingeſtutzt. Der Standort der Töpfe muß hell und kühl ſein. Im April beginnt das ſtärkere Wachſen, aus den Blattwinkeln ſproßt überall ein Trieb. Sind dieſe ungefähr 12 cm hoch, ſo werden ſie auf vier Augen zurückgeſchnitten. Weiteres Einſtutzen iſt nicht nötig. Ende Mai werden die Töpfe bis an den Rand in ein nicht zu ſonniges Beet eingeſenkt. Man gibt dann den Pflanzen wöchentlich ein- bis zweimal einen Dungguß. Die neuen Triebe müſſen an Stöcken befeſtigt werden, damit ſie gleichmäßig auseinanderwachſen. Vor heftigem Herbſtregen ſind die Aſtern zu ſchützen. Deshalb ſetzt man die Töpfe im September in einen kalten Miſtbeetkaſten oder ans Stubenfenſter. Für friſche Luft muß geſorgt werden. Bevor die Pflanzen unter Glas geſetzt werden, empfiehlt es ſich, ſie nochmals umzutopfen. — Nun noch etwas über die Blumen ſelbſt. Will man recht große Blüten erzielen, ſo muß man nur eine oder zwei Knoſpen an je einem Triebe laſſen. Solche Prachtblumen eignen ſich zu Bindezwecken am beſten; kleinere werden zur Kranzbinderei getrocknet. Eine Tonne oder hohe Kiſte ohne Boden mit abnehmbarem, aber doch feſtſchließendem Deckel wird dazu über eine Pfanne mit glühenden Holzkohlen geſtülpt, dann hängt man die in kleine Bündel gebundenen Blumen in die Tonne; eine tüchtige Handvoll pulveriſierten Schwefels wird auf die Kohlen geſtreut und der Deckel feſt zugeſchloſſen. Der ſich entwickelnde Schwefeldampf trocknet die Blumen ſehr gleichmäßig und ſchön. Am anderen Tage ſtreut man nochmals Schwefel auf neue Glut. In der Regel ſind die Blumen dann gedörrt. Man ſtellt nun ſtatt der Kohlenpfanne eine flache, breite Schüſſel mit zu gleichen Teilen ſtarker Schwefel- und Salzſäure (etwa 50 $^0/_0$) hinein. Die verdunſtenden Säuren beizen die Blumen ſchön rot. Auch mit Anilinfarben können die Blüten gefärbt werden, doch müſſen ſie nach dem Färben am heißen Ofen nachtrocknen. Abgeſtielte Blüten werden auf Goldfäden gezogen und in gleichen Abſtänden befeſtigt. Auf dieſe Weiſe kann man ſich prachtvolle dauerhafte Ketten für den Weihnachtsbaum verſchaffen.

**Mitarbeiter für Gartenbau.**

## Nochmals Weihnachtsgebäck.

Roſennüſſe. Zuthaten: $\frac{1}{2}$ Pfd. Mehl, $\frac{1}{2}$ Pfd. Zucker, $\frac{1}{2}$ Taſſenkopf Roſenwaſſer, 2 Eier, 1 Quent Hirſchhornſalz. Nachdem Zucker und Eier ſchaumig gerührt, miſcht man Mehl, Roſenwaſſer und Hirſchhornſalz hinzu, färbt den Teig mit etwas aufgelöſter Kochenille roſenrot, formt kleine Kügelchen, die man bei ganz gelinder Hitze nur trocknen läßt.

Oſtpreußiſche Zuckernüſſe. Zuthaten: $1\frac{3}{4}$ Pfd. Zucker, 2 Pfd. Mehl, $\frac{1}{4}$ Pfd. Butter, $\frac{1}{3}$ Pfd. feinwürfelig geſchnittenes Zitronat, 2 alte Lot geſtoßener Kardamon, 1 abgeriebene Zitronenſchale, 8 Eier. Eier, Butter und Zucker gut gerührt, dann das Gewürz hinzugefügt, zuletzt das Mehl, davon kleine Kügelchen geformt und auf mit Mehl beſtreutem Blech gebacken.

Gebrannte Mandeln. 1 Pfd. Zucker wird, mit Roſenwaſſer angefeuchtet, gekocht, bis er Faden zieht. Dann ſchüttet man 1 Pfd. ſüße, mit einem Tuche trocken abgeriebene Mandeln, einen knappen Theelöffel geſtoßenen Zimt, ebenſoviel klaren roten Bolus dazu, rührt die Mandeln durcheinander, läßt ſie einige Sekunden kochen und ſchüttet ſie, wenn ſie trocken werden, auf mit Fett beſtrichene Teller.

Brauner Pfefferkuchen. $1\frac{1}{4}$ Pfd. Honig, 170 gr Zucker, 125 gr grobgeſchnittene Mandeln, ebenſoviel Zitronat, 1 abgeriebene Zitrone, reichlich $1\frac{1}{4}$ Pfd. Mehl, 1 Theelöffel Hirſchhornſalz, 1 Theelöffel gereinigte Pottaſche, in etwas warmem Waſſer aufgelöſt. 4 Eier rührt man mit dem Zucker, einem eigroßen Stück Butter und 2 Löffel Rum ſchaumig, thut nach und nach den mäßig erwärmten Honig und die anderen Zuthaten dazu, füllt die Maſſe in eine gut mit Butter ausgeſtrichene, mit Semmelkrume beſtreute Form und läßt den Kuchen 1 Stunde in mäßig heißem Ofen backen.

**Hausmütterle.**

## Fragen.

42) Kennt eine der lieben Daheimleſerinnen ein hübſches kleines Gedicht, das ich einem Weihnachtsgeſchenke — Uhrſtänder, für einen Arzt beſtimmt — beifügen möchte?

**Vergißmeinnicht in Thüringen.**

43) Wer ſagt mir ein nettes Verschen, paſſend zu einem Weihnachtsgeſchenk für ein kleines Patenkind, beſtehend aus einer „Sparbüchſe“ mit etwas Inhalt, ſowie einen Reim als Begleitſpruch zu einem Schlafrock, für einen älteren Herrn beſtimmt, der, jetzt im Ruheſtand, in ſeiner Jugend ſtreng arbeiten mußte.

**M. P. in C., Schweiz.**

44) Könnte mir jemand wohl einen kurzen — wenn möglich nur vierzeiligen — Vers ſagen, oder eventuell ſelber dichten, der ſich für ein Medizinſchränkchen eignet? Dasſelbe iſt für eine ältere alleinſtehende Dame beſtimmt, die keine Familie hat, aber jedem Menſchen gern mit Rat und That hilft. Sehr dankbar wäre

**Eine Abonnentin und Freundin des Daheim.**

## Auskunft.

Fr. 27. Äpfelkerne kauft die Samenhandlung von Heinrich Keller Sohn in Darmſtadt, Heſſen, in großen Mengen, wenn dieſelben ſorgfältig abgetrocknet und zu Saatzwecken tauglich ſind. Birnkerne desgleichen.

**K. H. in D.**

Der Preis für Äpfelkerne iſt pro Kilo 1,50 bis 2 ℳ, für Birnenkerne 2,60 bis 3 ℳ. Ein umfangreiches Spezialgeſchäft in Anzucht von Obſtwildlingen iſt das von Paul Lagua in Breslau (Minnahof). Falls Sie eingehendere Antwort wünſchen, bitte ſich brieflich zu wenden an die

**Köllner Baumſchulen b. Elmshorn i. H.**

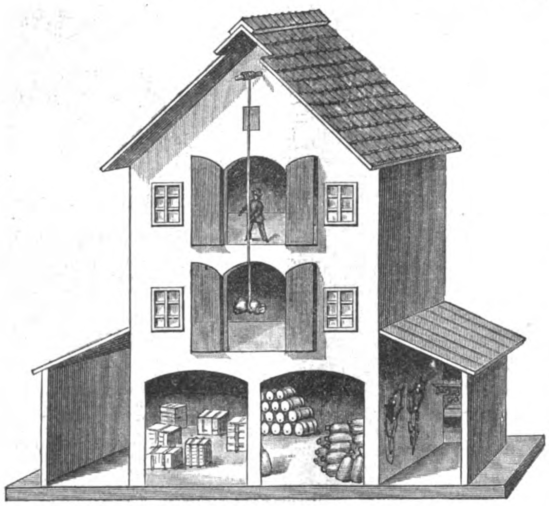
Fr. 28 aus Nr. 5. Vorgezeichnete Radierarbeiten auf Glas liefert ſehr gut und billig **C. Hartmann, Naugard/Pommern.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Daheim

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

# Ein Lagerhaus, zur Selbſtanfertigung für den Weihnachtstiſch der Kinder.



Unter der Überſchrift: „Eine Burg für den Weihnachtstiſch“, brachte das Daheim vor einigen Jahren (Jahrgang 1887, S. 174 ff.) die dankenswerte Anregung für Eltern, ihren Kindern an Stelle der luxuriöſen, koſtſpieligen und dazu in der Regel wenig brauchbaren und noch weniger haltbaren käuflichen Spielwaren dieſes oder jenes Spielzeug ſelbſt anzufertigen; als nachahmungswertes Beiſpiel und Muſter ward zugleich die Anſicht einer Feſtung oder Burg beigefügt, nebſt Anweiſung zur praktiſchen und dauerhaften Anfertigung derſelben. Mit großem Vergnügen habe ich mich damals gleich dieſer Arbeit unterzogen: die alſo entſtandene Feſtung hat meinen Kindern überaus große Freude bereitet und dient ihnen noch immer als ein trefflicher Zeitvertreib. Durch dieſen erſten Verſuch und Erfolg ermutigt, habe ich mich im vergangenen Jahre, nachdem ich vergeblich auf weitere Anweiſung im Daheim gewartet, ſelbſt daran gemacht, etwas Ähnliches zuſammenzuſtellen, und für meine beiden Knaben von 8 und 6 Jahren ein „Lagerhaus“ aufgebaut, das ſich ſeitdem ebenfalls als ein recht praktiſches und beliebtes Spielzeug bewährt hat. Auf Wunſch gebe ich in folgendem eine Beſchreibung desſelben, ſowie, zu Nutz und Frommen der Väter, welche ſich in dergleichen verſuchen wollen, eine möglichſt genaue Anleitung zur Herſtellung desſelben.

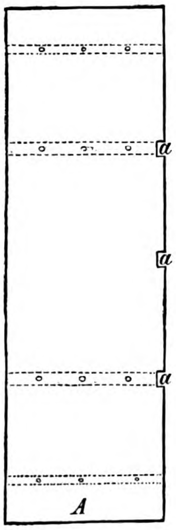
Das „Lagerhaus“ beſteht aus einem mittleren Hauptgebäude und zwei kleineren Seitenanbauten. Das mehrſtöckige Hauptgebäude hat unten eine offene Lagerhalle, darüber zwei mit Thüren und Fenſtern verſehene Lagerböden und unter dem Dach ein Takelwerk zur Heraufbeförderung der Warenballen, Kiſten und Säcke. Die Nebengebäude ſind offene Schuppen, der eine für einen Laſtwagen, der andere für zwei Pferde beſtimmt. Behufs Anfertigung dieſes Lagerhauſes ſchneidet man zuerſt die einzelnen Teile aus dickeren und dünneren Brettern von alten Packkiſten, wie ſolche ſich wohl in jedem Haushalte mit der Zeit in genügender Menge anſammeln.

Als Grundlage des Ganzen dient ein 2 cm ſtarkes, 90 cm langes und 26 cm breites Brett. Dasſelbe wird an den 3 in Fig. A mit a bezeichneten Stellen 3 cm breit und ½ cm tief eingeſchnitten und an den durch Punkte bezeichneten Stellen durchbohrt.

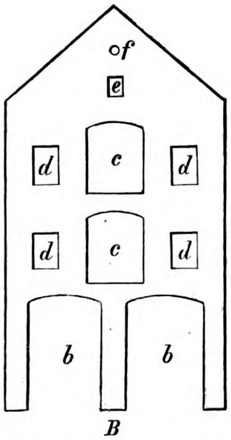
Für die Giebelſeiten (Fig. B) wird behufs leichterer Bearbeitung ein nur ½ cm ſtarkes Brett genommen. Die Giebelhöhe beträgt 72 cm, die Seitenhöhe 52 cm, die Breitſeite hat 37 cm. Die Öffnungen für die Thore, Thüren und Fenſter werden mit der Laubſäge ausgeſchnitten. Die beiden offenen Thore (b) der vorderen Giebelwand haben eine Höhe von 19 cm, eine Breite von 14 cm; die 3 ſtehenbleibenden Pfoſten ſind 3 cm breit. Die beiden Thüren (c) der Stockwerke haben eine Höhe von 12 cm, eine Breite von 10 cm. (Die Löcher zum Einſetzen der Laubſäge bringe man genau in den Ecken an, damit die ausgeſchnittenen Brettchen zur Anfertigung der Thürflügel gebraucht werden können.) Die vier Fenſter (d) haben eine Höhe von 5 cm und eine Breite von 4 cm. Die Dachluke (e) hat eine Höhe von 4 cm und eine Breite von 3 cm. Das Loch (f) für das Takelwerk hat einen Durchmeſſer von 1 cm.

Die hintere Giebelwand hat dieſelbe Geſtalt und Größe wie die vordere, erhält aber nur die beiden Thüröffnungen (c) und das Loch für das Takelwerk (f). Die beiden Seitenwände des Hauptgebäudes ſind, da ſie dem Ganzen den rechten Halt geben müſſen, aus Brettern von 2 cm Stärke zu ſchneiden und erhalten eine Höhe von 50 cm und eine Breite von 26 cm (Fig. C). Auf denſelben werden je 2 Lättchen in der Höhe von 21 cm und 35 cm aufgenagelt, welche den Böden der Stockwerke als Unterlage dienen. Die Böden ſind ½ cm ſtark, 26 cm breit und 33 cm lang. Die beiden Teile des Daches (Fig. D) ſind 28 cm lang, oben 37 cm, unten 32 cm breit; der ſtehenbleibende Vorſprung dient zur Bedachung der Takelrolle. Nach Fertigſtellung der einzelnen Teile des Hauptgebäudes ſetzt man dieſelben am zweckmäßigſten in folgender Weiſe zuſammen: zuerſt befeſtigt man die beiden Seitenwände mit je 2 oder 3 Schrauben ſenkrecht auf dem als Grundlage dienenden Brett; die Entfernung der Außenwände beträgt 37 cm. Darauf ſetzt man die vordere Giebelwand mit ihren 3 Pfoſten in die ausgeſchnittenen Stellen **a** der Grundlage A und nagelt dieſelbe an dieſen Stellen ſowie gegen die (ſenkrechten) Seitenwände feſt; in ähnlicher Weiſe wird die hintere Wand befeſtigt. Dann legt man die beiden Böden der Stockwerke auf die an den Seitenwänden angebrachten Lättchen und befeſtigt ſie mit kleinen Stiftchen. Endlich wird das Dach ſo aufgenagelt, daß dasſelbe mit der Hinterwand abſchneidet, dagegen vorne vorſpringt. Über den Dachfirſt nagelt man zum Zweck beſſeren Abſchluſſes 2 Lättchen (1 cm ſtark, 2 cm breit, 37 cm lang). Die beiden Nebengebäude ſind einfach herzuſtellen: die Seitenwände derſelben ſind 26 cm breit und 20 cm hoch; die Dächer 27 cm breit und 24 cm lang. Die Maße für die Rückwände ergeben ſich von ſelbſt. Iſt der Rohbau fertiggeſtellt, ſo wird das Ganze von außen und von innen mit ſtarkem Papier beklebt; dadurch werden die Anſchlußſtellen verdeckt, auch erhält das Ganze eine gleichmäßigere Glätte und einen feſteren Halt. Nach gründlicher Trocknung ſchreitet man zur Beklebung mit buntem Papier: für den unteren Fußboden nehme man dunkelgraues, für die Böden der beiden Stockwerke holzfarbenes Papier; für die Außenwände rotes, für die Innenwände helleres Ziegelſteinpapier, für das Hauptdach graues Schieferpapier, für die Seitendächer ſchwarzes Glanzpapier. Auf die Beklebung verwende man beſondere Sorgfalt, damit nirgends blaſige oder runzlige Stellen entſtehen, die ſpäter raſch ſchadhaft werden; auch laſſe man alles recht trocken werden. Iſt dies geſchehen, ſo befeſtigt man die mit dunkelgrünem Papier beklebten Thürflügel vermittelſt kleiner Scharniere und ſetzt die Fenſter (4 Stückchen Glas, darauf die Rahmen mit weißer Ölfarbe oder mit aufgeklebten Papierſtreifen hergeſtellt ſind) ein. Die Hauptſache für die Kinder iſt das Takelwerk; um dieſes herzuſtellen, läßt man ſich vom Schmied eine runde, 1 cm ſtarke und 40 cm lange, hinten mit einer Kurbel, vorne mit einer vierkantigen Spitze verſehene Eiſenſtange (Fig. E) anfertigen, führt dieſelbe von hinten durch die in den Giebelwänden angebrachten Löcher und treibt in die an der Vorderſeite hervortretende vierkantige Spitze eine ziemlich große, ſchwarze Garnrolle, an welcher man vorher durch kleine Stiftchen ein 70 cm langes Meſſingkettchen (von einer alten Uhr oder dergl.) nebſt Häkchen befeſtigt hat. Nun rüſtet man das Haus mit leicht anzufertigenden Päckchen, Fäſſern und Warenballen aus, fügt einen Laſtwagen mit zwei Pferden hinzu und die Kinder werden ſich leicht in die Rollen des Magazinverwalters oder Großkaufmanns hineindenken.

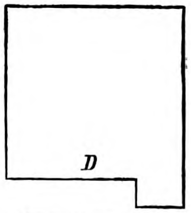
W. J.



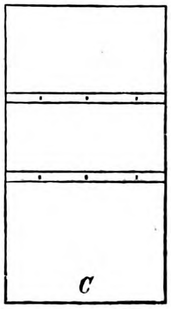
A



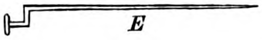
B



D



C



E

Daheim

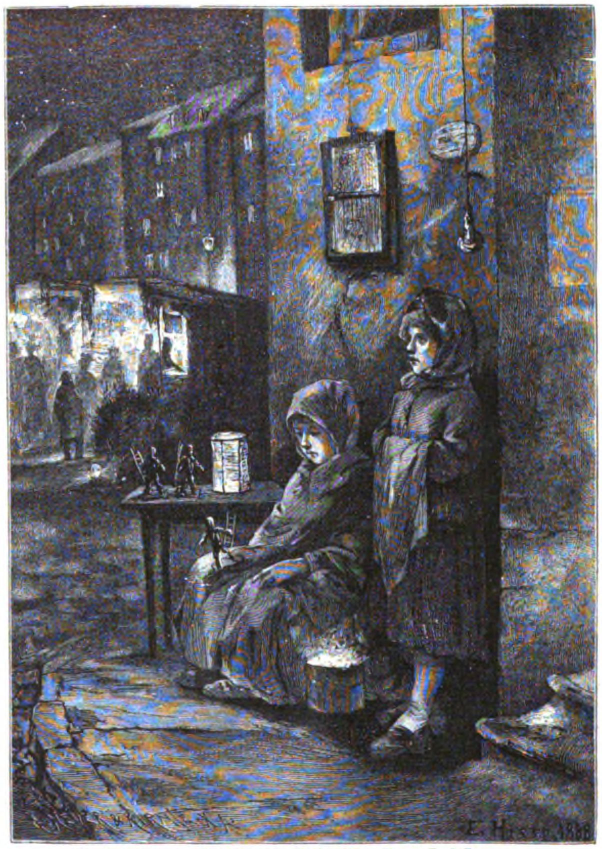
1890. Nr. 11. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Auf dem Weihnachtsmarkt.

Nur beſcheidene Herrlichkeiten ſind es, die in den Buden des Weihnachtsmarktes ausliegen und die Vorübergehenden zum Kaufen anlocken; billiges Kinderſpielzeug, Pfefferkuchen und Naſchwerk, wohlfeile Haushaltungsgegenſtände. Koſtbarere Ware wäre ſchlecht aufgehoben in den dürftigen Leinwandbuden, die dem Regen und Schnee nicht ganz den Eintritt wehren können. Aber denen, die hier ihre Einkäufe machen, erſcheinen die ausgelegten Dinge ebenſo begehrenswert und begehrenswerter als die Schätze, die in den Schauhäuſern eines orientaliſchen Bazars aufgehäuft ſind. Was nützen ihnen die tauſend Dinge, die in den großen Kaufpaläſten ausliegen, da ſie dieſelben doch weder bezahlen können, noch ein Bedürfnis für ſie haben. Auf dem Weihnachtsmarkt aber finden ſie mehr, als ihre Genügſamkeit bedarf, und genug, um ſich und anderen eine Weihnachtsfreude zu machen. Auch diejenigen, die ihre großen Einkäufe in den eleganten Magazinen beſorgen können, ſollten nicht verſäumen, einen Gang über den Weihnachtsmarkt zu machen. Für das, was ſie dort einkaufen, finden ſie wohl bald gute Verwendung; denn es gibt viele arme Menſchen, die auch für eine geringe Weihnachtsgabe dankbar ſind, und auch am Weihnachtsabend viele dunkle Zimmer, die leicht zu erhellen ſind. Aber nicht nur die Verwendung ſolcher Einkäufe wäre ein gutes Werk, das Einkaufen ſelbſt iſt ſchon ein ſolches. Gewiß ſind viele unter den Krämern, die auf dem Weihnachtsmarkt ihre Waren feilhalten, Leute in ganz behäbiger Poſition, die ihren Handel mit kaufmänniſcher Berechnung von Soll und Haben betreiben und nicht auf Käufer aus Mitleid angewieſen ſind. Aber daneben ſind auch Arme genug, denen man einen Hohn anthäte, wenn man ſie unter die Geſchäftsleute rechnen wollte, Leute, die nicht mehr wußten, wovon ſie leben ſollten, denen der Winter hart zugeſetzt hat und die, ohne Arbeit und zu ſtolz zum Betteln, zu Hauſe unermüdlich gepappt und geklebt, gebaſtelt und genäht haben, um allerhand billiges Spielzeug zuſammenzuſtellen. Auf den Weihnachtsmarkt haben ſie ihre Hoffnung geſetzt; ein paar Thaler glauben ſie doch zu löſen aus dem Verkauf des Kleinkrams, die ihnen über viele ſchwere Tage hinweghelfen können. Aber da gibt es ſo viele Konkurrenten auf dem Markte, die mit unermüdlicher Lunge oder ſchlechten Scherzen, mit brutaler Anpreiſung ihrer Ware die Käufer anzulocken wiſſen, daß den Beſcheidenen in all dem Trubel und Lärm bange werden mag für ſich ſelbſt und um den Erfolg ihrer beſcheidenen Spekulation. Eine barmherzige Seele findet ſich doch wohl noch, die ſie in ihrem abgelegenen Winkel aufſtöbert und ihre ſtumme Bitte verſteht. Dann haben ſie bald ihren Schornſteinfegervorrat ausverkauft und können nach Hauſe eilen, wo vielleicht eine kranke Mutter und hungernde Geſchwiſter ſehnſüchtig ihrer und ihres Verdienſtes harren.



Die Beſcheidenen. Ein Bild vom Weihnachtsmarkt von E. Heſſe.

Daheim-Kalender 1890

iſt erſchienen und zum Preiſe von 1½ Mark durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der Daheim-Kalender iſt ein **echtes und rechtes Hausbuch** ſeit lange her. **Neue Einrichtungen** in dieſem Jahrgange, wie der **„Jahres-Kalender für Garten und Haushalt“**, der **„Frauen-Kalender“** und die **„Hauspoeſie“**, ſowie **ein kunſtvolles Farbendruckbild nach einer Aquarelle**, werden, im Verein mit dem übrigen gediegenen novelliſtiſchen und praktiſchen Inhalt und den feinen Holzſchnittbildern, gewiß dazu beitragen, dem **Daheim-Kalender ſeine alten Freunde zu erhalten und viele neue zu gewinnen.**

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Zu klugen Thaten
Kann man einander raten.
Aber die guten müſſen
Erblühn aus eignen Entſchlüſſen.

## Allerlei Weihnachtliches.

Von den vielen Vorſchlägen zu Chriſtbaumſchmuck heben wir als ſehr hübſch noch folgendes hervor. Eine halbe vergoldete Nußſchale wird oben und unten je zweimal dicht nebeneinander durchbohrt; durch dieſe Löcher zieht man die langen Enden zweier blaßblauer Schleifchen, ſo daß letztere außen die Löcher zudecken, erſtere gleich als Aufhänger dienen. Das Ganze gibt ein goldenes Bettchen, das man mit Moos oder blauen Seidenkißchen füllt. Zwei Wickelpüppchen (Erbſen mit gemalten Geſichtchen und Spitzenhäubchen, an Holzſtäbchen geſpießt, letztere mit Watte und blauen Seidenfaden umwickelt) kommen in jedes kleine ſchwebende Bett. — Sehr niedlich ſind die kleinen Poſtpakete aus Streichholzſchachteln, letztere mit Papier ausgelegt und recht lecker gefüllt, dann in Gold- oder Silberpapier ſehr ſauber eingepackt, poſtmäßig umſchnürt, geſiegelt und mit Poſtſtempel und einer ſchöngeſchriebenen Adreſſe an je eins der Kinder des Hauſes verſehen. — Eimerchen aus rotem Gelatinepapier, mit Kartonboden, an welchen die Gelatine mittels Goldpapierſtreifen angefügt wird, Goldrändchen und Goldfaden zum Aufhängen, können zugleich, wenn ſie ein kurzes ſtarkes Lichtende tragen, als allerliebſte Laternen dienen. — Vielleicht gefallen manchem auch Schneebälle aus Watte, mit Gummilöſung betupft und Silberflimmern beſtreut. Jeder der Bälle kann in der Mitte ein kleines Geſchenk enthalten. — Die immer wieder vorgeſchlagenen bronzierten Tannenzapfen, Nuß- und Papierketten, Papierroſen ꝛc. ſind allgemein bekannt, gehäkelte, bronzierte Körbchen, Netzchen aus Goldfäden für Äpfel und Nüſſe wohl auch. Eine hübſche neue Idee iſt es, aus den ſonſt unbrauchbaren bunten Flechtmuſtern der Kindergartenſchüler Tüten zuſammenzukleben, oben mit Goldrändern und Zacken verziert.

**Pfefferkuchenhäuschen für den Weihnachtstiſch.** Die Herſtellung eines Pfefferkuchenhäuschens, welches die Kinder immer über alle Maßen entzückt, iſt ſehr einfach und erfordert eine Arbeit von nur wenigen Stunden. Als Unterlage dient ein ſchwaches, nicht zu kleines Brett (etwa $1/2$ m im Quadrat). Man kauft ſieben Tafeln ſtarken braunen, auf einer Seite weißglaſierten Pfefferkuchen (vielleicht 8—10 cm breit und 14—16 cm lang). Drei davon ergeben die Seitenwände, und zwar teilt man die eine derſelben der Länge nach und ſetzt die beiden Hälften als je ein halbes Stockwerk auf die breiten Tafeln auf. Zuvor macht man in die eine Wand zwei Ausſchnitte, in welche man dann etwas größer geſchnittene Glas- oder Gelatineſcheiben als Fenſter einfügt. Dieſelben kann man durch Goldleiſtchen oder kleine Roſinen in verſchiedene Scheiben einteilen. Zwei hochgeſtellte Tafeln ergeben die Giebelwände. Dieſe, welche nicht an die Seitenwände an-, ſondern, damit das Haus breiter wird, zwiſchen dieſelben eingeſchoben werden, ſpitzt man von Hauſeshöhe an zu. In die vordere Giebelwand macht man einen Ausſchnitt zur Hausthüre, welchen man ſchräg eingeſchoben gleich als Thüre benutzt. Ein abgebrochenes Streichhölzchen, an welches man eine Roſine ſteckt, gibt die Thürklinke. Zwei Tafeln bilden das Dach. Damit kein Zwiſchenraum entſteht, ſchrägt man die Tafeln etwas ab. Sehr hübſch ſieht es aus, wenn das Dach überſteht, nur muß man dann auch die oberen Schnittflächen der Seitenwände abſchrägen, damit dasſelbe feſt aufliegt und keine Lücke zwiſchen Dach und Giebel bleibt. Aus den Abfällen der Giebelwände ſchneidet man den Schornſtein, der aus vier Stücken beſteht, von denen zwei unten ausgezackt werden. Zum Zuſammenfügen des Hauſes braucht man dicken Zuckerſaft, welcher Faden ziehen muß. Damit derſelbe heiß bleibt, ſetzt man ihn auf ein Spirituslämpchen. Nachdem man die unteren Schnittflächen dick mit Zuckerſaft beſtrichen hat, richtet man zuerſt die Seitenwände auf. Zugleich ſchiebt man die Giebelwände ein, jedoch nicht eher, als bis man alle Flächen, die zuſammenhalten müſſen, dicht mit Zuckerſaft beſtrichen hat. Nun thut man gut, einen Bindfaden um das Haus zu ſchlingen, bis dasſelbe trocken iſt, da ſonſt die Wände leicht wieder auseinanderfallen und das Zuſammenhalten derſelben mit den Händen langweilig und mühſelig iſt. Iſt nun das Haus trocken, ſo ſetzt man das Dach auf und zuletzt den Schornſtein. Hübſch iſt es, wenn man bei den Wänden die braunen Seiten, beim Dache die weiße Seite nach außen kehrt. Nun beklebt man das Häuschen recht reich mit bunten Schokoladenplätzchen, abgezogenen und halb durchgeſchnittenen Mandeln ſowie Roſinen. Zwei Sterne aus Zucker dienen als Giebelſchmuck. Nun beſtreicht man das Brett, worauf das Haus ſteht, mit Leim und beklebt dasſelbe dann mit Moosbüſchelchen, kleinen Tannenreiſern und bunten Strohblümchen. Einen Weg zum Häuschen läßt man frei und beſtreut denſelben mit grobem Sand. In die geöffnete Hausthür ſtellt man die Hexe, welche man — aus Schokolade — zu kaufen bekommt. Außen am Fenſter ſtehen Hänſel und Gretel. Aufs Dach gehören ein paar Täubchen, und einige Häschen ins Moos. Noch kann man in einer Ecke des Brettes einen Verſchlag anbringen, welcher einem Marzipanſchweinchen als Stall dient.

Alte Tante im Pfarrhaus.

**Weihnachtskrippe.** (Fr. 38.) Die ſchöne kleine Krippe, die uns als Kinder der holde Mittelpunkt des ganzen Chriſtfeſtes ſchien, ſtand in einem von meiner Mutter ſelbſt ſehr ſauber gefertigten Stalle. Ein ſolcher iſt entweder aus Pappdeckel, oder beſſer noch aus feinen Holzbrettchen einfach herzuſtellen. Folgende Maße können vielleicht die Herſtellung erleichtern: zwei Seitenwände von 25 cm Höhe und 30 cm Länge; Vorder- und Rückwand müſſen einen ſpitz zulaufenden, 6—8 cm höheren Giebel erhalten, um das Dach zu tragen, das mit Stroh belegt wird. Die Vorderwand muß zwei möglichſt große Fenſter und eine ebenſolche Thüre erhalten, um den Einblick in den Stall offen zu laſſen, die Rückwand kann auch bloß durch einen feſten Rahmen erſetzt werden, in den man ein kleines Transparentbild einfügt. Das gedämpfte Licht, welches durch dasſelbe in den Stall fällt, iſt von wunderſchöner Wirkung. Das Ganze muß auf einem ſtarken Brett befeſtigt werden. Unſere Figuren waren ſehr kleine, feine Püppchen; Maria im blauen Gewande, einen weißen Schleier ums Haupt und als Mantel, Joſeph in brauner Kutte mit aus Werg angeklebtem Barte, und die Hirten in grauer, grüner und brauner Kleidung, aus Holz geſchnitzte Hirtenſtäbe und Flöten in der Hand. Die Krippe war aus groben Binſen geflochten und ſtand auf einem niedrigen Holzgeſtell, das Kindlein war ein ſehr feines Wachsfigürchen. Ochſen und Schafe waren aus Papier-maché oder auch aus Pappe ausgeſchnitten und bemalt und ſowohl in als vor dem Stalle aufgeſtellt. Kleine Wachsengelchen mit Goldflügeln waren mit Fäden ringsherum angebracht, daß es ausſah, als ſchwebten ſie in der Luft. — Um den Stall herum ordnet man Moos, Steine, Tannenzweige und dergleichen und bringt an geeigneten Stellen kleine Lichtchen zur Beleuchtung an. Wenn die Rückwand des Stalles ein Transparent hat, ſo dürfen, um ſeine Wirkung nicht abzuſchwächen, jedoch nur wenige oder gar keine Lichtchen im Vordergrunde brennen. Am hübſcheſten nimmt ſich ſolch ein Stall immer am Fuße des Chriſtbaumes aus, wo man ihn, wie in einem Walde, in die unterſten Zweige ſchieben kann; nur erfordert dann das Anzünden des Lichtes hinter dem Transparente große Vorſicht, um nicht den Baum zu gefährden. Wir ſtellten immer ein großes Stück Blech ſchräg zwiſchen das Licht und die Zweige, wodurch die Flamme vollſtändig abgehalten wurde. Ein großer goldener Stern, oberhalb des Daches angebracht, darf nicht fehlen. — Welche fröhlichen Weihnachten hat dieſe kleine Krippe bei uns geſehen!

Viola.

## Kinderſpielzeug.

**Billige, elegante Puppenſtube.** Kein Spielzeug iſt wohl im ſtande, unſern Töchterchen mehr Freude zu bereiten, als eine Puppenſtube, dieſe Welt im kleinen, die das Leben und Treiben der „Großen“ ſo getreu wiedergeben läßt. Aus meinen eignen Kinderjahren beſinne ich mich noch, welche Freude mir eine Puppenſtube machte, die meine Mutter eigenhändig für mich hergeſtellt hatte. So gut es geht, will ich ſie hier beſchreiben, vielleicht hätte eine oder die andere der Damen Luſt, ihre Töchterchen damit zu erfreuen. Die ganze Puppenſtube, inkluſive einem Dutzend kleiner Puppen, koſtet mit Möbeln und allem höchſtens 3 Mark und wird, wenn man die nötige Geſchicklichkeit beſitzt, ſchöner ausſehen und mehr Freude machen als die teuerſte gekaufte. Von einer langen, ungefähr 15 cm hohen Kiſte entfernt man die eine Längenwand und den Deckel und teilt die Kiſte in zwei Abteilungen durch ein genau hineinpaſſendes dünnes Brett oder eine Papptafel, welche man feſtleimt. In die größere Abteilung ſchneidet man mit der Stichſäge in die Hinterwand zwei Fenſteröffnungen, in diejenige der kleineren Abteilung nur eine; die Teilungswand erhält eine Thüröffnung, welche man mit einer, mit weißer Farbe angeſtrichenen und mit Goldleiſten beklebten Thür aus Pappe, die mit Scharnieren aus Leinwandſtreifen verſehen iſt und ſich öffnen und ſchließen läßt, ausfüllt. Ein kleiner Nagel und Goldſchnuröſe dienen als Verſchluß. Auf die Fenſteröffnungen klebt man außen mit Leinenſtreifen paſſend geſchnittene Glasſcheiben feſt. Iſt einem dieſe Arbeit zu mühſam, beſorgt ſie auch jeder Tiſchler, welcher auch auf Wunſch die Fenſter zum Öffnen und Schließen macht, was Kinder ſehr entzückt. Den Boden der nun fertigen Puppenſtube beklebt man mit Papier in Parkettmuſter; hellgrundiges, klein gemuſtertes Papier, wie man es beim Buchbinder zum Auskleben der Käſtchen kauft, wird als Tapete mittels Dextrin recht glatt und ſauber auf die Wände geklebt; eine breite Goldborte bildet den Abſchluß der oben offenen Stube. Zwei bronzierte Gardinenſtangen (Stricknadeln) ruhen auf kleinen Nägeln mit Meſſingknöpfen, wie man ſolche zur „Nagelarbeit“ verwendet. Über der ins Nebenzimmer führenden Thür ſind ebenſolche Nägel nebſt bronzierter kurzer Stricknadel angebracht, an welcher eine Portiere aus blauem Kaſchmir befeſtigt iſt; an zwei kleinen blanken Nägeln zu beiden Seiten der Thür iſt dieſelbe mit Schleifen aus ſchmalem blauen Bande zurückgebunden, die Gardinen beſtehen aus Tüll mit Durchzugarbeit, mit ſchmalen Spitzen beſetzt, und ſind mit Cremeſtärke zartgelb gefärbt. Die Flügel ſind mit blauen Bandſchleifen gerafft und an kleinen Nägelchen befeſtigt; Lambrequins aus blauem Kaſchmir mit Franſen aus Goldperlen an jeder Zacke. An der einen Wand befeſtigt man einen Glockenzug, den man aus Goldperlen und Granatperlen auf Draht fädelt, indem man erſtere zum Ring aufzieht, den Draht durch eine Granatperle zieht, wieder einen Perlenring formt ꝛc. Eine Quaſte aus Goldperlen bildet den Schluß. In die Wand bohrt man ein Loch und befeſtigt außen eine kleine Schelle, welche mit dem Glockenzuge verbunden wird. Das Meublement des größeren Raumes beſteht aus einem Sofa mit Polſtern aus blauem Kaſchmir, mit Goldquaſten und Goldleiſten verziert, ſechs oder mehr Stühlen mit gleichen Polſtern und Verzierungen, einem Schaukelſtuhl mit Behang und Quaſten, einem ovalen Tiſch, Spiegel mit Konſole, Bücherſchrank mit Glasthür und einem Blumentiſch. Im zweiten Raum, dem Schlafzimmer, befindet ſich ein Himmelbett, Wiege, Diwan, Kleiderſchrank nebſt Ankleidetiſch und Spiegel. Alle dieſe Möbel ſchneidet man aus mäßigſtarker Pappe nach den Muſterbogen, welche man zu Laubſägearbeiten erhält, mit ſcharfem Meſſer, leimt ſie zuſammen und

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig.** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

beſtreicht ſie mit Spirituslack. Man muß beim Zuſchneiden derſelben genau darauf achten, daß alle Konturen ſehr gerade und ſauber geſchnitten werden und ganz genau aneinander paſſen; nachdem man die Sachen mittels dicken Tiſchlerleims, den man auf einer Spiritusflamme beſtändig heiß erhalten muß, zuſammengeklebt hat, umbindet man ſie feſt mit Bindfaden, daß ſie gut haften, und läßt ſie unberührt 24 Stunden trocknen; dann erſt ſtreicht man ſie mit Spirituslack an; erſt wenn der Lack ganz trocken und glänzend iſt (man muß zweimal ſtreichen), bemalt man alle Gegenſtände mit Blumen oder ganz kleinen Vögeln in Goldfarbe; die Zeichnung macht man mit einem weißen Kreideſtift, untermalt dann mit Muſchelweiß oder Kremſerweiß, und erſt nachdem dieſe Untermalung trocken iſt, trägt man die Goldfarbe auf. Für die Polſter des Sofas und der Stühle überzieht man Watte mit blauem Kaſchmir und näht dieſe Kißchen auf Stücken Zeichenpapier feſt, um dann mit Leim die fertigen Polſter, die natürlich genau paſſen müſſen, auf den Möbeln zu befeſtigen. Gardine und Diwanbezug im Schlafzimmer beſtehen aus roſa Satin mit kleinem Blumenmuſter. Der Toilettentiſch iſt ebenſo bekleidet, und von dem darüber befeſtigten Spiegel hängen zu beiden Seiten gardinenartige Draperieen von Tüll mit Spitze herab. Bronzierte Eichelnäpfchen, Erbſen, in welche man ein Loch ſtach und ein Stückchen Zündholz als Hals befeſtigte, als Flakons alles bronziert, eine halbierte, ausgehöhlte und bronzierte Kaſtanie bilden das Toilettengerät. Das Himmelbett hat einen Baldachin von Satin mit Spitzen beſetzt, welcher an einem galgenartigen Gerüſt, das man im Boden der Bettſtelle in einem am Rande gebohrten Loch einleimte, befeſtigt iſt. Die Betten ſind aus Batiſt, mit Watte gefüllt, mit Spitzen und Schleifen verziert; ebenſo die Wiege. Ein Stückchen Pelz, mit bunter Franſe umgeben, liegt als Teppich vor dem Himmelbett. Der Salonſpiegel, den man leicht aus einem zerbrochenen Spiegel herſtellen kann, indem man ihn gerade ſchneiden läßt, auf der Rückſeite mit Papier beklebt, mit bunter Schleife zum Aufhängen verſieht und mit breiter Goldleiſte einrahmt, reicht bis zum Boden, hat am Fuß eine Marmorkonſole, welche man aus einem Pappbänkchen, das man weiß anſtrich und mit Goldrand bemalte, herſtellt. Die Bilder ſind alte Gratulationskarten, beſonders Landſchaften, welche man mit Goldleiſten einrahmt und mit Bandſchleifen zum Aufhängen verſieht. Eine Decke aus blauem Kaſchmir, mit kleiner Guirlande beſtickt und Goldſchnur umrandet, deckt den Tiſch; ein großer, geſtickter Teppich, ein Kiſſen aus weißem Atlas, mit Stickerei und Goldſchnur geziert, zwei ausgehöhlte, bronzierte Kaſtanien, mit Moos und Papierblumen gefüllt und mit Löchern verſehen, durch welche drei Goldfäden zum Aufhängen am Fenſter gezogen ſind, vervollſtändigen die Einrichtung. Den Schaukelſtuhl ſtellt man aus Draht her, den man bronziert; ebenſo kann man auch eine hübſche Voliere anfertigen. Die Näpfe, welche den Blumentiſch ſchmücken, klebt man aus grauer Pappe, füllt ſie mit Sand und flüſſigem Leim und befeſtigt in dieſem kleine Hölzchen, ſowie Moos und kleine Blumen; man kann hierzu alte Hutblumen, wie einzelne Vergißmeinnicht ꝛc. verwenden. In dieſem eleganten Salon darf auch eine Anzahl entſprechend eleganter Puppen nicht fehlen: eine Bauernamme in kurzem roten Rock, blauem Mieder, weißen Puffärmeln und Häubchen, das „Baby“ in ſpitzen- und ſchleifengeſchmücktem Bettchen auf dem Arm, eine würdevolle Großmama in grauem oder lila Schleppkleide mit Spitzenhaube und Samtmantille, der Großpapa in buntem Schlafrock und Samtkäppchen mit Troddel, die Hausfrau in rotem Morgenkleid, mit Spitzen und Schleifen geziert, der Hausherr in bequemem Hausanzug, ein kleiner Knabe in ſchwarzem Samt, mit bunter Mütze und Schulranzen, ein kleines Mädchen in weißem Kleide und Schärpe, zwei feine Dämchen, die eine in blauem Geſellſchaftskleid, die andere in feſcher Promenadentoilette, mit Muff und Toque, und endlich ein ſchneidiger Leutnant in blauer Uniform mit Knöpfen aus Goldperlen und ein flotter Seemann mit Matroſenmütze, blauer Jacke mit Umſchlagkragen und geſticktem Anker. Dieſe bunte Geſellſchaft in dem eleganten Raume muß, vom Weihnachtsbaum überſtrahlt, jedes Kinderherz entzücken.

**Elſa von Szymańska.**

## Auskunft.

Frage 39. Der Kunſtdrechslermeiſter Hugo Sperlich, Lauban i/Schleſ., hat uns in Geweihgegenſtänden ſehr reell und preiswert bedient. Auch verarbeitet er auf Wunſch vom Beſteller überſandte Stangen, wodurch ſich dieſe Sachen dann bedeutend billiger ſtellen. **Frau M. Berger.**

## Redaktionspoſt.

Herrn **Dr. Max.** — Als gediegene Geſchenke für junge Mädchen können wir von den uns zur Beurteilung eingeſandten Büchern einige ſo warm empfehlen, daß wir ſie allen anderen Geſchenken voranſtellen möchten. Es ſind dies: ein prachtvoll gebundenes „Kochbuch zum Einſchreiben ſelbſtgeſammelter Rezepte,“ Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart; — „Muſterbuch für Frauenhandarbeiten von Frau Mathilde Claſen-Schmidt,“ Verlag von Hoffmann & Ohnſtein, Leipzig; — das jetzt fertig erſchienene, vortreffliche „Handbuch der Liebhaberkünſte von Franz Sales Mayer,“ Verlag von E. A. Seemann, Leipzig; — „Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Conſtanze von Franken,“ Leipzig, Max Heſſes Verlag (ein außerordentlich gutes, kleines Werk!). — Eine Neuheit, die wieder ſehr viel Freude machen wird, ſind Edwin Bormanns Blumenbriefe, ein Karton Elfenbeinbriefpapier mit fein humoriſtiſchen Verſen und zartgetöntem Blumenſchmuck. Der Verleger, L. Mylius in Leipzig, bringt eine zweite Kollektion Damenpapier: „Kleine Sippſchaft kleine Briefſchaft“ mit Kinderbildern von Oskar Pletſch (nach hinterlaſſenen Skizzen) heraus.

**Junge Tante in H.** Ihnen möchten wir als praktiſche Gabe für den fleißigen Neffen den „Atlas zum Lehrgang für die Hobelbankarbeiten,“ herausgegeben und verlegt von Müller & Füllgraf, Berlin, Belle-Allianceſtraße 102, empfehlen. Als Beſchäftigungsſpiel für Mädchen dürfte ſich die Kunſtfärberei im Hauſe, eine Anleitung zum Färben von Grasſträußen u. dergl. mit beigelegtem, reichem Material (bei J. C. Schmidt in Erfurt) trefflich eignen. Für Gartenliebhaber hat dieſelbe Firma durch einen prächtigen Abreißkalender mit täglichen Winken für Zimmer- und Gartenkultur (Preis 75 Pfg.) geſorgt.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Eine neue wohlfeile und elegante Sammlung guter Romane für die Familie:

**Daheim-Bibliothek**

**Neu erſchienen:**

VI. Band:

**Auf der Dobenau.**

Roman von **E. von Wellnitz.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

Dieſer durchaus moderne Roman ſchildert den Kampf zwiſchen den Erinnerungen an die Vergangenheit und den Forderungen der Gegenwart in einem mediatiſierten deutſchen Adelsgeſchlecht. Mit ungemeiner Geſchicklichkeit iſt der Knoten geſchürzt, und die überraſchende Löſung würde vielleicht romanhaft wirken, wenn die pſychologiſche Vertiefung nicht den Zauber der Wirklichkeit feſthielte.

VII. Band:

**Pfadfinder.**

Zwei Erzählungen
von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

VIII. Band:

**Er lebt!**

Eine Erzählung
von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

Bernhardine Schulze-Smidt iſt eine Meiſterin feiner Seelenmalerei. Ihre Charakterſchilderungen ſind unübertrefflich und gewinnen in der erſten der beiden Erzählungen, der „Pfadfinder“, noch einen beſonderen Reiz dadurch, daß der Held derſelben ein junger Grieche iſt, der auf deutſchem Boden ſeinem ſüdlichen heißen Empfinden männliches Zielbewußtſein zugeſellt, während die Erzählung „Er lebt!“ durch den Realismus der Darſtellung ungemein packend wirkt.

**Die früheren Bände:**

I. Band:

**Fremdes Blut.**

Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

Die Geſchicke eines alten deutſchen Adelsgeſchlechtes, deſſen einer Zweig nach Amerika verpflanzt iſt, werden hier in höchſt ſpannender Weiſe erzählt. Das Hineinſpielen der amerikaniſchen Verhältniſſe verleiht dem Roman den vollen Reiz des Fremdartigen.

II. Band:

**Um jeden Preis.**

Novelle von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 M.

In dieſer Novelle wird das alte Problem von den ſich fliehenden und doch wieder ſuchenden Liebenden mit höchſter Anmut behandelt, und der Leſer verfolgt mit größter Spannung den Verlauf der Verwickelungen. Die Erzählung, welche in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft ſpielt, wirkt wie ein überaus feines Luſtſpiel.

III. Band:

**Der Geiger von Thun.**

Roman von **A. v. Freydorf.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

Man ſagt nicht zu viel, wenn man dieſen Roman als einen der beſten bezeichnet, die in den letzten Jahren erſchienen ſind. Die Schweiz, ihre Bewohner und ihre Landſchaften werden in ihm in unübertrefflich reizvoller Weiſe vorgeführt.

IV. Band 1. u. 2. Teil:

**Gepa.**

Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.

Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 M.

In dieſem ſeinem letzten Werke führt uns der begabte, leider zu früh verſtorbene Verfaſſer in die Zeit Friedrich Barbaroſſas, mitten hinein in die gewaltigen Kämpfe noch ungebrochener Leidenſchaften zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, zwiſchen „deutſchem Zorn und welſchem Groll“, die zuletzt mit dem verklärenden Siege chriſtlicher Selbſtüberwindung abſchließen. Ein packendes Zeitbild von eigenem Reize und ergreifender Sprache.

V. Band:

**Der Sternburger Kreis.**

Roman von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 M.

Aus der unter dem Pſeudonym rühmlichſt bekannten Feder ein figurenreiches, auf vertrauteſter Sach- und Perſonenkenntnis beruhendes Bild des ländlichen high life in einer der reichſten Provinzen unſers Vaterlandes — trotz ſeiner behaglichen Breite durchweg feſſelnd und ſpannend.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

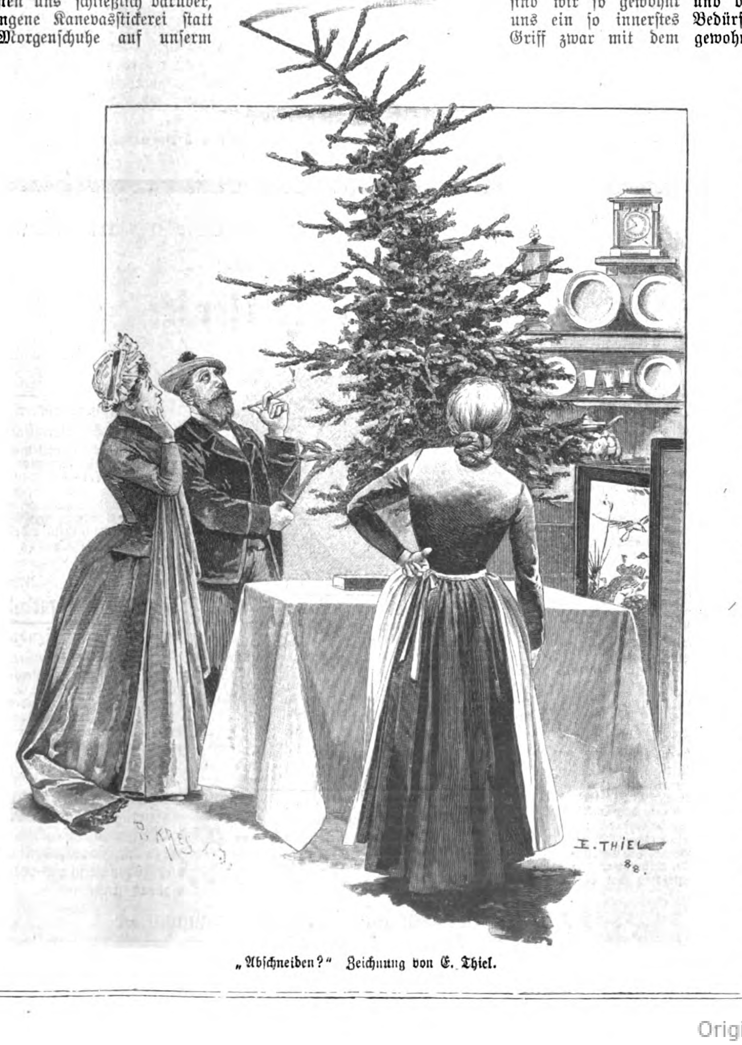
Daheim

1890. Nr. 12. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

## Weihnachtliche Verlegenheiten.

Wo die Sonne iſt, kann auch der Schatten nicht ausbleiben. Es iſt nur natürlich, daß es neben den großen Weihnachtsfreuden auch kleine Weihnachtsleiden gibt, mit denen man von vornherein als unvermeidlichen Dingen rechnen muß, wenn ſie einem nicht die Feſtfreude ſtören ſollen. Zu dieſen Weihnachtsleiden gehört in erſter Linie das Nichtfertigwerden der für den Weihnachtstiſch beſtimmten Handarbeiten. Unſere armen Frauen und Töchter, ſie, die uns ſo viel ſchöne nützliche und auch manchmal wirklich ganz unbrauchbare Sachen mit bunter Wolle, Seide und Goldfäden ſchmücken, die ſich ihre Augen verderben und ihre Fingerchen überanſtrengen, leiden am meiſten darunter, wenn ihre Überraſchung nicht fertig wird. Wir Männer tröſten uns ſchließlich darüber, wenn wir eine angefangene Kanevasſtickerei ſtatt einem Paar fertiger Morgenſchuhe auf unſerm Platze finden, aber der Geſchenkgeberin bleibt es ein ewiger Vorwurf, ihre Weihnachtsarbeiten zu ſpät begonnen zu haben, — bis zum nächſten Herbſte, wo ihr dasſelbe Unglück paſſiert. Dann kommen Hausmütterchens Leiden mit den Kuchenbäckereien. Ein gewöhnlicher Napfkuchen oder eine Torte mißlingen ihr gewiß niemals, aber damit iſt es auch zu Weihnachten nicht abgethan. Mit Pfefferkuchen und Marzipan, Zuckernüſſen und Makronen und all den anderen Weihnachtsleckereien iſt ſchon den tüchtigſten Hausfrauen mancherlei Unglück paſſiert, und die armen Vielgeplagten haben an ihrem zu ſcharf Gebackenen oft wenig Freude gehabt. Sehr mit Unrecht, denn nur ihre Leckerzunge ſpielt ihnen da einen böſen Streich; wir Männer ziehen natürlich das Produkt ihrer Kunſt, ſelbſt wenn es auf der Blechſeite ein wenig dunkel geraten iſt, der ſchönſten Konditorware vor, und Pralinés und langues de chat können uns das Gewürzige des Selbſtgebackenen nicht vergeſſen machen. Auch die Kinder haben ihre Weihnachtsleiden; da arbeiten ſie vor Weihnachten in aller Heimlichkeit an ihren Überraſchungen und pappen und kleben, nähen und ſtricken, und dann drückt ſie das Geheimnis doch ſo lange, bis ſie es verraten müſſen und die ſchöne Überraſchung, von der ſie ſich ſo viel Wirkung verſprochen hatten, keine Überraſchung mehr iſt. Dann fließen die Thränen der Reue, bis wir ſie von unſerm kurzen Gedächtnis überzeugen und ſie verſichern, daß wir bis Weihnachten alles wieder vergeſſen haben wollen. Wir Männer machen natürlich keine Weihnachtsarbeiten, backen keinen Kuchen und behalten auch für uns, was als Überraſchung wirken ſoll. Wir greifen nur tief in den Geldbeutel, und daran ſind wir ſo gewöhnt und das Freudenſchaffen iſt uns ein ſo innerſtes Bedürfnis, daß wir dieſen Griff zwar mit dem gewohnheitsmäßigen Seufzer begleiten, aber ihn doch kaum noch zu den Leiden rechnen. Aber unſere Weihnachtsleiden haben wir auch. Uns laſſen die Handwerker im Stich, oder wir können mit tauſend Mühen gerade das nicht auftreiben, was unſere geſtrenge Hausfrau ſich am dringlichſten gewünſcht hat, oder wenn wir meinen, es recht gut gemacht zu haben, erfahren wir nachher, daß wir von Samt und Seide nun einmal nichts verſtehen, und daß unſer Geſchmack höchſt zweifelhafter Art iſt. Aber auch ſolche Vorwürfe lehrt die Gewohnheit uns leichter tragen. So empfinden wir denn als wirkliches Leiden nur die häusliche Unruhe und das große Scheuerfeſt, die den Weihnachtstagen vorausgehen. Und ſelbſt wenn die Tanne, die wir erſtanden haben, für unſer beſcheidenes Wohnzimmer zu hoch gewachſen iſt, wiſſen wir dieſe Verlegenheit zu überwinden. Wir ſägen unten ein Stück ab oder ſtellen ſie auf den Fußboden ſtatt auf den Tiſch, und erſticken mit ſolchen praktiſchen Maßregeln jeden ernſten Vorwurf der Geſtrengen im Keime.



„Abſchneiden?“ Zeichnung von E. Thiel.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

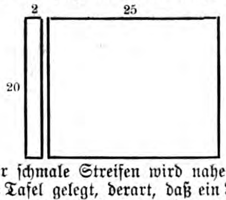
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Holdſel'ge Tage, wunderſam erhellt!
Ein Glanz des Himmels ſinkt auf dieſe Welt.

Es iſt, als ob dem Blick nichts weiter bliebe,
Als die drei Sterne: Frieden, Heil und Liebe!

## Bilderbücher für kleine Kinder.

Als ich letzte Weihnachten für meinen Herrn Sohn ein unzerreißbares Bilderbuch kaufen wollte, erlebte ich, daß ich den ganzen Vorrat eines Buchladens durchſuchen mußte, ohne etwas zu finden, was ich hätte für geeignet halten können. Zuletzt nahm ich einen von den Meggendorfer Faltſtreifen, aber ſie haben ſich, wie ich gleich dachte, nicht bewährt, weder nach Rückſicht der Form, noch nach Rückſicht des Inhaltes. Ich verlangte wahrlich nicht zu viel, weiter nichts, als Gegenſtände des kindlichen Anſchauungskreiſes, ſo geſtellt, daß ein Kind erkennen kann, was es ſei; deutlich, charakteriſtiſch, natürlich. Viele der vorgelegten Bücher waren rein handwerksmäßig, gedankenlos hergeſtellt; die Bilder bedeuteten für das kindliche Verſtändnis einen Haufen bunter Flecke — ſchließlich freut ſich ein Kind auch darüber und ſpricht dabei geduldig nach, was man ihm vorſpricht. Andere Bücher erheben den Anſpruch, für das kindliche Verſtändnis berechnet zu ſein, aber ſie ſind ganz unkindlich. Der Maler ſpielt den Kindlichen für die Großen, aber nicht für die Kleinen. Das gilt beſonders von den „komiſchen“ Szenen, für die ein Kind abſolut kein Verſtändnis hat. „Seht einmal, wie nett, wie drollig, wie kindlich,“ will der Maler zu den Großen ſagen; was hat das Kind davon? Man kriegt ganz unglaubliches zu ſehen. Da iſt ein Hirſch, ganz von hinten geſehen; das Kind hält ihn vielleicht für eine Birne. Da ſind zwei Pferde, welche ſo hintereinander ſtehen, daß ein Pferd mit zwei Köpfen und ſechs Beinen herauskommt. Da iſt eine lange Reihe von Kindern gezeichnet, doch nur die Oberkörper; das Kind kommt auf die ganz natürliche Idee, daß es auch halbe Kinder gäbe. Überall macht ſich ein maleriſcher Hintergrund breit, der zwar ganz nett ausſieht, aber das Kind, welches von Perſpektive keine Ahnung hat, auch nicht im ſtande iſt, größere Gruppen aufzufaſſen, völlig verwirrt. Da iſt ein kleines Mädchen, das ſtreckt die Hand aus, und hinter der ausgeſtreckten Hand wächſt ein Baum. Natürlich nimmt das Kind an, das Mädchen trage den Baum in der Hand. Derartigen Mißgriffen begegnet man überall. Auch die Schattenſchraffierung iſt vom Übel. Es gehört ein ſchon ziemlich entwickeltes Abſtraktionsvermögen dazu, herauszukriegen, daß dieſe ſchwarzen Faſern Schatten ſein und die körperliche Geſtalt der Dinge vergegenwärtigen ſollen. Das kleine Kind ſieht nur die farbige Fläche, es verſteht auch keine Konturzeichnung. Ich habe das ganz deutlich beobachtet. Ich zeichnete eine Gans auf eine Schiefertafel. Das Kind wußte nicht, was es ſei. Erſt als ich die Gans weiß gefüllt hatte, ſagte es: „Gak—gak.“ Es iſt eine alte Regel: Was man nicht kaufen kann, macht man ſich ſelbſt; beſonders, wenn es ſo leicht zu machen iſt, wie ein Bilderbuch. Natürlich muß das Buch unzerreißbar ſein. Man ſchneidet alſo aus ziemlich kräftiger grauer Pappe Tafeln von etwa 20×27 cm Größe. In der Breite wird ein Streifen von 2 cm abgeſchnitten, ſodaß alſo folgende Stücke entſtehen:



Der ſchmale Streifen wird nahe an die Tafel gelegt, derart, daß ein Ritz von einem halben cm oder etwas mehr übrigbleibt. Dann wird von beiden Seiten je ein Streifen derber Leinwand übergeleimt; die Leinwand wird hierbei kräftig in die Kerbe eingedrückt, ſo daß ſich der obere und der untere Streifen berühren. Dies iſt eine Seite des Buches. Man kann die Pappe mit Naturpapier überziehen; doch iſt's nicht nötig, die graue Pappe thut es auch. Man ſchneidet nun aus Bilderbogen, Büchern und Anzeigen diejenigen Gegenſtände heraus, die man für geeignet hält, und klebt ſie auf, ohne ſie untereinander in Verbindung zu bringen. Nicht zu viel auf jede Seite. Jetzt werden ſie mit Deckfarbe koloriert. Tuſchkaſtenfarbe iſt nicht geeignet, wohl aber jene Waſſerfarbe, die man in Zinnkapſeln kauft. Viel zu künſteln iſt nicht nötig. Wer ſich nicht getraut, einen Schattenton aufzulegen, der läßt ihn weg. Richtige Flächenfarbe iſt die Hauptſache. Giftige Farben ſind zu vermeiden. Endlich wird die ganze Seite mit einem dünnflüſſigen Lack (Damarlack mit Terpentinöl oder Spirituslack) überſtrichen. Um die Tafeln zu einem Buche zu vereinigen, klebt man einfach einen ſchmalen Streifen auf den anderen. So entſteht ein ſehr haltbarer Block. Das Buch kann jederzeit vergrößert werden. Die Buchform iſt der des Streifens vorzuziehen, denn das Kind will blättern können, aber der Streifen fällt immer auseinander.

## Kleine Widmungsverſe zu Weihnachtsgeſchenken.

### Einer leidenden Dame mit einem Kranz aus Tannenzweigen und Früchten.

So kannſt Du heute abend nicht
Der Deinen trautes Heim erreichen,
Wo in des Chriſtbaums hellem Licht
Sich buntgeſchmückte Gaben zeigen
Und manch geliebtes Angeſicht! —
Beim Tannenkranze grün und ſchlicht,
Den wir dir zum Erſatze reichen,
Soll der Gedanke warm und licht
Empor in deiner Seele ſteigen:
Daß aller Liebe dich umflicht.

**A. v. Reichenau.**

### Zu einem roten Mohairtuch. Frage 36.

Du weißt, daß allerwärts,
Wo Lieb' zu Liebe ſinnt,
Sich leis von Herz zu Herz
Ein rotes Fädlein ſpinnt.

Solch eins hat hin und her
Stets zwiſchen uns geſchwebt,
Ich hab — was willſt du mehr? —
Ein Tuch Dir draus gewebt.

Das trag', wenn Dir's gefällt,
Um Schulter, Kopf und Arm.
Wenn etwas auf der Welt,
So hält wohl Liebe warm!

**F. S.**

### Zu einem Taſchentuch.

Dies Tuch ſei Dein Begleiter,
Doch nicht Dein Thränenableiter.
Sollteſt Du Thränen weinen hinein,
So mögen es Thränen der Freude ſein!

**Louiſe P. in R.**

### Zu einem Schlafrock. Frage 43.

Zaghaft klopf' ich bei Dir an.
Kannſt Du mich auch brauchen?
Kann vor Dir, dem fleiß'gen Mann,
Ich, der Faulpelz, taugen?
Schau Dich an mit warmem Blick,
Bitte, weiſ' mich nicht zurück!
Sind ja jetzt doch wohlverwandt,
Soll'n der Ruhe pflegen,
Reichſt Du freundlich mir die Hand,
Will ich Dich ſchon hegen;
Wirſt Du Dich mir anvertraun,
Biſt Du warm geborgen,
Darfſt vor keinem Fröſteln graun
Abends und am Morgen.

**M. G. in R.**

### Zu einem Medizinſchränkchen. Frage 44.

Heilſame Kraft aus Kraut und Strauch
Berg' ich ſorgend zum Gebrauch,
Daß, wer bittend naht dem Schranke,
Heil und Hilfe ihm verdanke.

### Zu einem Uhrſtänder. Frage 42.

Ich bin eine ehrbare Standesperſon
Und rühre mich nicht von der Stelle,
Wenngleich an meinem Herzen ſchon
Rumort ein muntrer Geſelle.
Herr Doktor dürfen mich nicht verachten,
Können als Muſter mich gar betrachten:
Ob auch im Kopf und Herzen verborgen
Gar ſchwere Gedanken und ärztliche Sorgen,
Ihr „Ticktack“ unaufhörlich ſagen,
So darf Dein Mut doch nie verzagen;
Mit feſtem Blick mußt um Dich ſchaun
Voll edlem Gott- und Selbſtvertraun.
Stehſt Du ſo da, biſt Du mein Mann,
Und — ſomit nimm mich freundlich an.

**M. G. in R.**

### Zur Sparbüchſe.

Dies Büchslein hat der Weihnachtsmann
Jüngſt bei mir ſtehen laſſen.
Ich fragt' nun ſchleunigſt bei ihm an,
Für wen das könnte paſſen.
Da ſchrieb der Gute mir geſchwind:
„Das ſchicke deinem Patenkind!
Thu ihm auch etwas Blankes 'rein —
Doch nicht zu viel, damit es fein
Beizeiten lerne ſparen,
Dann dankt's dir noch nach Jahren.“

**M. G. in R.**

### Dank für einen ſchönen Lampenſchirm.

Daß roſenfarben ihm das Leben ſcheine —
Wer wünſchte ſich's in Wintertagen nicht?
Die Freundin winkt, und ſieh, im Lampenſcheine
Schwebt rings hernieder ſanftes Roſenlicht.

**A. v. Reichenau.**

## Kinderſpielzeug.

Ich habe kürzlich einen Eiſenbahnzug und zwar Güterzug hauptſächlich aus Zigarrenkiſtchen und Fadenſpulen hergeſtellt, gewiß Dinge, die in jedem Haushalte zu finden ſind. Die Kiſtchen werden die Wagen, die Spulen geben die Räder hierzu. Mein Zug beſteht aus ſieben Wagen: der Lokomotive mit Tender, einem Viehwagen, zwei Laſtwagen und zwei geſchloſſenen Güterwagen. Die Spulen (je größer, deſto beſſer, aber alle von einer Größe), und die Kiſtchen, natürlich fehlerfrei, alle gleich breit, aber verſchieden lang und hoch — wie ich noch näher angeben werde — werden vor allem von den Papieren befreit. Dann ſägt man mit der Laubſäge die Seitenteile der Spulen von denſelben ab und befeſtigt ſie mittels Schrauben zu beiden Seiten von Klötzchen aus weichem Holz, die alle 5½ cm lang und 3 cm hoch und ebenſo breit ſind, natürlich ſo, daß die Räder ſich gut drehen können und tiefer gehen als die Klötzchen. Dieſe Klötzchen mit den ſo befeſtigten Rädern werden am Boden der verſchiedenen Kiſtchen mit gut pappendem Leim befeſtigt und noch von innen mit kleinen Schrauben angeſchraubt. Jedes Räderpaar iſt 4 cm breit vom Querrande der Schachtel und 1 cm vom Längsrande hineinzuſetzen. Jeder Wagen bekommt zwei Räderpaare, die Lokomotive aber drei. An je einem Querteile der Kiſtchen wird von innen in die Mitte ein 1 cm dickes, 3 cm hohes Teil aus weichem Holz mit feinen Nägeln feſtgenagelt, darin in die Mitte, 1½ cm hoch vom unteren Rande, ein Meſſingring mit Schraube, wie man ſie zu kleinen Schubladen verwendet, feſt eingeſchraubt. Auf die anderen Querteile der Kiſtchen bohrt man mit dem Zentrumsbohrer, 1½ cm hoch vom unteren Rande, ebenfalls ganz in die Mitte, ein Löchelchen, wodurch ein Meſſinghaken mit Plättchen an zwei feinen Stäbchen geſteckt wird, welch letztere innen nur umgebogen und feſt eingehämmert werden. Mit dieſen Haken und Ringen werden die Wagen aneinandergehängt. Die geſchloſſenen Güterwagen mit dem Deckel ſind 8 cm hoch. Die Laſtwagen ſind ohne Deckel und nur 4 cm hoch. Der Viehwagen iſt 10 cm hoch, ſeine beiden Längsteile ſind ſtreifenweiſe ausgeſägt. Der Kohlenwagen iſt 12 cm im Viereck, die beiden Seitenteile werden geſchweift ausgeſägt und der eine Querteil, der zunächſt der Lokomotive kommt, iſt nur 2 cm hoch. Die Lokomotive: Auf einem 2½ cm hohen, 22 cm langen, 12 cm breiten Kiſtchen iſt der 18 cm lange, 2 cm hohe, 6½ cm breite, oben abgerundete Teil aus weichem Holz aufgeleimt und mit Schräubchen an dem Deckel befeſtigt, nachdem ihm noch vorher ein 15 cm hoher, 3 cm im Durchmeſſer dicker Kamin aufgeſetzt worden iſt, mit einer Ausbauchung nach oben. Dieſer abgerundete Teil wird dem vorderen Rande 1 cm breit hineingeſetzt. Wenn alles befeſtigt iſt, wird der Deckel zugenagelt. Das Bemalen mit verſchiedenen Ölfarben gibt dem Ganzen erſt das Ausſehen des Vollkommenen. Lokomotive und Tender ſind grün, ein Güterwagen dunkelgrün, einer rotbraun, die beiden Laſtwagen grau, der Viehwagen rot gemalt. Sämtliche Räder und die unteren Teile der Wagen ſind mit ſchwarzer Ölfarbe angeſtrichen, ebenſo auch der Schlot der Lokomotive. Dieſe erhält noch mittels Goldlack und Schablonen irgend einen Namen, eine Nummer ꝛc. Die Ausſtattung iſt ſehr mannigfaltig, meine Steinkohlen ſind gedörrte Zwetſchen. Die Laſtwagen werden teils mit Fäſſern, teils mit Säcken pyramidenförmig beladen und alles mit einem Lättchen feſtgehalten. Die ganze Ausführung iſt leicht und wenig koſtſpielig, da bis auf den Schlot der Lokomotive, den wohl der Drechsler herſtellen muß, alles ſelbſt gemacht werden kann. Nach den Äußerungen meiner Bekannten iſt es ein ganz entzückendes, dauerhaftes Spielzeug, das überall große Freude bereiten wird. **Frau L. G. in P.**

## Handarbeit.

Taſchentuchbehälter. Einen ſehr hübſchen Taſchentuchbehälter, der gewiß als Weihnachtsgeſchenk dankbar angenommen würde, ſtellt man auf folgende Weiſe her. Ein viereckiges Stück Karton wird erſt mit roſa Stoff, z. B. Satin, oder auch Wollſtoff überzogen, dann ſchneidet man von fingerbreitem roſa Atlas-

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

band Stückchen, die gerade ſo lang ſind als der Kartondeckel, näht ſie dicht nebeneinander auf demſelben feſt und zwar immer Anfang und Ende am gegenüberliegenden Rande des Deckels, ſo daß das Stück im übrigen nur loſe aufliegt. Dann werden ebenſolche weiße Bändchen geſchnitten und ſo quer durchgezogen, als wolle man ſtopfen. Die Arbeit wird genau ſo gehandhabt, wie die Papierflechtarbeiten der Kinder. Iſt das geſchehen und ſind alle Bändchen mit ihren Enden auf dem Karton feſtgenäht, ſo umgibt man das Ganze mit einer weißen Rüſche aus breiterem Atlasband. An den vier Ecken befeſtigt man kleine roſa Schleifchen und inwendig an den Ecken je ein roſa Band. Dies iſt der obere Deckel. Zum Boden überzieht man einen ebenſolchen Kartondeckel mit gleichem roſa Stoff, umgibt ihn mit einer Atlasrüſche und ſetzt an die vier Ecken roſa Schleifen und ein roſa Band. Der Taſchentuchbehälter iſt nun fertig. Auf den Boden legt man jetzt die Taſchentücher und den Deckel darauf. Die Bänder bindet man nun zu Schleifen recht feſt, ſo daß die Taſchentücher nicht herausfallen können. **A. Paſchol.**

Antwort auf Frage 12 in Nr. 3. Eine elegante warme Kopfhülle fertige ich ſelbſt ſoeben an aus Straußwolle, die ich aus dem Wollgeſchäft von Werner & Müller, Stuttgart, bei der Markthalle, bezogen habe. Sie iſt in allen Farben zu haben, und das Rezept, nach dem zu ſtricken, iſt auf den Knäueln angegeben. **Koſtma.**

Ein hübſches und dabei ſehr einfaches kleines Geſchenk für Herren iſt eine ſogenannte Biermarke. Man ſchneidet ein Stückchen Karton in Thalerform, bezieht es auf beiden Seiten mit farbigem Plüſch, wozu man gut kleine Reſtchen verwenden kann, und näht, um die überwendliche Naht, mit welcher man die beiden Teile zuſammenfügt, zu verdecken, eine feine ſeidene Schnur um die Marke. Dieſe Schnur ſchneidet man an beiden Seiten ſo lang, daß man damit die Marke an den Henkel des Glaſes binden kann. An den Enden derſelben befeſtigt man zwei kleine Quäſtchen. Der Plüſch wird auf einer Seite mit dem Namenszuge beſtickt. Ich verfertigte vor kurzem eine ſolche „Biermarke,“ und um der kleinen Gabe etwas mehr Wert zu verleihen, machte ich folgendes Gedicht dazu, welches vielleicht auch anderen dienen könnte:

Ach, wie oft bei heitrer Zeche
Ärgert's unſern Biedermann,
Daß er unter all den Gläſern
Seines nicht erkennen kann!

Wiſſen kann er's nicht, da ringsum
Hinz und Kunze trinkt und raucht,
Wer da in ſein Glas ſoeben
Seinen Schnabel hat getaucht!

Denn das Recht des Eigentumes,
Überall iſt es bekannt;
Daß es hier nicht wird beachtet,
Iſt ein großer Übelſtand.

Wie das wohl zu ändern wäre!
Solch Problem, es macht ihm Pein;
Und nach großer Denker Weiſe
Blickt er tief ins Glas hinein.

Dieſem Übel nun zu ſteuern
War befliſſen meine Hand,
Darum ſtickt' ich dir dies Zeichen,
„Märkerle“ iſt es genannt!

Wenn du das ans Glas gebunden,
Ob beim Biere, ob beim Wein,
Jeder kann's dann deutlich leſen:
„Dies Glas iſt für mich allein.“

**Ottilie.**

## Zimmerſchmuck.

Ofenſchirm. (Fr. 40.) Vorige Weihnachten arbeitete ich meinem Mütterchen einen Ofenſchirm, der ſehr viel Beifall fand. Mein Muſter beſteht aus drei Teilen, je 93 cm hoch und 40 cm breit, und zwar ließ ich mittelſtarke Malleinwand auf Blendrahmen von der genannten Größe ſpannen. Nun vergoldete ich zuerſt alle drei Flächen mit Bronzefarbe: Bleichgold, wobei es namentlich auf das gleichmäßige Auftragen der Farbe ankommt, was man am beſten mit einem recht großen Pinſel, einem ſog. Stopfer oder Vertreiber, bewerkſtelligt. Danach bezeichnete ich ringsherum einen 7 cm breiten Rand für den Rahmen, der ſich unten nach einem 8 cm breiten Zwiſchenraum nochmals wiederholt. Dieſer 8 cm breite Raum bleibt ebenfalls oben unter dem für den Rahmen beſtimmten Rande ſtehen: an beiden Seiten gleichfalls, doch nur 2 cm breit. Er wird mit „Naturkupfer“ bronziert und dient einem mit ſchwarzer Ölfarbe auszuführenden kräftigen Arabeskenmuſter als glänzender Untergrund. Bei der Ausführung kommt es namentlich auf Akkurateſſe an. Dieſe ſämtlichen Ränder werden mit einem 2mm breiten ſchwarzen Strich abgeſchloſſen. Danach kommt die Ausſtattung der einzelnen Felder. Ich wählte Ölmalerei und zwar für das mittelſte Feld im Waſſer ſchwimmende weiße Seeroſen, umrandet von ſog. Rohrbomben, Schilf und Gräſern; einige blauſchillernde Libellen ſchweben leicht darüber hin. Das linke Feld erhielt einen blühenden Apfelblütenzweig und nach der Mitte zu auch einige Rohr- und Schilfblätter. Auf der rechten Seite iſt ein Vogelneſtchen mit Eiern inmitten eines Dornbuſches mit roten Beeren erſichtlich, dazu drei Rotkehlchen, die teils auf einem Zaunspfahl, teils auf den Zweigen ſitzen; nach dem Mittelfeld zu wieder einige Gräſer und Sumpfblumen. — Wer nicht malen kann, verziert den Schirm mit Plattſtichſtickerei in bunter Seide und Metallfäden, was ſich auf dem goldenen Hintergrund ebenfalls ganz reizend und höchſt elegant ausnimmt. Man wähle dann ähnliche Motive und zeichne ſich den Entwurf mit ſchwarzer Kreide auf die Goldleinwand. Namentlich Vögel mit ſchillerndem Schwanz ſind ſehr geeignet hierzu. Jeder mit etwas feinem Geſchmack und Farbenſinn begabte wird etwas Paſſendes finden. — Iſt der Schirm ſoweit fertig, ſtellt der Tiſchler die Teile zuſammen, befeſtigt ſechs gedrechſelte Füße, die man noch zu vergolden hat, und ſchlägt die Rückſeite mit Blech aus. Es bleibt nun bloß noch der Rand, der Rahmen, fertigzuſtellen, was ſich als „allerletztes“ zu machen empfiehlt, da derſelbe, wie wir gleich ſehen werden, etwas hinfällig, oder richtiger geſagt abfällig iſt. Man beſtreicht nämlich den dazu beſtimmten Raum (7 cm breit) mit gutem Klebeſtoff, am beſten Dextrin, und ſtreut kleine viereckige Holzſpänchen darauf, doch ſo, daß kein Plätzchen frei bleibt, drückt ſie etwas an und läßt ſie trocknen. Danach beſtreicht man die nun feſtklebenden Spänchen wieder mit Leim und ſchüttet Goldbrokatfarbe (leichte, kleine Metallplättchen) dick darauf. Das „Zuviel“ entfernt man nach einem Weilchen durch Klopfen und Schütteln. Dieſe ſchillernde, allerdings etwas fragile Einfaſſung gibt dem ganzen Ofenſchirm einen entſprechenden, eleganten Rahmen. Die Brokat- und Bronzefarben habe ich in ganz vorzüglicher Feinheit und Güte aus der Droguerie zur Flora (Rich. Bauer) in Frankfurt a. O. bezogen. **H. v. Sydow.**

Frage 34. An Paſtorentochter und -Braut. Sie können die Bilder der, wie ich vermute, vierzig Korpsbrüder Ihres Bräutigams auf ſehr hübſche Weiſe unterbringen. Laſſen Sie ſich zunächſt vom Tiſchler ein nicht zu ſtarkes Brett, 45×55 cm, ſchneiden und befeſtigen Sie darauf die Bilder mit Zwecken dicht nebeneinander in vier Reihen zu je zehn Bildern. Kaufen Sie 4 m fingerbreites Atlasband und ziehen es ſtraff kreuzweiſe über das Brett auf den Rändern der Photographieen. Überall, wo die Bänder ſich kreuzen, befeſtigt man einen Ziernagel. Nun ſchneiden Sie ſich einen glatten Rahmen aus ſtarker Pappe, der im Innenrand 39×49 cm haben muß und reichlich handbreit ſein kann. Sind die Studenten Kouleurbrüder, ſo iſt es hübſch, den Rahmen mit Plüſch in den Verbindungsfarben zu überziehen. Wären es z. B. Pauliner, ſo ſtickt man auf die untere Seite: „Vivat St. Paulus!“ und oben den Paulinerzirkel. Wenn die Studenten nicht Korpsbrüder ſind, macht man einen einfachen roten Plüſchrahmen und ſtickt auf den oberen Rand: „Vivat academia!“ **Hertha aus N.**

Antwort auf Frage 22 in Nr. 5. Einen Ständer für 5—6 Photographieen in Kabinettgröße, deſſen Koſten ſehr gering ſind, will ich gern beſchreiben. Man läßt beim Buchbinder 12 (reſp. 10) Pappſtücke (jedes 18 oder 20 cm breit und 26 oder 28 cm lang) ſchneiden. Sechs Stück behalten dieſe Form und bilden nach dem Zuſammenſetzen die Rückwand des Ständers. Die anderen ſechs Stück müſſen den Ausſchnitt zum Hervortreten des Bildes erhalten, den man beliebig oval oder rechteckig ebenfalls vom Buchbinder ausſchneiden läßt. Alle zwölf Stück werden dann mit gemuſtertem Stoff (Cretonne, Satin oder dergl.) überzogen und darauf je eine Rückwand mit einer Vorderwand an beiden Seiten und unten überwendlich zuſammengenäht. Alle ſechs Rahmen werden dann ebenſo mit überwendlichen Nähten zuſammengeſetzt und beliebig mit Schleifen, Rüſchen oder Schnuren verziert. Die Photographieen werden von oben hineingeſteckt, ebenſo das Glas zum Schutz derſelben.

## Für die Küche.

Wickelſtolle. $^1/_2$ Liter Milch oder ſüße Sahne, 20 Zollot Butter, $^3/_4$ Pfd. Zucker, $^1/_4$ Pfd. gewiegte Mandeln, 1 Lot geriebene bittere Mandeln, 6 Eier, von dreien nur Dotter, einige Tropfen Zitronenöl, $^1/_2$ Pfd. Korinthen, $^1/_4$ Pfd. Hefen. Die Hefen läßt man erſt mit etwas Milch und Mehl angehen, dann wird das übrige, ohne die Roſinen, dazu gerührt und mit Mehl ausgewirkt. Nachdem der Teig ordentlich aufgegangen, wird er in zwei Teile geteilt, dick aufgemangelt, nicht zu breit und lang; dann mit den Roſinen, die man halbiert für die zwei Teiglängen, beſtreut, eingewickelt und auf ein Blech gethan, welches mit butterbeſtrichenem Papier belegt iſt, und gut aufgehen laſſen. Man thut gut, die Wickelſtolle abends zu machen, da ſie lange gehen muß, und morgens zum Bäcker zu ſchicken. **Frau v. Dürr.**

### Weihnachtsmahl für 12 Perſonen im Preiſe von 42 Mark ohne Getränke.

| Speiſekarte: | M | Pf |
|---|---|---|
| Königinſuppe . . . . . . . . . . | 5 | 50 |
| Holländiſche Taſſenpaſteten mit Krebsbeiguß . . . . . . . . . . | 2 | 50 |
| Blaugeſottener Karpfen, Butterſauce | 4 | 75 |
| Stangenſpargel, gepökelte Ochſenzunge | 5 | 50 |
| Gefüllter Truthahn mit Leberfarce . | 12 | — |
| Endivienſalat, Apfelkompott. . . . . | 2 | — |
| Kabinettspudding mit Weinſchaum . | 3 | — |
| Butter und Käſe . . . . . . . . . | 2 | — |
| Deſſert . . . . . . . . . . . | 4 | 75 |
| | 42 | — |

### Rezepte.

Königinſuppe. Von 2 Suppenhühnern, 2 Pfd. Ochſenfleiſch und 1 Pfd. Kalbfleiſch kocht man unter Hinzufügen von einigen gereinigten Peterſilienwurzeln und dem nötigen Salz mit 5 Liter Waſſer eine kräftige Fleiſchbrühe. Nach drei Stunden gibt man die Brühe durch ein Sieb, ſchwitzt 125 g Mehl in 150 g Butter hellgelb, löſt 1 Theelöffel Fleiſchextrakt auf und verkocht ihn mit der Mehlſchwitze, füllt dieſe in die fertige Fleiſchbrühe und läßt ſie noch eine halbe Stunde kochen. Die Suppenhühner taucht man in kaltes Waſſer, zieht die Haut ab und benutzt die Bruſt des einen Huhns für die Suppe und ſchneidet ſie in zierliche Scheiben. Acht Eidotter verquirlt man gut mit $^1/_4$ Liter ſüßer Sahne oder Weißwein und zieht die Suppe vorſichtig damit ab, ſchlägt ſie mit einem Schneebeſen, bis ſie ſchaumig und kurz vor dem Kochen iſt, und richtet ſie über den Hühnerſcheiben ſofort an. — Holländiſche Taſſenpaſteten. Die Bruſt, die Keulen und alles ſehnenfreie Fleiſch der Suppenhühner wird fein gehackt, ebenſo eine Kalbsmilch (die man in der Brühe mit kochte) und $^1/_4$ Pfd. roher Schinken. Dieſe Sachen vermiſcht man mit 6 Eidottern, $^1/_4$ Liter weißer Kraftſauce, dem Eierſchnee, Salz, Pfeffer und ſoviel Reibbrot, daß eine geſchmeidige Farce entſteht. Butterbeſtrichene Taſſenköpfe füllt man zur Hälfte mit der Maſſe, läßt ſie im Waſſerbade eine halbe Stunde langſam kochen und ſerviert ſie geſtürzt mit Krebsbeiguß. — Krebsbeiguß. In 80 g Krebsbutter und 40 g Süßrahmbutter ſchwitzt man 30 g Mehl, verkocht dieſe Mehlſchwitze mit $^1/_2$ Liter Bouillon aus Liebigs Fleiſchextrakt, gibt den Beiguß durch ein Sieb, würzt ihn mit Pfeffer und Salz und zieht ihn mit zwei Eidottern ab. — Gepökelte Ochſenzunge. Etwa 10 Tage vor dem Gebrauche ſchleimt man eine friſche Ochſenzunge gut ab und kerbt die harte Oberhaut etwa dreimal ein. Dann vermiſcht man eine Handvoll Salz, eine Meſſerſpitze Salpeter und Zucker, reibt die Zunge tüchtig damit ein, legt ſie in ein tiefes Gefäß und wendet ſie täglich einmal um. Nach acht Tagen kocht man ſie weich, enthäutet ſie und beſchwert ſie bis zum Gebrauche mit einem Brettchen. — Gefüllter Truthahn. Den vorbereiteten Truthahn ſpickt man und füllt den Kropf folgendermaßen: Die Truthahnleber, ſowie eine große Gänſeleber hackt man fein, vermiſcht ſie mit gewiegter Peterſilie, Schalotten, drei Eiern, einigen Löffeln Sahne, Salz, Pfeffer und dem nötigen Reibbrot, daß man eine zum Füllen gute geſchmeidige Farce erhält. Der Truthahn wird wie gewöhnlich gebraten, der Beiguß mit Kartoffelmehl bündig und durch einen Theelöffel Liebigs Fleiſchextrakt und ein Glas Portwein gewürzig gemacht. — Kabinettspudding. 250 g Kartoffelmehl rührt man mit 100 g Butter und einer Priſe Salz in einem Liter Milch über dem Feuer zu ſteifem Brei. Dieſen Brei läßt man erkalten, verrührt ihn mit 200 g ſchaumiger Butter, 10 Eidottern, 300 g Zucker, 150 g zerſtoßenen Makronen, 150 g Roſinen und ebenſoviel Korinthen und 75 g zerſchnittenem Zitronat. Man würzt die Maſſe noch mit 3 g Zitronenſchalenextrakt, zieht den Eierſchnee hindurch und kocht den Pudding im Waſſerbade in gut ausgeſtrichener Form $1^1/_2$ Stunden. — Weinſchaum. $^1/_2$ Liter guten Weißwein ſchlägt man mit ſechs ganzen Eiern, 200 g Zucker, Zitronenſchale und 20 g Kartoffelmehl über gelindem Feuer zu Schaum, ſchlägt bis zum Erkalten weiter und ſtellt den Weinſchaum bis zum Gebrauch kühl. **L. H.**

## Frage.

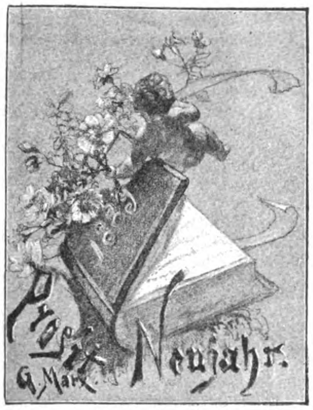
45) Wer iſt ſo freundlich, einer in großer Bedrängnis ſich befindenden Anſtalt der inneren Miſſion ein bewährtes Mittel gegen Hausſchwamm, wenn er bereits in langen Fäden die Mauern durchzieht, anzugeben?

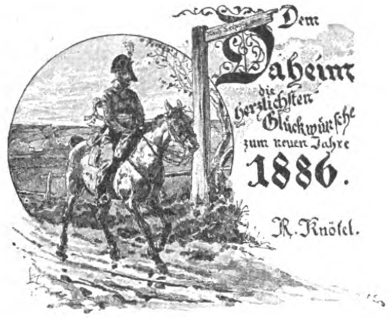
## Auskunft.

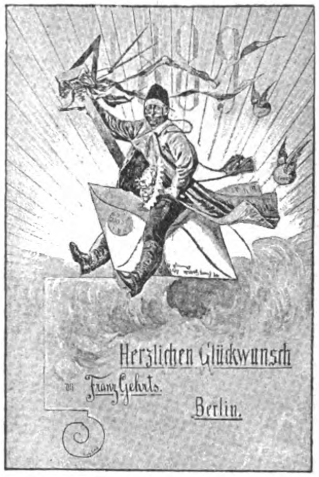
In Nr. 3 des Daheim bittet eine alte Abonnentin, ihr einen Ort zu nennen, wo eine Kinderlehrerin Bedürfnis wäre. Ich kann die Frage dahin beantworten, daß Leſchnitz i. O.-Schl. der geeignete Ort hierfür wäre. **Heilborn.**

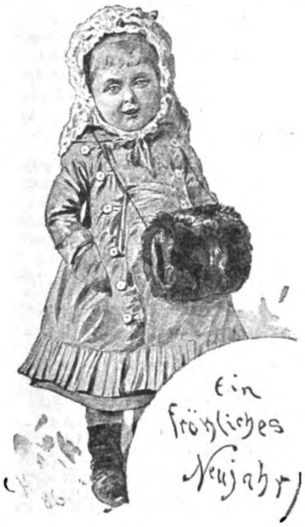
# Daheim

## Aus den Mappen des Daheim: Neujahrskarten von mitarbeitenden Künſtlern.


Proſit Neujahr.
G. Mark


Dem Daheim
die herzlichſten Glückwünſche
zum neuen Jahre
1886.
R. Knötel.

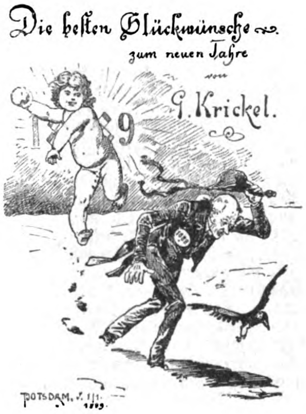

Herzlichen Glückwunsch
Franz Gehrts.
Berlin.

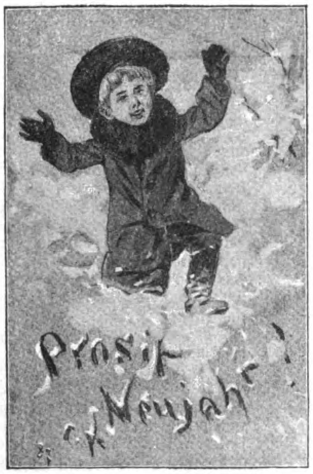

Ein fröhliches Neujahr!

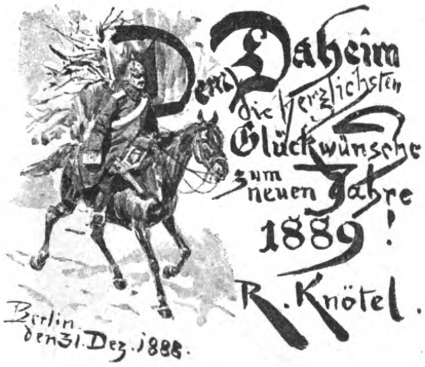
### Proſit Neujahr!

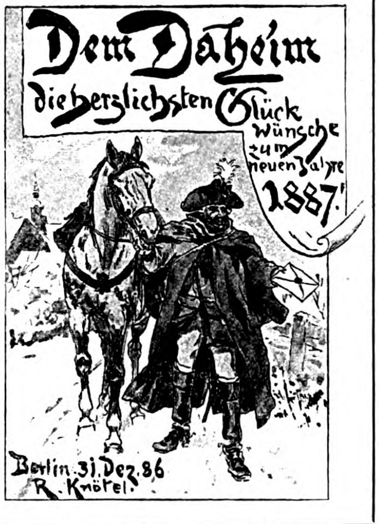
Wieder klopft ein neues Jahr an und begehrt Einlaß. Was es uns bringen wird, iſt uns verſchloſſen. Wir wollen auch nicht Konjekturalpolitik treiben angeſichts der Jahreswende. Was es mit ſolchen Vorausſagungen auf ſich hat, haben wir oft genug erfahren. Man hat nur nötig, an des zweiten Napoleon berühmte Neujahrsreden zu erinnern und beſonders an ſeine letzte, die ſo zuverſichtlich ſchloß: „Der Friede iſt geſichert,“ um den Wert von Menſchenwerken und Menſchenworten klar zu erkennen. *Was* das neue Jahr bringt, iſt auch nicht das wichtigſte; *wie* wir das, was es bringt, tragen, Gutes und Schlimmes, das iſt viel entſcheidender. So wünſchen wir zwar allen unſern Leſern, daß ihnen das neue Jahr nur Gutes bringen möge, aber noch mehr, daß alles, was ihnen das Jahr 1890 bringt, ihnen zum guten gereichen möge. Das iſt ein Wunſch, den in Erfüllung gehen zu ſehen jeder ſelbſt in ſeiner Hand hat. Uns aber wünſchen wir, daß unſere Leſer und Mitarbeiter uns auch im neuen Jahre Freunde bleiben mögen, wie ſie es uns bisher geweſen ſind. Beſonders die letzteren; denn ohne die Freundſchaft unſerer Mitarbeiter dürfte es auch ſchlecht um die unſerer Leſer beſtellt ſein. Egoiſten ſind wir nicht; was uns die Freundſchaft der einen Gutes bringt, das wollen wir den anderen nicht vorenthalten. Wir beweiſen es heute; die reizenden Neujahrswünſche, die liebenswürdige Künſtler uns zu früheren Jahreswechſeln geſandt haben, geben wir heute weiter an unſere Leſer, damit auch ſie ihre Freude daran haben. In ſo hübſcher Form wüßten wir ihnen doch nicht zu ſagen, was heute das Begrüßungswort aus jedem Munde iſt:

„Proſit Neujahr!“


Die beſten Glückwünſche
zum neuen Jahre
von
G. Krickel.
9
POTSDAM


Proſit Neujahr!
C. K.


Dem Daheim
die herzlichſten Glückwünſche
zum neuen Jahre
1889!
R. Knötel.
Berlin den 31. Dez. 1888.


Dem Daheim
die herzlichsten Glückwünsche
zum neuen Jahre
1887.
Berlin 31. Dez. 86
R. Knötel.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Ein neues Jahr — eine neue Zeit!
Freuet euch, die ihr glücklich ſeid!
Und die ihr trauert, vergeßt das Leid!
Ein Schritt nun weiter zur Ewigkeit!

## Hauspoeſie.

**Dank für eine reizend modellierte, von Damenhand gefertigte Marzipantorte.**

Wir wußten wohl von guten Feeen
Seit unſrer frühen Kinderzeit
Und kannten ihre Wirkſamkeit,
Ob wir auch keine noch geſehen.

Wir ſprachen wohl von Feeenhänden,
Kam unverhofftes Glück in Sicht,
Das aber wußten wir noch nicht,
Daß ſie das Backen auch verſtänden.

Der Kuchen, den wir heut' empfingen,
War alſo ſchön geziert und fein,
In Feeenküchen nur allein
Kann ſolch ein Meiſterwerk gelingen!

In edlem Stoff, dem dichten, weißen,
Zeigt reichbeſäumt das zarte Schild
Von Feeenhand ein reizend Bild.
Darf man's denn wirklich auch verſpeiſen?

## Die Freundſchaften unſerer Töchter.

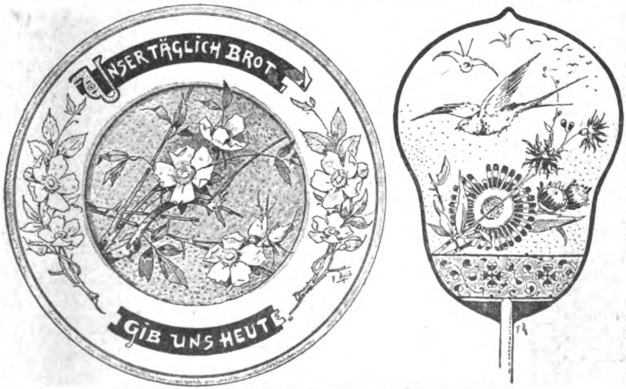
„Sage mir, mit wem du umgehſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt,“ iſt ein guter alter Spruch, der aber naturgemäß nur auf entwickelte Charaktere Anwendung finden kann. Bei unſern Kindern müßten wir ihn etwas ändern: „Sage mir, mit wem du umgehſt, und ich will dir ſagen, wie du wirſt.“ Es iſt wunderbar, wie wenig die Mütter dem Verkehr ihrer Töchter Aufmerkſamkeit ſchenken, der doch ſo großen Einfluß auf die Entwickelung des Charakters haben kann. Aber wie überhaupt bei der Erziehung der Kinder die liebe Eitelkeit das Hauptwort zu führen pflegt, ſo iſt es auch hier meiſt die Hauptſache für die Eltern, daß der Verkehr ihrer Töchter ein recht vornehmer ſei. Welche Ehre, der Frau N. erzählen zu können, daß unſere Käthe mit Konſuls Ilſe eng befreundet iſt. Ob Konſuls Ilſe ein liebenswertes, beſcheidenes Mädchen iſt, danach wird nicht gefragt! Aber nehmen wir auch an, daß es der Fall iſt. Solange die Kinder in dem Alter ſind, wo ſie arglos ein eleganteres Kleid, einen feineren Mantel ihrer Geſpielin unbeachtet laſſen, mag ſolche Freundſchaft einen ſchädlichen Einfluß kaum üben; anders geſtaltet ſich die Sache, wenn das Mädchen erkennt, wie ſo ganz anders das Leben im Hauſe ihrer Freundin iſt. Mancher Zwiſt wird im elterlichen Heim über die Wahl der Kleidung entſtehen, die dem Töchterchen nie gut genug iſt; Ilſe hat eben alles viel beſſer und moderner; und oft wird ſo die Anlage von Neid und Mißgunſt geweckt. Es gibt nur wenige anſpruchsloſe Naturen, denen der Anblick beſſerer Verhältniſſe nicht thörichte Wünſche erregt, die beim Kinde um ſo ſchwerer zu bekämpfen ſind, als es die Unvernunft ſeiner Wünſche nicht einſehen kann. Auch Hochmut, Eitelkeit und Prahlerei werden leicht durch den ungleichen Verkehr hervorgerufen. Wie möglichſt gleicher Stand bei der Wahl der Freundſchaft berückſichtigt werden ſoll, ſo müſſen ſorgliche Mütter auch auf den Charakter der kleinen Freundinnen ihrer Töchter achten. Ob ſie Hang zum Verhehlen, ein klügelndes, berechnendes Weſen zeigen, ſollten die Eltern zu erkennen ſich angelegen ſein laſſen. Eitles geziertes Benehmen der Freundinnen zerſtört oft die natürliche Anmut der Töchter, während ein nachläſſiges, unordentliches Kind die Ordnungsliebe der Mädchen unterdrückt. Wie aber jedes Ding zwei Seiten hat, ſo kann auch das natürliche Mädchen, das gezierte eitle Dämchen kurieren und die ordentliche Freundin ihre nachläſſige Geſpielin zur Nachahmung anſpornen. Hier gilt es, ſtets zu beobachten, welcher Einfluß der größere iſt, der gute oder der ſchlechte, und dieſe Beobachtung ſollte bei dem Fortbeſtehenlaſſen oder Unterſagen des Verkehrs maßgebend ſein. In Beziehung auf das Temperament kann ſogar ein beiderſeitiger Einfluß von Nutzen ſein. Für ein ſtilles, ſcheues Kind erſcheint eine kleine wilde Hummel oft als ſehr geeignete Geſpielin und umgekehrt. Eine Art Mädchenfreundſchaft verdient noch Erwähnung, die Freundſchaft mit älteren Genoſſinnen. Vor dieſer Freundſchaft kann man im allgemeinen nur warnen. Die Intereſſen ſind gerade im Alter von 12 bis 14 und 15 bis 17 Jahren ſo verſchieden, daß das jüngere Mädchen — iſt es noch nicht überreif — es jedenfalls wird durch ſolche Freundſchaft. Es gehört zu den ſeltenen Ausnahmen, daß ein ſolcher Verkehr ſegensreich wirkt; gewöhnlich iſt der Umgang mit der jüngeren Freundin für die ältere nur eine Befriedigung der Eitelkeit, da das jüngere Mädchen gewöhnlich ihre erfahrenere Genoſſin blindlings liebt und verehrt und alles „reizend“ und nachahmenswert findet, ſehr zu ſeinem eignen Nachteil. Mögen denn dieſe Zeilen ein wenig dazu beitragen, unſern Töchtern Freundſchaften zu erwerben, die ihnen und den Geſpielinnen zum Segen gereichen!

**Luiſe Holle.**

## Kunſt im Hauſe.

Mehr und mehr gewinnt die hübſche und feſſelnde Beſchäftigung des Brandmalens Anhängerinnen. Die Platinaſtifte ſind jetzt viel wohlfeiler geworden, und durch die neue Einrichtung zum Treten iſt dem Arbeitenden eine große Erleichterung entſtanden. Wer übrigens die Anſchaffung eines Tretapparates ſcheut, kann leicht durch ein meterlanges Stück Schlauch, das zwiſchen die beiden Bälle eingeſchoben wird, denſelben erſetzen; auf dieſe Weiſe kann man einfach den auf den Boden reichenden Ball mit dem Fuße, gleichwie mit der Hand, in Thätigkeit erhalten. Sollte einmal der Stift ſeine Launen haben und nicht richtig arbeiten, ſo iſt meiſt zu viel oder zu wenig Benzin in der Flaſche, oft iſt auch dasſelbe ſchon zu ſtark verdampft und muß durch friſches erſetzt werden. Die oft gehörte Frage: Wie kann man die hübſche Technik aber leicht verwerten, möchte ich durch einige kleine Ratſchläge beantworten. Einen reizenden Schmuck für die Wand kann man ſich folgendermaßen herſtellen. Auf ein dünnes Holzbrettchen (Ahorn eignet ſich dazu am beſten) brennt man nach einer guten Vorlage ein nettes Genrebild, das nicht zu fein ausgeführt ſein darf. Nun tönt man mit Waſſerfarben die Lichtſtellen des Bildes leicht an und ſtellt durch einen etwa 4 cm breiten, mit Nußbeize beſtrichenen Rand den Rahmen her. Iſt alles gut trocken, ſo wichſt man die Holzplatte tüchtig ab, wozu ſich eine Miſchung von Bienenwachs und Spiritus vorzüglich eignet. Ein Ring wird noch hinter dem Rahmen angebracht und man hat ein hübſches kleines Geſchenk fertig. Sehr gut ſind auch kleine Holzſchuhe, wie ſie auf dem Lande getragen werden, mit Brandmalerei verſehen, als Zimmerſchmuck zu verwenden. In das hintere Ende des Schuhes befeſtigt man eine Metallöſe zum Aufhängen, vorn verziert man ihn mit Hilfe des Platinſtiftes; es eignen ſich hierzu ganz beſonders die ſchönen Vogelzeichnungen von Giacomelly. Kurze, runde Holzlöffel, ſog. Rahmlöffel, zu brennen, iſt nicht minder dankbar. Man bindet zwei übers Kreuz zuſammen und zwar ſo, daß der eine das Innere, der andere die äußere Seite zeigt. Die Rückſeite hat man mit einem ornamentalen Muſter verſehen, während das Innere des anderen Löffels eine leicht gemalte Landſchaft, einen hübſchen Kinderkopf oder dergleichen zeigt. An der Wand eines Speiſezimmers angebracht, nimmt ſich dieſer kleine Schmuck ſehr zierlich aus. — Als Schmuck für ein Geſimsbrett empfiehlt ſich noch ein dritter ländlicher Gebrauchsgegenſtand, ein hölzerner Waſſerkrug, der in Bayern „Pietſche“ genannt wird. Zwiſchen den blanken Meſſingreifen iſt der Platz für ein luſtiges Völkchen Kate Greenawayſcher Figuren wie geſchaffen. Hoffentlich finden manche der lieben Leſerinnen in den vorſtehenden Zeilen eine Hilfe und Anregung bei ihren häuslichen Kunſtarbeiten.

**R. v. Hauſen.**



Muſter für Brandmalerei: 1. Brotteller. 2. Dekorationsfächer.

Vereinfachte Lederbrandarbeit. Um meinen Bräutigam zu Weihnachten durch eine wirklich brauchbare und ſchöne Arbeit zu erfreuen, verſuchte ich einen Schreibtiſchſtuhl (drehbaren Lutherſtuhl aus Eichenholz mit einem Sitz- und einem Lehnepolſter) mit Lederbrandarbeit zu verſehen. Ich kaufte ein helles Hammelfell für 2 Mark, und da ich den teuren Apparat zur Brandarbeit nicht beſaß, ſo machte ich die Spitze einer Stricknadel, zu feineren Linien die einer Stopfnadel, auf einer Spirituslampe weißglühend und fuhr damit die Linien der Zeichnung, ſtiliſierte Ranken und Blätter, die ich mit blauem Pauspapier aufgezeichnet hatte, nach. Um mich nicht unnötig aufzuhalten, hatte ich ſtets eine Reſervenadel über dem Lämpchen; ein Kork diente mir als Griff der Nadeln; die Arbeit iſt leicht und dankbar, nur muß man ſorgen, die Striche ſehr gleichmäßig zu brennen. In zwei Nachmittagen war meine Arbeit fertig; ich ließ den Sitz nun etwas polſtern und das Leder mit Ziernägeln ſpannen. Das Ganze ſieht ſehr hübſch und wertvoll aus. Vielleicht läßt ſich in dieſer vereinfachten Weiſe auch die Brandarbeit auf Holz ausführen.

**C. P.**

## Zimmerſchmuck.

Darf ich noch einmal mit ein paar Worten auf die neulich hier abgebildeten Schneeballen aus Seidenpapier zurückkommen? Dieſelben bilden wirklich einen entzückenden Zimmerſchmuck. Nur muß man, um ihn recht hübſch zu geſtalten, das Seidenpapier in mehreren Tönen: blaßroſa, blaßgelb, blauweiß und gelbweiß nehmen. Kauft man dazu 2 Dutzend Blumenblätter, einige Meter Gummiſtiele und etwas Blumendraht, ſo laſſen ſich raſch mehrere Zweige herſtellen. Es ſieht ſehr reizend aus, wenn man zu einem Zweig Blumen von verſchiedenen Farben zuſammenſtellt, auch können die einzelnen Blumen je nach Geſchmack ſchattiert werden, d. h. ein Blatt hellgelb, eins weiß, eins hellroſa, eins etwas dunkler roſa und ſo fort. Mit einer blaßroſa oder dunkelroten Seidenbandſchleife kann man die Stiele noch zuſammenhalten, was ſehr hübſch ausſieht. Solche duftige Zweige nehmen ſich z. B. von der oberen Ecke eines Spiegels herabhängend reizend aus, ebenſo an Blumenvaſen herabfallend, an Hängelampen, Portieren ꝛc. Auch zur Verzierung von Ballkleidern oder als Chriſtbaumſchmuck (in kleinerer Ausführung) laſſen ſie ſich gut verwenden. In einer ziemlich großen Vaſe ſah ich ſogar neulich einen wahren Buſch von ſolchen kleinen grünlich-weißen Schneeballen. Dieſelben waren ſamt den Blättern an natürliche Zweige befeſtigt. Das Ganze ſah entzückend friſch und frühlingsmäßig aus.

**A. K. in H.**

## Toilette.

Noch einige Mittel gegen rauhe, wunde Haut. Froſtſchäden. Fr. 31 u. 35. Ein ſehr gutes, von mir ſelbſt mit denkbar günſtigſtem Erfolge angewandtes Heilmittel gegen Froſtſchäden an den Händen iſt das Beſtreichen derſelben mit einer Miſchung von Petri- und Terpentinöl, die man in jeder Apotheke erhält; ich kann dieſes einfache Verfahren der leidenden Abonnentin nicht dringend genug empfehlen und wünſche ihr den gleichen Erfolg. **J. M.**

Beinahe bei jedem Menſchen macht ſich die Kälte in eigentümlichen Veränderungen der Haut, Rotwerden derſelben, Bildung von Froſtbeulen ꝛc. bemerkbar. Verſchiedene Mittel, welche uns durch den immer noch umfangreichen Arzneiſchatz geboten werden, mögen in einzelnen Fällen Hilfe bringen, in vielen jedoch bleibt der erhoffte Erfolg aus. Vielleicht dienen folgende, auf Belehrung und Erfahrung beruhende Zeilen dazu, richtige Mittel von falſchen unterſcheiden zu lernen. Eine eigenartige Fettſubſtanz, welche von den Fettdrüſen erzeugt und der Haut fortdauernd zugeführt wird, bewirkt, daß der Teint glatt und ſamtartig weich bleibt. Ein anhaltender Gebrauch ſcharfer Seifen entfernt jene Fettſubſtanz, und in Ermangelung derſelben ſchrumpft die Haut namentlich bei Kälte ein, wird ſpröde und zerreißt. Auch die Zunahme der Lebensjahre vermindert die Thätigkeit der Fettdrüſen, weshalb die Haut an Friſche verliert, gelb und welk wird, wodurch ſich dann feine Linien und Falten bilden, die bald in deutliche Runzeln übergehen. Die Urſache der erwähnten Hautveränderungen iſt daher in dem Mangel an Fettſubſtanz zu finden und durch künſtliche Zuführung derſelben leicht zu beſeitigen. Aufgabe der Hautpflege wird es nun ſein, ſolche Fettſubſtanz zu wählen, welche mit der in der Haut erzeugten identiſch iſt und mit ihr im natürlichen Zuſammenhang ſteht. Als ſolche bezeichnet man gegenwärtig das Lanolin, von dem nachgewieſen iſt, daß es ſelbſt einen Beſtandteil der menſchlichen Haut ausmacht, und das in Formen gebracht werden mußte, welche bequeme Anwendung geſtatten. Die Lanolinpräparate werden in kurzer Zeit das allgemein gebräuchliche Glycerin entbehrlich machen, deſſen Wirkungen nach genauen Beobachtungen keine günſtigen genannt werden können, weil es dem Körper, infolge ſeiner Affinität zum Waſſer, Feuchtigkeit entzieht, Brennen erzeugt, auch Entzündlichkeit hervorruft und die Haut mißfarbig macht. Der wegen ſeiner wohlthuenden Wirkungen auf die Haut bereits vielfach im Gebrauch befindliche Luffaſchwamm mag hier noch Erwähnung finden. Er öffnet die Poren und bewirkt durch den Reiz auf die Haut einen lebhaften, kräftigen Stoffwechſel. Ein äußerſt billiges, ſehr feines und wirkſames Lanolinpräparat habe ich bei Bernh. Stiehl, Leipzig, Zeitzerſtraße, gefunden. **Frau Dr. K.**

## Für die Küche.

**Silveſter-Abendeſſen für 10 Perſonen im Preiſe von 30 Mark ohne Getränke.**

| Speiſekarte: | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| Fleiſchbrühe in Taſſen . . . . . . | 1 | 80 |
| Farcepaſtetchen . . . . . . . . | 2 | 50 |
| Sandart mit feinen Kräutern . . . | 4 | 50 |
| Hirſchkeule . . . . . . . . . . | 8 | 50 |
| Feiner Kartoffelſalat, Apfelbrei . . | 2 | 20 |
| Ruſſiſche Creme, Backwerk . . . . | 5 | — |
| Butter und Käſe . . . . . . . . | 1 | 75 |
| Deſſert . . . . . . . . . . . | 3 | 75 |
|  | 30 | — |

Rezepte.

Fleiſchbrühe in Taſſen. Man kocht am vorhergehenden Tage aus $1\frac{1}{2}$ Pfd. Ochſenfleiſch, $\frac{1}{2}$ Pfd. Kalbfleiſch und $\frac{1}{4}$ Pfd. magerem rohem Schinken mit Suppengrün und Salz eine gute Fleiſchbrühe, ſeiht ſie durch und ſtellt ſie bis zum anderen Tage kühl. Dann entfernt man die Fettdecke, erhitzt die Brühe und färbt und kräftigt ſie mit 10 g Liebigs Fleiſchextrakt, füllt ſie in Taſſen und ſerviert ſie mit Farcepaſteten. Man beſtellt beim Konditor kleine Blätterteigpaſteten (ſie koſten 8 bis 10 Pfennig), bereitet aus feingewiegtem Kalbsbraten, einigen Löffeln Sahne, 4 Eidottern, 20 g Krebsbutter, einigen Löffeln Bratenbeiguß (oder aufgelöſtem Fleiſchextrakt), Salz und Pfeffer eine pikante Farce, rührt ſie über dem Feuer ſehr heiß und füllt ſie in die heißgeſtellten Paſtetchen. — Sandart mit feinen Kräutern. Man ſchneidet einen ſchönen Sandart der Länge nach durch, löſt ihn aus Haut und Gräten, ſchneidet ihn in Scheiben und mariniert ſie mit Pfeffer, Salz, Zitronenſaft und Rotwein eine gute Stunde. Champignons, Schalotten und Peterſilie hackt man fein, ſchwitzt ſie in reichlich Butter, legt die Fiſchſcheiben hinein und übergießt ſie mit der Marinade, der man noch ein Glas Weißwein zufügt. Man dämpft den Fiſch unter einmaligem Umwenden etwa 20 Minuten, entfettet den Beiguß, verdickt ihn mit brauner Mehlſchwitze, würzt ihn mit etwas Sardellenbutter und 1 Theelöffel Fleiſchextrakt und gießt ihn über den Fiſch. — Feiner Kartoffelſalat. Gute Salatkartoffeln kocht man, zieht ſie ab und ſchneidet ſie in feine Scheiben. Dann rührt man mehrere hartgekochte Eidotter durch ein Sieb, verrührt ſie mit einem Theelöffel Moſtrich, Pfeffer, Salz, einer Priſe Zucker, etwas gewiegter Peterſilie, ſechs Eßlöffeln Olivenöl, zwei Löffeln Weineſſig, $\frac{1}{4}$ Taſſe Bouillon aus Liebigs Fleiſchextrakt und vermiſcht die Kartoffeln mit der Sauce und ſtellt ſie drei Stunden kühl. — Ruſſiſche Creme. $\frac{1}{2}$ Liter Weißwein, acht Eidotter, vier ganze Eier, 350 g Zucker, 2 g Naumanns Zitronenſchalenextrakt, 4 g Naumanns Zitronenſaftextrakt und 25 g weiße aufgelöſte Gelatine ſchlägt man im Waſſerbade zu dicker Creme, ſchlägt ſie bis zum Erkalten, zieht den Schaum von $\frac{1}{2}$ Liter ſüßer Sahne und vier Eßlöffel Arrak unter die Maſſe und läßt ſie auf Eis erſtarren. Bei Herren iſt dieſe Creme ihres kräftigen Geſchmackes wegen ſehr beliebt. **L. H.**

Silveſterpunſch. Sechs ganze Eier, ſechs Löffel voll Zucker, ſechs Löffel guten Rum, $1\frac{1}{2}$ Liter heißes Waſſer. Das Eiweiß wird zu Schnee geſchlagen, Zucker und Eigelb werden tüchtig gequirlt, nach und nach das heiße Waſſer und alsdann der Rum und der Schnee dazugegeben und vermiſcht.

**M. H. in Fürſtenberg a/H.**

## Fragen.

46) Wer nennt einige ſinnreiche Arbeiten, paſſend zur Hochzeit einer Freundin? Im voraus beſten Dank.

**„Daheimkränzchen“ zu Bremerhaven.**

47) Was kann ich jungen Weinſtöcken im Winter zu gute thun, damit dieſelben mehr Frucht anſetzen. Soll ich ſie düngen laſſen und womit am beſten?

**Langjährige Abonnentin in Pelgaſt.**

48) Woran kann es liegen, daß Spargelbeete, nach allen Regeln guter Düngung angelegt, mit guten Pflanzen beſetzt, welche in dem erſten und zweiten Jahr vorzüglich ſchoſſen und nicht geſtochen wurden, nun ſo ſpärlich ſchießen. Sie werden im Winter gut gedüngt, es fehlt unſerer Meinung nach an keiner Bedingung zum reichlichen Tragen.

**Langjährige Abonnentin in Pelgaſt.**

49) Was kann ich Himbeeren thun, welche in ſehr leichtem Boden wohl reichlich blühen, doch ſpäter nicht gehörige Früchte austragen. Dieſelben ſind alle verkrüppelt.

**Langjährige Abonnentin in Pelgaſt.**

50) Sims und Mittelſtück eines Ofens iſt bei mir mit Goldbronze bronziert worden; durch die Hitze werden die betreffenden Stellen leider dunkel und fleckig. Wie iſt dem Übelſtande abzuhelfen? **G. H. in L.**

51) Wie ſchützt man Kupferſtiche gegen Stockflecke an Außenwänden? Im voraus dankt herzlich **Wilhelma.**

## Auskunft.

**Trudchen in L.** Für Unterzeichneten könnten Sie ſogleich 10000 Adreſſen ſchreiben. Romain Talbot, Berlin C, 12 Brüderſtraße.

**An Thalblume.** Frage 25. Zwecks Belehrung über Steifen, Bronzieren der verſchiedenen friſchen Blätter und Pflanzen und deren techniſche Behandlung rate ich Ihnen, ſich an das Fräulein Marie Oppermann in Plau in Mecklenburg zu wenden. Die Dame hat mich in allem, was ich hierüber wiſſen wollte, aufs freundlichſte belehrt und teilt mir mit, daß ſie zu weiterer Auskunft gern bereit iſt. Auch können Sie bronzierte Blätter, Blumen, Gräſer, Ähren, Farne, Eicheln, Erlenkätzchen, Brombeeren ꝛc. in allen denkbaren Farben und in Gold- und Silberbrokat billig durch ſie beziehen. In Dekorationsgegenſtänden erhalten Sie unter obengenannter Adreſſe eine große Auswahl beſonders ſchön ausgeſtatteter Wandteller. Gepreßte Blumen ꝛc. zu Klebearbeiten ſowie daraus hergeſtellte Kunſtgegenſtände jeglicher Art werden ebenfalls geliefert.

**Eine Mecklenburgerin.**

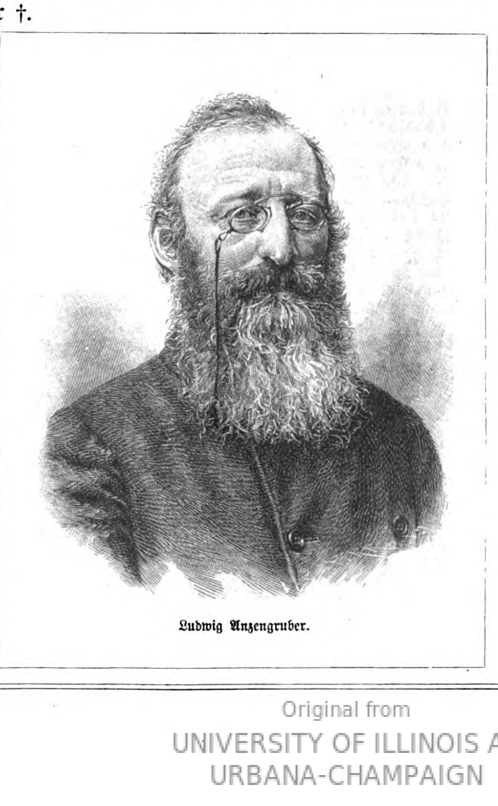
---

Daheim

Daheim 1890. Nr. 14. Erſtes Blatt.

## Ludwig Anzengruber †.

In der Nacht zum 10. Dezember iſt in Wien ein öſterreichiſcher Dichter, deſſen Werke über Öſterreichs Grenzen hinaus gewirkt haben, Ludwig Anzengruber, unerwartet und nach kurzem Krankenlager geſtorben. Anzengruber hat nur ein Alter von fünfzig Jahren erreicht. Er iſt am 29. November 1839 als Sohn eines Subalternbeamten in Wien geboren. Sein Vater ſtarb bereits 1844, und die in dürftigen Verhältniſſen zurückbleibende Mutter gab den Sohn in eine Buchhandlung in die Lehre. Aber ſein beweglicher Geiſt und ſeine ausgeſprochene Vorliebe für das Theater ließen ihn nicht lange hinter dem Ladentiſch aushalten. Er ſchloß ſich, einundzwanzigjährig, einer wandernden Theatergeſellſchaft an, ohne jedoch dauernd im Schauſpielerberuf eine wahre Befriedigung zu finden, trotzdem er bald zu den beliebten Bühnenkünſtlern zählte. Aber dieſe praktiſche Bühnenthätigkeit trug für ihn doch ihre Früchte. Sie machte ihn mit allen Forderungen der Kuliſſenwelt vertraut, und die Wirkung ſeiner ſpäter entſtandenen Bühnenſtücke beruht nicht zum geringſten Teil darauf, daß er für die Darſteller ſogenannte „dankbare“ Rollen zu ſchreiben wußte. Zum weitaus größten Teile aber war es die Tendenz, die ſeinen Stücken ihren Erfolg machte. Er war einer der überzeugteſten und auch geſchickteſten Vorkämpfer deſſen, was man die „Humanität des XIX. Jahrhunderts“ nennen kann. Für dieſen unbeſtimmten Begriff fand er die ſchönſten Worte, und außerhalb desſelben wußte er mit ſo ſchwarzen Farben zu malen, daß der Gegenſatz von Schatten und Licht überzeugend zu Tage trat. So hat es vielen ſeiner Stücke nicht an lauter Anerkennung, ihm ſelbſt als Dichter nicht an Überſchätzung von ſeiten ſeiner Zeitgenoſſen gefehlt. An ſeinen Dialektſtücken erfreut auch den, der ſich mit ihrer Tendenz nicht befreunden kann, der geſunde volkstümliche Humor und die ſcharfe Charakteriſtik einzelner Perſonen. Schon 1867 verließ Anzengruber die Bühne und übernahm eine Stelle bei der Polizeidirektion in Wien. Aber auch dieſe legte er nieder, nachdem ſein erſtes Volksſtück „Der Pfarrer von Kirchfeld“ in Wien aufgeführt war und einen großen Erfolg errungen hatte, um ſich in Zukunft ganz dem litterariſchen Schaffen zu widmen. Von ſeinen ſpäteren zahlreichen Stücken ſind „Die Kreuzelſchreiber,“ „Der G'wiſſenswurm,“ „Der Meineidbauer“ und „Der Fleck auf der Ehr“ am bekannteſten geworden. Wo Anzengruber lediglich durch dichteriſche Kraft ohne einſeitige Tendenz zu wirken ſuchte, wie in den Schauſpielen „Elfriede,“ „Hand und Herz“ und „Der ledige Hof,“ gelang es ihm nicht, tiefere Eindrücke zu erzielen. Auch mit ſeinen Romanen und Erzählungen iſt der Dichter über eine kleine Gemeinde unbedingter Verehrer nicht hinausgekommen.



Ludwig Anzengruber.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Oft ſehr ſpät erwacht der geſunde,
Ruhige Sinn, der das heitere Jetzt,
Der den Gewinn einer freundlichen Stunde
Mehr als die Träume der Zukunft ſchätzt.

## Unſer Mobiliar.

**Das Büffett.** Büffett bedeutet eigentlich Schenktiſch und iſt die franzöſiſche Bezeichnung für den alten deutſchen Kredenztiſch, der freilich auch keinen deutſchen Namen hat. Bei fürſtlichen Mahlzeiten und bei Feſtlichkeiten wurden Tiſche oder Schränke aufgeſtellt, die mit einem Tiſchtuche bedeckt waren und einige Kannen und Pokale trugen. Hinter dieſem Tiſche befand ſich nicht ſelten ein treppenartiger Aufbau, auf welchem kunſtreiche Gold- und Silbergeſchirre aufgeſtellt waren. Dieſer Aufbau bedeutet urſprünglich ein Geſchirrgeſtell zum Gebrauche, wird aber ſpäter nur zum Schauſtück. Wenn man von ſolchen Feſten lieſt, klingt es höchſt pompös; wenn man es in Abbildungen jener Zeit ſieht, ſieht alles doch ziemlich einfach und jedenfalls nicht ſo aus, wie es unſere Maler ſchildern. Zwei Geſichtspunkte machen ſich alſo bei der altdeutſchen Kredenz geltend: ſie hat erſtens den praktiſchen Zweck, als Standort für Geſchirr zu dienen, das man zur Tafel braucht, zweitens den äſthetiſchen Zweck, durch Ausſtellung ſchöner Tafelgeräte das Auge zu erfreuen. Im bürgerlichen Haushalte vertrat die Wandborte und der Tiſchkaſten die Kredenz. Auf der Wandborte ſtanden Flaſchen und Geſchirre, im Tiſchkaſten lagen Meſſer, Tiſchtuch und Brot. Wo dieſer Haushalt ſich reicher geſtaltete, wo Bedienung aufwartete, wo die Wandborte zu ſchmal und der Tiſchkaſten zu eng wurden, trat das Büffett ein. Man muß auch ſagen, daß weder der Tiſchkaſten mit ſeinem ſpezifiſchen Geruche, noch das Wandbrett, auf dem die Geſchirre dem Stubendunſt und dem Staube ausgeſetzt ſind, zu den beſonders appetitlichen Dingen gehören. Unſer heutiges Büffett hat ſeiner Entſtehung und ſeinem Gebrauche nach den Sinn, als Anrichtetiſch zu dienen und Geſchirr, das man zur Tafel braucht, aufzunehmen, ſei es, daß letzteres hinter Thüren verſchloſſen gehalten, ſei es, daß es ſeiner ſchönen Form wegen ſichtbar aufgeſtellt wird. Nach dieſen Geſichtspunkten wird ſich Form und Bau des Büffetts zu richten haben. Alſo zuerſt die praktiſche Verwendung. Ich kenne ein Haus, in dem ſteht das ſtilvolle Büffett in der ſtilvollen Stube (während man im Kochzimmer ißt) und iſt vollgepackt mit Porzellan. Hier iſt alſo das Büffett nur eine Modeſache, kein Gebrauchsgegenſtand. Dem Gebrauche dient die Platte des unteren breiteren Teiles des Möbels. Man kann mit Recht daran zweifeln, ob ſich eine polierte Platte dazu eignet, als Unterlage für heiße Schüſſeln zu dienen. Wenn ſich aber Politur dazu nicht eignet, ſo laſſe man ſie weg. Freilich kann ich mich auch nicht für Marmorplatten begeiſtern, denn dieſe ſehen zu kalt und reſtaurationsmäßig aus. Beſſer ſind ſchon unpolierte Schieferplatten, aber das beſte iſt das rohe, matte, glattgeſchliffene Holz. Dies kann man naß abwiſchen und nach Bedarf wieder blank abſchleifen. Auch darauf iſt zu achten, daß der obere Kaſten auf Säulen ſtehe, welche nicht zu klein ſind. Denn man will nicht bloß den vorſtehenden Raum, ſondern die ganze Fläche gebrauchen. Endlich ſei die Größe des Büffetts dem Bedürfniſſe entſprechend, weder zu groß noch zu klein. Vor allen Dingen nicht zu groß; ein Rieſenbüffett und ein paar kleine Schüſſeln darauf, das will nicht zueinander paſſen. Soll das Büffett Glasthüren haben? Nach meiner Meinung nicht. Glasthüren ſind überhaupt eine Einrichtung von zweifelhaftem Werte. Zu unſerer Großmutter Zeiten galten Glasſchränke, in denen das Porzellan, ein paar ſilberne Leuchter und ein paar „gemachte“ Blumenſträuße aufgeſtellt waren, für etwas höchſt Feines und Nötiges. Aber aus dem Glasſchranke wurde ſelten eine Taſſe genommen, um die Ordnung nicht zu ſtören, und an den blanken hellen Zimmern konnte das Spiegeln der Glasſcheiben nicht viel verderben. Wir haben heute ein feineres Gefühl für Farbe, Farbenharmonie, Licht- und Schattenverteilung und empfinden den ſpiegelnden Glanz von Glasſcheiben unangenehm. Übrigens wollen wir gar nicht ſichtbar aufbauen, was wir an Flaſchen und Geſchirren beim täglichen Gebrauche aus der Hand ſetzen. Was aber an ſchönem Schaugerät aufgeſtellt werden ſoll, das ſieht beſſer aus, wenn es nicht hinter Scheiben ſteht. Daß man ſolche Geſchirre, Schüſſeln, Kannen, Gläſer und Pokale aufſtellt, iſt ganz in der Ordnung. Nur dürfen es nicht Dinge ſein, an deren Gebrauch man nicht glauben kann. Wenigſtens die Möglichkeit des Gebrauches muß gegeben ſein. Was ſoll man, ja was kann man mit einer großen Zahl jener Schauſtücke anfangen, die heutzutage angefertigt und gekauft werden? Es iſt ein Widerſinn, Gebrauchsgegenſtände zu haben und aufzuſtellen, die man nicht gebrauchen kann. Alſo für Schauſtücke iſt oben oder an beiden Seiten des geſchloſſenen Büffettſchrankes der Raum gegeben. Hiernach baut ſich das Büffett etwa folgendermaßen auf: Der breite und ſchwere untere Kaſten hat vorn Flügelthüren und darüber zwei oder drei Schiebkäſten in einer Reihe. Die tragenden Glieder, die Pilaſter oder Säulen, ſind kräftig und ſchwer. Der obere, vorn auf zwei ſtarken Säulen ruhende Kaſten iſt leichter und zierlicher gehalten, den oberen Abſchluß bildet ein kräftig vortretendes, gutgezeichnetes Geſims. Je nachdem ſind mit dieſem letzteren Kaſten Eckbretter oder Arkaden verbunden. Ein auf den Gebrauch deutendes figürliches Ornament iſt nicht übel. Nur müſſen es nicht gerade naturaliſtiſch gearbeitete Früchte oder tote Rebhühner ſein. Der Schmuck darf auch nicht aus der Fläche herausfallen oder angeklebt ausſehen. Ein anſprechender Gedanke, in Figur, Symbol oder Schrift ſo dargeſtellt, daß er nicht anſpruchsvoll oder aufdringlich erſcheint, das dürfte wohl das beſte ſein.

## Für unſere Kinder.

Die Zeit des Eis- und Schneevergnügens hat begonnen. Schlittſchuhlaufen, Schlittenfahren, Schneemännermachen und ſich ſchneeballen ſind jetzt die Hauptvergnügen für unſere Kinder. Kommt aber die kleine Schar nach Hauſe, ſo ſind die Füßchen naß, kalt und halb erfroren, und eine ſorgliche Mutter iſt darauf bedacht, ſogleich für trockene und warme Fußbekleidung zu ſorgen. Die Strümpfe werden gewechſelt, und Morgenſchuhe oder Pantoffeln müſſen angezogen werden. Warme Morgenſchuhe ſind aber teuer und unpraktiſch; da die Kinder ſehr leicht die Hacken niedertreten, werden ſie bald verdorben und unſchön. Gewöhnliche Filzpantoffel ſind zwar billig, aber ſehr wenig haltbar, und ſo möchte ich meine ſelbſtfabrizierten, warmen und billigen Pantoffel hier einmal zur Nachahmung empfehlen. Das einzige, was ich dazu kaufe, ſind die Sohlen aus dickem weißem oder ſchwarzem Filz (Paar 50–60 Pfg.). Genau nach dieſen Sohlen, welche nicht zu kurz ſein dürfen, ſchneidet man ſich deren zwei ebenſolche von ſteifem Papier oder dünner Pappe, die jedoch vorne um einen guten Strohhalm kürzer ſein müſſen als die Filzſohlen. Auf die Papierſohlen legt man eine dünne Lage Watte, darüber ein Stückchen alten Mull oder dergleichen und endlich einen Streifen Tuch, womit man die Sohle feſt bezieht und zwar durch Hin- und Herſtechen mit langen Stichen auf der linken Seite der Sohle (wie beim Beziehen eines Plättbrettes). An der Spitze und der Ferſe wird der abgerundete Tuchſtreifen etwas eingezogen. Hierauf ſchneidet man ſich die Vorderblätter zu den Pantoffeln. Ich verwende dazu, wie auch zum Beziehen der Sohlen, alte Tuchreſte von grauem oder gemuſtertem Knabenzeug und nehme zum Futter ebenfalls nur Altes, Flicken von einem alten Tuchkleid, Flanell oder derartiges, was ſonſt als unbrauchbar weggeworfen wird. Die Vorderblätter werden wattiert und mit kleinen Stichen durchgenäht; auch iſt es ratſam, ein wenig alten Mull als Zwiſchenfutter zu nehmen; der vordere Ausſchnitt wird mit einem ſchmalen Streifen Pelzwerk eingefaßt. Ich zerſchnitt mit einem Meſſer einen alten, längſt unbrauchbaren Muff und beſetzte damit ſechs Paar Filzpantoffeln. Hat man kein altes Pelzwerk, ſo faßt man den Ausſchnitt der Vorderblätter mit Borte ein und ſetzt zur Wärme und zum Zierat eine Tolle von ausgezackten Tuchſtreifen darauf. Nun näht man die Vorderblätter mit ſchrägen dichten Stichen und ſtarkem doppeltem Zwirn an die Filzſohlen und zwar von inwendig und ohne ganz durch die Sohlen zu faſſen, der Zwirn würde ſonſt bald durchgetreten. Die Vorderblätter kommen ſomit nach unten zu, und ſo muß der Pantoffel dann vorſichtig umgekehrt werden. Fängt man beim Ausſchnitt an langſam umzukehren, ſo gelingt es ganz gut, bei einiger Übung geht das Umkehren ſogar ganz leicht. Hierauf heftet man die überzogene Sohle auf die Filzſohle; der Hacken wird rundherum mit ſchrägen, unſichtbaren Stichen gut feſtgenäht, nach vorne zu bleibt es an den Seiten loſe, nur die Spitze wird wieder mit ſtarkem Zwirn befeſtigt, letzteres kann auch ſchon vor dem Umdrehen des Pantoffels geſchehen. Iſt ſpäter die Sohle durchgeſcheuert, ſo kann man ſie leicht herausnehmen und neu beziehen, auch iſt zu empfehlen, die Filzhacken, die man beim Kaufen der Filzſohlen erhält, nicht ſogleich unterzunähen, ſondern erſt, wenn die Sohlen hinten dünn werden.

**M. K. Plate.**

## Gärtnerei.

**Behandlung erfrorener Pflanzen.** Um erfrorene Pflanzen zu retten, iſt am ratſamſten, ſie an einem dunklen Ort zu halten, bis ſie auftauen, und dieſes Auftauen nur ſehr langſam vor ſich gehen zu laſſen. Eine trockene, windſtille Atmoſphäre iſt hierbei notwendig; denn eine erfrorene Pflanze, welche in Zugluft, in den Sonnenſchein, in unpaſſende Wärme geſetzt wird, geht ſelbſt im Dunkeln alsbald in eine breiige Maſſe über. Taut man ſie jedoch an einem dunklen Ort in ſtiller, trockener Luft auf, ſo wird ſie ſich in allen Fällen erholen, wenn ſie der Froſt nicht gar zu heftig mitgenommen hat. Dieſe Bemerkungen beziehen ſich beſonders auf halb und ganz harte Kalthauspflanzen, wie Pelargonien ꝛc., aber auch auf holzige Gewächſe, wenn ſie außer dem Boden von Froſt ergriffen werden, Bäume und Sträucher beim Verſand, wenn ihre Wurzeln gefroren ſind. Nach geſagter Behandlung werden ſie weit leichter gerettet werden, wenn man dieſelben im Dunkeln auftaut und dann gleich in trockene, froſtfreie Erde einſchlägt. **K. L.**

**Verwertung von Kohl, bei dem ſich im Herbſt keine Köpfe gebildet haben.** Es kommt beſonders in trockenen Jahren ſehr häufig vor, daß ein Teil des ausgepflanzten Krautes keine Köpfe oder Häupter anſetzt. Gewöhnlich werden dann derartige Pflanzen einfach zum Füttern benutzt. Es gibt jedoch noch eine beſſere, zweckmäßige Verwendung. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß ſolches Kraut, wenn es wieder angepflanzt und gegen Froſt geſchützt wird, während des Winters ſich vollſtändig ausbildet und im Frühjahre ein treffliches, ſehr zartes und wohlſchmeckendes Gemüſe liefert, das dem im Frühbeete getriebenen nichts nachgibt. Um dies zu erreichen, verfährt man folgendermaßen: Es wird ein Graben von beliebiger Breite ausgeworfen, je nachdem man eine oder mehrere Reihen Pflanzen ſetzen will, während ſich die Tiefe derſelben nach der Höhe der letzteren richtet. Nachdem man in dieſen Graben die Pflanzen eine neben der anderen eingeſchlagen hat, wird das Ganze zuerſt mit Brettern, dann mit einer Lage Streu oder Laub und zuletzt mit Erde bedeckt. An beiden Enden des Grabens läßt man eine Öffnung, die man erſt zumacht, wenn ſtärkere Fröſte eintreten. Auch Wirſingkohl kann man ſo behandeln, und ſollen die Köpfe, die man auf dieſe Weiſe erhält, zwar klein, aber ſo zart und wohlſchmeckend ſein wie Karviol. Ein Verſuch mit dieſer neuen Konſervierungsmethode iſt jedenfalls zu empfehlen, da man bei gutem Erfolg derſelben doch einen immerhin größeren Vorteil als bei der Verfütterung des Krautes an das Vieh hat.

**H. Schubert.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig.** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Frage 19. Die große Menge ſchattenliebender Pflanzen ermöglicht uns, an ſchattigen Plätzen des Gartens herrliche Beete anzulegen. Da das in der Frage erwähnte Beet als klein bezeichnet iſt, rate ich zur folgenden Bepflanzung: In die Mitte des Beetes ſtellt man einen 50 cm hohen, imitierten hohlen Baumſtamm, ſchön mit Rinde beſchlagen, füllt ihn mit Heide- oder Lauberde voll, ſo daß noch ein 5 cm hoher Gießrand bleibt, und pflanzt einen ſchönen, kräftigen Straußfarn hinein, den man ſich im Frühjahre vor Ausbruch des Triebes aus dem Walde holen kann; beſſer iſt jedoch ein ſchon im Topfe kultivierter Farn. Man muß natürlich einen recht ſtämmigen, großen Farn wählen, da kleine, ſchwächere Pflanzen im Schatten nicht gedeihen. Iſt das Beet viereckig, ſo wird noch ein Farn an jeder Ecke, ins Land ſelbſt geſetzt, einen ſchönen Schmuck bilden. Doch müſſen die vier Farne anderer Art ſein als der mittlere, z. B. Tüpfelfarne oder Adlerfarne. Auch die Stechpalme (Ilex agnifolia) gedeiht vorzüglich im Schatten und ſchmückt ſehr. Bei ovaler Form des Beetes ſind außer dem Farn im Baumſtamme nur zwei andere zu pflanzen. Das übrige Land zwiſchen den Staudengewächſen, rate ich, iſt mit Gartenmaiblumen zu bepflanzen. Sie grünen frühzeitig, haben während des Sommers ſchönes dichtes Blattwerk und erfreuen uns alljährlich mit ihren ſchönen duftenden Blumen. Die Maiblumenkeime ſind im Frühjahre oder beſſer im Herbſt zu pflanzen, 15 cm voneinander entfernt. Die Spitzen der Keime müſſen 1 cm mit Erde bedeckt ſein. Während des erſten Winters müſſen ſie bedeckt werden mit Laub ꝛc. In der Folge iſt keine Pflege nötig. Die Maiblumen wuchern ſtark und blühen alle Jahre. Um das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, kann man das Beet noch mit Sauerampfer einfaſſen. Die Blätter, die alle drei Wochen pflückbar ſind, liefern ein ſchmackhaftes Gemüſe. Die Sauerampfereinfaſſung ſieht ſtets grün aus.

**Mitarbeiter für Gartenbau.**

## Zimmerſchmuck.

Blumentiſch mit Waldmoſaik. Drei 70 cm lange, mit Papier überklebte runde Stöcke werden zu einem Dreifuß an dem paſſenden Punkte zuſammengenagelt und obendarauf ein ovales Brett befeſtigt, das im Längsdurchmeſſer 40 cm, im Querdurchmeſſer 30 cm mißt. Um die Rundung nagelt man mit feinen Stiftchen einen 10 cm hohen Streifen kräftige Pappe, und nun wird das Ganze mit Goldbronze und Bronzetinktur bronziert. Iſt das bisher gefertigte Blumentiſchchen trocken, ſo näht man an dem unteren Rande der Pappe, die ein wenig über das Brettchen hinunterreichen muß, mit ſtarkem Faden eine Reihe Bucheckern an, eine hart neben die andere, am oberen Rande dagegen in hübſcher Abwechſelung Flechten und Moos — in den Zwiſchenräumen aber in kleinen Entfernungen niedliche, aus Föhrenzäpfchen, Eicheln, Erlenkätzchen und kleinen Wetterdiſteln an Draht gebundene Bukettchen, deren Anfang am oberen Rande unter den Flechten verborgen iſt. Auch am Kreuzungspunkte der Füße läßt ſich ein etwas kräftiger gehaltenes Bukett anbringen, ebenſo wie an den Enden der Füße noch je drei kleine an Draht gebundene Föhrenzäpfchen. Hat man nun noch je nach Geſchmack die Eicheln, Bucheckern, Tannenzäpfchen und Erlenkätzchen mit Kopallack lackiert, ſo macht das Ganze einen ſehr zierlichen Eindruck.

**Clotilde in Aſchaffenburg.**

Wind- oder Lichtſchirm. Im Salon der Frau darf ein kleiner zierlicher Lichtſchirm nicht fehlen; er bildet einen freundlichen, poetiſchen Schmuck des Zimmerchens. Auf folgende Weiſe hergeſtellt, ſieht er höchſt elegant und reizend aus, während ſeine Herſtellung nur ſehr geringe Koſten erfordert. Man läßt ſich vom Korbmacher ſechs 29 cm lange und ſechs 15 cm lange Stäbchen aus ſpaniſchem Rohr ſchneiden; dieſelben nagelt man in der Art aneinander, daß je vier, zwei lange und zwei kurze, einen rechteckigen Rahmen ergeben, und zwar läßt man von den Längsſtäben oben und unten 2 cm vorſtehen; die unteren dienen als Füße, während man oben die Schnittfläche des Rohres mit einem runden gekerbten Ziernagel verſieht. In dieſen Rahmen ſpannt man nun einen beliebigen Stoff; man kann dazu wunderſchön Reſte von Seidenſtoff, Damaſt oder gepreßtem Samt verwerten. Aber auch glatter, einfacher Stoff genügt. Eine gefällige Stickerei, in bunter Seide ausgeführt, ziert jedes der drei Teile, und zwar kann man bei gemuſtertem Stoff die Blumen und Figuren entſprechend ausnähen, während bei glattem Stoff ein graziöſer Zweig, ein paar Schmetterlinge, Vögel oder dergl. reizend ausſehen. Zum Schluß werden die drei Teile mit runden Scharnieren gegenſeitig befeſtigt, ſo daß man das fertige Schirmchen nun ſtellen und drehen kann, wie man es gerade wünſcht.

**H. v. Sydow.**

## Kunſt im Hauſe.

In einem der letzten Wohlthätigkeitsbazare erſtand ich einen Karton mit zierlichen Korreſpondenzkarten, ſo originell und hübſch in der Ausführung, daß die einfache und doch effektvolle Arbeit ſicher vielen unſerer werten Leſerinnen willkommen iſt. Man kauft ziemlich ſtarke, mit Goldſchnitt verſehene Karten, zeichnet recht fein einen luſtigen Zweig oder halben Kranz darauf und malt ihn ſauber, aber nur ganz leicht mit Waſſerfarben aus. Dann löſt man mit einem ſcharfen, ſpitzen Meſſer die Blüten, Blätter, Stiele und Adern, indem man ſorgfältig die Konturen feſthält, ſo daß dieſelben wie erhaben ſich von dem Grunde abheben. Doch muß man ſehr vorſichtig zu Werke gehen, damit die Rückſeite keine häßlichen Spuren zeigt. Auf farbigem Grunde wirken beſonders ſchön Bronzefarben, ebenſo auf Wandtellern, die durch einen Schmuck von Vögeln und Schmetterlingen, nach obiger Anleitung ausgeführt, ſehr gewinnen. Für die erſten Verſuche empfehle ich mehr geradlinige Blumen, wie Kornblumen und Maßliebchen, ſchon der einfachen Blätter wegen, auch Ähren ſehen beſonders in Gold ſehr effektvoll aus. Geſchicktere Hände wagen ſich bald an wilde Roſen und Veilchen und finden immer neue, hübſche Motive. Es gehört nichts weiter dazu als ein bißchen Geſchmack, eine ſichere Hand und ein ſcharfes Meſſer, das den Schleifer nicht lange entbehren kann.

**F. Berg.**

## Handarbeit.

Kleines Deckchen. 34 cm im Quadrat aus kariertem Wiſchtuchſtoff ſind zu dieſem praktiſchen Deckchen erforderlich; praktiſch, weil es auf beiden Seiten gleich zu gebrauchen geht. Man teilt ſich das Stück auf jeder Seite in neun Quadrate und verziert abwechſelnd eins mit einem in rotem Garn ausgeführten leichten Pleinmuſter, während man auf das andere roten Neſſel ſetzt. Auf der linken Seite gerade umgekehrt, Stoff auf das Pleinmuſter und Stickerei da, wo rechts der rote Stoff iſt. Die Decke kann man auch in jeder beliebigen Größe anfertigen, und ſie iſt waſchecht „wie Gold."

**Tante Traude.**

## Praktiſches fürs Haus.

Frage 30. Wir reinigen unſern ſehr großen Kokosteppich, indem wir ihn doppelt zuſammenlegen und dann mit einem Heidebeſen abfegen. Der Staub fällt durch den Teppich; wir nehmen denſelben einige Male fort, fällt kein Staub mehr durch, ſo iſt der Teppich rein und wird jetzt ganz ausgebreitet und mit einem feuchten Scheuertuche gut abgerieben.

**Alwine.**

Frage 32. An eine Ratloſe. Ein vorzügliches Bleichwaſſer, welches die Wäſche nicht angreift, iſt folgendes: Ich nehme für 20 Pfg. Chlor und für 20 Pfg. Glauberſalz, gieße 6 Liter kochendes Regenwaſſer darauf und laſſe es damit einige Tage ſtehen. Hierauf wird das jetzt fertige Bleichwaſſer auf Flaſchen gefüllt. Beim Gebrauch rechne man eine große Taſſe davon auf einen Eimer kaltes Waſſer, läßt das vorher ſauber gewaſchene Zeug 24 Stunden darin ſtehen und ſpült es dann in klarem Waſſer nach. Die Wäſche bleibt bei dieſem Verfahren blendendweiß und leidet nicht im geringſten.

**Alwine.**

## Verſorgung.

Es werden im Frauen-Daheim oft Wünſche laut um Bekanntgebung geeigneter Anſtalten, die alleinſtehenden, der Ruhe und Pflege bedürftigen Damen eine dauernde Heimat bieten. Obwohl die Zahl derſelben nicht klein iſt und mehrere ſchon rühmend an dieſer Stelle genannt ſind, ſo möchte ich doch die Aufmerkſamkeit der lieben Leſerinnen noch beſonders auf ein noch viel zu wenig bekanntes Haus lenken. Es iſt das Diakoniſſen- und Krankenhaus Naëmi-Wilke-Stift in Guben, gegründet von einem hochherzigen Manne, zum Andenken an ſeine einzige frühvollendete Tochter. Außer einer Kinderbewahranſtalt umfaßt es ein Krankenhaus für Frauen und Kinder und bietet Damen aus beſſeren Ständen zu den denkbar mäßigſten Preiſen in freundlichen Einzelzimmern gute Verpflegung und, wenn nötig, ärztliche Behandlung. Freundliche Schweſtern, die im Stift ſelbſt ihre Ausbildung zum Diakoniſſendienſt erhalten, ſorgen für aufmerkſame Pflege und bieten ein ſtilles und friedliches Daheim, fern von dem Treiben der Welt.

## Für die Küche.

Gänſeleber in Gelee. Ein für Diners gut verwendbares Gericht, welches geeignet iſt, die teuren Zwiſchengänge, wie Gänſeleberpaſtete, Hummer ꝛc. zu erſetzen, iſt Gänſeleber in Gelee. Man beſtelle ſich beim Wildhändler rohe Gänſeleber, ungefähr das Stück von 1 Pfund Gewicht, aber nicht darüber. Dieſelbe lege man, nachdem die Galle vorſichtig herausgeſchnitten iſt, einen Tag über in Milch, um ſie auf dieſe Weiſe noch zarter zu machen. Vor dem Gebrauch trockne man ſie ſauber ab und dämpfe ſie folgendermaßen mit Butter: In einer großen Bratpfanne mit Deckel zerlaſſe man ungefähr ½ Pfund gute, ungeſalzene Butter, bedecke den Boden mit weißem Papier und lege auf dasſelbe die vollſtändig in Speck eingehüllten Lebern, und verwahre ſie oben gleichfalls ſorgfältig mit Papier. Dann laſſe man ſie bei gelinder Wärme dämpfen, jedoch dürfen ſie keiner zu großen Hitze ausgeſetzt werden, um das Braunwerden der Butter zu verhüten. Sind die Lebern weich, ſo müſſen ſie vor dem Erkalten ſorgfältig mit ſcharfem Meſſer geſchält werden. Ratſam iſt es, das Meſſer fortwährend in warmes Waſſer zu tauchen, da ſich auf dieſe Weiſe das Fleiſch glatter ſchneiden läßt. Iſt die Leber abgekühlt, ſo fülle man in eine hohe Form warmes Gelee, ſtelle die Scheiben aufrecht hinein und laſſe das Ganze erkalten. Dann kommt von neuem eine Schicht Gänſeleber mit warmem Gelee und ſo weiter, bis die Form gefüllt iſt. Nach dem Stürzen derſelben garniere man ſie mit Salatblättern, Peterſilie und ſteifem, zerſtückeltem Gelee. Beſonders wohlſchmeckend iſt es, wenn die Lebern noch getrüffelt werden, desgleichen können auch Krebsſchwänze verwandt werden. — Dieſes beſchriebene Gericht iſt bedeutend billiger als Gänſeleberpaſtete, für 20 Perſonen genügen 2 Pfund Leber à Pfund 2 Mk. bis 2,50 Mk. und das dazu verwandte Aſpik wird tags zuvor von 8 Kalbsfüßen und 2 Pfund Beinfleiſch gewonnen, ſo daß ſich das ganze Gericht auf 8—9 Mk. beläuft, während eine Terrine Paſtete für dieſe Perſonenzahl ſich auf 18 Mk. beziffern würde. **Lisbeth N.**

Buttermilchſuppe zum Abend, für „Sorgende Hausfrau." Dieſe auf däniſche Art bereitete Suppe iſt ſehr wohlſchmeckend und koſtet wenig. Man ſetzt friſche, ſaure Buttermilch (von ſaurer Sahne gewonnen) in einer Kaſſerolle aufs Feuer, fügt einen Eßlöffel Kochzucker, ein wenig geſtoßenen Anis und etwas Zuckerkouleur oder ein kleines Stückchen Feigenkaffee hinzu, damit die Suppe bräunlichgelb wird. Sobald die Milch aufkocht, läßt man gut verquirlten Einlauf, beſtehend aus einem Ei, zwei bis drei Kochlöffel voll Mehl nebſt Waſſer und Salz recht fein in die kochende Milch hineintropfen, alles gut gar kochen und ſpült den Topf, worin der Einlauf war, noch mit etwas kalter Milch aus, die man dann mit der Suppe nochmals durchkochen läßt. Etwas Salz hinzu, und die Suppe iſt fertig.

**B. v. W.**

## Fragen.

52) Kann mir jemand eine Anleitung geben zum Häkeln eines Zuavenjäckchens? Es ſoll zum Unterziehen bei dünnen Mänteln dienen, muß alſo ganz glatt und anſchließend ſitzen. Im voraus beſten Dank.

**Ratloſe im Sauerland.**

53) Wie kann man weiße Vogelfedern rot, gelb, blau und grün färben, ohne denſelben ihre Façon zu nehmen? Hauptſache bleibt jedoch die ſchöne Färbung. Mit beſtem Dank im voraus **Petersburger Daheimfreund.**

54) Würde jemand ſo freundlich ſein, meiner Frau das Rezept zu Dresdener Käſekeulchen mitzuteilen? Als geborner Dresdener ſchmachte ich ſchon ſeit 18 Jahren in Amerika nach dieſem heimatlichen Gebäck.

**A. K., luth. Paſt. in Inka, Ill.**

55) Welche Waſchmaſchine iſt wohl die empfehlenswerteſte?

**Eine 25jähr. Abonnentin.**

56) Kann mir eine Leſerin wohl ſagen, wie ich ſelbſt einen Geradehalter für ein Mädchen von 7 Jahren, die infolge raſchen Wachſens Neigung zum Krummhalten hat, herſtellen kann? **Eine ſorgende Mutter.**

57) Gibt es ein Mittel, Zitronen längere Zeit friſch zu erhalten? In friſchen Rutenbeſen aufbewahrt, ſchimmeln ſie auch nach höchſtens 14 Tagen. Für einen guten Rat wäre ſehr dankbar

**Pfarrkind vom Lande.**

58) Iſt vielleicht eine liebe Leſerin ſo freundlich, mir Rezepte von kalten Speiſen mitzuteilen, zu denen Apfelſaft gebraucht werden kann? Im voraus beſten Dank.

**Pfarrkind vom Lande.**

59) Wer iſt ſo freundlich, mir ein gutes Rezept zur Herſtellung eines guten Quittenlikörs zu geben? **Eine Hausfrau.**

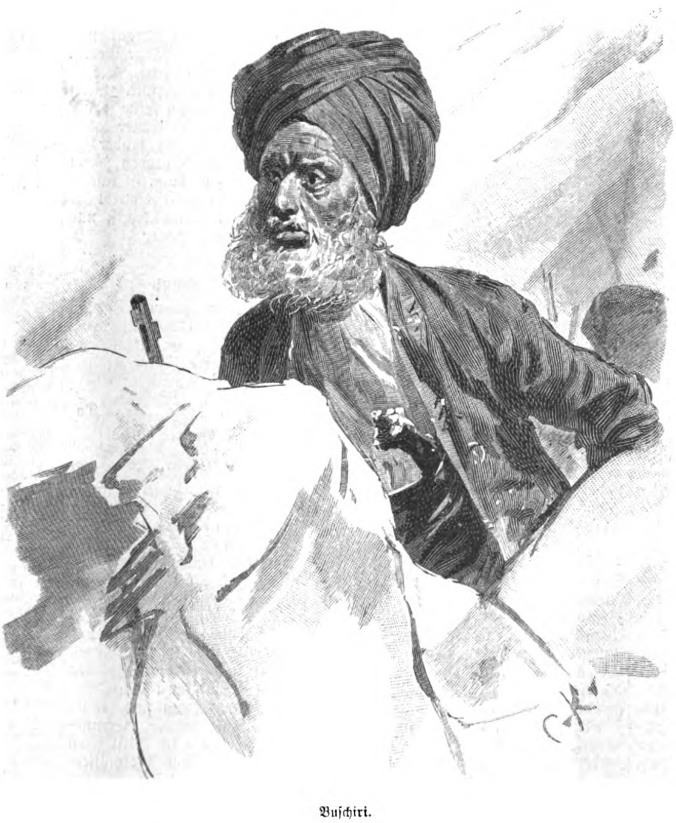
Daheim

1890. Nr. 15. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

# Buſchiri.

„Ich würde es bedauern, Buſchiri ein ſchmähliches Ende durch Henkershand nehmen zu ſehen.“ So ſchreibt Dr. Oskar Baumann in ſeinem ſoeben erſchienenen höchſt belangreichen und zeitgemäßen Werke: „In Deutſch-Oſtafrika während des Aufſtandes“ (Wien, Eduard Hölzel 1890). Mit Dr. Hans Meyer, dem bekannten Erſteiger des Kilima-Ndſcharo, hat Baumann, der ſelbſt ſchon ein erfahrener Afrikareiſender war, die in Oſtafrika gelegene Landſchaft Uſambaro erforſcht, gerade als der Aufſtand ausbrach, und hierbei iſt er mit ſeinem Reiſegefährten in die Hände Buſchiris gefallen. Abgeſehen von dem wiſſenſchaftlichen Werte bringt das vorliegende ſchön ausgeſtattete Werk ein Menge wichtiger kolonialpolitiſcher Betrachtungen und macht uns mit den Urſachen des Aufſtandes der Araber gegen die deutſche Schutzherrſchaft bekannt. Was Baumanns Ausſpruch über Buſchiri, der doch ſein Feind war, betrifft, ſo kann man darüber geteilter Anſicht ſein. Wir müſſen uns erinnern, daß es Buſchiri war, der gegen Wißmann den Waffenſtillſtand brach, daß Greuelthaten aller Art von ihm begangen wurden und daß er es war, der beim Überfall der deutſchen Station Mpuapua eigenhändig den Stationsbeamten Herrn Nilſen ermordete. Ferner wußte er den deutſchen Schutztruppen, die wiederholt ſein Lager erſtürmten, zu entfliehen, bis er im Dezember unſern Landsleuten in die Hände fiel und ſtandrechtlich erſchoſſen wurde. Buſchiri war ein nicht gewöhnlicher Araber, der uns viel zu ſchaffen machte. Dr. Hans Meyer und Oskar Baumann waren die einzigen Deutſchen, die ſo mit ihm, wenn auch feindlich, verkehrten, daß ſie ſich über ihn ein Urteil bilden konnten. Unſere Landsleute wurden gegen ein Löſegeld von 10,000 Rupien von ihm freigegeben. Buſchiri bin Salim trat nachts bei Fackelſchein in die Hütte, in welcher, ſchwer mit Ketten belaſtet, Meyer und Baumann lagen. Letzterer ſchildert ihn als greiſen, unterſetzten, ſehr lichtfarbigen Mann. „Er trug einen ſchönen Maskatturban, einen goldgeſtickten, etwas zerriſſenen Burnus über das dünne weiße Hemd, einen Revolver im Gürtel, in der Hand ein gutes Jagdgewehr und blickte uns mit großen, tiefſchwarzen Augen kalt und ruhig an.“ Nachdem das Löſegeld bezahlt war, verkehrten Meyer und Baumann mit Buſchiri als Gäſte; ſie konnten ſich ihm gegenüber eines Gefühls der Achtung und der Überzeugung nicht entſchlagen, mit einer über das Mittelmaß hinausragenden Perſon, mit einem zielbewußten, energiſchen Manne zu thun zu haben. Intereſſant iſt es, Auskunft über die politiſchen Anſichten Buſchiris zu erhalten. Den Sultan von Sanſibar, der doch ſein eigentlicher Herr iſt, verachtete er, weil er ſich mit den Fremden eingelaſſen hatte. „Sagt mir einmal, was wollen eigentlich die Deutſchen in Oſtafrika und warum bleiben ſie nicht daheim in Deutſchland?“ Als man ihn darauf fragte, warum denn die Araber dorthin gekommen ſeien, antwortete er lächelnd: „Du haſt recht, meine Väter verfolgten daſſelbe Ziel, welches jetzt die Deutſchen verfolgen: ſie wollten Oſtafrika in Beſitz nehmen. Sie gingen aber dabei doch ganz anders vor. Zu Tauſenden kamen ſie von Arabien, eroberten das Land in blutigen Kriegen und ſetzten ſich in demſelben feſt. Die Deutſchen aber kamen wehrlos. Dieſe ſchutzloſen Leute benahmen ſich trotz ihrer Ohnmacht völlig rückſichtslos; wir ſahen der Sache eine Weile zu, dann jagten wir die Weißen einfach fort, wie man übermütige Jungen fortjagt. Ja, die Engländer, das mag ein reiches und mächtiges Volk ſein, aber die Deutſchen ſcheinen mir wohl nur ganz klein.“ In letzterer Beziehung hat ſich nun freilich Buſchiri ſehr getäuſcht, und er hat ſeinen Irrtum mit dem Leben bezahlen müſſen. Trotzdem iſt es zweifellos, daß die Araber in Oſtafrika eine gewaltige Macht bilden, welcher mit den Waffen nur ſehr ſchwer, mit Geld und guten Worten verhältnismäßig leicht beizukommen iſt. Es fehlt daher nicht an Stimmen, welche dazu raten, mit den Arabern Frieden zu ſchließen und ſie im Intereſſe unſerer Kolonialpolitik zu verwerten.



Buſchiri.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Wie kann das, was man Vergnügung nennt,
Doch weit vom Vergnügen entfernt ſein!

Geſellige Kunſt iſt entweder Talent
Oder will mühſam erlernt ſein!

## Tiſchkarten.

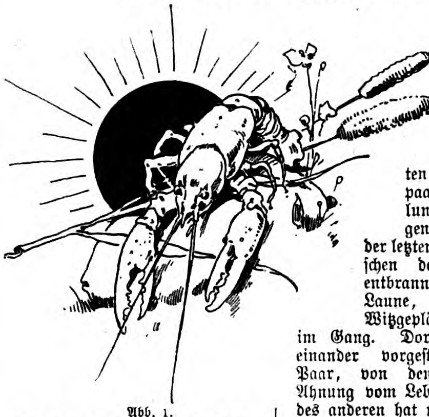


Abb. 1.

Die hohe Saiſon der Geſellſchaften beginnt, und die gute Geſellſchaft treibt dem Strudel dieſer Vergnügungen um ſo freudiger entgegen, je weniger für ihre Kreiſe das Wort Geſelligkeit Form und Zwang, je mehr es Frohſinn und Behagen, Anmut, Geiſt und Witz, gute Laune und Gemütlichkeit bedeutet. — Die Hausfrau, die ſo glücklich iſt, einige Geſellſchaften in letzterem Sinne in ihrem Hauſe geben zu dürfen und geben — zu können, ſinnt auf allerlei reizende Neuerungen zur Überraſchung ihrer Gäſte. Neue zierliche Tiſch- und Speiſearrangements ſollen die ſchon bekannten des Vorjahres überbieten, reizende Dekorationen ſollen ungemütliche ſchwere Pracht, die nicht jeder Haushalt hat und die nicht jedem Haushalt ſteht, erſetzen; zuletzt ſoll auch die Tiſchkarte ihre graziöſe kleine Rolle ſpielen. — Von der Reihenfolge und der Art, wie das bunte Blatt Papier den Gäſten ihre Plätze anweiſt, hängt, wie die kluge Hausfrau weiß, oft die gute Laune der ganzen Tafelgeſellſchaft ab. — Hier eine Nachbarſchaft von guten Bekannten, und auf den zierlichen Karten in witzigen Verschen oder gemalten Symbolen ein paar feine Anſpielungen auf den luſtigen Krieg, der bei der letzten Geſellſchaft zwiſchen denſelben beiden entbrannte, — und gute Laune, Geſpräch und Witzgeplänkel ſind ſofort im Gang. Dort ein eben erſt einander vorgeſtelltes jüngeres Paar, von denen keins eine Ahnung vom Leben und Treiben des anderen hat und die ſich nun den Abend über friſch und flott unterhalten ſollen; — da, ein Blick auf die Karten mit ihrer kurzen liebenswürdig ſchmelmiſchen Charakteriſtik der beiden Perſönlichkeiten, — des flotten Bruder Studio und der kleinen Muſikſchwärmerin z. B. — ein beiderſeitiges Lachen, und der Anknüpfungspunkt für tauſenderlei unaufdringliche Fragen, kleine Anſpielungen und Neckereien iſt da. — Nicht jede Wirtin beſitzt nun freilich Kunſtfertigkeit und Genie zu ſolchen Improviſationen. Aber auch gekaufte Karten mit den Lieblingsblumen der Damen oder Blumen, die die Eigenart einer jeden ſinnig wiedergeben, für die Herren mit irgend einem paſſenden anderen Symbol, führen gelegentlich zur Unterhaltung über. Unſer Kunſtgewerbe liefert auf dieſem Gebiet unglaubliche Schätze. Wir ſahen (bei G. F. Mylius in Leipzig) Tafelkarten in Form entzückender kleiner Teller mit Blumenranken und kleinen naturgroßen Vögeln, Goldhähnchen, Zaunkönig ꝛc. in bewunderungswürdiger Ausführung. Bei einer frohen Weihnachtsgeſellſchaft erhielten alle Damen Tafelkarten in Geſtalt zartblauer Rokokopantöffelchen (einer neuen, jetzt in allen Geſchäften vorrätigen Form). Sofort griff die herzlichſte Heiterkeit Platz. Die Damen hatten für dieſen Abend den Pantoffel! Nun wehe den Herren der Schöpfung! — Immer willkommen, auch ohne jede Anſpielung, ſind die von der Hausfrau ſelbſt mit kleinen Malereien oder Zeichnungen verſehenen, wenigſtens von ihrer Hand ſelbſt hergeſtellten Kärtchen. Zum Malen und Zeichnen geben wir einige Vorlagen, die ſich auf weißen Kärtchen in Sepialinien, mit bunten Farben zart angetönt, reizend machen. Auch auf breite Hobelſpäne, die dann, gleich einem Bande, um die Serviette gelegt werden, zeichnet es ſich mit der Feder oder feinem Pinſel gut. Die dazu fertig präparierten Hobelſpäne ſind in allen beſſeren Kunſthandlungen zu haben. — Sehr hübſch ſind auch zartbunte Korreſpondenzkarten zu Tafelkarten verwandt. Man verſieht dieſelben auf der einen Seite mit leichter Malerei, ſchreibt den Namen dann in die Mitte der anderen Seite und rollt die Karte ſo, — gleich einem Pergamentröllchen, — zuſammen, daß gerade der Name zu ſehen iſt. Ein buntes Seidenbändchen von der Farbe des Papiers wird um die kleine Rolle geſchlungen und zu einem Schleifchen geknüpft. In ähnlicher Weiſe läßt ſich gewiß noch manches Hübſche erfinden. Eine ſo feine Überraſchung, wie ſie „eine junge Abonnentin" in Berlin, nach deren Mitteilung, ihren Gäſten bot, ſteht leider im Winter nicht vielen leicht zur Verfügung. Die Dame hatte zu einem Familienfeſte für alle ihre Gäſte friſche volle Roſen beſorgt und auf jede recht deutlich mit Goldtinte den Namen einer Perſon geſchrieben. Eine naturgetreue Stoffroſe, die, in ein Väschen geſtellt, ſpäter noch einen netten Zimmerſchmuck abgibt, wird von den Damen gewiß ebenſo freudig begrüßt. Zum Schluß möchten wir noch auf eine beſonders hübſche Neuheit auf dem Gebiet der Tafelüberraſchungen aufmerkſam machen. Es ſind dies Georg Böttichers Tiſchkarten mit Zeichnungen von Fedor Flinzer. (Verlag von Franz Karrer, Leipzig.) Zeichner und Dichter bieten hier entzückende Blüten guter Laune. Während wir den erſteren leider nur durch eine Probe (ſiehe Abb. 7) vertreten ſein laſſen können, mögen von den friſchen kleinen Schöpfungen des letzteren noch eine Anzahl zu beliebiger Verwendung im Familienkreiſe folgen:

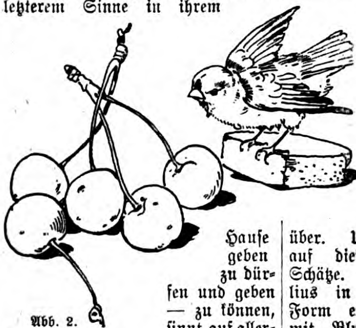


Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

„Dem Gatten an der Seite ſitzen,
Iſt in Geſellſchaft wenig nütz.
Er hat gewöhnlich nichts als Spitzen
Und obendrein noch einen Spitz."

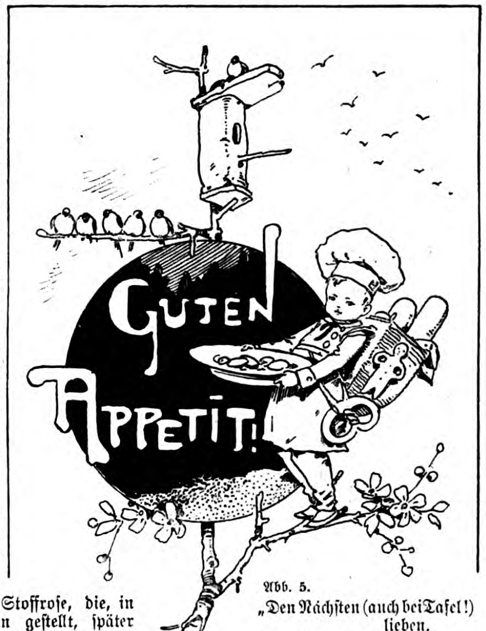

Guten Appetit!

Abb. 5.

„Den Nächſten (auch bei Tafel!) lieben,
Iſt, wie wir wiſſen, Chriſtenpflicht.
Die Pflicht kann höchſtens übertrieben,
Erlaſſen werden kann ſie nicht!"

„Ein Unfall darf dich nicht erboſen —
Kaltblütigkeit iſt Goldes wert.
Haſt du den Rotwein umgeſtoßen,
Gleich Salz darauf! (Und umgekehrt!)"

Abb. 6.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

## Geſellſchaftsſpiele.

Weſſen Augen? Einige junge Herren, Damen und Kinder, begeben ſich in ein Nebenzimmer und ſetzen ſich zu maleriſchen Gruppen zuſammen. Die Ordner laſſen Shawls, Plaids, Decken, bunte Teppiche und Tücher zuſammenbringen und verhüllen alle Teilnehmer, ſo daß nur immer ein Auge von jedem ſichtbar bleibt. Dann wird die ganze Geſellſchaft herbeigeholt und ſoll erraten nach der Farbe der Iris und der Form des Auges, wer die maskierte Perſon iſt. Man ſucht die Ratenden irre zu führen, indem man ein Kind z. B. ſo hoch hinſetzt, daß die Vermutung entſteht, es müſſe ein Erwachſener ſein. Die Ratenden verſammeln ſich bisweilen um eine Perſon und ſtreiten heftig. Haben ſich alle tüchtig geirrt, ſo löſen ſich die Vermummten aus ihren Hüllen, und ein allgemeines Erſtaunen und Lachen erfolgt, wenn z. B. ein alter Herr ſtatt eines jungen Mädchens ſich aus den bunten Gewändern herausſchält. Es iſt uns vorgekommen, daß die eigne Mutter ihrer Kinder Augen verwechſelte; freilich gibt es wieder ſo auffallende Augen, daß ſie augenblicklich erkannt werden.

**Th. Sch.**

Das Löffelſpiel. Um einen Tiſch ſetzen ſich die Teilnehmer des Spieles. Mitten auf dem Tiſche liegt ein Haufen ſilberner Eßlöffel, aber immer einer weniger, als Spieler ſind. Nun beginnt jemand eine Erzählung und ſagt zuvor: „Sobald ich das Wort Löffel ausſpreche, ſo müßt ihr zufahren; wer keinen Löffel erwiſcht, erzählt weiter.“ Der Erzähler muß nun recht geſchickt verfahren und die Zuhörer ſpannen und ängſtigen durch Wörter, die mit einem L anfangen. Alle Hände fahren hin und müſſen oft enttäuſcht ſich ärgerlich wieder zurückziehen. Iſt der Erzähler gewandt, ſo iſt kaum ein Spiel denkbar, das ſo ſehr in Spannung verſetzt. Es gibt ein Klirren und Klappern, ein Lachen und Jammern, daß aus allen Zimmern die ganze Geſellſchaft neugierig zuſammenläuft und ſich um den Tiſch ſtellt und eine ebenſo luſtige Galerie bildet. Probe einer ſolchen Erzählung: „Meine Damen und Herren! Ich will Ihnen ein Abenteuer erzählen, das mir geſtern abend begegnet iſt und zwar durch einen ſilbernen L— (Alle Hände fahren nach den Löffeln) Lichtſtrahl des Mondes. (Alle ziehen enttäuſcht ihre Hände zurück). Ich ging einſam und in Gedanken dahin, als ich plötzlich über einen harten Gegenſtand ſtolperte. Eine Wurzel war es nicht, auch kein Stein, denn ich hörte einen metalliſchen Klang. Der Mond ſchien, der Gegenſtand war weiß und glänzend, ich faſſe ihn, und denken Sie ſich, es war ein ſilberner L— (Allgemeines Zugreifen) Leuchter. (Allgemeine Enttäuſchung). Ich gab den Leuchter an der nächſten Polizeiwache ab und ging weiter. Da hörte ich in der Taſche meines Mantels etwas klappern wie Silber; ich fahre mit der Hand hinein und ſiehe da, es iſt ein kleiner L—! — Lederbeutel mit Silbergeld, den mir meine Aufwärterin hineingeſteckt hatte. Sie macht immer dergleichen, ſie iſt eine wahre Löffelgans!“ Zugleich greift der Erzähler jetzt raſch zu und verſorgt ſich mit einem Löffel. Ein unbeſchreiblicher Aufruhr entſteht nun, und da junge Mädchen verlegen ſind, vor allerlei Fremden eine Erzählung zu improviſieren, ſo geraten ſie oft in eine komiſche Verzweiflung und Aufregung.

**Th. Sch.**

## Zimmerſchmuck.

Altdeutſche Ampel. Eine einfache, billige und doch dabei praktiſche Ampel kann man ſich leicht ſelbſt herſtellen. Man braucht dazu zehn Teile Pappe oder ſtarkes Kartonpapier. Jeder Teil mißt unten 9 cm Breite und erweitert ſich bei einer Höhe von 19 cm bis zu 13 cm. Nun ſchneidet man mit einem ſcharfen Federmeſſer ein gefälliges Muſter in die Pappe, vielleicht ein Blatt- oder Rankenmotiv oder ſtiliſierte Blumen oder dergleichen und klebt links buntes, mattblaues oder hellgrünes Seidenpapier darunter. Je 4 Teile werden ſo zuſammengeſtellt, daß die beiden 13 cm langen Seiten aneinanderſtoßen; hierauf werden die beiden Hälften miteinander verbunden, ſo daß die 13 cm meſſenden Seiten aufeinander ſtoßen. Die Ampel iſt ſo in der Mitte am weiteſten, während ſie ſich nach oben und unten zu verjüngt. In den Boden läßt man vom Klempner eine Vorrichtung, um ein Stearinlicht hineinzuſtecken, anbringen; oben bleibt die Ampel offen. Zierliche Ketten befeſtigen dieſelbe an der Decke, doch kann man auch einfacher und billiger wollene Schnur dazu verwenden, die man dann in derſelben Farbe wie das Seidenpapier wählt. Das Licht ſchimmert nur gedämpft durch das Seidenpapier und verleiht dem Raume einen dämmerigen, behaglichen Schein, deshalb eignet ſich ſolch eine Ampel beſonders für Damenzimmer oder Schlafſtuben.

**H. v. Sydow.**

Nochmals: Abziehbilder auf Kerzen. Es iſt in dieſen Spalten ſchon einmal darauf hingewieſen worden, daß man die jetzt ſo allgemein beliebten bunten Kerzen ſich durch Abziehbilder, welche für dieſen Zweck extra käuflich ſind, leicht ſelbſt herſtellen kann. Ich möchte heute nur einen kleinen Wink hinzufügen, der das Gelingen dieſes Verfahrens erleichtern ſoll, zumal dieſe niedliche Beſchäftigung ſich gerade für Kinderhände an Winterabenden gut verwerten läßt. Bei meinen erſten Verſuchen paſſierte es mir öfter, daß beim Abziehen des Bildes Teile desſelben nicht am Lichte hafteten, ſondern ſich mit abzogen, wodurch das Licht uneigen und unſauber ausſah. Da verſuchte ich eines Tages das Licht mit einem in Spiritus getauchten Läppchen abzureiben, wodurch die Außenſeite der Kerze ſich weniger fettig anfühlte, dann legte ich das Abziehbild in eine mit abgeſtandenem, d. h. nicht zu kaltem Waſſer angefüllte Untertaſſe, ließ es ungefähr eine Minute darin liegen und brachte es dann auf das Licht, indem ich es überall vorſichtig feſtdrückte. Das Bild haftete ſofort an der Kerze und ließ ſich ohne Schwierigkeit abziehen. Mittels dieſes Verfahrens iſt mir ſeitdem jedes Licht fehlerlos gelungen.

Abb. 7.

## Praktiſches.

Weißſeidene Stoffe. Um weißſeidene Kleider, Hüte, Bänder oder andere weißſeidene Gegenſtände vor dem Gelbwerden zu ſchützen, färbt man alte Vorhänge oder anderen dünnen Baumwollſtoff mit gutem Neublau, wie man ſolches zum Bläuen der Wäſche benutzt, und ſchlägt die obenerwähnten weißſeidenen Stoffe, und zwar ohne den blaugefärbten Mull vorher zu plätten, hinein, ſo daß ſie völlig eingehüllt ſind, ſchlägt ſodann noch ein anderes dichteres weißes oder auch farbiges Tuch darum und verwahrt das Ganze in einem möglichſt luftdichten Schrank oder Kaſten.

**A. R.**

## Aus der ſchwäbiſchen Kinderſtube.

Das kleine Mariele darf mit der Köchin eine Beſorgung machen; beim Metzger bekommt ſie ein Stückchen Wurſt geſchenkt; die Mama verbietet es ihr, am Abend noch zu eſſen. Auf dringendes Bitten um den Leckerbiſſen macht Mama den beruhigenden Vorſchlag: „Sieh, auf dieſen Stuhl neben dein Bettle leg' ich die Wurſt, und morgen früh darfſt du's eſſen.“ M.: „Jo gelt, wenn aber no heut' nacht mei Schutzengele kommt ond ſitzt auf mei Leberwurſcht hê?!!“ —

## Für die Küche.

Poularde à la matelot. Eine ſorgfältig vorgerichtete Poularde wird in der üblichen Weiſe aufgebunden und in Speckſcheiben geſchlagen; ſo läßt man ſie in Weißwein oder auch in einer aus Liebigſchem Fleiſchextrakt hergeſtellten Bouillon mit ſechs ſtarken Zwiebeln, Peterſilie, Gewürznelken, Zipolle, Thymian, Lorbeer, Baſilikum, zwei Zitronenſcheiben, Pfeffer und Salz an langſamem Feuer gar werden. Alsdann richtet man ſie auf einer Schüſſel an, garniert mit den Zwiebeln und Wurzeln und ſerviert ſie mit ihrer gut abgefetteten Sauce.

**S.**

## Fragen.

60) Vom Arzte iſt mir der Geruch von Terpentin eines inneren Leidens wegen verboten worden, und ich mußte daher Porzellanmalen wieder aufgeben. Beim Ölmalen helfe ich mir durch Petroleum, das denſelben Dienſt wie Terpentin thut. Sollte es da nicht vielleicht auch beim Porzellanmalen ein geruchloſes Öl geben, das Terpentin erſetzt? Im voraus beſten Dank für eine Antwort.

**S.**

61) Wie kann man verfilzte Herrenſocken wieder geſchmeidig machen? Alles Waſchen hat nichts geholfen.

**Praktiſche junge Hausfrau.**

62) Gibt es ein Lehrbuch über das Vervielfältigen und Übertragen von Zeichnungen auf diverſe Stoffe, das Dauben oder Pauſieren?

**R. R. in L.**

63) Iſt vielleicht eine Mitleſerin des Frauen-Daheim ſo freundlich und teilt mir ein Rezept von echten Berliner Viktoria-Schmalzkuchen mit, ſowie ein Rezept von bayriſchen Leberklößen? Im voraus beſten Dank. **Martha vom Weſerſtrand.**

64) Wie kann man auf einfache Art ohne viel Koſten ſich einen Blumenſtänder fürs Zimmer herſtellen für eine große Fächerpalme oder dergl?

**S.**

65) Würde eine praktiſche Hausfrau wohl ſo freundlich ſein, mir ein bewährtes Rezept zu einem wohlſchmeckenden, nicht zu ſchweren und ſüßen Napfkuchen und zu einem ſchönen Blechkuchen zu geben?

**Treue Abonnentin in Magdeburg.**

66) Könnte mir vielleicht eine der werten Mitleſerinnen angeben, auf welche Weiſe man ſich einfache und billige Fenſtermäntel anfertigen kann? Im voraus herzlichen Dank.

**E. S., Darmſtadt.**

67) Wer iſt ſo freundlich, mir ein Rezept zu Pralinees zu übermitteln? Im voraus beſten Dank.

**L. H.**

Daheim

1890. Nr. 16. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

## Profeſſor W. von Gieſebrecht †.

Profeſſor W. von Gieſebrecht.

Einer der berufenſten Vertreter der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, Geheimrat Profeſſor Dr. W. von Gieſebrecht, iſt am 18. Dezember 1889 in München nach längerem Leiden geſtorben. Das große Werk ſeines Lebens, die „Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit,“ hat Gieſebrecht nicht zu Ende führen können; ſie bricht mit dem Siege Friedrich Barbaroſſas über Heinrich den Löwen ab. Gieſebrecht iſt ein Berliner Kind; er wurde am 5. März 1814 als Sohn eines Profeſſors am Gymnaſium zum Grauen Kloſter geboren. In den Räumen der alten Franziskaner ſind jetzt die Lehrſäle und die Wohnungen der Lehrer, und die Jugendeindrücke, die Gieſebrecht in ihnen empfing, mögen dazu beigetragen haben, ſeinen Sinn für die hiſtoriſche Wiſſenſchaft, der ſein Leben gewidmet ſein ſollte, zu wecken. Urſprünglich ſtudierte Gieſebrecht an der Berliner Univerſität Philologie, Leopold von Rankes Vorleſungen zogen ihn dann zur Geſchichte hinüber. 1836 beſtand Gieſebrecht die Prüfung als Lehramtskandidat und im folgenden Jahre wurde er als Adjunkt am Joachimsthalſchen Gymnaſium in Berlin angeſtellt. Zwanzig Jahre hat er hier pädagogiſch gewirkt und dabei reiche Erfahrungen geſammelt, die ſpäter ſeinem Wirken in mannigfacher Weiſe nützlich geworden ſind. Gieſebrecht behielt während dieſer Zeit Muße genug, die begonnenen geſchichtlichen Studien fortzuſetzen und zunächſt die von Ranke ihm zugeteilten Jahrbücher Ottos II zu vollenden, welche 1840 erſchienen. Im folgenden Jahre erſchienen ſeine „Annales Altaheuses,“ ein Verſuch, eine verlorene Quellenſchrift des XI. Jahrhunderts aus Auszügen ſpäterer Schriftſteller wiederherzuſtellen, der durch die 1867 erfolgte Wiederauffindung der alten, lange vermißten Handſchrift glänzend gerechtfertigt wurde. 1855 erſchien der erſte Band der „Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit.“ Gieſebrecht erhielt dafür in Berlin den für das beſte deutſche Geſchichtswerk ausgeſetzten großen Preis, und 1857 wurde ihm die hiſtoriſche Profeſſur in Königsberg übertragen. Er eröffnete dieſelbe mit einem Vortrag über die Entwickelung der modernen deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft, welcher auch die Grundſätze ſeines eignen hiſtoriſchen Schaffens mit großer Klarheit darlegte. Von Königsberg wurde Gieſebrecht an Stelle H. v. Sybels im Jahre 1862 nach München berufen, wo er bis an ſein Ende gewirkt hat. Es gelang ihm hier bald, der anfänglichen Schwierigkeiten ſeiner Stellung Herr zu werden, ohne daß er nötig hatte, ſeiner auch hier von Anfang an ſtark betonten preußiſchen Geſinnung untreu zu werden, indem er ſich von allem modernen politiſchen Parteigetriebe fern hielt und nur den Arbeiten ſeiner Stellung lebte. 1865 wurde er durch die Verleihung des Ordens der bayriſchen Krone und des Adels ausgezeichnet, und 1872 ernannte ihn König Ludwig II, der ebenſo wie ſein Bruder König Otto gern in ſeinem überfüllten Auditorium geweilt hatte, zum Geheimrat. Neben ſeiner Lehrthätigkeit und ſeinen geſchichtlichen Arbeiten entwickelte er auch eine eifrige und fruchtbringende Thätigkeit als Mitglied des oberſten Schulrats im Staatsminiſterium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten und der Reichsſchulkommiſſion. Vor drei Jahren nötigten ihn die Beſchwerden ſeines vorgerückten Alters, die akademiſche Lehrthätigkeit aufzugeben. Der Tod ereilte ihn, ehe er die vorbereitete dritte Abteilung des fünften Bandes ſeines großen Geſchichtswerkes zu Ende führen, die Geſchichte Friedrich Barbaroſſas vollenden konnte. Einer der bedeutendſten deutſchen Hiſtoriker iſt mit Profeſſor von Gieſebrecht aus dem Leben geſchieden.

Schätzenswerte Ratgeber im Haus- und Familienleben:

**Hausapotheke.**
**Ein Not- und Hilfsbuch**
für Familien auf dem Lande und in der Stadt **in dringenden Krankheits- und plötzlichen Unglücksfällen, bei Scheintod und Vergiftungen.** Nebſt Anleitung **zur häuslichen Krankenpflege.**
Von
**Dr. M. Dyrenfurth.**
**Zweite Auflage.**
Gut gebunden 2 Mark.

**Das**
**Buch für junge Frauen**
**und Mütter.**
Vorſchriften über Haltung und Pflege der Kinder in den erſteren Lebensjahren.
Von
**Dr. med. Carl Piderit,**
weil. Fürſtl. Lippiſcher Geheimer Hofrat ꝛc.
Fünfte Auflage.
Neubearbeitet von **Dr. med. F. E. Claſen.**
Preis: Elegant gebunden 2 Mark.

**Praktiſches Kochbuch**
von **Henriette Davidis**
für die gewöhnliche und feinere Küche. Mit über 1900 zuverläſſigen und ſelbſtgeprüften Rezepten, darunter **260 Rezepte und Anweiſungen zur Bearbeitung von Kuchen und Backwerk aller Art,** mit beſonderer Berückſichtigung der Anfängerinnen und angehenden Hausfrauen.
**29. Auflage.**
Preis: Broſchiert 3 Mark 50 Pfennig
elegant gebunden 4 Mark 50 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Daheim 1890. Nr. 16. Zweites Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Die Weisheit predigt mit tauſend Werken:
Lerne merken!

Wie anders mahnt dich das Leben indeſſen: —
O lerne vergeſſen!

## Noch einmal: Die Freundſchaften unſerer Töchter.

Es wird ſo viel geklagt, daß die Kindlichkeit unſerer Mädchen beinahe ſchon abgeſtreift wird, ſobald der Schulbeſuch anfängt. Auch das kommt zum Teil von der mangelnden Vorſicht beim Verkehr der Töchter. Die Bewirtung der kleinen Mädchen beim gegenſeitigen häuslichen Verkehr unterſcheidet ſich oft wenig von einem großen Damenkaffee; iſt es irgendwo noch anders und naturgemäß, ſo rümpfen unſere Töchter die Naſe und meinen verächtlich: „Da muß man — wie langweilig — noch Lotto ſpielen, und es gibt ſogar nur lumpige Pfeffernüſſe dazu; wenn es noch wenigſtens Marzipan wäre!“ „Ja, was macht ihr denn bei N.'s oder O.'s?“ fragt die Mutter dann wohl verwundert. „Nun, erſt unterhalten wir uns mit den Jungens,“ ſagt Töchterlein, „dann gibt's Torte und Wein, und wir ſpielen Pfänderſpiele, und zuletzt wird getanzt; es iſt bei N.'s zu reizend!“ Mutter denkt dann kopfſchüttelnd: „Das war bei uns anders früher, aber die Welt ändert ſich!“ Und das nächſte Mal darf Ernſt ſeine Freunde auch einladen, wenn Käthe Geſellſchaft hat, und es wird wie bei N.'s gemacht. Ein Kränzchen, früher eine Vereinigung herangewachſener Mädchen, iſt jetzt Sitte ſchon bei zehnjährigen Kindern und wird möglichſt dem der großen Schweſter nachgebildet. Die Mutter klagt dann wohl, daß ſie eigentlich jeden Tag für ihrer Kinder Gäſte zu ſorgen habe — aber ein kräftiges „Quod non“ unterbleibt. Was für Vergnügen bleiben den Kindern ſchließlich noch übrig, wenn ſie erwachſen ſind? Konzerte, Theater und Bälle genießen ſie auch, was Wunder, daß unſere fünfzehnjährigen Backfiſche das Leben — ſo — langweilig — finden!

## Ein Wink für „Sparſame.“

Zu Nutz und Frommen der deutſchen Hausfrauen, die zur Erſparnis gern einmal verſuchen, billig angeprieſene Lebensmittel von auswärts zu beziehen, möchte ich erzählen, wie es mir mit einer Geflügelſendung aus Ungarn erging. „Feines Tafelgeflügel“ „Monopole Hongrois“ ꝛc. bot in verſchiedenen Blättern die „Ungariſche Hühnerzucht des Victor Haydecker, Püspök und Ladány in Ungarn“ aus. In der Annonce ſtand am Schluß: „Eine Probeſendung, enthaltend: eine Ente (geſtopft), ein Kapaun (fines herbes — Maſtung) und drei Poulardes (getrüffelt) oder ein ungariſcher Zuchthahn ſamt den dazu paſſenden fünf Legehühnern ꝛc. wird für 6 Mark überallhin nach Deutſchland franko ꝛc. verſendet.“ In der Meinung, daß es ſich um gemäſtetes, geſchlachtetes Geflügel handle, machte ich einen Verſuch und verſchrieb eine geſtopfte Ente, einen gemäſteten Kapaun und drei getrüffelte Poularden. Ich ermächtigte die fragl. „Hühnerzucht,“ 6 Mark durch Poſtvorſchuß zu entnehmen, und empfing eines Tages in einem Karton eine kleine Ente und drei kleine magere Hühner, lebend, aber verſchmachtend und völlig ausgehungert! Von den Hühnern ſtarb eines kurz nach Ankunft, das andere am folgenden Tage. Das dritte Huhn und die Ente wurden am Leben erhalten. Außer den 6 Mark wurden noch 90 Pfg. Porto erhoben. Aus Mitleid mit den armen Tieren verweigerte ich die Annahme der Sendung nicht. Die beiden überlebenden Geſchöpfe, gewöhnlichen Schlages, ſchenkte ich, da es mir widerſtrebte, ſie töten zu laſſen, meinem Nachbar für ſeinen Hühner- und Entenhof. Wer alſo Luſt verſpüren ſollte, ſich „Perlen des ungariſchen Tieflandes“ zu verſchreiben in der Meinung, daß es ſich um gemäſtetes, geſchlachtetes Geflügel handle, ſehe ſich vor, damit er nicht die Erfahrung mache, die ich für 6 Mark 90 Pf. habe machen müſſen. Ich bemerke noch, daß es außer mir in unſerm kleinen Wohnort M. noch drei Familien genau ebenſo gegangen iſt.

**J. D.**

## Zimmergärtnerei.

Die Kamelie (Camelia japonica) gehört zu den ſchönſten Blütenſträuchern. Ihre tief dunkelgrüne Belaubung, die Größe, der regelmäßige Bau und die zarten Färbungen der Blumen, ſowie die Jahreszeit der Blüte ſind blumiſtiſch wertvolle Eigenſchaften, wie ſie nur wenig Pflanzen beſitzen. Die Blütezeit fällt in die Monate Februar bis Mai. Doch laſſen ſich viele Sorten durch „Antreiben“ ſchon von Oktober bis November zur Blüte bringen. Von den Hunderten von Varietäten werden in unſern Gewächshäuſern nur einige und zwar die wertvollſten herangezogen. Es ſind dies namentlich weiße und rote. — Die Kamelien lieben feuchte Luft und Schatten. Bei Sonnenſchein muß man ihnen Schutz geben, was am leichteſten durch Vorſtellen von Zeitungsblättern geſchieht. Beſſer noch iſt, man weiſt ihnen einen Platz an, wo ſie höchſtens von der frühen Morgen- oder ſpäten Abendſonne beſchienen werden. Hier bleiben ſie ſtets, ohne daß man ſie dreht. Veränderungen des Standortes hat Abfallen der Knoſpen und Blätter im Gefolge. Die Kamelien werden nach der Entwickelung der jungen Triebe und nachdem ſie Knoſpen angeſetzt haben (Juni-Juli) verpflanzt. Man gibt ihnen eine mit Sand und Lehm gemiſchte Heideerde. Das Umtopfen braucht aber nicht alljährlich zu geſchehen, beſonders nicht bei größeren Exemplaren. Der Wurzelballen darf nie ganz austrocknen, aber auch nicht zu feucht gehalten werden. Man begieße mit lauwarmem Fluß- oder Regenwaſſer und zwar am beſten des Morgens oder des Abends. Die Blätter müſſen ſtets von Staub frei gehalten werden. Zu dem Ende wäſcht man ſie dann und wann mit einem Schwämmchen und lauem Waſſer ab. Sollte ſich Ungeziefer angeſammelt haben, ſo muß man rechtzeitig dagegen einſchreiten. Am beſten hilft dagegen das Abwaſchen mit verdünntem Seifenwaſſer. Die Vermehrung geſchieht durch Stecklinge.

**H. T.**

## Handarbeit.

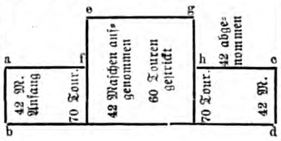
Praktiſche Ratſchläge für Feſtonieren. Beim Feſtonieren von weichem Stoff, Flanell u. dergl. iſt es ſehr förderlich, die Arbeit am Nähſtein anzuheften; ebenſo beim Kreuzſtichnähen und mancher anderen Phantaſiearbeit. — Wer über keine Schablonen zum Aufzeichnen von Feſtons verfügt, bedient ſich einfach eines kleinen Geldſtücks. Soll ein beſtimmtes Maß von Stoff, etwa Ärmel oder Beinkleider in der Rundung mit Zacken verſehen werden, thut man gut, mit dem Pfennigſtück mittels kleiner Bleiſtiftpünktchen die Probe zu machen, ob der Raum gerade ausreicht. Iſt dies nicht der Fall, zeichnet man von Anfang an etwas weiter oder enger. Auf die Naht richtet man immer eine volle Zacke, weil man mit den breiten Stichen beſſer durch den dickeren Stoff kommt. — Die Umriſſe werden mit Garn oder Wolle pünktlich und etwas loſe nachgezogen. Das Ausſchneiden der fertigen Zacken nimmt man erſt nach dem Ausbügeln des etwa eingezogenen Stoffes vor.

**F. R.**

Frage 52. An Sauerländerin. Mein Zuavenjäckchen iſt zwar nicht gehäkelt, ſondern geſtrickt, ſchließt aber außerordentlich gut an und iſt deshalb, ſowie, weil es ſehr leicht herzuſtellen iſt, durchaus zu empfehlen. Material 200 g bordeauxrote beſte Strickwolle. Man ſchlägt 60 Maſchen mit zwei mäßig ſtarken Holzſtricknadeln auf und ſtrickt immer rechts hin und her, an den Seiten ſorgfältig abkettend, bis man einen Shawl hat von 260 Kettenmaſchen, alſo der doppelten Anzahl Nadeln. Dann kettet man oben ab und näht die beiden Schmalſeiten aneinander. Von der entſtandenen Naht anfangend, zählt man 60 Kettenmaſchen ab, näht die 61. an der Naht feſt, wodurch das erſte Armloch entſteht, fährt dann fort, die ſich jetzt gegenüberliegenden Kettenmaſchen zuſammenzunähen bis zur 70, wo dann das zweite Armloch aus den 60 übrigbleibenden Kettenmaſchen ſich von ſelbſt ergibt. Nun zieht man ſich das Jäckchen über, um vorne den Schluß abzupaſſen, der durch 2—3 Knöpfe und angehäkelte Öſen hergeſtellt wird.

**M. K., Pommern.**

An dieſelbe. Für eine mittelſtarke Figur ſchlägt man zu einem bequemen Unterziehjäckchen von ſchwarzer Wolle auf einer nicht zu groben beinernen Nadel 42 Maſchen an, ſtrickt dann immer hin und zurück glatt, bis man 70 Touren hat. Dann werden nochmals 42 Maſchen aufgenommen und ſo 60 Touren geſtrickt. Dieſe geben den Rücken. Hierauf werden die 42 Maſchen wieder abgekettet, mit den übrigen 42 nochmals 70 Touren geſtrickt und dann abgekettet. Das Ganze muß nun dieſe Form haben:



Jetzt muß Teil a—b an e—f und c—d an g—h mit feſten Maſchen gehäkelt und ſo die Armlöcher gebildet werden. Dieſelben, ſowie das ganze Jäckchen werden mit kleinen Zäckchen umhäkelt. Man darf ſich durch die in der Hand etwas ſonderbare Geſtalt des Kleidungsſtückes nicht ſtutzig machen laſſen, denn dasſelbe bekommt erſt am Körper, wenn es vorn etwas unter dem Halſe mit einer Schleife zuſammengehalten iſt, ſeine richtige Façon, nämlich die eines ſpaniſchen Jäckchens.

**Anna L.**

Gehäkelter Bilderrahmen. Man häkelt aus nicht zu ſtarkem Garn eine drei bis vier Finger breite Spitze ſo lang, daß ſie bequem um das Bild, zu dem der Rahmen beſtimmt iſt, reicht und an den Ecken recht ſchöne Falten wirft. Nun näht man die Spitze zuſammen und heftet die Ecken, legt dann die Spitze auf ein Brett, ſtreicht ſie zweimal mit Schellackſpiritus und läßt ſie gut trocknen. Dann ſtreicht man ſie zum dritten Male und betupft ſie mit Puderbronze. Mehrere Farben, ſchön abſchattiert, ſehen gut aus. Hat man flüſſige Bronze, ſo läßt man das dritte Mal Streichen weg. Nun wird ein Aktendeckel, der die Größe der Spitze haben muß, doch ſo, daß die Zacken überſtehen, mit ſchwarzem Papier beklebt; das Bild wird in der Mitte desſelben befeſtigt und dann die Spitze mit kleinen Stichen darum geſetzt. Eine Öſe oder ein Ständer wird, nachdem die hintere Seite ſauber mit Papier bezogen iſt, daſelbſt befeſtigt.

**H. M.**

Ein reizendes feines Pelzwerk für kleine Mädchen kann man aus der ſogenannten Straußenwolle, die jetzt ſehr beliebt iſt, arbeiten. Man ſtrickt mit ſtarken Wollnadeln ein viereckiges Stück, ſo groß man den Muff haben will, ganz glatt von weißer Straußenwolle und ein ebenſolches von dunkelroter, welches das Futter ergibt; beide Stücke werden an einer Seite überwendlich zu einer offenen Rolle zuſammengenäht, das rote in das weiße geſchoben und zwiſchen beide eine dünne Pappe, um welche auf beiden Seiten etwas Watte gelegt wird; nun näht man das rote an das weiße feſt an, faßt beide Seiten mit rotem Atlasbande ein, häkelt eine Schnur von roter Wolle zum Umhängen, an welche unten an den Muff noch an jeder Seite zwei Pompons von roter Wolle genäht werden. Der kleine Pelzkragen wird gleichfalls außen weiß und innen rot, die Streifchen aufeinandergelegt, zuſammengenäht, nach unten werden die Streifen in eine Zacke eingeknickt, an welche man ein Pompon näht. Knöpfe und Schlingen von roter Seide vervollſtändigen den kleinen Kragen; Mantelbeſatz, ebenſo geſtrickt, ſieht dem Krimmer täuſchend ähnlich; recht hübſch ſieht auch ein ſolcher Streifen um ein Samtbarett genäht aus.

**Fr. Paſtor F.**

## Rauchſervice.

Mancher Studentenſchweſter wird die Beſchreibung eines originellen Rauchſervices willkommen ſein. Man nimmt drei Liebigs Fleiſchextraktbüchſen in verſchiedenen Größen, die

(Fortſetzung auf der dritten Umſchlagſeite.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

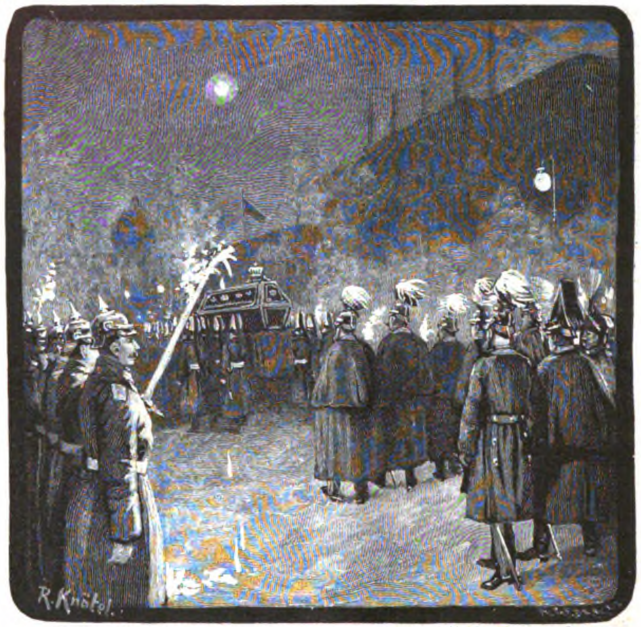
Daheim

1890. Nr. 17. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

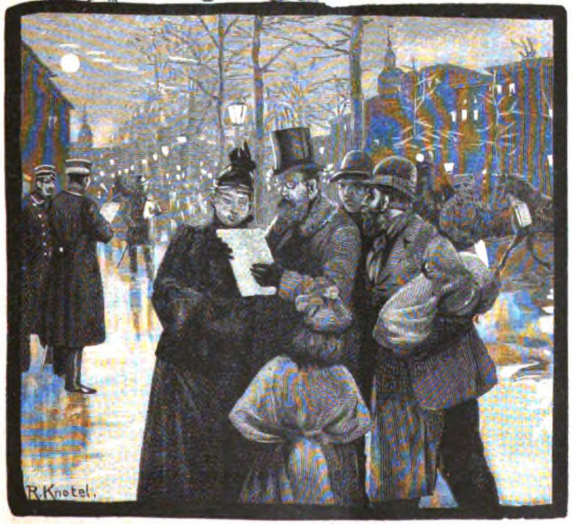
## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Vom Palais zum Mauſoleum.

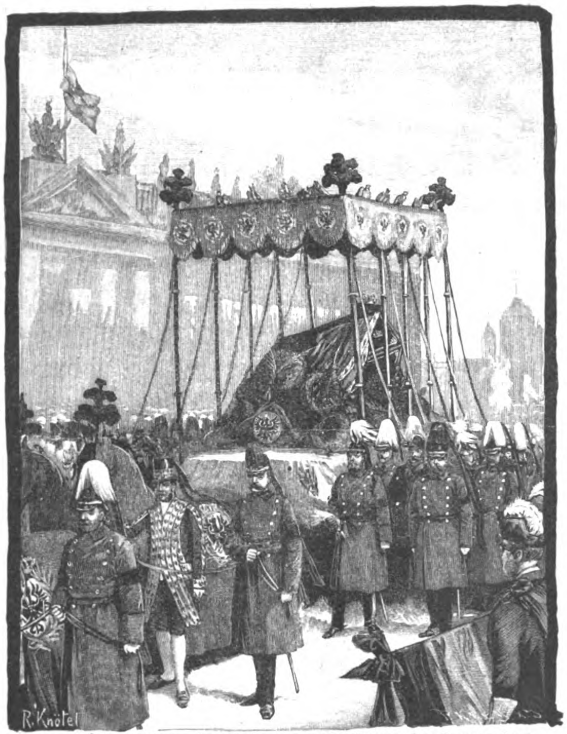


Die Überführung der Leiche der Kaiſerin Auguſta nach der Schloßkapelle am 9. Januar abends zwiſchen 10 und 11 Uhr.

Tieferſchüttert hat Deutſchland die Kunde von dem Heimgange der greiſen Kaiſerin Auguſta, der erſten deutſchen Kaiſerin und Königin von Preußen, der hinterlaſſenen Gemahlin Wilhelms des Siegreichen, des Einigers Deutſchlands, vernommen. Schon in der Nacht zum 7. Januar hatte ſich das Befinden der an der Influenza erkrankten Großmutter unſers Kaiſers, deren ſegensreichem Leben und Wirken die nächſte Nummer des Daheim gewidmet ſein wird, in ſo beſorgniserregender Weiſe verſchlimmert, daß wenig Hoffnung auf Beſſerung in dem Geſundheitszuſtande der hohen Kranken verblieb. In der Nacht hatte die hohe Frau, welche ihr Leiden mit ſeltener Standhaftigkeit und Geduld ertrug, mit Unterbrechungen geſchlafen, war aber noch bei voller Beſinnung geweſen und hatte wiederholt Fragen an ihre im Zimmer anweſende nächſte Umgebung gerichtet. Nach 3 Uhr nachts wurde die Atmung der hohen Frau ſchwerer und weſentlich dadurch gehindert, daß die Bruſt ſich ſchnell mit Schleim füllte, welcher das Aushuſten verhinderte. — Es wurde um 4 Uhr morgens nachſtehender ärztlicher Bericht ausgegeben: „Nachdem Ihre Majeſtät, wenn auch mit Unterbrechungen geſchlafen hatten, traten ſeit 3 Uhr ſtärkere Behinderungen der Atmung durch Erſchwerung der Expektoration auf. Die Kräfte gehen in beſorgniserregender Weiſe zurück. gez. Dr. Velten. Dr. Schliep.“ Unter dieſen Umſtänden hielten es die Leibärzte Dr. Velten, ſowie Dr. Schliep für geboten, S. M. den Kaiſer gegen $5\frac{3}{4}$ Uhr morgens von dem beſorgniserregenden Zuſtande der Kaiſerin Auguſta zu benachrichtigen. Der Kaiſer, welcher noch bis 12 Uhr halbſtündlich Nachricht von dem Krankheitszuſtande ſeiner Großmutter erhalten, erſchien Punkt 6 Uhr früh, alſo eine Viertelſtunde nach erhaltener Botſchaft, mit ſeiner Gemahlin im Palais der Kaiſerin Auguſta. Beide Majeſtäten, die Erſten am Leidenslager der teuren Verwandten, blieben von da an unausgeſetzt im Zimmer der Kaiſerin Auguſta, welche von der Großherzogin von Baden in der aufopferndſten Weiſe während ihrer Krankheit gepflegt worden war. Um 9 Uhr wurde folgender Bericht ausgegeben: „Die Atembeſchwerden und die Abnahme der Kräfte haben ſich bei Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Auguſta geſteigert. gez. Dr. Velten. Dr. Schliep.“ Im Laufe des Vormittags trafen im Palais auch die übrigen hohen Herrſchaften ein; die Hofwagen fuhren nicht auf der Rampe des Kaiſerlichen Palais herauf, ſondern benutzten die Einfahrt Unter den Linden, um jedes Aufſehen zu vermeiden. So kam es auch, daß die Nachricht von der gefahrdrohenden Erkrankung der Kaiſerin erſt ſpät ins Publikum drang; erſt in ſpäterer Vormittagsſtunde ſammelten ſich größere Menſchenmengen Unter den Linden vor dem Schloſſe, und fortwährend eilten Vertreter der Generalität, des Offizierkorps, der Diplomatie ins Palais, um Nachrichten über das Befinden der Kaiſerin einzuziehen. Dieſelben lauteten wenig tröſtlich. Es war zu der Influenza, an welcher Kaiſerin Auguſta ſeit einigen Tagen litt, eine Lungenentzündung hinzugetreten, welche bei dem hohen Alter der erlauchten Kranken das Schlimmſte befürchten ließ. Seit 5 Uhr morgens wurden der Kaiſerin Milch und Eisſtückchen gereicht, doch vermochte ſie dieſe einfache Nahrung nicht mehr bei ſich zu behalten. Von 12 Uhr an weilten außer dem Kaiſerpaare im Palais: der Erbprinz und die Erbprinzeſſin von Sachſen-Meiningen, die Prinzeſſin Friedrich Karl, Prinz und Prinzeſſin Friedrich Leopold, die Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg, Prinz Alexander, der Herzog von Schleswig-Holſtein und Prinz Max von Baden. Von 12 Uhr ab begann das Fieber bis zu 40 Grad zu ſteigen, und zuweilen trat Bewußtloſigkeit ein. Die Menge vor

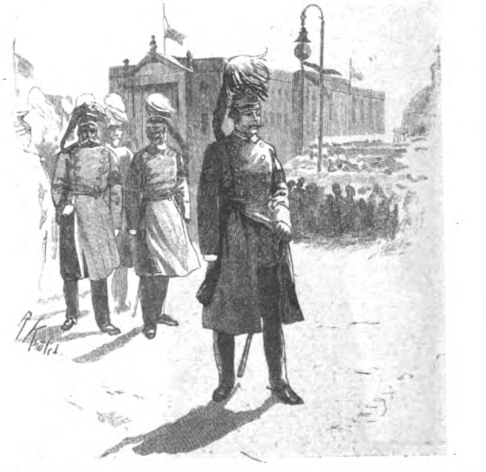


Am Abend des 7. Januar.



Das Leichenbegängnis der Kaiſerin Auguſta am 11. Januar: Der Sarg im Zuge.

dem Palais wuchs inzwiſchen immer mehr an. Zwiſchen dem Palais und dem Opernplatze flutete es auf und ab, unmittelbar vor dem Palais, am Denkmal Friedrichs des Großen bis über das Niederländiſche Palais hinaus ſtand die Menge Kopf an Kopf. Unter den ſich ins Palais begebenden hohen Militärs wurde der Generalfeldmarſchall Graf von Moltke vom Publikum mit ſtiller Ehrerbietung begrüßt. Von den Staatsminiſtern erſchien Graf Herbert von Bismarck gegen 1½ Uhr im Palais. Um 3 Uhr trat in dem Befinden der Kaiſerin noch einmal eine kleine Beſſerung ein; von da ab aber nahte das Ende ſichtlich. Am 7. Januar um 4 Uhr 29 Minuten hauchte die erſte deutſche Kaiſerin, umgeben von ihren Angehörigen, die Seele aus. — Kaiſerin Auguſta hatte ſelbſt lange ihrer Krankheit keinen gefährlichen Charakter beigemeſſen. Noch am Morgen ihres Todestages fragte ſie ihren im Krankenzimmer weilenden Kabinettsrat: „Glauben Sie, daß Ich morgen wieder mit Ihnen arbeiten kann?“ Aber mit chriſtlicher Faſſung ſah ſie dem Tode entgegen, als ſie das Bedenkliche der Krankheit erkannt hatte, und die Tröſtungen der Religion, welche Oberhofprediger Dr. Kögel der hohen Frau zum Teil mit denſelben Liedern und Sprüchen ſpendete, welche ihrem hingeſchiedenen Gemahl in ſeinen letzten Lebensſtunden zugerufen waren, erwiderte die Kaiſerin noch mit „Dank“ und „Lebewohl.“ — Die Leiche der hohen Frau verblieb zunächſt in dem Schlaf- und Sterbezimmer der Kaiſerin im Palais Unter den Linden. Am Donnerstag den 9. Januar abends 10 Uhr fand dann die Überführung der von einem Metall- und einem Paradeſarge umſchloſſenen irdiſchen Reſte der Kaiſerin nach der Schloßkapelle ſtatt. Major Heinrich XIX. Prinz Reuß, vom Regiment Gardes du Korps, kommandierte die Leichenparade. Er ritt dem Zuge voraus, ihm folgte eine halbe Schwadron des Regiments Gardes du Korps im ſchwarzen Küraß, mit den Lanzen, dann die Dienerſchaft, zunächſt die Lakaien, Kutſcher, das Hausperſonal, dann die höheren Chargen. An ſie ſchloß ſich mit den Grenadiermützen die Leibkompanie des 1. Garderegiments und dann, nach kurzem Abſtande, der Sarg an. Sechzehn Unteroffiziere vom 4. Garderegiment „Königin“ trugen ihn, ſechzehn andere ſchritten als Reſerveträger daneben. Hinter dem Sarge ſchritten der Kaiſer, der Großherzog von Baden und der Großherzog von Weimar, der Kaiſer in der Mitte. In zweiter Reihe ſchritten die übrigen Mitglieder des königlichen Hauſes, die Prinzen Albrecht, Erbprinz von Meiningen, Prinz Friedrich Leopold, Erbgroßherzog von Weimar, Prinz Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Aribert von Anhalt. Den Beſchluß machten die Generalität und abermals eine halbe Schwadron des Regiments Gardes du Korps. Kaum länger als fünf Minuten währte der Zug, der ſich bis an das Hauptportal an der Schloßfreiheit begab. Hier ſchwenkten die Truppen ab und nur die nächſten Leidtragenden folgten dem Sarge in die Schloßkapelle, die zur Aufnahme der teuren Toten ſich ſchon gerüſtet hatte. Nachdem am Freitag die Schloßkapelle dem Publikum zugänglich geweſen war, fand am Sonnabend die Beiſetzung im Mauſoleum zu Charlottenburg ſtatt. Das Programm für die Überführung war im weſentlichen dasſelbe, welches vor nahezu zwei Jahren den Leichenfeierlichkeiten für den Gemahl der hohen Verblichenen zu Grunde gelegt war. Um 12½ Uhr, nach Beendigung des Trauergottesdienſtes in der Schloßkapelle, ſetzte ſich der Zug in feierlicher Stille unter dem Geläute der Glocken und den Klängen des Liedes: Jeſus meine Zuverſicht, in Bewegung. Langſam rückten die Militärabteilungen, welche den Trauerzug eröffneten, unter den Klängen des Chopinſchen Trauermarſches vor. Zwei in lange dunkle Mäntel gehüllte Hoffuriere mit langwallenden Trauerfloren an den Hüten eröffnen den Zug der Geiſtlichkeit. Marſchälle mit florumwundenen Stäben geleiten die königliche Dienerſchaft, die in tiefe Trauer gekleidet iſt, und die Beamten des königlichen Hofes; wie viele von ihnen verlieren in der entſchlafenen Fürſtin die huldvollſte, gütigſte Herrin! Der Zug der dreißig Hof- und Leibpagen, die paarweiſe einherſchritten, tritt mit dem Rot, das die jugendlichen Geſtalten kleidet, aus dem Schwarz des Trauerzuges hervor. Drei Herren in Civil bilden eine unſcheinbare Gruppe des Zuges für ſich — es ſind die treuen Pfleger, die Leibärzte der Verklärten! Zu der Gruppe der Kammerjunker und der Kammerherren geſellen ſich die Deputationen des Garderegiments z. F. und des Küraſſierregiments, deren Chef Kaiſerin Auguſta war. Die vier Generaladjutanten, Graf v. Lehndorff, v. Albedyll, Frhr. v. Loë, Fürſt Anton Radziwill, nahen je zwei und zwei, die auf Kiſſen von drap d'argent die Orden und die Krone der Kaiſerin und Königin Auguſta tragen. Ihnen ſchließen ſich die Hofchargen an, welche der Entſchlafenen am nächſten ſtanden. Und nun — alle Häupter entblößten ſich, die Fahnen ſanken zur Erde — fährt der Leichenwagen heran. Auf dem offenen Wagen ruht, inmitten herrlicher Blumen und Kränze, der Purpurſarg, der, dem Sarge des Großen Kurfürſten nachgebildet, die ſterblichen Überreſte weiland Ihrer Majeſtät umſchließt. Die Krone der Königin trägt er und ein wunderbar köſtliches Arrangement weißer Blumen; vier Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler tragen die Zipfel des Leichentuches. Über dem Sarg ſchwebt der goldige Baldachin, deſſen Lambrequins der ſchwarze Adler ziert. Wenige Schritte hinter dem Sarge ſeiner erlauchten Großmutter ſchreitet leicht geſenkten Hauptes, unverwandt vorwärts gerichteten Blickes, unſer Kaiſer einher; er trägt die große Generalsuniform mit Mantel. Ihm folgen in einer Reihe der König von Sachſen, der Großherzog von Baden, der Erzherzog Franz Ferdinand von Öſterreich-Eſte, in der preußiſchen Ulanenuniform, und der Großherzog von Weimar. An dieſe reihen ſich all die Prinzen, deutſchen Fürſten und die Vertreter befreundeter Mächte, die herbeigeeilt waren, um der Kaiſerin Auguſta das letzte Geleit zu geben. In langem Zuge ſchloſſen ſich nun all die Vertreter der Reichs- und Staatsbehörden, der geſetzgebenden Körperſchaften, des Militärs, der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Stadt Berlin ꝛc. in der Reihenfolge, wie ſie das Reglement für die Ordnung des Trauerzuges vorſchreibt, an. Eine Schwadron des Regiments Gardes du Korps beſchloß den Zug, der an der Siegesallee auf kurze Zeit Halt machte. Der Baldachin wurde vom Leichenwagen gehoben. Die unmittelbar hinter dem Sarge einherſchreitenden Allerhöchſten und Höchſten Herrſchaften verließen den Zug und beſtiegen die dort bereitgehaltenen Wagen, welche ſie nach Charlottenburg trugen. Die Kaiſerin Auguſta Viktoria, die Kaiſerin Friedrich, die Großherzogin von Baden, die Prinzeſſin Friedrich Karl, die Erbprinzeſſin von Meiningen und die übrigen Prinzeſſinnen waren von dem Berliner Schloſſe aus direkt nach Charlottenburg gefahren. In tiefer Bewegung erwartete Kaiſer Wilhelm inmitten der übrigen Leidtragenden in der Vorhalle des Mauſoleums den Trauerzug. Als der Sarg auf den Katafalk geſtellt war, nahmen der Kaiſer und die übrigen Allerhöchſten und Höchſten Herrſchaften zu beiden Seiten desſelben Aufſtellung, und durch die heilige Stätte zog leiſes Schluchzen, als Oberhofprediger Kögel nach einem Bibelſpruche ein kurzes Schlußgebet ſprach. Nach dem Vaterunſer folgte der Segenſpruch, dann knieten alle Anweſenden am Sarge der verklärten Fürſtin nieder, und ihr ſtilles Gebet endete die ernſte Feier. Noch einen letzten Blick auf den Sarg der Heimgegangenen warfen die Herren und Damen des Gefolges, dann ſchloſſen ſich die Thüren, und tiefer Friede umgab bald die letzte Ruheſtätte der erſten deutſchen Kaiſerin.



Das Leichenbegängnis der Kaiſerin Auguſta: Kaiſer Wilhelm im Trauerzuge.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Vergleicht ihr der Geſchlechter Kraft,
Fragt einen Mann, wieviel er ſchafft,
Und fragt ein Weib, — eins ohne Schuld, —
Wieviel es duldet in Geduld!

## Das Mobiliar.

Der Tiſch. Tiſch und Stuhl, beide gehören zuſammen und bedingen ſich gegenſeitig. Der bärtige Türke ſetzt ſich mit gekreuzten Beinen auf ſeinen Teppich; ihm iſt derſelbe Teppich Stuhl und Tiſch, höchſtens daß er ſich ein leichtes Gerät von Fußhöhe zur Hand und ſeine Kaffeetaſſe daraufſtellt. Wir, die wir zum Vorteile unſerer geraden Beine den Stuhl als Sitzgerät brauchen, bedürfen auch einer entſprechend hochgeſtellten Platte, alſo des Tiſches — beim Eſſen und bei der Arbeit. Die Stuhlloſigkeit iſt das Zeichen des Nomaden. Der ſeßhafte Ägypter, Grieche und Römer hatte ſeinen Stuhl und ſeinen Tiſch. Der Semit, der Araber ſitzen auf dem Boden. Nur Gott hat ſeinen Stuhl im Himmel; der König oder Richter haben ihren Stuhl, was ſoviel bedeutet als ihr Amt, das Volk iſt ſtuhllos, auch dann noch, als es die nomadiſche Lebensart längſt aufgegeben hatte. Der heutige nomadiſierende Araber hat ſein Zelt, ſeinen Teppich als Stuhl und ſeine flache kupferne Schale als Tiſch. Er rollt den Teppich zuſammen, hängt die Schale an den Kamelſattel und iſt reiſefertig. Welche Not macht es dem ſeßhaften Europäer, wenn er zum Nomadiſieren gezwungen wird, ſeine Tiſche und Stühle im Möbelwagen unterzubringen! Art, Geſtalt, Größe und Schwere des Tiſches richten ſich nach dem Zwecke, zu welchem er gebraucht wird, und dieſer wiederum nach der Lebensart derer, die den Tiſch gebrauchen. Der Ritterſchaft des Mittelalters diente das Haus nur vorübergehend zum Aufenthalte. Man verweilte im Walde zur Jagd, in Garten und Flur zum Vergnügen, im Hofe zu Waffenſpiel und Turnier und ging ins Haus zum Eſſen. Dementſprechend waren die Tiſche jener Zeit faſt genau ſo beſchaffen wie die, aus welchen heutzutage im Wirtshauſe die Feſttafel konſtruiert wird, ein paar Böcke oder ein vierfüßiges Geſtell und darauf eine Platte. Der Tiſch wurde zum Eſſen in den Saal und hinterher wieder hinausgetragen. Eine feſtere Form und Stelle gewinnt der Tiſch gegen Ende der gotiſchen Zeit, als die bürgerlichen Stände die Führung übernahmen. Für ſie, nämlich für den Kaufmann, den Gelehrten, Handwerker, Beamten iſt das Haus der eigentliche Wohnort, für ſie hat auch der Tiſch eine größere Bedeutung. Der Tiſch erhält ſeine feſte Stelle, weil er ſtets gebraucht wird, er wird ſchwerer und maſſiver, weil er nicht oder nur ſelten gerückt wird. Der Bock (Schragen), welcher die Platte trägt, kommt auf ein maſſives Schwellholz zu ſtehen, er erhält eine anſehnliche Breite, ein geſchweiftes Profil und wird auf der Schauſeite mit Flachornament geziert. Die unteren Verbindungsſtücke dienen als Fußbank. Ruht die Tiſchplatte auf vier Füßen (Stellen), ſo werden dieſe vom Drechsler zu Säulen geſtaltet, zwiſchen denen viereckige Teile ſtehen bleiben, und häufig ſchräg geſtellt. Oder man ſchneidet ſie aus einer Bohle heraus und gibt ihnen eine ähnliche Geſtalt wie den Schragen. Auch hier ſind die Füße untereinander meiſt durch Fußtrittbretter verbunden. Unter der Platte hängt ein anſehnlicher Tiſchkaſten. Es iſt der Bauerntiſch, wie man ihn in Süddeutſchland noch heute findet und wie er in ſtilvollen Bräuſtuben neuerdings wieder Verbreitung gefunden hat. Das XVI. Jahrhundert brachte zu dieſen Tiſchformen, an denen es ſo gut wie gar nichts änderte, den ſchweren, auf reich profilierten Säulen ruhenden Tiſch hinzu. Oder es ſtellte an die Giebelſeite des Tiſches Platten, die zu figürlichen Darſtellungen, fabelhaften Tieren und dergleichen ausgearbeitet waren. Die Zeit der Schlapphüte, der Wagenräder von Krauſen und des breitſpurigen Ganges war auch die der großen und ſchweren Tiſche, die mit ihren plumpen Formen, ihren Elefantenfüßen, ihren Knäufen von der Größe einer Bombe und ihren Tuchdecken ausſahen wie die Billards Welcher Unterſchied zwiſchen dieſem ſchweren, maſſigen, aber keineswegs unſchönen Geſellen und dem zierlichen Geräte, welches in der Rokokozeit Tiſch hieß! Die Platte hat einen geſchweiſten und gewellten Umriß und die Füße haben die Konſtruktion eines Bocksbeines. Ich glaube wirklich, daß das antike, zu Altären und Kandelabern verwendete Bocksbein das Vorbild geweſen iſt. Nur waren jene antiken Vorbilder aus Bronze gegoſſen, während die Rokokozeit ihre geſchweiften Tiſchbeine aus Holz arbeitete, einem Materiale, das geradlinige Faſern hat und bricht, wenn man der natürlichen Struktur durch Schweifungen Gewalt anthut. Es iſt ein Zeichen vortrefflicher Tiſchlerarbeit, wenn ein ſolches Tiſchbein unzerbrochen auf unſere Tage gekommen iſt. Die Zeit des Empire kehrte zur geraden Linie zurück und ſtellte die eckige und unſchöne Tiſchplatte auf wahre Zahnſtocher von Tiſchbeinen oder ſie konſtruierte aus Scheibe, Säule, Dreieck und ein paar unpaſſenden antiken Ornamenten einen großen runden Tiſch, der ſeiner Zeit gewiß hoch geſchätzt war, aber ſpäter ebenſo gewiß das Wackeln gelernt hat. Und heutzutage finden wir Auswahl und Reminiszenzen aller eben erwähnten Formen und Stile in nicht gerade verbeſſerter Geſtalt. Um zur Entſcheidung zu kommen, wie der Tiſch ausſehen ſoll, den wir gern haben möchten und den wir gegebenen Falles kaufen, ſagen wir nicht: dieſe Geſtalt oder dieſer Stil iſt das einzig wahre, ſondern wir fragen, wie wir das bisher zu thun gewohnt waren, nach dem Zwecke und nach den Umſtänden, darüber in nächſter Nummer.

## Praktiſches fürs Haus.

Zitronen kann man lange Zeit friſch erhalten, wenn man ſie in Kochſalz legt, ſo daß ſie völlig bedeckt ſind. Angeſchnittene Zitronen ſtelle man mit der Schnittfläche auf ein paſſendes, mit Eſſig gefülltes Gefäß. Dies noch auf Frage 57.

Für den Winter Gartenkreſſe zu Salat zu ziehen. Das nachſtehende Verfahren iſt beſonders in England beliebt, wo man den Winterſalat aus Kartoffeln, Sellerie 2c. gern mit friſchen Kräutern würzt, wozu ſich die Kreſſe ganz beſonders eignet: Man nehme einen oder mehrere Teller, lege darauf einen Fleck von Flanell, gieße Waſſer dazu, bis der Flanell vollkommen naß iſt, und ſtreue dann auf den Flanell den Samen der Gartenkreſſe ziemlich dicht aus. Nach 2 Tagen wird er aufgehen, und in 3—4 Tagen wird man mit einer Schere die Pflanzen abſchneiden können. Den Flanell kann man öfters benutzen. **K. L.**

Um Steckrüben, rote Rüben, Möhren, Scorzonerwurzeln, Sellerieknollen u. dergl. bis zum Frühjahr vollſtändig friſch und vor Fäulnis zu bewahren, iſt ein vorzügliches, nun ſchon langjährig von mir erprobtes Mittel, dieſelben in Kiſten oder Fäſſer ſchichtweiſe zwiſchen getrocknetes Eichenlaub zu legen und damit in den Keller oder an froſtfreien Ort zu ſtellen. **F. K.**

Frage 45. Das beſte und billigſte Mittel gegen Hausſchwamm iſt Carbolineum, käuflich in Droguenhandlungen. Die Gebrauchsanweiſungen werden den Fäſſern beigegeben. Mehrere ausführliche Briefe liegen für die Frageſtellerin bereit. D. R.

**Charlottenburg.** **A. S.**

Weiße Hutfedern. Um weiße Hutfedern, welche man längere Zeit aufbewahren will, vor dem Gelbwerden zu ſchützen, ſchlägt man dieſelben in ein weißes Tuch, nachdem man für 10 Pfg. weißes Wachs, in kleine Stückchen geſchnitten, zwiſchen die Federn gelegt hat. Die Federn behalten, auf dieſe Weiſe aufbewahrt, jahrelang unverändert ihre ſchöne weiße Farbe. **A. R.**

## Handarbeit.

Kleine Blumenampel aus Häkelarbeit. Man nimmt zu dieſer ebenſo müheloſen wie lohnenden Arbeit graues Häkelgarn Nr. 30. Zunächſt werden fünf Luftmaſchen zu einem Ring geſchloſſen, dann häkelt man, nach und nach zunehmend, immer in die Runde mit feſten Maſchen, ſo daß ein runder Boden entſteht, den man je nach der Größe des Blumentopfes, welchen man für die Ampel verwenden will, größer oder kleiner arbeitet. Sobald dieſer Boden groß genug iſt, fängt man an, in die Höhe zu häkeln, und arbeitet zu dieſem Zweck verſetzte, dichte Stäbchentouren an den Boden, die allmählich höher und höher werden und bei denen wiederum, der Form des Blumentopfes entſprechend, nach und nach zugenommen wird. Iſt die erforderliche Höhe erreicht, ſo ſchließt die Arbeit mit einem Zackenrand ab. Nun häkelt man an den Rand nacheinander vier lange Luftmaſchenketten in der Weiſe an, daß je zwei und zwei ſich gegenüberſtehen. An ihren oberen Enden zuſammengenommen, werden ſie kreuzweiſe feſt verknüpft. Hat man die Häkelei ſomit beendet, ſo muß dieſelbe noch geſteift und bronziert werden. Hierzu beſtreicht man die Arbeit mehrmals mit Schellack, der in Spiritus aufgelöſt iſt, und kann hierbei etwaigen Mängeln in der Form noch nachhelfen. Iſt die kleine Ampel ganz ſteif, ſo wird ſie in bekannter Weiſe bronziert. Damit iſt die Arbeit vollendet.

## Für die Küche.

### Aus meiner Urgroßmutter Kochbuch.

Ente mit Sauerkohl gebacken. Die Ente wird, nachdem ſie geſäubert und geputzt, mit Waſſer und Salz wie gewöhnlich gebraten, jedoch nicht ganz ſo weich. Inzwiſchen hat man eine Quantität ſchönen Sauerkohl mit etwas Waſſer und Schmalz gar und etwas bräunlich ſchmoren laſſen, ſchneidet ihn einigemal durch, damit er nicht ſo langfadig iſt, und ſtäubt eine Meſſerſpitze voll Mehl darüber, während man gut umrührt, daß er ſich ein wenig bindet. Nun ſetzt man auf eine tiefe Porzellanſchüſſel einen zweifingerbreiten Rand von Butterteig, ſtreicht den Boden der Schüſſel recht gut mit Butter aus, legt eine Schicht von dem Kohl hinein, hierauf die Ente (die man auch zerlegt hineinlegen kann, um bei Tiſch bequemer ſerviert werden zu können), dann wieder ſo viel Kohl, daß die Ente ganz davon bedeckt iſt, und beträufelt die Speiſe oben mit zerlaſſener Butter, worauf etwas geriebene Semmel geſtreut und die Schüſſel im heißen Ofen ausgebacken wird. **B. v. W. aus L.**

Hecht mit Birnen. Man reinigt die geſchuppten und ausgenommenen Hechte, reißt und ſchneidet ſie in zierliche Stücke, ſetzt ſie in Waſſer, nebſt Salz, Gewürzen, Sellerie- und Peterſilienwurzeln aufs Feuer, läßt ſie unter Abſchäumen einige Male aufwallen, gießt dann einen Teil des Waſſers ab und läßt nun den Fiſch mit einem guten Stück Butter langſam und kurz gar dämpfen. Iſt er gar, ſo quirlt man eine Taſſe voll fetter, ſüßer Sahne mit einem Löffel voll Mehl mit der Brühe des Fiſches zuſammen, läßt dieſe Sauce aufkochen und ſchmeckt ſie nach ihrem Salzgehalt ab, nötigenfalls noch etwas Sahne mit Mehl nachquirlend, falls ſie zu ſalzig ſein ſollte. Unterdeſſen hat man gute Birnen abgeſchält, der Länge nach durchgeſchnitten, die Kernhäuſer entfernt und die Früchte mit etwas Waſſer, Zucker und einem Stückchen Zimt, ſowie ein paar Gewürznelken weich und ganz kurz eingekocht, daß faſt keine Brühe darauf bleibt — nur hüte man ſich, daß ſie nicht anbrennen. Nun richtet man die Fiſchſtücken in der Mitte einer Schüſſel an, gießt die Sauce darüber, legt rund um den Rand die geſchmorten Birnen und gibt die ſehr delikate Schüſſel zur Tafel. — Nach Belieben kann man auch Klöße oder auch Kartoffeln dazu geben.

**B. v. W. aus L.**

An Pfarrkind. Frage 58. Feine Speiſe aus Apfelſaft. Eine Fl. Apfelſaft, $^1/_2$—$^3/_4$ Pfd. Zucker, die abgeriebene Schale einer Zitrone, $^1/_2$ Weinglas Arrak, acht ganze Eier, einen Eßlöffel Weizenmehl. Man thut alles zuſammen in einen kleinen Meſſingkeſſel und ſchlägt die Maſſe über hellem Feuer mit dem Schaumbeſen, bis ſie anfängt zu kochen. Aufkochen darf ſie nicht. Man nimmt ſie ſchnell ab, thut ſie aus und ſchlägt ſie noch ein Weilchen. Dann richtet man ſie in einer Glasſchüſſel an und kann die Creme nach dem Erkalten nach Belieben noch mit Fruchtgelee verzieren. — Einfachere Speiſe. Eine Fl. Apfelwein, $^1/_2$ Ltr. Waſſer, die Schale einer Zitrone läßt man mit $^1/_2$ Pfd. Zucker aufkochen, nimmt die Flüſſigkeit vom Feuer und rührt 40 g in Waſſer aufgelöſte rote Gelatine ſowie den ſteifen Schnee von vier Eiweiß durch. Dann wird die Maſſe zum Erkalten in Glasſchüſſeln gethan. Man gibt Schlagſahne oder eine Vanilleſauce dazu. — Apfelſaftſpeiſe für den täglichen Tiſch. Im Sommer ſtatt Kalteſchale zu geben. Eine Fl. Apfelſaft, $^1/_2$ Ltr. Waſſer, ein Stückchen Zimt, Zucker nach Belieben, vier ſtarke Eßlöffel Kartoffelmehl in Waſſer aufgelöſt. Man gibt alles kalt zuſammen, läßt es in einem Meſſinggefäß ordentlich aufkochen und thut es dann ſofort in eine Glas- oder Porzellanſchüſſel zum Erkalten. Man gibt eine Vanilleſauce oder auch nur ungerahmte Milch dazu.

**M. K., Pommern.**

## Fragen.

74) Kann jemand unter den freundlichen Leſerinnen oder Leſern mir das vollſtändige Weihnachtslied mitteilen, in welchem die Verſe vorkommen: „O du ſelige, ſelige Weihnachtsnacht . . Aus der dunkelen Nacht iſt ein Stern uns erwacht, der die Nacht uns zum Tage gemacht!“? — Dasſelbe muß in den ſiebziger Jahren in dem „Daheim“ geſtanden haben, doch ſuche ich ſchon längere Zeit vergeblich danach. Für Mitteilung des Textes oder Stellenangabe desſelben wäre ſehr dankbar. Frau **P. B. in G.**

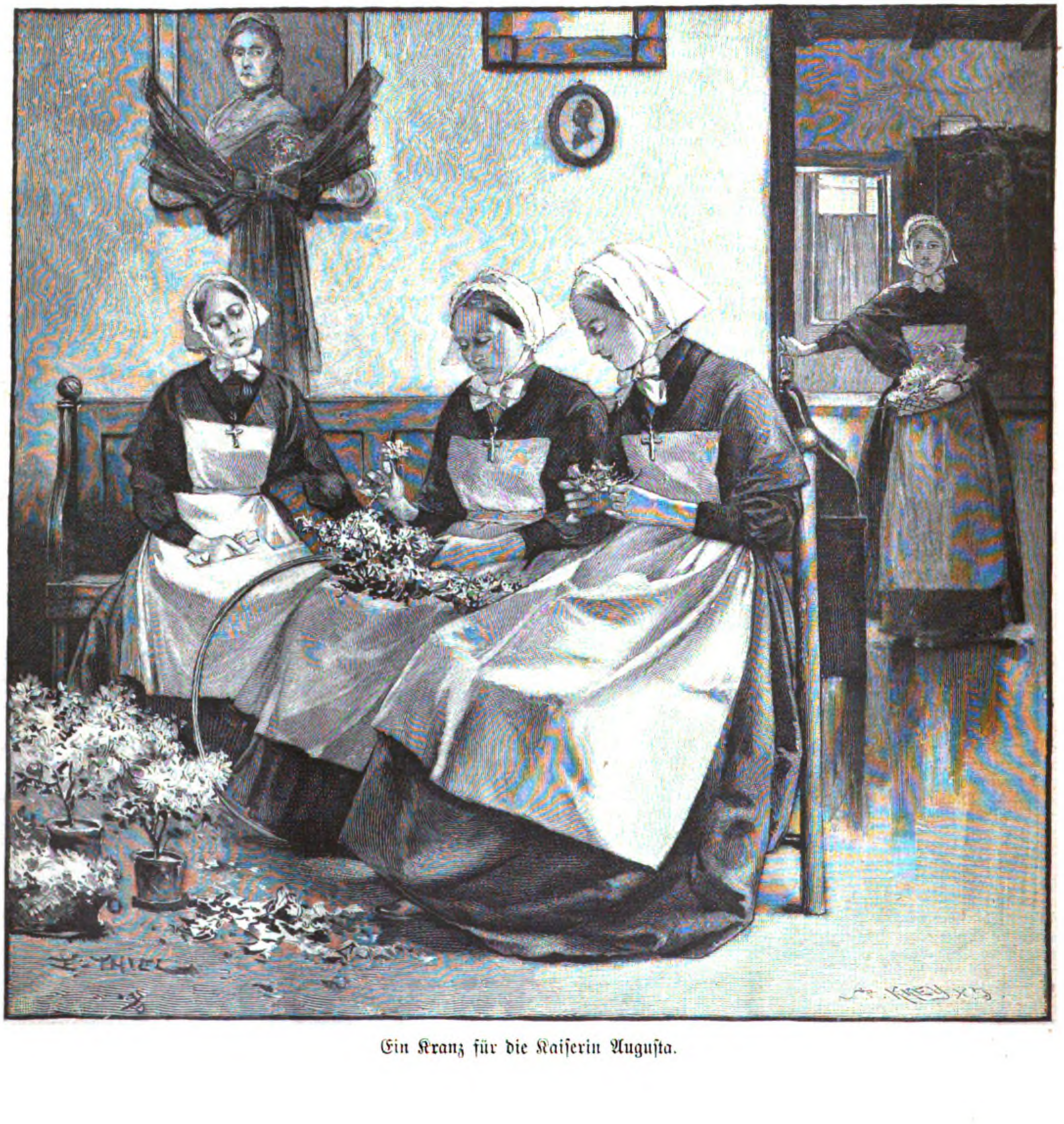
75) Kann mir jemand Anweiſung zu der jetzt von Frauenhand vielfach ausgeführten „Drahtarbeit“ geben? **Angelika.**

# Daheim

1890. Nr. 18. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Ein Kranz für die Kaiſerin Auguſta.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Zu ſchnell, wie Augenblicke, ſchweben
Die Tage hin. — Dank dem Geſchick,
Gibt's dafür manchen Augenblick,
Der ſo viel wert iſt wie ein Leben.

## Nochmals der Tiſch.

Soll der Tiſch leicht oder ſchwer ſein? Je nachdem. Der Tiſch, welcher einen beſtimmten Platz in der Stube hat, kann ſchwer ſein, und der Tiſch, an welchem gearbeitet wird, um den ſich die Familie oder eine Geſellſchaft verſammelt, ſoll ſchwer ſein. Denn es iſt nicht ſchön, wenn bei jeder ungeſchickten oder haſtigen Bewegung Teller, Taſſen und Lampe in Gefahr kommen und wenn jede Berührung eines Tiſchbeines ein gelindes Erdbeben hervorruft. Wer es liebt, ſeine Möbel in altem Stil zu halten, muß auch die alten kräftigen Formen beibehalten; es darf auf ein paar Kubikfuß Holz und auf ein paar Pfund Gewicht nicht ankommen; eine ſolide Platte, ſtarke Knäufe, Quadern, Säulen und Geſimſe, wie ſie der Schwere der Platte entſprechen. Nichts ſieht kläglicher aus, als eine dürftige, wohlfeile Nachbildung alter reicher Vorbilder. Wenn man ſolche dünnbeinige, kümmerliche Tiſche in Möbelhandlungen ſtehen ſieht und ſich dabei die alten Vorbilder vorſtellt, ſo macht das einen Eindruck wie der Suppenkaſpar im erſten und letzten Stadium. Tiſche, welche je nach dem Bedarf geſtellt und weggenommen werden, werden entſprechend leichter gebaut. Hierher gehören die ſo beliebten „Luthertiſche." Ob es freilich eine glückliche Idee war, in die Platte des Tiſches Kacheln einzulegen, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Man hat auch aus drei Bambusſtäben und einer runden Platte zuſammengeſetzte japaniſche Tiſche, die ſo leicht ausſehen, daß ſie mit einem Knaulkorbe genug belaſtet erſcheinen. Wollte man auf einen ſolchen Tiſch eine Büſte oder eine Palme ſtellen, ſo würde das ſchlecht ausſehen, denn die Schwere des Tiſches muß im Verhältniſſe ſtehen zu der Schwere des Gegenſtandes, den man daraufſetzt. Will man — etwa zu einem Blumenſtänder — zierliche Form und Haltbarkeit miteinander verbinden, ſo iſt nichts ſo geeignet als ein ſchmiedeeiſernes Geſtell. Es iſt ſchade, daß dieſe im XVI. und XVII. Jahrhundert mit Meiſterſchaft ausgeübte Technik heutzutage ſo viel weniger Verbreitung gefunden hat, als ſie verdient. Auch nach dem Orte, an welchem ſich der Tiſch befindet, richtet ſich ſeine Größe und Maſſe. Einen ſchweren Tiſch in den Winkel zu ſchieben, würde ebenſo falſch ſein, wie zierliche, leichte Dinger von Tiſchen in die Mitte eines großen Raumes zu ſtellen. Die viereckige Form des Tiſches iſt durch die Geſtalt des Wohnraumes und das Material des Tiſches gegeben. Das aus dem Stamme herausgeſägte Brett iſt eine viereckige Platte mit geraden Faſern. Unſere Wohnräume haben einen viereckigen Grundriß, wohinein viereckige Möbel am beſten paſſen. Auch die Rückſicht auf den Gebrauch empfiehlt die viereckige Form, wenn man den Tiſch zu irgend einer Beſchäftigung, bei welcher man die Arme auf den Tiſch legt, gebraucht. An einem runden Tiſche ſchreibt es ſich ſchlecht und arbeitet es ſich ſchlecht. Dagegen iſt der runde Tiſch als Verſammlungsort der Familie behaglich. Die Lampe hängt über der Mitte, jeder kann jeden ſehen, jeder hat einen ſchönen Raum für ſeine Beſchäftigung vor ſich. Als Theetiſch, als Plauderſtätte genießt der runde Tiſch einen alten, wohlbegründeten Ruf. Aber man ſollte kein Sofa auf die eine Seite ſtellen, ſondern nur bequeme Stühle. Das Sofa nimmt viel Platz weg und paßt nicht in die Rundung. Auch als Speiſetiſch für eine kleine vertrauliche Geſellſchaft iſt der runde Tiſch ſehr geeignet. Aber man muß ihn ſtellen können. An die Wand oder in die Nähe der Wand oder in einen Winkel paßt er nicht; er fordert einen freien, möglichſt quadratiſchen Raum. Hierzu kommt die Frage der Füße, welche dem runden Tiſche nicht günſtig iſt. Nach der Theorie ſteht ein Tiſch mit drei Beinen am feſteſten, in der Praxis wackelt er am ſchlimmſten oder vielmehr er kippt am leichteſten, wenn, wie üblich, auf der dreibeinigen Unterlage eine runde, ovale oder viereckige Platte liegt. Beſonders übel geſtaltet ſich dies, wenn, wie gleichfalls üblich iſt, die runde Platte des Tiſches auf einer Säule ſteht und dieſe wieder von drei Beinen getragen wird. Dies iſt eine überaus ungünſtige und dem Materiale des Holzes gegenüber ſogar widerſinnige Konſtruktion. Bei jeder Belaſtung, jedem Drucke wippt die ſchwere Holzplatte und zerrt an dem Säulenzapfen und an denen der Füße, und das Ende vom Liede iſt auch regelmäßig, daß dieſe Zapfen wackelig werden oder abbrechen. Warum ſtellt man nicht die runde Platte auf eine ſechseckige Zarge und ſechs mit kräftigen Knäufen verſehene und unten durch Fußbretter verbundene Füße? Das würde ſehr gut ausſehen, iſt aber leider nicht Mode, und etwas Selbſtändiges zu unternehmen, dazu fehlt meiſtens der Mut. Dieſer kippelige und wackelige runde Tiſch iſt zum Arbeitstiſche unbrauchbar. Warum ſtellt man den Nähtiſch auf eine Säule und drei Beine und ſchafft ſich dadurch einen Arbeitstiſch, der an Handlichkeit und Feſtigkeit manches zu wünſchen übrig läßt? Wenn ich einen Nähtiſch brauchte, ſo würde der überhaupt nicht wie ein Tiſch, ſondern wie ein kleiner, auf vier Füße geſetzter Schrank mit zahlreichen Käſtchen ausſehen. Um etwas aus der Hand zu legen, würde ich ein leichtes Tiſchchen daneben ſtellen.

## Noch einiges aus der ſchwäbiſchen Kinderſtube.

**Theodor**, etwas haſenfüßig angelegt, hört bei Tiſch viel von Krieg, Schlachten und Kanonen ſprechen. Dem Kleinen wird's ganz bang, er bricht in die Worte aus: „Könnt' denn der liebe Gott net noch e Mädele aus mir mache, daß i emal net in Krieg muß?"

**Ernſtle als Egoiſt.** Im Familienkreis wird über verſchiedene, raſch aufeinander erfolgte Todesfälle geſprochen. Das anweſende kleine Ernſtle wird ganz bedenklich, ſinnt und meint: „Aber, Großpapa, wenn ſo viel Leut' ſchterbet, gibt's ſo e Gedruck im Himmel, daß mir kein Platz mehr krieget, wenn mir ſchterbet!"

## Feuerung.

Es iſt hier im Frauen-Daheim ſchon öfter dem Grude-Ofen das Wort geredet worden. Aber immer wieder begegnet man abfälligen Urteilen, und thatſächlich — es iſt zum Verwundern — führt er ſich nicht ein. Da muß von denen, die für ſeine Brauchbarkeit aus Erfahrung eintreten können, immer wieder darauf hingewieſen werden, daß er für alle Beteiligten eine wahre Wohlthat iſt und alle Einſprüche hinfällig ſind, wo man einen brauchbaren Ofen hat. Jene haben nämlich recht, die aus Erfahrung behaupten: er iſt nicht zu gebrauchen, aber auch jene haben recht, welche ſagen: er iſt vorzüglich. Es kommt eben alles auf den Ofen, ſeine Konſtruktion und Tüchtigkeit an. Die ganz billigen Öfen taugen nichts. In meiner Wirtſchaft iſt ein ſolcher für 90 Mark im Gebrauch. Darin wird alles, was in Haus und für die Wirtſchaft — 2 Pferde, 4 Kühe ꝛc. — gebraucht wird, gekocht. Es wird gegen früher auf dem Kochherd an Brennmaterial bedeutend geſpart. Das ganze Geſchirr bleibt rein. Jedes Dienſtmädchen freut ſich, die Grude ſtatt des Herdes zu haben. Das Anmachen der Glut iſt leicht und einfach. Alles Gekochte, auch Braten und Kartoffeln ſind ſchmackhaft. Die Hausfrau braucht nur halb ſo viel in der Küche zu ſein, denn es brennt ſelten einmal etwas an. Und endlich iſt das angebliche viel längere Kochen eitel Mär. Die Behandlung muß man ja lernen; indeſſen kennt eine einigermaßen praktiſche Hausfrau die Hauptſache in 14 Tagen. Für beſtimmte Häuslichkeiten iſt es unſchätzbar, zu jeder Tages- und Nachtzeit in der zu beſtellenden Waſſerblaſe warmes Waſſer zu haben. Der erwähnte praktiſche Ofen iſt bei dem Schloſſermeiſter Hoffmann in Berlin, Franzöſiſche Str., beſtellt und gut geliefert worden.

**Paſtor J. in F.**

## Waldmoſaik.

Der Blumentiſch in voriger Nr. des Frauen-Daheim erinnert mich an einige Sachen, die ich ſelbſt in Waldmoſaik hergeſtellt habe und die den Freundinnen dieſer Arbeit vielleicht willkommene Anregungen bieten. Zunächſt empfehle ich als hübſches Dekorationsſtück folgendes Kreuz: Man läßt ſich als Grundform ein ſchlichtes weißes Holzkreuz machen, das auf einem Sockel ſteht, 10 bis 50 cm hoch, 2 bis 3 cm ſtark, beſtreiche dasſelbe dick mit gewöhnlichem, recht dickflüſſigem Tiſchlerleim und beklebe es ganz dicht mit möglichſt gleichgroßen, unten gerade geſchnittenen Erlenkätzchen. Iſt dasſelbe von allen Seiten gleichmäßig beklebt, überſtreicht man es mit Kopallack und läßt es gut trocknen. Sodann verziert man erſt den Sockel mit aufgeſprungenen und geſchloſſenen Buchnüſſen, kleinen Lärchenzapfen und kleinen Erlenkätzchen, die man mit Kopallack beſtrichen und mit Goldbronze bronziert hat; ſodann macht man aus demſelben Material an feinem Blumendraht einen Zweig, den man um den Stamm des Kreuzes ſchlingt. Den Beſchluß bildet eine Blume in der Kreuzmitte aus zwei ganzen Buchnüſſen, die auseinandergebrochen und um ein Erlenkätzchen gelegt werden, das den Kelch darſtellt, die acht Blätter werden natürlich gleichfalls bronziert. Einen hübſchen Blumentopfbehälter ſtellte ich aus einem leeren Heringstönnchen her, von der Art, die unten weiter als oben ſind. Man beklebt den mittleren Teil, zwiſchen den Bändern, mit Erlenkätzchen, die Bänder beklebt man mit halben Buchnüſſen, den Rand ganz dicht mit Viertel-Buchnüſſen, ſodann werden die Erlenkätzchen lackiert, die Buchnüſſe bronziert. Auch einen hübſchen Kranz um einen Bilderrahmen kann man ſich leicht herſtellen aus dünnem Eiſendraht, den man zuſammenbiegt und an den man dann mit feinem Blumendraht die einzelnen Beſtandteile, als Erlenkätzchen, Buchnüſſe, Lärchenzapfen, Eicheln ꝛc. feſtbindet. Sehr hübſch wirkt es, wenn man einige Teile naturfarben läßt, einige goldbronziert, aber auch ſämtliche Teile verſchiedenfarbig bronziert.

**A. K.-W. in Angeln.**

## Zur Erſtlingsgarderobe.

Ein vorzügliches Stück der Erſtlingsgarderobe, das die weiteſte Verbreitung verdient, aber noch wenig bekannt iſt, iſt ein Wickelband aus Piqué. Wer die Quälerei mit den bisher gebrauchten langen, geſtrickten Wickelbändern kennt, wer nur einmal zugeſehen, wie das arme Baby beim Umlegen desſelben zu ſeinem ſichtbaren Unbehagen unter vielem Geſchrei wohl zehnmal hin und her getründelt wird, bis das Geſchäft endlich beendet iſt, der wird die Einfachheit meines Wickelbandes zu würdigen wiſſen. Es beſteht aus einem 80 cm langen, 15 cm breiten Stück weißen, gemuſterten Piqués, mit leichtem Baumwollenſtoff, wie Hemdentuch oder dergl., gefüttert. Nach den beiden Enden hin iſt es etwas zugeſpitzt, etwa auf 5 cm Breite, und hat an jedem derſelben ein 50 cm langes, zwei Finger breites Band. Etwa im vierten Teil der Länge hat das Wickelband einen 9 cm langen Querſchlitz, durch den beim Umlegen das entgegengeſetzte Ende durchgeſteckt wird. Die Bänder werden dann vorne zugebunden. Das iſt in einigen Sekunden geſchehen, das Baby hat keine Zeit zum Schreien, und Mütter und Wärterinnen, die dies Wickelband kennen, ſind voll ſeines Lobes. Aus einem Meter Piqué, 80 cm breit, macht man mit Zugabe der Nähte ſechs ſolcher Gegenſtände. Will man ſie, etwa zu einem Geſchenk, etwas niedlicher machen, ſo ſetzt man ein einlochiges Trimming oder Zackenlitze herum.

**A.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig.** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

## Zwei neue Lampenſchirme.

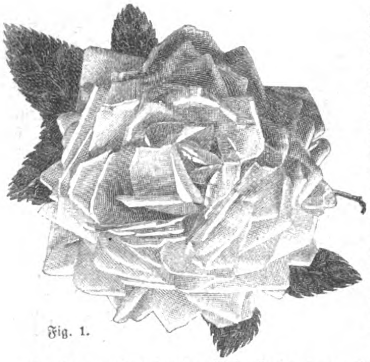


Fig. 1.

Wir ſehen unſere heutige Beleuchtungsinduſtrie in nie dageweſener Weiſe beſtrebt, das abendliche Dunkel der Zimmer zu erhellen und dem Licht des Tages gleich zu machen. Dem entgegen ſucht die häusliche Kunſt, die Freundin von allem feineren Behagen, von allem Ruhigen und Wohlthuenden, wo ſie kann, ihre kunſtvollen Lichtdämpfer, ihre zarten, bemalten Schleier und bunten Glocken, Lichtſchirme und Transparente anzubringen. Nichts Traulicheres als ein abendliches Zimmer mit recht rein und hell ſtrahlendem, durch ſo feine künſtleriſche Mittel ſanft verhaltenem Lampenſchein! —

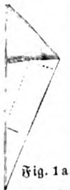


Fig. 1a.

Wir führen unſern Leſerinnen heute zwei neue Modelle von Lichtſchirmen vor, die ebenſo leicht nachzuahmen, wie künſtleriſch und ſchön in ihrer Wirkung ſind. Beide dienen dem Zweck, den Schein der Steh- oder Hängelampen nach einer Seite des Zimmers hin zu dämpfen. In Fig. 1 haben wir das naturgetreue Abbild einer voll aufgeblühten La France-Roſe. Man ſchneidet von hellroſa Seidenpapier vier 19 cm große und zwölf 18 cm große Quadrate, letztere etwas dunkler in der Farbe. Alsdann falte man jeden einzelnen Teil zu einem Dreieck zuſammen, indem man die eine Ecke auf die gegenüberliegende legt, und ſo fort, bis das Papier achtfach iſt, ſchneide nun, wie die punktierte Linie von 1a zeigt, die Schnitte, und bringe am unteren Ende der punktierten Linie den durch einen geraden Strich bezeichneten Einſchnitt an. Dann falte man das Papier auseinander und kräuſele die Ecken, indem man ſie zwiſchen Daumen und Schere nimmt und mit dieſer ſcharf nach außen ſtreicht (ſiehe Figur 1b). So verfahre man mit den fünf äußeren und den fünf inneren Teilen. Die ſechs Blätterteile, welche zwiſchen dieſe zu liegen kommen, verrunde man oben, wie Figur 1c veranſchaulicht, zacke ſie oben mitten etwas ein und kräuſele ſie mit der Schere, einmal im ganzen, nach außen. Nun mache man an den Einſchnitten feſte Falten nach innen hinein, daß die beiden äußeren Ecken ſich womöglich in der Mitte treffen, lege den Daumen in das Blatt hinein und drücke ſo die Rundung des Roſenblattes recht ſcharf heraus. Nun lege man Teil auf Teil, die vier größten hellen zuerſt, und ſtecke, wenn alle 16 aufeinanderliegen, immer genau die Mitte auf der Mitte, mit kleinen Stecknadeln die äußeren Ränder der Mittelteile viermal zuſammen feſt. Den Kern der Roſe bildet man, indem man drei Streifen des dunkleren Papiers, 20 cm lang und 7 cm breit, mitten einſchneidet (ſiehe Figur 1d) und die Ecken nach außen kräuſelt. Nun biege man den einen Streifen unten am Rande in feſten Falten zuſammen (ſiehe Figur 1e), wie die Roſenblätter der Mittelteile, damit eine Rundung heraustrete, lege die gefalteten Teile unten aufeinander, daß der Punkt, wo die Blätter mitten zuſammenhängen, als Spitze ſenkrecht in die Höhe ſtehe. Ebenſo verfahre man mit den beiden anderen Streifen, die man jedoch, einer auf dem anderen, doppelt unten in eins faſſe und falte. Über den einfachen Kern zuſammengenommen, ſtecke man alles unten mit einer kleinen Stecknadel zuſammen, daß es wie ein Hütchen ſteht. Nun füge man es vorſichtig in die hohle Mitte der Roſe und ſtecke unten alles mit einer großen Stecknadel zuſammen. Mit dieſer zugleich befeſtige man Roſenblätter, die ſeitwärts an der Roſe hervorſehen. Dazu nehme man entweder gekaufte grüne Blätter oder ſchneide ſolche ſelbſt aus geöltem grünen Papier naturgetreu aus. Die Hauptſache iſt, daß die Blätter durchſichtig grün an der Lampe durchſcheinen. Zur Befeſtigung der Roſe an der Lampenglocke wird ein Haken aus grünem Blumendraht vorſichtig in die Rückſeite der Roſe geſtochen. — Nicht minder ſchön und naturähnlich wie dieſe Roſe wirkt folgende Sonnenblume (ſiehe Figur 2). Aus einem Bogen goldgelbem Seidenpapier ſchneidet man ſechs Quadrate, 22 cm groß, falte ſie, d. h. jedes einzeln, wie im Vorigen, feſt zu Dreiecken zuſammen und ſchneide dann nach Figur 2a die Schnitte. Nun falte man jedes Blättchen, wie die feinen Striche es andeuten, feſt zuſammen und lege ſie dann wieder leicht auseinander. Man biege die Fältchen bald nach außen, bald nach innen, wie es kommt, dadurch tritt das Natürliche der Sonnenroſenblätter genau hervor. Hierauf ſchneidet man von grünem Seidenpapier zwei Quadrate, 20 cm, zwei dito 18 cm und zwei dito 14 cm groß, biege ſie ebenſo zuſammen und ſchneide die größten und die kleinſten ähnlich wie bei Figur 2a, nur die Blättchen weniger gebaucht, ſpitzer, lanzettlicher. Feſt gebogen, falte man ſie auseinander und ſchneide von den beiden 15 cm großen Quadraten zwei Schnitte wie bei Figur 2a, doch mit weit weniger tiefen Einſchnitten, jedes Blatt oben breit und kulpig abgerundet. Nun lege man jedes einzelne Blättchen dieſer beiden Quadrate (nun Rundells) der Mitte lang auf eine feine Stricknadel, halte dieſe mit der linken Hand feſt und ſtoße mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Blättchen zuſammen; ſo kraus geworden, lege man ſie, nachdem die ſechs gelben und vier grünen Teile genau Mitte auf Mitte gelegt ſind, auf letztere und zwar ſo, daß ſie ſich nach außen biegen, dann ſtecke man alles mit einer kleinen Stecknadel in der Mitte feſt (ſiehe Figur 2b). Zum Kern der Blume ſchneidet man von braunem Seidenpapier ſechs Quadrate, 20, 19, 18 und 15 cm groß, faltet ſie wie die anderen bisher und ſchneidet die Schnitte wie die zuletzt beſchriebenen. Man faltet die Blättchen, wie die grünen, über der Stricknadel kraus und legt ſie eins aufs andere, die kleinen immer nach innen zu. Dann ſchneidet man braune und gelbe Streifen, 20 cm lang, 5 cm breit, und ſchnipſelt an den Langſeiten 2 cm weit hinein, daß ganz feine Fäden entſtehen und in der Mitte nur 1 cm ſtehen bleibt. Mit der Schere ſcharf geſtrichen, bilden die Fädchen, nachdem die Streifen zuſammengelegt, den innerſten, krauſen Kern der Sonnenblume. Mit kleinen Stecknadeln wird die braune Roſette nun vorſichtig an die ſoweit fertige Blume mitten auf das gelbe Rundell befeſtigt. Mit einem Haken aus Blumendraht wird ſie an die Lampenglocke angehangen und zwar, ebenſo wie die Roſe, bei Hängelampen an den unteren runden Reif, in dem die Glocke ruht, bei Stehlampen an den oberen Rand der letzteren ſelbſt. — Nach Art der angegebenen Muſter läßt ſich mit einiger Phantaſie noch manches ähnliche Schöne ſchaffen. Zum Beiſpiel wirkt ein großer gefüllter roter Mohn prächtig. Man ſtellt ihn aus etwa drei- bis fünfblättrigen Schnitten (die einzelnen Blätter recht fein geknifft und geſchickt gerundet) und einem wie den inneren Kern der Sonnenblume behandelten Staubfadenkern aus dunklem grauem Papier her. Auch blaßviolette und roſa Aſtern, ähnlich wie die Sonnenblume mit den entſprechenden kleinen Abweichungen nach dem Vorbild der Natur gefertigt, wirken ſehr ſchön. Und nun ſei im Anſchluß an dieſen Beleuchtungszauber noch folgender ebenfalls mit wenig Mühe und etwas buntem Seidenpapier herzuſtellender Illuminationsſcherz erwähnt: Unſern Leſerinnen werden die zierlichen Nachtlämpchen in Geſtalt von mattroſa Porzellanroſen, die durch ihre freundliche Wirkung ſogar ſalonfähig geworden ſind, bekannt ſein. Man ſtellt ſie auf Paneele und Eckkonſole, möglichſt ſo, daß ihr zarter farbiger Schein irgend ein hübſches Dekorationsſtück diskret aus dem Dunkel hebt. — Dieſe Roſenlämpchen ſind nur leider etwas teuer. Sehr billig aber und ganz gewiß nicht minder hübſch iſt folgender Erſatz. Man kauft für 10 Pfg. ein ganz kleines, nach oben breit auslaufendes Illuminationsglas und einen Bogen lichtroſa Seidenpapier. Aus letzterem ſchneidet man länglich-viereckige Stücke (4 : 6 cm), rollt deren obere Ecken mit ſcharfer Schere nach außen (wie bei Figur 1b) und knifft ſie unten ſo zuſammen, daß

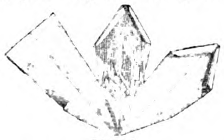


Fig. 1b.

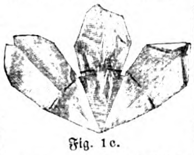


Fig. 1c.

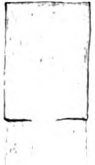


Fig. 1d.

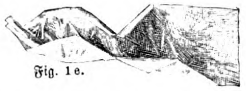


Fig. 1e.

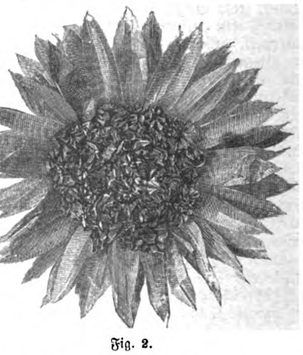


Fig. 2.

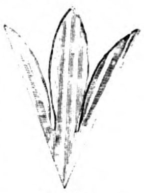


Fig. 2a.

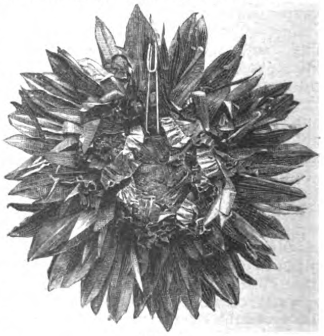


Fig. 2b.

(Fortſetzung auf der dritten Umſchlagſeite).

# Daheim

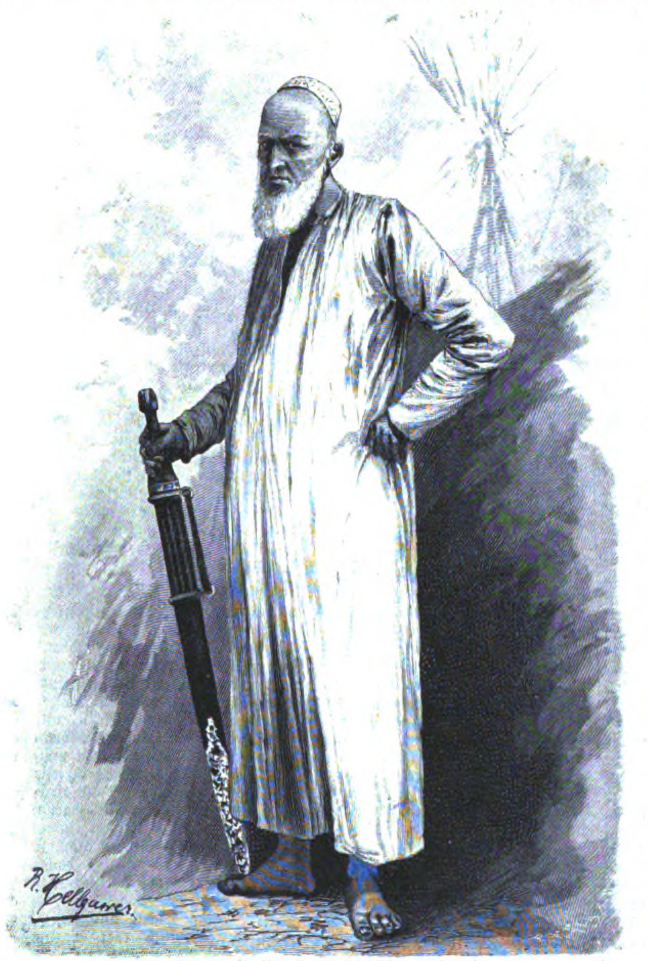
1890. Nr. 19. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

## Bei Bana Heri.

Von Rud. Hellgrewe.

Es war im November 1885, als uns im Uſagarahauſe in Sanſibar die Kunde ereilte, daß die Expedition des Leutnant Schmidt, die ſich auf der Saadaniſtraße, von Uſagara kommend, heimwärts bewegte, bei Kidete überfallen und zerſtreut worden ſei. Der Führer ſelbſt war, durch zwei Schüſſe ſchwer verwundet, auf dem Platze geblieben. Es hatte Händel mit den Eingeborenen gegeben. In der Meinung, daß der Streit wieder geſchlichtet ſei, hatte ſich die Karawane auf den Marſch gemacht und war ſo ahnungslos in einen Hinterhalt geraten. Dringende Hilfe war hier notwendig, wenn unſer Landsmann nicht einſam und verlaſſen umkommen ſollte. Der damalige Vertreter der oſtafrikaniſchen Geſellſchaft begab ſich ſofort zum Admiral unſers Geſchwaders und bat dieſen um Unterſtützung. Dieſe wurde bereitwillig gewährt. Die „Möwe“ erhielt Befehl, ſofort nach Saadani unter Dampf zu gehen und dort alle Schritte zur Errettung des Unglücklichen zu thun. Ein Beamter der Geſellſchaft ging an Bord, um als Dolmetſcher zu dienen, und dieſem ſchloß ich mich an. Nach ungefähr zweiſtündiger Fahrt ſahen wir das Feſtland vor uns, mußten aber, da es ſchon ſtark dunkelte und das Fahrwaſſer hier ſchlecht iſt, noch bis zum nächſten Morgen mit der Landung warten. Eine große Menge Eingeborener harrte unſerer am Strande. Die Kunde von dem Überfall hatte ſich blitzſchnell verbreitet, und die Anweſenheit des Kriegsſchiffes ließ alle einen Vergeltungsakt ahnen. Man glaubte allgemein, daß die Matroſen in das Land hineingehen würden, um die Übelthäter zu beſtrafen. Faſt das ganze Dorf befand ſich auf den Beinen, als unſere Geſellſchaft, der Kapitän an der Spitze, unter Bedeckung einiger Matroſen die Boma des Dorfes durchſchritt. In der Mitte der Hütten auf einem großen Platze erwartete uns der Wali, Bana Heri, mit ſeinem Sohne Abdallah, beide in lange weiße Gewänder gehüllt, in der Rechten das lange Araberſchwert. Der erſtere war von ziemlich großer Figur. Das von einem grauen Bart umrahmte Geſicht machte einen ſehr würdevollen Eindruck. Unſer Kommen ſchien ihn durchaus nicht zu überraſchen. Er führte uns, nachdem wir alle freundſchaftliche Händedrücke mit ihm gewechſelt hatten und auf ſeinen Gruß „jambo“ pflichtſchuldigſt „jambo sana“ geantwortet hatten, in die Vorhalle eines der größten Häuſer, um dort ein Schauri, zu welchem auch die Dorfälteſten herbeigeholt werden ſollten, abzuhalten. Auf unſere Fragen antwortete er nur das Nötigſte. Sein ruhiges, ernſtes, ich möchte ſagen, vornehmes Weſen fiel noch mehr in die Augen, wenn man ſeinen Sohn mit ihm verglich. Man konnte ſich keine größeren Gegenſätze denken. Der Sohn, beweglich wie ein Wieſel, war bald bei dieſem, bald bei jenem. Hier bettelte er um Patronen für ſein Gewehr, dort um Medizin, d. h. Kognak, ſeine Wünſche hatten kein Ende. Natürlich verſprach er alles, was wir wünſchten, zu thun und die Träger ſofort zu beſorgen. Inzwiſchen waren die Dorfälteſten erſchienen, man holte Stühle, die alle ſorgfältig in Papier gehüllt waren und vor unſern Augen ausgewickelt wurden, herbei, und das Schauri begann. Für alle, die dieſe Art Unterhandlungen mit den Eingeborenen kennen, gibt es kaum etwas Schlimmeres. Ein ewiges Hinundherreden, ein Streiten um Kleinigkeiten, ein Feilſchen um die Preiſe für die zu leiſtenden Dienſte. Wenn draußen nicht das Kriegsſchiff gelegen hätte, wir wären an dieſem Tage gewiß nicht zum Ziele gekommen. Da ich von der Unterhaltung ſelbſt ſehr wenig verſtand, beſchäftigte ich mich mehr mit denen, die dieſelbe führten. Bana Heri zog vor allem die Augen auf ſich. Er überließ die Unterhandlungen faſt ganz den anderen und warf nur ab und zu ein Wort dazwiſchen. Auf unſere direkte Frage, was er von dem Überfall halte, antwortete er ausweichend, man könne nicht wiſſen, wie die Sache angefangen habe, die Weißen ſeien jedenfalls im Recht, die Bewohner von Kidete ſeien ſehr räuberiſch ꝛc. Er war mit einem Wort ſo vorſichtig in ſeinen Äußerungen, wie es eben nur ein Araber ſein kann. Dieſen Standpunkt gab er auch bei meinen ſpäteren Zuſammenkünften nicht auf. Nie vermochte ich ihn dazu zu veranlaſſen, ſich über die Erwerbungen Deutſchlands in Oſtafrika zu äußern, obgleich die Häuptlinge weiter im Innern dieſe Unterhaltung ſehr gern führten. Er lächelte nur, wenn wir zu ihm von den Vorteilen der europäiſchen Kultur ſprachen, die ihm die Deutſchen zuführen würden, er wußte wohl ſchon damals, daß dieſe Kultur die Befreiung der Sklaven bringen und ihm damit eine Hauptquelle ſeiner Einnahmen rauben würde.


R. Hellgrewe.

Bana Heri, der Anführer der Aufſtändiſchen in Oſtafrika.
Nach einer Originalaufnahme von Rud. Hellgrewe.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Zwiſchen Reue und That
Wie kurz der Pfad!
Aber kein längerer Weg auf Erden
Als vom Bereuen zum Beſſerwerden!

## Der Tiſch.

(Dritte Fortſetzung).

Die **Tiſchplatte** iſt eine Platte, d. h. glatte Fläche. Dieſelbe auf der Oberfläche mit Reliefs zu verzieren, würde verkehrt ſein, weil man auf eine unebene Fläche nichts ſtellen kann. Auch eingravierte Linien und Ornamente ſind vom Übel, da ſie ſchwer zu reinigen ſind und ſich leicht Staub hineinſetzt. Hier würden Intarſien, d. h. Einlegen verſchiedenfarbiger Furnierhölzer am beſten am Platze ſein. Doch dürften es keine Bilder ſein. Denn erſtens geht das über die Leiſtungsfähigkeit dieſer Technik hinaus, und zweitens iſt es geſchmacklos, eine Lampe oder ſonſt etwas mitten in ein Bild hinein oder einer Figur auf den Kopf zu ſtellen. Ich perſönlich ziehe die einfache Holzmaſer vor. Eine große Platte kann durch Kanten und Abteilung in einzelne Felder die nötige Mannigfaltigkeit gewinnen. — Wie iſt es nun mit der Politur zu halten? Gegen dieſelbe ſprechen ſowohl praktiſche, als äſthetiſche Gründe. Eine Tiſchplatte ſoll gebraucht werden, aber die Politur iſt höchſt empfindlich. Auch ſieht die ſpiegelnde Fläche kalt und unruhig aus. Ihr Vorteil iſt nur, daß ſie ſich am leichteſten rein halten läßt. Die Tiſchplatte zu bohnen, d. h. mit Wachsüberzug zu verſehen, iſt nicht empfehlenswert, da Wachs, auf welchem man jeden Waſſertropfen ſieht, noch empfindlicher iſt als Politur. Dagegen iſt es praktiſch, die Tiſchplatte ſchleifen und mit Firnis tränken zu laſſen. Kommen kleine Beſchädigungen vor, ſo geht man mit dem Bimsſtein darüber hinweg und ölt von neuem. Tiſchplatten von Metall oder Stein ſind kalt und in unſerm Klima wenigſtens nicht verwendbar. Auch würde man hier zu ſehr an die Reſtauration erinnert werden. Entſchieden will ich davor warnen, maſſive Tiſchplatten aus ſchwer trocknendem Holze anfertigen zu laſſen. Ganz beſonders gefährlich iſt Eichenholz, welches ſich noch zieht und verwirft, wenn andere Hölzer längſt zur Ruhe gekommen ſind. Man wird alſo gut thun, die Platte von trocknem Tannen- oder einem anderen weichen Holze machen und mit einem ſtarken Firnis belegen zu laſſen. Der Plattenrand wird natürlich maſſiv. Die Tiſchbeine ſollen die Tiſchplatte tragen, im übrigen aber ihre Gegenwart möglichſt wenig merken laſſen. Was haben wir von den ſchönſten Formen, wenn ſie ihre ſcharfen Ecken unſern armen Schienbeinen immer wieder zum Bewußtſein bringen? Wer hat nicht ſchon ſeufzend während eines langen Mahles vor einem oder gar zwei Tiſchbeinen geſeſſen, indem er immer in der Sorge war, ſich wehe zu thun oder durch eine Erſchütterung eine Niederlage auf dem Tiſche anzurichten? Ganz abſcheulich ſind auch Klapptiſche, d. h. ſolche, deren Verlängerungen niedergeklappt werden. Ich habe ein ſchmerzliches Andenken an dieſe Klapptiſche in meinem elterlichen Hauſe; wie oft habe ich mich ſorglos an der Schmalſeite des Tiſches niedergelaſſen und jedesmal einen Schlag vor die Knieſcheibe erhalten! Tiſchbeine dürfen nicht zu ſehr an der Kante des Tiſches ſtehen und keine Stacheln und ſcharfen Kanten haben. Man bevorzugt neuerdings wieder Fußbretter, was nicht zu tadeln iſt, da ſie dem Tiſche Haltbarkeit und eine ſichere, geſchloſſene Form geben. Aber hier liegt auch wieder eine Hinterliſt; die Bretter dürfen ja nicht zu hoch liegen, ſonſt gerät man beim Strecken des Fußes darunter und ſtößt ſich an den Spann. — Vom Tiſchteppich gilt, was wir ſchon vom Fußteppich geſagt haben. Beim Tiſche gibt es weder oben noch unten; man darf durch eine figürliche Darſtellung nicht die eine Seite des Tiſches vor der anderen bevorzugen. Das beſte ſind Flächenornamente, und der Hauptgeſichtspunkt iſt der der Farbe, welche mit der des Möbelbezuges oder der Tapete nicht übereinſtimmen, ſondern zu ihr nur in einem harmoniſchen Verhältniſſe ſtehen ſoll.

**M. A.**

## Krankenpflege.

„So ſchön wie Schweſter Bertha kann doch niemand die Kiſſen legen," ſagten oft die Kranken unſers Krankenhauſes und legten ſich dabei mit ſichtbarem Wohlbehagen in die friſch aufgeſchüttelten Kiſſen zurück. Ich war damals noch ganz junge Schweſter und hätte ſo gerne gleiches Lob eingeerntet, aber wie ich mir auch Mühe geben mochte, es wollte mir nie ganz gelingen. Einmal forderte ich einen Schwerkranken, den ich zu beſorgen hatte, mehrmals auf, ſich doch die Kiſſen friſch legen zu laſſen, aber jedesmal gab er zur Antwort: Ich danke, wir wollen noch warten. Ich wußte recht gut, auf wen er noch warten wollte, und nahm mir vor, diesmal recht achtzugeben. Endlich kam Schweſter Bertha und begann ihre Arbeit. Nachdem ſie die Kiſſen ordentlich aufgeſchüttelt und herausgelegt hatte, nahm ſie eins zur Hand und ſchüttelte alle Federn nach unten, ſtatt, wie ich es gewohnt war, nach oben. „Aber der Kranke will immer hoch liegen," wagte ich zu erinnern. „Das ſoll er auch, aber das Kreuz muß auch etwas haben," gab ſie mir lächelnd zurück. Das war das ganze Geheimnis! Bei dem unterſten Kiſſen ſchüttelte ſie alle Federn nach unten und legte auch das Kiſſen ſelbſt etwas weiter herunter, während ſie bei den übrigen die Federn nach oben ſchüttelte und ſie dann wie gewöhnlich legte. Seitdem habe ich noch manch armem Menſchenkind auf ſeinem Schmerzenslager die Kiſſen zurechtgelegt und manch dankbaren Blick und Händedruck dafür bekommen. Vielleicht könnte auch einer oder der anderen Daheimleſerin, die bei einem lieben Kranken dieſe traurige Pflicht zu erfüllen hat, mein Wink von Nutzen ſein!

**H. H. in L.**

## Praktiſches fürs Haus.

Nochmals Hausſchwamm. Mit Bezug auf die Frage Nr. 45 des Frauen-Daheim, welche von A. S. in Charlottenburg dahin beantwortet wurde, daß das ſicherſte Mittel gegen Hausſchwamm Carbolineum ſei, erlaube mir noch einiges zu bemerken. Ich weiß aus Erfahrung, daß dieſes Mittel gegen Hausſchwamm gewiß hilft, daß es aber faſt mit derſelben Promptheit die Menſchen vertreibt, welche gezwungen ſind, in einem durch Carbolineum gegen Schwamm geſchützten reſp. von ihm gereinigten Hauſe zu wohnen. In meiner Wohnung in Wohlau wurden im Sommer 1887 zwei Zimmer, nachdem die Dielen aufgeriſſen waren, in der angegebenen Weiſe desinfiziert. Als wir im Herbſt 1889 die Wohnung räumten, war der abſcheuliche Geruch des Carbolineum nur unweſentlich abgeſchwächt, trotzdem wir, nur um gründlich Luft heranzulaſſen, zeitweiſe die Dielen aufgenommen und außerdem unter den Dielen eine künſtliche Ventilation nach allen Windrichtungen hin ins Freie, auch durch den Ofen, eingerichtet hatten. Jedes andere Mittel iſt für die Bewohner ſicher angenehmer. Helfen mag Carbolineum ja unfehlbar. Es ſcheint mir jedoch nicht unwichtig, die abſchreckenden Nachteile dieſes Mittels nicht unerwähnt zu laſſen.

**Hauptmann T. in Anklam.**

Mauſefallen. Eine außerordentlich praktiſche und dauerhafte Mauſefalle kann ich allen denen, deren Häuſer von den läſtigen Nagern geplagt werden, aufs wärmſte empfehlen. Der Tiſchler Wedekämper in Hilter bei Osnabrück fertigt das Stück für 50 Pfg. an. Es iſt ein Kaſten, in den genau ein viereckiger, geglätteter Holzklotz paßt, der durch einen Hebel, faſt wie bei den bekannten Studentenfallen, gehoben wird und bei der leiſeſten Berührung durch die Maus, wenn ſie an das auf dem Hebel befindliche Futter (Grütze) geht, niederfällt und ſie ſofort tötet. Die Falle iſt mit einem Handgriff aufzuſtellen und deshalb den Studentenfallen vorzuziehen, weil alle Stücke an ihr aneinander befeſtigt ſind. In unſerm alten Hauſe ſind ſehr viel Mäuſe, die wir durch Gift und alle möglichen Arten von Fallen zu vertreiben ſuchten. In keine Falle gingen ſie aber öfter als zweimal, wenn dieſelbe auch noch ſo ſorgfältig vorbereitet war. Durch dieſe Falle hoffen wir von der Plage befreit zu werden, da die Mäuſe wie Fliegen hineinfallen.

**Paſtorin M. in H.**

Wiederherſtellung abgenutzter Verſilberung. „Es iſt nicht alles Gold (und Silber), was glänzt." Das empfinden wir recht ſchmerzlich, wenn die verſilberten Gegenſtände in unſerm Haushalt bedenklich ihren eigentlichen Urſprung zeigen und einmal wieder den Händen des Goldſchmieds überantwortet werden müſſen. Die Sache iſt koſtſpielig und nicht mit einem Male abgemacht, das wiſſen wir alle, warum ſollen wir unſer Heil nicht einmal ſelbſt verſuchen? Nützt es nicht, ſo ſchadet es auch nichts. So dachte auch ich beim Anblick einer alten Broſche, die einen Engelskopf darſtellte. Seine Locken und Flügel leuchteten bedenklich rot; warum ſollte ich das Rezept, das mir mein alter Freund, der Goldarbeiter, verraten, nicht einmal verſuchen? Ich kaufte 10 Teile ſalpeterſaures Silberoxyd und 70 Teile Weinſtein, verrieb beides innig mit 10 Teilen Kochſalz und feuchtete eine genügende Menge davon mit Waſſer an, damit den zu verſilbernden Gegenſtand einreibend. Der Erfolg blieb nicht aus. Als ich die Broſche mit einem Flanellläppchen nachrieb, erſtrahlte das Köpſchen ſo glänzend wie in den Tagen ſeines höchſten Glanzes, und dieſelbe Freude machten mir alle übrigen Gegenſtände, die lange blind und glanzlos gelegen. Ob's lange dauert, kann ich aus Erfahrung noch nicht melden.

**J. Berg.**

Noch ein ſehr gutes, bewährtes Rezept für weiße und gelbe Hausſeife. Von Luiſe B. Seit 25 Jahren koche ich mir meine Seife für den Bedarf des ganzen Jahres ſelbſt, natürlich nicht feine Handſeife, ſondern nur die gewöhnliche Seife für Wäſche und Küche. Das Rezept aber, wonach ich koche, iſt ſo einfach, daß man überall, in Stadt und Land, wo man nur einen Waſchkeſſel hat, ohne nennenswerte Mühe ſeine Seife danach herſtellen kann; und es iſt ſo vorzüglich, daß mir in der ganzen Zeit die Seife noch nie mißraten iſt; endlich iſt das Produkt des Rezeptes ſo befriedigend und ſo billig zugleich, daß ich noch nie eine beſſere und preiswürdigere Seife kennen gelernt habe. Auch darin empfiehlt ſich dies Verfahren, daß alle möglichen Fettabfälle in der Küche, die ſonſt umkommen, eine nutzbringende Verwendung finden. 1. Weiße Seife. Zunächſt halte ich mir einen großen Topf, in welchem ich das ganze Jahr ſammle: Speckſchwarten, fette Wurſtſchalen, alles verdorbene oder unbrauchbar gewordene Fett, alle kleinen Lichtſtümpfe und dergleichen mehr, auch Schinkenknochen. Um dieſe Abfälle vor Maden zu ſchützen, decke ich den Topf ſorgfältig zu und ſtelle ihn in eine dunkle Ecke des Kellers. Iſt das Jahr herum, ſo wiege ich meine Abfälle und kaufe ²/₃ dieſes Gewichts in reinem friſchen Nierentalg hinzu. Wenn man beim Fleiſcher dieſen Talg als zum Seifekochen verlangt, ſo iſt er billiger als Speiſefett, und koſtet z. B. hier in unſerer Stadt das Pfund 40 Pfg. (In meiner Wirtſchaft ſammle ich jährlich etwa 15 Pfd. Abfälle [7¹/₂ kg], dazu 10 Pfd. [5 kg] Talg, alſo im ganzen 25 Pfd. [12¹/₂ kg] Fett.) Doch iſt zu bemerken, daß die in dem Abfall befindlichen Knochen wohl in den Keſſel mit hinein kommen, ihres Leimgehaltes wegen, aber als Fett nicht mit gewogen werden dürfen. Zu dieſer Maſſe fügt man nun Ätznatron (ſog. Seifenſtein) in folgender Menge hinzu: Man rechnet auf 3 Pfd. Fettabfall oder auf 2 Pfd. reinen Talg je 1 Pfd. Ätznatron oder auf 5 Pfd. Miſchungsfett 2 Pfd. Ätznatron, ſo daß ich auf 25 Pfd. meiner geſamten Fettmaſſe 10 Pfd. Ätznatron zu nehmen habe. Ferner rechnet man auf 1 Pfd. Ätznatron 5—6 Liter Waſſer. Dies alles wird zuſammen in den Keſſel gethan und muß zwei Stunden lang auf mäßigem Feuer unter fleißigem Umrühren ununterbrochen kochen. Nach Ablauf dieſer zwei Stunden wird

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig.** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

der Maſſe Salz zugeſetzt und zwar in dem Verhältnis, daß man auf 5 Pfd. Ätznatron je 1 Pfd. Salz nimmt. Mit dem Salz muß die Maſſe dann noch eine halbe Stunde unter öfterem Umrühren kochen. Hierauf wird der ganze Inhalt des Keſſels in ein der Menge entſprechendes hölzernes Gefäß durch ein Sieb gegoſſen; nun läßt man die Maſſe ruhig erkalten. 2. Gelbe Seife. Am anderen Tage iſt die weiße Seife in ihrem Gefäß kalt und hart geworden, ſo daß der ganze Seifenboden zerſchnitten und ſtückweiſe herausgenommen werden kann. Die unter dieſem Seifenboden befindliche Lauge wird nun gemeſſen, indem man ſie in den Keſſel zurückgießt. Nach ihrer Menge richten ſich die folgenden Zuſätze: Man gibt auf 6 Liter Lauge in den Keſſel je 1 Pfd. ($^1/_2$ kg) Ätznatron, 1 Pfd. ($^1/_2$ kg) reinen Talg und 1 Pfd. ($^1/_2$ kg) Kolophonium. Dieſe Maſſe muß abermals, aber ohne weiteren Zuſatz von Salz, auf mäßigem Feuer, aber ununterbrochen und unter öfterem Umrühren, zwei Stunden kochen. Sollte ſich während des Kochens noch klares Fett auf der Maſſe zeigen, ſo iſt dies ein Beweis, daß die Lauge nicht ſtark genug iſt zur Verarbeitung des Fettes; in dieſem Falle ſetze ich dem Ganzen, nach Verhältnis der Maſſe, $^1/_2$—1 Pfd. gewöhnliche Soda während des Kochens hinzu. Auch dieſe Seife wird zuletzt durch ein Sieb in ein hölzernes Gefäß gegoſſen, um darin zu erkalten. Auch unter dieſem Seifenboden bildet ſich eine klare Lauge, die zum Scheuern u. dgl., auch wohl mit Vorſicht bei der Wäſche ſehr gut verwendbar iſt. Zu der von mir gekochten Maſſe hatte ich an Auslagen für die weiße Seife: 5 Mark 70 Pfg. für 10 Pfd. Talg, 10 Pfd. Seifenſtein, 2 Pfd. Salz (das Abfallfett rechne ich nicht), gewann daraus 30 Pfd. weiße Seife, koſtete alſo das Pfund nur 19 Pfg. Auslagen für die gelbe Seife betrugen: 4 Mark 50 Pfg. für 6 Pfd. Talg, 6 Pfd. Seifenſtein, 6 Pfd. Kolophonium. Daraus bekam ich 21$^1/_2$ Pfd. Seife, koſtet alſo das Pfund nicht ganz 21 Pfg. **Alte Hausfrau.**

## Maskenkoſtüme.

Wird es den jungen Damen recht ſein, wenn ich ihnen eine Anzahl hübſcher und origineller, zum Teil von mir erſt erfundener Maskenanzüge beſchreibe? Dieſelben ſind aus billigem Material hergeſtellt und dabei ſo eingerichtet, daß ſie von jeder Hand, die des Schneiderns nur ein wenig kundig iſt, mit leichter Mühe angefertigt werden können. Koſtüm „Libelle," für eine große, ſehr ſchlanke Blondine mit zartem Teint beſonders geeignet, beſteht aus einem kurzen Rock von blaugrünem Tarlatan, mit Teichroſen und Schilf garniert und über und über mit Libellen, welche man aus Draht, blauem Samt und Tarlatan ſelbſt anfertigt, benäht. Die ſehr ſchlanke Taille umſchließt ein ausgeſchnittenes ärmelloſes Mieder aus grünlich-blauem Samt oder Atlas, das im Rücken geſchnürt wird. An den Schultern befeſtigt man lange, ſchmale Libellenflügel, die man aus Draht und Gaze näht und mit blauen, grünen, goldenen und ſilbernen Adern bemalt. Auf dem zierlich geordneten Haar ſitzt ein Mützchen aus grünlich-blauem Samt, mit Fühlhörnern aus Draht-Chenille und zwei großen Perlen zu beiden Seiten als Augen, den Kopf des Inſektes vorſtellend. Auf den Schultern zwei Libellen, an der Bruſt ein Strauß von Vergißmeinnicht, blaue Samtſchuhe mit ſandalenartig heraufgewickelten Kreuzbändern, hellblaue Strümpfe, in der Hand ein großer, grünblauer Gazefächer, mit Libellen bemalt, vervollſtändigen dieſes anmutige, echt mädchenhafte Koſtüm. Von geradezu märchenhaftem Reiz und für eine mittelgroße Brünette mit ſehr weißem Teint ſehr geeignet iſt das Koſtüm „Perle." Die Korſage aus blaßroſa Atlas iſt im Rücken geſchnürt, tief ausgeſchnitten, ohne Ärmel und ganz und gar mit kleinen weißen, blaßroſa und blaßblauen Wachsperlen beſtickt. Hals und Arme ſind von Perlenſchnüren umſchlungen, und das kleine muſchelförmige Mützchen aus weißem Atlas, wie eine Perlmuttermuſchel mit Roſa und Hellgrün bemalt, iſt mit Perlenbehängen benäht, welche auch das Haar durchziehen. Das Kleid beſteht aus drei übereinander fallenden kurzen Röcken, der unterſte aus dunkelgrünem Satin, dann ein weißer, und über dieſem ein roſa Gazerock, mit Perlen beſtickt und mit Perlmuttermuſcheln gerafft. Schuhe und Strümpfe ſind ebenfalls blaßroſa und mit Perlen beſtickt. Eine Rieſenmuſchel aus Draht, innen mit roſa Satin, außen bräunlich bezogen, einen halben Meter länger als die Darſtellerin der „Perle," iſt ſo an der Dame befeſtigt, daß die Füße zu beiden Seiten durch Gummiſpangen, durch welche ſie hindurchgeſteckt werden, mit dem Inneren der Muſchel verbunden ſind, oben die Arme desgleichen. Dieſe Muſchelſchale vervollſtändigt die Illuſion, muß aber beim Tanzen natürlich abgelegt werden. „Zigarre," für eine große, ſehr ſchlanke Brünette mit dunklem Teint paſſend, iſt ſehr kleidſam und von eigenartig pikantem Reiz. Der enge Rock aus braunem Satin, derartig pliſſiert, daß er zuſammengebundene Zigarren imitiert, um die Hüften und 25 cm vom Saum entfernt, mit 6 cm breitem gelben Seidenband umſchlungen, das vorn eine große Schleife bildet, läßt die Füße, in hohen Stiefeletten, ſehen. Eine ausgeſchnittene braune Taille mit kurzen Ärmeln, mit Goldknöpfchen, vorn geſchloſſen, auf dem Kopfe ein braunes Mützchen, das einen Berg Tabak imitieren ſoll, von grauen Gazeſchleiern umgeben, welche den Rauch vorſtellen und Hals und Arme umſchlingen, Ketten aus Bernſteinperlen um Hals und Arme, ein Strauß Tabaksblüten und ein Pfeifchen im Knopfloch, lange Handſchuhe und eine Meerſchaumſpitze mit Zigarre in der Hand vervollſtändigen dieſen reizend flotten, jugendlichen Anzug. **Frau Elſe.**

## Kinderarbeit.

Eine leichte reizende Arbeit, die Kinder gut ausführen können, beſteht in dem Aufkleben, auch Aufnähen der gewöhnlichen „Façonnudeln," die man bei jedem Kaufmann erhält. Auf einem Grund von dunkelfarbigem Tuch oder Sami wirken ſie, beſonders wenn ſie durch die Einwirkung des Lichtes etwas gebleicht ſind, wie Verzierungen aus Elfenbein. Die verſchiedenen hübſchen Formen, Ringe, Kreuze, Punkte ꝛc., ermöglichen es, immer neue Muſter zuſammenzuſtellen, die man natürlich vor dem Aufkleben ſorgfältig aneinanderlegen und ausprobieren muß. Da es unter dieſen Nudeln auch ſolche in Buchſtabenform gibt, ſo kann man auf dem Geſchenk leicht ein „Souvenir" oder den Namen des Empfängers anbringen. Das Material iſt natürlich nicht ſehr haltbar, und es empfiehlt ſich deshalb, nur ſolche Gegenſtände, die durch den Gebrauch nicht allzuviel leiden, z. B. Bilderrahmen, Zeitungsmappen, Photographiekäſten ꝛc. damit zu bekleben. **C. Eyſell.**

## Verloſungsgegenſtände.

Frage 71. Vor mir liegen drei, in einem Pappetui vereinigte zierliche Büchelchen, die ich täglich benutze. Das erſte iſt für Adreſſen, das zweite für Notizen, das dritte für Ausgaben beſtimmt, wie die ſilbernen Buchſtaben auf dem Rücken beſagen. Man erhält dieſe Bücher jetzt in jeder Buchbinderei für 30 Pfg., etwas verziert aber gereichen ſie jedem Damenſchreibtiſch zum Schmuck und haben ſomit eine Berechtigung für die Groſchenlotterie. Das einfache Pappetui gewinnt ſehr durch ein zierliches Sträußchen in Öl- oder Aquarellfarben. Die Deckel der kleinen Bücher bedürfen deſſen nicht, dem Adreſſenbüchel wollen wir noch einen praktiſchen Zuſatz mit auf den Weg geben, deſſen Ausführung durch das karierte Papier ſehr erleichtert wird. Auf das äußerſte Karo des erſten Blattes, rechts, ſchreiben wir ein gedrucktes A, ſchneiden die ſenkrechte Reihe Karos darunter fort, blättern um und ſetzen genau unter das A ein B, auf die dritte Seite ein C und ſo weiter. Durch das jedesmalige Fortſchneiden der darunter ſtehenden Karos erſcheinen nun die Buchſtaben auf den verſchiedenen Seiten genau untereinander ſtehend und erleichtern das Auffinden der aufgezeichneten Adreſſen. — Sehr paſſend zu kleinen Gewinnen ſind auch die hier ſchon mehrfach erwähnten Notiztäfelchen (Schiefertäfelchen), mit vergoldetem Rahmen und kleiner Malerei.

Bronzierter Zweig. Dazu eignen ſich am beſten die Blätter vom Ilex (Stechpalme). Man ſchneidet ſich einen gefälligen Zweig zurecht, befeſtigt daran Blätter mit Blumendraht, einige Beeren, aus Gummi geknetet, und bronziert dann das Ganze. Auch kann man kleine Boukets von bronzierten Zweigen, Mohnköpfen, Gräſern oder Schilf leicht herſtellen. — Kleine ſaubere Medizinſchachteln werden obenauf dick mit Leim beſtrichen und kleine Muſcheln und Steinchen hübſch darauf arrangiert. — Hübſche Vaſen fertigt man aus Fleiſchextraktbüchſen, man beſtreicht dieſelben mit dickem Leim und beſtreut ſie dicht mit Mohn oder Hirſen. Dann knetet man kleine Füße von Gummi, drei bis vier Stück, und befeſtigt ſie am Boden der Büchſe, und wenn der Leim ganz trocken, bronziert man das Ganze. Man kann auch einen kleinen Zweig von Gummi kneten und denſelben an der Büchſe befeſtigen. In Ermangelung von kleinen Büchſen kann man auch Eierſchalen nehmen. Man bläſt die Eier aus, bricht an der ſpitzen Seite vorſichtig eine Öffnung aus und verfährt im übrigen wie bei den Büchſen. **M. u. L. Th. in St.**

Marken-Etui. Man ſchneidet vier Stücke Papierkanevas zu, zwei in der Größe einer Briefmarke, zwei etwas größer. Die beiden kleinen Stücke werden an einer Seite mit farbiger Seide zuſammengenäht (dahinein legt man die Briefmarken), die beiden größeren werden beſtickt und an drei Seiten zuſammengenäht, die vierte bleibt offen, zum Hineinſchieben des kleineren Stückes mit den Marken. **Fr. Paſtor F.**

## Widmung

**zu einem mit blauer Seide ꝛc. ausgeputzten Schmuckkäſtchen.**

Dein Herz ſei auch ein Schmuckkäſtlein
Wie dieſe meine Gabe,
Drin ſei nur Gold und Edelſtein
Geborgen bis zum Grabe!

## Für die Küche.

Kalbswurſt. Originalrezept aus dem Harz. Man ſchneidet 125 g geräucherten Speck in Würfel, thut dieſe in eine Bratpfanne und läßt ſie etwas ausbraten, doch ſo, daß ſie noch etwas glaſig ſind. Dann nimmt man $^3/_4$ Liter friſches Kalbsblut, vermiſcht dieſes mit 1$^1/_2$ Liter Milch, etwas Salz nach Geſchmack, etwas fein geſtoßenem Nelkengewürz und ungefähr einem Eßlöffel voll getrocknetem, fein geriebenem Majoran. Dieſe Maſſe gießt man zu dem Speck in die Bratpfanne. Hierauf ſchneidet man drei alte Weißbrötchen in dünne Scheiben, gibt ſie noch dazu und läßt ſie in einem mäßig heißen Bratofen ungefähr $^1/_2$ Stunde backen. Um zu ſehen, ob die Maſſe gar iſt, ſticht man mit einer dicken Stricknadel hinein. Wenn nichts anklebt, ſo iſt die Kalbswurſt gehörig ausgebacken. Man bringt ſie in der Pfanne auf den Tiſch oder ſticht vorher Portionen aus. Kartoffelſalat wird dazu gegeſſen. Es iſt dies ein ſehr nahrhaftes und wohlfeiles Gericht für den Abend und kann warm und kalt gegeſſen werden. **N. M.**

## Fragen.

80) Bitte freundlichſt um ein paſſendes Gedichtchen für einen Konfirmanden bei Überſendung einer Taſchenuhr als Patengeſchenk. Im voraus beſtens dankend **Treue Abonnentin in Heidelberg.**

81) Könnte mir eine freundliche Mitleſerin des Frauen-Daheim einen Rat geben, wie ich eine hübſche und billige Stuhldecke herſtellen kann? Im voraus beſten Dank. **Trudchen.**

82) Wäre vielleicht eine der freundlichen Daheimleſerinnen ſo gütig, mir Anweiſung zu erteilen, wie man ſelbſt billig ein Fußbänkchen anfertigen könnte? Sehr dankbar würde ſein **Moosröschen.**

83) Könnte mir einer der geehrten Daheim-Abonnenten mitteilen, ob in Weſtfalen ſich noch das Fräuleinſtift „Paradies" befindet, und wo man nähere Auskunft über dasſelbe erlangen kann? **M.**

84) Kann mir eine der verehrten Leſerinnen ein ſicheres und gutes Rezept zur Zubereitung von Kefir angeben, ich würde dafür herzlichſt dankbar ſein. **Eine Abonnentin.**

## Auskunft.

Der Abonnentin in Solingen (Fr. 72) werden von zuverläſſiger Seite aus unſerm Abonnentenkreis folgende Bezugsquellen für gute, wohlfeile Süßrahmbutter empfohlen: Meierei von F. R. Bockhorſt, Burgholzhauſen, Weſtf., Centrifugalmeierei Babken b. Gurnen in Oſtpreußen (Kilo mit allen Speſen ℳ 1,35, hält ſich aber dafür beſonders lange friſch, da ſie vorzüglich ausgeknetet iſt, jedes Pfund einzeln in Pergamentpapier), Otto Mertens in Altona.

Fr. 74. Das gewünſchte Lied lautet:

1. O du ſelige, ſelige Weihnachtsnacht, ..... in der dunklen Nacht iſt ein Stern erwacht, der die Nacht hat zum Tage gemacht.

2. O du leuchtender, leuchtender Weihnachtsſtern, ..... der vom Himmelszelt die verlorene Welt mit dem Glanz ſeiner Liebe erhellt.

3. O du liebliches, liebliches Weihnachtskind, .... deiner Liebe Macht hat auch meine Nacht mir in Gnaden helle gemacht.

**Johannes Biernatzki.**

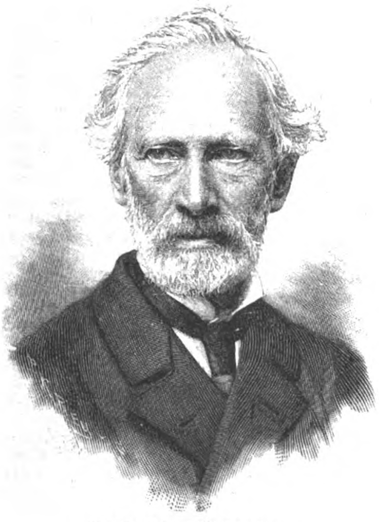
Daheim

1890. Nr. 20. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

## Profeſſor Ed. Bendemann †.

Die Influenza-Epidemie hat gerade unter den bedeutenden Männern Deutſchlands ſo zahlreiche Opfer gefordert, daß es für ein nicht nur Nekrologen gewidmetes Familienblatt einiger Zeit bedarf, um den Dahingeſchiedenen in Wort und Bild gerecht werden zu können. Am 27. Dezember erlag in Düſſeldorf der bekannte Maler und frühere Direktor der Düſſeldorfer Kunſtakademie Profeſſor Eduard Bendemann einer zu der Influenza hinzugetretenen Lungenentzündung. Profeſſor Bendemann, am 3. Dezember 1811 in Berlin geboren, beſuchte ſehr jung die Berliner Akademie und ging bereits 1828 nach Düſſeldorf, um dort unter Schadows Leitung ſeine Studien fortzuſetzen. Er gehörte zu den Glücklichen unter den Künſtlern, die ſich mit einem Schlage ihren Platz erobern. Kaum einundzwanzigjährig, malte er das ſchöne Bild „Die trauernden Juden in Babylon,“ welches ſeinen Ruhm dauernd und feſt begründete. Dem jetzt im Wallraff-Muſeum in Köln befindlichen Meiſterwerk folgte im Jahre 1836 ein zweites Gemälde von gleicher Bedeutung „Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem.“ Zwei Jahre ſpäter wurde Bendemann als Profeſſor an die Dresdener Akademie berufen. Hier ſchmückte er den Thron- und den Ballſaal des Königlichen Schloſſes mit Fresken; im Thronſaal malte er vier große Wandbilder aus dem Leben Kaiſer Heinrichs des Städteerbauers, im Ballſaal außer einer Darſtellung der ſieben Künſte eine Reihenfolge von Szenen aus der griechiſchen Sage und Geſchichte. In Dresden entſtanden ferner unter anderen ſein Bildnis Kaiſer Lothars II für den Römer in Frankfurt a. M., eine Nauſikaa für König Friedrich Wilhelm IV und ein Gemälde „Ulyſſes und Penelope,“ das eine Zierde des Kaſſeler Muſeums iſt. 1859 folgte Bendemann einem Ruf als Akademiedirektor nach Düſſeldorf, welches Amt er bis 1867 bekleidete. Seinen Wohnſitz behielt er auch ſpäter in der ihm liebgewordenen Künſtlerſtadt. Bis in ſeine letzten Lebensjahre war er künſtleriſch in immer gleicher Friſche thätig. In dieſe letzte Periode fallen die bildneriſche Ausſchmückung der Aula der Düſſeldorfer Realſchule, die Gemälde für den Schwurgerichtsſaal in Naumburg und die Aufmalung der Gewölbekappen im Korneliusſaal der Berliner Nationalgalerie. Auch ſein 1872 entſtandenes großes Ölgemälde „Die Wegführung der Juden in die babyloniſche Gefangenſchaft“ hat in der Nationalgalerie Platz gefunden. Alle Schöpfungen Bendemanns zeichnen ſich durch ein vollendetes Ebenmaß der Zeichnung und Kompoſition und durch zartes und harmoniſches, aber auch naturkräftiges Kolorit aus. Er war als Künſtler wie als Menſch geliebt, und ſein Hinſcheiden wird in der Düſſeldorfer Künſtler- und Bürgerſchaft als ein herber Verluſt empfunden.



Profeſſor Eduard Bendemann.
† 27. Dez. 1889.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Im vorigen Jahre ſind neu erſchienen:

**Konfirmationsſcheine,** zwanzig, **Prachtausgabe**, mit Zeichnungen von Prof. C. Andreae

3. Folge (20 Scheine) Preis 2 Mk.,
4. „ (20 „ ) „ 2 „

Früher erſchienen:

1. Folge, 2. Auflage (20 Scheine) Preis 2 Mk.
2. „ 2. „ (20 „ ) „ 2 „

Infolge vielſeitiger Wünſche iſt dieſe Sammlung, welche ſich durch eine **höhere künſtleriſche Ausführung** der Scheine bei verhältnismäßig billigem Preiſe raſch eine große Beliebtheit errungen hat, auf **vier Folgen** vermehrt worden, damit dieſelben auch für Gemeinden mit **größter Konfirmandenzahl** ausreichend ſind.

Von den neuen Folgen enthält die eine (III.) eine Auswahl von 20 weiteren Sprüchen, die Scheine der anderen (IV.) haben dagegen **einen leeren Raum zum Einzeichnen ſelbſtgewählter Sprüche**, wie dies ebenfalls von vielen Seiten gewünſcht wurde.

Die bekannten und vielverbreiteten:

**Konfirmationsſcheine,** vierzig, mit Zeichnungen von Otto Speckter

1. Folge, 9. Auflage, 1 Mk. 60 Pf.,
2. „ 5. „ 1 „ 60 „

ſowie ferner:

**Trauſcheine,** zwanzig, mit Zeichnungen von Prof. C. Andreae 2 Hefte, à 2 Mk.

ſind nach wie vor zu beziehen, und in allen Buchhandlungen werden ſämtliche Scheine bereitwilligſt zur Anſicht vorgelegt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Spärlich liegen die ſonnigen Stunden
Zwiſchen Mühe und Kampf und Leid:
Selig, wer in den Schollen der Zeit
Ein paar goldene Körner gefunden!

## Über das Vorſtellen.

Es ſcheint ſo einfach, zwei einem ſelbſt Bekannte einander vorzuſtellen! Und doch, man möchte das Gegenteil glauben, bedenkt man, wie ſelten dieſe Form in gewinnender, für die Beteiligten angenehmer Weiſe erfüllt wird. Jede geſellſchaftliche Form muß durch perſönlichen Gebrauch gewiſſermaßen individualiſiert werden. Doch verſtehen das nur wenig Menſchen. Die meiſten bringen die herkömmliche Form kahl und ungeſchickt zum Ausdruck. Wer die ſchwierige Kunſt, ſeinen Gäſten „ein guter Wirt“ zu ſein, üben will, der muß zunächſt verſtehen, dieſelben in gewinnender, einander empfehlender Weiſe vorzuſtellen. Mit einem Schlag weicht das peinliche Gefühl des Fremdſeins dem des perſönlichen Wohlbehagens. Das bloße Namennennen: „Herr S. — Frau Z.“ iſt eigentlich nur Scheinvorſtellung, im Grunde genommen ſagt der Name gar nichts, es ſei denn bei allgemein bekannten Perſönlichkeiten. Naturgemäß ſind beide Teile um das erſte Wort verlegen; der eine murmelt etwas Abgebrauchtes von „Ehre,“ der andere von „Vergnügen.“ Sie ſehen ſich zum erſtenmal — wovon ſollen ſie reden? Wie anders, wenn der Vorſtellende in gewandter Weiſe die Form durchgeiſtigt! Ein paar erläuternde Stichworte, ſcherzhaft, humoriſtiſch den Namen beigefügt, übermitteln den Faden, an dem ſich die Konverſation ſpielend weiterſpinnt, z. B. Herr P., unſer jüngſter Amtsrichter, Frau M. aus Koblenz, Frl. H., unſere junge Marlitt ꝛc. Die alſo Vorgeſtellten ſind ſich keine Fremden mehr. Wie angenehm wurden ſie des peinlichen Taſtens enthoben, das der primitiven Urform des Vorſtellens, dem bloßen Namennennen unfehlbar folgt. Ja, Namennennen! Es gibt Salonbarbaren, die nicht mal das für nötig finden. Mit undefinierbarem Gemurmel entledigen ſie ſich der Pflicht des Vorſtellens. Eine unverzeihliche Rückſichtsloſigkeit! Bedenken die Betreffenden nicht, welcher peinlichen Situation ſie die namenloſen Vorgeſtellten ausſetzen? Leider nimmt dieſe Unſitte ſtetig zu, teils aus affektierter Blaſiertheit, teils aus unbewußter Nachläſſigkeit. Warum läßt man ſie ſich gefallen? **Lis Blanc.**

## „Fang nur an!“

Oft liegt irgend eine Aufgabe, vor der uns graut, wie ein großer Berg vor uns, wir verſchieben ihre Erfüllung von heut zu morgen, von morgen zu übermorgen, und hat man erſt mit dem Aufſchieben begonnen, ſo wachſen die Hinderniſſe und Schwierigkeiten in unſern Augen immer mehr. Doch, fang nur an! Ce n'est que le premier pas qui coûte. Gewiß überkommt dich bald die Luſt und Freudigkeit am Schaffen, und du wirſt nicht eher ruhen mögen, als bis du das ſchwierige Werk vollendet haſt und es mit dem frohen Bewußtſein treuer Pflichterfüllung aus den Händen legen kannſt. Wie oft ſage ich mir täglich: „Fang nur an,“ wenn die Arbeiten ſich vor mir häufen und ich nicht weiß, an welcher Ecke beginnen. Einerlei an welcher, nur anfangen, dann iſt es, als ob ein guter Geiſt uns hilft; Reihenfolge und Ordnung kommen von ſelbſt, und zuletzt iſt man erſtaunt, wie viel ſich doch in kurzer Zeit vollbringen läßt. Und gib die Mühe nicht auf, mißglückt es dir einmal — fang noch einmal und noch einmal an, endlich iſt's erreicht. Es gehört eine gewiſſe Entſchloſſenheit zum Arbeiten. Beſitzeſt du ſie nicht, ſo ſuche ſie zu lernen, aber verſchiebe die Sache nicht; nimm ſie dir nicht lange vor, die Hauptſache iſt: „Fang nur an!“

**H. H.**

## Gärtnerei.

Papierfenſter für Frühbeetkäſten. Da namentlich für diejenige Gartenfreundin, welche in der Pflanzenzucht noch weniger erfahren iſt und die nötigen Arbeiten nicht immer zur rechten Zeit ausführen laſſen kann, ſich die Papierfenſter als weit zweckmäßiger erweiſen als die Glasfenſter, weil die Pflanzen ſelbſt in der heißeſten Sonnenglut unter dieſen nicht verbrennen und deshalb nicht beſchattet zu werden brauchen, wird es die lieben Leſerinnen gewiß intereſſieren, zu erfahren, wie man dieſe praktiſchen Fenſter ſelbſt mit verhältnismäßig geringer Mühe und wenig Koſten herſtellen kann. Zuerſt iſt erforderlich, daß man von einem Tiſchler die rohen Rahmen in der nötigen Größe anfertigen läßt. Nachdem dies geſchehen, kann es an die Arbeit des Papieraufleimens gehen, welche bei einiger Übung ſehr ſchnell von ſtatten geht. Zwei Perſonen, jede mit einem großen Badeſchwamm verſehen, befeuchten mit demſelben zuerſt das weiße Papier, den Schwamm ab und zu in bereitſtehendes warmes Waſſer tauchend. Es iſt dies durchaus erforderlich, da nur auf dieſe Weiſe eine gleichmäßige Spannung des Papiers erzielt werden kann. Nachdem das, ich ſage nochmals weiße Papier, ſo, möglichſt ſchnell und überall auf ſeiner ganzen Fläche gleichmäßig befeuchtet iſt, trägt eine dritte Perſon, welche den Leim auf dem Feuer fortwährend umrührte, denſelben ganz heiß und ſo ſchnell als möglich auf den Rahmen auf. Die beiden anderen Perſonen legen nun raſch das Papier, welches mit ſeinen Rändern mit dem Rahmen abſchließen ſoll, auf, ziehen es zunächſt in die Länge und Breite und ſchlagen und klopfen es auf dem Leim feſt. Der Rahmen muß auf einem Tiſch oder auf zwei Böcken liegen. An jedem Ende des Rahmens ſteht eine Perſon. Jede beginnt in der Mitte des Rahmens mit beiden Händen gleichzeitig das Papier zu ziehen und auf dem Leim feſtzuſtreichen, ſo weiter rückend bis nach dem Ende des Rahmens. Das Aufleimen iſt das Werk einer Minute. Das naßgemachte Papier ſchmiegt ſich ſogleich feſt an den Rahmen und bleibt völlig glatt. Nachdem das Papier und der Leim gehörig getrocknet ſind, beſtreicht man das Papier mit Leinölfirnis auf beiden Seiten, den Rahmen ringsum aber, wo das Papier aufgeleimt iſt, zwei- bis dreimal. Natürlich muß das Öl erſt trocken werden, ehe man einen zweiten Anſtrich gibt. Es iſt ratſam, den Ölanſtrich, auch des Papiers einige Male zu wiederholen, da dasſelbe dadurch haltbarer wird. So behandelte Fenſter werden ſelbſt durch andauernden Regen nicht angegriffen und ſind deshalb außerordentlich zu empfehlen, der thätigen Gutsbeſitzerin ſowohl, als der ſorgſamen Hausfrau, die in ihrem kleineren Garten die praktiſchen Frühbeetskäſten einzurichten wünſcht.

**Anna Nedinck.**

## Bleichſellerie.

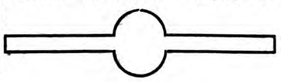
Feinſchmecker kennen dieſe Pflanze gewiß; der Salat, den die zarten Blattſtiele liefern, mundet auch gar zu trefflich. Und doch auf den meiſten Tiſchen iſt „Bleichſellerie“ ein unbekanntes Gericht. Warum? Weil es, gekauft, zu teuer iſt. Baut man ſich nun aber den Sellerie ſelbſt an, ſo kann man ſtets ſeinen Tiſch damit verſorgen und erzielt noch ſchöne Nebeneinnahmen. Man ſtreut den Samen des Blatt- oder Bleichſelleries (wohl zu unterſcheiden von dem gewöhnlichen Knollenſellerie) im Februar in Schalen mit ſandiger Erde dünn aus, bedeckt ihn ſchwach mit Sand und ſtellt die Schalen, mit einer Glasſcheibe bedeckt, an den Ofen. Bei regelmäßigem Feuchthalten (man muß aber vorſichtig gießen, um den Samen nicht zu verſchlemmen) und täglichem Wenden der Gefäße keimt der Same nach drei bis vier Wochen und verlangt nun Licht und Luft. Wir ſtellen die jungen Pflänzchen an ein ſonniges Fenſter einer warmen Stube, hüten ſie aber durch Lüftung vor zu ſchnellem Wachſen. Die Schalen müſſen täglich gewendet werden, damit die Pflanzen gerade wachſen. Nach dem Erſcheinen des zweiten Blattes pikiert man die Pflanzen in andere Schalen, mit etwas weniger ſandiger Erde, 2—3 cm Abſtand voneinander. Ende April werden ſie nochmals pikiert (5 cm Abſtand). Wer ein Miſtbeet hat, iſt natürlich im Vorteil bei der Anzucht der Pflanzen. Vor allem müſſen die Pflanzen nun abgehärtet werden; viel friſche Luft iſt Hauptbedingung. Im Mai bereiten wir das Beet zur Aufnahme der Pflanzen vor. Auf einem 1,20 cm breiten, gutgedüngten Beete in halbſchattiger Lage werfen wir drei 50 cm tiefe Gräben aus, die ausgeworfene Erde wird wallartig an den Seiten der Gräben angehäuft. Die Sohle der Gräben wird einen Fuß tief gelockert und mit halbverrottetem Dung verſehen. Hierhinein ſetzen wir Ende Mai, wenn kein Froſt mehr zu befürchten iſt, die Pflanzen im Abſtande von 40 cm und gießen ſie tüchtig an. Die Wälle um die Gräben beſäen wir mit Radieschen oder beſetzen ſie mit Salatpflanzen. Zwei- bis dreimal wöchentlich werden die Selleriepflanzen tüchtig begoſſen. Einmal wöchentlich erhalten ſie einen Dungguß. Die Pflanzen entwickeln ſich bald zu kräftigen Stauden. Unkraut und Nebentriebe müſſen ſtreng beſeitigt werden. Auch iſt der Boden der Gräben öfter zu lockern. Im Auguſt ſind die Pflanzen faſt ausgebildet und können von nun ab gebleicht werden. Dies geſchieht, indem man die Gräben mit der Erde der Wälle wieder zufüllt und die Pflanzen noch etwas anhäufelt, ſo daß ſie nur noch handhoch aus der Erde ragen. Die Salatpflanzen ꝛc. müſſen dann natürlich von den Wällen beſeitigt werden. Nach drei Wochen ſind die Blattſtiele gebleicht und verbrauchsfähig. Man bleicht alle zwei Wochen einen Teil der Pflanzen, um ſtets friſche Ware zu haben. Das Zuziehen der Gräben muß an recht warmen Tagen zur Mittagszeit geſchehen, wenn die Erde ziemlich trocken iſt. Das Begießen wird dann eingeſtellt. Im Oktober müſſen alle Pflanzen gebleicht ſein; ſie werden dann mit den Wurzeln ausgehoben und in einem froſtfreien Keller in ziemlich trocknen Sand gelegt, wo ſie ſich den ganzen Winter über halten. — Nach einer anderen Methode ſetzt man die Pflanzen auf ein gewöhnliches ebenes Beet und bleicht ſie durch Umwickeln mit Stroh. Die erſtgenannte Methode iſt jedoch bei weitem die beſte, da das Bewäſſern, Jäten des Unkrauts ꝛc. in Gräben leichter als auf einer Ebene beſorgt werden kann.

**Mitarbeiter für Gartenbau.**

Fr. 47. Im Herbſt oder Anfang Winter iſt eine Düngung der Weinſtöcke unſtreitig beſſer, als mitten im Winter. Zur Herbſtdüngung nimmt man langſam, aber anhaltend wirkenden Dung (z. B. Knochenmehl). Man wirft einen etwa 2 Fuß tiefen Graben von 3 Fuß Durchmeſſer (bei alten Stöcken natürlich größer) rings um den Stock aus und füllt dieſen halb mit Dünger, gießt Jauche oder Blut darauf und füllt den Graben mit Erde locker an. Im Winter zerſetzt ſich der Dünger; das Waſſer des ſchmelzenden Schnees, der Frühjahrsregen laugen den Dung aus und führen ihn in aufgelöſter Form den Faſerwurzeln zu. Zur Frühjahrsdüngung iſt zu empfehlen: Seifenwaſſer, Ruß (1 Liter Ruß in 8 Liter Waſſer aufgelöſt), verdünntes Blut ꝛc. Namentlich bei Regenwetter gegeben, wirkt dieſe Düngung vortrefflich. Auch nach der Blüte iſt ein Jaucheguß angebracht. Man bereitet ihn in einem Faſſe, indem man auf einen Teil Kuhdung drei Teile Waſſer gießt, etwas Kalk hinzufügt, die Maſſe bei täglichem Umrühren zwei bis drei Wochen ſtehen und dann ſich ſetzen läßt. Nur das abgeklärte Waſſer iſt zu verwenden. Man darf aber den Weinſtöcken, beſonders jungen Pflanzen, nicht zu viel Dung zuführen. Sie würden ſonſt Blätter und lange Triebe machen, aber wenig Frucht anſetzen. Viel kommt auch noch auf das Beſchneiden des Stockes an, ohne welches man nie eine gute Ernte zu erwarten hat. **Mitarbeiter für Gartenbau.**

## Geradehalter.

Frage 56 in Nr. 14. Einen als ſehr praktiſch erprobten Geradehalter will ich Ihnen gern beſchreiben. Sie laſſen ſich von einem Tiſchler ein Brett in dieſer Form machen, das



Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Mittelſchild muß der Breite des Rückens entſprechen und das Ganze einen Meter lang ſein, dabei ſo dick, daß es ſich nicht biegt, die beiden Handhaben aber handlich für das Kind. Dieſes faßt dann den Geradehalter mit beiden Händen, hebt ihn über den Kopf nach hinten, ſo daß das Mittelſchild feſt auf den Rücken zu liegen kommt. In dieſer Stellung läßt man das Kind im Zimmer ſpazieren gehen, fängt mit einer Viertelſtunde auf einmal an und verlängert nach und nach die Zeit je nach Kraft und Bedürfnis. Nach meiner vielfachen Erfahrung iſt dies der zweckmäßigſte, leicht herzuſtellende Geradehalter, die von Gurt ſind nur gut, wenn das Kind ſehr viel eignen guten Willen hat, und darauf iſt bei dieſer Sache nie zu rechnen. Man muß bei dieſem Geradehalter nur darauf achten, daß er nicht zu hoch geſchoben wird. **E. H.**

## Noch einiges über Bronzefarben.

Will man Gegenſtände, welcher Art ſie auch ſein mögen, mit einem metallartigen Überzug verſehen, der in den denkbar verſchiedenſten Nüancen hergeſtellt werden kann, ſo verwendet man hierzu die betreffende Bronzefarbe in Pulverform, zu einem dünnen Brei mit echter Bronzetinktur angerührt. Am beſten miſcht man davon in einem Näpfchen auf einmal nur ſoviel, als zum ſofortigen Gebrauch nötig iſt, da die flüſſige Bronzefarbe in ſehr kurzer Zeit eintrocknet, und auch durch Auflöſen nicht mehr brauchbar zu machen iſt. Zum Auftragen der fertigen Farbe benutze man — unter beſtändigem Umrühren — ſtets einen weichen, größeren oder kleineren Haarpinſel, welcher ſofort nach dem Gebrauche durch Auswaſchen in Terpentinöl zu reinigen iſt. Gleichzeitig ſei hierbei bemerkt, daß nur allerbeſtes Material zur Verwendung gelange, da minderwertige Zuthaten die Haltbarkeit und das Ausſehen der Bronze ſehr beeinträchtigen. Vorzüglich klar und fein ſind die hier ſchon einmal erwähnten Bronzen aus der Flora-Droguerie in Frankfurt a. O. Um einen dauerhaften, ſchön metalliſch glänzenden Überzug an den zu bronzierenden Gegenſtänden zu erzielen, muß man deren Beſchaffenheit und Material wohl in Betracht ziehen. Mit einem direkten Bronzeanſtrich, ohne irgendwelche vorherige Behandlung, können ſofort alle diejenigen Gegenſtände verſehen werden, welche nicht die Eigenſchaft beſitzen, die in der fertig gemiſchten Bronzefarbe befindliche ölige Flüſſigkeit (Bronzetinktur) aufzuſaugen. In ſolchem Falle nämlich würde ſich die Farbe nach dem Trockenwerden nur als ſtaubartiger Überzug auf den beſtrichenen Gegenſtand abſetzen und bei der leiſeſten Berührung wegzuwiſchen ſein. Einfacher Anſtrich genügt z. B. für Palmenwedel, Palmblattfächer, getrocknete Gräſer, Blumen und Blätter, Gummi-Knetarbeiten aus Guttapercha, Korbwaren, verblichene, ſchon bronziert geweſene Metall-, Gips- und Thonwaren, Bilderrahmen und dergleichen mehr. Um aber das eben angedeutete Wegwiſchen der Bronzefarben von empfindlicheren Gegenſtänden, als da ſind: unglaſierte Thonteller, Vaſen, Kannen, Krüge ꝛc., Gipsfiguren, ungeſtrichene Holzwaren u. a., zu verhüten, verſehe man ſie mit einem Überzug, welcher das Eindringen der Bronzetinktur verhindert. Dieſen Zweck erfüllt als beſtes und billigſtes Mittel eine dickflüſſige Dextrinauflöſung; zu bemerken iſt jedoch, daß ein ſolcher Dextrinanſtrich völlig getrocknet ſein muß, ehe mit dem Bronzieren begonnen werden kann. Für gehäkelte Decken, die gleichfalls einen dauerhafteren Überzug verlangen, genügt ein zweimaliger gewöhnlicher Bronzeanſtrich. Sollen auf Atlas, Samt oder Papier feinere Malereien in Bronzefarben ausgeführt werden, ſo kann dazu nur helles, flüſſiges Gummi arabikum als Bindemittel der Farben benutzt werden, weil andere Flüſſigkeiten Fettränder hinterlaſſen. Ein noch viel mehr anſprechendes Verfahren, verſchiedenen Gegenſtänden, wie Bilderrahmen, Lampenfüßen, Leuchtern, Figuren, Konſolen ꝛc. durch einen entſprechenden Untergrund den Farbenton einer oxydierten Bronze (Patina) zu geben, beſteht darin, daß vor dem Bronzieren ein Ölfarbenanſtrich gemacht wird, welcher je nach Wahl der Bronzefarbe für Gold, Silber, Kupfer, Seegrün, entweder mattſchwarz, dunkelbraun oder dunkelgrün ſein kann. Es bleibt nun überlaſſen, das Abſetzen, d. h. das Betupfen der erhabenen Stellen des Gegenſtandes mit der bezüglichen Bronzefarbe entweder durch einen trockenen Pinſel und mit trockenem Bronzepulver auf die noch nicht völlig feſtgetrocknete Ölfarbe zu bewirken, oder nach dem Feſtwerden derſelben die betreffenden Stellen vermittelſt flüſſiger Bronzefarbe leicht zu überwiſchen. Das erſte Verfahren ergibt ein eleganteres Ausſehen, das letztere empfiehlt ſich der größeren Haltbarkeit wegen. Noch möchte ich einer ſehr beliebt gewordenen Bronzierungsart Erwähnung thun, welche darin beſteht, daß an Gegenſtänden, wie Vaſen, Tellern, Schalen, Bilderrahmen ꝛc., welche eine glatte Oberfläche haben, dieſe in eine rauhe verändert wird. Man beſtreicht ſie zu dieſem Zweck recht fett mit dicker Dextrinlöſung und ſtreut auf den noch klebrigen Überzug, je nach Wunſch in grobkörniger oder feinerer Form: Gries, Graupe, Reis, am beſten aber der Haltbarkeit wegen grobe Holzſpäne. Iſt die nach dieſem Verfahren rauh und zerriſſen geſtaltete Oberfläche vollſtändig trocken geworden, wird der Bronzeanſtrich ganz in derſelben Weiſe, wie zuerſt erwähnt, vorgenommen. Über Brokatfarben und deren Anwendung nächſtens noch einiges.

## Handarbeit.

Runde Strumpfferſe. Eines Abends fand mich eine Freundin mit bedenklicher Miene bei einem großen Korbe zerriſſener Strümpfe von Mann und Kindern ſitzend; ich war ſoeben beſchäftigt, eine klaffende Wunde im Hacken zu ſtopfen. „Aber, Liebſte, warum ſtrickſt du nicht einfach einen runden Hacken ein, ſtatt dich mit einer häßlichen Stopfe zu quälen, die doch nicht hält?“ Und nun zeigte ſie mir eine herrliche Art, eine Ferſe ſchnell und angenehm einzuſtricken, welche ich im Intereſſe kinderreicher Mütter hier gleich mitteilen muß. Der zerriſſene Hacken wird ringsherum ausgetrennt und die Maſchen auf vier Nadeln genommen. Dann legt man das Garn oder die Wolle an und ſtrickt zwei bis drei Touren glatt rechts herum; nimmt dann eine Maſche ab, ſtrickt 7 Maſchen, nimmt wieder ab, ſtrickt 7 Maſchen und ſo fort, bis die Tour zu Ende iſt; nun werden 7 Touren glatt geſtrickt, dann wieder 1 Maſche abgenommen, 6 Maſchen dazwiſchen geſtrickt, bis die Tour zu Ende iſt, dann 6 Touren darüber geſtrickt, dann ebenſo mit 5, 4, 3, 2, 1 Maſchen abgenommen, dazwiſchen geſtrickt und eben ſo viele Touren darüber — ganz ſo, als ob man einen Strumpf zuſpitzt. Der Endfaden wird nach innen gezogen und befeſtigt, und der Hacken iſt in etwa einer halben Stunde fertig, ſitzt gut und hält gut.

Unterſetzer zu Gläſern. Man häkelt Rundteile von grauem Häkelgarn in Pliſſeeſtich über nicht zu ſtarken Bindfaden, zum Abſchluß einen Zackenrand von rotem Garn.

## Praktiſches fürs Haus.

An Wilhelma, Fr. 51. Kupferſtiche ſchützt man durch Aufkleben dicker Korkſcheiben auf jede Ecke der Rückwand des Bildes, damit ſtets friſche Luft Zutritt hat, vor dem Verſtocken. Ein vorheriges gründliches Trocknen in der Nähe des Ofens iſt ſehr zu empfehlen. Die Anwendung von Korkſcheiben findet man vielfach in Bildergalerieen und Muſeen. **Holſteinerin.**

Nochmals Frage 42. Warum nach Mitteln zum Aufbewahren von Zitronen ſuchen, nachdem uns die Sache durch Dr. Naumanns Eſſenzen ſo bequem gemacht iſt? Trotz aller Vorſicht werden doch im Laufe des Jahres ſo und ſo viel Zitronen ſchlecht. Nicht zu vergleichen ſind die Eſſenzen „Zitronenſchale,“ „Zitronenſaft“ mit dem früheren Zitronenöl ꝛc. Die Naumannſchen Eſſenzen erſetzen eben die friſchen Zitronen, Saft wie Schale vollſtändig. Ich möchte überhaupt die Hausfrauen, beſonders auf dem Lande noch mehr aufmerkſam machen auf die vorzüglichen Naumannſchen Eſſenzen, u. a. Kapern, Zimt, Vanille, Mandel, Waldmeiſter u. v. a. Gewürzkompoſitionen, ſowie Gewürzſalze, Wurſtſalze ꝛc. Alle die reinen Eſſenzen und Salze erleichtern die gute Küche auf dem Lande, wo man oft trotz aller Mühe und Koſten ſich die nötigen Gewürze und Wurzelwerke nicht verſchaffen kann, ſehr. Fiſchſalz z. B. iſt unübertrefflich. **Pfarrfrau vom Lande.**

## Aus Kindermund.

Ein junger Menſch von vier Jahren. Die Großmama hat Bothochen bei der großen Hitze im Sommer eines Nachmittags zum Schlafen niedergelegt, wünſcht auch ihrerſeits ein Schläfchen zu machen, wird aber durch Bothos Plaudern fortwährend geſtört. „Nun ſei aber ſtille, altes Haus,“ ruft ſie dem Liebling endlich zu. „Ach, Großmama,“ erwidert Botho verweiſend, „ich bin doch kein altes Haus, ich bin doch ein junger Menſch!“

## Für die Küche.

Maronen-Eis. 2 Pfd. echte Kaſtanien werden geſchält und zehn Minuten in kochendem Waſſer ſtehen gelaſſen. Darauf entfernt man die zweite braune Schale und läßt die Kaſtanien in ¾ Liter Sahne mit drei Eßlöffel Zucker und einer Stange Vanille ſo weich kochen, daß man ſie leicht zerrühren kann. Dann werden ſie durch ein Haarſieb geſtrichen und kaltgeſtellt. Acht Eier werden in ½ Liter Sahne mit ein wenig Zucker auf dem Feuer gequirlt, bis die Maſſe dick wird. Es iſt nötig, den Topf mit den Eiern in einen anderen mit kochendem Waſſer zu ſtellen, da ſonſt die Eier zuſammenlaufen würden. Iſt alles abgekühlt, gießt man ¾ Liter friſche, kalte Sahne dazu, thut, wenn es nötig iſt, noch Zucker nach Geſchmack hinein und verrührt alles gut zuſammen. Die Maſſe muß ganz kalt ſein, wenn man ſie in die Eismaſchine thut, wo ſie noch zwanzig bis dreißig Minuten, je nach Beſchaffenheit der Maſchine, gerührt oder gedreht werden muß. Das Eis wird in eine hübſche Form gedrückt, bis zum Gebrauch gut in klares Eis verpackt. Auf die Tafel wird es mit glacierten Kaſtanien garniert gebracht. Das Eis iſt genug für 18 bis 20 Perſonen. **Lucy R., Dresden.**

Berliner Pfannkuchen. 1 kg Weizenmehl, 250 g Butter, 125 g Zucker, fünf ganze Eier, etwas Salz, die fein gehackte Schale einer Zitrone, eine Taſſe Milch, eine Taſſe Roſenwaſſer, für 15 Pfg. Hefe. Hauptſache beim Anrühren des Teiges iſt, daß das Mehl durch und durch warm iſt. Die Eier ſchlägt man in eine Taſſe und ſtellt dieſe in mäßig heißes Waſſer, damit auch die Eiermaſſe lauwarm werde, Roſenwaſſer und Milch müſſen ebenfalls lauwarm ſein, die Butter wird zerlaſſen. Die Hefe wird in kleine Stückchen zerpflückt, mit ein wenig lauer Milch, einem Theelöffel Zucker, einem Theelöffel Arrak und zwei Eßlöffel Mehl zu einem dickflüſſigen Brei verrührt und auf eine mäßig warme Stelle des Herdes zum Gehen geſtellt. Inzwiſchen werden alle oben genannten Zuthaten zu einem feinen, elaſtiſchen Teig verarbeitet, die Hefe, nachdem ſie ſich ungefähr bis zur Hälfte des Topfes hochgehoben hat, hinzugethan und ſo viel Mehl nachgeknetet, daß der Teig ſich von der Schüſſel löſt. Dann bedeckt man ihn mit einem erwärmten Tuch, läßt ihn zwei bis drei Stunden an einem warmen Ort aufgehen und rollt den Teig mit der Kuchenrolle ziemlich dünn aus, etwa ½ cm dick. Himbeer- oder Pflaumenmus erwärmt man am beſten auf einer kleinen Spiritusflamme, legt ½ Theelöffel voll davon ungefähr drei Finger breit vom Rand des Teiges, beſtreicht denſelben mit Eiweiß, klappt über, drückt die Ränder feſt aufeinander und ſticht ſo jeden Kuchen einzeln mit einem Weinglas heraus. Auf dieſe Art geſchloſſene Pfannkuchen platzen nie aus. Nachdem die Kuchen abermals ein bis zwei Stunden gegangen ſind — ſie müſſen durch und durch warm ſein — beginnt man mit dem Backen. 2 Pfd. Schweineſchmalz oder Schmelzbutter läßt man in einem flachen Tiegel kochendheiß werden (es empfiehlt ſich, ein Stückchen Ingwer hineinzuthun, da dies das Anziehen des Fettes verhindert); von dem richtigen Grad der Hitze des Backfetts hängt zumeiſt das Gelingen der Kuchen ab. Man macht am ſicherſten die Probe, indem man in das kochende Fett ein Stückchen Teig wirft; kommt dieſes ſchnell wieder auf die Oberfläche, dann iſt das Fett gut. Nun legt man die Kuchen — etwa fünf bis ſechs Stück, je nach der Größe des Kochgeſchirrs — ſo in das Fett, daß ſie mit ihrer Oberſeite nach unten kommen, bäckt ſie bei gutem, aber nicht zu hellem Feuer ſchön gelbbraun, legt ſie auf ein Sieb zum Abtropfen und beſtreut ſie reichlich mit geſtoßenem Zucker. 40 bis 50 Kuchen.

## Fragen.

85) Könnte eine freundliche Mitleſerin mir zwei hübſche, nicht zu teure Handarbeiten als Konfirmationsgeſchenke für zwei Freundinnen angeben? **H. in B.**

86) Könnten mir vielleicht freundliche Daheimleſer mitteilen, wo ich guten Flachs zum Spinnen erhalte? Ich ſpinne ſo gern und habe kein gutes Material. Im voraus freundlichſten Dank. **Thalblume.**

## Auskunft.

Die Supraporten für **Frau Stabsarzt M. in W.** würde ich für 15 Mk. pro Stück bei 1½ Meter Länge gern malen.
**M. W.** (Adreſſe in der Redaktion).

Fr. 70. Die Bilder ſind zu haben bei Herrn Granzdorfer, Magdeburg, Regierungsſtraße.

Fr. 76. Als Inſertionsorgan der franz. Schweiz kenne ich nur „La famille“ (Lauſanne, Riedel & Co.), das indeſſen nicht ſehr in den höheren Kreiſen verbreitet iſt. Dagegen würde ich „Gazette de Lausanne,“ „Journal de Genève“ zu dieſem Zweck anraten; auch die Revue „Bibliothéque Universelle“ in Lauſanne, je am 1. des Monats erſcheinend; dieſelbe enthält öfters Stellenofferten. **Ein Leſer in Aar.**

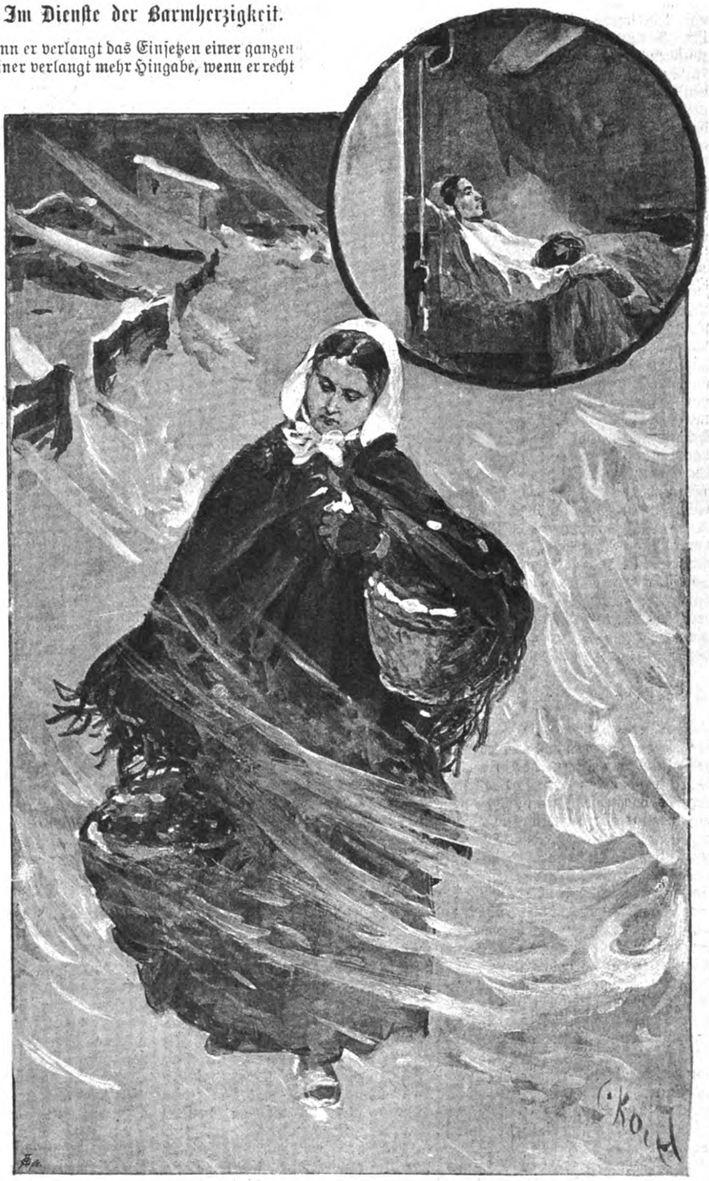
Daheim

1890. Nr. 21. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

## Im Dienſte der Barmherzigkeit.

Jeder ſchöne Beruf iſt zugleich ein ſchwerer Beruf, denn er verlangt das Einſetzen einer ganzen Perſönlichkeit; und kein Beruf iſt ſchöner und ſchwerer, keiner verlangt mehr Hingabe, wenn er recht geübt werden ſoll, als der der Diakoniſſin. Keiner aber auch gewährt mehr Befriedigung und höheren Lohn. Auf äußere Ehren, auf leere Vergnügungen, ſelbſt auf das, was man im landläufigen Sinne Glück zu nennen pflegt, muß die Diakoniſſin freilich verzichten, ſolange ſie ihrem Beruf treu bleiben will. Er verlangt ein ungeteiltes Herz, er nimmt jeden Gedanken in Anſpruch, er erfordert die ganze Kraft eines geſunden Körpers. Viel Schweres wird von derjenigen verlangt, die ſich in den Dienſt der Barmherzigkeit ſtellt. Aber überreich iſt der Lohn; nicht materiell genommen, denn die Barmherzigkeit lohnt nicht mit Auszeichnungen, Reichtümern und Wohlleben. In dieſem Sinne verlangt ſie immer nur Opfer und wieder Opfer. Die Thätigkeit der Diakoniſſin trägt ihren Lohn in ſich ſelbſt. Einen Todkranken dem Leben wiedergeben, einem unter ſeinen Leiden Jammernden ein Lächeln der Erleichterung entlocken, einen Schimmer neuer Hoffnung in die Stätten der Armut, des Elends und der Verzweiflung tragen zu dürfen, das iſt der Lohn, der im Dienſt der Barmherzigkeit errungen werden kann. Iſt er nicht verlockend genug, um mehr Frauen zu reizen, als die Barmherzigkeit in ihren Dienſt ſtellen kann? Man ſollte meinen, die Frauen müßten herzuſtrömen, wie einſt die Ritter bei den Kreuzzugspredigten des Peter von Amiens, um das Kreuz, das Zeichen der Barmherzigkeit, an ihr Gewand zu heften; man ſollte meinen, der Beruf ſei ſo verführeriſch, daß er ſelbſt diejenigen locken könnte, die im Schoße des Glückes leben und nicht nötig haben, nach einem Beruf Umſchau zu halten. Aber weit gefehlt. Der Dienſt der Barmherzigkeit verlangt eines, — Selbſtloſigkeit; und wie wenige mögen das Opfer ihres Ich bringen in einer Zeit, in der der Egoismus die herrſchende Krankheit iſt und kaum noch als Krankheit empfunden wird. Da drückt man ſich als Geſellſchafterin und Bonne in der Welt umher, man ſitzt zu Hauſe und ſtickt Morgenſchuhe für ein Geſchäft, dasſelbe Muſter in hundertfacher Wiederholung und für den kärgſten Lohn, man vermehrt die Zahl erfolgloſer Schriftſtellerinnen und klagt darüber, daß es ſo ſchwer für ein Mädchen aus guter Familie ſei, einen Beruf zu finden. Die Barmherzigkeit aber ruft nach ihren Dienerinnen und wird nur von wenigen gehört, als ob das Opfer, das ſie verlangt, nicht ſchwer, ſondern zu ſchwer wäre. Man mag ſie doch darauf anſehen, die Diakoniſſinnen, die in den Dienſt der Barmherzigkeit getreten ſind, ob ſie mißmutig und mürriſch, unzufrieden und gedrückt erſcheinen unter der Bürde, die ſie freiwillig auf ſich genommen haben. Solche unerquicklich entſtellten Spiegel der Seele ſieht man höchſt ſelten unter ihnen, verhältnismäßig viel ſeltener als unter den alternden Mädchen, denen das Leben keine Hoffnung erfüllt hat und die doch nicht ſtark genug waren, ihren Hoffnungen zu entſagen und in einer alle Kräfte in Anſpruch nehmenden Berufsthätigkeit Erſatz zu ſuchen.



Diakoniſſin auf dem Wege zu einem Kranken.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Harre nur! Rüſte nur für und für
Deiner Hoffnung ſchwankes Gebäude:
Über Nacht hängt vielleicht die Freude
Still ihr Kränzel an Deine Thür!

## Hausmuſik.

Während meiner Thätigkeit als Klavierlehrerin hörte ich oft von vielbeſchäftigten Damen den Wunſch ausſprechen: „Wie gern lernte ich noch ein wenig Klavierſpielen fürs Haus, aber die ſchrecklichen Noten! Dieſe Kreuze und b's, Schlüſſel und Zwiſchenräume! Dafür iſt's doch nun zu ſpät!“ Lernluſtige dieſer Art möchte ich auf eine Erfindung aufmerkſam machen, welche, wenn auch bereits allerorten patentiert und in den muſikaliſchen Kreiſen Berlins verbreitet, doch vielleicht noch nicht zu allgemeiner Kenntnis gelangt iſt. Ich meine den „Selbſtklavierlehrer“ von Lindſtaedt. Die Notenzeichen, ihre Bedeutung über, unter und zwiſchen den Linien, ihre für eine Anfängerin wahrhaft ſinnverwirrenden Veränderungen — ſie ſind bei dieſer neuen Methode ein überwundener Standpunkt. Lindſtaedt hat es einfach verſucht, die Note durch die Zahl zu erſetzen. An Stelle der ſo ſchwierig zu unterſcheidenden Notenköpfe ſtehen zwölf einfache, jedem Kinde bekannte Zahlenzeichen, wonach man ſchon nach kurzen Erläuterungen jeden Ton eines Muſikſtückes richtig auf dem Klavier anzuſchlagen vermag. Die ärgſte Dilettantin kann ſich mittels dieſes neuen Notenzeichenſyſtems ohne langwierige Übungen in kurzen Wochen leicht „ein bischen Klavierſpielen“ aneignen und bei muſikaliſchem Talent ohne einen Lehrer ihre Lieblingsmelodieen, Choräle, Tänze ꝛc. zur Erheiterung und Belebung des häuslichen Lebens erlernen. Auch den Frauen, welche ihre Kinder gern, wenigſtens für den Anfang, ſelbſt unterrichten möchten, bietet dieſes Notenzahlenſyſtem eine vortreffliche Handhabe, da auch die Rythmik in leichtfaßlicher und überſichtlicher Weiſe durch dasſelbe veranſchaulicht wird. — Auf Wunſch der Leſerinnen will ich gern eine kurze Beſchreibung der neuen Zahlennotenſchrift folgen laſſen.

**H. Oehmke.**

## Nägelarbeiten.

Eine neuere, ſehr hübſche Handarbeit, der man noch lange nicht das Recht einräumt, das ihr gebührt, iſt die Nagelarbeit. Vielleicht liegt es daran, daß ſie noch zu wenig bekannt iſt; ich will es mir gern angelegen ſein laſſen, dem Mangel abzuhelfen. Es handelt ſich um die Verzierung beliebiger Holzflächen, glatter oder mit Plüſch ꝛc. überzogener, mit Nagelornamenten. Die Nägel, die nur kurz wie Reißzwecken ſein dürfen, bekommt man in jedem Eiſenladen. Dieſe haben verſchiedengeformte, genarbte, gebogene Kuppen, wodurch eben der Effekt der Arbeit erzielt wird. Jedes luſtige Kreuzſtichmuſter kann als Vorlage gelten. Ein Kreuzchen wird immer durch einen Nagel erſetzt. Die verſchiedenen Schattierungen ſtellen die verſchiedenen Kuppen her. Das iſt die ganze Kunſt. Natürlich muß man vorſichtig ſein, daß die Kuppen durch den einſchlagenden Hammer nicht beſchädigt werden. Verwendung findet dieſe neue leichte Technik beiſpielsweiſe bei folgenden Arbeiten: Photographiemappe. Zwei Holzdeckel von gleicher Größe, ungefähr 40 cm Länge und 25 cm Breite, werden mit olivefarbigem Moiree überzogen, dann wird auf den Deckel, der den oberen Teil der Mappe bilden ſoll, das Monogramm der Empfängerin genagelt nach einer hübſchen Vorlage in Kreuzſtich, die freilich auf dieſe Art bedeutend vergrößert wird. Am beſten thut man, einen Bogen in der Größe der Holzplatte mit Karos von der Größe der Nägel zu verſehen, hierauf das Monogramm oder Muſter mit Punkten zu übertragen und die Punkte auf den Stoff durchzuſtechen. Jedem Nagel iſt dann ſein richtiger Platz angewieſen. An den vier Ecken werden noch kleine Eckmuſter auf dieſelbe Weiſe eingenagelt. Dann werden an allen vier Seiten beider Platten paſſende Moireebänder genau in der Mitte angenäht. Die Bilder und Photographieen kommen nun zwiſchen die beiden zuſammengebundenen Deckel. — Rahmen aus Holz kann man leicht mit einer kleinen Borte, wie man ſie ja bei Kreuzſtichvorlagen oft findet, in Nägelarbeit übertragen, verzieren. — Sogar große Staffeleien kann man herſtellen aus einfachen breiten Holzleiſten, die man billig beim Tiſchler beſtellt. Dieſe beizt man mit manganſaurem Kali braun, überſtreicht ſie mit Wachstinktur, die man bürſtet, bis ſie glänzt. Dann leimt man dieſe Holzleiſten aneinander, ſo daß eine richtige Staffelei entſteht, und dieſe verziert man mit irgend einem netten Muſter in Nagelarbeit. Ein Bild, deſſen Rahmen ebenfalls genau dazu paſſend mit Nägeln verziert iſt, wird darauf geſtellt. Dieſe Staffelei bildet einen hübſchen Schmuck für jedes Zimmer. — Ebenſo kann man aus gebeizten, mit Nägeln verzierten Holzleiſten einen Rahmen zum Ofenſchirm herſtellen, der auch ſehr hübſch ausſieht.

**A. Paſchol.**

## Handarbeit.

Frage 78 in Nr. 18. Gehäkeltes Korſett für kleine Mädchen von 5—8 Jahren. Ich nehme dazu graue Baumwolle und graue Rouleauſchnur, oder Bindfaden in derſelben Stärke. Anſchlag 62 Maſchen, darauf über die Schnur 19 Touren in Pliſſeeſtich hin- und hergehend gehäkelt, dies iſt die eine Hälfte des Rückens. Darauf werden oben noch 20 Luftmaſchen angehäkelt und 6 Touren gehäkelt mit 82 Maſchen, dies iſt die eine Schulterhälfte. Bei der 6. Tour bleiben 18 Maſchen ſtehen, dann 2 Touren; wieder 12 Maſchen ſtehen laſſen, zum Ärmelloch; nun werden 4 Touren gehäkelt mit 52 Maſchen, darauf wieder 2 Touren mit 12 Maſchen zugenommen, 6 Touren mit 18 Maſchen zugenommen, dann iſt die andere Schulterhälfte fertig. Nun bleiben wieder 20 Maſchen ſtehen und man häkelt das Vorderteil, welches aus 28 Touren beſteht; Schulter, Ärmelausſchnitt und zweites Rückenteil werden ebenſo gehäkelt wie die erſte Hälfte, die Schultern oben zuſammengenäht, hinten Knöpfe auf die eine Seite des Korſetts genäht, an die andere Schlingen gehäkelt. Oben und unten herum, ebenſo in die Ärmelausſchnitte häkelt man zur Verzierung mit roter Baumwolle kleine Zäckchen. Dieſe Korſetts haben den großen Vorzug, daß ſie in keiner Weiſe drücken oder beengen und außerordentlich haltbar ſind.

**Fr. Paſtor F.**

Eine hübſche, waſchbare Garten- oder Balkontiſchdecke fertigt man auf folgende Art. Man ſchneidet aus Reſten von waſchechten Baumwollenzeugen, in allen möglichen Muſtern und Farben, gleichſeitige Dreiecke, ungefähr 10 cm groß, und näht ſie mit der Maſchine aneinander. Wenn die Decke lang und breit genug iſt, ſchneidet man ſie gerade, faßt ſie mit einem breiten Streifen von rotem Schweizerkattun ein und verſieht ſie an den vier Ecken mit großen Quaſten aus übrig gebliebener Strickbaumwolle. — Auf ähnliche Weiſe ſtellt man eine ſogenannte ſchwediſche Schürze her. Man ſchneidet handbreite Streifen aus Kattun, ungefähr einen halben Meter lang, näht ſie aneinander und verdeckt die Nähte durch Fiſchgrätenſtiche von rotem Zeichengarn. Nun ſäumt man die Längsſeiten, reiht die Schürze oben ein und ſetzt eine breite Spitze unten an oder knüpft Franſen von weißer Baumwolle. Die Schürze kann man auch aus bunten Seidenſtreifen machen.

**Hertha aus M.**

## Praktiſches fürs Haus.

Fettflecke können aus Papier mittels Benzol-Magneſia entfernt werden. Gebrauchte Magneſia miſcht man mit ebenſoviel reinem Benzol, bis eine Maſſe entſteht, welche nach einiger Zeit krümlig wird. Mit dieſer Maſſe reibt man den betreffenden Fleck behutſam ein und klopft die kleinen Magneſiakrümelchen dann ab. Friſche Flecke verſchwinden ſofort, veraltete nach kurzer Zeit, wenn man zwei- oder dreimal Benzol-Magneſia aufſchüttet und dann abklopft. Die Benzol-Magneſia wird in Glasbüchſen mit guteingeſchliffenem Glasſtopfen aufbewahrt.

**K. L.**

Sehr läſtig iſt's manchmal, das Öl, welches zur beſſeren Erhaltung auf die Heidelbeeren gethan wurde, raſch zu entfernen. Man ſchütte nur etwas Waſſer auf die Beeren, bis die Flaſche überfließt. Das Öl wird nun von ſelbſt hervorgeſprudelt kommen, denn bekanntlich ſchwimmt Fett oben.

**M. B.**

## Geſellſchaftsſpiel.

Vielleicht iſt das folgende reizend amüſante Spiel noch unbekannt. Man verteilt Papier und Bleiſtifte und läßt von jedem Mitſpielenden einen Kopf zeichnen; iſt das geſchehen, gibt jeder das umgeknickte Blatt, worauf man nur noch die Striche des Halſes ſieht, ſeinem Nachbar. Nun werden Rümpfe gezeichnet. Danach wird das Papier wieder umgebogen und wieder weitergegeben, damit noch Beine und Füße darankommen. Beim vierten Weitergeben ſchreibt man den Namen einer oder eines Bekannten darunter. Beim Entfalten des Bogens gibt es oft ungeheuere Heiterkeit. Es kommt dann wohl vor, daß ein Vogelkopf mit einer Leutnantsfigur und Storchbeinen in Verbindung kommt, oder ſonſt eine drollige Zuſammenſtellung entſteht.

**Erika.**

## Neues aus der Kinderſtube.

Die Mutter ſchickt ihr vierjähriges Lottchen hinaus, daß ſie dem Handwerksburſchen, der ſich auf dem Vorplatz an einer warmen Suppe labt, den leeren Teller abnehme. Nach einigen Minuten kommt ſie mit dem Teller wieder ins Zimmer und ſagt etwas verlegen aber ſehr wichtig: „Mama, der Handwerksburſche bedankte ſich ſo bei mir, er dachte gewiß, ich wäre die Frau!“

Hänschen hält bei Tiſch der neben ihm ſitzenden Großmama ſein Brot mit den Worten hin: „Oma, zitter mir mal ein bißchen Salz über mein Bot.“

**A. D. in K.**

## Für die Küche.

Hammelrücken wie Rehrücken gebraten. Ein Rücken von jungem, fettem Hammel wird acht Tage an die Luft oder in den Keller gehängt, ſodann gewaſchen, mit einem reinen Tuch abgetrocknet und von der ganzen oberen Fetthaut ſowohl, wie von dem innen ſitzenden Nierenfett befreit. Die Nieren werden auch herausgenommen. Der Braten wird fein und dicht geſpickt, die Nieren mit Waſſer beigeſetzt, ausgeſchäumt und mit Gewürz und Zwiebeln zwei Stunden bis zu einem Taſſenkopf voll Brühe eingekocht, durch ein Sieb gegoſſen und beiſeite geſtellt. Eine Stunde vor dem Eſſen wird der Bratofen ſengend heiß gemacht, der Hammelrücken mit Salz beſtreut, auf einer Bratenleiter in die Pfanne gelegt, ziemlich viel Butter gleichmäßig auf dem Fleiſch verteilt und der Rücken bei großer Hitze ½ Stunde gebraten, wobei man alle fünf Minuten die Butter überfüllt. Die Sauce zu dieſem Braten muß beſonders bereitet werden. Man quirlt in eine halbe Taſſe nicht zu ſaurer Sahne einen Theelöffel Mehl, bringt die Nierenbrühe zum Kochen, zieht die Sauce mit der Sahne ab, thut Fleiſchextrakt, Soja und Salz nach Bedürfnis daran. Die Sauce nach der Bereitung nur warm halten. Das übrigbleibende Geſtell des Hammelrückens iſt noch zwiſchen den Rippen mit Fleiſch verſehen, auch ſind die Mürbebraten noch darin. Dies Fleiſch wird ſorgfältig herausgeſchnitten, in Würfel geſchnitten und mit Waſſer, viel Zwiebel und Kümmel weich gekocht. Nachdem man mit wenig Mehl dies Fleiſch ſämig gemacht, iſt es eine gute Beigabe zu Weißkohl. Der Knochen des Hammelrückens wird ganz klein gehackt, zwei Stunden mit Gewürz ausgekocht und zur Bereitung des Weißkohls verwandt, den man nach dem Abkochen mit der Brühe durchſchmoren läßt.

**J. H.**

## Fragen.

87) Wie kann man eine Fahnenſtange dauerhaft vergolden?

**B. A.**

88) Um ein gutes Rezept zu Himbeereis (aus Saft hergeſtellt) bittet

**Frau M. H. in W.**

89) Vor längerer Zeit gab das Daheim eine ſich ſehr bewährende Verwendung für Wolllumpen an, ſowohl gewebter, als auch ſolcher von Strick- und Häkelarbeiten. Die daraus gefertigten Stoffe erweiſen ſich als haltbar und preiswürdig, und ich habe ſeitdem den Wunſch, auch Abfälle von baumwollenen Stoffen praktiſch zu verwerten. Bei der Anfertigung der Leibwäſche im Hauſe fallen ſo viele ſonſt nicht weiter zu verwendende Stückchen und Streifchen neuen Stoffes ab, und zudem ſammeln ſich im alten Haushalte die vollſtändig unbrauchbar gewordenen geſtrickten und gehäkelten Decken ꝛc. Weiß eine Leſerin Verwendung und Verwertung für dieſelben anzugeben?

**Abonnentin a. Barmen.**

90) Würde uns wohl eine der freundlichen Leſerinnen des Daheim einige hübſche Theaterſtücke angeben, die nicht mehr als 3—4 Perſonen erfordern? Sie dürfen auch engliſch oder franzöſiſch ſein; eine Herrenrolle wäre uns erwünſcht. Im voraus beſten Dank.

**Drei Schloßfräulein.**

## Redaktionspoſt.

**A. S. in W.** Die beſte Auskunft über Haut- und Haarpflege gibt Ihnen brieflich Dr. med. Claſen in Bahrenfeld bei Hamburg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

# Daheim

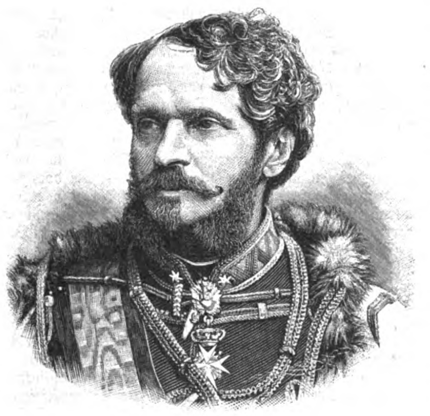
1890. Nr. 22. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

Aus der Zeit — für die Zeit.

## Graf Julius Andraſſy †.

Mit Graf Julius Andraſſy, der nach monatelangem ſchweren Leiden am 18. Februar in Voloſca in die Ewigkeit abberufen wurde, iſt ein begeiſterter ungariſcher Patriot, ein zuverläſſiger Freund Deutſchlands, einer der einſichtigſten Mitarbeiter des Fürſten Bismarck an deſſen nach dem franzöſiſchen Kriege in Angriff genommenen großen Friedenswerk und einer der fähigſten Staatsmänner dieſes Jahrhunderts geſtorben. Die Verdienſte, welche er ſich um ſeinen Kaiſer und um die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie erworben, gipfeln in dem Ausgleich mit Ungarn, in ſeiner für Öſterreich ſo erfolgreichen Leitung der öſterreichiſchen Orientpolitik während des Berliner Kongreſſes und in dem Abſchluß des Friedensbündniſſes mit Deutſchland, das ſich ſpäter zu dem Dreibund Deutſchland-Öſterreich-Italien erweiterte. Graf Julius Andraſſy war es ferner, der in ſeiner Eigenſchaft als ungariſcher Miniſterpräſident den Grafen Beuſt durch ſein Eingreifen davon abhielt, im Jahre 1870 eine Schwenkung zu gunſten Frankreichs zu machen, und Deutſchland hat daher wohl Urſache, den Verewigten mit den Völkern der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie zu betrauern. Julius Andraſſy wurde am 8. März 1823 in Zemplin, der Hauptſtadt des gleichnamigen Komitates in Ungarn, als zweiter Sohn des Grafen Karl Andraſſy geboren. Er erhielt die höhere Schulbidung im Auslande und trat, nachdem er in ſeine Heimat zurückgekehrt war, ſofort in das öffentliche Leben ein. 1847 entſendete das Zempliner Komitat ihn als Deputierten in den ungariſchen Reichstag, wo ſeine markante Perſönlichkeit ſo in den Vordergrund trat, daß ihn die erſte nationale Regierung 1848 zum Obergeſpan des Zempliner Komitates ernannte. Als dann die ungariſche Revolution ausbrach, ſtand Andraſſy in den erſten Reihen der Freiheitskämpfer. Er wurde von der militäriſchen Regierung nach der Niederwerfung des Aufſtandes zum Tode durch den Strang verurteilt, und das Urteil, wenn auch nur in effigie, da Andraſſy ſich rechtzeitig in das Ausland hatte retten können, wirklich vollzogen. Erſt im Jahre 1860 wurde das Urteil im Gnadenwege aufgehoben, und Graf Andraſſy konnte nach Ungarn zurückkehren. Er entwickelte nun als Abgeordneter für Sátoralja-Ujhely im ungariſchen Reichstage eine lebhafte Thätigkeit und legte damit den Grund für ſeine ſpätere Volkstümlichkeit. 1865 wurde er zum Vizepräſidenten des Abgeordnetenhauſes gewählt und nahm als ſolcher weſentlichen Anteil an den zur Herbeiführung des Ausgleichs notwendigen Vorarbeiten. Später wurde er Präſident der vom ungariſchen Parlament entſandten Ausgleichs-Kommiſſion und nächſt Franz Deak die Seele der Verhandlungen. Nachdem der Ausgleich zu ſtande gekommen, wurde Andraſſy zu allgemeiner Befriedigung am 17. Februar 1867 zum ungariſchen Miniſterpräſidenten ernannt. Im Herbſt 1871 nach der Entlaſſung des Grafen Beuſt berief der Kaiſer den Grafen Andraſſy zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, ſeit vielen Jahrhunderten der erſte Ungar auf dieſem wichtigſten Poſten des Geſamtminiſteriums. Was Graf Andraſſy in dieſer Stellung gewirkt, iſt eingangs kurz angedeutet worden. Am 29. September 1879, kurz nach der Beſiegelung des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes, überraſchte Graf Andraſſy alle Welt durch ſeinen Rücktritt. Zehn Jahre der Ruhe ſind ihm vergönnt geweſen, das letzte allerdings verbittert durch phyſiſche Leiden. Sein Name aber wird unvergeſſen bleiben.



Graf Julius Andraſſy.

Paſſende Konfirmationsgeſchenke

R. Koenig:
Deutſche
Litteraturgeſchichte
20. Auflage.
Mit 46 meiſt farbigen Beilagen und 269 Holzſchnitten.
Gebunden in reichem Halbfranzeinband
Preis 18 Mark

H. Knackfuß:
Deutſche
Kunſtgeſchichte
Zwei Bände.
Mit 942 Abbildungen aus allen Kunſtgebieten.
Gebunden in feinſten Kalbledereinbänden
Preis 25 Mark

**Koenigs** Deutſche **Litteratur**geſchichte iſt als ſo allgemein bekannt vorauszuſetzen, daß ſie einer beſonderen Empfehlung nicht mehr bedarf. **Knackfuß**' Deutſche **Kunſt**geſchichte verdient als gleichbedeutendes Werk die Beachtung aller Kunſtfreunde und wird beſonders auch Beſitzern von Koenigs Litteraturgeſchichte als würdiges Seitenſtück hochwillkommen ſein.

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Klugheit, die bedächtige Richterin,
Keinem doch durchſchaut ſie Herz und Sinn!

Sympathie, die raſch ihr Urteil fällt,
Scheint die beſte Kennerin der Welt.

## Noch einmal „Sparſamkeit."

(Vgl. Nr. 40, 1889, 2. Bl.).

Der freundſchaftliche Rat, welcher der ſparſamen Frau Aſſeſſorin in Nr. 40 vom XXV. Jahrgang erteilt wurde, zeigte von ſoviel warmer Teilnahme und aufrichtiger Beſorgnis, daß es ein Liebesdienſt war, ihr denſelben in zarteſter Form vorzutragen. Das blaſſe, ſtille Frauchen ſpricht überhaupt nie viel, ſie ſagte auch jetzt faſt gar nichts darauf, es ſah bloß aus, als wäre ihr das Weinen nahe. Die Vorhaltungen ſind alle zutreffend! Sie ſtellt nichts in Abrede, ſie plagt ſich wirklich von früh bis ſpät und von einem Jahre zum anderen in der beſchriebenen Weiſe! Den Eindruck einer eingebildeten Muſterhausfrau macht ſie aber nicht, auch nicht den eines ſelbſtgefälligen Opferlammes. Sie ſieht ſehr wohl ein, wie wahr die Äußerungen der Freundin, wie begründet die ausgeſprochenen Befürchtungen ſind, ſie beabſichtigt auch gar nicht, ſich blind und eigenſinnig jedem guten Rate zu verſchließen; für den beſten Rat würde ſie jedoch denjenigen anſehen, den zu befolgen ſie im ſtande wäre. Die Löſung des Rätſels, daß die Frau Aſſeſſorin ſo kurzſichtige Sparſamkeit übt, liegt darin, daß ſie auskommen muß. Sie erhält feſtbeſtimmtes Wirtſchafts-, Nadel- und Kleidergeld, die Einkünfte ſind ſorgfältig eingeteilt, und es hilft nichts, die ausgeworfene Summe muß im Haushalte reichen. Ob Aſſeſſors Vermögen haben, iſt nicht recht klar, ſie jedenfalls hat keins, ſie fühlt ſich wahrhaft bedrückt bei dieſem Gedanken. Wie behaglich ſind die Verhältniſſe der Kollegen, die vorſichtiger in der Wahl ihrer Lebensgefährtinnen waren als ihr Gatte! Sie möchte ihrem Mangel in dieſem Punkte abhelfen, indem ſie alle Kraft und Zeit einſetzt, denn ſie weiß nur zu gut, daß Zeit Geld iſt für die ſparſame Hausfrau. Ach, ſie iſt oft ſo herzlich müde, ſie fühlt wohl, wie nötig ihr mehr Ruhe wäre, ein zweites Mädchen, oder auch nur ein ſehr tüchtiges Mädchen (welches ſie bei dem feſtgeſetzten ſpärlichen Lohne nie haben wird), eine Arbeitsfrau wären die beſte Medizin für ſie. Der Hausarzt hat es ja längſt geſagt: „Sie muten ſich zu viel zu, Sie müſſen unbedingt eine Ausſpannung haben." Beinahe wäre ſie im vorigen Jahre einmal mit ihrem Manne ausgeflogen; er mußte aber ſeine gewöhnliche Ferienreiſe wieder allein machen — ſie erholte ſich bald nachher in der Wochenſtube! Ein wenig Zuſchuß hat ſie ſeitdem zum Wirtſchaftsgelde, aber nicht genug, um die Mehrausgaben und Mehranſprüche an Kraft und Zeit auszugleichen. Noch tiefer in den Beutel kann der Gemahl nicht greifen, woher auch nehmen? Die Anſprüche von außen ſind nicht unbeträchtlich; es wäre ſo peinlich, in den geſelligen Ton des Bekanntenkreiſes nicht einzuſtimmen. Die Einladungen müſſen erwidert, dies oder jenes muß mit- oder nachgemacht werden; der Herr Aſſeſſor wünſcht es durchaus. Der Herr Aſſeſſor hat übrigens ſeine Frau unzweifelhaft ſehr lieb, er redet immer mit auf ſie ein, daß ſie ſich ſchonen ſolle, — er kann natürlich nicht im einzelnen angeben, wo oder wie. Er hört nur ſo manche überaus muſterhafte Hausfrau ſich darüber verbreiten, mit wie wenig Geld ſie ihren Haushalt führt; ſie hat auch nicht mehr Perſonal und Hilfe im Hauſe, geht dabei viel mehr aus und iſt beleſen, muſikaliſch und wer weiß was alles. „Wie machen es denn andere?" iſt das große Wort, mit dem die Bitten um Zuſchuß, die Bedenken gegen Aufwand niedergeſchlagen werden. Die Frau Aſſeſſorin verzweifelt an ihrer Hausfrauentüchtigkeit und verſucht, immer ſparſamer zu wirtſchaften. Daß eine reiche Ausſtattung noch auf viele Jahre hinaus wirkt, daß Geſchenke aus dem Elternhauſe und dem Verwandtenkreiſe große Hilfe bringen, beides aber bei Aſſeſſors fehlt, ferner, daß ein paar Kinderchen mehr oder weniger die Ausgaben ganz anders geſtalten, das alles bedenkt der Herr Aſſeſſor nicht. Trotz aller Liebe bleibt das Kapitel „Wirtſchaftsgeld" ein von beiden Seiten gefürchtetes. Wenn doch die klugen Muſterhausfrauen wüßten, welches Unheil ſie anrichten mit ihrem oft nicht einmal wahrheitsgetreuen Rühmen ihrer wirtſchaftlichen Künſte, zumal wenn Hausväter die Zuhörer ſind! Dieſe vermögen die Fragezeichen dazu viel weniger zu machen als die Frauen, aber die Ausrufezeichen hinter ihren bewundernden Beifall ſetzen ſie, und mancher unwillkürliche Seitenblick auf die eigne Gattin iſt ein wohlverſtandenes „Hört, hört!" Wenn jemand einmal mit dem Herrn Aſſeſſor reden und ihn fragen könnte, ob er vielleicht einen ſeiner Klubabende, einige Frühſchoppen, dieſe oder jene fidele Zuſammenkunft, oder was ihm ſonſt bisher für ein ſelbſtverſtändliches gilt, ob er etwas von dem allen in ſeinem Etat ſtreichen und dem der Frau Aſſeſſorin zuſchreiben wollte! Er könnte auch unbeſchadet ſeiner Männerwürde auf manche von ihm ſelbſt beanſpruchte Dienſtleiſtung verzichten, ſeiner Frau dies und jenes abnehmen und ſei es nur die Erledigung von Geſchäftsangelegenheiten, Briefen ꝛc. Ich glaube, es wäre damit leichter Hilfe zu ſchaffen, als mit Zuſpruch bei der Frau Aſſeſſorin, die mit ihrem müden Weſen an die Blume erinnert, von der Gerok ſo wunderſchön ſagt: „Manche verpflanzt auch ſah ich in Scherben, ſtille verkümmern, langſam verderben; Knoſpen und Zweige trieb ſie ſo matt, Sorgengeziefer nagte am Blatt."

**Anna Ecke.**

## Über die Anlage von Hecken.

Da das Frühjahr, die beſte Pflanzzeit für Laubholz auf trockenem Boden, wieder heranrückt, nehme ich Veranlaſſung, auf eine Heckenpflanze aufmerkſam zu machen, die es ihrer vortrefflichen Eigenſchaften wegen verdient, von jedem gepflanzt zu werden. Wer über einen trockenen, ſandigen Garten oder über eine ähnliche Fläche Landes verfügt und beſagte Grundſtücke gerne einzäunen möchte, der pflanze den ſchwediſchen Boxdorn. Dieſe einzig in ihrer Art daſtehende Heckenpflanze iſt beſonders für leichten, trocknen Boden geeignet. Sie bildet eine undurchdringliche Hecke, verlangt wenig Pflege und widerſteht allen Witterungseinflüſſen. Auf freiliegendem, dem Winde ausgeſetzten Terrain, auf dem ſo leicht keine andere Heckenpflanze gedeiht, greife man getroſt zur genannten Pflanze; ſie wird ihre Dienſte nicht verſagen, ſie wird vielmehr eine Schutzwand bilden gegen jegliche Gewalt der Elemente und ſo die ganze Vegetation des Grundſtücks ſchützen. Der ſchwediſche Boxdorn iſt betreffs der Anſpruchsloſigkeit und Schnellwüchſigkeit der gerade Gegenſatz zum Weißdorn, er wächſt raſch, bedarf wenig Pflege, begnügt ſich mit geringem Boden und hat wenig vom Wind, Nachtfroſt, Raupen ꝛc. zu leiden. Der Weißdorn dagegen verlangt guten Boden, friert leicht zurück und iſt dem Raupenfraß ſehr ſtark ausgeſetzt. Der Boxdorn iſt ferner ein ſchätzbares Material zur Umzäunung von Wildgärten, indem die dicht verzweigten, mit vielen langen Stacheln bewaffneten Büſche Faſanen, Hühnern, jungen Haſen ꝛc. ein Obdach bieten gegen die Angriffe der Katzen, Raubvögel u. dergl. Außerdem niſten viele unſerer befiederten Sänger in den Zweigen des Boxdorns, die doch die Freunde unſerer Gärten ſind und als ſolche jeglichen Schutz verdienen. Am beſten pflanzt man den Boxdorn als Steckling. Die Stecklinge haben ein ſehr ſicheres Wachstum und entwickeln ſich in drei bis vier Jahren zu Hecken von 1 m Höhe. Die geeignete Pflanzzeit fällt in die Frühjahrsmonate März und April. Es iſt einleuchtend, daß die genannte Pflanze alle Aufmerkſamkeit verdient, und iſt der Unterzeichnete gern bereit, auf frankierte Anfragen über Bezug, Kultur ꝛc. Auskunft zu erteilen.

**P. B. Chriſtian, Landſchaftsgärtner,
Tondern (Schleswig).**

## Begleitgedicht zu einer Uhr als Konfirmationsgeſchenk.

Der „treuen Abonnentin in Heidelberg" (Frage 80) iſt vielleicht folgendes (etwas veränderte) Rückertſche Gedicht als Begleitgedicht zu einer Uhr für den jungen Konfirmanden willkommen:

Deine Tag' und Stunden floſſen,
Nicht gemeſſen, nur genoſſen,
Nicht gezählt nach Schlag und Uhr,
Wie ein Bach durch Blumenflur.

Aber ernſter wird das Leben,
Und ich will die Uhr dir geben;
Trage ſie in Freud' und Leid,
Nütze redlich deine Zeit!

Daß ſie dir mit keinem Schlage
Von verlornen Stunden ſage!
Unerſetzlich iſt Verluſt
Des Geſchäfts und auch der Luſt.

Sohn! Der Tag hat Stunden viele,
So zur Arbeit, wie zum Spiele;
Gib das Seine jedem nur,
Und du freueſt dich der Uhr.

**M. M. in S.**

## Einiges über Brokatfarben.

Die Brokatfarben unterſcheiden ſich von den Bronzefarben nicht allein in der Form und dem Ausſehen, ſondern auch in der Art ihrer Behandlung. Sie können nicht wie die pulveriſierten Metallfarben mit der Tinktur gemiſcht und als flüſſige Farbe zum Beſtreichen benutzt werden, ſondern ſie werden, da ſie aus kleinen glänzenden Gold-, Silber-, Kupfer- ꝛc. Schuppen beſtehen, auf die zu behandelnden Gegenſtände geſtreut. Dieſe müſſen zu dem Zweck vorher mit einer Dextrinlöſung beſtrichen werden, welche, nachdem ſie trocken geworden, nochmals zu erneuern iſt, und zwar ſo, daß man dieſem zweiten, recht fetten Anſtrich etwas Bronzepulver zumiſcht; doch muß dieſes in der Farbe mit dem zu verwendenden Brokat übereinſtimmen. Auf ſolchen noch naſſen Überzug wird nun Brokat recht reichlich und gleichmäßig geſtreut, welche Manipulation man am beſten über einem großen Bogen Papier vornimmt, damit das Verſchüttete geſammelt und wieder benutzt werden kann. Man muß dann, ehe man mit der Bearbeitung weiter fortfährt, ſo lange warten, bis Dextrin und Brokat völlig trocken geworden ſind, was immer einen ganzen Tag in Anſpruch nehmen wird, denn noch feucht gebliebene Stellen würden nach dem Lackieren die Farbe verändern und grün oder ſchwarz werden. Es werden ſchließlich die nicht haften gebliebenen loſen Metallſchuppen durch leichtes Abſtreifen mit einem weichen Pinſel entfernt, und der Gegenſtand wird zur Fertigſtellung und beſſeren Haltbarkeit mit einem farbloſen Lack dünn betupft. Es iſt ja freilich dieſe Art der Bronzierung mühſamer und langwieriger, doch gewinnen die auf ſolche Weiſe hergeſtellten Gegenſtände durch den höheren Glanz der Brokatfarben an gediegenem Ausſehen, und werden als höchſt eleganter Zimmerſchmuck ſtets Beifall finden.

## Für das Krankenzimmer.

Zu den größten Plagen der armen Kranken gehört entſchieden das Durchliegen, das bei längerem Krankenlager ſo ſchwer zu vermeiden und, wenn es eingetreten, ſo ſchwierig wieder zu heilen iſt. Wer je Kranke gepflegt, weiß, wie viel Schmerzen und Beſchwerden es oft verurſacht; da iſt vielleicht den lieben Krankenpflegerinnen damit gedient, wenn ich ein Mittel veröffentliche, das mir vor Jahren von einem alten, erfahrenen Arzte, der nun ſchon heimgegangen iſt, angegeben wurde. Ich habe dasſelbe ſeitdem bei vielen Kranken angewandt, beſonders auch in der Armen-Krankenpflege, wo bei dem gröberen Bettzeug und der weniger ſorgfältigen Pflege das Durchliegen meiſt ſehr bald eintritt, und es hat ſeine Wirkung bisher noch in keinem Falle verſagt. Selbſt recht ſchwere Wunden vom Durchliegen heilten in kurzer Zeit wieder, und wo es rechtzeitig angewendet wurde, kam letzteres überhaupt nicht vor. Das Mittel beſteht in einem runden Kiſſen, an einer Stelle offen, und in der Mitte mit einer runden, kleinen Öffnung, das mit ganz kurz geſchnittenem Häckſel (ſogenanntem Pferdehäckſel) gefüllt iſt. Zur Herſtellung desſelben ſchneidet man von kräftigem Shirting oder Bettleinen zwei runde Teile von etwa 40 cm Durchmeſſer, und aus denſelben in

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

der Mitte eine Rundung von 7 cm Durchmeſſer heraus. Darauf wird es an einer beliebigen Stelle des Kreiſes gerade durchgeſchnitten von innen nach außen, dann zuſammengenäht bis auf die eine ſchmale Endſeite, umgewandt und mit Häckſel gefüllt, doch nicht zu feſt, ſo daß die Füllung Raum behält, dem Drucke des Körpers nachzugeben, und ſich demſelben anzupaſſen. Dann wird die offen gebliebene Seite zugenäht und ein Überzug von recht weichem alten Leinen angefertigt. Dies Kiſſen wird nun dem Kranken ſo untergelegt, daß der immer beſonders angegriffene Schlußknochen des Rückgrates in der inneren Höhlung des Kiſſens ruht, während der Körper auf dem Rande aufliegt und das Rückgrat in der offenen Rinne Raum findet. Verfertigt man dazu noch zwei längliche Kiſſen nach Art der bekannten Schlummerrollen von einem etwa 45 cm langen, 30 cm weiten Stoffſtück, ebenfalls locker mit Häckſel gefüllt, und legt dieſe je nach Bedürfnis des Kranken, entweder zu beiden Seiten des Rückgrates, oder auch in die Quere, eins über und eins unter dem Kreuz, wenn dieſes ſchmerzt, auch eins oder alle beide unter eine Schulter, ſo daß der ganze Körper einmal auf einer Seite ruht, ſo kann man dem Kranken alle mögliche Abwechſelung in der Lage und die Möglichkeit, ſchmerzende Stellen zu ſchonen, verſchaffen, und es iſt mir oft wahrhaft rührend geweſen, mit welcher Freude faſt alle Kranke dieſe Erleichterung begrüßt haben. Wie jener alte Arzt meinte, ſind dieſe Kiſſen ebenſo gut wie die teuren Luftkiſſen, und das Häckſel deshalb ein ſo beſonders gutes Füllmaterial, weil es immer locker bleibt, ſich ſtets wieder aufſchütteln läßt und ſo leicht einmal zu erneuern iſt.

## Kefirbereitung.

Die Selbſtbereitung des Kefir iſt ſehr einfach. Zunächſt verſchafft man ſich echte Kefirpilze aus der Apotheke. Man rechnet ungefähr 10 Gramm für ein Liter Milch. Die Pilze werden gut mit lauem Waſſer gewaſchen, man kann ſie auch etwas darin weichen laſſen. Dann wird rohe, ungeſahnte Milch darauf gegoſſen und das Gefäß (Topf oder Krug) gut zugedeckt. Man läßt es in einer Wärme von 14 Grad 30 Stunden ſtehen, gießt dann die Milch von den Pilzen, am beſten durch ein Gazeläppchen ab, füllt ſie in Flaſchen und verkorkt dieſe gut. In den Flaſchen muß ſie (in derſelben Wärme) noch 24 Stunden ſtehen, wird öfter geſchüttelt und iſt dann fertig zum Trinken. Das Getränk muß einen ſäuerlichen Geſchmack haben und ganz eben ſein. Die Pilze werden mit lauem Waſſer wieder abgewaſchen, ſofort friſche Milch darauf gegoſſen und ſo jeden Tag weiter. **Ungenannt.**

## Zimmergärtnerei.

Blätterkur. Wer ſeine Pflanzen lieb hat, der freut ſich über jedes neu keimende Blättchen und Zweiglein, den ſchmerzt es aber auch lebhaft, wenn eine Blüte geknickt, ein Blatt beſchädigt oder angebrochen iſt. Letzteres kommt nun leider häufig vor, beſonders bei ſchmalblättrigen Draceen, Palmen ꝛc. Um das kranke Blatt zu erhalten und wieder friſch zu machen, wendete ich folgendes Verfahren an. Ich nahm zwei ungefähr 20 cm lange Stahlſtangen, ſogenannte Uhrfedern, legte das Blatt dazwiſchen, doch ſo, daß die Stahlſtangen den Stiel des Blattes noch umſchloſſen, und band die Stangen mit Baſt feſt. Öfter iſt das Blatt ſo dünn und ſchwach, daß man ſtatt Stahlſtangen nur leichtes Fiſchbein nehmen kann, denn der Verband darf nicht ſo ſchwer ſein, daß das Blatt dadurch heruntergebogen wird. Nach Verlauf einer Woche ſchon löſte ich die Verpackung ab, und ſiehe, der Bruch war geheilt, das Blatt ſtand durch eigne Kraft wieder aufrecht und war dem Leben erhalten.

**H. v. Sydow.**

## Geſellſchaftsſcherze.

Man behauptet jemand aus der Geſellſchaft gegenüber (der den Scherz aber noch nicht kennen darf), er könne nicht allein bis zehn zählen. Meiſt erfolgt heftiger Widerſpruch: „Das wäre ja noch ſchöner" ꝛc. Die anderen alle aber wiederholen: „Nein, Sie können es nicht." Kaum fängt nun der Betreffende an zu zählen, ſo fällt der ganze Chor ein und zählt immer mit, ſo oft auch der andere anfängt, ſo daß es ihm unmöglich iſt, allein bis zehn zu kommen. Ähnlich iſt die Sache, wenn man von einer dunklen Stube nebenan erzählt, ſie hätte die Eigenſchaft, daß derjenige, der im Dunkeln hineingehe, beim Herauskommen keinen einzigen Knopf mehr an ſeiner Taille oder ſeinem Rocke habe. „Das möchte ich doch ſehen." — „Bitte, zählen ſie Ihre Knöpfe." „Zwölf." Der Betreffende geht ins Dunkle, kommt wieder und ſieht triumphierend auf ſeine noch vollzähligen zwölf Knöpfe. „Nun?" „Sagte ich Ihnen nicht, daß Sie keinen Knopf mehr haben würden? Es ſind immer noch zwölf!"

**H. v. Sydow.**

## Handarbeit.

Geſtrickte Spitze (ſchräge Streifen). 27 Maſchen. 1. Tour rechts (nur bei der erſten Zacke). 2. Tour abgeh. (das heißt die M. abgehoben), 2 M. rechts umgeſchl. (den Faden umgeſchlagen), geſchr. abgen. (geſchränkt abgenommen), 21 M. rechts, dann aus der letzten M. 1 M. rechts und die M. ſelbſt noch einmal aufgenommen. 3. Tour: 25 M. rechts, umgeſchl., geſchr. abgen., 1 M. rechts. 4. Tour: abgeh., 2 M. rechts, umgeſchl., geſchr. abgen., 22 M. rechts, dann die letzte M. wie bei der 2. Tour. 5. Tour: 26 M. rechts, umgeſchl., geſchr. abgen., 1 M. rechts. 6. Tour: abgeh. 2 M. rechts, umgeſchl., geſchr. abgen., 23 M. rechts, dann die letzte M. wie bei der 2. und 4. Tour. 7. Tour: 6 M. abketteln, ſechsmal 2 M. rechts, die erſte übergezogen, 1 M. rechts, noch einmal übergezogen, dann 2 M. rechts, umgeſchl., geſchr. abgen., 1 M. rechts. 8. Tour: abgeh. 2 M. rechts, umgeſchl., geſchr. abgen., ſiebenmal abwechſelnd dreimal umgeſchl., 1 M. rechts geſchr. 1. Tour (bei der zweiten und den folgenden Zacken): Stets geſchränkt bis zum Rändchen, nur daß ſtets der Umſchlagfaden vor den ſechs geſchränkten M. der vorigen Tour mit der M. zuſammen geſchränkt abgeſtrickt wird. Nur die letzten drei Umſchlagfäden vor dem Rändchen werden einzeln geſchränkt geſtrickt. Nun kommt das Rändchen wie bei den anderen Touren, 2 M. rechts, umgeſchl., geſchr. abgen., 1 M. rechts. Alle anderen Touren bleiben unverändert.

**M. R., Rabenau.**

Praktiſche gehäkelte Schürze. (An Gretchen.) Material: ſchwarze Perlwolle oder creme Häkelgarn, ſchwarzes oder buntes Atlasband; feine Baumwollenhäkelnadel. — Man legt eine Anzahl Maſchen auf (Schürzenweite oben, Falten mit eingerechnet). 1. Tour: 3 Stäbchen mit Umſchlagen, 3 Lftm., 3 St., ohne unten Maſchen liegen zu laſſen, 3 Lftm., in die 4., 5. und 6. M. 1 St., 3 Lftm., 3 M. liegen laſſen, 3 St., 3 Lftm., ohne 1 M. liegen zu laſſen, 3 St., 7 Lftm., 7 M. liegen laſſen, 3 St., 3 Lftm., keine M. liegen laſſen, 3 St., 3 Lftm., 3 M. liegen laſſen, 3 St., 3 Lftm., 3 M. liegen laſſen, 3 St., 3 Lftm., keine M. liegen laſſen, 3 Lftm., 7 Lftm., 7 M. liegen laſſen und ſo fort, bis ſich das Muſter ſechsmal wiederholt hat, umdrehen; 2. Tour: in das erſte Loch werden 3 St., 3 Lftm., 3 St. gehäkelt, keine Lftm., 3 St. in das zweite Loch, 3 Lftm., 3 St. in das dritte, keine Lftm., 3 St., 3 Lftm., 3 St. in das vierte, 7 Lftm., das fünfte liegen laſſen, 3 St., 3 Lftm., 3 St. in das ſechſte, keine Lftm., 3 St. in das ſiebente, 3 Lftm., 3 St. in das achte, keine Lftm., 3 St., 3 Lftm., 3 St. in das neunte, 7 Lftm., das zehnte liegen laſſen, 3 St., 3 Lftm., 3 St. in das elfte und ſo weiter, umdrehen; 3. Tour: in das erſte Loch 3 St., 3 Lftm., 3 St., 3 Lftm. in das zweite, 3 St., 3 Lftm., 3 St., 3 Lftm., 3 St. in das dritte, 3 Lftm., die beiden mal 7 Lftm. zuſammennehmen durch eine feſte M. ohne Umſchlagen, 3 Lftm. in das vierte, 3 St., 3 Lftm., 3 St., 3 Lftm. in das fünfte, 3 St., 3 Lftm. in das ſechſte, 3 St., 3 Lftm., 3 St., 3 Lftm., die beiden 7 Lftm. wieder zuſammennehmen durch eine feſte M., 3 Lftm. ꝛc.; 4. Tour: wie die erſte. Aus dem Muſter ergeben ſich einzelne Streifen, durch die ſchmäleren wird jedesmal ein Atlasband gezogen; die Weite der Schürze iſt unten wie oben, oben zieht man eine ſeidene Schnur durch, mit Pompon verſehen, die man an die Seiten der Schürze feſtnäht. Dieſelbe iſt ein elegantes, dankbares Geſchenk. **Fr. Paſtor F.**

Nadelbehälter. (Für die Groſchenlotterie.) Vier 3 cm breite und $4\frac{1}{2}$ cm lange Stückchen Papierſtramin werden auf ein 15 cm langes Band von derſelben Breite aufgenäht, ſo daß drei kleine Zwiſchenräume bleiben. Auf die andere Seite des Bandes (rechts) näht man vier ebenſo breite, aber nur halb ſo lange Stückchen Stramin an drei Seiten feſt. Die offene, obere Seite iſt zur Aufnahme der Nähnadeln beſtimmt. Die Nummer der Nadeln werden auf die kleinen Stückchen Stramin geſtickt, die übrigens noch mit einer kleinen Stickerei in der Farbe des Bandes verziert werden. Ein ſchmales Band, in der Mitte der Außenſeite angebracht, dient zum Zubinden, das Ganze, geſchloſſen, hat die Form eines kleinen Buches.

**Hermine.**

Ein hübſches Geſchenk für die Hausfrau iſt folgendes Theelöffelkörbchen. Man fertige ſich zunächſt die Teile zu einem viereckigen Pappkäſtchen, den Boden 25 cm lang und 14 cm breit, die beiden langen Seitenteile ebenſo lang, aber 10 cm hoch, endlich 2 Vierecke, 14 cm lang und 10 cm hoch. Nun überzieht man die vier Seitenwände mit dunkelmarineblauem Tuch, zum Boden füttert man ſich zunächſt ein Stück Tuch in der Größe desſelben mit Watte und ſteppt mit weißer Seide Quadrate darauf. Dies Stück bildet die Oberſeite des Bodens, welcher unten natürlich glatt überzogen wird. Nun näht man die einzelnen Teile mit kleinen Stichen zuſammen. Um dem Körbchen außen ein nettes Anſehen zu geben, verziert man es oben und unten mit Schluppen von Hobelſpänen, die jeder Tiſchler liefert. Man ſchneidet kleine Streifchen davon, etwa 1 cm breit und 5 oder 6 cm lang, und näht rings um den oberen Rand des Körbchens zwei Reihen Schluppen, und zwar ſo, daß die beiden Enden der Schluppen nicht über-, ſondern nebeneinander, von ein und derſelben Seite auf dem Körbchen aufliegen. Ganz ebenſo verziert man den unteren Rand, nur mit dem Unterſchiede, daß die Schlingen denjenigen des oberen Randes entgegengeſetzt laufen. Hierauf legt man marineblaues Band rings um den Korb und verziert die beiden ſchmalen Seiten mit kleinen Schleifchen. **H. aus dem Rieſengebirge.**

## Praktiſches fürs Haus.

Noch einige Bleichmittel für Wäſche. Frage 6. Um Wäſche, die auf dem Boden getrocknet werden muß, weiß zu bekommen, muß man ſich des gewöhnlichen kohlenſauren Natrons bedienen. Man braucht davon auf jeden Eimer Waſſer beim Einweichen und Kochen der Wäſche einen flachgeſtrichenen Eßlöffel voll. Dieſes Mittel ſpart zugleich Seife und Zeit. Erprobt von einer langjährigen Abonnentin in Hamburg.

Der Ratloſen ſei auf ihre Frage mitgeteilt, daß „Dr. Zirnités Fettlaugenmehl," hergeſtellt von Zirnité & Haſſe in Witten an der Ruhr, die Bleiche vollſtändig erſetzt. Das Fabrikat, als zweite Lauge angewandt, verleiht der Wäſche eine blendendweiße Farbe und angenehmen Geruch und iſt durchaus unſchädlich. Von den vielen Fabrikaten, die exiſtieren, habe ich oben genanntes als das beſte befunden und kann es ſehr empfehlen.

**Eine praktiſche Hausfrau.**

Die Güte und Reinheit des Petroleums iſt einzig und allein maßgebend, ob eine ſonſt mit gutem Brenner verſehene Lampe hell oder dunkel brennt, daher iſt es der Hausfrau anzuraten, ihr Petroleum zu prüfen. Sie kann dies leicht auf folgende Weiſe: Man ſtellt das Petroleum einige Zeit in einen warmen Raum, gießt dann etwas in ein flaches Gefäß, nimmt einen Papierſtreifen und verſucht es, mit demſelben, aber ohne ihn in das Petroleum zu tauchen, das Brennöl anzuzünden. Je ſchwieriger es entflammt, deſto reiner iſt es und deſto ſtrahlender wird ſeine Leuchtkraft ſein. — Es ſei hier noch darauf hingewieſen, Petroleum ſtets in un-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

durchſichtigen Blechkannen aufzuheben, oder es, falls man es in Flaſchen hat, dunkel zu ſtellen, da bei hellem Standpunkt das Petroleum viel von ſeiner Leuchtkraft einbüßt.
**Luiſe.**

Alle ſeidenen, buntfarbigen Stoffe, ſowie alle mit Seide geſtickten Deckchen, Schoner, Tiſchläufer und dergleichen reinigen ſich vorzüglich in Kartoffelwaſſer aus rohen geriebenen und ausgepreßten Kartoffeln. Mit gleichem guten Erfolge kann man auch das Waſſer benutzen, in dem man getrocknete weiße Bohnen kochte. Die Stoffe werden wie neu und erhalten durch dies Reinigungsverfahren auch die eigentümliche Steife wieder, die ſonſt nur den neuen ſeidenen Gegenſtänden eigen iſt.

Nichts pflegt leichter den Glanz der Neuheit einzubüßen als helle Ballſchuhe, die, mögen ſie ſonſt auch noch ſo gut ſein, durch Staubflecken aller Art verunziert werden. Solche Ballſchuhe werden nun tadellos ſauber, wenn man ſie entweder mit erwärmtem feinſten Mehl oder mit reiner Watte, die man in lauwarmen Spiritus taucht, abreibt. Man kann die Schuhe dann unbedenklich ſelbſt bei elektriſchem Lichte wieder tragen.

An „praktiſche junge Hausfrau," Frauen-Daheim Nr. 15. Das beſte Mittel, verfilzte Socken tragbar zu machen, beſteht im vorſichtigen Aufziehen des Fußes und Wiederſtricken desſelben. Trotz unvermeidlichen häufigen Reißens des Fadens und dadurch verurſachten Verluſtes an Wolle wird die Mühe belohnt. Die Socke trägt ſich angenehm und filzt nicht mehr.
**Praktiſche alte Hausfrau.**

Der praktiſchen jungen Hausfrau in Nr. 15 des Frauen-Daheim mit freundlichem Gruß von einer Mitſchweſter die Mitteilung, daß man verfilzten Socken am beſten ihre frühere Elaſtizität wiedergibt, indem man dieſelben während einiger Minuten heißen Dämpfen ausſetzt, ſie alsdann auf Sockenhölzer zieht und dieſelben darauf mit einer ſcharfen Wurzelbürſte ſo lange bearbeitet, bis aller Filz entfernt iſt.
**R. H. in H.**

## Für die Küche.

Verſchiedene Reisſuppen. I. Geröſtete Reisſuppe. Reis (auf die Perſon 1 Eßlöffel gerechnet) wird in lauem Waſſer mehrmals abgewaſchen, auf einem Siebe ablaufen laſſen, in einem guten Eßlöffel des angegebenen Fettes oder eines Bratenfettes, mit einigen Scheiben Sellerie, etwas Mohrrübe, Zwiebel und Lauch ſo lange geröſtet, bis derſelbe gelb iſt, dann mit Waſſer aufgefüllt, weich gekocht, geſalzen, mit einem Ei, welches mit einem Löffel ſüßer, oder nach Geſchmack ſaurer Sahne und etwas Muskatnuß oder Kardamom abgequirlt iſt, angerichtet. Feiner iſt die Suppe, wenn ſie durch ein Sieb getrieben wird. Schinkenabfälle mit geröſtet, ſind ſehr zu empfehlen. — II. Reisſuppe mit Tomateneſſenz. Die angegebene Reisſuppe wird bei dem Anrichten mit einigen Löffeln Tomateneſſenz vermiſcht. — III. Reisſuppe mit Obſt. Der Reis wird in friſcher Butter ohne weitere Zuthaten geröſtet, weich gekocht vor dem Anrichten mit einer Priſe Salz, Zucker, etwas abgeriebener Zitronenſchale gewürzt, auch kann man ein Glas Wein zugeben, und mit gekochtem Obſt vermiſcht. — IV. Reisſuppe mit Obſt auf andere Art. Der Reis wird mit wenig Waſſer und einem Stück friſcher Butter weich gedünſtet, aber ganz dick gehalten, friſche Kirſchen werden mit Zucker, etwas Zimt, einem Glas Wein gekocht, ſoviel Waſſer als nötig zugegeben, der Reis wird in die Suppenſchüſſel geſetzt und die Obſtſuppe darüber angerichtet. Mit eingemachten Kirſchen, mit gekochten Hagebutten, mit Äpfeln, mit friſchen und mit getrockneten Zwetſchen läßt ſich dieſe Suppe ebenſo gut herrichten. — V. Reisſuppe mit Erbſenmehl. Der Reis (ein halber Löffel auf die Perſon) wird mit dem angegebenen gemiſchten Fett oder mit Bratenfett und den unter I. erwähnten Kräutern geröſtet, in Waſſer weich gekocht, eine Viertelſtunde vor dem Anrichten wird Knorrſches Erbſenmehl (auch ein halber Löffel auf die Perſon) glatt gerührt, mit dem Reis gut durchgekocht, und dann die Suppe wie unter I. angerichtet. Jeder Bratenknochen, Gerippe von Geflügel oder ſonſtige Fleiſchabfälle verbeſſern dieſe ſchmackhafte Suppe ſehr.

Rührklops (für „ſorgende Hausfrau"). Eine billige Fleiſchſpeiſe, ſowohl für den Mittags- wie Abendtiſch, iſt der in Oſtpreußen bekannte Rührklops. Man ſetzt eine kleinwürfelig geſchnittene Zwiebel in eine Pfanne mit einem Stückchen Butter aufs Feuer, läßt ſie hellbraun braten, gießt alsdann eine reichliche Taſſe Waſſer, Salz, ½ Lorbeerblatt, etwas Pfeffer und einige Körner engl. Gewürz dazu, läßt dieſe Brühe aufkochen und rührt 1 Pfd. fein gewiegtes Rindfleiſch, unter dem auch ein kleiner Teil Schweinefleiſch ſein kann, in die kochende Brühe, ſo daß alles recht zerrührt und keine zuſammengeballten Klümpchen darin ſind. Nur ſo lange läßt man die Maſſe auf dem Feuer, bis ſich die rote Farbe des Fleiſches in Grau verwandelt hat; dann macht man das Haſchee mit 1—2 Eßlöffel voll geriebener Semmel ſämig und ſchmeckt es nach dem Salzgehalt ab. Man gibt Kartoffeln dazu, und dürfte die Maſſe für 6 Perſonen hinreichend ſein. **B. v. W.**

## Fragen.

91) Meine geehrten Mitleſerinnen bitte ich um einen Rat, wie beim Nähen beſchmutzte Leinwand (Muſtertücher), ohne gewaſchen zu werden, wieder zu reinigen iſt. Im voraus beſten Dank. **Leipzigerin.**

92) Ich möchte gern in meinem Eßzimmer zwei Wandbretter, etwa 1 m lang und 30 cm breit, zur Aufſtellung von verſchiedenen Krügen u. dgl. anbringen, aber größere Koſten vermeiden und deshalb einfach gehobelte Bretter nehmen und dieſelben ſelbſt in irgend einer Weiſe verzieren. Vielleicht kann mir eine Mitleſerin raten, wie ich das am beſten thue, ob mit einer platten Stickerei oder mit geraffter Stoffverzierung oder mit beidem. Für Rat wäre ſehr dankbar **M. F.**

93) Ich beſitze eine Menge von verſchiedenen Tuch- und Buckskinreſtern. Könnte mir eine der lieben Daheimleſerinnen einen Wink geben, wie ich dieſelben am beſten und einfachſten zu Teppichen verwerten kann? Im voraus herzlichen Dank. **Ina.**

94) Kann jemand gütigſt Auskunft geben, ob loſe Seide, aus Seidenreſten gezupft, von einer Fabrik oder Spinnerei gekauft wird?
**Anna.**

95) Kann mir eine der erfahrenen Leſerinnen ein Rezept für eine gute, wohlriechende Pomade mitteilen? Im voraus beſten Dank von einer **Eifrigen Leſerin des Daheim.**

96) Würde jemand die Güte haben und mir eine Quelle angeben, wo ich Muſter zu Dick-Stickerei für Hemdenſattel beziehen könnte und wie teuer ſich das Stück ſtellt? Beſten Dank im voraus. **Eliſabeth in W.**

97) Wo iſt ein Aſyl für Obdachloſe, wo Köchinnen, Mägde, Vögte Unterkommen ſuchen können? **Landbewohner.**

## Auskunft.

Frage 86. „Thalblume." Sehr empfehlenswerte Bezugsquelle von Flachs Ia Qual. (9½ Pfd. inkl. Porto 10 Mark) Joh. Chriſt. Praeſent Wwe., Uelzen Bez. Hannover.
**Spinnerin im Pfarrhaus H.**

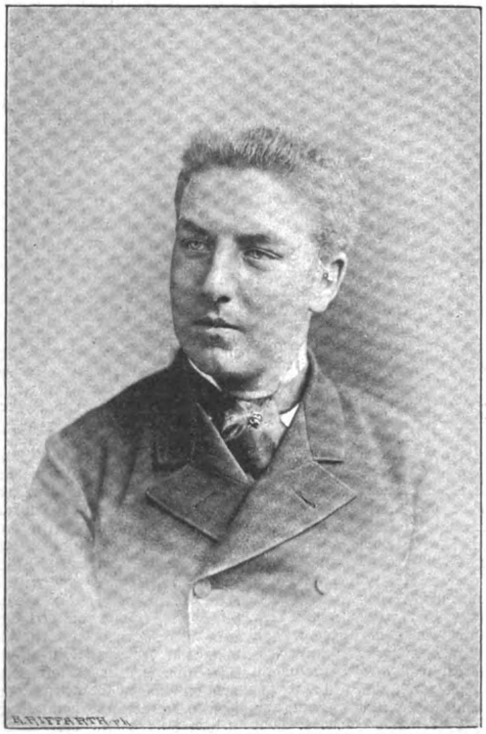
40—50 Pfd. guten Flachs, auch einzeln, Pfund 50 Pf., gibt ab Frau Pfarrer Sperl, Petersaurach, Poſt Wicklesgereuth, Mittelfranken.

## Berichtigung.

In der neulich erfolgten Auskunft über Bezugsquellen von Süßrahmbutter muß es in bezug auf die Centrifugalmeierei Labken b. Gürnen heißen: Pfund mit allen Speſen ℳ 1,35, nicht Kilo.

Daheim 1890. Nr. 23. Erſtes Blatt.

## Philipp Herzog von Orleans.


H.RIFFARTH ph.

Philippe duc d'Orléans

Der Bannbruch des jungen Herzogs von Orleans hat die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den älteſten Sohn des Grafen von Paris gelenkt, von dem man bisher eigentlich weiter nichts gehört hatte, als daß er ſich gelegentlich ſeiner Prinzenreiſe nach Indien als ein unerſchrockener Tigerjäger bewieſen haben ſolle. Aber da der Prinz — am 6. Februar 1869 geboren — eben erſt das einundzwanzigſte Jahr erreichte, iſt es erklärlich, wenn er noch nicht mehr für die Unſterblichkeit gethan hat, und da die Prinzen in Indien mit dem Aufgebot aller erdenklichen Vorſichtsmaßregeln auf Tigerjagden zu gehen pflegen, iſt es verzeihlich, daß der Ruf ſeiner Unerſchrockenheit über die ſich für Tigerjagden intereſſierenden Sportkreiſe nicht weit hinausgedrungen iſt. Am Tage ſeiner Majorennität aber fühlte der Prinz das unabweisbare Bedürfnis, der Welt zu zeigen, daß etwas in ihm ſteckt. Er reiſte unter der Maske eines harmloſen Engländers von dem ſicheren Genf nach dem für ihn ſehr unſicheren Paris, warf hier die Verkleidung ab und verlangte auf dem Rekrutierungsbüreau, ſeine Pflicht als Franzoſe erfüllen und drei Jahre dienen zu dürfen. Es war das allerdings ein Wagnis, denn er konnte nicht wiſſen, ob die Herren Republikaner ſeinen Wunſch nicht ernſt nehmen, in Rückſicht der bewieſenen Vaterlandsliebe von dem Verbannungsdekret zu gunſten ſeiner Perſon eine Ausnahme machen und ihn in ein in Afrika garniſonierendes Regiment und unter die beſondere Obhut eines bärbeißigen Korporals ſtecken würden, der keinen Unterſchied zwiſchen dem Prinzen von Orleans und dem Rekruten Petitjean zu machen gewohnt iſt. Das wäre vielleicht das klügſte von ſeiten der Republik geweſen. Aber der Herzog von Orleans iſt dieſer Gefahr, der einzigen, die ihm drohte, glücklich entgangen. Man hat ihn nach dem Wortlaut des Artikels 3 des am 22. Juni 1886 gegen die Prinzen der Familien Orleans und Bonaparte erlaſſenen Verbannungsgeſetzes: „Celui qui, en violation de l'interdiction sera trouvé en France, en Algérie ou dans les colonies, sera puni d'un emprisonnement de deux à cinq ans," mit dem mildeſten Strafmaß von zwei Jahren Gefängnis belegt und ihn in Clairvaux interniert, wo er die Freiheiten politiſcher Gefangener im ausgedehnteſten Maße genießt. Die weiſe Republik hat es alſo fertig gebracht, den bisher vollkommen unbekannten Prinzen zu einem politiſchen Märtyrer zu ſtempeln und ſich ſelbſt durch die Milde und Rückſichtnahme, mit der ſie den Verurteilten behandelt, das Zeugnis auszuſtellen, daß ſie auch dem eben majorenn gewordenen Orleans gegenüber ſich nicht ganz ſicher fühlt. Der Prinz hat alſo alles erreicht, was er erreichen konnte, und er hat ſich, das muß man ihm laſſen, ſehr geſchickt benommen. Mit großer Klugheit und Selbſtbeherrſchung hat er die heißblütigen ſeiner Anhänger, welche ihm ſchon jetzt, bei Lebzeiten ſeines Vaters, die Rolle eines Prätendenten zuweiſen wollten, in ihre Schranken zurückgewieſen und immer wieder betont, das einzige Motiv ſeiner Nichtachtung des Geſetzes ſei ſeine Vaterlandsliebe geweſen. Er hat damit ſicher auch bei vielen republikaniſch geſinnten Franzoſen Glauben gefunden. Ferner hat er eine ſehr hohe Rechnung für ſeine Verpflegung in der Conciergerie ohne Widerſpruch bezahlt und damit bewieſen, daß er mit der Tradition ſeiner Väter brechen will, ſolange es ſich um Kleinigkeiten handelt. Daß die bewieſene Unerſchrockenheit nicht viel höher zu ſtellen iſt als die er bei den Tigerjagden in Indien gezeigt hat, das war nicht ſeine Schuld, ſondern die der Umſtände, die ihn mit ſehr civiliſierten Menſchen in Beziehung brachte.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

# Papierblumen.

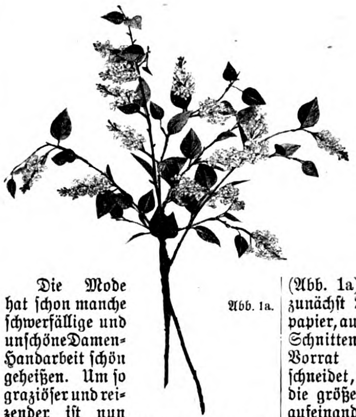


Abb. 1a.

Die Mode hat ſchon manche ſchwerfällige und unſchöne Damen-Handarbeit ſchön geheißen. Um ſo graziöſer und reizender iſt nun aber eine neue Liebhaberei, die in merkwürdiger Geſchwindigkeit zum allgemeinen Sport gewordene Fabrikation von Blumen aus Seidenpapier. Papierblumen hat man ſchon früher gern hergeſtellt, aber erſt die ſchönheitsliebende, formenfrohe Kunſtinduſtrie unſerer Tage erhob die beſcheidene Geſchicklichkeit zu einer überraſchenden Höhe; man hat der Natur ihre geheimſten Kunſtfertigkeiten abzulauſchen geſucht und mit den einfachſten Mitteln Modelle von Blütenzweigen geſchaffen, die bei überraſchender, naturgetreuer, duftig zarter Wirkung beinahe von jedem Kinde nachzuahmen ſind. Wer hätte die vollen buſchigen Schneeballzweige, den nickenden Flieder, die weißen und roſigen Blütenäſte von Apfel und Kirſche, die großen ſtolzen Mohn- und Sonnenroſen, mit denen in dieſem Winter mit Vorliebe Vaſen und Schalen gefüllt werden, noch nicht in Wohnungen und Luxusläden bewundert? — Alle dieſe Dekorations-Blüten werden nur wenig mehr aus Stoffen hergeſtellt, das Seidenpapier, das jedem Laien die Verarbeitung leicht macht, hat dies teurere Material beinahe verdrängt. Buntes Seidenpapier iſt in der kleinſten Stadt zu haben; natürliche Zweige von Büſchen und Bäumen auch; ſo bedarf es z. B. zur Herſtellung eines großen Flieder-, Schneeball- oder Kirſchzweigs nur des Ankaufs einiger Dutzende grüner Blätter, einer Rolle Blumendraht, grüner offener Seide, event. einiger Päckchen Staubfäden und braunen Kautſchukpapiers zum Verbinden der Blätter- und Blütenanſätze. Die Herſtellung der Schneeballen wurde hier ſchon beſchrieben, wir fügen ihr heute eine Anleitung zum Anfertigen des Flieders (Abb. 1a) hinzu. Hierzu bedarf man zunächſt 2 Nüancen zartlila Seidenpapier, aus dem man nach beifolgenden Schnitten (ſ. Abb. 1b) einen hübſchen Vorrat von Blütenblättchen zuſchneidet, die kleineren dunkler und die größeren heller, immer aus zwei aufeinander liegenden Bogen, da man die Blütchen aus doppeltem Papier fertigt. Jedes Blütchen wird auf ein weiches Stück Radiergummi gelegt, und mit einer runden erbſengroßen Nadelkuppe oder einem entſprechend geformten Holz werden in die einzelnen Blättchen ſchöne Rundungen eingedrückt; auch wenn man die Blättchen mit einer ſtumpfen Haarnadelſpitze längs des Randes auf weicher Unterlage leicht einkerbt, formen ſie ſich ſchön. Was nun die Blütenröhrchen (Abb. 1b) betrifft, ſo iſt es am bequemſten, dieſelben in Päckchen à 3 oder 4 Pfg. fertig zu kaufen, im Notfall ſtellt man ſie aus feſtem Häkelſchnürchen her, das man in dickem Kleiſter mit ein paar Tropfen lila Tinte kocht, trocknet und in 2 cm lange Stielchen ſchneidet. Jedes Stielchen (reſp. Röhrchen) wird mit der äußerſten Spitze in Dextrin (den man bei der ganzen Arbeit zur Hand haben muß) und hierauf in gelben Maisgries getaucht (Abb. 1b). Danach ſchiebt man an jedes Stielchen ſofort eins der fertigen Blütchen an, ſo daß es an dem noch feuchten Köpfchen desſelben gleich ein wenig feſtklebt. Wer nicht ſpitze Finger hat, bedient ſich hierbei lieber einer kleinen Blumenzange. — Zum Anfertigen einer Blütendolde gehören nun auch Knoſpen. Dieſelben ſind gleichfalls fertig ſehr billig zu haben; will man ſie ſelbſt fertigen, was kaum zu empfehlen iſt, ſo taucht man die oben beſchriebenen Stielchen in ſteifen, lilagefärbten Mehlkleiſter, daß längliche Köpfchen entſtehen, und ſtellt ſie zum Trocknen am beſten in einen mit Sand gefüllten Blumentopf. Zum Binden der Dolden nimmt man ein Stückchen Blumendraht (am beſten grünüberſponnenen Wolldraht) und bindet mit offener grüner Seide zunächſt 10 bis 12 Knöſpchen, ſpitz zulaufend geordnet, an das eine Ende dieſes Stieles feſt. Der Stiel wird etwa noch 1 cm weiter mit Seide umwickelt. Nun bindet man 4- oder 5mal 2 Blütchen von der kleineren Sorte an je ein Stückchen Draht, und ordnet dieſe Doldchen $1^1/_2$ cm unter den Knoſpen rings um den erſten Draht, umwickelt alle 5—6 Drähte zuſammen $1^1/_2$ cm dicht mit Seide und fügt dann 5 Doldchen, aus je 3 größeren Blütchen gefertigt, hinzu. Die fertige Dolde, deren Herſtellung in den verſchiedenen Stadien Abb. 1c, d und e erklären, wird noch ein Stück mit Seide umwickelt und dann gleich mit 2 grünen Blättern zuſammen an das Zweigende eines wirklichen kahlen — recht ſchön geformten — Fliederzweigs gebunden; die Bindeſtelle umwickelt man mit einem Streifchen Kautſchuk- oder braunem Seidenpapier. Ebenſo werden alle größeren Zweigenden des betreffenden Aſtes mit Dolden verſehen, kleinere Zweige erhalten nur Blätterſchmuck. Die Blätter, die man über den ganzen blütengeſchmückten Aſt zu zweien und einzeln verteilt, werden am beſten mit feinem Draht feſtgebunden. Solch ein großer Zweig iſt ein wirklich holder Zimmerſchmuck, auch kleine Zweigchen, weiß und lila, in Vaſen und Jardinieren geordnet, ſehen reizend aus. Bei weißen Zweigen nimmt man die Knöſpchen und die oberen kleineren Blütchen gelblich getönt. Mehr ins Auge fallend und deshalb namentlich zum Schmuck von Speiſezimmern, überhaupt größeren, nicht überfüllten Räumen geeignet, ſind die großen Sträuße aus Mohn- und Sonnenroſen (Abb. 2a). Zunächſt ſei die Herſtellung der großen Mohnblüten erklärt. Wir rechnen zu einem vollen Strauß vier Blüten — zu jeder gehören 6 Doppelblätter —, wir ſchneiden alſo 4 mal 12, iſt 48, Blätter nach Abb. 2b, etwa 4 mal vergrößert, zu. Zwiſchen je zwei einzelne Blätter wird gleichſam als Mittelader, aber nur dreiviertel ſo lang als das Blatt, ein feiner Draht geklebt, der an der Blattſpitze noch 1 cm vorſteht. Jedes dieſer nun entſtandenen Doppelblätter legt man einfach zuſammen, die Drahtader nach oben, nimmt ein feuchtes, ja nicht naſſes Tuch, legt deſſen Zipfel 15 cm um und ſchiebt das Mohnblatt ſo zwiſchen das Tuch, die Spitze nach links, daß die Ader desſelben ſich mit dem Bruch des Tuches deckt (ſ. Abbildung 2c). Nun legt man den Ballen der linken Hand feſt auf den durch d bezeichneten Punkt und rafft das Tuch von c nach b, das Unterzeug mit erfaſſend, in ſehr ſtraffen kleinen Fältchen zuſammen, die man unter dem Ballen der linken Hand fort nach a hin möglichſt weiter zieht. Zuletzt noch ein ſehr feſter Druck auf d. Nun wird das Blatt herausgenommen, getrocknet und dann durch leichtes Biegen des feinen Drahtes in recht ſchöne Form gebracht. Man nimmt nun ſehr ſtarken Eiſendraht ($^1/_2$ Meter lang), bindet an das obere Ende ein getrocknetes Mohnköpfchen oder ein mit grauem Seidenpapier umwickeltes Wattbäuſchchen mit Draht feſt, umgibt dasſelbe mit einem dichten Kreis ſchwarzer Staubfädchen, die man kauft oder aus ſchwarzem Hanfzwirn — die gleichgeſchnittenen Enden mit Dextrin und Maismehl betupft, — ſelbſt fertigt; zuletzt werden die 6 Blumenblätter in zwei Reihen, je drei und drei, angebunden; zum Herſtellen des dicken haarigen Blütenſtiels kauft man fertigen Mohnſchlauch, den man einfach über den Draht ſchiebt (Meter 25 Pfg.). Auch die grünen Blätter muß man fertig kaufen; man erhält in unten bezeichneter Quelle

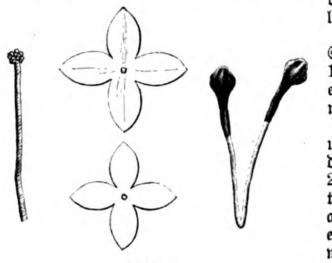


Abb. 1b.

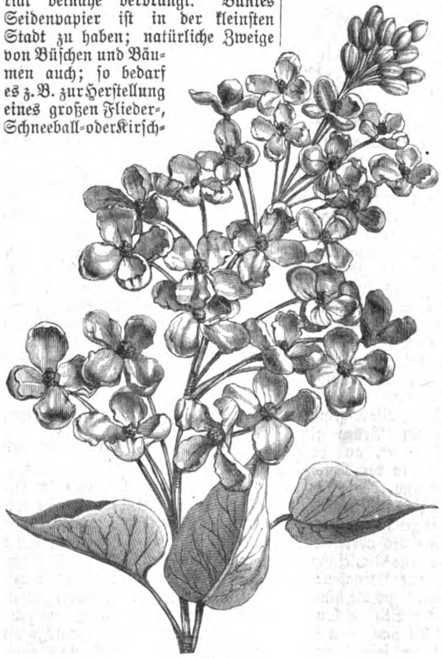


Abb. 1c.

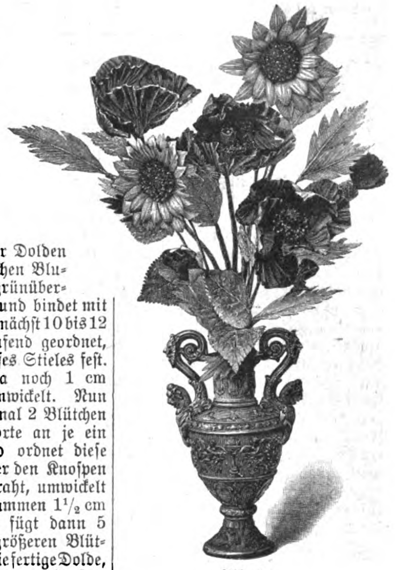


Abb. 2a.

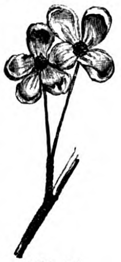


Abb. 1d.

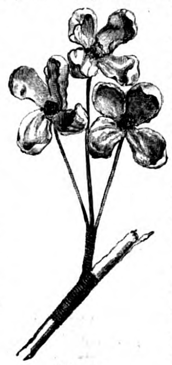


Abb. 1e.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Arm ſei dein Los,
Eng ſeine Schranke,
Aber dein Sinn ſei groß
Und weit dein Gedanke.

alles ſchön und billig. Die Stiele der Blätter werden teils durch einen kleinen Einſchnitt mit in den Schlauch des Hauptſtiels hineingeſchoben, teils auf apartem Stengel in den Strauß gewunden. Grüne Knoſpen, die nicht unbedingt nötig ſind, kauft man fertig und gibt ihnen nur oben einen kleinen Einſchnitt, in den man ein paar rote zuſammengefaltete Blättchen ſchiebt. Zur Sonnenroſe gehören Blätter von ziemlich ſtarkem goldgelben Papier, die nach den Muſtern Abb. 2d zugeſchnitten werden. Jedes Blatt erhält durch eine ſtarke Stricknadel auf weicher Unterlage raſch einige Längsadern eingekerbt, wodurch das Blatt ſich zugleich ein klein wenig umrollt. Nun formt man aus dunkelbrauner Wolle eine kurze, aber ſehr ſtarke, breite und feſte Quaſte (ſ. Abb. 2d), die man oben ſamtartig glatt ſchert und ringsum mit einem Anhauch von goldgelbem Ocker (Maurerfarbe) leicht bepinſelt. Man kann große Sonnenroſenſamenkerne mit der Spitze in Dextrin tauchen und dieſen Fruchtboden rings damit beſtecken; man befeſtigt den fertigen Boden an ſtarkem Draht und klebt nun die gelben Blättchen in zwei Reihen ringsum; der Stieldraht wird oben etwas gebogen, daß die Blume zu nicken ſcheint, dann mit grünem Seidenpapier umwickelt und mit Blättern geſchmückt. Sonnenroſen und Mohn werden nun zuſammen in recht große Vaſen geſchmackvoll arrangiert. — Über die Herſtellung von Kirſch- und Apfelzweigen folgen nächſtens noch ein paar kurze Winke; vorläufig können unſere Leſerinnen mit Hilfe obiger Angaben wenigſtens die Mode mitmachen; ſie werden ſehen, daß ſich mit etwas Geſchmack und leichter Mühe kleine Kunſtwerke ſchaffen laſſen, die keine Blumenfabrik ſchöner herſtellt.

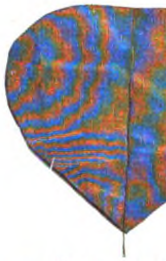
Bezugsquelle für alles zur Blumenanfertigung erforderliche Material, ſowie für fertig ausgeſchlagene Blumenblätter zu Schneeball, Flieder, Sonnenroſen u. a. Frau Marie Amthor, Leipzig, Wintergartenſtraße 7 II.

## Dem Sohn des Hauſes zur Konfirmation.

So gehe hin in Gottes Namen!
Es iſt ein ernſter Weg, mein Kind! —
Und du, o Herr, ſprich Ja und Amen,
Schütz' unſern kleinen Sauſewind. —
Du trittſt nun aus des Hauſes Stille
Hinaus in eine fremde Welt,
Doch unſers guten Gottes Wille
Dich ſchützend dort umfangen hält.
Da draußen ſteht dir nicht zur Seite
Der Mutter liebe, treue Wacht,
Sie ſitzt daheim mit ſtillem Leide
Und ſorgt, was wohl ihr Liebling macht.
Vergiß es nimmer, Herzensjunge,
Daß du der Eltern koſtbar Gut,
Halt rein das Herz, halt rein die Zunge,
Sei immer brav, ſei immer gut!
Und welches Ziel du einſt magſt wählen,
Das ſchreib ſchon jetzt ins Herz dir ein,
Dein höchſtes Ziel — mögſt du's nicht fehlen —
Sei ſtets: ein guter Menſch zu ſein. —
So gehe hin in Gottes Namen,
Es iſt ein ernſter Weg, mein Sohn!
Thu' deine Pflicht, bring' reichen Samen,
Das iſt der Eltern ſchönſter Lohn!

## Kunſt im Hauſe.

Eine ſehr leichte Art, Porzellan und Steingut (Wandteller, Krüge und Vaſen) wirkungsvoll zu bemalen, iſt folgende. Man pauſt irgend ein Arabeskenmuſter, am beſten ſtiliſierte Blumen (nach guten Tapetenmuſtern) auf den Gegenſtand und zieht die Konturen ſehr kräftig in Sepia nach. Die Figuren werden dann mit Rot, Blau und Gelb leicht angetönt. Das Ganze ſieht wie Majolikamalerei aus. Für Anfänger iſt es eine ſehr empfehlenswerte Arbeit



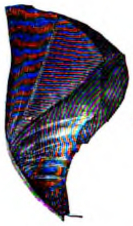


Abb. 2b.

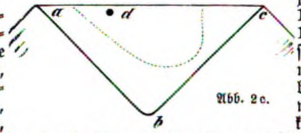


Abb. 2c.

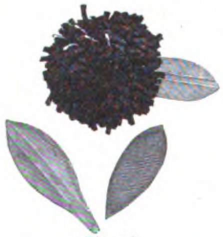


Abb. 2d.

## Eine neue Knabenarbeit.

Die zierlichſten kleinen Schmuckkäſtchen, Sparbüchſen ꝛc. ſtellt eine einigermaßen geſchickte Knaben- oder Männerhand ſehr feſt und dauerhaft aus Cigarrenkiſtenholz her. An Handwerkszeug iſt erforderlich: Eine feine Säge (Laubſäge), ein kräftiges ſcharfes Taſchenmeſſer, ein feiner Bohrer, ein Lineal von Eiſen oder ſonſtigem Metall, womöglich mit metriſcher Einteilung, ein Winkel von Holz oder beſſer von Metall, ein Hammer ſamt einem Sortiment kleiner rundköpfiger Meſſingſtifte, eine kleine ſcharfe Zange zum Ausziehen und Abzwicken der Stifte, einige Feilen und Glaspapier. Leim iſt nicht erforderlich, da die Verbindung der einzelnen Holzteile nur durch Nageln geſchieht. Die Cigarrenkiſtchen werden in ihre einzelnen Teile zerlegt und dieſe durch Ausziehen der Nägel und Entfernung der Papierbeklebung zu weiterer Verarbeitung hergerichtet. Hier mag bemerkt werden, daß die vier Seitenteile und der Deckel gewöhnlich aus beſſerem Holz hergeſtellt ſind als der Boden, welcher ſich zur weiteren Verarbeitung meiſt zu ſchwach erweiſt. Die einzelnen Teile unſerer kleinen Kaſſetten werden mit der Laubſäge oder dem Meſſer zugeſchnitten. Pünktlichkeit hierbei iſt Haupterfordernis des Gelingens der Arbeiten, da die im Rechteck oder Quadrat geſchnittenen Stücke genau rechtwinklig ſein und die vier Seitenflächen glatt und im rechten Winkel zu der oberen und unteren Fläche der Stücke geſchnitten ſein müſſen. In Nachſtehendem ſoll an der Hand eines Beiſpieles einige Anleitung gegeben werden. Um ein kleines, etwa im Nähtiſch verwendbares Schächtelchen von länglich-viereckiger Form (Rechteck) herzuſtellen, ſchneide man vier Stücke in der Breite von 4 cm, deren zwei 10, zwei 6 cm lang ſind. Das Holz ſchneide man ſo, daß die Richtung der Faſern der Längsrichtung der Gegenſtände entſpricht; doch kann unter Umſtänden bei ſtarkem Holze auch entgegengeſetzt verfahren werden. Die kürzeren Stücke bilden die Seitenwände, die längeren Vorder- und Rückwand, und die vier Teile werden, nachdem ſie durch Nachhelfen mit Meſſer und Feile paarweiſe gleich groß und genau rechtwinklig gemacht ſind, durch Einſchlagen von je vier kleinen, ca. 1 cm langen, 1 mm dicken Meſſingſtiften zu einem Rahmen verbunden. Die Nägel werden an den kurzen Seiten der beiden längeren Teile ſo eingeſchlagen, daß die kurzen Seitenflächen (Stirnflächen) dieſer Teile mit der äußeren Fläche der Seitenwände genau in einer Ebene liegen. In gleichen Zwiſchenräumen eingeſchlagen, dienen die Nägel zugleich als Zierat. Um etwaiges Springen des Holzes zu vermeiden, wird das Einſchlagen der Nägel mit einem ſpitzen Inſtrument, ſogenanntem Pfriem oder einer ſehr ſtarken Nadel etwas vorgebohrt. Das Einſetzen des Bodens geſchieht dadurch, daß ein genau den inneren Wänden des Rahmens angepaßtes rechtwinklig geſchnittenes, 60 mm breites und je nach der Stärke der Seitenwände ca. 92 mm langes Stück Holz durch Einſchlagen von Nägeln (an den Langſeiten etwa fünf, an den Schmalſeiten drei) am unteren Rand der vier Seiten befeſtigt wird. Ein Deckel wird in der Weiſe angebracht, daß man ein dem Boden gleich großes Stück ſchneidet, an deſſen vorderen Langſeite in der Mitte ein ca. 1 cm breiter und ebenſo langer Anſatz (ſogen. Naſe) ſtehen gelaſſen wird. Dieſer Naſe genau entſprechend wird in die Mitte des oberen Teils der Vorderwand eine Vertiefung geſchnitten, welche zur Aufnahme der Naſe beſtimmt iſt. In die hinteren Teile der ſeitlichen Stirnflächen des Deckels wird 2—3 mm vom Ende entfernt mit einem feinen Bohrer oder einem glühend gemachten dünnen Nagel je ein 5—10 mm tiefes Loch gebohrt, dem je ein durch den hinteren oberen Teil der Seitenwand gebohrtes Loch entſpricht. Nachdem die obere hintere Kante des Deckels ſoweit abgeſtumpft iſt, daß ſich der Deckel bequem öffnen läßt, wird durch die Löcher ein Nagel oder ein Stift geſteckt und auf dieſe Weiſe das erforderliche Scharnier hergeſtellt. Sowohl Deckel als Boden können auch auf andere Weiſe angebracht werden: Ein abnehmbarer, am Kaſten nicht feſtgemachter Deckel beſteht aus einem wie der oben beſchriebene Boden den inneren Wänden genau angepaßten Stück, für unſer Beiſpiel im Maß von 60×92 mm, und einem anderen größeren im Maß von 70×102, welche beiden Stücke in der Art flach aufeinandergenagelt werden, daß vom größeren Stück auf allen vier Seiten ein 5 mm breiter Rand frei bleibt. Die Nägel werden durch das größere obere Stück in das kleinere — zur Zierde etwa in der Form eines Sternes — eingeſchlagen; was an Nagelſpitzen unten zum Vorſchein kommt, wird abgezwickt und glatt gefeilt. Eine andere Art, den Boden einzuſetzen, iſt die, daß man in die unteren ſchmalen Seitenflächen vor dem Zuſammennageln der einzelnen Teile eine etwa 2 mm breite rechtwinklige Fuge ſo tief einſchneidet, daß der ca. 96×64 mm meſſende Boden genau hineinpaßt. Der Boden wird dann mit kleinen Stiften von unten her feſtgeſchlagen. Wer im Einſchneiden der Fugen einige Übung erlangt hat, wird dieſe Art der zuerſt beſchriebenen einfacheren vorziehen. Die fertigen Arbeiten werden auf allen Seiten mit Glaspapier, erſt einer gröberen, dann einer feineren Sorte ſauber abgerieben. Die den im Scharnier laufenden Deckel umfaſſenden ſchmalen oberen Seitenwände des Rahmens können durch Einſchlagen kleiner Stifte beliebig verziert werden. Die vier Seiten ſamt dem Deckel können bemalt werden, oder dieſelben werden einfach geölt, was dem Holz tiefere Färbung und höheren Glanz verleiht. In der für das Beiſpiel angegebenen Weiſe können Gegenſtände der verſchiedenſten Form und Größe gefertigt werden, und da die aus nahezu wertloſem Material faſt ohne Koſten hergeſtellten Arbeiten bei einiger Pünktlichkeit und Geduld die darauf verwendete Mühe reichlich lohnen, ſo mag ein Verſuch jedermann empfohlen ſein, der Sinn für derlei Beſchäftigung und einiges Handgeſchick beſitzt.

## Die Herſtellung wappenförmiger Wandſchilder in Metallimitation

iſt in dieſem Blatte ſchon einmal kurz erörtert worden. Nachdem ich dieſen hübſchen Wandſchmuck in verſchiedenſter Weiſe nachgeahmt habe, möchte ich auch den Leſerinnen dieſes Blattes noch einiges darüber verraten. Dieſe Wandſchilder bilden eine äußerſt elegante Wandverzierung für unſere modernen Zimmereinrichtungen und bieten vermöge der müheloſen Selbſtanfertigung einen ſehr angenehmen Zeitvertreib. Die-

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

ſelben werden aus leichtem Holz in verſchiedenen Formen nach alten Schildervorlagen hergeſtellt und haben eine Ausdehnung von ca. 33 cm in der Höhe und 28 cm in der Breite. Auf der Rückwand befindet ſich ein flacher Blechkaſten, welcher in der Hauptſache zur Aufnahme von Palmenwedeln und Makartbouketts beſtimmt iſt, eventuell aber als einfache Hängevorrichtung zum Befeſtigen der Schilder an der Wand dienen kann. Die Ausſtattung der Schilder ſelbſt betreffend, kommt es zunächſt auf die heraldiſche Einteilung an, welche je nach Zweck erwünſcht iſt, und kann die dem Auge zugewandte Seite beliebig, entweder ganz eben, gefeldert, gerade oder ſchräg geſtreift hergeſtellt werden. Will man die ganze Fläche gleichmäßig metallartig nachbilden, ſo geſchieht dies folgendermaßen: Man überzieht die vordere Holzfläche mit einer recht dicken Dextrinauflöſung, welche durch Vermiſchen von Dextrinpulver mit zwei Eßlöffeln warmen Waſſers hergeſtellt wird. Iſt dieſer erſte Anſtrich völlig getrocknet, ſo wird in derſelben Weiſe ein zweiter vorgenommen, auf welchen man dann ſofort recht reichlich die bekannten kleinen würfelförmigen Holzſpäne ſtreut, die der beſſeren Haltbarkeit wegen mit einem Brettchen feſt eingedrückt werden. Man hat auf dieſe Weiſe eine rauh und zerriſſen geſtaltete Oberfläche erhalten, von welcher, nachdem ſie ganz hart getrocknet iſt, mit einem Borſtpinſel die nicht haften gebliebenen Holzſpäne abgeſtrichen werden. Hiernach kann zum Bronzieren geſchritten werden. Man tränkt einen ſtarken Haarpinſel mit der flüſſigen Bronzefarbe und betupft die rauhe Vorderſeite des Schildes nebſt Rand (welcher nicht beſtreut werden darf) bis in alle Fugen hinein mit der Farbe. Dieſer erſte Bronzeanſtrich trocknet ſehr ſchnell und dient als Untergrund, welcher nochmals, aber nur dünn mit der vorhandenen Dextrinlöſung überzogen wird. Hierauf werden in derſelben Weiſe, wie ſchon früher mit den Holzſpänen geſchehen, dick Brokatflitter geſtreut. Sind nach dem Feſt- und Trockenwerden dieſes Schuppenüberzuges alle noch loſen Flitter durch Abſtreifen mittels eines weichen Pinſels ganz entfernt, ſo gibt man der jetzt fertigen Schildoberfläche durch zweimaliges Beſtreichen mit Bronzeglaſur die nötige Härte und Haltbarkeit. Wünſcht man indes die Vorderſeite des Wandſchildes nicht gleichmäßig, ſondern nur teilweiſe in Feldern oder ſchrägen Streifen mit Gold, Silber oder Kupfer zu bronzieren, ſo müſſen die einzelnen abzuteilenden Felder, um die Abgrenzung recht ſcharf zu erhalten, durch Anheften dünner Holzleiſten oder Pappſtreifen genau begrenzt werden; dieſelben werden ſpäter nach völliger Fertigſtellung der Metallauflage wieder abgenommen. Die von Bronze freigewünſchten Flächen können dann mit farbigem Plüſch oder Samt, welcher ebenfalls nur mit Dextrin aufzukleben iſt, belegt werden, es gibt gerade dieſe Art der Zuſammenſtellung den Wandſchildern ein höchſt elegantes und geſchmackvolles Anſehen, welches durch Einſchlagen von Façonnägeln in die Plüſchſtreifen längs der Schildränder noch beſonders erhöht wird. Will man die glatten Holzſchilder fertig beziehen, was wohl am bequemſten und billigſten iſt, ſo wende man ſich an die Flora-Droguerie in Frankfurt a. O., die das Patent dieſes Artikels beſitzt. Dieſelbe führt auch die bekannten, aus Hartſtuckmaſſe modellierten Wappenſchilder mit heraldiſchen Seitenverzierungen und Ritterhelm. Die Farbenausführung für dieſe Wappenſchilder iſt ganz dem eigenen Geſchmack, entſprechend dem Zweck der Verwendung anheimgeſtellt; der freie Raum der glatten Schildfläche kann in derſelben Weiſe, wie bei den Holzſchildern angegeben, beliebig mit Bronze und Plüſch dekoriert, oder durch Einmalen von Familienwappen, Monogrammen, Verzierungen 2c. verſchönt werden. Für die letzte Art der Ausſchmückung empfiehlt es ſich, das ganze Wappenſchild mit einer dünnen Dextrinauflöſung zu grundieren, da hierauf die zu verwendenden Öl-, Aquarell- oder Bronzefarben beſſer anhaften.

**L. B.**

## Handarbeit.

*Strumpf mit Durchbruchmuſter.* Ein ſchöner ſelbſtgeſtrickter Strumpf iſt jetzt etwas ganz beſonders Rares. Vielleicht verſucht eine Dame, als originelles Geſchenk doch noch einmal ein paar Strümpfe ſelbſt zu ſtricken. Dazu will ich nachſtehend ein ſehr ſchönes und dabei leichtes Muſter aus meinem Rezeptſchatze mitteilen. Es iſt ein ſogenanntes „Kettenmuſter.“ Man beginnt mit demſelben, ſobald man mit dem Abnehmen an der Wade aufgehört hat. Natürlich wird dieſes Durchbruchmuſter nur auf zwei Nadeln geſtrickt, ſo daß die Vorderſeite des Strumpfes, von der Mitte des Schienbeins an, bis zu der Stelle, wo man mit dem Abnehmen an der Spitze beginnt, damit verziert iſt. Die beiden anderen, zu beiden Seiten der „Naht“ des Strumpfes liegenden Nadeln werden glatt geſtrickt. Man beginnt alſo zwei Maſchen rechts, zwei M. links und ſtrickt ſo vier Touren (immer nur die beiden vorderen Nadeln), auf der fünften Tour wird die zweite r. M. abgehoben, die erſte l. M. rechts geſtrickt und die abgehobene M. über dieſelbe gezogen. Dann wird die zweite l. M. und die erſte r. M. rechts (glatt) zuſammengeſtrickt und darauf zwei Luftm. geſtrickt, und das immer wiederholt, bis die beiden Nadeln abgeſtrickt ſind. Auf der ſechſten Tour werden immer die zwei Luftm. links geſtrickt, die anderen beiden M. aber rechts. Wenn das Muſter richtig geſtrickt iſt, ſo müſſen die beiden linken (geſchränkten) Maſchen immer über den Löchern liegen, und die rechts geſtrickten (glatten) Maſchen ſich wie eine Kette aneinanderreihen. Nachdem die ſechſte Tour vollendet iſt, beginnt man wieder die erſte, zweite, dritte, vierte, fünfte und ſechſte Tour zu ſtricken und wiederholt das ſo lange, bis man an das Abnehmen bei der Spitze gelangt iſt. Bäumchenfiguren in Kreuzſtichſtickerei, wie ſolche alle Modezeitungen bringen, bilden die Verzierung der Zwickel. Auch zum Rande eignet ſich das Kettenmuſter, und der Strumpf bekommt dadurch ein ganz beſonders feines und elegantes Ausſehen. Beſonders zu Balltoiletten, aber auch für die Strandpromenade, zum ausgeſchnittenen Schuh, ſieht dieſer Strumpf ſehr fein aus. Man kann ihn in Weiß oder Bunt herſtellen; zu Weiß ſtickt man die Zwickel in ſchwarzer Seide, was beſonders elegant wirkt, bei Schwarz in Gold und Silber, bei Rot in Weiß und Blau 2c. Ein ſolches Paar ſelbſtgeſtrickter Strümpfe iſt wirklich ein ſchönes und dabei billiges Geſchenk, durch welches wohl jede junge Frau, jedes Mädchen erfreut werden wird. Auch als Hochzeits- oder Konfirmationsgeſchenk ſind ſolche Strümpfe ſehr paſſend. Als Hochzeitsgeſchenk ſtrickt man ſie, der Brauttoilette entſprechend, aus weißer Seide, die Zwickel mit Myrtenzweigen in Olive, in Plattſtichſtickerei verziert.

**Elſa von Szymanska.**

## Wäſche.

*Vorzügliches Mittel, um die Wäſche ſchnell und gut zu reinigen.* Man bringt 20 Gramm reines Paraffin mit 1 Pfd. Schmierſeife in 60 Liter Waſſer zum Kochen, kocht darin die tags zuvor eingeweichte Wäſche 15 Minuten, ſieht ſie nach, um etwa zurückgebliebene Flecken auszureiben, was ſehr leicht und ſchnell von ſtatten geht. Die unſauberſten Stücke kocht man noch einmal mit demſelben Quantum Paraffin und der Hälfte der Seife, ſpült und blaut, und die Wäſche iſt blendendweiß.

## Toilette.

*An eine Brünette.* Geſichtshaare entfernt man leicht auf folgende Weiſe: Man reibt die Haut, z. B. die der Oberlippe, mit glattem Bimsſtein ſo lange, bis die Haare ſchlaff und weich werden, worauf ſie ſich mit der Pincette leicht und ſchmerzlos herausziehen laſſen.

## Geſellſchaftsſpiel.

*Schattenſpiel.* Eine Perſon ſetzt ſich auf einen Stuhl. Vor ihr iſt ein weißes Laken ausgeſpannt. Die übrigen Perſonen gehen auf der anderen Seite der Leinwand vorüber und an einer Lampe vorbei, welche die Schatten auf dem Tuche ſilhouettenartig erſcheinen läßt. Es iſt jedem geſtattet, ſich zu verkleiden. Herren ziehen Damenſaloppen an, ſetzen ſich Hütchen auf, verdecken ihr Haupthaar mit einem improviſierten Turban, machen ſich kleiner oder dergleichen. Die Perſon auf dem Stuhle muß erraten. Der erſte, den ſie errät, kommt an ihre Stelle. Die Komik dieſes geſelligen Spiels beruht auf den lächerlichen Verkleidungen und ſchrecklichen Grimaſſen, die jeder ſchneidet, um ſein Profil ſo unähnlich als möglich zu machen. Einige kämmen ſich das Haar borſtenartig in die Höhe, andere ſuchen durch die Zunge eine geſchwollene Wange zu ſimulieren. Lange Herren kauern ſich zuſammen und erſcheinen in Mäntelchen eines Knaben als Zwerge. Das Streben, nicht erkannt zu werden, bringt eine komiſche Angſt hervor, und rät die Perſon ganz falſch, ſo entſteht auf der anderen Seite immer ein ſchallendes Gelächter.

**Th. Sch.**

## Für die Küche.

*Dicker Kuchen.* Ein geſalzenes Thee- und Kaffeegebäck. 2 Pfd. geſiebtes, trockenes Mehl ſtelle in einer Schüſſel an einen warmen Ort, laſſe abends einen kleinen Vorteig mit Hefe und lauer Milch (inmitten der Schüſſel), am anderen Morgen wird der Teig folgendermaßen fertig gemacht: ¼ Pfd. ganz reines Schweineſchmalz (ich nehme nur ſelbſtausgekochtes) und ¼ Pfd. ſüße Butter werden leicht und ſchaumig gerührt, menge dieſes nebſt Milch, zwei Eiern, etwas Salz mit dem Mehl, klopfe und verarbeite den Teig tüchtig, laſſe ihn etwa 3 Stunden gehen, forme einen runden Kuchen, lege denſelben auf das Backblech, laſſe ihn wieder ½ Stunde gehen, ziehe mit einem ſpitzen Meſſer Linien auf dem Kuchen, beſtreiche ihn dann mit Ei, ſtreue Salz und Kümmel darauf und backe ihn in guter Hitze. Der Kuchen iſt noch beſſer am zweiten Tag, hält ſich überhaupt lange friſch. Ich glaube kaum, daß im Schwabenlande (beſonders auf dem Lande) eine Hochzeit, Taufe, Kirchweih ohne dieſen „dicken Kuchen“ gefeiert wird.

**E. Lz.**

*Peſter Torte.* Hierzu gehören: 250 g friſche, ungeſalzene Butter, 250 g geriebener Zucker, 125 g feinſtes Mehl, 8 Eier und 250 g feine Schokolade. — 125 g Butter, 125 g Mehl, 4 Eier und 125 g Zucker werden zuſammen recht fein abgerührt. Von dieſer Maſſe ſtreicht man meſſerrückendick auf eine runde Blechplatte, bäckt es ſchnell im Ofen ab und auf dieſelbe Weiſe hintereinander noch acht gleiche Platten, die man erkalten läßt. Hierauf erwärmt man die Schokolade etwas, daß ſie weich wird, rührt nach und nach vier Eigelb und 125 g mit in fünf Löffeln Waſſer gekochtem Zucker dazu und ſtellt die Maſſe kalt. Dann rührt man 125 g Butter zu Schaum, macht von vier Löffeln dicker Sahne Schlagſahne und rührt beides unter die Schokoladenmaſſe. Die einzelnen gebackenen Platten werden alsdann gleichförmig mit der Maſſe beſtrichen und übereinander gelegt, nur das oberſte Blatt bleibt leer. Dieſes wird mit 150 g gebräuntem Zucker übergoſſen und erkaltet als Deckel auf die Torte gelegt. Die Tor. iſt ſehr fein und hält ſich acht Tage, nur muß ſie immer kühl ſtehen.

*Engliſche Kaffee-Brezel.* Man macht einen lockeren Teig von 375 g Mehl, 30 g gebranntem, ganz fein pulveriſiertem Kaffee, zwei Eidottern und zwei ganzen Eiern, 100 g Butter, 150 g geſiebtem Zucker, 8 g geſtoßenem Zimt und etwas geſtoßener Vanille. Wenn alles gut durchgearbeitet iſt, formiert man kleine Brezeln aus dem Teige, ſetzt ſie auf ein Blech und bäckt ſie bei mäßiger Hitze langſam. **Frau B. v. P.**

## Fragen.

98) Wer kann mir einige humoriſtiſche Gedichte vorſchlagen, die ein junges Mädchen deklamieren kann? Im voraus beſten Dank.

**Elſa.**

99) Bitte um Angabe, wie man auf dem Lande in einem gewöhnlichen Bratofen Waſſerſemmel oder einfache Weißbrötchen für das tägliche Frühſtück herſtellen kann. **v. M.**

100) Eine Abonnentin bittet um Auskunft, wie man die blindgewordenen Scheiben eines Glasſchrankes wieder reinigen kann (mit Soda wurde es ſchon verſucht). **E. v. R.**

101) „Ratloſe“ bittet um Mitteilung, wie am praktiſchſten Knöpflaken für Steppdecken herzuſtellen ſind, ſtatt der bisher gebräuchlichen Kouverts, die ſich an den Ecken ſchnell durchſtoßen und in der Wäſche ſo mühſam zu legen ſind.

102) Wie wäſcht man weiße Militärhandſchuhe, daß das Leder weich und weiß bleibt? Sehr dankbar wäre für ein Rezept

**Eine Offiziersfrau.**

103) Würde nicht eine der Mitleſerinnen ſo freundlich ſein, mir eine Fabrik zu nennen, wo man guten „Koniferenduft“ direkt beziehen könnte?

**Die Mutter eines Rekonvaleszenten.**

104) Wie kann man Eierſchalen — zu allerhand Oſterſcherzen — geradlinig zerſchneiden?

**Adele.**

105) Kann mir jemand ſagen, wie man mit Gold auf Porzellan malt? Ich möchte nach Art der Majolikamalerei Ornamente u. dergl. oft mit Goldlinien umgeben. Wie verfährt man hierbei? **Alte Lene.**

## Auskunft.

Antwort für 3 Schloßfräulein. „Wie junge Mädchen lieben,“ Schwank in 1 Akt von v. d. Wublitz; 1 Herr und 4 Damen. Höchſt amüſantes kleines Stück. **v. B.**

Unterzeichnete kann Ihnen ein ſehr hübſches Luſtſpiel von der Gräfin Daſch überſenden: „Zwei junge Witwen.“ Es ſind zwei Herren- und zwei Damenrollen darin und gar keine Dekorationen nötig.

**Freiin von Hohenhauſen, Berlin,**
Landgrafenſtr. 10.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Das Weben eines □Meters berechnet Kramer mit 1 Mk. 20 Pfg., Spinnen und Färben der Wolle nach Selbſtkoſten. Zupfwolle gehört zu einem □Meter 1½ Pfd. — Was er für das Zerfaſern von Tuch berechnet, weiß ich nicht. Man kann die Farbenſtellung eines Teppichs ſelbſt beſtimmen.

**Frau B. v. Wallenrodt, Lindow i. d. Mark.**

## Praktiſches fürs Haus.

Um Stahl von Roſtflecken zu befreien, reibt man zunächſt den Fleck mit pulveriſiertem Schmirgel oder mit Schmirgelpapier ab und putzt dann mit Zinnaſche, in die man ein mit Leder überzogenes Stäbchen eintaucht, ſo lange nach, bis der Stahl eine gleichmäßige Politur erhalten hat.

Frage 91. An „Leipzigerin.“ Beim Nähen beſchmutzte Leinwand (Muſtertücher) reinigt man am beſten durch Reiben mit Mehl oder friſchem Brot. Außerdem müßten Sie eine chemiſche Anſtalt damit betrauen.

**Verehrerin des Daheim.**

## Praktiſches fürs Haus.

Da bis jetzt noch niemand in dieſem Blatte der „Kokosbutter“ das Wort geredet, ſo übernehme ich es und bin überzeugt, damit vielen Hausfrauen, beſonders ſolchen, die nicht über eine große Einnahme zu verfügen haben, eine willkommene Mitteilung zu machen. Daß das Fett, ſei es nun Butter, Schmalz oder dergl., zu jeder Speiſe nötig und deshalb bei dem Haushaltungsgeld ſehr in die Wagſchale fällt, weiß jede Hausfrau, man hört oft genug von den hohen Butterpreiſen reden. Dieſem kann man nun einfach dadurch abhelfen, daß man zum Kochen gar keine Kuhbutter mehr kauft, ſondern einzig und allein die ungefähr ſeit einem Jahre in den Handel gekommene „Kokosbutter.“ Ich habe aus der Fabrik von Müller & Söhne in Mannheim eine Büchſe von 9 Pfd. bezogen à 60 Pfg. exkl. Porto und Nachnahme und habe ſie zu allen Speiſen, auch zu Kuchen jeder Art, ſowohl in als auf denſelben zum Guß angewandt und kann im Geſchmack nicht den geringſten Unterſchied zwiſchen ihr und Kuhbutter finden. Somit kann der Preis des Fettkonſums getroſt auf die Hälfte der bisherigen Höhe reduziert, die Kokosbutter deshalb allen ſparſamen Hausfrauen nicht genug empfohlen werden.

**Fr. Pfr. A. K.**

## Handarbeit.

An Moosröschen in Nr. 19, Fr. 82. Ich fertigte zwei ſehr nett ausſehende Fußbänkchen von einem gebrauchten Kiſtchen auf folgende Weiſe: Das Kiſtchen, welches ca. 18 cm hoch war, ließ ich in der Hälfte quer durchſägen und den Deckel auf dem einen Teil wieder befeſtigen. Nun legte ich auf die Oberflächen der beiden Teile je ein Stück von beliebigem alten Zeug, darauf eine dicke Schicht Heu und darüber ein Stück grobe, rohe Leinwand, die ich, ganz ſtraff angezogen, feſtnagelte, ſomit war das Polſter fertig. Sodann ſchnitt ich von übrig gebliebenem Möbelſtoff zwei Stücke, 2 cm auf allen Seiten größer als die Leinwand, und ſpannte dieſe, ringsherum ſauber umgebogen, wieder mit kleinen Zwecken befeſtigt, darüber. Nun ſchnitt ich von gleichem Stoff einen etwa 10 cm breiten Streifen, von doppelter Länge, als die Weite des Kiſtchens betrug, zackte ſie auf beiden Seiten mit der Schere aus (bei Kattunſtoff muß man ſie ſäumen), legte ſie in Tollfalten und nähte dieſelben, einen kleinen Kopf ſtehen laſſend, darum; bevor dies geſchieht, laſſe man in der Mitte der beiden Querſeiten je zwei Löcher durchbohren, ziehe dicke Schnur hindurch, ſo lang, daß man bequem mit den Fingern hinein kann, und bringe an allen vier Enden der Schnur recht dicke Knoten an, damit ſie nicht durch die Löcher rutſchen kann. Dieſe beiden Schnuren dienen als Angreifer. Es ſoll mich freuen, wenn ich Ihnen mit dieſer Beſchreibung einen kleinen Dienſt erweiſe.

**Bergtante.**

## Für die Küche.

Schellfiſche mit Kartoffeln und Sahne. Dieſes ausgezeichnete Gericht bildet eine Mittagsſchüſſel, welche ſich nicht teuer ſtellt. Nicht zu kleine Schellfiſche werden gut geſchrabt, die Köpfe abgeſchnitten und das übrige in daumendicke Streifen geſchnitten. Dieſe Stücke beſtreut man mit feinem Salz und läßt ſie damit eine Stunde lang ziehen. Nachdem man in einem gut ſchließbaren Topf Butter geſchmolzen hat, legt man eine Schicht Schellfiſchſtücke hinein, ſodann fingerdick eine Lage geſchälte, in Scheiben geſchnittene rohe Kartoffeln, etwas Salz, Pfeffer und ein wenig Senf. Mit dieſen Lagen fährt man fort und macht den Schluß mit Kartoffeln. Nun begießt man das Ganze mit guter Sahne oder beſſer Schlagrahm und läßt es langſam gar kochen.

**Adele W., Hamburg.**

Ein Wintergericht. Man nimmt friſch gefallenen Schnee, welcher ſehr rein und gefroren ſein muß, ſchlägt denſelben, und zwar im Freien, mit Gelee ſo zuſammen, bis das Gelee und der Schnee nur eine roſa gefrorene Maſſe bilden. Dieſe Maſſe wird nun ſo auf einer Schüſſel arrangiert, daß es die Form eines Obelisken bildet, welcher mit Citronatſcheiben, eingemachten Orangenſtücken, getrockneten Kirſchen und bunten Schaumblättchen belegt wird. Dieſe Schüſſel, verſteht ſich von ſelbſt, wird erſt kurz, ehe man ſerviert, auf den Tiſch geſtellt und bildet ein ſchönes Deſſert.

**Alwine.**

## Fragen.

106) Könnte mir vielleicht eine der geehrten Daheimleſerinnen angeben, wo eine einzelne Dame ein Seifen- und Parfümeriegeſchäft eröffnen könnte? Ihr wäre aus großer Not geholfen. **Eine Waiſe.**

107) Wie kann man ſich ſelbſt einen Zeiſig zähmen? **Frau A. M., Berlin.**

108) Ich erlaube mir die werten Leſerinnen um gütige Angabe eines wirklich guten, erprobten Rezeptes zur Konſervierung von Krebsſchwänzen anzuſprechen. — Lehrt mich vielleicht auch jemand (ohne regelrechte Gefrierbüchſe) ſchmackhaftes Gefrorenes bereiten? Beſten Dank und Gruß!

**Blonde Öſterreicherin.**

109) Eine alte Abonnentin in Halle a. S. bittet um einige Sprüche, die für Spinnſchürzen und Teppich unter das Spinnrad ſich eignen würden. Herzlichen Dank im voraus.

110) In unſerm Garten, guter, mittelſchwerer Boden, wollen trotz aller Mühe keine Erbſen gedeihen, während Bohnen, Gurken ꝛc. immer geraten. Ich habe die verſchiedenſten Sorten verſucht, auch ſonſt guten Rat von Bekannten befolgt, und bin zu der Überzeugung gekommen, daß der Mißerfolg an ungeeignetem Boden liegt. Da ich noch nie künſtlichen Dünger angewandt habe, möchte ich ſolchen verſuchen; ich wäre ſehr dankbar, wenn mir ein gartenkundiger Daheimleſer angeben könnte, welcher für Erbſen paſſend iſt. **Pfarrfrau vom Lande.**

111) Auf welche Weiſe könnte eine Dame, die ſehr geſchickt im Anfertigen von Papierblumen iſt, ſich Abſatz für ihre Fabrikate verſchaffen? **Alwine.**

112) Wie muß ich meine ausgeblühten Hyazinthen und Krokus behandeln, damit ſie nächſtes Jahr wieder blühen? Für baldige Antwort wäre ſehr dankbar

**Eine Unwiſſende.**

## Redaktionspoſt.

**Frl. Anna T.** Sie verlangen ein wenig zu viel. Den Raum unſers Fragekaſtens können wir übrigens nur unſern Abonnentinnen zur Verfügung ſtellen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Eine neue wohlfeile und elegante Sammlung guter Romane für die Familie:

Daheim-Bibliothek

Soeben neu erſchienen:

IX. Band:

**Die zweite Mutter.** Von Henry Gréville.

Autoriſierte Überſetzung. Ein Band elegant gebunden Preis 2 Mark.

Dieſe zweite Mutter iſt die zweite Frau von Richard Brice, die Stiefmutter ſeines Sohnes und ſeiner Tochter. Wie ſie die Kinder der eiferſüchtigen Fürſorge ſeiner Mutter und der ſeiner erſten Frau allmählig entzieht, wie ſich ihr nach langem geduldigen Liebeswerben endlich die Herzen ihrer Stiefkinder erſchließen, das ſchildert die weibliche Feder, die ſich hinter dem Pſeudonym Henry Gréville verſteckt, mit ergreifender Lebendigkeit.

I. Band:

**Fremdes Blut.**

Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Die Geſchicke eines alten deutſchen Adelsgeſchlechtes, deſſen einer Zweig nach Amerika verpflanzt iſt, werden hier in höchſt ſpannender Weiſe erzählt. Das Hineinſpielen der amerikaniſchen Verhältniſſe verleiht dem Roman den vollen Reiz des Fremdartigen.

II. Band:

**Um jeden Preis.**

Novelle von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

In dieſer Novelle wird das alte Problem von den ſich fliehenden und doch wieder ſuchenden Liebenden mit höchſter Anmut behandelt, und der Leſer verfolgt mit größter Spannung den Verlauf der Verwickelungen. Die Erzählung, welche in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft ſpielt, wirkt wie ein überaus feines Luſtſpiel.

III. Band:

**Der Geiger von Thun.**

Roman von A. v. **Freydorf.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Man ſagt nicht zu viel, wenn man dieſen Roman als einen der beſten bezeichnet, die in den letzten Jahren erſchienen ſind. Die Schweiz, ihre Bewohner und ihre Landſchaften werden in ihm in unübertrefflich reizvoller Weiſe vorgeführt.

IV. Band 1. u. 2. Teil:

**Gepa.**

Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.

Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Ein packendes Zeitbild von eigenem Reize und ergreifender Sprache aus der Zeit Friedrich Barbaroſſas, mitten in den gewaltigen Kämpfen noch ungebrochener Leidenſchaften zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, zwiſchen „deutſchem Zorn und welſchem Groll“, die zuletzt mit dem verklärenden Siege chriſtlicher Selbſtüberwindung abſchließen.

V. Band:

**Der Sternburger Kreis.**

Roman von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Aus der unter dem Pſeudonym rühmlichſt bekannten Feder ein figurenreiches, auf vertrauteſter Sach- und Perſonenkenntnis beruhendes Bild des ländlichen high life in einer der reichſten Provinzen unſers Vaterlandes — trotz ſeiner behaglichen Breite durchweg feſſelnd und ſpannend.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

VI. Band:

**Auf der Dobenau.**

Roman von **E. von Wellnitz.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Dieſer durchaus moderne Roman ſchildert den Kampf zwiſchen den Erinnerungen an die Vergangenheit und den Forderungen der Gegenwart in einem mediatiſierten deutſchen Adelsgeſchlecht. Mit ungemeiner Geſchicklichkeit iſt der Knoten geſchürzt, und die überraſchende Löſung würde vielleicht romanhaft wirken, wenn die pſychologiſche Vertiefung nicht den Zauber der Wirklichkeit feſthielte.

VII. Band:

**Pfadfinder.**

Zwei Erzählungen

von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VIII. Band:

**Er lebt!**

Eine Erzählung

von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Bernhardine Schulze-Smidt iſt eine Meiſterin feiner Seelenmalerei. Ihre Charakterſchilderungen ſind unübertrefflich und gewinnen in der erſten der beiden Erzählungen, der „Pfadfinder“, noch einen beſonderen Reiz dadurch, daß der Held derſelben ein junger Grieche iſt, der auf deutſchem Boden ſeinem ſüdlichen heißen Empfinden männliches Zielbewußtſein zugeſellt, während die Erzählung „Er lebt!“ durch den Realismus der Darſtellung ungemein packend wirkt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

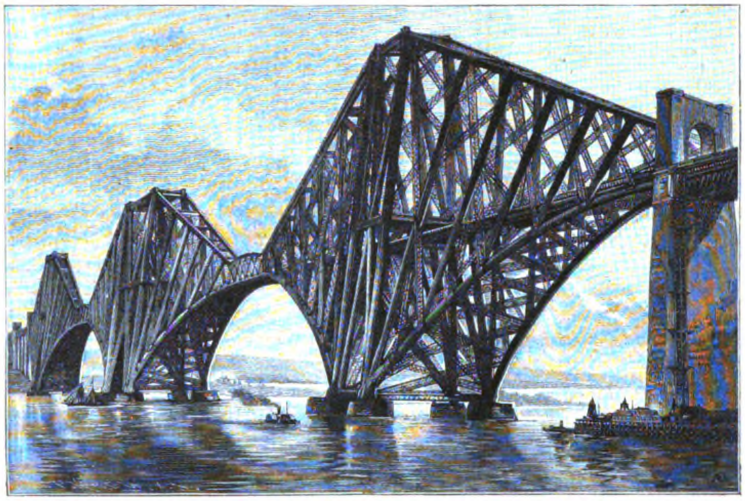
Daheim

1890. Nr. 25. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Ein neues Brückenwunder in Schottland.



Die Brücke über den Firth of Forth in Schottland.

Die hochentwickelte Ingenieurkunſt unſers Jahrhunderts hat wieder ein Hindernis ſiegreich überwunden, das die Natur dem ungehemmten Verkehr entgegenſtellte. Alle von Edinburg nach dem Norden Schottlands führenden Eiſenbahnlinien waren bisher genötigt, den tief einſchneidenden Forthbuſen in weitem Bogen zu umgehen. Die Möglichkeit, den Meerbuſen durch einen Viadukt ähnlich der Taybrücke zu überſpannen, wurde daher ſchon vor Jahren in Erwägung gezogen, und ſchon 1880 ließ die North Britiſh Railway-Company ein dahin zielendes Projekt ausarbeiten, deſſen Ausführung indeſſen an der Koſtſpieligkeit ſcheiterte und daran, daß der Einſturz der Taybrücke noch friſch in dem Gedächtnis haftete und vor der Ausführung übermäßig kühner Projekte zu warnen ſchien. Aber drei Jahre ſpäter fand ein neues, von den Ingenieuren John Fowler und B. Baker gemeinſam entworfenes Projekt, deſſen Ausführungskoſten auf 32 Millionen Mark veranſchlagt waren, Annahme und ſeine Ausführung wurde der Firma Tancred, Arrold & Co. übertragen. Heute iſt das große Werk vollendet und ſeit dem Dezember vorigen Jahres nehmen die Eiſenbahnzüge ihren Weg über die neue Brücke, deren Koſtenanſchlag allerdings um 8 Millionen Mark überſchritten iſt. In einer Höhe von 46 Meter über dem höchſten Waſſerſtand überſchreitet die Fahrbahn den 1210 Meter breiten Meeresarm, getragen durch drei mächtige Pfeiler, deren Spitzen ſich 106 Meter über den Oberwaſſerſtand erheben. Zwiſchen je zwei Pfeilern liegt eine Spannweite von 518 Meter, eine Entfernung, die ungefähr der Weglänge der Straße Unter den Linden in Berlin von der Friedrichſtraße bis zur Wilhelmſtraße entſpricht. Die ganze Brückenkonſtruktion iſt in Eiſen ausgeführt; hatte man für die Taybrücke einen Seitendruck von 45 Kilogramm für das Quadratmeter als genügend erachtet, ſo iſt für die Forthbrücke 273 Kilogramm, alſo mehr als die ſechsfache Sicherheit, angenommen worden, und es ſteht daher zu erwarten, daß auch den heftigſten ſchottiſchen Orkanen gegenüber ſich das Bauwerk als durchaus widerſtandsfähig zeigen wird. Beſondere Sorgfalt hat man natürlich auf die Fundamentierung der Pfeiler verwandt, die eine ſo koloſſale Eiſenlaſt zu tragen haben; für die Fundamentierung des Mittelpfeilers war es dabei von großem Vorteil, daß man die kleine Inſel Inchgarrie in der Forthbucht als natürlichen Stützpunkt wählen konnte. In den ſieben Jahren, welche der Bau in Anſpruch genommen hat, haben durchſchnittlich täglich viertauſend Perſonen bei demſelben Beſchäftigung gefunden. Alle Vorausberechnungen der Konſtrukteure haben ſich bei den angeſtellten Probebelaſtungen und Probefahrten glänzend bewährt. Ein kurzer Vergleich mit den Verhältniſſen des vielgerühmten Eiffelturmes in Paris lehrt, daß derſelbe neben der Forthbrücke ein gut Teil ſeines Ruhmes einbüßt. Zu der letzteren iſt ungefähr ſechsmal mehr Eiſen verwandt worden als für den erſteren, und wenn man vier Eiffeltürme nebeneinander legte, ſo würde noch ein gutes Stück fehlen, um die Länge der Forthbrücke zu erreichen. Rechnet man hierzu die bei der letzteren ganz unverhältnismäßig ſchwierigeren Fundamentierungsarbeiten ſowie den Umſtand, daß eine Höhenkonſtruktion ſehr viel leichter ſich berechnen läßt als eine Horizontalkonſtruktion, ſo fällt die Rechnung erſt recht zu Ungunſten des Eiffelturmes aus. Und fragt man nach dem Zwecke der beiden Bauwerke, ſo kommt die franzöſiſche Spielerei überhaupt nicht mehr in Frage.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Bismarckbriefe.
1840—1870.
Originalbriefe Bismarcks an ſeine Gemahlin, ſeine Schweſter und andere.
Dritte wohlfeile Auflage.
Elegant gebunden 3 Mark.

In würdiger Ausſtattung ſind in dieſem eleganten Büchlein der Öffentlichkeit Briefe Bismarcks übergeben worden, die dem urteilsfähigen Leſer tiefe Einblicke in das Geiſtes- und Gefühlsleben unſres großen Zeitgenoſſen gewähren. — Allen Bismarckverehrern eine erbauliche, hochintereſſante Lektüre.

Goethes Fauſt.
Ausgabe der Kabinettsſtücke.
Beide Teile in einem Bande.
Broſchiert 8 Mark, geb. in Halbkalbleder 12 Mark.
Der Tragödie erſter Teil (apart).
Gebunden in Halbkalbleder 7 Mark.

Dieſe Ausgaben wenden ſich in erſter Linie an Kenner und Liebhaber wertvoller Drucke und gediegener Einbände reines Stils. Es ſind kleine, ſchmucke Bändchen im Sedez der Elzeviere, verzierte Drucke in Schwabacher Schrift auf deutſchem Büttenpapier mit Waſſerzeichen V. & K.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den **Inhalt** bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Daß ihr ſo leicht die Stunde nehmt,
Die ihr umſonſt verhärmt, vergrämt!
Der Sorge Nebel ſteigen nieder —
Die Stunde gibt euch niemand wieder.

## Das Sparkaſſenbuch als Patengeſchenk.

Eine ſchon vielfach berührte Frage iſt die der Patengeſchenke in Geſtalt von Sparkaſſenbüchern. Während die einen das Geſchenk für das beſte und vernünftigſte, ſomit ratſamſte erklären, wird es von anderer Seite als entſetzlich nüchtern, ja beleidigend verworfen. Man ſagt, Geld zu ſchenken, ſei kalt und unfreundlich, es erwecke den Anſchein, als wolle man ſich auf dieſe Weiſe am bequemſten ſeiner Verpflichtung entledigen. Und doch, ich glaube, es kommt auch bei dieſem Geſchenk nur darauf an, das Wort des Altmeiſters zu bethätigen, das, von den drei Grazien geſprochen, alſo lautet: „Anmut bringen wir ins Leben, Leget Anmut in das Geben, — Lieblich iſt's, den Wunſch erlangen, Leget Anmut ins Empfangen, — Und in ſtiller Tage Schranken, Höchſt anmutig ſei das Danken!" Alle gleich mir in beſcheidenen bürgerlichen Verhältniſſen lebenden Eltern möchte ich hiermit fragen, welchen Gebrauch ſie von den mehr oder minder koſtbaren Patengaben ihrer Kinder, als Sparbüchſen, Bechern, Beſtecks, Taſſen, je gemacht haben? Löffel und Serviettenringe nehme ich aus. Der kleine Empfänger benutzt dieſelben doch an einigen Feſttagen, alltags würden ſie einen zu großen Kontraſt zu dem einfachen ſonſtigen Tiſchgerät bilden. In Häuſern, deren Verhältniſſe höheren Komfort geſtatten, ſind ſie natürlich eine angemeſſene Gabe für den täglichen Gebrauch. Ich für meine Perſon habe noch die „neuen" Beſtecks meines Mannes, ſamt den eignen — Kindergröße! — in Verwahrung, ſie ſind eben nur Andenken, dies würden aber auch Ringe, Bücher ꝛc. ſein, noch geweiht durch ſteten Gebrauch. Ein ſchöner Ring für den erwachſenen Jüngling, ein Schmuckſtück für das dereinſtige junge Mädchen erhalten das Andenken an die gütigen Geber viel wärmer, und das Kind freut ſich darauf, bis es ſie wirklich in Gebrauch bekommt, von Jahr zu Jahr mehr. Nun können aber doch nicht alle Paten dasſelbe ſchenken; leider geſchieht dies oft genug, ich ſelbſt war kürzlich in der glücklichen Lage, eine von vier Korallenketten darzubringen. Wie herrlich hilft das Sparkaſſenbuch aus dieſer Verlegenheit! Um den Wert der Gabe zu erhöhen, beſtimme man die Einlage für einen feſten Zweck oder laſſe den Wünſchen freien Raum. Eins unſerer Töchterchen freut ſich längſt auf ein ſchönes Kreuz, welches ihr nach der Beſtimmung ihres Paten zur Konfirmation beſchert wird, die Schweſtern mit ihren Silber-Etuis werden ſie beneiden, wenn ſie ihren Schatz heben kann und ſie ſich begnügen müſſen, die ihrigen alle Jahre ein paarmal anzuſehen. Und vollends unſer Junge, ein Glückskind, der von zwei Paten zuſammen eine ſchöne Summe zu einer einſtigen Schülerreiſe bekommen hat, die ſich noch jährlich durch „Patenthaler" vermehrt! Der kleine Mann weiß längſt, daß er damit immer ein Stückchen weiter in die Welt hinauskommt, deren höchſte Herrlichkeiten für ihn einſtweilen noch der zoologiſche Garten in Berlin und der Berg ſind, wo unſer Strom entſpringt. Wie leuchten die Augen, wenn, die allerſchönſte Unterhaltung für ihn, dieſe künftige große Reiſe ausgemalt und bis in alle Einzelheiten feſtgeſtellt wird. Allen, die über „das kahle, proſaiſche Geldgeſchenk" den Kopf ſchütteln, möchte ich wünſchen, daß ſie das Glück des Kindes ſehen könnten! Und mit welchem Entzücken malt ſich ein Mädchen von Jahr zu Jahr anders aus, was ſie Schönes und Herrliches für ihren auch ohne weiteres Zuthun der Geber ſich jährlich vermehrenden Schatz einſt kaufen kann! „Lieblich iſt's, den Wunſch erlangen," das weiß niemand beſſer als die Jugend, und die Jugend wird doch ihrer Zeit hoffentlich verſtehen, „Anmut zu legen ins Empfangen" und ins Danken! Als ſchüchterner Verſuch, Anmut ins Geben zu legen, betrachte man die folgenden Begleitwörte zu dem ominöſen — Sparkaſſenbuch als Patengeſchenk.

„Uns iſt in alten Mären
Gar wundersviel geſait"
Von Wünſchen und Gewähren,
Von jener goldnen Zeit,
Da huldvoll zu dem Kinde
Die güt'ge Fee noch trat
Und ihm ein Angebinde
Gab für den Lebenspfad.

Sie that dem Kind oft ſpenden
Ein unſcheinbares Ding,
Das erſt aus ihren Händen
Geheimen Wert empfing.
„Es wird in künft'gen Jahren,"
So lautete ihr Wort,
„Sich erſt noch offenbaren
Der Gabe tiefrer Hort."

Vorbei die Zeit der Feeen,
Weg Wünſchelrut' und Ring,
Durch die, wer dran durft' drehen,
Gold, Glück und Schatz empfing;
Nicht dreier Wünſch' Erfüllung
Kann ich verheißen dir:
Möcht' aus des Buchs Umhüllung
Nur einer blühen dir!

Noch wunſchlos iſt dein Leben,
Ein Schlummer und ein Traum,
Was ich dir könnte geben —
Dich freut's in Jahren kaum.
Mein Kind, dies Buch bewahre
Gar wohl im ſichern Schrein,
Am Schluß der Kindheitsjahre
Mög' dir's geöffnet ſein.

Das ſind der Wünſche Zeiten,
Da klopft ſo leicht das Herz
Hoch auf vor Glück und Freuden.
Da fühlt es bittern Schmerz
Um ein verſagtes Hoffen,
Wünſcht heiß, was Alten Tand,
Und ſieht den Himmel offen,
Wenn es Erhörung fand.

Dann wandle du dies Büchlein
In eins von ew'gem Wert,
Daraus Lied oder Sprüchlein
Dir Geiſt und Seele nährt,
In Bilder, Schmuck, was grade
Dein junges Herz begehrt,
Und denk': „Mein treuer Pate
Hat mir die Freud' gewährt."

Behüt' dich Gott in Gnade
Bis hin zu jener Zeit,
Er ſtreu auf deine Pfade
Nur Glück und Freudigkeit;
Er führ' im Kinderſpiele,
Im Lebensernſt dich treu,
Bis einſt am ew'gen Ziele
Dein Weg geendet ſei!

**Anna Ecke.**

## Vom Schmücken der Oſtereier.

Der Schreiberin dieſer Zeilen liegt die Jugendzeit ſchon weit, weit zurück. In dieſer ihrer Zeit gab es noch nicht ſo hochelegante, teure, recht unnütze und leider auch ungeſunde Zuckereier, wie heutigestags. — Man überbot die Natur nicht in ſo übertriebener und luxuriöſer Weiſe, ſondern man ſuchte ſie nur feſtlich zu ſchmücken. Ein Ei blieb immer — ein Ei. Wenn nun damals auch das Färben nicht gerade allzu ſchön ausfiel, da man keine anderen Farben als Braſil-(Blau-) Holz, Pernambuk zu einem dunklen Rot und Zwiebelſchalen zu einem bräunlichen Gelb der Eier anwandte, ſo ſuchte man durch Zeichnungen mittels einer Gänſepoſe, die in Schwefelſäure getaucht wurde, oder gar, wo kunſtgeübte Hände thätig dabei waren, durch **Radieren** mit einem feinen Federmeſſer den bunt gefärbten Eiern einen höheren Schmuck zu verleihen. Auch Sprüche oder Verſe wurden häufig zwiſchen Blumenzweigen angebracht und nicht nur Kinder, ſondern auch manche züchtige Jungfrau hatte ihre Freude daran, wenn ihr ein ſchüchterner Anbeter durch ſolch ſinniges Kunſtwerk ſeine Huldigungen darbrachte. Häufig ſchloß ſo eine ſchöne Ode, die mühſam auf die harte Eierſchale radiert war, mit den Worten ab: „Doch brichſt du dieſes Ei entzwei — iſt's mit der Lieb' und Treu vorbei!" — Da wurde denn das Ei behütet und bewahrt, oft viele Jahre hindurch, um dieſe Konſequenz abzuwenden, und ich kannte ein altes Mädchen, welches durch 35 Jahre ein derartiges Andenken an einen ehemaligen Jugendfreund aufbewahrt hatte! Die heutige Induſtrie kommt unſerm verfeinerten Geſchmack auch in dieſer Hinſicht entgegen. Ohne die Eier, wie früher mit Blau- und Rotholz, halbe Stunden hindurch ſteinhart kochen laſſen zu dürfen, kann man jetzt denſelben, bei nur 3—5 Minuten langem Kochen (je nach der Größe der Eier), die reizendſten, zarteſten Farben, wie Roſenrot, Vergißmeinnichtblau, aber auch Violett, Karmeſin verleihen. Man erhält in jeder beſſeren Droguenhandlung jetzt die ſchönen „giftfreien Eierfarben" für ganz billige Preiſe. Ich habe für 30 Stück Eier im vorigen Jahre nur für 25 Pfg. Farben (vier verſchiedene) verbraucht. Die Gebrauchsanweiſung iſt auf die Enveloppe jedes Päckchens gedruckt, die Herſtellung leicht und ſchnell und der halbweiche Inhalt der Eier kann von den Kindern ohne Nachteil genoſſen werden. — Um die einfache Farbe noch durch anderen Schmuck zu heben, habe ich verſchiedene Dinge benutzt, die ſich ohne große Koſten beſchaffen laſſen. Reizend ſieht es z. B. aus, wenn man eine kleine Sonne und dito Halbmond aus Goldpapier ausſchneidet, beides auf je eine Spitze eines himmelblauen Eies klebt und den ganzen übrigen Raum dazwiſchen mit kleinen Sternchen aus gepreßtem Goldpapier ausfüllt, die man in jedem Papierladen (zu Kinderarbeiten) erhält. Wunderhübſch ſind auch roſenrote Eier, auf welche man ausgeſchnittene, kleine Silhouetten (ſchwarzes Allerlei aus Journalen und Katalogen) aufklebte. Nur muß man ſtets die allerkleinſten Bildchen dazu wählen, da es nicht leicht iſt, das Papier der gewölbten Fläche der Eier anzuſchmiegen, wenn die Bilder zu groß ſind. Dasſelbe gilt von den ſogenannten Abziehbildern, die ebenfalls ſehr niedlich zu den Oſtereiern zu verwenden ſind. Die letzteren können auf ganz ungefärbten Eiern angebracht werden. — Es giebt unter den Hühnern verſchiedene Raſſen, welche Eier von Chamois-Farbe legen. Ich blaſe ſolche Eier, wo ich ſie unter den zur Wirtſchaft eingekauften finde, ſtets aus und verwahre die ausgeblaſenen Schalen zum Oſterfeſt auf. Sie laſſen ſich ſehr hübſch verzieren, indem man einen kleinen Blumenzweig — Vergißmeinnicht oder Maiblumen ꝛc. — von den jetzt ſo beliebten Reliefbildern ſo darauf klebt, daß der Zweig ein Spruchband umrahmt, auf welches man mit einer feinen Zeichenfeder in ſchwarzer Tuſche einen paſſenden Spruch geſchrieben. — Zum Aufkleben all dieſer Bilder benutzt man Fiſchleim. Damen, die im Zeichnen und Malen geübt ſind, können ja hier ihr Talent zur Anwendung bringen und ihren Lieben große Freude dadurch bereiten. Ein mit Goldbronze übergoldetes Ei würde, z. B. durch einen Blütenzweig in Ölfarben gemalt, ein prächtiges Geſchenk abgeben. Aber auch auf hellfarbige Eier eine kleine Landſchaft mit Bleiſtift oder der feinen Zeichenfeder in Tuſche, umrahmt von einem Blumenzweig (Reliefbild) kann entzückend wirken und zur ſinnigen Gabe werden, wenn das Landſchaftsbildchen ſich auf eine Erinnerung bezieht. Gefärbte Eier, welche mit irgendwelchem Bilderſchmuck verſehen werden ſollen, dürfen nicht durch Abreiben mit Speck — wie es in der Gebrauchsanweiſung vorgeſchrieben — Glanz erhalten. — Oſtereier, welche noch den Weihnachtsbaum ſchmücken und als Geſchenk für kleine Mädchen allerliebſt ſind, kann man dadurch herſtellen, daß man die ſchön gefärbten Eier in ein Spitzenkleidchen einhüllt. Man krauſt eine recht klare, duftige Spitze oben und unten ein, jedoch ſo, daß oben noch eine kleine Manſchette überſteht, und bezieht damit das Ei. Unten kann eine ſeidene Quaſte in paſſender Farbe angenäht werden. Bevor man aber die Enveloppe über das Ei gezogen, hat man über die Länge desſelben ein gleichfarbiges Seidenbändchen kreuzweiſe befeſtigt. Dieſes wird oben zu ein paar Schlupfen und einem Aufhänger benutzt. Hat man nun die Manſchette von dem Spitzenſtoff um den Aufhänger feſt zuſammengezogen, ſo kann man dem Ganzen noch eine größere Zierde dadurch verleihen, daß man kleine Blütchen aus alten Ballblumen in der Manſchette anbringt.

**Fr. B. v. W. in L.**

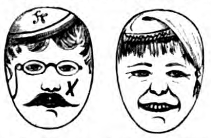
Eine neue Art Oſtereier. Eine ſehr amüſante und hübſche Oſterüberraſchung ſind die mit Geſichtern bemalten und mit charakteriſtiſchen Kopfbedeckungen aus Stoff verſehenen Oſtereier, welche beſonders Kindern viel Spaß machen dürften. Die Eier können hierzu entweder ausgeblaſen und mit Konfekt gefüllt, oder auch einfach hart gekocht ſein. Die Geſichter malt man mit Sepia, Augen und Haar je nach dem Charakter des Kopfes hell oder dunkel, Wangen und Lippen mit Karmin.

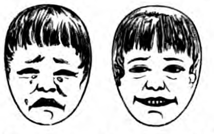
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Die Kopfbedeckung leimt man auf der breiteren, den Schädel bildenden Hälfte des Eies feſt. Ein flotter Studio mit „Cerevis," Kneifer und Heftpflaſter auf den Backen, der grinſende „Hanſel" mit der Zipfelmütze auf den gelben Haaren ſind ſehr nett, ebenſo ein Clown mit breitem Munde, eckigen, hochemporgezogenen Augenbrauen, plumper Naſe, ziegelroten Backen und einer roten Wollperücke. Auch ein „Kameruner," ganz braun gemalt, die Züge mit ſchwarzer Tuſche, mit dicken, roten Lippen, welche grinſend die weißen Zähne ſehen laſſen, und ſchwarzer Wollperücke, einen Goldring in der Stumpfnaſe, iſt drollig genug. Auch die „Hexe" aus dem Pfefferkuchenhäuschen, mit großer roter Naſe, grimmigen Augen, großen Zähnen, Brille und großer Haube mit breitem Strich und Bändern, ferner ein weinendes „Baby" mit in die Breite gezerrtem Munde, Stumpfnaſe, zugedrückten Augen, großen Thränen auf den Wangen, mit zierlichem bebänderten Tüllhäubchen oder blondem Perückchen geſchmückt, ein dito vergnügtes mit lachendem Munde, der die weißen Zähnchen ſehen läßt, werden gewiß von den lachluſtigen Kleinen mit Jubel begrüßt werden. Ein wenig Geſchick im Zeichnen gehört natürlich zu dieſen Scherzen; mit Hilfe obiger Vorlagen gelingt es wohl aber auch einer minder bewanderten Hand, das Charakteriſtiſche eines Geſichtes mit wenigen ſtarken Strichen wiederzugeben. **Frau Elſe.**





## Vom Schreibtiſch.

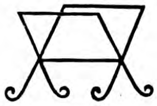
Wer viel korreſpondiert, wird eine kleine Anleitung zur Erſparnis von Briefpapier gewiß nicht verſchmähen. Bei den meiſten Briefen, die wir im gewöhnlichen Verkehr erhalten, bleibt die eine Seite des oft ſehr eleganten Briefbogens leer. Nun wird die Sitte, einen halben abgeriſſenen Briefbogen noch einmal zu einer Mitteilung zu benutzen, mit Recht als nicht ganz fein betrachtet. Richtet man ſich den halben Bogen aber elegant und zierlich zu, ſo wird man die kleine Erſparnis ganz ungeſtraft wagen dürfen. Man legt den halben Bogen zu einem kleineren Bögelchen noch einmal zuſammen, rundet alle Ecken desſelben ſchön ab und trägt nun mit guter Goldbronze und einem feinen Pinſel ein ſchmales Goldrändchen auf, deſſen innere Grenze man vorher durch eine ganz leichte Bleiſtiftlinie markiert. Gegen ein ſo zierlich zugerichtetes Korreſpondenzbillet wird niemand etwas einzuwenden haben. **Alte Lene.**

## Handarbeit.

Eine reizende Theeſchürze fertigte ich aus rotem Purpurzitz und ſahnfarbenem Satin. Aus dem Zitz wird eine ganz einfache, länglich-viereckige Schürze zugeſchnitten und geſäumt. Dann ſchneidet man aus dem Satin lauter kleine Viereckchen, deren Ecken man nach der Kehrſeite umklappt, ſo daß ein kleineres Viereckchen entſteht. Mit dieſen Vierecken beſetzt man die Schürze reihenweiſe, und zwar ſetzt man immer eins ſo ans andere, daß die Spitzen aneinander paſſen und die Reihen gerade die Länge der Schürze haben. Zuletzt zieht man die Schürze oben ein und näht als Gurt ein rotes Atlasband an, das an der Seite zu einer Schleife geſchlungen iſt. Die fertige Schürze ſieht ſehr hübſch aus; zwiſchen den gelben Viereckchen leuchten dann immer ebenſo große rote Viereckchen durch. Unten und an den Seiten müſſen jedoch die gelben Quadrate um eine Hälfte vorſtehen, damit es ausſieht, als ſei die Schürze mit einer Zackenreihe eingefaßt.

Nochmals: Gehäkeltes Kinderkleid. Material: 200 Gramm hellrote Zephyrwolle. Abkürzungen: f. M. = feſte Maſche, L. = Luftmaſche, T. = Tour. Die einfache Herſtellungsweiſe des Kleidchens empfiehlt ſich ſehr zum Nacharbeiten. Die Arbeit beginnt an dem rechten hinteren Rand der Taille mit 43 M. Anſchlag. Stets das hintere Maſchenglied erfaſſend, häkelt man jetzt mit ebenſo viel f. M. 24 T. Um den Halsausſchnitt zu bilden, nimmt man auf der 5., 7., 9., 11., 13. T. je 1 M., auf der 15. T. 3 M. zu, ſo daß man auf der 15. bis 24. T. 50 M. hat. Zur Bildung des Armloches folgen 4 verkürzte T. von 30 M., danach häkelt man wieder 20 L. dazu und beginnt das Vorderteil. Nach der 9. T. werden 3 M., nach der 11., 13., 15., 17., 19. T. je 1 M. abgenommen. Mit der 20. T. iſt die Hälfte der Taille fertig. Nach der letzten T. des linken Rückenteiles müſſen noch 2 T. feſte M. gehäkelt werden, in der 1. T. ſind 5 Knopflöcher vorzuſehen, für welche man 2 L., dann 6 f. M. u. ſ. f. häkelt. — Die Achſeln näht oder häkelt man auf der Rückſeite zuſammen. Um die Armlöcher häkelt man 4 T. f. M., 5. T. 5 L. 2 f. M. ꝛc. 6. T. Die beiden f. M. übergehen, 2 f. M., 3 f. M. in die mittelſte der 5 L. 2 f. M. ꝛc. Auf dieſe Weiſe werden 3 T. gehäkelt. Der Halsausſchnitt wird von 2 T. f. M. und kleinen Bogen begrenzt. Das Röckchen wird hin und zurück gehend an die vorher mit 2 T. f. M. verſehene Taille angearbeitet. Es beſteht in dem allbeliebten Zackenmuſter und ſetzt wie folgt ein: 3 f. M. 5 f. M. in ein Maſchenglied, 6 f. M. 3 M. f. M. in ein Maſchenglied, 6 f. M. ꝛc. 2. T. 1 L. am Rand 1 M. übergehen, 4 f. M. 3 f. M. in die mittlere, oberſte M. 4 f. M. 2 übergehen, 3 f. M. ꝛc. Auf dieſe Art häkelt man 30 T., auf der 4., 8., 12., 16., 20. und 24. T. nimmt man zu, indem man in die oberſte M. einer jeden Zacke anſtatt 3 M. 5 M. einhäkelt. Möglichſt unſichtbar näht man das Röckchen hinten zuſammen. Als Verzierung dienen Schnuren mit angenähten Pompons. Dieſelben werden durch angehäkelte Bogen um die Taille, ebenſo durch Hals- und Ärmelausſchnitt geleitet. **Erika.**

Viſiten- und Poſtkartenſtänderchen. Zu dieſem reizenden Ständerchen, das wenig Mühe und Auslage koſtet und das ſchon die kleinſten Kinderhände arbeiten können, laſſe man ſich vom Schloſſer ein Geſtell von ſtarkem Eiſen- oder Meſſingdraht anfertigen. Dasſelbe beſteht aus zwei Teilen (13 cm hoch und 12 cm breit), die ſich bei 8 cm Höhe kreuzen, wie Abbildung zeigt. Für den oberen Teil häkelt man, wie erſichtlich, entweder im Luftmaſchen- oder Sägebockdeſſin ein Stück 12 cm breit und 15 cm hoch. Dasſelbe wird über die Form gezogen und ringsum angenäht; man muß ſehr darauf achten, daß die Arbeit gut ſpannt, weil ſie gern nachgibt. Nun wird die Häkelei mit dünnem Leim überſtrichen und der ganze Ständer bronziert. Sehr hübſch macht ſich's, wenn man an den Ecken Schleifchen von ganz ſchmalen Bändchen und kleine Bällchen anbringt.



Frage 66. Warme, praktiſche und hübſche Fenſtermäntel laſſen ſich ſehr billig herſtellen. Man ſchneidet aus alten Tuchſachen und neuen Tuchreſten Stücken in Dachziegelform, 6 cm breit und 7 cm lang, und languettiert ſie mit bunter Wolle ganz weitläufig. Allerdings braucht man zu einer Decke über 600 Fleckchen. Ein Stück Sackleinwand oder noch beſſer Fußläuferzeug wird in paſſender Größe geſchnitten und geſäumt. Unten angefangen werden die Flecke reihenweiſe wie Dachziegel lückenlos übereinander aufgenäht. Oben wird der Vorhang mit breiter Borte eingefaßt oder mit einem beſtickten Tuchſtreifen beſetzt, der unten ausgeſchlagen wird. **J. K.**

Der „Ratloſen" teile ich gern mit, daß zu Unterknöpfern für die Steppdecken der Stoff genau ſo groß genommen werden muß, als die Decken ſind, dazu wird an drei Seiten ein 10 bis 15 cm breiter Umſchlag gerechnet; die vierte Seite des Stoffes, welche an das Kopfende der Decke kommen ſoll, muß 25 bis 30 cm länger berechnet ſein, damit ein breiter Umſchlag auf die obere Seite der Steppdecke kommt. Dieſen Umſchlag verziert man mit einem ſtarken gehäkelten Einſatz, einem Anſatz von Stoff, ſo breit wie der Einſatz, und zum Abſchluß mit einer Spitze. Man ſetzt an die innere Seite der Steppdecke Knöpfe, verſieht die Unterknöpfer mit dazu paſſenden Knopflöchern und befeſtigt auch den Überſchlag durch Knöpfe. Ich habe dieſe Unterknöpfer ſehr brauchbar gefunden. **E. O. Hohenleina.**

## Beleuchtung.

Ein ſehr hübſcher Lampenſchirm läßt ſich auf folgende Weiſe herſtellen: Man ſchneide nach einem Muſter, oder wenn ſelbiges nicht vorhanden, genau nach der Lampenglocke einen Schirm aus Pauspapier und beklebe denſelben rundherum recht hübſch mit gepreßten Gräſern und Blumen; noch origineller ſehen Silhouetten, mit Blumenkränzen umgeben, aus, jedoch müſſen ſie recht ſorgfältig ausgeſchnitten ſein. Es eignen ſich dazu beſonders die von Konewka, z. B. der Spaziergang vor dem Thor aus Fauſt. Iſt der Schirm ſoweit fertig, ſo überziehe man denſelben mit recht feinem weißen Tüll, welcher recht feſt auf den Blumen bezw. Silhouetten liegen muß, damit dieſelben nicht an Form und Farben verlieren. Als guter Klebeſtoff iſt Gummi tragacanthus zu empfehlen (in jeder Droguenhandlung zu haben, eine Meſſerſpitze voll in Spiritus aufgelöſt und mit Waſſer verdünnt, genügt), er iſt faſt unſichtbar und verleiht dem ganzen Schirm Steifheit, weshalb man ihn auch über den Tüll ſtreichen kann, was die Arbeit ſehr erleichtert. Zur weiteren Ausſtattung des Schirmes wähle man Rüſchen von Tarlatan, weiß oder in der Farbe der Blumen. Will man ihn beſonders elegant haben, ſo garniere man den unteren Rand mit einer breiten, recht durchſichtigen, herabfallenden Spitze. **Tante Grete.**

## Praktiſches fürs Haus.

Tafelſenf zu verbeſſern. Einen ſehr milden und wohlſchmeckenden Tafelſenf erhält man, wenn man gewöhnlichen Speiſeſenf mit reichlich viel feinem Olivenöl und klarem Zucker ſo lange nach einer Seite rührt, bis die Maſſe rund und glatt iſt. Zu kaltem Braten, warmen Würſtchen, harten Eiern ꝛc. iſt dies eine höchſt angenehme Zuſpeiſe. **A. R.**

Blind gewordene Spiegel zu reinigen. Man ſtreue auf den Spiegel trocknen, recht feinen Lehm und reibe ihn leicht mit einem Lappen, oder reibe das Glas mit ſpaniſchem Weiß ab, das man mit Waſſer und Weineſſig verdünne. **Olga.**

## Fragen.

113) Kann eine der Mitleſerinnen mir einiges Nähere über das Bad Aachen und einen dortigen Kuraufenthalt mitteilen? Beſten Dank im voraus. **T.**

114) Kann jemand aus dem Leſerkreiſe eine Firma, welche Marmorſchrot zum Flaſchenſpülen führt, angeben? Im voraus vielen Dank. **B. Wahrendorf.**

115) Hat eine der lieben Mitſchweſtern wohl ſchon einen hellen dicken Wollſtoff (Regenmantel) mit Panamaſpänen gewaſchen, und wie iſt das Reſultat geweſen? Im voraus beſten Dank. **M. B.**

116) Wer ſagt mir, wie ich ganz blaßſtrohgelbe Straußenfedern und desgleichen Seidenband reinige oder waſche? **Eifrige Leſerin.**

117) Sehr dankbar wäre ich für einen guten Rat bezüglich meiner Petroleum-Hängelampe, die trotz täglicher Säuberung ſtets außen mit Erdöl überzogen iſt. **Karlsruherin.**

## Auskunft.

**Frau Bertha B. in Hersfeld.** Die Naumannſchen Gewürzextrakte ſind zu beziehen durch Dr. Naumann, Plauen b. Dresden.

Fr. 103. Für die Mutter eines Rekonvaleszenten. Reichenhaller ätheriſches Latſchenöl aus Pinus Pumilio von Apotheker Joſef Mack in Reichenhall in Fläſchchen von 50 Pfg. oder 1 Mark ꝛc., exkl. Verpackung und Porto, mit beiliegender Gebrauchsanweiſung, kann aus eigner Erfahrung ſehr empfehlen **Frau Superintendent H.**

## Redaktionspoſt.

**M. A. in H.** Gedichte zu Silberhochzeiten ſind ſchon zu oft gebracht worden. Eine große Auswahl von Gelegenheitspoeſie finden Sie im letzten Daheimkalender, ebenda auch ein Verzeichnis aller im Frauendaheim erſchienenen Hauspoeſie.

**E. T., Berlin.** Eine ausführliche Anleitung zum Polieren von Holzgegenſtänden brachten wir in Nr. 49, 1887.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

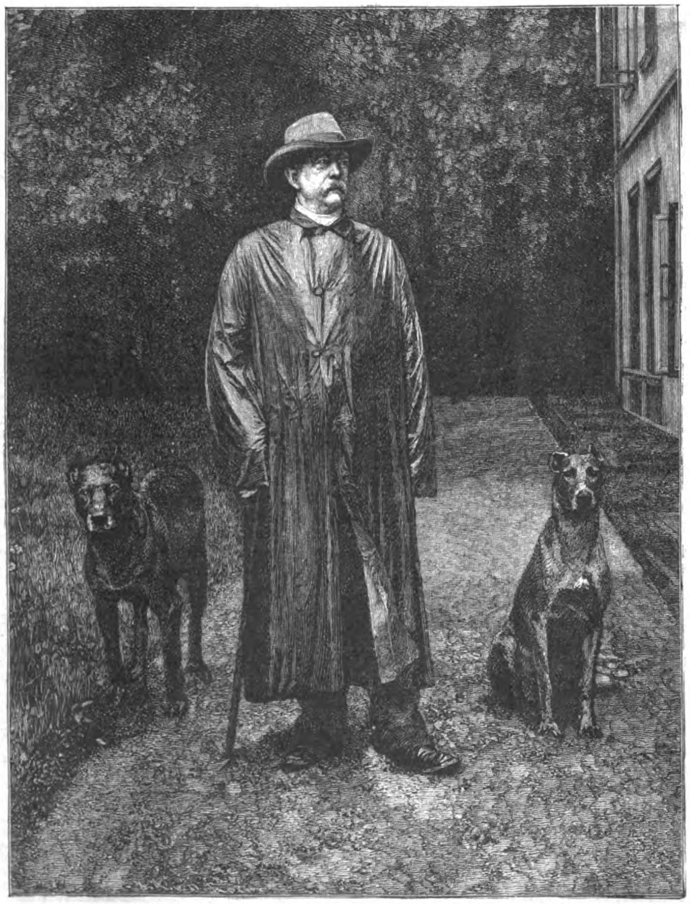
Daheim

1890. Nr. 26. Erſtes Blatt.

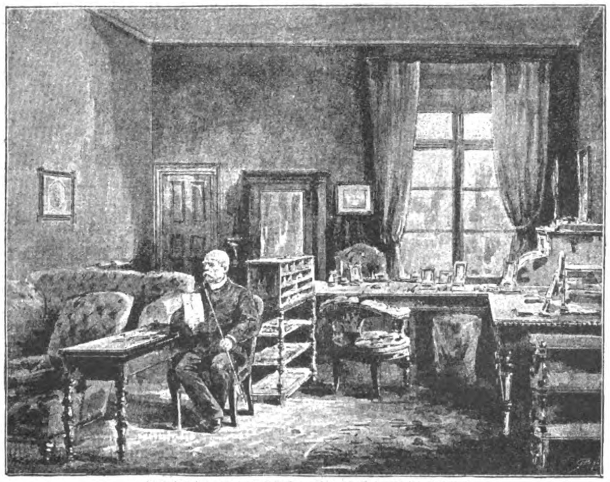
26. Jahrgang. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Jahrgang.

## Fürſt Bismarcks Rücktritt.

Als das Hauptblatt dieſer Nummer ſeinem Inhalt nach feſtgeſtellt und in den Druck gegeben wurde, da ahnten wir nicht, daß wir dem Reichskanzler Fürſten Bismarck als ſolchem zum letztenmal unſern ehrfurchtsvollen Glückwunſch darbrachten. Wohl durchſchwirrten ſeltſame Gerüchte das Land: Der Reichskanzler ſei, ſo hieß es, in bezug auf die Behandlung der ſozialen Frage anderer Meinung als der Kaiſer. Er habe die Erlaſſe in dieſer Angelegenheit mißbilligt und er ſei aus dieſem Anlaß um ſeine Entlaſſung eingekommen. Vergeblich hätte man verſucht, ſeine Abſicht zu ändern, erſt als der Ausfall der Wahlen bekannt geworden, ſei er ſelbſt in das Schloß gefahren und hätte ſein Abſchiedsgeſuch zurückgenommen. Wer wußte, wie wenig Zuverläſſiges über das Verhalten der Großen dieſer Erde uns gemeinen Sterblichen bekannt wird, der zuckte zu dieſen Gerüchten die Achſeln. Vorzüglich erfunden war der letztere Zug jedenfalls. Das ſah dem fünfundſiebzigjährigen Löwen gleich, herbeizueilen, ſobald er ſeinen königlichen Herrn in Gefahr glaubte. So hatte er es gemacht, als König Wilhelm ſich von ſeinem Volke verkannt ſah; als der ſterbende Kaiſer Friedrich über die Alpen kam. Es war eine Breſche in der Mauer, und der Eiſerne Kanzler ſtand in ihr mit flammendem Schwert. Recht ſo, daß das Volk ſich ſeinen Bismarck auch nun wieder in dieſer Stellung dachte. Dringende Geſchäfte führten mich am 17. März nach Berlin, und ſie hatten bewirkt, daß ich mehrere Tage lang nur eben die Telegramme in den Zeitungen überflogen hatte. Am Abend erzählte man mir, daß es ſich um eine ernſthafte Kanzlerkriſis zu handeln ſcheine. Thörichtes Gerede! Der achtzehnte führte mich mit einer Anzahl Herren zuſammen. Der Name Bismarck wurde nicht genannt. Am Abend war ich in einer Premiere des Königlichen Schauſpielhauſes. Das Haus war voll, in den Logen, im Foyer ſprach man von dem albernen Stück, von der guten Aufführung, von allem Möglichen: der Name Bismarck klang nicht an mein Ohr. Als ich das Theater verließ, begab ich mich zu Fuß in die Potsdamer Straße. Es war ein köſtlicher, unerhört warmer Abend. In der Friedrichſtraße, in der Leipziger Straße ergingen ſich große Menſchenmengen. Ein Zeitungsverkäufer rief mir zu: „Freiſinnige Zeitung. Der Rücktritt des Fürſten Bismarck.“ Und er fügte lachend hinzu: „Windthorſt wird Reichskanzler.“ Ich kaufte mir das Blatt, um mich zu überzeugen, wie ſich Herr Richter zu dem Gerede ſtelle, und fand darin außer Äußerungen der Redaktion in bekannter Manier, daß die Kölniſche Zeitung eine wirkliche Kanzlerkriſis meldete. Großer Gott, die Sache wurde ernſthaft. Aber das war ja unmöglich. Dieſe Menſchenmaſſen, zwiſchen denen ich hindurcheile, könnten dann doch nicht flanieren wie alle Tage. Wie ein elektriſcher Funke würde die Nachricht die Stadt durchzucken. Immer wieder würde ich den Namen Bismarck vernehmen. Hunderttauſende würde es hintreiben in die Wilhelmſtraße. Wozu? Nun, um wenigſtens ſtill vor dem Hauſe zu ſtehen, in dem der Fürſt wohnt, um mindenſtens das Gefühl zu haben, ihm nahe zu ſein in ſolcher Stunde. Und die Wilhelmſtraße lag ſo ſtill und tot da, wie nur je nach zehn Uhr. Es war ein unbegründetes Gerücht, weiter nichts. In der Geſellſchaft, die ich aufſuchte, fand ich Herren, die in dieſen Dingen Beſcheid wußten. Es war wahr, der Fürſt ging. Man kannte keine Einzelheiten, aber es war zweifellos, er ging. Es war ein ſeltſamer Abend. Wir ſprachen von allem Möglichen: von „Lony,“ von dem „Hexenfang,“ vom „Vierten Gebot,“ von Sudermann und Hochberg und Blumenthal, und dabei dachte niemand von uns etwas anderes, als: Fürſt Bismarck geht! Welch ein Augenblick! Und ſo dachten wir auch, als wir uns trennten und ein jeder heimging durch die ſtillen, nächtlichen Straßen. Welch eine Welt! Der Mann, der durch faſt 28 lange Jahre die Geſchicke unſers Volkes gelenkt, der die deutſche Volksſeele beeinflußt hat wie kein anderer Deutſcher ſeit den Tagen Luthers — dieſer Mann ſcheidet aus ſeinem Amte, und es iſt, als ob dieſes Ereignis ſpurlos vorüberginge an der Stadt, die ihn einziehen ſah an der Seite ſeines Fürſten nach dem däniſchen, dem öſterreichiſchen, dem franzöſiſchen Kriege, der Stadt, von der aus er ſeit 28 Jahren die Geſchicke Preußens, Deutſchlands, Europas beeinflußte, wie kein anderer Unterthan vor ihm. Als ich im Jahre 1862

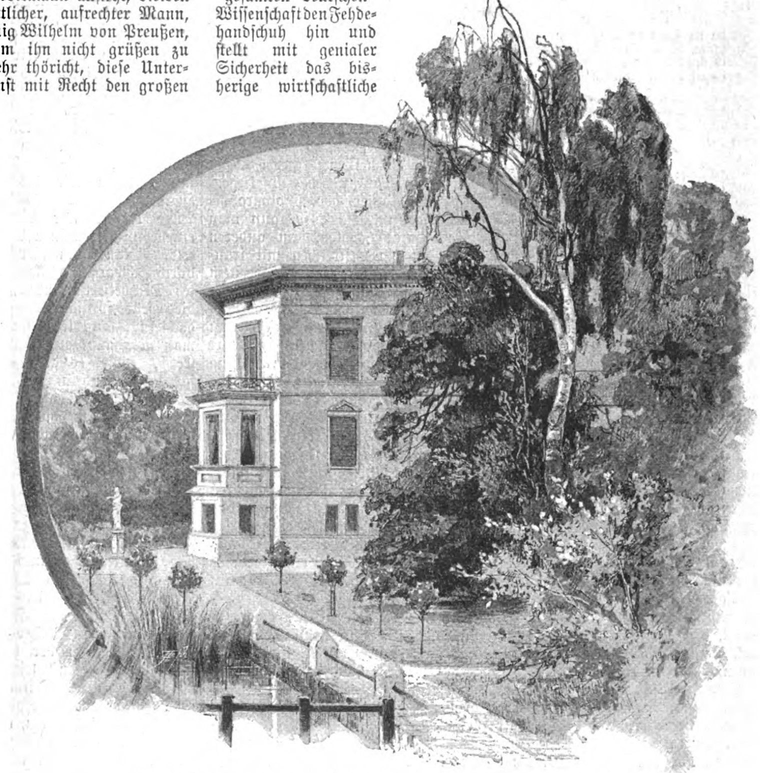


Fürſt Bismarck als Landmann in Friedrichsruh. Aufgenommen am 14. Juni 1886 von A. Bockmann in Straßburg.



Arbeitszimmer des Fürſten Bismarck in Friedrichsruh.

auf dem Wege zur Univerſität Königsberg paſſierte, war dort eben die Ernennung des Herrn von Bismarck zum Miniſterpräſidenten bekannt geworden. Die Herren, die zu mir in den Wagen ſtiegen, waren über ihn nicht im Zweifel. Nie gab es ein ſchlimmeres Exemplar eines verbohrten, reaktionären Junkers. Er war zweifellos klug und furchtlos? Um ſo mehr Elend wird er über Deutſchland bringen. Und nach dieſer Melodie erklang es in Berlin in allen Tonarten. Wie haben wir jungen Leute ihn gehaßt! Dort, in der Franzöſiſchen Straße hatten wir unſere Kneipe. Eines Abends bringt ein Kommilitone einen fremden Herrn mit und ſtellt ihn mir vor. Es war ein ſehr liebenswürdiger Herr. Nach einiger Zeit flüſtert mir ein anderer Kommilitone zu, der junge Mann ſei Hauslehrer bei Herrn von Bismarck. Ich empfinde noch das Gefühl lebhaften Widerwillens, das mich erfaßte und mich ſofort meinen Platz wechſeln ließ. Da bin ich „Unter den Linden“ wie heute, aber vor 28 Jahren. Es iſt nicht Nacht, ſondern heller Mittag. Vor mir begibt ſich etwas Seltſames: alle Spaziergänger verlaſſen wie auf Kommando das Trottoir und nur die Offiziere ſowie einige Herren, denen man den Landedelmann anſieht, bleiben auf demſelben. Ein älterer Offizier, ein ſtattlicher, aufrechter Mann, kommt mir entgegen. Dieſer Mann iſt der König Wilhelm von Preußen, und die da auf den Mittelweg entwichen, um ihn nicht grüßen zu müſſen, ſind ſeine Unterthanen. Sie ſind ſehr thöricht, dieſe Unterthanen, denn ſie werden in dieſem Manne einſt mit Recht den großen Kaiſer Wilhelm, dieſes leuchtende Vorbild männlicher Pflichttreue, bewundern, aber zur Zeit empfinden ſie ſo. Die Leſer des Daheim haben vor kurzem zwei Nachrufe für die Kaiſerin Auguſta geleſen. Sie rührten nicht von Höflingen her. Wenn die Verfaſſer nicht von der Kaiſerin, die ſie genau kannten, gedacht hätten, wie ſie ſchrieben, hätten ſie geſchwiegen. Welch ein ſympathiſches Bild erhielten wir von der hohen Frau, von ihrem Wollen, ihrem Können, von einem ſegensreichen Wirken durch ein ganzes, langes Menſchenleben! Nun, ich habe damals drei Jahre in ihrer Reſidenz gelebt. Ich habe nicht in Hofkreiſen verkehrt, aber in denen des gebildeten Bürgertums, und ich kann auf das beſtimmteſte verſichern, daß ich auch nicht ein einziges Mal von ihr anders habe reden hören — und man ſprach viel von ihr — als von einer durchaus und in jeder Richtung unſympathiſchen Frau. Warum ich das erzähle? Weil ich glaube, daß ſolche kleine Züge aus den Erlebniſſen des Einzelnen vorzüglich geeignet ſind, der Gegenwart ein Bild von den Verhältniſſen zu gewähren, unter denen Bismarck ſein Amt antrat. Müſſen ſie doch der heutigen Generation ganz unbegreiflich, ganz ungeheuerlich klingen. Und ſo trat denn Herr von Bismarck in eine Welt, die entſchloſſen war, das Königtum künftig in eine ornamentale Stellung zurückzudrängen. Wie wir alle über ihn herfielen! Die es konnten, Mann gegen Mann, wir Kleinen, wir junges Volk in unſerm Fühlen, in unſerm Reden! Er aber wich nicht und wankte nicht! Und er hatte es nicht nur mit den Gegnern ſeiner Sache zu thun: die getreueſten, bewährteſten Freunde des Königs beſchworen dieſen, Frieden zu machen mit ſeinem Volk, den „unheilvollen Mann“ zu entlaſſen. Wie, wenn der König nachgab? — Und überall dieſelbe Rede unter den gebildetſten, den patriotiſchſten Deutſchen: alles iſt bereit für die Einigung Deutſchlands. Es fehlt uns nur „der Mann.“ O daß er käme, dem Bismarck-Spuk ein Ende zu machen. Der zweite Krieg, der Bruderkrieg naht, und der Fanatismus ſpannt das Piſtol wider den verhaßten Junker. In ſolcher Zeit nimmt der Charakter Formen an, die ſich nicht wieder löſen. Ohne ſein Volk, wider ſein Volk, allein mit ſeinem Gott, ſeinem Fürſten, ſich ſelbſt hat „der Mann“ damals ſein Volk geführt in das Land von deſſen Sehnſucht. Damals hat er, als er das Größte für uns that, die Fähigkeit eingebüßt, mit anderen zu beraten, andere zu überzeugen. Wie oft haben wir Bismarckianer sans phrase nachher dieſen Mangel mit blutendem Herzen beklagt. Da waren ſie, ſeine Verehrer, bereit, ihm blindlings zu gehorchen, er ſollte nur ſagen, wohin ſie gehen ſollten — aber die Weiſung blieb aus, der Führer ſchwieg. Warum? Niemand hatte eine Antwort auf dieſe Frage. Niedergeſchlagen, verwirrt ſuchen die Anhänger zu erraten, was ſein Wille iſt. Vergebens, ſie haben eben nicht ſein Genie. Nachträglich ſagt er ihnen, was ſie hätten thun ſollen. Er überzeugt ſie, gewiß, aber ſie fragen mit Recht, warum er ihnen denn das nicht früher ſagte, warum ihre Fragen nur durch orakeldunkle Zeitungsartikel beantwortet wurden. Der Vorgang wiederholt ſich, und nach und nach werden auch die Getreuen erſt entmutigt, dann verdroſſen, dann verſtimmt. Sollte er das nicht empfunden haben? Gewiß, aber er hat es nicht ändern können. Verſchloſſen ſchreitet er ſeinen Pfad ſonnenwärts. Nun iſt es da, das neue Reich, nimmt mit einem Schlage die erſte Stellung ein unter den Völkern Europas. „Bismarck“ iſt der volkstümlichſte Name der Welt. Es iſt wörtlich wahr: es gab nie einen Mann, deſſen Namen ſo viele Mitlebende kannten, verehrten. Alle Ehren, die ein dankbarer Monarch, die ein begeiſtertes Volk zu vergeben haben, häufen ſich auf ſeinem Haupte. In unvergleichlichem Anſehen ſteht er da als Diplomat unter den Diplomaten, und was ihm mehr iſt, in unvergleichlichem Anſehen ſtehen ſein König und deſſen Haus bei ſeinem Volk und bei den Völkern der Welt. Gewaltige Erfolge ſind errungen, aber das deutſche Volk iſt wirtſchaftlich krank. Auf fette Jahre des Schwindels ſind die mageren des Notſtandes gefolgt. Was geht das den Fürſten Bismarck an? Wenn er dem Volke den Frieden erhält, hat er das ſeinige gethan. Es iſt nicht ſeines Amtes, ſich um die Volkswirtſchaft zu bekümmern. Nicht ſeines Amtes? Als ob etwas nicht ſeines Amtes wäre, was die Wohlfahrt deutſcher Nation angeht! Und er ſchlägt ſeinen ganzen Ruhm freudig in die Schanze, wirft der geſamten deutſchen Wiſſenſchaft den Fehdehandſchuh hin und ſtellt mit genialer Sicherheit das bisherige wirtſchaftliche

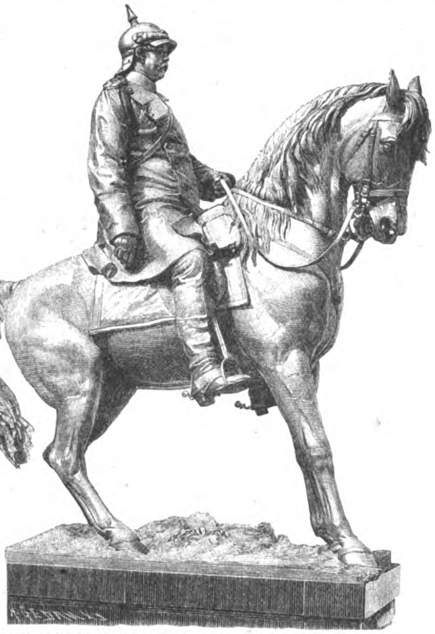


Die Ecke des neuen Teils vom Schloß in Varzin mit Fürſt Bismarcks Arbeitszimmer.

Leben auf den Kopf. Welch' ein Wagnis! Wie, wenn er irrte? Wenn ſich herausſtellte, daß die erprobten Staatsmänner, welche bisher das wirtſchaftliche Leben überwachten, die Gelehrten, die ſeiner Ergründung viele Jahre ausſchließlich widmeten, recht hatten? Wenn der zeitweilige Niedergang unvermeidlich war und durch ſein Eingreifen nur verſtärkt, nur verlängert wurde? Seit wie vielen Jahren hatte er ſich ausſchließlich in diplomatiſchen Geſchäften bewegt! Aber ſolche Erwägungen gibt es für den Furchtloſen nicht. Uns zum Heil. Nie blühte die deutſche Induſtrie mehr als heute. Und ſo hat er gekämpft und gerungen durch achtundzwanzig lange Jahre. Jeder einzelne Deutſche hat ihn verehrt, die politiſchen Parteien haben keine Stellung zu ihm gewinnen können. Vor mir liegt ein halbes Dutzend Blätter: wie kalt ſind dieſe Nachrufe! Aus ihnen allen faſt lieſt man ſchließlich heraus: „Gott ſei Dank, wir werden jetzt wieder frei atmen. Die Regierung wird wieder nicht nur Ziele haben, ſondern ſie auch klar und jedermann verſtändlich hinſtellen.“ Es iſt die tragiſche Schuld des Fürſten, daß dem ſo iſt. Uns Nichtpolitikern darf das die Empfindung nicht ſtören. Ganz und voll rufen wir ihm zu: Habe Dank! Und nichts als: Habe Dank und nur: Habe Dank! Was immer ihn veranlaßt haben mag, die Hand vom Pfluge zu nehmen, ſein Kaiſer dankt ihm, wie je ein Mann dem anderen dankte; alles, was edel iſt im Volke, dankt ihm, wie immer nur weite Kreiſe dem Manne danken konnten, der ihre heißeſten Wünſche erfüllte. Und jene Maſſen, die am 18. März gleichgültig die Theater, die Bürgerſteige füllten? Nun, unbewußt legten ſie doch eins der herrlichſten Zeugniſſe ab für das Lebenswerk des Fürſten: wenn ein ſolcher Wandel der Verhältniſſe ſo gleichmütig hingenommen werden konnte, was anderes war's denn, als daß das Reich vom Fürſten Bismarck ſo feſtgefügt wurde, daß es ſelbſt einen Bismarck ins Privatleben zurücktreten laſſen kann, ohne ſeine Bürger erzittern zu machen? Dem Fürſten aber begleitet aus Millionen Herzen der heiße Wunſch: Gott ſegne Sie und behüte Sie und vergelte Ihnen, was Sie mit ſeiner Hilfe an uns gethan!

Leipzig, den 19. März 1890.

Th. H. Pantenius.


Reiterſtandbild des Fürſten Bismarck am Siegesdenkmal zu Leipzig.
Nach einer Photographie von Hermann Vogel in Leipzig.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Freundſchaft gleicht dem Wein. In Kürze
Iſt der Trank bereit.
Aber Duft und Wert und Würze
Gibt ihm erſt die Zeit.

## Widmungsgedicht für ein Ausgabenbuch.

Was du im Haushalt ausgegeben
Für Dinge, die man braucht im Leben:
Schreib flugs in dieſes Buch hinein,
Nichts darf davon vergeſſen ſein.

Wenn dann das ganze Jahr zu Ende,
So rühr' den Geiſt und nicht die Hände,
Und fang' zu rechnen hurtig an;
Recht friſch gewagt, iſt halb gethan.

Denk' aber auch, worin die Kunſt
Dabei beſteht; ſonſt iſt's umſunſt!
Hab' immer großen Überſchuß!
Und nun ans Werk und „Gott zum Gruß!“

**R. Lauenſtein**, Paſtor.

## Übermalte Photographieen.

Eine geſchickte Übermalung kann einer Photographie den Schein des Lebens verleihen und ihre Ähnlichkeit bedeutend vergrößern. Um ſie auszuführen, iſt wohl eine gewiſſe Übung in der Handhabung des Pinſels und der Ölfarbe notwendig, keineswegs aber Erfahrung in der Porträtmalerei oder bedeutende künſtleriſche Begabung. Ich ſehe von den Übermalungen größerer Photographieen in Deckfarbe ab, die ſich nicht durch eine Beſchreibung erlernen laſſen und Sache des fertigen Künſtlers ſind, und ſpreche von den Übermalungen kleiner Photographieen, die ſich am beſten in Laſurfarben, die das Bild nur als ein ganz dünner farbiger Überzug bedecken und die Zeichnung deutlich durchſcheinen laſſen, ausführen läßt. Kapuzinerlack, Laque Robert Nr. 7, Stil de grain, Asphalt, roter Lack, Karminlack, Laſurſteinblau, grüner Lack, Beinſchwarz, dazu noch etwas Kremſerweiß, Zinnober, Kadmium, Kobaltblau, Terra di Siena und Kernſchwarz, für kleine Lichter, die mit Deckfarbe an einzelnen Stellen aufgeſetzt werden, und für tiefe farbige Schatten, das ſind die Farben, mit denen man vollkommen ausreicht und die ſich zum größten Teil in jedem gut eingerichteten Malkaſten finden werden. Will man die Arbeit recht gut ausführen, ſo erbittet man ſich vom Photographen einen matten, nicht ſatinierten und nicht auf dem Poſitiv retouchierten Abzug, und hat während des Malens beſtändig einen zweiten guten Abzug zum Vergleich neben ſich liegen. Iſt das Papier der Photographie ſehr glatt und ſtark, ſo kann man direkt darauf malen, im anderen Falle iſt ein Beſtreichen mit franzöſiſchem Firnis, der mit breitem Pinſel ſchnell und glatt aufgetragen wird, zu empfehlen. Sehr wichtig für die Geſamtwirkung iſt der Ton der Photographie, ſcheint er ſtark ins Violette, ſo iſt die Übermalung mehr in gelben Tönen, bei einer grünlichen Färbung in mehr roten Tönen zu halten. Es gilt hier zu verſuchen, was inſofern leicht iſt, als man den erſten Farbenauftrag, wenn er nicht geglückt ſein ſollte, abwiſchen und durch einen anderen erſetzen kann. Verſuchen wir das Verfahren an einem Beiſpiel klar zu machen. Wir haben vor uns das hübſche Bildchen eines Kindes in weißem geſtickten Anzug, das auf einem Schemel ſitzt, über den noch ein Fell gebreitet iſt. Der jetzt ſo moderne helle Hintergrund erleichtert uns die Arbeit, wir haben gar nichts daran zu thun, während es ſonſt viel Mühe machte, da größere Flächen ſich ziemlich ſchwer behandeln laſſen. Wir tauchen den mittelgroßen Marderpinſel in Sikkativ, das etwas mit Terpentin verdünnt iſt, miſchen Kapuzinerlack mit Laque Robert Nr. 7 und übergehen damit das Köpfchen, den Hals und die Arme. Die Farbe wird uns etwas zu grell erſcheinen, wir nehmen deshalb einen größeren, flachen Kuhhaarpinſel, mit dem wir die Flächen recht glatt ſtreichen und dabei etwas von der Farbe wegnehmen. Dies wiederholen wir, bis der richtige Ton erreicht iſt, wobei wir den Pinſel öfter mit einem reinen Leinentuche auswiſchen. Die Farbe des Geſichtes laſſen wir bis unter das Haar auslaufen. Das Weiße im Auge tupfen wir vorſichtig mit einem ſpitzen, reinen Marderpinſel aus. Man kann hier auch etwas durch Schwarz und Blau abgedämpftes Deckweiß anwenden, doch muß dies ſehr ſorgfältig geſchehen, da das Auge ſonſt leicht ſtarr wird und man überhaupt gut thut, ſich beim Kopf, ſoviel es geht, auf Laſurfarben zu beſchränken. Man macht es ſich gleich bei dieſer erſten Anlage zum Geſetz, die Farben möglichſt rein zu verarbeiten, ſie bei den Halbſchatten ſehr dünn aufzutragen, weil hier der violett-grüne Ton der Photographie ſehr gut mitwirken kann, dagegen aber die tiefen Schatten recht farbig zu behandeln. Nun miſcht man etwas roten Lack mit Kapuzinerlack und trägt ihn vorſichtig auf den Wangen und Lippen auf, auch das Kinn, die Ellbogen und die Fingerknöchel dürfen einen Anhauch von Rot erhalten, aber in der behutſamſten Weiſe, da ſie ſonſt leicht wie entzündet erſcheinen. Immer wird die Farbe mit dem Kuhhaarpinſel vertrieben. Die Augenhöhlen, den Schlagſchatten an Naſe und Kinn macht man durch einen ganz dünnen Überzug von dunklem Caput mortuum oder von Terra di Siena und Kobaltblau wärmer, das Haar — es ſoll hier von einem dunklen, warmen Braun ſein — laſiert man zuerſt mit Beinſchwarz, die größten Tiefen mit einer Miſchung von rotem Lack, Laſurſteinblau und Asphalt, die eine große Dunkelheit und Kraft ergibt. Für das Licht, das bei braunem Haar einen violetten Schimmer haben wird, läßt man entweder den Grund der Photographie ſtehen, oder man miſcht mit Deckfarbe einen hellvioletten Ton, der noch kräftiger wirken wird. Bei einer ſehr ſparſamen Anwendung von Deckfarbe laſſen ſich damit ſehr hübſche Effekte erzielen, einzelne flotte Lichter an der Stickerei des weißen Kleides, das wir vorher ganz dünn mit Gelblich laſiert haben, um den kalten Ton der Photographie aufzuheben, beleben das Ganze. Das Gleiche gilt von dem Fell über dem Schemel, das wir vielleicht in einem warmen Gelbbraun angelegt haben, um einen ſtarken Kontraſt zu der Farbe des Geſichtes und der Arme zu erzielen, und auf das wir nun geſchickt an verſchiedenen Stellen die einzelnen Haare aufſetzen. Die Tucheinfaſſung des Felles halten wir in einem gedämpften Rot, um wenigſtens einen kräftigen Farbenfleck in das Bild zu bringen, der kleine Schemel erhält durch eine Laſur von Asphalt täuſchend das Anſehen von Holz, das man noch durch ſpitze bläuliche Lichter verſchärfen kann. Iſt in dieſer Art das Bild durchgearbeitet, ſo bleibt nur noch übrig, hier und dort ein Licht zu erhöhen oder einen Schatten zu vertiefen und hin und wieder einen Übergang zu mildern, was, ſolange die Farben naß ſind, ſehr leicht durch das Überſtreichen mit einem reinen weichen Kuhhaarpinſel erzielt wird. Mit

(Fortſetzung auf 3. Umſchlagſeite.)

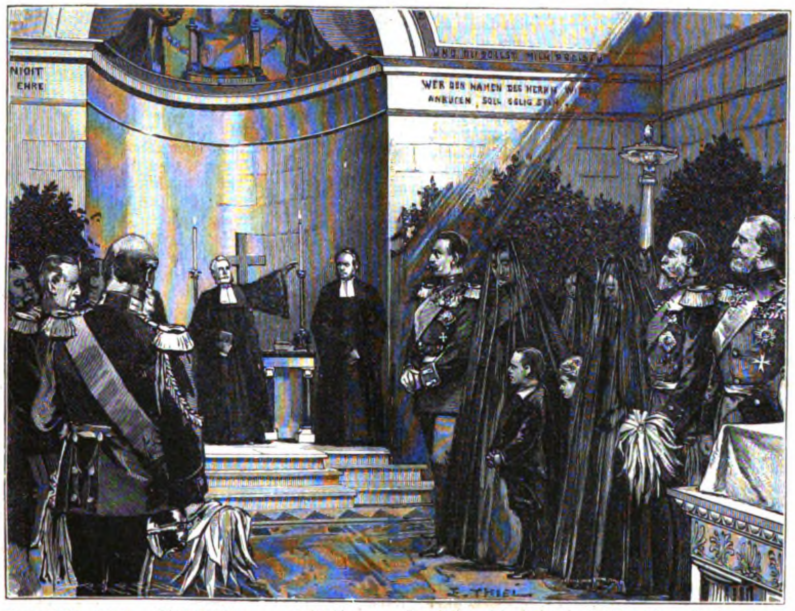
# Daheim

1890. Nr. 27. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Eine Stätte des Friedens.

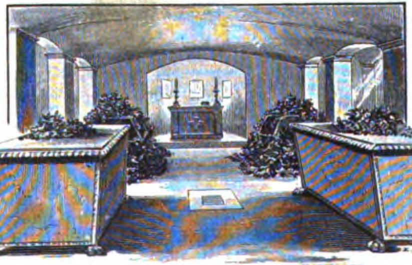


Generalfeldmarſchall Graf Moltke. Oberhofprediger Kögel. Hofprediger Stöcker. Der Kaiſer. Die Kaiſerin. Großherzogin u. Großherzog v. Baden. Prinz Albrecht.

Die Einweihung des Mauſoleums in Charlottenburg.

Viele, viele Jahre hindurch iſt er eine heilige Stätte des Friedens geweſen, der ernſte, einfache Bau inmitten des Schloßparks von Charlottenburg, deſſen Gruft die irdiſchen Überreſte König Friedrich Wilhelms III und der Königin Luiſe hütete. Viele Wanderer ſah man all die Jahre hindurch die lange, düſtere Tannenallee hinunterpilgern und in den geweihten Kapellenraum treten, in dem, von blauem Licht umfloſſen, Rauchs herrliche Marmorſarkophage die Bilder des toten Königs und der toten Königin zeigen. Dort ſprachen ſie ein ſtilles Gebet und ſchieden, erfüllt von der Erinnerung an eine Zeit, die ſchwere Prüfungen über Preußen brachte. Der aber am häufigſten dieſen ſtillen Weg machte, das war der Sohn des toten Königspaares, Preußens König und der erſte Kaiſer des wiedergeeinten Deutſchlands. In Stunden des Gebets und in Stunden des Dankes ſuchte Kaiſer Wilhelm der Siegreiche den Platz am Sarge ſeiner Mutter, als Jüngling, als Mann und als Greis, bis ſie ihn ſelbſt im kaiſerlichen Leichenzuge hinaustrugen und zu Füßen ſeiner Eltern zur letzten Ruhe betteten. Der Trauerſalut dröhnte um das Charlottenburger Mauſoleum, und für lange Zeit ward es nicht wieder ſtill an der Stätte des Friedens. Arbeiter kamen und zimmerten und hämmerten an dem Erweiterungsbau, in das Charlottenburger Schloß hatte ein todkranker Kaiſer mit ſeinem Hofſtaate ſeinen Einzug gehalten, und dem Publikum war der Zutritt zu dem Schloßpark verwehrt. Er blieb es auch dann noch, als das Schloß nicht mehr Kaiſerreſidenz war, als Kaiſer Friedrich mit den letzten Veilchen geſtorben war, ſo lange, bis das Haus der königlichen Toten fertiggeſtellt war. Als der letzte Arbeiter den Platz verlaſſen hatte, öffneten ſich die Pforten des Mauſoleums von neuem; aber nicht nur die Pforten des Kapellenraumes, ſondern auch die Pforten der Gruft, und ein letzter ſtiller Gaſt hielt mit kaiſerlichem Trauerpomp ſeinen Einzug — Kaiſer Wilhelms edle Gemahlin, Kaiſerin Auguſta, wurde an der Seite des toten Helden beigeſetzt. Und als der Todestag Kaiſer Wilhelms des Siegreichen zum zweitenmal wiederkehrte, konnte der ſtille Friedensraum zum zweitenmal geweiht werden. Oberhofprediger D. Kögel hielt die Weiherede vor dem Kaiſerpaare und den älteſten Kaiſerſöhnen, dem badiſchen Fürſtenpaare, den Paladinen des kaiſerlichen Thrones und den Hofſtaaten Kaiſer Wilhelms I und der Kaiſerin Auguſta.

Hinfort wird es wieder ſtill ſein um das Charlottenburger Mauſoleum, ſtill und feierlich, trotzdem Tauſende und aber Tauſende den Weg dorthin ſuchen werden, um das Gelöbnis zu erneuern über dem Grabe des erſten deutſchen Kaiſers, an ihrem Teile dazu zu thun, daß nichts von dem großen Vermächtnis verloren gehe, das er der deutſchen Nation hinterlaſſen hat.



Im Nebenraum ruht Prinz Adalbert. Im Nebenraum ruht die Fürſtin von Liegnitz.

Das Herz Friedrich Wilhelms IV.

Königin Luiſe. Kaiſerin Auguſta. Kaiſer Wilhelm. Friedrich Wilhelm III.

Die Gruft mit den Särgen unter dem Mauſoleum in Charlottenburg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Nicht immer löſt in dieſem Leben
Großmut der Reue Pein;
Es kann der Freund oft mehr vergeben,
Als wir uns ſelbſt verzeih'n.

## Polterabendgedicht.

Bei Überreichung eines Quirls.

Hier bring' ich
Fürs junge Mäuschen,
Ins Häuschen:
Einen manierlichen,
Einen hantierlichen,
Reſpektierlichen,
Etwas ſpierlichen,
Doch ganz zierlichen,
Ganz ausführlichen —
Quirl.

Ein Bäumlein ſtand
Am Waldesrand.
Das fand
Eine Hand
Unbekannt.
In des Tiſchlers Zelle
Wandert' es ſchnelle.
Da war die Säge,
Die ſchräge,
Nicht träge
Und machte ein Scheit
Bereit.
Dann kam der Hobel,
Das war nicht nobel;
Darauf das Meſſer,
Und das war beſſer!
Da wurde geſchnitzt
Und geritzt,
Daß auf den Seiten allen
Die Spähne fallen.
Auch unterdeſſen
Eifrig gemeſſen,
Daß er die Maſſe
Richtig faſſe!
Zuletzt fand die Glätte
Am Stiel ihre Stätte:
Und ſo ward im Städtchen —
Für unſer Mädchen —
Ein Quirl fabriziert!

Sieh nur die Zacken,
Die werden packen,
Wie das wird knacken
Vor'm Kuchenbacken!

Und dann den Stengel:
Ganz ohne Mängel,
Länglich gezogen,
Nirgends verbogen,
Richtig gewogen —
Ein Meiſterſtück!

Will dir auch zeigen,
Wie ſeinen Reigen —
Zwar nicht mit Geigen,
Doch nicht mit Schweigen —
Das Quirlchen tanzt.

So mußt du's faſſen,
Doch ſo nicht laſſen
In Topf und Taſſen,
Den naſſen!

Wirbelnd muß's gleiten
Zwiſchen den beiden
Handtellerſeiten!

Nun rühre nur tüchtig,
Aber auch richtig
Und nicht zu flüchtig,
Sondern umſichtig,
Oder gewichtig,
So wie es richtig
Der Hausfrau ziemt.
Daß nicht das Töpfchen,
Oder das Näpfchen
Während des Drehens
Ganz unverſehens
Vom Tiſche fällt,
Oder zerſchellt!

Auch nicht zu ſäumend —
Gleichſam träumend —
Sonſt wird's nicht ſchäumend!

Oft muß er raſer,
Dann ſetzt es Blaſen,
Dann fliehn wie Haſen
Des Quirls ſechs Naſen!

Nimm nun den Spirl,
Den Quirl!

Drehe den fröhlichen
Im Topf, dem mehligen,
Heiter und froh!

**Bourquin.**

## Künſtliche Roſen.

Um die hier wiederholt erſchienene Anleitung zur Verfertigung künſtlicher Blumen zu vervollſtändigen, folgen nachſtehend die Muſter zu einigen ſehr natürlich und zart ausſehenden Roſen, deren Anfertigung einer auch weniger geübten Hand leicht gelingen wird. Zuerſt, als die am leichteſten herzuſtellende, verſuche man folgende:

1. Flatterroſe (roſa oder hellgelb). Zur Herſtellung einer ſolchen fertigt man 6 Blattkreiſe von 10 cm Durchmeſſer nach Abb. 1. Die äußeren Spitzen der einzelnen tief eingeſchnittenen Blätter werden mit einer Schere, die eine Eckſpitze nach innen, die andere nach außen, leicht und gefällig umgekräuſelt, dann erfaßt man jeden Blattbogen, von der Mitte des oberen Einſchnittes, mit der Pincette und kerbt ihn von oben nach unten auf der Gummiplatte oder der Handfläche recht kraus. Sind alle Blätter rundherum ſo zubereitet, ſo befeſtigt man ein kleines Büſchelchen gelber Staubfäden an mittelſtarken Draht und ſchiebt die 6 Blattkreiſe, immer mit etwas Gummi dazwiſchen, an. Die beiden erſten werden ſo feſt an die Staubfäden und den Stiel angedrückt, daß man von dieſen nur die kleinen gelben Knöllchen ſieht. Ein grüner Wachskelch wird zuletzt angeſchoben und der Stiel mit dunklerem Grün umwickelt. An einen kahlen Heckenroſenzweig oder einen lockeren Birkenzweig mit mehreren Äſten befeſtigt, und mit feinblättrigem Roſenlaub und Knoſpen vereinigt, ſehen dieſe Roſen reizend und außerordentlich natürlich aus.

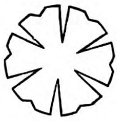


Abb. 1.

2. Blaßroſa, becherförmige Roſe. Dieſe wird von der hellſten Farbe in roſa Seidenpapier gefertigt und wirkt in ihrer zartduftigen Friſche äußerſt lieblich. Nachdem man eine Lage Blätter nach Abb. 2 7 cm hoch und breit geſchnitten hat, knickt man mit der Schere den äußerſten Rand eines jeden Blattes etwas um und macht alsdann mit den Fingern in jedes Blatt am unteren Ende desſelben, alſo da, wo die Blätter ſpäter gebunden werden, zwei kleine Fältchen, ſtreicht dieſe nach oben platt aus, und drückt dann noch die ſo entſtandene Höhlung in der inneren Handfläche ein wenig tiefer. Man muß jedoch darauf achten, daß 5 Blätter nach innen und 3—4 Blätter nach außen umgebogen ſind. Als Inneres der Roſe ſchneidet man das glatte (ungekrauſte) Blatt von oben nach unten in der Mitte durch, und kugelt das ſo gewonnene ſchmälere Blatt mit dem Zeigefinger derart, daß man es vom Handballen nach der inneren Handfläche zu recht tief eindrückt. Von dieſen ſchmalen Blättern gehören 3—4 zuerſt an den Stil, worauf dann die anderen folgen. Die nach außen umgebogenen ſind die letzten, welche angebunden werden. Man legt beim Binden immer ein Blatt halb auf das andere und muß darauf achten, die Roſe möglichſt geſchloſſen zu formen. Dieſe zarten Roſen wirken, mit dunklem Laub zuſammengeſtellt, ſehr ſchön. — Die nächſtfolgende Roſe iſt in zwei Farben ſehr hübſch, entweder in mittlerem Roſa oder in ganz dunklem Samtrot.

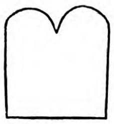


Abb. 2

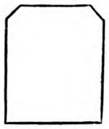


Abb. 3.

3. Roſa oder dunkelrote Roſe. Schnittmuſter Abb. 3. Die beiden abgeſtumpften Ecken dieſer 8 cm hohen und 6 cm breiten Blätter werden mit der Schere leicht umgebogen, darauf vertieft man dieſelben gleichfalls durch drei kleine, nach oben glatt auslaufende Fältchen, achtet aber darauf, daß ein Teil dieſer umgebogenen Blätter nach innen und faſt ein gleicher Teil davon nach außen umgebogen iſt. Nachdem die Falten in das Blatt hineingebracht worden ſind, werden ſie noch mit den Fingern vertieft, damit eine ſchöne Halbkugelform herauskommt. Sind alle Blätter fertig, ſchreitet man zur Herſtellung der inneren Knoſpe. Dazu bedarf es eines 4 cm breiten und 16 cm langen Streifens desſelben Papiers. Derſelbe wird in ſeiner Länge zur Hälfte, alſo 2 cm breit, zuſammengebrochen. In dieſen Bruch legt man eine ſtarke Stricknadel und ſchiebt mit beiden Daumen und Zeigefingern den Streifen in winzigen Fältchen über der Stricknadel recht feſt und kraus zuſammen, dann ſchneidet man den Streifen in der Mitte auseinander, daß zwei lange Streifen entſtehen und ordnet dieſe blätterähnlich auf dem oberen Teil des Stieles, welcher dann dunkelgrün umwickelt wird, worauf die anderen Blätter, 6 nach innen umgebogen und 4—5 nach außen, angebunden werden. Ein Wachskelch ſchließt dieſe Roſe wirkſam ab.

4. Marſchall Niel-Roſe (gelb). Schnittmuſter 4. 6 cm breit, $6^1/_2$ cm lang. Wie bei der dunkelroten Roſe werden auch hier die Blattbogen mit der Schere gekerbt, aber nur rechts und links vom Blattbogen aus, die mittleren inneren Bogen bleiben glatt. Mit zwei tiefen Falten verſehen und glatt nach oben ausgeſtrichen, drückt man die Höhlung mit den Fingern noch ein wenig ein, damit das Blatt die richtige Form erhält. Auch bei dieſer Roſe achtet man darauf, daß 6 Blätter nach innen und 2—3 Blätter nach außen umgebogen ſind. Zuerſt, als Inneres der Roſe, macht man einen etwas ſpitzen Wattenknoten, überdeckt dieſen mit einer etwas geknitterten Lage gelben Seidenpapiers und formt daraus ein möglichſt natürliches Knöſpchen. Der Drahtſtiel kann ſchon mit der Watte zuſammen, oder auch nachdem das Seidenpapier über den Knoten gelegt iſt, befeſtigt werden, man muß dieſen jedoch ſehr gut befeſtigen, damit er ſich nicht, ehe die Roſe fertig iſt, abſchiebt. Über dieſen Knoten werden nun die Blätter (ein wenig aufeinander liegend) angebunden. Alſo erſt 6 nach innen gekrauſte, dann zuletzt die nach außen geſchweiften. An dieſe Roſe gehört ein ziemlich großer Wachskelch und um den Stiel natürlicher und weicher erſcheinen zu laſſen, eine dünne Gummiröhre in grüner oder bräunlicher Färbung. Großblättriges Laub in bräunlichgrüner Färbung hebt die Wirkung der Roſe bedeutend. — Will man dieſe Seidenpapierroſen zu Dekorationszwecken, auf Wandteller, Rahmen ꝛc. verwenden, ſo thut man gut, ſie vorher mit einer Wachsmaſſe zu überziehen. Die Blumen erhalten durch dieſelbe neben großer Haltbarkeit das zarte fleiſchartige Blütenkolorit, das ſie beinahe echt erſcheinen läßt. Dieſe Maſſe iſt in den entſprechenden Farben, wie weiß, roſa, rot, lila, gelb, grün ꝛc. zu haben. Gebrauchsanweiſung und kleinere Verſuchsſendung, auch überzogene Muſterblumen, iſt Frau H. Stiehl, Leipzig, Körnerſtraße 30, I, abzugeben gern bereit.

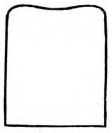
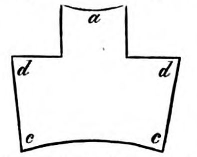


Abb. 4.

## Handarbeit.

Kinderhüte. Da die fertig gekauften Spitzen- und Schnürenhütchen für kleine Mädchen ſehr teuer kommen, wünſcht gewiß manche Hausfrau, dieſelben ſelbſt anfertigen zu können. Dies iſt durchaus nicht ſchwer, wenn man nur zuvor eine gut paſſende Form herſtellt. Man ſchneidet aus Steifleinen in entſprechender Vergrößerung ein Grundmuſter nach Fig. 1, legt die mit d bezeichneten Spitzen bei a zuſammen und näht ſie dort feſt. Hinten kann man die Form nach Belieben kürzer oder länger ſchneiden oder auch etwas ſpitz ausſchneiden. Ringsherum verſieht man die Form mit Draht, welchen man überwendlich annäht. Es iſt ſehr ratſam, die Form erſt aus Papier zu ſchneiden und zuſammengeſteckt aufzuprobieren. Will man eine ſpitze Kopfform herſtellen, ſo ſchneidet man den mit a bezeichneten Teil ſchmäler und etwas länger, demzufolge die beiden ſeitlichen Teile, deren Spitzen mit b bezeichnet ſind, natürlich breiter werden müſſen. Bei allen Hütchen, deren Kopfform mit klaren Stoffen bezogen werden ſoll, iſt es nötig, dieſelbe erſt glatt mit Satin in der entſprechenden Farbe zu überziehen. Hat man eine ſpitze Kopfform gewählt, ſo ſieht es ſehr gut aus, wenn man an jedem Seitenrande eine breite Spitze (oder ſchmale, welche mehrfach zuſammengeſetzt iſt) mit nicht zu vielen Fältchen anſetzt.



(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Die Spitze muß ſo breit ſein, daß ſie bis zur Mitte des Kopfes reicht. Durch die Zacken dieſer beiden Spitzenteile wird ein entſprechend langes Stück Draht gezogen. Am unteren Rande werden die beiden Stücke Spitzen ſowie die Drahtenden nach innen geſchlagen und feſtgenäht. Vorn näht man die Enden der Spitze und des Drahtes ebenfalls feſt; dieſer Anſatz wird ſpäter beim Garnieren verdeckt. Auch man kann die mit Satin bezogene Form mit zuſammengeſetzten Spitzenſtreifen bedecken, indem man entweder das ſo entſtandene erforderlich große Stück glatt darüber zieht; natürlich müſſen die Streifen von oben nach unten laufen, oder man ſtellt aus den Spitzen ein Stück in der Länge der Kopfform entſprechend, aber etwas breiter, her und bedeckt die Form faltig damit, die Falten müſſen aber ſtets in der Mitte gebildet ſein, an den Seiten muß die Spitze glatt liegen. Hat man tüllartige Stoffe, ſo verfährt man wie bei den letztbeſchriebenen Spitzenſtücken, nur kann man auch ganz wenig in der Länge zugeben, macht dann aber einige unſichtbare Stiche vom unteren Rande nach der Mitte der Form zu, ſo daß das übrige in der Länge oben am Kopfe puffig hochſteht. Sehr oft ſtellt man auch Hütchen her aus den Stoffen der Kleidchen und Mäntelchen; dann iſt bei Flanell, Tuch, Samt und Plüſch eine glatt überzogene Kopfform zu empfehlen. Leichtere Stoffe kann man faltig auflegen, dann verfährt man wie bei den Spitzenüberzügen, nur iſt keine Satinunterlage nötig. Den Rand des Hütchens kann man auf die verſchiedenſte Weiſe herſtellen. Will man ihn aus Spitze fertigen, ſo muß man bei der fertigen Kopfform von c bis c meſſen und ein dreimal ſo langes Stück ca 8 cm breite Spitze nehmen. Ungefähr in der Mitte desſelben zieht man der Länge nach einen Faden mit Vorderſtichen durch. Durch die Zacken der Spitze führt man ein Stück Hutdraht, nicht zu kurz, man kann hernach immer abſchneiden. Jetzt beginnt man bei c, die Spitze etwa halb herausſehen laſſend, mit dem Annähen, ſtets kleine Fältchen legend, anfangs nicht zu dicht. Allmählich läßt man die Spitze weiter hervortreten. Iſt man etwa noch 3 cm von der Mitte der Kopfform entfernt (der ganze Rand muß nun ſichtbar ſein), ſo beginnt man an der anderen Seite bei c. Iſt man auch von hieraus auf 3 cm der Kopfmitte nahe gekommen, ſo lege man die nun noch vorhandene Spitze in dichteren Falten höher an der Kopfform herauf. Jetzt ſchiebt man den Draht zurecht, ſchneidet das überflüſſige ab und näht die Enden bei c an der Rückſeite feſt. Darauf zieht man den in der Mitte eingezogenen Faden an, wodurch die Fältchen ſich hübſcher legen. Dem ſoweit fertigen Rande kann man alsdann vermittelſt des Drahtes durch Biegen jede gewünſchte Form geben. Bemerkt ſei noch, daß man anfangs ſehr leicht den Draht zu kurz abſchneidet, alſo lieber erſt aufprobieren; iſt das Unglück aber geſchehen, ſo ziehe man lieber ein neues längeres Drahtende ein, da ſonſt der Rand viel zu weit nach vorn neigt. Nun wird die leere Stelle, welche durch das Annähen des Randes in der vorderen Mitte der Kopfform entſtanden iſt, ausgefüllt. Man nimmt ein Stück breite Spitze, etwa $^{3}/_{4}$ m lang, zieht in der Mitte derſelben einen Faden, am Rande aber keinen Draht hindurch. Dieſe Spitze legt man in Fältchen und ordnet den ſo erhaltenen Streifen fächerförmig an der bezeichneten Stelle an. Durch gelindes Anziehen des eingezogenen Fadens wird man auch dieſe Garnitur in hübſche Lage bringen. Nach Geſchmack kann man einige Bandſchleifchen oder Pompons an Drahtſtielen zwiſchen dieſer Spitzengarnitur anbringen. Allerliebſt ſieht es auch aus, wenn man Stahl- oder Goldperlen, zu winzigen Ringen vereinigt, ab und zu an den Zacken der Spitze befeſtigt; man darf dieſelben aber nur hineinknoten, nicht nähen. Auch einzelne größere Stahl- oder Goldperlen laſſen ſich verwenden. In der Mitte muß man den Rand meiſt mit einigen Stichen oben an der Kopfform feſtnähen. Ein Stoffrand erfordert einen geraden Streifen, welcher dreimal ſo lang iſt als von c bis c, in beliebiger Breite (nicht zu breit, da der Rand ſonſt bald ſchlaff wird). Dieſen Stoffſtreifen füttert man mit gleichfarbigem oder harmonierendem Atlas und legt einen nicht allzu ſteifen Gazeſtreifen zwiſchen Stoff und Futter. Dieſen Streifen ordnet man entweder in Tollfalten oder in Pliſſeefalten, letztere dürfen nicht zu ſchmal ſein und werden nach jeder Seite gelegt, ſo daß in der Mitte eine Tollfalte entſteht. Der gefaltete Streifen muß natürlich lang genug ſein, um von c zu c zu reichen. Bei c läßt man auch dieſen Rand nicht ganz ſehen, läßt ihn aber raſch ganz hervortreten und näht ihn ſtets am Rande der Kopfform bleibend (auch in der Mitte nicht höher gehend), feſt. In der vorderen Mitte erhält die Kopfform einen reichen Schleifenſchmuck, dem man einige Pompons beifügen kann. **Frau Adale.**

### Aus der Kinderſtube.

Gouvernante: „Sieh doch, Hedwig, du ſchreibſt ja entſetzlich unorthograpiſch.“ — Hedwig: „Ach, Fräulein, das iſt ja Altdeutſch.“

Otto, den es ärgert, daß ſein Schweſterchen mit ſeinem Spielzeug ſich vergnügt, geht zur Mutter mit der Klage: „Sieh nur, was für ein unpaſſendes Mädchen die Grete iſt.“

### Felspartieen im Garten.

Einen reizenden Schmuck für den Garten bildet ein Felſenbeet, bepflanzt mit Alpenveilchen, Edelweiß und anderen Alpenblumen. Man legt an einem vor Winden etwas geſchützten Orte ein unregelmäßiges, ſchräges Beet an und baut von unregelmäßig behauenen Feldſteinen oder beſſer Tuffſteinen, die mit Cement aneinander befeſtigt werden, kleine Felſen oder Grotten. Hier und da muß eine Lücke bleiben, groß genug, um Alpenpflanzen aufnehmen zu können. Das Beet wird mit Muſcheln oder kleinen Steinen umrahmt. An den Fuß der Grotte oder des Felſens wird kleinblättriger Epheu gepflanzt, die Lücken in den Steinen ſind teils mit fetter Erde für Alpenveilchen, Farn (über Alpenveilchen ſiehe Daheim-Kalender 1890) zu füllen, teils mit Kompoſterde, die mit erbſengroßen Kalkſtückchen oder Mörtel aus Kellern, altem Gemäuer oder dergl. und Sand gemiſcht iſt, für Edelweiß. — Im Februar bis April ſtreut man den Samen des Edelweiß (Guaphalium Leontopodium), der in jeder größeren Samenhandlung ſtets friſch zu haben iſt, in flache, gut drainirte Schalen mit ſandiger Erde aus und bedeckt ihn ſchwach mit Sand. Die Schalen werden an das Fenſter einer warmen Stube geſtellt und mit einer Glasſcheibe bedeckt. Mäßig feucht gehalten erſcheinen die Pflänzchen nach 2—3 Wochen. Sobald man ſie bequem anfaſſen kann, werden ſie in andere Schalen mit obiger Erdmiſchung pikiert, 4 cm Abſtand voneinander. Die Pflanzen müſſen nun an friſche Luft gewöhnt werden. Im Mai oder Juni, je nachdem die Pflanzen ſich beſtockt haben, werden ſie einzeln in kleine Töpfe gepflanzt. Im Juli kommen dann die Edelweißſtöcke ins freie Land. Gut iſt es, bei jedem Umpflanzen die Wurzeln etwas zu kürzen. Im Winter ziehen die Pflanzen ein. Sie müſſen, da ſchneeloſer Froſt ihnen ſchadet, mit Moos, Tannenreiſern ꝛc. bedeckt werden. Sobald die Sonne einige Kraft hat und der Schnee geſchmolzen iſt, erſcheinen die reizenden weißen Filzblüten, ſchöner und vollkommener als die wildgewachſenen. Alle zwei Jahre müſſen neue Pflanzen ausgeſetzt werden, da alte Stöcke nicht beſonders ſchöne Blumen treiben. Bemerken will ich noch, daß es bei der Kultur des Edelweiß beſonders auf eine reiche Wurzelbildung ankommt, dieſe erzielt man eben durch die der Erde zugeſetzten Kalkſtückchen. Auch Eierſchalen thun dieſelben Dienſte wie Kalkſtücke; dieſer Zuſatz verhindert die Bildung einer Pfahlwurzel. Man kann natürlich die Pflanzen auch in Töpfen weiterkultiviert zum Blühen bringen.

**Mitarbeiter für Gartenbau.**

### Praktiſches fürs Haus.

Frage 117. An Karlsruherin. 1. Sie klagen, daß Ihre Lampen von außen ſtets mit Petroleum überzogen ſeien. Da dringt das flüchtige Öl entweder zwiſchen Kitt und Glas hindurch, und dann iſt der Kitt zu erneuern; oder, und das iſt meiſtens der Fall, das Öl dringt durch die Schraubengänge. Gegen dieſen Fehler leiſtet etwas Schmierſeife um das Gewinde geſtrichen vorzügliche Dienſte. **Erika.**

2. Um das Austreten des Erdöls auf die Oberfläche der Lampe zu vermeiden, ſchraube ich den Docht nach der Säuberung 1—2 cm tief in ſeine Hülſe hinein, und die Lampe ſieht immer rein aus und weiſt keine Spur von Petroleum an der Außenſeite auf. **Luſtiges Rhönedelweiß.**

Durch Frage 115 wünſcht eine Mitſchweſter Auskunft über das Waſchen von Wollſtoff mit Panamaſpänen. Alle Wollgegenſtände, ob ſtark oder leicht, werden, auf dieſe Weiſe gewaſchen, ſehr ſchön. Die Späne werden mit kochendem Waſſer angebrüht, mit einem Holzlöffel tüchtig gerührt bis es recht ſchäumt; iſt die Brühe halb kalt, kommt der Stoff hinein und ſoll 1—2 Stunden weichen, dann wird er gewaſchen und in friſchem Waſſer geſchwenkt, in ein Tuch geſchlagen und ſehr feucht gebügelt.

### Für die Küche.

Kräuterſuppen. Ein halber Kopf Wirſing nudelig geſchnitten, einige Scheiben Sellerie, Lauch, Mohrrübe, Winterendivien werden in Fett angeſchlagen, in Waſſer weich gekocht, mit Salz und weißem Pfeffer gewürzt, in Scheiben geſchnittene Kartoffeln, ſowie einige auf der Herdplatte braun geröſtete Scheiben Schwarz- oder Weißbrot mit verkocht, und alles zuletzt mit Ei und Sahne abgezogen. Kann man vor dem Anrichten etwas fein gewiegte Peterſilie oder Kerbel oder Brunnenkreſſe zugeben, ſo verbeſſert es die Suppe, ebenſo wenn verhackte Bratenknochen, auch ſolche von Wild, mit gekocht werden. Nach der Jahreszeit nimmt man grüne Erbſen, Kopfſalat, Sauerampfer dazu. Dieſe Suppen haben den Vorteil, daß man jeden Reſt gekochten Gemüſes mit verwerten kann.

Oſterbrot (ausgezeichnet). 2 Pfd. Mehl, $1^{2}/_{5}$ Pfd. Roſinen, $^{2}/_{5}$ Pfd. Korinthen, $^{3}/_{8}$ Pfd. Succade, $6^{1}/_{2}$ Lot Hefe, 6 Eier, etwas Zimt, ein Stückchen Butter, ein Stückchen Soda, Zucker nach Geſchmack wird mit halb Milch, halb Waſſer gut vermengt, muß eine Stunde gären und in heißem Ofen auf Brot oder Kuchenblechen beliebig geformt gebacken werden.

Kleine Sandtörtchen (wochenlang wie friſch). 1 Pfd. Mehl, $^{4}/_{5}$ Pfd. Butter, $^{2}/_{5}$ Pfd. weißen Zucker, gut geknetet, Bällchen wie kleine Kartoffeln geformt, in die Förmchen gefüllt und bei nicht zu ſtarkem Feuer gebacken.

### Fragen.

120) Kann mir eine der geehrten Leſerinnen raten, wie man am beſten und billigſten ein kleines transportables Gartenzelt herſtellen kann, oder kann jemand eine billige Bezugsquelle namhaft machen? Im voraus beſten Dank. **M. S. in Dortmund.**

121) Hiermit erſuche ich Sie höflichſt, mir mitteilen zu wollen, ob es in Deutſchland einen Ort gibt, wo Mädchen aus höheren Ständen den Betrieb der Landwirtſchaft, reſp. Milchwirtſchaft, ſowie die Pflege der Haustiere theoretiſch und praktiſch erlernen können, ſodaß ſie imſtande ſind, ſelbſtändig die Bewirtſchaftung eines Gutes zu übernehmen. Um freundliche Auskunft bittet **M. in K.**

123) Ich wüßte gern, in welcher Art die Geſelligkeit und Bewirtung der jetzt ſo üblichen 5-Uhr-Thees iſt und danke im voraus verbindlichſt für gütige Antwort. **Pommerin.**

124) Würde jemand ſo freundlich ſein, mir Adreſſen von Geſchäften anzugeben, für welche ich Spitzen, Einſätze ꝛc. häkeln könnte? **Anna.**

125) Ich bin aus Baden gebürtig. Dort war ich gewohnt, daß meine Wäſche im Sommer gebleicht wurde und überhaupt ſtets untadelhaft weiß mir von der Wäſche zurückgeliefert wurde. Seit 4 Jahren nun bin ich in Berlin und ſeitdem ganz unglücklich, daß ich es hier nicht erreichen kann, weder im Hauſe, noch von der Waſchanſtalt wirklich weiße Wäſche zu erhalten. Wo wird in der Nähe Berlins Raſenbleiche angewendet und überhaupt gut gewaſchen? Könnte mir jemand raten, der vielleicht in gleicher Lage war? **Johanna Stenger.**

### Auskunft.

Altes Spinnlied. Frage 109.

Spinn’, Mägdlein, ſpinn’,
So wachſen dir die Sinn,
Wachſen dir die gelben Haar,
Kommen dir die klugen Jahr,
Spinn’, Mägdlein, ſpinn’.

Ehr’, Mägdlein, ehr’
Die edle Spinnkunſt ſehr;
Adam hackt und Eva ſpann,
Zeigen uns die Tugendbahn,
Ehr’, Mägdlein, ehr’.

Lob’, Mägdlein, lob’,
Dem Schöpfer halte Prob’,
Daß dir Glaub’ und Hoffnung wachſ’,
Wie dein Garn und wie dein Flachs,
Lob’, Mägdlein, lob’.

Dank’, Mägdlein, dank’
Dem Herrn, daß du nicht krank,
Daß du kannſt fein oft und viel
Treiben dieſes Rockenſpiel,
Dank’, Mägdlein, dank’.

**Auch eine Abonnentin in Halle.**

### Redaktionspoſt.

**Norddeutſche.** Schon dageweſen.

**Elſa. Fr. 98.** Es liegen verſchiedene humoriſtiſche Gedichte, deren Abdruck zu viel Raum wegnehmen würde, für Sie bereit.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

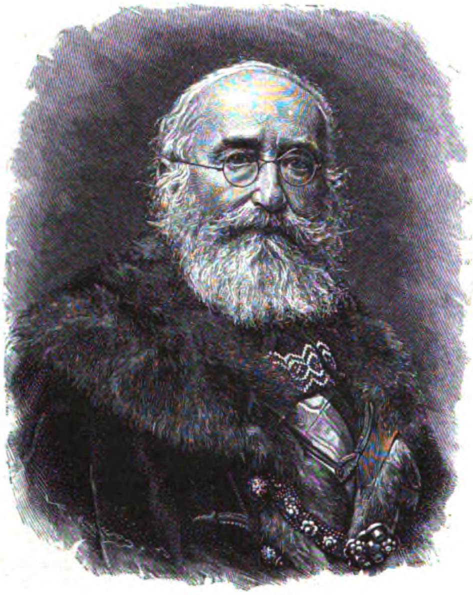
1890. Nr. 28. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Koloman Tisza.

Der Frühling 1890, der Deutſchland den Rücktritt Bismarcks gebracht hat, hat auch Ungarn ſeinen Miniſterpräſidenten genommen. Im europäiſchen Konzert hat Koloman Tisza allerdings niemals eine ausſchlaggebende Stimme gehabt, noch viel weniger hat er einem ganzen Jahrhundert, wie Bismarck, den Stempel ſeines Geiſtes aufgedrückt, aber fünfzehn Jahre hindurch, ſeit dem 21. Oktober 1875, hat er ſich auf ſeinem Poſten an der Spitze des ungariſchen Kabinetts behauptet. An Oppoſition hat es dem ehemaligen Miniſterpräſidenten niemals gefehlt, aber ſeinen Feinden iſt es niemals geglückt, ihn ernſtlich zu gefährden, und man kann mit gutem Recht ſagen, daß er ſich die Grube, in die er geſtürzt iſt, ſelbſt gegraben hat. Ein leichtſinnig der Oppoſition gemachtes Zugeſtändnis iſt Urſache geworden, daß Tisza gehen mußte. Will man noch außer ihm ſelbſt jemand für ſeinen Sturz verantwortlich machen, ſo muß man bis auf die ungariſche Revolution von 1849 zurückgehen, — eine ſehr verſpätete Wirkung derſelben, die nur erklärlich wird, wenn man den Glorienſchein in Betracht zieht, den das Magyarentum um den Diktator der Revolution, um Ludwig Koſſuth, geſponnen hat. Seit vierzig Jahren lebt Koſſuth in einer ſchon ſeit langer Zeit freiwilligen Verbannung in Italien, noch immer unausgeſöhnt mit dem Stande der Dinge in ſeiner Heimat. Noch vor wenigen Monaten erklärte er einer Deputation von ungariſchen Studenten, die zu ihm nach Turin gepilgert war, daß er weder den Kaiſer Franz Joſef als König von Ungarn, noch die gegenwärtige ungariſche Verfaſſung als rechtsbeſtändig anzuerkennen vermöge. Nun ſtellte die äußerſte Linke im ungariſchen Reichstage den Antrag, es ſolle Koſſuth durch ein Spezialgeſetz das ihm verluſtig gegangene ungariſche Staatsbürgerrecht verliehen werden. Tisza wich dem Anſinnen zuerſt dadurch aus, daß er erklärte, Koſſuth, der immer wieder von neuem von zahlloſen ungariſchen Städten zum Ehrenbürger ernannt werde, beſitze ſchon deshalb ſelbſtverſtändlich die Eigenſchaft als ungariſcher Staatsbürger und die Frage entbehre jeder praktiſchen Baſis, da der, zu deſſen Gunſten ein Ausnahmegeſetz verlangt werde, gar nicht die Abſicht habe, jemals nach Ungarn zurückzukehren. Aber die Rückſichtnahme auf die Volksgunſt bewog ihn ſchließlich doch, am 11. Dezember v. J. im Namen der Regierung einen Geſetzentwurf anzukündigen, durch welchen das Inkolatsgeſetz im Sinne der Antragſteller revidiert werden ſollte. Das war ein um ſo ſchwerwiegenderes Zugeſtändnis, als Koſſuth wenige Tage vorher in einem offenen Briefe erklärt hatte, daß er ſich niemals als Unterthan eines Kaiſers Franz Joſef betrachtet ſehen wolle und nur eine freie Republik Ungarn anerkenne. Als Tisza nun ſein der Oppoſition gegebenes Verſprechen einlöſen wollte, ſtieß er dabei auf ſo energiſchen Widerſtand ſeitens der Geſamtheit ſeiner Miniſterkollegen, daß er die Zügel fallen laſſen mußte. Kaiſer Franz Joſef iſt durch die eine perſönliche Spitze gegen ihn ſelbſt kehrende Veranlaſſung der Demiſſion es jedenfalls weſentlich leichter gemacht worden, das Entlaſſungsgeſuch zu genehmigen. An die Stelle Koloman Tiszas iſt Graf Julius Szapary getreten, die übrigen Miniſter ſind im Amte geblieben. Auch die Stellung der Regierung iſt durch die Demiſſion Tiszas nicht erſchwert worden; es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ein Teil der Oppoſition, der durch keine prinzipiellen Bedenken, ſondern durch perſönliche Gründe gegen den Miniſterpräſidenten geleitet wurde, ſich jetzt mit der Regierungspartei verſchmelzen wird und daß die Oppoſition an Stimmen im Parlament verlieren wird.



Koloman Tisza,
der bisherige ungariſche Miniſterpräſident.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Jugenderinnerungen von Karl Gerok.

Vierte, vermehrte und ergänzte Auflage 1890.

Preis geheftet 5 M., in elegantem Kalikoband 6 M.

Dieſe neue Auflage der Jugenderinnerungen des berühmten Autors iſt kein bloßer Abdruck der vorigen, vielmehr eine ergänzte und vermehrte Ausgabe, die der greiſe Verfaſſer gleichſam als Vermächtnis noch einmal mit Liebe und Sorgfalt bearbeitet hat. Dieſelbe ſollte eigentlich erſt im Herbſt 1890 erſcheinen; Umſtände veranlaßten jedoch den Verfaſſer, die nochmalige Durcharbeitung zu beſchleunigen. Und ſo iſt denn dieſe abſchließende Ausgabe des in ſeiner glücklichen Miſchung von Ernſtem und Heiterem ſo anmutenden Buches ſchon im verwichenen Herbſt erſchienen, ehe der leider ſo unerwartet ſchnell eingetretene Tod des ehrwürdigen Verfaſſers dies unmöglich machen konnte.

→ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ←

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Lerne deine Güter klug beſtellen!
Friſch und fröhlich blickſt du dann hinaus;
Ein paar Hoffnungsſchifflein auf den Wellen
Und den ſicheren Schatz im eignen Haus!

## Kleine Hilfe.

„Liebes Mütterchen, Erna will das Garn halten!“ ſagt die Kleine, als Mama eine Lage Wolle auseinanderfaltet. Die Mutter weiß nun ganz gut, daß es viel, viel raſcher und angenehmer iſt, wenn ſie das Garn ſelbſt hält, aber ſie nimmt die angebotene Hilfe gern an. Und ſie thut recht daran. Kleine Kinder, namentlich kleine Mädchen wollen ſich gern ſchon früh nützlich machen. Man ſoll nun dieſen Thätigkeitstrieb nicht unterdrücken, indem man die vermeintliche Hilfe zurückweiſt. Das Kind fühlt ſich glücklich, wenn es glaubt, der Mutter einen Dienſt erwieſen zu haben, es wird ſich bis an die Grenze ſeiner jungen Kräfte bemühen, jeden Auftrag zur Zufriedenheit zu erfüllen, und ganz unmerklich hat ſich die Mutter ſo eine wirkliche Hilfe herangebildet. Für ein Mädchen kann es nie ſchaden, wenn es frühzeitig hilfreich eingreifen lernt, auch wenn dasſelbe es nach dem landläufigen Ausdruck „nicht nötig hat.“ Auch ein Knabe kann der Mutter manchmal zur Hand gehen, namentlich, wenn er erſt größer iſt, wird er, mitſamt dem neuen Werkzeugskaſten, den das Chriſtkind gebracht hat, ſich oft nützlich machen können. Findet das kleine Kind, das freudig ſeine ſchwachen Kräfte zu nutzen Mütterchens gebrauchen möchte, wiederholte Zurückweiſung, vielleicht ſogar mit kurzen Worten oder mit Hinweis auf das Ungenügende ſeiner Leiſtungen, ſo darf ſich die Mutter nicht wundern, wenn das heranwachſende Kind nur auf beſonderen Befehl etwas thut und dann ſeine Sache nicht einmal gut macht. Deshalb nehmt von kleinen Kindern die gebotene Hilfe an, auch wenn euch in Wirklichkeit eine Mühe daraus erwächſt, es iſt euch und den Kindern für die Folgezeit erſprießlich!

**A. B.**

## Einem treuen Mädchen zur Hochzeit, von ihrem Liebling.

(Mit einer Blumentopfhülle.)

Wir hatten ja ganz und gar vergeſſen,
Für dich zu lernen ein Verſelein.
Als wir am Sonntag beim Kaffee geſeſſen,
Da fiel es mir mit einemmal ein:
„Mutter, was ſagen wir Minna denn an?
Weißt du denn gar kein kleines Gedicht,
Das ich geſchwind noch lernen kann?
Ja, wenn es auch lang iſt, ich fürchte mich nicht!“
Und als es geworden Nachmittag,
Da kam die Mutter zu mir und ſprach:
„Ein Verschen dacht’ ich mir für dich aus
Und fand auch noch ein Geſchenk im Haus.
Die Blumentopfhülle, ſollt’ ich denken,
Die könnteſt du der Minna ſchenken.
Wenn ſie nun wird Frau Wirtin ſein,
Dann macht ſie die Fenſter mit Blumen fein.
Iſt aber ein Topf ſchon alt und ſchlecht,
Dann braucht ſolche Hülle ſie gerade recht
Und denkt allemal, wenn ſie darauf blickt:
Die hat mir mein liebes Gretchen geſtickt.“
Jetzt hüllt ſie aber was anderes ein,
Sieh’ mal, wir bringen dir Hochzeitswein.
Und wenn ihr den fröhlich trinkt beim Eſſen,
Dann darfſt du dein Gretchen nicht vergeſſen. —

**Anna Ecke.**

## Begleitworte zu einem „Puff.“

Wohl gibt’s der „Püffe“ manche Art,
Faſt keinem bleiben ſie erſpart,
Nicht immer ſind ſie leicht zu tragen.
Von mir indeſſen kann ich ſagen,
Nur fälſchlich werd’ ich „Puff“ genannt,
Doch bin ich alſo nur bekannt.
Schön bittend komm’ ich heut’ zu dir:
Gönn’ ein beſcheid’nes Plätzchen mir!
Auf deinem Sopha laß mich ruhn,
Und wünſcheſt du nach ſchwerem Thun,
Nach eines Tages Müh’ und Laſt,
Ein kurzes Stündchen ſüßer Raſt,
Dann leg’ dein Haupt getroſt auf mich,
Vor allen „Püffen“ ſchütz’ ich dich!

**Veilchen.**

## Für Eierfreunde!

Eines der wertvollſten Nahrungsmittel, die Eier, werden zur Freude jeder Hausfrau, mit der eingetretenen, wärmeren Witterung wieder reichlicher produziert und zu Markt gebracht, wobei folgerecht auch die unerhört geſteigerten Winterpreiſe herabſinken. — Jeder Hausfrau hat ſich wohl ſchon oft eine Klage darüber auf die Lippen gedrängt, daß bei dem altüblichen Brauch, die Eier nach Stückzahl, ohne Rückſicht auf Größe und Gewicht, zu verkaufen, eine richtige Preisſtellung unmöglich iſt, indem die Größe der Eier ſtets derartig ſchwankt, daß zuweilen der Unterſchied geradezu auf das Doppelte an Gewicht herauskommt. Dieſer Unterſchied iſt für die Hausfrau, wie überhaupt für jeden Konſumenten, im Winter noch nachteiliger, weil zu dieſer Jahreszeit, wo die Preiſe ohnehin aufs höchſte geſtiegen (um Weihnachten), die friſchgelegten Eier auch noch die allerkleinſten, weil Erſtlingseier der im letzten Sommer gezogenen, jungen Hennen ſind. Welch ein Mißſtand ergibt ſich alſo demnach, indem man zu Zeiten und unter Umſtänden für ein und denſelben Nährwert den vierfachen Preis bezahlt, als unter andern Umſtänden. — Wären die Eier nun ein Luxusartikel, wie etwa eine überſeeiſche Delikateſſe, ſo würde man ſich darüber leicht hinwegſetzen können mit dem Gedanken: Laſſen wir doch die reichen Schlemmer ihre Leckerbiſſen mit Gold aufwiegen! Aber die Eier ſollen Volksſpeiſe ſein, ſie ſind ein wichtiges Nahrungsmittel, daß jedem zugänglich ſein ſollte, und durch Mißſtände obiger Art darf der Konſum nicht erſchwert werden. Um den Größenunterſchied zu kompenſieren hat man zwar den Vorſchlag gemacht: die Eier nach dem Gewicht zu verkaufen. Dieſes hat ſich bei der Zerbrechlichkeit der Ware und dem Mangel an Ausgleichungsfähigkeit derſelben als unausführbar erwieſen. — Hingegen haben unſere weſtlichen Nachbarn eine höchſt praktiſche Meſſungsart der Eier erſonnen, nach welcher in Paris bereits ſeit einigen Jahren die Eier ſortiert und in drei verſchiedenen Größen zu Markt gebracht, die Preiſe aber dementſprechend feſtgeſtellt werden. Der zu dieſem Behuf erfundene Meßapparat iſt höchſt einfach. Er beſteht aus einem, auf kleinem Fußgeſtell aufrecht ſtehenden Brettchen, an welchem in 3 cm weiter Entfernung übereinander zwei Meſſingringe befeſtiget ſind. Der obere, größere dieſer Ringe hat einen Durchmeſſer von 40 mm, der untere einen ſolchen von 38 mm. Eier, welche durch den erſten Ring nicht hindurchgehen, ſind Primaſorte und haben ein Gewicht von 75 g. — Solche Eier, die zwar durch den erſten Ring, nicht aber durch den zweiten hindurchgehen, enthalten ein Gewicht von 60 g und ſind „mittelgroß“. Diejenigen endlich, welche auch durch den kleinen Ring hindurchſchlüpfen, gehören zu den allerkleinſten, und ihr Gewicht beträgt nur etwa 48 g, wobei im Verhältnis zu den andern, noch auf die Schalen etwas mehr abzurechnen iſt. — Ein Schock ganz große Eier, würden demnach 4,500 g wiegen, ein Schock mittelgroße 3,600 und dieſelbe Anzahl kleinſter nur 2,800 g. (Die betreffenden Notizen zu dieſem Artikel habe ich einem früheren Jahrgang der „Tierbörſe“ entnommen.) Gilt nun beiſpielsweiſe das Schock Eier 3 Mk., ſo müßten, ihrem Nährwerte nach, den 60 Stück mittlerer Größe noch 12 Stück, denen der kleinſten Sorte noch 20 Stück hinzugefügt werden, um einen Ausgleich zu bewirken oder, um dieſen im Kaufpreis zu erzielen: die mittlere Sorte für 2 Mk. 49 Pf., die kleinſte für 1 Mk. 32 Pf. abgegeben werden. Es wäre im höchſten Grade wünſchenswert, daß dieſe Einrichtung auch im Deutſchen Reich allgemein eingeführt würde. Vielleicht vereinigen ſich einſtweilen mehrere Hausfrauen und petitionieren bei den maßgebenden Ortsbehörden ihrer Wohnorte für die zweckmäßige Einrichtung. Iſt nur erſt irgendwo der Anfang gemacht und wird durch die Frauen die Aufmerkſamkeit der Männer auf den Gegenſtand gelenkt, ſo dürfte ſich derſelbe ſchließlich doch durch ein „Lebensmittel-Geſetz“ einführen laſſen.

**B. v. W. aus L.**

**Eiernetz.** Jetzt im Frühling ſind Eier in jeder Geſtalt eine willkommene Mahlzeit. Namentlich gern werden ſie weich, „pflaumenweich,“ wie der techniſche Küchenausdruck lautet, gegeſſen. Da geſchieht es wohl häufig, daß das erſte Ei wunderſchön, das zweite viel zu hart, das dritte gar noch ganz flüſſig iſt, und trotzdem verſichert die Köchin, daß ſie die Eier alle zuſammen ins kochende Waſſer gethan habe. Alle zuſammen heißt aber ſo viel als nacheinander, jedes einzeln mit dem Löffel. Ebenſo ſind ſie auch wieder nacheinander einzeln aus dem Waſſer herausgenommen, vielleicht gerade das zuletzt hineingethane zuerſt und umgekehrt. So iſt es ganz erklärlich, daß die Eier verſchieden geraten ſind, beſonders, wenn deren eine ganze Anzahl gekocht werden. Um dieſem Übelſtande abzuhelfen und ſtets gleichmäßig ſchöne Eier zu erzielen, bediene man ſich eines Eiernetzes. Die Eier werden in dasſelbe alle hineingethan, und dann erſt verſenkt man das Netz in des Waſſertopfes Tiefen. Das oben durchgezogene Schnürchen iſt ſo lang, daß es aus dem Topf heraushängt und man das Netz daran bequem auf einmal aus dem Waſſer heben kann. Das Netz ſelbſt iſt ganz einfach, natürlich nur in weiß, gehäkelt; entweder wählt man ungebleichte Baumwolle oder gewöhnliches Häkelgarn, welche das Kochen vertragen können. Man beginnt in der unteren Mitte, häkelt immer kleine Bogen von fünf Maſchen und nimmt bis zur gehörigen Weite zu. Die letzten Bogen umhäkelt man mit feſten Maſchen, um dem Schnürchen beſſeren Halt zu geben. Solch ein Netz wird gewiß mancher lieben Hausfrau willkommen und mit ſchön gemalten und verzierten Eiern gefüllt, eine nachträgliche erwünſchte Oſtergabe ſein.

**H. v. Sydow.**

## Kunſt im Hauſe.

Wie ſchade iſt es, daß ſoviel Mühe und Zeit, ja, ich gebe es zu, auch Kunſtfertigkeit, an Dinge verſchwendet werden, welche vollſtändig ſtilwidrig ſind, während man mit nicht mehr Anſtrengung Arbeiten liefern könnte, welche auch Kenner zu erfreuen imſtande wären! Ich möchte hier zunächſt einmal über gemalte Fenſterſcheiben ſprechen. Seit einiger Zeit ſieht man ziemlich oft dick mit Ölfarben bemalte Scheiben. Dieſelben pflegen große Bewunderung bei denen zu erregen, welche nicht viel davon verſtehen, während diejenigen, welche wirkliche Glasmalereien kennen, höchſtens die viele verſchwendete Mühe beklagen. Eine Fenſterſcheibe ſoll unter keinen Umſtänden mit Deckfarben bemalt werden. Gerade der ganz beſondere, ja unter Umſtänden geradezu entzückende Reiz der Glasmalerei beſteht darin, daß ſie das Licht durchläßt. Ich ſehe hier von eigentlicher, eingebrannter Glasmalerei ſogar noch ab, da ſie ſehr koſtſpielig iſt, ſondern beſchränke mich auf die Nachahmung derſelben. Die Farbe ſoll leicht, nach Art der Aquarell- und Porzellanmalerei aufgetragen werden. Die erſte und unumſtößlichſte Regel iſt: Setze die Lichter nicht auf, ſondern ſpare ſie aus. Während beim malen mit Ölfarben der Schatten mit flüſſiger, das Licht mit dicker Farbe aufgetragen wird, verhält ſich dies beim Glasmalen gerade umgekehrt. Man erzielt ſo eine Zartheit und Duftigkeit, die vielleicht durch nichts zu übertreffen iſt. Wer nicht mit eigentlicher Glasfarbe, die eingebrannt werden muß, malen will oder kann, der mag mit Aquarellfarben malen. Dieſelben werden vermittelſt „Glas-Medium für Aquarellfarben“ (Dr. Fr. Schönfeld, Düſſeldorf, 75 Pf.) aufgetragen und haften dann ſehr gut. Gouachefarben ſind vom Gebrauche ausgeſchloſſen. Wer Ölfarben vorzieht, benutze ausſchließlich die durchſichtigen Laſurfarben, für deren Auftrag Schönfeld in Düſſeldorf ebenfalls ein Medium führt. Solcher durchſichtiger Ölfarben, wie Krapp, Laſurweiß, Korkſchwarz, Gummigutt, Vandykbraun u. ſ. w., gibt es eine ausreichende Menge, etwa vierzehn. Nur auf Hochrot muß man verzichten. Male man aber mit Waſſer oder mit Öl, — Durchſichtigkeit der Farben ſei erſte Bedingung. Malerei auf Leinwand und undurchſichtigem Grunde ſoll das Licht zurückwerfen (deshalb die Deckfarben). Malerei auf Glas ſoll es durchlaſſen (daher die Laſurfarben).

**Dora.**

**Holzmalerei mit Blattauflagen.** Unter dem tauſendfältig geſtalteten Laub, welches die Erde ſchmückt, hat ſchon manches mit ſeiner eigenartigen Form den bildenden Künſtler zur Nachahmung begeiſtert, ſeinen phantaſtiſchen Arabesken Sinn, Inhalt und Mittelpunkt gegeben. Ich erinnere hier nur an das Akanthusblatt der Griechen, an das Kleeblatt der Gothik, an die zackige Diſtel und die Weinrebe in den muſtergiltigen Vorbildern alter Schmiedekunſt. Heute bringen wir nun eine moderne Arbeit, welche ſich nicht nur bemüht,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

den Blättern ihre Form zu entlehnen, ſondern dieſe ſelbſt in getrocknetem und gepreßtem Zuſtande mit leichter Malerei zuſammen verwendet — immer aber in ſtilgerechter Anordnung, möglichſt gleichartige Exemplare (denn eine vollkommene Gleichheit giebt es nicht!) an eine beſtimmte Stelle der Arabesken ſetzend. Die weichen Kräuter aus Feld und Au haben den Vorzug, da ſie keine ſtarken Rippen und harten Stiele haben, wie das Baumlaub, welches daher oft nicht ganz flach zu preſſen und ſauber zu polieren wäre. Anders verhält es ſich mit dem zarten Frühlingslaub der Bäume, oder wenn der Untergrund der Arbeit nicht aus Holz, ſondern aus Thon beſteht, oder keine Politur, ſondern Lack zum Schutze erhalten ſoll. Letzteres iſt jedoch auch bei zu polierenden Sachen notwendig, da die Lackſchicht die Blätter auf dem Holze feſthalten hilft und vor dem Abreiben mit dem Polierballen bewahrt. Ehe man die Blätter aufklebt, welche nach einem feſtſtehenden Plane geſammelt und gepreßt ſind, entwirft man die Zeichnung und führt die Malerei aus, einſchließlich derjenigen Stellen, welche ſpäter die Blätter einnehmen ſollen. Dieſe ſorgſam auszuführende Grundarbeit wird nach ihrer Vollendung mit einem dünnen Lacküberzug verſehen, damit ein Verwiſchen und Beſchmutzen der Malerei beim Aufkleben der Blätter vermieden wird. Man preßt die Blätter meiſtens ohne ihre Stiele, da ſich dieſelben in der Zeichnung ſelten anbringen laſſen. Werden ſie ſcheinbar teilweiſe von einem Ornament bedeckt oder durchkreuzt, ſo ſchneidet man ſoviel weg, wie nötig iſt. Die den Blättern unterlegten Farben müſſen den Ton der erſteren haben, niemals ſie überſtimmen. Für helle Blätter, denen ſich natürlich auch helle Ornamente anſchließen dürfen, iſt dunkler Grund, für dunkle Blätter heller Grund zu wählen. Silberartig glänzendes Laub, ſowie braunes, ſteht gut auf Bronzen, iſt aber nicht zum Polieren geeignet. Aufgeklebte Blätter können mit Farbe übermalt werden, was bei roten Blättern oft wünſchenswert iſt. Bei allen derartigen Arbeiten auf Holz findet hauptſächlich Waſſerfarbe Verwendung; auf Thon und Terrakotta, beſonders wenn es gilt, ein ganzes Gefäß zu bedecken, bedient man ſich der Olfarbe. Denjenigen Arbeiten, welche poliert werden ſollen, müſſen die Blätter *feſt* aufgeklebt und aufgepreßt ſein, auch iſt für dieſen Zweck die Beſchaffenheit des Materials von größter Wichtigkeit. Lederartige Blätter ſchleifen ſich ab, allzu zarte, wie z. B. Windenblätter verſchwinden zum Teil; das Gute liegt auch hier in der Mitte. **F. D.**

## Gärtnerei.

Wohl kein Zweig gärtneriſcher Thätigkeit hat in neuerer Zeit mehr ſich hervorgethan und durch Neuproduktionen mehr geleiſtet, als die *Roſenzucht*. Man ſchaue nur in den Sommermonden in größere Roſarien, in größere Roſenzüchtereien oder, um es für *einen* Blick überſichtlich vor ſich zu haben, in die von jenen Züchtereien ausgegebenen Kataloge von mehreren Tauſenden aus dem Geſchlechte der Blumenkönigin hinein, um das zu erkennen und zu ſtaunen. Sind es ja doch auch mehrere Nationen, die in der Erzeugung von neuem auf dieſem duftigen Gebiete in ſtetem Wettſtreite begriffen ſind, voran die Franzoſen, welche die günſtigeren klimatiſchen Bedingungen dazu haben, darnach die kaum minder begünſtigten Engländer und Holländer und endlich die Deutſchen, welche, inſoweit jene Bedingungen nicht vorhanden, mit ihrem Fleiße und ihrer Findigkeit in den Wettſtreit eintreten. Wie denn auch die Roſenliebe in den Herzen unſeres Volkes und zwar durch alle Stände hindurch, vom Villenbeſitzer bis zum Taglöhner herab, in den letzten Jahrzehnten groß geworden, nun, das ſchauen ja die Augen in den Tagen der Roſenblüte, — kein Park ohne Roſengruppen auf grünem Raſen, kein Vorgärtchen mehr ohne einige Lieblinge aus dieſem bevorzugten Geſchlechte. Gleichen Schritt mit der wachſenden Liebe und Pflege der Roſe hält die *Roſen-Litteratur*. Sie iſt bereits eine ſehr umfangreiche und wohl kein Jahr vergeht, ohne eine Neuheit praktiſchen oder wiſſenſchaftlichen Charakters auf dem deutſchen Büchermarkte zurückzulaſſen. Zu dem bedeutendſten von wiſſenſchaftlicher Gediegenheit aus den letzten Jahren zählt das reichausgeſtattete Werk: „*Die Roſe* von *Th. Nietner*," Oberhofgärtner Sr. Majeſtät des Kaiſers, ſowie Dr. *Schleidens* Buch „*Die Roſe*," die Geſchichte und Symbolik der Blumenkönigin in ethnographiſcher und kulturhiſtoriſcher Beziehung vorführend. Das Neueſte — „*Deutſches Roſenbuch*" von *Gebr. Schultheis* (Ludwig Möller in Erfurt) in Steinfurth — verbindet rein Wiſſenſchaftliches mit der ſehr klar gelegten Einführung in die Kultur der Roſe, die Anlegung von Roſengärten, Behandlung der Roſen in den verſchiedenen Jahreszeiten, auch in die Produktion von neuen Roſenarten, die bis dahin für viele noch ein gärtneriſches Myſterium geweſen, die Darſtellung des koſtbaren Roſenöles ꝛc. ꝛc. in 31 mit friſchem, packendem Humor gewürzten Kapiteln, die reichlich mit Illuſtrationen ausgeſtattet und mit einem Anhang vervollſtändigt ſind, der eine klaſſifizierte Zuſammenſtellung ſämtlicher Wild- und Edelroſen vorführt. Wer von den Roſenkulturen der Gebr. Schultheis in Steinfurth in der Heſſiſchen Wetterau, den ausgedehnteſten auf deutſchem Boden, bereits erfahren hat, der wird einem von dort ausgegangenen Roſenbuche ſchon etwas zutrauen. Gründliches Wiſſen und Verſtehen iſt hier begründet auf reichhaltige Erfahrung. **L.**

*Nochmals die Gartenzwiebel.* Es kommen oft Klagen von Gartenfreunden über Mißraten ihrer Zwiebeln; bei den einen ſind alle Zwiebeln in Saat geſchoſſen, bei andern ſind die Zwiebeln zu ungleichmäßig und dergl. Es wird daher wohl für unſere lieben Gartenfreunde von Intereſſe ſein, gute, erprobte Pflanzmethoden zu erfahren, die bei einigermaßen guter Witterung ſichere Zwiebelernten herbeiführen. Im Herbſt muß, wie das übrige Gartenland, auch das für Zwiebeln beſtimmte Beet grob umgegraben ſein. Das Beet wird im Dezember oder Januar mit halbverrottetem Kuhdung, Kehricht und Hühner- oder Taubenmiſt bedeckt. Den unbedingt erforderlichen Geflügeldung erſetzt auch Guano. So bleibt das Beet liegen während des Winters; Froſt und Schnee machen es gut mürbe. Im Frühjahr wird auf den ſchmelzenden Schnee dünn gewöhnliches Salz geſtreut, was zur Zerſetzung der einzelnen Dungſtoffe viel beiträgt. Im März wird in Schalen der Zwiebelſame dünn ausgeſtreut und mit Sand bedeckt. — Als die beſten Zwiebelſorten ſind zu empfehlen: Portugieſiſche Delikateßzwiebel, Madeira-, Zittauer Rieſenzwiebel nnd Magnum bonum. Alle dieſe Sorten zeichnen ſich durch Größe, Haltbarkeit und Feinheit aus. Die beiden erſtgenannten ſind jedoch die ſchönſten Sorten. — Ans helle Fenſter geſtellt erſcheinen nach einigen Wochen die Pflanzen. Die zu dicht ſtehenden werden ausgedünnt; die ausgezogenen Pflänzchen kann man in andere Schalen ſetzen. Vor allem muß nun unſere Aufmerkſamkeit auf Abhärtung der Pflanzen gerichtet ſein. Sobald die Witterung 2 bis 3° R. warm iſt, werden die Schalen ins Freie geſetzt. Inzwiſchen wird das für die Zwiebeln beſtimmte Beet tüchtig durchgeharkt. Im Mai, wenn kein ſtarker Froſt mehr zu befürchten iſt, werden die Zwiebelpflanzen ausgeſetzt. Es werden auf dem Beete Reihen im Abſtande von 25 cm markiert und hinein nach Kürzung der Wurzeln, die Pflanzen, 10 cm Abſtand von einander, geſetzt, aber nicht tiefer, als ſie geſtanden haben; die Hälfte des Zwiebelchen muß über die Erde ragen. Nach kräftigem Angießen bedürfen vorläufig die Pflanzen keiner Pflege. Hat man gerade Zeit übrig, ſo kann man durch ein Auflockern des Bodens den Zwiebeln nützen. Gegoſſen darf nicht werden. Im Juli wird das ganze Beet mit Moos oder zerkleinerten Pferdeäpfeln bedeckt. Es hält eine ſolche Decke das Erdreich ſtets feucht und führt auch den Wurzeln neue Kraft zu. Sind die Zwiebeln faſt ausgebildet, ſo wird das Kraut umgeknickt; um die Reife zu befördern. Auf dieſe, zwar etwas mühſame Weiſe, erntet man wahre Prachtexemplare von Zwiebeln. Wer ſich dieſer Mühe nicht unterziehen will, ſondern die bequeme Art, Steckzwiebeln zu pflanzen, vorzieht, lege wenigſtens die kleinen Zwiebelchen im Januar an den Ofen, damit ſie bis zum Frühjahr tüchtig austrocknen. Ausgedörrte Zwiebeln wachſen freudiger und ſchießen ſeltener in Saat, als andere. Die Zwiebeln dürfen nur ſoweit in die Erde geſteckt werden, als zum Feſtſtehen erforderlich iſt. Die Behandlung des Beetes und der Pflanzen entſpricht der oben beſchriebenen. Die aus Steckzwiebeln gezogenen Zwiebeln halten ſich jedoch höchſtens bis März, während die geſäten ihre Friſche behalten, bis es neue gibt.

**Mitarbeiter für Gartenbau.**

## Krankenſtube.

Häufig iſt der Kranke zu ſchwach, um *ohne Lehne* aufrecht im Bette ſitzen zu können, oder er wird dabei im Rücken kalt; beides iſt leicht zu ändern; in den Krankenhäuſern hat man die ſogenannten Sitzbretter, aber in der Privatpflege nimmt man als Erſatz jeden einfachen *Stuhl*, den man, — die Lehne nach unten, die Beine nach oben in das Bett ſtellt, die Vorderbeine gegen die Kopfwand des Bettes ſtützend, — wenn dann *vor* die Stuhllehne ein Kiſſen gelegt wird, ſo erhält der Kranke eine weiche, warme Stütze für den Rücken und wenn man dann noch ein ſtarkes Band am Fußende des Bettes befeſtigt, und deſſen andere Enden zu der Hand des Kranken leitet, kann dieſer, ſelbſt wenn er recht ſchwach iſt, ſich ohne Hilfe aufrichten und in der angegenen Weiſe lange ohne Ermüdung ſitzen, was ſo oft eine große Erleichterung gewährt. **S.**

## Kindermund.

Ranguntерſchied. A.: „Mein Papa geht abends immer in die Kneipe." B.: „*Mein* Papa geht niemals in eine Kneipe, ſondern nur in ein Lokal."

Wozu haben wir Haare auf dem Kopfe? — „Damit man nicht den bloßen Kopf ſieht."

## Haustiere.

An Frau A. M. Berlin. Frage 107. Der *Zeiſig* iſt am leichteſten von allen Stubenvögeln zu zähmen. Sein Käfig darf nicht zu hoch hängen, damit der Vogel ſich an die menſchliche Nähe gewöhnt. Es iſt gut, ſich möglichſt viel mit demſelben zu unterhalten und beſchäftigen, ihn mit gelegentlichen Leckerbiſſen (Hanf, Salat) zu erfreuen. Jede Annäherung und Anſprache hat ſelbſtverſtändlich nur leiſe und vorſichtig zu erfolgen. Ein ſich gleich bleibendes ruhig ſanftes Weſen und einige Geduld ſind die Haupterforderniſſe zur Zähmung unſerer gefiederten Freunde. Beſonderes Vergnügen gewährt das Halten eines Zeiſigpärchens, das zutraulichere Weibchen erleichtert das Zähmen ſeines geflügelten Eheherrn.

## Handarbeit.

Weiteres über Kinderhüte. Fortſ. v. Nr. 27. Zu einem Schnirrenrande braucht man einen ungefähr 20 cm breiten, ſchrägen Stoffſtreifen, 2 bis $2^{1}/_{2}$ mal ſo lang als von c bis c, je nachdem man den Rand mehrfach biegen will oder nicht. Dieſen Schrägſtreifen legt man der Länge nach in der Mitte zuſammen und plättet die Bucht ein. Mittelſt kleiner Stiche näht man mit Nähſeide $1^{1}/_{2}$ cm von der Bucht entfernt den Streifen entlang, legt dicht an dieſe Nähte ein Ende Draht von der Länge des Streifens zwiſchen den Stoff und näht dicht unterhalb desſelben wieder mit kleinen Stichen hin. Nun wiederholt man dies noch einmal, zwiſchen beiden Drahteinlagen 2 cm Zwiſchenraum laſſend. Zu einem dichter geſchnirrten Rande möchte ich Ungeübten nicht raten. Auch iſt es beſſer, dann nur 2 bis 3 mal Drahteinlage zu nehmen, die übrigen Schnirren vorher zu nähen und mit einer Schnürnadel dünne Einziehlitze hindurchzuziehen. Zu einem ſo dicht geſchnirrten Rande muß man auch den Stoffſtreifen etwas breiter nehmen. Der fertige Rand wird gerade ſo wie ein Spitzenrand angeſetzt, alſo in der Mitte höher an der Kopfform hinaufgehend.

Nun ſchiebt man die Schnirren zurecht und biegt den Rand in beliebiger Weiſe, ſpitz hochſtehend zu einfacher Rundung oder mit mehreren Einbiegungen, auch kann man ihn erſt ſpitz formen und dieſe Spitze dann, ähnlich einer Stuartſchnippe, nur nicht ſo tief, herunterbiegen. Den leeren Platz füllt man mit einer Schleife oder einer Spitzengarnitur, wie ſie beim Spitzenrande beſchrieben wurde, aus. Auch kann man, namentlich bei eingebogenem Rande oben auf der Kopfform noch einige Bandöſen anbringen und von dieſen ab jederſeits ein leicht gedrehtes Band längs des Randanſatzes bis c leiten und hier als Bindeband ſtehen laſſen.

**Frau Adele.**

„Noch etwas vom Strumpf." Wenn man das Käppchen eines Strumpfes geſtrickt, pflegt man gewöhnlich das Beiſtrickgarn abzureißen, weil man mit dem doppelten Faden nicht gut um den Fuß herumſtricken kann. Ich that es auch bisher, ärgerte mich aber jedesmal darüber, denn gerade das Stück Sohle dicht über dem Käppchen reißt gewöhnlich am erſten. Endlich kam ich auf ein ſehr einfaches Mittel, dies zu vermeiden: Vor der letzten Nadel des Käppchens nahm ich das Beiſtrickgarn nicht einfach, ſondern doppelt, indem ich es ungefähr eine Stricknadellänge am anderen Faden hin und wieder zurücklegte, ſo daß das Knäuel des Beiſtrickgarnes doch am Anfange der Nadel blieb. Dieſe neben dem anderen Garne herlaufende Schlinge verſtrickte ich ganz (ſie reichte genau für die Maſchenzahl des Käppchens), ſtrickte einfach weiter um den Fuß, bis ich wieder zum Käppchen kam, wo ich das Manöver ſo oft wiederholte, als das Abnehmen über der Ferſe dauert. Auf dieſe Weiſe wird die gefährliche Stelle nicht nur doppelt, ſondern dreifach geſtrickt, und könnte man es wohl auch ſo bei den Knieen der Kinderſtrümpfe machen. — Drängt ſich etwa irgendwo das — naſeweiſe Ende einer Schlinge hervor, ſo kann man dasſelbe ruhig glatt abſchneiden, befeſtigt iſt es ja genug.

**Blauſtrumpf.**

## Praktiſches fürs Haus.

Da die früher gegebenen Ratſchläge zur Reinigung von Bodenteppichen nicht zu jeder Zeit anwendbar, indem Sauerkraut oder Schnee ſich nicht immer bietet, möchte ich noch auf ein anderes Mittel aufmerkſam machen, das den Teppichen die frühere Friſche und Lebhaftigkeit der Farbe wieder verleiht. Man nehme Ochſengalle, im Schlachthaus erhältlich, verdünne ſie mit lauem Waſſer (1 Teil Galle, 6 Teile Waſſer), tauche ein reines Tuch in die Flüſſigkeit, reibe damit den Teppich kräftig ab und ſofort wird der Erfolg als ein äußerſt günſtiger erkannt werden.

**F. J.**

Fleckenmittel. Man entfernt: Fettflecke aus Tapeten durch Aufſtreichen eines Breies, der durch Vermiſchen von Thon oder gebrannter Magneſia mit Benzin hergeſtellt wird. Roſtflecke aus Leinwand: mit einem Gemiſch aus gleichen Teilen reiner Salzſäure und Waſſer betupfe man die Flecke und beſtreiche ſie nachher mit Schwefelammonium (aus der Apotheke); die Flecke erſcheinen nun grünſchwarz. Hierauf betupft man ſie wieder mit Salzſäure, die ſie auflöſt. Dies Verfahren wiederholt man etwa dreimal und ſpült dann raſch und gut mit Waſſer aus. Petroleumflecke aus Lampenglocken durch Abreiben derſelben mit Benzin. Ölfarbenflecke in Wollenſtoff betupft man zuerſt mit Öl, damit die Ölfarbe erweicht und bringt ſie dann mit Benzin oder Auflegen einer Paſta aus Thon und Benzin fort. Flecke von Tannin (Gerbſäure) in Weißleinen beſtreut man mit Weinſteinſäure und hält ſie 24 Stunden feucht; ſchließlich wäſcht man ſie in reinem Waſſer aus. Um Stockflecke aus Glaceehandſchuhen zu entfernen, ohne daß Farbe und Leder leiden, beſtreut man den Boden einer Blechbüchſe mit flüchtigem Hirſchhornſalz (kohlenſaurem Ammoniak), legt die Handſchuhe locker darüber, verſchließt die Büchſe und läßt ſie ein bis zwei Tage ſtehen. Die Stockflecke ſind alsdann verſchwunden. Teerflecke erweicht man zuerſt durch Beſtreichen mit Butter und bringt ſie dann mit Benzin fort. Roſtflecke entfernt man aus Stahlgegenſtänden durch Abreiben mit Schmirgelpapier. Stearinflecke entfernt man aus Papier mittels ſtarkem Spiritus.

## Für die Küche.

Engliſcher Plum-Pudding. 125 g ſchwarzes, altgebackenes, auf dem Reibeiſen geriebenes Brot, 125 g rohe, ausgeleſene und fein gewiegte Mandeln werden mit 125 g fein gehacktem Ochſen-Nierenfett, 125 g Roſinen, 125 g Ziebeben (Sultaninen), 125 g geſtoßenem Zucker, 125 g Citronat und Orangeat, 1 Kaffeelöffel voll Zimmt, der gewiegten Schale einer halben Citrone und mit 8 ganzen Eiern 1/4 Stunde gerührt. Sodann läßt man die Maſſe 1/2 Stunde ſtehen, füllt ſie hernach in eine, in heißes Waſſer getauchte Serviette, bindet dieſelbe oben zu, aber ſo, daß noch ein fingerbreiter Raum bleibt und kocht den Pudding 3 volle Stunden in einer Kaſſerole, in der das, durchs Sieden verdampfte Waſſer immer wieder ergänzt werden muß, damit der Pudding darin ſchwimmen kann. Hierauf wird er herausgenommen, der Bindfaden von der Serviette abgenommen, der Pudding auf eine Platte geſtürzt, mit langen, grob geſchnittenen Mandeln beſteckt, mit Arac übergoſſen, angezündet und brennend zur Tafel gebracht.

Eine Weinſauce mit Arac iſt ſehr gut dazu.

**F. J.**

## Fragen.

126) Eine Unwiſſende bittet freundlich um Auskunft, wie man künſtliche Blumen (Vergißmeinnicht und Gänſeblümchen) zur Vervollſtändigung einer Polterabendtoilette möglichſt billig herſtellen kann. **H. von M.**

127) Könnte mir eine der Leſerinnen mitteilen, ob wilder Hopfen als Gemüſe zu verwerten iſt? Im voraus beſten Dank.

**Eine eifrige Daheimleſerin.**

128) Würde eine der geehrten Daheimleſerinnen imſtande ſein, mir eine Adreſſe anzugeben, von wo man ſchöne weiße Putenfedern beziehen kann? Ich möchte den, in Nr. 8 beſchriebenen, Federfächer nacharbeiten, kann aber trotz vieler Mühe nicht an das Material gelangen. Sehr dankbar wäre

**Eine fleißige Daheimleſerin.**

129) Wie ſind Kakaoflecke aus Wäſche zu beſeitigen? **Frau Dr. M.**

130) Könnte mir eine der geehrten Mitleſerinnen des Frauen-Daheims ein Rezept zu einem Pudding oder anderen ſüßen Speiſe mitteilen, bei welchem man geriebene Semmeln verwenden kann. Im voraus beſten Dank.

**H. L. in Chemnitz.**

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Eine neue wohlfeile und elegante Sammlung guter Romane für die Familie:

Daheim-Bibliothek

Soeben neu erſchienen: IX. Band:

Die zweite Mutter.

Von **Henry Gréville.**

Autoriſierte Überſetzung. Ein Band elegant gebunden Preis 2 Mark.

Dieſe zweite Mutter iſt die zweite Frau von Richard Brice, die Stiefmutter ſeines Sohnes und ſeiner Tochter. Wie ſie die Kinder der eiferſüchtigen Fürſorge ſeiner Mutter und der ſeiner erſten Frau allmählich entzieht, wie ſich ihr nach langem geduldigem Liebeswerben endlich die Herzen ihrer Stiefkinder erſchließen, das ſchildert die weibliche Feder, die ſich hinter dem Pſeudonym Henry Gréville verſteckt, mit ergreifender Lebendigkeit.

I. Band:

Fremdes Blut.

Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Die Geſchicke eines alten deutſchen Adelsgeſchlechtes, deſſen einer Zweig nach Amerika verpflanzt iſt, werden hier in höchſt ſpannender Weiſe erzählt. Das Hineinſpielen der amerikaniſchen Verhältniſſe verleiht dem Roman den vollen Reiz des Fremdartigen.

II. Band:

Um jeden Preis.

Novelle von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

In dieſer Novelle wird das alte Problem von den ſich fliehenden und doch wieder ſuchenden Liebenden mit höchſter Anmut behandelt, und der Leſer verfolgt mit größter Spannung den Verlauf der Verwickelungen. Die Erzählung, welche in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft ſpielt, wirkt wie ein überaus feines Luſtſpiel.

III. Band:

Der Geiger von Thun.

Roman von **A. v. Freydorf.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Man ſagt nicht zu viel, wenn man dieſen Roman als einen der beſten bezeichnet, die in den letzten Jahren erſchienen ſind. Die Schweiz, ihre Bewohner und ihre Landſchaften werden in ihm in unübertrefflich reizvoller Weiſe vorgeführt.

IV. Band 1. u. 2. Teil:

Gepa.

Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.

Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Ein packendes Zeitbild von eigenem Reize und ergreifender Sprache aus der Zeit Friedrich Barbaroſſas, mitten in den gewaltigen Kämpfen noch ungebrochener Leidenſchaften zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, zwiſchen „deutſchem Zorn und welſchem Groll", die zuletzt mit dem verklärenden Siege chriſtlicher Selbſtüberwindung abſchließen.

V. Band:

Der Sternburger Kreis.

Roman von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Aus der unter dem Pſeudonym rühmlichſt bekannten Feder ein figurenreiches, auf vertrauteſter Sach- und Perſonenkenntnis beruhendes Bild des ländlichen high life in einer der reichſten Provinzen unſers Vaterlandes — trotz ſeiner behaglichen Breite durchweg feſſelnd und ſpannend.

Die „Daheimbibliothek" bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

VI. Band:

Auf der Dobenau.

Roman von **E. von Wellnitz.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Dieſer durchaus moderne Roman ſchildert den Kampf zwiſchen den Erinnerungen an die Vergangenheit und den Forderungen der Gegenwart in einem mediatiſierten deutſchen Adelsgeſchlecht. Mit ungemeiner Geſchicklichkeit iſt der Knoten geſchürzt, und die überraſchende Löſung würde vielleicht romanhaft wirken, wenn die pſychologiſche Vertiefung nicht den Zauber der Wirklichkeit feſthielte.

VII. Band.

Pfadfinder.

Zwei Erzählungen

von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VIII. Band:

Er lebt!

Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Bernhardine Schulze-Smidt iſt eine Meiſterin feiner Seelenmalerei. Ihre Charakterſchilderungen ſind unübertrefflich und gewinnen in der erſten der beiden Erzählungen, der „Pfadfinder", noch einen beſonderen Reiz dadurch, daß der Held derſelben ein junger Grieche iſt, der auf deutſchem Boden ſeinem ſüdlichen heißen Empfinden das männliche Zielbewußtſein zugeſellt, während die Erzählung „Er lebt!" durch den Realismus der Darſtellung ungemein packend wirkt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

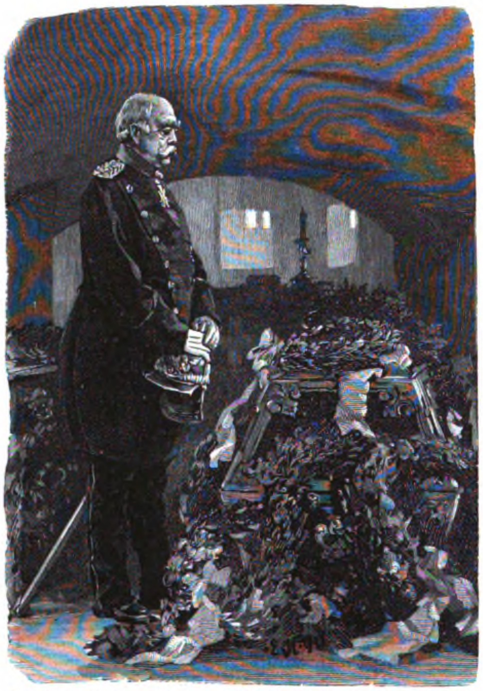
Daheim

1890. Nr. 29. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

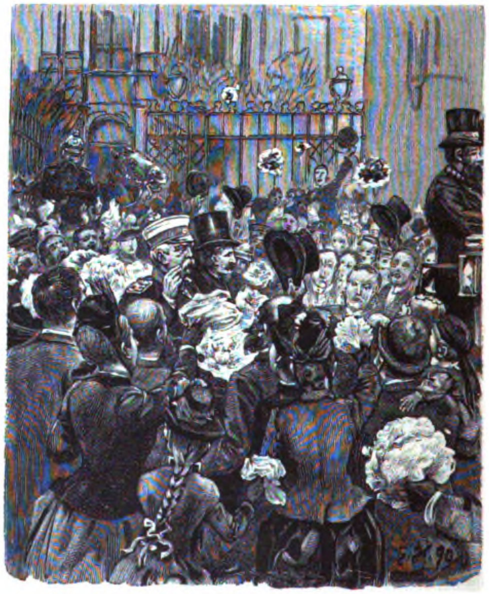
Aus der Zeit — für die Zeit.

## Fürſt Bismarcks Scheiden von Berlin.



Fürſt Bismarcks letzter Beſuch an Kaiſer Wilhelms I. Sarg im Mauſoleum zu Charlottenburg vor ſeiner Abreiſe von Berlin.

Wenn man die Ruhe, mit der die Nachricht von dem Rücktritt des Fürſten Bismarck in Berlin aufgenommen wurde, als ein Zeichen für die Sicherheit der politiſchen Lage auffaſſen durfte, die der Scheidende geſchaffen hatte, ſo ſtellt der wahrhaft ſpontane Gefühlsausbruch der Berliner Bevölkerung bei der Abreiſe des Fürſten dieſer das Zeugnis aus, daß ſie, von der Größe des ſcheidenden Staatsmannes erfüllt, mit einem Beweis ihrer Dankbarkeit nicht zurückhalten konnte. Einen ſolchen gab Fürſt Bismarck ſelbſt am Abend vor ſeiner Abreiſe. Schon ging der Tag zur Neige, als Fürſt Bismarck am Charlottenburger Schloſſe vorfuhr und die düſtere Tannenallee hinunterſchritt, die nach dem Mauſoleum führt. In tiefem Ernſt ſchritt er die Stufen zu der geweihten Stätte empor, und nachdem der Fürſt einige Augenblicke an den Grabdenkmälern König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luiſe verweilt hatte, ließ er ſich die Gruft ſelbſt öffnen. Mehr als zehn Minuten ſtand der Fürſt Bismarck an dem Sarge Kaiſer Wilhelms I., an dem er duftende Roſen niedergelegt hatte. Tiefe Ergriffenheit ſprach aus ſeinen Zügen, als er die Gruft verließ; der Mann, den ſeine Zeitgenoſſen den Eiſernen genannt haben, vermochte kaum ſeiner inneren Bewegung Herr zu werden. — Am 29. März, am Tage der Abreiſe des Fürſten Bismarck, war das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmſtraße ſchon in früher Morgenſtunde von einer gewaltigen Menſchenmenge umlagert, welche den Scheidenden noch ein letztes Mal ſehen, ihm einen letzten Abſchiedsgruß zuwinken wollte. Am Nachmittage wuchs die Menge ſo bedeutend an, daß der Wagenverkehr in der Wilhelmſtraße unterbrochen werden mußte. Gegen fünf Uhr nachmittags erſchien Fürſt Bismarck, um den Wagen zu beſteigen, der ihn nach dem Bahnhof fahren ſollte. Ein brauſendes, ſich immer wieder erneuerndes Hoch erſchütterte die Luft und von allen Seiten wurden dem ſcheidenden Kanzler Blumengaben dargereicht. Während der Wagenzug langſam den Vorhof des Kanzlerpalais verließ und die Wilhelmſtraße hinunterfuhr, wurde der Fürſt nicht müde, nach allen Seiten für die ſich immer erneuernden Kundgebungen zu danken. Auf dem ganzen Wege bis zum Lehrter Bahnhofe begleiteten den Fürſten dieſe ſtürmiſchen und enthuſiaſtiſchen Hochrufe, die Fahrt zu einem Triumphzuge geſtaltend, wie ihn Berlin ſeit langer Zeit nicht mehr geſehen hat. Auf dem Bahnſteig hatten auf Befehl Kaiſer Wilhelms II. eine Ehrenſchwadron und das geſamte Offizierkorps des Leibgarde-Küraſſierregimentes Aufſtellung genommen, ferner als Vertreter des Kaiſers die Offiziere ſeines militäriſchen Hofſtaates, der neue Reichskanzler General von Caprivi, die preußiſchen Miniſter und die Mitglieder des diplomatiſchen Korps mit ihren Damen, viele dem Fürſten durch perſönliche und amtliche Beziehungen naheſtehende Perſonen, und als der Fürſt ſeinen Wagen verließ, flutete die vor dem Bahnhof ſeiner harrende Volksmenge ſo unaufhaltſam hinter ihm drein, daß an gar keinen Verſuch gedacht werden konnte, ihrem Vordringen auf den Bahnſteig Widerſtand zu leiſten. Der Salonwagen des Fürſten war durch Blumengaben in einen Garten verwandelt. Inmitten der ihn umdrängenden Menge nahm Fürſt Bismarck von ſeinen Bekannten Abſchied. Immer erneute Hochrufe, die Klänge der „Wacht am Rhein“ und „Heil dir im Siegerkranz“, Tücherſchwenken, Blumenregen, ſchluchzende Frauen, — eine Szene allgemeiner Ergriffenheit, in der nur Fürſt Bismarck ſelbſt eine freundliche Ruhe bewahrte. Punkt 5 Uhr 40 Minuten intonierte die Muſik einen Marſch, die Ehrenſchwadron präſentierte, noch ein brauſendes Hoch der gewaltigen Menſchenmenge, und der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung.



Fürſt Bismarcks Abreiſe von Berlin. Ovation beim Verlaſſen des Reichskanzlerpalais.

Nebſt zwei Extrabeilagen von Hch. Butterſaß' Nachf. (H. Breitwieſer) in Grünſtadt (Rheinpfalz) und F. Soennecken's Verlag in Bonn.

Frauen-Daheim ſ. 3. Umſchlagſeite.

# Daheim

1890. Nr. 30. Erſtes Blatt.

26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Freiherr Marſchall von Bieberſtein.

Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes.

Freiherr Marſchall von Bieberſtein.
Staatsſekretär des Auswärtigen Amts.

Der Rücktritt des Fürſten Bismarck hat auch den Grafen Herbert Bismarck veranlaßt, um ſeine Entlaſſung zu bitten. Wie von allen Seiten verlautet, handelte es ſich für den letzteren indeſſen keineswegs um ein endgültiges Ausſcheiden aus dem Staatsdienſt, ſondern nur um eine vorausſichtlich kurze Ruhezeit, die Graf Bismarck bei ſeinem Vater in Friedrichsruh und auf größeren Reiſen, beſonders nach England, zu verbringen gedenkt. Als Nachfolger des Grafen in der Stellung des Staatsſekretärs des Auswärtigen Amtes war urſprünglich der preußiſche Geſandte in Belgien, Graf Alvensleben, in Ausſicht genommen; Geſundheitsrückſichten ſollen denſelben veranlaßt haben, den arbeitsreichen Poſten abzulehnen. Kaiſer Wilhelm II. hat darauf den Freiherrn Adolf Marſchall von Bieberſtein, der ſeit ſieben Jahren als Bundesbevollmächtigter der badiſchen Regierung dem Bundesrat angehörte, zum Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes ernannt. Freiherr von Marſchall iſt 1842 in Neuershauſen bei Freiburg in Baden geboren und trat nach Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien 1865 in den badiſchen Staatsdienſt ein. In den erſten Jahren als Gerichtsreferendar und Gerichtsaſſeſſor an verſchiedenen badiſchen Gerichten beſchäftigt, ging er ſpäter zur Staatsanwaltſchaft über und wurde dem Landgericht zu Mannheim zugeteilt, wo er bis zum Jahre 1883, die letzten drei Jahre als Erſter Staatsanwalt, thätig war. Im Jahre 1875 trat Freiherr von Marſchall als grundherrlicher Abgeordneter in die erſte badiſche Kammer ein. 1878 wurde er als Vertreter des 10. badiſchen Wahlkreiſes Karlsruhe-Bruchſal in den Reichstag gewählt, wo er ſich der deutſchkonſervativen Partei anſchloß. Nach dem Scheiden des langjährigen badiſchen Geſandten in Berlin, Freiherrn von Türckheim, aus ſeiner Stellung wurde Freiherr von Marſchall zu ſeinem Nachfolger und gleichzeitig zum Mitglied des Bundesrats ernannt. Der neue Staatsſekretär des Auswärtigen Amts hat ſich während ſeiner parlamentariſchen Laufbahn bei den verſchiedenſten Anläſſen als guter und ſchlagfertiger Redner erwieſen und allgemein rühmt man ihm neben hervorragenden Geiſtesgaben eine außerordentliche Arbeitskraft nach. Seit drei Jahren iſt Freiherr von Marſchall mit Marie Luiſe Freiin von und zu Gemmingen, einer Tochter des Oberſtkammerherrn am badiſchen Hofe vermählt, welcher Ehe bisher ein Sohn entſproſſen iſt. Die Berufung des Freiherrn von Marſchall zum Staatsſekretär des Auswärtigen iſt beſonders in Süddeutſchland mit lebhafter Befriedigung aufgenommen, wo man darin einen Beweis zu ſehen glaubte, daß der Kaiſer bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten des Reichs auch das ſüddeutſche Element hervorragend zu beteiligen beabſichtigt.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

**Das Buch für junge Frauen**
**und treue Mütter.**

Vorſchriften über Haltung und Pflege der Kinder in den erſten Lebensjahren.

Von **Dr. med. Carl Piderit,**
weil. Fürſtl. Lippiſcher Geheimer Hofrat ꝛc.

Fünfte Auflage.

Neu bearbeitet und herausgegeben von **Dr. med. F. E. Claſen.**

Preis: Elegant gebunden 2 Mark.

Zur Verbreitung der notwendigen Bekanntſchaft mit der Kinderpflege ſei dieſes Schriftchen des verdienſtvollen Verfaſſers allen Müttern und Pflegerinnen angelegentlichſt empfohlen.

**Hausapotheke.**

Ein Not- und Hilfsbuch

für Familien auf dem Lande und in der Stadt **in dringenden Krankheits- und plötzlichen Unglücksfällen, bei Scheintod und Vergiftungen.**

Nebſt Anleitung **zur häuslichen Krankenpflege.**

Von

**Dr. M. Dyrenfurth.**

Zweite Auflage. Gut gebunden 2 Mark.

Ein Werkchen von eminenter Brauchbarkeit, beſonders zu empfehlen den Familien auf dem Lande, ſowie in großen Städten für alle Fälle, wo längere Zeit bis zur Ankunft des Arztes vergeht.

= Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. =

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wenn es Frühling iſt, was thut dann ein grauer,
Ein flüchtiger, nichtiger Regenſchauer?
So auch in der Liebe! Was ſchadet ein Zwiſt?
Wenn man nur weiß, daß es Frühling iſt!

## Widmung in ein Rezeptbuch.

Nimm und miſche:
Geiſtesfriſche — Willenseinheit,
Seelenreinheit — freies Streben,
Luſt am Leben.
Hundert Meilen Wanderſchaft —
Ausgeglühte Leidenſchaft,
Abgeſtoßne Jugendhörner,
Rein verleſne Schlummerkörner,
Holder Träume — bunte Schäume!
Thu hinzu:
Zwei Augen voll
Thränen, deren Naß entquoll
Nicht aus Schmerz und bittrer Wehmut,
Nein aus Freude, Dank und Demut!
Dann ein Herz voll ſanfter Triebe,
Etwas Freundſchaft, recht viel Liebe —
Eine ganze Bruſt voll Lieder,
Rührigkeit geſunder Glieder.
Mut im jähen Mißgeſchick,
Mäßigkeit im raſchen Glück!
Setz' zum Ganzen gleich Gewicht,
Treu erfüllter Menſchenpflicht,
Löſ' es alles in Entſagung,
Laß es ſtehn bis zur Vertagung
Deiner Wünſche groß und klein,
Daß ſich's kläre hell und rein. —
So bereiteſt du am beſten,
Einen Trank, der nie berauſcht,
Den für Nektar, ſelbſt mit Gäſten
Des Olymps, kein Kluger tauſcht;
Einen Trank, der mild zu ſchlürfen,
Wider jegliches Bedürfen
Lebenslänglich dir gedeiht: —
's iſt der Trank Zufriedenheit.

**Margarete Alpatel.**

## Viſitenzeit.

Es erſcheint mir und, wie ich glaube, wohl nicht mir allein, als ein rechter Übelſtand, daß der Mittelſtand faſt allgemein die vormittägige Viſitenzeit der höhern Stände adoptiert hat. Wie es nun überhaupt kein Heil bringt, über die Schranken ſeines Standes hinauszuſtreben, ſo führt es in dieſem beſondern Fall große Unzuträglichkeiten mit ſich. In den höhern Ständen, wo die Hausfrau ſich nicht perſönlich um die Küche zu bekümmern braucht, ſondern in zierlichem Negligée der Dinge harren kann, die da kommen ſollen, wo auch das Mittagseſſen ſpäter, vielleicht um 3 oder 4 Uhr, eingenommen wird, iſt es ſicher eine ganz paſſende und angenehme Unterbrechung des langen Vormittags, die von der Hausfrau freudig begrüßt wird, wenn eine oder mehrere Viſiten erſcheinen. In beſcheidenen Verhältniſſen dagegen, wo die Hausfrau darauf angewieſen iſt, ſelbſt mit im Hauſe und vor allem bei der Bereitung des Mittageſſens thätig zu ſein, und ſie für letzteres meiſt allein einzuſtehen hat, bringt nichts ſo leicht größere Verlegenheit und Verwirrung, als wenn plötzlich zwiſchen 11 und 12 Uhr, wenn die Hausfrau ordnungsmäßig alle Hände voll zu thun hat, eine Viſite ins Haus fällt. Beſcheidene Wohnungen pflegen meiſt kein Vorzimmer und keinen meldenden Bedienten zu haben, ſondern beſonders in kleineren Städten und auf dem Lande klopft der Gaſt einfach an die Thür des Wohnzimmers, und es iſt gar keine Gelegenheit und keine Verſuchung, ſich verleugnen zu laſſen, ſelbſt wenn man dieſe geſellſchaftliche Lüge über ſein Gewiſſen brächte. Nun meine ich nicht, daß eine Hausfrau ſich zu ſchämen braucht, wenn ſie im Küchenkleid und in der Küchenſchürze überraſcht wird. Aber — was wird aus dem Mittagseſſen? Wer je, dieſe brennende Frage mit Angſt und Sorge im Herzen bewegend, neben einem, ihm ſonſt vielleicht ſehr lieben und willkommenen Gaſt geſeſſen, weiß, wie einem über derſelben nicht nur jegliche Freude an dem Beſuch verloren geht, ſodaß man nur mit größter Selbſtüberwindung die nötige Unterhaltung führen kann, ſondern wie ſogar ſchließlich alles innere Empfinden in dem höchſt ungaſtlichen und unliebenswürdigen Wunſche aufgeht: „wenn's doch erſt zu Ende wäre!" Mit welcher Haſt ſtürzt dann die Hausfrau, ſo wie der Gaſt glücklich über die Schwelle iſt, in die Küche, um dort das indes ganz ohne Aufſicht oder unter der eines nicht dazu angelernten Mädchens gebliebene Eſſen oft rettungslos verdorben zu finden. Iſt nun der Hausherr gar durch ſeine Lebensſtellung an die Eſſensſtunde zwiſchen 12 und 1 Uhr gebunden oder ſind ſchulpflichtige Kinder im Hauſe, die nachmittags rechtzeitig wieder zur Schule müſſen, ſo iſt die Verlegenheit natürlich noch größer. Warum wählt man, ſelbſt zu einem erſten Beſuch, nicht lieber die Zeit zwiſchen 4 und 5 Uhr nachmittags, wo, nachdem die Kaffeeſtunde vorüber, wohl jede, ſonſt noch ſo beſchäftigte Hausfrau, ſich ein oder einige ruhige Stündchen für Handarbeit oder dergl. erübrigt? Der Beſuch, der ihr am Vormittag eine Quelle der Verlegenheit und der Sorge geweſen ſein würde, iſt ihr zu dieſer Zeit eine Freude und eine Erquickung, und für den Beſuchenden iſt der Gedanke, nicht ganz unwillkommen zu ſein, doch auch jedenfalls angenehmer, als der, einen Störenfried im fremden Haushalt abzugeben. Alſo machen wir Mitglieder des Mittelſtandes uns doch frei von der lächerlichen und für unſere Verhältniſſe unpaſſenden und ſtörenden Vornehmthuerei der vormittäglichen Viſiten, und beſuchen wir uns zu einer Zeit, wo vorausſichtlich die Hausfrau Ruhe und Muße für Gäſte hat!

**Eine Hausfrau des Mittelſtandes.**

## Hausmuſik.

### Nochmals Lindſtaedtſche Muſikſchrift.

(**Antwort auf viele Anfragen.**)

Die Grundlage zu dem Unterrichtswerke Lindſtaedts, dem Selbſtklavierlehrer, bildet die Zahlennotenſchrift oder die „Bildliche Muſikſchrift", wie der Verfaſſer ſie wegen ihrer bildlichen Übereinſtimmung zwiſchen der mit dem Taſtenbezeichner verſehenen Klaviatur und dem Notenblatt, auf welchem die bildliche Darſtellung der Einteilung der Taſtatur und der zu ſpielenden Taſten gegeben wird, genannt hat. Wie ich ſchon erwähnte, wird jede Note durch eine Zahl erſetzt und zwar in der Weiſe, daß an Stelle der erſteren die zwölf Tonnummern 1—12 in jeder Oktave gleichmäßig, ihrer chromatiſchen Folge nach verwandt werden. An dieſe werden dann die Zeitwertzeichen des Fünflinienſyſtems, wie an deſſen Notenköpfe, in ſeitliche Lage gebracht, angehängt. Ganze und halbe Noten werden hohl und doppellinig geſchrieben. Im übrigen bleibt die Technik der Notenſchrift, wie wir ſie bisher kannten, beſtehen. Das Notenblatt entſpricht der Oktavengliederung der Klaviatur durch ſenkrechte Linien, jedoch iſt in der Mitte noch ein Raum eingefügt, in welchem, wie beim alten Syſtem, Baß und Diskant ineinander übergreifen. Die gleichzeitig anzuſchlagenden Töne ſtehen wie die Buchſtaben eines geſchriebenen Wortes miteinander in horizontaler Linie, gerade wie auch die Klaviertaſten nebeneinander liegen. Nacheinander anzuſchlagende Töne, reſp. Akkorde, ſtehen untereinander, wie die Zeilen eines Buches. Für den Anfänger hat Lindſtaedt die Klaviatur mit einem auf Kartonpapier gedruckten „Taſtenbezeichner" bedacht, welcher durch eine ſtarke ſenkrechte Linie die Taſtatur in Baß B und Diskant D einteilt, und ferner durch ſchwächere Linien in Oktaven gliedert, welche von der Mitte aus als I., II., III., IV. Baß- reſp. Diskantoktave bezeichnet ſind. Die zwölf Töne jeder Oktave werden wie geſagt, durch die Zahlen 1—12 bezeichnet, jedoch die Zahlen 10, 11 und 12 in der Weiſe einſtellig geſchrieben, daß die vordere 1 quer durch die zweite Zahl gelegt wird. — Hiermit iſt das Syſtem in der Hauptſache erläutert. Schlüſſel, Vorzeichnungen, Kreuze, Be, Auflöſungszeichen, Hilfslinien ꝛc., allen dieſen hemmenden Ballaſt, dieſe wahrhaft ſinnverwirrenden Modifikationen des Fünflinienſyſtems, hat dieſe neue Notenſchrift nicht, wenigſtens nicht für das praktiſche Klavierſpiel; trotzdem drückt ſie jedoch genau dasſelbe aus wie das Fünflinienſyſtem und dies mit 12 Tonzeichen gegen ca. 500 des alten Syſtems. **Theorie der bildlichen Muſikſchrift:** Den ſieben Stammtönen, c, d, e, f, g, h entſprechen die Stammtöne 1, 3, 5, 6, 8, 0, $\cancel{2}$ (12). $\overset{\#}{2}$, is 2 (cis) bedeutet, daß der Ton 2 als von 1, und $\overset{\flat}{2}$, 2 es (des), daß Ton 2 als von 3 abgeleitet anzuſehen iſt. Die Theorie ſteht alſo im Einklang mit dem Siebentonſyſtem. Aber auch das Zwölftonſyſtem läßt ſich leicht bei dem neuen Syſtem in Anwendung bringen. Durch die Zahl wird die Theorie leicht verſtändlich, z. B. die 1 dur Tonleiter lautet: 1, 3, 5, 6, 8, 0, $\cancel{2}$, 1, d. h. drei einander folgende ungerade Notenzahlen 1, 3, 5, die vier nächſten geraden Notenzahlen 6, 8, 0, $\cancel{2}$ und die Wiederholung des Grundtones 1, in der höheren Oktave. **Regel:** Alle Dur Tonleitern, welche mit einer ungeraden Notenzahl beginnen, werden in gleicher Weiſe gebildet, z. B., 3, 5, 7, 8, 0, $\cancel{2}$, 2, 3, (d, e, fis, g, a, h, cis, d), und alle Dur Tonleitern, welche mit einer geraden Notenzahl beginnen, werden zuerſt in gerader und dann in ungerader Notenzahlenfolge gebildet, z. B., 2, 4, 6, 7, 9 + 12 (cis, dis, eïs, fis, gis, aïs, his, cis). Die Quinte ergibt ſich, wenn dem Grundton die Zahl 7 hinzugezählt wird, z. B. 1 (Grundton) + 7=8 (Quinte), (c—g). So einfach und leicht verſtändlich iſt die geſamte Theorie. — Unter dem Titel Lindſtaedts Selbſtklavierlehrer (auch für Selbſtunterricht geeignet) ſind bereits erſchienen: 1) Klavierſchule für kleine Kinder Mk. 3,25; 2) Volksklavierſchule (zum Klavierſpiel fürs Haus) Mk. 7; 3) große Ausgabe für Vorgeſchrittene, Mk. 10; 4) einzelne Noten von 25 Pfennig an. Jeder der Klavierſchulen iſt ein Taſtenbezeichner zur Orientierung auf dem Klavier für Anfänger, ferner ein Notenübertrager und eine Klaviaturabbildung beigegeben. Die „Große Ausgabe" enthält Anweiſung zum Transponieren, genaue Behandlung der Rhythmik, der Fingertechnik u. ſ. f. Alle dieſe Muſikalien ſind direkt zu beziehen durch die Muſikalienhandlung von Raabe & Plothow, Berlin W, Potsdamerſtraße 7a, wo auch das Syſtem am Klavier geprüft werden kann. Zu Geſchenken eignet ſich ganz beſonders das Probeheft, welches eine genaue Anweiſung für das Spiel und neben vielen Akkordgängen das Lied „Heil Dir im Siegerkranz", „Nocturno" von Chopin und einen Walzer von Lanner enthält. Dieſes Probeheft iſt gegen Einſendung von Mk. 1,50 von der genannten Firma zu beziehen.

**H. Oehmke.**

## Bemalte Spiegel.

Großmütterchen hatte in ihrem Stübchen einen ganz uralten Spiegel, der das Entzücken ihrer kleinen Enkel war. Um ſein blinkendes Glas zog ſich feines Blumengeranke, und zwei Elfen erkletterten dasſelbe, um ihr Spiegelbild anzulächeln. Mit großen ſpitzen Dornen bewaffnet ſchlich ein Kobold ſchlauen Geſichts hinter den Ahnungsloſen her. „Wird er ſie wirklich ſtechen, Großmama?" fragten die Kleinen, und Großmama antwortete jedesmal: „Wenn ihr mäuschenſtill ſeid, werdet ihr es hören. Paßt nur auf." Sonſt bekümmerte ſich niemand mehr um das alte Gerät — es war eben zu altmodiſch. Wer dachte noch daran neben den herrlichen Barockrahmen aus Gipsteig und unechter Bronze, die um Mamas Spiegel waren? Und ſo wanderte es nach Großmamas Tode in ein kleines abgelegenes Kämmerchen und dort hing es viele Jahre, bis die Kinder, die inzwiſchen große geſcheite Leute geworden waren, es einmal neu entdeckten. Sie ſchlugen die Hände zuſammen vor Entzücken und dachten mit Wehmut der lieben Großmama. Dann aber entdeckten ſie noch etwas an dem alten Spiegel, nämlich daß er nicht altmodiſch, ſondern gerade das Allerneuſte war, daß er geradezu meiſterhaft gemalt war — ganz unvergleichlich ſogar. Das üppige Blättergewirr ſchmiegte ſich ſo weich und diskret an die ſchimmernde Fläche und die Farben waren nach ihrem Silberblick geſtimmt. Nichts Kraſſes, nichts Aufdringliches, wie man es heutzutage ſo oft ſieht, ſondern ganz und gar in ſelbſtgezogenen Grenzen, und dazu die Sinnigkeit des ſchmückenden Motivs! Ja, man kann ſehen und lernen und verſuchen, es ihnen gleich zu thun, den alten Meiſtern, deren klingendſten Namen einen die Enkel an dem Spiegel der Großmama entdeckten. Wir Frauen der Jetztzeit tauchen unſern Pinſel gern ſelber ein, um unſer Heim zu ſchmücken, und

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

reicht unſer Können auch nicht immer aus, um allerlei hübſche kleine Gedanken mit Elfen und Gnomen zu illuſtrieren, ſo bleibt doch noch immer der bunte Blumenſchmuck, welcher, nicht im Übermaß angebracht, das Auge erfreut. Eine Epheuranke, loſe und zum Abnehmen natürlich aus oben gemalten blauen Atlasſchleifen heraushängend, welche gleichzeitig zartrote Roſen hält — Schneeglöckchen und Anemonen mit Haſelnußzweigen, die man hinter den Rahmen geſteckt hat — Waſſerroſen, die ihre ſchweren Köpfchen auf der ſpiegelnden Fläche, wie auf Waſſer wiegen, übernickt und überragt von Schilf und Rohr, ein Kreuz von blauen Klematisranken oder zwei hohe Lilienſchäfte, die ihre Häupter oben in gotiſchem Bogen zuſammenneigen. — Auch in der Auswahl der Blumen und in ihrem Arrangement kann Sinnigkeit walten, wenn wir ihre Art der Art des Weſens anpaſſen, welchem der Spiegel beſtimmt iſt. Man thut immer gut nach fertigem Entwurf zu arbeiten, welcher nach den Größenverhältniſſen des zu ſchmückenden Gegenſtandes hergeſtellt iſt, weil man nur ſo im ſtande iſt, etwas Tadelloſes zu ſchaffen. Auf dem Glaſe zeichnet man die Konturen mit Gouachefarbe, die leicht abzuwiſchen iſt, oder mit ſtark verdünnten Ölfarben, die mit Terpentinläppchen zu entfernen ſind. Man untermalt, wie jedes Blumenbild, und miſcht die Farben, damit ſie ſchnell antrocknen, mit Sikkatif. Die gewöhnlichen Ölfarben genügen. Nachdem die Malerei vollkommen trocken, firnißt man ſie und gibt ihnen damit genügenden Schutz. Ein ſolcher Spiegel freilich darf nur vorſichtig mit kaltem Waſſer, nicht etwa mit warmem oder mit Spiritus gereinigt werden. Die Herren der Schöpfung ſprechen ſoviel von dem Luxus, den wir moderne Frauen im Vergleich zu unſern Ahninnen entfalten, daß wir gern jede Gelegenheit ergreifen, das Gegenteil zu beweiſen. Das Großmütterchen des Großmütterchens, dem der Spiegel diente, ließ dieſen von einem hervorragenden Maler fertigen — ſicherlich nicht umſonſt, wie auch das feine venetianiſche Glas und der venetianiſche Rahmen nicht umſonſt waren. Wir tugendhaften, praktiſchen und beſcheidenen Frauen von heute aber malen uns nicht nur unſer Glas ſelbſt, ſondern fertigen uns auch unſern Rahmen. Wir ſägen ihn fein und ſpitzenartig durchbrochen aus Pappelholzplatten und leimen ihn, mit Silber bronziert, auf, oder wir ſchneiden glatte Korke mit ſehr ſcharfem Meſſer in gleichmäßige Scheiben und bilden damit einen bogigen Rand auf einer Unterlage von rings mit Goldpapier beklebter Pappe, fügen andere Reihen von Scheiben hinzu, und ſchaffen Muſter durch Verſetzen und Aufſetzen. Sogar das Schnitzmeſſer, der Geisfuß ſind uns nicht mehr fremd und wir fertigen damit Dinge von wahrhaft vornehmem Geſchmack. Dürfen wir darauf nicht ein wenig ſtolz ſein?

**Pauline Doubberk.**

## Wäſche zählen.

Um die gezählte Wäſche aufzunotieren, bedient man ſich gewöhnlich eines Schieferheftes. Die Namen der Wäſchgegenſtände ſtehen links gedruckt, und rechts befindet ſich ein Streifen Schieferpapier, auf den man die betreffende Zahl ſchreibt, die dann beim nächſtenmal wieder weggelöſcht wird. Das iſt ganz ſchön, nur hat es auch ſeine unpraktiſchen Seiten. Manchmal fehlt gerade der Schieferſtift und wenn das auch in einer „ordentlichen“ Wirtſchaft“ nicht vorkommt, ſo zeigen ſich in dem Buch bald häßliche Mängel. Iſt es ſchon einige Jahre alt, ſo iſt der Schiefer ganz abgeſchrieben und abgekratzt; durch das ſtete Auslöſchen erſcheint das Papier verwiſcht und die ganze Sache macht einen unſauberen Eindruck. Da iſt die Kiſſen- und Nadeleinrichtung doch recht praktiſch und weit hübſcher. Man ſtellt ſich alſo ein kleines Kiſſen, vielleicht 13 cm lang und 9 cm breit her. Die obere Seite wird vorher in roter Seide oder Garn beſtickt und zwar ungefähr ſo:

Wäſchezettel.

| | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Hemden | ● | | | | | | ○ | | | | | |
| Beinkleider | | | | | | | | | | ○ | | |
| Taſchentücher | | | | | ●○ | | | | | | | |
| Strümpfe | | | ● | | | | | | | | | |
| u. ſ. w. | | | | | | | | | | | | |

Jedes Quadrat muß ſo groß ſein, daß man zwei Stecknadeln leicht hineinſtecken kann: die Anzahl wird durch die Nadel bezeichnet, und zwar bedeutet eine ſchwarze Nadel das Dutzend, eine weiße hingegen die Stücknummer. Z. B. Hat man 19 Hemden, ſo erhält die Rubrik 1 die ſchwarze, die Rubrik 7 die weiße Stecknadel; bei 10 Beinkleidern nur Rubrik 10 die weiße Nadel. Bei obigem Zettel ſind 65 Taſchentücher, 5 Dutzend, 5 Stück, beide Nadeln in demſelben Quadrat, Strümpfe 3 Dutzend Paar, daher die ſchwarze Nadel nur. Das ganze umgibt eine Schnur in paſſender Farbe; auf der Rückſeite ſtecken einige Reſervenadeln. Inwendig füllt man es recht derb mit Sand, daß die Nadeln feſt ſtecken und nicht herausfallen können. Der Sand wird mit Veilchenpulver oder ſonſt einem wohlriechenden Kraut vermiſcht und ſo kann man dieſe Wäſchezähltabelle in der Zwiſchenzeit im Wäſcheſchrank als Riechkiſſen verwenden. Bringt man an demſelben in der oberen Mitte einen kleinen Henkel (Schnuröſe) an, ſo kann man es an der inwendigen Seite der Schrankthür anbringen und hat es ſo ſtets bequem zur Hand. Die Ausſtattung des Kiſſens iſt ganz dem guten Geſchmack der Verfertigerin anheim geſtellt; die Rückſeite kann vielleicht den Namenszug tragen, das ganze mit Spitze, Pompons und dergleichen verziert werden.

**H. v. Sydow.**

## Eine neuerrichtete Heimſtätte für vereinſamte u. kränkliche Damen.

Zu Schreiberhau im Rieſengebirge, Kreis Hirſchberg, Schleſien, 700 m über See, wird in dieſem Frühjahr ein chriſtliches Kurhaus, das „Kurhaus zum Hochſtein“, als ein Erholungs- und Pflegehaus für Ruhe- und Erholungsbedürftige jeder Art eröffnet, welche in ländlichem Stillleben und in ſtärkender Gebirgsluft, unter ſorgſamer ärztlicher Pflege Wiedergeneſung ſuchen. Schreiberhau iſt ſeit Jahren ein vielbeſuchter Luftkurort, ausgezeichneter Aufenthalt für Lungenleidende im erſten Stadium, für Nervenkranke, Bleichſüchtige und Blutarme. Das Kurhaus bietet auch zum Ferienaufenthalt für erholungsbedürftige und kränkliche Kinder Raum. Bäder, Brunnen-, Molken-, Obſtwein- und Beerenweinkuren, ſowie der Gebrauch heilkräftiger Gebirgskräuter genau nach ärztlicher Vorſchrift. Im Hauſe iſt zugleich eine Speiſeanſtalt für Fremde, insbeſondere für die in den nahegelegenen Villen wohnenden Kurgäſte eingerichtet, das ganze Jahr geöffnet. Über alle, die Geſundheitspflege betreffenden Dinge giebt der leitende Arzt, Dr. Anton daſelbſt, nähere Auskunft. Zum Kurhauſe gehört ein größerer Bergrücken mit Garten und Parkanlagen. In unmittelbarer Nähe liegt der Luiſenſtein, auf welchen ſich einſt die Königin Luiſe tragen ließ, um die herrliche Ausſicht in das Hirſchberger Thal und auf den Iſerkamm zu genießen. Von einem andern nahen Felſen hat man einen überraſchend ſchönen Blick ins Marien- und Weißbachthal, ſowie auf die ſtattlichen Bergrieſen des Rieſengebirges. Trauliche Fichten- und Tannenwälder laden zu Spaziergängen ein; lohnende Ausflüge zum Hochſtein, zum Zackenfall, zur Joſephinenhütte u. a. m. Treffend und wahr ſchreibt man in der „Poſt aus dem Rieſengebirge“ über Schreiberhau: „Als Sommerfriſche iſt unſer Ort weithin bekannt; daß derſelbe ſich jedoch auch zu einem Winteraufenthalte vorzüglich eignet, iſt bisher noch nicht genug gewürdigt. Die milde Bergluft iſt überaus heilkräftig und geſtattet in dem tiefeingeſchnittenen Zackenthale, das vor rauhen Winden geſchützt iſt, die herrlichſten Wanderungen; die Reize der Gebirgslandſchaft entwickeln ſich in voller Pracht. Ein Beſuch des in Eis ſtarrenden Zackenfalles oder eine Hörnerſchlittenfahrt gewähren unverlöſchliche Eindrücke. Vorübergehende Winterbeſucher haben wir viele zu verzeichnen, und ſie ſcheiden mit dem Ausdrucke der höchſten Befriedigung. Doch auch ein dauernder Aufenthalt dürfte ſich ſolchen Leidenden empfehlen, die in Bewegung ihre Körperkräfte und in friſcher, milder Luft ihre Geſundheit ſtärken wollen.“ Einige geſund gelegene Zimmer des Kurhauſes können an vereinſamte, kränkliche Damen gegen eine einmalige Einzahlung von 600 M. abgegeben werden. Hierfür dürfen die Wohnungen lebenslänglich mietsfrei benutzt werden. Für die nötige Zimmereinrichtung ſorgen die Damen ſelbſt. Einen kräftigen und reichlichen Mittagstiſch erhalten ſie im gemeinſamen Eßſaale ſchon von 50 Pf. an. Für Bedienung werden monatlich 3 M. gezahlt. Die Feuerung für den Winter wird zum Selbſtkoſtenpreiſe gewährt, die Wäſche für billigen Tagelohn im Hauſe gewaſchen und geplättet. Für Krankheitsfälle wird ſorgfältige und liebevolle Pflege zugeſagt. Auf Wunſch können auch Einzahlungen für lebenslängliche Verſorgung und Verpflegung im Kurhauſe geleiſtet werden; dieſe Einzahlungen werden nach dem Alter der Damen berechnet und gerichtlich ſichergeſtellt. Die Vorſteherin des Hauſes, verwitwete Frau Ober-Poſtkommiſſarius Haken, welche einem pommerſchen Pfarrhauſe entſtammt, erteilt gern Auskunft über die Aufnahmebedingungen ꝛc.

## Handarbeit.

Ausbeſſern der Wäſche. Wie viel wird im Punkte des Ausbeſſerns verſäumt. Ich kenne Hausfrauen, die in denkbar kürzeſter Zeit ihre kleinen und großen Wäſchen in den Weißzeugſchrank befördern und nicht ahnen, wie manches fehlerhafte Stück wieder in den Gebrauch genommen wird, einfach darum, weil ſie es nicht darauf anſehen. Heutzutage erlaubt die nicht allzugroße Dauerhaftigkeit der Stoffe — ſelbſt bei neuen Gegenſtänden — keine Bequemlichkeit im Nachſehen und Ausbeſſern. Die Reviſion der Bügelwäſche geſchieht am beſten, wenn ſie, ganz trocken, von Hof oder Bühne kommt, alſo vor dem „Einſchlagen“. Jedes Stück wird ſorgfältig nachgeſehen, ein Knopf, ein Band befeſtigt, eine abgetrennte Spitze wieder angenäht, eine dünne Stelle hübſch gewüfelt, natürlich auf der linken Seite, damit der Faden beim Umwenden nicht ſo ſichtbar iſt. Den Herrenhemden und Gardinen iſt in geſtärktem und gebügelten Zuſtande ohnedies nicht mehr beizukommen. Bei der Mangwäſche rate ich zum nachherigen Ausbeſſern, da dieſelbe wieder ſchön in dieſelben Falten gelegt werden kann, und der Schaden auf der glatten Fläche beſſer hervortritt. — Man nimmt ſich alſo zwiſchen Waſchtrockentag und Bügeltag reichlich Zeit und ſieht nach allem. Iſt der Schaden zu groß, um ſchnell fertig gemacht zu werden, bezeichnet man das betreffende Stück mit einem roten Kreuzchen oder ſteckt beim Bügeln. eine Stecknadel daran, damit es in den Flickkorb wandern kann. Wer ſich die Mühe nimmt, dem kleinen oder kleinſten Schaden bei Zeiten nachzuhelfen, wird ſeine Sachen ſehr lange erhalten und zudem immer ordentlich ausſehende Wäſche im Schrank haben.

**F. R.**

Häkelſpitze an Kinderwäſche, Häkelgarn Nr. 60. Man beginnt mit einer Anſchlagreihe Luftmaſchen. Die erſten drei Touren werden dann in dem gewöhnlichen Zäckchenmuſter hin und zurückgehend ſo gearbeitet, daß immer nach ſechs feſten Maſchen zwei der Anſchlagmaſchen übergangen werden, und nach den folgenden ſechs feſten Maſchen drei feſte Maſchen in ein und dieſelbe Anſchlagmaſche gehäkelt werden; — die vierte Tour wird nun auf der dritten zurückgehend folgenderweiſe gearbeitet: drei feſte Maſchen in die hinteren Glieder der drei in ein und dieſelbe Maſche gehäkelten feſten Maſchen der dritten Tour; dann vier Luftmaſchen, * eine doppelte Stäbchenmaſche in die zweitfolgende Maſche, dann eine doppelte Stäbchenmaſche in die vierte und fünfte Maſche (zuſammen), eine doppelte Stäbchenmaſche in die viertfolgende Maſche; dieſe drei doppelten Stäbchenmaſchen werden zuſammen zugeſchürzt, dann vier Luftmaſchen und vom * wiederholt. — Fünfte Tour: der Faden abgeſchnitten und

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

nun auf der vorigen Tour hingehend: * drei feſte Maſchen um die vorderen Glieder der drei feſten Maſchen der vierten Tour, dann eine Luftmaſche, drei je durch drei Luftmaſchen getrennte doppelte Stäbchenmaſchen um die beiden Glieder der Maſche, mit welcher die doppelten Stäbchenmaſchen der vorigen Tour zugeſchürzt wurden, eine Luftmaſche vom * wiederholt. — Die ſechſte Tour wird in gleicher Weiſe wie die erſten drei gearbeitet, nur mit dem Unterſchied, daß anſtatt zwei Maſchen nur eine Maſche übergangen wird. — Die ſiebente Tour iſt der vierten Tour gleich, nur werden anſtatt vier Luftmaſchen nur drei Luftmaſchen gehäkelt. — Eine Tour feſter Maſchen ſchließt die Spitze ab. — Die ſechſte, ſiebente und achte Tour wird ebenfalls hingehend gearbeitet und alſo bei jeder dieſer Touren der Faden abgeſchnitten. **J. Si.**

## Das Beſchneiden der Roſen.

Das Beſchneiden der Roſen geſchieht aus zweifachem Grunde. Erſtens um der Krone eine ſchöne pyramidale Form von lichter Beſchaffenheit zu geben, ſo daß Luft und Sonne genügend Zutritt zu den Blumen und Blättern haben, zweitens um einen reichlichen Blütenflor zu erzeugen. Um dieſes zu bewirken, müſſen alle für den Kronenbau ungünſtig geſtellte und den Blumenflor beeinträchtigende Zweige, wie die zu dicht ſtehenden, ſchwächlichen, kränklichen und abgeſtorbenen, entfernt werden. Nur die kräftigſten einjährigen Zweige läßt man ſtehen, weil dieſe allein im ſtande ſind, ſchöne vollkommene Blumen hervorzubringen. Dieſe gelaſſenen Zweige ſchneidet man je nach Eigentümlichkeit der Sorten verſchieden. Im allgemeinen gilt die Regel, ſtarkwüchſige Sorten lang zu ſchneiden, etwa auf acht bis zehn Augen, ſchwachwüchſige dagegen kurz, etwa auf zwei bis drei Augen. Beim Schneiden achte man darauf, daß man den Zweig immer unmittelbar über einem nach auswärts gerichtetem Auge entfernt. Bei älteren Kronen iſt das Schneiden „auf Form“ ziemlich zwecklos; hier wäre alſo beim Schnitt die Blütenbildung beſonders zu berückſichtigen und das Entfernen der Waſſerſchoſſe, welche ſich im Auguſt und September häufig aus dem alten Halſe entwickeln. Roſen, welche im Winter bedeckt werden müſſen, ſchneidet man, mit Ausnahme der zarteren Thee- und Noiſetteroſen, weil dieſe meiſtens durch die Bedeckung zurückſtocken, am zweckmäßigſten im Spätherbſte vor dem Niederlegen, weil hierdurch ſämtliche Augen der Zweige während des Winters ſich kräftig entwickeln, dagegen ſchneidet man diejenigen Sorten, welche keine Bedeckung bedürfen, am beſten zeitig im Frühjahr. Der Sommerſchnitt beſchränkt ſich hauptſächlich darauf, die wilden Triebe zu entfernen, und die Symmetrie der Krone aufrecht zu erhalten. Nach der Blüte ſchneidet man die Blütenſtengel der abgeblühten Roſen bis auf ein kräftiges und geſundes Auge zurück, wonach das Holz beſſer ausreift, und die Herbſtroſen zum zweitenmal einen reichen Blumenflor entwickeln. Dieſer Schnitt darf jedoch nur bis ſpäteſtens Ende Auguſt vorgenommen werden, da bei ſpäterem Schneiden das Holz nicht genügend mehr ausreift und die Stöcke im Winter durch Erfrieren zu Grunde gehen. Die Kletterroſen, welche beſonders dazu dienen, eine Fläche möglichſt vollſtändig zu bedecken, werden ſo geſchnitten, daß man einen reichen Flor erhält, ohne die Baſis der Zweige kahl werden zu laſſen. Man wählt daher von den kräftigſten Zweigen eine ziemlich gleichmäßig verteilte Zahl, welche man je nach Umſtänden ſehr lang (50 cm bis 1 m) ſchneidet, während ein anderer Teil nur mäßig zurückgeſchnitten wird, um die Mitte zu garnieren, und der Reſt der Zweige einen ſehr kurzen Schnitt erhält, um die Entſtehung neuer Triebe an der Baſis zu befördern.

**Ad. von Drathen.**

## Erwerb.

Ein augenblicklich ſehr lohnender Damenerwerb iſt das Unterrichten in der Anfertigung von Papierblumen und Blütenzweigen für Vaſen und Zimmerſchmuck. Namentlich in mittleren und kleineren Städten dürfte eine in dieſer reizenden Kunſt bewanderte Dame ſehr raſch einen Kreis von Schülerinnen finden. — Die Befähigung zu derartigem Unterricht verſchafft man ſich in wenig Stunden, am beſten bei dem Erfinder dieſer neuen Handarbeitsbranche, Herrn E. Petzold, Dresden, Kreuzſtraße. Von demſelben iſt zu billigſten Fabrikpreiſen alles Material zu der hier ja ſchon vielfach erwähnten Blumenarbeit überall hin zu beziehen. Derſelbe Fabrikant verſendet auch gut aſſortierte Arbeitskäſten mit ſehr hübſch und inſtruktiv gegebenen, für die einfacheren Blumenarten vollſtändig genügenden Unterweiſungen zur Anfertigung der verſchiedenſten Blumen, dazu ausreichendem Material, Papier, Staubfäden, ausgeſchlagenen Blumenblättern u. ſ. w. — Die Käſten ſind ſchon für wenige Mark zu haben.

### Nochmals Klavierſtimmerinnen.

Unſer Hinweis auf den Beruf des Klavierſtimmens (Nr. 27) hat, wie uns mehrfache Zuſchriften beweiſen, weithin Intereſſe erregt. Folgender Brief eines unſerer bekannteſten Pianofortefabrikanten dürfte den Damen, welche über dieſe neu angeregte Berufswahl näheres zu hören wünſchen, wohl am wichtigſten ſein. Der Betreffende ſchreibt: „Ich begrüße dieſe Anregung um ſo mehr, als ich aus einundzwanzigjähriger Erfahrung weiß, wie unzuverläſſig mancher Stimmer und wie überaus ſchwer ein guter, wirklich brauchbarer Stimmer dauernd zu intereſſieren iſt, da dieſe letzteren ſehr ſelten geworden ſind. —

Bedingungen für die Damen, welche Luſt verſpüren, ſich dem Berufe als Stimmerinnen zu widmen, ſind:

1) Muſikaliſches Gehör,
2) Möglichſt ſtarke Nerven,
3) Möglichſt ſtarke Muskelkraft in Händen und Armen,
4) Womöglich einige Übung im Klavierſpiel.

Sollten ſich im Leſerkreiſe des Daheim zwei junge Damen finden, die den Verſuch machen wollen, ſich als Klavier-Stimmerinnen auszubilden und welche außer Luſt zum Lernen obige Eigenſchaften beſitzen, ſo würde ich dieſelben in meiner Fabrik gern ausbilden laſſen. Damit dieſe Damen ihr Fach gründlich kennen, und ihre Kunſt perfekt verſtehen lernen und damit ihr Wirken alſo wirklich wertvoll werden könnte, will ich dafür Sorge tragen, daß ſie auch die einzelnen Arbeiten in der Mechanik, Zuſammenſetzen, ſowie Saiten aufziehen, wenn eine ſolche geplatzt iſt, kennen lernen — ſie ſind alsdann jederzeit imſtande, eine etwaige Reparatur des Inſtrumentes zu erledigen.

Die beſtangelernte junge Dame würde ich ſofort dauernd beſchäftigen, im feſten Engagement, auch würde ihr Honorar ſehr auskömmlich bemeſſen ſein; für die andere würde ich durch Empfehlung wirken, um ihr Fortkommen zu ſichern.

Bei dieſer Gelegenheit möchte ich noch die Beſchäftigung als Poliererin in Vorſchlag bringen. Freilich gehört zu dieſer Handhabung mehr Kraft als Geiſt; auch werden die Hände etwas ſchmutzig, aber es wird Geld dabei verdient, und Seife macht die ſchmutzigſten Hände wieder rein.

Mit Hochachtung × ×.

Die auf dieſen freundlichen Vorſchlag eingehenden Abonnentinnen unſeres Blattes mögen ihre Zuſchriften mit Porto für die Rückantwort zur Weiterbeförderung an die Redaktion des Frauendaheim richten.

## Praktiſches fürs Haus.

Nochmals Frage 117. Karlsruherin. Das ſogenannte Schwitzen der Petroleum-Lampen wird ganz ſicher vermieden durch Einſchaltung eines ſogenannten Patent-Ringes zwiſchen Baſſin und Brenner. Wir haben unſere Lampen beim Klempnermeiſter Büchner, Görlitz, Breiteſtraße, mit dieſer Einrichtung verſehen laſſen; Preis 1 Mark für die Lampe. Notwendig iſt die Einſendung des Brenners und des Baſſins (oder wenigſtens des Gewinde-Ringes auf demſelben). Der Patent-Ring hat ſich ſeit Jahren bewährt. Die Leuchtkraft wird durch ihn nicht vermindert.

**H. Ludwigsdorf.**

## Für die Küche.

Anſchovis-Butter. Man entgrätet ¼ Pfund Anſchovis (Kräuter-Anſchovis), indem man nach Entfernung der Köpfe, durch Ausreißen der Schwänze die Mittelgräten entfernt. Sodann wäſſert man die Fiſche einen halben Tag und trocknet ſie danach mit einem ſauberen Tellertuch recht gut ab. Nun hackt man die Fiſche auf einem ſauberen Holzbrett mit friſcher, gut ausgekneteter Butter zuſammen ganz fein und rührt dieſe Maſſe durch ein Haarſieb. Somit iſt die Anſchovis-Butter fertig. Will man das Ausſehen der Anſchovis-Butter noch verſchönern, ſo kann man eine Priſe feingehackter Peterſilie mit durchmengen. Ohne Peterſilie kann man Anſchovis-Butter, in einen Steinkrug feſt eingeknetet und mit einem paſſenden Stück weißen Papiers zugedeckt, längere Zeit an einem kühlen Ort aufbewahren. Die Butter ſchmeckt auf geröſtete Semmelſchnittchen geſtrichen ganz ausgezeichnet und iſt erheblich billiger als Sardellenbutter, welche ebenſo zubereitet wird.

Weinſchokolade. Eine halbe Flaſche guter weißer Wein, ſechs Lot feine Schokolade und zwei Lot pulveriſierter weißer Zucker werden über Feuer zum Kochen gebracht, ſodann vier Eidotter, die man zuvor mit etwas Wein klar gequirlt hat, ſobald die Schokolade ſteigt, dazu gegoſſen, worauf man die Schokolade unter beſtändigem Umrühren noch eine kleine Weile über dem Feuer läßt, ſodann aber abnimmt und ſerviert. **Olga.**

Rezept zu kleinen Sandkuchen. ½ Pfund Butter erweicht, oder (im Sommer) zu Sahne gerührt, zwei ganze Eier, ½ Pfund Zucker werden ¼ Stunde zuſammengerührt, dann miſcht man ½ Pfund Kartoffelmehl (fein) und ½ Pfund Waizenmehl beſter Sorte nach und nach hinein, thut auch abgeriebene Citronenſchale dazu, macht, indem man die Hände mit Mehl beſtäubt, kleine Bälle von der Größe einer Wallnuß, ſetzt dieſelben in nötiger Entfernung auf ein beſtrichenes Backblech und backt ſie im Ofen bei mäßiger Hitze. Sie werden nicht braun, ſonſt würden ſie ſchlecht ſchmecken, und bewahren ſich ſehr gut längere Zeit auf. Verfließen dieſelben und werden nicht ſo hoch, wie ſie ſein müſſen, ſo fehlt es an Mehl.

**Eine Abonnentin.**

Antwort auf Frage Nr. 130. Rezept für Semmelpudding. Für 15 Pfennig geriebene Semmel weicht man ½ Stunde in warmer Milch ein; etwa 1 Liter. Man thut einige Löffel Zucker, zwei Löffel Rum, etwas Citronenſaft, etwas Zimt und für 10 Pfennig geriebene Mandeln hinzu und ſechs ganze Eier, die vorher tüchtig durchgequirlt ſind. Dieſe Maſſe wird tüchtig durcheinander geſchlagen und in eine reichlich mit Butter ausgeſtrichene Form gethan und bei mäßiger Hitze 1 Stunde gebacken. Man gibt eine Frucht- oder Weinſauce dazu.

**Frau Anna.**

## Auskunft.

Fr. 125. Die Waſchanſtalt von Peternack in Brepnick bei Berlin entſpricht Ihren Wünſchen. **Eine Siegerländerin.**

Sehr ſaubere Wäſche (Raſenbleiche) liefert Frau J. Schneider, Luckau.

**N. L., Langeſtr. 158.**

Fr. 121. Vorzügliche Ausbildung in allen Zweigen der Landwirtſchaft in Emmelsum bei Weſel am Niederrhein. Alles Nähere durch eine vormalige Schülerin,

**Frl. H. Pitgens, Camp bei Mörs a/Rh.**

## Fragen.

135) Hat eine Hausfrau die Möbelpolitur, aus Rotwein und Baumöl gemiſcht, ſchon erprobt? und muß beſonders ſtark gerieben werden? **Jenny Sack.**

136) Wäre vielleicht eine Leſerin oder Leſer ſo gütig und in der Lage aus eigner Kenntnis über das Nordſeebad Büſum Näheres mitzuteilen? **Jenny Sack.**

137) Würde mir vielleicht eine freundliche Leſerin des Daheim einen kleinen, wenig beſuchten Badeort an der Oſtſee empfehlen können, in welchem ich mit meinen Kindern die großen Schulferien verleben kann? Im voraus beſten Dank. **Agnes.**

138) Wäre eine der verehrten Daheim-Leſerinnen ſo freundlich, mir ein hübſch gelegenes Gebirgsdörfchen, wenn auch noch ganz primitiv, in Schleſien oder Thüringen, zu nennen, wo eine in beſcheidenen Verhältniſſen lebende Lehrerfamilie ungeniert und namentlich billig die Sommerferien zubringen kann? Im voraus beſten Dank. **B. D.**

139) Könnten mir vielleicht einige der lieben Mitleſerinnen mit etlichen Zigarrenbändchen und alten Seidenfleckchen zu einer Arbeit aushelfen, die bis Mai fertig ſein ſoll, an der ich aber aus Mangel an Material nicht weiter arbeiten kann? Ich wäre ungemein dankbar dafür. Gefälligſt zu ſenden an die Redaktion unter **Glückliche Braut.**

140) Hat jemand der Daheimleſer Erfahrung über die heilende Wirkung von Bienenſtichen bei ſchweren rheumatiſchen Leiden? Für gefällige Antwort im voraus beſten Dank von **Einer Kranken.**

141 Kann mir eine der Daheimleſerinnen eine Adreſſe angeben, wo man Klöppel und Klöppelkiſſen zu kaufen bekommt. Im voraus beſten Dank. **Eine Abonnentin.**

142) Um ein gutes Rezept zur Bereitung von Ziegenkäſe bittet ergebenſt

**Frau Paſtorin K.**

143) Wer kann mir angeben, wo man Muſter zu Knabenanzügen kaufen kann? Im voraus freundlichen Dank.

**Paſtorin J. in B.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

# Daheim

1890. Nr. 31. Erſtes Blatt.

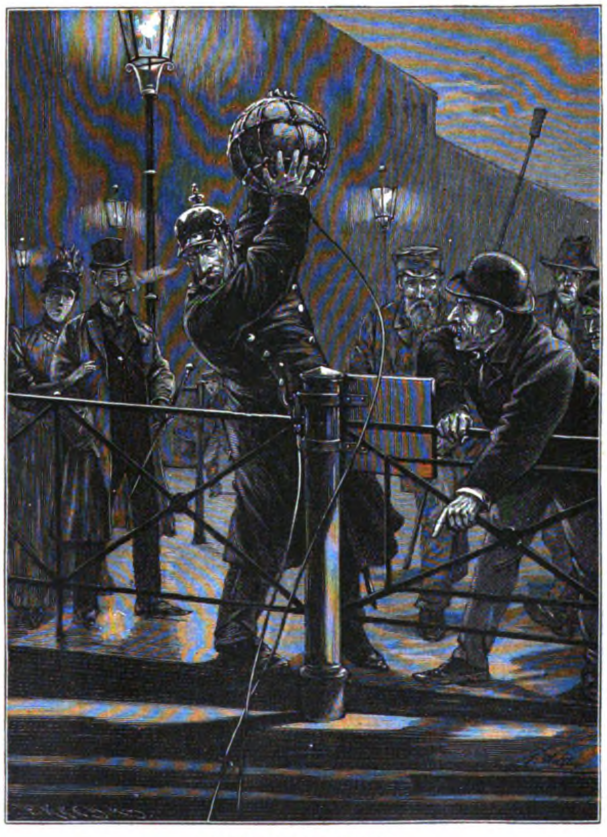
26. Jahrgang. 26. Jahrgang.

Aus der Zeit — für die Zeit.

## Der Rettungsball in Thätigkeit.

### Eine Szene aus dem Berliner Straßenleben.

Die Nacht ſinkt auf die Weltſtadt hernieder. Durch die Straßen eilt der Laternenanzünder, ein Druck an dem Gashahn, und Flamme nach Flamme ſpringt auf und wirft ihr flackerndes Licht auf den menſchenvollen Bürgerſteig. Arbeiter, die tagewerksmüde ihrem Heim zueilen, und beſſer Geſtellte, die nach beendetem Tagewerk Erholung ſuchen, indem ſie einem der vielen Theater- und Konzertſäle zuſtreben, begegnen ſich und kreuzen die Spreebrücke. Inmitten des Fahrdamms ſteht der martialiſch dreinſchauende Schutzmann und überwacht den Verkehr. Da übertönt ein gellender Schrei den Lärm der Straße, von dem dunklen Spiegel der Spree ſchallt ein Plätſchern herauf, — der Schrei der Todesnot hemmt die Schritte der Vorübereilenden und ſchreckt den Schutzmann aus ſeiner überlegenen Ruhe. Ein Menſch in Todesgefahr! Er hat den Tod geſucht, die Verzweiflung hat ihn dazu getrieben, freventlich Hand an ſich ſelbſt zu legen, durch einen Sprung über das Brückengeländer ſich dem Leben zu entziehen, deſſen Elend er nicht mehr tragen zu können glaubte. Nun er dem Tode ins Auge ſieht, ſich von ſeinen kalten Armen hinuntergezogen fühlt in die Tiefe, da packt ihn das Entſetzen und die Furcht, und der Schrei der Todesangſt entringt ſich ſeinen Lippen und heiſcht Rettung. Als er noch meinte, daß ſterben beſſer als leben ſei, als ihm der Tod noch als der Befreier aus der Lebensnot erſchien, hat er Umſchau auf dem Waſſer gehalten, ob auch nicht ein Kahn in der Nähe ſei, deſſen Führer ihn gegen ſeinen Willen dem Tode entreißen könnte. Jetzt würde er mit dem letzten Aufwand der ſinkenden Kräfte dem Kahn entgegenſtreben, wenn ein ſolcher ſich zeigte. Aber er hat ſich gut vorgeſehen, zu gut — kein Ruderplätſchern rings deutet ihm an, daß ihm Hilfe naht. Auch diejenigen, die oben auf der Brücke ſeinen Schrei gehört haben, ſind machtlos, ihm zu helfen; der Waſſerſpiegel liegt zu tief, als daß ſich von der Brücke oder den Ufermauern eine Hand hilfreich bis zu ihm hinunterſtrecken könnte. Werden ſeine Kräfte reichen, bis ſie Stangen und Stricke herbeigeholt haben, oder bis ſein Todesſchrei ein Boot aus der Entfernung herbeigerufen hat? — Wie viele haben ſo den Tod in den Fluten der Spree geſucht, wie vielen iſt dann der Tod, als ſie ſich ihm rettungslos anheimgefallen ſahen, als das Schrecklichſte erſchienen, wie viele haben ſo, mit dem bangen Schrei der Todesangſt auf den Lippen, den Tod wirklich in den Wellen gefunden, vor den Augen zahlreicher Menſchen, die wenige Schritte entfernt ſtanden und ihnen doch keine Hilfe bringen konnten. Die Fälle waren ſo häufig, daß man auf Mittel ſinnen mußte, wie ſich Vorſorge dafür treffen ließe. An jedem Brückengeländer hängt jetzt an langem Tau ein Rettungsball, der den mit dem Waſſertode Ringenden — die Zahl der Verunglückten iſt ſehr gering, die Zahl der in Verzweiflung den Tod ſuchenden Selbſtmörder leider erſchreckend groß — zugeworfen werden kann, damit ſie, daran ſich anklammernd, ſich über Waſſer halten können, bis ihnen wirkſamere Hilfe kommt. Der Schutzmann, der an der Brücke poſtiert iſt, weiß, ſobald er den Schrei des Ertrinkenden hört, daß der Verkehr auch ohne ſein überwachendes Auge ſich für einige Minuten in den von der Straßenpolizei diktierten Vorſchriften halten wird, daß er jetzt eine wichtigere Aufgabe hat, als Fuhrwerke und Paſſanten zu zählen. In fliegender Haſt löſt er den Rettungsball und ſchlendert ihn mit ſicherer Berechnung dorthin, wo er in undeutlichen Umriſſen den Körper des Ertrinkenden mit den Fluten ringen ſieht. Der Unſelige faßt ihn und klammert ſich mit letzter Kraft an ihm feſt, das Tau wird ſtraff gezogen, der Todeskandidat iſt dem Leben wiedergegeben. — Der unſcheinbare Rettungsball, der an den Berliner Brückengeländern hängt, iſt eine Mahnung wohl für jeden von uns. Viel mehr Menſchen noch, als in der Spree den Tod ſuchen, kämpfen und ringen mit den Wellen, und gehen darin unter, — in den Wellen des Lebens. Ihnen allen wäre ein Rettungsball nötig und erwünſcht, und wir alle haben wohl hier und da Gelegenheit, ein wenig Schutzmann zu ſpielen und ihnen den Rettungsball zuzuwerfen. Möchten unſere Ohren über dem Geräuſch des an uns vorüberflutenden Lebens nicht taub werden gegen den Schrei der Verzweiflung, der aus der Tiefe heraufſchallt.



Der Rettungsball in Thätigkeit.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Arbeitstage
Voll rüſtiger Plage
Sind die beſten
Von allen Feſten!

## Vorkehrungen für den Fall der Feuersnot in kleinen Städten und auf dem Lande.

Von Hauſe aus gar nicht ängſtlicher Natur, kann ich mich doch eines bangen und unheimlichen Gefühls nicht erwehren bei dem Gedanken an Feuersgefahr und Not. Dem Großſtädter freilich, der mit Stolz auf die berufsmäßige Feuerwehr blickt, der die blitzartige Schnelligkeit ihres Anrückens, ihre zielbewußte, ruhig-ſichere Arbeit rühmt, welche jedes Feuer im Keim erſtickt, der die hingebende Treue der kräftigen Geſtalten zur Rettung des gefährdeten Mitmenſchen oder ihres bedrohten Eigentums bis in den Tod aus eigner Anſchauung kennt, erwecken ſolche Anwandlungen ein mitleidiges Lächeln: bei dem entſtehenden Feuerlärm faßt er bekanntlich an die nächſte Wand und erhebt ſich erſt von ſeinem Lager, wenn ſie warm wird und das Nahen der Feuersbrunſt meldet. Ganz anders aber in kleinen Städten und auf dem Lande! Wie lange währt es, wenn ein Brand entſteht, zumal bei Nacht, ehe nur eine einigermaßen ausreichende Hilfe zur Stelle iſt, ehe die am Orte vorhandenen Löſch- und Rettungsgeräte heraus- und herbeigeſchafft ſind und die auswärtigen Nachbaren herbeieilen. Es iſt in den letzten Jahren in dieſer Hinſicht vieles gebeſſert, auch in Landgemeinden durch beſſere Feuerſpritzen und durch Einrichtung eines ausgebildeten Perſonals, aber es bleibt noch manches zu wünſchen übrig und ſchließlich liegt es doch in der Natur der Sache, daß für eine kleinere ſtädtiſche oder ländliche Gemeinde eine ſtehende Feuerwehr einfach unmöglich iſt. Deshalb mag es wohl berechtigt erſcheinen, wenn ein Blatt, das die Pflege und Hebung des Familienlebens nach allen Seiten zu ſeiner Aufgabe macht, auch einmal den Leſern die Frage nach den Vorkehrungen vorhält, welche für den Fall einer Feuersnot wünſchenswert, wenn nicht notwendig ſind. Im Vordergrunde meiner Gedanken und meiner Sorge ſteht der Schutz der Perſonen. Die meiſten Häuſer haben hölzerne Treppen, mit Ausnahme vielleicht der in den Keller führenden Steinſtufen. Wenn der Blitz das Haus in Brand ſetzt, wenn ſonſt eine Feuersbrunſt entſteht in der Nähe der am leichteſten brennbaren Treppe, — wie ſind die in den oberen Stockwerken befindlichen Perſonen zu retten? Die Treppe dient auch in dieſem Falle der Verbindung, aber zum Verderben, denn ſie leitet die Flammen mehr, als etwas anderes, hinauf oder hinab. Aus dem Fenſter des erſten Stockwerkes können Betten hinuntergeworfen werden, und ein Sprung darauf aus verhältnismäßig geringer Höhe (etwa 5 m) bringt die erſehnte Rettung. Meine Frau hat in dem Schlafzimmer an einem ſicheren Orte ſtets eine neue, nur hierzu beſtimmte Wäſchleine zur Hand, um unter Hinzunahme eines Betttuches eine Art Rettungskorb herſtellen und in demſelben die Kinder eins nach dem andern hinablaſſen zu können. Es möchte ſich empfehlen, um für den Ernſtfall gerüſtet zu ſein und durch die ſonſt erklärliche Kopfloſigkeit nicht die vorhandenen Rettungsmittel unwirkſam zu machen, bei Zeiten recht gründlich die Einzelheiten dieſer Manipulationen ſich zu überlegen und wenn möglich, zu üben, wie ja in den Städten von Zeit zu Zeit die Schulkinder angeleitet werden, in Ordnung und Ruhe die großen Klaſſenzimmer zu verlaſſen, damit ſie wiſſen, wie ſie bei Feuersgefahr ſich zu verhalten haben. Verhältnismäßig ſelten wird die Probe auf die Zweckmäßigkeit dieſer Vorſchläge gemacht werden können, weil in der Regel ſich Leitern vorfinden oder leicht herbeiſchaffen laſſen, um die Menſchen aus dem erſten Stockwerke herunterzuholen, wenn eben die Treppe nicht mehr gangbar iſt. Aber ungleich größer iſt die Gefahr für diejenigen, welche auf dem ſogenannten Boden der in kleinen Städten und auf dem Lande meiſt zweiſtöckigen Häuſer oder in Giebelſtuben wohnen und ſchlafen; ich denke an Gutshäuſer, Pfarren u. dergl., in welchen der Raum unter dem Dache oft zu Schlafzimmern eingerichtet iſt. Welche Not, wenn hier Feuer ausbricht und die oben Schlafenden abſchneidet von aller Hilfe aus dem Hauſe, ſobald die Treppe ergriffen iſt, welche entſetzliche Gefahr, bis endlich eine hinreichend lange Leiter angelegt und die ſcheinbar dem Tode Verfallenen gerettet werden! Nicht ohne Grauen konnte ich an dieſe Möglichkeit denken, die doch trotz aller Vorſicht zur Wirklichkeit werden kann. Seit einigen Tagen glaube ich die Gefahr erheblich verringert zu haben. An mein zweiſtöckiges Wohnhaus ſtößt in derſelben Front ein einſtöckiges Wirtſchaftsgebäude, über deſſen Dach ſich die Giebelfenſter befinden. Ich habe durch einen geſchickten Schmied eine 5 m lange eiſerne Leiter anfertigen und an der Giebelwand des Hauſes befeſtigen laſſen, ſo daß im Falle der Not die Bewohner des Bodenraumes denſelben durch das Fenſter mit Hilfe der Leiter verlaſſen und bis in die Dachrinne des erwähnten Wirtſchaftsgebäudes gelangen können. Von hier iſt es ein Geringes, mit den gewöhnlichen Leitern weitere Hilfe zu bringen; ſelbſt bei längerem Ausbleiben derſelben gewährt ſchon der Aufenthalt auf der durchaus ſoliden, an der Außenſeite der maſſiven Mauer herabführenden eiſernen Leiter vier bis ſechs Perſonen einſtweiligen Schutz. Um das Beſteigen derſelben auch den weniger mutigen und in der Höhe doppelt ängſtlichen Mädchen zu erleichtern, ſind die Leiterbäume noch 1 m über den Fenſterſims zur Seite des Fenſters hinaufgeführt, aber ſenkrecht und noch mit Sproſſen verſehen, während die Leiter ſelbſt in einem Winkel von etwa 30° zur Senkrechten an der Wand befeſtigt iſt. Leicht wird mir gegen dieſe wohlgemeinte Einrichtung der Einwand gemacht werden, was als Rettung in äußerſter Gefahr gedacht ſei, könnte in ruhiger Zeit ſehr unerwünſchten Gäſten den Zugang ins Haus erleichtern, und wäre es auch durch die Dachfenſter. Das Bedenken iſt auch mir gekommen. Um ihm zu begegnen, beſteht die Leiter aus zwei Teilen, von 3 und 2 m Länge, welche miteinander durch ein Gelenk verbunden ſind, ſo daß der untere kürzere Teil auf den längeren durch eingegipſte eiſerne Stützen befeſtigten Teil hinaufgeſchlagen werden kann. Für gewöhnlich ſchwebt demnach die Leiter ſcheinbar in der Luft, aber ein Griff genügt, um den unteren Teil hinunterzuklappen und die Verbindnng bis zur Dachrinne herzuſtellen. Es wird eine Leiter bei anderen Verhältniſſen auch vom Hauſe ab geführt werden können, ſo daß ſie wie angelehnt erſcheint, oder bei dem Fehlen eines anſtoßenden niedrigeren Gebäudes wird man ſich begnügen, unterhalb der Fenſter eine Art Balkon anzubringen, auf welchem die Gefährdeten eine vorläufige Zuflucht finden. Die Anlage, wie ſie beſchrieben, koſtet höchſtens 15—20 Mk. Wem das zu koſtſpielig erſcheint, dem möchte ich dringend raten, wenigſtens an *einem* Fenſter in jedem Stockwerk im Mauerwerk einen ſtarken eiſernen Haken anzubringen, über welchen zur Not von unten her ein Strick geworfen und ſo die auf den Treppen unmögliche Verbindung hergeſtellt werden kann. — Für den Fall, daß auf dieſe Weiſe auch nur *ein* ſonſt ſchwer gefährdetes Menſchenleben gerettet werden kann, hat die Anbringung ſolcher, noch dazu ſo einfacher Sicherheitsmaßregeln ihren großen Lohn, und jedenfalls dient ſie zu unſerer Beruhigung bei dem Gedanken an die Gefahr. **W. in W.**

Obiges Kapitel, das ſicher Anklang bei vielen unſerer Leſer findet, wäre gewiß durch die Angabe mancher anderen Sicherheitsmaßregel, die Vorſicht oder Praxis gelehrt, noch ſehr zu erweitern. Wir ſtellen die Spalten des Frauen-Daheim weiteren Mitteilungen aus unſerem Leſerkreiſe gern zur Verfügung.

**Die Red.**

## Zum drittenmal Klavierſtimmerin.

Anſchließend an den Artikel in Nr. 24 des Frauen-Daheim, der bereits viel Anregung gegeben und freundliches Intereſſe gefunden hat, iſt hoffentlich auch folgender Wink nicht unwillkommen. Um, wie in dem erwähnten Artikel geſagt, das erſte mittlere A im zweiten Zwiſchenraum des Diskantſchlüſſels zu ſtimmen, tönt man es nach einer Stimmgabel ab. Nun gibt es deren aber zwei, die beide auf A klingen und doch ganz verſchieden ſind. Die eine hat den hohen, ſogenannten deutſchen Kammerton, die andere hingegen die tiefere ſogenannte Pariſer Stimmung. Letztere iſt jetzt faſt überall eingeführt, da die andere in Wahrheit beinah B, alſo faſt einen halben Ton höher iſt. Zum Klavierſtimmen nehme man ſtets die Pariſer Stimmung (es müßte denn grade ein ſehr altes Inſtrument, das auf den deutſchen Kammerton ſteht, ſein). Beſitzt die Stimmgabel den hohen Ton, was demnach ſehr ſtört, da man ſie ſelten, zum Klavierſtimmen faſt nie benutzen kann, ſo läßt man kurz über dem Punkt der Gabelung von beiden Zinken abfeilen, wodurch der Ton tiefer wird (umgekehrt, wenn der Ton etwa höher klingen, alſo mehr Schwingungen machen ſoll, feilt man an den beiden oberen Enden der Gabel ab). Iſt ein anderes Inſtrument vorhanden, das mit dem Klavier zuſammen geſpielt wird, vielleicht ein Harmonium, eine Orgel oder dergl. (welche beide nicht verſtimmen, da ſie keine Saiten, ſondern Pfeifen haben), ſo tönt man das erſte A des Klaviers nach dem betreffenden Ton dieſes Inſtrumentes. Das Stimmen ſelbſt iſt in dem erwähnten Artikel genau beſchrieben. Öfter geſchieht es wohl auch, daß eine Saite ſpringt; meiſt löſt ſie ſich dabei von dem unteren kleinen Stimmſtock in der Gegend der Pedale ab, und man hat ſie mittels einer Kneifzange wieder zu befeſtigen. — Von vielen iſt dieſer Berufszweig mit Freuden begrüßt, ich ſelbſt habe ſchon verſchiedene Mal eine Lanze für die Klavierſtimmerin gebrochen und glaube beſtimmt, daß ſich hierbei für ſie ein Arbeitsfeld eröffnet, das ihr einen einträglichen Verdienſt ſichert. Freilich erheben ſich auch Stimmen gegen die Ausübung dieſer Thätigkeit durch Frauenhand. Dieſe meinen, das ewige Stimmen, das beſtändige Hören von unreinen Tönen ſei aufreibend und mache ſchon den Zuhörer nervös, wie viel mehr die Stimmerin ſelbſt. Allerdings gute Nerven gehören unbedingt zu dieſem Beruf, doch ſind dieſe ebenſo erforderlich und wünſchenswert bei jeder anderen Art anſtrengender Beſchäftigung; muß z. B. eine Lehrerin, die täglich lange Stunden die Kinder in oft überfüllten Schulklaſſen unterrichtet, nicht vor allen Dingen unerſchütterliche Nerven haben, um ſtets friſch an die Arbeit zu gehen? Muß eine Klavierlehrerin, die Anfänger zu unterweiſen und vielleicht denſelben Fehler ſo und ſo oft zu hören hat, nicht auch Nerven „von Eiſen“ beſitzen? Und wie viele Hunderte von jungen Mädchen erwerben ſich auf dieſe Weiſe ihr täglich Brot und ſind friſch und geſund dabei! Dann thut ja auch die Gewohnheit ungeheuer viel; an unangenehme Laute gewöhnt ſich der Glasſchleifer, der Metallarbeiter u. a., warum nicht auch die Klavierſtimmerin? Ferner wird der Einwand erhoben, die Klavierſtimmerin habe, wie überall ſo auch hier, die Konkurrenz des Mannes zu fürchten, der die Sache doch wohl beſſer verſtehe und gründlicher ausführe. — Das ſind Vorurteile. Niemand braucht daran zu zweifeln, daß die Frau dieſe ihre Arbeit mit dem nötigen Ernſt und der größten Gewiſſenhaftigkeit ergreifen wird. Man denke nur daran, wie ſchwer überhaupt die Frau dem Mann gegenüber die Stellung im öffentlichen Leben behaupten muß, wie ſie doppelt ſorgſam ihren Pflichten nachkommt — in jeder Art von Beruf —, um eben dem Vorurteil „das iſt keine Frauenarbeit“ kräftig entgegen zu wirken und die vorgefaßte Meinung durch redliches Thun zu bekämpfen.

**H. v. Sydow.**

### Toilette.

„Mein Sommerhut von voriger Saiſon iſt wirklich zu hoch, ſo kann ich ihn nicht mehr tragen, und das Strohgeflecht iſt noch ſo ſchön!“ klagt manche Dame. Mir ging es ebenſo, aber nun habe ich mir aus meinen beiden hohen Strohhüten zwei moderne, mit niedrigem Kopf und breiter Krempe gemacht. Zunächſt trennte ich den flachen Boden des Hutes ab und machte ihn um einen Streifen größer; den übrigen Kopf des Hutes trennt man bis auf 5 cm Höhe auf, ſchneidet die Litze ab und ſetzt den Boden darauf. Die übrige Strohlitze näht man an der Vorderſeite zwei- bis dreimal und zum Schluß einmal ganz herum, da die Krempen hinten ſchmal und vorn breit getragen werden. Nun plättet man den Rand auf und näht den Hutdraht feſt an. Schließlich garniert man den Hut mit Tüll und Federn oder Blumen und Spitze. Ich bin ſtets meine eigene Putzmacherin, ohne perfekt gelernt zu haben. Es iſt die dankbarſte, leichteſte Arbeit, zu der nur etwas Luſt und Geſchmack gehört, und die lieben Hausfrauen glauben nicht, wie viel man dadurch erſpart.

### Kunſt im Hauſe.

Das eigenartigſte aller Luxustiſche iſt ein Wappentiſchchen, das einer altdeutſchen Zimmereinrichtung entſpricht und ſich beſonders für ein Herrenzimmer eignet, in dem mir zierliche Kleeblatttiſchchen und dergl. nicht recht am Platze ſcheinen. Neben der Chaiſelongue des alten Junggeſellen, in Herrn Pfarrers Studierzimmer, im Spielzimmer, überall iſt das Wappentiſchchen ein nützliches Stück Möbel. Die Platte, in gefälliger Wappenform, ruht auf einem von drei mittelalterlichen Waffen (Hellebarde, Speer und Schwert) gebildeten Dreifuß. Der Tiſchler ſchneidet das Wappen nach Zeichnung aus einem ſtarken, eichenen Brett und beizt es, wie das Ganze, dunkelbraun. Dieſe Platte verziert man mit Kerbſchnitzerei, Brandmalerei oder altdeutſcher, gepunzter Lederarbeit. Den Schwertgriff, die Speer- und Hellebardenſpitze läßt man ſich für wenig Geld beim Holzbildhauer machen und verſilbert ſie. Sie müſſen über der Platte hervorragen. Die Stelle, wo die drei Waffenſtöcke ſich treffen, umſchlingt man mit einer dicken Schnur mit Quaſten.

**Hertha aus N.**

### Erwerb.

Es dürfte für viele Damen, welche durch mancherlei Gründe auf einen Nebenerwerb angewieſen ſind, von Intereſſe ſein, zu erfahren, daß das Spezialgeſchäft für Handarbeiten von Rud. Moſer & Sohn in Leipzig, Humboldtſtr. 5, jederzeit zur Effektuierung ihrer Aufträge Arbeitskräfte annimmt. Beſonders in Kunſthandarbeiten geübte Damen finden dort lohnende und dauernde Nebenbeſchäftigung; man wolle ſich wegen des Näheren direkt an genannte Firma wenden.

### Praktiſches fürs Haus.

An (129) Frau Dr. M. Kakaoflecke ſind durch ſofortiges Auswaſchen mit kaltem Waſſer und darauffolgendes Waſchen mit lauem Waſſer und Seife leicht zu entfernen.

**Frau Superintendent H.**

Schwarz zu färben. Für 10 Pfennig Braunſpohn, für 10 Pfennig Seifenwurzel, 10 Tropfen Terpentin und 1 Stückchen Eiſenvitriol in der Größe einer Haſelnuß. Mit 3 Liter Waſſer kalt aufgeſetzt, 1 Stunde gekocht, durchgeſeiht und lauwarm mit einer Bürſte auf den Stoff aufgetragen, dann links geplättet.

**E. von M. R.**

### Für die Küche.

Antwort auf Frage 130 an H. L. in Chemnitz. Geriebene Semmel mit würflich geſchnittenen Äpfeln, zerpflückter Butter und Zucker vermengt, dann in eine mit Butter ausgeſtrichene und reichlich mit geriebener Semmel ausgeſtreute Form gefüllt und gebacken. Einfach, doch kalt oder warm gegeſſen, ſehr wohlſchmeckend.

**Frau Paſtor St.**

Fr. 130. Weißbrot-Pudding. (Sehr wohlſchmeckend). 2 Pfund 4 Lot ($1\frac{1}{3}$ Lot hannov.) Weißbrot, $\frac{1}{4}$ Pfund Butter, 10 Eier, 2 Eßlöffel Zucker, $\frac{1}{4}$ Pfund Korinthen, Zimt oder Citronenſchale und ein kleines Glas Rum oder Arrak. Ein Zuſatz von 4 Lot ($1\frac{1}{3}$ Lot hannov.) fein geſchnittenen oder gröblich geſtoßenen Mandeln, 1 Lot ($\frac{1}{3}$ Lot hannov.) Citronat, etwas Nelken und Kardamom macht dieſen Pudding ganz beſonders fein. Das Weißbrot wird abgeſchält, gerieben, über Feuer mit der Hälfte der Butter gerührt, bis es recht heiß geworden, die Rinde mit Milch zu einem dicken Brei gekocht und fein gerührt. Dann rührt man die übrige Butter weich, rührt nach und nach Eidotter, Zucker, Gewürz, Korinthen, das etwas abgekühlte Weißbrot hinzu, ſowie nach dem den feſten Schaum der Eier und zuletzt den Rum. — Der Pudding wird 2—$2\frac{1}{2}$ Stunden gekocht und eine Schaum- oder Rumſauce dazu gegeben. Dieſe Portion iſt für 15—18 Perſonen berechnet.

Kartoffelwürſtchen. Gekochte Kartoffeln werden gerieben, einige Löffel Stärkemehl, 2 Eier und ein Stückchen Butter dazu gethan, tüchtig verrührt, Würſtchen geformt und in heißer Butter gelbbraun gebacken.

**F. B. in M.**

### Auskunft.

Als Antwort auf die Frage 128 nach ſchönen weißen Putenfedern, teile ich mit, daß ich ſolche (reinweiße) beſitze und gern erbötig bin, von meinem Vorrat abzugeben.

**Frau Gutsbeſitzer Creydt, Jauer i/Schl.**

### Fragen.

144) Hat eine der lieben Mitleſerinnen ſchon einmal die vielfach annoncierten Drahtgitterhäuschen für Hühnerkücken ausprobiert? Ich möchte gern ein ganz geſchloſſenes, auch oben verdecktes anſchaffen, welches im Freien ſtehen ſoll, und worin ich die kleinen Tierchen während der erſten vier Wochen eingeſchloſſen halten könnte, da die vielen Krähen aus dem nahen Walde mir zu viele wegnehmen. Ich fürchtete nur, daß die Kücken nicht ſo gut gedeihen werden, wie in völliger Freiheit. Wie groß muß ich die Umzäunung wählen für 50—60 kleine Hühnchen? Würde der Preis auch dem Nutzen entſprechen?

**Eine treue Abonnentin ſeit 20 Jahren.**

145) Ich bitte ſehr um eine recht wirkſame Sternſpitze zu Gardinen. **Lorchen.**

146) Kann mir jemand eine kurze Anweiſung zu der ſogenannten Kenſingtonmalerei geben? Im voraus Dank! **Vally v. W.**

147) Wie werden die Käſeſtangen zubereitet, die jetzt anſtatt Butter und Käſe bei Diners gegeben werden? **Roſt.**

148) Könnte mir eine freundliche Mitleſerin des Frauendaheim ſagen, ob Eier ſchon vom März an zum Aufbewahren geſammelt werden können? Wie bewahrt man ſie am zuverläſſigſten auf? Im voraus beſten Dank.

**Eine Abonnentin in B.**

149) Eine langjährige Abonnentin aus Uhlenhorſt bittet freundlichſt um ein kleines Begleitgedicht bei Schenkung einer ſelbſtgearbeiteten Bettdecke zur Hochzeit, ſowie um ein kleines Begleitgedicht zu einer Taſſe, einem Herrn zu ſchenken. Im voraus beſtens dankend. **Elſa.**

150) Wer würde vielleicht ſo freundlich ſein mir vorzuſchlagen, wie ich eine hübſche, jedoch dabei nicht teure Tiſchdecke ſelber anfertigen könnte? Im voraus herzlichen Dank.

**Eine eifrige Daheimleſerin.**

Im Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig erſchien:

Altdeutſcher Witz und Verſtand

**Reime und Sprüche aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert.**

Für Liebhaber eines triftigen Sinnes in ungekünſtelten Worten.

**Sechſte Auflage.**

Verzierter Druck im Sedez der Elzeviere in reizender altertümlicher Ausſtattung (Ausgabe der Kabinettsſtücke).
Kartoniert 4 Mark. In Liebhaber-Halbfranzband 7 Mark.

Die ſehr glückliche Ausführung eines von Leſſing hinterlaſſenen Planes. Der Inhalt kann nicht kürzer ausgedrückt werden als durch den ebenfalls von Leſſing herrührenden Titel. Eins der anmutigſten Erzeugniſſe deutſcher Preſſen.

Altdeutſcher
Schwank und Scherz
aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert.
**Zweite Auflage.**
(Ausgabe der Kabinettsſtücke.) Kartoniert 4 Mark.
In Liebhaber-Halbfranzband 7 Mark.

Altdeutſches
Herz und Gemüt
in Poeſie und Proſa,
**hauptſächlich aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert.**
(Ausgabe der Kabinettsſtücke.) Kartoniert 4 Mark.
In Liebhaber-Halbfranzband 7 Mark.

**„Schwank und Scherz“** und **„Herz und Gemüt“** ſchließen ſich in Idee und Ausſtattung genau dem Leſſingſchen **„Witz und Verſtand“** an. Die drei Bändchen ſind als eine aparte litterariſche Koſt zu betrachten, die allen gebildeten Bücherfreunden zur Freude und Erquickung gereichen wird.

**= Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. =**

Daheim

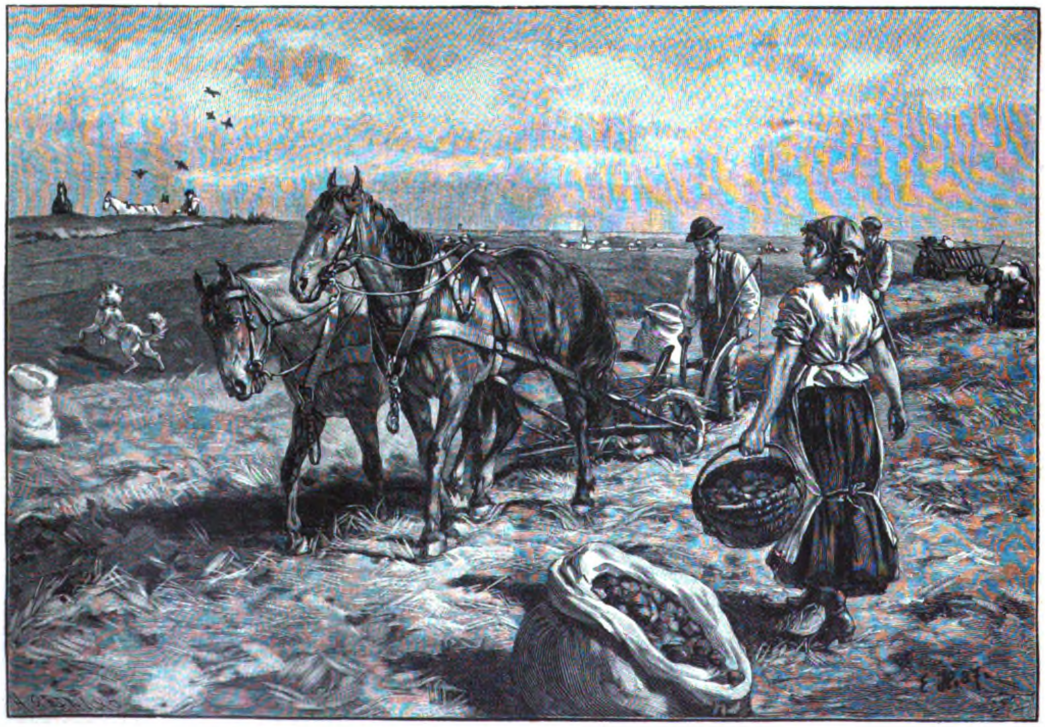
XXVI. Nr. 32. Erſtes Blatt.

1890. Aus der Zeit — für die Zeit. 10. Mai.

## Kartoffellegen.

Ein Frühlingsbild vom Lande.

In der Geſchichte der Volkswirtſchaft iſt die Einführung des Kartoffelbaues in den Landwirtſchaftsbetrieb eines der wichtigſten Ereigniſſe. Die Kartoffel iſt neben dem Brot das unentbehrlichſte Volksnahrungsmittel geworden, ebenſo unentbehrlich für den Reichen wie für den Armen. In vielen Gegenden Deutſchlands iſt der Ausfall der Kartoffelernte beſtimmend für den Wohlſtand der Bevölkerung, — eine gute Kartoffelernte, ein gutes Jahr, und umgekehrt. Die Kartoffel iſt beſcheiden in ihren Anſprüchen an den Boden, und deshalb iſt ſie gerade ärmeren Gegenden zum Segen geworden, aber ſie iſt empfindlich gegen allzuviel Feuchtigkeit, und die daraus entſtehende Kartoffelkrankheit vernichtet nicht ſelten die Hoffnungen, welche der Landmann an die Ausſaat knüpfte. Den in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ganze Ernten vernichtenden Coloradokäfer iſt es bisher glücklich gelungen, von Europa fernzuhalten; ſein ſporadiſches Auftreten im Jahre 1877 bei Mühlheim am Rhein und bei Torgau iſt dank der gegen ihn gerichteten energiſchen Bekämpfungsmaßregeln ohne Folgen geblieben. Die Kartoffelausſaat, das Legen der Kartoffeln, fällt in die ſchönſte Zeit des Jahres, in die Tage des Werdens und der erſten Lerchenlieder. Da ſind der Landmann hinter dem Pfluge, der die langen Furchen zieht, und ihm folgend die Kartoffeln legenden Frauen die ſtändige Staffage der Felder. Eine Schar Krähen folgt der Spur des Pfluges, und hält an den Larven und Engerlingen, die er aufwirft, reiche Mahlzeit. Der ausgeruhten und friſch umbrochenen Erde entſtrömt ein kräftiger Duft, und alles rings verheißt dem Landmann ein glückliches Jahr. Er läßt es ſich auch nicht verdrießen, daß die Kartoffel einige Pflege verlangt. Sie muß während des Wachstums ein- bis zweimal behackt und dann angehäufelt werden. Dem ſchönheitſuchenden Auge bieten die ausgedehnten Kartoffelfelder Oſtdeutſchlands allerdings nur während der kurzen Zeit der Blüte einen Reiz. Wie ein weißer Blumenſchleier liegt es auf den Feldern, zwar duftlos, denn nur die Blüte der wild wachſenden Kartoffel ſtrömt Wohlgeruch aus, aber dem Auge wohlgefällig. Der Landmann, der ſeine ganze Exiſtenz auf den Anbau der Kartoffel gründet, würde ungläubig den Kopf ſchütteln, wenn ihm jemand erzählte, daß ſie, die er mit ſo großen Hoffnungen dem Boden übergibt, ſich ihren Anbau in Europa erſt mühſam erkämpfen mußte, und daß ſeine Väter nur durch Zwangsmaßregeln veranlaßt werden konnten, ſie zu pflanzen.



Kartoffellegen. Von E. Henſeler.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wolle die Beſten erreichen,
Den Beſten gleichen,
Und doch ganz und rein
Du ſelber ſein!

## Das Briefkouvert.

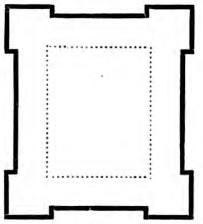
Ein Brief muß ebenſo formvoll ſein, wie ſein Verfaſſer, wollen beide auf Bildung Anſpruch machen. Darum legen die meiſten Menſchen großen Wert auf Briefe, ſowohl im Abfaſſen wie im Beurteilen. Warum aber wird das Kouvert meiſt ſo nichtachtend behandelt? Es iſt quasi die Viſitenkarte, die der Schreiber abgibt, ehe er ſich ſelbſt vorſtellt. Warum legt man ſo wenig Wert darauf? Wie unangenehm wirkt eine nachläſſig hingeſchmierte (Verzeihung!) Adreſſe! Es nimmt nicht ſelten ſofort gegen den Schreiber ein. Schief, undeutlich ſteht der Name des Empfängers obenan — ſchon aus Höflichkeit ſollte man denſelben achtungsvoll behandeln. Gräßlich, ſeinen Namen, den man rein und hoch hält, ſo liederlich hingekritzelt zu ſehen. Und Stadt- und Straßennummer geht es nicht beſſer; letztere kann von Glück ſagen, wenn ſie richtig iſt. Abgeſehen vom perſönlichen Empfinden iſt man den Poſtbeamten deutliche Aufſchrift ſchuldig. Vor allem muß der Name des Empfängers groß und deutlich geſchrieben ſein. Selbſt ſonſt kleine, kritzliche Handſchriften ſollten in dem Fall ein Mal über ihr gewöhnliches Minimalmaß hinauswachſen. Die Mitte des Kouverts gehört alſo dem Namen — zur leichteren Überſicht mit lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben — mit oder ohne Titel. Rechts darunter die Orts- und etwas tiefer die Wohnungsbezeichnung. Oben der rechte Eckplatz kommt der Briefmarke zu. Thörichterweiſe irrt ſie nach Willkür oder Mode auf dem ganzen Kouvert umher, ſogar die Rückſeite bleibt nicht verſchont. Wenn die Betreffenden wüßten, wie ſie dadurch die Mühe der ſehr beſchäftigten Poſtbeamten erhöhen! Die Briefe werden demjenigen, der das Geſchäft des Abſtempelns verſieht, ſtoßweiſe übergeben. Maſchinenmäßig raſch geht das Abheben und Abſtempeln. Alle Briefe ſind unter der Vorausſetzung gelegt, jede Marke befinde ſich in der oberen rechten Ecke. Iſt das nicht der Fall, muß der Beamte einhalten, die Marke ſuchen, den Brief anders legen — kurz — es macht ihm Mühe, bringt ihn aus ſeiner Ordnung. Wie manches heimliche Zorneswort mag den unbekannten Störenfrieden gewidmet werden! Ein comme il faut verfaßtes Kouvert nimmt namentlich bei unbekannten Perſonen für den Schreiber ein. Man hat ein ähnliches Empfinden, als träte einem der Betreffende in tadellos ordentlichem und ſauberem Anzug entgegen. Das ſollte beſonders die große Zahl der ſchriftlichen Bewerber um irgendwelche Anſtellung bedenken. Buffon ſagt „l'écriture c'est l'homme“ — „die Handſchrift iſt der Menſch.“ In wie viel wichtigen, inhaltsſchweren Fällen tritt ſie zuerſt auf dem Kouvert ins Leben und — faſt möchte ich ſagen „handelnd“ — auf. Wer hätte nicht ſelbſt ſchon Wohlgefallen an einer ſauberen, charaktervollen Handſchrift empfunden? Schön können wenige, aber ſauber und ordentlich kann jeder ſchreiben, und eben deshalb berührt das Gegenteil peinlich, wie böſer Wille oder abſichtliche Nachläſſigkeit.

**Lis Blanc.**

## Waldmoſaik.

Wie macht man Bilderrahmen aus Waldmoſaik und rahmt die Photographien ſo darin ein, daß kein Staub hindurchdringt?

Für den inneren Ausſchnitt des Rahmens ſetze man zu der Länge und Breite der Photographie 1 cm zu, damit die Schuppen von Tannenzapfen, die doch mindeſtens $^1/_2$ cm an allen vier Seiten über den Rand des Ausſchnittes hervorragen, keinen wichtigen Teil der Photographie verdecken. Dieſes Rechteck zeichne man erſtens auf Pappe, die ungefähr die Stärke des Fenſterglaſes hat, und zweitens auf blaues Umſchlagpapier, wie man es an Schülerheften hat. Zwiſchen dem inneren und äußeren Rande laſſe man je nach der Größe des Bildes 2—5 cm frei. Obenſtehende Form iſt wegen ihrer Einfachheit zu empfehlen. Nachdem man beide Rahmen ausgeſchnitten hat, benutze man den dünnen zum Aufnähen der Schuppen, Eicheln u. ſ. w. Man braucht auf dieſe Weiſe kein allzu ſteifes Papier zu durchſtechen. Nachher kann man beide Rahmen zuſammenkleben, damit die nötige Feſtigkeit vorhanden iſt. Die Schuppen vor dem Gebrauch in Waſſer zu legen, halte ich übrigens nicht für praktiſch, weil dieſelben ſo anſchwellen, daß ſie nachher, trotz alles Feſtziehens, locker ſitzen. Will man zwei Reihen Schuppen annähen, ſo thut man gut, dieſelben wie die Ziegel eines Daches übereinander zu legen. Wenn man nun auf dieſe Einfaſſung ſofort die anderen Beſtandteile des Waldmoſaik folgen läßt, ſo finden ſie keinen rechten Abſchluß. Man verſchaffe ſich daher die graden, einjährigen Triebe von Fichten! (nicht Kiefern oder Tannen, da dieſe keine ſchöne Farbe haben) und lege dieſelben auf eine heiße Platte. Am nächſten Tage kann man die Nadeln von ihnen abſchütteln. Die Zweige ſpalte man und nähe ſie über die Stumpfe der Schuppen hinweg. Da die Höcker auf ſolchen Zweigen in ſchräger Richtung ſtehen, ſo kann man gut den Faden mit ihnen parallel von einer Seite zur anderen führen. Dadurch entſtehen ſymmetriſch liegende Vierecke. Was nun die Ausfüllung derſelben anbetrifft, ſo ſpare man nicht mit dem Moos. Man kann dasſelbe entweder am Stiele feſtnähen, oder es zwiſchen den andern Gegenſtänden feſtkleben (da es doch zum Ausfüllen von Lücken dient). Eicheln ſchneide man halb durch und benutze nur die Schale, an der jedoch der unterſte Teil bleiben muß, da ſich die Schale ſonſt verwirft. Auch den Napf ſchneide man halb durch und klebe ihn auf die Hülle. Als Klebematerial iſt Fiſchleim zu empfehlen. Aus dieſen Eichelſchalen laſſen ſich die verſchiedenſten Formen und Figuren zuſammenſtellen. Ob ſie natürlich oder künſtlich ſind, ſieht man ja nicht. Das Moos muß alles verdecken, was ſich nicht hervorheben ſoll. Ebenſo verwerte man geſpaltene Haſelnüſſe, die Kätzchen von dieſen, bevor ſie aufgeblüht ſind, die Knoſpen von Kaſtanien und Eſchen, Lärchenzapfen, Erlenſamen und geſpaltene Kiefernzapfen. Sehr hübſch ſehen auch die bloßen Eichelnäpfe mit der Hohlſeite nach vorn aus oder unentwickelte Eicheln, die dann ganz bleiben und ſtehend befeſtigt werden. Die vier Innenecken laſſen trotz der Fichtenzweige oft noch das Graue von den Schuppen hervorſehen. Es empfiehlt ſich, dieſelben mit kleinen Eicheln und Moos zu verdecken. Wenn man alles, was ſich nähen läßt, feſtgenäht hat, ſo klebt man erſt beide Rahmen genau übereinander. Die freien Stellen benutze man zum Andrücken. Sind ſie ausgefüllt, nachdem beide Rahmen feſt aneinander hafteten, ſo lackiere man den Rahmen mit Spirituslack. Nun laſſe man ſich ein Stück Glas ſchneiden, das genau in die Öffnung der Pappe paßt. Vorn wird dasſelbe durch die Schuppen feſtgehalten. Hinten klebt man es mit Papierſtreifen feſt. Letztere müſſen die Ritze überall, das Glas jedoch nur wenig bedecken, damit ſie auf der Vorderſeite nicht hervorſehen. Um die Photographie feſt darauf zu legen, ſchneide man ſich einen ſchmalen Papprand, in den der Untergrund der Photographie paßt. Dieſen Rand klebe man ſo auf, daß das Farbige der Photographie genau zwiſchen den Schuppenrand fallen muß. Nun lege man die Photographie hinein, beſtreiche den Papprand mit Fiſchleim und lege ein paſſendes Stück Papier darüber. Auf dieſe Weiſe eingerahmte Bilder können nie ſtaubig werden.



**S. R.**

## Zur goldenen Hochzeit.

(Zwei Enkelkinder bringen den goldenen Kranz und Strauß. — Die erſte Strophe kann geſungen, und von beiden Kindern der Großvatertanz dazu getanzt werden.)

Als unſer Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam.
Und als ums Großmütterlein einſt er gefreit,
Da waren ſie glücklich und fröhlich wie heut!

Erſtes Kind, zum Großvater gewendet:

Darüber vergingen nun fünfzig Jahre,
Und grau inzwiſchen wurden die Haare.
Die grüne Myrte — der Eheſtandsorden —
Iſt goldig unterdeſſen geworden.

So hab ich, dein Enkelkind, heut ſie gefunden,
Und bringe ſie dir, zum Sträußchen gewunden.
Dein Knopfloch möchte ich damit ſchmücken,
Und aller Wünſche zugleich ausdrücken:

Daß unſerm Großväterchen noch hienieden
Ein langes goldenes Alter beſchieden.

**Zweites Kind, zur Großmutter gewendet:**

Großmütterchen! Zum Ehrentage
Bringt dir die Enkelin den Kranz. —
Grün war er einſt vor langen Jahren,
Nun ſtrahlt er neu in goldgem Glanz.

So hell auch ſtrahlen deine Augen;
Wie ſchauſt du heut ſo fröhlich aus!
Und wir mit dir; — denn goldne Myrte
Iſt gar ein ſeltner Schmuck im Haus.

Ja, viel mehr wert als alle Blumen
Iſt heut uns dieſes goldne Blatt.
Weil manchen Schritt ihr drum gepilgert,
Hinauf, — hinab, den Lebenspfad.

Ihr blickt zurück auf viele Jahre,
Auf manche Freude, manches Leid.
Doch dankbar, daß euch Gott getragen
Bis hierher treulich, alle beid.

Beide Kinder zuſammen:

Der Kinder und der Enkel Schar,
Die heut vereint der ſeltne Tag
Sie rufen: Hoch, dem Jubelpaar!
Das Gott noch lang erhalten mag!

**Elſe von Manteuffel.**

## Kunſt im Hauſe.

Vielleicht dürfte der einen oder anderen lieben Leſerin folgende Anleitung zur Herſtellung einer hübſchen und eleganten, mit nur geringen Koſten verbundenen Wandzierde willkommen ſein. Man zeichne auf ein gewöhnliches rohes Brett (es findet ſich ſolches wohl auf jeder Rumpelkammer) die Form eines Schildes und laſſe dieſe vom Tiſchler ausſägen; dieſelbe, aber um etwa 10 Centimeter verkleinerte Form ſchneide man ſich in Malerleinen aus, bronziere dasſelbe mit Silber- oder Goldbronze und klebe es ſo auf den Holzſchild auf, daß letzterer von allen Seiten gleich breit darunter vorſteht. Auf das bronzierte Leinen wird nun mit Ölfarbe eine altdeutſche Figur oder ein hübſcher, gefälliger, möglichſt hängender Zweig gemalt (Vorlagen von Welby beſonders geeignet hierzu). Ich wählte einen ſolchen von Heckenroſen, der auf Silbergrund und in dunkelrotem Plüſchrand ganz reizend wirkte. Iſt die Malerei gehörig trocken, wird die Umrahmung verfertigt. Hierzu kaufe man ſich ein Stück Plüſch, möglichſt von der Farbe der Möbel und mit den Farben der Malerei harmonierend. In der Mitte des Plüſches (der 4—5 Centimeter länger und breiter ſein muß als der Holzſchild) ſchneide man ein Stück in der Größe des gemalten Leinens aus, lege den ſo gewonnenen Rahmen genau auf den Holzrand des Schildes und befeſtige nun zunächſt den Innenrand des Plüſches auf dem Rande des bronzierten Leinens mit ganz feinen, kurzen Stiftchen. Alsdann wird der Außenrand des Plüſchrahmens auf der Rückſeite des Schildes feſtgenagelt, deſſen rohes Ausſehen auf dieſer Seite durch einen Anſtrich von dunklem Lack bedeckt werden mag. Iſt alles hübſch glatt aufgenagelt, ſchlage man als Einfaſſung des Bildes ſogenannte Ziernägel (in weiß oder gold, je nach der Farbe der Bronze) in den Plüſch ein und verdecke mit dieſen die vorhin eingeſchlagenen Stifte. Nun erübrigt noch, ſich eine Lanze zu verſchaffen (in Hannover bei A. Doucier zu haben), ſie zu bronzieren und den Schaft derſelben mit Plüſchſtreifen

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

oder gleichfarbigem, ſeidenem Band zu umwickeln. Die Lanze wird hinter dem Schild in ſchräger Lage befeſtigt (nimmt man zwei Lanzen, laſſe man ſie ſich kreuzen) mittels zweier aufgenagelter Bändchen und hänge den Schmuck an einem, den Tragriemen des Schildes vorſtellenden, ſeidenen Bande auf. Das Ganze läßt ſich für 4 Mark herſtellen: Leinen = 25 Pf., Plüſch = 1 Mk. 80 Pf., Bronze = 25 Pf., eine Lanze = 1 Mk. 10 Pf., Ziernägel und Stifte = 40 Pf., Lack 10 Pf. Holz und Farben ſind nicht zu rechnen, denn erſteres iſt wohl in jedem Haushalt vorhanden und an Farben gebraucht man ſo wenig, daß man ſie kaum berechnen kann. **J. H.**

## Kunſt im — Puppenhauſe.

Wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern die Jungen; ſchmückt Mama ihr Heim mit allerlei ſchönen Dingen, welche durch Farben, Lack und Kunſtfertigkeiten erſt ſalonfähig gemacht werden, ſo wollen auch die kleinen Mädchen Kunſt im Puppenhauſe üben, und nehmen ſicher dazu mit Vergnügen meinen guten Rat und Bruders Hilfe in Anſpruch. Wie wäre es mit einem Etagerenbrettchen über das Sofa? Bruder ſchneidet dazu mit ſeiner Laubſäge 2 Brettchen aus, die beide 19 cm lang ſind. Eines davon iſt 5 cm breit, das andre nur 4. Das breitere Brett erhält ein langes ſchmales Bildchen und rund um dasſelbe ein goldenes Papierbörtchen zum Abſchluß, jedoch ſo, daß das braune Zigarrenholz ringsum einen Strohhalm breit ſichtbar bleibt. Man leimt nun mit Tiſchlerleim das ſchmalere Brettchen über dem bildergeſchmückten feſt, ſo daß das letztere ſenkrecht, das erſte wagerecht liegt, bekleidet ſämtliche ſichtbare Schnittflächen mit Goldbörtchen, lackiert alles und drückt dann die mit Tiſchlerleim beſtrichene Rückſeite des Bildbrettchens an die betreffende Wand der Puppenſtube. Der Lack muß jedoch vorher gut trocken ſein. Nun zur Ausſchmückung! Kleine Figuren aus Mehl und Waſſer ſind ſehr niedlich und leicht, auch die winzigen Glasväschen der Puppenwirtſchaft, welche mit kleinen bronzierten Blätterſträußchen geziert werden. Man beſtreicht dieſelben einzeln mit Gummilöſung und ſtreut bunte Bronzepulver darüber. In die Mitte des Brettchens kommt ein Korb — eine ausgehöhlte Kaſtanie — welcher mit dünnem Staniolpapier feſt umhüllt, alſo verſilbert wurde und mit Immortellen und Moos gefüllt. Aus vier Schwefelhölzern ſtellt man niedliche Bildrahmen her, indem man die oben liegenden zwei, da, wo ſie ſich mit den unteren kreuzen, an ihrem unteren Teile ein wenig ausrundet, wodurch ſie, an dieſen Stellen feſtgeleimt, feſt aneinander ſchließen. Dann erhalten ſie Vergoldung (wie? das weiß Mama) und an den vier Ecken zierliche Schleifen oder Roſetten, und natürlich ein hübſches Bild untergeklebt. — Ein anderes Rähmchen erhält nur Lack, dafür aber ein Sträußchen an einer Seite aufgeklebt — etwa gerade nur ein Strohblümchen mit 2—3 Moosſtengelchen oder dergl. Zu einem Pokal nimmt man eine Eichel, plattet ſie an ihrer breiten Seite ein wenig ab, desgleichen das Näpfchen oben, welches mit ſeiner Öffnung nach unten geſtellt wird und verbindet beide Teile durch Leim. Ein feiner ſchwarzer Strich deutet den Deckel an geeigneter Stelle an, und ein ausgepreßtes Blumenbildchen, eine bunte Oblate ſtellen den Zierrat vor. — Henkel macht man ſich von einem ſchmalen Stückchen ſteifen Papiers, färbt ſie ſchwarz und lackiert ſie nebſt Eichel und aufgeklebten Bildern. Der Fuß eines Handleuchters wird aus drei Buchnüſſen zuſammengeſetzt — breite Seiten nach unten — zwiſchen oder auf die drei Spitzen ein Erlenkätzchen geklebt; der untere Teil nach unten, und die Spitze herausgebrochen, um Platz für ein Stückchen dünnen Wachsſtock zu gewinnen. Aus dem Seebad mitgebrachte Muſcheln, leere bunte Schneckenhäuſer vervollſtändigen das Ganze. Beſonders patriotiſche Puppenhausbeſitzerinnen ſtiften auch wohl für eine Kaiſerbüſte eine eigene kleine Konſole. Wohl geling's. **P. D.**

## Handarbeit.

Mit wahrem Vergnügen ſtrickte ich heute nach der neulichen Anleitung des Frauen-Daheim eine Ferſe in einen arg mitgenommenen Strumpf ein und ſage der gütigen Einſenderin meinen herzlichſten Dank für das herrliche Strickrezept. Für diejenigen Frauen, deren Männer und Söhne nun aber nicht ſo wohl gezogen ſind, daß ſie gerade nur Ferſe und Hacke zerreißen, erlaube ich mir noch ein anderes Strickrezept vorzuſchlagen. Freilich ſo raſch wie jene iſt meine Art nicht, trotzdem erhalte ich mir alle meine Strümpfe wohl ſchon bald 30 Jahre ſo, und bin ſchon ſehr oft um mein Rezept gebeten worden. Ich trenne alſo auch Deckel und Ferſe vorſichtig heraus und fange ſämtliche Maſchen zur Ferſe auf, während ich die zum Deckel ruhig liegen laſſe. Nun ſtricke ich die Ferſe und nehme immer bei jeder Nadel eine Maſche von der Seite oder vielmehr Höhe der Ferſe zur letzten Maſche dazu, alſo zwei Maſchen zuſammengeſtrickt, die Ferſe darf nicht verbreitert werden. (Ich habe ſtets ſämtliche Maſchen der Ferſe auf einer Nadel, die Maſchen der Höhe fange ich extra auf.) Damit die Sache gut ausſieht, hebe ich links auf der rechten Seite die letzte Maſche nur ab, indem ich den Faden hinter dieſelbe lege, ſtricke eine Seitenmaſche dazu und ziehe die abgehobene darüber. Auf der linken Seite ſtricke ich die letzte Ferſenmaſche und die erſte Höhenmaſche einfach zuſammen. Hat auf dieſe Weiſe die Ferſe ihre beſtimmte Höhe erreicht, ſtrickt man dann den Deckel und richtet ſich mit dem Abnehmen danach ein, daß man dieſelbe Maſchenzahl wie bei dem herausgetrennten erhält. Iſt die Stelle über dem Deckel nun ſchadhaft, laſſe ich die zuerſt liegengelaſſenen Maſchen immer noch unberückſichtigt liegen und fange an beiden Seiten derſelben aufwärts eine Maſche (oder vielmehr einen Faden derſelben) um die andere auf, ohne etwas wegzutrennen. Dann ſtricke ich an meinem Deckel weiter, nehme wie bei der Ferſe immer eine Maſche dazu, ſo weit herauf, bis die defekte Stelle überſtrickt iſt. Dann ſchneide ich dieſe an den Seiten nicht gar zu knapp ab, trenne ſie oben vorſichtig heraus, maſche nun Strumpf und neu Geſtricktes zuſammen, verſteche auf der linken Seite die Fäden, verfeſtige etwas die Stellen, wo ich herausgeſchnitten habe und ein Strumpf, worauf ſogar mein flotter Jäger noch einen ganzen Sommer marſchiert, liegt vor mir. **Frau Z.**

An Pfarrfrau in Weſtfalen. Frage 131. Zu einer Kaffeedecke ganz in Weiß würde ich Durchbrucharbeit raten, in Streifen arrangiert. Oder abwechſelnd ein Streifen Leinenkanevas mit Flachſtickerei in ſtarkem weißen Glanzgarn und ein Einſatz von Filetguipure. Erſtere Decke wäre des Waſchens wegen mehr zu empfehlen. Muſter gibt es in allen Modezeitungen.

**Hänſelieſel aus Böhmen.**

## Auskunft über Bäder und Sommerfriſchen.

Fr. 121. Über die etwaigen Koſten einer Badekur in Aachen ſelbſt kann ich keine nähere Auskunft geben. Aber das mit Aachen zuſammengebaute nahe Burtſcheid, das die gleichen Quellen beſitzt, kann jedem empfohlen werden, der nicht beſonderen Wert auf das Wohnen in einer Großſtadt legt. In Burtſcheid wäre das „Schwertbad“, Beſitzer Herr Brock, zu empfehlen. Die ganze Penſion — ohne Nachmittagkaffee — betrug für mich 6 Mark in der Saiſon; 5 Mark im April und Mai. Das Eſſen vorzüglich, auch abends warme Speiſen. Für Damen würde das Michaelsbad beſonders zu empfehlen ſein. Demſelben ſteht eine Witwe mit ihren Töchtern vor. — Jedes Bad wurde mit 60 Pf., eine Douche mit 1 Mk. 60 Pf. berechnet. **M. W.**

Fr. 137. Einen ruhigen Ort an der Oſtſee wüßte ich ſchon: es iſt das Oſtſeebad Sellin auf Rügen, in Mönchsgut gelegen. Man nimmt ein Saiſonbillet nach Mönchsgut und fährt dann mit Wagen für 3 bis 5 Mark weiter, oder nach Putbus (über Stralſund) und mit Wagen für 8—10 Mark weiter. Man beſtelle aber zeitig Zimmer vorher. Das beſte Logierhaus hat Karl Koos (12—20 Mark die Woche). Mittagstiſch im Hotel Lübky à 1,50 Mark, oder bei Vater Ehlert im Gaſthof à 1 Mark (ſehr gut und reichlich). Kurtaxe wird nicht erhoben, eine Badekarte für den Sommer koſtet 1 Mark. Sellin liegt eingebettet in die ſchöne, dem Fürſten von Putbus gehörige Granitzwaldung, welche die rauhen Winde abhält. Es iſt ein ruhiges, ſtilles, aber äußerſt liebliches, idylliſches Seebad mit ſteinfreiem Strand und gefahrloſem Badegrund. Das Waſſer iſt rein und grün wie Smaragd. Zu Ausflügen iſt reichlich Gelegenheit geboten. Eine Wegſtunde entfernt liegt das viel teurere, belebtere Bad Göhren in Mönchsgut, ebenfalls eine Wegſtunde im Innern das Jagdſchloß mit Ausſichtsturm. Binz mit dem Schmachtenſee iſt ganz nahe, ebenſo der Schwarze See, Kiköver ꝛc. **Carl Krüger.**

Fr. 138. Sehr zu empfehlen für ſtillen Sommeraufenthalt Schloß Burg an der Saale in Thüringen. Anfragen an die dortigen Lehrer werden Ihnen Auskunft über alles nähere verſchaffen. **Baronin Spiegel.**

Fr. 136. Zum Nordſeebade Büſum, an der holſteiniſchen Küſte gelegen, gelangt man bequem über Neumünſter, der Altona-Kieler Eiſenbahn, vermittels der Marſchbahn. — Büſum iſt ein kleines freundliches Dorf mit zwei Hotels, in welchen man billig und gut lebt. Das Bad hat den Vorzug vor ähnlichen größeren Badeorten, daß es noch nicht von der Kultur beleckt iſt, denn ſtädtiſches Treiben und Wogen kennt man dort nicht. Leidende, welche ſich erholen, ſtärken wollen im wahren Sinne des Wortes, finden in Büſum den geeignetſten Ort. — Während der Ebbe geht man in die Watten oder auf den Dünen ſpazieren; während der Flut badet man, oder fährt auf Kähnen in die Nordſee. Sowohl für Herren wie Damen ſind hinreichende freundliche Badehäuschen-Karren vorhanden. Jagdliebhabern kann ich die dort ſehr lohnende Seehundsjagd empfehlen. Man iſt in dem kleinen Dörfchen nicht gezwungen, im Hotel zu wohnen; es ſind reichlich Privatzimmer und kleine Häuschen für ganze Familien vorhanden.

**Ein Leſer aus Kaſſel.**

Auf Frage 101 kann ich den reizenden Ort Petzer im Rieſengrund, nahe dem Bade Johannisbad in Böhmen empfehlen. Beim Wirt Hofer lebt man gut und billig, auch iſt Privatquartier zu haben. Weiter iſt ein ſtill freundlicher Aufenthaltsort das „Diakoniſſenheim“ Schellendorf in Schleſien, im Park gelegen, mit Schweſternpflege. Anfragen ſind zu richten an die Oberin des Samariterinnen-Stiftes zu Kraſchnitz i. Schl.

**Eine alte Abonnentin des Daheim.**

## Auskunft.

Frage 140. Ich erinnere mich, daß meine ſel. Mutter an einem ſcharfen Rheumatismus in der Schulter litt, der keinem Mittel weichen wollte. Sie entſchloß ſich endlich dazu, zwei Bienen an der kranken Stelle ſtechen zu laſſen. Als die damit verbundene Geſchwulſt zurücktrat, war auch der Schmerz vorüber. Vor zu viel Bienenſtichen möchte ich jedoch warnen.

**Eine Daheimleſerin a. d. Rheinlande.**

Auf die Frage 141 teile ich mit, daß ich von Fräulein Broſemann, Roſtock i. Meckl., Langeſtr. 44, ein Klöppelkiſſen bezog, welches ſich ſehr gut bewährte. Preis 4 bis 5 ℳ. 60 Klöppel 3 ℳ. **Eine Daheimleſerin.**

Frage 141. Klöppel und Klöppelkiſſen bezieht man am beſten durch Witwe Roſa Möhringer, Gottesgab, Böhmen. Das Schock Klöppel koſtet ℳ 1.60 im Winter exkl. Porto. Klöppelkiſſen habe ich mir ſelbſt gemacht, halb mit Kleie, halb mit Sand gefüllt. Von Papparbeiten einen Unterſatz dazu. **Anna in Göttingen.**

Frage 141. Würde die Abonnentin ein faſt neues, im Gebirge gearbeitetes Klöppelkiſſen mit Muſter und 12 Paar Klöppeln, zuſammen für 5 ℳ von mir annehmen?

**A. Trübenbach**, Pfarrh. z. **Kapna** b. **Zeitz.**

## Für die Küche.

Schrotbrot. Fr. 134. $1\frac{3}{4}$ Liter Weizenſchrotmehl wird mit $\frac{3}{4}$ Liter lauwarmen Waſſer und einer Prieſe Salz tüchtig geknetet. Dann formt man von dem Ganzen zwei längliche Brote, welche auf ein Blech geſetzt werden und an einem nicht zu warmen Ort, zugedeckt, etwas aufgehen müſſen. Etwa eine Stunde vor dem Backen wird der mit Ziegelſteinen ausgelegte Bratofen geheizt, das Feuer muß auch während das Brot im Ofen ſteht noch $\frac{1}{2}$ bis 1 Stunde mäßig unterhalten werden, da das Schrotbrot zum gar werden etwas mehr Hitze erfordert als das gewöhnliche Roggen-Hausbrot. Das Ausbacken des Brotes erfordert $1\frac{1}{2}$—2 Stunden. Das Beſtreichen mit kaltem Waſſer trägt zum Wohlgeſchmack des Brotes bei, wenn es einige Male kurz vor dem vollſtändigem Garſein vorgenommen wird. Gutes Gelingen wünſcht **Marie.**

## Fragen.

151) Könnte vielleicht jemand ein leichtes, durchbrochenes Strickmuſter zu ſchwarzſeidenen Handſchuhen angeben?

**Frau Dr. R., Berlin.**

152) Wie präpariere ich weiße Wolle, daß ſie nicht einläuft? Brühen und mit Seife waſchen vor dem Verarbeiten war erfolglos. Für gütigen Rat wäre ſehr dankbar

**Eine arme Frau.**

153) Kann mir jemand einen Kommiſſionär oder ein Geſchäft in Meißen nennen, welches mir in der jedes Frühjahr in der Meißener Porzellanfabrik ſtattfindenden Verſteigerung weißes Porzellan zweiter Wahl in alten Formen kaufen würde? Die Fabrik gibt alte Formen in weiß nicht ab, es kommt nur in zweiter Wahl in die Verſteigerungen. — Freundlichen Dank für etwaige Auskunft.

**T. R.**

154) Kann mir eine der geehrten Daheimleſerinnen mitteilen, ob die Wäſche-Mangel von C. Mannkopf, Berlin W, Derfflingerſtraße 23, ſich bewährt und praktiſch iſt?

**Hedwig.**

155) Würde mir wohl eine der geehrten Daheimleſerinnen angeben können, wie man ſchwarze Spitzen wieder ſo auffriſcht, daß man ſie zum Garnieren eines Hutes verwenden kann? Im voraus meinen verbindlichſten Dank. **Eine Nürnbergerin.**

156) Könnte jemand ſo liebenswürdig ſein, mir recht bald zu ſagen, ob es ein Mittel gegen Huſten bei Kanarienvögeln gibt? Mein Kanarienmännchen, ca. 5 Jahre alt, in ſorgſamer Pflege ſich befindend, leidet an heftigen Huſtenanfällen, welche faſt allabendlich eintreten und bis in die Nacht hinein dauern. Der Vogel ſingt faſt garnicht mehr, obgleich die Stimme nicht heiſer iſt. Das Einnehmen von Provenceröl hatte wenig Erfolg.

**A. v. R. in St. Petersburg.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

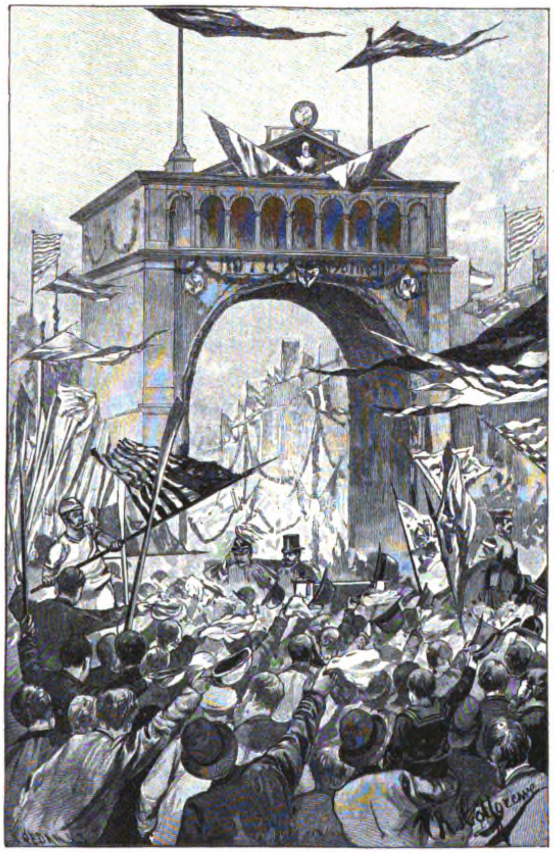
# Daheim

XXVI. Nr. 33. Erſtes Blatt.

1890. Aus der Zeit — für die Zeit. 17. Mai.

## Kaiſer Wilhelm in Bremen.

Am 21. April vormittags 9 Uhr traf Kaiſer Wilhelm mit dem Feldmarſchall Grafen Moltke und großem Gefolge mittels Sonderzuges auf dem Zentralbahnhof der alten Hanſeſtadt Bremen ein, wo der Präſident des Senats, Bürgermeiſter Buff und Senator Dr. Luermann, die Generalität und die Spitzen der Behörden zum Empfang anweſend waren. Bürgermeiſter Buff begrüßte den Kaiſer mit einer Anſprache, in welcher er den Dank der Stadt für die ihr durch den Allerhöchſten Beſuch zu Teil gewordene Ehre ausdrückte, und Se. Majeſtät in Bremen ehrfurchtsvoll willkommen hieß. Der Kaiſer dankte huldvollſt, ſchritt die auf dem Bahnhof aufgeſtellte Ehrenkompanie des erſten Hanſeatiſchen Infanterie-Regiments Nr. 75 ab, begab ſich ſodann durch die Fürſtenzimmer zu dem vor dem Bahnhofe bereitſtehenden Wagen und fuhr unter dem Jubel der Bevölkerung durch die feſtlich geſchmückten Straßen nach dem Hauſe des Senators Dr. Luermann. Neben Sr. Majeſtät ſaß der Bürgermeiſter Buff; im zweiten Wagen hatte der Generalfeldmarſchall Graf Moltke mit dem Bürgermeiſter Dr. Pauli Platz genommen. Um 10 Uhr verließ der Kaiſer das Abſteigequartier und trat in Begleitung des Bürgermeiſters Buff und des Gefolges eine Rundfahrt durch die mit Fahnen und Guirlanden geſchmückten Feſtſtraßen an, welche an vielen Stellen großartige Ehrenpforten aufwieſen. Ueberall wurde der hohe Herr durch die Bevölkerung und die Spalier bildenden Kriegervereine, Gewerkſchaften und Schulen begeiſtert begrüßt. Bei der Ankunft im Freihafen begab ſich Se. Majeſtät an Bord des Lloyddampfers „Lachs“ und machte in Begleitung einer Dampferflottille eine Fahrt durch den Freihafen. Nach Beendigung derſelben kehrte der Kaiſer über die Promenaden nach der Stadt zurück und fuhr nach dem Börſenhauptgebäude, wo er durch den Handelskammerpräſidenten Dr. H. H. Meier mit einer Anſprache begrüßt wurde, die beſonders des Kaiſers Friedenspolitik, ſeine Sorge für Vermehrung der Flotte und des deutſchen Handels hervorhob und dem Danke der Bremiſchen Kaufmannſchaft Ausdruck verlieh durch ein begeiſtert aufgenommenes dreimaliges Hoch auf den Kaiſer. Es folgten Muſik und Geſang, worauf der Kaiſer die Börſe verließ und ſich zu Fuß nach dem alten Börſenplatze zur Grundſteinlegung des Denkmals für Kaiſer Wilhelm I. begab. Seine Majeſtät wurde hier von dem Präſidenten des Komitees, dem Präſidenten der Bürgerſchaft Heinrich Clauſen, empfangen und begrüßt. Der Kaiſer that hierauf drei Hammerſchläge mit den Worten: „Dem Heimgegangenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Erinnerung und den kommenden Geſchlechtern zur Nacheiferung.“ Präſident Clauſen übergab nunmehr den Grundſtein dem Senate, deſſen Vertreter Bürgermeiſter Dr. Pauli ihn entgegennahm. Derſelbe wies darauf hin, daß auf der anderen Seite des Rathauſes der Roland ſtehe, der dem Volke das Sinnbild des freien Gemeinweſens geworden ſei. Mit dem Kaiſerdenkmale aber werde das neue Reich verkörpert. Dieſes Denkmal ſolle ein Symbol werden von Kaiſer und Reich. Mit einem Hoch auf den Kaiſer ſchloß der Redner und begeiſtert ſtimmten alle ein. Unter unausgeſetzten ſtürmiſchen Hochrufen begab ſich der Kaiſer ſodann auf kurze Zeit in den Ratskeller und fuhr von dort nach ſeinem Abſteigequartier zurück. Während des Feſtmahles im Rathauſe wies Bürgermeiſter Buff in längerer Rede auf die Bedeutung der Namen Brandenburg und Hohenzollern hin. Bremen huldige heute dem Kaiſer, dem mächtigen Kriegsherrn und dem Horte des Friedens. Ein begeiſtert aufgenommenes dreimaliges Hoch auf den Kaiſer ſchloß die Rede. Der Kaiſer erwiderte darauf zunächſt mit herzlichen Dankesworten für den ihm ſeitens der Bevölkerung bereiteten Empfang. Er habe wohl empfunden, daß dieſer Empfang aus warmem Herzen gekommen ſei, und der Jubel der Bevölkerung habe ſeinem Herzen wohlgethan. Vor 21 Jahren ſei er in Bremen geweſen, dieſe feſtliche Halle habe ſchon damals einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht. Als er damals in dieſem Saale geweilt, habe er nicht geahnt, daß er einmal als deutſcher Kaiſer hier ſtehen würde. Die höchſte Pflicht des Herrſchers ſei, für die Erhaltung des Friedens zu ſorgen. Im Inlande fühle man ſich hingezogen zu den Seeſtädten, er könne ſagen, man habe große Achtung vor Bremen, wo Solidität unter den Handelsherren und treuer deutſcher Bürgerſinn wohne. Davon hätten auch der ihm heute bereitete Empfang und die heute gehörten Reden von neuem Zeugnis abgelegt. Was an ihm liege, ſo wolle er dafür ſorgen, daß Bremens Entwickelung ſich ungeſtört vollziehen könne. Er erhebe ſein Glas, gefüllt mit deutſchem Wein, auf das Blühen, Wachſen und Gedeihen Bremens. Er wiederhole, daß er alles einſetzen werde, den Frieden zu erhalten. In dieſer Geſinnung leere er das Glas und rufe: „Die Stadt Bremen und ihr Senat, ſie leben hoch!“ Nachmittags um 4 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und nach einem kurzen Beſuch des Panoramas begab ſich der Kaiſer mittels Sonderzuges nach Bremerhaven.



Kaiſer Wilhelm in Bremen: Begrüßung desſelben durch die Krieger- und Rudervereine.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Einmal rauher Hände Raub,
Weicht für alle Zeit

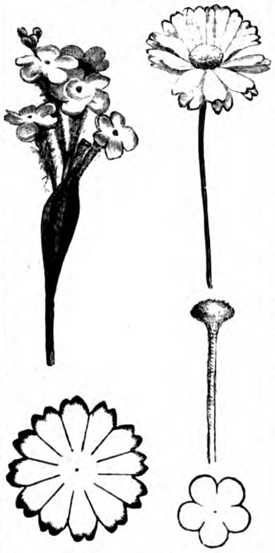
Jener feine Flügelſtaub
Unbefangenheit.

## Die Schreibmaſchine im Dienſte der Stenographinnen.

Ein weſentliches Mittel zur Verkürzung des zeitraubenden Geſchäftes des Schreibens iſt, neben der Stenographie, die Schreibmaſchine, die, wenn auch nicht in demſelben Umfange wie die Kurzſchrift, doch in bedeutendem Maße die Mühſeligkeit der mechaniſchen Schreibarbeit zu verringern im ſtande iſt. Die Schreibmaſchinen, wie ſie jetzt allerorten in Gebrauch ſind, dürfen als ein Erzeugnis der Neuzeit bezeichnet werden. Zwar wird ſchon aus dem Jahre 1714 von dem Verſuche eines Engländers und ſpäter von demjenigen eines Franzoſen Foucault berichtet, welcher letztere in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts eine Schreibmaſchine mit erhabenen Taſten für Blinde erdachte — die Erfindung des Amerikaners Beach wurde ſogar im Jahre 1856 mit der goldenen Medaille ausgezeichnet — doch erſt der nach dem Modell eines amerikaniſchen Buchdruckers Sholes hergeſtellten Remingtonmaſchine iſt es gelungen, das Ideal einer zweckerfüllenden Schreibmaſchine einigermaßen zu verwirklichen. — Während man nun in Amerika bereits ſeit Jahren nicht allein in den größeren Geſchäftshäuſern, ſondern ebenſo in faſt allen Hotels Schreibmaſchinen vorfindet, die jeder Reiſende ſtundenweiſe mieten kann, iſt man in Deutſchland erſt vor kurzer Zeit auf die ungeheuren Vorteile derſelben aufmerkſam geworden. Sehr raſch wurde jedoch ihr praktiſcher Nutzen, ſowohl hinſichtlich der Schönheit der Schrift, wie vor allem bezüglich der Schreiberſparnis erkannt, und ſo findet man jetzt auch bei uns ſchon in ſehr vielen Geſchäften und Büreaus eine oder mehrere Maſchinen aufgeſtellt, an denen die Stenographen oder die Stenographinnen ſitzen und die ihnen von den Chefs diktierten Stenogramme übertragen. So ſind z. B. bei der allgemeinen Elektricitätsgeſellſchaft, in dem Patentbureau von Keſſeler und in vielen anderen techniſchen Büreaus in Berlin, Damen als Maſchinenſchreiberinnen angeſtellt. — Das Schreiben auf der Maſchine iſt außerordentlich leicht erlernbar. Zwei bis drei Wochen der Übung, welche in den Geſchäftsräumen nach Schluß der Bureauzeit vorgenommen werden kann, — dann beſitzen die Damen ſchon eine genügende Fertigkeit, die durch tägliches Schreiben im Beruf bis zu einer Schnelligkeit geſteigert werden kann, welche diejenige der Kurrentſchrift um das zweifache übertrifft. Außerdem brauchen die Schreiberinnen nicht mehr die Klagen der Herren Chefs über ihre Handſchrift zu fürchten, da ſich die Maſchinenſchrift durch ſtete Regelmäßigkeit und Schönheit auszeichnet. Im übrigen geſtatten auch die Verkäufer der Schreibmaſchinen, wenigſtens diejenigen in Berlin, gern die Einübung auf den bei ihnen aufgeſtellten Maſchinen und zwar ohne Vergütung. Neben der Remingtonmaſchine findet man in den Berliner Geſchäftsbüreaus auch noch die Hammondmaſchine, ſowie den „Kaligraph“. Die Handhabung der verſchiedenen Maſchinen iſt faſt dieſelbe; ebenſo ſind die Preiſe derſelben die gleichen. — In Amerika finden ſeit dem Jahre 1884, ſowohl in der Stenographie, wie in der Handhabung der Schreibmaſchinen, behufs Zulaſſung zum Civildienſt, öffentliche Prüfungen ſtatt. Unter den Bewerbern befinden ſich zur größeren Hälfte Damen.

**H. Oehmke.**

## Papierblumen zu Hut- und Toilettenſchmuck.



Frage 126. Eine Garnitur von Vergißmeinnicht und Maßliebchen zu einer Hochzeits- oder ſonſtigen Feſttoilette, auch zu Hutſchmuck, ſelbſt darzuſtellen, iſt durchaus nicht ſchwer. Zur Anfertigung der Vergißmeinnicht braucht man zwei Arten von Blütenknoſpen, kleine, glatte, ſtecknadelgroße und größere rauhe, grünweiße Wollknoſpen. (Alles Material bezieht man von E. Petzold, Dresden, Kreuzſtraße.) Nach unſerem kleinen Schnitt ſchneidet man aus doppeltem lichtblauem und hellroſa Seidenpapier die Blütenſternchen, deren Blättchen man mit einem kleinen Hohlklöppel oder Nadelköpfchen eintieft. Man beginnt nun mit dem Zuſammenſtellen der kleinen Blütenknöſpchen an blanken Draht, ſetzt nacheinander die Wollknoſpen und ſchmale, grüne, lanzettliche Blättchen, die man aus dunkelgrünem Papier mit eingekerbten Adern ſehr leicht anfertigen kann, an und wickelt den Stiel herunter, wobei man hier und da wieder ein Blütenknöſpchen mit einwickeln kann. Nachdem dieſe Knoſpenträubchen fertig ſind, ſetzt man die Blütenſternchen auf die Wollknoſpen. Das Aufkleben der Sternchen geſchieht mit dick in Waſſer oder Gummi arabikum eingerührter gelber Farbe; dieſe Farbe drückt ſich ein wenig durch die kleine Sternöffnung hindurch, ſo daß das kleine gelbe Ringelchen entſteht, welches das natürliche Vergißmeinnicht zeigt. Die Herſtellung der zierlichen Maßliebchen iſt faſt noch einfacher. Die Sterne, oder vielmehr Zacken dieſer in ſo vielen Arten vorhandenen Blume mit der Schere auszuſchneiden iſt allerdings ziemlich mühſam und wird auch nie ſo ſauber gelingen, wie dies durch das Ausſtanzen möglich iſt. Es empfiehlt ſich daher, die ausgeſchlagenen Sterne, welche in verſchiedenen Größen vorrätig ſind, zu den dafür berechneten billigen Preiſen fertig zu beziehen. Den Samenkelch kann man durch gelbe Berliner- oder Zephyrwolle herſtellen, indem man eine Anzahl Fäden, der Größe der Blumen entſprechend, feſt zuſammenbindet, verſchneidet und die Faden auskämmt. Schneller und leichter aber iſt die Anwendung eines Naturkörpers (bei kleinen Blumen aufgequellte Linſen), den man mit gelb gefärbtem Gries überzieht, nachdem man zuvor den Körper mit Gummi überſtrichen hat; auch läßt ſich dazu eine gelbe Erdfarbe verwenden, die man in Waſſer dick auflöſt. Der ſo zubereitete Kelch wird an Draht mittlerer Sorte befeſtigt, das Häkchen gebogen, und der Stiel mit Papier bewickelt. Hierauf wird der Stern, deſſen Ränder man mit Karmin leicht anmalen kann, angeſchoben und feſtgeklebt, und darunter noch ein kleinerer grüner Kelchſtern angeſchoben. Ein zierlicheres Ausſehen bekommt die Blume, wenn man eine Zacke um die andere etwas nach oben biegt.

## Kunſt im Hauſe.

Überaus flott, leicht und ſchnellfördernd kann man die beliebten Wand- und Konſoldekorationen, als Schalen, Kannen, Schilde ꝛc., mit ausgeſchnittenen Holzſchnittfiguren verzieren. Auf dieſe Weiſe kann auch ein mittelmäßiger Zeichner Effekte erzielen, welche ihm ohne dieſe Hilfe unmöglich wären. Mit einem feinen Scherchen ſorgfältig ausgeſchnitten, ſodaß auch die Konturlinien ſtehen bleiben, werden ſie auf einem mit Ölfarbe ausgeführten Hintergrund oder Untergrund geklebt, und ſpäter mit verdünnter Farbe übermalt. Man kann den Grund einfarbig herſtellen, ſo daß ſich eine beſonders ſchöne Figur recht plaſtiſch abhebt und dazu eine Randdekoration wählen — Bordüre oder Arabeske — die man in einer paſſenden Stilart mit harmoniſch ſtimmenden Farben oder ganz nach Laune ausführt. Eine ſchöne Menſchengeſtalt z. B., kann man mit leicht hingeworfenem Blumengeranke umgeben. Oder aber man benutzt, bevor man die Figuren aus ihrem Bilde herausſchneidet, ihren Hintergrund als Vorlage, malt z. B. bei einem Jagdſtück Himmel, Felder, Waſſer und ferne Waldſtrecken und klebt auf dieſe ausgeſchnittene Vordergrundpartien als: Baumſtumpfe, Fels, Steine, Geſträuch, welche mit den ausgewählten Tieren und Jägern zum Verſtändnis des Bildes notwendig ſind. Natürlich kann man auch verſchiedenen Holzſchnitten paſſendes entlehnen. Leicht ausführbar und immer anmutig ſind kleine Vogelbilder, für welche ein hübſch abgetönter Himmel als Untergrund genügt. Man legt vom oberen oder ſeitlichen Rande hineinragend hübſche Bäume und Blütenzweige darüber und bringt fliegende oder raſtende Vögel, Neſter und Schmetterlinge nach Gefallen darin an. Es verſteht ſich, daß die Ölfarbenunterlage genügend getrocknet ſein muß, auch hübſch mit dem Dachsvertreiber geglättet, ehe man die Ausſchnitte aufklebt und daß auch dieſe wiederum vollkommen trocken ſein müſſen, ehe man mit dem Pinſel daran rührt. Die Übermalung geſchieht mit Laſurfarben, denen etwas Sikkatif zugeſetzt werden muß; jedoch müſſen ſie mit dem Finger eingerieben werden, damit die Zeichnung ſichtbar bleibt. Man übermalt meiſt ganz und gar mit dem Lokalton, ſetzt dann Lichter paſtos auf, vertieft Schattenpartien und verfährt überhaupt nach jeweiligem Können und nach jeweiliger Kenntnis der edlen Malkunſt. Material findet man in alten Illuſtrierten Zeitungen übergenug, doch hat man ſich ſowohl vor allzu dickem Papier, als auch vor allzu dünnem und durchſchlägigen zu hüten. Ein Durchtränken des letzteren mit verdünnter Gelatinelöſung macht letzteres für unſre Zwecke geeigneter. Die fertigen Arbeiten werden mit Lack überzogen. Selbſt Damen, denen jeder Farbenſinn mangelt, ſowie jede Übung in der Malerei, können mit Hilfe der ausgeſchnittenen Holzſchnitte hübſche Arbeiten herſtellen. Schöne lebensgroße Frauenköpfe auf Gold- oder Kupfergrund geklebt, werden mit einem einzigen Farbenton in Waſſerfarben überzogen (z. B. in Sepia, Terraſienna, Tuſche u. a. m.) und wirken, mit ſtarker Lacklage überzogen, auch ſo immerhin noch beſſer, als eine ſchlechte Zeichnung oder eine mangelhafte Malerei. Sogar geſchickte Kinderhände können auch die letzte Art kleine Thon- und Holzgegenſtände verzieren.

Fr. 132. An Helene. Ich fertigte im vergangenen Jahre zwei große Fenſtervorſetzer mit den Diaphanien von Grimme & Hempel an; die Arbeit iſt freilich etwas mühſam, beſonders wenn man dazu keine Gummiwalze hat, und muß ſehr ſauber und genau gemacht werden; auch ſtellen ſich dieſe Arbeiten nicht ganz billig, was man ſich nach dem Katalog vorher genau ausrechnen kann. — Die Wirkung der Glasfenſter iſt aber eine ungewöhnlich ſchöne, da Zeichnung und Farben der Diaphanien künſtleriſch vollendet ſind; durch die Sonne leiden die Diaphanien garnicht, ſondern die tiefen, wie die milden Farben behalten dabei ihren Wert. **M. v. H.**

An dieſelbe. Das Ausſchmücken unſer Wohnung mit dem Grimme & Hempelſchen Diaphanien hat uns ſchon viel Freude gemacht. Die Arbeit iſt, wenn man ſich der nötigen Hilfsmittel bedient, durchaus nicht ſchwer und von entzückender Wirkung; durchaus haltbar. Wir ſchmückten erſt kürzlich ein Erkerſtübchen mit bunten Fenſtern aus und zwar

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

wählten wir als Mittelſtücke zu allen vier Scheiben die vier neuen Medaillons von Woldemar Friedrich (vier Jahreszeiten), die auf mattweißem Grund mit zarteſten Farbentönen gedruckt, von wunderſchöner Wirkung ſind. Die Füllungen und Ränder ſucht man ſich nach dem Katalog leicht zuſammen.

**Marietta.**

## Handarbeit.

### Winke für ſparſame Hausfrauen, Kinderkleidung betreffend.

Sparſamen Hausfrauen, denen es nicht möglich iſt, alle Näharbeit für den Haushalt ſelbſt zu bewältigen, möchte ich nach meinen Erfahrungen raten, eher die Anfertigung der Wäſche, als der Kleider, in erſter Linie der Kinderkleider, aufzugeben. Seitdem es mir nicht mehr möglich iſt, ſelbſt beides zu arbeiten, kaufe ich für meine Kinder die Wäſche in einem ſoliden Wäſchegeſchäft; beſtelle nur beſtes Material und gute Arbeit ohne viel Verzierungen, und komme dabei wenig teurer dazu, als wenn ich ſie ſelbſt nähe; in großen Geſchäften können ja die Abfälle beim Zuſchneiden ganz anders verwertet und alle die verſchiedenen Nähte von den geübteſten Näherinnen fabrikmäßig hergeſtellt werden. Die gewonnene Zeit verwende ich zur Schneiderei, die heutzutage durch die verſchiedenen Muſter- und Modenzeitungen ſo ungemein erleichtert und eigentlich jeder nicht ganz ungeſchickten Frau möglich wird. Von den Tragkleidchen und für Knaben und Mädchen faſt gleichen erſten kurzen Anzügen an, bis zu denen der zum Teil ſchon erwachſenen Töchter und heranwachſenden Söhne, fertige ich, wenn nötig einmal durch eine ganz einfache Schneiderin unterſtützt, die Garderobe meiner Kinder an und betrachte dabei als die größte Erſparnis, daß man vielerlei von Erwachſenen Abgelegtes aufs Beſte wieder benutzen kann. Keiner Schneiderin wagte ich die Zuſammenſtückelei zuzumuten, die gute Stoffe ſehr wohl wert ſind, ein verdeckender Beſatz, je nach der herrſchenden Mode, findet ſich ſchon, wenn es nötig iſt, für die Mädchen; die Höschen der kleinen Knaben werden durch die Faltenkittel zum größten Teil verdeckt, ſpäter durch die Jackets. Die bei weitem anſpruchsvollſten Anzüge ſind die mit Matroſenblouſen, an denen es keine Naht am unrechten Ort geben darf. Doch habe ich für meinen Vierjährigen einen ganzen Matroſenanzug aus einem abgetragenen dunkelblauen Militärrock (Waffenrock) bekommen; die etwas rauhere linke Seite des vorzüglichen Tuches fällt gar nicht auf neben dem behufs „optiſcher Täuſchung“ angewandten weißen Bordenbeſatz, der dem Ganzen ein nagelneues Anſehen gibt. Die gekauften Anzüge, beſonders der Knaben, ſollen häufig ſchmerzlich die Flicken zum Ausbeſſern, reſp. Ergänzen (der Unterärmel u. ſ. w.) vermiſſen laſſen und jedes gute Tuch eines unbrauchbar gewordenen Herrenanzugs übertrifft die leichten Stoffe der fertigen Kinderſachen an Haltbarkeit. In den folgenden, nur auf eigene langjährige Erfahrung gegründeten Winken (nächſte Nummer und folgende) ſehe ich ſelbſtverſtändlich von einer Anweiſung zum Schneidern ab, möchte, wenn möglich, nur verſuchen, einige Fingerzeige zu geben, die jüngeren Hausfrauen vielleicht nicht unwillkommen ſein dürften. Die nötigen Schnitte und Angaben finden ſich, durch genaue Illuſtrationen erläutert, in jeder Modenzeitung, man bedarf durchaus keiner beſonderen Vorkenntniſſe, um ſich das Vergnügen der Selbſtanfertigung von Kinderſachen zu machen. Es möchte dies die lohnendſte aller Näharbeiten ſein.

**Anna Ecke.**

## Zum Polterabend.

### Schleſiſche Grünzeughändlerin.

(An der Thür für ſich.)
Ich will ock a eenzig Brinkel verpuſten —
Doas Treppenſteigen thut Oden kuſten.
Oh jekerſch, nee, nee, ihs doas hie a Soal!
Und hot's hie Leute — verfliſcht noch a Moal!
Doa möcht' ſich de Mutter Fiedlern wull drücken,
Denn es derfte amende ſich doch wull nich ſchicken,
Doaß ich in men ſchlichten Rucke mich menge
Hie in där geputzten Leute Gedränge.
Drum wär' ich ock wieder uf Heems zu ziehn;
(Den Korb hinſetzend.)
Doas Kürbel hie luß ich ruhig ſtiehn.
Die Freele (Clara) die wird ſchund wiſſen,
Doaß ſe dermit de Fiedlern läßt griſſen.
(erfreut)
Nee, ob ock die alen Ogen mich närr'n?
Ich ſölde doch denken — den durtigen Herrn,
Den müßte ich kennen — — nu freilich, daos ihs
Ja der Herr (Lindenmeier) gewieß.
Ich kenn'n genau; ſei freindlich Geſicht,
Doas ſtrahlt a ſu wie's Sunnenlicht.
Jitzt ſitt a uf mich mit freindlichem Blick.
Nu wächſt mer der Mutt — — ich gieh nich zurück!
Und weil ich dam Brautpoar an Glückwunſch wullt' ſoagen,
Muß doch ich a Brinkel mich nähnder woagen.
(nähertretend)
Gut'n Abend, Freele Braut und Herr Braitigam!
Sie wärn ſich ſiehr wundern, daß de Fiedlern koam.
Ich bitte, nahm ſe merſch ock ſchund nich iebel,
Es ließ mer nich Ruhe und Roſt ins Stiebel.
Ich breng ſie an Gruß vo der Mutter Natur,
Wu's grient jetzt und ſprußt uf jedweder Flur.
Wu mit tauſend Ogen der Herrgott blickt,
Und freindlich ins Härze nei grißt und nickt.
Euch hot a geduppelte Freede verehrt,
Doaß a den heutigen Feſttag beſchert;
Drum dankt'n oh hibſch, und ſeid beducht,
Doas Er'ſch ihs, der euch zuſommengebrucht.
A wird euch oh immer Segen verleihn,
Su, wie a hie ließ doas Grienzeug gedeihn.
— — — Doa ihs, Freele (Clara), in a Tupp
Zumirſchten Rindfleeſch — a Sellerieſupp.
De Peterſilie nich zu vergaßen;
Doas gibt goar ſiehr a ſchmackhaft Aſſen.
Wie dieſe Wurzeln ei's Erdreich ſträben,
Sie tief läßt im Härzen de Liebe läben.
Und wie de Radieſel ſu freindlich und licht,
Schaut immer anander ei's Angeſicht.
Beißt nie uf anander — zum wingſten nich ſiehr,
Wie es dem Meerrettig ſeine Manier.
Und thutt anander mit Sanftmutt bekämpfen,
Wie dar ſiech mit Milch und Ruſinken läßt dämpfen.
A ſu, wie der Schnittlauch ganz unverdruſſen
Kummt hurtig wieder rufgeſchuſſen,
Su uffte, als man'n thutt verſchneiden,
Su mußt'r geduldig oh monches derleiden;
A Kupp nie glei hängen und oh nich glei kloan — —
Es läßt ſich goar vieles im Läben dertroan,
Hält man ſich umpanzert mit Huffnung und Mutt,
Hot zufriednen Sinn und fröhliches Blutt,
Wie Globen und Liebe, — vu Demutt an Zippel,
Gleichwie ſieben Häute jedwede Zwibbel.
Ich breng a poar miete — — recht kleene geſchnitten,
Sei gern ei Kartuffelſullat ſe gelitten.
— — — A ſu, wie der Lindeduft zengs rim bekannt,
Su dring' Euer Lob durch's Schleſierland.
Anne Hand vull Blieten hiervun gebrieht,
Und getrunken dernoch von, doas beruhigt's Gemiet.
O Solbei, Hortheel und Pfefferminzkraut
Hoat kee Menſch ümſunſte oangebaut.
's is oll's zu was nütze, 's is oll's zu was gutt,
Grod, wie a jeder Menſch ſeine Tugend hutt;
A ſitz' uf'm Throne, a wohn' in am Hittel,
Und ginge einher ei beſcheidenem Kittel.
Drum ſeid ock im Glicke zu a Ormen gelind
Und denkt, doaß jedweder dem Herrgott ſei Kind.
Sie beede muß a beſunderſch gern hoan,
Weil a ſie 'ne ſchiene, neue Heimat gegahn;
Wu de Natur ihs zengs rim ſu herrlich und reich,
Doaß durt ma ſich fiehlt wie im Himelreich
Ach jedelt, a Götterläben wird's ſein! —
Ich winſch es vo Härzen. — — Und fällt's ihnen ein,
Geſchwind amal wieder oh hiehar' zu flitzen,
Wu der Eltern freindliche Ogen blitzen
Wu jedes Häuſel, jeder Menſch, jeder Boom
Sie grißt, wie ſäliger Jugendtroom,
Doa denken ſie oh an de Fiedlern — ich bitte —
Und beſuchen ſie freindlich oh die immer mitte.
Mir bleiben de Aalen — — ich will's wingſtens huffen; —
Für Euch zwee beede allezeit uffen
Sperrangelweit de Thüre ſtiehn — —
Und's Härze oh. — — Nu will ich ock giehn.
Behitt ſie Gott!

**Bianca Bloch.**

## Unſere Kinder.

„Wen liebſt du mehr, Lenchen, deine Katze oder deine Puppe?“ Das zweijährige Lenchen geriet durch dieſe Gewiſſensfrage in große Verlegenheit, ſah bald auf die Katze, bald auf die Puppe und ſagte dem fragenden Onkel dann leiſe: „Lenchen liebt Mies mehr, aber Onkel ſoll's nicht Puppe ſagen.“ Gertrud wurde gefragt: „Wen liebſt du mehr, Papa oder Mama?“ Sie antwortete darauf: „Papa und Mama.“ — „Aber wen liebſt du mehr?“ — „Ich liebe Papa mehr und Mama mehr,“ war die Antwort.

Miezens neue Puppe hat gar bald einen Arm hergeben müſſen und dabei viel koſtbares Puppenblut verloren. Als ihr Schweſterchen ſie ſelbſt etwas unſanft am Arme faßt, ſagt ſie ganz ängſtlich: „Du, laß los, ſonſt kommen die Sägeſpäne.“

## Praktiſches fürs Haus.

Flecken aus Lampenglocken zu entfernen. Eingebrannte gelbbraune Flecken aus Lampenglocken kann man vollſtändig entfernen durch tüchtiges Reiben mit angefeuchtetem Kochſalz.

**Marie Werner, Königsberg i. Pr.**

Frage 203. 1889. Mittel gegen Mückenſtiche. Bei meinen Ausflügen in die Sommerfriſche wurde ich manchmal ſehr von Mücken beläſtigt. Hatte ich weder Eſſig, noch Salmiakgeiſt zur Hand, ſo nahm ich Cigarrenaſche und rieb dieſelbe mit feuchtem Finger auf die geſchwollene Stelle; der Schmerz verſchwand ſofort. **Eliſabeth H. in Herten.**

Frage 135, Nr. 30. Eine Zuſammenſtellung von Baumöl und Rotwein zu Möbelpolitur iſt mir unbekannt. Dagegen kann ich Ihnen gutes Salatöl mit Citronenſaft zu gleichen Teilen gemiſcht und 10 Minuten lang geſchüttelt ſehr empfehlen. Durch das Schütteln bildet ſich eine Salbe, mit welcher Sie einen leinenen Lappen befeuchten und damit die Möbel einreiben. Mit einem trockenen Lappen wird dann tüchtig nachgerieben. Zu den Möbelverzierungen gebrauche ich eine kleine Bürſte. **Rheinländerin.**

Chineſiſche Mottentinktur. Man nimmt ein Pfund Spiritus und ſchüttet in denſelben 62 Gramm Kampfer und 62 Gramm geſtoßene Schale des ſpaniſchen Pfeffers, der auch bei uns in Gärten gezogen wird. Das Ganze läßt man in der Sonne oder an einem warmen Ort einige Tage ſtehen, bis ſich der Kampfer ganz aufgelöſt hat, preßt hierauf die Flüſſigkeit durch Leinwand und beſprengt das aufzubewahrende Pelzwerk oder ſonſtige Gegenſtände, wickelt ſie zuſammen und ſchlägt das Ganze in ſtarke Leinwand ein.

## Gärtnerei.

Die Kakteen im Sommer. Im Mai werden die Kakteen, wenn möglich in neue, nicht zu große Töpfe verpflanzt, zugleich die ſchwachen, überhaupt überflüſſigen Triebe abgeſchnitten. Zum Verpflanzen verwende man Lauberde, untermiſcht mit grobem Sand, etwas Kalkſchutt und Ziegelgrus von Erbſengröße. Den Sommer über müſſen alle Kaktusarten im Freien aufgeſtellt werden; hier werden ſie auf ein Beet, welches den Tag über der brennenden Sonne ausgeſetzt iſt, mit den Töpfen eingeſenkt und an warmen Tagen beſonders ſtark gegoſſen. Anfangs wachſen ſie zwar ſpärlich und ſcheinen ſogar zu verkümmern, aber in kurzer Zeit nehmen ſie eine feſte Beſchaffenheit an und machen kräftige Triebe, die ſich zugleich verholzen. Behufs Überwinterung bringt man ſie in einem kühlen Zimmer unter, wo ihnen bis Februar das Waſſer entzogen wird. Während dieſer Zeit treten die Knoſpen weiter hervor und können dann in beliebiger Temperatur früher oder ſpäter zum Blühen gebracht werden. **Th. Sch.**

## Auskunft über Bäder und Sommerfriſchen.

„Agnes,“ kann ich das Fiſcherdorf Altefähr auf Rügen aus eigener Erfahrung ſehr empfehlen. **v. N.**

Ein ſtilles, entlegenes Bad an der Oſtſee iſt Fulgen. Dasſelbe würde ſich als Ferienaufenthalt für Kinder gewiß ganz gut eignen, zwei neuerbaute Gaſthäuſer zieren das ſonſt recht einfache Dorf, welches in der Nähe von Doberan bezw. Heiligen Damm nahe der See liegt. Dem lieben Oſtſeeſtrand der mecklenburgiſchen Küſte einen herzlichen Gruß. **Paula.**

Auf die Frage nach einem Oſtſeebade in Nr. 30 des Frauen-Daheim erlaube ich mir der Frau Agnes Doberan, Mecklenburg-Schwerin, zu empfehlen. Doberan iſt die Perle Mecklenburgs, iſt als Luft- und Kurort ſehr beliebt und wird ſeiner Billigkeit wegen viel von Familien beſucht. In der Villa von Frau Kapitän Holtz, in beſter Gegend am Fuße des Jungfernberges ca. zwei Minuten vom ſchönſten Walde entfernt (Laub- und Nadelholz), Stahlbad in nächſter Nähe, ſind zwei Zimmer, Wohn- und Schlafzimmer für wöchentlich 8 Mark abzugeben. Auf Wunſch auch ganze oder teilweiſe Penſion, zu den billigſten Preiſen. Zimmer in der erſten Etage etwas teurer.

Ich empfehle Ihnen das kleine Oſtſeebad Kappeln an der Schlei, das ich zwei Jahre hindurch mit Kindern beſuchte, und in jeder Weiſe rühmen kann. Man kann dort ungeniert leben, und hat im Strandhotel bei Herrn Scharſtein bei mäßigem Preis ſehr gute Verpflegung. Kappeln iſt ein kleiner, freundlicher Ort mit Waldungen. Vor dem Hotel kann man Bäder in der Schlei nehmen, ſonſt fährt täglich ein kleiner Dampfer vom Hotel ab nach Schleimünde, woſelbſt man die Bäder in der offnen See nimmt.

**Charlotte H. in N.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Fr. 137. Als Oſtſeebad ſehr zu empfehlen Schoenberg in Holſtein bei Kiel. Zwei Badehotels: das Rieck'ſche und Heuer'ſche; beide neu und für nicht zu große Anſprüche eingerichtet; der Strand, woran die Hotels unmittelbar liegen, ſehr ſchön, Waſſer ausgezeichnet. Preiſe etwa 3—4—5 Mark pro Tag für volle Penſion und Baden. Auch Privatwohnung am Strand billig.
**Emma in —r.**

Der Frau Agnes ſei auf ihre Frage 137 das Oſtſeebad Lubmin, zwiſchen Wolgaſt und Greifswald gelegen, warm empfohlen. Meine Familie und viele Berliner, auch Sächſiſche Familien beſuchen es ſeit mehreren Jahren, der beſte Beweis, daß es viele Annehmlichkeiten mit geringen Koſten vereinigt. Konzerte, Bälle ꝛc. ſind dort unbekannt, dagegen findet man ſchönen Badeſtrand, viel Wald — dicht an der See, biedere Bewohner, angemeſſene billige Preiſe, chriſtliche Geſinnung. Ich erkläre mich gern bereit, etwaige Anfragen zu beantworten. Ich verfolge keinerlei perſönliches Intereſſe, nur die wirkliche Sachlage veranlaßt mich zur Empfehlung. Dir. **Emil Wellnitz, Berlin.** Urbanſtr. 181.

Fr. 137. Das Oſtſeebad Alt-Gaarz i. Mecklenburg iſt ein kleiner, billiger Badeort, in dem wir im vorigen Sommer vier Wochen zugebracht haben. Ich kann ihn durchaus empfehlen und bin zu näherer Auskunft gern bereit. **E. Schöning, Hagenow i/M.**

Das Fiſcherdorf Neſt bei Köslin liegt unmittelbar an der Oſtſee und hat während der Badezeit Omnibusverbindung mit Köslin. Es hat nur 200—300 Badegäſte jährlich. Das Leben iſt ruhig und vollſtändig landlich. Nähere Auskunft erteilt bereitwilligſt Frau Lehrer **Lüdtke, in Neſt bei Gr.-Möllen.**

Fr. 137. Als kleinen, noch wenig beſuchten Badeort an der Oſtſee kann ich das kleine Oſtſeebad Brunshaupten, nicht weit von Kropelin, Mecklenburg-Schwerin, empfehlen; ſchöner Strand; lebhafter Wellenſchlag; herrlicher Buchenwald bietet angenehme Erholung für die heiße Jahreszeit. Auch iſt von dort ſehr leicht der heilige Damm, das vornehmſte Mecklenburgiſche Seebad, zu erreichen, da Brunshaupten nicht weit von Doberan entfernt liegt.

Bezüglich der Frage 138 erlaube ich mir der betreffenden Lehrerfamilie als billigen und angenehmen Aufenthalt für die Sommerferien zu empfehlen: Reichhennersdorf bei Landeshut in Schleſien (Landeshut iſt Bahnſtation, Reichhennersdorf eine Stunde davon). Anfragen an den Ortsvorſtand dort zu richten. Bekannte von mir logierten vier Wochen im Gaſthaus des Dorfes und waren hinſichtlich des Gebotenen und der Billigkeit ſehr zufrieden. Das Dorf hat eine anmutige gebirgige Lage. **Schleſierin.**

Auf die Anfrage von B. D. ſei auf das wunderſchön gelegene Polsnitz bei Freiberg in Schleſien, unmittelbar unter dem vielbekannten Fürſtenſtein gelegen — aufmerkſam gemacht.

Als Gebirgsaufenthalt in Thüringen empfehle ich Lichte bei Wallendorf, Sachſen-Meiningen, beinah 1800 Fuß über dem Meeresſpiegel liegend; dicht dabei Geiersthal am Anfang des Schwarzathales in hoch romantiſcher Gebirgsgegend. Hotel Strukmann daſelbſt gewährt Logis mit voller Beköſtigung à Perſon ſchon von 2,50 Mark pro Tag ohne Bier oder Wein. Nur liegt der Ort noch nicht an der Bahn, die nächſte Station iſt Probſtzella nächſt Saalfeld. Es ſollte mich freuen, wenn meine Winke irgend jemand nützen würden.
**Eine, die beide Orte kennt, geborene Thüringerin.**

## Auskunft.

Frage 140. Ich habe drei ſchwere Anfälle von akut. Rheum. durchgemacht, die mich je über drei Monate im Bette hielten und dem Tode nahe brachten. Im zweiten Fall, dem leichteſten, waren u. a. meine Kniee ſtark entzündet und geſchwollen und ich ließ jedes von vier Bienen ſtechen. Die Folge war nur, daß ſich Schmerz, Entzündung und Empfindlichkeit ſtark ſteigerten; von Linderung keine Spur. **E. Geiſt.**

Frage 143. Schnitte zu Knaben- und Mädchenanzügen verſendet Frau Aug. Walter, Hamburg, Große Bleichen, Nr. 80.

Auf Frage 141. Die Frau des Paſtor emer. Vorberg, Eppenſtedt b. Seehauſen, Kreis Wanzleben, will aus dem Nachlaß ihrer heimgegangenen teuren Tochter Klöppelutenſilien gern verſchenken, bitte um Adreſſe, wohin ich ſelbige ſenden ſoll.

## Für die Küche.

Prälaten-Pudding. Frage 130. Ingredienzen: 225 g Semmelkrume, $^3/_4$ l dicke ſaure Sahne, 175 g Zucker, 125 g Butter, 1 Citrone, 15 g bittere Mandeln, Vanille, 1 Priſe Salz, 10 Eier. Die ſaure Sahne rührt man eine Viertelſtunde nach einer Seite hin, fügt unter gleichmäßigem Rühren erſt die zerlaſſene Butter, dann nach und nach die Eidotter, den Zucker und die an demſelben abgeriebene Citronenſchale, die mit dem Zucker feingeſtoßene Vanille, Salz und die Semmelkrumen mit den geſtoßenen Mandeln gemiſcht dazu, zieht den Schnee der 10 Eiweiße hindurch, füllt die Maſſe in eine gut gebutterte, mit zerſtoßenen ſüßen Mandeln ausgeſtreute Form, deren Boden man mit zerſchnittenen Piſtazien beſtreute, und kocht im Waſſerbade den ſehr feinen Pudding $1^1/_2$ Stunde.
**Roſa Elſer.**

Nr. 2. Kartoffel-Pudding. (Sehr gut). $^1/_4$ Pfund Butter, 12 Lot (4 Lot hannov.) durchgeſiebter Zucker, 2 Lot ſüße und 8 Stück bittere Mandeln (fein geſtoßen), Citronenſchale, Zimt, 12 Eier, $1^1/_2$ Pfund geriebene Kartoffeln und $^1/_4$ altes geriebenes Weißbrot. Die Kartoffeln, welche ſehr gut und mehlig ſein müſſen, werden am Tage vor dem Gebrauch reichlich halb gar gekocht, abgezogen, völlig erkaltet gerieben, und das, was hinter die Reibe fällt, gewogen. Die Butter wird zu Sahne gerieben, dann werden Zucker, Mandeln, Citronenſchale, Zimt, und nach und nach die Eidotter hinzugerührt, ſowie auch die Kartoffeln. Nachdem die Maſſe eine gute Weile gerührt, wird das Weißbrot und zuletzt der feſte Schaum der Eier durchgemiſcht. Man laſſe den Pudding 1 Stunde backen oder 2 Stunden kochen und reiche eine Schaum-Rum- oder Fruchtſauce dazu. Für 12—14 Perſonen berechnet. Viel Glück zum guten Gelingen wünſcht **Martha in F.**

## Fragen.

157) Ich bitte freundlichſt um eine genaue Anleitung zum Anlegen eines Rumtopfes?
**Junge Frau in S.**

158) Sehr gern wüßte ich ein Schutzmittel für Pelzſachen gegen Motten, hier gibt es keinen Kürſchner, dem ich mein Pelzwerk zum Aufbewahren geben könnte. Wie könnte ich mir zwei ſchöne Bettvorlagen aus Bärenziegenfellen wieder locker und anſehnlich machen? Im Laufe der Zeit haben ſich die Haare der Felle ganz in einander gefilzt.
**Louiſa in Barcelona.**

159) Die Mitleſerinnen des „Daheim“ bitte ich ergebenſt, mir ein einfaches Rezept für das Reinigen von Gipsbüſten anzugeben.
**Eine Abonnentin in B.**

160) Würde eine gütige Mitleſerin mir ein Begleitgedicht mitteilen zu einem Wäſchebeutel, als Geſchenk beſtimmt für eine junge Frau? **Dankbares Gretel.**

161) Woher kann ich verzinnte Konſervebüchſen zu Fabrikpreiſen beziehen? Im voraus beſten Dank.
**Frau Ökonomierat M. u. „Hausfrau“.**

162) Wie erhält man gepreßten Blumen die natürliche Farbe? **Dr. Heyden.**

163) Wo kann man ſich am beſten zum Berufe der Kindergärtnerin vorbereiten?
**Alte, treue Abonnentin in Wertheim.**

164) Würde eine freundliche Leſerin des Daheim wohl die Güte haben, mir ein radikales Mittel gegen Schwaben anzugeben? **A. St., Abonnentin des Daheim in Parral Estado de Chihuahua, Mexico.**

165) Kann mir nicht eine der freundlichen Daheimleſerinnen ein einfaches, bewährtes Mittel zum Schutz des Teints in der Sonne angeben? Sehr dankbar wäre:
**Ratloſe Daheimleſerin.**

166) Vielleicht iſt jemand ſo freundlich, mir ein gutes Rezept für den einfachen, ſogenannten „Fiſchpfefferkuchen“ zu übermitteln.
**D. H.**

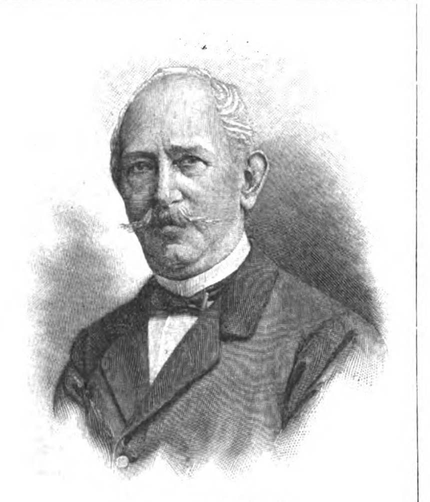
167) Gibt es nicht ein Kochbuch für Schwerkranke und Rekonvaleszenten mit Rezepten von ſtärkenden, leichten und namentlich wohlſchmeckenden Speiſen? Andernfalls werden alle, die in dieſer Beziehung Erfahrung haben, ſehr gebeten, erprobte Rezepte verſchiedenſter Art mitzuteilen. **Meranerin.**

## Redaktionspoſt.

**Hauptpaſtor H. — Langjährige Ab. in P. — E. von B. in S. — Frau Rektor M. B.** Inſerat!

# Aus der Zeit — für die Zeit.

### Hermann von Dechend †.



Hermann von Dechend
Präſident des Reichsbankdirektoriums.

Am 30. April ſtarb in Berlin der Wirkliche Geheimrat und Präſident des Reichsbankdirektoriums Hermann von Dechend, der ſich um die Entwickelung und den Ausbau der faſt dreißig Jahre von ihm geleiteten ehemals Preußiſchen Hauptbank, der jetzigen Reichsbank, die außerordentlichſten Verdienſte erworben hat. Hermann Friedrich Alexander von Dechend, am 2. April 1814 zu Marienwerder geboren, ſtudierte Jura und Kameralia in Bonn und Berlin und trat im September 1836 als Auskultator in den Staatsdienſt ein. Bis 1838 arbeitete er bei dem Oberlandesgericht in Marienwerder als Referendar, trat dann zur Verwaltung über und war zuerſt bei der Königlichen Regierung in Marienwerder, dann beim Finanzminiſterium in Berlin in der Abteilung für Handel und Gewerbe beſchäftigt. Vom April 1846—48 gehörte er als Aſſeſſor und Regierungsrat der Königlichen Regierung in Arnsberg an, im April 1848 trat Dechend in die Hauptverwaltung der eben ins Leben gerufenen Darlehnskaſſen ein und wurde 1849 zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat beim Miniſterium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten befördert. Am 1. November 1857 berief der Handelsminiſter v. d. Heydt Herrn von Dechend zum Mitglied des preußiſchen Hauptbankdirektoriums, deſſen Vizepräſident Dechend Anfang des Jahres 1864 wurde, nachdem er ſchon 1858 zum Geheimen Oberfinanzrat ernannt worden war. Nach dem im November 1864 erfolgten Tode des Bankpräſidenten von Lamprecht ſtellte der König ihn als Präſidenten an die Spitze des Hauptbankdirektoriums und verlieh ihm im folgenden Jahre den Adel. Nachdem am 1. Januar 1876 die Preußiſche Bank in die Reichsbank übergegangen war, erhielt der als Präſident des Reichsbankdirektoriums an deren Spitze verbliebene Herr von Dechend den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Excellenz. Der innere Ausbau der Reichsbank iſt im weſentlichen von Dechends Verdienſt. Die Einrichtungen des Geſchäftsbetriebes gelten auch im Ausland für muſterhaft. Zu welch' rieſenhafter Entwickelung das Inſtitut ſeit Dechends Eintritt und ſpäter unter ſeiner Leitung gelangte, geht am deutlichſten daraus hervor, daß die Zweiganſtalten der Bank — 1852 nicht mehr als 42 — ſich während dieſer Zeit mehr als verfünffacht haben. Die Geſamtumſätze der Preußiſchen Bank betrugen im Jahre 1852 nicht mehr als 1759 Millionen Mark; 1884 dagegen bezifferte ſich der Umſatz bereits auf 71,590 Millionen Mark.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Recht haben wollen, — das klingt ſo ſchlecht,
Wir wollen lieber in Demut walten,
Das iſt das Rechte, und thun wir recht,
Dann müſſen wir ja doch Recht behalten. —

## Zu einer geſtrickten Bettdecke.

(An Elſa. Fr. 149.)

Eine lange, große Decke
Bringe ich herbeigetragen,
Strickte d'ran zu dieſem Zwecke
Liebend ſchon ſeit vielen Tagen;
Und: „daß ſich nach ſeiner Decke
Jeder ſtrecke"
Soll ſie im Vertrau'n euch ſagen.

Doch in meiner ſtillen Ecke
Hab' den Wunſch ich nicht vergeſſen
Bei dem Stricken, daß die Decke
Nie zu knapp euch ſei gemeſſen.
Wie die Grenzen eurer Decke
Gott auch ſtecke:
Iſt am beſten es indeſſen,

Daß ſein Rat mit dichter Decke
Iſt verhüllt, mag euch genügen.
Unſ're Einſicht, gleich der Schnecke,
Folgt ſie Gottes Adlerflügen.
Doch was hinter ſeiner Decke
Liegt, nicht ſchrecke
Euch das, weiſe wird er's fügen.

Nun verzeiht, wenn ich erkecke
Mich und rühmend noch erwähne
Für den Eh'ſtand eine Decke,
Die da ſparet manche Thräne:
Liebe, die des Nächſten Flecke
Freundlich decke,
Nicht im fremden Aug' ſucht Spähne.

**F. K.**

## Die Zucht der Enten.

Von A. Paſchol.

Bei der großen Beliebtheit des zarten wohlſchmeckenden Entenfleiſches und deſſen ziemlich hohem Preis, iſt es zu verwundern, daß ſo wenig Landbewohner ſich der Aufzucht von Enten unterziehn. Warum wohl? Wir könnten ihnen doch nicht die nötige Pflege angedeihen laſſen, hörte ich oft von Bekannten. Darauf konnte ich mir kaum das Lachen verhalten, denn nichts iſt ſo einfach, ſo fabelhaft billig, als die Pflege und Aufzucht der Enten. Ich habe, ſo alt ich auch bin, nur auf dem Lande gelebt und alſo auch genügende Erfahrungen geſammelt. Auf unſerem kleinen Gütchen zogen wir jährlich immer zweihundert Enten auf. Waren ſie aus dem Ei, ſo wurden ſie acht Tage hindurch mit Quark oder Weichkäſe und etwas Weizenkleie dazwiſchen gefüttert. In ihrem Zwinger wurde ihnen eine große Pfanne eingegraben und mit Waſſer gefüllt. Darin machten die Kleinſten nun ſchon am zweiten, beſonders ſtarke ſogar am erſten Tage ihre Schwimmverſuche. Im Alter von acht Tagen, oft noch jünger mußten ſie ſchon dem neuen Zuwachs Platz machen und wurden nun auf den Teich geſchafft. Das war ein Feſt; ſie ſchwammen wie die Alten und fanden nun ſo viel an Meerlinſen, Würmchen und Kaulquappen, daß ſie nur noch am Mittag ein bischen Quark, Kleie und kleine Kartöffelchen bekamen. Es war ein billiges und ſehr ſpärliches Futter. So gut die wilden Enten ihr Futter ſelbſt ſuchen müſſen, konnten es auch die unſeren thun. War nun auch richtig der Teich gänzlich abgeplündert, dann wanderten ſie weiter in die Gräben, auf die Wieſen, Sümpfe ꝛc. und fanden ſo viel, daß ſie ſtets weidefett, gut zum Verkauf waren und ein hübſches Sümmchen brachten. Freilich mußten die erſten Enten ſchon im April auskriechen, alſo die Henne ſchon in den erſten Tagen des Monates geſetzt werden, da ſie auf Enteneiern drei Wochen ſitzt. Brütende Enten findet man ſehr ſelten, es werden dieſelben im Handel oft enorm bezahlt. Eine Ente, die von eine Henne ausgebrütet iſt, brütet niemals, es wäre dies eine merkwürdige Ausnahme, die dann nicht hoch genug geſchätzt werden könnte. Enten aber, von ſolchen ausgebrütet, brüten wieder, aber erſt mit drei Jahren das erſte Mal. Wir hatten durch glücklichen Zufall in den letzten Jahren zwei Brutenten, die ein beſonderes Zeichen trugen, um nicht aus Verſehen geſchlachtet zu werden. Im Herbſt, wenn die Enten weniger auf Teichen und Sümpfen zu finden anfangen, müſſen ſie mehr Futter bekommen und daher möglichſt ſchnell verkauft werden, denn ſonſt wird die Zucht teuer. Für den Winter genügt ein Stamm von acht Enten, mehr zu halten iſt überflüſſig, denn es koſtet Futter und die wenigen Eier bringen das nicht ein. Das iſt alles was über die Entenzucht zu ſagen mir notwendig erſcheint. Ich wiederhole nur noch: Zu den billigſten Erzeugniſſen der Landwirtſchaft gehört ganz ohne Zweifel die Ente. Hoffentlich ertönt nun durch einige Höfe unſeres Landes mehr das bekannte, gemütliche „Wak — Wak."

## Verwendung alter bunter Glückwunſchkarten.

Man kaufe ein kleines Album (scrap-book) und beklebe die leeren Seiten desſelben mit den angeſammelten Karten in der Art, wie Kinder Stammbuchreliefs verwenden. Durch geſchmackvolles Arrangieren kann man allerliebſte Blätter herſtellen. Eignen ſich die ganzen Karten nicht zum Einkleben, ſo iſt es eine nette Beſchäftigung für Kinder, dieſelben auszuſchneiden, damit dann die einzelnen Figuren oder Blumen nach Bedarf angebracht werden können. In England gibt man in Kinderzeitſchriften Preisaufgaben für die geſchmackvollſten zuſammengeſtellten derartigen Albums; mit welchem Eifer machen ſich die Kleinen daran, ihr Möglichſtes zu leiſten! Was iſt aber der Zweck dieſer Albums? Man ſendet ſie in Kinderhoſpitäler, wo ſich die armen kleinen Patienten an den bunten Seiten erfreuen. Erſt kürzlich haben wir bei einem Beſuch in einer Kinderheilanſtalt von neuem geſehen, wie erwünſcht doch Bilderbücher jeder Art ſind, und wie dankbar ſich die kranken Kinder auch an der kleinſten Abwechslung und Zerſtreuung erfreuen. — Sollte man übrigens nicht geneigt ſein, die Bücher ſelbſt zu kleben, ſo wäre das eine angenehme Beſchäftigung für die größeren Kinder in den Hoſpitälern, die nur zu dankbar ſind für jedwede Unterhaltung. Die Pflegerinnen werden mit Dank Bücher und Karten zu dem Zweck in Empfang nehmen. — Auf dieſe Weiſe können die nutzlos gewordenen Karten noch einmal Freude machen; und wem wäre es nicht ein lieber Gedanke, dazu beizutragen, hier und da einem armen, kleinen Kranken einige freundliche Augenblicke zu bereiten?

## Für den Garten.

Um den Maulwurf von Blumen- und Gemüſebeeten fern zu halten, nimmt man Pflöcke, die mindeſtens 1 Fuß lang ſein müſſen, umwickelt das untere Ende mit Lappen, welche tüchtig mit Petroleum getränkt ſind, und ſteckt nun dieſe Pflöcke um den inneren Rand des Blumenbeetes oder von den inneren Wänden des Miſtbeetkaſtens ſchräg in Entfernungen an je 3—4 Zoll vollſtändig in die Erde; außerdem ſteckt man ſowohl in die Blumenbeete ſelbſt wie in das Miſtbeet eine ziemliche Anzahl ſolcher Pflöcke hinein. Wenn der Maulwurf auf dieſe Weiſe beim Wühlen ſeine Naſe an den Pflöcken ſtößt, kehrt er um, zudem wird er auch durch den Geruch des Petroleums, der ſeiner feinen Naſe ſehr zuwider iſt, vertrieben. Mir hat die Anwendung dieſes Mittels noch nie den Dienſt verſagt. —

**J. Simonſen, Katharinenheerd.**

Der beſte Kürbis zur Bekleidung von Lauben iſt der Angurienkürbis. Im Mai iſt die ſchönſte Zeit, Samen davon auszuſäen, welcher gleich an Ort und Stelle gebracht werden kann, während Ausſaaten im April in Frühbeeten oder Töpfen geſchehen müſſen. Genannter Kürbis iſt ungemein ſchnellwüchſig, und einige Pflanzen von ihm bedecken eine Laube ganz gut. Schön ſieht es dann aus, wenn die hübſchen, weiß- und grünbunten Kürbisfrüchte hier an allen Seiten und auch vom Laubendach herunterhängen. **Th. Sch.**

Von Bohnenſorten zur Bekleidung von Lauben und Spalieren ſind insbeſondere die rotblühende und zweifarbige, nämlich rot- und weißblühende arabiſche oder türkiſche und auch Feuerbohne genannt, geeignet. Sie ſtehen ganz hübſch und verbinden, weil ſie auch Kochbohnen für die Küche liefern, ſo das Nützliche mit dem Angenehmen. Zum Säen iſt im Mai die ſchönſte Zeit. **Th. Sch.**

Der Spargel. Der Spargel, der König der Gemüſe, eines der wenigen, welches nicht aus Aſien ſtammt, ſondern in den ſumpfigen Gegenden des ſüdlichen Europa wild wächſt, iſt bei uns eine Zierde der Küchengärten. Man unterſcheidet zwei Arten, den grünen, den man meiſt in Frankreich anbaut, und den dicken, weißen oder violetten Spargel. Wie der Spargel am beſten wird, ob dann, wenn er noch in der Erde geſtochen, oder nachdem er mehrere Centimeter höher gewachſen, darüber iſt man verſchiedener Anſicht. In der Schweiz und in Frankreich ſchätzt man den Spargel nur, nachdem er durch die Sonne grün oder violett gefärbt iſt, man behauptet, dann habe ſich in der Spitze das ganze Aroma entwickelt; in dieſem Falle kann man freilich nur die Spitze eſſen, während der Reſt hart, faſerig und ungenießbar wird. Der Belgier zieht den weißen Spargel, welcher bis über die Hälfte weich iſt, vor. Wer von beiden hat recht? Auch darüber, ob der Spargel weich oder härtlich gekocht werden muß, ſind die Feinſchmecker verſchiedener Meinung. Die beſte Art der Bereitung — wie ſie auch in der kaiſerlichen Küche in Wien gehandhabt wird — dürfte folgende ſein: Man reinigt den Spargel nicht allzulange vor dem Gebrauch, wäſcht ihn ſchnell ab, ohne ihn lange im kalten Waſſer liegen zu laſſen, und legt ihn nicht eher in das Kochgeſchirr, als bis das Waſſer im vollen Sieden iſt, ſalzt ihn reichlich, und wenn man ſich überzeugen will, ob der Spargel gar iſt, ſo prüft man ihn an den Köpfen, nicht an den Stielen. Die Güte des Spargels hängt von der Beſchaffenheit des Bodens ab; in zu ſchwerem Boden bleibt er kurz und hart, wohingegen er in ſandigem Boden lange, weiße, zarte Sprößlinge treibt. In Süddeutſchland bedeckt man die ſtärkſten Triebe mit Glasflaſchen, wodurch der Spargel ungewöhnlich dick wird; es iſt aber nur die Spitze genießbar. Da derſelbe entſprechend teurer, iſt es ein koſtſpieliger Genuß; nur wenige Biſſen ſind zu eſſen, die dicken Stiele bleiben als ungenießbar auf dem Teller liegen. In manchen Gegenden Frankreichs befolgt man dasſelbe Verfahren, läßt den Spargel aber oft bis zum Flaſchenboden und wieder zurückwachſen, bis die Flaſche gefüllt iſt. **Th. Sch.**

## Fürſorge für die weibliche Jugend.

Der internationale Verein der Freundinnen junger Mädchen hat in Berlin W., Linkſtraße 5, II ein Zimmer eröffnet, welches täglich von 6 Uhr abends an den jungen Mädchen eine Zufluchtsſtätte in der Feierabendſtunde bieten will. Wie manches Mädchen fürchtet ſich, von der Arbeit heimzukehren, weil der Ort, wo ſein Nachtlager aufgeſchlagen iſt, ihm keine Heimſtätte bieten kann, und bleibt lieber auf der Straße, oft großen Gefahren ausgeſetzt. Es iſt der Wunſch des Vereins, den Mädchen einen gemütlichen Raum zu ſchaffen, wo jede gern einkehrt und bei Büchern und Zeitungen, bei Briefſchreiben oder Näharbeit die Abendſtunden vor dem Schlafengehen verbringt. — Sonntag Abend werden die Mädchen von einer Vereinsdame bewillkommt und mit Thee bewirtet. Durchreiſende Mädchen finden ein billiges Unterkommen in dem daranſtoßenden Penſionat des Fräulein Tietz, welche denſelben mit Rat beizuſtehen, gerne bereit iſt. —

## Handarbeit.

An die eifrige Daheimleſerin. Frage 150. Sehr gern bin ich bereit, ihnen zwei hübſche Tiſchdecken zu beſchreiben, die freilich etwas Arbeit, aber im Verhältnis zu ihrem eleganten Ausſehen, geringe Koſten verurſachen. Material zu Nr. 1: Sechs Streifen wollenen Möbelrips, in der Farbe zum Sofa paſſend, 25 cm breit und 150 cm lang und zwei Pfund gleichfarbiges Brokatgarn. Von

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

dieſem häkelt man fünf ebenſo lange recht luftige und ausdrucksvolle Einſätze und die paſſende Spitze dazu. Dann ſetzt man die Rips- und Häkelſtreifen abwechſelnd aneinander und näht die gehäkelte Spitze darum. An jeder Zacke macht man eine nicht zu kurze Quaſte von dem Brokatgarn. Die Ripsſtreifen kann man noch mit Fiſchgrätenſtichen in abſtechender Seide oder einer Grequeborte von aufgenähtem Krausgeſpinnſt verzieren. Nr 2 iſt bedeutend ſchöner, deshalb auch koſtbarer, als die erſte und mehr für den Salon geeignet. Material: Zwei Meter Seidenplüſch, mehrere Docken gleichfarbige, ſchattierte Stickſeide, ein Meter grauer, oder kremefarbiger Kongreßſtoff (ſtarkfädig) und ſechzehn dicke Seidenpompons. Den Plüſch ſchneidet man einmal längs und ſiebenmal quer durch, ſodaß 16 Quadrate (25 cm groß) entſtehen, die mit der Hand geſäumt werden. Aus dem Kongreßſtoff ſchneidet man neun ebenſo große Quadrate und ſtickt mit der Seide ein Stern- oder Blumenmuſter darauf. Dann ſetzt man die Plüſch- und Kanevasquadrate zuſammen und zwar ſchräg, damit an den Seiten Zacken entſtehen, an die man je ein gleichfarbiges Pompon näht.

**Hertha aus R.**

Es kommen ſeit einiger Zeit reizende gehäkelte Decken, kleine Sternchen, in der Mitte durch ein im Rippenſtich gearbeitetes Kreuz verbunden, ſehr in Aufnahme. Nach einigen verunglückten Verſuchen gelang es mir, eine ſolche Decke aus dem Kopfe zu arbeiten. Ich laſſe hier die Beſchreibung folgen. Man nehme crêmefarbenes mittelfeines Garn, ſchlage 21 Maſchen auf, häkle darauf zurück 9 feſte Maſchen, die 10. und 12. Maſche zuſammengenommen, wobei die 11. Maſche überſchlagen wird. Es entſteht dadurch ein Kniff. Nun wieder 9 feſte Maſchen in die letzten 9 Luftmaſchen, dann gekehrt. So werden alle Touren gehäkelt, bis man bis zur Mitte der gewünſchten Größe der Decke gelangt iſt. Doch hat man immer in das vordere Maſchenglied zu ſtechen. Hier bricht man den Faden ab und häkelt nun die drei übrigen Arme von der Mitte oder Spitze aus, indem man eine halbe Rippe des erſten Armes benutzt und 12 Luftmaſchen zugibt. So entſteht rechter Flügel, linker Flügel und zuletzt aus je einer halben Rippe links und rechts der vierte Flügel. Für die Sternchen, welche nun als vier Ecken eingefügt werden, arbeitet man 8 Luftmaſchen geſchloſſen, 12 feſte Maſchen um den Ring, 24 Stäbchen in die feſten Maſchen und 12 Luftmaſchenbögen darum. Die Sternchen werden in geraden Reihen mit je drei Luftmaſchenbögen aneinandergeheftet, bis die Lücke gefüllt iſt.

## Unſere Kinder.

Der kleine Hans kommt weinend zu ſeiner Mama gelaufen: „Ach liebe Mama, ſieh doch nach, mich hat was geſtochen!“ Die Mama findet aber keine Spur eines Stiches und ſagt beruhigend: „Ach Hänschen, das iſt wohl ein Irrtum geweſen.“ Nicht lange darnach kommt Hänschen wieder zur Mama und klagt: „Ach, liebe Mama, mich hat ſchon wieder ein Irrtum geſtochen!“

## Für die Küche.

Schaumklöschen als Suppeneinlage. Eine Taſſe voll Waſſer, eine Taſſe recht reichlich voll Weizenmehl, eine nicht ganz volle Taſſe Butter, 2—3 Eier, etwas Salz. Dieſe Maſſe wird am Feuer ſo lange gerührt, bis ſie ſich von dem Tiegel ablöſt. Nach dem Erkalten werden noch 2 Eier dazu gerührt; dann Eßlöffel voll abgeſtochen und in kochender Fleiſchbrühe langſam ½ Stunde gekocht.

Spinatpudding. (Für 3 Perſonen). Ein gehäufter, tiefer Teller voll Spinat wird weich gekocht, ausgedrückt und mit etwas Zwiebel oder Schnittlauch klar gewiegt, dazu wird eine Semmel in etwas Milch eingeweicht und eine zweite gerieben, 2 Eier, Salz, Muskatnuß dazu gethan und mit einem Stück friſcher, zu Schaum geſchlagener Butter zuſammengerührt. Dieſe Maſſe wird in eine mit Butter geſtrichene Serviette gebunden und ½ Stunde in Waſſer gekocht. Ebenſogut kann man die Maſſe auch in eine Puddingform füllen und im Waſſerbad kochen. Hierzu gibt man Peterſilienſauce mit Schwämmen und als Beilage Schinken oder Cervelatwurſt.

Rollbraten. Aus einer Kalbskeule werden die Knochen ausgelöſt, das Fleiſch recht geklopft, auf der inneren Seite mit Salz, Pfeffer und dem Mark einer Citrone beſtrichen, mit feinen Speckſcheiben belegt, zuſammengerollt, feſt zugebunden und während 2 Tagen mehrmals mit kochendem Eſſig übergoſſen. Beim Braten mit Rahm und leicht gebräunter Butter begoſſen.

9 Lot Pudding. (Für 10 Perſonen). ¼ Liter ſüßer Rahm, 9 Lot Butter, 9 Lot Zucker, 9 Lot feines Mehl werden in einen Tiegel gethan und unter beſtändigem Rühren einmal aufkochen laſſen. Dann thue man die Maſſe in eine Schüſſel und laſſe ſie erkalten, rühre 4 ganze Eier dazu und von 5 Eiern die Dotter. Das Weiße der 5 Eier zu Schnee geſchlagen und alles recht verrührt. Eine Serviette in Waſſer getaucht, ausgerungen, die Maſſe hineingethan, feſt zugebunden und 1½ Stunde in Waſſer gekocht. Bei dem Anrichten beſteckt man den Pudding mit ganzen ſüßen Mandeln und gibt Wein- oder Obſtſauce dazu.

## Fragen.

168) Wo ſind preiswert echte hochſtämmige Roſen zu beziehen? **E. Schulz.**

169) Ich bitte ſehr um einige Zubereitungsarten für Maccaronigerichte. **B. in K.**

170) Vor 30 Jahren gab es Fabriken, welche Handtücher aus alten Baumwollſtrümpfen webten, gibt es noch ſolche? Im voraus beſten Dank.

**Eifrige Daheimleſerin.**

171) Wie kann man Figuren aus Elfenbeinmaſſe reinigen?

**25jährige Abonnentin in R.**

172) In welcher Stadt Deutſchlands wäre es für eine praktiſche Lehrerin lohnend, Kurſe für Kunſthandarbeiten einzurichten? Für freundlichen Rat wäre ſehr dankbar

**Hildegard in W.**

173) Ich bitte freundliche Leſerinnen um Auskunft, ob es eine Sorte Hühner gibt, welche zwar gute Eierleger ſind, denen aber das Fliegen ſchwer fällt. Ich beſitze einen großen Hof, der aber nur von einer niedern Mauer umgeben iſt, über welche die Tiere nicht fliegen dürfen. Sollte es derartige Hühner geben, ſo bitte ich um gütige Angabe der Adreſſe, wo dieſelben zu haben ſind. Im voraus dankt **Junge Frau.**

174) Kann mir eine der erfahrenen Leſerinnen angeben, wie ein hübſches, einfaches Himmelbett für ein junges Mädchen zu arrangieren wäre, und durch welche Vorrichtung der Vorhang über dem Bett befeſtigt wird? Im voraus dankt **Clara in Thüringen.**

175) Es werden ſo oft Mittel gegen Holzwürmer angegeben, meiſt Eingießungen von Benzin, verdünntem Karbol, Terpentinöl u. ſ. w. Wie aber kann ich die Holzwürmer aus meinem Flügel vertreiben?

**Frau Lehrer M. in H.**

176) Könnte mir wohl eine Hausfrau ihre Erfahrungen über Einmachen von jungen Erbſen in Flaſchen mitteilen? Müſſen die Erbſen dazu beſonders zart ſein, und bleiben dieſelben ebenſo ſchmackhaft, wie die Büchſenfrüchte. **J. H.**

177) Wir verwenden Torfmull als Desinfektionsmittel, wozu er vortrefflich iſt; als Düngmittel, wozu er ſehr oft empfohlen wird, hat er bis jetzt unſeren Gärten, die ſchweren Thonboden haben, nur Schaden gebracht; vielleicht kömmt es auf die richtige Art der Verwendung an; könnte mir wohl jemand ſeine Erfahrungen darüber mitteilen?

**Eliſe St. in H.**

178) Wer kann aus eigner Erfahrung Mitteilungen über die Brauchbarkeit der Waſchmaſchine „Lipſia“ aus der Fabrik von Chriſtmann, Leipzig (Preis 65 ℳ) machen. Im voraus beſtens dankend Fr. **Dr. F.** in **Eich** (Luxemburg).

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

Eine neue wohlfeile und elegante Sammlung guter Romane für die Familie:

**═ Daheim-Bibliothek ═**

Soeben neu erſchienen:

IX. Band:

**Die zweite Mutter.**

Von **Henry Gréville.**

Autoriſierte Überſetzung. Ein Band elegant gebunden Preis 2 Mark.

Dieſe zweite Mutter iſt die zweite Frau von Richard Brice, die Stiefmutter ſeines Sohnes und ſeiner Tochter. Wie ſie die Kinder der eiferſüchtigen Fürſorge ſeiner Mutter und der ſeiner erſten Frau allmählich entzieht, wie ſich ihr nach langem geduldigem Liebeswerben endlich die Herzen ihrer Stiefkinder erſchließen, das ſchildert die weibliche Feder, die ſich hinter dem Pſeudonym Henry Gréville verſteckt, mit ergreifender Lebendigkeit.

I. Band:

**Fremdes Blut.**

Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Die Geſchicke eines alten deutſchen Adelsgeſchlechtes, deſſen einer Zweig nach Amerika verpflanzt iſt, werden hier in höchſt ſpannender Weiſe erzählt. Das Hineinſpielen der amerikaniſchen Verhältniſſe verleiht dem Roman den vollen Reiz des Fremdartigen.

II. Band:

**Um jeden Preis.**

Novelle von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

In dieſer Novelle wird das alte Problem von den ſich fliehenden und doch wieder ſuchenden Liebenden mit höchſter Anmut behandelt, und der Leſer verfolgt mit größter Spannung den Verlauf der Verwickelungen. Die Erzählung, welche in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft ſpielt, wirkt wie ein überaus feines Luſtſpiel.

III. Band:

**Der Geiger von Thun.**

Roman von **A. v. Freydorf.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Man ſagt nicht zu viel, wenn man dieſen Roman als einen der beſten bezeichnet, die in den letzten Jahren erſchienen ſind. Die Schweiz, ihre Bewohner und ihre Landſchaften werden in ihm in unübertrefflich reizvoller Weiſe vorgeführt.

IV. Band 1. u. 2. Teil:

**Gepa.**

Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.

Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Ein packendes Zeitbild von eigenem Reize und ergreifender Sprache aus der Zeit Friedrich Barbaroſſas, mitten in den gewaltigen Kämpfen noch ungebrochener Leidenſchaften zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, zwiſchen „deutſchem Zorn und welſchem Groll“, die zuletzt mit dem verklärenden Siege chriſtlicher Selbſtüberwindung abſchließen.

V. Band:

**Der Sternburger Kreis.**

Roman von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Aus der unter dem Pſeudonym rühmlichſt bekannten Feder ein figurenreiches, auf vertrauteſter Sach- und Perſonenkenntnis beruhendes Bild des ländlichen high life in einer der reichſten Provinzen unſers Vaterlandes — trotz ſeiner behaglichen Breite durchweg feſſelnd und ſpannend.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

VI. Band:

**Auf der Dobenau.**

Roman von **E. von Wellnitz.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Dieſer durchaus moderne Roman ſchildert den Kampf zwiſchen den Erinnerungen an die Vergangenheit und den Forderungen der Gegenwart in einem mediatiſierten deutſchen Adelsgeſchlecht. Mit ungemeiner Geſchicklichkeit iſt der Knoten geſchürzt, und die überraſchende Löſung würde vielleicht romanhaft wirken, wenn die pſychologiſche Vertiefung nicht den Zauber der Wirklichkeit feſthielte.

VII. Band.

**Pfadfinder.**

Zwei Erzählungen

von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VIII. Band:

**Er lebt!**

Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Bernhardine Schulze-Smidt iſt eine Meiſterin feiner Seelenmalerei. Ihre Charakterſchilderungen ſind unübertrefflich und gewinnen in der erſten der beiden Erzählungen, der „Pfadfinder“, noch einen beſonderen Reiz dadurch, daß der Held derſelben ein junger Grieche iſt, der auf deutſchem Boden ſeinem ſüdlichen heißen Empfinden männliches Zielbewußtſein zugeſellt, während die Erzählung „Er lebt!“ durch den Realismus der Darſtellung ungemein packend wirkt.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Daheim

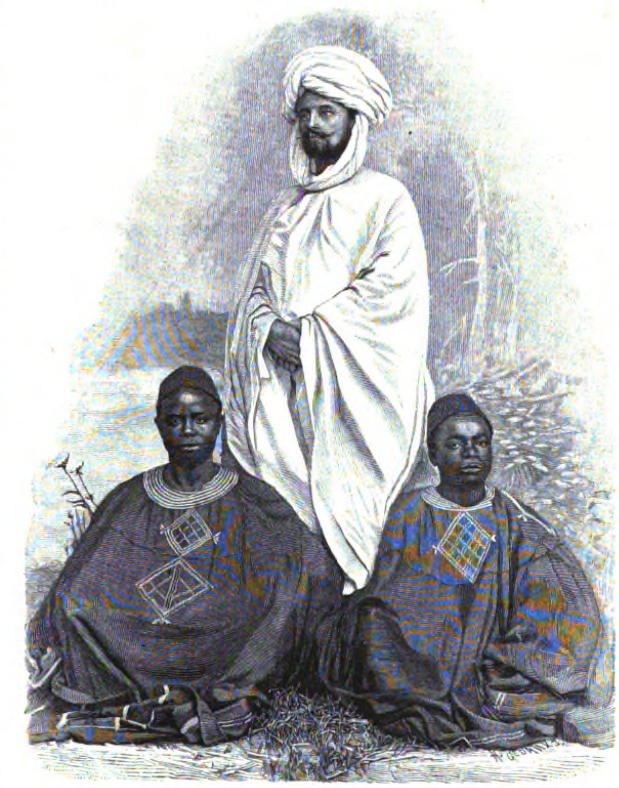
XXVI. Nr. 35. Erſtes Blatt.

1890. 31. Mai.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Ein Erforſcher Weſtafrikas.

Während Wißmann durch ſeine Siegesnachrichten das Tagesintereſſe für unſere oſtafrikaniſchen Beſitzungen wach erhält, iſt von unſern weſtafrikaniſchen wenig die Rede. Von Angra Pequena ſpricht man nicht gern, ſo lange wenigſtens nicht, bis die erwarteten reichen Gold- und Erzadern entdeckt ſein werden, um derentwillen man die deutſche Flagge gehißt hat, und aus Kamerun hört man wenig mehr, als daß der eine oder der andere der dort ſtationierten deutſchen Beamten auf Urlaub in die Heimat zurückgekehrt iſt, um ſich von den Beſchwerden des Klimas zu erholen. Es wäre ſehr unrecht, daraus zu ſchließen, daß Kamerun keine Zukunft habe; ſtille Arbeit iſt auch Arbeit und häufig die erfolgreichſte. Zu denjenigen, welche an dieſer ſtillen Arbeit erfolgreich teilgenommen haben, gehört in erſter Linie **Dr. Eugen Zintgraff**, ein geborner Rheinländer, der im vorigen Jahre durch ſeinen kühnen und erfolgreichen Zug vom Elefantenſee aus durch Adamaua nordwärts zum Benuë die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte und der ſich jetzt in Berlin zu neuen Aufgaben vorbereitet. Er war der erſte, der zu der Überzeugung kam, daß der Beſitz von Kamerun nur dann für Deutſchland von Bedeutung werden könne, wenn durch eine ſyſtematiſche Beſiedelung des Hinterlandes eine feſte Verbindung mit dem Innern hergeſtellt würde. Um dieſes Zieles willen gab er ſeine urſprünglichen Reiſepläne, die der Erforſchung bisher unbekannter Gegenden gegolten hatten, auf und widmete ſich ganz dieſer neuen Aufgabe. Dr. Zintgraff iſt am 16. Januar 1858 in Düſſeldorf geboren. Er ſtudierte Jura in Straßburg, Berlin und Bonn, machte ſeinen Doktor und widmete ſich 1882 für kurze Zeit der litterariſchen Laufbahn. Aber bald erfaßte ihn das Afrikafieber, und als das Königliche Geographiſche Inſtitut in Brüſſel im Jahre 1884 den Dr. Chavanne zur Aufnahme und Vermeſſung des unteren Congo entſandte, wurde Dr. Zintgraff unter zahlreichen Bewerbern zum Begleiter gewählt. Dr. Chavanne mußte vor Erledigung ſeiner Aufgabe nach Europa zurückkehren, während Dr. Zintgraff noch längere Zeit im ſchwarzen Erdteil zurückblieb und hierdurch Freiheit und Gelegenheit gewann, mit eigenen Augen zu ſehen und auf eigene Hand Beobachtungen zu machen. Im November 1885 kehrte Dr. Zintgraff mit einer wertvollen Sammlung intereſſanter Gegenſtände und wiſſenſchaftlicher Erfahrungen nach Berlin zurück. Sein Entſchluß, die Hinterländer von Kamerun dem deutſchen Einfluß zu öffnen, ſtand ſchon damals feſt. Mußte er auch ſeine urſprüngliche Abſicht, eine eigene Expedition für dieſen Zweck auszurüſten, der großen Koſten wegen aufgeben, ſo gelang es ihm doch, die Reichsbehörden für ſeinen Plan zu gewinnen und von ihnen die Bewilligung von Geldmitteln zu erlangen. Im Frühjahr 1886 begleitete Dr. Zintgraff in der Eigenſchaft eines wiſſenſchaftlichen Attachés den Gouverneur Freiherrn von Soden nach Kamerun, bereiſte im Lauf des Sommers das Gebiet des Wuri bis Jabarri, darauf die Wajakigebirge und die Schnellen des Kalabar und kehrte 1887 zur Vervollſtändigung ſeiner Ausrüſtung wieder kurze Zeit nach Europa zurück. Im September desſelben Jahres gingen dann mit Unterſtützung des Reiches zwei ſelbſtändige Expeditionen unter Kund und Zintgraff nach Kamerun, die getrennt nach den ihnen geſteckten Zielen marſchierten. Zintgraff nahm vom Rio del Rey nordweſtliche Richtung, ſtieß auf die Waſſerfälle des Meme bei Ekumbi und traf nach acht Tagen am Elefantenſee ein. Zu Anfang des Jahres 1888 begann die Anlage der Station Barombi; raſch erhob ſich ein halbes Dutzend Holzhäuſer, Gemüſegärten wurden angelegt und vor Allem Verſuche mit Kakao und Reispflanzungen vorgenommen, die dann im Juni eine befriedigende Ernte ergaben. Im Juni beſchloß Zintgraff die Anlage einer zweiten Station, welche etwa 150 Kilometer weiter im Innern liegen ſollte. Nachdem man von Kamerun Verſtärkungen herbeigezogen, brach die ganze Karawane Ende 1888 von Barombi auf und gelangte nach Überwindung von mancherlei Gefahren und Schwierigkeiten glücklich nach Donga und von dort nach Ibi am Benuë. Ein in Deutſchland auftauchendes Gerücht, das von dem während dieſes Marſches erfolgten Tode Dr. Zintgraffs berichtete, beſtätigte ſich glücklicherweiſe nicht. Zintgraffs Thätigkeit beſchränkte ſich durchaus nicht auf die geſchilderte Anlage von Stationen, auf dieſe mehr kulturelle Thätigkeit, wir verdanken ihm auch die ſchätzenswerteſten Bereicherungen der Wiſſenſchaft. Er ſammelte photographiſche Aufnahmen, Waffen, Abdrücke von Negerfüßen, Schädelmeſſungen, Mineralien, Pflanzen, über die auch eine wiſſenſchaftliche Autorität wie Profeſſor Virchow ſich in anerkennendſter Weiſe ausſprechen mußte. Dr. Zintgraff wird ſeine jetzige Anweſenheit in Deutſchland jedenfalls dazu benutzen, um die Reſultate ſeiner Expedition zu veröffentlichen und neue Pläne zur Reiſe zu bringen; möge er für dieſelben Unterſtützung finden und ſie zu glücklichem Gedeihen führen.



Dr. Eugen Zintgraff.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Um die Wunde, die dir Verleumdung ſchlug,
Biſt du ſehr zu beklagen.
Hoffentlich biſt du groß genug,
Ein wenig Verkleinerung zu vertragen.

## Kenſingtonmalerei.

Von A. Paſchol.

Die Kenſingtonmalerei (Fr. 146) gehört zu den neueſten unſerer intereſſanten Kunſtarbeiten. Ihre Entſtehung verdankt ſie wohl der scool of Art Needelwark in Kensington. Sie wird in Ölfarbe ohne Pinſel, nur mit Hilfe der ſog. Kenſingtonfedern, auf Stoffuntergrund — Samt, Velvet, Plüſch — zur Ausſchmückung von Kiſſen, Decken, Wanddekorationen ꝛc. ausgeführt und gleicht ſehr der Buntſtickerei in Plattſtich, nur kann man mit ihr viel natürlichere, zartere Schattierungen hervorbringen. Gut ausgeführt ſieht dieſe Malerei aus wie eine mit faſt unmenſchlicher Sorgfalt ausgeführte Plattſtichſtickerei, deren Äderchen und ſämtliche Blattrippen wie alle Konturen mit feinen, glatten Seidenſchnürchen begrenzt ſind. Das zur Malerei beſtimmte Stück Seidenplüſch wird ſchräg ſtraff auf ein Zeichenbrett oder auch in einen Rahmen geſpannt. Sodann wird das Muſter auf den Stoff gepauſt und mit weißer Farbe alle Konturen nachgezogen. Dies muß nun erſt ordentlich trocknen, was jedoch nicht lange dauert. Jetzt bringt man ein wenig von jeder Farbe auf eine Meſſerpalette, zuvörderſt weiß; hiervon braucht man am meiſten, da faſt alle Farben mit weiß gemiſcht werden. Die ſog. Meſſerpalette iſt gewiß jeder Leſerin bekannt; ſie iſt aus Holz und hat kleine Vertiefungen, welche zur Aufnahme der Farben dienen. Man bekommt ſie in jedem größeren Magazin für Malerei für 2 Mark, ebenſo die zur Arbeit verwendbaren Kenſingtonfedern à 10 Pfennige. Die Spitze dieſer letzteren wird durch leichten Druck ein ganz klein wenig aufwärts gebogen, wonach ſie leichter die Farbe annimmt und fließen läßt. Jetzt werden die Farben erſt auf der Palette ſo gemiſcht, wie es die Vorlage verlangt. Am beſten eignen ſich zu dieſer Arbeit Blätter und Blumen mit möglichſt glattem Rand: Schwertlilien, Tulpen, Epheu, Stiefmütterchen, Schneeglöckchen u. a. m. Die Malerei wird wie folgt ausgeführt: Die hellſte Farbe bildet immer den Anfang. In dieſe ſetzt man nun feſt die Feder und zieht die Farbe von der Palette herunter. So iſt nun ein Farbenröllchen entſtanden, welches man behutſam mit der verkehrten Feder aufſchaufelt. Nun verteilt man die Farbe auf die Kontur der Zeichnung, indem man die Feder feſt aufſetzt und ſie langſam unter gleichzeitiger geringer Drehung nach rechts fortbewegt, ſo lange bis die Farbe zu Ende iſt. Auf dieſe Art ſtellt man die Kontur um das zur Malerei beſtimmte Blatt her. Dieſelbe iſt aber nun noch viel zu dick und muß nun erſt verarbeitet werden. Man zeichnet mit der Spitze der Feder lauter kleine Striche nach der Mitte des Blattes, indem man ſie auf die Kontur ſtellt und vorſichtig nach der Mitte fortzieht. Sie führt dann etwas Farbe mit und es entſtehen lauter kleine Schattierungen von beiden Seiten nach der Mitte, bis ein Blatt auf dieſe Weiſe hergeſtellt iſt. Jedoch darf man die Feder nie ſchräg ein wenig nach oben oder unten bewegen, ſondern immer in ganz wagerechter Linie, denn ſonſt wird zu leicht die äußere Kontur beſchädigt, die nach vollendeter Arbeit einem Schnürchen gleichen muß. Zur Schattierung ſetzt man an beſtimmter Stelle eine hellere oder dunklere Farbe auf, jedoch am Anfang noch in die vorige Farbe hineingreifend, damit der Übergang nicht zu kraß und deutlich hervortritt. Auf dieſe Weiſe wird jedes Blumenblättchen und jedes große Blatt, jeder Stengel, kurz alles gearbeitet. Malt man auf dunklem Samt, ſo brauchen die dunklen Schattenpartien nur ſehr wenig Farbe. Zur Herſtellung der innig feinen Äderchen arbeitet man entweder mit der umgedrehten Seite der Feder, oder auch nur mit der halben, hierzu bricht man den rechten Flügel ab. Man beginnt mit der Arbeit links oben und arbeitet mithin immer von oben nach unten und von links nach rechts, um nie etwas Fertiges zu verwiſchen. Die Arbeit muß möglichſt hintereinander ausgeführt werden. Aufliegende Blätter jedoch werden immer erſt gemalt, wenn die untenliegenden bereits trocken ſind, da ſonſt zuletzt die Konturen ineinander verlaufen. Überhaupt iſt bei dieſer, ſonſt durchaus nicht ſchwierigen Arbeit ſehr große Genauigkeit und Sicherheit die Hauptſache. Nach beendigter Malerei muß man die Arbeit mehrere Tage trocknen laſſen, ehe man ſie montiert. Direkt unter den Plüſch iſt es am beſten eine Lage Watte anzubringen.

## Über Maitrank und Waldmeiſter.

Es iſt ein ſchöner Gebrauch und zeigt von einer feinen poetiſchen Geſinnung, wenn ſinnliche Genüſſe geiſtig gewürzt werden. Der liebliche Maitrank birgt in ſeinem Waldmeiſter gleichſam ein Stück Waldpoeſie, deren geiſtige Strömung ſich bald auf die daraus Schöpfenden erſtreckt. Aber die Poeſie einer Maitranksgeſellſchaft wird noch mehr gehoben, wenn man den „Meiſter des Waldes“ ſelbſt lebend und blühend auf die Tafel bringt. Dies geht ſehr leicht an, indem man ihn in breiten, niedrigen Töpfen zieht, und der Waldmeiſter verdient dieſe Bevorzugung gar wohl, denn das ſaftige, duftende Grün, die zierlichen weißen Sternenblümchen machen ihn zu einer wahren Zierpflanze. Man ſieht dieſelben auf den Blumenmärkten in Paris im Frühjahr auch ſehr ſtark vertreten und zwar vom Februar an blühend; ihn im Glashauſe zu ziehen, iſt ſehr leicht. Aber auch im Zimmer läßt er ſich gut vorwärts bringen. Zum Einpflanzen im Herbſt oder Sommer bedient man ſich grober ſchwarzer Walderde und ganz flacher Töpfe, am beſten ſogenannter Samentöpfe. Nimmt man tiefere, ſo müſſen ſie zur Hälfte mit Moos angefüllt werden. Die Töpfe werden im Freien eingegraben, vom Auguſt an wenig begoſſen, und bleiben eingegraben im Freien, bis man ſie in das Zimmer ſtellt. Geſchieht dies zeitig, ſo hat man auch ſchon im März Waldmeiſter. Die Töpfe werden viele Jahre nicht umgepflanzt, aber alljährlich mit Laub- und Baumerde angefüllt. Will man Waldmeiſter im Garten ziehen, ſo kann es nur an einer ganz ſchattigen Stelle geſchehen. Man legt die mit langen fadenförmigen Wurzeln verſehenen Pflanzen auf eine ſchwache Schicht Walderde, ohne vorher zu graben, deckt $\frac{1}{2}$ Zoll von derſelben Erde darauf, gießt tüchtig an und breitet dann Laub oder Nadeln darüber. Im erſten Jahre werden nur wenige Keime erſcheinen, ſpäter aber bildet der Waldmeiſter einen förmlichen Raſen. Die Pflanzen wandern übrigens immer weiter, wenn der Platz dazu einladend iſt. Schreiber dieſes zog einmal Waldmeiſterpflanzen von Stengeln, welche ſchon eine Bowle gewürzt hatten, als Stecklinge unter einem Glaſe, hat aber nicht gefunden, daß der daraus entſtandene Waldmeiſter den Wein entbehrlich macht. Jedes Jahr im Herbſt muß das Beet mit trockenem Laub bedeckt werden. Im Frühjahr muß man bei Trockenheit einige Male ſtark begießen. Hat man keinen Waldmeiſter in Töpfen, ſo kann man abgeſchnittene, blühende Stengel in eine Schüſſel mit Sand ſtecken und ſo auf den Bowlentiſch ſtellen.

E. Sch.

## Handarbeit.

Wäſchleine aus verbrauchten Strümpfen. Wir ziehen die verbrauchten weißen Strümpfe auf. Geſtopfte oder ſehr dünne Stellen werden heraus geſchnitten und in den Flickkorb geworfen. Beim weiteren Aufziehen hat man nun kurze Fäden, die mit dem Weberknoten feſt aneinander geknüpft werden, die Enden ſchneidet man kurz ab. Haben wir mit der Zeit nun fünf gleich große Knäule ſolcher alten Baumwolle geſammelt, legen wir ſie in einen Korb, der an der Erde ſteht, nehmen die fünf Enden zuſammen und wickeln nun mit dieſem fünfſträhnigen Faden ein ganz großes Knäuel. Man achte genau auf die tanzenden Knäule im Korbe, reißt ein Faden, muß er ſofort wieder angeknüpft werden, damit der Strang fünffädig bleibt. Jeder Seiler dreht davon für wenige Groſchen eine Wäſchleine, die ſehr dauerhaft, ſauber und billig iſt, und deren Länge und Stärke ſich nach der dazu gelieferten Quantität Baumwolle richtet. $1\frac{1}{2}$ Pfund Faden giebt eine ſchöne, ſtarke Leine von ca. 30 Metern. Wir benutzen niemals andere! Das Aufziehen und Wickeln der Faden iſt eine, beſonders an langen Winterabenden, gern gethane Beſchäftigung der Großmama und der Kinder.

Arbeitskorb für den Garten. Man läßt ſich vom Tiſchler 6 breite Stäbe, von je ca. ein Meter Länge machen, nagelt dieſelben in der Mitte ſo zuſammen, daß ſie oben und unten ein Dreieck bilden, und bindet eine Atlasbandſchleife um die Verbindungsſtelle. Nun kauft man beim Bäcker eine Backſchüſſel für 20 Pfennige, bronziert dieſelbe auswendig und füttert ſie inwendig mit Atlas oder Satin von der Farbe des Bandes. Den Boden wattiert man, damit er ein Nadelkiſſen bildet. Rings um die Schüſſel ſetzt man Franſen oder eine Rüſche, befeſtigt die Schüſſel dann oben zwiſchen die Stäbe und ein netter und billiger Arbeitskorb iſt fertig.

A. R.

## Aus der ſchwäbiſchen Kinderſtube.

Das kleine Emmale hat ein beſonderes Talent, ihren Puppen Arm und Bein zu brechen und all ihr Spielzeug zu zerſchlagen. Als Retter in der Not iſt ihr Papa ſtets zur Hilfe bereit — mit Fiſchleim macht er die kranken Puppen wieder geſund und die zerbrochenen Möbel wieder ganz. Hierdurch hat er ſich bei Emmale in höchſte Gunſt und Achtung geſetzt. Eines Tages kommt ſie zum Onkel Karl auf Beſuch und hört deſſen kunſtreichem Flötenſpiel mit bewundernder Aufmerkſamkeit zu. „Gefällt dir das, Emmale“? fragt der Onkel. „„Ja, arg gut““ antwortet Emmale und als der Onkel weiter fragt: „Kann dein Papa auch Flöten blaſen“? verteidigt ſie die Ehre ihres Papas mit der triumphierenden Antwort: „„Nei — aber leime.““ —

## Für die Küche.

Franzöſiſche Omelette. Ich hörte einen franzöſiſchen Koch behaupten, eine deutſche Köchin oder Frau verſtehe nie ein richtiges Omelette zu bereiten. Da wir Frauen mit den Eiern ſparſamer umzugehen pflegen als die Köche, mag ſich die Sache ja ſo verhalten, ich möchte alſo das franzöſiſche Rezept hier mitteilen: Zu 10—12 ganzen Eiern nimmt man einen Eßlöffel voll gewiegte Peterſilie, etwas Schnittlauch, Pfeffer und Salz, ſchlägt dieſes mit dem Schneebeſen tüchtig, ſetzt eine flache eiſerne oder emaillierte Pfanne auf ſchnelles Feuer, läßt darin ſüße Butter recht heiß werden, (auf ein Ei iſt nußgroß Butter zu rechnen), rührt fortwährend mit einer Backſchaufel um, ſchiebt, ſolange die Eier noch weich und feucht ſind, alles auf eine Seite, läßt das Omelette einen Moment anbraten und ſtürzt es auf eine heiße Platte. Das Omelette ſchmeckt in der That vorzüglich und iſt mittags als Beilage oder Vervollſtändigung des Speiſezettels bei unerwartetem Beſuch nicht zu verachten.

E.

Punſch-Crème. 12 Eigelb werden mit $1\frac{1}{2}$ Pfund Zucker zu einer dicken Maſſe gerührt; während dem Rühren drückt man den Saft von 4 Citronen hinein und fügt die abgeriebene Schale von 2 Citronen dazu. Sodann ſetzt man die Maſſe auf ein ſtarkes Feuer und läßt ſie unter beſtändigem Rühren darauf, bis ſie Bläschen wirft, nimmt ſie vom Feuer weg und rührt noch in der Pfanne Arak nach Geſchmack und den Schnee der 12 Eier ſchnell hinein; in eine Kriſtall- oder Porzellanſchüſſel gefüllt und in Eis geſtellt. Als Deſert gegeben erhält es meiſt auch den Beifall der Herren.

F. J.

Zwei kalte Speiſen: 1. Speiſe mit ſaurer Sahne und Kirſchen. Saure Sahne wird zu Schnee geſchlagen und mit Zucker und einigen bittern Mandeln gewürzt. Alsdann zerbröckelt man Makronen (vielleicht Reſte, die alt wurden) und vermiſcht eingemachte, ſüße Kirſchen ohne deren Saft und die Makronen mit der Sahne. Kurz vor dem Eſſen bereiten.

J. H.

2. Speiſe mit Erdbeeren. Man bereitet ſehr ſüße Vanilleſauce mit Milch, Eidottern, Zucker, Vanille und feinem Weizenmehl, läßt ſie unter öfterem Umrühren erkalten, bereitet vom Weißen der verwendeten Eier ſteifen Schnee, vermiſcht ihn mit Zucker, und ſetzt die Schüſſel zugedeckt einige Minuten auf kochendes Waſſer, bis der Eierſchnee feſt wird. Kurz vorm Anrichten wird die Vanilleſauce mit eingemachten Erdbeeren ohne deren Saft vermiſcht, in eine Glasſchale gethan, und der ſüße Eierſchnee zierlich in Klößchen darauf gelegt.

J. H.

## Antworten.

**Monatsröschen in Königsberg.** Wir müſſen Sie um ausführlichere Angaben bitten, ehe wir raten können.

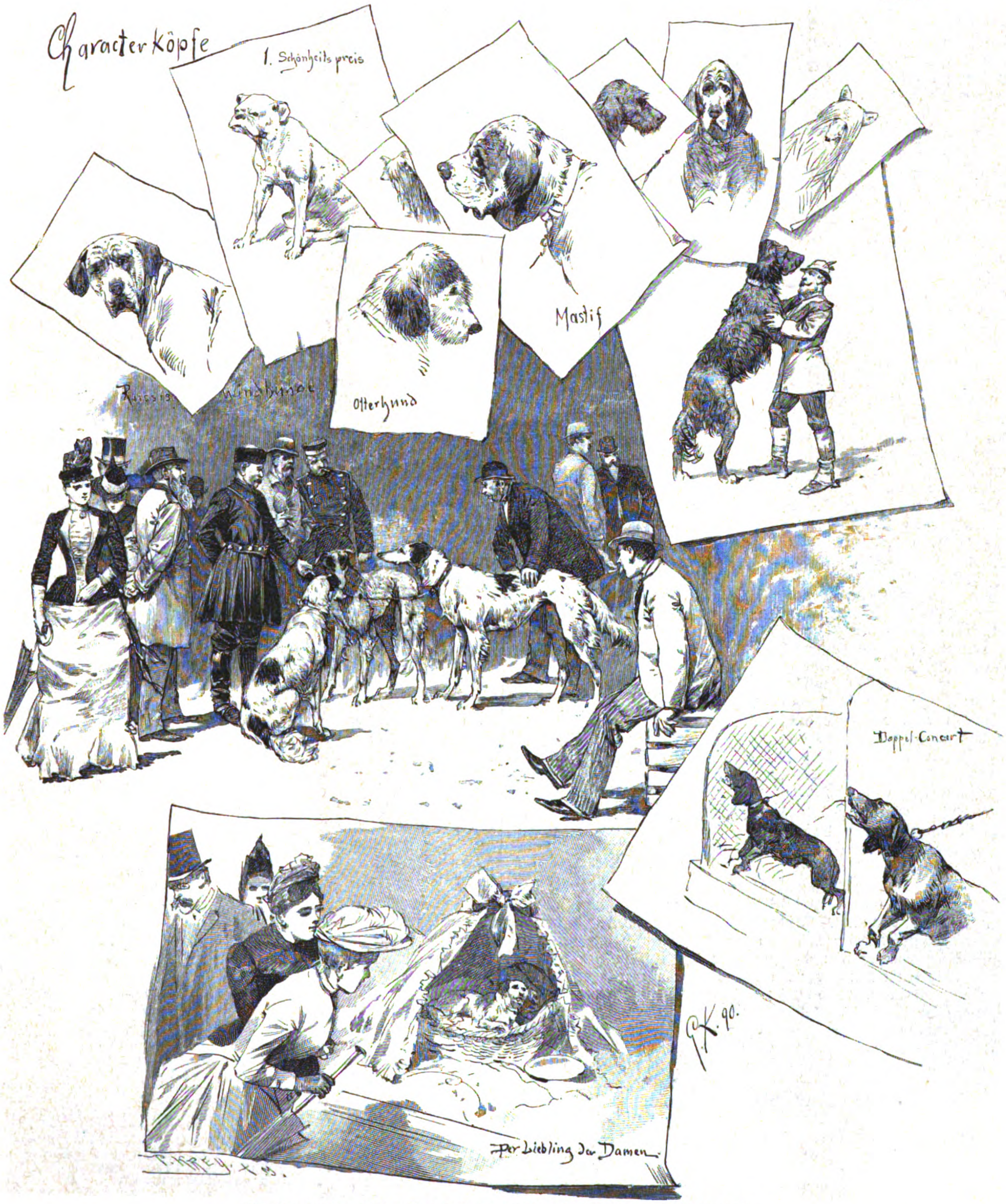
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

# Daheim

XXVI. Nr. 36. Erſtes Blatt.

1890. 7. Juni.

Aus der Zeit — für die Zeit.


Character köpfe
1. Schönheitspreis
Mastif
Russis. Windhund
Otterhund
Doppel-Concert
Der Liebling der Damen
G.K. 90.

Von der Hundeausſtellung in der Flora zu Charlottenburg vom 15. bis 18. Mai.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Das iſt ein Frieden im Gemüte,
Ein voller Abendglockenklang,
Wenn wieder einmal Huld und Güte
Des Zornes raſchen Sturm bezwang!

## Winke für ſparſame Hausfrauen.

## Die Kinderkleidung betreffend.

### 1. Allgemeine Einkaufsregeln.
(Stoffe.)

Beim Einkauf aller Stoffe für unſere Garderobe betrachte ich es als erſte Regel der Sparſamkeit, nur vom beſten Zeuge, reine Wolle, echte Farben u. ſ. w. zu wählen. Ein Anzug, der weder Seife noch Fleckwaſſer, weder Sonne noch Staub vertragen kann, iſt in ſeiner Vergänglichkeit der teuerſte und wäre er der billigſte der berühmten oder berüchtigtſten Gelegenheitskäufe. Ein gediegener Stoff behält ein anſtändiges Ausſehen auch nach langer, treuer Dienſtzeit, und wenn er wirklich unanſehnlich oder ſchadhaft wird, wandern die gut erhaltenen Stücke in meinen Färbekeſſel, um als Futter, Stoßkante, Rockformbekleidung zu einem neuen Kleide gefärbt zu werden. Dieſer je nach Bedürfnis betriebenen Schwarz- oder Schönfärberei gedenke ich ſeinerzeit noch beſonders. Die zweite Regel beim Einkaufen iſt für uns: wir kleiden uns nie von der Mode abweichend, aber auch nie nach einer Saiſonmode; wenn nicht beſondere Gründe dagegen ſprechen, ſtelle ich kein neues Kleid aus zweierlei Stoff her. Dies ſpare ich mir als herrliches Auskunftsmittel auf, um ein altes Kleid wieder brauchbar zu machen. Große Karos, breite Streifen, auffallende Farben, ſind für die ſparſame Hausfrau gänzlich zu vermeiden, ſelbſt wenn Geſchmack und Kleidſamkeit ſie verlockend erſcheinen ließen. Ich ſelbſt trage nur einfarbige oder in ihrem leichten Muſter als einfarbig wirkende, möglichſt wenig auffallende Stoffe; was davon für mich unbrauchbar wird, ergibt gewendet, gewaſchen, und mit einem modiſchen lebhaftern Beſatz- oder Ergänzungsſtoff zuſammengearbeitet ein Kinderkleid. Ebenſowenig wie Saiſonmoden im Material, ſind ſolche in der Machart zu empfehlen; was, augenblicklich „das Allerneuſte,“ von jedermann ſchleunigſt nachgeahmt wird, vermeide man, und halte ſich mehr an den Carakter der herrſchenden Schnitte und Arrangements, als an jede Kleinigkeit. Man wird dadurch viel länger einen Anzug unverändert tragen können, ohne daß man ihm genau ſein Alter anſieht.

### 2. Vorſichtsmaßregeln beim Schneidern.

Ein ganz beſonders wichtiger Punkt bei der Selbſtanfertigung der Kinderſachen iſt die aufs künftige Ausbeſſern zu nehmende Rückſicht. Bei gekauften Anzügen wird dieſelbe ſelbſtverſtändlich nie genommen ſein: eine Schneiderin wird leicht den Ehrgeiz haben, viel fertig zu bringen und ſich nur, wo ſie auf Verſtändnis und Anerkennung rechnen kann, mit den zeitraubenden Kleinigkeiten befaſſen, die für ſpäter eine noch viel größere Zeiterſparnis bedeuten. An jedem Mädchenkleid unterlege ich ſämtliche Taillennähte zwiſchen Futter und Oberzeug mit den Abfällen des Letzteren oder, wenn dieſe zu ſtark oder nicht vorhanden ſind, mit altem gleichfarbigem Stoff, möglichſt dünnem natürlich. Alte zerſchnittene Seidenbänder, die gerade genau paßten, haben mir ſchon gute Dienſte geleiſtet. Ferner dehne ich vor dem Aufheften den Futterſtoff, ſoviel es angeht, in die Weite, er wird beim Tragen ja doch nur in die Weite gedehnt und dann ziehn ſich leicht die Nähte des Oberſtoffes aus, während ſich natürlich Querfältchen in demſelben bilden — eins ſo häßlich wie das andere! Auf dieſe Weiſe laſſen ſich beide Nachteile leicht vermeiden, und gibt der Oberſtoff, endlich ſchadhaft werdend, an den Nähten etwas nach, ſo iſt dies über gleichfarbiger Unterlage viel unſichtbarer. Am Seiten- und Vorderteil hefte ich zu demſelben Zweck unter dem Arm (am Armloch), genau nach Faden und Stoff, ein paar 6—10 cm große Stoffſtücke unter den Letzteren, ebenſo an den bei Schulkindern ſo ſehr mitgenommenen Unterärmel vom Ellbogen abwärts und noch 1—2 cm breit an dem Oberärmel, an der Ellbogennaht, ſowie am Unterärmel, um das Armloch her. Dieſe Stellen ſind die erſten, die ſchadhaft werden. Jedes beim Zuſchneiden abfallende Läppchen wird verwandt, um die Arbeit des Ausbeſſerns in dieſer Weiſe zu erleichtern. Zunächſt ſtopft man möglichſt fein die gleichen Stoffe aufeinander, bei älteren Kleidern iſt wohl auch ein Ausſchneiden des zerriſſenen Zeuges erlaubt, das Aufſäumen desſelben über den genau nach Faden oder Muſter darunter liegenden Flicken iſt dann eine ſehr leichte Arbeit. Keine Ärmelnaht nähe man deshalb „franzöſiſch“ zuſammen, d. h. ſo, daß die Ränder nach dem Verſtürzen zwiſchen Futter und Stoff kämen. Man kann dieſen ſonſt nicht abſchneiden und die Naht ſcheuert ihn noch viel früher durch.

**Anna Ecke.**

## Toaſt zum Stiftungsfeſt eines Geſangvereins.

Hört, was ich heut' zum Toaſt mir wähle:
Er gilt, verwundert Euch, — der Kehle!
Sie hält zuſammen Leib und Seele,
Durch ſie entzückt uns Philomele,
Durch ſie fliegt die gebrat'ne Gans,
Durch ſie nur lebt der Liederkranz!
Ach! ohne ſie, wie dumm und ſtumm,
Wie wärs mit allem ſchnell herum!
Sie iſt es, die die Feſte weiht
Mit mancher edlen Flüſſigkeit
Und denkt hierbei gewiß gar Mancher
An ein recht ſchönes Glas Champagner.
Selbſt Schiller ſingt: (das Glas genommen!)
„Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen!“
Drum bringet, was ich euch empfehle,
Ein donnernd Hoch — der lieben Kehle!

**H. R. in S.**

## Zimmergärtnerei.

Im Mai und Juni iſt die beſte Zeit, Stecklinge von unſeren Zimmerpflanzen zu nehmen, denn die jungen Pflänzchen haben dann den Sommer hindurch Zeit, ſich in der warmen Sonne kräftigen, wachſen und gedeihen zu können. Man ſchneidet von einem Stock ein recht kräftiges Zweiglein ab, das aber keine Knoſpen haben darf. Sind ſolche daran, ſo knipſt man ſie ab. Dieſes ſetzt man nun in Erde, deckt ein Glas darüber und ſtellt es ins Finſtere. Man darf dieſe Stecklinge nur wenig begießen, ſonſt faulen ſie ſehr leicht. Viele thun die Stecklinge erſt einige Zeit ins Waſſer, ja oft ſo lange, bis ſie Wurzeln haben. Das iſt aber äußerſt ſchädlich. Die Wurzeln ſind dann ſo verwöhnt, daß ſie im Boden vertrocken, wenn man ſie mäßig begießt, oder im anderen Falle verfaulen. Die Pflanze treibt dann lauter dünne helle Blättchen, blüht einmal und geht ein. Alle Stecklinge müſſen ungefähr ein Jahr lang ſehr trocken gehalten werden. So lange muß man auch jede Knoſpe abknipſen, damit aller Saft ins Pflänzchen geht. Auch die Kronenblättchen zwickt man nach dem erſten halben Jahre ab, damit ſie Seitenzweige treiben. Vier Wochen nach dem Einpflanzen können ſie mit dem Glaſe ans Licht geſtellt werden, ſo bleiben ſie wieder vier Wochen. Dann wird ihnen allmählich das Glas abgewöhnt. Dies gilt für die gewöhnlicheren Blumen. Myrten jedoch und Fuchſien ſind beſonders zart und beſonders bei erſteren iſt es gut, die Gläſer drei volle Monate lang zu laſſen und dann erſt ſehr vorſichtig anzufangen mit dem Abnehmen. In der Nacht müſſen ſie noch ſehr lange die Gläſer haben. Hält man ſie nun das ganze erſte Jahr ſo vorſichtig, ſo werden ſich ſchöne kräftige Pflänzchen entwickeln. Zum erſtenmal darf man ſie nicht zu ſtark blühen laſſen. Vier Blüten ſind genug, die anderen entferne man. Erſt im zweiten Jahre werden ſie ſich ſelbſt überlaſſen, die Stecklingszeit iſt dann vorüber. Sehr oft müſſen die Stecklinge mit Salzwaſſer begoſſen werden; beſonders bei den Myrten finden ſich leicht ganz kleine, weiße Maden ein, die an den zarten, noch in der Entwickelung begriffenen Wurzeln nagen und dieſe ſehr leicht ſchädigen. Bei Beobachtung all dieſer Punkte wird es aber auch gelingen ſchöne, kräftige Pflänzchen zu ziehen. **A. Paſchol.**

## Sommeraufenthalt.

Als Sommeraufenthalt ſei erholungsbedürftigen Damen das Dorf Roetgen bei Aachen beſtens empfohlen. Es liegt an der Bahn von Aachen nach Malmedy, iſt Bahnſtation, hat proteſtantiſche und katholiſche Kirche, ſowie einen Arzt. Schon ziemlich hoch an den Abhängen der Eifel gelegen, macht die kräftige Höhenluft und die Stille des Ortes Roetgen ganz beſonders geeignet, ermüdete Nerven neu zu kräftigen, während ein für Naturſchönheiten empfängliches Auge ſich am Anblick der herrlichen Lage erquickt, und die oft großartige Umgebung zu Ausflügen aller Art verlockt. Für vier Mark täglich dürfte man einfache aber gute ſaubere Wohnung und ſehr reichliche kräftige Koſt finden. Nähere Auskunft wird gewiß gern der Bürgermeiſter des Ortes geben. Die genaue Adreſſe iſt: Roetgen bei Aachen, Rheinprovinz. **A. Z.**

## Für die Küche.

Schon mehrfach ſind Angaben über die Verwendung von Kalbskeulen gemacht worden, es möge mir geſtattet ſein, hiermit auf den mannigfachen Gebrauch hinzuweiſen, den man ſelbſt in kleineren Haushaltungen von einer Schweinskeule machen kann. Obgleich ſtets auf ſparſame Einkäufe bedacht, nehme ich vom Kalb, Hammel und Schwein für gewöhnlich nur Keulen und glaube nicht zum Schaden meiner Wirtſchaftskaſſe.. In unſerm Hauſe wird das Fett am Fleiſche durchaus nicht geliebt, Schweinefleiſch nach dem gewöhnlichen Zuſchnitt der Fleiſcher alſo mit Seufzen begrüßt, es muß aber, wie gewiß in vielen beſcheidenen Haushaltungen, auch auf den Tiſch kommen. Seitdem wir in dieſem Fall von einer Keule zehren, iſt allen geholfen. Je nach der Größe der Familie oder nach der Jahreszeit wird ſich die Verwertung verſchieden geſtalten, wir verfahren etwa folgendermaßen: Am Freitag kaufe ich die Keule, ſchneide und hacke die Beinſtücken ab bis zur wirklichen Keule, und koche ſie ſamt der abgelöſten Schwarte vom Ganzen zu Sülze weich. Der Knochen nach dem Rückgrat zu (in dem die Kugel liegt) wird an dieſer ausgelöſt und mit ſo viel Fleiſch davon angeſchnitten, als die Familie zu einem Mittageſſen (mit Gemüſe) braucht. Die an dieſer Stelle beſonders ſtarke Fettlage wird faſt gänzlich abgelöſt und mit dem ſonſtigen überflüſſigen Fett zu Schmalz ausgebraten, mit oder ohne Zuthaten an Beifuß, Äpfeln, Gewürz. Für den Sonntag, an dem in unſerm Hauſe ſtets ein möglichſt raſch und mühelos herzuſtellendes Mittageſſen gewählt wird, gibt es möglichſt magere Karbonaden, die ich aus der unteren Seite der Keule, die eine ſehr ſchöne glatte Lage Fleiſch enthält, gewinne. Ich löſe den Knochen (das ſogenannte Schinkenbein) heraus, ſo daß nach oben ein mäßig hohes, glattes Bratſtück bleibt, von dem nach Belieben auch das Fett abgeſchnitten wird. Dies Bratſtück, hübſch zurechtgeſchnitten, ſchicke ich, wenn es die Witterung nötig macht, auf Eis, wo es ſich gut acht Tage hält, im Winter, luftig aufbewahrt, noch viel länger. Die untere Hälfte der Keule gibt alſo für Sonntag Karbonaden. Die übrig bleibenden wenigen glatten Fleiſchſtücke um den Knochen her (dieſer ſelbſt wird gleich mit dem Sülzefleiſch gekocht), werden am Dienſtag mit Rindfleiſch vermiſcht zu Klopſen verbraucht. Und da wir mit allem ſparen, beſonders mit der Zeit, ſo wird gleich das Doppelte der nötigen Portion genommen und die eine Hälfte der angekochten Klopſe in der Sauce mit deren Butter als Decke für das Ende der Woche aufbewahrt, damit die viele Mühe, die gerade dies Gericht macht, auf zwei Mittage zu berechnen iſt! Die Klopſe verlieren nicht im mindeſten dabei, und der Hausherr verdient ſich Dank, der ſie aus praktiſchen Rückſichten zweimal in einer Woche ißt. An dieſem Klopstag mache ich auch die Sülze fertig, die am Sonnabend bloß geſchnitten, in die Brühe gethan, mit etwas Salz und Säure verſehen und ſo zu einſtweiligem Erſtarren weggeſtellt wurde. Dieſelben Zuthaten an Sardellen, Citronenſchale und Zwiebel, die zu wiegen, an Gewürz, das zu ſtoßen iſt, an Säuren, Perlzwiebeln ꝛc. gebrauchen beide Gerichte, die Arbeit iſt alſo nur eine. Bei kleineren, zarteren Keulen wird man den größten Teil der Schwarte nicht nur zur Gewinnung des Standes (Aſpic) gebrauchen, ſondern auch zur Sülze ſchneiden können, fehlt es an mageren Fleiſch, ſo nehme ich von dazwiſchen zum Eſſen gekauftem Kalbfleiſch dazu. Sobald es erwünſcht erſcheint, wird das aufgehobene Stück in Angriff genommen, was in ſcharfer Hitze raſch — nach Belieben mit einer Brotkruſte — gebraten einen zarten magern Braten gibt. Verwendet man die vom Ausbraten des Fettes übrigen Rückſtände (Grieben) nicht anderweit, ſo kann man ſie hierbei benutzen, ſie verdicken und verdunkeln die leicht hell bleibende Sauce etwas. Übrigens thut man gut Butter zum Braten zu nehmen, man hat ja dafür Schmalz als Zubrot gewonnen. Auf dieſe Weiſe habe ich die früher unbeliebte Schweinskeule bei der ganzen Familie in Gunſt gebracht und würde mich freuen, wenn andere gleiches erreichten. **A. E.**

## Aus der Redaktion.

„Schon vor vierzehn Tagen ſandte ich dieſe oder jene Frage ein, und dieſe iſt bis heute noch nicht erſchienen!“ wie oft erhalten wir ſolche und ähnliche Klagebriefe! Zur allgemeinen freundlichen Kenntnisnahme geben wir folgende, ſchon oft wiederholte Punkte noch einmal an: 1. Ein Familienblatt mit ſtarker Auflage wird nicht von einem Tag zum anderen gedruckt; eine heute eingeſandte Frage kann im beſten Fall in drei Wochen erſcheinen; da aber meiſt eine ſehr große Menge Fragen vorliegt, ſo iſt dieſer beſte Fall ein ſehr unwahrſcheinlicher. 2. Alle einlaufenden Fragen zu veröffentlichen, ſind wir nicht im ſtande; wir ſuchen die dringendſten und allgemein intereſſanteſten heraus. 3. Auf jeden Fall unveröffentlicht bleiben Fragen: a. Die im Frauendaheim ſchon einmal erörtert worden ſind; b. Die einen den Intereſſen dieſes Blattes fernliegenden Gegenſtand behandeln (dazu gehören mediziniſche Fragen); c. die viel leichter und natürlicher durch ein Inſerat zu erledigen wären. 4. Direkte Antworten auf wirtſchaftliche Anfragen können wir nicht erteilen. Im übrigen ſind wir, wie immer mit großer Freude allen Wünſchen unſerer Abonnentinnen zu Dienſten.

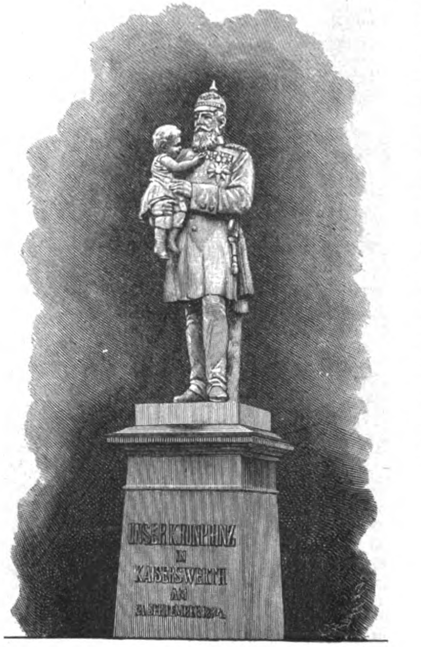
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

# Daheim

XXVI. Nr. 37. Erſtes Blatt.

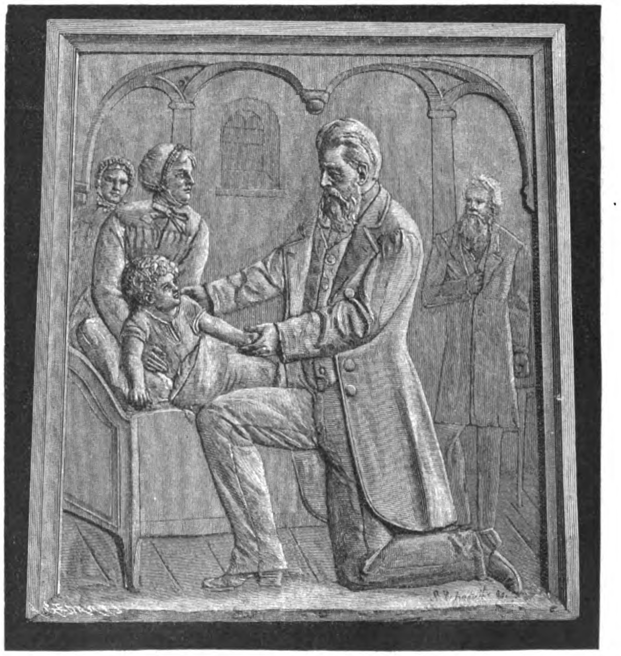
1890. Aus der Zeit — für die Zeit. 14. Juni.

## Das Kaiſer Friedrich-Denkmal des Diakoniſſen-Mutterhauſes Kaiſerswerth.



Denkmal Kaiſer Friedrichs vor der Diakoniſſenanſtalt in Kaiſerswerth.

Kaiſer Friedrich hatte als Kronprinz dem Diakoniſſen-Mutterhauſe Kaiſerswerth und deſſen Gliedern ſo viele Beweiſe ſeiner Huld und Leutſeligkeit gegeben, daß bald nach dem Hinſcheiden des kaiſerlichen Dulders der Plan auftauchte, ihm in Kaiſerswerth ein Denkmal zu ſetzen. Dieſer Plan fand Zuſtimmung und Unterſtützung von allen Seiten, beſonders auch in den Kreiſen der Diakoniſſen, und der 15. Juni dieſes Jahres, der zweite Jahrestag des Hinſcheidens Kaiſer Friedrichs, konnte als der Tag der Enthüllungsfeier des vor dem neuen Kinder-Krankenhauſe auf dem Fronberge errichteten, vom Bildhauer Paul Diſſelhoff modellierten und in beſtem Sandſtein ausgeführten Kaiſer-Denkmals angeſetzt werden. Das Denkmal ſelbſt verewigt eine Epiſode aus einem Beſuche des Kaiſers als Kronprinz in dem Diakoniſſen-Mutterhauſe Kaiſerswerth, und das den Sockel ſchmückende Flachrelief ſtellt eine Begebenheit dar, die ſich auf der Orientreiſe des Kronprinzen im Jahre 1869 ereignete. Während des Kaiſermanövers bei Düſſeldorf brachte am 20. September 1884 der Telegraph den Kaiſerswerthern die Freudenkunde, daß der Kronprinz am andern Morgen von Schloß Benrath aus eintreffen und dem Gottesdienſte in der Diakoniſſenkirche beiwohnen wolle. Mit den freundlichen Worten: „Längſt hat mich verlangt, meine Schuld abzutragen. Ich hab's nicht vergeſſen, daß ich nach meinem Beſuch bei Ihren Diakoniſſen im Orient 1869 verſprochen habe, auch das Kaiſerswerther Mutterhaus zu beſuchen,“ betrat der Kronprinz die Anſtalt und ließ ſich in die Kirche führen. Nach dem Gottesdienſt nahm der Kronprinz ein einfaches Frühſtück in der Lehrhalle am Schweſterngarten ein, während vor demſelben die kranken Kinder, die Waiſenmädchen, Diakoniſſen und Anſtaltsgenoſſen Aufſtellung genommen hatten. Als der Kronprinz dann zu den ſeiner Harrenden heraustrat, wurde ihm ein armer, kranker vierjähriger Knabe als Pathenkind Kaiſer Wilhelms I bezeichnet. Sofort ſchritt der Kronprinz in die Mitte der Knaben, nahm den kleinen erſtaunten Burſchen auf den Arm, liebkoſte ihn und ließ ihn, wie es das Denkmal zeigt, nach Herzensluſt mit all den ſtrahlenden Orden auf ſeiner Bruſt ſpielen, während die übrigen Knaben ihre Trommeln rührten und ihre Flinten und Säbel präſentierten. Einem der Kleinen, der nicht ſchnell genug ſeinen halbverroſteten Sarras aus der Scheide bringen konnte, half der Kronprinz dabei und ſagte dann lächelnd mit einer Anſpielung auf die Predigt über den Text: „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen,“ die er eben im Gotteshauſe gehört hatte: „Nun, mein Sohn, du haſt wahrlich ein rechtes Friedensſchwert.“ — Noch rührender iſt die auf dem Sockelrelief dargeſtellte Szene. Als der Kronprinz im Jahre 1869 auf ſeiner Orientreiſe nach Jeruſalem kam, beſuchte er das Diakoniſſen-Hoſpital auf dem Berge Zion. Er ging durch das ganze Haus und erkundigte ſich teilnehmend nach den Leiden und der Heimat vieler Kranker. Auf der Frauenſtation erregte ein dreijähriges, ſchwarzes, kraushaariges arabiſches Mädchen ſeine beſondere Aufmerkſamkeit. Er ließ ſich vor dem Bett desſelben auf die Kniee nieder, ſpielte mit dem Kinde, und die kleine Kranke, welche ſich nicht von der Hoheit des fremden Herrn, ſondern von ſeiner Herzensfreundlichkeit beglückt fühlte, ſchaute freudeſtrahlend zu ihm auf und wiederholte mehrmals in ihrer Mutterſprache: „Ahubbuka! Ahubbuka!“ Das heißt: „Ich liebe dich!“ — Und ein Denkmal der Liebe iſt es, das die Kaiſerswerther dem dahingeſchiedenen Fürſten geſetzt haben, ein Denkmal der Liebe, wie es ſich ziemt vor einem Hauſe, in dem ſich eine unendliche chriſtliche Liebesthätigkeit entfaltet.



Relief vom Denkmal Kaiſer Friedrichs in Kaiſerswerth.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig, Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Die nach deinem Eigen trachten,
Die wirſt du doch meiden?
Und die dir den Freund verleiden,
Die willſt du achten?

## Winke für ſparſame Hausfrauen.

3. Allgemeine Einkaufsregeln. (Mäntel, Umhänge.)

Nicht nur beim Einkauf von Kleiderſtoffen, ſondern auch von Umhängen, Jackets, Regenmänteln kann eine zum Sparen genötigte Hausfrau allerlei kleine Vorſichtsmaßregeln in Anwendung bringen. Am Liebſten kaufe man kein derartiges Stück unter dem Regime einer gar zu engen, knappen Mode; ein faltiges, längeres Stück läßt ſich leicht nach Bedarf verkürzen und verengern, ſelten umgekehrt erweitern und verlängern. Möglichſt glatte, ungemuſterte gute Stoffe ſind auch hier zu empfehlen; ſchwarze Damenumhänge aus ſolchen geben zu gelegener Zeit Taillen oder Bluſen, wenn nötig durch Ärmeleinſatz u. ſ. w., aus dem Stoff des Rockes ergänzt. Ein von der augenblicklichen Mode in Aufnahme gebrachter auffallender Stoff dürfte ſchwerlich ſpäter gleiche gute Dienſte thun. Wählt man viel Beſatz, ſo ſei er gediegen: Perlverzierungen, Seidenpoſamenterien, ſchwere Franzen und Spitzen ſind irgendwenn und irgendwo immer wieder zu brauchen; geringe, elegant ſein ſollende Dinge ſind es bald durchaus nicht mehr. Bei Regenmänteln, Winter- und Kindermänteln ſehe man darauf, daß die erſteren ſpäter brauchbare Knabenanzüge geben, daß deshalb die linke Seite als rechte zu brauchen ſei, denn die Farbe etwas verlieren wird die obere ſicher ſtellenweis, ebenſo abgetragene Stellen aufweiſen. Höchſt empfehlenswert iſt es für zwei Schweſtern gleiche Mäntel zu kaufen, dann läßt ſich ſpäter noch viel leichter Neues daraus herſtellen. Lange Damenmäntel geben die ſchönſten Winterpaletots oder Kaiſermäntel für Knaben bis zu 10, 12 Jahren, der Riegel im Rücken (in der Taille), verdeckt gefällig eine etwa nötige Naht. Vorn kommen die Knopflöcher in die gut erhaltene linke Seite, die bisherigen werden zugenäht und mit den Knöpfen verdeckt, wenn nicht der vordere Rand als überflüſſig abgeſchnitten werden kann. In derſelben Weiſe richtet man Mädchenwintermäntel für Knaben ein, die abgenutztere Knopflochſeite wird für dieſe allemal zur untertretenden Knopfſeite, die überflüſſige Weite entfernend beſeitigt man zugleich die beſtoßenen Nähte. Wenn irgend möglich, vermeide ich es, Mäntel mit eingeſchnittenen Taſchen zu kaufen oder zu machen, der Einſchnitt kann ſehr hinderlich ſein, wenn bei dem anzufertigenden Stück nicht eine aufzuſetzende Taſche ihn verdeckt. Durch dieſen Taſcheneinſchnitt wird leicht die Brauchbarkeit eines Herrenüberziehers beeinträchtigt, den man ſonſt ausgezeichnet für Knaben und in „engen“ Zeiten auch für Mädchen als Winter- oder Regenmantel verwenden kann. Geſtattet der Hausherr der Hausfrau ein Wort bei der Wahl ſeiner Anzüge, reſp. Stoffe, ſo habe dieſelbe ſoviel als thunlich deren ſpätere Verwendung im Auge in Bezug auf Farbe, Muſter und linke Seite, ſie kann dadurch großen Vorteil für ihre Kaſſe ziehen. Herrenſachen an den Trödler zu verkaufen, halte ich in einem ſparſam eingerichteten, kinderreichen Hauſe für Verſchwendung, denn von gutem Tuch iſt jedes Stückchen irgendwie zu gebrauchen. Den Wert, den ein wenn auch abgetragener Anzug für eine ſparſame Hausfrau hat, bezahlt der Trödler nicht annähernd, und wie ſtolz ſchaut man auf ſein Werk!

**Anna Eske.**

## Für die Reiſe.

Kleidergeſtell als Reiſekorb. Neulich kam ich in eine Familie, da wurde mir „Pamphilia, die jüngſte Tochter des Hauſes, die vielſeitigſte, praktiſchſte Hausgenoſſin“ vorgeſtellt. Ich war nicht wenig verwundert, als ich in „Pamphilia“ ein Kleidergeſtell, wie man es zum Schneidern, beim Garnieren von Röcken braucht, entdeckte. Pamphilia, hieß es, iſt uns geradezu unentbehrlich. Abgeſehen von ihrer eigentlichen Beſtimmung bei der Schneiderei, leiſtet ſie uns auch bei kleineren Reiſen hohe Dienſte. Sie iſt dann unſere Gepäckträgerin, inſofern als wir den Reiſekorb ganz und gar ſparen. Das Geſtell erhält dann einen Überzug von ſchwarzem Wachstuch, der oben und unten mit einem Zug verſehen, feſt zugebunden wird. Innen hinein aber packen wir unſere Habſeligkeiten und man glaubt garnicht, wieviel man bei geſchicktem Ordnen unterbringen kann. In der Mitte haben wir uns einen Deckel aus ein paar Weidenruten machen laſſen, der den Raum in zwei Abteilungen teilt. In den oberen engen Teil kommt Wäſche, Schuhwerk, Bücher, Kleinigkeiten u. ſ. w.; in dem unteren weiteren Raum finden Kleider, Hüte u. dergl. ihren Platz. Am Beſtimmungsort ſelbſt wird das beſte Kleid darüber gehangen und ſo dient das Geſtell als bequemer Ständer für noch allerlei Kleidungsſtücke. An einige innen angebrachte Haken hängt man noch verſchiedene andere Sachen. Sie ſehen, Pamphilia iſt von großartigem Nutzen. Ich konnte nur beiſtimmen. Dazu kommt noch, daß das Geſtell leichter, als jeder Reiſekoffer und Korb iſt, und ſo erſpart es dem glücklichen Beſitzer auch noch häufig die Überfracht.

**H. v. Sydow.**

## Noch einmal der Ingwertopf.

Die vielbeſprochenen, zu Dekorationsvaſen ſo vielverarbeiteten Ingwertöpfe ſehen am ſchönſten aus, wenn man ſie ganz und gar mit launiſch darüber geſtreuten Blumenmalereien (Ölfarbe) bedeckt. Iſt die Ölfarbe bei dem erſten Malen auch ein bißchen widerſpenſtig auf dem glatten Grunde, ſo haftet ſie am zweiten oder dritten Tage doch vorzüglich und läßt ſich willig zu einem Blumenteppich verarbeiten, der entweder ganz bunt oder nur aus einer Blumenart beſtehend, darüber geſponnen wird. Ganz reizend machen ſich unzählige Stiefmütterchenkäppchen nebeneinander, möglichſt verſchieden in der Farbe, zwiſchen denen wohl ab und zu ein neugieriges Blatt und etwas kerniger tiefer Schatten, niemals aber das kleinſte Stückchen unbedeckten Porzellans ſichtbar werden darf. Auch graziös durcheinander gewirkte Stengelchen des Vergißmeinnichts über darunter gelegtem wildem Wein oder anderen rotbraunen Blättern, ſehen vorzüglich aus, ſowie einzelne Hortenſienblüten oder andere flache Blüten, als Marienblümchen, Narziſſen, einfache Aſtern und dergl. Gefüllte und tiefe Blumen, als Roſen, Georginen paſſen nicht zu derartigen Dekorationen, da ſie, gewiſſermaßen flach auf eine Fläche gelegt, mit ihrer Natur ſich möglichſt vertieft darzuſtellen in Widerſpruch gebracht werden. Die Bildchen erhalten eine leichte Farbunterlage in der bekannten Spritzmanier und werden ſchließlich lackiert. Der Kaſten erhält wie die oben beſchriebenen, ſeine niedlichen Bronzefüßchen, es dürfen auch gedrechſelte ſein, und eignet ſich ſo vorzüglich als ein erſtes Geſchenk für die Großmama, in welchen ſie Kleinchens erſte Briefe bewahren kann.

**Pauline Doußberck.**

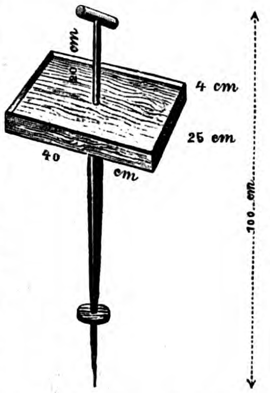
## Mittel gegen Bienenſtich.

Es kommt jetzt die Zeit wo die Bienen zu ſchwärmen anfangen und wo vielleicht vielen Bienenfreunden und Gartenliebhabern ein Mittel gegen Bienenſtich willkommen ſein wird, das ich einem Zufall verdanke, das ſich aber ſchon wiederholt bewährt hat. Vor mehreren Jahren ſtach mich beim Eſſen einer Reineklaude eine Weſpe, die, ohne daß ich es gemerkt hatte, darin ſaß. Um den Schmerz zu lindern, legte ich die Frucht auf den Stich, ließ ſie da einige Minuten liegen und war nicht wenig überraſcht, als der Schmerz ſofort aufhörte und auch die Zunge nicht im geringſten anſchwoll. Als mich ſpäter einmal eine Biene ſtach, legte ich eingedenk der gemachten Erfahrung eine Erdbeere auf die ſchmerzende Stelle mit demſelben Erfolg und habe auch noch bei anderen mit den verſchiedenſten Früchten dieſes Mittel angewendet, zu welchem ſich nun bald als Erſtlingsfrucht die Stachelbeere eignet. Wahrſcheinlich zerſtört die ſtarke Obſtſäure das in dem Weſpenſtachel enthaltene Gift.

**M. M.**

## Garten.

Ein neuer Gartentiſch, nicht für den behaglich ausruhenden, ſondern für den in fleißiger Thätigkeit begriffenen Gärtner, wird manchem nicht unwillkommen ſein. Wieviel iſt das ganze Jahr hindurch im Garten zu thun an den Obſtbäumen, den Roſen, den Zierſträuchern. Vom zeitigen Frühjahr an werden die Obſtbäumchen veredelt, ſobald der Saft ſteigt und der Baſt „löſt,“ folgt das Okulieren der Roſen, das Verſchneiden und Ausputzen geſchieht bei jedem Gang in den Garten. Zu dieſen Arbeiten gebraucht man allerlei Gerät und Material, bald mehr, bald weniger: Säge, Scheere, Meſſer, Baumwachs, Theer, Paffia, Baſt, Edelreiſe und dergl. Wo und wie ſoll mans unterbringen? Zum Teil in den Taſchen, zum Teil an der Erde. Aber wie unbequem, wenn man an einem Stämmchen in Bruſthöhe arbeitet und jeden Augenblick ſich bücken ſoll, um das eine heraufzulangen, das andere nach dem Gebrauch wieder hinzulegen, wie ärgerlich, wenn das ſofort nötige zwiſchen Grashalmen oder allerlei Blattwerk verlegt iſt, und erſt lange geſucht werden muß. Der Gärtner, der den Burſchen neben ſich hat und von ihm Handreichung thun läßt, empfindet das Ärgerliche dieſer Lage weniger, als der Liebhaber, der meiſtens nur auf ſich ſelber angewieſen iſt. Ihm möchte der neue Garten- oder Arbeitstiſch als „ſtummer Diener“ oder Gehilfe ſich anbieten (vgl. die Abbildung).



Seine Herſtellung iſt ſehr einfach. Ein viereckiges Brett von 3 cm Stärke, 40 cm Länge, 25 cm Breite, wird in der Mitte mit einem 2 cm ſtarken Zentrumbohrer durchbohrt und an den Rändern mit einer 4 cm breiten, übrigens ſchwachen Leiſte verſehen, welche alſo am Rande 1 cm überſteht. Dann ſuchen wir einen Stab von feſtem Holz, etwa 1 m lang und 4 cm im Durchmeſſer. In der Höhe von 80 cm machen wir rings herum einen Einſchnitt von 1 cm und nehmen nach oben in derſelben Stärke das Holz fort, ſo daß das Brett heraufgeſchoben werden kann und auf dem Anſatz ruht. Nach unten wird der Stab zugeſpitzt, um ihn und mit ihm den Tiſch in die Erde zu ſtoßen. Zu größerer Haltbarkeit kann die Spitze mit Eiſenblech beſchlagen und, um zu tiefes Eindringen in die Erde zu vermeiden, in ca. 15 cm Höhe mit einer kleinen Scheibe verſehen werden (ein durch den Stab geſchlagener Pflock thuts auch). Bei einigermaßen ſorgfältiger Arbeit ſitzt das Brett auf dem Stabe feſt; ſonſt kann ihm auch durch einen Pflock durch den Stab noch größerer Halt gegeben werden. Am anderen Ende des Stabes bringen wir zum bequemeren Tragen des Tiſches und zum Einſtoßen in die Erde einen Griff an, der auch zum Aufhängen des Bindematerials benutzt werden kann. Dieſer einbeinige Gartentiſch erhebt nicht den Anſpruch, ſchön genannt zu werden, aber er wird ſich freuen, wenn ſeine Dienſte angenommen werden und das Lob erhalten, dem Gärtner ſeine Arbeit zu erleichtern.

**W. in W.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

## Uhrſtänder in Form einer Kapelle.

Dieſer Uhrſtänder ſieht allerliebſt aus und ſtellt ſich leicht und billig her. Aus einem alten Karton ſchneidet man ein Stück von 14 cm Länge und 8 cm Breite zum Boden und leimt darunter an allen vier Ecken kleine Maſchinenröllchen, die als Füße dienen. Dann nimmt man einen kleinen Karton, von dem der Deckel entfernt iſt, von 13 cm Höhe, 9 cm Breite und 4 cm Tiefe, dieſen leimt man ſehr feſt an den Boden, die offene Seite nach vorn. Zum hintern Giebelende ſchneidet man ein Stück Karton, von 11 cm Höhe, nach oben zugeſpitzt und leimt oder näht es an. Dann ſtellt man aus zwei gleichen Teilen das Dach her, von 15 cm Länge und 6 cm Breite, die ſchmalen Enden näht man nach oben zuſammen und befeſtigt dann das Dach an dem Giebel. Die ſo weit hergeſtellte Kapelle bronziert man nun mit Goldbronze, das Dach kann man vorher noch mit flüſſigem Leim beſtreichen und mit Grütze beſtreuen. Nun verziert man den Außenrand des vorderen Giebels, ſowie den Rand des Bodens, mit einer kleinen Strohborte, die vorher bronziert wurde; die Borte läßt ſich gut mit loſen Stichen befeſtigen. Zwei kleine bronzierte Figuren, die man ſich zu 10 Pf. das Stück kauft, leimt man auf den Vorſprung, alſo am Eingang der Kapelle auf; auf die Spitze des Daches bringt man ein kleines Kreuz, das aus Holzperlen hergeſtellt wird, an. Ebenſo verziert man die vier Ecken des Daches mit je einer Perle. In das Innere des vorderen Giebels leime man eine bronzierte Wallnußſchale oder eine kleine Figur ein und überſtreiche nun die ganze Kapelle noch einmal mit Bronze. Nun ſchneidet man ein Stück Karton von 12 cm Länge und 9 cm Breite, belegt es mit Watte und bezieht dieſes Kiſſen mit rotem Plüſch. In der Mitte, ungefähr 3 cm von oben, befeſtigt man einen Haken zum Aufhängen der Uhr, dann ſchiebt man dieſes Kiſſen in das Innere der Kapelle. **Ida Meyer.**

## Hauswirtſchaft.

An junge Frau in S. Das Einlegen von Rumobſt iſt ſehr einfach und ſehr angelegentlich zu empfehlen, da das Obſt faſt nie verdirbt. Man nimmt einen großen bauchigen Thontopf, der ungefähr 12 Liter faßt und füllt denſelben im Laufe des Sommers mit allen nach und nach zur Reife gelangenden Früchten. Den Anfang machen die erſten reifen Erdbeeren. Man nimmt davon eine beliebige Menge, wiegt ebenſo viel geſtoßenen Zucker ab, thut dies in den Topf und gießt 1/4 Liter guten Rum darüber. Der Topf wird nun mit Pergament verbunden, bis die nächſte Frucht an die Reihe kommt. Johannesbeeren, Kirſchen (ausgekernt), Stachelbeeren, immer mit dem gleichen Gewicht Zucker werden der Reihe nach eingelegt. Vor jeder neuen Einlage rührt man das Ganze mit einem ſilbernen Löffel leicht durch. Später folgen halbreife Aprikoſen, Pfirſiche, Äpfel und Birnenſchnitze, immer mit der gleichen Menge Zucker überſtreut. Der erſte Anguß von Rum genügt für den ganzen Topf. Deſſen Inhalt hält ſich äußerſt lange und bildet ein ganz vorzüglich wohlſchmeckendes Kompott. **Ilſe von H. B.**

Ein noch wenig bekanntes Mittel, Fliegen aus Zimmern und Küchen zu vertreiben, bieten die ſüßlich duftenden Blüten des Flieders. Dieſelben werden in möglichſt großen Büſcheln in Vaſen oder Gläſern aufgeſtellt. Nicht nur Fliegen, ſondern auch Mücken und Motten fliehen geradezu dieſen ſüßlichen Blütengeruch. **Cäcilie M.**

Eine ſehr einfache Methode, Wäſche auf unſchädliche Art ſehr weiß zu bleichen, iſt folgende: Man mengt dem erwärmten Waſchwaſſer eine kleine Quantität weißen Pfeifenthon bei, reibt ſolchen auch mit der Seife in die ſchmutzige Wäſche. Letztere wäſcht ſich auf dieſe Weiſe ungemein leicht rein. Ich wäre begierig, von dieſer oder jener Hausfrau den Erfolg meiner einfachen Methode beſtätigt zu hören. Ich fand ſie außerordentlich empfehlenswert. **Frau J. H. in Sch.**

Bewahrt man Bier längere Zeit in Flaſchen auf, ſo wähle man niemals helle Flaſchen, ſondern möglichſt braune oder dunkelgrüne und verwahre die gefüllten Flaſchen niemals an einem hellen Ort. Es hält ſich auf dieſe Weiſe bedeutend länger, da das Licht ebenſo zerſetzend auf das Bier wirkt, wie die Wärme.

Einen ſehr großen Nutzen hat uns bei dem diesmaligen Reinemachen eine ſelbſtgekochte Füllung für die Löcher und Spalten in Wänden und Fußböden geliefert. Die Angabe dazu iſt folgende. Man koche gewöhnliches Zeitungspapier zu einem dicken Brei, thue etwas Alaun und Mehl hinzu (auf einen mittelgroßen Topf von Alaun ungefähr 2 Eßlöffel und von Mehl 1 Löffel) und der Färbung wegen füge man noch Ocker bei. Dieſe Maſſe wird noch warm in die betreffende Stelle feſt eingedrückt. Am andern Tage iſt ſie trocken und hält ſehr gut.

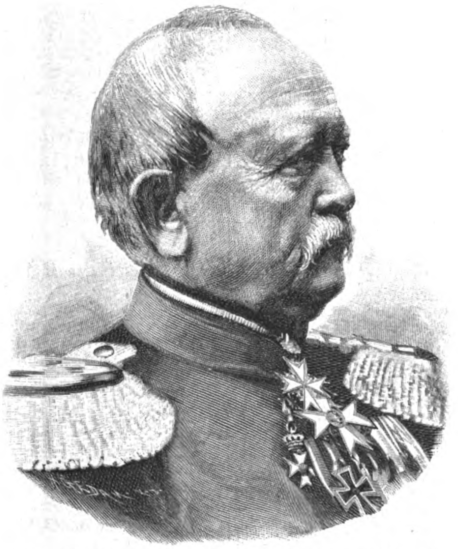
## Für die Küche.

Gemüſegraupen. (Ein wohlſchmeckendes, ſchnellzubereitendes Gericht für einen einfachen Tiſch.) Man ſetze allerlei ſauberhergerichtetes Suppengemüſe, Kohlrabi, Mohrrüben, etwas Sellerie, Peterſilienwurzel und eine große Zwiebel ſamt einigen Gewürzkörnern, einer Spitze Lorbeerblatt und einem guten Stich friſcher Butter in Salzwaſſer an, laſſe es halb weich kochen und quelle in dieſer Brühe Graupen aus, von denen man auf die Perſon zwei Lotmäßchen rechnet, ſodaß man einen ſteifen Brei erhält, den man nach Belieben noch etwas verdünnen kann. Kurz vor dem Anrichten gebe man ein gut Teil würfelig geſchnittenen und ſchön braun gebratenen Speck dazu, mit dem man die Graupen auch noch einmal aufkochen laſſen kann. Zu dieſem Eſſen paßt am beſten gebratene Schweinekarbonade, auch Setzeier. (Man kann auch das Suppengemüſe, wenn es weich iſt, entfernen, indem man die Brühe durch ein Sieb gibt, da Manche dergl. nicht mögen.)

Biskuiteierkuchen. Man gibt in eine ſaubere, tiefe Schüſſel das Quantum Mehl, wovon man backen will, ſchiebt es in der Mitte auseinander, und gießt aus einem Theekeſſel wallendes Waſſer langſam hinein, indem man mit einem Löffel das Mehl mit dem Waſſer zu einem ziemlich ſteifen Teig verrührt, der tüchtig quillt. Iſt er ſo ſteif, daß man ihn nicht mehr gut rühren kann, ſo fügt man die Eier und Salz hinzu, legt von dem Teig in die flache Eierkuchenpfanne mit einem Löffel und backt die Kuchen wie gewöhnliche Eierkuchen in Butter gelbbraun. (Vorzüglich.)

# Aus der Zeit — für die Zeit.

## General Ed. Fr. von Franſecky †.



General der Infanterie Ed. Friedr. von Franſecky. †.

Wieder iſt einer der Helden, welche die Siege der Kriege von 1866 und 1870/71 errungen haben, aus dem Leben geſchieden. Am 21. Mai ſtarb in Wiesbaden im Alter von dreiundachtzig Jahren General von Franſecky, der heldenmütige Verteidiger des Waldes von Benatek in der Schlacht bei Königgrätz und der Führer des pommerſchen Armeekorps in der Schlacht bei Gravelotte. Eduard Friedrich von Franſecky wurde am 16. November 1807 zu Gedern in Heſſen geboren und erhielt ſeine Erziehung im Kadettenkorps, das er am 8. April 1825 als Leutnant verließ. Er begann ſeine militäriſche Karriere in dem damaligen 16. Infanterieregiment, in dem er von 1828 bis 1833 erſt die Stellung eines Bataillons- und hierauf die des Regimentsadjutanten bekleidete. Nachdem er dann zehn Jahre Adjutant der 13. Diviſion geweſen, wurde er in den Generalſtab verſetzt. 1849 Major geworden, gehörte Franſecky vorübergehend einige Jahre dem oldenburgiſchen Kontingent an; 1852 übernahm er die Leitung der kriegsgeſchichtlichen Abteilung des Großen Generalſtabes und zugleich als Lehrer den Unterricht in der Kriegsgeſchichte an der Kriegsakademie. Ende 1857 zum Kommandeur des 31. Infanterieregiments ernannt, 1887 zum Oberſt befördert, übernahm General von Franſecky 1860 auf Antrag des Großherzogs von Oldenburg als Generalmajor das Kommando der oldenburgiſch-hanſeatiſchen Infanteriebrigade, welche er bis zum Jahre 1864 führte und dann als Kommandeur der 7. Diviſion in preußiſche Dienſte zurücktrat. Dieſe Diviſion führte Franſecky, 1865 zum Generalleutnant befördert, während des ſechsundſechszziger Krieges, entſchied mit ihr durch Wegnahme des Muskyberges und die Eroberung des Dorfes Boſſin das Gefecht bei Münchengrätz, und ermöglichte bei Königgrätz durch ſein zähes Behaupten des Waldes von Benatek gegen mehr als vierfache Übermacht das rechtzeitige Eintreffen der Kronprinzlichen Armee. Am 11. Juli 1870 wurde General von Franſecky zum kommandierenden General des 2. Armeekorps und am 26. Juli zum General der Infanterie ernannt. Im Kriege gegen Frankreich führte er dieſes Korps bei Gravelotte am 18. Auguſt zum erſtenmal ins Feuer, und zwar nach ungefähr ſechszehnſtündigem Marſche, als der rechte Flügel des deutſchen Heeres zur Erſtürmung des Plateau von Moſſou-Ferme friſcher Kräfte bedurfte. Während der Belagerung von Paris führte General von Franſecky die geſamten, zwiſchen Seine und Marne vereinigten preußiſchen, württembergiſchen und ſächſiſchen Truppen und wies mit ihnen den großen Durchbruchsverſuch des Generals Ducrot erfolgreich zurück. Im Januar 1871 wurde das zweite Korps gegen die Loire entſendet und erwarb ſich auf ſeinem anſtrengenden Wintermarſche gegen die ſchweizer Grenze, auf dem es dem Feinde ſechzehn ſiegreiche Gefechte lieferte, neue Lorbeern. Nach dem Friedensſchluß wurde General von Franſecky an die Spitze des neu formierten XV. Armeekorps geſtellt. Am 1. September erhielt Fort Nr. 1 bei Straßburg den Namen des ſiegreichen Heerführers. Aus ſeiner Stellung in den Reichslanden wurde General von Franſecky 1879 zum Gouverneur von Berlin berufen und 1882 trat der verdiente General in den erbetenen Ruheſtand und zog ſich nach Wiesbaden zurück.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig,** Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Wie ruhig trägt oft die Geduld der Frau
Die Laſt, womit das Leben ſie beladen!
So ruhig, wie der zarte Spinnenfaden
Den ſchweren Perlenkranz von friſchem Tau.

## Winke für ſparſame Hausfrauen.

### 4. Vorkehrungen gegen raſches Verwachſen.

Das erfreuliche Wachstum der Kinder hat für die Hände der Mutter immer eine Fülle von Arbeit oder — einen unerfreulich tiefen Griff in die Kaſſe zur Folge. Gerade die beſten Sachen, die neu am beſten ſitzen und wenig getragen werden ſollten, werden am ſicherſten verwachſen. Weniger als bei den Mädchenkleidern kann man bei den Knabenanzügen dieſem Übelſtand vorbeugen, einige Vorſichtsmaßregeln ſind jedoch auch hier möglich. An einem zertrennten Herrenüberzieher habe ich gelernt, wie man die Aermel beſſer, als durch Einſchlag unten für ſpätere Verlängerung einrichtet. Dieſer letztere zeigt, ausgelaſſen, faſt ſtets einen abgeſchabten (den frühern unteren Rand) neben dem neu auftauchenden Streifen. Der herrenmäßige Schnitt der Ärmel, mit nur einer Naht, erleichtert das Einbrechen einer richtigen Stufe, nach innen, der ſchmal abzuſteppende äußere Rand wirkt genau wie eine Manſchette. Man breche, nachdem die Stufe weggeheftet, von unten nach oben einen paspelbreiten Aufſchlag; ehe der Ärmel zuſammengenäht wird, ſteppt man ab, natürlich muß dies in genauer Entfernung vom unteren Rand und an der Naht genau paſſend ſein. In den meiſt nicht glatt einfarbigen Tuchſtoffen ſieht man ſpäter die ausgetrennten Steppſtiche nicht, die Brüche werden ausgebügelt und der Ärmel erhält von nun an keinen Aufſchlag, ſondern nur ein paar Knöpfe. Die fürſorgliche Mutter wird außerdem die Rückennaht in Futter, wo ſolches vorhanden, und Oberſtoff reichlich geſchnitten haben und wenn nötig auslaſſen. Unter dem Arm habe ich bei neuen Anzügen ſtets einen unter der aufgeſetzten Taſche verlaufenden Einnäher, noch oben 2 cm. breit weggenäht, der Ärmel wird ſo reichlich eingeſetzt oder unter dem Arm mit einem entſprechenden Fältchen verſehen, daß er beim Erweitern des Jackets noch ausreicht. — Man ſchließe ein Jacket nicht glatt in der vorderen Mitte, ſondern richte es, wie ſoviele fertig gekaufte Anzüge für kleine Knaben, über eine Art Einſatz ſeitwärts zum Schluß ein. In der Taille, die nicht zu eng wird, vermittelt eine Metallſchließe oder dergleichen den Zuſammentritt der Vorderteile über dem Latzteil, letzteres wird oben nach Bedürfnis ausgelaſſen und der Halskragen nötigenfalls durch einen neuen erſetzt. Bei größeren Knaben wähle man zweireihigen Knopfſchluß, wie an den Herrenſachen, leicht läßt ſich dabei die ſpäter nötige Weite herſtellen. Die Beinkleider müſſen durch Verlängerung des damit zuſammenhängenden Leibchens aus Futterſtoff paſſend gemacht werden. Die Vorder- und Rückenteile der Mädchenkleider richte man ſehr faltig ein. Wird das Kleid ſeiner Zeit gewendet und verändert, iſt mit den breiten Stücken ſtets etwas anzufangen, das Schadhafte an den Nähten fällt ab. Wenn irgend möglich ſchneide man in kein neues Zeug Knopflöcher. Ein Einſatz, der entweder in einem Stück mit Seitenſchluß eingerichtet, oder unter beide Seiten der faltigen Vorderteile (als ſchmale Streifen mit Knöpfen und Knopflöchern) untergeſchoben wird, thut große Dienſte. Man hat nachher zwei gleichbreite unbeſchädigte Vorderteile. Bei ſehr guten Stoffen, die vorausſichtlich jahrelang ungewendet getragen werden, iſt das Vorteilhafteſte, zumal für heranwachſende Mädchen, ein anfangs ſehr faltiger, beſonderer Einſatz. Nach der Taille zu wird er kaum der Erweiterung bedürfen, da die Abnäher und Nähte darauf eingerichtet werden. Die fehlende Bruſtweite ergänzt ſich äußerſt bequem durch einen in das Futter eingeſetzten Keil, nach oben und unten ſpitz zulaufend. Die Verlängerung der Taillen (ganz beſonders praktiſch ſind Überkleider) geſchieht ſehr einfach durch entſprechendes Ausnähen der Nähte, für die Röcke wird man durch Einſchlag, Stüfchenkanten, Stufen nach links unter einem Beſatz u. ſ. w., geſorgt haben. Gerade jetzt erleichtert dies die Mode ungemein, viel ſchwieriger waren die Zeiten der ſchrägen- und Prinzeßkleider! Für neue Oberärmel rechne man auf Stoff, aus den erſten Oberärmeln gibt es Unterärmel und für die nötige Länge ſorgen gefällig Aufſchläge, Beſätze. Auch bedenke man, daß weite Ärmel jederzeit in enge, enge aber nie in weite zu verwandeln ſind und berechne ein neues Kleid in allen Verhältniſſen reichlich.

**Anna Ecke.**

## Kunſt im Hauſe.

Allen Freundinen der ſo dankbaren und wirkungsvollen Korbſchnitzerei ſei ein prächtiges Vorlagenwerk „Neue Korbſchnittmuſter“ von Frau Klara Roth, Verlag von E. A. Seemann, Leipzig warm empfohlen. Die erſte Lieferung bringt auf Tafel 1—40 u. a.: Thermometer, Flaſchenteller, Album, Fußbank, Tiſch, verſchiedene Käſten u. v. m. Sehr willkommen wird auch ein kleiner neuer Leitfaden der Modellierkunſt ſein. Ein ſolcher iſt von Frl. E. Fülle ſehr klar und anſchaulich verfaßt, vor kurzem bei Müller und Hennig in Dresden erſchienen, Preis 1 M. — Beſonders auf die Anleitung zum Modellieren von Blumen und Früchten zu allerhand Zimmerſchmuck machen wir aufmerkſam.

## Garten.

Blumenpflege. Sehr wichtig für das Gedeihen der Zimmerpflanzen, insbeſondere der Blattpflanzen, wie Gummibaum, Palmen, Papyrusſchilf, Epheu u. ſ. w. iſt es, daß die Ausdünſtung durch die Außenwände der irdenen Töpfe ſtattfinden kann. Daher verkümmern Pflanzen in Porzellantöpfen auch immer mehr oder minder; weit beſſer bewähren ſich Papierhüllen, am beſten klar durchbrochene, die man loſe um die Töpfe lege; alle 8 bis 14 Tage entferne man dieſelben und reibe mit einem derben Küchentuche den ſich leicht ergänzenden grauweißen Schimmel von der Außenſeite der Töpfe, wie auch aus den Unterſätzen ab, wobei man das Nachtrocknen mit einem anderen Tuche nicht verſäume.

**Marie Werner, Königsberg i. Pr.**

Zu weiterer Kenntnisgebung erlaube ich mir die Mitteilung, daß gegen Wanzenplage die Feldwanze, ein von mir erprobtes und bewährtes Mittel, zu empfehlen iſt. Eine kleine Anzahl dieſer Tiere haben ihre Namensgenoſſen vollſtändig vertilgt. **L. W. in Graudenz.**

Die Weinraute iſt eine ſehr empfehlenswerte Staude für den Gemüſe- und Küchengarten. Leider trifft man dieſelbe aber nur ſo vereinzelt in den Gärten an, daß man glauben muß, dieſelbe ſei im Ausſterben begriffen. Für den Kenner und Liebhaber kann es kein angenehmeres Frühſtück als die Blätter dieſer Staude, die allerdings nur im Frühjahr genießbar ſind, geben. Dieſelben haben einen ſo angenehmen, bitteren, kräftigen, Appetit erregenden Geſchmack, daß, wer die Staude einmal angebaut hat, ſie gewiß nicht wieder in der Küche vermiſſen will. Der Gebrauch der Weinraute iſt ein ſehr einfacher und löſt man dazu die Blätter vorſichtig vom Stengel ab, wiegt ſie mit einem Wiegemeſſer recht fein und ſtreicht ſie aufs Butterbrot. Ebenſo einfach und leicht iſt die Kultur, doch thut man am beſten, die Weinraute nicht aus Samen zu ziehen, da es dann zu lange währen würde, bis man zu dem Genuß derſelben käme, ſondern man bezieht von einem Gärtner einige Stauden, die für einen ſehr billigen Preis zu haben ſind, und pflanzt dieſelben an einen ſonnigen Ort des Garten, wo ſie nicht im Wege ſtehen. Die Pflanzen, vom zweiten Jahre ab brauchbar, halten verſchiedene Jahre aus, wenn man ſie zum Schutz vor ſtarker Kälte, gegen die ſie empfindlich zu ſein ſcheinen, mit einem Blumentopfe im ſtrengen Winter überdeckt, unter dem ſie dann ſehr gut überwintern.

**Th. Sch.**

## Handarbeit.

Deckchen aus Cigarrenbändern. Rote und gelbe, ſeidene Cigarrenbänder ohne Aufdruck ſchneidet man halb durch, flechtet ein ſchachbrettartiges Viereck und ſtickt nun einen paſſenden Röſſelſprung darauf, indem man in jedes Feld des Quadrates mit ſchwarzer Seide einen Buchſtaben näht. (Irgend ein Streumuſter aus Sternchen thut es wohl auch, doch haben meine Deckchen gerade der ſcherzhaften Verschen halber immer ſehr gefallen.) Dann füttert man das Deckchen mit rotem Zitz ab, (ein gewaſchenes rotes Atlashutfutter von meinem Herrn Gemahl, war ſehr fein!) und faßt die Ränder mit roten Cigarrenbändern ein. Schleifchen von ebenſolchen zieren die vier Ecken.

**Luſtige Buchhändlersfrau.**

Sehr hübſche, leichte Baumwollſpitze zu Gardinen. Fr. 145. Aus ungebleichter Baumwolle Nr. 3 werden mit ſtarker Baumwollhäkelnadel zunächſt folgende Sterne gehäkelt: zum Anfang wickelt man die Baumwolle zehnmal um den kleinen Finger, dadurch erhält man einen kleinen, dicken Ring, in welchen man 28 Stäbchen mit Umſchlagen häkelt. 2. Tour: auf dieſe Stäbchen werden 28 feſte Maſchen ohne Umſchlagen gehäkelt (die Stäbchenmaſchen doppelt faſſen). 3. Tour: 1 feſtes Stäbchen mit zweimal Umſchlagen, beim 2. die letzte Maſche des erſten mit durchziehen, 5 Luftmaſchen, 2 feſte Stäbchen, 5 Luftmaſchen und ſo fort, unten keine Maſche liegen laſſen; 4. Tour: in die 5 Luftmaſchen 3 feſte Maſchen ohne Umſchlagen, 2 Luftmaſchen, 3 feſte Maſchen, dies 13 mal wiederholt und der Stern iſt fertig. Die Sterne werden aneinander gekettet, ſo lang man die Spitzen haben will, bei der jedesmaligen letzten Tour wird ein Stern an den andern je zweimal feſt gehäkelt, ſo daß von jeder Seite 5 kleine Bogen ſtehen bleiben. An dieſe Sternenreihe häkelt man nun folgende Kante: in den erſten oder 5. oberen Bogen des erſten Sternes häkelt man bei der erſten Tour 2 feſte Stäbchen mit 2 mal Umſchlagen, bei den letzten die letzte Maſche des erſten Stäbchens mit durchziehen, 5 Luftmaſchen, eine feſte Maſche in den 2. 3. 4. Bogen, 5 Luftmaſchen, 2 Stäbchen mit 2 mal Umſchlagen in dem 5. Bogen — keine Luftmaſche, 2 Stäbchen mit 2 mal Umſchlagen in den erſten Bogen des zweiten Sternes und ſo fort. 2. Tour: 1 Luftmaſche, 1 feſtes Stäbchen mit Umſchlagen; 3. Tour; die ſogenannte + oder Sägebocktur, 4. Tour: 1 Luftmaſche, 1 Stäbchen mit Umſchlagen. Zum Einſatz häkelt man dieſelben Touren und die andre Seite der Sterne. Zur Spitze kommt an die andere Seite derſelben noch eine Zäckchentur zum Abſchluß der ſehr einfachen, aber dankbaren Spitze.

**Fr. Paſtor F.**

## Für die Küche.

Belgrader Brot. Man nimmt ein halbes Pfund geſchälte und fein würflich geſchnittene Mandeln, ½ Pfund Mehl, ein Lot geſtoßenen Zimmt, geſtoßene Nelken, Mußkatnuß, feingeſchnittene Citronen und Pomeranzenſchale, Citronat, rührt dies alles mit 3 Eiern, einem halben Pfund Zucker, welcher mit den Eiern recht ſchäumig verrührt worden, zu einem Teige, rollt ihn zwei Meſſerrücken dick aus, ſchneidet ſchmale, längliche Stücke davon, beſtreicht ein Blech mit Wachs und bäckt ſie langſam ſchön gelb.

Bisquit à la crême. Das Gelbe von 6 Eiern rühre man mit 12 Lot Zucker zu Schaum, ſchlage ein Seidel dicken Rahm und laſſe ihn auf einem Siebe ablaufen. Das Weiße von 8 Eiern wird zu Schnee geſchlagen und nebſt dem Rahm und 8 Lot Mehl dazu gerührt. Man füllt die Maſſe in Papierkapſeln und läßt ſie bei gelinder Hitze backen.

Engliſche Bedford-Bisquits. Man nehme 2 Pfund Weizenmehl, ¼ Pfund Butter, 1 Ei und ſo viel Milch als nötig, um einen dicken Teig zu machen, wobei man noch ein wenig Zucker hinzuthut. Die Bisquits mache man rund. Man backe ſie ſofort, nachdem ſie geformt ſind, im Ofen. Binnen drei bis vier Minuten ſind ſie hellbraun.

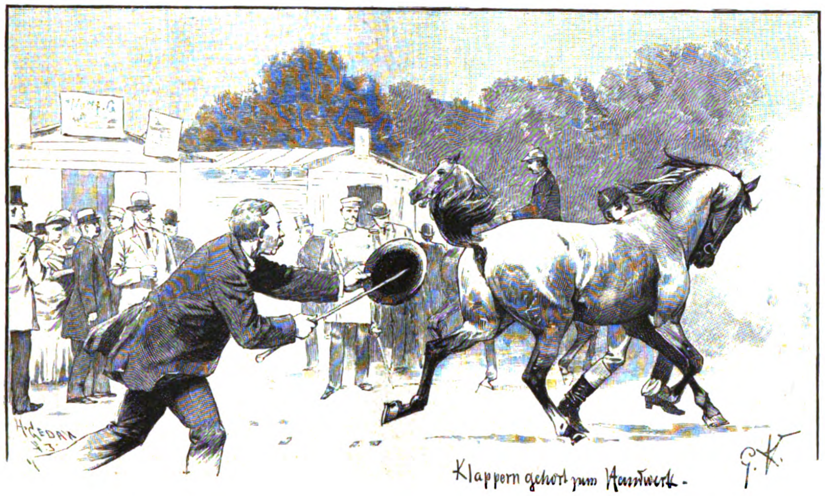
Rezept zu einem billigen Abendeſſen. Von grober Buchweizengrütze (feine iſt nicht ſo angenehm in der Konſiſtenz) kocht man mit Waſſer und Salz einen ſteifen Brei, es gehört faſt eine Stunde Zeit dazu. In denſelben thut man ein kleines Stückchen friſche Butter, richtet ihn dann auf eine tiefe Schüſſel an, gibt oben darauf etwas in Speck oder Butter hellbraun gebratene Zwiebel. Kalte ſüße Milch, in Gläſern ſerviert, dazu gegeben, gewährt dieſe Speiſe namentlich im Sommer ein wohlfeiles, angenehmes und beſonders Kindern ſehr geſundes Abendeſſen.

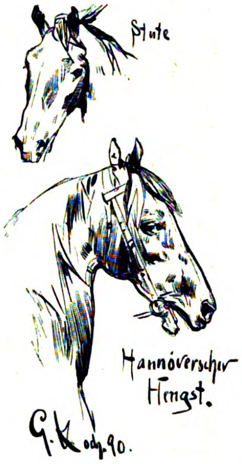
**B. v. W.**

# Daheim

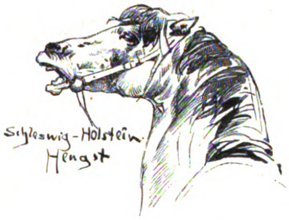
XXVI. Nr. 39. Erſtes Blatt.

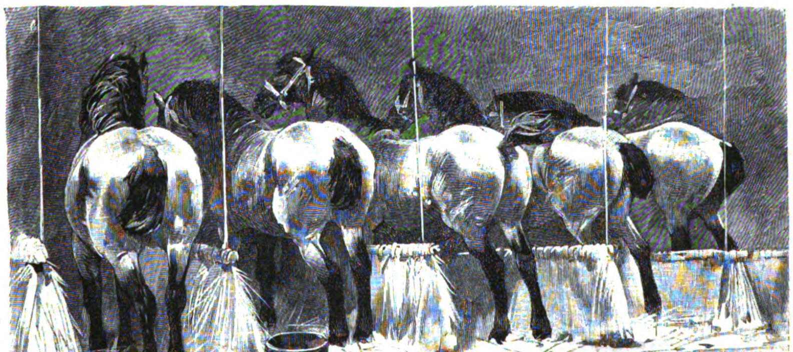
1890. Aus der Zeit — für die Zeit. 28. Juni.

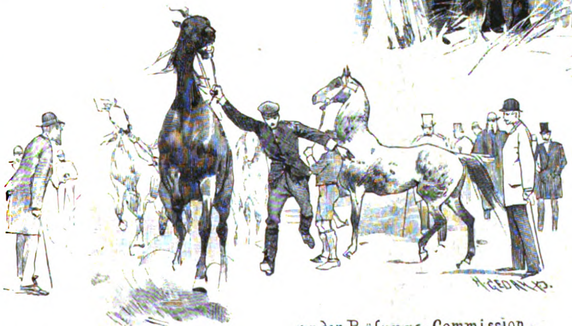

Klappern gehört zum Handwerk.

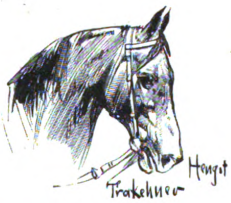

Stute

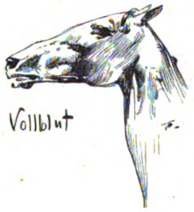
Hannöverscher Hengst.


Schleswig-Holstein Hengst


Die Dicksten


vor der Prüfungs-Commission.


Trakehner Hengst


Vollblut

Bilder von der Berliner Pferde-Ausſtellung vom 12. bis 22. Juni.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wie ſchwer ihr auch immer beladen ſeid,
Iſt das Herz euch nur frei, ſo ſeid ihr geborgen!

Ein Tropfen von wirklichem Herzeleid
Wiegt ſchwerer als eine Welt voll Sorgen.

## An einem Faden!

Skizze nach dem Leben. Von T. Pauly.

„Verlaß dich darauf, lieber Mann, ſobald du es brauchſt, wird dein Vorhemd in Ordnung ſein," verſicherte Frau Elſe und nahm ihre Morgenarbeit in der Küche wieder auf, unterdes der Gatte die Wohnung verließ. Heute mußte das Mittageſſen eine Stunde eher als ſonſt fertig ſein. Elſe hatte noch alle Hände voll zu thun. Leider hatte ſie einen Einkauf am Tage zuvor verabſäumt. Es hieß alſo, ſich beeilen — denn es galt, noch die drei hohen Treppen hinab und bis zum nächſten Schlächter zu gehen — die Aufwartung konnte der jungen Frau unmöglich die Koteletts zu danke wählen. In betreff der Wareneinkäufe war Elſe beneidenswert peinlich, leider nicht in allen anderen Stücken auch. Dieſer Morgen erſt brachte dem jungen Ehemann einen neuen Beweis davon. In einer dienſtlichen Obliegenheit muß er heute um die Mittagszeit verreiſen. Elſe wußte ſchon lange davon; ſie hatte jedoch, wie gar oft, nicht zu rechter Zeit die Wäſcherin beſtellt, und ſo fand Hugo beim Muſtern ſeines Wäſcheſchranks heute früh nur ein einziges Vorhemdchen, und auch dieſes letzte Stück konnte er nicht gebrauchen; das eine Leinenband hing nur an einem Faden. Dergleichen kleine Unordnungen in ſeinem Wäſchevorrat waren nichts Neues. Allgemach hatte der junge Ehemann ſich faſt daran gewöhnt. Elſe war heute bei ihrem Ausgang durch eine Freundin aufgehalten worden; auch hatte ihr der Briefbote vormittags noch eine Poſtkarte von einer Verwandten gebracht. Sie hatte ihren hübſchen Kopf demnach übervoll mit wichtigen Dingen, und vergaß das Band am Vorhemdchen ganz und gar. Als der Gatte ſich zum Gange nach dem Bahnhof rüſtete, überfiel die junge Frau nahezu tödlicher Schreck. Raſch her mit der Nadel, Faden und Fingerhut! Hugo harrte und ſtand wie auf glühenden Kohlen. Es wird ſpät, zu ſpät ſtand auf ſeinem Geſicht. Endlich iſt Elſe fertig; endlich iſt auch der Gatte gerüſtet; eilig nimmt er Abſchied, verläßt haſtigen Schrittes das Haus. Welche fatale Überſtürzung; ſie blickt ihm vom Fenſter aus nach, mit angſtvoller Spannung und erhitztem Geſicht. Welche unliebſamen Gefühle durchwogen ihre Bruſt! Der Bahnhof liegt ganz nahe, ſo daß man das Abfahrtsſignal in ihrer Wohnung deutlich hören kann. Einmal hatte es ſchon vorhin geläutet. Jetzt ertönte die Glocke zum zweiten Mal. Noch kann Hugo trotz aller Eile den Bahnhof nicht ereicht haben. Elſe zitterte und bebte. Von dieſer Dienſtreiſe hing ihres Mannes Karrière, hing, wie ſie nur zu gewiß wußte, demnach ihrer Beider Zukunft, ihr Wohlergehen ab. Sie lauſchte und horchte und fühlte ihr Schuldbewußtſein in ſeiner ganzen Schwere. Jetzt vernahm ſie den Pfiff der Lokomotive, des Dampfwagens Getöſe beim Davonrollen; — hatte ihr Gatte ihn noch erreicht? — oder — geſchah am Ende das Entſetzliche — kehrte er — ihretwegen und weil ihre Nachläſſigkeit ihn aufhielt — wieder nach Hauſe zurück? Nochmals bange Minuten! Sie wuchſen zu einer vollen Viertelſtunde — Hugo aber kam nicht. Die junge Frau atmete auf; zugleich aber machte ſie ſich ein tiefernſtes Gelöbnis; — ging alles glücklich für dieſes Mal ab, — ſo ſollte auch ganz, ganz gewiß ähnliches ſich nicht wieder ereignen. Hugo hatte — dank einen Zufall — den Bahnzug noch knapp erreicht, — aber auch hier hingen Reiſe und Geſtaltung an einem Faden! Elſe hat ſich zu ihrem und ihres Mannes Glück gehalten, was ſie in jener angſtvollen Stunde gelobte.

## Noch einmal: der Cigarrenkaſten.

Unſere geſchickten Leſerinnen, welche ſich bereits in allerlei künſtleriſchen Beſchäftigungen verſuchten, wenden ihre Kunſt, wie ich weiß, ſehr gern auch einmal dem Handwerk zu. Ein Leimtopf, ein kleiner, leichter Hammer, ein feiner Bohrer, eine Zange und viele kleine Nägel ſind treffliche Bundesgenoſſen, um ein ſchönes, ſtarkes Cigarrenkäſtchen recht hübſch zu verwandeln. Es gibt jetzt ja vielfach Kiſtchen, deren Holz faſt 1 cm ſtark iſt, und deren Deckel nicht in den Seitenwänden verſchwinden, ſondern gänzlich aufliegen. Zunächſt ſieht man nach, ob der Deckel gut befeſtigt iſt. Iſt das nicht der Fall, ſo leimt man einen dünnen Stoffſtreifen über. Dieſe einfache Befeſtigung erweiſt ſich als die beſte für Dilettantenhände, denn die außerordentlich feinen Scharniere anzubringen iſt äußerſt ſchwer und wird ſelten befriedigend gelingen. Unſer Käſtchen kann nun auf die verſchiedenſte Art und auf das eleganteſte ausgeſtattet werden. Wir raten für den erſten Verſuch zu einer Bekleidung mit dickem geblumtem Cretonne; Samt, welcher bedeutend ſchöner iſt, mag die zweite Auflage ſchmücken. Wir denken zunächſt daran, die vier oberen Ränder, ſowie den inneren Deckel zu bekleiden und ſchneiden für den Querſchnitt des vorderen Brettes und der zwei ſeitlichen einen zwei Finger breiten genügend langen Zeugſtreifen zu, und für den Deckel ſo viel, daß das Stück nach oben gebogen zugleich drei Seiten des Deckels mit bedeckt. Wir haben hierbei darauf zu achten, daß die Ecken ſauber und nicht zu dick ausfallen und bringen deshalb daſelbſt kleine dreieckige Ausſchnitte in die Bekleidungsſtoffe, welche dieſen Zweck erfüllen helfen. Inzwiſchen haben wir guten Tiſchlerleim gekocht. Derſelbe muß nicht zu dünn ſein, da er ſonſt den Stoff durchdringt (durchſchlägt), aber auch nicht zu dick, da er ſonſt Faden zieht und Unebenheiten verurſacht. Solange man ihn benutzt, muß er warm gehalten werden, entweder auf Spiritus, oder auf dem Herde. Mit dieſem Leim beſtreichen wir zunächſt den Querſchnitt der drei Brettchen, für welche der Stoffſtreifen beſtimmt war, ſowie einen Finger breit tiefer außen und innen unterhalb derſelben. Dann legt man ſchnell (damit der Leim nicht trocknet) den Stoff über ein Brettchen, drückt ihn überall feſt, beſonders in den Ecken, und leitet ihn, nachdem man einen geſchickten Kniff daſelbſt gebildet und befeſtigt hat, zum zweiten, dann zum dritten Brettchen über. Nun, wie oben bereits angedeutet, die innere Bekleidung des Deckels. Jetzt wird das Käſtchen innen ausgeklebt. Der Boden wird für ſich ausgeſchnitten und eingeleimt, die Seitenteile zuſammenhängend, ſo daß ſie dicht unter dem oberen Rand abſchneiden. Längs der Ecken beſonders feſt anzudrücken! Die innere Bekleidung wird, damit ſie recht glatt anliegt, ohne Umſchlag gemacht. Zur Bekleidung der vorderen Seite, des äußeren Bodens, der hinteren Wand, des oberen Deckels wird ein langes Stück verwendet, genau nach dem Maße des Kaſtens zugeſchnitten, welches groß genug ſein muß, um vorn und auf dem Deckel umgelegt, ſowie ſeitlich auf den ſchmalen Teilen befeſtigt zu werden. Vorn, an dem oberen äußeren Rand, wird der ziemlich breit umgelegte Stoff auf das mit Leim beſtrichene Holz gedrückt, über den Boden und die hintere Wand auf den Deckel geführt und dort in gleicher Weiſe wie vorn mit Umſchlag befeſtigt. An den Ecken hat man wieder Einſchnitte gemacht, bis dicht an das Käſtchen heran, und dieſes unterhalb des Deckelanſatzes und über demſelben mit Leim beſtrichen, damit der Stoff ſich beim Öffnen nicht wirft. Nun ſind noch die zwei Seitenwände übrig, für welche paſſende Zeugſtückchen, ringsum ſcharf bekniffi, verwendet werden. Doppelte Reihen gedrehter Chenilleſchnur werden mit einigen unſichtbaren Stichen an den vier Ecken der Seitenwände befeſtigt, wobei der Deckelſchnitt nicht trennend auftritt. Die vordere, ſowie die hintere Wand erhalten unten nur eine Chenilleſchnur, welche aus der doppelten heraustritt, jedoch erſt nachdem zwei Atlasbänder zwei Finger breit auseinander ſenkrecht über das Käſtchen gelegt ſind, ebenfalls mit Leim an der Rückſeite, ſowie an den Ausgangspunkten und da, wo ſie wegen des Deckels durchſchnitten wurden, feſtgemacht. Ein paar zierliche Bronzefüßchen, ſowie ein kleiner eingeſchraubter Griff mit Ring vervollſtändigen das Ganze, das in geeigneten Farben ſehr hübſch wirken kann. Bedeutend eleganter und koſtbarer iſt ein innen mit Atlas, außen mit Samt bekleideter Kaſten, deſſen Stoff, außer ſehr vorſichtig mit Leim, auch noch mit winzig kleinen goldenen Nägeln befeſtigt iſt. Man beſtreicht, um dieſe in gerader Linie anordnen zu können, einen Bindfaden mit Kreide und markiert damit die betreffenden Stellen. Mit ſpitzer Kreide gibt man wohlverteilte Punkte auf den Linien an, damit die Nägel wirklich zum Schmuck gereichen und ausſehen, wie eine Perlenſchnur. Gute Eiſenwarengeſchäfte, ſowie Gürtler und Kunſthandlungen führen allerlei niedliche Sachen aus Bronze und Meſſing, vergoldet und verſilbert, wie man ſie z. B. auf Photographiealbums ſieht, als Ecken, Henkelgriffe, allerliebſte Beſchläge, Schilder, Mappen, Füßchen und dergl., welche einen allerliebſten und nicht allzuteuren Schmuck auch für unſer Käſtchen abgeben. Dieſelben werden mit den winzigen goldenen Nägeln leicht und unmerklich befeſtigt. Die dritte Art Käſtchen zu ſchmücken, von der ich reden will, iſt beſonders für Kinderhände geeignet. Man ſammelt dazu kleine Bilder, (jedoch ſolche auf dünnem Papier) hübſche Anzeigen, von welchen die Erfurter Gärtnerhefte mit ihren Blumenbildern recht paſſend ſind, Briefmarken, Stempel, Medaillenabbildungen — alles nicht zu groß und klebt es in gefälliger Anordnung, ſchräg und grade, meiſt eins das andre zum Teil deckend, überall in und auf das Käſtchen, ſo daß nirgends mehr Holz ſichtbar bleibt. Ausgenommen iſt hiervon „das Gelenk" des Deckels, welchem ein Cretonneſtreifen übergeleimt wird.

## Praktiſches fürs Haus.

Um Silber und Kupfer zu reinigen und ihm recht ſchönen Glanz zu geben, verwenden wir mit Vorliebe ein Mittel, welches ſehr einfach iſt. Haben wir trockne, weiße Bohnen gekocht, denen aber kein Salz zugeſetzt ſein darf, ſo wird das Waſſer ſorgfältig aufgehoben. Die verſchiedenen ſilbernen und kupfernen Gegenſtände werden damit geputzt, hinterher aber mit einem weichen wollenen Lappen abgerieben, bis ſie blitzen und funkeln vor lauter Glanz. Mit dieſem Waſſer laſſen ſich auch ſehr gut Flecke aus Kleiderſtoffen vertreiben. **M. B.**

Knöpfe. Ich begreife nicht, wie viele Damen noch ſo unpraktiſch ſein können, Stoff- oder Metallknöpfe zu tragen. Auch an Herrenröcken reiben die Stoffknöpfe leicht durch und müſſen darum oft erneuert werden. Die Steinnußknöpfe dagegen, welche von Stoffknöpfen nicht zu unterſcheiden ſind, halten länger, als die Röcke ſelbſt. Wie oft ſpringt bei den eleganten Metallknöpfen eine Öſe aus, oder man bleibt mit den ſcharfen Verzierungen an einer zarten Spitze hängen! Alle dieſe Nachteile haben die Steinnußknöpfe nicht, außerdem noch den Vorteil, billiger als alle anderen zu ſein und ſind in geeigneten Geſchäften in allen nur denkbaren Formen und Farben zu haben. Zum Schluß möchte ich die geehrten Damen bitten, Bennewitzſche Knöpfe zu verlangen, die ich als beſonders praktiſch und geſchmackvoll empfehlen kann.

Fleckig und blind gewordenen Marmor zu polieren. Der Marmor wird mit Waſſer und ſehr fein pulveriſiertem Bimſtein abgerieben, mit einem in Öl getauchten Lappen und Bimſtein zum zweitenmal geſchliffen. Dann wird ein anderer wollener Lappen in Waſſer geſteckt und die Marmorfläche mit feinſtem Wienerkalk poliert. Die höchſte Glätte giebt man, indem man mit einem reinen trockenen Lappen und Zinnaſche die ganze Fläche nachreibt. **E. v. M. B.**

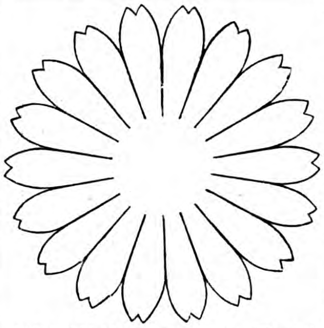
## Papierblumen.

Waſſerroſe. (Nymphaea alba). Dieſe Blume kann prächtig von Papier nachgebildet werden und iſt

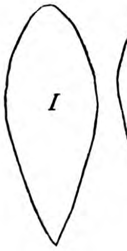
Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

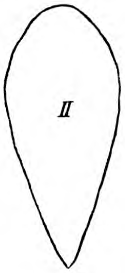
# Frauen-Daheim.

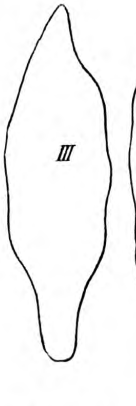
Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

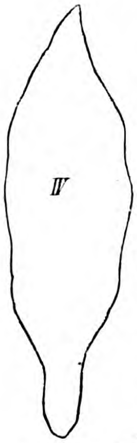


dabei nicht ſchwer herzuſtellen. Man ſchneidet zunächſt aus dottergelbem Papier Sterne nach obigem Schnitt, zur Bildung der Staubgefäße. Es wird zuerſt ein Stern an den umgebogenen Draht feſtgebunden und nach oben etwas aufgeſtreift und zuſammen gedrückt; die übrigen etwa 5—6 Sterne werden nachgeſchoben und immer etwas nach oben gedrückt, ſo daß die Zäckchen ziemlich aufrecht ſtehen. Die cremefarbigen Blumenblätter (Abb. I, II, III und IV)

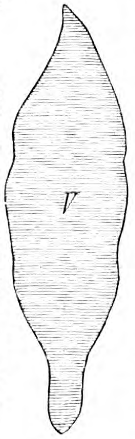


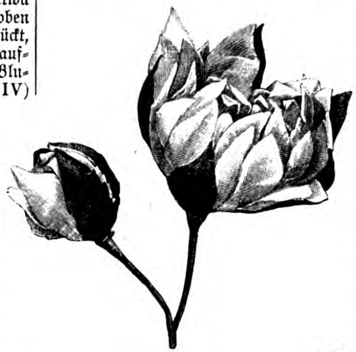






werden mit dem paſſenden Höhlklöppel der Länge nach auf der linken Hand liegend, gehöhlt und alsdann um die gelben Staubgefäße herum, etwa 6—8 von jeder Sorte, die kleinen zuerſt, die größeren folgend, feſtgebunden. Nach umſtehendem Schnitt ſchneidet man aus ſtarkem ſchwarzgrünem Papier 6 Kelchblätter zu jeder Blüte, welche zuletzt befeſtigt werden. Hierauf wird der Stiel bewickelt. Man kann ſich nach Belieben Blumen und Knoſpen verſchiedener Größen, geöffnet und geſchloſſen, anfertigen und dieſelben in vielfacher Anordnung in Verbindung mit Waſſerroſenblättern und Schilf- oder Sanſibargräſern verwenden. Sehr hübſch iſt es, wenn man die bekannten grünen Gummiſchläuche zu Stielen verwendet. Fertig ausgeſchlagene Blumenblätter kann man ebenfalls aus der Fabrik von E. Petzold in Dresden beziehen.





## Handarbeit.

Eine elegante aber nicht koſtſpielige Gartentiſchdecke verfertigte ich auf folgende Weiſe. Von einem Leinengeſchäft holte ich 3 m damaſtartigen Stoff, ein ſehr hübſches Gewebe, grau mit rot und blau gemuſtert, das Meter koſtete eine Mark. Ich teilte die 3 m zur Hälfte, und ſchnitt dann jedes Teil wieder der Länge nach durch. Da der Tiſch ſehr umfangreich war, ſollte die Decke eine Länge von 1,50 m und eine Breite von 1,30 m haben. Ich benutzte drei Teile des Stoffes zur Decke und machte vom vierten eine Schenktiſchdecke. Dann häkelte ich von Ankergarn Nr. 30 in altdeutſchen Farben 2 Zwiſchenſätze 1,50 m lang und 15 cm breit und vereinigte durch dieſe die drei Streifen. Hübſche Muſter zu Zwiſchenſätzen ſind leicht zu finden, doch dürfen ſie nicht zu hohl ſein, damit die Tiſchplatte nicht unangenehm ſichtbar wird. Ich häkelte ſie von rotem Garn und umhäkelte ſie mit Stäbchen-Maſchen von blauem Garn. Dann umgab ich die Decke rings mit einer dicken runden Schnur in blau und roten Farben und ſetzte in jede Ecke eine Quaſte in derſelben Farbe. Eine Spitze zum Zwiſchenſatze paſſend würde auch recht gut ausſehen. Dieſe Decke machte ſich ſehr hübſch und wurde viel bewundert.

**M. B.**

## Divan für das Puppenzimmer.

Man nimmt eine alte ſchmale lange Kiſte ohne Deckel, in Größe zu dem vorhandenen niedrigen Kindertiſchchen paſſend, kehrt ſie um und bohrt in den jetzt zum Sitz beſtimmten Boden derſelben nach hinten zu zwei Löcher, in die man breite, nach unten zugeſpitzte Holzſtäbe ſteckt. Dieſelben dienen ſpäter zur Befeſtigung der Rücklehne, hierauf verkleidet man die vordere Längsſeite und die beiden Breitſeiten der Kiſte mit gutem Möbelkattun, den man an der Rückſeite und oben auf dem Sitz mit kurzen, breitköpfigen Nägeln ſtramm und glatt feſtnagelt. Zu einem Sopha mittlerer Größe, auf dem ein Kind ſitzen kann, gehören 2—2½ m Stoff, den man als Reſt billig kauft. Nun polſtert man ein Kiſſen aus Sackleinwand, das mit Watte, Krollhaaren oder auch mit Heu geſtopft wird; das zum Bezug beſtimmte Stück Möbelkattun wird alsdann von der unrechten Seite am vorderen Rande des Sitzes feſtgenagelt, das Kiſſen daraufgelegt, der Bezug übergekippt und hinten und an den Seiten feſtgepinnt. Es iſt ratſam, das Kiſſen der Rücken- und Seitenlehnen wegen nicht voll ſo breit, wie die Kiſte ſelbſt zu machen. Dagegen muß das zur Rückenlehne beſtimmte Kiſſen genau ſo lang wie die Kiſte angefertigt werden, man ſtopft es ziemlich feſt, bezieht die vordere Seite mit Stoff und heftet die hintere mit ſtarkem Zwirn oder Bindfaden an die als Stützpunkte dienenden Holzſtäbe. Hierauf werden die Seitenlehnen aus zwei runden Rollen von der Form eines kleinen Nackenbummels hergeſtellt, mit Stoff bezogen und mit unſichtbaren ſtarken Stichen an dem Sitzpolſter und der Rückenlehne befeſtigt. Zuletzt verkleidet man die Rückſeite des Divans mit Stoff, welcher unten an der Kiſte feſtgenagelt, oben an der Lehne feſtgenäht wird. — Ein von den Kindern ſelbſtgeſticktes Rückenkiſſen mit buntem Streifenmuſter ziert die Mitte des Divans, der ſicherlich in jeder Kinderſtube Beifall finden wird.

**M. K. Plate.**

## Die Gurken und ihre Verwendung.

Die Gurke, obgleich ſie eine grobe und faſt unverdauliche Faſer hat und im Süden als fieberhaft gefürchtet iſt, kann dennoch in Rückſicht auf ihren trefflichen, blutreinigenden, Lunge und Leber ſtärkenden Saft unter die nährenden Gemüſepflanzen gezählt werden. Vielfach wird die Gurke als Salat verſpeiſt, jung und unreif wird ſie dazu geſchält, roh gehobelt oder fein geſchnitten und, mit Eſſig und Öl gemiſcht, zurecht gemacht. Man preßt hierzu gewöhnlich den Saft aus, doch ſollte man dies gerade vermeiden, da dieſer das nahrhafteſte der Frucht iſt. Noch nicht reife Gurken, geſchält, in Stücke geſchnitten, in ſtarker, gewürzter und ſäuerlicher Brühe abgedämpft, geben ein wohlſchmeckendes Gemüſe; iſt es halb weich, thut man einige Scheiben ganz fetten Schinkens oder ein gutes Stück Butter daran, ein bis zwei Eßlöffel Zucker, auch bisweilen etwas gute Fleiſchbrühe. Man läßt es langſam zart weich ſieden, macht es ſämig und würzt es nach Belieben durch feine Säure, gehackte Kräuter oder Pfeffer.

## Praktiſches fürs Haus.

Antwort auf Frage 159 (Abonnentin in B.). Gipsfiguren reinigt man auf einfache Weiſe durch das Auftragen einer Schicht von Kartoffelſtärke, die man mit Waſſer zu einem dicken Brei angerührt hat. Man läßt den Brei auf den Figuren trocknen und bürſtet ſie alsdann mit einem ſteifen Pinſel ab. **H.**

Antwort auf Frage 158. Das einzig wirkſame Mittel, um Pelzwerk vor den Attentaten der Motten zu ſchützen, iſt oftmaliges Ausklopfen. Schließt man das Pelzwerk alsdann noch dicht in Leinwand und verpackt es in gutſchließende Kiſten, ſo kann man ruhig alle abſcheulich duftenden Sachen, als Kampfer, Naphtalin ꝛc. weglaſſen. Seit langer, langer Zeit hebe ich meine Pelzſachen ſo auf und noch nie iſt mir ein Unglück mit Motten paſſiert. Dem einfachen Mittel wünſcht daher weiteſte Verbreitung **L. H.**

Frage 159. Wir überſtreichen die Gipsbüſten, um ſie zu reinigen, mit dickem Mehlkleiſter und laſſen dieſen bis zum andern Tage trocknen, dann ſpringt er los oder läßt ſich leicht ablöſen und nimmt allen Schmutz mit fort. Die Büſten ſind wieder vollig weiß, aber etwas porös geworden, weshalb man ſie vermittels Watte oder eines weichen Mullläppchens mit Kartoffelmehl oder geſchabter Kreide bepudert. **Elly.**

Fr. 148. Ich bin eine ältere erfahrene Landfrau, die ſchon viel Verſuche zur Aufbewahrung von Eiern gemacht hat und habe als beſtes Mittel erprobt, die Eier einzeln in Seidenpapier zu wickeln und mit der Spitze nach unten dicht neben einander in ein Kiſtchen zu ſtellen; eine Lage über der andern, bis die Kiſte voll iſt. Dann wird dieſelbe zugebunden und alle 8 Tage vorſichtig umgewendet. Natürlich muß der Aufbewahrungsort ein trockner ſein. Februar-Eier, in kalten Jahren bis Mitte März und dann wieder Auguſt- und September-Eier eignen ſich am beſten zur Aufbewahrung, ich habe die letzteren ſtets vollſtändig friſch bis über Weihnachten hinaus erhalten. Natürlich muß man auch nur friſch gelegte Eier zum Aufbewahren nehmen.

**Eine alte Daheim-Leſerin.**

## Fragen.

179) Iſt ein Daheimleſer in der Lage eine billige Penſion in Bad Ems zu empfehlen und Auskunft zu geben, ob Geiſtlichen daſelbſt Ermäßigungen von ſeiten der Badedirektion gewährt werden? **X. Y.**

180) Könnte mir jemand vielleicht ein Mittel ſagen, die läſtigen Krähen aus dem Hof und Garten zu vertreiben? Schießen iſt hier leider nicht erlaubt. Sie freſſen im Herbſt alles ſchöne Obſt an, verzehren den Mais, ehe er ordentlich reifen kann und nehmen jetzt die jungen Kücken und Enten weg. Sehr dankbar für einen Rat wäre

**Pfarrfrau vom Lande.**

181) Gibt es in der Schweiz oder im ſüdlichen Bayern (außer „Heinrichsbad“ bei Heriſau) ein Haus oder eine gut eingerichtete Penſion, wo zwei junge Damen einen kurzen Sommeraufenthalt nehmen können? Für baldige Antwort wäre ſehr dankbar

**Eine Abonnentin.**

182) Wäre wol jemand ſo liebenswürdig, einem jungen Mädchen einen kleinen ſcherzhaften Toaſt, den ſie bei einer Hochzeitstafel ſprechen könnte, anzugeben. **Vielen Dank!**

**Elfriede.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

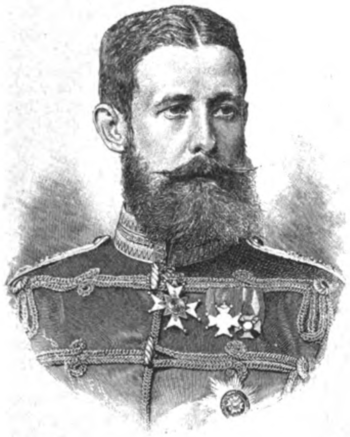
Daheim

XXVI. Nr. 40. Erſtes Blatt.

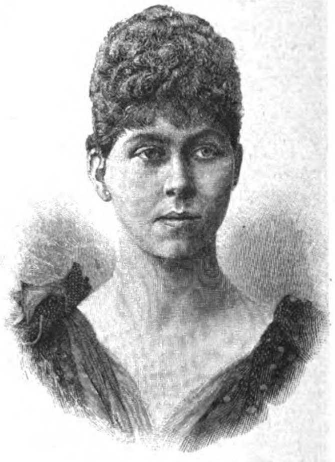
1890. 5. Juli.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Ein fürſtliches Brautpaar.



Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe.



Prinzeſſin Viktoria von Preußen.

Die Verlobung der zweiten Tochter Kaiſer Friedrichs, Prinzeſſin Viktoria von Preußen, mit Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, welche am 17. Juni von Sr. Majeſtät dem Kaiſer in Potsdam proklamiert wurde, hatte für die weiteſten Kreiſe den Charakter einer freudigen Überraſchung. Das Gerücht von der bevorſtehenden Verlobung hatte kaum Zeit gehabt, in die Tageszeitungen durchzuſickern, als ihm auch bereits die offizielle Beſtätigung auf dem Fuße folgte. Selten iſt die Diskretion bei einer fürſtlichen Verlobung ſo gewahrt worden wie in dieſem Falle; niemals aber auch iſt ein Bund fürſtlicher Herzen ſo ganz unabhängig von politiſchen und diplomatiſchen Erörterungen geknüpft worden. Am ſchönen Rhein, während Kaiſerin Friedrich mit ihren Töchtern in Homburg ihr Hoflager hielt, lernte ſich das Brautpaar kennen; Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, der in Bonn bei dem 7. Huſaren-Regiment Dienſt that, war bald ein oft und gern geſehener Gaſt im Homburger Schloſſe. Die Rückkehr der Kaiſerin Friedrich nach Berlin, wo die beiden kaiſerlichen Töchter an dem Jubiläumsfeſt des Regiments Gardes du Corps teilzunehmen verſprochen hatten, und wohin Prinz Adolf die Familie der Kaiſerin Friedrich begleitete, gab dann die Gelegenheit, die Genehmigung des Kaiſers einzuholen. Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, der jüngſte Sohn des Fürſten Adolf zu Schaumburg-Lippe, iſt am 20. Juli 1859 geboren, ſieben Jahre älter als die am 12. April 1866 geborene Prinzeſſin Viktoria von Preußen. Die Mutter des Bräutigams iſt Fürſtin Hermine, geb. Prinzeſſin zu Waldeck und Pyrmont. Von den fünf Geſchwiſtern desſelben iſt der älteſte Bruder, Erbprinz Georg, mit Prinzeſſin Maria Anna von Sachſen-Altenburg vermählt, die älteſte Schweſter, Prinzeſſin Hermine, iſt die Witwe des Herzogs Maximilian von Württemberg, die zweite Schweſter, Prinzeſſin Ida, iſt die Gemahlin des regierenden Fürſten Heinrich XXII. Reuß Ältere Linie. Zwei Brüder, die Prinzen Hermann und Otto, ſind noch unvermählt.

Soeben iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zur Anſicht zu erhalten:

Neu 1890

Das Buch vom Deutſchen Heere

dem Deutſchen Volke gewidmet.

Herausgegeben von Herrmann Vogt. Zweite Auflage. Neubearbeitet von Hanns von Zobeltitz.

Mit etwa 150 Abbildungen von R. Knötel.

I. Abteilung: Preis 2 Mark 50 Pf. Vollſtändig in 3 Abteilungen zu 2.50 Mark. Elegante, reiche Einbanddecke: Preis 1 Mark.

Wohl jede deutſche Familie hat irgend welche Beziehungen zum Heere, und in dieſem von bewährteſter Hand auf den neueſten Standpunkt unſerer Heereseinrichtungen gebrachten Werke findet ſich alles, was zu wiſſen nötig und intereſſant iſt, daneben eine Schilderung des inneren Lebens unſers Heeres von tiefer Auffaſſung, mit zündenden Streiflichtern auf jenen köſtlichen geſunden Soldatenhumor, der auch außerhalb der Kaſerne erfriſcht. — In jeder deutſchen Familie wird das von patriotiſchem Geiſte getragene Buch willkommen ſein.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wenn uns auch Schmerz und Sorge umwittert,
Was thut es? Wir ſind zum Kampfe geboren. —
Nur die Stunden, die uns der Ärger verbittert,
Die ſind zu arg verloren.

## Im Hauskleid.

Für alle die Damen, die nicht über große Geldmittel verfügen und außer dem Hauſe doch gut und elegant gekleidet ſein müſſen, empfiehlt es ſich ganz unendlich, für die Straße beſonders Toilette zu machen, die bei der Heimkehr ſofort mit einem einfachen Hauskleid vertauſcht wird. Beſonders wenn Kinder in der Familie ſind, iſt es unmöglich, feine Sachen vor unliebſamer Begegnung mit den kleinen Händen, die ganz ſelbſtverſtändlich nicht immer ſalonfähig ſind, zu bewahren; andererſeits, wer möchte denn auch ängſtlich ſich vor jeder Berührung ſeiner Lieblinge hüten — wertvollen Kleidern zu liebe? Ein einfacher Hausanzug dagegen iſt leicht wieder gebürſtet, auch wenn die Mutter am Spiel der Kinder ſich beteiligend mit Sand und Erde in Berührung kommt oder wenn gar ein beſonders wilder Schelm aus der kleinen Schaar ſich in Turnerkünſten verſucht und mit ſtaubigen Stiefelchen auf der Mutter Schoß klettert. Kommt gar ein vorwitziges Patſchhändchen, das eben zuvor das Vorhandenſein von Butter auf dem Veſperbrot genau unterſucht hat, in nahe Berührung mit ihrem Ärmel, dann wird es wohl eine Rüge ſetzen für dieſe Ungehörigkeit, nicht aber Schelte, Thränen und tiefe Verſtimmung auf beiden Seiten über ein ruiniertes gutes Kleid und eine harte Strafe; ein einfacher dunkler Stoff läßt ſich das Fleckenreinigen ſo viel beſſer gefallen als ein eleganter, heller, und ſtatt des großen iſt nur ein kleiner Schaden zu reparieren. — Ich kannte eine junge Frau, deren elegante Toilette auf der Straße und im Salon vielfach bewundert — und auch kritiſiert — wurde, da man allgemein wußte, daß ſie nicht in glänzenden Verhältniſſen lebte. Eines Tages machte ich ihr einen Beſuch und wurde durch ein Verſehen, ſtatt in das Beſuchszimmer, in ihr gewöhnliches Wohnzimmer geführt, in dem ſie im Kreiſe ihrer Kinder im ganz einfachen Hauskleid ſaß. Sie wurde nicht verlegen, als ich ſie ſo überraſchte, ſondern ſagte nur mit einem Blick über ihr Äußeres gleitend: „Sie finden mich bei meinen Kindern.“ Als ich ſpäter näher mit ihr bekannt wurde und ſie als eine ſehr ſparſame und praktiſche Hausfrau kennen lernte, ſagte ſie mir einmal, daß ſie es nur in oben angegebener Weiſe möglich machte, mit ihrem Nadelgeld auszukommen und doch elegant gekleidet zu ſein; nicht Eitelkeit triebe ſie dazu, ſtets ſo zu erſcheinen, ſondern die Freude an hübſchen Sachen und ihr Schönheitsſinn, der ungern da Unwertiges duldete, wo Beſſeres zu erreichen ſei. Ich mußte ihr Recht geben, und gedachte des Dichterwortes, das da heißt: „Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt, ſchmückt ſie auch den Garten.“ **v. F.**

## Handarbeit.

Handarbeit aus Fries. Mit nachſtehenden Zeilen möchte ich die Freundinnen geſchmackvoller Handarbeit auf einen Stoff aufmerkſam machen, der vermöge ſeiner vielſeitigen Verwendbarkeit für alle nur erdenklichen Gegenſtände einen Ehrenplatz in unſerm Arbeitsmaterial erobern wird. Es iſt dies der Fries. Das weiche wollige Gewebe iſt wie geſchaffen zu Decken und Bekleidungen aller Art, die bunten Woll-, Seide- und Bronzefäden nehmen ſich ſo gut auf dem tiefgeſättigten Farbentone des Untergrundes aus, daß ſelbſt dem verwöhnteſten Geſchmacke Rechnung getragen werden kann. Zudem iſt er nicht ſehr teuer — 3 bis 7 Mark, je nach Qualität — und dank ſeiner Breite (1—1,60 m) ſehr ergiebig. Plattſtich- und Chenillenſtickereien, dann aber auch die modernen Applikationen und die ſchwediſchen Aufnäharbeiten machen ſich alle gleich gut auf Fries. — Plattſtichſtickereien führt man in Orientwolle aus, weil dieſe mit ihrer unendlichen Farbenſkala die ſchönſten Zuſammenſtellungen liefert, und ihre dicken Fäden außerordentlich zum Fries paſſen. Die Wirkung der Stickerei erhöht man, indem man neben der Orientwolle Filoſellſeide für die verſchiedenen Zierknötchen und Strichſtiche, ſowie Metallfäden, Krausgeſpinſt, für die Konturen, Adern ꝛc. in Anwendung bringt. Der Fries verzieht ſich nicht ſehr leicht, weshalb das mühevolle Einſpannen in einen Rahmen — das die Stickereien auf Samt, Atlas, Plüſch ſo ſehr erſchwert — ganz wegfällt und dadurch eine beſſere Handhabung des Gegenſtandes und bequemeres Arbeiten geſtattet iſt. Chenillenſtickereien ſind bei geſchickter Farbenwahl auf Fries von entzückender Wirkung, leider ſtellen ſie ſich aber ſehr hoch im Preiſe. Alle Chenillen, von der feinen Dagheſtan- bis zur dicken Blutegelchenille, durch Gold- oder Silberfäden gehalten, können dazu verwendet werden. Am meiſten dankbar erweiſt ſie ſich für die altdeutſchen Linienmuſter. Zuletzt laſſen ſich auch aus farbigen Tuch-, Seide-, Samt- und Plüſchreſtchen Blätter und Blüten auf den Fries applizieren, mit Goldſchnürchen umranden und mit Wolle ausnähen. Man ſieht, ein wie weites Reich der Phantaſie und der Geſchicklichkeit offen ſteht. So mannigfaltig aber die Arbeit iſt, ebenſo mannigfaltig iſt ihre Verwendung. — Zuerſt das Gebiet der Decken: Baby-, Wagen-, Bett-, Reiſe- und Schlafdecken. Da ſieht man Babydecken mit einer Bordüre oder Ranke von wilden Roſen, auf lichtblauem Grunde. Die Roſen, mit drei Nüancen in roſa Krepp appliziert, die Ranken und Blätter mit hellgrüner Seide geſtickt. Sodann eine andere in Creme, die ein Streumuſter von Mohnblüten zeigt und von einer ſelbſt gehäkelten Roſettenkante aus creme Wolle umgeben iſt. Zu den übrigen Decken wählt man ſelbſtverſtändlich dunklere Farben und ſchmückt ſie entweder mit Streifen aus Panama- oder Javaſtoff, die man vorher mit Kreuz- oder Flachſtichen benäht; mit einem Monogramm in der einen Ecke, oder mit Blumen. Waſſerroſen (natürlich nicht in weiß) mit graziöſen Schilfblättern und Rohrkolben bilden ein beliebtes und dankbares Blumenmuſter. — Eine Fenſterdecke aus olivgrünem Fries, an deren oberem Rande eine Applikation in ornamentalem Stile aus vieux or Silk angebracht war, und eine andere, deren kupferfarbigen Grund ein Streumuſter in Oliv, Bräunlichgelb, Pfauenblau, Altroſa, Gold und Bronze zierte, erregten allgemeine Bewunderung. Für Näh- und Salontiſchdecken nimmt man einen gefälligen Zweig in die Ecke oder über die halbe Platte. Selbſt Portieren, vorn und unten mit einer breiten, bunten Borte geſchmückt, ſehen ſehr gut aus. Badetücher aus Fries erſetzen vollſtändig diejenigen aus dem teuren Rubberſtoff und bilden mit einem großen bunten Monogramm in der Ecke ein willkommenes Geſchenk. — Doch iſt die Verwendbarkeit des Fries noch lange nicht erſchöpft, im Gegenteil, er eignet ſich ebenſo gut zur Bekleidung von Nipptiſchen, Fußbänken, Kiſſen, wie zur Garnierung von Papier-, Schlüſſel-, Arbeits-, Staubtuchkörbchen, Etageren und wie die Gegenſtände alle heißen, die fleißige, geſchickte Hände zu ſchmücken und zu zieren lieben.

**Roſa Elſer.**

Eierkörbchen für die Tafel. Man kaufe ſich einen einfachen runden Korb in der Form eines Nähkorbes und verſehe denſelben mit einer Fütterung von geſtricktem Mooſe. Dasſelbe wird auf folgende Art hergeſtellt: Von abſchattierter grüner Zephyrwolle ſchlage man eine beliebige Anzahl Maſchen auf und verſtricke alle Wolle; zu einem Korbe mittlerer Größe wird man 5—6 Lagen verbrauchen. Dieſe fertige Strickarbeit halte man über Dampf, bis ſie feucht iſt. Nachdem ſie wieder trocken geworden iſt, reifele man ſie auf und ſtricke dann von der gereifelten Wolle das Moos. Auf einem Anſchlage, ſo groß wie der Durchmeſſer des Bodens in dem Korbe, ſtricke man immer abwechſelnd: 1. Tour: 1 r. M., den Faden zweimal um den Zeigefinger der rechten Hand geſchlagen und den doppelten Faden durch die nächſte Maſche gezogen, ſo daß ſich auf der linken Seite eine Schlupfe bildet. 2. Tour ganz rechts. Hat man ein viereckiges Stück auf dieſe Weiſe gearbeitet, das groß genug iſt, den Boden des Korbes zu bedecken, ſo ſchneidet man die Fäden, welche bürſtenartig in die Höhe ſtehen, auf. Auf gleiche Weiſe arbeitet man den Streifen zur Bekleidung des inneren Randes des Korbes. Nachdem zuerſt der Boden mit einigen Stichen befeſtigt iſt, näht man den Rand oben und unten feſt, wobei man durch den Korb ſtechen muß; die Stiche werden durch Rüſchen von grünem Wollbande verdeckt. — Eine viereckige Decke, hin und zurück rechts geſtrickt und mit einer gehäkelten Spitze ſchließend, vervollſtändigt dieſen ebenſo hübſchen wie praktiſchen Korb. Zur Decke nimmt man entweder grüne Wolle oder weiße und umhäkelt nur die Spitze grün.

**Ida Meyer.**

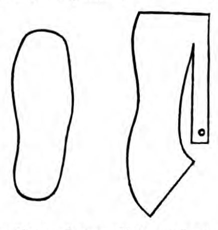
Frage 151. Ein einfaches, recht hübſch ausſehendes, durchbrochenes Muſter für Halbhandſchuhe iſt folgendes: 100—120 Maſchen Aufſchlag (je nach Stärke des Garnes), 4 Nadeln glatt zuſammengeſtrickt. 5. Nadel: 1 Maſche abgehoben, Faden auf die Nadel, 2 Maſchen zuſammengeſtrickt, Faden auf die Nadel, 2 Maſchen zuſammengeſtrickt u. ſ. f. bis die Nadel abgeſtrickt, dann 6 Nadeln glatt rechts ſtricken, die aufgenommenen Fäden als Maſche, und die 7. Nadel gleich der 5. Darauf wieder 6 Nadeln glatt u. ſ. f. bis man die nötige Weite erreicht hat; bei Häkelgarn Nr. 50 braucht man 17—18 durchbrochene Touren. Dann werden 28 Maſchen abgekettelt, die übrigen Maſchen abgeſtrickt, auf der nächſten Nadel 60 Maſchen abgekettelt, die noch übrigen Maſchen abgeſtrickt, 8 Maſchen zugenommen für den Daumen; das Muſter fortgeſtrickt, dabei am untern Ende (wo man 60 Maſchen abgekettelt) immer 2 Maſchen zuſammengeſtrickt, bis man noch 8 Maſchen hat, die abgekettelt werden. Nun näht man die 8 Maſchen langen Seiten des Daumens zuſammen, dann die beiden Längsſeiten des Handſchuhs. An die offenen Ränder kommen kleine Zäckchen.

**M. Tiedt.**

Ein einfaches glattes Latzſchürzchen aus grauem Leinen wird ringsherum rot oder blau ausgebogt. In die Mitte des Schürzchens ſetzt man eine ungefähr 15 cm lange, 20 cm breite Taſche, die man mit Borte einfaßt und auf die man allerlei Spielzeug der Kinder, mit dem ſie beſonders gern ſpielen, mit einfachen Linien aufgezeichnet. Dieſe Gegenſtände näht man mit Stielſtich aus. Dieſes Schürzchen macht den Kleinen immer ungeheures Vergnügen.

**Tante Agnes R.**

Alte Handſchuhe noch zu verwerten iſt allemal erfreulich. Aus hellen modefarbenem Leder kann man mit wenig Mühe ſeinen kleinen Lieblingen niedliche „Strandſchuhe“ für die Püppchen herſtellen. Man ſchneidet Söhlchen und Oberleder nach folgenden Schnitten, die man leicht vergrößern oder verkleinern kann, zu, unterlegt die Sohlen mit dünner Pappe, und näht die Teile überwendlich zuſammen. Will man es beſonders ſchön machen, faßt man die Ränder mit ſeidenem Börtchen in der paſſenden Farbe ein. Vorn ſchließen ein Knopf und Gummiöschen den kleinen Schuh, während eine kleine Schnalle die Spitze ziert.



**H. v. Sydow.**

## Praktiſches fürs Haus.

Abonnentus aus Br. Konſervierung der Eier. Man nimmt ½ Pfund gelöſchten Kalk auf 25 Liter Waſſer. Das reinlichſte Gefäß zur Aufbewahrung ſind irdene Steintöpfe. Man gieße ſoviel Kalkwaſſer auf die Eier, daß dasſelbe 5 cm hoch überſteht und beachte genau, ob im Laufe der Zeit ſich das Waſſer ab-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

gezehrt hat, in welchem Falle dasſelbe durch friſches erſetzt werden muß, da ein Ei niemals die Oberfläche berühren darf. Die Eier halten ſich jahrelang. Auch die Märzeier, überhaupt die von jeder Zeit, kann man ſo einlegen. **Ella R.**

Ameiſen hält man von Schüſſeln und Tellern fern, indem man mit einer Hühnerfeder einen Kreis von Terpentinöl um die Gefäße zieht.

Schnelle Art zu bohnen. 1 Liter Terpentinſpiritus wird mit einem Stückchen weißen Wachs, ſo groß wie eine Wallnuß, zuſammen warm gemacht, mit einem wollenen Lappen dünn auf die Dielen geſtrichen und wenn es ein wenig betrocknet iſt, mit einem trockenen Lappen nachgerieben. Die Dielen ſind nach zwei Stunden wieder zu betreten, glänzend blank, und halten ſich lange ſo.

Eine ſehr bewährte und leichte Art, Johannis- oder Preißelbeeren einzumachen, iſt folgende: Man ſtreift die Johannisbeeren von den Stielen, wiegt je ein Pfund Beeren ab, thut dieſe in einen Durchſchlag und übergießt ſie mit friſchem Waſſer. Nachdem die Beeren abgelaufen ſind, miſcht man auf je ein Pfund Beeren ein Pfund feinen klaren Zucker, thut ſie in einen paſſenden Topf und kocht ſie, unter öfterem Umſchütteln, 20 Minuten. Hierauf läßt man ſie verkühlen, füllt ſie in Einmachegläſer und verbindet dieſe recht feſt mit Wachspapier. Die Beeren behalten ihre ſchöne, rote Farbe und halten ſich, ohne ferneres Aufkochen, ſehr lange. Preißelbeeren kann man auf dieſelbe Art einmachen, nur müſſen dieſelben etwas länger kochen. **A. R.**

Gartenbeſitzern rate ich, von den Blüten des weißen Flieder und Jasmin einmal eine anſehnliche Menge zu trocknen und in einer kleinen Kiſte oder einem Korbe aufzubewahren. Zur Zeit der Obſternte ſchichte man ſchöne Äpfel oder Birnen zwiſchen die Blüten und laſſe ſie 4—5 Tage darin liegen. Sie nehmen einen ganz eigenen feinen, muskat-ähnlichen Geſchmack an. **Alte Lene.**

Saure Gurken (in 12 Stunden fertig). Man füllt einen Topf oder ein Glas mit erwärmtem Eſſigſprit, zu dem man einige zerſchnittene grüne Pfefferſchoten fügt. In dieſen Eſſig legt man die gewaſchenen Gurken nebſt den übrigen Kräutern, Dill, Thymian, Baſilikum u. ſ. w. Der Topf wird bis zum Gebrauch der Gurken feſt zugebunden. **Frau J. von W. in B.**

## Aus Kindermund.

Durch die Blume. „Tante, warum antworteſt du mir eigentlich niemals auf meine Briefe? Du ſagſt doch eben, daß ich dir ſchon oft und immer ganz nett geſchrieben hätte?“ — „Aber Bodo,“ ſagt die Tante, „ich dächte, ich hätte dir doch jedesmal dafür gedankt.“ „Ja wohl, an Mutter haſt du geſchrieben und mir nur ſagen laſſen: Du hätteſt dich ſehr gefreut, das iſt aber doch nur durch die Blume.“

## Hausmittel.

Lilienblätter als Mittel gegen Schnitt- Stoß- oder Brandwunden.

Die Blätter der weißen Lilie werden, wenn dieſe in der vollſten Blüte iſt, mit Handſchuhen abgepflückt, das Gelbe der Staubfäden wird mit einem weichen Tuch vorſichtig abgewiſcht, ſo daß das Blatt nicht verletzt wird; dann thut man die Blätter in eine weithalſige Flaſche und gießt Kornbranntwein darüber, ſo daß die Blätter bedeckt ſind. Mit Stöpſel und Blaſe feſt verſchloſſen, muß die Flaſche einige Wochen in der Sonne ſtehen, und von Zeit zu Zeit etwas Kornbranntwein nachgegoſſen werden. Bei dem Gebrauch nimmt man mit einer Gabel einige Blätter heraus, thut ſie in einen Taſſenkopf und gießt von dem Kornbranntwein etwas darüber. Die naſſen Blätter werden auf die Wunden gelegt und wenn trocken geworden, gewechſelt. Jedes Blatt kann etwa viermal gebraucht werden. **E. v. N. R.**

Gegen das Ausfallen der Haare habe ich mit Erfolg folgendes Hausmittel angewendet: Man nimmt 3—4 Stück weiße Lilien, zieht die Blätter heraus, ſchneidet dieſelben in kleine Stücke, füllt dieſe in eine weithalſige Flaſche, gießt für 40 Pfennige allerfeinſtes Olivenöl darauf, verkorkt die Flaſche feſt und ſtellt dieſelbe an einen kühlen Ort. Man ſchüttelt dieſes Haaröl zuweilen um und gießt es nach acht bis zehn Tagen von den Blättern ab. Um eine gute Wirkung zu erzielen, reibt man ſich früh und abends die Kopfhaut damit ein. **A. R.**

## Toilette.

Fr. 155. Alten ſchwarzen Spitzen kann man friſchere Farbe und neue Steife verleihen, wenn man ſie mit Waſſer und Weingeiſt (je zur Hälfte) einſpritzt, dieſelben über ein Brettchen ſorgfältig aufwickelt, in Seidenpapier einhüllt und 24 Stunden unter ſchweren Büchern preßt. Tüllbarben, die welk geworden, bekommen auf dieſe Art auch friſchen Halt, nur werden ſie nicht wie die Spitzen aufgewickelt, ſondern, ſolange ſie noch feucht ſind, mit Stecknadeln pünktlich auf dem Bügelbrett aufgeſteckt. **F. J.**

Nochmals Frage 155. Der „Nürnbergerin“ kann ich als vorzügliches Mittel: ſchwarze Spitzen wie neue herzuſtellen, Folgendes empfehlen. Man lege die Spitzen 12 Stunden in kaltes Waſſer, drücke ſie aus und lege ſie darauf recht glatt zwiſchen friſches Zeitungspapier und beſchwere dieſe Bogen mit einigen Büchern. Die Spitzen werden, wenn ſie getrocknet, vollſtändig glatt ſein und durch die Druckerſchwärze ihre natürliche tiefe Farbe wieder haben. Sehr oft habe ich dieſes Mittel erprobt. **Frau Dr. W., Berlin.**

## Milchwirtſchaft.

Auf Fragen 142 in Nr. 30 des Frauendaheim möchte ich folgendes Rezept zu Schaf- oder Ziegenkäſe ſehr empfehlen: Nachdem die ſauere Milch gehitzt iſt, wird die Maſſe in einen loſen Käſebeutel gethan, damit die wäſſerigen Teile ablaufen. Darauf wird der Inhalt des Beutels mit Kümmel und Salz tüchtig durchgeknetet, etwa acht Tage trocken und luftig hingeſtellt und während dieſer Zeit mehrmals durchgerührt. Alsdann wird die Maſſe mit etwas Butter gekocht und in eine Schale gegoſſen, nach dem Erkalten umgekehrt und iſt nun zum Gebrauch fertig; dieſer Käſe ſchmeckt aber noch beſſer, wenn er einige Tage ſteht.

Hierzu noch ein Rezept zu Schaf- oder Ziegenbutter: Die am Morgen gemolkene Milch wird abends, die am Abend gemolkene Milch wird morgens, nachdem ſie 12 Stunden in flache Schalen mit wenig Inhalt ausgethan und im Keller geſtanden hat, auf dem Kochofen gehitzt, bis ſich ein dicker Rahm eingeſtellt hat, dann bis zum völligen Erkalten in den Keller geſetzt. Hierauf wird vorſichtig nur die Sahne abgenommen und in einen Topf gethan. Nach 4—5 Tagen wird dieſe Maſſe gequirlt, und in 10—20 Minuten iſt die Butter fertig. Gut gewaſchen und geſalzen ſchmeckt ſie ausgezeichnet, im vergangenen Sommer habe ich auf dieſe Weiſe von 2 Schafen 40 Pfund gewonnen. Die abgenommene ſüße Milch kann zu allen Milchſpeiſen verwendet werden. Meine Kinder und Mägde ziehen dieſe Butter der Kuhbutter vor.

**Paſtorin K. in B., Oſtfriesland.**

## Auskunft über Bäder und Sommerfriſchen.

Frage 138. Als ſtille und billige Sommerfriſche iſt Auma im öſtlichen Thüringen ſehr zu empfehlen. Es iſt ein Städtchen von ca. 2500 Einwohnern, etwa 500 Meter über der Oſtſee gelegen. In unmittelbarer Nähe befinden ſich ausgedehnte Nadelwaldungen. Wohnungen werden zu billigen Preiſen abgegeben. In den Gaſthöfen (Schießhaus, Weimariſcher Hof) wird ein einfacher aber guter Mittagstiſch gegen angemeſſenen Preis (80 Pfennig bis 1 Mark) gewährt. Wannenbäder ſind von Ende Mai bis Anfang Oktober täglich zu haben. Für ein Bad werden 50 Pfennig berechnet. Zu erreichen iſt Auma von Triptis aus, Station der Gera-Eichichter Bahn, mit der Poſt in $^{3}/_{4}$ Stunde.

**Ein alter Daheimleſer.**

## Auskunft.

Herrn **Dr. Heyden** kann ich auf Fr. 162 die Antwort geben, daß wir gepreßten Blumen die natürliche Farbe erhielten, indem wir ſie gleich, nachdem ſie gepflückt, ſorgfältig, ſtatt zwiſchen Löſchpapier, zwiſchen ſauberer Watte legten und dann wie gewöhnlich preßten. Ich habe dieſes in Ländern, wo die Farbenpracht der Blumen eine beſonders ſchöne iſt, mit vielem Erfolg gethan. **L. H.**

Fr. 167. Es gibt eine Anzahl vortrefflicher diätetiſcher Werke für die verſchiedenſten Kranken. Ich nenne Ihnen einige (Verlag von Feller, Karlsbad): „Tiſch für Magenkranke“, von Dr. Wiel; „Tiſch für Fieberkranke“, von Dr. Uffelmann; „Tiſch für Leberkranke“, von Dr. Pichler; „Tiſch für Lungenkranke“, von Dr. Biermann; „Tiſch für Nervenkranke“, von Dr. Eyſelein. Sie werden hier ſo am beſten das für Sie paſſende Werk ausſuchen können, da doch von der Art der Krankheit die Wahl der Rezepte abhängt. **L. H.**

Fr. 170. Handtücher aus aufgeriefelten Baumwollſtrümpfen (in großen Knäulen gewickelt) webt ſehr hübſch und billig der Webermeiſter Carl Hoffmann in Kunzendorf b. Freiburg i. Schleſien. **Gräfin H.**

Auf Frage 170 erwidern wir ergebenſt, daß wir nach wie vor Handtücher aus Strumpfgarnen auf unſeren Handwebſtühlen billig und gut anfertigen. Ergebenſt

**Weberei des Brüderhauſes, Gnadenberg.**

Frage 173. Wenn man den Hühnern einen der beiden Flügel entweder ſtutzt oder zuſammen bindet, ſo können ſie ſich nicht gleichmäßig heben, fallen beim Fliegen ſtets nach einer Seite und werden daher niemals hoch fliegen. Probieren Sie es einmal bei Ihren Hühnern, ſie werden dann gewiß auch über die niedrige Mauer nicht hinwegkommen. **W. K. in B.**

## Für die Küche.

Fr. 167. Rezepte für die Krankenküche aus Dr. Wiels diätetiſchem Kochbuch:

1) **Konzentrierte Fleiſchbrühe.** 1 Pfund kleingeſchnittenes rohes Rindfleiſch, mager, $^{1}/_{2}$ Liter Waſſer und 15 Tropfen verdünnte Salzſäure laſſe man über Nacht in kaltem Waſſer in einer verkorkten Flaſche ſtehn. Früh ſetze man dieſe Flaſche in Waſſer von 40 Grad, 2 Stunden lang, dann preſſe man den Inhalt durch ein ſtarkes Tuch.

2. Fleiſchgelee für Kranke. 1 Pfund Ochſenfleiſch, 1 Pfund Kalbsfuß mit Waſſer bedeckt und ein Glas (2 Zehntel Liter) Wein. Dieſes zum Kochen gebracht, etwa 2 Stunden langſam kochen laſſen, durch ein Tuch gegoſſen und in einer (am beſten Porzellan-) Schüſſel kalt geſtellt.

3. Krankenmehlſpeiſe nach Profeſſor Leube (für Magenkranke). 2 Eigelb werden mit 1 Eßlöffel Zucker und 1 Kaffeelöffel Mehl gerührt, dazu 4 Tropfen Zitronenſaft und 8 Tropfen Rum. Dann werden 3 Eiweiß zu Schnee geſchlagen, darunter gemengt und die Maſſe in einer Form bei mäßiger Hitze gebacken.

4. Lüftlein (Leichtes Gebäck). 60 Gramm Butter werden ſchäumig gerührt, dann $^{1}/_{2}$ Pfund Zucker und 3 Eier dazu, 1 ſchwacher Eßlöffel Hirſchhornſalz, $^{1}/_{8}$ Liter Milch und Mehl etwa $1^{1}/_{8}$ Pfund. Zwei Meſſerrücken dick ausgewällt, Brötchen ausgeſtochen und in heißem Ofen gebacken. (Hält ſich lange.)

5. Tabiokabrei (beſonders für Magenkranke). In $^{1}/_{4}$ Liter kochende Milch 1 geſtrichener Eßlöffel Tabioka eingerührt und kochen laſſen (franzöſiſcher Tabioka braucht nur 5 Minuten, Knorrſcher etwa 15 Minuten). Beim Anrichten ein zu Schnee geſchlagenes Eiweiß darunter gemiſcht und nach Belieben etwas Salz oder Zucker zugethan.

6. Sehr gute Buttermilch kann man ſich täglich ſelbſt bereiten, wenn man friſche ſüße Sahne (etwa $^{1}/_{4}$—$^{1}/_{2}$ Liter) in einer feſt verkorkten reinen Flaſche kräftig ſchüttelt, bis ſich Milch und Butter ſcheiden, was etwa $^{1}/_{4}$ Stunde dauert. Beſten Erfolg wünſcht

**Frau Johanna in G.**

Konfekt von Pfirſichen. Man nimmt eine beliebige Anzahl reifer ſchöner Pfirſiche, ſchält ſie, befreit ſie von den Kernen und kocht ſie halbweich mit Zucker; hierauf paſſiert man ſie durch ein Sieb und wiegt ſie, dann nimmt man das Doppelte ihres Gewichtes Zucker und läßt dieſen mit etwas Waſſer klären und verſchäumen. Die Pfirſichmaſſe wird hinein gethan und dick und feſt eingekocht. Iſt die Maſſe dick, ſo läßt man ſie kühl werden und formiert daraus nicht große Kugeln, gibt dieſe auf weißes, mit feinem Zucker beſtreutes Papier und drückt ſie flach, worauf man ſie an einem trocknen Ort legt und täglich mit dem Rollholz dünner ausrollt, bis ſie ganz fein ſind. Sie werden jedesmal etwas mit Zucker beſtreut. Man kann ſie in einer Schachtel aufbewahren.

Kalte Speiſe von Rindfleiſch. Übrig gebliebenes Rindfleiſch (Bouillonfleiſch) kann man zu folgender Speiſe recht hübſch verwenden: man ſchneidet von dem Fleiſch dünne zierliche Stückchen, legt dieſelben in eine ſchöne halbtiefe Schüſſel, nimmt dann 6 Stück Sardellen, für 10 Pf. Kapern, eine kleine Zwiebel und etwas Peterſilie, wiegt dies ſo fein wie möglich, dann rührt man man 3 hart gekochte Eidotter mit 3 Eßlöffel feinen Speiſeöl, einen Löffel Senf und etwas Salz recht ſchaumig, gießt nach und nach einige Eßlöffel guten Weineſſig dazu, und gießt es, wenn das Fleiſch noch lauwarm iſt, darüber. Man belegt die Schüſſel mit Citronenſcheiben, roten Rüben, kleinen Gurken und in kleine Stückchen geſchnittenen Bricken. Dieſe Angabe iſt für $2^{1}/_{2}$ Pfund Fleiſch berechnet. **A. B.**

Apfel-Baignée. Man nehme $^{3}/_{8}$ Pfd. feines Mehl, $^{1}/_{8}$ Pfd. Zucker, $^{1}/_{8}$ Pfd. geſchmolzene Butter, 4 Eier. Dies mit warmem Rheinwein gut geklopft, dann geſchälte und entkernte ſaure Äpfel in Scheiben geſchnitten, in den Teig getunkt und in kochender Butter oder Fett gebacken.

Rezept zu Käſeſtangen. Aus 6 Teilen Mehl, 4 Teilen geriebenem Parmeſankäſe und ebenſoviel Butter bereite man unter Zuſatz von ein wenig Waſſer einen Teig, den man mit Salz und Cayennepfeffer würzt, meſſerrückendick ausrollt, mit Eigelb überpinſelt und in etwa 18 cm lange und $^{1}/_{2}$ cm breite Streifen ſchneidet. Auf einem mit Wachs beſtrichenen Blech gebacken in mäßig heißem Ofen und warm zur Tafel gebracht. Beim Abnehmen vom Blech muß man ſehr behutſam ſein, da ſie leicht bröckeln.

**Ella R. in Z.**

## Fragen.

183) Könnte vielleicht eine Mitleſerin des Daheim mir ein Radikalmittel gegen Wanzen mitteilen? Ich habe ſchon unendlich viele Mittel angewandt, dieſe Tiere zu vertreiben; es iſt mir bis jetzt aber noch nicht gelungen, ich wäre daher für ein wirkliches Mittel ſehr dankbar. **Eine Abonnentin in B.**

## Redaktionspoſt.

**A. Z., T.** Fragen Sie mit beigeſchloſſener Marke zur Rückantwort bei der Kaiſerlichen Poſtbehörde in Berlin an. Dieſelbe wird Ihnen jedenfalls genauere Auskunft geben können, als wir.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

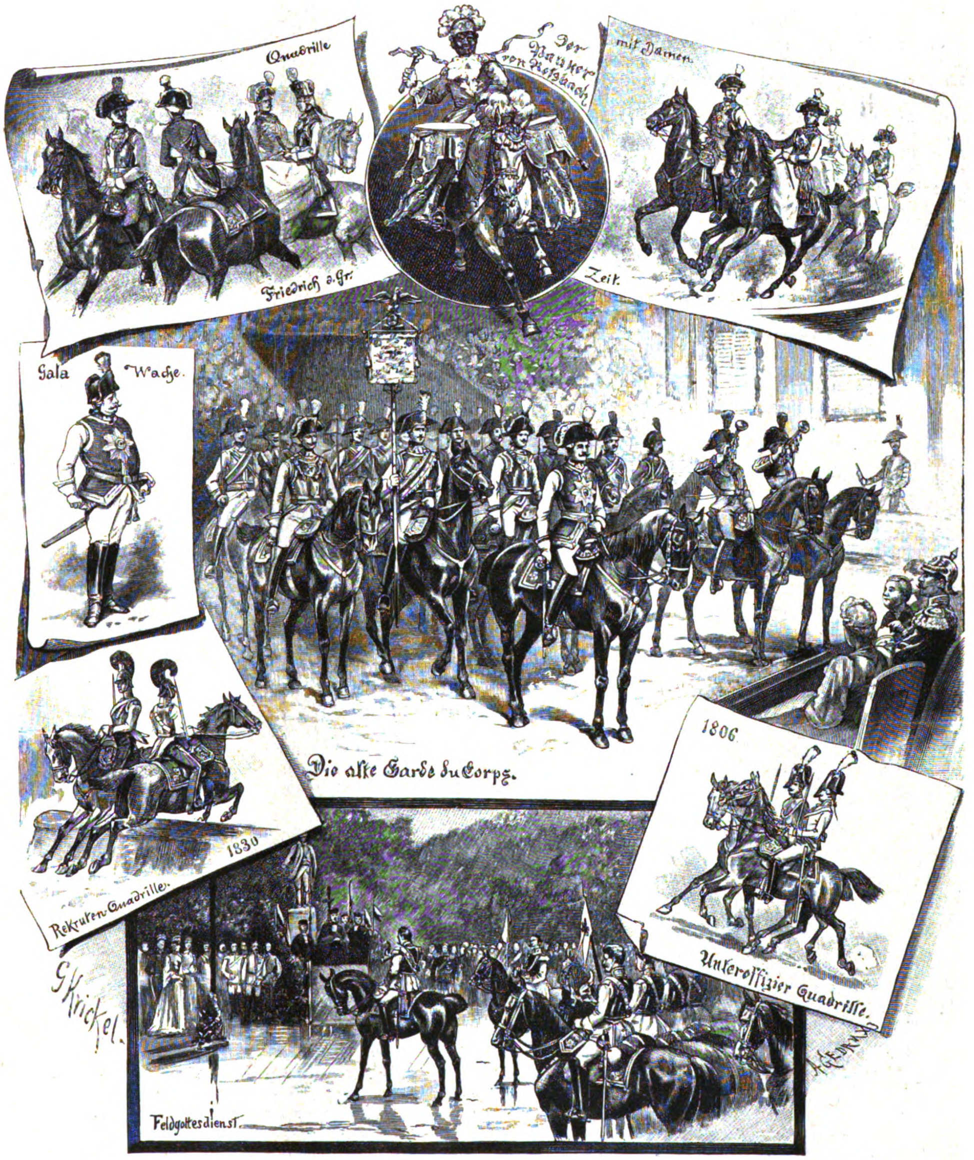
# Daheim

XXVI. Nr. 41. Erſtes Blatt.

1890.

12. Juli.

Aus der Zeit — für die Zeit.


Quadrille
Friedrich d. Gr.
Der Pauker von Roßbach
mit Damen
Zeit.
Gala Wache.
Die alte Garde du Corps.
1830
Rekruten Quadrille.
1806
Unteroffizier Quadrille.
Feldgottesdienst.
G. Krickel.

Das Reiterfeſt anläßlich der Feier des 150jährigen Beſtehens des Regiments der Gardes du Corps am 22. Juni in Potsdam.
Feldgottesdienſt, abgehalten vom Feldpropſt D. Richter bei der Feſtfeier im Luſtgarten zu Potsdam am 23. Juni.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wo aller Freude Grund verdorrt,
Kein Sehnen quillt, kein Hoffen lacht,
Da zeige deine tiefe Macht,
Schlicht-treues Freundeswort!

## Nochmals Entenzucht.

In der Nr. 34 des „Frauen-Daheim" empfiehlt A. Paſchol — ich nehme an, daß es eine Dame iſt — nach ihren Erfahrungen die Entenzucht als ſehr lohnend. Ich, als weiland paſſionierte Landwirtin, namentlich Geflügelzüchterin, die ich auch in dieſen Blättern ſchon öfters eine Lanze für die Hühnerzucht eingelegt, kann mich dem Urteil der Frau Paſchol nur beipflichtend anſchließen, möchte mir aber erlauben, hier noch einiges aus meinen eigenen Erfahrungen, ſowie aus den Berichten neuerer Geflügelzüchter, welche nach rationeller Weiſe im großartigen Stil wirtſchaften, hinzuzufügen.

Es iſt höchſt erfreulich, daß die Geflügelzucht jetzt endlich anfängt, ſich auch bei uns in Deutſchland mehr und mehr Bahn zu brechen und dadurch, daß viele große, künſtliche Brutanſtalten ins Leben gerufen, von tüchtigen, mit Sachkenntnis ausgerüſteten Männern geleitet werden und reichen Ertrag liefern, hoffentlich in nicht zu ferner Zeit das jedem Vaterlandsfreunde erwünſchte Ziel erreicht werden wird: daß wir unſern Konſum an Eiern und Maſtgeflügel nicht mehr vom Auslande zu ergänzen brauchen. Was nun ſpeziell die Entenzucht anbetrifft, ſo iſt es wohl ſelbſtverſtändlich, daß die Örtlichkeit zu derſelben, wie bei allen Waſſervögeln, inſofern geeignet ſein muß, als es nicht an Gewäſſern fehlen darf, welche den Tieren geeignete Tummelplätze und Nahrungsſtätten bieten. Unter den Gewäſſern verdienen konſtante Teiche — d. h. ſolche, die im Sommer auch bei der größten Hitze nicht austrocknen — vor Flüſſen und großen Seen den Vorzug. — Aus meinen Kinderjahren noch erinnere ich mich, daß auf meiner elterlichen Begüterung die Enten ſtets viele Zeit, Mühe und Ärger koſteten, da der unſer Dorf durchſtrömende Fluß die freiheitsdürſtigen Tiere nur zu oft veranlaßte, das heimiſche Gebiet auf Nimmerwiederſehen zu verlaſſen, indem ſie, dem Laufe des Fluſſes folgend, ſich in „fremden Ländern" anſiedelten. Ähnlich günſtige Gelegenheit zum Entwiſchen bietet ein großer See, von dem man es zur Sommerszeit oft trotz unſäglicher Mühe nicht durchſetzen kann, den Entenſchwarm abends in den Stall zu locken. Haben die Tiere aber erſt eine Nacht im Freien zugebracht, ſo iſt es unmöglich, ſie wieder in den Stall zu bringen und man verliert auf dieſe Weiſe die Eier und die Brut. Am beſten alſo iſt immer ein oder mehrere Teiche, wo überdies die geeignetſte Nahrung: Waſſerlinſen, Waſſerlarven und -Inſekten, Kaulquappen und ſelbſt Fröſche, die eine Lieblingsſpeiſe der Enten ſind, reichlich vorhanden. In Ermangelung natürlicher Teiche kann man ſolche durch Ausgraben anlegen, wenn nur das Terrain durch erhöhte Umgebung, durch Quellen oder Gräben Zufluß geſtattet. — Auf dem Gute, welches ich nach meiner Verheiratung bezog, hatten wir fünf Teiche und die Entenzucht war alſo ſehr begünſtigt. Dennoch war es jeden Abend eine zeitraubende Arbeit, den Schwarm in die Ställe zu locken, was ſich durch das leckerſte Futter, das geſtreut wurde, nicht immer erzielen ließ, da die Kröpfe auf dem Waſſer reichlich gefüllt worden waren. Oft hatten die Mägde ſich ſtundenlang unter meinem ſpeziellen Kommando bemüht, die Herde einzutreiben; aber ſchon nahe dem Stalle flog plötzlich die Schar auf, über unſre Köpfe fort, um ſich wieder ins Waſſer zu ſtürzen. — Heute wendet man ein Mittel gegen das Entfliegen der Enten an, welches weit zweckmäßiger iſt als das früher einzig gangbare Federverſtutzen an den Flügeln; man trennt nämlich den ſogenannten Daumen an einem (am beſten rechten) Flügel mit einem ſcharfen Meſſer ab, zu welcher Operation man, um ſie möglichſt ſchmerzlos für das Tier vollführen zu laſſen, ſich an einen Sachverſtändigen wenden mag. — Die meiſten wilden Vögel in den zoologiſchen Gärten werden durch dieſe kleine, durchaus ungefährliche Operation an Ort und Stelle gefeſſelt. Es gehören zwei Perſonen zu ihrer Ausführung. Die eine nimmt das Tier in die Hand (linke) ſo, daß der Körper feſt liegt, zieht mit der rechten Hand den rechten Flügel heraus und breitet denſelben auf einem feſten Tiſche aus, daß der Flügel unbeweglich daliegt. Die andere Perſon (der Operateur) ſucht nun genau das erſte Glied zu finden (3 Schwingen), ſetzt das Meſſer nach Lage der Federn ſchräg an und trennt mit einem Hammerſchlage darauf das Glied ab. — Wird die Manupulation geſchickt vollführt, ſo zuckt die Ente kaum zuſammen und die Wunde heilt ſehr bald (Tierbörſe). Die Federn wachſen darüber und niemand ſieht der Ente die Verſtümmelung an. — Vielleicht genügt es nur, die Enteriche auf dieſe Weiſe am Fortfliegen zu hindern, da die Weibchen gewöhnlich ihnen folgen. Frau Paſchol führt ſehr richtig an, daß die Ente gewöhnlich keine Luſt bezeigt, ihre Eier zu bebrüten, daß man daher meiſt darauf angewieſen iſt, das Brütungsgeſchäft von einer Henne beſorgen zu laſſen. Solche arme Henne iſt zu beklagen. Abgeſehen davon, daß ſie auf den ihr untergelegten Enteneiern nicht drei, wie auf Hühnereiern, ſondern vier Wochen ſitzen muß, was ihre Kräfte ſehr erſchöpft, ſo muß man nur einmal die Todesangſt mit angeſehen haben, die ſolche unglückliche Henne ergreift, wenn ihre vermeintlichen Kinder ſich ins Waſſer begeben und darin herumſchwimmen, um das tiefſte Mitleid mit dem armen Tiere zu empfinden! Nicht ſelten kommt es vor, daß ſolche treue Adoptivmutter ihren Kleinen nach ins Waſſer ſtürzt und ihren Tod darin findet. — Hier leiſten nun die künſtlichen Brutanſtalten die beſte Abhilfe. Aber ich habe bei meinen Enten auf andere Weiſe oft guten Erfolg mit brütenden Müttern gehabt. Einzelne Enten wußten ſich trotz alles Suchens immer dem nächtlichen Einſperren in den Stall zu entziehen, und man mußte ſie als ein verlorenes Opfer des Iltis oder des Fuchſes anſehen, bis ſie eines ſchönen Tages mit einer größeren oder kleineren Anzahl junger Entlein auf dem Geflügelhof erſchien, um ſich ein Futter auszubitten. Welche Freude! Das Tier hatte unter Neſſeln und Unkraut ſich ein heimliches Plätzchen gewählt, um zu niſten und zu brüten. Die jungen Entlein ließ ich dann alsbald durch einen kleinen Einſchnitt in die Schwimmhaut zwiſchen zwei Zehen zeichnen, damit ſie ſpäter von den anderen zu unterſcheiden waren und als Zuchtenten aufgezogen werden konnten. Oft hatte die Entenmutter nur wenige, 5—6 Kleine ausgebracht, denn viele Gefahren lauern im Freien auch ſchon der Eier, die von vier- und zweibeinigen Dieben gern ſtibitzt werden. Oft kam ſie aber auch mit einer ſtaatlichen Zahl von Kindern an — einmal 22! — Im erſten Falle wurden ihr die von Gluckhennen gerade ausgebrüteten Jungen zur Leitung beigegeben und ſolche, von einer Ente ausgeleitete Junge brüteten im dritten Jahre auch ſelbſt. Ich habe ſpäter bei einer Verwandten eine zweckmäßige Einrichtung kennen gelernt, die denen, die einige Koſten nicht ſcheuen, um einen guten Gewinn zu erzielen, hiermit empfohlen ſein möge. Ein viereckig ausgegrabener Teich wird ringsum in einer Entfernung von 3—4 Metern mit einem Gehege von Drahtgeflecht umgeben, welches 1—1½ Meter hoch, deſſen oben angemaſchte Eiſenſtange mit kreuzweiſe gegeneinander geneigten, eiſernen Dornen ziemlich dicht beſetzt iſt. Auf dieſe Weiſe iſt das Gehege innen vor jeder Art von Raubzeug — auch menſchlichen Dieben — geſichert. Eine verſchließbare Thüre wird des abends zugeſchloſſen. Der Raum zwiſchen dem Teich und der Umzäunung wird, dieſer zunächſt, noch mit Dornengeſträuch und weiter mit Unkraut und Neſſeln derart ausgefüllt, daß es eine kleine Wildnis abgibt, in welcher die Enten nach ihrem Naturtriebe leben, niſten und brüten können. Dieſes Gehege gebe man den Enten jedoch erſt dann zum Aufenthalt, wenn ſie bereits das erſte Schock Eier im Stalle abgelegt haben und man annehmen kann, daß ſie bald ans Brüten gehen werden. — Eine gute Ente ſoll im Jahre 100—120 Eier legen. — Man kann auch etwa 6—8 Enten, die wir bereits als gute Brüterinnen kennen, nebſt einem Enterich in das Gehege bringen, wo ſie dann Tag und Nacht bleiben. Zum Schutz gegen gar zu böſes Wetter iſt es gut, wenn auf dem Teiche ein ſchwimmendes Bretterhäuschen, das jedoch angekettet ſein muß, damit auch Menſchen es von Zeit zu Zeit behufs Reinigung erreichen können, errichtet wird. Auch ſtellt man ihnen einen Trog hin, in welchen man jeden Morgen etwas Gerſte oder Hafer für die brütenden Enten ſchüttet. Sobald eine Entenmutter mit Jungen im Geflügelhof erſcheint, füttert man die Kleinen mit Gerſtengrütze, in Milch angefeuchtet, mit Käſe und etwas Semmelbröſeln; ſpäter können ſie zerquetſchte Kartoffeln mit Gerſtenſchrot und Kleie vermiſcht erhalten. Die alte Ente führt die Kleinen dann aufs Waſſer, kommt aber oft wieder nach Futter, da die Tiere ſehr gefräßig ſind. Sobald ſie etwas herangewachſen, muß man ſie jedoch abweiſen und es ihnen überlaſſen, ſich ſelbſt ihre Nahrung zu ſuchen, da ſie ſonſt zu koſtbar werden. Muß man zum Brüten Gluckhennen nehmen, ſo iſt hierzu eine Kochinchina-Henne zu empfehlen. Ihre ſtaatliche Größe erlaubt es, daß man ihr mehr Eier unterlegen kann, als den kleineren Landhühnern, denen man bei der Größe der Enteneier nur 12—14 geben darf, während die Kochinchina- oder Brahmapura-Henne deren ſehr gut 20—22 bebrüten kann. Doch eignen ſich dieſe exotiſchen Hennen noch weniger als unſre einheimiſchen zur Leitung der Entenbrut und man muß dieſe daher einer richtigen Entenmutter zur Erziehung und Führung neben deren eigener Brut übergeben. Gewinnbringender als unſre gewöhnliche Hausente iſt die in neuerer Zeit immer mehr in Betracht gezogene Pecking-Ente, welche ſowohl eine fleißige Eierlegerin (ſie legt 120—140 Eier jährlich), als vermöge ihrer Größe, ihres Fleiſchgehaltes und feinen Geſchmackes des Fleiſches, einen ungleich höheren Wert beſitzt. — Als mir zum erſtenmale der Rumpf einer ſolchen Ente zum Kauf angeboten wurde, glaubte ich nicht, daß es derjenige einer Ente ſei, ſondern ſah ihn für einen mittelgroßen Gänſerumpf an. Doch lieferte er einen delikaten Braten, an dem ſich acht Perſonen vollſtändig ſättigten. Gemäſtete Pecking-Enten geben einen Braten von 10—12 Pfund Schwere. Die rein weißen Federn derſelben ſtehen den Gänſefedern wenig nach. Es iſt hier nicht der Ort, die zahlreichen Arten von ausländiſchen, zum Theil Schmuckenten, anzuführen, die mit ihrem Prachtgefieder lediglich des Sportes halber gezüchtet werden. Doch iſt unter den, die höchſte Nutzbarkeit gewährenden, neu eingeführten Raſſen noch die Aylisbury-Ente zu erwähnen, die ebenfalls prächtige, rein weiße Federn liefert. Vorzüglich iſt auch die Kreuzung einer Pecking-Ente mit einem Aylisbury-Enterich. Die aus ſolcher Kreuzung hervorgegangene Nachzucht ſoll nicht allein ſtärker und ſchwerer, ſondern auch leichter mäſtbar ſein, als die Raſſeeltern. Die Pecking-Ente beſitzt außer den oben angeführten Vorzügen auch noch den, daß ſie unglaublich genügſam iſt und alles, ſogar das frißt, was unſre einheimiſche Landente verſchmäht. — Sie gleicht hierin ihren menſchlichen Landsleuten — den Chineſen. Nicht warm genug iſt die Enten- wie überhaupt die Geflügelzucht, namentlich auch dem weiblichen Geſchlecht (beſonders in Bezug auf Enten den Landwirtinnen) zu empfehlen, da ſie ein Betrieb iſt, der ebenſowohl dem weiblichen Gemüt zur Freude gereicht, als von hoher praktiſcher Bedeutung iſt. Dieſe Überzeugung drängt ſich jetzt auch unſern Nationalökonomen immer deutlicher auf und neben den überall verbreiteten, ſehr thätigen Vereinen zur Hebung der Geflügelzucht in unſerm Vaterlande, bieten jetzt auch die Regierungen der verſchiedenen deutſchen

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Staaten die Hand dazu, dieſen Zweig des Nationalreichtums zu fördern und zu heben. Es ſind in den letzten Jahren ſo ſehr verbeſſerte Brutanſtalten in vielen Orten errichtet, ſo viele Anleitungen zu künſtlichen Züchtungen in Schriften und bildlichen Darſtellungen auf dem Büchermarkt erſchienen, daß es den gebildeten Frauen im Verein mit ihren Männern leicht gemacht wird, ſich bei einem ſolchen Unternehmen gewinnbringend zu beteiligen. Der Central-Ausſchuß der Königl. Landwirtſchafts-Geſellſchaft in Hannover macht z. B. bekannt, daß er Stationen von veredelten Zuchten von Hühnern und Enten zur Hebung der Federviehzucht ins Leben gerufen habe; von denſelben ſeien Eier in der Zeit vom 1. März bis Ende Mai jeden Jahres unentgeltlich oder gegen Tauſch der Bruteier zu beziehen. **B. v. W. aus L.**

## Der unterbrochene Toaſt.

### Hochzeits-Tiſchgeſpräch für zwei Herren und zwei Damen.

(Vorausgeſetzt ſei folgendes: Die Sitte der ſcherzhaften Vorträge, die beſonders in den „Polterabendgedichten“ von jungen Mädchen und Kindern lebhaft gepflegt wird, hat ſich in letzter Zeit auf die Tiſchgeſpräche“ ausgedehnt, und ihr huldigen vorzugsweiſe erwachſene Perſonen. Es dürfte noch wenig Vorbilder für ſolche Geſpräche geben, darum wird das folgende vielleicht gern angenommen.)

1. Herr: So ſind wir heut zum Hochzeitsfeſt verſammelt,
Und heitre Freude ſtrahlt aus jedem Aug' —
1. Dame: Erlaube, daß mein Herz den Glückwunſch ſtammelt,
Wenn ich auch ſonſt zum Redner nicht viel taug'.
2. Herr: Du wagſt, den Vortrag jetzt zu unterbrechen?
Sag, fürchteſt du nicht aller Gäſte Zorn?
1. Herr: Ins Wort zu fall'n zählt zu der Frauen Schwächen!
2. Dame: Ihr wißt ja: keine Roſe ohne Dorn.
1. Dame: Ich küſſe dich! das nenn ich kluge Rede!
2. Herr: Wann hielt zuſammen nicht der Frauen Bund!
1. Herr: Ich denke, heute laſſen wir die Fehde,
Ich halte Reden und ihr halt' den Mund.
2. Herr: Bravo!
Beide Damen: So gehts!
2. Dame: Das iſt ein Bild der Ehe,
Sieh, Bräutchen, alſo wird die Frau erſchreckt.
Beide Herren: So gehts!
1. Herr: Sieh, Bräutigam, ſie ſchrei'n ſchon: Wehe!
Wenn ſie der Mann einmal ganz friedlich neckt.
2. Dame: Der Bräut'gam ſieht nicht aus, als könnt' er ſtreiten.
2. Herr: Der Mann verſtellt ſich manchmal, und nicht ſchlecht!
1. Dame: Nachgeben iſt die ſchwächſte ſeiner Seiten,
Denn das iſt ſicher: N. hat immer recht.
1. Herr: „Er ſoll dein Herr ſein!“ heißt der Spruch der Bibel.
1. Dame: 's iſt nicht ſo ſchlimm, iſt nur das Frauchen klug.
2. Dame: Nicht aus der Schule plaudern! nimm's nicht übel,
Erfahrungen macht N. N. früh genug.
1. Dame: Will je ein Streit den heitren Frieden ſtören,
Brauſt ein Gewitterſturm durchs ſtille Haus —
2. Herr: Dann mußt du nur auf deinen Gatten hören,
Der treibt dir alle böſen Launen aus.
1. Herr: So ſchweigt doch endlich! Laßt mich weiter reden!
2. Dame: Und kommt dein Gatte ſpät nach Hauſe, ſo —
2. Herr: Gardinenpredigten ſind nicht für jeden!
1. Herr: Da werde jemand ſeiner Rede froh!
Die Unterbrechung macht mich ſo nervöſe,
Ich bebe, wie beim Skat der Bräut'gam (oder Croquett das Bräutchen) bebt!
2. Dame: Ich bin ja ſtill! Nun bitte, ſei nicht böſe
Und ſage, was mir auf der Zunge ſchwebt.
Sprich meinen Wunſch —
1. Dame: Sag, was wir alle hoffen,
Daß dieſer Tag der Anfang nur des Heils,
Daß wir uns freu'n, daß er die Wahl getroffen
Und was man ſonſt ſo ſagt, poetiſch feil's.
2. Dame: Sag' auch von mir —
1. Herr: Wer ſoll zu Worte kommen!
Kollege, Freund! ich leiſte ſtumm Verzicht!
2. Herr: Auch ich; denn wenn die Frau das Wort genommen,
Das iſt, als wenn 'ne Waſſerſchleuße bricht.
Ich ſchweig'
1. Herr: Wie ich. Doch laß, weil wir geendet,
Die Frauen ſprechen; thu' es ihnen kund.
Beide Damen: Sieh, Bräutchen, nun, das Blatt hat ſich gewendet:
Wir halten nun die Reden, ſie den Mund.
2. Dame: Weil ich zur Sprecherin erkoren, möchte
Ich froh dich grüßen, wie die Liebe grüßt;
Doch hat am heut'gen frohen Tag, ich dächte,
Ein Heer von Wünſchen dir das Feſt verſüßt.
1. Dame: Wir könnten wohl dir gute Lehre geben,
Doch wer ſo lieblich, zart und ſchön wie du,
Den läßt gewiß das harte, kalte Leben,
Wie einen Engel, allezeit in Ruh.
Beide Damen: Gott wolle walten, daß die dunklen Schatten,
Die manches Haus verdüſtern, fern euch ſind.
Sei glücklich an der Seite deines Gatten,
Allzeit wie heute glücklich, junges Kind.
Das letzte Wort, und wir behieltens doch:
Hoch Braut und Bräut'gam, hoch und dreimal hoch!

**Nitſchke.**

## Haustiere.

Frage Nr. 144. Ein Kückenhäuschen habe ich mir im vorigen Jahr auf folgende Weiſe ſelbſt angefertigt: ich nahm acht 50 Centimeter lange und etwa 5 Centimeter dicke Stäbe von Reiſerholz; dieſelben bilden ſozuſagen die Pfeiler des Häuschens und werden oben durch etwas dünnere, 70 Centimeter lange Stäbe, unten durch Brettchen vermittelſt Drahtnägeln verbunden. So entſtand ein achteckiges Gehege von 180 Centimeter Durchmeſſer. Genau in deſſen Mitte ſtellte ich meinen Hauklotz, der höher iſt als das Gehege, legte darauf ein rundes Brettſtückchen mit einer darauf befindlichen Holzſpitze und nahm nun acht gleich lange, dünne Stäbe, befeſtigte ſie mit dem einen Ende an den erſtgenannten acht Stäben und mit dem anderen auf dem Brettſtückchen hart an der Spitze. Der Haltbarkeit wegen verband ich dieſelben in der Mitte noch einmal, hob dann das ganze über den Klotz weg, und mein Häuschen nebſt Dach war fertig. Dann habe ich für 2 Mark verzinktes Drahtgeflechte gekauft und das Ganze damit überzogen, nur ein Seitenfeld ließ ich zum Eingang frei, ſtellte davor eine halb umgekehrte Kiſte, die dann als Zuflucht bei Unwetter von der Henne und ihren Kücken benutzt wurde. Nachts hatte ich ſelbſtverſtändlich die Tiere im Stall. Die Kücken ſind alle wohl geraten. Wird das Häuschen nicht benutzt, ſo hängt es im Holzſtall und kann viele Jahre dienen.

**A. Hübner, Prenzlau.**

## Widmungsgedicht zu einem Wäſchebeutel

### für eine junge Frau.

Einen „leeren Beutel“ bring' ich dir dar,
Ein wunderliches Geſchenk, nicht wahr?
Doch, Liebſte, wenn jeder Beutel ſich
Dir füllt ſo bald und ſicherlich
Wie dieſer, kannſt du fröhlich ſein.
Mein Beutel füllt ſich ſtets allein,
Und wunderbar! Nicht wenn er leer,
Nein, wenn er voll iſt, wirds Herz dir ſchwer
Und ſeufzend denkſt du: „Wärs erſt erreicht,
Daß der Beutel wieder leer und leicht,
Sein Inhalt zierlich geordnet im Spind!“
Doch leider ſchwillt er gar zu geſchwind.
Die große Wäſche, der Hausfrau Plage,
(Der Hausherr ſogar erhebt drob Klage)
Sie gleicht in Wahrheit einer Hyder,
Stets hebt ſie die drohenden Häupter wieder.
Weil alſo der Wunſch vergeblich wär,
Daß der Beutel bliebe leicht und leer,
So will ich ihn beſcheid'ner geſtalten.
Es mög' dieſer Beutel niemals enthalten
Des Hausherrn Kragen und Manſchetten,
Oberhemden und Chemiſetten,
An denen Knopfloch, Knopf oder Band
Schadhaft, zerriſſen, nicht im Stand,
(Durch dieſe ward oft ſogar gebrochen
Der ſüßeſte Frieden der Flitterwochen,)
Kein Taſchentuch ferner, von Thränen benetzt,
Kein zierliches Schürzchen, unheilbar verletzt
Beim häuslichen Walten am Küchenherd.
Es durchwandre heil und unverſehrt
Die ganze Ausſteuer, kunſtvoll geſtickt,
Genäht, gehäkelt oder geſtrickt
Den Beutel vieler Jahre Reih'n —
Den guten Wunſch ſtickt' ich dir hinein!

**Anna Ecke.**

## Für die Reiſe.

### Nähnecessair.

Man ſchneidet aus roher Leinwand einen Streifen von 30 Centimeter Länge und 15 Centimeter Breite, rundet die eine ſchmale Seite ab und ſetzt dann auf das untere Ende eine Taſche, worin man allerlei Seiden (von jeder Sorte einige Faden zum Notfall), Strümpfwolle, eine Schere, Knöpfe, Haken und Öſen ꝛc. thut und faßt nun das ganze mit farbiger Borte ein. Auf die erwähnte Taſche knüpft man ein Nadelbüchel mit allerlei Näh-, Stopf-, Reige- und Stecknadeln. Neben der Taſche näht man an die beiden Ränder des Streifens Bändchen, durch die man zwei Rollen Garn (ſchwarz und weiß) durchzieht. Daneben wieder kommen kleine Öſen, in denen kleine Bündchen von Gummiband, Leinwandbändchen und noch andere nützliche, ſchnell notwendige Dinge befeſtigt ſind. Am abgerundeten Ende bringt man ſchließlich Bänder an. Iſt die Taſche gefüllt, ſo wickelt man ſie zuſammen und umbindet ſie feſt mit den Bändern. Auf die rechte Seite ſtickt man das Monogramm der Beſitzerin.

Zum Zeichnen nach der Natur machen wir alle Reiſenden und Sommerfriſchler auf Dirkſens neues, höchſt einfaches und ſinnreiches Patentzeichenbrett aufmerkſam. Dasſelbe hat bei leichteſter Handhabung alle Vorteile der Zeichenhefte, Reißbretter und Zeichenblocks. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Mit 16 Blatt Karten 1 Mark.

Wer ſich für die Reiſe oder eine Sommerfriſche einen praktiſchen und billigen Beutel, der als Proviant- oder Handarbeitsbeutel, ferner zum Einſammeln von Moos, Blumen oder Pilzen dienen mag, herſtellen möchte, der kaufe ein großes, baumwollenes, recht buntes Taſchentuch und ſäume es ringsum. Dann legt man es auf den Tiſch und zeichnet mit einer Schüſſel oder Kuchenplatte einen runden Kreis, an der ſchmälſten Stelle etwa 4 Centimeter vom Rand entfernt. Auf dieſe Linie ſteppt man einen fingerbreiten Saum von rotem oder buntem Kattun, der eine ſtarke Litze oder ein Band zum ziehen aufnimmt. — Einen mit Hilfe einer Untertaſſe zugeſchnittenen kreisrunden Karton überzieht man mit demſelben Kattun oder Shirting und befeſtigt dieſen Boden in die Mitte des Beutels. Die vier Ecken des Taſchentuches hängen als Verzierung außen über den Beutel herab. Derſelbe kann als Proviant-, Handarbeits-, Blumen- oder Moosſammelbeutel dienen und wird — wenn leer — in jeder Taſche verſchwinden können. Wünſcht man den Beutel eleganter, ſo nimmt man ein ſeidenes Tuch und ebenſolche Bänder zum Zug, auch kann man die Kanten mit Spitzen verſehen. **F. R. (in St.).**

## Ein vorzügliches Rezept Erdbeeren und Erdbeerſaft einzumachen.

Langjährige Verſuche und Erfahrungen im Einmachen der Früchte, namentlich auch der Erdbeeren, haben mich in bezug auf dieſe letzteren zu einem ſehr befriedigenden Reſultat geführt, indem es mir gelungen iſt, dieſen diffizilen Früchten das Aroma und die Farbe zu erhalten, die durch das Einkochen meiſt verloren gehen. Den köſtlichen Erdbeerſaft bereite ich nur aus Walderdbeeren, welche das feinſte und zugleich kräftigſte Aroma beſitzen, folgendermaßen: Auf ein Kilo friſch gepflückter Beeren wird ein Kilo feinſter Puderzucker gerechnet. Man ſchichtet nun in einen Porzellantopf abwechſelnd die Beeren und den Zucker ein, doch ſo, daß oben mehr Zucker als unten liegt, deckt den Topf zu und ſtellt ihn nun in einen Keſſel mit kaltem Waſſer, welches ſo weit an dem Topf hinaufgehen muß, wie der Inhalt in demſelben reicht. Nun macht man Feuer unter den Keſſel und läßt das Waſſer ſo lange ſieden, bis aller Zucker zergangen iſt und ſich mit dem ausfließenden Saft der Erdbeeren vollſtändig vereinigt hat. Man muß mit einem ſilbernen Löffel die Maſſe vorſichtig einigemale umrühren — ohne die Beeren zu zerquetſchen — damit die Prozedur ſich ſchneller vollzieht. Ein zu langes Kochen würde den Saft bitter und mißfarbig machen. Sieht man, daß ſich der Saft möglichſt aus den Früchten geſondert und mit dem Zucker vereinigt hat, ſo ſchüttet man die Maſſe entweder in ein feines, breites Haarſieb oder in einen Muſſelinbeutel und läßt den Saft in ein untergeſtelltes Gefäß laufen. Man füllt ihn alsdann in ausgeſchwefelte Flaſchen, die entweder mittelſt Patentverſchluß oder Korken und Verpichung luftdicht verſchloſſen werden. In einem guten, trocknen Keller hält ſich dieſer Saft viele Jahre hindurch, ohne die ſcharlachrote Farbe und den Wohlgeſchmack zu verlieren. Beiläufig geſagt, bereite ich den Himbeerſaft ebenfalls auf dieſe Weiſe, auf welche ich ihn am ſchönſten gefunden habe, da alles direkte Kochen Farbe, Klarheit und Aroma beeinträchtigt. Die Bereitung der Erdbeeren als Compot- oder Deſſertfrüchte iſt mir nun ſeit einigen Jahren erſt nach Wunſch gelungen, da ſich zu dieſem Zweck nur die große Gartenerdbeere eignet, deren Farbe im gekochten Zuſtande auf gewöhnliche Art ſehr häßlich und deren Aroma viel geringer als das der Walderdbeere iſt. Auch hier rechnet man auf ein Kilo Früchte ein Kilo feinſten, geriebenen — am beſten indiſchen — Zucker, ſchichtet ſie ebenfalls mit dieſem abwechſelnd in eine Terrine ein und läßt ſie, wohl zugedeckt, bis zum andern Tage ſtehen. Hierauf gießt man den wenigen Saft, der ſich geſammelt hat, ab und läßt ihn im Einmachekeſſel oder Kaſſerol aufkochen, gießt ihn kochendheiß über die Beeren, läßt alles nochmals 24 Stunden ſtehen und wiederholt dasſelbe Verfahren. Am dritten Tage kocht man den Saft abermals auf,

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

ſchüttet dann aber, ſobald er im Sieden, die Früchte hinein und läßt die letzteren ein paarmal aufkochen, jedoch ja nicht zu weich, daß ſie etwa zerkochen. Man nimmt ſie nun ſchnell mit der Schaumkelle heraus und läßt den Saft bis zu dünnem Sirup einkochen. Die Beeren hat man unterdeſſen auf einem Haarſieb ganz abtropfen laſſen, worauf man ſie, erkaltet, mit ebenſoviel von dem auf obige Art bereiteten Saft von Walderdbeeren vermiſcht, als der eingekochte Sirup beträgt, und etwas mit Zucker ganz fein pulveriſierte Vanille hinzugibt. Ich wähle zum Aufbewahren dieſer Früchte gläſerne Behälter mit Schraubenverſchluß, lege oben eine Kleinigkeit von mit Arrak aufgelöſter Salicylſäure und ſchraube den Deckel auf. So erhalten die Gartenerdbeeren das kräftige Aroma der Walderdbeeren und auch etwas von deren ſchöner Farbe. Wer dieſe noch zu erhöhen wünſcht, kann dem Saft einige Tropfen giftfreien Anilins beifügen. Als Aufbewahrungsort eignet ſich während der Sommerhitze ein kühler, trockener Keller, im Winter jedoch eine Kammer, die nicht einmal froſtfrei zu ſein braucht, wenn ſie nur ebenfalls trocken iſt. Die Walderdbeere ſelbſt eignet ſich nicht zum Einmachen, da ſie durch das Kochen braun und bitter wird. Der von den Gartenerdbeeren zurückgebliebene Sirup kann entweder unter den Walderdbeeren- oder Johannis- und Himbeerſaft gemiſcht werden zu anderweitigem Gebrauch. Die zu Saft verwendeten und davon zurückgebliebenen Walderdbeeren enthalten noch eine große Menge Zucker und Wohlgeſchmack. Obgleich ſie natürlich etwas härter ſind als die friſchen, ſo kann man ſie doch noch ſehr gut in ſüßer Sahne oder Milch verſpeiſen — Kinder namentlich nehmen ſie auch ſehr gern als Kompot oder zum Brot. Endlich auch verleihen ſie einer Wein- oder Weißbier-Kaltſchale ihr köſtliches Arom und Süße genug.

**B. v. W. aus L.**

## Praktiſches fürs Haus.

Frage 158. An Louiſa in Barcelona. Um ein gefilztes Fell wieder in Ordnung zu bringen, lege man dasſelbe mit der Haarſeite flach ausgebreitet auf eine große Waſſerfläche (Fluß, Weiher o. d.); wenn die Haare, aber nicht das Fell Waſſer geſogen, lege man es gleichfalls mit den Haaren nach unten auf Raſen oder ſonſt eine ſchmutzfreie trockene Fläche, damit das überſchüſſige Waſſer abläuft, wende dann das Fell, und kämme nach dem Strich mit ſehr ſtarkem Kamme erſt die Spitzen der Haare und, ſo wie es nach und nach möglich wird, tiefer greifend, die ganzen Haare, aber ſehr behutſam, damit man dieſelben nicht zerreißt.

**Roſa.**

Nelkenzucht. Man bricht im Sommer die Nelkenzweige mitten in einem Knoten oder Gelenke durch, umwickelt einen ſolchen Steckling unten mit Moos oder Gras, ſteckt ihn ſo ohne weitere Umſtände in die Erde und überläßt ihn der Natur, bis er zum Verpflanzen geeignet iſt. Selten mißglückt das Verfahren, und jeder Zweig bewurzelt ſich bald ſtark.

**K. L.**

## Auskunft über Bäder und Sommerfriſchen.

Im Jahre 1883 waren wir, mein Mann mit mir und unſern 4 Kindern von 12 bis 4 Jahren, zur Kur nach dem Nordſeebade Büſum gegangen. Es iſt ein freundlicher Ort, jetzt mit direkter Bahnverbindung. Ein Doppelzimmer mit 4 Betten, (die kleinen hatten wir mitgebracht) koſtete wöchentlich 33 Mark mit Bedienung. Kaffee iſt beſonders. Mittageſſen nur im Hotel. Der Strand iſt ſchön grün und ein guter Spielplatz. Zur Zeit der Ebbe ſieht man das Meer gar nicht. Oft dunſtet das Watt aber in unangenehmer Weiſe, und iſt es windig, ſo atmet man viel Seeſand mit ein. Es gibt leider auch nur Regenwaſſer zum Trinken. Später gingen wir nach Borkum, und werden dieſes Jahr zum viertenmal dort ſein. Wir leben dort billiger und angenehmer, und die Wirkung iſt eine viel merkbarere. **Frau A. W.**

Als ſchönen, geſunden und billigen Luftkurort in Thüringen möchte ich Schloß Weißenburg empfehlen. Das Haus liegt hoch, iſt groß und geräumig, von Park, Wald und Bergen umgeben, mit herrlicher Ausſicht ins Saalethal. $^1/_2$ Stunde von der Bahnſtation Uhlſtädt, und 1 Stunde von der Reſidenz Rudolſtadt. Frl. Müller, die Verwalterin, bietet Damen, jungen Mädchen und Kindern einen angenehmen Landaufenthalt.

Als einfache und billige Oſtſeebadeorte werden von mehreren Seiten warm empfohlen: 1) Prerow, ländlich-einfach, ſteinfreier Badegrund, ſehr kräftige Bäder, das Klima mild, ſehr ſchöner Wald, reichlich viel Privatwohnungen. 2) Das noch im Entſtehen begriffene Bad Neuendorf bei Kolzow (auf Wollin), $^1/_4$ Stunde (Waldweg) nach dem Strand. Zu erreichen von Wollin (Dampfſchiffverbindung Stettin). Auskunft: Herr Gutsbeſitzer Buchholz daſelbſt. — 3) Oſternothafen bei Swinemünde, am Ausfluß der Swine, in wenig Minuten (per Dampffähre) nach Swinemünde, — Wohnung und Badeeinrichtungen einfach, aber gut und genügend. Keine Abgaben. — 4) Wuſtrow in Mecklenburg-Schwerin, 1 Stunde per Dampfer von Riebnitz. Großes, hübſches Dorf mit ſchönem Strand und guten Bädern. Billig. Wohnungen, zahlreich und hübſch. Näheres durch den Vorſtand des gemeinnützigen Vereins, dort. — 5) Haidebrink, Oſt- und Kleindievenow bei Cammin, — drei ſtille, freundliche Badeorte an der Oſtſee.

Als einfache, köſtlich gelegene, nervenſtärkende Sommerfriſche, wird das Bad Oybin in der Lauſitz begeiſtert empfohlen. Aufenthalt billig und ſehr behaglich. Einſenderin wohnte im Bad (Wirt Herr Lange) und rühmt dieſen Aufenthalt als ſehr angenehm. An Wohnungen kein Mangel.

Auf die Kur- und Waſſerheilanſtalt Thalheim dicht bei Landeck macht die Mutter eines dort geſundeten bleichſüchtigen Mädchens deren Leidensgenoſſinnen aufmerkſam. Reizende Lage. Vorzüglich eingerichtete Badeanſtalt. Junge Mädchen finden bei der Verwalterin oder in Familien Penſion. Beſitzer der Anſtalt Hofphotograph Voelkel zu Neiße.

Allen, die einen ruhigen Ort im Gebirge zur Erholung ſuchen, kann ich aus eigener Erfahrung die ſehr gute und billige Penſion von Frl. Marie Lauterbach in Neurode, Grafſchaft Glatz, empfehlen. — Dieſelbe liegt außerhalb der Stadt, dicht am Walde, und da Landwirtſchaft damit verbunden iſt, man alſo gute, friſche Milch hat, ſo iſt ſie auch zum Aufenthalt mit kleinen Kindern ſehr geeignet. — Von Neurode aus laſſen ſich gut große und kleine Partieen in das Glatzer und Eulengebirge machen; doch auch wer nur im Garten und dem hinter dem Hauſe anfangenden Walde ſich aufhalten will, wird zufrieden ſein.

**Fr. M. K.**

## Verſchiedene Auskunft.

Frage 114. Marmorſchrot zum Flaſchenſpülen kann von uns in jeder Menge bezogen werden.

**Promnitz & Siegert,**
Kauffung a. d. Katzbach (Schleſien).

Frage 156. An **A. v. R., St. Petersburg.** Geben Sie Ihrem Kanarienvögelchen jeden Morgen einen Tropfen gereinigten Hummelhonig aus der Apotheke ein, und der Huſten wird bald verſchwinden. **Hertha aus R.**

Frage 163. Seit dem 1. Mai iſt in Emden (Oſtfriesland) ein Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen unter vorzüglicher Leitung gegründet. Der Kurſus dauert ein Jahr. Näheres über denſelben, Proſpekt ſowie Nachweis billiger, guter Penſionen in gebildeten Familien durch

**eine alte Abonnentin in E.**

Sehr warm empfehlen wir das Kindergärtnerinnen-Seminar der Frau Michel in Poſen, Obere Mühlenſtraße Nr. 27, Ausbildung in $^1/_2$—1 Jahr Die Frage nach tüchtigen Kindergärtnerinnen iſt groß und Frau Michel nicht imſtande, derſelben zu entſprechen. Das Seminar hat ſeit ſechs Jahren die ſtaatliche Anerkennung.

**E. L. u. F. von D.**

In Weimar (Thüringen) iſt eine Bildungsanſtalt für Kindergärtnerinnen, verbunden mit einem gut beſuchten Kindergarten. Die Leiterin, Frl. Minna Schallhorn, iſt noch eine der wenigen unmittelbaren Schülerinnen Friedrich Fröbels und hat nun ſchon 38 Jahre in ſeinem Geiſte fortgewirkt.

Sehr zu empfehlen iſt das Kleinkinderlehrerinnen- (Kindergärtnerinnen-) Seminar der Heſſiſchen Diakoniſſenanſtalt bei Kaſſel in Prov. Heſſen. Mehrere Kindergärtnerinnen, die dort ausgebildet waren, lernte ich kennen und wegen ihrer Tüchtigkeit ſchätzen; ſie ſprachen mit großer Liebe von ihren Vorgeſetzten und dem Aufenthalt in der Anſtalt. Dauer der Ausbildungszeit iſt durch Anfrage leicht zu erfahren; es wird freilich nur eine beſtimmte kleine Zahl Schülerinnen (ich glaube 12) aufgenommen.

**Eine Schleswig-Holſteinerin.**

Ein ſehr gutes Mittel gegen Schwaben iſt „Schweinfurter-Grün“. Dasſelbe wird mit etwas klarem Zucker gemiſcht und abends ausgeſtreut. Dies kann einige Male wiederholt werden, vertilgt dann aber auch die Schwaben gründlich. Das Mittel muß aber ſehr vorſichtig gebraucht werden, da es giftig iſt.

**Eine, die die Schwaben los iſt.**

Zu 165. Es gibt nur ein einziges Mittel, ſich vor der Sonne zu ſchützen: man darf ſich ihr nicht ausſetzen! Iſt man dazu gezwungen, ſo trage man alte Leinwandläppchen mit Wachs oder Fett beſtrichen nachts auf Geſicht, Hals und Händen. Große grüne Blätter aufzulegen, wenn man der Sonne nicht entgehen kann, iſt auch ratſam. **Fr. v. H.**

Zu 168. **E. Schulz.** Ortsrichter zu Niederpoyeritz bei Dresden hat hochſtämmige Roſen zu verkaufen.

Frage 170. Handtücher aus alten aufgezogenen Baumwollſtrümpfen webt Herr Karl Schulz, Teppichweber in Sagan (Schleſien).

Frage 173. An **junge Frau.** Als ſehr gute Eierleger, die ſozuſagen garnicht fliegen können, ſind die großen Brahma-Hühner zu empfehlen.

Frage 180. Der durch Krähen beläſtigten Amtsſchweſter zur Antwort, daß Schießen allerdings das ſicherſte Mittel dagegen iſt. Zugleich gibt es auch eine Schußwaffe, gegen welche Polizei und Nachbarſchaft nichts einwenden wird und welche doch recht wirkſam iſt, nämlich das Windtechin. Seit Jahren benutze ich ein ſolches in meinem Garten und bekomme Sperlinge jetzt nur im Vorüberfliegen zu ſehen, während ſie früher Erbſen und friſch Gepflanztes nicht aufkommen ließen. Und wie reſpektvoll behandeln die Katzen meinen Garten, wenn ſie einmal eine Kugel auf dem Pelz gefühlt haben! Wie wäre es, wenn Sie meinem verehrten Amtsbruder ein ſolches Gewehr (gegen 30 ℳ) zum Geſchenk machten? Es würde ihm und den event. erwachſenen Söhnen nebenbei eine ganz angenehme Unterhaltung bieten.

**Ein Amtsbruder aus der Stadt.**

## Für die Küche.

Zu Frage 169. B. in K. Makkaronigerichte: 1. a) Wenn Makkaroni in Salzwaſſer nicht zu weich gekocht ſind, kann man dieſelben mit Parmeſankäſe, Butter und Eiern, je nach Belieben untermengen und in mit Semmel beſtreuten Muffeln backen; b) kann man die Makkaroni mit gewiegtem Schinken und geriebenem Käſe untermengen, in eine mit Butter dicht ausgeſtrichene und Semmel beſtreute Backform thun und mit in Waſſer eingequirlten Eiern und etwas Mehl dazu, übergießen und eine Stunde backen; c) Makkaroni bloß weich gekocht in Salzwaſſer, mit viel Butter und etwas ſaurer Sahne untermengt angerichtet, mit Parmeſankäſe und rohem Schinken als Vorſpeiſe zu Tiſch geben. 2. Makkaroni werden in Milch weich gekocht, nach dem Erkalten a) mit gequirlten Eidottern, je nach der Menge unterrührt, mit Vanillen- und Citronen-Zucker verſüßt, den ſteifen Schnee des Eiweißes ſchnell darunter gemengt und in einer mit Butter ausgeſtrichenen Puddingform $1^1/_2$ Stunde im Waſſerbad gekocht. Mit Fruchtſauce ſerviert; b) Makkaroni in Milch und einer Stange Vanille weich gekocht und mit Zucker verſüßt und kalt entweder mit Himbeerſauce oder Schlagſahne zu Tiſch gegeben. Schmeckt vortrefflich.

An dieſelbe. Bei allen folgenden Rezepten ſind circa 250 Gramm Makkaroni gerechnet. Makkaroni mit Bankingſauce, Hamburger Art. Man kocht die Makkaroni wie gewöhnlich. Inzwiſchen rührt man von $^3/_4$ Liter Milch, 60 Gramm Mehl und 50 Gramm Butter auf dem Feuer eine dickliche Sauce, läßt ſie auskühlen und vermiſcht ſie mit vier Eigelb, Salz, Pfeffer und 30 Gramm geriebenem Parmeſankäſe. Die fertigen Makkaroni oermengt man mit der Sauce und bäckt ſie in einer Backſchüſſel im Ofen $^1/_2$ Stunde.

Makkaroni auf Huſarenart. Nach dem Weichkochen und Abtropfen der Makkaroni vermiſcht man ſie mit etwa 100 Gramm Butter, 60 Gramm geriebenem Käſe, vier Löffeln Jüs, vier Löffeln Tomatenbrei, Salz, Pfeffer und etwa drei gekochten und in feine Streifen geſchnittenen Trüffeln, richtet ſie nach abermaligem Erhitzen bergförmig an und reicht ſie als vortreffliche Beigabe zu Boeuf à la mode.

Makkaronikroketten (Wildbratenreſte vortrefflich zu benutzen). Die gekochten, in kleine Stückchen geſchnittenen Makkaroni vermiſcht man mit gewiegten Wildbratenreſten (auf 250 Gramm Makkaroni 150 Gramm Braten), etwas gehacktem, gekochten Schinken, einigen gewiegten Pilzen und einem Löffel gewiegter Peterſilie. In dicker, weißer Frikaſſéeſauce, die man mit einigen Eidottern verquirlte, erhitzt man die Sachen, formt nach dem Erkalten kleine Rollen, bäckt ſie in Schmalz und reicht ſie als Beigabe zu Spinat, Erbſen oder Sauerkraut.

Makkaroni-Paſtete. Man kocht 250 Gramm Makkaroni in kräftiger Fleiſchextraktbouillon weich, läßt ſie abtropfen und zerſchneidet ſie. Eine tiefe Schüſſel beſtreicht man mit Butter, legt eine dicke Schicht der mit Käſe vermiſchten Makkaroni hinein und füllt dann ſchichtweiſe Scheiben von Pökelzunge, Braten, Wildbret, kleine Klößchen, Kalbsmilch (Reſte, je mannigfaltiger, deſto beſſer, ſind vortrefflich zu benutzen) und Makkaroni in die Form, begießt jede Schicht mit einigen Löffeln der Bouillon, in der man die Makkaroni kochte und verſieht die Oberfläche, die aus Makkaroni beſtehen muß, mit folgendem Guß: $^1/_8$ Liter dicke, ſaure Sahne verquirlt man mit vier Eigelb, etwas gewiegten Kräutern, Salz und Pfeffer und ſtreicht dies über die Paſtete. Man bäckt die Paſtete eine Stunde und gibt ſie ohne Sauce zu Tiſch.

Süße Mehlſpeiſe von Makkaroni. Man kocht die zerbrochenen (250 Gramm) Makkaroni in Milch, mit Zucker und Vanille dick und weich. Dann verrührt man 100 Gramm Butter in Schaum, fügt acht Eidotter, 200 Gramm Zucker und die Makkaroni hinzu, zieht den Eiweißſchnee durch die Maſſe und bäckt ſie $^3/_4$ Stunde im Ofen, um ſie mit einer roten Weinſchaumſauce zu Tiſch zu geben. **L. H.**

Kirſchenkuchen. $^1/_2$ Pfund Butter wird ſchaumig gerührt, 6 Blechwecken (vom Tage vorher) werden abgerieben, in feine Scheibchen geſchnitten und mit heißer Milch angefeuchtet zu der Butter gethan, ferner $^1/_2$ Pfund Zucker, $^1/_2$ Pfund abgezogene, gewiegte Mandeln, 1 Kaffeelöffel Zimmt, 12 Eigelb, 4 Pfund Kirſchen (wenn man's liebt, ausgeſteint) und zuletzt der Schnee von 12 Eiweiß leicht damit vermengt. Das Kuchenblech muß dick mit Butter beſtrichen und mit Mutſchelmehl beſtreut ſein. **F. R.**

Johannisbeerkuchen. Ein rundes Kuchenblech wird mit Butterteig ausgelegt und folgende Fülle darauf gebracht: 11 Eiweiß werden zu Schnee geſchlagen, $^1/_2$ Pfund abgezogene, fein gewiegte Mandeln, $^3/_4$ Pfund Zucker, 1 Citronenſchale nebſt dem Saft damit vermengt, zuletzt wird eine Schüſſel voll eingezuckerte Johannisbeeren dazu gegeben. Iſt das Blech nicht ſehr groß, ſo reicht dieſe Maſſe für 2 Kuchen.

Einfacher Johannisbeerkuchen. Das mit geriebenem Butterteig ausgelegte Blech erhält folgende Fülle: Zuerſt einige Hände voll gewiegtes Brot, dann eingezuckerte Beeren, abgezogene, gewiegte Mandeln und oben auf nochmals Brot und reichlich Zucker, nebſt einigen Stückchen Butter. **F. R.**

## Fragen.

184) Kann mir jemand ſagen, wo man einen getragenen Gummiregenmantel wieder auffriſchen laſſen kann, ſo daß er ſeine frühere Dichte und Schönheit wieder gewinnt? Für guten Rat dankt beſtens

**Eine Sparſame.**

185) Wo erhält man in der Nähe von Barmen oder Elberfeld bezw. Rheinprovinz oder Weſtfalen Grude-Koaks?

**Frau E. Krauſe.**

186) Bitte um Angabe eines unſchädlichen Mittels, Katzen von einem Wohnraum fern zu halten? **Treue Abonnentin in H.**

187) Wie dekoriert man ſchön und praktiſch Bogenfenſter in Wohnräumen, ſo daß der Bogen nicht verdeckt wird?

**Junge Pfarrfrau auf dem Lande.**

188) Wie kann man ſich Lanolinpomade und Lanolin-Gold-Crême ſelbſt bereiten?

**A. B., Kurland.**

## Redaktionspoſt.

**H. Z.** Wie können wir uns ohne Ihre Adreſſe mit Ihnen verſtändigen?

Daheim

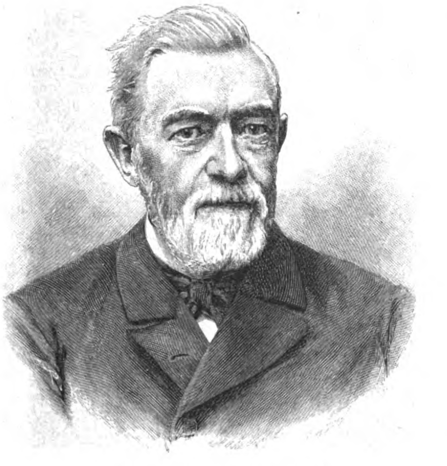
XXVI. Nr. 42. Erſtes Blatt.

1890. 19. Juli.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Finanzminiſter Dr. Johannes Miquel.

Acht Jahre hindurch, ſeit dem 28. Juni 1882, hat Herr von Scholz das Portefeuille des preußiſchen Finanzminiſteriums innegehabt. Nun iſt er in den Ruheſtand getreten, — ein Augenleiden hat ihn, wie man ſagt, gezwungen, den Staatsdienſt zu verlaſſen. Eine Lesart freilich behauptet, daß dieſes Augenleiden anſteckender Natur ſei und noch den einen oder den anderen Miniſterkollegen des Herrn von Scholz befallen werde. Man ſpricht von einer „neuen Aera“, die im Anzuge ſei, und davon, daß der Nachfolger des Herrn von Scholz der erſte Mann dieſer neuen Aera ſei. Jedenfalls gehört der bisherige Oberbürgermeiſter von Frankfurt a. M., jetzige Finanzminiſter Dr. Johannes Miquel einer anderen politiſchen Partei an, als ſein Vorgänger, und er hat innerhalb ſeiner Partei bisher eine Führerrolle geſpielt, er iſt alſo Parteimann genug, um die an ſeinen Eintritt in das Miniſterium geknüpften Kombinationen nicht ganz ungerechtfertigt erſcheinen zu laſſen. Finanzminiſter Johannes Miquel iſt am 21. Februar 1829 zu Neuenhaus (Grafſchaft Bentheim) in Hannover geboren. Er beſuchte das Gymnaſium zu Lingen, ſtudierte von 1846 bis 1849 Jurisprudenz in Heidelberg und Göttingen, machte ſodann Studienreiſen nach Frankreich und ließ ſich als Anwalt in Göttingen nieder. Dort wurde er Wortführer des Bürgervorſteherkollegiums und beteiligte ſich an dem hannoverſchen Verfaſſungskampfe. Im Jahre 1859 begründete er im Verein mit Bennigſen u. a. den Nationalverein, wurde zum Ausſchußmitglied desſelben und 1864 zum Geſchäftsführer des ſchleswig-holſteiniſchen Ausſchuſſes dieſes Vereins gewählt. In demſelben Jahre wählte ihn die Stadt Münden in die hannöverſche II. Kammer. Er entwickelte ſchon damals eine große Sachkenntnis ſpeziell in Finanzangelegenheiten. Davon zeugen beſonders ſeine Schriften „Das neue hannöverſche Finanzgeſetz von 1857“, „Die Ausſcheidung des hannöverſchen Domanialgutes“ u. ſ. w. 1865 wurde Miquel zum Bürgermeiſter der Stadt Osnabrück gewählt. Er war von 1867—1877 Mitglied des Reichstages, zuerſt für Osnabrück, dann für Waldeck, und des Abgeordnetenhauſes. Im Jahre 1869 ſiedelte er als juriſtiſcher Beirat der Diskonto-Geſellſchaft nach Berlin über, gab aber dieſe Stellung breits 1873 auf und kehrte 1876 wieder als Bürgermeiſter nach Osnabrück zurück. Im Dezember desſelben Jahres verlieh ihm die juriſtiſche Fakultät der Univerſität Berlin wegen ſeiner Verdienſte um das Zuſtandekommen der deutſchen Juſtizgeſetze die Ehrendoktorwürde. Er wurde 1882 zum Oberbürgermeiſter von Frankfurt a. M. gewählt. Nachdem Miquel 1876 ſein Reichstagsmandat niedergelegt hatte, ließ er ſich 1887 wieder wählen. Er war bisher auch Mitglied des Herrenhauſes und des Staatsrats.


Finanzminiſter Dr. Johannes Miquel.

In unserm Verlage ist **soeben** erschienen und durch alle Buchandlungen zu beziehen:

KARTE VON AFRIKA
von **R. Andree** und **A. Scobel.**
*Massstab 1 : 10 000 000.*
Ausgeführt in der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klaſing in Leipzig.

**Neuer revidierter und vermehrter Abdruck** mit den neuen Grenzen des deutsch-englischen Abkommens und den Ergebnissen der letzten Stanleyschen Reise, sowie mit **Specialkarten der deutschen Besitzungen.**

In Umschlag gefalzt Preis 5 M., auf Leinwand gezogen in Mappe 7,50 M., auf Leinwand gezogen mit Stäben 8 M.

Der **soeben fertig gestellte Neudruck** der bekannten **Andree-Scobel**schen **Karte von Afrika** enthält die neuen Grenzen des deutsch-englischen Abkommens nach ihrer letzten endgültigen Feststellung und die Ergebnisse der jüngsten Stanleyschen Reise, ist auch sonst vielfach verbessert und ergänzt worden und kann jetzt mit Recht nicht nur als die **neueste** und **zuverlässigste**, sondern auch als die **handlichste** und **billigste Karte von Afrika** in diesem grossen Massstabe gelten. Bei der Wichtigkeit des schwarzen Erdteils für alle geographischen, politischen, kolonialen und merkantilen Verhältnisse wird daher der jetzige Neudruck der Andree-Scobelschen Karte allseitig willkommen geheissen werden und für den Gelehrten, Kolonialpolitiker, Kaufmann, sowie für jeden Zeitungsleser, der die Vorgänge in Afrika verfolgen will, unentbehrlich sein.

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Hätte das Glück mehr Demut,
Die Tugend mehr Anmut,
Das Leid mehr Mut, — —
Es würde vieles gut!

## Zu einem Paar ſilberner Serviettenringe.

(Als Hochzeitsgeſchenk.)

Als ihr den Liebesbund geſchloſſen,
Als Blüt' um Blüte aufgeſproſſen
Im Frühling eurer Lieb',
Da galt ein Ringlein euch als Zeichen,
Daß auch in Zukunft nicht ſoll weichen
Der Treue friſcher Trieb.

So auch der Freundſchaft zarter Blume
Dien' es zu ihrem höchſten Ruhme,
Daß ſie ſtets hold und friſch;
Laßt mich zu ihrem Angedenken
Dies Ringepaar euch heute ſchenken
Für euren trauten Tiſch!

Und in der Freude lichtem Kranze
Steh' leuchtend, wie im Silberglanze
Der Freundſchaft feſter Bund;
Das Gold der Lieb' im Glorienſcheine
Sei ſtets, was eure Herzen eine
Bis zu der letzten Stund. **F. Z.**

## Für Blumenfreunde.

Von meinen Gängen durch Flur und Feld bringe ich mir ſtets einen ſchönen, großen Blumenſtrauß mit, in dem der rote Mohn nie fehlen darf, denn dieſer gibt dem Ganzen erſt den rechten Ausdruck. Doch pflücke ich mir nur ganz wenige von den aufgeblühten Mohnblumen, weil dieſelben gewöhnlich ſchon während des Gehens abfallen, dagegen eine tüchtige Hand voll großer Mohnknoſpen, die ich unter die anderen Blumen verteile, ſo daß die Knoſpen immer etwas über die anderen Blumen hinausragen. Am nächſten Morgen habe ich ſchon die Freude, einige Knoſpen geöffnet zu ſehen. Die Blume erblüht in der Schale oder im Glaſe nicht etwa blaß und angekränkelt, nein dunkelrot und kraus, in vollendeter Geſtalt! So blühen nach und nach bei öfterem Wechſel von Waſſer ſelbſt die winzigſten Knöſpchen auf. Die Knoſpen in einem Kouvert nach auswärts verſandt, ſind ſelbſt da noch zur Freude des Empfängers erblüht. Nicht früher verſchwindet die Mohnblume aus unſerm Zimmer, als wenn es zu frieren beginnt, man findet ſie eben bis in den November hinein auf allen Feldern. **Naturfreundin.**

## Pflege der Erdbeeren.

Zu den köſtlichſten und jedermann willkommenen Früchten des Gartens gehören die Erdbeeren, zumal ſie auch als die Erſtlinge des Jahres unter dem Obſt erſcheinen. Erreichen ſie auch an feinem Arom und Wohlgeſchmack ihre lieblichen Schweſtern in Wald und Flur nicht, — für die Bowle ſind dieſe geradezu unübertrefflich und unerſetzlich, — ſo übertreffen ſie dieſelben doch bedeutend an Größe. Ich habe in dieſen Tagen mehrfach Früchte abgenommen, welche das reſpektable Gewicht von 30—35 Gramm hatten, ſodaß alſo ihrer 15 ein altes Pfund wiegen würden. Um Früchte von ſolcher Größe zu erzielen, muß ſich freilich mancherlei vereinigen, und ich erweiſe vielleicht dem einen oder anderen Leſer einen Dienſt durch einen kurzen Bericht über die Pflege der Erdbeeren, um ſo mehr, als ja im Auguſt mit der Anlage neuer Beete begonnen zu werden pflegt. In Bezug auf den Boden ſind die Erdbeeren nicht ſehr wähleriſch; in meinem Garten ſteht der reine Sand zu Tage, aber ſie verlangen, daß das Land in guter Kultur ſteht und kräftig gedüngt iſt, aber nicht unmittelbar zuvor friſch. Damit die Pflanzen ſich gehörig ausbreiten können, ſetze man ſie wenigſtens 50—60 Centimeter von einander im Verband, falls man auf ein etwa 1,50 Meter breites Beet drei Reihen bringen will und nicht lieber wegen des bequemeren Zuganges zum Bearbeiten und ſpäteren Abnehmens der Früchte auf ein ſchmaleres Beet nur zwei Reihen. Sieht auch im Anfange das Beet aus, als hätte es ohne Überfüllung reichlich die doppelte Anzahl von Pflanzen aufnehmen können, ſo haben dieſe doch im zweiten und dritten Jahre das ganze Land bedeckt. Sehr empfehlenswert iſt es, nur kräftige, gut bewurzelte Pflanzen zu verwenden. Dieſe zieht man am beſten ſelbſt, indem man die Pflanzen der Ausläufer an den Mutterſtöcken im Juli oder Auguſt, ſobald ſie angewachſen ſind, heraushebt und noch auf einige Wochen in einen abgeernteten Miſtbeetkaſten ſetzt; es iſt unglaublich, wie freudig da die Pflanzen ſich bewurzeln und die geringe Mühe lohnen. Nachdem dann die Pflanzen auf die Beete gebracht ſind, — nicht mit dem Pflanzeholz, ſondern mit Ausbreitung der Wurzeln richtig und ſorgfältig gepflanzt, mit einer guten Handvoll Komposterde und mit der gleichen Gabe bedeckt, werden ſie gut angegoſſen und von Unkraut reingehalten; damit iſt die Arbeit zunächſt gethan. Im November aber bekommt jede Pflanze eine Umpackung von Kompoſt oder kurzem Dünger, doch ſo, daß die Herzblätter nicht bedeckt werden; im Frühjahr wird das Strohige davon entfernt, das übrige untergehäckelt, und damit beginnt die eigentliche Pflege der Pflanzen. Im April habe ich dann jeden Stock mit einer Scheibe alten Lehmes umgeben, der gleichfalls in milder Weiſe düngt und das ſchnelle Austrocknen des Bodens verhindert, wie ich glaube, mit ſehr gutem Erfolge. Das Allerwichtigſte aber, um eine reiche Blüte, entſprechenden Fruchtanſatz und große Früchte zu erzielen, ſcheint mir das Gießen zu ſein, zumal in einem ſo dürren Frühjahr, wie es das heurige war. Alle Wochen müſſen die Pflanzen ein- bis zweimal gründlich mit abgeſtandenem Waſſer gegoſſen werden, nicht mit der Brauſe, ſondern aus dem Rohr, und zwar rechne ich auf 5—6 Pflanzen eine Kanne Waſſer von ca. 12 Liter. Das Überbrauſen nützt wenig oder nichts, da es das Waſſer nicht an die Wurzeln gelangen läßt. Anfangs kann man auch öfter einen Düngerguß geben, hört aber damit auf, wenn die Früchte anfangen, ſich zu röten. Eine für mich noch unentſchiedene Frage iſt die Behandlung der Ausläufer. Sie ſämtlich nach ihrem Erſcheinen zu entfernen, wie geraten wird, um dadurch die ganze Kraft des Stockes den Früchten zuzuführen, halte ich nicht für richtig, weil der Stock dann immer wieder angeregt wird, neue Ausläufer zu treiben; ſie alle am Stocke zu laſſen, ſcheint auch nicht rätlich, es ſei denn, daß man viele neue Pflanzen gewinnen möchte und deshalb dieſe höher ſchätzt, als große Früchte. Vielleicht liegt das Richtige in der Mitte, deshalb laſſe ich jedem Stocke 1—2 Ausläufer. Im Herbſt werden ſie natürlich ſämtlich abgenommen. Was ſchließlich die beſten Sorten von Erdbeeren betrifft, ſo kann ich die Sorten König Albert von Sachſen und Theodor Mulié unbedingt empfehlen, ohne damit andere für wertlos zu erklären. Die eingangs erwähnten überraſchend großen Früchte ſind Theodor Mulié-Stöcken entnommen. **W. in W.**

## Feſttafel.

Der Glanzpunkt häuslicher Feſte pflegt die ſinnig und heiter geſchmückte Mittagstafel zu ſein. Es gibt nun keinen ſchöneren Tafelſchmuck als Blumen, keinen wenigſtens, welcher der fröhlichen Feſtſtimmung einen ſchöneren Ausdruck verleihen könnte. Blumen in Vaſen, Aufſätzen und vielleicht auch als Sträußchen auf jeden Platz gelegt ſind wunderhübſch, haben aber ſchon vielmals als Tafelzierde gedient. Wenn die Hausfrau jedoch einmal eine ganz beſonders reizende Dekoration vornehmen will und die kleine Mühe nicht ſcheut, ſo kann ſie über die Tafel ein Blumenzelt ſpannen. Die Sache iſt ganz einfach. Sie windet auf einen ziemlich langen Bindfaden eine dünne, runde Guirlande von recht viel Grünem und jeder Art Blumen, am ſchönſten ſind natürlich eingeflochtene Roſen (die Guirlande darf nicht dicker als 3 Finger ſein). Nun befeſtigt man das erſte Ende recht hoch am Kronleuchter oder noch beſſer am Haken ſelbſt, der aber über der Mitte der Tafel ſein muß und führt die Guirlande bis zu einem beliebigen Gedeck; hier wird ſie durchgeſchnitten und geſchickt mit einem Stich am Tiſchtuch angeheftet; der daraufgeſtellte Teller verdeckt den Abſchluß. So wird fortgefahren, vom Haken aus nach jedem Platz die Guirlande geleitet, die natürlich nicht ſtraff, ſondern etwas bogig, feſtonartig hängen muß. Je weiter die Plätze vom Mittelpunkte entfernt, deſto größer werden die Bogen, deſto ſchöner ſieht es aus. Das Ganze macht einen entzückenden, duftigen Eindruck, man glaubt in einen Blumen- oder Roſentempel zu treten. Hat man den Kronleuchter oder die Hängelampe vorher entfernt, (was jedoch nicht notwendig iſt), ſo befeſtigt man eine herunterhängende Ampel in der Mitte, die ebenfalls mit blühenden Blumen und herabfallenden Ranken gefüllt wird. — Am beſten ſieht es aus, wenn die Tafelrunde nicht allzugroß und buchſtäblich an einem runden oder ovalen Tiſch gedeckt iſt; auch in Kreuzform aufgeſtellte Tiſche paſſen wunderſchön. Sollte etwa die Zahl der Tiſchgenoſſen zu groß ſein, ſo kann ſich die Wirtin ſehr gut damit helfen, daß ſie dieſes feſtliche Blumengewinde nur bis zu den Plätzen der Damen führt. **H. v. Sydow.**

## Auskunft.

Frage 179 von **X. Y.** Ermäßigungen werden hier in Ems nicht gewährt, ſondern nur Erlaß der Taxen. Um die Zahlung für Bäder zu vermeiden, wendet man ſich unter Beilegung eines ärztlichen Zeugniſſes über Notwendigkeit der Kur in Ems und eines Bedürftigkeitszeugniſſes an die Königl. Regierung, Abteilung für direkte Steuern, Domänen und Forſten in Wiesbaden. Den event. günſtigen Beſcheid legt man einem Geſuch um Erlaß der Kurtaxe (15 ℳ) bei und ſendet dieſes an die Kgl. Kurkommiſſion in Bad Ems. Lauten beide Beſcheide zuſagend, ſo legt man dieſe dem Kaſſierer des betr. Bahnhofes vor und kann daraufhin ermäßigte Eiſenbahnfahrtaxe beanſpruchen. Volle Penſion (Wohnung, Frühſtück, Mittag und Abendeſſen gibt Fritz Dreis, Gaſthaus zur Krone, Bad Ems, für 3,50—4 ℳ pro Tag und Perſon. Weitere, ſpezielle Anfragen (direkt) zu beantworten iſt gern bereit

**Bad Ems**, 29. Juni 1890.

**Victor Ströhmann**, stud. theol.

Frage 181. **„Einer Abonnentin“** teile ich mit, daß in einem reizenden Bergort des Kanton Watt eine Penſion von zwei deutſchen Damen gehalten wird, die ihr gewiß behagt. Die Verpflegung iſt gut. Herrliche Berg- und Tannenluft. Gelegenheit zu den ſchönſten Partieen. Penſionspreis: 5 Frcs. Die Adreſſe iſt: **Melle Spier**, grand Chalet Bergeron, Les Plans — sur Bex.

**Frau v. St.**

## Für die Küche.

Grüne Erbſen in Flaſchen einzumachen. Zu 3 Liter ausgekernter Erbſen kommt ½ Liter Salz, welches gut mit den Erbſen vermengt werden muß, dann werden die Erbſen in Glasflaſchen gefüllt. Nachdem ſie 4 Stunden geſtanden haben, ſchüttelt man die Erbſen recht zuſammen, füllt ſie wieder auf und verkorkt ſie, bindet einen Bindfaden kreuzweiſe über den Kork und taucht dieſen in Pech oder Siegellack. Hierauf werden die Erbſen an einen kühlen, trockenen Ort gelegt und alle 14 Tage gewendet. Die Erbſen halten ſich ein halbes Jahr. Sollten ſie gebraucht werden, ſo ſchüttet man abends vorher Waſſer auf die Erbſen und wiederholt dies am Morgen, damit das Salz auszieht.

Eiermilch für Kranke. Von einem Liter Milch nimmt man ſoviel in ein kleines Töpfchen, um Eier damit verquirlen zu können. Hierauf wird die Milch mit Zucker oder Saccharin verſüßt, etwas Vanille zugefügt und bis zum Kochen gebracht; dann 4 Eidotter, welche mit kalter Milch verrührt ſind, angebrüht und der Schnee von den 4 Eiern löffelweiſe in die heiße Maſſe geſetzt. In den Keller geſetzt und kalt genoſſen.

Um Blumenkohl möglichſt weiß zu erhalten, gießt man in das fürs Abkochen beſtimmte Salzwaſſer eine Taſſe ſüße Milch hinein. **Holſteinerin.**

Theekuchen. Man nimmt ½ Pfund Butter, reibt ſie zu Sahne, gibt dazu 4 ganze Eier, 1 Pfund braunen Sandzucker, etwas abgeriebene Citronenſchale, für 10 Pfennige geſtoßene Nelken und für 10 Pfennige geſtoßenen Zimmt. Gibt einen Theelöffel voll pulveriſiertes Hirſchhornſalz und 2 Pfund durchgeſiebtes Weizenmehl hinein, knetet die Maſſe gut durch, rollt ſie aus, ſticht mit Formen oder einem Weinglas kleine Kuchen daraus und backt ſie auf einer Platte in einem ziemlich heißen Ofen gelbbraun. Dieſe Kuchen halten ſich in einer Blechtrommel lange und werden beſonders von Herren gern gegeſſen. **Ida vom Lande.**

## Fragen.

189) Kennt eine der verehrten Leſerinnen des „Frauen-Daheim“ vielleicht das Buch, das „von der erſten Hilfe bei Unglücksfällen der Kinder (z. B. Verſchlucken eines Kernes, ſtarkes Bluten beim Schneiden u. ſ. w.) vor Eintreffen des Arztes“ handelt? Ich habe leider Titel und Verfaſſer vergeſſen und weiß nur, daß es bei der letzten Hygieine-Ausſtellung auf Befehl J. M. der Kaiſerin gekauft und an mehrere Kleinkinder-Bewahranſtalten verteilt ſein ſoll. Durch nähere Auskunft — wie die Schrift heißt — und wo man ſie kaufen könnte — wäre hoch erfreut und zu großem Dank verpflichtet

**Eine junge Mutter aus Berlin.**

190) Welche der geehrten Leſerinnen hätte wohl die Güte mir mitzuteilen, wie Früchte kandiert werden und welche ſich am beſten dazu eignen? Im voraus beſten Dank.

**Junge Abonnentin.**

191) Kann mir vielleicht eine freundliche Mitleſerin, welche die Liebigſchen Maltoleguminoſen-Schokoladen längere Zeit in ihrem Haushalt verwendet hat, mitteilen, wie ihre Kinder und Kranken dieſelben vertragen haben? **Eine junge Hausfrau.**

192) Könnte mir vielleicht eine der geehrten Daheim-Leſerinnen ein Mittel (außer Benzin) angeben, womit ich Fettflecke aus Glaceehandſchuhen entfernen kann? Im voraus beſten Dank. **Olli.**

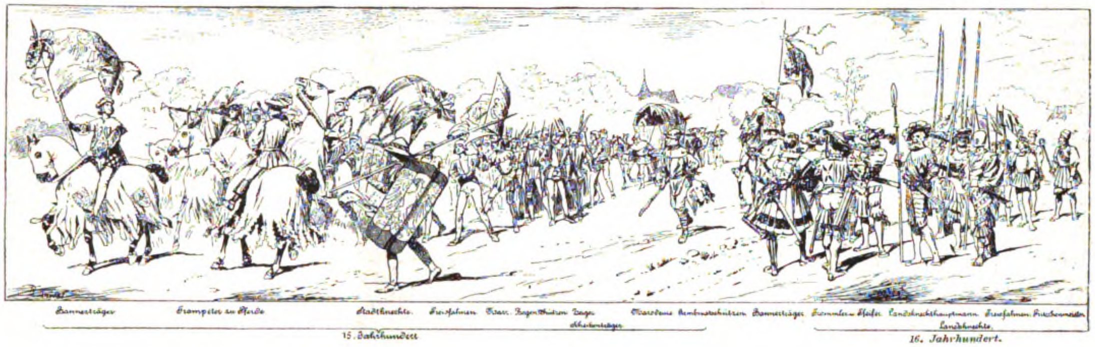
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

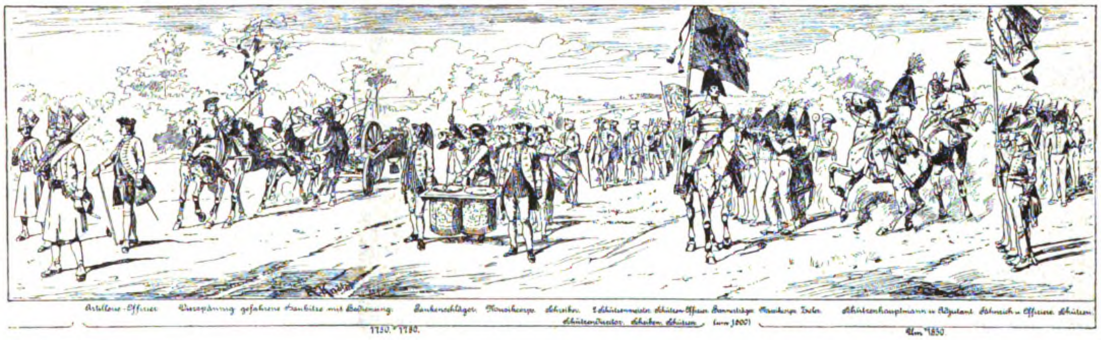
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

# Daheim

XXVI. Nr. 43. Erſtes Blatt.

1890. Aus der Zeit — für die Zeit. 26. Juli.


Bannerträger
Trompeter zu Pferde
Stadtknechte.
Freifahnen
Narr.
Bogenſchützen
Bogenſchützenträger
Armbruſtſchützen
Bannerträger
Trommler u. Pfeifer
Landsknechtshauptmann
Landsknechte.
Freifahnen
Pritſchenmeiſter
15. Jahrhundert
16. Jahrhundert.


Artillerie-Offizier
Vierſpännig gefahrene Haubitze mit Bedienung.
1750 – 1780.
Paukenſchläger
Muſikcorps
Schreiber
Schützenmeiſter
Schützen-Offizier
Schützendirector
Scheiben
Schützen
Bannerträger
Muſikcorps
(um 1800)
Schützenhauptmann u. Adjutant
Fähnrich u. Offiziere
Schützen
Um 1850

Bilder aus dem „Feſtzug des 10. Deutſchen Bundesſchießens zu Berlin“. (Verlag von Amsler & Ruthardt (Gebr. Meder) in Berlin.)

**Zur Unterhaltung: — in der Familie — auf der Reiſe — in Bädern — in Sommerfriſchen:**

## Daheim-Bibliothek: Wohlfeile, elegante Sammlung guter Romane.

I. Band:
**Fremdes Blut.** Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

II. Band:
**Um jeden Preis.** Novelle von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

III. Band:
**Der Geiger von Thun.** Roman von **A. v. Freydorf.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

IV. Band 1. u. 2. Teil:
**Gepa.** Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.
Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 ℳ.

V. Band:
**Der Sternburger Kreis.** Roman von **Germanis.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VI. Band:
**Auf der Dobenau.** Roman von **E. von Wellnitz.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

VII. Band:
**Pfadfinder.** Zwei Erzählungen von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VIII. Band:
**Er lebt!** Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

IX. Band:
**Die zweite Mutter.** Von **Henry Gréville.**
Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

Zu beziehen **durch alle Buchhandlungen** oder die Verlagshandlung: **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim in Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig**.

Du ſtehſt dich gut mit Allen, —
Dein Thun behagt der lieben Welt? —
Sie läßt es ſich gefallen!
Das ſagt noch nicht, daß ihrs gefällt.

## Guten Willens Ungeſchick.

Unter den Gedichten von Annette von Droſte befindet ſich eines, welches obigen Titel führt, und wie oft in meinem Leben habe ich mich deſſen nicht erinnert, wenn „eine liebe raſche Hand in guten Willens Ungeſchick“ mir weh gethan oder wenn ich andere leiden ſah an der Pein des zu viel oder falſch angebrachten guten Willens ihrer Umgebung. Im an ſich gewiß edlen und löblichen Drange der Gefälligkeit, Menſchenfreundlichkeit, Raterteilung vergreifen ſich oft die beſten Menſchen in den Mitteln und überlegen nicht, ob das, was ſie bieten, auch das Rechte ſei für den betreffenden einzelnen Fall. Was vielleicht den einen erfreut, erheitert, tröſtet, peinigt und verſtimmt wohl den anderen, ohne daß dieſer, beſonders wenn er krank und ſchwach iſt, den Mut hätte, die angebotene Gabe zurückzuweiſen. Ein altes, freilich grobes Sprüchwort ſagt: „Gott ſchütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich ſchon ſelber ſchützen.“ Gar mancher, der ſich über Undank beklagt, den er für all ſeine zahlreichen Gutthaten an anderen geerntet, hat wohl in vielen Fällen auch ſeines guten Willens Ungeſchick dieſe herben Erfahrungen zu danken; hat weh gethan, wo er wohl thun wollte. „Es war gut gemeint,“ iſt eine landläufige Entſchuldigung für ſolche Fehlerfolge. Ebenſo verfehlt in ſeiner gutgemeinten Wirkung iſt auch oft das Verſagen der Wünſche und Verlangen anderer, beſonders Kranker und Schwacher, wie die Dichterin dies in ihrem obengenannten Gedicht ſo bezeichnend ſchildert; das Abweiſen, Fernhalten lieben, oft heißerſehnten Beſuchs, des Zuſpruchs geliebter Menſchen, die eiſerne Verweigerung einer an ſich vielleicht gar nicht ſo ſchädlichen Erquickung, „weil’s der Doktor verboten hat.“ Ein ſolches Verbot hat ſicher ſeine Berechtigung, doch auch der dringende Wunſch eines lieben Kranken hat oft nicht nur ſeine Berechtigung, ſondern kann auch eine Äußerung des Heilbeſtrebens der Natur ſein. Nie in meinem Leben vergeſſe ich die flehende Bitte eines todkranken Kindes um Waſſer, welches der Arzt verboten, und welches ich mit blutendem Herzen aus guten Willens Ungeſchick dem ſchmachtenden Liebling, der leider dennoch ſterben mußte, verſagte; nie den Sehnſuchtsruf einer dem Tode nahen Schweſter, welche bittend meinen Namen rief und von deren Sterbebette mich guten Willens Ungeſchick mit Gewalt fernhielt, da der Arzt es ſtreng verboten hatte, daß ich die Schwerkranke durch ein Wiederſehen mit mir aufrege, und der an einer anſteckenden Krankheit Sterbenden nahe käme. Solche Töne durchhallen ein ganzes Menſchenleben mit nie endendem Vorwurf. Doch auch in anderen weniger furchtbar ernſten Fällen bedenke man ſorgfältig, ehe man jemandem eine vermeintliche Liebesthat erweiſt, reſp. aufdrängt, ehe man einen Betrübten tröſtet, ehe man, aus guter Abſicht, einem Bittenden einen Wunſch verſagt, ob das, was man thut und ſagt, erwünſcht, ſegensreich, für den gegebenen Fall das Beſte iſt. Denn auch im Tröſten ſei man vorſichtig und bedenke, daß es Wunden gibt, die ſo zartempfindlich ſind, daß ſie unter der leiſeſten Berührung ſchmerzhaft aufzucken. Schwer iſt es ja wohl, im Gefälligſein, Wohlthun, Verſagen und Tröſten ſtets das rechte Wort, die rechte That zu finden. Es laſſen ſich auch hierüber keine Regeln aufſtellen, ein angeborener, zartfühlender Takt, wahre, natürliche, ſelbſtloſe Herzensgüte können aber doch in den meiſten Fällen den rechten Weg auch ohne Kompaß finden. Sollte das hier Geſagte vielleicht hart und herb ſcheinen? ſollte man erwidern: „Nun ſo hülle man ſich am ſicherſten in die rauhe Schale der Selbſtſucht und laſſe jeden für ſich ſorgen!“ O nein, das wäre nicht der rechte Ausweg, denn die Liebe ſoll ja nimmer aufhören, und was bliebe übrig ohne ſie? Eine anmutig gebotene, ſinnig gewählte Liebesgabe, eine zarterwieſene, nicht aufgedrungene Gefälligkeit, ein aus warmem Herzen kommendes Troſtwort, ein Händedruck der Teilnahme fallen wie Sonnenſtrahlen auch auf ein verbittertes Gemüt; auch das Verſagen iſt wohl in manchen Fällen eine unabweisbar notwendige, den größten Herzensheroismus erfordernde Liebespflicht. Aber:

„So hab ich hundertmal gefühlt,
Und tauſendmal hab ich geſehn,
Daß nichts ſo hart am Herzen wühlt,
Wo ſeine tiefſten Adern gehn,
Als — zürne nicht, die Lippen drück’
Ich ſühnend auf der Lippen Rand —
Als eine liebe, raſche Hand
In guten Willens Ungeſchick.“

**Frau P. S.**

## Polterabendgedicht.

### Maurer.

Et hat mich eener anvertraut,
Hier werd een neuet Haus gebaut,
Drum komm ik oller Handwerksmann,
Un biet’ Sie meine Dienſte an.
Woll’n Sie man uf mir hören,
So kann ik Sie wat lehren.

Zuerſt, det weeß ik ganz genau,
Da woll’n Sie keenen Schwindelbau,
Keen Haus, gebaut uf loſen Sand
Mit Leichtſinn un mit Unverſtand,
Dat bei een’n Sturm dhut purzeln,
As wie een Boom ohn’ Wurzeln.

Na ſeht, ik bin een oller Mann,
Der all ’ne Weile denken kann;
Ik ſah manch ſtolzen Bau vergehn,
Doch eenes hab’ ik och geſehn:
Dat, wer uf Gott vertrauet,
Uf keenen Sand nich bauet.

Die Steiner, die man nehmen mag,
Sind nacheinander Dag für Dag;
Doch kümm’re ſich man jeder drum,
Dat ja keen Stein is ſchief und krumm.
Dat jeder Stein is richtig
Is for dat Bauen wichtig.

Zu Mörtel is die Liebe gut,
Doch wie den Kalch man löſchen dhut
Mit Waſſer, alſo wird och jetzt
Geduld die Liebe zugeſetzt,
Un Treu as Sand muß finden
Dazu ſich, dann wird’t binden.

Recht hohe Fenſter baut man drein,
Damit unſ’ Herrgotts Sonnenſchein
Un Himmelsluft un Himmelslicht
In eurem Hauſe fehle nicht.
Wat wär’ een Haus ohn’ Fenſter?
Een Loch blos for Geſpenſter.

Un doch kann man och Menſchen ſchau’n,
Die Häuſer ohne Fenſtern bau’n;
Bei hellem Dage ſtecken dann
Sie ihre duſt’re Lampe an,
Un wollen ſich noch preiſen
As die alleene Weiſen.

For Freunde offen ſei die Dhür,
Un och die Armut kenne ihr,
Doch kommt een Klatſch- und Läſtermaul:
Dann ganz geſchwind, ſeid gar nich faul,
Klappt zu der ollen Baſe
Die Dhür vor ihre Naſe.

Die Stuben drinnen, groß und klein,
Die richtet ſich nun jeder ein,
So wie’t ihm paßt, un ihm gefällt
Un is dazu keen Maß beſtellt.
Bei Sie, da wird et nüdlich
Gewiß und ſehr gemütlich.

Denn muß ja wohl ſo’n Ding noch ſin,
Heißt’t nich Salohn? Geht keener ’rin,
As höchſtens alle Jubeljahr
Wenn wat beſonders los mal war.
Wer’t hat, der bau Salohne,
Sonſt geht et och da ohne.

Viel wicht’ger un een großer Schatz
Is, dat die Küch’ an’n rechten Platz,
Un gut un richtig angelegt,
Wonach zuerſt die Hausfrau frägt.
Doch nich zu groß die Küche!
Sonſt geht et in die Brüche.

Uf’t ganze Haus, da ſei zuletzt
As Dach un Krone ufgeſetzt
Des Herrgotts Gnad’, des Herrgotts Schutz,
Die bieten jedem Feinde Trutz,
Die werden ſicher ſchirmen,
Wenn och die Wetter ſtürmen.

Wenn ſo det Haus ihr bauen dhut,
Denn globt et mir, d’rin wohnt’t ſich gut.
Vielleicht komm’ ik eenmal vorbei,
Un is’t Sie recht, bin ik ſo frei,
Un ſehe, wie’t Sie gehet,
Un ob det Haus noch ſtehet.

**P. K.**

## Malerei auf Leder.

Sehr wirkungsvoll und zugleich dauerhaft kann man vermittels Ätzkali braune Zeichnungen auf Leder bringen. Man kauft beim Droguiſten etwa für 10 Pfennig Ätzkali, welches man in weißen Stangen erhält. Dieſelben löſt man in einer kleinen Menge Waſſer auf und zeichnet zuerſt verſuchsweiſe auf einem Stückchen Leder einige Striche mit dieſer Flüſſigkeit; ſie wird ſogleich beim Trocknen dunkelbraun. Alsdann macht man ſich in anderen Gläschen durch mehr oder weniger Zuſchütten von Waſſer ſchwächere und ſchwächſte Löſungen, mit welchen man die helleren Striche und Schattierungen erzielt. Die eigentliche Zeichnung muß vorher mit Bleiſtift entworfen ſein, damit die Linien recht ſicher werden, denn fortradieren läßt ſich nichts; man benutzt am beſten abwechſelnd Zeichenfeder und Pinſel, wie bei einer Touchezeichnung. Fein ausgeführte Köpfe wirken am ſchönſten, doch werden Figürchen und Arabesken ebenfalls ſehr hübſch und auch Landſchaften eignen ſich dazu. Man benutze weiches, helles Leder, am liebſten eine feine, leicht ins Grünliche ſpielende Sorte; je rötlicher das Leder, deſto rötlicher wird auch die Malerei. Das Ätzkali darf niemals zu alt benutzt werden, auch hüte man ſich Flecken auf polierte Möbel zu bringen, da dieſelben die Politur wegbeißen.

**Dora.**

## Nochmals Pflanzenfenſter.

Da leſe ich zufällig im Frauen-Daheim verſchiedene Auseinanderſetzungen über gepreßte Pflanzen zwiſchen Gläſern als Fenſterſchmuck. Dieſe Artikel gehen von dem alten Verfahren aus, die Pflanzen auf Seidenpapier oder Pauspapier zu kleben. Viel einfacher iſt jene andere Art, wie ſie in F. S. Meyers Handbuch der Liebhaberkünſte vorgeſchlagen wird. Ein gewöhnliches weißes Tafelglas wird mittels eines breiten Pinſels mit einer Löſung von 1 Teil reinem Gummi arabicum in 6 Teilen Waſſer beſtrichen und in dieſen Auftrag werden die vorher gepreßten Pflanzen unmittelbar hineingelegt. In einer Viertelſtunde muß das Bild fertig ſein, weshalb es nötig iſt, ſich dasſelbe vorher auf einem Bogen Papier zurecht zu legen. Wenn die aufgeklebten Pflanzen vollſtändig trocken ſind (um ein nachheriges Schimmeln zu verhüten), ſo wird ein zweites gleichgroßes Glas aufgelegt. Dieſes iſt am beſten ein Kathedralglas von gelblich-grüner Färbung. Beide Gläſer werden auf den Kanten miteinander verklebt, in Heberähmchen gefaßt u. ſ. w. Die Falten und Blaſen, welche die zwiſchen Gläſer gelegten Papiere über kurz oder lang zeigen, fallen hierbei fort und ebenſo die unſauberen Stellen und hellen Flecken, die ſich auf dem Papier an den Klebeſtellen zeigen. Auch bleibt das ganze Bild auf die erwähnte Weiſe durchſichtiger als bei Anwendung einer Zwiſchenlage von Papier.

**F. S. M.**

Wir bringen obigen praktiſchen Vorſchlag gern zur Kenntnis unſerer Leſerinnen; der freundliche Verfaſſer irrt ſich nur in einem Punkt: die im vorigen Jahre beſchriebenen, ſchönen, freilich unendlich mühſameren Pflanzenfenſter beſtanden nicht aus Seidenpapier zwiſchen Glasſcheiben, ſondern nur aus Seidenpapier, welches durch die beſondere Behandlung glasartig verdichtet und durchſichtig gemacht war.

**Die Red.**

## Zur Kultur der Haſelnuß.

Ein Stiefkind unſerer Obſtkultur iſt die Haſel, obwohl dieſelbe in Deutſchland ſehr gut gedeiht, und überall gute Erträge liefert. In England, wo Mr. Lambert 1812 die nach ihm benannte Lambertusnuß einführte, wird dieſe Nuß im Großhandel mit 1 sh per Pfund bezahlt (1 sh = 1.2 M., 1 Pfund engl. = 453 gr). In Frankreich ſchätzt man den Ertrag eines Hektars mit Haſelnüſſen bepflanzt auf 800 Franken und in Holland ſogar auf 1200 Franken. Ein Beweis der großen Rentabilität der Haſelnußkultur, welche auch bei uns mehr gewürdigt werden ſollte. Aber auch im Hausgarten ſollte die Haſel nie fehlen, da die Frucht im Haushalte, an Stelle der Mandel, welche ſie an Wohlgeſchmack übertrifft, vielfach Verwendung finden kann. An Boden und Klima ſtellt die Haſel keine beſonderen Anſprüche. Kalter Thon oder Sandboden, warmes oder rauhes Klima, alles vermag ihrer erfolgreichen Kultur keinerlei Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen. Sie iſt ſo recht die Obſtfrucht für alle Lagen, und ohne ſchwierige Kultur zu behandeln. Bei der Pflanzung ſetzt man die Haſelſträucher — in welcher Form die Pflanze am häufigſten kultiviert wird — in Entfernungen von 3—4 m. Die Pflanzenlöcher macht man 1 m breit und

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

80 cm tief und füllt ſie mit nahrhafter durch Kompoſt verbeſſerter Erde an, ſofern man das Land nicht bis auf 80 cm Tiefe rigolt hat. Die weitere Pflege erſtreckt ſich beſonders auf die Bodenlockerung, womöglich durch Umgraben, und das Reinhalten der Beete, indem man gleichfalls für die Entfernung der jungen Wurzeltriebe ſorgt, welche auf Beete verſchult, für eine etwaige Neuanpflanzung Verwendung finden. Im Alter von 10—15 Jahren, wo die Fruchtbarkeit der Haſel bedeutend nachläßt, ſchneidet man die Sträucher bis auf den Wurzelhals zurück, um neue Triebe zu erzeugen, welche ſchon im dritten Jahre wieder Früchte tragen. Das Beſchneiden der Haſelſträucher welches aller 2—3 Jahre gewöhnlich im Januar, vor dem Erſcheinen der an der Spitze des Knoſpen befindlichen roten weiblichen Blüten, geſchieht, beſchränkt ſich hauptſächlich auf das Entfernen des erſchöpften und abgeſtorbenen Holzes. Als Niederſtamm, in einer Stammhöhe von 45—60 cm und becherförmiger Krone mit 5—7 Hauptäſten, welche Form beſonders in den Gärten Englands ſehr beliebt iſt, wird dagegen die Haſel alljährlich geſchnitten, und zwar ſo, daß das ältere Holz entfernt wird und das kräftigſte junge Holz ſtehen bleibt. Im Juli beſeitigt man dann noch die aus der Mitte der Krone hervorwachſenden langen Ruten, um die Becherform zu erhalten und kürzt die Gipfeltriebe etwas ein, um hierdurch die Bildung der Fruchtknoſpen für das kommende Jahr zu begünſtigen. In dieſer Form, als Niederſtamm, eignet ſich die Haſel ganz beſonders als Zwiſchenpflanzung in den Obſtanlagen, auch werden durch den alljährlichen Schnitt die Früchte größer und vollkommener als die der Strauchform. Mit der Düngung beginnt man bei der Haſel einige Jahre nach der Pflanzung und zwar verwendet man hierzu vorzugsweiſe ſtickſtoffhaltige Düngermittel wie Wollabfälle, Lumpen, Schaf- oder Geflügeldung u. a. m. Haben die Nüſſe ihre vollſtändige Reife erlangt, ſo werden ſie gepflückt und enthülſt und an einen vor Näſſe und Ungeziefer geſchützten luftigen Ort gebracht, wo ſie möglichſt dünn aufeinander geſchichtet der zirkulierenden Luft ausgeſetzt werden, um ſie zu trocknen, und erſt wenn dieſes vollkommen geſchehen iſt, ſind ſie in Säcke zu bringen oder zu verſenden, da die Nüſſe im feuchten Zuſtande aufeinander geſchichtet, leicht ihren ſüßen Geſchmack einbüßen und verderben. Einige Sorten, welche ſich zum Anbau ganz beſonders eignen, ſind: Halleſche Rieſennuß, rote und weiße Lambertnuß, Apoldanuß, Kaiſerliche von Trebizont und die frühe Zellernuß. **Adolf v. Drathen.**

## Praktiſches fürs Haus.

Radikalmittel gegen Wanzen iſt: $^1/_4$ Pfund Coloquinthe in 3 Liter Waſſer gekocht und durch ein Tuch gegoſſen. Mit dieſer Flüſſigkeit ſtreiche man Wände, Dielen, Bettſtellen ꝛc. und wiederhole dies noch 14 Tage bis 3 Wochen. Da Coloquinthe giftig iſt, ſo iſt Vorſicht anzuwenden.

Um das Durchfedern der Betten bei gewaſchenen Inletten zu vermeiden, ſtreicht man die Innenſeite derſelben vielfach mit Wachs, wohl auch mit Seife, doch iſt beides nicht ratſam, da das Streichen die nicht mehr neue Leinwand anſtrengt, und an das Wachs oder die Seife die Federn und der Staub ſich feſthängen. Ich habe dagegen folgendes Verfahren recht bewährt gefunden: Wenn die Inlette getrocknet ſind, ziehe ich dieſelben durch dünnes Stärkewaſſer, laſſe ſie noch etwas feucht mandeln und dann mit einem recht heißen Plätteiſen trocken plätten. Sie bekommen hierdurch Glanz, Glätte und Dichtigkeit wie neues Inlett und laſſen auch den Federſtaub nicht durchſtieben. **A. R.**

## Sommeraufenthalt.

Vielleicht wird den verehrten Daheimleſerinnen in Süddeutſchland ein kleiner Dienſt erwieſen, wenn ich dieſelben auf einen beſonders lieblichen Fleck Erde aufmerkſam mache, nämlich auf die „Sommerfriſche Eſchenbach“, Station Hohenſtadt, an der Bahnlinie Nürnberg-Eger. Eſchenbach iſt in dem wunderſchönen oberen Thal der forellenreichen Pegnitz in der ſogen. „Nürnberger Schweiz“ gelegen und zeichnet ſich durch geſunde Luft, gute Verpflegung, ſowie durch die Möglichkeit, ſchöne Ausflüge in die gebirgige Umgebung ſowie nach dem nahen Nürnberg zu machen, vor manchen derartigen „Kurorten“ aus. In dem kleinen Hotel, das dem Freiherrn Oskar von Ebner-Eſchenbach gehört, findet man bei mäßigen Preiſen (3 ℳ für Verköſtigung pro Tag, Zimmer von 7 ℳ pro Woche) gute Unterkunft. Neuerdings hat ſich die Familie von Ebner auch entſchloſſen, blutarmen Mädchen auch im Winter ihr Haus zu öffnen; für den nötigen Unterricht in Elementarfächern, Sprachen, Muſik iſt geſorgt. Religionsunterricht erteilt der proteſtantiſche Geiſtliche des Ortes. Wer nähere Auskunft wünſcht, wende ſich an Frl. Anna Mayer, Sommerfriſche Eſchenbach, Poſt Hohenſtadt bei Nürnberg. **Paſtor R.**

## Für die Küche.

Klump zu Obſt oder ſaurem Kohl. Von 4 Semmeln à 5 ₰ werden 2 eingeweicht und 2 gerieben, die Rinde in Würfel geſchnitten und in Butter gebraten (hellgelb). 1 Stückchen Butter zu Schaum gerührt, 4 Eier, 1 Stückchen Zucker, Salz und etwas Muskatblüte, zuletzt die eingeweichten und geriebenen Semmeln dazu, gut durchgerührt und in ein Tuch, welches vorher in kaltem Waſſer ausgerungen wird, gebunden und 2 Stunden im Waſſer kochen laſſen.

Sehr feine Suppenklöschen. Man nimmt für 30 ₰ Rindsmark, ſchneidet es fein, rührt es mit einem Holzlöffel ſchaumig, ſchlägt 2 Eier dazu und vermiſcht unter beſtändigem Rühren die Maſſe mit etwas gehackter Peterſilie und mit für 8 ₰ feingeriebener Semmel. Hierauf formt man kleine Klöschen, welche man $^1/_4$ Stunde in Fleiſchbrühe kochen läßt. Zu einer feinen Suppe gibt man dann noch Spargelköpfe, Blumenkohlröschen und kleingeſchnittene Kalbsmilch. **A. R.**

## Fragen.

193) Freundlichen Rat, wie man wattierte Steppdecken wäſcht, ohne daß die Watte hart und klumpig wird, würde mit herzlichem Dank entgegen nehmen. **Frau A. R.**

194) Könnte mir eine der freundlichen Leſerinnen ein Stift angeben, worin ſich zwei Schweſtern (adelig), in der Provinz Sachſen wohnend, gegen eine nicht ſehr hohe Summe einkaufen können? Herzlichen Dank im voraus. **Freya.**

## Redaktionspoſt.

**F. R. 9.** Auf Empfehlungen von Penſionaten können wir uns in der Regel nicht einlaſſen. Nur zufällig können wir Ihnen heute dienen, indem wir Ihnen das von einer alten Abonnentin aufs wärmſte empfohlene Töchterpenſionat von Fräulein Helene Wauer, Reichenbachſtraße 11, I in Dresden nennen. Junge Mädchen finden dort liebevolle Aufnahme und gute körperliche wie geiſtige Pflege; die Honorarforderung iſt beſcheiden. Die obengenannte Dame iſt Herrnhuterin, durch längeren Aufenthalt in Frankreich und England der Sprache beider Länder mächtig, wiſſenſchaftlich und muſikaliſch gebildet. Eine große Ausdehnung will Fräulein Wauer ihrem Inſtitute prinzipiell nicht geben, um ſich den einzelnen beſſer widmen zu können. Aus dieſem Grunde eignet die Penſion ſich auch für ſchwächliche Mädchen, denen der Aufenthalt in ruhigerer Häuslichkeit erwünſcht wäre. In der Krankenpflege iſt die Vorſteherin ebenfalls erfahren. Nähere Auskunft erteilt: Herr Univerſitätsdirektor T. Bauer, Berthelsdorf bei Herrnhut: Frau Oberſtleutnant von Loeben, Holbeinſtraße 6 in Dresden; ebendaſelbſt Wieſenthorſtraße 10 Herr Oberregierungsrat Dr. Roſcher, ſowie Frau Majorin A. Heſſe, geb. Kurs, Bielefeld-Gadderbaum.

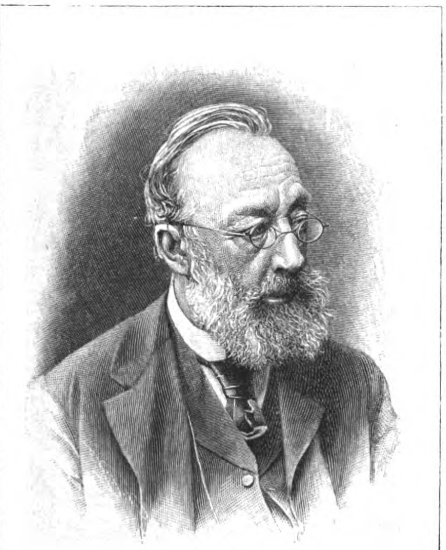
---

Daheim 1890. Nr. 44. Erſtes Blatt.

# Aus der Zeit — für die Zeit.

## Gottfried Keller †.

Am 16. Juli ſtarb in Zürich, wenige Tage vor Vollendung ſeines 71. Lebensjahres, der ſchweizeriſche Dichter Gottfried Keller. Noch in rüſtiger Friſche hatte der Dichter im vorigen Jahre die Huldigungen entgegengenommen, die ihm zur Feier ſeines ſiebenzigſten Geburtstages von ſeinen engeren Landesleuten, aus allen Teilen Deutſchlands und von den Deutſchen Öſterreichs dargebracht wurden. Eine Abbildung der ſchönen Medaille, welche zu dieſer nach einem Entwurf ſeines genialen Freundes Arnold Böcklin geprägt worden war, konnten wir vor kurzem im Daheim veröffentlichen. Bald darauf aber begann Gottfried Keller zu kränkeln, und die Hoffnung, ihn vom Krankenlager noch einmal erſtehen zu ſehen, war längſt geſchwunden, als ſein Leben am 16. d. M. ohne ſchmerzlichen Todeskampf erloſch. Am 19. Juli 1819 zu Glattfelden im Kanton Zürich geboren, glaubte Keller urſprünglich zum Maler beſtimmt zu ſein und handhabte mehrere Jahre hindurch fleißig Pinſel und Palette, ehe er erkannte, daß er nicht den richtigen Weg eingeſchlagen hatte, auf dem ſeine Künſtlernatur fruchtbringend ſchaffen konnte. Nachdem Keller dann bis 1850 in Heidelberg und Berlin Philoſophie ſtudiert hatte, kehrte er nach Zürich zurück und erhielt 1861 das Amt des erſten Staatsſchreibers des Kantons Zürich, das er bis 1876 bekleidete. Bereits 1876 war ein Band „Gedichte“ von Keller erſchienen, dem die 1851 herausgegebenen „Neueren Gedichte“ folgten. 1854 erſchien der Roman „Der grüne Heinrich“, in dem der Dichter einen Teil ſeiner eigenen Jugend geſchildert hat, dieſem folgte ein Band Erzählungen, „Die Leute von Seldwyla“, ſchweizeriſche Dorfnovellen, die an Wahrheit, Tiefe und Kraft der Schilderung die damals viel mehr geleſenen Auerbachſchen Dorfgeſchichten bei weitem überragen. In ſeinen „Züricher Novellen“ gab Keller kulturhiſtoriſche Bilder aus der Entwickelungsgeſchichte ſeiner Vaterſtadt; es erſchienen ferner von ihm „Sieben Legenden“, eine Anzahl durch einen loſen Rahmen zuſammengehaltener Erzählungen unter dem Titel „Das Sinngedicht“ und ſein letztes Werk, der Roman „Martin Salander.“ Es hat lange gewährt, bis Gottfried Keller die verdiente Anerkennung und Wertſchätzung zuteil wurde, aber er gehört doch wenigſtens nicht zu den deutſchen Dichtern, die ſich nur mit dem Nachruhm begnügen mußten. In ſeinem Teſtament hat der Dichter, charakteriſtiſch für ſeine Heimatliebe und den männlichen Kern ſeines Charakters, einen Teil ſeiner Hinterlaſſenſchaft für Militärinvaliden beſtimmt, mit der Motivierung, daß er damit einer Verpflichtung gerecht werde, da er ſelbſt niemals eine Waffe getragen habe.



Gottfried Keller.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Ihr wißt dem Trauernden ſo klug,
So eifrig Troſt zu ſpenden,
Als könntet ihr ihm nicht ſchnell genug
Seinen heiligen Schmerz entwenden.

## Widmungs-Sonett

### für das Haushaltungsbuch der Gattin.

Dem braven Weib als kleines Liebeszeichen,
Der treuen Mutter unſrer lieben Kinder,
Der Hausfrau, die ſo ſorgſam ſpart, nicht minder,
Geſtatt' ich mir dies Buch zu überreichen. —

Was du für Eier, Butter und dergleichen,
Für Braten, — Gans-, Kalbs-, Hammel- oder Rinder- —;
An Schuſter, Schneider und des Buches Binder
Et cetera wirſt haben zu begleichen:

Das trag' mit Fleiß in dieſes Büchlein ein!
Denn wenn du alles, was du ausgegeben
Für deinen Hausſtand, pünktlichſt eingeſchrieben,

So — falls die Summen ſtimmen, groß und klein —
Kannſt du entzückt in ſtolzer Wonne ſchweben:
Du weißt, wo all dein ſchönes Geld geblieben!

Oldesloe. **J. H. Fuck.**

## Spritzarbeit.

Nach längerer Vernachläſſigung aufs neue zur Mode des Tages erhoben iſt gegenwärtig die durch leichte Malerei gehobene Spritzarbeit. Den jüngeren unter meinen geehrten Leſerinnen werden folgende Angaben über die, vor mehr wie einem Jahrzehnt zuerſt auftauchende, intereſſante Arbeit willkommen ſein. Die Spritzmalerei läßt ſich auf Samt, Tuch, Seide, Holz, Metall, Porzellan und Glas ausführen. Man arrangiert, gleichviel welches Material man wählt, auf der zu verzierenden Fläche, aus friſchen oder getrockneten Blättern, einen Strauß oder einen dichten Kranz und befeſtigt dieſe mittelſt feiner Nadeln oder eines leichten Klebeſtoffs. Nun wird eine ſteife Bürſte in die flüſſige Farbe getaucht und über ein Drahtgitter von höchſtens 2 Millimeter Maſchenweite hin- und hergerieben, ſo daß die Farbe die darunterliegende Fläche fein und gleichmäßig beſprengt. Diejenigen Blätter, welche am dunkelſten gehalten werden ſollen, ſind zuerſt fortzunehmen, und dann, wie es die jetzige Mode verlangt, mit einer leuchtenden Farbe vorſichtig zu überziehen. Man wiederholt das Beſpritzen und Entfernen der einzelnen Blattlagen, und läßt ſich hierbei, wie auch vornehmlich bei der Ausführung der Malerei, nur von dem eigenen guten Geſchmack leiten. Hübſch iſt es, den Grund in Silber- oder Goldbronze zu beſpritzen, dann aber das Blättergewinde in Aquarellfarben zu bemalen. Beliebt iſt die Zuſammenſtellung von Kupfer und oliv. Inmitten des Blütenarrangements läßt ſich auch ſehr wohl ein Monogramm oder Ornament anbringen, welches, da es hell gehalten werden muß, der Fläche zu unterſt aufzukleben iſt. Die nun folgenden Bemerkungen werden auch für jene Damen, die die Spritzmalerei bereits mit Meiſterſchaft üben, noch von Intereſſe ſein. Wer Metall, Porzellan oder Glas bemalen will, miſcht die Aquarellfarbe mit einer dünnen Leim- oder Hauſenblaſenlöſung und nehme ſie nur gewärmt in Gebrauch. Auch die zu verzierende Fläche wird während des Beſpritzens immer warm gehalten, eine glatte Fläche legt man zu dieſem Zweck am beſten über ein mit heißem Waſſer gefülltes Gefäß; Kannen oder Flaſchen, die bemalt werden ſollen, füllt man mit heißem Waſſer oder heißem Sand und verſchließt die Ausflußöffnung ſorgfältig. Die fertige Arbeit erhält einen Lacküberzug. Poliertes Holz ſpritzt man gern mit Anilinſchwarz, in hochgradigem Spiritus, im Verhältnis von 1 zu 5 aufgelöſt. Die trockene Arbeit wird gebürſtet, bis Glanz hervortritt. Um die Farbe auf Samt und Seide feſt haften zu machen, iſt es nicht genügend, die Farbe mit einer Gummi-arabikum-Auflöſung kalt vermiſcht zu verwenden, ſondern man hat auch die ganze Fläche des Stoffes nach dem Hinlegen der Blätter, aber vor dem eigentlichen Beſpritzen, dünn mit pulveriſiertem Gummi-arabikum zu beſtreuen. Die fertige Malerei auf Samt wird zum Schluß, bevor ſie aus dem Rahmen genommen iſt, auf der Rückſeite mit Sikkativ beſprengt. Wünſcht man die Spritzarbeit ganz in Bronze auszuführen, ſo beſpritzt man die Fläche zunächſt mit einer flüſſigen Traganthauflöſung, und beſtreut dieſe in ihrem noch feuchten, klebrigen Zuſtand mit dem gewählten Bronzepulver. Überſchuß an Pulver wird mit einer weichen Bürſte beſeitigt.

**W. E.**

## Junge Puten aufzuziehen.

Die Aufzucht der kleinen Puten gilt für unerhört ſchwierig. Ich habe jedoch hierin ganz gute Reſultate gehabt, und mich überzeugt, daß man mit Aufmerkſamkeit und Vernunft recht leicht zum Ziel kommt. Nach meiner Erfahrung iſt der Mai der beſte Monat zum Brüten. Wenn Ende dieſes Monates die Küchlein auskommen, kann man doch mit einiger Beſtimmtheit auf leidlich warmes Wetter rechnen. Außerdem hat dieſer Zeitpunkt den Vorzug, daß die Zeit, wo die Tierchen die roten Köpfe bekommen, (die erſte Mauſer) was im dritten Monat ihres Lebens geſchieht, noch in den Auguſt fällt, was ſehr günſtig iſt, denn in dieſer Zeit müſſen ſie noch ganz beſonders vor der Unbill des Wetters geſchützt werden. Wie bekannt, bedürfen die Tierchen an dem Tage, wo ſie ausſchlüpfen, noch kein Futter. Dafür quält man ſie üblicherweiſe mit allerhand ganz unnützen Manipulationen, giebt ihnen Branntwein, Pfefferkörner, was ich dringend zu unterlaſſen rate. Auch peitſche man ihre armen Füßchen nicht mit Neſſeln, und entferne nicht den kleinen hornartigen Höcker auf dem Schnabel, der nach drei Tagen von ſelbſt abfällt. Dies alles iſt naturwidrig. Man gönne ihnen einfach die Wärme bei der Henne. Vom nächſten Tage an gebe man ihnen fein gewiegte, hart gekochte Eier, mit geriebenen Semmelreſten vermengt. Zur Erſparnis der Eier kann man noch etwas Garneelenſchroot hinzufügen, das man für 40 Pfennige pro Pfund von Herrn E. Pfannſchmidt in Emden bekommt. Etwas vorher eingebrühte Gerſtgrütze kann man auch hinzuthun. Niemals darf man verſäumen, feingehacktes Grün zu dieſem Futter zu mengen, am beſten Schnittlauch oder Wermut, ſonſt Salat. Sehr bekömmlich iſt geſtoßener Hanfſamen, doch wird er für ſich verabreicht, nicht mit dem andern Futter vermengt. Hat man Quark, ſo kann man auch dieſen geben. Als Getränke ſüße Milch. Vom neunten Tage an giebt man, mit ſehr wenig anfangend, gekochte gelbe Erbſen dazu. Man kocht dieſelben abends, quetſcht ſie ein wenig, und läßt ſie erkalten. Am andern Morgen ſind ſie dann zum Futtern gut. Allmählich gibt man nun immer mehr Erbſen, immer weniger von dem oben beſchriebenen Futter, ſo daß die Tiere mit ſechs Wochen nur noch Erbſen erhalten. Dies Futter ſetzt man dann bis ſpät in den Herbſt fort, und erzielt dadurch kräftige, widerſtandsfähige Tiere. Ich habe von 65 Küchlein etwa 56—58 Puten groß bekommen, trotz ungünſtiger Verhältniſſe. Zu achten iſt ferner noch darauf, daß die Bretter, auf die das Futter geſtreut wird, jeden Morgen mit Sand geſcheuert werden, ſonſt ſäuert das Futter auf denſelben, und die Tierchen gehen unrettbar zu Grunde. Ebenſo muß im Stall die größte Sauberkeit herrſchen, und täglich friſcher Sand geſtreut werden, um Ungeziefer zu verhüten. Ebenſo müſſen die Puten ängſtlich vor Kälte, Wind und Regen gehütet und dürfen morgens nicht vor 10 Uhr hinausgelaſſen werden, bis der Tau gänzlich aus dem Graſe verſchwunden iſt. Bei ſehr kaltem Wetter, wo ſie nicht hinaus dürfen, muß der Stall ein wenig geheizt werden, doch ſorge man dabei tagsüber für Zutritt friſcher Luft in angemeſſener Weiſe. Da die Henne gerne weit mit den Kleinen geht, habe ich erſtere in den erſten acht Wochen in einen Küchenkorb geſperrt, der aber ſo beſchaffen ſein muß, daß die Küchlein aus und ein laufen können, und bei großer Hitze etwas beſchattet wird. Wollte man ſie einſperren, würden ſie nicht gedeihen. Mit 8—10 Wochen müſſen ſie auch Sitzſtangen im Stall haben, um abends auffliegen zu können. Nachdem ſie die Zeit der roten Köpfe gänzlich überſtanden haben, iſt weitere Vorſicht gegen Witterung überflüſſig. Die genannte Fütterung iſt ja etwas teurer, als die gewöhnliche, aber ſie ſchützt auch vor den ſonſt ſehr häufigen Verluſten.

**Mecklenburgerin.**

## Eine neue Knopfbefeſtigung.

Welche Rolle in einer zahlreichen Familie das leidige Knopfannähen ſpielt, das weiß die geplagte Hausmutter, deren arme Finger die fehlenden Mannſchaften an den kleinen derben Lederſchuhen, den dicken Bubenjacken, Beinkleidern u. ſ. w. tagtäglich zu erſetzen haben, am beſten. Das Durchſtechen des Leders, der dicken Stoffe mit der ſtarken Nadel und dem ſtarken Zwirn iſt eine der allerunerfreulichſten Arbeiten im Flickreſſort. Die Nadel bricht trotz ihrer Stärke, der ſtärkſte Hanfzwirn reißt gern, und ſchließlich ſpricht der Freiheitsdrang eines ſo vielſtrapazierten Knopfes der mühſamen und peinlichen Arbeit doch nach unbegreiflich kurzer Zeit Hohn. Einer kräftigen metallenen Knopföſe entſpricht im Grunde auch nur eine kräftige metallene Befeſtigung. Von dieſem Grundſatz aus iſt die neue patentierte Hayward'ſche Knopfbefeſtigung, die ſich in kurzer Zeit die Liebe aller Hausfrauen unſtreitig erobert haben wird, ausgegangen. Die Knöpfe werden nicht mehr angenäht, ſondern vermittelſt ſinnreich konſtruierter, kleiner elaſtiſcher Metallfedern ohne Verletzung des Stoffes ganz mühelos und auf die haltbarſte Weiſe befeſtigt. Der Vertreter dieſes neuſten Patentes iſt ein Herr R. Gerſtäcker in Chemnitz, Hedwigſtraße, der kleine Probeſendungen des neuen Artikels nach allen Orten, wo derſelbe noch nicht in Läden zu haben iſt, verſendet. Dieſe neue Erfindung iſt einmal eine wirklich praktiſche!

**Frau Paſtor X. in X.**

## Nochmals Verwendung der Gurken.

In diätetiſcher Hinſicht muß man die Gurken zu den geſündeſten Früchten zählen. Wenn der Gurkenſalat unter Verhältniſſen ſchwer verdaulich iſt, ſo wird er das nur durch die Art ſeiner Zubereitung. Je feiner die Scheibchen gehobelt ſind, und je mehr der Saft ausgefloſſen iſt, deſto lederartiger werden ſie, können daher nicht gut zerkaut werden und müſſen den Magen beläſtigen. Der friſchausgepreßte Gurkenſaft iſt ein herrliches kühlendes Mittel bei Fiebern, Blutwallungen, Geſichtsröte nervöſer Frauen u. ſ. w. Überhaupt kann man den Gurkenſaft als ein höchſt erfriſchendes, die Verdauung ſtärkendes, die Lunge erleichterndes, die Hautausdünſtung beförderndes Mittel betrachten. Er wird ſo bereitet, daß man auf die geſchälten und in dünne Scheiben geſchnittenen Gurken etwas Salz ſtreut und ſie eine Viertelſtunde ſpäter auspreßt. Um die kühlenden und auflöſenden Eigenſchaften des Saftes zu erhöhen, macht man ihn mit etwas Weineſſig ſäuerlich. — Eingemachte Salz-, Eſſig- oder Senfgurken ſind, wenn man ſie mit Brot verzehrt, ein vortreffliches Erwärmungsmittel, wenn man in der Winterkälte ſtark durchgefroren iſt. Gurkenpomade wird als ein Verſchönerungsmittel der Geſichtshaut, beſonders zur Entfernung von Hitzblattern gerühmt. Man bereitet ſie, indem man grüne Gurken reibt, mit einer gleichen Menge feinen Olivenöls in einem porzellanenen Gefäße vermiſcht, dieſes in ein anderes mit Waſſer gefülltes ſtellt, welches letztere man unter beſtändigem Umrühren der Miſchung ſo lange am Feuer erhitzt, bis das Waſſer zu kochen beginnt, dann die Miſchung durch ein Haarſieb gießt, noch einige friſch geriebene Gurken zuſetzt, in derſelben Weiſe wie das erſte Mal verfährt, und überhaupt dieſe Operation mit friſchen Gurken fünf Mal wiederholt. Die ölige, glänzendweiße Pomade, welche man erhält, muß man ſorgfältig vor der Luft bewahren. Bei der Anwendung wäſcht man ſich vor Schlafengehen erſt mit Waſſer, nimmt dann ein wenig Pomade und reibt dann das Geſicht mit einem feinen weißen Tuche ab.

**A. L.**

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

## Zum Brautſchleier

von einigen Freundinnen der Braut.

Vor dem Schwarm der Hochzeitsgäſte
Nahen wir zur ſtillen Feier.
Freundeshände, allerbeſte,
Weih'n den Brautſchmuck dir, den Schleier!

Unſre Gabe ſoll dir ſagen —
Wie auch mag die Zukunft walten —:
Wollen dir zu allen Tagen
Immer treue Freundſchaft halten!

Segenswünſche für dein Leben
Treulich wir im Herzen hegen —
Was dir deine Freunde geben,
Nimm den Brautſchmuck jetzt entgegen! —

## Handarbeit.

Nochmals: der Strumpf. Meinen lieben Mitleſerinnen erlaube ich mir zu der in Nr. 20 des Frauen-Daheim beſchriebenen runden Strumpfferſe folgenden Nachtrag zu unterbreiten. — Um die Ferſe, von der die Strickerin ſagt, daß ſie „gut ſitzt und gut hält“ auch etwas „ſchöner“ zu machen, laſſe ich die Mittelnaht des Strumpfbeines durch den runden Hacken bis zum Zuſpitzen weiter laufen, und fange das Abnehmen links neben der Nahtmaſche an, um ſicher zu ſein, daß mir das Abnehmen die gerade Nahtlinie nie unterbricht. Desgleichen ſtricke ich bei der zweiten und dritten Tour am Zwickel 14 bis 16 krauſe Maſchen. Der Hacken wird dadurch gegliederter und ungleich hübſcher. Das in Nr. 20 gegebene Rezept läßt das Abnehmen mit 7 beginnen. Ich möchte davor warnen, den Hacken ſo groß zu ſtricken; ſelbſt feinwollene Damenſtrümpfe werden groß genug, wenn man es mit 6 beginnt. Da aber die Schnelligkeit, mit der man abnehmen muß, doch durchaus von der Größe des Hackens und der Stärke des Materials abhängt, hoffe ich mir ein Verdienſt mit einer ſtets paſſenden Norm zu erwerben. Man zähle die Maſchen und dividiere durch 12. Habe ich beiſpielsweiſe 104 Maſchen, ſo rechne ich jeden Satz auf 8 Maſchen, von denen ich 2 zuſammennehme und die anderen 6 nachſtricke, dann ſechsmal glatt darüber u. ſ. w. **Tante Liſe.**

Nochmals Kouverts zu Steppdecken. Die Frage 101 glaube ich ſelbſt nach verſchiedenen Proben praktiſch gelöſt zu haben und erlaube mir, meine Art, die bisher üblichen Kouverts für Steppdecken zu erſetzen, mitzuteilen. Zunächſt nähe ich an die Längenſeiten der Steppdecken bunte Bettborten (mit Schnüröſen), wie man ſie zum Zuſchnüren der Bettbezüge gebraucht, ſie ſind rot, rot und weiß, auch blau in jedem einſchlägigen Geſchäft zu haben. Eine weiße Borte nähe ich an die Längsſeiten des Steppdecken-Bezuges, den ich aus einem einzigen Stück Stoff in der nötigen Breite herſtelle, nur $^1/_2$ Meter länger geſchnitten, als die Dicke iſt. Die Schmalſeiten werden mit breitem Saum verſehen, in den je 7 bis 9 Knopflöcher kommen. So ergibt die Hülle an jeder Schmalſeite einen Überſchlag von faſt 25 Centimeter, der auf die Decke oben und unten geknöpft wird, die Längenſeiten der Decke und der Hülle aber werden gegeneinander zugeſchnürt, wodurch die Hülle feſten Halt hat, feſter als die bisherigen nur aufgeknöpften Kouverts. Näht man die Schmalſeiten in großen Bogen aus, in die Mitte je ein Knopfloch, ſo bedarf es weder Einſatz noch Spitze.

**Eine Lauſitzerin.**

## Verwendung von alten Trauringen.

Oft werden in der Familie die Trauringe der verſtorbenen Eltern, Großeltern oder ſonſtiger naheſtehender Verwandten aufbewahrt; man hält ſie als Heiligtümer wohl verwahrt, ſieht ſie aber infolgedeſſen faſt niemals an, ſo daß ſie nach und nach in Vergeſſenheit geraten. Ich habe mir nun von den drei Trauringen meiner Urgroßmutter, Großmutter und Mutter eine Broſche anfertigen laſſen, indem ſie mir der Goldarbeiter in einer Reihe, einer etwas über dem anderen liegend, aneinanderſchmiedete und unterhalb eine Nadel daran befeſtigte. Es muß darauf geachtet werden, daß die eingravierten Buchſtaben und Jahreszahlen nicht darunter leiden. Meine Broſche macht mir große Freude, ich trage ſie mit beſonderer Vorliebe und jedermann bewundert ſie. Man kann ebenſo gut zwei wie auch vier Ringe dazu verwenden, indem man entweder den vierten noch in die lange Reihe fügt oder denſelben unterhalb des mittelſten befeſtigt. **Freiin v. Ell.**

## Praktiſches fürs Haus.

Frage 183. Wenn die fatalen Wanzen ſchon länger in einer Wohnung und alſo eingeniſtet ſind, gibt es nach meiner Meinung kein Mittel, das ſie plötzlich auszurotten vermöchte. Hier kann nur unermüdlich fortgeſetzte Verfolgung und äußerſte Reinlichkeit helfen. Der Feldzug beginnt am beſten im Frühjahr, April oder Mai, in den erſten warmen Tagen, wenn ſie die Winterverſtecke verlaſſen und ſich zu vermehren beginnen. Da ſie dies in enormem Grade thun, ſo iſt jede Woche Gewinn. Alle Betten der infizierten Wohnung müſſen ſo oft als möglich, mindeſtens einmal wöchentlich, genau durchgeſehen werden, beſonders die Matratzen, in deren Falten ſie gern ihre Eier legen. Die Bettſtellen ſind auseinander zu nehmen, und ebenfalls genau abzuſuchen. Ritzen und Sprünge werden, wo es angeht, mit kochendem Leim ausgegoſſen, alle andern Spalten, Hackenlöcher ꝛc. ſpritzt man mit Inſektenpulver oder Zacherlin mittels der in allen größeren Materialgeſchäften erhältlichen Spritzen tüchtig ein. Neben den Betten müſſen aber auch alle nahſtehenden Möbel, Stühle, Schubfächer ꝛc. unterſucht und beſpritzt werden, da ſie bei heftiger Verfolgung immer neue Niſtplätze ſuchen. Nicht zu vergeſſen ſind die Scheuerleiſten an den hinter den Betten befindlichen Wänden, ſie müſſen von oben und unten, wo ſie die geringſten Spalten bieten, ausgeſpritzt werden. Sind die unliebſamen Gäſte aber bereits in den Wänden heimiſch, ſo iſt ohne Verzug und energiſch einzuſchreiten. Tapeten, hinter denen ſie niſten, ſind abzureißen, die Mauerritze, wo ſie wohnen, tief auszukratzen und vom Maurer mit friſchem Mörtel auszubeſſern. Es ſoll gut ſein, Alaun unter das hierzu verwendete Waſſer zu thun. Es kann nötig ſein, dies mehrmals in einem Sommer zu thun, man darf da keine Mühe und Koſten ſcheuen. Als ſelbſtverſtändlich iſt vorausgeſetzt, daß auch die Zimmerböden fleißig geſcheuert werden mit heißer Soda oder Alaunlöſung. Ebenſo iſt fleißig Zugluft herzuſtellen, die ſie ſcheuen. Ich habe mein Haus auf dieſe Art völlig befreit, und würde mich ſehr freuen, eines Tages zu vernehmen, daß auch andere durch dieſe Ratſchläge von der Plage erlöſt worden ſind.

**Abonnentin in R.**

Ein ſehr einfaches und mit Erfolg von mir gebrauchtes Mittel gegen Wanzen iſt: In 1 Liter Waſſer kocht man 1 Pfund Salz auf und mit dieſer ſcharfen Löſung werden ſo heiß als möglich die Bettſtellen, Matratzen ꝛc. tüchtig ausgepinſelt. Die Eier und junge Brut werden dadurch gänzlich vernichtet, ohne daß man häßlichen Geruch oder ſchlechte Flecken zu erleiden hat. Auch hinter die Fußleiſten an den Dielen muß man die Löſung ſtreichen und es nötigenfalls ein paarmal wiederholen. **M. R.**

Noch einmal die Gipsbüſten. Das vielfach gerühmte Mittel, Gipsbüſten mit dickem Stärkekleiſter zu überziehen, kann ich dennoch nicht durchaus empfehlen, wenigſtens iſt das Reſultat nicht immer gleich; ich habe mir z. B. eine ſehr ſchöne Kaiſerbüſte ganz verdorben. Mit dem trocknen Kleiſter ſprang wohl der Schmutz mit ab, aber auch die oberſte feine Schicht, ſo daß die Büſte wie mit unzähligen Pockennarben bedeckt war und ich ſie vom Stuckateur mußte reparieren laſſen. Beſſer iſt es, ſie einfach mit Waſſer, dem etwas Salmiak zugeſetzt iſt, abzuwaſchen. **M. R.**

Ein bewährtes Putzmittel für Silberzeug ſowohl wie Meſſing und ſonſtige Metallgegenſtände iſt folgendes: Man ſchabt für 10 Pf. Stearin und für 10 Pf. Kreide recht fein und thut es mit Spiritus in eine Flaſche, welche man 8—10 Tage in die Sonne ſtellt und öfters umſchüttelt. Zur Benutzung muß man die Putzmaſſe mit der Flaſche vorſichtig etwas erwärmen, ſo daß erſtere flüſſig wird. Die Gegenſtände werden mit einem Flanelllappen, auf welchen man etwas Putzmaſſe gethan, erſt blank geputzt und dann mit einem feinen Tuche nachgerieben. **A. R.**

Frage 152 in Nr. 32. An arme Frau. Weiße Wollenſachen werden am beſten folgendermaßen gewaſchen: man macht von weißer Seife eine Lauge, in welcher die Sachen hin- und herbewegt werden, ohne ſie jedoch zu reiben, wie andere Wäſche! Die Lauge muß dabei ſo heiß ſein, wie es die Hände vertragen können. Zum Spülen darf auch kein kaltes oder laues Waſſer genommen werden, ſondern nur recht warmes. Die Seife braucht nicht vollſtändig herausgeſpült zu werden, vielmehr ſoll auch das Spülwaſſer etwas Seife enthalten. Dies Verfahren erſcheint mir auch zum Präparieren friſcher Wolle am beſten. Die Sachen bleiben wie neu dabei. Brühen iſt der Wolle ſchädlich, ebenſo Auswinden, ſie muß ſanft ausgedrückt werden und ſchnell trocknen. **K. L.**

Selbſtbereiten von Fleckſeife. Gute flüſſige Fleckſeife kann ſelbſt bereitet werden, indem man gute Hausſeife ſchabt, in Flaſchen füllt und Salmiakgeiſt darüber gießt. Man ſchüttle die Flaſchen tüchtig und laſſe ſie verkorkt ſtehen. Wenn ſich die Seife aufgelöſt hat, verdünnt man die Miſchung durch weiteres Aufgießen von Salmiak, bis ſie Sirupsdicke hat. Dann reibt man die Flecke damit ein und wäſcht ſie mit lauwarmem Waſſer nach.

**Ida vom Lande.**

Noch ein Mittel, um Teppiche aufzufriſchen. Nicht jedem iſt der Geruch von Ochſengalle angenehm, deren Anwendung zur Auffriſchung von Teppichen neulich empfohlen wurde; ich habe ſchon jahrelang meine Teppiche, nachdem dieſelben tüchtig geklopft ſind, mit einer Miſchung von 1 Liter Regenwaſſer und 2 Eßlöffel Salmiakgeiſt gereinigt. Ich lege die Teppiche glatt hin, tauche die Bürſte leicht in das Waſſer und bürſte damit Strich für Strich, reibe dann mit einem reinen leinenen Tuche nach und laſſe den Teppich, bis er ganz trocken iſt, in möglichſt lichtloſem Raum liegen. Nur Flecke, die durch dieſes Verfahren nicht verſchwinden, reibe ich noch mit einem wollenen mit Gallſeife befeuchteten Lappen nach.

**Eine treue Freundin des Daheim.**

## Für die Küche.

Fleiſchauszug für Kranke. Ein halbes Pfund Rindfleiſch ohne Fett und ohne Knochen wird in kleine Würfel geſchnitten, in eine Büchſe gethan, $^1/_4$ Liter Waſſer darauf geſchüttet und 15 Tropfen Salzſäure hinzugefügt. Die Büchſe kommt in das Waſſerbad und wird langſam auf einige 60 Grad Reaumur erhitzt, nicht zum kochen gebracht, damit ſich der Eiweißſtoff nicht backt. Von dieſem Fleiſchſaft wird dem Kranken reichlich zur fertigen Suppe geſchüttet.

Grahambrot für Zuckerkranke zum Thee. 1 Kilo Schrotmehl wird mit Salz, $^1/_4$ Kilo Butter, 8 Eiern, 25 Gramm Hefe und einer guten Meſſerſpitze voll Sacharin mit lauwarmem Waſſer zu einem mäßig ſteifen Teig verarbeitet in die Form gefüllt, die mit Butter geſtrichen iſt. Am beſten iſt es, den Teig abends zu bereiten, über Nacht ſtehen zu laſſen und am Morgen nach dem Kaffee eine Stunde in mäßiger Hitze zu backen.

Rote Grütze oder Ruſſiſcher Kiſell. Zwei Liter Heidelbeeren müſſen ſo weit verkocht werden, bis man ſie durch ein Tuch drücken kann. Den Saft kocht man mit $^1/_3$ Kilo Farinzucker und $^1/_4$ Kilo in etwas kaltem Waſſer verrührtem Kartoffelmehl, gießt die Maſſe in Formen und läßt ſie erkalten, worauf man ſie umſtürzt. Man ſerviert die rote Grütze mit Schlagſahne oder ſaurer Sahne, welches Gericht im Sommer angenehm kühlend und ſehr geſund iſt. **A. R.**

## Fragen.

195) Kann mir eine freundliche Leſerin aus eigner Erfahrung Auskunft über Teppichknüpferei geben? Iſt dieſe Arbeit lohnend? Welches iſt die einfachſte und praktiſchſte Methode? **Ellen.**

196) Welches iſt das beſte Bindematerial für den Garten?

**Frau Gertrud im Harzſtädtchen.**

197) Ich bitte die geehrten Leſerinnen des Frauen-Daheim um freundlichen Rat, wie veraltete gelbe Flecke aus Tiſchlinnen zu entfernen ſind, die wahrſcheinlich durch Einbrennen oder Eintrocknen der Lauge entſtanden. Einlegen in Buttermilch hat nichts genützt. Sehr dankbar wäre **A. S.**

198) Bitte freundlichſt um ein Radikalmittel, um Flecke aus Tiſchmeſſern zu entfernen.

**L. B.**

## Auskunft.

Sehr gute Wäſche liefert in Charlottenburg das katholiſche Kloſter am Lützowplatz. Daſelbſt finden dienſtfreie Mädchen Unterkommen, bis ſie den neuen Dienſt antreten und werden mit Waſchen beſchäftigt. Die Wäſche wird ohne Anwendung der vernichtenden ſcharfen Zuthaten hergeſtellt. Je nach Wunſch wird die Wäſche nur gewaſchen oder gemangelt oder ganz fertig abgeliefert. Die Wäſche wird aus dem Hauſe abgeholt und zurückgebracht. Preis mäßig.

**Kränzchen am Schaalſee.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

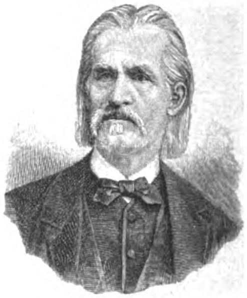
Aus den „Geburts- und Gedenktagen“:
Monat Dezember.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

## Preis 1½ Mark

elegant und dauerhaft in rote Leinwand gebunden.

◆



Aus der „Totenſchau“:
Robert Hamerling.

Seine alten Freunde zu begrüßen und dazu neue zu gewinnen wünſcht der

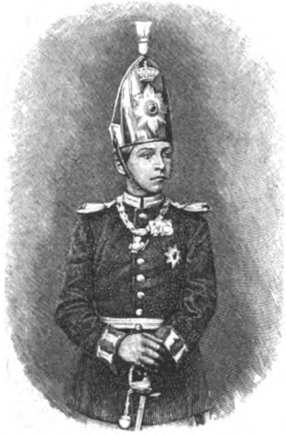
# Daheim-Kalender

## für das Deutſche Reich

auf das Gemeinjahr

## 1891

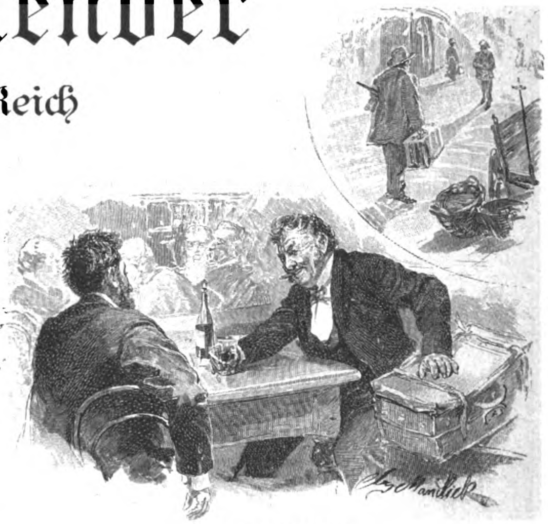
Herausgegeben
von der
**Redaktion des „Daheim“.**



Aus „Kaiſer Wilhelm II. in Bildern aus den Tagen ſeiner Kindheit und Jugend“:
**Prinz Wilhelm als Sekondelieutenant im 1. Garderegiment. (Aufnahme vom 6. September 1872).**

350 Druckſeiten mit vielen Illuſtrationen, einem **farbigen Kunſtblatt** als Titelbild: „Pfingſtmaien“ von Werner Zehme und 8 **Einſchalt-Vollbildern** namhafter Künſtler.

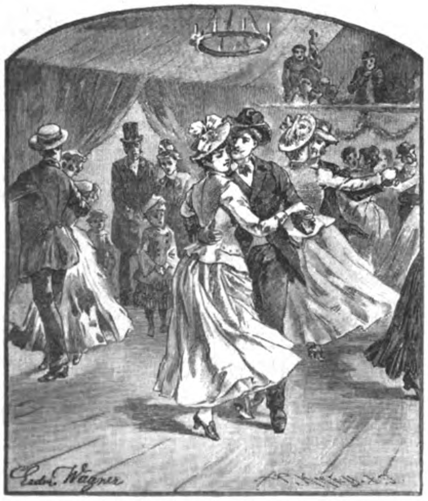
◆



Aus den „Anekdoten“:

**Im Bierlokal.**

„Um Verzeihung, Herr Müller, weshalb haben Sie eigentlich Ihre große Reiſetaſche hier bei ſich? Wollen Sie die Nacht noch fort?“ — „Nein, Herr Schmidt, aber ich ſitze manchmal ein bischen lange beim Bier. Wenn ich dann nach Hauſe gehe, und es iſt ſchon wieder früh geworden, und ich habe die Taſche bei mir, dann ſieht es doch ſo aus, als wäre ich eben von der Reiſe zurückgekehrt und käme vom Bahnhof. In der Taſche iſt nur Heu.“



Aus der Novelle „Magdalene“ von L. Weſtkirch.

Der „Daheim-Kalender“ iſt ein **echtes und rechtes Hausbuch** ſeit lange her: unterhaltend und praktiſch zugleich. Er bringt gute Novellen, ſinnige Erzählungen und Gedichte, ſowie zeitgeſchichtliche Betrachtungen mit lieblichen und trefflichen Abbildungen, daneben in ſeinem „Gemeinnützigen“ praktiſche Winke in täglich vorkommenden Fragen: z. B. Adreßbuch des „praktiſchen Chriſtentums“, der Bäder und Kurorte, ferner Beſtimmungen für den Heeresdienſt, im Handel und Verkehr über Maße und Gewichte, Geld-, Poſt- und Telegraphenweſen ꝛc. Den Frauen und Mädchen des Hauſes widmet er einen beſonderen „Frauen-Kalender“: Handarbeiten, Hauspoeſie, Praktiſches für Haushalt und Garten. Dazwiſchen finden ſich Anekdoten und allerlei Rätſel zum Kopfzerbrechen: — alles aber aufs ſorgfältigſte redigiert und in guter, feiner Ausſtattung, die in dieſem Jahre, noch weſentlich verbeſſert, die alten Freunde des „Daheim-Kalenders“ beſonders überraſchen und ihm viele neue dazu gewinnen wird.

◆

Monat Juni.

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Daheim

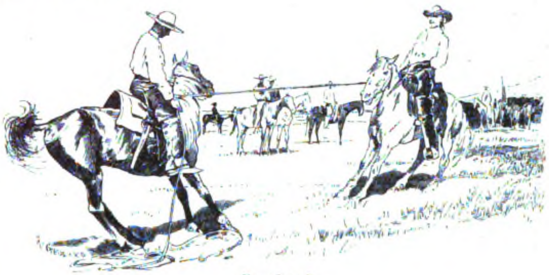
XXVI. Nr. 45. Erſtes Blatt.

1890.

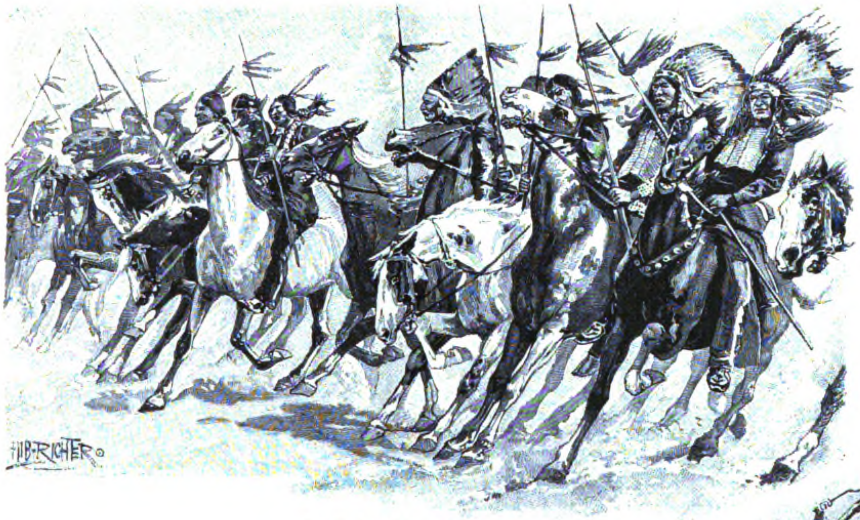
9. Auguſt.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

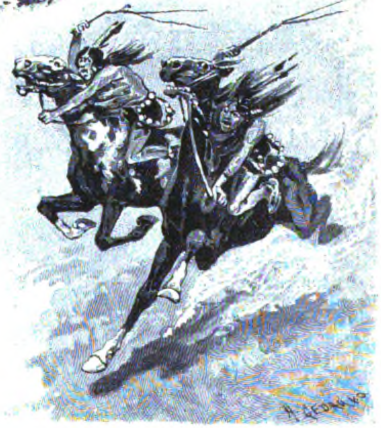
### Buffalo Bill's „Wild Weſt“.


Cowboys.

Die Romantik des Prairie- und Hinterwäldlerlebens iſt längſt erloſchen, die eingeborene rote Bevölkerung Nordamerikas dem Ausſterben nahe. Aber in uns allen, die wir niemals jenſeits des großen Waſſers waren, lebt „der letzte Mohikaner“ noch heute, obwohl er vielleicht niemals gelebt hat und jedenfalls längſt geſtorben iſt. Und ein findiger Yankee kommt und giebt dem, was in unſerer Phantaſie lebt, wirkliches Leben. Buffalo Bill, der bürgerlich W. F. Cody heißt und die Charge eines Oberſten in der Unionsarmee bekleidet hat, iſt kein ſchäbiger Spekulant, der uns das Geld um nichts aus der Taſche zu ziehen ſucht, ſondern ein kluger Geſchäftsmann, der ganz genau weiß, daß er, wo er nehmen will, auch geben muß. Die Vorſtellung ſetzt ein mit der Paradeaufſtellung der ſämtlichen Truppen, über die Buffalo Bill verfügt. Der Eingang des bisher geheimnisvoll verſchloſſen gehaltenen Lagers der Truppe öffnet ſich und heraus ſtürmt in wildeſter Pace eine Schar Rothäute. Eine Schwadron Cowboys, nicht ganz ſo zahlreich wie unſere Kavallerie-Schwadronen, folgt ihr, dann wieder Rothäute, wieder Cowboys, wieder Rothäute, und ſo fort, einige Hinterwäldlerdamen, die Kundige bereits früher im Cirkus geſehen haben wollen; — endlich, nachdem die ganze Truppe Aufſtellung vor der Tribüne genommen hat, erſcheint Buffalo Bill ſelbſt, eine auffallend ritterliche, ſchon alternde Erſcheinung, auf prachtvollem Schimmel. Dieſer Aufmarſch der Truppe Buffalo Bills bietet ein Bild, wie es bisher in keinem Cirkus geboten worden iſt. Und aus Cirkusſtückchen beſteht im Weſentlichen die folgende Vorſtellung, nur mit dem Unterſchiede, daß alle dieſe Kunſtſtücke getreu dem Rahmen eines kulturhiſtoriſchen Bildes angepaßt ſind. Die Farben dieſes Bildes ſind echt, von der grasgrünen Kriegsmalerei, die auf einigen nackten Indianerrücken prangt, bis zu der undefinierbaren Farbe der Lederhoſen, in denen die Cowboys ſtecken. Aber das Ganze, und darin liegt die Force der Vorführung, iſt von einem Regiekünſtler inſzeniert, von dem man faſt vermuten möchte, daß er die Romantik der Prairie mehr aus Coopers Romanen als aus der Wirklichkeit kennt. Gerade weil die Bilder, die uns gezeigt werden, ſo überraſchend mit denen übereinſtimmen, die wir uns ſelbſt in unſerer Phantaſie von Indianerüberfällen, Büffeljagden und Pferdebändigen in der Prairie gemacht haben, üben ſie dieſe große Wirkung auf uns. Neben den Maſſenbildern, die nicht nur durch die Zahl der Mitwirkenden, ſondern auch durch das hervorragend Künſtleriſche der Geſamtwirkung imponieren, bietet die Vorſtellung einige Einzelleiſtungen im Reiten, Pferdebändigen, Laſſowerfen und Kunſtſchießen, die ſtaunenswert ſind. Sehr intereſſant iſt auch ein Beſuch des Lagers, in dem die ganze Truppe von zweihundert Perſonen mit wohl faſt ebenſo viel Pferden und der Büffelherde untergebracht iſt, und an deſſen ganzer praktiſcher Einrichtung der Amerikaner wieder unverkennbar iſt. Auch der „Mumpitz“, die Reklame fehlt darin nicht, das Zelt des großen Buffalo Bill, mit Jagdtrophäen und Lorbeerkränzen ausgeſtattet; es iſt eine Dekoration, denn Buffalo Bill pflegt natürlich in dem erſten Hotel der Stadt zu wohnen, in der er Vorſtellungen giebt. Was Natur und was Kunſt an der Truppe iſt, mag der Unternehmer ſelbſt kaum noch zu unterſcheiden wiſſen. Das iſt auch Nebenſache; die Hauptſache iſt, daß ihre Vorführungen einen überzeugenden Eindruck machen.



Im Aufmarſch — Halt! —


Wettrennen von Indianerknaben.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Talente ſind Looſe, könnte man ſagen,
Von denen nur wen'ge Gewinne tragen.

Man ſichre ſich, daß man nichts verliere —
Wiſſen und Können, die Zinspapiere.

## Hochzeitsgedicht

für eine Freundin der Braut bei Überreichung der erſten Schuhe, welche dieſe einſt getragen.

Zum ſchönſten Feſte deines Lebens
Dich, teure Freundin, zu erfreu'n,
Sann oft und lange ich vergebens,
Und wandt' mich an den Rat der Neun.
Nicht Gold und Silber wollt' ich ſchenken,
Nicht funkelnd ſchimmerndes Geſtein
Wollt' ich dir weihn zum Angedenken,
Schlicht, innig ſollt' die Gabe ſein!
Da zeigt in einer alten Truhe,
In deinem lieben Vaterhaus
Man einſt mir deine erſten Schuhe;
Ich nahm ſie hocherfreut nach Haus.
Die erſten Schuh! — Mit ſchwankem Schritte
Trug ſie das Mädchen, klein und zart,
Als fröhlich in der Eltern Mitte
Es trippelte nach Kinder Art.
Der kleine Schritt, voll Sorg geleitet,
Wie prächtig er dir doch gelang!
Wie treu hat Liebe dich umbreitet
Auf deinem erſten zagen Gang!
Auch heute, zu dem größten Schritte
Streckt ſie die Arme ſehnend aus,
Sie holt dich aus der Freunde Mitte,
Entführt dich deinem Vaterhaus.
Und ohne Sorg, an ihren Händen
Gehſt du nun fröhlich in die Welt,
Das höchſte Glück wird ſie dir ſpenden,
Wenn ſie dich warm am Herzen hält.
Und ſollten deine Schritte ſchwanken,
Wenn dir das Unglück feindlich naht,
Empor an ihr ſollſt du dich ranken,
Sie gibt dir Ruh und Troſt und Rat.
Drum halte feſt an deiner Liebe,
Laß nie im Herzen ſie verglüh'n,
Und herrlich wird im Weltgetriebe,
Die reinſte Seligkeit dir blüh'n! —
Kommt dir ein ſchwerer Gang im Leben,
Schau dieſe Schuhchen mutig an,
Die dir die treu'ſte Lieb gegeben,
Als du den erſten Gang gethan. —

**E. Benedikt.**

## Geſellſchaftsſpiel für die Regentage und die Abende in der Sommerfriſche.

Vielleicht iſt das folgende nette Rateſpiel noch nicht bekannt und findet in heiteren Kreiſen freundliche Aufnahme. — Wir treten mit Annchen ins Nebenzimmer. Während der Zeit wählen die andern Mitglieder der Geſellſchaft ein beliebiges Wort, welches wir nun Buchſtabe für Buchſtabe zu raten haben. Annchen fragt nun die ihr am nächſten Sitzende: „Welches Wort haben Sie?“ Darauf wird geantwortet: „Ich habe einen Dichter, den wir im Laufe dieſes Jahres durch den Tod verloren.“ „Aha,“ denkt Annchen, **Gerock** iſt jüngſt geſtorben, der wird es wohl ſein. — Es iſt richtig; ſo wiſſen wir den erſten Buchſtaben „G.“ Nun fragt ſie weiter, aber nicht nach der Reihe „was haben Sie?“ und erhält zur Antwort: „Eine kleine rote Frucht, der Ihre Bäckchen gleichen.“ „So leicht“ denkt die kleine Raterin, „Borsdorfer **Apfel**, alſo **Apfel** iſts „A.“ Die anderen lachen, aber ſagen nichts. Beim drittenmal wird ihr geſagt, daß ſie eine Muſe zu raten habe, die unter den Sternen wandelt. Das kann nur **Urania** ſein, ſo fügt ſie das „U“ noch zu den anderen Buchſtaben und beginnt zuſammenzuſtellen „Gau, gau,“ was kann das nur ſein? „Weiter,“ drängen die anderen. Da ſoll ſie auf einmal eine Gemütseigenſchaft von ſich ſelbſt raten. Das iſt ſchwer, ſie zählt alles nur mögliche Gute auf, daß ihre Freundin ihr zuruft „Du Schelm.“ Bei dem Wort aber ſind die anderen empört, „ach Leni hats erraten.“ Nun erſt kommt Annchen, der Schelm dahinter, daß „Schelmerei“ gemeint iſt. Zum Schluß rät ſie noch einmal das „S,“ weil ſie einen Paß über die Alpen bei Wien zu ſuchen hatte: Semmering. Das Ganze wird ihr auch noch aufgegeben als ein Zeichen von Liebe, Freundſchaft, auch von bloßem Bekanntſein, geäußert in Briefen, auf der Straße, im Salon u. ſ. w. Es läge manchmal ſehr viel darin; ſie verſtünde es mit ſehr viel Verbindlichkeit auszuteilen. Da merkt Annchen, daß „Gruß“ gemeint iſt, denn derſelbe Herr hatte ihr ſchon neulich eine Artigkeit über ihr liebenswürdiges Grüßen geſagt. „Ja, aber wo kommt denn das „R“ her, der zweite Buchſtabe war doch „A.“ — „Sie kleine Eitle,“ heißt es da, „Ihre Bäckchen ſehen ja aus wie zwei R.“ — „Radieschen.“ — Nun hat ſie's richtig geraten und das Spiel beginnt von neuem unter vielem Lachen und Scherzen. Was das Spiel von anderen ähnlichen auszeichnet, iſt, daß alle Spielenden gleichmäßig intereſſiert und beteiligt ſind. Weil man eben nicht weiß, welcher zunächſt gefragt wird, muß ſich jeder auf jeden Buchſtaben vorbereiten.

**H. v. Sydow.**

## Weiteres zur Erdbeer-Kultur.

Die Erdbeeren tragen am reichlichſten, ſind am leichteſten zu pflücken und in Ordnung zu halten, wenn man ſie als Einfaſſung der Steige in Gemüſegärten zieht. Eine ſolche Erdbeer-Einfaſſung ſieht daneben, beſonders wenn ſie in Blüte ſteht, ganz wunderhübſch aus, und bleibt ſehr lange ertragsfähig, da man von der Seite der Rabatte immer bis dicht heran graben und düngen kann. Auch beanſprucht das ſonſt ſo mühſame Abranken und Reinigen keine beſondere Arbeit, ſondern wird beim Reinhalten der Rabatten und des Steiges mit beſorgt. Beſonders iſt auch das Pflücken ſehr viel angenehmer, voraus bei naſſem Wetter, und da die Büſche von allen Seiten Licht und Luft haben, tragen ſie reichlicher, wie in ganzen Beeten. Will man eine ſolche Erdbeer-Einfaſſung anlegen, ſo begrenze man zunächſt den vorderen Rand der Rabatte mit mittelgroßen Feldſteinen, in Ermangelung derſelben kann man auch Ziegelſteine nehmen, deren lange Seite man etwas in die Erde drückt. Die Steine verhindern, daß die Fruchtſtiele der Erdbeeren in den Weg reichen und zertreten werden, auch verhindern ſie das Austrocknen. Zur Pflanzung, die man am beſten von Auguſt ab bei feuchtem Wetter vornimmt, wähle man kräftige, gut bewurzelte Pflanzen der Ausläufer, und ſetze ſie etwa 1 Fuß voneinander entfernt. Bei magerem Boden empfiehlt es ſich, einen kleinen Graben gut 1 Fuß tief aufzuwerfen, unten gut verrotteten Dung mit etwas altem Baulehm vermiſcht ein-, und dann die Erde darüber zu ſchütten, ſo daß beim Pflanzen der Erdbeeren die Wurzeln bis an den Dung reichen.

**P. K.**

## Poſamentenknöpfe.

Oft macht es nicht wenig Kopfzerbrechen, paſſende Knöpfe zu einem farbigen Kleid zu finden, beſonders dann, wenn der Geldbeutel um Rat gefragt werden muß. Perlmutterknöpfe werden dort, wo ſie paſſend ſind — man erhält ſie jetzt nicht nur in Naturfarbe, ſondern in allen Schattierungen — ſtets zu empfehlen ſein, weil ſie am dauerhafteſten ſind. Nach Perlmutter ſind die Poſamenten am beliebteſten und vornehmſten, leider auch am teuerſten und vergänglichſten — dafür haben ſie den Vorteil, daß ſie das einfachſte Kleid zieren und ſtets elegant wirken. Bei einem Promenadenkleide, das ich jüngſt anfertigen ließ, ging mein Sinn auch nach Poſamenten; das Modell erforderte drei Dutzend große, ein Dutzend kleine Knöpfe, was einer Auslage von 4 bis 5 Mark gleichkam. Ich überlegte, ob ich mir die Knöpfe ſelbſt fertigen könne und frug in den Geſchäften: man riet mir allſeitig „wohlmeinend“ ab, weil Arbeit und Ausgabe für Cordonnetſeide dem Preiſe der fertigen Knöpfe gleich kämen. Ich ließ mich dadurch einſchüchtern. Zum Glück aber erhielt ich nicht paſſende Knöpfe und begann die Selbſtanfertigung. Zuerſt wählte ich die Holzformen: nicht flach und breit, ſondern in recht ſchöner Wölbung; vier Dutzend bezahlte ich mit 20 Pfg.; dieſe Formen wurden überzogen (man ſchneidet den Durchmeſſer des Stoffes noch einmal ſo breit, als der des Knopfes iſt, umſticht mit überwendlichen Stichen und zieht den Stoff über der Form recht feſt zuſammen); dann kaufte ich vier Strähne Cordonnetſeide à 25 Pfg. in Farbe des Garniturſtoffes, gleichzeitig einen Poſamentenknopf mit gehäkeltem Bezug und begann die Arbeit, die über Erwarten ſchnell und gut gelang. Einen kleinen Vorteil fand ich darin, daß ich beim Abſchneiden des Arbeitsfadens das Ende ſo lang ließ, daß es nicht nur zur Befeſtigung über der Form, ſondern auch zum Annähen an das Kleid genügte. Später verſuchte ich mich an verſchiedenen Häkelmuſtern, von denen ich die einfachſten hier mitteilen will. 1) Den Griff der Häkelnadel oder eines feinen Bleiſtiftes umwickelt man 10mal, umhäkelt dieſe Rundung mit 16—20 Stäbchenmaſchen recht feſt; die zweite und letzte Tour iſt: 1 Stäbchenmaſche, 10—14 Luftmaſchen — je nach Größe des Knopfes — in die dritte Maſche der erſten Tour geſtochen; ſo weiter, indem man ſtets eine Stäbchenmaſche der erſten Tour übergeht. Man hat auf dieſe Weiſe 8—10 Luftmaſchen, die nun auf den Knopf gelegt und auf der Rückſeite befeſtigt werden. 2) Man häkelt 4 Pikots, je 3 Luftmaſchen, in die erſte zurückgeſtochen, und befeſtigt ſie zu einem Blättchen, indem man das vierte Pikot mit dem erſten verbindet. Als zweite Tour häkelt man eine Luftmaſchenrundung (je 4 Luftmaſchen von Pikot zu Pikot), die man in der dritten Tour recht feſt mit Stäbchenmaſchen umhäkelt. Vierte Tour: 10—14 Luftmaſchen (auch mehr, je nach Knopfgröße) in die dritte oder vierte Stäbchenmaſche der vorigen Tour feſtgeſtochen; dies achtmal wiederholt. 3) In der Breite von 6—8 Maſchen häkelt man recht feſt ein Quadrat aus Stäbchenmaſchen, umgibt dieſes mit einer Rundung von Luftmaſchen, umhäkelt dieſe recht feſt mit Stäbchenmaſchen und ſchließt mit der Größe entſprechenden Luftmaſchenbogen. Dieſe drei Formen ſind die einfachſten; die komplizierteren, dicht überhäkelten, ganz mit Stäbchenmaſchen umhäkelten Formen, die ſich an Mänteln und Jacken empfehlen, ſind nicht leicht zu beſchreiben, weil ſie direkt über die Form gearbeitet werden müſſen; ſie laſſen ſich aber nach Vorbild, d. h. nach gekauftem Muſterknopf, leicht nacharbeiten. Bemerken muß ich noch, daß die Arbeit feſt und gleichmäßig ſein muß. In großen Städten erhält man kleine feine Metallringe, 1 Centimeter im Durchmeſſer, die die Arbeit bedeutend erleichtern und verſchönern. Alle gekauften Poſamentenknöpfe ſind über ſolche gearbeitet. Man braucht ſie anſtatt der Luftmaſchentour, häkelt z. B. das Mittelſtück, legt es in den Ring, umhäkelt dieſen und ſchließt mit den Luftmaſchenbogen. Oder man umhäkelt den Ring und näht mit Spitzenſtich einen Mittelſtern hinein. (Verwendbar ſind auch die Ringe aus zerbrochenen Leinwandknöpfen). Sehr einfach iſt folgender Überzug: man ſpannt den Seidenfaden über den Knopf, daß er ihn in vier Teile teilt; vom Mittelpunkte ausgehend, zieht man den Seidenfaden von Teil zu Teil, immer einen der vier Fäden umfaſſend, bis ein ſchönes, großes, den Knopf faſt deckendes Quadrat aus loſen Fäden entſteht. Nun faßt man, wieder vom Mittelpunkte aus, dieſe loſen Fäden in der Hälfte jedes Teiles zuſammen und zieht etwas an; das Muſter ſieht aus wie ein recht ſchöner, ſpitzer Stern oder ein Vierblatt.

**Lotte Michalsky.**

## Ein eigenartiger Teppich.

Ein altes Mütterchen, welches der Himmel nicht mit Glücksgütern ſegnete, wußte ihr Heim doch ſo traulich zu geſtalten, als habe ſie Hunderte dafür verausgabt. Und das hatte ſie eigentlich auch; aber dieſe Hunderte waren — Nadelſtiche und — Stunden. Von all ihren ſchönen Dingen will ich ihren großen Teppich beſchreiben. Sie verſchaffte ſich zunächſt alte Tuchſtücke (Fries wäre noch ſchöner geweſen!), ſetzte ſie zuſammen ganz wie es eben kam, indem ſie dieſelben auf dem Fußboden zuſammenheftete und auf dem Tiſche feſter aneinander nähte. Die Stücke waren vorher gerollt. Nun begann ſie phantaſtiſche Blumen und Zweige darauf zu ſticken, ſo zwar daß dieſelben die Nähte mit verdeckten. Die Grundfarbe des Tuches war durchaus nicht gleichartig. Hellere Felder geſchickt verteilt, leuchteten zwiſchen dunkleren auf; die Stickfäden aber wußten alles harmoniſch zu ſtimmen. „Stickfäden“ ſage ich und meine eigentlich alle Strickfäden, die das Mütterchen aufriß, aufwickelte und durch Anfeuchten glättete, ſelbſt nach Bedürfnis färbte. Ja, dazu gehört Geduld — nicht wahr? Alle möglichen Sticharten wandte ſie an, eine neben und über der anderen, beſonders den Fiſchgrätenſtich, der ſo leicht über die Nähte dahin lief. Hierdurch erreichte ſie nicht nur Freude für das Auge, ſondern auch eine mollige, wellige Schicht für den Fuß. Große Blumen, Beerentrauben, Blätter

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

wurden dick unterlegt und dann mit mehreren in die Stopfnadel gezogenen Fäden überdeckt. — Unterfüttert wurde der Teppich mit Sackleinwand, umgeben mit einem dicken Fiſchgrätenkranz voll roter Beeren, eingefaßt mit Borte. **P. Doussberck.**

### Photographieſtänder.

Man beſorge ſich vom Glaſer drei ganz gleiche Glasplatten, 17 Centimeter lang und 12 Centimeter breit, ſodann ſchneide man aus dunkelm Kartonpapier ein Stück von gleicher Größe, in welches man eine ovale Öffnung zum Bilde ausſchneidet, jedoch nicht in der Mitte, ſondern nach oben rechts. Um dieſe Öffnung ziehe man zuerſt einen ſchmalen Streifen von Goldbronze, dann klebe man einen Kranz von gepreßten Blumen und Gräſern herum; dieſer Kranz muß auf der linken Seite und unten breiter ſein, nach rechts in feine Gräſer auslaufen. Beim Aufkleben ſei man vorſichtig, daß das Papier keine Flecken vom Leim erhalte; es empfiehlt ſich, die aufzuklebenden Gräſer und Blumen in ein flaches Gefäß mit Leim zu tauchen und dann aufzukleben. Iſt man damit fertig, klebe man zuerſt noch das Bild dahinter, dann lege man zwei Glasplatten auf, die eine oben auf das Kartonpapier, die andere hinter das Bild. Damit ſich die Platten nicht verſchieben, kann man ſie mit einem ſtarken Faden, den man nachher vorzieht, kreuzweiſe zuſammenbinden. Nun faſſe man die Platten mit einem 2—3 Centimeter breiten Seidenbande, deſſen Farbe beliebig zu wählen iſt, ein, ſo daß ſie dadurch zuſammengehalten werden. Man zieht das Band recht ſtraff und näht es an den Ecken überwendlich zuſammen. Die dritte Glasplatte faßt man ebenſo ein und näht ſie mit den andern beiden oben zuſammen, ſo daß ſie als Ständer dient. Die Ecken garniert man mit kleinen Schleifchen.

**Ida Meyer.**

### Noch einmal: Politur.

Als eine ſeit Jahren erprobte vorzügliche Möbelpolitur empfehle ich: Süßmandelöl und reinen Weingeiſt zu gleichen Teilen. Meiner Meinung nach hat aber die Zuſammenſetzung der Politur weniger zu bedeuten, als die Art der Anwendung derſelben. Jährlich einmal werden meine Möbel mit weichem Schwamm und lauem Waſſer rein abgewaſchen, und mit alten, aber noch guten leinenen Tüchern tüchtig trocken gerieben. Dann nehme ich in eine Untertaſſe wenig Süßmandelöl und guten Spiritus, tauche ein Leinwandläppchen darein und überfahre das Möbelſtück, welches mit zwei verſchiedenen leinenen Tüchern kräftig nachgerieben wird, je länger, deſto beſſer, denn Fettigkeit darf nie zurückbleiben, nur Glanz, den man durch Reiben erzeugen kann. Schön polierte Möbel bleiben durch obiges Verfahren wie neu. Neugekaufte Möbel, die etwa nach einem Jahre eingeſchlagen ſind, d. h. matt werden, muß man beim Tiſchler aufpolieren laſſen, nachher können ſie mit Erfolg ſelbſt behandelt werden. **F. R. in St.**

### Zimmerſchmuck.

Blumenfreunde mache ich noch auf einen weiteren, doch empfindſamen und farbloſen Zimmerſchmuck aufmerkſam, der bisher noch unbekannt war; mir hat ihn der Zufall in die Hand geſpielt. Ich fand beim pflücken von Blumen in der Nachmittagsſtunde im Monat Juni, eine gelbe Blume, auf hartem Stiel, der Butterblume ähnlich. Am Abend ſchloß ſich dieſe Blume, gerade ſo wie es die Butterblume thut, verlor jedes Anſehn und wurde von mir vergeſſen. In ſechs Tagen etwa ſtand ich verwundert vor meinem Blumenſtrauß, denn unbemerkt waren da ein paar rieſige, durchſichtige, kugelförmige Blumengebilde entſtanden, ähnlich der verblühten Butterblume, jedoch an Größe und Dauerhaftigkeit ihr weit überlegen. Ich behandelte dieſe zarten Gebilde nun ſehr ſanft und geſellte ſie einem Markartbouquet zu, in dem ſie ſich bei guter Behandlung ein Jahr gehalten haben. Anfangs Juni d. J. fand ich die unanſehnliche, abgeblühte Blume des „Bocksbart“ wieder, ſtellte ſie in eine Vaſe ohne Waſſer recht in die Sonne und in kurzer Zeit erſchloſſen ſich Blumen, oder Bälle, ſo vollends an Form und Größe, wie noch nie. Dieſe zarten, durchſichtigen Blumengebilde zieren auf reizende Weiſe unſere Zimmer und werden viel bewundert. Zu 3—4 in einer Vaſe, oder zwiſchen dunkles Gras geſteckt, machen ſie ſich vorzüglich, doch dürfen ſie nicht ſtark berührt werden; leichten Zug vertragen ſie. Ich ſandte die geſchloſſenen, abgeblühten Blumen des „Boksbart“ ebenfalls nach auswärts, ſie haben dies gut vertragen und ſich ſpäter entfaltet. Ich hoffe auch dieſe Pflanzen bis gegen den Winter an Grabenrändern, wo ſie gerne zu wachſen ſcheinen, zu finden.

**Naturfreundin.**

### Handarbeit.

**Wollene Schnur** zum Einziehen in Kinderjäckchen, Schuhe ꝛc. Man nimmt 4 Meter Wollfaden, legt dieſen vierfach zuſammen und während eine Perſon denſelben fortlaufend zwiſchen Daumen und Zeigefinger nach links dreht, dreht eine Andre das entgegengeſetzte Ende nach der rechten Seite. Iſt dies in genügender Weiſe geſchehen, läßt man einen Schlüſſel bis in die Mitte des gedrehten Fadens gleiten, ſorgfältig darauf achtend, daß der Faden bei dieſer Gelegenheit nicht in Unordnung gerate. Nun hat man bloß nötig Anfang und Ende feſt in der Hand zu halten, durch die Schwere des Schlüſſels, den man zuletzt herausſchneidet, vollzieht ſich die nötige Drehung von ſelbſt und es ergiebt ſich eine hübſche, haltbare Schnur.

**Fannie von Ell.**

**Arbeitsſtänder.** Aus einem ſogenannten Weinkorb von rohem Weidengeflecht kann man ſich einen hübſchen Arbeitsſtänder herſtellen. Der Henkel wird abgeſägt und der Korb mit Atlas gefüttert. Der Rand wird mit Plüſch bezogen und darum eine crêmefarbene, gehäkelte Spitze mit buntem Rand oder eine Bällchenfranze genäht. Vorher wird Korb und Deckel bronziert. Letzterer bekommt einen geſtickten oder gehäkelten Querſtreifen. Als Ständer dienen drei Bambusſtäbe zu einem Dreifuß zuſamnengeſtellt und mit Schleifen verziert. Der ganze Arbeitsſtänder koſtet Mk. 1.50 und ſieht ſehr elegant aus. **Hertha aus R.**

### Handarbeit für Kinder.

Meine kleine Tochter lernte kürzlich das Filetſtricken, nun war es eine ſchwierige Sache, die eifrige Strickerin immer zu beſchäftigen, denn Schwammnetze waren bald übergenug vorhanden. Da kaufte ich weiße Schnur, ließ 12 Maſchen anfangen — etwa über einen ſtarken Bleiſtift 24 Reihen glatt ſtricken, bis es ein Viereck gab, dann den Anſchlagfaden herausziehen und auf allen vier Seiten ringsum ſtricken, an den Ecken vorſichtig, damit es keine ungleichen Maſchen gibt. Man ſtrickt in der Rundung fort, bis der daraus entſtehende Beutel die gewünſchte Größe hat. In die letzte Reihe kommt ein Zug von weißer Korſettſchnur. Die verſchiedenen Beutel dienen mir zum Aufbewahren von Baumwollknäueln, Wollreſten, zu Band- und Litzenreſten, zu Häkelmuſtern, zu Herrenkragen und Manſchetten, zu feinen gebrauchten Taſchentüchern und manchem anderen. In kleinerer Ausführung von grauem Häkelgarn mit rotem Seidenbändchen als Zug finden dieſe Beutelchen en miniature ihren Platz im Nähtiſchchen und ſtellen dort durch Aufnahme von Fadenröllchen und Knäuelchen gute Ordnung her. **F. R.**

### Pädagogiſches.

Ein kleines Mädchen iſt im Garten mit Erdbeerpflücken beſchäftigt. Emſig hat ſie ihren Korb gefüllt, da thut die herbeikommende Mutter die Frage: „Sage einmal mein Liebling, wie viele Erdbeeren wanderten denn in deinen Mund ſtatt in das Körbchen?“ „Gar keine,“ antwortet das Kind, faſt beleidigt, „nicht eine.“ „Das kann ich doch nicht glauben,“ beharrt die Mutter, „du brauchſt dich nicht zu ſchämen mir's zu ſagen, es ſchadet ja nicht, ſprich nur die Wahrheit.“ „Nun, Mutter, wenn du's mir nicht glauben willſt,“ erwiedert die Kleine, jetzt ganz aufgeregt, mit Thränen in den Augen — „dann gehe doch zum lieben Gott und frage den; der weiß, daß ich nicht lüge.“

### Aus ſchwäbiſchem Kindermund.

Pädagogiſche Rückſichten verbieten uns, den Kindern von allem zu geben, was ſie ſehen. Daß mit dieſem Verfahren aber das kindliche Wünſchen nicht unterdrückt wird, beleuchten folgende Beiſpiele: Ein kleiner Knabe ſah ſeine Mama Haſenbraten aus dem Speiſeſchrank herausnehmen. Sehnſüchtig hafteten die Blicke des Kleinen an der leckeren Speiſe, bis er ſich in dem Stoßſeufzer Luft machte: „J däd au Haſa eſſa, wenn i hett.“ Ein andermal ſah ich eine große geheime Unruhe an einem kleinen Mädchen, die vor einem Körbchen mit feinem Backwerk ſtand. Ich konnte ſcheinbar das Begehren überſehen, nicht aber die Worte überhören, die dem bemäntelten Wünſchen Ausdruck gaben: „Laß mi au riecha, wie's ſchmeckt.“

**F. Z.**

### Toilette.

**Leichtes Sommerhütchen.** Ein Hütchen von reizender Friſche und großer Zartheit ſtellt man ſich her, indem man Putzmacherdraht zu einem länglichen Rund biegt und eine drei Finger breite Paſſe von Steifgaze, die ſich nach oben ringsum ein wenig verengt, daran feſt näht. Oben erhält dieſelbe ebenfalls Feſtigkeit durch Draht. Nun wird leichte Gaze oder ſehr dünne Seide darüber und hinein gelegt und ein etwa $^3/_4$ Meter breites Stück Tüll ſo darauf garniert, daß es hinten in der Mitte zuſammengenommen wird, ſich bauſchig und doch ſchlicht über den Kopf aufwärts legt, um ſeine umgeſchlagenen Enden vorne hochſtehend oder nach Art der Elſaßſchleifen auszubreiten. Ganz in Weiß, nur vorn mit einigen Roſenknospen oder Vergißmeinnichten iſt dies Hütchen entzückend für junge Frauen, ganz ſchwarz für Trauernde in der heißen Jahreszeit empfehlenswert, ſowie in bunten Farben zu jeder Toilette paſſend. **P. D.**

### Praktiſches fürs Haus.

**Zur Gurkenernte** ſoll auf ein einfaches Mittel aufmerkſam gemacht werden, die Gurken lange friſch zu erhalten, was in Haushaltungen, in denen nicht immer ſofort alle verbraucht werden, von Bedeutung ſein kann. Man ſucht beim Abnehmen die ſchönſten und vollkommenſten Exemplare aus und ſchneidet dieſelben dicht an der Ranke ab, jedoch ſo, daß noch ein Stückchen Stiel an der Gurke bleibt, um ein ſpäteres Aufheben derſelben zu ermöglichen. Dann müſſen die Gurken ſorgfältig gereinigt werden, indem man ſie in ein Gefäß mit friſchem Waſſer legt und mit einer weichen Bürſte von allem anhaftenden Schmutz ſorgſam reinigt. Darauf beſtreicht man ſie mit Eiweiß ſo, daß keine Stelle freibleibt, denn dasſelbe muß eben eine undurchdringliche Haut bilden, welche den Zutritt der Luft verhindert. So behandelte Gurken halten ſich wochenlang friſch. **K. L.**

Zu dem Artikel in Nr. 40 über **Aufbewahrung der Eier** bemerke ich, daß der Kalk, der zum Einlegen derſelben verwandt wird, nicht vorher gelöſcht ſein darf; es muß **ungelöſchter** Kalk ſein, den man das halbe Pfund mit 25 Liter Waſſer ablöſcht. Dieſes durch den Kalk abgekochte Waſſer gießt man erkaltet über die Eier.

**Eine Abonnentin.**

Auf Frage 102 in Nr. 23, das **Waſchen von Militärhandſchuhen** betreffend, möchte ich folgendes ſehr bewährte Rezept gern noch nachträglich zur Kenntnis der Offiziersdamen gelangen laſſen: Man weicht die Handſchuhe in lauwarmes Regenwaſſer ein, dem man etwas Salmiakgeiſt (etwa 1 Teelöffel voll auf eine Waſchſchüſſel voll Waſſer) zuſetzen darf, ſeift ſie mit guter Kern- oder Marſeiller Seife an (welch letztere man im Drogueriegeſchäfte bekommt) und läßt ſie einige Stunden in der Brühe ſtehen. Darnach gießt man derſelben wieder ſo viel heißen Regen zu, daß man die Hand gut darin halten kann, zieht die Handſchuhe über die Finger, ſeift ſie wieder an und wäſcht ſie miteinander, wie man ſich die Hände wäſcht. Darauf zieht man ſie aus, wäſcht ſie in einem zweiten Waſſer nochmals mit Seife, indem man die beſonders ſchmutzigen Stellen einzeln tüchtig reibt. Nun ſpült man den Schmutz aus, drückt die Handſchuhe leicht aus und ſeift ſie wieder gut an, dreht ſie dann auf die innere Seite, wonach man wie oben verfährt und dann durch Reiben die Seife möglichſt überall in das Leder bringt. Darnach nimmt man ein altes leinenes Tuch, ſchlägt die Handſchuhe darin ein und windet dasſelbe recht ſtark, damit ſie jetzt ſchon möglichſt trocken werden. Nun ſpannt man eine Kordel, knöpft die Handſchuhe zuſammen und hängt ſie darüber. Wenn ſie halb trocken ſind, muß man ab und zu daran ziehen und mit Handſchuhweiter dehnen, auch kann man etwas Talkum hineinſchütten, was die Handſchuhe ſehr weiß macht. Nachdem ſie trocken

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

geworden, dreht man ſie wieder auf die rechte Seite, dehnt ſie nochmals mit dem Weiter und bügelt ſie mit mäßig warmem Eiſen unter Papier oder einem feinen Tuch. Noch ſchöner, glatter müßten ſie werden, wenn man ſie durch eine Mangel- oder Wringmaſchine laufen laſſen könnte, ohne daß die Knöpfe dazwiſchen kommen. Hat man Talkum angewandt (was nicht durchaus nötig iſt), ſo müſſen die Handſchuhe vor dem Gebrauch tüchtig geklopft werden. Zum Ausbeſſern derſelben kaufe ich beim Handſchuhmacher etwas Abfall von Wildleder und kann auf dieſe Weiſe die Handſchuhe in ſehr gutem Zuſtande erhalten.

## Für die Küche.

Nochmals: Erbſen in Flaſchen. Als unbedingt beſtes Rezept empfehle ich folgendes: Man thut die Erbſen einige Minuten in kochendes Waſſer, ſchüttet ſie auf einen Durchſchlag und füllt ſie ſogleich in die ſauberen, geſchwefelten Flaſchen. Jedoch darf man dieſelben nur einen Finger breit vom Halſe anfüllen, weil ſie ſonſt nicht genug Brühe haben. Nun füllt man von der Brühe, worin die Erbſen gekocht ſind, oder mit friſchem, heißem Waſſer ohne Salz die Flaſchen voll, verkorkt ſie feſt und bindet noch ein Leinwandläppchen feſt über den Pfropfen, um das Abſpringen desſelben während des Kochens zu verhüten. Sind alle gefüllt, ſo kommen die Flaſchen, tüchtig mit Stroh oder Heu verpackt, oder wie ich es mache, um jede Flaſche ein kleines Säckchen gezogen, in einen Keſſel mit warmem Waſſer, man läßt ſie darin langſam 1½ Stunde kochen. Sind die Flaſchen nun wieder in dem Waſſer erkaltet, drückt man die Pfropfen nochmals feſt ein und taucht ſie in Pech oder Siegellack. Auf dieſe Weiſe eingemacht, halten ſich die Erbſen bis zum nächſten Sommer ausgezeichnet. Es iſt noch zu beachten, daß die Erbſen auch nach dem Kochen noch mit Brühe bedeckt ſein müſſen, ſolche, die trocken ſtehen, müſſen bald gebraucht werden, weil ſie ſonſt verderben würden. **E. L. in L.**

## Auskunft.

An junge Mutter aus Berlin, (Frage 189). Ein Buch wie das geſuchte, iſt folgendes: Dr. Ed. Reich, Rat und erſte Hilfe bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen, broſch. ℳ 1,—. Verlag von Max Breitkreuz in Berlin C., Neue Promenade 7, gegenüber Stadtbahnhof, Börſe.

**Fritz Chriſtianus.**

Nochmals Frage 152. G. W. Bartels in Hildesheim, Prov. Hannover, imprägniert Wolle aufs vorzüglichſte gegen Einlaufen.

**Margar. Wolf.**

„Einer Sparſamen“ die Mitteilung, daß ich das Auffriſchen alter Regenmäntel, wie Kleider jeder Art „auf Neu“ als Spezialität betreibe. **J. H. C. Karſtadt, Hamburg.**

## Fragen.

199) Bitte um Angabe eines Rezeptes, wie man Gurken einſauert, damit ſich dieſelben neben einem angenehmen Geſchmack recht lange gut erhalten und nicht hohl werden.

**F. L. R.**

200) Könnte mir eine der geehrten Leſerinnen vielleicht Auskunft geben, wie man am beſten beim Schwefeln der Gläſer und Flaſchen zum Einmachen verhindert, daß etwas von dem Schwefelfaden in die betreffenden Gefäße fällt? Oder iſt dies weder dem Safte noch der Geſundheit ſchädlich? Im voraus herzlichſten Dank.

**Eine junge Hausfrau.**

201) Könnte vielleicht eine Mitleſerin des Daheim mir angeben, wie man aus Wein und der Wermutpflanze den heilſamen Wermutwein bereitet. Wir haben die Pflanze im Garten. **Eine Pfarrfrau vom Lande.**

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

Eine neue wohlfeile und elegante Sammlung guter Romane für die Familie:

## Daheim-Bibliothek

Soeben neu erſchienen:

IX. Band:

### Die zweite Mutter.

Von **Henry Gréville.**

Autoriſierte Überſetzung. Ein Band elegant gebunden Preis 2 Mark.

Dieſe zweite Mutter iſt die zweite Frau von Richard Brice, die Stiefmutter ſeines Sohnes und ſeiner Tochter. Wie ſie die Kinder der eiferſüchtigen Fürſorge ſeiner Mutter und der ſeiner erſten Frau allmählich entzieht, wie ſich ihr nach langem geduldigem Liebeswerben endlich die Herzen ihrer Stiefkinder erſchließen, das ſchildert die weibliche Feder, die ſich hinter dem Pſeudonym Henry Gréville verſteckt, mit ergreifender Lebendigkeit.

I. Band:

### Fremdes Blut.

Roman von **Doris Freiin v. Spaettgen.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Die Geſchicke eines alten deutſchen Adelsgeſchlechtes, deſſen einer Zweig nach Amerika verpflanzt iſt, werden hier in höchſt ſpannender Weiſe erzählt. Das Hineinſpielen der amerikaniſchen Verhältniſſe verleiht dem Roman den vollen Reiz des Fremdartigen.

II. Band:

### Um jeden Preis.

Novelle von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

In dieſer Novelle wird das alte Problem von den ſich fliehenden und doch wieder ſuchenden Liebenden mit höchſter Anmut behandelt, und der Leſer verfolgt mit größter Spannung den Verlauf der Verwickelungen. Die Erzählung, welche in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft ſpielt, wirkt wie ein überaus feines Luſtſpiel.

III. Band:

### Der Geiger von Thun.

Roman von **A. v. Freydorf.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Man ſagt nicht zu viel, wenn man dieſen Roman als einen der beſten bezeichnet, die in den letzten Jahren erſchienen ſind. Die Schweiz, ihre Bewohner und ihre Landſchaften werden in ihm in unübertrefflich reizvoller Weiſe vorgeführt.

IV. Band 1. u. 2. Teil:

### Gepa.

Roman von **Carl Bömers.** Zwei Teile.

Jeder Teil elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Ein packendes Zeitbild von eigenem Reize und ergreifender Sprache aus der Zeit Friedrich Barbaroſſas, mitten in den gewaltigen Kämpfen noch ungebrochener Leidenſchaften zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, zwiſchen „deutſchem Zorn und welſchem Groll“, die zuletzt mit dem verklärenden Siege chriſtlicher Selbſtüberwindung abſchließen.

V. Band:

### Der Sternburger Kreis.

Roman von **Germanis.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

Aus der unter dem Pſeudonym rühmlichſt bekannten Feder ein figurenreiches, auf vertrauteſter Sach- und Perſonenkenntnis beruhendes Bild des ländlichen high life in einer der reichſten Provinzen unſers Vaterlandes – trotz ſeiner behaglichen Breite durchweg feſſelnd und ſpannend.

Die „Daheimbibliothek“ bringt alljährlich für ſehr mäßigen Preis gut gedruckte und hübſch ausgeſtattete Romane, die nach ſorgfältigſter Prüfung für Haus und Familie als vorzüglich geeignet befunden worden ſind.

VI. Band:

### Auf der Dobenau.

Roman von E. **von Wellnitz.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Dieſer durchaus moderne Roman ſchildert den Kampf zwiſchen den Erinnerungen an die Vergangenheit und den Forderungen der Gegenwart in einem mediatiſierten deutſchen Adelsgeſchlecht. Mit ungemeiner Geſchicklichkeit iſt der Knoten geſchürzt, und die überraſchende Löſung würde vielleicht romanhaft wirken, wenn die pſychologiſche Vertiefung nicht den Zauber der Wirklichkeit feſthielte.

VII. Band.

### Pfadfinder.

Zwei Erzählungen

von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 3 ℳ.

VIII. Band:

### Er lebt!

Eine Erzählung von **Bernhardine Schulze-Smidt.**

Ein Band elegant gebunden Preis 2 ℳ.

Bernhardine Schulze-Smidt iſt eine Meiſterin feiner Seelenmalerei. Ihre Charakterſchilderungen ſind unübertrefflich und gewinnen in der erſten der beiden Erzählungen, der „Pfadfinder“, noch einen beſonderen Reiz dadurch, daß der Held derſelben ein junger Grieche iſt, der auf deutſchem Boden ſeinem ſüdlichen heißen Empfinden männliches Zielbewußtſein zugeſellt, während die Erzählung „Er lebt!“ durch den Realismus der Darſtellung ungemein packend wirkt.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

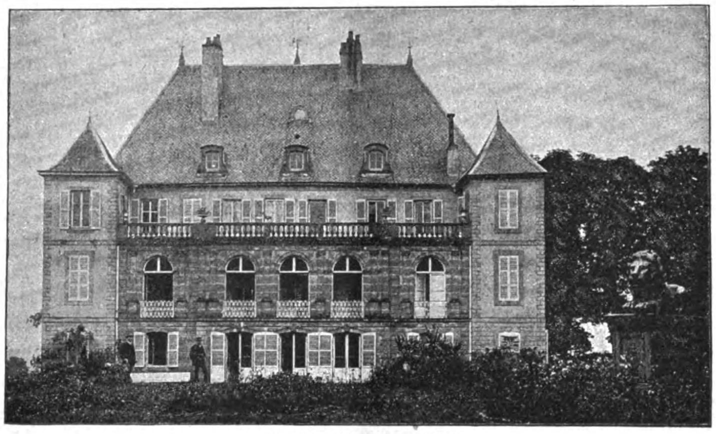
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Daheim
XXVI. Nr. 46. Erſtes Blatt.
1890. 16. Auguſt.

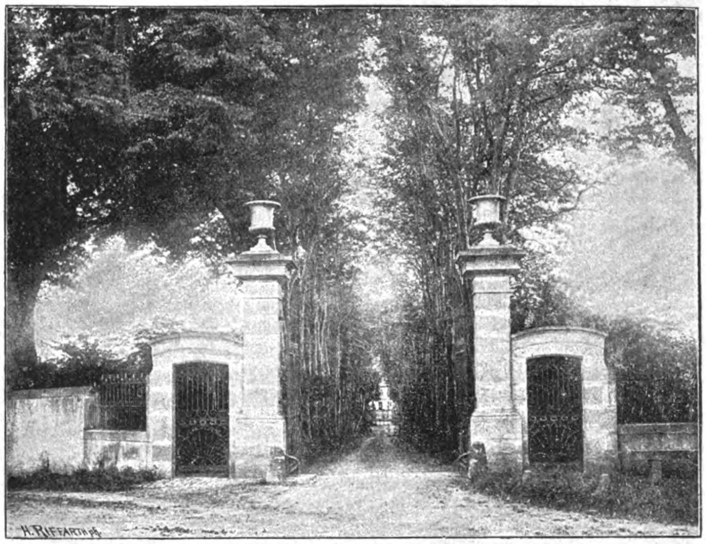
## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Des Kaiſers Beſitz in Lothringen.



Schloß Urville bei Metz.
Nach einer Photographie von L. Hermeſtroff, Verlag der Deutſchen Buchhandlung (Georg Lang), beide in Metz.

Vielleicht iſt es nur ein Zufall geweſen, daß der Kauf des in Lothringen unweit der franzöſiſchen Grenze gelegenen Schloßgutes Urville gerade am zwanzigſten Jahrestage der Kriegserklärung Frankreichs an Deutſchland vollzogen wurde, und jedenfalls entbehrt dieſer Beſitzwechſel jeder politiſchen Bedeutung. Denn für uns Deutſche wenigſtens bedurfte es keines Hinweiſes darauf, daß Lothringen ein deutſches Land iſt und ein deutſches Land bleiben wird. Aber für ganz Lothringen iſt dieſer Kauf vorausſichtlich nicht ohne weittragende wirtſchaftliche Bedeutung. Die Grundſtückswerte, die dort noch immer nicht wieder dieſelbe Höhe wie vor dem ſiebziger Kriege erreichen konnten, werden durch denſelben ſicher eine Steigerung erfahren und für den in franzöſiſchen Händen befindlichen verkäuflichen Grundbeſitz werden ſich bald genug deutſche Käufer finden. Für den Entſchluß Sr. Majeſtät, das ſchön gelegene Schloß Urville für ſeinen Privatbeſitz zu erwerben, iſt vorausſichtlich lediglich der Umſtand maßgebend geweſen, daß das Schloß in allernächſter Nähe von Metz gelegen iſt und dem Kaiſer bei ſeinen Beſuchen dieſer Feſtung ein ausreichendes Abſteigequartier bietet, deſſen er in Metz ſelbſt entbehrt. Schloß Urville, 15,750 Kilometer von Metz entfernt, liegt hart an der Bahn und der Chauſſee Metz-Saarbrücken und vereinigt alle Vorzüge eines in ſtiller Abgeſchiedenheit gelegenen Landſitzes und der Nähe einer großen Stadt. Die Umgebung zeigt die für Lothringen charakteriſtiſchen Formen anmutigen Hügellandes; ein weiter Thalkeſſel, den die ſich durch grüne Wieſen ſchlängelnde Nied durchſtrömt, wird von ſanft anſteigenden Anhöhen umſchloſſen. Vom Bahnhofe gelangt man über die Niedbrücke zum Schloß, hinter dem ſich hügelanſteigend ein ausgedehnter Park zum Walde mit altem Baumbeſtand erweitert. Eine ſchnurgerade Allee, von alten Platanen eingefaßt, führt vom Thorweg auf die Mitte des Schloſſes, das im edelſten Renaiſſanceſtil erbaut und von Türmen flankiert iſt, die in Höhe der zweiten Etage eine Außengalerie miteinander verbindet. Die Innenräume, im Stil Louis XVI und im Empireſtil ausgeſtattet, beſtehen aus Sälen und Zimmern von ausreichender Größe, um einen kaiſerlichen Hofhalt während einiger Tage aufzunehmen. An der einen Seite des Schloſſes iſt ein Pavillon und die Orangerie erbaut, an der andern führt eine wundervolle Kaſtanienallee, die mit der Statue einer Veſtalin endet, in den Park. Die nächſte Umgebung des Schloſſes beſteht aus ſorgfältig gehaltenen gärtneriſchen Anlagen, aus denen ſich als bildneriſcher Schmuck zwei aus Stein gehauene Löwen auf ihren Poſtamenten erheben. Der bisherige Eigentümer des Schloſſes war der Lederfabrikant Sendrat in Pagny a. M. Die Herrſchaft Urville, — ſie wird urkundlich zum erſtenmal im Jahr 1404 unter dem Namen „Eurville“ erwähnt — umfaßt im Ganzen ſechsundfünfzig Hektar, von denen faſt zwei Drittel Garten und Park ſind. Da außerdem gleichzeitig mit Schloß Urville die Landgüter Les Ménils und Chauſſy von Sr. Majeſtät angekauft wurden, ſo rundet ſich der Beſitz des Kaiſers in Lothringen auf einen arrondierten Geſamtkomplex von 250 Hektar ab. Die nächſte Umgebung von Schloß Urville iſt nicht ohne intereſſante Vergangenheit. Der rechts der Nied gelegene Flecken Kurzel war vom Jahre 1569 an die einzige Zufluchtsſtätte für die Religionsübungen der Metzer Proteſtanten, denen Karl IX in Metz ſelbſt allen proteſtantiſchen Gottesdienſt auf das ſtrengſte unterſagt hatte. 1588 verheerte Heinrich von Guiſe, eines der Häupter der „Liga,“ Kurzel auf das erbarmungsloſeſte und vertrieb die Einwohner.



Einfahrtsthor und Platanenallee des Schloſſes Urville bei Metz.
Nach einer Photographie von L. Hermeſtroff, Verlag der Deutſchen Buchhandlung (Georg Lang), beide in Metz.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN
Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Viel Ringe am Finger, das iſt gemein. —
Ein echter Ring und ein edler Stein!

Ein wahrer Freund in all dem Getriebe,
Und eine tiefe ewige Liebe!

## Der primitivſte Handwebeapparat.

Der jetzt ſo vielfach zur Anwendung gelangende Handwebeapparat iſt keine ganz neue Erfindung, ſondern ein allerdings ſehr praktiſch verbeſſertes Werkzeug, welches in ſeiner urſprünglichen Einfachheit den Bäuerinnen Lithauens, Polens, Oſt- und Weſtpreußens ſeit Jahrhunderten bekannt und von ihnen zur Anfertigung von allerlei Bändern, Borten und Franſen benutzt worden iſt. Derſelbe iſt höchſt wahrſcheinlich von den Letten (Lithauer), deren Sprachverwandtſchaft mit dem Sanskrit unzweifelhaft auf ihren indiſchen Urſprung hindeutet, dereinſt aus Indien mit herübergebracht worden und vermutlich ſogar der erſte Anfang der, ſpäter bei den Völkern Aſiens ſo herrlich zur Blüte gelangten Webekunſt geweſen. Namentlich die lithauiſchen Bäuerinnen verfertigen mittels dieſes ſehr primitiven Hausrates manchmal wahre Wunderwerke der Geſchicklichkeit und — Geduld! So habe ich z. B. bei einer Gutsherrſchaft in Lithauen ein „Wiegenband“ — dazu beſtimmt das Oberbett in der Wiege, über dem Kinde feſtzuſchnüren — geſehen, welches dem erſtgebornen Söhnchen der Familie von einer Bauersfrau geſchenkt worden war und meine Bewunderung erregte. Daſſelbe war etwa 3—4 Meter lang, 2 Centimeter breit und mittels des Apparates aus blaßblauer Kordonnetſeide mit, in gelber Seide eingewebten Namen, Daten und mehreren ſinnig gewählten Bibelſprüchen geſchmückt, aus freier Hand verfertigt. Wem es nun weniger um Herſtellung moderner Luxusgegenſtände, wie ſie heute durch den ziemlich teuren, neuen Handwebeapparat erzeugt werden, zu thun iſt als um Selbſtanfertigung verſchiedener Artikel, die in Haus und Familie unter dem Namen „kurze Waren“ ſo oft nötig ſind, deren Einkauf aber immerhin „ins Geld läuft“, dem kann ich nur dringend anraten, ſich die nachfolgend beſchriebenen Apparate bei irgend einem Tiſchler für wenig Groſchen machen zu laſſen und ſich die Handhabung derſelben anzueignen. Ich habe mir früher als Gutsbeſitzersfrau, wo mir obenein Leinen- und Wollengarne eigner Erzeugung zur Dispoſition ſtanden, viele nützliche Dinge faſt koſtenlos beſchafft; z. B. äußerſt ſtarke Bänder zu Küchenſchürzen (auch für die Mägde ſehr praktiſch), Franſen zu Vorhängen und Teppichen, Borten zum Einfaſſen und als Beſatz für Knabenanzüge, zu Unterröcken ꝛc. (Können auch beſonders nach heutiger Mode zum Einfaſſen von Teppichen, aus ſchwarzer Wolle verfertigt, benutzt werden.) Das Hauptſtück unſeres kleinen Apparates iſt das ſogenannte „Wippbrett,“ welches gleichzeitig den „Webekamm“ und die „Hevelte“ des großen Webeſtuhles vertritt. Das Brettchen hat die Form der obenſtehenden Abbildung (Fig. 1), iſt etwa 25—28 cm lang (ohne den oberen Griff), 22 cm breit und enthält ſenkrechte ſchmale Einſchnitte. In die zwiſchen den Einſchnitten entſtandenen Stäbchen werden, in je einen, ſauber ausgefeilte Löchlein in gerader Linie, wie aus der Abbildung erſichtlich, nebeneinander eingebohrt, wie überhaupt auch die Spalten möglichſt glatt ausgeputzt werden müſſen, damit die hindurchzuziehenden Fäden ſich nicht feſtklemmen und ſcheuern. — Das zweite Werkzeug (Fig. 2) vertritt die Stelle des Weberſchiffchens und heißt „Heveltnadel.“ Während das „Wippbrett“ aber aus leichtem Holz (Pappel- oder Linden-) verfertigt und überhaupt dünn und leicht ſein muß, iſt die „Heveltnadel“ aus hartem Pflaumen-, Birn- oder Buchsbaum geſchnitzt, ſauber geglättet und nach den Seiten zu ſchneidenartig abgeplattet. Ihre Länge beträgt 18 cm, ihre Breite 24 mm. — Endlich bedarf man als drittes Requiſit noch eine, aus einem handfeſten, gabelförmigen, rohen Aſt zugeſchnittene Gabel, deren beide Zacken ungefähr 10—12 cm lang ſein können. Will man nun ein Gewebe, z. B. eine daumenbreite Wollenborte anfertigen, ſo mißt man zu der „Kette“ vielleicht 35 bis 40 Fäden Wolle (gewöhnliche Strickwolle) von der Länge ab, die man von Borte zu haben wünſcht, wobei jedoch ein halber Meter zum Anfang, Ende und zum Einweben zuzugeben iſt. Hat man dieſe Fäden abgeſchnitten, ſo knotet man ſie in einen Knoten und wickelt ſie alle zuſammen um die Gabel (hin und her ſich kreuzend), läßt aber mindeſtens einen Meter unaufgewickelt und befeſtigt alsdann die Gabel an einer Stuhllehne, ſo, daß ſie ſich nicht rühren kann; der Stuhl ſelbſt muß auch feſtſtehen oder beſchwert werden, da die „Kette“ ſpäter ſtraff angeſpannt wird. Nun zieht man die eine Hälfte der Fäden durch die Spalten, die andere durch die Löchlein des „Wippbrettes,“ knüpft auch dann das vordere Ende der „Kette“ zuſammen und befeſtigt dieſes an ſeinem Gürtel. Man ſetzt ſich mit der Arbeit auf einen Stuhl und beginnt das Weben. Eine andere Perſon (Kind) muß das Wippbrett auf- und niederziehen, damit die Hälfte der Fäden (die in den Spalten) abwechſelnd mit den anderen (die in den Löchern) nach oben ſpringen. Bei jedesmaligem Wechſel ſchiebt man die mit dem „Einſchuß“ bewickelte „Heveltnadel“ zwiſchen die ſich teilenden Kettenfäden, zieht den „Einſchußfaden“ durch, indem man mit der Nadel ihn recht feſt an das fertige Gewebe andrückt und fährt nun fort, immer abwechſelnd rechts und links, den Einſchußfaden in die ſich kreuzenden Kettenfäden einzuweben. Das Wippbrett befindet ſich in einiger Entfernung von der Weberin. Fertiges Gewebe läßt man in den Schoß fallen und befeſtigt die Arbeit weiter nach ſich hin mit einer ſtarken Stecknadel, während etwas von der Kette von der Gabel abgewickelt wird. Die Perſon oder das Kind, welche das Auf- und Niederziehen des — an ſich freiſchwebenden — „Wippbrettes“ beſorgt, kommt etwa in der Mitte zwiſchen der Weberin und der Gabel zu ſtehen. — Der Einſchußfaden wird um die Heveltnadel derart gewickelt, daß er zuerſt an dem einen vorſtehenden Zacken befeſtigt, dann nach oben gezogen, um den Dorn herumgelegt, auf derſelben Seite wieder nach unten, auf der anderen nach oben, hier wieder um den Dorn, zurück, und ſo weiter bis man möglichſt viel „Einſchuß“ auf der Nadel hat, um das häufige Anlegen zu vermeiden. Um recht ſtarke Borten zu erzielen, nimmt man den Einſchußfaden doppelt oder dreifach. Daſſelbe gilt von Franſen; zu Teppichfranſen habe ich oft den Einſchuß vierfach genommen. Die Franſen werden dadurch hergeſtellt, daß man — nachdem zum Anfang ein kleines Endchen bloße Borte gewebt — zur rechten Seite des Gewebes ein mehr oder minder breites Lineal — bei ſehr langen Franſen, die man nachher knüpfen will, ein breiteres dünnes Holz- oder Pappebrett — anhält, über welches dann der Einſchußfaden jedesmal herumgeſchlagen wird. Iſt das Lineal voll, ſo ſchneidet man die Franſen auf, läßt aber einige unaufgeſchnitten, in denen man das Lineal weiterſchiebt. Ich habe mir oft ſehr ſchöne Franſen zur Garnierung von Mänteln, Mantillen und Kleidern aus Kordonnet- oder auch aus leichterer Seide ſelbſt angefertigt, die nach dem Weben mehrfach geknüpft, den ſchönſten Poſamentierfranſen gleich und ſehr viel billiger waren. — Zu erinnern iſt noch, daß man gut thut bei Franſen hin und wieder während des Webens einen Faden einzuſchießen, der nicht um das Lineal geſchlagen wird, damit nicht etwa der letzte Kettenfaden ſich losſchiebt und ſpäter austräſelt. Um andersfarbige Muſter auf weißem oder dunklerem Grunde hervorzubringen — nach Art des oben erwähnten Wiegenbandes — muß man die beſtimmte Zahl von andersfarbigen Fäden in die Löcher des „Wippbrettes,“ die der Grundfarbe in die Spalten ziehen, ſo, daß einmal dieſe, das andere Mal die anderen nach oben ſpringen. Hat man z. B. eine ſchwarze Borte von 32 Fäden Breite gewählt, auf der ein Muſter in Rot erſcheinen ſoll, ſo zählt man entweder 11 oder 9, je nach dem Muſter, rote Fäden ab, welche man gerade in die Mitte — alſo zwiſchen 4 oder 3 ſchwarze Fäden — durch die Löcher des Wippbrettes zieht, während in die Spalten lauter ſchwarze kommen. Während des Webens hebt man nun, wenn die roten Fäden unten ſind, mit der Spitze der Heveltnadel diejenigen roten Fäden, die nach dem Muſter oben liegen ſollen (wie Plattſtiche), in die Höhe. Es iſt dieſelbe Theorie, auf welcher die ganze Damaſt- oder Bildweberei beruht. Ich habe namentlich zu Beſätzen von Kindergarderobe auf dieſe Art ſehr niedliche Börtchen in zwei, ja drei verſchiedenen Farben verfertigt, welche Kreuzchen, ſchräge Vierecke, Steinchen und ähnliche Figuren enthielten, ſowohl in feiner Zephyrwolle, als auch in Leinengarn und Baumwolle. — Zu Schürzenbändern nimmt man der Haltbarkeit wegen am beſten Leinengarn und kann dieſelben auch mit einigen roten oder blauen Fäden verzieren. Beſätze zu Kinderkleidern habe ich zuweilen aus ſauber gebleichter Baumwolle von unbrauchbar gewordenen Strümpfen, mit farbigen Muſtern darauf (allerliebſte Börtchen) gemacht, die noch lange genug hielten. — Die Leſerinnen auf dem Lande, die mit der Weberei überhaupt vertraut, werden meine Anweiſung — falls ſie das „Wippbrett“ noch nicht kennen — leicht verſtändlich finden. Aber ich hoffe, daß auch in die Geheimniſſe der Weberei noch gar nicht Eingeweihte ſich ſehr bald in die Sache finden und ſich der, im Ganzen ſehr raſch gehenden Arbeit alsdann gerne unterziehen und nicht geringe Erſparniſſe damit erreichen werden.

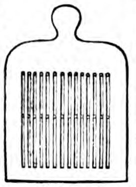


Fig. 1.

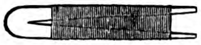


Fig. 2.

**B. v. W. in L.**

## Ein weiteres Arbeitsfeld für Frauen.

Ein Beruf, der ſich für manche Frauen-Individualitäten ſehr wohl eignen dürfte, iſt derjenige der Geſchäftsreiſenden. Es iſt dies eine Erwerbsquelle, welche in Deutſchland bis jetzt nur den Männern offen ſteht und dieſen in Bezug auf eine ganze Menge von Warenbranchen auch verbleiben muß. Aber es giebt unzählige Artikel, die der weiblichen Urteilskraft, dem weiblichen Verſtande vorwiegend zugänglich ſind; ſo z. B. Blumen, Federn, Wäſche, Handſchuh, Hüte, alle Konfektionsartikel, Weiß- und Buntſtickereien und andere Erzeugniſſe weiblicher Handfertigkeit; dann ferner Kunſtgegenſtände in Marmor, Majolika u. dergl.. Photographien, Parfümerien, vielleicht auch muſikaliſche Inſtrumente, Noten, Saiten u. ſ. w. In erſter Linie würden ſich die Frauen jedenfalls dazu eignen, die betreffenden Einkäufe zu beſorgen, wies dies z. B. in den großen amerikaniſchen und engliſchen Kaufhäuſern bereits ſeit geraumer Zeit gehandhabt wird. Die überſeeiſchen Tapiſſeriegeſchäfte ſenden jährlich eine Reihe von Damen nach Paris, Wien, Berlin und Leipzig, um dort die Neuigkeiten einzukaufen. Unſern Geſchäftshäuſern würde es auch nur zum Vorteil gereichen, wenn ſie es in dieſer Beziehung einmal mit den Frauen verſuchen wollten. Abgeſehen davon, daß die Frauen (leider!) bedeutend geringere Gehälter bekommen, würden ſie in dieſem Falle, da ſie die Reiſen ſicherlich immer in viel kürzerer Zeit abmachen könnten, auch bedeutend weniger Reiſeſpeſen beanſpruchen. Zweitens hat die Erfahrung ſchon ſehr oft gezeigt, daß wirklich gebildete Frauen im höchſten Grade gewiſſenhaft arbeiten. Für die Frauen ſelbſt wäre die beſagte Thätigkeit, nachdem ſie ſich an

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

die nicht zu vermeidenden Strapazen gewöhnt, eine geſündere, wie ſo manche andere, bei welcher ſie durch das viele Stillſitzen und den Mangel an Licht, Luft und Abwechſelung ihre Geſundheit einſetzen, ohne dafür mehr wie einen vielleicht gerade auskömmlichen Lohn zu erzielen. Sprach- und Rechnenkenntniſſe, ſowie eingehende Kenntnis der bezüglichen Branchen wären natürlich erforderlich. Ich würde mich freuen, wenn auch mein heutiger Vorſchlag nicht nur bei den Frauen, ſondern ebenſo bei den Herren Geſchäftsinhabern Intereſſe fände!

**H. Oehmke.**

## Hübſches Geſchenk für den Bräutigam.

„Was ſchenke ich meinem Bräutigam? Ich möchte ihm etwas malen, aber es muß etwas Praktiſches, Nützliches ſein.“ Liebes Bräutchen, da können wir dir raten; wir wiſſen gerade etwas Paſſendes für einen Mann der Feder und des Stiftes: nämlich eine Schreibſchale, ein langes ſchmales, mäßig tiefes Behälterchen, dem Unterſatze eines großen Schreibzeuges ähnlich oder einem langgezogenen Theebrett, in welchem Bleifedern, Pinſel, Farben, Federn, Gummi, Zirkel u. ſ. w. eine freundliche Ruheſtätte finden und immer auffindbar ſind. Rand und Boden kannſt du mit Kerbſchnitzerei ſchmücken oder auch mit gemalten Flachornamenten, Monogramm, Wappen und Emblemen. So ſtellt man nicht nur ein ſchönes, ſondern auch ein praktiſches Gerät her. Soll das Staubtuch der jungen Frau dereinſt ganz uneingeſchränkt auf dem Schreibtiſch des Geſtrengen walten, ſo füge einen Briefordner bei. Alle Zettel und Zettelchen, alle Briefe, Rechnungen und Karten ſind wohlgeborgen und nach dem Alphabet geordnet darin. Billiger als ein nach deinen Angaben eigens hergeſtelltes Exemplar kaufſt du ein ſolches fertig und drückſt auch dem Vollendeten das Siegel deines Geiſtes auf, indem du über ſeine Flächen hübſch beſtickte oder bemalte Seidenbänder leiteſt. Sollte das Äußere nicht ſchön genug ſein, ſo kann man es übergolden und mit Ölfarben bemalen.

**P. Donsberk.**

## Serviettenring von Schaumünzen.

Anſtatt der beliebten Verwendung der Münzen zu Bettelarmbändern, Brochen u. dergl. mehr möchte ich hierdurch den Vorſchlag zu einem eigenartigen Gebrauch derſelben machen und hoffe, meine Idee wird Beifall finden. Man benutze nämlich die Denkmünzen, vielleicht Siegesthaler, Krönungsthaler u. ſ. w. zur Herſtellung eines eben ſo hübſchen, beſonderen, als praktiſchen Serviettenringes, und hat zugleich einen gewiß ſehr willkommenen Gegenſtand zum Verſchenken gefunden. Die Münzen werden durch kleine Ringe vom Goldarbeiter untereinander verbunden. Ihrer vier genügen, die gehörige Weite zu erlangen; an der vierten wird dann ein kleiner Haken angebracht, mit dem ein Ring an dem erſten Thaler korreſpondiert. Nach Belieben kann auch noch ein fünfter Thaler hinzugefügt werden, wenn die Servietten vielleicht recht groß ſind und es erfordern. Auch kann natürlich jede Art von Münzen, groß oder klein, verwandt werden, nur die richtige Form eines Serviettenringes ſoll gewahrt bleiben.

**Adelheid.**

## Für die Küche.

Ein oſtpreußiſches Nationaleſſen für den Sommer, das ebenſo nahrhaft und wohlſchmeckend, als einfach herzuſtellen, im Sommer kühlend iſt, möchte ſich vielleicht für manche Hausfrau, namentlich auf dem Lande, empfehlen. — Man nennt dieſes Eſſen in Oſtpreußen „Schmand und Glumſe“; für jeden Nichtoſtpreußen klingt dieſer Name ſonderbar genug — den Oſtpreußen vom Vornehmſten bis zum Proletarier heimelt er wohlthuend an. Der „Schmand“ iſt einfach ſaure Sahne, von geronnener Milch abgehoben und mit etwas von dieſer (damit er nicht zu fett iſt) tüchtig zerklopft; die „Glumſe“ iſt nichts weiter als weißer Käſe, anderswo auch „Quark“ betitelt. Die Herſtellung dieſes weißen Käſes dürfte bekannt ſein und bemerke ich nur, daß, ſobald er aus dem Leinenbeutel genommen iſt, keine weitere Zuthat an Salz oder Kümmel beigegeben, ſondern der Käſe einfach in Brocken zerkleinert, in den Suppenteller gelegt, die ſaure Sahne darüber gegoſſen und das Eſſen mit Löffeln geſpeiſt wird. Vortrefflich mundet hierzu das oſtpreußiſche „grobe Brot“ (Kommisbrot der Soldaten). Die beliebte Promenade der Königsberger, die „Hufenpromenade“ bietet den ermüdeten Spaziergängern in einem beſonderen Etabliſſement: („Schmand- und Glums-Häuschen“) nebſt ſonſtigen Erzeugniſſen der Kuh hauptſächlich dieſe beliebte Speiſe und erhielt man dort, (wenigſtens noch vor 15 Jahren) einen großen Suppenteller voll davon, nebſt einem guten Stück vortrefflichen, hausbackenen Grobbrotes, für den billigen Preis von 25 Pfennigen! — Ob dieſer Preis ſich inzwiſchen geſteigert hat, kann ich nicht berichten. — Für „das Volk“, welches ſeinen „Schmand und Glums“ leidenſchaftlich liebt, bringen die Landleute große Fäſſer voll nach den Städten; nur beſteht in dieſem Fall der „Schmand“ lediglich aus zerquirlter, geronnener Milch, wonach denn der Preis ein entſprechend billiger iſt. — Meinen Gäſten außerhalb der Provinz Oſtpreußen hat indeſſen das Gerücht ausnahmslos ſehr ſchön geſchmeckt.

**B. v. W. aus L.**

Himbeerſaft. 6 Pfund Himbeeren, 2 Liter Waſſer und 5 Lot Weinſteinſäure läßt man 24 Stunden in einem Gefäß ſtehen, thut es ſodann in einen Beutel und läßt es durchlaufen, ohne daran zu drücken. Dann nimmt man auf jedes halbe Liter Saft $^{5}/_{4}$ Pfund feingeſtoßenen Hutzucker. Wenn der Zucker vollſtändig im Saft zergangen iſt, füllt man den Saft in gut geſchwefelte Flaſchen, die man nicht verkorkt, ſondern nur mit Mullläppchen zubindet. Kirſchen und Johannisbeeren kann man ebenſo behandeln. Auf ſolche Weiſe zubereiteter Saft hält ſich, im Keller aufbewahrt, jahrelang, ohne ſein Aroma und das ſchöne Ausſehen zu verlieren.

**A. Schulz.**

Frage 190. Früchte zu kandieren. Ein emaillierter hoher Topf wird mit den Früchten (Kirſchen ꝛc.) zu $^{1}/_{4}$ ſeines Rauminhalts gefüllt. Dann wird in einem anderen Topfe zerſchlagener Hutzucker mit $^{1}/_{3}$ ſeines Gewichtes Waſſer übergoſſen und nach dem Zerfallen bis zur Federkonſiſtenz gekocht, d. h. bis eine mit einem erwärmten eiſernen Gegenſtand herausgenommene Probe durch die Luft geſchleudert, in federbartähnlichen Flocken herumfliegt. Nachdem der mit den Früchten gefüllte Topf mit ſeinem Inhalte auf ca. 50° C. erwärmt iſt, gießt man einige Löffel voll der heißen flüſſigen Zuckermaſſe in den Topf, rührt Zucker mit einem kalten hölzernen Spaten, dann, ſobald es möglich, unter abwechſelndem Schütteln des Topfes mit der Hand, welche man wiederholt mit gepulverter Stärke beſtreut, um. Nach gehöriger Durchmiſchung wird eine zweite Portion der heißen Zuckermaſſe hinzugeſetzt und in gleicher Weiſe mit den Früchten gemiſcht und dies ſo lange wiederholt, bis die einzelnen Früchte mit einer genügenden Zuckerſchicht bedeckt ſind. Durch Rühren und Schütteln wird die Zuckerhülle geglättet.

## Fragen.

202) Kann mir jemand einen guten Rat geben, wie ich einen alten Kinderglasſchrank recht hübſch ſchmücken kann — nicht bemalen — es müßte ſich auf andere Art machen laſſen — ich würde keine Mühe ſcheuen!

**Für die Kinderſtube.**

203) Würde eine gütige Mitleſerin mir einige Gedichte und kleine Aufführungen zu einer goldenen Hochzeitsfeier für Enkelkinder im Alter von 4—16 Jahren angeben können? Herzlich dankbar würde ſein

**Eine alte Daheimleſerin.**

204) Kann mir eine geehrte Leſerin wohl angeben, wie man aus Vogelbeeren Wein bereitet? Wie ich höre, ſoll in Tirol viel ſolcher Wein gemacht werden. Beſten Dank im voraus. **Hermina.**

205) Bei dem reichen Ertrag, den in dieſem Jahr die Birnenbäume verſprechen, wären mir freundliche Angaben über verſchiedenartige Verwendung und Konſervierung dieſes Obſtes ſehr erwünſcht. **Frau Lotte.**

206) Weiß jemand unter den lieben Daheimleſerinnen ein hübſches Gedicht zur Ueberreichung eines mit Stickerei verzierten Arbeitskorbes am Polterabend einer lieben Freundin? Zu Gegendienſt iſt gern bereit

**Ein Thüringer Pfarrfräulein.**

In unserm Verlage ist **soeben** erschienen und durch alle Buchandlungen zu beziehen:

# KARTE VON AFRIKA

**von R. Andree und A. Scobel.**

*Massstab 1:10 000 000.*

Ausgeführt in der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

**Neuer revidierter und vermehrter Abdruck**

**mit den neuen Grenzen des deutsch-englischen Abkommens und den Ergebnissen der letzten Stanleyschen Reise, sowie mit Specialkarten der deutschen Besitzungen.**

In Umschlag gefalzt Preis 5 M., auf Leinwand gezogen in Mappe 7,50 M., auf Leinwand gezogen mit Stäben 8 M.

Der **soeben fertig gestellte Neudruck** der bekannten **Andree-Scobel**schen **Karte von Afrika** enthält die neuen Grenzen des deutsch-englischen Abkommens nach ihrer letzten endgültigen Feststellung und die Ergebnisse der jüngsten Stanleyschen Reise, ist auch sonst vielfach verbessert und ergänzt worden und kann jetzt mit Recht nicht nur als die **neueste** und **zuverlässigste**, sondern auch als die **handlichste** und **billigste Karte von Afrika** in diesem grossen Massstabe gelten. Bei der Wichtigkeit des schwarzen Erdteils für alle geographischen, politischen, kolonialen und merkantilen Verhältnisse wird daher der jetzige Neudruck der Andree-Scobelschen Karte allseitig willkommen geheissen werden und für den Gelehrten, Kolonialpolitiker, Kaufmann, sowie für jeden Zeitungsleser, der die Vorgänge in Afrika verfolgen will, unentbehrlich sein.

**Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.**

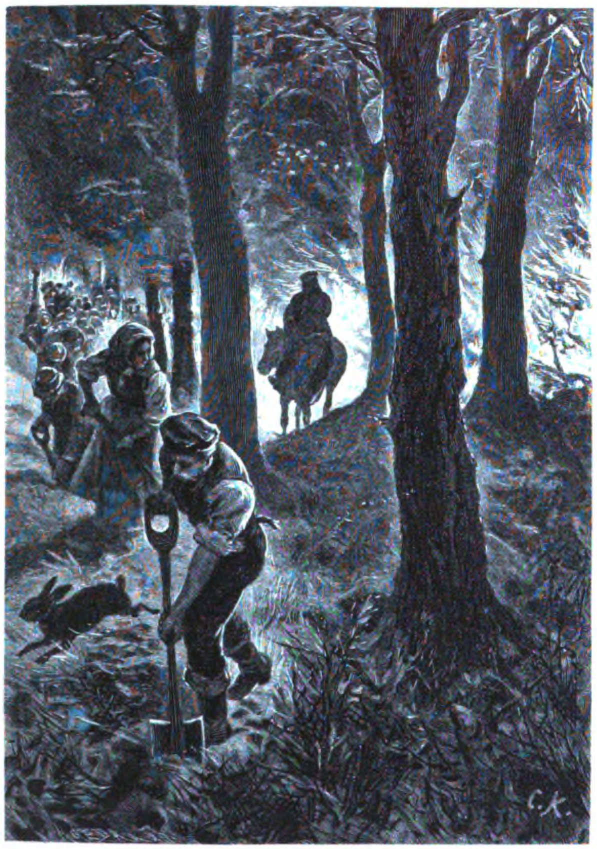
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Daheim
XXVI. Nr. 47. Erſtes Blatt.
1890. 23. Auguſt.

# Aus der Zeit — für die Zeit.

## Ein Waldbrand.



Ein Waldbrand. Von C. Koch.

Es geht den Waldbäumen, wie es unſeren Haustieren geht, — je mehr die Kultur ſich ihrer annimmt, um die höchſten Erträge aus ihnen zu erzielen, um ſo weniger widerſtandsfähig werden ſie gegen ihre Feinde. Das Auftreten der Nonnenraupe hat in dieſem Jahr tauſende von Morgen des ſchönſten Waldes vernichtet; ihr Erſcheinen in ſolcher Menge wäre kaum möglich geweſen in einem Walde, dem nicht die hochentwickelte Forſtkultur ihr uniformes Gepräge aufgedrückt hat. Ganz ähnlich verhält es ſich mit den Waldbränden, die alljährlich in den Sommermonaten trotz aller Vorſichtsmaßregeln große Strecken deutſchen Waldes wüſt legen. Wie ſie entſtehen? In den meiſten Fällen iſt ihre Urſache kaum zu entdecken. Ein Funke, der aus der Lokomotive in trockenes Laub und dürres Gras fällt, ein Blitzſchlag, Holzhauer und Reiſigſammler, die unvorſichtig mit Feuer umgehen, ein Spaziergänger, der Erholung im Walde ſucht und achtlos ein Streichholz von ſich wirft, — das werden, wenn man ſie erforſchen könnte, in den meiſten Fällen die Urſachen der Waldbrände ſein. In einem wirklichen Walde würden das achtloſe Hantieren mit Streichholz und Zigarre und der aus der Lokomotive ſprühende Feuerfunke viel ſeltener ſo unheilvolle Folgen haben. Da würde die auflodernde Flamme bald in einer feuchten Senkung des Bodens erſticken, oder ſie würde in einer vom Windbruch kahl gefegten Stelle aus Mangel an Nahrung erlöſchen, oder das üppig wuchernde, ſaftſtrotzende Unterholz würde ihr den zäheſten Widerſtand entgegenſetzen. Unſere Forſtkulturen haben einen großen Teil von dem, was den natürlichen Schutz des Waldes gegen Waldbrände bildete, hinwegräumen müſſen. Da iſt der Boden ſorgfältig geebnet, das Unterholz darf ſich nicht breit machen, die Feuchtigkeit des Bodens iſt gleichmäßig verteilt, und wie Paradetruppen ragen die gleichaltrigen Stämme des Waldes, zu hunderten und tauſenden weite Strecken bedeckend, in die Höhe. Wo die Flamme einmal feſten Fuß gefaßt hat, braucht ſie nur von dem Wipfel einer Tanne auf den der nächſten überzuſpringen, oder ſie leckt gierig am Boden fort, auf dem trockene Nadeln und Moos ihr genügende Nahrung bieten. Man unterſcheidet hiernach die Waldbrände in Bodenfeuer und Wipfelfeuer. Ihrer Herr zu werden, bedarf es der angeſtrengteſten Thätigkeit und oft des Aufgebotes aller in weitem Umkreiſe verfügbaren menſchlichen Kräfte. Das Bodenfeuer wird durch Abgraben bekämpft, indem man die Bodendecke in der Richtung, wohin das Feuer durch den Wind getrieben wird, drei bis vier Meter breit mit Hacke und Spaten umlegen läßt und an dieſem Gürtel dem Feuer die Nahrung entzieht. Bei Wipfelfeuern iſt das Syſtem dasſelbe, nur die Ausführung iſt eine ſchwierigere und größere Arbeitskräfte erfordernde, da die Bäume gefällt werden müſſen, um dieſen feuerſicheren Gürtel herzuſtellen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Das Beſte in der Welt
von
**Henry Drummond.**
Deutſche autoriſierte Ausgabe.
**Preis 1 Mark.**

Von dieſem Büchlein des bekannten Verfaſſers, Profeſſors der Naturwiſſenſchaften in Glasgow, ſind ſeit ſeinem Erſcheinen kurz vor Weihnachten, alſo in etwa 8 Monaten, in England 180000 Exemplare verkauft worden. Auch in Deutſchland ſcheint dieſe deutſche Ausgabe einer bedeutenden Verbreitung entgegen zu gehen, da in den 3 Wochen ihres Erſcheinens bereits die vierte Auflage (das 7. und 10. Tauſend) nötig geworden iſt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus dem⸗ſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Offenheit, — das klingt wundervoll!
Meiſt aber iſt es nur offener Groll,
Offener Neid, offne Grauſamkeit; —
Was nennt man nicht alles Offenheit!

## Iſt die Schaukel ein empfehlenswertes Spielgerät für Kinder?

Die Schaukel beſteht als Spiel- und Vergnügungsgerät wohl ſchon recht lange, aber es iſt zweifelhaft, ob mit Recht. Vielfach hört man von Unglücksfällen, die dem Geſchaukelten oder dem Schaukelnden zuſtoßen, und ſie ſind häufig recht ernſter Art. Schon das ſollte uns beſtimmen, die Schaukel abzuſtellen. Durch die Turn- und Spielgeräte ſoll die körperliche Kraft und Gewandheit geſtärkt, ſollen die geiſtigen Vermögen angeregt werden. Die Schaukel erreicht nichts von alledem. Die körperliche Kraft wird wenigſtens für den Geſchaukelten keinesfalls gefördert, im Gegenteil, Kopfſchmerz und Schwindel ſind häufige Erſcheinungen, wenn das Schaukeln längere Zeit andauert. Für ſchwächliche Kinder iſt alſo das Schaukeln mit nachteiligen Folgen verbunden, und die ſtärkeren erfahren keine Kräftigung. Auch die geiſtigen Kräfte werden nicht gebildet. Der Geſchaukelte dämmert ſo vor ſich hin und läßt alles über ſich ergehen. Es iſt ein Genießen, welches keinerlei Anſtrengung zur Vorbedingung hat, es iſt deshalb ungerechtfertigt. Dazu kommt noch, daß die Kinder häufig maßlos in dieſem Genuß ſind. Wie mag es anderſeits wohl zu erklären ſein, daß gerade die friſcheſten Knaben nicht lange bei dem Schaukelvergnügen aushalten? Nun, ſie können ihre Kräfte nicht in der gewünſchten Weiſe bethätigen, ſie können nicht belebende Abwechſelung in die Sache hineinbringen, das ewige Einerlei ſtößt ſie ab. Reck, Barren ꝛc., das ſind Geräte, an denen man getroſt die Kinder ſich vergnügen laſſen darf. Da iſt auch keine ſo genaue Aufſicht nötig, wie das bei der Schaukel, wenn es ohne ſie nicht geht, gefordert werden muß. Am allerbeſten wäre es aber ſchon, es ginge eben ohne ſie.

**F. Z.**

## Teppichknüpferei.

Fr. 195. Obwohl ich — ich muß es zu meiner Schande ſagen — im ganzen keine Freundin umſtändlicher Handarbeiten bin, ſo kann ich doch heute einmal mit Stolz aus Erfahrung über die oben angeregte Frage ſprechen. Ich haben ſoeben einen mittelgroßen, wunderſchönen „echten“ Smyrnateppich, deſſen Herſtellung mir unbeſchreibliches Vergnügen bereitet hat, für das Schreibzimmer meines Mannes vollendet. Dieſe Arbeit iſt eine Errungenſchaft meines Sommeraufenthalts im Rieſengebirge. Ich hatte Gelegenheit, die Teppichanſtalten in Gleiwitz und Neuſtadt in Oberſchleſien zu ſehen und mich dort von der ungeheuer einfachen, raſch einleuchtenden Herſtellungsart dieſer Teppiche zu überzeugen. Wie man mir ſagte, iſt dieſe einzig ſchlichte und bequeme Methode der Teppichknüpferei — man arbeitet ohne Zange und Webapparat, einzig mit Sticknadel und langem Faden — die Erfindung einer deutſchen Dame, einer Frau von Frankhen, wohnhaft in Görlitz, Oberlauſitz, von der ich dann auch ein kleines Lehrbuch, Muſter und Material zu meiner erſten Arbeit bezog. Das Geheimnis, das ich hier nicht verraten darf, und auch nur mit Hilfe anſchaulicher Zeichnungen verraten könnte, beſteht einzig in der Art, den Faden einzuſtechen und zu ſchlingen. Die Arbeit geht ungefähr ſo raſch und einfach wie die allergröbſte Kreuzſtichſtickerei von ſtatten, jeder Point beſteht aus zwei Nadelſtichen. Dies Fortſchreiten der Arbeit, das allmähliche Entſtehen des Muſters und die reiche Wirkung der ganz einfachen Handarbeit ſind im höchſten Grade amüſant. Es wäre wirklich hübſch, wenn wir dieſe orientaliſche Haus- und Fraueninduſtrie, die im Morgenland ſelbſt mehr und mehr zurückgehen ſoll, bei uns aufleben ließen. Ich habe durch dieſe Zeilen dann vielleicht ein wenig dazu beigetragen.

**Eine junge „Frau Bürgermeiſterin.“**

## Für den Garten.

Material zum Anbinden. Fr. 196. „Eines ſchickt ſich nicht für alle,“ oder alles, könnte man im Hinblick auf das im Garten zu verwendende Bindematerial ſagen. Der Bindfaden ſcheidet von vornherein als ganz unbrauchbar aus, weil er, zu dünn und hart, leicht in die feſtzuhaltenden Pflanzen oder Stämmchen einſchneidet. Es bleiben noch die Bindeweiden, die Binſen und der ganz unſchätzbare Raffiabaſt. Die Weiden werden gebraucht, um die Weinreben am Spalier, die jungen Bäume an den Pfählen zu befeſtigen, überhaupt dann, wenn der Haltbarkeit des Bandes viel zugemutet wird. Die Binſen dagegen genügen vollſtändig, wenn es gilt, die Blumen an den Stäben, die Weinruten an den Spalierlatten oder dem Draht anzuheften. Der Raffiabaſt iſt überall zu gebrauchen: er verbindet hinreichende Feſtigkeit mit einer unbegrenzten Teilbarkeit, und wiederum macht ihn das Bandartige auch in den Fällen geeignet, wo jeder Einſchnitt in den Gegenſtand zu vermeiden iſt. Sind keine Weiden zur Hand, ſo binde ich mit ihm die ſtarken, ſchweren Reben auf, fehlen die Binſen, ſo ſpalte ich den Baſt und hefte die Weinruten damit an. Beim Okulieren benutzte man früher wollenes Garn oder Lindenbaſt, — auch hier wird jetzt der Raffiabaſt ſeine Konkurrenten aus dem Felde ſchlagen. Der Dienſt der Weide zur Befeſtigung von Baumſtämmchen am Pfahl wurde erwähnt; derſelbe zeigt aber einen Übelſtand, nämlich den, daß bei ſtarkem Anziehen die Weide auch leicht in den Stamm einſchneidet und einen nicht zu heilenden Schaden verurſacht. Als Erſatzmittel habe ich mit allerbeſtem Erfolge alte Gurte angewandt, wie ſie beim Umpolſtern von Sofas, Matrazzen, u. dgl. abfallen und meiſtens als nutzlos weggeworfen werden. Bei einer Breite von 3—5 cm legen ſie ſich glatt auf die Rinde des Stammes und geſtatten ein feſtes Heranziehen an den Pfahl, ohne irgend einen Druck oder Einſchnitt zu verurſachen. Die beiden Enden lege ich übereinander und befeſtige ſie mit zwei Rohrnägeln an dem Pfahl. In gleicher Weiſe kann ich dieſe Gurte empfehlen, wenn es gilt, einen ſtärkeren Baum, der etwa in den Wurzeln locker geworden iſt, gerade zu richten: man lege um den Baum den Gurt und befeſtige daran die Kette oder das Tau zum Ziehen. Jeder Verſuch wird meinen Vorſchlag als zweckmäßig rechtfertigen. Die Sattler und Tapezierer haben ſolche Gurte in Maſſen liegen und geben ſie gern um ein ganz Geringes ab.

**W. in W.**

### Der Stachelbeerſtrauch nach der Ernte.

Es gibt kein dankbareres Beerenobſt, als die Stachelbeere, und nur ſelten einmal verſagt ſie die Ernte. Je mehr man den Strauch aber pflegt, um ſo größere und wohlſchmeckendere Früchte gibt er, beſonders auch dann, wenn im Sommer ſeiner gedacht wird. Man entferne darum in dieſer Zeit alle Wurzelſchoſſen und ſuche ihn auch gegen allzugroße Trockenheit zu ſchützen. Wo man es haben kann, bedecke man die Erde um den Stamm herum, ſo weit der Umfang der Blätterkrone geht, mit altem, klarem Dünger. Derſelbe ſchützt gegen zu ſtarkes Austrocknen des Bodens, kräftigt die Pflanzen ungemein und trägt zur Erlangung guter Ernten im kommenden Jahre bei.

**K. L.**

## Kleine Warnung.

Vorſicht bei Konſerven in verzinnten Büchſen. Beim Verbrauch von Konſerven ſind gewiſſe Vorſichtsmaßregeln nicht außer acht zu laſſen. Der Inhalt muß, ſobald die Büchſe geöffnet worden, herausgenommen werden. Nie darf man Eſſig, Sauce oder andere Zuſätze den Konſerven zufügen, ſo lange dieſe ſich noch in den Büchſen befinden und ſollte dies doch aus Uebereilung geſchehen, ſo darf eine ſolche Miſchung nie länger als höchſtens eine Stunde in der Büchſe bleiben. Konſerven ſind im thunlichſt friſchen Zuſtande eingelegt worden, halten ſich aber, nachdem ſie der Luft durch Öffnen der Büchſen ausgeſetzt worden ſind, durchaus nicht mehr ſo lange friſch, als man gewöhnlich anzunehmen ſcheint. Nur Sardinen laſſen ſich mehrere Tage unverändert friſch erhalten. Man ſollte im Allgemeinen beim Verbrauch von in verzinnten Büchſen aufbewahrt geweſenen Nahrungsmitteln, Früchten, Gemüſe, Fleiſch und Fiſch, eine größere Vorſicht obwalten laſſen, als dies bisher üblich geweſen, ſie mindeſtens, einmal der Luft ausgeſetzt, nicht für haltbarer betrachten, als dieſelben Dinge in friſchem Zuſtande.

**P. S.**

## Für die Obſtzeit.

Unſer wertvollſtes Wirtſchaftsobſt iſt ohne Zweifel Pflaume und Zwetſche, welche beiden gleichfalls die beſten Fruchtarten für unſere deutſchen klimatiſchen Verhältniſſe ſind. Aus dieſen Gründen verdienen ſie bei uns weit mehr angebaut zu werden, als es bisher geſchah. Für den Hausſtand, wo ihre Verwendung eine gar vielſeitige iſt, ſind ſie ſozuſagen unentbehrlich geworden, nur mangelt es häufig unſeren Hausfrauen an der Kenntnis der richtigen Verwertungsmethoden, wovon im Nachſtehenden einige kurz beſchrieben ſind. — Um friſche Pflaumen bis in das Frühjahr hinein zu haben, erntet man die Früchte ganz ſorgfältig, wenn ſie reif aber noch nicht weich ſind, an einem trocknen ſonnigen Tage, und legt ſie zum Ausdunſten 36 Stunden in einen trockenen Raum. Hierauf ſchichtet man die Früchte in einen neuen, total trockenen und ſauber ausgewiſchten Steintopf zwiſchen Mehl oder Kleie derartig ein, daß der Fruchtſtiel nach unten gerichtet iſt und die Früchte ſich gegenſeitig nicht berühren. Iſt der Topf gefüllt, ſo verſchließt man ihn luftdicht mit Pergamentpapier, worüber man einige Zeit ſpäter noch eine eingeweichte Tierblaſe ſpannt. Im Frühjahr oder Winter, wenn die Früchte genoſſen werden ſollen, nimmt man ſie aus dem Topf heraus, reinigt ſie von Mehl oder Kleie, und ſetzt ſie einige Augenblicke dem Dampf von ſiedendem reinem Waſſer aus, wonach die Früchte das Ausſehen friſch gepflückter Pflaumen erhalten. — Zum Dörren der Pflaumen und Zwetſchen verwende man nur gute reife Ware, welche gleich nach der Ernte erſt noch einige Tage an der Sonne getrocknet werden. Die Anfangstemperatur beim Dörren des Steinobſtes darf 75—80° C. nicht überſchreiten, da ſonſt zuviel Saft verloren geht. Während des Dörrens läßt man die Früchte zweimal je 20 Minuten an der Luft abtrocknen. Das erſte Mal wenn ſie beginnen, aufzuquellen, und das andere Mal wenn die Hälfte der Dörrzeit, die etwa 14—16 Stunden beträgt, vorüber iſt. Vor allem aber dürfen die Früchte im Dörrraum nicht erkalten, ſondern dieſes muß an der Luft geſchehen, wodurch ſie den ſchönen Glanz der bosniſchen Pflaumen erhalten und auch an Umfang gewinnen. — Die ſo beliebten Prünellen, wie ſie beſonders in Frankreich aus Pflaumen, Zwetſchen und Mirabellen produziert werden, ſtellt man auf folgende Weiſe her: Die völlig reifen, um den Stiel herum ſchon etwas welken Früchte hält man eine Minute in ſiedendes Waſſer, um zunächſt die Schale zu entfernen, welche ſich nach dieſer Manipulation leicht mit den Fingern ablöſen läßt. Hierauf bringt man die Früchte in den Dörrraum und läßt ſie bei nur mäßiger Wärme etwas abwelken und entfernt durch leichten Fingerdruck oder mit Hilfe eines Federkiels den Stein. So vorbereitet werden ſie wieder in die Dörre gebracht und nun allmählich bei anſteigender Wärme bis 80° C. fertig getrocknet. Iſt dieſes geſchehen, ſo werden ſie etwas breit gedrückt und in ſauberen Behältern aufbewahrt. — Das Zwetſchenmus, das beliebteſte und bekannteſte Produkt der Hauszwetſche, wird hergeſtellt, indem man vollkommen reife und ſauber gewaſchene Zwetſchen mehrere Tage an der Luft trocknet, ohne daß die Früchte zu faulen beginnen. Hierauf werden ſie entweder entſteint oder mit den Steinen in einem Keſſel unter beſtändigem Umrühren zu einem Brei gekocht. Iſt dieſes geſchehen, ſo treibt man die Maſſe

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

lichen Dingen, und mancher Thaler wandert in die Kunſtwäſcherei, der bei einiger Sorgfalt und Mühe erſpart werden könnte. Vielleicht wiſſen ſparſame Hausfrauen es mir Dank, wenn ich ihnen einige Erfahrungen mitteile, die ich mir im Laufe der Jahre geſammelt habe und die ſich ſtets bewährt haben. Voraus will ich bemerken, daß es ſtets beſſer iſt, die Kleider zu zertrennen, da der Futterſtoff, wenn er viel Appretur hat, ſich leicht weitet, während der Oberſtoff ſein früheres Maß beibehält. Dies gilt natürlich nur für wollene Kleider. Iſt die Farbe des Wollſtoffes echt (man thut gut, erſt eine Probe zu waſchen), ſo weiche man den Stoff über Nacht ein und waſche ihn am andern Tage in heißem Waſſer, dem man auf 2 Löffel Öl für 8 ₰ Salmiakgeiſt zuſetzt, ohne Anwendung von Seife. Iſt die Farbe nicht echt, ſo wäſcht man denſelben in Waſſer, in dem man weiße Bohnen geſotten hat, ohne Seife oder man kocht für ein Kleid 1 Pfd. Roggenmehl mit Regenwaſſer zu einer dicken Suppe. Iſt dies erkaltet, wäſcht man das Kleid darin, ſpült es rein und plättet es feucht. Cheviots und ähnliche Stoffe kann man ſogar mit gewöhnlicher Seife in kaltem, weichem Waſſer waſchen, worauf man den Stoff ausdrückt, ihn der Länge nach aufhängt und feucht plättet. Schwarze Wollſtoffe werden ſehr ſchön, wenn man ſie ohne Seife in kaltem Bier wäſcht, doch muß man tüchtig ſpülen, läßt den Stoff nur abtropfen und laſſe ihn im Schatten halb trocknen, worauf man ihn links bügelt. Tuchſachen bürſte man mit kaltem Gallſeifenſchaum, dem Striche nach, bis ſie rein ſind, dann bürſte man in derſelben Weiſe mit kaltem Waſſer nach, laſſe ihn halb trocken werden und bügele ihn, doch nicht direkt auf dem Stoff, ſondern durch Seidenpapier oder ein leinenes Tuch. Für Kattunkleider und ähnliche Stoffe erhitze man in einem Keſſel Waſſer ſo weit, daß man eben noch die Hand darin leiden kann, dann ſchütte man (auf 8 Pfd. Stoff 1 Pfd.) Weizenkleie hinzu, läßt dies 5 Minuten ziehen, bringt den Stoff hinein, wendet ihn häufig um mit einem Holzſtabe und reibt ſie leicht durch. Um ihnen nach dem Spülen wieder Steife zu geben, koche man auf ein Kleid 2 Eßlöffel Kartoffelmehl in Waſſer zu einem dünnen Brei, ziehe den Stoff gut durch und plätte ihn feucht. Weißwollene Tücher, Kragen ꝛc. reibe man recht gut in Weizenmehl durch, dem man etwas Berlinerblau zuſetzt, dann ſtäube man ſie im Freien gut aus. Baſtſeidene Kleider wäſcht man lauwarm mit venetianiſcher Seife und ſetzt dem letzten Spülwaſſer 2 Tafeln Gelatine und etwas Streuzucker zu oder zieht den Stoff durch Reiswaſſer, läßt ihn halb trocknen und plättet ihn links. Helle Seidenzeuge wäſcht man mit milder Seife in kaltem Waſſer, dem man den 10. Teil Salmiakgeiſt zuſetzt, ſpült ſie gut und plättet es feucht zwiſchen zwei Tüchern. Schwarzſeidene Bänder und Spitzen wäſcht man in ſtarkem Kaffee, Spiritus oder Milch, und plättet ſie zwiſchen zwei wollenen Tüchern. Bei Bändern genügt meiſtens Abreiben mit einem in Spiritus getauchten Läppchen, worauf man ſogleich plättet. Hat man öfters Tüllſachen oder feine Spitzen zu waſchen, ſo laſſe man ſich ein Brett aus weichem, weißen Holze machen, das man mit weißem Flanell übernagelt. Darauf näht man die Spitzen glatt nebeneinander und bürſtet ſie mit einer weichen Seifenbürſte ſtark mit venetianiſcher Seife und ſtellt das Brett in die Sonne. Iſt das Tuch trocken, ſo wiederholt man das Verfahren, ſpült, bis das Waſſer klar bleibt, bürſtet mit Blauwaſſer, in das man etwas aufgelöſtes Gummi arabicum miſcht, über und läßt das Tuch wieder trocknen. Dann nimmt man die Spitzen ab; ein Überplätten wird in den ſeltenſten Fällen nötig ſein. Weiße Federn zu waſchen, koche man $\frac{1}{4}$ Stunde lang zerkleinerte venetianiſche Seife in einem emaillierten Topf voll Waſſer und ſchlägt dies zu Schaum. Damit feuchte man die Federn an, ziehe ſie durch die Finger, ſpült in lauem Waſſer nach und drückt ſie zwiſchen zwei leinenen Tüchern aus. Dann ſtreut man pulver. Schwefel auf glühende Kohlen und hält die Federn darüber bis ſie trocken ſind, wodurch ſie weiß und kraus werden. Zuletzt hängt man ſie an einem warmen Orte auf.

Little woman.

## Hausmittel.

Die Jahreszeit und die Zeitungsberichte berechtigen zu Befürchtungen wegen Cholera und Ruhr. Folgendes Mittel hat ſich wunderthätig bewährt: 1 Eßlöffel voll geſtoßener roher Stärke wird mit 2 Eßlöffeln voll Waſſer klar gerührt, ſo daß es ein dünner Brei wird; dann fügt man 1 Theelöffel voll geriebenem Zucker und 1 Eßlöffel voll Kognac hinzu und gibt den Kranken alle 2 Stunden 1 Eßlöffel von dieſer Maſſe ein. Es hilft immer. Sollte dies ausnahmsweiſe nicht geſchehen und zugleich ſtarkes Erbrechen eintreten, muß gleich ein Arzt gerufen werden.

Frau von Hohenhauſen.

## Zu einem Buche für Kinderkleider-Proben.

Zu Frage Nr. 210 (Frauen-Daheim Nr. 47.

Ein ſchlichtes Buch mit vielen leeren Seiten
Iſt's, was erſtaunt jetzt deine Augen ſehn,
Doch willſt du meine Abſicht erſt verſteh'n,
Wird lieb und wert es dir in künft'gen Zeiten.

Ein Zauber wird ſich auf die Blätter breiten,
Der mit den Jahren wächſt, ſtatt zu vergehn,
Vergangnes Glück und Leid wird dich umwehn,
Wenn du die Augen durch dies Buch läßt gleiten.

Was deine Kinder fröhlich einſt getragen,
Alltäglich und an frohen Feſten viel.
Und, ſchickt es Gott, in dunklen, trüben Tagen
Was ſie entzückte und was dir gefiel,
Dies Büchlein wird dir daran Kunde ſagen,
Durch ſeines Inhalts buntes Farbenſpiel.

Anna Ecke.

## Praktiſches fürs Haus.

Melonen zur Reife zu bringen. Die Melonen, welche im Laufe des Sommers bis zum Oktober nicht reif ſind, können auf die einfachſte Weiſe vollkommen gezeitigt werden, wenn man ſie nach der Ernte 8 bis 10 Tage in Baumwolle wickelt und im Zimmer in einem Kaſten verſchließt; ſie erhalten dadurch auch noch ein vorzügliches Aroma und einen ausgezeichneten Geſchmack.

Aufbewahren des Obſtes. An einem trockenen Orte wird Stroh ausgebreitet und darauf das Obſt in ſpitze Haufen geſchüttet, die man mit einer ſtarken Strohſchicht und mit trockener, ſandiger Erde bedeckt. Das Obſt hält ſich auf dieſe Weiſe geſund und friſch bis zum Frühjahr.

Eier friſch zu erhalten. Man bringe Waſſer in einem großen Topfe zum brauſenden Kochen, ſenke dann, nachdem man ungefähr 12 Eier in ein Netz gelegt, dieſelben langſam in das Waſſer und ziehe das Netz ebenſo wieder heraus, ohne es mit den Eiern im Waſſer ruhen zu laſſen. Die Poren der Eierſchalen haben ſich nach dieſer Prozedur luftdicht verſchloſſen. Man verwahre die Eier in Körben oder an einem luftigen Orte.

Ida vom Lande.

## Handarbeit.

Einen Tintenwiſcher, der von geradezu unübertrefflicher Einfachheit iſt, ſtellt man ſich ſo her: Ein Stück ſchwarzes Tuch wird viermal übereinander genäht und an den Rändern feſtgeheftet. Mit weißer Kreide zeichnet man den Umriß einer Silhouette, eine Figur oder einen Kopf darauf und ſchneidet dann mit einer recht feinen und ſcharfen Scheere die Zeichnung, alle vier Stücke auf einmal, heraus. Geeignete Vorlagen findet man häufig in illuſtrierten Journalen, doch darf man nur ſolche wählen, die möglichſt einfach ſind und nur eine zuſammenhängende größere Fläche bieten. Sehr hübſch wirkt z. B. die Silhouette eines ſchwarzen Katers, der gravitätiſch auf die Vorderbeine ſich ſtützt und den Körper etwas zur Seite wendet, oder das Profil eines Mohren. Die vier Blätter des Tintenwiſchers müſſen natürlich an einer Stelle untereinander verbunden ſein, und man heftet ſie am beſten da zuſammen, wo die Silhouette eine Nachhilfe gebrauchen kann, bei einem Kopf z. B. beim Auge, das man mit einigen Stichen von hellerer, aber nicht allzuviel abſtechender Seide markiert. Dem ſchwarzen Kater kann man die Augen aus zwei grünen Perlen, ein paar Barthaare aus grauer Seide und ein Halsband aus ſchmalem roten Seidenband mit zierlicher Schleife herſtellen. C. Cyſell.

## Briefpapier.

Die meiſten Damen ſchreiben gern auf hübſch verziertes Briefpapier, welches leider ziemlich teuer iſt. Wie leicht man ſich ſelbſt die hübſcheſten und billigſten Monogrammkärtchen und Bogen ſelbſt herſtellen kann, wiſſen die wenigſten Damen. Jede Dame hat gewiß eine Schablone mit Monogramm und einen Schablonenpinſel in ihrem Nähtiſch. Man kaufe ſich nun ein Päckchen gewöhnliche Goldbronze für 10 Pfennig, legt die Schablone auf glattes weißes oder buntes Briefpapier (ſehr hübſch ſind kleine aus halben Bogen zurecht geſchnittene Bögelchen), taucht den Pinſel ein wenig in Gummiwaſſer, daß er feucht wird, dann leicht in Goldbronze und fährt nun mit dem Pinſel, nicht zu ſtark, über die Schablone, hebt dieſelbe ab und läßt das Monogramm trocknen. Anſtatt des Waſſers kann man auch Waſſerfarben nehmen. Z. B. befeuchtet man den Pinſel mit Carminrot, taucht ihn in Gold, und trägt es auf das Papier auf. Auch laſſen ſich alle Waſſerfarben ohne Goldbronze dazu verwenden.

Erna, Wiesbaden.

## Auskunft.

Heidel-Blaubeerwein. (Für nächſtes Jahr!) Miſchung nach Pfr. Gußmann: 1) leichter Haustrunk: 1 Liter Saft und $1^1/_2$ Liter Waſſer und 350 Gramm Zucker; 2) Tiſchwein; 1 Liter Saft, $1^1/_2$ Liter Waſſer, 550 Gramm Zucker; 3) Süßwein: 1 Liter Saft, $1^1/_2$ Liter Waſſer, 750 Gramm Zucker; nach Prof. Neßler: 10 Liter Saft, 24 Liter Waſſer und 10—16 Pfund Zucker; nach Timm: 10:14:10 bis 12; ?:1:1,$_2$:$^1/_2$. Gärung in einem Raum mit Temperatur von 15—18° R., z. B. alſo Küche.

Gärgefäß am beſten (nicht Faß!) ſogen. Demijohn, d. h. mit weißen Weiden beflochtene Korbflaſche aus der Fabrik von H. Heye, Schauenſtein b. Obernkirchen pr. Bückeburg. Koſten: 20 Liter Inhalt zu 1,70 ℳ, 25 Liter zu 2 ℳ, 30 Liter zu 2,40, 40 Liter zu 2,50 ℳ. Säureballons (alt in Droguenhandlung) koſten etwa 1.50 ℳ und halten 50—70 Liter. Das Gefäß wird bis auf einen Raum von $^1/_2$ bis 2 Liter gefüllt und dann ſofort mit einem Gärſtopfen geſchloſſen. Über Beerenweine Näheres im II. Heft des Niederrhein. Obſtbauvereins, in Kommiſſion bei Fincke & Mallinckrodt in Weſel, Preis 1,20 ℳ; ebenſo im Daheimkalender 1,50 ℳ. H., Pfr.

Fr. 212. Das Hoſpiz des Amalienhauſes W., Metzſtraße 11, am Nollendorfplatz zu Berlin kann für ſtellenſuchende Damen ſehr empfohlen werden, ebenſo die Penſion von Frln. Tietz, W, Linkſtraße 5, II, wo ſich zugleich die vom internationalen Verein der Freundinnen junger Mädchen eröffnete Heimſtätte befindet. Frau Paſtor D.

## Für die Küche.

Hammelfleiſch mit Graupen. Schönes Hammelfleiſch, von dem man, wenn es aus der Keule iſt, à Perſon nur $^1/_3$ Pfund rechnen darf, zerlegt man roh in kleine Stücke, wäſcht es ſauber und kocht es in einem Topf mit Waſſer, Salz, engliſchem Gewürz, einer ungeſchälten Zwiebel, halbem Lorbeerblatt und Sellerie weich. Unterdeſſen hat man in einem beſonderen Topfe mittelfeine Gerſtengraupen (runde) in weichem Waſſer ausgequellt und gießt nun allmählich von der Brühe des Fleiſches ſo lange hinzu, bis die Graupen ganz weich und zu einem dicklichen Brei eingekocht iſt. Man ſchmeckt alsdann die Speiſe nach dem Salzgehalt ab und richtet ſie über die Fleiſchſtücken in einer Schüſſel an. Vorzüglich gut ſchmeckt ſie, wenn man das Hammelfett von der Brühe vorher abgeſchöpft hat und die Graupen mit einem guten Stück Butter recht weiß abklopft. — Die übrige, entfettete Brühe kann an einem anderen Tage mit zur Vermehrung einer Bouillon verwendet werden.

Ein ſehr gutes Getränk bereitet man, wenn man zwei Eiweiß zu Schnee ſchlägt, einen Löffel Himbeerſaft darunter mengt und dieſes dann mit Syphon auffüllt. F. J.

Citronenſchäumchen. Der Schnee von drei Eiweiß wird mit $^1/_2$ Pfund Zucker, dem Saft einer halben Citrone und der am Zucker abgeriebenen Schale gut ſteif gerührt, ſodann kleine Häufchen auf Papier aufgeſetzt und in kühlem Ofen getrocknet. F. J.

## Fragen.

221) Kann mir jemand ſagen, auf welche Weiſe man in Zucker eingekochten Früchten und Bohnen ihre friſche grüne Farbe erhalten kann, wie ſolche die beim Konditor gekauften ſtets zeigen? Das Abkochen in Kupfergefäßen mit oder ohne Zuſatz von Salz oder Soda nützte mir nichts. Selbſt Spinatſaft, mit dem ich zu färben verſuchte, wird gleich braun. Unſer Waſſer iſt ſehr weich; kann das die Veranlaſſung ſein? Frau W.

222) Wer könnte und möchte freundliche Auskunft geben über den Weg, wie man Buchbinderei (zum Zweck häuslicher Unterhaltung) ſelbſt erlernen kann; ob es etwa eine Anleitung, Buch oder dergleichen über den Gegenſtand gibt? Ferner, wo man etwa die Werkzeuge, Material und dergleichen beziehen kann?

223) Bitte freundlich um Auskunft, ob die Fleiſchhackmaſchinen das Fleiſch ſo klein verarbeiten, daß auch feine Würſte, wie Mettwürſte, Braunſchweiger Leberwürſte ꝛc. mit ihrer Hilfe bereitet werden können und wie lange man nötig hat, ca. 10 Kilo zu hacken? Iſt die Viktoria Pat. Ubrig wirklich die beſte oder gibt es noch beſſere? Im voraus verbindlichſten Dank. A. B. in H.

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Daheim

XXVI. Nr. 52. Erſtes Blatt.

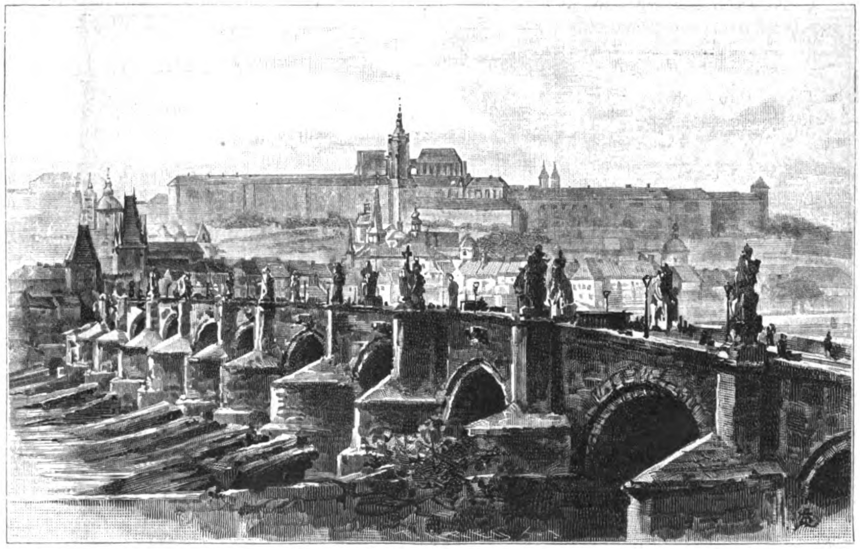
1890. 27. September.

Aus der Zeit — für die Zeit.

# Die Prager Brücke.

Eine Trauerpoſt kam aus dem hunderttürmigen Prag, eine erſchütternde Nachricht hallte aus der alten ehrwürdigen Stadt Libuſſas über die böhmiſchen Gaue hinweg und rief in den Herzen aller Gebildeten ein ſchmerzliches Echo wach: der furchtbaren Septemberflut, welche die geſegneten Gefilde Böhmens verheerte und das weite Land zwiſchen dem herrlichen Böhmerwald und den phantaſtiſchen Sandſteinformen der böhmiſch-ſächſiſchen Schweiz in eine troſtloſe Waſſerwüſte verwandelte, dem Anſturm des rieſenhaft angeſchwollenen Moldaufluſſes war am Morgen des 4. September die ſteinerne Brücke zum Opfer gefallen. Dieſe Brücke war mehr als ein bloßer Verkehrsweg, mehr als eine bloße Verkehrsader, in welcher der Pulsſchlag des großſtädtiſchen Lebens der Landeshauptſtadt Prag mit vollſter Unmittelbarkeit deutlich wurde. Dieſe Brücke war ein hiſtoriſches Monument, ein Wahrzeichen des alten Prag, ein ſteinernes Citat aus jener glorreichen Vergangenheit, in welcher faſt ausſchließlich die Deutſchen die Kulturträger Böhmens waren, in welcher die Deutſchen allein alle Kulturarbeit verrichteten. Man kann ſagen, daß die Geſchichte Prags und die Geſchichte Böhmens im Angeſichte dieſer Brücke ſich abſpielte: über dieſem gewaltigen Zeugen tobten die Kämpfe der Huſſiten, rollten die Kanonendonner des Dreißigjährigen Krieges; ſeine Ohnmacht und ſeinen Glanz trug das böhmiſche Königtum über dieſe Brücke und in neueſter Zeit ſchwirrte das Gezänke der hadernden politiſchen und nationalen Parteien an den ſtillen Heiligenbildern vorbei, von denen nun ein Teil in die naſſen Fluten hinuntergeſunken. Eine reiche Geſchichte fürwahr, aber ein Decrescendo von Geſchichte, das in einem ſchrillen Mißklang eine todesjähe Auflöſung erfuhr …

Um eine den Anforderungen des Verkehrs zwiſchen zwei blühenden Stadtteilen, der Altſtadt und der Kleinſeite, entſprechende Verbindung zu ſchaffen, hatte ſchon Wladiſlaw II im Jahre 1159 eine ſteinerne Brücke über die Moldau, den ſchönen, breiten Strom von wechſelnder Tiefe des Flußbettes, ſchlagen laſſen: aber die Prager erfreuten ſich nicht allzulange des mit ſchweren Opfern errungenen Werkes. Im Jahre 1342 wurde dieſe Brücke, welche nach der Gemahlin des Erbauers Judithbrücke genannt war, ein Opfer der anſtürmenden Eismaſſen und der Fluten des Hochwaſſers. Nicht ein Drittteil des Bauwerkes war von dem raſenden Elemente verſchont geblieben; Spuren ihrer ſteinernen Pfeiler fand man noch am Ende des vorigen Jahrhunderts im Flußgrunde, als ſich Herſtellungsarbeiten an der 1784 durch einen Eisgang arg beſchädigten Karlsbrücke notwendig gemacht hatten. Nach Zerſtörung dieſer Judithbrücke mußte man nach dem Zeugnis des Chroniſten Hammerſchmid in ſeinem Prodromus Gloriae Pragenae aus dem Jahre 1723, auf Flößen und Schiffen von einem Teil der Stadt zum anderen verkehren, bis Karl IV, jener durch ſeine zahlreichen vortrefflichen und bedeutungsvollen Regierungsakte rühmlichſt bekannte und durch ſeine faſt zärtliche Liebe zu Böhmen in dieſem Lande mit Recht als Vater des Vaterlandes gefeierte König, ſich entſchloß, eine neue Brücke ſtatt der zerſtörten zu erbauen. Am 9. Juli 1358 legte der Kaiſer mit eigner Hand unter großem Pomp und feierlichem Prunk den Grundſtein zu der nach ihm benannten Karlsbrücke, die als ein bewundernswertes Werk bald zu großem Ruhm gelangte. In zahlreichen, aus maſſiven Quadern erbauten Bögen überſetzt die Brücke den Strom: ihre Länge betrug 1770 Fuß, die Breite 35. So groß — erzählt der Chroniſt — iſt die Breite, daß drei Fuhrwerke nebeneinander bequem fahren können. Um jene Zeit produzierte das Land einen ſolchen Überfluß an Lebensmitteln, daß man für einen Silberobolus 12 bis 14 Hühnereier erwerben konnte und daß man, um dem „cementum“ die größtmögliche Feſtigkeit und Widerſtandsfähigkeit zu geben, Eier und Wein in das Baumaterial hineinmengte. Mögen auch wir Modernen hinter dieſes Rezept, das eher auf eine Omelette als ein Bauwerk großen Stiles hinzuweiſen ſcheint, ein großes Fragezeichen ſetzen, die Baumeiſter jener Zeit waren jedenfalls Meiſter ihrer Kunſt. Vollendet wurde die Brücke erſt im Jahre 1403, nach dem Tode Karls: ein ſtolzer Bau, an den Brückenköpfen mit zwei feſten Türmen verſehen, die Verteidigungszwecken gedient haben. Merkwürdig für die theoretiſche Analyſe des Baus bleibt die Thatſache, daß die Brücke in einer doppelten Kurve gebaut wurde, die in die lotrechte und in die horizontale Ebene gelegt waren. Daß ſich um die Brücke bald ein dichtes Netz von Sagen und frommen Legenden knüpfte, iſt charakteriſtiſch für eine Zeit, deren geſchichtliches Bild durch grimmige religiöſe Kämpfe, durch nationalen Fanatismus und durch allgemeinen Hang zum Aberglauben getrübt iſt. Die bekannteſte von allen dieſen Legenden befaßt ſich mit der Perſon des heiligen Johann von Nepomuk, der im Jahre 1383 den Tod eines Märtyrers ſtarb und an jener Stelle der Brücke, wo die aus dem Jahre 1683 ſtammende Nepomukſtatue aufgeſtellt iſt, von der Brücke hinab in die Wellen der Moldau geſtürzt wurde, angeblich deswegen, weil er dem Könige gegenüber als Beichtvater der Königin mit unverbrüchlicher Treue das Beichtgeheimnis bewahrte. Die Geſchichte dieſes Heiligen lebt im Volke in zahlreichen Liedern und Romanzen, und der 16. Mai, der Namenstag des



Die Karlsbrücke in Prag vor dem Einſturz am 4. September d. J.

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Generated for guest (Massachusetts Institute of Technology) on 2019-01-30 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uiug.30112110973408

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**. Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Weh, wenn einmal der Oberknecht
Dem Unterknecht befehlen darf!
Kein Herr der Erde rügt ſo ſcharf
Und richtet nach ſo hartem Recht.

## Mutter-Freuden und -Fragen.

Reines, klares Kindesauge, du mein helles Freudenlicht,
Wie ſo viele ſtille Fragen wecket mir dein Anblick nicht!
Strahleſt hell in Luſt und Freude, ſchaueſt Liebe nur allſtund,
Und die raſchen Kinderthränen küßt hinweg der Mutter Mund.
Wes wirſt einſt du ſein ein Spiegel, welcher Geiſt ſpricht einſt aus dir?
Glühſt du ſtets in heil'gem Feuer, nie in ſündlicher Begier?
Thränſt du einſt in bitterm Schmerze? Starrſt du trüb in dunkle Nacht?
Siehſt auch dann du gläubig aufwärts, dahin, wo der Vater wacht?
Schau' als reines Kindesauge ſtets ins treue Vaterherz,
Und dein letzter Blick im Leben gehe ſelig himmelwärts!

Purpurrote Kinderlippen, noch der Rede unbewußt,
Noch in wonnigem Entzücken drück' ich euch an meine Bruſt!
Lächelnd lauſch' ich eurem Lallen, küſſend, koſend denk' ich d'ran,
Wie euch vor dem ew'gen Richter noch kein Wort verklagen kann.
Bringt aus gutem Schatz des Herzens ihr hervor einſt gute Frucht?
Wird euch Gottes Wort und Nähe halten ſtets in heil'ger Zucht?
Meidet ihr einſt loſe Reden, falſchberühmter Kunſt Gezänk?
Bleibt ihr eurer Jugend Beten und Gelübde eingedenk?
Laſſet kund vor Gott ſtets werden Bitte, Fleh'n, Gebet und Dank,
Bis ihr ſingt mit neuen Zungen der Erlöſten Lobgeſang!

Kleine feine Kinderhändchen, meine Hände rauh und hart
Falt' ich oft um euch zuſammen, ſchauend aus der Gegenwart,
Aus dem Glück der jetz'gen Tage in der dunkeln Zukunft Raum,
Und es tritt mir manche Frage auf die Lippen wie ein Traum.
Weiche, warme Kinderhändchen, wachszart, roſig überhaucht,
Nie mit Lernen noch und Arbeit habt zu mühn ihr euch gebraucht,
Spielend nur nach Tand und Kurzweil haſcht voll Haſt und Eifer ihr,
Streckt mit ungeduld'gem Streben euch verlangend aus nach mir,
Und das Spiel der eignen Finger ſieht mein Kindchen ſtaunend an,
Weiß nicht, daß die kleinen Dinger ſind ein Teil vom kleinen Mann,
Weiß nicht, was mit dieſen Händen ernſt der Mann einſt ſchaffen ſoll!
Wie ſie ein ins volle Leben greifen müſſen einſichtsvoll!
Werden ſie mit Kraft und Friſche freudig ſtets ihr Tagewerk thun,
Müſſen ſie vielleicht als bleiche Krankenhände traurig ruh'n?
Mühn ſie ſich in harter Arbeit um ihr Brot mit ſaurem Schweiß?
Sind ſie Diener wohl und Werkzeug forſchendem Gedankenfleiß?
Breiten ſie als Bruderhände ſich zu Not und Elend aus,
Als geliebte Vaterhände über Weib und Kind und Haus?
Gott, der Herr allein kann's wiſſen, geb' er nur zu aller Zeit,
Daß in ſeinen Allmachtshänden ihr ein willig Werkzeug ſeid!

Runde, roſ'ge Kinderfüßchen, kaum noch einen Finger lang,
Die ihr euch noch nicht könnt ſchicken zu dem erſten Schritt und Gang,
Die ihr alle eure Künſte übt auf Mutters Arm und Schoß,
Die ihr dienet unſrem Kinde als ein neues Spielzeug bloß,
Liebe, kleine Kinderfüße, könnt' ich ſehn, wohin geſtellt
Ihr einſt werdet ſein im Leben, wo ihr Fuß faßt in der Welt!
Könnt' ich ſehn, nach welchem Ziele ihr einſt lenket euren Schritt?
Ob auch Freuden-, Segensſpuren folgen werden eurem Tritt?!
Wollte Gott, daß nie, mein Kindlein, du mit Füßen trittſt das Recht,
Daß nie Sünde und Verſuchung ſie in ihre Schlingen flecht',
Daß du ehrbar, als am Tage, wandelſt ohne Heuchelei,
Gottes Wort Licht deinem Wege, Leuchte Deinen Füßen ſei,
Daß du auf dem ſchmalen Wege durch die enge Pforte gehſt
Und am Schluß des Pilgerlaufes zu des Herren Rechten ſtehſt!

**Anna Ecke.**

## Rezeptbuch.

In keiner größeren Familie ſollte ein Rezeptbuch fehlen, in welches der Arzt jede Verſchreibung, die aus der Apotheke geholt werden muß, einträgt. Wie oft, wenn ein Rezept geſchrieben werden ſoll, fehlt gerade ein paſſender Zettel — wie oft und wie leicht auch geht ein ſolcher verloren — wie häufig kommen bei der Bezahlung durch die etwaigen Wiederholungen Verwechſelungen in der Apotheke vor — all dieſe Übelſtände verhindert das Rezeptbuch. Man hat es gleich zur Hand, wenn der Arzt kommt, der jede neue Verordnung auf eine andere Seite ſchreibt, und es dient zur gegenſeitigen Kontrolle mit der Apotheke. Außerdem iſt es, wenn man vielleicht in eine andere Stadt zieht, oder ſonſt den Arzt wechſelt, für den neuen Mediziner von großem Wert. Durch genaue Einſicht in das Buch gewinnt er einen Überblick über die Behandlungsweiſe, die ſein Vorgänger bei den verſchiedenen Krankheiten eingeſchlagen hat, er lernt überhaupt die Hauptleiden der einzelnen Familienglieder gleich kennen und wird ſicher Nutzen daraus zu ziehen verſtehen. — Das Buch kann ungefähr 18 cm hoch, 11 cm breit und 3 cm dick ſein. Den Deckel kann man mit Malerei oder Stickerei oder der jetzt ſo beliebten Lederpunzarbeit verzieren. Paſſende Motive dazu findet man leicht. Wenn man nicht Arabesken, bei denen der Äskulapſtab nicht fehlen darf, allem anderen vorzieht, ſo wählt man vielleicht eine Federzeichnung, einen ſchreibenden Doktor, oder eine große Medizinflaſche mit langem Zettel daran; auch ein paſſender Spruch in Gold-Buchſtaben quer über dem Deckel, das Monogramm oder dergl. wirkt namentlich auf dunklem Ledergrund ſehr ſchön. — In großen Städten ſchicken die Apotheken-Beſitzer als Reklame ihren Kunden von ſelbſt ſolche Bücher zu. Sie ſind in der That ſehr praktiſch und nachahmungswert.

**H. v. Sydow.**

## Monogramme.

Die große Begünſtigung, welche die Mode den Monogrammen in der Wäſchebranche zu teil werden läßt, wie auch die Bitten um Überſendung dieſes oder jenes Monogrammes, denen man ſo häufig in den Frauen-Zeitungen begegnet, veranlaſſen mich, einige Winke über die Selbſtanfertigung von Monogrammen zu geben. Ein Monogramm ſoll nicht allein einen Schmuck für den betreffenden Gegenſtand abgeben, es ſoll vor allem den Namen des Beſitzers in den Anfangsbuchſtaben zeigen, und deshalb iſt es nötig, daß dieſe Buchſtaben ſich immer klar und erkennbar aus den ſie umgebenden Schnörkeleien hervorheben. Die den Monogrammen zu Grunde liegenden Schriftzeichen können ſehr verſchiedener Art ſein; ſo verwendet man gern gotiſche Buchſtaben und die der lateiniſchen Kurrent- und Fraktur-Schrift. Namentlich eine Verbindung von den beiden Letztern iſt ſehr gebräuchlich, weil die beiden Schriftarten in ihrem verſchiedenen Charakter ſich deutlich voneinander unterſcheiden und ein leichtes Erkennen des Monogrammes möglich machen. — Faſt jeder Dame werden in allen Modenzeitungen u. ſ. w. einige Muſter von Monogrammen zur Verfügung ſtehen, die, wenn ſie nicht die gewünſchten Buchſtaben zeigen, doch als Vorbild dienen können. Es bedarf weder beſonderen Nachdenkens noch zeichneriſcher Anlagen, um aus einem lateiniſchen B ein R, aus einem V ein K zu formen, und wenn man der Verwandtſchaft der einzelnen Buchſtaben untereinander nachforſcht, ſo wird es bei einiger Übung nicht ſchwer halten, nach jeder vorhandenen Vorlage das Gewünſchte herzuſtellen. Natürlich bleibt darauf zu achten, daß die Form gefällig wird und daß etwaige Verzierungen im organiſchen Zuſammenhang mit der Grundform des Buchſtabens ſtehen. Das ſo erhaltene Monogramm zieht man, falls es ſich um eine Übertragung auf Leinewand handelt, mit Tinte nach, legt es unter den Stoff und malt die deutlich durchſcheinenden Linien mit Pinſel und Farbe, am beſten Ultramarinblau, dem etwas Deckweiß zugeſetzt iſt, nach. Will man das Monogramm auf dunklem Stoff, Tuch oder Samt haben, ſo zeichnet man es auf der linken Seite des Papieres nach, was ſich ganz gut an der Fenſterſcheibe ausführen läßt. Dieſe Zeichnung übergeht man mit weißer Kreide, legt ſie auf den dunklen Stoff, ſtreicht einige Male feſt und ſorgfältig mit der Hand darüber und zieht die ſo übertragene Zeichnung mit dem Pinſel und Deckweiß nach. — In letzter Zeit ſind für Leinenzeug Monogramme in Kreuzſtich in zwei Farben ſehr beliebt geworden. Auch für ſie kann man ohne beſondere Kunſtfertigkeit das Muſter ſelbſt anfertigen. Den vorhandenen Entwurf zeichnet man mit einem weichen Bleiſtift Nr. 1 oder 2 nach, legt ein Stückchen Pauspapier darüber und übergeht die Linien, feſt aufdrückend, mit dem Pausſtift oder der Bleifeder Nr. 4. Dann legt man das Pauspapier auf ein Stück Straminpapier, und zieht abermals, feſt aufdrückend, mit dem Bleiſtift nach. Man wird die Zeichnung in ganz feinen Linien auf dem Straminpapier finden, in den Grenzen dieſer Zeichnung markiert man jedes der kleinen Karrees mit einem Punkt, für den einen Buchſtaben mit dem Rot-, für den anderen mit dem Blauſtift. So hat man mit wenig Mühe ein Muſter erlangt, nach dem ſich ſehr bequem arbeiten läßt. — Es iſt noch nötig, darauf zu achten, ob die Karrees des Straminpapieres dieſelbe Größe haben, wie die des Kanevas, den man beim Sticken über das Leinen heftet. Gewöhnlich wird das Straminpapier größere Vierecke zeigen als der Kanevas und das geſtickte Monogramm nur ungefähr zwei Drittel der Größe des gezeichneten erreichen. Man hat darauf Rückſicht zu nehmen und den Entwurf gleich entſprechend groß anzulegen, um die gewünſchten Maße zu erhalten.

**C. Cyſell.**

## Kunſt im Hauſe.

Das Ätzen von Metall, Stein und Elfenbein iſt eine der intereſſanteſten Dilettantenkünſte. Es iſt nicht der Zweck dieſer Zeilen, den ganzen Vorgang hier beſchreiben zu wollen. Wir ſetzen das Verfahren vielmehr als bekannt voraus, oder mit anderen Worten: wir wenden uns bloß an diejenigen, die das Ätzen bereits praktiſch betrieben haben. Das bekannteſte und gewöhnlich verwendete Ätzmittel iſt die mit Waſſer verdünnte Salpeterſäure. Für Fabriken und die Ätzerei im großen wird dieſe Ätzflüſſigkeit auch die billigſte und zweckmäßigſte ſein ſchon deswegen, weil ſie ſehr raſch ätzt. Anders liegt der Fall jedoch für den Dilettanten. Erſtens hat die Sache hier keine Eile und dann hat die Säure doch verſchiedene Mißlichkeiten. Sie beizt die Finger braun und ruiniert die Gegenſtände, die zufällig mit ihr beſpritzt werden. Beim Ätzprozeß entwickeln ſich unangenehm riechende und zum Teil geſundheitſchädliche Dämpfe, gegen deren Einatmung man ſich allerdings mit einiger Vorſicht ſchützen kann. Ferner entwickelt die Säure beim Ätzen Blaſen, welche die Sauberkeit der Ätzung beeinfluſſen, wenn ſie nicht durch Schaukeln oder anderweitig zur richtigen Zeit entfernt werden. Dies alles fällt weg, wenn als Ätzflüſſigkeit ſtatt der Säure eine Löſung von Eiſenchlorid in Waſſer benützt wird. Das Eiſenchlorid (Ferrum sesquichlorat. crist.) iſt ein gelbes Salz und in den Droguerien billig zu haben. Es löſt ſich mit Leichtigkeit in Waſſer. Man nimmt auf einen Teil Eiſenchlorid ein bis zwei Teile Waſſer (Gewichtsteile). Dieſe Ätzflüſſigkeit läßt ſich nicht nur einmal, ſondern öfters benützen, bis ſie ſchließlich die ätzende Eigenſchaft verliert. Die Dauer des Ätzens iſt allerdings viel größer als bei Anwendung von Säure; bekanntlich fallen aber langſam geätzte Sachen ſtets ſchöner und gleichmäßiger aus als ſchnell geätzte. Je nach der Art des Metalls, der beabſichtigten Tiefe der Ätzung und der mehr oder weniger konzentrierten Löſung wird der Ätzprozeß zwei bis ſechs Stunden zu dauern haben. Das vorgeſchlagene Ätzmittel eignet ſich beſonders für Meſſing, Kupfer, Zinn, Zink, Brittaniametall und Nickel. Aber auch Bein und Elfenbein laſſen ſich mit demſelben Mittel ätzen. Was das Ätzen der Steine betrifft, ſo werden gewöhnlich verdünnte Salpeterſäure oder verdünnte Salzſäure angewendet. Hier iſt mit Eiſenchlorid nichts anzufangen. Dagegen gibt es auch hiefür eine Ätzflüſſigkeit, welche langſamer ätzt, ein beſſeres Reſultat gibt und kein Aufbrauſen zur Folge hat, weshalb es den Dilettanten beſonders zu empfehlen iſt. Es iſt dies die konzentrierte Eſſigſäure, die als waſſerhelle Flüſſigkeit ebenfalls in den Droguenhandlungen zu haben iſt. Solenhofer Steine (Lithographierſteine) und Marmorarten von gleichmäßiger Struktur ätzen ſich auf dieſe Weiſe ſehr ſchön.

**F. S. M.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

## Garten.

Fr. 196. Lindenbaſt, das gebräuchlichſte Bindematerial für den Garten, kann man ſich ſehr gut ſelbſt bereiten. — Hat man Lindenbäume im Garten und dieſelben werden ausgeputzt, ſo löſt man die Rinde der dickſten Äſte ungefähr in halber Meter Länge ab und legt dieſelbe in den Brunnen oder ſonſt in Waſſer und läßt die Rinde ſolange darin liegen, bis ſich der Baſt in dünnen Lagen ablöſt. Dann trocknet man den Baſt und iſt für lange Zeit mit Bindematerial verſehen. **H. B.**

## Praktiſches fürs Haus.

Keimfreie Dauermilch. Wo man nicht täglich durch Milchgeſchäfte friſche Milch erhalten kann, iſt das Abkochen, beziehentlich die Herſtellung von Dauermilch angezeigt. Das Verfahren iſt ganz einfach. Man füllt eine Patentverſchlußflaſche mit Milch. Den Verſchluß ſetze man leicht auf, umwickle die Flaſche mit einem beliebigen Tuchlappen und bringe nun dieſelbe in einen Topf mit kaltem Waſſer, welches bis an den Hals der Flaſche ſtehen muß. Auf das Feuer gebracht, laſſe man die Milch 25—30 Minuten wallend kochen. Dann drücke man den Patentverſchluß zu. — So abgekochte Milch iſt vollſtändig keimfrei und hält ſich monatelang ungeſäuert. Da in der Regel die Patentverſchlußflaſchen $^1/_4$ l. Inhalt haben, ſo kann man ſich, wenn die Milch pro Liter 16 Pf. koſtet, für „vier Pfennig eine Flaſche keimfreie Dauermilch“, geeignet zu allen Haushaltungszwecken, herſtellen. Wo man aber täglich friſche Milch haben kann, was wohl bei uns überall der Fall iſt, ſo genügt ein gründliches Abkochen der Milch in einem Topfe, um von einem zum andern Tage eine ungeſäuerte Haushaltungsmilch zu haben.

Nochmals die Frage 152 an „arme Frau“. Weiße ſowie farbige Wolle ſolle nicht mehr einlaufen, wenn man ſie vor dem Verarbeiten in kaltem Waſſer aufſtellt und zum Kochen kommen läßt. (Ich habe dies von einem Fabrikanten in Wollwaren erfahren.) **Frau L. H.**

Mittel gegen Feuchtigkeit in Schlaf- oder Krankenzimmern. Man ſtelle ein Gefäß mit Salz unter die Betten. Dasſelbe zieht alle Feuchtigkeit aus der Luft und den Wänden an ſich, läßt ſich immer wieder trocknen und von Neuem anwenden. **A. H.**

Fr. 200. Das Einfallen von Schwefelfäden in die Flaſche iſt natürlich ſchädlich; es vermeidet ſich auch ganz leicht in folgender Weiſe: Man lege die Fäden auf einen Stein, ſtürze, nachdem man angezündet, einen Trichter darüber, — man muß indeſſen darauf achten, daß die Flamme Luft behält, weil ſie ſonſt erliſcht — und laſſe auf dieſe Weiſe den Dampf in die Flaſche. Oder man ſtelle die Flaſchen auf eine Stellage, und bringe neben dieſer die Schwefelfäden an, doch ſo, daß der Wind den Dampf heineintreibt. Auch dies iſt gut und ſicher und beſonders bei weithalſigen Fruchtgläſern zu empfehlen. — Sind die Flaſchen voll Dampf, was man an der Farbe erkennt, ſo decke man ſie leicht zu, bis man die Früchte einfüllt. Die Früchte treiben dann den Schwefel wieder heraus, der ja nur zur gründlichen Desinfektion der Flaſchen dient.

Fr. 1 u. 7. Um gelbe Flecken aus der Wäſche zu entfernen bedient man ſich des Bitterkleeſalzes. Die Wäſche wird naß gemacht, fein pulveriſiertes Bitterkleeſalz darauf geſtreut und ſo lange liegen gelaſſen, bis die Flecke verſchwunden ſind. Dann die Wäſche in viel Waſſer geſpült. Da das Bitterkleeſalz Gift iſt, ſo dürfen nur Erwachſene dies Geſchäft beſorgen.

Antwort auf Frage 201. Wermutwein bereiten Sie am beſten, wenn Sie 40 g des raſch getrockneten Krautes mit 1 Liter Weißwein 8 Tage in Zimmertemperatur ſtehen laſſen, dann auspreſſen und filtrieren. **Frau Paula Emmer.**

Guter Kitt für Kautſchuk, Metall und Glas wird bereitet, indem man gepulverten Schellack in ſtarkem Ammoniak auflöſt. Die ſo entſtandene Gallerte wird durch Erwärmen flüſſig gemacht und auf die zu kittende glatte Fläche aufgeſtrichen. **M. Allihn.**

## Für die Küche.

Frage 205. Eingelegte Rettigbirnen. Auf einen $^3/_4$ Liter halb Eſſig, halb Waſſer kommt höchſtens $^1/_2$ Pfund Zucker. Die geſchälten Birnen — die Stiele werden halb abgeſchnitten — werden in ein neues, irdenes Kaſſerolle gethan und ſo viel Flüſſigkeit darüber gegoſſen, als nötig iſt. Man läßt ſie darin kochen, bis ſie weich und rot gefärbt ſind; dies währt ungefähr 3 Stunden. Der Saft darf nicht zu dick ſein und muß, wenn die Birnen in den Topf kommen, dieſelben gut bedecken. Zwiſchen die Birnen ſtreut man etwas ganzen Zimmt und einige Nelken. **Erika.**

Obſtkraut von Birnen. Ohne große Mühe und mit geringen Koſten kann man Birnen auf folgende Art gut verwenden. Man kocht die ungeſchälten, zerſchnittenen Birnen in Waſſer weich und ſchüttet ſie in einen großen, leinenen Sack. Derſelbe iſt mit feſten, ausgenähten Löchern am obern Rande verſehen und hängt in einem hochbeinigen, oben mit einem Loch und Haken verſehenen Tiſchchen. Unter demſelben ſteht ein großes irdenes Gefäß, welches die durchlaufende Flüſſigkeit auffängt. Dieſelbe ſchüttet man in eine Schale und läßt ſie in einer nicht zu heißen Röhre langſam eindampfen, bis es eine ſyrupartige Maſſe wird. Dieſe füllt man in Glasbüchſen und bindet dieſelben zu. An einem kühlen Orte aufbewahrt, hält ſich dieſes Obſtkraut ſehr lange und ſchmeckt auf Schwarz- oder Weißbrot geſtrichen, ganz vorzüglich. **Erika.**

Senfgurken einzulegen. Schöne große Gurken werden geſchält, in Hälften geſchnitten, ausgekernt und tüchtig eingeſalzen. So läßt man ſie einen Tag ſtehen. Darauf trocknet man ſie mit einem leinenen Tuch ab, übergießt ſie mit kochendem Eſſig und läßt ſie abermals einen Tag ſtehen. Darauf nimmt man ſie aus dem Eſſig heraus, läßt ſie rein ablaufen, legt ſie ſchichtenweiſe in einen ſteinernen Topf, ſtreut Senfkörner, ſchwarzen und weißen Pfeffer, Nelken, Lorbeerblätter, Knoblauch, kleine Zwiebeln, geſchnittenen Meerettig, Tillſcheibe, Pfefferkraut, Thymian, Eſtragon und Baſilikum dazwiſchen und gießt kochenden Weineſſig darüber. Der Eſſig muß über den Gurken ſtehen. **Erika.**

## Fragen.

212) Weiß jemand unter den lieben Daheimleſern mir in Berlin ein billiges Aſyl für ſtellenſuchende Damen zu nennen? **Eine Oſtpreußin.**

213) Wer von den lieben Leſerinnen oder Leſern würde wohl meiner 16 jährigen Tochter zur Hochzeit einer älteren Freundin ein hübſches, humoriſtiſches Gedicht mitteilen? **Ratloſe Mutter.**

214) Es wird um freundliche Auskunft gebeten, ob in Berlin ein Vorbereitungskurſus zum Vorſteherinexamen exiſtiert? Für baldige Auskunft ſehr dankbar **E. H.**

## Auskunft.

Nachmals Frage 170. Sehr gute Wäſche liefert bei Charlottenburg das evangeliſche Magdalenenſtift in Plötzenſee. Die Wäſche wird ohne Anwendung der vernichtenden ſcharfen Zuthaten hergeſtellt. Je nach Wunſch wird die Wäſche nur gewaſchen oder gerollt oder ganz fertig abgeliefert und aus dem Hauſe abgeholt und zurückgebracht. Außerdem iſt in Berlin N., Schudterſtraße 37—40 der Marthashof zu empfehlen (Ausbildungsanſtalt für Dienſtmädchen und gute Herberge für dienſtfreie Mädchen, bis ſie einen neuen Dienſt antreten). Auch dieſe Anſtalt beſorgt wie die obengenannte die Wäſche.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

**Das Beſte in der Welt**

von

**Henry Drummond.**

Deutſche autoriſierte Ausgabe.

**Preis 1 Mark.**

Von dieſem Büchlein des bekannten Verfaſſers, Profeſſors der Naturwiſſenſchaften in Glasgow, ſind ſeit ſeinem Erſcheinen kurz vor Weihnachten, alſo in etwa 8 Monaten, in England 180000 Exemplare verkauft worden. Auch in Deutſchland ſcheint dieſe deutſche Ausgabe einer bedeutenden Verbreitung entgegen zu gehen, da in den 3 Wochen ihres Erſcheinens bereits die vierte Auflage (das 7. und 10. Tauſend) nötig geworden iſt.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

In unserm Verlage ist **soeben** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**KARTE VON AFRIKA**

von **R. Andree** und **A. Scobel.**

*Massstab 1 : 10 000 000.*

**Neuer revidierter und vermehrter Abdruck**

mit den neuen Grenzen des deutsch-englischen Abkommens und den Ergebnissen der letzten Stanleyschen Reise, sowie mit

**Spezialkarten der deutschen Besitzungen.**

In Umschlag gefalzt Preis *M* **5.—**, auf Leinwand gezogen in Mappe *M* **7.50,** desgleichen mit Stäben *M* **8.—**.

Der soeben fertig gestellte **Neudruck** der bekannten **Andree-Scobelschen Karte von Afrika** enthält die neuen Grenzen des deutsch-englischen Abkommens nach ihrer letzten endgültigen Feststellung und die Ergebnisse der jüngsten Stanleyschen Reise, ist auch sonst vielfach verbessert und ergänzt worden uud kann jetzt mit Recht nicht nur als die **neueste und zuverlässigste**, sondern auch als die **handlichste und billigste Karte von Afrika** in diesem grossen Massstabe gelten. Bei der Wichtigkeit des schwarzen Erdteils für alle geographischen, politischen, kolonialen und merkantilen Verhältnisse wird daher der jetzige Neudruck der Andree-Scobelschen Karte allseitig willkommen geheissen werden und für den Gelehrten, Kolonialpolitiker, Kaufmann, sowie für jeden Zeitungsleser, der die Vorgänge in Afrika verfolgen will, unentbehrlich sein.

**Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.**

Daheim

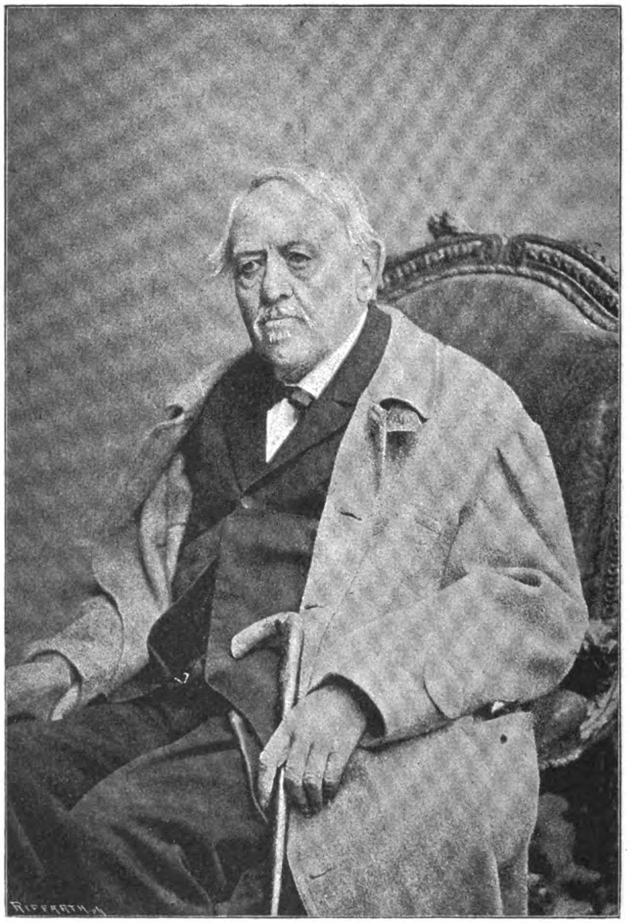
XXVI. Nr. 49. Erſtes Blatt.

1890. 6. September

Aus der Zeit — für die Zeit.

## Eduard von Bauernfeld.

Der letzte der vormärzlichen Wiener Dichterſchule, iſt Eduard von Bauernfeld achtundachtzigjährig am 9. Auguſt in Wien geſtorben. Er hat lange gelebt, aber er hat ſich nicht überlebt, — ſein heiteres Temperament, das in merkwürdigem Gegenſatz zu dem verdrießlichen Ausdruck ſeiner Geſichtzüge ſtand, ſeine unermüdliche Schaffenskraft blieben ihm bis an ſeinen Tod getreu, und ebenſo nahm er bis in die letzten Tage ſeines Lebens den lebhafteſten Anteil an allem, was in der Welt geſchah, vor allen Dingen an dem, was ſeine geliebte Vaterſtadt Wien bewegte. In den achtundachtzig Jahren ſeines Lebens hat er den Umkreis des Stefansdomes kaum einmal auf längere Zeit verlaſſen. Am 13. Januar 1802 in dürftigen Verhältniſſen geboren und bald zur Waiſe geworden, war Bauernfeld in ſeiner Jugend von dem Wohlwollen Fremder abhängig. Er hat ſich der Wohlthaten, die er damals genoſſen, bis an ſein Lebensende dankbar erinnert und der Nachkommen ſeiner Wohlthäter in ſeinem Teſtament gedacht. Nachdem er, mit der Abſicht, ſpäter in den Staatsdienſt einzutreten, an der wiener Hochſchule die Rechte ſtudiert hatte, wurde er im Jahre 1826 Konzeptspraktikant bei der niederöſterreichiſchen Landesregierung, ein Jahr ſpäter erhielt er eine Stelle bei dem Kreisamt unter dem Wienerwald, im Jahre 1830 bei der Oberhofkammer und ſchließlich 1843 bei der Lottodirektion. Nur vorübergehend in die politiſche Bewegung des Jahres 1848 verwickelt, zog ſich Bauernfeld nach demſelben ganz vom politiſchen Leben zurück und trat gleichzeitig aus dem Staatsdienſt aus, um ſich in Zukunft nur ſeinen dichteriſchen Arbeiten zu widmen. Mit einem kleinen Luſtſpiel „Der Magnetiſeur“, das er im Jahre 1824 ſchrieb, hatte Bauernfeld ſeine literariſche Thätigkeit begonnen. Seine kleinen Ämter ließen ihm Muße genug, ſie weiter zu verfolgen, und in lebhaftem Verkehr mit Männern wie Grillparzer, Friedrich Schlegel und dem um die Blütezeit des Burgtheaters hochverdienten Schreyvogel fand der junge Dichter Anregung und Förderung. Faſt zahllos iſt die Reihe dramatiſcher Werke, die Bauernfeld ſeitdem in ununterbrochener Folge geſchaffen. Sein letztes Luſtſpiel „Die Hitzköpfe“ beſchäftigte ihn noch auf dem Krankenlager und als der Burgtheaterdirektor Burckhard dem greiſen Patienten ſeinen letzten Krankenbeſuch machte, verſäumte dieſer nicht, über dieſe letzte Arbeit mit ihm Rückſprache zu nehmen. Viele dieſer Arbeiten, die weitaus meiſten, ſind heute vergeſſen. Aber einzelne ſeiner Luſtſpiele, wie „Bürgerlich und romantiſch“, „Das Liebesprotokoll“, „Großjährig“, „Die Bekenntniſſe“ und „Das Tagebuch“ wirken noch heute und mit voller Friſche. Was die „Mache“ anbetrifft, war Bauernfeld bei den Franzoſen in die Schule gegangen, aber er ſelbſt war deutſch geblieben und ebenſo empfinden ſeine Helden und Heldinnen, wenn er ſie ihre Empfindungen auch mit mehr Geiſt ausdrücken läßt, als den Typen der ſogenannten Familienluſtſpiele gleichzeitiger Bühnendichter zu Gebot ſteht. Nichtsdeſtoweniger werden auch die beſten der Bauernfeldſchen Luſtſpiele eine Zeit kommen ſehen, in der ſie in den Theaterbibliotheken verſtauben. Er iſt niemals darüber hinausgekommen, einzelne Verkehrtheiten und Thorheiten der Zeit mit zahmer Satyre zu geißeln, und da dieſe Thorheiten wechſeln, ſo werden auch die gelungenſten ſeiner Luſtſpiele eine Zeit erleben, in der ſie gleichſam gegenſtandlos erſcheinen und deshalb ihre Wirkung einbüßen. Die Gabe Bauernfelds, ſeine Ein- und Ausfälle politiſchen Charakters in ein ſcheinbar harmloſes Gewand kleiden zu können, ſchützte ihn ſelbſt zur Zeit, als die öſterreichiſche Cenſurbehörde am kleinlichſten arbeitete, davor, in allzuhäufige Konflikte mit derſelben zu geraten. So geſchah es wohl, daß der Cenſor erſt am Abend der erſten Aufführung eines Stückes durch den plötzlich ausbrechenden Jubel des Publikums auf die Spitze aufmerkſam wurde, die der Dichter in eine von ihm für vollkommen harmlos gehaltene Dialogſtelle hineingelegt hatte. Was Bauernfeld an kleinen Stichelwahrheiten von der Bühne herab nicht verkünden zu dürfen glaubte, kleidete er gern in die Form von Sinnſprüchen, die unter verſchiedenen Sammeltiteln veröffentlicht ſind. Von ſeinem litterariſchen Nachlaß hat der Dichter ſelbſt einen ſehr großen Teil als zur Veröffentlichung nicht geeignet bezeichnet, mit dem Ordnen und der Herausgabe des übrigen iſt der Dichter Ferdinand von Saar betraut worden.



E. von Bauernfeld † 9. Auguſt 1890.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim in Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Unermüdlich meißelt an unſerer Pſyche das Leben,
Um ihr die tiefſten Züge, die höchſte Vollendung zu geben.
Stumpft das Glück, das blitzende Werkzeug, ſich ab mit der Zeit,
Nimmt es die feineren Meißel: Gram und Kränkung und Leid.

## Toaſt bei einer Hochzeitstafel für 2 kleine Kinder.

A. Warum's nur heut' „gold'ne“ Hochzeit heißt?
B. Aber, Hans, wenn du das noch nicht einmal weißt!
Hat Mutter uns lieb, ſagt ſie „goldenes“ Kind,
Wenn wir auch gar nicht von Golde ſind.
Wie lieb haben wir erſt Großpapa
Und die herzige, gold'ne Großmama,
Die mit uns plaudert und ſpielt ſo hold!
Da nennt man die Hochzeit eben von Gold.
A. Und Großmama hat auch 'nen goldenen Kranz,
Großpapas Strauß iſt von Golde ganz.
B. Und ſie gießen goldigen Hochzeitswein
In richtige, goldene Gläſer hinein.
Man hat uns ja auch davon gegeben,
Drum wollen wir unſere Gläſer erheben
Und rufen (beide zuſammen): die Großeltern leben hoch
Recht viele, viele Jahre noch!

**Anna.**

## Allgemeine Deutſche Krankenkaſſe für Lehrerinnen und Erzieherinnen.

Folgende Mitteilung, obgleich nicht für alle Leſerinnen wichtig, iſt es doch für einen Teil derſelben in ſo hohem Grade, daß ihr ein Plätzchen im „Frauen-Daheim“ vergönnt ſein möge. Es handelt ſich um die „Allgemeine Deutſche Krankenkaſſe für Lehrerinnen und Erzieherinnen.“ Dieſelbe hat ihren Sitz in Frankfurt a. M., wo jede Unternehmung zur Hebung des Gemeinwohles die freundlichſte Förderung findet. Sie wurde im September des Jahres 1884 gegründet und konnte bereits im Januar 1885 die erſten Krankengelder an ihre neuen Mitglieder auszahlen. Je größer die Mitgliederzahl wurde, um ſo mehr wuchs der Garantiefonds, und ſo gilt die Kaſſe jetzt als eine bewährte, ſegenbringende Einrichtung. Wieviel Not ſie hat lindern helfen, beweiſt die Thatſache, daß ſie bereits allein an Krankengeldern 15000 Mark ausbezahlt hat.

Es wird für die freundlichen Leſerinnen von Intereſſe ſein, die wichtigſten Paragraphen der Statuten dieſer Kaſſe zu erfahren. Es ſind folgende:

§ 2. Die Kaſſe hat ihren Sitz in Frankfurt a. M. Sie bezweckt die Unterſtützung von Lehrerinnen und Erzieherinnen in Krankheitsfällen.

§ 3. Das Vermögen der Kaſſe wird aus den Eintrittsgeldern, den laufenden Mitglieder-Beiträgen und aus etwaigen Geſchenken, Gottespfennigen und Vermächtniſſen gebildet.

§ 4. Zum Eintritt in die Kaſſe ſind alle Lehrerinnen und Erzieherinnen ohne Unterſchied der Nationalität und Konfeſſion berechtigt, welche

a) im deutſchen Reichsgebiet wohnen,
b) laut ärztlichen Zeugniſſes beim Eintritt geſund ſind,
c) das 18. Lebensjahr erreicht und das 45. noch nicht überſchritten haben,
d) ſchriftlich ihren Beitritt erklären.

§ 5. In beſonderen Fällen darf der Hauptvorſtand auch die Aufnahme von Mitgliedern geſtatten, welche das 45. Lebensjahr bereits überſchritten haben.

§ 9. Das Eintrittsgeld iſt je nach dem Alter der Aufzunehmenden in folgender Höhe feſtgeſetzt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| vom 18. | bis vollend. | 25. | Lebensj. | auf ℳ | 2. |
| „ 26. | „ „ | 30. | „ | „ „ | 3. |
| „ 31. | „ „ | 35. | „ | „ „ | 5. |
| „ 36. | „ „ | 40. | „ | „ „ | 7. |
| „ 41. | „ „ | 45. | „ | „ „ | 9. |

§ 10. Der regelmäßige Kaſſenbeitrag beträgt ℳ 1 für den Monat und iſt bis ſpäteſtens den 10. jeden Monats im voraus zu entrichten.

§ 12. Das Krankengeld beträgt ℳ 10 wöchentlich vom dritten Krankheitstage an gerechnet und wird, für dieſelbe Krankheit, auf die Dauer von längſtens 13 Wochen gewährt.

§ 16. In Fällen gänzlicher Arbeitsunfähigkeit iſt der Hauptvorſtand berechtigt, auf entſprechenden Antrag des Ortsvorſtandes, je nach Stand der Kaſſe, eine höhere, bezw. länger dauernde Unterſtützung, als § 12 vorgeſehen, zu bewilligen. Dieſe weitere Unterſtützung darf jedoch nicht den Betrag von im Ganzen 60 ℳ überſteigen.

Die Kaſſe hat jetzt circa 350 Mitglieder, die allen Teilen Deutſchlands angehören. Wohnen in einem Orte oder in deſſen fünfmeiligem Umkreiſe mehr als 10 beitragende Mitglieder, ſo wird daſelbſt eine Ortskaſſe errichtet mit eigener Verwaltung, die nach Frankfurt a. M. Rechnung abzulegen hat und als Filiale der Hauptkaſſe anzuſehen iſt. Es iſt bereits gelungen, in Leipzig, Darmſtadt und Breslau ſolche Ortskaſſen zu errichten, und dank deren vortrefflicher Leitung entfalten ſie eine rege und erſprießliche Wirkſamkeit. — Alle eingeſchriebenen Hilfskaſſen (ſiehe § 25 des Hilfskaſſengeſetzes) ſind angewieſen, ihren Reſervefonds ſtetig zu vermehren; damit dieſes genügend geſchieht, findet die genaue ſtaatliche Kontrolle der Vierteljahrs- und Jahresabſchlüſſe ſtatt. Dieſe Einrichtung bürgt den Mitgliedern für die Sicherheit der Kaſſe; auch läßt es ſich der Hauptvorſtand ganz beſonders angelegen ſein, einerſeits die Statuten im humanſten Sinne zu handhaben, anderſeits aber beſonders für die Vermehrung des Grundvermögens zu ſorgen. Hierzu tragen weſentlich die außerordentlichen Mitglieder bei, die nur aus Intereſſe für die Sache einen jährlichen Beitrag geben, ohne Gegenleiſtungen von der Kaſſe zu fordern. — Möchten dieſe Zeilen dazu beitragen, die gute Einrichtung zu fördern und der Kaſſe neue Mitglieder zuzuführen; denn wenn ſie auch jetzt ſchon viel Segen gebracht hat, ſo iſt ſie doch noch einer großen Weiterentwickelung fähig. Manches iſt gethan, vieles bleibt zu thun: „das Wenige verſchwindet leicht dem Blick, der vorwärts ſieht, wieviel noch übrig bleibt.“ — Statuten und Eintrittsformulare verſenden auf Wunſch: Frau Dr. Reidt, Hauptvorſitzende, Lersnerſtraße 11, Frankfurt a. M.; Fräulein Helmsdörfer, Schriftführerin, Körnerſtraße 3, Frankfurt a. M. **A. M.**

## Braſilianiſche Hängematte.

Ein guter Freund von mir beſitzt eine echt braſilianiſche Hängematte, welche das Entzücken aller jungen Damen in den Sommerfriſchen bildet. Sie iſt nicht nur exotiſch, bunt und reich, ſondern auch überaus praktiſch — diskret. Nicht unſer gewöhnliches durchſichtiges Bindfadengewebe dient zum Ruhen, ſondern ein gelblich-weißes ſtarkes Gewebe, welchem die haltenden und an beiden Enden herausſtretenden Faden einverleibt ſind. Dieſes Gewebe iſt über und über beſtickt mit einem Stiche, welcher auf beiden Seiten gleich gut ausſieht (die geübten Stickerinnen unter uns werden ihn ſicher gleich zu benennen wiſſen) und hat an beiden Längsſeiten eine breite herabhängende Filetkante, welche mit bunten Fäden kunſtvoll durchzogen iſt. In den weiten Stoffteil hüllt man ſich ein, wenn es kühl wird, und mit den breiten Filetteilen ſchützt man ſich gegen den Stich läſtiger Inſekten, indem man ſie über das Geſicht zieht. Die tragenden Fäden werden alle zu einem Ringe vereinigt, den man zum Anhängen an die Haken benutzt. Bei etwaigen Nachahmungen müßte man darauf bedacht ſein, den Stoffteil mit den ſtarken Tragefäden ſelbſt herzuſtellen, da ein ſolcher in Deutſchland ſicher nicht zu erhalten ſein wird. Man könnte etwa ſchöne glatte Bindfäden auf ungebleichter Leinewand oder Baumwolle mit übergreifenden bunten Stichen ſo befeſtigen, daß dadurch mit dem Zwecke zugleich dem Schönheitsbedürfnis entſprochen würde. Und noch eines! Die Hängematte eignet ſich vermöge ihres Gewichtes nicht zum Selbſttragen in der Sommerfriſche; ſie iſt mehr für die glücklichen Beſitzer eines großen Hausgartens. **P. Doußberck.**

## Zimmerſchmuck.

Vor kurzem beſah ich mir die Wohnung einer Freundin, welche, mit vielem Geſchick begabt, ihre Zimmer mit verhältnismäßig wenigen Möbeln ſehr geſchmackvoll und chic ausgeſtattet hatte. Mit ihrer Erlaubnis will ich einiges von ihren Künſten ausplaudern. Beſonders fiel mir ein Ständer auf, welcher, vor einem Fenſter des Salons freiſtehend, ſeinen Platz ſehr hübſch ausfüllte und ohne große Koſten herzuſtellen iſt. Ein alter Sommerhut (ſogen. Strandhut) wird innen und außen goldbronziert. Dann hat man ſich drei möglichſt gleiche, 94 Cent. lange, 7 Cent. im Umkreis enthaltende Naturäſte (Haſelnuß eignet ſich ihres geraden Wachstums wegen gut dazu) zu beſorgen, bronziert dieſe ebenfalls — die Rinde bleibt daran — und ſtellt ſie nach Art der chineſiſchen Arbeitsſtänder, ſchräg gegeneinander. Nun befeſtigt man den Hut (Kopf nach unten) gleichmäßig mittels Draht innerhalb der Stäbe, ſo daß dieſe ungefähr 2 Cent. überſtehen, und die Stelle unterhalb des Hutes, wo ſich die Stäbe kreuzen, bindet man ebenfalls mit Draht feſt. An dieſer Stelle befeſtigt man eine volle Seidenbandſchleife (ſehr hübſch iſt pfaublau und kupferrot) und leitet das Band an dem einen Stab weiter hinunter, wo es wieder in einer kleineren Schleife endet, ebenſo plaziert man eine ſolche ſeitwärts oben, an der Spitze des einen Stabes. Den Hut füllt man recht graziös mit verſchiedenfarbig bronzierten Makartblättern und hängenden Gräſern; auch machen ſich ſelbſt getrocknete bronzierte Eichenzweige, Mohnköpfe und Naturerika ſehr hübſch.

Sehr nachahmenswert war ferner eine gleichhohe Etagere, welche an einer Querwand aufgeſtellt war. Der Drechsler hatte 4 feſte braungebeizte Bretter, das erſte 18 Cent. breit und 64 Cent. lang, das zweite 28 Cent. breit und 67 Cent. lang, das dritte 36 Cent. breit und 102 Cent. lang, das vierte 46 Cent. breit und 123 Cent. lang, und 12 Stück 35 Cent. hohe, gedrehte, braun gebeizte Säulen geliefert, welche durch genau paſſende Löcher in die 2 Cent. dicken, nach oben immer kleiner werdenden Bretter geſteckt wurden; oben auf jeder Säule befand ſich ein abnehmbarer Knopf und es entſtand durch dieſes Arrangement ein etagenartiger Aufbau auf niedrigen Kugelfüßen. Die Hausfrau bezog dieſe Bretter ſelbſt mit olivengrünem Plüſch, nagelte eine bunte Ballfranſe darum, beſetzte zuletzt die Bretter mit Stehrahmen, Nippſachen u. ſ. w. und hatte ſich auf dieſe leichte Weiſe ein hübſches, leicht auseinander zu nehmendes Möbel geſchaffen. **Elſe Surack.**

## Für die Küche.

Frage 205. An Frau Lotte. Wir haben faſt jedes Jahr einen reichen Ertrag an Frühbirnen, die ſich anerkanntermaßen in rohem Zuſtande ſchlecht halten. Was nicht für den täglichen Tiſch verbraucht wird, mache ich ein und zwar:

1) in Blechbüchſen.

Die Birnen werden geſchält, halbiert, das Herz herausgeſchnitten, in Waſſer halb gar gekocht, in große Blechbüchſen gethan und tüchtig zuſammengeſchüttelt (damit recht viele in eine Büchſe gehen), vom Klempner verlötet und ¾ Stunde im Waſſerbade gekocht. Vor dem Gebrauche kocht man ſie noch einmal auf und thut den daran fehlenden Zucker hinzu. Sie ſchmecken wie friſch gekochtes Obſt. Wenn im Frühjahr das Gemüſe knapp wird, eſſen wir dann Birnen und Klöße, wie andere Leute im Herbſt. Wir haben die Birnen in Büchſen ſchon 2 Jahre aufbewahrt und ſie ſind gut und wohlſchmeckend geblieben;

2) in Eſſig.

Nachdem die Birnen geſchält, durchgeteilt und die Kerngehäuſe entfernt ſind, werden ſie gewaſchen und auf raſchem Feuer in gutem Einmache-Eſſig weich gekocht. Dann thut man ſie zum Ablaufen auf einen Einleger oder einen Durchſchlag. Auf 1 Liter des zurückgebliebenen Eſſig werden 2 Pfund harter Zucker und eine etwa 5 cm lange Stange Kanehl gerechnet, dieſes zuſammen etwas eingekocht, erkaltet über die in Gläſer gelegten Birnen gegoſſen und die Gläſer mit Pergamentpapier gut verbunden. Nach 6—8 Tagen wird der Eſſig abgegoſſen, nochmals etwas eingekocht, erkaltet auf die Birnen gegoſſen und die Gläſer gut verwahrt. Die auf dieſe Weiſe konſervierten Birnen halten ſich ebenfalls lange. **Luiſe Stein.**

Apfelſinenmarmelade. Man nehme 12 Apfelſinen, laſſe ſie ganz mit Waſſer bedeckt ſo weich kochen, bis man mit einer Gabel leicht hineinſtechen kann (etwa ½ bis ¾ Stunden) und laſſe alles bis zum nächſten Tag ſtehen. Dann ſchäle man die Apfelſinen ganz fein ab, ſchneide die Schale in dünne Streifchen, ebenſo die Apfelſinen ſelbſt, nachdem das Weiße und das Kernhaus entfernt worden ſind und koche alles zuſammen (Waſſer, Apfelſinen und Schale) mit Zucker ſo lange, bis es ſämig wird (1—1½ Stunden). Man rechnet hierbei auf das Pfund rohe Apfelſinen 1¼ Pfund Zucker. Fünf bis ſechs nicht zu große Einmachegläſer werden davon gefüllt. **J. H.**

## Auskunft.

Frage 191. Unterzeichnete hat zwei Kinder nur mit Baron Liebigs Maltoleguminoſe-Präparaten aufgezogen und vom erſten Jahre außer dem Leguminoſemehl, Leguminoſe-Cacao-Pulver im Gebrauch gehabt, was von den Kindern gut ertragen wird und denſelben vortrefflich mundet. Zu näherer Auskunft gern bereit **Frau C. N.**

## Frage.

215) Könnte mir vielleicht eine der lieben Leſerinnen einen guten Rat geben, wo man am beſten ſein Examen als Induſtrielehrerin machen kann? **M. A. in C.**

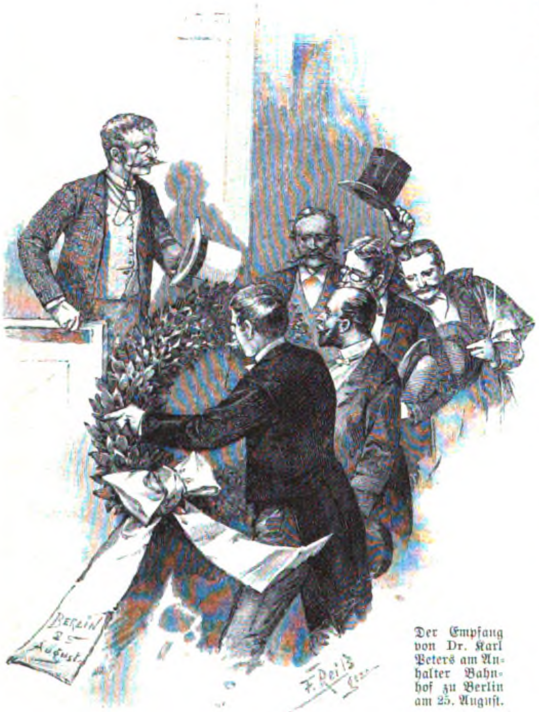
Daheim

XXVI. Nr. 50. Erſtes Blatt.

1890. 13. September.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Die Heimkehr von Dr. Peters.



Der Empfang von Dr. Karl Peters am Anhalter Bahnhof zu Berlin am 25. Auguſt.

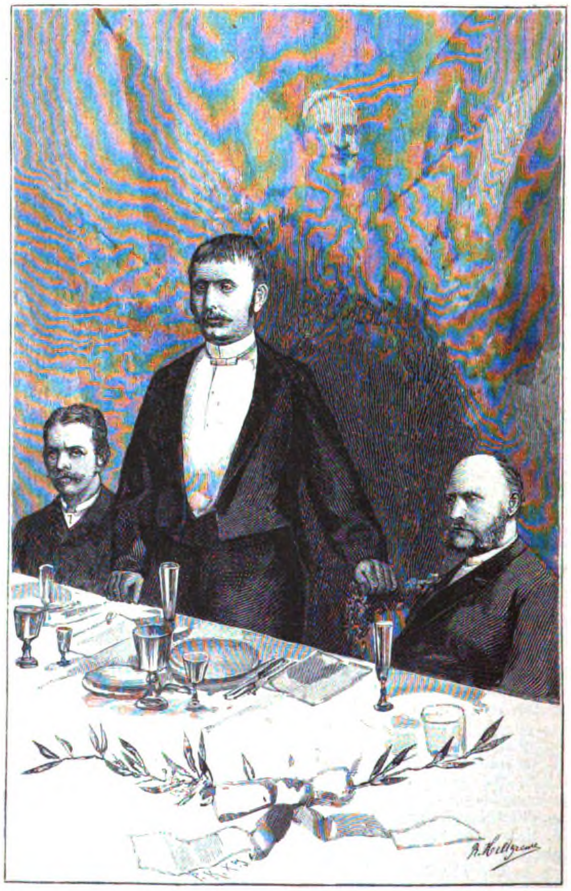
Der Volksmund behauptet, daß denen, die mit Unrecht tot geſagt wurden, noch ein langes, glückliches Leben bevorſtehe. Möge ſich dieſe Verſicherung an Herrn Dr. Peters, dem auch wir in unſerer Nr. 8 einen Nekrolog widmeten, in ihrem ganzen Umfang erfüllen.

Herr Dr. Peters, der ſich der vollen Zufriedenheit ſeiner Auftraggeber, der Mitglieder des Emin-Paſcha-Komitees, erfreut, wurde am 25. Auguſt, als er ſich Berlin näherte, bereits in Jüterbog von einer Anzahl von Verehrern empfangen. Auf dem Berliner Bahnhof erwarteten ihn ſodann die Vorſitzenden und zahlreiche Mitglieder der kolonialen Geſellſchaften Berlins und viele andere Freunde der kolonialen Unternehmungen.

In der noch an demſelben Tage ſtattfindenden Sitzung des Emin-Paſcha-Komitees berichtete Herr Dr. Peters über ſeine Reiſe. Es wurde dann einſtimmig folgende Reſolution angenommen:

„Das Deutſche Emin-Paſcha-Komitee ſpricht Herrn Dr. Peters ſeinen Dank aus für die treue Hingebung, die unermüdliche Ausdauer, den kühnen Mut und die große Umſicht, welche derſelbe bei der Leitung der Deutſchen Emin-Paſcha-Expedition bewieſen hat; das Komitee erkennt an, daß Herr Dr. Peters die ihm als Leiter der Expedition geſtellte Aufgabe, ſoviel an ihm lag, erfüllt und das in ihn geſetzte Vertrauen vollſtändig gerechtfertigt hat.“

An die offizielle Sitzung ſchloß ſich ein Diner im Kaiſerhof, während deſſen Herrn Dr. Peters und ſeinem Gefährten, Herrn Leutnant von Tiedemann von berufener Seite zahlreiche Huldigungen dargebracht wurden. Nachdem Herr Staatsminiſter von Hofmann, der auf der linken Seite des Herrn Dr. Peters ſaß (vergl. unſer Bild), als Vorſitzender des Emin-Paſcha-Komitees den Reiſenden gefeiert hatte, hielt Georg Schweinfurth (der auf unſerem Bilde zur Rechten des Gefeierten ſitzt) die eigentliche Feſtrede. Nach ſeinem Zeugnis, das in dieſem Punkt das ausſchlaggebendſte iſt, hat die Reiſe, ganz abgeſehen von den politiſchen Beſtrebungen, die mit ihr verknüpft waren, ſehr erfreuliche wiſſenſchaftliche Ergebniſſe ergeben. Herr Dr. Peters hatte die Ehre, von Sr. Majeſtät dem Kaiſer empfangen zu werden. Wie es ſcheint, beſteht von maßgebender Seite die Abſicht, ihn im Reichskolonialdienſt zu verwenden und er ſelbſt ſcheint nicht abgeneigt, in denſelben zu treten.



Dr. Karl Peters beim Diner der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft zu Berlin am 25. Auguſt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Heißer Schmerz, der kräftig überflutet,
Tötet nicht und wird nicht weilen,
Rote Wunden pflegen ſchnell zu heilen.
Es iſt gut, wenn eine Wunde blutet.

## Bei Überreichung einer Kaffeetiſch-Decke.

Zu Frage Nr. 209 (Frauen-Daheim Nr. 47).

Auch ich, die ich dir bald ſo fern,
Möcht' dir ein Angedenken,
Das du gebraucheſt oft und gern,
Lieb' Bräutchen, heute ſchenken.
Ich that mich lange quälen,
Was ich wohl ſollte wählen,
Dann griff ich zu der Decke friſch:
Wenn unter deinen eignen Tiſch
Die Füße du willſt ſtrecken,
Mußt du den Tiſch auch decken.

Nun fehlet es zwar ſicherlich
Dir nicht an ſchnee'gem Leinen,
Doch will am Kaffeetiſch man ſich
Zum frohen Kreis vereinen,
Gehört dazu, ich wette,
Die Kaffeeſerviette.
Sie dient dir zweimal jeden Tag,
Des Morgens und am Nachmittag
Den Kaffeetiſch zu decken,
Dran es euch gut ſoll ſchmecken.

Dünkt dich die Decke etwa klein,
Die ich dir möchte ſpenden,
Fürcht'ſt du, daß lange Damenreih'n,
Nicht Platz genug dran fänden?
Merk: große Kaffeekreiſe
Vermeide klug und weiſe!
Den Kaffee liebt der Herr Gemahl,
Die Kaffees ſind ihm meiſt fatal.
In ſeines Zimmers Ecken
Pflegt er derweil zu ſtecken!

Doch denk nicht, du nur und dein Schatz
Sollt euch dran niederlaſſen,
Es finden ſehr bequem drauf Platz
Für liebe Gäſt' die Taſſen.
Es wird die Welt verdrießen,
Wollt ihr die Thür ihr ſchließen,
In eurer Selbſtgenügſamkeit,
Nach niemand fragen weit und breit,
Und euer Glück verſtecken, —
'S gibt Sticheln dann und Necken!

Ich wünſche, daß der Kaffeetiſch
Manch' trauten Kreis mag ſchauen,
Bei deſſen Reden herzensfriſch
Dem Nächſten nicht muß grauen.
Daß ferner auch Frau Baſen
Nicht rümpfen ihre Naſen,
Weil ſich in deines Tranks Arom
Verirret hat ein fremd' Atom,
Der Kaffeeklatſch, o Schrecken!
Mög' nie die Deck' beflecken!

Um andre Flecke murre nicht,
Wenn ein Malheur geſchehen,
Laß ſtets ein fröhliches Geſicht
Dem armen Sünder ſehen,
Was klirrend mag verderben,
Sprich: „Glück bedeuten Scherben,“
Und wirklich mag mit jedem Stück,
Das dir zerbrach des Schickſals Tück',
Das Glück dir reicher decken
Des Lebensweges Strecken!

**Johanna.**

## Eine ſelbſtgefertigte Hutblume.

Die andauernde Auguſthitze ließ nicht nur die natürlichen Blumen ſchnell welken, ſie bekam auch den „Hutblumen“ nicht gut. Selbſt die ſonſt viel aushaltenden roten Mohnblumen auf meinem Hute waren fahl geworden, und ich beſchloß, ſie durch einen Strauß großblumiger Kamillen zu erſetzen. Aber gegen den Herbſt noch eine neue Garnitur kaufen? — Ich verſuchte es mit Selbſtanfertigung und kam ſo ſehr wohlfeil zu einem gut ausſehenden Strauß. Papierblumen ſind ja ſehr hübſch und als Zimmerſchmuck ſehr verwendbar, beſonders in der blumenarmen Winterzeit; aber zum Hutſchmuck ſind ſie nicht gut geeignet. Ich wagte mich an die Herſtellung von Stoffblumen. Als Material diente mir feiner Shirting, goldgelbe Wolle, feiner Blumendraht und grüner Gummiſchlauch. Aus Shirting ſchnitt ich Quadrate von etwa 4 cm Höhe, faltete ſie dreieckig zuſammen und ſchnitt 16 Teile ein, die dann zu Blumenblättchen abgerundet wurden, wie dies ja ſchon bei Herſtellung der Papierblumen früher beſchrieben worden iſt. Die Blättchenteile wurden auf der Gummiplatte gerieft, dann durch Eintauchen in gelöſtes weißes Wachs geſteift. Dazu iſt kein großartiger Apparat nötig. Ich ließ immer ein bohnengroßes Stück Wachs in einem Blechlöffel über der Lampe zergehen, tauchte ein Blütenrund ein und ließ es abtropfen. Das erhärtete Blütenrund wird dann auf einen Blumendraht geſchoben, an dem ein gelbes Wollbüſchelchen befeſtigt iſt, das die gelben Scheibenblüten der Kamille vorſtellt. Die Wolle (Stickwolle) wird dazu etwa zwölfmal um einen dünnen Bleiſtift gewickelt, der Draht durchgeſchoben und zuſammengedreht; dann wird die Wolle durchgeſchnitten, mit einer Haarnadel oft durchgehechelt, damit das Bällchen recht „puſchelig“ wird, und dann platt geſchnitten. Auf den Drahtſtiel wird dann ein Stück Gummiſchlauch geſchoben, und die Blume iſt fertig. Sieben bis zehn Blüten genügen zu einem Strauß, der beſonders auf einem ſchwarzen Hute, mit ſchwarzem Tüll zuſammengarniert, ſich gut ausnimmt. Auf einfache Weiſe kann man ſtatt der weißen Kamillen gelbe Blüten, z. B. Arnikablüten, herſtellen. Man taucht dann die weißen Blütenſcheiben, ehe man ſie wachſt, in eine Löſung von Anilingelb. In einem Tuſchnäpfchen wird dazu ein wenig pulveriſiertes Anilingelb mit ſtarkem Spiritus — man kann auch, da in den Haushaltungen meiſt nur denaturierter Spiritus vorhanden iſt, ein paar Tropfen Eau de Cologne daranwenden — aufgelöſt und das Stoffteil darin hell- oder dunkelgelb gefärbt. Man muß aber damit vorſichtig ſein; Anilingelb färbt nicht nur den Stoff, auch die Hände ſehr intenſiv und dauerhaft. Iſt die Blüte getrocknet, ſo wird ſie in Wachs getränkt. Durch das Tränken mit Wachs werden die Blüten erſt hübſch und gewinnen an Haltbarkeit. **M. Kr. aus Poſen.**

## Kinderſpielzeug.

Mit etwas Geſchick und Mühe kann man ſeinen Kindern manche Freude bereiten, die recht wenig Koſten verurſacht. Wie viel Spielzeug habe ich meinen Kindern ſchon angefertigt! Ich werde einiges davon beſchreiben. Den größten Jubel erregte ein Poſamentierladen. Eine alte, ziemlich geräumige Puppenküche (es kann auch eine Kiſte, von der man die eine Längswand entfernt, ſein) ward von mir ſelbſt braun angeſtrichen. Der Tiſchler machte für wenige Mark einige hölzerne braune Regale, die an die Wände paßten und einen kleinen Ladentiſch mit Auszug, ebenſo zwölf kleine Haubenſtänder. Nun bat ich bei Gelegenheit in bekannten Poſamentiergeſchäften, mir alle ganz winzigen Pappkäſten, die dort in Menge übrig ſind, aufzuheben, ferner ſammelte ich die bunten Schächtelchen, in denen mein Mann ſeine Federn kaufte, kurz, alle kleine Kaſten und Schachteln, deren ich habhaft werden konnte. Zuletzt hatte ich ſoviel, daß die Käſten, übereinander geſchichtet, alle Regale anfüllten. Nun ging es an die eigentliche Arbeit. Viele meiner Freundinnen unterſtützten mich dabei, weil alle ſich für den netten Laden intereſſierten. Wir ahmten alles im Kleinen nach, was ein Poſamentiergeſchäft enthält. Für die Haubenſtänder arbeitete ich Puppenhüte und wollene Mützchen, an hübſchen Goldnägeln hingen kleine Schurzfelle von Ledertuch oder engliſchem Leder, farbige Tiſchdecken aus Tuchreſten, zierlich benäht mit Seide oder Litze, wollene Shwals, Tücher, Unterröckchen, kleine Söckchen, kurz, was ſolch' ein Laden zum Auspuß auslegt, ahmten wir mit Glück aus meinem Reſter- und Flickenkaſten nach. Es war eine höchſt vergnügliche Arbeit, und jede von uns überbot ſich in neuen guten Ideen. Die Käſtchen wurden nun auf das verſchiedenſte angefüllt. Wir fertigten kleine Kragen von allen Formen an, Spitzentücher, gehäkelte Deckchen von allen Stärken, Muſtern und Größen. Stückchen weißes Leinen wurden zuſammengelegt und mit bunten Bändern wie Taſchentücher gebunden, von Pappe klebten wir kleine Rollen in verſchiedenen Breiten und wickelten darauf Reſter Band, mit ganz winzigen Nadeln zugeſteckt, dieſe in einen Kaſten geordnet ſahen reizend aus. Aus Pappe ſchnitt ich auch kleine Vierecke und wickelte darauf bunte Eiſengarne, ſchwarzen und weißen Zwirn brachte ich in kleine Gebinde, wie man den Hanfzwirn oft kauft. Ebenſo Reſter bunter Wolle, welche dann, in großen Paketen verſchnürt, die oberſten Regale zierten. Die zierlichſten, winzigſten Knöpfe füllten einen Kaſten, einen andern ganz kleine Stecknadeln, regelmäßig auf Papier geſteckt und gekniffſt, wie man die Stecknadelbriefe kauft, kurz, wir ſtudierten förmlich, was wir aus den großen Geſchäften nachahmen konnten und überraſchten einander damit. Unendliche Freude machte uns die Arbeit, und weil wir früh damit begonnen hatten, war der Laden ein wahres kleines Kunſtwerk geworden, als die Weihnachtszeit herankam. Eine kleine Schere und eine Elle, am Ladentiſch hängend, in dem Kaſten desſelben blanke Pfennige, vervollſtändigten das Geſchenk für meine elfjährige Tochter; dasſelbe entzückte ſie ungemein und koſtete mich faſt gar nichts; hätte ich es kaufen wollen, wäre es ſicher ſehr teuer, in dieſer Vollendung gar nicht aufzutreiben geweſen. Später, nach Jahren, habe ich dieſen Laden für meinen jüngeren Sohn in eine Konditorei umgewandelt. Die verſchiedenſten Kuchen, kleine Torten, Blechkuchen auf Brettern von Zigarrenkiſtenholz geſchnitten, Stollen, Obſttörtchen zierten die Regale und den Ladentiſch in appetitlichſter Weiſe. Glasbüchſen und kleine Pillenſchachteln aus der Apotheke ſtanden mit bunten Zuckerplätzchen, Kügelchen oder ſonſtigem kleinem Konfekt gefüllt in Reih und Glied nebeneinander. Schokolade wurde in Täfelchen zerſchnitten und ſauber eingewickelt in buntes Papier, einzeln oder in Päckchen, ebenſo der Pfefferkuchen in kleineren und größeren Scheiben oder Paketen aufgeſchichtet. Die Konditorei ſah recht einladend aus und erregte Weihnachten viel Freude.

Meinem andern Sohn habe ich einmal einen Indianeranzug hergeſtellt. Von dunkelrotem Schweizerkattun ſchnitt ich ein Röckchen, knapp bis zu den Knien des Knaben reichend, reihte es oben auf eine Schnur und benähte nun dieſen Rock mit zwei dichten Reihen gleich langer Federn aus Gänſeflügeln, die ich vorher verſchieden bunt gefärbt hatte. Die Farben bekommt man in jedem Droguengeſchäft, es ſind dieſelben, die man zum Färben der Oſtereier benutzt. Man taucht die Federn in die gekochte Farbe und legt ſie dann auf einen Bogen Papier zum Trocknen. Jede Spitze der oberen Feder muß den Anfang der unteren decken. Dieſer bunte Federnrock, in Falten gezogen, ſieht ſehr ſtattlich aus. Die Spitzen der unteren Federreihe müſſen ungefähr 3 cm über den Saum des Rockes hervorragen. Nun wurde ein großer Kragen von ſpitzer Form auch aus dunkelrotem Stoff, hinten geſchloſſen, geſchnitten, mit kleinen bunten Federn und Goldborte rings verziert, auch um den Halsausſchnitt. Als Kopfſchmuck ſchnitt ich aus Pappe einen drei Finger breiten Streif, vorn über der Stirn etwas höher, klebte ihn zuſammen, überzog ihn mit Goldpapier und befeſtigte vorne einen Strauß beſonders ſchöner bunter Federn. Hierzu bekam mein Sohn einen großen Indianerbogen, wie er in jedem bedeutenderen Spielwarengeſchäft zu haben iſt; er erregte ſo die hohe Bewunderung ſeiner Spielgefährten. Der Anzug ziert den Weihnachtstiſch ſehr und erfordert ſehr geringe Koſten. **S. v. R.**

## Praktiſches fürs Haus.

Was macht man mit alten Angorafellen? Dieſe Frage hörte ich ſchon öfter, und da ich ſelber ſehr abgebrauchte Angorafelle hatte, machte ich nachſtehenden Verſuch, den ich nur zur Nachahmung empfehlen kann. Ich kochte Seifenwurzel aus und wuſch die Felle tüchtig damit, d. h. ſtauchte ſie mehr im Seifenwaſſer, als ich ſie rieb. Dann trocknete ich die Felle an der Luft. Alsdann ſchor ich das Haar mit eine Schere vom Leder ab. Nun wurde dieſe ſchöne reine Wolle gut durchgezupft und ergab eine herrliche Wattierung für Röcke ꝛc. Beſonders durch Leichtigkeit und Wärme zeichnet ſich dieſe Art Wattierung aus.

Nochmals das leidige Kapitel — Wanzen. Frage 183. Dieſelben vertreibt man vollſtändig und für alle Zeit durch energiſche Anwendung von Chlorkalk. Man läßt die Decken und Wände der Räume, in denen das Ungeziefer ſich aufhält, damit weißen, füllt alle Spalten und Löcher damit aus, reinigt den Fußboden mit ſtarkem Chlorwaſſer und läßt den Geruch im geſchloſſenen Raum einen Tag und eine Nacht wirken. Erfolg unbedingt ſicher. **Frau Anna Bz.**

Zu Frage 193. An Frau A. R. Die Unterzeichnete rät' Ihnen, die Steppdecken auffärben zu laſſen. Die meinigen, von blauem Kaſchmir, ſind wie neu geworden. Das Stück koſtet bei Spindler allerdings 3 Mark.

**Frau Dr. M.**

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

### Handarbeit.

**Dekorationsſhawl von Zigarrenbändern.** Mancherlei iſt ſchon geſprochen und geſchrieben worden über die Verwendung von Zigarrenbändern zu Kopfhüllen, Pompadeurs und Weſtentaſchentüchern. Nachſtehendes Rezept iſt aber wahrſcheinlich noch nicht bekannt. Es giebt in Kürze Anleitung, einen wunderhübſchen Shawl zur Dekoration der Zimmerwand, des Spiegels oder einer Staffelei koſtenlos oder doch ſehr billig herzuſtellen. Man braucht zu demſelben 164 Zigarrenbänder; 92 gelbe, darunter, wenn möglich, recht viele mit der aufgedruckten Benennung, wie: Regalia de la Reina, Regalia de Paris u. ſ. w. — 54 rote Bänder und 18 rot- und gelbgeſtreifte. Die gelben gebrauchten Bänder kann man ſich leicht durch rauchende Gatten, Brüder oder aus Zigarrenläden verſchaffen, wo man für wenige Groſchen eine Menge Bänder erhält, da die augenblickliche Zigarrenmode gelb bevorzugt. Rote und geſtreifte Bänder kann man, wie ich es that, durch Gefälligkeit irgend eines Zigarrenladen-Inhabers aus Barmen ſtückweiſe verſchaffen, die Stücken reichen allerdings zu mehreren Shawls, aber Bekannte nehmen meiſt gern den Überfluß ab. — Die gebrauchten Bänder werden geplättet, abgemeſſen und geſchnitten, jedes Band muß 45 cm lang ſein, die Enden knifft man oben und unten zu einer Spitze zuſammen und näht ſie mit einigen Stichen feſt. Da die gelben Bänder durch den Gebrauch an den Enden meiſt dünn und zerfranzt ſind, ſchneidet man das ſchlechte Stück ab und ſtickt an, um die nötige Länge herauszubringen, und zwar nicht mit einer glatten Naht, ſondern durch die obenerwähnten Spitzen, zu welchen die anzuſtickenden Faden geknüpft und dann zuſammengenäht werden, ſo daß hohle Stellen entſtehen, was ſehr apart ausſieht; man kann ein Band 2—3 mal anſticken, was beſonders bei den bedruckten Bändern ſehr zu empfehlen iſt, damit die Namen nicht alle gleichmäßig in der Mitte, ſondern bald mehr rechts, mehr links kommen; doch muß die Schrift ſtets nach derſelben Seite, nicht zwiſchendurch einmal auf dem Kopfe ſtehen; dieſe kleinen Arrangements geben dem Geſchmack und der Phantaſie der Künſtlerin den weiteſten Spielraum. Iſt nun noch feine gelbe und rote Nähſeide zur Hand, ſo beginnt man, mit Gelb anfangend, 16 gelbe und rote Bänder, 8 von jeder Farbe, abwechſelnd überwendlich mit weitläufigen aber knapp den Stoff faſſenden Stichen aneinander zu nähen. Da die Bänder dünn und leicht zu verziehen ſind, thut man gut, ſie mit Stecknadeln vorzuſtecken. Alſo: 16 gelb und rote Bänder abwechſelnd, dann 8 gelbe Bänder, 3 rote, 1 gelbes, 3 rot und gelb geſtreifte B. oder 6, wenn ſie ſchmal ſind, wovon dann immer 2 eine Spitze bilden. 1 gelbes B., 4 rote, 1 gelbes, 3 rot und gelb geſtreifte B., 1 gelbes, 3 rote, 8 gelbe, 3 rote, 1 gelbes, 3 gelb und rot geſtreifte B., 1 gelbes, 2 rote (Mitte). Nun geht es rückwärts, bis die 16 gelb und roten abwechſelnden Bänder den Shawl ſchließen, der etwa 2 m lang und 45 cm hoch iſt. Nach nochmaligem Plätten werden an den beiden kurzen Seiten Franzen angemacht, indem man 30—35 cm lange gelbe Bänder nimmt, in der Mitte etwas ſchräg zuſammenknüpft und auf die rechte Seite des letzten (gelben Bandes) näht, ſo daß ein Köpfchen überſteht, das nächſte Band dicht daneben und ſo fort bis ans Ende, dazwiſchen kann man ſtatt der gelben einige geſtreifte und rote Bänder nehmen. Der Shwal iſt nun fertig und wird der Verfertigerin wie der Empfängerin beſtimmt gefallen.

**Eine Abonnentin.**

### Kindermund.

Hänschen bemächtigt ſich bei Tiſche unbemerkt des Senftopfs und beſtreicht ſein Brot dick mit Senf. Als er hineinbeißt, brennt das ſcharfe Gewürz ihm heiß auf Lippen und Zunge, doch als tapferer kleiner Mann verbeißt er einen Schmerzensſchrei, legt das Brot beiſeite und ſagt: „Ich will warten bis es kalt iſt.“

### Für die Küche.

**Rindfleiſch ſchnell und ſchön zu pökeln.** In warmen Tagen iſt es riskant Fleiſch einzupökeln, da es oft verdirbt, ehe ſich Lake ſammelt. Folgende Methode iſt zu empfehlen, da hierdurch das Fleiſch gleich in fertige Lake kommt und in einem guten Keller kühl ſtehend, ſchnell zu gebrauchen iſt: 5 Pfund ſchönes Rindfleiſch, am beſten vom Schwanzſtück, übergießt man mit folgender Beize: Ein Liter Waſſer, 12 Lot Salz, für 4 Pfennige Salpeter, ein Lorbeerblatt, etwas geſtoßenes engliſches Gewürz und einige Stücken Zucker werden aufgekocht und nachdem die Beize erkaltet, über das Fleiſch gegoſſen. — Man deckt das Gefäß der Fliegen wegen zu, wendet das Fleiſch aber täglich um. Schon nach 10 Tagen iſt es gut, kann aber auch einige Tage länger liegen. Man kocht es mit der Lake und ſo viel Waſſer, daß es überſteht, ſchön weich, läßt es in der Lake auch erkalten, nimmt es dann aber heraus und trocknet es mit einem Tuche ab. Es gibt einen ſchönen Aufſchnitt, iſt aber auch mit Zwiebelſauce warm zu verſpeiſen ſehr ſchön. Für „ſparſame Hausfrauen“ iſt auch die erkaltete Brühe, die ſich lange Zeit hält, beinahe ſo gut wie Fleiſchextrakt zu verwenden. Kocht man Wurzelwerk und Spargel in Waſſer, gibt Reis oder Gräupchen hinein und ſo viel von der Pökelfleiſchbrühe, als es Salz vertragen kann — auch etwas von dem Fett — zieht die Brühe auch noch mit Eigelb ab, ſo erhält man eine ſehr ſchöne Suppe. Auch zu Saucen, Gemüſe ꝛc. kann man ein wenig davon nehmen.

**B. v. W. aus L.**

**Steaks von Schweinefilet.** (Sehr zu empfehlen.) Das Fleiſch eines Filets wird in fingerdicke Querſcheiben geſchnitten, geklopft, geſalzen und ganz ſchnell in aufſteigender Butter in der Pfanne 4—5 Mal gewendet. Dann hat man zur Sauce eine Mehlſchwitze bereitet, in der man eine Zwiebel, die man wieder herausnimmt, dämpft und $^1/_2$ Viertel fein gehackte Sardellen dazu thut, ſowie eine Taſſe ſüße Sahne. Dieſe gut verkochte Sauce wird über die steaks gegoſſen — Kapern hinzugethan und recht ſchnell und heiß angerichtet.

### Fragen.

216) Kann mir jemand raten, wie man ein entſchiedenes Zeichen- und Maltalent ohne Ausbildungskoſten am beſten praktiſch verwerten kann (Muſterzeichnen für Geſchäfte, Illuſtrationszeichnen ꝛc.) oder eine Schrift empfehlen, aus der man alles darauf Bezügliche erfahren kann. Ich würde ſehr dankbar dafür ſein. **Eine Unerfahrene.**

217) Könnte mir nicht eine erfahrene Hausfrau ein Mittel ſagen, wie man den intenſiven Geruch aus einem Zimmer entfernen kann, das jahrelang ein alter Herr, der ſtarker Raucher war, bewohnt hat? Karbolräucherungen erwieſen ſich als wirkungslos. — Würde wohl eine freundliche Leſerin mir ferner die Adreſſe eines chriſtlichen Inſtitutes für Dienſtmädchen-Vermittelung nennen und aus Erfahrung empfehlen können?

**Eine märkiſche Pfarrfrau.**

218) Weiß eine der geehrten Leſerinnen des Frauen-Daheim vielleicht eine Aufführung für 4—6 Perſonen, die geeignet wäre, an einem Familientage vorgeführt zu werden, und worin, wenn möglich, Liebe zum Haus, zur Heimat oder dergl. verherrlicht wird? Für jede Angabe wäre herzlich dankbar

**Eine Abonnentin.**

219) Könnte mir nicht eine freundliche Leſerin Beſcheid geben, wo es kleine Handwaſchrollen zu kaufen gibt und wie ſich dieſelben bewähren? Für gütige Auskunft beſten Dank! **Eine Abonnentin.**

220) Wer könnte ſo freundlich ſein, mir zu der Einſegnung meiner Freundin ein hübſches, ſinniges Geſchenk anzugeben. Dasſelbe müßte leicht zu arbeiten ſein, und nicht zu viel Zeit erfordern? **Käthe.**

Frühere Jahrgänge
des „Daheim.“

Für die langen Winterabende

empfehlen wir als gute Familienlektüre die **früheren Jahrgänge** des Daheim, von denen die Jahrgänge XII (1876), XV—XX (1879—1884) zum **herabgeſetzten** Preiſe von

≡ 3 Mark per Band ≡

(ſtatt 8 Mark) zu haben ſind.

**Alle 7 Jahrgänge für 17 Mk. 50 Pf.**

Beſtellungen erbitten wir durch die Buchhandlung, die „Daheim“ im Abonnement zuſtellt; auf frankierte Beſtellung liefert auch die unterzeichnete Expedition unter Nachnahme des Betrags.

☛ Für Vereins-, Anſtalts- und Volksbibliotheken dürfte dieſes billige Angebot von Wert ſein und machen wir die Herren Vorſteher, Geiſtlichen ꝛc. hierauf beſonders aufmerkſam.

**Leipzig.** **Daheim-Expedition**
(Velhagen & Klaſing).

Erzählungen
von
Maria Krummacher.

**Unſere Mutter.** Ein Lebensbild. Sechſte Auflage. Preis elegant gebunden 4 Mk.

**Himmelsſchlüſſelchen.** Eine Jugendgeſchichte. Vierte Auflage. Preis elegant gebunden 5 Mk. 50 Pf.

**Haman von Holzhauſen.** Eine Frankfurter Patriziergeſchichte nach Familienpapieren erzählt. Fünfte Auflage. Preis elegant gebunden 6 Mk.

**Zu den Bergen.** Eine Erzählung. Dritte Auflage. Preis elegant gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Die **Krummacher**’ſchen Erzählungen haben ſich durch ihre anmutige Friſche und warme Empfindung bei chriſtlicher Grundanſchauung ein großes und anhängliches Publikum erworben. Dieſelben eignen ſich ganz beſonders zu Feſtgeſchenken.

**Zu beziehen durch alle Poſtanſtalten.**

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

Daheim

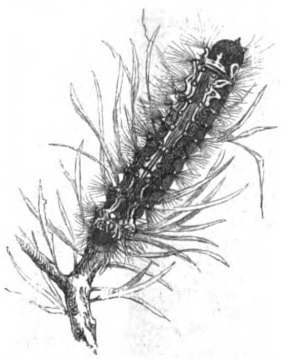
XXVI. Nr. 51. Erſtes Blatt.

1890. 20. September.

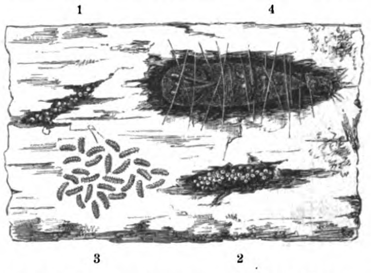
## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Die Verheerungen der „Nonne“ im deutſchen Walde.

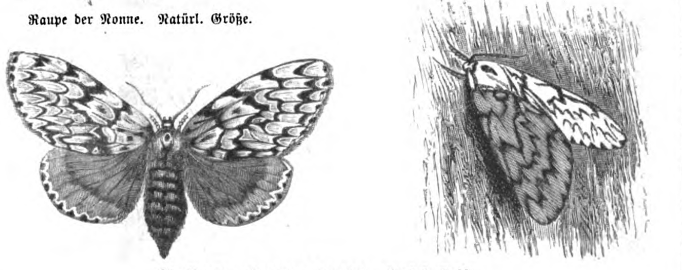
Aus manchen Teilen unſers Vaterlandes, beſonders aus Bayern, laufen ſeit einiger Zeit täglich Berichte ein über die entſetzlichen Verheerungen, welche durch die Raupen der Nonne (Ocneria monacha) in den Waldungen angerichtet werden und es iſt in der That beängſtigend, was wir von dem in ſchier unglaublichen Mengen auftretenden Inſekt vernehmen. Wenn uns berichtet wird, daß in Bayern ſchon über 20000 Morgen des herrlichſten Fichtenwaldes dem gefräßigen Ungeheuer zum Opfer gefallen ſind, ſo iſt neben dem Kummer über den Verluſt dieſer ſchönſten Zierde des Landes die bange Frage nur zu berechtigt, ob nicht die Exiſtenz unſers deutſchen Waldes gefährdet erſcheint, wenn ſich die Verheerungen noch weiter ausbreiten. Woher kommen denn ſo plötzlich die Tiere in dieſer ungeheuren Menge? In vielen Gegenden Deutſchlands wird die Nonne alle Jahre regelmäßig beobachtet, aber ſie zeigt ſich nur periodenweiſe, in ihr beſonders günſtigen Jahren, in ſolch verheerenden Mengen, wie in dieſem Sommer. Vor fünfunddreißig Jahren hatte Deutſchland zum letztenmal eine Nonnenplage und zwar war damals Oſtpreußen der Herd der Verwüſtung, während heute die Landplage in dem Walde am Chiemſee, an der Iſar, in Niederbayern, der Oberpfalz und in Schwaben wütet. Aber auch aus anderen Gegenden, aus Böhmen, Schleſien, Schleswig-Holſtein und Oldenburg kommen Klagen über die Zerſtörung der Wälder.



Raupe der Nonne. Natürl. Größe.



1 und 2 Eier, 3 Raupenſpiegel, 4 Puppe der Nonne. Natürl. Größe.



Die Nonne. (Ocneria monacha). Natürl. Größe.

Verfolgen wir die einzelnen Entwickelungsſtadien der Nonne, wie ſie uns auf den nebenſtehenden Abbildungen vor Augen geführt werden. Im Spätſommer legt das Weibchen des Schmetterlings Häufchen von Eiern unter der Rinde und in den Rindenſpalten der Bäume, an den Wurzeln und im Mooſe ab. In Gegenden, wo die Schmetterlinge ſehr zahlreich ſind, findet man die Eier überall an den Bäumen vom Wipfel bis zur Wurzel. Ende April oder Anfang Mai kriechen die Räupchen aus und bleiben vorläufig ruhig einige Tage zuſammen an einer Stelle des Stammes ſitzen, um etwas heranzuwachſen und Kraft zu erhalten zu ihrem demnächſtigen Zerſtörungswerke. Eine ſolche Geſellſchaft der kleinen Raupen nennt man einen „Spiegel“ und bezeichnet das Vertilgen derſelben in der Forſtſprache mit „ſpiegeln.“ Zur nötigen Größe herangewachſen, kriechen die weißgrau und grünlich gefärbten, mit mannigfachen roten und blauen, borſtenbehaarten Warzen verſehenen Raupen nach oben in die Zweige und Wipfel der Bäume und freſſen nun unaufhörlich ſo lange, bis kein grünes Blättchen, keine Nadel mehr am ganzen Baum zu finden iſt oder bis die Raupe ihre vollkommene Größe erreicht hat und ſich verpuppt. In Löchern der Rinde, in Aſtgabeln und an ſonſtigen paſſenden Orten ruht hinter wenigen Geſpinſtfäden die bronzeglänzende Puppe etwa drei Wochen lang, denn bricht der Schmetterling hervor und ſchwärmt umher. Die Schmetterlinge haben weiße mit ſchwarzen, zackigen Binden verſehene Vorderflügel und graue, am Rande zierlich gezeichnete Hinterflügel, die Männchen ſind lebhafter, aber viel kleiner als die Weibchen, die an ihrer roſenroten Hinterleibsſpitze kenntlich ſind.

Günſtige Winde tragen ganze Wolken dieſer Falter von ihrem Geburtsort in entfernte Wälder, die in kurzer Zeit buchſtäblich bedeckt ſind von den Tieren. Fallen ſie doch häufig wie dichter Schnee auf die Bäume herab, bald alle Stämme bis in die Wipfel hinauf grauweiß färbend mit ihrer Menge. Einen tieftraurigen Anblick gewährt der von den Raupen heimgeſuchte Wald! Alles iſt kahl und öde, kein grünes Spitzchen iſt mehr zu erſpähen, die Stämme ſind von unten bis oben bedeckt von wimmelnden Raupen, die alle vom wütendſten Hunger getrieben nach oben ſtreben und klumpenweiſe von den kahlen Zweigen wieder herabfallen, matt und entkräftet dem Hungertode geweiht, wenn die Zeit ihrer Verpuppung noch nicht kam.

Es iſt ſelbſtverſtänlich, daß ſowohl von privater Seite, als auch von Staatswegen alles verſucht und gethan wird, um die Nonnen zu vertilgen. Die Bäume werden mit Teer und Raupenleim beſtrichen, die Eier werden pfundweiſe eingeſammelt, die weiblichen Schmetterlinge zu Tauſenden aufgeleſen und vernichtet. Hinter großen durchſcheinenden Leinwandflächen, die mit Klebſtoff beſtrichen ſind, werden Feuer und Fackeln angezündet, durch welche große Mengen Schmetterlinge angelockt werden und auf der Leinwand haften bleiben. Im Ebertsberger Forſt in Bayern iſt ein großer elektriſcher Reflektor aufgeſtellt, der durch ſein intenſives Licht zur Nachtzeit ungeheure Schwärme der Falter herbeizieht, die zum größten Teil in einem dicht dabei ſtehenden Exhauſtor ihr Grab finden. Durch eine Lokomobile in Thätigkeit geſetzt, ſaugt dieſe Maſchine mit großer Gewalt durch einen umfangreichen Trichter die Luft von außen ein, alle in dieſen Luftſtrom geratenden Schmetterlinge werden in den Schlund hinabgezogen, unten in Säcken geſammelt und vernichtet. Millionen und abermals Millionen der Nonnen und ihrer Brut ſind durch alle dieſe Maßregeln vernichtet, aber trotzdem iſt noch kein durchgreifender Erfolg zu erſehen, der Menſch iſt machtlos dieſen ungezählten Scharen gegenüber. Die Erfahrung aber lehrt, daß bei zu großer Vermehrung eines ihrer Geſchöpfe die Natur ſelbſt den Ausgleich wiederherſtellt, indem ſie durch Krankheiten oder ſonſtige Einflüſſe der Ausbreitung und Vermehrung der Maſſen Halt gebietet.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Glückliche Seele, was willſt du ſorgen,
Wenn noch ein Menſch dir zur Seite blieb,
Von dem du weißt: Hier biſt du geborgen!
Er iſt gut, und er hat dich lieb!

## Hochzeits-Tafelgeſpräch

für eine Dame und einen Herrn.

Dame: Es wird wohl niemand widerſtreiten:
Bei Tiſche ziemt ein heit'res Wort.
Herr: Wenn gute Reden ſie begleiten,
Dann geht die Arbeit munter fort.
Dame: Man brachte manche Liedergabe,
Warum verhältſt du dich ſo kühl?
Herr: Ach, an der Quelle ſaß der Knabe
Im nichtsdurchbohrenden Gefühl.
Dame: Mir ſcheinſt, du biſt, mein kluger Reimer,
Ein Schillerſcher Citatendieb?
Herr: Daran erkenn ich meine Pappenheimer!
Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb.
Dame: Das Brautpaar ſieht den Himmel offen,
Und fühlt im Herzen Seligkeit.
Herr: O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe gold'ne Zeit.
Dame: Die Liebe mußte ſich erproben.
N. zeigte die Geduld des Lamms.
Herr: Der iſt beſorgt und aufgehoben:
Ich bin der letzte meines Stamms.
Dame: Man ſagt, die Männerwelt, die ſchlimme,
Verſteht die zarten Frauen nicht.
Herr: Des Herzens Zug — des Schickſals Stimme.
Gehorſam iſt des Weibes Pflicht.
Dame: Auch hab' ich nebenbei erfahren,
Der Bräutigam ſoll heftig ſein.
Herr: Der Fehler gibt ſich mit den Jahren.
Dies Kind, kein Engel iſt ſo rein.
Dame: Doch werden ſie wohl glücklich werden?
Hat ſie's ihm wirklich angethan?
Herr: Die! oder keine ſonſt auf Erden!
Die Treue iſt kein leerer Wahn.
Dame: Hat keine and're N. umfangen?
Blieb Bräutchens Herz für jeden ſtill?
Herr: Du ſprichſt von Zeiten, die vergangen,
Früh übt ſich, was ein Meiſter werden will.
Dame: Die Sache iſt mir nicht zum Spaßen!
Iſt N. Don Juan von Beruf?
Herr: Wo alles liebt, kann Karl nicht haſſen,
Doch: er iſt beſſer, als ſein Ruf.
Dame: Wenn allgemach die Zeit entſchwindet,
Geht ihre Liebe gleichen Gang?
Herr: Es prüfet, wer ſich ewig bindet:
Der Wahn iſt kurz, die Reu iſt lang.
Dame: Doch hat die Frau trotz allem Lieben
Den Kopf ihm 'mal zurechtgeſetzt —
Herr: Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt.
Dame: Will er einmal ſein Frauchen necken,
Indem er eifrig widerſpricht —
Herr: Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Ruh iſt die erſte Bürgerpflicht.
Dame: Im Namen aller Frau'n; der Einfall
War kindlich — aber göttlich ſchön!
Herr: Ich denke mehr, es war ein Reinfall.
Na, ſei es d'rum: der Mohr kann gehn.
Dame: Willſt du noch mehr mit Schiller prunken?
Denkſt du: erlaubt iſt, was gefällt?
Herr: Ja: Freude ſchöner Götterfunken!
Und dieſen Kuß der — Damenwelt.

**A. Ritſchke.**

## Über Güte und Wohlgeſchmack des Fleiſches.

Der Herbſt mit ſeiner Gabenfülle bringt uns ſo manches Gute in die Küche, daß es jetzt eine doppelte Luſt iſt, zu kochen und zu wirtſchaften. Faſt alle Erzeugniſſe der Gartenkunſt, — mit Ausnahme einiger Gemüſe und Salate — ſtehen auf ihrer Höhe. Ebenſo die Fleiſch-, Geflügel-, Fiſch- und Wildarten. Wenn der Landmann die Grummeternte beendet hat, ſchickt er das Vieh, welches den größten Teil des Jahres zur Gefangenſchaft verurteilt iſt, hinaus, um das Gras, welches die warme, feuchte September- und Oktoberluft noch wachſen läßt, abzuweiden. Sichtlich erholen ſich die Tiere in der freien Luft. Es runden ſich die Formen, das Fell wird glänzender, der Geſundheitszuſtand hebt ſich. Natürlich wird das Fleiſch ſolcher Tiere anders und beſſer ſchmecken, als jenes vom Stallvieh. Schon im Anſehen zeigt ſich der Unterſchied, das Fleiſch iſt vollſaftig, hat ein ſchönes Blutrot und zartes, gelbliches Fett. Das gilt vom Rindfleiſch. Beim Hammelfleiſch iſt das Fett weißer und feſter, die Muskelpartien ſind von feiner Struktur und fahlrot, nicht wäſſrig und hellblutrot. Im allgemeinen nimmt man an, daß nur das Fleiſch vom männlichen Rind gut und zart ſei, das Fleiſch der Kühe dagegen wird gewöhnlich als minderwertig betrachtet. Dieſe Annahme trifft nicht immer zu; im Gegenteil wird das Fleiſch eines Zugochſen viel gröber ſein als das einer jungen Kuh, welche vielleicht wegen Sterilität geſchlachtet wurde. Beſonders ſind die Lenden der Kühe oft wunderbar zart. Freilich wird doch in Orten, wo keine Geſundheitspolizei für das leibliche Wohl der Einwohner ſorgt, manche kranke Kuh geſchlachtet und von gewiſſenloſen Fleiſchern oft für gut verkauft. Manchmal geſchieht das Schlachten beim Bauern ſelbſt, und das Fleiſch wird alsdann billig verpfundet unter Angabe der Umſtände. Der Käufer ſolch billigen Fleiſches weiß alſo, woran er iſt und hat ſich die möglichen unangenehmen Folgen ſelbſt zuzuſchreiben. Nun iſt es aber leider gar keine Seltenheit, daß ſich eine unternehmende Händlerin die Gelegenheit zu nutze macht, ſolch zweifelhaftes Fleiſch nach der nächſten Stadt zu ſchaffen und damit zu hauſieren. Es iſt bekannt, wie gern unſre Hausfrauen einen beſonders billigen Kauf thun; billig und gut iſt aber ſelten beiſammen, in dieſem Falle ſchon gar nicht. Doch auch bei renommierten Fleiſchern iſt man des guten Einkaufs nicht vollkommen ſicher, wenn man nicht verſteht, vom äußeren Anſehen auf die Güte zu ſchließen. Gerade diejenigen Meiſter, welche ſehr fettes Vieh zu ſchlachten pflegen, führen neben dieſem auch minderwertiges. Das geht ſo zu: Für die fetteſten Stücken, alſo Bruſt, Querrippe oder Bauch, haben ſie unter ihren Kunden wenig Abnehmer, dagegen kauft der Bauer und Tagelöhner gerade dieſe Sorte am liebſten. Um die Differenz auszugleichen, tauſcht der Stadtfleiſcher bei ſeinen ländlichen Kollegen die nicht gangbaren Stücken gegen magere Hinterviertel ein. So iſt jedem geholfen, dem Stadtfleiſcher am meiſten, denn er läßt ſich natürlich das minderwertige Fleiſch meiſtens ebenſo bezahlen, wie das wirklich gute. Das kaufende Publikum trägt den Schaden; darum iſt es für eine gewiſſenhafte Hausfrau unumgängliche Pflicht, ſich über den Wert und die Güte des Fleiſches genau zu unterrichten. Dazu iſt vor allen Dingen nötig, daß ſie ſelbſt im Fleiſchladen verkehrt und nicht das meiſt unerfahrene Dienſtmädchen oder gar Kinder einkaufen läßt. Übrigens hilft hier Erfahrung am beſten urteilen. Die Hausfrau muß ſich ganz feſt die Merkmale guten und zweifelhaften Fleiſches einprägen. Fleiſch von einem kranken Rind wird immer wäſſrig, faſerig und ſchlaff erſcheinen, ſehr dunkelrotes Blut läßt auf hohes Alter des Schlachttieres ſchließen. Dunkles Schweinefleiſch kaufe man nie, es wird grob und hart ſein, weil von einem älteren Tiere ſtammend. Gutes Schweinefleiſch ſieht ganz zart roſa aus, das Fett iſt ſchneeweiß und weich, aber nicht zerfließend, der Speck iſt höchſtens drei Finger hoch. Die Schwarte muß dünn und dehnbar ſein, nicht mit dicken Haarwurzeln durchzogen. Das wohlſchmeckendſte Schweinefleiſch liefert unſere Landraſſe, doch auch die Mäſtung kommt hier in Frage. Werden die Schweine mit dem Abgang großer Milchwirtſchaften gefüttert, ſo erreicht ihr Fleiſch den höchſten Grad von Vollkommenheit. Der leichte internationale Verkehr hat auch in der Landwirtſchaft manchen Wandel geſchaffen. Früher hielt man auf großen Gütern — nur dieſe können hierin überhaupt in Frage kommen — die Schafe um ihres Pelzes willen, der bei unſerer einheimiſchen Raſſe, Abkömmlingen aus Spanien eingeführter Merinoſchafe, ganz beſonders gut und üppig gedeiht. Dieſes dicke Vließ wurde den Tieren alljährlich in der ſogenannten Schafſchur genommen und und bildete eine reiche Einnahmequelle für die Beſitzer. Die Fleiſchproduktion war mithin Nebenſache, lohnte auch nicht, da das Tier mittlerweile alt geworden und wenig ſchmackhaft war. Als Auſtralien anfing, mit den Ergebniſſen ſeiner großartigen Schafzucht — über 100 Millionen Pfund Wolle pro Jahr — auch den deutſchen Markt zu überſchwemmen, mußten unſere Züchter darauf bedacht ſein, den Ausfall in ihren Einnahmen anderweit zu decken. Sie legten ſich jetzt mit Eifer auf die Züchtung ſolcher Schafraſſen, die vor allem vorzügliches Fleiſch liefern. Obenan ſteht hier das engliſche Schaf, das nach einem Jahre ebenſo groß iſt als das unſrige mit drei, überhaupt ein Gewicht von 300 Pfd. erreicht. Da die Wollgewinnung gering iſt, ſo hat man kein Intereſſe daran, die Tiere alt werden zu laſſen; man ſchlachtet ſie gewöhnlich ſchon im erſten Jahre und bezeichnet ſie ſo als „engliſche Lämmer“. Ihr Fleiſch iſt fein und äußerſt wohlſchmeckend, nicht zu vergleichen mit dem der gewöhnlichen Schafe. Nur von ihm läßt ſich jener zarte Leckerbiſſen, das Entzücken aller Feinſchmecker: „Das Hammelkotelett“ in ſeiner höchſten Vollkommenheit herſtellen. Des reichen Fettgehaltes wegen eignet ſich das Hammelfleiſch ganz vorzüglich zu den stickſtoffreichen aber fettarmen Kohlarten. Der Inſtinkt hat uns ſchon längſt gelehrt, gerade dieſe Fleiſchſorte mit den verſchiedenen Abarten des Kohls: Wälſch- und Weißkraut, Braunkohl, Roſenkohl, Kohlrüben und Rotkraut zu verbinden. Um den Geſchmack und das Ausſehen (auch minder guten) Hammelfleiſches zu verbeſſern, iſt es empfehlenswert, die obere Haut abzuziehen und ſo die Fettſchicht frei zu legen. Dieſe Haut wird beim Kochen grau, zieht ſich zuſammen, giebt dem Fleiſche ein häßliches Anſehen und der Brühe einen unangenehmen Beigeſchmack, während das weiße Fett ſich auf dem Teller appetitlicher ausnimmt. Nun bliebe noch eine Bemerkung über das Kalbfleiſch übrig. Soll ſolches gut ſein, ſo darf **es** weder von einem zu jungen noch zu alten Kalbe herrühren. Im erſten Fall iſts weichlich, mager und fad, im andern zu fett und wenig zart. Das richtige Alter iſt drei bis vier Wochen, Maſtkälber werden meiſtens ebenſo viel Monate alt und ſind dann nicht nach jedermanns Geſchmack.

**Klara Zöllner.**

## Allerlei vom Kürbis.

Der Kürbis, dieſe Rieſenfrucht unſerer Gärten, wird meiſtens ganz unverdientermaßen mit Geringſchätzung behandelt. Er gilt für gewöhnlich, weil ſeine Anzucht keine Mühe macht und er uns ſeine Gaben ungebeten in großer Menge zukommen läßt. Kaum giebt es aber ein beſſeres Sinnbild für den reichen, gewährenden Herbſt als die wuchtige Goldfrucht des Kürbis. Mit fabelhafter Üppigkeit gedeiht ſein Geranke, welches Mauern, Zäune und Anhöhen erkletternd, höchſt maleriſch wirken kann. Ein einziges Samenkorn in die Erde eines Blumentopfes geſteckt, wächſt denſelben in wenigen Tagen aus, dem Naturfreund, wie faſt kein zweites Gewächs, die genaueſte Beobachtung des Blühens, des Fruchtanſetzens, des Reifens in kurzem Zeitraum gewährend. Der Geſchmack der Frucht iſt nicht jedermanns Sache, und das hauptſächlich wohl deshalb, weil man ſich im allgemeinen wenig Mühe bei ihrer Zubereitung gibt. Am geſchätzteſten iſt wohl das feine, in Zucker eingemachte Kompott. Beſonders gut iſt dasſelbe, wenn die zierlich zugeſchnittenen kleinen Fruchtſtücke eine Nacht in Eſſig gelegt wurden. Auf jedes Pfd. Kürbis rechnet man etwa $^3/_4$ Pfd. Zucker, kocht denſelben klar, vermiſcht ihn mit Zitronenſaft, in ganz feine Stiftchen geſchnittener Zitronenſchale, ſchneidet Succade, nach Geſchmack auch ein wenig Pomeranzenſchale dazu, und kocht dann den Kürbis, bis er klar iſt. Sollte er noch etwas Säure bedürfen, ſo fügt man von dem Eſſig, in welchem er geſtanden, hinzu. Die einfachere Zubereitung des Kürbiskompotts in Eſſig, Zucker und Gewürz, welches ſeiner Billigkeit wegen ſich allgemeiner Schätzung erfreut, iſt ja hinlänglich bekannt, weniger aber, daß Kürbis in Apfelwein gekocht, nicht nur ein ſchmackhaftes Mus, ſondern auch eine ſchöne Suppe giebt, die durch in Butter geröſtete Semmel- oder Griesklöße vervollſtändigt werden kann. Weißwein, ein Löffel Rum, Korinthen, Zitronen und Zimmet ſind Gewürze, welche beide Gerichte verbeſſern. Das Mus, ſtark mit Zucker eingekocht, iſt auch als Zubrot für Kinder verwendbar. Fingerlange Kürbisſtücke von der nicht ganz reifen Frucht können wie Gurken in Eſſig, Senf, Pfeffer, Meerrettig und Lorbeerblatt — aber ohne Zwiebel — eingelegt werden. In ſolcher Geſtalt iſt er ein beſonders guter Beſtandteil des Heringsſalates und erſetzt eventuell die Gurke. Iſt bei all ſolcher Verwendung, ſelbſt trotz des Zurückſtellens ganzer Früchte, welche ſich in trockenen froſtfreien Räumen bekanntlich lange halten,

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

doch noch Überfluß vorhanden, ſo gebe man ſeinen Freunden, vielleicht unter Hinzufügung obiger Rezepte, davon ab. Solch ein ſtattlicher Geſelle mit wildem Weinlaub bekränzt, einen Aſtern- oder Georginenſtrauß an der Bruſt, bereitet ſelbſt als Geburtstagsgabe nicht ſelten den größten Spaß. Sehr gut machen ſich auch ſauber ausgehöhlte Kürbishälften, in welchen auserleſene, ſelbſtgezogene Erzeugniſſe des Gemüſegartens geſchichtet ſind. Alles zierlich geputzt, maleriſch geordnet, ſieht zuſammen ſo appetitlich aus wie Marzipan. Da hängt man rings über den Rand der einen Hälfte krauſe Peterſilie, üppige Sellerie, deren zarter weißer Salatknollen in der Tiefe ruht; darüber liegen ſchlanke Gurken, goldige Zwiebeln und einige beſonders ſchöne Mohrrüben. In der zweiten Hälfte umkränzen Thymian, Majoran und Bohnenkraut ein Gericht grüner Bohnen, auf denen einige Tomaten prangen; oder ſie dient auch edleren Früchten wie Trauben, Äpfeln, Pflaumen als Behälter. Zum Schluß empfehlen wir noch den mittelgroßen Kürbis als effektvolle Dekoration einer ländlichen Feſttafel. Man ſchneidet oben knapp ein Drittel desſelben ab und ſteckt in das feuchte Innere ſchöne Zweige, die den Kürbisrand verdecken. Volle Maisbüſchel, Spargelkraut, hochragende Blumen nehmen die Mitte ein. Man kann auch die Kürbisſchale mit einer leichten ausdrucksvollen Malerei, ſowie mit einer geſchickten Gravierung verſehen oder ſie, um nur ihren Glanz zu erhöhen, einfach lackieren. Die Idee iſt zwar nicht ganz neu, denn es giebt Kürbiſſe von flaſchenähnlicher Geſtalt, welche von ſüdlichen Völkern ſehr geſchätzt, mit kunſtvoller Malerei und Silberbeſchlag verſehen, als dauerhafter Hausrat dienen. Unſer guter Speiſekürbis aber darf ſich mit der Ehre, vorübergehend als Mittelpunkt einer Feſttafel zu dienen, über die Zurückſetzung tröſten, welche ihm ſo lange zu teil wurde.

**Frau Doußberck, Spandau.**

## Eine Hilfe beim Obſtabnehmen.

Die Obſternte hat zum Teil begonnen; für die wertvollſten Früchte, die im Winter uns erfriſchen und erquicken ſollen, ſteht ſie nahe bevor. Es iſt eine angenehme Arbeit, die unſrer wartet, eine Ernte, der weniger, als es ſonſt meiſt der Fall, eine beſondere Bemühung vorangegangen iſt. Und doch ſoll man nicht meinen, daß des Menſchen Thun ohne Einfluß iſt auf den Ertrag der Obſtbäume. Nicht nur durch Düngen der Baumſcheibe um den Stamm herum, ſoweit die Äſte reichen, durch Reinigen des Stammes von Moos, Flechten und abgeſtorbenen Rindenteilen, durch Ausputzen und Auslichten der Krone können wir die Fruchtbarkeit befördern, ſondern eine ganz beſondere Bedeutung hierfür hat auch die Art des Obſtabnehmens. Die Ernte des nächſten Jahres iſt in den Blütenknoſpen bereits vorgebildet, und dieſe gilt es zu ſchonen. Werden die Früchte nicht abgebrochen, ſondern mehr abgeriſſen, abgeſchlagen oder abgeſchüttelt, ſo gehen — von der Beſchädigung der Früchte ſelbſt abgeſehen — auch viele der Knoſpen verloren, und damit auch die Ernte des nächſten Jahres. Es iſt oft ein Anblick zum Erbarmen, wie der eines Schlachtfeldes, wenn man die Menge Blätter und Äſte ſieht, die unter einem geplünderten Obſtbaum liegen. Aber wie ſoll man zu den Früchten gelangen, wenn ſie an den äußerſten Zweigen hängen, welche weder von der Bockleiter aus zu erreichen ſind, noch die Anlehnung einer längeren Leiter geſtatten? Mit Hilfe einer ſehr einfachen Vorrichtung läßt ſich jede Leiter frei aufſtellen unter die weit ausladenden Äſte eines Baumes, ohne dieſen als Stützpunkt zu gebrauchen. Sie beſteht aus einer ſcherenartigen Verbindung von zwei eiſernen Armen, welche an dem oberen Ende gabelförmig geſchlitzt ſind zum Auflegen der Leiterſproſſe, an den unteren aber Tüllen haben, in welche längere oder kürzere Stangen von 4—5 cm Durchmeſſer geſteckt werden, je nach der Länge der zu gebrauchenden Leiter. Der Schmied hat mir nach einer dürftigen Aufzeichnung mit Kreide dieſe Schere für 2 Mark angefertigt, und ſeit ich ſie beſitze, ſind für mich die Schwierigkeiten beim Obſtabnehmen geſchwunden. Zur Probe habe ich eine etwa 7 m lange Leiter erſt auf meinem Hofe aufgeſtellt und ſie anfangs ſchüchtern beſtiegen, bis ich merkte, daß ſie auf den beiden feſten Stangen ebenſo ſicher ruht, als wenn ſie gegen eine Wand oder einen ſtarken Baum gelegt wäre. Jetzt bewege ich mich trotz meines Gewichtes von 90 kg mit derſelben Sorgloſigkeit auf der Leiter, wie ein zehnjähriger Junge. Die Bäume und ihre Knoſpen bleiben unverletzt und danken die ſchonende Rückſicht beim Abnehmen des Obſtes durch reichen Ertrag. Bemerkt ſei noch, daß dieſe Leiterſtütze nicht minder weſentliche Dienſte leiſtet beim Beſchneiden der Obſtbäume im Frühjahr und Sommer. Jeder Gartenfreund kennt die Wichtigkeit des Schnittes beim Zweigobſt, aber auch die Mühe, welche es macht, manchen Zweig zu erreichen. Jetzt ſtelle ich die Leiter im eigentlichſten Sinne des Wortes über dem Baum auf, ſo daß dieſer zwiſchen jener und der Stütze ſich befindet, und jeder Zweig iſt mir auf das bequemſte zugänglich. Ich bin überzeugt, daß dieſes einfache Gerät, daß durch das Vorhandenſein mehrerer Paare von Stangen für die verſchiedenſten Leitern brauchbar wird, auch anderen ſo zweckmäßig erſcheinen wird, als mir.

**W. in W.**

## Kunſt im Hauſe.

1) Eine ſehr hübſche Ausfüllung der Mußeſtunden, die ſtrebſamen Damen auch Anlaß zu einer lohnenden Erwerbsthätigkeit geben kann, bietet die Emaillemalerei, das Bemalen von Hausgeräten, Schmuckgegenſtänden, Nippſachen u. ſ. w. mit den neuen, von den Herren Horn und Frank (Berlin N., Gollnowſtraße 11a) eingeführten Emaillefarben, die, glatt aufgetragen, einen äußerſt feinen, blanken, glatten, der echten Emaille ganz ähnlichen Überzug liefern. Gewöhnliche Blumentöpfe, mit Emaillefarbe beſtrichen, werden zu einer Zierde für das Zimmer. Aus einer einfachen Kanaliſationsröhre (ſchwarz oder blau geſtrichen, mit Blumen oder japaniſchen Figuren in Gold oder bunt) vermag ſich die Hausfrau einen hübſchen Schirmſtänder oder eine prächtige Blumenvaſe herzuſtellen. Alte Kakao- und Konſervebüchſen, die ja häufig, als nicht mehr verwertbar, fortgeworfen werden, bilden glatt mit Emaillefarbe überzogen, einen zierenden Behälter für die Küche, und wenn ſie einigermaßen kunſtvoll bemalt ſind, ſogar für das Zimmer. Die einfache Emaillemalerei ſelbſt iſt eine in ca. zwei Stunden zu erlernende Operation, zu welcher es durchaus keiner beſonderen Vorkenntniſſe im Zeichnen oder Malen bedarf. — Nachdem man z. B. den zu bemalenden Blumentopf ſauber gereinigt und vor allem von jeder Feuchtigkeit befreit hat, beſtreicht man ihn zunächſt mit Spirituslack, um das Eindringen der zarten Farben in den poröſen Thon zu verhindern. Dann trägt man mit einem kleinen mäßig ſteifen Haarpinſel die Farbe, nachdem man ſie vorher tüchtig umgerührt, in die gravierten Felder ein. Darauf zieht man die Rinnen noch mit Gold-, Silber- oder Kupferbronze nach und der Gegenſtand iſt vollendet. Des Brennens und Überlackierens bedarf es nicht. Die Farben trocknen ſofort unter Hinterlaſſung glänzender, ſpiegelglatter Flächen. Stick-, Laubſäge- und ähnliche Muſter, auf Holz, Pappe, Porzellan, Glas u. ſ. w. gepauſt, laſſen ſich mit einigen harmonierenden Tönen von Emaillefarbe wunderſchön ausmalen. Die Muſterlinien können dann mit Gold nachgezogen werden. Mit Phantaſie und Geſchick laſſen ſich noch viele Verwendungen der neuen Farben ausfindig machen. In Berlin iſt von obengenannter Firma ein Atelier errichtet, wo — vorläufig an 50 — Damen von einer erfahrenen Malerin Unterricht in den verſchiedenen Verwendungen der neuen Emaille erteilt wird. Unterricht und Material koſtet 5 Mark. Nach außerhalb werden ſorgfältig ſortierte Arbeitskäſten verſandt, welche Büchſen mit Emaillefarben, Goldbronze, Lack, Terpentinöl zum Verdünnen der Farben, verſchiedene Haarpinſel, eine Vorlage mit angefangener Malerei, eine Farbenmuſterkarte (50 Farbentöne vom zarteſten Elfenbeinweiß bis zum dunkelſten Terra-Cotta), ſowie eine genaue Anweiſung für die Emaillemalerei enthalten. Einzelne Büchſen koſten eine halbe bis eine Mark. — Ich mache auf die Emaillemalerei im beſonderen als auf eine neue lohnende Erwerbsquelle aufmerkſam, in mittleren und kleineren Städten können ſich Damen durch Unterrichtgeben, wie durch Anfertigung von Schmuckgegenſtänden zum Verkauf, gewiß einen hübſchen Verdienſt verſchaffen.

**K. Oehmke.**

2) Ein glücklicher Zufall lenkte im Beginn dieſes Sommers mein Auge auf eine kleine Anzeige im Annoncenteil des „Daheim“, die eine neue emailähnliche Farbe anpries, und da die Sommerwochen mir für allerlei Vergnügungsarbeiten Zeit laſſen, ſo verſchaffte ich mir ſofort ein Pröbchen dieſer Japanlackfarbe von der Firma Fr. Ebhardt & Co. in Berlin W. 62, um mit derſelben Malverſuche anzuſtellen. Solche ſind mir beſtens gelungen und ich darf hoffen, daß eine kurze Beſprechung meines Verfahrens praktiſche Hausmütter ſowie malbefliſſene Damen intereſſieren wird. Die Farbe bietet ſich als ziemlich dickflüſſige Maſſe, die man vor dem Gebrauch ſtark umrühren muß, damit Lack- und Farbenteile ſich gehörig wieder miſchen. Man ſollte zur Zeit immer nur wenig Farbe in das Näpfchen oder auf die Palette nehmen, da ſie leicht eintrocknet; dies letztere iſt auch der Grund, daß man ſie gut verkorkt halten muß. Man erhält die Farben in den verſchiedenſten Tönen und kann außerdem beliebig miſchen. Der große Vorteil des Japanlacks iſt, daß man die damit bemalten Gegenſtände kalt und warm abwaſchen kann, gerade wie japaniſche Lackwaren. Als Beginn meiner Thätigkeit wählte ich ein aus einem früheren Theeſervice vereinſamt übrig gebliebenes Taſſenſchälchen; ich grundierte dasſelbe kecklich mit Schwarz, dem ich ein wenig Rot zugeſetzt hatte, — mit Streichen und Fließenlaſſen erzielte ich bald eine ſchöne Fläche, deren porzellanähnlicher Glanz mich entzückte. Binnen kurzem war die Farbe getrocknet, und ich ſetzte nun mit Goldbronze ein ſehr primitives, aus einfachen Punkten beſtehendes Muſterchen darauf. Das gute Ausſehen dieſer erſten Arbeit veranlaßte mich, ſofort noch eine alte Blechbüchſe und ein zerſtoßenes Holzkäſtchen gleicherweiſe zu verzieren, erſterem jedoch einige im japaniſchen Geſchmack gehaltene Blumenzweige, letzterem ein Ornament aufmalend. Alle verfügbaren Gläschen und Döschen meines Haushalts, ein großer Blumentopf, ein Steinkrug ſowie verſchiedene Majolikatellerchen ſind ſeitdem unter dem Pinſel geweſen und verjüngt wieder erſtanden, zum Teil wirklich recht hübſch dekoriert; mit dem Erfolg wuchs der Mut und ſowohl reichere Blumenſtücke wie vielfarbige Arabeskenmuſter gelangen überraſchend gut. Die Farbe iſt in ſich ſchon ſo glanzvoll, daß ſie keinen Firnis braucht, noch des Polierens oder Einbrennens bedarf: der bemalte Gegenſtand iſt eben fertig. Wie praktiſch ſich dies erweiſt bei Anfertigung kleiner Geſchenke wie bei Erneuerung größerer Haushaltungsgegenſtände, fühlt jeder gleich heraus! Zu bemerken iſt, daß man möglichſt glattes Material zum Bemalen wählen ſollte; rauhe und ſehr poröſe Flächen ſaugen die Farbe ungleich auf, ſodaß ein mehrfaches Grundieren nötig wird. In ſolchem Falle gebe man den erſten Grund ſehr dünn oder untermale einmal mit Gelatine. Gegenſtände, die nicht mit Waſſer in Berührung kommen, kann man auf dem Japanlackgrunde mit Ölfarben bemalen. Die Japanfarbe iſt an und für ſich zu dicklich zum Malen, man benutzt Terpentin zum Verdünnen. In den Kork des Terpentinfläſchchens ſchneide man zwei Längsrillen und ſetze ihn dann wieder auf: man erhält auf dieſe Weiſe ein Tropfenfläſchchen, das immer nur ſo viel Flüſſigkeit hergiebt, als man zum Anfeuchten des Pinſels bedarf, und das man nicht weiter zu öffnen braucht.

**Frau Aja.**

## Kunſtwäſche.

In der Behandlung der Leibwäſche iſt wohl jede deutſche Hausfrau erfahren, weniger in der Reinigung und Wäſche von Kleidern und ähn-

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

lichen Dingen, und mancher Thaler wandert in die Kunſtwäſcherei, der bei einiger Sorgfalt und Mühe erſpart werden könnte. Vielleicht wiſſen ſparſame Hausfrauen es mir Dank, wenn ich ihnen einige Erfahrungen mitteile, die ich mir im Laufe der Jahre geſammelt habe und die ſich ſtets bewährt haben. Voraus will ich bemerken, daß es ſtets beſſer iſt, die Kleider zu zertrennen, da der Futterſtoff, wenn er viel Appretur hat, ſich leicht weitet, während der Oberſtoff ſein früheres Maß beibehält. Dies gilt natürlich nur für wollene Kleider. *Iſt die Farbe des Wollſtoffes echt* (man thut gut, erſt eine Probe zu waſchen), ſo weiche man den Stoff über Nacht ein und waſche ihn am andern Tage in heißem Waſſer, dem man auf 2 Löffel Öl für 8 ₰ Salmiakgeiſt zuſetzt, ohne Anwendung von Seife. *Iſt die Farbe nicht echt*, ſo wäſcht man denſelben in Waſſer, in dem man weiße Bohnen geſotten hat, ohne Seife oder man kocht für ein Kleid 1 Pfd. Roggenmehl mit Regenwaſſer zu einer dicken Suppe. Iſt dies erkaltet, wäſcht man das Kleid darin, ſpült es rein und plättet es feucht. *Cheviots und ähnliche Stoffe* kann man ſogar mit gewöhnlicher Seife in kaltem, weichem Waſſer waſchen, worauf man den Stoff ausdrückt, ihn der Länge nach aufhängt und feucht plättet. *Schwarze Wollſtoffe* werden ſehr ſchön, wenn man ſie ohne Seife in kaltem Bier wäſcht, doch muß man tüchtig ſpülen, läßt den Stoff nur abtropfen und laſſe ihn im Schatten halb trocknen, worauf man ihn links bügelt. *Tuchſachen* bürſte man mit kaltem Gallſeifenſchaum, dem Striche nach, bis ſie rein ſind, dann bürſte man in derſelben Weiſe mit kaltem Waſſer nach, laſſe ihn halb trocken werden und bügele ihn, doch nicht direkt auf dem Stoff, ſondern durch Seidenpapier oder ein leinenes Tuch. Für *Kattunkleider und ähnliche Stoffe* erhitze man in einem Keſſel Waſſer ſo weit, daß man eben noch die Hand darin leiden kann, dann ſchütte man (auf 8 Pfd. Stoff 1 Pfd.) Weizenkleie hinzu, läßt dies 5 Minuten ziehen, bringt den Stoff hinein, wendet ihn häufig um mit einem Holzſtabe und reibt ſie leicht durch. Um ihnen nach dem Spülen wieder Steife zu geben, koche man auf ein Kleid 2 Eßlöffel Kartoffelmehl in Waſſer zu einem dünnen Brei, ziehe den Stoff gut durch und plätte ihn feucht. *Weißwollene Tücher, Kragen* ꝛc. reibe man recht gut in Weizenmehl durch, dem man etwas Berlinerblau zuſetzt, dann ſtäube man ſie im Freien gut aus. *Baſtſeidene Kleider* wäſcht man lauwarm mit venetianiſcher Seife und ſetzt dem letzten Spülwaſſer 2 Tafeln Gelatine und etwas Streuzucker zu oder zieht den Stoff durch Reiswaſſer, läßt ihn halb trocknen und plättet ihn links. *Helke Seidenzeuge* wäſcht man mit milder Seife in kaltem Waſſer, dem man den 10. Teil Salmiakgeiſt zuſetzt, ſpült ſie gut und plättet es feucht zwiſchen zwei Tüchern. *Schwarzſeidene Bänder und Spitzen* wäſcht man in ſtarkem Kaffee, Spiritus oder Milch, und plättet ſie zwiſchen zwei wollenen Tüchern. Bei Bändern genügt meiſtens Abreiben mit einem in Spiritus getauchten Läppchen, worauf man ſogleich plättet. Hat man öfters *Tüllſachen oder feine Spitzen* zu waſchen, ſo laſſe man ſich ein Brett aus weichem, weißen Holze machen, das man mit weißem Flanell übernagelt. Darauf näht man die Spitzen glatt nebeneinander und bürſtet ſie mit einer weichen Seifenbürſte ſtark mit venetianiſcher Seife und ſtellt das Brett in die Sonne. Iſt das Tuch trocken, ſo wiederholt man das Verfahren, ſpült, bis das Waſſer klar bleibt, bürſtet mit Blauwaſſer, in das man etwas aufgelöſtes Gummi arabicum miſcht, über und läßt das Tuch wieder trocknen. Dann nimmt man die Spitzen ab; ein Überplätten wird in den ſeltenſten Fällen nötig ſein. *Weiße Federn* zu waſchen, koche man ¼ Stunde lang zerkleinerte venetianiſche Seife in einem emaillierten Topf voll Waſſer und ſchlägt dies zu Schaum. Damit feuchte man die Federn an, ziehe ſie durch die Finger, ſpült in lauem Waſſer nach und drückt ſie zwiſchen zwei leinenen Tüchern aus. Dann ſtreut man pulver. Schwefel auf glühende Kohlen und hält die Federn darüber bis ſie trocken ſind, wodurch ſie weiß und kraus werden. Zuletzt hängt man ſie an einem warmen Orte auf.

**Little woman.**

### Hausmittel.

Die Jahreszeit und die Zeitungsberichte berechtigen zu Befürchtungen wegen Cholera und Ruhr. Folgendes Mittel hat ſich wunderthätig bewährt: 1 Eßlöffel voll geſtoßener roher Stärke wird mit 2 Eßlöffeln voll Waſſer klar gerührt, ſo daß es ein dünner Brei wird; dann fügt man 1 Theelöffel voll geriebenem Zucker und 1 Eßlöffel voll Kognac hinzu und gibt den Kranken alle 2 Stunden 1 Eßlöffel von dieſer Maſſe ein. Es hilft immer. Sollte dies ausnahmsweiſe nicht geſchehen und zugleich ſtarkes Erbrechen eintreten, muß gleich ein Arzt gerufen werden.

**Frau von Hohenhauſen.**

### Zu einem Buche für Kinderkleider-Proben.

Zu Frage Nr. 210 (Frauen-Daheim Nr. 47.

Ein ſchlichtes Buch mit vielen leeren Seiten
Iſt's, was erſtaunt jetzt deine Augen ſehn,
Doch willſt du meine Abſicht erſt verſteh'n,
Wird lieb und wert es dir in künft'gen Zeiten.

Ein Zauber wird ſich auf die Blätter breiten,
Der mit den Jahren wächſt, ſtatt zu vergehn,
Vergangnes Glück und Leid wird dich umwehn,
Wenn du die Augen durch dies Buch läßt gleiten.

Was deine Kinder fröhlich einſt getragen,
Alltäglich und an frohen Feſten viel.
Und, ſchickt es Gott, in dunklen, trüben Tagen
Was ſie entzückte und was dir gefiel,
Dies Büchlein wird dir daran Kunde ſagen,
Durch ſeines Inhalts buntes Farbenſpiel.

**Anna Ecke.**

### Praktiſches fürs Haus.

*Melonen zur Reife zu bringen.* Die Melonen, welche im Laufe des Sommers bis zum Oktober nicht reif ſind, können auf die einfachſte Weiſe vollkommen gezeitigt werden, wenn man ſie nach der Ernte 8 bis 10 Tage in Baumwolle wickelt und im Zimmer in einem Kaſten verſchließt; ſie erhalten dadurch auch noch ein vorzügliches Aroma und einen ausgezeichneten Geſchmack.

*Aufbewahren des Obſtes.* An einem trockenen Orte wird Stroh ausgebreitet und darauf das Obſt in ſpitze Haufen geſchüttet, die man mit einer ſtarken Strohſchicht und mit trockener, ſandiger Erde bedeckt. Das Obſt hält ſich auf dieſe Weiſe geſund und friſch bis zum Frühjahr.

*Eier friſch zu erhalten.* Man bringe Waſſer in einem großen Topfe zum brauſenden Kochen, ſenke dann, nachdem man ungefähr 12 Eier in ein Netz gelegt, dieſelben langſam in das Waſſer und ziehe das Netz ebenſo wieder heraus, ohne es mit den Eiern im Waſſer ruhen zu laſſen. Die Poren der Eierſchalen haben ſich nach dieſer Prozedur luftdicht verſchloſſen. Man verwahre die Eier in Körben oder an einem luftigen Orte. **Ida vom Lande.**

### Handarbeit.

Einen *Tintenwiſcher*, der von geradezu unübertrefflicher Einfachheit iſt, ſtellt man ſich ſo her: Ein Stück ſchwarzes Tuch wird viermal übereinander genäht und an den Rändern feſtgeheftet. Mit weißer Kreide zeichnet man den Umriß einer Silhouette, eine Figur oder einen Kopf darauf und ſchneidet dann mit einer recht feinen und ſcharfen Scheere die Zeichnung, alle vier Stücke auf einmal, heraus. Geeignete Vorlagen findet man häufig in illuſtrierten Journalen, doch darf man nur ſolche wählen, die möglichſt einfach ſind und nur *eine* zuſammenhängende größere Fläche bieten. Sehr hübſch wirkt z. B. die Silhouette eines ſchwarzen Katers, der gravitätiſch auf die Vorderbeine ſich ſtützt und den Körper etwas zur Seite wendet, oder das Profil eines Mohren. Die vier Blätter des Tintenwiſchers müſſen natürlich an einer Stelle untereinander verbunden ſein, und man heftet ſie am beſten da zuſammen, wo die Silhouette eine Nachhilfe gebrauchen kann, bei einem Kopf z. B. beim Auge, das man mit einigen Stichen von hellerer, aber nicht allzuviel abſtechender Seide markiert. Dem ſchwarzen Kater kann man die Augen aus zwei grünen Perlen, ein paar Barthaare aus grauer Seide und ein Halsband aus ſchmalem roten Seidenband mit zierlicher Schleife herſtellen. **E. Eyſell.**

### Briefpapier.

Die meiſten Damen ſchreiben gern auf hübſch verziertes Briefpapier, welches leider ziemlich teuer iſt. Wie leicht man ſich ſelbſt die hübſcheſten und billigſten Monogrammkärtchen und Bogen ſelbſt herſtellen kann, wiſſen die wenigſten Damen. Jede Dame hat gewiß eine Schablone mit Monogramm und einen Schablonenpinſel in ihrem Nähtiſch. Man kaufe ſich nun ein Päckchen gewöhnliche Goldbronze für 10 Pfennig, legt die Schablone auf glattes weißes oder buntes Briefpapier (ſehr hübſch ſind kleine aus halben Bogen zurecht geſchnittene Bögelchen), taucht den Pinſel ein wenig in Gummiwaſſer, daß er feucht wird, dann leicht in Goldbronze und fährt nun mit dem Pinſel, nicht zu ſtark, über die Schablone, hebt dieſelbe ab und läßt das Monogramm trocknen. Anſtatt des Waſſers kann man auch Waſſerfarben nehmen. Z. B. befeuchtet man den Pinſel mit Carminrot, taucht ihn in Gold, und trägt es auf das Papier auf. Auch laſſen ſich alle Waſſerfarben ohne Goldbronze dazu verwenden.

**Erna, Wiesbaden.**

### Auskunft.

*Heidel-Blaubeerwein.* (Für nächſtes Jahr!) Miſchung nach Pfr. Gußmann: 1) leichter Haustrunk: 1 Liter Saft und 1½ Liter Waſſer und 350 Gramm Zucker; 2) Tiſchwein; 1 Liter Saft, 1½ Liter Waſſer, 550 Gramm Zucker; 3) Süßwein: 1 Liter Saft, 1½ Liter Waſſer, 750 Gramm Zucker; nach Prof. Neßler: 10 Liter Saft, 24 Liter Waſſer und 10—16 Pfund Zucker; nach Timm: 10:14:10 bis 12; ?:1:1½:½. Gärung in einem Raum mit Temperatur von 15—18° R., z. B. alſo Küche.

*Gärgefäß* am beſten (nicht Faß!) ſogen. Demijohn, d. h. mit weißen Weiden beflochtene Korbflaſche aus der Fabrik von H. Heye, Schauenſtein b. Obernkirchen pr. Bückeburg. Koſten: 20 Liter Inhalt zu 1,70 ℳ, 25 Liter zu 2 ℳ, 30 Liter zu 2,40, 40 Liter zu 2,50 ℳ. Säureballons (alt in Droguenhandlung) koſten etwa 1.50 ℳ und halten 50—70 Liter. Das Gefäß wird bis auf einen Raum von ½ bis 2 Liter gefüllt und dann ſofort mit einem Gärſtopfen geſchloſſen. Über Beerenweine Näheres im II. Heft des Niederrhein. Obſtbauvereins, in Kommiſſion bei Fincke & Mallinckrodt in Weſel, Preis 1,20 ℳ; ebenſo im Daheimkalender 1,50 ℳ. **H., Pfr.**

Fr. 212. Das Hoſpiz des Amalienhauſes W., Metzſtraße 11, am Nollendorfplatz zu Berlin kann für ſtellenſuchende Damen ſehr empfohlen werden, ebenſo die Penſion von Frln. Tietz, W, Linkſtraße 5, II, wo ſich zugleich die vom internationalen Verein der Freundinnen junger Mädchen eröffnete Heimſtätte befindet. **Frau Paſtor D.**

### Für die Küche.

*Hammelfleiſch mit Graupen.* Schönes Hammelfleiſch, von dem man, wenn es aus der Keule iſt, à Perſon nur ⅓ Pfund rechnen darf, zerlegt man roh in kleine Stücke, wäſcht es ſauber und kocht es in einem Topf mit Waſſer, Salz, engliſchem Gewürz, einer ungeſchälten Zwiebel, halbem Lorbeerblatt und Sellerie weich. Unterdeſſen hat man in einem beſonderen Topfe mittelfeine Gerſtengraupen (runde) in weichem Waſſer ausgequellt und gießt nun allmählich von der Brühe des Fleiſches ſo lange hinzu, bis die Graupen ganz weich und zu einem dicklichen Brei eingekocht iſt. Man ſchmeckt alsdann die Speiſe nach dem Salzgehalt ab und richtet ſie über die Fleiſchſtücken in einer Schüſſel an. Vorzüglich gut ſchmeckt ſie, wenn man das Hammelfett von der Brühe vorher abgeſchöpft hat und die Graupen mit einem guten Stück Butter recht weiß abklopft. — Die übrige, entfettete Brühe kann an einem anderen Tage mit zur Vermehrung einer Bouillon verwendet werden.

Ein ſehr *gutes Getränk* bereitet man, wenn man zwei Eiweiß zu Schnee ſchlägt, einen Löffel Himbeerſaft darunter mengt und dieſes dann mit Syphon auffüllt. **F. J.**

*Citronenſchäumchen.* Der Schnee von drei Eiweiß wird mit ½ Pfund Zucker, dem Saft einer halben Citrone und der am Zucker abgeriebenen Schale gut ſteif gerührt, ſodann kleine Häufchen auf Papier aufgeſetzt und in kühlem Ofen getrocknet. **F. J.**

### Fragen.

221) Kann mir jemand ſagen, auf welche Weiſe man in Zucker eingekochten Früchten und Bohnen ihre friſche grüne Farbe erhalten kann, wie ſolche die beim Konditor gekauften ſtets zeigen? Das Abkochen in Kupfergefäßen mit oder ohne Zuſatz von Salz oder Soda nützte mir nichts. Selbſt Spinatſaft, mit dem ich zu färben verſuchte, wird gleich braun. Unſer Waſſer iſt ſehr weich; kann das die Veranlaſſung ſein? **Frau W.**

222) Wer könnte und möchte freundliche Auskunft geben über den Weg, wie man Buchbinderei (zum Zweck häuslicher Unterhaltung) ſelbſt erlernen kann; ob es etwa eine Anleitung, Buch oder dergleichen über den Gegenſtand gibt? Ferner, wo man etwa die Werkzeuge, Material und dergleichen beziehen kann?

223) Bitte freundlich um Auskunft, ob die Fleiſchhackmaſchinen das Fleiſch ſo klein verarbeiten, daß auch feine Würſte, wie Mettwürſte, Braunſchweiger Leberwürſte ꝛc. mit ihrer Hilfe bereitet werden können und wie lange man nötig hat, ca. 10 Kilo zu hacken? Iſt die Viktoria Pat. Ubrig wirklich die beſte oder gibt es noch beſſere? Im voraus verbindlichſten Dank. **A. B. in H.**

Daheim

XXVI. Nr. 52. Erſtes Blatt.

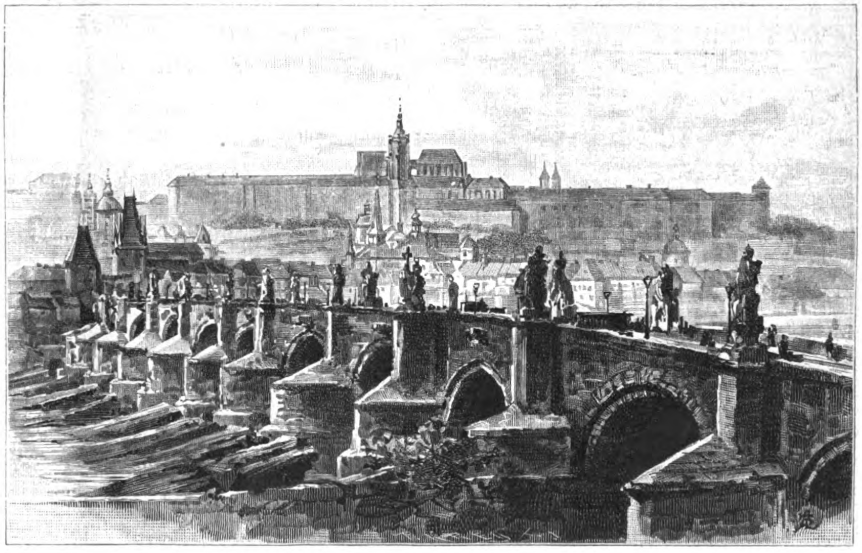
1890. 27. September.

## Aus der Zeit — für die Zeit.

### Die Prager Brücke.

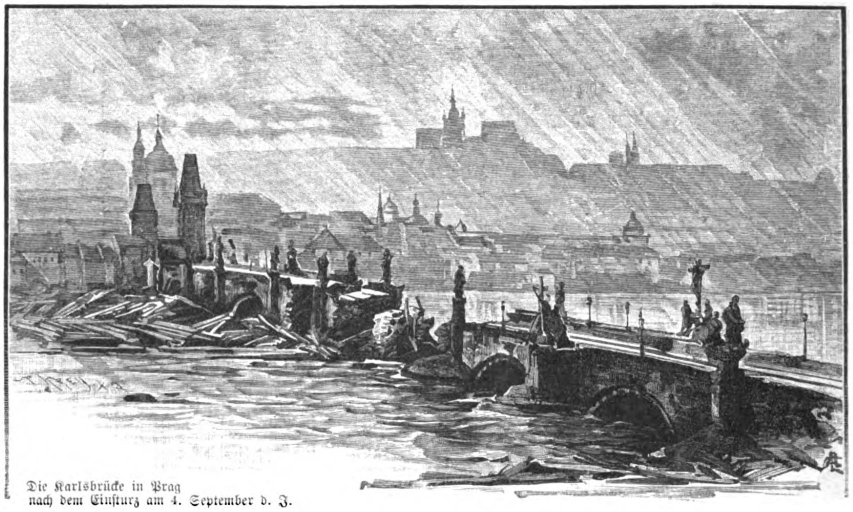
Eine Trauerpoſt kam aus dem hunderttürmigen Prag, eine erſchütternde Nachricht hallte aus der alten ehrwürdigen Stadt Libuſſas über die böhmiſchen Gaue hinweg und rief in den Herzen aller Gebildeten ein ſchmerzliches Echo wach: der furchtbaren Septemberflut, welche die geſegneten Gefilde Böhmens verheerte und das weite Land zwiſchen dem herrlichen Böhmerwald und den phantaſtiſchen Sandſteinformen der böhmiſch-ſächſiſchen Schweiz in eine troſtloſe Waſſerwüſte verwandelte, dem Anſturm des rieſenhaft angeſchwollenen Moldaufluſſes war am Morgen des 4. September die ſteinerne Brücke zum Opfer gefallen. Dieſe Brücke war mehr als ein bloßer Verkehrsweg, mehr als eine bloße Verkehrsader, in welcher der Pulsſchlag des großſtädtiſchen Lebens der Landeshauptſtadt Prag mit vollſter Unmittelbarkeit deutlich wurde. Dieſe Brücke war ein hiſtoriſches Monument, ein Wahrzeichen des alten Prag, ein ſteinernes Citat aus jener glorreichen Vergangenheit, in welcher faſt ausſchließlich die Deutſchen die Kulturträger Böhmens waren, in welcher die Deutſchen allein alle Kulturarbeit verrichteten. Man kann ſagen, daß die Geſchichte Prags und die Geſchichte Böhmens im Angeſichte dieſer Brücke ſich abſpielte: über dieſem gewaltigen Zeugen tobten die Kämpfe der Huſſiten, rollten die Kanonendonner des Dreißigjährigen Krieges; ſeine Ohnmacht und ſeinen Glanz trug das böhmiſche Königtum über dieſe Brücke und in neueſter Zeit ſchwirrte das Gezänke der hadernden politiſchen und nationalen Parteien an den ſtillen Heiligenbildern vorbei, von denen nun ein Teil in die naſſen Fluten hinuntergeſunken. Eine reiche Geſchichte fürwahr, aber ein Decrescendo von Geſchichte, das in einem ſchrillen Mißklang eine todesjähe Auflöſung erfuhr …

Um eine den Anforderungen des Verkehrs zwiſchen zwei blühenden Stadtteilen, der Altſtadt und der Kleinſeite, entſprechende Verbindung zu ſchaffen, hatte ſchon Wladislaw II im Jahre 1159 eine ſteinerne Brücke über die Moldau, den ſchönen, breiten Strom von wechſelnder Tiefe des Flußbettes, ſchlagen laſſen: aber die Prager erfreuten ſich nicht allzulange des mit ſchweren Opfern errungenen Werkes. Im Jahre 1342 wurde dieſe Brücke, welche nach der Gemahlin des Erbauers Judithbrücke genannt war, ein Opfer der anſtürmenden Eismaſſen und der Fluten des Hochwaſſers. Nicht ein Dritteil des Bauwerkes war von dem raſenden Elemente verſchont geblieben; Spuren ihrer ſteinernen Pfeiler fand man noch am Ende des vorigen Jahrhunderts im Flußgrunde, als ſich Herſtellungsarbeiten an der 1784 durch einen Eisgang arg beſchädigten Karlsbrücke notwendig gemacht hatten. Nach Zerſtörung dieſer Judithbrücke mußte man nach dem Zeugnis des Chroniſten Hammerſchmid in ſeinem Prodromus Gloriae Pragenae aus dem Jahre 1723, auf Flößen und Schiffen von einem Teil der Stadt zum anderen verkehren, bis Karl IV, jener durch ſeine zahlreichen vortrefflichen und bedeutungsvollen Regierungsakte rühmlichſt bekannte und durch ſeine faſt zärtliche Liebe zu Böhmen in dieſem Lande mit Recht als Vater des Vaterlandes gefeierte König, ſich entſchloß, eine neue Brücke ſtatt der zerſtörten zu erbauen. Am 9. Juli 1358 legte der Kaiſer mit eigner Hand unter großem Pomp und feierlichem Prunk den Grundſtein zu der nach ihm benannten Karlsbrücke, die als ein bewundernswertes Werk bald zu großem Ruhm gelangte. In zahlreichen, aus maſſiven Quadern erbauten Bögen überſetzt die Brücke den Strom: ihre Länge betrug 1770 Fuß, die Breite 35. So groß — erzählt der Chroniſt — iſt die Breite, daß drei Fuhrwerke nebeneinander bequem fahren können. Um jene Zeit produzierte das Land einen ſolchen Überfluß an Lebensmitteln, daß man für einen Silberobolus 12 bis 14 Hühnereier erwerben konnte und daß man, um dem „cementum“ die größtmögliche Feſtigkeit und Widerſtandsfähigkeit zu geben, Eier und Wein in das Baumaterial hineinmengte. Mögen auch wir Modernen hinter dieſes Rezept, das eher auf eine Omelette als ein Bauwerk großen Stiles hinzuweiſen ſcheint, ein großes Fragezeichen ſetzen, die Baumeiſter jener Zeit waren jedenfalls Meiſter ihrer Kunſt. Vollendet wurde die Brücke erſt im Jahre 1403, nach dem Tode Karls: ein ſtolzer Bau, an den Brückenköpfen mit zwei feſten Türmen verſehen, die Verteidigungszwecken gedient haben. Merkwürdig für die theoretiſche Analyſe des Baus bleibt die Thatſache, daß die Brücke in einer doppelten Kurve gebaut wurde, die in die lotrechte und in die horizontale Ebene gelegt waren. Daß ſich um die Brücke bald ein dichtes Netz von Sagen und frommen Legenden knüpfte, iſt charakteriſtiſch für eine Zeit, deren geſchichtliches Bild durch grimmige religiöſe Kämpfe, durch nationalen Fanatismus und durch allgemeinen Hang zum Aberglauben getrübt iſt. Die bekannteſte von allen dieſen Legenden befaßt ſich mit der Perſon des heiligen Johann von Nepomuk, der im Jahre 1383 den Tod eines Märtyrers ſtarb und an jener Stelle der Brücke, wo die aus dem Jahre 1683 ſtammende Nepomukſtatue aufgeſtellt iſt, von der Brücke hinab in die Wellen der Moldau geſtürzt wurde, angeblich deswegen, weil er dem Könige gegenüber als Beichtvater der Königin mit unverbrüchlicher Treue das Beichtgeheimnis bewahrte. Die Geſchichte dieſes Heiligen lebt im Volke in zahlreichen Liedern und Romanzen, und der 16. Mai, der Namenstag des



Die Karlsbrücke in Prag vor dem Einſturz am 4. September d. J.

Heiligen, wird in ganz Böhmen wie ein Nationalfeſt gefeiert. Ihren Brennpunkt fand die Feier ſtets auf der Karlsbrücke, vor dem Bildnis des Heiligen. In dichten, undurchdringlichen, feſtgeknäuelten Maſſen lag das fromme Volk, nach Tauſenden und Abertauſenden zählend, auf dem Steinflaſter der Brücke: in glühendem Sonnenſchein oder in peitſchendem Regen; die Andacht dieſer aus allen ſlaviſchen Gauen Böhmens und Mährens in ihren eigenartigen Trachten zuſammenſtrömenden Scharen ließ ſich durch nichts beugen noch brechen. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, Hanaken in ihren weißen Schafpelzen, die maleriſchen Gewänder der böhmiſchen Landbauern: alles wimmelt an dieſem Tage durcheinander. Keiner würde von dannen ziehen, ohne dem Heiligen irgend einen Herzenswunſch anvertraut und ihm ein Geldſtück geopfert zu haben. In der Mittagsſtunde wird dann auf der Brücke ein feierliches Hochamt gehalten: der Biſchof ſelbſt celebriert die Meſſe; ein blendender Glanz liegt auf ſeiner nächſten Umgebung, aromatiſche Weihrauchwolken wallen zum Himmel empor zugleich mit den brünſtigen Gebeten der Frauen, tauſendſtimmige Geſänge miſchen ſich mit dem Rauſchen des Fluſſes. Und das alles inmitten eines Panorama, das in ſeiner maleriſchen Großartigkeit und hinreißenden Schönheit nur wenige Rivalen in ganz Europa neben ſich ſieht. Aber der heilige Nepomuk iſt nicht der einzige und alleinige Heilige auf der „Prager Bruck;“ er iſt auch nicht der einzige Blutzeuge. Schon 1368 wurde Martinus Cynk, Pragensis capellanus, von der Brücke hinabgeſtürzt; das Standbild der Mater dolorosa kennzeichnet die Stelle. Die meiſten Heiligenſtatuen ſtammen aus ſpäterer Zeit und zwar aus den erſten Dezennien des XVIII. Jahrhunderts; ſie ſind die Wahrzeichen des aus den langwierigen und unglücklichen religiöſen Kämpfen, die das ſchöne Land erbarmungslos zerrüttet hatten, ſiegreich hervorgehenden Katholizismus; ſie ſind das Roma locuta est. Unter dieſen Denkmälern war das ſchönſte und phantaſievollſte die Statue des Ignatius von Loyola, ein Prachtſtück aus der Barockzeit. Dieſes Bildwerk war im Jahre 1711 errichtet worden; es iſt dem elementaren Ereignis zum Opfer gefallen, welches ganz Prag in tiefſte Trauer, in Schrecken und Angſt verſetzte, das mit ſeiner furchtbaren Donnerſtimme ſelbſt die toſende Brandung des zwiſchen Deutſchen und Czechen neu aufflammenden nationalen Zwiſtes zu übertäuben ſtark genug war. An drei Stellen iſt das ehrwürdige Bauwerk geborſten, das durch fünf Jahrhunderte allen Stürmen der Zeit, der Elemente und des Haſſes ſiegreich Widerpart geboten. Die heurige Septemberüberſchwemmung — die geiſtreiche Theorie des Prof. Reis bringt die Hauptmaxima der Sonnenflecke mit dem Hochwaſſer in einen urſächlichen Zuſammenhang und weiſt den kosmiſchen Urſprung dieſer ungeheuren Fluten nach, gegen welche alle menſchliche Kraft nichts auszurichten vermag — die eben überſtandene Septemberflut hatte aus dem Gebirge rieſige Mengen von Baumſtämmen, Nutzhölzern ꝛc. herabgeſchwemmt, welche ſich in klumpigem Durcheinander, in feſtgerammter Barikade vor dem linken Flügel der Brücke zu einem koloſſalen Berge geſtaut hatte. Das ein in naher Entfernung oberhalb der Brücke gelegenes Wehr mit raſender Gewalt überſchäumende Hochwaſſer prallte mit gigantiſcher Gewalt an dieſe Holzbarikade an und unterwuſch in kurzer Zeit einige der Pfeiler, welche dieſem Anprall ausgeſetzt waren. Am 4. September bei grauendem Morgen brachen der fünfte und der ſechſte Brückenbogen unter donnerähnlichem Krachen zuſammen. Mehrere Perſonen ſtürzten in den ſchäumenden Waſſerſtrudel; eine Droſchke hatte die Unglücksſtelle unmittelbar vor der Kataſtrophe paſſiert. Im Laufe des Vormittags ſtürzte noch der ſiebente Brückenbogen ein, im Angeſicht eines vor Schreck erſtarrten, kaum erſt zum vollen Bewußtſein des tragiſchen Ereigniſſes gelangenden Volkes, das bis in ſein tiefſtes Herz erſchüttert, die ganze Länge und Breite des Altſtädter Quai ausfüllte. Und der Zufall wollte es, daß der Nationalheilige Böhmens, der hl. Johann v. Nepomuk, dem Volke erhalten blieb: einſam und traurig ragt ſein ſteinernes Bild auf dem frei im Waſſer ſtehenden Pfeiler, inmitten der brandenden, ſchäumenden und gierig emporſpritzenden Wellen, über die die Seufzer und Klagen eines Heeres von Hungernden, Armen und Hilfloſen und die dumpfen Laute der Wehmut eines hart geprüften Volkes rührend herüberklingen.



Die Karlsbrücke in Prag
nach dem Einſturz am 4. September d. J.

Daheim
Kalender
1891

**Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.**

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚

Seine alten Freunde zu begrüßen und dazu neue zu gewinnen wünſcht der

**Daheim-Kalender**

für das Deutſche Reich

**1891.**

**Preis 1 Mark 50 Pfennige.**

Herausgegeben

**von der Redaktion des Daheim.**

350 Druckſeiten mit vielen hübſchen Abbildungen, einem **farbigen Kunſtblatt** als Titelbild: „Pfingſtmaien“ von Werner Zehme und **acht Einſchalt-Vollbildern** namhafter Künſtler.

Dauerhaft in rote Leinwand gebunden.

**Preis 1 M. 50 Pfg.**

Der Daheim-Kalender iſt ein echtes und rechtes Hausbuch ſeit lange her. Abermals iſt er in **weſentlich verbeſſerter Ausſtattung** erſchienen, im übrigen wie immer aufs ſorgfältigſte redigiert. — Die von Jahr zu Jahr wachſende Verbreitung des Daheim-Kalenders hat die Verlagsbuchhandlung in den Stand geſetzt, jeden neuen Jahrgang in vollkommenerer Geſtalt darzubieten, und ſo wird auch der vorliegende Kalender für 1891 durch ſeine reiche Ausſtattung **die alten Freunde überraſchen und zahlreiche neue dazu gewinnen.**

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

# Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Leipzig**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

O armes, eiliges Geſchlecht!
Stets vorwärts treibend, vorwärts lugend!
Kaum bleibt dem Frühling noch ſein Recht,
Kaum bleibt dem Kind noch ſeine Jugend!

## Zur Erwerbsthätigkeit der Frauen.

Die brennende Frage der heutigen Zeit, welche in der Überſchrift dieſer Zeilen ihren Ausdruck findet, regt das Nachdenken aller gebildeten, für das Lebenslos ihrer Mitmenſchen ein warmfühlendes Herz im Buſen tragenden Leute an, und jeder bemüht ſich nach beſtem Ermeſſen, Eltern zahlreicher Töchter, deren Zukunft nicht durch Vermögen geſichert erſcheint, durch Ratſchläge, die er der Öffentlichkeit übergibt, durch irgend einen Wink vielleicht nur, doch ſich nützlich zu machen. — Iſt auch alles, was hierin geſchieht, nur Palliativmittel, und muß es höheren Mächten überlaſſen bleiben, eine Umgeſtaltung der jetzigen, für das weibliche Geſchlecht ſo überaus prekären Lebensverhältniſſe zu ſchaffen, ſo kann es doch vorläufig ſchon als ein wünſchenswertes Reſultat angeſehen werden, wenn nur einigen Einzelnen die Sorge vom Herzen genommen wird. Dieſe Überzeugung ermutigt auch mich dazu, an dieſer Stelle meine beſcheidenen Ratſchläge zu erteilen, welche dahin zielen: Mädchen aus den gebildeten Mittelſtänden einigermaßen lohnende Erwerbsquellen nachzuweiſen. Es gehört jetzt, nach der Meinung der meiſten Eltern, zur guten Erziehung ihrer Töchter, dieſelben auch muſikaliſch auszubilden. Wie viel hierin fehl gegriffen — um nicht zu ſagen geſündigt — wird, darf ich wohl hier nicht erſt erörtern. Der „Klavierzwang,“ der jeden Unbeteiligten — oder wohl gar ſelbſt höher muſikaliſch Gebildeten — in jeder großen (oder auch kleinen) Stadt heute nötigt, unfreiwilliger Ohrenzeuge der höchſt mittelmäßigen Fortſchritte unbegabter Muſikſchüler, vielleicht gleichzeitig durch mehrere Stockwerke ein und desſelben Hauſes, anzuhören, oder in Geſellſchaften die mühſelig angelernten Fingerfertigkeiten ſolcher jungen Damen bewundern zu müſſen, denen wohl nie eine Ahnung davon aufgegangen iſt, welche herz- und gemüterhebende Himmelsgabe die edle Muſika iſt, wenn ſie von ihren berufenen Prieſtern und Prieſterinnen ausgeübt wird, um ſich den Weg zu Herzen und Gemüt des ebenfalls verſtändnisvollen Hörers zu bahnen: dieſer „Klavierzwang,“ ſage ich, der geradezu ein Ruheſtörer und Hausfriedensbrecher genannt zu werden verdient, iſt jetzt zu einer Kalamität der Zeit geworden. — Was wollen nun alle jene Eltern durch die ſchweren Geldopfer, die ſie der ſogenannten muſikaliſchen Ausbildung ihrer Töchter bringen, erreichen? Die ſchöne Zeit, die dem täglichen Üben geopfert wird, iſt meiſtens ebenſo vergeudet, wie das ſchwere Geld, wenn es nämlich darauf ankommt: die muſikaliſche Fertigkeit dereinſt als Erwerbsquelle der Mädchen fruchtbringend zu verwerten. Man weiß, wie hoch die Anforderungen gerade im Klavierſpiel heute geſteigert ſind, welche außerordentliche Begabung, welche geld- und zeitraubende Ausbildung dazu nötig ſind, um es bis zu demjenigen „Virtuoſentum“ zu bringen, welches einer jungen Dame geſtattet, nur den Verſuch zu wagen, ſich den ſchwierigen Weg zu öffentlichem Auftreten zu bahnen. Nur noch ein „Phänomen am Kunſthimmel“ kann hier auf Erfolg rechnen und auch ein ſolches muß nebenbei noch „Glück haben.“ Wie ſchwer es anderſeits bei der Überfülle von Klavierlehrerinnen auch in dieſem Fache iſt, ſein Brot zu erwerben, und welche nervenaufregende, anſtrengende Arbeit es iſt, täglich 8 bis 10 Stunden zu geben — und wer ſich in Beſitz eines guten Renommees geſetzt hat, kommt leicht in die Lage, ſo viel Unterrichtsſtunden zu erteilen, um anſtändig leben und Erſparniſſe bewerkſtelligen zu können, welche vor Not und Sorgen ſchützen, wenn die Kräfte aufgezehrt ſind: das alles haben Tauſende von ſchon ſehr befähigten Mädchen erfahren! Mir ſcheint es hingegen, daß von nur einigermaßen muſikaliſch beanlagten Mädchen die Muſik dennoch bis zu einem gewiſſen Grade als Broterwerb benutzt werden könnte, wenn ſie ſich einem anderen Inſtrument als gerade dem ſo übermäßig verbreiteten Klavier zuwenden wollten. Zwar als Soliſtin auf der Violine oder dem Cello aufzutreten, um Gold und Lorbeeren zu ernten wie etwa die Schweſtern Milanollo, oder Neruda; oder Tereſe Tua, oder die Celliſtin Liſa Chriſtiani, dürfte auch nur phänomenalen Talenten vorbehalten ſein; jedoch wenn Eltern mehrerer gut talentierter Töchter die eine derſelben Violine, die andere Cello, eine dritte und vierte vielleicht Harfe — oder in dieſem Falle auch Klavier — Bratſche u. ſ. w. erlernen ließen und dabei auf tüchtige muſikaliſche Durchbildung ſähen, ſo könnten die Geſchwiſter ein hübſches Enſemble repräſentieren, das Konzerte veranſtaltet; — zuerſt in ihrem Heimatsorte, und ſofern es ihnen hier glückte, auf Reiſen gehend, um ſich ſo auf angenehme Weiſe ihren Unterhalt zu erwerben. Leiſten die jungen Damen Gutes, ſo findet ſich leicht ein Impreſario, der ihnen als Führer dient und alles Geſchäftliche beſorgt. Welche Freude, welchen Genuß gewährt ſchon ſolch gemeinſames Lernen und Streben, ſolches Zuſammenwirken unter Geſchwiſtern, oder auch, wo eine hinreichende Zahl ſolcher nicht vorhanden, unter Töchtern befreundeter oder bekannter Familien, die ſich an ſolchem Plane, regt ihn erſt jemand an, beteiligen möchten. Unendlich fördernder als der Einzelunterricht am Klavier, der in ſeinen erſten Stadien ſelbſt lernbegierigen Schülern langweilig iſt, wird den jungen Mädchen der Unterricht auf verſchiedenen anderen Inſtrumenten ſein, ſobald ſie nur erſt das große Vergnügen kennen gelernt haben, welches das Zuſammenſpiel mit ihren Genoſſinnen gewährt. Wie anregend und erfriſchend iſt ſchon für geweckte Schüler das Spielen vierhändiger Klavierſtücke, das indeſſen neben ſeinem Nutzen ſo viele Nachteile hat! Mit wahrer Wonne aber werden die Herzen erfüllt, wenn ſich ihnen gleichſam unter ihren Händen die Schönheiten enthüllen, welche unſere großen, gottbegnadeten Meiſter in ihren unſterblichen Werken für Streichinſtrumente — überhaupt für Enſemblespiel — der dankbaren Nachwelt hinterlaſſen haben. — Vater Haydns liebliche, ewig jugendfriſche Trios ſind der erſte Lohn des fleißigen, bis dahin nur allein übenden Schülers und zugleich auch die Pforte, durch die er eintritt zum Verſtändnis der Schönheit der Kammermuſik. Unvergeßlich bleibt in meiner Erinnerung das Entzücken, welches ich empfand, als ich zum erſtenmal in ſolcher Muſik — freilich nur in meiner Eigenſchaft als Klavierſpielerin — mitwirken durfte! — Gewährt nun dieſes Studium einen ſolchen ſeeliſchen Genuß, ſo wird es natürlich auch mit ganzer Luſt und Liebe betrieben werden, und was ſo betrieben wird, hat immer guten Erfolg — vorausgeſetzt, daß ein genügendes Talent vorhanden iſt. **B. v. W. aus L.**

## Verwendung des Fallobſtes.

Nicht bloß um des Hausfrauengrundſatzes willen: „Auf daß nichts umkomme,“ dem wir bisweilen bis zur Übertreibung huldigen, wenn nämlich bei aller aufgewandten Mühe nichts herauskommt, wie man zu ſagen pflegt, ſoll man das Fallobſt ſammeln. Man kann eigentlich dieſen Satz umdrehen, es ſoll geſammelt werden, damit etwas um- und damit nichts herauskomme — das Ungeziefer nämlich ſoll ſich nicht in den abgefallenen madigen Früchten ruhig weiter entwickeln und endlich auskriechen! Man vertilge auch das geringſte Obſt, Pflaumen, Äpfel und Birnen, um ſeinen Bäumen die Ernte der nächſten Jahre nicht verderben zu laſſen, ſelbſt wenn man kein Vieh hat, was die unreifen Früchte gekocht und roh ſehr gern frißt. Auf dem Lande wird man jedenfalls leicht arme Kinder finden, die für geringe Belohnung, außer dem ihnen überlaſſenen Obſt für den beſcheidenen Viehſtand, den kleine Leute faſt immer haben, die mühſelige Arbeit gern beſorgen. Doch nun zur Verwendung des Fallobſtes. Von der öfter empfohlenen Eſſigbereitung kann ich nicht reden. Das faule Obſt wandert bei uns in den Stall, wir bemühen uns deshalb, möglichſt wenig faulen zu laſſen. Sobald die Äpfel nicht mehr ganz unreif ſind, laſſen ſich beſſere Sorten ausgezeichnet zu Gelée verwenden. Auf 1 Liter ausgepreßten Saft $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Pfd. Zucker, etwas Zitronenſchale und Vanille in einem Gazeſäckchen mitgekocht, bis der Saft geliert, was nur bei nicht ganz reifen Früchten geſchieht. Bei weniger Zucker würde man durch das nötig werdende längere Kochen die prachtvolle Farbe des Gelées ſchädigen. Außer dieſem Gelée für den feineren Gaumen kann man aber einen für kinderreiche Häuſer ſehr praktiſchen und empfehlenswerten Syrup mit viel Apfelſaft, am liebſten aus nicht zu ſauerm, ſonderm reiferem Obſt, und wenig Zucker herſtellen. Alle brauchbaren Aepfel werden verwendet, madige ausgeputzt, mit Kernhaus und Schale klein geſchnitten. Sind es zu wenig auf einmal, als daß es das Preſſen lohnte, ſo werden die kleinern Portionen mehrere Tage lang gekocht aufbewahrt; nachdem genug zuſammen gekommen iſt, wird alles in einem paſſenden (bei mir etwa $1\frac{1}{2}$ Eimer haltenden) Keſſel nochmals durchgekocht, und nachher vertritt ein derber Leinenſack die Preſſe. An einen feſten Holzſtock oder Feuerhaken, der auf zwei Stuhllehnen ruht, aufgehängt, läßt dieſer den Saft ſehr klar in die untergeſtellte große Schüſſel ablaufen. Beim ſpäteren Drücken mit den Händen erhält man trüberen Saft, der ſich erſt ſetzen muß. Die übrig bleibenden Äpfeltreber ſchütten wir noch nicht weg, ſondern zerkleinern ſie mit den Händen oder einem Kochlöffel völlig und laſſen ſie in heiß übergoſſenem Waſſer nochmals einige Stunden ausziehen. Dann kochen wir das nächſte Obſt in dem abermals ablaufenden Saft, der zur Not einmal aufgekocht werden kann. Ganz beſonders empfehlenswert iſt dieſe Saftbereitung bei Birnen, deren Süſſigkeit das erſte Mal bei weitem nicht ausgezogen iſt. Bei Birnen iſt die Hauptſache, die Stücke mehrere Stunden langſam kochen zu laſſen; das Arom gerade feinerer Sorten zeigt ſich oft erſt nach längerem Kochen, wenn die nötige Weichheit längſt vorhanden iſt. Überraſchende Süßigkeit entwickeln ſelbſt ganz unreife gute Birnen; eine ſteinhart vom Sturme abgeſchlagene Sorte feiner Winterbirnen gab und gibt, bei jeder Ernte auch in den kleinſten unreifen Früchten benutzt, einen köſtlichen Syrup mit ſo entſchiedenem Vanillegeſchmack, daß niemand glauben will, daß er ohne alles Gewürz und, wie aller Birnenſaft, ohne jeden Zucker gewonnen wurde. Bei dem täglichen Plätt- oder Koch-, vollends Backfeuer in unſerm Senkingherd (von A. Senking in Hildesheim. Über dieſen vielleicht ein anderes Mal ausführlicheres. D. V.) werden dieſe Obſttöpfe und Keſſel bei einiger Überlegung und Einrichtung faſt ohne jeden Mehrverbrauch an Feuerung mit beſeitigt. Das Saftkochen iſt durchaus kein Ereignis, die Abfälle werden eben, wie ſie kommen, verwendet und ausgenutzt, der eindampfende Saft ſteht tagelang auf oder in dem Herd, jeden Feuers gewärtig, das ihn ſeiner Vollendung entgegen führt. Wünſcht man es, ſo iſt der Saft beliebig, auch raſch in einigen Stunden eingekocht, erfordert dann aber des Überlaufens wegen ſtetes Abſchöpfen, wenigſtens ſtete Aufmerkſamkeit. Das lange Kochen, reſp. Eindampfen thut der Haltbarkeit gar keinen Eintrag, nie iſt mir eine Flaſche Saft verdorben, obgleich keine andere Vorſicht angewandt wurde, als daß ein guter Stöpſel genommen und der Vorrat in dem Keller aufbewahrt wurde. Unreife, d. h. madige Pflaumen zu verarbeiten, iſt, wie jedermann weiß, eine unangenehme Arbeit; ſobald ſie nicht kurzweg an Vieh verfüttert werden, bleibt nur das mühſame Auf- und Ausſchneiden. Dieſe etwas ſäuerlichen Schmorpflaumen ſammeln wir auch nach und nach in Töpfen, bis ſich ein Einkochen zu Mus im großen oder kleinern Keſſel mit dem

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gleichen Teil, auch mehr, reifer, friſcher oder gedörter Birnen lohnt. Im letzteren Fall koche man dieſe vorher in Töpfen in dem Saft der Pflaumen an, den man ablaufen ließ, um das unnütze Hinzunehmen von Waſſer zu vermeiden. Dieſes Mus iſt, wenn auch nicht ſo wohlſchmeckend, wie das reine Pflaumenmus, in der Regel ſehr ſüß, und muß, um den Geſchmack kräftiger zu machen, mit den üblichen Musgewürzen reichlich verſehen werden. Die für dieſen Zweck zu backenden Birnen behalten die Schale, mit der man die größte Süßigkeit und viel Saft verlöre, und werden halbiert, die Schnittfläche nach oben zum Backen aufgelegt. „Näpfchenbirnen ſchneiden“ heißt es in unſerm Haus, denn in dem Näpfchen, das durch Wegnahme des Kronhauſes entſteht, ſammelt ſich beim Backen aller austretende Saft, kocht und trocknet darin bald ein. Sobald dies geſchehen, werden die Birnen beliebig geſchoben und gewendet, jedes Tröpfchen Süßigkeit blieb ihnen erhalten und ſie erwarten geduldig künftige Jahre, in denen Birnenmangel ſie zu einem willkommenen Vorrat für das Muskochen machen wird.

## Praktiſches fürs Haus.

Antwort auf Frage 217. Verſchiedene Mittel, um einen durchdringenden, ſtörenden Geruch aus einem Zimmer zu entfernen.

1) Man nimmt Wachholderholz, ſchneidet ſpannlange Stücke, läßt ſie gut auf dem Ofen trocknen, ſpaltet ſie in fingerdicke Scheite, richtet ſie wie einen Scheiterhaufen auf einem eiſernen Tablett oder in einer Pfanne auf, ſtellt ſie ins fragliche Zimmer, zündet das unterſte Stück an und läßt den Rauch hübſch in der Stube. Dann lüften und dasſelbe öfters wiederholen.

2) Man gibt eine Hand voll Wachholderbeeren, die noch nicht reif ſind, auf Glut und läßt ſie ausdampfen.

3) Man brennt Kaffee in dieſer Stube, oder ſtellt den friſch gebrannten Kaffee in die Stube.

4) Immerfort während der Nächte das Fenſter offen haben und viel Zug veranſtalten.

Mit dieſen Mitteln wurden ſchon viele übelriechende Stuben bewohnbar gemacht. **A. v. A.**

Nochmals: Bereitung des Wermutweines. Der bekannte Wermutwein, welchen man in Frankreich und im ſüdöſtlichen Europa ſehr häufig trinkt und als ein vortreffliches Magenmittel preiſt, wird am beſten folgendermaßen bereitet: In einem Liter leichten Weißwein werden eine gute Handvoll friſcher, geſäuberter, aber nicht gewaſchener Wermutkräuter, 4—6 Lot Zitronenſchale, 1 Quentchen geſtoßener Anis und 5—6 Stück Gewürznelken eingeweicht und 12 Stunden lang digeriert. Zucker in Stücken wird nach Belieben hinzugethan (ca. $^{1}/_{3}$—$^{3}/_{4}$ Pfund). Alsdann ſetzt man dem Wein entweder vier Lot beſten Weingeiſt hinzu oder acht Lot guten alten Cognac, ſchüttelt und rührt das Ganze tüchtig und filtriert es durch ein Tuch. Man erhält hierdurch einen tiefgelben, etwas grünlichen Wein von beſonders ſchönem Aroma und leicht bitterm Geſchmack, welcher ſich beſonders zum Frühſtück eignet und wohl bekömmlich iſt. **H. B.**

## Blumengarten.

Gefüllte Levkojen. Es iſt möglich, ſich auf eine ſehr einfache Weiſe gefüllt-blühende Levkojen zu verſchaffen. Im Herbſt, wenn die Samenſchoten anfangen zu reifen, werden ſie mit dem Stengel abgeſchnitten und in zwei Abteilungen geſondert auf dem Trockenboden aufgehängt. In die eine Abteilung kommen diejenigen, deren Schoten ſich dicht an den Stengel anlegen — dieſe liefern Samen, aus denen gefüllt-blühende entſtehen — und in die andere Abteilung diejenigen, deren Schoten nach verſchiedenen Richtungen geſpreizt vom Stengel abſtehen. Die darin enthaltenen Samen liefern vorwiegend einfach-blühende Pflanzen. Die im Herbſte abgeſchnittenen Stengel läßt man trocken werden und im Laufe des Winters oder im Frühjahr werden die Samen ausgelöſt und geputzt. **K. L.**

## Für die Küche.

### Verwendung der Fleiſchreſte.

Bayriſche Fleiſchklößchen. Der Kalbsbraten wird mit etwas Peterſilie und Citronenſchale fein gehackt, mit zu Schaum gerührter Butter, mehreren Eiern, etwas ſaurer Sahne, Salz, Pfeffer und ſoviel Reibbrot vermiſcht, um längliche Klößchen aus der Maſſe formen zu können. Man kocht die Klöße in ſiedender Fleiſchbrühe etwa 5 Minuten, beſtreut ſie mit Parmeſankäſe und übergießt ſie mit gebräunter Butter.

Netzbraten. Man hackt übrig gebliebenen Kalbsbraten mit dem gleichen Gewicht rohen Schweinefleiſches; vermiſcht beide Sorten mit mehreren gewiegten Sardellen, einigen gewiegten Zwiebeln, Peterſilie, Baſilikum, Muskatblüte, Salz, Sahne, einigen Eiern und Reibbrot, daß man eine geſchmeidige Farce erhält. Man füllt dieſe in ein ſauberes Schweinenetz und näht es gut zu. Dann brät man den Braten im Ofen eine Stunde in zerlaſſener Butter und gießt allmählich $^{1}/_{4}$ Liter nicht bitteres Bier hinzu. Vorzügliche Beilage zu allen Gemüſen.

Schwäbiſches Nudelpfanzel. Von einigen Eiern, Salz, wenig Milch und Mehl arbeitet man einen guten Nudelteig, rollt ihn aus, ſchneidet ihn in Streifen, kocht dieſe in ſiedendem Waſſer und läßt ſie abtropfen. Inzwiſchen hackt man kalten Kalbsbraten mit einigen Chalotten, Champignons, Peterſilie und etwas ſchierem Speck fein, ſchwitzt das Gehackte in Butter einige Minuten und rührt mehrere Eidotter, die Nudeln, Salz, Muskatblüte und den ſteifen Eiweißſchnee durch die Maſſe. Dann füllt man ſie in eine butterbeſtrichene Form, kocht das Pfanzel im Waſſerbade eine Stunde, ſtürzt es, übergießt es mit zerlaſſener Kochbutter und umkränzt es mit geröſteten Kartoffeln.

Kalbsbratenblanquette. Man ſchwitzt Mehl in Butter hellgelb, verkocht dieſe Einbrenne mit $^{1}/_{4}$ Liter Fleiſchextraktbrühe, 1 Glas Weißwein, fügt etwas Krebsbutter und einige gewiegte Pilze hinzu und zieht den Beiguß mit einigen Eidottern ab. Kalbsbratenreſte werden in zierliche Scheiben zerteilt und in dem Beiguß erhitzt, ohne daß ſie kochen dürfen.

## Fragen.

224) Wer könnte und möchte freundliche Auskunft geben, welche Methode der Zimmergymnaſtik für Kinder die beſte, wo die Anleitung hierüber zu finden und von wo die Gerätſchaften zu beziehen ſind? **K. H. in E.**

225) Kann mir eine Daheimleſerin Rezepte zu den ſo einfachen engliſchen Puddings und Pies angeben? Sehr dankbar für baldige Antwort würde ſein **A. v. W.**

226) Wie müſſen friſch geerntete Wallnüſſe aufbewahrt werden, ſo daß ſie nicht durch Schimmelbildung verderben?

**A. Matſchenz.**

227) Wäre wohl eine der freundlichen Daheimleſerinnen bereit, mir einige Gedichte zur Silberhochzeit für Nichten im Alter von 4—7 Jahren anzugeben? Die beiden Älteſten haben Staubtuchkörbchen und Decken gearbeitet. Im voraus beſten Dank.

**Haiderößlein.**

Wertvolle Bibliothek- und Geſchenkwerke:

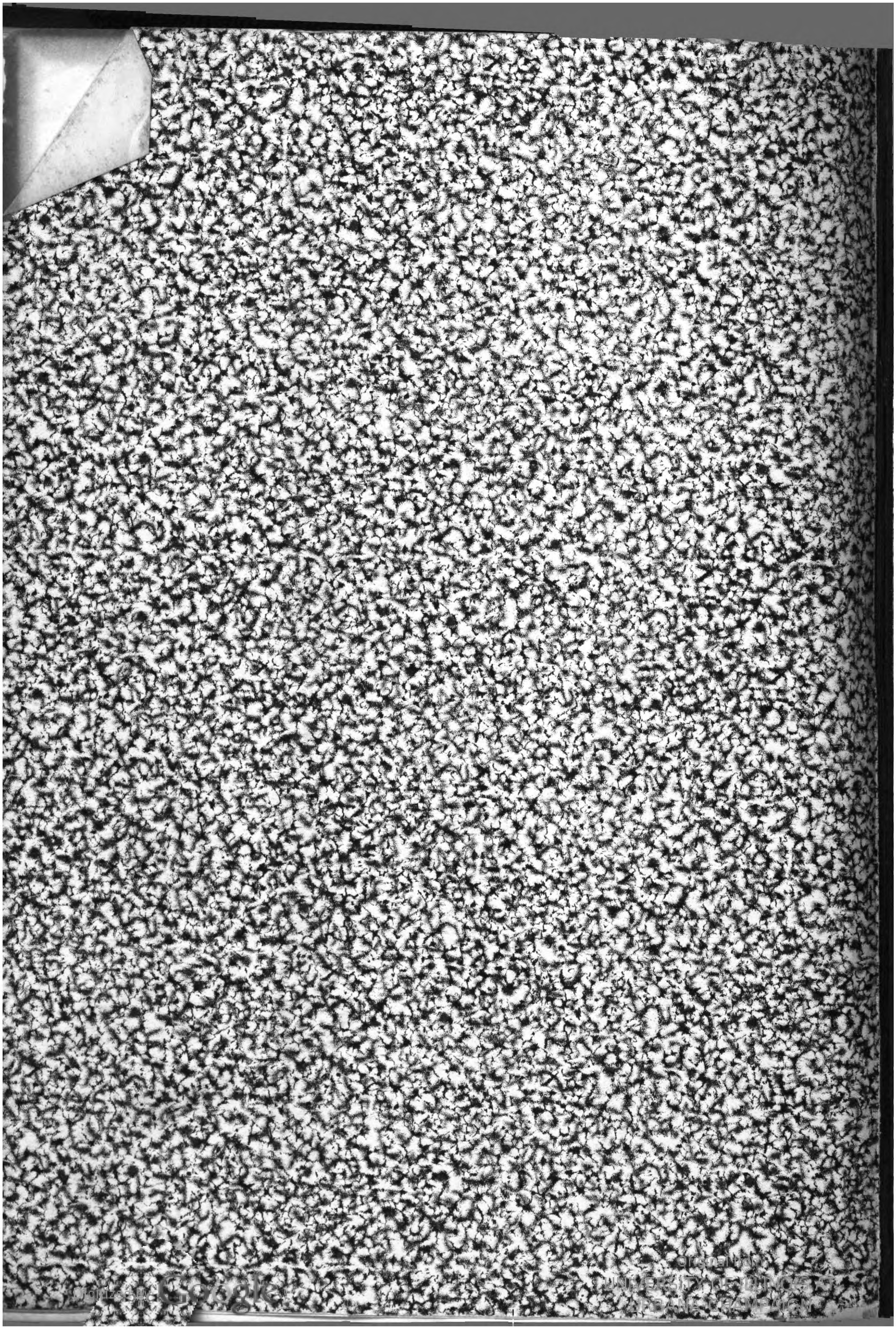
**R. Koenig:**
Deutſche Litteraturgeſchichte.
21. Auflage.
Mit 46 meiſt farbigen Beilagen und 269 Abbildungen im Text.
Elegant gebunden (ein- und zweibändig).
**Preis 18 Mark.**

**L. Stacke:**
Deutſche Geſchichte.
4. Auflage.
Mit 65 meiſt farbigen Beilagen und 642 Abbildungen im Text.
Elegant gebunden in vier Prachtbänden.
**Preis 32 Mark.**

**H. Knackfuß:**
Deutſche Kunſtgeſchichte.
Neu.
Zwei Bände von je 600 Seiten mit 942 Abbildungen im Text.
Elegant geb. in feinſten Kalblederbänden.
**Preis 25 Mark.**

**Koenigs Litteraturgeſchichte** und **Stackes Deutſche Geſchichte** ſind als ſo allgemein bekannt vorauszuſetzen, daß ſie einer beſonderen Empfehlung nicht mehr bedürfen, und die beſte Empfehlung für **Knackfuß' Kunſtgeſchichte** dürfte ſein, daß dieſelbe ein würdiges Seitenſtück zu beiden erſteren iſt.

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.**

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚